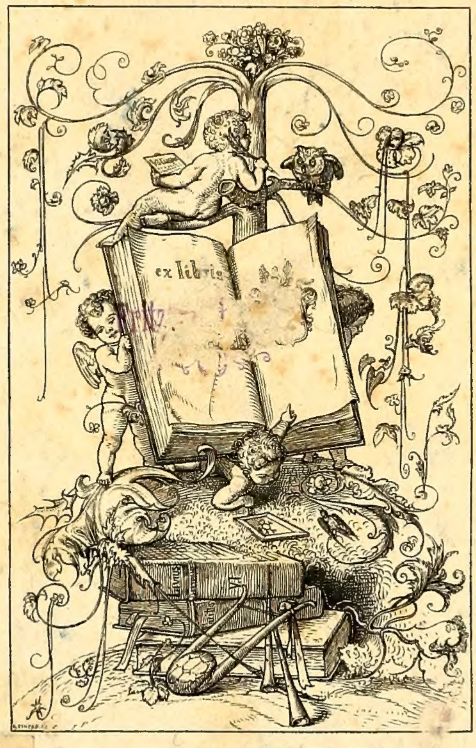

ex libris

[illegible]

LXXIII

Tafel XC. (Prag.)



Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Prag.

Illustrirtes

Konversations-Lexikon für das Volk.

Sechster Band.

M. N. O. P.

Zum sechsten Bande gehören als Extrabeigaben: 1 Irisbild sowie 8 Tonbilder (16 Tafeln), und zwar

	zu Spalte:
Titelbild, Tafel XC, **Prag** (Irisbild).	
Tafel LXXIV. LXXV. **Madonnen. Magdeburg**	24. 25. 33. 34
„ LXXVI. LXXVII. **Aus der k. Münze in Berlin. Münzen**	685—689
„ LXXVIII. LXXIX. **Orden** (deutsche und österreichische)	1077—1090
„ LXXX. LXXXI. „ (fremdländische)	
„ LXXXII. LXXXIII. **Oesterreich**	1130—1160
„ LXXXIV. LXXXV. „	
„ LXXXVI. LXXXVII. **Pferde**	1394—1401
„ LXXXVIII. LXXXIX. **München**	671—675.

Maass-, Gewichts- und Münz-Tabellen.

Ausserdem gelangen mit diesem Bande die ersten zwei Lieferungen des als Gratis-Beigabe versprochenen geographisch-statistischen Atlas zur Ausgabe, die folgende Karten enthalten:

Lfg. 1.	Lfg. 2.
Italien.	**Spanien u. Portugal.**
Grossbritannien u. Irland.	**Europäisches Russland.**
Nord-Amerika.	**Schweden u. Norwegen.**
Süd-Amerika.	**Australien u. Ozeanien.**

Ferner liegen diesem Bande zwei zum geographisch-statistischen Atlas gehörige Karten bei:

Der nördliche Stern-Himmel — Der südliche Stern-Himmel,

welche aber nicht in den sechsten Band hineinzubinden, sondern in den geographisch-statistischen Atlas aufzunehmen sind, in welchem sie Tafel XXXIII und XXXIV bilden.

Illustrirtes
Konversations-Lexikon.

Vergleichendes

Nachschlagebuch für den täglichen Gebrauch.

Hausschatz

für das deutsche Volk und „Orbis pictus“ für die studirende Jugend.

Sechster Band.

M. N. O. P.

Leipzig und Berlin.
Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer.

1877.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

M

M, m, M, m, der 13. Buchstab im deutschen, der 12. im griech. u. lat. Alphabet, ein mit gesenktem Gaumensegel auszusprechender Nasallaut (s. „Laut“, Bd. V, Sp. 1205). Als Zahlzeichen bezeichnet μ' im Griechischen 40, ͵μ 40,000, im Latein. M 1000, MM 2000, M̄ 1,000,000; als Abkürzung steht in röm. In- u. Handschriften M für Magister, Manlius, Marcus, Monumentum, Municipium; auf Rezepten für misce od. misceatur (mische od. man mische), auch für Manipulus (Handvoll); auf neueren Münzen bezeichnet M die Münzstadt Toulouse, mit einem kleinen o darüber Mexiko, mit einer Krone Madrid u. verschränkt Marseille; vor schottischen Eigennamen steht es für Mac (der Sohn); in der Grammatik für Masculinum u. in der Musik für mano (Hand).

Mäander (griech. Μαίανδρος), ein Fluß Kleinasiens (jetzt Böjuk Mender, d. h. der große M.), entsprang unweit der phrygischen Stadt Kelänä, nahm in seinem oberen Laufe den Marsyas u. Lykos auf, durchströmte dann die nach ihm benannte Ebene in Karien u. ergoß sich zwischen Priene u. Myus in das Ikarische Meer. Seiner zahlreichen Windungen wegen war der M. im Alterthum sprüchwörtlich geworden. In der Baukunst nennt man ferner so eine aus verschlungenen Linien bestehende Friesverzierung (auch à la grecque [s. d.], Abb. s. Bd. II, Taf. XXVIII, Nr. 5 u. 6).

Maas (franz. Meuse), der größte Nebenfluß des Rheines, entspringt in dem franz. Depart. Haute-Marne auf dem Plateau von Langres, unweit des Badeortes Bourbonne les Bains. Die M. behält in Frankreich ihre Richtung nach NNW. bei, wird bei Verdun schiffbar u. nimmt hier die Chiers u. Semoy auf. Kanäle verbinden sie mit der Mosel u. der Aisne. In vielfach gewundenem nördl. Laufe durchbricht sie die Ardennen u. tritt bei Givet auf belgisches Gebiet. Ihr enges, von steilen Wänden begrenztes Thal wird bei Namur, wo sie links die Sambre aufnimmt, breiter u. bleibt bis Lüttich nordöstlich. Hier empfängt sie rechts die Ourthe u. wird bis Mastricht auf der linken Seite von einem Kanale begleitet. Ihr nördl. Lauf bildet von dieser Stadt an bis Stevensweert die Grenze zwischen Niederländisch- u. Belg.-Limburg. Auf niederl. Gebiete nimmt die M. eine nordöstl. Richtung an u. wendet sich dann bei Venloo in weitem Bogen nach NW., bei Cuijk nach W. Nachdem in sie die Roer u. Niers gemündet, vereinigt sich die M. mit dem Rheinarm Waal in einer Breite von 150 m. bei Woudrichem. Die Verbindung beider Ströme heißt bis Dordrecht Mervede od. Merve. Von Dordrecht geht nach Norden zum Rheinarm Lek bis Krimpen ein Arm Noord od. Noorddiep; während der südliche Arm als Alte M. nach W. strömt, läuft von Krimpen die Neue M. in paralleler Richtung. Beide vereinigen sich wieder bei Vlaardingen, trennen sich dann sofort wieder, um bei Viel aufs Neue zusammenzufließen, u. münden unterhalb dieser Festung als ein Strom, der auch den Namen M. führt, in die Nordsee. Außer diesem Hauptmündungsarme werden zum M.-Delta noch die beiden südlich gelegenen, durch die Insel Ober-Flakkee getrennten Arme Haringoliet u. Krammer gerechnet; letzterer gehört aber in gleicher Weise auch dem Schelde-Delta an. Die M. hat eine Länge von 121,25 M. u. umfaßt ein Gebiet von 690 □M. Die bedeutendsten an ihr gelegenen Städte sind Commercy, Verdun, Sedan, Mézières in Frankreich, Namur u. Lüttich in Belgien, Mastricht, Roermonde, Venloo, Dordrecht u. Rotterdam in den Niederlanden. (Departement Maas s. „Meuse“.)

Maaß, s. „Maß“.

Maatschappy (holl., spr. Mahtskappei), Gesellschaft, bes. Handelsgesellschaft, auch die gesammte Bemannung eines Schiffes. Der holl. Seefahrer Cornelius Houtmann wurde 1595 von einer Privatgesellschaft (Compagnie von Veere) nach Ostindien gesendet, dessen Erzeugnisse bisher blos durch die Portugiesen nach Europa gebracht worden waren. Bald folgten andere Unternehmungen nach, so daß in den nächsten 6 Jahren 84 Schiffe von verschiedenen holländischen Gesellschaften dahin geschickt wurden, deren Wetteifer sich indessen so hinderlich zeigte, daß man die Allgemeine holländisch-ostindische Handelsgesellschaft stiftete u. die früheren ihr einverleibte. Sie erhielt das Monopol des ostind. Handels, die Befugniß zu militärischen Unternehmungen u. diplomatischen Verhandlungen in Ostindien u. die Bewilligung geringer Einfuhrzölle für die ostindischen Waaren; Alles Anfangs auf 21 Jahre (Privileg vom 20. März 1602). Das Kapital der Gesellschaft betrug 6½ Mill. Fl. in 2153 Aktien. Die Eroberung der portugiesischen Niederlassungen u. das natürliche Monopol des Gewürzhandels gaben Anfangs hohe Gewinnste (bis 62½, ja 75 %). Um den Gewinn zu erhöhen, wurden Gewürznelkenbäume nur auf Amboina geduldet u. Vorräthe verbrannt. Diese kulturgeschichtlich sehr interessante Handlungsweise beruhte, wie nam. Roscher in seiner „Nationalökonomie“ Bd. I ausgeführt hat, auf einer falschen, kurzsichtigen Berechnung des eigenen Vortheils. Infolge der Habsucht der Angestellten u. der Uebermacht Englands verfiel die Compagnie. 1794 hatte sie 112 Mill. Fl. Schulden u. mußte sich 1795, zum Theil infolge der Revolutionskriege, auflösen. Vgl. Saalfeld, „Geschichte des holl. Kolonialwesens in Ostindien“ (2 Bde., 1812—13). 1824 wurde in Amsterdam eine neue Niederländische Handels-Maatschappy gegründet, welche den Handel mit den Produkten der holl.-ostindischen Kolonien noch heute monopolisirt.

Mab, Königin. So nennt noch heute der schottische u. irische Volksglaube die Königin der Feen. Der Name M. ist eine Abkürzung des englischen Vornamens Mabel; allein in dieser Beziehung ist wol Shakespeare der Erste, der ihn gebraucht hat. Er läßt in seinem Trauerspiel „Romeo u. Julia“ (Akt I u. Sc. 4) Mercutio Alles über diese Feenkönigin erzählen, was er selbst von ihr im Volksmunde gehört haben mag, so daß sie als dieselbe Fee erscheint, welche sonst in dem Feenroman von Huon von Bordeaux (u. in Wieland's „Oberon“) den Namen Titania führt u. als Gemahlin des Feenkönigs Oberon erscheint. Sie wird dort als von winzig kleiner Statur dargestellt; ihr Wagen, auf dem sie fährt, ist eine Nußschale, das Geschirr Spinneweben u. Mondschein ꝛc. Seit Shakespeare wird sie unter demselben Namen u. oft von englischen Dichtern dieser Zeit erwähnt.

Mabillon (spr. Mabiljong), Jean, gelehrter franz. Benediktinermönch von der Kongregation des heil. Maurus, Begründer der wissenschaftlichen Urkundenlehre, geb. 23. Nov. 1632 zu St. Pierremont in der Champagne, vorgebildet im Seminar der Stiftskirche zu Rheims; er trat 1654 zu St. Remy in den Orden, wurde 1658 in das Kloster zu Corbie versetzt, 1663 Konservator der Denkmäler von St. Denis u. arbeitete seit 1664 in der Abtei St. Germain in Paris; für die von der Kongregation des heil. Maurus veranstaltete große Ausgabe der Kirchenväter lieferte er die Werke des heiligen Bernhard (2 Bde., Par. 1667). Der Umstand, daß die Jesuiten

mehrere für seinen Orden wichtige Urkunden für gefälscht erklärten, bewog M. zu dem Versuche, die Echtheit derselben zu erweisen; zu diesem Ende vertiefte er sich in das Studium der Urkunden, dessen wissenschaftliche Grundsätze er in seinem klassischen Werke „De re diplomatica“ (Par. 1681, Supplement 1704) niederlegte. Dadurch in den höchsten Kreisen rühmlichst bekannt geworden, machte M. 1683 in Colbert's, 1685 in des Königs Auftrage Studienreisen nach Deutschland u. dann nach Italien, um in Archiven u. Bibliotheken zu sammeln, was auf die Geschichte Frankreichs Bezug habe. Die Ergebnisse dieser Reisen, die auch zur Bereicherung der Pariser Bibliothek durch seltene Werke beitrugen, sind zum Theil niedergelegt im 4. Bde. der „Vetera analecta“ (4 Bde., Par. 1675—85) u. im „Musaeum Italicum, seu collectio veterum scriptorum ex bibliothecis Italicis eruta“ (2 Bde., Par. 1687—89; neue Ausg. 1724). Wichtig ist von M.'s übrigen Schriften sein „Traité des études monastiques“ (2 Bde., Par. 1692), eine Methodologie des theologischen Studiums, als Entgegnungsschrift gegen ein Werk des Dominique Rancé, Abtes von La Trappe, in welchem die Ansicht ausgesprochen war, daß Studien den Mönchen mehr schadeten als nützten; ferner seine musterhaften „Acta Sanctorum Ordinis S. Benedicti“ (9 Bde., Par. 1668—1702) u. die „Annales Ordinis S. Benedicti“ (6 Bde., Par. 1703—39), letzteres Werk allerdings von M. nur begonnen — er starb in Paris 27. Dez. 1707 — aber von Ruinart fortgesetzt u. von Massent u. Martene beendet. Einige seiner nachgelassenen u. selten gewordenen Schriften enthalten die „Oeuvres posthumes de Mabillon et de Ruinart“ (3 Bde., Par. 1724).

Mabuse, Jan van, eigentlich Jan Gossaert, Maler der Flandrischen Schule, geb. zu Maubeuge im Hennegau um 1470. Bis 1513 war er einer der besten Maler der durch die Brüder van Eyck begründeten realistischen Richtung, wenn es ihm auch wol an Wärme des Gefühls fehlte. Die Hauptwerke aus dieser ersten, besseren Zeit sind eine „Anbetung“ in Castle-Howard (Yorkshire), „Die vier Marien zum Grabe Christi gehend“, „Die gerechten Richter“ im Museum zu Antwerpen u. vor Allem die 1495 gemalten Portraits der Kinder Heinrich's VII. von England, im Schloß Hamptoncourt. Dann ging er aber, gleich Anderen gelockt durch den Ruf der damaligen italienischen Meister, mit Philipp von Burgund nach Rom, wo er seinem flandrischen Realismus entsagte u. sich einem die Italiener nachahmenden Idealismus hingab, der in den Bewegungen der Figuren u. in der Färbung zur Gezwungenheit u. Unwahrheit wurde. Er brachte die Sitte, unbekleidete Figuren in den Bildern anzubringen, nach Flandern u. führte die Malerei mythologischer u. allegorischer Gegenstände ein. M. starb zu Antwerpen 1. Okt. 1532.

Mac (schottisch, gewöhnlich M' geschrieben), d. h. Sohn.

Mac Adam, John Loudon, Erfinder einer besonderen, nach ihm benannten Art des Straßenbaues, geb. 1755, gest. zu Moffat 26. Nov. 1836, ward, nachdem er seine Jugend in Nordamerika verlebt hatte, 1787 in England zu Wegebauinspektor, 1816 zum Oberstraßenaufseher ernannt. Ueber seine, jetzt auch in anderen Ländern verbreitete Methode, Straßen durch zerkleinerte Steine herzustellen, veröffentlichte er 2 Schriften: „A practical essay on the scientific repair and preservation of publics roads“ (Lond. 1819) u. „Remarks on the present state of road making“ (ebd. 1820; deutsch von Vogel, Darmst. 1825).

macadamisiren, s. „Kunststraßen“.

Macaire, Robert, ein in der neueren franz. Literatur typisch gewordener Name, herstammend aus einer altfranz. „Chanson de geste de la Reine Sibile“, deren verrätherischer u. räuberischer Held, der Ritter Richard de M., den Ritter Aubry de Montdidier 1371 ermordete u. vor dem König im ordalischen Zweikampf durch den Hund des Ermordeten erwürgt wurde. Es geschah dies unter der Regierung u. in Gegenwart König Karl's V. von Frankreich. Dieses alte Gedicht wurde 1814 von Phérécourt zu dem Melodram „Le chien de Montargis ou la Forêt de Bondy“ umgearbeitet. Ferner erscheint Robert M. als Gauner in dem Roman „L'Auberge des Adrets“ von Bertrand, aus welchem zuerst ein Schauerdrama, in welchem Frédéric Lemaitre (s. d.) auftrat, dann durch Lemaître selbst, als jenes Stück seine Zugkraft verlor, ein Lustspiel gefertigt wurde. Durch Lemaître ist nun Robert M. der Typus eines schlauen, frechen, prahlerischen, spöttischen, auch heuchlerischen Schurken, neuerdings sogar eine Gründerfigur geworden. Die Karikatur, der Journalismus, das Pamphlet ꝛc. haben ihn mit allen Zügen ausgestattet, welche das moderne höhere Gaunerthum darbietet. Lemaître selbst kopirte in der äußeren Erscheinung bei der Darstellung des M. die Gestalt des Fürsten Talleyrand.

Macao (spr. Macau), portugiesische Kolonie auf einer Halbinsel zwischen der Mündung des Tschukiang od. Kantonstromes u. des Sikiang od. Westflusses in China gelegen; hatte 1871 auf 0,062 □M. 71,739 E., welche zum größten Theil in der Stadt **M.** wohnen. Der innere Hafen an der Westseite der Stadt, zwischen dieser u. der Priesterinsel, ist seicht u. nur kleineren Fahrzeugen u. chinesischen Dschonken zugänglich, während alle Kauffahrer mehrere Seemeilen vor der Stadt ankern müssen; deshalb hat auch dieser Handelsplatz seine Vermittelungsrolle zwischen Kanton u. Europa an Hongkong (s. d.) abtreten müssen. Cassia, Cassiaöl, Anis, Opium u. andere Droguen bilden jetzt noch die wichtigsten Ausfuhrartikel dieses Hafens, der aber außerdem als Hauptort für die Verschiffung von Kulis (s. d.) nach Westindien u. Südamerika berüchtigt war, bis 1874 auch die portugiesische Regierung in M. diesem schmachvollen Handel ein Ende machte. Das gesunde Klima machte die Stadt zu einer beliebten Sommerfrische der in Hongkong u. Kanton angesiedelten Fremden. In der Nähe liegt die sog. Grotte des Camoens, in der dieser seine „Lusiaden“ gedichtet haben soll. Diese seit 1537 von den Portugiesen besiedelte Kolonie ward 1845 zum Freihafen erhoben u. 1862 mit den Souveränetätsrechten von China an die Krone von Portugal dauernd abgetreten. (Abb. s. Bd. III, Taf. XL Nr. 1.)

Macao heißt ein unter beliebig vielen Personen mögliches, in seinen Grundregeln den bekannten Onze-et-demie u. Vingt-et-un ähnliches Hazardspiel, welches mit zwei gut durch einander gemischten französischen Kartenspielen derart getrieben wird, daß der Bankier nach stattgefundenem Abheben links herum Jedem, der einen Satz gemacht hat, u. auch sich selbst eine verdeckte Karte giebt u. alsdann in derselben Reihenfolge einzelne Kartenblätter zu dem Zwecke kaufen läßt, die Zahl der Points bis auf neun od. möglichst nahe darunter zu bringen. Wie bei den oben genannten Spielen Elf-ein-halb u. Einundzwanzig, so ist hier Neun diejenige Zahl, deren Besitz den betreffenden Spieler dem Bankier gegenüber zum Gewinnenden macht, wobei jedoch zu berücksichtigen bleibt, daß bei gleicher Augenzahl stets der Bankier gewinnt, u. daß eine „geborene“ Neun (großes Honneur, großer Schlag), eine geborene Acht (kleines Honneur, kleiner Schlag), eine geborene Sieben ꝛc. stets mehr gelten, als wenn man erst durch Kaufen auf diese Pointszahl gekommen ist. As zählt Eins, Bilder u. Zehn aber Null; in einzelnen Kreisen dürfen die letzteren offen gelegt u. wie die Bilder bei Onze-et-demie besetzt werden. Wer sich verkauft, d. h. wer mehr als 9 Points erworben hat, giebt seinen Ansatz als verloren sofort dem Bankier, die Uebrigen lassen es darauf ankommen, diesen durch Erwerbung einer höheren Pointszahl zu schlagen. Eine geborene Neun wird hier u. da doppelt honorirt, d. h. besitzt sie ein Pointeur, so muß der Bankier dessen Satz verdoppeln; hat sie der Bankier, so geschieht dies von allen Mitspielern, diejenigen ausgenommen, welche gleichfalls eine geborene Neun in Händen haben u. damit nur den einfachen Satz verlieren. Abweichend hiervon wird auch derart gespielt, daß nur zwei Personen gegen den Bankier halten u. damit die Verpflichtung übernehmen, den nicht direkt am Spiele Betheiligten das Besetzen dieser Karten zu erlauben. Der Bankier giebt sich u. den beiden gegen ihn Haltenden je zwei Karten, betrachtet die seinigen, deckt sie mit dem Rufe „Groß-“ od. „Kleinschlag“ auf, wenn er 8 od. 9, resp. 18 od. 19 (die Zehne gilt hier zehn) „geboren“ besitzt, od. deutet, wenn ihm die Zahl seiner Points nicht genügt, durch das Wort „ich gebe“ an, daß er zum Verkauf einer Karte geneigt sei.

Macaronische Poesie. Die M. P., vom 15.—18. Jahrh. nam. in Italien gepflegt, ist eine Tochter der sog. Poesia pedantesca (od. nach ihrem bedeutendsten Vertreter, dem Grafen Camillo Scrofo, der sich in seinen Gedichten [älteste Ausgabe Flor. u. Vicenza 1565] des Namens Fidenzo Glottocrisio bediente, auch Poesia Fidentiana genannt), die zum Zweck eine Verspottung der gelehrten Pedanten hat, welche aus Affektation durch Einmischung vieler lat. Wörter ihr Italienisch geflissentlich entstellten. Das Wesen der M. P. besteht darin, daß sie ihr Lateinisch (denn das ist die Grundlage dieser Gedichte) reichlich vermischt mit Wörtern aus der Landessprache des Dichters, die aber, wohl od. übel, den Flexionsformen des Lateinischen sich anbequemen müssen; verwandt ist sie also mit dem Küchenlatein (s. d.). Ihren Namen hat die M. P., nach dem eigenen Zeugniß ihres ausgezeichnetsten Vertreters, des Teofilo Folengo (s. d.), von den Macaroni, weil sie aus verschiedenen Bestandtheilen gemischt u. etwas bäurisch ist, wie die Macaroni, das Lieblingsgericht der unteren Volksklassen Italiens, zusammengebraut werden aus Mehl, Käse u. Butter. Von Solchen, welche die M. P. handhabten, werden genannt: in Italien Tifi degli Odasi (lat. Typhis Odaxius, † in

Padua 1488), Folengo (s. d.), Guarini Capella, Egidio Berzetti aus Vercelli, Giovanni Ariane (um 1560), sein Zeitgenosse Bartolommeo Bolla aus Bergamo, Bernardinus Stephonius (geb. 1560, † 1620), Andrea Bajano († 1624), Cesare Orsini (Mitte des 17. Jahrh.), Graf Antonio Affarosi aus Reggio (um 1640), Parthonopeus Zanclajo u. Giovambatista Graseri († 1786); in Frankreich: Antonius de Arena (geb. um 1500 zu Souliers in der Provence, † in St. Remi 1544), Remy Belleau (geb. zu Nogent le Rotrou 1528, † 1577), Etienne Taburot („Seigneur des Accords", † 1590 in Dijon), Jean Edouard du Monin (aus Burgund, hingerichtet 1586), Franz Hottomann († 1590), Janus Cäcilius Frey (geb. zu Kaiserstuhl am Rhein, † in Paris 1. Aug. 1631), Theodor Beza († 1605); in England: John Skelton († 1529), William Drummond (Ende des 17. Jahrh.), der Geistliche Alexander Geddes (seine „Epistola macaronica ad fratrem de iis quae gesta sunt in nupero Dissentientium Conventu" erschien London 1790); in Spanien verfaßte ein Ungenannter eine geistreiche „Metrificatio invectivalis contra studia Modernorum" (gedruckt in der Madrider Zeitschrift „El Corresponsal del Censor", 1794); deutsche macaronische Gedichte sind die „Lustutudo studentica" (gedr. in den „Facetiae Facetiarum", 1657) u. die Flohiade (s. d.). — Vgl. Genthe, „Geschichte der Macaronischen Poesie &c." (Halle u. Lpz. 1829).

Macassar, s. „Makassar".

Macassaröl, ein früher als haarwuchsbeförderndes, vielfach gepriesenes Mittel, das aber jetzt ganz verschollen ist. Es besteht der Hauptsache nach nur aus fettem Oel, welches mit etwas Perubalsam, Rosenöl, Thymianöl u. Neroliöl parfümirt ist.

Macaulay (spr. Mäckähleh), Thomas Babington, Lord, brit. Geschichtschreiber u. Staatsmann, war der Sohn jenes Zachary M. (geb. 1778, gest. zu London 13. Mai 1848), dem als eifrigstem Strebensgenossen des Menschenfreundes Wilberforce (s. d.) ein Denkmal in der Westminsterabtei errichtet worden ist. Geb. zu Rothley Temple (Leicestershire) 25. Okt. 1800, studirte er seit 1818 Mathematik in Cambridge, widmete sich aber 1822 in Lincolns Inn (London) den juristischen Studien u. ward 1826 unter die Advokaten aufgenommen. Seine Neigung führte ihn jedoch der Schriftstellerei zu, in der er schnell glänzende Erfolge errang. Gleich seine erste, in der „Edinburgh Review" gedruckte Arbeit, ein Essay über Milton, erwarb ihm die Freundschaft des damaligen Redakteurs Lord Jeffrey wie die Achtung des Publikums, u. so folgte in derselben Zeitschrift eine Reihe anderer dergleichen Studien, die ihn an die Spitze der englischen Essayisten stellten, u. die er 1844 mit einer Charakteristik Chatham's abschloß. Dieselben erschienen gesammelt als „Critical and historical essays" (3 Bde., Lond. 1845; n. Ausg. 1869; 5 Bde., Lpz., Tauchn. Ed.; deutsch u. A. von Bülau, Lpz. 1852 f.; v. Steger u. Alex. Schmidt, 9 Bde., Braunschw. 1853 ff.; n. Folge 1860, 4 Bde.). Die Whigpartei unterließ es nicht, den Schriftsteller, der ihre Grundsätze mit solchem Eifer u. Geschick vertheidigte, enger an sich zu ziehen. So kam M. 1830 für den Wahlflecken Colne ins Unterhaus, in das ihn dann (1832) die Stadt Leeds wählte. Doch gab er 1834 seinen Sitz im Parlament auf, um, nachdem er bereits seit zwei Jahren das Sekretariat beim indischen Kontrolamt verwaltet hatte, als Mitglied des obersten Rathes u. als Gouverneur von Agra nach Kalkutta zu gehen. Von diesen einträglichen Posten kehrte er 1838 nach England zurück u. trat wieder, diesmal für Edinburgh, ins Parlament ein. Im Sept. 1839 erhielt er von Lord Melbourne das Kriegssekretäramt, das ihm bis zum Rücktritt des Whigministeriums im Aug. 1841 blieb, u. vom Juli 1846 bis Mai 1848 war er im Ministerium Russell-Palmerston Generalzahlmeister der Armee u. Schatzmeister der Flotte mit Sitz u. Stimme im Kabinet. Inzwischen war es zu einem Zwiespalt zwischen den Ansichten des Vertreters Edinburghs u. seiner Wähler gekommen. In engherzigem Sektenhasse befangen, grollten Letztere M. wegen seiner Abstimmung zu Gunsten der einem katholischen Priesterseminar gewährten Staatsunterstützung, entzogen ihm 1847 das Mandat u. wählten statt des glänzenden Redners u. bewährten Liberalen einen reichen Seifensieder. Die ihm dadurch gewordene Muße benutzte M. im Interesse seiner „History of Engl. from the accession of James II." (8 Bde., Lond. 1848—62; deutsch von Bülau, Lpz. 1849 ff.; von Beseler, Braunschw. 1852 ff., 4. Ausg. 1861, 12 Bde.). Der bei einem solchen Werke fast unerhörte Beifall, den gleich die ersten beiden Bände fanden, erklärt sich durch die glänzende Diktion, die einen fast dichterischen Eindruck macht, durch die meisterhafte Kunst in der Schilderung, durch die staatsmännische Auffassung der politischen Verhältnisse u. die kunstvolle Anordnung des Stoffes; dagegen sind die Quellen zuweilen ziemlich einseitig benutzt, bezüglich mit zuviel Phantasie ergänzt; auch hat der Geschichtschreiber den Gefühlen des Parteimannes nicht gerade Zwang angethan. Die Universität Glasgow wählte 1848 M. zu ihrem Rektor, u. 1849 erfolgte seine Ernennung zum Professor der alten Geschichte an der königlichen Akademie. Auch suchten 1852 die Edinburgher ihren früheren Mißgriff wieder gut zu machen u. wählten ihn von Neuem ins Parlament, wo er, wie ehedem, zu den hervorragendsten Mitgliedern der Whigpartei gehörte. Seit 10. Sept. 1857 als Lord M. of Rothley Peer, trat er dann ins Oberhaus, doch besuchte er dieses aus Gesundheitsrücksichten nur selten. Er starb kinderlos 28. Dez. 1859 zu Kensington u. ward 9. Jan. 1860 in der Westminster-Abtei beigesetzt. M.'s größtes Verdienst vor der Kritik ist, einen neuen Prosastil erfunden zu haben, dessen Fehler u. Vorzüge davon herrühren, daß er nach Art der Italiener das Hauptgewicht auf die Schönheit des Tonfalls legte.



Nr. 4047. Lord Thomas Babington Macaulay (geb. 25. Okt. 1800, gest. 28. Dez. 1859).

Als Redner fesselte er mehr den Verstand als das Herz, setzte er den Zuhörer mehr in Erstaunen, als er ihn überzeugte, u. hielt ihn stets in ehrfurchtsvoller Entfernung. Daher besaß er wol großen Einfluß im Rathe seiner Partei, aber hatte nie selber eine Partei. Seine „Speeches" erschienen gleichfalls gesammelt (2 Bde., Lond. 1850; Lpz., Tauchn. Ed., 2 Bde., 1853; n. Ausg. 1866; deutsch von Bülau, ebd. 1854; v. Steger, Braunschw. 1854); ebenso seine „Biographical essays" (Lond. 1851; Lpz., Tauchn. Ed., 1856). Für die Herausgabe seiner hinterlassenen Manuskripte sorgte seine Erbin u. Schwester, Lady Trevelyan. Eine neue vollständige Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien 1866 in 8 Bdn. (deutsch, 25 Bde., Braunschw. 1861—62).

Macbeth war unter der Regierung des Königs Duncan I. von Schottland, welcher 1034 seinem nach langer Regierung ermordeten Großvater Malcolm gefolgt war, einer der vornehmsten 5 Häuptlinge Schottlands u. mit dem Königshause verwandt. Es steht ferner geschichtlich fest, daß dieser M., ein grausamer u. brutaler Mann, 1041 den König bei Bathgowarar ermordete u., nachdem dessen Söhne geflohen waren, die Regierung auf längere Zeit an sich riß. Aber Duncan's ältester Sohn Malcolm verband sich mit den Engländern u. machte, vom Grafen Siward von Northumberland unterstützt, von Cumberland aus einen Einfall in Schottland, eroberte das Niederland u. besiegte M., der vom Than Macduff 1054 in einer Schlacht im Hochland getödtet wurde. An diese geschichtliche

Grundlage knüpfen nun alte Chroniken mancherlei Sagen. M. wird nach Holinshed's Chronik durch Hexenprophezeiungen verblendet, u. seine Gemahlin hat durch ihr Zureden Antheil an dem Königsmord. Die geschichtliche Lady M. war eine Enkelin Kenneth's IV., der 1003 im Gefecht gegen Malcolm II., Duncan's Vater, fiel, u. daher wurde sie nicht blos durch Ehrgeiz, sondern mehr noch durch Rachsucht angespornt, die Ermordung Duncan's zu betreiben. Die Hexen auf der Heide verkünden dem M., daß er nicht eher besiegt werden könne, als bis der Wald von Dusinan gegen sein Schloß heranzöge, u. daß ihn Keiner tödten werde, den ein Weib geboren. Die Prophezeiung ging nachher insofern buchstäblich in Erfüllung, als das Heer beim Angriff auf das Schloß Zweige von dem Walde abschnitt u. mit ihnen heranrückte, u. als der Than Macduff aus seiner Mutter Leib geschnitten worden war. — Mit dem überlieferten Stoffe ist Shakespeare in seinem „Macbeth" ziemlich willkürlich verfahren (vergl. v. Friesen im „Jahrb. der deutschen Shakespeare=Gesellschaft", Bd. IV).

Maccaroni, auch Maccheroni (vom ital. macca, Mehl, Schrot), sind aus feinem Weizenmehl mittels Maschinen in verschiedener Form (meist in Röhrenform) hergestellte ital. Nudeln, eine bei allen ital. Volksklassen sehr beliebte Speise. Die besten M. werden in Amalfi bei Neapel, in Genua u. in Aix in Frankreich angefertigt. Ihre Nachahmung gelingt in Deutschland deshalb nicht so gut, weil der im Norden gewachsene Weizen nicht den die Güte der M. bedingenden Kleberreichthum des im Süden gewachsenen besitzt.



Nr. 4048. Nicolo Macchiavelli (geb. 1469, gest. 1529).

Macchiavelli, Nicolo, italienischer Staatsmann u. Geschichtschreiber, geb. zu Florenz 1469, brachte in seiner Vaterstadt die Vorzüge adliger Herkunft, ausgebreiteten Wissens u. großer Weltklugheit zur Geltung, so daß er die Republik an dem französischen, kaiserlichen u. päpstlichen Hofe mehrfach vertrat, kam aber durch regellosen Lebenswandel u. zweideutiges Verhalten in Mißachtung u. bewarb sich darauf um die Gunst der Medicäer, die er bei Wiederbegründung der Herrschaft über Florenz mit seinem Rathe unterstützte. Der Rathgeber ward aber den neuen Machthabern ebenfalls mißliebig; Lorenzo Medici ließ ihn 1512 wegen Verdachts der Theilnahme an einer Verschwörung gegen den Kardinal Giovanni Medici erst foltern, dann verbannen, u. obgleich die Verweisung bald zurückgenommen ward, konnte doch M. bis zu seinem 1529 erfolgten Tode weder die bleibende Gunst der Fürsten noch das Vertrauen seiner Mitbürger wieder gewinnen. Ein jüngerer Zeitgenosse, der florentinische Geschichtschreiber Varchi, sagt von ihm: „Ueber seinen Tod freuten sich die Schlechten wie die Guten; diese, weil sie ihn für einen ruchlosen Menschen hielten; jene, weil sie in ihm einen Mann erblickten, der nicht blos ruchloser, sondern klüger u. gescheiter war als sie." Bis auf die Gegenwart herab ist M. wegen des von ihm herrührenden Buchs „Der Fürst" (Il principe) bald hart verurtheilt, bald entschuldigt u. vertheidigt worden. Er giebt darin Weisungen, wie nam. neu emporgekommene Fürsten ihre Stellung befestigen u. erweitern können. Treulosigkeiten jeder Art, Eidesbruch, gegenseitige Verhetzung Derer, die man zusammen verderben will, Justizmorde im eignen Lande, Meuchelmorde zur Beseitigung im Wege stehender Nachbarn, Alles unter dem Scheine weichherziger Milde u. Ehrbarkeit, deren Mahnungen nur vor der unabweisbaren Nothwendigkeit hätten verstummen müssen, — das sind die Mittel, welche die Schrift als ganz berechtigt erkennt, dafern sich das zu erstrebende Ziel auf andere Weise nicht gleich schnell u. sicher erreichen lasse. Der Erfolg deckt Alles; Ungeheuer wie Cäsar Borgia (s. d.) werden als politische Vorbilder hingestellt, der Fürst muß nach M.'s Ausspruche lernen schlecht zu sein, u. an Rechtfertigungen könne es ihm nie fehlen, denn in der Welt gebe es fast nichts als Pöbel, welcher nach der Außenseite der Dinge urtheile. Dem Systeme der Beförderung unbegrenzter Herrschsucht durch die Gewissenlosigkeit wird demnach der Name Macchiavellismus beigelegt, u. die Staatskunst, die mit cynischer Verachtung aller Begriffe von Recht u. Unrecht jedwedes Mittel benutzt, heißt eine macchiavellistische Politik. Im Anschluß an das gangbare Urtheil zählt Friedrich d. Gr. in seinem „Antimacchiavell" das „Buch vom Fürsten" zu den abscheulichsten Schriften. Die schon früher versuchten Ehrenrettungen M.'s gründen sich dagegen auf eine Verwerthung der sonstigen literarischen Hinterlassenschaft des gewandten Publizisten. M. behandelt nämlich vielfach, bes. in den „Betrachtungen über die 10 ersten Bücher des Livius", die republikanische Verfassungsform mit ersichtlicher Vorliebe. Dabei hebt er unter schwerwiegenden Anklagen gegen das Papstthum, welchem er den Verfall Italiens zur Last legt, die Vortheile einer gemeinsamen nationalen Politik hervor u. beschließt selbst das dem damaligen Herzog von Urbino, Lorenzo von Medici, gewidmete „Buch vom Fürsten" mit der Andeutung, daß es den Weg zur Vereinigung des italienischen Volkes unter einem mächtigen, der Fremdherrschaft ein Ende bereitenden Monarchen zeigen wolle. Aus diesem Schlusse sowol als aus der demüthigen, um Wiedereinsetzung des Verfassers bittenden Vorrede ergiebt sich gleich die Widerlegung der schon 1583 von Alberico Gentili in seiner Abhandlung von den Gesandtschaften vertretenen Ansicht, daß „Der Fürst" ironisch gehalten sei u. eigentlich die Republikaner vor der Monarchie zu warnen bezwecke. Mit der viel wahrscheinlicheren Annahme, daß das Buch die damals allein Erfolg verheißenden Mittel zur Aufrichtung der italienischen Einheit bespreche, will sich andrerseits der aus allen Schriften M.'s herauszulesende, jedes Idealismus entbehrende trockne Sinn nicht vereinigen lassen. Das Richtige trifft wol Bacon, wenn er sagt, daß M. die Dinge darstellt, wie sie sind, nicht wie sie sein sollen. Der geschmeidige Florentiner, welcher für die Republik gelassenen Muthes die Ausrottung des gesammten Adels, für die Monarchie einen teuflischen Absolutismus anräth, begeistert sich für keine dieser Verfassungsformen, sondern zeigt nur, wie auf dem Standpunkte der damaligen Verhältnisse die eine od. andre zu befestigen sei.

Mac-Clellan (gewöhnlich geschrieben M'Clellan, spr. Mäck-Klellän), George Brinton, nordamerikanischer Unionsgeneral im Sezessionskriege; geb. zu Philadelphia 3. Dez. 1826, trat er 1846 aus der Militärakademie zu Westpoint als Leutnant ins Ingenieurcorps des Unionsheeres, erwarb sich im Mexikanischen Feldzuge die Beförderung zum Hauptmann, fungirte nach dem Frieden eine Zeit lang als Lehrer an jener Akademie, leitete dann den Bau des Forts Delaware u. wurde hierauf in Texas u. New-Mexiko bei der Vermessung der Linie für die projektirte Eisenbahn nach dem Stillen Meere beschäftigt. 1855 von der Regierung nach der Krim gesandt, um im Hauptquartier der verbündeten Engländer u. Franzosen den Kriegsoperationen beizuwohnen, traf er daselbst erst ein, als der Malakoff bereits genommen war. Seit 1857 technischer Direktor der Centraleisenbahnen von Illinois u. Ohio, ward M. beim Ausbruch des Bürgerkriegs im Frühjahr 1861 zunächst zum Generalmajor u. Chef der Milizen von Ohio, bald darauf aber (im Mai) mit dem Kommando über die Unionstruppen in West-Virginien betraut, das er durch seine Siege bei Rich Mountain u. St. George

(11. u. 14. Juli) vollständig von den Sezessionisten säuberte. Nach der Niederlage der Unionstruppen unter M'Dowell am Bull Run (21. Juli) wurde M. an die Stelle jenes Generals bei der Potomac-Armee gesetzt, u. als sich der Obergeneral Scott aus dem Dienste zurückzog, ward M. dessen Nachfolger (1. Nov. 1861), aber schon 11. März 1862 wieder auf die Potomac-Armee beschränkt. Nach der unglücklichen 7tägigen Schlacht bei Richmond (25. Juni bis 1. Juli 1862), deren Verlust man ihm zuschrieb, wurde er seiner Stellung enthoben. Im Herbste 1864, nachdem er seinen Abschied genommen, von der demokratischen Partei als Präsidentschafts-Kandidat aufgestellt, unterlag M. gegen Lincoln. Hierauf ward er Ingenieurchef bei einer Eisenbahn in New-Jersey. Er gab u. A. ein „Manuel of the art of war" (Wash. 1848) heraus.

Macclesfield (spr. Mäcklsfield), Stadt in der engl. Grafschaft Chester mit 35,451 E. (1871), liegt 5 M. im S. von Manchester, hat 15 Kirchen, ein Stadthaus, ein Museum u. eine Lat. Schule u. treibt sehr umfangreiche Industrie, nam. Weberei baumwollener u. seidener Waaren, Färberei, Eisengießerei, Maschinenbau u. Bierbrauerei. In der Nähe befinden sich große Kohlengruben u. Schieferbrüche.

Mac-Clintock (gewöhnlich M'Clintock geschrieben, spr. Mäck-Klintock), Sir Francis Leopold, engl. Nordpolfahrer, geb. zu Dundalk 1819; er trat frühzeitig in den Seedienst u. wurde 1845 Leutnant, als welcher er 1848—49 unter James Roß u. 1850 unter Ommaney die Expeditionen zur Auffsuchung John Franklin's (s. d.) mitmachte. Auf letzterer unternahm er vom Kap Riley aus eine 80tägige Schlittenreise an der Nordküste des Parry-Sundes bis zur westlichsten Spitze der Melville-Insel. Nach der Rückkehr zum Kommandeur ernannt, betheiligte er sich auch an der von Belcher u. Kellett geleiteten Expedition, welche im April 1852 England verließ. Auf dieser machte er im April 1853 eine Schlittenreise, auf der er vom Winterhafen der Melville-Insel aus bis zur Nordspitze des Prinz Patrick Eilands (Kap Mac Clintock) vordrang u. 1148 engl. M. zurücklegte. Diesmal wurde er nach der Heimkehr zum Postkapitän befördert. Im Juli 1857 unternahm er die zu einem erneuten Versuche zu Franklin's Auffsuchung von dessen Wittwe (gest. 18. Juli 1875) veranstaltete Expedition auf der Yacht „Fox", u. diese führte endlich im Mai 1859 zur Bestätigung des Schicksals Franklin's u. seiner Gefährten. Im Sept. 1859 kehrte M. nach London zurück, worauf 1860 seine Erhebung in den Ritterstand erfolgte. Später betheiligte er sich an den Tiefenmessungen im Atlant. Ozean behufs der Legung eines unterseeischen Telegraphenkabels. Eine Beschreibung seiner letzten Nordpolreise gab er unter dem Titel „Voyage of the Fox in the Arctic Seas" (Lond. 1860).

Mac-Clure (spr. Mäck-Kluhr, Sir Robert John, der Entdecker der Nordwestlichen Durchfahrt, brit. Vizeadmiral, geb. 28. Jan. 1807 zu Werford in Irland; zuerst zum Militärdienst bestimmt, entlief er der Kadettenschule von Sandhurst, trat 1807 in die Marine u. begleitete 1836 freiwillig die Nordfahrt des Kapitäns George Back auf dem „Terror". Nach der Rückkehr 1837 zum Leutnant befördert, machte er sich 1838 als Werfteninspektor in Canada u. an den Canadischen Seen während der Revolution verdient, kommandirte 1842 bis 1846 ein Stationsschiff in der Havaña u. begleitete 1848—49 James Roß als erster Leutnant der „Enterprise" auf der Expedition zur Auffsuchung Franklin's. Als Kommandant des Schiffs „Investigator" unternahm M. 1850 die berühmte Entdeckungsreise, auf der er von der Beringsstraße aus 26. Okt. 1850 an der Mündung der Prince-of-Wales-Straße die Nordwestliche Durchfahrt entdeckte, u. von welcher er erst 1854 nach Verlust seines Schiffes in England wieder eintraf. Eine Prämie von 10,000 Pfd. Sterl. u. der Ritterrang war die Belohnung für diese wichtige geographische Entdeckung. Während des Krieges mit China befehligte M. ein Schiff in den chines. Gewässern u. starb 18. Okt. 1873 zu Portsmouth. Vergl. Osborn, „Captain Mac-Clure. Discovery of the North-West-Passage by H. M. S. Investigator 1850—54" (Lond. 1856).

Mac-Culloch (spr. Mäckkolloch), John, engl. Arzt u. Naturforscher, nam. bedeutender Geolog, geb. auf der Insel Guernsey 6. Okt. 1773, ward 1803 Chirurg im Artilleriekollegium in London, gehörte 1820—26 zu den Autoren der berühmten mineralogischen u. geologischen Karte von Schottland u. war seit 1820 auch Leibarzt des Prinzen Leopold, nachmaligen Königs von Belgien. Im J. 1830 wurde er Professor der Chemie an der Militärschule der Ostind. Compagnie in Addiscombe u. starb zu Poldair bei Penzance (Cornwallis) 21. Aug. 1835 infolge einer Amputation, die er sich durch einen Beinbruch beim Sturz aus dem Wagen zugezogen. Von seinen zahlreichen geognostischen u. geologischen Schriften sind bes. zu erwähnen: „Description of the Western islands of Scotland" (3 Bde., Lond. 1819); „A geological classification etc." (ebd. 1821); „The Highlands and Western islands of Scotland" (ebd. 1824); „A system of geology with a theory of the earth" (ebd. 1831); Die Schriften der Geologischen Gesellschaft zu London enthalten viele werthvolle Abhandlungen von ihm.

Mac-Culloch, John Ramsay, schott. Nationalökonom, geb. zu Wighton (Gallowayshire) 1. März 1789, studirte in Edinburgh, ward 1817 Mitarbeiter u. später auf einige Zeit Redakteur des „Scotsman", hielt auch seit 1818 Vorlesungen über Staatsökonomie an der Universität, war 1820—32 Professor der Staats- u. Volkswirthschaft an der Londoner Universität, wurde 1838 Chef des Bureaus für Regierungsdrucksachen u. starb zu London 11. Nov. 1864. Er hat sich um den Ausbau seiner Wissenschaft sehr verdient gemacht u. zählt insbes. zu den hervorragendsten Vertheidigern der Handelsfreiheit. Das Hauptwerk M.'s bilden die „Principles of political economy" (4. Aufl., Lond. 1853; deutsch von Weber, Stuttg. 1831). Weiter sind bes. anzuführen: „A dictionary of commerce and commercial navigation" (4. Aufl., ebd. 1855; deutsch u. A. von Schmidt, Stuttg. 1836 f.); „A dictionary geographical, statistical and historical" (2 Bde., ebd. 1846; u. A. von Martin, 4 Bde., 1866); „Descriptive and national account of British Empire" (2 Bde., ebd. 1847); „Treatises and essays" (Edinb. 1853); „Principles and practical influence of taxation and the Funding System" (Lond. 1855) ꝛc.

Macdonald, Alexander, schott. Arbeiterführer, geb. um 1825 als Sohn eines Grubenarbeiters im Sprengel New-Monkland bei Glasgow, ward seit seinem achten Jahre gleichfalls in die Zeche zur Arbeit geschickt, besuchte aber auch in seinen Mußestunden die Schule u. 1846—48 die Glasgower Universität, auf der er sich von seinen Ersparnissen erhielt. Seit 1850 Lehrer, gab er diese Stellung später wieder auf, um sich nur der Förderung der Arbeiterinteressen zu widmen, ward Präsident des nationalen Grubenarbeiter-Verbandes u. wurde für seine Verdienste, insbes. bei der Bewegung für die 1869 bis 1872 durchgesetzten Reformen in der Berggesetzgebung, 11. Jan. 1873 von den Arbeitern mit 1500 Pfd. Sterl. beschenkt. 1874 erfolgte in Stafford seine Wahl ins Parlament, wo er u. Thomas Burt die ersten Arbeiterdeputirten sind.

Macdonald (spr. Makdonál), Herzog **v. Tarent,** Etienne Jacques Joseph Alexandre, franz. Marschall, stammte aus einem ausgewanderten hochschottischen Clangeschlecht u. ward geb. zu Sancerre (Dep. Cher) 17. Nov. 1765. Seit 1784 im franz. Heer dienend, machte er 1792 als Oberst den Revolutionskrieg mit, wurde 1793 Brigade- u. 1795 Divisionsgeneral, befehligte 1796 am Rhein, dann unter Bonaparte in Italien, wo er 1798 als Gouverneur von Rom den Kirchenstaat republikanisirte, führte 1799 als Nachfolger Championnet's den Oberbefehl vor Neapel, mußte im Mai Unteritalien verlassen, um sich gegen das österr.-russ. Heer unter Melas u. Suworoff zu wenden, wurde aber an der Trebbia bei Piacenza geschlagen (17.—19. Juni 1799). Obgleich dann zur Durchführung des Staatsstreiches vom 18. Brumaire behülflich, blieb er doch, als ein Anhänger Moreau's verdächtigt, lange Zeit ohne Kommando. Erst 1809 wieder mit einem solchen betraut, entschied er die Schlacht bei Wagram u. ward dafür 12. Juni 1809 zum Marschall u. 1810 zum Herzog v. Tarent erhoben. In diesem Jahre trat er an die Stelle Augereau's in Catalonien, wo er bis Okt. 1811 kämpfte. Im Kriege gegen Rußland stand er mit dem 10. Armeecorps, das aus Preußen (unter York), Bayern, Westfalen u. Polen gebildet worden war, auf dem äußersten linken Flügel u. belagerte Riga, von wo er 19. Dez. 1812 den Rückzug antrat. 1813 nahm er Merseburg, focht bei Lützen u. Bautzen u. sollte dann mit 75,000 Mann Blücher aufhalten, der ihn aber 26. Aug. an der

Katzbach schlug. Bei Leipzig führte M. das 11. Armeecorps, dann deckte er den Rückzug des Heeres. Seine Anstrengungen im Feldzuge von 1814 waren vergeblich. Zwar war er dann derjenige Marschall, der hauptsächlich den Kaiser Napoleon zur Thronentsagung bewog, doch hielt er von allen seinen alten Waffengefährten am längsten bei ihm aus. Von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt, folgte er demselben 1815 nach Gent, wurde 1816 Geheimer Rath u. 1819 Major-General der Garde, legte nach der Julirevolution alle seine Stellen nieder u. zog sich auf sein Schloß Courcelles (Dep. Loire) zurück, wo er 25. Sept. 1840 starb.

Macdonald-Inseln heißt eine Inselgruppe, welche nahe der austral. Klipperroute liegt, die südl. um die Kerguelen (s. d.) herum in 75 Tagen von Liverpool nach Melbourne führt. Die eine größere Insel derselben ward 25. Nov. 1853 von Heard, dem Kapitän des amerik. Schiffes „Oriental", entdeckt u. erhielt dessen Namen. Nachdem aber der schott. Kapitän Macdonald vom Schiffe „Samarang" 3. Jan. 1854 noch zwei Inseln entdeckt hatte, von denen er die eine „Young-Insel", die andere nach sich selbst benannte, ging der Name M.-J. für die ganze Gruppe in unsere Weltkarten u. Atlanten über; nur Berghaus bezeichnet sie in seiner „Physikalischen Wandkarte der Erde" (Gotha 1874) nach dem Vorgange Neumayer's als „König-Max-Inseln". Nähere Kenntniß über die M.-J. brachten erst die kurzen Besuche der „Arkona" u. des „Challenger" im Febr. 1874. Es sind durchaus wüste Felseneilande, deren Masse aus verschiedenfarbiger Lava u. aus Gletschern besteht. Die Heardinsel, die größte, ist 25 Seemeilen lang u. 8 Seemeilen breit. Auf ihrer Südküste haben sich amerik. Seehunds- u. Seeelefantenjäger niedergelassen, obwol sie dort ein in jeder Beziehung armseliges Dasein führen müssen. Zum Schutz gegen Kälte u. Wind haben sich dieselben in die Lava eingegraben u. in Betreff der Nahrung sind sie, sobald der ihnen alljährlich aus Amerika zugeführte Proviant zu Ende, auf Pinguine, junge Albatrosse u. die Eier der Seevögel angewiesen. Zwar wächst auch auf den M.-J., wie auf den Kerguelen, eine anti-skorbutische Kohlart, doch weit spärlicher u. dürftiger. Das Landen wird durch die Winde, welche mit Ausnahme Dezember unausgesetzt die Inseln umbrausen, sehr erschwert.

Maccio, Hauptstadt der brasil. Provinz Alagôas mit 28,703 E. (1873), unter denen sich 4278 Sklaven damals befanden, ist ein rasch aufblühender Hafenplatz, welcher 1870: 885,147 Arroben Zucker u. 273,354 Arroben Baumwolle ausführte. Die Stadt besitzt ein Lyceum.

Mäcenas, Cajus Cilnius, röm. Staatsmann u. hauptsächlich als Beschützer der Künste u. Wissenschaften berühmt, stammte aus dem alten etruskischen Geschlechte der Cilnier in Arretium (dem heutigen Arezzo), von denen Einzelne in alten Zeiten die königl. Würde bekleidet zu haben scheinen. M. war geb. zu Rom 13. April in einem der Jahre 74 bis 64 v. Chr. u. stand nach Cäsar's Ermordung auf Seiten Octavian's, der ihn sehr bald auszeichnete u. zu wichtigen u. vertrauten Sendungen gebrauchte. Im J. 43 v. Chr. zog M. mit Octavian in den Mutinensischen Krieg, vermittelte drei Jahre später dessen Verheirathung mit Scribonia u. befand sich als sein Freund u. Vertrauter unter den Abgeordneten, welche die Versöhnung zwischen Antonius u. Octavian zu Brundisium einleiteten. Im J. 38 gewann er den Antonius für den Krieg Octavian's gegen Sextus Pompejus (s. d.) u. schloß 37 das Bündniß zwischen den beiden Erstgenannten zu Tarent ab. Nach Beendigung jenes Krieges blieb er längere Zeit in Rom u. erhielt im Jahre 36 als bloßer Ritter u. ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, während Octavian mit Agrippa abwesend war, die oberste Leitung der Civil- u. Militärangelegenheiten in Rom u. Italien. Im J. 31 begleitete er Octavian in den Krieg gegen Pompejus, kehrte nach dem Siege bei Actium nach Rom zurück u. unterdrückte daselbst zur rechten Zeit die vom jungen Lepidus angezettelte Verschwörung gegen das Leben des Octavian. Hierauf nahm er persönlich am Alexandrinischen Kriege Theil. Nach Beendigung der bürgerlichen Kriege beredete er den Octavian zur Uebernahme der Alleinherrschaft u. stand, gleich Agrippa, dem nunmehrigen Augustus in der Einrichtung der neuen Monarchie rathend u. helfend zur Seite, wobei er durch die Milde seines Charakters u. durch seinen Freimuth dem leidenschaftlichen Alleinherrscher gegenüber wohlthätigen Einfluß übte. Von jedem Ehrgeize fern, verschmähte indeß M. alle öffentlichen Ehren u. Würden u. blieb im Stande eines „Ritters". Später zog er sich von den Staatsgeschäften zurück, ohne daß sich seine Stellung zu Augustus wesentlich geändert hätte; dasselbe wurde auch nur vorübergehend getrübt durch das Verhältniß, in welches Augustus zu M.' Gattin Terentia trat. Am gefeiertsten ist M. bei der Nachwelt wegen seiner Liebe zu Kunst u. Wissenschaft u. als Freund u. Beschützer der zeitgenössischen röm. Dichter, nam. des Vergil, Properz, Horaz a. A. Er selbst schrieb in Prosa über naturhistorische Gegenstände, über Gemmen (die er neben kostbaren Steinen, Ringen, Perlen rc. bes. gern sammelte) u. über ein Symposium, versuchte sich auch in der Poesie, aber sein Stil war weichlich u. affektirt. Auf dem Esquilinischen Hügel besaß er einen Palast u. berühmte Gärten. M. starb im J. 8 v. Chr. u. setzte, kinderlos, den Augustus zum Erben ein. Sein Name aber hat sich bis auf unsere Zeit auf alle Beschützer der Schönen Künste u. Wissenschaften fortgeerbt, indem man sie als Mäcene bezeichnet.

Macerata (spr. Mätscherata), mittelital. Provinz, 49,7 □M. mit 236,994 E. (1871), im S. der Provinz Ancona zwischen den Apenninen u. dem Adriatischen Meere gelegen, gehörte ehemals zu dem Kirchenstaate. — Die Hauptstadt M. mit 19,831 E. (1871) liegt in reizender Lage auf einem Berge, über dem Flußthale des Chienti, ist noch mit Mauern umgeben, hat aber breite u. schöne Straßen. Die wohlhabende Stadt ist Bischofssitz u. zeichnet sich auch in der Bauart vortheilhaft aus; an höheren Bildungsanstalten befinden sich hier eine juristische Fakultät, ein Gymnasium u. eine technische Schule. In der Nähe der Stadt liegen die Ruinen des alten Recina.

Maceriren, das, u. Maceration heißt soviel wie Einweichen, d. h. eine feste Substanz längere Zeit bei gewöhnlicher Temperatur in einer Flüssigkeit liegen lassen, um entweder lösliche Theile auszuziehen od. um die Substanz nur zu erweichen u. sie für die nachfolgende Extraktion geeigneter zu machen. — Speziell belegt man mit dem Namen Macerationsverfahren 1) eine besondere Methode der Gewinnung des Rübensaftes aus den Zuckerrüben (s. „Zucker"); 2) eine Methode zur Uebertragung des Wohlgeruchs solcher Blüten, die für sich destillirt kein ätherisches Oel geben, an Fette od. fette Oele.

Machination (a. d. Lat.), Anzettelung, Ränkeschmiedung, Hinterlist; machiniren, etwas Böses aussinnen, Ränke schmieden.

mächtig, technischer Ausdruck in der Geognosie, die Dicke eines Kohlen- od. Minerallagers bezeichnend.

Macis, s. v. w. Muskatblüte.

Mack, Frhr. **v. Leiberich,** Karl, österr. General, geb. zu Neußlingen (Franken) 24. Aug. 1752, war von niederer Herkunft u. diente im österr. Heere von der Pike auf. Im Türkenkriege rasch befördert, ward er schon 1790 Generalstabschef eines an der schles. Grenze zusammengezogenen Heeres, auch 22. Febr. 1791 in den Freiherrenstand erhoben, u. begleitete in gleicher Stellung 1792 den Prinzen Josias von Sachsen-Koburg (s. d.) nach den Niederlanden. Obgleich er hier sich nicht gerade auszeichnete, rückte er doch zum Feldmarschallleutnant auf u. wurde 1798 vom König von Neapel eigens berufen, um als Oberbefehlshaber des neapolitanischen Heeres den Angriff gegen die Franzosen zu leiten. Zwar zogen sich diese vor der Uebermacht des Feindes zurück, so daß M. im November Rom besetzen konnte, aber als er dann die neapolitanischen Truppen theilte, ward ein Corps nach dem anderen geschlagen u. M. selbst gezwungen, aus Rom wieder abzuziehen. Die Entmuthigung der Truppen ließ ihn dann auch auf Widerstand in Neapel verzichten, u. schon hatte er einen Vergleich mit dem franz. General Championnet abgeschlossen, als ihn ein unter den Lazzaroni ausgebrochener Aufstand veranlaßte, sich ins Lager der Franzosen zu retten. M. ward nun als Kriegsgefangener nach Paris geschickt, von wo er 1800 wieder nach Oesterreich entwich. Im J. 1805 an die Spitze des österr. Heeres in Deutschland gestellt, wollte derselbe den Russen zuvorkommen u. die Franzosen allein schlagen. Statt dessen ward er von diesen, nachdem er durch Bayern nach Württemberg gerückt war u. bei Ulm eine feste Stellung genommen hatte, vollständig umgangen, worauf er 17. Oktober die berüchtigte Kapitulation von Ulm schloß u. sich in derselben mit seiner ganzen Armee (20,000 Mann) kriegsgefangen erklärte. Die Uebergabe erfolgte 20. Oktober. M. selbst, auf Ehrenwort entlassen, kehrte nach Oesterreich zurück, ward hier vor ein Kriegsgericht gestellt u. zum Tode verurtheilt; indeß milderte der Kaiser das Urtheil auf Kassation u. 20jähr. Festungshaft. Schon 1808 auch aus dieser entlassen, erhielt M. 1819 seine völlige Begnadigung. Hierauf lebte er in St. Pölten bei Wien, wo er 22. Okt. 1828 starb.

Mackeldey, Ferdinand, deutscher Rechtsgelehrter, geb. zu Braunschweig 5. Nov. 1784, studirte 1802—6 in Helmstädt, habilitirte sich daselbst 1807 u. ward im folgenden Jahre außerord. Prof. Nach Aufhebung der dortigen Universität ging er 1811 als ord. Prof. u. Beisitzer des Spruchkollegiums nach Marburg, von wo er 1818 einem Rufe als erster Professor der Rechte nach Bonn folgte. Hier bekleidete er 1821—28 auch das Ordinariat des Spruchkollegiums u. starb 20. Okt. 1834. Schon seit 1807 war er des Gehörs beraubt. Seine Thätigkeit galt vorzugsweise der wissenschaftlichen Ausbildung der Theorie des heutigen Röm. Rechts u. ihr verdankte er seinen großen Ruf als Lehrer u. Schriftsteller. Sein Hauptwerk ist das „Lehrbuch des heutigen Röm. Rechts" (Gießen 1818; 13. verm. Aufl. von Fritz, 2 Bde., Wien 1851).

Mackenzie, der größte der nordamerik. Ströme, welche in das nördl. Eismeer münden, hat in dem Peace-River od. Friedensfluß seinen Hauptquellfluß. Derselbe entspringt an einer der mittleren Parallelketten des Felsengebirges im britischen Columbien, durchbricht dann in östl. Laufe diese Gebirge u. nimmt im S. den Strong-River, den Abfluß des Athabascasees auf, der in dem Athabascaflusse seinen Hauptzufluß hat. Die vereinigten Ströme erhalten den Namen des Großen Sklavenflusses, der sich in den Großen Sklavensee ergießt u. denselben als M. verläßt. Parallel mit den nördl. Ausläufern des Felsengebirges strömt dieser nun nach N., empfängt auf der linken Seite den Turnagain, auf der rechten den Abfluß des Großen Bärensees u. mündet in einem Delta, dem einige niedrige Gestadeinseln vorgelagert sind. Ist der M. eisfrei, dann kann er auf dem größten Theile seines 310 M. langen Laufes mit Dampfschiffen befahren werden; sein Stromgebiet umfaßt 19,178 □M.; den Namen hat dieser Strom nach seinem Entdecker Alexander M. (s. d.) erhalten, welcher ihn 1789 von dem Athabascasee bis zu seiner Mündung 69° 14′ n. Br. verfolgte. Vgl. A. Mackenzie, „Voyages through the Continent of North America" (Lond. 1802).

Mackenzie (spr. Mäckénnsi), Henry, engl. Romanschriftsteller, geb. zu Edinburgh im Aug. 1745, betrieb daselbst lange Zeit die advokatorische Praxis, wurde 1804 Generalkontroleur der Abgaben in Schottland u. starb 14. Jan. 1831. In literarischer Beziehung zeigte er sich als glücklicher Nachahmer Sterne's; „The man of feeling", sein erster Roman, u. „The man of the world" wurden auch ins Deutsche übertragen (Berl. 1781 u. Lpz. 1802). Seit 1778 gab er auch die Zeitschrift „The Mirror", später „The Lounger" heraus, in welch letzterer er zuerst auf Rob. Burns (s. d.) aufmerksam machte. Die gesammelten Werke M.'s erschienen 1818 (8 Bde., Lond.); sein Leben beschrieb Walter Scott in den „Lives of the novelists". — William Forbes **M.**, geb. 18. April 1807, saß seit 1837 im Unterhause, wo er sich als eifriger Protektionist bemerkbar machte, wurde im April 1845 Lord des Schatzes, trat jedoch sofort zurück, als Peel sich für die Aufhebung der Korngesetze erklärte, u. schloß sich der Opposition an, welche das Ministerium stürzte. Vom Febr. bis Dez. 1852 bekleidete er in Derby's Torykabinet das Amt eines Sekretärs des Schatzamtes. Hier brachte er die nach ihm benannte **Mackenzieakte** ein, nach welcher zur Steuerung der Trunksucht die Gasthäuser in Schottland Sonntags geschlossen bleiben sollten. M. starb zu Glen in Schottland 24. Sept. 1862.

Mackenzie, Sir Alexander, schott. Reisender, geb. 1760 in der Grafschaft Inverneß, wanderte nach Canada aus u. bereiste in den J. 1789 u. 1793 von Montreal aus auf dem St. Lorenzflusse das Festland des nördl. Amerika bis zum Eismeer u. dem Stillen Ozean. Auf diesen Reisen, deren Beschreibung er später herausgab (Lond. 1801, 2 Bde., Par. 1802), entdeckte er den nach ihm benannten **Mackenziestrom** (s. d.). Er starb in Canada 1820.

Mac-Kinley (spr. Mäck-Kinleh), austral. Entdeckungsreisender, war 1840 in Südaustralien eingewandert u. Kornpächter in der Gegend nordöstl. vom St. Vincentgolf geworden, wo später die Burra-Burra-Minen aufgefunden wurden. Um neue Gründe für seine Schafe aufzusuchen, erforschte er das noch unbekannte Land im N. seines Wohnsitzes. 1861 beauftragte ihn die Regierung, an der Spitze einer Expedition den Entdeckungsreisenden Burke u. Wills zu Hülfe zu kommen, die vom Cooper Creek nach N. vorgedrungen waren. Auf dieser Reise durchschnitt M. den austral. Kontinent von S. nach N. bis zum Carpentariagolf u. erhielt vom Parlament eine Belohnung von 1000 Pfd. Sterl. 1865 erforschte er die Adamsbai u. vermaß die Anhombai in Nordaustralien; 1870 kehrte er in Privatangelegenheiten dorthin zurück u. starb 28. Dez. 1872 zu Gawlertown in Südaustralien.

Mackintosh (spr. Mäck'ntösch), Charles, schott. Chemiker, geb. zu Glasgow 1766, gest. zu Dunhattan in der Nähe seiner Vaterstadt 25. Juli 1843. Verdient im Allgemeinen um die technische Chemie durch verschiedene Erfindungen auf dem Gebiete der Färbe-, Druck- u. Bleichkunst, wie in anderen Manufakturzweigen. Er ist hauptsächlich durch einen nach ihm benannten wasserdichten Kleiderstoff bekannt geworden. Dieser 1823 zuerst von ihm hergestellte Stoff besteht aus zwei durch Kautschukauflösung verbundenen Schichten Wollenzeug.

Mackintosh, James, schott. Rechtsgelehrter, Staatsmann u. Geschichtschreiber, geb. zu Alldowrie bei Inverneß 24. Okt. 1765, war zuerst prakt. Arzt in Edinburgh, ging 1792 zur Jurisprudenz über u. wurde 1795 Sachwalter in London, hielt aber auch Vorlesungen über Natur- u. Völkerrecht. 1803—11 war er Direktor des Oberkriminalgerichts in Bombay. Seit 1813 Parlamentsmitglied, wandte er seine Thätigkeit hauptsächlich der Kriminalgesetzreform zu, stand aber auch im Kampfe für andere zeitgemäße Interessen des Rechts u. der Freiheit stets in erster Reihe. 1827 zum Geheimen Rath erhoben u. 1830 zum Mitglied der Kommission für ostind. Angelegenheiten ernannt, starb er zu London 30. Mai 1832. Henry Bulwer in seinen „Geschichtlichen Charakteren" (Lond. 1867) sagt von ihm: „Er wollte fliegen u. vergaß dabei das Gehen. Der Durst nach Ruhm ließ ihm nicht die Besinnung, ihn zu erlangen. Als Redner war er geschickt u. unbesieglich, sein Feuer riß Alle hin, ohne ihn selbst mit vorwärts zu nehmen. Dennoch hat er hauptsächlich die Preßfreiheit errungen u. manches alte Vorurtheil über Bord des Staatsschiffes befördert." Seine Schrift „Vindiciae Gallicae, or defense of the French revolution" (Lond. 1791) verschaffte ihm den Titel eines franz. Bürgers. Von seinen übrigen Schriften sind seine „History of England" (Lond. 1830) u. seine „History of the revolution in England in 1688" (ebd. 1834) zu nennen.

Macleod (spr. Mäcklaud), engl. Jurist u. Nationalökonom, geb. zu Edinburgh 1821, studirte daselbst sowie dann in Eton u. Cambridge, brachte die Zeit 1843—46 auf Reisen zu, bereitete sich nachher in London für die Laufbahn eines praktischen Juristen vor u. betrat dieselbe 1849 als Barrister der Gesellschaft des Inner-Temple, war aber 1847—53 hauptsächlich, u. zwar mit großem Erfolg, als Vorsitzender eines Comités thätig, welches in der schott. Grafschaft Roß das Armenwesen zu reformiren hatte. Ein von ihm glücklich geführter Prozeß lenkte hierauf seine Studien auf die Bank- u. Kreditverhältnisse, infolge dessen er sein erstes berühmtes Werk schrieb: „The theorie and practice of banking" (Lond. 1856), das sich zugleich gegen die Bankgesetzgebung Sir Robert Peel's richtete. Epochemachend für die Nationalökonomie überhaupt wurden seine „Elements of political economy" (ebd. 1858), worin er das ganze volkswirthschaftliche System auf die Lehre vom Tausche zurückführt u. sowol das Gebiet der Finanzen als auch das der Gesellschaftswirthschaft durchaus absondert. Nach letztgenanntem Werke begann er die Herausgabe eines „Dictionary of political economy" (1. Bd., ebd. 1859). Auch dieses zeichnet sich durch Unabhängigkeit des Urtheils u. logische Schärfe, Selbständigkeit der Untersuchung u. umfassendste Sachkenntniß aus. Eine Unterbrechung erfuhr die literarische Thätigkeit M.'s 1868—70 durch den ihm von der königl. Kommission zur Kodifikation der engl. Gesetze ertheilten Auftrag, den das Wechselrecht betreffenden Theil auszuarbeiten. Vgl. Richelot, „Une revolution en économie politique" (Par. 1863).

Maclise (spr. Mäckleihs), Daniel, vielseitiger engl. Maler, der sich mehr durch Erfindungsgabe, geistvolle Komposition u. Talent zum Zeichnen als durch seine Farbengebung einen Namen gemacht hat. Geb. 25. Jan. 1811 in Cork von unbemittelten schottischen Eltern, kam er 1827 nach London als Zögling der Akademie, später nach Paris, wo er sein erstes bedeutendes Bild, „Mokama der Zelica sich enthüllend", vollendete. Eine Reihe von Darstellungen aus der engl. Geschichte, aus Shakespeare u. anderen Dichtern, zum Theil auch Karikaturen u. Portraits, die er erscheinen ließ, fanden so günstige Aufnahme, daß er in Gemeinschaft mit anderen Malern den Auftrag

bekam, eine Reihe von Wandbildern im Parlamentshause auszuführen, zu welchem Zweck er 1855 Italien u. Deutschland bereiste, um die Technik des Fresco zu studiren. Die von ihm gemalten Bilder, der „Geist des Gesetzes“, der „Geist des Ritterthums“, die „Zusammenkunft Blücher's u. Wellington's auf dem Schlachtfelde von Waterloo“ u. der „Tod Nelson's“ brachten ihm aber weder den materiellen noch den künstlerischen Vortheil, den er gehofft hatte, so daß er sich von der öffentlichen Thätigkeit zurückzog. Er starb zu London 25. April 1870.

Mac Mahon (spr. Mack-Mahong), Herzog **v. Magenta**, Marie Edme Patrice Maurice v., Marschall von Frankreich u. zweiter Präsident der jetzigen Französ. Republik, ist zwar von Geburt Franzose, entstammt aber einem altschott. Geschlechte, welches einst den N. Irlands kolonisiren half. Später waren seine Vorfahren den Stuarts in die Verbannung gefolgt, hatten sich in Burgund angekauft u. unter Ludwig XV. die Marquiswürde erhalten. Unter der Regierung des ihm befreundeten Königs Karl X. wurde der Vater Pair. Geb. 13. Juli 1808 auf dem Schlosse Sully bei Autun, begann M. seine Laufbahn 1825 in der Militärschule von St. Cyr, aus der er 1828 als Leutnant in die Armee trat, um 1830 im Generalstabe an der Einnahme von Algier Theil zu nehmen. Nachdem er dann als Adjutant des Generals Achard auch der Belagerung von Antwerpen beigewohnt hatte, kehrte er 1833 wieder nach Afrika zurück, wo er sich beim Sturm auf Constantine 1837 auszeichnete.



Nr. 4049. Marie Edme Patrice Maurice v. Mac Mahon, Herzog v. Magenta (geb. 13. Juli 1808).

Seit 24. April 1845 Oberst im 41. Linienregiment, seit 12. Juni 1848 Brigade- u. seit 6. Juli 1852 Divisionsgeneral, ward er im April 1855 aus Afrika zurückgerufen u. im Aug. nach der Krim geschickt, wo er unter Marschall Bosquet eine Infanteriedivision übernahm. Auf Pelissier's Befehl stürmte er den Malakoff u. pflanzte mit eigener Hand die Tricolore auf die eroberte Schanze. Diese ruhmvolle Waffenthat brachte M. 22. Sept. 1855 das Großkreuz der Ehrenlegion u. 24. Juni 1856 die Würde eines Senators ein. 1857 kommandirte er wieder mit Glück die Expedition gegen die Kabylen, bis er 1859 im Kriege gegen Oesterreich den Befehl über das 2. Corps erhielt. Und diesmal war es ein glücklicher Zufall, der ihn auch zu einem großen Feldherrn stempelte. Auf dem Schlachtfelde von Magenta schwankte das Kriegsglück hin u. her, u. schon damals trat die Gefahr der Gefangennahme drohend an Napoleon heran; da erschien plötzlich M., der von der ganzen Schlacht nichts hatte wissen können, wie ein deus ex machina, fiel von Turbigo aus den Oesterreichern in die Flanke u. verhütete eine schmähliche Niederlage des franz. Heeres, um sie in einen Sieg zu verwandeln. Dankerfüllt ernannte ihn der Kaiser noch am 4. Juni zum Marschall u. zum Herzog von Magenta. Auch in der Schlacht bei Solferino kämpfte M. im Centrum mit Auszeichnung u. Glück. Seitdem zählte sein Name zu den glänzendsten Frankreichs, u. diesem Umstande dankte er es, daß ihm 1861 die Mission übertragen wurde, als außerordentlicher Vertreter Frankreichs der Krönung des Königs von Preußen beizuwohnen. Nach seiner Rückkehr von dieser mit größtem Pompe ausgeführten Mission vertauschte er die Stelle eines Oberbefehlshabers beim 7. Territorialarmeecorps in Lille mit der Kommandantenstelle beim 3. Armeecorps u. wurde 1864, mit den umfassendsten Vollmachten ausgerüstet, auf den wichtigen, verantwortungsreichen Posten eines Generalgouverneurs von Algerien berufen. Trotz seines geringen organisatorischen Talentes that er als solcher sein Möglichstes, die in dem eigenhändigen offenen Briefe Napoleon's von 1865 angedeuteten Reformen durchzuführen, der Hungersnoth im Winter 1867/68 zu steuern u. den übergroßen Eifer der kathol. Geistlichkeit einzudämmen, als diese die Unterstützungen, welche man den verhungernden Arabern reichte, zur Proselytenmacherei benutzte u. hierdurch große Aufregung unter den Muselmännern hervorgerufen hatte. Die Durchführung des neuen Systems freilich, mit der er behufs Gründung eines arab. Reiches betraut worden, war ihm nicht geglückt; schon 1868 mußte er zu dem früheren System der Kolonisation zurückkehren. Der letzte Deutsch-franz. Krieg sah M. wol wieder an der Spitze eines Armeecorps (des 1.), brachte aber ihm, wie so vielen seiner Genossen, das Ende seines Feldherrnglückes. Schon nach dem Tage von Weißenburg, wo General Abel Douai vergebens sein Eintreffen zur Unterstützung erwartet hatte, begann er das verhängnißvolle „Sich-Rückwärts-Konzentriren“. Zwei Tage später (6. Aug.) verlor er selbst gegen die III. deutsche Armee unter dem Kronprinzen von Preußen die Schlacht bei Wörth, die ihm nur noch die Erinnerung an seine Armee ließ. Seine persönliche Tapferkeit bethätigte er allerdings auch hier, u. ihr gesellte sich die männliche Aufrichtigkeit zu, mit der er nach der Niederlage an den Kaiser berichtete: „Sire! Ich schlug mich bis 5 Uhr Abends u. habe die Schlacht verloren.“ Kein franz. General hat nach M. zu einem gleich muthigen Geständniß, zu derselben Sprache eines „ehrlichen Soldaten“ sich so rückhaltlos aufgeschwungen. Inzwischen zog sich M. auf Châlons zurück, räumte aber nach den ersten Schlachten vor Metz auch jenes Lager schleunigst u. wandte sich nach Rheims, wo er aus dem 1., 7. u. 12. Corps eine neue Armee formirte. Dort erhielt er wiederholt Befehle aus Paris, die gegen Paris vorrückenden deutschen Heere zu umgehen u. Bazaine in Metz zu entsetzen. Obgleich er nun selbst die Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens erkannte, u. ihm auch Napoleon, der sich zu ihm gesellt hatte, freie Hand ließ, fügte er sich doch schließlich jenen Befehlen, u. so ereilte ihn, den Kaiser u. seine Armee das Verhängniß bei Sedan. Die Kapitulation selbst abschließen zu müssen ward ihm indeß erspart, da er gleich zu Anfang der Schlacht eine schwere Verwundung erhielt. Von derselben geheilt, verbrachte er dann seit Anfang Dezember seine Kriegsgefangenschaft in Wiesbaden. Nach Abschluß des Versailler Präliminarfriedens übernahm M. 11. April 1871 den Oberbefehl über die „Armee von Versailles“, die er großentheils aus den aus der deutschen Kriegsgefangenschaft zurückgekehrten ehemaligen Kerntruppen reorganisirte u. auf 120,000 Mann brachte. Doch hielt sich die Scheinarmee der Pariser Commune gegen diese Versailler Truppen monatelang, u. um endlich Paris aus den Händen der Commune zu befreien, bedurfte es wieder eines dienstwilligen Zufalles, der dem Marschall den Verräther Ducatel in die Arme führte. Er selbst veröffentlichte eine Schrift über die „Armée de Versailles“ (Par. 1871). Um Staatsgeschäfte hatte sich M. nie gekümmert. Dennoch ließ er sich, als es 24. Mai 1873 einer aus Legitimisten, Orleanisten u. Bonapartisten bestehenden Koalition in der Nationalversammlung gelungen war, Thiers zu stürzen, auf den Präsidentenstuhl erheben, um, nach seiner eigenen Erklärung, „die sittliche Ordnung wiederherzustellen“, in Wahrheit, um Frankreich vollständig den Ultramontanen in die Hände zu liefern. Als Staatslenker hat überhaupt M. eine verhängnißvolle Bedeutung für Frankreich. Der Charakter seiner Politik sprach sich sofort klar u. deutlich in der Wahl eines Ministers Broglie aus, dem

später der jesuitische Buffet folgte, u. wenn man, als M. im Nov. 1873 seine Präsidentschaft von der Nationalversammlung auf sieben Jahre verlängern ließ (vom 23. Nov. angefangen bis 1880), zuerst nicht recht wußte, was dieses „Septennat" eigentlich bezwecke, so haben doch bald die Thatsachen darüber fast vollständigen Aufschluß gegeben: Indem der starre Monarchist während seiner siebenjähr. Herrschaft dafür sorgt, daß die legitimistischen od. orleanistischen od. bonapartistischen Prätendenten von der Stelle fern bleiben, die er selbst eingenommen, hat er diesen u. ihren Anhängern gegenüber die Verpflichtung übernommen, die Herstellung einer wohlorganisirten Republik zu verhindern; vermeidet er doch so viel wie möglich, selbst nur den Namen der ausdrücklich als provisorisch erklärten Republik zu gebrauchen, u. treffend hat man daher das jetzige Frankreich das Herzogthum Magenta genannt. Der vorherrschende Charakter desselben ist die Halbheit u. das Provisorische aller Zustände; dadurch erklärt sich auch die Unmöglichkeit für den heutigen franz. Staat, Allianzen zu finden, mit anderen Staaten in dauernde u. engere Beziehungen zu treten. Als Vollmachtträger der streitenden Kirche findet übrigens der Marschallpräsident in seiner Gemahlin, Elisabeth Charlotte Sophie de la Croix de Castries (geb. 13. Febr. 1834), die ihrerseits sich von jeher gern mit Politik beschäftigt hat, den besten Beistand. Vgl. Pellion, „L'histoire du maréchal M." (Par. 1875).



Nr. 4050. Dorfstraße in Madagascar.

Maçon, s. „Maurer u. Freimaurer".

Mâcon, Hauptstadt des franz. Dep. Saône et Loire mit 15,713 E. (1872), liegt am rechten Ufer der Saône, ist im Innern veraltet, schlecht gebaut u. hat eine Brücke, welche von Cäsar herrühren soll, eine schöne Domkirche, ein Lyceum u. ein Lehrerseminar. Die Umgegend, in der zahlreiche röm. Alterthümer gefunden werden, erbaut einen vortrefflichen Wein, welcher neben Holz u. Getreide den Hauptausfuhrartikel der Stadt bildet. Die Fabriken M.s produziren Uhren, Eisen-, Kupfer- u. Messingwaaren, Fayence, wollene u. leinene Webwaaren, Sammt u. Leder. An dem Flusse ziehen sich schöne Kais hin. Im Mittelalter bildete M. mit einem eigenen Gebiete die Grafschaft Maconnais, welche 1238 an Frankreich, 1435 an Burgund u. 1477 abermals an Frankreich kam.

Macpherson, James, engl. Schriftsteller, geb. 1738 zu Kingussie bei Ruthven (Inverneß), gest. 1796 zu Belleville bei Inverneß. M. hat sich weit weniger durch seine eigenen mittelmäßigen Dichtungen („The Highlanders", 1758, u. „Fragments of ancient poetry etc.") u. geschichtlichen Werke („History of Great Britain from the restoration to the accession of the house of Hanover", 2 Bde., Edinb. 1775) als durch die Herausgabe der Gedichte Ossian's (s. d.) bekannt gemacht („Fingal", 1762; „Temora", 1763). Es ist viel darüber gestritten worden, ob die von ihm herausgegebenen, dem Ossian zugeschriebenen Dichtungen wirklich, wie er angab, die Uebersetzungen altgälischer Texte seien, u. die Frage dürfte endgiltig auch heute noch nicht entschieden sein. Charakteristisch für M. ist, daß er von seinem Nachlasse 300 Pfd. Sterl. zur Errichtung eines Denkmals für sich selbst bestimmte.

Macready (spr. Mäckreddi), William Charles, berühmter engl. Schauspieler u. Bühnenleiter, geb. zu London 3. März 1793, ward in Rugby erzogen, begann im Juni 1813 zu Birmingham seine Künstlerlaufbahn als Romeo u. trat 16. Sept. 1816 zum ersten Male in London auf der Bühne des Covent-Garden auf. Während aber Ludwig Tieck, der kurz darauf nach London kam, die eminente Begabung des jungen Mannes sofort richtig beurtheilte, hatten seine Landsleute Auge u. Ohr nur für Kean u. Kemble. Erst 1820 fing das Londoner Publikum an, sich auch für M. zu begeistern, dem bald die Hauptrollen in den Shakespeare'schen Dramen ausschließlich übertragen wurden. Seine glänzendste Zeit begann 1830 mit der Uebernahme der Direktion des Haymarket-Theaters. Er führte dieselbe bis 1844 u. gestaltete während dieser Zeit das engl. Theater völlig um, reinigte insbes. die Dramen Shakespeare's von den sie verunstaltenden Aenderungen u. Einschiebseln, förderte auch das zeitgenössische Drama, gab den Stücken eine eben so zweckmäßige wie reiche Ausstattung u. führte den Anstand auf die Bühne zurück. Nachdem er die Direktion niedergelegt hatte, wirkte er auf dem Drurylane-Theater als Darsteller noch bis 26. Febr. 1851, an welchem Tage er in der Rolle des Macbeth, seiner bedeutendsten, seine Bühnenthätigkeit abschloß. Er starb zu Cheltenham 30. April 1873.

Macrobius, Aurelius Ambrosius Theodosius, ein angesehener Mann am Hofe des jüngeren Theodosius (Anfang des 5. Jahrh. n. Chr.), verfaßte einen Kommentar zum „Somnium Scipionis" von Cicero, außerdem aber ein antiquarisches Sammelwerk, das er „Saturnalia" betitelte u. welches in sieben Büchern in Form eines Gesprächs eine Reihe von Gegenständen der Literatur u. der

altröm. Kirchenverfassung behandelte. Dieses oberflächliche u. in schlechtem Stile gearbeitete Werk, welches außerdem Frühere, nam. Gellius, ausschreibt, ohne sie zu nennen, aber doch manche werthvolle Notiz enthält, besitzen wir nur in lückenhaften Handschriften (herausgeg. von L. v. Jan, 2 Bde., Quedlinb. u. Lpz. 1848—52; von Eyssenhardt, Lpz. 1868); die Schrift „De differentiis et societatibus graeci latinique verbi" ist nur in mittelalterlichen Excerpten erhalten (zusammengestellt von Keil im 5. Bde. seiner „Grammatici latini", Lpz. 1868).

Macula (lat.), der Fleck; m. hepatica, der Leberfleck; maculatus, gefleckt; **makuliren**, eigentl. beflecken, sodann: zu Schmuz- od. Packpapier (Makulatur) machen.

Madagascar, die größte Insel Afrika's, die drittgrößte der ganzen Erde, mit 10,751 □M., von denen 7,59 □M. auf die benachbarten Eilande kommen, liegt an der Ostseite Afrika's, im Indischen Ozean, von dem Festlande durch die Straße von Mozambique getrennt, u. erstreckt sich von dem nördlichsten Punkte Kap d'Ambre od. Massoampamuriki (12° s. Br.) bis zum südlichsten Kap Ste. Marie (25° 40′ s. Br.) 205 M. lang bei einer Breite von 55—78 M. Am reichsten gegliedert ist die nordwestl. Küste, während der größte Busen, die Antongil-Bai, sich an der Ostseite der Insel befindet. Im Allgemeinen ist die Küste flach, theilweise von Strandlagunen begleitet u. verhältnißmäßig arm an sicheren Ankerplätzen. Nach den Forschungen des franz. Reisenden A. Grandidier (1865—70) umfaßt M. zwei physisch von einander scharf geschiedene Theile, einen nördl. u. östl. ganz gebirgigen u. einen südl. u. westl. verhältnißmäßig flachen; 5 ziemlich parallele Gebirgsketten durchziehen die Insel, theilweise durch Querriegel verbunden u. in Plateaux sich verbreiternd. Die mittlere, der Granitformation angehörend, mißt durchschnittlich nicht mehr als 1000—1200 m. an Höhe, während die anderen, meist aus sekundären Gesteinen bestehenden Ketten noch niedriger u. von einander durch sandige Ebenen od. wüste, von Schluchten durchzogene Hochflächen getrennt sind. Südl. vom 22.° breiten sich weite, leicht gewellte Ebenen bis zur Küste aus. Der Süden hat sehr wenig Flüsse, der Osten keinen, der von Kähnen weiter als 3—5 M. von der Küste befahren werden kann; an der Westseite münden aber einige wasserreiche Ströme, die, wie der Tsidsubon od. Menabe, der Betsibuka u. sein Nebenfluß, der Ikiupa, fast bis an den Fuß des centralen Granitgebirges schiffbar sind. Auch die klimatischen Verhältnisse zeigen eigenthümliche Gegensätze. Der O. wird von den feuchten Monsuns des Indischen Ozeans bestrichen, welche sich an den Gebirgen des Innern brechen u. durch ihre Niederschläge auf diesem Theile der Insel die größte Fruchtbarkeit entwickeln u. prächtige Wälder entstehen lassen. Die meist mit rothem Eisenthon bedeckten centralen Hochebenen sind dagegen viel wasserärmer u. besitzen bei ihrem rauheren Klima eine weit spärlichere Vegetation u. eine dürftigere Bevölkerung. Trockener ist der Westen u. nam. der Süden, welcher von den Passatwinden berührt wird u. streckenweise in wirkliche Wüstenei übergeht. Dort ist das Land nur längs der ziemlich seltenen Gewässer bewohnt. Die Regenzeit dauert vom Oktober bis April. Die Vegetation M.s zeigt eine große Anzahl nur dieser Insel eigenthümlicher Pflanzenarten, so nam. den Baum der Reisenden (Ravenala); sonst mischen sich hier ind. u. afrikan. Formen. Akazien u. Eriken charakterisiren neben baumartigen Farnkräutern die Savannenregion. Letztgenannte Pflanzen erscheinen auch gesellig in den Bergwäldern, die von holzigen Lianen durchrankt sind u. ein dichtes Unterholz zeigen. Ebenholz- u. Sandelbäume liefern wichtige Produkte für die Ausfuhr, wenig zahlreich sind dagegen die Palmenarten. Die großen Raubthiere Afrika's fehlen M., ebenso die Dickhäuter, dagegen bergen die Flüsse viele Krokodile. Besonders reich ist das Land an Halbaffen (Aye-Aye) u. Vögeln, von denen unter 200 Arten allein 96 nur auf dieser Insel vorkommen. Von den ausgestorbenen Vogelarten hat der Alpyornis maximus in den Sandebenen im S. wenigstens Schalen seiner Eier zurückgelassen, welche die Straußeneier 5—6mal an Größe übertreffen. Die Massen von wilden Schweinen, welche den Fruchtfeldern beträchtlichen Schaden zufügen, hat M. den einheimischen Namen Nossi dambo (d. h. Insel der Wildschweine) verliehen.

Die Zahl der Bewohner M.s, der **Malagasen** (auch **Madegassen**), wird von Grandidier nur auf 4 Mill. geschätzt, Oliver nimmt dagegen 5,300,000 an u. weist davon der malayischen Rasse 3,800,000 (darunter die Hovas mit 800,000) u. der dunkelfarbigen Rasse 1,500,000 zu. Verwandt mit den Hovas, vielleicht ein Mischvolk von diesen u. den Ureingeborenen, sind die Betsileos. Die dunkle Rasse bewohnt vorzugsweise den Westen; diese Völker, unter denen die Sakalavas die volkreichsten sind, stehen in naher Verwandtschaft zu den Kaffernvölkern des benachbarten afrikan. Festlandes u. sind von diesem aus in M. eingewandert. Später kamen die Malayen, den Winden u. Meeresströmungen folgend, an die Ostküste u. drängten die Afrikaner in die Gebirge u. die unfruchtbaren Gegenden des Westens. Seit Anfang dieses Jahrhunderts haben die streitbaren u. intelligenten Hovas die Oberherrschaft über die Insel erlangt, nachdem in entsetzlich blutigen Kriegen die Sakalavas dezimirt u. Tausende von ihnen zur Auswanderung gezwungen worden waren. Der besiegte Stamm hat die Sprache der Sieger angenommen, doch das Heidenthum behalten, während auf der Insel offiziell das Christenthum als Landesreligion eingeführt ist u. die malayischen Stämme, nam. die Hovas, sich zum Presbyterianismus bekennen. Mohammedaner findet man nur an einzelnen Orten unter den Malayen, doch nie in großer Anzahl. Die Sakalavas treiben nur Ackerbau u. Viehzucht, die Hovas u. Betsileos daneben aber auch technische Gewerbe: sie sind geschickte Schmiede u. Goldarbeiter u. wissen gute seidene u. wollene Waaren zu weben. Reis, Tabak, Bataten, Bananen, Zuckerrohr, Baumwolle, Manioc u. Sagopalmen sind die wichtigsten Nutzpflanzen M.s. Sandel- u. Ebenholz wird bes. von Kanatzi ausgeführt, Reis bildet den Hauptexportartikel von Tamatave, dem größten Handelsplatz der Insel an der Ostküste. Die Hauptstadt der Insel ist Tananarivo im Innern mit 70—80,000 E. Die Franzosen sind die einzige fremde Macht, welche auf M. einige fremde Küstenplätze im Besitz haben; es sind dies an der Westseite die Insel Nossi-Bé mit Dependenzen (2,99 □M. mit 7689 E. im J. 1871) u. die Bali-Bucht; an der Nordspitze der Diego-Suarez-Hafen u. an der Ostseite die Insel Ste. Marie mit dem Orte Port Louis (3,16 □M. mit 6338 E. im J. 1871).

M. war schon dem Reisenden Marco Polo im 13. Jahrh. dem Namen nach bekannt, entdeckt wurde es jedoch erst von dem portugiesischen Seefahrer Antão Gonçalves 1505 u. von diesem San Laurenço benannt. Die Franzosen nahmen schon 1643 Besitz von der Insel Ste. Marie, eine Handelsgesellschaft gründete in den folgenden Jahren an mehreren anderen Punkten der Insel Niederlassungen u. M. erhielt den Namen **Ostfrankreich**; Nossi-Bé wurde von Frankreich 1841 erworben u. die Missionsstation Bali 1859 gegründet, zugleich trat diese Macht als Beschützerin der von den Hovas bedrängten Sakalavas auf. Erstere waren 1826 von Radama I. zu einem großen Einheitsstaate verbunden worden, eine starke Armee wurde gebildet, Schulen errichtet, Straßen gebaut, der Sklavenhandel abgeschafft u. den Missionaren der Zutritt zu der Insel erlaubt. Im J. 1828 ward jedoch dieser weise König vergiftet u. seine Wittwe Ranavaluna folgte, welche zwar das alte Heidenthum wieder zur Staatsreligion erhob u. sehr blutdürstig regierte, aber doch dem Franzosen Laborde so viel Einfluß gestattete, daß die Reformen Radama's nicht vollständig untergingen u. der Handel sich nach u. nach wieder hob. Laborde erzog den Prinzen Rakoto mit aufgeklärten Grundsätzen. Als Ranavaluna 16. Aug. 1861 starb, folgte ihr Rakoto als Radama II. auf dem Throne, ein König, in dem sich Aufklärungssucht u. Barbarei in seltsamer Weise mischten. Er verbot die alten Gottesgerichte, baute Straßen u. Schulen, schränkte den Priestereinfluß ein u. proklamirte Religionsfreiheit. Zugleich schloß er mit Frankreich einen Handelsvertrag u. trat an dieses die Diego-Suarez-Bucht ab. Die nationale Partei u. die heidnischen Priester bereiteten, nicht ohne auf engl. Sympathien sich zu stützen, eine Palastrevolution vor, in deren Folge 1863 der König erdrosselt u. seine Gemahlin Raboda als Rosaherina auf den Thron erhoben wurde. Unter ihr erhielt M. eine besondere Verfassung, in welcher dem Adel Theilnahme an der Gesetzgebung gewährleistet, den Ausländern freie Ansiedelung gestattet u. Religionsfreiheit für Christen u. Heiden verkündet wurde. Mit den Engländern ward 1865 ein Handelsvertrag abgeschlossen, welcher günstiger war als die Verträge mit den Franzosen. Ihr folgte 1. April 1868 die gegenwärtig regierende Königin Ranovolo II.; bei ihrer Krönung 3. Sept. erkannte sie das Christenthum als Landesreligion an u. ließ sich selbst 21. Febr. 1869 mit einem großen Theile des Adels taufen.

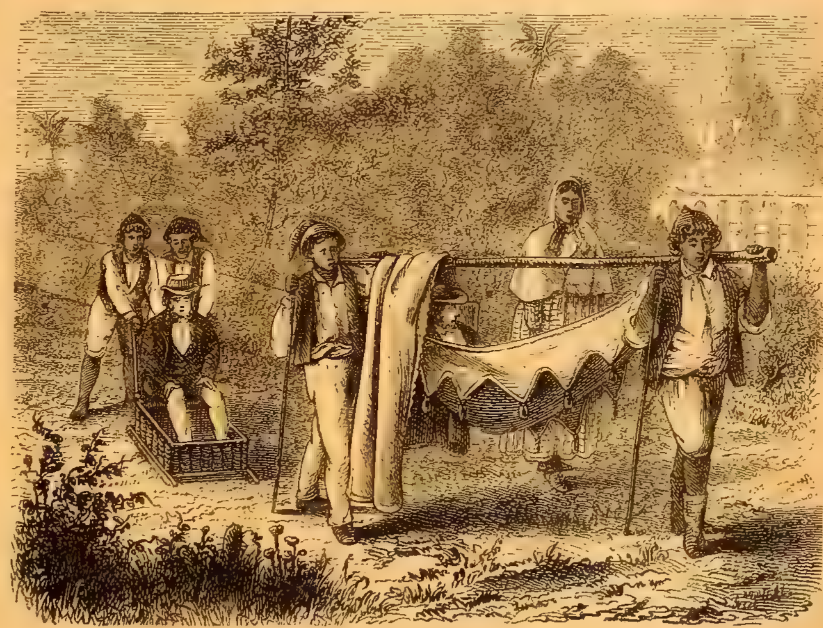
Madai, eine deutsche Familie ungar. Ursprungs, die durch **David Samuel v. M.** nach Norddeutschland verpflanzt wurde. Geb. zu Schemnitz 4. Jan. 1709, ward derselbe 1739 Physikus des Waisenhauses in Halle, wurde als angesehener Arzt u. ausgezeichneter Münzforscher 14. Jan. 1766 geadelt u. starb als anhalt-köthen'scher Hofrath u. Leibarzt auf seinem Gute Benkendorf bei Halle 2. Juli 1781. Von ihm rühren die M.'schen Geheimmittel gegen mancherlei Krankheiten her, welche den Francke'schen Stiftungen des Halle'schen Waisenhauses als einträgliches Vertriebsmittel gedient haben. Auch gab er heraus: „Vollständiges Thalerkabinet" (3 Thle., Königsb. 1665—67, nebst 3 Suppl. 1768—74). — **Karl Otto v. M.**, Nachkomme des Vorigen, geb. zu Zschaten bei Halle 29. Mai 1809, habilitirte sich 1832 in Halle als Privatdozent für das Römische Recht u. wurde das. 1835 Professor, folgte aber 1837 einem Rufe an die Universität Dorpat, wo er bis 1842 wirkte.

Seit Dez. 1843 Privatsekretär der Herzogin Elisabeth von Nassau, ging er nach deren Tode (1845) als Prof. der Rechte nach Kiel, wo er sich auch an den literar. Fehden hinsichtlich der schleswig-holst. Frage betheiligte u. zu den 7 Professoren gehörte, welche in der Schrift „Staats- u. Erbrecht des Herzogthums Schleswig" (Hamb. 1846) den dän. Ansprüchen entgegentraten. Im J. 1848 Mitglied des Frankfurter Vorparlaments u. dann Gesandter der Provisorischen Regierung Schleswig-Holsteins beim Deutschen Bunde, übernahm er Michaelis 1848 eine Professur in Freiburg, ging jedoch schon 1849 nach Gießen, wo er 2. Juni 1850 starb. Er schrieb: „Die Statu liberi des Römischen Rechts" (Halle 1834); „Die Lehre von der Mora" (ebd. 1837) u. „Beiträge zur Dogmengeschichte des gemeinen Civilrechts" (Riga 1839). Sein Leben beschrieb Preller (Lpz. 1850). — Guido v. M., ein Vetter des Vorigen, geb. zu Halle 31. Jan. 1810, studirte die Rechte, ward 1848 Landrath des Kostenzer Kreises, 24. Juli 1866 Civilkommissar der Stadt u. des Gebietes Frankfurt a. M., 1. Sept. 1867 Polizeidirektor daselbst u. ist seit 12. Aug. 1872 Polizeipräsident von Berlin.

Madame (spr. Madahm'), eigentlich „meine Dame" (s. „Dame"), hat eben so wie „Monsieur" ganz selbständige Bedeutungen angenommen. M. war in Frankreich der Titel für die Gemahlinnen der Brüder des Königs sowie für die Tanten u. verheiratheten Töchter desselben; auch seine älteste Tochter, wenn sie vor dem Dauphin geboren war, hieß M. Jetzt werden aber in Frankreich alle verheiratheten Frauen mit M. angeredet u. titulirt. Im Deutschen ist dies lange Zeit in ähnlicher Weise gebrauchte Wort für die Frau eines Mannes, der keinen Titel führt (z. B: M. X., aber Frau Dr. Y.), durch das Wort „Frau" ziemlich verdrängt worden.

Madeira (spr. Madehra), eine portugiesische Insel, 150 M. im SW. von Lissabon im Atlantischen Ozean gelegen u. zu Afrika gerechnet; bildet mit der Nachbarinsel Porto-Santo u. einigen andern kleinen Eilanden die Gruppe der M.-Inseln od. Nördl. Kanarien mit einem Flächenraum von 14,8 □M. u. 118,379 E. (1871). M. ist ein erloschener Vulkan, welcher sich in seiner höchsten Spitze, dem Pico Ruivo, zu 1845 m. erhebt u. mit seinen basaltischen Felsmassen steil zum Meere abfällt. Zahlreiche Bergströme haben an den Abhängen des centralen Plateaus eine Menge malerischer Schluchten, die Ribeiras, ausgespült. Unter den Thälern ist das Curral das Freiras (d. h. Thal der Nonnen) genannte bes. romantisch. Die Fruchtbarkeit auf dem verwitterten vulkanischen Gestein macht M. zu einer der schönsten Inseln der Kanarien; die Regenmenge ist hier größer als auf den südlicher gelegenen Inseln u. der Thau ersetzt den fehlenden Regen auch im Sommer. Die Küstenregion ist reich an Gärten, in denen die Dattelpalme u. selbst der Kaffee gedeiht, Anpflanzungen von Zuckerrohr u. des Kochenille-Cactus bedecken weite Flächen, Wald ist aber nur in geringen Beständen vorhanden, da er in früheren Zeiten in thörichter Weise meist durch Feuer vernichtet worden ist; nur an der Südseite gewinnen Kiefernkulturen an Ausdehnung; Eriken, Farne, Vaccinien, Ginster, Lorber- u. Myrtengebüsche sind an die Stelle des Buschholzes getreten. Von den Resten des Waldes liefern die Stämme einer Art Laurus das M.-Acajou. Einst war der Wein das Hauptprodukt der Insel. Die Madeiraweine theilte man in 4 Klassen: den Malvasier, den trockenen (Dry) M., den Sercial u. den Tinto. Die Trauben, deren Reben theils aus Cypern, woher sie schon 1445 nach M. gebracht worden sind, theils vom Kap der guten Hoffnung stammen, wurden im Herbste in halb trockenem Zustande geerntet u. die trockensten zum Dry-M. verwendet. Die 1852 eingeschleppte Rebenkrankheit hat die Produktion außerordentlich vermindert, 1833 wurden etwa 22,000 Pipen, 1855 nur 29 Pipen gewonnen; erst seit 1863 ist der Ertrag wieder im Steigen, doch stammt der größte Theil der in den Handel kommenden Madeiraweine nicht von dieser, sondern von anderen Kanarischen Inseln. Der Rückschritt der Weinkultur hatte die Bevölkerung veranlaßt, sich mehr dem Anbau des Zuckerrohres, Kaffees, Indigos u. der Pflege der Kochenille zuzuwenden. Letztere ist das wichtigste Handelsprodukt der Insel geworden. Die Bevölkerung besteht vorzugsweise aus Portugiesen, Negern u. Mulatten; den größten Theil des Handels haben die in der Hauptstadt Funchal (s. d.) ansässigen Engländer in den Händen. Das milde, feuchte Klima macht M. zu einem nam. im Winter von Brustkranken stark besuchten Luftkurort. Seit 1874 steht die Insel durch das von Lissabon nach Pernambuco gelegte transatlantische Kabel in direkter Telegraphenverbindung mit Europa; Funchal selbst ist eine wichtige Station für die nach südamerikan. Hafenplätzen bestimmten Schiffe. — M. ist schon in der Mitte des 14. Jahrh. von ital. Schiffern entdeckt u. nach seinen bedeutenden Waldungen Isola di legname (d. h. Waldinsel, portug. M.) benannt worden; besiedelt wurde es 1420 durch die Portugiesen João Gonçalves Largo u. Tristão Vaz.

Madeira, der größte Nebenfluß des Amazonenstromes (Marañon) in Südamerika, ist das Produkt mehrerer bedeutender Quellströme, welche auf den Anden Bolivia's entspringen. Der längste von diesen ist der Rio Grande, welcher aber nach der Mündung des Mamoré seinen Namen mit letzterem vertauscht u. erst nach Eintritt in das brasilianische Gebiet u. nach Aufnahme des ihm rechts zuströmenden Guapore, des Grenzflusses zwischen Brasilien u. Bolivia, u. des links einmündenden Beni den Namen M. erhält. In Bolivia haben diese zum Oberlaufe des M.



Nr. 4051. Auf Madeira.

gehörigen Ströme nach ihrem Austritt aus den Gebirgslandschaften ausgedehnte Pampas durchflossen, welche von großen Rinder- u. Pferdeherden belebt werden; auf brasilian. Gebiete treten jedoch an den M. wie an den Guapore auf beiden Seiten Gebirgszüge heran, welche von den Strömen in einem Systeme von Querthälern durchbrochen werden müssen; zahlreiche Stromschnellen hemmen hier die Schiffahrt. Die Hauptrichtung des vereinigten Stromes bleibt in Brasilien im Allgemeinen eine nordöstliche; seine Mündung liegt unterhalb des Indianerortes Borba u. oberhalb der Stadt Manaos (s. d.). Auf einem 450 M. langen Laufe entwässert der M. ein Gebiet von 21,050 □M. u. übertrifft selbst die Donau an Wasserfülle. Der M. wird bis zu den Stromschnellen regelmäßig von brasilianischen Dampfern befahren; oberhalb der Stromschnellen sind die meisten der Quellströme wieder auf weite Strecken für größere Schiffe praktikabel; kleinere Fahrzeuge haben auch seit 1861 mehrmals den Katarakten getrotzt u. sind von den Centralprovinzen Bolivia's bis zu der Mündung des M. gekommen. Um nun einen ununterbrochenen Handelsweg von den östl. Provinzen Bolivia's nach dem Marañon zu gewinnen, hat die brasilian. Regierung 1870 nordamerikan. Unternehmern auf 50 Jahre das Betriebsprivilegium einer bereits im Bau befindlichen Eisenbahn gewährt, welche von S. Antonio auf dem rechten Ufer des Mo bis zur Mündung des Beni u. von da weiter nach S. am Guapore aufwärts in einer Länge von 40 M. führen u. die Katarakte umgehen soll.

Mademoiselle, eigentlich „meine Demoiselle" (s. „Demoiselle"), wurde früher bei der Anrede unverheiratheter Mädchen viel gebraucht, ist aber jetzt meist durch „Fräulein" verdrängt. Es war auch der Titel der Töchter, Enkelinnen u. Nichten des Königs von Frankreich; die erste Prinzessin von Geblüt hieß M. de France. Die zusammengezogene Form „Mamsell" ist bes. in den Zusammensetzungen „Wirthschafts-, Laden-, Näh- 2c. Mamsell" gebräuchlich.

Maden nennt man den fußlosen Jugendzustand (die Larve) gewisser Insekten, nämlich der Fliegen u. einiger Käfer, wie z. B. der Prachtkäfer, zum Unterschiede von den Raupen, Afterraupen u. Engerlingen,

welche Beine haben. Sie leben versteckt in der Erde od. in thierischen (z. B. Käsemade, Fleischmade) od. vegetabilischen Substanzen (z. B. Obstmaden) u. bewegen sich kriechend od. schnellend.

Madenwurm (Oxyuris vermicularis) od. Springwurm, ein den Fliegen- od. Springmaden oberflächlich ähnlicher Eingeweidewurm aus der Familie der Spulwürmer (Ascariden). Derselbe bewohnt den Dickdarm — u. zwar vorwiegend den Mastdarm — des Menschen, hauptsächlich der Kinder, oft zu Tausenden u. nährt sich vom Darmkothe. Das Weibchen hat eine Länge von 10 mm., das weit seltenere Männchen von nur 4 mm. Merkwürdig ist das regelmäßig in den Abendstunden, veranlaßt vielleicht durch die Bettlage, erfolgende massenhafte Auswandern dieser Würmer durch den After in dessen Umgebung, das ein unerträgliches Jucken verursacht, welches sich beim Zurückwandern der Würmer wieder verliert. Die Madenwürmer sind neben dem Spulwurm die gemeinsten menschlichen Eingeweidewürmer, über alle Erdgegenden verbreitet, u. waren schon den Aerzten des Alterthums (Hippokrates ꝛc.) als ἀσκαρίς bekannt. Der Reiz, den sie bei zahlreichem Vorkommen auf die Nerven ausüben, veranlaßt oft Krankheiten der Geschlechtssphäre sowie Geisteskrankheit. Eine dem M. verwandte Art (Oxyuris minuta) bewohnt den Dickdarm der Affen.

Maderanerthal, ein großartiges Alpenthal im schweiz. Kanton Uri, wird vom Kärstelenbach durchflossen, welcher bei Amsteg in die Reuß mündet. Im Hintergrunde von der Tödigruppe, nam. vom Scheerhorn u. vom Großen Ruchen, seitlich von den Windgällen u. dem Oberalpstock abgeschlossen, gewährt das M. einen erhebenden Einblick in die Gletscherwelt der Hochalpen (von der Bernertsmatt); es bietet Gelegenheit zu leichteren Eistouren (Hüfigletscher) u. zeichnet sich durch prachtvolle Wasserfälle aus (Brunnibach). Der Hauptort des Thales ist Bristen.

Madison (spr. Mädis'n), James, 4. Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. zu Montpellier (Virginia) 16. März 1751, wurde Rechtsanwalt u. Mitglied des Kongresses, wo er als gewandter Redner großen Einfluß gewann u. die neue Verfassung der Union begründen half; auch wirkte er dann für deren Annahme seiten des Volkes durch Flugschriften. Unter Jefferson's Präsidentschaft 1808 zum Staatssekretär ernannt u. seit 1809 selbst Präsident, bekämpfte er im Interesse der Unabhängigkeit des Vaterlandes die zu England hinneigende Partei der Föderalisten, verschloß der brit. u. franz. Flagge die Häfen der Union (Nonintercourse-Act) u. erklärte 1812 den Engländern, da diese sich nicht so nachgiebig wie die Franzosen gezeigt u. Ostflorida in Besitz genommen hatten, den Krieg. Seine Wiederwahl im J. 1813 lohnte M. durch Muth u. Energie bei allen Mißerfolgen der amerikan. Waffen u. insbes. Angesichts der Zerstörung der Bundeshauptstadt Washington durch den Feind. Den kräftigen Maßregeln des Präsidenten war es auch zu verdanken, daß die Amerikaner schließlich doch das Uebergewicht erhielten u. durch den am 24. Dez. 1814 zu Gent abgeschlossenen Frieden der Zustand wie vor dem Kriege wiederhergestellt wurde. Erfolgreich war er dann auch bestrebt, die Wunden des Landes zu heilen u. den Wohlstand der Union zu heben. Nachdem er noch 1. März 1817 die Navigationsakte unterzeichnet hatte, trat er drei Tage später von der Präsidentschaft zurück. Er lebte seitdem wieder in seinem Geburtsorte, wurde dort Friedensrichter u. starb daselbst 28. Juni 1836. — Vgl. Rives, „History of the life and times of J. M." (3 Bde., Boston 1859—69).

Mädler, Johann Heinrich v., verdienter Astronom, geb. zu Berlin 29. Mai 1794, faßte schon als Schüler des Friedrich Werder'schen Gymnasiums eine große Neigung für das Studium der Astronomie u. beschäftigte sich mit demselben, auch nachdem er sich, da durch den Tod der Eltern (1813) seine Lebenspläne zerstört wurden, dem Lehrerberufe gewidmet hatte. Seit 1818 besuchte er die Berliner Universität u. 1822 ward er Lehrer am städtischen Schullehrerseminar. Bald darauf trat er in Verbindung mit dem reichen Geh. Rath Wilhelm Beer (s. d.), der 1829 auf seiner Villa im Thiergarten eine Sternwarte bauen u. sehr werthvolle Instrumente dort aufstellen ließ. Mehrere glänzende Resultate seiner eifrigen Beobachtungen brachten ihm 1833 den Auftrag der Regierung ein, auf der Nordspitze der Insel Rügen astronomische Zeitbestimmungen auszuführen, welches Auftrags er sich mit ausgezeichnetem Erfolg entledigte. Schon vorher hatte M. auf der Beer'schen Sternwarte sein Augenmerk hauptsächlich auf den Mond gerichtet, u. nachdem seine große Mondkarte (4 Bl., Berl. 1834—36) beendet war, ließ er zu deren Erläuterung eine „Allgemeine vergleichende Selenographie" (2 Bde., ebd. 1837) u. 1838 einen Auszug aus derselben sowie eine kleinere Mondkarte erscheinen. Diese Veröffentlichungen fanden die allgemeinste Anerkennung u. M. erhielt infolge dessen die Stelle eines Observators an der königl. Sternwarte in Berlin u. den Professortitel. Im Sept. 1840 folgte er einem Rufe als Universitätsprofessor u. Direktor der kaiserlichen Sternwarte nach Dorpat. Hier wirkte er bis zum Herbste 1865, dann kehrte er, nachdem er schon 1858 durch seine Erhebung zum Wirkl. Staatsrath den russ. Erbadel erhalten hatte, in sein Vaterland zurück, privatisirte längere Zeit in Bonn u. wandte sich zuletzt nach Hannover, wo er 14. März 1874 starb. Seit 4. Juni 1840 war er mit Minna Witte (geb. im Okt. 1809) vermählt, der sowol als Dichterin wie als astronomischen Dilettantin bekannten Tochter des Konsistorialraths Witte in Hannover; mit ihr hatte er auch 1860 eine Reise nach Spanien gemacht, um 18. Juli die totale Sonnenfinsterniß zu beobachten. Außer seinen Arbeiten über den Mond veröffentlichte er in früherer Zeit auch über den Planeten Mars wichtige Beobachtungen u. später über den Firsternhimmel (Lpz. 1858, 2. Aufl. 1861); die von ihm über diesen u. die Firsternsysteme aufgestellten Ansichten (s. seine „Untersuchungen über die Firsternsysteme", 2 Bde., Mitau 1847 f.) wurden geradezu epochemachend.



Nr. 4052. Johann Heinrich v. Mädler (geb. 29. Mai 1794, gest. 14. März 1874).

Was seine Schriften vor denjenigen anderer Astronomen auszeichnet, ist die allgemein verständliche, im besten Sinne des Wortes populäre Art der Behandlung; bes. hervorzuheben in dieser Beziehung sind seine „Schrift über die Centralsonne" (1. u. 2. Aufl., Mitau 1846), seine „Populäre Astronomie" (Berl. 1842, 6. Aufl. 1867), seine „Astronomischen Briefe" (3 Thle., Mitau 1844 f.) sowie zahlreiche Beiträge in verschiedenen Zeitschriften. Die letzte Zeit seines Lebens benutzte er zur Abfassung einer „Geschichte der Himmelskunde nach ihrem gesammten Umfange" (3 Bde., Braunschw. 1872 ff.). Auch gab er eine Sammlung seiner „Reden u. Abhandlungen" (ebd. 1870) heraus. Seinen tiefreligiösen gläubigen Sinn hat er in mehreren dichterischen Versuchen zum Ausdruck gebracht.

Madonna (ital., d. h. meine Herrin) ist die Bezeichnung der heil. Jungfrau als Gegenstand der Verehrung u. Anrufung u. der Darstellung in Andachtsbildern. Obgleich diese Verehrung u. Anrufung erst gegen das Ende des 4. Jahrh. erwähnt wird, sind die ältesten Darstellungen der M. in den Katakomben doch um einige Jahrhunderte früher zu setzen. Beliebt wurden vom 5. Jahrh. die Bilder der M. als Gottesmutter (Θεοτόκος) mit dem Christkinde auf dem Schoß, seitdem das Konzil von Ephesus (431) die Nestorianer, welche die Maria als Gottesgebärerin

Madonnen.



Nr. 1. Deipara, geschnittener Stein aus dem 3. Jahrh. Museo Vettori in Rom.



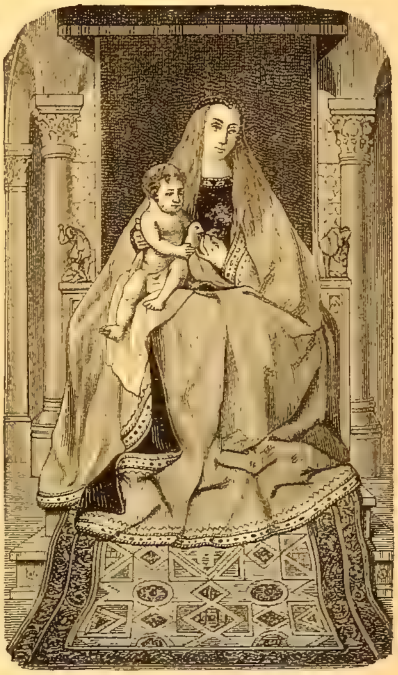
Nr. 4. Sixtinische Madonna von Raphael.



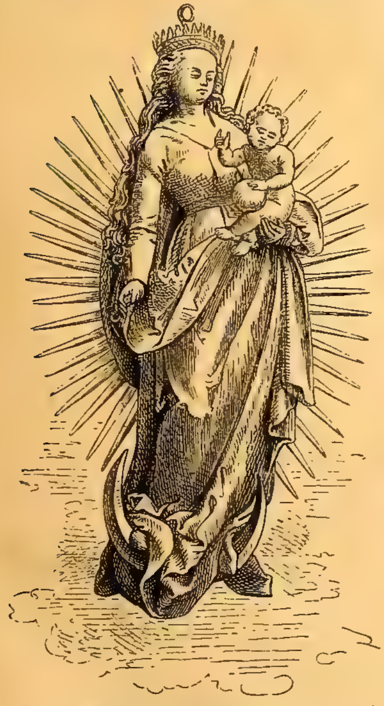
Nr. 2. Gefäßboden aus dem 3 Jahrh., gefunden in den Katakomben des heil. Callixtus zu Rom.



Nr. 3. Vas lustrale in Elfenbein, geschnitzt zwischen 973 u. 978; in S. Ambroggio in Mailand.



Nr. 5. Madonna von van Eyck. Museum in Antwerpen.



Nr. 6. Madonna im Dom zu Schleswig, geschnitzt von Hans Brüggemann 1514—21.

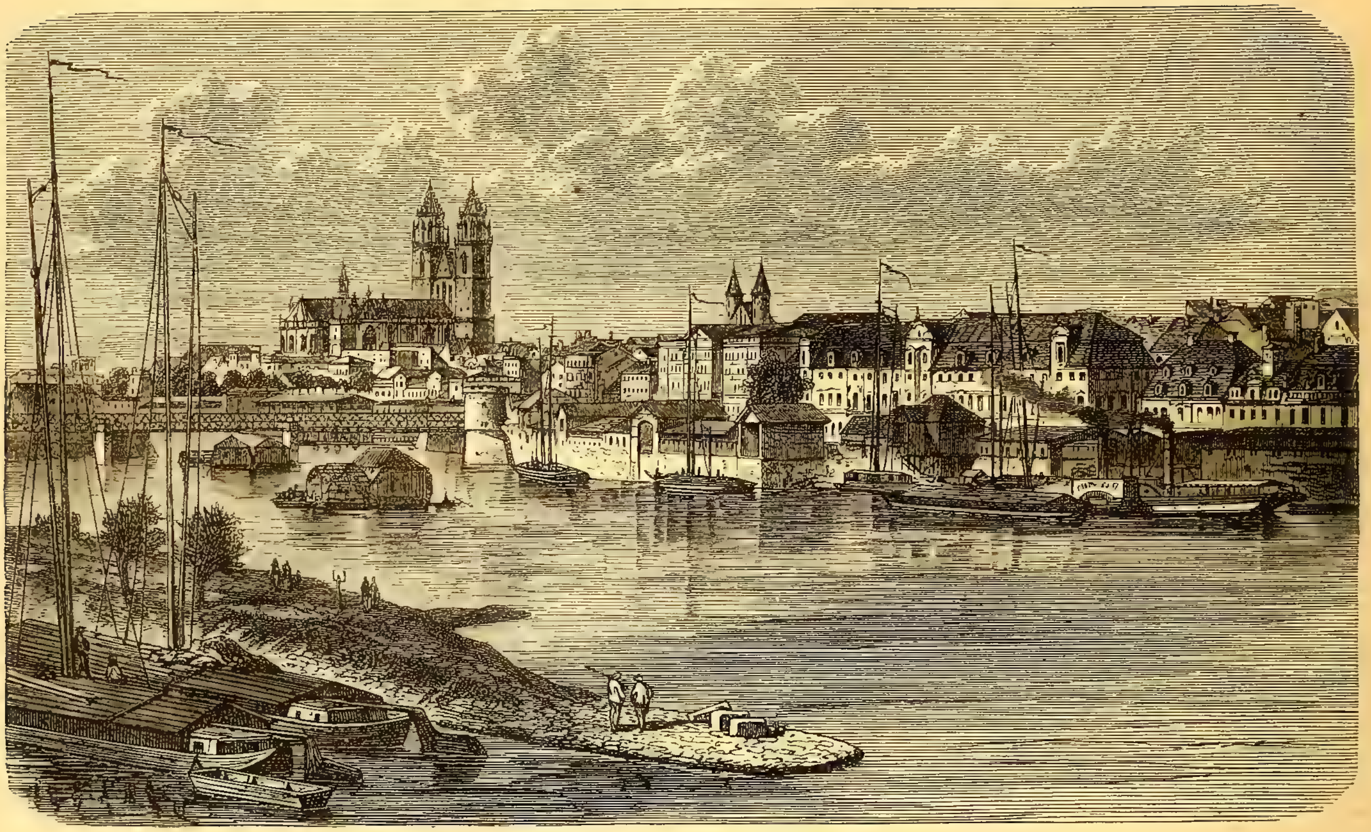


Nr. 7. Madonna von Holbein nach dem Dresdner Exemplare.



Nr. 8. Madonna im Westportal des Doms zu Rheims, 13. Jahrh.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.



Nr. 1. Magdeburg vom Werder aus gesehen.



Nr. 2. Der Breiteweg in Magdeburg.

nicht anerkannten, für Ketzer erklärt hatte; aber manche dieser Bilder gingen durch die Bilderstürme wieder zu Grunde, so daß erst nach dem Sturz derselben die Verbreitung der Madonnabilder in Malerei u. flachem Relief sehr zunahm. Von der ernsten, strengen Gesichtsbildung, die sie bis ins 13. Jahrh. hatten, befreite sie zuerst Cimabue (s. d.), dessen mildere, lebensvollere Bilder der M. die nachfolgenden Künstler zum weiteren Fortschritt nam. in allen die Verherrlichung der M. betreffenden Bildern veranlaßte. Zur größeren Verbreitung derselben trug später die Anerkennung des Dogmas der unbefleckten Empfängniß durch das Konzil zu Kostnitz viel bei. Erst der Geist der ital. Renaissance verlieh gegen das Ende des 15. Jahrh. den Bildern eine größere Wahrheit u. Freiheit u. brachte es bes. in Rafael's zahlreichen Madonnen zu den herrlichsten Kunstschöpfungen, legte aber auch den Grund zu den nachherigen oft profanirenden od. sentimentalen u. süßlichen Bildern des 16. u. 17. Jahrh. Erst seit der Wiedergeburt der deutschen Kunst hat sich auch hierin, nam. durch die Düsseldorfer u. Münchener Schule, ein würdiger, echt religiöser Typus herausgebildet. Die verschiedenen Eigenschaften, in denen die M. in unzähligen Bildern aufgefaßt, die Attribute, mit denen sie versehen ist, sind: zunächst ohne das Christuskind, Maria als Himmelskönigin u. Fürsprecherin im Himmel, od. als schmerzensreiche Mutter, mit dem Kinde als einfache Gottesmutter schon in den Katakomben, als Königin des Himmels bald stehend, bald auf dem Throne sitzend, häufig mit Nebenpersonen, die M. in der Glorie, begleitet von Engeln, Repräsentanten des alten u. neuen Bundes, andern Heiligen od. Märtyrern (Rafael's Sixtina als die von der Menschheit verehrte glorreiche Mutter des fleischgewordenen Logos); ferner in einer Menge von Votivbildern für bestimmte Gnadenerweisungen, od. das Ideal der Mutterliebe in unzähligen Bildern, endlich als Madre pia das göttliche Kind anbetend (s. Taf. LXXIV u. LXXV).

Madras, Hauptstadt der brit.-ind. Präsidentschaft gleichen Namens mit 395,440 E. (1871), liegt an der Koromandelküste u. ist Sitz der Regierung der Präsidentschaft, eines anglikanischen Bischofs u. eines röm.-kathol. Vikars. Die Stadt bedeckt ein Areal von 1½ □M. u. besteht aus der sog. Schwarzen Stadt, in welcher die Mehrzahl der Europäer wohnt, dem Fort St. George u. 8 Vorstädten. Die Viertel, in denen die Eingeborenen wohnen, sind zum größten Theil schlecht gebaut u. schmuzig; die wichtigsten öffentlichen Gebäude befinden sich in der Nähe des Strandes, so nam. der Gouvernementspalast u. die Residenz des ehemaligen Nabobs von Karnatik. In der Vorstadt Rayapuram im N. der Schwarzen Stadt hausen die ärmsten Fischer in Erdhütten; die Vorstadt St. Thomas od. Meliapur ist Sitz der Thomaschristen, Buddhisten u. Mohammedaner, Katholiken u. Protestanten nebst den verschiedensten Sekten haben hier ihre Gotteshäuser, deren oft seltsame Formen der Stadt einen eigenthümlichen Charakter verleihen. Die hervorragendsten öffentlichen Gebäude sind die Börse, der Gerichtshof, das Marineamt, das Zollhaus, die große Kaserne u. die kathol. Kathedrale. An Anstalten für Wissenschaft u. Kunst besitzt M. eine Universität, eine Medizinalschule, eine Sternwarte, ein Centralmuseum u. einen zoologischen Garten. Für die Literaturen der verschiedenen Sprachen Indiens ist M. neben Kalkutta der wichtigste Druck- u. Verlagsort. Der Handel hat in der jüngsten Zeit infolge der Eisenbahnverbindungen nach dem Innern einen großen Aufschwung genommen. Das Klima ist sehr heiß, doch nicht ungesund, obgleich die Cholera hier häufig auftritt. Die für alle Winde offene Rhede ist eine der gefährlichsten der Welt, nam. im Okt. u. Nov., in welchen Monaten häufig Wirbelstürme zu der immer wüthenden Brandung kommen. Einigermaßen wird die Macht der Wogen durch den jüngst vollendeten großen Wellenbrecher geschwächt. Sehr oft kann der Verkehr zwischen Schiff u. Festland nur durch die flachen Boote der Eingeborenen, Masulas od. die Katamarans, d. s. Bambusflöße, bewerkstelligt werden. Baumwolle, Zucker, Indigo, Oel, Leder, Häute u. Reis sind die wichtigsten Artikel der Ausfuhr. Die Industrie von M. beschränkt sich im Wesentlichen auf Glasfabrikation u. Baumwollwebereien. M. ist die älteste engl. Stadt in Indien u. entstanden aus dem 1641 hier errichteten Fort St. George. — Die Präsidentschaft **M.** umfaßt ein Gebiet von 6667,051 □M. mit 31,311,142 E. (1871), von denen 88 % Hindu, der Rest Mohammedaner u. Christen sind.

Madreporen (od. Schwammkorallen, Gattung Madrepora ꝛc.), nam. in den tropischen Meeren verbreitete Korallen, deren vieläſtige Stöcke ein sehr schwammiges Gefüge haben u. deren Einzelthiere sich in Form von Röhren über die Grundmasse der Aeste hinaus verlängern. Sie gaben einer ganzen Abtheilung der Korallen den Namen Madreporaria u. bilden ein Hauptkontingent zur Zusammensetzung der Korallenriffe, sodaß fossile Korallenbänke auch den Namen Madreporenkalk erhielten. — Als Madreporenplatte bezeichnet man ein siebartig durchlöchertes Täfelchen auf dem Hautpanzer der Echinodermen (Seesterne ꝛc.), durch welches das Wassergefäßsystem dieser Thiere unter Vermittelung des „Steinkanals" mit dem sie umgebenden Seewasser in Verbindung steht.

Madrid, Hauptstadt der Königreichs Spanien u. der gleichnamigen Provinz in Neu-Castilien mit 332,024 E. (1872), liegt etwa 700 m. über dem Meere am linken Ufer des wasserarmen Manzanares, über welchen 6 Brücken führen, in einer öden Hochebene auf mehreren Sand- u. Gipshügeln. Die Vorstädte sind nam. nach Eröffnung des Isabellenkanales sehr gewachsen, so daß M. jetzt etwa 3 Stunden im Umfange hat. Nur wenige Theile zwischen dem königl. Schlosse u. der Toledostraße zeigen noch enge, krumme Straßen u. winklige Plätze, im Ganzen aber hat M. den Charakter einer regelmäßig gebauten modernen Stadt u. weist unter seinen Privatgebäuden sogar eine Menge Paläste auf.



Nr. 4053. Die Aehrenkoralle (Madrepora plantaginea).

Das Wasser des genannten Kanales hat in den letzten Jahren auch gestattet, die früher öden Plätze in Parkanlagen zu verwandeln. Von dem Platze der Puerta del Sol (Sonnenthor), der ziemlich in der Mitte der Stadt liegt, laufen die schönsten Straßen strahlenförmig aus, u. unter letzteren ist wiederum die prächtigste die Calle de Alcalá. Von den anderen Straßen ist bes. nennenswerth die Calle de Toledo u. von den Plätzen außer jenem genannten die Plaza mayor, welche von Prachtgebäuden umgeben ist, die auf Arkaden ruhen, die Plaza de Isabel II. mit der Bronzestatue dieser Königin, die Plaza de Oriente, an welcher das Theater liegt, mit der Reiterstatue Philipp's IV. u. den Sandsteinstatuen aller Könige von Leon u. Castilien, die im Kreise aufgestellt sind, u. die kleine, von der Carretera de S. Geronimo, die von der Puerta de Sol ausgeht, geschnittene Plaza de las Cortes mit dem Cortespalaste u. der Bronzebildsäule des Cervantes. Die hervorragendsten öffentlichen Gebäude sind das königliche Residenzschloß, an der Westseite der Stadt auf einem Hügel am Manzanares gelegen, der in edlem Stile erbaute Cortespalast, das mit verschwenderischer Pracht ausgestattete königliche Theater, der Justizpalast, das Gebäude des Ministeriums des Innern, das königliche Kunstmuseum, auf der Ostseite der Stadt am Prado gelegen, das Zollhaus u. das Carlsspital, in dem sich die medizin.-chirurg. Schule befindet. Von den 80 Kirchen der Stadt ist keine von Bedeutung in der Geschichte der Architektur, viele aber enthalten sehr werthvolle Gemälde; die schönsten sind der Kuppelbau der Kirche S. Francisco el grande, die Kirche des großartigen Nonnenklosters Salesas viejas, Colegiata de S. Isidro u. Nuestra Señora de Atocha. Zu besonderer Zierde gereichen M. die zahlreichen öffentlichen Brunnen, mehrere der Thore, nam. das nach dem Muster eines röm. Triumphbogens erbaute Alcaláthor u. die riesigen Promenaden des Prado, Parque de Madrid (Buen Retiro) u. Paseo de la Fuente Castellana. An höheren Lehranstalten besitzt M. eine Universität, als deren Vorbereitungsanstalt die Estudios de S. Isidro gelten, eine medizin.-chirurg. Akademie, eine Bergschule, ein Ateneo, welches vorzugsweise eine literarische Bildung erzielt, u. ein Liceo artistico y literario, an dem auch Damen Theil nehmen können. Sehr bedeutend ist die Zahl der Vereine u. Sammlungen

für Wissenschaften u. Künste, unter diesen bes. nennenswerth die Sternwarte, das königliche naturwissenschaftliche Museum, die Mineraliensammlung der Bergschule, die königliche Gemäldegalerie, eine der großartigsten der Welt, die Münzsammlung, das Antiquitätenkabinet, die historische Sammlung, sodann die Akademie der Wissenschaften, die Akademie für Geschichte u. die Kunstakademie. Für die wichtigsten Sammlungen u. Vereine für Wissenschaften u. Künste wird im Prado de los Recoletos, am Ausgange der Calle de Alcalá, ein großes Gebäude errichtet. Von großer Wichtigkeit ist die Nationalbibliothek.



Nr. 4054. Puerta de Toledo in Madrid.

Sieben Theater u. ein Stiergefechtscirkus sorgen für die Unterhaltung der hauptstädtischen Bevölkerung. M. ist Sitz aller Oberbehörden des Reiches, des diplomat. Corps, des Civilgouverneurs der Provinz, des Generalkapitäns von Neucastilien u. eines Suffraganbischofs des Erzbischofs von Toledo.



Nr. 4055. Puerta del Sol in Madrid.

Die Industrie ist nicht von nennenswerthem Belang; die größten Fabriken, so für Tabak, Silberwaaren, Teppiche u. Porzellan, sind königlich, die Privatindustrie produzirt nam. Kerzen, Tapeten, Wagen, Kautschukwaaren, Spiegel, Teppiche, Schirme u. Fächer, Seifen u. Bier. Die Einwohner M.s gelten für prunk- u. vergnügungssüchtig, welche Stiergefechte als das höchste Vergnügen ansehen. — Die Stadt, welche schon 939 als ziemlich volkreicher Ort vorkommt, wurde erst unter Philipp II. bleibende Residenz der spanischen Könige.

Madrigal, eine in der älteren italienischen u. französischen Poesie sehr beliebte u. bes. zum Ausdrucke erotischer Stimmungen gebrauchte lyrische Dichtungsform, bestehend aus durchschnittlich 8—12 kurzen Verszeilen mit mehrfachen, mannichfaltig verschlungenen Reimen. Auch deutsche Dichter, unter ihnen z. B. Goethe u. A. W. Schlegel, haben sich öfters dieser Form bedient, ohne daß ihnen indessen die Einbürgerung derselben gelungen wäre. Das M. macht, nam. in einer so reimarmen Sprache wie die deutsche ist, immer den Eindruck einer künstlichen Vers- u. Wortspielerei.

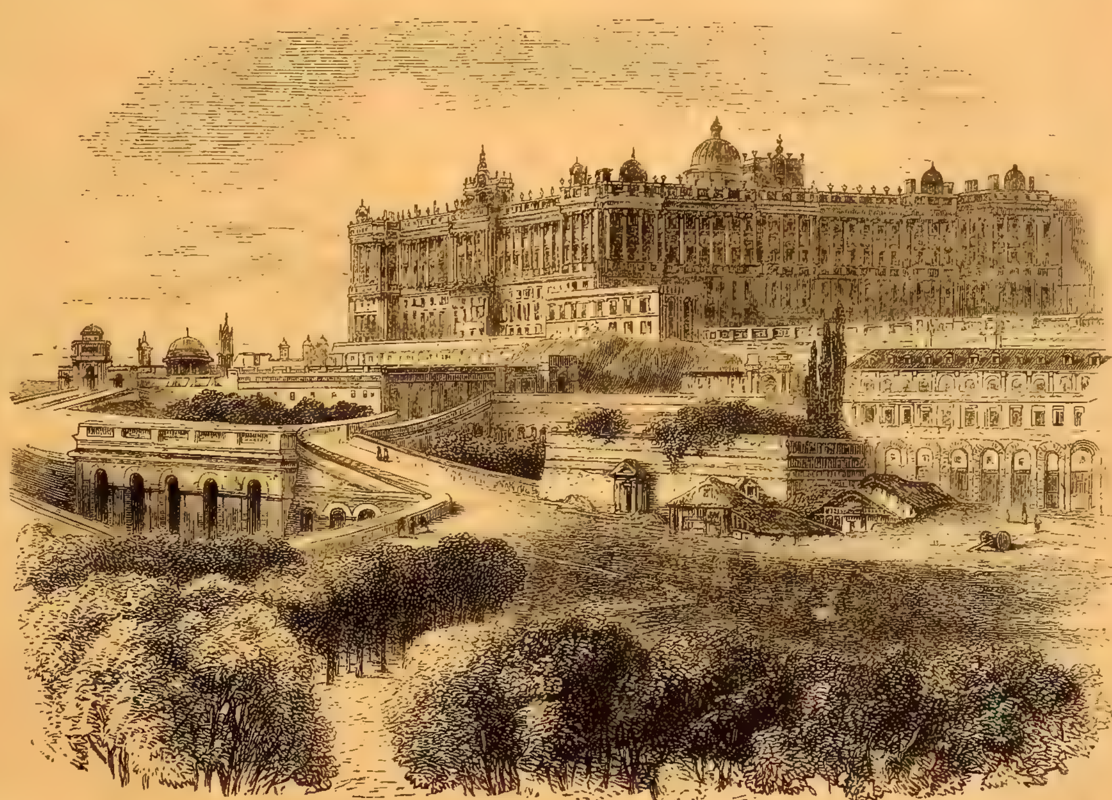
Madura, Insel in Niederländ.-Ostindien, unweit der Nordküste Java's gegenüber Surabaya gelegen, ist 100 □M. groß u. stark bevölkert. Der Gebirgscharakter der Insel verringert ihre Fruchtbarkeit, doch bringt sie fast alle Produkte wie die größere Nachbarinsel hervor (s. „Java"). Die Bevölkerung, in der nur wenige Hundert Europäer sind, besteht zum überwiegenden Theil aus Malayen u. zeichnet sich durch Tapferkeit aus. M. zerfällt in die Reiche M. im Westen, Pemakassan in der Mitte u. Sumanap im Osten. Die Hauptstadt ist Sumanap.

Madvig, Johan Nicolai, dänischer Philolog u. Kritiker, Politiker u. Staatsmann, geb. zu Svanike auf Bornholm 7. Aug. 1804, studirte 1820—25 in Kopenhagen Philologie u. Geschichte, habilitirte sich daselbst 1826 als Privatdozent u. ward 1829 Prof. der lateinischen Sprache u. Literatur an derselben Universität. Durch seine fachwissenschaftlichen Arbeiten erwarb er sich auch im Auslande bald den Ruf eines der gründlichsten u. scharfsinnigsten Philologen, ja von ihm ging sogar eine neue philologische Schule aus. Hochverdient machte sich M. auch um die Reform des Gelehrtenschulwesens u. der Universität seines Vaterlandes. Dem Reichstage, auf dem er seine Heimatsinsel vertrat, gehörte er erst seit 5. Okt. 1848 an, als er bereits 16. Nov. Minister des Kultus u. öffentlichen Unterrichts wurde. Auf diesem Posten blieb er bis 7. Dez. 1851, worauf er seine Professur für klassische Philologie u. das gleichfalls bereits früher verwaltete Amt eines Unterrichtsinspektors der gelehrten Schulen wieder übernahm u. auch in den Reichstag wieder eintrat. 1852—58 war er außerdem Archivar der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften; zum Mitglied des Reichsraths ward er 1854 ernannt. An seinem 60. Geburtstage wurde ihm in seinem Geburtsorte bereits ein Denkmal errichtet. Von seinen philologischen Schriften sind außer seinen kritischen Ausgaben von Cicero's „Cato major" u. „Laelius" (Kopenh. 1835) u. „De finibus bonorum et malorum libri quinque" (ebd. 1839) sowie des Livius (mit Ussing zusammen; 4 Bde., Kopenhagen 1861 ff.; 2. Aufl. 1873 ff.) hervorzuheben: die „Lateinische Sprachlehre für Schulen" (deutsch von Oppermann, Braunschw., 3. Aufl. 1857); die „Syntax der griech. Sprache, bes. der attischen Sprachform, für Schulen" (ebd., 2. Aufl. 1847) u. die „Adversaria critica ad scriptores graecos et latinos" (Kopenh. 1871—73, 3 Bde.). Unter seinen anderen Arbeiten fanden viel Anerkennung: „Blick auf die Staatsverfassungen des Alterthums" (ebd. 1840) u. „Von dem Wesen, der Entwicklung u. dem Leben der Sprache" (ebd. 1842) ꝛc.

Maelstrom, ein starker Meeresstrudel zwischen den beiden südlichsten Inseln der Lofodden (Norwegen), Moskoe u. Moskoenäs; läuft bei der Ebbe 6 Stunden von Norden nach Süden, bei der Flut 6 Stunden von Süden nach Norden. Wenn im offenen Meer die Flut die halbe Höhe hat, geht der M. nach SSO., wendet sich dann mit dem Steigen der Flut nach S. u. über W. nach N. Dann bleibt er $^3/_4$ Stunden still u. kann befahren werden; darauf beginnt er

seinen Lauf von Neuem. Am heftigsten ist er bei großen Stürmen, beim Voll- u. Neumond u. zur Zeit der Aequinoktien.

Maerlant (spr. Mahrlant), Jakob van, einer der bedeutendsten, jedenfalls der fruchtbarste u. weitaus einflußreichste der niederländischen Dichter des Mittelalters, über dessen Lebensverhältnisse aber wenig bekannt ist. Maerlant ist wahrscheinlich der auf der Insel Voorne östlich von Briel gelegene Ort, der später mit dieser Stadt vereinigt wurde; dort scheint Jakob das Küsteramt bekleidet zu haben. Später siedelte er nach Damme über, wo er nach der Ueberlieferung Schöffenschreiber war u. bald nach 1291 starb u. wo ihm neuerdings die belg. Regierung hat ein Denkmal setzen lassen. — In der ersten Periode seines Dichtens stand M. unter dem Banne der Minnepoesie u. der romantischen Ritterromane; dieser Richtung gehören an der „Merlijn" (ungedruckt), für Herrn Albrechte van Voorne gedichtet; der „Alexander" nach Gualtherus de Castellione, den er noch als junger Mann für eine Dame zwischen 1257 u. 60 schrieb (herausgeg. von Snellaert, 2 Bde., Brüssel 1860—61), u. das „Boec van Troyen", nach dem „Roman de Troie" u. dem „Roman d'Eneas" des Benoit de Sainte-More (theilweise mitgetheilt in Blommaert's „Oudvlaem'sche Gedichten", Th. 1 u. 2, u. von Verdam, „Episodes uit Maerlant's Historie van Troyen", Groningen 1873). Dann aber sagte sich M. mit Bewußtsein los von diesen Stoffen u. betrat den Weg der bürgerlich moralisch-didaktischen Dichtung, in der seine Hauptstärke liegt, u. die im Ganzen u. Großen der Grundzug der gesammten niederländischen Literatur geblieben ist. Sein gefeiertstes Gedicht in dieser Beziehung ist der „Wapene Martijn" (d. h. „Leider, Martin!"), ein strophischer Dialog zwischen Jakob u. Martin über alle möglichen, bes. staatlichen u. kirchlichen Zeitverhältnisse (herausgegeben von Kausler, „Denkmäler altniederländischer Sprache und Literatur", Bd. 2). Es folgten um 1256 „Der naturen bloeme", eine Darstellung der gesammten Naturgeschichte mit moralischen u. allegorischen Exkursen, auf Grund des Werkes von Thomas von Cantimpré (lat. Cantimpratensis) „De naturis rerum" (herausgeg. von Bormans, Brüssel 1857, u. Verwijs, Groningen 1871); „Heimelijkheid der Heimelijkheiden", staatswissenschaftlichen Inhaltes, nach lat. Vorlage (herausgeg. von Kausler a. a. O.); „Rijmbijbel", vollendet 1271, eine Uebertragung der „Historia Scholastica" des Petrus Comestor, aber mit Hinzufügung der „Wrake van Jerusalem" nach Josephus, eine von Judenhaß erfüllte Dichtung (herausgeg. von David, 3 Bde., Brüssel 1858—59); „S. Franciscus leven" nach dem Lat. des heil. Bonaventura (herausgeg. von Tideman, Leiden 1848); „Miracle van Unser Vrouwen", 36 Legenden nach Vincenz von Beauvais (lat. Vincentius Bellovacensis), aufgenommen in das große Werk „Spieghel historiael", eine im bürgerlich-historischen Sinne unternommene, aber viel Selbständiges enthaltende Uebertragung des „Speculum historiale" des genannten lat. Autors (herausgeg. von de Vries u. Verwijs, 3 Thle., Leiden 1863; von v. Hellwald, Leiden 1873 ff.); den 2. Thl. ließ der Dichter, vielleicht nur vorläufig, liegen, um gleich den 3. in Angriff zu nehmen; beim 4. Thl., der bis zu Kaiser Heinrich V. reicht, brach er ab; den 2. Thl. dichtete später Philipp Utenbroeke hinzu, den 4. setzte fort u. vollendete Lodewijk van Velthem. Mystische Erörterungen über die Verdorbenheit der Welt enthält „Disputacie van Unser Vrouwen ende van den hilligen cruze" (herausgeg. von Kausler a. a. O.). Die „Clausule van der Bijble" ist eigentlich eine Hymne auf die heilige Jungfrau mit deren Lebensgeschichte u. Himmelfahrt (herausgeg. in den Nieuwe werken van de Maatschappij van nederlandsche letterkunde, Bd. V, 2). Zu den schönsten Dichtungen M.'s gehören endlich „Der kerken claghe", von der Verdorbenheit der Welt, bes. der Geistlichkeit (herausgeg. von Willems in dessen „Mengelingen") u. „Van den lande van over zee" (herausgeg. von Wijn in „Huiszittend leven", Bd. II, 1), letzteres veranlaßt durch den Fall von Acre (1291) u. zu einem neuen Kreuzzuge mahnend. Verloren sind von M.'s Werken „Sompniarijs", „Den corten lapidarijs" u. „S. Clara". — M. war ein Mann von großem Wissen, der außer seiner Muttersprache das Lateinische u. Französische beherrschte, sich aber auch häufig von der Sucht, durch Gelehrsamkeit zu glänzen, hinreißen ließ; dabei von tüchtiger, mannhafter Gesinnung. Seine Bedeutung beruht darauf, daß er als der Erste unter seinem Volke mit klarem Bewußtsein eine neue literarische, seither vielfach maßgebende Richtung einschlug. „Er gab nicht mehr, als seine Zeit geben konnte, aber das gab er auch so vollständig wie keiner seiner Zeitgenossen."



Nr. 4056. Das königliche Schloß in Madrid.

maëstoso (ital.; deutsch majestätisch), in der Musik die Bezeichnung für den würdevollen, gemessen-ernsten u. gewichtigen Vortrag eines Tonstückes.

Maëstro (ital., von lat. magister), Meister, Lehrmeister, Gebieter. M. di camera, der päpstliche Finanzminister; M. di capella, Kapellmeister.

Maffei, Marchese Francesco Scipione, italienischer Dichter u. Gelehrter, geb. 1675 zu Verona, gest. daselbst 1755. Als Dichter hat sich M. durch sein Trauerspiel „Merope" (1713) am bekanntesten gemacht, als Gelehrter durch seine Schrift „Della scienza chiamata cavalleresca", in welcher er das Duell bekämpfte; durch seine Studien über die ältere Geschichte Verona's (zusammengefaßt in dem großen Werke „Verona illustrata" 1731—32) u. durch seine Bemühungen, die Kenntniß der griechischen Sprache in

Italien zu verbreiten. M.'s beständigstes u. eifrigstes Streben war darauf gerichtet, die damals in Italien sehr vernachlässigten wissenschaftlichen Studien neu zu beleben u. sie auf eine des hochbegabten Volkes würdige Stufe zu erheben. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Venedig (21 Bde., 1790).

Maffei, Joseph Anton, Ritter v., deutscher Großindustrieller, geb. als Sohn des aus dem Trientinischen stammenden Kaufmanns Peter Paul v. M. zu München 4. Sept. 1790, etablirte sich daselbst 1816 zunächst als Tabaksfabrikant. 1840 gründete er in der Hirschau bei München ein Eisenwerk, wo er im nächsten Jahre die erste deutsche Lokomotive bauen ließ. Bald nahm dieses Etablissement mehr u. mehr an Umfang zu u. errang europäische Bedeutung u. Berühmtheit, da die aus demselben hervorgegangenen Lokomotiven, von denen die 100ste 1852, die 400ste 1861, die 500ste 1864 u. die 700ste 1869 vollendet wurde, alle Bahnen des Kontinents durcheilen. Seinen Arbeitern schenkte M. eine wahrhaft väterliche Fürsorge, u. als Münchener Bürger entfaltete er bereits seit 1819 eine verdienstvolle öffentliche Thätigkeit, saß seit 1837 in der Abgeordnetenkammer u. erhielt 1863 die Würde eines lebenslänglichen Reichsraths der Krone Bayern. Er starb zu München 1. Sept. 1870.

Mafra, Ort mit 3500 E., 3 M. nordwestlich von Lissabon in der portugiesischen Provinz Estremadura, ist berühmt durch den 1717—31 auf Befehl König Johann's V. erbauten Klosterpalast, der ein kolossales Viereck von 250 m. Länge u. 220 m. Breite bildet u. 5200 Fenster u. 866 Gemächer besitzt. Die Kuppelkirche, deren Hauptfaçade mit zwei Glockenthürmen geschmückt ist, nimmt die Mitte ein u. enthält zahlreiche Marmorstatuen. In einem Theile des Gebäudes befindet sich jetzt die Militärschule; das ehemalige Franziskanerkloster, welches den linken Flügel einnahm, ist aufgehoben worden, der rechte Flügel umfaßt den prachtvoll dekorirten königlichen Palast, vor dem sich herrliche Parkanlagen ausbreiten. Der Garten enthält eine von König Ferdinand gegründete Musterwirthschaft.

Magalhaëns (spr. Magaljängs), Chevalier da Cruzeiro, Domingo José Gonçalves de, brasilianischer Dichter u. Diplomat, geb. zu Rio de Janeiro um 1812, studirte daselbst Medizin, bereiste seit 1833 Europa u. ward 1836 Attaché der brasil. Gesandtschaft in Paris, kehrte aber 1838 nach Rio zurück, um eine Professur der Philosophie zu übernehmen. Schon nach kurzer Zeit ging er zur Verwaltung über, um dann wieder die diplomatische Laufbahn zu betreten. Diesmal wurde er Geschäftsträger in Neapel u. Turin, im Aug. 1859 Ministerresident in Wien u. 1867 Gesandter in Washington. Letzteren Posten behielt er bis Okt. 1871, worauf er in sein Vaterland zurückkehrte. Von seinen dichterischen Arbeiten sind zu nennen: „Poesias" (Rio 1812), das philosophische Gedicht „Mysterios", ferner die Trauerspiele „Antonio José" (1838) u. „Olgiato" (1839), das Epos „A confederação dos Tamayos" (Rio 1857, Coimbra 1864) u. die unter dem Titel „Urania" erschienenen erot. Lieder (Wien 1862) 2c.

Magalhaës (spr. Magaljängs), Fernão del, weniger richtig Magellan u. Magelhaens, berühmter portugiesischer Seefahrer, geb. um 1480 zu Oporto aus einem alten Adelsgeschlechte, war 1511 bei der Eroberung Malakka's unter Albuquerque thätig, diente darauf in Azamor, einer afrikanischen Besitzung der Portugiesen, u. erlangte 22. März 1518 von der span. Krone einen Vertrag, welcher ihn u. Ruy Falero ermächtigte, ein Geschwader um die Südspitze Amerika's über das Stille Weltmeer nach den Gewürzinseln zu führen, u. in dem sich die Krone verpflichtete, diesen Weg 10 Jahre lang von keinem anderen Entdecker betreten zu lassen, u. einen beträchtlichen Theil des Handelsgewinnes den beiden Seefahrern zusicherte. Vor der Abfahrt trat aber Falero zurück, weil Beide sich nicht über den Oberbefehl einigen konnten. Mit 5 Schiffen segelte M. 20. Sept. 1519 ab. Bald darauf schon wußte er mit Geistesgegenwart eine gegen ihn ausgebrochene Meuterei zu unterdrücken; am 10. Jan. 1520 war man in der Nähe des südamerikanischen Kaps Santa Maria, u. es begannen nun vom La Plata-Strome an die Entdeckungen an der noch unberührten Küste Südamerika's; 21. Okt. ward das Kap der 11,000 Jungfrauen u. der Eingang in die nach M. benannte Straße gefunden, deren Ende M. mit vier Schiffen 27. Nov. erreichte; ein Schiff seines Geschwaders hatte den Heimweg der gefahrvollen Weiterfahrt vorgezogen. Unter 48° s. Br. verließ M. (1. Dez.) die amerikanische Küste, segelte zwischen den Inseln Juan Fernandez u. San Felix hindurch, nahm dann nordwestlichen Kurs, entdeckte die Diebsinseln u. erreichte 9. März 1521 die Philippinen. Auf der Insel Çebu wurden sie vom Radscha festlich empfangen, der sich taufen ließ; als aber M. die Häuptlinge dieser Insel jenem unterwerfen wollte u. sich 27. April dess. J. auf die Insel Mactan begab, wo sich diese Häuptlinge versammelt hatten, wurde er mit seiner kleinen Schar von den Malayen überfallen u. durch einen Speerstich getödtet. Nur die „Victoria" setzte unter Elcano die Weltumsegelung fort, kam über Timor nach Afrika, welcher Kontinent am Rio do Infante angelaufen wurde, umsegelte das Kap der guten Hoffnung u. erreichte 6. Sept. 1522 San Lucar de Barrameda, den Hafen Sevilla's. — Vgl. O. Peschel, „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen" (Stuttg. 1858).



Nr. 4057. Fernão del Magalhaës (geb ca. 1480, gest. 27. April 1521).

Magalhaësstraße, scheidet das südamerikanische Festland vom antarktischen Archipel des Feuerlandes u. verbindet den Atlantischen mit dem Stillen Ozean. Fast 60 M. lang öffnet sie sich nach Osten zwischen den Kaps Virgins u. Espiritu Santo 3 M. breit. Der östlichste Theil ist eben u. hat schöne Buchten, in der Mitte u. im Westen aber durchschneidet die M. die Cordilleren, welche in 2000 m. hohen Felsen, theilweise mit Eis u. Schnee bedeckt, in das Meer abfallen. In der Mitte erweitert sich die Straße seenartig, u. zwei enge Straßen führen zu beiden Seiten der Clarence-Insel in den Stillen Ozean, der von Felsen freie Magdalenen- u. Cockburn-Kanal u. der riffreiche Barbara-Kanal. Gewaltige Brandung u. häufige Weststürme machen diesen Seeweg gefährlich; da derselbe für den Dampferverkehr aber immer größere Bedeutung erlangt, so hat die Regierung von Chile, welche auf die Küstengebiete Anspruch macht, im J. 1874 begonnen, Tonnen zu legen. Indessen hat sich doch dieselbe Regierung bewogen gefunden, die an der Nordküste errichtete Strafkolonie in Punta Arenas wieder aufzugeben. Die M. hat ihren Namen von ihrem Entdecker Fernão del Magalhaës (s. d.).

Magazin heißt jeder Raum zur Aufbewahrung von Gegenständen, nam. Waaren, Vorrathsgegenständen, Lebensmitteln für Menschen u. Thiere. In diesem Sinne haben die M.e in der Handels- u. Heeresgeschichte von Josef's Kornkammern in Aegypten bis zum Stahlhof der Hansa in London u. den kolossalen M.en unsrer heutigen Eisenbahnen, ferner von den M.en Alexander's d. Gr. bis zu den M.en Napoleon's in Smolensk u. den Aufstapelungen an Lebensmitteln im letzten Kriege jederzeit eine große Rolle gespielt. Ihre Wichtigkeit war in den Kriegen des 18. Jahrh. so gestiegen, daß sie einen beherrschenden Einfluß auf die Kriegführung ausübten, indem die Rücksicht auf die M.e u. die Verpflegung aus denselben nicht selten die Operationen wesentlich beengte. Mit Beginn der Revolutionskriege wird daher diese künstliche, raschen

Operationen widersprechende Verpflegungsweise durch das natürliche Verpflegungssystem mittels Lieferungen u. Requisitionen verdrängt u. nach u. nach zu der heutigen Verpflegungsweise ausgebildet, bei welcher die Magazinverpflegung nur dann eintritt, wenn größere Truppenmassen längere Zeit auf engem Raume konzentrirt bleiben, während die Requisitionsverpflegung da eintritt, wo rasche u. entscheidende Bewegungen auszuführen sind.

Magdala, abessinische Bergfestung im Innern des Landes auf einem 1000 m. über der Thalsohle gelegenen Tafelberge, 3000 m. über dem Meere; ist nur auf zwei Seiten durch steile Gebirgswege zugänglich u. diente seinerzeit dem König Theodor als letztes Bollwerk in dem Kriege mit den Engländern, bis sie 13. April 1868 von diesen durch Sturm genommen wurde.

Magdalena, eigentlich Maria, aus Magdala, einem Städtchen am Galiläischen See; war von Jesus von einer schweren Besessenheit geheilt worden (Mark. 16, 9 u. Luk. 8, 2) u. schloß sich aus Dankbarkeit den ihn begleitenden u. ihm dienenden Frauen an. Insbes. wird sie als Augenzeugin der Kreuzigung Jesu (Matth. 27, 55 ff. u. a.), seiner Grablegung (V. 61) u. seiner Auferstehung (28, 1 ff., 9 ꝛc.) hervorgehoben. Die kirchliche Sage hat ihr Leben mit vielen Erdichtungen ausgeschmückt, machte sie zu einer Tochter des Kanaanäischen Weibes, Matth. 15, 22, u. läßt sie sogar in Frankreich das Evangelium predigen (daher ihre bes. Verehrung in diesem Lande). Die Darstellung der M. in der christlichen Kunst als einer „büßenden" Sünderin beruht auf ihrer Verwechselung mit der Sünderin Luk. 7, 37 ff., hat aber auch zu der Benennung der sog. Magdalenenstifte für gefallene Mädchen Veranlassung gegeben.

Magdalena (Rio) od. Magdalenenstrom, der größte Strom der Vereinigten Staaten von Columbia (Südamerika), entsteht aus der Vereinigung des Rio Cauca u. des Rio Magdalena, welche auf dem zu den Cordilleren gehörigen Gebirgsknoten Las Papas entspringen. Sie fließen bei Mompox zusammen, wo der Cauca in eine große Menge von Armen sich auflöst, während ihre parallelen Thäler durch die Centralcordillere von Columbia getrennt sind.. Nach einem Laufe von 182 M. mündet der M. in einem breiten Delta in das Karaib. Meer. Eine Menge schiffbarer Kanäle verbinden die Mündungsarme, deren größter in der Nähe von Sabanilla, dem wichtigsten Seehandelsplatz des Föderativstaates, in das Meer fällt. Das Stromgebiet umfaßt 5520 □M. Der M. ist in seinem Oberlaufe zwischen Neyva u. Ilonda auf einer Strecke von 40 M., in seinem Unterlaufe von der Mündung bis Honda schiffbar; dann verhindern mächtige Katarakte den Verkehr, oberhalb derselben verkehren aber Dampfer bis Ambalema. — Der Staat **M.,** 867 □M. mit 85,255 E. (1870), gehört zu der Föderativrepublik Columbia, liegt zwischen dem M., dem Staate Santander u. der Republik Venezuela u. besteht zum größten Theile aus Ebenen, die von Urwald bedeckt sind u. von der Sierra de Santa Marta unterbrochen werden. Die Einwohner sind fast ausschließlich ackerbautreibende Indianer. Die Hauptstadt ist Santa Marta.

Magdeburg, Hauptstadt des gleichnamigen Reg.-Bez. u. der preuß. Provinz Sachsen, hat mit Friedrichstadt u. Sudenburg 88,012 E. (1875). Der Hauptheil der Stadt, die Altstadt mit dem auf dem sog. Stadterweiterungsterrain erbauten, bez. im Bau begriffenen neuen Stadttheil, liegt auf dem linken Ufer der hier in 3 Arme getheilten Elbe; an dieselbe stößt die Sudenburg im SW., ein 1867 mit M. vereinigter Stadttheil; auf einer Insel der Elbe liegt die Citadelle u. der Werder mit dem Rothen Horn u. im O. derselben die Friedrichstadt. Die Altstadt hat meist enge Straßen, doch ist von Seiten der städtischen Verwaltung viel für die Verbreiterung der wichtigsten Verbindungsstraßen geschehen; der die Stadt von N. nach S. mitten durchschneidende sog. Breite Weg ist eine prächtige Straße; von den Plätzen sind die bedeutendsten der Alte Markt mit dem 1691 erbauten Rathhause u. dem Standbilde Otto's I. u. der Neue Markt od. Domplatz. An demselben liegt der 1211—1323 erbaute Dom, eine der schönsten goth. Kirchen Deutschlands, in der sich die Grabmäler Otto's I. († 973) u. seiner Gemahlin Editha († 947) befinden. Der nördl. der beiden Thürme ist 104 m. hoch; die Spitze des südl. wurde der Sage nach während der Belagerung durch Tilly (s. unten) heruntergeschossen; doch ist durch aufgefundene Münzen, die vor dem Jahre 1631 geprägt worden waren, festgestellt, daß auch vor der Zerstörung die Kreuzblume des südl. Thurmes fehlte. Von den übrigen 8 evangel. Kirchen ist erwähnenswerth die Jakobi- u. Johanniskirche, die alte ecclesia mercatorum, in welcher Luther am 3. Juli 1524 gepredigt hat; ferner verdienen von Gebäuden im neuen Stadttheil hervorgehoben zu werden der Centralbahnhof, die städtischen Realschulen u. das im Mai 1876 einzuweihende neue Theater. Von den übrigen öffentlichen Gebäuden zeichnen sich das Oberpräsidialgebäude, die Domprobstei u. die Appellations-, Regierungs- u. Gouvernementsgebäude aus. M. hat in dem 380 m. lang an der Elbe sich hinziehenden Fürstenwall, im Herrenkrug u. dem Friedrich-Wilhelmsgarten vorzügliche Promenaden u. öffentliche Parkanlagen. Die Festungswerke, welche M. zu einem Hauptwaffenplatz des Deutschen Reiches machen, sind seit 1869 nach S. u. W. weiter hinausgerückt u. der so gewonnene Platz ist zu Straßen- u. Häuseranlagen benutzt worden. M. ist Sitz des Oberpräsidenten, eines Konsistoriums, eines Provinzial-Schulkollegiums, einer Generalsuperintendentur, Prov.-Steuerdirektion, eines Prov.-Archivs, eines Appellationsgerichtes, eines Stadt-, Kreis- u. Schwurgerichtes, einer Oberpostdirektion u. anderer höherer Verwaltungsbehörden sowie einer Korporation der Kaufmannschaft, die nam. Jahrzehnte lang, schließlich (1. Juli 1870) mit Erfolg, gegen die Unbill der Elbzölle gekämpft hat. Ferner liegt hier auch der Stab des 4. Armeecorps. An höheren Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt 2 evangel. Gymnasien, 2 städtische Realschulen u. außerdem ein musterhaft eingerichtetes städtisches Krankenhaus. Für Industrie ist M. einer der wichtigsten Plätze Norddeutschlands, nam. in Betreff der Eisengießerei, des Maschinenbaues u. der Zuckerfabrikation; daneben ist noch von bes. Bedeutung die Fabrikation von Cichorien, Leder, Tabak, Spiritus, Oel, Seife, Malz, Likör ꝛc., Spinnerei, Weberei, Strumpfwirkerei, Bierbrauerei u. Branntweinbrennerei. An der Elbe sind ansehnliche Schiffswerften; die Umgegend treibt einen ausgedehnten Gemüsebau (Bereitung von Sauerkraut) u. Handelsgärtnerei. M. ist Knotenpunkt der Eisenbahnen M.-Leipzig, M.-Halberstadt, M.-Potsdam-Berlin, M.-Wittenberge, M.-Helmstedt-Braunschweig, M.-Oebisfelde-Hannover u. M.-Zerbst. Nicht unbedeutend ist die Dampfschiffahrt (seit 1872 Kettenschiffahrt) auf der Elbe abwärts bis Hamburg u. aufwärts bis zur böhm. Grenze. Der Handel M.s ist von der größten Wichtigkeit in Zucker, Eisen, Eisenwaaren, Getreide, Cichorien u. Kolonialwaaren. — Als Handelsplatz bestand M. schon zu Karl's d. Gr. Zeiten; Otto I. gründete hier 937 das Benediktinerkloster Klosterberge u. stiftete 967 das Erzbisthum M., dem die Bisthümer Brandenburg u. Havelberg untergeordnet waren. Nach dem letzten kathol. Erzbischof Albrecht (1513—45) ward das Stift von brandenburg. u. sächs. Prinzen verwaltet, bis es 1648 als Herzogthum Kurbrandenburg zugesprochen u. von diesem 1680 in Besitz genommen wurde. Die Stadt selbst trat 1523 der Reformation bei u. spielte in den Kriegen des Schmalkaldischen Bundes u. Moritz' von Sachsen eine hervorragende Rolle; 10. Mai 1631 wurde es nach tapferer Gegenwehr von den Truppen Tilly's erstürmt u. furchtbar verwüstet; 1806 wurde die Festung durch v. Kleist ohne Gegenwehr den Franzosen übergeben, die sie bis 24. Mai 1814 (Einzug von Tauentzien) in Besitz hatten. In den 40er Jahren hat M. sich als Hauptort der freireligiösen Bewegung einen Namen gemacht (Abb. s. TB. Taf. LXXV). — Der Regierungsbezirk **M.,** 208,77 □M. mit 854,692 E. (1871), zerfällt in 15 Kreise, von denen der Kreis **M.,** zu dem die Neustadt mit 24,144 u. Buckau mit 10,777 E. gehört, auf 1,01 □M. 122,933 E. (1875) zählt.

Magdeburger Börde heißt der südöstl., durch seine besondere Fruchtbarkeit ausgezeichnete, zwischen Magdeburg u. der Bode gelegene Theil einer Hügellandschaft, welche ein dem Harze im NO. vorgelagertes niedriges Plateau bildet.

Mägdekrieg ist der Name eines nach einer seltsamen Sage, die jeder historischen Begründung entbehrt, nach dem Tode der Libussa ausgebrochenen Krieges. Libussa's Freundin, die heldenmüthige u. kluge Wlasta, führte die Frauen zum Kampf gegen die Männer, um auch ferner den Ersteren die Herrschaft im Lande zu sichern, u. errichtete gegenüber dem stolzen Wyschehrad die Mädchenburg Dewin, aber die Männer siegten u. zerstörten die Burg. — Vergl. Palacky, „Geschichte von Böhmen" (Bd. I, Prag 1836).

Mägdesprung ist der Name einer vorspringenden Felsklippe im Selkethal des Harzes (Herzogthum Anhalt, Kreis Ballenstedt). Unterhalb derselben im Thale liegt das Eisenhüttenwerk M., 10 Km. im SW. von Ballenstedt, mit einem 1812 zur Erinnerung an den Fürsten Friedrich Albert errichteten eisernen Obelisk.

Magelone (franz. Maguelonne). Die schöne M. ist die Heldin eines deutschen Volksbuches folgenden Inhaltes: Graf Peter von Provence, der von der Schönheit M.ns, der Tochter des Königs von Neapel, gehört hat, begiebt sich unerkannt nach Neapel, wo er als Ritter mit den silbernen Schlüsseln (von seiner Helmzier, die er zu St. Petrus' Ehren trägt, so genannt) in den Turnieren Wunder der Tapferkeit verrichtet, M.ns Liebe gewinnt u. sie, da sie einem Andern vermählt werden soll, entführt. Auf einer Rast im Walde entdeckt Peter am Busen der schlafenden M. drei Ringe, die er von seiner Mutter empfangen u. an M. geschenkt hat, in rothen Zindal (eine Art Taffet) eingewickelt. Er legt sie neben sich, aber ein Raubvogel, der das rothe Zeug für Fleisch hält,

entführt sie, läßt sie aber, als Peter ihn bis auf das Meer verfolgt, ins Wasser fallen. Peter wird mit seinem Kahn von einem Sturm auf die hohe See verschlagen, von einem Mohrenschiff aufgenommen, nach Alexandrien gebracht u. dem Sultan von Babylon geschenkt, an dessen Hofe er eine Anzahl Jahre verlebt u. zu hohem Ansehen gelangt. Inzwischen kommt M., die mit einer ihr begegnenden Pilgerin die Kleider getauscht hat, nach Rom, von dort nach Aigues-mortes (d. i. Todtenwasser), wo sie bei einer frommen Frau Aufnahme findet. Unweit der Stadt liegt eine kleine Insel, der Heidenhafen; hier erbaut M. eine Kirche, genannt St. Peter von Magelona, u. ein kleines Spital, in dem sie als Krankenpflegerin dient, fromme Werke verrichtet u. auch von Peter's Eltern häufig besucht wird. Peter erlangt unterdessen vom Sultan die Erlaubniß zur Heimkehr, verbirgt seine Schätze in zwölf Salzfässern u. geht zu Schiff, um in die Provence zu gelangen. Das Schiff nimmt auf der Insel Sapona Wasser ein u. Peter verschläft am Lande die Zeit der Abfahrt; der Schiffer schenkt die Salzfässer dem Spital M.ns, die mit den darin gefundenen Schätzen ihre Kirche u. das Spital verschönert. Sie wie Peter's Eltern halten diesen für todt, denn im Bauche eines von Fischern dem Grafen geschenkten Meerwolfes hat sich der Zindal mit den Ringen gefunden. Doch wird Peter in Sapona von Fischern entdeckt u. nach Aigues-mortes gebracht, läßt sich in das Spital auf der Insel mit dem Heidenhafen (die noch heute Maguellonne heißt u. eine Kirche trägt) aufnehmen, findet hier M. u. seine Eltern wieder u. vermählt sich mit M.; Beider Sohn wird später Graf von Provence u. König von Neapel. Peter u. M. werden in der von M. gestifteten Kirche begraben. — Der Stoff dieser Sage scheint Gemeingut des Morgen- u. Abendlandes zu sein, denn dieselbe Geschichte begegnet uns bei dem indischen Somadeva u. in „Tausend u. eine Nacht". Eine provençalische Bearbeitung in Versen soll ein Kanonikus zu Maguelonne, Bernard de Trivies, im 12. Jahrh. (doch scheint die Vereinigung der Kronen Neapels u. der Provence in einer Hand mehr auf die Zeit Karl's v. Anjou [s. d.] hinzuweisen) verfaßt haben, indessen ist dieselbe bis heute noch nicht wiedergefunden. Sie wurde aber ins Nordfranzösische übertragen, 1457 in franz. Prosa aufgelöst, 1480 zuerst, seitdem oft, gedruckt, auch 1535 von Veit Warbeck ins Deutsche übersetzt u. in demselben Jahre zu Augsburg gedruckt; diesem Drucke sind zahlreiche andere gefolgt. In Frankreich fand sich noch 1792 Clément Marot durch die Sage von M. zu einer Heroide (s. d.) begeistert; in Spanien erschien die „Historia de la linda Magelona hija del Rey de Naples y de Pierres de Provenza" zuerst 1533 zu Toledo u. fand einen catalanischen Bearbeiter in Honorat Comalda (Barcel. 1659); ein niederländ. Volksbuch wurde in Antwerpen um 1520 zuerst gedruckt. Das deutsche Volksbuch ging ins Dänische (Kopenh. 1662 u. öfter) u. Isländische („Lika-Peturs-Saga" [d. h. Peters-Schlüssels-Sage] od. „Fogru Magelona-Saga", von Halgrim Petursson in Verse gebracht), andrerseits ins Böhmische (Olmütz 1767 u. öfter), Polnische (Krakau 1701) u. Russische (verdeutscht von Dietrich, „Russ. Volksmärchen", Lpz. 1831) über. Ein ital. Volksbuch, eine ganz ähnliche Sage behandelnd („La Storia di Ottinello e Giulia"), gab aus älteren Drucken Alessandro d'Ancona (Bol. 1867) heraus. In Deutschland wurde der Stoff von Hans Sachs dramatisirt, von Tieck (in den „Volksmärchen von Peter Leberecht", 1797, u. im „Phantasus", 1812) dichterisch erneuert. In den Sammlungen der Volksbücher von Marbach, Schwab, Simrock u. Müldener ist die M. in neudeutscher Sprache enthalten.

Magen, auch Mage (Mehrzahl des altdeutschen mâc), Blutsverwandte. Die von gleichen Stammeltern Herkommenden bildeten eine Magenschaft. Schwertmagen sind Verwandte von männlicher Seite (das Schwert als Attribut des Mannes), Spillmagen (von Spille, s. v. w. Spindel, Attribut des Weibes) von weiblicher Seite.

Magen, der mehr od. weniger sackförmig erweiterte mittlere Abschnitt des Verdauungsapparates, zeigt sich in den verschiedenen Thiergruppen in verschiedenem Grade der Ausbildung. Während bei den niedersten Thieren, den Infusionsthierchen, Ehrenberg nur irrthümlich zeitweilige Substanzlücken od. durch die Körpersubstanz hindurchscheinende Nahrungsmittel für Mägen hielt u. diese Thiere deshalb Polygastrica, Vielmagenthiere, od. schlechtweg Magenthiere nannte, kann man bei den Cölenteraten (s. d.) den in die Leibeshöhle vom Munde aus hineinragenden Schlauch mit Recht als Magenschlauch bezeichnen, an welchen sich allerdings kein Darm anfügt, wie bei den anderen Thierklassen. Bei ihnen ist ein M. in manchen Fällen allerdings nicht od. kaum im Verlaufe des Darmkanals zu unterscheiden, andererseits aber auch oft sehr markirt abgesetzt.

Der M. des Menschen u. der Säugethiere liegt als ein querer, gekrümmter Sack im obern (vordern) Theil der Bauchhöhle, unmittelbar unter (hinter) dem Zwerchfelle, das von der Speiseröhre, welche in ihn eintritt, durchbohrt ist. Diesem Eintritt od. dem Magenmund (der Cardia) auf der linken Seite entspricht rechterseits die durch eine Klappe, wie beim Pferdemagen auch der Magenmund, verschließbare Oeffnung in den (Zwölffinger-) Darm, der Pförtner (od. Pylōrus), u. bezeichnet man den kleinen, obern, konkaven Bogen als kleine Kurvatur, den großen untern, konvexen Bogen als große Kurvatur, deren linke Weitung, welcher die Milz anliegt, man als Magengrund bezeichnet. Beim Menschen beträgt der Durchmesser des M.s zwischen Magengrund u. Pförtner etwa 27 cm., der zwischen großer u. kleiner Kurvatur etwa 9 cm. Die Magenwand wird aus der äußern Magenhaut, der mittlern od. Muskelschicht u. der inneren Magenhaut od. Magenschleimhaut gebildet, welcher die den Magensaft absondernden Drüsen einlagern. Abbildungen des Magens des Menschen u. verschiedener Säugethiere finden sich im Art. „Anatomie" (Bd. I, Taf. II, Sp. 589/90) u. erläuternde Bemerkungen hierzu im Texte dess. Art. (Sp. 585), worauf wir verweisen. Nicht in allen Fällen aber ist die Gestalt des M.s eine so einfache, wie die ebenbeschriebene, nächst dem Menschen den Fleischfressern (mit Ausnahme der Delphine), vielen Nagern, Edentaten, Beutelthieren zc. zukommende, bei andern treten vielmehr blinddarm- od. taschenartige Ausstülpungen zwischen Magenmund u. Pförtner auf, so z. B. beim Bisamschwein; noch mehr Abtheilungen haben die Walthiere, während die Wiederkäuer, welche als Grasfresser eine sehr komplizirte Verdauungsarbeit zu vollziehen, große Massen zu bewältigen haben, vier (einige, wie Kameele, Lamas u. Moschusthier, nur 3) in Bau u. Funktion verschiedene Mägen besitzen. Der erste Abschnitt, in welchen die aufgenommene Nahrung durch die Speiseröhre zunächst gelangt, heißt Pansen (Wanst, Rumen [daher die Wiederkäuer Ruminantia], franz. l'herbier), u. dient nur als Magazin für das grobgekaute Futter; seine Schleimhaut ist nur mit kleinen Zotten u. Papillen besetzt. Aus diesem ersten M. gelangt die Nahrung in den zweiten, kleineren, seiner Funktion nach nicht wesentlich von ihm verschiedenen M., den durch erhabene Falten maschiggegitterten Netzmagen (Haube, Mütze, Reticulum, Ollula, franz. le bonnet), in welchem sie mehr eingeweicht u. dann durch den Brechakt wieder durch den Schlund heraufbefördert wird, um nochmals gekaut u. zwischen den Backenzähnen fein zerrieben zu werden. Diese feinzertheilte, breiige Nahrung gelangt, abermals hinabgeschluckt, nicht wiederum in den Pansen, sondern durch eine von zwei Schleimhautfalten gebildete Rinne, die beim Hinabschlucken noch fester Nahrungsmassen zusammengedrückt wurde, unmittelbar in den dritten M., den Falten- od. Blättermagen (Psalter, Buch, Kalender-, Löser, Omasum, Conclave, Psalterium, Echinus, franz. le feuillet), dessen Schleimhaut in zahlreiche (beim Schafe z. B. 40, beim Ochsen 100) blättrige Falten nach innen vorspringt. Aus diesen, den Blättern eines Buches gleichenden Falten gelangt der Nahrungsbrei in den vierten, eigentlichen od. Fettmagen (Labmagen, Käsemagen, Abomasum, franz. la caillette), dessen Schleimhaut nur unregelmäßige Falten trägt. Säugende Thiere haben nur den vierten M., erst mit der Entwöhnung fällt die Ausbildung der drei anderen zusammen. Wo nur drei Mägen da sind, fehlt der Blättermagen. — Känguruhs, Faulthiere u. manche Nager, z. B. der Hase, haben die nämliche Magenbildung wie die Wiederkäuer. Für letztere sei noch bemerkt, daß sich oft fremdartige Massen: Gemsballen, Bezoare, Haarballen, in ihnen finden, während Raubvögel unverdauliche Speisereste als Gewölle durch Brechakt aus ihrem M. zu entfernen wissen. Viele Vögel haben zur Einweichung des Futters einen durch eine Erweiterung der Speiseröhre gebildeten Vormagen (Kropf, Ingluvies, Proventriculus), den meisten Sperlingsvögeln u. den Schwimmvögeln fehlt er. Der eigentliche Vogelmagen ist fast ausnahmslos doppelt, in einen Drüsenmagen (auch als „Vormagen" bezeichnet) u. einen Muskelmagen abgetheilt, was schon andeutungsweise bei gewissen Säugethieren, den Siebenschläfern, vorkommt. Der Muskelmagen ist bes. bei den Körnerfressern durch Stärke seiner beiden scheibenförmigen Muskelwände ausgezeichnet, während er bei fleischfressenden Vögeln ganz dünnhäutig ist. Die Behaarung der inneren Wand des Kukuksmagens rührt von den hängenbleibenden Haaren gefressener Raupen her. Von den Reptilien sei nur bemerkt, daß der M. der Krokodile durch seine Muskulatur an den Vogelmagen erinnert, von den Fischen, daß der Pförtner bei denen der Lachsfamilie mit blinddarmähnlichen Anhängen besetzt ist; von den Weichthieren, daß viele Kopffüßer einen spiralen Blindanhang hinter dem Pförtner haben, daß der Magen vieler Schnecken ein dreifacher ist, z. B. bei Seehasen (Aplysia). Manches Interessante findet sich am M. der Gliederthiere. Der Spinnenmagen ist ringförmig, der der Kruster durch Haar- u. Borstenbildung sowie durch knorpelige u. hornige Leisten u. Zähne ausgezeichnet, dergleichen am meisten bei den Dekapoden, z. B. dem Flußkrebse, entwickelt sind. Hier zerfällt der hinter der Stirn liegende M. in einen vordern blasenförmigen u. einen hintern, in den Pylorus übergehenden pyramidenförmigen Theil; in letzterem liegt ein eigenthümliches Gerüste, an welchem sich mehrere Platten u. Balken u. ein unpaarer mittler,

zweizinkiger Zahn, der von oben in die Magenhöhle hineinragt, u. zwei seitliche Zahnleisten unterscheiden lassen. Die Insekten haben wie die Vögel in der Regel einen Vormagen od. Kropf, hinter demselben findet sich häufig (bes. bei Käfern) ein innen mit borsten- u. leistenartigen Erhabenheiten besetzter Kaumagen (Proventriculus). Die saugenden Insekten haben statt der genannten Erweiterungen einen dünnwandigen, blasenförmigen, gestielten Saugmagen mit dem Speiserohr zusammenhängen. Die folgende Abtheilung, der eigentliche M. od. Chylusmagen (Ventriculus), ist der dem M.-u. Dünndarm der höheren Thiere entsprechende Abschnitt des Verdauungsapparats.

Die Funktion des M.s ist hauptsächlich eine chemische, durch Thätigkeit seiner Muskulatur aber u. gewisser Vorrichtungen auch eine mechanische. Es nimmt nämlich auch die innere Magenhaut an der Zerkleinerung der Speisen Theil durch Verdickungen (Reibplatten) od. durch Entwicklung von Kaugerüsten in Form von Chitinplatten, wie wir dergleichen bei den Krebsen kennen lernten, wie sie auch gewissen Würmern zukommen, od. von hornartigen Epithelbildungen im Pansen der Wiederkäuer, im M. des Seehasen, od. von dicken Lagen von Epithel im M. der körnerfressenden Vögel. In der Regel ist der M. od., wenn mehrere vorhanden sind, der letzte als ein sog. Chylusmagen (so der Labmagen der Wiederkäuer) chemisch thätig. Der allerdings nur bei höheren Thieren untersuchte Magensaft (Labflüssigkeit) besteht außer dem zugleich mit den Speisen in den M. gelangten Speichel aus dem Sekrete der in der Magenschleimhaut eingebetteten Schleimdrüsen u. der Labdrüsen. In ihm befinden sich freie Säuren, wie Salzsäure bis zu 0,3 %, Milchsäure, Buttersäure in Spuren u. Essigsäure (den Fleischfressern fehlt die Milchsäure); ferner enthält er Chlor, an Natron, Calcium, Magnesium u. Ammoniak gebunden, Spuren von Fett, Eisenchlorür u. phosphorsaure Erden. Sein wesentlicher Bestandtheil aber ist das Pepsin, welches die Eigenschaft hat, die geronnenen Eiweißkörper (Albuminate) u. deren Derivate: Leim u. leimgebende Substanzen, in lösliche Albuminate u. Peptome zu verwandeln u. so erst fähig zu machen, in den Organismus wirklich aufgenommen zu werden. Die Zusammenziehungen der Magenmuskulatur bewegen den Mageninhalt, bringen ihn mit dem Magensafte in innige Berührung u. verwandeln ihn so in einen als Chymus bezeichneten sauren Brei, der zur weiteren Verarbeitung in den Darm übergeht, während Getränk, wie auch schon ein Theil der gelösten Albuminate u. Traubenzucker, schon im M. aufgesaugt werden (vgl. „Verdauung"). Insofern der M. das Eiweiß, den eigentlichen Typus der Nahrungsstoffe, in lösliche Form überführt, in der es zum Bestandtheile der Säfte des Organismus werden kann, ist er allerdings als Centralorgan der Verdauung zu bezeichnen, u. sind daher Sprüchwörter, wie „einen guten M. haben", „Jemand im M. haben" 2c., gerechtfertigt; gleichwol wird die Verdauungsarbeit im M. weder begonnen noch beendet (s. „Verdauung"). Magensaft kann man sich verschaffen u. seine Wirkung beobachten durch Magenfisteln, d. h. naturwidrige Oeffnungen nach außen, wie sie theils bei Magenkrankheiten vorkommen, theils auch künstlich (bei Thieren) angelegt werden können u. welche, ohne daß weitere Störungen der Körperfunktionen eintreten, man mittels eingeheilter, durch einen Stöpsel verschließbarer Röhren offen erhalten kann. Durch solche Fisteln war man im Stande, über die Verdaulichkeit verschiedener Speisen vergleichende Beobachtungen anzustellen. Man kann sich aber auch aus einem schwach angesäuerten Wasserauszug der Magenschleimhaut, z. B. eines Stückes Kälberlabmagen, künstlich Magensaft herstellen u. mit demselben künstliche Verdauungsversuche vornehmen.

Magenkrankheiten werden, wie leicht erklärlich, in den weitaus meisten Fällen durch Einführung unpassender od. schädlicher Speisen u. Getränke hervorgerufen u. entstehen, da der Mensch nicht immer die Güte seiner Nahrungs- u. Genußmittel kontroliren kann, ziemlich häufig. Von äußeren Schädlichkeiten ist bes. ein zu heißes Klima zu nennen. Unabhängig hiervon ist nur der Magenkatarrh, welcher jede fieberhafte Krankheit begleitet, u. derjenige, welcher durch direkte Aufnahme gewisser Gifte od. Medikamente in das Blut (Einspritzung eines Brechmittels od. Narkotikums unter die Haut) jedenfalls durch Nervenvermittelung hervorgerufen wird. Beim Magengeschwür u. Magenkrebs spielen die Nahrungsmittel, wenn sie überhaupt Einfluß haben, nur eine untergeordnete Rolle; der Hauptgrund liegt bei dem einen in einer mangelhaften Blutbeschaffenheit, in der Erblichkeit bei dem anderen.

Der akute **Magenkatarrh** kann zunächst als eine Steigerung des physiologischen Vorganges bei der Verdauung über die normale Grenze hinaus betrachtet werden u. gleicht sich aus demselben Grunde leichter u. schneller aus, als die Katarrhe anderer Schleimhäute. Eine erhöhte Disposition zu dieser Krankheit gewährt die verminderte Absonderung des Magensaftes, wie sie sich bei Fieberkranken u. bei heruntergekommenen Subjekten findet, ferner die mangelnde Abhärtung u. Gewöhnung des Magens an schwerere Kost u. endlich das mehrmalige Ueberstehen derselben Krankheit. Als veranlassende Ursachen des Magenkatarrhs sind schon die Aufnahme zu großer Mengen an sich leicht verdaulicher Nahrungsmittel sowie der mäßige Genuß schwer verdaulicher Speisen zu betrachten. Hieran schließt sich noch die Einführung verdorbener, zu heißer od. zu kalter Speisen u. Getränke, gewisser Arzneien, Spirituosen u. Gewürze, endlich solcher Stoffe, welche die Verdauungskraft des Magens schwächen. Von äußeren Schädlichkeiten sind nur in letzter Linie Erkältungen u. Erhitzungen, das Einathmen verdorbener Luft u. der nicht näher zu erklärende epidemische Zustand, welcher bei uns an heißen Sommer- u. Herbsttagen den Brechdurchfall veranlaßt, zu erwähnen. Die Erscheinungen auf der kranken Schleimhaut sind, wie schon erwähnt, ähnlich denen der normalen Verdauung, gesteigerter Blutzufluß mit reichlicher Schleimabsonderung, der sich aber vom normalen Magensafte unterscheidet. Die Symptome des akuten Magenkatarrhs sind leichte Fieberbewegungen, allgemeines Krankheitsgefühl, Kopfschmerz, Druck in der Magengegend, Appetitlosigkeit, Uebelkeit, Aufstoßen, übler Geruch aus dem Munde, belegte Zunge, in schwereren Fällen Würgen u. Erbrechen, Verstopfung od. Durchfall mit Leibschmerz. Bei Kindern kommt es leichter zum Erbrechen u. Durchfall als bei Erwachsenen. Der akute Magenkatarrh geht meist in einem od. einigen Tagen in Genesung über, selten in die chronische Form, u. führt nur manchmal, mit Darmkatarrh komplizirt (Cholera infantum), bei Kindern zum Tode. Bei vorhandenem Magenkatarrh ist, so lange noch unverdaute Massen im Magen liegen, ein Brechmittel das beste. Sind jene aber schon nach dem Darm weitergegangen, so muß ein nicht reizendes Abführmittel gereicht werden. Zugleich muß absolute Diät eingehalten werden, Wassersuppen u. Sodawasser. Bei sehr heftigem Erbrechen wird es nöthig, Eispillen zu verordnen, bei Durchfall zunächst ein Abführmittel, am besten Kalomel, u. nur bei längerem Verlaufe Opium. Die Diät beim akuten Magenkatarrh der Säuglinge kann nur vom Arzt dem jedesmaligen Fall angepaßt werden.

Der chronische Magenkatarrh entsteht, wenn dieselben Schädlichkeiten, welche den akuten hervorrufen, länger einwirken. Außerdem wird er noch veranlaßt durch fortgesetzten Mißbrauch von Spirituosen, bes. wenn ungenügende Nahrung dazu genossen wird, od. durch Stauungen des Blutes im Magen, wenn es bei Krankheit der Leber, des Herzens u. der Lungen nicht genügend in diese Organe abfließen kann. Der anatomische Befund des chronischen Magenkatarrhs ist dem des akuten ähnlich, nur daß die Färbung wegen des längeren Bestehens der Blutüberfüllung aus einer röthlichen eine braune od. graue geworden ist. Mit dem Blutreichthum hängt die Verdickung der Häute des Magens zusammen. Auch Symptome u. Verlauf sind dieselben, wie beim akuten, nur länger andauernd u. weniger stürmisch. Häufiger als bei jenem tritt das sog. **Sodbrennen** ein, was dadurch entsteht, daß bei der abnormen Gährung viel Butter- u. ähnliche Säuren sich gebildet haben, deren sauren, ranzigen Geschmack man beim Aufstoßen wahrnimmt. Und statt des Kopfschmerzes treten psychische Alterationen mit dem Charakter der Niedergeschlagenheit (Hypochondrie) auf. Bei längerem Bestehen leidet natürlich die Ernährung des Kranken, er magert ab. Die Dauer bemißt sich nach Wochen, Monaten, selbst nach Jahren. Der Ausgang in Tod ohne komplizirende Krankheiten ist selten, meist treten andere Krankheiten hinzu, gewöhnlich aber heilt der chronische Magenkatarrh unter angemessener Behandlung. Letztere ist fast bei keiner Krankheit eine so verschiedene, wie sie bei der in Rede stehenden sein muß, u. kann deshalb im Allgemeinen schwer auseinander gesetzt werden. Die Hauptsache ist immer die Diät. Diese ist ähnlich derjenigen beim akuten Magenkatarrh, doch darf sie Fleischkost nicht absolut od. nicht auf lange Zeit verbieten. Unter die ganz zu vermeidenden Speisen gehören die fetten Speisen, die schweren Gemüse u. Salate. Spirituosen sind nur Säufern zu verbieten. Von Mineralwässern sind Sodawasser, die Brunnen von Ems, Salzbrunn, Selters, Bilin, bes. aber Karlsbad u. Marienbad zu gebrauchen, bei gleichzeitiger Schwäche des Magens: Eger, Franzbrunn u. die Stahlquellen von Pyrmont, Driburg, Cudowa.

Magenentzündung durch Vergiftung, s. „Vergiftung".

Das chronische, runde od. perforirende **Magengeschwür.** Schon die alten Aerzte haben die Frage aufgeworfen, warum der Magen, der doch im Stande ist, animalische u. vegetabilische Substanzen in dem Verdauungsprozesse aufzulösen, sich nicht selbst verdaut, ohne die Antwort darauf zu finden. In neuerer Zeit weiß man, daß das jeden Augenblick durch die feinsten Gefäßchen der Magenschleimhaut strömende Blut, da es selbst alkalisch reagirt, die saure Reaktion des Magensaftes, durch welche allein eine Auflösung möglich ist, aufhebt. In gewissen Fällen nur, bes. bei blutarmen Mädchen, kommt es in einem solchen Gefäßchen zu einer Gerinnung des Blutes. Diese Stelle der Magenschleimhaut reagirt nicht mehr alkalisch, der Magensaft kann sie also erweichen. So entsteht zuerst ein kleines Geschwür, welches sich immer mehr

vergrößert, da in seiner Umgebung die Gerinnung des Blutes in ähnlicher Weise fortschreitet. Die Form dieses Geschwüres ist fast nur eine regelmäßig kreisrunde, seine Ränder sind scharf, wie mit einem Locheisen geschlagen, seine Größe variirt von 1 cm. im Durchmesser bis zur Größe eines Handtellers. Es sitzt öfter in dem Pförtnertheil des Magens als anderswo, u. kommt meist allein, selten zu zweien od. mehreren vor. Die Symptome u. der Verlauf sind sehr verschieden. Es giebt nämlich Fälle, in welchen ein chronisches Magengeschwür ganz symptomlos verläuft, der an demselben Leidende erkrankt an einer andern Affektion, die zum Tode führt, und bei der Sektion findet sich das Magengeschwür, auf welches während des Lebens kein Zeichen hinwies. Oder es stirbt ein anscheinend gesunder Mensch plötzlich an Blutbrechen, u. auch in diesem Falle weist die Sektion das längere Bestehen eines Magengeschwüres auf. Die ersten Symptome des Magengeschwüres sind geringe, sie nehmen allmählich an Intensität zu. Hierher gehören oft äußerst heftige Schmerzen in der Magengegend, die nach der Mahlzeit u. bes. nach dem Genuß schwerer Speisen zunehmen od. anfallsweise auftreten u. auch durch Druck auf die Magengrube vermehrt werden. Fast eben so häufig wie der Schmerz kommt Erbrechen des Genossenen vor, wodurch ersterer hervorgerufen wird. Gesichert aber wird die Diagnose erst, wenn frisches Blut im Erbrochenen sich findet, was dadurch geschieht, daß durch das Geschwür kleine Arterien angefressen werden. Die Dauer, welche ein chronisches Magengeschwür braucht bis zur Heilung od. zum Tode, ist eine sehr verschiedene, von Wochen bis zu Jahren. Der bei weitem häufigste Ausgang ist der in Genesung. Das Geschwür heilt unter Bildung einer Narbe, welche, wenn jenes sehr groß war, durch die Narbenzusammenziehung die Form des Magens sehr verändern u., wenn es am Pförtner sitzt, diesen verengern kann, woraus dann die Magenerweiterung (s. d.) entsteht. Ist aber das Geschwür durch die ganze Magenwand durchgedrungen, so kann ein in der Nähe liegendes Organ anwachsen u. so die Oeffnung verschließen. In diesen Fällen kann sich der Magen nicht frei bewegen u. es bleiben so die Anfälle von Magenkrampf nach dem Essen bestehen. Perforirt aber das Geschwür die Magenwandung, ohne daß es zum Verschluß durch andere Theile gekommen ist, so treten Luft u. Speisebrei in das Bauchfell u. es bildet sich eine tödliche Bauchfellentzündung aus; der Tod kann außerdem noch plötzlich durch eine starke Blutung aus dem Magengeschwür eintreten. Das Magengeschwür heilt, wie jedes Geschwür auf der Haut, von selbst, wenn man nur die schädlichen Einflüsse davon abhält. Deshalb hat die Therapie die nächste Aufgabe, nur flüssige, nicht zu kalte od. heiße Speisen anzuordnen, u. am besten empfiehlt sich hier die absolute Milchdiät, höchstens mit altbackner Semmel vermehrt. Wo keine Form der Milch ertragen wird, muß man seine Zuflucht zu Suppen nehmen. Daneben ist der Gebrauch kohlensaurer Alkalien od. diese enthaltender warmer Mineralwässer (bes. Karlsbad) von großem Vortheil.

Magenkrebs tritt meist zwischen dem 40. u. 60. Lebensjahre, u. zwar häufiger bei Männern als Frauen, auf u. scheint in gewissem Grade erblich zu sein. Andere Ursachen sind unbekannt. Er kommt am häufigsten am Pförtnertheile vor, als Skirrhus, selten als Markschwamm, am seltensten als Gallertkrebs (s. „Krebs“). Der Magenkrebs entwickelt sich als Geschwulst unter der Schleimhaut, erreicht bei seinem Wachsthum die innere Fläche des Magens u. wird durch oberflächlichen Zerfall seiner Elemente zum Geschwür. Er kann auf benachbarte Theile übergehen u. durch Weiterschreiten auf das Bauchfell, ebenfalls durch Zerfall, zur Perforation mit tödlicher Bauchfellentzündung führen, wie wir es auch beim Magengeschwür gesehen haben. Sitzt der Krebs am Pförtner, so wird der Austritt des Mageninhalts nach dem Darm zu erschwert, es entsteht Erweiterung; sitzt er nahe der Einmündung der Speiseröhre, so wird der Eintritt der Speisen gehindert, es entsteht Verkleinerung des Magens. Die Symptome sind die des begleitenden chronischen Magenkatarrhs, verbunden mit der sog. Krebskachexie (großer Abmagerung, schmuzigbleicher Hautfarbe, Schlaflosigkeit). Charakteristisch für den Magenkrebs ist das Erbrechen von kaffeesatzähnlichen (chokoladefarbenen) Massen. Diese werden durch vom Magensafte verändertes, aus dem Krebsgeschwüre abgeflossenes Blut, mit dem sich die abgestoßenen Krebselemente mischen, gebildet. Das zweite dem Arzte erkennbare Zeichen ist eine am Magen durch die Bauchdecken deutlich fühlbare, oft auch sichtbare Geschwulst (ein mehr od. weniger harter, scharf umgrenzter Körper). Die Dauer des Magenkrebses beträgt einige Monate (Markschwamm) bis ein od. mehrere Jahre (Skirrhus). Der einzige Ausgang ist der Tod, meist infolge von Erschöpfung, sehr selten durch Perforation des Magens od. eine Magenblutung. Die Behandlung besteht in Anordnung einer leichtverdaulichen, kräftigen Kost von Milch, Fleischbrühe, Eiern, Fleischsaft, Rothwein; von kohlensauren Alkalien od. Salicylsäure gegen abnorme Säurebildung; von Abführmitteln gegen Verstopfung u. von Morphium gegen Schmerzen u. Schlaflosigkeit.

Magenblutungen können sehr verschiedene Ursachen haben. Kleine Blutungen werden, wenn sie nicht zum Erbrechen führen, oft gar nicht erkannt u. heilen von selbst. Kommt es zu reichlichen Blutungen, so verfällt der Kranke od. wird ohnmächtig, seine Haut wird kühl, sein Puls schwach, er erbricht entweder plötzlich große Mengen Blutes od. — aber nur selten — es fehlt das Erbrechen u. das Blut geht später durch den Stuhlgang ab. Selten kommt es auch in den schwersten Fällen zum Tode, der, wenn er so schnell eintritt, daß kein Blut entleert werden konnte, als ohne besondere Ursache plötzlich eingetreten erscheint; meist erholen sich die Kranken, wenn auch langsam, von dem Blutverluste. Die Therapie besteht hauptsächlich in der innerlichen u. äußerlichen Darreichung von Eis, was die blutstillenden Mittel (styptica) meist entbehrlich macht. Dabei hat man absolute Ruhe u. Bettlage einzuhalten.

Magenkrampf (Kardialgia) ist ein periodisch (anfallsweise) auftretender heftiger Magenschmerz, welcher seinen Grund nicht in Strukturveränderung des Magens, sondern nur in den Nerven hat, also eine Neuralgie des Magens. Er ist häufig bei Bleichsüchtigen, bei Frauen, die an Krankheiten der inneren Geschlechtstheile leiden, bei Hirn- od. Rückenmarkskranken, bei Dyskrasischen (Wechselfieber, Gicht) u. endlich in seltenen Fällen bei Wurmkranken (Spul-, Bandwürmer). Der Schmerz ist ähnlich dem, den das Magengeschwür mit sich bringt, doch unterscheidet er sich dadurch, daß er beim Magenkrampf durch Druck auf die Magengrube u. durch Einführung von Speisen vermindert wird. Die Therapie fordert eine Behandlung der vorhin erwähnten Allgemeinleiden, die außer bei den Hirn- u. Rückenmarkskrankheiten meist von Erfolg sein wird. Nebenbei kann das Morphium nicht entbehrt werden.

Magenerweichung galt früher als Krankheit, ist aber jetzt als eine Leichenerscheinung erkannt. Ist nämlich bei kleinen Kindern während des Todes der Magen noch mit Milch gefüllt, so geht die Gährung derselben noch nach dem Tode fort, u. da der todte Magen dieser Zersetzung keinen Widerstand entgegensetzen kann, wie dies der lebende gesunde Magen durch den Blutumfluß thut, so kommt es zu einer vollständigen gallertartigen Erweichung der Magenwände, so daß der kleinste Druck genügt, dieselben zu zerreißen. Auch bei Erwachsenen, bei denen während des Todes reichlicher Magensaft vorhanden war, kommt es zu einer durch diesen eingeleiteten Selbstverdauung, die sich durch die Magenwände selbst noch auf andere Theile fortsetzen kann. Wenn dies Verhalten auch ein äußerst seltenes ist, so muß es nam. der Gerichtsarzt kennen, um nicht in gewissen Fällen an Vergiftungen od. innere Zerreißungen infolge äußerer Insulte zu denken.

Magenverhärtung hieß früher sowol der Magenkrebs als die durch chronischen Magenkatarrh hervorgerufene Verdickung der Magenwände.

Magenerweiterung entsteht in Fällen, in welchen der Pförtner mehr od. weniger verengt od. verschlossen ist. Dadurch, daß der Mageninhalt nicht nach dem Darm weiter getrieben werden kann, bleibt er länger im Magen zurück u. dehnt mit den neu eingeführten Speisen zusammen den Magen über die Norm aus. Indem sich dieser senkt, wird der Pförtner winklig gebogen, selbst geknickt u. um so mehr verschlossen. Es kommt vor, daß der Magen bis auf die Beckenknochen hinabreicht, was man von außen ganz gut sehen u. fühlen kann. Weil die Speisen einige (gegen 4) Stunden im Magen verweilen müssen, bis sie nach dem Darme zu weiter gehen, so kommt es bei der Magenerweiterung zu sehr reichlichem, heftigem Erbrechen einige Stunden nach der Mahlzeit. Die erbrochenen Massen riechen sehr sauer u. ranzig. Eine Heilung ist, wenn Krebs die Ursache ist, nicht möglich; bei Magenerweiterung in Folge einer Geschwürsnarbe kann man aber in vielen Fällen, wenn nicht völlige Genesung, so doch große Erleichterung der Beschwerden schaffen. Das geschieht außer Behandlung des vorhandenen chronischen Magenkatarrhs durch Verordnung nicht reichlicher, wol aber kräftiger, löslicher Nahrung u. durch periodische Auspumpung des Mageninhaltes vermittels der Magenpumpe.

Magendie (spr. Maschangdi), François, franz. Physiolog u. Fachschriftsteller, geb. als Sohn eines Arztes zur Bordeaux 15. Okt. 1783, studirte in Paris Medizin, u. zwar hauptsächlich Anatomie u. Physiologie, ward später Arzt am Hôtel-Dieu u. 1831 Professor der allgemeinen Medizin am Collége de France u. starb zu Samois bei Paris 7. Okt. 1855. Wegen seiner großen Verdienste um Experimentalphysiologie — er war das Haupt ihrer modernen Schule — hatte ihn u. A. auch die Akademie der Wissenschaften in ihren Schoß aufgenommen. Seine Schriften sind zahlreich; die bedeutendsten darunter sind: „Précis élémentaire de physiologie“ (2 Bde., Par. 1816; 4. Aufl. 1836; deutsch von Heusinger, 2 Bde., Eisenach 1834—36, u. von Elsässer, 3. Aufl., 2 Bde., Tüb. 1834 bis 1836); „Recherches sur les causes etc. de la gravelle“

(Par. 1818; 2. Aufl. 1828; deutsch von Zöllner, Lpz. 1820; von Meißner, ebd. 1830); „Formulaire pour l'emploi et la préparation des plusieurs nouveaux médicaments" (Par. 1821; 9. Aufl. 1836; deutsch von Kunze, 6. Aufl., Lpz. 1831); „Leçons sur le phénomène de la vie" (4 Bde., Par. 1836—38; deutsch von Baswitz, Köln 1837—38); „Leçons sur les fonctions et les maladies du système nerveux" (2 Bde., Par. 1839; deutsch von Krupp, Lpz. 1841). Auch gab er seit 1821 das „Journal physiologique" heraus.

Magenta (spr. Madschenta), Flecken in der Lombardei (Kreis Abbiategrosso, Provinz Mailand) mit 6000 E., an der Eisenbahn von Novara nach Mailand gelegen; war 4. Juni 1859 Schauplatz der Schlacht, in welcher die Franzosen unter Napoleon's III. Oberbefehl mit den Sardiniern nach einem forcirten Uebergange über den Ticino die Oesterreicher unter Gyulay vorzüglich durch den Flankenangriff Mac Mahon's (s. d.) zum Weichen zwangen u. die Lombardei infolge dessen eroberten. Mac Mahon erhielt dafür den Titel eines Herzogs von M.

Magerkeit (macies) heißt derjenige Zustand des thierischen (od. menschlichen) Körpers, in welchem er weniger Fettansammlung zeigt, als er im Zustande der Gesundheit durchschnittlich darbietet. Der Fettreichthum verschiedener Individuen ist ein äußerst verschiedener, u. die Grenzen, außerhalb deren man von M. od. Fettsucht spricht, sind sehr schwankend. Die M. an sich ist noch nichts Krankhaftes, was mit der Thatsache übereinstimmt, daß die Mehrzahl der Menschen eher unter die mageren als unter die fetten zu rechnen ist. Wo die M. abnorm zu werden anfängt, ist noch schwieriger zu bestimmen, da wir sehen, daß äußerst magere Personen sich dabei stets wohl befinden u. dieselbe geringe Körperfülle ihr ganzes Leben hindurch darbieten. Wirklich krankhaft ist eigentlich nur die Abmagerung, das Schwinden des Fettes nach vorherbestehender, in normalen Grenzen verharrender stärkerer Ansammlung desselben, wie es während u. oft noch nach den meisten Krankheiten eintritt. Die Heilung derselben tritt vom Beginne der Genesung od. kurz nach demselben von selbst ein u. wird durch passende Auswahl der Nahrungsmittel, verbunden mit der Befolgung der nöthigen Ruhe, unterstützt. Die M. als dauernde Eigenschaft eines Körpers geht hervor aus der nicht genügenden Aufnahme passender, od. aus der Aufnahme unpassend gemischter Nahrungsmittel (bes. bei Mangel an stärkemehlhaltigen u. fetten Stoffen), verbunden mit mangelnder Ruhe während der Verdauung, aus einem zu lebhaften Temperamente, zu starker Anspannung der Kräfte, aus gewissen klimatischen Verhältnissen (feuchte Hitze), u. scheint auch in gewissem Grade angeerbt zu sein. Während Neugeborene u. Säuglinge normaler Weise eine ziemlich große Körperfülle zeigen, schwindet nach der Entwöhnung das Fett mehr u. mehr, bis es erst nach entwickelter Reife, meist erst gegen das 30. Lebensjahr, oft nach der Verheirathung, wieder zu-, u. im höheren Alter abnimmt. Das weibliche Geschlecht zeichnet sich durch größere Fettmenge u. aus diesem Grunde durch die runden Formen vor dem männlichen aus.

Maggiordomo (ital., spr. Madschordomo) ist der Titel des Hofmarschalls am päpstlichen Hofe; vgl. „Majordomus".

Magie, von den pers. Magiern (s. d.) hergeleiteter Name der angeblichen Fähigkeit, durch andere als in den Naturgesetzen begründete Mittel od. durch außerordentliche Gaben in unerklärbarer Weise nach außen zu wirken, also etwa das Nämliche wie Zauberei od. Hexerei. Dazu gehört nam. die Macht über die Witterung, über Gesundheit u. Krankheit, Leben u. Tod, Beschwörung der Geister, Unsichtbarmachen, Verwandeln der Gestalt, Herbeischaffung od. Vermehrung nicht od. spärlich vorhandener Gegenstände, Goldmacherei, Bereitung von Liebestränken u. Lebenselixiren, Auffindung des Steins der Weisen 2c. Im Mittelalter unterschied man weiße M., welche nützliche, u. schwarze M. od. Schwarzkunst, welche schädliche Wirkungen haben sollte. Ehe wissenschaftliche Bildung verbreitet war, hielt das Volk die Naturforscher u. Techniker für Beflissene der M. Unter natürlicher M. versteht man die moderne Taschenspielerkunst.

Magier (griech. μάγοι) hießen die Priester der Religion des Zoroaster (s. d.) bei den alten Medern u. Persern, welche zugleich die alleinigen Besitzer wissenschaftlicher Kenntnisse bei jenen Völkern waren. Man schrieb ihnen darum übernatürliche Kräfte zu u. nannte infolge dessen die angebliche Verfügung über solche Magie (s. d.) u. alle angeblichen Besitzer derselben M.

Magister (lat., s. v. w. Meister), eigentlich Magister artium liberalium (Meister der freien Künste), ist ein akademischer Titel, welcher im Mittelalter sich auf die vollkommene Kenntniß der sog. sieben freien Künste (Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie u. Musik) bezog, deren Lehrer Artisten hießen u. deren Gesammtheit die artistische Fakultät genannt wurde. Es ist unbekannt, wann die Würde eines M. entstand; sicher war sie vor dem 12. Jahrh. vorhanden. Als die jetzige Eintheilung der Fakultäten aufkam, wurde die artistische Fakultät nach u. nach „philosophische" genannt, u. der Titel eines M. fiel später dem eines Doktors der Philosophie zum Opfer, mit welchem er auf den Diplomen einiger Universitäten noch jetzt verbunden ist.

Magister equitum (lat., d. h. Vorsteher der Reiterei) war bei den Römern der Stellvertreter u. Gehülfe des Diktators (s. d.), von dem er auch ernannt wurde u. dem er zum strengsten Gehorsam verpflichtet war; seine Würde erlosch mit der Amtsniederlegung des Diktators. Der M. e. hatte den Oberbefehl über die Reiterei u. sechs Liktoren zur Begleitung, ferner die Sella curulis u. die Toga praetexta (s. unter „Magistratus"). Durch Konstantin d. Gr. (s. d.) erhielt die Würde des M. e. eine veränderte Bedeutung, insofern dieser Kaiser neben dem M. e. noch einen **Magister peditum** (d. h. Vorsteher des Fußvolkes) schuf u. die Beiden zu Chefs der ganzen Militärverwaltung ernannte. — **Magister militum** od. militiae (d. h. Vorsteher der Soldaten) war unter den römischen Kaisern bis auf Konstantin der Titel der kaiserl. Generale (consulares) u. Legaten (legati).

Magisterium, s. „Alchemie".

Magister matheseos, s. v. w. Pythagoräischer Lehrsatz.

Magistratus hießen bei den Römern nicht blos die obrigkeitlichen Aemter, sondern auch deren Inhaber. Diese erhielten vom Staate keine Entschädigung für ihre Mühewaltung, denn sämmtliche Stellen wurden als Ehrenämter (honores) angesehen. Die Magistratur wurde ferner nur auf ein Jahr ertheilt, nach dessen Ablauf der Magistrat in den Privatstand zurücktrat u. für seine Handlungen zur Rechenschaft gezogen werden konnte. Jeder gesetzliche Magistrat mußte ferner durch Stimmenmehrheit des Volkes gewählt sein, u. nur der Diktator wurde im Auftrag des Senats von einem Konsul ernannt. Das Recht, sich um die höheren Staatsämter zu bewerben, besaßen Anfangs nur die Patrizier, u. erst nach langen Kämpfen bahnten sich bis zur Mitte des 4. Jahrh. v. Chr. auch die Plebejer den Zugang zur Staatsverwaltung. Seit 184 v. Chr. (lex Villia annalis) hing die Berechtigung zum Bewerben um ein Staatsamt von bestimmten Lebensjahren ab, so daß zur Aedilität 37, zur Prätur 40, zum Konsulat 43 Jahre erforderlich waren. Die Bewerber mußten sich 17 Tage (trinundinum) lange vor der Wahl in weißer Toga (candidati) den Bürgern auf dem Forum zeigen u. um ihre Stimmen bitten, während Bestechung durch oft wiederholte Gesetze verpönt war. Die designirten Magistrate traten sofort nach dem Ablaufe der vorhergehenden Amtszeit in die Befugnisse ihrer Vorgänger ein. Die höheren Magistrate hatten das Recht, den Einzelnen vor sich laden u. sogar verhaften zu lassen. Alle waren befugt, Edikte zu erlassen u. Volksversammlungen zu halten. Centuriatcomitien berufen konnten außer dem Diktator u. Interrex nur die Konsuln, den Senat versammeln außer dem Diktator, dem Stadtpräfekten u. dem Interrex: die Konsuln, Prätoren u. Volkstribunen. Die Magistrate zerfielen in höhere u. niedere, u. zu jenen gehörten im eigentlichen Sinne nur die Konsuln, Prätoren u. Censoren; doch rechnete man gewöhnlich auch die Aedilen u. Quästoren hinzu. Die Unterscheidung in curulische u. nichtcurulische Magistrate leitete das Alterthum von der sella curulis her, dem elfenbeinernen Prunksessel, dessen sich die Konsuln, Prätoren, Censoren u. Aedilen im öffentlichen Leben bedienten. Weitere Abzeichen waren die Liktoren (s. d.) u. die toga praetexta, eine mit Purpur verbrämte Toga. — Heute bezeichnet man mit Magistrat in Deutschland die Gesammtheit der städtischen Verwaltungsbehörden; in England die Friedensrichter u. oberen Polizeibeamten der Städte; in Frankreich ist M. häufig die Bezeichnung für einen höheren Verwaltungsbeamten, im Allgemeinen aber versteht man unter Magistrature (spr. Maschistratühr') das Richterpersonal mit Einschluß der Staatsanwälte.

Magliabecchi (spr. Maljabekki), Antonio, ital. Bibliograph, geb. zu Florenz 28. Okt. 1633, war zuerst für die Goldschmiedekunst bestimmt, folgte aber dann seiner großen Liebe zu Sprachen u. Literatur, deren Studium er seit 1673 ausschließlich betrieb, u. zwar mit solchem Erfolg, daß Pater Finardi von ihm sagte: „Is unus bibliotheca magna" (Anagramm des Namens M.). Seine reichen Kenntnisse zu verwerthen, erhielt M. Gelegenheit als Bibliothekar an der vom Großherzog Cosimo II. in Florenz gegründeten Bibliothek. Er starb in seiner Vaterstadt 4. Juli (nach Anderen 2. Juni) 1714 u. hinterließ derselben nicht blos seine eigene werthvolle Bibliothek, sondern bestimmte auch sein ganzes Vermögen zu deren Vermehrung; seitdem ist die **M.'sche Bibliothek** (die sog. Magliabecchiana) eine der größten in Europa geworden. Eine Sammlung der vielen an M. gerichteten Briefe gab Targioni (ebd. 1745) heraus; sein Leben beschrieb Marini.

Magna charta libertatum ist der Name des großen Freibriefes, der die Grundlage der engl. Staatsverfassung bildet. Als König Johann ohne Land (s. d.), um Bann u. Interdikt los zu werden, sein Königreich von Papst Innocenz III. zu Lehn nahm, erinnerte der Erzbischof Stephan selbst die engl. Barone an jene alten Rechtsbestimmungen aus den Zeiten Wilhelm's I. u. vor Allem Heinrich's I., welche die Machtvollkommenheit der Könige beschränkten u. nur von den Plantagenets nicht mehr beschworen worden waren. Dies hatte zur Folge, daß nach der Niederlage bei Bouvines (27. Juli 1214) viele Barone Englands Geldhülfe u. Heeresfolge verweigerten u. 15.—19. Juni 1215 auf der Ebene von Windsor jene Urkunde der engl. Verfassung zusammenstellten, die der König nun beschwören mußte. Von Neuem wurde darin die freie Wahl der hohen Geistlichkeit gesichert, die Lehnspflicht der Barone genau festgestellt, weitere Leistungen u. Steuern von dem Ausspruche eines Reichstages abhängig gemacht, zu welchem die mächtigsten Kronvasallen u. die höhere Geistlichkeit durch königl. Schreiben, die Niederen durch die Sheriffs einzuladen seien. Recht u. Gericht sollten nicht verkauft noch verweigert, ein freier Mann nur nach dem Urtheilsspruch von Standesgenossen u. nach den Gesetzen des Landes an seiner Freiheit od. seinem Besitz gestraft werden dürfen. Der Handel der Städter wurde gegen willkürliche Beschränkungen u. Zölle gesichert. Viele andere Bestimmungen betrafen mehr die augenblickliche Lage Englands u. des Königs, so die Forderung, daß eine Kommission von 25 Baronen über Aufrechterhaltung der M. ch. l. zu wachen hätte. Größeren Werth aber als jenes Blatt hatte die Energie, mit welcher die engl. Nation es fortdauernd gegen jeden Vernichtungsversuch bis heute vertheidigt hat (s. „Ludwig VIII. von Frankreich“).

Magnaten (vom lat. magno-nati, die Hochgeborenen), in Ungarn die hochadeligen Geschlechter, der Palatin, der Reichs- u. Hofrichter, der Ban von Kroatien, Slavonien u. Dalmatien, der Schatzmeister, die höchsten Hofbeamten, die Grafen u. Freiherren. Nach der früheren, jetzt aufgehobenen Verfassung waren sie die geborenen Repräsentanten des Landes u. bildeten bei der Versammlung des Reichstags die Magnatentafel. In Polen dagegen führten diesen Namen die weltlichen u. geistlichen Senatoren od. Reichsräthe u. der hohe Adel.

Magne (spr. Manj), Pierre, franz. Staatsmann, geb. zu Périgueur 3. Dez. 1806; war Advokat in seiner Vaterstadt, als er 1835 zum Präfekturrath ernannt wurde, trat 1842 in die Deputirtenkammer, wo er sich zur konservativen Partei hielt, u. ward 24. Nov. 1847 Unterstaatssekretär im Kriegsministerium. Durch die 48er Februarrevolution von diesem Posten entfernt, kehrte er zu seiner Advokatur in Périgueur zurück, ließ sich jedoch vom Prinzpräsidenten Ludwig Napoleon wieder in den Staatsdienst ziehen, indem er 10. Nov. 1849 Unterstaatssekretär der Finanzen wurde. Vom 9. Jan. bis 26. Okt. 1851 u. dann wieder seit 1. Dez. dess. J. Minister der öffentlichen Arbeiten, trat er zwar schon 22. Jan. 1852 von diesem Posten abermals zurück, übernahm aber 28. Juli zum dritten Mal die Leitung desselben Departements, mit welchem im Juli 1853 zugleich das des Handels u. Ackerbaues verbunden wurde; auch gehörte M. seit 31. Dez. 1852 dem Senate an. Am 3. Febr. 1855 vertauschte er seine bisherigen Portefeuilles mit dem des Finanzministeriums, das er bis Ende Nov. 1860 verwaltete, um dann als Minister ohne Portefeuille bei seiner großen Beredsamkeit die Politik des Kaisers in den Kammern zu vertheidigen. Meinungsverschiedenheiten mit dem Minister Fould veranlaßten ihn Ende 1863, seine Entlassung zu nehmen, doch ward er schon 1. April 1864 Mitglied des Geheimen Staatsrathes u. übernahm 13. Nov. 1867 von Neuem das Finanzministerium. Nachdem M. mit seinen Kollegen 27. Dez. 1869 dem Ministerium Ollivier hatte weichen müssen, zog er sich von aller Politik zurück; indeß erschien er auf deren Schauplatze wieder, als die ersten Niederlagen der franz. Waffen im Kriege gegen Deutschland das Kabinet Ollivier-Gramont hinweggefegt hatten. Abermals trat M. 10. Aug. 1870 an die Spitze des Finanzministeriums, u. die von ihm geleitete Subskription einer Nationalanleihe von 750 Mill. Frcs. hatte einen so glänzenden Erfolg, daß binnen $1\frac{1}{2}$ Tage eine Milliarde gezeichnet wurde, doch machten die Ereignisse des 4. Sept. auch seiner Verwaltung ein Ende. Als Vertreter der Dordogne 2. Juli 1871 in die Nationalversammlung gewählt, schloß er sich dem rechten Centrum an. Der Sturz Thiers' verhalf ihm noch einmal zum Portefeuille des Finanzministeriums (26. Mai 1873), u. es war bezeichnend, daß schon die bloße Anzeige seines Eintretens in das neue Kabinet genügte, um die Fonds in die Höhe zu treiben. Indessen mußte er 16. Juli 1874 seine Entlassung nehmen u. ist seitdem nicht weiter hervorgetreten.

Magnesia ist das Oxyd (Sauerstoffverbindung) des in der Natur im gediegenen Zustande nicht vorkommenden Metalls Magnesium. Die M. wird gewöhnlich durch Glühen der bekannten basisch-kohlensauren M., welche im Publikum gewöhnlich schlechthin M. genannt wird, erhalten, wobei Kohlensäure u. Wasser entweichen u. die reine M. zurückbleibt; diese heißt deshalb im Droguenhandel auch Magnesia usta, d. h. gebrannte M. Dieselbe ist ein außerordentlich leichtes u. lockeres schneeweißes Pulver, geruchlos u. geschmacklos, unschmelzbar, in Wasser so gut wie unlöslich. Sie löst sich jedoch in den meisten verdünnten Säuren mit Leichtigkeit auf, indem sie als basischer Körper mit ihnen Salze bildet (Magnesiasalze). Des bittern Geschmacks wegen, welchen einige derselben besitzen, heißt die M. Bittererde u. wegen ihres Vorkommens in einem verbreiteten Minerale, dem Talk, auch Talkerde; davon die Salze: Bittererdesalze od. Talkerdesalze. Die M. enthält auf 12 Gewichtstheile Magnesiummetall 8 Gewichtstheile Sauerstoff, ihre chemische Formel ist MgO. — In der Natur findet sich freie M. nur höchst selten (mit etwas Eisenoxydul verunreinigt als Periklas, mit Wasser verbunden als Magnesiahydrat, Brucit); dagegen sind die Salze der M. in der Natur sehr verbreitet, so nam. die Verbindungen der Kieselsäure mit M., welche in Form von Talk u. Talkschiefer, Speckstein, Meerschaum, Serpentin, Asbest, Magnesiaglimmer u. a. angetroffen werden; ferner kommt die M. vor als kohlensaure M. im Magnesit u. Dolomit, mit Schwefelsäure als Bittersalz od. Epsomit, mit Phosphorsäure verbunden in den Knochen u. in der Asche der meisten Pflanzen (über Chlormagnesium s. Bd. III, S. 315). Die wichtigsten Salze der M. sind die schwefelsaure u. kohlensaure M. — Die schwefelsaure M. (Magnesia sulphurica), gewöhnlich Bittersalz (Sal amarum) genannt, besteht in 100 Theilen aus 16,72 M., 32,39 Schwefelsäure u. 50,89 Wasser u. erscheint gewöhnlich in kleinen, nadelförmigen, farblosen Krystallen, die sich leicht in Wasser auflösen; die Lösung hat einen bitterlichen Geschmack. Durch Erhitzen dieser Krystalle entweicht das Krystallwasser u. es bleibt die wasserfreie schwefelsaure M. als weiße Masse zurück. Das Bittersalz wirkt abführend u. wird deshalb in Apotheken geführt. In früheren Zeiten wurde dasselbe durch Eindampfen der in der Natur vorkommenden Bitterwässer (z. B. Püllna, Bilin, Seidlitz, Saidschütz 2c.) dargestellt, was jedoch jetzt nur noch selten stattfinden dürfte, da einestheils bei der Fabrikation des kohlensauren Wassers u. der künstlichen Mineralwässer Bittersalze in sehr großen Mengen als Nebenprodukt gewonnen werden, anderntheils in dem Abraumsalze von Staßfurt schwefelsaure M. in Form von Kieserit in solchen Mengen vorkommt, daß leicht jährlich Hunderttausende von Centnern gewonnen werden könnten, wenn nur Absatz dafür vorhanden wäre. Außer zu medizinischen Zwecken benutzt man das Bittersalz nur noch zur Darstellung der kohlensauren M. u. in der Zeugdruckerei als Beiz- u. Appreturmittel. Für letzteren Zweck nimmt England von Staßfurt jährlich 50—60,000 Ctnr. — Die kohlensaure M. findet sich in der Natur schon fertig gebildet als Magnesit u. mit kohlensaurem Kalk gemischt als Dolomit. Der Magnesit kommt in großer Menge bei Frankenstein in Schlesien vor, ferner in Steiermark, Mähren, Oberitalien, Pennsylvanien u. s. w., u. bildet einen wichtigen Handelsartikel. Er besteht aus harten weißen Stücken von muscheligem Bruche, die gemahlen zur Erzeugung von reinem kohlensauren Gas verwendet werden, von welchem sie 48—50 % enthalten.

Magnesium, Magnium, ist ein in der Bittererde, Talkerde od. Magnesia (s. d.) enthaltenes, in der Natur nicht frei vorkommendes metallisches Element, welches zuerst von Davy zu Anfang dieses Jahrhunderts entdeckt u. von Bussy noch vollkommener isolirt wurde. Aber erst Bunsen gelang es, durch Einwirkung des elektrischen Stromes auf geschmolzenes Chlormagnesium, dieses Metall in etwas größerer Menge darzustellen, u. jetzt wird es schon fabrikmäßig, wenn auch nur in verhältnißmäßig geringen Quantitäten, erzeugt. Man bereitet es durch Zusammenschmelzen eines Gemenges von Chlormagnesium mit Natrium u. gepulvertem Flußspath; das Natrium nimmt hierbei das Chlor des Chlormagnesiums auf u. bildet Chlornatrium, während das M. frei wird. Dasselbe findet sich als geschmolzene Masse unter dem Flußspath, muß aber behufs vollständiger Reinigung noch einer Destillation bei Abschluß der Luft unterworfen werden. Das M. ist ein stark silberweiß glänzendes M., hart, geschmeidig (nur das unreine ist spröde) u. läßt sich zu dünnem Blech auswalzen; seinen Glanz behält es an trockener Luft unverändert, während es an feuchter bald matt wird u. sich allmählich mit einer weißen Oxydkruste bedeckt; bei mäßiger Rothglühhitze schmilzt das M. u. kommt, bei abgehaltener Luft weiter erhitzt, zum Sieden, wobei

es sich in der Weißglühhitze vollständig verflüchtigen bez. destilliren läßt. Bei Luftzutritt entzündet es sich schon bei anfangender Glühhitze, so daß man dünnes, bandförmiges M. in jeder Lichtflamme zum Verbrennen bringen kann. Hierbei entwickelt es ein außerordentlich blendendes weißes Licht (Magnesiumlicht), u. das gebildete Magnesiumoxyd, die Magnesia, schlägt sich in Gestalt weißer Nebel nieder. Die einzige Verwendung, die dies Metall bis jetzt gefunden hat, ist die zur Erzeugung dieses hellen Lichtes, welches man zur Beleuchtung von Gegenständen behufs photographischer Aufnahmen benutzt, wenn dieselben dem Sonnenlichte nicht ausgesetzt werden können. Das M. ist sehr leicht, sein spezifisches Gewicht ist nur 1,74, das chemische Zeichen Mg, das Aequivalent des M.s ist 12, sein Atomgewicht 24. — In der Natur findet sich das M. mit Sauerstoff verbunden als Magnesia (s. d.), ferner mit Chlor als Chlormagnesium (s. d.) u. mit Brom u. Jod als Brommagnesium u. Jodmagnesium im Meerwasser, in vielen Salzsoolen u. Mineralwässern.

Magneteisensand od. Magnetsand nennt man die in einigen Gegenden sandartig vorkommenden losen, mehr od. weniger abgerundeten Körnchen von Magneteisenstein.

Magneteisenstein, Magneteisenerz, Magnetit, ist eines der besten Eisenerze, welches den größten Theil des in Schweden, Norwegen u. Rußland produzirten Eisens liefert; den Namen M. hat es erhalten, weil es in der That magnetisch ist u. die natürlichen Magnete liefert. Der M. kommt meist in derben, körnigen bis dichten Massen vor, doch nicht selten auch in großen, schön ausgebildeten Krystallen des tesseralen Systemes (meist Oktaëder u. Rhombendodekaëder); es ist metallischglänzend, von schwarzer Farbe, muscheligem u. sprödem Bruch; seine Härte ist = 5,5—6,5; das spez. Gewicht = 5—5,2. Der M. besteht nur aus Eisen u. Sauerstoff, u. man kann ihn als eine Verbindung von Eisenoxydul mit Eisenoxyd betrachten, indem er von ersterem 31 %, von letzterem 69 % enthält, wonach seine Formel FeO, Fe_2O_3 ist. Der Gesammtgehalt an reinem Eisenmetall beträgt 72,4 %; 27,6 % sind Sauerstoff. Der M. kommt sowol in großen selbständigen Lagern u. Stöcken vor, als auch eingesprengt in verschiedenen Gesteinen, bes. im Basalt, Dolerit, Serpentin, Granit, Chloritschiefer u. s. w.; diese eingesprengten Körnchen sind oft so klein, daß sie nur mikroskopisch erkannt werden können. Bedeutende Lager von M. finden sich bei Arendal u. Dannemora, Utoën u. Gellivara; ferner bei Nischne-Tagilsk u. Kuschwinsk; kleinere Lager kennt man in Tirol, Steiermark, auf der Insel Elba, in Piemont u. im Erzgebirge bei Breitenbrunn u. Berggieshübel.

Magnetismus bezeichnet einerseits den Inbegriff aller an Magneten wahrnehmbaren u. durch sie bewirkten Erscheinungen; dann aber auch den Zustand eines Körpers, worin er diese Erscheinungen zeigt. Mit dem Namen Magnet bezeichnete man schon im griech. Alterthum einen schwärzlichen Stein, ein Eisenerz (Eisenoxydoxydul), welcher die Eigenschaft hat, Eisen anzuziehen u. festzuhalten. Den Namen soll er nach des röm. Dichters Lucretius Zeugniß von der Stadt Magnesia in Kleinasien haben, wo er vielleicht zuerst gefunden wurde. Erst später lernte man beachten, daß die Anziehung eines solchen Magnets ihren Sitz hauptsächlich an zwei entgegengesetzten Stellen des Steines hat, u. noch später, wol nicht vor dem 12. Jahrh. n. Chr., bemerkte man, daß ein frei aufgehängter od. auf einem Bretchen schwimmender Magnet sich alsbald so dreht, daß er diese beiden Stellen od. Pole, wie man sie jetzt nennt, die eine nach Nord, die andere nach Süd wendet. Befestigt man an den beiden Polen des Magnetsteins etwas hervorstehende Eisenplatten durch zwei um den Stein gelegte Messingringe, so wird ein unten an die beiden Vorsprünge der Platten angelegtes eisernes Querstück (der Anker) mehr od. weniger kräftig angezogen u. trägt wol auch noch angehängte Gewichte. Ein solcher in Nr. 4058 abgebildeter Magnet heißt dann armirt.



Nr. 4058. Armirung des Magneten.

Ein Stück weiches Eisen wird, an den Pol eines Magnetsteines gelegt, selbst zu einem Magnet mit zwei entgegengesetzten Polen, aber nur so lange es unter dem Einflusse des Magneten steht. Entfernt man diesen, so verliert es seinen M. vollständig. Hartes Gußeisen od. noch mehr harter Stahl erlangen die magnetische Kraft nur schwierig u. allmählich nach längerer Berührung od. besser Bestreichung mit dem Magneten, behalten dann aber auch diese Kraft nach Entfernung des Magneten fort u. bilden im Gegensatze zu den Magnetsteinen od. natürlichen Magneten sog. künstliche Magnete. Mit solchen magnetischen Stahlstäben lassen sich alle Erscheinungen des M. weit bequemer u. besser darstellen u. untersuchen als mit natürlichen Magneten. Die Pole befinden sich an den Enden der Stäbe. Sucht man bei zwei Magnetstäben durch Aufhängen das Ende, welches sie nach Norden, u. das, welches sie nach Süden richten, u. nähert dann mit der Hand den einen dem andern noch hängen gebliebenen, so zeigt sich, daß die beiden nach Norden weisenden u. ebenso die beiden nach Süden weisenden sich lebhaft abstoßen, dagegen je ein nach Norden weisendes u. ein nach Süden weisendes sich eben so lebhaft anziehen. Bezeichnet man die Enden als Nord- u. Südpol, so kann man kurz sagen: gleichnamige Pole stoßen sich ab, ungleichnamige ziehen sich an. Die magnetische Nordsüdweisung läßt sich nur erklären, wenn man der Erde ebenfalls magnetische Kraft beilegt, den sog. Erdmagnetismus. Man muß sich dann vorstellen, daß am geogr. Nordpol der Erde sich Südmagnetismus befinde, u. umgekehrt. Will man am Nordpol von Nord- u. am Südpol von Südmagnetismus reden, so würde man, was weniger zu empfehlen, nach dem Vorgange franz. u. engl. Physiker das nach Norden weisende Ende eines Magnetstabes od. einer Magnetnadel Südpol nennen müssen, u. umgekehrt.

Ein zum Zwecke der Weisung in seiner Mitte an einem Faden hängender od. auf einer Stahlspitze schwebender Magnetstab heißt gewöhnlich eine Magnetnadel. Die Nadel weist nicht überall direkt nach Norden, sondern weicht an den meisten Orten mehr od. weniger östl. od. westl. ab. Bei uns beträgt diese Abweichung jetzt etwa 12° westlich. Dieser Winkel heißt die Abweichung od. Deklination (s. d.); sie ist für denselben Ort nicht konstant, sondern ändert sich mit der Zeit. Geht man mit einer im Schwerpunkt äquilibrirten Magnetnadel vom Aequator immer weiter nach Nord od. Süd, so senkt sich ihr Nord- od. Südpol immer weiter herab, so daß die Nadel an den magnetischen Polen gar senkrecht steht. Dieser Winkel mit dem Horizonte heißt die Neigung od. Inklination (s. d.) der Nadel. Auch diese verändert sich im Laufe der Zeit. Zur Zeit beträgt sie bei uns ungefähr 65 Grad.

Dreht man eine Nadel etwas aus der Ruhelage, so wird sie nach dem Loslassen unter dem Einflusse der erdmagnetischen Anziehung in mehr od. weniger schnellem Tempo hin- u. herschwingen, ähnlich wie ein unter dem Einflusse der Schwere schwingendes Pendel. Und zwar schwingt eine solche Nadel an verschiedenen Orten der Erde verschieden schnell, was seinen Grund in der an den verschiedenen Punkten der Erde verschieden stark auftretenden Intensität des Erdmagnetismus hat. Je größer dieselbe ist, um so schneller schwingt die Nadel, u. man kann daher aus der genau beobachteten Schwingungsdauer die lokale Verschiedenheit der Stärke od. Intensität der erdmagnetischen Kraft berechnen. Auch diese ändert sich mit der Zeit. Nahe den Polen ist sie am stärksten. Will man sich die erdmagnetischen Verhältnisse auf der ganzen Erdoberfläche übersichtlich machen, so kann man sich für eine große Zahl Beobachtungsorte die Zahlen für die Deklination, Inklination u. Intensität je auf einer Karte eintragen. Indem man nun alle Orte gleicher Deklination, od. die gleicher Inklination, od. endlich die gleicher Intensität durch hindurchgezogene krumme Linien mit einander verbindet (ähnlich wie die Meridiane od. Parallelkreise alle Orte gleicher Länge od. Breite verbinden), erhält man so drei verschiedene Systeme von magnetischen Kurven. Die ersten heißen Isogonen, die zweiten Isoklinen, die dritten Isodynamen (s. auch unter „Isobaren“). — Daß zwischen dem Erdmagnetismus u. dem Nordlicht ein inniger Zusammenhang besteht, wird ersichtlich aus den Störungen, welche die Magnetnadel während dieser Naturerscheinung, die man als ein erdmagnetisches Ungewitter ansehen darf, erfährt, indessen ist die Natur dieses Zusammenhanges noch nicht hinlänglich aufgeklärt (s. „Nordlicht“). Was die rein physikalischen Aeußerungen des M. anbelangt, so ist darüber noch Folgendes zu bemerken. Legt man in einige Entfernung von einem Magneten ein weiches Stück Eisen, so wird dies, so lange es sich da befindet, ebenfalls zu einem Magneten, der anziehende u. abstoßende Kraft ausübt. Man kann diese magnetische Erregung deutlich wahrnehmen, wenn man aus einiger Höhe Eisenfeilspäne auf das Eisenstück streut. In Nr. 4059 ist NS das Eisenstück, welches in die Nähe des Magnetpoles N gebracht worden ist. Die Eisenfeilspäne haben sich als ein schwarzer Bart in der Nähe der Pole N u. S am dichtesten angesetzt, Beweis, daß an diesen Stellen die Punkte größter Anziehung, zwei Pole, sich befinden. Und zwar hat sich gegenüber dem Nordpole des Magneten N in dem weichen Eisen bei S ein Südpol gebildet, der Nordpol befindet sich oben bei N. Aehnlich erregend (induzirend) wirkt auch der Erdmagnetismus. Wenn man einen weichen Eisenstab nach Norden zu schräg nach unten in der Richtung der Inklinationsnadel hält, wird er merklich magnetisch, weniger in anderer Richtung; gar nicht nur dann, wenn er horizontal quer auf dem magnetischen Meridian (von Ost nach West) liegt. — Das Magnetisiren unmagnetischer Stahlstäbe durch Bestreichen mit Magneten war früher ein Gegenstand großer Sorgfalt, u. man kannte verschiedene Methoden des Strichs, die man aber heute nicht mehr



Nr. 4059. Mittheilung des Magneten durch Vertheilung.

anwendet, da man durch die Wirkungen des Elektro- od. Galvanomagnetismus (s. d.) die stärksten Stahlstäbe in wenig Sekunden ohne Mühe bis zur Sättigung magnetisiren kann. Interessant u. wichtig für die Vorstellung, welche wir uns von dem eigentlichen inneren Wesen eines Magneten zu machen haben, ist folgende Thatsache. Zerbricht man einen magnetischen Stahlstab (am besten gebraucht man hierzu eine magnetisirte Stricknadel) genau in der Mitte zwischen den beiden entgegengesetzten Polen, da, wo sie gar keinen M. zeigt, an ihrem sog. Indifferenzpunkte, so zeigen sich die Bruchstellen nicht etwa unmagnetisch, sondern es tritt an jeder der dem abgebrochenen Ende entgegengesetzte Pol auf. Jede Hälfte ist wieder ein Magnet mit zwei Polen u. einem Indifferenzpunkt, u. da sich dies bei jedem neuen Durchbrechen der Hälften, Viertel, Achtel u. s. w. wiederholt, so stellte schon Coulomb (s. d.) die Ansicht auf, es müsse demnach schon jedes Eisenatom selbst als ein kleiner sog. Elementarmagnet gedacht werden, u. es unterschiede sich unmagnetisches Eisen von magnetischem Eisen u. Stahl nur dadurch, daß die Atome in ersterem alle ungeordnet, in letzterem dagegen mit gleichgerichteten Polen liegen. Ampère (s. „Galvanomagnetismus") erweiterte diese Theorie dahin, daß er annahm, der M. der Eisenatome sei erst die Folge kleiner sie umkreisender elektrischer Ströme (Elementarströme). Die in dem weichen Eisen fehlende, aber im harten Stahle u. im Magnetstein vorhandene Kraft, welche die Theilchen in der magnetischen, polaren Lage festhält, nennt man Koërzitivkraft.

Ein ähnliches magnetisches Verhalten wie das weiche Eisen, nur viel schwächer, zeigen auch Nickel u. Kobalt, noch viel schwächer die Salze des Eisen, Nickel u. Kobalt. Einen sehr schwachen M. zeigen auch noch Chrom, Uran u. Platin, letzteres jedoch nur durch einen schwachen Eisengehalt, den es fast immer besitzt. Mehr od. weniger wirken starke Magnete od. starke galvanische Ströme auch auf andere als die genannten Körper (s. „Diamagnetismus").

Magnetismus, thierischer. Die Lehre vom th. M. wurde von Mesmer (s. d.) begründet. Er ging bei seinen naturphilosophischen Betrachtungen von sehr allgemeinen Grundgedanken aus u. gelangte, indem er neben dem physikalischen auch einen „animalischen" M. annahm, zu einer Theorie u. Praxis, die er selbst als „Universalmethode" bezeichnete, u. die man jetzt oft kurzweg „Mesmerismus" nennt. Er stellte folgende Sätze an die Spitze: „Das Allbewegende, Alles Durchströmende u. Durchdringende ist dasjenige, worin Leib u. Geist Eins sind, die Allflut. Alle Materie ist ursprünglich durch einen göttlichen Anstoß bewegt; dieser Anstoß ist Grund sowol der Bewegung als auch der Ruhe" u. s. w. Weiter heißt es: „Das Agens im th. M. ist eine höchst bewegliche Flutreihe, welche die Marksubstanz der Nerven durchdringt, u. welche gar keiner anderen Modifikation fähig ist als der der Bewegung, u. deren Beweglichkeit ihrer Feinheit gleich kommt. Magnetisiren heißt nun: im menschlichen Körper einen Ton der Bewegung von einer Reihe des feinen Stoffs einsetzen, sowie man in dem Eisen die Bewegung aufregen kann, welche man im Magnet erblickt. Indem jede höhere Flutreihe die niedere durchdringt u. sie in sich enthält, so muß mittels jener magnetischen Flutreihe eine Mittheilung in unendliche Fernen möglich sein ꝛc." — In seinem Mémoire sur la Découverte du Magnetisme sagt Mesmer: „Der animalische M. ist ein allgemein verbreitetes Fluidum, er ist das Mittel gegenseitiger Einwirkung zwischen den himmlischen Körpern der Erde u. den belebten Körpern. Der thierische Körper empfindet die Wirkung dieses Agens, u. zwar vermittels der Nerven, deren Substanz dasselbe anzieht. Man hat am menschlichen Körper, wie beim Magnet, zwei entgegengesetzte Pole angenommen. Die Aktionen des th. M. können von einem Körper zum anderen, belebten sowol als unbelebten, mitgetheilt, übertragen, verladen werden. Diese Wirksamkeit findet selbst in ziemlicher Entfernung ohne Beihülfe eines Zwischenkörpers statt; sie wird durch Spiegel reflektirt u. verstärkt, durch Gesunde mitgetheilt, vermehrt, verbreitet; die ausströmende Kraft läßt sich konzentriren, verladen. Nicht alle thierischen Körper sind im gleichen Grade für die Wirkung des Fluidum empfänglich; dasselbe ist jedoch fähig, Krankheiten der Nerven unmittelbar, andere Krankheiten mittelbar zu heilen; es erregt heilsame Krisen und der Arzt kann sich zum Meister derselben machen; insofern ist der th. M. eine Universalmethode, den Menschen von Krankheiten zu befreien u. davor zu schützen."

Mesmer's Methode beim Magnetisiren war folgende: In der Mitte des Zimmers, in welchem sich die Patienten befanden, war ein cylinderförmiges Gefäß von Eichenholz aufgestellt, die sog. „magnetische Baguette". Das Innere derselben war mit Glasstückchen, mit Eisenfeilspänen u. Flaschen voll magnetischen Wassers angefüllt. Durch den durchbohrten Deckel dieses Gefäßes liefen Eisenstäbe, deren gebogene Enden sich nach verschiedenen Richtungen hin stellen ließen. Die Patienten wurden der Reihe nach um diese „Baguette" placirt, jeder derselben erhielt einen solchen Eisenstab, ihn demjenigen Theil seines Körpers applizirend, den er für den Sitz der Krankheit hielt. Eine Schnur ging um ihre Körper u. verband so die ganze Gesellschaft mit einander. Jeder Patient drückte den Daumen seines Nachbars. Dazu wurde auf einem Pianoforte musizirt. Der Magnetiseur selbst ging, mit einem Metallstabe bewaffnet, unter den Patienten umher, sah dem einen fest ins Auge, während er mit seinem Stabe den vermeintlichen Sitz der Krankheit eines anderen berührte; hin u. wieder fuhr er mit seinem Finger nachdrücklich über den Unterleib, u. dergleichen Manipulationen wurden eine beträchtliche Zeit lang eifrig fortgesetzt. Einige Patienten wurden von dieser Kur nur wenig berührt, andere stießen Seufzer aus, fingen zu weinen od. zu lachen an; Manche wurden niedergeschlagen u. abgespannt, Einzelne verfielen in Konvulsionen.

Trotzdem Mesmer mit seinem Verfahren im Allgemeinem Fiasco machte, haben außer dem Marquis de Puységur, der sich in Paris Anfangs mit ihm zur Verbreitung der neuen Lehre verbunden hatte, zahlreiche Anhänger derselben in allen Ländern den sog. th. M. theoretisch u. praktisch weiter zu entwickeln gesucht. Man setzte die Manipulation in anderer Weise fort u. steigerte die Einwirkungen derselben auf einzelne Individuen bis zum Eintritt von Schlaf u. von künstlichem „Somnambulismus", einem Zustand, in welchem sich die betreffenden Personen mit sympathischen Personen angeblich in „magnetischen Rapport" zu versetzen vermögen, u. in dem sie sowol „fernempfinden" als auch „fernsehen" können. Der Naturforscher Prof. Kieser u. der Dichter Justinus Kerner wurden eifrige Vorkämpfer des Mesmerismus; sie sprechen bei der Beobachtung verschiedener Somnambulen von einem „Hereinragen der Geisterwelt in die unsere". Der Engländer Haddock faßte in seinem Werke „Somnolismus u. Psycheismus" den Somnambulismus vom Standpunkte des Elektromagnetismus auf. C. G. Carus in Dresden suchte in seinem Buche „Ueber Lebensmagnetismus" die Erscheinungen des sog. Magnetisirens mit der Physiologie des Nervensystems in Einklang zu bringen, ohne jedoch mit seinen Theorien bei den wirklichen Physiologen Anklang zu finden. Ueberhaupt wurde überall dort, wo Aerzte u. Physiologen den Mesmerismus u. die Erscheinungen des künstlich erzeugten Somnambulismus einer genauen Prüfung unterzogen, z. B. in Paris, Berlin, Wien u. s. w., die Sache auf eine unabsichtliche od. absichtliche Täuschung zurückgeführt. Selbst G. v. Reichenbach, welcher schließlich einen besonderen Stoff, das sog. Od, als das beim th. M. wirksame Agens proklamirte, wurde allseitig widerlegt.

Trotzdem giebt es noch immer hier u. da Magnetiseurs, deren Manipulationen gewöhnlich in Folgendem bestehen: Die zu magnetisirende Person legt sich leicht bekleidet u. bedeckt auf ein Lager, vor welches der Magnetiseur sich hinstellt u. die Operation beginnt, indem er beide ausgebreiteten, mit den Daumenspitzen sich berührenden Hände zuerst gegen den Obertheil des Kopfes des Kranken führt, so daß nur die Fingerspitzen das Haupt leicht berühren. Ebenso führt er dann jederseits des Halses die nun sich trennenden Hände herab u. über die Arme hernieder bis über die Hände des Kranken hinweg, deren Finger wol auch noch leise gefaßt werden, worauf der Magnetiseur seine Hände ganz ablöst u. in einem abgewendeten Bogen allmählich sie abermals zu einer zweiten Tour zum Haupte des Kranken führt. Von hier aus geht er jetzt wieder über den Hals herab, aber diesmal an den Seiten der Brust herunter, um in der Herzgrube wieder beide Hände mit den Daumen zu vereinigen u. so einige Zeit zu verweilen, worauf abermals an den Seiten des Körpers herunter, dann an den Hüften weiter herab u. so bis zum Fuß u. zu den Fußspitzen gegangen wird, welche letzteren dann abermals leise erfaßt werden können, worauf die Tour wieder durch den abgewendeten Bogen der Hände beendet wird, um, dafern nöthig, nun noch ein od. mehrere Mal wiederholt zu werden. Sind örtliche Zufälle vorhanden, so können diese das längere Auflegen od. Drücken der Hände erfordern; viele Magnetiseure halten auch ein Anhauchen für nützlich; Manche lassen auch „magnetisirtes Wasser" trinken.

Von solchen Manipulationen werden viele Personen gar wenig beeinflußt; allein nicht wenige geben an, dabei eine Art Strömung od. Rieseln durch den Körper empfunden zu haben. Der Magnetiseur erklärt dies schon für „magnetisch", doch sind solche Einwirkungen wol mehr auf physischem Wege zu erklären, wie die Wirkung auf die Hautnerven beim Kitzeln durch direkte Berührung derselben. Bei manchen Magnetisirten stellte sich nach u. nach ein Gefühl von Müdigkeit ein, dann erfolgte wol auch ein wirklicher Schlaf, der manchmal stundenlang dauert; in diesem Schlaf kommt es bisweilen zum Sprechen, d. h. einer rein auf nervöser Reizung beruhenden Erscheinung, welche die Magnetiseurs als „Somnambulismus" u. „Fernsehen", auch als „Hochschlaf" bezeichnen.

Jetzt sind nur wenige Aerzte von der wirklichen Existenz eines th. M. überzeugt, die exakten strengen Naturforscher müssen ihn durchweg leugnen; selbst Perty, der in seinen Schriften gern alle mystischen Erscheinungen als etwas Besonderes auffaßt, glaubt, wie es scheint, mehr

an „magische“ als an „magnetische“ Fernwirkung. Allein es giebt Erscheinungen, die allerdings noch nicht ganz aufgeklärt sind, die aber doch als ganz natürliche Vorgänge im Nervensystem u. Gehirn zu deuten sind, zu welchen unter anderen auch der th. M. gehört; hierher rechnen wir die dem magnetischen Schlaf analogen sog. hypnotischen Erscheinungen bei Mensch u. Thier, indem ein Mensch, der beispielsweise längere Zeit unverwandt auf einen den Augen nahen Spiegel od. glänzenden Gegenstand schaut, in einen halb bewußtlosen, schlafähnlichen Zustand verfällt, indem man ferner Vögel, z. B. Tauben u. Hühner, auf den Rücken legen kann, worauf sie scheinbar willenlos liegen bleiben. In gesteigertem Grade können solche psychische, nur durch Einwirkung von Manipulationen auf das allgemeine Nervensystem hervorgerufene Zustände bei nervös reizbaren Menschen auftreten. Allein häufiger noch werden bei genauer Prüfung u. Beobachtung Täuschungen entdeckt, zu welchen sich die magnetisirten Somnambulen durch mancherlei Gründe, wie Sucht Aufsehen zu erregen, mitgebrachte Vorurtheile, eine gewisse Beschränktheit u. dergl., verleiten ließen.

Gegen die Einseitigkeiten der Theorien über den th. M. traten zuerst auf: Stieglitz („Ueber den th. M.“, Hannov. 1814), Pfaff („Ueber u. gegen den th. M. ꝛc.“, Hamb. 1817) u. Hufeland. — Für die Geschichte des th. M. sind zu vergleichen außer Mesmer's (s. d.) Werken: Ennemoser, „Der M. in der allseitigen Beziehung seines Wesens ꝛc.“ (Lpz. 1819; 2. Aufl. unter dem Titel „Geschichte der Magie“, Lpz. 1844); Kieser, „System des Tellurismus“; Bertrand, „Du magnétisme animal en France“ (Par. 1826); Potet de Lennevay, „Le magnétisme opposé à la médécine etc.“ (Par. 1817); Burdin u. Dubois, „Histoire académique du magnétisme animal“ (Par. 1841); Choulant, „Vorlesungen über den animal. M.“ (Dresd. 1840); Wirth, „Theorie des Somnambulismus“; Just. Kerner, „Die Seherin von Prevorst“ (2 Thle., Stuttg. 1829); Eschenmayer, „Mysterien des innern Lebens ꝛc.“ (Tübingen 1830); Haddock, „Somnolismus u. Psycheismus“; C. G. Carus, „Ueber Lebensmagnetismus u. über die magischen Wirkungen überhaupt“ (Lpz. 1857); Perty, „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur ꝛc.“ (Lpz. u. Heidelb. 1862 u. ö.).

Magnetkies od. Pyrrhotin, ein aus Eisen u. Schwefel bestehendes Mineral. Man kennt drei solcher einander ähnlicher u. zu den sog. Kiesen gehöriger Mineralien: den Pyrit (Schwefelkies od. Eisenkies), den Markasit (Strahlkies od. Wasserkies) u. den M. (Pyrrhotin). Während die ersten beiden eine gleiche chemische Zusammensetzung haben (auf 46,7 Eisen 53,3 Schwefel), enthält der M. mehr Eisen u. weniger Schwefel, nämlich 60,5 Eisen u. 39,5 Schwefel; Pyrit u. Markasit sind demnach Eisenbisulphid (Zweifach-Schwefeleisen) mit der Formel FeS_2, während der M. aus Eisenmonosulphid (Einfach-Schwefeleisen) u. Eisenbisulphid besteht, u. zwar nach der Formel $6FeS+FeS_2$; zuweilen sind im M. einige Prozente Eisen durch Nickel vertreten, so z. B. in einer Varietät aus Pennsylvanien bis zu 5½ %. — Bei gleicher Zusammensetzung zeigen aber Markasit u. Pyrit verschiedene Krystallformen; ersterer krystallisirt im rhombischen, letzterer im tesseralen u. der M. im hexagonalen Krystallsysteme. Der M. hat eine bronzegelbe Farbe u. Metallglanz, ist etwas magnetisch u. giebt, auf unglasirtes Porzellan gestrichen, einen grauschwarzen Strich, während Markasit einen dunkelgrünlichgrauen u. Pyrit einen bräunlichschwarzen Strich geben. Die Härte ist 3,5 bis 4,5; das spezif. Gewicht = 4,54 bis 4,64. — Man findet den M. bei Breitenbrunn im Erzgebirge, Andreasberg im Harz, Bodenmais in Oberbayern, Kongsberg u. Fahlun in Schweden.

Magnetoelektricität nennt man die durch Magnetoinduktion erregte Elektrizität (s. „Induktion“).

Magnetometer nennt man große Bussolen zur genauen Bestimmung der magnetischen Deklination u. Intensität. In der Einrichtung gleichen sie ganz dem in Nr. 2997 (Art. „Galvanometer“) abgebildeten Spiegelgalvanometer, nur daß die das Gehäuse des Magnetstabes umgebende Multiplikatorwindung von Draht fehlt. Die Ablesung des Standes der Magnetnadel geschieht ebenfalls mit Spiegel, Fernrohr u. Skala.

Magnificat (lat.), d. i. „es preiset“, das Anfangswort des Lobgesanges der Maria: „M. anima mea“ (Ev. Luc. 1, 46—55, nach der Vulgata). Der Urtext dieses Gesanges ist von mehreren Kirchenkomponisten kantatenförmig in Musik gesetzt worden.

Magnificenz (vom lat. magnificus, prächtig, herrlich), Herrlichkeit, Titel verschiedener Würdenträger des Reiches zur Zeit der röm. Kaiser, auch heute noch der Kanzler u. Rektoren der Universitäten u. der Bürgermeister der Freien Städte. Der Superlativ „Magnificentissimus“ wird denjenigen Fürsten beigelegt, die das Rektorat einer Universität führen.

Magnin (spr. Manjäng), Charles, franz. Literarhistoriker, geb. zu Paris 4. Nov. 1793, wurde 1832 Konservator an der königl., später kaiserl. Bibliothek in Paris u. starb das. 8. Okt. 1862. Außer einigen Poesien u. der Komödie „Racine, ou la troisième représentation des Plaideurs“ (Par. 1826) schrieb er: „Les origines du théâtre moderne“ (Par. 1838, unvollendet); „Le théâtre de Hrosvitha“ (1845); „Histoire des marionnettes“ (ebd. 1852). Auch gab er eine Sammlung seiner „Causeries et méditations historiques et littéraires“ (2 Bde., ebd. 1843) heraus.

Magnin (spr. Manjäng), Joseph, franz. Großindustrieller u. Politiker, geb. zu Dijon 1. Jan. 1824, wurde als Besitzer großer Hüttenwerke im Dep. Côte-d'Or in den General- u. Munizipalrath seiner Vaterstadt gewählt, erhielt dann den Vorsitz im dortigen Handelsgericht u. vertrat seit 1863 sein heimatliches Departement auch im Gesetzgebenden Körper, wo er in politischen Fragen mit der Linken stimmte, in Betreff der sozialen Verhältnisse aber sich zu den Konservativen hielt. Im Dez. 1869 ward M. einer der Sekretäre der Kammer u. am Tage nach dem Sturze des Kaiserreichs, 5. Sept. 1870, in der Regierung der nationalen Vertheidigung Minister des Handels u. Ackerbaues. Als solcher hatte er für die Verproviantirung der Hauptstadt zu sorgen. Trotz all seiner energischen Maßregeln aber hatte Paris nach Abschluß der Kapitulation nur noch für 10 bis 12 Tage Lebensmittel; auch gab man ihm Schuld, in der Auswahl der Persönlichkeiten, mit denen er Verträge schloß, nicht vorsichtig gewesen zu sein. Einige Tage nach den Wahlen für die National-Versammlung, deren Mitglied auch er wurde (8. Febr. 1871), gab M. sein Portefeuille an Lambrecht (s. d.) ab. Im Dez. 1875 wurde er von der Nationalversammlung in den Senat gewählt.



Nr. 4060. Blütenzweig der Magnolia grandiflora.

Magnolia, Pflanzengattung der Magnoliaceen, welche ihren Namen zu Ehren des ehemaligen Professors der Botanik zu Montpellier, Pierre Magnol († 1715), erhielt. Die genannte Gattung ist reich an schönen Holzpflanzen, die oft stattliche Bäume bilden u. der gemäßigten warmen Zone angehören. Nordamerika, China u. der Himálaja sind ihre eigentliche Heimat, von wo einige Arten auch schon längst in unsere Gärten kamen, da sie in Süd- u. Westeuropa, selbst in Mittel- u. Norddeutschland, meist recht gut gedeihen. Sie zeichnen sich durch ihr herrliches, großes, lederartiges, an die bekannten Gummibäume (Ficus) erinnerndes Laub aus, u. ebenso durch Form u. Stattlichkeit ihrer Blumen. Eine der bekanntesten, schon am Südabhange der Alpen an den ital. Seen in den Parkanlagen vielfach gezogene Art ist M. grandiflora aus Carolina mit prachtvoller, großer, einem Schwaneneie gleichender weißer Blume von lilienartiger Form u. mit intensivem Citronölgeruch. Am leichtesten gedeiht in Norddeutschland M. acuminata, der bekannte Gurkenbaum, dessen Blumen aber mehr an den Tulpenbaum erinnern, welcher gleichfalls zu der Familie gehört. Im Sikkim-Himálaja wächst M. Campbelli mit ähnlicher Riesenblume, wie die erstgenannte, aber in dunkles Roth u. selbst in Carmoisin übergehend. In China wird M. Yulan wegen der Schönheit ihrer Blumen seit undenklichen Zeiten gepflegt, in Japan die M. glauca. Die meisten der genannten Arten kommen auch bei uns fort. Bei allen Arten entwickelt sich die Frucht zu einem gurkenartigen Kegel aus. In ihrem Vaterlande, bes. in Nordamerika, gebraucht man die Rinde einiger Arten gleich der Chinarinde als Arzneimittel gegen Wechselfieber, wofür man in China die äußerst bittern Samen (Tsin-y) des Yulan verwendet.

Magnus, Eduard, einer der bedeutendsten Portraitmaler unserer Zeit, geb. zu Berlin 7. Jan. 1799, widmete sich erst spät

Mustapha IV., am 28. Juli 1808 eben so wie dessen Vorgänger Selim III., mit dem er die Gefangenschaft getheilt hatte, ermordet werden; aber Bairaktar, der Pascha von Rustschuk, rettete ihn u. setzte ihn auf den Thron. Nachdem M. die höchsten Beamten, die Mutter u. die Gemahlinnen seines Bruders hatte erdrosseln, ermorden, ersäufen lassen, empörten sich die Janitscharen, die seine Reformen im Sinne Selim's fürchteten, erreichten aber damit nichts mehr, als daß M. viele von ihnen u. seinen gefangenen Bruder u. Vorgänger ebenfalls erdrosseln ließ. Obwol von roher, ungestümer Gemüthsart u. einzig berathen von niederen Kreaturen, wußte der Sultan doch in einem kriegerischen Zeitalter die Existenz seines von allen Seiten u. im Inneren bedrohten Reiches zu wahren u. durch manche Reformen für einige Zeit zu sichern. Während das westl. Europa mit Napoleon im Kampfe lag, stürzte sich Rußland auf die Türkei u. nahm ihr im Frieden zu Bukarest 1812 Bessarabien, machte sich Serbien nach dem Heldenkampfe des Czerny Georg († 1817) 1830 unter dem Fürsten Milosch frei, eroberte Mohammed Ali von Aegypten ein Stück von Arabien u. Syrien nach dem andern.



Nr. 4062. Mahmud II. (geb. 20. Juli 1785, gest. 1. Juli 1839).

1820 empörte sich Ali Pascha von Janina in Albanien, wurde aber schon 1822 zur Ergebung gezwungen u. 5. Febr. niedergehauen, obwol ihm Leben u. Eigenthum zugesichert war. Inzwischen war seit 1821 in der Walachei unter Alexander Ypsilanti, in Morea unter Mauromichali u. Kolokotroni, in Thessalien unter Odysseus, auf den Inseln unter Demetrius Ypsilanti, Miaulis u. Kanaris der Aufstand der Griechen (s. „Griechenland, Geschichte VIII.") ausgebrochen, aber wider Erwarten schickte Mohammed Ali seinen Sohn Ibrahim mit der ägypt. Flotte 1824 dem Sultan zu Hülfe, der ihn bereitwillig mit Morea belehnte. Als das entsetzliche Blutvergießen, welches schon am Osterfeste 1821 mit der Ermordung des Patriarchen Gregorios in Konstantinopel begonnen hatte, trotz der Mahnungen der Großmächte kein Ende nahm, vernichteten die Flotten Englands, Frankreichs u. Rußlands 20. Okt. 1827 die türkisch-ägypt. bei Navarin. Nun wurde Ibrahim zur Räumung von Morea gezwungen u. der Sultan durch die Russen, welche den Balkan überstiegen u. endlich zwei Stunden vor Konstantinopel standen, zum Frieden von Adrianopel (1829), in dem er einige asiatische Festungen an Rußland abtrat, Moldau, Walachei u. Serbien als freie Fürstenthümer unter türk. Oberhoheit anerkannte, Griechenland aber bis zum Othrysgebirge für unabhängig erklärte. Inzwischen hatte M. dennoch die Möglichkeit gefunden, sein Reich mit eiserner Hand zu reformiren u. ihm einen mehr europ. Zuschnitt zu geben. Die aufrührerischen Janitscharen vernichtete er 1826 fast gänzlich, ließ sein Heer durch franz. u. preuß. Offiziere reorganisiren u. machte der Aristokratie der Paschas u. Spahis, der Ulemas u. der Wechsler ein Ende. Die ersteren sollten fortan selbst durch ihre Beamten, nicht durch die Wechsler, Steuern u. Zölle erheben; die Spahis sollten nicht mehr Rechte als die christlichen Grundbesitzer (Rajahs) haben; die Ulemas, die Erklärer des Koran, verloren ihren Einfluß auf Glauben u. Recht; die Widersetzlichen nahm der Bosporus auf. 1831 u. 1832 unterdrückte Redschid Pascha die Aufstände der Albanier u. Bosnier, aber als er nach Asien geschickt wurde, um dem eigenmächtigen Auftreten Mohammed Ali's in Syrien u. Kleinasien ein Ende zu machen, gerieth er in dessen Gefangenschaft, u. das ägypt. Heer lagerte nach dem Siege von Konieh (20. Dez. 1832) wenige Tagereisen vom Bosporus. In der Verzweiflung nahm M. die angebotene Hülfe des Kaisers Nikolaus an, eine russ. Flotte ankerte vor Skutari, ein russ. Heer zog über den Balkan heran. Inzwischen gab M. dem Drängen der europ. Mächte nach u. bewilligte Mohammed Ali im Frieden zu Kutajah 1833 ganz Syrien u. den erblichen Besitz von Aegypten, Kreta u. Arabien. Rußland aber verlangte, scheinbar großmüthig, nur die Schließung der Dardanellen für fremde Kriegsschiffe u. verabredete mit der Türkei gegenseitige Hülfe u. gemeinsame Berathung in allen Fällen u. Vorkommnissen, welche die Ruhe u. Sicherheit der Türkei u. Rußlands angingen. Da der Sultan beständig mit neuen Reformen vorging, die sogar das Haupthaar u. die Kleidung der Gläubigen betrafen, gab er beständigen Anlaß zu Unruhen u. dem russ. Kaiser Gelegenheit zur Einmischung. Allein die Wachsamkeit Palmerston's u. Metternich's wußte diese beständig zu verhindern. Unvermeidlich schien aber der Krieg mit Mohammed Ali, dessen Uebermacht die Türkei zu erdrücken drohte. Er begann mit einer Niederlage. Hafis Pascha wurde, da er auf die Warnung des preuß Majors v. Moltke (s. d.) nicht hörte, bei Nisib am Euphrat 24. Juni 1839 geschlagen. Ehe M. noch die Nachricht empfangen konnte, war er (1. Juli) verschieden u. hatte den Thron seinem ältesten Sohne Abdul Medschid hinterlassen. Trunksucht, Sinnenlust u. die Heftigkeit seines Charakters hatten frühzeitig seine Kräfte verzehrt.

Mahmudiekanal (spr. Machmudihkanal), ein von Mohammed Ali 1819 in einer Breite von 30 m. bei 6 m. Tiefe angelegter Kanal, 83,5 Km. lang, verbindet den Hafen von Alexandrien mit dem Nil u. versorgt zugleich die Stadt mit Trinkwasser.

Mahon (spr. Meh'n), 5. Graf **Stanhope**, Philip Henry Stanhope, Viscount, engl. Staatsmann u. Geschichtschreiber, geb. als ein Großneffe Pitt's 30. Jan. 1805 auf Walmer-Castle, studirte in Oxford, trat bereits 1830 ins Parlament, war vom Dez. 1834 bis Aug. 1835 im Kabinet Peel-Wellington Unterstaatssekretär des Auswärtigen u. vom Juli 1845 bis Juli 1846 Sekretär des Ind. Amtes; verlor 1852 seinen Sitz im Unterhause, gehörte aber seit 2. März 1855, an welchem Tage er den Namen u. Rang seines Vaters, des 4. Grafen Stanhope (s. d.) erbte, dem Oberhause an. Als Historiker zeichnet er sich weniger durch einen glänzenden Stil als durch seine gründlichen Quellenstudien u. seine klare Darstellung aus. Hervorzuheben sind: „History of the war of the succession in Spain" (Lond. 1834); „History of England" (vom Utrechter Frieden bis zum Frieden von Versailles, 3. Aufl., 7 Bde., Lond. 1853 f.; auch in der Tauchnitz Edit., Lpz.); „Historical essais" (Lond. 1848); „Life of Belisarius" (ebd. 1829; 4. Aufl. 1848) u. „Life of the Great Condé" (ebd. 1840). Außerdem gab er heraus die „Letters of Philip Dormer Stanhope, Earl of Chesterfield" (5 Bde., ebd. 1845—53) u. die „Memoirs by Sir Rob. Peel" (mit Cardwell, 3 Bde., ebd. 1856 ff.).

Mahonia, Mahoni; Pflanzengattung der Berberitzenpflanzen, nach einem Amerikaner Mac-Mahon benannt. Sie liefert unseren Parkanlagen werthvolle Sträucher für immergrüne Gruppirungen in verschiedenen Arten. Am meisten trifft man M. aquifolium aus Nordamerika mit gefiederten Berberitzenblättern, gelben Blumentrauben im Sommer u. dunkelpurpurrothen Beeren im Herbste.

Mahratten od. Maharatten, ein Hinduvolk von etwa 12 Mill. Seelen, das auf einem Areal von 10,000 □M. die Länder der Präsidentschaft Bombay u. die Provinz Nagpur bewohnt, sind die einzigen Sanskrit redenden Indier auf dem Plateau von Dekan. Das Kastenwesen hat bei ihnen keinen Eingang gefunden, doch theilt sich das Volk in die

Stämme der Pächter, Schäfer u. Hirten. Der Reis wird als Nahrungsmittel verschmäht, dagegen Weizen- u. Gerstenbrot genossen. Das Waffenhandwerk gilt ihnen als der edelste Beruf. Die verschiedenen Stämme dieses Volkes hatte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. Sewadschi unterworfen u. sein Reich durch Eroberungen im Gebiete des Großmoguls beträchtlich vergrößert. Unter seinen schwachen Nachfolgern zerfiel dieser große Staat wieder in eine Menge Häuptlingschaften, die nur lose mit einander verbunden waren u. durch ihre Fehden den Engländern Gelegenheit boten, ein Stück Landes nach dem andern zu annektiren; 1818 war das ganze Gebiet der Ostind. Compagnie unterworfen bis auf das Reich des Rao-Scindia, welches seine Unabhängigkeit erst 1843 nach blutigem Kriege verlor. Die den Engländern tributpflichtigen Fürstenthümer sind die Reiche des Scindia od. Maha-Radscha (d. h. Großkönig, daher der Name des ganzen Volkes) mit der Residenz Gwalior, das des Guicowar mit der Residenz Baroda u. das des Holkar mit der Residenz Indore.

Mähren, Markgrafschaft u. Kronland der Oesterr.-ungar. Monarchie mit einem Areal von 403,71 □M. u. 2,017,274 E. (1869), wird im N. von der preuß. Grafschaft Glatz u. österr. Schlesien, im O. von Ungarn, im S. von Niederösterreich u. im W. von Böhmen begrenzt. Den nördl. Theil erfüllen bis zum Marchthale die südöstl. Ausläufer der Sudeten (s. d.) mit dem Altvater u. dem Gesenke (s. d.), an welches sich im S. an den Oderquellen das Odergebirge anschließt. Im O. der March u. der oberen Oder erheben sich die westlichsten Ketten der Karpathen (s. d.), nam. die Beskiden, während von der mähr.-böhm. Grenze das Mähr. Hügelland durchschnitten wird, ein Plateau von 400—500 m. Höhe, über welches sich einzelne Gipfel bis zu 800 m. erheben, u. das wegen der häufigen, tief einschneidenden Flußthäler an vielen Stellen den Charakter eines Gebirges annimmt. Der Hauptfluß ist die March (s. d.) [Morawa], von der das Land seinen Namen erhalten hat; die Oder durchströmt nur einen kleinen Theil M.s. Das nach S. sich öffnende Hauptthal giebt dem Lande ein mildes Klima, mit Ausnahme des von den Sudeten erfüllten N.; Mais u. Wein gedeihen in den südl. Gegenden noch sehr gut. Von den Bewohnern gehören 519,400 den Deutschen an, welche in geschlossenen Massen das Sudetengebiet, das südl. M. u. die Umgegend von Iglau u. Trübau bewohnen. Mehrere Stämme von diesen, bes. die Kuhländer (s. d.) u. die Schönhengstler, die Bewohner der Sprachinsel von Trübau, haben in Sprache, Sitte u. Tracht noch viel Alterthümliches bewahrt. Außer 1580 Kroaten im S. besteht der übrige Theil der Bevölkerung aus Nordslaven. An der oberen Thaya wohnen Tschechen, im Gebiete der Karpathen Slavaken, im NO. Polen u. im mittleren M. herrscht der mähr. Dialekt, welcher den Uebergang vom Tschechischen zum Slavakischen bildet. Den wohlhabendsten dieser slav. Stämme bilden nam. die Hannaken in der Hanna u. an der March. Von den Bewohnern sind 95 % kathol. u. nur 3 % protest. Die wichtigste Beschäftigung ist der Ackerbau, für den sich das fruchtbare Land in den breiten Flußthälern vortrefflich eignet, der aber fast ausschließlich nur von den Deutschen u. auf den großen Herrschaften in rationeller Weise betrieben wird, während bei den Slaven noch die Dreifelderwirthschaft vorherrscht. Von dem Gesammtareal sind 50,3 % Acker u. gemischte Kultur, 26 % Wald, 9 % Weide, 8,5 % Wiesen u. Gärten, 1,3 % Weinland u. 4,19 % ohne Kultur. Produzirt wurden 1872: 710 Mill. Liter Kartoffeln, 385 $^1/_3$ Mill. Liter Hafer, 336 Mill. Liter Roggen, 152 Mill. Liter Gerste u. 98 Mill. Liter Weizen; außerdem ergaben die mit Reben bestandenen 23,003 Hekt. 206,979 Eimer Most, letzterer zum größten Theil im Bezirk Auspitz produzirt. Die fruchtbarsten Theile des Landes sind die Gegenden um Kremsier, Olmütz u. Proßnitz, wo auch ein nicht unbedeutender Obst- u. Gartenbau betrieben wird. Die Bergweiden unterstützen wesentlich die Viehzucht, in den Beskiden u. Sudeten ist sogar eine Art Sennwirthschaft, ähnlich wie im Riesengebirge, üblich. Von Wichtigkeit ist die Gänse- u. Pferdezucht in der Hanna u. die Hühnerzucht im ganzen Lande. Schafkäse wird nam. in den Karpathen produzirt u. in beträchtlichen Mengen ausgeführt. Bedeutend ist auch der Holzexport. Die Flüsse u. zahlreichen Teiche liefern viel Fische, die Bienenzucht große Quantitäten von Wachs. Der Bergbau ergab 1872 eine Gesammtproduktion von 3,668,629 fl., die Hüttenwerke von 2,881,488 fl.; ersterer beschäftigte 7270, letztere 2318 Arbeiter. An Steinkohlen wurden im gleichen Jahre 9,531,966 Ctnr., an Braunkohlen 2,355,808 Ctnr., an Graphit 108,653 Ctnr. gewonnen; 18 Hohöfen lieferten 637,902 Ctnr. Eisen. Die wichtigsten Industriezweige sind die Rübenzuckerfabrikation, die Leinweberei, Tuchmanufaktur, Baumwollspinnerei u. Weberei. Die Hauptsitze der Woll- u. Tuchmanufaktur sind Brünn, Iglau u. Namiescht. Der Zuckerindustrie dienen 49 Etablissements (1873); außerdem besitzt das Land bedeutende Glashütten, Tabaksfabriken, Maschinenbauanstalten, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, Mahlmühlen u. Gerbereien. Unterstützt wird diese lebhafte Industrie durch treffliche Kunststraßen, zahlreiche Eisenbahnen, welche M. mit den benachbarten Ländern in Verbindung setzen, u. die schiffbaren Flüsse. Die wichtigsten Märkte sind Brünn für Manufakturwaaren u. Olmütz für die Produkte der Landwirthschaft. An Volksschulen hatte M. 1871: 1866 mit 2885 Lehrern u. 260,758 Schülern, daneben 1872: 12 Gymnasien mit 181 Lehrern u. 2917 Schülern u. 24 andere Mittelschulen mit 260 Lehrern u. 4388 Schülern. Die ehemalige Universität zu Olmütz ist aufgehoben, doch besitzt diese Stadt noch eine theologische u. eine chirurgische Lehranstalt; ein technisches Institut befindet sich zu Brünn, eine militärisch-technische Schule zu Weißkirchen. In kirchlicher Beziehung steht M. unter dem Erzbischof von Olmütz u. dem Bischof von Brünn. Das Land zählt 30 Mönchs- u. 22 Nonnenklöster (1870) u. einen Regularklerus von 592 Personen. M. hat zur Hauptstadt Brünn, zerfällt in die 36 Amtsbezirke u. hat 86 Städte (mit 368,161 E.) unter 3317 Ortschaften. — Die Landesverfassung beruht auf der Landesordnung vom 26. Febr. 1861; der Landtag besteht aus 100 Mitgliedern, darunter dem Fürsterzbischof von Olmütz u. dem Bischof von Brünn, 30 Großgrundbesitzern, 31 Vertretern der Städte, 6 der Handels- u. Gewerbekammern von Brünn u. Olmütz u. 31 der Landgemeinden. Im Reichsrathe ist M. durch 22 Abgeordnete vertreten. Die Statthalterei, das Landesgeneralkommando, das Oberlandesgericht (zugleich mit für Schlesien), die Finanzlandesdirektion, Post- u. Telegraphendirektion (beide auch für Schlesien) befinden sich in Brünn.



Nr. 4063. Mährische Trachten.

M. war in der ältesten Zeit seiner Geschichte von Deutschen bewohnt, zuerst von Markomannen u. Quaden, später von Rugiern, Herulern u. Langobarden. Im 6. Jahrh. drangen die slav. Moraven in das Land u. breiteten sich auch über die Grenzen desselben aus. Das Christenthum fand im 9. Jahrh. nam. durch die Missionare Cyrill u. Methodius Verbreitung. Nach vielfachen Kämpfen der deutschen Könige mit den mähr. Fürsten, welche die Lehnsoberhoheit des Deutschen Reiches nur nominell anerkannten, rief König Arnulf (892) gegen den mächtigen Fürsten des großmähr. Reiches Suatopluk die Magyaren zu Hülfe; theils durch deren siegreiche Angriffe, theils infolge der Erbtheilung des Landes unter Suatopluk's Söhne zerfiel dieses Reich u. kam 1029, auf den jetzigen Umfang beschränkt, an Böhmen, unter dessen Lehnshoheit es von 1197 an eine eigene Markgrafschaft bildete. Mit Böhmen fiel es 1526 an Oesterreich. — Vgl. Koristka, „Die Markgrafschaft M. u. das Herzogthum Schlesien" (Olm. 1860); Weeber, „Das Markgrafthum M. nach seinen landwirthschaftlichen Verhältnissen" (Brünn 1873); Dudik, „M.s allgemeine Geschichte" (5 Bde., Brünn 1860—71).

Mährische Brüder, ein Theil der evangelischen Gemeinschaft, die sich seit dem Hussitenkriege unter mannichfachen Schicksalen in Böhmen (daher gewöhnlich „Böhmische Brüder") u. Mähren u. in den Herrnhutern bis heute erhielt. Die Ursprünge derselben fallen in die Mitte des 15. Jahrh., wo sich die Reste der Taboriten (s. „Hussiten") in Prag sammelten u. im Gegensatz zu den Calixtinern, die noch immer einen Ausgleich mit den Katholischen hofften, eine streng evangelische Gemeinde bildeten. Im J. 1457 wies ihnen König Georg Podiebrad das Dorf

Kunwald im westl. Böhmen an, wo sie sich unter Leitung des Pfarrers von Senftenberg, Michael Bradacz, als Brüdergemeinde niederließen. Aber schon 1461 begann eine heftige Verfolgung gegen sie, die sie zur Flucht in die Wälder u. zur Abhaltung ihres Gottesdienstes in Höhlen nöthigte (daher der Spottname „Grubenheimer"). Trotzdem harrten sie aus u. wählten sogar in einer Zusammenkunft bei Lhota (1467) durch das Los drei Brüder zu Priestern, deren einer nachmals durch Vermittlung des Waldenserbischofs Stephanus zum Bischof geweiht wurde. Die Verfolgung gegen sie ließ erst unter König Wladislaw nach, nachdem sie demselben (bis 1508) drei Schutzschriften überreicht hatten. Sie besaßen um diese Zeit gegen 200 Bethäuser in Böhmen u. Mähren. Mit Luther traten sie seit 1522 mehrmals in freundschaftlichen Verkehr, gelangten aber trotz der großen Aehnlichkeit ihrer Lehre mit der seinigen nicht zum völligen Anschluß an die Reformation, theils wegen der Differenz in der Abendmahlslehre, theils weil Luther ihnen in Handhabung strenger Kirchenzucht nicht genug zu thun schien. Jedoch ist der Einfluß der Reformation ebenso in ihrem Katechismus (von 1523) wie in ihren späteren Bekenntnißschriften zu verspüren. Ihre Weigerung, am Schmalkaldischen Kriege gegen die Evangelischen (1546) Theil zu nehmen, zog ihnen von Seiten Ferdinand's I. neue Verfolgungen zu (1548), während welcher ein großer Theil in Preußen (bis 1574) u. Polen Schutz suchte. 1570 schlossen sie mit den übrigen Evangel. Kirchen in Polen den Vergleich zu Sendomir, welcher eine kirchliche Gemeinschaft, jedoch unter Beibehaltung der Lehrverschiedenheit, anstrebte. Auch in Böhmen kam 1575 eine solche Union in der sog. „Böhmischen Konfession" zu Stande, die seitdem die Rechtsgrundlage für die Evangelischen bildete. Nach dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges aber gingen die Katholischen auf die gänzliche Vernichtung der Brüdergemeinde aus; ihre fast verschollenen Reste lebten erst 1727 in der Stiftung der Herrnhuter Brüdergemeinde (s. d.) wieder auf, während andere längst in die Lutherische od. Reformirte Kirche der betreffenden Länder übergegangen waren.

Mährisches Gesenke, s. „Gesenke".

Mährisches Hügelland, s. „Mähren".

Mai, bei den Römern Majus, ist der fünfte Monat unseres Kalenders. Er hat 31 Tage u. genießt als Frühlingsmonat ein größeres Lob als er gewöhnlich rechtfertigt. Der bes. in Weingegenden verderbliche Kälterückschlag um den 12. u. 13. Mai (Pankratius u. Servatius) wurde von Dove zuerst aus den arktischen Witterungsverhältnissen erklärt.

Mai, Angelo, ital. Alterthumsforscher u. Philolog, geb. zu Schilpario (Bergamo) 7. März 1781, erhielt seine Bildung seit 1799 von den Jesuiten, ward in deren Kollegium zu Neapel 1804 Lehrer der klassischen Sprachen, ging nach Auflösung desselben nach Rom, erhielt 1813 eine Anstellung als Kustos der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand, kehrte 1819 als Bibliothekar der Vaticana nach Rom zurück, wurde 1825 apostolischer Protonotar u. Sekretär des Kollegiums der Propaganda, 13. Febr. 1838 Kardinal sowie 1843 Präfekt der Kongregation für den Inder der verbotenen Bücher u. starb zu Albano bei Rom 9. Sept. 1854. Seinen literarischen Ruf begründete er durch Veröffentlichung mehrerer Schriften röm. u. griech. Klassiker, die er in Palimpsesten (s. d.) zuerst entdeckt u. durch chemische Mittel leserlich gemacht hatte. Dahin gehören insbes. Bruchstücke einiger Reden Cicero's (Mail. 1817); Reden, Aufsätze u. Briefe des Cornelius Fronto (ebd. 1815; neue Ausg., Rom. 1846); Fragmente des Plautus (ebd. 1815); einige Bücher der „Röm. Alterthümer" des Dionysius von Halikarnaß (Mail. 1816); des Valerius „Res gestae Alexandri" (ebd. 1817, Frankf. 1818); des Eusebius „Chronicorum canonum libri duo" (herausgeg. in Verbindung mit Zohrab, Mail. 1818) u. Cicero's Schrift „De republica" (Rom 1822; neue Ausgabe 1846). Eine Menge anderer, bisher unbekannter Schriften des Alterthums sowie viele literarische Notizen rc. gab er heraus in den „Auctores classici e Vaticani codicibus" (10 Bde., Rom 1828—38), der „Scriptorum veterum nova collectio e Vaticani codicibus" (10 Bde., ebd. 1825 bis 38) u. dem „Spicilegium Romanum (10 Bde., ebd. 1839—44).

Maiblume, s. „Convallaria".

Maidstone (spr. Mähdstohn), Hauptstadt der südenglischen Grafschaft Kent mit 26,196 E. (1871), liegt am rechten Ufer des Medway in einer fruchtbaren Gegend, welche nam. viel Hopfen baut. Die alterthümliche Stadt hat in der Allerheiligenkirche ein schönes Bauwerk des goth. Stiles aus dem 14. Jahrh. Sehr umfangreich ist das Grafschaftsgefängniß, eins der besten in England. M. ist Mittelpunkt des Hopfenhandels im S. des Reiches u. fabrizirt Filzwaaren, Bier, Branntwein, Oel u. Papier.

Maier, Maierei, s. „Meier" u. „Meierei".

Maifeld, s. „Märzfeld".

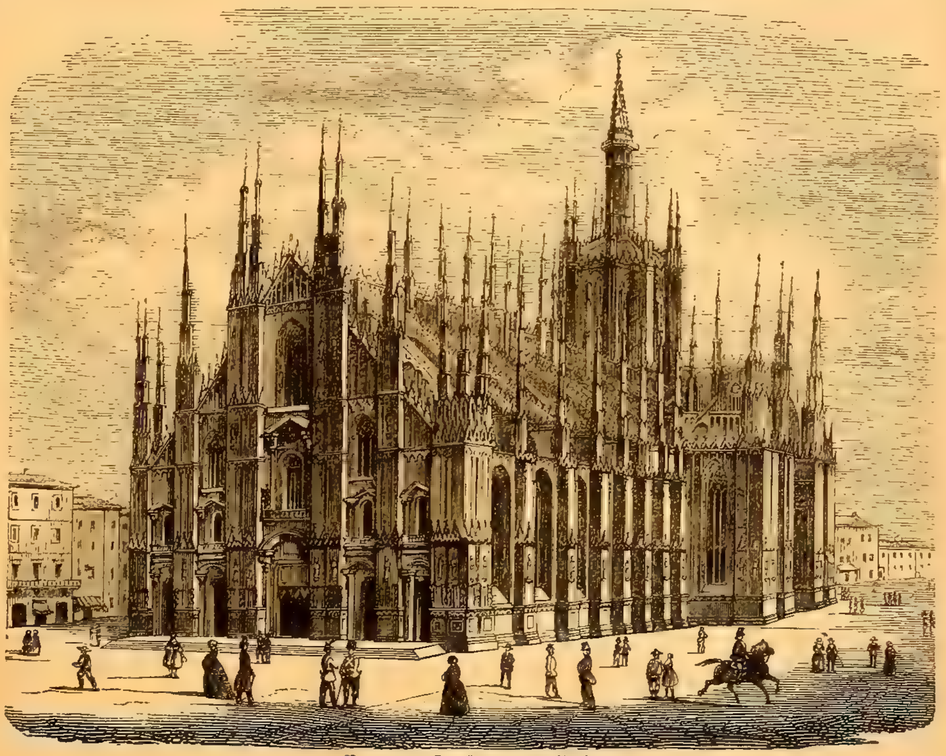
Maifisch (Alosa vulgaris), ein wohlschmeckender Süßwasserfisch der Häringsfamilie (Clupeiden) mit einem halbmondförmigen, knorpeligen vorderen u. hinteren Augenlid, bis fast hinter die Augen reichender Mundspalte, stark seitlich zusammengedrückten, in vorgerücktem Alter zahnlosen Kiefern, vorragendem Kinn, einer langen, tiefeingeschnittenen Schwanzflosse, im Uebrigen nur kurzen Flossen. Sein hoher Rücken glänzt metallisch olivengrün, die leicht abfallenden Schuppen der Körperseiten sind wie der Kiemendeckel schön goldglänzend, hinter der Kiemenspalte befindet sich ein dunkler Schulterfleck. Der M. erreicht eine Länge von $1^2/_3$ m. u. ein Gewicht von $1^1/_3$, ja von $2^1/_2$ Kg. Aus den europäischen Meeren wandert er im Mai (daher sein Name) zum Laichen in die Flüsse, so z. B. den Rhein hinauf bis Basel (wo er Aelzeln od. Elzer heißt) u. Laufenburg, geht auch in die Seitenflüsse, den Main u. Neckar. Der ihm ähnliche, aus der Nord- u. Ostsee vier Wochen nach der Einwanderung des M.es in die Flüsse steigende „kleine M." od. die Finte (Alosa finta) unterscheidet sich, abgesehen von der geringeren Größe, dadurch, daß die konkave Seite der Kiemenbögen nicht mit zahlreichen langen, dünnen Lamellen besetzt ist, sondern nur mit wenigen kurzen Fortsätzen. — M. („Maiforelle") heißt auch die sterile Seeforelle od. Lachsforelle (der Silberlachs, Trutta lacustris) der österreichischen Seen, endlich der Frauenfisch (Leuciscus Meidingeri) der österreichischen Seen (w. m. s.).

Maikäfer (Melolontha vulgaris), ein nach seiner Hauptflugzeit benannter Käfer der Familie der Lamellicornia od. blatthörnigen Käfer (s. d.), Unterfamilie der Melolonthiden od. Phyllophagen (d. h. Laubkäfer). Der zollange, braune, kurzbehaarte, am Halsschild langzottig behaarte Käfer hat röthlichbraune, 4- bis 5mal längs gerippte Flügeldecken, röthlich-gelbbraune Fühler u. Beine, u. von schneeweißen Schuppenborsten gebildete dreieckige Flecke an den Seitenrändern des Hinterleibes. Die Fühlerkeule des Weibchens ist 6-gliedrig, oval, die des Männchens 7-blättrig, verlängert. Abarten mit schwarzem Halsschilde heißen „Mohren" od. Mohrenkönige, solche mit rothbraunem Halsschild „Türken" od. „Kapuziner". Eine nahe verwandte, etwas kleinere Art, der Roßkastanienkäfer (Melolontha hippocastani), unterscheidet sich durch dunkelrandige Flügeldecken u. den nicht wie beim gewöhnlichen M. allmählich verschmälerten, sondern an der Basis mehr eingeschnürten u. plötzlich verengerten Aftergriffel (d. h. die Spitze des Steißes), hat aber die nämliche Verbreitung u. Lebensweise, die den M. zu einem der schädlichsten Insekten macht. Nicht allein der Käfer ist sehr gefräßig u. verwüstet in Kurzem Bäume u. Sträucher, sondern nam. seine, von unterirdischen Pflanzentheilen lebende Larve, der Engerling (od. Glieme), so daß man z. B. den 1866 im Seine-Departement verursachten Schaden auf 25 Millionen Francs schätzte. Der Käfer fliegt im Mai (bisweilen schon im April); die Dauer seiner Flugzeit richtet sich nach der Temperatur, indem er bei größerer Wärme bereits Ende Mai verschwindet, bei kühlerem Wetter erst Ende Juni. Das Weibchen kriecht nach der Begattung zur Ablegung seiner Eier 10—20 cm. tief in die Erde. Es wählt dazu am liebsten trockenen, lockeren Boden mit reichlichem Pflanzenwuchs, geht aber, in Ermangelung desselben, auch in festen, feuchten, kurz in jeden andern, nur nicht steinigen u. völlig unfruchtbaren. Er muß reichliche Wurzeln zur Nahrung der Engerlinge bieten, Waldboden wird wahrscheinlich wegen Mangels solcher ihnen zusagenden Wurzeln gemieden. Das Weibchen stirbt alsbald nach dem Eierlegen in der Erde od. lebt doch nur noch kurze Zeit an der Oberfläche. Aus den, zu 12—30 Stück zusammen abgesetzten, weichen, gelblichweißen, hanfkorngroßen Eiern kriechen nach 4—6 Wochen die jungen Larven (Engerlinge) hervor, die erst im vierten Sommer erwachsen sind u. sich verpuppen. Sie sehen gelblichweiß aus, sind dünn behaart, haben einen starken, harten, braunen Kopf mit kräftigen Beißwerkzeugen, sechs (bes. in der Jugend) lange Beine u. einen gekrümmten dicken After, an welchem der Darminhalt bläulich durchschimmert. Anfangs fressen sie nur ganz zarte Würzelchen, später stärkere, u. sind bes. in den zwei letzten Jahren äußerst gefräßige Thiere. Während des Winters gehen sie etwas tiefer in die Erde u. ruhen. Ende des 4. Sommers verwandelt sich der Engerling in einer Erdhöhle in die zollgroße, kahle gelbbraune Puppe, aus welcher bereits nach etwa acht Wochen der Anfangs noch ganz weiche u. blasse Käfer hervorkommt, freilich um noch den Winter über im Boden zu verbleiben. Bei milder Witterung kommt er mitunter schon in den Wintermonaten hervor. Die 4jährige Dauer des Engerlingslebens erklärt es, daß für viele Gegenden auf jeden fünften Sommer erst ein Hauptmaikäferflug fällt, in den Zwischenjahren dagegen sich in der nämlichen Gegend in der Regel nur wenige M. zeigen. Im mittlen u. nördlichen Deutschland fallen die Maikäferjahre zufällig mit den Schaltjahren zusammen, südlicher dagegen läuft die Entwicklung

·schon in 3 Jahren ab, u. wurden die Jahre 1836, 39, 42, 45, 48 &c. als Maikäferjahre verzeichnet. In der Schweiz sind die Flugjahre nach den Kantonen verschieden; für Basel waren Flugjahre z. B. 1830, 33, 36, 39, für Bern 1831, 34, 37, 40, für Uri 1832, 35, 38, 41 &c. Man entfernt in einem solchen die M. von den Obst- u. Waldbäumen am besten durch fleißiges Einsammeln, womöglich ehe sie sich begatten; bes. aber hat man die Engerlinge vor dem Spätherbste durch wiederholtes Pflügen zu vernichten; durch Eintreiben von Schweinen, denen, wie den Hühnern, die M. eine gute Mast bieten, durch Schonung der Krähen, Dohlen, Maulwürfe, Spitzmäuse u. anderer insektenfressender Thiere kann man der Verwüstung ebenfalls, wenigstens in etwas, vorbeugen.

Mail (engl., spr. Mehl), Tasche, Felleisen, dann im Besondern Postfelleisen, Briefpost (Mail-post). Mail-coach (spr. Mehlkotsch) ist der Wagen der englischen Landposten.

Mailand (ital. Milano, lat. Mediolanum), Hauptstadt der gleichnamigen nordital. Provinz mit 199,009 E. (1871), wozu noch die Vorstädte Corpi santi mit 62,976 E. kommen; liegt in der Po-Ebene an der Olona, die durch 3 Kanäle mit dem Ticino u. der Adda verbunden ist. Die Stadt ist noch mit Festungsmauern umgeben u. hat an der Piazza d'armi eine Citadelle, welche ehemals feste Residenz der Visconti u. Sforza war. Unter den 11 Thoren sind der Arco della Pace, durch welchen die Simplonstraße auf die Piazza d'armi führt, ein herrlicher röm. Triumphbogen, 1804 auf Befehl Napoleon's I. aus weißen Marmorquadern errichtet u. mit zahlreichen Statuen u. Reliefs geschmückt, ferner die 1815 erbaute kolossale Granithalle der Porta Ticinese u. die Porta Garibaldi mit den symbolischen Darstellungen der 4 Hauptflüsse der Lombardei die schönsten. Eine Menge Paläste, theilweise mit reichen Kunstsammlungen, legt von dem Reichthum der Stadt u. der Kunst ihrer Architekten rühmliches Zeugniß ab. Vor allen Kirchen, deren Zahl durch Niederreißen u. Säkularisation beträchtlich vermindert worden ist, ragt der Dom hervor, das größte goth. Bauwerk Italiens, dessen Grundfläche $2\frac{1}{2}$mal so groß wie die der Stephanskirche in Wien u. mehr als $\frac{1}{3}$ größer als die des Kölner Domes ist. An dem Plan für diesen marmornen Riesenbau, welcher 1386 als Stiftung des Gian Galeazzo Visconti begonnen wurde, hat sich bes. der deutsche Meister Heinrich von Gmünd, an der Ausführung ein anderer Deutscher, Johann von Graz, betheiligt. Das Langhaus hat 5, der Querbau 3 Schiffe; einen wahren Wald von Bildsäulen tragen die in Spitzsäulen auslaufenden Strebepfeiler; großartige Schätze von Kunstwerken birgt das in Dämmerlicht eingehüllte Innere, u. von dem flachen Dache u. dem Thurme, dessen schlanke Verhältnisse nicht ganz mit dem Uebrigen harmoniren, schweift das Auge über die weiten Ebenen der Lombardei bis zu den Schneegipfeln des Monte Rosa u. den blauen Bergen der Apenninen. Die älteste Kirche M.s ist S. Lorenzo, ein wahrscheinlich der altchristlichen Zeit angehöriges Bauwerk, ein würdiges Denkmal roman. Baukunst, S. Ambrogio aus dem 11. Jahrh. u. reizvolle Schöpfungen aus der Renaissancezeit, Bramante's Bauten Madonna di S. Satiro u. S. Maria delle Grazie, letztere zu einem Dominikanerkloster gehörig, in dessen Refektorium sich das berühmte Abendmahlsbild Leonardo's da Vinci befindet. Unter den neueren Kirchen ist bes. hervorzuheben die 1838—50 nach dem Vorbilde des Pantheons zu Rom erbaute S. Carlo Borromeo. Vom Domplatz nach dem Scalaplatz führt die großartige Galleria Vittorio Emanuele, welche an Schönheit u. Luxus alle Passagen in Paris u. Brüssel übertrifft. Unter den Palästen zeichnen sich aus der Palazzo di Corte od. königl. Palast, gegenüber dem Dome, der Palazzo della Villa Reale, die Winterresidenz des Kronprinzen Humbert, u. neben mehreren Palästen edler Geschlechter (z. B. Palazzo Marino, Palazzo Ciani) nam. der Palazzo di Brera, ein ehemaliges Jesuitenkollegium, dessen imposanten Hof die Bildsäule Napoleon's I. von Canova schmückt. Hier befindet sich die Akademie der bildenden Künste, die Nationalbibliothek mit 225,000 Bänden, ein großes Münzkabinet, eine Sammlung von Gipsabgüssen u. Marmorbildwerken, eine der bedeutendsten Gemäldesammlungen Italiens u. die Sternwarte. In der Nähe liegt an der Piazza d'Armi die von Napoleon I. nach dem Muster eines röm. Amphitheaters erbaute Arena, welche 30,000 Personen faßt. M. besitzt nicht weniger als 13 Theater, darunter das Teatro della Scala, eins der größten Europa's, dessen Zuschauerraum 3600 Personen faßt. An höheren Lehranstalten weist die Stadt auf eine literarische Akademie, ein königl. höheres technisches Institut, eine höhere Ackerbau- u. eine Thierarzneischule, ein Seminar, mehrere Gewerbschulen u. 3 Gymnasien; von den öffentlichen Bibliotheken ist nach derjenigen im Brerapalast die Ambrosianische (155,000 Bände), mit der zugleich werthvolle Kunstsammlungen verbunden sind, die berühmteste. An Vereinen zur Pflege der Wissenschaften, Künste u. Gewerbe ist M. nicht weniger reich als an Wohlthätigkeitsanstalten, unter denen das gewaltige, 1448 gegründete Ospedale Maggiore (allgemeines Krankenhaus) nicht blos durch seine innere Einrichtung, sondern auch durch seinen Prachtbau die erste Stelle einnimmt. Die Stadt ist Sitz eines Präfekten, eines Erzbischofs, eines Appellhofes, eines Civil- u. Korrektionstribunals, eines Assisenhofes, einer Finanz-Intendanz, eines Militärtribunals, einer Münze, einer Handels- u. Gewerbekammer u. verschiedener anderer höherer Behörden. Als eine der bedeutendsten Fabrik- u. Handelsstädte Italiens treibt M. einen sehr umfangreichen Handel mit Seide u. Seidenwaaren, Baumwollzeugen, Getreide, Wein, Reis u. Käse u. produzirt nam. Seidenstoffe, Band- u. Posamentierwaaren, Tischlerarbeiten, Tabak-, Bronze- u. Fayencewaaren. Ein großer Theil der Fabriken liegt in den Vorstädten Corpi Santi, welche eine selbständige Gemeinde bilden. Eisenbahnverbindung besteht mit Sesto



Nr. 4064. Der Dom zu Mailand.

Calende, Como, Treviglio, Lodi, Pavia, Mortara u. Rho-Novara-Turin. Die prächtigsten Spaziergänge gewähren die Giardini pubblici. — M. war als Mediolanum vor der Eroberung durch die Römer (222 v. Chr.) die Hauptstadt der Insubrer. In der Kaiserzeit zeichnete sich M. durch Pflege der Wissenschaften aus u. war nicht selten kaiserliche Residenz; Gallienus wurde hier ermordet, Theodosius d. Gr. starb hier. In kirchlicher Beziehung ward die Stadt von Bedeutung durch den Erzbischof Ambrosius (374—397). Die Völkerwanderung brachte sie unter mehrfacher Plünderung in den wechselnden Besitz der Hunnen, Ostgothen, Byzantiner u. seit 570 der Langobarden. Mit dem Untergang des Reiches der Letzteren fiel sie an Karl d. Gr. (774) u. gehörte seit Otto's I. Krönung (961) zum Röm. Reiche deutscher Nation. Die reiche Handelsstadt trat aber bald an die Spitze der oberital. Opposition gegen die deutsche Herrschaft; schon 1037 mußte sie von Konrad II. belagert, von Friedrich I. 1158 u. 1162 zur Unterwerfung gezwungen werden. Trotzdem daß die Stadt nach der letzten Kapitulation zum größten Theile zerstört ward, erhob sie sich doch bald wieder u. erlangte durch den Sieg des Lombard. Städtebundes 1176 ihre municipale Freiheit. In der Herrschaft folgte nun dem Hause della Torre das der Visconti, durch welche M. 1395 zur Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums erhoben ward.

Im J. 1545 fiel dies Gebiet an Spanien, 1714 an Oesterreich; 1801 wurde M. Hauptstadt der Ital. Republik, 1805 des Königreichs Italien, 1815 des wieder von Oesterreich in Besitz genommenen Lombard.-Venet. Königreiches. Die Revolution vom J. 1848 machte die Piemontesen 23. März bis 6. Aug. vorübergehend zu Herren der Stadt, konnte jedoch eben so wenig wie die Aufstände 1849 u. 1853 die österr. Herrschaft beseitigen. Erst 1859 machte die Niederlage bei Magenta (s. d.) dieser ein Ende; Oesterreich trat M. mit der Lombardei an Napoleon III. ab, der es im Züricher Frieden Piemont überließ. 18.—23. Okt. 1875 fand hier die historisch bedeutsame glänzende Zusammenkunft des Deutschen Kaisers Wilhelm mit dem König Victor Emanuel statt. — Die Provinz M. umfaßt 54,34 □M. mit 1,009,794 E. (1871) u. ist mit durchschnittlich 18,579 E. auf 1 □M. einer der bevölkertsten Landestheile Europa's.



Nr. 4065. Die Gallerla Vittorio Emanuele in Mailand.

Mailáth v. Székhely, Johann Nepomuk Josef, Graf, ungar. Dichter u. Geschichtschreiber in deutscher Sprache, Sohn des 1783 gegraften österr. Staats- u. Konferenzministers Grafen Joseph **M. v. S.** (gest. 1810), geb. zu Pest 5. Okt. 1786, studirte in Erlau Philosophie u. in Raab Jurisprudenz, trat dann in den Staatsdienst, mußte denselben nach 10 Jahren wegen drohender Erblindung, von der er aber gerettet ward, verlassen u. widmete sich seitdem der Literatur. Später wieder im Staatsdienste, wurde er Hofrath der ungar. Hofkanzlei u. Judex curiae in Pest, verlor jedoch diese Aemter durch die 48er Revolution. In zerrütteten Vermögensverhältnissen lebte er dann in Wien u. zuletzt in München, bis er 3. Jan. 1855 mit seiner Tochter Henriette (geb. 1811) im Starnberger See den Tod suchte u. fand. Er schrieb: „Gedichte" (lyrische, Wien 1824); „Magyar. Sagen u. Märchen u. Erzählungen" (Brünn 1825; 2. Aufl., Stuttg. 1837, 2 Bde.); „Geschichte der Magyaren" (5 Bde., Wien 1828—31; 2. Aufl., Regensb. 1852 f.); „Der ungar. Reichstag 1830" (Pest 1831); „Geschichte der Stadt Wien" (Wien 1832); „Leben der Sophie Müller" (ebd. 1832); „Geschichte des österr. Kaiserhauses" (5 Bde., Hamb. 1834—50); „Das ungar. Urbarialsystem" (Pest 1838); „Die Religionswirren in Ungarn" (2 Bde., Regensb. 1845; Nachtrag dazu, 1846); „Gedrängte Geschichte des österr. Kaiserstaates" (Wien 1851; 2. Aufl. 1854); „Ungarische Sprachlehre" (Pest 1830; 3. Aufl. 1838); „Neueste Geschichte der Magyaren" (2 Bde., Regensb. 1854) ꝛc. Auch übersetzte er aus dem von ihm mit Köffinger herausgeg. „Koloczaer Cöder" eine Auswahl „Altdeutscher Gedichte" (Stuttg. 1819); „Magyar. Gedichte" (ebd. 1825); Kisfaludy's „Auserlesene Liebeslieder" (Pest 1829; 2. Aufl. 1831) u. Eötvös' „Dorfnotar". 1839—48 gab er das Taschenbuch „Iris" (Pest) heraus. Die Münchener Akademie der Wissenschaften hatte M.'s Verdienste durch seine Wahl zu ihrem Mitgliede gewürdigt. Sein Sohn, Graf Koloman **M. v. S.**, geb. 1. Nov. 1815, hat sich als Publizist gleichfalls einen Namen gemacht; derselbe veröffentlichte u. A. die Schrift: „Ungarn u. die Centralisation" (Lpz. 1850).

Maimonides, auch Rambam (abgekürzt aus Rabi Mose ben Maimon), der größte Gelehrte, den je das Judenthum besaß, geb. 30. März 1135 zu Cordova in Spanien. Die bedrohte Lage des jüdischen Volkes um jene Zeit, nam. die im beständigen Wechsel begriffene Staatspolitik Spaniens, seines Geburtslandes, machten sein Leben zu einem vielbewegten u. höchst wechselvollen, das ihn von Land zu Land, von einer Wissenschaft u. Anschauung in die andere, ja sogar — was die jüdischen Biographen nur sehr ungern bekennen — von einer Religion zur andern führte. Von reichen Eltern zu einer Zeit geboren, wo der Jude in Spanien zu den höchsten Staats- u. Ehrenämtern gelangen konnte u. sein Vater Maimon selbst als Richter zu Cordova in großem Ansehen stand, sah er sich unter der Regierung Mohammed's ben Tamrut vor die Wahl zwischen dem Islam einerseits u. Tod od. Verbannung andererseits gestellt. Diese erzwungene Bekehrung war natürlich nur eine scheinbare, u. müde des Druckes, auch nur dem Scheine seine religiöse Ueberzeugung opfern zu müssen, verließ er im J. 1160 Spanien, begab sich mit seinem Vater u. seiner ganzen Familie nach Jerusalem u. dann weiter nach Hebron. Aber auch da fand er nicht die gewünschte Ruhe, denn damals befand sich Hebron in den Händen der Christen, die, wenn auch nicht mit gleicher Macht u. gleicher Strenge, wie die Mohammedaner in Spanien, doch immer schonungslos genug gegen Andersgläubige verfuhren, als daß M. hier die Erreichung seiner Wünsche hätte erwarten können. Daher zog er weiter nach Aegypten, wo er Anfangs sich zu Alexandrien niederließ, später aber bleibenden Wohnsitz zu Fostat (bei Kairo) nahm, wo er von Juwelenhandel u. ärztlicher Praxis sich ernährte. Letztere Thätigkeit erwarb ihm bald einen derartigen Ruf, daß ihn Saladin zu seinem Leibarzte ernannte u. ihn zu hohen Ehren im ganzen Reiche brachte. Späterhin gründete M. zu Alexandrien eine Akademie der Wissenschaften, welcher er bis zum Ende seiner Tage auch vorstand. M. starb zu Alexandrien im J. 1204; seine Leiche wurde nach Tiberias übergeführt. — Die mannichfachen Lebensbeziehungen brachten M. mit den verschiedensten

Lebensanschauungen u. den mannichfachsten philosophischen Theorien in Berührung. So studirte er, während er zum Bekenntniß des Islam sich genöthigt sah, sehr eifrig den Koran u. die arabischen Theologen, durch welche letzteren er zur Kenntniß der griechischen Philosophen gelangte, die er sehr hoch achtete, ja sogar in mancher Beziehung höher stellte als die Rabbiner. Als seine Hauptwerke sind zu nennen: „Mischna Thora“ (Wiederholung der Lehre) u. „More ha-Nebochim“ (Lehrer der Verirrten). Ersterer ist ein umfangreicher Codex, in welchem die religiösen, juridischen u. ethischen Satzungen, im Talmud u. in der Mischna (s. d.) vereinzelt u. zerstreut sich findend, systematisch geordnet u. höchst geistvoll beleuchtet sind. Letzteres ist eine Religionsphilosophie, welche den Ausgleich zwischen der mosaischen Lehre u. der griechischen, nam. aristotelischen Philosophie anstrebt. In beiden zeigt sich M. als großer Kenner. Seine „Milloth Higojon“ (Logik) schrieb M. vollkommen im Sinne der aristotelischen; dagegen ist die Psychologie („Sefer ha-Nefesch“) der aristotelischen Seelenlehre ganz entgegengesetzt. Außerdem verfaßte er zahlreiche philosophische u. theologische Schriften, theils in arabischer, theils in hebräischer Sprache, die alle höchst werthvoll sind; endlich auch einige ihrer Zeit sehr einflußreiche medizinische Werke.

Main (lat. Moenus), der bedeutendste Nebenfluß des Rheines auf dessen rechter Seite, entsteht aus dem Rothen u. Weißen M. Ersterer entspringt $1\frac{1}{2}$ M. im S. von Baireuth im nördl. Theile des Fränk. Jura, berührt Baireuth u. vereinigt sich bei Frankenberg mit dem Weißen M., welcher an der Ostseite des Ochsenkopfes im Fichtelgebirge seine Quelle hat. Der vereinigte M. fließt zuerst bis Lichtenfels nach W., wendet sich dann nach SSW., u. nachdem er in der Nähe von Bamberg links die Regnitz aufgenommen, wieder nach WNW. bis Schweinfurt. Hier beginnen die schlangenartigen Windungen, deren erste durch die Orte Schweinfurt im O., Ochsenfurt im S. u. Gemünden im W. bezeichnet wird; die $5\frac{1}{2}$ M. lange Strecke zwischen dem erst- u. dem letzgenannten Orte legt der M. in einem Laufe von $14\frac{1}{2}$ M. zurück, auf dem er noch Würzburg berührt. Sofort wendet sich der Strom bei Gemünden wieder nach S. u. umströmt den Spessart, für die $5\frac{1}{2}$ M. weite Entfernung von Gemünden nach Aschaffenburg 13 M. brauchend. Von Aschaffenburg bis Hanau hat der Fluß eine nordwestl., von da bis zu seiner Mündung bei Mainz eine westsüdwestl. Richtung. Schon bei Kleinwallstadt tritt er in die nordöstl. Bucht der oberrhein. Tiefebene, in der er Offenbach u. Frankfurt berührt. Mit dem größten Theile seines 66 M. langen Laufes gehört er Bayern an, das er im W. auf eine kurze Strecke von Württemberg scheidet. Unterhalb Seligenstadt bildet er mit Ausnahme der Gegend von Frankfurt u. seines Mündungsgebietes die Grenze zwischen Preußen u. dem Großherzogthum Hessen. Von der Regnitzmündung an, also auf 44 M., ist der M. schiffbar u. diese verbindet ihn mittels des Ludwigskanals (s. d.) mit dem Donaugebiet. Außer dieser ist die Tauber sein bedeutendster linker Zufluß; rechts nimmt er die Rodach, fränkische Saale, Kinzig u. Nidda auf. Das ganze Stromgebiet umfaßt 480 □M. Die Gegenden um Bamberg u. Würzburg gehören zu den gesegnetsten Gauen des Deutschen Reiches u. sind reich an Obst, Gemüse, Wein u. Getreide. Landwirthschaftliche Produkte u. Holz sind es denn auch hauptsächlich, für welche diese Wasserstraße zum Rhein benutzt wird. Geschichtlich u. strategisch hat der M. insofern Bedeutung gehabt, als er Nord- u. Süddeutschland scheidet (Mainlinie) u. vom Rhein aus eine viel begangene Straße in das Herz Deutschlands bildet, die durch die Festung Mainz im W. gedeckt wird.

Main (franz., spr. Mäng), Hand: M. de justice, Hand der Gerechtigkeit, eine Art Scepter mit einer Hand an der Spitze, seit Ludwig X. als Sinnbild auf dem Siegel der franz. Könige gebraucht; M. morte, todte Hand, unveräußerliches Grundeigenthum.

Maina, griech. Landschaft, umfaßt den südlichsten Theil der mit dem Kap Matapan endenden mittleren Halbinsel von Morea, welche zwischen den Meerbusen von Koron u. Marathonisi liegt u. von Ausläufern des Taygetosgebirges erfüllt wird. Die Mainoten, ein wildes, freiheitliebendes Volk, sind wahrscheinlich slav. Ursprungs, sprechen aber griechisch. Berüchtigt durch ihren Blutdurst u. ihre Blutrache, vermochten sie unter ihren Häuptlingen gegen die Türken ihre Freiheit zu bewahren, wurden aber 1834 durch bayer. Truppen unterworfen u. verloren den größten Theil ihrer Gemeinderechte.

Mainau, Insel im Ueberlinger See (Bodensee), 33 m. über denselben ansteigend u. zum bad. Kreis u. Amtsbezirk Konstanz gehörig, war ehemals Sitz des Deutschen Ordens u. ist jetzt Eigenthum des Großherzogs, der hier ein Schloß mit herrlichen Parkanlagen besitzt. Eine eiserne Brücke verbindet die Insel mit dem Festlande.

Maine (spr. Mähn), die Vereinigung der Flüsse Mayenne u. Sarthe mit der Loire, mündet nach $1\frac{1}{2}$ M. langem, schiffbarem Laufe unterhalb Angers auf der rechten Seite der Loire. Nach diesem Flusse war die alte franz. Landschaft M. benannt, die seit 955 unter Grafen stand u., nach wechselnder Herrschaft der Herzöge von der Normandie, der Engländer u. des Hauses Anjou, 1481 definitiv mit der Krone Frankreich, die sie schon 1204—46 besessen hatte, vereinigt ward.

Maine, der nordöstlichste der Vereinigten Staaten von Nordamerika, bedeckt einen Flächenraum von 1646,2 □M. u. grenzt im S. an den Atlantischen Ozean, im O., N. u. W. an Canada u. im SW. an New-Hampshire. Die nach NO. streichende Küste ist von einer Menge Gestadeinseln begleitet u. von zahlreichen Fjorden eingeschnitten. Das Innere wird von einem seenreichen Plateau erfüllt; auf demselben erheben sich Ausläufer des Alleghany-Gebirgssystems bis zu 1632 m. (Mount Catahdin). Eine Menge Flüsse, unter denen der St. Croix, der Penobscot, Kennebeck u. Androscoggin die bedeutendsten sind, strömen in starkem Falle dem Meere zu u. dienen zum Herabflößen des Holzes aus den großen Wäldern, welche sich trotz der Waldverwüstung im Innern des Staates noch vorfinden; die Stromschnellen am Abfall des Plateaus beschränken die Schiffbarkeit dieser Ströme auf die Küstenregion. Das Klima ist rauh u. die Regenmenge bedeutend. Die Zahl der Bewohner belief sich 1870 auf 626,915 Seelen, die Auswanderung nach Massachusetts hat die Volkszahl in dem Jahrzehnt 1860—70 um 1300 E. abnehmen lassen. Unter der Bevölkerung waren nach dem letzten Census 1606 Farbige u. 499 Chinesen; während die Iren in M. durch 15,745 Landsleute vertreten waren, befanden sich in diesem Staate nur 508 in Deutschland Geborene. Landwirthschaft, Holzschlag u. Seefahrt sind die Hauptbeschäftigungen der Bewohner. Hafer, Mais, Gerste, Buchweizen u. Kartoffeln werden in Menge gebaut; die Zucht von Schafen u. Rindern hat eine große Bedeutung u. Butter wird in außerordentlichen Mengen ausgeführt (1870: 5,818,241 Kg.). Die theils geschnitten, theils roh zur Ausfuhr gelangenden Hölzer hatten 1870 einen Werth von 11,718,122 Doll. Die Industrie ist wenig umfangreich, doch befördert die reiche Wasserkraft des Landes die Spinnerei u. Weberei in Wolle, Baumwolle u. Holzschneiderei; außerdem ist noch nennenswerth die Gerberei, Zuckersiederei u. Fabrikation von Schuhwaaren. Die trefflichen Häfen befördern Schiffahrt u. Fischerei, doch sind sie 5 Monate im Jahre durch Eis gesperrt. Der einst sehr wichtige Schiffbau hat an Bedeutung verloren. Die Eisenbahnen des Staates hatten 1871 eine Länge von 179 M. Im Volksschulwesen nimmt M. den ersten Platz unter allen Staaten der Union ein; die vorherrschenden kirchlichen Sekten sind die Baptisten, Kongregationalisten u. Methodisten. M. wird in 16 Counties getheilt; die Hauptstadt ist Augusta (7815 E.), die größte Stadt Portland (s. d.), ein wichtiger Industrieplatz Lewiston (13,602 E.) u. die hervorragendste Seestadt für den Holzexport Bangor (18,289 E.). — M. wurde 1630 kolonisirt u. 1820 selbständiger Unionsstaat. Der Landessenat zählt 31, das Repräsentantenhaus 151 Mitglieder; im Kongreß ist M. durch 2 Senatoren u. 5 Repräsentanten vertreten. Die Staatsschuld belief sich 1. Okt. 1873 auf 16,624,724 Doll.

Maine (spr. Mähn), Louis Auguste de Bourbon, Herzog v., natürlicher Sohn Ludwig's XIV. von Frankreich u. der Frau v. Montespan (s. d.), geb. zu Versailles 31. März 1670, ward, schon 29. Dez. 1673 legitimirt, von der Maintenon (s. d.) erzogen, erhielt 1682 das Fürstenthum Dombes, wurde 19. März 1692 mit Anne Louise Bénédicte de Bourbon-Condé (geb. 8. Nov. 1676, gest. 23. Jan. 1753), der Enkelin des großen Condé, vermählt, 1694 zum Großmeister der Artillerie ernannt u. 29. Juli 1714 zu einem Prinzen von Geblüt erhoben. In seinem Testamente räumte ihm Ludwig XIV. für den Fall des Aussterbens der rechtmäßigen Bourbonenfamilie sogar den Anspruch auf die Thronfolge ein u. bestimmte ihn zum Erzieher des Dauphins sowie zum Regenten. Nach des Königs Tode kassirte aber das Parlament diese Bestimmungen u. nahm dem Herzog auch seine Würden. Aus Verdruß hierüber betheiligte sich dieser u. seine Gemahlin an den vom span. Minister Alberoni (s. d.) angezettelten Intriguen gegen den Regenten (den Herzog v. Orleans) u. trat sogar einer Verschwörung zu Gunsten Philipp's V. von Spanien bei. Nach Entdeckung derselben im Dez. 1718 auf dem Schlosse Dourlans gefangen gesetzt, erhielt er zwar nach Jahresfrist seine Freiheit wieder, spielte aber seitdem keine Rolle mehr. Er folgte seiner Gemahlin nach Sceaux, wohin diese, weil schwerer kompromittirt, verwiesen worden war, u. starb das. 14. Mai 1736. Mit seinen Söhnen erlosch bereits 1755 das Haus M.

Maine-et-Loire (spr. Mähn-eh-Loahr), Dep. im nordwestl. Frankreich, 129,35 □M. mit 518,471 E. (1872), besteht aus Theilen der ehemaligen Provinz Anjou u. wird von der Loire, in welche rechts die Maine (s. d.) mündet, in eine nördl. u. südl. Hälfte geschieden. Das Land ist eine wellenförmige Ebene, reich bewässert u. fruchtbar an Weizen, Wein, Obst, Gemüse u. Flachs. Der Boden birgt treffliche Steinkohlen; nicht unwichtig sind die Schieferbrüche. Die Viehzucht liefert Pferde u. Hornvieh auch zur Ausfuhr, die Industrie leinene u. wollene Gewebe, Segeltuch, Seilerwaaren, Oel, Leder, Eisenwaaren u. A. Der Handel, welcher in landwirthschaftlichen Produkten, nam. Wein u. Getreide, u. außerdem in Schiefer bedeutend ist, wird durch die schiffbaren Ströme befördert. M. ist in die Arrondissements Angers, Baugé, Cholet u. Segré eingetheilt u. hat zur Hauptstadt Angers (s. d.).

Mainland, s. „Shetlandsinseln“.

Mainlinie, Bezeichnung der durch den Prager Frieden vom 23. Aug. 1866 aufgestellten „rechtlichen Scheidewand zwischen Süd- u. Norddeutschland“, die bis zur Errichtung des neuen Deutschen Reiches bestand. Der Ausdruck M. ist jedoch viel älter. Die erste Idee dazu war der auf Anrathen des Frhrn. v. Stein vom russ. Kaiser Alexander I. schon zu Anfang des J. 1813 gemachte Vorschlag: Oesterreich solle die Leitung von Süddeutschland, Preußen diejenige von Norddeutschland übernehmen, ein Vorschlag übrigens, der bald verworfen ward. Die Bezeichnung selbst aber scheint in einer 1815 erschienenen Abhandlung („Der süddeutsche Bund“) zum ersten Mal gebraucht worden zu sein; in dieser wird von der militärischen Grenze des Mains gesprochen u. diese die M. genannt, obwol das Gewicht nicht auf den Fluß, sondern auf die betreffenden nahen Gebirgszüge (Thüringer Wald, Fichtelgebirge, Rhöngebirge u. Vogelsberg) gelegt wird.

Mainoten, s. „Maina“.

Maintenon (spr. Mängt'nong), Françoise d'Aubigné, Marquise v., Geliebte u. nachmalige heimliche Gemahlin Ludwig's XIV., stammte aus einer protestantischen Adelsfamilie u. ward geb. als Tochter des Falschmünzers Constantin d'Aubigné im Gefängnisse zu Niort 27. Nov. 1635. Als 3jähr. Kind von ihren Eltern mit nach Amerika genommen, kehrte sie 1646 nach des Vaters Tode zurück u. kam, als bald darauf auch die Mutter gestorben war, in das Haus einer hartherzigen Tante. Um der Behandlung, die sie durch diese erfuhr, zu entgehen, heirathete das schöne u. geistvolle Mädchen im April 1651 den gelähmten u. verwachsenen Dichter Paul Scarron (s. d.), gerieth aber, 14. Okt. 1660 zur Wittwe geworden, bald in drückende Noth u. wollte sich deshalb gerade als Erzieherin nach Portugal wenden, als sie durch Vermittelung der Montespan (s. d.) eine Pension vom König erhielt. Später ward sie mit der Erziehung der von der Montespan dem König geb. beiden Söhne betraut u. wußte bald derart dessen Zufriedenheit sich zu erwerben, daß er ihr 100,000 Livres zum Ankauf des Gutes M. schenkte, nach dem sie sich dann auch nannte. Allmählich gewann sie immer größeren Einfluß auf Ludwig XIV., ward Hofdame bei der Dauphine, hierauf Dame d'atour u. endlich, nachdem sie ihre Wohlthäterin, die Montespan, aus des Königs Gunst völlig verdrängt hatte, seine Maitresse. Aber auch das genügte ihr noch nicht; sie brachte es vielmehr so weit, daß sich der Monarch 1685 auch heimlich mit ihr vermählte. Seitdem machte sich ihre Herrschaft auf das Unheilvollste bemerkbar. Wie sie aus dem Könige einen Frömmler gemacht, betrieb sie insbes. auch die Aufhebung des Edikts von Nantes u. die Verfolgung der Protestanten. Andererseits suchte sie das Volk, von dem sie gehaßt wurde, dadurch zu versöhnen, daß sie ihre großen Einkünfte meistentheils zur Unterstützung der Armen verwendete. Auch veranlaßte sie den König zur Errichtung eines Erziehungsstiftes in der Abtei von St. Cyr. Sie selbst zog sich nach dem Tode Ludwig's 1715 dahin zurück u. starb das. 15. April 1719. Ihre von Beaumelle herausgegebenen „Mémoires“ (6 Bde., Amst. 1755) sind unecht. Die von demselben herausgegebenen Briefe (9 Bde., Amst. 1756) hat neuerdings Lavallée in einer vermehrten Auflage erscheinen lassen (4 Bde., Par. 1865 f.). — Vgl. Caraccioli, „Vie de Madame de M.“ (ebd. 1786); Frau v. Genlis, „Histoire de Madame de M.“ (2 Bde., ebd. 1806; deutsch, Lpz. 1807); Lavallée, „La famille d'Aubigné et l'enfance de Madame de M.“ (Par. 1863) u. „Madame de M. et la maison royale de Saint-Cyr“ (ebd. 1862).

Mainz, Hauptstadt der hessen-darmstädtischen Provinz Rheinhessen u. eine der stärksten Festungen des Deutschen Reiches mit 58,149 E. (1875), darunter ungefähr 16,000 Protestanten u. 3000 Juden; liegt der Mündung des Mains gegenüber an der linken Seite des Rheines, über welchen außer einer Schiffsbrücke seit 1862 auch eine stehende Brücke (1029 m. lang) zu dem auf dem jenseitigen Ufer gelegenen Städtchen Kastel führt. Ein Theil der Stadt zeigt noch einen alterthümlichen Charakter, enge Straßen u. hohe Häuser, doch ist in den letzten Jahren auch innerhalb der Wälle viel für Verschönerung gethan worden. Von den Straßen der inneren Stadt sind nam. hervorzuheben die längs des Stromes hinführende Rheinstraße, die Schustergasse, als die Hauptader des gewerblichen Lebens, u. die Emmeransgasse mit dem Justizpalast. Die schönsten der zahlreichen Plätze sind der Schillerplatz u. der Gutenbergplatz, beide mit Denkmälern der betreffenden Männer geschmückt, u. der von großen öffentlichen Gebäuden umgebene Schloßplatz. M. hat 9 kathol. u. 1 protest. Kirche; der sechsthürmige Dom, in seiner jetzigen Gestalt größtentheils v. J. 1340, ist 115 m. lang u. 45 m. breit u. birgt in seinem Innern eine große Anzahl künstlerisch werthvoller Denkmäler; außer diesem sind bemerkenswerth die Ignatiuskirche mit vorzüglichen Deckengemälden, die 1857 restaurirte Stephanskirche u. die Quintinskirche mit prachtvollem Altar von 1650. Das Zeughaus, das deutsche Ordenshaus u. das ehemalige kurfürstliche Schloß, das jetzt theilweise als Lagerhaus des Freihafens, theilweise verschiedenen Sammlungen als Aufbewahrungsstätte dient, sind die hervorragendsten öffentlichen Gebäude. Die Reste der röm. Wasserleitung u. der Eichelstein auf der Citadelle, der für das Grabdenkmal des Drusus gehalten wird, sind die interessantesten röm. Alterthümer der Stadt. Die Festungswerke liegen theils auf dem rechten Rheinufer u. werden dort von dem Main in südl. u. nördl. Werke geschieden, deren letztere nam. aus dem Fort „Großherzog von Hessen“ u. dem selbständig befestigten Städtchen Kastel u. der Rheinschanze, erstere aus der Gustavsburg u. dem Fort Mainspitze bestehen, theils befinden sie sich auf dem linken Ufer, u. zwar hier der mit 14 Bastionen versehene Hauptwall der Stadt selbst, ihre Citadelle, dann eine zweite aus 8 Forts bestehende Linie von Außenwerken u. eine dritte Linie, aus 10 Forts u. dem Binger Thurm bestehend. Die bedeutendsten dieser detachirten Forts sind Fort Hardenberg, Fort Gonsenheim u. Fort Bingen. Der dritte Theil der Befestigung liegt auf den beiden Rheininseln Petersau u. Ingelheimer Au u. ist 1870 durch neue Werke bedeutend verstärkt worden. Zahlreiche Schanzen stellen die Verbindung zwischen den Außenwerken her. Gegenwärtig werden die Befestigungen der inneren Stadt theilweise niedergelegt u. die Zahl der Außenforts vergrößert. — M. ist Sitz eines Bischofs, der Provinzialregierung u. der obersten Gerichte u. Verwaltungsbehörden der Provinz, hat ein Gymnasium, eine Realschule, ein Priesterseminar, ein Waisenhaus u. ein Korrektionshaus. Unter den wissenschaftlichen Gesellschaften haben sich der Verein zur Erforschung der rhein. Geschichte u. Alterthümer u. die Rhein. Naturforschende Gesellschaft einen Namen gemacht. Das röm.-germanische Museum ist die bedeutendste Sammlung dieser Art in Deutschland. Der Handel von M. wird gefördert durch die Schiffahrt auf dem Rhein, für welche Napoleon I. einen Freihafen hat anlegen lassen, u. durch 8 Eisenbahnlinien, welche hier in M. zusammenlaufen (M.-Alzei-Kirchheimbolanden, M.-Worms, M.-Darmstadt M.-Raunheim-Frankfurt, Kastel-Wiesbaden, Kastel-Frankfurt, M.-Bingen u. Kastel-Biebrich-Oberlahnstein); 1870 passirten 13,201 Fahrzeuge die Schiffsbrücke. Die große Rheindampfschiffahrt beginnt erst hier, obgleich einzelne Dampfboote bis Mannheim u. seit 1873 sogar bis Straßburg stromaufwärts gehen. Die wichtigsten Artikel des Handels sind Wein, Holz, Eisen, Getreide u. Steinkohlen. In industrieller Beziehung produzirt M. Möbel, Leder- u. Schuhwaaren, baumwollene u. wollene Webwaaren, Chemikalien, Maschinen, Eisenbahnschienen, Hüte, Seife, Tapeten, Parketböden, Glasapparate, musikalische Instrumente 2c. — M. hat sich aus einem i. J. 13 v. Chr. von Drusus angelegten Kastell entwickelt; die Stadt wurde 406 von den Vandalen zerstört u. 612 von dem Frankenkönige Dagobert wieder aufgebaut u. blühte unter den Karolingern nam. durch die Gründung des Erzbisthums (Bonifacius) mächtig auf. Im 13. Jahrh. war M. ein hervorragendes Mitglied des Rhein. Städtebundes; 1450 erfand hier Gutenberg die Buchdruckerkunst; 1486 ward die Stadt dem Erzstift einverleibt; 1631 von den Schweden, 1635 von den Kaiserlichen, 1644 von den Franzosen erobert. Letztere nahmen die Festung abermals 1688, mußten aber 1689 an die Bayern u. Sachsen kapituliren. Vom 14. Okt. 1792 bis 22. Juli 1793 war M. zum dritten Mal in franz. Händen u. 1801—14 Hauptstadt des franz. Departements des Donnersberges, worauf es dem Großherzogthum Hessen einverleibt ward. Zur Bundesfestung erklärt, erhielt M. eine preuß.-österr. Besatzung u. blieb 1866 in den Händen der Oesterreicher. In dem Frieden mit dem Großherzogthum Hessen erhielt Preußen das Besatzungsrecht u. nach dem Versailler Vertrage (15. Nov. 1870) ward M. Reichsfestung; im Deutsch-franz.

Kriege ist es der Hauptstützpunkt der ersten Angriffsoperationen der Deutschen gewesen. — Das Erzstift M., dessen Inhaber der erste unter den 3 geistlichen Kurfürsten u. Erzkanzler des Deutschen Reiches war, hatte 1801 auf 150 □M. etwa 210,000 E. u. bestand aus weit verstreuten Landestheilen, zu denen selbst das Eichsfeld u. Erfurt gehörten. Die Stiftung durch Bonifacius fällt in die Mitte des 8. Jahrh.; von den späteren Erzbischöfen sind nam. historisch berühmt geworden Hrabanus Maurus († 856), Willigis († 1011) u. Johann Philipp von Schönborn († 1673), welcher M. befestigen ließ u. Erfurt dem Erzstifte gewann. Der letzte Erzbischof war Friedrich Karl v. Erthal († 1802); sein Nachfolger als Erzkanzler Karl Theodor v. Dalberg (s. d.).

Maire (franz., spr. Mähr, vom lat. major, deutsch Maier) heißt in Frankreich der Vorstand eines Gemeindebezirks. Er ist Civilstandsbeamter, Organ der gerichtlichen Polizei, hat die gesammte Ortspolizei zu handhaben u. vertritt seine Stadt- od. Landgemeinde in jeder Beziehung, auch bei der Verwaltung ihres Vermögens. Nach dem französischen Grundsatze, daß die vollziehende Gewalt durchweg in die Hände von Staatsbeamten zu legen sei, geht die Ernennung der M.s von der Regierung aus, welche hierbei nur insofern beschränkt ist, als nach einem Gesetze vom 22. Juli 1870 die Wahl auf ein Mitglied des Gemeinderaths fallen soll. Mit den deutschen Bürgermeistern, diesen selbsterwählten Häuptern der Gemeinden, können daher die M.s kaum verglichen werden, u. eine Abhängigkeit von der ihrer Obhut befohlenen Einwohnerschaft ist blos dadurch hergestellt, daß sie gutachtliche Aeußerungen des Gemeinderaths entgegennehmen. In größeren Ortschaften werden die M.s durch Hülfsbeamte, Maires adjoints, unterstützt u. vertreten; aus volkreichen Städten sind mehrere Gemeindebezirke gebildet, von denen jeder seinen besondern M. hat. — Mairie ist eigentlich das Amt des Gemeindevorstehers, doch wird auch das Gemeindehaus, in welchem der M. seinen Geschäften obliegt, mit diesem Worte bezeichnet.



Nr. 4066. Mainz.

Mais, Zea Mais, od. türkischer Weizen, Welschkorn, Kukuruz ist eine aus Amerika stammende Pflanze, wo ihre Körner in Nord u. Süd das Brotgetreide bilden. In Nordamerika wird derselbe bis zum 52.° n. Br. gebaut. In Deutschland wird er im Großen nur im Süden, in Tirol, Steiermark, Baden ꝛc., angepflanzt, in Norddeutschland geschieht dies nur sporadisch; in größerem Umfange ist dies der Fall hier nur mit dem sog. Pferdezahnmais behufs der Grünfütterung, einer amerikan. hier nicht zur Reife kommenden Varietät. Der M. ist unsere einzige Getreideart, welche Blüten getrennten Geschlechts, besondere männliche u. weibliche, auf einem Stamme hat; er gehört daher zur XXI. Klasse Linné'schen Systems, derselben, zu welcher die Gurken, Melonen ꝛc. gehören. Die männlichen Blüten sitzen an der Spitze des Halmes, die weiblichen darunter, in den Blattwinkeln Kolben bildend, in welchen nach der Befruchtung die Körner in Reihen sich ansetzen. Die europ. Varietäten, welche als solche aus den amerik. durch Akklimatisation entstanden sind u. der Körner wegen gebaut werden, sind in Größe des Halmes, Gestalt u. Farbe des Kornes von den amerik. Arten verschieden. Es giebt M. mit gelben, braunrothen u. weißen Körnern. In günstigen Jahren u. in geschützter Lage kommen sie auch in Norddeutschland zur Reife. Die Körner werden als Viehfutter, bes. für das Geflügel u. neuerdings auch zur Spiritusfabrikation verwendet. Die bemerkenswerthesten Spielarten sind: der badensche, ungarische, der Cinquantino u. der Hühner- od. Perlmais. Die europ. Arten erreichen 3—8′ (0,9—2,5 m.), die amerik. 12′ (3,7 m.) u. darüber. Eine neuerdings zu Grünfutter empfohlene Art ist Stooel's Evergreen.



Nr. 4067. Mais (Zea Mais).

Maische nennt man in der Brauerei u. Brennerei diejenige Flüssigkeit, welche man durch Uebergießen des Malzschrotes (od. einer Mischung von Malzschrot u. Kartoffeln od. Getreide) mit Wasser erhält. Das M.n od. Einmaischen hat den Zweck, die Stärke in Dextrin u. Zucker umzuwandeln, u. es wird das Schrot entweder sogleich mit der genügenden Menge warmen Wassers von der nöthigen Maischtemperatur übergossen, od. man rührt das Schrot erst mit etwas kaltem Wasser an u. fügt dann die nöthige Menge heißen Wassers hinzu. Die Gefäße, die hierzu dienen, nennt man **Maischbottiche;** sie werden entweder aus Eichenholz od. neuerdings fast ausschließlich aus Eisen gefertigt u. sind mit einer mechanischen Rührvorrichtung versehen. Der Kubikinhalt des Maischbottichs heißt der **Maischraum.** Derselbe kommt in Deutschland bei der Brauerei nicht weiter in Betracht u. kann hier beliebig groß sein; anders jedoch bei der Brennerei, denn hier sucht man einen möglichst kleinen Maischraum herzustellen, weil die Branntweinsteuer nach der Größe des Maischraumes entrichtet wird (vgl. „Bier").

Maistre (spr. Mäht'r), Joseph Marie, Graf v., Staatsmann, Philosoph u. Schriftsteller, geb. zu Chambéry 1. April 1754, ward 1787 Mitglied des savoyischen Senats, wanderte aber nach der Besitzergreifung Savoyens durch die Franzosen 1792 nach Piemont aus, begleitete 1798 den vertriebenen König Viktor Amadeus nach Sardinien, ging 1803 als sard. Gesandter nach Petersburg, mußte als Verbündeter der Jesuiten 1817 diesen Posten verlassen, wurde hierauf sardin. Staatsminister u. starb zu Turin 25. Febr. 1821. Als Reaktionär auf dem politischen u. kirchlichen Gebiete vertheidigte er auch in seinen Schriften, jedoch mit Geist, den rücksichtslosesten Absolutismus u. Despotismus. Am bemerkenswerthesten sind unter seinen Werken: „Considérations sur la France" (Par. 1796 u. trotz Polizeiverbotes 3mal in demselben Jahre aufgelegt), in denen er die Franz. Revolution als eine gerechte Strafe Gottes darstellte; „Essai sur le principe générateur des constitutions politiques" (Petersb. 1810; neue Ausg., Par. 1814); „Du pape" (2 Bde., Lyon 1820; 2. Aufl. 1821); „De l'église gallicane" (Par. 1821); „Soirées de St. Pétersbourg, ou entretiens sur le gouvernement temporel de la providence" (2 Bde., ebd. 1822), sowie das nachgelassene „Examen critique de la philosophie de Bacon" (2 Bde., Par. 1831). Seine „Lettres et opuscules inédits" (2 Bde., ebd. 1851) gab sein Sohn, Graf Rudolph **v. M.**, heraus, der als sardin. Generalleutnant 5. Febr. 1866 zu Borgo bei Turin starb. — Xavier **de M.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Chambéry im Okt. 1763, diente zuerst im sard. Heere, folgte 1799 dem Feldmarschall Suworoff nach Rußland, trat nach dessen Tode in russ. Dienste, nahm 1817 als Generalmajor seinen Abschied u. starb zu Petersburg 12. Juni 1852. Auch er trat als Schriftsteller auf u. zeichnete sich nam. durch die Feinheit seines Stils aus. Seine gesammelten Werke (zuerst Par. 1825) wurden wiederholt aufgelegt; die bekanntesten darunter sind: die „Voyage autour de ma chambre" (Petersb. 1794 u. ö.; deutsch Basel 1798), ein mit Geist u. Humor geschriebenes Buch; die Erzählungen „Le lépreux de la cité d'Aoste" (Par. 1811 u. 1817); „Prascovie, ou la jeune Sibérienne"; „Expédition nocturne autour de ma chambre" u. „Les prisonniers du Caucase".

Maitrank. Dieses allbekannte, in der Frühjahrszeit beliebte Getränk wird bereitet, indem man frischen, wild im Walde gewachsenen Waldmeister (Asperula odorata) in einer Terrine mit einem guten leichten Wein, am besten Moselwein, übergießt u. soviel Zucker zusetzt, als dem Geschmacke entspricht. Das Ganze läßt man bis zur Lösung des letzteren ruhig an einem kühlen Orte stehen, nimmt aber nach einiger Zeit die Waldmeisterpflänzchen heraus, weil sonst leicht ein bitterer Geschmack sich bemerklich macht. Blätter der Walderdbeere, der schwarzen Johannisbeere od. andere Gewürze beizumischen ist nicht zu empfehlen, da der M. mit Waldmeister allein am besten schmeckt. Als Ersatz für Waldmeister hat man auch im Handel **Maitrankessenz,** d. i., wenn sie echt ist, ein weingeistiger Auszug des Waldmeisters; häufig aber wird sie künstlich nachgemacht, indem man Toncobohnen mit Weingeist behandelt, die einen ähnlichen Geruch besitzen wie der Waldmeister.

Maître (franz., spr. Mäht'r), Meister, Lehrmeister, Herr, auch Virtuos; M. de plaisir, der Hofbeamte, welcher die Lustbarkeiten anzuordnen hat; M. de requêtes, Berichterstatter über die Bittschriften im Staatsrath; M. d'hôtel, Haushofmeister.

Maitresse (franz., spr. Mätreß'), Gebieterin, Herrin, Geliebte, uneheliche Beischläferin.

Maiwurm (Meloë) od. Oelkäfer, eine Käfergattung aus der Familie der Vesicantia, der durch ihre merkwürdige, bes. durch Fabre aufgedeckte Verwandlungsgeschichte interessantesten Käferfamilie. Der M. hat perlschnurförmige Fühler, quere nierenförmige Augen, einen dreieckigen Kopf, ein kleines rundliches od. viereckiges Bruststück, keine Flügel, verkürzte, einzeln abgerundete u. klaffende Flügeldecken. Bei Berührung entleert er aus den Gelenken der kräftigen Beine einen gelben, zähen, blasenziehenden Saft. Die Gattung ist über die Alte Welt u. die Westküste Amerika's verbreitet, die meisten Arten sind dunkelblau od. schwarz, träge Thiere, die auf grasigen Plätzen leben. Das durch den langen, dicken, wurstförmigen Hinterleib ausgezeichnete Weibchen legt seine zahlreichen Eier (über 2000) in Zwischenräumen von 2—3 Wochen in Erdlöcher, nach 24—25 Tagen kriechen die Larven aus, springen mit Hülfe ihrer Schwanzborsten auf Bienen, von denen sie sich in deren Stöcke tragen lassen, um dort die Bieneneier zu fressen, sich zu häuten u. nun zu einer fußlosen Made zu werden u. blos von Honig zu leben. Weitere Verwandlungsstufen sind die, daß die Made sich verpuppt, aus der Puppenhülle eine neue, kurzbeinige Larve hervorkriecht, die sich in eine andere Puppe umwandelt, aus welcher erst der Käfer hervorgeht. Ehemals wurden Maiwürmer theils frisch, theils trocken pulverisirt ihrer scharfen, blasenziehenden Substanz (Cantharidin) wegen gegen Gicht, Wassersucht ꝛc. angewandt u. bildeten den Hauptbestandtheil des sog. „preußischen" u. des „Zwickauer" Geheimmittels, die erfolglos gegen Wasserscheu angewandt wurden, desgleichen der Potio antilyssa von Selle. In Spanien werden sie statt der span. Fliegen angewandt od. diesen beigemischt, u. nach Latreille's Vermuthung ist der M. die „Buprestis" der Alten, welche Rinder tödtete, wenn sie dieselbe mit dem Grase verzehrten.

Maja, nach der griech. Mythe eine Tochter des Atlas u. der Pleione, die älteste der Plejaden, eine Geliebte Jupiters, die ihm den Merkur gebar. Die M. od. Majesta, die Hehre, Erhabene genannt, war eine Tochter des Faunus, die Gemahlin Vulkans u. die Göttin der fruchtbaren Erde. Die M. der indischen Mythe galt für die zweite Hälfte des Urwesens, für die Mutter des schaffenden, erhaltenden u. zerstörenden Prinzips (Brahma, Wischnu u. Schiwa). Sie wird als webende Spinne, als Weberin des Weltalls od. als schönes Weib dargestellt, verschleiert u. in den Falten ihres Schleiers alle Bilder erschaffener Wesen zeigend.

Maja, einer der zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisenden Planetoiden, 9. April 1861 von Tuttle zu Cambridge in den Vereinigten Staaten entdeckt; sein Zeichen ist (66).

Majano, Benedetto da, aus Florenz, gleich tüchtig als Bildhauer wie als Baumeister, geb. 1442, betrieb als Schüler seines Oheims Giuliano M. zunächst die Holzschnitzerei, gar bald aber auch die Marmorskulptur u. schuf hierin mehrere Arbeiten, die zu den schönsten des 15. Jahrh. gehören, z. B. in Florenz die im Dekorativen wie im Figürlichen meisterhafte Kanzel in S. Croce, das Marmorgrabmal des Filippo Strozzi in S. Maria novella, den Johannes den Täufer in der Galerie der Uffizien ꝛc. Das glänzendste Zeugniß von seinem architektonischen Talente legt der nach seinem Plan von 1489 an erbaute dortige Palast Strozzi ab, das Meisterstück im Palastbau der Frührenaissance, dem nachher Simone Cronaca das herrliche Kranzgesims verlieh. M. starb 1498.

Majestät (lat. majestas), Erhabenheit, die Offenbarung der Würde u. Hoheit des Staates in dessen obersten Vertretern; stand in Rom zur republikanischen Zeit dem Volke, dem Senat u. den höchsten Magistraten zu. Nach dem Untergange des sog. Freistaats legten die Kaiser sich den Titel M. bei, u. diese Beziehung auf nicht blos amtsmäßige Vertreter der höchsten Gewalt wirkt, wegen der Fortbehauptung universal-monarchischer Ideen durch die röm.-deutschen Kaiser, noch gegenwärtig insofern nach, als die Grundgesetze der neueren Republiken dem zeitlichen Oberhaupte eine M. nicht zuschreiben. Im alten Deutschen Reiche ward die Anrede „M." erst seit dem Westfäl. Frieden den Königen zugestanden; die Staatsrechtslehrer zweifelten noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, ob dem Beherrscher aller Reußen die gleiche Auszeichnung gebühre, u. bis auf die neueste Zeit herab erhalten die Fürsten kleinerer Staaten nur den Titel Hoheit, königliche Hoheit, Durchlaucht, obschon sie als Souveräne die M. dem Rechte nach besitzen.

Majestätsbrief hieß die Staatsakte, in welcher Kaiser Rudolf II. zur Beschwichtigung der Freistädte u. weltlichen Stände des Königreichs Böhmen den Evangelischen freie Religionsübung verbürgte. Da mehrere geistliche Stände die verbindende Kraft dieses Freibriefs nicht anerkennen wollten u. in ihren Vasallenstädten die protestantischen Kirchen schlossen, so sprachen die protestantischen Stände dem Erzherzog Ferdinand, einem berufenen Anhänger der Gegenreformation, die Thronfolge-Berechtigung ab, worauf Matthias den Angriffen der katholischen Partei auf den Religionsfrieden vollen Spielraum ließ u. damit 1618 den Ausbruch des Dreißigjähr. Krieges herbeiführte. Nach der Niederlage, welche die Böhmen 1620 in der Schlacht auf dem Weißen Berge bei Prag erlitten, zerriß Ferdinand II. den M. mit eigner Hand.

Majestätsrechte heißen die Rechte, welche mit der persönlichen Vertretung der Staatshoheit durch den Monarchen nothwendig zusammenhängen. Als solche sind anerkannt: die Unverletzlichkeit des Regenten, seine politische Unverantwortlichkeit (die nach dem konstitutionellen System durch die Ministerverantwortlichkeit noch kräftiger verbürgt, zugleich aber auch thatsächlich beschränkt wird), die Führung der Reichsinsignien (wie Krone u. Scepter als Zeichen der höchsten Macht, u. des Staatswappens), der Anspruch auf ein hinlängliches Einkommen, um innerhalb eines fürstlichen Hofhaltes die Würde des Staats zum Ausdruck zu bringen, das Recht der Aemtervergebung, die oberste Vertretung des Staatsganzen bei der Abordnung u. dem Empfange von Gesandtschaften, dem Abschlusse von Bündnissen u. Verträgen mit andern Staaten,

u. dem Gebrauche des Rechts, Krieg u. Frieden zu erklären. Ueber die Rechte des Regenten im Verhältnisse zur Kirche s. „Kirchengewalt". Mit den Anschauungen des Mittelalters, das zwischen den nothwendigen u. zufälligen Attributen der höchsten Gewalt nicht so streng unterschied, hängt es zusammen, daß unter den Majestätsrechten od. Regalien (s. d.) auch halbprivate u. verleihbare Hoheitsrechte, wie althergebrachte Zölle, Judenschutz u. Geleite, mit aufgezählt wurden.

Majestätsverbrechen ist nach röm. Recht, wie es die lex Julia majestatis (von Cäsar od. Augustus) zusammenfaßt, „jedes böswillige Unternehmen gegen das Volk od. dessen Sicherheit." Diese weite Fassung ließ nach Begründung der Monarchie auch die Stellung des Kaisers dem Schutze der lex Julia anheimgeben, u. Arcadius brachte sogar Unternehmungen gegen die Minister unter den Begriff des M.s. In dem sinkenden Römischen Reiche gewährte die lex Julia mit ihren scharfen Strafbestimmungen dem kaiserlichen Despotismus nur zu oft die Mittel, um wirkliche od. vermeintliche Gegner zu verderben, denn es konnte schon als todeswürdiges Verbrechen dargestellt werden, wenn verdächtige Personen bei einem Astrologen wegen der Lebensdauer des Reichsoberhauptes Nachfrage gehalten hatten. Obgleich nun selbst römische Juristen sich gegen den Mißbrauch des Gesetzes erklären, ging doch sein Inhalt noch in Karl's IV. Goldne Bulle (1356), das Grundgesetz des alten Römisch-deutschen Reichs, über. Durch die Praxis wurden indessen allmählich Sonderungen vollzogen, so daß sich schon nach früherem gemeinen Recht die Begriffe Hoch- u. Landesverrath (s. d.) u. Majestätsbeleidigung (s. „Laesae majestatis crimen") aus dem alten M. entwickelten.

Majolika. Majorca, 1115 durch die Pisaner eingenommen, gab als Kriegsbeute eine große Zahl von maurischen Künstlern gefertigter, schön glasirter Irdengefäße, die zum Andenken an den Sieg in die Mauern der Kirche eingefügt wurden u. durch ihren bunten Farbenreiz zur Nachahmung anregten. Möglich aber auch, daß Unteritalien schon vordem maurische Töpfer, die über Majorca gekommen waren, in seinen Werkstätten beschäftigte. Der Name scheint von der Insel abgeleitet. Die Wiege der ital. Majolikafabrikation ist das Herzogthum Urbino mit den Töpfereien von Pesaro, die durch die kunstliebenden Herren von Pesaro, die Familie Malatesta, begünstigt wurden. Zuerst wurde hier die mezzamajolica (Halbmajolika) gemacht, aus einem rothen Thone, der mit einer dünnen Lage weißer Erde (von Siena stammend) überzogen wurde, u. nachdem sie schon einmal gebrannt war, erst Malerei u. Glasur erhielt. Die echte M. besteht durchgängig aus einem einzigen weißlichen od. gelblichen Thone. In der Verzierung der Halbmajoliken von Urbino ist der maurische Einfluß deutlich zu erkennen, u. sie können eigentlich, da sich ihr Farbenkreis nur auf Gelb, Grün, Blau u. Schwarz erstreckt, einen hohen künstlerischen Werth nicht beanspruchen. Sie waren auch nur zu dekorativer Wirkung bestimmt. Die echten M., welche wol in Urbino um 1560 zuerst entstanden sein mögen, hatten den weißen Ueberzug, die Engobe, der Mezzamajoliken nicht, da sie aus einem hellen Materiale durchweg bestanden, u. statt der reinen Bleiglasur, die früher angewandt wurde, eine Mischung von Zinn u. Blei, wie sie schon von Luca della Robbia als Ueberzug für seine Terracotten angewendet worden war. Das halbgebrannte Geschirr wurde in die Glasur getaucht u., so lange letztere noch halbfeucht war, bemalt. Es gehörte dazu eine sehr sichere Hand u. vollkommene Sicherheit, da die nasse Unterlage jeden Strich sofort einsaugte u. ein nachträgliches Verbessern nicht geschehen konnte. Deshalb zeigen solche Werke auch oft eine überaus flüchtige Arbeit bei allem Talent. Nachdem die Malerei aufgetragen, kam das Geräth nochmals in die Glasur u. wurde darauf zum zweiten Male gebrannt. Die Malerei schmolz solcherart mit der Glasur zusammen. Den irisirenden Metallglanz, der viele alte Stücke auszeichnet, erhielten diese wol durch ein drittes gesondertes Brennen. Die höchste Ausbildung erhielt die Kunst der M. durch Giorgio Andreoli zu Gubbio, dessen Thätigkeit die J. 1518—38 umfaßt. Er fügte der beschränkten Farbenskala ein wundervolles Rubinroth bei u. erfand zu dem goldenen u. silbernen Lustreton noch einen dritten von dunkelorangeartigem Roth; wahrscheinlich verzierte er mit diesem von ihm geheim gehaltenen Verfahren nicht nur eigene, sondern auch Werke aus anderen Töpfereien, denn wir finden seine Manier auf Erzeugnissen sehr verschiedenartigen Charakters u. von sehr ungleichem Werthe. — In Urbino, wo man die Farbenpracht von Gubbio nicht zu erreichen vermochte, legte man sich dafür auf Vervollkommnung der Zeichnung. Herzog Guidobaldo versorgte seine Fabrik mit Rafael'schen Cartons u. Entwürfen anderer bedeutender Künstler. Der Name Rafaelgeschirre, welcher in England dieser Waare gegeben wurde, ist darauf zurückzuführen. Die berühmtesten Majolikamaler von Urbino sind Battista Franco von Venedig (1540—61), Orazio Fontana um dieselbe Zeit, Rafael dal Colle, Francesco Xanto Avelli von Rovigo u. A. Als in Urbino die Majolikafabrikation in Verfall kam, wandten sich die besseren Künstler nach anderen Orten u. veranlaßten auch vielfach die Gründung neuer Fabriken. Zu den alten Kunststätten der Töpferei Urbino, Casteldurante, Pesaro, Gubbio, Faenza, das sich durch seine eigenthümlichen Arbeiten einen besonderen Namen gemacht hat (s. „Fayence"), kam solchergestalt eine große Zahl neue. Neapel u. Castelli in den Abruzzen bildeten einen neuen Mittelpunkt, u. die Fabrik von Capo di Monte in Neapel, welche später in eine Porzellanfabrik überging, bestand schon damals. In Frankreich, wo die Kunsttöpferei durch Palissy (s. d.) auf eine hohe Stufe gebracht wurde, u. wohin unter Franz I. u. Heinrich II. nam. ital. Künstler berufen wurden, blühten ebenfalls bedeutende Fabriken. Sie gingen jedoch eben so wie die holländischen in der Fabrikation der Fayence auf, welche für den wirthschaftlichen Gebrauch unbestreitbare Vorzüge vor der M. hatte u. als Surrogat für das chinesische Porzellan, dem sich die Liebhaberei der Reichen zugewandt hatte, auch in der Dekoration Verwendung sich zu verschaffen wußte. Gute Majoliken wurden erst wieder gemacht, als sich die Antiquitäten- u. Kunstsammler dem Gegenstande zuwandten, u. zwar lange Zeit hindurch lediglich zum Zwecke der Täuschung, indem in Italien u. auch anderwärts eine große Fälscherzunft in Erzeugung antiker Kunstgegenstände thätig war. In der Neuzeit aber ist der künstlerische Werth der M. zu Ziergeräthen wieder allgemeiner anerkannt worden, u. es bringt eine große Zahl von bedeutenden Fabriken in Italien, England u. Frankreich nam. Werke hervor, welche neben den alten einen würdigen Rang behaupten.

Major bezeichnet in den deutschen u. österr. Heeren die niederste Rangstufe des Stabsoffiziergrades. Der M. kommandirt in der Regel ein Bataillon, eine Feldartillerieabtheilung (3—4 Batterien), unter Umständen auch ein Kavallerie- od. ein Feldartillerieregiment. In der französ. Armee bezeichnet M. den jüngsten Stabsoffizier eines Regiments, den Chef der Verwaltung, etwa den etatsmäßigen Stabsoffizier im deutschen Heere, während der M. im deutschen Sinne bei der Infanterie mit chef de bataillon, commandant, bei der Kavallerie u. Artillerie sowie beim Generalstabe mit chef d'escadron bezeichnet wird. Letzterer bezeichnet also in Frankreich eine Stabsoffiziercharge u. nicht unseren deutschen Escadronchef od. Rittmeister, der in Frankreich capitaine genannt wird. Der sergeant-major der französ. Armee ist der Feldwebel, der major-général ist der Chef des Generalstabes, wenn der Souverän selbst das Kommando der Armee persönlich führt. So war Berthier der major-général der französ. Armee unter Napoleon I., während der deutsche Generalmajor in der französ. Armee wiederum mit général de brigade bezeichnet wird.

Majoran (Oríganum Majorána), ein beliebtes Küchengewächs aus der Familie der Lippenblütler, ursprünglich in Südeuropa einheimisch, von würzigem Geruch u. Geschmack. Man unterscheidet zwei Formen: den Sommermajoran, eine zweijährige Pflanze, welche aber in einem Jahre abgeerntet wird, u. den Wintermajoran (O. majoranoides), der bei uns auch im Winter aushält. Einheimisch dagegen ist der gewürzige Dosten (O. vulgare) der Gebirgsgegenden, ein ebenfalls vielfach zu Speisen, mehr jedoch als Arzneimittel u. Bierwürze verwerthetes Kraut mit reicher rother Blumenrispe. Früher galt dasselbe als Mittel gegen Behexung bei dem Volke außerordentlich viel.

Majorano Gaëtano, s. „Caffarelli".

Majorat (a. d. Lat.), im weiteren Sinne jede auf das Vorrecht der früheren Geburt sich stützende Erbfolge. Unterarten des M.s sind: das Seniorat, welches dem Aeltesten der Familie das Recht der Erbfolge zuspricht; das M. im engeren Sinne u. die Primogenitur (s. d.). Im engeren u. gewöhnlicheren Sinne ist M. diejenige Erbfolgeordnung, bei der zunächst die Nähe der Verwandtschaft zum letzten Besitzer, bei gleich nahen Verwandten aber das höhere Alter maßgebend ist. Das M. im engeren Sinne kam nam. vor beim Güterrecht des hohen Adels, bei Familienfideikommissen u. im Bauernrecht. Im ersteren Falle ist es heute meist durch Primogenitur verdrängt, ebenso ist im zweiten Falle die Primogenitur häufiger als das M., welches einige Partikularrechte sogar überhaupt nicht zulassen; im Bauernrecht endlich überwiegt das Minorat, d. h. bei mehreren für die Erbfolge in Frage kommenden Personen von gleich naher Verwandtschaft giebt das niedere Alter den Ausschlag.

Majorca, s. v. w. Mallorca.

Major domus od. Hausmeier ist der Titel eines Beamten, der am westgothischen, langobardischen, burgundischen u. fränkischen Hofe schon im 6. Jahrh. genannt wird u. nicht mehr bezeichnet als einen Aufseher der Knechte u. Verwalter kleinerer Landgüter des Königs. Am fränkischen Hofe bekam jedoch der M. d. bald die Oberaufsicht über das gesammte Hausgesinde u. die ganze königl. Hofhaltung, er wurde „der Erste des Hauses". Später übertrugen die Könige ihm wol auch die Erziehung der jungen Leute, die sich am Hofe für den Dienst des Königs

ausbildeten, u. zuweilen wurde er selbst in inneren u. äußeren Angelegenheiten des Reiches befragt. Daß Fredegunde dem M. d. in Soissons auch die Leitung ihres Sohnes Chlothar II. übertrug, rettete diesem den Thron u. verschaffte ihm 613 die Herrschaft über das ganze Frankenreich. Der Stammvater der Karolinger, Pipin von Landen, wurde 622 M. d. von Chlothar's Sohne Dagobert in Austrasien u. vererbte seine ganze Machtstellung auf Grimoald, der aber 656 seiner Uebergriffe wegen hingerichtet wurde. Aus ähnlichen Gründen wurde unter Childerich II. der M. d. Ebroin in Neustrien in einem Kloster internirt, aber Theuderich III. von Neustrien setzte ihn wieder in sein Amt ein. Inzwischen war in Austrasien der Enkel Pipin's von Landen, Pipin der Mittlere (der Beiname „von Heristal" ist sagenhaft) M. d. geworden u. besiegte den zweiten Nachfolger Ebroin's in Neustrien, den M. d. Berthar, in der Schlacht bei Tertry unweit St. Quentin 687, so daß er die Macht im ganzen Frankenreiche allein besaß. Nach seinem Tode (714) gewann dieselbe Gewalt sein Sohn Karl Martell (s. d.). Seit dem Tode Theuderich's IV. (737) regierte er ohne König bis zu seinem Tode (741). Seine Söhne Karlmann u. Pipin theilten nun die Macht, erhoben aber 743 noch Childerich III. auf den Thron, um dem Ehrgeiz der Großen einen Vorwand zur Empörung zu nehmen. 747 ging Karlmann in ein Kloster, u. bald schien Pipin seine Stellung so unantastbar, daß er 751 die Krone nehmen u. den letzten Merowinger in ein Kloster verstoßen konnte. So war aus der unbedeutenden Stellung eines obersten Hausbedienten die Königsgewalt der Karolinger erwachsen. — Vgl. Schöne, „Die Amtsgewalt der fränk. Majores domus" (Braunschweig 1856); G. Waitz, „Deutsche Verfassungsgeschichte" (Bd. II, 2. Aufl., Kiel 1870); Bonnell, „Die Anfänge des karolingischen Hauses" (Lpz. 1866). — Am päpstlichen Hofe führt den Titel Maggiordomo (spr. Maddschordohmo) der Oberhofmeister od. Hofmarschall.

majorenn (a. d. Lat.), großjährig, nennt man eine Person, die vollständig handlungsfähig geworden, nachdem sie ein gewisses Alter (Volljährigkeit) erreicht hat. Mit welchem Jahre die Majorennität eintritt, ist nicht in allen Gesetzgebungen gleichmäßig bestimmt; meist pflegt es gegenwärtig mit vollendetem 21. Lebensjahre der Fall zu sein. Mitglieder der deutschen Fürstenhäuser, wenn sie zur Thronfolge bestimmt sind, werden nach der Goldnen Bulle (s. d.) m. bereits mit dem 18. Jahre. In besonderen Fällen können Minderjährige (Minorenne) durch Gnadenbefehl des Landesherrn vor erlangter Großjährigkeit für volljährig erklärt werden, sog. venia aetatis.

Majorität u. Minorität (vom lat. major u. minor), Mehrheit u. Minderheit. Als Mittel, den Willen einer Personengemeinschaft für geschichtliche Zwecke, wie des Staats, der Gemeinde, eines Kollegiums, festzustellen, ist vielfach die Befragung sämmtlicher jeweiligen Mitglieder od. der von denselben ernannten Vertreter u. die Entscheidung nach der Meinung der Mehrzahl anerkannt. In den Demokratien des Alterthums, in den Landes- u. Gerichtsversammlungen des Mittelalters gab die Mehrheit, wie noch heute in den Gemeinderäthen, den Ausschlag, die Wahlen in den gesetzgebenden Körper gehen nach dem konstitutionellen System in der Weise vor sich, daß die Vertreter der einzelnen Wahlkreise durch die Mehrheit der Wahlberechtigten bezeichnet werden, u. die Zeit liegt nicht weit ab, wo das erste u. zumal das zweite französische Kaiserreich wichtige Aenderungen der Verfassung durch allgemeine Volksabstimmungen (Plebiscite) genehmigen ließ. Wie nahe aber diese Einrichtung dem praktischen Verstande auch liegen mag, so wird doch nicht mit Unrecht daran erinnert, daß geschichtliche Gemeinwesen nicht blos aus den jetzigen Mitgliedern bestehen, sondern für kommende Geschlechter mit beschließen, daß ferner bei Mehrheitsentscheidungen eigentlich eine Gleichheit der Einsichten, der berechtigten Interessen u. der gewissenhaften Ueberzeugung vorausgesetzt wird, welche in dieser Vollständigkeit niemals vorhanden ist, u. daß tiefgehende Meinungsverschiedenheiten durch den vielleicht zufälligen Ueberschuß einiger Stimmen nicht aus der Welt geschafft werden können. Gegen übereilte Beschlüsse suchen daher viele Grundgesetze dadurch eine Schutzwehr aufzurichten, daß sie engeren Körperschaften, höchsten Kollegien, zuletzt dem Staatsoberhaupte, ein Recht des Widerspruchs vorbehalten, u. gegenwärtig wird sogar in England die Vertretung ansehnlicher Minderheiten im Parlamente wenigstens von politischen Theoretikern empfohlen. — Bei der Majorität bei Abstimmungen od. Wahlen unterscheidet man gewöhnlich zwischen absoluter u. relativer Majorität. Erstere ist vorhanden, wenn sie mehr als die Hälfte aller Abstimmenden in sich vereinigt, während man die relative Majorität nur dem Votum beilegt, welches mehr Stimmen hat als jede andere Meinung, aber nicht die absolute Majorität.

Majunke, Paul, kathol. Priester u. Journalist, geb. zu Groß-Schmograu (Kreis Wohlau in Preuß.-Schlesien) 14. Juli 1842, studirte in Breslau Theologie u. Jurisprudenz, war, am 26. Juni 1867 zum Priester geweiht, als Kaplan in Neusalz a. d. O., Grottkau u. Breslau thätig, ging dann nach Köln, um während des Vatikanischen Konzils die „Köln. Volks-Zeitung" zu redigiren, u. übernahm 21. März 1871 die Leitung des unter dem Titel „Germania" in Berlin erscheinenden Organs der ultramontanen Partei. Auch wählte ihn die Stadt Trier im Febr. 1874 in den Deutschen Reichstag. Zu Ende desselben Jahres ernannte ihn die von dem span. Thronprätendenten Don Carlos in Oñate gegründete Universität für „kathol. Wissenschaften" zum Ehrendoktor. Dagegen zog er sich um dieselbe Zeit durch mehrere maßlose Angriffe gegen die Reichsregierung eine längere Freiheitsstrafe zu, aus der er erst im Dez. 1875 wesentlich infolge der Intervention des Reichstages befreit wurde.

Majuskeln heißen seit dem späteren Mittelalter die großen Anfangsbuchstaben; die kleinen nennt man Minuskeln. Die ältere Schrift, auch der Griechen u. Römer u. des früheren Mittelalters, kennt überhaupt nur gleich große Buchstaben.

Makame, s. „Hamadani".

Makarius der Große, der Heilige des 15. Jan., geb. um 300 n. Chr. im oberen Aegypten, wurde von dem heil. Antonius frühzeitig für das Mönchswesen gewonnen; 30 Jahre alt zog er sich in die Sketische Wüste zurück u. wurde hier der Mittelpunkt eines berühmten Einsiedlervereins. Er starb 390. Ein treueres Bild, als die ihm zugeschriebenen Wunder, geben von ihm seine 50 griech. Homilien (Predigten) u. einige andere Schriften (herausgeg. von Pritius, Lpz. 1698—99).



Nr. 4068. Hans Makart (geb. 29. Mai 1840).

Makart, Hans, unter den Malern der Gegenwart einer der größten Koloristen, der mit einem angeborenen Schönheitssinn u. einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit schon durch seine ersten Arbeiten allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Geb. zu Salzburg 29. Mai 1840, begann er seine Künstlerlaufbahn im Atelier Karl Piloty's in München, wo er ohne eigentlichen Schulstil gleich Anfangs (1863) mit fertigen Eigenthümlichkeiten auftrat u. für den Zauber der Farbe ein Verständniß bewies, das ihn allmählich zur Darstellung des ganzen sinnlichen Daseins der Menschheit führte. Schon seine ersten Münchener Arbeiten, wie die „Nachmittagsruhe einer Gesellschaft in einem ital. Park", so flüchtig sie auch in der Zeichnung waren, zeigten eine große Kühnheit in der mit Glut übergossenen Farbe. Nach einigen Portraits u. Scenen aus Dichtern brachte er 1868 die „modernen Amoretten", ein Werk der ungesuchtesten Inspiration voll malerischen Reizes u. vollendetem Rhythmus der Zeichnung. Viel größeres Aufsehen erregte wenige Monate nachher die „Pest in Florenz" od., wie er selbst sie zuerst nannte, „Die sieben Todsünden", ein großes friesartiges Bild, das nach Boccaccio's „Decamerone" die während jener Pest 1348 herrschende Auflösung

aller sozialen u. sittlichen Bande, das fieberhafte Jagen nach Sinnengenuß im Angesicht der drohenden Vernichtung darstellt, ein Bild, welches in Denen, welche das Wesen der Malerei in die Farbe setzen, die größten Bewunderer, u. in Denen, welche das Wesen der Kunst in die Reinheit u. Erhabenheit der Idee u. in die Klarheit der Zeichnung setzen, die größten Tadler fand. Nachdem M. während der Entstehung dieses Bildes nach Wien übergesiedelt war, reiste er nach Italien u. ließ in Rom die viel decenteren Bilder „Romeo u. Julie", „Venus u. Tannhäuser" u. 1871 die wiederum sehr große friesartige „Abundantia" folgen, den Ueberfluß der Produkte des Landes u. des Meeres, eine zwar etwas unklare, aber geniale Komposition. Nach mehreren kleineren Bildern, in welchen dieselbe Farbenvirtuosität herrscht, trat er 1873 mit dem dritten großen Bilde, „Huldigung der Catarina Cornaro" auf, die weniger wegen ihrer sittlichen Haltung als wegen ihres sittlichen Mangels an künstlerischer Idee manchen Tadel erfuhr, obwol man auch hier die Meisterschaft des Kolorits bewunderte. Es ist nur der Triumph u. die Huldigung des schönen od. für schön ausgegebenen Weibes.

Makassar, Hauptstadt der niederländ. Besitzungen auf der ostasiat. Insel Celebes, hat einen bei Westmonsun jedoch unsicheren Hafen, welchen das 1640 von den Holländern erbaute Fort Rotterdam schützt, ist reinlich u. gut gebaut u. einer der bedeutendsten Handelsplätze im ind. Archipel u. zugleich Station für niederländ. Kriegsschiffe, welche die Seeräuber verfolgen. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Reis, Kaffee, Stuhlrohr, Sandelholz, Perlen, Vogelnester u. nam. Tripang, welcher in Massen nach China versandt wird. Unter den Handelsleuten nehmen die Chinesen einen hervorragenden Platz ein. — Die Straße von M. scheidet Borneo von Celebes u. verbindet die Sulusee mit der Sundasee.

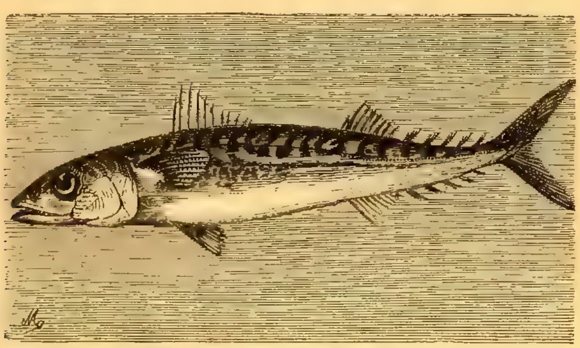
Makedonien, der erst seit Herodot übliche Name des nördl. von Thessalien liegenden Landes; reichte vor Philipp's Zeiten im S. bis an den Olymp u. das Kambunische Gebirge, im O. bis zum Flusse Strymon, u. grenzte im N. u. W. an Päonien u. Illyrien. Philipp fügte Päonien u. Thrakien bis zum Nestosflusse, die Halbinsel Chalkidike u. einen Theil von Illyrien hinzu, so daß die Ausdehnung des Landes etwa 1200 □M. betrug. Die Römer theilten M. in vier Bezirke mit den Hauptorten Amphipolis, Pella, Thessalonike u. Pelagonia. Bei der Einverleibung in das Röm. Reich (146 v. Chr.) wurde es mit Illyrien u. Thessalien zu einer Provinz vereinigt. Seit Diocletian u. Konstantin bildete M. mit ganz Griechenland eine Diöcese der Präfektur Illyricum. Das eigentliche M. war eine auf drei Seiten von hohen Gebirgen umschlossene u. auch im Innern von mehreren niedrigeren Bergreihen durchsetzte Ebene, die an Fruchtbarkeit mit den gesegnetsten Theilen Griechenlands wetteiferte. Die Gebirge waren waldreich u. ergiebig an Metallen, nam. an Gold u. Silber. Von ihnen befanden sich der Skordos od. Skardos (heute Schardagh) an der illyrischen, der Skomios (jetzt Kurbetska-Planina) an der mösischen u. die Rhodope an der thrakischen Seite. Westl. vom Strymonfluß zogen sich die Gebirge Kerkine (jetzt Karadagh od. Pleschkawitza-Planina) u. Dysoros (jetzt Welitza-Planina) nach dem Strymonischen Meerbusen hinab, östl. in derselben Richtung der hohe Orbelos (jetzt Argentaro) u. südl. davon der goldreiche Pangäos (jetzt Pirnari). Die östlichste Spitze der chalkidischen Halbinsel krönte der hohe Athos; die Südgrenze nach Thessalien zu wurde von den Kambunischen Bergen u. dem Olymp gebildet. Die Hauptflüsse M.s waren der Nestos (jetzt Mesto), Strymon (jetzt Struma Kara Su) u. Axios (jetzt Vardar), alle beinahe parallel von NW. nach SO. fließend; außerdem aber der von W. nach O. an der thessalischen Grenze streichende Haliakmon (jetzt Vistritza). Dieser u. der Axios ergossen sich in den tief in das Land einschneidenden Thermäischen, der Strymon in den Strymonischen Busen, während die drei chalkidischen Halbinseln Pallene, Sithonia u. Akte den Toronäischen u. Singitischen Golf bildeten. Von den Landseen M.s hießen die größten Bolbe (jetzt Beschik od. Koinos) u. Prasias (jetzt See von Takino). Die einzelnen Landschaften M.s waren folgende: im N. Päonien (früher Pelagonien) mit dem Hauptorte Stobi; südl. davon breitete sich an der illyr. Grenze Lynkestis aus, von dem Herakle a (jetzt Bitoglia od. Toli Monastir) die Hauptstadt war. Weiter nach S. kam Orestis mit der Stadt Keletron u. im südwestlichsten Winkel Elimiotis. Oestl. von Lynkestis lag Emathia mit dem ältesten Königssitze Edessa od. Aegä u. Beröa. Der südl. Theil von Emathia hieß auch Bottiäa, u. hier lag die spätere Residenz der Könige Pella. Südl. vom Haliakmon folgte dann Pieria, der Lieblingsaufenthalt der Götter u. Musen, mit den Städten Pydna (jetzt Ayan), Dion u. Methone (jetzt Elevthero-Kori). Die Halbinsel Chalkidike enthielt die Städte Olynthos (an der Stelle des heutigen Aio Mamas), Potidäa, Mende, Torone, Akanthos (jetzt Erisso), Skione, Stagiros (jetzt Stavro). Nördlich von Chalkidike folgte die Landschaft Mygdonia mit Thessalonike, dann weiter ostwärts Bisaltia u. darüber hinaus Krestonia u. Sintion. Im Lande der Edoner aber am Strymon lagen Amphipolis (jetzt Ruinen von Neokhorio) mit dem Hafen Eion, Philippi (jetzt Felibe) u. Skapte Hyle. — Die Bevölkerung des Landes bestand in den südl. u. den ebeneren Theilen aus Hellenen, die freilich stark mit Barbaren gemischt waren, weshalb sie auch nie von den Hellenen als ebenbürtig angesehen wurde; im N. u. NW. erhielten sich die kriegerischen Illyrier ziemlich unvermischt. Die Regierungsform war eine durch Vorrechte des Adels beschränkte Monarchie (Karte von M. s. unter „Griechenland").

Maki, Mokoko, Fuchsaffe (Lemur catta), ein Halbaffe mit Fuchskopf, behaartem Gesicht, schwarzer Schnauze, spitzem Krallennagel am hintern Zeigefinger, dickem, weichem, grauem Pelz, schwarzweiß geringeltem, buschigem Schwanz, den er beim Schlafen sich um den Hals wickelt. Er lebt in Madagascar gesellig von Früchten u. Insekten u. schnurrt wie eine Katze, daher Katzenmaki, Schnurraffe. — Flattermaki heißt der Pelzflatterer (Galeopithecus), s. d.

Makkabäer ist der Name eines jüd. Herrschergeschlechts, welches seit 167 v. Chr. die Juden von der Zwingherrschaft der syrischen Seleukiden befreite u. mit Antigonos, der 37 v. Chr. von Herodes d. Gr. hingerichtet wurde, erlosch. Der Name rührt von Makkabi her, einem Beinamen des eigentlichen Befreiers, Judas (167—160 v. Chr). Richtiger aber ist die Bezeichnung „Hasmonäer", von Hasmonäus, dem Urgroßvater des Priesters Mattathias, des Vaters des Judas. Zuerst gelangte ein Bruder des Judas, Jonathan, zur Würde des Hohenpriesters; ein anderer Bruder, Simon Thasi, wurde erblicher Fürst (141—135). Auf ihn folgte Johannes Hyrkanos (bis 107) u. dessen Sohn Aristobulos, der sich zum Könige machte. Der letzte selbständige König war dessen Sohn Alexander Jannäus (105—78); der Thronstreit seiner Söhne wurde von dem Römer Pompejus durch die Eroberung Jerusalems (63) beendigt. Ueber die Schicksale der M. s. unter „Bibel" Bd. II. S. 902. Die Hauptquelle für dieselben sind die „Bücher der M.", die zu den sog. Apokryphen gehören. Von diesen erzählt das erste, das um 100 v. Chr. hebräisch verfaßt u. erst später ins Griech. übersetzt wurde, die Geschichte von 175 bis 135 v. Chr. u. gilt mit Recht als eine zuverlässige u. wichtige Geschichtsquelle. Das zweite Buch der M., in der Hauptsache ein Auszug aus Jason's von Kyrene Geschichtswerk über die Thaten der M. von 176—61 v. Chr., ist zum großen Theile ein abgeschmacktes Fabelbuch. Dasselbe gilt vom dritten Buch, welches deshalb weder in die lat. noch in die deutsche Bibel aufgenommen worden ist.

Makler (Sensal, franz. courtier, engl. broker) ist ein Vermittler od. Unterhändler bei dem Abschluß von Handelsgeschäften. Der M. ist juristisch kein eigentlicher Bevollmächtigter, er vertritt nicht den Kontrahenten in allen den rechtlichen Formen, die bei dem Abschluß eines Geschäfts in Frage kommen können: er kauft od. verkauft vielmehr nur unter Vorbehalt der Zustimmung seines Auftraggebers, obgleich Letzterer in den weitaus meisten Fällen sich genau nach dem Vorschlag des M. richten wird. Diese wichtige Stellung des M.s ist auch die Ursache, daß in den meisten Staaten gesetzliche Bestimmungen bestehen, welche das Maklerwesen regeln (Maklerordnungen). — Die Stellung des M.s war früher eine nicht bes. geachtete, u. galt dies schon im alten Rom, wo die proxenetae geradezu anrüchig waren u. nur verkommene Individuen sich zum Maklergewerbe entschlossen. Auch noch im Mittelalter, u. zwar in Italien, wo das Maklergeschäft fast ausschließlich in den Händen der Juden sich befand, wollte man dem M. die ihm gebührende gesellschaftliche Stellung noch nicht einräumen. Erst in der Neuzeit hat man die Wichtigkeit derartiger Vermittelungsdienste erkannt u. es denkt Niemand daran, in diesem Berufe selbst jetzt noch etwas Ehrenrühriges zu erblicken. Es ist vielmehr unerläßlich, daß ein M., der mit Erfolg wirken will, sich des vollen Vertrauens seiner Auftraggeber erfreut, u. dann ist sein Beruf in der Regel auch finanziell ein lohnender. — Im Laufe der Zeit hat sich der Maklerstand nach den Vermittelungsobjekten in eine Reihe von Unterkategorien getrennt. An kleineren Plätzen finden sich zwar die Hauptzweige noch immer in der Hand des alleinigen M.s vereinigt, an größeren Orten findet man dagegen Waarenmakler, Geld- u. Wechselmakler, Fondsmakler, Fracht- od. Gütermakler, Schiffs- u. Assekuranzmakler; ja diese Arbeitstheilung geht an großen Handelsplätzen noch weiter u. es theilen sich dann z. B. die Waarenmakler wiederum in Produkten-, Kolonialwaaren-,

Wein-, Woll-, Tabaks-, Tuch-, Holzmakler 2c. — Eine Hauptstätte seiner Thätigkeit findet der M. an der Börse. Der Handel in Aktien, Obligationen u. Staatspapieren vollzieht sich dort vorzugsweise durch die Vermittelung des Fondsmaklers; da, wo Produkten-, Bau- u. Industriebörsen bestehen, durch das Dazwischentreten des Produkten- od. Waarenmaklers. Die Vergütung für seine Mühwaltung (Maklerlohn, Courtage, Sensarie) wird in der Regel in Prozenten od. Promille vom Geldbetrage der vermittelten Operation berechnet. Die Courtage auf Aktien, Fonds u. Wechsel ist niedriger als die übrige, sie stellt sich auf $^1/_8$ od. $^1/_{10}$ %, während die Waarencourtage in der Regel nicht unter $^1/_2$ %, hier u. da sogar bis 1 % beträgt. Die große Zahl der Umsätze, bei denen der Fondsmakler betheiligt ist, gleicht aber bei sonst gutem Geschäftsgange die geringere Courtage hinreichend aus. Der Maklerlohn wird gezahlt, sobald das betreffende Geschäft zum Abschluß gelangt ist. War die Bemühung fruchtlos, so geht auch der M. leer aus. Die anderen M., d. h. die nicht mit mehr od. weniger offiziellem Charakter an der Börse thätig sind, vermitteln mehr von Haus zu Haus u. machen den bedeutenderen Geschäftsleuten ihren täglichen Besuch zur Entgegennahme von Aufträgen u. zur Anerbietung bereits übertragener Geschäfte. Die Maklerordnungen weichen in vielen Ländern u. Städten außerordentlich von einander ab. Von voller Freiheit des Maklergewerbes an bis zu förmlicher Anstellung u. Ernennung nach vorausgegangener Prüfung sind alle denkbaren Zwischenstufen vertreten. Während z. B. in Frankreich das Landesoberhaupt die M. für die Börsen ernennt, ist in Nordamerika das Gewerbe der „Runners“, d. i. M., ganz frei. In vielen deutschen Städten giebt es neben den anderen M.n besondere vereidete M., deren Zeugnisse u. Scheine dann auch allein bindende Kraft haben, die aber häufig Geschäfte für eigene Rechnung nicht betreiben dürfen. So lange nach früherer Gesetzgebung nur die vereideten M. Geschäfte vermitteln durften, war die Thätigkeit anderer Konkurrenten, die als Winkelmakler, Beiläufer, Bönhasen, Pfuschmakler bezeichnet wurden, hier u. da mit strengen Strafen belegt. — Der M. hat alle durch seine Vermittelung zu Stande kommenden Geschäfte in das Maklerjournal einzutragen. Sobald das Geschäft zum Abschluß gelangt ist, giebt er jedem der Kontrahenten einen von ihm unterschriebenen sog. Schlußzettel (Schlußnote, Schlußschein). Erfolgte der Kauf od. Verkauf „nach Probe“, so hat der M. die letztere so lange aufzubewahren, bis die Waare ohne Einwendung gegen ihre Beschaffenheit vom Käufer angenommen worden ist.



Nr. 4069. Die Makrele (Scomber scomber).

Makrele (Scomber scomber, der Scombro der Italiener), ein schmackhafter Fisch des Mittelmeeres u. der westeurop. Meere bis zum 61.° n. Br., aus der Bruststachelflosserfamilie der M.n (Scomberoiden), in welche noch der Thunfisch, der Schwertfisch, der Lotse, die Bonite u. der Sonnenfisch gehören. Die M. wird bis 0,8 m. lang, sieht silberfarbig aus, mit bläulichem Rücken u. schwärzlichen Querstreifen, hat sehr kleine glatte Schuppen, eine tief ausgeschnittene Schwanzflosse u. zwei weit von einander entfernte Rückenflossen, hinter welchen, wie hinter der Afterflosse, fünf falsche Flossen stehen. Die M.n kommen in Zügen, die nicht so regelmäßig sind, wie man früher annahm, vom März an zu den Küsten u. sind ein bedeutender Gegenstand der Fischerei. Im Kanale sind sie im März u. April so häufig, daß ihr Laich, wie später der der Heringe, gleich Seifenschaum das Meer bedeckt. Berühmt ist die Makrelenfischerei von Dieppe u. Boulogne, auch von Nordamerika aus wird ein namhafter Handel mit eingesalzenen M.n betrieben. Die gleich im Schiffe eingesalzenen, noch nicht in Fässer geschlagenen Fische heißen im Handel Brackmakrelen. Gewiß würde die M. volkswirthschaftlich eine gleiche Bedeutung haben wie der Hering, wenn nicht ihr etwas weichliches Fleisch so leicht verdürbe u. deshalb schnell gegessen werden müßte. Sie war schon im Alterthum, wo sie Cordyla, auch Lacerta u. Colias hieß, sehr beliebt u. gehörte bes. zu den Fischen, aus deren Fleische man eine berühmte (nach Aelian auch arzneilich angewandte) Brühe, das Garum, bereitete, entsprechend etwa unserer heutigen Sardellenbrühe. — Eine andere, mit dieser verwandte Art, die kleine M. (Scomber cotias), ist in Italien als Lanzardo bekannt.

Makrobiotik (vom griech. μακρός, lang, u. βίος, Leben), die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, od. Lehre, wie man zu hohem Alter gelangt, überhaupt Gesundheitslehre. Hufeland (s. d.) gab seiner berühmtesten Schrift den Titel „M.“

Makrokosmus (vom griech. μακρός, groß, u. κόσμος, Welt) heißt eigentlich „die große Welt“, das Weltall. Indem dieses bereits von allen griech. Naturphilosophen als ein belebter Organismus, als ein Körper mit Augen (den Gestirnen), einem Geist (dem Aether) 2c. dargestellt wurde, lag es nahe, in dem Menschen das Spiegelbild der großen Welt, den Mikrokosmos, d. h. die Welt im Kleinen (vom griech. μικρός, klein), zu finden. Doch gehört diese Gegenüberstellung sammt den beiden Namen erst der Naturphilosophie des 15. Jahrh. an, wo sie zugleich in den alchemistischen Träumereien u. Zauberbüchern eine Rolle spielte (vgl. z. B. die erste Scene in Goethe's „Faust“).

Makulatur, s. „macula“.

Malabar ist der Name des südlichsten Theiles der Westküste von Vorderindien vom Busen von Scheravatty bis zum Kap Comorin. Im nördl. Theile treten bis 2000 m. ansteigende Ghats in steilem Abfalle bis an das Meer, südl. wird die Strandregion breiter u. enthält eine Menge Lagunen. Das Land steigt in wohlgebauten, fruchtbaren Terrassen zu dem Hochlande an, welches noch große Wälder kostbarer Hölzer, bes. des Teakholzes, enthält u. auf dem noch Elefanten in nicht unbedeutender Anzahl vorkommen. Die Gebirge, von denen zahlreiche Flüsse in kurzem Laufe zum Meere eilen, führen Goldstaub u. Eisenerze; am Strande wird Salz gewonnen u. als landwirthschaftliche Produkte Pfeffer, von dem auch M. den Namen der Pfefferküste erhalten hat, Kokosnüsse, andere Nußarten, Gewürze, Baumwolle u. Tabak ausgeführt. Die Mehrzahl der Bewohner wird von Hindus gebildet; außerdem leben in M. Mohammedaner, Schwarze Juden, Thomaschristen u. Europäer. Die Haupthandelsplätze sind Kalikat (Calicut) u. Kananore, wo der früher selbständige Radscha von M. jetzt als brit. Tributfürst residirt. Der brit. Distrikt M. hat auf 294,4 □M. 2,274,466 E. (1871).

Malachit ist nicht blos ein sehr verbreitetes u. wegen seiner leichten Verhüttung geschätztes Kupfererz, sondern gleichzeitig ein Mineral, welches wegen seiner schönen grünen, bisweilen smaragdgrünen Farbe, wegen seiner charakteristischen Zeichnung u. wegen seiner Schleif- u. Polirfähigkeit zu verschiedenartigen Schmucksachen u. Ornamenten, Vasen, Dosen, Schmucksteinen, pulverisirt auch zu Farben benutzt wird. Seine Härte ist gering. Der M. besteht aus 72 Theilen Kupferoxyd, 20 Theilen Kohlensäure u. 8 Theilen Wasser, kommt selten in Krystallen vor, die dem monoklinen System angehören, setzt vielmehr meist bei nierenförmiger u. stalaktitischer äußerer Form fasrige u. blättrige Aggregate zusammen, ohne auch dichte u. erdige Abarten auszuschließen. Mit wenigen Ausnahmen ist Brauneisenerz sein steter Begleiter. In den mächtigsten Massen ist er zu Nĭschnĕtāgĭlsk zwischen Talkschiefer, Diorit u. anderen Gesteinsarten, u. zu Gŭmäschĕwsk am Ural entwickelt; am erstgenannten Orte wurde in den fürstlich Demidow'schen Gruben 1836 ein mehr als mannshoher Block von etwa 700 Ctrn. Schwere aufgeschlossen. Berühmt sind seines Vorkommens wegen die Gruben von Chessy bei Lyon, wo der M. die Krystallformen des Rothkupfererzes als häufige Pseudomorphosen umkleidet. In seidenglänzenden u. sammetähnlichen Partien tritt er in der Zechsteinformation zu Camsdorf in Thüringen u. zu Mĕdschiānäzŭrä in Polen, dann zu Moldowa in der Serbisch-banater Militärgrenze auf 2c.

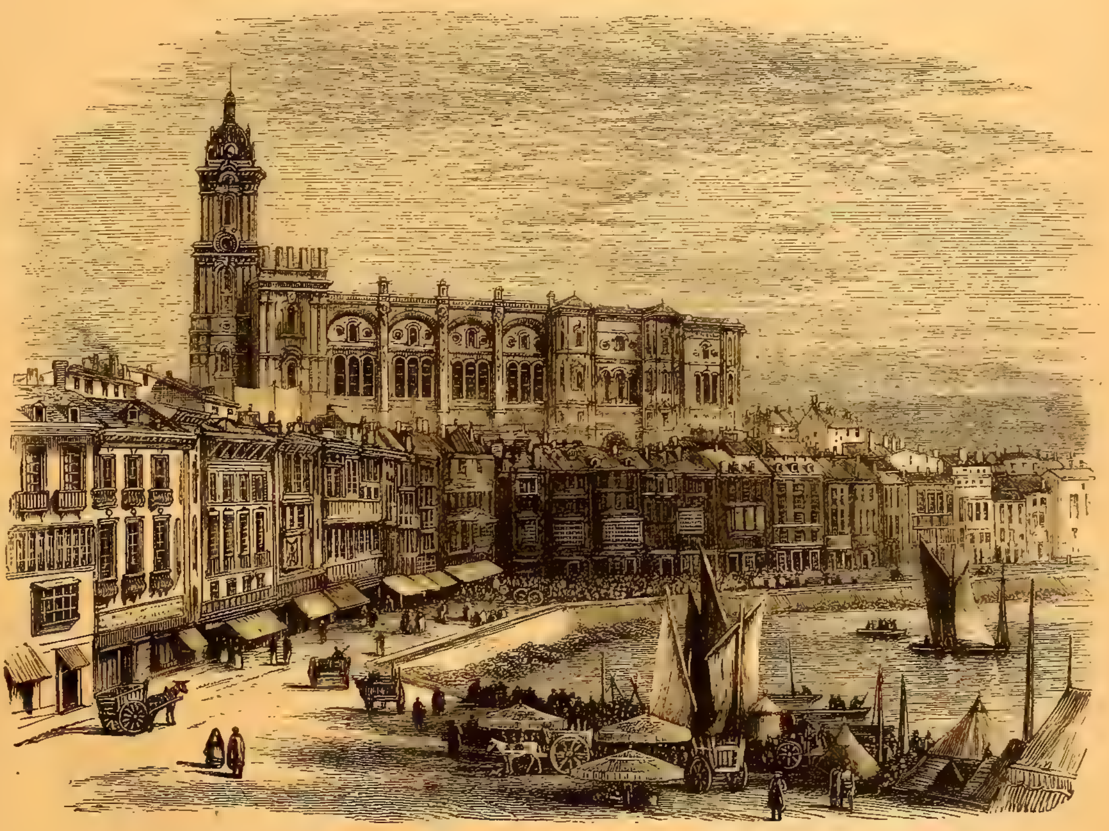
Malachowski, Stanislaus, Graf, poln. Patriot u. Staatsmann, geb. zu Krakau 24. Aug. 1735, wurde zum Großreferendar der poln. Krone ernannt u. 1788 zum Reichsmarschall erwählt, als welcher er die Verfassung vom 3. Mai 1791 entwarf, war ein heftiger Gegner der russ. Partei, suchte aber vergeblich die Targowiczer Konföderation zu hintertreiben u. mußte nach Wien flüchten. 1799 in Warschau verhaftet u. ein Jahr lang in Krakau gefangen gehalten, zog er sich dann auf seine Güter zurück, widmete sich jedoch 1807 von Neuem dem Dienste des Vaterlandes u. ward nach der Errichtung des Großherzogthums Warschau Senatspräsident, als welcher er 29. Dez. 1809 starb. — Graf Kasimir **M.**, ein Verwandter des Vorigen, geb. zu Wisnowo (Woiwodsch. Nowogrodek in Litthauen) 27. Febr. 1765, begann seine militärische Laufbahn 1786 als gemeiner Kanonier, rückte 1788 zum Offizier auf u. befehligte in der Schlacht bei Raclawicze mit Auszeichnung die Artillerie, wurde

nach der dritten Theilung Polens flüchtig u. trat 1797 in die polnisch-ital. Legion, dann aber, nachdem er ein Jahr in österr. Kriegsgefangenschaft zugebracht, in das franz. Heer, um als Oberstleutnant an der Expedition nach San Domingo Theil zu nehmen. Zwar kam er hier, der einzige poln. Stabsoffizier, mit dem Leben davon, doch gerieth er nach der Kapitulation von Cayenne in die Kriegsgefangenschaft der Engländer. Aus dieser befreit, ward er 1807 Oberst in der neuerrichteten poln. Armee. Im Kriege von 1812 nach dem Uebergang über die Beresina zum Brigadegeneral ernannt, fiel er 1813 bei Leipzig den Russen in die Hände, erhielt indeß gegen Ehrenwort seine Freiheit wieder. Seit 1815 Gouverneur von Modlin, nahm er 1818 den Abschied, trat aber nach Ausbruch der Revolution von 1830 sofort an die Spitze einer poln. Division, mit der er ruhmvoll bei Wawre, Bialolenka u. Ostrolenka kämpfte, bekleidete vom 22. Aug. bis 9. Sept. 1831 die Stelle eines Oberbefehlshabers, schlug nach dem Siege der Russen die Amnestie aus, ging mit seiner Familie nach Frankreich u. starb zu Chantilly bei Paris 5. Jan. 1845. Dort wurde ihm 1846 ein Denkmal errichtet.

Maladetta, ein Gebirgsstock der Centralpyrenäen auf der Grenze der span. Provinzen Huesca u. Lerida mit dem Pic de Nethou od. d'Anethou, 3404 m. hoch.

mala fide (lat.), mit schlechtem Glauben, wider besseres Wissen, mit Arglist.

Malaga, Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz mit mehr als 100,000 E., liegt malerisch an einer schönen Bai der Südküste am Mittelmeer, umgeben von einer überaus fruchtbaren Vega u. überragt von der auf steilem Felsen thronenden Citadelle Gibralfaro, welche den Mauren ihren Ursprung verdankt. Die alten Stadttheile sind eng u. finster u. erinnern in der Bauart vieler Häuser an die Herrschaft der Araber; freundlicher u. gesünder sind die neueren Vorstädte, welche die schönsten Straßen enthalten, so nam. die Calle de la Alameda am Hafen u. die Calle nueva. Das schönste u. prächtigste Gebäude der Stadt ist die aus dem 16. Jahrh. stammende u. mit verschwenderischer Marmorpracht ausgestattete Kathedrale; bemerkenswerth ist außerdem das Douanegebäude, der bischöfliche Palast, die alte maur. Burg Alcazaba am Fuße des Gibralfaro u. der imposante Leuchtthurm am Ende des 1600 m. langen Molo. M. ist Sitz eines Bischofs u. Handels- u. Waffenplatz ersten Ranges; nach Barcelona ist es die bedeutendste Handelsstadt Spaniens u. führt bes. Wein, Rosinen, Oel, Südfrüchte u. Trauben aus. Die sehr entwickelte Industrie produzirt Eisenguß, Maschinen, Zucker, Chemikalien, Seife, Leder, Zündhölzer, baumwollene u. leinene Gespinnste, außerdem werden hier Eisen-, Blei- u. Zinkerze verhüttet. Die Umgegend baut Zuckerrohr, beschäftigt sich aber nam. mit Weinbau. Die besten Malagaweine werden an den nach der Küste abfallenden Abhängen der benachbarten Berge erbaut; sie zerfallen in die Hauptsorten Lagrima de M., Dom Pedro de Ximenes u. Vino de Guindas, kommen aber selten rein in den Handel. Ein großer Theil der Trauben wird zur Rosinenfabrikation verwendet od. wird getrocknet als Traubenrosinen exportirt. Die Bewohner M.'s, die Malagueños, sind wegen ihrer feinen Sitten u. ihrer Schönheit berühmt. Die an Kulturprodukten der verschiedensten Art wie an Erzgängen u. Mineralquellen reiche Provinz M. hat einen Flächenraum von 132,61 □M. mit 505,010 E. (1871) u. bildet einen Theil des ehemaligen Königreichs Granada.



Nr. 4070. Malaga mit der Kathedrale.

Malakka, die 100 M. lange, 11—33 M. breite Halbinsel, in welcher Hinterindien nach S. endet, reicht von 1° 10′ (Kap Romania) bis zum 8.° n. Br., trennt die zum Ind. Ozean gehörige Straße von M. vom Chines. Meere (Stillen Ozean) u. bedeckt ein Areal von 1491 □M. Den nördl. Theil durchziehen von S. nach N. streichende, parallele Gebirgsketten, nach S. zu nimmt das Gebirge, welches sich in den höchsten Gipfeln bis 2000 m. erheben soll, eine den Gebirgen Sumatra's gleichlaufende südöstl. Richtung an u. verbreitert sich im Innern zu grasreichen Plateaux. Nur an wenigen Stellen tritt dies Gebirgsland in scharf abfallenden Kaps an das Meer, meist bestehen die Küsten aus waldigen Anschwemmungen u. gestatten selbst auf den größeren Flüssen Schiffahrt. Der Boden der Thäler u. des Schwemmlandes ist fruchtbar. Angebaut werden Reis, Pfeffer, Baumwolle, Zuckerrohr, Kaffee u. Indigo; die ausgedehnten Wälder liefern treffliche Hölzer, nam. Teakholz, u. werden von vielem Wilde belebt, wie von Elefanten, Rhinozeros, Tigern, Leoparden, Affen, Bisams u. a. m. Groß ist der Reichthum der Gebirge an Zinnerzen, während aus dem Flußsande Gold in ergiebigen Mengen ausgewaschen wird. Das Klima ist beständig feucht u. deshalb für den Europäer wenig gesund; selbst in der trockenen Jahreszeit vergehen selten drei Tage ohne Regen. Die Bevölkerung der unabhängigen Staaten M.'s wird auf 209,000 Seelen geschätzt. Sie besteht zum größten Theile aus Malayen (s. d.), als deren ursprüngliche Heimat diese Halbinsel gilt, u. nach denen sie auch den Namen der Malayischen Halbinsel erhalten hat. Im N., welcher nominell Siam unterworfen ist, in Wirklichkeit aber ebenfalls in eine Anzahl fast unabhängiger Staaten zerfällt, nimmt das siamesische Element eine wichtige Stelle ein, u. an den Küstenplätzen wie in den Minengegenden haben sich bes. Chinesen in beträchtlicher Zahl angesiedelt. Im Innern finden sich als Jägervölker einzelne Stämme einer schwarzen Rasse, so die Orang-benua (d. h. Menschen des Landes) u. Samangos, höchstwahrscheinlich versprengte u. in die Gebirge zurückgedrängte Reste einer mit den Papuas u. den Negritos (s. d.) verwandten Urbevölkerung. Die Malayen sind Mohammedaner, der mongol. Theil des Volkes ist buddhistisch. — Die strategisch u. kommerziell wichtige Lage M.'s zwischen zwei Ozeanen u. der Reichthum des Landes an Metallen u. Holz haben die Briten veranlaßt, auf den Inseln u. der Küste im W. u. S. feste Positionen zu gewinnen; 1819 besetzten sie Singapore (s. d.), die wichtigste Insel an der Südspitze, 1826 tauschten sie von den Holländern gegen ihre Kolonien auf Sumatra das Gebiet der Stadt M. ein, 1830 vereinigten sie diese neuen Besitzungen mit der schon 1787 erworbenen Prinz-Wales-Insel

od. Pinang u. der auf dem Festlande dieser gegenüberliegenden Provinz Wellesley als the Straits settlements (d. h. Straßenansiedelungen) unter einem gemeinschaftlichen, der Regierung von Bengalen untergeordneten Gouverneur; 1851 wurde daraus ein selbständiges Gouvernement gebildet. Diese engl. Besitzungen umfassen 56,725 □M. mit 308,097 E. (1871). Der Größe nach ist die bedeutendste Malakka mit einem Areal von 30,1 □M. Dies Gebiet, an der Westküste der Halbinsel gelegen, erhebt sich von der theilweise versumpften u. nur ungenügend angebauten Küstenebene nach dem Innern zu einem Gebirgslande, dessen höchste Gipfel über 1300 m. messen. Das Klima ist aber im Ganzen gesund u. der kultivirte Boden ergiebig an Reis, Sago, Pfeffer, Kokosnüssen, Gemüse, Obst u. Hölzern. Unter der Bevölkerung von 77,756 Seelen (1871) sind 57,474 Malayen u. 13,482 Chinesen, aber nur 50 Europäer. Die malerisch gelegene Stadt **M.** zählt gegen 13,000 E. u. besitzt ein anglo-chines. College mit Druckerei u. Bibliothek. Der Hafen ist verschlämmt u. der früher höchst bedeutende Handel hat sehr abgenommen. Die wichtigsten Artikel der Ausfuhr sind Zinn, Sago u. Hornvieh; die Einfuhr besteht nam. aus Baumwollwaaren u. Opium. Die Gründung der Stadt fällt in das Jahr 1260; bei Ankunft der Portugiesen (1509) war sie der bedeutendste Handelsplatz in jenen östl. Meeren u. soll gegen 150,000 E. gezählt haben; die Portugiesen nahmen den Ort 1511, die Holländer 1642. — Die Straße von M. scheidet die Halbinsel M. von Sumatra u. führt aus dem Meerbusen von Bengalen in den Großen Ozean. Unter dem 5.° n. Br. etwa 40 M. breit verengt sie sich nach SO. zu 8 M. an der Südspitze der Halbinsel, wo sie auch als Singaporestraße bezeichnet wird. Die zahlreichen Inseln, welche ehemals malayischen Seeräubern oft als Schlupfwinkel gedient haben, schützen diese Gewässer vor den wüthenden Wirbelstürmen des Großen Ozeans u. den Wettern des Bengal. Busens; selbst die Monsuns werden durch sie so abgeschwächt, daß die Luftströmungen oft den Charakter von Land- u. Seewinden annehmen. Windstillen sind nicht selten, die Schiffahrt gilt jedoch jetzt nicht mehr für so gefahrvoll wie ehedem.

Malakow, s. „Sewastopol". **Malamborinde**, s. „Croton".

Malamocco, Hauptort mit 1100 E. auf der schmalen Insel Lido, welche die Lagunen Venedigs von dem Adriatischen Meere scheidet, hat einen stark befestigten Hafen mit großartigem Molo u. in der Nähe ein Marienlazareth u. das Quarantaineamt. Die ebenfalls sehr stark befestigte Nordspitze der Insel schützt die Einfahrt zum Hafen von Venedig.

mal à propos (franz., spr. propoh), zur Unzeit, ungelegen, unschicklich, ungehörig.

Malaria (ital.), eigentlich schlechte Luft, bezeichnet nicht sowol die durch Sümpfe modifizirte atmosphärische Luft im Allgemeinen als vielmehr die in derselben vorhandene krankmachende Ursache, das Sumpfgift. Dieser ansteckende Stoff ist wahrscheinlich nicht selbst ein Produkt der Zersetzung vegetabilischer Substanzen, sondern nur ein solcher, der sich erst mit Hülfe jener entwickelt u. vermehrt. Hierfür sprechen folgende Beobachtungen. Die Sumpfkrankheiten (Wechselfieber) herrschen endemisch (s. „Endemie") nur in Sumpfgegenden u. treten in größerer Zahl u. Stärke der einzelnen Fälle auf, je günstiger sich die Bedingungen für die Zersetzung pflanzlicher Stoffe gestalten; also wenn in heißen, nicht zu trockenen Jahreszeiten die Sonnenstrahlen auf den zu Tage tretenden, aber feucht bleibenden Sumpfboden einwirken können. In dem sog. Brackwasser, d. i. eine Mischung von Seewasser mit Quell- od. Regenwasser, wie sie in nahe dem Meere gelegenen Sümpfen durch Flut od. starke, landeinwärts wehende Stürme hervorgerufen wird, können nun weder die Süßwasser- noch die Salzwasserpflanzen mehr gedeihen, sie sterben ab u. bilden in kurzer Zeit massenhafte Zersetzungsprodukte. Umgekehrt verliert die Krankheit an Ausdehnung bei niedrigerer Temparatur u. erlischt selbst völlig, wenn die Sümpfe bei großer Kälte zufrieren. Dasselbe geschieht, wenn in dürren Jahren die Sümpfe vollständig austrocknen, od. wenn in sehr nassen Sommern eine dicke Wasserschicht den modernden Boden der Sümpfe vor der Einwirkung der Wärme u. Luft schützt. Aehnlich den Sumpfgegenden veranlaßt auch das Austreten von Flüssen auf die nahe gelegenen Niederungen Sumpfkrankheiten, ein Verhalten, was sich meist jährlich wiederholt. Ebenso wirkt das mit der Urbarmachung unkultivirten Landes verbundene Aufbrechen eines lange sich selbst überlassenen Bodens, wodurch ebenfalls abgestorbene Pflanzenreste der Wärme u. Luft zugänglich gemacht werden. Endlich ist noch der Zusammenhang des Wechselfiebers mit dem Grundwasser (s. d.) zu erwähnen. Sinkt dieses nämlich, nachdem es eine große Höhe erreicht hat, wieder zurück, so treten auf einem porösen, trockenen Boden, also unter anscheinend der M. ungünstigen Bedingungen, die Krankheiten ebenfalls endemisch auf. Hier dringen also die Gase aus dem unterirdischen Sumpfe durch den durchlässigen Boden in die atmosphärische Luft. Auf dieser Abhängigkeit vom Sinken hohen Grundwassers scheint auch der Zusammenhang mit asiatischer Cholera zu beruhen. Man will nämlich beobachtet haben, daß in Gegenden, welche von dieser Seuche heimgesucht werden, einige Zeit vorher die Erkrankungen an Wechselfieber bedeutend zunehmen. Die hauptsächlich von Pettenkofer ausgearbeitete Grundwassertheorie scheint neuerdings jedoch einigermaßen modifizirt werden zu müssen. Diesem endemischen Vorkommen der Sumpffieber gegenüber kommen Beobachtungen vor, nach welchen in zweifellosen Sumpfgegenden diese Krankheit nicht vorkommt. Aus diesen Thatsachen ist der Schluß zu ziehen, daß das Malariagift nicht nothwendig bei jeder Zersetzung pflanzlicher Stoffe entstehen muß, daß es also wahrscheinlich kein Produkt dieser Zersetzung selbst ist, sondern nur in derselben günstige Bedingungen für seine Entwicklung findet. Nach dem, was man über die Natur der Ansteckungsstoffe weiß, ist man zu der Annahme berechtigt, daß die M. in niederen pflanzlichen Organismen (Pilzen) besteht, welche auf anwesenden vegetabilischen Substanzen ihren geeigneten Boden finden. Das Wechselfieber kann nie von Mensch zu Mensch übertragen werden.

Die Ausbreitung der Malariaherde ist eine sehr verschiedene. Es giebt sehr ausgedehnte Länderstrecken, in deren ganzem Bereiche Malariakrankheit herrscht, aber es giebt auch kleine, begrenzte Herde, in welchen jährlich im Frühling u. Sommer Wechselfieber auftreten, während die Umgegend ganz frei davon bleibt. Solche engbegrenzte Herde bilden an kleinen Sümpfen gelegene Dörfer, ja selbst einzelne Straßen einer Stadt, u. sie geben die beste Gelegenheit zur Beobachtung der Ausbreitungsweise. Man hat bei ihnen bemerkt, daß sich der Ansteckungsstoff leichter horizontal als vertikal verbreitet, u. daß er sich leicht durch Hindernisse, Baumgruppen, Mauern u. s. w. aufhalten läßt. Schwer erklärlich sind die Wechselfieber-Epidemien. Zu gewissen Zeiten nimmt die Krankheit in Gegenden, wo sie endemisch herrscht, an Zahl u. Bösartigkeit zu; in derselben Zeit od. bald darauf tritt sie in Orten auf, in denen sie sich vielleicht Jahrzehnte nicht gezeigt hat. Und dieses Auftreten geht, wie schon erwähnt, häufig der Wanderung der Cholera voraus. Eine gleiche Schwierigkeit der Erklärung bieten die sporadischen (einzeln auftretenden) Fälle der genannten Krankheit, von denen sich viele wahrscheinlich durch eine lange Inkubationsdauer (die Zeit zwischen der Ansteckung u. dem ersten Auftreten der Krankheit) erklären lassen, die sich in einzelnen Ausnahmen bis auf ein Jahr belaufen soll.

Die bekanntesten Malariagegenden sind die Maremmen in Toscana, die Pontinischen Sümpfe bei Rom, die Niederungen der Sau u. Drau, das Nil- u. das Gangesdelta. Außer dem Wechselfieber erzeugt die M. noch das sog. Malariasiechthum (Malariakachexie), was häufig aus einem Wechselfieber, das nicht völlig abgeheilt ist, hervorgeht. Dieses spricht sich durch große Blutarmuth, also bleiche Hautfarbe, Vergrößerung der Milz u. geringe Energie aller Lebensfunktionen aus. Außer diesem ausgesprochenen Leiden soll aber das Sumpfmiasma noch einen andern Einfluß auf die Bewohner von Sumpfgegenden äußern, der sich in geringen geistigen Fähigkeiten, kleinem, schwächlichem Körperbau, großem Kopfe, aufgetriebenem Unterleibe, schwacher Stimme u. schwachem Zeugungsvermögen aussprechen soll. Ob dies mit dem Miasma selbst zusammenhängt, ist sehr fraglich; es ist vielmehr wahrscheinlich, daß viele andere Leiden, deren Grund in der M. gesucht wird, aus der in manchen Malariagegenden ebenfalls vorhandenen großen Hitze, Feuchtigkeit, aus anderen tellurischen, ja selbst aus sozialen Einflüssen resultiren.

Mälarsee, der schönste u. drittgrößte See Schwedens, liegt nur $^1/_2$ m. über dem Spiegel der Ostsee u. bedeckt ein Areal von 25,25 □M., ungerechnet die zahlreichen Inseln, welche 11 □M. einnehmen. Bald zu einem Flusse verengt, bald wieder zu großer Wasserfläche sich erweiternd, gewährt er mit seinen schönen Ufern, auf denen königl. Lustschlösser u. Herrensitze mit prächtigen Dörfern, fruchtbare Felder mit Felsen u. Wald wechseln, überaus malerische Landschaftsbilder. Mit einem nach N. sich erstreckenden Arm, Fyrisä, reicht er bis in die Nähe von Upsala. Die bedeutendsten seiner Zuflüsse sind die Kolbäcks-å (kanalisirt durch den Strömsholmkanal), die Arboga-å (2 M. schiffbar) u. die Eskilstuna-å, der Abfluß des Hjelmarsees. Eine Menge Dampfschiffe beleben mehr u. mehr die Gewässer des M.s, der bei Stockholm durch den Nordström in die Ostsee abfließt.

Malatije, auch Melatije u. Malatia, Stadt im Ejalet Charput in der asiatischen Türkei, 5 Stunden vom Euphrat, in einer großen, vom Tochma-Su u. Sultan-Su durchflossenen Ebene; die Bewohner, die jedoch im Sommer wegen der großen Hitze zumeist nach dem benachbarten Asbuſa, einem in einem 2 Stunden langen Obstwalde am Ausgange des Sultan-Su-Thales gelegenen Orte, übersiedeln, treiben Karawanenhandel mit Landesprodukten. Die Bevölkerung beider Orte zusammen wird auf etwa 19—20,000 geschätzt. M. ist das alte Melitene, im Alterthum Hauptort der gleichnamigen Provinz zwischen Antitauros u. Euphrat, seit Trajan zu Bedeutung gelangt u. eine der wichtigsten Städte Kleinasiens.

Malayen od. Malaien bilden den asiat. Zweig der maleio-polynesischen Völkerrasse, welche nach Blumenbach's Vorgange von

mehreren Ethnographen auch als malayische Rasse bezeichnet wird. Sie bewohnen die Küsten der Halbinsel Malakka, die nach ihnen auch den Namen Malayische Halbinsel erhalten hat, die Inseln des Ostindischen Archipels, die Philippinen u. die Küstenstriche von Formosa, theilen aber diese Inseln mit Ueberresten einer schwarzen Urbevölkerung, die den Papuas nahe steht. Verstreut findet man M. auch an den größeren Küstenplätzen des Stillen u. Indischen Ozeans; ein Theil dieser Rasse hat selbst den östl. Theil Madagascars (s. d.) besiedelt u. sich die ganze Insel unterworfen. Charakteristisch ist den M. ein gleich langes wie breites Gesicht, stark hervortretende Backenknochen, ein langes u. mehr od. weniger verflachtes Nasenbein, hohe Stirn, dicke u. vorspringende Lippen, grobe, dicke, schwarze u. schlichte Haare, Mangel an Bartwuchs, schwache u. magere Extremitäten u. eine gelbbraune Hautfarbe. Die Gestalt ist fast durchgängig untermittel. Der Grundzug des geistigen Lebens des M. ist Verschlossenheit; gegen Höhere unterwürfig, ist er gegen Niedere hart; leicht verletzt u. mißtrauisch, macht er sich gefürchtet u. verhaßt durch Rachsucht u. Grausamkeit, versöhnt aber einigermaßen wieder durch seine Sanftmuth gegen Kinder, seinen würdevollen Anstand u. seine todesverachtende Tapferkeit. Die sehr stark hervortretende Gewinnsucht macht ihn auf der einen Seite zu einem geschätzten Seemanne, auf der anderen zum gefürchteten Seeräuber, entwickelt Schlauheit u. Treulosigkeit, läßt ihn aber auch auf selbständigen Fahrten weit in den Ozean vordringen. Das tiefe religiöse Gefühl, welches nam. in den Sagen dieser Völker sich offenbart, geht neben der größten Gewissenlosigkeit in Verübung von Verbrechen, wie Mord, Diebstahl, Betrug, nebenher. Die Häuser der M. bestehen durchweg aus Holz u. ruhen gewöhnlich auf Pfählen; Reis ist das Hauptnahrungsmittel, außerdem werden auch Sago, Fische u. Wildpret verzehrt, doch kommt Fleisch fast nur an Festtagen auf den Tisch. Salz als Würze ist nicht überall bekannt; als Reizmittel dienen Betel, Areca u. Tabak, als Getränke Palmwein und Arak. Schweine, Büffel, Hunde u. Hühner sind die wichtigsten Hausthiere. Neben der Landwirthschaft, der Seefahrt u. Fischerei treiben die M. auch nicht unbedeutende Industrie, in welcher sie einen eigenthümlichen Geschmack entwickelt haben. Auf die Bereitung des Stahles scheinen sie selbständig gekommen zu sein; sehr geschickt wissen sie Metalle zu Waffen (Speer, Schwert, Kris) zu verarbeiten; in der Goldarbeiterkunst, im Schiffsbau, in der Holzbearbeitung, der Weberei, Färberei u. Lederfabrikation sind sie wohlerfahren. Polygamie ist gebräuchlich. Die ursprünglichen Religionen sind durch den Islam verdrängt worden. Bei den Battas auf Sumatra herrscht die Anthropophagie. Den Gebrauch, die Todten auszusetzen, u. den von Menschenopfern findet man bei den Dayak in Borneo u. auf den Molukken. Die wichtigsten Stämme der M. sind die Bewohner der Philippinen (s. d.), Tagalas od. Bisayas genannt, die Orang-benua (d. h. Menschen des Landes), Bewohner der Halbinsel Malakka (s. d.), die Sundanesen u. Javanen auf Java (s. d.), die Atschinesen u. Battas auf Sumatra (s. d.), die Dayak (s. d.) auf Borneo, die Makassaren u. Bugi auf Celebes, die Alfuren auf den Molukken u. die Hova auf Madagascar.



Nr. 4071. Typus eines Malayen.

Einen viel größeren Umfang hat die malayische od. maleio-polynesische Rasse, welche in die Polynesier (s. d.), Melanesier (s. d.) u. M. zerfällt. Diese drei Glieder der Rasse bilden eben so viele Aeste eines Sprachstammes, die Abkömmlinge einer nicht mehr existirenden Ursprache sind, der die polynesischen Sprachen am nächsten kommen u. von der sich die eigentlichen malayischen Sprachen am meisten entfernt haben. Viele von letzteren zeigen bedeutende Einflüsse des Sanskrit, wie denn auch die Schrift der meisten malayischen Völker aus dem indischen Alphabete hervorgangen ist, während die M. auf Malakka sich einer Abart der arab. Schrift bedienen. Poetische Talente sind diesen Völkern nicht abzusprechen, u. außer mannichfachen religiösen u. historischen Liedern u. Sagen haben einige Stämme auch eine nicht unbedeutende Literatur entwickelt, auf welche freilich einerseits die arab. Dichtkunst u. der Koran, andrerseits das ind. Schriftthum stark eingewirkt haben. Am meisten hat sich das literarische Leben in Java (s. d.) entwickelt.

Malchin, Stadt im Wendischen Kreise des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin mit 5428 E. (1875); liegt in wiesenreicher Gegend an der Peene zwischen dem Malchiner u. Kummerower See u. an der Friedrich-Franz-Eisenbahn, ist mit Sternberg abwechselnd Sitz des Landtages u. treibt bedeutende Landwirthschaft u. Viehzucht, auch Tabak- u. Cigarrenfabrikation. Der Export von Heu (nach Sachsen u. Schlesien) u. Rindvieh (nach Westpreußen) bildet eine Quelle des Wohlstandes für die Stadt. Seit Kurzem ist M. durch einen schiffbaren Kanal mit der großen Zuckerfabrik Dahmen am Malchiner See verbunden u. besteht ein reger Dampfschiffverkehr zwischen beiden Orten sowie mit Demmin u. Stettin. Die Hügellandschaft am Malchiner See wird oft als Mecklenburgische Schweiz bezeichnet.

Malchus, Karl August Freiherr v., Staatsmann u. staatswissenschaftlicher Schriftsteller, geb. zu Mannheim 27. Sept. 1770, studirte in Heidelberg u. Göttingen die Rechte, war seit 1790 Sekretär des kurmainz. Ministers Grafen v. Westfalen, der 1791 kaiserlicher Gesandter am kurtrierschen Hofe wurde, stand seit 1799 in den Diensten des Hochstifts Hildesheim, gehörte, nachdem dieses 1803 preuß. geworden, der Organisationskommission an u. wurde dann Kriegs- u. Domänenrath, vertauschte aber 1807 diesen Posten mit dem eines Staatsraths im neuen Königreich Westfalen. Hier ward er 1811 Finanzminister u. 1813 Minister des Innern, erhielt auch den Titel eines Grafen v. Marienrode, den er jedoch nur bis zur Auflösung des Königsreichs führte. Nach dieser zog sich M. ins Privatleben nach Heidelberg zurück. 1817 folgte er dem Rufe als Leiter der württemberg. Finanzen, sah sich aber schon nach einem Jahre verdrängt u. ging daher wieder nach Heidelberg, wo er 24. Okt. 1840 starb. Außer seiner Vertheidigungsschrift „Ueber die Verwaltung des Königreichs Westfalen" (Stuttg. 1814) veröffentlichte er insbes.: „Der Organismus der Behörden für die Staatsverwaltung" (2 Bde., Heidelb. 1821); „Politik der inneren Staatsverwaltung" (3 Bde., ebd. 1823); „Statistik u. Staatenkunde" (Stuttg. 1826); „Handbuch der Finanzwissenschaft u. Finanzverwaltung" (2 Bde., ebd. 1830); „Handbuch der Militärgeographie von Europa" (Heidelb. 1832; neue Aufl. 1834 f.) u. „Die Sparkassen in Europa" (Stuttg. 1838).

Malcolm, Sir John, engl. Staatsmann u. Geschichtschreiber, geb. zu Burnfort bei Langholm (Schottland) 2. Mai 1769, trat schon 1782 als Kadett in die Dienste der Ostindischen Compagnie u. erhielt seit 1800 wiederholt diplomatische Sendungen nach Persien, um das er sich übrigens durch die Einführung der Kartoffeln verdient machte; letztere nannte man daher dort Malcolmpflaumen. 1811 nach England zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit der Verarbeitung des zu seiner „History of Persia" (2 Bde., Lond. 1815; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1830) gesammelten Stoffes, ging jedoch schon 1816 von Neuem nach Indien, that sich in dem Feldzuge gegen die Mahaatten rühmlichst hervor u. führte 1818—23 als Civil- u. Militär-Gouverneur die Verwaltung der eroberten Landschaften in Mittelindien. Später ward er zum Gouverneur der Präsidentschaft von Bombay ernannt, auf welchem Posten er gleichfalls eine höchst ersprießliche Thätigkeit entfaltete. Seit 1831 wieder in England, wo man ihn ins Parlament wählte, starb er zu London 31. Mai 1833. Dem genannten Werke ließ er u. A. folgen: „Memoir of Central-India" (2 Bde., Lond. 1823); „Political history of India from 1784 to 1823" (2 Bde., ebd. 1826); „Sketches of Persia" (2 Bde., ebd. 1827; deutsch, Dresd. 1828) u. „The administration of Brit.-India" (ebd. 1833). Der Schah von Persien hatte ihn 1810 zum Khan, der Prinzregent von England zum Ritter erhoben. Vergl. Kaye, „The life and correspondence of Sir John M." (Lond. 1856).

malcontent (frz., spr. malkongtang), unzufrieden, mißvergnügt; speziell: mit der Regierung unzufrieden.

Malczewski (spr. Maltscheffski), Anton, polnischer Schriftsteller, geb. 1792 in Volhynien als Sohn eines reichen u. angesehenen hohen Offiziers, erhielt seine Erziehung in Dubno, zeigte bereits als Knabe besondere Vorliebe für mathematische Wissenschaften u. trat als Jüngling in die Armee. Als Ingenieuroffizier machte er den für Frankreich so unglücklichen russischen Feldzug vom J. 1812 in

der polnischen Legion mit. Nach dem zweiten Pariser Frieden trat er in russische Dienste u. würde eine glänzende Laufbahn gemacht haben, hätte ihm eine im Duell erhaltene Schußwunde (nach anderen Aussagen ein Beinbruch) dieselbe nicht verschlossen. Dieser Unfall u. die unglückliche Liebe zu einer Verwandten verleideten ihm den Aufenthalt im Norden, u. er entschloß sich, Deutschland, Frankreich, die Schweiz — wo er im J. 1818 den Montblanc bestieg u. das damals noch sehr seltene Unternehmen in einem interessanten Aufsatze in der „Bibliothèque universelle" beschrieb — u. Italien zu bereisen. Drei Jahre später kehrte er nach Warschau zurück, wo er mit einer verheiratheten Frau entfloh, sie aber später mit Zustimmung ihres Gatten, der sich von ihr scheiden ließ, heirathete. Er sollte jedoch sein Glück nicht lange genießen, denn bereits 1826 (nach anderen Angaben 1823) starb er, um sein Vermögen betrogen u. in einer der gänzlichen Verarmung nahekommenden Lage. — Außer mehreren naturwissenschaftlichen Aufsätzen in französischen Blättern hatte er auch eine Reihe kleinerer Erzählungen u. lyrischer Gedichte in seiner Muttersprache geschrieben. Sein Hauptwerk aber, welches ihm eine hervorragende Stellung in der polnischen Schriftstellerwelt verschaffte, war sein treffliches Gedicht: „Marya, powiesc ukrainska" („Maria, eine ukrainische Erzählung", Warschau 1825 u. o.; deutsch von Vogel, Lpz. 1845, u. von Nitschmann, Danzig 1868), welches die Schicksale der auf Befehl des Grafen Potocki ertränkten Gertraud Komorowska mit glühenden Farben schildert. Seine übrigen Arbeiten wurden in Lemberg 1838 herausgegeben. Daß übrigens M. als eines der Häupter der sog. „Ukrainischen Schule" genannt wird, verdankt er nicht seinem Geburtsort, sondern dem Stoffe, welchen er in der genannten herrlichen Dichtung behandelte.

Maleachi, der letzte der sog. kleinen Propheten der Hebräer, der ungefähr zur Zeit Nehemia's (um 440 v. Chr.) schrieb, um den Juden größeren Eifer für den neubegründeten Gottesstaat einzuschärfen. Von seinen Weissagungen ist bes. die Kap. 3, 1, welche später auf Johannes den Täufer gedeutet wurde, hervorzuheben.

Malebranche (spr. Mahlbrangsch), Nicolas, berühmter franz. Philosoph, geb. 6. Aug. 1638 zu Paris, studirte, von Jugend auf äußerst schwächlich, Theologie u. trat 1660 in die Kongregation des Oratoriums ein, die sich damals durch ihre gelehrten Studien auszeichnete. Von der Beschäftigung mit Kirchengeschichte u. Bibelauslegung wurde er hier durch das Bekanntwerden mit Descartes' Schriften zur Philosophie hinübergezogen u. gab 1674 sein berühmtes Werk „De la recherche de la vérité" (3 Bde., Par.; 7. Ausg., 2 Bde., ebd. 1712; deutsch, 4 Bde., Halle 1776—86) heraus. Demselben folgten später: „Conversations chrétiennes" (Par. 1677); „Traité de la nature et de la grâce" (Rotterd. 1680) u. „Traité de morale" (ebd. 1684; deutsch von Reidel, Heidelb. 1831). Der Hauptinhalt seiner Philosophie kommt auf die Lehre hinaus, daß alle Erscheinungen der Welt in strengster Abhängigkeit von Gott stehen u. daher auch nur in ihm, dem gemeinsamen Urgrund, „geschaut" werden, indem er die gegenseitige Einwirkung von Leib u. Seele auf einander unmittelbar vollzieht. Diese Erkenntnißlehre, die übrigens eng an Descartes anknüpft, wurde zwar von M. eifrig in Einklang gesetzt mit den Forderungen des kirchlichen Glaubens, zog ihm aber dennoch heftige Fehden mit theologischen Gegnern, bes. Anton Arnauld u. Bossuet (s. d.), zu. Seine Bedeutung als Mathematiker u. Physiker erwarb ihm 1699 die Ehrenmitgliedschaft in der Akademie der Wissenschaften, wodurch er zur Abfassung der Schriften „Traité de la communication du mouvement" u. „Système général de l'univers" veranlaßt wurde. Gegen das Ende seines Lebens war er fast ausschließlich religiösen Betrachtungen hingegeben; er starb zu Paris nach langer u. schmerzhafter Krankheit 13. Okt. 1715. Seine „Oeuvres" erschienen noch bei seinen Lebzeiten gesammelt (11 Bde., Par. 1712; neue Ausg. von Genoude u. Lourdoueir, 2 Bde., Par. 1837).

Malediven (vom ind. Malâya-Dwipa, d. h. Inseln von Malabar), sind ein 110 M. lang von 1—7° n. B. sich ausdehnender Archipel vieler Tausende von Koralleninseln im Indischen Ozean, welcher aus 14 Gruppen von Lagunneninseln besteht, die ein Areal von 123 □M. bedecken. Die 150,000 E. sind Indier, Araber u. Mischlinge beider Völker; der sie regierende Sultan residirt auf der Insel Male u. ist Großbritannien tributpflichtig; der Religion nach sind sie Mohammedaner. Die Kokospalme ist die wichtigste Nutzpflanze der M. u. Kokosnüsse u. Kaurimuscheln bilden die hervorragendsten Ausfuhrartikel, mit denen die dortige Bevölkerung einen weit ausgedehnten Handel nach den Küsten Indiens u. den ostindischen Inseln treibt.

Malefikant (a. d. Lat.), Uebelthäter, Verbrecher; Malefiz, Missethat, Verbrechen; Malefizgericht, peinliches Gericht.

Malerei ist nicht allein die Kunst, auf einer Fläche körperliche Gegenstände als Körper in den ihnen zukommenden Farben darzustellen, sondern auch das Produkt dieser Kunst, das Gemälde. Um den Gegenständen auf der Fläche den Schein der Körperlichkeit sowie den des Vor- u. Zurücktretens, also der größeren od. geringeren Entfernung vom Beschauer, zu verleihen, dazu bedarf es schon in der jeder Malerei zu Grunde liegenden Zeichnung vor Allem der richtigen Anwendung der Gesetze der Perspektive (s. d.), u. zwar zunächst der Linearperspektive, sodann der richtigen Hervorhebung der vom Lichte beleuchteten Stellen des Körpers im Gegensatz zu den weniger od. gar nicht beleuchteten. Die Wiedergabe dieser Verhältnisse nennt man Schattengebung, durch welche die Gegenstände erst den Schein der Körperlichkeit u. Rundung bekommen. Handelt es sich aber nicht blos um Wiedergabe von Gegenständen, die in einer Linie neben einander stehen, also gleichweit vom Beschauer entfernt gedacht werden, sondern um solche, die als dem Beschauer in verschiedener Entfernung gegenüberstehend darzustellen sind, so erfordert die größere od. geringere Entfernung eine allmähliche Abtönung der Farben vom Vordergrund zum Mittelgrund u. von diesem zum Hintergrund. Dieses Abtönen der Gegenstände bis zur größten Ferne heißt Luftperspektive. Von den bloßen farblosen Zeichnungen, bei denen entweder gewöhnlich Bleistift od. Feder, Kohle od. schwarze Kreide angewendet wird, bilden die erste Stufe od. den Uebergang zur M. die farbigen Kreidezeichnungen u. das Zeichnen mit buntfarbigen Stiften, die Pastellmalerei. Zum eigentlichen Malen aber wird der Farbstoff in einer Flüssigkeit aufgelöst u. so mit dem Pinsel aufgetragen; also zunächst in Wasser, Aquarellmalerei, die entweder so geschieht, daß eine schattirte Zeichnung lasirt wird, od. daß eine nur in Umrissen vorliegende Zeichnung durch Farbe Licht u. Schatten erhält. Hierher gehören auch schwarze, od. grau in graue Tusch- u. braune Sepiazeichnungen. Ein zweites Verfahren ist die Gouache-Malerei od. die Anwendung undurchsichtiger Deckfarben, die mit Gummiwasser aufgelöst werden u. die Fläche bedecken. Pastell-, Aquarell- u. Gouachemalereien pflegen auf Papier, bisweilen auf Pergament ausgeführt zu werden. Für die M. auf Holz od. Tafelmalerei wurden vor der Erfindung der Oelmalerei Farbestoffe angewandt, die man mit dem allgemeinen Namen Temperafarben nennt, d. h. der Farbstoff wurde entweder vermittels flüssigen Harzes od. Gummi's aufgetragen (Leimfarbe), freilich eine ziemlich saftlose M. u. heutzutage fast nur für Theaterdekorationen, Panoramen &c. im Gebrauch; od. auch vermittels Eiweiß od. Ziegenmilch, unter die vielleicht eine Auflösung ätherischer Oele gemischt war, die den Uebelstand hatten, daß sie schwer trockneten. Diese Temperafarben in engerem Sinne haben zwar mehr Kraft u. Tiefe als die Leimfarben, stehen aber, selbst mit Firniß überzogen, der Oel-Malerei bedeutend nach. Eine mit dieser Temperamalerei fast das ganze Mittelalter hindurch verbundene Technik war die des Goldgrundes, welche darin bestand, daß auf die mit Leinwand bezogene Holztafel ein Kreidegrund u. auf diesen der Goldgrund gelegt wurde, worauf dann die Untermalung u. die Uebermalung der Figuren folgte. Neben den genannten Zubereitungsmitteln für Farbestoffe wurde auch das Lein- od. Mohnöl schon vor der Erfindung od. vielmehr ersten Anwendung der eigentlichen Oelmalerei dazu gebraucht, aber da diese M. schwer trocknete, so wandte man sie fast nur zum Bemalen von Holz- u. Steinskulpturen an u. zog fast das ganze Mittelalter hindurch die Temperamalerei vor. Erst Hubert van Eyck od. sein jüngerer Bruder Jan van Eyck soll einen Firniß erfunden haben, der auch im Schatten trocknete, u. mit diesem soll er auch die Farben versetzt haben, was eine Mischung gab, die ohne Sonne trocknete, das Wasser nicht zu fürchten hatte u. die Farben so kräftig hervorhob, daß sie ohne anderen Firnißüberzug einen Glanz an sich erhielten. Das heutige Verfahren bei der Oelmalerei ist im Wesentlichen dieses, daß die Malfläche, also die Holztafel od. die auf den Blendrahmen gespannte Leinwand, mit Gips- od. Kreidegrund überzogen, auf diesem Malgrunde nach einer vorliegenden Skizze od. einem Carton der Umriß des Bildes aufgezeichnet u. mit bräunlicher Oelfarbe nachgezogen wird, dann werden die Farben (s. „Malerfarben") entweder dick (pastös) aufgetragen, od. dünn u. durchscheinend (Lasuren). In der Regel wird zunächst pastös untermalt, weniger pastös übermalt u. dann die Vollendung durch die Lasur gegeben; doch kann ein Oelbild auch mit einem Male (alla prima) fertig gemalt werden, od. es können andererseits viele Uebermalungen stattfinden. Eine nur für Wandmalerei anwendbare Technik ist die mühsame Frescomalerei (s. d.), an deren

Stelle man neuerdings vielfach die vom Oberbergrath Fuchs in München u. vom Maler Schlotthauer 1846 erfundene sog. **Stereochromie** angewandt hat, bei welcher die in destillirtem Wasser aufgelösten mineralischen Farben auf einen etwas rauhen, aber trocknen Grund aufgetragen u. das fertige Gemälde vermittels einer Spritze mit Wasserglas, d. h. in kochendem Wasser aufgelöstem kohlensauren Kalk, fixirt wird; dadurch werden die Gemälde der Einwirkung von Wasser u. Hitze entzogen. Eine ebenfalls nur bei Wandgemälden anwendbare, aber ziemlich selten angewandte Technik ist die **Wachsmalerei** (s. d.) u. die ihr verwandte **Enkaustik** (s. d.). Völlig verschieden von allen diesen Arten des Verfahrens ist die **Mosaikmalerei**. Wie die Enkaustik bereits im Alterthum sehr im Gebrauch, setzt sie ihre Bilder aus kleinen Würfeln od. Stiften aus bunten Steinen od. Glasfluß zusammen u. verbindet sie auf der Rückseite durch Kitt od. Mörtel mit einander. Vom Alterthum ging diese Technik in die christlichen Kirchen des Mittelalters, bes. zur Ausschmückung der Gewölbe u. Wände, über u. wurde erst im späteren Mittelalter durch die Wandmalerei verdrängt. — Eine viel jüngere Technik ist die **Glasmalerei** (s. d.), welche durchsichtige Mineralfarben durch Einbrennen auf Glas überträgt. Erst gegen das Ende des 10. Jahrh. n. Chr. in ihren ersten Spuren vorkommend, stand sie das ganze Mittelalter hindurch bes. in Deutschland u. Frankreich in hoher Blüte, gerieth dann nach Ablauf des 16. Jahrh. in Verfall u. gelangte erst in unserem Jahrh. wieder zu großer Vollkommenheit. Endlich noch die **Email-** u. die **Miniaturmalerei**, von denen die erstere sich ebenfalls der Mineralfarben bedient, die sie auf Gold, Silber od. Kupfer aufträgt u. im Feuer einschmilzt (s. „Email"), während letztere, die ihren Namen von ihrer ursprünglichen Hauptfarbe, Mennig (lat. minium), hat, bes. im Mittelalter in den Pergamenthandschriften kleine, den Text illustrirende Bilder malte, weshalb auch jetzt kleine, vorzugsweise auf Elfenbein ausgeführte Bilder Miniaturmalereien heißen.

Da die M. das Leben u. die Natur in allen ihren wirklichen od. nur gedachten Erscheinungen zum Gegenstande hat, so gliedert sich danach ihr Inhalt. Die Begebenheiten der heiligen od. Profangeschichte stellt die **Historienmalerei** (1.) dar. 2. Den Uebergang von dieser zu den Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben, der **Genremalerei** (s. d.), 3., bildet das sog. historische Genre, das die historischen Personen u. Begebenheiten nicht als historische, sondern als dem gewöhnlichen Leben angehörende auffaßt. Die naturgetreue M. einzelner Persönlichkeiten (**Portraitmalerei**) stellt diese, mögen sie nun historisch bedeutsam sein od. nicht, entweder in ganzer od. in halber Figur od. auch nur als Brustbild hin, immer aber ist ihre Hauptaufgabe, neben der Portraitähnlichkeit, die geistvolle Wiedergabe des der Person eigenthümlichen Charakters, wie er sich in den Gesichtszügen, in Stellung u. Bewegung am entschiedensten ausdrückt. Stellt dagegen der Maler nicht das Leben der Menschenwelt, sondern 4. die uns umgebende Natur dar, so widmet er sich der **Landschaftsmalerei**, deren Schwester die **Marinemalerei** ist. In der Regel aber sind alle Darstellungen der Natur auch mit dem Leben der Menschen od. der Thiere u. ihrer Wohnungen zu verbinden, so daß sich der Landschaftsmalerei als Zweige einerseits die Malerei der Gebäulichkeiten, andererseits die der Thierwelt anreiht. Endlich 5. die erst am spätesten als selbständige Bilder auftretenden Darstellungen der todten Natur od. des **Stilllebens** sowie der Blumen u. Früchte.

Von allen diesen verschiedenen Darstellungsgebieten der M. tritt das erste u. bedeutendste, die Historienmalerei, in der Geschichte der Entwicklung der M. zuerst auf, u. zwar, wie wir aus schriftlichen Ueberlieferungen, nicht aus etwa noch vorhandenen Werken ersehen, bei den Griechen, dem ersten Volke, bei welchem von einer wirklichen Entwicklung der M. die Rede sein kann. Polygnotos war es, der ältere Zeitgenosse des Phidias, der die M. durch größere Kompositionen u. historische Bilder begründete, die Gestalten symmetrisch zu ordnen, ihnen Lebendigkeit u. Ausdruck u. den Gewändern Mannichfaltigkeit zu verleihen wußte. Zur eigentlichen Blüte gelangte die M. aber erst im 4. Jahrh. durch die Hauptmeister der Schule von Ephesos, Zeuxis u. Parrhasios, die der Kunst das ihr bis dahin fehlende Element der Anmuth u. Schönheit verliehen. Sie u. die Meister der sich ihnen bald nachher gegenüberstellenden Schule von Sikyon übertraf der dieser Schule angehörende Apelles, Alexander's d. Gr. Zeitgenosse, der sich sowol in der Historien- als in der Portraitmalerei auszeichnete. Nur noch wenige Nachfolger hatte er, welche die M. auf der durch ihn erreichten Höhe erhielten; mit dem Beginn des 3. Jahrh. sank sie zu kleinlichen Darstellungen herab u. beschränkte sich auf Bilder aus dem gemeinen Leben; technisch aber erweiterte sie sich dadurch, daß sie die Kunst des Steinmosaiks erfand, die in den späteren Jahrhunderten u. insbesondere unter den ersten röm. Kaisern umfangreich betrieben wurde. Sicherer als diese ganze Kunstübung der Griechen, deren Originalwerke verloren sind, läßt sich der Charakter der etruskischen M. aus den Werken selbst beurtheilen, die uns in großer Menge die Wände der unterirdischen Grabkammern u. die dort gefundenen gravirten Darstellungen, vorzugsweise die Rückseiten der Handspiegel u. die Schmuckkästchen, geliefert haben. Jene Wände enthalten in kolorirten Umrissen heitere Scenen aus dem täglichen Leben, Gelage u. Festlichkeiten, aber auch ernste Bestattungsfeierlichkeiten, während die gravirten Spiegel reich sind an Götter- u. Heldensagen. Daß auch von den Römern, obschon in geringerem Umfange als von den Griechen, die von diesen zu ihnen hinübergekommene M. geübt wurde, zeigen nicht nur einige völlig römische Malernamen (wie Fabius Pictor um 300 v. Chr. u. Ludius zur Zeit des Augustus), sondern vor Allem die durch die Aufdeckung von Herculanum u. Pompeji u. durch die Untersuchung der Thermen des Titus uns zutheil gewordenen zahlreichen Wandgemälde, von denen manche in ähnlicher Weise Nachbildungen griechischer Meisterwerke sind, wie dies bei den plastischen Schöpfungen der Römer der Fall ist. Es sind meistens Gestalten der Mythenwelt, seltener u. bedeutender sind größere Kompositionen aus der Heroensage. Von allen diesen Gestalten nahm die M., als sie in die christliche Zeit eintrat, nur sehr wenige mit hinüber, denn es lag ihr vor Allem daran, nur die christlichen Ideen zum Ausdruck zu bringen. Anfangs freilich begnügte sie sich, nam. in Katakombenmalereien (den einzigen uns erhaltenen Resten ältester Zeit), mit symbolischen Zeichen od. der beliebten idealischen Darstellung eines Hirten, der die Herde schützt u. das verlorene Schaf zurückbringt (s. Bd. III, Taf. XLIV, 1); sodann schritt sie auch zur Darstellung biblischer Scenen od. Gleichnisse, wobei die umgebende Scenerie, Flüsse, Berge u. dergl., gewöhnlich in antiker Weise durch personifizirte Gestalten bezeichnet ist. Reich an solchen Werken des 3. u. 4. Jahrh. sind die Katakomben von S. Callisto u. Sta. Agnese in Rom. Auf diesem Wege schritt das 5. Jahrh. weiter u. begann die Gestalten, bes. die des Erlösers, persönlicher u. selbständiger auftreten zu lassen. Dazu kam das Bedürfniß, die jetzt überall sich erhebenden Gotteshäuser zu schmücken, wozu man zu der schon bei den Römern beliebten, damals in Byzanz geübten Technik des Mosaiks griff, die im 5. u. 6. Jahrh. blühte u. auch im 7. u. 8. Jahrh. im Abendlande in größeren Monumentalwerken fast allein herrschend blieb. Aber neben ihr stand — wie es scheint schon im 5. Jahrh. — die Kleinkunst der Miniaturmalerei, womit die Pergamenthandschriften der antiken Klassiker, der Bibel u. der Ritualbücher geschmückt wurden. In Frankreich, England u. Deutschland wurde sie während der ganzen 2. Hälfte des 1. Jahrtausends umfangreich betrieben u. hat uns in den in den Bibliotheken u. Museen noch vorhandenen Bilderhandschriften höchst interessante Werke geliefert. Sie ist es auch, die in der Geschichte der M. während der romanischen Periode, also im 11., 12. u. bis gegen die Mitte des 13. Jahrh., die Oberhand behielt, wenn auch daneben, wie es scheint, schon vom 11. Jahrh. an sowol die Glasmalerei als die Wandmalerei in den Kirchen geübt wurde. Auch Italien hat bereits gegen den Schluß dieser Periode bedeutende Wandmalereien (Baptisterium in Parma) aufzuweisen u. übte während der ganzen Zeit des Romanismus das Mosaik in sehr großer Ausdehnung (S. Marco in Venedig, Dom in Monreale bei Palermo).

Der Wand- wie der Mosaikmalerei war aber das allmähliche Aufkommen des gothischen Baustils wenigstens im Norden keineswegs förderlich; dagegen begünstigte er entschieden die Entwicklung der Glasmalerei u. ließ daneben auch die Miniaturen fortblühen. Was aber die gothische Periode eigentlich erst hervorbrachte, das ist die bes. für Altargemälde angewendete Tafelmalerei, als deren Begründer der Florentiner Cimabue (s. d.) anzusehen ist, der außerdem auch in der Oberkirche S. Francesco zu Assisi Wandbilder voll lebendiger Motive ausführte. In seine Fußstapfen trat der Sienese Duccio (s. d.), dessen Thätigkeit bis ins 14. Jahrh. hineinreicht. Sie machten Florenz u. Siena zu Hauptstätten blühender Malerschulen. Aus jener ging der vor Allen berühmte Giotto (s. d.) hervor. Einer seiner mächtigsten Nachfolger war der auch als Bildner u. Baumeister hervorragende Orcagna, während aus der Schule von Siena Simone Martini u. Taddeo Bartoli hervorgingen. Der letzte große Vertreter dieses älteren Stils ist der seelenvolle Angelico da Fiesole (s. d.), dessen Wirksamkeit in eine Zeit fällt, wo anderswo eine neue realistische Richtung das Herannahen der Renaissance verkündet. Das einzige außer Italien in der gothischen Periode in Betracht kommende Land ist Deutschland, das seit der Mitte des 14. Jahrh. die Tafelmalerei in großer Ausdehnung betrieb. Hier blühten zu Karl's IV. Zeit die Schulen von Böhmen u. Nürnberg, u. später, daher auch um so reicher u. entwickelter, die Schule von Köln, als deren Hauptvertreter die Meister Wilhelm (um das Jahr 1380) u. der Maler des Dombildes, Stephan Lochner (s. d.), gelten.

Auch in der schon in der 1. Hälfte des 15. Jahrh. erwachenden realistischen Richtung, die selbst in der h. Geschichte nach Darstellung der lebensvollen Wirklichkeit strebt, bleibt zunächst Florenz der Hauptsitz der M.

Hier erblühten Masaccio, sein Zeitgenosse Filippo Lippi u. dessen Schüler Sandro Botticelli u. Filippino Lippi, denen sich, wenn auch nicht in unmittelbarem Schulzusammenhange, der lebensfrohe Benozzo Gozzoli, der ernste, gediegene Domenico Ghirlandajo u. der kühne, gewaltige Luca Signorelli anreihen, dessen Thätigkeit schon ins 16. Jahrh. hineinreicht. Gleichzeitig mit ihnen erstehen auch in Oberitalien die nach scharfer Formengebung strebende Schule von Padua durch Squarcione u. Andrea Mantegna (s. d.) u. die farbenglänzende Schule von Venedig durch Giovanni Bellini, während das mittlere Italien einerseits in Umbrien die Schule der religiösen Andacht durch Perugino, den Lehrer Rafael's, andererseits in Bologna den ihm geistesverwandten, aber freieren u. offeneren Francesco Francia hervorbringt. Sie alle bereiteten den glänzenden Aufschwung zur Schönheit u. Erhabenheit vor, den sowol die monumentale wie die Tafelmalerei in Italien während der ersten Dezennien des 16. Jahrh. nahm, ein Aufschwung, der sich nicht etwa nur in einem einzigen Meister konzentrirte, sondern sich gleichzeitig im oberen u. mittleren Italien durch eine Reihe von Künstlern offenbarte, die auf verschiedenen Wegen den Gipfel künstlerischer Vollendung erreichten. Als der Begründer dieser neuen u. höchsten Epoche (der Cinquecentisten) ist Lionardo da Vinci anzusehen, in welchem die Natur alle denkbaren menschlichen Vollkommenheiten vereinigt hatte. Aus seiner in Oberitalien weit verzweigten Schule gingen der anmuthige Bernardino Luini u., wenn auch weniger unmittelbar, Gaudenzio Ferrari u. Sodoma hervor. Neben Lionardo steht als zweiter Begründer in Florenz der gewaltige Michelangelo Buonarotti, dessen großartige Formenbildung freilich für die späteren, ihn nachahmenden, aber des belebenden Geistes entbehrenden Künstler zu einer verderblichen Klippe geworden ist. Theils aus ihm, theils aus Lionardo hervorgegangen, stehen neben ihm in Florenz der feierlich andächtige Fra Bartolommeo u. der fruchtbare Kolorist Andrea del Sarto. Und diese zwei großen Wirkungskreise Lionardo's u. Michelangelo's überragt wenigstens in der M. noch bei weitem Rafael Santi aus Urbino, der mit jenen Beiden auch das gemein hat, daß er in allen drei Gebieten der bildenden Künste heimisch war, wenn auch die M. sein Lebenselement blieb. So lange er lebte, erfüllte er mit seinem Geiste die Menge der durch ihn nach Rom gezogenen Schüler; aber nach seinem Tode schien seinen Zeitgenossen Rom verödet u. die M. verwaist, denn selbst die bedeutenderen unter seinen Schülern, wie Giulio Romano, verfielen bald nachher in eine gewisse Maßlosigkeit u. die minder begabten in farbenlose, unerfreuliche Manier. Unabhängig von diesen drei Koryphäen, wenn auch durch Lionardo's Werke beeinflußt, erhob sich in Oberitalien Correggio, der seine von zauberhaftem Helldunkel umspielten Gestalten mit berauschender Lust u. Wonne erfüllte u. selbst dem Schmerze einen wehmüthig süßen Ausdruck verlieh. Noch unabhängiger u. völlig unbeirrt von allen diesen Richtungen wandelte die durch Bellini begründete Venezianische Schule in ihrem Streben nach Farbenglanz u. Farbenglut weiter u. setzte das Wesen der Kunst in die Verklärung der Wirklichkeit u. in den Glanz u. die Lust des Daseins. Das ist die Bahn, die zunächst Giorgione einschlug, dem hierin Palma vecchio u. der herrliche Tizian folgten, welcher in seinem fast hundertjährigen Leben fast alle Gebiete der Darstellung umfaßte, auf jedem ein vollkommener Meister war u. seinerseits den wohlthätigsten Einfluß auf Moretto u. Bordone übte, ja selbst noch auf seine späteren Nachfolger, den allzu fruchtbaren Tintoretto u. den hochbegabten Paolo Veronese, die letzten Ausläufer der Venezianischen Schule.

Anders als in Italien äußerte sich im Norden das Hereinbrechen der neuen Zeit. Hier knüpfte es sich zugleich an die Veränderung, welche die M. durch die Brüder van Eyck u. ihre Erfindung der Oelmalerei erfuhr, denn mit dieser Erfindung führte die M. ihre Gestalten zwar auch in die ganze Frische u. Heiterkeit des Lebens u. verbannte den bisherigen, damit unverträglichen Goldgrund, aber sie hielt doch noch fest an den tiefsinnigen Gedankenkreisen der älteren Zeit u. der kirchlichen Tradition. Dennoch aber erreichte sie im Laufe der Zeit keineswegs die Höhe der italienischen Kunst, weil die Gothik des Nordens ihr die großen Wandflächen, also die monumentalen M.en, entzogen u. ihr nur die Tafel-, Glas- u. Miniaturmalerei gelassen hatte. Dazu kam die im Norden während dieser Zeit herrschende Lust an geschnitzten Altären. Zwar hatten die Brüder van Eyck bedeutende Nachfolger, z. B. Roger v. d. Weyde u. dessen Schüler, den liebenswürdigen Hans Memling, denen dann Quintin Messys, Mabuse u. A. folgten; aber weder sie noch die zunächst aus ihnen hervorgegangenen ober- u. mitteldeutschen Schulen hoben die Kunst höher, als sie bereits unter den Brüdern van Eyck gestanden hatte. Als solche oberdeutsche Meister sind zu nennen Martin Schongauer, Barth. Zeitblom u. M. Schaffner u. die uns leider zum Theil selbst im Namen unbekannten Maler des Niederrheins u. Westfalens. Erst den beiden Hans Holbein von Augsburg u. nam. dem Jüngeren sowie Albrecht Dürer war es vorbehalten, den Kreis der Kunstthätigkeit zu erweitern u. auf Gebiete auszudehnen, auf denen sich die deutsche Kunst vor ihnen nicht bewegt hatte. Wichtiger als die Dürer unmittelbar folgenden Schüler ist der überaus fruchtbare Lucas Cranach, der, die Weise der fränkischen Schule nach Sachsen versetzend, die neue Lehre der Reformatoren mit der alten religiösen Anschauung in Einklang zu bringen suchte u. eben dadurch sowie durch den in seinen Bildern herrschenden Charakter der Gemüthlichkeit große Popularität erlangte.

Während nun die zweite Hälfte des 16. Jahrh. sowol in Italien als in Deutschland die M. in einer gewissen Erschöpfung u. einem durch Manierirtheit herbeigeführten Verfalle sah, erlebte sie im 17. Jahrh. in beiden Ländern einen neuen Aufschwung u. trat außerdem auch wenigstens für eine Zeit lang in Spanien hervor, welches bis dahin keine bedeutenden Kunstleistungen aufzuweisen hatte. In Italien verdankt sie diesen Aufschwung einerseits der eklektischen Richtung der Caracci, aus der Domenichino, Guercino, Sassoferrato u. Carlo Dolci hervorgingen, andererseits der allerdings gefährlichen Bahn der Naturalisten (Caravaggio), deren Hauptsitz im 17. Jahrh. Neapel wurde. Es sind die letzten Ausläufer der Blütezeit der ital. M.; mit ihnen hört ihre Entwicklung u. Weiterbildung auf, wenn auch das 18. u. 19. Jahrh. hin u. wieder einige hervorragende Meister als Nachlese aufzuweisen hat. In letzterer Beziehung verhält es sich ähnlich mit Spanien: nur im 17. Jahrh. erlebte es eine rasch vorübergehende Blüte der M., herbeigeführt durch das Studium der Venezianer u. durch den Geist der religiösen Schwärmerei. Der Hauptsitz der span. M. ist Sevilla, wo der streng asketische Zurbaran, der viel weltlichere Portraitmaler Velasquez u. als Hauptmeister der Schule der von der energischen Auffassung des unteren Volkslebens bis zur höchsten religiösen Begeisterung sich erhebende Murillo thätig waren. Viel weniger bedeutend waren neben dieser Schule die von Madrid u. von Valencia; alle drei starben nach kurzem Dasein gegen den Anfang des 18. Jahrh. aus. Nachhaltiger als in Italien u. Spanien war der Aufschwung der M. in Deutschland u. in den Niederlanden, zugleich aber auch vielseitiger, indem bisher ganz unangebaute Gebiete betreten wurden. Der große Begründer dieser neuen Bewegung, der Stifter der Flämischen Malerschule, ist Rubens, der als eine der glänzendsten Erscheinungen der ganzen Kunstgeschichte mit größter Leichtigkeit sich auf den Gebieten der religiösen u. profanen Geschichte, der Allegorie, des Genre, des Portraits, des Thierstücks, ja sogar der Landschaft bewegte u., wie kaum ein anderer Maler, vom nachhaltigsten Einflusse auf fast allen diesen Gebieten war, unter denen wir nur das des Portraits (van Dyck) u. das des lebensgroßen Genres (Jordaens) nennen. Die zweite neben der Flämischen Schule blühende ist die der Holländer, die sich im Kreise des wohlhabenden Bürgerstandes u. der Nachbildung der Alltagsnatur bewegt. Ihr Stifter ist der Meister des Helldunkels, Rembrandt van Ryn, der selbst die heiligen Geschichten in das Alltagsleben seines Volkes versetzte; geistig u. künstlerisch ihm verwandt sind seine unmittelbaren Schüler van den Eeckhout, Flinck u. Ferd. Bol. Kein Wunder daher, daß eben diese Schule die eigentliche Schöpferin u. Verbreiterin des Genrebildes wurde u. hierin mit großer Meisterschaft sowol die alltäglichsten Begebenheiten der niederen Stände behandelte, z. B. der jüngere Teniers, Adrian u. Isaac Ostade, Brouwer u. Jan Steen, sondern auch das Leben der höheren Gesellschaft, wie z. B. Terburg, Gerhard, Dow, Metzu, Mieris u. Netscher. Die schon von den Brüdern van Eyck u. deren Nachfolgern sowie von den Italienern des 15. u. 16. Jahrh. als Hintergrund ihrer historischen Darstellungen benutzte Landschaft erhielt zwar ihre erste Selbständigkeit in Italien durch Ann. Caracci, dessen Stil einerseits durch die heroische Landschaft der beiden Poussin, andererseits durch die ideale klassische Landschaft Claude Lorrain's weitergebildet wurde, aber ihre Vielseitigkeit u. Verzweigung in verwandten Fächern erlangte sie erst durch die Holländer des 17. Jahrh. u. nam. durch Jacob Ruysdael u. dessen Schüler Hobbema, denen sich dann als Vertreter der landschaftlichen Spezialitäten u. Nebenfächer Everdingen (düstere Gebirgsnatur), Backhuysen (Marine), v. d. Neer (Mondschein), Phil. Wouwerman (landschaftliches Genre), Paul Potter (Idyllenmalerei), Snyders u. Hondekoeter (Thiermalerei) anschließen.

Frankreich, das auch noch im 16. Jahrh., abgesehen von der Miniaturmalerei, keine eigentliche Malerschule aufzuweisen hatte, begann zwar im 17. Jahrh. in die Entwicklung der M. thätig einzugreifen, brachte es aber, mit Ausnahme der genannten Poussin, nur in vereinzelten Meistern (Lebrun) entweder zu jenem theatralischen Pathos der Zeit Ludwig's XIV., od. im 18. Jahrh. zu affektirten Schäferspielen (Watteau) u. sentimentalen Familienbildern (Greuze). Auch auf England, das vor dem 17. Jahrh. keine Rolle in der Geschichte der M. spielt, ging eine Zeit lang jenes hohle Pathos über, bis es im 18. Jahrh. einerseits durch Josua Reynolds wenigstens den Grund zu jener glänzenden Ausbildung des Kolorits legte, die bis auf den heutigen Tag das Hauptverdienst der engl. M. ist, andererseits in Hogarth einen Meister hervorbrachte, der

durch den beißenden Spott, womit er die Thorheiten u. Laster der damaligen vornehmen Welt geißelte, der Vorläufer der späteren engl. Novellendichter geworden ist.

Aus diesem Verfall, in welchem die M. während eines großen Theiles des 18. Jahrh. darniederlag, war eine vollständige Erhebung zunächst nur durch das Zurückgehen auf das Studium der antiken Kunst möglich; u. diesen Weg schlugen, wenn auch in verschiedener Weise, in Frankreich Jacques Louis David, in Deutschland Asmus Jakob Carstens ein; jener, indem er zwar den Geist des Alterthums zu reproduziren suchte, aber nicht über die äußere Form hinauskam; dieser, indem er den Geist in seiner edlen Einfachheit u. Ruhe, frei von Affektation u. theatralischem Pathos wiedergab, aber leider dem Element der Farbe gänzlich fremd blieb. Auch des Letzteren Nachfolger, Wächter, Schick, Koch u. A., hielten streng an der klassischen Richtung fest u. waren nicht im Stande, die M. zu einer aus deutschem Geiste hervorgegangenen nationalen Kunst zu erheben. Von diesem Geiste, der Frucht der Befreiungskriege u. der daraus hervorgehenden Bestrebungen der Romantik, beseelt u. durch das Studium der Cinquecentisten gebildet, trafen die deutschen Jünglinge (Cornelius, Overbeck, Veit u. Schadow) in Rom zusammen u. legten 1816 durch ihre Fresken in der Casa Bartholdy den Grundstein zur Geschichte der heutigen deutschen M., denn während Overbeck bis an sein Lebensende (1869) in Rom blieb, kehrten die übrigen Künstler nach Deutschland zurück u. machten mehrere Städte zu Pflanzschulen der M. So zunächst München, wo Cornelius im Auftrage des Königs Ludwig eine Reihe von Monumentalmalereien ausführte u. eine große Zahl von Schülern bildete, bis er 1840 nach Berlin berufen wurde. Unter diesen nächsten Schülern nennen wir nur Julius Schnorr, Heinrich Heß, den Landschaftsmaler Rottmann, den freilich sehr bald ganz selbständig u. allein wandelnden Kaulbach u. die ihm allerdings schon ferner stehenden Genelli u. v. Schwind. Durch sie u. eine glänzende Reihe anderer Maler, die zum Theil in jüngster Zeit mit großer Entschiedenheit auf die Ausbildung der Farbe ausgingen (Karl Piloty u. seine Schule), ist München bis auf den heutigen Tag für fast alle Zweige der M. eine der bedeutendsten Pflanzschulen geblieben. Als zweiter Hauptsitz, wenn auch nicht der Monumental-, doch der Oelmalerei, ist Düsseldorf zu nennen, wohin sich Schadow begeben hatte. Seine Schüler Lessing, Bendemann, Karl Sohn, Theod. Hildebrandt u. Julius Hübner brachten zwar Anfangs, der damaligen Zeitströmung entsprechend, nur Bilder von weichlicher, träumerischer Stimmung, legten aber doch, bes. durch ihr Kolorit, den Grund zu einer kräftigeren, gediegeneren Auffassung nicht allein der Geschichte u. des Lebens, wie es nam. Lessing selber nachher bewiesen hat, sondern auch zur vielseitigsten Ausbildung der Landschaft (Lessing, Andr. u. Oswald Achenbach), Leu u. A.). Auch Berlin, Wien, Dresden, Karlsruhe u. Weimar haben während der letzten Dezennien zur Ausbildung der verschiedenen Zweige der M. redlich beigetragen.

Etwas später als Deutschland betrat die franz. M., ausgehend von der klassischen Richtung David's, an welcher seine Schüler Ingres u. nach ihm Flandrin in Bezug auf religiöse Stoffe festhielten, die Bahn der Romantik (Steuben u. Ary Scheffer) u. der ausgeprägt realistischen Schilderung historischer Vorgänge. In letzterer Weise nam. Delacroix, Horace Vernet, Delaroche, Leop. Robert u. die Koloristen Decamps u. Cogniet; im Genre Biard u. Meissonier. Leider ging dieser Realismus, verbunden mit eminenter Farbenvirtuosität, neuerdings fast nur auf Darstellungen des äußeren Sinnenreizes aus. Auch in Belgien gelangte der Realismus seit der Selbständigkeit des Landes zum alleinigen Siege u. bewegte sich vorzugsweise in den historisch bedeutsamen Begebenheiten der eigenen Vergangenheit, so nam. durch Gallait, Bièfve, Wappers u. de Keyser. Auch England hat zwar in unserem Jahrhundert einen Aufschwung in der M. gewonnen, der aber einen gewissen abgeschlossenen, insbes. auf die Ausbildung der Farbe (Aquarellmalerei), ausgehenden Charakter hat u., etwa mit Ausnahme von Eastlake, die an die Historienmalerei zu machenden Ansprüche nicht befriedigt hat.

Wichtigste Schriften über die Geschichte der M.: I. **Lexikalische Werke u. Biographien.** Nagler, „Allgem. Künstlerlexikon" (Münch. 1835—52, 22 Bde.) u. „Die Monogrammisten" (Münch. 1858 bis 71, 4 Bde.). Müller, Klunzinger u. Seubert, „Die Künstler aller Zeiten u. Völker" (Stuttg. 1857—64, 3 Bde. u. Ergänzungsband 1870). Julius Meyer, „Allgem. Künstlerlexikon" (Lpz. 1872 ff.). Becker, „Kunst u. Künstler des 16., 17. u. 18. Jahrh." (Lpz. 1863—65, 3 Bde.). Dohme, „Kunst u. Künstler des Mittelalters u. der Neuzeit" (Lpz. 1875 ff.). — II. **Allgemeine Kunstgeschichte (Malerei).** Kugler, „Handbuch der Kunstgeschichte" (3. Aufl., Stuttg. 1856—59, 3 Bde.). Schnaase, „Geschichte der bildenden Künste" (2. Aufl., 6 Bde., 1866—74). Lübke, „Grundriß der Kunstgeschichte" (Stuttg., 3. Aufl.). Kugler, „Geschichte der Malerei" (3. Aufl., Berl. 1867, 3 Bde.). Görling, „Geschichte der Malerei" (Lpz. 1866, 2 Bde.). — III. **Periegetische Werke.** Waagen, „Kunstwerke u. Künstler in England u. Paris" (Berl. 1837—39, 3 Bde.) u. „Kunstwerke u. Künstler in Deutschland" (Lpz. 1843—45, 2 Bde.). Passavant, „Kunstreise durch England u. Belgien" (Frankf. a. M. 1833). IV. **Italienische Malerei.** Vasari, „Le vite dei più eccellenti pittori" (Flor. 1850 u. öfter; deutsch von Förster u. Schorn, Stuttg. 1832—49, 6 Bde.). Agincourt, „Sammlung von Denkmalen der Architektur, Skulptur u. Malerei vom 4.—16. Jahrh." (deutsch von Quast, 3 Bde., Frankf. a. M.). v. Rumohr, „Italienische Forschungen" (Berl. 1827—31). Crowe u. Cavalcaselle, „History of painting in Italy" (deutsch von Jordan, Bd. 1—5, Lpz. 1869—74). Ernst Förster, „Geschichte der ital. Kunst" (Bd. 1—4, Lpz. 1869—75) u. „Denkmale der ital. Malerei" (Bd. 1—3, Lpz. 1871 ff.). Burckhardt, „Der Cicerone" (Bd. 3, Malerei; 3. Aufl. Lpz. 1874). — V. **Niederländische u. deutsche Kunst.** van Mander, „Het Schilder Boeck" (Amsterd. 1618). Descamps, „La vie des peintres flamands, allemands et hollandais" (Par. 1753—64, 4 Bde.). Immerzeel, „De levens en werken der hollandsche en vlaamsche Kunstenaars" (Amsterd. 1842—43, 3 Bde.; fortges. von Kramm, 6 Thle., ebd. 1864 ff.). Michiels, „Histoire de la peinture flamande et hollandaise" (Par. 1865—68, 6 Bde.). Crowe u. Cavalcaselle, „The early Flemish painters" (deutsch von Springer, Lpz. 1876). Waagen, „Geschichte der deutschen u. niederl. Malerei" (Stuttg. 1862, 2 Bde.). Ernst Förster, „Geschichte der deutschen Kunst" (Lpz. 1860—62, 5 Bde.) u. „Denkmale der deutschen Kunst" (Lpz. 1853 ff., 12 Bde.). — VI. **Neuere deutsche Kunst.** Springer, „Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrh." (Lpz. 1858). Hagen, „Die deutsche Kunst in unserm Jahrhundert" (Berl. 1857, 2 Bde.). Reber, „Geschichte der neueren deutschen Kunst" (Stuttg. 1874 ff.). Riegel, „Geschichte der deutschen Kunst seit Carstens u. Gottfr. Schadow" (Hannov. 1874). — VII. **Spanische Malerei.** Bermudez, „Diccionario de los mas ilustres profesores de las artes en España" (Madrid, 1800, 6 Bde.). Fiorillo, „Geschichte der zeichnenden Künste" (Bd. IV, Gött. 1806). Viardot, „Les musées d'Espagne" (Par. 1860). Passavant, „Die christliche Kunst in Spanien" (Lpz. 1853). — VIII. **Französische Malerei.** Gault de Saint-Germain, „Les trois siècles de la peinture en France" (Par. 1808). Fiorillo, „Geschichte der zeichnenden Künste" (Bd. 3, Gött. 1805). Blanc, „Histoire des peintres de toutes les écoles" (Par. 1849—69). Julius Meyer, „Geschichte der franz. Malerei seit 1789" (Lpz. 1867). Bellier de la Chavignerie, „Dictionnaire général des artistes de l'école française" (Par. 1868 ff., 2 Bde.). — IX. **Englische Malerei.** Cunningham, „The lives of the British artists" (Lond. 1829—32, 5 Bde.). Bryan, „Dictionary of painters and engravers" (neue Ausg. von Stanley, Lond. 1849). Thornbury, „British Artists from Hogarth to Turner" (Lond. 1860, 2 Bde.). Ottley, „Dictionary of recent and living painters" (Lond. 1866).

Chronologische Uebersicht der verschiedenen Malerschulen und ihrer bedeutendsten Vertreter.

Attische Schule.

Um 480—430 v. Chr. **Polygnotos** in Athen, komponirt zuerst nach den Gesetzen der Symmetrie u. charakterisirt seine Gestalten, malt mytholog. Wand- u. Tafelbilder.

Um 470—450. **Mikon**, malt mit Polygnotos in der „bunten Halle" zu Athen.

Um 450—400. **Agatharchos**, Bühnen- u. Zimmermaler.

Um 440—410. **Apollodoros** aus Athen, wendet zuerst die Gesetze der Beleuchtung u. Schattengebung an.

Ionische Schule.

Um 420—380. **Zeuxis** aus Heraklea, malt einzelne Göttergestalten, Meister in der Technik u. in der Illusion.

Um 420—380. **Parrhasios** aus Ephesos; Götter- u. Heroenbilder von besonderem Ausdruck u. Reiz.

Um 420—380. **Timanthes**, blühte in Sikyon; Opfer der Iphigenia.

Sikyonische Schule.

Um 390—350. **Pamphilos**.

Um 370—330. **Aristides** aus Theben, Meister in der Darstellung der Leidenschaften, malte auch enkaustisch.

Um 370—330. **Pausias** aus Sikyon; Kindergestalten, Thier- u. Blumenstücke.

Um 365—340. **Euphranor**, ausgezeichnet in Helden u. Göttern.

Um 365—330. **Melanthios**, Schüler des Pamphilos, Meister in der Komposition.

Um 356—308. **Apelles** aus Kolophon, Maler der Anmuth, des sinnlichen Reizes u. des blühenden Kolorits; Portraits Alexander's d. Gr.

Um 340—310. **Nikias**; Historien- u. Schlachtenbilder.

Um 330—300. **Protogenes** in Rhodos, Autodidakt.

3. Jahrh. v. Chr. Verfall der griech. Malerei. Entstehung des Mosaiks.

1. Jahrh. v. Chr. **Timomachos** aus Byzanz.

Um 20 v. Chr. Ludius bildet in Rom die Landschaftsmalerei aus.
1. Jahrh. n. Chr. Nachblüte der griech. Malerei in Rom. Wandgemälde von Pompeji u. Herculanum.
Um 100 n. Chr. Aëtion.
2., 3. u. 4. Jahrh. Wandgemälde in den Katakomben.
5.—8. Jahrh. Mosaikmalereien in Rom, Ravenna u. Konstantinopel.
10. u. 11. Jahrh. Blütezeit der byzantinischen Miniaturen.
11. Jahrh. Aelteste Mosaiken von S. Marco in Venedig. Aelteste Glasmalereien in Deutschland.
Um 1100. Der Teppich von Bayeux.
11. u. 12. Jahrh. Zeit der Wandmalereien in Deutschland.
Gegen 1200. Mosaiken in Monreale bei Palermo.
Zweite Hälfte des 13. Jahrh. Aufkommen der Tafelmalerei.
13. u. 14. Jahrh. Blütezeit der Glas- u. Miniaturmalerei.

Florentinische Schule.

1240—1300. Cimabue, Begründer der ital. Malerei. 1270 seine berühmte Madonna.
1276—1336. Giotto, Begründer der Florent. Schule. Wandbilder in S. Maria dell' Arena in Padua, in der Unterkirche zu Assisi, in der Incoronata zu Neapel.
1300—1366. Taddeo Gaddi; Leben der Maria in S. Croce in Florenz.
1300—1376. Andrea Orcagna, Maler, Bildhauer u. Baumeister; Fresken in der Kapelle Strozzi von S. Maria Novella in Florenz.
Um 1340—1350. Andrea di Firenze; Fresken in der span. Kapelle in S. Maria Novella in Florenz.
Um 1360—1370. Agnolo Gaddi, Sohn Taddeo's; Fresken im Dom zu Prato. Antonio Veneziano.
1375—1391. Fresken im Camposanto zu Pisa, von demselben, von Spinello Aretino u. Francesco da Volterra.

Schule von Siena.

1280—1311. Duccio di Buoninsegna; 1308—1310 sein Dombild in Siena.
1284—1344. Simone Martini; Fresken in der Unterkirche in Assisi.
Um 1300—1350. Lippo Memmi. Die Brüder Pietro u. Ambrogio Lorenzetti, ihre Fresken im Composanto zu Pisa.
1362—1422. Taddeo Bartoli.
Um 1375—1385. Fresken von Altichiero in der Kapelle S. Felice in Padua, u. von Jacopo d'Avanzi in der Kapelle S. Giorgio daselbst.

Aelteste deutsche Tafelmalerei.

1350—1400. Böhmische od. Prager Schule.
Um 1380. Aelteste Todtentänze.
1380—1450. Aeltere Kölnische Schule. Meister Wilhelm.
Um 1400. Aeltere Nürnberger Schule.
1425—1450. Stephan Lochner, Meister des Kölner Dombildes.

Fortsetzung der Florentiner Schule.

1383—1447(?). Masolino.
1387—1455. Fra Giovanni Angelico da Fiesole, der Maler der himmlischen Seligkeiten; Fresken in S. Marco zu Florenz.
1390—1457. Andrea del Castagno.
1401—1428. Masaccio, Wandbilder in der Brancacci-Kapelle von S. Maria del Carmine in Florenz.
Um 1412—1469. Fra Filippo Lippi; Wandgemälde im Dom zu Prato; Tafelbilder.
1424 bis um 1496. Benozzo Gozzoli, reale Auffassung des Lebens; Fresken im Camposanto zu Pisa.
1427—1499. Alessio Baldovinetti.
1435—1488. Andrea Verrocchio, auch Bildhauer.
1439—1507. Cosimo Rosselli.
1441—1523. Luca Signorelli, kühn u. gewaltig; Fresken im Dom zu Orvieto.
1446—1510. Sandro Botticelli; Tafelbilder, Fresken in der Sixtinischen Kapelle im Vatican.
1449—1498. Domenico Ghirlandajo; Fresken in Florenz in der Kapelle Sassetti von S. Trinità u. im Chor von S. Maria Novella.
1458—1504. Filippino Lippi, Sohn Filippo's. Fresken in der oben genannten Brancacci-Kapelle u. in der Kapelle Strozzi in S. Maria Novella.

Umbrische Schule.

1446—1524. Pietro Perugino, Ausdruck der höchsten Andacht. Wandgemälde in der Sixtinischen Kapelle. Zahlr. Andachtsbilder.
Um 1450—1490. Niccolo Alunno, Gentile da Fabriano, Piero della Francesca.
1450—1494. Giov. Santi, Rafael's Vater.
1454—1513. Pinturicchio, historische Darstellungen.
14..—1530(?). Giovanni lo Spagna.

Andere Florentiner.

1459—1537. Lorenzo di Credi, Schüler Verrocchio's; Tafelbilder.
1475—1517. Fra Bartolommeo; zahlreiche Altarbilder.
1483—1561. Ridolfo Ghirlandajo, Sohn des Domenico Ghirlandajo.
1487—1531. Andrea del Sarto, bedeutender Kolorist; Andachtsbilder u. Fresken.

Die Schulen Oberitaliens.
Padua u. Bologna.

1394—1474. Francesco Squarcione in Padua.
1431—1506. Andrea Mantegna, sein Schüler; Studium der Antike.
1450—1518. Francesco Francia in Bologna; religiöse Empfindung.
1460—1536. Lorenzo Costa aus Ferrara, Anfangs Paduaner, dann Schüler Francia's.

Aeltere Venezianer.

1400—1470. Jacopo Bellini, Schüler des Gentile da Fabriano.
1414 bis um 1493. Antonello da Messina, überträgt die Oelmalerei nach Italien.
1421—1501. Gentile Bellini u.
1426—1516, Giovanni Bellini, Söhne Jacopo's, Letzterer der bedeutendste Meister der Schule.
Um 1450 bis nach 1522. Vittore Carpaccio.
Um 1459—1480. Bartolommeo Vivarini.
Um 1460—1500. Alwise (od. Luigi) Vivarini.
Um 1460 bis um 1517. Cima da Conegliano. Marco Basaiti.

Höchste Blüte der italienischen Malerei.
Lionardo da Vinci u. seine Schule.

1452—1519. Lionardo da Vinci, Maler, Bildhauer, Architekt, Physiker u. Dichter. 1499 sein Abendmahl in S. Maria delle Grazie in Mailand.
Um 1470 bis um 1520. Bernardino Luini, sein bedeutendster Schüler.
Um 1474—1549. Giantonio Bazzi, genannt il Sodoma, arbeitete vorzugsweise in Siena.
1484—1549. Gaudenzio Ferrari.

Michelangelo u. seine Schule.

1475—1564. Michelangelo Buonarotti, Baumeister, Bildhauer u. Maler, insbes. Frescomaler; 1508 u. 1509 Deckenbilder in der Sixtinischen Kapelle. 1534—41 Jüngstes Gericht.
1485—1547. Sebastiano del Piombo, Anfangs Schüler Giorgione's (s. unten), später Michelangelo's.
1509—1566. Daniele da Volterra, zuerst Schüler Sodoma's (s. oben), später Michelangelo's; Kreuzabnahme in St. Trinità de' Monti in Rom.
1512—1574. Giorgio Vasari, Kunsthistoriker, als Maler Manierist.

Rafael u. seine Schule.

1470—1523. Timoteo della Vite, Anfangs Schüler Francia's.
1479—1560. Dosso Dossi.
1481—1559. Benvenuto Garofalo.
1483—1520. Rafael Santi, der göttliche Meister von Urbino, Schüler Perugino's. (S. das chronolog. Verzeichniß seiner Hauptwerke im Art. „Rafael".)
1484—1542. Bagnacavallo, Anfangs Schüler Francia's.
1492—1546. Giulio Romano; Fresken im herzoglichen Palast u. im Palast del Tè in Mantua.
1495—1543. Polidoro da Caravaggio.
Um 1506—1549. Innocenzo da Imola, Anfangs Schüler Francia's.

Schule Correggio's.

1494—1534. Correggio, der Meister des Helldunkels.
1503—1540. Parmigianino (Francesco Mazzuoli), sein manierirter Nachahmer.
1528—1612. Federigo Baroccio aus Urbino.

Spätere Venezianer.

1477—1511. Giorgione, Schüler Giov. Bellini's. Sebastiano del Piombo (s. oben).
1477—1576. Tiziano Vecellio aus Cadore; Historienbilder religiösen, mythologischen u. profanen Inhalts. Portraits. Landschaften.
Um 1480—1528. Palma Vecchio.
1484—1539. Pordenone.
1491—1563. Bonifazio Veneziano.
1500—1547. Moretto od. Alessandro Bonvicino. Sein Schüler Giov. Battista Moroni.
1500—1570. Paris Bordone.
1510—1592. Jacopo Bassano, Begründer der ital. Genremalerei.
1512—1594. Tintoretto, verbindet die Zeichnung Michelangelo's mit dem Kolorit Tizian's.
1528—1588. Paolo Veronese, Darsteller der Pracht des venezianischen Lebens.
1544 bis um 1628. Palma Giovine.
1590—1650. Alessandro Padovanino.

Altniederländische Schule.

1366—1426. Hubert van Eyck u. sein Bruder (s. den Folgenden)
um 1386—1440, Jan van Eyck, die Begründer der Oelmalerei u. des Realismus der deutsch-niederländischen Malerei. 1432 Vollendung ihres Genter Altarbildes.
1400—1464. Roger v. d. Weyde.
Zweite Hälfte des 15. Jahrh. Hans Memling. Dierick Bouts in Haarlem.
Um 1450—1529. Quintin Messys.
Um 1470—1532. Joh. Mabuse, später Nachahmer des ital. Idealismus.
1474—1533. Lucas van Leyden, dessen Schüler; auch Kupferstecher u. Formschneider.
1490—1550. Joachim Patenier, führt die Landschaft ein.

Niederrheinische Schule.

Zweite Hälfte des 15. Jahrh. Die Meister der Lyversbergischen Passion, vom Tode Mariä (vielleicht Jan Joest), von Calcar u. von Liesboom.

Schwäbische Schule.

1420—1499. Martin Schongauer in Augsburg.

Um 1430—1491. Friedr. Herlen in Nördlingen, auch Holzschnitzer.
Um 1450—1517. Barthol. Zeitblom in Ulm.
Um 14..—1539. Martin Schaffner in Ulm.
1460—1524. Hans Holbein der Aeltere.
1473—1559. Hans Burgkmair.
1490—1563. Christoph Amberger.
1495—1543. Hans Holbein d. J., großer Meister im Portrait. Todtentanz.

Fränkische Schule.

1434—1519. Michael Wohlgemuth, Maler u. Holzschnitzer.
1471—1528. Albrecht Dürer, Maler, Bildschnitzer, Architekt, Formschneider, Kupferstecher.
14..—1545. Hans v. Kulmbach.
1476—1512. Hans Baldung Grien od. Grün.
1488—1538. Albr. Altdorfer.
1492—1539. Hans Schäuffelin in Nördlingen.
1496—1540. Barthel Beham.
14..—1530. Matthäus Grunewald.
1500—1550. Hans Sebald Beham, auch Kupferstecher.
1502—1562. Heinr. Aldegrever aus Westfalen.

Sächsische Schule.

1472—1553. Lucas Cranach, auch Kupferstecher u. Formschneider.
1515—1586. Lucas Cranach der Jüngere, sein Sohn.

Italienische Eklektiker.

1555—1619. Lodovico Caracci u. seine beiden Neffen (s. d. Folg.)
(1558—1601, 1560—1609) Agostino u. Annibale Caracci.
1575—1642. Guido Reni.
1578—1660. Francesco Albani.
1590—1666. Guercino.
1591—1641. Domenichino.
1605—1685. Sassoferrato.
1616—1686. Carlo Dolci.

Italienische Naturalisten.

1569—1609. Michelangelo da Caravaggio; Poesie des Häßlichen.
1593—1656. Ribera od. Spagnoletto in Neapel.
1602—1660. Michelangelo Cerquozzi, Schlachtenmaler.
1615—1673. Salvator Rosa; Historie, Genre, Landschaft.
1621—1671. Jacques Courtois od. Bourguignon, desgl.
1632—1705. Luca Giordano (Fa presto), der Schnellmaler.

Spanien. Schule von Sevilla.

1558—1625. Juan de las Roelas, verpflanzt das Kolorit der Venezianer nach Spanien.
1571—1654. Francisco Pacheco.
1576—1656. Francisco de Herrera der Aeltere.
1598—1662. Francisco Zurbaran, der Maler der religiösen Ekstase.
1599—1660. Velasquez de Silva, bedeutend im Portrait.
1601—1667. Alonso Cano.
1618—1682. Bartol. Esteban Murillo, der Glanzpunkt der span. Maler, Anfangs schlicht naturalistisch, später leidenschaftlich u. schwärmerisch.

Schule von Madrid.

1590—1669. Antonio Pereda } beeinflußt
1614—1685. Juan Careña de Miranda. } von Velasquez.
16..—1693. Claudio Coello.

Schule von Valencia.

1551—1628. Francisco Ribalta, gebildet nach Sebast. del Piombo. Ribera od. Spagnoletto (s. o.).

Niederländische Historien- u. Portraitmaler. Schule von Brabant.

1577—1640. Peter Paul Rubens, Maler der leidenschaftlichen Bewegungen, mächtigen Empfindungen u. körperlichen Kraft; religiöse u. profane Historie, Mythologie, Allegorie, Genre, Portrait u. Landschaft.
1582—1669. Gaspard de Crayer; kirchliche Darstellungen.
1593—1678. Jacob Jordaens, Meister im Helldunkel; humorist. Genre.
1599—1641. Anton van Dyck; Portrait, religiöse Bilder des tiefsten Schmerzes.
1607—1675. Abraham v. Diepenbeck.

Schule von Holland.

1584—1666. Franz Hals; malt Portraits.
1592—1662. Gerard Honthorst, gebildet nach Michelangelo da Caravaggio; malt Nachtstücke.
1608—1674. Rembrandt van Ryn, Meister im Helldunkel; Portrait, Historie, Landschaft; berühmt als Radirer.
1609—1681. Ferd. Bol, Schüler Rembrandt's.
1613—1670. Barth. v. d. Helst; Portrait.
1615—1660. Govaert Flinck. } Schüler
1621—1674. Gerbrandt v. d. Eeckhout. } Rembrandt's.

Niederländische Genremaler. Niederes Genre.

Um 1520—1569. Peter Breughel d. Aeltere, „Bauernbreughel", u. seine Söhne.
1559(?)—1625. Peter Breughel d. J., „Höllenbreughel".
1568—1625. Jan Breughel, „Sammetbreughel"; Landschaft, Genre, religiöse Historie, Blumenstücke.
1582—1649. David Teniers d. Aeltere, Schüler von Rubens.
1608—1640. Adrian Brouwer.
1610—1685. Adrian v. Ostade.
1610—1690. David Teniers d. J., Sohn des Vorigen, Hauptvertreter des niederen Genres.
1612—1645. Isaak v. Ostade, des Vorigen Bruder.
1613—1674. Peter v. Laar („Bamboccio").

Höheres Genre.

1608—1681. Gerhard Terburg.
1613—1680. Gerhard Dow, Schüler Rembrandt's.
1615 bis nach 1664. Gabriel Metzu.
1621—1660. Jan Bapt. Weenix, malte auch Landschaften, Seehäfen u. dergl.
1628—1670. Peter de Hooghe, Meister im Sonnenlicht.
1630—1684. Caspar Netscher.
1635—1681. Franz v. Mieris, Schüler von Dow.
1640—1691. Peter v. Slingelandt.
1643—1700. Gottfried Schalken, Meister in Lichteffekten.
1659—1722. Adrian v. d. Werff, malte in elfenbeinerner Glätte Genre- u. historische Bilder.
1662—1747. Wilh. v. Mieris, Sohn des Vorigen.

Kriegs- u. Jagdmaler.

1593—1662. Peter Snayers.
1597—1648. Esaias v. d. Velde.
1620—1668. Phil. Wouwerman.

Landschaftsmaler.

1556—1625. Paul Bril.
1574—1624. Adam Elzheimer aus Frankfurt, auch Historienmaler.
1575—1639. Roeland Savery.
1594—1660. Lukas v. Uden, Schüler von Rubens.
1596—1656. Jan v. Goyen; melancholische Gegenden.
1600—1678(?). Claude Lorrain, Meister der idealen Landschaft.
1600 bis um 1679. Jan Wynants; häufig mit Staffage von Adrian v. d. Velde (s. u.).
1609—1650. Andreas Both; malte auch die Staffage in den Bildern seines Bruders (s. den Folgenden).
1610—1650(?). Jan Both.
1609—1685. Herm. Saftleven, Schüler von Lorrain.
1613—1707. Wilh. v. d. Velde d. J., Marinemaler.
1619—1683. Artus van der Neer; Mondscheinbilder.
1620—1690. Herm. v. Swanevelt, Schüler von Lorrain.
1621—1675. Albert v. Everdingen, Maler der Felsen u. Wasserfälle.
1631—1709. Ludolf Backhuysen, desgl.
1635(?)—1681. Jacob Ruysdael, Hauptmeister der norddeutschen Malerei.
1637—1701. Peter Molyn.
1638 bis nach 1669. Meindert Hobbema.

Architekturmaler.

1550—1604. Hendrik de Steenwyk der Aeltere.
1570—1651. Peter Neefs der Aeltere.

Thier- u. Idyllenmaler.

1597—1657. Franz Snyders; Jagdthiere.
1606 bis nach 1672. Albert Cuyp.
1624—1683. Nicolaus Berghem, Schüler von Joh. B. Weenix.
1625—1654. Paul Potter; Haus- u. Stallthiere in der Landschaft.
1625—1678. Carl Dujardin.
1631—1685. Joh. Heinr. Roos, Sohn u. Schüler Dujardin's.
1636—1695. Melchior Hondekoeter; Federvieh.
1639—1672. Adrian v. d. Velde, s. oben Wynants.
1644—1719. Jan Weenix, Sohn u. Schüler des Joh. Bapt. Weenix.
1655—1705. Philipp Roos, genannt Rosa di Tivoli.
1690—1767. Joh. Elias Ridinger, mehr Kupferstecher.

Blumenmaler.

1568—1625. Jan Breughel, s. oben.
1590—1660. Daniel Seghers, sein Schüler.
1600—1674. Joh. David de Heem.
1640—1679. Abraham Mignon.
1664—1750. Rachel Ruysch, Blumenmalerin.
1682—1749. Jan Huysum.

Französische Maler des 17. u. 18. Jahrh.

1582—1641. Simon Vouet; Historie.
1594—1635. Jacques Callot, Humorist, mehr Kupferstecher als Maler.
1594—1665. Nicolaus Poussin, Schöpfer der heroischen Landschaft u. Historienmaler.
1602—1674. Philippe Champaigne; Historie u. Portrait.
1613—1675. Caspar Dughet (Poussin), Landschafter.
1617—1655. Eustache le Sueur, Schüler Vouet's u. Nachahmer Rafael's.
1619—1690. Charles le Brun, Historienmaler unter Ludwig XIV.
1659—1743. Hyacinthe Rigaud; Portrait.
1684—1721. Antoine Watteau; affektirte Schäferspiele.
1704—1770. François Boucher, Maler der Sittenlosigkeit.
1714—1789. Josephe Vernet; Marine, Seestürme.
1726—1805. Jean Bapt. Greuze; sentimentale Familienscenen.

Englische Maler des 18. Jahrh.

1697—1764. William Hogarth, Humorist.
1723—1792. Josua Reynolds, Begründer der engl. M.; Eklektiker, Portrait.
1727—1788. Thomas Gainsborough; Landschaft.
1738—1820. Benjamin West; Historie.
1761—1807. John Opie; Historie.

Klassische Richtung der neueren Malerei.

a. In Deutschland.

1717—1799. Adam Friedr. Oeser; Historie.
1728—1779. Anton Rafael Mengs.
1737—1807. Philipp Hackert; Landschaft.
1742—1808. Angelika Kauffmann.
1751—1829. Joh. Heinr. Wilh. Tischbein.
1754—1798. Asmus Jakob Carstens, Regenerator der deutschen Kunst.
1762—1852. Eberhard v. Wächter.
1768—1839. Joseph Anton Koch; Historie u. Landschaft.
1777—1845. Joh. Friedr. Matthäi in Dresden.
1779—1818. Gottlieb Schick.

b. In Frankreich.

1716—1809. Joseph Marie Vien.
1748—1825. Jacques Louis David, Maler des ersten Kaiserreichs.
1754—1829. Jean Bapt. Regnault.
1758—1823. Pierre Paul Prudhon, der französische Correggio.
1770—1837. François Gérard.
1771—1835. Jean Antoine Gros, Maler des ersten Kaiserreichs.
1774—1833. Pierre Guérin; antike Darstellungen.
1777—1860. Louis Hersent.

Romantische Richtung in Deutschland.

1783—1867. Peter v. Cornelius. 1811—19 in Rom; 1816 Fresken in der Casa Bartholdy u. in Villa Massimo; 1820—29 Fresken in der Glyptothek; 1836—40 Fresken in der Ludwigskirche u. in den Loggien der Pinakothek. Von 1830 an Entwürfe zu den Fresken des Camposanto in Berlin.
1789—1862. Wilh. v. Schadow.
1789—1869. Friedr. Overbeck, Hauptvertreter der spezifisch-religiösen Romantik.
Geb. 1793. Philipp Veit, seit 1830 in Frankfurt.
1794—1872. Julius Schnorr v. Carolsfeld. 1817—27 in Rom; 1827—46 Thätigkeit in München. Seit 1846 Thätigkeit in Dresden. Bilderbibel.
Geb. 1800. Joseph Führich; romantisch-religiöse Richtung.

Schule von Cornelius in München.

Geb. 1800. Ernst Förster, Anfangs Historienmaler, nachher Kunstschriftsteller.
1802—1850. Karl Schorn, später in Berlin.
Geb. 1802. Karl Heinr. Hermann; religiöse Historie.
1803—1860. Hermann Stilke, lange in Düsseldorf, zuletzt in Berlin.
1805—1832. Adam Eberle.
Geb. 1805. Philipp Foltz.
1806—1852. Wilh. Lindenschmitt der Aeltere.
Geb. 1806. Bernh. Neher, später in Weimar u. in Stuttgart.
Geb. 1806. Eugen Neureuther, Meister der Arabeske.

Die übrigen Maler der Münchener Schule.

1781—1858. Joseph Stieler, Portraitmaler.
1786—1862. Albrecht Adam, Schlachtenmaler.
1788—1869. Clemens Zimmermann.
1792—1871. Peter Heß, Schlachtenmaler.
1792—1875. Joh. Adam Klein, Landschafts- u. Thiermaler, Radirer.
1798—1850. Karl Rottmann; Landschaft.
1798—1863. Heinr. Heß; Fresken in der Allerheiligenkirche u. in der Basilika zu München.
1798—1868. Bonaventura Genelli.
Geb. 1798. Michael Neher, Architekturmaler.
1802—1869. Heinr. Bürkel; landschaftliches Genre.
Geb. 1803. Heinr. Heinlein, Landschaftsmaler.
1804—1871. Moritz v. Schwind, der Maler der Märchenwelt u. der romantischen Dichtungen.
1804—1875. A. v. Bayer, Architekturmaler.
1805—1867. Christian Morgenstern; Landschaft u. Marine.
1805—1874. Wilhelm v. Kaulbach; 1837 die Hunnenschlacht, 1838—45 die Zerstörung Jerusalems, 1845—61 Wandgemälde im Treppenhause des Neuen Museums zu Berlin.
1807—1865. Moritz Müller (Feuermüller); Genre.
1807—1870. Max Ainmiller, Architektur- u. Glasmaler.
Geb. 1808. Johann Schraudolph, des Vor. Schüler; Fresken im Dom zu Speier.
Geb. 1809. Albert Zimmermann, jetzt in Wien, Landschaftsmaler.
1811—1859. Gisbert Flüggen; soziales Genre.
1811—1866. Max Haushofer, Landschaftsmaler.
1811—1867. Karl v. Enhuber, Maler des bayrischen Volkslebens.
1812—1871. Feodor Dietz.
1812—1874. Eduard Schleich, Landschaftsmaler.
1814—1859. Johann Anton Fischer.
1815—1860. Robert Eberle, Thiermaler.
Geb. 1815. Reinh. Sebastian Zimmermann; Genre.
Geb. 1817. Friedrich Voltz, Thiermaler.
Geb. 1818. August Kreling, Maler u. Bildhauer in Nürnberg.
Geb. 1826. Karl Piloty, Begründer des neuesten Realismus in der Historie u. der farbenglänzenden Technik.
Geb. 1827. Arnold Boecklin; phantastische Landschaft.
Geb. 1828. Anselm Feuerbach, Schüler Genelli's, später in Rom.

Düsseldorfer Schule. Historie.

1789—1862. Wilh. v. Schadow, Begründer derselben, s. o.
Geb. 1802. Eduard Steinbrück.
1803—1860. Herm. Stilke, s. o.
1804—1874. Theodor Hildebrandt.
1805—1867. Karl Sohn.
Geb. 1806. Julius Hübner, dessen ältester Schüler, seit 1838 in Dresden.
Geb. 1806. Heinr. Mücke, meist Frescomaler.
Geb. 1808. Karl Friedr. Lessing, Historien- u. Landschaftsmaler, seit 1858 in Karlsruhe.
1809—1861. Christian Köhler.
1809—1868. Herm. Plüddemann.
Geb. 1809. Ernst Deger; religiöse Historie, Fresken in der Apollinariskirche bei Remagen.
Geb. 1811. Eduard Bendemann, von 1838 an in Dresden; Wandgemälde im dortigen Schlosse; seit 1859 in Düsseldorf.
Geb. 1813. Franz Ittenbach; religiöse Historie, Fresken in der Apollinariskirche bei Remagen.
1816—1859. Alfred Rethel, eines der bedeutendsten Talente der Schule; Fresken im Rathhaussale zu Aachen.
1816—1868. Emanuel Leutze.

Genre.

1806—1875. Adolf Schrödter; von 1859 an in Karlsruhe; heiteres Genre.
1810—1854. Peter Hasenclever; humoristisches Genre.
1810—1872. Jakob Becker; Volksleben.
Geb. 1810. Rudolf Jordan; Leben der Strandbewohner.
Geb. 1813. Joh. Georg Meyer v. Bremen, jetzt in Berlin; Darstellung des Kinderlebens.
1814—1870. Theodor Mintrop; Kindergestalten.
Geb. 1814. Karl Hübner; soziales Genre u. bäuerliches Leben.
Geb. 1815. Adolf Tidemand; norwegisches Volksleben.
1816—1853. Henry Ritter; Leben der Strandbewohner.
Geb. 1818. Wilh. Camphausen; Soldatenleben.
Geb. 1829. Benjamin Vautier; soziales Genre.
Geb. 1829. Ludwig Knaus; soziales Genre u. Portrait.

Landschaft.

1807—1863. Joh. Wilh. Schirmer, von 1854 an in Karlsruhe; historische u. biblische Landschaft.
Geb. 1808. Karl Friedr. Lessing, s. o.
Geb. 1810. Caspar Scheuren; romantische Landschaft.
Geb. 1815. Andreas Achenbach; deutsche Landschaft u. Marine.
1817—1873. August Weber; deutsche Stimmungslandschaft.
1818—1870. Georg Saal, nachher in Baden u. in Paris; nordische Lichteffekte.
Geb. 1819. Aug. Leu; norwegische Küste u. schweizerische Alpen.
Geb. 1821. Stanislaus Kalckreuth, später in Weimar; Alpengebirge u. Pyrenäen.
Geb. 1825. Hans Gude, später in Karlsruhe; norwegische Landschaft u. Marine.
Geb. 1827. Oswald Achenbach, sein Bruder; italienische Landschaft.

Stillleben.

Geb. 1803. Joh. Wilh. Prayer.

Berliner Schule. Historie u. Portrait.

1781—1853. Karl Wilh. Kolbe, Romantiker.
1787—1845. Wilh. Wach.
1794—1855. Karl Begas.
1794—1861. Wilh. Hensel; religiöse Historie.
1794—1864. Aug. v. Klöber; mythologische Gegenstände.
1799—1872. Ed. Magnus; Portrait.
1803—1860. Hermann Stilke, s. o.
Geb. 1807. Franz Schubert, aus Dessau, s. unten.
Geb. 1810. H. G. Pfannschmidt; religiöse Historie.
Geb. 1812(?). Gustav Richter; religiöse Historie u. Portrait.
Geb. 1813. Karl Ludwig Rosenfelder, Schüler Hensel's; seit 1854 in Königsberg.
Geb. 1815. Adolf Menzel; Zeitalter Friedrich's d. Gr. (s. Abb. Nr. 2931—2934).
Geb. 1815. Julius Schrader.
Geb. 1828. Oscar Begas; Portrait. } Söhne von Karl Begas'.
Geb. 1836. Adalbert Begas. } Söhne von Karl Begas'.

Genre- u. Thiermaler.

1797—1857. Franz Krüger; Pferde u. Jagdstücke.
1807—1875. Theod. Hosemann; humoristisches Genre.
Geb. 1808. Ed. Meyerheim; idyllisch-gemüthliches Volksleben.
Geb. 1812. Herm. Kretzschmer; Volksleben u. orientalisches Genre.
Geb. 1818. Karl Steffeck, Schüler des Vorigen; Pferdemaler.
Geb. 1820. Karl Becker; venezian. Genre.
Geb. 1828. Georg Bleibtreu, Schlachtenmaler.

Geb. 1828. Gustav Spangenberg; Genre.
Geb. 1842. Paul Meyerheim, Sohn des Vorigen; humorist. Genre u. Thierleben.
Geb. 18... Wilh. Riefstahl; landschaftliches Genre.

Landschaft.

1797—1840. Karl Blechen.
1803—1864. Wilh. Krause; Marine.
1804—1866. Friedr. Wilh. Schirmer.
Geb. 1814. Ferdinand Bellermann; tropische Gegenden.
1817—1868. Eduard Hildebrandt; Virtuosität der Technik: Aquarelle von seiner Reise um die Welt.
Geb. 1818. Max Schmidt; orientalische u. deutsche Landschaft.

Dresden.

1774—1840. Caspar David Friedrich; Landschaft.
1779—1857. Moritz Retzsch; Illustrationen zu Dichterwerken.
1785—1835. Gustav Heinr. Näke; Historie u. Romantik.
1788—1868. Carl Christ. Vogel v. Vogelstein, Historienmaler in der Richtung Overbeck's.
1788—1857. Joh. Christ. Dahl; norwegische Landschaft.
Geb. 1798. Karl Gottlieb Peschel; Historie u. romantisches Genre.
Geb. 1808. Ludw. Richter; Zeichnungen fürs christliche Haus.
Julius Schnorr, Eduard Bendemann, Julius Hübner, s. o.

Wien.

1780—1857. Joh. Peter Krafft, Schüler David's; Historie u. Genre.
1792—1860. Carl Marko; ideale Landschaft.
1793—1865. Georg Ferd. Waldmüller; Genre.
1796—1862. Leopold Kupelwieser; religiöse Historie.
1798—1853. Ludw. Ferd. Schnorr, Bruder des Julius; romantisches Genre.
Joseph Führich, s. o.
Geb. 1803. Friedr. Amerling; Portrait.
1804—1873. Leopold Schulz, Schüler von Jul. Schnorr u. Cornelius.
1805—1875. Christoph Ruben, Anfangs Schüler von Cornelius; Historie u. Genre.
1805—1845. Joseph Danhauser, Schüler von Peter Krafft; Genre.
1807—1862. Friedr. Gauermann; landschaftliches Genre.
1812—1865. Karl Rahl, Historienmaler; Kolorit der Venezianer.
Geb. 1815. Karl Blaas; Historie, Fresken im Arsenal.
Geb. 1840. Heinr. v. Angeli; Portrait u. Genre.

Im übrigen Deutschland.

1789—1846. Joh. Friedr. Dietrich, in Stuttgart; religiöse Historie u. Mythologie.
1792—1863. Maria Ellenrieder in Konstanz; religiöse Historie.
1820—1876. Anton v. Gegenbaur, in Stuttgart, Historienmaler.
1803—1866. Emil Jacobs, in Gotha; religiöse u. profane Historie.
Geb. 1804. Friedrich Preller, in Weimar; historische Landschaft: Malereien mit Bernh. Neher u. G. Jäger im dortigen Schlosse.
Geb. 1810. Joh. Eduard Steinle, in Frankfurt, Schüler Veit's u. Overbeck's; religiöse Historie, Wandgemälde im Museum zu Köln.
Geb. 1810. Heinr. Rustige, ebd.; Genre.
Geb. 1812. Friedr. Wilh. Martersteig, in Weimar; Darsteller des Reformationszeitalters.
Geb. 1813. Joseph Settegast in Frankfurt, Schüler Veit's.
Geb. 1820. Louis Philippe Descoudres, in Karlsruhe; religiöse Historie u. Genre.

Frankreich im 19. Jahrhundert. Romantische Richtung.

1791—1824. Théodore Géricault, Schüler Guérin's: „Untergang der Medusa".
1795—1858. Ary Scheffer; relig. Romantik.
Geb. 1797. Nicolas Robert-Fleury; romantische Historienbilder.
1799—1863. Eugène Delacroix, Darsteller ergreifender Scenen.
1803—1860. Alex. Gabriel Decamps, Kolorist; Historie u. Genre.

Religiöse Malerei. Idealisten.

1781—1867. Jean Aug. Dominique Ingres.
1803—1873. Franz Xaver Winterhalter; Portrait.
1807—1874. Charles Gleyre, Schüler von Hersent.
1809—1864. Hippolyte Flandrin.
Geb. 1814. Henry Lehmann.
Geb. 1815. Charles Louis Müller; Schüler von Gros.
1821—1859. Léon Bénouville.

Malerei unter Louis Philipp.

1787—1870. Victor Schnetz, desgl.
1788—1856. Charles Steuben, Schüler von Gérard; Historie u. Genre.
1789—1863. Horace Vernet, Schlachtenmaler.
1794—1835. Léopold Robert; italienisches Volksleben.
Geb. 1794. Léon Cogniet, Schüler von Guérin; Historie u. Portrait.
1797—1857. Paul Delaroche; Historienbilder, 1837—41 Wandgemälde im Palais des beaux-arts.
1800—1866. Hippolyte Bellangé, Schlachtenmaler.
Geb. 1817. Ernest Hébert, Schüler von Delaroche.

Maler des zweiten Kaiserreichs. Sittenmalerei. Virtuosität der Technik.

Geb. 1800. François Biard; nationales u. ethnographisches Genre.
Geb. 1800. François Biard; ethnographisches Genre.
Geb. 1813. Auguste Pils; Soldatenleben.
Geb. 1813. Louis Ernest Meissonier; Genre.
Geb. 1815. Thomas Couture.
Geb. 1815. Charles Comte, Schüler von Robert Fleury; geschichtliches Sittenbild.
Geb. 1817. Adolphe Yvon; Soldatenleben.
Geb. 1818. Alex. Antigna, Schüler von Delaroche; Volksleben.
Geb. 1819. Gustave Courbet; Genre u. Landschaft.
Geb. 1819. Eugène Fromentin; orientalisches Genre.
Geb. 1820(?). Jules Adolphe Breton; Leben des Landvolkes.
Geb. 1823. Alexandre Bida, Darsteller des Orients.
Geb. 1823. Alexandre Cabanel.
Geb. 1824. Léon Gérôme, Schüler von Delaroche; Sittenbild des Alterthums.
Geb. 1828. Paul Baudry.
Geb. 1833. Gustave Doré, Illustrator der Dichter u. der Bibel.

Landschaft. Marine. Thiermalerei.

1780—1866. Louis Etienne Watelet.
1798—1860. Jules Coignet.
Geb. 1802. Théodore Gudin; Marine.
Geb. 1804. Paul Huet.
1810—1865. Constant Troyon, Thiermaler.
Geb. 1812. Louis Cabat.
Geb. 1812. Jules Dupré.
1813—1868. Théodore Rousseau.
1817—1864. Alex. Calame, sein Schüler.
Geb. 1817. François Daubigny; Landschaft.
Geb. 18... François Diday, in Genf; realistische Landschaft.
Geb. 1822. Rosa Bonheur, Thiermalerin.

Belgien.

1787—1838. Joh. Christ. Schotel, Marinemaler u. sein Sohn.
1787—1869. François Joseph Navez, Schüler David's; religiöse Malerei.
1787—1870. Andreas Schelfhout; Schneelandschaft u. Waldgegenden.
Geb. 1792. Ferd. de Braekeleer; Historie u. Genre.
Geb. 1796. Jean Baptiste Madou; Genre.
Geb. 1799. Eugen Verboeckhoven, Thiermaler.
1803—1874. Gustav Wappers; Historie.
1803—1862. Barend Cornelis Koekkoek; Landschaft.
1806—1865. Joseph Anton Wiertz; phantastische historische Darstellungen.
1806—1871. Peter van Schendel; Genrebilder mit Lichteffekt.
1808—1865. Petrus Joh. Schotel, Sohn Joh. Christ. Schotels; Marinemaler.
Geb. 1808. Edouard de Bièfve; vaterländische Geschichte.
1809—1853. Joh. Bapt. van Eycken, Schüler Navez'; religiöse Historie, Wandmalereien.
Geb. 1810. Louis Gallait; vaterländische Geschichte, Genre u. Portrait.
Geb. 1810. Charles Verlat, Historien- u. Thiermaler.
Geb. 1811. Jo. Laurentius Dyckmans, Schüler von Wappers; Genre.
Geb. 1811. Friedr. Bossuet, Architekturmaler.
Geb. 18... Alfred Stevens, Kolorist; Genre.
Geb. 1813. Nicaise de Keyzer; Historienbilder von äußerlicher Eleganz.
Geb. 1823. Gottfried Guffens; monumentale, religiöse u. vaterländische Malerei.
Geb. um 1823. Jan Swerts, desgl.
1815—1869. Henry Leys; historisches Genre im Stil der Vorzeit.

England im 19. Jahrh.

1769—1830. Thomas Lawrence; Portrait.
1775—1851. William Turner; Effektlandschaft.
1776—1837. John Constable; Landschaft mit Regenschauern.
1783—1859. David Cox; Aquarell-Landschaft.
1785—1841. David Wilkie; Genredarstellungen aus dem nationalen Leben.
1785—1863. William Mulready; Genre.
1786—1846. Benjamin Robert Haydon; Historie.
1787—1849. William Etty; Historie.
Geb. 1792. John Linnell; Landschaft im Stile Ruysdael's.
1793—1861. Francis Danby; Landschaft.
1793—1865. Charles Eastlake; Historie.
1793—1867. Clarkson Stanfield; Landschaft u. Seeschlachten.
1794—1859. Charles Robert Leslie; Genre.
1798—1873. Edwin Landseer, Thiermaler.
1800—1868. George Cattermole; desgl.
Geb. 1800. Copley Fielding, Aquarellmaler.
1806—1864. William Dyce; religiöse Historie, Fresken.
1811—1870. Daniel Maclise; Genre u. Fresken.
Geb. 1816. Edward Matthew Ward; historisches Genre.
Geb. 1817. Edward Armitage; Historie.
Geb. 1819. William Powel Frith; Genre, „Spiegel des englischen Volkes".
Geb. 1827. William Holman Hunt; Historie u. Aquarell.
Geb. 1829. John Everett Millais; Genre u. Portrait.

Malesherbes, Chrétien Guillaume de Lamoignon de, geb. 6. Dez. 1721 zu Paris, hat seine freimüthige u. hochherzige Gesinnung zuerst in Denkschriften an den Tag gelegt, die er im Auftrage des 1765 verstorbenen Dauphins über die Lage des Staates verfaßte. Als Präsident des Obersteuerhofes (einer Abtheilung des Parlamentes) hatte er 1771 bei der Auflösung desselben zuerst die Berufung der Reichsstände zur Rettung des Staates empfohlen. In ähnlicher Weise sprach er sich nach der Thronbesteigung Ludwig's XVI. in einer Denkschrift aus. Als jedoch diese vom Minister Maurepas mit dem Zweifel abgewiesen wurde, ob es denn wirklich Mißbräuche gebe, nahm er seinen Abschied u. zog sich ins Privatleben zurück. Allein der dringende Wunsch des Königs u. seines Freundes Turgot (s. d.) vermochte ihn zur Annahme des Ministeriums des Innern 1775. Zwei Uebelstände waren es, gegen die er zumeist ankämpfte, die Verfolgung der Reformirten u. die lettres de cachet.



Nr. 4072. Chrétien Guillaume de Malesherbes (geb. 6. Dez. 1721, gest. 22. April 1794).

Aber der König hatte in seinem Krönungseide die Ausrottung der Ketzer beschworen u. jene Verhaftsbriefe hielt er für eine unentbehrliche Sicherheitsmaßregel. So konnte M. nicht vollkommen durchdringen; das Hofwesen war ihm, dem schlichten, einfachen, aufrichtigen Manne, ohnedies verhaßt; so legte er 1776 seine Stelle nieder u. widmete seine Zeit der Naturgeschichte. 1787 berief ihn der Großsiegelbewahrer Brienne wieder in das Ministerium; er kämpfte wieder für die Reformirten, schrieb wieder eine Denkschrift über die neue Gestalt der Reichsstände, in der sie zu berufen wären: der König las sie aber wol nicht, u. M. trat wieder zurück. Dennoch erbot er sich 1792 freiwillig zum Vertheidiger des angeklagten Königs u. arbeitete in kurzer Zeit den ganzen Prozeß durch, aber am 25. Dez. kam er nicht zum Worte u. auch die glänzende Rede seines geistvollen Gehülfen de Sèze blieb ohne Erfolg, wenn auch nicht ohne Eindruck. M. war es, der dem Könige, mit Thränen in den Augen, die erste Nachricht vom Todesurtheil überbrachte. Am 22. April 1794 wurde auch er mit seiner ganzen Familie als Verschwörer gegen die Republik guillotinirt. — Sein Leben beschrieben u. A. Boissy d'Anglas (Par. 1818), Rozet (Par. 1831) u. Dupin (Par. 1841); vgl. v. Sybel, „Geschichte der Revolutionszeit" (Bd. 1 u. 2, 3. Aufl., Düsseld. 1865 f.).

Malfilâtre, Jacques-Jean-Louis de Clinchamp de, franz. Dichter, geb. 8. Okt. 1732 zu Caen, gest. zu Paris 6. März 1767, ist durch sein unglückliches Lebensschicksal fast noch bekannter geworden als durch seine dichterischen Leistungen. Durch den Beifall, welchen sein Erstlingswerk, eine Ode „Le soleil fixe au milieu des Planètes", gefunden hatte, war er bestimmt worden, sich in Paris niederzulassen, gerieth aber hier, wo er sein Glück zu machen gehofft hatte, in die bitterste materielle Noth, welche auch auf seine literarische Produktivität sehr lähmend einwirkte, so daß er, ohne eine größere Dichtung geschaffen zu haben, in noch jungen Jahren hinstarb. Außer seiner oben genannten Ode ist am bekanntesten unter seinen Dichtungen das kleine Gedicht „Narcisse dans l'île de Venus". Seine „Oeuvres choisies" gab Gautier heraus (Paris 1825).

Malherbe, François de, französischer Dichter, geb. 1555 zu Caen, eifriger Katholik; studirte in Caen, Heidelberg u. Basel die Rechte, diente eine Zeit lang unter der Ligue, ward 1605 Kammerherr Heinrich's IV. u. starb zu Paris 16. Okt. 1628. Die hohe Bedeutung M.'s für die Entwicklung der franz. Literatur beruht nicht auf seiner eigenen poetischen Produktion — denn seine Gedichte waren wenig zahlreich u. sehr mittelmäßig, Schöpfungen des Verstandes u. der Gelehrsamkeit, nicht der dichterischen Phantasie — als vielmehr auf seiner Thätigkeit als sprachlicher Reformator u. Kritiker, durch welche er das goldene Zeitalter der Literatur unter Ludwig XIV. wesentlich vorbereitete. Er reinigte die franz. Sprache von mancherlei in sie eingedrungenen Auswüchsen u. begründete die strenge Regelmäßigkeit u. Logik ihrer grammatischen Gesetze; freilich gab er sich in dieser Thätigkeit oft einem abstrakten u. engherzigen Schematismus hin u. hat dadurch auf die gesunde u. freie Entwicklung der Sprache sehr hemmend eingewirkt, so daß sein bedeutender Einfluß der franz. Literatur vielfach zum Unsegen gereicht haben mag. Ausgaben seiner Werke veranstalteten Chevreau (Par. 1723), Lefèvre de St. Marc (ebd. 1764) u. Didot (ebd. 1790).

malhonnet (franz.), unanständig, ehrwidrig, gemein, unedel.

Malibran, Maria Felicitas, eine der bewundertsten Sängerinnen der neueren Zeit. Als Tochter des Tenoristen u. Gesanglehrers Manoël Garcia (s. d.) 24. März 1808 zu Paris geboren, erhielt sie ihren ersten musikalischen Unterricht in ihrem 7. Lebensjahre zu Neapel, während sie ihr eigentliches Gesangstudium erst mit 15 Jahren zu Paris unter der Leitung ihres Vaters begann. Ihre Bühnenlaufbahn begann sie 1825 an der ital. Oper in London, ging aber noch in demselben Jahre mit ihrem Vater nach New-York, wo derselbe die Direktion einer ital. Oper übernommen hatte u. sie selbst beim Publikum in hohe Gunst kam. 1826 verheirathete sie sich dort mit dem franz. Kaufmann Malibran; jedoch nach einem Jahre bereits trennten sich die beiden Eheleute wieder. 1827 verließ sie New-York u. begab sich nach Paris, jedoch den Namen M. weiter führend, da ihre Ehe erst später förmlich u. gerichtlich aufgelöst wurde. In Paris wurde sie 1828 bei der ital. Oper engagirt. 1829 ging sie nach London, wo sie mit Henriette Sontag die von den Engländern freigebigst gespendeten Lorbern theilte, entzückte dann wieder (u. zwar abermals im Verein mit der Sontag) das Pariser Publikum, u. sang von 1830—1832 abwechselnd in London u. Paris. 1832 bis 1835 feierte sie in Italien unerhörte Triumphe, sang aber inzwischen auch während einiger Saisons in London, u. 1836 verheirathete sie sich mit dem Violinvirtuosen de Bériot. Seit dem Frühling 1836 wieder in London, hatte sie daselbst das Unglück, bei einem Spazierritte mit dem Pferde zu stürzen; Anfangs erschienen die Folgen nicht gefährlich, u. sie konnte nach einiger Zeit sogar ihre Gesangsthätigkeit wieder aufnehmen; nach u. nach aber stellte sich eine merkliche Veränderung ihres ganzen äußeren Wesens ein, u. im Sept. 1836 brach die Katastrophe über sie herein. Am zweiten Tage des Musikfestes zu Manchester nämlich sank sie nach einem Vortrage ohnmächtig zusammen u. verfiel sofort in ein nervöses Fieber, welches am 23. Sept. 1836 ihrem Leben ein Ende machte. Mit ihr starb eine der kunstfertigsten, alle Stile u. Charaktere mit gleicher Meisterschaft beherrschenden Sängerinnen.

Malice (frz., spr. Malihß), Bosheit, Arglist, Heimtücke; **malitiös,** boshaft, hämisch, tückisch.

Mallepost, s. v. w. Mailpost.

Mallet (spr. Malläh), Claude François de, franz. General, geb. zu Dôle (Dep. Jura) 28. Juni 1754, trat als Hauptmann in die Rheinarmee u. wurde bereits 1799 Brigadegeneral. 1805 zum Heere in Italien versetzt u. zum Gouverneur von Pavia ernannt, zog er sich durch den Tadel der Unternehmungen Bonaparte's seine Absetzung zu. Hierauf ging er nach Paris, wo er mit mehreren Mißvergnügten den Sturz Napoleon's zu betreiben suchte. Deshalb 1808 verhaftet u. in Verwahrsam gehalten, verband er sich während des russ. Feldzuges mit einigen Royalisten zur Durchführung seines alten Planes.

Demgemäß entfloh er in einer Oktobernacht, verkündigte in den Kasernen, daß der Kaiser in Rußland getödtet worden sei, u. verwundete durch einen Pistolenschuß den Platzkommandanten Hullin, weil dieser ihm nicht glauben wollte, ward jedoch nebst seinen Mitverschworenen überwältigt, von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt u. 29. Okt. 1812 erschossen. Vergl. Lafon, „Histoire de la conjuration de M." (Par. 1814) u. Lemare, „M., ou coup d'oeil sur l'origine, les éléments, le but et les moyens des conjurations etc." (ebd. 1814).

Mallinckrodt, Hermann v., einer der Führer der Centrumspartei im preuß. Abgeordnetenhause u. Deutschen Reichstage, geb. zu Minden 5. Febr. 1821 als Sohn des 1835 geadelten nachmaligen Vizepräsidenten der Regierung in Aachen, Detmar Christian Karl v. M.; studirte in Berlin u. Bonn die Rechte, arbeitete dann zuerst beim Stadt- bez. Obergericht in Paderborn sowie bei den Regierungen in Münster u. Erfurt, gehörte hierauf als Assessor nacheinander den Regierungskollegien in Minden, Erfurt, Stralsund u. Frankfurt a. d. O. an, war zu Anfang der 50er Jahre eine Zeit lang kommissarischer Oberbürgermeister von Erfurt u. nachher Hülfsarbeiter im Ministerium des Innern, fungirte seit 1860 als Regierungsrath in Düsseldorf u. seit 1868 in Merseburg, nahm aber, da er sich in eine unversöhnliche Feindschaft gegen den Staat verrannt hatte, 1. Mai 1872 seinen Abschied. Im preuß. Abgeordnetenhause saß M. als Vertreter verschiedener klerikaler Wahlkreise Westfalens schon 1852—63 u. dann wieder seit 1868. Er war daher eines der ältesten u. ohne Zweifel eines der schlagfertigsten u. redegewandtesten Mitglieder der vornehmlich von August Reichensperger (s. d.) gegründeten u. organisirten kath. Fraktion. Die Herrschaft Bismarck's, die seine Erwartung so sehr getäuscht hatte, betrachtete er für den Anfang einer Sintflut, nach welcher das Reich des Papstes u. der Jesuiten die Erlösung für die verdorbenen Staaten bringen werde. Doch wollte es der Zufall, daß er gerade an dem Tage zu Berlin starb, an welchem die von ihm zuletzt bekämpften Vorlagen Gesetzeskraft erhielten, am 26. Mai 1874. Zuletzt hatte er seinen Wohnsitz auf seinem Gute Böddeken bei Paderborn gehabt.

Mallorca, s. „Balearische Inseln".

Malmaison (spr. Malmäsong), Lustschloß, 1¼ M. im Westen von Paris; ist als Residenz Bonaparte's u. der Kaiserin Josephine, die hier 1814 starb, historisch berühmt u. war 28. Okt. 1870 Stützpunkt eines Ausfalls der Pariser Armee gegen die Deutschen.

Malmedy, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Aachen (Rheinprovinz) mit 5620 E. (1871); liegt in einem engen Thale der Warche unweit der belg. Grenze, hat 1 evang. u. 2 kathol. Kirchen u. ist ein Hauptsitz der Gerberei u. Lederfabrikation im preuß. Staat; außerdem treibt die Stadt noch Leimsiederei u. Fabrikation von Papier u. Tuch u. besitzt eine Mineralquelle. — Der Kreis **M.** hat auf 14,76 □M. 29,999 E. (1871), darunter etwa 9500 Wallonen.

Malmö, ehemals befestigte Hauptstadt der schwedischen Provinz Malmöhuslän u. drittgrößte Stadt des Königreiches mit 32,200 E. (1875); liegt am Öresund in Schonen, ist gut gebaut u. besitzt ein Schloß, jetzt Kaserne u. Strafanstalt, ein Gymnasium, eine technische Lehranstalt, eine Navigationsschule u. ein großes Irrenhaus. Der Hafen ist durch Bauten sehr erweitert worden. Von Bedeutung ist die Industrie, nam. in Tabak, Leder, Eisenguß, u. der Handel, bes. mit Getreide. — Die Provinz Malmöhuslän, 86,87 □M. mit 325,909 E. (1873), ist der südwestlichste, fruchtbarste u. bevölkertste Theil von Schonen u. bildet eine fast waldlose Ebene, deren Bewohner namentlich Ackerbau, Viehzucht, Fischerei u. Schiffahrt treiben.

Malo, St., Arrondissementshauptstadt des französ. Departements Ille et Vilaine mit 12,040 E. (1872); liegt an der Nordküste der Bretagne auf einem Felsen, welcher mit dem Festlande durch einen hohen Straßendamm zusammenhängt. Auf beiden Seiten derselben liegt der im letzten Jahrzehnt durch große Bauten erweiterte u. noch mehr gegen die häufigen Springfluten gesicherte Hafen. Die von Mauern umgebene Stadt ist im NW. durch eine Citadelle u. 5 Inselforts geschützt. Die Straßen sind eng u. die Häuser zum Theil alterthümlich. Die Bevölkerung beschäftigt sich nam. mit der Fabrikation von Schiffsbedürfnissen, Stockfischfang u. Handel. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Wein, Branntwein, Salzfleisch, Leinwand, Segeltuch, Seilerwaaren, Theer, Hanf 2c.; im Küstenhandel werden hauptsächlich landwirthschaftliche Produkte, Steinkohlen, Eisen, Felle 2c. ein- u. ausgeführt. Der Schiffsverkehr ist nicht unbedeutend. St. M. hat den Rang eines Kriegsplatzes 2. Klasse.

Malortie, Karl Otto Unico Ernst v., hannöv. Minister u. Schriftsteller, geb. zu Linden, einer Vorstadt der Stadt Hannover, 15. Nov. 1804, studirte seit 1823 in Göttingen die Rechte u. trat dann als Verwaltungsbeamter in den Staatsdienst. 1836 von dem damals in Berlin lebenden Herzog von Cumberland mit der Führung seines Hofhalts betraut, ward M., nachdem Ernst August im Juni 1837 den hannöv. Thron bestiegen, sein Reisemarschall sowie Mitglied des Oberhofmarschallamtes, später Oberschenk, Hofmarschall u. 1850 Oberhofmarschall; auch stand er seit 1846 dem Departement der königl. Bauten u. Gärten vor. Im Dez. 1862 ernannte ihn Georg V. zum Minister des königl. Hauses; dies blieb M. bis zur Depossedirung des hannöv. Königshauses im J. 1866. In lit. Beziehung hat sich derselbe durch folgende Schriften bekannt gemacht: „Der Hofmarschall" (Hann. 1842, 2 Bde.; 3. Aufl. 1867); „Die Verwaltung der herrschaftlichen Bauten u. Gärten" (ebd. 1853); „Der Hof des Kurfürsten Ernst August" (ebd. 1857); „Lebensbeschreibung des Königs Ernst August" (ebd. 1861); „Beiträge zur braunschw.-lüneb. Geschichte" (ebd. 1860—66, 5 Hefte).

Malpighi (spr. Malpigi), Marcello, ital. Anatom, Physiolog u. Physiker, geb. zu Crevalcore bei Bologna 10. März 1628, wirkte als Prof. der Medizin in Bologna, Pisa, wieder in Bologna, hierauf in Messina u. zuletzt abermals in Bologna, ward 1691 Leibarzt u. Kammerherr des Papstes Innocenz XII. u. starb in Rom 29. Nov. 1694. Er nahm bei der Untersuchung des Blutumlaufs zuerst das Mikroskop zu Hülfe; die betreffenden Ergebnisse sind in seinen an Borelli gerichteten Briefen „De pulmonibus" (Bol. 1661) enthalten. Viele scharfsinnige u. werthvolle Beobachtungen finden sich ferner in seinen Abhandlungen über einzelne Organe des menschlichen Körpers, über den Seidenwurm, die Drüsen 2c., wie auch nam. in seiner Schrift über die Anatomie der Pflanzen (Lond. 1675—79, 2 Thle.). Seine „Opera omnia" erschienen 1686 zu London in 2 Bdn. u. 1687 zu Leyden, seine „Opera posthuma" 1697 zu London u. zuletzt als „Opera medica et anatomica varia" 1743 zu Venedig.

Malpighia, Pflanzengattung der Malpighiaceen, deren Grundform sie darstellt; nur den tropischen, meist amerikanischen Ländern angehörig, ausgezeichnet durch Bäume u. Sträucher, welche oft eßbare kirschenartige Steinfrüchte, viel Gerbstoff in der Rinde u. häufig an den Blättern Brennhaare erzeugen. In letzter Beziehung ist M. urens in Westindien, in erster Beziehung M. glabra u. punicaefolia, welche die „Barbadoeskirschen" liefern, merkwürdig. Die Gattung wurde zu Ehren des berühmten ital. Naturforschers Malpighi (s. d.) aufgestellt. — Die Malpighiaceen tragen bei gegenüberstehenden Blättern, welche meistentheils einen besonderen Blattansatz haben, Blumen mit einem fünftheiligen Kelche, fünf Blumenblättern, die mit langen Nägeln versehen sind, zehn Staubfäden mit unten zusammenhängenden Staubbeuteln, drei Staubwege od. eben so viele Narben u. entweder Flügelfrüchte od. Steinfrüchte.

Malplaquet (spr. Malplakeh), Dorf im franz. Dep. Nord (Bezirk Avesnes), bekannt durch den Sieg der Oesterreicher u. Engländer unter Eugen u. Marlborough über die Franzosen unter Villars 12. Sept. 1709.

mal propre (frz.), unsauber.

Mals, Marktflecken in Tirol u. Hauptort des oberen Vintschgaues mit 1131 E., liegt unweit des linken Ufers der Etsch am Punibach u. macht mit seinen weit verstreuten stattlichen Häusern, den 6 Kirchen, den Ruinen der Fröhlichsburg u. der Feste Troßthurm einen städtischen Eindruck, der durch den Anblick der Eispyramide des Ortlers noch erhöht wird. Nördlich davon liegt die Malser Heide, über welche man zur Etschquelle u. zum Reschenscheideck, der nur 1400 m. hohen Wasserscheide zwischen Inn u. Etsch, ansteigt. Diese Heide ist ein erweitertes Thal der Etsch, gebildet durch die Muren der Seitenthäler Plawen u. Planail; auf ihr liegen der Mitter od. Grauener See u. der Haider od. Weißen-See u. über sie führt die Poststraße von Meran nach Finstermünz.

Malström, s. „Maelstrom."

Malta, britische Insel im Mittelländ. Meere zwischen Sizilien u. Tripoli, hat mit den benachbarten, ebenfalls brit. Inseln Gozzo, Comino u. Cominotto 6,71 □M. Flächenraum. Die Insel besteht aus einem Kalkfelsen, welcher sich bis 400 m. über das Meer erhebt, steil zur hafenlosen Südwestküste abfällt, sich aber sanfter nach NO. abdacht u. dort eine Anzahl Häfen anzulegen gestattet, von denen die Bai von La Valetta den besten bildet. Fünf kleine, im Sommer meist vertrocknete Bäche strömen zum Meere; Brunnen, Wasserleitungen u. Cisternen versorgen die Bevölkerung mit Trinkwasser. Ackerbau ist nur an den Stellen möglich, wo man den dürren Felsen zerbröckelt od. mit sizil. Erde belegt hat.

Der Sommer ist meist drückend heiß, der Winter hingegen unbekannt u. die Regenmenge sehr gering, trotzdem ist die Vegetation auf künstlich bewässerten Stellen sehr üppig, nam. die der Baumwolle u. der Rosen, welche schon im Alterthum die Insel berühmt gemacht haben. Die Bodenverhältnisse sind aber für die Gesundheit der Bewohner wenig günstig. Die Bevölkerung, meist semit. Abkunft u. gemischt mit Italienern, zählte 1871 auf M. 124,384 Seelen ohne die Garnison, auf Gozzo u. Comino 17,391 E. Die Einwohner gebrauchen als Geschäftssprache das Englische, die Landbewohner sprechen einen arab. Dialekt, an den Küstenplätzen hört man viel Italienisch; sie sind katholisch u. stehen unter einem Erzbischofe, zu dessen Diöcese auch Rhodus gehört. Die Landwirthschaft, mit großer Sorgfalt betrieben, bringt viel Baumwolle, Zuckerrohr, Obst, Südfrüchte, bes. treffliche Feigen, Getreide u. Gemüse hervor. Von Belang ist Bienenzucht, Seefischerei u. Korallenfang. Der Boden liefert Marmor u. Alabaster, das Meerwasser an der Küste Salz. In industrieller Beziehung hat M. durch seine Filigranarbeiten u. Tischlerwaaren Ruf. Von großer Bedeutung ist Schiffahrt u. Handel, für welchen La Valetta der Hauptplatz ist.



Nr. 4073. La Valetta.

In der genannten Hauptstadt besteht auch eine Universität. Die Verwaltung liegt in den Händen eines Gouverneurs, der zugleich Kommandant der Garnison ist. Die Besatzung besteht aus 5000 M. Die Staatseinnahmen betrugen 1872: 173,000, die Ausgaben 160,000, die Einfuhr 8,982,000, die Ausfuhr 8,402,000 Pfd. Sterl.; der Schiffsverkehr umfaßte im gleichen Jahre 4238 Seeschiffe. Außer der befestigten Hauptstadt La Valetta ist die größte Stadt der Insel die in der Mitte gelegene Citta Vecchia. – M. (griech. Melite), ursprünglich von den Phönikiern besiedelt u. wahrscheinlich mit der Insel Ogygia Homer's identisch, kam um 400 v. Chr. in den Besitz der Karthager u. wurde infolge der Punischen Kriege römisch; 454 n. Chr. nahmen dies Eiland die Vandalen, 494 die Gothen, 533 die Byzantiner, 870 die Araber, 1090 die Normannen, welche M. mit Sizilien unter gleicher Herrschaft vereinigten, 1530 erhielten es die Johanniter von Karl V., deren Besitz durch die franz. Einnahme 1798 endete; 1800 ward M. an England abgetreten.

Maltebrun, eigentlich Malthe Konrad Bruun, Geograph, geb. zu Thisted in Jütland 12. Aug. 1775, studirte in Kopenhagen, zog sich durch den von ihm nach Ausbruch der Franz. Revolution verfaßten „Katechismus der Aristokraten" (1795) eine gerichtliche Verfolgung zu u. floh deshalb nach Schweden. 1797 zurückgekehrt, legte er in Wort u. Schrift seinen Haß gegen die herrschenden Klassen von Neuem an den Tag, mußte abermals flüchtig werden u. ward 1800 in contumaciam zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt. M. wandte sich nun nach Paris, wo er allmählich aus einem eifrigen Republikaner ein begeisterter Napoleonist u. aus diesem ein Ultraroyalist wurde, um schließlich sich zu gemäßigteren Anschauungen zu bekehren. Diesen Wandlungen entsprechend gehörte er seit 1806 zu den Hauptmitarbeitern des „Journal des débats", ging 1815 zur „Quotidienne" über u. kehrte später zu ersterem Blatte zurück. Er starb zu Paris 14. Dez. 1826. Als Geograph war M. gleich mit seinem Hauptwerke, dem „Précis de la géographie universelle" (5 Bde., Par. 1812—17), aufgetreten, dessen zweite verm. Auflage (8 Bde. mit Atlas, ebd. 1824—28) Huot u. dessen neue Bearbeitung (8 Bde., ebd. 1852—55) sein Sohn (s. d.) besorgte. Ferner gab er die „Annales des voyages, de la géographie et de l'histoire" (25 Bde., 1808—15) u. mit Eyries die „Nouvelles annales des voyages etc." (6 Bde., ebd. 1818 f.) heraus. Außerdem fungirte er eine Zeit lang als Sekretär der Pariser Geograph. Gesellschaft, die er hatte gründen helfen. Seine „Mélanges scientifiques et littéraires" (3 Bde., ebd. 1828) wurden von Nachet herausgegeben. — Sein Sohn Victor Adolphe **M.**, gleichfalls Geograph, geb. zu Paris 1816, war seit 1838 Lehrer der Geschichte an verschiedenen Schulen, 1846—47 Professor am Collége Stanislas in Paris u. widmete sich dann ausschließlich den geographischen Studien. Er schrieb: „Les jeunes voyageurs en France" (2 Bde., Par. 1840, 2. Aufl. 1844); „La France illustrée" (3 Bde., ebd. 1855—57); „La destinée de sir John Franklin dévoilée" (ebd. 1860); „Résumé historique de l'exploration à la recherche des grands lacs de l'Afrique" (ebd. 1860); „Les nouvelles acquisitions des Russes dans l'Asie orientale" (ebd. 1861); „Les États-Unis et le Mexique" (ebd. 1862); „Coup d'oeil sur le Yucatan" (ebd. 1864); „La Sonora et les mines" (ebd. 1864); „Canal interocéanique du Darien" (ebd. 1865); „Histoire géographique et statistique de l'Allemagne" (ebd. 1866—68); „Histoire de Marcoussis" (ebd. 1867) 2c. Auch setzt er die „Nouvelles annales des voyages" fort u. ist seit 1855 Generalsekretär der Pariser Geograph. Gesellschaft.

Malter, Getreidemaß in Deutschland u. der Schweiz, von sehr abweichender Größe; in Preußen 659,538 L., in Sachsen 1247,184 L., in Hannover 186,91 L. haltend, schwankt es in den übrigen Ländern u. Städten zwischen 100 (Hessen-Homburg) u. 554,196 L. (Luzern). In verschiedenen Gegenden Deutschlands galt das M. auch als Holzmaß u. enthielt als solches ½ Klafter.

Malteserkreuz, s. „Kreuz."

Malteserorden, s. „Johanniter."

Malthus, Thomas Robert, berühmter engl. Nationalökonom, geboren zu Rockery bei Guildford (Surreyshire) 14. Febr. 1766, studirte u. lehrte im Jesus-Colleg zu Cambridge, erhielt hierauf eine geistliche Pfründe in seiner heimatlichen Grafschaft, wurde 1805 Professor der Geschichte u. politischen Oekonomie am Collegium der Ostindischen Compagnie in Haileybury (Hertfordshire) u. starb zu Bath 29. Dez. 1834. Schon bevor er seine Professur angetreten, hatte sich M. durch seinen „Essay on the principle of population as its affects the future improvement of society" (2 Bde., Lond. 1798 u. öfter; deutsch von Hegewisch, Altona 1807) großen Ruf erworben. In diesem klassischen Werke machte er wieder auf die vergessenen natürlichen Grenzen der Menschheit aufmerksam, indem er zeigte, daß es nicht blos willkürliche Gesetze 2c. sind, welche das Schlaraffenglück Aller verhindern, sondern zum Theil die Kargheit der Natur, zum größeren Theil die Leidenschaften u. Sünden der Menschen selbst. Die Urtheile der heutigen Nationalökonomen über den Werth der Lehren M.'s sind getheilt, aber seine Grundansichten können als festes Eigenthum der Wissenschaft gelten. Diese sind in dem von Roscher so genannten Malthusischen Gesetze enthalten: Die Volksvermehrung hat die Tendenz, in geometrischer Progression zu wachsen (von 20 zu 20 Jahren wie 1, 2, 4, 8, 16), während die Unterhaltsmittel, selbst unter den günstigsten Umständen, blos in arithmetischer Progression zunehmen (wie 1, 2, 3, 4, 5). Um seine Ansichten zu einem System auszubilden, bereiste M. 1800 den Kontinent u. stellte hier die gründlichsten Untersuchungen über die Bevölkerungsverhältnisse an. 1834 wurden seine statistischen Untersuchungen bei der Reform der engl. Armengesetze benutzt. Von seinen anderen Werken sind noch zu nennen: „An inquiry into the nature and progress of rent, and the principles by which it is regulated" (Lond. 1815);

„Principles of political economy" (3 Bde., ebd. 1819 f.; 2. Aufl. mit einer biogr. Skizze des Verfassers von Otter, ebd. 1836) u. „Definitions in political economy" (ebd. 1827).

Maltitz, Franz Friedrich, Reichsfreiherr v., Diplomat u. Dichter, Sohn des 1826 verstorbenen Peter Friedrich v. M., dessen Eltern sich aus Deutschland nach Rußland gewendet u. der längere Zeit den russ. Hof in Lissabon, dann in Stuttgart u. Karlsruhe vertreten hatte; ward 1794 geb. u. widmete sich gleichfalls der Diplomatie. Er war 1826 u. 27 russ. Geschäftsträger bei den Vereinigten Staaten von Nordamerika, seit 1832 in Berlin u. 1837—54 im Haag, zog sich dann ins Privatleben zurück u. starb zu Boppard 25. April 1857. Außer einer Fortsetzung des Schiller'schen Fragments „Demetrius" (Karlsr. 1817) u. den Trauerspielen „Athalie" (nach Racine) u. „Alzire" (nach Voltaire) veröffentlichte er: „Gedichte" (ebd. 1816); „Die Geister auf Yburg, eine Rittersage" (ebd. 1817) u. „Phantasiebilder" (Berl. 1834), welch letztere aus einer Sammlung eigener Dichtungen u. aus Uebersetzungen aus dem Englischen, Französischen u. Italienischen bestehen. — Sein Bruder Franz Friedrich Apollonius, Freiherr v. **M.**, geb. 1795, begann 1830 seine diplomatische Laufbahn bei der russ. Gesandtschaft in Rio Janeiro, ging 1836 als Legationssekretär nach München u. bekleidete 1841 bis Dez. 1865 den Posten eines Geschäftsträgers am Hofe in Weimar, wo er auch 2. März 1870 starb. Er hat sich durch seine zahlreichen poetischen Arbeiten, wesentlich Sinngedichte u. Gedichte humoristisch-satirischen Inhalts, bekannter als sein Bruder gemacht. Er schrieb u. A.: „Gedichte" (Karlsruhe 1817; 2 Bde., Münch. 1838); „Geständnisse eines Rappen mit Anmerkungen seines Kutschers" (Berl. 1826); „Dramatische Einfälle" (2 Bde., Münch. 1838—43); „Drei Fähnlein Sinngedichte" (Berl. 1844); das Gedicht „Triclinium" (Weim. 1856); „Noch ein Blatt in Lethe" (ebd. 1857); die poetische Erzählung „Die Wunderkur der Hölle" (ebend. 1863) u. mehrere Dramen. Nach M.' Tode hat Frhr. v. Beaulieu-Marconnay noch „Ausgewählte Gedichte" mit einer Biographie M.' herausgegeben (Weim. 1873).

Maltitz, Gotthilf August, Reichsfreiherr v., deutscher Dichter, geb. zu Königsberg i. Pr. 9. Juli 1794, besuchte die Forstakademie zu Tharandt, trat 1813 als Freiwilliger in das preuß. Heer, widmete sich nach Beendigung des Krieges wieder dem Forstfache, beraubte sich aber durch eine, übrigens ohne seinen Namen gedruckte Satire auf zwei seiner Vorgesetzten jeder Aussicht auf Beförderung, gab daher seinen Beruf auf, reiste nach Italien u. lebte nach seiner Rückkehr in Berlin. Hier kam er bald in den Ruf eines zu entschiedenen Liberalismus, zog sich 1828 durch das Stück „Der alte Student" einen Ausweisungsbefehl zu u. ging nach Hamburg. Durch die franz. Julirevolution 1830 nach Paris gelockt, von den dortigen Zuständen aber wenig befriedigt, kehrte er 1831 nach Deutschland zurück, lebte fortan in Dresden u. starb daselbst 7. Juni 1837. Die humoristisch-satirische Seite war bei diesem reichbegabten, aber eitlen Dichter die ausgebildetste. Dies zeigen die Schriften „Ränzel u. Wanderstab" (2 Bde., Berl. 1821—23); „Streifzüge durch die Felder der Satire u. Romantik" (ebd. 1824); „Humoristische Raupen" (ebd. 1824; 4. Aufl. unter dem Titel: „Späßchen für Forstmänner u. Jäger", ebd. 1839); „Pfefferkörner" (Hamb. 1831—34 u. ö.) u. „Jahresfrüchte der ernsten u. heiteren Muse" (Lpz. 1834 f.; 2. Aufl., 1843). Unter seinen dramatischen Arbeiten sind die bekanntesten: „Hans Kohlhas" (Berl. 1828) u. „Oliver Cromwell" (Hamb. 1831). Außerdem veröffentlichte er: „Sonnenblicke, Gesänge religiösen Inhalts" (Zittau, 6. Aufl. 1834); „Gelasius, der graue Wanderer im 19. Jahrh. ꝛc." (Lpz. 1826); „Balladen u. Romanzen" (ebd. 1832) ꝛc.

Maltzan (Maltzahn), ein altes, schon 1194 in Mecklenburg vorkommendes, vielverzweigtes Adelsgeschlecht, das sich 1487 in zwei Linien theilte. Die ältere ward mit Joachim II. **v. M.**, der eine Zeit lang kaiserl. Generalissimus war u. dann als mecklenburgischer Rath u. Gesandter an den Verhandlungen der protest. Fürsten hervorragenden Antheil nahm, 10. Aug. 1530 in den Reichsfreiherrenstand erhoben u. nennt sich nach den Standesherrschaften Wartenberg (in Schlesien) u. Penzlin (in Mecklenburg) **M. zu Wartenberg u. Penzlin.** Ein Zweig dieser Linie wurde 1694 in den Grafen- u. 17. Jan. 1728 in den Reichsgrafenstand erhoben, erhielt 1774 das Obererblandkämmereramt in Schlesien, 1824 eine Kuriatstimme auf dem schles. Provinziallandtage u. besitzt außer mehreren Fideikommiß- u. Allodialrittergütern die seit 1599 freie Standesherrschaft Militsch in Schlesien, deren jedesmaliger Besitzer seit 12. Okt. 1854 erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses ist. Der Vater des jetzigen Chefs, des Grafen August **M.** (geb. 16. Aug. 1823), war Graf Mortimer **M.**, der, geb. 15. April 1793, im Sept. 1841 preuß. Minister des Auswärtigen wurde, sich aber 9. Aug. 1843 das Leben nahm. — Die jüngere Linie schreibt sich **Maltzahn** u. bildet heute die freiherrlichen Häuser **M.-Cummerow** u. **M.-Sarow.** Letzteres ist seit 1534 mit der Erblandmarschallswürde in Altvorpommern belehnt. Ersteres theilt sich wieder in einen älteren u. jüngeren Ast, von denen dieser in seinem ältesten Zweige durch Testament des poln.-sächs. Geheimraths Reichsgrafen v. Plessen vom 6. März 1761 u. in Gemäßheit der Stiftungsurkunde vom nämlichen Tage in den erblichen Besitz der Majoratsherrschaft Ivenack in Mecklenburg gelangt ist; infolge dessen führt der jeweilige Besitzer der genannten Herrschaft den vereinigten Namen „Reichsfreiherr v. M., Graf von Plessen".

Maltzan, Reichsfreiherr zu Wartenberg u. Penzlin, Heinrich Eghard Helmuth Karl v., namhafter Reisender, Sprachforscher, Ethnograph u. Schriftsteller, Sohn des im Nov. 1851 verstorbenen bayer. Kavalleriemajors Reichsfreiherrn Heinrich Karl Franz Adolph v. M. aus dessen erster Ehe mit der Engländerin Julia Poulott-Thompson v. Waverley, einer Schwester des Lords Sydenham, geb. auf der ehemaligen Villa Findlater's bei Dresden 6. Dez. 1826, studirte 1846—50 in München, Heidelberg u. Erlangen die Rechte, folgte aber dann seiner Neigung, die ihn den oriental. Studien u. der Erforschung u. Beobachtung des arabischen Völkerlebens zuführte. Am 15. März 1852 betrat er in Algier zum ersten Mal afrikan. Boden. Dort nahm er auch auf ein paar Jahre seinen Aufenthalt, nachdem er Algerien u. den Norden von Marokko bereist, 1853—54 die maurischen Denkmale in Spanien u. Portugal, hierauf Tunis, Aegypten, Paläastina, Syrien, die Türkei u. Griechenland besucht hatte. Eine Reise in den J. 1857—58 galt dem Süden u. der dortigen Hauptstadt Marokko's. Inzwischen hatte er sich mit der arab. Sprache u. den Sitten u. Gewohnheiten des Morgenlandes so vertraut gemacht, daß er es wagen durfte, unter dem Namen Abdurrhaman-ben-Mohammed als muselmanischer Pilger 1860 aus dem mohammedanischen Westen nach Mekka zu wandern u. die heil. Zeit dort mitzumachen. Nur Medina konnte er nicht besuchen, weil mittlerweile der helläugige Deutsche verdächtig geworden war; infolge dessen mußte er vielmehr eiligst nach Dschidda zurückkehren u. auf dem ersten Schiffe, das er hier fand, seine Flucht fortsetzen. Nach seiner glücklichen Heimkehr lebte er, mit der Verarbeitung seiner Reiseergebnisse beschäftigt, theils in Deutschland, theils in Algerien, bis er 1867 eine zweite Wanderung durch Tunesien unternahm, auf der er insbes. einige merkwürdige phönikische Inschriften entdeckte. Phönikischen u. altägyptischen Denkmalen galt auch hauptsächlich sein Interesse, als er 1868 die Insel Sardinien durchforschte. 1869—70 finden wir ihn abermals in Tunis, dann in Tripolis u. auf Malta, dessen pun. Inschriften er nachher zum ersten Mal zur Kenntniß der europ. Gelehrtenwelt brachte. Einen Aufenthalt in Dresden benutzte sodann M. zur Herausgabe eines von Adolph v. Wrede hinterlassenen Manuskriptes über dessen hochinteressante „Reise in Hadhramaut" (Braunschw. 1870). Hierdurch angeregt, das südl. Arabien zu durchforschen, reiste er Ende 1870 nach Aden u. machte von dort aus Ausflüge in die noch unbekannten Theile Südarabiens, die nicht blos zu wichtigen geographischen u. ethnographischen Aufschlüssen, sondern auch zu den ersten genaueren Nachrichten über die dortigen Sprachverhältnisse führten. In der nächsten Zeit lebte M. wieder abwechselnd in Deutschland u. Algerien u. zuletzt in Italien. Hier, zu Pisa, war es, wo er, durch eine ihn seit Jahren quälende Neuralgie schließlich zur Verzweiflung getrieben, 22. Febr. 1874 seinem Leben ein Ende machte. Seine bedeutendsten Werke sind: „Drei Jahre im Nordwesten von Afrika" (4 Bde., Lpz. 1863; 2. Aufl. 1868) u. „Reise in den Regentschaften Tunis u. Tripolis" (3 Bde., ebd. 1870), sowie „Meine Wallfahrt nach Mekka" (2 Bde., Lpz. 1865) u. „Reisen

in Arabien" (2 Bde., Braunschw. 1873). Außerdem sind zu nennen: „Reise auf der Insel Sardinien (Lpz. 1869) u. „Sittenbilder aus Tunis u. Algerien" (ebd. 1869). Die Journalistik besaß in M. einen ihrer lebensvollsten Berichterstatter, anregendsten Schilderer u. anmuthigsten Erzähler. Auch veröffentlichte er ein paar Bändchen Gedichte („Pilgermuscheln", Lpz. 1863, u. „Das Grab der Christin", ebd. 1865).

Malvaceen, s. „Malve".

Malvasier, ein süßer, sehr wohlschmeckender Wein, benannt nach der Stadt Napoli di Malvasia auf Morea, in deren Umgebung er früher in vorzüglicher Güte erzeugt wurde. Jetzt wird er aus den sog. Malvasierreben auf Madeira, Lipari, Sizilien, Sardinien u. in der Provence in gleicher Güte, in weißer wie in rother Farbe gewonnen, hält sich jedoch nur kurze Zeit.

Malve (Malva), Pflanzengattung der gleichnamigen Familie der Malvaceen, reich an Charakterpflanzen von häufig stattlichem Aussehen, über die ganze gemäßigte Zone beider Erdhälften verbreitet u. bes. reichlich in Südafrika vertreten, wo sie meist strauchartige Formen ausbildet. Auch bei uns nähern sie sich derselben durch die Entwicklung mancher Arten (M. alcea u. sylvestris) zu hohen Stauden. Die Blume der M. hat immer einen fünfblätterigen Kelch, welcher in einer dreiblätterigen Hülle steckt, in der Regel ziemlich ausgeschnittene u. prächtig gefärbte Blumenblätter u. eine kreisrunde, vielfächerige Kapselfrucht, deren einzelne Fächer nur einen Samen enthalten u. bei der Reife auseinander fallen. Am gemeinsten sind einige krautartige M.n, z. B. die rundblätterige (M. rotundifolia) u. die gewöhnliche M. (M. neglecta) auf Wegen u. Triften, beide unter dem Namen „Käsepappel" (eigentlich Gäsepappel von dem plattdeuschen Gäse = Gänse) allerwärts bekannt u. Früchte erzeugend, welche häufig von den Kindern gegessen werden. Die M.n enthalten viele schleimige Stoffe, bes. in der Wurzel, weshalb sie auch früher vielfach zu erweichenden Umschlägen u. dgl. benutzt wurden, wie noch heute mit den Blättern u. Blumen der M. sylvestris u. rotundifolia geschieht. — Die Familie der Malvaceen zeichnet sich durch zahlreiche, in einen Cylinder verwachsene Staubfäden u. die schon geschilderte Fruchtform aus. Zwischen den Tropen bilden sie oft gewaltige Bäume (Adansonia, Bombax), in der warmen, gemäßigten Zone wenigstens schönblumige Sträucher (Hibiscus); sonst gehören viele staudenartige Formen der Gattungen Althaea, Lavatera, Gossypium, Sida ꝛc. hierher.

Malz ist Getreide, welches man, mit Wasser befeuchtet, so lange hat keimen lassen, bis die Wurzeln hervorgebrochen sind; wird solches Getreide gleich frisch verarbeitet, so heißt es **Grünmalz;** wird es an der Luft getrocknet, so nennt man es **Luftmalz;** wird es dagegen durch künstliche Wärme getrocknet, so nennt man es **Darrmalz,** u. wird es endlich, ähnlich wie die Kaffeebohnen, geröstet, so führt es den Namen **Farbmalz**. Am besten von allen Getreidearten eignet sich zum Malzen die Gerste, u. deshalb wird diese auch fast ausschließlich hierzu verwendet. Das M.en beginnt mit dem Einweichen der vorher gut gereinigten Gerste in dem sog. Quellstock od. Weichbottich; derselbe wurde früher von Holz gefertigt, während man jetzt solche von Sandstein, von Eisen od. von Mauerwerk, innen mit Cement ausgekleidet, benutzt. Die Gerste wird in den Quellstock gebracht u. Wasser von gewöhnlicher Temperatur in solcher Menge dazu gelassen, daß dasselbe eine 1—1½ Dm. hohe Schicht darüber bildet, damit sog. taube Körner u. noch nicht vollständig entfernter Schmutz in die Höhe steigen u. mit dem Wasser abgelassen werden können. Nach 6—8 Stunden wird das erste Wasser abgelassen, die Gerste einige Zeit ohne Wasser in dem Quellbottich liegen gelassen u. dann mit neuem Wasser bedeckt; es kann dies noch einige Male wiederholt werden, bis das Wasser nicht mehr trübe erscheint. Das Einweichen unterbricht man, sobald das Korn „quellreif" ist, d. h. wenn das Korn, der Länge nach mit einem Messer durchschnitten, gleichmäßig durchfeuchtet erscheint, ohne indeß schmierig zu sein, u. wenn die Spitzen des Korns, zwischen die Finger genommen u. gedrückt, nicht mehr stechen, sondern sich dabei leicht umbiegen. Die Dauer des Einquellens hängt von der Art u. dem Alter der Gerste ab. Die eingeweichte Gerste muß nun zum Keimen gebracht werden, wodurch das in derselben enthaltene Pflanzeneiweiß so verändert wird, daß es die Fähigkeit besitzt, Stärkemehl in Dextrin u. Zucker umzuwandeln. Man nennt solches verändertes Pflanzeneiweiß Diastas. Das Keimen od. Wachsen der Gerste findet auf der Malztenne statt; die Luft in diesem Raume muß eine möglichst gleichmäßige Temperatur besitzen, die 12—15° nicht übersteigen darf; die Decke ist gewöhnlich gewölbt u. die Tenne selbst mit Cement überkleidet, od. aber sie besteht am besten aus Sohlenhofener Kalksteinplatten. Die feuchte Gerste wird auf der Tenne zu Haufen aufgeschichtet, die sich bald erwärmen u. daher öfter umgeschaufelt werden müssen, damit eine möglichst gleichmäßige Keimung eintritt. Die Keimung wird unterbrochen, so wie die an dem einen Ende der Körner hervorbrechenden Würzelchen die 1½fache Länge des Korns erreicht haben. Nur bei solchen Gerstensorten, die sehr reich an Glutin sind, empfiehlt es sich, die Würzelchen etwas länger wachsen zu lassen; die Wurzeln wachsen dann durch einander u. sind so unter einander verschlungen, daß man solches M. dann **Filzmalz** nennt. Die gekeimte Gerste muß möglichst schnell getrocknet werden; man nennt dies das Schwelken od. Welken; zu diesem Zweck wird das M. auf einen luftigen Boden flach ausgebreitet u. täglich ungefähr sechsmal so durchgeschaufelt, daß man die Körner dabei in die Höhe wirft, damit sie wie ein Regen niederfallen. Durch das Schwelken wird dem nachfolgenden Darren vorgearbeitet; ferner wird die Bildung von **Glasmalz** verhütet, welches entsteht, wenn noch zu feuchtes M. schnell zu stark erhitzt wird, wobei die Stärke des M.es zu Kleister aufquillt, der beim nachfolgenden Darren zu einer harten Masse eintrocknet; daher der Name Glasmalz. Für die Zwecke der Bierbrauerei wird das M. noch dem Darren unterworfen, d. h. einem vollständigen Austrocknen, einer schwachen angehenden Röstung bei höherer Temperatur. Hierdurch erlangt das M. einen angenehmen aromatischen Geruch u. Geschmack u. zugleich größere Haltbarkeit. Die Einrichtung der Malzdarren ist sehr verschieden, u. es sind eine große Anzahl derselben empfohlen u. in Anwendung gebracht worden. Das gedarrte M. wird endlich in die Putzmaschinen gebracht u. hier von den Wurzelkeimen befreit. Diese **Malzkeime** dienen als Viehfutter. Außer für die Zwecke der Bierbrauerei wird das M. auch noch in der Brennerei (Branntweinbereitung) gebraucht, doch genügt hierzu das Grünmalz u. das Luftmalz. — Die zum Darren des M.es durch künstliche Wärme gebräuchlichen Einrichtungen, die sog. Malzdarren, sind sehr verschieden; sie kommen aber alle darin überein, daß sie eines passend konstruirten Ofens bedürfen, durch welchen die zum M.e tretende Luft erwärmt wird, u. daß das M. auf einer od. mehreren über einander befindlichen, durchbrochenen Unterlagen, durch welche die warme Luft durchdringen kann, sich befindet. Diese Unterlagen bestehen entweder aus Geflechten von starkem Draht od. aus durchlöcherten Metallplatten. Ein Dunstschlott führt ferner die mit Feuchtigkeit beladene Luft weg.

Malzbonbons (Malzzucker) werden echt dadurch bereitet, daß man einen Malzauszug mit Zucker vermischt u. das Ganze soweit einkocht, bis der Zucker die nöthige Konsistenz hat; man gießt ihn dann auf ein mit etwas Oel bestrichenenes Kupferblech, wo er noch warm in viereckige Stücke zerschnitten wird. Sehr häufig trifft man jedoch im Handel unter dem Namen M. Fabrikate an, die nur aus braungefärbtem Zucker bestehen u. gar keinen Malzauszug enthalten.

Malzextrakt nennt man jede, entweder gehopfte od. ungehopfte, durch Eindampfen konzentrirte Bierwürze; hat man noch Zucker zugesetzt, so erhält man den Malzsirup.

Mama od. Mámma (franz. mamán [spr. mamang], ital. mámma, span. mamá), ein Naturlaut im Munde der Kinder für „Mutter".

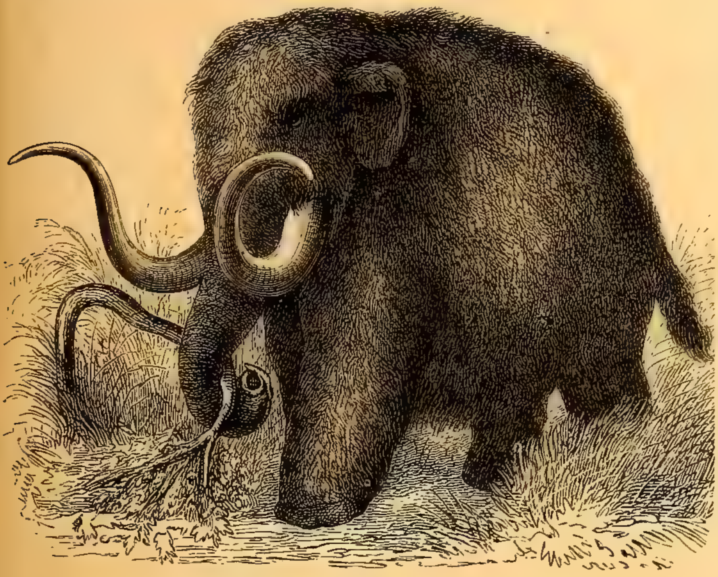
Mamluken (mamluk, arab., s. v. w. Sklave). Gelegentlich der Verwüstungen Asiens durch Dschingis-Khan (s. d.) kaufte Nedschmeddin, Sultan von Aegypten aus dem Hause der Ejubiden, von Dschingis-Khan 12,000 Sklaven mingrelischer, tscherkessischer u. türk. Abkunft, ließ sie militärisch erziehen u. bildete aus ihnen seine Leibwache. Allmählich rissen diese Prätorianer die Gewalt an sich u. erhoben nach der Ermordung des Sultans Turan-Schah (1251) einen der Ihrigen, Eibek, auf den Thron; mit diesem beginnt die erste Mamlukendynastie, die der Baharitischen Sultane (so genannt, weil sie auf einer Insel des Nil, arab. bahar, d. h. Fluß, ihre Kantonnements hatten). Im J. 1382 folgte die Dynastie der Bordjitischen M. (von arab. bordj, Burg), welche wie ihre Vorgänger über Aegypten schrankenlos regierten. Nur kurze Zeit wurde ihre Herrschaft unterbrochen, als 1517 der osmanische Sultan Selim I. Kairo eroberte u. Aegypten zu einem türk. Paschalik machte. Je schwächer aber die Macht der Pforte, je geringer infolge davon die Autorität ihrer Paschas in Aegypten wurde, um so höher stieg wieder das Ansehen der M., deren 24 Häuptlinge (Beys) die verschiedenen Provinzen als Statthalter verwalteten u. höchstens dem Pascha einen geringen Tribut zahlten. Einer der namhaftesten dieser Beys war Ali-Bey (s. d.). Auch Ibrahim-Bay u. Murad-Bey spielten eine Rolle in der Geschichte während der ägyptischen Expedition des Generals Bonaparte 1798 u. 1799. Mohammed-Ali (s. d.) bereitete aber der unseligen Mamlukenwirthschaft ein blutiges Ende, indem er 1811 die Häupter der M. unter allerlei Vorspiegelungen auf die Citadelle von Kairo lud u. 470 Mann derselben niedermetzeln ließ. Gleichzeitig wurden die noch übrigen M. in den Provinzen niedergemacht od. nach Nubien zurückgeworfen, u. auch dort machte 1820 eine von Mohammed-Ali ausgesandte Expedition ihren Resten ein Ende.

Mamma (lat.), die weibliche Brust.

Mammalien, s. v. w. Säugethiere.

Mammillaria, Pflanzengattung der Kakteen, daher auch Warzenkaktus, wegen der warzenartigen Bildung der Aeste, die sich kugelig od. keulig zusammenzustellen pflegen. Man kultivirt in unseren Gärten eine große Menge von Arten, deren Warzen bald sehr klein, bald sehr groß, mit kleinen od. großen spieß- od. pinselförmigen Nadeln u. Stacheln von verschiedenster Färbung bedeckt sind. Nach der Form des Stammes, seiner Warzen u. deren Stacheln unterscheidet man die verschiedenen Arten, welche meist in Mexiko vorkommen. Aus ihren oft schönen Blumen entspringen häufig eßbare apfelartige Früchte.

Mammon, richtiger Mamon, steht im Neuen Testament Matth. 6, 24; Luk. 16, 9. 11. 13 als Bezeichnung des Reichthums. Eigentlich ist es ein aramäisches (syrisches) Wort u. bedeutet Das, worauf man sich verläßt. Es wurde im Griechischen beibehalten, weil man eine Art Gottheit, wie den Plutos der Griechen, darin erblickte.



Nr. 4074. Mammuth (Elephas primigenius).

Mammuth (ruff. Mamont, vom tatarischen Mamma, Erde), Elephas primigenius, eine ausgestorbene Elefantenart, deren bis 4,3 m. lange, am Wurzelende 0,25 m. dicke, bis 200 Kg. schwere, gebogene Stoßzähne bes. im nördl. Asien, wo sich ein eigenes Gewerbe, das der Mammuthsucher, gebildet hat, fossil gefunden werden, u. als „fossiles" od. „gegrabenes" Elfenbein (ebur fossile) einen großen Theil des in den Handel gebrachten Elfenbeins ausmachen. Von den jetzt lebenden Elefanten unterschied sich das M. durch dichte Behaarung u. lange Nackenmähne, wie man an dem zuerst von Adams zu Ende des vorigen Jahrhunderts im gefrorenen Schwemmlande des nördl. Sibiriens aufgefundenen, mehr od. weniger vollständig erhaltenen Exemplare gesehen. Ist auch die ruff. Fabel, es lebe das M. noch heute in Sibirien, u. zwar nach Art der Maulwürfe unter dem Boden, entschieden zurückzuweisen, so ist es doch nicht zu bezweifeln, daß das Aussterben des gewaltigen nordischen Thieres erst nach dem Auftreten des Menschengeschlechts erfolgte.

Mammuthbaum (Sequoia od. Wellingtonia gigantea), der Begtree der Kalifornier, eines der ehrwürdigsten pflanzlichen Denkmäler der Natur, dessen Größenverhältnisse schon unter „Baumgestalten" (Bd. II, S. 437 u. f.) besprochen worden sind. Der engl. Reisende u. Pflanzensammler Lobb entdeckte diesen Riesenbaum 1853, worauf er in „Gardener's Chronicle" von Lindley beschrieben u. Wellingtonia genannt wurde, obgleich er schon 1850 von einem Herrn Wooster in Kalifornien gesehen worden war. Dr. Randall, Präsident der Kaliforn. Akademie der Naturwissenschaften, kannte den Baum u. hatte ihn Washingtonia getauft. Der Baum gehört zu einer untergegangenen europ. Gattung Sequoia der Tertiärzeit u. hat gegenwärtig noch einen Verwandten in der S. sempervirens od. dem Red-wood der Kalifornier, einer weniger riesigen Art daselbst. Entdeckt wurde der M. an den Quellen der Flüsse Stanislaus u. San Antonio in der Sierra Nevada bei 120° 10′ w. L. u. 38° n. Br. Er ist mit einer dicken, rothen rissigen u. schwammigen Rinde bedeckt, während die Zweige sich in den höchsten Wipfel flüchten, wagrecht abstehen u. cypressenartige grasgrüne Nadeln, im Vergleiche zu dem ungeheuren Wachsthume aber sehr kleine, denen der Weymouthskiefer gleichende Zapfen hervorbringen.

Man, eine zu England gehörige Insel der Irischen See, 10,68 □M. groß, liegt im SW. des Solway Firth u. wird von einem durchschnittlich 500 m. hohen Gebirge durchzogen, dessen höchster Gipfel, der Snae-Fell, sich im nördl. Theile der Insel zu 579 m. erhebt. Der Bergbau liefert Blei, Silber, Zink, Eisen u. Kupfer. Die Küsten sind meist felsig u. das Meer im N. der Insel wegen mehrerer Bänke nicht ungefährlich. Die 54,042 E. (1871) sind keltischen Stammes u. sprechen zu ⅓ den Dialekt Manx, in welchem eine Literatur von 25 gedruckten Büchern besteht; nur Manx u. kein Englisch verstehen jedoch nur noch etwa 200 E. (1875). Ackerbau kann nur im S. getrieben werden, da das Klima im Ganzen zu feucht ist; für die ausgedehnte Schafzucht besitzt das Gebirge treffliche Weiden. Die wichtigste Beschäftigung des Volkes ist der Fischfang, bes. auf Heringe, u. die Schiffahrt. M. besaß 1873: 220 eigene Schiffe von 11,004 Tonnen, darunter 7 Dampfer von 1872 Tonnen; der Schiffsverkehr umfaßte aber fast ausschließlich nur Küstenfahrer. Die Industrie besteht nur in Leinweberei u. in der Verfertigung von Lederwaaren. In konfessioneller Beziehung gehört die Bevölkerung zur Episkopalkirche u. hat einen eigenen Bischof; ebenso genießt sie noch das Recht einer besonderen Verfassung unter einem königl. Gouverneur. England hat die Insel erst 1765 von dem Herzog von Athol erkauft. Sitz der Regierung ist der Flecken Castletown an der Südküste mit 2320 E. (1871), die größte Stadt Douglas im SO. mit 13,972 E. (1871), welche sich vorzugsweise von Fischfang, Robbenschlag u. der Schiffahrt ernähren. Außerdem giebt es auf der Insel noch die Städte Peel mit 3513 E. u. Ramsey mit 3934 E. (1871).

Mänaden, s. v. w. Bakchantinnen, s. „Bakchos".

Manasse: 1. Name eines der 12 Stämme der Israeliten, eigentlich aber (neben Ephraim) Unterabtheilung des Stammes Joseph's. Das volle Erbrecht M.'s u. seines Bruders wird 1. Moses 48 aus der Adoption Beider durch ihren Großvater Jakob erklärt. Bei der Einwanderung der Israeliten spaltete sich der Stamm in eine Osthälfte, die den nördlichsten Theil des Ostjordanlandes besetzte (freilich ohne dieses große Gebiet jemals allein zu behaupten), u. in eine Westhälfte, die ihr Stammgebiet südl. vom Vorgebirge Karmel am Mittelländischen Meere hatte. Aus Westmanasse ging u. A. der Richter Gideon hervor, der eine Zeit lang seinem Stamm die Vorherrschaft sicherte (Richt. 6—8). Nach der Theilung des Reiches gehörten beide Hälften von M. zum Reiche Israel. Ostmanasse wurde 734 v. Chr. von dem assyrischen Könige Tiglat Pilesar (2. Kön. 15, 29), Westmanasse 722 von Sargon nach der Eroberung Samariens ins Exil geführt. — 2. **M.**, Sohn Hiskia's, König von Juda 698—643 v. Chr., war nach 2. Kön. 21 einer der gottlosesten Fürsten aus dem Hause David's, der alle Arten von Götzendienst trieb u. viel unschuldiges Blut in Jerusalem vergoß. Daher galt er den Späteren (vgl. Jer. 15, 4) als die Hauptursache für den Untergang Juda's. Die Nachricht der Chronik (2, 33, 11 ff.), daß M. schließlich von den Assyrern gefangen nach Babel geführt worden sei, dann aber sich bekehrt u. nach seiner Rückkehr auf den Thron den Götzendienst abgeschafft habe, hat sich nach den assyrischen Denkmälern wenigstens als möglich herausgestellt. Auf dieses Ereigniß bezieht sich auch das sog. „Gebet M." am Schluß der Apokryphen des Alten Testaments.

Manati (Lamantin, Manatus), eine in die Familie der Seekühe od. Sirenier gehörige Gattung pflanzenfressender Fischsäugethiere (Cetaceen) mit dünnbehaarter Haut, flossenartigen, mit je vier Nägeln ausgerüsteten Vordergliedmaßen u. einer oval gerundeten Schwanzflosse, während hintere Gliedmaßen fehlen, obschon das Skelet das Rudiment eines Beckens zeigt. Diese Thiere bewohnen gesellig die tropische Küste des Atlantischen Ozeans, deren Flußmündungen u. Flüsse wie die mit ihnen in Verbindung stehenden Seen, so daß sie mehr als Süßwasserthiere denn als Meeresbewohner zu bezeichnen sind, wie sie auch A. v. Humboldt im Meere bes. an den Stellen beobachtet hat, wo es süße Quellen giebt, z. B. einige Meilen von Cuba im Süden des Meerbusens von Jagua. Man unterscheidet zwei (manche Forscher drei) Arten, den 3 m. langen westafrikan. Manatus senegalensis u. den größern (6 m. langen) Manatus americanus der amerikan. Ostküste vom Amazonenstrome bis Florida. Ueberaus gefräßige Thiere, weiden sie die Tangwiesen der seichten Meeresgründe, indem sie beständig fressend sich vorwärts schieben, u. in den Flüssen u. Seen die saftigen Ufergräser u. andere Wasserpflanzen ab, sind aber nicht (wie gefabelt wurde) im Stande, mit Hülfe ihrer Flossenarme ans Land zu kriechen. Sie verdanken diesen unvollkommnen Extremitäten nur unrechtmäßiger Weise ihren ursprünglich span. Namen Manati, Maniathi (d. i. Handthier), aus welchem die Franzosen durch Vorsetzen des Artikels ihr Lamantin gebildet haben. So plump aber die M.s aussehen, sind sie doch gewandte Schwimmer u. Taucher. Die Männchen bestehen unter einander hitzige Kämpfe um den Besitz der Weibchen.

Das (einzige) Junge wird von seiner Mutter mit Liebe gepflegt u. mit Aufopferung vertheidigt, indeß nicht, wie behauptet worden, mit der Armflosse an der Brust getragen. Man jagt die M.s wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches u. Fettes, wie der dicken, zu Riemen verwendbaren Haut, theils in Netzen, theils (u. zwar meistens) mit Harpunen, hat aber bei der Feinhörigkeit u. Gewandtheit dieser Thiere große Vorsicht u. Geschicklichkeit hierzu nöthig.



Nr. 4075. **Der Manati** (Manatus americanus).

Mancha (La M., spr. Mantscha), der südl. Theil der span. Landschaft Neucastilien, als Heimat des Don Quixote berühmt, besteht theils aus öden, wasserarmen Hochflächen (M. baja, d. h. niedere M., genannt), theils aus den nördl. Ausläufern der Sierra Morena (M. alta, d. h. hohe M.), die in einer Höhe von 1000—1300 m. sich bis zum Thale des Guadiana erstrecken.

Manche od. La Manche, s. „Kanal".



Nr. 4076. **Das Rathhaus in Manchester.**

Manchester (spr. Männtschest'r), erster Fabrikplatz Englands mit 538,407 E. (1871), wovon 183,068 E. auf Salford kommen; liegt in der nordengl. Grafschaft Lancaster, 7 M. im O. Liverpools in einer wellenförmigen Ebene am Irwell, welcher Fluß M. von Salford, einer mit selbständiger Gemeindeverfassung versehenen Vorstadt, scheidet, u. am Bridgewater-Kanal. Die ziemlich unregelmäßig gebaute u. unfreundliche Altstadt umgiebt die Kathedrale als Kern; an diese schließt sich ein Ring von Vorstädten mit theilweise sehr schönen Gebäuden. Von den Kirchen sind bes. sehenswerth die Kathedrale, 1422 gegründet u. im Thurme 1862 vollendet, u. die kathol. Kathedrale von Salford; die großartigsten öffentlichen Gebäude sind außerdem der in neugoth. Stile erbaute Gerichtshof (Assize Court), die beiden Stadthäuser, die Börse, die Freihandelshalle, das große Krankenhaus (Royal Infirmary), die Armenschule Chetham College u. die Royal-Institution mit Gemäldesammlung. Zahlreiche Anstalten sind den Wissenschaften gewidmet u. werden zum Theil von den verschiedenen Sekten unterhalten, so eine medizinische u. chirurgische Lehranstalt, Owen's College, Manchester-College, Seminare für Theologie, Handwerkerschulen, eine Philosophische Gesellschaft, ein Athenäum u. mehrere sehr bedeutende Bibliotheken. Unter den 4 Parks der Stadt ist Peel's Park in Salford bes. hervorzuheben; hier befinden sich ein Museum u. Standbilder der Königin, des Prinz-Regenten, Sir Robert Peel's, des Parlamentsmitgliedes Brotherton u. Richard Cobden's. Außerdem hat M. noch Wellington u. Dr. Dalton durch Denkmäler geehrt. M. ist Sitz eines anglikan., Salford eines kathol. Bischofs u. besitzt eine große Anzahl von Wohlthätigkeitsanstalten. In der riesenhaft entwickelten Industrie nimmt M. sicher die erste Stelle unter allen Städten der Erde ein; vor Allem ist diese Stadt Mittelpunkt der engl. Baumwollindustrie, deren Gesammtproduktion in der Stadt allein durch etwa 100 große Fabriken auf 70—80 Millionen Pfd. Sterl. jährlich geschätzt wird. Im J. 1871 zählte man in M. 1123 Fabriken u. 4200 Werkstätten mit 15,074 Arbeitern in Baumwolle, 1034 Barchentfabrikarbeiter, 503 Calicodrucker, 402 Färber, 604 Glasfabrikanten, 163 Rothgießer, 258 Drahtzieher; in Salford 6609 Baumwollarbeiter, 335 Baumwolldrucker, 414 Barchentarbeiter. An Gebäuden gab es 102 Baumwollspinnereien, 37 Färbereien, 63 Maschinenbauanstalten, 48 Metallgießereien, 60 Sägemühlen, 16 Kurzwaarenfabriken u. 13 Seidenfabriken. Mehrere von den Markthallen u. Waarenhäusern gereichen der Stadt zu großer Zierde. Als Hafenplatz dient Liverpool (s. d.), mit welcher Stadt M. durch die erste Dampfeisenbahn verbunden worden ist; jetzt ist letzteres nach M. der wichtigste Eisenbahnknotenpunkt des Landes. Die sehr dicht zusammenwohnende Bevölkerung, die Armuth eines großen Theils derselben, der Rauch, welcher immer über der Stadt liegt, sind Ursachen der hohen Sterblichkeitsziffer; M.s Gesundheitszustände stehen weit hinter denen Londons, übertreffen aber diejenigen Liverpools. M., an Stelle des röm. Manucium erbaut, war schon im 14. Jahrh. ein hervorragender Platz in der Fabrikation leinener u. wollener Waaren u. sah seine Industrie nam. durch die im 17. Jahrh. einwandernden Flamänder gehoben. Im 18. Jahrh. begründeten Arbeiter aus dem Orte Wigan bei Liverpool die Baumwollspinnerei in M., zu deren Betrieb hier 1789 die erste Dampfmaschine angewandt ward. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts zählte die Stadt 20,000 Seelen, die Bevölkerung wuchs bis 1801 auf 94,000, 1841 mit Salford auf 353,390 E. In gleicher Weise hat sich auch die Volkszahl in den benachbarten Ortschaften vermehrt, welche in industrieller Beziehung von M. abhängig sind.

Manchester, volkreichste Stadt im nordamerik. Unionsstaate New-Hampshire mit 23,536 E. (1870), liegt am Merrimac u. ist regelmäßig gebaut. Erst 1730 gegründet, ist M. gegenwärtig die bedeutendste Fabrikstadt des Staates u. bes. wichtig durch seine Spinnerei, Weberei u. Maschinenfabrikation. Für einen großen Theil der Fabriken liefert der Merrimac die Wasserkraft.

Manchester (spr. Männtschest'r), Grafen u. Herzöge v., Peers von England, führen ihren Stammbaum auf Drogo de Montacute zurück, der mit Wilhelm dem Eroberer nach England kam. Sir Henry **Montagu,** ein jüngerer Bruder des Ahnherrn der 1749 erloschenen Herzöge von Montagu, wurde 1620 als Lordschatzmeister zum Viscount Mandeville u. Baron Montagu v. Kimbolton u. im Febr. 1626 zum Grafen **v. M.** erhoben; war zuletzt Großsiegelbewahrer u. starb 7. Nov. 1642. — Edward Montagu, 2. Graf **v. M.,** Sohn des Vorigen, geb. 1602, zählte als Lord Kimbolton zu den hervorragendsten Führern der Opposition im Unterhause, errang 1644 mit dem Heere des Parlaments den entscheidenden Sieg über den Prinzen Rupert bei Marston-Moor, ward jedoch durch die republikan. Partei verdrängt, stimmte 1660 für die Restauration Karl's II., den er dann auch im Auftrage der Peers zu seiner Rückkehr beglückwünschte, u. starb zu London 5. Mai 1671. — Charles Montagu, 4. Graf u. 1. Herzog **v. M.,** Enkel des Vorigen, beförderte 1715 durch seinen Einfluß die Erhebung des Hauses

Hannover auf den engl. Thron, ward dafür von Georg I. im April 1719 durch den Herzogsrang belohnt u. starb 20. Jan. 1722. — Gegenwärtiges Haupt der Familie ist William Drogo Montagu, 7. Herzog **v. M.**, geb. zu Kimbolton-Castle in der Grafschaft Huntingdon 15. Okt. 1823.

Manchesterpartei, auch Manchesterschule, nannte man in England in den 40er Jahren u. später die Cobden-Bright'sche Gruppe von Politikern, welche die Aufhebung der Kornzölle erstrebte u. durchsetzte, weil sie ihren Hauptsitz in Manchester hatte. Infolge der lebhaften Wechselbeziehungen, die zwischen den engl. u. den deutschen Freihändlern stattfinden, z. B. im internationalen „Cobden-Clubb", werden auch die vorzugsweise sog. Freihändler Deutschlands, die Mitarbeiter an Faucher's (s. d.) „Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft", die Mitglieder des 1858 gegründeten Kongresses deutscher Volkswirthe, häufig als Manchestermänner bezeichnet. Auch unparteiische, besonnene Schriftsteller brauchen diesen Ausdruck mitunter der Kürze halber, meist mit Hinzufügung eines „s. g."; gewöhnlich wird indeß die Bezeichnung „M.", ähnlich dem ehemaligen Schlagwort „Kleindeutsche", als eine polemische Redensart gebraucht. Wenn man Jemand einen Manchestermann nennt, so will man damit andeuten, daß der Betreffende ein Anhänger des volkswirthschaftlichen Gehenlassens, des sog. laissez faire der Physiokraten sei, u. daß er geldoligarchische Tendenzen verfolge — Vorwürfe, die jedenfalls stark übertrieben u. vom Parteigeist gefärbt sind. Unzutreffend ist nam. der Name „Manchesterschule", da sowol die engl. als die deutschen Politiker der bezeichneten Richtung weit davon entfernt sind, eine geschlossene Partei zu bilden. Auch ist es unrichtig, wenn von Seiten der Anhänger der Schutzzölle die Begriffe „Manchestermann" u. „Freihändler" zusammengeworfen werden; z. B. erkennen auch die Freihändler an, daß auf niederen Kulturstufen zahlreiche durchgreifende Staatsmaßregeln, z. B. die Gründung von Staatsfabriken u. Gewerbeschulen, die Berufung von Einwanderern ꝛc., räthlich sein können; sie betrachten die Schutzzölle nur als eine verwerfliche Art der Staatseinmischung; auch ist z. B. die Bekämpfung der ungedeckten Noten durch Faucher u. andere Freihändler das gerade Gegentheil geldoligarchischer Bestrebungen. — Vgl. hierzu die Art. „Bright" u. „Cobden"; Walcker, „Zur Lehre von den Schutzzöllen" (Dorpat 1867) u. „Die soziale Frage" (Berl. 1873).

Mancini (spr. Mantschini), Laura Beatrice, geb. **Oliva,** ital. Dichterin, geb. zu Neapel 1823; ward von ihrem Vater, einem gelehrten Schriftsteller, in den alten Sprachen wie in der Geschichte u. Literatur unterrichtet, vermählte sich 1840 mit Pasquale Stanislao M. (geb. zu Neapel um 1820, Advokat, 1850 Professor in Turin, 1860 Parlamentsmitglied, 1862 Unterrichtsminister im Kabinet Rattazzi, seit 1872 Professor der Rechte in Rom); folgte demselben, als er 1848 aus Neapel floh, nach Turin u. starb zu Florenz 17. Juli 1869. Die Dichtungen dieser auch wegen ihrer Schönheit berühmten Frau sind ausgezeichnet durch Gedankenreichthum, tiefes Empfinden, Formgewandtheit u. Feinheit des Ausdrucks. Ihr Erstlingswerk war die Tragödie „Ines" (Flor. 1845). Dann folgten u. a.: das Gedicht „Colombo al convento della Rabida" (Genua 1846); „Poesie varie" (ebd. 1848); die Gedichte „A Gladstone un esule Napolitana" (Tur. 1851) u. „L'Italia sulla tomba di Vicenzo Gioberti" (ebd. 1853). Ihre nachgelassenen Gedichte erschienen unter dem Titel „Patria e amore".

Mancipium (lat.). Die Römer kannten drei Arten der Unterwerfung eines Menschen unter die Herrschaft eines Anderen: die Ehe (manus), die Sklaverei (servitus, nexum) u. das m., d. i. die sklavenähnliche Stellung u. Behandlung eines Freien. Das letztere war ein Ausfluß der weitgehenden Rechte des Hausvaters über seinen Sohn. Letzterer konnte anfänglich vom Vater in die Sklaverei verkauft, später nur in m. gegeben werden. Es war dies nicht immer eine Bedrückung des Kindes, sondern konnte auch dessen Vortheil bezwecken, da die mehrmalige Hingabe in das m. eines Dritten der Weg war, auf dem der Sohn von der drückenden väterlichen Gewalt befreit u. zu einer freieren persönlichen u. wirthschaftlichen Stellung gelangen konnte. — Vgl. auch „Emanzipation".

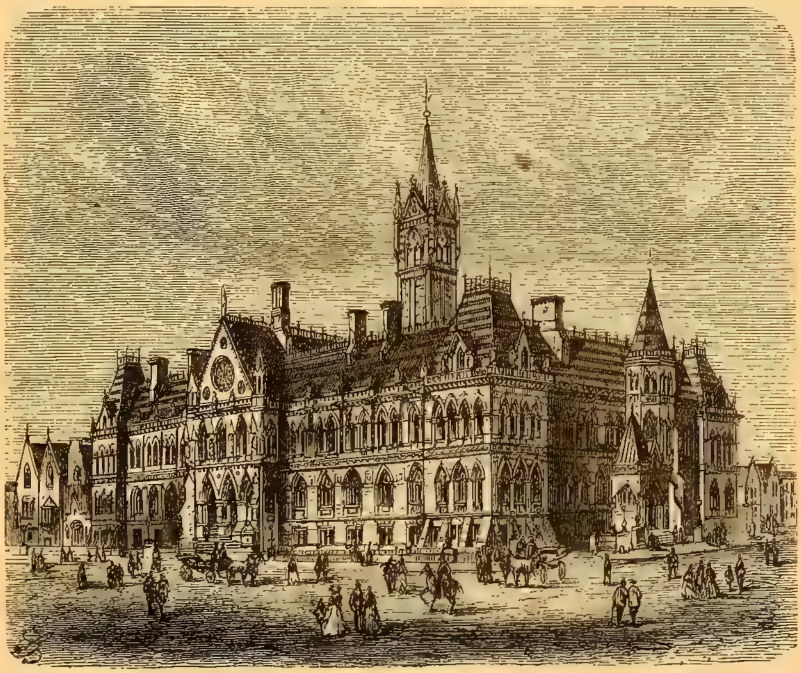
Manco (ital.), kaufmännische Benennung für das Fehlende, den Abgang bei Waaren.

Mandara od. Uandala, ein centralafrik. Staat von 100 □M. im S. des Tsadsees (Sudan), durch die Reisen von Barth (1851), Vogel (1854) u. Rohlfs (1866) näher bekannt geworden; liegt im S. von Bornu u. ist im N. eine zum Theil sumpfige, von zahlreichen Büffeln belebte Ebene mit großen Gummiwäldern, im SW. ein etwa 1000 m. hohes Gebirgsland. Die 150,000 E., von denen 30,000 allein auf die Hauptstadt Doloo kommen, sind mit den Kanuri verwandt u. der Mehrzahl nach heidnisch. Nur in den Städten wohnen Mohammedaner. Sie gehen fast vollständig nackt. Das Land steht unter einem despotisch regierenden Sultan, der jedoch seit einem unglücklichen Kriege mit Bornu 1863 letzterem Reiche tributpflichtig ist.

Mandarin ist der europ. Name für die chines. Beamten, ein Wort, das aus dem sanskritischen mantrin (d. h. Berather) entstanden u. von den Portugiesen zuerst auf chines. Verhältnisse angewendet worden ist.

Mandarinen nennt man die Früchte von Citrus myrtifolia u. Citrus chinensis, kleine Orangen von sehr angenehmem, süßem Geschmack, hauptsächlich in Sizilien, Malta, Algier u. China gepflegt, aber selten in den deutschen Handel kommend.

Mandat (a. d. Lat.), Auftrag, gehört zu den wichtigsten Verträgen des bürgerlichen Rechts. Er besteht in dem vom Schuldner (mandatarius, Beauftragten) dem Gläubiger (mandans, Mandanten, Auftraggeber) formlos gegebenen Versprechen, für Letzteren u. dessen Weisungen entsprechend ein od. mehrere Geschäfte unentgeltlich zu besorgen.



Nr. 4077. Der neue Assisenhof in Manchester.

Die Ertheilung des Auftrages kann in Form einer Bitte, eines Wunsches od. eines Befehles, schriftlich od. mündlich, ausdrücklich od. stillschweigend (das Letztere z. B., wenn Jemand, ohne zu widersprechen, geschehen läßt, daß seine Geschäfte in seiner Gegenwart von einem Anderen geführt werden). Regelmäßig kann Niemand zur Annahme eines Auftrages gezwungen werden; bei Sachwaltern, Aerzten, Hebammen gilt vielfach das Gegentheil; es müssen ferner die Personen, welche sich zur Ausrichtung von Aufträgen öffentlich od. doch dem Auftraggeber gegenüber erboten haben, bei Empfang eines Auftrages unverzüglich darüber erklären, ob sie denselben annehmen wollen, widrigenfalls er als angenommen gilt. An sich ist zwar der Auftrag ein unentgeltliches Geschäft, es pflegt unter Umständen aber eine Vergütung erwartet u. gezahlt zu werden, welche den technischen Namen „Honorar" führt u. nam. bei wissenschaftlichen, künstlerischen u. technischen Aufträgen u. Leistungen vorkommt. Der Annahme eines Auftrages steht ferner nicht der Umstand entgegen, daß der Beauftragte neben den Geschäften des Auftraggebers zugleich mit die seinen od. die eines Dritten besorgt. Der Beauftragte muß den erhaltenen Weisungen streng nachkommen, jede Ueberschreitung des M.s macht ihn schadenersatzpflichtig; auch muß er regelmäßig das Geschäft persönlich besorgen, durch einen Dritten kann er sich nur im Behinderungsfalle u. nur mit Zustimmung des Auftraggebers vertreten lassen, andernfalls muß er wenigstens für seinen Unterbeauftragten wie für sich selbst einstehen.

Jedes M. erlischt natürlich regelmäßig durch den Tod eines der Betheiligten, außerdem nam. noch durch den Widerruf des Geschäftsherrn, welcher jederzeit u. einseitig erfolgen kann. — Noch spricht man von einem M. im öffentlichen Rechte bei Abgeordneten, die durch Wahl in eine parlamentarische Körperschaft berufen sind. Nur ist es unrichtig, daraus abzuleiten, daß der Gewählte an die Weisungen seiner Wähler wie ein Beauftragter gebunden sei; vielmehr ist ihm an sich bezüglich seines Verhaltens in Fragen der Politik u. sonst freie Hand gelassen u. können seine Wähler nicht Niederlegung seines M.s verlangen.

Mandaten, das während der Franz. Revolution von dem Direktorium 1795—96 an Stelle der gänzlich entwertheten Assignaten (s. d.) im Betrage von 2400 Mill. ausgegebene Papiergeld, als dessen Deckung die Staatsdomänen dienen sollten.

Mandatsprozeß. Er verdankt seine Entstehung dem deutschen Prozeßrechte. Derjenige nämlich, welcher eine Schuldverschreibung besaß, aus der sich die Verpflichtung des Beklagten unzweifelhaft ergab, brauchte nicht erst gewöhnliche Klage anzustellen, sondern konnte, gestützt auf seine Urkunde, sofortige Einleitung des Zwangsverfahrens (Exekution) wider seinen Schuldner fordern. Der Richter erließ alsdann an den Schuldner einen Zahlungsbefehl, Mandat. Es gab deren zwei Arten: entweder wurde dem Schuldner noch gestattet, Einwendungen binnen bestimmter Frist zu erheben, wodurch das Mandat seine Kraft verlor, od. Zahlung ohne diese Klausel gefordert. Darnach unterschied man zwischen bedingtem u. unbedingtem M., der letztere war das strengere Verfahren. Heutzutage ist der M. meist durch neuere Prozeßarten verdrängt od. doch wesentlich abgeändert worden.

Mandel, ein früher u. auch jetzt noch im Volksmunde übliches Maß, s. v. w. 15 Stück.

Mandel, Eduard, namhafter Kupferstecher, geb. 15. Febr. 1810 zu Berlin, besuchte 1826—30 unter dem Kupferstecher Buchhorn die Akademie der Künste u. trat zuerst (1835) mit seinem Stiche „Der Krieger u. sein Kind“ nach Theodor Hildebrandt auf, dem 1839 die „Lorelei“ nach Begas folgte. Zum Mitglied der Berliner Akademie ernannt, bildete er sich in Paris unter Henriquel Dupont noch weiter aus, kehrte dann in seine Vaterstadt zurück, wurde 1857 Buchhorn's Nachfolger als Direktor der Kupferstecherschule u. gab eine Reihe der trefflichsten Stiche in Linienmanier, die sich durch treue Wiedergabe der geistigen u. technischen Eigenthümlichkeiten des Originals auszeichnen, z. B. nach van Dyck das Portrait Karl's I. von England, das Selbstportrait Tizian's im Museum zu Berlin, u. später „la Bella di Tiziano“ im Palast Pitti, nach Rafael die herrlichen Stiche der Madonnen Colonna, della Sedia u. der des Lord Cowper in Pansanger, nach Plockhorst „Maria u. Johannes vom Grabe Christi zurückkehrend“ u. „Die Ehebrecherin vor Christo“, sowie mehrere Portraits nach anderen Meistern.

Mandel (Tonsille). Anatomisch bezeichnet M. ein zur rechten u. linken Seite der sog. Rachenenge, des Eingangs in den Schlund, zwischen dem je vorderen u. hinteren Gaumenbogen gelegenes, schleimabsonderndes, paariges Organ von Gestalt u. Größe eines Mandelkerns, welches von gehäuften, eng mit einander verbundenen, einfachen Lymphdrüsen (sog. Balgdrüsen) gebildet wird, die von einer gemeinschaftlichen Haut umschlossen sind. Da die M.n bei krankhafter Vergrößerung (bez. Verhärtung) das Schlingen sowol wie das Athmen u. infolge dessen die Stimmbildung beeinträchtigen, werden sie unter Umständen durch Bestreichen mit Höllenstein od. mit Jodtinktur u. durch stückweises Abtragen mit dem Messer — eine ebenso schmerz- wie gefahrlose Operation — verkleinert (Abb. s. d. Art. „Mundhöhle“).

Mandelbaum, s. „Amygdalus“. **Mandelkrähe,** s. „Krähe“.

Mandeln (Amygdalae) sind die Samenkerne aus der Steinfrucht des Mandelbaumes (s. „Amygdalus“, Bd. I S. 558). Diese Frucht hat statt des Fleisches eine lederartige, mit einem grauen Filz bedeckte Hülle; die Fruchtschale ist entweder sehr hart, glänzend, mit gewundenen Furchen u. Grübchen bedeckt, od. wie bei den Krachmandeln ohne Glanz, dünn u. leicht zerbrechlich. Die Frucht hat die Anlage zu zwei Kernen, von denen aber in der Regel nur einer ausgebildet wird, während der andere gewöhnlich unentwickelt bleibt. Wachsen beide Kerne fort, so entstehen die sog. „Vielliebchen“. Nur die Krachmandeln werden mit der Schale in den Handel gebracht, die gewöhnlichen M. dagegen ohne die Schale. Die braune, den eigentlichen Kern umgebende Samenhaut läßt sich leicht abziehen, wenn man die M. 10—12 Stunden in kaltes Wasser gelegt hat; das Einlegen in heißes Wasser, wodurch allerdings die Haut sofort ablösbar wird, ist nicht zu empfehlen, weil dadurch das Eiweiß des Kernes gerinnt u. dieser hart u. weniger schmackhaft wird. Die M. zeigen je nach ihren Erzeugungsländern u. je nach Art ihrer Kultur Verschiedenheiten in Form u. Größe, u. man benennt die Sorten gewöhnlich nach dem Lande, aus dem sie stammen; so hat man span., franz., ital. (Sizilianer u. Pugliser) u. berberische (nordafrik.) M. — Nach dem Geschmack unterscheidet man **süße** u. **bittere M.**; die letzteren stammen von einer besonderen Varietät des Mandelbaumes, aus welchem wahrscheinlich erst die süße Art durch Kultur entstanden ist. Aeußerlich lassen sich süße u. bittere M. in keiner Weise unterscheiden. Die Bestandtheile beider Sorten sind: fettes Oel, Zucker, Gummi, Emulsin (eine Art Pflanzeneiweiß) u. noch einige unwesentliche Stoffe; in den bitteren M. ist außerdem noch ein Stoff vorhanden, dem diese ihren bitteren Geschmack verdanken, das Amygdalin (s. Bd. I, S. 558). Das fette Oel der M., das **Mandelöl** (Oleum amygdalarum), wird durch Auspressen sowol aus süßen als auch aus bitteren M. gewonnen, denn das fette Oel der letzteren ist eben so geschmacklos u. geruchlos wie das der süßen M. Es ist blaßgelb, durchsichtig, dünnflüssig, hat ein spezifisches Gewicht von 0,917 bis 0,920, erstarrt bei —20° C. u. gehört zu den nichttrocknenden Oelen. Die bitteren M., in zu großer Menge genossen, können giftig wirken, weil das Amygdalin derselben bei Zutritt von Wasser sich zersetzt, wobei unter anderen Produkten Blausäure u. Benzylaldehyd (sog. äther. Bittermandelöl) gebildet wird. Vgl. „Amygdalin u. Bittermandelöl.“

Mandelstein ist nicht, wie man häufig glaubte, eine besondere Gesteinsart, sondern nur eine besondere Form, in der viele verschiedene Gesteine erscheinen können. Man bezeichnet nämlich in der Geognosie mit dem Ausdrucke „Mandeln“ diejenigen kleineren, länglichrunden Blasenräume, die später nach ihrer Ausbildung durch irgend ein in Lösung befindliches Gesteinsmaterial vollgefüllt worden sind, od. deren Hohlräume durch breiförmigen Gesteinsschlamm angefüllt wurden. Diese massiven, in ihrer Form u. Größe den Mandelkernen ähnlichen Körper (daher der Name M.) kommen neben den ebenfalls nicht seltenen, noch hohlen Blasenräumen in manchen Gesteinen so häufig vor, daß diese Gesteine ganz damit durchsetzt erscheinen u. daher den Namen M.e erhalten haben. — Nam. sind es gewisse Porphyre, Melaphyre, Aphanite u. Basalte, bei denen die Mandelsteinform auftritt.

Mandeville, Johannes de, od. Johann **v. Montevilla,** am richtigsten John **Maundeville,** ein engl. Ritter, geb. zu St. Albans um 1300, verließ, von Wanderlust getrieben, 1322 seine Heimat, ging über Frankreich ins Heilige Land, diente dem Sultan von Aegypten u. dem Großkhan von China u. kehrte 1355 nach Europa zurück. Hier verfaßte er 1356 eine Beschreibung seiner Reisen, wahrscheinlich zuerst in franz. Sprache, u. übertrug dieselbe selbst ins Englische; von fremder Hand wurde eine Uebersetzung ins Lateinische veranstaltet, u. theils aus dem Lat., theils aus dem Franz. gingen dann die Uebertragungen in fast sämmtliche Sprachen des Abendlandes hervor. M.'s Werk enthält eine wunderliche Mischung von Wirklichem u. Wahrem mit Fabeln, Märchen u. Wundersagen, wie sie eben den naturhistorischen u. geographischen Kenntnissen seiner Zeit entsprach; den Zweck aber, eine unterhaltende Lektüre zu liefern, hat M. in höchstem Maße erreicht, wie die zahllosen Handschriften u. Drucke (der erste deutsche 1481 nach Michelfelser's Uebersetzung aus dem Franz., „Reisebuch des Joh. v. Montevilla“) beweisen. M. starb zu Lüttich, u. zwar nach Aussage seines Leichensteins in der Wilhelmiterkirche daselbst am 17. Nov. 1372. — Vgl. Schönborn, „Bibliographische Untersuchungen über die Reisebeschreibung des Sir John Maundevile“ (Bresl. 1840).

Mandingo, der größte Negerstamm Westafrika's, dessen Gebiet Barth auf 10,000 □M. mit 6—8 Mill. Seelen schätzt; wohnen vom Westabhange des Konggebirges, ihrer ursprünglichen Heimat, bis zum mittleren Niger, vom Gambia bis zum Kap Palmas, u. haben mächtige Staaten gegründet, unter denen Segu u. Kaarta, wo sie als Bambarras bezeichnet werden, die bedeutendsten sind. Vor fünf Jahrhunderten hatten sie ihre Herrschaft nach O. bis über Timbuktu hinaus erstreckt, haben aber einen großen Theil dieses Gebietes an die Fellata (Fulbe) verloren. Von diesem körperlich schönen Volke hat denn auch die größte Zahl der M. den Islam angenommen, der sie in Betreff der Gesittung fast auf die höchste Stufe unter allen Negervölkern gehoben hat. Bes. gerühmt wird ihre Familienliebe. In vielen mohammedanischen Orten sind Schulen errichtet worden. Der vierte Theil der Bevölkerung besteht aus Sklaven, welche jedoch gut behandelt werden u. deren Leben unter dem Schutze der Gesetze steht. Als Zwischenhändler der Fulbe durchziehen die M. weithin das Land; Gold, Elfenbein, Häute, Wachs, Gummi, Farbehölzer u. Sklaven bringen sie aus dem Innern an die großen Städte am Niger u. an das Meer; überall setzen sie sich fest u. verbreiten hierdurch zugleich den Islam mit. Die Weiber spinnen

Baumwolle, die Männer weben u. färben die Stoffe; außerdem verstehen sie gut in Eisen u. Leder zu arbeiten. Ihre Wohnungen sind 1½ m. hohe runde Lehmhütten mit einem kegelförmigen Dach aus Bambusrohr u. Gras; die von einem Zaun umgebenen Hütten einer Familie heißen Surk; aus vielen solcher Surks besteht eine Stadt. Die Mädchen bleiben bis zum Alter von 7—8 Jahren vollständig nackt; von da ab tragen sie einen Lendenschurz bis zu ihrer Verheirathung. Dann aber wickeln sie den Körper von der Taille abwärts in ein Tuch, das mit buntem Flanell eingefaßt u. mit Kaurimuscheln verziert ist. Nach der Menge der Perlen, welche die Frau um den Hals trägt, u. der Anzahl Manillen (kupferne, eiserne od. elfenbeinerne Arm- u. Beinringe) berechnet man den Wohlstand des Mannes. Vor der Verheirathung werden den Brautleuten mit einem spitzen, scharfen Instrument (sie haben keine Feilen) die Zähne spitz geschlagen. Vgl. Oberländer, „Westafrika" (Lpz. 1874).

Mandoline (auch Mandora), eine kleine Gattung der Laute (s. d.), hinsichtlich der Behandlung ihr ähnlich, nur mit kürzerem Halse u. weniger Bünden auf dem Griffbret, desgleichen mit weniger Saiten bezogen. Es giebt zwei Arten der M., die neapolitanische u. mailändische; an beiden Seiten sind die Saiten doppelchörig (jede Saite zweifach im Einklang). Die neapolitanische ist viersaitig u. gleich unserer Violine in $g\ d_1\ a_1$ u. e_2 gestimmt. Die mailändische hat einen Saitenchor mehr u. wird $g\ e_1\ a_1\ d_2\ e_2$ gestimmt. Auch kommen sechschörige M.n vor. Manche musik. Schriftsteller wollen M. u. Mandora als zwei verschiedene Instrumente unterschieden wissen, doch kommen sie dem Wesen nach ganz mit einander überein, wenn man auch die Mandora zuweilen hinsichtlich des Bezuges (mit acht doppelten Saitenchören u. einer einchörigen Quinte) von der M. abweichend angeführt findet.

Mandragora, s. „Alraunwurzel".

Mandrill (Choras, Waldteufel, Cynocephalus Mormon), ein kurzschwänziger, überaus häßlicher Pavian von olivenbrauner Farbe mit stark gewölbten, dreifach gefurchten, himmelblauen Backen, gelbem Kinnbart, feuerrother Nase u. glänzend blaurothen Gesäßschwülen; lebt an der Goldküste, wo man ihn sehr fürchtet, da er, nächst den Orangs der größte u. stärkste Affe, bes. im Alter äußerst boshaft ist. Jung eingefangen läßt er sich zähmen u. zu mancherlei Kunstleistungen abrichten, weshalb man ihn auch oft in Affenkomödien verwendet.

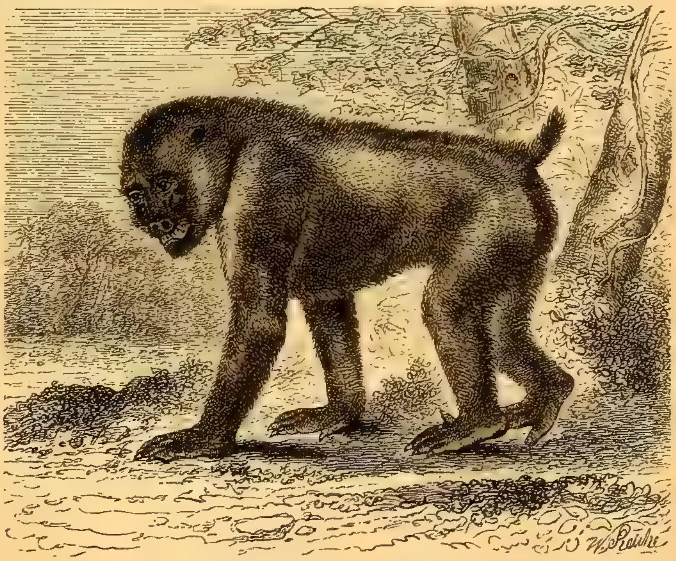
Mandschurei, ein chines. Nebenland, bildet den nordöstl. Theil des Reiches u. grenzt im N. durch den Amur u. im O. an das russ. Asien, im S. an Korea u. die chines. Provinz Sching-king u. im W. an die Mongolei. Nachdem 1858 das Land im Norden des Amur bis zur Mündung des Ussuri u. von dieser nach Süden das Küstengebiet bis zur Mündung des Tumen an Rußland abgetreten worden ist, umfaßt jetzt die M. nur noch 17,253 □M. mit 3,200,000 E. u. zerfällt in die Provinzen Liaotong, Kirin u. Sachalin-ula. Von dem eigentlichen China wird die M. durch einen Palissadenwall, die Fortsetzung der alten chines. Mauer, geschieden. Das in seinem Innern nur sehr unvollkommen bekannte Land ist gebirgig u. steigt nach S. zu dem theilweise über die Schneegrenze sich erhebenden Schan-jan-alin an. Der größte Fluß der M. ist der an Fischen u. Perlenmuscheln reiche, schiffbare Songari, welcher sich auf der rechten Seite in den Amur ergießt. Die M. ist sehr dünn bevölkert, aber in den Flußthälern u. bes. in den östl. Distrikten fruchtbar; im Norden hindern schon im August eintretende Fröste eine ausgedehnte Kultur u. bewirken, daß die ungeheuern Wälder dort nur wenig von der Menschenkraft gelichtet worden sind; im S. wird aber Baumwolle, Reis, Tabak, Bohnen u. Gemüse angebaut u. eine ausgedehnte Viehzucht getrieben. In den östl. Gegenden am Ussuri gedeihen die europäischen Obstsorten u. selbst die Rebe. Die Wälder sind an Wild, die Flüsse an Fischen, nam. an Lachsen reich. Pelzwaaren u. Ginseng sind wichtige Artikel des Handels, für welchen die an dem Liao-ho gelegene Stadt Niu-tschuang (60,000 E.) mit dem Hafenplatze Jingtse (70—80,000 E.) die bedeutendsten Plätze sind; ersteres, ein Traktatshafen, hatte 1872 eine Einfuhr von 3,372,000 u. eine Ausfuhr von 7,373,000 Taëls; den bedeutendsten Exportartikel bilden Gemüse. Die südl. Provinz Liaotong wird wie eine chines. Provinz, die beiden anderen aber militärisch verwaltet. Der kommandirende General hat seinen Sitz in Mukden mit 170,000 E., der Hauptstadt von Liaotong u. dem ganzen Lande. Mitglieder der kaiserl. Familie bewohnen hier einen bes. durch eine Mauer abgeschlossenen Stadttheil. — Die Bevölkerung der M. besteht aus Mandschus, Chinesen, Tataren u. kleineren tungus. Nomadenstämmen im Norden des Landes. Erstere, ebenfalls ein Zweig der Tungusen, sind ein geistig aufgewecktes, energisches u. kriegerisches Volk, von den Chinesen durch eine hellere Hautfarbe, einen kräftigeren Körperbau u. stärkeren Bartwuchs verschieden. Ihnen gelang es 1644, sich in den Besitz des chines. Thrones zu setzen u. dieses riesige Reich sich zu unterwerfen. Der Kaiser von China wie die Hälfte der Staatssekretäre sind gegenwärtig noch Mandschus, u. den 6 Ministerien stehen je ein chines. u. ein Mandschupräsident vor. Die mandschurischen Banner (25,600 M.) bilden den Kern der chines. Armee. Die ausgedehnte Verwendung der Mandschus als Beamte u. Soldaten in China hat diese ursprüngliche Bevölkerung der M. mehr u. mehr gelichtet, dafür sind aber Chinesen, die jetzt den Hauptbestandtheil der städtischen Bevölkerung ausmachen, mehr u. mehr von S. nach N. vorgedrungen. Am treuesten haben die nomadisirenden Stämme Si-Po u. Solon ihre nationalen u. familiären Eigenthümlichkeiten bewahrt.



Nr. 4078. Vorbereitung zur Hochzeit bei den Mandingos.

Manège (frz., spr. Manäsch'), die Reitbahn, Reitschule, dann das Bahnreiten, Schulreiten; figürlich: Ränke, Kniffe.

Manen (lat. Manes, die Guten), die Seelen der Verstorbenen; sie wurden von den Römern gedacht als in tiefer Erde wohnend, aus der sie nur zu gewissen Jahreszeiten u. während der Nacht hervorkämen. Ihre Verehrung bestand in dargebrachten Spenden von Wein, Milch &c., u. zu ihrer Sühne wurde alljährlich am 21. Febr. das allgemeine Todtenfest gefeiert, die sog. Ferialia. In ältester Zeit wurden den M. auch Menschenopfer dargebracht.



Nr. 4079. Der Mandrill (Cynocephalus Mormon).

Manes, eigentlich Mani, der Stifter der Sekte der Manichäer, welcher nach pers. u. arab. Quellen der Sohn eines pers. Magiers Fonnak war, der sich zu der Sekte der Elkesaiten od. Mandäer bekehrt hatte. Auf Grund göttlicher Offenbarungen trat M. 24 Jahre alt selbst als Religionsstifter auf, indem er sich für den Joh. 14, 26 verheißenen Parakleten (Luther: „Tröster") ausgab. Unter dem pers. König Schapur I. vertrieben u. zugleich auch von den Christen

ausgestoßen (um 270), ging er auf weite Reisen, verfaßte in einer Höhle Turkestans sein Lehrbuch („Ertenki Mani") u. kehrte unter König Hormuz nach Persien zurück. Nach Anderen befreite ihn dieser aus dem Gefängniß, in das ihn Schapur geworfen. Aber Hormuz' Nachfolger Behram I. ließ ihn nach einer Disputation mit den Magiern um 276 lebendig schinden u. die ausgestopfte Haut öffentlich ausstellen. Ueber seine Lehre s. „Manichäer."

Manessische Handschrift nannte man früher eine umfängliche, schöne u. mit 137 Bildern geschmückte Pergamenthandschrift, welche, im 14. Jahrh. von verschiedenen Händen geschrieben, über 7000 Strophen von mehr als 130 mittelhochdeutschen Dichtern enthält u. so die reichste, wenn auch nicht die älteste u. beste Quelle für die mittelhochdeutsche Lyrik bildet. Ihren früheren Namen verdankte sie der unerwiesenen Behauptung, daß die in ihr enthaltenen Lieder auf Veranlassung des Rüdiger Manesse, Ritters u. Rathsherrn zu Zürich, u. seines gleichnamigen Sohnes, des Chorherrn u. Scholasters daselbst, welche Ende des 13. u. Anfang des 14. Jahrh. lebten u. als Freunde heimischer Dichtung u. Sammler von Liederbüchern von Hadlaub (s. d.) gepriesen werden, geschrieben worden sei. Im J. 1607 für die Heidelberger Bibliothek angekauft, kam sie im Dreißigjähr. Kriege auf unermittelte Weise nach Paris u. befindet sich noch gegenwärtig in der dortigen großen Bibliothek (Bibliothèque Nationale genannt); sie wird daher heute fast durchweg als Pariser Handschrift bezeichnet. Aus ihr gab Bodmer „Proben der alten schwäb. Poesie" (Zürich 1748) u. ließ dann den größten Theil der Handschrift als „Sammlungen von Minnesingern aus dem schwäb. Zeitpunkte" (Zür. 1758—59) abdrucken; sie liegt auch wesentlich v. d. Hagen's „Minnesingern" (Thl. 5 als „Bildersaal altdeutscher Dichter", Berl. 1856, giebt zum Theil eine Nachbildung u. Erläuterung der Bilder) zu Grunde. Ein Facsimile der Handschrift u. der Bilder begann Mathieu unter dem Titel „Minnesänger aus der Zeit der Hohenstaufen" (Lpz. 1866). — Aus der M. H. sind z. B. die Bilder in Bd. III, Tafel LII, Nr. 21—25; Bd. IV, S. 1208 u. 1317.

Manethos od. **Manetho** (ägypt. Mai en Toth, d. h. geliebt von Toth), ägypt. Schriftsteller, geb. zu Sebennys (jetzt Semanud), lebte zur Zeit der Ptolemäer Soter (323—284 v. Chr.) u. Philadelphos (284—246 v. Chr.), war Oberpriester in Heliopolis u. wurde, da er des Griechischen kundig war, von den ersten makedonischen Herrschern über Aegypten, die sich über die Vorgeschichte ihres Landes zu unterrichten wünschten, mit der Uebersetzung der in den Tempeln aufbewahrten alten Geschichtsbücher beauftragt. Diese sog. „*Αἰγυπτιακά*" des M. sind als Ganzes verloren gegangen (wie auch die übrigen Schriften des M., seine Werke über die verschiedenen Gottheiten der Aegypter u. die „*Τῶν φυσικῶν ἐπιτομή*" nicht erhalten sind); doch sind Theile derselben, nam. die Königslisten, in die Werke anderer Schriftsteller, z. B. des Georgios Synkellos, des Flavius Josephus u. christlicher Chronographen übergegangen u. so auf uns gekommen u. haben sich als aus den besten Quellen geschöpft erwiesen. Herausgeg. sind die Fragmente u. A. von Fruin (Leyden 1847) u. Müller (in dessen „Historicorum graecorum fragmenta", Bde. 2, Par. 1848); vergl. Lepsius, „Chronologie der Aegypter" (Bd. 1, Berl. 1850). — Das dem M. außerdem noch zugeschriebene Gedicht „*Ἀποτελεσματικά*" (herausgeg. von Art u. Rigler, Köln 1832; von Köchly im 7. Bde. des „Corpus poetarum epicorum graecorum", Lpz. 1858) über den Einfluß der Gestirne auf die Schicksale der Menschen gehört einer späteren Zeit an.

Manfred, Sohn Kaiser Friedrich's II. von Hohenstaufen u. der Gräfin Blanca Lancia, geb. 1232, wurde vom Vater für legitim erklärt u. erhielt 1250 das Fürstenthum Tarent mit der Aussicht auf die Nachfolge im Königreiche beider Sizilien, wenn Konrad (IV.) u. Heinrich kinderlos stürben, die Regentschaft aber, so lange Konrad abwesend sei. Ausgerüstet mit allen Gaben des Körpers u. des Geistes, trefflich unterrichtet, ein Freund der Philosophie, der Mathematik u. des Gesanges, glänzte er zugleich unter den Edlen Italiens durch Feinheit der Sitten u. gewinnendes Wesen. So blieben die Bemühungen des Papstes Innocenz IV., ihm das Königreich zu entreißen, vergeblich. Trotzdem widerrief Konrad IV., als er 1252 nach Italien kam, viele seiner Anordnungen u. ernannte sogar in der Vorahnung seines Todes († 1254) den Papst zum Vormund seines 2jährigen Sohnes Konradin, einen Markgrafen Bertholb v. Hohenburg zum Regenten. Dieser selbst aber trat seine Würde an M. ab, da er sich untüchtig fühlte, u. der Papst billigte den Wechsel. Dennoch suchte Innocenz IV. hinterlistig sich der Person M.'s zu bemächtigen, als dieser ihm huldigte, u. nur mühsam entging M. seinen Nachstellungen durch die Flucht. So blieb er auch nach dem Tode des Papstes im Besitze des Königreiches u. ließ sich, getäuscht durch eine Nachricht von dem Tode Konradin's, in Palermo 11. Aug. 1254 die Königskrone aufsetzen. Da Alexander IV. ihn in den Bann that, so besetzte er dessen Gebiet u. drang selbst bis an die Nordgrenze von Toscana vor. Während Urban IV. das Königreich ausbot u. endlich in Karl von Anjou einen willfährigen Vasallen fand, herrschte M. unangefochten, suchte Wohlstand u. Wissenschaft zu fördern u. freute sich seines glänzenden Hofes. Endlich aber hatte Karl 1266 im Januar von Clemens IV. die Krone empfangen u. rückte mit bedeutender Heeresmacht in das verheißene Königreich ein. Am 26. Febr. 1266 kam es bei Benevent zur Entscheidung. Durch den Verrath der Grafen von Caserta gewann Karl, der seine Sache schon verloren glaubte, in letzter Stunde den Sieg. Am dritten Tage erst fand man unter einem Haufen Erschlagener den aller Kleidung beraubten Leichnam M.'s. Karl ließ ihn unter einem Steinhügel ehrenvoll bestatten, aber der Bischof von Cosenza veranlaßte ein päpstliches Gebot, ihn außerhalb des Königreiches am Ufer des Flusses Verde einzuscharren. M.'s Wittwe, die schöne Helena von Epirus, starb in einem finsteren Gefängniß, auch ihre Tochter Beatrix wurde 18 Jahre in Haft gehalten; die drei Söhne sogar 31 Jahre. Constanze, die Tochter der ersten Gemahlin Beatrix von Savoyen, war allein frei geblieben als Gattin des Königs Peter von Aragonien, der 1282 Sizilien in Besitz nahm. — Vergl. Schirrmacher, „Die letzten Hohenstaufen" (Gött. 1871).

Mangalore (Mangalur), Hafenstadt an der Westküste Vorderindiens in der Landschaft Kanara mit 35,000 E., welche aus den verschiedensten Stämmen Indiens, aus Briten, Portugiesen, Parsen u. Arabern bestehen, hat eine gute Rhede u. treibt Handel mit Sandelholz, Arekanüssen, Pfeffer, Reis u. Curcuma.

Mangan (Manganesium, Braunsteinmetall), ein metallisches Element, welches sich nirgends auf der Erde in gediegenem Zustande, sondern immer nur mit Sauerstoff verbunden vorfindet. Das Metall wird aus dem wasserfreien Chlormangan durch Behandlung mit Natrium in der Glühhitze erhalten u. besitzt in reinem Zustande eine weißgraue Farbe mit etwas röthlichem Schimmer, ist politurfähig u. zeigt polirt starken Metallglanz; es ist so hart, daß es Glas u. Stahl ritzt, dabei aber spröde; beim Erhitzen an der Luft läuft das M. an, wie Stahl; es ist höchst strengflüssig u. schmilzt nur in der Weißglühhitze. Bei gewöhnlicher Temperatur hält sich das Metall an der Luft ziemlich lange blank, beim Erhitzen aber oxydirt es sich sehr schnell. Das M. hat das chemische Zeichen Mn, sein Aequivalent ist 27,5, sein Atomgewicht 55. Das reine Metall hat bis jetzt noch keine Verwendung gefunden, wohl aber einige Legirungen desselben mit anderen Metallen; von diesen ist nam. der Manganstahl zu erwähnen, ein stark manganhaltiges Eisen, welches sich durch seine bedeutende Härte auszeichnet u. seit einigen Jahren vielfach zur Herstellung harter Instrumente verwendet wird.

Manganverbindungen. Das Manganmetall giebt mit Sauerstoff folgende Verbindungen:

	Mangan	:	Sauerstoff
Manganoxydul, MnO	27,5	:	8
Manganoxyd, Mn_2O_3	55	:	24
Manganoxyduloxyd, Mn_3O_4	82,5	:	32
Manganhyperoxyd, MnO_2	27,5	:	16
Mangansäure, MnO_3	27,5	:	24
Uebermangansäure, Mn_2O_7	55	:	56

Das Manganoxydul ist eine ziemlich starke Basis u. bildet mit den Säuren die Mangansalze, von denen nur zu erwähnen sind das schwefelsaure Manganoxydul (Manganvitriol), ein in blaßrosenrothen Krystallen erscheinendes, in Wasser lösliches Salz; das borsaure Manganoxydul, ein leichtes weißes Pulver, welches als Siccativ benutzt wird, u. das kohlensaure Manganoxydul, ebenfalls weiß u. in Wasser unlöslich; dieses letztere Salz findet sich auch in der Natur schon fertig gebildet vor als Manganspath od. Dialogit. Das Manganoxyd ist eine schwache Basis u. bildet daher auch nur leicht zersetzbare Verbindungen; es findet sich in der Natur als Braunit (s. Bd. II, Sp. 1330) u. mit Wasser verbunden, Manganoxydhydrat, als Manganit; diese beiden Mineralien besitzen eine dunkelbraunschwarze Farbe u. schwachen Metallglanz, das erstere krystallisirt im tetragonalen, das letztere im rhombischen Systeme; das Manganoxyduloxyd findet sich in

der Natur als Hausmannit (s. d. Bd. IV, Sp. 1241) u. ist, künstlich dargestellt, ein braunes Pulver, welches bei jedesmaligem Erhitzen schwarz wird. Das Manganhyperoxyd od. Mangansuperoxyd ist der bekannte Braunstein od. Pyrolusit (s. Bd. II, Sp. 1337). Diesen, sowie die vorher genannten Mineralien Braunit, Hausmannit u. Manganit, bezeichnet man gewöhnlich mit dem Kollektivnamen Manganerze.

Schmilzt man irgend eine der erwähnten M. in der Hitze mit Kalihydrat u. etwas chlorsaurem Kali od. Salpeter, so erhält man eine dunkelgrüne Masse, die der Hauptsache nach aus mangansaurem Kali besteht. Dasselbe löst sich mit grüner Farbe in Wasser, die Färbung geht aber bei Zutritt der Luft allmählich in Violett u. Roth über; wegen dieser Eigenthümlichkeit hat man dem mangansauren Kali auch den Namen mineralisches Chamäleon (Chamaeleon minerale) gegeben (s. Bd. III, Sp. 200). Der Vorgang beruht auf einer Aufnahme von Sauerstoff, wobei sich übermangansaures Kali bildet. Dieses Salz wird jetzt fabrikmäßig in großen Mengen dargestellt u. kommt in den Handel in Form schöner, metallisch braun u. goldgelb glänzender Krystalle, die an der Luft dunkelstahlblau werden u. sich in Wasser mit prächtig rother Farbe lösen. Das übermangansaure Kali ist ein energisches Oxydationsmittel u. demnach auch eines der besten Desinfektionsmittel, dessen hoher Preis allein noch ein Hinderniß für seine allgemeine Anwendung ist. Eine sehr verdünnte Lösung benutzt man als Mundwasser. In der analytischen Chemie u. als braune Beize für Holz wird das Salz ebenfalls gebraucht.

Mangifera, Mango- od. Mangabaum. Die Gattung gehört den Sumachgewächsen od. Anacardiaceen an u. wird in den Tropen der Früchte (Mango- od. Mangapflaumen) wegen gepflegt. Obenan steht M. Indica, ursprünglich Ostindien angehörig, schon längst auch in allen übrigen Tropenländern angepflanzt. Seine Frucht ist eine Steinfrucht, welche für Ostindien etwa die Bedeutung hat, wie die Ananas für Südamerika, obgleich sie einen leichten Terpentingeschmack äußert. Der Baum empfiehlt sich auch durch seine Laubkrone, deren Blätter in der Jugend röthlichgrün, im Alter blaßgrau sind, weshalb beide höchst eigenthümlich von einander abstechen; in voller Blüte bildet er eine gelbe Masse u. verbreitet einen durchdringenden Geruch; die Früchte haben die Größe eines Gänse-Eies, werden aber bis 1 Kg. schwer u. sind von einer gelben Schale umhüllt. Ihr Fleisch enthält bei reichlichem Zucker u. Schleim auch Citronensäure, während die platten Kerne bitter u. wurmwidrig sind u. viel Gerbsäure erzeugen. Die Rinde hat einen wohlriechenden, bitter-scharfen Stoff u. wird gegen denselben Durchfall gebraucht, welchen die Früchte so leicht hervorbringen. Der Stamm liefert ein wohlriechendes, bitter-scharfes Oel. Es giebt außerdem noch eine Menge von Mangoarten, deren Früchte zum Theil als Obst od. als Zuspeise zu Reis u. Fischen genossen werden, obgleich manche davon recht sauer schmecken. An der Westküste von Afrika, von Sierra Leone bis zum Gabun, erscheint eine Art (M. Gabonensis), deren Fruchtkerne gleich Mandeln genossen u. als vorzügliches Nahrungsmittel zu Brot (Dika) gebacken werden.

Mango, s. „Mangifera". **Mangold,** s. „Beta".

Mangrovebäume u. Manglebäume pflegt man in der Regel diejenigen zu nennen, welche an tropischen Meeresküsten die salzhaltigen Ufer oft meilenweit in eigenen Waldungen, den sog. Manglaren, umsäumen, in denen sie sich mit einigen wenigen anderen Pflanzenformen, die das Salzwasser lieben, z. B. mit strauchartigen Nipa-Palmen in Ostindien, vereinigen. Diese Manglaren bilden in jeder Beziehung eine Welt für sich. Sie erscheinen nur da, wo die Küstengewässer Schlamm abzusetzen pflegen, am liebsten also in stillen Buchten u. an den Mündungen der Binnengewässer. Hier sind sie deshalb auch von der größten Bedeutung, weil sie durch ihr Wurzelgeflecht den Schlamm festhalten, sich über denselben hinaus erweitern u. damit dem Meere allmählich Land abgewinnen. Die Bäume, welche diese Waldungen bilden, sind durch die eigenthümlichen Bodenverhältnisse auch zu eigenthümlichem Habitus gelangt, der sonst in der ganzen Pflanzenwelt nicht wiederkehrt. Die Stämme erreichen den Boden nicht. Von Stützen getragen, welche strahlenförmig von ihrem Grunde ausgehen u., ähnlich den Sparren einer Dachkuppel, sich ausstrecken, um sich nach dem Boden hin zu gabeln od. wiederholt zu verästeln, erheben sie sich zur Zeit der Ebbe 3 bis 8 m. über den Schlamm, während sie zur Zeit der Flut nur mit Stamm u. Krone über dem Wasserspiegel erscheinen. Bei Ebbe bieten sie dem Auge ein undurchdringliches, sich durchkreuzendes Pallisaden-Gewirr dar, wurzelnd auf stinkendem Schlammboden, der von Seethieren aller Art, von Austern u. Muscheln, von zappelnden Fischen, Eremitenkrebsen, Holothurien, Seeigeln u. s. w. wimmelt. Eidechsenartige Fische hüpfen u. springen an der javanischen Küste zu Tausenden nach allen Richtungen mit ungemeiner Schnelligkeit hin. Selbst Krokodile (der sogenannte Kaiman) mästen sich hier an dem Aase od. an lebender Beute, während verschiedene adler- u. storchartige Vögel od. Reiher aus gleichem Grunde in dem Schlamme waten. So ungesund die Luft, so widerlich u. unzugänglich der Boden, so schön u. lebhaft ist das Grün, das die Bäume der Manglaren darbieten, so lieblich sind die Kronen der dicht gewebten, rundlichen Gebüsche. Lange Schoten hängen von ihren Zweigen herab u. große Blumenkelche funkeln oft im schönsten Hyacinthroth zwischen den meist glänzenden lederartigen Blättern. In dieser Baumform haben wir es mit den eigentlichen Manglebäumen zu thun. Sie gehören zu der kleinen Familie der Rhizophoreen, u. zwar zu verschiedenen Gattungen, die an den verschiedensten Punkten der Erde auftreten, sich oft mit einander vermischen, in der Regel aber in einzelnen Arten von den übrigen gesellig vorherrschen: Rhizophora, Ceriops, Kandelia, Bruguiera u. Kanilia. Die erstgenannte Gattung kennzeichnet ihren allgemeinen Charakter als Wurzelbäume, welche die Eigenthümlichkeit an sich tragen, daß ihre Wurzelspitzen nach dem Lichte u. nicht nach dem Mittelpunkt der Erde wachsen, weil sie nur dort ihre Nahrung finden. Eine anderweitige Eigenthümlichkeit sämmtlicher Rhizophoreen



Nr. 4060. Mangrovebäume.

ist, daß ihre Rinde u. Wurzel überaus reich an Gerbstoff sind u. darum auch häufig zum Gerben benutzt werden, wie das nam. mit Rhizophora Mangle in Südamerika u. Westindien, der bekanntesten Art, der Fall ist. Diese Art sendet gewöhnlich eine Menge Luftwurzeln herab, die, wenn sie in dem Boden sich festheften, neue Stämme bilden, aus denen sich auf gleiche Art wieder neue bilden u. so oft aus einer einzigen Pflanze einen meilenweiten undurchdringlichen Urwald entstehen lassen. Ihre Früchte sind eßbar u. süß u. geben durch Gährung einen leichten Wein, das Holz ist fest u. dauerhaft. Aehnlich verhalten sich die übrigen Gattungen. — Diese eigentlichen Manglebäume sind in den Manglaren häufig mit eben so kleinen Bäumchen od. Sträuchern vermischt, welche zu anderen Gattungen u. Familien gehören, immer aber unter ganz ähnlichen Verhältnissen erscheinen. Unter ihnen herrschen die eigentlichen M. (Avicennia) aus der Familie der Verbenaceen od. Eiskräuter vor, hier u. da auch Aegiceraceen (Aegiceras) mit schönen Blumendolden od. Celastraceen (Sonneratia). An seichteren Ufern findet sich dann zu diesen eine ganz andere Gesellschaft von Pflanzen, die mehr od. weniger an andere Wälder erinnert, aber doch immerhin noch an den sumpfigen Salzboden gebunden ist, wie die Nipa-Palme u. a.

Manhardsberg, ein zum mährischen Terrassenlande gehöriger Gebirgszug im nördl. Theile des österr. Kronlandes Niederösterreich mit einer höchsten Erhebung von 587 m.; hat früher den beiden Kreisen „unter M." (Hauptort Korneuburg) u. „ober M." (Hauptort Krems) den Namen gegeben; jetzt ist die Eintheilung in Kreise aufgehoben u. an die Stelle derselben sind Bezirksämter getreten.

Manichäer, die Anhänger des Manes (s. d.). Die Religion der M. ist ein Ausfluß der Religionsmengerei, wie sie seit dem 2. Jahrh. n. Chr. schon in den sog. Gnostikern (s. d.) vielgestaltig zu Tage getreten war, u. zwar eine Vermischung des altpersischen Dualismus mit christlichen u. gnostischen Ideen. Mani lehrt den Gegensatz eines guten Gottes (Ormuzd) u. seiner 12 Aeonen (Omschaspands od. Izeds) mit dem Gott der Finsterniß (Ahriman) u. seinen Teufeln (Dews). Ormuzd sucht das Lichtreich vor den Angriffen des Ahriman durch einen der Aeonen (die „Mutter des Lebens") zu schützen. Aber der Sohn derselben, der Idealmensch, wird von den Teufeln besiegt u. ein Theil von ihm (die Weltseele od. der niedere Jesus) in die Finsterniß verschlungen, während der gerettete obere Jesus in die Sonne versetzt wird. Aus dem niederen Jesus aber läßt dann Gott die sichtbare Welt bilden, die daher aus einer Mischung von Licht u. eingedrungener Finsterniß besteht. Zweck der Weltentwicklung ist die Befreiung der Lichttheile, wie sie in den Menschen u. bes. auch in den Pflanzen zerstreut sind. Diese Befreiung versuchten der ideale Jesus u. die guten Geister, aber die Teufel verlockten die Menschheit zu den falschen Religionen des Judenthums u. Heidenthums. Endlich erschien der obere Christus selbst in einem Scheinleibe zur Rettung der Lichtseelen, aber die Apostel verfälschten abermals seine Lehre u. erst Mani hat sie als der Paraklet (Joh. 14, 26) wieder hergestellt. Unter Mani als dem Haupte standen 12 Apostel u. 72 Bischöfe nebst zahlreichen niederen Aemtern. Die Gemeinde bestand aus der niederen Stufe der „Hörer" u. der höheren der „Auserwählten". Die Letzteren waren zu strenger Enthaltung von der Ehe sowie von aller animalischen Nahrung u. dem Wein verpflichtet; die Taufe wurde mit Oel, das Abendmahl ohne Wein gefeiert. Die Sekte wurde zwar nach anfänglich rascher Ausbreitung im Römischen Reiche blutig unterdrückt, erhielt sich dagegen noch lange im Persischen Reiche, u. geheime Ueberlieferungen der M. lassen sich in den verschiedensten Sekten (Bogumilen, Katharer &c.) bis in das Mittelalter hinein verfolgen. — Der scherzhafte Ausdruck M. für Gläubiger u. Schuldenforderer kommt wol daher, daß die M. in manchen Ländern mit den Juden von dem Volke verwechselt wurden.

Manie (Tobsucht) ist diejenige Form von Geisteskrankheit, die sich insbesondere durch psychische Aufregung, durch einen Zustand großer Unruhe, durch den Ausbruch heftiger, herausfordernder Leidenschaftlichkeit u. gewaltsames Gebahren charakterisirt. Der Entwicklung der Krankheit geht meist ein melancholisches Stadium voraus (s. „Melancholie"); sie beruht auf einer Ueberreizung (Hyperästhesie) des gesammten Nervensystems. Der „Maniakalische" reagirt in ganz abnormer Weise auf die leisesten äußeren Eindrücke u. setzt ihnen physischen Widerstand entgegen. Es giebt eine milde Form dieser Krankheit, die „maniakalische Verstimmung", ohne eigentliche Ausbrüche ungestümer Wildheit, doch immerhin mit lauten Zornausbrüchen verbunden; dagegen steigert sich der höchste Grad der M. bis zu einem Zustande thierischer Raserei, welche die Aerzte als „Mania furibunda" bezeichnen u. die sich durch mehr od. weniger häufig auftretende Ausbrüche blinder Zerstörungs- u. Vernichtungswuth charakterisirt. Sobald in solchen Fällen der Anfall der Tobsucht eintritt, stürzt sich der Kranke mit Blitzesschnelle auf das ihm nächststehende Opfer; mit einer Kraftäußerung, die man ihm kaum zugetraut hat, schlägt er nach rechts u. links u. sucht Alles, was ihm entgegensteht, zu zerschmettern; mit hochgeröthetem Gesicht, verzerrten Mienen, starrem Blick, struppigem Haar u. mit Verletzungen am Körper, die er sich beim Toben u. Schlagen vielleicht selbst beibringt, hat der Kranke nicht geringe Aehnlichkeit mit einem reißenden Raubthier. Eine solche Höhe erreicht die Tobsucht allerdings nur selten, allein immerhin muß man auch beim Vorhandensein geringerer Anfälle darauf gefaßt sein, daß heftigere Ausbrüche mit höchster Exaltation sich plötzlich einstellen können. Das Bewußtsein ist in den heftigsten Anfällen von M. verloren gegangen, getrübt ist es auch in den leichtesten. In der Regel sind die Anfälle mit lebhaften Kongestionen nach dem Kopfe verbunden. Nach Ablauf des Anfalls tritt wiederum Ruhe u. Ueberlegung an die Stelle zügellosen Treibens, doch bleibt noch eine starke Gereiztheit u. Leidenschaftlichkeit vorhanden, u. noch immer gährt ein hastiges u. ungestümes Denken u. Vorstellen, eine krankhafte „Gedankenflucht" im Patienten, als Hauptsymptom der M. Aus der M. entwickelt sich die „partielle Verrücktheit" od. Monomanie (s. d.). Die große Gefährlichkeit der Maniakalischen für sich selbst u. für Andere erfordert schleunigste Unterbringung in ein Irrenhaus u. stetige Ueberwachung. Bei der Behandlung muß man von den direkten Einwirkungen auf den Kopf (z. B. von den früher beliebten massenhaften Sturzbädern) absehen, auch passen als Mittel gegen die Kongestionen nach dem Gehirn örtliche Blutentziehungen durch Blutegel u. Schröpfköpfe besser als die Aderlässe. Narkotische Mittel, wie Morphium, dienen sehr zur Beruhigung des Patienten, auch werden Abführmittel oft mit Erfolg benutzt, wo die M. insbesondere mit Trägheit der Darmfunktion einhergeht. Beim Ausbruch des Anfalls wird der Kranke in einem bes. dazu vorgerichteten Raume (im sog. Pallisadenzimmer) untergebracht, mit der Zwangsweste u. dergl. bekleidet u. auf einen Zwangsstuhl gesetzt.

Manier nennt man in der Kunstsprache diejenige Kunstübung, deren Charakteristisches viel mehr in einer bestimmten Uebung u. Führung der Hand (manus) u. der von außen angelehrten Handhabung besteht, als in einer durch den Gegenstand bedingten Arbeit des Geistes, die also nur der Individualität des Künstlers eigen ist. Manieristen sind daher diejenigen Künstler, welche durch ihre Handhabung u. Kunstübung nur das äußere Machwerk Anderer, nicht ihren Geist nachzubilden verstehen.

Manifest, Manifestation (a. d. Lat.), ein von öffentlichen Personen, nam. einem Landesherrn ausgehendes, zur Veröffentlichung bestimmtes Schreiben; auch gleichbedeutend mit öffentlicher Bekanntmachung gebraucht.

Manifestationseid (Offenbarungseid) ist die vom Schuldner im Zwangsverfahren od. Konkurse abgegebene eidliche Versicherung, daß er nicht mehr, als bei ihm vorgefunden worden, im Vermögen besitze, er insbesondere nicht, um seine Gläubiger zu benachtheiligen, Etwas bei Seite geschafft habe. Die Verweigerung dieses Eides ist mit mancherlei Nachtheilen verknüpft, insbesondere kann der Schuldner hier u. da alsdann in Haft genommen werden.

Manila od. Luzon, die größte Insel des Spanien gehörigen ostindischen Archipels der Philippinen, 1934,2 □M. groß, besteht aus einem von mehreren bis 2000 m. hohen parallelen Gebirgsketten durchzogenen Hauptkörper, an den sich im SO. eine durch Meerbusen vielfach gegliederte Halbinsel (Comarines) ansetzt. Letztere wird durch den S. Bernardino-Kanal von der Insel Mindoro u. durch die S. Bernardino-Straße von der Insel Samar geschieden. Wie an großen schiffbaren Flüssen, unter denen der an der Nordküste mündende Cagayan der bedeutendste ist, ist M. reich an malerischen Bergseen. Das Klima ist bedingt durch den Monsun. Der Nordostmonsun weht vom Nov. bis März, der Südwestmonsun vom April bis Okt. Bei dem Wechsel dieser regelmäßigen Winde treten oft verderbliche Wirbelstürme ein. Die Regenzeit dauert an der Westseite vom Juni bis Ende September, an der Ostseite dagegen während der Dauer des Nordostmonsuns. Das Thermometer steigt an der Küste selten über 36°, noch weniger sinkt es unter 24° C. In den Gebirgen zeigt es aber häufig nur 7—8° C. Der überaus fruchtbare Boden zeigt eine fast eben so große Mannichfaltigkeit der Vegetationsformen wie die Sundainseln. Die Insel M. hatte 1871 (nach Dr. Meyer) mit Einschluß der kleinen Nachbarinseln Polillo u. Cotan duanes 4,540,191 E. in 520 Ortschaften, von denen die Malayen die größte Anzahl bewohnen. Im Innern hausen nomadisirend Negritos (Ueberreste der schwarzen Urbevölkerung), in den Städten haben sich Chinesen in großer Anzahl u. wenige Tausend Europäer angesiedelt. Außerdem giebt es noch viele Mischlinge aus diesen verschiedenen Rassen. Die Malayen sind größtentheils Mohammedaner, die Negritos ausschließlich Heiden. Die Hauptprodukte der Insel sind Zucker, Kaffee, Hanf, Indigo, Tabak, Reis, Mastix u. Hölzer. Die wichtigsten Industriezweige sind die Fabrikation von Tauen u. von Cigarren. — **M.**, die Hauptstadt der Insel u. zugleich auch der Philippinen, liegt an der Westküste an der Mündung des Pasig u. an einer großen Bucht; kleinere Schiffe können bis an die Rhede gelangen, größere aber müssen zwei Miles weit bei Cavite anlegen. Auf der linken Seite der Barre steht ein Leuchtthurm. Die Stadt zählt etwa 160,000 E., mit Einschluß der 8 Vorstädte, welche auf dem rechten Ufer des Pasig liegen, während die eigentliche Stadt u. Festung auf dem linken gelegen u. mit jenen durch eine eiserne Hängebrücke u. eine Steinbrücke verbunden ist. M. ist regelmäßig gebaut u. ist Sitz des Generalgouverneurs, eines Erzbischofs u. einer Universität. Ein großer Theil des Grund u. Bodens in der Stadt u. der Umgebung gehört der Geistlichkeit, insbesondere verschiedenen Mönchsorden. In M. wohnt die Mehrzahl der Europäer, nam. Spanier auf den Philippinen; sehr stark sind hier aber auch die Chinesen vertreten. Der wichtigste Industriezweig ist die Cigarrenfabrikation, die Staatsmonopol ist u. in zwei Fabriken allein gegen 11,000 Frauen u. Mädchen beschäftigt. Außerdem werden hier viele Seilerwaaren aus Manilahanf (s. d.) u. Gewebe aus den Fasern der wilden Ananas sowie Teppiche gefertigt. Von den Bauwerken ist das schönste die aus dem 16. Jahrh. stammende Kathedrale. M. ist seit 1571 Hauptstadt der Philippinen; sein Aufblühen ist aber mehrmals durch die Verwüstungen starker Erdbeben aufgehalten worden. — Vgl. Semper, „Die Philippinen u. ihre Bewohner" (Würzb. 1869); Jagor, „Reisen in den Philippinen" (Berl. 1873).

Manilahanf (Musa textilis), eine Pflanzenfaser der oft genannten Pisangart, die, auf den Philippinen Abaca genannt, dort unter einer Wärme von 20° R. im Schatten überall wild wächst u. in einigen Provinzen bes. kultivirt wird. Der weiche, krautartige Stamm erlangt eine Höhe von 3—4 m., eine Dicke von 15 cm. u. treibt $2\frac{1}{2}$ m. lange

u. ½ m. breite, dunkelgrüne schaufelartige Blätter, wie sie alle Bananen-Arten haben. Dagegen werden die Früchte weder so groß noch so schmackhaft, wie bei ihren übrigen Verwandten. Sobald der Fruchtkolben zum Vorschein kommt, schneidet man den Stamm ab, entblättert ihn u. setzt ihn drei Tage lang im Freien einer Gährung aus, löst dann die konzentrisch in einander gewickelten Schichten ab, hechelt sie zwischen zwei nicht zu scharfen Eisen durch u. trennt so die Faser von dem Zellgewebe, wodurch eine geübte Hand einen Hanf von 2½ bis 3 m. Länge gewinnt. Den meisten erzeugt Albay, der südlichste Theil der Insel Luzon; dann folgen die Inseln Cebu u. Negros, welche vereint alljährlich an 450,000 Ctr. Hanf, im Werthe von etwa 13 Millionen Francs, erzeugen u. dieselben theils selbst zu Schiffstauen für China, Singapore, Australien u. Kalifornien verarbeiten od. nach den Vereinigten Staaten u. England ausführen. Sonst kennt man die werthvolle Pflanze auch auf den Molukken.

Manilius, Gajus, röm. Volkstribun aus dem plebejischen Geschlechte der Manilier; setzte es im J. 66 v. Chr. durch, daß Pompejus den Oberbefehl im Kriege gegen Mithridates erhielt. Nach seinem Tribunate wurde M., der wahrscheinlich an der Verschwörung des Catilina betheiligt war, angeklagt u. von Cicero vertheidigt.

Manille (frz., spr. Manilj'), im L'hombrespiel der höchste Trumpf nach der Spadille (Pique-As). Bei einem Spiel in Pique gilt Pique-Zwei, bei einem Spiel in Treffle Treffle-Zwei, bei einem Spiel in Coeur Coeur-Zwei, dagegen in Carreau Carreau-Sieben als M.

Manin, Daniele, ital. Patriot u. Staatsmann, stammte aus der ursprünglich jüdischen Familie Fonseca, welcher beim Uebertritt seines Vaters zum Christenthum der Bruder des letzten Dogen von Venedig als Taufzeuge die Annahme seines Namens gestattet hatte, u. ward geb. zu Venedig 13. Mai 1804. Seit 1831 Advokat bei der Präfektur in Mestre, siedelte er 1833 nach seiner Geburtsstadt über, wo er bald zu den gesuchtesten Sachwaltern gehörte. Seine Mußestunden benutzte er zu literarischen Arbeiten, von denen nam. seine „Monografia sulla giurisprudenza veneta“ (1847) hervorzuheben ist. An der ital. Reformbewegung von 1847 nahm er als Gegner der österr. Herrschaft lebhaften Antheil u. bald erkannten seine Mitbürger ihn u. Nicc. Tommaseo (s. d.) als die Häupter der nationalen Partei an. Als er 1847 eine an den Landtag od. die sog. Central-Kongregation gerichtete Vorstellung in Umlauf gesetzt hatte, in der er Reformen verlangte, wurde er 18. Jan. 1848 verhaftet, aber beim ersten Auflodern der Revolutionsflamme befreite ihn das Volk (17. März) u. wählte ihn nach Proklamirung der Regierung 23. März zum Präsidenten der Provisorischen Regierung. M. ward die Seele des langen Widerstandes Venedigs. Seit 11. Aug. 1848 Diktator, leitete M. über ein volles Jahr die Vertheidigung der belagerten Lagunenstadt; erst 24. Aug. 1849 ergab sie sich, u. M., nebst 39 anderen Häuptern der Revolution von der österreichischen Amnestie ausgeschlossen, mußte in die Verbannung ziehen. Auch im Unglück blieb er einfach u. groß. Seiner Gattin u. seiner Tochter durch den Tod beraubt, lebte er in Paris von Sprachunterricht u. Arbeiten für die Zeitungen. Die ihm fast aufgenöthigten Unterstützungen der Gesinnungsgenossen in Italien wies er konsequent zurück. Persönlich allseitig hochgeachtet, wirkte er aufs Erfolgreichste zur Versöhnung der republikanischen u. konstitutionellen Partei u. gewann der Sache Italiens zahlreiche Freunde. Er starb 22. Sept. 1857 zu Paris. 1868 wurde die Asche M.'s nach Venedig gebracht, wo man sie mit der seiner Gattin u. Tochter 20. März in der Markuskirche feierlich beisetzte. Ein von Luigi Borro modellirtes Denkmal errichteten die Venetianer seinem Andenken 22. März 1875 auf dem Campo di San Paterniano. Vergl. de la Forge, „Histoire de la république de Venise sous M.“ (Par. 1850); Chassin, „M. et l'Italie“ (ebd. 1859); Reuchlin, „Dan. M.“ in Raumer's „Hist. Taschenb.“ (Lpz. 1861); Errera, „Dan. M. e Venezia“ (Flor. 1875).

Manioc, s. „Cassave“.

Manipulation (a. d. Lat.), geschickte u. kunstgerechte Anwendung der Hände u. Finger, Anwendung der nöthigen Handgriffe, bes. bei gewissen ärztlichen Verrichtungen; das Bestreichen des Körpers beim Magnetisiren. — **Manipulus** (lat., von manus, Hand, u. plēre, füllen), abgekürzt auf Rezepten M. od. man. od. mp., eine Handvoll; bei den Römern ein Trupp Soldaten, der dritte Theil einer Kohorte. — **Manipulum** ist in der Griech. Kirche ein Theil des Meßgewandes, auch ein Handtuch zum Abtrocknen der Hände u. der heiligen Gefäße.

Manissa, eine der bedeutendsten Handelsstädte Kleinasiens, liegt im NO. von Smyrna am Fuße des Siphlus, der zahlreiche Höhlengräber zeigt, u. am Gediz-Tschaï; ist mit Smyrna durch eine Eisenbahn verbunden. Die 60,000 Seelen zählende Bevölkerung besteht aus 36,000 Türken, 13,000 Griechen, 6000 Armeniern, 3000 Juden u. einigen Fremden. Unter den Moscheen ist die Muradscha die schönste. Der ausgedehnte Handel hat die Anlage sehr umfänglicher Bazare gefordert. Die fruchtbare Umgebung baut viel Tabak, Baumwolle, Weizen u. Wein, die Stadt selbst produzirt seidene Gewebe u. Lederwaaren u. exportirt Tabak u. Baumwolle. — Vgl. v. Scherzer, „Smyrna mit besonderer Rücksicht auf die geographischen, wirthschaftlichen u. intellektuellen Verhältnisse von Vorderasien“ (Wien 1873).



Nr. 4081. Straßenscene in Manila.

Manitoba, Provinz der Dominion of Canada im brit. Nordamerika bildet ein Rechteck, welches im S. vom 49.° im N. vom 50.° 30.', im O. vom 96. °, im W. vom 90. ° westl. von Greenwich begrenzt wird u. einen Flächenraum von 654,9 □M. einnimmt. Der O. ist ein Theil der nordamerik. Seenplatte, die Mitte wird von den weiten, fruchtbaren Ebenen des Red-River gebildet, im W. erheben sich die Pembina-Mountains, eine Fortsetzung der Höhenzüge des Unionsterritoriums Dakotah. Der größte Fluß der Provinz ist der Red-River, welcher hier den Assiniboine aufnimmt u. dem Winipegsee zuströmt. Letzterer u. der Manitobasee nehmen unter den vielen Seen des Landes den größten Flächenraum ein. Vorherrschend sind Prairielandschaften ohne bedeutende Waldungen. Das Klima ist gesund, doch sind die Winter lang u. streng. In der Nähe des Winipegsees finden sich Lager von Gold, Steinkohlen, Silber- u. Kupfererzen; die Steppen sind reich an Wild, die Flüsse u. Seen an Fischen. Die Bevölkerung zählte 1870: 11,963 Seelen, darunter 5757 franz. Mischlinge, 4083 engl. Mischlinge, 1565 Weiße u. 558 Saulteux-indianer in einer Reservation. Die franz. Mischlinge sind Abkömmlinge canadischer Pelzhändler u. beschäftigen sich vorzugsweise mit der Jagd auf Pelzthiere; die engl. Mischlinge stammen von jenen Farmern, welche der schott. Edelmann Selkirk 1813 am Red-River angesiedelt hat, u. treiben nam. Ackerbau u. Viehzucht. Die weiten Niederungen an beiden großen Flüssen sind die bevölkertsten Theile des Landes u. bringen reiche Ernten an Weizen, Gerste, Hafer, Kartoffeln u. Hülsenfrüchten hervor.

Auf dem Red-River, dem Winipeg- u. Manitobasee ist bereits Dampfschiffahrt eingerichtet. Regierungssitz ist Fort Garry, die wichtigste Ortschaft die Stadt Winipeg. M. kam als Theil des Gebietes der Hudsonbai-Compagnie 1868 an Canada; die franz. Mischlinge erhoben aber 1870 einen Aufstand gegen die engl. Obercanadier u. erlangten auch, obgleich ihr 500 Mann zählendes Heer von den Truppen der Dominion zerstreut ward, daß ihr Land 1870 als besondere Provinz organisirt ward.

Manitou, Gottheit der Indianer.

Manlius, der Familienname eines größtentheils patrizischen Geschlechts, zu dessen bekanntesten Gliedern gehören: Marcus **M.** Capitolinus, im J. 392 v. Chr. Konsul; rettete zwei Jahre später, durch das Geschnatter der Gänse erweckt, das Capitol vor den eindringenden Galliern. Als er aber verlangte, daß die Staatsländereien verkauft u. mit dem Ertrage die Schulden der Plebejer getilgt werden sollten, wurde er wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt u. 384 hingerichtet. — Sein jüngerer Zeitgenosse war Titus **M.** Imperiosus Torquatus, ein kluger, entschlossener u. strenger Mann. Als Militärtribun tödtete er um 361 v. Chr. einen riesigen Gallier am Anio im Zweikampfe u. erhielt von dem diesem abgenommenen Halsschmucke den Beinamen Torquatus (Halskettenträger). Zum dritten Mal Konsul 340, ließ er im Latinerkrieg vor der Schlacht am Vesuv seinen eignen Sohn, welcher wider den Lagerbefehl den Feind angegriffen u. geschlagen hatte, hinrichten. Er bekleidete später auch die Diktatur. — Gajus **M.**, der unter Sulla's Fahnen als Centurio gedient u. große Reichthümer erbeutet hatte, schloß sich später an Catilina an, sammelte in Etrurien ein Heer u. fiel in der Schlacht bei Pistoria (62 v. Chr.), wo er den rechten Flügel befehligte.

Mann u. **Mannesalter.** Letzteres beginnt nach Vollendung der Pubertät (s. „Mannbarkeit"), nachdem also der Organismus den Kulminationspunkt seiner geschlechtlichen Entwicklung erreicht hat. Man rechnet das Mannesalter von den zwanziger Jahren an bis in die fünfziger Jahre. In dieser Zeit ist der Gattungscharakter des Menschen, doch auch der charakteristische Gegensatz zwischen den körperlichen u. geistigen Eigenthümlichkeiten von Mann u. Weib, am vollständigsten u. deutlichsten ausgeprägt. Das Wachsthum in die Länge ist fast beendet u. vermehrt sich nach Quetelet nur noch um zwei Linien, dagegen nimmt die Breite bis in die dreißiger Jahre zu, u. zwar beim Manne bes. an Brust u. Schultern, beim Weibe am Becken u. den Hüften. Gegen Ende des Mannesalters tritt mehr die Neigung zur Fettbildung hervor. Alle Funktionen des Körpers gehen während dieser Altersperiode energisch von statten. Das Muskelsystem erfreut sich, wenn der Mann rüstig an der körperlichen Arbeit ist, einer immer größeren Entwicklung, d. h. die Muskeln werden stärker u. derber; das Knochensystem gewinnt an Festigkeit; die Athmungsorgane sind auf der Höhe ihrer möglichen Leistungsfähigkeit. Die geistige Kraft gewinnt immer mehr an Umfang u. Tiefe. Die äußere Erscheinung zeigt abgerundete Formen, Freiheit in den Bewegungen; der Blick wird fester, die Färbung der Haut etwas dunkler, die Entwicklung des Haars am Körper, insbes. des Bartes, eine reichlichere. Die wesentlichste Erscheinung in diesem Zustande ist die der Geschlechtsreife. — Das Gesetz stellt eine gewisse Zeit als den Anfang des Mannes- u. Frauenalters auf (s. „majorenn"). — Man hat im Mannesalter zwei Perioden von einander trennen wollen, das sog. eigentliche od. das erste u. dem entgegen das sog. höhere Mannesalter; allein während sich beim „Frauenalter" wol eine solche Theilung in zwei Perioden durchführen läßt, indem man dieselben durch den ungefähr im 45. Lebenjahre erfolgenden Abschluß der Befruchtungsfähigkeit zu begrenzen im Stande ist, kann man hinsichtlich der Zeugungsfähigkeit des Mannes eine derartige schärfere Scheidung nicht vornehmen, da bei sonst gesunden männlichen Individuen die Zeugungsfähigkeit keineswegs zu einer bestimmten Epoche erlischt, vielmehr öfters bis in das höhere Alter fortdauert. — Gegen Ende des Mannesalters macht sich im ganzen Wesen des Mannes eine gewisse Beharrlichkeit bemerklich, wobei seine Beweglichkeit u. Gelenkigkeit abnimmt, die Körperkraft sich etwas vermindert u. der geistige Schwung geringer wird. Es sind dies die ersten Zeichen des Uebergangs zum Greisenalter (s. d.). — Hinsichtlich der Erkrankungsfähigkeit scheint das Mannesalter der gesundeste Lebensabschnitt zu sein. Im Zeitraume zwischen 20—40 Jahren ist eine Neigung zu Entzündungen wahrnehmbar, in der Zeit zwischen 40 bis 50 Jahren kommen gern Stockungen im Venensystem mit Kongestionen (Hämorrhoiden, Pfortaderleiden), Blutungen, Gicht, Steinkrankheit 2c. vor. Die zuletzt genannten Uebel sind jedoch meist die Folgen einer dem Mannesalter nicht zusagenden Lebensweise, insbes. die Folgen einer üppigen Kost bei Mangel an genügender Bewegung.

Manna, eine Zuckerart, welche, durch Insektenstiche veranlaßt, aus gewissen Pflanzen herausschwitzt. Die älteste bekannte Art, welche die M. der Israeliten sein soll, kommt von der gallischen Tamariske (Tamarix gallica var. mannifera) am Sinai u. im übrigen Steinigen Arabien; das Insekt, welches ihre Ausschwitzung an den Zweigen veranlaßt, ist Coccus manniparus *Ehrenb.* In Ostindien liefert Tamarix dioica eine ähnliche Substanz. In Syrien, Persien, Arabien u. Aegypten schwitzt der Mannaklee (Albagi Maurorum) einen honigartigen Saft aus, der, indem er sich zu braunrothen Körnern verdickt, als pers. od. Alhagimanna od. als wilder Honig Johannis des Täufers gekannt ist. Aehnliches geschieht auch in Australien an einem Gumbaume (Eucalyptus resinifera), deren Abscheidung man als austral. M. kennt u. welche von den Eingeborenen zur Zeit der Blüte von den Blättern zur Nahrung gesammelt wird. Uebrigens kommt eine ähnliche M. daselbst auch auf anderen Gumbäumen, bes. auf E. mannifera u. dumosa, vor u. wird von den Eingeborenen Lerp genannt. — In Südeuropa liefert die Manna-Esche (Ornus Europaea) eine M., die man auch künstlich durch Einschnitte aus dem Stamme gewinnt u. frisch wie Zucker als mildes Purgirmittel bei Kindern anwendet, die sog. calabrische M., ein Gemisch von Mannazucker u. Mannit. Man gewinnt sie nur von gewissen Abarten der betreffenden Esche, die man durch Pfropfen fortpflanzt. Man pflanzt die Bäume in Plantagen, u. hier liefern sie schon bei 3—8 m. Höhe vom achten Jahre an M. Gegen den Juli hin beginnt man mit der Gewinnung, indem man mit den Einschnitten am Grunde des Baumes anfängt u. allmählich nach oben vorrückt; die nahe dem Boden gewonnene M. enthält mehr Fruchtzucker, ist daher körniger als die weiter oben ausgeflossene; letztere trocknet deshalb auch leichter u. giebt die M. canellata in Röhren. Letztere fließt reichlicher aus jüngeren, erstere reichlicher aus älteren Bäumen. — Außer diesen Mannaarten kennt man noch verschiedene andere: auf einer Lärchenart (Larix decidua) die Brianconner M., die mit Terpentin gemischt ist; auf der Libanonceder die Cedermanna, auf einem Cißtröschen Südeuropa's (Cistus ladaniferus) die Cistmanna, auf einer Eiche (Quercus infectoria) des Kaukasus die Eichenmanna 2c.

Mannahirse, auch Mannagras, Mannaschwingel, Mannagrütze, Himmelsthau, Schwaden, Grashirse, Enten-, Flutt-, Flött- u. Hatschengras, Miltau, schles. Reis (Glyceria fluitans) genannt; ein als Viehfutter wegen seiner Süßigkeit höchst ausgezeichnetes Gras unserer stehenden Gewässer, dessen Samen man als Hirse genießt u. den man bes. in den Oderniederungen, in Polen u. Schlesien, wo man es selbst anbaut, gewinnt. Man rühmt seinen angenehmen Geschmack ebenso wie seine Nahrhaftigkeit für abgemagerte Personen u. brachte ihn früher mehr als heute als polnischen od. Frankfurter Schwaden in den Handel. Er kann nur mittels Kähnen auf mit Tüchern belegten Sieben mühsam geerntet werden, weshalb er auch eine keineswegs billige Nahrung ist.

Mannazucker, s. „Mannit".

Mannbarkeit (Geschlechtsreife, Pubertät) ist diejenige Lebensperiode, in welcher der Mensch zur geschlechtlichen Vermehrung befähigt wird, indem in seinem Organismus die Reifung der Geschlechtsprodukte beginnt. Von der Zeit dieser Entwicklungsperiode an wiederholt sich im thierischen Körper die Reifung u. der Austritt der Zeugungsprodukte regelmäßig zu bestimmten Zeiten. Diese periodische Wiederkehr in der Lösung der Zeugungsprodukte ist im Allgemeinen schärfer ausgesprochen bei vielen Säugethieren; beim Menschen ist die Periodizität in Bezug auf das männliche Geschlecht gänzlich verwischt. Man bezeichnet die Reihe von Erscheinungen, von welchen die freiwillige Lösung der Zeugungsprodukte begleitet ist, bei den Thieren als Brunst, bei dem menschlichen Weibe als Menstruation. — Die Pubertät fällt beim Manne zwischen das 15. u. 18., die des Mädchens zwischen das 14. u. 15. Lebensjahr. Allein nach Rasse u. Individualität finden in dieser Beziehung sehr beträchtliche Schwankungen statt, deren Ursachen nur zum Theil ermittelt sind. So verzögern Entbehrungen u. körperliche Anstrengungen die Geschlechtsreife, in den Städten stellt sich die Geschlechtsreife früher ein als auf dem Lande, in den höheren Ständen früher als unter den niederen Volksklassen. Die Rasse scheint eine weniger hervorragende Rolle zu spielen als das Klima. So war nach statistischen Ermittelungen das mittlere Alter des Eintritts der Geschlechtsreife für Mädchen 1. in heißen Klimaten: bei Hindus in Kalkutta 11 Jahre 11 Monate 13 Tage, bei Tamulen in Bengalen 12 Jahre 5 Monate 23 Tage, bei Negern in Jamaica 14 Jahre 10 Monate 12 Tage; in den gemäßigten Klimaten: auf Korfu 13 Jahre 3 Monate 7 Tage, in Marseille 13 Jahre 7 Monate 7 Tage, in Lyon 14 Jahre 11 Monate 19 Tage, in Paris 14 Jahre, in London 14 Jahre 3 Monate 4 Tage, in Manchester 14 Jahre 7 Monate 22 Tage, in Göttingen 15 Jahre 2 Monate 5 Tage; in kalten Klimaten: in Christiania 16 Jahre 24 Tage, in Kopenhagen 16 Jahre 13 Tage, in

Labrador (Eskimo) 15 Jahre 3 Monate 7 Tage. — Bei den Thieren ist der Eintritt der Geschlechtsreife sehr verschieden. Meist wird das Männchen später zeugungsfähig als das Weibchen. — Die Erscheinungen der M. sind theils örtliche, in den Geschlechtsorganen, theils allgemeine. Die allgemeinen Erscheinungen zeigen sich in Form u. Ausdruck des gesammten Körpers, in welchem der Geschlechtscharakter bes. hervortritt. Die Körperformen werden bei den Männern kräftiger, beim Weibe voller u. runder; der Gesichtsausdruck wird stärker, lebhafter, hauptsächlich treten Veränderungen in den Athmungs- u. Stimmorganen auf (tiefere Stimmbildung bei Knaben, Mutation der Stimme), die Spannkraft des Geistes wird erhöht u. die geschlechtlichen Eigenthümlichkeiten bilden sich auch hier bes. aus. — Zahlreiche Völker unterwerfen die jungen Mädchen bei Eintritt der Pubertät merkwürdigen, bisweilen obscönen, oft auch recht quälenden Gebräuchen, gleichsam als Ceremonien zur Einweihung in das heirathsfähige Alter. Bei südamerik. Indianern (Warrau, Macusis, Cariben in Britisch-Guyana, Coroados, Manaos, Passés 2c. in Brasilien) werden sie eine Zeit lang abgesondert u. durchräuchert; sie müssen fasten u. werden verwundet; bei den Charruas u. Payaguas in Paraguay werden sie tätowirt; bei den Delawaren wird ihnen der Kopf verhüllt u. ein Brechmittel eingegeben, bei den Thlinket in Alaska gelten sie drei Monate für unrein, schließlich wird ihnen die Lippe durchbohrt u. ein silberner Stift hindurchgesteckt. Bei den Koljuschen der Beringstraße wird die Absperrung der Mädchen mit der Operation verbunden, daß man einen Holzklotz in die Unterlippe einsetzt; in Loango (Afrika) werden die Mädchen drei Tage lang an abgesonderter Stelle von alten Frauen in Mysterien eingeweiht; bei den Nomahottentotten setzt man sie drei Tage lang reichgeschmückt in einen durch Stäbe abgesonderten Raum der Hütte, opfert eine junge Kuh u. bringt ihr Glückwünsche dar. Bei den Makalaka (Südafrika) hat die Schöne die fürchterliche Tortur des Tätowirens durchzumachen. Bei manchen Völkern Afrika's, z. B. den Mandingonegern, in Old Calabar u. s. w., werden die jungen Leute beiderlei Geschlechts bei eintretender Geschlechtsreife beschnitten. Die barbarischen Quälereien, welche man unter einzelnen Indianerstämmen Amerika's an Jünglingen bei der Erklärung ihrer M. vornimmt; die Verwundungen u. Verletzungen des Körpers, bei denen der junge Mann keine Schmerzenslaute hören lassen darf, sind fürchterlich. — Das zur Zeit der Pubertätsentwicklung eintretende rasche Wachsthum, die Umgestaltung, welche Leib u. Seele erleiden, die neuen Funktionen, welche eintreten, können zu zahlreichen Störungen Veranlassung geben. Häufig findet sich die Disposition zu Kongestionen (nach Kopf u. Brust), Blutungen (Nasenbluten), bei Mädchen schmerzhaftes Eintreten der Menstruation; es kommen Bleichsucht u. Hysterie, Magenkrampf, Rheumatismen, die ersten Anfänge der Tuberkulose 2c. vor.

Mannequin (franz., spr. Mannekäng), eine große Puppe mit beweglichen Gliedern, von Bildhauern u. Malern zur richtigen Anordnung des Faltenwurfs der Gewandung benutzt. Auch in Modemagazinen werden solche Puppen zur Veranschaulichung der Modetrachten aufgestellt.

Manners (spr. Männers), Lord John James Robert, Sohn des fünften u. Bruder des sechsten Herzogs v. Rutland, engl. Staatsmann (Verwaltungsbeamter) u. Schriftsteller, geb. zu Belvoir Castle bei Grantham (Leicestershire) 13. Dez. 1818; studirte in Cambridge u. ward schon 1841 ins Unterhaus gewählt, wo er als einer der extremsten Konservativen insbes. für die Erhaltung der Kornzölle auftrat u. sich später an Disraeli anschloß. Im Febr. 1852 übernahm er unter Derby als Oberkommissär die Leitung des königl. Bauamtes (works, parks and buildings), welche er bis zum Dez. desselben Jahres führte. Das nämliche Amt verwaltete er im Derbykabinet von 1858—59. Seitdem war er wieder außer Dienst, bis er im Aug. 1873 Generalpostmeister wurde. Seine literarischen Leistungen auf dem politisch-kirchlichen Gebiete sind in streng konservativem Sinne gehalten, wie z. B. sein „Plea for national holy-days" (Lond. 1843). Außerdem hat er geschrieben: „The spanish match of the 19th century" (Lond. 1846); „Notes of an Irish tour" (Lond. 1849) u. ein paar Bändchen Gedichte („Englands trust", Lond. 1841, u. „Englands ballads", ebd. 1850) veröffentlicht.

Mannert, Konrad, Geschichtschreiber u. Geograph, geb. zu Altdorf 17. April 1756, studirte daselbst, ward 1784 Lehrer in Nürnberg, 1797 Universitätsprofessor in Altdorf, wirkte seit 1808 in gleicher Stellung in Landshut u. seit 1826 in München; er starb hier 27. Sept. 1834. Seine historischen Schriften fußen auf tüchtiger Quellenforschung, so insbes.: „Geschichte der Vandalen" (Lpz. 1785); „Geschichte der unmittelbaren Nachfolger Alexander's" (ebd. 1787); „Kompendium der deutschen Reichsgeschichte" (Nürnb. u. Altd. 1803; 3. Aufl. 1819); „Aelteste Geschichte Bojariens" (Nürnb. u. Sulzb. 1807); „Kaiser Ludwig IV." (Landsh. 1812); „Handbuch der alten Geschichte" (Berl. u. Lpz. 1818); „Geschichte Bayerns" (2 Bde., Lpz. 1826); „Geschichte der Deutschen" (2 Bde., Stuttg. 1828—30) u. „Geschichte der alten Deutschen, bes. der Franken" (ebd. 1829). Auch hat er sich durch seine, später mit Ukert bearbeitete „Geographie der Griechen u. Römer" (10 Bde., 1788—1825) verdient gemacht.

Mannheim (Manheim), Kreisstadt im Großherzogthum Baden mit 45,683 E. (1875), zu ziemlich gleichen Theilen Protestanten u. Katholiken, liegt in einer flachen Gegend zwischen Rhein u. Neckar, der unterhalb mündet. Die geraden Straßen, in deren Mitte sich die Straße der Planken befindet, theilen die Stadt in mehr als 100 gleiche Quadrate u. sind zum größten Theil nur mit Buchstaben u. Ziffern bezeichnet. Der schöne Marktplatz ist durch ein Denkmal des Kurfürsten Karl Theodor, der Paradeplatz durch einen prächtigen Brunnen, der Schillerplatz durch die Statuen Schiller's, Iffland's u. Dalberg's geschmückt. Zu den hervorragendsten Gebäuden gehört das ehemalige kurpfälzische Residenzschloß (1720—29 vom Kurfürsten Karl Theodor erbaut) mit verschiedenen Sammlungen u. schönem Parke, das Zeughaus mit einer Waffensammlung, das Kaufhaus, die 1733—56 erbaute prachtvolle ehemalige Jesuitenkirche u. die 1717 erbaute Domkirche. Ueber den Rhein führt eine großartige Eisenbahnbrücke, über den Neckar eine Kettenbrücke. M. ist Sitz eines Kreisamtes, Oberhof-, Hof-, Kreis- u. Amtsgerichtes u. einer Handelskammer u. hat an höheren Lehranstalten ein Gymnasium u. eine Realschule erster Ordnung. Die beiden Ströme u. die Eisenbahnverbindungen mit Heidelberg, Karlsruhe, Ludwigshafen u. Friedrichshafen-Darmstadt haben M. mit dem am entgegengesetzten Rheinufer gelegenen Ludwigshafen (s. d.) zu einem der wichtigsten Handelsplätze Süddeutschlands gemacht. Der Aufschwung des Verkehrs machte die Anlage eines Centralgüterbahnhofs mit Hafen auf der Mühlau, einer Insel am Ausfluß des Neckars, nöthig. Der 1870 begonnene Bau wurde im Aug. 1875 vollendet; das neue Hafenbecken ist 2100 m. lang u. 120 m. breit; es steht noch aufwärts mit dem Rhein durch eine Kammerschleuße von 96 m. Länge in Verbindung u. mündet stromabwärts in den Friesenheimer Rheindurchstich; 1873 stellte sich der Hafenverkehr M.s auf 9,683,351 Ctnr., außer 2,894,760 Ctnr. Floßholz. M. ist aber außerdem auch eine der bedeutendsten süddeutschen Industriestädte, nam. in Tabak, der für M. den wichtigsten Ausfuhrartikel bildet; es giebt 19 große Cigarrenfabriken, 3 Eisengießereien, ein Walzwerk, Maschinenbauanstalten, Fabriken für Wagen, Schränke, Nähmaschinen, Blechwaaren, Spiegel, Cement, Chemikalien, Schaumwein, Tapeten u. Möbel u. 12 Bierbrauereien. Die Umgegend treibt viel Gartenbau u. Tabakskultur. — M. war bis 1617 ein Dorf u. wurde dann nach Anlage eines Schlosses durch Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz zur Stadt erhoben; nachdem es schon im Dreißigjährigen Kriege stark gelitten, ward es durch Melac 1688 fast vollständig zerstört, 1699 aber wieder aufgebaut u. befestigt. Als kurfürstl. Residenz (1720—77) blühte M. rasch auf u. kam 1803 an Baden.

Manning, Henry Edward, engl. Kardinal, Primas der Kathol. Kirche in England, bekannt als einer der entschiedensten Anhänger des Unfehlbarkeitsdogmas, als jüngerer Sohn des Kaufmanns, Gouverneurs der Engl. Bank u. Parlamentsmitgliedes William M. aus Seven-Oaks, geb. zu Totteridge in der Grafschaft Hereford 15. Juli 1808 (nicht 1809 zu London), studirte zu Harrow u. Oxford, wurde 1830 anglikanischer Geistlicher u. rückte 1840 bis zur Erzdiakonuswürde in der Diöcese von Chichester auf. Die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erregte er zuerst in den 40er Jahren durch Predigten in Oxford, in denen er mit großer Beredsamkeit u. Gelehrsamkeit für die von Pusey u. Newman eingeleitete katholisirende Bewegung innerhalb der engl. Staatskirche Partei ergriff. 1850 trat er öffentlich zur Kathol. Kirche über, ward 1851 zum Priester geweiht, successive Prior des Borromäusordens in Bayswater, Probst der kathol. Diöcese von Westminster, apostolischer Protonotar sowie Hausprälat des Papstes u. nach dem Tode des Kardinals Wiseman (s. d.) Erzbischof von Westminster, als welcher er 8. Juni 1865 in der kathol. Kathedrale von St. Mary zu London feierlich installirt wurde. Auf dem Vatikanischen Konzil (1869 bis 1870) stand M. mit an der Spitze der Infallibilisten. Am 15. März 1875 wurde er zum Kardinalpriester erhoben. Die bemerkenswerthesten seiner Werke sind nach seinem, noch der Uebergangsperiode angehörenden Buche über die „Unity of the church" (Lond. 1842): „The temporal power of the Pope in its political aspect" (ebd.

1866); „Life of St. Francis of Assisi" (ebd. 1868); „The oecumenical council and the infallibility of the Pope" (ebd. 1869); „Petri privilegium" (drei Pastoralbriefe an den Klerus von Westminster, ebd. 1871); „The fourfold sovereignty of God" (ebd. 1871).

Mannit, Mannazucker, der in der Manna enthaltene eigenthümliche, widerlich süß schmeckende Zucker; er findet sich auch in einigen anderen Pflanzen u. bildet sich auch künstlich bei gewissen Arten der Gährung (Mannitgährung). M. erscheint in blendend weißen, feinen, glänzenden Krystallen, die sich in Wasser u. in Alkohol leicht lösen, aber unlöslich in Aether sind. Durch Hefe u. Wasser geht der M. nicht in Gährung über, bei längerer Berührung mit altem Käse verwandelt sich aber die Lösung in Milchsäure u. Buttersäure. Der M. wird nur wenig medizinisch verwendet.

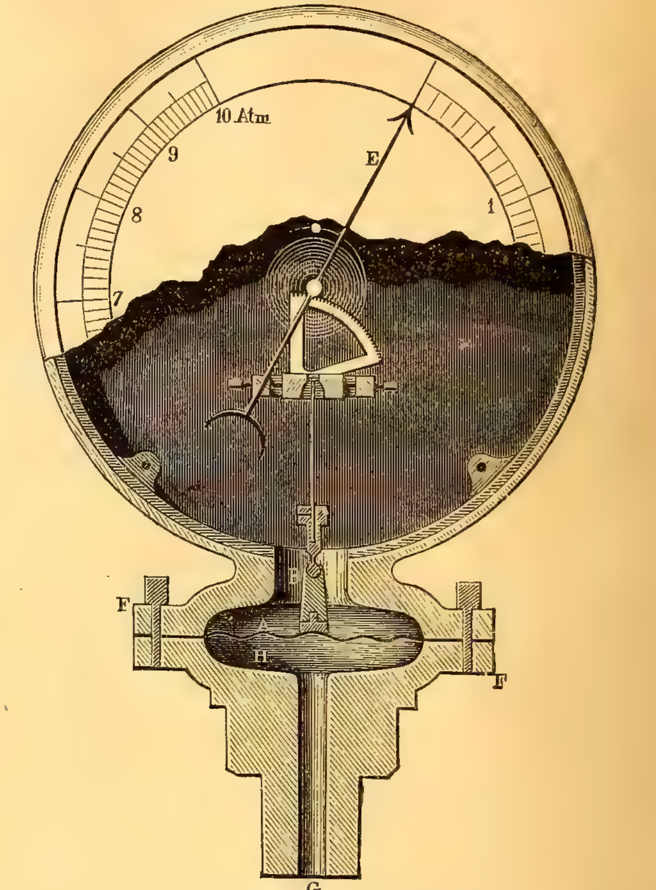
Mannschaft ist der Ausdruck für sämmtliche Angehörige des Wehrstandes unter dem Offiziersgrade, schärfer: unter dem Unteroffiziersgrade. In letzterer Auffassung spricht man von Offizieren, Unteroffizieren u. M., in ersterer von Offizieren u. M.

Mannstollheit, s. „Nymphomanie".

Mannszucht herrscht in einem Heere, wenn Offiziere u. Soldaten den Befehlen unweigerlich Folge leisten u. sich so betragen, wie es einem rechtschaffenen u. ehrliebenden Manne zukommt (s. auch „Disziplin").

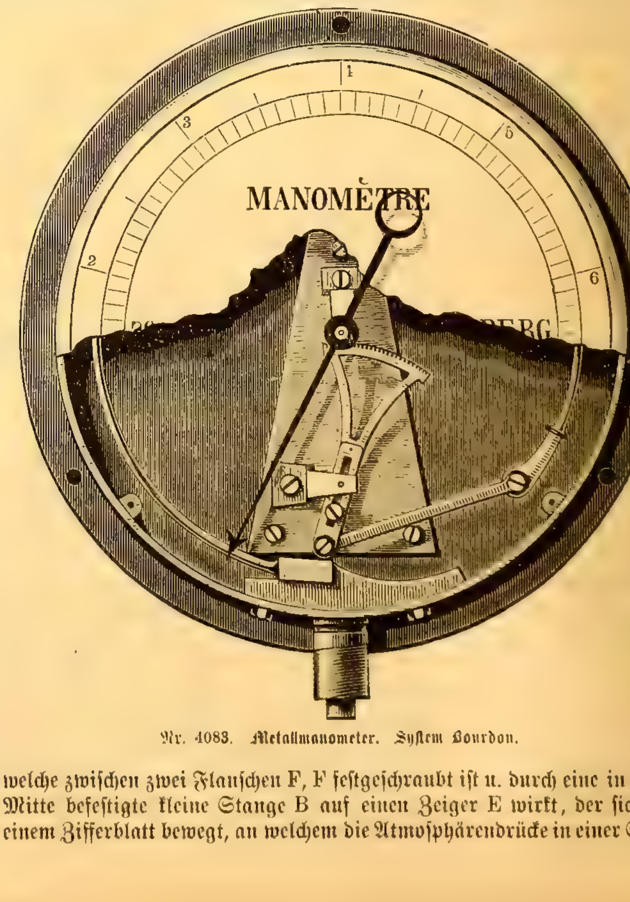
Manoël, Don Francesco, portugiesischer Dichter, nam. Lyriker, geb. 1734 zu Lissabon, gest. 25. Febr. 1819 zu Paris, wohin er sich hatte flüchten müssen, um den Verfolgungen der Inquisition zu entgehen. M. war auch als Uebersetzer vielfach thätig: er übertrug Molière's „Tartuffe", Wieland's „Oberon" u. Lafontaine's Fabeln ins Portugiesische, unter seinen eigenen Dichtungen aber haben die „Oden" den meisten Beifall gefunden. Seine „Obras completas" (11 Bde., 2. Aufl., Par. 1818—19) gab er unter dem Pseudonym Filinto Elysio heraus.

Manometer, Instrument zum Messen des Druckes von Flüssigkeiten, bes. von Dämpfen u. Gasen, wenn dieser Druck größer od. kleiner als der gewöhnliche Atmosphärendruck ist; in letzterem Falle wird das M. auch Vacuummeter genannt. Bereits Watt brachte einen Dampfspannungsmesser an seinem Niederdruckkessel an. Dieses einfachste, als offenes Quecksilbermanometer bezeichnete M. besteht, wie das Barometer, aus einem genügend langen, vertikal aufgestellten, an beiden Enden offenen, gläsernen od. eisernen Rohre, welches entweder heberartig gebogen od. mit dem unteren Ende in einer mit Quecksilber gefüllten Wanne steht (Hebermanometer u. Gefäßmanometer). Da die Spannung des Dampfes gemessen wird durch die Differenz der beiden Quecksilberspiegel od. durch die Höhe der drückenden Quecksilbersäule im offenen Rohre, so muß dieses für jeden über eine Atmosphäre zu messenden Atmosphärendruck um 28 Par. Zoll od. 760 mm. verlängert werden, so daß zum Messen einer Dampfspannung von z. B. 3 Atmosphären die Rohrlänge mindestens 1,5 m. betragen muß. Einer Dampfspannung von einer Atmosphäre hält der Druck der auf der Quecksilbersäule im offenen Manometerrohr wirkenden Luft das Gleichgewicht; es stehen also beide Quecksilberspiegel in gleicher Höhe. Um den Stand des Quecksilbers im Rohre von außen zu erkennen, ruht auf der Quecksilbersäule ein kleiner Eisencylinder als Schwimmer, der mit einer feinen Schnur verbunden ist, welche über eine Rolle geht u. am frei herunterhängenden Ende ein kleines Gegengewicht trägt; indem dieses Gewicht vor einer Skala hängt, zeigt es durch seinen Stand die Spannung des auf das Quecksilber drückenden Dampfes an. Für bedeutende Spannungen müßte ein solches M. begreiflicher Weise sehr hoch sein; man umgeht diese Unbequemlichkeit durch das sog. Differentialmanometer. Bei diesem ist das Rohr mehrmals auf- u. abwärts gebogen u. in jedem Schenkel bis zu einer bestimmten Höhe mit Quecksilber gefüllt, während der andere Theil jedes Schenkels Wasser enthält. Durch diese Anordnung wird die gehobene Quecksilbersäule in soviel Theile zerlegt als Rohrschenkel vorhanden sind u. der Dampfüberdruck durch deren Summe gemessen. Oder aber man läßt das Quecksilber nicht in einer offenen Röhre emporgedrückt werden, sondern in einer oben geschlossenen, welche zum Theil mit Luft angefüllt ist. Die Kompression der Luft läßt nach dem Mariotti'schen Gesetz ein weit geringeres Emportreiben der Quecksilbersäule zu; für jeden Stand giebt eine durch Probiren bestimmte Skala die Spannung an. Indessen sind die Kompressionsmanometer sehr mangelhafte Instrumente, die im Laufe der Zeit immer ungenauer werden u. deshalb auch in manchen Ländern gesetzlich als ungenügend verworfen sind. Die Quecksilbermanometer sind für die Messung hoher Dampfspannungen nicht zu verwenden. Man hat daher das Prinzip der Aneroïdbarometer zum Ausgangspunkte für andere Konstruktionen genommen, die sog. Federmanometer, welche 1845 zuerst von Schinz angegeben, später von Bourdon in Paris nachgeahmt wurden u. jetzt von der Firma Schäffer u. Buddenberg in Magdeburg hauptsächlich gebaut werden. Die M. von Schäffer u. Buddenberg (Nr. 4082) sind so eingerichtet, daß der Dampfdruck gegen eine runde,



Nr. 4082. Schäffer u. Buddenberg's Metallmanometer.

mit kreisförmigen konzentrischen Wellungen versehene u. durch eine Kautschukscheibe gegen Feuchtigkeit geschützte dünne Stahlplatte A wirkt,



Nr. 4083. Metallmanometer. System Bourdon.

welche zwischen zwei Flanschen F, F festgeschraubt ist u. durch eine in ihrer Mitte befestigte kleine Stange B auf einen Zeiger E wirkt, der sich vor einem Zifferblatt bewegt, an welchem die Atmosphärendrücke in einer Skala

verzeichnet sind. Das Bourdon'sche M., dessen Ansicht Nr. 4083 zeigt, entspricht ganz dem Aneroïdbarometer; es besteht aus einem spiralartig gewundenen dünnen Messingrohre von elliptischem Querschnitt, in welches der Dampf eintreten kann. Indem der innerhalb wirksame Dampfdruck den Querschnitt des Rohres in den kreisförmigen überzuführen sucht, wird ein Bestreben des Rohres, seine Enden von einander zu entfernen, hervorgerufen u. dadurch die Drehung eines Zeigers veranlaßt. Alle diese Instrumente leiden natürlich auch an dem gemeinsamen Uebelstande aller Federn, daß ihre Elastizität mit der Zeit abnimmt u. dadurch Unrichtigkeit in den Anzeigen herbeigeführt wird. Dieser u. andere kleine Uebelstände ließen die Federmanometer nicht unter allen Umständen anwendbar erscheinen; ihre Verwendung wurde gesetzlich nur da gestattet, wo die vorhandenen Umstände die Anwendung von Quecksilbermanometern unthunlich machten. Indessen gestaltet sich die Sache in der Praxis nicht so schlimm, sobald man nur die Federmanometer mit möglichster Sorgfalt herstellt u. sie mit einem sog. Vierweghahn versieht, um Kontrolmanometer leicht anbringen zu können. Für gewöhnlich bleibt ein gutes Federmanometer das übersichtlichste, für die meisten Zwecke völlig genügende M.

Manöver (franz. manoeuvre, entstanden aus dem lat. manu opera), Arbeit, Handhabung od. Führung einer Sache, Hand- od. Kunstgriffe; in militärischem Sinne heißt M. die Uebung zweier größerer Truppenabtheilungen im Terrain gegen einander mit dem Zwecke, die im Ernstfalle vorkommenden Lagen zur Anschauung zu bringen. Die M. dienen also zur Vorbereitung der Truppen für den Krieg. Da sie selbstverständlich alljährlich an den Schluß der Ausbildungszeit verlegt werden, so werden sie auch mit dem Ausdrucke Hauptübungen, von der Jahreszeit, in die sie in der Regel fallen, Herbstübungen genannt. Die Anordnung dieser Hauptübungen in der Weise, daß wirklich ein Vortheil für die Ausbildung von Führern u. Mannschaften für den Krieg erreicht wird, ist Sache der kommandirenden Generale. Derartige Uebungen haben die großen Feldherren aller Zeiten vorgenommen. Regelmäßig indessen wurden dieselben in den Ausbildungsgang erst eingeführt mit der Entwicklung der stehenden Heere. Die großen Truppenübungen Friedrich's d. Gr. waren weltberühmt u. zogen die Offiziere aller Nationen an. Die preußische Armee hat auch in neuerer Zeit den großen Truppenübungen erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt.

Manresa, Stadt in der span. Provinz von Barcelona, 8 M. im NW. von letzterer Stadt am linken Ufer des Flusses Cardener in einem an Wein u. Oliven reichen Thale gelegen, mit 16,000 E.; in den Kriegen dieses Jahrh. mehrmals abgebrannt u. wieder aufgebaut, daher eine Stadt von ganz neuem Ansehen. Die beträchtliche Industrie des Ortes produzirt baumwollene, wollene u. seidene Gespinnste u. Webereien, Papier, Kerzen, Bleiweiß, Chokolade, Branntwein 2c.; bes. bedeutend ist die Flachsgarnspinnerei. — Der Manresakanal, welcher den Cardener mit dem Llobregat-Fluß verbindet, hat wesentlich zur Hebung des Handels u. Gewerbfleißes beigetragen.

Mans, Le (spr. Mang), Hauptstadt des westfranz. Dep. Sarthe mit 42,654 E. (1872), liegt 28 M. im SW. von Paris an der Sarthe, welche hier die Huine aufnimmt u. von drei Brücken überspannt wird, u. ist Sitz der obersten Behörden des Departements, eines Gerichtshofes erster Instanz, eines Handelsgerichtes, einer Handelskammer u. eines Bischofs. Die Stadt ist nur in ihren höheren Theilen gut gebaut u. besitzt in der Kathedrale, welcher im 13. Jahrh. an das edle roman. Langhaus ein prächtiger goth. Chor angefügt worden ist, in der neuen Kirche Notre Dame de la Gare, dem Theater u. dem Stadthause die hervorragendsten Gebäude. An höheren Unterrichtsanstalten hat L. M. ein Priesterseminar u. ein Lyceum aufzuweisen; außerdem findet sich hier eine reichhaltige Stadtbibliothek, ein Archiv u. Museum für Naturgeschichte u. Alterthümer. Segeltuch, Hanfleinwand, Wachstuch, Spitzen, Maschinen u. Wachskerzen sind die wichtigsten Erzeugnisse der städtischen Industrie. — Die Anfänge des Ortes reichen bis in die Zeit der Römer hinauf; bis 1789 war L. M. Hauptstadt der Provinz Maine. Am 11. u. 12. Jan. 1871 wurde hier die franz Loirearmee unter General Chancy von Prinz Friedrich Karl geschlagen.

Mansard (spr. Mangßahr), Jules Hardouin, franz. Architekt, der, geb. zu Paris 1645, gest. zu Marly 1708, bei Ludwig XIV. in hoher Gunst stand u. viele in der Anlage zwar großartige, aber in der Dekoration kalte u. frostige Gebäude des damaligen Barockstils schuf. Seine Hauptbauten sind das in der Ausdehnung kolossale, aber monotone Schloß zu Versailles und der künstlerisch werthvollere Invalidendom zu Paris mit seiner eleganten, schlank aufstrebenden Kuppel. M. ist bekannt als Erfinder der nach ihm benannten gebrochenen Dächer u. der Dachstubengeschosse. — Sein Oheim ist François **M.**, geb.1598, gest. 1666, zu dessen besten Schöpfungen das Schloß Maison bei St. Germain gehört, das die Eigenheiten der Frührenaissance in streng klassischer Durchführung zeigt.

Manschetten (a. d. Franz., eigentlich Aermelchen) sind Streifen von feiner Leinwand (in neuester Zeit wol auch von dieselbe vertretendem Papier), welche am Unterarm in der Nähe der Handwurzel getragen werden u. sich an den Aermel als abschließende Verzierung ähnlich ansetzen wie der Kragen an den Hals u. (wenn auch seltener) die Beinmanschette an die kurze Hose. Die M. haben die Wandlungen des Kragens aufs Genaueste mitgemacht; sowie die dicke Krause auf die Schulter herunterfällt, legen sich auch die gekrausten M. (um 1630) auf die Arme zurück u. dem schlaffen Spitzenkragen folgen die gleichen spitzenumsäumten M., mit denen auch der Soldat sein Lederwamms u. Büffelcollet verziert. Die M. treten überhaupt immer dann allgemeiner u. gewissermaßen als eine unentbehrliche Ergänzung auf, wenn der Aermel sich kürzt od. am Handgelenk lockert u. weitet. Man begegnet ihnen etwa seit Anfang des 17. Jahrh.; häufig waren sie gekräuselt, broschirt u. brodirt. Nachdem sie während der 1. Franz. Revolution abgekommen waren, werden sie jetzt wieder häufig, aber meist glatt u. weiß getragen. Da das Volk, bei dem dieser Aermelansatz nie recht allgemein wurde, in dem Anlegen von M. eine Ziererei u. zugleich eine ängstliche Vorsorge sah, die Etwas zu bedecken sucht, was eben so gut nackt bleiben kann, so gewann der Ausdruck „M. haben" die Bedeutung: sich ängstlich verstecken od. feige Furcht da hegen, wo gar keine Veranlassung dazu vorliegt; man nennt diesen bangen, muthlosen Zustand sogar „Manschettenfieber". Unter ouvrage à manchettes versteht der Franzose auch ein mit Randzusätzen überladenes Manuskript.

Mansfeld, Hauptort der ehemaligen Grafschaft u. des jetzigen Gebirgskreises M. mit 1675 E. (1871), liegt in den südöstl. Vorbergen des Harzes, $1\frac{1}{2}$ M. nordwestl. von Eisleben, u. wird überragt von den auf einem Felsen gelegenen Ruinen der gräflich Mansfeld'schen Stammburg. Zwischen M. u. Eisleben zieht sich das große Grubenrevier des Kupferschiefer-Bergbaues hin, der 1872 ca. 18,000 Ctr. Garkupfer, 92,000 Ctr. Raffinat, 458 Ctr. Silber u. gegen 91,000 Ctr. Schwefelsäure ergab.

Mansfeld, eines der ältesten deutschen Grafengeschlechter, das sich nach dem Schlosse M. in der gleichnamigen Grafschaft (s. d.) nannte, theilte sich 1475 in eine vorder- u. eine hinterortische Linie (so bezeichnet nach den Abtheilungen des Schlosses). Letztere erlosch 1666, erstere bildete zwar auch eine Menge Zweige, ist aber gleichfalls erloschen, u. zwar insbes. der Eisleben'sche od. protestantische Zweig seit 1710 u. der Bornstädtische od. katholische Zweig, der 29. Dez. 1762 in den Reichsfürstenstand erhoben worden war, seit 1780. Die Allodialgüter u. der Name gingen infolge Heirath an das Haus Colloredo (s. „Colloredo-Mannsfeld"). Hervorzuheben sind: Graf Peter Ernst **v. M.**, aus der vorderortischen Linie, geb. 12. Aug. 1517, spielte als kaiserl. General, bez. als Gouverneur von Luxemburg in den Niederlanden eine große Rolle u. starb zu Luxemburg 22. Mai 1606. Sein ältester u. einziger legitimer Sohn, Prinz u. Graf Karl **zu M.**, geb. 1543, starb kinderlos zu Komorn 14. Aug. 1596, wenige Tage nach der seinen Anstrengungen zu verdankenden Eroberung von Gran durch die Kaiserlichen. Am berühmtesten wurde ein natürlicher Sohn, den Anna v. Eyken (nach And. Anna v. Bentzrath) dem Erstgenannten 1580 zu Mecheln geb. hatte, Graf Peter Ernst **v. M.** Für seine frühzeitigen u. tüchtigen Dienste als Soldat in Ungarn, Belgien u. dem Elsaß wurde er für legitim u. erbberechtigt erklärt. Als ihm aber trotzdem von Rudolf II. sein Erbe versagt wurde, trat er 1610 als Oberst in die Dienste der Union, wurde selbst reformirt u. kämpfte eine Zeit lang gegen Spanien im Solde des Herzogs von Savoyen, bis ihm der Aufstand Böhmens eine bessere Möglichkeit zeigte, an dem Hause Habsburg Rache zu nehmen. Als er Pilsen erobert hatte, that ihn der Kaiser in die Reichsacht; aber bedenklicheren Schaden brachte ihm 10. Juli 1619 ein Ueberfall durch Bucquoy bei Nettolitz, denn er verlor die Kriegskasse, die Kanzlei, das Gepäck u. einen großen Theil seines Heeres. Wohl gelang es ihm bald, seine Kriegsmacht u. auch seine Feldherrnehre herzustellen, aber die unthätige Rolle, die er im wohlverschanzten Pilsen während der kurzen Regierung Friedrich's V. u. selbst während der Schlacht am Weißen Berge spielte, erklärt sich einzig daraus, daß er dringend, aber vergeblich, den Herzog von Savoyen für den böhmischen Thron empfohlen hatte. Dennoch sammelte er die Reste des zerstreuten Böhmenheeres u. neue Söldnerscharen zur Vertheidigung der Pfalz gegen die Armee der Liguisten u. der Spanier, obwol er nicht aufhörte, hin u. wieder selbständig auch mit den katholischen Machthabern

zu unterhandeln. Am 27. April 1622 brachte er im Bunde mit dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach Tilly die erste entschiedene Niederlage in der Nähe von Wiesloch bei, doch wandte er sich alsbald wieder allein nach Süden, so daß die Pfalz verloren ging u. Friedrich selbst den Kampf aufgab. Da seine Unterhandlungen mit der Infantin Clara Eugenia Isabella in den span. Niederlanden sich zerschlugen, ging er mit Christian von Braunschweig (s. d.) in holländ. Dienste, entsetzte durch den Sieg bei Fleurus im Aug. 1622 die belagerte Stadt Bergen op Zoom, brandschatzte Friesland, weil es mit den Spaniern im Einverständnisse gewesen war, u. lebte eine Zeit lang im Haag als Privatmann. Schon im Frühjahr 1624 rief man ihn jedoch nach Paris, wo mit Savoyen u. Venedig ein allgemeiner Angriff auf das Haus Habsburg berathen wurde. Auch in London empfing ihn das Volk mit Begeisterung als den tapferen Vorkämpfer des Protestantismus, u. Prinz Karl von Wales ließ durch ihn nicht nur über seine Verheirathung mit Henriette von Frankreich unterhandeln, sondern sich auch mit den Niederlanden zusammen in den Bund jener drei Staaten zum Kampfe gegen Spanien u. Oesterreich aufnehmen. So trat M. 1625 neu gerüstet in Westfalen auf. Durch Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln büßte er freilich einen großen Theil seiner Truppen ein, kehrte aber bald mit neuen Verstärkungen aus Holland zurück, marschirte über die Weser u. Elbe in das Lauenburgische u. nahm bei Hamburg u. Lübeck Winterquartiere, um im folgenden Jahre seinen großartigen Angriffsplan zur Ausführung zu bringen. Während im Rücken Wallenstein's der Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar ein Heer aufstellte, an das M. seinen besten Offizier, den Herzog Bernhard von Sachsen, abgab, zog Moritz von Hessen-Kassel hinter Tilly's Fronte eine Armee zusammen, u. bereitete sich Christian v. Halberstadt, den Bauernaufstand zu organisiren, der zwischen beiden katholischen Armeen ausbrechen sollte. M. selbst aber gedachte Wallenstein die befestigte Elbbrücke östl. von Dessau zu entreißen u. dann von Schlesien her in die katholischen Staaten einzudringen. Die vollkommene Niederlage nach heißem Ringen um jene Brücke 25. April 1626 vereitelte in der Hauptsache M.'s großartigen Plan u. nöthigte ihn, seine weiteren Unternehmungen nur nach gemeinsamer Berathung mit dem dän. General Herzog Johann Ernst von Weimar auszuführen, der mit 5000 Mann zu ihm stieß. Auf Anordnung des dän. Königs Christian, der nun die Oberleitung des Bundeskrieges gegen Oesterreich hatte, marschirten Beide in Eilmärschen nach Schlesien, das ihnen zwar hungrige Rekruten für ihre Heere, aber wenig Lebensmittel u. Geld lieferte. Endlich vereinigte sich M. mit Bethlen Gabor von Siebenbürgen u. rückte mit ihm bis in die Nähe von Wien, dann aber schloß Bethlen Gabor im Nov. 1626 fünf bis sechs Tagemärsche vor Wien einen günstigen Frieden mit Ferdinand, ohne Rücksicht auf M. zu nehmen. Dieser scharmützelte noch vor Preßburg, ließ Truppen u. Artillerie bei dem siebenbürg. Fürsten zurück u. trat auf türk. Gebiet über, um sich nach Venedig, Paris u. London zu begeben u. neue Vorbereitungen zu machen. Da ereilte ihn 19./20. Nov. 1626 zu Uranowitz in Bosnien der Tod. Eine wenig verbürgte Erzählung läßt ihn bei der Annäherung desselben Harnisch u. Schwert anlegen u. stehend, auf die Arme zweier Offiziere gestützt, im freien Felde sterben, nachdem er sich noch in letzter Stunde als Katholik bekannt. Ueberhaupt ist das Bild des „großen Reichsbanditen" schon von parteiischen Zeitgenossen u. später noch arg verzerrt worden. Der Erzählung von seiner abschreckenden Häßlichkeit, von der entstellenden Hasenscharte im Antlitz widerspricht ein vortreffliches Portrait von Mierevelt's Meisterhand; dem Vorwurf eines liederlichen Lebenswandels steht das Zeugniß Anderer entgegen, er sei weder den Frauen noch dem Trunk ergeben gewesen. Der deutsche Dichter Weckherlin widmete ihm seine feurigsten Oden. — Vgl. Villermont, „Ernest de M." (Brüss. 1867); Uetterodt, „Ernst Graf zu M." (Gotha 1867); Großmann, „Des Grafen Ernst v. M. letzte Pläne u. Thaten" (Bresl. 1870).



Nr. 4084. Graf Peter Ernst v. Mansfeld (geb. 1580, gest. 19./20. Nov. 1626).

Mansfield, Stadt in der mittelengl. Grafschaft Nottingham mit 11,824 E. (1871); liegt am Forst von Sherwood, 3½ M. im N. von Nottingham, u. zeichnet sich durch seine Industrie in Strumpfwaaren, baumwollenen Geweben u. Spitzen aus. In der Nähe befinden sich große Kohlenbergwerke. Auf dem Marktplatz steht ein Denkmal des Lord Bentinck.

Manso, Johann Kaspar Friedrich, Philolog u. Historiker, geb. zu Zella St. Blasii (Gotha) 26. Mai 1759, studirte in Jena Theologie, Philologie u. Philosophie, erhielt 1785 eine Gymnasiallehrerstelle daselbst, ward 1790 Prorektor u. 1794 Rektor am Magdalenäum in Breslau u. starb hier 9. Juni 1826. Seine werthvollsten Werke sind: „Sparta, ein Versuch zur Aufklärung der Geschichte u. Verfassung dieses Staates" (3 Bde., Lpz. 1800—1805); „Leben Konstantin's d. Gr." (Bresl. 1817); „Geschichte des preuß. Staats seit dem Hubertusburger Frieden" (3 Bde., Frankf. 1819 bis 1820; 2. Aufl. 1835) u. „Geschichte des ostgoth. Reichs in Italien" (Bresl. 1824). Außerdem bearbeitete er einige alte Klassiker, wie nam. Meleager (Gotha 1789) u. Bion u. Moschos (mit deutscher Uebersetzung, ebd. 1784; 2. Aufl. Lpz. 1807), übertrug Vergil's Gedicht „Von der Landwirthschaft" (Jena 1783) u. Sophokles' „König Oedipus" (Gotha 1785), veröffentlichte eine Reihe archäologischer Abhandlungen, die zum Theil in seinen „Vermischten Schriften" (2 Bde., Lpz. 1801) u. „Vermischten Abhandlungen u. Aufsätzen" (Bresl. 1821) enthalten sind, u. verfaßte auch mehrere eigene Dichtungen, z. B. die „Kunst zu lieben" (Berl. 1794).

Manstein, Albrecht Ehrenreich Gustav v., preuß. General der Infanterie, geb. 24. Aug. 1805, trat 1822 in das preuß. Heer ein, rückte bis 1863 zum Generalleutnant auf u. machte als solcher 1864 den Krieg in Schleswig-Holstein mit, wo er u. A. den Befehl über die Sturmkolonnen bei der Einnahme der Düppeler Schanzen führte. Auch 1866 that er sich als Führer der 6. preuß. Division bei Königgrätz rühmlich hervor. Infolge dessen zum General der Infanterie befördert u. 1867 mit dem Kommando über das IX. norddeutsche Armeecorps betraut, nahm er mit demselben 1870—71 am Krieg gegen Frankreich Theil. In diesem fand er zuerst vor Metz reiche Gelegenheit, sich aufs Neue auszuzeichnen. Nach der Kapitulation Bazaine's verblieb sein Corps bei der II. Armee unter Prinz Friedrich Karl u. bildete deren Centrum in den Operationen gegen die franz. Loirearmee. Nach dem Frieden kehrte M. nach Schleswig zurück, ließ sich aber 1873 zur Disposition stellen.

Mansurah, Stadt in Unterägypten, am östl. Nilarm (Arm von Damiette) am rechten Stromufer in einer von Kanälen vielfach durchschnittenen Gegend gelegen; ist Hauptort einer Provinz u. zählt etwa 15,000 E. Die Stadt wurde i. J. 1221 während des 4. Kreuzzuges gegründet; 1250 von Ludwig IX. von Frankreich erobert u. besetzt, wurde sie bald darauf von den Mamluken belagert, u. bei einem Ausfalle gerieth der König selbst in Gefangenschaft.

Mantegna, Andrea, einer der bedeutendsten Maler unter den Paduanern des 15. Jahrh. u. einer der frühesten Kupferstecher Italiens, der wenigstens in der Malerei von großem Einfluß auf mehrere Schulen war. Geb. 1431, wurde er als Schüler des Squarcione von diesem adoptirt; als er aber die Tochter des Venezianers Jacopo Bellini, eines Nebenbuhlers von Squarcione, heirathete, entzog dieser ihm seine Freundschaft, was M. bewog, in den Dienst des Herzogs Lodovico Gonzaga nach Mantua zu gehen, wo er, abgesehen von einem längeren Aufenthalte in Rom, seine Hauptthätigkeit entwickelte. Zu den bedeutendsten seiner Bilder, von denen die ersten noch etwas Hartes u. allzu Leidenschaftliches in den Affekten haben, während die späteren wahrer in den Charakteren u. erfreulicher in der Farbe sind, gehören der mit Leimfarben auf Leinwand gemalte „Triumphzug Cäsar's" (theilweise von ihm selbst gestochen) im Schloß Hamptoncourt u. eine allegorische Darstellung des Parnasses von großer Schönheit der Formen u. anmuthigen Bewegungen; ferner sind die Malereien in der Kapelle SS. Jacopo e Cristoforo der Eremitanerkirche zu

Padua zu nennen, welche, Darstellungen aus dem Leben dieser Heiligen enthaltend, wegen der Durchführung der Perspektive von besonderem Interesse sind, u. als Staffeleibild das Jugendwerk aus dem J. 1454, die heil. Eufemia im Museum zu Neapel, ein Ideal von Schönheit; in anderer Hinsicht bedeutender sind das Siegesbild der Madonna mit Heiligen u. dem genannten Herzog Gonzaga (Louvre) u. der diesem nahe stehende Leichnam Christi im Museum zu Berlin; vor Allem aber die thronende Madonna mit Engeln u. Heiligen in S. Zeno zu Verona. Die Kupferstiche M.'s haben noch ganz einfache Strichlagen ohne Kreuzschraffirung, sind aber mit höchster Präcision u. großem Verständniß der betreffenden Zeichnung durchgeführt. Er starb in Mantua 15. Sept. 1506.

Mantel, allgemein eine Umhüllung bezeichnend, so z. B. ein weites, langes Kleidungsstück, meist von derbem Stoff, für Männer u. Frauen, zum Schutz gegen Kälte u. Unwetter über der übrigen Kleidung getragen; ferner in Eisengießereien die Umhüllung der Form von Gips od. Thon, die nach dem Gusse zertrümmert wird; bei Hohöfen die äußere Umfassungsmauer, an Dampfkesseln die aus schlechtwärmeleitendem Material bestehende Umhüllung derselben; ferner über den Küchenherden die Erweiterung des Rauchfangs 2c.

Mantelkinder hießen früher die von Brautleuten bereits vor der Verehelichung erzeugten Kinder, weil sie bei der späteren Trauung ihrer Eltern mit einem Mantel bedeckt u. durch diese Bemäntelung schließlich legitimirt wurden.

Manteuffel (Mannteuffell), ein altes Adelsgeschlecht, welches einst zu den mächtigen u. freien Burg- u. Schloßgesessenen in Pommern gehörte u. sich von da nach der Mark, nach Mecklenburg, Preußen, Sachsen, Schweden u. den russ. Ostseeprovinzen verzweigt hat. Die Familie, aus der nam. viele Kriegs- u. Staatsmänner hervorgegangen sind, besteht heute aus einem freiherrlichen u. einem gräflichen Hause. Jenes zerfällt in eine seit 1609 reichsfreiherrliche kur- u. livländische u. eine seit 12. Jan. 1742 reichsfreiherrliche preuß. Linie; dieses, welches 27. April 1759 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, ist in Livland u. Esthland begütert u. schreibt sich Mannteuffell. Die namhaftesten Persönlichkeiten der Familie M. sind: Frhr. Georg August Ernst **v. M.**, Sohn des vom Grafen Ernst Christoph v. M. adoptirten Christoph Friedrich v. Mihlendorf (Möllendorf), der, 1742 zum Reichsfreiherrn v. M. erhoben, 28. März 1803 als kursächs. Major u. Kommandant der Invalidencompagnie zu Waldheim starb, wurde geb. zu Alt-Hörnitz in der Oberlausitz 26. Okt. 1765, war seit 1828 sächs. Konferenzminister, dann (1830—40) Gesandter beim Bundestage u. starb zu Dresden 8. Jan. 1842. — Frhr. Otto Theodor **v. M.**, ältester Sohn des Vorigen, geb. zu Lübben 3. Febr. 1805, studirte seit 1824 in Halle die Rechte u. Kameralwissenschaften, wurde 1832 Landrath in Luckau u. 1837 auch Abgeordneter auf dem jährlichen Provinziallandtag der Mark Brandenburg. Seit 1841 Oberregierungsrath, bez. Dirigent der Abtheilung des Innern bei der Regierung zu Königsberg, schon 1843 aber als Vizepräsident nach Stettin versetzt, ward er 1844 als vortragender Rath zum Prinzen von Preußen berufen. Sehr bald auch zum Mitglied des Staatsraths, 1845 zum Direktor der zweiten u. 1846 der vereinigten ersten u. zweiten Abtheilung im Ministerium des Innern ernannt, fand er 1847 auf dem ersten Vereinigten preuß. Landtag Gelegenheit, als energischer Vorkämpfer des bureaukratischen Staatswesens gegen die Ansprüche des konstitutionellen Liberalismus aufzutreten. Die Märzrevolution ließ ihn in seiner Stellung, so oft auch das Portefeuille des Innern in andere Hände überging. Mit dem Ministerium der „rettenden That" trat dann M. 8. Nov. 1848 unterm Grafen Brandenburg selbst an die Spitze des Ministeriums des Innern, u. damit begann seine tief in die politischen Geschicke Preußens eingreifende Wirksamkeit. Durch die Verfassung vom 5. Dez. 1848 mit den nachträglichen Zusatzartikeln vom 10. Jan. 1849, an deren Zustandekommen M. einen wesentlichen Antheil hatte, schloß er mit dem Konstitutionalismus u. den noch vorhandenen Resten der Demokratie einen Frieden, der eigentlich nur ein Waffenstillstand war, aber zu einer Position verhalf, von der sich bei passender Gelegenheit zu weiteren Rückeroberungen vorgehen ließ. Zwar ward das Streben M.'s, zu dem vormärzlichen Regierungssystem zurückzukehren, durch das Bedürfniß gezügelt, die Strömung der Zeit u. die öffentliche Meinung in Deutschland, an deren Spitze sich Preußen damals stellen wollte, nicht schroff zu verletzen; doch trug die Leidenschaft der alten Liebe sehr oft den Sieg über die Gebote politischer Klugheit davon. Als der damalige Minister des Auswärtigen, v. Radowitz (s. d.), die Mobilmachung des preuß. Heeres verlangte, um gegen die Kriegsdrohungen der Nachbarn die deutsche Politik Preußens vertheidigen zu können, stand M. an der Spitze der Ministermehrheit, welche gegen den Antrag entschied. Radowitz nahm infolge dessen 3. Nov. 1850 seine Entlassung u. Graf Brandenburg (s. d.) trat an seine Stelle, starb aber wenige Tage darauf aus Aerger u. Aufregung über die in Warschau an Preußen gestellten Forderungen. Nach seiner Erkrankung hatte M. die interimistische Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen. Sein erster Schritt war, 6. Nov. die Radowitz verweigerte Mobilmachung zu dekretiren; sein zweiter, die preuß. Truppen aus Kurhessen zurückzurufen u. den bayer.-österr. Truppen freie Hand zu lassen, die Exekution des Bundestages zu vollziehen. Ueber diese Nachgiebigkeit suchte er dann die Kammern durch das bekannte Wort zu beruhigen: „Der Starke weicht einen Schritt zurück!" Was er aber darunter verstand, sollte sich in Olmütz zeigen, wohin er sich 27. Nov. 1850 begab, um sich mit dem Fürsten Schwarzenberg zu besprechen. M. trat nicht nur einen Schritt zurück, sondern räumte das ganze Feld; er entsagte der deutschen Reformpolitik Preußens u. suchte auch noch einen Ruhm darin, Oesterreich Gesellschaft zu leisten in dem Unternehmen, in Kurhessen die Verfassung abzuschaffen u. Schleswig-Holstein der dän. Herrschaft zu unterwerfen. Um diesen Preis erlangte er den Frieden. Seit 19. Dez. 1850 Ministerpräsident, fand er nun wieder Muße, sich mit den inneren Angelegenheiten zu beschäftigen. Hier hatte sich inzwischen die Situation bedeutend geändert. Die Kammern waren gleichzeitig mit der Olmützer Abmachung aufgelöst worden u. die Nation, aufs Tiefste in ihrem Selbstgefühl verletzt, verfiel in eine politische Erschlaffung, welche den Plänen der ständischen Reaktionspartei freien Spielraum ließ. War aber M. bisher deren Verbündeter gewesen, so sollte er jetzt ihr Werkzeug werden. Aber die von ihr verfolgten phantastischen Ziele standen im Gegensatze zu seinem Staatsideal, dem straffen, bureaukratischen u. militärisch geregelten Altpreußenthum. So kam es zu einem stillen Kampfe zwischen ihm u. der sog. Kreuzzeitungspartei. Seine Scheu vor jeder Maßregel von entscheidendem Charakter u. insbes. vor dem Kriege war es übrigens auch, die ihn während des Orientkrieges wenigstens von einem wirklichen Anschluß an Rußland zurückhielt, obgleich einen solchen die Kreuzzeitungspartei eifrigst erstrebte. Auch als durch die Uebernahme der Regentschaft von Seiten des Prinzen von Preußen (jetzigen Deutschen Kaisers) ein neues System zur Herrschaft gelangt war, glaubte M. noch an seinem Ministerposten festhalten zu dürfen u. nahm erst 11. Okt. 1858 seine Entlassung. Er zog sich auf seine Güter in der Niederlausitz zurück, ward zwar 1859 für Görlitz in das Abgeordnetenhaus gewählt, betheiligte sich jedoch nicht an den Verhandlungen. Seit 1866 ist er Mitglied des Herrenhauses. — Frhr. Karl Rochus Edwin **v. M.**, Neffe des obengenannten Frhrn. Georg Aug. Ernst v. M. u. Sohn des Frhrn. Hans Karl Erdmann v. M., welch Letzterer, geb. 6. März 1773, als Wirkl. Geh. Rath u. Chefpräsident des Oberlandesgerichts zu Magdeburg 31. März 1848 starb, geb. zu Dresden 24. Febr. 1809, trat 1826 in das preuß. Gardedragonerregiment, wurde 1848 Flügeladjutant des Königs u. erhielt 1854 als Oberst das Kommando des 5. Ulanenregiments in Düsseldorf. Nachdem er schon wiederholt mit diplomatischen Sendungen an den Wiener Hof betraut worden war, trat er 1857 als Chef des sog. Militärkabinets ins Kriegsministerium, rückte 1858 zum General à la suite u. 1861 zum Generalleutnant u. Generaladjutant des Königs auf. Damals arbeitete er den Plan zur Reorganisation der Armee aus u. führte streng den Grundsatz durch, nur geistig u. körperlich vollkommen felddiensttaugliche Offiziere im aktiven Dienste zu belassen, infolge dessen viele den Abschied erhielten u. zur Disposition gestellt wurden. In seiner Thätigkeit durch Karl Twesten (s. d.) in dessen Broschüre „Was uns retten kann" angegriffen, forderte er denselben 1861 zum Zweikampf u. zerschoß ihm den rechten Arm. Vor dem dän. Kriege erhielt er wieder

mehrere diplomatische Missionen nach Wien, als aber der Friede u. der Gasteiner Vertrag abgeschlossen worden, ward er, weil mit den damaligen Plänen der preuß. Politik nicht einverstanden u. ihrer Ausführung hinderlich, als Gouverneur nach Schleswig geschickt (1865). Nach Ausbruch des Krieges von 1866 überschritt er mit seiner Division die Elbe, nahm die Festung Stade, stieß zum VII. Armeecorps unter Vogel v. Falckenstein (s. d.) u. wirkte bei der Cernirung der hannöv. Truppen, welche zu deren Kapitulation führte, sowie bei den Operationen in Hessen u. Franken mit, bis ihm nach Abberufung Vogel's v. Falckenstein 20. Juli die Führung der Mainarmee übertragen wurde, worauf er alsbald die Stadt Frankfurt mit der Forderung einer Kontribution von 25 Millionen Gulden überraschte. Nach den siegreichen Gefechten bei Werbach, Tauberbischofsheim, Gerchsheim u. Helmstadt u. der Beschießung Würzburgs schloß er 2. Aug. mit den süddeutschen Truppen Waffenstillstandsverträge ab, denen der Friede rasch nachfolgte. Im Aug. 1866 nach Petersburg geschickt, sollte er Rußland für Preußens Interessen bei der Neugestaltung Deutschlands gewinnen. Im nächsten Monat ward er General der Kavallerie u. Kommandeur des IX. Armeecorps in Schleswig, doch veranlaßten 1867 verschiedene Differenzen die Enthebung von seinem Posten. Schon im Aug. 1868 aber finden wir ihn wieder als Gouverneur u. Kommandant des I. Armeecorps zu Königsberg in Thätigkeit. Mit diesem im Kriege gegen Frankreich der I. Armee unter Steinmetz (s. d.) zugetheilt, focht er 14. Aug. vor Metz mit, wurde dann unter den Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl gestellt u. vereitelte 1. Sept. den Durchbruchsversuch Bazaine's.



Nr. 4085. Karl Rochus Edwin v. Manteuffel (geb. 24. Febr. 1809).

Nach der Kapitulation von Metz zum selbständigen Kommando über die aus dem I. u. VIII. Armeecorps neugebildete I. Armee berufen, um einen Feldzug gegen die im nördl. Frankreich sich sammelnden Streitkräfte des Feindes zu unternehmen, nahm er 30. Nov. Amiens u. 5. Dez. Rouen, siegte 23./24. an der Hallue u. 2./3. Jan. 1871 bei Bapaume u. besetzte den größten Theil der Picardie u. Normandie. Als aber im Großen Hauptquartier die dem Elsaß durch Bourbaki drohende Gefahr erkannt wurde, mußte M. jenen Kampfplatz verlassen, um den Oberbefehl über die neue, aus dem II. u. VII. Armeecorps bestehende Südarmee zu übernehmen. Mit derselben zog er über die Côte-d'or, machte dem bedrängten General v. Werder Luft u. führte dann den kühnen Zug zwischen Dijon u. Besançon über den schneebedeckten Jura aus, wodurch er der letzten franz. Feldarmee alle Pässe nach Süden verlegte u. so dieselbe zum Uebertritt in die Schweiz nöthigte. Nach dem bald darauf auch für diesen Kriegsschauplatz eintretenden Waffenstillstand bez. nach dem Frankfurter Frieden erhielt M. den Oberbefehl über den die „Okkupationsarmee in Frankreich" bildenden Truppenverband. Wie er in dieser Stellung verfuhr, besagt am besten ein Ausspruch, den der franz. Kriegsminister 1872 that: „Der General v. M. ist soweit Franzose, als dies ein Preuße sein kann." Andererseits ging aus den Arnim'schen Enthüllungen hervor, wie sehr M., der nach Aufhören der Okkupation 19. Sept. 1873 zum Generalfeldmarschall erhoben wurde, das in ihn gesetzte Vertrauen auf jenem verantwortungsvollen Posten gerechtfertigt hat. Nichtsdestoweniger ist seitdem wiederholt in der Presse von der „allbekannten" Gegnerschaft zwischen dem Reichskanzler u. dem Feldmarschall die Rede gewesen, ja Letzterer als Kandidat für die Nachfolge des Ersteren genannt worden. In Wirklichkeit ist vielmehr M. nach seiner Rückkehr aus Frankreich in intimere Beziehungen zum Fürsten Bismarck getreten, ohne indeß, nach offiziöser Versicherung, einen politischen Einfluß zu haben od. einen solchen zu erstreben.

Mantille (span. Mantilla, spr. Mantilja), ein Schleier von meist schwarzer Farbe, den die span. Frauen vom Kopfe aus über die Schultern herabwallen lassen; dann auch ein kurzes Mäntelchen für Frauenzimmer.

Mantinea, uralte Stadt im östl. Arkadien, am Flusse Ophis in ungesunder Gegend gelegen, bes. bekannt durch den Sieg u. Tod des Epaminondas 362 v. Chr. M. war eine Zeit lang der Vorort der arkadischen Städte, bis es von den Spartanern unterworfen wurde, u. da es dem Achäischen Bunde gegenüber fest zu seinen Besiegern hielt, wurde es vom Bundesfeldherrn Aratus so hart gezüchtigt, daß es seitdem sich nicht wieder erholte. Eine Zeit lang führte die Stadt den Namen Antigoneia, u. erst Hadrian stellte seinem Liebling Antinous zu Ehren, der sein Geschlecht von den Mantineern herleitete, den Namen u. die halbverfallenen Bauwerke der Stadt wieder her. Jetzt sind noch Spuren von Mauern u. vom Theater unter dem Namen Paleopoli vorhanden.

Mantius, Eduard, ausgezeichneter deutscher Tenorsänger, geb. 18. Jan. 1806 zu Schwerin, studirte seit 1826, zum Juristen bestimmt, aber schon damals durch seine schöne Tenorstimme Aufsehen machend, in Rostock u. Leipzig, wo er durch den Musikdirektor Pohlenz Unterweisung im Gesang erhielt, u. ging endlich 1829 behufs Vollendung seiner Studien nach Berlin. Gelegentlich einer mit mehreren Kommilitonen unternommenen Landpartie wurde König Friedrich Wilhelm III. auf M.'s prächtige Stimme aufmerksam, was Unterhandlungen mit ihm seitens der Berliner Hoftheaterintendanz u. schließlich sein Engagement an der königl. Oper zur Folge hatte. Von 1831 ab war er eine lange Reihe von Jahren in lyrischen u. sog. Spieltenor-Partien eine Zierde der Berliner Oper. Im J. 1857 mit dem Titel eines königl. Kammersängers in Pension getreten, sowie nachgehends auch zum königl. Professor ernannt, wirkte er bis zu seinem 4. Juli 1874 zu Ilmenau (in Thüringen) erfolgten Tode als geschätzter Gesanglehrer.

Mantua (ital. Mantŏva), Hauptstadt der nordital. Provinz u. des Distriktes M. mit 26,687 E. (1871), liegt auf einer Insel in einem vom Mincio gebildeten Landsee, der theilweise sehr stark versumpft ist, u. besteht aus der inneren Stadt u. 5 Vorstädten, die sämmtlich sehr stark befestigt sind, u. zwar durch eine bastionirte Mauer, eine Citadelle u. mehrere detachirte Forts. Die schönsten Plätze der wenig freundlich gebauten Stadt sind die Piazza di Virgilio, mit dem Standbilde des in der Nähe von M. geborenen Dichters, u. die Piazza d'Erbe mit schönen Arkaden. Von den Kirchen ist bes. hervorzuheben der Kuppelbau der Kirche S. Andrea von 1492 mit Bildwerken von Canova, der größtentheils nach Entwürfen Giulio Romano's erbaute Dom S. Pietro u. die 1807 erbaute Kirche S. Maurizio; von den Palästen das prachtvolle Schloß der Familie Gonzaga: Corte imperiale, mit herrlichen Plafonds u. Marmorfußböden, flandrischen Tapeten (9 nach Rafael) u. Fresken von Mantegna u. Giulio Romano, deren Schulen in M. blühten, u. der von Letzterem erbaute Palazzo del Tè vor der Porta Pusterla. M. ist Sitz des Präfekten der Provinz, eines Provinzialtribunals u. eines Bischofs u. hat zwei Gymnasien, ein Seminar, eine große öffentliche Bibliothek, ein bedeutendes allgemeines Krankenhaus mit Irrenanstalt u. Findelhaus u. mehrere Hospitäler. Die Stadt produzirt Leder, Seidenzeug, Bänder, Leinwand, Glaswaaren 2c. Von Wichtigkeit ist der Handel mit Seide. — M., von den Römern gegründet, unter Karl d. Gr. befestigt, war im Mittelalter die Hauptstadt eines Herzogthums, das als kaiserl. Lehen erst unter den Este, dann unter der Markgräfin Mathilde von Toscana u. den Bonaccorsi u. seit der Mitte des 15. Jahrh. unter den Gonzaga stand, mit dem Verhängen der Reichsacht über den letzten Herzog 1705 an Oesterreich fiel u. 1797, nach der Kapitulation des

tapferen Wurmser an die Franzosen, mit der Cisalpinischen Republik, 1805 mit dem Königreich Italien vereinigt ward u. 1814 an Oesterreich zurückfiel; 1866 kam Stadt u. Gebiet M. an das Königreich Italien. Die Provinz M. umfaßt 45,23 □M. mit 288,942 E. (1871).

Manual (lat. manualis, handlich), in der Geschäftsführung ein Handbuch zu Aufzeichnungen der Ausgaben u. Einnahmen nach den Quellen u. Zwecken, nicht in chronologischer Ordnung; bei Landvermessungen im Winkelinstrument das erste Croquis; an der Orgel, im Gegensatz zum Pedale, die mit den Händen gespielte Klaviatur.

Manuel (spr. Manüel), Pierre Louis, franz. Volks- u. Revolutionsmann, geb. zu Montargis (Loiret) 1751, wurde Hauslehrer u. Schriftsteller in Paris, schloß sich mit Leidenschaft der Revolution an, veröffentlichte als Mitglied des Pariser Gemeinderaths (seit Ende Juli 1789) die Schrift „La police dévoilée“ (2 Bde., Par. 1791), erhielt Ende 1791 das Amt eines Gemeindeprokurators u. leitete die Pariser Ereignisse des 20. Juni u. 10. Aug. 1792. Gleichwol widersetzte er sich, aber vergeblich, einer förmlichen Einkerkerung des Königs, rettete auch während der Septembergreuel, die seine Feinde mit Unrecht ihm zur Last legten, viele angesehene Personen u. verfuhr so schonungsvoll wie möglich, als er im Auftrage des National-Konvents dem im Temple-Thurm gefangenen König 7. Okt. 1792 die Abschaffung des Königthums anzuzeigen u. ihm die äußeren Zeichen der königl. Würde zu nehmen hatte. Und während M. früher die Worte: „Hier ruht, der den 10. Aug. machte!“ zu seiner eigenen Grabschrift bestimmt hatte, widersetzte er sich am muthigsten dem Tode des Königs. Infolge dessen von der Bergpartei des Betrugs bei der Stimmeneinsammlung verdächtigt u. aus dem Konvent gestoßen, kehrte er in seine Vaterstadt zurück, um aber auch hier mit Mißhandlungen empfangen zu werden; ward im Aug. 1793 auf Befehl des Konvents verhaftet, wieder nach Paris geschafft u. 14. Nov. 1793 hingerichtet. Er hatte auch die „Lettres de Mirabeau à Sophie“ (4 Bde., Par. 1792) herausgegeben.

Manuel, Niklaus, Maler u. Dichter, Krieger u. Staatsmann u. als einer der angesehensten Bürger Berns zugleich einflußreicher Förderer der Reformation in seiner Vaterstadt; entstammte, wie behauptet wird, einer aus Nordfrankreich od. Italien eingewanderten Familie Alleman od. de Alamannis; er selbst nannte sich auch wol Deutsch. Geb. zu Bern wahrscheinlich 1484, bildete er sich als Maler in Bern u. Basel, nach einigen Nachrichten auch in Kolmar u. in Tizian's Schule zu Venedig aus, war als Maler u. Holzschneider in Bern u. Basel thätig, nahm aber 1522 als Schreiber Kriegsdienste bei den Schweizern, welche Franz I. von Frankreich nach Italien zu Hülfe zogen, kehrte nach der Niederlage bei Bicocca mit den Resten des schweiz. Heeres nach Bern zurück, erhielt zunächst die Landvogtei Erlach am Bieler See, verwaltete außerdem mehrere wichtige Aemter in Bern u. starb zu Erlach 30. April 1530. Von seinen Kunstwerken ist nicht so viel im Original vorhanden, um ihm mit Sicherheit seine Stelle in der Kunstgeschichte anweisen zu können. Sein Hauptwerk, der große Todtentanz an der Kirchhofsmauer der Dominikanerkirche zu Bern in 46 Fresken aus den J. 1514 bis 1522, ist nur noch in Kopien vorhanden, ebenso ein Frescobild „Salomo's Götzendienst“. Andere kleine Werke, im Museum zu Basel befindlich, zeigen seine Neigung zu Scenen aus dem Volksleben u. zu Satiren gegen das Papstthum. In letzterer Richtung wirkte er auch als Dichter durch beißende, kecke Schriften. Viele seiner Dichtungen sind verloren, erhalten sind einige Lieder u. drei Fastnachtspiele (letztere herausgeg. von Grüneisen, „Niklaus M., Leben u. Werke eines Malers u. Dichters 2c.“, Stuttg. u. Tüb. 1837), in deren einem „die warheit in schimpffs wyß vom pabst vnd siner priesterschafft gemeldet würt“, das zweite „anzeigend grossen vnderscheid zwischen dem papst vnd Christum Jesum vnserm seligmacher“ (beide in Bern aufgeführt 1522, gedruckt 1524 u. öfter; das zweite auch bei Goedeke u. Tittmann, „Deutsche Dichter des 16. Jahrh.“, Bd. 2, Lpz. 1868), das dritte „Von Elßlin trag den Knaben vnd von Uly Rechenzan 2c.“ (auch bei Keller, „Fastnachtspiele“, Bd. 2). Unsicher ist, ob M. auch Verfasser des sog. Bohnenliedes ist, eines stark satirischen Volksliedes wider den päpstlichen Ablaßhandel mit dem Kehrreim „Nun gang mir uß den bonen“, woher die Redensart stammen soll: „Das geht noch über das Bohnenlied!“ M.'s Statue, von Dorner modellirt, ziert jetzt den Vorbau der Hauptfront des Berner Museums. — Sein Sohn Hans Rudolf **M.**, geb. zu Erlach 1525, gest. 1571, ist Verfasser eines „holdsäligen faßnachtspil, darinn der edel wyn von der trucknen rott beklagd, vonn räblüten gschirmbt, vnd vonn richtern ledig gesprochen wirt“ (gedr. Zürich 1548).

Manufakturen (vom lat. manus, Hand, u. facere, machen) nannte man früher im Gegensatz zu den meist in Metall, Stein u. anderen Stoffen des Mineralreiches arbeitenden Fabriken, welche sich in höherem Maße der mechanischen Hülfsmittel bedienen mußten, diejenigen Werkstätten, in denen dem Thier- u. Pflanzenreich entstammende Stoffe blos durch Menschenhände bearbeitet wurden. Seitdem diese Bearbeitung jedoch auch größtentheils den Maschinen übertragen worden ist, ist jene Bezeichnung M. nicht mehr zutreffend u. auch fast ganz außer Gebrauch gekommen. Man nennt jetzt alle gewerblichen Anstalten, in denen mit Hülfe der Maschinen im Zusammenwirken mit Menschenhänden Rohstoffe in Verbrauchsartikel umgewandelt werden, Fabriken u. ihre Erzeugnisse Fabrikate. Unter Manufakturwaaren versteht man fast nur noch die Erzeugnisse der textilen Industrie, Weberei, Stickerei 2c.

manu propria, abgekürzt m. pr. od. mpp., d. i. mit eigener Hand, eigenhändig.

Manuskript (vom lat. manus, Hand, u. scribĕre, schreiben), im Allgemeinen alles Geschriebene im Gegensatz zum Gedruckten; im engeren Sinne ein geschriebenes, zum Drucke bestimmtes Werk. Man braucht M. wol auch im Sinne von Handschrift (gleichbedeutend mit Codex, s. d.).

manus manum lavat, lat. Sprüchwort, deutsch: „Eine Hand wäscht die andere.“

Manutius, Aldus Pius, ital. Aldo (Abkürzung von Theobaldo) Pio **Manuzio** od. **Mannuccio** u. **Mannucci,** auch **Aldus der Aeltere** genannt, Philolog u. Buchdrucker von hohem Verdienst, geb. 1449 zu Bassano bei Velletri; erhielt seine Bildung in Ferrara u. Rom (gab sich deshalb den Beinamen Romanus), sowie seit 1482 bei Pico in Mirandola, wurde 1485 Erzieher des jungen Fürsten Albertus Pius zu Carpi, von dem er den Namen Pius erhielt, u. gründete 1488 in Venedig eine Druckerei. Aus derselben gingen 1494 die ersten griech. Drucke hervor: die griech. Grammatik von Konstantin Laskaris (s. d.) u. das Gedicht des Musäus; überhaupt rühren aus ihr 28 erste Ausgaben (editiones principes) griech. Klassiker her. Behufs der Wahl der abzudruckenden Schriftsteller u. der Textverbesserung gründete er 1501 die Gesellschaft Neakademia. Ueber die ihm in der Buchdruckerkunst zu verdankenden Fortschritte s. den Art. „Aldinen“. Eine der vollständigsten Sammlungen von Aldinen besaß der Buchhändler A. A. Renouard in Paris, der „Annales de l'imprimerie des Alde“ (Par., 3. Aufl. 1834) herausgegeben hat. Auch verfaßte M. selbst außer Anmerkungen u. Vorreden zu mehreren Schriftstellern u. a. folgende Werke: „Institutiones grammaticae Graecae“ (1515); „Dictionarium Graecum“ (1497; Basel 1519 u. ö.); „Institutiones Graeco-Latinae“ (1501 u. 1508) u. die „Introductio perbrevis ad Hebr. linguam“ (1501 u. ö.). Er starb als das Opfer eines Meuchelmords 6. Febr. 1515. Nach seinem Tode u. während der Minderjährigkeit seiner Kinder setzte sein Schwiegervater Andrea d'Asolo (Asulanus), von seinen beiden Söhnen Francisco u. Federigo unterstützt, das Geschäft fort, bis es 1533 von den Söhnen des M. u. des Asolo unter der Leitung des Folgenden erneuert wurde. — Paulus **M.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Venedig 12. Juni 1511, übernahm die schon vorher von ihm geleitete väterliche Druckerei 1540 allein (seit welcher Zeit dieselbe „apud Aldi filios“ od. „apud Paulum Manutium Aldi filium“ firmirte), siedelte 1561 nach Rom über, wo er die Druckerei „Pio-Manutiana“ gründete, u. leitete diese bis zu seinem 6. April 1574 erfolgten Tode. Er seinerseits hatte sich hauptsächlich um die röm. Klassiker, insbes. Cicero, verdient gemacht. Seine eigenen „Epistolae“ (1558 u. ö.) hat Renouard neu herausgegeben (Par. 1834). — Aldus **M.**, genannt **Aldus der Jüngere,** Sohn des Vorigen, geb. zu Venedig 13. Febr. 1547, studirte in Padua u. Venedig, war seit 1576 Prof. der alten Sprachen in letztgenannter Stadt, seit 1585 in Bologna, seit 1586 in Pisa, seit 1588 in Rom, stand hier auch seit 1590 der Vatikanischen Druckerei vor u. starb daselbst 28. Okt. 1597. Er schrieb Anmerkungen zu verschiedenen lat. Autoren u. mehrere Abhandlungen über röm. Alterthümer. Aus Armuth verkaufte er sowol die von ihm eine Zeit lang fortgeführte Druckerei

als auch die von seinen Vorfahren zusammengebrachte Manuzische Bibliothek, 80,000 Bde. stark, an die Stadt Pisa. Das Manuzische Druckerzeichen ist ein Anker, um den sich ein Delphin schlingt, oft mit der Beischrift: „Sudavit et alsit". — Vgl. Schück, „A. M. u. seine Zeitgenossen in Italien u. Deutschland" (Berl. 1862).

Manzanares; 1. Stadt in der span. Landschaft Mancha (s. d. [Neucastilische Provinz Ciudad-Real]) mit 11,000 E., hat eine schöne goth. Kirche u. treibt nam. Wein- u. Safranbau. — 2. Name zweier Flüsse in Spanien; der eine entspringt an dem Cerro de los siete Pico, fließt bei Madrid vorbei u. mündet in den Jarama; der andere ergießt sich auf der linken Seite in den oberen Duero.

Manzinellenbaum, Manzanillo, auch Manschinellenbaum (Hippomane Mancinella), eine baumartige Euphorbiacee Westindiens u. seiner Nachbarländer mit apfelähnlichen Früchten, berüchtigt durch seine giftigen Eigenschaften, die nicht nur dem höchst giftigen Milchsaft, mit dem man Pfeile vergiftet, zukommen sollen, sondern sogar dem Schatten, welchen dieser Baum wirft. Der Name Hippomane bezieht sich auf die giftigen Eigenschaften, durch welche die Pferde nach dem Genuß dieser Früchte brünstig werden sollen. Man fürchtet ihn in seiner Heimat so sehr, daß sich ihm Niemand ohne besondere Nothwendigkeit nähert, weshalb man auch die Anpflanzung des sonst sehr schönen u. schattigen, rasch wachsenden Baumes überall unterläßt. Diese Furcht ist wol übertrieben.



Nr. 4086. Blütenzweig des Manzinellenbaums.

Das Gift sitzt vorzugsweise im Saft, der aber rasch tödlich wirkt; deshalb gebrauchen die Eingeborenen beim Fällen des M. die Vorsicht, große Feuer anzuzünden, um die ausspritzenden Safttröpfchen zu zerstören od. durch den Rauch mit in die Höhe reißen zu lassen. Den giftigen Milchsaft hat der M. mit mehreren andern Euphorbiaceen gemein, die in seiner Heimat ebenso gefürchtet werden. Sonderbar genug fressen Krebse u. Fische die Früchte des M.es ohne Nachtheil, obgleich sie dadurch für den Menschen giftig werden. Als Gegengift soll der Saft der Rinde u. Blätter einer gewöhnlich in der Nähe wachsenden Liane (Bignonia leucoxylon) wirksam sein. Manzinellenpräparate werden in den Tropen gegen Elephantiasis angewendet. Es giebt außerdem noch eine zweite Art des M.es (H. spinosa) in Westindien, welche gleiche Eigenschaften besitzt. Der Charakter des durch Meyerbeer's „Afrikanerin" bekannt gewordenen Baumes ist etwa der eines Birnbaumes; er hat eiförmige spitze Blätter, welche an langen Stielen sitzen, eine glatte Rinde, grünliche männliche Blüten, haufenweise gruppirt, vereinzelt darunter stehen die weiblichen. Die Früchte sind gelb u. roth angehaucht u. haben weißen Samen.

Manzoni, Alessandro, berühmter ital. Dichter, geb. zu Mailand 7. März 1785, gest. daselbst 22. Mai 1873. M. hat, nam. in Anbetracht seines ungewöhnlich langen Lebens, nur wenig geschrieben, aber seine wenigen Werke sind durch Gedankentiefe u. Formvollendung so hervorragend, daß sie in jeder Beziehung klassisch zu nennen sind u. nicht nur die erste Stelle in der neueren ital. Literatur, sondern auch einen sehr ehrenvollen Platz in der Weltliteratur einnehmen. Seine erste Dichtung war eine Elegie auf den Tod seines Pflegevaters Carlo Imbonati (1806). Vier Jahre später (1810) gab er — an dem Tage seiner Vermählung mit der Genferin Henriette Blondel — eine Sammlung „Inni sacri" heraus, geistliche Lieder, erfüllt von tiefster Glaubensinnigkeit. Das höchste Ziel lyrischer Dichtung aber erreichte M. durch seine vielbewunderte Ode „Ilinque maggio" auf Napoleon's I. Tod (1821), welcher die Ehre zu Theil ward, von Goethe ins Deutsche übertragen zu werden. Einen kaum geringeren Erfolg errang der Dichter durch seine beiden von dem Geiste des edelsten Romanticismus durchhauchten Tragödien „Il conte di Carmagnola" u. „Adelchi" (1819 u. 1822), wenn auch zugegeben werden muß, daß beide mehr Buch- als Bühnendramen sind. Am bekanntesten u. volksthümlichsten aber wurde M.'s Name durch den meisterhaften historischen Roman: „I promessi sposi, storia milanese del secolo XVII.", ein Werk, in welchem der Verfasser die schöpferische Phantasie des Dichters mit der Gründlichkeit u. Objektivität des Geschichtschreibers auf das Glücklichste zu vereinigen verstand. Nach den „Promessi sposi", deren erste Ausgabe im J. 1825, die zweite, sprachlich nochmals gefeilte, im J. 1845 erschien, veröffentlichte M. keine anderweitige Dichtung, sondern widmete sich nur allein sprachlichen u. geschichtlichen Studien, ohne schriftstellerisch thätig zu sein. Den Freiheitsbestrebungen Italiens vor dem J. 1859 u. seiner seitdem sich vollziehenden staatlichen Wiedergeburt folgte M., wenn er sich auch von der aktiven Betheiligung am politischen Leben fernhielt, doch stets u. nicht beirrt



Nr. 4087. Alessandro Manzoni (geb. 7. März 1785, gest. 22. Mai 1873).

durch seine streng kirchlich-katholische Gesinnung mit dem lebhaftesten Interesse u. mit der innigsten patriotischen Theilnahme. Seit 1860 war M. Senator des Königreichs Italien. — M.'s „Opere" gab Nic. Tommaseo heraus (5 Bde., Flor. 1828—29); deutsche Uebersetzungen der „Promessi sposi" lieferten v. Bülow (2 Thle., 3. Aufl., Lpz. 1855), Leßmann (3 Bde., Berl. 1827—28), Reclam's „Universalbibliothek" (Nr. 471—76) 2c.

Mäonien war früher der allgemeine Name für Lydien. Da die an der Küste des Landes liegenden Städte Kolophon u. Smyrna Anspruch darauf erhoben, die Heimat Homer's zu sein, wurde der Dichter von den Alten auch der Mäonide genannt.

Maori, die Eingeborenen auf Neuseeland.

Mara, Gertrud Elisabeth, geb. Schmähling, eine der ausgezeichnetsten Sängerinnen, die je gelebt haben, geb. 23. Febr. 1749 zu Kassel als Tochter eines armen Musikers; erhielt von ihrem Vater seit ihrem vierten Jahre Violinunterricht, wurde mit Unterstützung Kasseler Musikfreunde in Frankfurt weiter ausgebildet, machte dann durch ihr Spiel Aufsehen u. ging von dort aus mit ihrem Vater nach London. Da während des längeren, sehr erfolgreichen Aufenthaltes dort auch ihre Stimme anfing sich versprechend zu entwickeln, gab ihr der Italiener Paradisi den ersten Gesangunterricht, der nach ihrer Rückkehr nach Deutschland durch Hiller in Leipzig fortgesetzt wurde, u. 1771 betrat sie in Dresden zum ersten Male die Bühne. Bald wurde sie von Friedrich dem Großen nach Berlin berufen, wo

sie bis 1780 mit großer Auszeichnung an der ital. Oper wirkte u. sich 1773 mit dem Violoncellisten Johann M. verheirathete. — Von 1780—1802 verweilte sie in Wien, Paris, England u. Italien, überall unerhörte Triumphe feiernd; damit aber schließt die Periode ihres Glanzes ab. Mit mehr u. mehr verblühender Stimme sang sie 1802—5 noch in Paris, Deutschland u. Rußland u. ließ sich darauf in Moskau nieder, wo sie im Genusse eines großen Vermögens (aber seit längerer Zeit schon von ihrem Manne getrennt) lebte, bis 1812 der Brand von Moskau ihr Hab u. Gut raubte. Nun wendete sie sich nach den Ostseeprovinzen u. lebte, Gesangunterricht gebend, theils in Reval, theils auf dem Lande. 1819 unternahm sie noch einmal eine Reise nach England u. Deutschland, um sich womöglich eine unabhängigere Stellung zu begründen, mußte aber unverrichteter Sache nach Reval zurückkehren, wo sie 20. Jan. 1833 starb. — Durch Fülle, Umfang, Klangschönheit der Stimme, wie durch die eminente Biegsamkeit u. Geschmeidigkeit derselben, war M. in ihrer Blütezeit eine fast unerreichte Vertreterin des sog. Bravourgesanges.

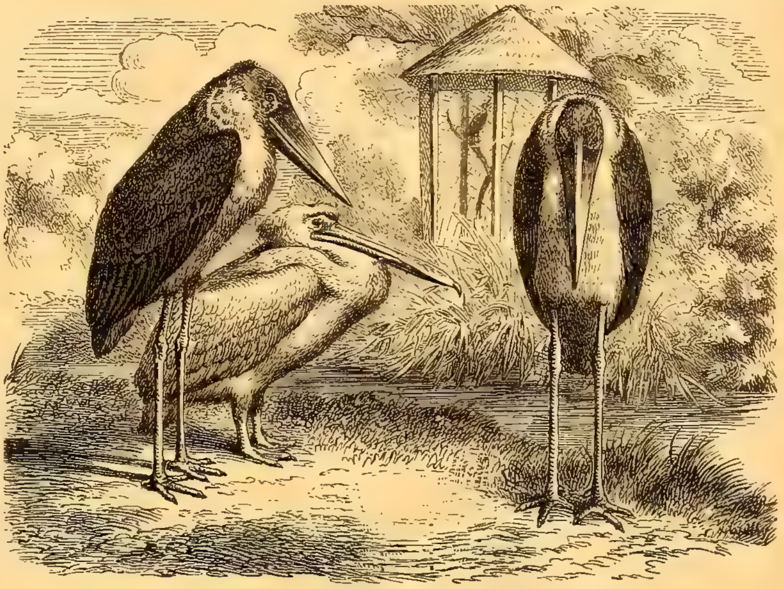
Marabu (eigentlich Murabet, arab. ein „Streiter im heil. Kriege", weil er mit dem Schnabel gefährlich um sich haut), Ciconia M., ein 1,6—2,2 m. hoher ind. Riesenstorch mit dreikantigem Schnabel, von Gefieder dunkel aschgrau, unten weiß, an Schwanz u. Schwingen schwarzblau. Von seinem nackten Halse hängt ein häßlicher, wurstförmiger Hautsack herab. Seiner weichen, weißen Steißfedern wegen, die einen kostbaren Frauenschmuck liefern, wird er in den Dörfern um Kalkutta herdenweise, wie bei uns die Gänse, gehalten u. wandelt ungestört auch auf den Straßen Kalkutta's herum, da er als nützlicher Vertilger lästiger Insekten u. Amphibien nicht getödtet werden darf. Als Marabufedern (unecht) werden auch Pfaufedern, Storchfedern u. Federn mehrerer anderer ausländischer Vögel verkauft.

Marabut hieß ursprünglich eine Sekte im nordwestl. Afrika; heute heißt unter den Berbervölkern M. ein mohammedanischer Priester od. ein vom Volke für besonders heilig gehaltener Mann, zugleich auch die Grabkapelle eines solchen.

Maracaibo, Hauptstadt des zur südamerik. Bundesrepublik Venezuela gehörigen Staates Zulia od. M. mit 21,954 E. (1873), liegt an einem guten Hafen unweit der Mündung des 337 □M. großen Sees von M., eines der größten Süßwasserseen Südamerika's. Die Stadt ist durch Festungswerke geschützt u. hebt sich jetzt aus den ärmlichen Verhältnissen der früheren Zeit durch den immer weitere Ausdehnung gewinnenden Handel schnell empor. M. als Ausfuhrplatz der Staaten Zulia, Trujillo u. Guzman (Merida) exportirt nam. Kaffee, Kakao, Baumwolle u. Färbeholz u. steht mit Colombia, Westindien u. Europa in sehr lebhaftem Schiffsverkehr. Der Schiffbau ist von Bedeutung. Das Klima ist wegen des häufig auftretenden Gelben Fiebers bes. für Europäer nicht günstig. — Der Staat M. od. Zulia hat mit dem Territorium Goajira einen Flächenraum von 1360,8 □M., ohne letzteres eine Bevölkerung von 59,235 E. (1873).

Maräne, „große" u. „kleine", schmackhafte Fische der Lachsfamilie von gestreckter Form, oben blaugrauer, unten silberglänzender Färbung, mit grauer Rücken- u. Schwanzflosse, übrigens weißlichen Flossen; bewohnen die Tiefen norddeutscher Seen u. kommen nur zur Laichzeit, im November, zum Vorschein. Die durch ihre kurze, dicke, etwas schräg von unten u. hinten abgestutzte Schnauze charakterisirte, 0,6 m. bis 1 m. lang werdende große M., Coregonus Maraena, bewohnt die größeren Seen Pommerns u. Mecklenburgs u. heißt nach dem Maduesee bei Stargard in Pommern Maduemaräne. Die nur 18—25 cm. lange kleine M., deren sehr niedrige Zwischenkiefer einen Ausschnitt im Oberkiefer bilden, in welchen das mehr od. weniger vorstehende Kinn des aufsteigenden Unterkiefers hineinpaßt, wodurch der Kopf etwas Heringartiges erhält; bewohnt die Tiefen aller Seen, von den Masurischen Seen durch Ost- u. Westpreußen, Polen, Pommern, Niederschlesien, Brandenburg u. Mecklenburg bis Holstein, u. wandert zum Laichen gesellig von den kleineren Seen in größere, wobei der Hauptfang dieser Fische stattfindet.

Maranhão, eine der nördl. Provinzen Brasiliens mit 6663 □M. u. 380,000 E. (1872), darunter 80,000 Sklaven, grenzt im N. an das Meer u. die Provinz Para, im W. an die Provinz Goyaz u. im SO. durch den Rio Paranahyba an die Provinz Piauhy. Das Meer bildet den großen S. Marcosbusen, in welchen der Rio M. mündet; außer diesem ist der Rio Itapicuru der bedeutendste Strom des Landes. Das Innere ist im N. eben u. zeigt dort ausgezeichnete Campos; nach S. steigt es bis 300 m. zu waldbedeckten Sandsteinhügelketten an. In diesem Theile der Provinz leben noch unabhängige Indianerstämme, die in obiger Volkszahl nicht mit inbegriffen sind. Das Klima ist heiß, aber nur an den verschlämmten Flüssen ungesund; die wichtigsten Produkte sind Baumwolle, Reis, Zucker u. Häute. — Die Hauptstadt **M.** od. São Luiz de M. mit 38,000 E., unter denen viele Engländer u. Nordamerikaner sind, liegt auf der gleichnamigen Insel in einem Meerbusen, nur durch einen schmalen Kanal vom Festlande getrennt; ist Sitz eines Bischofs u. hat 13 Kirchen, ein Theater u. mehrere schöne Plätze.



Nr. 4088. **Der Marabu** (Ciconia Marabu).

Der Handel der Stadt, welche mit allen größeren Häfen Brasiliens in Dampfschiffverbindung steht, ist bedeutend. Ihr Hafen wird durch Forts geschützt.

Marantaceen, eine Pflanzengruppe der Scitamineen, ausgezeichnet durch ihre schaufelartigen, glänzenden, oft von prachtvollen Zeichnungen u. metallischen Färbungen begleiteten Blätter, die sie bes. in der Neuzeit zu den begehrtesten Blattpflanzen erhoben haben, seitdem nam. der Reisende Gustav Wallis eine große Reihe von Formen entdeckte u. in Europa einführte. Sie haben ihre Heimat vorzüglich in den Urwäldern des heißen Südamerika, Ostindiens u. der Sundainseln, wo sie in mehreren Gattungen (Maranta, Thália, Phrynium, Calathéa) vorkommen. Man trifft sie in dieser od. jener Form gegenwärtig in jedem Warmhause, u. ihre Beinamen zeigen häufig genug ihre oben angegebenen Eigenschaften näher an; z. B. Calathéa pavonia, picturata, pardina, Maranta bicolor, sanguinea, Phrynium smaragdinum, striatum, splendidum, vittatum, zebrinum u. s. w. — Sonst zeichnen die M. sich auch durch eßbare Wurzeln od. durch deren schönes Stärkemehl (das sog. Arrow-root) aus.



Nr. 4089. **Die Maräne.**

Maraschino (Marasquino, Mareschino), ein feiner süßer Likör, der in Zara in Dalmatien echt bereitet, aber in vielen anderen Orten künstlich nachgeahmt wird. Der echte M. (Rosoglio Maraschino di Zara) wird aus einer besonderen Art nur in Dalmatien wachsender

saurer Kirschen bereitet, Marasken genannt, deren Fleisch man mit den zerstoßenen Kernen u. den Blättern desselben Baumes gähren läßt, den so entstandenen Branntwein abdestillirt, mit Zucker versüßt u. würzt. Man versendet ihn in kleinen, mit Schilf umflochtenen Flaschen.

Marasmus bezeichnet Abnahme der Kräfte des Körpers, Welkwerden, Ab- u. Auszehrung. Die Heilkunde bezeichnet hiermit theils krankhafte Zustände, z. B. Hektik u. Kachexie, deren hervorstechendste Erscheinung ein allmähliches Dahinsiechen, eine immer zunehmende greisenhafte Schwäche, ein allgemeines Schwinden von Saft u. Kraft ist; theils versteht man auch unter M. den durch das Greisenalter herbeigeführten Schwächezustand, Altersschwäche (M. senilis).

Marat, Jean Paul, einer der gefürchtetsten Demagogen in der Zeit der Franz. Revolution, geb. 1744 zu Baudry in Neufchatel, hatte medizinische u. physikalische Studien gemacht, schrieb von Edinburgh aus, wo er franz. Unterricht gab, gegen Newton, gerieth in einen philosophischen Streit mit Voltaire u. ward in London mit dem Herzog von Orleans bekannt, durch welchen sein Blick auf Paris gelenkt wurde. Als Arzt von geringer Bedeutung, stürzte er sich in die Wellen der Revolution. Ohne Ideen u. ohne Muth, aber von seltener Begabung für den frechsten Ausdruck der rohesten Leidenschaften, ward er bald der Anwalt u. der Sprecher des gemeinen Pöbels in seinem Journal, das am meisten gelesen wurde, seitdem es den Titel „Volksfreund" führte. Seit 3. Okt. 1789 waren mehrfache Haftbefehle gegen ihn erlassen worden, aber einmal nahmen ihn die Cordeliers (Franziskaner) in den Schutz ihres Klosters, ein anderes Mal befreite ihn Danton mit bewaffneter Macht, ein drittes Mal verbarg ihn Legendre, — M. blieb in Freiheit u. lästerte in gemeinster Weise weiter. Auch in der Nationalversammlung selbst fand er stets Vertheidiger, im Volke Beschützer. Sogar die wörtliche Wiederkehr derselben Phrasen u. Schmähungen öffnete Niemand die Augen über die Enge seines Ideenkreises, vielmehr gelangte er nach dem 10. Aug. 1792 in den Gemeinderath von Paris u. wurde Mitglied des Wachausschusses, bald darauf Mitglied der Bergpartei des Nationalkonventes. Als er zum ersten Male sprach, erregte der unförmliche Kopf, das kupferfarbene Antlitz, die krächzende Stimme, die pöbelhafte Geberde u. die schmuzige Kleidung allgemeinen Abscheu in der Versammlung, aber die Tribünen jubelten ihm Beifall zu. Schon während der Prozeß gegen den König verhandelt wurde, forderte er in seinem „Journal der Franz. Republik", wie er den Volksfreund seit dem 22. Sept. nannte, zu einer „heiligen Insurrektion gegen den infamen Roland" auf. Die Girondisten zu verderben, deren Verachtung er spürte, deren Anstand ihn anekelte, war seitdem sein glühendes Verlangen u. der Antrieb zu maßlosen Verleumdungen. Als er die Departements gegen jene zu den Waffen rief, wurde er angeklagt, aber 24. April 1793 durch das Revolutionstribunal freigesprochen, von dem jubelnden Pöbel bekränzt u. auf einer Tragbahre in den Konvent zurückgebracht. Endlich erreichte er sein Ziel: die Schreckensscenen des 1. u. 2. Juni 1793, die Terrorisirung des Konvents durch Sanscülotten u. der Sturz der Girondisten ist vor Allem sein Werk. Allein noch lebten Viele, die der Haft entronnen waren, u. gewannen einen Einfluß in den Provinzen, der ihm selber verderblich wurde. Schon war er seinen eigenen Genossen zuwider, da er sich offen für den einzig fähigen Diktator Frankreichs erklärte, von dem Herzog von Orleans Geld nahm, u. zu dem gewohnten Schmuz in seiner Wohnung allerlei Luxus fügte. Er lag an einer ekelhaften Krankheit darnieder u. war eben beschäftigt, die Schlupfwinkel seiner Feinde auszuspähen, als Charlotte de Corday (s. d.) — in ihren Briefen unterschreibt sich Marie de Corday — ihm am 13. Juli 1793 ein falsches Verzeichniß von den Aufenthaltsorten der Girondisten überreichte u. ihn durch einen sicher geführten Dolchstoß tödtete, als er gerade im Bade saß. Die Begeisterung für die antiken Republiken u. ihre Helden hatte sie zu solcher That getrieben. Mit den Ueberresten des Gemordeten trieb man förmlich Götzendienst. Sein Bild, von David's Meisterhand, wurde eine Zeit lang ausgestellt, sein Herz zu den Cordeliers gebracht; seine Büste auf einem Altar im Louvre war eine Zeit lang das Ziel von Wallfahrten. Der Konvent beschloß 4. Nov. die Aufnahme seiner Leiche in das Pantheon u. entfernte dafür die des Mirabeau. Schon zwei Jahre danach schaffte man jene wieder hinaus u. nahm sein Bild aus dem Konventssaale hinweg.

Marathon (d. h. das Fenchelfeld), im griech. Alterthum ein Flecken an der Ostküste Attika's, an einer von Bergen umgebenen u. bis zum Meere reichenden Ebene. Das heutige Dorf Marathona scheint etwas nördlicher zu liegen, als der durch den großen, von Miltiades im J. 490 v. Chr. über die Perser erfochtenen Sieg berühmt gewordene Ort (Bild der Ebene von M. s. Bd. IV Sp. 947 unter „Griechenland").

Maravedi, eine nach der Herrscherfamilie der Moraviden genannte u. von den Mauren in Spanien eingeführte, seit 1848 abgeschaffte Münze. Anfänglich in Gold u. Silber, seit 1774 jedoch in Kupfer geprägt, hatte der M. in letzterem Metall einen Werth von $^5/_8$ Pfennig.

Marbach, Oberamtsstadt im württemberg. Neckarkreis mit 2269 E. (1871), liegt am Neckar, der hier die Murr aufnimmt; hat 2 Kirchen, von denen die 1450—81 erbaute schöne Alexanderkirche bes. sehenswerth ist, u. fabrizirt Metallknöpfe u. Chemikalien. Die Umgebung baut Obst u. Wein. M., eine schon im 10. Jahrh. befestigte Stadt, ist berühmt geworden als Geburtsort Friedrich's v. Schiller, dessen Geburtshaus seit 1859 möglichst in dem ursprünglichen Zustande wieder hergestellt ist u. dem auf der Schillershöhe vor der Stadt ein Denkmal errichtet werden soll.

Marbach, Gotthard Oswald, Dichter u. Schriftsteller, Philosoph u. Technolog, geb. zu Jauer (Schlesien) 13. April 1810, wurde zuerst Lehrer der Mathematik am Gymnasium in Liegnitz, habilitirte sich 1833 als Privatdozent in Leipzig u. wirkt an derselben Universität seit 1848 als außerordentl. Prof. der Technologie. M. trat zuerst als Dichter auf, u. zwar veröffentlichte er: „Gnomen" (Liegnitz 1832); unter dem Namen Silesius Minor „Gedichte" (Lpz. 1832; 2. Aufl. 1838); das, wie es scheint, ohne Liebe geschriebene „Buch der Liebe" (ebd. 1839); „Unsterblichkeit" (Sonettenkranz, ebd. 1843); eine Uebersetzung des Nibelungenliedes (ebd 1840 u. 41); die Trauerspiele „Antigone" (1839), „Papst u. König" (1843), „Hippolyt" (1858), „Ein Weltuntergang" (1861) 2c.; eine Uebersetzung des Sophokles (ebd. 1862); eine Nachdichtung der „Oresteia" des Aschylos (ebd. 1873); „Hamlet" (Tragödie nach Shakespeare, ebd. 1874); das phantastisch-satirische Zauberspiel „Shakespeare-Prometheus" (ebd. 1874) 2c. Auch gab er außer einigen Originalerzählungen („Die Dioskuren", 2 Thle., ebd. 1840, u. a.) heraus: „Meisterwerke dramatischer Poesie" (2 Bde., ebd. 1843) u. „Altdeutsche Volksbücher" (34 Bdchn., ebd. 1838—42), schrieb „Ueber moderne Literatur" (3 Thle., ebd. 1836—38), redigirte die Vierteljahrsschrift „Jahreszeiten" (5 Bde., ebd. 1839—40) sowie 1848 bis Okt. 1851 die „Leipziger Zeitung". Außerdem ließ M. erscheinen: „Populär physikalisches Lexikon" (5 Bde., Lpz. 1833—37); „Schelling, Hegel, Cousin u. Krug" (ebd. 1835); „Lehrbuch der Geschichte der Philosophie" (2 Thle., ebd. 1838 u. 41); „Physikalisches Lexikon" (Lief. 1—15, ebd. 1849—52; fortgesetzt von Cornelius); „Katechismusreden für Freimaurer" (3. Aufl., Lpz. 1874) 2c.

Marbod od. Marobod, König der Markomannen, hatte einen Theil seiner Jünglingsjahre in Rom zugebracht u. die Gunst des Augustus erworben. Als er in die Heimat zurückkehrte, kam er auf den Gedanken, sein Volk von den Ufern des oberen Rheins u. des unteren Mains, wo die Germanen am dichtesten saßen u. am meisten von den Römern bedroht waren, weiter nach Osten zu führen (etwa 8 v. Chr.), u. zwar nach dem Lande der Bojer, dem heutigen Böhmen. Schon unterwegs schlossen sich wol auch andere suebische Völkerschaften an ihn an od. unterwarfen sich seiner Herrschaft. Die keltischen Bojer wurden leicht überwunden, u. M. dachte daran, seine Herrschaft nach Norden auszudehnen, nach Süden gegen die Provinzen Noricum u. Pannonien zu schützen. Er brachte sein Heer auf 70,000 Mann zu Fuß u. 4000 Reiter, dabei hielt er „fast röm. Mannszucht". Bald erkannten auch die Semnonen u. Langobarden, welche nördl. bis zur Niederelbe wohnten, seine Herrschaft an. Als nun Tiberius, dem Feldherrn des Kaisers Augustus, die Unterwerfung der Langobarden geglückt war, schien auch die Besiegung des M. eine Nothwendigkeit. Im Frühling des Jahres 6 n. Chr. standen 12 Legionen gegen ihn im Felde, mehr als je zu irgend einem Angriffskriege von den Römern verwendet worden waren. Dennoch nöthigte ein Aufstand in Pannonien u. Dalmatien zu einem schnellen Friedensschluß, u. drei Jahre später schickten die Cherusker an M. als Zeichen ihrer Befreiung von den Römern den abgeschnittenen Kopf des Varus. So war die Gefahr vor ihnen auch wol für M. abgewendet, aber nicht die der inneren Zwietracht. Als der größte Theil der Langobarden u.

Semnonen sich von M. lossagte u. mit Arminius verband, wofür eine cheruskische Partei unter Inguiomarus umgekehrt handelte, kam es 19 n. Chr. zu einer heißen Schlacht, in der M. unterlag. Vergeblich wandte er sich an Rom um Hülfe. Es scheint, daß dieses durch geschickte Intriguen seinen Fall beschleunigt habe; gleich darauf stürzte ihn Catualda, der einst vor ihm zu den Gothen entflohen war. Mit zahlreichen Getreuen fand er Aufnahme in den röm. Grenzen; jene siedelten sich zwischen March u. Waag an, M. selbst starb 18 Jahre später in Ravenna in unthätiger Muße mit sehr gesunkenem Ruhme. Aber Tiberius hatte einst von ihm gerühmt, „nicht Philipp sei für Athen, nicht Pyrrhos noch Antiochos für Rom so schrecklich gewesen, als M." — Vgl. Usinger, „Die Anfänge der deutschen Geschichte" (Hann. 1875).

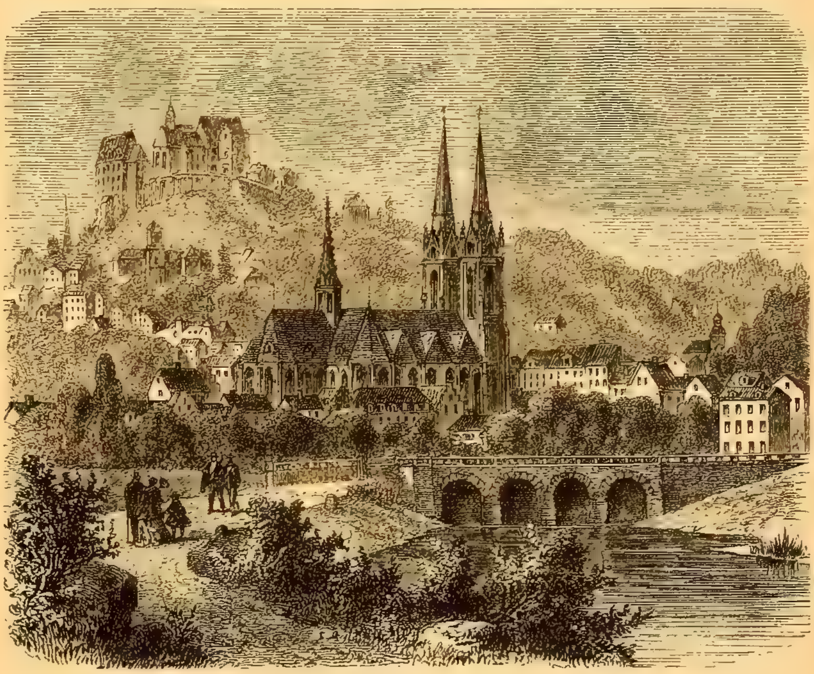
Marburg, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Kassel (Provinz Hessen-Nassau) mit 9658 E. (1875), liegt an beiden Ufern der Lahn u. zieht sich malerisch terrassenförmig an dem Schloßberge hinauf, auf welchem das 1065 gegründete ehemalige Residenzschloß mit seiner schönen Kirche u. seinem Rittersaal, jetzt eine Strafanstalt, sich erhebt. Zwei Brücken führen über die Lahn. Ein Theil des Inneren der Stadt hat mit seinen hohen Giebelhäusern einen alterthümlichen Charakter, der erhöht wird durch die St. Elisabethkirche, ein herrliches Denkmal goth. Stiles (1253—1383 erbaut) mit vielen Grabdenkmälern hess. Fürsten u. Fürstinnen u. ein Rathhaus von 1522. M. besitzt seit 1527 eine Universität, mit der eine Sternwarte u. eine bedeutende Bibliothek, eine Anatomie u. ein botanischer Garten verbunden sind, ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, ein Waisenhaus, ein Landeskrankenhaus, eine in großem Stil neu erbaute u. demnächst zu eröffnende Irrenanstalt u. ein Staatsarchiv. In industrieller Beziehung ist M. bedeutend durch seine Töpfereien, Fabriken für Eisen- u. Zinnwaaren, Papier u. Tuch, Gerbereien u. Bierbrauereien. Die reizende Umgegend weist zahlreiche schöne Aussichtspunkte auf. — M., 1227 durch den Landgrafen Ludwig von Thüringen zur Stadt erhoben, ward 1228 Wittwensitz der Landgräfin Elisabeth, die 1231 hier starb u. begraben ward, u. war 1458—99 u. 1567—1604 die Residenz von Seitenlinien des hess. Fürstenhauses; 1.—3. Okt. 1529 hielten Luther u. Zwingli auf dem Schlosse das berühmte Religionsgespräch in der Abendmahlsfrage ab. Der Kreis M. hat 10,21 □M. mit 38,278 E. (1871).

Marburg, zweitgrößte Stadt des österr. Herzogthums Steiermark u. Hauptstadt des gleichnamigen Bezirkes mit 12,838 E. (1869), eine deutsche Sprachinsel im slav. Gebiete, liegt am linken Ufer der Drau am Nordende des Pettauer od. Draufeldes, ist Sitz des Bischofs von Lawant, eines Bezirksamtes u. Bezirksgerichtes, eines Gymnasiums, einer Realschule u. einer Kadettenschule, hat eine schöne Kathedrale u. eine alte Burg. In der Nähe liegt der berühmte Tunnel im Leitersberge.

Marc-Aurel, s. „Antoninus".

Marcello (spr. Martschello), Benedetto, berühmter Tonsetzer der früheren venetianischen Schule, aus einer angesehenen Patrizierfamilie Venedigs, geb. daselbst 24. Juli 1686, erhielt eine glänzende Erziehung u. widmete sich nachgehends gründlichen musikalischen Studien bei dem berühmten Gasparini u. blieb selbst neben den vielen Aemtern u. Geschäften seiner späteren Jahre der Musik treu ergeben. Von seinem 25. Jahre an fungirte er als Advokat u. arbeitete in verschiedenen Magistraturen, war bis 1730 Mitglied des Rathes der Vierziger u. kam dann als Proveditore nach Pola. Die ungesunde Luft dieser Stadt bewog ihn aber 1738, wieder nach Venedig zurückzukehren, worauf er nach kurzer Zeit als Schatzmeister nach Brescia geschickt wurde; hier starb er schon 24. Juli 1739. — Das Werk, welchem M. hauptsächlich seine Berühmtheit verdankt, sind seine 50 Psalmen, deren Texte von Girolamo Ascanio Giustiani bearbeitet sind („Estro Poetico-armonico. Parafrasi sopro li primi [secondi] venticinque Salmi etc.", 2 Abthl., Vened. 1724—27 u. öfter). M. zeigt sich in ihnen als ein Tonsetzer von bemerkenswerther Erhabenheit u. Kraft des Stils. Außerdem kennt man von ihm noch Kammerkantaten u. Duette, Kirchensachen, Konzerte u. Sonaten für fünf Instrumente, Sonaten für Klavier allein, sowie auch Einiges für das Theater, z. B. das Pastorale „Calisto in Orsa" u. die Oper „La Fede riconosciuta" 2c. Die Texte zu diesen Sachen sind ebenfalls von M. verfaßt, wie er denn auch in Sonetten, Dramen 2c. als Dichter aufgetreten ist.

Marcellus, Beiname eines ursprünglich plebejischen Theils des Claudischen Geschlechts. Der berühmteste Vertreter desselben ist Marcus Claudius M., der Zeitgenosse Hannibal's. Nachdem er seine kriegerische Laufbahn in Sizilien begonnen hatte, zeichnete er sich als Konsul im J. 222 im Kriege mit den Galliern in Oberitalien aus. Er schlug die Feinde bei Clastidium, erlegte den Gäsatenkönig Viridomarus mit eigener Hand u. errang sich die Ehre des Triumphs. Zu Anfang des zweiten Punischen Kriegs ohne Kommando, deckte er als Prätor 215 Nola unter glücklichen Gefechten gegen Hannibal; 214 wurde er als Konsul nach Sizilien gesandt u. eröffnete die Belagerung von Syrakus, welche 212 mit der Einnahme desselben endete. M., dessen Oberbefehl mehrmals verlängert worden war, kehrte 211 nach Rom zurück, mußte sich aber hier mit dem kleineren Triumphe, der Ovatio, begnügen. Im J. 210 zum vierten Mal Konsul, wurde er von den Syrakusanern beim Senate verklagt, aber freigesprochen, u. schlug sich dann in Samnium, Apulien u. Lucanien



Nr. 4090. Marburg an der Lahn.

unter wechselndem Glücke mit Hannibal herum. In seinem fünften Konsulat 208 fiel M. in einem Hinterhalt bei Petilia.

March (slav. Morawa), der Hauptfluß von Mähren (s. d.), entsteht aus drei an der Südseite des Glatzer Schneeberges entspringenden Quellbächen, welche sich 1263 m. über dem Meere vereinigen. Ihr 46 M. langer Lauf geht meist in breitem, fruchtbarem Thale, welches das Mährische Hügelland von den Sudeten u. Karpathen scheidet, bis Napagedl nach SSO., von da bis zur Mündung auf der linken Seite der Donau bei Dévén (Theben) nach SSW.; bei Olmütz ist sie 100 m., bei Marchegg unfern der Mündung 2274 m. breit. Nur der untere Lauf eignet sich für die Schiffahrt; hier bewirkt die M. aber bei ihren niedrigen Ufern auch häufige Ueberschwemmungen u. verästelt sich vielfach. Die wichtigsten Zuflüsse auf der linken Seite sind die Oskawa, Bečwa u. Miawa, auf der rechten die Sasawa, Hanna u. Thaya mit der Iglawa. Das Marchthal, welches sich bes. im S. von Olmütz in der Hanna durch Fruchtbarkeit auszeichnet, geht im S. in breiten Flächen in die Tiefebene über, deren westlicher, zwischen Wien u. der M. gelegene Theil das Marchfeld heißt. Hier haben die Römer mit den Markomannen u. Quaden, Karl d. Gr. u. die Franken mit den Avaren, die Oberdeutschen mit Magyaren u. Mongolen, Ottokar von Böhmen mit Bela von Ungarn u. Rudolf von Habsburg, die Süd- u. Mitteldeutschen u. Polen mit den Türken, Napoleon mit dem Erzherzog Karl gekämpft, u. noch 1866 standen hier die Preußen, bereit, die Hauptstadt Oesterreichs einzunehmen.

Märchen, aus dem mittelhochdeutschen „maere" entstanden, bedeutete im Mittelalter so viel wie Geschichte, u. so kommen Zusammensetzungen,

wie ein „armes Märe“, eine tragische Geschichte, ein „fremdes“ od. „wildes Märe“, eine außergewöhnliche Geschichte, u. ein „neues Märe“, eine neue überraschende Kunde, vor; Luther brauchte das Wort schon weiblich noch in derselben Bedeutung. Eine Märe konnte also als Erzählung ganz od. theilweise wahr od. auch völlig erdichtet sein. Der Beibegriff der Erdichtung trat erst später erkennbarer in den Vordergrund. Von nun sonderte man auch das M. von der Sage u. Mythe, obwol die Unterscheidung manchmal schwierig ist. Die Sage hat eine halbhistorische Beglaubigung, u. daher ist die älteste Geschichte aller Völker eigentlich Sage, d. h. fortgepflanzte Ueberlieferung, das M. dagegen kann frei aus der Fülle der Poesie schöpfen, beide sind aber sehr oft mit der Mythe verbunden. Dies ist wieder der Unterschied zwischen M. u. Fabel, letztere ist niemals Mythe u. niemals Sage u. kann mit Ausnahme der Thierfabel sehr selten M. genannt werden. Im M. ist das Hauptelement das Wunder, das scheinbar Unmögliche u. Unglaubhafte, meist in enge Beziehung zur Menschenwelt gesetzt, wie der das Wunder bewirkende Zauber. Da nun dieser Zauber fast immer von Göttern, Geistern, Elfen u. Feen, Riesen, Zwergen, Kobolden, Hexen u. Zauberern ausgeht, ist er mythisch u. deshalb die Verwandtschaft des M.s mit der Mythe eine sehr enge. Der Ursprung des M.s ist daher nicht blos, wie man geglaubt hat, das Morgenland, sondern auch das Abendland. Das Feenmärchen hat keinen deutschen Charakter, sondern gehört den keltischen u. romanischen Völkern. Als die Quelle vieler Märchenstoffe darf man mit Recht Indien ansehen, von wo aus dieselben erst nach Arabien wanderten u. von hier aus in den Kreuzzügen nach Europa hinübergelangten. Die ältesten Märchensammlungen des Orients sind die ind. „Hitopadesa“ (Unterweisung) u. des Bidpai „Kalila ve Dimna“, wo aber noch M. u. Fabel wenig geschieden sind. Mehrere Stoffe aus diesen gingen in das älteste Märchen- u. Legendenbuch des christlichen Europa, die im mittelalterlichen Latein geschriebenen „Gesta Romanorum“, über, u. hieraus u. aus ähnlichen Quellen zogen dann die franz. Trouvères ihre „Fabliaux“ u. „Contes“ in Versen u. Boccaccio arbeitete mehrere in Novellenform um. Als eigentliche Sammler von Volksmärchen sind die Italiener Streparola u. Basile im 16. u. 17. Jahrh. zu betrachten, dann in Frankreich Madame d'Aulnoy u. Perrault, doch spannen diese die Märchenstoffe zu Märchenromanen aus, u. so waren diese weder echte Volks- noch Kindermärchen. In Deutschland schrieb zuerst ein gewisser A. Bohse unter dem Namen Talander eine „1001 Nacht u. 1001 Tag“, aber ohne richtiges Verständniß der Märchenpoesie vom heutigen Standpunkte der Beurtheilung. Dann kam Wieland mit seinem „Oberon“, wo aber dem Märchenstoff durch seine phantastische Zuthat seine ursprüngliche Färbung verloren ging, u. K. A. Musäus, der zuerst das Wort M. mit dem Volke verband, machte als Märchendichter Epoche, ohne M. zu schreiben; keine seiner langausgesponnenen Novellen war dem Volksmunde entlehnt, sondern sie sind meist verschrobene Umarbeitungen von lokalen Sagen. In derselben willkürlichen Weise verfuhren dann fast alle Märchendichter, indem sie ihren Stoffen Gewalt anthaten, bis endlich im J. 1812 die Brüder Jakob u. Wilhelm Grimm mit ihren „Kinder- u. Hausmärchen“ auftraten, in welchen sie ein mustergiltiges Märchenbuch für alle Zeiten lieferten u. mit eben so großem Geschick als richtigem Gefühl alle im Volke noch erhaltenen Märchenstoffe, so weit es überhaupt möglich war, sammelten u. so wiedergaben, wie die Herzen der Kinder sie eben in ihrer Reinheit u. Einfachheit aufzunehmen vermögen. Wie diese Sammlung überhaupt angeregt u. gewirkt hat, geht schon daraus hervor, daß sie ganz od. theilweise fast in alle Sprachen Europa's übersetzt wurden u. zahlreiche Nachahmungen u. Nachlesen erfuhren, unter denen vorzüglich L. Bechstein's „Deutsches Märchenbuch“ den meisten Beifall fand. Seit dieser Zeit sind aus allen Theilen Europa's, z. B. Norwegen, Schweden, Dänemark, Frankreich, Italien, verschiedene Spezialmärchensammlungen erschienen, allein die meisten in denselben mitgetheilten Stoffe finden wir in den Grimm'schen wieder. Die an sich vortrefflichen, von dem dän. Dichter Andersen gedichteten M. sind indeß keine Volksmärchen, sondern fast ohne Ausnahme reine Phantasiegebilde, welche zum Theil den Namen Fabeln verdienen, zwar oft das Kinderherz anheimeln, aber doch im Allgemeinen durch ihren Anflug von Ironie zuweilen abstoßen u. nie den Namen Volksmärchen erhalten, wahrscheinlich auch als Kindermärchen keine dauernde Geltung haben werden. Neuere Versuche, das Kindermärchen zu dramatisiren (z. B. von Görner), sind als mißlungen zu betrachten, da sie nur durch den äußern scenischen Apparat die Kinderwelt anziehen, sonst aber durch das ihnen innewohnende karikirende Element erkältend, nicht erwärmend wirken.

Marchese (spr. Markehse), s. „Markgraf“.

Marchesi, Pompeo, namhafter ital. Bildhauer, der, zu Mailand geb. 1790 u. gest. 6. Febr. 1858, als Schüler Canova's sich durch das Studium der Antike heranbildete u. für seine Zeit ein tüchtiger Meister war. Zwei seiner besten Werke sind die in der Kirche S. Carlo zu Mailand befindliche Marmorgruppe: die Kommunion S. Luigi Gonzaga's, u. eine zu einer Pietà umgearbeitete Marmorgruppe, in der die allzugroße Maria den todten Christus auf dem Schoße hält. Viel weniger ansprechend als das Denkmal des Herzogs Emanuel Philibert von Savoyen (im Dom zu Turin) u. die Basreliefs am Arco della Pace in Mailand sind durch ihre theatralisch forcirte Auffassung die beiden Bronzedenkmale des Kaisers Franz I., das eine in Graz, das andere, viel größere, figurenreichere auf dem Franzensplatz in Wien. Seine Marmorstatue Goethe's befindet sich in der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M.

Marchfeld, s. „March“.

Marcioniten hießen die Anhänger eines gnostischen Systems, gestiftet von **Marcion,** dem Sohne eines Bischofs von Sinope, der von seinem eigenen Vater wegen seines Hochmuths aus der Kirche verstoßen u. um 150 n. Chr. zu Rom von dem Syrer Cerdo für den Gnosticismus (s. d.) gewonnen wurde. Sein System stellt neben den guten u. bösen Gott der syrischen Gnosis noch den „gerechten Gott“ (der Juden) als Weltschöpfer u. Urheber des Mosaischen Gesetzes. Dieser läßt den Abgesandten des vorher unbekannten guten Gottes, d. h. Jesus, der in einem Scheinleibe zur Verkündigung der freien Gnade Gottes erschienen ist, ans Kreuz schlagen, wird aber zur Strafe von Jesus selbst in die Unterwelt verstoßen. Als Lehrer der Heiden wird der Apostel Paulus bestellt. — Das ganze System beruht demnach auf der schroffen Gegenüberstellung von Judenthum u. (paulinischem) Christenthum, Gesetz u. Evangelium, od. Gerechtigkeit u. Gnade. Daher ließ Marcion als heilige Schriften nur eine besondere Gestalt des Lukasevangeliums u. 10 paulinische Briefe gelten. Der Gottesdienst der M. strebte nach möglichster Einfachheit u. Vergeistigung; die vollen Mitglieder der Sekte waren zu möglichster Enthaltsamkeit u. zur Ehelosigkeit verpflichtet. Diese sittliche Strenge u. die starke Annäherung an das wirkliche paulinische Christenthum verschafften den M. zahlreiche Anhänger u. einen ziemlich langen Bestand.

Marcius, Name eines theils patrizischen, theils plebejischen röm. Geschlechts. Zu den patrizischen Marciern gehörte auch der König Ancus M., dessen Großvater mit Numa Pompilius aus dem Sabinerlande in Rom eingewandert sein sollte. Eines der bekanntesten Glieder des Geschlechtes war Cnäus M. Coriolanus (s. „Coriolanus“). — Unter den Plebejern desselben Namens ist Quintus M. Philippus zu nennen. Als Konsul 186 v. Chr. von den Liguriern geschlagen, ging er als diplomatischer Agent nach Griechenland, um den Absichten der makedonischen Regierung entgegenzuarbeiten, u. erhielt nach glücklicher Ausführung dieser Sendung beim Ausbruche des Kriegs mit Perseus (169) als Konsul den Oberbefehl. Perseus floh bei seiner Annäherung nach Pydna u. der Achäische Bund sowie die Rhodier fielen den Römern zu; aber bereits 168 mußte M. das Heer seinem Nachfolger Aemilius Paullus übergeben. Mit diesem zusammen verwaltete M. im J. 164 die Censur.

Marco Polo ist der berühmteste Entdeckungsreisende des Mittelalters. In den Zeiten, wo die Venezianische Republik das Monopol des Welthandels anstrebte, ja errungen hatte, waren (um 1260) drei Brüder Polo, venezianische Kaufleute, in großartigen Handelsunternehmungen von Konstantinopel aus über die Krim, Sara an der Wolga, Armenien, die Tigrisländer nach Bukhara u. von hier nach dreijährigem Aufenthalte bis Karakorum, der Residenz des mongolischen Großkhans Kublai, gezogen. Mit reichem Gewinn kamen sie 1269 heim, zugleich mit dem Auftrage an den Papst, hundert christliche Missionare nach dem fernen Innerasien zu entsenden. Im J. 1271 traten zwei von jenen Brüdern, Nicolo u. Matheo (Maffeo) Polo, nebst dem elfjährigen Sohne des Erstern, M. P., eine zweite Reise nach der Mongolei an. Ihr Weg führte sie diesmal von Bukhara aus über Badakschan, Wachan, das Hochland Pamir, Leh u. Kaschgar, u. dann weiter längs des Südabhanges des Thian Schan. Der junge Marco wurde der Liebling u. Ehrenbegleiter des Khans u. von diesem mit wichtigen Aemtern u. Aufträgen betraut, da er sich die tatarische, türkische u. chinesische Sprache bald angeeignet hatte u. sich in die Sitten der Mongolen leicht fügte, überhaupt durch geistige Begabung u. Gewandtheit sich auszeichnete. Im Kriege gegen China leitete er die Belagerungen fester Städte u. baute Wurfmaschinen; auf dem östlichen Meere befehligte er die Flotte, in Schlachten war er unerschrocken, in diplomatischen Verhandlungen gewandt.

Aus persönlicher Anschauung lernte er das weite China u. dessen große Städte, Tibet, einen Theil von Hinterindien u. Bengalen, ja das ferne Japan kennen. Die Polo kehrten mit nicht geringen Reichthümern heim, diesmal auch mit dem Auftrage, als Gesandte des Großkhans mit den Königen von Frankreich u. Spanien zu unterhandeln. Zum dritten Mal nach Asien reisend, wendete sich M. P. nach dem Persischen Meerbusen u. scheint von da zur See nach dem fernen Südosten gefahren zu sein. Er besuchte Cochinchina, die Zinninsel Bintang, Java (od. Borneo?), Sumatra, die Nikobaren u. Andamanen, Ceylon, die Westküste Vorderindiens, den persischen Hafen Ormuz, begleitete von da zu Lande die Braut des Tatarenkhans bis Täbris, verweilte in dieser Stadt neun Monate u. kehrte, da er die Kunde von dem Tode seines Beschützers Kublai erhielt, über Trapezunt u. Konstantinopel 1295 nach Venedig zurück, wo er längst für todt gesagt worden war u. wo seine Verwandten sich bereits in sein Erbe getheilt hatten. In den Kriegen, welche damals Venedig mit Genua führte u. in denen es der neu aufblühenden Rivalin meist weichen mußte, wurde M. P., der eine venezianische Galeere führte, gefangen; — er benutzte die unfreiwillige Muße seiner Gefangenschaft, um eine Beschreibung seiner Reisen u. der von ihm durchwanderten, bis dahin in Europa unbekannten Länder zu verfassen. Eine Karte scheint er dieser Beschreibung nicht beigefügt zu haben, u. so finden wir auf den damals entworfenen Weltkarten keine Berichtigung alter Irrthümer, wie sie M. P. hätte geben können; spätere Kartenzeichner haben nach M. P.'s Reisebeschreibung die wesentlichen Aenderungen eingetragen. — Nicolo P. starb 1316, M. P. um das Jahr 1323. Von seiner Reisebeschreibung erschien eine, wenn auch unvollständige Ausgabe 1496 in Venedig (vollständiger in Ramusio's „Navigazioni e viaggi", Venedig 1559; deutsch von Bürck, Lpz. 1545; die besten neueren Ausgaben von Lazari, Vened. 1847, u. von Boni, Flor. 1827). — Ueber M. P.'s Glaubwürdigkeit waren zu seiner Zeit die Meinungen getheilt; der Erzähler selbst hielt auch auf dem Sterbebette alle Angaben aufrecht. Sicher ist, daß weitaus das Meiste, was man im Mittelalter über das Innere u. den Osten Asiens wußte, aus M. P.'s Berichten entnommen ist.

Marcus, nach kirchlicher Ueberlieferung der Verfasser des 2. Evangeliums, erscheint im Neuen Testament zuerst Apostelgesch. 12, 12 als Johannes Marcus (letzteres Beiname) u. als Sohn einer Maria, in deren Hause zu Jerusalem sich die Apostel versammelten. Von hier nahm ihn sein Oheim Barnabas (vergl. Kol. 4, 10) mit nach Antiochien, u. er begleitete diesen u. Paulus auf der ersten Missionsreise (Apostelgesch. 13, 5). Weil er sie aber in Kleinasien verließ (Apostg. 13, 13), um nach Jerusalem zurückzukehren, so weigerte sich Paulus, ihn später wieder mit zu nehmen (Apostg. 15, 37 ff.). Doch muß sich M. nach den Stellen Kol. 4, 10 u. Philemon 24 (vergl. auch 2. Timoth. 4, 11) später wieder bei Paulus befunden haben. Die spätere Ueberlieferung läßt ihn als Dolmetscher des Petrus mit diesem nach Rom gehen u. schließlich um 61 n. Chr. als ersten Bischof von Alexandrien sterben. Vollends fabelhaft sind die Sagen von der Uebertragung seines Leichnams nach Venedig, dessen Schutzheiliger er wurde. — Die früheste Nachricht über ihn als den Verfasser des 2. Evangeliums, die von Papias aus der Mitte des 2. Jahrh. stammt, hat uns Eusebius in seiner Kirchengeschichte aufbewahrt. Darnach soll M. als Dolmetscher des Petrus die Berichte desselben über Jesus aus dem Gedächtniß aufgeschrieben haben, wenn auch ohne die genaue zeitliche Anordnung (über den besonderen Charakter des Evangeliums des M. vergl. man Bd. III, Sp. 340 u. „Christus"). In der neueren Evangelienkritik (s. „Evangelien") ist besonders M. Gegenstand eines hitzigen Streites geworden. Während die Einen im Evangelium des M. nur einen Auszug aus Matthäus u. Lucas erblicken, erklären es Andere für das Urevangelium u. die Grundlage der beiden andern, bes. weil es die übernatürliche Vorgeschichte über die Geburt Jesu u. s. w. noch nicht enthalte. Diese sog. „Marcushypothese" ist noch jetzt in der Form herrschend, daß unser Marcus die spätere Ueberarbeitung einer zu Petrus in Beziehung stehenden Grundschrift (des sog. „Urmarcus") enthalte.

Marcus Aurelius, s. „Antoninus".

Marder (Mustelina), eine Familie nächtlicher Raubsäugethiere mit langgestrecktem Körper, kurzen Beinen mit behaarten Sohlen u. je fünf schmalkralligen Zehen. Die langgestreckten Kiefer haben oben je 4, unten je 5, od. oben je 5, unten je 6 Backzähne. Die Zunge ist glatt; am After haben die M. zwei Stinkdrüsen. Sie sind in mehreren Arten über die ganze Erde, mit Ausnahme Australiens, verbreitet, sind äußerst



Nr. 4091. Der Edelmarder (Mustela martes).

gewandt im Klettern u. Schlüpfen, listig u. scheu, mordlustig u. blutdürstig u. werden bes. dem Federvieh u. kleinen Säugethieren, wie z. B. Hasen, gefährlich, auch als Eier-, Kirschen- u. Traubendiebe schädlich, nützen jedoch andererseits als Vertilger von Ratten u. Mäusen. Man fängt sie in Fallen („Marderfallen"), u. schätzt sie bes. als Pelzthiere, nam. Wiesel u. Hermelin, Iltis, Nörz u. die echten Marder, wie der in hohlen Bäumen u. Gehölz heimische Baum- od. Edelmarder (Mustela martes) mit dottergelber Kehle, u. der in Dörfern nicht seltene Stein- od. Hausmarder (Mustela foina) mit weißer Kehle.

Maréchal (frz., vergl. Marschall). M. de France entspricht im heutigen französischen Heere etwa unserm „kommandirenden General" u. dem Rang unseres Generals der Infanterie od. Kavallerie bis zu dem Range unseres Feldmarschalls (s. „General"). M. de camp ist in Frankreich nicht s. v. w. unser „Feldmarschall", sondern etwa Generalmajor. M. des logis ist unser „Wachtmeister" bei den berittenen Truppen; M. ferrant bezeichnet den Hufschmied, M. vétérinaire den Kurschmied.

Maremmen heißen die sumpfigen Küstenebenen Mittelitaliens, welche sich von der Mündung der Magra bis zur Cecina hinziehen u. sich 1—3 M. tief landeinwärts erstrecken. Die Versumpfung der unteren Flußläufe, verbunden mit zahlreichen schwefelhaltigen Quellen, verpestet die Luft u. verbreitet die Malaria (s. d.) unter der dünnen Bevölkerung, von denen noch ein zweiter Theil im Sommer diese verderblichen Niederungen verläßt. Als Fortsetzung der M. sind die Moräste der röm. Campagna u. die Pontinischen Sümpfe zu betrachten.

Marenco, Carlo, ital. Dramatiker, geb. zu Cassolo (Prov. Pavia) 1. Mai 1800, erhielt bereits in seinem 18. Jahre von der Turiner Universität den juristischen Doktortitel, wandte sich jedoch seit 1821 ausschließlich poetischen, bes. dramatischen Arbeiten zu. Sein Muster war zuerst Alfieri, dann Manzoni. Den Stoff seiner Dramen entnahm er meist aus der vaterländischen Geschichte. Von hoher Vollendung in der Form, hervorragend durch eine eben so geistvolle wie treue Charakterzeichnung u. wirkungsvoll durch eine warme

u. schöne Sprache, sind vor allen: „Bondelmonte“, „Corso Donati“, „Ezzelino terzo“, „Ugolino“, „La famiglia Foscari“, „Manfredi“, „Berengario“, „Arrigo di Svevia“, „La guerra de baroni“, „Corradino“ &c. Die erste Sammlung seiner Dramen erschien 1835—40 zu Turin in 4 Bdn., eine zweite nach seinem 20. Sept. 1843 zu Savona erfolgten Tode. Dort war der Dichter wenige Monate zuvor Rath der General-Intendanz geworden.

Marengo, Dorf im SO. der norditalischen Festung Alessandria, ist berühmt durch die Schlacht vom 14. Juni 1800, in welcher die Oesterreicher unter Melas vom Konsul Bonaparte geschlagen wurden. Ersterer hatte das genues. Küstenland erobert, sah sich aber gezwungen, Bonaparte, der die Alpen überschritten u. Mailand besetzt hatte, von weiterem Vordringen abzuhalten. Am 14. Juni überschritten die Oesterreicher die Bormida, schlugen das Corps von Victor u. drängten auch die von Bonaparte in das Feuer geführten Reserven zurück; auch der um 5 Uhr Nachmittags mit frischen Truppen auf dem Schlachtfelde erscheinende Desaix konnte der Schlacht keine für die Franzosen günstige Wendung abgewinnen, als Kellermann mit seiner Kavallerie gegen den österr. General Zech, dem die Verfolgung übertragen war, die Offensive ergriff u. dessen Corps in Verwirrung zurückwarf; jetzt drang Bonaparte mit seinen neu geordneten Scharen aufs Neue vor u. brachte die Oesterreicher in regellose Flucht. Der 15. Juni 1800 von Melas unterzeichnete Waffenstillstand von Alessandria machte die Franzosen zu Herren Oberitaliens.

Mareotis (griech. ἡ Μαρεῶτις, lat. Maria lacus, arab. Birket Mariut), ein großer sumpfiger See etwas westlich von Alexandrien, vom Mahmudiehkanal (s. d.) nur durch einen schmalen Landstreifen getrennt, auf welchem die Eisenbahn von Alexandrien nach Kairo läuft. Seinen Namen hat der See von der an seinem südlichen Ufer gelegenen Stadt Mariut (lat. Marea), im Alterthum Hauptstadt des Mareotischen Gaues. Während in früheren Zeiten die M. den Alexandrinern als Hafen für die Nilschiffe diente, war sie Ende des vorigen Jahrh. völlig ausgetrocknet; zur Zeit der französischen Expedition nach Aegypten aber ließen im April 1801 die Engländer, um die Verbindung der die Stadt Alexandrien besetzt haltenden Franzosen mit dem Lande abzuschneiden, vermittels eines Durchstiches das Meer in das alte Bett des Sees u. verwandelten dieses dadurch in einen den Gesundheitsverhältnissen Alexandriens sehr nachtheiligen Sumpf.

Maret (spr. Maräh), Herzog **v. Bassano,** Hugues Bernard, franz. Staatsmann, geb. zu Dijon 1. Mai 1763 als Sohn eines Arztes, praktizirte seit 1783 als Advokat u. ging 1785 nach Paris, wo er seit 1789 mit Méjean ein „Bulletin“ der Nationalversammlung herausgab, das dann mit dem „Moniteur“ vereinigt wurde. Damals trat er auch mit dem Artillerieleutnant Bonaparte, seinem Hausgenossen, in Verkehr. 1791 trennte er sich von der Partei der Jakobiner u. half den Klub der sog. Feuillants begründen, welche konstitutionell-monarchisch gesinnt waren. Nach dem Sturz des Königthums im Departement des Auswärtigen angestellt, erhielt M. gegen Ende des J. 1792 eine geheime Sendung nach London; hierauf als Botschafter nach Neapel geschickt, ward er unterwegs von den Oesterreichern gefangen genommen u. nach Kufstein gebracht, um erst im Juni 1795 bei der Auslieferung der Tochter Ludwig's XVI. seine Freiheit zurückzuerhalten. Er blieb nun den Staatsgeschäften fern, bis er im Dez. 1799 Generalsekretär der Konsuln wurde, als welchen ihn Napoleon zu seinem Vertrauten machte. 1811 zum Herzog v. Bassano erhoben u. zum Minister des Auswärtigen ernannt, schloß er im Febr. 1812 den Allianzvertrag Frankreichs mit Preußen ab u. fungirte während des russ. Feldzugs in Wilna. Im folgenden Jahre übernahm er zugleich das Kriegsministerium, doch mußte er unter dem Druck der öffentlichen Meinung bald zurücktreten. Während der Hundert Tage Minister des Innern, versagte er dann den Bourbons seine Dienste. Deshalb 1816 verbannt, lebte er erst zu Linz, hierauf in Graz, bis er 1819 nach Frankreich zurückkehren durfte. Nach der Julirevolution mit der Pairswürde bekleidet, leitete er 1834 noch einmal das Ministerium des Innern, aber nur vom 10. bis 13. Nov. Er starb zu Paris 13. Mai 1839. — Vergl. auch „Bassano“.

Marezoll, Gustav Ludwig Theodor, namhafter Rechtsgelehrter, Sohn des ausgezeichneten Kanzelredners Joh. Gottlieb **M.** (geb. zu Plauen im sächs. Vogtlande 25. Dez. 1761, gest. als Superintendent zu Jena 15. Jan. 1828), ward geb. zu Göttingen 13. Febr. 1794, studirte seit 1811 in Jena u. Göttingen, machte sich schon 1815 durch die Abhandlung „De institutionum ordine“ bekannt, habilitirte sich in Jena, wurde in Gießen 1817 außerord., 1818 ord. Prof. u. 1826 zugleich Oberappellationsrath, folgte 1837 einem Rufe an die Universität Leipzig, wo er bis 1864 unausgesetzt als einflußreicher Lehrer des Civil- u. Strafrechts wirkte u. 25. Febr. 1873 starb. Seine literarischen Leistungen zeichnen sich durch gründliche Durchdringung des Stoffes u. klare Auseinandersetzung aus. Zwar sein „Lehrbuch der Institutionen“ (Lpz. 1839; 10. Aufl. 1875) ist als „Trichter“ hauptsächlich nur bei der Studentenschaft populär geworden; dagegen war von bedeutendem Werthe sein, wenngleich heute von der Wissenschaft überholtes „Lehrbuch des Naturrechts“ (Gießen 1818), welches, mit Klarheit u. philosophischer Tiefe geschrieben, den Versuch machte, die historische Richtung seines Meisters Hugo mit den Grundsätzen der Kant'schen Philosophie zu durchdringen. Weiter schrieb er: „Ueber die bürgerliche Ehre &c.“ (ebd. 1824) u. „Das Gemeine deutsche Kriminalrecht“ (Lpz., 2. Aufl. 1847) &c.

Margaretha. Unter den zahlreichen Heiligen dieses Namens ragen hervor: **M.** von Antiochien, angeblich unter Diocletian (um 308) von einem heidnischen Statthalter, dessen Werbung sie verschmäht hatte, enthauptet, nachdem sie zuvor im Gefängniß den Satan mit Füßen getreten u. überwunden hatte. Ihre Legende wurde übrigens erst in den Kreuzzügen ausgebildet. Sie ist die Schutzpatronin der Schwangeren; ihre Feier fällt auf den 20. Juli. — **M.** von Schottland, eine angelsächsische Prinzessin, die 1066 vor Wilhelm dem Eroberer floh u. 1070 den König Malcolm von Schottland heirathete. Sie starb 16. Nov. 1093, wurde 1251 von Innocenz IV. heilig gesprochen u. wird noch jetzt als Schutzheilige Schottlands u. Patronin der Armen am 10. Juni gefeiert.

Margarethe von Anjou, Königin von England, geb. 23. März 1429, war die Tochter des Herzogs René von Bar, später von Anjou, der sich König von Neapel u. Jerusalem nannte, aber beides nicht besaß u. selbst sein kleines Herzogthum verpfändet hatte. Dennoch wurde sie 1445 im Alter von 16 Jahren die Gemahlin Heinrich's VI. von England, der für ihren Besitz die Stadt Le Mans an Frankreich abtrat. Begabt mit bewältigender Schönheit u. mit männlichem Muth u. Verstand, beherrschte sie bald ihre Umgebung, stürzte den Grafen von Glocester, der so lange die Regierung geführt hatte, u. erhob zum allmächtigen Günstling den Grafen von Suffolk, in dessen Begleitung sie nach der neuen Heimat gereist war. Je mächtiger sie jedoch statt ihres schwachen Gemahls die Regierung führte, desto mehr steigerte sich der Haß des Volkes gegen die Französin. Ueberdies kämpfte sie unglücklich gegen Frankreich. Die Normandie ging schon 1449, die Länder an der Garonne 1450—53 verloren. Als zu derselben Zeit der König in Geisteskrankheit verfiel, benutzte Richard von York die allgemeine Erbitterung u. ließ sich im Jan. 1454 von dem Parlament zum „Protektor u. Schützer des Reiches“ erklären. Da er seine Gewalt auch im folgenden Jahre mit dem Schwerte vertheidigte, trotzdem der König sich selbst für genesen erklärte, so kam es zu einer erheuchelten Versöhnung in der Londoner Paulskirche 1458. Doch gab diese das Signal zum Kampfe der beiden Rosen, dessen schauervolle Wechselfälle den Charakter der Königin in seiner ganzen Rauheit u. Energie zeigen. Nach der Schlacht bei Wakefield (1460) ließ sie den Kopf des erschlagenen Richard mit einer papiernen Krone auf den Zinnen der Stadt York aufpflanzen u. die Wächter ihres Gemahls niederstoßen, denen er Schonung zugesagt hatte. Vor Eduard IV., der bald darauf in London seinen Einzug hielt, flüchtete sie nach dem Norden, holte Verstärkung aus Frankreich u. Schottland u. entkam wie durch ein Wunder allen Gefahren, kehrte jedoch 1463 in ihre Heimat Bar zurück, ohne die Hoffnung ganz aufzugeben. Nach 7 Jahren vermittelte Ludwig XI. ihre Aussöhnung mit dem aus England verbannten Grafen Warwick u. die Vermählung seiner Tochter Anna mit Eduard, dem Sohne der Königin (1470). Aber schnell genug waren die Früchte dieses Bundes dahin. Bis sie ihre Rüstungen vollendet hatte, war Eduard durch Warwick vertrieben u. wieder zurückgekehrt. In derselben Stunde, als sie bei Weymouth landete, fiel dieser nahe bei London in der Schlacht von Barnet (14. April 1471) u. Heinrich VI. kehrte wieder in den Tower zurück. Dennoch gab sie den Kampf nicht eher

auf, als bis ihre tapfersten Kämpfer in der Schlacht bei Tewkesbury 4. Mai 1471 erlagen u. ihr siebzehnjähriger Sohn Eduard im Felde erschlagen war. Aus einer Klause, in die sie mit ihrer Schwiegertochter Anna geflüchtet war, führte man sie in den Tower zu unwürdiger Haft. Schon war ihr Gemahl daselbst erdolcht (22. Mai). 1474 löste Ludwig XI. sie mit einer beträchtlichen Geldsumme aus. Sie starb 1482 in Frankreich.

Margarethe, Königin von Dänemark, Norwegen u. Schweden, geb. 1353, war die Tochter des staatsklugen u. rauhen Königs Waldemar III. von Dänemark u. der Herzogin Heilwig von Schleswig. Seit 1362 vermählt mit Hakon VI. von Norwegen, führte sie nach dem Tode ihres Vaters 1375 in Dänemark die Regierung für ihren Sohn Olaf u. erhielt dessen Throne nach seinem frühen Tode 1387 sowol in Dänemark als in Norwegen; in dem letzteren Lande nur als Regentin für ihren Großneffen Erich von Pommern. Durch die Abtretung des Heringshandels in Schonen als Monopol gewann sie den Schutz der Hansa, durch Belehnung des holsteinischen Grafen Gerhard mit Schleswig die Sicherheit der Grenze. Von den Schweden gegen ihren eigenen König Albert von Mecklenburg zu Hülfe gerufen, siegte sie 1389 bei Axelwalde zwischen dem Wener- u. Wettersee, nahm den übermüthigen Gegner gefangen u. wurde durch Vermittlung der Hansa auch in Stockholm aufgenommen (1395). Nach so glänzenden Erfolgen vollendete sie ihr Werk, indem sie zum Krönungsfeste ihres Großneffen Erich die Räthe aller drei Reiche nach Calmar beschied u. dort den ewigen Bund der drei skandinavischen Völker unter demselben Haupte beschwören ließ. Dies ist die Calmarische Union vom Juni 1397. Auch Schleswig hoffte sie wieder zu gewinnen. Als Herzog Gerhard im Kampfe gegen die Dithmarschen 1404 gefallen war, ließ sie dessen Sohn zur Erziehung nach Kopenhagen bringen u. behauptete, daß er kein Erbrecht auf das Lehn seines Vaters habe, schloß einen Bund mit den Gegnern seines Hauses u. nahm blutige Rache für einen Angriff auf Flensburg. Bald darauf starb sie 28. Okt. 1412. Sie war ausgestattet mit allen Reizen eines Weibes u. mit allen Gaben eines gewaltigen Machthabers. Man nennt sie die Semiramis des Nordens. — Vergl. Waitz, „Schleswig-Holsteins Geschichte" (Gött. 1851 f.).

Margarethe von Valois, geb. 1552 als jüngste Tochter Heinrich's II. u. der Katharina v. Medici, erwuchs an dem Hofe ihrer Mutter zu einer etwas korpulenten, geistvollen u. sittenlosen Prinzessin, die man gemeinhin die „dicke Margot" nannte. Als es 1570 nach dem Frieden von St. Germain darauf ankam, den Hugenotten ein auffallendes Zeugniß wirklicher Aussöhnung zu geben, verlangte ihr Bruder Karl IX., daß sie den vornehmsten Prinzen aus dem Hause Bourbon, Heinrich von Navarra (s. „Heinrich IV. von Frankreich"), heirathe. Am 17. Aug. 1572 wurden sie vermählt. Da sie Heinrich Guise liebte u. die Zähne zusammenbiß, als sie das Jawort bei der Trauung geben sollte, sprach der König es für sie. Unter den 23 Vertrauten, die sie geliebt hat, u. deren Namen sich in einer Zugabe zu ihren Memoiren befinden, sind zwar ihre Brüder, ihr Koch, ein Leibdiener, aber nicht ihr Gemahl verzeichnet. Als später ihr Gemahl an der Spitze der Hugenotten stand, befand sie sich auf der Seite der Gegner. Endlich blieb sie allein zurück vom ganzen Hause Valois u. willigte ein, daß Clemens VIII. die kinderlose u. liebeleere Ehe mit Heinrich IV. trenne (1599). Seit dem Juli 1605 lebte sie in Paris u. erschien häufig bei Hofe, hochgeehrt als geistvolle Frau u. als die Letzte ihres Stammes. Sie starb 27. März 1615. Ihre Memoiren erschienen 1629 (deutsch v. F. Schlegel 1803), ihre Geschichte schrieb Mongez (Par. 1777), ihre Briefe sammelte Guessard.

Margarethe von Navarra, geb. 1492, war eine Schwester des Königs Franz I. von Frankreich u. die Tochter von Herzog Karl von Angoulême u. Louise von Savoyen. Nach dem Tode ihres ersten Gemahls Karl von Alençon (1525) eilte sie nach Madrid, um ihren gefangenen Bruder zu pflegen, der schwer erkrankt war. 1527 erst heirathete sie Heinrich II. von Navarra u. gewährte seit 1533 in ihrem kleinen Königreiche Calvin selbst u. vielen seiner Anhänger eine Zufluchtstätte u. Hülfe in der Noth der Verfolgung. Sie selbst blieb jedoch bis zu ihrem Tode, der 21. Dez. 1549 zu Ortez in Bigorre erfolgte, katholisch. Ihre gelehrte Erziehung — sie sprach lateinisch u. mehrere andere Sprachen — machte sie zur Freundin aller Bildung u. Gelehrsamkeit. Sie selbst dichtete. Ihr Kammerdiener Sylvius de la Haye gab schon 1547 eine Sammlung ihrer Gedichte heraus unter dem Titel: „Marguerites de la Marguerite des princesses." Bekannter u. beliebter in einem sittenlosen u. geschmackvollen Zeitalter waren ihre Novellen, welche 1558 unter dem Titel „Les amants fortunés", später als „Heptaméron des nouvelles" (Par. 1559 u. oft; neuere Ausgaben von Leroux de Lincy, 3 Bde., Par. 1853, u. von Jacob, ebd. 1858) erschienen. Die schmeichelnde Gelehrtenwelt nannte M. wegen ihrer Schönheit u. Dichtkunst die vierte Grazie, die zehnte Muse.

Margarethe von Oesterreich, geb. 10. Jan. 1480, war die einzige Tochter Kaiser Maximilian's u. der Maria von Burgund. Von der Wiege an ein Spielball der Politik, wurde sie schon 1482 nach Frankreich gebracht, um zur Gemahlin Karl's VIII. erzogen zu werden (s. „Ludwig XI."), aber im Alter von 13 Jahren zurückgeschickt, weil der junge König es vorzog, durch die Ehe mit Anna von Bretagne, der Verlobten des Kaisers selbst, jene Grafschaft an sich zu reißen. Dann war sie 6 Monate (2. April bis 2. Okt. 1497) die Gemahlin des Prinzen Johann von Asturien, der im Alter von 19 Jahren starb; endlich heirathete sie 1501 den Herzog Philibert von Savoyen, der schon 1504 mit Tode abging. Als der Vater sie zur Statthalterin der Niederlande machte, verwaltete sie ihr Amt mit solcher Klugheit u. Gerechtigkeit, daß man sie fast anbetete. Ihr letztes Werk war 1529 der Friede zu Cambray, dann starb sie 1. Dez. 1530 in Mecheln, wo ihr auf dem Großen Platz ein schönes Denkmal errichtet wurde. Ihre Staatsreden, Dichtungen u. Aufzeichnungen sammelte Lemaire u. d. T. „Couronne Margaritique" 1549.

Margarethe von Parma, geb. 1522, war die Tochter Karl's V. u. einer Niederländerin Margarethe van der Gheenst. Da ihre Abstammung nicht lange verborgen blieb, wurde sie zuerst von der Statthalterin Margarethe u. dann von ihrer Nachfolgerin Marie, der verwittweten Königin von Ungarn, erzogen. Schon im Alter von 12 Jahren wurde sie die Gemahlin des 27jährigen Herzogs Alessandro Medici von Florenz, der nach drei Jahren (1537) dem Mordstahl eines Verwandten erlag, u. bald darauf als 16jährige Wittwe mit dem 12jährigen Enkel des Papstes Paul III., Ottavio Farnese, vermählt, dem sie als Heirathsgut Parma u. Piacenza zubrachte. Wegen der Unbehaglichkeit dieser von der Politik allein geschlossenen Ehe nahm sie 1559 aus der Hand ihres Halbbruders Philipp's II. die Statthalterschaft der Niederlande an. In ihrem Wesen zeigte sie seltsame Gegensätze. Ihr Antlitz war das eines Mannes mit einem sichtbaren Bärtchen; dabei liebte sie leidenschaftlich die Jagd. Dennoch besaß sie nicht nur Verstand u. Geschmeidigkeit, sondern wirkliche Herzensgüte. Mit der Religion nahm sie es ernst (Loyola war ihr Beichtvater gewesen). Ihr versöhnlicher Sinn ließ die Niederländer immer noch hoffen. Als Alba mit weitgehender Vollmacht auftrat, räumte sie ihm unwillig den Platz. Sie verließ Brüssel 30. Dez. 1567 u. starb 1586 in Italien zu Ortona. Ihr einziger Sohn Alexander wurde 1579 Statthalter der Niederlande.

Margarethe von Sachsen, eine Schwester Kaiser Friedrich's III., geb. 1416, wurde im Alter von 15 Jahren die Gemahlin des Kurfürsten Friedrich's des Sanftmüthigen u. gebar ihm acht Kinder, unter denen Ernst u. Albert die Stammhäupter der beiden sächsischen Linien geworden sind. Ihr Ehe war sehr glücklich, u. der Kurfürst gestattete ihr sogar Einfluß auf die Regierung od. übergab ihr die Verwaltung während seiner Abwesenheit. Nach seinem Tode 1464 durfte sie in ihrem reichen Wittwensitz fast unbeschränkt schalten u. hatte eine eigene Gerichtsbarkeit. Sie starb zu Altenburg 12. Febr. 1486.

Margarethe von Thüringen, eine Tochter Kaiser Friedrich's II. u. der Isabelle von England, geb. um 1236, wurde schon im Alter von 5 Jahren verlobt u. trotz der Abmahnung des Papstes Innocenz IV. 1256 verheirathet mit Albrecht dem Unartigen od. Entarteten von Thüringen. Nach einer 15jährigen ungetrübten Ehe, der drei Söhne, Heinrich, Friedrich u. Diezmann, entsprossen waren, gerade als die Ghibellinen Italiens auf die Ankunft ihres zweiten Sohnes hofften, entfloh sie aus der Wartburg 24. Juni 1270, wie eine spätere Sage erzählt, weil Albrecht seine Liebe einem

Hoffräulein, Kunigunde von Eisenberg, zugewandt hatte, nach schmerzlichem Abschied von den Kindern, nach Fulda u. Frankfurt, wo sie am 8. Aug. desselben Jahres verstarb. Die Frankfurter errichteten ihr, eingedenk ihres großen Vaters, ein kostbares Denkmal im Dome. Vergl. Flathe, „Geschichte Sachsens" (Bd. I, Gotha 1868).

Margarethe Maultasch, so beigenannt von ihrem Schlosse in Tirol — nicht, wie eine spätere Sage berichtet, von der Breite ihres Mundes; war geb. 1318 u. seit dem Tode ihres Vaters Heinrich 1335 Erbin von Tirol, Kärnthen u. Krain. 1337 wurde die 19jährige M. mit dem 15 Jahre alten Sohne Johann's von Böhmen, Johann Heinrich, vermählt, dem sie schon als Kind (1330) verlobt war. Vergeblich war ihr Protest gegen die Besitznahme Kärnthens u. Krains durch die Herzöge Albrecht u. Otto von Oesterreich. Der eigene Schwiegervater hatte darein gewilligt, um Verbündete gegen Kaiser Ludwig IV. zu haben. Mit ihrem Gemahl lebte M. ebenfalls im Unfrieden, vertrieb 1341, während er auf der Jagd war, seine Böhmen von ihrem Schlosse Tirol u. versperrte ihm selbst den Eingang. Im Febr. 1342 reichte sie ihre Hand Ludwig von Brandenburg, u. dessen Vater, Kaiser Ludwig IV. der Bayer (s. d.), war schnell entschlossen, diese neue Ehe auch ohne den Segen des Priesters für giltig zu erklären, ja sogar den Sohn mit Tirol u. Kärnthen zu belehnen, da auf das letztere Land M. niemals verzichtet habe. Der Einspruch des Papstes, Clemens VI., sein Bannstrahl gegen den Kaiser, der Protest der deutschen Fürsten, die bis zur Wahl eines neuen Kaisers vorgingen, trennte die Ehe der M. nicht mehr, vielmehr wurde dieselbe 1359 kirchlich sanktionirt. Nachdem ihr Gemahl 1361, ihr einziger Sohn Meinhard 1363 verstorben war, trat M. die Grafschaft Tirol an den Schwager des Letzteren, an Rudolph IV. von Oesterreich, ab u. starb selbst in Wien 3. Okt. 1369.

Margarit od. Perlglimmer kommt in weißen, röthlichen u. perlgrauen, blättrigen Massen, auch in sechsseitigen Tafeln ganz bes. als Begleiter des Smirgels auf der Insel Naxos, auch im Pfitschthale Tirols mit Magnesiaglimmer vor.

Margarita, die größte Insel der südamerikanischen Bundesrepublik Venezuela, 20,8 □M. mit 30,983 E. (1873), bildet jetzt mit einigen kleinen Nachbareilanden den Bundesstaat Nueva Esparta, der vorher den Namen M. führte, u. ist der dichtest bevölkerte Theil der ganzen Föderativrepublik. Die Einwohner, größtentheils Mischlinge, nähren sich von Fischfang, Schiffahrt u. Ackerbau. Ehedem war die 1498 von Columbus entdeckte Insel berühmt wegen ihrer Perlen (margarita). Das Innere ist gebirgig u. erhebt sich bis zu 1350 m. Die Hauptstadt von M. ist Asuncion mit 2758 E. (1873), einem Collegium u. einer Seemannsschule. Der Freihafen Pampatar ist befestigt.

Margate (spr. Margeht), Hafenstadt auf der engl. Insel Thanet an der Themsenmündung mit 11,995 E. (1871), ist der volksthümlichste Badeort des Londoner Bürgers. Der Hafen hat einen 280 m. langen, 1810 erbauten Damm u. eine 340 m. lange Landebrücke.

Margaux (spr. Margoh), Dorf im Arrondissement Bordeaux (Dep. Gironde) mit bedeutendem Weinbau (Château-M.).

Marggraff, Hermann, Schriftsteller, Dichter u. Literarhistoriker, geb. zu Züllichau 14. Sept. 1809, studirte in Berlin, widmete sich seit 1835 der literarischen Thätigkeit, redigirte 1836—38 das „Berliner Konversationsblatt", lebte dann in Leipzig, siedelte 1843 nach München über, betheiligte sich nach einander an der Redaktion der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", der erst in Heidelberg, dann in Frankfurt a. M. erscheinenden „Deutschen Zeitung", des „Altonaer Merkur" (1851) u. des „Hamburger Korrespondenten" (1852), kehrte 1853 nach Leipzig zurück, um die Redaktion der „Blätter für literarische Unterhaltung" zu übernehmen, u. starb daselbst 11. Febr. 1864. Schon 1830 gab er mit seinem Bruder Rudolph (s. u.) eine Sammlung „Gedichte" (Zerbst) heraus, von denen er auch einige in seine spätere Sammlung (Lpz. 1857) aufnahm. Weiter veröffentlichte er: „Bücher u. Menschen" (Bunzl. 1837); „Deutschlands jüngste Literatur- u. Kulturepoche" (Lpz. 1839); die Trauerspiele „Heinrich IV." (1837), „Das Täubchen von Amsterdam" (ebd. 1839) u. „Elfride" (1841); Zeit- u. Lebensbilder unter dem Titel „Gebrüder Pech" (ebd. 1840, 2 Thle.); „Johannes Mackel" (ebd. 1841, 2 Thle.); „Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit" (ebd. 1843); das Lustspiel „Vetter Fritz" (ebd. 1851); die Münchhauseniade „Fritz Beutel" (Frkf. 1857); einen „Hausschatz der deutschen Humoristik" (2 Bde., Lpz. 1860); eine „Balladenchronik" (ebd. 1862); „W. Shakespeare als Lehrer der Menschheit" (ebd. 1864) ꝛc. — Sein Bruder Rudolph **M.**, geb. zu Züllichau 28. Febr. 1805, studirte in Berlin Theologie u. Philologie, war dann Lehrer in verschiedenen Bürgerschulen daselbst, wendete sich 1837 nach München, wo er 1842 Professor der Kunstgeschichte an der Kunstakademie u. Generalsekretär derselben wurde, u. seit 1855 als Privatgelehrter lebt. Er hat sich insbes. als Kunstschriftsteller, Archäolog u. Aesthetiker einen geachteten Namen erworben. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Münchener Jahrbücher für bildende Kunst" (Lpz. 1839—42); „D. J. Ohlmüller" (ebd. 1840); „Kaiser Maximilian I. u. A. Dürer" (Nürnb. 1840); „Erinnerungen an A. Dürer u. seinen Lehrer M. Wohlgemuth" (ebd. 1840); „München mit seinen Kunstschätzen u. Merkwürdigkeiten" (Münch. 1846) ꝛc. Eine Sammlung von Kriegsliedern seit der Mitte des vorigen Jahrh. gab er unter dem Titel: „Das ganze Deutschland soll es sein! Großdeutsches Liederbuch" (Münch. 1861) heraus.

Marginalien (v. lat. margo, Rand), Randbemerkungen.

Marheineke, Philipp Konrad, hervorragender protestantischer Theolog, geb. 1. Mai 1780 zu Hildesheim, studirte seit 1798 zu Göttingen Theologie, ließ sich 1804 als Repetent daselbst nieder u. wurde 1805 als außerordentlicher Professor nach Erlangen, 1807 in gleicher Eigenschaft nach Heidelberg berufen, wo er 1809 eine ordentliche Professur erhielt. Schon in seinen damaligen Schriften über Kirchengeschichte u. Moral macht sich der Einfluß der neueren deutschen Philosophie (Fichte's, Schleiermacher's u. Schelling's) geltend, durch deren Verwerthung für die Theologie M. nachmals eine besondere Bedeutung erlangte. In weiteren Kreisen wurde M. bekannt durch das „System des Katholicismus in seiner symbolischen Entwicklung" (3 Bde., Heidelb. 1810—13), ein ausgezeichnetes Werk, das den ersten Theil einer allgemeinen „Christlichen Symbolik" bilden sollte. 1811 wurde M. an die neugestiftete Universität Berlin berufen u. vertrat hier neben der Kirchengeschichte u. den verwandten Fächern auch Moral u. praktische Theologie. Seit 1820 wirkte er zugleich neben Schleiermacher als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche. Um dieselbe Zeit machte sich M. von dem Einfluß Schelling's los u. schloß sich immer nachdrücklicher an Hegel an, zu dessen vertrautesten Freunden er seit 1818 gehörte, u. nach dessen Tode er als der vornehmste Führer der sog. Hegel'schen Rechten galt, die in dem System des Meisters eine endgiltige Versöhnung von Philosophie u. Theologie erblickte. M. starb 31. Mai 1846. Von seinen Schriften sind außer den erwähnten u. zahlreichen Predigten bes. hervorzuheben die „Institutiones symbolicae" (Berl. 1812 u. öfter); seine ausgezeichnete „Geschichte der deutschen Reformation" (im Ganzen 6 Thle., Berl. 1816 u. 1831—34); „Grundlehren der christlichen Dogmatik" (Berl. 1819); „Entwurf der praktischen Theologie" (ebd. 1837). Den schließlichen Standpunkt M.'s zeigen seine von Matthies u. Vatke herausgeg. Vorlesungen (4 Bde., Berl. 1847—49).

Maria (aus dem hebr. mirjam), die Mutter Jesu. Nach den Angaben des Neuen Testaments, die gegenüber der Vergöttlichung der „Jungfrau Maria" allein in Betracht kommen können, lebte M. als Verlobte des Zimmermanns Joseph zu Nazareth (Luc. 1, 26), als ihr die Verkündigung ihrer wunderbaren Bestimmung zu Theil wurde. Einfacher ist die Erzählung Matth. 1, 18 ff., wornach Joseph durch einen Traum angewiesen wird, die schwangere Verlobte nicht zu verlassen. Das zweite u. vierte Evangelium enthalten über diese wunderbaren Vorgänge gar nichts; dagegen zeigen vielfache Spuren, daß Jesus bei seinen Zeitgenossen einfach als ehelicher Sohn der Maria u. des Joseph galt. Um so verkehrter sind die jüdischen Verleumdungen u. die Einfälle Neuerer, welche die obige Erzählung auf ein ehebrecherisches Verhältniß (nach dem Talmud mit einem Soldaten Panthera) od. auf eine Täuschung der M. zurückführen. Die Erzählungen von dem Aufenthalt der M. zu Bethlehem, die Darstellung Jesu im Tempel (nur bei Luc. 2, 22 ff.), die Flucht nach Aegypten mit Joseph (nur Matth. 2, 13 ff.) sind bekannt. In das Gebiet der Geschichte treten wir ein mit der Erzählung des Lucas von der Festreise des 12jährigen Jesus nach Jerusalem, wo auch Maria (Luc. 2, 50) den Sinn seiner Antwort auf ihre strafenden Worte nicht versteht.

Dem entsprechen weitere Zeugnisse, nach denen sich M. nicht so bald in die höhere Bestimmung ihres Erstgebornen finden konnte (vergl. Joh. 2, 4 u. bes. Marc. 3, 34 ff., Matth. 12, 46 ff., Luc. 8, 19 ff.). Aus diesen Stellen ergiebt sich übrigens zugleich, daß die katholische Lehre von der ewigen Jungfräulichkeit der M. im schroffen Widerspruche mit dem Neuen Testamente steht. Nach Marc. 6, 3 hat M. außer Jesus noch mindestens vier Söhne u. mehrere Töchter geboren (vergl. auch Matth. 13, 55). Die Annahme, daß diese alle ihre Stiefkinder aus einer früheren Ehe Joseph's gewesen seien, ist eine leere Ausflucht, die schon an der Bezeichnung Jesu als des Erstgebornen (Matth. 1, 25) scheitert. Davon, daß sie Jesum bis unter das Kreuz begleitete u. daselbst von ihm der Fürsorge des Johannes übergeben wurde, berichtet nur das Evangelium Joh. 19, 25 ff. Doch setzt auch die Apostelgesch. 1, 14 voraus, daß sich Maria unmittelbar nach der Himmelfahrt Jesu sammt ihren (nunmehr natürlich bekehrten) Söhnen im Kreise der Apostel zu Jerusalem befunden habe. — Ueber die Bedeutung der M. im kathol. Kultus, insbesondre über das Dogma von der unbefleckten Empfängniß, s. „Marienfeste".

Maria Theresia, Erzherzogin von Oesterreich, Königin von Ungarn (1741) u. Böhmen (1743), Deutsche Kaiserin (1745—80), geb. 13. Mai 1717; war die ältere von den beiden Töchtern Kaiser Karl's VI. u. durch die Pragmatische Sanktion von 1713 Erbin sämmtlicher Länder ihres Vaters. Sie war wohl erzogen u. hatte selbst Latein gelernt; im Umgange zeigte sie Ruhe u. Ernst. Seit dem 12. Febr. 1736 war sie mit Franz Stephan von Lothringen vermählt, der im folgenden Jahre sein Herzogthum nach den Bestimmungen des Wiener Friedens mit dem Großherzogthum Toscana vertauschte. Am 20. Okt. 1740 wurde sie durch den Tod ihres Vaters Erzherzogin von Oesterreich u. nannte sich Königin von Ungarn u. Böhmen. Wenn sie auch ihren Gemahl im Nov. desselben Jahres auf den Vorschlag der älteren Minister zum Mitregenten erklärte, so war sie doch nicht gesonnen, ihre ererbte Macht mit ihm zu theilen, ihm wesentlichen Einfluß auf die Regierung zu gestatten. Er behielt immer nur die Stellung eines vertrauten Rathgebers, dem sie nicht immer Folge leistete, u. sogar seine Wahl zum Kaiser im J. 1745 änderte in diesem Verhältniß nichts. So bietet sie die seltene Erscheinung, daß sie als Gattin einem Manne, den sie mit vollem Herzen liebt, treu ergeben, ja untergeben ist, u. als Herrscherin vollkommen ihre eigenen Wege geht. Und diese waren dornenvoll. Keineswegs war ihr Anrecht an den gesammten Besitzstand ihres Vaters unbestritten. Karl Albert von Bayern, ohnedies verheirathet mit einer Tochter Josef's I., hatte bis zum Tode Karl's VI. beständig daran erinnert, daß die Pragmatische Sanktion unstatthaft sei, da Ferdinand I. den Nachkommen seiner Tochter Anna bei ihrer Verheirathung mit Albrecht V. das Erbrecht in Oesterreich zugesagt hatte, für den Fall, daß der habsburgische Mannsstamm erlösche. Frankreich hatte nicht unterlassen, in ungewissen Ausdrücken Hülfe zuzusagen u. von einer Theilung der großen Monarchie zwischen Bayern u. Sachsen zu sprechen, dessen Kurfürst, August III. von Polen, mit der zweiten Tochter Josef's I. vermählt war. Auch die Oesterreicher selbst knüpften manche Hoffnung an die Thronbesteigung des bayr. Kurfürsten. Dennoch bedurfte es wol erst eines Anstoßes, um den stillschweigenden Protest gegen die Thronbesteigung der M. Th. in einen lauten u. energischen zu verwandeln. Dieser kam unerwartet von dem jungen Könige von Preußen, Friedrich II., der zwar nach der traditionellen Politik des Hohenzollern'schen Hauses in dem zu erwartenden Kriege die vollständigste Unterstützung mit einer wohlgerüsteten Armee anbot, aber nur unter der Bedingung, daß die alten Ansprüche Preußens an die schles. Herzogthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau u. Jägerndorf **zuvor** befriedigt würden. Da man ihm erklärte, die Königin werde eher die Türken vor Wien kommen lassen u. sich die Welt zum Feinde machen, ehe sie ein Dorf abtrete, ging er 16. Dez. über die Grenze von Schlesien u. hielt bereits im Jan. 1741 seinen Einzug in Breslau. Der Sieg seines Feldmarschalls Schwerin bei Mollwitz 10. April 1741 über den österr. Feldherrn Neipperg gab die Losung zum Oesterr. Erbfolgekriege (1741—48), in welchem nur Hannover u. England für M. Th. stritten. Mit franz. Hülfe drang Karl Albert in Oesterreich ein, nahm 14. Sept. 1741 zu Linz die Würde eines Erzherzogs an, empfing 19. Dez. zu Prag die Erbhuldigung als König von Böhmen u. wurde endlich 12. Febr. 1742 als Karl VII. (s. d.) zum Deutschen Kaiser gewählt. Französische, bayr. u. sächs. Soldaten standen in Böhmen. Allein M. Th. sagte nicht unrichtig: „Ich bin eine arme Königin, aber ich habe das Herz eines Königs." Im Mai hatte sie ihren ersten Reichstag in Preßburg gehalten. Sie erschien nicht, wie die Sage erzählt, madonnenartig mit dem Knaben Josef auf dem Arm u. rührte die alten Magnaten zu Thränen, vielmehr waren es Tage kaltblütiger Abrechnung, u. erst nachdem sie Ungarn die vollkommene Herstellung ihrer alten Verfassung zugesagt hatte, empfing sie 25. Juni 1741 die Krone u. damit eine Unterstützung, die sie in der erfolgreichsten Art geltend machte. In Kurzem hatte sie Oesterreich u. Bayern selbst mit ihren Truppen gewonnen u. besetzte München fast in denselben Tagen, da Karl die Kaiserkrone empfing. Dennoch zog sie es vor, nach der Niederlage ihres Schwagers Karl von Lothringen bei Chotusitz 18. Mai 1742, Friedrich II. in dem Frieden von Breslau (Berlin) ganz Schlesien abzutreten (11. Juni 1742). Nun drang M. Th. auch in Böhmen ein u. empfing im Frühjahr 1743 in Prag die Krone.



Nr. 4092. Maria Theresia (geb. 13. Mai 1717, gest. 29. Nov. 1780).

Als die Franzosen im Juni desselben Jahres durch die Schlacht bei Dettingen am Main von der „pragmatischen Armee" Georg's II. auch aus dem Norden Bayerns verjagt waren, schloß Holland u. Sardinien mit M. Th. einen Bund; endlich im Dezember auch Sachsen, als sie versprach, „die Kommunikation zwischen Sachsen u. Polen zu facilitiren." Friedrich aber wußte von diesem Versprechen, das nur auf Kosten Preußens erfüllt werden konnte, brach im Aug. 1744 wieder in Böhmen ein u. nöthigte durch vier Siege (bei Striegau 4. Juni, bei Soor 30. Sept., bei Hennersdorf 23. Nov., bei Kesselsdorf 15. Dez. 1745) die Kaiserin im Frieden von Dresden 25. Dez. 1745 zu nochmaliger Abtretung der Provinz Schlesien. Da Karl VII. inzwischen (20. Jan. 1745) verstorben war u. sein Sohn Max Josef im Frieden zu Füßen (April 1745) für die Rückgabe seiner Länder allen Ansprüchen an Oesterreich entsagt hatte, wurde Franz Stephan 13. Sept. 1745 als Franz I. zum Deutschen Kaiser gekrönt u. auch von Friedrich im Dez. als solcher anerkannt. So war der Krieg auf Italien u. die österr. Niederlande beschränkt u. kostete M. Th. im Frieden zu Aachen (18. Okt.) 1748 nicht mehr als die Fürstenthümer Parma, Piacenza u. Guastalla, welche an Philipp von Spanien, den Schwiegersohn Ludwig's XV., abgetreten wurden. Doch gab die Kaiserin die Hoffnung nicht auf, Schlesien wiederzugewinnen, dessen Verlust sie doppelt schmerzte, weil sie Friedrich II. persönlich haßte. Als sie im März 1749 von

allen ihren Staatsräthen Gutachten über die künftig einzuschlagende Politik einforderte, war es nur Kaunitz, der sich vollkommen in ihrem Sinne aussprach. Vor Allem aber, meinte er, seien die alten Allianzen zu befestigen u. die mit Frankreich zu gewinnen. Zu diesem Zweck wurde er selbst im Okt. 1750 nach Paris geschickt, vermochte aber durch seine drei Jahre langen Bemühungen nicht, Ludwig XV. vollständig von Preußen loszumachen. Als er zurückkehrte u. Staatskanzler wurde (1753), schickte M. Th. Starhemberg dorthin, dem zwei Umstände den schnellen Abschluß des Bündnisses zwischen den beiden seit 150 Jahren feindlichen Häusern Bourbon u. Habsburg möglich machten: der Ausbruch des englisch-franz. Seekrieges u. der Zutritt der Kaiserin Elisabeth von Rußland zur Allianz gegen Friedrich. Bis zum Anfange des J. 1757 hoffte man mit den Zurüstungen fertig zu sein, aber Friedrich, in der Hauptsache von dem Vorhaben seiner Gegner unterrichtet, kam ihnen zuvor u. eröffnete im Aug. 1756 den Siebenjährigen Krieg (s. d.), welcher in Europa allein 800,000 Menschen das Leben kostete u. endlich im Hubertusburger Frieden 15. Febr. 1763 nicht im Geringsten den Besitzstand veränderte. M. Th. lebte nun dem Frieden u. seinen Thaten. Sie ließ es zu, daß ihr Sohn Josef II., der seit 1765 an Stelle des verstorbenen Vaters Kaiser von Deutschland u. seit 1766 Mitregent war, seinem Enthusiasmus für den großen Gegner durch einen Besuch in Neiße 1769 Ausdruck gab u. 1770 den Gegenbesuch zu Neustadt empfing. Ungern, aber doch mit Erfolg, betheiligte sie sich auf den Wunsch des Fürsten Kaunitz u. ihres Sohnes an der ersten Theilung Polens, durch welche Oesterreich Galizien u. Lodomerien gewann; hatte sie doch selbst durch die Zurücknahme der ehemals (von Sigismund) an Polen verpfändeten Gespanschaft Zips den ersten Anstoß dazu gegeben. Entschiedener trat sie im Interesse des Friedens auf, als nach dem Absterben der bayerischen Linie 1777 ihr Sohn Ansprüche an einen bedeutenden Theil des Kurfürstenthums erhob u. gegen Friedrich, der den künftigen Erben desselben, Karl von Pfalz-Zweibrücken, in seinem Protest unterstützte, den bayerischen Erbfolgekrieg (s. d.) begann. Ihr großherziger Entschluß, selbst an Friedrich zu schreiben, u. die Vermittlung Frankreichs u. Rußlands führten 1779 den Frieden zu Teschen herbei, der Oesterreich das sog. Innviertel zubrachte. Ihre innere Regierung ist ausgezeichnet durch vortreffliche Neuerungen. Indem sie den Hofhalt beschränkte u. die Staatsschulden verringerte, verdoppelte sie fast die Einnahmen durch sorgfältigere Erhebung der Abgaben, Befreiung des Ackerbaues u. der Gewerbe von allerhand mittelalterlichen Lasten, hob theilweise die Leibeigenschaft auf u. beförderte die Bildung durch Anlegung von Musterschulen. Nach dem Vorgange Friedrich's schaffte sie (1776) die Folter ab u. beschränkte die Anwendung der Todesstrafe. In öffentlichen Audienzen durfte Jedermann Klagen od. Wünsche vor sie bringen. Als strenge, rechtgläubige Katholikin war sie den Andersdenkenden wenig hold, aber der Inquisition in Mailand machte sie ein Ende, ließ die Aufhebung des Jesuitenordens auch in Oesterreich zu, verminderte die Zahl der Feiertage u. Prozessionen, verbot die Verlesung von Bullen u. Breven des Papstes ohne kaiserl. Erlaubniß u. trat allen Uebergriffen des Klerus mit Energie entgegen. Ihren 16 Kindern, von denen 9 sie überlebten, war sie eine treue u. einsichtsvolle Mutter, wovon ihre zahlreichen Briefe Zeugniß ablegen. Ihr zweiter Sohn Leopold erbte das Großherzogthum Toscana, zwei Töchter wurden Königinnen, Marie Karoline von Neapel u. Marie Antoinette von Frankreich. Ein inniges Band umschlang sie u. ihr Volk. Ihre wahrhaft landesmütterliche Gesinnung hatte ihrer Thronfolge eine bessere u. werthvollere Sanktion gegeben, als jene „pragmatische", der sie die Krone verdankte. Am 29. Nov. 1780 verschied sie. — Vgl. Wolf, „Oesterreich unter M. Th." (Wien 1755) u. „Aus dem Hofleben M. Th.'s" (2. Aufl., Wien 1759); Ramshorn, „M. Th. u. ihre Zeit" (2 Bde., Lpz. 1859 f.); Karajan, „M. Th. u. Joseph II. während der Mitregentschaft" (Wien 1865); Arneth, „Geschichte M. Th.'s" (4 Bde., Wien 1863—70); Arneth u. Geffroy, „Marie Antoinette; Correspondance secrète entre M. Th. et le comte de Mercy-Argenteau" (3 Bde., Par. 1874).

Maria, Königin von England (1553—58), geb. 11. Febr. 1515 als Tochter Heinrich's VIII. u. Katharina's von Aragonien. Ihre sehr frühzeitige Verlobung (im J. 1520) mit Kaiser Karl V. wurde durch den Bund ihres Vaters mit Franz I. (1527) aufgehoben u. sie selbst nach der Scheidung der Ehe ihrer Eltern 1533 für illegitim u. des Thronrechtes verlustig erklärt, aber 1543 auf Verwendung des Kaisers in ihre Rechte wieder eingesetzt. In den trübseligen Tagen der Jugend u. im Verkehr mit der verstoßenen Mutter hatte sie Alles, was spanisch u. katholisch war, lieben, was englisch u. protestantisch war, hassen gelernt. Als jene starb, fand sie ihren einzigen Trost in den Gebetsübungen, die ihr die Religion vorschrieb. Das protestantische England fürchtete ihre Thronbesteigung. Als nun die Erkrankung des jungen Königs Eduard VI. dieselbe in nahe Aussicht stellte, bewog der allmächtige Herzog von Northumberland diesen noch auf dem Sterbebette († 6. Juli 1553), die Thronfolgeordnung seines Vaters umzustoßen u. Jane Grey (s. d.) zur Erbin zu bestimmen. M. hatte jedoch davon Kunde, entfloh nach dem Norden von England u. gewann durch das Versprechen, in den religiösen Verhältnissen nichts zu ändern, einen so mächtigen Anhang, selbst das Volk von London für sich, daß Northumberland, welcher auszog, sie zu bekämpfen, der erste Baron des Königreiches war, der das Knie vor ihr beugte. Kaum aber hatte sie 3. Aug. 1553 ihren Einzug in London gehalten, so begann sie mit der Einkerkerung u. Hinrichtung ihrer Gegner u. mit der Wiederherstellung des katholischen Kultus. Northumberland mit seinem ältesten Sohne u. vier seiner Anhänger bestiegen zuerst das Schaffot; bald darauf, als die Abschaffung des englischen Gottesdienstes, dann die Aufhebung aller kirchlichen Einrichtungen Eduard's VI., endlich die Aussicht auf die Verheirathung der Königin mit Philipp von Spanien im Süden Englands eine Empörung unter Wyatt erregte, auch Jane Grey (12. Febr. 1554), ihr Vater, Oheim, Gemahl u. viele Andere, ja Elisabeth selbst mußte in der Gefangenschaft den Tod fürchten. Am 25. Juli 1554 reichte M. dem 12 Jahre jüngeren Philipp die Hand u. erwirkte ihm, den sie leidenschaftlich liebte, nicht nur die Theilnahme an der Verwaltung des Landes, sondern auch den Titel eines Königs von England. Aber obwol Philipp sich klug u. maßvoll benahm, gewann er doch so wenig die Zuneigung der Nation, daß er den unbehaglichen Aufenthalt schon 1555 aufgab, als ihm jede Hoffnung auf einen Thronerben verschwunden war. Dennoch übte er einen weitgehenden Einfluß auf die Geschicke des Königreichs aus. Denn M. blieb mit schwärmerischer Zärtlichkeit dem fernen Gemahl ergeben. Schon während seiner Anwesenheit war ein Verwandter des königlichen Hauses, der Kardinal Pole, aus Italien zurückgekehrt u. half dem herrschsüchtigen Gardiner u. dem fanatischen Bonner, England zum Gehorsam gegen den Papst zurückzubringen. Das Parlament that feierlich Kirchenbuße u. die protestantischen Bischöfe Hooper, Ridley, Latimer, endlich Cranmer (21. März 1556), wurden lebendig verbrannt. Hunderte von geringerer Stellung folgten nach. Vergeblich hoffte M., die man deshalb die „Blutige" genannt hat, durch das Feuer der Scheiterhaufen das kalte Herz des entfernten Gemahls wieder zu entzünden, dem sie in der Einsamkeit ihre Briefe schrieb u. ihre Thränen weinte. Er antwortete, wenn er Geld brauchte, u. M. schritt ihm zu Liebe zu grausamen Erpressungen, ja sie verwickelte England mit in den Krieg, den Philipp 1556—59 gegen Frankreich führte, u. verlor in Calais 1558 jenes letzte Pfand der Erinnerung an Englands Herrschaft auf dem Festlande. M. starb 17. Nov. 1558, von Wenigen betrauert. — Vgl. Tytler, „England under Edward VI and M." (2 Bde., Lond. 1839); Ranke, „Engl. Geschichte" (Bd. I).

Maria Stuart, Königin von Schottland (1542—67), geb. 5. Dez. 1542, war die Tochter Jakob's V. u. der Herzogin Maria von Guise. Ihr Vater lag auf dem Sterbebette, als er die Kunde von der Geburt einer Tochter empfing. Nach wenigen Tagen (14. Dez.) war er eine Leiche u. M. St. dem Namen nach Königin von Schottland. Alsbald entbrannte ein heftiger Parteikampf um die Regentschaft u. den Besitz des königl. Kindes. Heinrich VIII., der ihre Hand für seinen Sohn Eduard begehrte, unterstützte mit den Waffen die protestantische Partei, während die katholische unter dem fanatischen Kardinal Beaton von Frankreich Hülfe erhielt. Aber nach der Ermordung dieses im J. 1546 u. dem Tode jenes 1547 ermattete der Kampf, u. M. St. wurde schon 1546 nach Frankreich geschickt,

um dem Streit entrückt u. für den Dauphin Franz erzogen zu werden. Seitdem führte ihre Mutter Maria Guise die Regentschaft u. von 1559 an den erbitterten Kampf gegen die täglich mächtigere Partei der Reformirten, welche in dem Grafen Murray, einem natürlichen Sohne des Königs Jakob, einen beherzten Führer, u. in John Knox einen begeisterten Prediger fand. Der Tod der Regentin 11. Juni 1560 erleichterte den Edinburgher Vertrag mit England, in welchem die Ordnung der schottischen Staats- u. Kirchenangelegenheiten einem Konvent der drei Stände, die Regierung einstweilen einem obersten Rath von 12 Mitgliedern übertragen wurde. Trotzdem M. St. die Bestätigung dieses Vertrags u. der Beschlüsse des eilig zusammenberufenen Reichstags verweigerte, ging Schottland seinen eigenen Weg u. bekannte sich einmüthig zur Presbyterianischen Kirche, als M. St. durch den Tod ihres jungen Gemahls, Franz II. von Frankreich, verwittwet, 1561 zurückkehrte — nur ungern, weil sie Frankreich u. das Leben an dem sie bewundernden franz. Hofe liebte. Ihren Wunsch, durch England zu reisen, versagte Elisabeth, wenn sie nicht zuvor den Edinburgher Vertrag unterzeichne u. dadurch zugleich dem Anspruch an den engl. Thron u. dem Titel einer Königin von England entsage, den sie sich als Enkelin von Heinrich's VIII. älterer Schwester beilegte. M. St. war politisch u. herrschbegierig genug, um dies nicht zu thun, u. landete auf dem Seewege 19. Aug. 1561 an Schottlands Küste. Der Jubel des Volkes dauerte gerade so lange, als der Glaube an ihr Versprechen, in den kirchlichen Zuständen des Landes nichts zu ändern. Als man ihre Vorliebe für die franz. Umgebung, ihre Lust an glänzenden Vergnügungen sah, als man von dem katholischen Gottesdienste in der Schloßkapelle vernahm, da predigte Knox unaufhörlich von dem Götzendienste der Königin Jesabel. Sie ließ ihn wegen Hochverrath anklagen u. das Gericht sprach ihn frei. Inzwischen fühlte sie sich einsam auf dem unbehaglichen Throne. Mehrere Freier hatte sie schon abgewiesen. Endlich wählte M. St. ihren schönen u. jugendlichen Vetter Heinrich Darnley (s. d.). Am 29. Juli 1565 fand die Vermählung statt. Aber der 19jährige Darnley, der nun den Titel eines Königs bekam, war ein Jäger u. Trinker, beschränkt u. doch herrschsüchtig. Da er vergebens nach der königlichen Macht verlangte, ließ er die Königin seine Roheit empfinden. In der Vorstellung, daß ihr Geheimschreiber u. Sänger Riccio diesem Begehren im Wege sei, ermordete er ihn am 9. März 1566 im Zimmer u. in Gegenwart der Königin. M. St. fand sich dadurch aufs Tiefste gekränkt; dennoch fand eine scheinbare Aussöhnung statt, u. M. St. saß Ende 1566 am Krankenbett des Königs in einem Landhause bei Edinburgh, obwol Jedermann wußte, daß ihr Herz mehr an dem schönen Grafen Bothwell hing. Als nun in der Nacht des 9. Febr. 1567 jenes Landhaus in die Luft gesprengt wurde, während die Königin einem Feste in Edinburgh beiwohnte, bezeichnete man sie allgemein als Mitwisserin. Der Verdacht wurde um so reger, da Bothwell die Richter, welche die Ursache des Mordes an Darnley untersuchten, verjagte, durch ein erzbischöfliches Ehegericht seine eigene Ehe lösen ließ, die Königin entführte u. sich mit ihr vermählte (15. Mai 1567). Kaum aber hatte der neue Gemahl sich der Herrschaft bemächtigt u. suchte auch den Prinzen Jakob (geb. 19. Juni 1566) in seine Gewalt zu bekommen, so erhoben sich Adel u. Volk u. rückten gegen das Schloß des übermüthigen Tyrannen, der auch die Königin mißhandelte. Als seine eigenen Leute übergingen, flüchtete er u. fand nach abenteuerlichem Leben als Seeräuber in Dänemark seinen Tod. Die Königin aber ward als Gefangene auf das feste Schloß Lochlevin gebracht u. entsagte der Krone zu Gunsten ihres Sohnes Jakob u. ihres Halbbruders Murray, der die Regentschaft für den Knaben führen sollte. Dennoch hoffte sie an der Hand des jungen Douglas, der sie befreite, u. mit Hülfe vieler Edlen, die sich um sie sammelten, den Thron wiederzugewinnen. Geschlagen u. verlassen entfloh sie auf einem kleinen Boot nach Carlisle u. suchte bei Elisabeth nicht nur Zuflucht, sondern Hülfsleistung zu erlangen (16. Mai 1568). Diese bedingungslos zu gewähren lag nicht in Elisabeth's religiösem noch in ihrem Staatsinteresse. Eine Vermittelung mit den schottischen Großen hatte sie versucht, doch kamen nun jene leidenschaftlichen Briefe zum Vorschein, die M. St. schon vor dem Tode Darnley's an Bothwell gerichtet hatte u. welche den Stempel der Echtheit tragen, obwol M. St. sie beharrlich verleugnet hat. Eine Zusammenkunft lehnte Elisabeth ab, so lange M. St. sich nicht von dem Verdachte der Mitschuld an dem Morde ihres Gemahls gereinigt hätte. Da der Hauptankläger Murray inzwischen ermordet wurde, so blieb diese Untersuchung resultatlos. M. St. blieb einstweilen eine Gefangene u. die Königinnen haben einander nie gesehen. Inzwischen brachten es die politischen Verhältnisse mit sich, daß die entthronte u. verhaftete Königin der thronenden gefährlich wurde. Der Umstand, daß auch Elisabeth einst (1536) für illegitim erklärt war, gab allen Katholiken England's einen bequemen Grund, in M. St. ihre legitime Herrscherin zu verehren. Die Hinrichtung des jungen Herzogs von Norfolk (1572), des Ersten, der es wagte, nach der Hand der Gefangenen u. der Krone Englands zu streben, sowie der Herzöge von Northumberland u. Westmoreland, die für ihn eintraten, schreckte eine Zeit lang, aber seit 1582 entdeckte man von heimlichen Katholiken so viele Verschwörungen gegen Leben u. Thron Elisabeth's, daß das Parlament ein eigenes Gericht zur Untersuchung u. zum Spruch bis zum Tode einzusetzen gestattete, „wenn durch Jemand, der Ansprüche auf die Krone zu haben behaupte, etwas der Königin Nachtheiliges geschähe".



Nr. 4093. Maria Stuart (geb. 5. Dez. 1542, gest. 8. Febr. 1587).
Aus der „Collection Hennin".

M. St. kam in strengere Haft. Da entdeckte man 1586 die Verschwörung des jungen u. feurigen Babington mit sechs Anderen u. bezeichnete sogleich M. St. als Mitwisserin. Man brachte sie nach Fotheringhay (Sept. 1586), verhaftete ihre Schreiber u. begann den Prozeß. Vierzig Peers u. vier Oberrichter saßen zu Gericht. Anfangs protestirte M. St. gegen ihre Kompetenz, da nach engl. Gesetz Niemand anders als von Richtern gleichen Standes verurtheilt werden dürfe, dann aber vertheidigte sie sich doch, fest, klug u. würdig, leugnete nicht ihre Verhandlungen mit dem Papst u. anderen kathol. Mächten, bestritt aber jede Mitwissenschaft am Plane Babington's. Bis zur letzten Gewißheit ist ihre Schuld nicht erwiesen u. dennoch verurtheilte man sie zum Tode. Das Parlament bestätigte den Ausspruch. Die Königin ließ das große Siegel an das Urtheil hängen u. sogar den Befehl zur Vollstreckung desselben ausfertigen, wie sie sagte, damit es vollstreckt werden könne, sobald eine Gefahr drohe. Noch einmal entdeckte man eine Verschwörung gegen das Leben der engl. Königin. Wohl wünschte Elisabeth von dem Kampf der streitenden Empfindungen befreit zu werden. Vergebens machte sie Paulet, dem Wächter der M. St., eine Anspielung auf Gift. Ihr Sekretär Davison glaubte, daß es des ausdrücklichen Befehls zur Hinrichtung nicht mehr bedürfe, daß man den Willen der Königin kenne. Burleigh u. der Geheime Rath waren derselben Meinung. In der Frühe des 8. Febr. 1587 wurde das Urtheil zu Fotheringhay im Gerichtssaale vollstreckt. Mit der Seelenruhe einer Märtyrerin, mit der

Würde einer Fürstin empfing M. St. den Todesstreich. Ihre Gedichte u. Briefe zeigen eine Leichtigkeit u. Anmuth, die jenem Zeitalter fremd ist; Alles ist durchglüht von wechselnder Laune u. Leidenschaft. Ruhe der Seele u. des Herzens kannte u. mochte sie nicht. Das Unglück ihres Lebens u. die wahre Ursache ihres Todes war doch ihre Religion u. ihr Thronrecht an England. So faßte man es auch in London auf. Während Elisabeth Thränen vergoß u. die ungebetenen Vollstrecker des Urtheils strafte, zündete das Volk Freudenfeuer an u. läutete die Glocken. M. St.'s Todestag ist der Geburtstag von Englands Größe. — Vgl. Mignet, „Histoire de M. St." (2 Bde., Brüss. 1851); Labanoff, „Lettres, instructions et memoires de M. St." (7 Bde., 1844 f.; dazu Supplement von Teulet, Par. 1859); Ranke, „Engl. Geschichte" (Bd. I).

Maria von Medici, Königin von Frankreich, geb. 1573, war die Tochter des Großherzogs Franz II. von Toscana u. der Erzherzogin Johanna von Oesterreich, seit 16. Dez. 1600 Gemahlin Heinrich's IV. von Frankreich u. ein Jahr später Mutter Ludwig's XIII. (s. d.). Sie war schön von Antlitz, majestätisch von Gestalt, jedoch launisch u. eigensinnig. Bald gab es Streit mit dem Gatten über dessen Untreue u. Sully's Sparsamkeit. Dennoch stellte der König sie an die Spitze einer Regentschaft, als er 1610 das Land zu verlassen gedachte. Auf ihren Wunsch ließ er sie krönen u. salben; wenige Tage danach, 14. Mai 1610, ward sie durch seine Ermordung nach dem Ausspruche des Parlaments von Paris Regentin für Ludwig XIII. Anfangs thätig u. mild erscheinend, bestätigte sie bald den Ausspruch ihres Gemahls, sie fliehe die Arbeit, wenn sie nicht durch eine Leidenschaft angeregt werde. Ihre beschränkenden Maßregeln gegen die Protestanten, manche Beugung des Rechtes, vor Allem ihre grenzenlose Verschwendung zu Gunsten Concini's, der vom Gemahl einer königl. Kammerzofe, Eleonore Galigai, zum Marquis von Ancre emporstieg, bewogen nicht nur Sully 1611, seine Entlassung zu nehmen, sondern erweckten auch allgemeine Unzufriedenheit, die in den Etats généraux vom J. 1614 ihre Aussprache, aber keine Abhülfe fand. Als der junge König, der nun für majorenn erklärt war, 1617 auf Anrathen seines Spielgenossen, Albert's von Luynes, Concini tödten ließ u. die Huldigung der aufständischen Prinzen empfing, wurde M. v. M. nach Blois verwiesen. Von hier entwich sie zum Herzog von Epernon u. nahm offen Partei gegen die Regierung ihres Sohnes zu Gunsten der zurückgesetzten Großen des Reichs. Ein vorübergehender Friedensschluß im Sept. 1619 genügte ihr nicht, sie wollte herrschen. Sie leitete eine unnatürliche Verbindung mit den Hugenotten ein u. war dabei, als einige Statthalter die Waffen ergriffen; Ludwig aber bändigte diese u. nöthigte die zürnende Mutter auch 1620 zum Frieden. Doch kehrte sie erst nach Luynes' Tode an den Hof zurück u. verlangte bald den Eintritt des ihr vertrauten Richelieu in den Staatsrath, weil sie durch ihn zu herrschen vermeinte. Als sie sich getäuscht sah, wandte sie alle ihre Geisteskraft auf den Sturz des allmächtigen Abtrünnigen. Vergeblich. Als der keckste Versuch im Nov. 1630 gescheitert war, erhielt sie den Befehl, sich nach Moulins zu begeben, bald darauf nach Compiègne. Sie dachte daran, mit span. u. österr. Hülfe ihren zweiten Sohn, Gaston von Orleans, gegen den älteren zu führen, u. flüchtete nach Brüssel zur Erzherzogin Isabelle, von dort 1638 zu ihrer Tochter Henriette nach England, überall wenig willkommen, nur lebend u. thätig für Haß u. Rache. In Köln fand sie zuletzt eine Zuflucht u. starb 3. Juli 1642 im Geburtshause des großen Rubens, der einst ihr Leben in einer Reihe von Gemälden dargestellt hatte. — Vgl. Mezeray, „Histoire de la mère et du fils" (2 Bde., Amsterd. 1730); Arconville, „Vie de M. de M." (3 Bde., Par. 1774); Ranke, „Franz. Geschichte" (Bd. II).

Maria II. da Gloria, Königin von Portugal, Tochter des Kaisers Dom Pedro I. von Brasilien u. dessen erster Gemahlin, der Erzherzogin Leopoldine von Oesterreich, geb. zu Rio de Janeiro 4. April 1819, wurde infolge der Entsagung Dom Pedro's nach dem Tode ihres Großvaters Johann's VI. schon 1826 als die Erbin der portug. Krone bezeichnet. Zu den Bestimmungen der Entsagungsakte gehörten auch die, daß die Prinzessin später ihren Oheim, den Regenten Dom Miguel (s. d.), heirathen solle, u. daß sie u. ihr künftiger Gemahl die Verfassung anerkennen müßten. Als Dom Miguel sich damit einverstanden erklärt, die Verfassung beschworen u. seine Verlobung mit M. anerkannt hatte, verließ die junge Königin 1828 Brasilien, um nach Portugal zu segeln. Da aber Dom Miguel sich inzwischen (30. Juni 1828) zum absoluten König erklärt hatte u. seiner Braut die Landung verbot, ging sie nach England, fand jedoch hier keine Unterstützung u. kehrte daher 1829 mit der Herzogin Amalia von Leuchtenberg, ihrer späteren Stiefmutter, nach Rio de Janeiro zurück. Nachdem ihr Vater 1831 gezwungen worden, zu Gunsten seines Sohnes auf die Kaiserkrone Brasiliens zu verzichten, nahm sie ihren Wohnsitz in Paris, während ihr Vater gegen Dom Miguel das Schwert zog. Zwar gestattete ihr die Einnahme Lissabons, schon im Sept. 1833 ihren Einzug daselbst zu halten, doch entsagte Dom Miguel erst 29. Mai 1834 seinen Ansprüchen u. verließ Portugal. Dom Pedro führte als Vormund seiner Tochter die Regierung, seine Kraft war aber bald erschöpft, so daß 18. Sept. 1834 Donna M. durch die Cortes als volljährig erklärt wurde. Am 27. Jan. 1835 vermählte sich dieselbe mit dem Herzog Karl August von Leuchtenberg, der indeß schon 28. März desselben Jahres starb. Eine zweite Ehe schloß sie 9. April 1836 mit dem Herzog **Ferdinand**, dem am 29. Okt. 1816 geb. ältesten Sohne des Prinzen Ferdinand von Sachsen-Koburg u. der Prinzessin Antonie v. Kohary, der nach der Geburt eines Kronprinzen den Titel „König" erhielt (16. Sept. 1837). Ihr ferneres Leben fällt mit der Geschichte Portugals (s. d.) zusammen. Obgleich ihre unkonstitutionellen Einmischungen unter dem Einflusse Costa Cabral's (s. d.) bei mehr als einer Gelegenheit Unheil stifteten, so wurde ihr Name noch öfter ohne ihr Wissen von den Parteien benutzt, u. bis zum Tage ihres Todes sprach man von Plänen zum Sturze des Ministeriums, indem M. den Herzog v. Saldanha gern gedemüthigt sähe; für diesen Mißbrauch des königl. Namens war indeß kein Grund vorhanden, denn seit dem Aufstande von 1851 ließ die Königin den Ministern stets ihren konstitutionellen Beistand angedeihen u. schien keiner politischen Oppositionsintrigue geneigt. Dieses kluge Benehmen gewann ihr in den letzten Jahren auch in politischer Hinsicht die Liebe ihrer Unterthanen wieder. Sie starb an den Folgen einer schweren Entbindung 15. Nov. 1853. Von ihren Söhnen leben noch: Ludwig, König von Portugal (s. d.), u. Prinz August, Herzog von Coimbra (geb. 4. Nov. 1847).

Maria Christina, Königin-Regentin von Spanien, geb. zu Neapel 27. April 1806 als das zweite der 11 Kinder, welche die Infantin Maria Isabella dem König Franz I. Beider Sizilien in dessen zweiter Ehe gebar; konnte in der Jugend ihren Neigungen folgen, die das schöne Mädchen zu einer guten Malerin u. leidenschaftlichen Jägerin werden ließen. Aus jugendlichem Ehrgeiz nahm sie den Heirathsantrag des bereits dreimal verwittweten Königs Ferdinand VII. (s. d.) von Spanien an, verließ 30. Sept. 1829 ihre Vaterstadt, ward 9. Dez. zu Aranjuez dem Infanten Don Carlos (gest. 10. März 1855), ihrem späteren Todfeinde, in Stellvertretung angetraut u. 11. Dez. zu Madrid mit dem König in Person vermählt, über den sie bald eine schrankenlose Herrschaft gewann, zum Verdrusse der apostolischen Partei, die ihr bald mit unversöhnlichem Hasse entgegentrat, als das Gesetz vom 29. März 1830 das in Spanien bis zur Thronbesteigung der Bourbons in Geltung gewesene Erbfolgerecht der Frauen wieder herstellte. Ueberdies ward M. Ch. während der Krankheit ihres Gemahls zur Regentin ernannt, u. nach dem Tode Ferdinand's (1833) übernahm sie die Regentschaft im Namen ihrer unmündigen ältesten Tochter Isabella II. (s. d.). Ihr erster Ministerpräsident war der gemäßigte Absolutist Zea-Bermudez, doch nahm sie bald das ihr von Ludwig Philipp empfohlene Schaukelsystem an, u. so ward sie denn auch durch Zugeständnisse, welche sie während des Bürgerkrieges zwischen ihren Anhängern (Christinos) u. denen des Don Carlos (Karlisten) den Ersteren machte, die Begründerin des Konstitutionalismus in Spanien, indem sie mit den Cortes die Verfassung vom 18. Juni 1837 vereinbarte. Hierzu hätte sie sich freilich doch nicht bequemt, wäre nicht 13. Aug. 1836 ein Aufstand ausgebrochen, der sich hauptsächlich gegen ihren heimlichen Ehegatten richtete. Schon 28. Dez. 1833 hatte sie sich nämlich dem Leibgardisten

Fernando Muñoz (geb. zu Tarancon in der Provinz Cuenca 4. Mai 1808, gest. zu Saint-Adresse bei Havre 12. Sept. 1873), dem Sohne eines armen Tabakshändlers, antrauen lassen, dies zwar geheim gehalten, sich aber stets von ihm begleiten lassen. Auch blieb sie die versteckte, aber hartnäckige Gegnerin des konstitutionellen Lebens. Im J. 1840 machte sich der Groll der Radikalen (Exaltados) in einem neuen Aufstande Luft, infolge dessen M. Ch. am 12. Okt. zur Abdankung genöthigt wurde. Sie ging nach Paris, von wo aus sie unter dem Beistande Ludwig Philipp's u. Guizot's unablässig gegen Espartero (s. d.), ihren Nachfolger, intriguirte. Sie hatte zwar den gewünschten Erfolg, doch war sie nach Espartero's Sturz klug genug, mit ihrer Rückkehr nach Madrid so lange zu warten, bis ihre Tochter Isabella selbst den Thron bestiegen hatte. Ein Jahr darauf (13. Okt. 1844) ward M. Ch.'s Verheirathung mit Muñoz öffentlich erklärt u. dieser zum Herzog v. Rianzares erhoben. Zum Unheil Spaniens u. ihrer Tochter behielt M. Ch. einen bestimmenden Einfluß. Wie sie dem Lande die franz. Centralisation aufzupfropfen suchte, opferte sie das Glück ihrer Tochter, dem franz. Interesse zu Liebe, durch die unpassendste aller Vermählungen u. vermittelte auch die Heirath der Infantin Maria Luise mit dem Herzog v. Montpensier (s. d. Art. „Orleans"). In Spanien äußerte sich darüber ein allgemeiner Unwille, der M. Ch. zu mehrmaligen Reisen ins Ausland zwang. Im J. 1854 kam es so weit, daß eine Anklage gegen sie in den Cortes beantragt wurde, in der man sie u. A. auch beschuldigte, sich auf Kosten des Staates bereichert zu haben. Seitdem lebte sie abwechselnd in Frankreich u. Italien. Erst in der Zeit von 1864 bis zum Sturze Isabella's (1868) ließ sie sich zeitweilig in Spanien wieder blicken.

Maria Sophie Amalie, Exkönigin von Neapel, 3. Tochter des Herzogs Maximilian in Bayern u. Schwester der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, geb. zu Possenhofen 4. Okt. 1841. Am 8. Jan. 1859 zu München dem damaligen Kronprinzen Franz von Neapel durch Stellvertretung angetraut, einem Manne, den sie noch nie gesehen, ward sie auf ihrer Reise durch eine schwere Erkrankung ihres Schwiegervaters in Triest aufgehalten, so daß die persönliche Vermählung erst 3. Febr. stattfand. Am 22. Mai desselben Jahres bestieg ihr Gemahl als Franz II. (s. d.) den Thron Beider Sizilien. Dem entthronten Könige folgte sie hinter den Volturno u. dann nach Gaëta, wo sie nicht nur die Beschwerden der Belagerung standhaft ertrug, sondern auch die Gefahren der Soldaten theilte, ihnen ein leuchtendes Beispiel der Unerschrockenheit gab u. den Verwundeten u. Kranken ihre Sorgfalt widmete. Der Helden- u. Edelmuth der deutschen Fürstentochter erregte überall die größte Bewunderung. Nach dem Falle Gaëta's ging sie mit ihrem Gemahl nach Rom.

Maria Christine Karoline Adelheid Franziska Leopoldine v. Orleans, Herzogin von Württemberg, Tochter Ludwig Philipp's, nachmaligen Königs der Franzosen; geb. zu Palermo 12. April 1813, ward 17. Okt. 1837 mit dem Herzog Friedrich Wilhelm Alexander von Württemberg vermählt, starb aber bereits 2. Jan. 1839 zu Pisa. Sie besaß ein bedeutendes Talent für die Bildhauerkunst; u. A. lieferte sie das Standbild der Jeanne d'Arc für das histor. Museum in Versailles u. deren Reiterstatue für Paris.

Mariage (franz., spr. Mariahsch), die Heirath, die Vermählung; ferner ein Kartenspiel unter 2 Personen, welches mit dem bekannten Sechsundsechzig viel Aehnlichkeit hat.

Mariana, Juan de, span. Geschichtschreiber, geb. 1537 in Talavera, trat im Alter von 17 Jahren in den Jesuitenorden, lehrte von 1561—65 am Collegium zu Rom, dann in Sizilien u. seit 1569 in Paris. Als er sich wegen geschwächter Gesundheit 1575 in das Ordenhaus zu Toledo zurückgezogen hatte, begann er eine umfängliche schriftstellerische Thätigkeit. Während er durch einen Ausspruch zu Gunsten des Arias Montanus, der in seiner Polyglottenbibel schlimme Aeußerungen über den Jesuitenorden gethan hatte, sich den Haß des letzteren zuzog, feindete man ihn in aller Welt an, als er 1599 in einer Schrift „De rege et regis institutione" den Königsmord vertheidigte. Das Parlament von Paris schrieb diesem Buche einen Antheil an der Ermordung Heinrich's IV. zu u. ließ es 1610 durch Henkershand verbrennen. Wegen anderer Schriften, in denen er die Schäden seines Ordens unnachsichtlich bloßgelegt hatte, wurde er im Alter von 73 Jahren zur Strafe eine Zeit lang in ein Franziskanerkloster gesperrt. Er starb 17. Febr. 1623. Trotz aller Widerwärtigkeiten arbeitete er im letzten Drittel seines Lebens ohne Unterlaß an seiner Geschichte Spaniens, die durch Schönheit der Darstellung u. Sorgfalt der Quellenbenutzung alle früheren Versuche weit hinter sich läßt. Er schrieb sie wegen der größeren Verbreitung in lat. Sprache: „Historia de rebus Hispaniae" (25 Bücher in 2 Bdn., Toledo 1592). Eine Fortsetzung von 5 Büchern bis zur Thronbesteigung Karl's V. (I) gab er Frankfurt 1616. Eine span. Bearbeitung von selbständigem Werthe ließ er 1601 erscheinen. Miniana hat ihn fortgesetzt. — Vgl. Ranke, „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber" (Berl. 1824).

Marianen, Ladronen od. Diebsinseln, heißt eine unter dem span. Generalgouverneur der Philippinen stehende ostind. Inselgruppe, welche im O. der Philippinen, zwischen dem Magalhaësarchipel u. den Carolinen, 13—20° n. Br. liegt u. einen Flächenraum von 19,59 □M. bedeckt. Von den 17 Inseln sind Guam (6,79 □M.), Rota (3,48 □M), Tinian mit Aguijan (2,97 □M.) u. Seypan (3,4 □M.) die größten u. die allein bewohnten; sie bestehen aus Korallenkalk, doch zeigen die drei größten einen Kern vulkanischer Gesteine. Die Bevölkerung, Mischlinge von Spaniern u. den mit den Tagalen der Philippinen verwandten Ureinwohnern, zählt 5610 Seelen, von denen allein auf Guam 4800 kommen. Das Klima ist gesund u. gemäßigt; ein großer Theil des Areals dieser Eilande ist noch mit prächtigen Wäldern bedeckt; der kultivirte Theil bringt aber eine Fülle tropischer Nutzpflanzen hervor, unter denen der Brotfruchtbaum, das Zuckerrohr u. die Kokospalme für die Bewohner die wichtigsten sind. Magalhaës entdeckte Guam 6. März 1521 u. nannte diesen Archipel die Diebsinseln (Ladrones) wegen der Frechheit, mit welcher die Eingeborenen an Bord kamen u. stahlen; die Spanier nahmen die M. 1668 in Besitz.

Maria-Theresia-Orden, s. „Orden".



Nr. 4094. Nr. 4095.
Maria-Theresia-Thaler, Avers u. Revers.

Maria-Theresia-Thaler, eine zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia geprägte Silbermünze im Werthe von 4 Mk., die in ihrem Vaterlande lange außer Kurs gesetzt ist, dafür sich aber in Nordostafrika ein weit größeres Gebiet erobert hat, über 180,000 □M. verbreitet ist u. deshalb noch Jahr aus Jahr ein in Oesterreich mit dem alten Stempel geprägt wird. Der M.-Th.-Th. gilt in Fezzan, dringt von dort auf den großen Karawanenstraßen, die nach Süden führen, bis in den Sudan vor, gilt in den Oasen Audjila u. Djalo, ist in Bornu die einzig gangbare Münze, reicht von hier noch weiter nach Süden, fast bis zum Benue, ist in Tibesti erst neuerdings eingeführt, ist Werthmesser in Dar Fur, Wadai u. Kordofan, in Abessinien, dem Danakillande u. im Suahelilande u. zirkulirt im ganzen Nilgebiet. Seiner Verbreitung nach Osten setzt das Rothe Meer Schranken, während er im Herzen von Afrika immer weiter nach Westen vordringt. Am Nil gilt er 20—22 Piaster (à 40 Para), in Fezzan 1000 Para; in Kano, dem berühmten Handelsplatze in Haussa, dem „sudanesischen London", 2500 Kaurimuscheln (s. „Cypraea moneta"); in Bornu 140—150 Pfund (à 32, also 4480—4800) Kaurimuscheln; seine Scheidemünze sind in Tigrié theilweise noch Baumwollstreifen, allgemein aber die am See Alelbad im Teltallande gebrochenen, etwas über $\frac{1}{2}$ Kg. schweren Salzstücke, u. je nach den politischen Zuständen schwankt der Werth des M.-Th.-Th.s zwischen 20 u. 32 Salzstücken. In den meisten der genannnten Gegenden heißt er Bu-ter (Bu-teïr, Bu-thir 2c.), d. h. Vogelthaler, nach dem doppelköpfigen Adler (s. Nr. 4095). Sein Werth schwankt nicht etwa nach dem Silbergehalt, sondern nach dem Gepräge; um den vollen Werth zu haben, muß er auf der Wappenseite die Jahreszahl 1780 tragen u. muß auf dem Brustbilde der Kaiserin das Diadem im Haare sieben wohlausgedrückte Perlen zeigen, der Schleier am Haupte sich

deutlich abheben, die Agraffe an der rechten Schulter gut erkennbar sein, ebenso die Münzbuchstaben S. F. unter dem Bilde (s. Nr. 4094). Ohne diese Zeichen sinkt der M.-Th.-Th. bedeutend im Werthe, mit denselben aber wird er zum „Abu gnuchte", d. h. Vater der Zufriedenheit.

Mariazell, Marktflecken im Brucker Kreise des österr. Herzogthums Steiermark u. bedeutendster Wallfahrtsort der ganzen Monarchie mit 1200 E. (1869), liegt auf einem Hügel über der Salza u. besteht fast nur aus Wirthshäusern; die Mitte des freundlichen Ortes nimmt die 1363 von König Ludwig I. von Ungarn begründete, aber erst in diesem Jahrh. erbaute Wallfahrtskirche ein, in welcher sich ein wunderthätiges Marienbild befindet, u. die alljährlich im Juli u. Aug. von mehr als 100,000 Wallfahrern besucht wird. Die Kirche selbst, neben der sich ein Kloster befindet, besitzt zahlreiche Kostbarkeiten u. ein bedeutendes Vermögen. In der Nähe von M. liegt das großartige Gußwerk u. das Eisenbergwerk am Seebegg in der Gollrad.



Nr. 4096. Marie Antoinette (geb. 2. Nov. 1755, gest. 16. Okt. 1793).

Marie Antoinette, geb. 2. Nov. 1755, war die jüngste Tochter des Kaisers Franz I. u. der Maria Theresia. Als sie im Alter von 14½ Jahren am 16. Mai 1770 die Gemahlin des Dauphins Ludwig (s. „Ludwig XVI.") wurde, war sie längst für diese Stellung von franz. Lehrmeistern vorbereitet, obwol eben nicht sehr gründlich unterrichtet; allein überrascht war Jeder, der sie sah, von der seltenen Verbindung weiblicher Anmuth u. fürstlicher Würde. Was ihr an Erziehung abging, ersetzte sie durch natürliche Klugheit. Es gelang ihr bald, das Feld zu gewinnen, selbst den Gatten, der ihr Anfangs kühl u. nach seiner Art sogar formlos entgegentrat. Sie war noch nicht 19 Jahre alt, als der Tod Ludwig's XV. den 20jährigen Gemahl zum Könige machte. Von diesem Augenblicke an wurde M. A., nun die Erste in der ganzen Frauenwelt u. als Königin mehr noch beobachtet als je, von Tage zu Tage entschiedener das Opfer des Hasses, sowol der Aristokratie als des Volkes. Ihre kleinen Zirkel, mit denen sie ritt, tanzte, Hazard u. Komödie spielte, erweckten ihr bald Neid u. üble Nachrede. Vergebens waren die Ermahnungen der Mutter zu regelmäßigem Gebet u. frommer Lektüre. M. A. war entschieden oberflächlich u. leichtsinnig, mehr jedoch in ihrem Leben u. ihrer Erscheinung als in ihrem Herzen. Man ward nicht müde, ihre Liebhaber mit Namen zu nennen, u. doch nannte man zu viele, als daß man hätte Recht haben können. Die Schmähungen nahmen überhand, als 1785 die Halsbandgeschichte zu Tage kam (s. „Lamotte"). Daß die Königin unschuldig war, lag bald zu Tage, u. doch wollte das Volk es nicht ganz glauben. Man sprach unaufhörlich von ihrer Putzsucht, ihrer Leichtfertigkeit u. Verschwendung. Je höher die finanzielle Noth des Landes stieg, desto mehr Schuld häufte man auf M. A. Es war allbekannt, daß sie vor Allem zur Entfernung der sparsamen Minister, eines Turgot u. Necker, mitgewirkt hatte, die ihre weitgehenden Wünsche nicht immer befriedigten. Wohl hat sie seit dem J. 1788 in allem Ernst mit Necker Berathungen gepflegt, aber es fehlte ihr noch immer der Muth der Entsagung. Als die Wellen der Revolution hoch gingen, stand sie tapfer an der Seite des Gemahls, während Viele ihn verließen. Aber sie rieth nicht immer glücklich u. hoffte gern u. oft auf eine Rückkehr der vergnüglichen Zustände. Der 5. Okt. 1789 brachte sie zum vollen Bewußtsein ihrer verzweifelten Lage. Die trunkenen Weiber von Paris machten wenig Hehl daraus, daß sie nach dem Blute der Königin verlangten. Nur mit Mühe entkommt sie am Morgen des 6. Okt. mit nackten Füßen u. im Nachtgewande aus dem Schlafzimmer zum Könige. Wenige Stunden darauf ruft man sie tobend auf den Balkon. Als sie mit den Kindern u. der Prinzessin Elisabeth erscheint, schallt es ihr entgegen: „Die Kinder weg! die Königin allein!" Sie weiß, daß sie sterben soll, u. dennoch tritt sie vor, mit hochaufgerichtetem, stillem Antlitz u. ruhig gekreuzten Armen. Die tolle Menge staunt, schweigt u. — läßt sie hoch leben. Von nun an berieth sie jeden Schritt mit dem König, der sich von der Woge treiben ließ, u. doch hoffte sie immer wieder auf einen plötzlichen Umschlag, auf die Hülfe des Auslandes. Ihre Klugheit überraschte Mirabeau, mit dem man verhandelte, er nannte sie den einzigen Mann am Hofe. Als dieser todt (4. April 1791), als die Flucht mißglückt war, kostete sie zuerst die Pein der Gefangenschaft. Dennoch war sie unermüdlich in Korrespondenzen, Entwürfen u. Manifesten, immer in der Hoffnung, eine plötzliche Besserung der Lage herbeizuführen. Daß eine Ahnung davon durch die Nation ging, verschlimmerte ihre Lage. Ueber den Tod Leopold's II. jubelte man, weil er ihr Bruder war. Als sie am 10. Aug. 1792 mit der ganzen königlichen Familie ihre Zuflucht in dem Sitzungssaale der Nationalversammlung fand, ahnte sie wol das Ende. Von diesem Tage an war sie nicht mehr Königin, sie war nur eine arme, aber edle, unaufhörlich thätige, still ergebene Gattin u. Mutter. Nur zwei Momente der Verzweiflung gab es noch: als im Jan. 1793 der Gatte seinen Abschied nahm, um nicht wieder zu kehren, u. als im Juli rohe Straßenhelden auf Befehl Robespierre's bei Nacht ihr den Dauphin abrangen. Ruhiger u. fast getröstet erschien sie bei dem Abschied von ihrer Schwägerin Elisabeth u. ihrer Tochter Therese, als man sie in der Nacht vom 1. zum 2. Aug. fortführte, um ihren Prozeß zu beginnen. Bei dem stundenlangen Verhör vor dem Revolutionstribunale waren ihre Antworten kurz u. beschränkten sich auf das Nothwendigste, da sie jede Hoffnung aufgegeben hatte. Alle Brutalitäten, die man ihr zufügte, ertrug sie mit Gleichmuth; nur einmal, als der freche Hebert sie u. ihren Sohn der unnatürlichsten Verbrechen beschuldigte, gab sie ihrer Entrüstung Ausdruck. Mit vollkommenster Ergebenheit bestieg sie am 16. Okt. 1793 im Morgenkleid, die Hände auf den Rücken gebunden, den Karren u. dann das Schaffot. Vormittags nach 11 Uhr fiel ihr Haupt. — Vgl. Campan, „Mémoires sur la vie privée de M. A." (4 Bde., Par. 1823); Goncourt, „Histoire de M. A." (deutsch von Schmidt-Weißenfels, Prag 1850); de Viel-Castel, „M. A. et la révolution française" (Par. 1859); Sybel, „Geschichte der Revolutionszeit" (3. Ausg., Düsseld. 1866, Bd. 1 u. 2); Arneth, „Maria Theresia u. M. A. Ihr Briefwechsel" (Wien 1865) u. „M. A., Joseph II. u. Leopold II. Ihr Briefwechsel" (Wien 1866); Arneth u. Geffroy, „M. A. Correspondance secrète etc." (3 Bde., Par. 1874).

Marie Luise, zweite Gemahlin Napoleon's I., nach seinem Sturze Herzogin von Parma, Piacenza u. Guastalla, geb. zu Wien 12. März 1791 als die älteste Tochter des Kaisers Franz I. aus dessen zweiter Ehe mit der Prinzessin Maria Theresia von Neapel, wurde von dem strengen Vater zu blindem, unterwürfigem Gehorsam erzogen. Daraus erwuchs jene Unselbständigkeit, die ihre Mitgift war, als sie die Lebensgefährtin eines Welteroberers werden mußte. Sie selbst blieb lange in Unkenntniß darüber, daß nach dem Wiener Frieden derselbe Mann, der ihr eben noch als harter Dränger ihrer Familie u. ihrer Heimat erschienen, sie zu seiner Gemahlin gewählt hatte. Erst im Febr. 1810 erfuhr sie ihre Bestimmung, u. bereits 2. April desselben Jahres

ward ihre Ehe durch den Kardinal Fesch im Louvre zu Paris eingesegnet. Aehnlich aber, wie einst der verhängnißvolle Eintritt Maria Antoinettens in Paris durch viele Unglücksfälle bei den Festlichkeiten bezeichnet wurde, so war das Fest des Fürsten Schwarzenberg mit der furchtbaren Feuersbrunst u. den zahlreichen Menschenopfern eine traurige Vorbedeutung für das Schicksal auch dieser Erzherzogin in Frankreich. Beliebt wußte sie sich nicht zu machen. An ein geistiges Zusammenleben der Vermählten war nicht zu denken. Sie erfüllte ihre Bestimmung auf Frankreich's Throne, als sie 20. März 1811 dem „König von Rom", späteren Herzog von Reichstadt (s. „Napoleon II."), das Leben gab. Zwar wurde sie, als ihr Gatte 1813 wieder in den Krieg zog, von ihm zur Regentin des Reichs ernannt, aber sie war dies nur dem Namen nach; wenn sie als Regentin zu sprechen hatte, schrieb ihr Napoleon, der selbst dem Fürsten Metternich gegenüber die Heirath mit ihr eine „rechte Dummheit" genannt, Alles bis aufs Wort vor. Als dann die Verbündeten Sieg auf Sieg erfochten, floh die „Regentin" nach Blois, u. während Napoleon noch an der Spitze einer neu zu organisirenden Armee stand, wendete sie sich um Rettung für sich u. ihren Sohn an den Vater, um nach der Abdankung ihres Gatten nach Oesterreich zurückzukehren. Sie zog zur selben Zeit in Schönbrunn wieder ein, in der ihre unglückliche Vorgängerin Josephine (s. d.) aus dem Leben schied. Ihr Ehrenkavalier wurde der österr. Feldmarschallleutnant Graf Adam Adalbert Neipperg (s. d.), mit dem sie später in morganatischer Ehe gelebt haben soll. Auch während der Hundert Tage blieb sie in Schönbrunn. Dem Vertrag von Fontainebleau gemäß übernahm sie 17. März 1816 die Regierung der Herzogthümer Parma, Piacenza u. Guastalla u. 20. April 1816 hielt sie ihren Einzug in Parma. Während der revolutionären Bewegung im J. 1831 hielt sie sich in Piacenza auf. Als die 1847er Revolution ausbrach, befand sie sich in Deutschland. Bald darauf starb sie zu Wien, 18. Dez. 1847, infolge dessen die Herzogthümer vertragsmäßig an Herzog Karl II. von Lucca fielen. — Vgl. Meneval, „Napoléon et M. L." (3 Bde., Par. 1843; deutsch von Diezmann, Lpz. 1844 f.); Lecomte, M. L. à Parme" (2 Bde., Par. 1845) u. Frhr. v. Helfert, „M. L." (Wien 1873).

Marie-Galante, eine 2,71 □M. große Insel der Kleinen Antillen, welche im S. von Grande-Terre liegt u. zur franz. Kolonie Guadeloupe gehört; hat eine ziemlich runde Gestalt u. ist ein größtentheils noch mit Wald bedecktes Hügelland. Das Klima ist trocken, aber nicht ungesund, doch leidet der Ackerbau häufig unter Dürre, bei welcher dann der Mangel an fließenden Gewässern drückend wird. Die Bevölkerung, 13,037 Seelen (1869), besteht zu $^7/_8$ aus Negern u. Mischlingen u. zu $^1/_8$ aus Weißen; ihre Beschäftigung sind die Kultur von Baumwolle, Kaffee u. der Fischfang. Die Hauptstadt Grand-Bourg liegt an der südwestl. Seite der Insel u. hat 7000 E. — M.-G. wurde 3. Nov. 1493 von Columbus entdeckt, 1635 von franz. Kolonisten besiedelt u. 1664 von Frankreich in Besitz genommen.

Marienbad (tschech. Marianski Lázně), einer der besuchtesten Badeorte Böhmens, im Kreise Eger (Bezirk Tepl), liegt in einem von schön bewaldeten Bergen umgebenen Thale des Tepler Gebirges, 4 M. im S. von Eger u. an der Kaiser-Franz-Josefsbahn. Der jährlich etwa von 7000 Kurgästen besuchte, neuerdings durch umfangreiche Bauten (Hotels u. Privathäuser) u. Anlagen verschönerte Ort hat nur 1600 E. u. ist 1865 zur Stadt erhoben worden. Die Mineralquellen (wirksam nam. gegen Unterleibs- u. Hämorrhoidalleiden), welche sich im Besitz des Prämonstratenserstiftes Tepl befinden, sind kalt u. bestehen aus den alkalischen, eisenhaltigen Glaubersalzsäuerlingen des Kreuzbrunnens u. des Ferdinandsbrunnens, dem Natronsäuerling der Waldquelle u. dem erdigen Eisensäuerling der Kronprinz-Rudolfsquelle; außer diesen werden noch benutzt der Karolinenbrunnen, die Ambrosiusquelle u. die Marienquelle, kohlensäurehaltige Stahlquellen. Aus dem Ferdinandsbrunnen wird durch Abdampfen Marienbader Brunnensalz hergestellt.

Marienberg, Bergstadt im sächs. Erzgebirge (Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Annaberg) mit 5956 E. (1875), liegt 2 M. im NO. von Annaberg in rauher Gegend u. ist Sitz eines Gerichtsamtes u. einer Unteroffizierschule. Der Bergbau, welcher 1521 Herzog Heinrich den Frommen zur Gründung dieser Stadt bewog, ist fast ganz eingegangen, dagegen sind die Spitzenklöppelei, die Fabrikation von Holzschachteln u. die Strohflechterei zu Haupterwerbszweigen der Bevölkerung geworden.

Marienburg, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Danzig (Provinz Preußen) mit 8249 E. (1871), von denen $^3/_5$ evangel. u. $^2/_5$ kathol. sind, liegt 6 M. im SO. von Danzig an der Nogat, über welche eine schöne, durch Brückenköpfe befestigte Gitterbrücke führt, u. an der Bahn Berlin-Dirschau-Eydtkuhnen. Die Stadt, deren besondere Zierde der Marktplatz mit den Lauben ist, hat ein Gymnasium, ein Lehrerseminar, eine Taubstummenanstalt u. ist Sitz eines Kreisamtes u. Kreisgerichtes. Die größte Sehenswürdigkeit ist das Schloß; in diesem wurde das Hochschloß od. Haupthaus mit der Kirche 1274—76, die Neue Burg od. das Mittelschloß, die spätere Residenz der Hochmeister des Deutschen Ordens, 1306 bis 1309, die Vorburg noch später erbaut. Der architektonisch bedeutendste Theil ist das Mittelschloß, das großartigste Denkmal goth. Profanbaukunst, mit dem Großen Remter u. dem Konventssaal. Die Schloßkirche, deren 87 m. hoher Thurm eine prächtige Aussicht gewährt, birgt in der Annakapelle die Grabstätten der Hochmeister von 1331—1449. Die M. war bis 1457 Sitz der Hochmeister u. wurde nach den Befreiungskriegen eben so gründlich als geschmackvoll restaurirt. M. treibt beträchtlichen Handel mit Holz, Getreide u. Borsten u. hat besuchte Viehmärkte. Ein Denkmal Friedrich's d. Gr. erinnert an die preuß. Besitznahme der Stadt 1772. — Der Kreis **M.** hat 14,71 □M. mit 58,692 E., unter denen etwa 2000 Polen, 5400 Mennoniten u. 53 % Protestanten sind.

Marienfeste u. Marienkultus. So wenig das geschichtliche Bild der Maria (s. d.) von allen Schatten freizusprechen ist, so begreiflich ist das Bestreben der Kirche, die Mutter des Gottessohnes an der Göttlichkeit desselben Antheil nehmen zu lassen — obwol schon Jesus selbst eine Seligpreisung seiner Mutter nach Luk. 11, 27 ff. auf das richtige Maß zurückgeführt hatte. Die früheste Spur einer solchen Seligpreisung in der Kirche liegt bereits in dem sog. „englischen Gruß" (dem „Ave Maria") Luk. 1, 28 vor. Doch nur allmählich fing man an, die Geburt Jesu, um die beständige Jungfräulichkeit der Maria behaupten zu können, zu einem Wunder zu stempeln. Eine ganze Reihe apokryphischer Schriften verfolgt seit Ende des 3. Jahrh. diese Tendenz; so das Urevangelium des Jakobus, in dem bereits die Eltern der Maria, Joachim u. Anna, eine Rolle spielen u. Maria von Haus aus zu ewiger Jungfrauschaft geweiht u. im Tempel erzogen wird. Aber so hoch auch die Verehrung der reinen Jungfrau im Zusammenhang mit den mönchischen Bestrebungen dieser Zeit gestiegen war, so wurde doch noch im Anfang des 5. Jahrh. die göttliche Verehrung derselben für Ketzerei erklärt. Erst die christologischen Streitigkeiten des 5. Jahrh. u. die daraus hervorgegangene Bezeichnung der Maria als der „Gottesgebärerin" verschafften ihr eine Art göttlicher Würde in der Kirche. Endlich trugen noch zwei Umstände bei, den göttlichen Glanz der reinen Jungfrau zu erhöhen: der Eifer, mit dem sich der germanische Geist in seiner alten Verehrung für jungfräuliche Hoheit dieses Stoffes bemächtigte u. ihn zum Gegenstand poetischer Verherrlichung machte (die sog. „reine od. Gottesminne"), u. sodann die Bedeutung der Maria für die christliche Kunst, obenan für die Malerei (vgl. „Madonna"). Die Kirche versäumte nicht, der Vorliebe des Volkes für den Marienkultus kräftig entgegenzukommen. Unzählige Klöster wurden zu Ehren der heil. Jungfrau gestiftet, unzählige Wallfahrten zu den wunderthätigen Bildern (Muttergottes- od. Marienbilder) u. Reliquien derselben unternommen; gehörte doch zu den letzteren sogar die Milch der Maria u. als das werthvollste Stück ihr Wohnhaus (s. „Loretto"). Einen nicht geringen Einfluß auf die Neubelebung des Marienkultus hat gegen Ende des 18. Jahrh. Alfons von Liguori (s. d.) ausgeübt. Die neuesten Auswüchse des abergläubischen Mariendienstes, die Erscheinungen der Madonna von Lourdes (s. d.) u. im Elsaß, zeigen hinlänglich, wie tief dieser Kultus im Herzen des kathol. Volkes eingewurzelt ist. — Uebersicht über die wichtigsten Marienfeste nach der Reihenfolge ihrer Entstehung: 1. Mariä Geburt, seit der ersten Hälfte des 7. Jahrh., am 8. Sept. gefeiert. — 2. Mariä Verkündigung (nach Luk. 1, 26 ff.); in der alten Kirche zugleich das Fest der Empfängniß Jesu, daher neun Monate vor Weihnachten auf den 25. März verlegt. Seit dem 7. Jahrh. begangen, hat sich dieses Fest sogar in einem Theil der Evangelischen Kirche erhalten. — 3. Mariä Reinigung od. Lichtmeß (s. d.); am 2. Febr., ist, obwol viel früheren Ursprungs, doch erst später Marienfest geworden. — 4. Mariä Himmelfahrt; wahrscheinlich ursprünglich das Todtenfest der Maria, bis eine apokryphe Schrift um 500 lehrte, ihr unverwester Leichnam sei von Jesus in den Himmel entrückt worden. Die noch spätere Legende fügte endlich eine wirkliche Auferstehung u. Himmelfahrt hinzu, u. es ist bereits die Rede davon gewesen, diese Lehre zum Rang eines Dogma in der Kathol. Kirche zu erheben. Seit dem 8. Jahrh. in der Röm. (früher schon in der Griech.) Kirche bezeugt, fällt dieses Fest auf den 15. August. — 5. Mariä Opferung zur Erinnerung an das angebliche Gelübde ihrer Eltern (s. o.). Seit dem 9. Jahrh. in der Griech. Kirche gefeiert, wurde dieses Fest (21. Nov.) 1372 in Frankreich, Ende des 16. Jahrh. allgemein eingeführt. — 6. Mariä Heimsuchung (d. h. Besuch), zur Erinnerung an ihren Besuch bei Elisabeth nach Luk. 1, 39 ff.

Seit Mitte des 13. Jahrh. in ganz Frankreich anerkannt u. gefeiert, wurde es 1441 zu Basel zum allgemeinen Kirchenfest erhoben u. fällt auf den 2. Juli. — 7. Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä. Die Lehre, daß auch Maria unsündlich geboren, somit von dem Fluch der Erbsünde ausgenommen gewesen sei, war eine nothwendige Konsequenz der Lehre von der unbefleckten Empfängniß Jesu. Aber erst 1140 wagten einige Geistliche zu Lyon diese neue Lehre aufzustellen, u. dieselbe wurde seitdem Gegenstand eines hitzigen Streites für die folgenden sieben Jahrhunderte, bes. zwischen den Franziskanern (die dafür stimmten) u. den Dominikanern. Schon 1439 wurde die unbefleckte Empfängniß Mariä zu Basel als Dogma verkündigt, damals aber vom Papste nicht anerkannt. Trotzdem dauerte die Agitation fort, Clemens XI. befahl 1708 die allgemeine Einführung. Die Jesuiten setzten es endlich durch, daß Papst Pius IX. am 8. Dez. 1854 unter den feierlichsten Formen das neue Dogma verkündigte, daß Maria im ersten Augenblick ihrer Empfängniß durch Gottes besondere Gnade von aller Befleckung der Erbsünde befreit worden sei. — Minder bedeutende Marienfeste sind das Fest der Verlobung Mariä (23. Febr.), seit 1725; das Fest der sieben Schmerzen Mariä (Freitag vor Palmarum), das Rosenkranzfest (1. Sonntag des Okt.) ꝛc.

Marienglas od. Fraueneis heißt die durchsichtige Varietät des natürlich vorkommenden krystallisirten Gipses, welche durch sehr vollkommenen Blätterdurchgang ausgezeichnet ist, infolge dessen sie sich in äußerst dünne u. völlig durchsichtige Blätter spalten läßt, welche man, ähnlich wie Glimmer, zu Fensterscheiben benutzt hat. Hauptfundorte sind die sog. Krystollschlotte im Mansfeldischen u. der Herzog-Ernst-Stollen bei Friedrichsroda in Thüringen.

Mariengroschen, eine früher in Niedersachsen u. Westfalen bes. häufig umlaufende, in neuerer Zeit jedoch außer Kurs gesetzte Silberscheidemünze im Werthe von 10 preuß. Silberpfennigen. Zuerst in Goslar mit dem Bilde der Maria geprägt (80 Stück aus der rauhen Mark), war der M. schon 1550 um die Hälfte schlechter; von 1700 an wurde sie gar nicht mehr geprägt. Es gab zwei-, drei-, vier- u. sechsfache Mariengroschenstücke; Dreimariengroschenstücke ($^1/_{12}$ Rthlr.) prägte Hannover bis 1820. Braunschweig hatte bis zu Ende des 18. Jahrh. Mariengulden zu 24 M., mit gleichem Gepräge, u. Marienthaler zu 36 M. wurden zuerst in Goslar, dann in Bayern, Mainz, Trier, Eichstädt, Bamberg, Würzburg ꝛc. geprägt.

Marienkäfer (Blattlauskäfer, Sonnenkälbchen), halbkugelige, auf dem Rücken gewölbte, unten flache, meist buntgefärbte, oft durch dunkle Punkte markirte Käfer der Familie der Kugelkäfer, Coccinellida. Sie haben einen kurzen, in den Halsschild einziehbaren Kopf, kurze, elfgliedrige, am Ende keulige Fühler u. einziehbare Beine mit je drei Fußgliedern. Bei Berührung entlassen sie aus den Gelenken kleine Tröpfchen eines scharfen gelben Saftes, um deswillen sie als Heilmittel gegen Zahnweh angewandt wurden. Sie überwintern unter Laub u. Moos u. kommen im Frühjahr wiederum zum Vorschein. Ihre behaarten Larven jagen nach Blattläusen. Von etwa 1000 über die Erde verbreiteten Arten leben über 100 in Europa.

Marienwerder, Hauptstadt des gleichnamigen Reg.-Bez. u. Kreises in der Provinz Preußen mit 7172 E. (1871), liegt am Abhange des Weichselthales u. an der Liebe, welche die Stadt in einem weiten Bogen umfließt, hat steil ansteigende Straßen u. ist Sitz der Regierung, des Appellationsgerichtes für Westpreußen, eines Kreisamtes, Kreis- u. Schwurgerichtes u. anderer Behörden. Die 1232 angelegte Ordensburg ist jetzt Generallandschaftsgebäude, der Dom von 1255 enthält interessante Wandgemälde u. die Grabmäler von drei Hochmeistern. M. hat ein Gymnasium; in der Nähe wird viel Obstbau getrieben. An der Weichsel zieht sich die 6 □M. große Marienwerder'sche Niederung hin, welche häufigen Ueberschwemmungen des Stromes ausgesetzt ist. — Der Reg.-Bez. **M.**, 318,33 □M. mit 789,599 E. (1871), umfaßt den südl. Theil von Westpreußen u. besteht zum größten Theil aus Poln.-Preußen, einem Theile von Pommerellen, dem Culmerlande u. dem größeren Theile von Pomesanien. — Der Kreis **M.** zählt auf 17,27 □M. 65,754 E., welche zu 60 % protest., zu 71 % deutsch u. zu 29 % poln. sind.

Mariette, Pierre Jean, einer der bedeutendsten Kunstschriftsteller seiner Zeit, der, zu Paris geb. 7. Mai 1694, gest. 10. Sept. 1744, sich Anfangs unter der Leitung seines Vaters der Kupferstecherkunst widmete u. dann größere Reisen in Deutschland u. Italien machte, wo er seine Kunstanschauungen erweiterte, seine Sammlung von Kupferstichen vergrößerte u. sich bes. dem Studium dieses Kunstzweiges widmete; später wurde er Sekretär u. Kanzleikontroleur in Paris. Zu seinen wichtigsten schriftstellerischen Arbeiten gehören die „Architecture française" (Par. 1827), der gelehrte „Traité des pierres gravées du cabinet du Roi" (2 Bde., Par. 1750); die „Lettres à M. de Caylus", Briefe an den Grafen Caylus, die Beschreibung der Crozat'schen Kunstsammlungen in mehreren Werken (1729—50) u. die „Description du recueil d'estampes de M. Boyer d'Aguilles" (Par. 1745) ꝛc.

Mariette-Bey, Auguste Edouard, franz. Reisender u. Aegyptolog, geb. zu Boulogne-sur-Mer 11. Febr. 1821, beschäftigte sich als Lehrer der Grammatik u. des Zeichnens daselbst in seinen Mußestunden mit Studien des Alterthums u. insbes. mit dem der Hieroglyphen, ward im Febr. 1848 am Aegyptischen Museum des Louvre in Paris angestellt u. erhielt 1850 eine wissenschaftliche Mission nach Aegypten, wo er während eines vierjährigen Aufenthaltes viele wichtige Entdeckungen machte, u. A. den Serapistempel u. die Apisgräber in der Todtenstadt zu Memphis auffand. Zurückgekehrt, wurde er zum Konservatoradjunkt am Aegyptischen Museum ernannt. Seit 1858 wieder in Aegypten, ward er als Generalinspektor u. Konservator der ägyptischen Denkmale mit der Leitung der auf Befehl der Landesregierung in den alten Städten Syene, Theben, Abydos, Memphis, Tanis ꝛc. unternommenen Ausgrabungen betraut, dann zum Direktor des Museums zu Bulaq ernannt u. durch den Titel eines Bey ausgezeichnet. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Le Sérapeum de Memphis" (Par. 1857—64, mit Kupfern); „Les résultats des fouilles entreprises par ordre du vice-roi d'Egypte" (ebd. 1860); „Aperçu de l'histoire d'Égypte" (ebd. 1864); „Principaux monuments exposés dans les galeries provisoires du musée d'antiquités égypt. du vice-roi à Boulaq" (ebd. 1864); „Nouvelle table d'Abydos" (ebd. 1865); „Fouilles exécutées en Egypte, en Nubie et au Soudan" (ebd. 1867, mit Karten u. Kupfern) u. als die neuesten: „Karnak. Etude historique et archéologique etc." (Lpz. 1875, mit Tafeln) u. „Les listes géographiques des pylônes de Karnak" (Lpz. 1875, mit Atlas).

Marignano, s. „Melegnano".

Marine bezeichnet das gesammte Seewesen, sowol in Bezug auf Handel als auf Krieg. Man spricht von der deutschen, engl., holl. u. franz. Marine u. unterscheidet diese spezieller wieder in deutsche ꝛc. Handels- u. deutsche Kriegsmarine. Die Kriegsmarine stellt überall einen Theil der Wehrkraft dar u. in diesem Sinne bezeichnet man sie auch mit dem Namen Flotte, d. h. man sagt: die Wehrkraft eines Landes besteht aus Heer u. Flotte. Das Marinedepartement ist diejenige höchste Staatsbehörde, welche die Marine-Angelegenheiten bearbeitet. Marinetruppen, im Gegensatz zu Landtruppen, finden nur Verwendung auf Schiffen od. in Marine-Etablissements.

Marine- od. Seemalerei, als Zweig der Landschaftsmalerei die künstlerische Darstellung des Meeres, insofern es mit dem Festlande od. mit den Werken der Menschen sich verbindet u. in Verhältniß zu denselben tritt; die M. zeigt uns daher nicht nur das Meer, sondern auch den Strand u. die Schiffe mit Einschluß der Seeschlachten. Zu einem selbständigen Kunstzweige erhob sich die M. erst bei den Holländern des 17. Jahrh., unter denen L. Backhuysen (s. d.) der bedeutendste war. Die Holländer vertreten auch jetzt noch diesen Kunstzweig am glänzendsten.

Mariniren, das (a. d. Franz.), ein Verfahren, um Fleisch längere Zeit aufzubewahren u. genießbar zu erhalten, welches bes. bei Fischen in Anwendung gebracht wird u. darin besteht, daß man dieselben in gesalztem Zustande mit gekochtem, stark gewürztem Essig übergießt.

Marino, San, eine Republik, welche von den ital. Provinzen Forli u. Pesaro-Urbino umschlossen wird, zählt auf 1,12 □M. 7816 E. (1874), liegt mit in den Apenninen u. wird von einigen Gebirgsbächen bewässert. Die Bewohner sind Italiener u. treiben nam. Landwirthschaft; bes. einträglich ist der Weinbau, der ein vorzügliches Produkt liefert, die Obst- u. Olivenkultur u. die Viehzucht. Die Berge sind noch gut bewaldet u. gewähren treffliche Weiden. Für Straßen ist gut gesorgt, dagegen haben nur 11 % der Bevölkerung Volksschulunterricht genossen. Die Republik, welche unter dem Schutze des Königs von Italien steht, hat eine aristodemokratische Verfassung, deren Grundzüge bis in das 13. Jahrh. zurückreichen. Der souveräne Große Rath besteht aus 60 Mitgliedern auf Lebenszeit, die zu je einem Drittel dem Patrizierstande od. dem Adel, den Bürgern der Stadt u. den Grundeigenthümern aus der Landbevölkerung angehören. Die vollziehende Gewalt besitzen zwei aus dem Großen Rathe gewählte Capitani reggenti, eine landwirthschaftliche Kommission hat für die Agrikultur des Ländchens zu sorgen. Je ein Staatssekretär steht den inneren u. den auswärt. Angelegenheiten vor, an der Spitze der Gerichte steht das Appellationsgericht. Bei der allgemeinen Wehrpflicht zählt das Militär 7 Compagnien Infanterie mit 850 Mann u. 55 Offizieren.

Dem Mangel eines Landesordens hat die Regierung der Republik 1859 durch Stiftung des „Ritterordens von S. M." abgeholfen, läßt auch seit 1864 eigene Fünfcentesimistücke in Mailand prägen. Durch Vertrag mit Italien ist der Handel zwischen beiden Staaten freigegeben, S. M. läßt auf seinem Gebiete keinen Tabaksbau zu u. erhält von Italien jährlich 6750 Kg. Schnupf- u. Rauchtabak u. 73,000 Kg. weißes Salz. Eine Staatsschuld existirt nicht; die Einnahmen betragen durchschnittlich 112,500, die Ausgaben 109,600 Frcs. — Die Hauptstadt **S. M.** mit etwa 1500 E. liegt auf dem Scheitel des 750 m. hohen Monte Titano, ca. 2¼ M. im SW. von Rimini, u. hat 3 Kastelle, 7 Kirchen, ein Mönchs- u. ein Nonnenkloster u. ein Theater. Außerdem umfaßt die Republik noch die Dörfer Borgo di S. M., Serravalle, Montegiardino u. Fontana.

Marino od. Marini, Giambattista, ital. Dichter, geb. 18. Okt. 1569, gab das juristische Studium auf, um sich ganz der Dichtkunst zu widmen, lebte in Rom als Schützling des Kardinals Pietro Aldobrandini, kam im Gefolge desselben nach Turin, wo er durch ein Gedicht „Il ritratto" die Gunst des Herzogs Karl Emanuel erwarb u. eine Anstellung erhielt, verließ aber Turin infolge von Streitigkeiten, in die ihn zum Theil seine Eitelkeit verwickelte, u. begab sich nach Paris, wo er an Margeretha, der geschiedenen Gemahlin Heinrich's IV., u. an Maria von Medici Gönnerinnen fand. Sehnsucht nach dem Vaterlande führte ihn aber 1622 nach Italien zurück; er lebte erst in Rom, dann auf dem Posilippo bei Neapel, wo er 25. März 1625 starb. M.'s Hauptwerke sind die epischen Dichtungen „Adone" (1623) u. „La strage degli innocenti", d. h. der Mord der unschuldigen Kindlein (1633). Von seinen Zeitgenossen vielbewundert u. gepriesen, darf M. dennoch nicht unter die wahrhaft großen Dichter Italiens gezählt werden; seine Werke charakterisiren vielmehr in recht ungefälliger Weise den nach Tasso's Tode über die ital. Literatur hereinbrechenden Verfall, den in ihr herrschend werdenden Schwulst u. Ungeschmack, u. sie besitzen infolge dessen heute nur noch ein rein literargeschichtliches Interesse.

Mario, Giuseppe, eigentlich Marchese **di Candia,** berühmter ital. Tenorist, geb. 1808 zu Turin, trat in piemontesische Militärdienste, wurde 1830 Offizier in Genua, kam einige Jahre später nach Paris u. machte durch seine prachtvolle Tenorstimme in den dotigen Salons Aufsehen. Auf Zureden Sachverständiger beschloß er, sich der Bühne zu widmen, verließ den Militärdienst, machte am Pariser Konservatorium unter Pouchard u. Bordogni Studien, u. trat 1838 bei der Großen Oper zu Paris — unter dem Namen M. — mit größtem Erfolg auf. Jedoch schon im folgenden Jahre ging er zur ital. Oper über u. war eine lange Zeit hindurch eine Hauptzierde der ital. Opern in Paris, London u. Petersburg. Seit 1844 war M. mit der Sängerin Giulia Grisi (s. d.) vermählt. Gegenwärtig hat er sich gänzlich von der Bühne zurückgezogen.

Marionetten (franz. marionnette, von Marion, kleine Marie, eig. von Marienbildern gebraucht) nenn man Gelenkpuppen, welche vermittels mechanischer Vorrichtungen menschliche Bewegungen nachahmen können. Der Ursprung dieser Figuren ist sehr alt, denn die Aegypter bedienten sich solcher Puppen schon zu theokratischen Zwecken in ihren Tempeln. In Griechenland gab es aber schon Puppenspieler, die theils feste Bühnen hatten, theils mit ihren Spielapparaten herumzogen. Nach Rom kam diese Belustigung aus Griechenland u. Apulejus beschreibt sie ziemlich genau. Im Mittelalter kannte man zwar Automaten u. bewegliche Figuren, die vorzüglich in Kirchen u. bei Prozessionen Anwendung fanden, aber M. in unserem Sinne scheinen nicht existirt zu haben, es wäre denn, daß die Miniatur in dem Manuskript des „Hortus deliciarum" der Herrad von Landsberg (s. d.), „Ludus monstrorum" (Abb. s. Bd. III Taf. Ll), die die Abbildung eines wirklichen Puppenspieles sein sollte. In der neueren Zeit kommen sie freilich schon seit dem 16. Jahrh. in Italien häufig vor u. seitdem sind sie hier stehende Volksbelustigung geblieben. Die stehenden u. feineren Puppentheater heißen dort Burattini u. Fantoccini, die ganz gewöhnlichen, auf Märkten herumziehenden aber Pupazzi. Das berühmteste ist in Rom das Puppentheater Fiano, welches im Erdgeschosse des Palastes Fiano auf der Piazza S. Lorenzo in Lucina aufgeschlagen ist u. das Privilegium hat, auch dann spielen zu dürfen, wenn die übrigen Theater geschlossen sind. Stehende Masken des ital. Puppentheaters waren schon im 17. Jahrh. der Burattino in Rom u. Florenz, dann der Girolamo zu Mailand, der Gianduja zu Turin, der Cassandrino in Rom, der Pulcinella u. Scaramuccia in Neapel. Aus Italien kamen die M. unter Karl V. nach Spanien durch den Mechaniker Giovanni Torriani, genannt Gianello, der die Puppen (titeri), welche die dortigen Puppenspieler bisher gebraucht hatten, vollständig umgestaltete. Seit dieser Zeit sind sie bis auf den heutigen Tag noch so, wie sie uns schon Cervantes im „Don Quixote" (II. 25) schildert. Merkwürdiger Weise hat man dort auch Stiergefechte mit Puppen (toros de titeres). In Frankreich dienten dieselben im Mittelalter in den Kirchen zu geistlichen Vorstellungen an der Stelle der durch lebende Personen agirten mystères à personnages bis ins 18. Jahrh. hinein. Im Volkstheater scheint man sie erst seit der Mitte des 16. Jahrh. verwendet zu haben. Allein einen wahrhaft klassischen Ruf erhielten die M. erst durch Jean Briasé, der mit seinem Affen Fagotin auf dem Pont Neuf als Zahnbrecher u. Puppenspieler das Volk entzückte (um 1655). Später errichtete man im Marais (1670) ein eigentliches Puppentheater, erst les Pygmées, dann les Bamboches genannt, welches jedoch bald wieder einging. Dafür wurden die Puppenspiele aber die Hauptunterhaltung des Volkes auf den Pariser Jahrmärkten St. Germain u. St. Laurent. In England dienten die Puppen wie anderswo zuerst zu kirchlichen u. profanen Aufzügen; die eigentliche Puppenkomödie läuft aber schon zu Ende des 15. Jahrh. parallel mit den Mysterien, Moralitäten u. Miracleu der Geistlichen. Im J. 1592 scheinen zwei Puppenspiele „Mans wit" u. „The dialogue of dives" sehr beliebt gewesen zu sein; Shakespeare erwähnt ein drittes, „Der verlorene Sohn", in seinem „Wintermärchen". Ben Jonson schrieb einen Text für ein Puppentheater, „Tale of a tub" betitelt, u. Th. Dekker lieferte für denselben Zweck mehrere Stücke. Als die Puritaner es dahin brachten, daß von 1642–47 alle Theater in England geschlossen wurden, nahm man die Puppentheater allein aus, u. sie erhielten sich so in der Gunst des Publikums, daß die ordentlichen Theater bei Karl II. wegen der ihnen durch sie gemachten Konkurrenz darauf antrugen, sie zu schließen (1675). Mit der zweiten engl. Revolution (1688) kam nun die stereotype komische Figur, der aus dem franz. Polichinell entstandene Punch, durch den Puppenspieler Philips in Aufnahme u. hat sich auch bis in die neuere Zeit in der Gunst des Publikums erhalten, obwol er seinen Charakter von früher geändert hat. In Deutschland ist das Puppenspiel ebenfalls sehr alt, schon im 13. Jahrh. wird von Hugo v. Trimberg im „Renner" erzählt, daß die auf den Ritterschlössern herumziehenden Gaukler Puppen tanzen ließen, aber erst aus dem Ende des 15. Jahrh. haben wir eine sichere Beschreibung des Marionettenspiels in unserem Sinne. Von da ab scheinen sie neben den Schauspielen mit lebenden Darstellern fortwährend existirt zu haben; als aber die in Deutschland herumziehenden Schauspielertruppen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges verschwanden, da waren es die Puppenspiele, welche im Volke den Sinn für sceniische Darstellungen erhielten. Der stehende Lustigmacher in ihnen war zuerst der Hanswurst, später Kaspar genannt. Nach Beendigung des Krieges kamen fast aus allen Theilen Europa's Puppenspieler nach Deutschland, z. B. Italiener, die in Frankfurt a. M. (1657), Wien (1667) u. Hamburg (um 1686) erwähnt werden. Hier prosperirten sie überhaupt am meisten. In Berlin machte ein gewisser Titus Maas (1731) mit seinen Puppen großes Aufsehen. Auch Goethe besuchte in Frankfurt a. M. das Puppentheater u. macht davon im „Wilhelm Meister" (Bd. I. S. 4) eine lebendige Beschreibung, ja er schrieb sogar für ein solches sein „Jahrmarktsfest zu Plundersweilen". Haydn schrieb sogar fünf kleine Operetten für das vom Fürsten Esterhazy auf seinem Schlosse Eisenstadt in Ungarn eingerichtete Puppentheater. Puppentheater gehörten auch zu den Hauptsehenswürdigkeiten der Leipziger Messe seit dem Ende des 17. Jahrh. Es scheint übrigens kein Sujet auf denselben solchen Erfolg gehabt zu haben, als das Puppenspiel von Dr. Faust, welches bis zum J. 1733 zurückreicht. Noch in unseren Tagen hat Graf Pocci (s. d.) Stücke für das „Kasperltheater" geschrieben. — Vgl. Magnin, „Histoire des marionnettes" (Par. 1852).

Mariotte (spr. Mariott), Edme, franz. Mathematiker u. Physiker, geb. in Burgund um 1620, war Prior von St.-Martin-sous-Beaune, wurde 1666 Mitglied der Akademie der Wissenschaften u. starb 12. Mai 1684. Dieser mit einem so scharfen als praktischen Sinne begabte Gelehrte hat sich nam. um den wissenschaftlichen Ausbau der Hydrostatik u. Hydraulik wie um die Lehre der gasförmigen Körper sehr verdient gemacht. Bekannt ist sein Name geworden durch die, wenn auch wol nicht ohne Kenntniß der betreffenden Arbeiten Boyle's gemachte Entdeckung des wichtigen, für das Verhalten der Gase beim Zusammendrücken u. Ausdehnen geltenden sog. **M.schen Gesetzes:** daß, unter übrigens gleichen Umständen, der Druck der Luft od. die sie zusammendrückende Kraft sich wie ihre Dichtigkeit verhält. Ferner verdankt man M. die Entdeckung des blinden (sog. M.'schen) Fleckes im Auge an der Eintrittsstelle des Sehnerven. Auch die „M.'sche Flasche" zur Regulirung der Ausflußgeschwindigkeit

rührt von ihm her. Ihre Einrichtung gleicht einem Heronsball, der in der Seitenwand nahe am Boden eine Ausflußöffnung hat. Die Geschwindigkeit des Ausflusses hängt nach hydrostatischen Gesetzen von dem Niveau-Unterschied ab zwischen dieser Oeffnung u. der unteren Oeffnung des durch den Hals luftdicht hereingeführten Rohres. Seine Werke erschienen gesammelt zu Leyden (1777) u. im Haag (2 Foliobde., 1740).

Maritza, der größte Fluß der europ. Türkei, entspringt bei Kostendsche am Tschadir Tepe, fließt in östl. Richtung in breitem Thale bei Philippopel vorbei, wendet sich dann nach SO. u. von Adrianopel nach SSW. u. mündet nach einem Laufe von 58 M., auf welchem sie ein Gebiet von 912 □M. entwässert, im Busen von Enos in das Aegäische Meer. Ihre Schiffbarkeit beginnt bei Adrianopel. Die größten Nebenflüsse, die Tundscha u. der Erkeneh, strömen ihr von links zu, rechts nimmt sie die Arda auf. Ihr Thal ist der fruchtbarste Theil der Türkei.

Marius, Cajus, als Sohn armer Landleute in dem Dorfe Cereatä bei Arpinum im J. 156 v. Chr. geb., lernte, ohne feinere Bildung genossen zu haben, unter Scipio Africanus in Spanien den Kriegsdienst kennen u. erwarb sich von Seiten des Feldherrn hohe Anerkennung. Im J. 119 v. Chr. wurde er Volkstribun. Dagegen fiel er bei der Bewerbung um die Aedilität durch u. erhielt auch die Prätur (114) nur mit Mühe. Aber als Proprätor erwarb er sich durch gute Verwaltung der Provinz Spanien großes Lob. Um jedoch durch Kriegsruhm den Mangel an Ahnen zu ersetzen, ging er mit Cäcilius Metellus als Legat nach Afrika, wo Rom damals mit Jugurtha Krieg führte. Dort suchte er durch strenge Mannszucht, Tapferkeit u. Leutseligkeit die Liebe der Soldaten zu gewinnen. Dann begab er sich, der vornehmen Abmahnung des Metellus entgegen, in die Hauptstadt u. setzte seine Bewerbung um das Konsulat für das Jahr 107 durch leidenschaftliche Angriffe auf den Adel u. durch Herabsetzung seines Oberfeldherrn beim Volke durch, das ihm zugleich die Führung des afrikanischen Krieges übertrug. Nachdem er ein zahlreiches Heer nam. aus Leuten der untersten Volksklassen zusammengebracht hatte, ging er nach seiner Provinz ab, siegte in zwei Schlachten u. bekam durch die Schlauheit seines Quästors Sulla u. den Verrath des mauretanischen Königs Bocchus den Jugurtha in seine Hände. Die von Seiten der Cimbern u. Teutonen Italien drohende Gefahr bewirkte, daß er für 104 wieder zum Konsul gewählt wurde u., da unterdessen die Feinde nach Spanien gezogen waren, auch für die nächsten drei Jahre dieselbe Würde erhielt. Er schlug mit einem starken Heere sein Lager an der Rhone auf. Mehrere Tage stand er den Teutonen u. Ambronen gegenüber, um seine Soldaten an den Anblick der Germanen zu gewöhnen, u. als sie ostwärts vorübergezogen waren, folgte er ihnen u. lieferte ihnen bei Aix eine furchtbare Schlacht, in welcher die Feinde vernichtet wurden. Hierauf eilte er seinem von den Cimbern bedrängten Mitkonsul Lutatius Catulus zu Hülfe u. schlug mit demselben jene in der Schlacht bei Vercellä. Nach dem gemeinsamen Triumph begann er sich um das sechste Konsulat (100) zu bewerben u. erlangte dasselbe, wie es scheint, nicht ohne unerlaubte Mittel. Er verband sich mit den unruhigen Demagogen Saturninus u. Glaucia, gab diese aber treulos auf, als ihre Gewaltschritte ihm selbst gefährlich zu werden drohten, u. verscherzte sich dadurch die Gunst Vieler aus der Volkspartei. Die Rückkehr des von ihm ränkevoll in die Verbannung gesendeten Metellus bewog ihn, nach Kappadokien zu gehen, um Mithridates zum Krieg gegen Rom zu reizen. Im Bundesgenossenkrieg nahm er als Legat des Konsuls Rutilius Lupus, u. nachdem dieser gefallen war, als Befehlshaber der Nordarmee glücklichen Antheil, begab sich aber bald darauf nach Rom, um sich für das Jahr 88 um das Konsulat zu bewerben. Allein diesmal siegten die Aristokraten, sein Mitbewerber Sulla bekam das Konsulat u. den Oberbefehl gegen Mithridates. M. schloß sich nun an den Volkstribunen Sulpicius an, der in den Tributkomitien den Vorschlag machte, daß der mithridatische Krieg dem M. übertragen werden möchte. Aber Sulla rückte gegen Rom, eroberte die Stadt u. zwang M. u. seine Genossen zur Flucht. Während sich der junge M. nach Afrika rettete, fuhr der Vater mit seinem Stiefsohn Granius an der Küste Italiens hinab bis Circeji. Mangel an Lebensmitteln zwang ihn, dort ans Land zu gehen. Herumirrend u. in steter Furcht vor den Verfolgern erreichte der Geächtete endlich Minturnä, wo er sich vor nahenden feindlichen Reitern mit Mühe auf ein Schiff rettete. Zwar lieferten ihn die Schiffer nicht aus, aber sie setzten ihn aus Besorgniß wieder an das Land, u. M. schleppte sich durch den Sumpf bis zur Hütte eines Fischers, der ihn in einer Höhle am Liris versteckte. Dennoch wurde er entdeckt, nach Minturnä geführt u. dem Befehl der römischen Regierung gemäß zum Tode verurtheilt. Ein gallischer Sklave trat mit dem Schwerte in das Gemach des Gefangenen, um die Hinrichtung zu vollziehen. Aber von den leuchtenden Augen u. der schrecklichen Stimme des M. eingeschüchtert, warf er die Waffe weg u. floh. Da fühlten endlich die Minturnenser Mitleid mit dem Verfolgten u. brachten ihn in ein Schiff. Nachdem er unterwegs zufällig seine Gefährten getroffen, landete er unter gleichen Gefahren auf Sizilien u. in Afrika u. fand erst auf der Insel Corcina sicheren Aufenthalt. Aber auf die Nachricht, daß Cinna, von seinem Mitkonsul Octavius aus Rom verdrängt, ein Heer sammle, eilte er nach Etrurien, wo ihm bald Freiwillige zuströmten. Mit Cinna vereinigt rückte er sodann vor die Hauptstadt, welche zitternd die Thore öffnete. M. zog jedoch nicht eher ein, als bis eine Volksversammlung seine Verbannung widerrufen hatte (87). Dann aber ließ er von seiner Leibgarde Jeden niederhauen, dessen Gruß er nicht durch Handreichung erwiederte, u. wüthete mehrere Tage gegen die Häupter der Aristokratie u. Sulla's Angehörige. Noch ließ sich M. mit Cinna für das Jahr 86 zum Konsul erklären, aber schon am achtzehnten Tage seines siebenten Konsulats starb er. Seine Asche ließ Sulla später in den Anio streuen. Von Natur sittenstreng u. einfach u. fest an seinem Stande hängend, wurde er durch die Sticheleien der verwöhnten Aristokratie zu dem erbittertsten Gegner des Adels u. überhaupt der höheren Bildung. Seine politische Befähigung war gering; dagegen war er ein trefflicher Feldherr u. seine Neuerungen im Heereswesen waren von tiefeingreifender Wirkung.

Mark bedeutet Grenze, abgeschlossenes Gebiet, u. nam. den Bezirk (die Gemarkung), welcher durch die Besitzungen einer freien Bauernschaft gebildet ward. Innerhalb dieses Bezirks bildete wieder das Gemeindeland (Allmend, Almeinde) die M. in engerem Sinne. Es bestand aus Weide, Heide u. Wald, die von den vollberechtigten Gemeindemitgliedern (Markgenossen) benutzt werden konnten. Eigne Markordnungen regelten diese Nutzungsrechte u. periodischen Versammlungen der Genossen, Märkergedinge; unter dem Vorsitze des Bauermeisters od. eines Obermärkers, Holzgrafen, war die Entscheidung der Markstreitigkeiten sowie die Bestrafung der Markfrevel vorbehalten. Innerhalb der Wandlungen, die das Emporwuchern des Lehnwesens herbeiführte, verloren viele Bauernschaften mit der Freiheit auch ihr Gemeindeeigenthum, an dessen früheres Vorhandensein höchstens noch Servituten erinnerten, welche der Dorfgemeinde in den Waldungen der Gutsherrschaft zustanden. Selbst bis auf die neuere Zeit haben sich jedoch Reste der alten Einrichtung in den Zuwendungen erhalten, welche bevorzugte Stellenbesitzer in manchen begüterten Land- u. Stadtgemeinden aus dem Gemeindevermögen empfangen.

Mark bezeichnet ein altes deutsches Münzgewicht, dann eine Rechnungsmünze, welche jedoch auch in anderen Ländern, wie Schweden, Dänemark u. Polen, Eingang fand u. seit dem Jahre 1871 wiederum als Rechnungseinheit für das neue deutsche Münzsystem adoptirt worden ist. Das Geld wurde im Mittelalter nicht gezählt, sondern gewogen, u. so bildete denn auch das seit Kaiser Karl d. Gr. (seit dem 8. Jahrh. n. Chr.) eingeführte, in 12 Unzen zerfallende alte römische Gewichtspfund die Rechnungseinheit für die gesammte karolingische Monarchie. Dieses Pfund wurde in 20 Schillinge (solidi) u. jeder Schilling in 12 Pfennige (denarii) eingetheilt, so daß also auf das Pfund 240 Pfennige kamen. Letztere wurden allein nur, u. zwar aus feinem Silber, ausgeprägt, sodaß 240 derselben auch wirklich genau ein Pfund wogen. Dies änderte sich jedoch, als im Laufe der Zeit die Deutschen Kaiser durch Verleihung einer Menge geistlicher u. weltlicher Machthaber das Recht gaben, das Münzen auf eigne Rechnung auszuüben, was zu großem Mißbrauche Anlaß gab. Die Pfennige wurden nämlich auffallend verschlechtert, so daß 240 Stück längst nicht mehr ein Pfund wogen, noch ein Pfund an feinem Silber enthielten. Das Pfund war schließlich auf $^2/_3$ seines ursprünglichen Gewichtes herabgesunken, u. um nun eine weitere Schmälerung zu verhüten, versah man die Münzgewichte mit einem Zeichen, einer Marke, u. nannte dann das neue Gewicht eine M. Die Rechnung nach M.en trat nun, aber erst allmählich, an die Stelle der Rechnung nach Pfunden. Seit dem 11. Jahrh. wurde das von Köln, der damals

bedeutendsten Handelsstadt, ausgehende Münzgewicht, die „Kölnische M.", maßgebend für das deutsche Münzwesen u. bildete die Grundlage der neuen Berechnung der Münzwerthe. Sie wog acht Unzen od. 16 Loth, so daß so viel Schillinge od. Pfennige, als zusammen 8 Unzen od. 16 Loth wogen, eine M. bildeten. Auch wurde sie in 4 Vierdunge (fertones) = 16 Loth (lotones) eingetheilt. Als man aber späterhin wieder anfing die Silbermünzen mit Kupfer zu versetzen, reichte jene Bestimmung nicht mehr hin, den Werth zu bezeichnen. Man unterschied daher zwischen „M. fein" (d. h. 16 Loth reines Gold od. Silber) u. „M. löthig" (d. h. 16 Loth versetztes Gold od. Silber), gegenwärtig auch „rauhe M." genannt. Diese rauhe M. wurde nun wieder unterschieden in eine marca usualis od. marca argenti usualis (M. Usualsilbers), Gewichtsmark, u. in eine marca nummorum od. denariorum (M. Pfennige, d. h. eine in Pfennigen zahlbare M.), Zählmark. Was die Mischungsverhältnisse der rauhen M., sowie die Anzahl, den Kurswerth u. die Namen der daraus geschlagenen Münzen betrifft, so herrschte in Deutschland eine ungeheure Mannichfaltigkeit; so gab es z. B. Kurbrandenburg'sche, Bremen'sche, Osnabrück'sche, Aachen'sche, Wismar'sche M. Die bekannteste u. im N. Deutschlands verbreitetste war die Lübische (Lübeck'sche) u. die mit derselben gleich bedeutende Hamburg'sche M., welche in M. Banco (s. d.) u. M. Courant zerfiel, zu 16 Schillingen od. 24 alten Groschen. Um zu verhüten, daß die nach u. nach so sehr geschmälerte M.-Währung nicht noch tiefer herabsinke, hatten übrigens um das J. 1550 die Städte Lübeck, Hamburg, Lüneburg u. Wismar beschlossen, eine Gemeinschaftsmünze auszuprägen, welche gleichsam als Richtschnur betrachtet werden sollte, die sog. Staatsmark, von welcher 12 Stück auf die Kölnische Mark gingen. Erst nach langer Zeit u. nach wiederholten Einigungsversuchen auf Reichs- u. Kreistagen kam es in Deutschland zu bestimmten Normen, die auch in weiteren Kreisen Geltung erlangten, wie der Leipziger Münzfuß vom J. 1690, der 12 Thaler auf eine feine M. rechnete, u. der 1753 zwischen Oesterreich u. Bayern verabredete Konventionsfuß, nach welchem 20 Gulden auf eine feine M. gingen. Schließlich kam der preußische Münzfuß seit dem J. 1750, wonach die feine M. zu 14 Thalern ausgeprägt wurde, in allen nach Thalern rechnenden Staaten Deutschlands zur allgemeinen Geltung, während die süddeutschen Staaten die rheinische Währung annahmen u. 24 Gulden, später $24\frac{1}{2}$ Gulden, auf die M. rechneten. Oesterreich blieb bei dem Konventionsfuße stehen. Die Münzverträge vom Jahre 1857 ersetzten die M. durch das Zollpfund.

Als nun im J. 1871 das neue Deutsche Reich errichtet wurde, war es eine der ersten Aufgaben der Reichsregierung, das so lang ersehnte einheitliche Münzsystem für Deutschland einzuführen. Man erklärte sich hierbei für den Uebergang zur Goldwährung, für die Dezimaltheilung u. für die M. als Bezeichnung der neuen Rechnungseinheit. Das am 4. Dez. 1871 publizirte Reichsgesetz bestimmte, daß aus einem Pfunde feinen Goldes $139\frac{1}{2}$ Stück der Reichsgoldmünze, deren zehnter Theil M. genannt u. in 100 Pfennige eingetheilt wird, außerdem Reichsgoldmünzen zu 20 M., $69\frac{3}{4}$ Stück aus einem Pfunde feinen Goldes, ausgeprägt werden sollen. Als Scheidemünze werden ausgeprägt in Silber: 5Mark-, 2Mark-, 1Mark-, 50Pfennig- u. 20Pfennigstücke, in Nickel: 10- u. 5Pfennigstücke, endlich in Kupfer: 2- u. 1Pfennigstücke.

Mark, eine mehrfach in der Anatomie verwendete Bezeichnung. 1) Knochenmark nennt man die weiche, durchscheinende, gelbliche od. röthliche, gefäßreiche Masse, welche fast alle größeren Hohlräume in den Knochen erfüllt, in den Röhrenknochen in deren (centralem) „Markkanale" u. in den Hohlräumen der Endköpfe liegt, der festen Knochensubstanz dagegen ganz fehlt. Das halbweiche gelbe M. bes. der langen Knochen besteht aus 96% Fett, das rothe M. der Knochenendköpfe der Röhrenknochen, der platten u. kurzen Knochen, bes. der Wirbelkörper, enthält 75% Wasser u. nur Spuren von Fett. Außer Gefäßen u. Nerven enthält das Knochenmark: Bindegewebe, Fettzellen, freies Fett, u. bes. kleine Zellen, die sog. Markzellen. Das etwas festere Bindegewebe, welches der Innenwand der Knochenhöhle zunächst lagert, wird uneigentlich als Markhaut („innere Beinhaut") bezeichnet. Frisches Knochenmark ist bekanntlich genießbar, um seines Fettgehaltes willen wird es zu Pomade („Rindsmarkpomade") verwendet. — 2) Die mikroskopischen Nervenfasern od. Nervenröhren unterscheidet man als markhaltige (dunkelrandige) u. marklose, je nachdem man an ihnen eine Hülle u. innerhalb deren das Nervenmark (od. die Markscheide) unterscheiden kann od. nicht. Nach dem Vorwalten der Nervenfasern über die Nervenzellen unterscheidet man in den Centralorganen des Nervensystems die weiße Substanz als Marksubstanz von der grauen (Rindensubstanz), u. benennt hiernach auch gewisse Theile des Gehirns: Markkörper od. Marklager, Marklappen, Marksegel; den sich durch den Rückgratkanal erstreckenden strangförmigen Theil des centralen Nervensystems Rückenmark u. dessen oberen, noch innerhalb der Schädelhöhle gelegenen, angeschwollenen Theil verlängertes Mark, Markzwiebel od. Markknopf.

Mark, eine westfälische Grafschaft, welche jetzt einen Theil des preuß. Reg.-Bez. Arnsberg bildet, umfaßte ein Areal von 56 □M. u. hatte zur Hauptstadt Hamm. Die Ruhr theilt die M. in zwei natürliche Abtheilungen: im N. liegt der Hellweg, im S. das Sauerland. Die Grafen von Altena u. der M. stammten aus dem Geschlechte der Grafen von Berg; als erster Graf von der M. wird 1203 Adolf bezeichnet. Durch die Vermählung Adolf's V. (1364) mit der Gräfin Margarethe von Berg wurde deren Sohn Dietrich zugleich auch Erbe im Herzogthum Cleve, u. beide Länder blieben seitdem vereinigt, bis sie 1666 von Preußen in Besitz genommen wurden.

Mark Brandenburg, s. „Brandenburg".

Markenschutz. Unter Marken versteht man Zeichen (Merkmale), welche zur Unterscheidung der Waaren eines Gewerbtreibenden von den Waaren anderer Gewerbtreibenden auf den Verkaufsartikeln selbst od. auf deren Verpackung angebracht sind. Sehr vielen Verbrauchsgegenständen kann man auf den ersten Blick nicht ansehen, ob sie aus solidem Material hergestellt sind u. ob die Fabrikationsmethode den an ihre Brauchbarkeit zu stellenden Anforderungen entspricht. Wenig gewissenhafte Fabrikanten bestreben sich vielmehr, ihren minder od. gar nicht empfehlenswerthen Artikeln äußerlich Form, Glanz, Politur, Glätte, Appretur, Schliff 2c. der besten Verkaufsobjekte zu geben u. sie dem entsprechend unter anscheinend gewissenhafter Versicherung ihrer Güte zu verkaufen. Mit Hülfe der Technik hat man es darin so weit gebracht, daß selbst Sachverständige an vielen Artikeln den wirklichen Werth bei sorgfältiger Besichtigung nicht ohne Weiteres ermitteln können, sondern genöthigt sind, den fraglichen Gegenstand mit chemischen Reagentien zu behandeln, Theile davon unter das Mikroskop zu nehmen od. Proben davon zu zerstören. Derartige nicht selten schwierige u. mühsame Operationen sind jedoch im täglichen Verkehr nur ausnahmsweise ausführbar, der Käufer prüft zwar das äußere Aussehen eines Artikels, verläßt sich aber in Bezug auf die wirkliche Güte u. den inneren Werth der Waare meist darauf, daß der gleiche Artikel, von demselben Kaufmann od. Fabrikanten bezogen, sich bisher gut bewährt habe. Es ist demnach weniger ein Kauf aus Ueberzeugung, als vielmehr ein Kauf auf Vertrauen. Um den Abnehmern darin zu Hülfe zu kommen, haben seit alten Zeiten viele Fabrikanten aus eigenem, wohlverstandenem Interesse ihre Erzeugnisse mit einer bestimmten Marke versehen, die den Waaren aufgedruckt, eingebrannt, gestempelt, geschnitzt, angeheftet od. wenigstens auf der Verpackung als Etikette in leicht bemerkbarer Weise zu erkennen ist. Die Konkurrenz war indessen rasch auf den Ausweg gefallen, in betrügerischer Weise ihren schlechteren Fabrikaten die nachgebildete Marke des Fabrikanten od. Verkäufers der besseren Waaren beizufügen u. dadurch das Publikum zu täuschen. Derartige höchst verwerfliche Operationen haben außerordentlich geschadet u. nam. in auswärtigen, fremden Absatzgebieten, wo man sich ausschließlich nach einer bewährten Marke richtete, die Einfuhr sehr eingeschränkt u. die Rentabilität ganzer Industriebranchen geschädigt. Es wurde daher nur einem mit Recht zu berücksichtigenden Bedürfniß abgeholfen, als die Regierungen den M. gesetzlich derart gewährleisteten, daß die Nachahmung einer Fabrik- od. Handelsmarke verboten u. mit verhältnißmäßig hoher Strafe bedroht wurde. In Deutschland, wo der Unfug der Marken- od. Etikettenfälschung in arger Weise entwickelt gewesen ist, hatte man das Unrecht längst als solches erkannt, aber erst der neuesten Gesetzgebung durch das Reich ist es vorbehalten geblieben, durch ein Markenschutzgesetz (welches unter dem 30. Nov. 1874 zu Stande gekommen, seit 1. Mai 1875 in Kraft trat) dem Unfug durchgreifend für ganz Deutschland zu steuern. Hiernach wird in Deutschland die Marke eines Gewerbtreibenden od. Kaufmannes gegen ihre mißbräuchliche Benutzung durch einen Anderen geschützt, sobald dieselbe gerichtlich angemeldet u. durch den „Deutschen Reichsanzeiger" (in dem sog. „Zeichenregister" desselben) publizirt ist, doch sollen derartige Zeichen nicht ausschließlich in Zahlen, Buchstaben od. Worten bestehen, auch keine Aergerniß erregenden Darstellungen enthalten. — Jener Schutz besteht in der Androhung einer Geldstrafe (bez. Gefängnißstrafe) wider Denjenigen, welcher ein geschütztes Waarenzeichen wissentlich u. widerrechtlich benutzt, od. die solchergestalt widerrechtlich bezeichneten Waaren wissentlich in Verkehr bringt. Durch Verträge des Deutschen Reiches, bez. durch Nachtrags-Erklärungen zu früher geschlossenen Verträgen, ist übrigens auch für England, Italien, Oesterreich-Ungarn, Belgien u. andere Staaten den deutschen Fabrik- u. Handelsmarken ein gleicher Schutz, wie er für jene Länder gesetzlich besteht, auf Grund der erforderlichen Eintragungen bei der zuständigen Behörde (in London, Rom, Wien bez. Budapest, Brüssel) sichergestellt worden, während die betreffenden Ausländer ihre Marken für das Gebiet des Deutschen Reiches durch Eintragung in das Zeichenregister bei dem Handelsgerichte zu Leipzig schützen können. (Vgl. Art. „Fabrikmarke".)

Marketender ist ein wandelnder Wirth u. Krämer, welcher die Truppen ins Feld begleitet, um ihnen kleine Bedürfnisse an Lebensmitteln u. sonstigen Gegenständen für Geld zu liefern, welche seitens der Armeeverwaltung nicht beschafft werden. Der M. steht unter Kontrole des betr. Truppentheils u. hat mit diesem einen Kontrakt, der einestheils die Preise seiner Artikel feststellt, somit den Soldaten vor Uebervortheilung bewahrt, anderntheils auch die Rechte des M.s selbst sichert. Der M. erhält in der Regel dieselbe Verpflegung wie der Soldat für sich u. sein Pferd vom Truppentheil geliefert. M., die nicht streng kontrolirt werden, können den Ruf einer Truppe in Feindesland stark schädigen. Die Einrichtung der Marketenderei reicht in die Zeiten der Landsknechte zurück.

Markgraf (marchio, marchisus). Unter den Grafen, d. h. den vom König ernannten Beamten, welchen nach altfränkischer Verfassung die Rechtspflege u. Verwaltung sowie die Handhabung des Heerbanns in den einzelnen Gauen oblag, bekleideten die Befehlshaber der unruhigen, zum Theil erst eroberten Grenzlande, die M.en, insofern eine hervorragende Stellung, als sie nach erweiterten Vollmachten verfuhren u. nam. über stets bereite Streitkräfte zur Aufrechthaltung der inneren Ordnung u. zur Abwehr von feindlichen Nachbarn verfügten. Sie besaßen der Sache nach herzogliche Gewalt, obschon sie, wenn ihre Grafschaft zu einem Herzogthum gehörte, dem Herzog mit untergeben waren. Karl d. Gr. setzte über die Sachsen in dem Grafen Egbert einen M., wie er denn auch die von den Mauren bedrohte Westgrenze seines Reichs als spanische Mark einrichtete u. im Südosten gegen die slavischen Avaren M.en von Kärnthen bestellte. Nachdem Heinrich I. eine bessere Vertheidigung der Grenzen gegen die Ungarn u. Normannen u. die Befreiung vormals deutscher Gebiete von slavischer Herrschaft eingeleitet hatte, entstanden die sächsische Nordmark (Brandenburg), eine Markgrafschaft Oesterreich, die östliche Mark u. Ostsachsen (die Ober- u. Niederlausitz), die M.schaften Schleswig, Meißen, Steiermark u. bis zum 12. Jahrh. herab Mähren u. Baden. Mit der allgemeinen politischen Lage änderte sich nachgehends der Bestand u. die Bedeutung der M.schaften. Kärnthen, Oesterreich, Steiermark u. Krain wurden zu Herzogthümern, das Herzogthum Sachsen ging auf die M.n von Meißen über, welche gleich den M.en von Brandenburg die Kurwürde (s. „Kurfürsten") erlangten; Schleswig war aufgegeben u. die sonst dem Namen nach fortbestehenden M.schaften (Baden, Brandenburg, Anspach u. Baireuth, Meißen, Lausitz, Mähren, Burgau u. Hochberg) hatten sich in fürstliche Territorien verwandelt. — In England, Frankreich u. Italien weist auf frühere markgräfliche Würden nur ein höherer Adelstitel (marquis, marchese, die im Range über den Grafen stehen) zurück.

Markgräfler heißt der leichte, milde Weißwein, welcher in Baden auf den Vorbergen des Schwarzwaldes von Grenzach bis Staufen erbaut wird u. seinen Namen von dem altbadischen Gebiete des Markgräflerlandes erhalten hat. Die beste Sorte liefert das Dorf Laufen bei Sulzburg; Hauptexportplätze sind Müllheim u. Freiburg. Als M. werden jedoch auch minder gute Weine aus der Mitte u. dem Norden Badens u. dem Seekreise in den Handel gebracht.

Markirch (franz. Ste. Marie aux Mines), Stadt im elsaß. Kreise Rappoltsweiler mit 12,259 E. (1871), darunter 5282 Protestanten u. 6713 Katholiken; liegt in den Vogesen im Leberthale u. ist mit Schlettstadt durch eine Eisenbahn verbunden. Die Bevölkerung ist größtentheils französisch. Die Stadt selbst hat 2 evangelische u. 2 katholische Kirchen u. ist einer der wichtigsten Industrieplätze der Reichslande; 34 große Webereien in Baumwolle, Wolle u. Seide beschäftigen mit ähnlichen Etablissements der näheren Umgebung 25,000 Webstühle u. 40,000 Arbeiter. Im Zusammenhange hiermit stehen zahlreiche Färbereien, Bleichen, Druckereien u. 2 bedeutende Baumwollspinnereien. Außerdem bestehen hier Fabriken für Webergeschirre, Hammerschmieden, Töpfereien u. Sägemühlen. Der auf der linken Seite der Leber (franz. Lièpvre) gelegene Theil von M. gehörte zu Lothringen u. kam 1766 an Frankreich, der rechtsseitige war Bestandtheil der Grafschaft Rappoltstein; jener war von franz. Katholiken, dieser von deutschen Protestanten bewohnt; vereinigt wurden beide Ortschaften erst durch die Französische Revolution.

Markobrunner ist der Name eines Rheinweines, welcher in der Nähe von Erbach im Rheingau an dem Strahlenberge erbaut wird. Hier befindet sich ein Brunnen, der als Markobrunnen durch eine Inschrift bezeichnet wird u. bei dem schon in der Mitte des 12. Jahrh. Weinbau getrieben worden ist.

Markomannen, d. h. Grenzleute, ist der Name eines deutschen Stammes, den zuerst Cäsar im Heere des Sueben Ariovist erwähnt. Sein Wohnsitz ist wol am Main zu suchen. Dort erfocht auch Drusus einen Sieg über ihn. Als jedoch Marbod (s. d.) sein Volk nach dem besser zu vertheidigenden Böhmen geführt hatte (9 v. Chr.), wurde es der gefürchtetste Feind Roms, an den sich mehrere andere Stämme anschlossen. Trotzdem Marbod als Vertriebener bei den Römern eine sichere Zuflucht fand, blieb die Macht der M. ungefährdet. Mit den Sueben vereint, kämpfen sie siegreich gegen Domitian, u. im Bunde mit den mächtigen Quaden, die in Mähren saßen, mit einem gothischen u. zahlreichen slavischen Stämmen dringen sie 166 über die Donau u. zwingen den friedliebenden Kaiser Marc Aurel zu den beiden Markomannenkriegen 166—174 u. 178—180. Seit den Tagen der Cimbern u. Teutonen ist dies der erste bedeutsame Angriff germanischer Stämme auf das Römische Reich. Trotz der hartnäckigsten Gegenwehr erlagen sie endlich der Tapferkeit der römischen Legionen u. dem Geschick ihrer Feldherren. Sie mußten sich von der Grenze zurückziehen u. die Blüte ihrer Jugend zum Kampfe gegen die keltischen Briten ausliefern. So war das Ende des Krieges unter Commodus. Später erscheinen sie oft mit den Alemannen verwechselt od. vereint; am Ende des 5. Jahrh., nachdem ihre Könige vorübergehend Attila unterthan gewesen waren, geht ihr Name u. ihr Reich in die neue Bildung der Bajuvaren über. — Vergl. Dahn, „Könige der Germanen" (Bd. 1, Münch. 1861); Usinger, „Die Anfänge der deutschen Geschichte" (Hann. 1875).

Markscheidekunst ist die Anwendung der Regeln der Geodäsie od. Feldmeßkunst auf dem unterirdischen Gebiete des Bergbaues. Der Markscheider braucht dieselben Methoden wie der oberirdische Geodät u. auch die Instrumente desselben; Längenmaß-, Winkelmaß- u. Nivellirinstrumente sind dieselben, mit gehöriger Anpassung an das unterirdische Terrain. Das wichtigste Orientirungsinstrument beim Visiren u. Winkelmessen ist der Kompaß (s. d.), doch bedarf seine Anwendung hier besonderer Umsicht, wegen der nicht selten vorkommenden störenden magnetischen Wirkungen der Gesteinsarten.

Markt. Dieselben Ursachen, welche die Messen ins Leben riefen, haben zur Entstehung der Märkte geführt, nur daß letztere weit öfter abgehalten u. nur von den näher Wohnenden, nam. den Bewohnern der umliegenden Dörfer, besucht wurden. Durch Gnadenakt des Königs od. der größeren Landesherren wurde einzelnen Ortschaften, nam. Städten, die Vergünstigung eingeräumt, ohne Abentrichtung besonderer Zölle u. Abgaben an bestimmten Tagen Waaren aller Art verkaufen zu lassen u. von den Verkäufern eine bestimmte Vergütung (Marktgroschen) zu erheben. Doch mußten die Städte darüber wachen, daß rechtes Maß u. Gewicht geführt werde, daß die Wucherer u. Höker vom Handel ausgeschlossen würden u. überhaupt Ruhe u. Ordnung aufrecht erhalten blieben. Das Genauere hierüber enthielten die sog. Marktordnungen, deren im Mittelalter fast in jeder größeren Stadt mehrere existirten. Die sog. Marktpolizei wurde anfänglich von den Bischöfen, später von den Stadträthen in den Städten gehandhabt. Die Märkte wurden entweder mehrmals im Jahre, nam. in Verbindung mit kirchlichen Festen, sog. Jahrmärkte, od. später auch allwöchentlich abgehalten, sog. Wochenmärkte. — Volkswirthschaftlich begreift man unter M. nicht nur den öffentlichen Platz, sondern allgemeiner die Stadt (den Handelsplatz) u. das ganze Landes- od. Welthandelsgebiet, auf welchem eine gewisse Waare od. Güter aller Art gegen einander ausgetauscht werden. Die Größe des M.es in letzgenanntem Sinne hängt von der Zahl u. Dichtigkeit der Bevölkerung, von der Zahlungsfähigkeit derselben, von dem Zustande der Verkehrsmittel u. von der Rechtssicherheit u. der Zollpolitik der betreffenden Länder ab. Auch durch gute u. schlechte Ernten bezw. Geschäftsjahre nimmt der räumliche Umfang des M.es zu od. ab. Derselbe hängt ferner vom Gewicht, vom Umfange, von der Dauerhaftigkeit u. von der allgemeinen Beliebtheit einer Waare, ja zuweilen (wie z. B. der Eisenbedarf eines Landes) vom Klima eines Landes ab. Verengert wird der M. einer Waare durch das Aufkommen besserer od. billigerer Surrogate (Talglichte u. Fuhrmannspferde werden z. B. zum Theil durch Petroleum u. Lokomotiven ersetzt). Unter „Marktpreis" versteht man den auf dem Wege der Konkurrenz gewöhnlich erlangten Geldpreis einer Waare. Derselbe hat die Tendenz, annähernd mit dem Kostenpreis (den Produktionskosten im weiteren Sinne) zusammenzufallen. Steigt der Marktpreis bedeutend über den Kostenpreis, so dehnen die Unternehmer ihre Geschäfte aus, neue Unternehmungen werden angelegt (falls wirthschaftliche Freiheit herrscht), u. das Ausland wirft auf gesetzlichem Wege od. durch den Schleichhandel Waarenmassen derselben Art auf den M. Sinkt der Marktpreis dagegen unter den Kostenpreis, so müssen die Unternehmer ihre Produktion einschränken od. ganz aufgeben, falls nicht bald eine Besserung eintritt. Die Ausnahmen von dieser, zuerst von Law u. Adam Smith konstatirten Regel beruhen auf Monopolpreisen, Nothpreisen u. sozialen Verhältnissen. Werke wie die Rafael'sche Madonna haben natürlich einen Monopolpreis. Die sog. natürlichen Monopole beruhen oft auch auf vielhundertjähriger Veredelung (z. B. bei rheinischen Trauben u. arabischen Pferden). Nothpreise finden sich u. A. bei den Häusern einer sinkenden Stadt. — Vgl. Prince-Smith, „Der M." (in Faucher's „Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft", 1863).

Marlborough (spr. Mahrlbörru), John Churchill, Herzog von, geb. 24. Juni 1650, kam im Alter von 12 Jahren als Page an den Hof des Herzogs von York (nachmals Jakob II.), da seine Schwester Arabella eine unziemliche Gnade vor den Augen desselben gefunden hatte, u. ward schon im Alter von 16 Jahren Fähnrich in der Garde. Obwol ohne Bildung u. Genialität, erwarb er sich doch bald Anerkennung durch natürlichen Verstand u. durch die peinlichste Ausdauer u. Pünktlichkeit, sogar in der Erfüllung unbedeutender Pflichten. Einen verzehrenden Ehrgeiz verbarg er unter einer geglätteten Form. Als er mit dem Hülfscorps des Herzogs von Monmouth in den niederländischen Krieg zog, erwarb er unter den Augen Ludwig's XIV. u. seiner Feldherren eine militärische Ehre nach der andern. Daheim war ihm die Mehrzahl der Frauen unterthan, die ihm begegneten. Trotzdem bemühte er sich nach den tollsten Liebesabenteuern Jahre lang um die Hand eines weder reichen noch auffallend schönen Hoffräuleins der Herzogin von York, Sarah Jennings (geb. 1660). 1677 wurde sie die Gattin des 27jährigen Oberst Churchill u. nach der Vermählung der Prinzessin Anna 1683 deren Ehrendame u. innigste Vertraute. Jene, die spätere Königin Anna, durch eine hingebende Zärtlichkeit an Sarah gefesselt, schien von nun an fast den Beruf zu haben, die Kasse M.'s zu füllen u. seine Machtstellung zu erheben. So konnte es ihm nicht fehlen. Schon Karl II. übertrug ihm die Verhandlungen mit Ludwig XIV., welche dem Staatsstreiche von 1681 vorhergingen. Es galt zu diesem Zwecke viel Geld zu gewinnen u. Ludwig gab es. Ein ähnliches Ziel erreichte M. 1685 für Jakob II. u. warf in demselben Jahre den Aufstand des Herzogs von Monmouth nieder. Dennoch entschied er schnell u. unblutig den Sturz des Königs 1688, als dieser den Katholicismus in England zur Herrschaft bringen wollte, indem er einen Theil des Heeres u. die Prinzessin selbst bewegte, zu Wilhelm von Oranien überzutreten. Eine treue Anhänglichkeit an seine Konfession hat er sich auch trotz vieler wenig ehrenhafter Handlungen zu erhalten gewußt. Sie vor Allem führte ihn zu einer That, wie sie zugleich der Verstand u. die Pflicht des Staatsbürgers geboten. Dabei bewahrte er dem vertriebenen Könige ein Gefühl dankbarer Ergebenheit. Obwol von König Wilhelm zum Grafen von Marlborough, zum Mitgliede des Geheimen Rathes u. zum Kammerherrn ernannt, zögerte er in Irland mit der Unterwerfung der Insel, bis Jakob II. die Insel wieder verlassen hatte. Als nun gar seine Gattin, der er mit unwandelbarer Zärtlichkeit ergeben war, von der Königin Maria versäumt, ja zurückgestoßen wurde, als ein Zerwürfniß zwischen der Prinzessin Anna u. dem Hofe eingetreten war, scheute er sich nicht, 1691 zum Verräther zu werden u. als Feldherr des königlichen Heeres insgeheim mit dem vertriebenen Könige zu unterhandeln. Da einige Jakobiten die wahrscheinlich richtige Ueberzeugung gewannen, daß M. nach dem Sturze des Königs Wilhelm nicht Jakob, sondern Anna auf den Thron bringen wollte, so verriethen sie selbst das Geheimniß, u. M. wurde 10. Mai 1692 benachrichtigt, daß man seiner Dienste nicht mehr bedürfe. Mit ihm verließen auch die Prinzessin Anna u. ihr Gemahl den Hof. Erst an dem Todtenbette der Königin Maria fand eine Aussöhnung der beiden Schwestern statt. Nach dem Frieden zu Ryswyk (1697) gelang es ihm, nicht nur seine Aemter wieder zu erhalten, sondern in reichstem Maße das Vertrauen des oranischen Königs zu gewinnen. Wilhelm ernannte ihn beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges 1701 zum Feldherrn des englischen Hülfscorps in den Niederlanden u. bezeichnete ihn als denjenigen Staatsmann, welcher den kühlsten Kopf mit dem wärmsten Herzen vereinige. Mit solcher Empfehlung ausgerüstet, obwol von Whigs u. Tories mit gleichem Mißtrauen betrachtet, trat er in die Dienste der Königin Anna, welche 1702 den Thron erbte. Er erhielt sofort das Oberkommando über alle Truppen u. seine Gemahlin wurde zur ersten Hofdame ernannt. So lag das Geschick Englands von jetzt an in der Hand eines Mannes, der in seltener Art die Fähigkeiten eines Parteihauptes, eines Diplomaten u. eines Strategen vereinigte. Was ihm von den Eigenschaften u. Neigungen des ersten abging, ersetzte seine Gattin, welche durch ihre Schwiegersöhne, den Lord Spencer u. den Minister Godolphin, einen hervorragenden Einfluß auf die kriegslustige Partei der Whigs ausübte, während die Tories wenigstens mit der religiösen Gesinnung, der Pünktlichkeit u. Pflichtmäßigkeit M.'s lebhaft sympathisirten. Seine eigentliche Stelle war freilich auf dem Kriegsschauplatz. In den Niederlanden entriß er 1702 schnell nach einander den Franzosen die Maasfestungen Venloo, Stephanswerth, Roermonde u. Lüttich. Als das J. 1703 ihn von seinen Plänen auf Antwerpen, Ostende, sowie auf einen Hauptschlag gegen die französ. Armee nichts ausführen ließ, klagte er mit Bitterkeit u. Entrüstung über die karge u. zögernde Unterstützung durch die holländischen Verbündeten, während die Hochtories von nutzloser Vergeudung der Subsidien sprachen, die Whigs aber gar den inzwischen zum Herzog erhobenen Oberfeldherrn heimlicher Sympathien für Jakob III. ziehen. Alle diese Anklagen mußten verstummen, als 1704 M. den Rhein aufwärts zog, sich dann kühn zur Donau wandte, am 2. Juli die Bayern bei Donauwörth schlug u. im Verein mit dem Prinzen Eugen am 13. Aug. 1704 bei Höchstädt u. Blindheim jenen glänzenden Sieg erfocht, der dem Kriege im Herzen Deutschlands ein Ende machte u. die Franzosen nöthigte, bis über die Mosel zurückzugehen. 1705 operirte M. ohne bedeutenden Erfolg an der Mosel gegen den zögernden Villars, aber 1706 gewann er durch den Sieg bei Ramillies über Villeroy die Niederlande von Brügge bis Antwerpen für Karl III., den habsburgischen König von Spanien. Auch gelang es M., Karl XII. von Schweden bei einer persönlichen Zusammenkunft im April 1707 davon zu überzeugen, daß eine Hülfsleistung, die Ludwig XIV. von ihm erbeten hatte, dem Katholicismus allein zu Gute kommen werde.



Nr. 4097. John Churchill Marlborough (geb. 24. Juni 1650, gest. 17. Juni 1722).

Nun konnten auch M. u. Eugen die weitgehenden Anerbietungen des französischen Königs zurückweisen u. keck erklären, „kein Friede werde sicher u. ehrenvoll sein, wenn nicht das Haus Oesterreich in den Besitz der gesammten spanischen Monarchie gelange.“ Nicht anders lautete die Antwort, als Ludwig XIV. nach der Niederlage Vendôme's bei Oudenarde an die Sieger M. u. Eugen Friedensvorschläge gelangen ließ. Es folgte noch der letzte Sieg bei Malplaquet am 11. Sept. 1709, u. Ludwig bot vergeblich selbst thätige Hülfe zur Vertreibung seines Enkels aus Spanien an (s. „Ludwig XIV.“). Inzwischen aber bereitete sich in London der Sturz M.'s vor. Die Königin Anna empfand längst in unangenehmer Weise sowol die Herrschaft der kriegseifrigen Whigs im Parlamente als das gar zu kecke Auftreten ihrer Vertreterin, der Lady M., in ihren Salons. Als die Königin für den Bruder der Lady Masham, der sie jetzt ihre Gunst zuwandte, wiederholt von M. ein Regiment verlangte, nahm dieser seine Entlassung, entschloß sich aber doch wieder zur Annahme des Kommando's auf Wunsch der Königin u. des Parlaments. Er brach vereint mit Holland die Friedensunterhandlungen ab u. nahm einige Festungen.

Inzwischen aber hatte Anna das Ministerium entlassen, hatte die Häupter der Tories, Harley u. Bolingbroke, berufen u. begann seit dem Juli 1711 insgeheim mit Ludwig XIV. über den Frieden zu verhandeln. Diesem stimmte bald auch öffentlich das Parlament zu. Lady M. hatte schon den Hof verlassen, an dem sie unmöglich geworden war; M., als er vom Kriegsschauplatze nach London kam, vom Parlamente mit Anklagen überhäuft, wurde 1. Januar 1712 aller seiner Aemter beraubt. Nur die Fürbitte des Prinzen Eugen bewahrte M. vor einer gerichtlichen Verfolgung wegen Unterschlagung von Subsidien. Seitdem lebte er in Zurückgezogenheit u. auf Reisen in Holland u. Deutschland, wo ihm 1706 der Kaiser, durch den er schon 1704 zum deutschen Reichsfürsten erhoben war, die schwäbische Herrschaft Mindelheim geschenkt hatte. Noch einmal kehrte er nach der Thronbesteigung Georg's I. nach England zurück u. erhielt alle seine Aemter wieder, wurde aber schon 1716 durch einen Schlaganfall genöthigt, sie abermals niederzulegen, u. starb 17. Juni 1722 auf seinem Landsitze Windsorlodge. Den Ruhm, einer der größten Feldherren u. Staatsmänner Englands gewesen zu sein, haben die erbittertsten Pamphletisten ihm eben so wenig rauben, als seine größten Lobredner ihn von dem häßlichen Schmuzfleck gemeiner Geldgier reinigen können. Seine Wittwe starb 29. Okt. 1744 in London. — Vergl. Coxe, „Memoirs of John Duke of M.“ (3 Bde., Lond. 1818); Murray, „Despatches of the Duke of M.“ (5 Bde., Lond. 1845 f.); Macfarlane, „Life of M.“ (Lond. 1852); Mahon, „History of the war of succession“ (ebd. 1832); Macaulay, „History of England“; Noorden, „Europäische Geschichte im 18. Jahrh.“ (Düsseld. 1870 f.).

Marlitt, Eugenie, Romanschreiberin, s. „John, Eugenie“.

Marlow, Christopher, englischer dramatischer Dichter, geb. 1563 zu Canterbury als Sohn eines Schuhmachers, studirte zu Cambridge, wo er 1587 Magister wurde, ging später nach London, wo er eine Zeit lang als Schauspieler wirkte, dann lediglich der Dichtkunst lebte, ein zügelloses Leben führte u. 16. Juni 1593 von einem Nebenbuhler in der Gunst eines Mädchens ermordet wurde. M.'s Hauptbedeutung liegt darin, daß er unleugbar auf Shakespeare's Entwicklung einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat; indessen sind auch abgesehen hiervon seine Dramen (unter denen „Life and death of Dr. Faustus“, „Edward II.“, „The Jew of Malta“ u. „The massacre at Paris“ erwähnt werden mögen) interessant als Denkmäler der frühen, noch halb mittelalterlich-rohen Entwicklungsstufe des englischen Theaters u. als Zeugnisse einer großen dichterischen Begabung. Seine Uebersetzung der Elegien des Ovid wurde ihrer Schlüpfrigkeit wegen auf Befehl des Erzbischofs von Canterbury öffentlich verbrannt; weniger anstößig ist das Gedicht „Hero and Leander“. — M.'s Werke gab Dyce heraus (3 Bde., Lond. 1850).

Marly, Marktflecken an der Seine, 2 M. im Westen von Paris. Das ehemals in M. befindlich gewesene prachtvolle Lustschloß Ludwig's XIV., dessen herrlicher Park durch ein großartiges Pumpwerk mit Wasserkünsten versehen war, wurde in der Französ. Revolution zerstört; die Wasserleitung, welche von der Seine aus durch eine Dampfmaschine gespeist wird, führt jetzt das Wasser den Springbrunnen des 2 Stunden entfernten Versailles zu.

Marmarameer (griech. Propontis) ist der Name des 163 □M. großen Binnenmeeres, welches durch den Bosporus mit dem Schwarzen u. durch den Hellespont mit dem Mittelländischen Meere in Verbindung steht u. Kleinasien von der Türkei scheidet; 28 M. lang u. 12 M. breit, bildet es auf asiatischer Seite die Busen von Ismid, Gemlik, Panormo u. Artaki; zwischen den beiden letzteren liegt die gebirgige Kapudagh-Halbinsel, welche im N. u. W. von einer Anzahl Inseln umgeben ist, unter denen die größte von ihnen, Marmara, diesem Meerestheile den Namen gegeben hat.

Mármaros, Komitat im östl. Ungarn, im O. an Galizien u. die Bukowina, im S. an Siebenbürgen, im N. an Galizien u. das Komitat Beregh, im W. an die Komitate Szathmar u. Ugocsa grenzend, hat auf 188,06 □M. 220,506 E. (1869) u. gehört vollständig zum Gebirgssystem der Karpaten, die sich hier über 1500 m. erheben. Nur der nordwestl. Theil des Landes hat an dem Theißthale Hügellandschaften, die sich auch durch Fruchtbarkeit auszeichnen. Ueber die Hälfte des Komitates ist mit Wald, theilweise sogar mit Urwald bedeckt. Für den Ackerbau ist das rauhe Klima u. der felsige Boden nicht günstig, dagegen wird Viehzucht in großem Umfange betrieben. Die Gewässer sind an Fischen reich; die Wälder liefern zur Ausfuhr große Mengen Holz, nam. Eichenholz, der Boden birgt Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Marmor, Alabaster, Steinkohlen, u. ganz bes. ungeheuere Lager von Steinsalz, die bei Ronaszek, Sylatina, Sugatag, Botskó Kerekhegy u. an anderen Orten abgebaut werden. Die Bevölkerung besteht zu 53 % aus Ruthenen, zu 27 % aus Walachen, zu 10 % aus Israeliten, zu 8 % aus Magyaren u. zu 2 % aus Deutschen. Vorherrschend ist die Griech.-unirte Kirche. M. zerfällt in 5 Bezirke u. hat zum Hauptort Szigeth mit 8833 E., an der Mündung der Iza in die Theiß gelegen.

Marmelade (vom portug. marmelo, Quitte) ist der zur festen Musdicke mit Zucker eingekochte Saft von verschiedenen Früchten, meist von Aprikosen, Pfirsichen, Pflaumen, Kirschen, Erd-, Heidel- u. Himbeeren u. Quitten.

Marmont (spr. Marmóng), Herzog **v. Ragusa,** Auguste Frédéric Louis Viesse de, franz. Feldherr, geb. zu Châlons-sur-Seine 20. Juli 1774, trat 1791 als Leutnant in ein Artillerieregiment, focht 1795 am Rhein, ward hierauf Adjutant Bonaparte's, den er nach Italien u. Aegypten begleitete, führte im Mai 1800 die Reserveartillerie über den St. Bernhard u. rückte nach der Schlacht bei Marengo zum Divisionsgeneral auf, als welcher er 1805 zuerst in Holland, dann in Deutschland befehligte. Nach Dalmatien gesandt, verwaltete M. das ragusanische Gebiet mit großem Geschick bis 1809 u. ward dafür zum Herzog von Ragusa erhoben. Im Feldzuge gegen Oesterreich siegte er bei Znaim, was ihm die Marschallswürde eintrug. Nachdem er hierauf anderthalb Jahre lang die Verwaltung der illyrischen Provinzen geleitet hatte, erhielt er 1811 den Oberbefehl in Portugal, den er bis zu seiner Verwundung Ende 1812 führte. Im J. 1813 kämpfte er an der Spitze eines Armeecorps bei Lützen, Bautzen, Dresden u. Leipzig mit, suchte nachher vergeblich die Verbündeten in ihrem Vorrücken aufzuhalten u. mußte sich unter die Mauern von Paris zurückziehen, wo er 29. März 1814 mit Mortier das zur Vertheidigung der Hauptstadt bestimmte Corps befehligte. Doch auch hier waren seine Anstrengungen umsonst; Paris kapitulirte u. M. zog sich mit den Trümmern seines Corps auf der Straße von Essonne zurück u. schloß mit Barclay de Tolly einen Waffenstillstand. Da dies Napoleon zur Abdankung nöthigte, ward M. seitdem von den Bonapartisten der „Verräther von Essonne“ genannt. Die Bourbons überhäuften ihn zwar mit Gunstbezeigungen, hörten aber nicht auf seine Rathschläge. So kamen die Hundert Tage, während welcher M. sich in Aachen aufhielt. Nach der zweiten Restauration erhielt er die ihm schon 1814 verliehene Pairswürde zurück u. wurde Generalmajor der Garde. Im J. 1826 vertrat er den franz. Hof bei der Krönung des Kaisers Nikolaus von Rußland. Die Julirevolution von 1830 suchte er mit der 1. Militärdivision vergeblich zu unterdrücken. Er folgte Karl X. ins Ausland, um nie wieder nach Frankreich zurückzukehren. Während er seinen gewöhnlichen Wohnsitz in Wien nahm, bereiste er fast alle Länder Europa's. Zuletzt bemühte er sich, eine Fusion zwischen den franz. Legitimisten u. Orleanisten zu Stande zu bringen, doch starb er darüber 2. März 1852 ohne Nachkommen u. als der letzte Marschall des ersten franz. Kaiserreichs. Hohes Interesse bieten die nach seinem Tode von der Gräfin Damremont herausgegebenen „Mémoires du Duc de Raguse“ (Par. u. Halle 1856 f., 9 Bde.; deutsch von Burckhardt, Lpz. 1858; von Goldbeck, Potsdam 1858, 4 Bde.). Außerdem schrieb er 6 Bde. Reisebeschreibungen (Par. 1837 ff.) u. „Ueber den Geist des Militärwesens“ (deutsch, Berl. 1845).

Marmontel, Jean François, franz. Schriftsteller, geb. 11. Juli 1723 zu Bort (Limousin) als Sohn eines Schneiders, der ihn zum Kaufmann bestimmte; doch zog innere Neigung M. zum geistlichen Stande, dem er längere Zeit angehörte, aber dann plötzlich Valet sagte, um sich in Paris literarischen Arbeiten zu widmen. Hier gelang es ihm, wenn auch erst nach Verlauf einiger Jahre, nicht nur die Achtung u. Freundschaft der hervorragendsten Männer seiner Zeit, sondern auch einflußreiche u. einträgliche Stellungen zu erringen: erst wurde er durch Vermittlung der Pompadour Sekretär des Bauwesens in Versailles, dann gab er mehrere Jahre lang den „Mercure“ heraus, kam zwar eine Zeit lang in die Bastille, aber wieder zu Ansehen (seit 1783 war er Sekretär der Akademie) u. bedeutendem Vermögen. Letzteres verlor er wieder beim Ausbruche der Revolution.

Er zog sich nach Abbeville bei Evreux zurück, wo er 31. Dez. 1799 starb. M. nimmt, trotzdem seine Begabung eine nur mittelmäßige war, doch unter den franz. Schriftstellern der sog. Aufklärungsperiode eine hervorragende Stellung ein, indem es ihm gelang, die philosophischen Ideen derselben in ansprechender Form zu popularisiren. Am erfolgreichsten that er dies in seinen historischen Romanen „Bélisaire" (1767) u. „Incas, ou la destruction du Pérou" (1777) u. in seinen „Contes moraux" (2 Bde., Par. 1761). Von den übrigen zahlreichen Schriften M.'s sind die bedeutendsten die „Poétique française" (3 Bde., Par. 1763) u. die „Elements de littérature" (6 Bde., Par. 1767). Die Tragödien M.'s fanden wenig Beifall, besser dagegen wurden seine Operntexte aufgenommen, welche von den damals tonangebenden Komponisten Rameau, Grétry u. Piccini in Musik gesetzt wurden. Seit 1771 war M. auch Historiograph von Frankreich u. schrieb als solcher die „Histoire de la régence du duc d'Orléans", ein seiner Zeit gefeiertes, aber ziemlich werthloses Werk. Eine Gesammtausgabe seiner „Oeuvres" veranstaltete M. selbst (17 Bde., Par. 1786—87); ihnen schlossen sich später die „Oeuvres posthumes" (14 Bde.) an. Seine Werke haben noch mehrere Ausgaben erfahren durch Saint-Surin (18 Bde., Par. 1818) u. Villenave (12 Bde., Par. 1824—27).

Marmor werden im gewöhnlichen Leben alle diejenigen dichten Kalksteine (kohlensaurer Kalk) genannt, welche sich schleifen u. poliren lassen u. demnach zu Bildhauerarbeiten od. als feinere Bausteine benutzt werden können; es läßt sich demnach zwischen M. u. gewöhnlichem Kalkstein eine scharfe Grenze nicht ziehen, u. es bezeichnet überhaupt das Wort M. in geognostischer Hinsicht keine besondere Gesteinsart; die Petrographie wendet indessen diesen Namen vorzugsweise auf die krystallinischen Varietäten des dichten Kalksteins an. Den besten M. liefert der krystallinische Urkalkstein; derselbe besitzt eine sehr fein krystallinische Beschaffenheit u. hat eine blendend weiße Farbe; auch die Kalksteine der Uebergangsformation liefern oft sehr schöne Marmorsorten, während Kohlenkalkstein u. Jurakalk nur selten zur Verarbeitung geeignet sind; dagegen liefert die Triasformation in manchen Sorten von Muschelkalk wieder recht schöne Steine dieser Art. Die meisten Marmorarten sind auf nassem Wege durch Mitwirkung des Wassers entstanden, aus welchem sie entweder auskrystallisirt sind (kohlensäurehaltiges Wasser löst kohlensauren Kalk auf) od. sich in Form von Kalkschlamm abgesetzt haben. Einige zu den Urkalksteinen gehörige Marmorarten können möglicherweise auch auf feurigem Wege entstanden sein, denn Versuche haben gezeigt, daß der kohlensaure Kalk schmelzen kann, ohne daß er seine Kohlensäure verliert, wenn dafür gesorgt ist, daß dieselbe nicht entweichen kann. Beim Erkalten erstarrt dann der kohlensaure Kalk krystallinisch. Im reinsten Zustande ist der M. weiß (z. B. parischer u. carrarischer M.); bunter M. verdankt seine Färbung fremden Beimengungen, z. B. einem Gehalte von Eisenoxyd u. Eisenoxydhydrat, Kohle u. s. w. Zuweilen enthält er auch andere Mineralien in frei auskrystallisirtem od. in fein vertheiltem Zustande, z. B. Glimmer, Hornblende, Schwefelkies, Talk u. s. w., die dann seine eigenthümliche Färbung verursachen.

Hinsichtlich des Aussehens unterscheidet man 1. einfarbigen M., von ganz gleichmäßiger Textur; 2. bunten od. vielfarbigen M., mit Adern, Farbenzeichnungen, Flecken u. s. w.; 3. Muschelmarmor, versteinerte Muscheln u. andere Seethiere enthaltend; 4. Breccienmarmor od. zuweilen auch blos Breccie genannt, besteht aus unregelmäßig gestalteten, aber scharfkantigen u. meist verschieden gefärbten Kalksteinbruchstücken, die in einer allgemeinen Kalksteinmasse eingebettet liegen od. durch sie zu einem Ganzen verkittet sind. In Italien giebt man den verschiedenen Marmorarten nach ihrer Farbe verschiedene Namen. Auch nimmt man es in diesem Lande nicht so genau u. rechnet Gesteine, die eigentlich gar kein M., d. h. kein kohlensaurer Kalk sind, mit zu den Marmorarten, so z. B. gewisse Grünsteine, Serpentine, Porphyre u. dgl. Die schönsten Marmorarten liefern Griechenland u. Italien, doch kommt auch guter M. in Deutschland, England, Frankreich, Spanien, Portugal u. Belgien vor. Die berühmtesten Sorten des M.s sind: von griechischen der parische M., von der Insel Paros in Griechenland, der Lychnites der Alten, schneeweiß, fein krystallinisch wie Zucker, durchscheinend, sehr theuer. Es kommt auch auf Paros eine fleischrothe Varietät vor, die von den Alten sehr geschätzt wurde. — Der pentelische M., aus welchem das Parthenon u. viele andere Gebäude Athens erbaut sind, dem vorigen ähnlich. Auf verschiedenen Inseln des griech. Archipels finden sich ebenfalls gute Marmorsorten, so nam. auf Tinos, wo bei einer Bevölkerung von 10—12,000 wenigstens 2—3000 Marmorarbeiter sind; hier bricht sowol schöner weißer als auch schwarzer u. gestreifter M. Karisto u. Euböa liefern den berühmten Cipollino, ein Gemenge von weißem M. u. grünem Talkschiefer. Von der griech. Insel Krokea stammt ein grüner M., der in Italien Porfido verde antico od. Porfido di vitelli genannt wird. Sparta liefert prachtvollen gelben u. schönen Mandelmarmor. — Von den ital. Marmorsorten steht obenan der carrarische M., der in der Nähe von Carrara (s. d. sowie Abb. unter „Apenninen") gebrochen wird, meist ganz weiß u. feinkörnig. Diesem ganz ähnlich ist der Saccharides von Seravezza u. der M. von Monte Rombola. Rovigio ist der weiße M. von Padua, u. bei Mergozza bricht der M., von dem der prächtige Dom in Mailand erbaut ist. Gelber M. (Giallo antico), von eigelber Farbe, ist sehr selten, solcher mit rothen u. violetten Adern findet sich dagegen häufiger, z. B. bei Siena. Occhio di pavone (Pfauenauge) ist ein Muschelmarmor mit rothen, weißen u. bläulichen Flecken. Verde di Prado ist dunkelgrün mit schwärzlichen Punkten u. wird bei Prado gewonnen. Pietra stellaria ist ein M., der sternförmige graue u. weiße Madreporen (Versteinerungen) enthält u. in Italien viel verarbeitet wird. Bei Genua findet sich der beliebte Polzevera (Vert de mer od. Vert d'Egypte der Franzosen), er ist schön geadert, mit rothen Flecken versehen. Aus derselben Gegend stammt der Marmo porto venere od. Port'or, mit lebhaft gelben Adern in tiefblauem od. schwarzem Grunde. Bei Bergamo findet sich ein dem Nero antico, dessen Fundort man nicht kennt, ähnlicher schwarzer M.; derselbe ist sehr politurfähig u. wird Paragon genannt. Der schwarz u. weiß gesprenkelte M. von Pistoja wird Polveroso genannt; blutrother M. mit weißen Adern u. Pünktchen (Rosso antico) wird bei Verona u. Lugezzana gebrochen u. findet sich auch bei Scutari in der europ. Türkei. — Schöne Marmorsorten liefern auch die Inseln Elba u. Corsika, ferner Spanien u. Portugal, Frankreich u. Belgien; letzteres Land ist bes. reich an M. u. besitzt z. B. ausgezeichneten schwarzen M. in der Umgegend von Namur u. Gent. In Deutschland finden sich die schönsten Marmorarten bei Rosenheim, Tegernsee, Kirchstein, Neubeuern, Baireuth, Geiselstein u. Kesselberg in Bayern, bei Grünhain in Sachsen (dem carrarischen ähnlich, bricht aber leider nicht in großen Blöcken); ferner bei Dietz an der Lahn, Prieborn u. Reichenstein in Schlesien u. Rübeland am Harz. Auch England, Schottland u. Irland liefern M.

Der M. ist bekanntlich einer der werthvollsten Bausteine u. die weißen einfarbigen Sorten geben das geeignetste Material für die Bildhauerkunst ab. Die Bearbeitung großer Blöcke geschieht in den **Marmorschneidemühlen** u. **Marmorschleifereien** mittels Sägen von weichem Eisen, aber ohne Zähne; diese Sägen werden durch Wasser od. Dampfkraft getrieben u. dabei fortwährend Wasser u. feiner scharfer Quarzsand darauf geleitet. Das Schleifen geschieht mit Sandstein u. das Poliren mit Smirgel, dann mit Tripel u. zuletzt mit Zinnasche.

Marmorchronik, eine zu Anfang des 17. Jahrh. auf der Insel Paros (einer der Cykladen) entdeckte u. jetzt in Oxford befindliche Marmortafel, welche in 93 Zeilen die Hauptbegebenheiten der politischen u. literarischen Geschichte Griechenlands in chronologischer Folge bis zum J. 354 v. Chr. enthält. Die Zeitangaben sind nicht nach Olympiaden, sondern nach Königen u. Archonten gemacht. Die Tafel scheint nicht auf Befehl des Staates, sondern im Auftrag u. nach dem Geschmacke eines Privatmanns angefertigt worden zu sein.

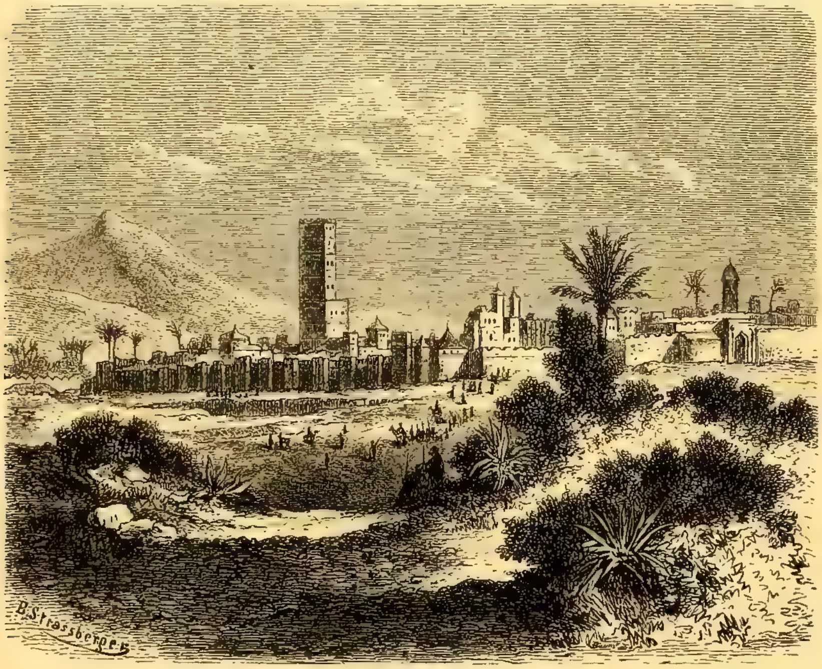
marmoriren, durch ein künstliches Verfahren verschiedenen Stoffen, als: Papier, Holz, Blech, Leder 2c., das Ansehen des Marmors geben.

Marne, der bedeutendste Nebenfluß der Seine, entspringt auf dem Plateau von Langres im Dep. Haute-M., durchfließt, fast parallel mit der Seine, die Champagne, wird bei St. Dizier schiffbar u. mündet nach einem Laufe von 54 M. bei Charenton oberhalb Paris auf der rechten Seite der Seine. Die wichtigsten an der M. gelegenen Städte sind Langres, Chaumont, Vitry, Châlons, Epernay, Château Thierry u. Meaux. Durch Kanäle steht dieser für den Binnenverkehr Frankreichs sehr bedeutsame Fluß mit dem Rhein u. somit auch mit der Maas u. Mosel u. mit der Aisne in Verbindung; ebenso ist der größte Theil des Mittellaufes von einem parallelen Kanale begleitet. In der Kriegsgeschichte ist das Thal der M. als ein in das Herz Frankreichs führender Weg Schauplatz vieler Schlachten gewesen, u. während der Belagerung von Paris spielten die Serpentinen der M. vor ihrer Mündung in den großen Ausfallsschlachten von Champigny u. Brie 30. Nov. u. 2. Dez. 1870 eine sehr wichtige Rolle. Die größten Nebenflüsse der M. sind rechts der Ornain u. links der Große u. Kleine Mornin.

Marne, franz. Dep. mit 148,57 □M. u. 386,157 E. (1872), umfaßt den mittleren Theil des Plateaus der Champagne, welches trotz der geringen Fruchtbarkeit doch sehr gut angebaut ist u. bes. reichen Ertrag an Obst, Gemüse, Oelpflanzen u. Wein gewährt. Nur in den gebirgigeren Gegenden im O. u. W. finden sich Wälder in größerer Ausdehnung. Von besonderer Wichtigkeit ist die Schafzucht des Departements, u. die

große Wollproduktion hat zahlreiche Webereien u. Spinnereien entstehen lassen; außerdem ist die Fabrikation von Schaumweinen ein umfangreicher Industriezweig. Der Handel mit Wein, Töpferwaaren, Webwaaren, Wolle u. den Produktionen des Ackerbaues wird durch die Wasserstraßen der Marne, welche das Departement in weitem Bogen u. in nordwestl. Richtung durchschneidet, wesentlich gefördert. Das Depart. zerfällt in die Arrondissements Châlons, Epernay, Reims, St. Menehould u. Vitry; Hauptstadt ist Châlons-sur-Marne (s. d.).

Marne, Haute (spr. Hoht-Marn'), franz. Dep., 112,96 □M. mit 251,196 E. (1872), besteht aus dem südöstl. Theile der Champagne u. einigen burgund. Landschaften u. umfaßt das Quellgebiet der Maas, der Aube u. Marne u. den Oberlauf des letzteren Flusses. Nach SO. steigt es zu dem Plateau von Langres an, dessen Gipfel sich zu 500 m. erheben u. das sich durch seinen Reichthum von Eisenerzen auszeichnet. Die Thäler u. Abhänge der Berge sind gut kultivirt u. bringen große Mengen von Getreide, Obst u. bes. Wein hervor; die Waldungen bedecken 27 % der Oberfläche. Unter den zahlreichen Mineralquellen haben die von Bourbonne-les-Bains den größten Ruf. Von Wichtigkeit ist die Fabrikation von kleineren Eisenwaaren, Handschuhen, Leder, wollenen u. baumwollenen Geweben u. Strumpfwaaren. Das Departement wird in die Arrondissements Chaumont, Langres u. Vassy eingetheilt; Hauptstadt ist Chaumont.



Nr. 4098. Marokko.

Marner (d. h. Seefahrer), der, ein fahrender Dichter des 13. Jahrh., aus Schwaben, der mit Vornamen Konrad geheißen haben soll, von dessen Leben wir aber wenig wissen. Er nennt Walther von der Vogelweide seinen Lehrer, muß also schon vor 1230 gedichtet haben; 1287 wird er als verstorben genannt, u. zwar läßt ihn die Ueberlieferung als alten blinden Mann ermordet werden. Er war ein gelehrter Mann, der in seinen Gedichten die deutsche u. lat. Sprache mit gleicher Leichtigkeit handhabte. Seine uns erhaltenen, nicht zahlreichen deutschen Dichtungen (gedruckt in v. d. Hagen's „Minnesingern") sind theils Minnelieder, theils Spruchgedichte.

Marnix, Philipp v., s. „Aldegonde".

Marochetti (spr. Maroketti), Charles de, franz. Bildhauer, geb. 1805 in Turin, kam in Paris ins Atelier Bosio's, u. ließ sich, nachdem er einige Jahre in Rom unter Thorwaldsen sich weiter ausgebildet hatte, 1827 in Paris nieder. Hier trug er zuerst mit der Gruppe eines mit einem Hunde spielenden Mädchens den Preis davon u. schuf dann einige Monumentalstatuen, unter denen das herrliche bronzene Reiterstandbild Emanuel Philibert's auf der Piazza S. Carlo in Turin die bekannteste ist. Nachdem er dann für Paris noch andere Standbilder, z. B. die Reiterstatue des Herzogs von Orleans, ehemals im Hof des Louvre, jetzt in der Orangerie von Versailles, u. verschiedene Reliefs ausgeführt hatte, bewog ihn 1848 die Februarrevolution nach London zu gehen, wo ihm eine glänzende Aufnahme u. eine Reihe von Aufträgen zu Theil wurde. In diesen wie in seinen übrigen Werken (Reiterstatue von Richard Löwenherz, Reiterstatue der Königin Victoria für Glasgow, das Denkmal für die 1854 bei Inkerman Gefallenen u. das Denkmal Karl Albert's in Turin) huldigt er bei edelster Formgebung einem echt künstlerischen Realismus. Unvollendet geblieben ist — der Tod überraschte ihn 28. Dez. 1867 in Paris — ein Denkmal für den Herzog von Wellington.

marode nennt man den Soldaten, der dem Marsche nicht folgen kann u. aus Uebermüdung od. Krankheit zurückbleibt. In einem Heere, in welchem keine Mannszucht herrscht, nehmen die M.n in überraschendem Maße zu, indem auch Gesunde zurückbleiben. Rotten sich solche Nachzügler zusammen, plündern u. rauben, so nennt man sie Marodeure. Nach manchen Schriftstellern stammt der Ausdruck „m." von dem kaiserlichen General Grafen von Merode, der während des Dreißigjährigen Krieges ein Regiment aus schwachen, den Kriegsstrapazen nicht gewachsenen Leuten angeworben hatte. Da dieses Regiment viele Nachzügler hatte, so nannte man schließlich jeden Nachzügler einen Merode- od. Marodebruder. In Grimmelshausen's simplicianischen Schriften werden dieselben schon erwähnt.

Marokko, Gharb (d. h. Westen) od. Mahgreb-el-Aksa (d. h. äußerster Westen) genannt, ein Sultanat, nimmt den nordwestlichsten Theil Afrika's ein u. bedeckt (nach Behm) einen Flächenraum von 12,210 □M., wovon ungefähr 3580 auf das Tell, d. h. die fruchtbarere Küsten- u. Gebirgslandschaft, 1230 auf die Steppen u. 7400 auf die Sahara kommen. Die Südgrenze in der Wüste ist unbestimmt. Im N. wird M. vom Mittelländischen Meere, im W. vom Atlantischen Ozean bespült. Der Atlas scheidet das Land in eine nördl. u. südl. Hälfte u. erfüllt den größten Theil der ersteren mit seinen Gebirgszügen. Der 2516 m. hohe Paß Megader begrenzt den höheren westl. Theil dieses Gebirges, der aus zwei Parallelketten besteht u. zwischen diesen das lange, steppenreiche Thal Sus einschließt. Der Reisende Hooker fand 1871 in den westlichsten Hochlandschaften Erhebungen von mehr als 4000 m., welche zwar um 1200 m. die Baumgrenze überragten, aber weder ewigen Schnee noch Gletscher trugen, während nach Rohlfs der in der Mitte des Landes gelegene, 3500 m. hohe Djebel Aiaschin das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt sein soll. Von dem Paß Megader zieht sich der Atlas in nordöstl. Richtung auf algierisches Gebiet, bildet hier eine große Anzahl von Parallelketten u. schickt einen Ast nach dem in das Mittelmeer hinausragenden Ras-ed-Deir u. zur Punta Leona an der Straße von Gibraltar. Ebenso setzt sich auch die südl. Parallelkette des Atlas nach O. fort u. begrenzt im S. die an Salzseen reiche Hochebene der Schotts, ein Wüstengebiet, das M. u. Algier gemeinsam ist. Schon die erste Kette des Atlas bildet eine wichtige Wetter- u. Wasserscheide für das im N. u. S. gelegene Land, indem sie den größten Theil der aus dem Ozean aufsteigenden Dünste verdichtet u. niederschlägt. Deshalb sind die nach N. u. NW. fließenden Ströme, unter denen der 70 M. lange Mulula der größte ist, perennirend, wenn auch nicht schiffbar, während die vom Südabhange des Atlas entspringenden Flüsse den größten Theil des Jahres ein trockenes Bett zeigen. Von letzteren ist der bedeutendste der Drâa, dessen Thal parallel mit dem Atlas sich nach SW. u. dann nach W. zieht u. dessen Mündung den südwestlichsten Punkt der atlantischen Küste M.'s bezeichnet. Die südl. Flußläufe sind besetzt von Oasenreihen; das fruchtbarste Gebiet in diesem Theile des Landes umfaßt die Oase Tafilet, Tuat u. Drâa. Man berechnet nach der Bevölkerungsdichtigkeit der verschiedenen physischen Theile die Einwohnerzahl M.'s auf 6,100,000 (etwa 5,370,000 E. im Tell, 710,000 im Gebiet der Steppen u. Wüsten). Die Bevölkerung besteht zu ⅔ aus Berbern, zu ⅓ aus Arabern, Letztere vorzugsweise Städtebewohner u. sonst nur sporadisch über die Oasen, bes. im Drâathale, verstreut. Nur durch die Sprache unterscheiden sich diese beiden Völker. Hierzu kommen noch etwa 100,000 Juden, welche nicht blos in den größeren Ortschaften, sondern auch im Atlas u. in den Oasen seßhaft sind, u. etwa 50,000 Neger, vorzugsweise aus den Stämmen der Haussa, Sonrhai u. Bambara. Araber haben sich vielfach mit Schwarzen gemischt, der Berber aber heirathet nie eine Negerin. Die Zahl der in den Hafenplätzen angesiedelten christlichen Europäer giebt Rohlfs auf 4—5000 an. Einen eigentlichen Adel

kennt M. nicht; die vornehmste Klasse der Bevölkerung sind die Schürfa, d. h. Abkömmlinge des Propheten, die natürlich arabischen Stammes sind. Ihre Zahl hat sich aber so vermehrt, daß ganze Dörfer ausschließlich von Schürfa bewohnt werden. Die Marokkaner sind im Durchschnitt roh u. ungebildet, doch wird die Ehe, welche durchgängig monogamisch ist, im Ganzen heilig gehalten. Faulheit u. Sorglosigkeit in der Bestellung der Felder führen häufig Hungersnoth herbei u. die vielen inneren Fehden stehen der Vermehrung der Bevölkerung im Wege. — Die Marokkaner gehören zu den malekitischen Mohammedanern; ihr Sultan erkennt als Nachfolger der Khalifen von Cordova keineswegs die religiöse Oberherrlichkeit des Sultans der Türkei an u. beide Richtungen stehen in fanatischer Feindschaft gegen einander. Kirchliches Oberhaupt ist der Sultan; er fordert auch alljährlich den 10. Theil der Ernte ein, welcher den Armen entrichtet werden muß, verwendet aber diese gesammte Einnahme lediglich für sich selbst. Außerdem wird das abergläubische Volk noch durch die 3 geistlichen Orden, nam. den einflußreichsten derselben, den des Mulei Taïeb, ausgesogen. Die religiösen Brüderschaften zählen eine große Anzahl von Mitgliedern. Das Erpressungssystem der Regierung läßt das Land arm bleiben; der Ackerbau liefert Mais, Weizen, Gerste, Reis u. Durrah, das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung; außerdem werden noch Sesam, Hanf, Safran, Tabak, Baumwolle, Zuckerrohr u. in den Oasen nam. Datteln kultivirt. Die ausgedehnten Wälder des Atlas bergen viel Wild; ihre Metallschätze, in Eisen, Kupfer, Antimon, Silber u. Gold bestehend, werden nur in geringen Mengen ausgebeutet. Dem auswärtigen Handel sind die Häfen Tanger, Mogador, Dar-el-Baida, Mazagan, Saffi, Larache, Rabat u. Tetuan geöffnet, darunter sind Tanger, Mazagan u. Tetuan die bedeutendsten. Im J. 1872 liefen in diese Häfen 1451 Schiffe von 219,140 Tonnen ein u. aus denselben 1443 Schiffe von 218,383 Tonnen aus. Großbritannien, sodann Spanien, Frankreich u. Portugal nehmen im Handelsverkehr mit M. die erste Stelle ein. Die Ausfuhr betrug 1872: 1,228,577 Pfd. Sterl. u. bestand vorzugsweise in Mais, ungewaschener Wolle, Ziegenfellen, Bohnen, Mandeln, Wachs, Eiern, Straußfedern u. Datteln. Die Einfuhr betrug 850,776 Pfd. Sterl. u. bestand nam. aus baumwollenen Waaren, Zucker, Tuch, Kaffee u. Eisen. Die Industrie des Landes ist von geringer Bedeutung; ihre wichtigsten Erzeugnisse sind Leder u. Lederwaaren, Gold- u. Silberarbeiten. Die Regierung ist durchaus despotisch; seit 25. Sept. 1873 wird das Land vom Sultan Muley Hassan regiert. Die Hauptstadt ist Fez; die Konsuln u. diplomatischen Agenten europ. Mächte residiren in Tanger. Das Reich zerfällt in die Königreiche M. u. Fez, in die Provinz Sus, die Landschaft Tuat u. die Oasen Figig, Kenatsa, Tafilet u. Drâa. Das regelmäßige, zum größten Theile aus Negern bestehende Heer zählt 15—20,000 Mann, zu denen im Kriegsfalle noch ein Milizaufgebot von 80—100,000 Mann kommt. Die bedeutendsten Städte sind Fez (s. d.) mit 150,000 E., M., Mikenes, Tetuan, Tanger, El-Arisch und Mogador. — Die Stadt **M.**, im gleichnamigen Reiche mit 50,000 E., bisher nur von wenigen Europäern besucht, darunter von den Deutschen H. v. Maltzan u. Rohlfs, liegt in einem Walde von Dattel- u. Fächerpalmen u. ist von einer mittelalterlichen Mauer umgeben, welche von Thorthürmen u. Moscheen mit goldenen Kuppeln überragt wird. Doch ist nur die Hälfte des von der Ringmauer umschlossenen Raumes bewohnt. Eine eigene kleine Stadt bildet das Judenviertel. Die prächtigsten Gebäude sind der Palast des Sultans u. die Moschee El-Kolubia. Die Straßen sind eng u. schmuzig, die Stadt aber u. die Umgebung gut bewässert. Die Industrie beschränkt sich vorzugsweise auf Lederbereitung u. die Fabrikation von Gold- u. Silberwaaren. Die ältesten historischen Denkmäler M.'s sind Dolmen (s. d.), welche vielleicht von einer keltischen Urbevölkerung herrühren. Auf diese folgten Berbern, in deren Gebiet die Punier Handelskolonien anlegten; nach ihnen kamen als Herrscher Römer u. Vandalen, doch äußerten diese Völker nur einen geringen Einfluß auf die Berbern. Die Araber bemächtigten sich durch doppelte Einwanderung des Landes; sie kamen zuerst von O. u. dann auf der Rückkehr aus Spanien, als dieses Land wieder christlich ward. Aus ihnen stammen die Sultane; im 16. Jahrh. kamen die Schürfa von Tafilet zur Regierung u. beherrschten das Land bis zum Niger u. den westl. Theil von Algerien. Doch verfiel das Reich im 17. Jahrh.; um die Mitte desselben ward von Muley die Dynastie der ersten Schürfa gestürzt u. die noch gegenwärtig regierende der zweiten Schürfa od. der Aliden begründet. Die Besitznahme Algiers durch die Franzosen bewog den Sultan Muley-Abderrahman, Abd-el-Kader zu unterstützen. Der darauf folgende Krieg führte im Aug. 1844 zu dem Bombardement der Seestädte Tanger u. Mogador, zur Niederlage des marokkan. Heeres am Flusse Isly 14. Aug. u. zum Frieden von Tanger 10. Sept. 1844. Da der Sultan, selbst bedrängt von den Franzosen, die Waffen gegen Abd-el-Kader, der noch immer in M. weilte, zu kehren gezwungen war, erhoben sich 1846 u. 1847 die östl. u. nördl. Stämme gegen ihn u. konnten erst durch franz. Hülfe 1847 unterworfen werden; trotzdem hätten einzelne dem franz. Geschäftsträger zugefügte Beleidigungen 1850 bald zum Kriege mit Frankreich geführt, wenn nicht der Sultan vorgezogen hätte, nach dem Erscheinen einer Fregatte den franz. Forderungen zu genügen. Die Plünderung eines an der Küste M.'s gescheiterten franz. Schiffes hatte 1851 die Beschießung der Stadt Saleh zur Folge. Spanien, das Genugthuung für die span. Schiffen durch die Riffpiraten zugefügten Schäden vergebens verlangt hatte, erklärte 22. Okt. 1859 an M. den Krieg. O'Donnel schlug die Marokkaner 4. Febr. u. 23. März 1860 bei Tetuan u. erzwang 26. April den Frieden, in welchem M. an Spanien 20 Mill. Piaster Kriegsentschädigung zahlte u. einige Landstrecken abtrat.

Maronen, s. „Kastanien".

Maroniten, christliche Sekte im Libanon. Als auf der Synode zu Konstantinopel 680 der Monotheletismus, d. h. die Lehre von dem Einen Willen in Christo, als Ketzerei verdammt worden war, sammelten sich



Nr. 4099. *Maroniten vom Libanon.*

die Anhänger jener Lehre um das Kloster des heil. Maro im Libanon (am Orontes), erwählten den Abt daselbst zu ihrem Oberhaupt u. vertheidigten seitdem ihre politische u. kirchliche Unabhängigkeit als ein tapferes Bergvolk. Dies der Ursprung der M., obwol sie selbst ihren Namen nicht auf den genannten Maro (der ungefähr im 4. Jahrh. nach Chr. lebte), sondern auf einen Johannes Maro zurückführen, der Ende des 7. Jahrh. ihr Patriarch gewesen sei. Infolge der Kreuzzüge unterwarfen sich die M. 1182 dem röm. Papst, jedoch unter Beibehaltung der syrischen Sprache für den Gottesdienst, des Rechts der Verheirathung für den niederen Klerus u. einiger anderer Vorrechte. Das 1584 zu Rom gestiftete Collegium der M. hat eine Anzahl derselben wissenschaftlich ausgebildet, unter denen verschiedene Glieder der Familie der Assemani (s. d.) hervorragen. Gegenwärtig beläuft sich die Zahl der M. im Libanon angeblich auf ca. 200,000. Sie sind Bauern u. Viehzüchter u. noch jetzt durch ihre Tapferkeit berühmt. Statt der syrischen bedienen sie sich schon längst der arabischen Sprache. Ihr Patriarch, von Bischöfen gewählt u. vom Papst bestätigt, residirt seit Mitte des 15. Jahrh. hauptsächlich im Kloster Kannobin im Libanon. Politisch sind sie von der türk. Regierung fast ganz unabhängig. Im Distrikt Bscherre, oberhalb Tripolis, besitzen sie zahlreiche Klöster; Bischöfe der M. giebt es in Damaskus, Beirut, Tripolis, Aleppo, Tyrus, Cypern u. einigen andern Orten; doch wird ihre Gesammtzahl mit $\frac{1}{2}$ Million sicher viel zu hoch angegeben. Bei der Christenmetzelei im Libanon (1860) sollen gegen 14,000 M. von den Drusen, ihren erbitterten Feinden, ermordet worden sein.

Marons, s. „Marrons“. **Maroquin,** s. „Corduan“.

Maros, der größte Nebenfluß der Theiß u. der wichtigste Fluß Siebenbürgens, entspringt im O. dieses Landes in der Hargitakette der Karpaten, durchfließt es nach SW., durchbricht dann an der westl. Grenze das Gebirge in einem Querthale u. tritt bei Arad in die ungar. Tiefebene ein. Hier theilt er sich bald in mehrere Arme u. bildet Sümpfe; nach einem Laufe von 118 M., auf dem er ein Gebiet von 778 □M. entwässert hat, mündet der M. bei Szegedin auf der linken Seite der Theiß. Seine Schiffbarkeit beginnt bei Karlsburg; die wichtigsten Zuflüsse sind links die vereinigten beiden Kokel od. Kükülö u. der Strehl u. rechts der goldführende Aranyos. — An dem oberen M. liegt Maros-Vásárhely, die ehemalige Hauptstadt des siebenbürg. Szeklerlandes u. Sitz des Königrichters mit 12,678 E. (1869).

Marot, Clément, franz. Dichter, geb. 1495 zu Cahors, gest. nach einem wechselvollen, theils am Hofe der Königin Margarethe von Valois u. des Königs Franz I., theils an demjenigen zu Ferrara verbrachten Leben zu Turin 1544. M. steht als Dichter auf der Grenzscheide zwischen Mittelalter u. Neuzeit u. ward in seinem Schaffen von den Einflüssen der Renaissance u. der Reformation mächtig berührt; die letztere Geistesbewegung förderte er durch eine in Gemeinschaft mit Béza unternommene Uebersetzung der Psalmen.



Nr. 4100. Häuptling u. Eingeborene von den Marquesas-Inseln.

Am beifälligsten von M.'s Produktionen wurden seine leichten lyrischen Dichtungen, in denen er einen gewinnenden, naiven Ton sehr glücklich anzuschlagen verstand, aufgenommen, jedoch gefielen auch sein allegorisch-satirisches Gedicht „L'Enfer“ u. seine Bearbeitung des mittelalterlichen „Roman de la Rose“. Eine Ausgabe von M.'s Werken besorgte zuletzt Lacroix (3 Bde., Par. 1824).

Marotte (a. d. Franz.), Narrheit, Grille, Steckenpferd.

Marozia, die Tochter der klugen, aber herrschsüchtigen u. lasterhaften Theodora, war zuerst mit dem kühnen Lombarden Alberich verheirathet, der sich zum Markgrafen von Camerino aufgeschwungen hatte u. nach dem Siege am Garigliano über die Araber 916 Konsul der Römer wurde. Als dieser durch Papst Johann X. seiner despotischen Herrschaft beraubt u. erschlagen war, verband M. sich mit dem Markgrafen Guido von Tuscien, der den Papst bekämpfte, einkerkern u. tödten ließ. Mit ihm u. nach seinem baldigen Tode mit seinem Schwager, dem lasterhaften Könige Hugo von Italien, dessen Gemahlin sie 932 wurde, führte M. in der Engelsburg jenes grausame u. schamlose Regiment, das in der Geschichte kaum seines Gleichen findet, erhob ihren eigenen Sohn als Johann XI. auf den päpstlichen Stuhl, wurde aber durch einen anderen Sohn Alberich im Lateran eingekerkert, wo sie bald darauf starb.

Marpurg, Friedrich Wilhelm, ein ausgezeichneter deutscher Musikschriftsteller u. Theoretiker, geb. 1. Okt. 1718 zu Seehausen in der Altmark, war 1746 als Sekretär des Generals Bodenburg in Paris, lebte dann abwechselnd in Hamburg u. Berlin, wo er 1763 Lotteriedirektor wurde, dann den Titel „Kriegsrath“ erhielt u. 22. Mai 1795 starb. — Seine Schriften, in rein theoretische, kritische u. historische zerfallend, sind ausgezeichnet durch Gründlichkeit u. Scharfsinn sowie durch Prägnanz der Darstellung; wenig ansprechend ist indeß ihr theils witzelnder, theils grober Ton, der den Musikschriftstellern des vorigen Jahrhunderts vielfach eigen ist. Von seinen Arbeiten sind die wichtigsten: „Handbuch beim Generalbaß u. der Komposition“ (3 Thle., Berl. 1757—60); „Abhandlung von der Fuge“ 2c. (sein theoretisches Hauptwerk, 2 Thle., Berl. 1753 bis 1754; 3. Aufl., von Dehn besorgt, Lpz. 1858); „Der kritische Musikus an der Spree“ (50 Aufsätze, in der Haude u. Spener'schen Zeitung erschienen, Berl. 1750); „Systematische Einleitung in die musikalische Setzkunst des Herrn d'Alembert nach den Lehren des Rameau 2c.“ (Lpz. 1757); „Anleitung zur Musik überhaupt u. zur Singkunst besonders“ (Berl. 1763); „Versuch über die musikalische Temperatur 2c.“ (Bresl. 1776); „Historisch-kritische Beiträge zur Aufnahme der Musik“ (5 Bde., Berl. 1754—60); „Kritische Einleitung in die Geschichte u. Lehrsätze der alten u. neuen Musik“ (Berl. 1751) u. A. Als Komponist ist M. mit geistlichen u. weltlichen Gesängen, Sonaten u. Fugen für Klavier od. Orgel, einigen Messensätzen, Uebungsstücken für Klavier 2c. aufgetreten.

Marque (franz., spr. Mark'), Merkzeichen, Merkmal, Spielmarke.

Marquesas- od. Mendaña-Inseln, eine der östlichsten Inselgruppen des Stillen Ozeans, zwischen 7° 50' u. 10° 31' südl. Br. u. 138° 39' u. 140° 46' westlich von Greenwich gelegen; bestehen aus 9 größeren, gebirgigen Inseln u. einer Anzahl kleinerer Koralleneilande, welche zusammen ein Areal von 22,5 □M. bedecken. Die höchste der Inseln ist Hiva-Oa, welche sich bis 1600 m. erhebt u. 7,3 □M. Flächenraum bedeckt, die größte Nuku-Hiva mit 7,8 □M. u. Bergen von 1176 m. Höhe. Der aus verwittertem vulkanischen Gestein bestehende Boden ist gut bewässert u. fruchtbar; den Brotfruchtbaum hat man hier zuerst kennen gelernt. Kokospalmen, Bataten, Bananen u. Baumwolle sind die wichtigsten Nutzpflanzen. Die Zahl der Einwohner wird auf 12,000 angegeben; hiervon kommen 6000 auf Hiva-Oa, 2700 auf Nuku-Hiva, 1220 auf Ua-Pu, 1000 auf Fatu-Hiva, 630 auf Tahuata, 450 auf Ua-Uka. Abgesehen von der geringen Anzahl amerikan., engl. u. franz. Kaufleute, die sich hier angesiedelt haben, u. der Chinesen, die in den letzten Jahren in größerer Menge hierher als Arbeiter in den Baumwollenplantagen gekommen sind, gehört die Bevölkerung der polynes. Rasse an u. stammt der Sprache nach von den Gesellschafts- u. Freundschaftsinseln. Sie zeichnet sich durch schöne Körperformen, Anmuth u. Geschmack aus; der größte Theil ist christlich, doch stehen die Bewohner in moralischer Beziehung nicht hoch u. sind vielfach der Trunksucht ergeben. Der Handel ist unbedeutend u. beschränkt sich im Allgemeinen auf die Verproviantirung von Walfischfahrern; die Einnahmen bestehen hauptsächlich aus den Hafengebühren der Schiffe. Die M.-J. wurden 21. Juli 1595 von dem span. Seefahrer Alvaro Mendaña entdeckt u. nach dem Vizekönig von Peru benannt. Cook fand sie 8. April 1774 wieder auf; die Franzosen nahmen sie 1792, die Amerikaner 1813 in Besitz, verließen sie aber bald wieder u. so konnte sich Frankreich den Archipel 1842 wieder aneignen. Der französ. Resident wohnt in Taiohai (Port Anna Maria) auf der Insel Nuka-Hiva. Als Deportationsplatz werden die M.-J. nicht mehr verwendet. Vgl. Oberländer „Ozeanien“ (Lpz. 1873).

Marqueterie, Kunsttischlerei, nam. insofern sie sich auf Herstellung eingelegter u. durch Schnitzerei 2c. verzierter Gegenstände bezieht.

Marqueur (franz., spr. Markör, von marquer, anmerken), der Anmerker, Bezeichner, Spielwärter beim Billard, dann überhaupt Aufwärter, Kellner.

Marquis (franz., spr. Markih), ein Adelstitel (vgl. „Markgraf“). Marquise ist der Titel der Gemahlin od. der Tochter eines M. Marquise bezeichnet auch noch ein leinenes Sonnendach.

Marranen, Bezeichnung der getauften, aber heimlich ihrer Religion getreuen Juden u. Mauren (Neuchristen) in Spanien u. Portugal. Die Bezeichnung Marranos (nicht Maraños) kommt her vom griech. *Μαρὰν ἀθά* od. *Μαραναθά*, entstanden aus dem neuhebr. Mocharam ath od. in

chaldäischer Form Mocharamth (zu Deutsch: „du bist gebannt“). In Portugal bildete man aus Maranatha das Wort Marrano, welches „gebannt, verflucht, verwünscht“ bedeutet. Eine Zufluchtsstätte fanden die aus Spanien u. anderen Ländern vertriebenen M. schließlich Ende des 16. Jahrh. in den Niederlanden. — Vgl. Grätz, „Geschichte der Juden“ (Bd. 9, Lpz. 1866).

Marrast (spr. Marāh), Armand, franz. Journalist u. Politiker, geb. zu Saint-Gaudens (Haute-Garonne) 5. Juni 1801, wurde bereits in seinem 17. Jahre Gymnasiallehrer, wandte sich 1827 nach Paris, betrat als Mitarbeiter des „Courrier français“ das Gebiet der Journalistik u. übernahm 1831 die Oberleitung der radikalen „Tribune“, die durch ihn sehr bald zu großem Einfluß kam. Infolge des Aprilaufstandes von 1834 zu achtjähriger Deportation verurtheilt, entfloh er in der Nacht vom 12. zum 13. Juli 1835 aus dem Gefängnisse Ste. Pélagie nach London, wo er sich mit Miß Fitz-Clarence, einer natürlichen Tochter Wilhelm's IV., verheirathete. Die Amnestie von 1838 gestattete auch ihm die Rückkehr nach Frankreich. Seitdem Chefredakteur des Pariser „National“, brachte er nunmehr sein eminentes publizistisches Talent im Interesse der republikanischen Partei erst recht zur Geltung. Nach dem Ausbruch der Achtundvierziger Februarrevolution wurde M. zum Mitglied u. Sekretär der Provisorischen Regierung ernannt, im März auch zum Maire von Paris u. von vier Departements in die Konstituirende Nationalversammlung gewählt, in welch letzterer er überdies vom 15. Mai 1848 bis 23. Mai 1849 den Vorsitz führte. Bei den Wahlen von 1849 aber erhielt M. seinen Sitz in der Nationalversammlung nicht wieder u. zog sich nunmehr vom politischen Wirken zurück. Mit Unrecht vielfach angefeindet, starb M. zu Paris 10. März 1852 in großer Armuth, denn zu seinen rühmlichsten Charaktereigenschaften hatte auch die Uneigennützigkeit gehört. Die von ihm während seines Londoner Aufenthaltes mit dem Advokaten Dupont herausgegebenen „Fastes de la révolution française“ (Par. 1835) blieben unvollendet. — Sein älterer Bruder François **M.**, geb. 1800, gest. zu Paris 24. Okt. 1874, erschien, nachdem er in Südamerika gegen die Spanier gekämpft hatte u. dann zurückgekehrt war, um sich der Landwirthschaft zu widmen, 1848 gleichfalls auf dem politischen Schauplatz, wurde aber allmählich ein Gegner der republikanischen Partei.

Marrons, Maruns (engl. Maroons) od. Buschneger heißen die Nachkommen entlaufener Sklaven, welche in den Wäldern Guayana's leben. In dem niederländischen Theile dieses Landes wird ihre Zahl auf 7500 geschätzt; dort sind sie seit 1761 als Freie anerkannt; sie scheiden sich in die Stämme der Aukanes, Saramacas u. Mussingas u. bringen als Flößer u. Holzhauer auf den Flüssen die kostbaren Hölzer des Innern an die Küste. Im engl. Guayana leben die M. etwa 4000 Köpfe stark als freie Republikaner in 40 Dörfern, stehen unter besonderen Häuptlingen u. sind nur zum geringen Theile Christen. Als M. werden auch die entlaufenen Negersklaven bezeichnet, welche in den Wäldern Jamaica's hausten u. im vorigen Jahrhundert blutige Kriege mit den Weißen führten. — M. war endlich noch früher der Name von Spürhunden des Hospizes auf dem St. Bernhard.

Marryat (spr. Märjätt), Frederik, engl. Romanschriftsteller, geb. 10. Juli 1792 in London, trat 1806 in den Marinedienst, führte 1815—23 den Befehl über verschiedene Kriegsschiffe u. wurde mit mehreren vertraulichen politisch-militärischen Aufträgen betraut. Bei der Belagerung von Rangun, im Birmanenkriege, zeichnete er sich dermaßen aus, daß er im J. 1825 zum Kapitän erster Klasse ernannt wurde u. Kaiser Dom Pedro ihm den Oberbefehl über ein brasil. Geschwader anbot, ein Anerbieten, welches M. aber ablehnte. Schon damals beschäftigte er sich mit literarischen Arbeiten. Gleich sein erster größerer Roman „The naval officer“ (Lond. 1829) erregte großes Aufsehen in den allerweitesten Kreisen; seitdem wurde die Lesewelt fast alle Jahre mit einem seiner Romane beschenkt. Unter diesen gefielen, u. zwar mit Recht, am meisten: „Jacob Faithful“, „King's Own“ (1830), „The Pacha of many tales“, „Japhet in search of a father“, „Rattlin the Reefer“ u. „Percival Keene“. Zugleich trat er auch als Jugendschriftsteller auf, jedoch hatte er mit den Werken dieser Gattung nicht gleiches Glück, u. nur eines derselben, „The settlers in Canada“, entspricht dem vom Verfasser im Auge gehabten Zwecke, die Jugend belehrend zu unterhalten, vollkommen. Anderer Art ist sein „A diary in America“ (Lond. 1829), welches amerik. Zustände schildern soll, aber seiner falschen u. schiefen, zum Theil parteiischen u. gehässigen Urtheile wegen von Publikum u. Kritik mit vollem Rechte abgewiesen wurde. Der Werth seiner Romane mag vielleicht bei deren Erscheinen zu hoch angeschlagen sein, jedenfalls aber ist das abfällige Urtheil vieler neueren Kritiker ein zu herbes u. ungerechtfertigtes. Ein Schriftsteller, der fast ein halbes Jahrhundert lang eine so große Volksthümlichkeit, nicht nur in seinem engeren Vaterlande, sondern auch in der Fremde genießt, muß seine unbestreitbaren Verdienste besitzen, u. dies ist auch bei M. der Fall.



Nr. 4101. *Frederik Marryat* (geb. 10. Juli 1792, gest. 2. Aug. 1848).

In seinen besseren Romanen sind die Schilderungen des Lebens u. Verkehrs an Bord so wahr, so getreu u. natürlich, dabei durch köstliche, ungesuchte Laune erheiternd u. fesselnd, daß wir den Verfasser dreist zu den besten engl. Schriftstellern in den von ihm gewählten Darstellungsgegenständen rechnen dürfen. — M. starb 2. Aug. 1848.

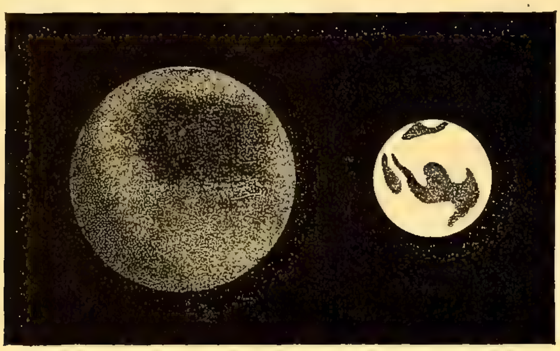


Nr. 4102. *Mars.* (Nach einem Barberinischen Kandelaber.)

Mars (Maurs, Mavors, Marmar), der röm. Kriegsgott, war bei den ital. Stämmen zugleich ein Gott des Wachsthums, ein Beschützer der Felder u. Herden, ja ein Gott der Weissagung. Der Wolf, der Specht, das Streitroß u. der Ackerstier waren ihm heilig, die Lanze war sein Symbol. In schweren Kriegen u. bei Seuchen gelobte die Gemeinde ihrem M. einen „heiligen Lenz“ (ver sacrum), d. h. alle im nächsten Frühling vorkommenden Geburten von Menschen u. Vieh. Die Thiere wurden geopfert, die junge Mannschaft, wenn sie herangewachsen war, über die Grenze gesandt, um sich neue Wohnsitze mit dem Schwerte zu erringen. Als dem Frühlingsgotte war ihm auch der März, ehemals der erste Monat des Jahres, geweiht. Auf dem nach ihm benannten Marsfelde an dem Tiber fand jährlich im Oktober ein Rennen statt, nach dessen Schluß das Handpferd des siegenden Gespannes am Altare des M. zum guten Gedeihen der Saaten geopfert wurde. Eine besondere Legende u. Stiftung knüpfte sich auch an die heiligen Schilde des M. Als Numa einst die Götter um ihren Segen anflehte, sollte ein Schild vom Himmel gefallen sein, den eine

göttliche Stimme als Unterpfand der himmlischen Gnade bezeichnete. Um jede Entwendung zu verhüten, ließ nun der König elf vollkommen gleiche Schilde fertigen u. setzte zu ihrer Hut das Priesterthum der Salier ein. Diese hielten jährlich zu Anfang des März mit den heiligen Schilden in halb priesterlicher, halb kriegerischer Tracht einen Umzug durch die Stadt, an gewissen Stationen liturgische Gesänge anstimmend u. einen Waffentanz aufführend. — Vgl. auch „Ares".

Mars ist der vierte Planet im Planetensystem der Sonne, zwischen Erde u. Jupiter u., abgesehen von den Asteroiden, nächst dem Merkur der kleinste, denn sein Durchmesser beträgt nur 910 geogr. Meilen. Seine Dichtigkeit beträgt nur $^7/_{10}$ von der der Erde, u. ein Gewicht von 1 Kg. auf der Erde würde auf dem M. nur 0,4 Kg. wiegen. Sein mittlerer Abstand von der Sonne beträgt 30,500,000 M. u. seine tropische Umlaufszeit 1 Jahr 321 Tage 16 Stunden 19 Minuten. Die Excentrizität seiner Bahn ist $^1/_{11}$ der großen Axe u. die Neigung der Bahn gegen die Ekliptik noch nicht 2 Grad. Die Umdrehungszeit um seine Axe beträgt 24 Stunden 37 Minuten 20 Sekunden. Man hat diesen Werth aus den Flecken bestimmt, welche auf diesem Planeten sehr gut sichtbar sind u. die zu verschiedenen Zeiten verschiedenfarbiges Licht reflektiren. Im Ganzen erscheint der Planet röthlich. Weil bes. an den Polen heller leuchtende Zonen je nach der Jahreszeit auf der Marsoberfläche bald größer bald kleiner werden, hat man geschlossen, daß daselbst Schnee u. Eis sowie vielleicht auch eine unserer Erde analoge Vegetation existiren.



Nr. 4103. Erde u. Mars in ihrem wahren Größenverhältniß.

Mars od. Marsch heißt das Gerüst von Bretern od. Gebälk an den Stellen, wo die Masten zusammengesetzt sind; Nichtseeleute nennen die Marsen Mastkörbe.

Mars (spr. Mahr), Mademoiselle, eigentlich Anne Françoise Hippolyte **Boutet**, franz. Schauspielerin, geb. als Tochter des ausgezeichneten Schauspielers Jean Marie Boutet, genannt Monvel, zu Paris 19. Dez. 1778, begann ihre Bühnenlaufbahn 1791 beim Théâtre Montansier in Versailles, um dieselbe erst nach 50 Jahren abzuschließen. Von jenem Theater ging sie bald zum Théâtre Français über, dem sie auch bis zuletzt angehörte. Wegen ihres in den verschiedensten Rollenfächern vollendeten Spieles ist sie den berühmtesten Bühnenkünstlerinnen beizuzählen. Den Parisern galt sie überdies als ein Muster des Geschmacks in der Kleidung. Bei Napoleon I. stand sie in hoher Gunst. 1833 erhielt sie auf Grund des Testamentes eines ihrer Verehrer 40,000 Frcs. Rente, doch verlor sie später durch Börsenspekulationen den größten Theil ihres ansehnlichen Vermögens. Ihre Erfolge auf der Bühne aber waren bis ans Ende ihrer Wirksamkeit, selbst in jüngeren Rollen, die gleichen. Sie starb zu Paris 20. März 1847. Die Marmorfigur der Komödie im Vestibule des Théâtre Français trägt ihre Züge.

Marsal, ehemalige Festung in Deutschlothringen (Kreis Château-Salins) an der Seille mit 779 E. (1871), welche Oelfabrikation, Wein- u. Hopfenbau treiben; ergab sich 15. Aug. 1870 nach einstündiger Beschießung der 4. bayer. Division. Die Festungswerke werden jetzt demolirt. In der Nähe befinden sich Ueberreste röm. Straßenanlagen.

Marsala, Hafenplatz in der sizilianischen Provinz Trapani mit 34,202 E. (1871) im Gemeindegebiet, ist die westlichste Seestadt der Insel u. liegt in einer palmenreichen, fruchtbaren Gegend. Die Reste einer Wasserleitung u. das hier gefundene, im Rathhause aufbewahrte Marmorbildwerk, zwei Löwen darstellend, welche einen Stier zerreißen, erinnern an das alte Lilybäum, an dessen Stelle M. steht, wie der Name (Mars Allah, d. h. Hafen Gottes) an die Araber, welche sich hier im 9. Jahrh. festsetzten. In der Nähe befinden sich Salinen; der wichtigste Ausfuhrartikel ist der Marsalawein, welcher in den westlichen Theilen Siziliens erbaut u. als Dessertwein geschätzt wird. In M. landete 11. Mai 1860 Garibaldi mit seinen Freiwilligen, um die Bourbonische Herrschaft in Sizilien zu stürzen.

Marsch bezeichnet den Gang mit militärischer Haltung, ferner die von einer Truppe zurückzulegende od. zurückgelegte Wegstrecke, auch die auf eine bestimmte Wegstrecke von einer Truppe zu verwendende Zeit. Man spricht in diesem Sinne davon, daß irgend ein Ort in so u. so viel Märschen von Infanterie, Kavallerie od. Artillerie zu erreichen sei. Hier ist also die durch Erfahrung feststehende Marschgeschwindigkeit der verschiedenen Waffengattungen zu Grunde gelegt. Im Allgemeinen rechnet man auf einen Marschtag eine Wegstrecke von etwa 25 Km. Kavallerie u. Artillerie können 30 u. 36 Km. auf den Tag rechnen. Etwa jeder 4. Tag ist dann Rasttag. Selbstverständlich gilt dies nur für Friedensmärsche u. nicht in der Nähe des Feindes. Nachtmärsche werden nur im Falle dringender Nothwendigkeit ausgeführt, weil sie bedeutend mehr ermüden als Märsche bei Tage. Der M. bei den Exerzirübungen von Truppenabtheilungen wird im Gleichschritt ausgeführt, weil sonst eine exakte Ausführung der reglementaren Bewegungen unmöglich ist. Schon die Spartaner übten den Gleichschritt. In der Kriegsgeschichte der neueren Zeit wird Leopold von Dessau als Derjenige genannt, welcher für die Einführung u. Ausbreitung des Takt- u. Gleichschrittes bei den Exerzirübungen hauptsächlich thätig gewesen ist. Unter „Parademarsch" versteht man bei großen militärischen Schaustellungen den Vorbeimarsch der Truppen in strammer militärischer Haltung. — In der Musik heißt M. (ital. Marcia [spr. Martschia], franz. Marche [spr. Marsch']), ein Tonstück, welches bestimmt ist, bei militärischen u. anderen Aufzügen sowol durch seinen Takt die vollkommene Gleichheit der Schritte zu erleichtern, als auch den ganzen Hergang durch Musik feierlicher zu machen. Der M. wird jederzeit in einer geraden Taktart gesetzt u. sein Rhythmus, seine Cäsuren u. Einschnitte müssen markirt, deutlich u. geradzahlig sein. Gewöhnlich besteht er aus zwei Wiederholungstheilen (Reprisen) von je acht od. mehr Takten, nebst einem ebenfalls aus zwei Reprisen bestehenden sog. Trio. Die verschiedenen Arten der Militärmärsche, als: Parademarsch, Geschwindmarsch 2c., kommen an Form unter sich ganz überein. Der Charakter wird durch die Art des Hergangs od. der Festlichkeit, wobei der M. gebraucht werden soll, bestimmt: er ist heiter, feurig, feierlich (Festmarsch), ernst pathetisch, tragisch (Trauermarsch) 2c. Auch in die Sonate u. Symphonie hat der M. Aufnahme gefunden u. wird hier meist etwas freier behandelt u. kunstvoller ausgearbeitet; doch muß er stets den markirten Rhythmus u. die Deutlichkeit der Einschnitte behalten. Militär- u. überhaupt zu öffentlichen Aufzügen dienende Märsche werden entweder für Blechinstrumente od. für Harmoniemusik gesetzt; bei den Märschen auf der Bühne u. in der Symphonie wird das Konzertorchester angewendet.

Marschall, eigentlich Marschalk (aus march, Roß, u. schalc, Diener), mittelalterlich Marescalcus, franz. Maréchal (s. d.), bezeichnete in älterer Zeit nur den Aufseher über die Pferde, seit den Merovingern (s. d.) einen Dienstmann höheren Ranges; unter den sächs. Kaisern war der M. einer der höchsten Hofbeamten (etwa im Range des heutigen Oberstallmeisters), Führer der reisigen Dienstmannschaft, u. ward später Inhaber eines der sog. Erzämter; Reichserzmarschall war schon Anfang des 13. Jahrh. der Herzog von Sachsen, u. das Amt blieb seitdem bei Kursachsen. Der Vertreter des Reichserzmarschalls war der Reichserbmarschall, eine bereits seit dem 14. Jahrh. im Hause der Grafen von Pappenheim erbliche Würde. Auf Reichstagen u. bei sonstigen feierlichen Gelegenheiten hatte der Reichserzmarschall für Ordnung zu sorgen, bei Aufzügen dem Kaiser das Schwert vorzutragen, bei Kaiserkrönungen aus einem auf offenem Markte aufgeschütteten Haferhaufen dem Kaiser ein silbernes Maß vollzuschöpfen. — Nach dem Vorbilde des kaiserlichen Hofes führten auch die übrigen Höfe das Amt eines besoldeten Hofmarschalls ein, der die Aufsicht über den Hofhalt führte, u. den Landerbmarschall, dem bei Versammlungen der Ritterschaft der Vorsitz gebührte. Der Feldmarschall (s. d.) hat sich aus einem Zweige der Thätigkeit des alten M.s heraus entwickelt. — Auch heute bezeichnet man als M. eine mit der Ordnung od. Begleitung eines Zuges beauftragte Person, den Festordner. In allen Fällen, von der ältesten bis auf die gegenwärtige Zeit, führt der M. einen Stab als Amtszeichen.

Marschland heißt in Norddeutschland, im Gegensatz zum höher gelegenen, sandigeren Geestland (s. d.), die an den Unterläufen der Flüsse sich ausdehnende, aus Anschwemmungen bestehende fette Niederung. Man unterscheidet Flußmarschen, welche der Fluß allein gebildet hat, so die ergiebigen Niederungen bei Tilsit, Elbing, Marienburg, Danzig, Magdeburg u. anderswo, u. Seemarschen, welche durch Zusammenwirken der Flüsse u. des Meeres entstehen, u. zwar einestheils aus den Ablagerungen des Flusses an seiner Mündung, anderntheils aus den chemischen Ausscheidungen des Meerwassers u. aus den Leichen seiner Bewohner.

Dieses ausgezeichnet fette, für den Ackerbau wie für die Viehzucht gleich gut geeignete Tiefland, welches sich in größerer Ausdehnung bes. an der Nordseeküste findet, wurde frühzeitig besiedelt; die Kolonisten bauten ihre Hütten aber, um sich vor Ueberschwemmungen zu schützen, auf ursprünglich höheren od. künstlich erhöhten Stellen, Wurten od. auch Warfen, Warften, Warten u. Würten genannt. Um das an vielen Stellen unter der Fluthöhe des Meeres gelegene Land vor diesem zu schützen od. auch neues Land der See abzugewinnen, wurden schon im 9. Jahrh. Deiche (s. d.) aufgeführt, künstliche Dämme, welche in ihrer Verbindung ein ausgedehntes System bilden u. unter sich unregelmäßig viereckig gestaltete Landstrecken abtrennen, welche in Holstein Köge, in Holland u. Ostfriesland Polder od. Groden genannt werden. Dieses hinter den Deichen gelegene Land ist von unzähligen Kanälen durchzogen, welche ihr Wasser durch Schleußen, sog. Sielen, zur Ebbezeit in das Meer abführen. Im Winter sind diese Kanäle wichtige Verkehrswege, im Sommer aber gehören die häufig sehr ungenügend entwässerten Marschen keineswegs zu den gesündesten Theilen Deutschlands.



Nr. 4104. Heinrich Marschner (geb. 16. Aug. 1796, gest. 14. Dez. 1861).

Marschner, Heinrich, ausgezeichneter deutscher Tonsetzer, geb. 16. Aug. 1796 zu Zittau, zeigte schon frühzeitig unzweideutige musikalische Anlagen u. beschäftigte sich, während er in seiner Vaterstadt u. in Bautzen das Gymnasium besuchte, sehr eifrig mit Musik. 1816 ging er behufs des Studiums der Jurisprudenz nach Leipzig, erregte durch seine Kompositionsversuche die Theilnahme des Thomaskantors Schicht, der ihm dann auch Unterricht in der Kunst des Tonsatzes ertheilte, u. gelangte bald zu dem Entschlusse, sich ganz der Musik zu widmen. 1817 machte er in Karlsbad die Bekanntschaft des ungar. Grafen von Amadén, auf dessen Besitzungen in Ungarn er nun die nächsten vier Jahre in sorgenfreier Muße der Kunst lebte. Hier entstanden u. A. seine ersten Opern: „Der Kyffhäuser Berg" (nachgehends auf mehreren Theatern mit Beifall gegeben), „Heinrich IV. u. Aubigné" (durch C. M. von Weber 1819 in Dresden auf die Bühne gebracht) u. „Saidar" (1819 in Preßburg, aber ohne sonderliches Glück, aufgeführt). Im J. 1821 wandte sich M. nach Dresden, wohin ihn seine Verehrung für Weber zog, lieferte hier die Musik zu mehreren Dramen (z. B. Kleist's „Hermannsschlacht") u. wurde 1823 als Musikdirektor an der deutschen u. ital. Oper angestellt. Im J. 1826, nachdem er auch die allerliebste Operette „Der Holzdieb" komponirt u. sich mit der ausgezeichneten Sängerin Marianne Wohlbrück vermählt hatte, gab er seine Dresdener Stellung auf u. ging mit seiner Frau auf Reisen; in Danzig fand M. Gelegenheit, seine 1826 vollendete Oper „Lucretia" zur Aufführung zu bringen. Eben in Begriff, nach Paris zu gehen, erhielt das M.'sche Ehepaar ein vortheilhaftes Anerbieten an das Leipziger Stadttheater u. ging auch im Herbst 1827 dorthin. Hier war es, wo im März 1828 mit ungeheurem Erfolg die Oper „Vampyr" (Text von Wohlbrück, dem Bruder von M.'s Frau) in Scene ging, jenes Werk, welches M.'s Ruf als Opernkomponist begründete u. bis auf den heutigen Tag einer der Haupttitel seines Ruhmes geblieben ist. Dem „Vampyr" folgte „Der Templer u. die Jüdin" (Text wieder von Wohlbrück), im Dez. 1829 zuerst in Leipzig u. bald an vielen anderen Orten mit größtem Erfolg aufgeführt. Im J. 1830 vollendete er die Oper heitern Inhalts „Des Falkners Braut" (Text von Wohlbrück), die freilich nicht denselben Beifall fand, wie ihre Vorgängerinnen. Im J. 1831 folgte M. einem Rufe als Hofkapellmeister in Hannover. Hier entstand „Hans Heiling" (Text von Ed. Devrient); die Oper wurde im Mai 1833 zum ersten Male in Berlin gegeben, wo indeß der Erfolg kein durchschlagender war. Desto enthusiastischer war die Aufnahme in Leipzig (im Juli 1833), wo auch die Universität hinter den allgemeinen Huldigungen nicht zurückblieb, sondern den Komponisten zum Doktor der Musik ernannte. Mit „Hans Heiling" hatte M. den Höhepunkt seines Schaffens erklommen; was er nachher an Opern noch lieferte, „Das Schloß am Aetna" (1836, Text von Klingemann), „Der Bäbu" (1838, Text von Wohlbrück), „Adolph von Nassau" (1845, Text von Heribert Rau), „Austin" (1855), steht hinter den genannten Werken merklich zurück. Außer noch einer Oper — „Hjarne" — die er vollendet hinterlassen haben soll, ist nichts bekannt geworden. Von sonstigen Schöpfungen M.'s mögen noch erwähnt werden: Musik zu Rodenberg's Drama „Waldmüller's Margreth'" u. zu Mosenthal's dramatischem Mährchen „Der Goldschmied von Ulm"; Klaviersachen mit u. ohne Begleitung; ein- u. mehrstimmige Lieder; einige Konzertouverturen u. einige Klaviertrios. — Im J. 1854 hatte M. seine Frau verloren; schon im folgenden Jahre schloß er eine neue Ehe mit der Sängerin Janda. Er selbst starb zu Hannover 14. Dez. 1861. Die letzten zwei Decennien seines Lebens wurden ihm vielfach getrübt durch Mißhelligkeiten mit der hannoverschen Theaterleitung sowie auch durch die verhältnißmäßig nur geringe Theilnahme, welche seine letzten Opern fanden. — M. ist ein Tonsetzer von echt deutschem Schrot u. Korn, u. an Geist, Gemüth, Frische der Erfindung u. Charakterisirungsvermögen kommt er seinem Vorbilde C. M. von Weber ziemlich nahe. Ihn als einen bloßen Nachahmer Weber's zu bezeichnen, wie öfter geschieht, ist entschieden ungerecht.

Marschner, Adolph Eduard, ein Verwandter des Vorhergehenden u. ebenfalls Komponist (nam. von Liedern), geb. zu Grünberg in Schlesien 5. März 1810, wandte sich 1832 in Leipzig, nachdem er daselbst ein Jahr lang dem Studium der Rechte obgelegen, der Tonkunst als Lebensberuf zu u. wurde bald als Lehrer des Klavierspiels u. Gesangs geschätzt. Von Jugend auf in ärmlichen Verhältnissen lebend, war er fast ganz auf das autodidaktische Musikstudium angewiesen, auch wurde durch Kränklichkeit seine geistige Schwungkraft vielfach gehemmt; doch hat er als Liederkomponist Schätzenswerthes geleistet. Er starb zu Leipzig 9. Sept. 1853.

Marseillaise (spr. Marßeljähs'), Marseiller Hymne, der bekannte franz. Kriegsgesang, welcher die Armeen der ersten Franz. Republik sowol durch seinen Text wie durch seine Melodie zur höchsten Begeisterung entflammte; sie hat ihren Namen daher, daß sie zuerst von einer Abtheilung Marseiller Freiwilliger bei deren Einzug in Paris gesungen wurde. Verfasser des Textes ist Rouget de Lisle, 1792 Ingenieuroffizier in Straßburg, der, während der Kaiserzeit vergessen, erst nach der Julirevolution wieder zur Anerkennung kam u. am 26. Juni 1836 starb; auch die Melodie, wie sie heute gesungen wird, hat er geliefert. Indessen ist neuerdings behauptet worden, daß Rouget de Lisle die Melodie nicht erfunden, sondern ein bewußtes Plagiat begangen habe, da die Melodie fast Note für Note in dem Credo einer vom kurpfälzischen Kapellmeister Holtzmann 1776 komponirten Messe enthalten sei.

Marseille, Frankreichs wichtigster Handelsplatz am Mittelländischen Meere u. drittgrößte Stadt mit 312,864 E. (1872), ist Hauptstadt des Departements der Rhonemündungen (Bouches du Rhône), steigt vom Hafen aus nach drei Seiten hin an Hügeln empor u. löst sich allmählich in unzählige Landhäuser zwischen Weingärten auf. Die Altstadt hat enge Gassen, schmuzige Wohnungen; schöner ist die Neustadt gebaut, doch fehlen auch hier jene eben so landschaftlich wirksamen wie kunsthistorisch interessanten Palastbauten, wie sie Genua aufzuweisen hat. Der schönste Theil der Stadt liegt am Meere, dort befinden sich prachtvolle Kais u.

großartige Gebäude. Die bedeutendsten der öffentlichen Bauwerke sind das Stadthaus rechts am Hafen, die Markthalle, die Münze, die Börse, die auf dem Grunde eines griech. Tempels erbaute Kathedrale, aus abwechselnden Lagen schwarzen u. weißen Steines erbaut, vor allen aber die Präfektur u. das erst seit wenig Jahren vollendete Château d'Eau im O. der Stadt, in dessen Räumen auch eine Gemäldegalerie u. ein naturwissenschaftliches Museum untergebracht sind; hier mündet die gewaltige Wasserleitung, welche die Stadt mit Trinkwasser versorgt. Le Grand Cours u. die Rue Cannebière sind die Hauptverkehrsadern der Stadt. Im Ganzen macht dieselbe einen geschäftsmäßigen, prosaischen Eindruck trotz glänzender Schaufenster u. des an allerhand interessanten Nationalitätstypen reichen Volkslebens am Hafen. Das Lebensziel der meisten Marseiller ist der Besitz einer Bastide, eines jener 6000 Landhäuser, welche von den Höhen im N. aus wie Gärten auf Stadt u. Meer herabschauen. M. besitzt eine große Anzahl wissenschaftlicher Anstalten, so eine Schule für Arzneikunde, ein Lyceum, eine Sternwarte, ein naturgeschichtliches Museum, einen botanischen u. zoologischen Garten u. eine Bibliothek. Von den 17 Kirchen ist außer der bereits genannten Kathedrale kaum eine bemerkenswerth; desto interessanter, wenn auch nicht als Bauwerk, so doch ihrer imposanten Aussicht wegen, ist die auf einer felsigen Anhöhe südl. vom alten Hafen gelegene Kirche Notre Dame de la Garde, ein viel besuchter Wallfahrtsort. — Der alte Hafen reicht 1 Km. weit in das Land hinein u. kann 1000—1200 Kauffahrer, seiner geringen Tiefe wegen aber keine Kriegsschiffe fassen. Die nördl. Eingangspforte bildet das Fort St. Jean, die südl. das Fort St. Nicolas. Außerdem sind aber noch sechs weitere Bassins angelegt worden, welche durch vier Leuchtthürme gesichert sind. Bes. großartig sind die Docks de la Joliette u. der Quarantainehafen zwischen den befestigten Felseneilanden Ratonneau u. Pomègue. Vor der Rhede liegt die Insel If. — M. beherrscht den Handel u. Schiffsverkehr Frankreichs mit Nordafrika u. der Levante; der Gesammthandelsverkehr belief sich 1871 auf 1,748,200,000 Frcs. u. übertraf in diesem Jahre den zweitgrößten franz. Seehandelsplatz um 70 %. M. ist aber außerdem auch ein sehr wichtiger Industrieplatz, welcher nam. Seife, Tabak, Oel, Leder u. Parfümerien produzirt. Bedeutend sind die Schiffsbauanstalten u. Reparaturwerkstätten für Dampfer. — Die Stadt wurde als Massilia 546 v. Chr. von Phocäern gegründet, mit den Römern stand sie im zweiten Punischen Kriege in Bundesgenossenschaft, ward aber als Parteigängerin des Pompejus von Cäsar belagert, erobert u. hart bestraft. Von den Kaisern wenig begünstigt, wandte sie sich neben der Handelsthätigkeit nam. auch den höheren Wissenschaften zu u. gründete Schulen für Aerzte u. Philosophen. Als Pflegerin griech. Kultur ward sie wichtig für die Ausbreitung des Christenthums in Gallien. Später kam M. an das Fränk. Reich, ward um 1250 Republik u. gelangte 1481 an die Krone Frankreichs.

Marsen, einer der sabellischen Volksstämme im alten Mittelitalien, der zwischen dem eigentlichen Samnium u. dem Sabinerlande um den Fucinersee herum wohnte. Sie waren wegen ihrer Tapferkeit gefürchtet, standen in den Kämpfen zwischen den Römern u. Samniten immer auf Seite der Letztern u. traten auch 91 v. Chr. wieder an die Spitze des allgemeinen Aufstandes der Bundesgenossen gegen Rom, welcher deshalb auch der Marsische Krieg heißt. — M. heißt auch eine german. Völkerschaft, welche nach der Uebersiedelung der Sigambrer auf das linke Rheinufer deren Wohnsitze in der Gegend von Münster u. an der Lippe einnahm. In ihrem Gebiete befand sich der einzige sicher verbürgte Tempel der Deutschen, Tamfana genannt, welchen Germanicus von Grund aus zerstören ließ. Den Adler, welchen sie einst (10 n. Chr.) dem Varus abgenommen hatten, gab ihr verrätherischer Fürst Malowend im J. 16 dem Germanicus zurück. Bald darauf zogen sie sich vor den Angriffen der Römer in das Innere Deutschlands zurück u. verschwanden.

Marsfeld (lat. Campus Martius) hieß in Rom die zwischen dem Tiber u. den Abhängen des Quirinalis u. Capitolinus sich erstreckende Ebene, zu militärischen Uebungen benutzt; hier fanden bes. im März die Equiria, militärische Ritterschauspiele, statt. — Das M. (Champ de Mars) bei Paris, welches als Exerzir- u. Paradeplatz dient, liegt am linken Ufer der Seine vor der Ecole militaire. Es ist geschichtlich berühmt geworden, weil in der ersten Franz. Revolution am 4. Juli 1790 die erste konstitutionelle Verfassung daselbst von König u. Volk feierlich beschworen wurde; die große Weltausstellung von 1867 nahm denselben Platz ein. — Das M. in München zwischen der Stadt u. dem Nymphenburger Park wird ebenfalls als Exerzirplatz benutzt.

Marsh (Mäsch), Mistreß Anna, engl. Romanschriftstellerin, wurde Anfang dieses Jahrh. in Staffordshire geb. u. ist eine der fruchtbarsten u. zugleich lesenswerthesten unter der Masse der engl. Schriftstellerinnen. Die wichtigsten ihrer Werke sind: „Two old mens tales" (Lond. 1839 u. öfter); die in ihrer Gemüthlichkeit reizenden „Tales of the woods and fields" (Lond. 1836); „Aubrey" (Lond. 1845); „Emilia Wyndham" (3 Bde., Lond. 1846), von der engl. Kritik als Meisterwerk gepriesen; „Normans bridge, or the modern Mida" (3 Bde., Lond. 1847), der beste ihrer Romane. Nicht minder gelungen sind „Angela, the Captains daughter" (3 Bde., Lond. 1848); eine „Lady Evelyn" (3 Bde., Lond. 1849), letzteres lebhaft an ähnliche Romane Walter Scott's erinnernd; „Ravenscliffe, the Rose of Ashurst" (Lond. 1857) u. endlich „The song of Roland, as chanted by the Minstrel Taillefer etc.", welcher eine lebhafte u. kräftige Schilderung des alten Ritterthums enthält. Was ihre Romane vor den meisten anderen auszeichnet, ist die scharfe Charakterzeichnung, das Spannende u. Ergreifende des Inhalts u. der tiefe sittliche Ernst, der ihnen zu Grunde liegt.

Marsh'scher Apparat, s. „Arsen".

Mars-la-Tour, Dorf im Dep. Mosel, 20 Km. westl. von Metz in der Aue des Yronbaches an der großen Straße von Verdun nach Paris, mit 652 E. Im Deutsch-franz. Kriege wurde hier am 16. Aug. 1870 nach einer heißen Schlacht die franz. Armee nach Metz zurückgedrängt.

Marstall ist der Stall, in welchem die Pferde von Fürsten u. großen Herren stehen. Man bezeichnet unter Umständen auch das ganze zugehörige Personal von Stallmeistern, Bereitern, Reitknechten sowie die Pferde in ihrer Gesammtheit mit dem Worte M. Marstallamt ist die Behörde, welche die Aufsicht u. Verwaltung bei einem großen M. führt.

Marston (spr. Mahrst'n), John, ein Zeitgenosse der Königin Elisabeth u. Jakob's, gilt für einen der besten Dramatiker der sog. nachshakespeare'schen Zeit, d. h. der gleich auf die Blütezeit des altengl. Theaters folgenden Periode. Er ist der Verfasser von acht Bühnenwerken (sechs derselben erschienen in London 1633 in zweiter Aufl.), die weniger dramatisches Leben u. Charakterzeichnung der handelnden Personen als dichterischen Schwung zeigen. Höher denn als dramatischer Dichter steht M. unbedingt als Satiriker, u. nam. ist sein mit juvenalischer Schärfe geschriebener Kranz von Gedichten in drei Abtheilungen: „The scourge of Villainy", ein nicht wegzuleugnender Beweis von sittlichem Gefühl u. dichterischem Geist. Daß diese „Geißel der Schlechtigkeit" ihm viele Bewunderer, aber eine noch bei weitem größere Anzahl von Feinden verschafft hat, versteht sich von selbst. Seine gesammelten Werke erschienen zuerst London 1598 (neue Ausg. in 3 Bdn., ebd. 1856).

Marstonmoor (spr. Mahrst'nmuhr), Dorf in der Nähe der nordengl. Stadt York, berühmt durch den Sieg der Parlamentstruppen über die Königlichen 2. Juli 1644.

Marstrand, Wilhelm Nicolai, dän. Maler, geb. 10. Dez. 1810 zu Kopenhagen, begann seine künstlerische Laufbahn auf der dortigen Akademie u. lebte dann zu seiner weiteren Ausbildung einige Jahre in München u. in Rom. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt widmete er sich vorzugsweise dem humoristischen Genre, für welches er ein großes Erfindungstalent bekundete, wenn es auch seinen Bildern oft an Zartheit u. Feinheit mangelt. Unter seinen historischen Darstellungen sind wol die Fresken aus der Geschichte König Christian's IV. von Dänemark in der Domkirche zu Roeskilde das Bedeutendste. Er starb als Direktor der Akademie in Kopenhagen 25. März 1873.

Marsyas, ein phrygischer Quelldämon. Die griech. Mythologie läßt ihn die von Athene weggeworfene Flöte finden u. sich auf diesem Instrumente so vervollkommnen, daß er sich mit dem die Kithara spielenden Apollon in Wettstreit einließ. Da die Verabredung vorausging, daß der Sieger mit dem Besiegten machen solle, was er wolle, so zog Apollon, der den Sieg davontrug, dem M. die Haut vom Leibe, die später zu Kelänä in Phrygien gezeigt wurde. Sein Bild befand sich in den italischen Städten sowie auch in Rom auf dem Markte, als Symbol der Fruchtbarkeit, aber auch der üppigen Freiheit. — **M.** war ferner der Name eines makedonischen Geschichtschreibers, Stiefbruders von Antigonos, der mit Alexander d. Gr. erzogen wurde u. später Feldherr des Demetrios Poliorketes war. Er schrieb 12 Bücher „*Μακεδονικά*", die bis zu Alexander's syrischem Feldzuge reichten. Wahrscheinlich nicht von ihm, sondern einem jüngeren M., dem Sohn des Kritophemos aus Philippi, sind die 12 Bücher „*Αττικά*". — Den Namen M. führten auch zwei Nebenflüsse des Mäander u. eine Ebene in Phönikien.

Martaban, ein Bezirk von Britiſch-Birma an dem Meerbuſen von M., einem Theile des Golfs von Bengalen, iſt benannt nach dem Orte M. an dem Ausfluß des Saluen, einſt wichtige Feſtung u. Handelsſtadt Birma's, aber infolge der Entwicklung Maulmains (ſ. d.) ſehr herabgekommen. M. wurde 1853 von Birma an England abgetreten.

Martellos, runde Feſtungsthürme, zuerſt zum Schutz gegen die Landungen der Seeräuber an den Küſten Siziliens, Sardiniens u. Korſika's zu Karl's V. Zeit erbaut. In neuerer Zeit errichtete England an ſeinen durch Landungen Napoleon's bedrohten Küſten ebenfalls M., die man jetzt als Wachtthürme gegen den Schmuggelhandel benutzt. Andere M. legten die Spanier im 16. Jahrh. an den ſüdl. Küſten Nordamerika's an, von denen der bedeutendſte an der Mündung des Savannah River aus Mauerwerk von Kalk u. Auſterſchalen beſteht.



Nr. 4105. Marſeille.

Martène, Edmond, gelehrter Benediktiner, geb. 22. Dez. 1654 zu St. Jean de Lône, geſt. 20. Juni 1739 in St. Germain des Prés. Er durchforſchte von 1708—1724 mit dem Benediktiner Urſin Durand die Kloſterbibliotheken Deutſchlands, Frankreichs u. der Niederlande u. ſchrieb zahlreiche Werke, von denen die vorzüglichſten ſind: „Commentarius in regulam sancti patris Benedicti literalis, moralis, historicus etc." (Par. 1690—95); „De antiquis monachorum ritibus" (2 Bde., Lyon 1690); „De antiquis ecclesiae ritibus" (3 Bde., Rouen 1700); „Thesaurus novus anecdotorum" (5 Bde., Par. 1717) u. „Veterum scriptorum et monumentorum historicorum, dogmaticorum et moralium amplissima collectio" (9 Bde., Par. 1724—33). Auch ſetzte er Mabillon's (ſ. d.) „Annales Ordinis S. Benedicti" fort.

Martens, Georg Friedrich v., deutſcher Rechtsgelehrter, Diplomat u. Publiziſt, geb. zu Hamburg 22. Febr. 1756, ſtudirte in Göttingen die Rechte, wurde 1780 Privatdozent u. 1784 Profeſſor daſelbſt, erhielt 1789 den Adel, war 1808—13 Mitglied, bez. ſeit 1801 Präſident der Finanzſektion des weſtfäl. Staatsraths, wurde 1814 Geh. Kabinetsrath des Königs von Hannover, ging 1816 als Bundestagsgeſandter nach Frankfurt a. M. u. ſtarb daſelbſt 21. Febr. 1821. Er veröffentlichte: „Précis du droit des gens moderne de l'Europe" (2 Bde., Gött. 1789, 3. Aufl. 1821); „Recueil des traités d'alliance, de paix etc. depuis l'an 1761" (7 Bde., ebd. 1791—1801; Suppl. dazu, 4 Bde., ebd. 1802—8; 2. Aufl., 8 Bde., 1817—35); fortgeſetzt von ſeinem Neffen Karl v. M. (ſ. u.), Saalfeld u. Murhard als „Nouveau recueil" (16 Bde., ebd. 1817—42) u. „Nouveau supplément" (3 Bde., ebd. 1839—42); „Erzählungen merkwürdiger Fälle des neueren europ. Völkerrechts" (2 Bde., ebd. 1800—2); „Cours diplomatique, ou tableau des relations extérieures des puissances de l'Europe (3 Bde., Berl. 1801); „Grundriß einer diplomatiſchen Geſchichte der europ. Staatshändel u. Friedensſchlüſſe ſeit dem 15. Jahrh." (Berl. 1807) ꝛc. — Sein Neffe Karl **v. M.**, ebenfalls Diplomat u. Publiziſt, geb. zu Frankfurt a. M. 17. Sept. 1781, ſtarb als ſachſ.-weimar. Miniſterreſident a. D. zu Dresden 18. März 1862. Derſelbe gab ſelbſtändig heraus: „Manuel diplomatique" (Lpz. 1823; neu bearbeitet als „Guide diplomatique", ebd. 1832; 5. Aufl., von Geffcken bearbeitet, 1866); „Causes célèbres du droit des gens" (2 Bde., ebd. 1827; 2. Aufl., 2 Bde., 1858 f.); „Nouvelles causes célèbres etc." (2 Bde., ebd. 1843); „Recueil manuel et pratique des traités etc." (in Verbindung mit Cuſſy, 5 Bde., ebd. 1846—49; fortgeſetzt von Murhard, Gött. 1849); „Geſchichte der kriegeriſchen Ereigniſſe in den Grenzen des jetzigen Württemberg ꝛc." (Stuttg. 1847); „Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines alten Offiziers" (Lpz. 1848) ꝛc.

Marterſteig, Friedrich Wilhelm, namhafter Hiſtorienmaler, geb. 1812 zu Weimar, beſuchte 1834—38 die Kunſtakademie in Düſſeldorf, bildete ſich aber erſt in Paris unter Delaroche zum Hiſtorienmaler aus. Mit Vorliebe wählt er ſeine Stoffe aus der Geſchichte der Religionskämpfe u. der Reformationszeit, die er zwar mit gründlicher Kenntniß, aber auch oft mit zu großer Derbheit in Ausdruck u. Farbe darſtellt. Zu ſeinen beſten Schöpfungen gehört ſein Hauptwerk, die „Uebergabe der Augsburgiſchen Konfeſſion" u. das „Konzil zu Koſtnitz". Großen Beifall fanden auch ſeine neun Cartons aus dem Leben Theodor Körner's.

Marterwerkzeug, ſ. „Tortur".

Martha (im Aramäiſchen ſ. v. w. „Herrin"), die heilige, erſcheint im Neuen Teſtament als Schweſter einer gewiſſen Maria (Luk. 10, 38 ff.) u. des Lazarus (Joh. 11, 1), den Jeſus von den Todten auferweckte, wohnte nach letzterer Stelle alſo zu Bethanien (vgl. auch Joh. 12, 1 ff.). Nach der kirchlichen Legende begleitete ſie ſpäter den

Lazarus nach Südfrankreich (Marseille), wo auch ihre Verehrung als einer Heiligen aufkam. Ihr Heiligentag ist der 27. Juli.

Martialis, M. Valerius, gebürtig aus Bilbilis im nördl. Spanien, kam ungefähr 63 n. Chr., 23 Jahre alt, nach Rom, um, wie es scheint, dort nach Staatsämtern zu streben. Da er jedoch mit seinen Gedichten Beifall fand, gab er das juristische Fach auf u. wendete sich ganz der Poesie zu. Aber diese nährte ihre Jünger nicht selbständig, u. so blieb er ganz auf die Gnade hoher Gönner angewiesen u. würdigte seine Muse zur Magd reicher Leute u. sich selbst zu einem um Tagelohn dienenden Klienten herab. Endlich gegen Ende seines Lebens kehrte er in sein Vaterland zurück, bekam dort von einer Gönnerin ein zu seinem Unterhalt ausreichendes Landgut geschenkt u. starb ungefähr 102 n. Chr. Seine Gedichte sind Epigramme, u. wenn sich die röm. Epigrammatik von der griech. überhaupt dadurch unterschied, daß sie mit praktischem Blicke Thatsachen der Gegenwart kritisirte, so bestand die Kunst u. Meisterschaft des M. darin, diese Spiele der flüchtigen Empfindung satirisch zuzuspitzen, so daß sie mit einem schlagenden Witze schlossen. Abstoßend ist seine Kriecherei, nam. vor dem Kaiser Domitian, sowie daß er die Laster u. Gebrechen seiner Zeit mit Behagen ausmalt u. bewitzelt. Seine Gedichte bestehen in 15 Büchern, von denen 12 die eigentlichen Epigramme enthalten, ein Buch sich auf die vom Kaiser Titus gegebenen Spiele im Amphitheater bezieht, die beiden letzten, „Xenia" u. „Apophoreta" genannt, Devisen zu Saturnaliengeschenken bilden sollten. — Die beste Ausgabe von M.' Gedichten lieferte Schneidewin (Grimma 1842); eine Uebersetzung verfaßte K. W. Ramler (1789—91).

martialisch (abgeleitet von Mars, s. d.), kriegerisch, streitbar, wild.

Martigny (deutsch Martinach), Städtchen im schweiz. Kanton Wallis mit 1542 E. (1871); liegt an der Eisenbahn u. an der Dranse, welche in der Nähe in die Rhone mündet. Der malerisch gelegene Ort, das Octodurum od. der Vicus Veragrorum der Römer, u. vom 4. bis 6. Jahrh. Residenz der Bischöfe von Wallis, wird von den auf steiler Felsenwand sich erhebenden Ruinen des 1518 zerstörten alten savoyischen Schlosses La Batia überragt, hat eine schöne Hauptkirche St. Maria mit vielen eingemauerten röm. Inschriften u. wird durch einen theilweise noch röm. Aquädukt mit Wasser versorgt. Im Thale der Dranse, die durch häufige Ueberschwemmungen viel Schaden anrichtet, liegt das langgestreckte M. le Bourg, auf dessen Rebenhügeln die geschätzten Weine Coquempin u. la Marque erbaut werden. M. hat als Kreuzungspunkt der Straßen über den Simplon u. Großen St. Bernhard u. des Saumpfades nach Chamouny im Sommer starken Fremdenverkehr.

Martin, der heilige, Bischof von Tours, geb. um 320 zu Sabaria in Pannonien (Steiermark) als Sohn eines Soldaten, der ihn, der bereits Christ war, in jugendlichem Alter zum Kriegerstand zwang, dem er 5 Jahre angehörte. In diese Zeit fällt die berühmte Theilung seines Mantels mit einem Bettler in der Nähe von Amiens. Später wurde er von Hilarius von Poitiers zum Diakon geweiht, bekehrte seine Mutter, hatte dann aber wegen seines Eifers für die Katholische Kirche (gegen die Arianer) viele Anfechtungen auszustehen, bis er in einer Einsiedelei bei Poitiers Ruhe fand. Der Ruf zweier Todtenerweckungen, die er vollbracht haben sollte, erhob ihn, obschon wider seinen Willen, auf den Bischofsstuhl von Tours (375). Auch hier blieb er seinem mönchischen Leben in aufopfernder Entsagung getreu u. wurde der Mittelpunkt einer großen Schülerzahl. Er starb auf einer Amtsreise zu Candes 400 n. Chr., wurde jedoch zu Tours begraben. Als ein Musterbild demüthigen u. menschenfreundlichen Sinnes ist er mit seinen unzähligen Wundern auch außerhalb Frankreichs ein wahrer Volksheiliger geworden. Freilich trug dazu vor Allem bei, daß sein Gedächtnißtag (11. Nov.) als Martinstag (Martini) zum christlichen Ersatz für ein altheidnisches Herbstfest wurde. Zahlreiche Sitten, die sich an diesen Tag knüpfen, wie die Martinsfeuer, die sog. Martinshörner, Martinsgänse u. der Martinswein, gelten eigentlich dem heidnischen Fest mit seinen Freuden- u. Opferschmäusen. Erst eine spätere Sage faßt die Martinsgans als Erinnerung daran, daß eine Gans den Heiligen verrathen habe, als er sich der Bischofswahl durch Verstecken entziehen wollte.

Martin ist der Name von 5 römischen Päpsten: **M. I.**, Papst 649—655, aus Todi in Mittelitalien gebürtig, war vor seiner Wahl päpstlicher Gesandter in Konstantinopel. Da er bereits 649 auf der (ersten) Lateransynode den Patriarchen von Konstantinopel sammt dem Kaiser Constans II. als monotheletische Ketzer verdammen ließ, wurde er auf Befehl des Kaisers 653, obwol krank, nach Konstantinopel geschickt u. 655 nach den ärgsten Mißhandlungen zum Tode verurtheilt. Diese Strafe wurde zwar in Verbannung nach Cherson (in der Krim) verwandelt, aber schon nach 6 Monaten erlag er daselbst dem Hunger u. Elend (16. Sept. 655). Die römische Kirche feiert sein Gedächtniß am 12. Nov. — **M. II.** aus Montefiascone in Mittelitalien, auch Marinus genannt, Papst 23. Dez. 882 bis 14. Febr. 884. — **M. III.** aus Rom (auch Marinus II.), Papst 943 bis 4. Aug. 946. — **M. IV.**, 1281 gewählt u. 28. März 1285 zu Perugia gestorben, war als Franzose (aus Brie bei Tours) u. als Kreatur Karl's von Anjou (s. d.) verachtet u. ohnmächtig. — **M. V.**, eigentlich Otto Colonna, wurde 11. Nov. 1417 zu Konstanz nach der Absetzung Johann's XXIII. zum Papste gewählt u. hintertrieb sofort alle geplanten Reformen in der Katholischen Kirche, indem er nach 5 Jahren ein neues Konzil nach Pavia zu berufen versprach. Dies geschah zwar 1423, aber auch dieses Konzil, das übrigens bald nach Siena verlegt wurde, verlief resultatlos mit der abermaligen Vertröstung auf das Basler Konzil. Dieses schrieb M. 1431 wirklich aus, starb jedoch noch vor der Eröffnung 20. Febr. 1431. Theils durch seine Gelderpressungen, theils durch den unlauteren Eifer für die Hebung seiner Familie hat sich M. V. kaum weniger verhaßt gemacht als sein abgesetzter Vorgänger.

Martin, Christoph Reinhard Dietrich, deutscher Rechtsgelehrter, stammte aus einer franz. Réfugiéfamilie u. ward 1772 zu Bovenden bei Göttingen geb., studirte daselbst u. begann schon 1790 die advokatorische Praxis in seiner Vaterstadt, wurde 1797 Assessor der Juristenfakultät u. 1802 außerord. Professor, ging 1805 als ord. Professor nach Heidelberg, macht sich aber 1815 durch eine auf beschleunigte Einführung der zugesagten Verfassung gerichtete Petition mißliebig u. folgte daher einem Rufe nach Jena, wo er zugleich die Stelle eines Oberappellations-Gerichtsraths erhielt. 1842 in Ruhestand versetzt, lebte er seitdem in Mügeln (Sachsen), war 1846—48 Mitglied des sächsischen Staatsgerichtshofes, wandte sich dann nach Gotha u. starb daselbst 13. Aug. 1857. Sein Hauptwerk bildet das „Lehrbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Prozesses" (Gött. 1800; 13. Aufl., Lpz. 1862). Außerdem sind von seinen Schriften zu nennen: „Anleitung zum Referiren in Rechtssachen" (Gött. 1809; 3. Aufl., Heidelb. 1829); „Lehrbuch des deutschen gemeinen Kriminalprozesses" (Gött. 1812; 4. Aufl., Heidelb. 1836); „Lehrbuch des deutschen gemeinen Kriminalrechts" (Heidelb. 1820 bis 1825; 2. Aufl. 1829) u. die von Theodor M. herausgegebenen „Vorlesungen über die Theorie des deutschen gemeinen bürgerlichen Prozesses" (2 Bde., Lpz. 1856 f.). — Sein Sohn Eduard **M.**, geb. zu Heidelberg 22. April 1809, studirte in Jena Medizin, wurde daselbst Professor der Geburtshülfe, ging später in gleicher Stellung nach Berlin u. starb hier 5. Dez. 1875. Von seinen zahlreichen geburtshülflichen u. gynäkologischen Werken sind zu nennen: „Handatlas der Gynäkologie u. Geburtshülfe" (Berl. 1862); „Die Neigungen u. Beugungen der Gebärmutter ꝛc." (2. Aufl., Berl. 1870); „Lehrbuch der Geburtshülfe für Hebammen" (3. Aufl., Erl. 1874) ꝛc.

Martineau, Miß Harriet (spr. Mahrtinoh, Härrjet), engl. Schriftstellerin, geb. 12. Juni 1802 zu Norwich, zeigte schon in ihrer frühen Jugend wenig Sinn für die gewöhnlichen Beschäftigungen ihres Alters u. Geschlechts. Sie war schwächlich u. harthörig; die aus diesen Uebeln entsprungene Abgeschlossenheit sowie ein angeborener Wissensdrang wiesen sie auf die geistige Arbeit u. vorzüglich auf die statistischen Wissenschaften, welche sie mit so glücklichem Erfolge bearbeitete, daß sie bereits in ihrem 20. Jahre mit einem Erstlingswerke großes Aufsehen erregte. Infolge desselben u. mehrer nachfolgender Werke bot ihr die Regierung ein Jahresgehalt an, welches aber von ihr ausgeschlagen wurde. Das erste ihrer Werke, welches den Namen seiner Verfasserin in der gebildeten Welt bekannt machte, hieß „Illustrations of political economy" (Lond. 1832 bis 1834); dasselbe deckte eine Reihe von Schäden gewisser Zweige der englischen Verwaltung rückhaltlos auf. Viel stärker wirkte das fast gleichzeitig erscheinende Werk „Poorlaws and paupers" (Lond. 1839),

welches die wunden Flecke der Armenpflege in England schonungslos enthüllt u. ergreifend schildert. — Nach einer Reise über den Ozean schrieb Miß M. „Society in America“ (3 Bde., Lond. 1837) u. „Retrospect of western travels“ (3 Bde., Lond. 1838), die ihr, obgleich viele recht anmuthende Einzelheiten darin enthalten sind, doch mehr Gold als Lorberen einbrachten. Nicht minder lohnend als die Reise nach dem Westen erwies sich der Ausflug nach Osten, der in ihrem nächsten Buche „Eastern life, past and present“ (3 Bde., Lond. 1848) verwerthet wurde. Weniger geschichtlich belehrend als durch Lebendigkeit der Schilderung unterhaltend u. durch Aufdeckung vieler politischer Mängel u. Irrthümer für die Verfasserin einnehmend ist „History of England, during the thirty years peace“ (2 Bde., Lond. 1851). Weit überragt aber werden die genannten Schriften durch „Forest- and gamelaws“ (3 Bde., Lond. 1846), welche das Schärfste, aber auch Treffendste bringen, was je über die mangelhaften englischen Jagdgesetze geschrieben ist, u. „Life in the sickroom“ (Lond. 1844), das nicht nur durch eine seltene Wärme u. Tiefe der Empfindung ergreift, sondern auch von einem ernsten Studium seelischer Zustände zeugt. Leider ließ sich Miß M. im weiteren Verlauf ihrer schriftstellerischen Laufbahn auch auf ein anderes Gebiet verlocken, auf dem sie weniger glücklich war: auf das der Jugendschriften. Auf diesem Felde bewegen sich: „The peasant and the prince“ u. „Settlers at home“. Beide Schriften stehen jedoch hinter ihren übrigen zurück: sie sind zu ernst für Kinder u. zu kindlich, gelinde ausgedrückt, für ernsthafte Leser. Großen Beifall fand dagegen wieder ihr patriotisch-geschichtliches Gemälde „Feats on the fiend“ (Lond. 1844). Von den Romanen der Miß M., die im Allgemeinen nicht auf der Höhe der meisten andern ihrer Werke stehen, verdient nur „Deerbrook“ (Lond. 1839) rühmende Erwähnung. — Fast alle Werke der M. sind auch ins Deutsche übertragen.

Martinez de la Rosa, Francisco, span. Dichter u. Staatsmann, geb. zu Granada 10. März 1789, wurde 1804 Professor der Philosophie daselbst, wirkte zugleich im Unabhängigkeitskampfe als Journalist u. Redner für die Sache der Patrioten u. mußte deshalb bei der franz. Invasion 1809 nach Cadix flüchten. Nach dem Siege bei Baylen brachte er längere Zeit in England zu. Seit 1812 Mitglied der Cortes, ward er 1814 als eifriger Vertheidiger der Verfassung zur Deportation nach den Presidios von Gomera an der afrikanischen Küste verurtheilt, von wo er erst 1820 zurückkehren durfte. Alsbald ward er von seiner Vaterstadt wieder in die Cortes gewählt u. 1821 erhielt er das Ministerium des Auswärtigen sowie den Vorsitz im Kabinet; doch führte gerade sein Bestreben, zwischen den extremen Parteien zu vermitteln, schon im Juli 1822 seinen Sturz herbei. Obgleich er aber von den Liberalen geradezu zum Verräther gestempelt wurde, versagte er 1823 dem wieder zur Herrschaft gekommenen Absolutismus seine Dienste u. ging lieber aufs Neue in die Verbannung. Nachdem er, mit schriftstellerischen u. poetischen Arbeiten beschäftigt, 10 Jahre meist in Paris gelebt, kehrte er wieder nach Madrid zurück. 1834 abermals mit dem Ministerium des Auswärtigen betraut, veranlaßte er die Einführung des Zweikammersystems. 1835 wiederum gestürzt, war er in der Folgezeit abwechselnd Cortesmitglied u. Gesandter in Paris sowie Mitglied des Kabinets Narvaez (1844—46). Seit 1857 Vizepräsident u. seit 1859 Präsident des Staatsraths, wurde er Ende Mai 1860 zum Kammerpräsidenten gewählt u. starb zu Madrid 7. Febr. 1862. Als Dichter hat sich M., der übrigens auch beständiger Sekretär der Madrider Akademie der Wissenschaften war, fast auf allen Gebieten versucht, wenn auch nicht mit gleichem Glück. Seine bedeutendsten Werke sind: die Tragödie „Edipo“, das Drama „La conjuracion de Venecia“ u. das Lustspiel „La hija en casa y la madre en la mascara“. Außerdem sind hervorzuheben: das Epos „Zaragoza“ (Lond. 1811); das didaktische Gedicht „El arte poetica“; der Roman „Isabel de Solis“ (3 Bde., Madr. 1837—40) u. die unter dem Titel „Espiritu del siglo“ (10 Bde., ebd. 1835—51) erschienene Geschichte der Franz. Revolution, zu der er hauptsächlich das Thiers'sche Werk benutzte. Eine Sammlung seiner Schriften erschien 1844 bis 1846 zu Paris in 5 Bdn.; eine deutsche Uebersetzung seiner „Auserlesenen Schriften“ besorgte Schäfer (2 Bde., Heidelb. 1835 f.).

Martingal ist ein Hülfszügel, um Pferde, welche Schwierigkeiten im Halse u. in den Ganaschen bieten, besser in der Hand zu haben. Das M. besteht aus einem starken Riemen, welcher, an der Sattelgurte befestigt, zwischen den Vorderbeinen durch nach den Trensenzügeln geht. Nachdem der Riemen durch das Vorderzeug gezogen ist, spaltet er sich in zwei Zweige, welche an ihren Endpunkten Ringe zum Durchziehen der Trensenzügel tragen. In der Hand des geschickten Reiters ist das M. auch als Dressurmittel für junge Pferde geeignet, indem es die Bearbeitung des Halses u. die Hervorbringung einer richtigen Kopfstellung wesentlich erleichtert. Dabei wirkt das M. nicht so plötzlich u. heftig wie der feste Sprungzügel u. schont demnach auch das Pferd weit mehr als dieser. Im Allgemeinen ist aber vor unnöthiger Anwendung von Hülfszügeln zu warnen.

Martini, Vincenz (Vicente), von den Italienern Martini od. Lo Spagnuolo (der Spanier) genannt, einst beliebter Komponist, geb. zu Valencia im J. 1754, wurde Chorknabe an der Kathedrale seiner Vaterstadt, war eine Zeit lang zu Alicante als Organist angestellt u. ging endlich nach Madrid, wo er durch einige für einen ital. Sänger geschriebene Arien die ersten Proben seiner Befähigung für theatralische Musik ablegte. Auf den Rath eben jenes Sängers wandte er sich hierauf im J. 1781 nach Italien, brachte in Florenz die Oper „Ifigenia in Aulide“ auf die Bühne u. lieferte bis 1785 für verschiedene ital. Theater noch eine Reihe weiterer Opern, darunter auch die für sein bestes Werk gehaltene „Cosa rarà“ (in Deutschland unter dem Titel „Lilla, od. Schönheit u. Tugend“ gegeben). Von 1785—1788 war er in Wien, dann begab er sich nach Petersburg, hier als Dirigent der ital. Oper fungirend u. für dieselbe auch noch Verschiedenes komponirend (z. B. „Gli Sposi in contrasto“). Nach Auflösung der ital. Oper im J. 1801 mußte M. durch Stundengeben seinen Lebensunterhalt verdienen. Gestorben ist er zu Petersburg im Mai 1810. Mozart hat in das zweite Finale seines „Don Juan“ (bei der Tafelmusik) ein Stück aus M.'s „Cosa rara“ aufgenommen.

Martini, Giambattista, gewöhnlich Padre Martini genannt, einer der größten Tongelehrten aller Zeiten, geb. zu Bologna 25. April 1706, erhielt von seinem Vater, obgleich zum Geistlichen bestimmt, frühzeitig Violinunterricht, wurde im Klavierspielen u. Singen Predieri's u. im Kontrapunkt Riccieri's Schüler, machte theologische Studien unter der Leitung der „Väter des Oratoriums vom heil. Philipp Neri“ u. trat 1721 bereits in den Minoritenorden, wurde zur Abhaltung seines Noviziates nach Lago geschickt u. that 1722 Profeß. Nach Bologna zurückgekehrt, erhielt er das Kapellmeisteramt an der Franziskanerkirche. Alle Zeit, die ihm dieses Amt übrig ließ, verwandte er auf das Studium der alten u. neueren Theoretiker u. sonstigen Musikschriftsteller, ließ auch dabei die übrigen Wissenschaften, z. B. Philosophie u. Mathematik, nicht außer Acht u. erwarb sich so denjenigen Schatz von Gelehrsamkeit, der ihn in musikalischen Dingen zum Orakel seiner Zeit machte. Von großem Einfluß war ferner die Kompositionsschule, welche er in Bologna eröffnet hatte u. aus der eine große Zahl bedeutender Musiker hervorging. M. starb 4. Aug. 1784. — Die beiden Hauptdenkmäler von M.'s Fleiß u. Gelehrsamkeit sind: „Storia della Musica“ (3 Bde., Bologna 1757—1781), nur die Musik der alten Völker behandelnd, u. „Esemplare ossia Saggio fondamentale pratico di contrapunto“ (2 Bde., Bologna 1774—1775), eins der kontrapunktischen Hauptlehrbücher. Als Komponist war M. sehr korrekt u. gelehrt, aber auch vielfältig steif u. trocken, wie seine im Druck erschienenen Klavier- u. Orgelsonaten, Kammerduette u. einige Litaneien beweisen; außerdem hinterließ er viele Kirchenstücke verschiedener Art in Manuskript.

Martini, Simone, od. Symon von Siena, irrthümlich Simone Memmi genannt, der Hauptmeister der sienesischen Malerschule des 14. Jahrh., der nach Petrarca's Urtheil mit Giotto den Ruhm des berühmtesten Meisters theilt. Geb. um 1284 als Sohn eines gewissen Martino, nachher Schwiegersohn des Malers Memmo, war er vermuthlich ein Schüler Duccio's, wurde 1339 an den päpstlichen Hof nach Avignon berufen u. starb daselbst im Juli 1344. Von seinen zahlreichen Werken sind verhältnißmäßig nur wenige vorhanden; die ältesten sind wol die großen Fresken in der Sala delle Balestre des öffentlichen Palastes in Siena, eine Madonna mit Heiligen, Propheten, Aposteln u. Evangelisten von unzweifelhaft

klarem Schönheitssinn u. großer Tiefe u. Innigkeit des Ausdrucks. Dazu kommen ein Altarwerk in Pisa (Akademie u. Erzbischöfliches Seminar) von hoher Würde in allen Gestalten, wenn auch inkorrekt in der Zeichnung; ein anderes in S. Lorenzo zu Neapel aus der Geschichte des heiligen Ludwig von Toulouse; vor Allem aber die Wandbilder aus der Geschichte des heiligen Martinus in dessen Kapelle der Unterkirche zu Assisi u. die während seines Aufenthalts in Avignon in zwei Kapellen des päpstlichen Palastes gemalten Wandbilder aus der Geschichte Johannis des Täufers, Christi u. des heiligen Martialis. Einige Tafelbilder sind in verschiedenen Sammlungen zerstreut.

Martinique, franz. Insel der Kleinen Antillen, im Süden von Dominica gelegen, 17,94 □M. groß mit 156,799 E. (1872), hat reich gegliederte Küsten, welche trotz der steilen Abfälle der Gebirge zum Meere vortreffliche Ankerplätze darbieten. Das Innere ist von 6 erloschenen Vulkanen erfüllt, die sich bis 1350 m. erheben; zahlreiche Flüsse, von denen einige sogar auf ihrem Unterlaufe schiffbar sind, strömen von diesen Bergen herab. Das Klima ist feucht u. für die Europäer nicht günstig, befördert aber die Fruchtbarkeit des Bodens außerordentlich. Der Ackerbau liefert Zucker, Kaffee, Kakao, Maniok, Yams, Bataten, Mais, Tabak u. Baumwolle; die Wälder sind reich an werthvollen Hölzern, nam. an Campecheholz. Dem durch die Sklavenemanzipation herbeigeführten Mangel an Arbeitskräften hat man einigermaßen durch die Einfuhr indischer u. chines. Kulis (s. d.) abgeholfen. Die Häfen sind allen Schiffen geöffnet u. mehrere Leuchtthürme sichern den Schiffsverkehr. Die Einfuhr hatte 1873 einen Werth von 19,800,000, die Ausfuhr von 15,100,000 Frcs. Durch franz. Dampfer steht M. in regelmäßiger Verbindung mit Europa u. Nordamerika. An der Spitze der Regierung steht ein Gouverneur, ein geheimer Kolonialrath u. ein allgemeiner Rath. Die Insel zerfällt in 2 Arrondissements u. 8 Kantone. Ein Bischof leitet die kirchlichen Angelegenheiten. — M. wurde im Nov. 1493 von Columbus entdeckt u. kam 1635 in franz. Besitz. — Die Hauptstadt ist Fort de France mit 12,000 E., an der schönen gleichnamigen Bai der Westküste gelegen u. von starken Befestigungen überragt, Sitz der Regierung u. des Bischofs. Die größte Stadt u. der wichtigste Handelsplatz ist St. Pierre mit 22,000 E., ebenfalls an der Westküste gelegen u. durch Forts geschützt.

Martinswand, so heißt eine steil zum Inn herabstürzende Wand des Solsteins bei Zirl in Nordtirol, im Westen von Innsbruck, welche sich senkrecht u. glatt 564 m. hoch über den Fluß erhebt. Ein in den Felsen gehauener Pfad führt zu einem 6 m. hohen Kruzifix in einer höhlenartigen Nische auf der halben Höhe der Wand, errichtet zum Andenken an die durch die Sage vielfach ausgeschmückte Errettung Kaiser Maximilian's, der sich hier auf der Gemsjagd verstiegen hatte. Der Gemsjäger Oswald Zips, welcher den Kaiser sicher in das Thal brachte, wurde dafür als Hollauer von Hohenfelsen in den Adelsstand erhoben.

Martius, Karl Friedrich Philipp v., ein hochverdienter Naturforscher, insbesondere Botaniker, berühmter Forschungsreisender u. ausgezeichneter Fachschriftsteller. Sein Vater war der Apotheker Ernst Wilhelm **M.** (geb. zu Weißenstadt 10. Sept. 1756, gest. zu Erlangen 12. Dez. 1849), der sich nicht blos als Botaniker u. Pharmazeut, sondern auch durch seine interessanten „Erinnerungen" (Lpz. 1847) literarisch bekannt gemacht hat. Von dessen beiden Söhnen wurde der ältere, K. F. P. v. M., 17. April 1794 zu Erlangen geb., studirte schon seit Ostern 1810 in seiner Vaterstadt Medizin, ließ aber dabei stets die Bezugnahme auf die Naturwissenschaft vorwalten, wendete sich 1812 der Botanik ausschließlich zu, ward 1814 akad. Eleve u. Assistent im Botanischen Garten zu München u. 1816 bereits Adjunkt der Akademie der Wissenschaften u. Direktor des genannten Botan. Gartens. Hier wurde König Max Joseph auf ihn aufmerksam, u. diesem Umstande hatte es M. zu danken, daß er mit dem Zoologen Spix (s. d.) der 1817 von Oesterreich ausgerüsteten wissenschaftl. Expedition nach Brasilien beigegeben wurde. Infolge seiner hier erlangten ausgezeichneten Resultate hat man M. nicht mit Unrecht den zweiten Entdecker Brasiliens genannt. Er reiste durch die Provinzen San Paulo, Minas Geraës, Minas Novas u. Bahia nach Para u. zog dann auf u. am Amazonenstrome hin bis an die fernen Grenzen Peru's; über Jahr u. Tag gelangte keine Nachricht von ihm in die Heimat u. er selbst traf erst Anfang Dez. 1820 in München wieder ein. Die außerordentlich reichen Resultate seiner Forschungen, in deren Bereich er auch die Ethnographie, Linguistik, Statistik, Geographie u. allgemeine Naturbeobachtung gezogen hatte, verarbeitete er nach Art eines Georg Forster u. Alex. von Humboldt in seiner „Reise nach Brasilien" (3 Bde., Münch. 1824—31), an deren Abfassung der zeitig verstorbene Spix sich nur am 1. Bde. betheiligte. Noch lange gab überhaupt das, was M. in Brasilien gesehen u. gesammelt hatte, ihm reichlichen Stoff zu wissenschaftlichen Arbeiten. Unter seinen Werken sind hauptsächlich zu nennen: „Nova genera et species plantarum" (3 Bde., Münch. 1824—32, mit 300 kol. Taf.); „Icones plantarum cryptogamicarum" (ebd. 1828—34, mit 76 kol. Taf.); „Genera et species plantarum, quae in itinere per Brasiliam etc." (3 Bde., ebd. 1823—49, n. Aufl., Lpz. 1856 f.), welche klassische Monographie er zu seiner berühmten „Historia naturalis palmarum" (5 Bde., ebd. 1823—50, gr. Fol., mit kol. Taf.) erweiterte; die unter Mitwirkung einer Anzahl ausgezeichneter Botaniker Deutschlands u. des Auslandes mit Endlicher begonnene, dann mit Fenzl fortgesetzte u. von Eichler vollendete „Flora Brasiliensis" (Lpz. 1840—73, 62 Foliohefte mit Abb.); „Systema materiae medicae vegetabilis Brasiliensis" (ebd. 1843); „Das Naturell ꝛc. der Urbewohner Brasiliens" (Münch. 1843) u. „Beiträge zur Ethnographie u. Sprachenkunde Amerika's, zumal Brasiliens" (2 Bde., ebd. 1863—67).



Nr. 4106. Karl Friedrich Philipp v. Martius (geb. 17. April 1794, gest. 13. Dez. 1868).

All diese Werke sind für die Kenntniß Brasiliens von derselben Bedeutung wie Humboldt's Schriften für die übrigen Länder des tropischen Amerika. Als Gelehrter hat sich M. durch dieselben den größten Physiognomen der Natur, Pflanzengeographie u. Botanik im gewöhnlichen Sinne würdig angereiht, als Schriftsteller vermöge seiner dichterischen Natur, seines feinen ästhetischen Gefühls u. seiner lebensfrischen Darstellung selbst die Bewunderung eines Goethe erregt; manche Abschnitte seiner Reisebeschreibung sind in die Mustersammlungen deutscher Prosa aufgenommen worden. Von gleich großer Anschaulichkeit, Beweglichkeit, Anregung u. Anmuth war M. als Lehrer. Schon ein paar Tage nach seiner Rückkehr aus Brasilien zum zweiten Konservator des Münchener Botanischen Gartens ernannt, welchen er, nachdem er 1832 erster Konservator geworden, zu einer Musteranstalt von europäischem Ruf erhob, hatte M. nämlich 1826 auch die Professur der Botanik an der Universität erhalten. 1854 legte er das erstere, 1864 das letztere Amt nieder, um seine rastlose Thätigkeit nur noch dem ihm 1842 übertragenen Sekretariate der mathematisch-physikalischen Klasse der Akademie zu widmen, die ihn schon im Dez. 1820 unter ihre ordentlichen Mitglieder aufgenommen hatte. Eine Sammlung der von ihm gehaltenen Gedächtnißreden auf die alljährlich verstorbenen Mitglieder, meisterhafte Leistungen eines genialen u. begeisterungsvollen Rhetors, veröffentlichte er 1866 als „Akademische Denkreden" (Lpz.). Von seinen sonstigen Schriften sind noch zu nennen: „Plantae horti Erlangensis"

(Erl. 1814); „Amoenitates botanicae Monacenses" (Frkf. 1829 bis 1831); „Conspectus regni vegetabilis secundum characteres morphologicos" (Nürnb. 1835) u. „Die Kartoffelepidemie" (Münch. 1842). M. starb zu München 13. Dez. 1868. An Anerkennung seiner Verdienste hat es ihm nicht gefehlt. Sein Lebens- u. Charakterbild entwarf Schramm (2 Bde., Lpz. 1869). — Ein Bruder von ihm, Theodor Wilhelm Christian **M.**, geb. zu Erlangen 1. Juli 1796, war seit 1848 außerord. Prof. der Pharmazie u. Pharmakognosie u. starb ebd. 15. Sept. 1863. Er schrieb u. A.: „Grundriß der Pharmakognosie des Pflanzenreichs" (Erl. 1832); „Lehrbuch der pharmazeut. Zoologie" (Stuttg. 1838) 2c.



Nr. 4107. St. Pierre auf Martinique.

Märtyrer (vom griech. μάρτυρ, d. i. Zeuge) hießen in der altchristlichen Kirche Diejenigen, welche die Wahrheit ihres Glaubens mit ihrem Blute „bezeugten", daher auch „Blutzeugen" genannt. So heißt schon Stephanus in der Apostelgeschichte (22, 20; vergl. auch Offenb. 17, 6). Der Tod der M., welche noch nicht getauft waren, galt als Bluttaufe; ihre Todestage wurden von der Kirche als ihre Geburtstage (für die Seligkeit) gefeiert. Die Verehrung ihrer Gebeine schlug frühzeitig in den Glauben an die Wunderkraft derselben u. überhaupt ihrer Reliquien um u. wurde zugleich die Hauptveranlassung für den Heiligenkultus. Die Anrufung der Fürbitte der M. kam Anfangs des 5. Jahrh. auf. Da die Unzahl wirklicher od. erdichteter M. nicht mit besonderen Festen bedacht werden konnte, so wurde ein Hauptfest aller M. eingeführt (in der Katholischen Kirche am 26. Dez.). Uebrigens hat das Wort später einen weiteren Sinn bekommen; so sagt man von Einem, der mit einer Idee od. einem Plane gescheitert ist: er ist der M. dieser Idee od. Sache geworden. — Martyrologie (lat. Martyrologium) ist eine Zusammenstellung von Geschichten der Verfolgungen u. Martern der M., deren erste Clemens Romanus (s. d.) geschrieben haben soll.

Marx, Adolph Bernhard, namhafter Musiktheoretiker u. Schriftsteller, auch Komponist, geb. zu Halle a. S. 27. Nov. 1799 als Sohn eines Arztes, trieb frühzeitig schon Musik u. wurde nachgehends im Generalbaß Türk's Schüler, studirte aber die Rechte auf der Universität seiner Vaterstadt, arbeitete dann auf dem Stadtgericht zu Halle, als Referendar am Oberlandesgericht zu Naumburg u. in gleicher Eigenschaft in Berlin u. wandte sich erst hier der Tonkunst als Lebensberuf zu. Er ließ sich in Berlin als Musiklehrer nieder, führte 1823—30 die Redaktion der Berliner Musikzeitung, erhielt 1827 von der Universität Marburg das Diplom als Doktor der Musik u. wurde endlich 1832 (nach Bernh. Klein's Abgang) an der Berliner Universität als Professor u. Musikdirektor angestellt. Nach sehr erfolgreicher Thätigkeit als Schriftsteller u. Kompositionslehrer starb er zu Berlin 17. Mai 1866. — Von M.'s Schriften seien als die wichtigsten hier folgende angeführt: „Die Lehre von der musikalischen Komposition, theoretisch-praktisch" (4 Bde., Lpz. 1837—45 u. öfter); „Allgemeine Musiklehre" (ebd. 1839 u. öfter); „Die alte Musiklehre im Streit mit der neuen" (ebd. 1841); „Die Musik des 19. Jahrh. Methode der Musik" (ebd. 1855; 2. Aufl. 1873); „Ludwig van Beethoven's Leben u. Schaffen" (Berl. 1858); „Gluck u. die Oper" (ebd. 1862). Von M.'s Kompositionen, die ein schöpferisches Talent von Belang nicht zeigen, aber solid in der Arbeit u. nicht ohne geistreiche einzelne Züge sind, erschienen im Druck: das Oratorium „Mose"; „Nahid u. Omar" (ein Liedercyklus aus Gedichten von H. Stieglitz); eine Klaviersonate; geistliche u. weltliche Chorlieder, einstimmige Lieder; ein Choral- u. Orgelbuch 2c.

Marx, Karl, Publizist u. Sozialpolitiker, bekannt insbesondere als ehemaliger Präsident der Internationalen, geb. zu Köln 1818, studirte in Berlin die Rechte, dann Geschichte u. Philosophie, u. war bereits in Bonn Dozent geworden, als die politische Strömung, die nach dem Tode Friedrich Wilhelm's III. eintrat, ihn in ihre Strudel hineinzog. Er arbeitete seit 1841 für die „Rhein. Ztg.", das Organ der radikalen Opposition, u. wurde bald ihr erster Redakteur. Nach der Unterdrückung des genannten Blattes ging er 1843 nach Paris, um dort mit Arnold Ruge (s. d.) die „Deutsch-franz. Jahrbücher" herauszugeben. Auch schrieb er in Paris seine „Heilige Familie" (Par. 1844), worin er die Frivolität der negativen u. gesinnungslosen Kritik eines Bruno u. Edgar Bauer (s. d.) scharf geißelte u. bereits ihr Aufgehen in die äußerste kirchliche Orthodoxie u. politische Feudalreaktion prophezeite; dagegen wagte er es nicht, seinem Schwager, dem Manteuffel'schen Minister v. Westphalen, mit gleicher Entschiedenheit entgegenzutreten. Die franz. sozialistischen Systeme fanden seinen Beifall nicht; es war vielmehr gerade seine Opposition gegen Fourier, Lerour, Louis Blanc, Proudhon (des Letzeren „Philosophie de la misère" vernichtete er förmlich durch sein im

eleganteſten Franzöſiſch geſchriebenes Werk: „Misère de la philosophie", 1847), welche ihn zur äußerſten kommuniſtiſchen Konſequenz trieb, über die hinaus es nichts mehr giebt. 1845 auf Antrag der preuß. Regierung aus Frankreich ausgewieſen, ſuchte er in Brüſſel eine Zuflucht. Dort verfaßte er mit ſeinem Freunde Fr. Engels im Auftrage eines in London zuſammengetretenen Arbeiterkongreſſes ein „Manifeſt der kommuniſtiſchen Partei" u. ſtiftete eine „Internationale Geſellſchaft der Demokratie". Deshalb ward er 1848 auch aus Belgien ausgewieſen, doch gerade als ihm die Pariſer Februarrevolution die Thore Frankreichs wieder öffnete. Sobald dann die Flammen nach Deutſchland hinüberſchlugen, folgte M. ihnen nach u. gründete in Köln die „Neue Rhein. Ztg.", die wieder unterdrückt wurde, als er nach der Sprengung der Nationalverſammlung zur Steuerverweigerung aufforderte. Nun ging er wieder nach Paris, indeß ward ihm ſchon nach dem Juniputſch von 1849 die Wahl geſtellt, entweder ſich im Departement Morbihan interniren zu laſſen od. auszuwandern. M. wählte das Letztere u. ſiedelte nach London über, wo er ſich in Camden Town niederließ. Was er dort außer Zeitungskorreſpondenzen geſchrieben, beſteht theils in Gelegenheitsſchriften, theils in theoretiſchen Werken. Zu den erſteren gehören: „Der 18. Brumaire Louis Bonaparte's" (Boſt. 1852; n. Aufl., Hamb. 1869); „Enthüllungen über den Kommuniſtenprozeß zu Köln" (1853) u. ſein Pamphlet „Herr (Karl) Vogt" (Lond. 1860). Seine theoretiſche Hauptſchrift erſchien unter dem Titel „Das Kapital. Kritik der politiſchen Oekonomie" (Hamb. 1867; 2. Aufl. 1872). Bewußt u. abſichtlich ſtellt ſich M. hier, jede andere Fortentwickelung der Wiſſenſchaft geringſchätzig ignorirend, auf den Standpunkt der engliſchen Nationalökonomie vor 50 Jahren, indem er ſich mit dem ganzen Stolze des Autodidakten bemüht, die Lehren David Ricardo's in deſſen abſtrakter Manier zu vervollſtändigen. Sein Syſtem läuft auf eine Arbeiterdiktatur hinaus, die aber blos der Uebergang zu einer neuen geſellſchaftlichen Ordnung ſein ſoll, welche auf dem gemeinſchaftlichen Beſitz von allem Grund u. Boden u. von allem Arbeitszeug baſirt. Dabei iſt er Pangermaniſt, d. h. er hegt die Ueberzeugung, daß nicht die romaniſchen, ſondern die germaniſchen Völker zur Durchführung der großen ſozialen Revolution berufen ſind. Ein Mittel zur Verwirklichung ſeiner Ideen ſollte die „Internationale Arbeiterverbindung" (ſ. d.) werden, in deren Centralausſchuß M. ſchon bei ihrer Gründung (1864) eintrat, um dann ihre Führung u. Leitung zu übernehmen. Da er ſich aber die Rolle eines unfehlbaren Papſtes beimaß, ſo ward er im Sept. 1872 auf dem Haager internationalen Arbeiterkongreß geſtürzt. Infolge deſſen wanderte er mit Engels, ſeinem treuen Genoſſen, im Nov. deſſelben Jahres nach New-York aus, wo er eine unter ſeinem Einfluß ſtehende Rumpfbehörde der Internationale einrichtete. Die britiſchen Zweigvereine der Internationale ſagten ſich von dieſer im Jan. 1873 ausdrücklich los.

Maryland (ſpr. Mehriländ), einer der mittelatlantiſchen Staaten der Nordamerikaniſchen Union, 523,2 □M. groß, liegt zwiſchen 38° u. 39° 44' n. Br. u. grenzt im N. an Pennſylvanien, im W. u. S. an Virginia, im O. an Delaware u. den Atlantiſchen Ozean. Der Staat wird durch die 57 M. lange Cheſapeake-Bai in zwei Hälften geſchieden, von denen die öſtliche den größten Theil der Delaware-Halbinſel einnimmt, die weſtliche eine zweite Halbinſel zwiſchen der Cheſapeake-Bai u. dem Mündungsbuſen des Potomac bildet. Die Küſtenlandſchaften ſind eben u. theilweiſe mit Sand u. Sumpf bedeckt, beſitzen aber eine große Anzahl guter Häfen. Der W. des Staates, beſ. der ſchmale zwiſchen Virginia u. Pennſylvanien gelegene Theil, wird von den Parallelketten der Alleghanies durchzogen u. hat in den Blauen Bergen ſeine höchſten Erhebungen. Der wichtigſte Fluß iſt der Potomac, der von ſeiner Quelle bis zur Mündung M. von Virginia ſcheidet. Das Klima nähert ſich dem der ſüdatlantiſchen Staaten, die mittlere Temperatur des Januar iſt – 0,50°, die des Juli 19,22° R. Die Bevölkerung zerfiel 1870 in 605,497 Weiße, 175,391 Farbige, 4 Indianer u. 2 Chineſen, zuſammen 780,894 Seelen. Unter den 83,412 außerhalb der Union Gebornen ſtammten 47,045 aus Deutſchland u. 23,630 aus Irland; $^3/_4$ der Deutſchen des Staates leben in Baltimore. M. hat als der nordöſtlichſte der ehemaligen Sklavenſtaaten unter den Folgen des Bürgerkrieges u. der Emanzipation der Sklaven ſehr ſtark zu leiden gehabt. Der Tabakbau, einer der wichtigſten Nahrungszweige der Bevölkerung, lieferte 1870 mit 7,892,669$^1/_2$ Kg. nur 45% des Ertrages von 1860. Mais, Weizen u. Gerſte ſind die Hauptprodukte des Getreidebaues; Butter u. Schweinefleiſch kommen in großen Mengen zur Ausfuhr. Die Induſtrie, welche in Baltimore ihren Hauptſitz hat, iſt beſ. bedeutend in Maſchinenbau, Eiſengießerei, Kleiderfabrikation, Zuckerraffinerie, Baumwollweberei u. Lederfabrikation. Von Wichtigkeit iſt der Schiffbau u. der Handel mit Baumaterialien, Obſt, Gemüſe u. nam. Auſtern, von denen jährlich gegen 5 Mill. Buſhels gefangen u. große Quantitäten in Blechbüchſen eingelegt werden. M. hatte in der 1830 eröffneten Baltimore-Ohio-Bahn die erſte Eiſenbahn der Union u. beſaß 1871 im Ganzen 172 M. Schienenwege. Die Durchſchnittsbildung der Bevölkerung iſt nicht groß; in konfeſſioneller Beziehung gehört ſie größtentheils dem Methodismus an. Baltimore iſt Sitz eines katholiſchen Erzbiſchofs. — M. ward in den erſten Jahrzehnten des 17. Jahrh. von Virginia aus beſiedelt u. 1632 von Karl I. dem Lord Baltimore verliehen, welcher dem Lande ſeinen jetzigen Namen zu Ehren der Königin Henriette Maria gab; 1788 trat die Kolonie den Vereinigten Staaten bei. Die eigene Volksvertretung des Staates zählt 36 Senatoren u. 111 Repräſentanten; im Unionskongreß iſt M. durch 2 Senatoren u. 6 Repräſentanten vertreten, welche gegenwärtig der demokratiſchen Partei angehören. Die Staatsſchuld betrug 1. Okt. 1873: 29,032,577 Doll. M. iſt in 22 Counties eingetheilt u. hat zur Hauptſtadt **Annapolis** mit 5744 E. (1870), unweit der Mündung des Severn in die Cheſapeake-Bai gelegen. Die bedeutendſte Stadt des Landes iſt **Baltimore** (ſ. d.).

März war lange Zeit der erſte Monat im altröm. Kalender, wie auch heut noch die Namen der vier letzten Monate von Okt. bis Dez. beweiſen, bis ihm ſpäter noch der Febr. u. Jan. vorangeſtellt wurden. Seinen Namen, lat. Martius, hat er von dem röm. Gotte Mars, dem er geheiligt war. Im deutſchen Kalender Karl's d. Gr. hieß er „Lenziumanoth", d. i. Lenzmonat, obgleich er bei uns oft wenig Lenzhaftes zeigt. Er hat 31 Tage; am 21. derſ. beginnt der Frühling (ſ. d.).

Märzfeld (lat. Campus Martius) hieß bei den Franken zur Zeit der Merovinger die alljährlich im März unter freiem Himmel abgehaltene Volksverſammlung aller freien Männer, in der über Krieg u. Frieden u. Angelegenheiten der Volksgemeinde berathen ward, Streitigkeiten zum Austrag kamen ꝛc., meiſt auch eine Heerſchau gehalten wurde, die ſich allmählich zur Hauptſache geſtaltete. Von Pipin dem Kleinen wurde 755 dieſe Verſammlung in den Mai verlegt u. hieß fortan **Maifeld** (lat. Campus Majus od. Magicampus) bis zum Aufhören des Gebrauches unter den letzten Karolingern. An die Stelle des ganzen Volkes waren ohnehin bald die Vertreter der einzelnen Stämme u. die königl. Lehensleute, beſ. Inhaber von Hof- u. Staatsämtern ſowie Biſchöfe u. Aebte getreten. Auch deren Verſammlungen, in denen die Keime der ſpäteren Generalſtände u. Parlamente liegen, wurden in Verbindung mit dem M. od. Maifeld gehalten, daneben aber eine zweite Verſammlung im Herbſt, an der blos die angeſehenſten Großen u. königl. Räthe Theil nahmen. Die Erinnerung an das M. hat ſich im Mittelalter in einigen Städten, z. B. Straßburg, in der ſog. **Martſche** erhalten, einem Volksfeſte mit Turnier ꝛc., in welches ſich auch Erinnerungen an König Artus u. ſeine Tafelrunde (daher Martſche od. Rundtafel) verwebten.

Marzipan (vom lat. Marci panis, Markusbrötchen), ein Produkt der Zuckerbäckerei aus einem Teige von Zucker u. geriebenen Mandeln, der in verſchiedene Figuren zerſchnitten u., auf Oblaten im Ofen getrocknet, gewöhnlich noch mit Zuckergelée überdeckt wird. Der Königsberger u. der Danziger M. gelten als die vorzüglichſten.

Maſaccio, eigentlich Tommaſo, einer der bedeutendſten Maler der Florentiniſchen Schule des 15. Jahrh. Geb. als Sohn eines Notars 21. Dez. 1401 in Caſtel S. Giovanni im Valdarno zwiſchen Florenz u. Arezzo, lernte er die Kunſt bei Maſolino, Brunelleschi u. Donatello, ging dann, um ſich zu vervollkommnen, nach Rom u. malte hier in S. Clemente die Kreuzigung u. Scenen aus dem Leben der Heiligen Katharina u. Clemens, die zwar noch ein unfertiges Talent, aber auch ein Streben nach naturgemäßer Auffaſſung u. hohem ſittlichen Ernſt verrathen. Um 1421 ſcheint er wieder nach Florenz gegangen zu ſein u. hier in nicht glänzenden Verhältniſſen nur ſeiner Kunſt gelebt zu haben. Sein Hauptwerk, das er in Gemeinſchaft mit Filippino Lippi (ſ. d.) 1423—28 ausführte, iſt der berühmte Cyklus von Wandbildern in der Brancaccikapelle von S. Maria del Carmine, der für die Kunſt des 15. Jahrh. die Quelle alles Fortſchritts wurde. Es ſind Adam u. Eva u. Scenen aus dem Leben des Petrus, eben ſo ausgezeichnet durch Ernſt u. Lebenswahrheit als durch realiſtiſche Behandlung u. Vollendung des Kolorits. Dazu kommen einige andere Arbeiten, z. B. eine Dreieinigkeit in S. Maria Novella u. eine Mönchsſcene in jener Kirche del Carmine, während andere

in den Uffizien u. in München ihm mit Unrecht zugeschrieben werden. M. starb 1428 od. 29 in Rom, nach einigen Nachrichten an Gift.

Masanderan od. Mesenderân, Provinz im nördl. Persien, 492 □M. mit 300,000 E., nimmt den größten Theil der Südküste des Kaspischen Sees ein u. wird im S. durch das Elbrusgebirge vom pers. Binnenlande geschieden. Zahlreiche Lagunen begleiten den Strand, bis zu welchem die herrlichsten Wälder von den Abhängen des Gebirges herabreichen. Das Land ist stark bewässert u. von der üppigsten Vegetation, aber zugleich bei der Feuchtigkeit der Luft u. einer fast tropischen Hitze für den Europäer ungesund. Die Bevölkerung, iranischen Stammes, fällt Holz, bes. Cedern u. Nutzholz, baut Baumwolle, Südfrüchte u. Reis, treibt Seidenkultur u. Schiffahrt. Baumwolle ist der wichtigste Exportartikel von M. Guten Ertrag liefert die Seefischerei. Hauptstadt ist Sari, größte Stadt des Landes aber Barferusch mit 50,000 E., dem Meschidissâr, der bedeutendste Handelsplatz des Landes, als Hafen dient.

Masaniello, eigentlich Tommaso Aniello, ein Fischer aus Amalfi, der durch Uneigennützigkeit u. Beredsamkeit bei dem Volke in Ansehen stand, leitete 1647 einen Aufstand in Neapel gegen den Vizekönig, einen Herzog de los Arcos. Als am 7. Juli zwischen einem Feigenverkäufer u. dem Marktmeister ein heftiger Streit ausbrach, stellte sich M. an die Spitze des Volkes u. einiger Bewaffneter, plünderte die Waffenvorräthe, öffnete die Kerker, riß die Häuser der span. Beamten nieder u. rückte dann mit 15,000, bald 50,000 Mann vor den Palast des Vizekönigs. Da M. vollkommener Herr der Stadt u. der Umgegend war, sah sich jener 12. Juli genöthigt, mit ihm zu unterhandeln. Ein Vertrag in 23 Artikeln verhieß allen Aufständischen vollkommene Amnestie, Herabsetzung aller Steuern bis auf den Betrag derselben in der Zeit Karl's V. u. Gleichstellung des Volkes mit dem Adel. Bis zur Bestätigung desselben durch Philipp IV. durfte das Volk in Waffen bleiben. Allein als M. bei Gelegenheit eines Dankfestes in der Karmeliterkirche von einer Bühne herab zum Volke redete, brachen einige Hundert Banditen, die der Adel gemiethet hatte, zu Pferde in die Kirche ein u. schossen auf ihn. Obwol nicht getroffen, übte er gegen die vermeintlichen Anstifter eine grausame, fast barbarische Justiz. Nachdem der Vizekönig nochmals auf den Rath des Erzbischofs u. Kardinals Filamerino die Ruhe durch einen Vertrag hergestellt hatte, trat eine plötzliche Veränderung im Betragen M.'s ein. Er kleidete sich u. seine Gemahlin in kostbare Gewänder, nannte sich „Haupt des getreuen Volkes", trank leidenschaftlich u. ermahnte die Menge zur Treue gegen den König. Da er zugleich die unbarmherzigsten Mordthaten verübte, erschien er Manchen als rasend. Die Zweifel u. den Abfall Vieler benutzte der Vizekönig u. ließ ihn 16. Juli in der Karmeliterkirche durch vier versteckte Schützen niederschießen. Man ließ es Anfangs geschehen, daß die verstümmelte Leiche durch die Straßen geschleppt u. in einen Graben geworfen wurde. Als aber schon am folgenden Tage die Reaktion beginnen wollte u. vor Allem das Brot verkleinert wurde, legte man den Todten auf eine Bahre, schmückte ihn mit dem Königsmantel, mit Lorberkranz u. Scepter u. beerdigte ihn mit königlichem Pomp. Der Vizekönig selbst hielt es für gerathen, seine Pagen dem Zuge folgen zu lassen. — M. ist der Held von Auber's schönster Oper „Die Stumme von Portici".

Mascarenen (Mascareñas), eine im Indischen Ozean, 100 M. im O. Madagascars gelegene u. zu Afrika gehörige Inselgruppe, welche aus der franz. Insel Réunion (s. d.) u. den engl. Inseln Mauritius (s. d.) u. Rodriguez (s. d.) besteht.

Maschine, Maschinenarbeit. Die M. hat die Aufgabe, die blos mit Werkzeugen bewaffnete od. ausgerüstete menschliche Hand zu ersetzen; sie ist zwar selbst ein Werkzeug, doch so vervollkommnet, daß sie bis zu einem gewissen Grade selbstthätig ist u. weniger die körperliche Kraft des Menschen, vielmehr vorwiegend dessen geistige Leitung zur Ausführung der übertragenen Arbeiten erfordert. Das Werkzeug dient nur dazu, die Kraft des Menschen zu erhöhen. Der Löffel ist eine Nachahmung der hohlen Hand, der Hammer eine Verstärkung der Faust, die Zange eine Nachbildung der greifenden Finger. Die M. erfüllt gleichfalls den Zweck stärkerer od. besserer Kraftleistung, sie bedarf aber bei jeder ihrer komplizirten Bewegungen nicht der stetig einwirkenden menschlichen Kraft, sondern führt mit einem bald einfacheren, bald sehr künstlichen Mechanismus die zugewiesenen Operationen selbständig durch. Zur Verstärkung der Kraft dient vorzugsweise die motorische Maschine (Dampfmaschine, Lokomotive), zur Ausführung der eigentlichen Arbeiten die sog. Arbeitsmaschine. — M.n nützen dadurch, daß sie mehr Arbeit od. Beschwerden ersparen, als sie selbst bei ihrer Herstellung gekostet haben. Die M. muß infolge dessen billiger als die menschliche Arbeitskraft arbeiten; ihr weiterer Vortheil besteht aber darin, daß sie auch ausdauernder arbeitet (Tag- u. Nachtarbeit der M.), ferner oft sparsamer in der Verwendung von Arbeitsmaterial sich erweist (z. B. Drahtstiftmaschinen), u. in ihren Leistungen gleichmäßiger ist (Nähmaschinen). Die staunenswerthe Kraft, die mit dem Dampfkrahn, dem Dampfhammer, der hydraulischen Presse u. s. w. erzielt wird, die außerordentliche Schnelligkeit der Centrifugalmaschine, die akkurate Arbeitsleistung der Theilmaschine, die mathematische Sicherheit der Zählmaschine u. A. m. sind von dem Menschen in auch nur annähernder Vollendung gar nicht zu erreichen. — Die Einführung der M., obgleich uralt u. schon von der Zeit an beginnend, als der Mensch seine eigene Muskelkraft durch andere Triebkräfte (Zugthiere, Wasser, Wind) ersetzte, datirt in größerem Umfange recht eigentlich erst seit der allgemeineren Anwendung der Dampfkraft. Wind u. Wasser sind in ihrer Kraftäußerung, weil ihre Leistungsfähigkeit häufig wechselt, zu unzuverlässig, Thiere bedürfen der Ruhe. Die Kraftleistung des Dampfes kann dagegen ununterbrochen in Anspruch genommen, gleichzeitig aber auch die Stärke des Effekts dem entsprechenden Bedürfniß angemessen regulirt werden. Die Dampfkraft ist ferner nicht wie die des Wassers an bestimmte Lokalitäten gebunden, ihre Anwendung ist vielmehr überall möglich, wo Heizstoffe in ausreichender Menge zu erlangen sind.

Die allgemeinere Anwendung der M. konnte auf die Arbeitsverhältnisse nicht ohne Einfluß bleiben. Im Lauf der letzten Jahrzehnte hat sich hierin eine Umwälzung vollzogen, die glücklicherweise nicht auf einmal, sondern ganz allmählich, Schritt für Schritt erfolgt ist. Wäre sie mit einem Schlage ins Leben getreten, der Umsturz der bestehenden Verhältnisse wäre von den nachtheiligsten Einwirkungen begleitet gewesen, wie wir in kleinerem Maßstabe überall da bemerken, wo die Maschinenarbeit, wenn auch mehr od. weniger vorbereitet od. erwartet, die Handarbeit verdrängt. Technisch sind bis heute schon so viel Fortschritte gemacht worden, daß die Idee, es werde einst die Zeit kommen, in der jede rein physische Arbeit des Menschen auf die M. übertragen werde, gar nicht mehr unwahrscheinlich ist. Da die M. zunächst mehr u. auch noch billiger arbeitet als der Mensch, so wird durch die Einführung der Maschinenarbeit fast ausnahmslos einer größeren od. geringeren Arbeiterzahl der bisherige Verdienst entzogen, u. erklärt sich daraus der Widerstand der arbeitenden Klassen gegen die Einführung neuer M.n. Es fehlt sogar nicht an Beispielen, daß die Arbeiter der Einführung neuer M.n mit Gewalt entgegentraten, u. in England gab es sogar eine Art von geheimer Verbindung (Ludditen), welche die Vernichtung der M.n als sehr zweckdienlich erachtete u. ihre Ansichten gelegentlich auch praktisch verwerthete. Obgleich indessen wirklich jede neue M. einer gewissen Anzahl von Menschen die bisherige Handarbeit entzieht, so werden doch sehr bald durch Erweiterung des Arbeitsgebiets neue Verdienstesquellen geschaffen. Die Nähmaschine hat z. B. das Handnähen außerordentlich eingeschränkt, u. man fürchtete seiner Zeit einen großen Arbeitsausfall bei solchen Frauen u. Mädchen, die früher mit Handnäherei sich ernährt hatten. Die Erfahrung hat jedoch sehr bald gelehrt, daß, als die Nähmaschine die Waaren billiger lieferte, auch der Verbrauch u. damit der Absatz stieg, u. daß in dem Maße, als die Artikel billiger hergestellt werden konnten, bei dem Bestellen der Wunsch nach Verfeinerung auftrat, wodurch für die menschliche Handarbeit gerade mit Hülfe der Nähmaschine neue Verdienstesquellen eröffnet wurden. — Das früher gehegte Vorurtheil über zu geringe Haltbarkeit, weniger sorgfältige Ausführung u. s. w. der Maschinenarbeit, die Besorgnisse, die man mit dem nahezu gleichbedeutenden Ausdruck „Fabrikarbeit" bezeichnete, sind mehr u. mehr verschwunden, zumal nachdem die fortgeschrittene Verbesserung der Maschinen bessere Arbeitsleistungen möglich gemacht hat. Da es sich endlich bei der Maschinenarbeit meist um die beständige Wiederholung einer u. derselben Operation handelt, so hat man zwar viel von der „menschenentwürdigenden" Arbeit der Maschinenindustrie gesprochen, dabei aber, einige Ausnahmen abgerechnet, zu wenig beachtet, daß es doch weniger ehrenrührig u. langweilig sein muß, eine (wenn auch monotone) Arbeit zu leiten u. die Leistungen der M. zu beaufsichtigen, als die Arbeiten der M. selbst auszuführen. Die Anwendung der M. ist vorzugsweise für die Massenerzeugung geeignet; die Maschinenarbeit ist daher die Grundlage der Fabrikindustrie, ihre großen sozialen Veränderungen u. Erfolge, die Licht- u. Schattenseiten der Maschinenarbeit, von denen jedoch glücklicher Weise die ersteren überwiegen, spiegeln sich im Fabrikwesen (s. d.) wieder.

Mascov, Johann Jakob, deutscher Rechtsgelehrter u. Geschichtschreiber, geb. zu Danzig 26. Nov. 1689, studirte in Leipzig,

ward daselbst 1719 außerord. u. später ord. Prof. der Rechte u. Geschichte sowie Hofrath u. Prokonsul der Stadt u. starb zu Leipzig 22. Mai 1761. So hoch unter seinen juristischen Schriften die „Principia juris publici Romano-Germanici“ (Lpz. 1729; 5. Aufl. 1769) seiner Zeit geschätzt wurden, seine literarische Bedeutung liegt doch hauptsächlich auf dem historischen Gebiete. Nach Lessing wäre er ein vollkommener Geschichtschreiber gewesen, hätte er sich nicht in zu dunkle Zeiten gewagt. Hervorzuheben ist nam. seine unvollendete „Geschichte der Deutschen bis zum Anfang der fränk. Monarchie“ (2 Bde., Lpz. 1726—37), der er später „Commentarii de rebus imperii Romano-Germanici“ (3 Bde., ebd. 1751—53) folgen ließ. Außerdem verfaßte er den „Abriß einer vollständigen Historie des Deutschen Reichs“ (ebd. 1722—30) u. eine „Einleitung zu der Geschichte des Röm.-deutschen Reichs“ (Lpz. 1752).

masculinum (lat.), nämlich genus, abgekürzt masc. od. m., das männliche Geschlecht; auch: ein Wort männlichen Geschlechtes.

Masern (morbilli), in Süddeutschland auch Rothflecken genannt, gehören zu den hitzigen Hautkrankheiten (akuten Exanthemen). Die ersten Nachrichten über sie stammen von dem arabischen Arzt el Ghazi (Rhazes) aus dem Ende des 9. Jahrh. Im 14.—16. Jahrh. wurden Epidemien in Deutschland, England, Frankreich, Italien u. Spanien beobachtet u. beschrieben. Sydenham u. Hoffmann unterschieden zuerst M. u. Scharlach. Die M. sind eine rein kontagiöse Krankheit, d. h. es erkrankt Niemand an denselben, der nicht von einem Masernkranken mittelbar od. unmittelbar angesteckt ist. Ueber die Natur des Maserngiftes wissen wir, wie über diejenige ähnlicher Ansteckungsstoffe, nichts. Wie Impfungen gelehrt haben, ist das Kontagium im Blute, den Thränen u. dem Sekret der Luftwege enthalten. Es reproduzirt sich im Körper der Kranken u. kann sich beträchtlich vermehren, so daß von einem Befallenen ganze Bevölkerungen angesteckt werden. Das lehrreichste Beispiel von Ansteckung bot eine von Panum beobachtete Masernepidemie auf den Faröer-Inseln. Auf diesen abgeschiedenen Eilanden war seit 65 Jahren keine Erkrankung an M. vorgekommen, so daß nur Leute über 65 Jahre alt die Krankheit überstanden hatten. Durch einen eingeschleppten Fall aber wurde fast die ganze Bevölkerung, ungefähr 6000 von 7782 Einwohnern, infizirt. Ist ein Individuum mit M. angesteckt, so erfolgt der Ausbruch der Krankheit nicht sofort, sondern erst nach dreizehn Tagen (Inkubationsdauer). Obwol die Fähigkeit, anzustecken, bei den Maserkranken am größten ist, während der Ausschlag besteht, scheint doch die Ansteckung auch während der Inkubationsdauer schon vorzukommen. Die Disposition zu den M. ist sehr verbreitet. Fast alle Menschen werden von den M. befallen. Aber mit dem einmaligen Befallenwerden erlischt auch fast ohne Ausnahme die Anlage zu neuer Erkrankung. Die Disposition ist bei Kindern u. Erwachsenen die gleiche, wie die Epidemie auf den Faröer-Inseln gelehrt hat. Daß Erwachsene so selten daran erkranken, liegt nur darin, daß fast alle Menschen schon als Kinder durchseucht werden. Die geringste Disposition besitzen Kinder unter einem halben Jahre. Die Masernepidemien fallen bei uns meist auf die Winter- u. Herbstmonate u. auf feuchtkalte Sommer. Die Zeichen der Infektion sind während der Inkubationszeit von Nichtärzten gewöhnlich nicht zu erkennen, sie bestehen in kleinen Temperaturerhöhungen sowie in einem eintägigen Fieber, welches 7 Tage vor dem Ausbruch eintritt. Das Stadium der Vorboten dagegen ist weniger zu verkennen. Hier kommt es zu einem einmaligen Schüttelfroste, gewöhnlich aber zu mehrmaligem Frösteln, Fieber, Kopfschmerz, Katarrh der Bindehaut des Auges (Lichtscheu u. Thränen) u. der Luftwege, also Schnupfen u. Husten, Appetitlosigkeit, selbst zu Erbrechen, unruhigem Schlaf, manchmal Delirien. Dieses Stadium dauert ungefähr drei Tage. Im Stadium des Ausbruchs erscheint unter Steigerung des Fiebers — bei kleinen Kindern können selbst Krämpfe auftreten — der Ausschlag zuerst im Gesicht u. verbreitet sich innerhalb 24 Stunden abwärts steigend bis zu den Füßen. Im Gegensatz zum Scharlach ist bei M. die Gegend des Mundes dicht mit Masernflecken besäet. Dieselben sind auch auf dem Gaumen deutlich sichtbar. Der Ausschlag besteht aus zahlreichen, meist rundlichen, linsengroßen rothen Flecken, welche etwas hervorragen u. in ihrer Mitte meist mit einem Knötchen besetzt sind. Diese Flecke stehen sehr nahe bei einander, fließen auch oft zusammen. Die dazwischen liegende Haut ist normal, nur im Gesicht etwas geschwellt. Der Ausschlag gehört nothwendig zum Bilde der M. Das dritte Stadium der Blüte zeigt den Ausschlag auf seiner Höhe, während das Fieber in normalen Fällen verschwindet u. das Allgemeinbefinden sowie die katarrhalischen Erscheinungen sich bessern. Die höchste Blüte dauert ebenfalls gewöhnlich 24 Stunden. Am dritten od. vierten Tage nach dem Ausbruche sind die Masernflecke, bes. die zuerst entstandenen, merklich abgeblaßt od. schon verschwunden. In den nächst darauf folgenden Tagen werden auch die später entstandenen blasser u. verlieren sich endlich, indem sie gewöhnlich, besonders auf dem Rücken, bräunlich-gelbe Hautstellen (von der Veränderung ausgetretenen Blutfarbstoffs) hinterlassen. Das vierte Stadium, das der Abschuppung, schließt sich gewöhnlich am 8. od. 9. Tage der Krankheit an das vorige an. Die Haut schuppt sich im Gesicht, an Hals u. Händen kleienförmig ab; an den andern Stellen bemerkt man es nicht, weil da die Haut durch die Bettwärme duftig erhalten wird. Die Katarrhe verlieren sich ganz, u. etwa am 14. Tage der Krankheit ist der ganze Prozeß beendet. Während diese in normalen Grenzen verlaufende Krankheit als eine gutartige bezeichnet werden muß, kommen nach verschiedenen Seiten Abweichungen vor, welche den Prozeß zu einem sehr gefährlichen machen können. Die sog. entzündliche Form der M. (m. synochales) zeichnet sich durch stärkeren u. länger bestehenden Ausschlag, Katarrh u. erhöhtes Fieber aus. Hier kommt es leicht zur häutigen Bräune (Croup) des Kehlkopfes, Magendarmkatarrhen u. Ruhr, katarrhalischen Entzündungen der feinsten Luftröhrenäste, selbst zu katarrhalischer u. croupöser Lungenentzündung. Wenn infolge dieser Komplikationen der Kranke verfällt, so erblaßt der Ausschlag sehr bald od. verschwindet ganz. Aber dieses sog. „Zurücktreten des Ausschlags“ ist nicht die Ursache für die schlechte Wendung der Krankheit, sondern die Folge der verschlimmernden Komplikationen. Die dritte Form sind die sog. typhösen od. septischen M., bei denen das Maserngift eine zersetzende Wirkung auf das Blut ausübt. Während die meisten Epidemien die gewöhnliche Art veranlassen, giebt es einzelne, in denen es sehr oft zu dieser äußerst schlimmen Form kommt. Diese ist ausgezeichnet durch sehr hohes Fieber, starke Benommenheit der Sinne u. schnellen Verfall der Kräfte, wodurch sie dem Typhus ähnelt. Hier tritt der Tod manchmal ein, bevor noch der Ausschlag zum Ausbruch kommt. Sind die M. sehr heftig verlaufen od. ist das Kind schwächlich, so können auch langwierige Nachkrankheiten zurückbleiben, sowie es Thatsache ist, daß die Kindersterblichkeit einige Jahre nach einer Masernepidemie größer ist als sonst. — Eine Verhütung der M. ist wegen der großen Ausbreitung u. Dauerhaftigkeit des Maserngiftes sehr schwer u. nur dadurch möglich, daß man das betreffende Kind sofort aus dem befallenen Orte entfernt. Dies ist aber nur bei einer bösartigen Epidemie anzuordnen, bei gutartiger ist es eher gerathen, noch nicht befallene Kinder der Ansteckung auszusetzen. Bei ausgebrochenen M. ist zunächst für eine gleichmäßige Zimmerwärme (13—15° R.) Tag u. Nacht, sowie für gehörige Lüftung u. mäßige Verdunkelung derselben zu sorgen. Vorsichtiges Waschen des Körpers u. Wäschewechseln schadet nicht im geringsten. Während der ersten zwei Stadien ist nur Wassersuppe u. Milch, später Fleischbrühsuppe u. im vierten die gewöhnliche Kost zu gestatten. Im Zimmer gestandenes Wasser kann jederzeit getrunken werden. Bettlage ist nöthig bis zu beendeter Abschuppung, Zimmeraufenthalt bis zur Abheilung des Katarrhs. Bei normalen M. ist keine Arznei zu verordnen. Bei nächtlichen Anfällen von Erstickungsnoth ist ein Brechmittel zu reichen. Bei der typhösen Form sind kalte Bäder u. Chinin am Platze. Die Komplikationen sind so zu behandeln, wie dieselben Krankheiten ohne M.

Masholder, s. „Feldahorn“.

Masinissa, geb. wahrscheinlich 238 v. Chr., Sohn des ostnumidischen Königs Gala, erhielt seine Erziehung in Karthago u. verlobte sich dort mit Sophonisbe, der Tochter von Hasdrubal, Gisgon's Sohn. Bereits 213 befehligte M. ein aus Ostnumidiern u. Karthagern bestehendes Heer u. besiegte den mit den Römern verbündeten westnumidischen König Syphax; 212 setzte er mit Hasdrubal nach Spanien über u. nahm an der Spitze der numidischen Reiterei hervorragenden Antheil an der Besiegung der beiden Scipionen. Nachdem aber durch die Erfolge des jungen Scipio der Sieg sich an die röm. Fahnen heftete, ging der bes. durch die Verheirathung der edlen Sophonisbe mit Syphax gegen Hasdrubal erbitterte M. zu den Römern über. Nach Afrika zurückgekehrt, suchte M. den nach dem Tode seines Vaters von einem Usurpator eingenommenen Thron wiederzugewinnen, wurde aber von dem mit Karthago verbündeten Syphax so in die Enge getrieben, daß er endlich mit zwei Gefährten in einer Höhle leben u. sich von Raub nähren mußte. Auch als er wieder in seinem Erbreiche auftrat, hatte er kein besseres Glück, wurde geschlagen u. entkam mit nur wenigen Reitern in die Kleine Syrte, wo er bis zur Ankunft der röm. Flotte (204) umherirrte. Arglistig nahm er nun die ihm von Syphax u. Karthago angebotene Bundesgenossenschaft an, gab aber bald Scipio heimlich einen Plan zur Vernichtung einer karthagischen Reiterabtheilung an die Hand, nach dessen Gelingen er die Maske abwarf u. offen zu den Römern übertrat. Nachdem er bei dem Ueberfalle des feindlichen Lagers u. der Besiegung

des Syphax kräftig mitgewirkt hatte, eroberte er, von den Römern unterstützt, sein väterliches Reich wieder u. nahm in einer blutigen Schlacht seinen Todfeind gefangen. Die Hauptstadt des Syphax, Cirta (das heutige Constantine), ergab sich u. M. vermählte sich mit der Verlobten seiner Jugend. Allein als kurz darauf Scipio, durch des Syphax Klagen über den Römerhaß Sophonisbe's mißtrauisch gemacht, die Auslieferung der Königin verlangte, eilte M. nach Cirta zurück u. reichte ihr selbst den Giftbecher. Sein Kummer wurde durch die Aussicht auf den Besitz von ganz Numidien beschwichtigt. Inzwischen aber landete Hannibal in Afrika u. fiel in Verbindung mit des Syphax Sohn über das Land M.'s her. Doch Scipio eilte rasch herbei u. die Entscheidungsschlacht bei Zama (202) wurde bes. durch M.'s Schlauheit u. Tapferkeit gewonnen. M. erhielt in dem darauf folgenden Frieden den von ihm eroberten Theil von Westnumidien sowie Alles, was seine Vorfahren innerhalb der Grenzen der Karthager je besessen hatten, die den König außerdem nicht befehden sollten. Sein Verhältniß zu Karthago war aber trotz eines hinterher noch auf 50 Jahre geschlossenen Friedens zwischen ihm u. der Republik ein entschieden feindliches. Seine Eingriffe in das Gebiet Karthago's hörten nicht auf, in Rom suchte er durch seine Agenten seine Erbfeindin auf jede Weise zu verleumden, u. in Karthago selbst nährte er den Parteihader. Letzteres führte endlich zur Vertreibung der ihm ergebenen Personen aus Karthago, u. als darauf seine Söhne Micipsa u. Gulussa schmachvoll vor den Thoren der Stadt zurückgewiesen wurden, begann der offene Krieg, in welchem der 88jährige Fürst die Feinde im J. 150 in blutiger Schlacht gänzlich besiegte. Das Auftreten Karthago's gegen M. lieferte den Römern den Grund zum dritten Punischen Krieg. Aber kurz nach dessen Ausbruch u. noch vor Scipio's Ankunft starb M. im J. 149. Das Reich fiel an seine drei rechtmäßigen Söhne Micipsa, Gulussa u. Massanabal. Diesen hatte M. eine sorgfältige Erziehung gegeben, wie er überhaupt der feineren Sitte u. Kultur geneigt war, ohne selbst die patriarchalische Einfachheit seines Lebens aufzugeben. Großer Scharfblick u. außerordentliche Thatkraft vereinigten sich in ihm mit leidenschaftlicher Herrschsucht, der jedes Mittel gelegen war.

Masius, Karl Wilhelm Hermann, Pädagog u. Schriftsteller, geb. zu Trebnitz bei Bernburg 7. Jan. 1818, studirte seit 1837 in Halle, wirkte seit 1840 als Lehrer an verschiedenen Schulen der Francke'schen Stiftungen u. zuletzt am Pädagogium das., sowie seit 1843 an den Realschulen u. Gymnasien in Annaberg, Salzwedel u. Stralsund; wurde 1854 Direktor der höheren Töchterschule in Halberstadt u. 1860 Rektor der Realschule in Neustadt-Dresden; er folgte 2 Jahre darauf einem Rufe als Universitätsprofessor der Pädagogik u. Direktor des pädagogischen Seminars nach Leipzig. Von seinen Schriften haben die unter dem Titel „Naturstudien" erschienenen sinn- u. gemüthreichen Skizzen aus der Pflanzen- u. Thierwelt (Lpz. 1852; 7. Aufl. 1869; 2 Bde., 1868) nicht nur die meiste Verbreitung gefunden, sondern sind auch das Muster für ähnliche Schilderungen geworden. Weiter schrieb er: „Die Thierwelt" (Essen 1861; 2. Aufl. 1862); „Die Mußestunden" (Lpz. 1870); „Deutscher Wald u. Hain in Bild u. Wort" (Münch. 1871) 2c. Auch gab er ein „Deutsches Lesebuch für höhere Unterrichtsanstalten" (Halle 1872 u. ö.), ein „Geographisches Lesebuch" (Halle 1874 ff.), in Verbindung mit Anderen „Die gesammten Naturwissenschaften" (3 Bde., Essen 1856 bis 1859; 2. Aufl. 1860—62) heraus u. redigirt mit Fleckeisen seit 1863 die „Neuen Jahrbücher für Philologie u. Pädagogik" (Lpz.).

Maskat, Hauptstadt des ostarab. Reiches Oman (s. d.), nach R. Brenner mit 18—19,000 E. (1870), nach Palgrave mit 40,000 E. (1863), liegt am Indischen Ozean im Hintergrunde eines von kahlen, schwarzen Felswänden gebildeten kraterförmigen Hafens, welcher durch 2 halbmondförmige Batterien geschützt ist. Das Klima ist heiß u. fiebererzeugend u. die einst blühende Stadt, die noch eine Menge von Palästen u. Moscheen aufweist, in Verfall begriffen. Die Ruinen einer Kirche u. eines Gouvernementsgebäudes erinnern an die Zeiten der portug. Herrschaft. Die bunt gemischte Bevölkerung besteht aus seßhaften Arabern, Beduinen, Persern, ind. Banianen, Abessiniern, Negern u. einigen Europäern. M. ist Hauptausfuhrplatz für die Küstenlandschaften am Pers. Golf u. die Euphratländer nach Indien. Datteln, getrocknete Fische, Droguen, Rosinen, Salz, Perlen, Tabak, Teppiche, Esel, Pferde u. Baumwolle sind die hervorragendsten Exportartikel; bis 1873 war die Stadt ein wichtiger Platz für den Handel mit abessinischen Sklaven; von großem Umfange ist die Einfuhr von Kaffee aus Mokka. Die Gewerbthätigkeit der Bewohner liefert nam. Webwaaren, Töpfe, geschätzte Filigranarbeiten, Tassen, Pfeifen 2c. M. ist seit 1808 Residenz der Sultane von Oman, deren Sommeraufenthalt der 10 M. im W. gelegene Küstenplatz Barka od. Burka ist. Die Umgegend ist reich an Datteln u. Getreide u. bewohnt von einer verhältnißmäßig dichten Bevölkerung.

Maske ist von dem arab. Wort maskhara, Possenreißerei, herzuleiten. Die M. ist, wie die Larve, zunächst ein hohles, aus verschiedenen Stoffen gearbeitetes Menschengesicht, das schon die altgriech. Schauspieler seit der Zeit des Aeschylos bei ihren scenischen Darstellungen benutzten. Diese alten, aus Baumrinde, dann aus Leder, mit Leinwand gefüttert, später auch aus leichtem Holz gearbeiteten M.n bedeckten den ganzen Kopf u. hatten außer den Gesichtszügen noch Bart, Ohren u. Haare. Der Mund war weit aufgesperrt u. mit Vorrichtungen zur Schallverstärkung versehen. Die M. bot den Vortheil, daß sich in ihr der darzustellende Charakter sofort deutlich aussprach, aber den großen Nachtheil, daß sie keinen Wechsel des Gesichtsausdrucks zuließ.



Nr. 4108. Antike Theatermasken.

Allerdings werden M.n erwähnt, welche auf der einen Seite einen heitern, auf der andern einen verdrießlichen Ausdruck zeigten, so daß der dem Publikum stets das Profil zeigende Schauspieler durch schnelle Wendung zwei, aber eben auch nur zwei Gesichter zeigen konnte. Bei den Römern wurden die M.n erst durch den Schauspieler Roscius um 100 v. Chr. eingeführt. Die M.n der Tänzer hatten keinen aufgesperrten Mund u. regelmäßig schöne Züge. Mit dem Zusammensturz des Römerreichs verschwinden auch die M.n; nach fast 1000 Jahren erscheinen aber ihre Spuren wieder in der Commedia dell' arte (der extemporirten Komödie) u. in den Mysterien, wo z. B. der Teufel eine M. trug. Anfangs bedeckten diese in Italien wieder auftauchenden u. von dort über das ganze Abendland sich verbreitenden M.n das ganze Gesicht der komischen Charaktere; später wurden Halbmasken eingeführt, die dem Gesichte wenigstens einige Beweglichkeit gestatten. Bei einzelnen Figuren der ital. Komödie, z. B. dem Lelio, der Colombine 2c., fielen sie endlich ganz weg. Auf dem modernen Theater versteht man oft unter M. in sehr elastischer Bedeutung die gesammte äußere Erscheinung eines Schauspielers, allerdings mit der Voraussetzung, daß er nam. dem Gesichte sowol durch mimische Kunst als durch allerlei künstliche Mittel einen der Rolle, in historischen Stücken sogar dem Portrait der darzustellenden Person, entsprechenden Ausdruck zu geben versucht. M.n, wie sie auf Maskeraden (s. d.), ferner zu Zeiten des Karnevals im Freien getragen werden, werden jetzt gewöhnlich aus Leinwand mit einem lackirten Ueberzug, sonst auch aus Wachs, Sammt 2c., besonders in Paris, Rouen, Venedig, Berlin 2c., gefertigt u. stellen die verschiedensten, oft sehr grotesken Physiognomien dar. Sehr beliebt sind auch in heißen Tanzlokalen kleine Halbmasken mit einem den unteren Theil des Gesichts bedeckenden Vorhang von Seidenzeug od. Fransen. — M.n nennt man ferner an Gebäuden angebrachte, aus Stein gehauene menschliche Gesichter ohne Hinterkopf, welche früher bes. als vordere Verzierung des Schlußsteins eines Bogens, über Thüren u. Fenster 2c. angebracht wurden. — In weiterer, übertragener Bedeutung braucht man M. auch im Sinne von Verstellung, Täuschung, das Verbum maskiren für verdecken; man maskirt z. B. eine Batterie, indem man sie dem Auge des Feindes durch vorgestellte Truppentheile entzieht; beim Billardspiel ist ein maskirter Ball derjenige, auf den man nicht direkt spielen kann, weil er durch einen zwischen ihm u. dem Spielball stehenden anderen Ball verdeckt wird; diesen verdeckenden Ball nennt man dann wol eine M. 2c.

Maskerade (ital. mascheráta, von mascheráre, maskiren) ist eine Art Ball, bei welchem alle Theilnehmer sich durch Verkleidungen u. Gesichtslarven unkenntlich zu machen suchen. Zur Belebung der Stimmung gestattet man auf Maskenbällen eine größere Ungezwungenheit u. Formlosigkeit, als sie gewöhnlich üblich ist (Maskenfreiheit).

Maskopei, s. „Maatschappy".

Masora (d. h. Ueberlieferung, nämlich die über die Les- u. Schreibart des biblischen Kanons Alten Testaments). Die Aufzeichner dieser Ueberlieferung heißen Masorethen, u. es läßt die Zeit, wann sie gelebt, sich nicht genau bestimmen, weil wir keinen derselben unter eigenem Namen kennen u. weil die masorethische Thätigkeit stets in anderer Form u. nach einer anderen Richtung hin geschah. Als erster Masoreth wäre demnach Esra zu nennen, der schon während der babylonischen Gefangenschaft die Herstellung eines korrekten Pentateuchtextes besorgte. Diese Leistung jedoch beschränkte sich nur, wie bereits erwähnt, auf die fünf Bücher Moses, auf eine grammatikalisch richtige u. verständliche Sprache. Späterhin, u. zwar während der Abfassung des Talmuds, tritt schon eine größere u. regere masorethische Thätigkeit ein, die in ihrer Ausdehnung über den ganzen biblischen Kanon jede Abnormität, die geringste Abweichung, ja vielleicht manchen Schreibfehler sogar genau notirt u. als unverbrüchlichen Schreibusus hinstellt, wobei es jedoch auch an wirklichen Ueberlieferungen nicht fehlt, die dem herkömmlichen Gebrauche gemäß das Wort ganz anders aussprechen, als es in der Schrift lautet. So nimmt beispielsweise schon der Talmud davon Notiz u. gründet manche Folgerung darauf, daß dieser od. jener Buchstab in irgend einem Bibelworte „groß" od. „klein" geschrieben, daß er „hangend" ist, d. h. daß er über der Zeile sich befindet, daß wir es fünfmal im Kanon finden, wo der Buchstabe נ (Nun) verkehrt steht, daß der eine Abschnitt durch ein besonderes Trennungszeichen vom nachfolgenden geschieden, der andere hingegen ohne jedes Zeichen mit demselben noch verbunden ist. Nebst diesen mystischen u. scheinbar unwesentlichen Notirungen ist hier auch die Lesart mancher Wörter ganz verschieden von der Schreibart gegeben. Wenn daher im Talmud der Masorethen keine Erwähnung geschieht, so ist daraus noch nicht zu schließen, daß es zur Zeit der Talmudabfassung keine solchen gab, sondern daß sie nur unter anderem Namen daselbst vorkommen, nämlich unter dem Namen Sofrim (Abschreiber) u. wahrscheinlich auch unter der Bezeichnung Dardeke. Erst zur Zeit des Talmudabschlusses, wo die Lesezeichen, Vokale u. Accente, in Gebrauch kommen, beginnt die eigentliche masorethische Thätigkeit durch Sammlung der im Talmud u. in anderen Schriften vereinzelt vorgefundenen Notizen, durch Feststellung der Vokale u. Accente u. endlich durch Zählung der Verse, Worte u. Buchstaben jedes einzelnen Buches, um so den Bibelkanon gegen Fälschung, willkürliche Aenderungen u. muthmaßliche Konjekturen zu schützen. Der Sitz dieser Masorethengesellschaft war Tiberias, wo ihre Thätigkeit noch nach Abschluß des Talmuds fortdauerte (Ende des 6. u. Anfang des 7. Jahrh.). Eigentliche masorethische Werke aus älterer Zeit besitzen wir nicht, nur finden sich viele derartige Notizen unter verschiedenen Namen als Randglossen, Anmerkungen od. Appendices an der einen od. der anderen Bibelausgabe. Ein abschließendes Werk über die M. verspricht die „Masora magna" von Frensdorf zu werden.

Masovien, ein ehemaliges Herzogthum, welches die Landschaften von der mittleren Weichsel u. am Bug umfaßte, war ursprünglich ein Theil Polens, wurde 1207 unter Konrad I. als selbständiges Herzogthum ausgeschieden u. fiel 1526 nach dem Aussterben der piastischen Linie wieder an Polen zurück. Die Bevölkerung bildeten meist Masuren (s. d.).

Maß, ein Hohlmaß für Flüssigkeiten u. trockne Gegenstände, früher in Deutschland u. in der Schweiz gebräuchlich, jetzt allgemein durch den Liter ersetzt, dessen Inhalt für Flüssigkeiten in den verschiedenen Ländern zwischen 0,72 Liter (Sachsen, Meiningen) u. 2 Liter (Großherzogthum Hessen), für trockne Gegenstände zwischen 6,625 u. 149,033 Liter schwankte.

Maß u. Gewicht. Maß ist die zur Vergleichung verschieden großer Objekte benutzte Einheit. Da man nur immer gleichartige Dinge mit einander in messende Vergleichung bringen kann, so kann man auch nur räumliche Ausdehnungen (Linien, Flächen, Körper) wieder mit räumlichen Ausdehnungen (bez. Linien, Flächen u. Körpern) messen, Zeit mit einem Zeitmaße, Kräfte mit einem Kräftemaße. Kräfte lassen sich jedoch nicht unmittelbar messen, sondern nur in ihrer Leistung, indem man als Maßstab die einer bestimmten Masse in einer bestimmten Zeit mitgetheilte Bewegung, od. vielmehr den dadurch zurückgelegten Weg zu Grunde legt; die Kräfte werden solcherart also auch durch Zeit u. Raummaße gemessen, obwol wir eigentlich auch die Zeit nicht direkt messen können. Denn wenn der Astronom die Zeit berechnet, zu welcher irgend ein Himmelsereigniß eintreten wird, u. wenn er dabei die Lagen der Weltkörper als Funktionen der Zeit ausdrückt, d. h. als Funktionen des Drehungswinkels der Erde, so hat er doch nichts gethan, als die Abhängigkeit der Lagen der Weltkörper von einander ermittelt; der Drehungswinkel des Uhrzeigers wird durch den Bogen, also eine Linie, gemessen u. die Schwingungszeit des Pendels ist eine Funktion der Länge des Pendels. Es braucht eben keiner weitläufigen Auseinandersetzungen, um zu zeigen, daß auch in der Messung von Raumgrößen die Längenmessung wieder die wichtigste ist, denn Flächenräume werden durch die Messung ihrer zwei u. Körperräume durch die Messung ihrer drei Dimensionen bestimmt. Die Praxis schlägt selbstverständlich kürzere Wege ein, indem sie beispielsweise sich Hohlmaße durch Aichung derselben mit einer bestimmten Flüssigkeitsmenge verschafft. Zur Messung von Spannkräften, wie sie z. B. zwischen der Erdmasse u. anderen in ihrer Nähe befindlichen unterstützten Massen stattfinden (Schwere), benutzt man für ungefähre Bestimmungen das Druckgefühl, welches solche Massen auf die Hand ausüben, od. für genauere Bestimmungen die Wägung. In letzterem Falle bringt man die Masse mit anderen zur Vergleichung dienenden Massen, den sog. Gewichtsstücken, an einer Wage (s. d.), d. i. einem gleich- od. ungleicharmigen Hebel, in Gleichgewicht u. nennt den durch die Anzahl der Gewichtsstücke gemessenen Druck das Gewicht der Masse. Doch kann man zur Vermittelung der Vergleichung auch andere Spannkräfte benutzen (s. „Federwage"). Die Größe der Längenmaß- u. Gewichtseinheiten ist zwar willkürlich, doch ist man schon sehr zeitig darauf gekommen, solche Größen als Maßeinheiten festzusetzen, welche, wie für das Längenmaß der Fuß, die Elle u. die Klafter, anschaulich u. leicht (freilich nur sehr ungenau) immer wieder aufzufinden waren. In den Bezeichnungen Korn, Spanne, Tagereise, Büchsenschuß, Schritt, Morgen (was man in einem halben Tage umpflügen kann), Faust, Schuh, Fuß, Joch, Fuder u. s. w., welche analog sich in allen Sprachen wiederfinden, erkennen wir die Beziehungen, welche ursprünglich die Maße zu solchen Größen hatten. Eine genaue Geschichte der alten M.e u. G.e zu geben würde hier zu weit führen. Die alten Kulturvölker hatten mitunter schon ziemlich genau fixirte u. ausgebildete Maßsysteme. Zu anderen Zeiten wieder nahm man es mit der Bestimmung der Einheit nicht sehr streng, wie man z. B. aus Jak. Kölbel's „Geometry", Frankf. 1584, S. 4, ersehen kann, wo vorgeschrieben wird: „sechszehn Mann, klein u. groß, wie die ungefehrlich nacheinander aus der Kirche gehen, einen jeden vor den andern einen Schuh stellen zu lassen; dieselbige Länge werde u. solle seyn ein gerecht gemein Meßruthe, damit man das Feld messen soll". Der sich immer mehr steigernde Verkehr sowie die Fortschritte der Wissenschaft drängten allmählich darauf hin, die Maß- u. Gewichtsverhältnisse theils immer schärfer festzustellen, theils zu vereinfachen u. übereinstimmender zu machen. Zugleich aber machte sich im vorigen Jahrhundert das Bestreben geltend, ein solches Universalmaß womöglich in der Natur selbst zu suchen (natürliches Maß). Man schlug vor, die Länge des Sekundenpendels zur Einheit des Längenmaßes zu wählen, indessen mußte man dabei einen bestimmten Ort ins Auge fassen u. über die Wahl desselben würde man sich nur schwierig haben einigen können. Andere Vorschläge hatten andere Uebelstände, u. es kam zu nichts, bis man in Frankreich zur Zeit der Revolution durch Dekret des Nationalkonvents vom 31. Juli 1793 auf Vorschlag einer Gelehrtenkommission beschloß, den Erdumfang zu Grunde zu legen u. den vierzigmillionsten Theil dieses Umfangs od. den zehnmillionsten Theil des Quadranten unter dem Namen „Meter" (s. d.) zur Maßeinheit zu bestimmen. Vgl. auch „Gradmessung". (Eine ausführliche Maß- u. Gewichtstabelle wird, damit sie eventuell auch für sich benutzt werden kann, dem Schlußhefte dieses Bandes beigegeben.)

Massa, Hauptstadt der ital. Provinz u. des Kreises M.-Carrara (s. u.) in Toscana mit 18,031 E. (1871) in seiner Gemeinde u. etwa 5500 E. im Orte selbst; liegt in herrlicher, von Bergen umgebener Gegend, nahe am Meere, hat ein schönes Schloß, in dem ehemals die Schwester Napoleon's I. als Herzogin von M.-Carrara residirte; ist Sitz des Präfekten u. eines Bischofs u. treibt Seidenweberei sowie Tabaks- u. Oelfabrikation. — Das Herzogthum M.-Carrara mit der Hauptstadt M. gehörte bis z. J. 1796 der Familie Cibo-Malaspina, wurde dann von den Franzosen besetzt u. später mit Modena vereinigt. — Die jetzige Provinz M.-Carrara, 32,32 □M. mit 161,944 E. (1871), zerfällt in die Kreise M.-Carrara, Castelnuovo di Garfagnana u. Pontremoli.

Massa, Herzog v., s. „Regnier" (Claude Ambroise).

Massachusetts (spr. Massatschjuhsetts), einer der Neuenglandstaaten der Nordamerikan. Union, umfaßt ein Areal von 366,9 □M., liegt am Atlantischen Ozean zwischen 41° 15′ u. 43° 52′ n. Br. u. grenzt im S. an Rhode-Island u. Connecticut, im W. an New-York u. im N. an Vermont u. New-Hampshire. Die reichgegliederte Küste besitzt 13 Hafenplätze u. hat in der von einer Halbinsel halbkreisförmig umschlossenen Cape-Cod-Bai, in der Buzard-Bai u. M. Bai für die Schiffahrt wichtige Meerbusen. Die östl. Hälfte des Staates besteht aus der Küstentiefebene

u. einem wellenförmigen niedrigen Plateau; die westl. Hälfte wird von den Alleghanies erfüllt, die sich hier in einzelnen Gipfeln bis 1000 m. erheben (Graylock), bei ihrer niedrigen Kammhöhe u. den weit aus einander liegenden Parallelzügen dem Verkehr aber nur geringe Hindernisse in den Weg legen. Merrimac u. Connecticut sind die größten Flüsse des Staates; ersterer, so weit er M. angehört, fast durchgängig, letzterer nur mit Hülfe von Kanälen, welche die Stromschnellen umgehen, schiffbar. Die kleineren Flüsse sind durch ihre Wasserkraft für die Industrie wichtig. M. ist mit 3972 Menschen auf 1 □M. von allen Unionsstaaten am dichtesten bevölkert; es zählte 1870 nicht weniger als 1,457,351 E., darunter 13,914 Farbige, 97 Chinesen u. 151 Indianer. Das Klima ist rauh u. das Land wenig fruchtbar, deshalb hat M. auch eine verhältnißmäßig geringe landwirthschaftliche Produktion, deren Hauptartikel Tabak (im Connecticutthale), Getreide u. Obst, nam. Aepfel sind. Dagegen nimmt M. in industrieller Beziehung eine der ersten Stellen unter den Vereinigten Staaten ein, unbestreitbar die erste in der Textilindustrie, in welcher es 1870 Waaren im Werthe von 112,763,211 Doll. produzirte, u. in der Fabrikation von Bekleidungsgegenständen, deren Gesammtproduktion sich 1870 auf 118,482,947 Doll. belief, darunter allein für 86 Mill. Doll. Schuhwaaren. Sehr bedeutend ist außerdem Gerberei, Eisengießerei, Maschinenbau, Bleicherei u. Färberei, Spinnerei, Fabrikation von Möbeln u. Papier. Die Rhederei der Seestädte hat einen großen Umfang u. im Wal- u. Stockfischfang steht M. unter den Vereinigten Staaten obenan; von großer Wichtigkeit ist der Eishandel Bostons. Die Eisenbahnen hatten 1871 eine Länge von 337 M. Die Durchschnittsbildung der Bevölkerung ist trotz zahlreicher, trefflich organisirter Lehranstalten nur eine mittelmäßige u. ein großer Theil derselben, nam. die Iren (deren M. 1870: 216,120 zählte), wächst ohne jeden Unterricht auf. In kirchlicher Beziehung zeigt M. eine bedeutende Zersplitterung in Sekten: Kongregationalisten, Baptisten, Katholiken, Episcopalen, Christians. – Die Küste von M. wurde 1001 von dem Normannen Leif entdeckt; die von diesem u. seinen Genossen angelegte Kolonie ging aber schon 1008 zu Grunde; 1524 besuchte das Land als erster Europäer wieder der Venetianer Verazzano; eine ausgedehnte Kolonisation ward aber erst durch die puritanischen Emigranten ermöglicht, welche hier 1620 landeten u. die Plymouthkolonie u. Massachusettsbaikolonie anlegten. Diese Niederlassungen wurden 1692 vereinigt. In M. begann die Revolution, welche zur Unabhängigkeit der Union führte; 1788 ward die jetzige Konstitution der Vereinigten Staaten von M. angenommen. Der Senat des Staates zählt 31, das Repräsentantenhaus 149 Mitglieder; im Kongreß zu Washington ist M. durch 2 Senatoren u. 11 Repräsentanten vertreten. Die Staatsschuld betrug 1. Okt. 1873: 69,211,538 Doll. M. zerfällt in 14 Counties u. hat zur Hauptstadt **Boston** (s. d.).

Massacre (franz., spr. Massák'r), Gemetzel, Blutbad; **massakriren**, niedermachen, umbringen.

Massageten, ein tapferes altes Nomadenvolk zwischen dem Kasp. Meere u. dem Aralsee u. in den Steppen der Kirgisen. Nach den Berichten der Alten hatten sie Weibergemeinschaft, schlachteten ihre Greise u. beteten die Sonne an. Wie Herodot erzählt, fand Kyros (s. d.) mit seinem Heere durch sie den Untergang.

Massalia, ein zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisender Planetoid, 20. Sept. 1852 von Chacornac entdeckt; sein Zeichen ist ⑳.

Massaua (Massua, Massawa), Handels- u. Hafenstadt an der Westseite des Rothen Meeres mit gegen 2500 E., 1865 von der Türkei an Aegypten abgetreten; liegt auf einer kleinen Koralleninsel, welche durch einen schmalen Sund vom Festlande getrennt ist, u. ist durch ein Fort geschützt. Gegenwärtig führt ein Wasserleitungsdamm hinüber nach dem Dorfe Mokullu auf dem Festlande, wo während der heißen Jahreszeit mehrere Europäer ihre Landhäuser besitzen. Die 1873 vollendete Anlage dieses für die wasserlose Insel überaus wichtigen Aquädukts hat M. Werner Munzinger (s. d.) zu verdanken. Die Stadt, welche nur aus wenigen massiven Häusern, zum größten Theil aus Strohhütten besteht u. deren Hafeneinfahrt wegen der vorgelagerten Korallenriffe ziemlich unsicher ist, bildet den bedeutendsten Ausfuhrplatz für die Länder Abessiniens u. der nördl. Gallavölker. Die wichtigsten Exportartikel sind Elfenbein, Wachs, Moschus, Goldstaub, Straußenfedern, Häute, Gummi, Kaffee; den Hauptbestandtheil der Einfuhr bilden Waffen. Der Sklavenhandel blüht hier noch.

Massaya, gewerbfleißige Stadt im centralamerikanischen Staate Nicaragua (Dep. Granada) mit etwa 15,000 E.; liegt zwischen dem Managua- u. Nicaraguasee in einer an Mais, Südfrüchten u. Tabak fruchtbaren Gegend; ist bes. in dem von den Kreolen bewohnten Stadttheil sehr gut gebaut u. hat eine schöne Parochialkirche. Die zum größten Theil aus Indianern bestehende Bevölkerung, welche für die gewerbfleißigste in ganz Mittelamerika gilt, fabrizirt Hängematten, Palmhüte, Decken, Lederwaaren, Baumwollenzeuge u. Cigarren.

Masse im physikalischen Sinne bezeichnet die bestimmte Menge Materie, welche in einem bestimmten Raume (Volumen) eines gegebenen Körpers enthalten ist. Der Begriff M. ist also eigentlich völlig abhängig davon, was man sich unter Materie (s. d.) denkt. Haben zwei Körper bei gleicher Raumgröße verschiedene M.n, so nennt man den mit der größeren M. dichter, den andern dünner. Man erfährt dann das Verhältniß der M.n aus dem Verhältniß der Dichte od. der spezifischen Gewichte der betreffenden Stoffe.

Masse, **Konkursmasse**, die gesammten Aktiven eines Falliten, welche nach Abzug der Gerichtskosten unter die Gläubiger vertheilt werden.

Masséna, Herzog **v. Rivoli**, Fürst **v. Eßling**, André, franz. Marschall, geb. zu Nizza 6. Mai 1758, diente seit 1775 im franz. Heere, nahm aber, weil als Bürgerlicher ohne Aussicht auf Beförderung, 1789 seinen Abschied. Die Revolution rief ihn wieder unter die Waffen, u. nun ward der ehemalige Unteroffizier schon 22. Aug. 1793 Brigade- u. 22. Dez. dess. Jahres Divisionsgeneral, als welcher er sich in Oberitalien vielfach durch seine Entschlossenheit u. Umsicht auszeichnete; insbes. entschied er im Jan. 1797 den Sieg über die Oesterreicher unter Wurmser bei Rivoli. 1798 befehligte er in der Schweiz, trat nach der Niederlage Jourdan's (s. d.) bei Stockach (25. März 1799) an dessen Stelle u. schlug 25. Sept. 1799 die Russen bei Zürich. Als sich Bonaparte zum Ersten Konsul gemacht hatte, schickte er M. nach Italien, wo derselbe nach der Schlacht von Marengo den Oberbefehl erhielt. Diesen führte er, seit 19. Mai 1804 Marschall, auch 1805. Damals hielt er den Erzherzog Karl in Schach, ergriff dann für Joseph Bonaparte (s. d.) Besitz vom neapolitanischen Gebiet, eroberte 1806 Gaëta u. zwang die in Calabrien gelandeten Engländer, sich wieder einzuschiffen. 1807 übernahm er nach der Schlacht bei Eylau die Führung des rechten Flügels u. ward nach dem Waffenstillstand zum Herzog v. Rivoli erhoben. Im Kriege gegen Oesterreich 1809 befehligte M., der inzwischen durch eine Ungeschicklichkeit Berthier's auf einer Jagd bei St. Cloud das linke Auge verloren hatte, auf dem rechten Donauufer, deckte insbes. 21. u. 22. Mai in der Schlacht bei Aspern u. Eßling den Rückzug über die Donau u. nahm an der Schlacht bei Wagram Theil. Nach dem Frieden zum Fürsten von Eßling erhoben, ging er 1810 als Oberbefehlshaber nach Spanien, konnte hier aber keine großen Erfolge erringen u. gab, aus diesen u. anderen Ursachen mißmuthig, Ende 1811 das Kommando an Marmont ab, um nach Frankreich zurückzukehren. Hier erwartete ihn die Ungnade Napoleon's, der dann sein Gesuch um einen Heerführerposten im russischen Feldzug abschlug u. ihm statt dessen nur den Befehl über die 8. Militärdivision in der Provence anvertraute. Vergeblich rief ihn dann aber auch Napoleon während der Hundert Tage. Erst nach der Schlacht von Waterloo trat M. an die Spitze der Pariser Nationalgarde. Ludwig XVIII. hatte ihn schon 20. Dez. 1814 zum Pair ernannt. Die Wahl zum Richter im Prozesse gegen den Marschall Ney (s. d.) lehnte M. ab. Er starb zu Paris 4. April 1817 u. wurde auf dem Père-Lachaise beerdigt, wo man ihm einen Obelisken von weißem Marmor errichtete. Seine „Mémoires“ gab General Koch heraus (7 Bde., Par. 1849 f.). Sein Leben beschrieb Toselli (1869).

Massenbach, Christian Karl August Ludwig, Frhr. v., Geschichtschreiber, geb. zu Schmalkalden 16. April 1758, wurde 1782 württ. Garde-Offizier, trat aber bald als Hauptmann im Generalquartiermeisterstabe in preuß. Dienste, machte 1787 den Feldzug in Holland u. 1792—95 den Krieg gegen Frankreich mit, ward 1805 Oberst u. 1806 Generalquartiermeister des Hohenlohe'schen Corps. Wegen der Kapitulation von Prenzlau (28. Okt. 1806), an der er mit Schuld war, in die betreffende Untersuchung verwickelt, zog er sich dann auf das ihm von Friedrich Wilhelm II. 1794 geschenkte Gut Bialokosz bei Pinne zurück u. lebte später wieder in Württemberg. Da er 1813 seine Dienste vergeblich anbot, schrieb er aus Aerger darüber „Denkwürdigkeiten seiner Zeit“, welche Verschiedenes enthüllen sollten. Diese Schrift wollte er dem König um eine gewisse Summe verkaufen, mit der Drohung, sie anderen Falles zu veröffentlichen. Infolge dessen 1817 verhaftet, ward er zu 14jähr. Festungshaft verurtheilt. 1826 begnadigt, starb er zu Bialokosz 20. Nov. 1827. Außer jener Schrift verfaßte er: „Memoiren zur Geschichte des preuß. Staates unter Friedrich Wilhelm II. und Friedrich

Wilhelm III." (3 Bde., Amst. 1809 f.) u. „Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preuß. Staates seit 1792" (2 Bde., ebd. 1809). Einen 3. Bd. zu letzterem Werke ließ der König von Preußen noch vor dem Erscheinen ankaufen u. vernichten.

Mäßigkeitsvereine nennt man solche Vereine, deren Mitglieder sich gegenseitig zur Enthaltung von geistigen Getränken verpflichten. Der erste Verein dieser Art entstand 1826 im Staate Massachusetts. 1838 fing man an, den Detailverkauf von Branntwein zu beschränken u. 1841 für die Schließung der Schenken zu agitiren. 1851 kam es zum berühmten Gesetze des Staates Maine, wonach der Verkauf geistiger Getränke nur einem Regierungsbeamten gestattet sein sollte, u. zwar nur zu medizinischen u. technischen Zwecken. Dies Gesetz sollte durch ein strenges System von Haussuchungen 2c. durchgeführt werden, u. wurde auch in anderen amerikanischen Staaten nachgeahmt. In den meisten Staaten blieb es indeß ein todter Buchstabe, u. auch in Maine selbst wurde es 1856 aufgehoben. Die amerikanische Mäßigkeitsbewegung hatte trotz ihrer Verdienste etwas Ultrapuritanisches u. Extravagantes. Dies zeigte sich z. B. 1873, als Scharen von psalmensingenden Frauen u. Mädchen in mehreren Gegenden die Schenken stürmten u. die Fässer zerschlugen. In den Vereinigten Staaten betrug die Zahl der M. schon 1834 nicht weniger als 7000 u. die Zahl der Mitglieder $1\frac{1}{4}$ Mill. In England rechnet man, daß 50% der Eingetretenen, Dank der gegenseitigen Kontrole, ihrem Gelübde treu bleiben. In Irland haben sich 1838—42 die vom Mäßigkeitsapostel Pater Matthew (s. d.) gegründeten M. gegen die Branntweinpest wirksamer erwiesen, als hohe Abgaben u. hohe Strafen gegen den Branntweinschmuggel. Nach Matthew's Tode hat indeß der Branntweinkonsum wieder zugenommen. In Deutschland wurden die M. meist von der Inneren Mission (s. d.) gegründet. Die im Interesse der M., nam. durch Vorträge, Reisen 2c. wirkenden Männer nennt man auch wol Mäßigkeitsapostel.

Massilia, alter Name für Marseille.

Massinger (Mässindscher), Philipp, engl. Dramatiker, geb. 1584 zu Salisbury, hatte bereits in seinem 22. Jahre mehrere Dramen geschrieben, von denen aber erst sechzehn Jahre später eines, mit Thomas Decker gemeinschaftlich für die Bühne überarbeitet, das Trauerspiel „The virgin martyr", mit großem Erfolg zur Aufführung gelangte. Er soll im Ganzen 38 Bühnenwerke geschrieben haben, von denen aber ein Theil durch Feuer vernichtet wurde. Neben seinem, an spannender Handlung überraschenden Bühneneffekten u. gelungener Charakterzeichnung reichen Trauerspiel „The Duke of Milan" u. dem mit Field gemeinschaftlich geschriebenen „The fatal dowry, a tragedy" dichtete M. auch Lustspiele, denen es aber an Witz u. Humor fehlt. Eine Ausnahme machen: die satirische Komödie „The city madam" u. nam. „A new way to pay old debts". Auch bearbeitete er Middleton's Lustspiel „The old law." — M.'s gesammelte Dramen erschienen zuerst 1761 (4 Bde., Lond.; 2. Aufl., 6 Bde., ebd. 1779); eine neue Ausgabe, zugleich mit den Dramen Ford's, besorgte Coleridge (Lond. 1839).

massiren (lat. massare, franz. masser), kneten, bes. den menschlichen Körper nach dem Bade, wie es nam. im Orient üblich ist. Masseur (spr. Massöhr) heißt Derjenige, welcher diese Arbeit verrichtet; Massage (spr. Massahsch') diese Handlung selbst.

Maßliebchen od. Gänseblümchen, s. „Chrysanthemum" u. „Bellis".

Maßmann, Hans Ferdinand, ein auf dem Gebiete der altdeutschen Sprache u. Literatur hervorragender Gelehrter u. eifriger Förderer der Turnkunst, geb. zu Berlin 15. Aug. 1797; studirte daselbst seit 1814 Theologie, trat 1815 unter die freiwilligen Jäger u. setzte nach seiner Rückkehr aus Frankreich seine Studien in Berlin u. dann in Jena fort. Als Burschenschafter nahm er im Okt. 1817 thätigen Antheil am Wartburgfeste, das er auch in einer Schrift schilderte. Später in die demagogischen Untersuchungen verwickelt u. nach Schließung der öffentlichen Turnanstalten in Preußen folgte er 1826 einem Ruf als Turnlehrer beim Kadettencorps in München, wo ihm 1828 auch die Gründung u. Leitung einer öffentlichen Turnanstalt für die Schulen übertragen wurde. Im folgenden Jahre erhielt er eine außerord. Professur an der Münchener Universität, an welcher er seither Vorlesungen über altdeutsche Literatur gehalten, machte 1833 eine wissenschaftliche Reise nach Italien, wurde 1835 ord. Professor u. zugleich im Ministerium Referent für das Schulwesen sowie später auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Als mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. in Preußen der auf der öffentlichen Ausübung der Turnkunst liegende Bann aufgehoben ward, wurde M. 1842 nach Berlin berufen, um den allgemeinen Turnunterricht in Preußen wieder einzurichten; 1846 erhielt er auch eine Professur für altdeutsche Sprache u. Literatur an der Berliner Hochschule. Er starb 3. Aug. 1874 in Muskau. — Von seinen zahlreichen lit. Arbeiten sind bes. zu nennen: „Denkmäler deutscher Sprache u. Literatur" (Münch. 1828); „Deutsche Gedichte des 12. Jahrh." (2 Thle., Quedlinb. 1837); „Deutsche Abschwörungs-, Beicht-, Buß- u. Betformeln des 8.—13. Jahrh." (ebd. 1839); die Ausgaben von „Eraclius" (ebendas. 1842), „St. Alexius' Leben" (ebd. 1843), „Tristan u. Isolt" von Gottfried v. Straßburg (Stuttg. 1843), „Partenopeus u. Meliur" (Berl. 1847), „Kaiserchronik" (3 Bde., Quedlinb. 1849—53), Ulfilas (2 Bde., Stuttg. 1856—57) 2c. Außerdem schrieb er: „Geschichte des mittelalterlichen Schachspiels" (Quedlinb. 1839), „Die Baseler Todtentänze" (Stuttg. 1847) u. „Literatur der Todtentänze" (Lpz. 1841) 2c. u. bearbeitete den 6. Bd. von Graff's „Althochdeutschem Sprachschatz" (Berl. 1844), zu dem er auch den Inder (ebd. 1846) lieferte.

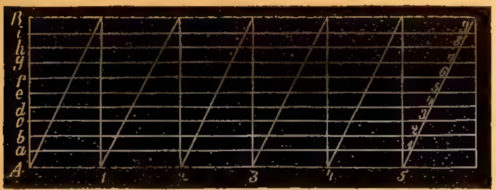


Nr. 4109. Hans Ferdinand Maßmann (geb 15. Aug. 1797, gest. 3. Aug. 1874).

Masson, Antoine, einer der hervorragendsten Kupferstecher des 17. Jahrh., geb. zu Loury bei Orleans 1636, wurde Anfangs Waffenschmied, ging aber bald zum Kupferstechen über u. betrieb nebenbei auch die Malerei. Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er mit Verzichtleistung auf Farbennachahmung die Abstufungen von Hell u. Dunkel der Zeichnung blos durch Striche hervorbrachte u. diese harmonisch zu verschmelzen wußte. Seine Blätter, 115 an der Zahl, sind meistens Portraits, darunter das Meisterwerk, der sog. Cadet à la perle, das Bildniß des Grafen Harcourt; unter den übrigen ist das bekannteste „la nappe", d. h. die Jünger in Emmaus zu Tische sitzend, nach Tizian. M. starb in Paris 30. Mai 1700.

Maßstab ist jeder Stab, dessen Länge zwischen seinen Enden genau einem bestimmten Maße gleichgemacht ist (Endmaßstab od. Maßstab à bout), od. auf welchem die Längen eines Maßes u. meist auch dessen Unterabtheilungen durch möglichst fein eingerissene Striche genau notirt sind (Maßstab à trait od. Strichmaßstab). Werden die Unterabtheilungen dadurch bezeichnet, daß man wie in Nr. 4110 gleichsam mehrere gleichlange Maßstäbe parallel neben einander zeichnet u. diese dann durch schräge Linien (Transversalen) durchschneidet, so entsteht ein sog. Transversalmaßstab. So ist z. B. die Linie A_5 gerade 5 cm. lang, dagegen die Parallele a_1 ist gleich 5 cm. u. 1 mm., $b_2 = 1$ cm. 2 mm. 2c. Man kann auch zur Ermittelung feiner Unterabtheilungen einen sog. Vernier, fälschlich aber gewöhnlich auch Nonius (s. d.) genannt, benutzen. — Unter dem M. einer Zeichnung (Maschinenzeichnung, Bauriß, Landkarte 2c.) versteht man das Verhältniß der Entfernung zweier Punkte in der Zeichnung zu der wirklichen Entfernung der beiden

entsprechenden Punkte des Originals. Sind z. B. zwei um 1 Km. von einander entfernte Punkte auf der Karte nur 1 mm. von einander entfernt, so sagt man: da 1 Km. gleich 1,000,000 mm. ist, die Karte sei im M. von 1 zu 1,000,000 gezeichnet. Maschinenzeichnungen entwirft man gewöhnlich im M.e 1 : 10 bis 1 : 12, Baurisse 1 : 100, geometrische Aufnahmen, Flurkarten, Forstkarten ꝛc. je nach dem Zweck 1 : 1000 bis 1 : 10,000, militärische Aufnahmen 1 : 10,000 bis 1 : 40,000 (Festungsrisse 1 : 1725). Man fügt gewöhnlich der Zeichnung od. Karte am Rande einen gezeichneten M. bei, dessen Theile die Maßbenennungen tragen, denen sie in Wirklichkeit entsprechen sollen (verjüngten M.).



Nr. 4110. Transversalmaßstab.

Mast nennt der Seemann den unteren, dicksten Theil des ganzen sich über den Schiffskörper erhebenden, zum Tragen der Takelage u. der Segel dienenden Rundholzes. Das Rundholz scheidet sich in M.en, Stengen, Raaen, Gaffeln, Bäume u. Spieren. Das, was der Laie M. nennt, besteht aus dem dicken Theile, dem eigentlichen M.e, u. den immer dünner werdenden Aufsätzen, den Stengen. Die M.en werden aus den besten Kiefern- u. Fichtenstämmen gezimmert u. müssen, da z. B. der größte M. eines Kriegsschiffes unten etwa 1,1 m. dick ist, also über 3,3 m. Umfang hat, bei einer Höhe von 41,5 u. mehr Metern sowol nach Länge als Dicke aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt werden. Auf den Untermast pfropft sich als erste Verlängerung die Marsstenge, auf diese die Bram- u. ferner die Ober-Bramstenge. Der Zusammenhalt des M.es wird durch eiserne Ringe bewirkt.

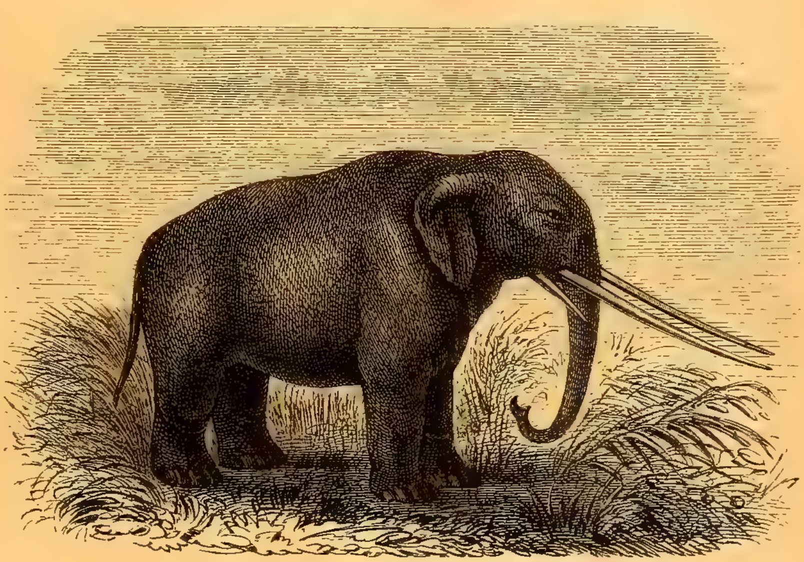
Mastdarm (Rectum), das unterste Stück des (Dick-) Darms, enger als dieser, dickwandig, seine Schleimhaut längsfaltig, die starke Muskelschicht von Längs- u. Kreisfasern gebildet, an seinem Ende ein Schließmuskel (Sphincter), durch welchen seine Oeffnung, der After, verschließbar ist (s. „Darm“).

Master (engl.), eigentlich s. v. w. Meister (vom lat. magister), im Englischen Anrede für Knaben od. Personen, die keinen anderen Titel haben.

Mastic, s. „Kitte“.

Mastix (Resina Mastiche, fälschlich Mastixgummi), ein Harz, welches von der Pistacia lentiscus *Lin.*, einem kleinen, immergrünen, im Oriente heimischen Bäumchen, u. zwar von der auf der griech. Insel Chios wachsenden breitblättrigen Varietät Pist. lent. var. Chia abstammt. Mehrere Versuche, die man anderwärts, nam. im südlichen Frankreich, mit der Anpflanzung dieses Bäumchens gemacht, haben zu keinem Resultate geführt. Auf der Insel Chios beschäftigen sich 21 Ortschaften mit der Gewinnung des M.; die Plantagen liegen auf dem Rücken der Höhenzüge. In früherer Zeit, bis zur Lostrennung Griechenlands von der Türkei, war der Mastixertrag ein Einkommen des Sultans; es mußten alljährlich 22,000 Oka (à 1,25 Kg.) als Tribut, der Rest der Ernte aber gegen eine sehr niedrige Taxe abgeliefert werden. Nachdem die Türken die Insel 1822 verwüstet u. entvölkert hatten u. diese Leistungen nicht mehr gefordert werden konnten, erhielten die Einwohner zur Wiederaufhülfe das freie Verkaufsrecht gegen eine baare Jahreszahlung von 750,000 Piastern (circa 90,000 Mark), wodurch die Kultur für die Pflanzer weit einträglicher wurde. — Man macht im Mai, nach Anderen im Juli, in die Stämme u. Aeste der Bäume leichte Einschnitte u. sammelt im August das ausgeflossene u. an der Rinde erhärtete Harz; man verkauft diese Sorte als die beste unter den Namen Körnermastix od. M. in Thränen, Mastix in lacrymis, M. in granis; er besteht aus erbsengroßen, rundlichen, blaßgelben Körnern, die durchsichtig, aber außen hell bestäubt sind, einen glasglänzenden Bruch besitzen u. beim Kauen erweichen. Der von den Stämmen herabgefallene u. an der Erde trocken gewordene Theil des Harzes heißt gemeiner M., Mastix in sortis, u. ist die geringere Sorte, da er zum Theil von dunkler Farbe ist u. Beimengungen von Rindenstückchen, Sand u. dergl. enthält. — Der M. besitzt einen schwach balsamischen Geruch u. Geschmack, ist hart u. spröde, läßt sich leicht entzünden u. brennt mit hellleuchtender, rußender Flamme. Er löst sich in heißem Alkohol vollständig, sowie auch in Aether u. ätherischen Oelen. Man benutzt den M. zu Räucherpulvern, Räucherlacken, zur Herstellung feiner Lacke u. zum Ueberziehen der Gemälde, zu Porzellankitt ꝛc. — Seit einiger Zeit findet sich auch im Handel eine Art M., die aus Ostindien über Bombay u. London zu uns gebracht u. ostindischer M. genannt wird; dieser stammt von einem in Afghanistan u. Beludschistan vorkommenden Baume, Pistacia Khinjuk *Stocks*, u. hat einen viel geringeren Werth als der von Chios. — Nicht zu verwechseln mit dem eigentlichen M. ist eine denselben Namen führende Asphaltmasse, die erhalten wird, wenn man echten od. auch Steinkohlenasphalt schmilzt u. mit Kreide, Sand od. dergl. mengt. Man benutzt diesen M. od. Mastic als Kitt u. formt auch daraus Platten, Trottoirs, Steine u. s. w. (vergl. „Asphalt“).

Mastodon, Zitzenzahn, ein erloschenes Geschlecht riesengroßer, mit gewaltigen Stoßzähnen bewaffneter, elefantenähnlicher Thiere, das mit den Mammuths gleichzeitig lebte u. dessen Backzähne sich dadurch auszeichneten, daß ihr dicker Schmelz quere Joche mit paarigen, zitzenähnlichen Erhebungen bildet. Man hielt diese fossil vorgefundenen Zähne einer im europäischen Miocen vorkommenden Art (Mastodon angustidens) ehemals für die Zähne menschlicher Riesenleichen. Jüngere Exemplare, die auch im Unterkiefer zwei, jedoch nur kurze, wagerecht liegende Schneidezähne hatten, wurden für eine eigene Gattung, Tetracaulodon, gehalten. Besonders häufig wurden Mastodontenreste (Mast. giganteum) am Ohio gefunden u. gaben Anlaß zur Verwechselung mit dem Mammuth (das „amerikanische Mammuth“ od. Ohiothier). Ein solches Skelet wog 500 Kg. Das einst von dem auch durch den


Nr. 4111. Mastodon.

Hydrarchos berüchtigten Koch beschriebene, $9\frac{1}{2}$ m. lange, $4\frac{3}{4}$ m. hohe Missourium theristocaulodon war weiter nichts als ein M. mit fälschlich, statt aufwärts gerichteten, auswärts eingesetzten Stoßzähnen.

Mastricht (vläm. Maestricht, spr. Mahstricht), Hauptstadt der niederländischen Provinz Limburg mit 28,650 E. (1876), liegt zum größten Theil auf dem rechten Ufer der Maas u. ist mit der gegenüberliegenden Vorstadt Wijk durch eine steinerne Brücke verbunden. Die Stadt ist regelmäßig gebaut u. eine der bedeutendsten Festungen des Landes, ihre Werke sollen aber geschleift werden. Die Citadelle liegt auf dem nördlichen Abhange des 123 m. hohen St. Pietersberges, dessen Kreidetuff treffliche Bausteine liefert u. der deshalb von zahlreichen labyrinthischen Gängen durchzogen ist. Zu den hervorragendsten Gebäuden von M. gehört das Rathhaus u. die 5thürmige Servatiuskirche. Sehr bedeutend ist die Industrie der Stadt, nam. die Brennerei, Bierbrauerei, Wollweberei u. die Fabrikation von Glas, Töpferwaaren, Tapeten, Waffen, Maschinen, Tuch, Seife, Tabak u. Lederwaaren. Die Umgegend treibt viel Strohflechterei. Die Festung ist 1576 u. 1579 von den Spaniern, 1732 vom Prinzen Heinrich von Oranien, 1673, 1784 u. 1798 von den Franzosen erobert worden.

Masudi, Abulhasan Ali, geb. gegen Ende des 9. Jahrh. in Bagdad, gest. 956 zu Altkairo (Fostât), ist einer der bedeutendsten arabischen Geschichtschreiber, der nicht mit Unrecht mit Herodot verglichen wird, insofern seine Kenntniß fremder Länder u. Völker zum Theil auf großen u. langjährigen Reisen beruhte, welche sich südlich bis in den Indischen Archipel u. nach Madagascar, nördlich bis an den Kaukasus u. das Kaspische Meer erstreckten. Mit den reichen Erfahrungen u. dem freien Blicke eines Wanderers verband er eine seltene Gelehrsamkeit, nicht blos in den historischen, sondern auch in den

philosophischen u. Naturwissenschaften. Von den zahlreichen Werken, die er in seinen späteren Lebensjahren niederschrieb, sind noch zwei vollständig erhalten. Das eine, „Marudsch ed dsahab“ od. „Goldfelder“, ist eine Weltgeschichte, in ihrer ersten Hälfte mit Geographie, Völkerkunde u. Naturbetrachtung sowie mit zerstreuten Notizen aus allen Wissenschaften gemischt; erst in der zweiten Hälfte wird die Geschichte der Araber von Mohammed bis zum Jahre 947 in größerem Zusammenhange erzählt. Die „Goldfelder“ sind übrigens nur ein Auszug aus zwei weit umfänglicheren Werken, welche M. vordem verfaßt hatte. Trotz der etwas nachlässigen Form ist das Buch von großem Werth (herausgeg. mit franz. Uebersetzung von Barbier de Meynard unter dem Titel „Prairies d'or etc.“, 8 Bde., Par. 1861—1874; engl. Uebersetzung von Sprenger, „El-Mas'údi's historical encyclopaedia etc.“, Bd. 1, Lond. 1841). — Das andre Werk ist eine kurze u. übersichtliche Zusammenstellung desselben Stoffs: „Kitob et-tenbih“ od. „Buch der Anzeige“, 955 verfaßt. Einen ausführlichen Bericht über dasselbe hat Silvestre de Sacy (Bd. 8 der „Notices et extraits des manuscrits etc.“) gegeben.

Masulipatam (ind. Machlipatnam, d. h. Fischstadt), befestigte Handelsstadt an der Ostküste Vorderindiens, in der brit. Präsidentschaft Madras mit 80,000 E.; liegt an einem Mündungsarme des Krischna in einer ungesunden Sumpfebene, ist im Ganzen gut gebaut u. hat eine der Brandung verhältnißmäßig wenig ausgesetzte Rhede. In der von Eingeborenen bewohnten Pettonstadt finden sich 33 mit sehr fein ausgeführten Reliefs bedeckte Steinplatten, welche zu den bedeutendsten Ueberresten altindischer Kunst gehören. Der Handel ist nicht unbeträchtlich, doch hat die früher umfangreiche Fabrikation baumwollener Gewebe infolge engl. Konkurrenz sehr abgenommen.

Masuren sind die Bewohner des Masurenlandes, des südlichen Theiles Ostpreußens von der Grenze bis Goldapp, Angerburg u. Osterode u. im W. bis zur Drewenz, welche die M. von den Polen scheidet. Die M. sind Nachkommen der den Polen stammverwandten Masovier; ihre Sprache ist eine Mundart der hochpolnischen, doch werden die Polen von den M. gehaßt u. verachtet. Das Deutsche wird von allen Gebildeten gesprochen; in Kirchen u. Schulen sind die polnische u. deutsche Sprache gleichberechtigt. Die Städte, unter denen Lyk als Hauptstadt gilt, sind deutsch. Die M. treiben Landwirthschaft; die Industrie beschränkt sich auf Brauerei u. Branntweinbrennerei, 2 Glashütten u. ein Eisenhüttenwerk. Neben Juden, welche in den kleinen Städten als Handelsleute, auf den Dörfern als Krüger u. Krämer leben, giebt es unter den M. auch Philipponen, eine griech.-katholische Sekte, welche 1829 infolge des Glaubensdruckes aus Rußland auswanderten u. bei Wondollek in der Johannisburger Heide eine Kolonie gründeten. Eine Folge zunehmender Bildung ist auch die bessere Bewirthschaftung der Aecker. Die Häuser sind noch vorzugsweise aus Holz gebaut u. mit Stroh gedeckt, doch findet man in den Kirchdörfern schon recht viele massive Häuser. Die Frauen kleiden sich noch vielfach in selbstgewebte Röcke, doch ist der Kolpak als Kopfbedeckung verschwunden u. die Schärpe nur noch im Winter bei älteren Bauern zu sehen. Die M. sind anstellig, flink u. intelligent, aber zu anstrengender Arbeit nur schwer zu bewegen. Sie lieben Geselligkeit, Jagd, Fischfang u. auch den Branntwein; ihre Volkslieder, Märchen u. Sagen sind von großem poetischen Reiz. Im Allgemeinen ist die Bevölkerung dünn über das Land verstreut u. arm u. der Boden bei dem Reichthum an Heiden u. Seen wenig fruchtbar. — Vergl. Töppen, „Geschichte Masurens“ (Danz. 1870).

Masurka od. Mazurka (auch Masurek od. Masur), ein nach den Masuren (s. d.) benannter Nationaltanz. Die Melodie desselben ist von lebhaftem Charakter, im $^3/_4$- od. $^3/_8$-Takt mit scharf markirtem Rhythmus gesetzt, u. besteht aus zwei od. vier (meist acht- od. sechzehntaktigen) Reprisen. Als Gesellschaftstanz kam die M. zuerst unter August III., König von Polen u. Kurfürst von Sachsen, in Aufnahme. Geistreiche Charakterstücke in Masurkaform (für Klavier) hat Chopin geliefert.

Mataros, ein Indianerstamm am oberen Vermejo, von dem etwa 2000 Seelen in Argentina wohnen, sind im Allgemeinen von kleiner Gestalt, dunkelbrauner Hautfarbe, dickem u. untersetztem Körperbau u. platter Brust. Sie stehen größtentheils unter Missionen von Franziskanermönchen, welche ihre Unterthanen in einem äußerlichen Christenthum erziehen, sie aber auch an Ackerbau u. seßhaftes Leben zu gewöhnen suchen. Die spanische Sprache wird nur von Wenigen gesprochen.

Matador (span., d. h. Tödter) heißt bei den Stiergefechten der Hauptkämpfer, welcher den Stier mit einem kurzen Degen abfängt. Bei mehreren Kartenspielen nennt man Matadore die höchsten Trümpfe, nam. eine Reihenfolge derselben von oben herab.

Matamoros, Stadt in dem mexikanischen Staate Tamaulipas mit 10,000 E., liegt an der Mündung des Rio Grande u. hat in El Refugio seinen Seehafen, der einen nicht unbedeutenden Handel treibt.

Matanzas, drittgrößte Stadt u. wichtiger Handelsplatz der westind. Insel Cuba mit 36,102 E. (1861); liegt an der Nordküste, ist stark befestigt u. durch 3 Eisenbahnen mit den Zuckerdistrikten des Inneren verbunden. Die Haupterwerbszweige der Bevölkerung sind Zuckersiederei, Rumfabrikation u. Eisengießerei. Sehenswerth ist in der Umgegend die große Tropfsteinhöhle von Yumuri.

Mataro, Hafenplatz in der span. Provinz Barcelona, 6 M. im NO. von letzterer Stadt am Mittelländ. Meer gelegen, mit 16,000 E.; zieht sich malerisch an den Abhängen des Küstengebirges hin, hat einen guten Hafen u. ist eine der wichtigsten Fabrikstädte Cataloniens. Die zahlreichen gewerblichen Etablissements liefern baumwollene Garne, Segeltuch, Glas, Maschinen, Nudeln, Seife, Leder, Leim, Branntwein 2c. Umfangreich sind auch die Färbereien, Druckereien u. Schiffsbauanstalten.

Maté (Ilex paraguayensis), auch Gongonhabaum in Paraguay; eine Art der Stecheiche, deren Blätter getrocknet in Südamerika den chines. Thee ersetzen, weshalb auch die Pflanze in dem Gesellschaftsleben dort dieselbe Rolle spielt, wie bei uns Kaffee u. Thee. Der Aufguß wird sehr heiß, u. zwar durch ein dünnes Röhrchen an der Theekanne geschlürft, welche reihum geht u. oft nur aus einer kleinen eiförmigen Kürbisfrucht besteht. Der Strauch hat nicht die stachligen Blätter unsrer Stechpalme, sondern gesägte eiförmig-lanzettliche, welche etwa an das Lorberblatt erinnern. Die in den Blattachseln erscheinenden kleinen Blumen bringen späterhin kirschenähnliche röthliche Beeren hervor. Der in den Blättern vorhandene Theestoff ist das Ilicin, welches mit dem Theïn u. Coffeïn von Thee u. Kaffee die größte Verwandtschaft hat. Es giebt noch zwei andere Sträucher, welche ebenfalls M. liefern: I. Maté u. I. theaezans; jene fällt wol mit der ersten Art zusammen, diese gehört Brasilien an, von wo die Theestrauchregion am Rio Grande beginnt, um bis an die beiden Ufer des Paraguay zu gehen.



Nr. 4112. Zweig von Maté.

Matejko, Johann Aloisius, ein erst seit Kurzem bekannter, aber rasch zu verdienter Berühmtheit gekommener poln. Historienmaler. Geb. 30. Juli 1838 zu Krakau, wo er sich der Malerei unter der Leitung des Adalbert Stattler widmete, ging er zunächst nach München u. bezog 1860 die Wiener Akademie, wo er für seine künstlerischen Arbeiten die Geschichte Polens studirte u. sich mit den Typen dieses Volkes gründlich bekannt machte. In seinen Studien u. Kompositionen führte er uns in rhapsodischer Weise die Geschichte desselben in ihren Hauptmomenten vor, u. brachte außerdem größere Bilder von hoher Vollendung, unter denen wir nur die „Vergiftung der Königin Bona“, „Johann Casimir bei einem Brande in Krakau“, die „Predigt des Skarpa“, den „Reichstag zu Grodno od. die Theilung Polens“, die „Union zu Lublin am 11. Aug. 1569“ u. „Stephan Bathori empfängt die Huldigung der Russen“ nennen.

Matelot (franz., spr. Mateloh), Matrose; auch ein in Holzschuhen u. mit auf dem Rücken verschlungenen Armen ausgeführter Tanz.

Mater, s. „Matrize“.

Mater dolorosa (lat.), die schmerzerfüllte Mutter, Bezeichnung der Maria, der über die Leiden ihres Sohnes trauernden Mutter Jesu; vielfältig dargestellt mit sieben Schwertern in der Brust.

Material (vom lat. materia), Mehrzahl Materialien, die zur Verfertigung einer Sache erforderlichen Stoffe od. Geräthe.

Materialismus heißt diejenige philosophische Weltanschauung, welche die Materie (s. d.) für das einzig Existirende erklärt u. somit alle Veränderungen im Weltlauf, das Entstehen u. Vergehen der Dinge mit ihren besonderen Eigenschaften, lediglich aus stofflichen Vorgängen ableitet, unter Ausschluß eines jeden geistigen Einflusses. Denn auch der Geist u. die Seele gelten dem M. nur als Erzeugniß stofflicher Vorgänge.

Die Anfänge des M. reichen bekanntlich bis in die vorsokratische Philosophie der Griechen zurück. Nachdem bereits die sog. ionischen Naturphilosophen die Entstehung der Welt aus einem Urstoff zu erklären gesucht hatten, ohne jedoch dabei auf das Wesen der geistigen Welt näher einzugehen, stellten (Ende des 5. Jahrh. v. Chr.) Leukipp u. Demokrit in der sog. Atomistik ein fast reines materialistisches System auf. Grund u. fortlaufende Bedingung des Weltlaufs sind nach ihnen unzählige Atome (s. d.), die, an sich unveränderlich, durch ihre gegenseitige Anziehung u. Abstoßung im leeren Raum immer neue Verbindungen u. Figuren bilden u. so die rastlos sich verändernde Welt der Erscheinungen erzeugen. Dieser an sich zufälligen Bewegung der Atome sollte indessen eine unumgängliche Nothwendigkeit zu Grunde liegen, womit freilich die Erklärung des Welträthsels, die in der Atomenlehre gegeben werden sollte, doch wieder auf einen unerklärlichen Anfang zurückgeschoben war. Geleugnet wurde folgerichtig jeder Einfluß göttlicher Wesen auf die Welt. Die Alleinherrschaft der durchaus idealistischen sokratischen Philosophie in den Systemen des Platon u. Aristoteles ließ den M. auf viele Jahrhunderte gänzlich in den Hintergrund treten. Mit diesen Systemen konnte sich auch der Kirchenglaube, der eine idealistische Weltanschauung voraussetzt, in einen gewissen Einklang setzen, während er allezeit in dem M. seinen tödlichsten Feind erblicken mußte. So erklärt sich auch, daß das Wiederauftauchen des M. als philosophisches System im Zusammenhang stand mit der gänzlichen Auflösung des Kirchenglaubens durch die franz. Freigeister des 18. Jahrh. Während die Einen ihr Heil im sog. Pantheismus (s. d.) suchten, kehrten Andere die Sache dahin um, daß sie alles Geistige für einen reinen Wahn erklärten u. nur dem Stoff Existenz zuschrieben; so Lamettrie (s. d.) u. das aus den Kreisen der Encyklopädisten (s. d.) hervorgegangene berühmte „Système de la nature“. Letzteres Buch versucht in wissenschaftlicher Form den Nachweis zu liefern, daß alle Erscheinungen auf die Bewegung des Stoffes zurückzuführen seien, die sich von Ewigkeit her nach festen Gesetzen vollziehe. Auch hier fällt natürlich der Begriff des Geistes (somit auch Gottes), der Tugend u. Unsterblichkeit gänzlich dahin; an Stelle der Moral wird vernünftiger Lebensgenuß u. im schlimmen Falle stumme Resignation empfohlen.

Noch einmal wurde durch die Herrschaft der idealistischen Weltanschauung in den großen philosophischen Systemen deutscher Denker zu Ende des 18. u. zu Anfang des 19. Jahrh. der M. zurückgedrängt. Allerdings hatte schon das System Hegel's (s. d.) zu einer Verwerthung im Sinne des M. Raum gelassen, die denn auch von einem Theil der sog. Hegel'schen Linken, bes. von Feuerbach, vollzogen wurde. Aber der Hauptanstoß sollte diesmal nicht von den Philosophen, sondern von den Naturforschern ausgehen, in deren Kreisen der M. zahlreiche Anhänger gewonnen hatte u. als deren Vertreter in diesem Sinne Karl Vogt, Ludwig Büchner, Moleschott, Czolbe ꝛc. zu nennen sind. Die Behauptungen der Materialisten sind im Wesentlichen folgende: Von jeher hat es nur Stoff u. nichts als Stoff gegeben, aber einen Stoff, der von Haus aus mit bestimmten Kräften ausgerüstet war. Die Wirkung derselben erfolgt nach unabänderlichen Gesetzen, denen jedoch kein bestimmter, vernünftiger Zweck zu Grunde liegt. Denn die Natur bildet auch da blind weiter, wo das Gebilde nicht bestehen kann. Am allerwenigsten duldet der M. die Idee einer sittlichen Weltordnung u. Vorsehung. Was wir Geist od. Seele nennen, ist nichts als die höchste Blüte des Stoffs. Denn die Gedanken werden erzeugt durch die Reibung der Phosphortheile des Gehirns. Der Grad der geistigen Begabung hängt theils von dem Gewicht des Gehirns, theils von der Beschaffenheit seiner Windungen ab. Da nun der Stoffwechsel, wie überhaupt, so auch im Gehirn vor Allem durch die Nahrung beeinflußt wird, so ist auch die geistige Thätigkeit vorwiegend von dieser abhängig (daher der berüchtigte Satz: „Der Mensch ist, was er ißt“). Die Moral ist nicht auf irgendwelche von außen kommende Gebote, sondern allein auf die Erkenntniß zu gründen, daß sich der Einzelne diejenige Beschränkung seines Eigenwillens gefallen lassen muß, die ihm der Selbsterhaltungstrieb der Anderen auferlegt. Wie verderblich diese Lehren in ihrer Konsequenz durch Vernichtung der sittlichen Gemeinschaft der Menschen, der Begriffe von Pflicht u. Tugend u. nicht minder des ganzen Gebietes der Kunst werden müssen, liegt auf der Hand. Aber auch die ersten Voraussetzungen des M. sind voller Widersprüche. Denn der Hinweis auf einen ewig vorhandenen u. mit gewissen Kräften ausgestatteten Stoff ist eine eben so unbewiesene Voraussetzung als die Annahme einer Erschaffung der Dinge aus nichts. Der Hauptwiderspruch aber liegt in der Annahme, daß die Kraft im Stoff blind wirken soll, während andererseits harmonische Ziele dieser Wirksamkeit nicht geleugnet werden können; denn der Beweis für die zweckgemäße (teleologische) Entwicklung der Naturdinge tritt uns trotz aller Ausnahmen auf Schritt u. Tritt entgegen. So wenig nun der M. den Satz entkräften kann, daß da, wo Wirkungen sind, auch Ursachen vorhanden sein müssen, so wenig wird er je dem unbefangenen Denken die Erkenntniß rauben können, daß vernünftig u. harmonisch waltende Gesetze nothwendig auf einen vernünftigen u. vorbedenkenden Willen (also doch wieder auf eine geistige Grundursache) zurückgeführt werden müssen. — Vgl. Lamettrie, „L'homme machine“ (Leyden 1748); Vogt, „Köhlerglaube u. Wissenschaft“ (Gießen 1855); Büchner, „Kraft u. Stoff“ (Frankf. 1855 u. oft); Czolbe, „Neue Darstellung des Sensualismus“ (Lpz. 1855); Moleschott, „Physiologie des Stoffwechsels“ (Erlangen 1851) u. „Der Kreislauf des Lebens“ (Mainz 1852 u. öfter); dagegen: Rud. Wagner, „Neurologische Untersuchungen“ (Gött. 1854), „Menschenschöpfung u. Seelensubstanz“ (ebd. 1854), „Ueber Wissen u. Glauben“ (ebd. 1854), „Der Kampf um die Seele“ (ebd. 1857); Schaller, „Leib u. Seele“ (Weim. 1855); Tittmann, „Ueber Leben u. Stoff“ (Dresd. 1856); Frohschammer, „Menschenseele u. Physiologie“ (Münch. 1856); Fabri, „Briefe gegen den M.“ (Stuttg. 1856); Wundt, „Vorlesungen über Menschen- u. Thierseele“ (Lpz. 1863). — Lange, „Geschichte des M.“ (Iserlohn 1866; 2. Aufl., 2 Bde., 1873 f.).

Materia medica (lat.), Arzneimittellehre od. Pharmakologie.

Materie (lat. materia) ist der sinnlich wahrnehmbare Stoff, der den Dingen zu Grunde liegt, im Gegensatz zu der Form, in der er erscheint. Jede Näherbestimmung eines Dinges erfordert die Auseinanderhaltung dieser beiden Seiten; so ist z. B. eine Glaskugel der M. nach Glas, der Form nach eine Kugel, beides aber gehört nothwendig zum Begriff der Glaskugel. Da die M. unter den Begriff des Körpers fällt, so kommen ihr unter allen Umständen die Eigenschaften der räumlichen Ausdehnung, also auch der Theilbarkeit zu. Dabei aber hat die Frage nach dem eigentlichen Wesen der M. u. ganz bes. ihr Verhältniß zu dem nichtmateriellen (geistigen) Gebiet von jeher die Philosophie auf das Angelegentlichste beschäftigt. Die verschiedenen Anschauungen kommen auf folgende Möglichkeiten hinaus: entweder gilt die M. nur als ein täuschender Schein ohne Realität, der sich der Vorstellung aufdrängt (so in der eleatischen Philosophie), od. als Nachbildung u. Abbild der geistigen Urbilder (Platon) od. als die Verkörperung des Gedankens (Pantheismus). Der Materialismus endlich (s. d.) erkennt ausschließlich den Stoff als Seiendes an. Die neuere Philosophie hat in Betreff der Bestimmung der M. ihren Ausgangspunkt in dem Satz des Descartes, daß die ursprünglich einheitliche Substanz in den beiden Gebieten des Geistes u. der M. (des Denkens u. Seins) offenbar werde. — Wie für die Philosophie, so wurde auch für die Naturwissenschaften die Frage nach dem Wesen der M. eine brennende, je mehr man die zusammengesetzten Stoffe in ihre wahren Grundbestandtheile zerlegen lernte. Aehnlich manchen Philosophen sind in neuerer Zeit auch die Naturforscher zu der Annahme kleinster Körperchen (Atome) gelangt, aus denen die stofflichen Vorgänge zu erklären seien; vergl. darüber den Art. „Atome“.

materiell (vom lat. materialis, stofflich) wird theils im Gegensatz zu „formal“ (auf die Form bezüglich) gebraucht, theils bes. im Gegensatz zu „geistig“. So spricht man von m.en Genüssen, d. h. leiblichen, sinnlich greifbaren; von m.en Interessen, d. h. solchen, die auf äußeren Gewinn u. Genuß gerichtet sind. Das Wort bildet dann einen Gegensatz zu ideell od. ideal (auf höhere, geistige Ziele gerichtet).

Mathematik ist die Wissenschaft, welche von den Größen u. ihren Beziehungen auf einander handelt. Sie zerfällt in verschiedene Zweige, je nachdem sie die Zahlengrößen od. Raumgrößen behandelt. Die ersteren betrachtet die Arithmetik (s. d.), die letzteren die Geometrie (s. d.). In Bezug auf die Tiefe u. den Umfang, bis zu welchen die M. die wissenschaftliche Größenbetrachtung treibt, zerfällt sie in elementare u. höhere. Die Hauptzweige der letzteren sind die analytische Geometrie (s. „Geometrie“) u. die Infinitesimalrechnung (s. d.). Eine möglichst gründliche mathematische Schulung ist für Jeden, der auf strenge Folgerichtigkeit im Denken Anspruch machen will, unumgänglich nöthig. Die Entwicklung der mathematischen Wissenschaften im Laufe der Geschichte ist eine sehr allmähliche gewesen. Bes. bemerkenswerth ist ihr enger Zusammenhang mit der Entwicklung der Naturwissenschaften, bes. der Astronomie u. der Physik, nam. des mechanischen Theiles der letzteren. Jeder Theil der Physik, dessen sich die M. bemächtigt, wird erst dadurch zu einer eigentlichen Wissenschaft u. gewissermaßen zu einem Zweige der Mechanik gemacht (s. „Astronomie“ u. „Physik“). Die ersten Anfänge des mathematischen Denkens, wie z. B. die Verrichtung des Zählens, datiren muthmaßlich nicht nur schon aus vorhistorischer Zeit, sondern sind sicher auch bei Thieren noch zu finden. So ist z. B. die Krähe überzeugt, daß die Zahl 3 der in die Schießhütte gegangenen Jäger sich selbst identisch bleibt u. noch nach einer Stunde sich identisch ist; dächte sie anders u. käme, wenn erst zwei davon die Hütte verlassen haben, an den Lockvogel heran, so würde sie den Schaden davon haben. Die so von den thierischen Vorfahren ererbten Denkformen u. Denkgesetze brauchte der Mensch auch in Hinsicht des mathem. Denkens nur strenger u. sicherer auszuprägen,

feiner durchzubilden u. mit neuen zu bereichern. Bes. behülflich hierzu waren ihm außer der Sprache gewählte Symbole für die Zahl, anfänglich eingeschnittene Kerben, später Buchstaben, endlich besondere Zahlzeichen. Die eigentlichen Anfänge einer wissenschaftlichen Arithmetik finden wir erst in der Blütezeit alter Wissenschaft, theils bei den späteren Indern, theils bei den Alexandrinern von Euklid bis Diophant. Die Ausführung größerer numerischer Rechnungen wurde erst möglich durch die glückliche Idee der Inder, Zahlzeichen mit Stellenwerth anzuwenden. Der geometrische Theil der M. entwickelte sich zuerst aus dem Feldmessen, u. erst Euklid ordnete die Elemente der Geometrie zu einem wissenschaftlichen Gebäude, während Platon u. Apollonios die Lehre vom geometrischen Orte u. bes. die der Kegelschnitte kultivirten, ja Archimedes bei Rektifikation des Kreises u. Quadratur der Parabel bereits die Grundzüge der höheren Geometrie entwarf, sowie auch er eigentlich erst die kaum existirende Mechanik u. Physik schuf. Nachdem infolge der Bewegungen, welche das Aufgehen des Christenthums hervorrief, die Wissenschaften lange geschlummert, übernahmen die Araber die Rolle der Pfleger der M. Sie bildeten die Trigonometrie aus u. überlieferten dieselbe mit den indischen Ziffern u. den mathematischen Kenntnissen der Griechen dem Abendlande, wo Fibonacci, Christoph Rudolph u. A. dieselben einbürgerten. Der allgemeine Aufschwung im Beginn des Mittelalters, die Buchdruckerkunst u. die Entstehung vieler hoher Schulen beförderten auch die Entwicklung der M. u. Physik. Vieta u. Harriot führten die Buchstabenrechnung ein, Stevinus u. Brouncker die Dezimal- u. Kettenbrüche, Tartaglia u. Cardano bearbeiteten die Lehre von den Gleichungen, Fermat schuf die Zahlentheorie, Napier, Bürgi u. Briggs erfanden u. berechneten die Logarithmen, Nic. Mercator u. Wallis erweiterten die Lehre von den Reihen, Huyghens, Jak. Bernoulli u. Moivre studirten die Probabilitäten u. s. w. Andrerseits gab Descartes der Geometrie durch Einführung der Koordinaten einen neuen Impuls u. veranlaßte dadurch mittelbar die Arbeiten von Huyghens, Pascal u. Barrow auf dem Gebiete der Kurvenlehre, welche hinwieder der Theorie der Funktionen die Bahn brachen, die in den Händen von Newton, Leibnitz u. der älteren Bernoulli sich rasch entwickelte u. als Infinitesimalrechnung zur Lösung der schwierigsten Probleme auf dem Gebiete der reinen u. angewandten M. führte. Newton mit seinen mathematischen Prinzipien der Naturphilosophie bildete den würdigen Beschluß dieser langen Reihe ausgezeichneter Leistungen. Die neuere Zeit wurde allseitig durch Euler eingeleitet, indem er nicht nur die mathematischen Kenntnisse seiner Vorgänger zu einem organischen Ganzen umschmolz u. weiterführte, sondern auch die ersten Lehrbücher der analytischen Mechanik u. Dioptrik schrieb, die von Huyghens angebahnte Undulationstheorie des Lichtes u. die Möglichkeit des Achromatismus verfocht u. mit seinem Freunde Dan. Bernoulli die mathematische Physik überhaupt zu einer fruchtbaren Disziplin erhob. Auf der so gelegten Basis gelang es sodann den d'Alembert, Clairault, Cramer, Lagrange, Laplace, Legendre, Gauß, Fourier, Poisson, Abel, Sturm, Jacobi, Dirichlet u. A., die Analysis zu ihrer jetzigen hohen Blüte zu bringen, während Monge, Carnot, Poncelet, Möbius, Steiner, Plücker, Magnus u. A. die darstellende u. die sog. neuere Geometrie schufen. Im Folgendem geben wir eine chronolog. Uebersicht der berühmtesten Mathematiker.

Liste der hervorragendsten Mathematiker aller Zeiten.

580—500 v. Chr. **Pythagoras** aus Samos; vielgereist, entdeckte den nach ihm genannten Pythagor. Lehrsatz, die mathematischen Tonintervalle u. s. w.; starb zu Metapontum.

Um 500 v. Chr. **Nikomedes,** Erfinder der Conchoide.

429—348 v. Chr. **Platon** aus Athen; behandelte die Kegelschnitte u. die Würfelverdoppelung; überdies als Philosoph berühmt; starb zu Athen.

Um 300 v. Chr. **Euklides** aus Sizilien od. Alexandrien; Vater der Geometrie durch seine „Elemente“.

276—195 v. Chr. **Eratosthenes,** Bibliothekar an der großen Ptolemäischen Bibliothek zu Alexandrien; erfand das Prinzip der Erdmessungen u. gab u. A. auch eine Methode, die Primzahlen zu finden.

Um 250 v. Chr. **Archimedes,** Verwandter des Königs Hiero von Syrakus; lebte nur den mathematischen Wissenschaften. Gründer der Mechanik u. Statik, Entdecker vieler geometrischen Wahrheiten, erster Berechner der Zahl π u. s. w., wurde 212 bei der Einnahme von Syrakus getödtet. Gleichzeitig **Konon** aus Samos, in Italien u. Alexandrien lebend, erfand die Spirale.

Um 240 v. Chr. **Apollonios von Perga;** lebte zu Alexandrien, schrieb unter Anderem 8 Bücher über die Kegelschnitte.

Im 2. Jahrh. **Nikomachos,** aus Gerasa in Arabien gebürtig; entdeckte $1+3=2^2$; $1+3+5=3^2$; $1+3+5+7=4^2$ u. s. w.

Im 2. Jahrh. **Theon,** der Aeltere, aus Smyrna; schrieb ein Werk, welches die damaligen mathematischen Wissenschaften behandelt.

Um 350 n. Chr: **Diophantos** zu Alexandrien; erfand die unbestimmte Analysis (Diophantische Gleichungen).

Um 380. **Pappos** aus Alexandrien, der mathematische Sammler.

Um 820. **Mohammed Ben Musa,** arab. Mathematiker; führte den Sinus in die Trigonometrie ein.

Um 1202. **Fibonacci,** Italiener; schrieb das „Liber abaci“ u. „Practica geometriae“.

1423—1461. **Peuerbach** (Purbach), Georg von, war Prof. der Mathematik in Wien; durch mehrere wichtige Werke berühmt.

1501—1576. **Cardano,** Girolamo, geb. zu Pavia, Arzt zu Mailand, bearbeitete die Theorie d. Gleichungen (Cardanische Regel); starb zu Rom.

1506—1559. **Tartaglia,** Nicola, aus Brescia; beschäftigte sich mit den Gleichungen u. dem Wurfproblem u. starb zu Venedig.

Um 1524. **Christoph Rudolph;** führte die Zeichen + u. — ein.

1539—1610. **Ludolf van Ceulen,** geb. zu Hildesheim u. gest. zu Leyden, berechnete zuerst die Zahl π auf 35 Dezimalstellen.

1540—1603. **Vieta** (richtiger Viète) aus Fontenay-le-Comte in Frankr., Advokat; gab zuerst die Schriften des Apollonios von Perga heraus u. machte sich verdient um die Algebra; starb 13. Dez. 1603 zu Paris.

1548—1620. **Stevin** aus Brügge, erst Buchhalter bei einem Kaufmann, später Staatsbeamter u. Oberaufseher der Land- u. Wasserbauwerke; förderte die Arithmetik u. Statik.

1550—1617. **Napier,** John, Baron, geb. zu Merchiston-Castle in Schottland, war einer der Erfinder der Logarithmen (s. „Bürgi“ u. „Briggs“). Er starb in seinem Geburtsorte 3. April (A. St.) 1617.

1552—1632. **Joost Bürgi,** geb. zu Lichtensteig in der Schweiz, Uhrmacher; einer der Erfinder der Logarithmen.

1556—1630. **Briggs,** Henry, Prof. der Mathematik am Gresham-College zu London, später an der Universität Oxford, wo er 26. Jan. 1630 starb. Erfinder der Logarithmen, deren System er zuerst 1618 in dem Werke „Logarithmorum Chilias prima“ auseinander setzte. 1620 veröffentlichte er die erste vollständige Tafel der gemeinen Logarithmen für die Zahlen 1 bis 2000, u. von 9000 bis 10,000 auf 14 Dezimalstellen berechnet.

1558. **Recorde** aus Wales, Arzt; führte das Gleichheitszeichen ein.

15..—1633. **Girard,** Albert, holländ. Mathematiker; führte die Klammer in der Buchstabenrechnung ein.

1560—1621. **Harriot,** Thom., Engl.; schreibt „artis analyticae praxis.“

1564—1642. **Galilei,** Galileo, geb. zu Pisa 18. Febr., einer der größten Physiker u. Astronomen; lebte u. lehrte an den Universitäten zu Pisa u. Padua, zuletzt bei Florenz, wo er 8. Jan. 1642 in Arcetri starb.

1575—1650. **Scheiner,** Christoph (Jesuit), zu Walda bei Mindelheim geboren; erfand den Storchschnabel (Pantograph), starb 18. Juli 1650 zu Neiße in Schlesien.

1577—1643. **Guldin,** Paul, zuerst Goldschmied, dann nach längerem Aufenthalt in Rom u. seinem Uebertritt zum Katholizismus (Jesuit) Prof. der Mathematik in Wien u. später in Gratz, wo er 3. Nov. 1643 starb. Guldin'sche Schwerpunktsregel zur Körperberechnung.

1595—1665. **Fermat,** Pierre, aus Toulouse, Rath am Parlamente daselbst (die Fermat'sche Spirale); starb 12. Jan. zu Toulouse. Von seinen wichtigen Untersuchungen veröffentlichte er selbst nur Bruchstücke.

1596—1650. **Descartes,** René (Cartesius), franz. Edelmann, geb. zu la Haye 31. März 1596, berühmter Philosoph u. Mathematiker; hervorragend als Begründer der analytischen Geometrie; starb 11. Febr. 1650 zu Stockholm.

1603—1647. **Torricelli,** Evangelista, geb. 15. Okt. zu Piancaldoli, war Gehülfe Galilei's, bei dessen Arbeit thätig u. später Nachfolger in seinen Aemtern. Er starb 25. Okt. 1647 zu Florenz; seine mathematischen Arbeiten erstrecken sich bes. auf Untersuchung der krummen Linien.

1623—1662. **Pascal,** Blaise, berühmter franz. Mathematiker, geb. 19. Juli 1623 zu Clermont-Ferrand; behandelte u. A. die Kegelschnitte, die Cykloide, das Gesetz des atmosphärischen Druckes u. s. w. u. starb 19. Aug. 1662 zu Paris.

1624. **Gunter,** Engländer; erfand den logarithmischen Rechenstab.

1629—1693. **Huyghens,** Christian, geb. im Haag 14. April 1629; war Mitglied der Pariser Akademie u. ist außer seinen mathematisch-physikalischen Untersuchungen über die Pendellehre, das Licht ꝛc. auf mathematischem Gebiete durch seine geometrische Bearbeitung der Kurven u. seine Behandlung der Wahrscheinlichkeitsrechnung berühmt. H. starb im Haag 8. Juni 1693.

1642—1726. **Newton,** Isaac, geb. 25. Dez. (A. St.) zu Woolsthorpe in England, einer der größten Geister nebst Leibnitz u. unabhängig von diesem Erfinder der Infinitesimalrechnung (Fluxionen); starb 1726 20. März (A. St.) zu London.

16..—1687. **Mercator** (Kaufmann), Nicol., aus Holstein; schrieb „Logarithmotechnia“ u. A.

1646—1716. **Leibnitz**, Gottfried Wilh., Freiherr von, geb. den 21. Juni (A. St.) in Leipzig, dem Newton ebenbürtig an Geist. Erfinder der Differentialrechnung; starb zu Hannover den 14. Nov. 1716.

1654—1705. **Bernoulli**, Jac., geb. zu Basel 27. Dez. (A. St.) 1654, hielt sich von 1676 an meist in Genf u. Frankreich auf. Bekannt durch seine „Ars conjectandi" od. Untersuchungen in der Analysis; B. starb zu Basel 16. Aug. 1705.

1667—1704. **L'Hôpital**, Guillaume, aus Paris; bekannt durch seine „Analyse des infiniment petits"; starb 2. Febr. zu Paris.

1667—1748. **Bernoulli**, Joh., geb. zu Basel; Prof. der Mathematik zu Gröningen, von 1705 an zu Basel; findet 1717 das Prinzip der virtuellen Geschwindigkeiten; starb 1. Jan. 1748 zu Basel.

1667—1754. **Moivre**, Abr. de, geb. zu Vitry (Champ.); Emigrant, lebte in London u. starb daselbst 27. Nov. 1754. Er schrieb u. A. über Wahrscheinlichkeitsrechnung (Doctrin of Chances); M.'scher Lehrsatz.

1679—1754. **Wolf**, Christian, Freiherr v., geb. zu Breslau; schrieb u. A. seine bekannten „Anfangsgründe der Mathematik" u. „Math. Lexikon"; starb 9. April 1754 zu Halle.

1685—1731. **Taylor**, Brook, geb. zu Edmonton in England; fand 1715 den nach ihm genannten wichtigen Lehrsatz in der Infinitesimalrechnung; starb 29. Dez. 1731 zu London.

1698—1746. **Maclaurin**, Colin, von 1717 an Prof. der Mathematik zu Aberdeen, später in Edinburgh, geb. zu Kilmoddan, gest. 14. Juni 1746 zu York. Bildete die Lehre von den Fluxionen aus.

1700—1782. **Bernoulli**, Daniel (Sohn von Johann B.), geb. zu Gröningen; von 1725 -33 Prof. der Mathematik zu Petersburg. Schrieb u. A. „Hydrodynamik" u. starb 17. März 1782 zu Basel.

1704—1752. **Cramer**, Gabriel, geb. zu Genf, Prof. der Mathematik zu Genf; schrieb „Analyse des lignes courbes" u. A.; starb am 4. Jan. 1752 zu Bagnols bei Nismes.

1707—1783. **Euler**, Leonhard, geb. am 15. April (N. St.) zu Riehen im Kanton Basel, einer der größten Mathematiker; vervollkommnete bedeutend die höhere Analysis u. deren Anwendungen auf Geometrie u. Mechanik; lebte meist zu Petersburg u. Berlin; starb 7. Sept. 1783 (A. St.) l. J. zu Petersburg.

1713—1765. **Clairault**, Alexis, geb. zu Paris; bekannt durch die „Theorie der Kurven doppelter Krümmung"; starb zu Paris.

1717—1783. **D'Alembert**, Jean-le-Rond, Findelkind; Alembert hieß der Glaser, dessen Frau ihn neben der Kirche Jean-le-Rond fand u. pflegte. A. ist nam. bekannt durch seine „Dynamik". Er starb als Pensionär Friedrich's d. Gr. 29. Okt. 1783 zu Paris.

1719—1800. **Kästner**, Abr. Gotthelf, geb. zu Leipzig u. bis 1756 Prof. der Mathematik daselbst, dann in Göttingen; berühmt durch seine Entdeckungen in der Analysis. K. starb als Professor der Mathematik u. Physik zu Göttingen 20. Juni 1800.

1725—1799. **Montucla**, Jean Etienne, geb. 5. Sept. zu Lyon; bekannt durch seine berühmte „Histoire des mathematiques". Er starb 18. Dez. 1799 zu Versailles.

1736—1813. **Lagrange**, Joseph Louis, geb. zu Turin; viel mechanische u. astronomische Untersuchungen; bes. bekannt durch seine „Mécanique analytique"; lebte in Paris u. Berlin als Mitglied der Akademie der Wissenschaften; starb 10. April 1813 in Paris.

1739—1812. **Klügel**, Georg Simon, Prof. der Mathematik an der Universität Helmstädt, später in Halle, geb. zu Hamburg 19. Aug. 1739, gest. 4. Aug. 1812 zu Halle. Bes. bekannt durch sein „Mathematisches Wörterbuch" (1803).

1746—1818. **Monge**, Gaspard (Graf von Pelusium), geb. zu Beaune u. schon im 16. Lebensjahre Lehrer der Physik am College zu Lyon, dann Prof. der Mathematik u. Physik zu Mezières, später an der École polytechnique zu Paris. M. ist der Schöpfer der darstellenden Geometrie, sein Hauptwerk ist die „Géométrie descriptive"; starb 28. Juli 1818 zu Paris.

1749—1827. **Laplace**, Pierre Simon, geb. am 28. März zu Beaumont-en-Auge. Erst Examinator der Mathematik beim königlichen Artilleriecorps, später im Ministerium. Von Napoleon zum Grafen, von Ludwig XVIII. zum Pair u. Marquis ernannt. Verfasser des unsterblichen Werkes „Mécanique céleste" (1799); starb 5. März 1827 zu Paris.

1752—1833. **Legendre**, Adrienne Marie, Prof. der Mathematik an der Polytechnischen Schule zu Paris u. Mitglied der Akademie der Wissenschaften; geb. 18. Sept. 1752 zu Paris, gest. daselbst 10. Jan. 1833. Hervorragend durch seine Behandlung der Zahlenlehre u. der Integralrechnung.

1753—1823. **Carnot**, Lazare, geb. 13. Mai zu Nolay, Bourgogne, gest. 2. Aug. 1823 zu Magdeburg. Bes. wichtig ist seine „Géométrie de position" (1803).

1756—1802. **Vega**, Georg, Freiherr von, geb. zu Sagoritza in Krain, österr. Hauptmann u. Prof. der Mathematik; sehr verdient um die Ausbreitung der Mathematik u. sein „Logarithmisches Handbuch"; ward 26. Sept. 1802 bei Nußdorf ermordet.

1758—1840. **Olbers**, Heinr. Wilh. Matthias, geb. zu Arbergen bei Bremen; prakt. Arzt, berühmter Astronom, auch verdient um die Mathematik, bes. durch seine Abhandlung „Ueber die leichteste u. bequemste Methode, einen Kometen zu berechnen" (1797); starb 2. März 1840 zu Bremen.

1765—1851. **Hirsch**, Meyer, geb. zu Friesack (Mittelmark), genialer Mathematiker; bekannt durch seine „Sammlung von Beispielen u. Formeln aus der Algebra"; starb am 11. Febr. 1851 zu Berlin in Armuth u. geisteskrank.

1768—1830. **Fourier**, Jean Bapt., Baron, geb. zu Auxerre als Sohn eines Schneiders; bearbeitete bes. die mathematische Wärmelehre u. fördert sie durch neue mathematische Methoden. F. starb als Mitglied der Akademie 16. Mai 1830 zu Paris.

1777—1855. **Gauß**, Karl Friedrich, geb. zu Braunschweig am 30. April; Prof. der Mathematik zu Göttingen u. einer der größten Mathematiker aller Zeiten. Bes. wichtig sind seine „Disquisitiones arithmeticae" (1801) u. die „Theoria motus corporum coelestium" (1809). Er erfand auch die „Methode der kleinsten Quadrate (1795). Gest. 23. Febr. 1855 zu Göttingen.

1777 -1859. **Poinsot**, Louis, geb. 3. Jan. 1777 zu Paris; erst Zögling u. dann Professor an der Polyt. Schule; starb 5. Dez. 1859; förderte nam. die Zahlenlehre u. schrieb 1804 seines berühmtes Werk „Statique".

1781—1840. **Poisson**, Siméon Denis, geb. zu Pithiviers in Frankreich; gehörte der Polyt. Schule wie Poinsot an u. ist bes. berühmt durch seine klassische „Mecanique" (1811). P. starb 25. April 1840 zu Paris.

1784—1846. **Bessel**, Friedrich Wilhelm, geb. 22. Juli zu Minden; zuerst Handelslehrling, starb als Professor der Astronomie zu Königsberg in Pr. 17. März 1846. Auch um die Mathematik sehr verdient.

1785—1836. **Navier**, Claude, geb. 15. Febr. 1785 zu Dijon; förderte die verschiedenen Gebiete der höheren Mathematik, auch der angewandten, bes. als tüchtiger Lehrer, war Prof. an der École de ponts-et-chausées; berühmt sind seine „Leçons d'analyse". N. starb 23. Aug. 1836 zu Paris.

1788—1867. **Poncelet**, Jean Victor, geb. 1. Juli 1788 zu Metz; förderte bes. die höhere Geometrie u. die Mechanik; bekannt sind die „Poncelet'schen Wasserräder"; starb Ende Dez. 1867.

1789—1857. **Cauchy**, Augustin Louis, geb. zu Paris; berühmt durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Zahlenlehre, Analysis („Cours d'analyse" 1821) u. mathematischen Optik; starb 23. Mai 1857.

1790—1868. **Moebius**, Aug. Ferd., geb. 17. Nov. zu Schulpforta; einer der genialsten Mathematiker aller Zeiten u. neben Steiner u. s. w. Hauptschöpfer der neueren Geometrie; starb als Prof. der Astronomie zu Leipzig 28. Sept. 1868.

1790—1872. **Magnus**, Ludw. Immanuel, Dr. phil.; bis 1843 in kaufmännischen Geschäften, später als Privatmann in Berlin lebend; berühmt ist seine „Sammlung von Aufgaben u. Lehrsätzen aus der analytischen Geometrie", als Fortsetzung zu Meyer Hirsch, „Sammlung geometrischer Aufzeichnungen".

1792—1843. **Coriolis**, Gustave Gaspard, Studiendirektor der École polytechnique; behandelte mechanische Probleme (auch die Theorie des Billardspiels); starb 19. Sept. 1843 zu Paris.

1792—1850. **Dirksen**, Enno Heeren, geb. 3. Jan. zu Hamswerum, Ostfriesland; Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin; starb 16. Juli 1850 zu Paris; förderte in genialer Weise die Entwicklung der Infinitesimalrechnung.

1793—1856. **Lobatschefski**, Nicolai Iwanowitsch, geb. zu Nischnei-Nowgorod, gest. 12. Febr. 1856 (a. St.) als Prof. der Math. in Kasan; Schöpfer der sog. „imaginären od. nichteuklidischen Geometrie".

1795 -1874. **Hansen**, Peter Andreas, geb. 8. Dez. 1795 zu Tondern in Schleswig; bedeutender Astronom u. Mathematiker; gest. am 28. März 1874 zu Gotha als Direktor der Sternwarte Seeberg.

1796—1832. **Carnot**, Sadi, geb. zu Paris; legte den Grund zur mechanischen Wärmetheorie; starb zu Paris Ende Aug. 1832.

1796—1863. **Steiner**, Jakob, geb. 18. März zu Utzensdorf, war Prof. an der Universität Berlin u. einer der Begründer der sog. neueren Geometrie; sein Hauptwerk ist: „Systematische Entwicklung der Abhängigkeit der geometrischen Gestalten von einander."

1796—1874. **Quetelet**, Lambert, geb. 22. Febr. 1796 zu Gent, starb 17. Febr. 1874 als Direktor der Sternwarte zu Brüssel u. Mitglied der Akademie daselbst. Hat wichtige Arbeiten auf dem Gebiete der höheren Geometrie geliefert.

1797. **Duhamel,** Jean, geb. 5. Febr. zu St. Malo, Studiendirektor der École polytechnique, Mitglied der Akademie zu Paris; hat wichtige Arbeiten auf verschiedenen Gebieten der mathematischen Physik ausgeführt.

1797—1872. **Grunert,** Johann August, geb. 7. Febr. 1797 zu Halle; arbeitete mit Erfolg in verschiedenen Zweigen der Mathematik u. hat sich bes. verdient gemacht durch sein seit 1841 herausgegebenes Journal: „Archiv der Mathematik u. Physik." Er starb 11. Juni 1872 zu Greifswald als Prof. der Mathematik.

1801—1859. **Raabe,** Jos. Ludw., geb. 15. Mai zu Brody; starb als Prof. der Mathematik am Polytechnikum zu Zürich am 12. Jan. 1859; war für die höhere Analysis von Bedeutung.

1801—1870. **Plücker,** Julius, geb. 16. Juli zu Elberfeld; starb als Prof. der Mathematik u. Physik zu Bonn; durch wichtige Arbeiten in der anal. Geometrie u. in der mathematischen Physik berühmt.

1802—1829. **Abel,** Niels Henrik, geb. 5. Aug. im Stift Christianssand in Norwegen; starb 6. April 1829 zu Arendal. Er war eins der größten mathematischen Genies, wie seine Arbeiten in der höheren Analysis (Abel'sche Funktionen) darthun.

1803. **Libri-Carucci dalla Sommaja,** Guglielmo, Graf, geb. zu Florenz 2. Jan. 1803; war Prof. der Mathematik in Pisa u. dann in Paris, Generalinspektor der Universität; am bekanntesten ist seine „Histoire des sciences math. en Italie etc. 1837—41". L. war leider auch ein großartiger Bücherdieb.

1804. **Moigno,** François Napoleon Marie, Abbé, geb. zu Guémené in Frankreich; schrieb die bekannten „Leçons de calcul differential etc."

1805—1859. **Dirichlet,** Peter Gustav Lejeune, geb. 13. Febr. 1805, zu Düren bei Aachen; Nachfolger von Gauß in Göttingen, Mitglied der Berliner u. Pariser Akademie; hat hervorragende Arbeiten in der höheren Analysis geliefert. Er starb 5. Mai 1859.

1806—1872. **Weisbach,** Julius, geb. 10. Aug. 1806 bei Annaberg in in Sachsen; war Professor der angewandten Mathematik an der Bergakademie zu Freiberg; gab zuerst eine Theorie der axonometrischen Projektion. Seine „Ingenieur- u. Maschinenmechanik" ist klassisch.

1808. **Tortolini,** Barnaba, geb. 19. Nov. zu Rom, Prof. am Pontificio Seminario Romano; nam. durch seine Arbeiten in der höheren Geometrie berühmt.

1810. **Kummer,** Ernst Eduard, geb. 29. Jan. zu Sorau, Niederlausitz; bearbeitete schwierige Probleme der Zahlenlehre u. s. w. Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

1811. **Le Verrier,** Urbain Jean Joseph, geb. zu St. Lô in Frankreich, Direktor der Pariser Sternwarte; bekannt durch die mittels Berechnung vorbereitete Entdeckung des Planeten Neptun.

1811—1872. **Hesse,** Ludw. Otto, geb. 22. April 1811 zu Königsberg in Preußen; erst Prof. der Mathematik in Königsberg, dann in Halle, schließlich in Heidelberg; bedeutender Analytiker (die Hesse'schen Funktionen).

1815. **Weierstraß,** Karl, geb. 31. Okt. 1815 in Ostenfelde bei Münster, Prof. der Mathematik u. Mitglied der Akademie zu Berlin; durch wichtige Arbeiten auf dem Gebiete der Infinitesimalrechnung hervorragend.

1822. **Clausius,** Rud. Jul. Emmanuel, geb. zu Cöslin in Pommern; Professor der Mathematik in Zürich; bes. berühmt durch seine Behandlung physikalischer Probleme, nam. verdient um die physikalische Wärmetheorie.

1823. **Schlömilch,** Oskar, geb. 13. April zu Weimar; früher Prof. der höheren Mathematik am Polytechnikum in Dresden, jetzt königl. sächs. Ministerialrath; durch seine vielen Arbeiten in der höheren Mathematik bedeutend.

1823. **Amsler,** Jakob, geb. zu Brugg; Prof. der Mathematik zu Schafhausen; Erfinder des Polarplanimeters zur Ausmessung unregelmäßiger Flächen.

1826—1863. **Riemann,** Georg Friedrich, geb. zu Breselenz (Hannover); einer der geistreichsten Mathematiker der Neuzeit; bekannt durch seine genialen Untersuchungen über die Geometrie in einem Raume von mehr als 3 Dimensionen; starb als Prof. der Mathematik zu Göttingen.

Bolyai, Johann, ungarischer Mathematiker; geistreicher Bearbeiter der „nichteuklidischen Geometrie", von ihm „absolute Geometrie" genannt.

1832. **Neumann,** Karl Gottfr., geb. 7. Mai 1832 zu Königsberg; folgeweise Privatdozent, Prof. zu Halle, Basel, Tübingen u. seit 1868 zu Leipzig; berühmt durch seine Behandlung von Problemen der höheren Analysis.

1840. **Culman,** Prof. der Mathematik in Zürich; genialer Schöpfer der graphischen Statik.

Mathesius, Johannes, luther. Theologe, geb. 24. Juni 1504 zu Rochlitz, studirte bes. zu Ingolstadt u. kam 1529 nach Wittenberg zu Luther, dessen Tischgenosse er eine Zeit lang war. 1532 wurde er Rektor zu Joachimsthal u. 1541, nachdem er unterdeß wieder in Wittenberg studirt hatte, Diakonus, 1545 Pfarrer daselbst. In Gemeinschaft mit Nikol. Hermann machte er Joachimsthal (auch durch einen eigenen Katechismus) zu einem weithin einflußreichen Mittelpunkte des Reformationswerks. Auf der Kanzel vom Schlag gerührt, starb er 8. Okt. 1565. Außer zahlreichen Predigten hat er als wichtigstes Werk die „Historien von Luther's Anfang, Lehre, Leben u. Sterben" (in 17 Predigten, Wittenb. 1565 u. oft) hinterlassen, eine Hauptquelle für die Biographie Luther's. Auch als Liederdichter hat sich M. verdient gemacht; unter anderen wird ihm das schöne Morgenlied „Aus meines Herzens Grunde" zugeschrieben. Sein Leben beschrieb er selbst im 40. Kapitel der Auslegung des Jesus Sirach, ferner sein Nachkomme Joh. Balthasar M. (Dresd. 1705).

Mathew (spr. Mashjuh), Theobald, der große Mäßigkeitsapostel Irlands, geb. zu Thomastown (irische Grafschaft Tipperary) 10. Okt. 1790, besuchte die Akademie in Kilkenny, trat 1810 in das kathol. Seminar in Maynooth ein, wurde 1814 zum Priester geweiht u. ging als Pfarrer nach einem Distrikt im südl. Irland, wo er sich als ausgezeichneter Kanzelredner u. unermüdlicher Wohlthäter der Armen bald allgemeinste Verehrung erwarb. Um jene Zeit nun beabsichtigten einige Quäker, Angesichts des durch die Trunksucht unter den niederen Volksklassen angestifteten Elends, eine Mäßigkeitsgesellschaft in Cork zu gründen u. wandten sich um Unterstützung ihres Planes an M., der auch wirklich 10. April 1838 in Cork die erste Mäßigkeitsgesellschaft ins Leben rief. Drei Monate später zählte dieselbe erst 500 Mitglieder, 1840 aber schon 1 Mill. u. 1842 schon 5 Mill. M. verlangte gänzliche Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken (teetotalism, wie die Irländer schreiben, indem sie das Wort tea für ein altirisches erklären, das „ganz u. gar" bedeute, od. teatotalism, wie die Engländer schreiben, so daß teatotaller einen „Blostheetrinker" bezeichnen würde). Einen besonderen Erfolg verschaffte den Bestrebungen M.'s der Umstand, daß sie mit der politischen Thätigkeit O'Connell's (s. d.) in Beziehung traten. Dem Wahlspruche M.'s: „Mäßigkeit, häuslicher Wohlstand!" fügte O'Connell hinzu: „Nationalunabhängigkeit." Die Trunksucht zerstört das häusliche Glück u. verewigt mit der Armuth auch die Knechtschaft! Diese Wahrheiten förderten die Mäßigkeitssache so ungemein, daß sie binnen vier Jahren die Nationalangelegenheit von ganz Irland wurde. Mit wahrer Begeisterung u. zu Tausenden strömten die Leute zu den Mäßigkeitsgesellschaften, u. nichts vermochten die vielen dadurch feindlich berührten Interessen dagegen. Wie O'Connell reiste auch M. beständig in Irland umher, theils um durch seine Gegenwart, Rede u. Aufmunterung die bereits vorhandenen Mäßigkeitsvereine in ihrer Treue zu stärken, theils um neue Jünger anzuwerben. Auch England u. Amerika besuchte er. Die Nachhaltigkeit seines Werkes entsprach freilich den Erwartungen nicht. M. selbst gerieth schließlich in Schulden, so daß ihm die brit. Regierung eine Pension aussetzte. Er starb zu Queenstown 8. Dez. 1856, u. damit war auch die so großartig angelegte Bewegung zu Grabe getragen.

Mathieu (spr. Matjöh), Claude Louis, franz. Astronom u. Mathematiker, geb. als Sohn eines Tischlers zu Mâcon 25. Nov. 1783, kam 1801 nach Paris u. trat, nachdem er die Polytechnische Schule besucht hatte, 1806 an Stelle seines Freundes François Arago, der eben für die Verlängerung des franz. Meridians nach Spanien geschickt worden war, bei der Sternwarte ein. Bald darauf auch zum Prof. der Astronomie am Collége de France ernannt, erhielt er auf Grund von Messungsarbeiten, die er mit Biot ausgeführt, von der Akademie der Wissenschaften mehrere Preise u. wurde 1817 ihr Mitglied. Dann wirkte er im Bureau des longitudes, als Professor der Analyse u. Mechanik an der Polytechnischen Schule u. als Mitglied verschiedener wissenschaftlicher Kommissionen an der Seite Arago's, mit dessen Schwester er sich vermählte. Unter der Julíregierung wandte er sich der Politik zu u. gehörte 1835—48 als Vertreter seiner Vaterstadt der Abgeordnetenkammer an, in welcher er auf der äußersten Linken saß u. sich als Berichterstatter über die von Paris

nach Rouen u. Havre anzulegende Eisenbahn hervorthat. Auch nach der Revolution von 1848 wählte ihn sein Departement in die Constituante; schon im folgenden Jahre kehrte er aber für immer zu seiner Wissenschaft zurück. Als Mitglied der verschiedenen Ausstellungsjuries von London u. Paris lieferte er bedeutende Berichte über Präzisionsinstrumente u. über das Projekt der Münz-, Maß- u. Gewichtseinheit. Auch gab er 1827 Delambre's „Histoire de l'astronomie du XVIIIe siècle" u. seit 1844 das „Annuaire du bureau des longitudes" heraus. Er starb zu Paris 5. März 1875.

Mathieu de la Drôme, Philippe Antoine, ein franz. Wetterprophet, dessen Ruf mit Hülfe einiger günstiger Zufälle u. vieler journalistischer Reklamen sich weit über die Grenzen seines Vaterlandes verbreitet hatte; geb. zu Saint-Christophe bei Romans 7. Juni 1808, gründete er 1838 mit einigen seiner Freunde ein „Athenäum", in dem er national-ökonomische Vorträge halten wollte; doch widersetzten sich diesem Unternehmen die Behörden, ferner gab er bis zur 48er Februarrevolution die politische Zeitschrift „La voix d'un solitaire" heraus. Als Vertreter des Drômedepartements in die Konstituirende u. hierauf in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, stimmte er stets mit der äußersten Linken u. wurde deshalb 1. Jan. 1852 aus Frankreich ausgewiesen. Nach einigen Jahren begnadigt, kehrte er in seine Heimat zurück, um sich fortan ausschließlich mit dem Studium der Wetterkunde zu beschäftigen u. die Resultate seiner Beobachtungen in Form von Prophezeiungen der Welt bekannt zu machen. Die Grundsätze, nach denen er seine Vorausverkündigungen erfolgen ließ, sind, wie aus einer Abhandlung in dem von ihm auf das J. 1865 herausgegebenen „Annuaire" (Par. 1865) erhellt, nichts Anderes als noch dazu sehr unbestimmt gehaltene Hypothesen. M. starb zu Romans 16. März 1865.

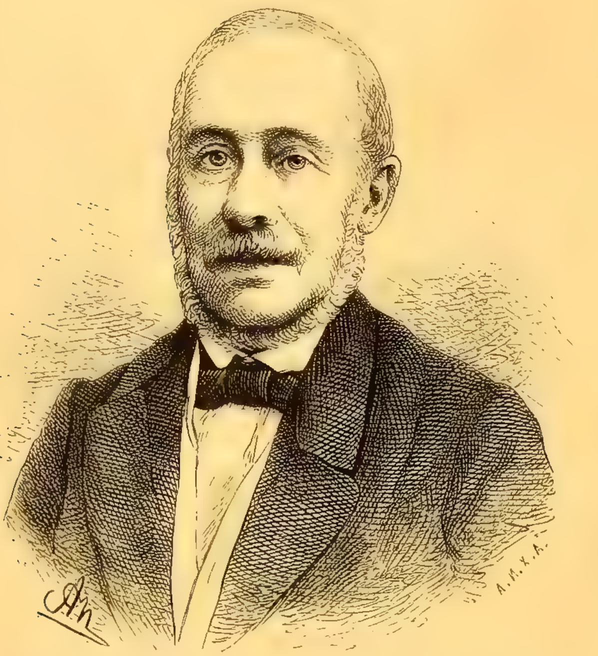
Mathilde, die heilige, Tochter des sächs. Grafen Dietrich, war die Gemahlin König Heinrich's I. u. die Mutter von drei Söhnen, Otto d. Gr., Heinrich von Bayern u. Bruno von Köln, u. von zwei Töchtern, Gerberga u. Hatwig. Ihren großen Einfluß auf Heinrich u. dessen Nachfolger Otto I. benutzte sie vorzugsweise zu Gunsten ihres Lieblingssohnes Heinrich, der sich wiederholt gegen Otto empörte u. selbst seiner Mutter rauh entgegentrat, auch zuerst den Kaiser bewog, ihrer übermäßigen Neigung zu frommen Schenkungen Einhalt zu thun. Trotzdem empfand sie seinen Tod (955) als den tiefsten Schmerz ihres Lebens u. legte das Trauergewand nicht mehr ab. Otto dagegen gab ihr bald in Reue ihr reiches Witthum am Harze zurück u. zeigte sich bei jeder Begegnung als liebevoller Sohn. M. starb 14. März 968 in ihrem Kloster zu Quedlinburg, u. die Kirche ehrte ihren frommen Wandel u. ihre Freigebigkeit durch Heiligsprechung. Der 14. März trägt seitdem ihren Namen. — Vgl. Giesebrecht, „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" (Bd. I.).

Mathilde, eine Tochter König Heinrich's I. von England, geb. 1104, wurde schon im Alter von 10 Jahren mit Kaiser Heinrich V. von Deutschland zu Mainz (1114) vermählt. Durch seinen Tod (1125) verwittwet u. übrigens kinderlos, kehrte sie an den Hof ihres Vaters zurück, der ihr durch die Großen Englands u. der Normandie die Nachfolge in seinen Reichen hatte eidlich zusichern lassen. Dennoch gerieth sie bald nach ihrer Vermählung mit dem Grafen Gottfried von Anjou (1127) in Streit mit König Heinrich u. seinen engl. u. normännischen Vasallen. Diesen Umstand benutzte Stephan von Blois, der Sohn von des Königs Schwester Adela, um sich 1135 schnell des erledigten Thrones zu bemächtigen. Erst 1139 gab ein Streit des Königs mit der Geistlichkeit M. Aussicht auf Erfolg; sie landete mit ihrem Halbbruder Robert von Glocester in England, sammelte die Unzufriedenen um sich, besiegte bei Lincoln (1141) Stephan, der in ihre Gefangenschaft gerieth, u. empfing vom Bischof Heinrich von Winchester, Stephan's Bruder, die Krone. Aber wenige Wochen danach reizte M. durch ihre Härte u. Rachsucht selbst Viele aus ihrer eigenen Partei zum Abfall; der Bischof von Winchester verband sich wieder mit den Anhängern des Königs, u. Robert von Glocester gerieth in Gefangenschaft. Auch die Auswechselung Beider machte dem Blutvergießen kein Ende. Nach vielen Abenteuern u. Gefahren kehrte M. auf das Festland zurück u. überließ es ihrem Sohne, seine Krone sich selbst zu erkämpfen. Dieser schloß 1153 mit Stephan jenen Vertrag, der ihm die Nachfolge nach dem Tode des Königs zusicherte. M., seit 1150 Wittwe, spielte nun keine politische Rolle mehr u. starb 1167 zu Rennes, nachdem sie noch die Thronbesteigung ihres Sohnes als Heinrich II. (1154) erlebt hatte.

Mathilde, Markgräfin von Tuscien, bekannt als eine der eifrigsten Parteigängerinnen für Gregor VII. gegen Heinrich IV.; geb. 1046, vermählte sich zwar mit dem Sohne ihres Stiefvaters, dem Herzog Gozelo von Lothringen, der 1075 starb, u. dann nochmals 1090 mit Herzog Welf von Bayern, allein für irdische Liebe schien sie unempfänglich zu sein. Ihr Herz erglühte allein für die großen Ideen Gregor's VII., die religiösen wie die politischen. In der Theologie besser bewandert als ein Bischof, unermüdlich in Gebet u. Kasteiung, verschmähte sie nicht das Schwert in die Hand zu nehmen, wenn Rom angegriffen wurde. Wegen ihrer umfangreichen Besitzungen vom Adriatischen bis zum Tyrrhenischen Meere nannte das Volk sie die „große Gräfin". In ihrer „weißen Feste" zu Canossa empfing 1077 Gregor den büßenden Kaiser u. verzieh ihm, durch ihre Fürbitte bewogen. In demselben Jahre übergab sie dem Papst feierlich ihr Testament, durch welches sie alle ihre Güter u. Lehen, die nach ihrem kinderlosen Tode an den König u. das Reich fallen mußten, an die Röm. Kirche abtrat (Mathildische Schenkung). Ihre Truppen schützten allein noch den bedrängten Papst, als Heinrich 1081 in Rom erschien, u. sie hielt standhaft aus, als ihre eigenen Besitzungen von den kaiserlichen Truppen verwüstet wurden u. nur Florenz ihr treu blieb. Daß sie nicht allein der Person Gregor's zugethan war, bewies sie nach seinem Tode durch die tapfere Eroberung Roms für Victor III. (1087), durch ihre Vermählung mit dem 28 Jahre jüngeren Herzog Welf (1090) auf Zureden Urban's II., in dessen Interesse diese Verbindung lag, durch Aufnahme des abtrünnigen Konrad u. der zweiten Gemahlin des Kaisers, der Russin Praredis, die dem untreuen Gatten entfloh. Nach Heinrich's IV. Tode lebte sie einige Jahre in Ruhe u. versprach sogar 1110 Heinrich V., als er Italien durchzog, sie wolle alle Lehnspflichten erfüllen, nur nicht gegen den Papst. Auch sie fühlte das Bedürfniß des Friedens. Dem gefangenen Paschalis II. kam sie nicht zu Hülfe, obwol auch er ihr Freund u. Bewunderer war. 1115 starb sie u. wurde in St. Peter zu Rom unter den Gräbern der Päpste bestattet. Der Streit um ihre Erbschaft dauerte lange u. gab den reichen Städten Pisa, Florenz, Arezzo, Lucca u. Siena Zeit, ihre republikanische Freiheit zu begründen u. zu befestigen. — Vgl. Giesebrecht, „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" (Bd. III u. IV).

Mathy, Karl, deutscher Staatsmann, geb. zu Mannheim 17. März 1807, studirte die Rechte u. Kameralwissenschaft u. erhielt dann eine Anstellung im Finanzfache. Die Bewegung, welche nach der Julirevolution von 1830 Süddeutschland ergriff, regte auch ihn zu lebhafter Betheiligung an. In die bad. Abgeordnetenkammer gewählt, schloß er sich hier der liberalen Opposition an u. kämpfte in Wort u. Schrift für deutsches u. bad. Verfassungsrecht. Infolge dessen durch eine Maßregelung bedroht, ging er nach der Schweiz u. nahm dort unter den allerbescheidensten Verhältnissen eine Sekundarlehrerstelle in dem Solothurn'schen Dorfe Grenchen an. Die Gemeinde war katholisch, M. protestantisch; gleichwol gestaltete sich zwischen Beiden das Verhältniß auf das Gedeihlichste u. Erfreulichste. 1841 kehrte er nach Baden zurück, um sich als Publizist von Neuem mit aller Kraft den öffentlichen Angelegenheiten seiner Heimat zu widmen. Seit 1842 als Vertreter der Stadt Konstanz wieder Mitglied der Kammer, nahm er bald einen hervorragenden Platz in den Reihen der Opposition ein, trat aber auch mit derselben Entschiedenheit, mit der er für wahre Freiheit gestritten, 1848 u. 49 der Ueberstürzung entgegen. Im Parlament zu Frankfurt, wie in dem zu Erfurt, gehörte er zur Partei Gagern. Seit 8. April 1848 bad. Staatsrath, ward er im Reichsministerium zum Unterstaatssekretär der Finanzen ernannt, doch schied er mit Gagern aus u. wurde auch im Juni 1849 aus dem bad. Staatsdienste wieder entlassen. Infolge dessen trat er in die schon 1844 begründete Stellung in der Bassermann'schen Buchhandlung zu Mannheim zurück, in welcher er bis 1854 blieb. Hierauf war er in dem Schaffhausen'schen Bankvereine zu Köln, dann bei der Berliner Discontogesellschaft

thätig, ward 1858 einer der Gründer u. der Direktor der Bank in Gotha u. zog 1859 nach Leipzig, wo er bis zum J. 1863 an der Leitung der Allgemeinen deutschen Kreditanstalt das. sich betheiligte. Inzwischen hatten die Dinge in Baden eine Wendung zum Bessern erhalten, u. M. übernahm auf den persönlichen Wunsch des Großherzogs zunächst die Direktion der Hofdomänenkammer, dann die des Handelsministeriums. Als 1866 die großdeutsche Partei im Ministerium den Krieg gegen Preußen durchgesetzt hatte, forderte er seine Entlassung, doch wurde er 27. Juli 1866 zum Staatsminister der Finanzen u. des Handels u. zum Ministerpräsidenten ernannt. Sofort rief er die bad. Division vom Bundesheere zurück u. leitete Friedensunterhandlungen mit Preußen ein. Inmitten großer Arbeit u. weitaussehender Ziele starb M. zu Karlsruhe 3./4. Febr. 1868, mit ihm einer der besten deutschen Männer. — Vgl. seine Biographien von Huhn (Tauberbisch. 1868) u. von G. Freytag (Lpz. 1870; 2. Aufl. 1872).



Nr. 4113. Karl Mathy (geb. 17. März 1807, gest. 3./4. Febr. 1868).

Matiko. Eine erst in neuerer Zeit in Aufnahme gekommene Drogue, aus den zusammengepreßten Blättern u. Stengeln einer in Peru heimischen Schlingpflanze bestehend (Arthante elongata). Die Blätter enthalten ein ätherisches Oel u. ein Weichharz, die Abkochung wird gegen Schleimflüsse sowol innerlich als auch äußerlich (zu Injektionen) angewendet. In Peru heißt das Arzneimittel Thoho-Thoho. Auch das aus den Blättern durch Destillation dargestellte Oel wird innerlich verordnet.

Matinée (franz.), eine Morgenunterhaltung.

Matjesheringe, s. „Heringe".

Mato Grosso, Centralprovinz Brasiliens mit 31,450 □M., nach Amazonas die größte des Staates, grenzt im W. durch den Guapore u. Paraguay an Bolivia, im S. an Paraguay u. die brasil. Provinzen Paraná u. São Paulo, im O. an Goyaz u. im N. an Amazonas u. Pará. Das Land ist noch wenig erforscht; die Mitte u. den Süden erfüllen Bergzüge, welche die nördl. Ausläufer des brasil. Hochlandes sind u. nach dem Guapore zu in der Cordillera Geral endigen; im N. dacht sich das Land zur Tiefebene des Marañon ab u. ist theilweise, bes. an den Flüssen, mit Urwald bedeckt, während die Hochebenen im Innern den Charakter wasserarmer Campos haben. Der Madeira mit dem Guapore, der Tapajos u. der Xingu sind die Riesenströme, welche diese Provinz dem Marañon zusendet, alle wegen Stromschnellen in M. G. nur auf einem kurzen Theile ihres Laufes schiffbar. Die Bevölkerung zählte 1872: 60,417 Seelen (davon 6667 Sklaven), ungerechnet die zahlreichen unkultivirten Indianer, welche sich vorzugsweise von Jagd, Fischfang u. dem Sammeln von Kautschuk nähren. Letzterer sowie Fleisch u. Fett der Schildkröten sind wichtige Artikel der Ausfuhr; die Ausbeute der ehemals sehr ergiebigen Gold- u. Diamantenminen ist nur noch gering. Die seßhafte Bevölkerung beschäftigt sich in erster Linie mit Viehzucht; der Getreidebau genügt den eigenen Bedürfnissen nicht u. macht eine beträchtliche Einfuhr aus dem benachbarten Goyaz nothwendig. Der Handel mit den Landesprodukten wird sich nach Vollendung der Eisenbahn, welche die Stromschnellen des Madeira (s. d.) umgehen soll, sicher sehr bedeutend heben. Die weiße Bevölkerung sitzt zum größten Theile im S. des Staates, bes. in der Nähe der Hauptstadt Cuyabá (7000 E.); die alte Hauptstadt **M. G.** am Guapore mußte wegen des ungesunden Klimas verlegt werden.

Matrah od. Matarah, Hafenstadt im ostarab. Staate Oman od. Maskat mit 20—30,000 E., liegt ¼ M. von Maskat, nur durch einen vorspringenden Berg von diesem getrennt. Der Hafen ist von steilen Felsen umgeben, aber sicher; die Stadt selbst, noch am Anfange dieses Jahrh. ein armseliges Dorf, in raschem Aufblühen begriffen. Der Hauptindustriezweig von M. ist die Weberei von Rock- u. Teppichstoffen; die Ausfuhr ist derjenigen Maskats (s. d.) ähnlich.

Matrikel (lat. matricula) ist ein für längere Zeit bestimmtes Verzeichniß, in welches Einträge von besonderer Wichtigkeit gemacht zu werden pflegen. So heißen insbes. die an den Universitäten geführten Bücher, in welche die Namen der Studirenden eingetragen zu werden pflegen, M.; es wird dieser Ausdruck aber auch für diejenige Urkunde gebraucht, welche über den erfolgten Eintrag ausgefertigt zu werden pflegt. Ebenso nannte man die Tabelle, in welche die Mitglieder bez. Familien des hohen Adels bei dem Bundestage in Frankfurt a. M. eingetragen zu werden pflegten, M., u. noch jetzt heißen die Listen, welche im Deutschen Reiche die Bevölkerungszahl eines einzelnen Bundesstaates für die nächste Zeit feststellen, M. Die Beiträge, welche der einzelne Staat nach Verhältniß seiner Bevölkerung auf Grund jener M. zu den Reichsausgaben beitragen muß, nennt man Matrikularbeiträge. Dieselben vertheilen sich für das Jahr 1876 folgendermaßen:

Staat	Betrag		Staat	Betrag	
1. Preußen . . .	31,730,696	Mk.	15. S.-Cob.-Gotha	245,896	Mk.
2. Lauenburg . .	72,793	„	16. Anhalt	305,354	„
3. Bayern	16,078,924	„	17. Schwarzburg-Sondersh. .	95,904	„
4. Sachsen	3,676,779	„	18. Schw.-Rudolst.	104,744	„
5. Württemberg .	5,987,108	„	19. Waldeck	74,077	„
6. Baden	4,647,435	„	20. Reuß ä. Linie .	65,168	„
7. Hessen	1,162,731	„	21. Reuß j. Linie .	136,145	„
8. Mecklenburg-Schwerin .	758,196	„	22. Schaumburg-Lippe	46,725	„
9. Sachs.-Weim.	401,382	„	23. Lippe	141,319	„
10. Mecklb.-Str. .	132,364	„	24. Lübeck	93,058	„
11. Oldenburg . .	438,256	„	25. Bremen	239,035	„
12. Braunschweig .	485,145	„	26. Hamburg . . .	711,815	„
13. S.-Meiningen	266,346	„	27. Elsaß-Lothr. . .	3,074,109	„
14. S.-Altenburg .	204,711	„			

Summa 71,376,215 Mark.

Matrize nennt man eine Hohlform zum Abgießen od. zur sonstigen Herstellung eines Formstückes, welches die in der M. vertieft eingearbeiteten Theile erhaben zeigt, u. kraft derselben zu Präge- od. Druckzwecken dienen soll. Formen für Buchdruckertypen sind z. B. M., während die erhabenen Stahlstempel, mit welchen jene M. hergestellt werden, im Gegensatz dazu Patrizen heißen.

Matrone, ein Name, der bei den alten Römern allen ehrbaren, verheiratheten Frauen gegeben wurde. Von diesen röm. M.n wurden an jedem 1. März die Matronalia gefeiert, ein Fest, an welchem die Frauen von ihren Männern Geschenke empfingen u. ihrerseits ihre Dienerinnen beschenkten u. bewirtheten. Jetzt bezeichnet man bei uns mit dem übrigens selten gebrauchten Worte M. eine in den Jahren bedeutend vorgeschrittene, ehrbare Frau.

Matrosen sind die Mannschaften an Bord der Kriegs- u. Handelsschiffe, welche die verschiedenen Arbeiten u. Manöver auf u. mit dem Schiffe auszuführen haben. Die M. der Kriegsschiffe werden im Exerziren am Geschütze, mit dem Gewehr u. der blanken Waffe ausgebildet. Unter befahrenen M. versteht man erfahrene u. völlig ausgebildete, unter Halb- od. Leichtmatrosen solche, die noch nicht allen Anforderungen entsprechen. Die schnellsten u. geschicktesten M. thun den Dienst auf den Marsen u. heißen Marsgasten. Sie haben die Takelage der Masten, Stengen u. Raaen in Ordnung zu halten u. dürfen weder bei Sturm noch bei feindlichem Feuer ihren Posten verlassen.

Matterhorn (franz. Grand Mont Cervin, ital. Monte Cervino, Monte Silvio), eine 4482 m. hohe Felsenpyramide, welche zur Monte Rosagruppe gehört u. von der ital.-schweiz. Grenze durchschnitten wird, ist wol die großartigste Bergform der Alpen. Mit seinen steilen, scharfkantigen, schneefreien Wänden überragt dieser Felsenthurm das umliegende, eisgepanzerte Gebirgspiedestal mindestens um 1600 m., nördl. vom Matterhorngletscher, westl. vom Tiefenmatten-, östl. vom Furgge- u. südl. vom Val-Tournanchegletscher umgürtet. Die erste Besteigung, 14. Juli 1865, kostete drei Engländern das Leben; jetzt hat der Schweizer Alpenklub auf der Nordseite in einer Höhe von 3818 m. eine Hütte erbaut,

in der 10 Personen übernachten können. Die heute nicht mehr seltene Ersteigung erfolgt gewöhnlich von Zermatt aus (Abb. s. u. „Berg").

Matteucci (spr. Matte-utschi), Carlo, ital. Naturforscher u. Politiker; geb. zu Forli im ehemaligen Kirchenstaat 20. Juni 1811, ward 1832 Professor der Physik in Bologna, 1837 in Ravenna u. 1840 am Athenäum in Pisa, betheiligte sich seit 1847 auch an der Politik, trat 1848 in den toscan. Senat u. begleitete als Kommissar die toscan. Armee nach der Lombardei, worauf er zu seinem wissenschaftlichen Berufe zurückkehrte. 1859 Mitglied der Provisorischen Regierung in Toscana, ging er als deren Vertreter nach Paris. Seit dem folgenden Jahre Senator des Königreichs Italien sowie Direktor des ital. Telegraphenwesens u. der meteorologischen Stationen, ward er Ende März 1862 in das Ministerium Rattazzi berufen. Nachdem er in demselben bis Anfang Dezember das Unterrichtswesen geleitet hatte, wirkte er als Lehrer am Wissenschaftlichen Institut in Florenz u. als Vizepräsident des Oberstudienraths u. starb daselbst 25. Juni 1868. Seine Hauptwerke sind: „Lezioni di fisica" (2 Bde., Pisa 1841; 4. Aufl. 1851); „Lezioni sui fenômeni fisico-chimici dei corpi viventi" (ebd. 1844; 2. Aufl. 1846; franz., Par. 1845 f.); „Manuale di telegrafia elettrica" (eb. 1850 u. öfter); „Cours spécial sur l'induction, le magnétisme de rotation, le diamagnétisme et sur les relations entre la force magnétique et les actions moléculaires" (Par. 1854). Außerdem begründete er die Zeitschrift: „Il nuovo cimento."

Matthäi, Johann Friedrich, Historienmaler u. als solcher während seiner langen Wirksamkeit in Dresden ein Hauptvertreter der damaligen David'schen klassischen Richtung; geb. 4. März 1777 zu Meißen als ältester Sohn des Bildhauers Joh. Gottlob M. (geb. 17. Juli 1754, gest. 4. Juli 1832), erhielt seine Ausbildung von seinem Vater u. dann auf der Dresdener Akademie, wurde 1797 Schüler Füger's in Wien u. ging dann nach Italien. Sein erstes bedeutendes Bild, „Die Ermordung des Aegisthos" (1807), wurde Veranlassung, ihn als Prof. an die Akademie in Dresden zu berufen, wo er 1823 auch Direktor der Gemäldegalerie wurde. M. starb auf einer Reise in Wien 23. Okt. 1845.

Matthäus, einer der 12 Apostel Jesu, ohne Zweifel ein galiläischer Jude von Geburt, wurde von der Zollstätte weg zum Jünger Jesu berufen (Matth. 9, 9 u. 10, 3; dagegen geben Marc. 2, 14 u. Luk. 5, 27 ihn unter seinem anderen Namen Levi). Ueber sein Leben ist nichts bekannt; was die katholischen Legenden über ihn berichten, ist zweifelhaft. Dagegen ist sein Name wichtig, weil ihn die einstimmige Ueberlieferung der alten Kirche als den Verfasser des ersten Evangeliums nennt. Und zwar soll er dieses hebräisch (d. h. in der aramäischen Landessprache) geschrieben haben, worauf es von ihm selbst od. Anderen ins Griechische übersetzt worden sei. Das älteste Zeugniß (des Papias, um 150 n. Chr.) scheint sogar nur die Aufzeichnung der Reden u. Aussprüche Jesu dem M. zuzuschreiben. Die neuere Forschung hat es nun sehr wahrscheinlich gemacht, daß unser Matthäusevangelium um das J. 68 n. Chr. von einem Unbekannten unter Benutzung der aramäischen Spruchsammlung des M. griechisch verfaßt wurde, u. zwar speziell für Judenchristen bestimmt, weshalb es vor Allem auf den Nachweis ausgeht, Jesus sei wahrhaftig der im Alten Testament verheißene Messias.

Mattheson, Literator u. berühmter musikalischer Schriftsteller, auch Komponist, Sänger, Klavier- u. Orgelvirtuos; geb. zu Hamburg 28. Sept. 1681 als der Sohn eines wohlhabenden Beamten, erhielt eine sorgfältige u. umfassende musikalische Erziehung, trat, mit schöner Sopranstimme begabt, seit seinem 9. Jahre als Konzertsänger u. in Frauenrollen auf dem Theater auf u. blieb auch der Bühne, u. zwar dem Hamburger Theater, noch mehrere Jahre treu, als er nach der Mutation seiner Stimme einen Tenor bekommen hatte. In Hamburg kam 1699 auch seine erste Oper, „Die Plejaden", zur Aufführung, der 1702 „Porsenna" u. 1704 „Kleopatra" folgten. In allen diesen Opern wirkte er als Sänger mit, u. in „Kleopatra" war es, wo er mit Händel in einen Streit gerieth, der zu einem Zweikampf der Beiden auf offenem Markte führte u. sie, die bis dahin Freunde waren, auf eine Zeit lang aus einander brachte. Im J. 1705 zog M. sich vom Theater zurück, wurde 1706 Sekretär des engl. Gesandten Joh. v. Wich u. verwaltete nach Wich's Tode (1714) sogar die ganzen Legationsgeschäfte. Im J. 1715 wurde er als Musikdirektor am Dom zu Hamburg angestellt, mußte aber dieses Amt 1728 wegen Schwerhörigkeit niederlegen. Sein übriges Leben verfloß in der unermüdlichsten u. dabei vielseitigsten Thätigkeit als Lehrer, Komponist u. Schriftsteller. Gest. ist er zu Hamburg 17. April 1764 u. wurde in der Michaeliskirche begraben, der er zum Bau einer neuen Orgel 44,000 Mk. testamentarisch vermacht hatte. Gedruckt sind von M. 88 eigene Schriften verschiedenen Inhalts, beinahe zweimal so viel aber hat er im Manuskript hinterlassen; auch die Zahl seiner Kompositionen ist sehr bedeutend. Außer den schon angeführten Opern sind noch zu nennen: „Der Tod des großen Pan", „Le Retour de l'âge d'or", „Boris", „Heinrich IV., König von Castilien"; ferner schrieb er 24 Oratorien, viele Gelegenheitscantaten, Klavier- u. Flötensonaten, Suiten für Klavier, Orgelsachen 2c., sämmtlich bei großer Korrektheit doch meist phantasielos u. steif. Auch beruht M.'s Bedeutung mehr in seinen theoretischen, didaktischen u. ästhetischen musikalischen Schriften, von denen bes. zu nennen sind: „Das neu eröffnete Orchester" (1713); „Das beschützte Orchester" (zweiter Theil des vorigen Werkes, 1717); „Die exemplarische Organistenprobe" (1719); „Das forschende Orchester" (1721); „Critica musica" (eine Art musikalische Zeitschrift, 2 Bde., 1722—25); „Der musikalische Patriot" (1728); „Der Kern melodischer Wissenschaft" (1737); „Der vollkommene Kapellmeister" (1739); „Grundlage einer Ehrenpforte" (eine Reihe von Biographien, 1740); „Der brauchbare Virtuos" (1720); „Große Generalbaßschule" (1730?); „Kleine Generalbaßschule" (1735); „Die neueste Untersuchung der Singspiele nebst beigefügter musikalischer Geschmacksprobe" (1744) 2c.

Matthiä, August Heinrich, Philolog u. Pädagog, geb. 25. Dez. 1769 zu Göttingen, wo er auch seit 1786 studirte, ging 1789 als Hauslehrer nach Amsterdam, wurde 1798 Lehrer am Mounier'schen Institut in Belvedere bei Weimar, leitete seit 1802 das Gymnasium in Altenburg u. starb das. 6. Jan. 1835. Von den vielen Schriften dieses auf dem Gebiete der klassischen Philologie u. der Alterthumskunde ausgezeichneten Forschers verdienen bes. genannt zu werden: „Griech. Grammatik zum Schulgebrauch" (Lpz. 1808 u. öfter); „Ausführliche griech. Grammatik" (Lpz. 1807 u. öfter); „Grundriß der griech. u. röm. Literatur" (Jena 1815 u. öfter); „Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie" (Lpz. 1823 u. öfter); „Entwurf einer Theorie des lat. Stils" (ebd. 1826); „Encyklopädie u. Methodologie der Philologie" (ebd. 1835); „Miscellanea philologica" (2 Bde., Jena 1803—4) u. „Vermischte Schriften in lat. u. deutscher Sprache" (Altenb. 1833). Auch gab er die Homerischen Hymnen (Lpz. 1805), eine Bearbeitung des Euripides (9 Bde., ebd. 1813—29), „Alcaei fragmenta" (ebd. 1827) u. den Herodot (2 Bde., ebd. 1825) heraus. — Vgl. „Aug. M. in seinem Leben u. Wirken" von seinem Sohne Konstantin (Quedlinb. 1845)

Matthias (hebr., s. v. w. Gottesgabe) heißt der Apostel, der als früherer Jünger u. Begleiter Jesu nach dessen Himmelfahrt an Stelle des Judas Ischariot trat (vgl. Apostelgesch. 1, 15—26). Die kirchliche Sage macht ihn zu einem der 70 Jünger (Luk. 10, 1) u. läßt ihn in Aethiopien od. Judäa wirken u. schließlich von den Juden gesteinigt werden. Er ist der Heilige des 24. Febr.

Matthias, Deutscher Kaiser (1612—19), geb. 24. Febr. 1557, war der vierte Sohn Maximilian's II. u. Maria's, einer Tochter von Karl V. Seinem lebensfreudigen u. herrschlustigen Sinne behagte wenig die thatenlose Stellung, zu welcher ihn die Eifersucht seines kaiserlichen Bruders, Rudolf II., verurtheilte. Er ließ sich von unzufriedenen katholischen Niederländern 1577 herbeirufen u. hielt im Jan. 1578 seinen Einzug in Brüssel. Bald aber erkannte er, daß seine Stellung nur auf der Bedeutung Oranien's beruhte, den er zu seinem Generalleutnant berufen hatte, u. verließ enttäuscht die Niederlande. Nach dem Tode seines Bruders Ernst (ein anderer war schon als Kind gestorben) erhielt er 1595 die Statthalterschaft in Oesterreich, u. bald wandten sich die Blicke des Volkes u. seiner eigenen Verwandten auf ihn, als die Unthätigkeit Rudolf's II. die Gefahr nahe legte, daß dem Erzhause die Kaiserkrone od. mindestens das immer mehr zum Abfalle neigende Ungarn verloren gehen könne. Die Erzherzöge selbst

verlangten im April 1605, daß der Kaiser an M. die Regierung von Ungarn abtrete. Da Rudolf, eben so eigensinnig als träge, dem Frieden, den sein Bruder mit Ungarn gemacht hatte, die Bestätigung versagte, so brach der Kampf noch einmal los, bis die Häupter des Adels in Ungarn, in Mähren u. in Oesterreich sich entschlossen, M. die Herrschaft anzubieten. Am 25. Juni 1608 mußte der Kaiser in die vollkommene Abtretung willigen u. erhielt sich nur noch Böhmen durch die Ertheilung des Majestätsbriefes (1609). Aber der thörichte Plan, Alles dem verhaßten M. zu entreißen u. an den ehrgeizigen Vetter, den Erzherzog Leopold, zu bringen, trieb auch die Böhmen zur Empörung. Eine provisorische Regierung in Prag unter Kinsky übertrug M. die Herrschaft u. dieser wurde 23. Mai 1611 zum König gekrönt. So fehlte M. nur noch die Kaiserkrone u. diese erhielt er, nachdem Rudolf 20. Jan. 1612 gestorben war, durch einstimmige Wahl 13. Juni. Seitdem aber that M. fast, als ob seine Arbeit zu Ende sei u. er ruhen könne. Freund der Musik u. einer glänzenden Hofhaltung, seit Kurzem erst vermählt (1611) mit der 28 Jahre jüngeren Prinzessin Anna von Tirol, freigebig bis zur Verschwendung, hatte er seine Freude an glänzenden Aufzügen u. Festen, u. vergeblich waren die Ermahnungen seines ersten Ministers, des Kardinals Clesel. Und doch war Thätigkeit um so nothwendiger, als die Türken im Anzuge waren, Bethlen Gabor mit ihrer Hülfe die Herrschaft von Siebenbürgen an sich gerissen hatte, die Angelegenheit von Donauwörth, der Jülich'sche Erbfolgestreit, die feindselige Stellung der Liga u. Union, welche M. vergeblich schon 1611 aufzulösen gebot, den Frieden des Reiches störten. Ohnehin lag es im Geiste der Zeit, daß alle diese Streitfragen sich zu einer Feindseligkeit der beiden Konfessionen gegen einander zuspitzten, die zu einem Entscheidungskampfe hindrängte. M. war der Ansicht seines Ministers, daß zwar dem Katholizismus die Oberherrschaft gebühre, diese aber mit Mäßigung zu führen sei. Um so thätiger war die katholische Partei, geführt von dem span. Gesandten, von Max von Bayern u. den Jesuiten, Clesel zu stürzen, nöthigenfalls den Kaiser selbst zu verdrängen. Da M. kinderlos war, behandelte man eifrig die Frage über seinen Nachfolger. Ferdinand von Steiermark wurde auch von dem span. Gesandten lebhaft unterstützt, seitdem er in einem geheimen Vertrage das Elsaß an Spanien abzutreten versprochen hatte. In einer Ständeversammlung zu Prag wurde 1617 durch die Thätigkeit der katholischen Partei die Wahl eines Nachfolgers geradezu zur „Annahme" des fanatisch katholisirenden Ferdinand's als König von Böhmen. Ungarn folgte nach, u. 1618 wurde auch diese zweite Königskrone M. entrissen. Als der Aufruhr unter dem Grafen Thurn in Prag eine Versöhnung der Parteien unmöglich machte (s. „Dreißigjähriger Krieg"), erschien Herzog Max von Bayern in Wien u. ließ Clesel entfernen. Dies erschien als eine Absetzung des Kaisers. Lebensmüde u. krank, seit dem Dez. 1618 durch den Tod der Gattin vereinsamt, saß er in seiner Hofburg. Seine Audienzen wurden nicht mehr besucht, er ließ geschehen, was geschah, u. starb 20. März 1619. Vgl. Gindely, „Rudolf II. u. seine Zeit" (2 Bde., Prag 1862); Hurter, „Geschichte Kaiser Ferdinand's II. u. seiner Eltern ꝛc." (7 Bde., Schaffh. 1850 ff.); Ranke, „Zur deutschen Geschichte" (Lpz. 1868). Bild s. unter „Deutschland", Bd. III Nr. 2332.

Matthias Corvinus, König von Ungarn (1458—90), geb. 27. März 1443, war der zweite Sohn des Johannes Hunyades (s. d.), der sein Leben der Vertheidigung Ungarns gegen die Türken geweiht hatte. Trotzdem Ladislaus, der junge König von Böhmen u. Ungarn, der nachgeborene Sohn Kaiser Albrecht's II., allein die Frucht dieser Heldenthaten genoß, ließ er sich bereden, daß die Hunyadi ihm nach dem Leben trachteten. Ohne Urtheil u. Recht ließ er den älteren Sohn seines verstorbenen Beschützers, Ladislaus, 1457 in Ofen hinrichten u. führte den jüngeren M. als Gefangenen nach Prag. Als aber Albrecht bald darauf starb, wurde M. im Jan. 1458 nach langem Wahlkampfe unter den Magnaten u. mit begeisterter Zustimmung des Volkes zum Könige erkoren. Für ein hohes Lösegeld u. das Versprechen, seine Tochter Katharina zu heirathen, entließ der Böhmenkönig Georg Podiebrad den Gefangenen, der nun mit Jubel in Ungarn aufgenommen wurde. Obwol Kaiser Friedrich III. noch immer Anspruch an den Thron erhob und die Krone des heil. Stephan bewahrte, obwol die alten Parteiungen unter den Magnaten bald wieder ausbrachen u. Viele sich für den Polenkönig Kasimir erklärten, so wußte M. doch sein Ansehen zu behaupten u. zu verstärken. Da der Kaiser sich in Wiener-Neustadt krönen ließ u. Oedenburg in Besitz nahm, führte M. ihm ein Heer entgegen, ging aber auf einen Vergleich ein, den Papst Pius II. vorschlug, nach welchem ihm für eine Geldsumme die Krone u. jene Stadt überliefert wurde (1641), u. errang, nachdem er in Stuhlweißenburg 1464 feierlich gekrönt war, durch sein tapferes Heer die Sicherheit der Donaugrenze u. die Oberherrschaft über Bosnien (1465). Eine Empörung Siebenbürgens u. der Moldau wurde sofort gedämpft. Allein das Gefühl seiner Macht reizte M. zu der Absicht, auch die böhm. Krone zu gewinnen, als Pius II. den Kreuzzug gegen den „Ketzer" Georg Podiebrad predigte. Ohnehin war das Familienband durch den Tod der Katharina 1464 gelöst. Fast hätte dieser Krieg (seit 1468), der das Leben des Gegners überdauerte (Georg starb 1471), M. die ungar. Krone gekostet, da Magnaten u. Bischöfe sich von ihm abwandten, als er auch die Kirchengüter besteuerte, u. schon den Prinzen Kasimir von Polen herbeiriefen, wenn er nicht eiligst auf einer Ständeversammlung die Gemüther so für sich einzunehmen gewußt hätte, daß der ganze Plan aufgegeben werden mußte. Nach zehnjährigem Ringen erwarb M. 1478 Mähren, Schlesien u. die Lausitz. Während die Türkengrenze immer von Neuem bedroht od. überschritten wurde, schien M.'s ganzes Interesse nach W. gewandt zu sein. Da Kaiser Friedrich dem Böhmenkönig Wladislaw Beistand geleistet hatte, drang M. verheerend in Oesterreich ein u. nahm endlich nach langer Belagerung die Hauptstadt 1485, welche er bis zu seinem Tode im Besitz behielt. So ungerecht diese Kriege zum Theil waren, sie sättigten doch den Stolz der Nation, die auch sonst Ursache genug fand, M. zu bewundern. Vor Allem rühmte man die häufige Versammlung der Stände, die gewissenhafte Handhabung des Rechts, die Pflege des Ackerbaues, der Wissenschaften u. Künste. Die Gründung der Akademie zu Preßburg, die Herbeiziehung betriebsamer Ansiedler, deutscher u. ital. Gelehrter u. Künstler gaben dem Lande u. vor Allem der glänzenden Hauptstadt Budapest den Anstrich höchster Kultur. M. starb 5. April 1490 zu Wien, ohne einen legitimen Erben zu hinterlassen, da auch seine zweite Ehe mit Beatrix von Neapel kinderlos gewesen war. — Vgl. Mailath, „Geschichte der Magyaren" (5 Bde., Wien 1828 f.); Feßler, „Geschichte von Ungarn" (2. Aufl., bearb. von E. Klein, Lpz. 1868 f.).

Matthisson, Friedrich v., deutscher Dichter, geb. 23. Jan. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg, erhielt seine Vorbildung in Klosterbergen, studirte in Halle anfänglich Theologie, dann Philologie, Naturkunde u. schöne Wissenschaften, wurde darauf Lehrer an einer Erziehungsanstalt in Dessau u. begleitete nachher die jungen livländ. Grafen Sievers als Hofmeister nach Altona, Heidelberg u. Mannheim. Seit 1788 lebte M. in Bonstetten's Hause zu Nyon am Genfer See, wurde 1790 Erzieher in einem reichen Hause in Lyon u. vertauschte 1794 diese Stellung mit der eines Vorlesers u. Reisebegleiters der Fürstin Luise von Dessau. Der Landgraf von Hessen-Homburg gab ihm den Titel eines Hofraths, der Markgraf von Baden machte ihn 1801 zum Legationsrath, 1809 wurde er in den württemb. Adelsstand erhoben u. lebte seit 1812 als Geh. Legationsrath, Theaterintendant u. Oberbibliothekar in Stuttgart. Im J. 1828 nahm er seinen Abschied, zog sich 1829 nach Wörlitz in Anhalt zurück u. starb daselbst 12. März 1831. — M. ist vorzugsweise als Lyriker aufgetreten; seine „Lieder" (zuerst Bresl. 1781) u. „Gedichte" (Mannh. 1787 u. oft), unter denen die Elegien u. die Gedichte in Odenform hervorzuheben sind, fanden weite Verbreitung u. die fast überschwengliche Anerkennung bedeutender Männer; bekannt ist Schiller's Rezension, in der die sanfte Schwermuth u. kontemplative Schwärmerei sowie die Kunst der Landschaftsmalerei u. der Wohllaut der Verse in M.'s Gedichten gerühmt wurde; ähnlich lobte A. W. v. Schlegel die sanfte Verschmelzung landschaftlicher Gemälde, die zarte Harmonie des Ausdrucks u. den auserlesenen Wohlklang. Weniger günstig urtheilt die Nachwelt: sie erkennt das Geschick landschaftlicher Schilderungen u. die anmuthige Form an, tadelt aber die falsche Sentimentalität, die unklare Empfindung u. die allzusüßliche Sprache. Die „Erinnerungen" (5 Bde., Zür. 1810—16), die M. in Prosa schrieb,

ziehen mehr durch interessante Nachrichten über berühmte Männer an als durch ihre Sprache, die starke Manier verräth. Die übrigen Werke M.'s, sein „Basrelief am Sarkophage des 18. Jahrh." (Tüb. 1798) u. das Festspiel „Das Dianenfest in Bebenhausen" (Zür. 1813) sind durchaus unbedeutend. Seine „Schriften" (8 Bde.) erschienen in Zürich 1825—29 gesammelt, seinen „Literarischen Nachlaß" gab Schoch heraus (4 Bde., Berl. 1832). — Vgl. Döring, „M.'s Leben" (Zür. 1833).



Nr. 4114. Friedrich v. Matthisson (geb. 23. Jan. 1761, gest. 12. März 1831).

Matthys, Jan, einer von den Wiedertäufern (s. d.) in Münster, geb. in Haarlem u. als Bäcker in Leyden thätig. Ergriffen von der Schwärmerei der Zeit u. der Gegend, erklärte er sich für den Propheten Henoch, lehrte, daß in Kurzem die „Wiederbringung aller Dinge" bevorstehe, schickte zwölf Apostel aus, um darauf vorzubereiten u. zu taufen, trieb seit dem Jan. 1534 in Münster vor Allem zur Bekämpfung der widerstrebenden Obrigkeit, jagte die Ungläubigen aus der Stadt u. setzte sich selbst in den Besitz der höchsten Gewalt. Bei einem Ausfall aus der belagerten Stadt fiel er tapfer kämpfend.

Maturitätsprüfung (vom lat. maturitas, die Reife), auch Abiturienten- od. Absolutorial-Examen, nennt man die Prüfung, welcher Diejenigen, welche den Gymnasialkursus absolvirt haben, unterworfen werden, um festzustellen, ob sie die erforderliche geistige Reife haben, um mit Erfolg selbständig wissenschaftliche (vorzugsweise akademische) Studien betreiben zu können.

Matzen (vom hebr. mazzâh, Mehrzahl mazzôth, d. h. Süßes od. Ungesäuertes), die aus ungesäuertem Teige von Mehl u. Wasser, dem bisweilen einige Eier zugesetzt werden, gebackenen Osterkuchen der Juden.

Maubeuge (spr. Moböhsch'), Stadt u. Festung 3. Klasse im franz. Dep. Nord (Arrond. Lille) mit 5253 E. (1873) im Ort u. 13,234 E. in der Gemeinde, liegt an der schiffbaren Sambre u. ist ein hervorragender Industrieplatz im nördl. Frankreich, bes. bedeutend durch die Fabrikation von Waffen, Eisenwaaren (Nägeln, Blech), Leinwand, Oel, Garnen, Seife u. Zucker. Von Wichtigkeit ist der Handel auf dem Flusse mit Steinkohlen, Marmor u. Schiefer. Bis 1678 war M. Hauptstadt vom Hennegau, wurde dann von Ludwig XIV. erobert u. von Vauban befestigt; 1793 widerstand die Festung einer Belagerung durch die Oesterreicher.

Mauch, Karl, deutscher Afrikareisender, geb. 7. Mai 1837 zu Stetten im württemb. Remsthal, besuchte die Realschule zu Ludwigsburg u. 1854—56 das Lehrerseminar zu Gmünd, begann seine pädagogische Laufbahn als kärglich besoldeter Lehrgehülfe zu Isny u. nahm darauf eine Hofmeisterstelle in Oesterreich an. Rastlos thätig, füllte er seine Mußestunden mit naturwissenschaftlichen u. mathematischen Studien aus, u. als er den Entschluß gefaßt hatte, in die Reihen der Erforscher Afrika's zu treten, beschäftigte er sich eingehend mit der arab. Sprache u. kräftigte seinen Körper auf anstrengenden Fußwanderungen. Mit geringen Ersparnissen begab sich M. 1863 nach London u. setzte dort unter vielen Entbehrungen seine Studien fort. Voll Selbstvertrauen ging er im J. 1865 nach der Transvaalrepublik in Südafrika, welche er kartographisch aufnahm (24. Ergänzungsheft in Petermann's „Mittheilungen" 1868) u. von wo aus er in Begleitung des Elefantenjägers Hartley auf zwei großen Reisen (1866—67) die Länder zwischen den Strömen Limpopo (s. d.) u. Zambesi (s. d.) auf meist noch unbetretenen Pfaden entschleierte. Hierbei entdeckte M. zugleich auch die Goldfelder im Maschonalande u. am Tati. Die Ergebnisse einer Geldsammlung, welche der deutsche Geograph A. Petermann veranstaltete, setzten ihn in den Stand, eine dritte Reise anzutreten (Mai bis Okt. 1868), auf welcher er den Osten der Transvaalrepublik durchzog u. über den Limpopo im Norden bis zur Missionsstation Inyati im Matebelelande vordrang. Trotzdem daß das Land unter einer entsetzlichen Hungersnoth litt, erforschte M. noch im nächsten Jahre das Gebiet bis zum Umnjatifluß u. kehrte dann nach dem Potschefstrom zurück; von hier aus vervollständigte er die kartographische Aufnahme der nordwestl. Theile der Transvaalrepublik (Karte in Petermann's „Mittheilungen" 1870), begab sich 1870 nach der Delagoa-Bai u. befuhr im Dez. 1870 u. Jan. 1871 den Vaalfluß, um ihn nach dem Grade seiner Schiffbarkeit zu untersuchen. Am 30. Juli 1871 trat M. seine letzte große Reise nach Norden an; auf derselben überschritt er abermals den Limpopo u. entdeckte 5. Sept. 1871 die Ruinen von Zimbaoë (20° 14′ n. Br. u. 31° 48′ östl. von Greenwich) im Westen von Sofala, welche er für das Ophir (s. d.) der Phönikier hielt; im Norden des 18.° s. Br. fand er ein neues Goldfeld auf, das er „Kaiser-Wilhelm-Feld" taufte, durchzog dann das Land der Batoka u. gelangte bei Sena an den Zambesi. Von Quilimane brachte ihn ein franz. Schiff im Dez. 1872 nach Marseille (vgl. Ergänzungsheft Nr. 37 zu Petermann's „Mittheilungen"), von wo er in seine Heimat zurückkehrte. Im J. 1874 entschloß er sich, in Begleitung des Botanikers Kuntze aus Leipzig eine Reise um die Erde zu machen, kehrte jedoch von Südamerika wieder nach Deutschland zurück u. ließ sich in Blaubeuren nieder, wo ihm die Direktion einer Cementfabrik übertragen worden war, starb aber hier durch einen unglücklichen Sturz aus dem Fenster seiner Wohnung 4. April 1875.

Mauerbrecher od. Sturmbock, ein starker, vorn mit Eisen, auch bisweilen mit einem Widderkopf (daher lat. aries genannt) beschlagener Balken, der den Alten als Kriegsmaschine diente, um bei Belagerungen in das Mauerwerk der Feinde Breschen einzustoßen. M. waren noch im Mittelalter vor der Erfindung des Pulvers üblich; später nannte man so die schweren Belagerungsgeschütze, welche bis zu 50 Kg. Eisen schossen.

Mauerfraß, der durch Feuchtigkeit an dumpfen, der Luft nicht zugänglichen Oertern od. auch durch Verwendung schlechten Materials entstehende salpetersaure Kalk, der sich als schmuzigweißer, schmieriger Ueberzug an den Mauern bildet, stets zerfließt u. immer weiter um sich frißt, so daß er den Putz der Mauer, die Holzbekleidung, die Tapeten u. allmählich die Mauer selbst zerstört. Er ist schwer zu beseitigen (durch Entfernung des Putzes), dagegen kann man beim Neubau seinem Erscheinen durch Isolirschichten, durch Theeren der Steine ꝛc. vorbeugen.

Mauke (impetigo, uligo), eine Hufkrankheit der Pferde, Esel, Maulthiere u. Rinder, welche in verschiedenen Stärkegraden (gutartige M. u. Brandmauke) auftritt. Bei der ersteren zeigt sich zuerst an dem hinteren Theile des Fesselgelenkes eine heiße, empfindliche Geschwulst, die sich zuweilen über die Krone u. die Ballen des Hufes sowie auch nach oben zu über das Schienbein ausdehnt. Nach einigen Tagen bilden sich in ihr Risse, die eine klebrige, übelriechende Feuchtigkeit ausschwitzen; diese vertrocknet nach einiger Zeit, die Geschwulst verliert sich u. die Heilung tritt ein, welche man durch sorgfältige Reinhaltung der kranken Füße, durch Bähungen mit Heusamen u. dergl. unterstützt. Bei der Brandmauke jedoch verhärtet die Geschwulst, die Haare fallen größtentheils aus u. die übrigbleibenden sträuben sich borstenartig in die Höhe, aus den Rissen werden große Geschwüre, aus denen übelriechende Jauche fließt u. deren Heilung längere Zeit erfordert. In feuchten, niedrig gelegenen Gegenden, in nassen Jahren u. bes. beim Aufthauen des Schnees, wo die Thiere leicht an der M. erkranken, muß man durch Rein- u. Trockenhalten der Füße, durch Waschen derselben mit Abkochungen von Eichenrinde, Tormentillwurzeln ꝛc. ihr Entstehen zu verhüten suchen, nam. größte Reinlichkeit in Bezug auf die Streu beobachten.

Maulbeerbaum (Morus), eine bekannte Pflanzengattung der Moraceen, deren eigenthümliche Beerenfrucht schon unter „Beere" abgehandelt ist. Sie bildet das eigentliche botanische Merkmal der Gattung, indem der von einer vierblätterigen Blumenhülle eingeschlossene Fruchtknoten mit seinem zweigriffeligen Stempel zu einem Nüßchen auswächst, während jene vier Blumenblätter fleischig werden u. das Nüßchen als falsche

Fruchthülle umgeben, wodurch eine sog. falsche Steinfrucht entsteht. Diese Steinfrüchte häufen sich zu einer brombeerartigen Frucht, die folglich eine zusammengesetzte falsche Steinfrucht ist. Die männlichen Blumen erscheinen in Aehren- od. Traubenform mit meist viertheiligen Blumenhüllen u. 3—4 Staubgefäßen, entweder auf demselben od. auf einem andern Stamme. Die Blätter gehen häufig aus der Herzform in eine lappige über u. können unter Umständen eine bedeutende Ausdehnung erlangen.



Nr. 4115. Die Maulbeere. a Zweig mit weibl. Blütenständen; b u. c unsymmetrische Blätter; d männliches Kätzchen; e männliche Blüte; f weibliche Blüte.

Die verschiedenen Arten treten als Bäume auf, die sich über Asien (M. nigra, alba, Tokwa, Makassariensis, intermedia, Morettiana, Tatarica, indica, byzantina), Nordamerika (M. rubra, scabra), Südamerika (M. corylifolia, celtidifolia, acuminata), die Maskarenen (M. latifolia, australis, Mauritiana) u. die Marquesasinseln (M. insularis) verbreiten.



Nr. 4116. Maulthier u. Maulesel.

Von ihnen hält der schwarze, weiße, rothe, scharfe u. tatarische M. auch bei uns aus, wenn auch besser im Süden als im Norden. Unter diesen Arten ist der weiße M. (M. alba) am frühesten bekannt geworden, u. zwar als eigentliche Nährpflanze der Seidenraupe. Wahrscheinlich entstammt er China, ist aber aus Syrien zu uns gekommen u. in verschiedenen Theilen Deutschlands eingebürgert, obgleich er im nördlichen Theile leicht von den Frühjahrsfrösten leidet od., wenn das auch nicht der Fall wäre, doch häufig von einem Pilze (Septoria mori) befallen wird, der die Blätter fleckig u. trocken macht, so daß man selbst in Italien oft einen Ausfall von 10% der Seidenzucht erlebt. Der eigentliche Nährstoff des Maulbeerblattes ist das Gummi. Viel weniger gut für Seidenzucht eignet sich der schwarze M. (M. nigra), der, während der vorige süße weiße Früchte zeugt, große schwarze, süßsäuerliche hervorbringt, um dererwillen man ihn auch vorzugsweise kultivirt. Nach allgemeiner Annahme stammt er aus Persien u. erschien erst um das Jahr 1548 in dem Garten des Herzogs von Northumberland zu Sion-House in England. Im nördlichen Deutschland muß er an Spalieren gezogen u. im Winter gut geschützt werden. Der rothe M. (M. rubra) entstammt Nordamerika u. gedeiht bei uns in schwarzem, lockerem Gartenboden, in welchem er auch aus Samen gezogen werden kann, während die des vorigen selten bei uns reifen u. darum eine Fortpflanzung durch Stecklinge, Ableger od. Okulation auf den weißen M. bedingen. Zum Behufe der Seidenzucht eignet sich aber auch der rothe nur wenig. Darum bleibt immer der weiße M. allein bei uns übrig. Er gedeiht in warmen Lagen selbst auf magerem Boden, in der Lausitz u. Mark Brandenburg sogar auf Sandboden. Zum Behufe der Seidenzucht zieht man ihn jedoch weniger als Baum, sondern als Halbstamm od. in Buschform, am besten in Hecken, wie in Südtirol; in diesem Falle bleiben auch die Blätter zarter u. lassen sich leichter einsammeln.

Maulbronn, Oberamtsort im württemberg. Neckarkreis, mit 870 E. (1871), liegt im Thale der Salza u. an der Bruchsal-Friedrichshafener Staatsbahn u. hat eine schöne gothische Kirche von 1148; das ehemalige Cistercienserkloster ist zu einem theolog. Seminar umgewandelt. Die Umgegend besitzt große Werksteinbrüche u. treibt bedeutenden Weinbau.

Maulesel, Maulthier, die schon in den Zeiten des Alterthums bekannten Bastarde zwischen Pferd u. Esel; erstere (lat. hinnus) aus der Kreuzung zwischen Pferdehengst u. Eselstute, letzteres (lat. mulus) zwischen Pferdestute u. Eselhengst. Beide Formen werden gezüchtet, der M. aber weit seltener, da er schwächer u. kurzbeiniger ist als das Maulthier, das in Palästina schon zur Zeit der ersten Könige Israels häufig u. geachtet war, wie man noch gegenwärtig um Bassorah weiße Maulthiere für die höchsten Staats- u. Kirchendiener züchtet. Es hat Eselsgestalt mit einzelnen Pferdeformen, bes. bezüglich der Kopfbildung u. des Schweifes. Da es sich vor dem Pferde durch Ertragen von Strapazen u. Hunger, durch Gedeihen bei spärlicherer Kost, größere Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten u. durch sicherern Tritt auf steilen Gebirgswegen bei größerer Tragfähigkeit von Lasten auszeichnet, wird es bes. in gebirgigen Gegenden gezüchtet u. findet sich nam. in ganz Südeuropa als Hausthier. Männliche Maulthiere sind häufiger als weibliche; letztere sind fortpflanzungsfähig, doch wird der Bedarf unmittelbar durch Kreuzung von Pferd u. Esel gewonnen.

Maulmain od. Moulmein, nach Rangun der wichtigste Reishafen in Britisch-Birma auf der Hinterindischen Halbinsel mit 53,653 E. (1871), liegt oberhalb der mit einer Barre versperrten Mündung des Saluen in den Meerbusen von Martaban u. wird im Osten überragt von Bergen, welche bis 1600 m. sich erheben. Die schnell emporgeblühte Stadt hat schöne Kais, breite Straßen, ein prächtiges Postgebäude u. großartige Bazars. Die Bevölkerung besteht aus Birmanen, Chinesen, Shans, Malayen, Hindu's u. Europäern. Der Hafen ist nicht gerade gut, der Verkehr in demselben aber sehr umfangreich. Die Ausfuhr besteht nam. in Baumwolle, Holz, bes. Teakholz, Reis u. Katechu, u. hatte im Handelsjahre 1872—73 einen Werth von 8,494,652 Rupien (je zu 1,92 Mk.), die Einfuhr von 7,909,037 Rupien. Im Hafen waren 575 Schiffe von 174,225 Tonnen ein- u. 573 Schiffe von 180,295 Tonnen ausgelaufen. Die Stadt selbst hat bedeutende Holzsägereien u. Reismühlen.

Maultasch, s. „Margarethe Maultasch".

Maulthier, s. „Maulesel".

Maultrommel, auch Brummeisen genannt, ein kleines Instrument von Stahl in Form eines Hufeisens, dessen Enden dicht zusammengebogen u. etwas verlängert sind. Zwischen diesen Enden ist eine dünne Stahlfeder (Zunge) befestigt. Beim Spielen nimmt man das Instrument zwischen die Zähne u. setzt mit dem Finger die Zunge in Bewegung, daß sie Schwingungen macht, u. dem Tone, der mit den Stimmwerkzeugen erzeugt, aber nur darauf gehaucht, nicht gesungen wird, eine besondere Klangmodifikation giebt.

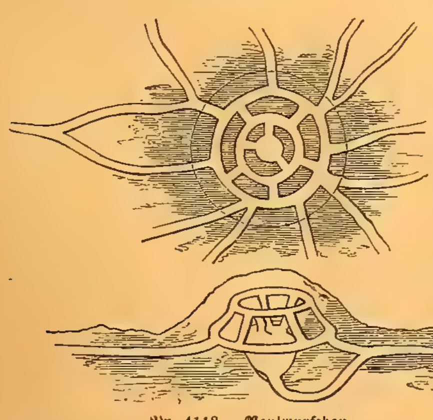
Maulwurf (Talpa), eine zur Ordnung der Insektenfresser zählende Gattung kleiner Säugethiere mit zugespitztem Rüssel, breiten, nach außen gewandten Vorderpfoten mit je fünf schaufelförmigen Krallen (sog. „Grabfüßen") u. ganz in weichem Pelze versteckten Augen u. Ohren. Der etwa 12 cm. lange gemeine M. (Talpa europaea) ist in Asien

wie in Europa heimisch; er führt ein unterirdisches Leben in einem selbst gegrabenen Bau, dessen Wohnkammer mit mehreren, theils als Sicherheitsröhren, theils als Jagdrevier dienenden Gängen in Verbindung steht, lebt ausschließlich von thierischer Nahrung, bes. von Engerlingen, anderen Insekten, Regenwürmern, wol auch gelegentlich von Fröschen, Kröten, Eidechsen, Spitzmäusen, ja er frißt selbst den überwundenen Gegner des eigenen Geschlechts auf. Obschon sein Erdeaufwerfen beim Gängegraben (Maulwurfshaufen) in Garten- u. Wiesenland lästig werden kann, ist doch der M. als Vertilger von Ungeziefer weit mehr nützlich als schädlich. Da er nicht winterschläft, bedarf er auch in der kalten Jahreszeit Nahrung; er gräbt sich dann, um ihr nachzugehen, tiefere Gänge.



Nr. 4117. Der Maulwurf.

Der M. wirft jährlich zweimal je 4—5 nackte, blinde Junge. Sein feiner, weicher, blauschwarzer (selten gelblicher od. ganz weißer) Pelz wird bes. von den Chinesen, die ihn aus Rußland erhalten, als Pelzfutter hochgeschätzt, bei uns nur selten zu nämlichem Zwecke, eher noch zu Tabaksbeuteln verarbeitet. In Italien, Griechenland u. Frankreich ist eine etwas kleinere Art (Talpa coeca, ἀσπάλαξ des Aristoteles) zu Hause. Zur Familie der Maulwürfe (Talpinen) gehört der in Nordamerika an Flußufern Gänge grabende, an den Hinterfüßen mit Schwimmhäuten ausgerüstete Wassermaulwurf (Scalops), der ebenfalls nordamerikanische, am sternförmig ausgezackten Rüssel kenntliche Sternmaulwurf (Condylura), endlich der südamerikanische Goldmaulwurf (Chrysochloris), der sich durch metallglänzende Haarspitzen vor allen Säugethieren unterscheidet.



Nr. 4118. Maulwurfsbau.

Maulwurfsgrille, s. „Grille".

Mauna Loa, Mauna Kea, Mauna Hualalai, Namen mehrerer Vulkane auf Hawai (s. d.).

Maundeville, s. „Mandeville".

Maupeou (spr. Mopuh), René Charles, Marquis de, franz. Staatsmann, geb. zu Paris 11. Juli 1688, wurde 1710 Rath am Parlament daselbst u. 1743 dessen erster Präsident, als welcher er mit dem Pariser Erzbischof Beaumont in einen langen Streit gerieth. Um demselben ein Ende zu machen, verbannte der König 1751 das Parlament nach Pontoise u. den Prälaten nach Conflans; da aber auch dies nicht zum Ziele führte, mußte M. 1757 den Vorsitz niederlegen. Später bediente sich seiner der Hof, um durch ihn den nam. der Pompadour verhaßten Kanzler Lamoignon zu stürzen, zu welchem Zwecke M. 1763 den Posten eines Vizekanzlers u. Großsiegelbewahrers erhielt. Nach dem endlichen Rücktritte Lamoignon's (15. Sept. 1768) selbst zum Kanzler erhoben, gab er diese Würde alsbald an seinen Sohn ab. Er starb zu Paris 4. April 1775. — Sein Sohn René Nicolas Charles Augustin, Marquis de **M.**, geb. zu Paris 23. März 1714, ward gleichfalls Parlamentsrath u. 1763 erster Präsident, legte aber, um sich dem Hofe gefällig zu zeigen, diese Stelle nieder u. schloß sich dem Minister Choiseul an, durch den er 1768 der Nachfolger seines Vaters in der Würde eines Kanzlers von Frankreich wurde. Nachdem M. dies erreicht, kehrte er seinem Gönner den Rücken u. trat auf die Seite des von der Dubarry (s. d.) beschützten Herzogs von Aiguillon, gegen den das Pariser Parlament wegen Ueberschreitung u. Mißbrauchs der Amtsgewalt einen Prozeß führte. M. ließ dem Parlamente die Fortsetzung des Prozesses durch den König verbieten; da es sich aber keinen Machtsprüchen fügte, so ließ er in der Nacht vom 21. Jan. 1771 die Mitglieder desselben verhaften u. aus Paris entfernen u. errichtete 23. Januar einen Großen Rath, den das Volk **M.'s Parlament** nannte. Gleich willkürlich verfuhr er mit anderen Gerichtshöfen, bis endlich Ludwig's XV. Tod seinem Treiben ein Ziel setzte. Der allseitig Verhaßte ward sofort auf sein Gut Thuit in der Normandie verbannt, wo er 29. Juli 1792 starb.

Maupertuis, Pierre Louis Moreau, berühmter französischer Mathematiker, Philosoph u. Schöngeist, geb. 17. Juli 1698 zu St. Malo, verließ den von ihm gewählten Kriegsdienst nach kurzer Zeit, um sich ausschließlich den Wissenschaften zuzuwenden. Seit 1727 Mitglied der Akademie, wurde er 1737 von Ludwig XV. zum Leiter einer Gradbestimmung in Lappland erwählt, deren Resultate er in dem Werke „De la figure de la terre, determinée par les observations de MM. Clairaut, Camus" etc. (Paris 1738) veröffentlichte. Von Friedrich d. Gr. 1741 zum Präsidenten der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt, ward er des Königs Vertrauter u. Begleiter im Kriege, verließ jedoch Berlin infolge einer literarischen Fehde mit Voltaire u. siedelte 1758 nach Basel über, wo er 27. Juli 1759 starb. Liebenswürdig, geistreich u. witzig, war er doch von leicht verletzbarer Eitelkeit; als Schriftsteller voll Phantasie u. Feuer, in seinen Behauptungen jedoch häufig parador. Verdient hat er sich um die Verbesserung der Schiffahrt u. der astronomischen Messungen gemacht. Seine Werke erschienen in 4 Bänden, Par. 1752 u. Lyon 1768.

Mauren, im Alterthum Mauri, Marusii, heißen ursprünglich die Bewohner der nordwestlichsten Ecke von Afrika, der römischen Provinz Mauritania (s. d.). Sie gehören der großen, über ganz Nordwestafrika verbreiteten berberischen Rasse an, sind aber stark mit orientalischem Blute vermischt: zuerst durch die Phönikier (wahrscheinlich ist auch der Name phönikisch u. bedeutet den „Westen", gerade wie der heutige arabische Name el-Magrib) u. in noch höherem Grade seit dem 8. Jahrh. durch die Araber. Der Name ging dann überhaupt auf die ganze mohammedanische Mischbevölkerung in den Küstenstädten der sog. Berberei über; auch die mohammedanischen Eroberer Spaniens, die zum Theil reine Araber waren, wurden ohne Unterschied M., los Moros („Mohren") genannt, u. Moriscos hießen die äußerlich zum Christenthum übergetretenen Nachkommen derselben, welche Philipp II. verfolgte. Die heutigen M. sind ein schöner Menschenschlag, mit heller Hautfarbe, aber mit allen Schattenseiten des orientalischen Charakters.

Maurepas (spr. Mohr'pa), Jean Frédéric Phélippeaux, Graf v., franz. Staatsmann, geb. zu Versailles 9. Juli 1701, erhielt bereits 1715 von seinem Vater den infolge der Amtskäuflichkeit seit 170 Jahren in dieser Familie erblichen Posten eines Ministers u. Staatssekretärs u. ward als solcher von seinem Schwager, dem Marquis von Lavrillière, bis zu dessen Tode (1725) vertreten, worauf er selbst die Führung seiner, den Hof u. das Seewesen betreffenden Amtsgeschäfte übernahm. 1749 durch die Pompadour (s. d.) gestürzt, verdankte er es gerade diesem Umstande, daß er nach der Thronbesteigung Ludwig's XVI. erster Minister wurde. Zu seinen Amtsgenossen wählte er Turgot, Malesherbes u. Necker, doch schuf er ihnen durch die Wiederherstellung des von Maupeou (s. d.)

aufgelösten Parlaments (im Nov. 1774) gleich auch einen gefährlichen Gegner. Auf M.'s Betreiben ergriff übrigens auch Frankreich Partei für die nordamerikanischen Kolonien im Kriege gegen England. M. starb zu Versailles 21. Nov. 1781.

Maurer, Georg Ludwig v., Staatsmann u. Rechtshistoriker, geb. als Sohn eines reformirten Pfarrers zu Erpolzheim bei Dürkheim in der Pfalz 2. Nov. 1790, studirte 1808—11 in Heidelberg, nahm 1812—14 zum Zweck rechtshistorischer Studien einen längeren Aufenthalt in Paris, war nach seiner Rückkehr an verschiedenen Gerichten thätig, wurde 1818 Appellations- u. Revisionsrath in Zweibrücken u. siedelte 1823 als Staatsprokurator nach Frankenthal über. Seine „Geschichte des altgermanischen u. nam. altbayerischen öffentlich-mündlichen Verfahrens ꝛc." (Heidelb. 1824), welche auf einem damals fast gänzlich unbearbeiteten Gebiete unsrer Rechtsgeschichte den Grund legte, verschaffte ihm 1826 den Lehrstuhl für deutsches Privatrecht u. deutsche Reichs- u. Rechtsgeschichte in München. Im J. 1829 erhielt er einen Ruf nach Göttingen, doch bewog ihn König Ludwig I. zum Bleiben, ernannte ihn zum Mitglied des Staatsraths u. 1830 zum Präsidenten des neugeschaffenen oberbayerischen Landraths, 1831 zum lebenslänglichen Reichsrath u. 1832 zum Mitglied der Regentschaft für seinen zum König von Griechenland erwählten minderjährigen Sohn Otto, mit dem er 2. Febr. 1833 in Nauplia landete. M. entwickelte eine außerordentliche schöpferische u. von den idealsten Motiven angeregte Thätigkeit, doch schon das erste Aufathmen des Landes rief die Intriguen der Schutzmächte England u. Rußland wach, u. diese hatten zur Folge, daß M. u. Abel (s. d.) bereits 31. Juli 1834 nach Bayern zurückberufen wurden. M. trat wieder in den Staats- u. Reichsrath ein, schrieb zu seiner Rechtfertigung die denkwürdige Schrift über „Das griech. Volk in öffentlicher, kirchlicher u. privatrechtlicher Beziehung vor u. nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834" (3 Bde., Heidelb. 1836), wandte sich von Neuem seinen germanistischen Studien zu u. gab als einen Beitrag zur Geschichte des „Schwabenspiegels" das Stadt- u. Landrecht Ruprecht's von Freysing (Stuttg. 1839) heraus. Nach dem Sturze des Ministers Abel (s. „Bayern, Geschichte"), zu dem M. mittlerweile in den schärfsten Gegensatz getreten war, wurde er im Febr. 1847 zum Minister des Auswärtigen u. der Justiz ernannt, doch mußte er schon 30. Nov. d. J. seine Entlassung nehmen. In Betreff der gegen ihn gerichteten Vorwürfe wegen Indigenatsverleihung u. Standeserhöhung der Lola Montez (s. d.) u. andere Ereignisse jener Zeit stehen Aufklärungen in den noch zu erwartenden Denkwürdigkeiten M.'s in Aussicht. Nach seinem Rücktritt blieb M. in München als Staatsrath im außerord. Dienst, auch ward er zweimal mit Missionen betraut. Die erste derselben führte ihn 1858 noch einmal nach Griechenland, die zweite später nach Madrid. Außerdem nahm ihn die Akademie der Wissenschaften als ihren Vizepräsidenten, der Reichsrath als seinen steten Referenten, im Uebrigen aber noch eine rechtsgeschichtliche Arbeit in Anspruch. Letztere schildert in 12 Bdn. die gemeindliche Vergangenheit des deutschen Volkes; ihre einzelnen Abtheilungen sind betitelt: „Einleitung zur Geschichte der Mark-, Dorf- u. Stadtverfassung" (Münch. 1854); „Geschichte der Markverfassung in Deutschland" (Erl. 1856); „Geschichte der Frohnhöfe, der Bauernhöfe u. der Hofverfassung in Deutschland" (4 Bde., ebd. 1862 f.); „Geschichte der Dorfverfassung in Deutschland" (2 Bde., ebd. 1865 f.); „Geschichte der Städteverfassung in Deutschland" (4 Bde., ebd. 1869—71). M. starb zu München 9. Mai 1872. — Sein Sohn Konrad **M.**, geb. zu Frankenthal (Rheinpfalz) 19. April 1823, studirte in München, Leipzig u. Berlin die Rechte, trat 1844 in die juristische Praxis ein u. wurde 1847 außerord. u. 1855 ord. Prof. der deutschen Rechtsgeschichte in München, wo er noch jetzt in gleicher Stellung wirkt. Gleichfalls ein ausgezeichneter Germanist, hat er sich vorzugsweise den altnord. Studien zugewandt, behufs deren er auch eine Reise nach Island unternahm. Er schrieb: „Ueber das Wesen des ältesten Adels der deutschen Stände" (Münch. 1846); „Die Entstehung des isländ. Staates u. seiner Verfassung" (Münch. 1852); „Die Bekehrung der norwegischen Stämme zum Christenthum" (2 Bde., ebd. 1855 f.); „Ueber die Ausdrücke altnord., altnorweg. u. isländ. Sprache" (ebd. 1868); „Die Quellenzeugnisse über das erste Landrecht des isländ. Freistaates" (ebd. 1869); „Die Skida rima" (ebd. 1870); „Ueber die Haensa-Poris saga" (ebd. 1871) ꝛc. Auch gab er die Gull-Thoris saga (Lpz. 1858) u. „Isländ. Volkssagen der Gegenwart" (ebd. 1860) heraus. Seit kurzem hält M., ohne aus dem Münchener Universitätsverbande ausgeschieden zu sein, Vorlesungen an der Universität Christiania.

Mauritania, die westlichste Landschaft Nordafrika's (etwa dem heutigen Marokko [s. d.], Fez u. dem westlichen Algier entsprechend), war im N. durch das Mittelmeer, im S. durch Gätulien, im W. durch den Atlantischen Ozean, im O. durch den Fluß Mulucha begrenzt. Durchzogen wurde das Land von den zum System des Atlas gehörigen Gebirgen Buzara (heute Tittery), Durdus u. eigentlicher Atlas. Die bedeutendsten Flüsse waren: Ampsaga (jetzt Wad-el-Kebir), Audus (jetzt Ajabbi), Chinalaph (jetzt Shellif), Mulucha (jetzt Maluwia), Subur (j. Subu), Phut (wahrscheinlich identisch mit dem Lixus, jetzt Tensift). M. war reich an Schafen, guten Pferden, Elefanten, Löwen, Panthern, Gazellen, Antilopen, Straußen u. Affen. Als große Plage des Landes erwähnt Strabo die Schlangen, Skorpione, Eidechsen u. Giftspinnen. Die Bewohner, die Mauri (s. „Mauren"), in viele Stämme getheilt, zogen das Nomadenleben u. die Beschäftigung mit Jagd u. Krieg dem friedlichen Ackerbau vor. Als Söldner dienten sie am liebsten zu Pferde. Als Städte werden genannt: Igilgilis (jetzt Dschildselli), Salde (jetzt Bugia, franz. Bougie), Ikosium (j. Algier), Cäsarea (j. Scherschell), Cartenna (j. Tenes), Sitifis (j. Setif), Russadir (j. Melilla), Tingis (j. Tanger), Lixos (j. el-Arisch) u. Thymiaterion. — Genauere Kenntniß von M. erlangten die Römer erst im Jugurthinischen Kriege. Bocchus, der König von M., Schwiegervater des Jugurtha, bot 208 v. Chr. den Römern seine Hülfe gegen Jugurtha an, lieferte denselben in die Hände der Römer u. erhielt zur Belohnung das an M. angrenzende Westnumidien. Im J. 32 v. Chr. gab Augustus, nach dem Tode des letzten Bocchus, M. an Juba II. von Numidien, dessen Land unter Cäsar röm. Provinz geworden war. Kaiser Claudius machte 43 n. Chr. M. zur röm. Provinz u. theilte es in zwei Provinzen: M. Caesariensis im O. (vgl. „Numidien") u. M. Tingitana im W., jede mit einem röm. Ritter als Statthalter. Später wurde M. Caesariensis selbst wieder getheilt in M. Caesariensis u. M. Sitifensis; beide letzteren Provinzen standen unter dem zu Karthago residirenden Vicarius von Afrika. Noch später, unbekannt wann, wurde M. Tingitana von Afrika abgelöst u. zu Hispanien geschlagen. Im J. 429 n. Chr. begannen die Vandalen die Eroberung von M., Numidien u. Karthago; 534 verloren sie diese Länder an die Byzantiner, denen im 7. Jahrh. die Araber als Herrscher folgten.

Mauritius- od. Mauritiapalme (Mauritia flexuosa, *L.*), eine durch Schönheit u. Nützlichkeit ausgezeichnete südamerikanische Palmenart, die in den sumpfigen Niederungen des Orinoco, Rio Negro am Amazonenstrom häufig wächst. Die Stämme erheben sich bis zu 40 m. hoch u. gewähren den Guarauni-Indianern durch ihr dichtes Wachsthum die Gelegenheit zur Herstellung von schützenden Wohnungen, denen jene zum großen Theil sogar ihre Unabhängigkeit verdanken. In ziemlicher Höhe über dem Boden nämlich werden die schlanken Palmenstämme durch Seile mit einander verbunden, auf die netzartig verflochtenen Seile werden Matten gebreitet, die eine Erdschicht aufnehmen, auf welcher nun die kleinen Hütten errichtet werden. Die Blätter sind fächerförmig u. sitzen mit einem bis 3 m. langen Stiele zu einer glänzend grünen Krone zusammen. An langen Kolben schießen Blüte u. Frucht heraus; die letztere, von tannenzapfenartiger Form, beschuppt u. roth von Farbe, ist von angenehmem, apfelartigem Geschmack u. bietet eine gesunde Speise, aus dem Mark wird ein nahrhaftes Sagomehl bereitet, der Saft giebt gegohren einen wohlschmeckenden Palmenwein. Die Oberhaut der jungen Blätter liefert Faserstoff zu Geweben u. Seilen, sodaß die M. ihren Bewohnern Alles in Allem, Nahrung, Wohnung u. Kleidung liefert.

Mauritius (franz. Ile de France), brit. Insel im Indischen Ozean, zur Gruppe der Mascarenen (s. d.) gehörig, 34,76 □M. groß, liegt im O. von Madagascar u. ist vulkanischen Ursprunges. Ueber ein Plateau von 300—500 m. Höhe erheben sich die drei schön bewaldeten Spitzen Peterbotte (770 m.), Pouce (758 m.) u. Piton du Milieu. Eine Korallenbank mit 11 Durchlässen umzieht diese malerische Insel, welche bei einer reichen Bewässerung außerordentlich fruchtbar ist. Die Wälder sind reich an kostbaren Hölzern u. an Wild, die Gewässer bergen treffliche Fische, welche auch zur Ausfuhr kommen. Die mittlere Sommertemperatur ist 20° R., die Wintertemperatur 15,5° R. In der Zeit vom Dez. bis März wüthen oft entsetzliche Wirbelstürme. Das Klima ist verhältnißmäßig gesund, doch haben 1866 u. 67 eingeschleppte Fieber große Menschenmengen hinweggerafft. Die Bevölkerung zählte 1871: 317,069 S.; zahlreich sind darunter die Schwarzen, welche seit der Sklavenemanzipation

(1838) die Plantagenarbeit für ihrer unwürdig halten u. sich bes. gern mit Kleinhandel beschäftigen, u. die indischen Kuli (s. d.), deren Einfuhr durch die Regierung befördert worden ist, um die Negerarbeit zu ersetzen. Das Hauptprodukt der Insel ist Zucker; außerdem werden Baumwolle, Indigo, Kaffee, Reis, Bananen (13 Arten), Gewürze, Guavas u. verschiedene Südfrüchte gebaut. Die so überaus dicht bevölkerte Insel produzirt aber keineswegs die dem eigenen Bedarf genügenden Lebensmittel u. muß deshalb Schlachtvieh u. Reis von Madagascar, Indien u. dem Kap der guten Hoffnung beziehen. Den besten Hafen hat die Hauptstadt Port Louis an der Nordwestküste mit 64,300 E. (1869), einer Citadelle, einem Arsenal, einer Sternwarte, einem botanischen Garten u. bedeutender Zuckerindustrie. Der zweite Hafenplatz ist Grand Port od. Port Bourbon im SO. der Insel. Die Einfuhr betrug 1873: 2,454,000, die Ausfuhr 3,375,000 Pfd. Sterl. Der Schiffsverkehr umfaßte 518,000 Tonnen. Die Regierung leitet ein Gouverneur, dem ein gesetzgebender Rath zur Seite steht. Die Einnahmen beliefen sich 1873 auf 690,000, die Ausgaben auf 657,000, die Schuld auf 900,000 Pfd. Sterl. Die auf der Insel garnisonirenden Truppen zählten 1875: 588 M. Unter dem Gouverneur stehen als Dependenzen von M. noch Rodrigues, die Seychellen, die Amiranten, mehrere kleine Inseln im Norden Madagascars, Coëtivy, A Galega, Cargados Gorayos, die Chagos-Inseln u. die Six Islands. — M. ist von den Portugiesen entdeckt u. zuerst in Besitz genommen worden; 1598 wurde es von den Holländern genommen u. zu Ehren des Prinzen Moritz von Nassau benannt; die erste von ihnen hier 1644 gegründete Niederlassung ward 1712 aufgegeben. Die Franzosen besetzten die Insel, welche in der Zwischenzeit häufig Seeräubern als Schlupfwinkel gedient hatte, 1715 u. behielten sie als Ile de France bis 1810, wo sie die Briten nahmen. Der lange franz. Besitz hat bewirkt, daß mehr als die Hälfte der Bevölkerung franz. spricht.

Maurokordatos (spr. Mavrokordato), griech. Fanariotenfamilie, die von Kaufleuten aus Chios abstammt u. ihren Ursprung auf das genuesische Geschlecht der Scarlati zurückführt. Mehrere ihrer Mitglieder haben nam. auf dem Gebiete der Politik eine hervorragende Rolle gespielt. Zu nennen sind: Nikolaus **M.**, ein Sohn des gelehrten Pfortendolmetschers u. Diplomaten Alexander **M.** (geb. zu Konstantinopel 1636, gest. daselbst 1707), folgte diesem als Pfortendolmetscher u. wurde als der erste Grieche 1709 Hospodar der Moldau u. 1711 der Walachei; er starb 1730. — Sein Bruder Konstantin **M.** war seit 1735 Hospodar der Walachei. — Fürst Alexander **M.**, Enkel des Vorigen u. Sohn des gleichnamigen Hospodars der Moldau, der 1820 zu Moskau starb, geb. zu Konstantinopel 15. Febr. 1791, hielt sich gerade in Italien auf, als ihm vom Aufstande der Griechen Kunde kam (1821), worauf er sich sogleich nach dem Peloponnes begab. Von Demetr. Ypsilanti nach Aetolien gesandt, setzte er eine Provisorische Regierung für Westgriechenland ein, u. von der Nationalversammlung in Argos erhielt er den Auftrag, den Unabhängigkeitsbeschluß u. die einstweilige Regierungsform zu entwerfen. 1822 vom Kongreß in Epidaurus zum Präsidenten der vollziehenden Gewalt ernannt, erklärte er die türkischen Häfen in Blockadezustand u. rettete durch seine tapfere Vertheidigung Missolonghi's (vom Nov. 1822 bis Jan. 1823) den Peloponnes. Durch die Partei des Kolokotronis u. Demetr. Ypsilanti angefeindet, zog sich M. nach Hydra zurück, übernahm aber Ende 1823 den Oberbefehl in Westgriechenland von Neuem, u. wieder gelang es ihm, die Türken von Akarnanien u. Aetolien fern zu halten. Sein Zwiespalt mit Kolokotronis veranlaßte ihn im Okt. 1825, abermals seine Entlassung zu nehmen, u. unter der Präsidentschaft des Kapodistrias gehörte er zu den Häuptern der Opposition. 1833 von König Otto zum Minister des Auswärtigen ernannt u. 1834—40 nacheinander Gesandter in München, Berlin u. London, ward er 1841 Ministerpräsident, doch ging er bald darauf als außerord. Gesandter nach Konstantinopel. Seit der Septemberrevolution von 1843 wieder in Athen, stand er noch zweimal an der Spitze des Kabinets, vom 11. April bis Aug. 1844 u. vom Mai 1854 bis Anfang Oktober 1855. In der Zwischenzeit hatte er einige Jahre den Gesandtschaftsposten in Paris inne. Nachher lebte er zurückgezogen; auch der Revolution im Okt. 1862, durch welche König Otto den Thron verlor, stand er fern. Als er 18. Aug. 1865 auf Aegina gest. war, wurde eine fünftägige Nationaltrauer angeordnet. — Sein Bruder Demetrius **M.**, gleichfalls ein hervorragender Freiheitskämpfer, war eine Zeit lang Kultusminister u. starb zu Athen 5. Sept. 1873.

Mauromichalis (spr. Mavromichali), eine Mainoten-Häuptlingsfamilie, die in der neueren Geschichte Griechenlands zu Ruhm gekommen ist. Hervorzuheben sind: Petros **M.**, bekannter unter dem Namen **Pietro-Bey**, weil er 1816 den fürstlichen Titel eines Bey von Maina erhielt, geb. 1772 od. 1775, begann als Theilnehmer der Hetärie mit Kolokotronis (s. d.) im März 1821 den Kampf gegen die Türkei in Morea u. bewährte sich während des ganzen griech. Freiheitskrieges als einer der edelsten, opferfreudigsten u. tüchtigsten Patrioten. Schon Mitglied des moreot. Senats, präsidirte er 1822 der Nationalversammlung von Astros u. wurde 1823 Chef der ausübenden Gewalt, als welcher er bald den ehrgeizigen Plänen Kolokotronis' u. der russ. Partei entschieden entgegentrat u. im Sinne der nationalen Partei großen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten übte. Als er daher durch den Präsidenten Kapodistrias (s. d.) bei Seite geschoben ward, erhoben sich die Mainoten. Infolge dessen ließ ihn Kapodistrias in Nauplia verhaften. Dies aber brachte die ganze Familie M. so sehr in Aufruhr, daß ein Sohn, Georg **M.**, u. ein Bruder von Pietro-Bey, Konstantin **M.**, 9. Okt. 1831 den Präsidenten ermordeten. Konstantin ward dabei auf der Stelle niedergehauen, Georg bald darauf hingerichtet. Nach dem Sturze der Herrschaft des Grafen Kapodistrias wieder in Freiheit gesetzt, wurde Pietro-Bey ein treuer Anhänger König Otto's (s. d.), der ihn u. A. zum Vizepräsidenten des Staatsraths ernannte, u. starb zu Athen 29. Jan. 1848. — Sein Sohn Anastasios **M.** focht gleichfalls im griech. Unabhängigkeitskriege mit, wurde General, war seit März 1848 Kultus- u. vom Okt. 1848 bis April 1849 Kriegsminister; starb zu Athen 11. Mai 1870.



Nr. 4119. Matthew Fontaine Maury (geb. 14. Jan. 1806, gest. 1. Febr. 1873).

Maury (spr. Mohri), Matthew Fontaine, hochverdienter nordamerik. Seemann, Meteorolog, Geograph u. Hydrograph; geb. in der virgin. Grafschaft Spottsylvania 14. Jan. 1806, trat 1825 als Midshipman in den Seedienst, nahm in den nächsten Jahren unter Anderem auch an einer Erdumsegelung Theil u. benutzte seine Mußestunden zu eifrigen Fachstudien, als deren erstes literarisches Ergebniß er 1835 einen „Treatise on navigation" (oftmals aufgelegt u. später bei der nordamerik. Marine als Handbuch eingeführt) veröffentlichte. Hierauf zum Leutnant befördert, ward er 1839 durch einen Unfall verhindert, an Bord eines Schiffes weiterzudienen, ließ sich infolge dessen bei der Sternwarte in Washington anstellen u. machte sich seitdem als Verfasser populärer Essays über Fragen u. Gegenstände des Tagesinteresses vortheilhaft bekannt. Insbes. veranlaßte er durch seine unter dem Titel „Scraps from the Lucky-Bag" (1841 f.) herausgegebenen Briefe über die Mißbräuche in der Marine die Vornahme der nöthigen Reformen; für die praktische

Seefahrt wurden seine auf genaue Kenntniß der physikalischen Verhältnisse des Meeres u. der Winde basirenden Vorschläge von größter Bedeutung, wie denn die Hydrographie selbst durch M. eine rationelle Ausbildung erhielt. Außer seiner vielseitigen wissenschaftlichen Thätigkeit war M. aber auch in politischen u. wirthschaftlichen Dingen von reger Antheilnahme. Er sprach zuerst die Idee aus, Nordamerika mit Europa durch einen unterseeischen Telegraphen zu verbinden, u. regte nam. durch seine Schrift über „The Amazon and the Atlantic slopes of South America" die Expedition Herndon's nach dem Amazonenstrom u. diejenige Gibbon's zur Erforschung des La Plata an. Seit 1842 Direktor des Depot of charts and instruments in Washington, schuf er aus demselben ein Nautisches Observatorium u. Hydrographisches Bureau u. leitete dieses Nationalinstitut, um es zum ersten derartigen in der Welt zu erheben, von 1844 bis 19. April 1861. Auch gab er nicht blos die wichtigen Annalen desselben heraus, sondern veranlaßte auch die im Aug. 1853 abgehaltene Konferenz von Vertretern der Seestaaten, welche seinen Plan zur Sammlung von Materialien behufs der Entwerfung von Seekarten u. Anweisungen über die von den Seefahrern zu wählenden Linien annahm. M.'s Verdienste hatte die Regierung 1858 durch seine Erhebung zum Commodore anerkannt, doch trat er als Virginier bei Ausbruch des Bürgerkrieges auf die Seite der Konföderirten, um ihnen als Organisator der Küstenwehr zu dienen. Vergeblich suchten die russ. u. die franz. Regierung ihn in ihre Dienste zu ziehen: er hielt aus bis zur Besiegung des Südens. Dann ging er tief enttäuscht nach Mexiko, wo er nam. bei Kaiser Maximilian für die Kultur u. den Anbau von Chinchonabäumen thätig war. Schließlich ward er Professor der Naturwissenschaften am Militärinstitut zu Lexington in Virginien; hier starb er auch 1. Febr. 1873. M. besaß eine unübertroffene Kombinationsfähigkeit u. eine unermüdliche Ausdauer. Seine Schriften sind außer durch den Reichthum an Thatsächlichem bes. anziehend durch die phantasievolle Darstellung u. eine fast poetische Sprache. Durch seine „Wind and current charts" (Wash., 8. Aufl. 1859), wie durch seine „Physical geography of the sea" (ebd., 14. Aufl. 1369; deutsch von Böttger, Lpz. 1855; 2. Aufl. 1859) ist er als „Pfadfinder ungebahnter Meere" ein Wohlthäter der Seeleute geworden. Ihm ist es zu danken, daß die so lange fast ganz vernachlässigte physische Geographie des Meeres nun mit einem Eifer erforscht wird, der die schönsten Resultate in Aussicht stellt. Die von ihm auf Benutzung der natürlichen Strömungen des Meeres u. der Luft angegebenen od. nach seinen Ideen u. Karten ausgearbeiteten Schiffskurse haben die Seefahrt nicht nur gefahrloser, sondern auch viel kürzer gemacht u. ersparen durch den Gewinn an Zeit u. Material dem Gesammtwohl alljährlich enorme Summen. Außer den genannten Schriften sind noch seine „Nautical monographs" (Wash. 1859—61) als erwähnenswerth zu nennen.

Mäuse (Murina), eine artenreiche Familie kleiner Säugethiere aus der Ordnung der Nager, charakterisirt durch den meist nackten langen Schwanz, die abgerundeten Ohren, kleinen Augen, fast nackten Pfoten mit vorn vier, hinten fünf Zehen u. oberseits je zwei, unterseits je drei Backzähnen, deren Bau gute Unterscheidungsmerkmale bietet. Sie sind von den Tropen bis zu den Polen verbreitet (für Australien die einzigen Nagethiere) u. werden bei ihrer sprüchwörtlichen Fruchtbarkeit als Vertilger alles Genießbaren im Hause wie im Feld u. Garten vielfach lästig, so daß man zu ihrer Verfolgung nicht allein ihre natürlichen Feinde, Katzen u. Igel, hält, andre aber, wie Eulen u. Bussarde (Mäusebussard, Mäusefalke, Buteo vulgaris), zu schonen wenigstens alle Ursache hat, sondern auch Fallen u. Gift (Phosphorpillen) u. andere Ausrottungsmittel in Anwendung bringt. In der artenreichen Familie scheidet man zunächst von den eigentlichen M.n die stumpfschnauzigen Wühlmäuse mit zusammengesetzten, wurzellosen Backzähnen. Zu ihnen zählt die in ganz Europa verbreitete, in den Alpen bis zu einer Höhe von 1700 m. vorkommende gemeine Feldmaus (Hypudes arvalis), die fruchtbarste u. schädlichste aller M., ein gelblichgraues, unten weißlichgraues Thier von nur 8 cm. Länge, mit 2,5 cm. langem Schwanze. Sie wirft von März bis zum Spätherbst aller 6—8 Wochen jedesmal 6—12 Junge, die nach 8 Wochen ihrerseits bereits fortpflanzungsfähig sind, so daß ein Pärchen sich in einem Sommer auf 23,000 vermehren kann. Sie läuft, klettert, gräbt, schwimmt u. wird auf Feldern oft zur Plage, lebt auch in Wäldern u. kommt im Winter sogar in die Häuser. Etwas seltener ist die oben erdbraune, unten graue Ackermaus (Hypudes agrestis) mit etwas längerem, oben schwärzlichem Schwanze. Eine andre Art, die Schneemaus (Hypudes alpinus), kommt noch auf den höchsten Höhen des Gotthard u. am Finsteraarhorn vor (3350 m.); endlich ist noch die durch eine stärkere Behaarung des oben schwärzlichen Schwanzes gekennzeichnete braunrothe, unterseits weiße Harz-, Röthel- od. Waldwühlmaus (Hypudes glareolus) hier zu nennen. Zu den Arten derselben Gattung zählt weiterhin aber auch die Wasserratte, die Scheer- od. Reitmaus (H. terrestris), die Kamtschatka-Ratte od. Wurzelmaus; ferner der Lemming, die Moschusratte, die Ferkelratte.



Nr. 4120. Die Feldmaus (Hypudes arvalis).

Die eigentlichen M. (Gattung Mus), deren es, u. zwar fast ausschließlich als Bewohner der östl. Halbkugel, über 50 Arten giebt, haben eine zugespitzte Schnauze, bewurzelte Backzähne u. einen längeren Schwanz. Außer den Ratten, deren Gaumenfalten in der Mitte ungetheilt sind, zählen hierher, als die kleineren Arten mit in der Mitte getheilten Gaumenfalten, u. a. die Hausmaus (Mus musculus), ein grauschwarzes, munteres, flinkes Thierchen von 9—10 cm. Länge mit ebenso langem Schwanze u. mit nackten Sohlen. Es läuft, springt u. klettert behend u. wirft jährlich 3—5mal je 4—7 nackte blinde Junge.



Nr. 4121. Die Zwergmaus (Mus minutus).

Bis zu den Höhen der Alpen hinauf ist die Hausmaus überall in menschlichen Wohnungen anzutreffen. Kakerlaken (weiße M.) kommen nicht selten vor. Etwas größer ist die bräunlichgraue, auf der Unterseite stark abgesetzt weiße Waldmaus (Mus sylvaticus), die in ganz Europa auf Feldern, in Gärten u. Wäldern lebt u. in letzteren bes. durch Benagen junger Bäume schädlich wird. Die kleinste deutsche Maus ist die nur 7 cm. große, röthlichgraue, unterseits abgesetzt weiße Zwergmaus

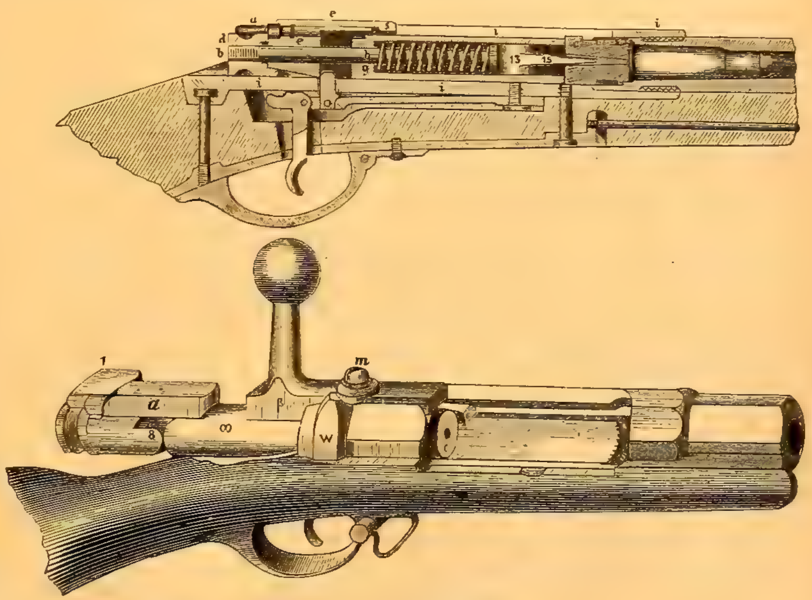
(Mus minutus), die man im ganzen gemäßigten Europa, obschon nicht gerade häufig antrifft, u. die sich in verbundenen Getreidehalmen ein zierliches kugeliges Nest baut. Andere Gattungen der nämlichen Abtheilung (der eigentlichen M.) sind: die Stachelmaus (Ascomys) Afrika's, der Hamster (Cricetus), die Renn- od. Schenkelmaus (Meriones) Aegyptens mit Pinselschwanz u. längeren Hinterbeinen, während aus anderen Nagerfamilien folgende Gattungen ihrer größern od. geringern äußern Aehnlichkeit wegen als „M." bezeichnet werden: aus der Familie der nur kurz- od. ungeschwänzten, stumpfschnauzigen Maulwurfsmäuse (Georychen) u. a. die Blindmaus (Spalax) des südöstlichen Europa, die amerikanischen, mit Backentaschen ausgerüsteten Beutelmäuse (Saccomys) u. Taschenmäuse (Ascomys); aus der Familie der Schwimmfüßer (Palmipedien) die südamerik. Bibermaus (Myopotamus), die austral. Schwimmmaus (Hydromys); aus der Familie der Hasenmäuse (Lagostomen) mit langem Quastenschwanze, die Wollmaus (Chinchilla, Eriomys), die Springmaus (Alaktaga, Dipus), die Hüpfmaus (Jaculus) 2c.; aus der der Eichhörnchen (Sciurinen) die Zieselmaus (Spermophilus), die Haselmaus, Rellmaus, Eichelmaus als Arten der Gattung Siebenschläfer (Myoxus). Was endlich die in ihrer äußeren Erscheinung allerdings den M.n sehr ähnlichen Spitzmäuse (Soriciden) betrifft, so gehören dieselben gar nicht in die Ordnung der Nager, sondern, wie ihr Gebiß zeigt (Eckzähne, spitzhöckerige Backzähne), in die der Insektenfresser.

Mäuschen (musculus) od. Maus heißt nach seiner Gestalt ein Muskel, indem er in eine mehr od. weniger eiförmige, dicke Masse u. einen Schwanz, die Sehne, zerfällt. Anderseits wird aber auch im gewöhnlichen Leben die Elnbogengegend ohne allen Grund als M. bezeichnet.

Mäusedorn (Ruscus), Pflanzengattung der monocotylischen Smilaceen, mit mehreren Arten, von denen der stachlige M. (R. aculeatus) schon in Südtirol u. an den oberitalienischen Seen häufig in den Wäldern als niedriger Strauch mit grünen Stengeln u. kleinen blattartigen, stachligen Zweigen erscheint, auf deren Mitte die Blumen auftreten, nach deren Verblühen kirschenähnliche Beeren sich entwickeln. Die Wurzel galt ehemals als Radix Rusci od. Brusci für ein schweißtreibendes Mittel, wie noch heute in Griechenland u. in der Türkei, während die Samen als Ersatzmittel des Kaffees dienen u. die jungen Sprossen als Gemüse gegessen werden. Das übrige Südeuropa besitzt noch drei andere Arten: R. Hypophyllum, Hypoglossum u. racemosus, sämmtlich höchst charakteristische Pflanzen von völlig ausländischer Form.

Mauser, die periodische Erneuerung des Federkleides der Vögel, entsprechend dem Hären der Säugethiere, der Häutung der Reptilien 2c. Sie erfolgt jährlich einmal, ist oft von Krankheitserscheinungen begleitet u. dauert 4 bis 6 Wochen. Bei diesem Vorgange fallen die Flügel- u. Schwanzfedern nach u. nach aus; bei einzelnen Arten aber, wie bei den wilden Enten u. Gänsen, so schnell, daß diese auf kurze Zeit flugunfähig sind. Während die M. im Allgemeinen eine Herbstmauser ist (bei Gänsen u. Enten erfolgt sie schon im Vorsommer), findet bei vielen auch eine Frühlingsmauser statt. Dieselbe ist zwar hie u. da auch mit einer beschränkten Neubildung verbunden, beruht aber, wie erst neuerlich klargestellt wurde, hauptsächlich in einer Verfärbung, die nicht durch erneutes Wachsthum od. Neubildung von Federn od. Federtheilen, sondern durch chemische u. physikalische Veränderungen der in den Federn bereits vorhandenen Farbstoffe herorgebracht wird, theilweise auch durch mechanisches Abstoßen von Federtheilen, „Abbärten" der unscheinbar gefärbten Federränder. Man unterscheidet hiernach das lebhafter gefärbte Sommer- od. Hochzeitskleid vom Herbst- od. Winterkleid, u. nennt außerdem das meist anders gefärbte erste Federkleid der jungen Vögel ihr Jugendkleid.

Mausergewehr heißt im Volksmunde das in der deutschen Reichsarmee mit Ausnahme Bayerns eingeführte Infanteriegewehr M/71, nach dem Namen seiner Erfinder, der Gebrüder Mauser in Oberndorf in Württemberg. Das Gewehr entspricht den an die Feuerwaffen (s. d.) überhaupt zu machenden Hauptanforderungen, d. h. es führt eine Einheitspatrone mit Kupferhülse u. massivem Geschosse, hat 11 mm. Kaliber u. bedarf zum Laden u. Fertigmachen nur dreier Griffe. Unsere Illustrationen zeigen uns sofort, daß das M. zur Gattung der Nadelgewehre gehört u. seine Abstammung von dem Dreyse'schen Zündnadelgewehr nicht verleugnen kann. Der Verschluß des Rohres findet durch Verschieben, die Oeffnung durch Zurückschieben des Verschlußcylinders statt. Der gasdichte Abschluß wird durch die Metallpatrone gebildet, u. es genügt die einfache Anlehnung des Verschlußcylinderkopfes (c) an den Boden der Patrone sowie das genaue Passen derselben in das Patronenlager, um ein Zerreißen der Hülse zu verhüten u. die relativ starke Ladung von $^1/_5$ Geschoßgewicht (Geschoß 25 Gr., Pulverladung 5 Gr.) zu gestatten u. somit eine Anfangsgeschwindigkeit von 430 m., eine gestrecktere Bahn u. eine sichere Schußweite von 1600 m. (gegenüber 1200 m. bei dem Chassepotgewehr) zu erreichen. Die Patrone hat Centralzündung, d. h. sie trägt die von der Nadel zur Explosion zu bringende Zündpille in der Mitte des Bodens. Das Rohr ist von Gußstahl, brünirt u. hat 4 Züge mit etwa $1^1/_2$ Umdrehung auf die ganze Lauflänge von 85 cm.; der Schaft ist von Nußbaum- od. Ahornholz. Die Konstruktion des Visirs geht aus der Illustration hervor, ist sehr komplizirt u. reicht bis 1600 m. Das Korn ist von dunkelem Stahl. Zur Oeffnung des Gewehrs wird der Handgriff der Kammer links aufwärts gedreht u. der Cylinder zurückgeschoben; zum Schließen wird der Handgriff rechts abwärts gedreht, nachdem der Cylinder wieder vorgeschoben ist. Wenn die Kammer beim Oeffnen links aufwärts gedreht wird, tritt zugleich ein theilweises Spannen des Gewehrs ein, indem durch die schiefe Fläche des Einschnittes das Schlößchen (6) mit seiner entsprechenden Fläche (8) zurückgeschoben wird, da es der Drehung der Kammer nicht folgen kann. Hierdurch geht der Schlagbolzen (b) zurück u. die Spiralfeder wird zusammengeschoben, d. h. gespannt. Gleichzeitig faßt der neben dem Cylinderkopf c sichtbar hervortretende hakenartige Körper, der Auszieher, den Rand der



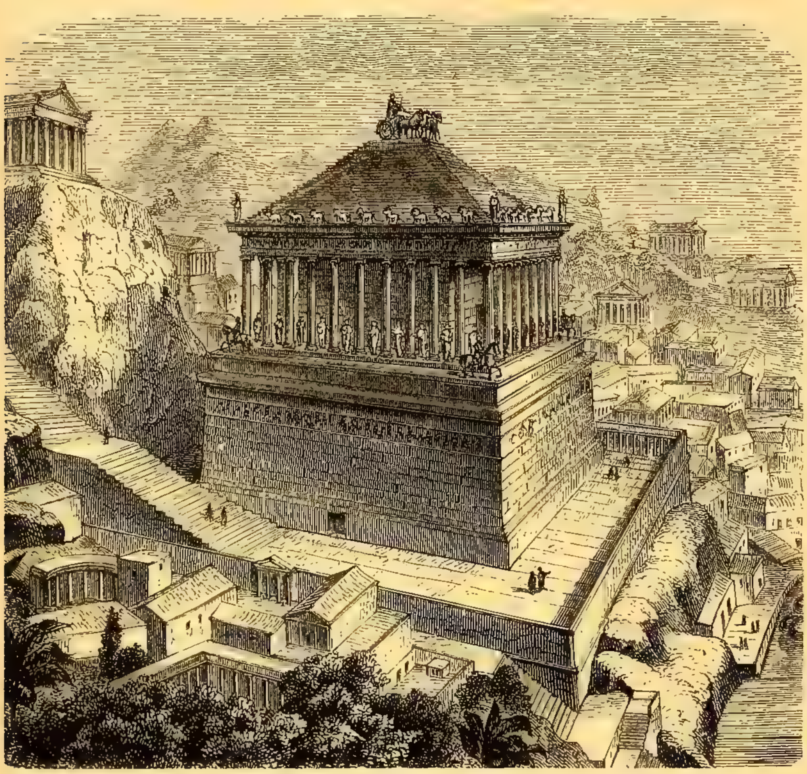
Nr. 4122. Das Mausergewehr.

leeren Patronenhülse u. zieht diese beim Zurückziehen des Verschlußcylinders, welcher Schlagbolzen u. Spiralfeder enthält, zurück, so daß eine leichte Drehung des Gewehrs zum Auswerfen der verbrauchten Patronenhülse genügt. Nach diesem ersten Tempo (Oeffnen, dabei Auswerfen der Hülse u. theilweises Spannen) erfolgt als zweites Tempo das Einlegen der Patrone u. sodann als drittes u. letztes Tempo das Schließen u. damit das vollständige Spannen. Eine Sicherheitsvorrichtung (a) verhindert das willkürliche Losgehen des Gewehres. Die Abzugsvorrichtung ist an der den ganzen Mechanismus umschließenden Verschlußhülse (i) befestigt. Das Gewicht des Gewehres ohne das als Bajonnet aufzupflanzende Seitengewehr beträgt 4,5 Kg., die Länge des Gewehrs ohne Bajonnet ist 1350 mm., Gewicht mit Bajonnet 5,3 Kg., Länge mit Bajonnet 1820 mm. Die beiden bayer. Armeecorps führen das 1870/71 bereits im Felde bewährte Werdergewehr (s. „Feuerwaffen"). Dasselbe ist so eingerichtet worden, daß es die Mauserpatrone gleichfalls verwenden kann. Somit ist die Einheit der Bewaffnung in dem Heere des Deutschen Reiches garantirt.

Mäusethurm, ein etwas unterhalb Bingen auf einem Quarzfelsen mitten im Rhein erbauter Thurm. Eine alte Sage, die sich an den Namen des Erzbischofs Hatto II. von Mainz (seit 968) knüpft, berichtet, daß dieser Kirchenfürst bei einer in Mainz herrschenden Theuerung eine große Zahl armer Leute in eine Scheuer einsperren u. diese dann anzünden ließ, u. als der Weheruf der Verbrennenden zu ihm drang, ausrief: „Hört ihr, wie die Mäuse pfeifen?" Zur Strafe wurde er seitdem von den Mäusen verfolgt. Um ihnen zu entgehen, baute er sich einen Thurm im Rhein, aber die Mäuse durchschwammen den Fluß u. fraßen den Erzbischof. — Der Name M. ist jedoch nur entstellt aus Mauth-Thurm; des Zolles wegen wurde der Thurm im 13. Jahrh. angelegt.

Im J. 1635 zerstörten ihn die Schweden; 1856 ließ ihn die preuß. Regierung wieder herstellen u. seitdem dient er als Wartthurm, von dem aus den vorbeifahrenden Schiffen Signale gegeben werden.

Mausoleum ist der Name des großen Grabdenkmals, welches dem im J. 353 v. Chr. gestorbenen König od. vielmehr Satrapen von Karien, Mausōlus, von seiner Schwester u. Gattin Artemisia in Halikarnaß errichtet wurde. Dasselbe wurde im Mittelalter wahrscheinlich durch ein Erdbeben u. vollends durch Menschenhände im 16. Jahrh. zerstört; die Ausgrabungen Newton's in Budrun, an der Stelle des alten Halikarnaß gelegen, haben den Unterbau u. Theile des Oberbaues soweit aufgedeckt, daß danach unter Zuhülfenahme der Beschreibung des Plinius (Hist. nat. 36, 5) die Form des Ganzen wieder hergestellt werden kann. Das M. war ein fast quadratischer Bau von 35,5 m. Länge bei 26,5 m. Breite, der die Grabkammer enthielt u. eine von 36 ionischen Säulen umgebene Cella trug. Am Fries über den Säulen befanden sich die Reliefs mit Amazonenkämpfen, von denen beträchtliche Ueberreste ins Brit. Museum geschafft wurden. Ueber der Cella erhob sich nach asiatischer Weise eine Pyramide von 24 Marmorstufen, bekrönt auf ihrer Plattform von einem Viergespann mit dem noch erhaltenen Kolossalbilde des Mausolus, so daß das Ganze mit Einschluß eines hohen Unterbaues eine Höhe von 42 m. hatte. Als Baumeister des Werkes werden uns Pytheos u. Satyros, als Verfertiger des gesammten plastischen Schmuckes die berühmten Bildhauer Skopas, Leochares, Bryaxis u. Timotheos genannt (Nr. 4123).



Nr. 4123. Grabdenkmal des Königs Mausolus in Budrun (Halikarnaß).

Nach diesem weltberühmten Denkmal, das die Alten unter die sieben Wunderwerke der Welt zählten, nannte man später alle ähnlichen prachtvollen Grabmäler Mausoleen (vgl. „Grab u. Grabdenkmal"). — Vgl. C. T. Newton, „A history of the discoveries at Halicarnassus, Cnidus and Branchidae" (Lond. 1862); Gottfried Kinkel, „Mosaik zur Kunstgeschichte" (Berl. 1876).

Mauth, s. v. w. Zoll; auch Zollamt.

Mauvillon (spr. Mohwiljong), Jakob, politisch-philosophischer u. militärischer Schriftsteller, geb. zu Leipzig 8. März 1743, stand 1759—65 als Ingenieuroffizier in hann. Diensten, ward 1766 Kollaborator am Pädagogium in Ilefeld, 1771 Lehrer der Kriegsbaukunst in Kassel, trat 1785 als Jägermajor in braunschw. Dienste, wurde später Oberstleutnant beim Ingeniercorps u. Lehrer am Carolinum in Braunschweig u. starb daselbst 11. Jan. 1794. Das Hauptwerk dieses Anhängers u. Vertheidigers des physiokratischen Systems (s. d.) ist die auf Anregung u. mit Hülfe seines Freundes Mirabeau (s. d.) verfaßte „Schilderung des preuß. Staates unter Friedrich II." (4 Bde., Lpz. 1793—95), welche Mirabeau zuerst unter seinem Namen in Paris hatte erscheinen lassen. Außerdem schrieb M.: „Aufsätze über Gegenstände aus der Staatskunst" (2 Bde., ebd. 1776 f.); „Physiokratische Briefe an Dohm" (Braunschw. 1780); „Einleitung in die militärischen Wissenschaften" (ebd. 1783); „Essai historique sur l'art de la guerre pendant la guerre de 30 ans" (Kass. 1784; 2. Aufl. 1789); „Geschichte Ferdinand's, Herzogs von Braunschweig" (2 Bde., Braunschw. 1794). Auch gab er „Dramatische Sprüchwörter" (Lpz. 1785; 2. Aufl. 1790) u. verschiedene Uebersetzungen heraus.

Max, Joseph, böhm. Bildhauer, geb. 1804 zu Burgstein in Böhmen, ausgebildet auf der Akademie in Prag, gest. 1855. Von seinen Werken verdienen bes. genannt zu werden die allegorischen u. historischen Figuren am Denkmal Kaiser Franz' I. in Prag u. die sechs Sandsteinstatuen am dortigen Rathhaus. — Bedeutender als Bildhauer ist sein jüngerer Bruder Emanuel **M.**, geb. 1809, der sich ebenfalls auf der Prager Akademie ausbildete, fast 10 Jahre lang in Rom arbeitete u. größere Reisen in Deutschland, Belgien, Frankreich u. England machte. Unter seinen Werken, die einen durch das Studium der Alten gebildeten Realismus zeigen, sind die bedeutendsten das Grabmal der heil. Ludmilla im Dom zu Prag, die Statuen der böhm. Apostel Cyrillus u. Methodius in der Teinkirche u. das Radetzkydenkmal daselbst. — Gabriel **M.**, Sohn von Joseph, geb. 1840, hat sich als Historien- u. Genremaler einen bedeutenden Ruf erworben. Zuerst von seinem Vater unterrichtet, ging er zu seiner weiteren Ausbildung nach Wien, wo zuerst seine getuschten Illustrationen zu Musikwerken Beethoven's, Mendelssohn's u. A. auf ihn aufmerksam machten. Von 1863 bis 1867 war er ein Schüler Karl Piloty's u. stellte als solcher eine koloristisch bedeutende „Märtyrin am Kreuz" aus, auf welche dann später in München u. in Prag eine Reihe von Bildern, ebenso glänzend in der Farbe als realistisch in der Auffassung, u. oft von tief ergreifendem Inhalt folgte, z. B. „Illustrationen zu Oberon", „Die heil. Julia", „Die Landgräfin Elisabeth von Thüringen", „Das Adagio", „Der Anatom", „Das verblühte Mädchen", „Gretchen in der Walpurgisnacht" u. „Die Löwenbraut."

Maxentius, s. „Maximianus".

Maxime (vom lat. maxima, nämlich regula, die höchste Regel), selbstgewählte Verhaltungsregel, ein Grundsatz.

Maximianus, M. Aurelius Valerius Herculius, röm. Kaiser, zu Sirmium in Illyrien in niedrigem Stande geboren, wurde wegen seiner Tapferkeit von seinem Landsmann, dem Kaiser Diocletianus, 285 n. Chr. zum Cäsar od. Unterkaiser erhoben u. nach Gallien geschickt, um den Aufstand der Bagauden zu dämpfen. Schon im nächsten Jahre, als die Verhältnisse des Reiches sich immer gefährlicher gestalteten, ernannte ihn Diocletian zum Augustus od. wirklichen Kaiser. Obgleich Diocletian im Orient glücklich war u. M. die Burgunder u. Alemannen in Gallien abwehrte, hielten sie ihre Lage doch so bedenklich, daß sie noch zwei Cäsaren, Constantius u. Galerius, annahmen. Bei der 292 veranstalteten Theilung erhielt M. Italien mit den Inseln u. Afrika u. residirte in Mailand. Nachdem er noch 297 in Afrika den Bund der maurischen Fünfvölker unterworfen hatte, wurde er 305 von dem der Regierung müden Diocletian veranlaßt, zugleich mit ihm die Krone niederzulegen. Aber schon 306, während er in Lukanien zurückgezogen lebte, brach in Rom wegen des Steuerdruckes gegen Galerius ein Aufstand aus, in welchem M.'s Sohn Maxentius (M. Aurelius Valerius) zum Augustus ausgerufen ward, der nun seinen Vater zum Mitregenten annahm. Der neue Augustus, Severus, den Galerius gegen ihn schickte, ward vor Rom von seinen Soldaten verlassen u. zu Ravenna hingerichtet. Galerius kam nun selbst mit einem Heere nach Italien, mußte es aber bald wieder verlassen. Der treulose u. rohe M. wollte hierauf in Rom den eigenen Sohn verdrängen, wurde aber von den Soldaten aus der Stadt verjagt. Er ging zu seinem Schwiegersohn Constantinus nach Trier. Als er jedoch auch diesem nach Krone u.

Leben trachtete, wurde er von seiner Tochter Fausta verrathen u. flüchtete sich nach Massilia, wo man ihn 310 ergriff u. hinrichtete. Noch schlug Maxentius den Usurpator Alexander in Afrika u. verband sich 312 mit dem Augustus Maximinus, in Rom machte er sich aber durch Grausamkeit verhaßt, u. als Konstantin gegen ihn heranzog, wurde er unweit Rom geschlagen u. ertrank selbst in dem Tiber (312).

Maximilian I., Deutscher Kaiser (1493—1519); geb. 22. März 1459, war der Sohn Kaiser Friedrich's III. u. der Eleonore von Portugal. Von kräftigem Körper u. mannichfaltiger Begabung, zeigte er frühzeitig ein Geschick für die verschiedensten Thätigkeiten. Er verstand sich auf den Dienst des Bergmanns, des Platners, des Kochs, des Arztes, des Baumeisters, des Gärtners, vor Allem aber des Jägers u. Kriegers. Die Geschichte seiner Jagdabenteuer ließ er selbst später in dem allegorischen Ritterepos „Theuerdank" (s. d.) darstellen. Er lehrte das schwere Geschütz bohren u. schaffte es auf Räder; seine buntgemischten Truppen befehligte er in sieben Sprachen. Im Alter von 18 Jahren heirathete er (1477) die 21jährige Maria, Erbin von Burgund, die Tochter Karl's des Kühnen, wenige Monate nach dessen Tode. Da Ludwig XI. von Frankreich (s. d.) das franz. Herzogthum Burgund besetzt hatte u. noch mehr begehrte, kämpfte M. so lange, bis er im Frieden zu Arras (1482) sich bequemen mußte, dem Dauphin Karl seine zweijährige Tochter Margarethe zu verloben u. ihr die Freigrafschaft Burgund u. Artois als Mitgift zu bestimmen. Die Stände von Flandern selbst hatten ihn dazu gezwungen, die nach Maria's frühzeitigem Tode 1482 dem franz. Könige die Regentschaft für ihren u. M.'s Sohn Philipp anboten. Jetzt bezwang er sie mit Heeresmacht u. ward 1485 ihr Statthalter. 16. Febr. 1486 wählten ihn die deutschen Kurfürsten zu Frankfurt einstimmig zum röm. Könige u. setzten ihm in Aachen die Krone auf. Ganz Deutschland hoffte seitdem auf den heldenmüthigen Fürsten. Er aber eilte bald darauf nach den Niederlanden, um von hier aus die Bretagne zu erobern, mit deren 12jähriger Erbin Anna er verlobt war. Als er zum neuen Kriege ohne Bewilligung der Stände Steuern erhob, überlisteten ihn die Bürger von Brügge, setzten ihn 5. Febr. 1488 gefangen u. mißhandelten seine Begleiter u. Anhänger. Die Drohung des Papstes mit Bann u. Interdikt war erfolglos, das Anerbieten von M.'s lustigem Rath Kunz von Rosen, unter seiner Kutte zu entfliehen, lehnte der König ab. Erst als der träge Kaiser Friedrich in plötzlicher Schnelligkeit mit 15,000 Mann heranzog, gaben ihn die Bürger frei, nachdem er versprochen, mit seinen Truppen das Land zu verlassen u. nicht Rache zu nehmen. Aber der Kaiser that sie in die Reichsacht u. sie mußten 1489 Abbitte thun. Nun eilte M. nach Oesterreich, um die Ungarn des 1490 in Wien verstorbenen Königs Matthias (s. d.) daraus zu vertreiben, u. jagte 1492 auch die Türken aus Steiermark, Kärnthen u. Krain. Aber die unerhörte Beleidigung durch Karl VIII., der M.'s Braut, Anna von Bretagne, zur Ehe gezwungen hatte u. die ihm verlobte Tochter M.'s Margarethe zurücksandte, trieb ihn wieder in den Kampf mit dem alten Gegner, von dem er im Frieden von Senlis (1493) nur Artois u. die Freigrafschaft Burgund zurückerlangte. Durch den Tod seines Vaters Friedrich (19. Aug. 1493) bekam M. nicht nur die Herrschaft über das Deutsche Reich, sondern auch alle habsburgischen Erbländer in seine Hand, da sein alter Onkel Sigismund der Einfältige († 1496) ihm schon 1490 Tirol überlassen hatte, u. heirathete wenige Monate später die reiche Tochter des Herzogs Galeazzo Sforza von Mailand, Blanca Maria. Nun dachte M. an die Wiederherstellung des kaiserlichen Ansehens in Italien, wo Karl VIII. sich Neapels bemächtigt hatte, u. an die Krone von der Hand des Papstes. 1495 hielt er in Worms einen Reichstag, der für die Geschichte Deutschlands so bedeutsam geworden ist. M. forderte auf demselben Geld u. Truppen zum Römerzuge u. zur Bekämpfung des franz. Königs, u. dafür erlangten die Reichsstände eine durchgreifende Reform der Verfassung Deutschlands. Endlich bewilligte er im August die Herstellung des allgemeinen Landfriedens, die Einsetzung eines Reichskammergerichtes, die jährliche Einberufung der Stände u. empfing dafür statt der mittelalterlichen Heeresfolge den sog. „gemeinen Pfennig", über dessen Verwendung er Rechenschaft zu geben habe. Ein zweiter Versuch, die Stände für seinen Kampf gegen die Franzosen in Italien zu interessiren, war ohne Erfolg. Als Ludwig XII. von Frankreich (s. d.) Mailand besetzt hatte, bewilligte man 1500 zu Augsburg M. eine Reichshülfe, verpflichtete M. jedoch, einen ständigen Reichsrath anzuerkennen, der an seiner Seite das Regiment führe. Aber von allen diesen Dingen kam nichts recht zu Stande. Endlich erhielt er 1507 die nöthige Unterstützung zum Zuge nach Rom, aber die Venezianer ließen ihn nicht durch ihr Gebiet, u. der Papst verordnete, daß M. sich auch ohne die Krönung Kaiser nennen solle. Als er 1508 mit Julius II. u. Ferdinand dem Katholischen die Ligue von Cambray (s. d.) gegen Venedig abgeschlossen hatte u. sich mit der Hoffnung trug, dies reiche Gebiet mit Deutschland zu vereinigen, fehlten ihm doch immer die Mittel; er blieb unthätig u. schloß endlich einen Waffenstillstand. Dagegen erwarb er sich als Mitglied der Heiligen Ligue (s. d.) seit 1511 gegen Ludwig XII. einen bedeutenden Ruhm durch den Sieg bei Guinegate 16. Aug. 1513, welchen er im Bunde mit Heinrich VIII. von England gewann. Dennoch konnte er nicht verhindern, daß Franz I. 1515 nach der Schlacht bei Marignano Mailand in Besitz nahm. Inzwischen war auf dem Reichstag von Köln (1512) noch eine Reform in Deutschland u. zwar vom Kaiser selbst vorgeschlagen: die Eintheilung des Reichs in 10 Kreise mit Hauptleuten an der Spitze.



Nr. 4124. Maximilian I. (geb. 22. März 1459, gest. 12. Jan. 1519). Nach Albrecht Dürer's Kohlezeichnung in der Albertina zu Wien.

Auch diese Einrichtung ward erst 1521 langsam zur Ausführung gebracht. Die Schweiz hatte schon 1499 sich von Deutschland losgesagt, weil sie das Reichskammergericht nicht anerkennen wollte. Das Auftreten Luther's meinte M. wol einmal gegen den Papst zu nutzen, aber ihm fehlte immer Macht u. Gelegenheit. Selbst die Wahl seines Enkels Karl zum röm. König vermochte er nicht zu erlangen. Er starb 12. Jan. 1519 zu Wels in Oberösterreich. Nie hat ein Fürst von so glänzender Persönlichkeit, so reichen Gaben des Geistes u. Gemüthes so wenig erreicht; dennoch hat er alle Aussichten u. Ansprüche seines Hauses erhalten u. erweitert. Die Ehe seines Sohnes Philipp mit Johanna ließ auf den Besitz von Spanien, die seines Enkels Ferdinand mit Anna, der Schwester Ludwig's II., auf den Ungarns u. Böhmens hoffen. Deutschland aber stand im Begriff, aus einer Monarchie eine ständische Oligarchie zu werden. Seines Vaters u. seine Geschichte entwarf M. selbst im „Weisskunig", den sein Geheimschreiber Marx Treizsaurwein seit 1512 ausführte. Als den „letzten Ritter" hat ihn Anastasius Grün in seiner Dichtung gefeiert. — Vgl. Ranke, „Geschichte der römischen u. germanischen Völker von 1494—1535" (Bd. I) u. „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" (Bd. I).

Maximilian II., Deutscher Kaiser (1564—76), geb. 31. Juli 1527, war der älteste Sohn von Kaiser Ferdinand I. u. Anna von Ungarn. Eine Zeit lang am span. Hofe Karl's V. zusammen mit dessen Sohne Philipp erzogen u. seit September 1548 Gemahl von

Karl's Tochter Maria, bezeugte er frühzeitig entschiedene Abneigung gegen Personen u. Zustände am span. Hofe. Da Karl V. seinem Sohne Philipp die Kaiserkrone zuzuwenden gedachte, ließ er Philipp nach Deutschland kommen u. sandte dafür M. 1548 als Vizekönig nach Spanien. Im J. 1552 wurde M. Statthalter von Ungarn, 1562 böhm. u. röm. König, 1563 König von Ungarn, 1564 Kaiser. Der Reformation von Herzen zugethan, sammelte u. las er mit Eifer die Schriften Luther's u. Melanchthon's, sein Hofprediger war lutherisch. Dennoch ging er nicht über die religiöse Toleranz hinaus u. hielt auf dem Reichstage zu Augsburg 1566 den Religionsfrieden auch in denjenigen Bestimmungen aufrecht, die den Protestantismus beschränkten. Kultus u. Verfassung der Kathol. Kirche wollte er bewahrt wissen, aber Gewalt zu üben verwarf er. M. hoffte die entzweite Nation einmüthig gegen die Türken zu führen, deren Macht er für geringer hielt als ihren Ruf. Dennoch zog er 1566 nicht zur Rettung der Feste Szigeth herbei u. benutzte auch den Tod des alten Sultans Soliman nicht zu schneller That, trotzdem ihm sogar aus Italien, Frankreich u. England Hülfe zu Theil ward. Er begnügte sich im Frieden mit Selim II. 1568 damit, nichts zu verlieren u. nichts zu gewinnen. Deutschland war während dieser Jahre durch mannichfaltige Zerwürfnisse im Innersten erschüttert. Herzog Johann Friedrich von Weimar strebte danach, mit Hülfe des wilden Ritters Grumbach (s. „Grumbachische Händel") die Kurwürde u. mehr wiederzugewinnen. Grumbach selbst erneuerte den alten Reichsritterkrieg vor Allem gegen das Bisthum Würzburg. Als er von Kurfürst August von Sachsen grausam hingerichtet (1567), der Herzog gefangen genommen war, schienen diese Gefahren beseitigt, aber auf jedem Reichstage zeigte sich in unversöhnlicherer Art der Parteihaß der Katholiken, der Calvinisten unter dem pfälz., der Lutheraner unter dem sächs. Kurfürsten. M. sah, wie der päpstliche Nuntius Kardinal Morone täglich mehr Einfluß gewann, aber die Rücksicht auf die habsburgische Hauspolitik, auf seinen Schwager u. Schwiegersohn Philipp II., die Uneinigkeit der Protestanten unter einander, die persönliche Vorliebe für den katholischen Ritus, dem er bis zum Tode treu blieb, ließen alle Hoffnungen scheitern, welche die Evangelischen auf ihn gebaut hatten. Er starb 11. Okt. 1576 u. hinterließ sechs Söhne u. vier Töchter. — Abb. s. Bd. III, Nr. 2330.

Maximilian, von 1597 an Herzog, von 1623—1651 Kurfürst von Bayern, geb. 17. April 1573, war der älteste Sohn Wilhelm's V., der erst 1626 als Jesuit verstarb, u. der Prinzessin Renate von Lothringen. Von Jugend auf in der strengsten Richtung des Katholizismus erzogen, in Ingolstadt von Jesuiten unterwiesen, im Alter von 20 Jahren von Papst Clemens VIII. schon zum Sieger der Kirche über ihre Gegner geweiht, haßte M. die Protestanten aus Ueberzeugung u. — aus Politik. Als ihm der Vater, ein strenger Katholik, aber ein schlechter Finanzmann, 1597 die Regierung übergab, ordnete er mit Geschick den Haushalt des Herzogthums, reformirte das Militärwesen u. gab endlich 1616 eine sehr ausführliche „Landesrechts-, Polizei-, Gerichts- u. Malefizordnung". Auch die Klöster u. die Schulen wurden wesentlich verbessert. M.'s politische Rolle begann erst mit der Einnahme von Donauwörth. Als 1607 in dieser Reichsstadt eine kathol. Prozession von den Protestanten gestört ward u. M. zum Vollstrecker der über sie erkannten Reichsacht ernannt wurde, besetzte er die Stadt mit seinen Truppen, bestimmte die Hauptkirchen dem kathol. Gottesdienst u. wich nicht vor den Drohungen der Evangelischen zurück. Nach der Stiftung der protest. Union schritt er zur Gründung der Liga (s. d.) im Juli 1609, doch erklärte er sie nur als einen Defensivbund u. hielt sich eben so fern von der Unterstützung des Pfalzgrafen Wolfgang in der Jülich'schen Erbfolgeangelegenheit, wie von einer bedingungslosen Hingabe an das Haus Habsburg. Daher trugen ihm selbst die protestantischen Kurfürsten von der Pfalz u. von Sachsen 1619 mit Eifer den Thron des Deutschen Kaisers an. In diesem entscheidungsschweren Augenblicke hielt er treu zu seinem Vetter Ferdinand von Steiermark (später Kaiser Ferdinand II.) u. lehnte entschieden ab. Da Friedrich v. d. Pfalz nach der böhm. Krone griff, versprach Ferdinand die Hülfe der Liga mit 25,000 Mann in einem Vertrage v. 8. Okt. 1619 u. ließ sich die Verheißung der pfälz. Kur u. anderen Gewinnes wohlgefallen. Er war immer derart glücklich, daß ihn die Forderungen seines Glaubens u. die seines Ehrgeizes fast dieselben Wege führten. Von jetzt an begleitete M. seinen Feldherrn Tilly (s. d.) auf seinem Siegeszuge durch Oesterreich, Böhmen u. die Pfalz (s. „Deutschland, Geschichte") u. erhielt auf einem Fürstentage zu Regensburg durch Machtspruch des Kaisers 23. Febr. 1623 die Kurwürde, obwol die sächs. u. brandenburg. Vertreter lebhaft protestirten. Lästig u. gefährlich erschien M. das Auftreten Wallenstein's (s. d.), der durch die Geißel des Kriegs nicht nur die protest., sondern alle Fürsten Deutschlands unter das Joch einer unumschränkten Erbmonarchie zwingen zu wollen schien. An der Spitze der Kurfürsten drängte M. auf dem Fürstentage zu Regensburg 1630 Ferdinand zur Entlassung Wallenstein's u. zur Erhebung Tilly's zum kaiserlichen Feldherrn. Aber die Niederlage bei Breitenfeld (Sept. 1631), die Besetzung Bayerns durch Gustav Adolf, der Tod Tilly's (April 1632) warfen ihn doch in die Arme des verhaßten Rivalen, den er in Eger flehentlich um Hülfe bat. Wallenstein befreite Bayern durch den Sieg bei Nürnberg (Aug. 1632), überließ es aber nach dem Tode Gustav Adolf's doch wieder der Verheerung durch die Schweden, die erst durch die Schlacht bei Nördlingen (Sept. 1634) vertrieben wurden. Nun gelang es den tapferen bayer. Führern Johann von Werth u. Franz von Mercy, den Krieg an den Rhein zu verlegen, dem Ersteren sogar, bis Paris vorzudringen. Dennoch vermochten die Schweden unter Wrangel im Vereine mit Turenne 1646 alle Schrecken der Verheerung über Bayern zu bringen. Vertrieben aus seiner Residenz, willigte M. im Waffenstillstande zu Ulm (14. März 1647) ein, daß Franzosen u. Schweden bayer. u. schwäb. Reichsstädte besetzt hielten.



Nr. 4125. Maximilian, Kurfürst von Bayern (geb. 17. April 1573, gest. 27. Sept. 1651).

Vom Kaiser dafür ein Verräther gescholten, von Johann von Werth, den er selbst erhoben, im Stiche gelassen, gerieth der einst so tapfere u. entschiedene M. in feiges Schwanken. Er kündigte den Waffenstillstand nach dem ersten Erfolg der Kaiserlichen u. sah nun abermals die verbündeten Feinde verwüstend in sein Land einbrechen. M. flüchtete 1648 nach Salzburg u. kehrte erst nach dem Abschluß des Westfälischen Friedens zurück, durch den ihm die Kurwürde u. die Oberpfalz gesichert wurde. Am 27. Sept. 1651 verschied er. Da seine erste Ehe mit Elisabeth von Lothringen kinderlos geblieben war, hinterließ er nur aus der zweiten mit Ferdinand's II. Tochter Maria Anna zwei minderjährige Söhne, von denen der ältere, Ferdinand Maria, unter Vormundschaft eines Oheims die Regierung übernahm. Für ihn hat M. eine „Anleitung zur Regierungskunst" geschrieben (herausgeg. von Aretin (Würzb. 1822). Sein Denkmal, von Thorwaldsen entworfen, ziert den Wittelsbacher Platz in München. — Vgl. Wolf, „Geschichte Kurfürst Maximilian's I. u. seiner Zeit" (3 Bde., München 1807); Breyer, „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" (Bd. 1, München 1811); v. Aretin, „Geschichte des bayer. Herzogs u. Kurfürsten Maximilian I." (Passau 1842).

Maximilian II. Maria Emanuel, Kurfürst von Bayern (1679—1726), ein Enkel des Vorigen, geb. 11. Juli 1662, war ein Sohn Ferdinand's u. der Prinzessin Adelheid von Savoyen.

Als 1683 die Türken vor Wien standen u. später, als man sie nach Ungarn zurücktrieb, zeigte er sich als tapferen Soldaten u. Führer. Im J. 1685 vermählte er sich mit Marie Antonie, der Tochter Kaiser Leopold's I. Da man das Aussterben der Habsburger in Spanien voraussah, wandten sich schon die Blicke der Völker u. Fürsten auf M. u. seinen Sohn Joseph Ferdinand, den man zum Erben der großen Monarchie am geeignetsten glaubte. Kleine Aergernisse mit dem österr. Hofe hatten jedoch schon 1695 M. dahin geführt, für Spanien die Statthalterschaft in Brüssel zu übernehmen u. diese im Bunde mit Frankreich zu behalten, als der Kurprinz 1699 verstarb u. Ludwig XIV. mit Eifer die Krone Spaniens für seinen Enkel Philipp zu erlangen suchte. Gewandt u. glänzend, leutselig u. freigebig, war M. ein Mann nach dem Herzen der Belgier. Man hoffte 1700, daß ihm das Land als unabhängiger Besitz zufallen werde. Er aber hatte mit Ludwig einen Vertrag gemacht, daß ihm alle Eroberungen in Deutschland zugehören sollten. Im J. 1702 nahm er Ulm; als Villars sich mit ihm 1703 vereinigte, hoffte er Tirol zu gewinnen, auf das er alte Ansprüche geltend machte. Aber die Vereinigung mit Vendome, der aus Italien herbeikommen wollte, scheiterte an der treuen Anhänglichkeit der Tiroler an das Haus Oesterreich. Da M. sich mit Villars nicht verständigen konnte, schickte ihm Ludwig XIV. Marsin u. Tallard, die bei Höchstädt 1704 vom Prinzen Eugen u. Marlborough vollkommen geschlagen wurden. Vertrieben aus dem eigenen Lande, das von den Oesterreichern besetzt wurde, war er fortan Zeuge der Niederlagen, welche die Franzosen in den Niederlanden erlitten, u. kämpfte selbst als franz. Feldherr am Rhein. Erst nach dem Frieden zu Baden 1714 kehrte er in sein Reich zurück u. vererbte dasselbe, als er 26. Febr. 1726 starb, auf seinen Sohn Karl Albert (s. „Karl VII."), den ältesten von den 8 Söhnen, welche ihm seine zweite Gemahlin Therese Kunigunde, Tochter Johann Sobieski's von Polen, geboren hatte. Ein Denkmal M.'s, von Brugger entworfen, steht auf dem Promenadenplatz in München. — Vgl. Noorden, „Der span. Erbfolgekrieg" (Düsseld. 1870); Ranke, „Franz. Geschichte" (Bd. 4 u. 5).

Maximilian III. Joseph, Kurfürst von Bayern (1745—77), geb. 28. März 1727, war ein Sohn Karl's VII. u. der Erzherzogin Marie Amalie, einer Tochter Kaiser Josef's I. Als sein Vater starb, 20. Jan. 1745, war er ein Vertriebener u. suchte durch den Frieden zu Füßen im April 1745 eiligst sein Reich wieder zu erlangen, indem er allen Ansprüchen an Oesterreich entsagte. Er war ökonomisch, gerecht u. freisinnig, aber er verschmähte es, eine öffentliche Rolle zu spielen. Wissenschaften, Gewerbe u. Handel befanden sich wohl unter ihm. Auch den Protestanten war er nicht feindlich gesinnt. Sein Tod (30. Dez. 1777) wurde für die Weltgeschichte bedeutsamer als sein Leben, denn da er kinderlos verstarb u. sein Nachfolger Karl Theodor von der Pfalz einen Theil Bayerns an Joseph II. abtreten wollte, entstand der Bayr. Erbfolgekrieg.

Maximilian I. Joseph, Kurfürst, später König von Bayern, Sohn des Prinzen Friedrich von Zweibrücken-Birkenfeld, geb. zu Schwetzingen 27. Mai 1756, lebte seit 1782 als franz. Generalmajor in Straßburg u. nach Ausbruch der Revolution in Mannheim, folgte 1. April 1795 seinem Bruder, dem Herzog Karl II., in Pfalz-Zweibrücken u. wurde, als mit dem Kurfürsten Karl Theodor der pfalz-sulzbach. Stamm 16. Febr. 1799 erlosch, Kurfürst von Bayern. Nachdem er 1805 dem Rheinbunde beigetreten, nahm er 1. Jan. 1806 den Königstitel an. Er hob Landwirthschaft u. Verkehr, verbesserte die Rechtspflege, gestattete den Protestanten freie Religionsübung, beförderte den öffentlichen Unterricht, die Wissenschaften u. Künste (Gründung der Münchener Kunstakademie 1808), trat durch den Vertrag von Ried 8. Okt. 1813 auf Seite der Verbündeten u. gab nach Entlassung seines Ministers Montgelas (s. d.) 26. Mai 1818 eine Verfassung. In erster Ehe seit 1785 mit der Prinzessin Wilhelmine Auguste von Hessen-Darmstadt u. in zweiter seit 1797 mit der Prinzessin Karoline Friederike Wilhelmine von Baden (geb. 1776, gest. 1842) vermählt, starb er 13. Okt. 1825 auf dem Schlosse Nymphenburg. Auf dem Residenzplatze in München wurde ihm 1824 ein von Rauch modellirtes Denkmal gesetzt. — Vgl. Söltl, „M. I. J., König von Bayern" (Stuttg. 1837).

Maximilian II. Joseph, König von Bayern, geb. 28. Nov. 1811 als Sohn des damaligen Kronprinzen u. späteren Königs Ludwig I. (s. d.); studirte seit Michaelis 1829 in Göttingen u. dann in Berlin, bereiste hierauf Deutschland, Italien u. Griechenland u. ward 1836 in den Staatsrath eingeführt, doch knüpfte sich daran kein Einfluß auf die Staatsgeschäfte. Er befand sich am wohlsten im ungezwungenen Verkehr mit Gelehrten u. Künstlern u. lebte, seit 5. bez. 12. Okt. 1842 mit der Prinzessin Marie (geb. 15. Okt. 1825), einer Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, vermählt, am liebsten auf dem Schlosse Hohenschwangau, das er restauriren u. künstlerisch ausschmücken ließ. Die am 21. März 1848 erfolgte Thronentsagung seines Vaters berief ihn unerwartet zur Regierung (s. „Bayern, Geschichte"). Persönlich bethätigte er sich als eifriger Förderer der Wissenschaften, die er zu gleicher Blüte in Bayern zu bringen suchte, wie sein Vater die Künste. Er berief, der ultramontanen Partei zum Trotz, viele namhafte Gelehrte u. Dichter nach Bayern, stiftete ein Ehrenzeichen für wissenschaftliches Verdienst, verwendete sehr beträchtliche Summen auf Belohnung ausgezeichneter literarischer Leistungen, rief wissenschaftliche Untersuchungen, insbes. auch die „Historische Kommission", ins Leben, schuf das Nationalmuseum u. verschönerte vielfach die Stadt München (Maximiliansstraße).



Nr. 4126. Maximilian II. Joseph, König von Bayern (geb. 28. Nov. 1811, gest. 10. März 1864).

Auch volkswirthschaftliche Fortschritte wurden unter seiner Regierung, nam. durch die Aufhebung der Frohnen u. des Lotto, u. eine die Gewerbefreiheit anbahnende Gewerbsinstruktion (vom 19. Mai 1862), gemacht. M. II. J. starb zu München 10. März 1864; ihm folgte sein Sohn Ludwig II. (s. d.). In seinem Testamente sagte M. II. J.: „Meine Liebe zu dem Bayernvolke wird mein Leben überdauern"; aber auch die dankbare Gegenliebe seines Volkes hat sein Leben überdauert; sie setzte dem Andenken des edeln, menschenfreundlichen Monarchen Denkmale zu Lindau (1856), Landshut (1868), Kissingen (1869) u. München (1875); letzteres ist ein Meisterwerk des Bildhauers Kaspar Zumbusch (s. d.). — Vgl. Söltl, „M. II. J., sein Leben u. Wirken" (Augsb. 1864).

Maximilian Joseph, Herzog in Bayern, geb. zu Bamberg 4. Dez. 1808 als einziger Sohn des Herzogs Pius in Bayern (geb. 1. Aug. 1786, gest. 3. Aug. 1837); trat 1827 in die Kammer der Reichsräthe, machte 1828 u. 1831 Reisen nach Frankreich u. England, der Schweiz u. Italien, verkaufte später den von seiner Mutter, einer gebornen Prinzessin von Aremberg, geerbten Grundbesitz in Frankreich u. erwarb statt dessen Güter in Oberbayern (mit dem Landsitze Possenhofen am Starnbergersee) u. in Franken. Im J. 1838 bereiste er 8 Monate lang den Orient u. 1839 Holland u. Belgien.

Die erstere Reise beschrieb er in „Wanderung nach dem Orient &c." (Münch. 1839; 2. Aufl. 1840). Schon vorher hatte er unter dem Pseudonym Phantasus mehrere dramatische u. novellistische Arbeiten veröffentlicht, so insbes. „Novellen" (2 Bde., Münch. 1831); „Skizzenbuch" (ebd. 1834); die Novellen „Jakobina" (ebd. 1835) u. „Der Stiefbruder" (ebd. 1838). Später ließ er eine „Sammlung oberbayer. Volkslieder u. Singweisen" (ebd. 1846) erscheinen. Am 9. Sept. 1828 hatte sich M. J. mit der Prinzessin Ludovika (geb. 30. Aug. 1808), der jüngsten Tochter seines Oheims, des Königs Maximilian I. Joseph von Bayern, vermählt. Aus dieser Ehe stammen 1. folgende Prinzen: Ludwig, Generalmajor in der bayer. Armee, geb. zu München 21. Juni 1831, vermählt seit 1857 mit der 1850 zur Freifrau v. Wallersee erhobenen Henriette Mendel; Karl Theodor, zu dessen Gunsten sein Bruder Ludwig dem Successionsrechte im Majorate entsagt hat, geb. zu Possenhofen 9. Aug. 1839, vermählt in erster Ehe seit 1865 mit der Prinzessin Sophie von Sachsen (gest. 1867), in zweiter seit 1874 mit der Infantin Maria Josepha von Portugal (geb. 1857), einer Tochter des Infanten Miguel, u. Maximilian Emanuel, Mitglied der Kammer der Reichsräthe, geb. zu München 7. Dez. 1849, vermählt seit 1875 mit der Prinzessin Amalie von Sachsen-Koburg-Gotha; 2. die Prinzessinnen: Helene, geb. zu München 4. April 1834, seit 1867 Wittwe des Erbprinzen von Thurn u. Taxis; Elisabeth, geb. zu München 24. Dez. 1837, vermählt 1854 mit Kaiser Franz Josef I. von Oesterreich; Marie, jetzt Exkönigin von Neapel (s. d.); Mathilde, geb. zu Possenhofen 30. Sept. 1843, vermählt seit 1861 mit dem Prinzen Ludwig von Neapel, Grafen von Trani, u. Sophie, geb. zu München 22. Febr. 1847 vermählt seit 1868 mit dem Prinzen Ferdinand von Orleans, Herzoge von Alençon.

Maximilian Franz Xaver Joseph, letzter Kurfürst von Köln (1784—1801), geb. 8. Dez. 1756, war der jüngste Sohn Kaiser Franz' I. u. der Maria Theresia. Von früh auf für den geistlichen Stand erzogen, wurde er für die Kirchenpolitik seines Bruders Joseph II. eine der mächtigsten Stützen. Seit 1780 Hoch- u. Deutschmeister, seit 1784 Erzbischof von Köln u. Bischof von Münster, protestirte er 1785 im Bunde mit den Erzbischöfen von Mainz, Trier u. Salzburg gegen die Einrichtung einer päpstlichen Nuntiatur in München u. gegen die Keckheit des Nuntius in Köln. Der Entwurf eines neuen Deutschen Kirchenrechtes in der sog. Emser Punktation 1786 ging als der Anfang einer geistlichen Oligarchie über die Absichten des Kaisers hinaus u. führte zu keinem Resultat. Während der Revolution beschützte er als Bruder der franz. Königin die Emigranten, wich aber vor den erobernden Armeen Frankreichs 1794 nach Münster, nach Mergentheim, endlich nach Wien, wo er 27. Juli 1801 verstarb. Seine Unterthanen verehrten ihn als einen eifrigen Beschützer der Wissenschaften u. Künste. — Vgl. Seida, „M. F., letzter Kurfürst von Köln" (Nürnb. 1803).

Maximilian Ferdinand Josef, Erzherzog von Oesterreich u. Kaiser von Mexiko, als zweiter Sohn des Erzherzogs Franz Karl aus dessen Ehe mit der Prinzessin Sophie von Bayern, Bruder Kaiser Franz Josef's, geb. zu Wien 6. Juli 1832. Nachdem er auf zahlreichen Uebungsfahrten, die sich bis nach Madeira ausdehnten, 1850—52 den Seemannsdienst erlernt u. hierauf das Kommando einer Korvette selbständig geführt hatte, übernahm er 1854 als Contreadmiral die Leitung des österr. Marinewesens. Er erwarb sich um dessen Entwicklung außerordentliche Verdienste, obgleich er bereits 1857 die Leitung niederlegen mußte, um sich dem Versuche einer Versöhnung der Italiener zu widmen. Eine vizekönigliche Hofhaltung in Mailand sollte auf die abtrünnigen Signori, die persönliche Liebenswürdigkeit u. das Verwaltungstalent des hochsinnigen Fürsten auf die feindselige Bevölkerung wirken u. die Verbindung des Lombard.-venet. Königreiches mit der Oesterr. Monarchie aufs Neue befestigen. Am 19. April 1857 hielt M. seinen Einzug als Generalgouverneur in Mailand, wohin er dann auch die ihm 27. Juli desselben Jahres angetraute Prinzessin Charlotte (geb. zu Laeken 7 Juni 1840), Tochter des Königs Leopold I. von Belgien, als Gemahlin heimführte. Trotz seiner rühmlichen Thätigkeit auf dem ihm anvertrauten Posten vermochte er doch den Italienern keine Anerkennung abzugewinnen u. zog sich daher, als die Ereignisse immer mehr zum Bruch drängten, im April 1859 zuerst nach Venedig, dann nach dem Schlosse Miramare bei Triest zurück. Als Napoleon III. den übrigens schon unter Ludwig Philipp gehegten Plan gefaßt hatte, die Gewalt in Mexiko der republikanischen Partei zu entwinden u. einen österr. Prinzen in diesem unglücklichen Lande zur Herrschaft zu bringen, wußte er leider auch König Leopold u. mehr noch dessen hochstrebenden Eidam dafür zu gewinnen, u. M. erklärte 3. Okt. 1863 in Miramare einer aus Klerikalen u. altspan. Aristokraten zusammengesetzten Deputation der mexikan. Notabeln seine Geneigtheit zur Annahme der Kaiserkrone. Schnell ward der von M. gestellten Bedingung einer Bestätigung der Wahl durch eine Art Volksabstimmung in den von den Franzosen besetzten Ortschaften genügt, u. nach theilweisem Verzicht auf seine Successionsrechte in Oesterreich erhielt M. die Einwilligung Kaiser Franz Josef's. Am 10. April 1864 empfing er die Huldigung der mexikanischen Deputation, schon 14. April verließ er mit seiner Gemahlin Triest, landete 28. Mai in Veracruz u. zog 12. Juni in der Hauptstadt ein. Getragen von einer hohen Begeisterung für seinen vermeintlichen Beruf, ging M. an die Ausführung seiner hochfliegenden Pläne für Hebung des Landes u. Einrichtung eines geregelten Staatswesens. Aber mächtiger als er waren die feindlichen Mächte, die sich ihm entgegenstellten. Schon seine Abhängigkeit von den den Mexikanern verhaßten Franzosen ließ ihn nicht populär werden.



Nr. 4127. Maximilian Ferdinand Josef, Kaiser von Mexiko (geb. 6. Juli 1832, gest. 19. Juni 1867).

Der Bevormundung seitens der Letzteren mußte u. A. auch der bedeutendste Mann in der Umgebung des Kaisers, der Staatsrath v. Scherzenlechner, zum Opfer fallen; an seine Stelle kam der franz. Emporkömmling Eloin, auf den jenes unselige Aechtungsdekret vom 2. Okt. 1865 zurückzuführen ist, das den Abfall vieler bisherigen Anhänger M.'s veranlaßte u. die Zahl der Anhänger Juarez' (s. d.) nur noch vermehrte. Ueberdies bereiteten der Befehlshaber der franz. Truppen (Bazaine) u. der franz. Gesandte dem Kaiser militärische u. finanzielle Verlegenheiten. In die größte freilich wollte ihn der Klerus stürzen, indem dieser die Rückerstattung aller während der früheren Revolutionen abhanden gekommenen Kirchengüter forderte, u. als M. einem solchen Ansinnen nicht Folge geben wollte, verließ nicht blos der päpstliche Nuntius Meglia Mexiko, sondern begannen auch die geistlichen Umtriebe gegen das Kaiserthum. Daneben stellte sich bald die Unmöglichkeit heraus, das unermeßlich weite Gebiet von M. militärisch besetzt zu halten. Auch war Napoleon seit der 1865er Jahreswende der mexikanischen Unternehmung gründlich müde u. gab seine eigene Schöpfung, das mexikan. Kaiserreich, preis. Erfolglos blieben alle Unterhandlungen in den Tuilerien u. im Vatikan,

zu deren Trägerin sich die Kaiserin Charlotte machte, die Franzosen zogen sich aus Mexiko zurück, aber M. blieb trotz aller Zureden, sich ihnen anzuschließen. Wohl dachte er daran, die Regierung niederzulegen, doch gab er diese Absicht auf, da General Miramon im Namen der kaiserl. Truppen u. die Mehrheit einer Notabelnversammlung 14. Jan. 1867 in Mexiko sich für die Fortdauer des Kaiserthums aussprachen. Inzwischen hatten die Republikaner bedeutende Waffenerfolge gegen die Kaiserlichen davongetragen u. waren Schritt vor Schritt von Norden her vorgedrungen. M. zog die Reste seiner Truppen nebst den fähigsten Generalen nach Queretaro, wohin er sich als Oberbefehlshaber aus Mexiko gleichfalls begab. Bald sah er sich von einem starken Belagerungsheere eingeschlossen, während Puebla an Porfirio Diaz sich ergab u. hierauf die Hauptstadt durch diesen General cernirt ward, u. 15. Mai 1867 fiel durch den Verrath des mit Bazaine verwandten Obersten Miguel Lopez, eines geb. Spaniers, Queretaro den Feinden unter General Escobedo in die Hände. M. ward mit den Generalen Mejia u. Miramon gefangen genommen, von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt u. nach Bestätigung dieses Urtheils durch Juarez, allen Bemühungen der Vertreter großer Mächte zum Trotz, 19. Juni 1867 zu Queretaro erschossen. Erst nach langen Verhandlungen ward sein Leichnam von Juarez dem Admiral Tegetthoff für das österr. Kaiserhaus ausgeliefert u. 18. Jan. 1868 in der kaiserl. Gruft zu Wien beigesetzt. Im J. 1871 ward ihm ein von Meixner modellirtes Standbild zu Hietzing bei Wien, 1875 ein Denkmal in Triest errichtet; letzteres ist ein Meisterwerk Joh. Schilling's (s. d.). Die Ehe M.'s war kinderlos geblieben. Der von ihm adoptirte Sohn des früheren Kaisers Iturbide (s. d.) mußte nach dem Sturze des habsburg. Kaiserreichs in Mexiko gleichfalls das Land verlassen. Die unglückliche Kaiserin Charlotte weilt jetzt als unheilbare Irre in dem Schlosse Tervueren bei Löwen. — Aus M.'s Nachlaß erschienen unter dem Titel „Aus meinem Leben" (7 Bde., Lpz. 1867 f.) Reiseskizzen, Aphorismen u. Gedichte. — Vgl. E. v. Kératry, „L'empereur M., son élévation et sa chute" (Lpz. 1867; deutsch ebd. 1867); Basch, „Erinnerungen aus Mexiko" (2 Bde., Lpz. 1868); Prinz Felix v. Salm-Salm, „Queretaro, Blätter aus meinem Tagebuche in Mexiko" (2 Bde., Stuttg. 1868); Domenech, „Histoire du Mexique" (3 Bde., Par. 1868); v. Hellwald, „M. I., Kaiser von Mexiko" (2 Bde., Wien 1869); Kendall, „Mexiko unter M." (Lond. 1872).

Maximinus, Julius Verus, röm. Kaiser, von Geburt ein Thrakier; diente in der Leibgarde des Kaisers Septimius Severus, rückte schnell auf u. wurde unter Alexander Severus Senator u. Befehlshaber einer Legion. Als dieser Kaiser 216 v. Chr. bei Mainz ermordet worden war, riefen die Soldaten M. zum Kaiser aus u. der Senat bestätigte die Wahl. Er setzte den Feldzug im Norden erfolgreich fort, aber durch seine Grausamkeit u. Habsucht machte er sich so verhaßt, daß der Senat die beiden Gegenkaiser, Gordianus, Vater u. Sohn, in Afrika freudig anerkannte u. alle Provinzen gegen ihn aufwiegelte. Zornig wandte sich M. von Pannonien nach Italien. Doch der unerwartete Widerstand des festen Aquileja lähmte den Muth seines Heeres, u. erbittert über die Hinrichtung einiger Offiziere u. über den im Lager herrschenden Mangel empörten sich endlich die Soldaten, tödteten den Kaiser u. dessen Sohn u. schickten ihre Köpfe nach Rom (238). — **M.** Daza, der Neffe des Kaisers Galerius Maximianus, wurde von diesem mit Severus 305 n. Chr. zum Cäsar ernannt. Eifersüchtig auf den ihm vorgezogenen Augustus Licinius, fiel er nach dem Tode des Galerius von Syrien aus in die Besitzungen des Licinius ein u. nahm Byzanz, Heraklea u. Perinth weg, wurde aber von dem schnell herbeigeeilten Licinius 313 bei Adrianopel geschlagen u. gab sich auf der Flucht in Tarsos durch Gift selber den Tod.

Maximum u. Minimum (lat., wörtlich: das Größte u. Kleinste) bezeichnen bei einer im Laufe der Zeit ihrer Größe nach wechselnden Erscheinung den höchsten u. geringsten Betrag derselben, welcher innerhalb eines gewissen Zeitraums stattgefunden hat od. stattfinden kann. So spricht man von einem täglichen, jährlichen 2c. M. u. M. der Temperatur, des Luftdruckes 2c. Bei manchen Erscheinungen, wie z. B. bei der Temperatur, hat man auch besondere Instrumente, um genau den Punkt des M. u. M. zu markiren (Maximum- u. Minimumthermometer s. „Thermometer").

Mayenne (spr. Mäjenn'), Departement im nordwestl. Frankreich mit 93,9 □M. u. 350,637 E. (1872), besteht aus dem W. der ehemaligen Provinz Maine u. dem N. von Anjou. Das Land ist eine wellenförmige Ebene, die von einigen Hügelketten unterbrochen wird. Der gleichnamige Fluß durchströmt das Departement von N. nach S. Die Berge liefern Eisenerze, Stein- u. Braunkohlen u. neben Bausteinen auch Marmor. Getreide, Obst u. Lein sind die wichtigsten Produkte der Landwirthschaft; aus Aepfeln u. Birnen wird Cider in großen Quantitäten bereitet u. auch ausgeführt. Die Industrie hat in Baumwoll- u. Leinweberei, Gerberei, Branntweinbrennerei u. Eisengießerei Bedeutung. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Laval, Château-Gontier, M. (s. unten) u. hat zur Hauptstadt Laval (s. d.). — **M.**, Hauptort des gleichnamigen Arrondissements, am oberen Laufe der Maine gelegen, mit 8790 E. (1872), dehnt sich an den Abhängen zweier Hügel aus u. war einst die Hauptstadt eines von Karl IX. zu Gunsten des Herzogs Karl von Lothringen begründeten Herzogthums. Von dem alten Schlosse sind nur noch Ruinen vorhanden. Die Einwohner beschäftigen sich mit Baumwoll- u. Wollspinnerei, Leinweberei u. Gerberei.

Mayer, Johann Tobias, berühmter Astronom, geb. zu Marbach (Württemb.) 17. Febr. 1723, bildete sich als Autodidakt zu einem ausgezeichneten Mathematiker, erhielt 1746 eine Anstellung in der Homann'schen Landkarten-Offizin zu Nürnberg u. 1750 einen Ruf als Prof. der Mathematik nach Göttingen, wo er seit 1754 auch die Aufsicht über die Sternwarte führte, u. starb das. 20. Febr. 1762. Er verbesserte die Landkarten u. Winkelmeßinstrumente, erfand die Länge zur See (wofür seine Erben einen Theil des vom engl. Parlamente ausgesetzten Preises, 3000 Pfd. Sterl., erhielten), entwarf Mondtafeln (Lond. 1764 u. 66), lieferte Fixsternverzeichnisse u. A. m. Seine Hauptwerke sind: „Theoria lunae juxta systema Newtonianum" (Lond. 1767) u. „Tabulae motuum solis et lunae" (ebd. 1770). Lichtenberg gab seine „Opera inedita" (Gött. 1774) heraus. Sein Sohn Johann Tobias **M.**, geb. zu Göttingen 5. Mai 1752, wirkte seit 1780 als Prof. der Mathematik u. Physik in Altdorf, seit 1786 in Erlangen, seit 1790 in Göttingen; starb das. 30. Nov. 1830 u. hat sich durch einige Lehrbücher bekannt gemacht.

Mayer, Julius Robert, Arzt, Naturforscher u. Naturphilosoph, rühmlichst bekannt als Entdecker des mechanischen Aequivalents der Wärme, also wol der größten Errungenschaft des 19. Jahrh. auf dem Gebiete des Naturwissens; geb. zu Heilbronn 25. Nov. 1814, studirte in Tübingen Medizin, bildete sich praktisch in München u. Paris weiter aus u. wurde im Febr. 1840 Schiffsarzt auf einem holländ. Ostindienfahrer. Während eines Aufenthaltes in Batavia vom Mai bis Sept. 1840 studirte er den Einfluß des heißen Klimas auf den menschlichen Organismus. Die dabei gemachte Beobachtung, daß sich unter diesem, das Bedürfniß der organischen Wärmeerzeugung vermindernden Einflusse das arterielle Blut in den Capillaren weniger desoxydire als in anderen Klimaten, leitete ihn zu der Erkenntniß, daß der Organismus nicht blos fortwährend eine bestimmte Menge direkt wahrnehmbarer Wärme erzeugt, sondern auch mechanische Leistungen hervorbringt, welche ihrerseits gleichfalls in Wärme sich umsetzen lassen. Im Frühjahre 1841 nach Heilbronn zurückgekehrt, wo er einige Jahre Oberamtswundarzt war u. jetzt noch als praktischer Arzt lebt, veröffentlichte er zunächst im 1842er Maiheft der Wöhler u. Liebig'schen „Annalen der Chemie u. Pharmazie" „Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur", worin er logisch u. metaphysisch den Satz, daß zwischen Ursache u. Wirkung eine Art Gleichung statthabe, erörterte u. erst am Schluß in der unscheinbarsten Weise die epochemachende, quantitativ bestimmte Beziehung zwischen Wärme u. Bewegung verzeichnete. Die von M. in jenem kleinen Aufsatze zuerst ausgesprochene Wahrheit blieb in Deutschland ziemlich unbeachtet, so daß der Autor derselben, als sie über England durch Whewell importirt werden sollte, die Selbständigkeit u. Priorität seiner Entdeckung in den „Bemerkungen über das mechan. Aequivalent der Wärme" (Heilbr. 1851) zu vertheidigen Gelegenheit hatte. Schon vorher hatte er zwei umfangreichere Schriften veröffentlicht, welche theils eine populäre Darstellung des neuen Gesetzes von der gegenseitigen Umwandlung von Bewegung in Wärme u. von Wärme in Bewegung, also von der Unzerstörbarkeit der Kraft, theils Uebertragungen der veränderten Auffassungsart auf Probleme der Physiologie u. der Astronomie enthalten: „Die organische Bewegung in

ihrem Zusammenhang mit dem Stoffwechsel" (Heilbr. 1845) u. „Beiträge zur Dynamik des Himmels" (ebd. 1848). Eine Gesammtausgabe seiner Schriften ließ M. unter dem Titel „Die Mechanik der Wärme" (Stuttg. 1867; 2. umgearbeitete u. vermehrte Aufl., ebd. 1874) erscheinen. Der Ausdruck „Mechanik der Wärme" bedeutet im M.'schen Sinne keineswegs von vornherein u. hauptsächlich die schon sehr alte u. z. B. von Locke formulirte Idee, daß die Wärme ihrem Wesen nach Molekularbewegung sei, sondern nur die Thatsache, daß die Wärmeeffekte zum Gebiet der Mechanik u. der mechanischen Wirkungen gehören, welche M. — u. das ist sein eminentes Verdienst — durch eine quantitative Bestimmung, durch eine Größenbeziehung („dem Herabsinken eines Gewichtstheils von einer Höhe von ca. 365 m. entspricht die Erwärmung eines gleichen Gewichtstheils Wasser von 0° auf 1° C."). zuerst außer Zweifel gestellt hat.



Nr. 4128. Julius Robert Mayer (geb. 25. Nov. 1814).

Die eminente Wichtigkeit der M.'schen Entdeckung gipfelt in dem Gesetze von der Wechselwirkung der Naturkräfte u. von der Erhaltung der Kraft (s. d.), deren Darstellung u. Bearbeitung durch Helmholtz auch weiteren Kreisen bekannt geworden ist.

Mayer, Karl Friedrich Hartmann, Jurist u. Dichter, Freund Uhland's u. Kerner's, geb. zu Neckar-Bischofsheim (Württemb. 22. März 1786); studirte seit 1803 in Tübingen, praktizirte seit 1807 als Advokat in Heilbronn, trat 1818 in den Staatsdienst u. ward 1824 Oberamtsrichter in Waiblingen, 1833 auch Mitglied der II. Kammer, wo er sich zur liberalen Opposition hielt. Als Oberjustizrath 1843 nach Tübingen versetzt, trat er später in Ruhestand u. starb das. 25. Febr. 1870. Er war der Letzte aus dem älteren Kreise der schwäb. Dichter, u. wenn er auch nur Weniges geschaffen u. sich seine „Lieder" (Stuttg. 1833; 3. Aufl. als „Gedichte", ebd. 1864) nur auf dem Gebiete der Naturbilder bewegen, so sind dieselben doch von hoher Vollendung. Außerdem veröffentlichte er: „L. Uhland, seine Freunde u. Zeitgenossen" (2 Bde., ebd. 1867).

Mayer, Karl, Klaviervirtuos u. Komponist, geb. 1802 zu Königsberg, kam schon als Kind nach Petersburg u. Moskau, wurde Schüler von Field (s. d.) u. konnte bereits mit 9 Jahren in Moskau öffentlich auftreten. Von Petersburg aus, wohin seine Eltern nebst seinem Lehrer Field nach dem Brande von Moskau übergesiedelt waren, machte er 1814 in Begleitung seines Vaters (der selber Musiker u. nam. tüchtiger Klarinettist war) seine erste Kunstreise, welche zuerst nach Warschau, dann nach Deutschland, Holland u. Frankreich führte u. ihn überall reichsten Beifall ernten ließ, u. kehrte 1819 nach Petersburg zurück, wo er als Lehrer u. Virtuos eine reiche u. fruchtbringende Thätigkeit entfaltete. Im J. 1845 machte er eine zweite größere Reise nach Dänemark, Schweden, Deutschland u. Oesterreich u. ließ sich in Dresden nieder, wo er bis zu seinem am 3. Juli 1862 erfolgten Tode lebte. — M.'s Klavierspiel war durch große Fertigkeit, Korrektheit u. Eleganz ausgezeichnet, u. seine Kompositionen — von denen an 300 Werke, in einigen Konzerten, vielen Rondo's, Variationen, Fantasien, Etuden, Salonsachen &c. bestehend, im Druck erschienen sind — zählen wegen ihrer geschmackvollen u. dankbaren Mache noch heute viele Freunde.

Mayo (spr. Meho), Grafschaft in der irischen Provinz Connaught, 97,10 □M. groß, wird im S. von Galway, im O. von Sligo u. Roscommon u. im N. u. W. vom Atlant. Ozean begrenzt, der an der vielfach zerrissenen Küste die Killala-, Blacksod- u. Clew-Bai bildet. Zu M. gehört eine bedeutende Anzahl von Inseln, die nahe an der Westküste liegen u. unter denen Achill die größte ist. Das Land wird durch den Moy-River, den Hauptfluß, u. den in ihn mündenden Cushaden-River in eine östl. u. westl. Hälfte geschieden; jene hat im N. in den Ox-Mountains einen über 500 m. sich erhebenden Gebirgszug, letztere ist im S. u. N. der Clew-Bai durchaus bergigen Charakters mit den höchsten Gipfeln im Mt. Nephin (753 m.) u. Croagh Patrick (717 m.). Der S. der Grafschaft ist ein wellenförmiges Tiefland. Unter den zahlreichen Seen nehmen der Mask-, Carra-, Cullin- u. Conn-See das größte Areal ein. Die Bevölkerung von 245,855 Seelen (1871) ist zu 97 % katholisch; das kelt. Element ist stark vertreten. Viehzucht u. Fischerei, bes. Lachsfang, sind die Haupterwerbszweige; die Industrie besteht in etwas Leinweberei, der Handel ist sehr gesunken. Die Hauptstadt ist Castlebar (4027 E.), der wichtigste Hafenplatz Ballina (6569 E.).

Mayonnaise (franz., spr. Majonnähs'), eine Art Salat von kaltem Geflügel u. Fisch, mit einer sauern Rahm- u. Oelsauce angemacht.

Mayor (engl., spr. Mähr, vom lat. major, der Größere), in England, Irland u. den Vereinigten Staaten die mit Stimmenmehrheit aus den Mitgliedern des Staatsraths für ein Jahr gewählte oberste Magistratsperson einer Stadt, in deren Händen zugleich die polizeiliche Gewalt liegt. Den Titel Lord M. führen nur die M.s von London, Dublin u. York während ihrer Amtszeit.

Mayr, Simon, ein fruchtbarer Komponist von Opern u. Kirchensachen, geb. 14. Juni 1763 zu Mendorf in Oberbayern als Sohn eines Organisten; machte in Ingolstadt Universitätsstudien, wandte sich aber dann ganz der Kunst zu, ging als Musiklehrer nach Graubünden u. später nach Italien, wo er zuerst in Bergamo, dann in Venedig tiefere musikalische Studien machte und sich bald durch verschiedene Kirchenkompositionen einen geachteten Namen erwarb. Im J. 1794 brachte er zu Venedig seine erste Oper, „Saffo", auf die Bühne u. ihr folgten bis 1816 an 70 andere Opern, die M. zu einem der beliebtesten Komponisten Italiens machten u. erst durch Rossini's Werke verdrängt wurden. Im J. 1802 wurde M. als Kapellmeister an der Kirche Sta. Maria Maggiore zu Bergamo angestellt, 1805 auch Direktor der öffentlichen Musikschule daselbst, u. starb 2. Dez. 1845. In den letzten 30 Jahren seines Lebens schrieb er nur noch kirchliche Kompositionen; diese in großer Anzahl. In allen seinen Werken herrscht Klarheit, Natürlichkeit u. Frische, doch fehlt es ihnen an höherem Schwunge u. eigenthümlichem Gepräge.

Mayseder, Joseph, Violinspieler u. Komponist, geb. zu Wien 26. Okt. 1789, wurde in seiner Vaterstadt Solospieler am Hofoperntheater, Mitglied des Dommusikchors an St. Stephan u. Direktor der kaiserl. Kapellmusik; er starb zu Wien 21. Nov. 1863. Obwol er nie Kunstreisen gemacht hat, ist sein Ruf doch ein europ. geworden; sein Spiel zeichnete sich durch meisterhafte Technik u. höchste Eleganz aus. Seine Violinkompositionen, Konzerte, Rondos, Variationen, Polonaisen &c. sind brillant u. dankbar u. waren einst viel verbreitet; weniger war dies der Fall mit seinen Streichtrios, Quartetten, Quintetten u. Sonaten für Klavier u. Violine.

Mazarin, Jules, Kardinal u. franz. Minister, geb. 14. Juli 1602 entweder in Rom od. in einem kleinen neapolitanischen Flecken Piscinola, stammte aus einer sizil. Familie u. hieß eigentlich Guilio Mazarini. Anfangs widmete er sich juristischen Studien in Rom, in Alcala u. in Salamanca, dann wurde er Hauptmann in päpstlichen Diensten, endlich Abt u. Diplomat. Während des mantuanischen Erbfolgestreites war er als Begleiter des päpstlichen Legaten zu Gunsten Frankreichs thätig, vermittelte geschickt den Frieden zu Chierasco (1631) u. nach demselben die Besetzung von Pignerol

durch franz. Truppen. Seine außerordentliche Nuntiatur in Frankreich verwaltete er 1635 so sehr im Sinne Richelieu's, daß Urban VIII. ihn zurückrief. Aber eben darum zog ihn Richelieu in seine Dienste, erzwang für ihn den Kardinalshut 1641 u. empfahl ihn auf dem Sterbebette 1642 Ludwig XIII. zu seinem Nachfolger. Als Minister blieb er der kriegerischen Politik seines Vorgängers nach außen hin treu, im Innern machte er sich durch Milde beliebt. Dem König selbst angenehmer als sein Vorgänger, erlangte er die Einsetzung eines Regentschaftsrathes für den minderjährigen Ludwig XIV. nach dem Muster des schwed. für Christine. Die Königin Anna, welcher die Regentschaft zufiel, widerrief zwar ihren Eid auf diese Einrichtung u. stieß im Einverständniß mit dem Parlament das Testament des Königs um, erhob aber alsbald M. zu ihrem unumschränkten Minister, dessen Rath sie mit größerer Ergebenheit folgte, als jemals ihr Gemahl dem seines Vorgängers. Freilich war M.'s Stellung eine vielfach, nam. durch die Prinzen von Geblüt, angefeindete. Als er glücklich den Westfäl. Frieden 1648 abgeschlossen u. Frankreich um das Elsaß bereichert hatte, verwickelten ihn finanzielle Verlegenheiten in den gefährlichsten Streit mit allen seinen Gegnern. Die Verhaftung einiger Mitglieder des Parlaments am 26. Aug. 1648 führte zum Kriege der Fronde (s. d.). Durch scheinbare Nachgiebigkeit beschwichtigte die Königin den ersten Sturm u. entkam mit dem jungen Könige u. dem Minister aus der Mitte der verbarrikadirten Stadt (Jan. 1649), aber die Rückkehr des siegreichen Condé verführte zu neuen Gewaltmaßregeln. Während Condé mit 7000 Mann zur Belagerung von Paris schritt, verbanden sich mit den Frondeurs unter dem Coadjutor von Retz mehrere Prinzen von Geblüt u. A., u. es gelang ihren Ränken sogar, den edeln Marschall Turenne zur Partei des Aufruhrs hinüberzuziehen. Aber M. wußte mit Geld die Soldaten von ihm abtrünnig zu machen, u. schon im März 1649 wurde die Fronde durch das Versprechen vollkommner Amnestie u. anderer Bewilligungen zum Frieden vermocht. Nun erschien jedoch Condé, der als Retter der bedrängten Königin u. des Staats gefeiert wurde, nicht weniger beleidigend als die anderen Prinzen. Deshalb ließ M. ihn wie auch den Prinzen von Conti u. den Herzog von Longueville 18. Jan. 1650 nach dem Conseil im Palais Royal verhaften u. nach Vincennes fahren. Obwol das Volk jubelte, das Parlament sogar zustimmte, erhoben sich die Frauen der Gefangenen u. fanden wieder in Turenne einen Helfer. Dennoch warf M. sie Alle nieder u. entließ nun im Febr. 1651 persönlich die Prinzen aus der Haft, um durch die Versöhnung mit ihnen eine Hülfe gegen das Parlament zu gewinnen, das inzwischen an dem eigenmächtigen, ja übermüthigen Gebahren des Kardinals Anstoß genommen u. ihn geächtet hatte. Allein Condé stieß ihn mit Hohn zurück, u. M. sah sich genöthigt, nach Lüttich u. endlich nach Köln zu entfliehen, um Frankreich von dort aus zu regieren. Als Condé erkannte, daß er keinen Einfluß auf die Staatsleitung erhalten werde, um so weniger, als der junge König das Alter der Großjährigkeit erreicht hatte u. dem Namen nach selbst regierte, griff er zu den Waffen u. M. kehrte zurück. Zwar mußte er noch einmal, um Paris, in welches sich Condé zurückgezogen hatte, zum Frieden zu bewegen, nach Sedan u. Rheims in die Verbannung gehen (19. Aug. 1652), aber schon am 3. Febr. 1653 konnte er seinen Einzug in Paris halten; der König selbst ging ihm entgegen u. die Bevölkerung von Paris illuminirte. Sein Sieg war vollkommen. Condé u. Retz flüchteten in das Ausland; die Prinzen u. Prinzessinnen, welche gegen den Minister des Königs die Waffen geführt hatten, mußten dem Hofe fern bleiben; nur Conti war so glücklich, vollkommene Vergebung u. die Hand einer Nichte M.'s zu erhalten. Ein jüngeres Prinzengeschlecht, das mit dem Könige heranwuchs, gewöhnte sich, allem politischen Einfluß zu entsagen. Ludwig XIV. befolgte mit Eifer die Lehre M.'s, jeden Widerstand des Parlaments entweder mit zorniger Rede od. mit Verhaftbefehlen niederzukämpfen. Das absolute Königthum hatte keine Schranken mehr u. konnte seine stets wachsende Macht gegen das Ausland wenden. Wurde auch M.'s Absicht vereitelt, seinen König 1657 auf den deutschen Kaiserthron zu bringen, so stiftete er doch 1658 mit den drei geistlichen Kurfürsten, mit Bayern, Hessen, Lüneburg u. Schweden den sog. Rheinbund unter französ. Protektorate. Sein letztes politisches Werk war der Pyrenäische Friede, der 7. Nov. 1659 auf der Bidassoa abgeschlossen wurde, durch den Roussillon, Conflans, Cerdagne, Artois u. wichtige Plätze in Flandern, Hennegau u. Luxemburg an Frankreich kamen u. Ludwig XIV. Maria Theresia, die Tochter Philipp's IV., zur Gemahlin erhielt. M. starb zu Vincennes 9. März 1661. In einem wechselvollen, ja mühseligen Leben ist er doch durch seine diplomatische Gewandtheit zum Ziele gelangt. Bis zum letzten Augenblicke vergab er alle Stellen des Reichs nach des Königs od. nach seiner eigenen Gunst u. Gnade. Unerhört in der Geschichte war die Stellung, welche nach einander seine sieben Nichten, die er aus Italien herbeikommen ließ, einnahmen. Erzogen zum Theil von der Königin selbst, bewundert von den Höflingen, dargestellt von den ersten Malern, besungen von den Dichtern, hatten diese Mancini's u. Martinozzi's fast den Rang von Prinzessinnen von Geblüt. Die Prinzen von Conti, von Savoyen-Carignan, der Herzog von Mercoeur waren glücklich, die Hand einer solchen zu erlangen. Der König selbst verzichtete erst nach schwerem Kampfe darauf, mit Maria Mancini den Thron zu theilen. Den größten Theil von M.'s Vermögen erbte die schöne Hortensia Mancini u. ihr Gemahl, der Marquis de la Meilleraye, erhielt den Titel eines Herzogs von M. Ein garstiger Fleck in M.'s Charakter ist seine Geldgier, auch liebte er leidenschaftlich das Spiel.



Nr. 4129. Jules Mazarin (geb. 14. Juli 1602, gest. 9. März 1661).

Doch verwandte er wenigstens einen großen Theil seines außerordentlichen Reichthums auf die kostbarsten Sammlungen von Büchern, Handschriften, Gemälden ꝛc. u. vermachte 2 Millionen zur Gründung des Kollegiums der vier Nationen, in welchem junge Leute aus den von Richelieu u. ihm erworbenen Provinzen erzogen werden sollten. — Vgl. de Mailly, „Geschichte der Staatsveränderungen Frankreichs unter dem Ministeramte des Kard. M. ꝛc." (deutsch von Molter, Lpz. 1777); Bazin, „Histoire de la France sous le ministère du card. M." (Par. 1842); Ranke, „Französische Geschichte" (Bd. 3).

Mazatlan, der bedeutendste Seehandelsplatz an der mexikan. Westküste u. größte Stadt des Staates Cinaloa, hat etwa 16,000 E., von denen 3/4 Indianer u. Mestizen sind. Die bedeutendsten Ausfuhrartikel sind Silbererze, von denen 1871: 85,995 Quintales (à 46 Kg.) nach England (Swansea) u. Deutschland (Freiberg) verfrachtet wurden, u. Brasilholz. Mit Panama u. San Francisco steht M. in direkter Dampfschiffverbindung.

Mazeppa, Iwan, geb. um 1645 in Podolien, war der Sohn eines poln. Edelmannes. Als Page am Hofe des Königs Johann Kasimir erzogen u. später von diesem als Militär u. Diplomat verwendet, wurde er einst von einem Edelmann in vertrautem Verkehr mit dessen Gemahlin überrascht u. nackt auf sein eigenes Pferd gebunden, das mit ihm nach seinem weit entfernten Gute lief. Aus Scham darüber ging er in die Ukraine zu den Kosaken, die ihn 1687 zu ihrem Hetman wählten. Peter d. Gr., dem er im Türkenkriege

bei der Eroberung von Asow wesentliche Dienste leistete, erhob M. zum Fürsten der Ukraine u. ehrte ihn auf jede Weise. Dennoch lockte ihn der Gedanke, mit Karl XII. sich zu verbinden u. aus den Trümmern des Russ. Reiches in Verbindung mit der Ukraine sich ein mächtiges Königreich zu bilden. Wol ging Karl mit ihm ein Bündniß ein, aber nicht 30,000, sondern nur 5000 Kosaken folgten dem Rufe ihres Hetmans. Menschikoff eroberte u. zerstörte seine Hauptstadt Baturin, u. M. war genöthigt, nach der Schlacht von Pultawa mit König Karl nach Bendr zu fliehen, wo er 22. Sept. 1709 starb. — Unter den mannichfachen poetischen Darstellungen seines Lebens ist die berühmteste von Lord Byron.

Mazuraken, die das Flachland Galiziens bewohnenden Polen.



Nr. 4130. Giuseppe Mazzini (geb. 28. Juni 1808, gest. 10. März 1871).

Mazzini, Giuseppe, ital. Patriot u. republikanischer Agitator, der Triumvir des kurzlebigen röm. Freistaates von 1849, der gefürchtete Demagog, der immer bereite Verschwörer; geb. 28. Juni 1808 zu Genua als Sohn eines republikanisch gesinnten Professors der Medizin, genoß M. eine sorgfältige Erziehung u. war bereits als Student der Rechte u. dann als Advokat für die Sache, der er sein Leben widmen sollte, zunächst literarisch thätig. Wegen einer 1830 im Auftrag der Carbonaria (s. d.) übernommenen Sendung nach Toscana verbannt, nahm er seinen Aufenthalt in Marseille u. gründete als Haupt der ital. Flüchtlinge 1832 das „Junge Italien“, einen Geheimbund, der das ital. Volk zur Errichtung eines republikanischen Nationalstaates hinleiten sollte. Binnen Kurzem hatte derselbe zahlreiche Anhänger gewonnen, u. eine den Namen des Bundes führende Zeitschrift erschien der piemontesischen Regierung als so gefährlich, daß sie wegen deren heimlicher Verbreitung einen Hochverrathsprozeß anstrengte u. bes. gegen M. in contumaciam ein Todesurtheil sprechen ließ. Infolge dessen auch aus Frankreich ausgewiesen, begab sich M. nach der Schweiz u. setzte Anfang Febr. 1834 von Genf u. Lugano aus die bewaffneten Einfälle von ital., franz. u. poln. Flüchtlingen in Scene, welche Savoyen u. Piemont insurgiren u. von da aus die Revolution weiter verbreiten sollten, aber allerdings wegen Mangels an Zuzug fehlschlugen. Bald darauf trat M. an die Spitze des „Jungen Europa“ (s. d.), doch kündigte ihm 1837 die Schweiz gleichfalls das Asylrecht, u. infolge dessen nahm er nach einigen Irrfahrten seinen Wohnsitz in London. Nachdem er hier einen Revolutionsausschuß gegründet, gab er die Zeitschriften „Il apostolo popolare“ u. „Il educatore“ heraus, durch die er die Aufregung in Italien zu erhalten suchte. Zugleich stand er mit den ital. Unzufriedenen in lebhafter Korrespondenz. Diese Thätigkeit bewog endlich den brit. Minister Graham, von dem Briefwechsel M.'s insgeheim Kenntniß zu nehmen; so konnte er 1844 der neapolitan. Regierung das Insurrektionsvorhaben der Gebrüder Bandiera mittheilen, welches infolge dessen für die Betheiligten ein trauriges Ende nahm. Als aber M. der Verletzung des Briefgeheimnisses sich vergewissert hatte, schlug er darüber Lärm, so daß die Sache im Parlament zur Sprache kam u. Graham sich für geraume Zeit unmöglich gemacht sah. Seitdem Pius IX. mit Reformen im Kirchenstaate vorging, nahm der M.'sche Einfluß ab; die Republik verlor ihre Anziehungskraft, als Italien seine Einheit durch einen Bund beschränkter Monarchien unter der Oberleitung eines freisinnigen Papstes gewinnen zu können hoffte. M. selbst hatte diesem vorgearbeitet; seine Agitation war sogar nicht frei von einem gewissen mystischen Anstrich. Auch sprach er sich in einem unterm 8. Sept. 1847 an Pius IX. gerichteten Schreiben dafür aus, daß sich derselbe an die Spitze Italiens stellen u. von da aus der Schöpfer einer neuen religiösen u. politischen Civilisation in Europa werden solle. In der Allokution vom 17. Dez. dess. J. verwahrte sich aber der Papst dagegen. Die Pariser Februarrevolution (1848) brachte das Junge Italien wieder in das alte Gleis, u. da die Ereignisse zu einem Verfahren im Großen drängten, so begab sich M. nach Paris u. stiftete einen nunmehr offenen Bund, die „Nationalgesellschaft“, durch welche vor Allem die ital. Volksart zur geschichtlichen Geltung gebracht werden sollte. Dann erschien er in Mailand, wo er die „Italia del popolo“ herausgab, doch erwies sich seine Agitation gegen reguläre Truppen eben so unwirksam wie die Ausstellung des heil. Sakraments in Rom, wo er 29. März 1849 mit Saffi u. Armellini in das Triumvirat der Röm. Republik gewählt worden war. Nach der Einnahme Roms durch die Franzosen (2. Juli) floh M. wieder nach der Schweiz u. dann, abermals ausgewiesen, nach London, um hier ein Ital. Nationalcomité u. im Verein mit hervorragenden Flüchtlingen anderer Nationen ein neues Europ. Revolutionscomité ins Leben zu rufen. Auch betrieb er die Aufnahme einer sog. M.'schen Anleihe unter den Radikalen aller Länder, um durch dieselbe die Mittel zur Verwirklichung seiner Pläne zu erlangen. Dabei unterhielt er die Verbindung mit der heimischen Aktionspartei zum Theil an Ort u. Stelle u. veranlaßte verschiedene kleine Schilderhebungen, z. B. 1852 in Mantua, 1853 in Mailand u. 1857 in Genua. Indessen fingen allmählich die ital. Republikaner an, das Mißverhältniß zwischen M.'s Mitteln u. Zwecken zu begreifen. Die große Politik, welche für die Einheit Italiens thätig war, ließ ihn nicht weiter in Betracht kommen. Von der im Aug. 1866 von Viktor Emanuel erlassenen allgemeinen Amnestie machte er keinen Gebrauch, vielmehr verfolgte er theils von London, theils 1868—69 von Lugano aus neue Umsturzpläne; auch begab er sich im Aug. 1870 aus diesem Grunde nach Palermo, ward aber verhaftet u. in Gaëta gefangen gesetzt. Die nach der Besetzung Roms durch die ital. Truppen erlassene Amnestie gab ihm seine Freiheit zurück. Hatte er schon früher der preuß. Regierung ein Bündniß mit dem ital. Volke gegen Frankreich angeboten (ohne daß übrigens die genannte Regierung darauf eingegangen wäre), so sprach er sich auch jetzt in Betreff einer Fortsetzung des Krieges nach Sedan energisch zu Gunsten der Deutschen aus. Dagegen verurtheilte er eben so entschieden die Beschlüsse des Vatikanischen Konzils wie das Thun u. Treiben der Pariser Commune. Letzteres that er insbes. in „La Roma del popolo“, welches Blatt er seit Febr. 1871 in Rom erscheinen ließ. Um Linderung für ein Körperleiden zu suchen, ging er im Nov. d. J. nach Pisa, wo er unter dem Namen Dr. Brune zurückgezogen lebte u. 10. März 1871 starb. Seine Ueberreste wurden nach Genua gebracht u. auf dem Friedhofe des nahen Staglieno beerdigt. Interessant ist ein Urtheil Garibaldi's, welches dieser 1870 in seinem Romane „Cantoni, der Freiwillige“ über M., den „Apostel der Idee“, fällte: „Durch Anmaßung irre geleitet u. ohne Fähigkeit zum Befehlen, duldet M. weder die Leitung Anderer, noch nimmt er deren Rathschläge an, u. ohne sich als absoluter Chef hinzustellen, ist er der verkörperte Absolutismus, ich möchte sagen ein zweiter „Unfehlbarer“. M.'s „Scritti editi ed inediti“ erschienen 1861 ff. zu Mailand in 12 Bden. (deutsch im Auszug vom Ludm. Assing, 2 Bde., Hamb 1868), seine „Corrispondenza inedita con ***“ (ebd. 1872). — Vgl. „Life and works of J. M.“ (6 Bde., Lond. 1864 f.).

Mazzuoli od. Mazzola, Francesco, genannt il Parmegianino, Maler u. Radirer, geb. zu Parma 1503 als Sohn des vermuthlich 1505 gestorbenen Malers Filippo M.; genoß Anfangs den Unterricht seiner Oheime u. ging dann nach Rom, wo er sich in seinen Werken hauptsächlich dem Stil Correggio's anschloß, den er in manierirter Weise nachahmte; dabei aber hat M. im Kolorit einen klaren, warmen Ton u. in der Ausführung große Präzision. Aus Rom 1527 durch die politischen Ereignisse vertrieben, kehrte er nach längerem Aufenthalt in Bologna in seine Vaterstadt zurück, entfloh aber, überall vom Mißgeschick verfolgt, nach Casalmaggiore, wo er schon 1540 starb. Unter seinen an künstlerischem Werth sehr verschiedenen Bildern sind zwei Portraits im Museum zu Neapel u. ein Altarbild in der Nationalgalerie zu London wol die besten. Als Radirer hat M. u. a. auch das Verdienst, die Aetzkunst in Italien zuerst angewandt zu haben.

Meade (spr. Mihd'), George Gordon, nordamerik. General, geb. zu Cadix in Spanien, wo sein Vater nordamerik. Konsul war, 31. Dez. 1815; wurde, nachdem er die Militärakademie in Westpoint besucht, 1835 Artillerieleutnant im Heere der Vereinigten Staaten, verließ zwar im folgenden Jahre den Dienst u. lebte dann als Privatmann, trat aber 1842 wieder als Leutnant in das Geniecorps u. machte 1846 u. 47 mit Auszeichnung den Krieg gegen Meriko mit. Im Juni 1862 zum Major aufgerückt, erhielt er im Aug. desselben Jahres den Befehl über eine Brigade pennsylvanischer Freiwilliger u. machte an deren Spitze die Schlachten bei Mechanicsville, Gaines Mill, Antietam u. Fredericksburg mit. Zwei Tage darauf an Stelle des Generals Butterfield als Generalmajor zum Kommandanten des 5. Armeecorps ernannt, ward er 26. Jan. 1863 mit dem Oberbefehl über die Potomacarmee betraut. Mit dieser rückte er gegen die Konföderirten, welche wieder in Maryland u. Pennsylvanien eingedrungen waren, u. schlug sie bei Gettysburgh, worauf sich Lee (s. d.), von M. verfolgt, zum Rückzug an den Potomac u. Mitte Juli über diesen hinaus genöthigt sah. M. blieb an der Spitze der später sehr verstärkten Potomacarmee bis zum Ende des Kriegs u. nahm noch an fast allen Schlachten einen hervorragenden Antheil. M. starb als Kommandant der Militärdivision des Atlantischen Ozeans zu Philadelphia 6. Nov. 1872.

Meaux (spr. Moh), Arrondissementshauptstadt des französ. Dep. Seine-et-Marne mit 11,202 E. (1872), liegt an der schiffbaren Marne u. dem Ourcqkanal u. ist Sitz eines Bischofs u. eines Tribunals erster Instanz. Das hervorragendste Gebäude der im Ganzen gut gebauten Stadt ist die herrliche goth. Kathedrale mit dem Grab u. Denkmal Bossuet's, der hier 1681—1704 als Bischof wirkte. Die Einwohner treiben bedeutende Fabrikation von Mehl, Leder, Bier, Leim, Essig, auch Baumwollspinnerei, Weberei u. einen beträchtlichen Handel mit Käse (Fromage de Brie), Getreide, Mehl, Gemüse, Geflügel u. Fleisch, nam. nach Paris. M., das alte Jatinum, Hauptort der Meldi, war schon im J. 375 Bischofssitz u. spielt in der franz. Kirchengeschichte bes. als Konzilsort eine wichtige Rolle; in den Hugenottenkriegen war M. ein bedeutendes Bollwerk des Protestantismus.

Méchain (spr. Meschäng), Pierre François André, franz. Astronom, geb. zu Laon 16. Aug. 1744; wurde 1772 Astronom-hydrograph beim Marinedepot in Versailles, nahm 1784 als franz. Kommissär an der von der engl. Regierung veranstalteten trigonometrischen Verbindung der Sternwarten von Greenwich u. Paris Theil, erhielt 1792 bei der großen franz. Gradmessung von Dünkirchen bis Barcelona, auf welche das metrische System gegründet wurde, die Leitung des südl. Theils derselben in den Pyrenäen u. in Spanien u. ward ein Opfer seines großen Eifers für seine Wissenschaft, indem er 12. Sept. 1804 zu Castillo de la Plana bei Valencia dem Gelben Fieber erlag. Als Astronom hat sich M. bes. durch seine Kometenentdeckungen u. Berechnungen bekannt gemacht. Seine astronomischen Beobachtungen veröffentlichte er in der von ihm im Auftrag der Akademie 1788—94 herausgegebenen „Connaissance des temps". Ueber die oben angeführte Gradmessung publizirte er: „Base du système métrique décimale, ou Mesure de l'arc du méridien compris entre les parallèles de Dunkerque et de Barcelone, exécutée en 1792 et au suiv. par M. et Delambre" (3 Vol. Par. 1806—10, Vol. IV par Arago et Biot, ibid.).

Meath, s. „East-Meath".

Mechanik ist die Wissenschaft, welche die Bewegungen u. die sie verursachenden Kräfte zu erforschen hat. Dies ist aber, genau betrachtet, das Gebiet der gesammten Physik, u. so sind streng genommen Physik u. M. identisch, u. in der That fügen sich auch alle streng wissenschaftlich entwickelten Gebiete der Physik den mathematischen Betrachtungsweisen der M. Diejenigen Theile der Physik, welche dies noch nicht thun, wie z. B. die chemischen Disziplinen, können noch nicht auf den Namen strenger Wissenschaften Anspruch machen. Die Grundbegriffe, von denen die M. ausgeht, sind der Begriff der Kraft als der Ursache der Bewegung, u. der der Geschwindigkeit als des in einem unendlich kleinen Zeitmomente betrachteten Verhältnisses des Weges zu der darauf verwendeten Zeit. Ein besonderer Fall der M. ist der, wenn Kräfte auf einen Punkt od. an einem System von materiellen Punkten (einem Hebel, einer schiefen Ebene, Keil, Schraube u. s. w.) so einwirken, daß keine Bewegung entsteht; man sagt dann: die Kräfte halten sich das Gleichgewicht. Diesen Theil der M. nennt man Statik (s. d.). Alle übrigen Fälle faßt man, nicht ganz richtig, unter dem Namen Dynamik (s. d.) zusammen. Das Prinzip, auf welchem alle Sätze der Statik beruhen, ist das schon von Stevinus im J. 1605 zuerst klar ausgesprochene Prinzip der virtuellen Bewegung. Dasselbe lautet, in möglichst allgemein verständlicher Weise ausgedrückt: Wenn Kraft u. Last einander das Gleichgewicht halten sollen, so muß sich die Größe der Kraft zu der der Last umgekehrt verhalten wie die Wege, welche Kraft u. Last in derselben Zeit zurücklegen würden. Das Prinzip der virtuellen Geschwindigkeiten kann nicht weiter bewiesen werden, sondern ist eine unmittelbare Folge des ebenfalls von selbst evidenten Satzes von der Erhaltung der Kraft (s. d.). Die wissenschaftliche Ausbildung der M. datirt eigentlich erst seit Archimedes (s. d.). Er entwickelte die Theorie der einfachen Potenzen (Hebel, Keil, Schraube, Rolle, Flaschenzug) u. des Schwerpunktes, machte auch ausgiebige Anwendung von diesen Lehren zur Konstruktion von Maschinen, bes. zu Kriegszwecken. Im alexandrinischen Zeitalter sind zu nennen Ktesibios, Anthemios u. die beiden Heron. In den sog. „finsteren Zeiten" hat die M. keinen Fortschritt gemacht. Weder im Occident noch bei den Arabern finden sich Spuren mechanischer Kenntnisse. Erst im 16. Jahrh. wurde die Statik von Ubaldi u. del Monte abgehandelt, von Tartalea die Bewegung geworfener Kugeln untersucht. Der obenerwähnte Holländer Stevinus hatte zuerst den Satz von der virtuellen Bewegung ausgesprochen u. zum Beweise statischer Sätze benutzt. Der eigentliche Vater unserer M. ist Galilei (s. d.). Die Schöpfung dieser u. nicht sein Eifer für das Kopernikanische Weltsystem ist sein Hauptverdienst. Er entwickelte die Fall-, Wurf-, Pendelgesetze u. s. w. Nach ihm sind bes. zu erwähnen Toricelli, Borelli, Baliani, Roberval, Cartesius u. Morsenne, aber vor Allen Huyghens (Pendeluhr). Einen wahrhaft großartigen Aufschwung gab der M. Isaak Newton (s. d.) dadurch, daß er nachwies, wie die Weltkörper rein mechanischen Bewegungsgesetzen folgten, welche keinen Eingriff irgend einer diese Massen lenkenden od. sie stoßenden Hand gestatten. Alle die verschiedenen Anwendungen der M. als Statik u. Dynamik der festen, flüssigen u. luftförmigen Körper (Geo-, Hydro-, Aërodynamik u. -statik) wurden nun in gründlicher, geistreicher Weise entwickelt durch Männer wie Leibnitz, Hook, die Bernoulli, de l'Hôpital, Euler, d'Alembert, Lambert, Käftner, de la Grange, Laplace, Gauß, Poisson, Cauchy, Neumann, Weber, Meyer, Clausius u. s. w., welche auch die sog. akustischen, optischen, elektrischen u. Wärmeerscheinungen einfach aus der M. der Molecule (s. d.) erklärten.

Mechanikus od. Mechaniker nennt man Denjenigen, welcher sich mit der Herstellung feinerer Maschinen sowie der Anfertigung mathematischer, geodätischer, astronomischer, physikalischer u. chemischer Instrumente u. Apparate beschäftigt; auch gehören hierher die meist früher sog. Zirkelschmiede (bes. in Nürnberg). Im Alterthum muß es schon tüchtige Mechaniker gegeben haben, denn die astronomischen u. mechanischen Instrumente der Alten, ihre Astrolabien, Triquetra, Sonnenuhren 2c. lassen eine große Geschicklichkeit voraussetzen. Die wissenschaftlichen Instrumente des Mittelalters zeigen dagegen im Ganzen eine große Unvollkommenheit. Erst mit dem Wiederaufblühen der exakten Wissenschaften wuchs mit den höheren Anforderungen auch die Fertigkeit der Mechaniker, die, wenn ihre Spezialität in optischen Instrumenten liegt, sich auch Optiker nennen.

Mechanismus nennt man eine Verbindung mehrerer, nach den Gesetzen einfacher mechanischer Potenzen (Hebel, Keil, Schraube, Rolle 2c.) wirkender Theile zu einem Ganzen, welches zur leichteren u. für die disponibel vorhandenen Kräfte bequemeren Wirkung geeignet ist. Mechanismen in diesem Sinne sind nicht nur unsere Mühlen, Mähe- u. Säemaschinen, Näh- u. Strickmaschinen, Uhren u. s. w., sondern vor Allem die geschicktesten u. verwickeltsten Mechanismen sind die thierischen u.

pflanzlichen Organismen, welche unter dem Druck der äußeren Verhältnisse (im Kampf ums Dasein) aus sehr unscheinbaren Anfängen sich selbst entwickelt haben.

Mecheln (franz. Malines), Stadt in der belg. Provinz Antwerpen mit 36,090 E. (1871), an der Dyle u. an einem wichtigen Kreuzungspunkte der belg. Eisenbahnen gelegen; ist Sitz des Kardinal-Erzbischofs u. somit gleichsam die geistige Hauptstadt des Landes, steht aber in industrieller Beziehung weit hinter den anderen Städten Belgiens zurück. Die Straßen sind breit u. regelmäßig, aber still; die Kathedrale des heil. Romuald vom 12.—15. Jahrh. ist ein gewaltiges Gebäude u. wie die Johannes- u. Liebfrauenkirche mit herrlichen Gemälden der niederländ. Schule geziert. Auf dem sog. Großen Platz steht seit 1849 ein Standbild der Statthalterin Margaretha von Oesterreich (s. d.) von Tuerlinckx. An demselben Platz liegen die im goth. Stile erbauten Hallen, jetzt Hauptwache, u. das Stadthaus, Beyard genannt, aus dem 15. Jahrh. M. besitzt zwei erzbischöfliche Seminare, ein Gymnasium, eine Malerakademie, einen Botanischen Garten u. treibt Spinnerei, Weberei u. Fabrikation von Hüten, Spitzen 2c.

Mechitharisten ist der Name einer mönchischen Kongregation von unirten Armeniern, d. h. solchen, die sich im Gegensatz zu der monophysitischen Kirche Armeniens in der Hauptsache der Röm.-kathol. Kirche angeschlossen haben. Mechithar (d. h. Tröster) war der Mönchsname des Stifters, der, geb. 1676 zu Sebaste in Kleinarmenien, sich frühzeitig durch religiösen Eifer u. Gelehrsamkeit auszeichnete. 1695 ging er nach Rom, wurde aber durch Krankheit zur Rückkehr genöthigt. 1700 faßte er endlich in Konstantinopel festen Fuß u. sammelte daselst Schüler um sich, gründete 1701 eine förmliche Kongregation, mußte aber mit derselben vor der Verfolgung der nichtunirten Armenier nach Morea entweichen, das damals den Venetianern gehörte. Sein hier gegründetes Kloster Modon erhob er bald zu einem wissenschaftlichen Mittelpunkt u. erhielt 1712 die Bestätigung des Papstes für seinen Orden u. die Ernennung zum Abt. Vor dem Türkenkriege wich er 1715 nach Venedig; 1717 bezog er die dem Orden geschenkte Insel S. Lazzaro in den Lagunen u. gründete hier das noch jetzt blühende Kloster. Mechithar starb 27. April 1749; der Orden aber arbeitete unermüdlich weiter daran, Armenien durch Verbreitung wissenschaftlicher Bildung u. Ausbreitung des Katholizismus zu heben, u. zwar durch Heranbildung geeigneter Sendboten wie durch Förderung der armenischen Literatur. So sind aus den Druckereien der M. eine Reihe wichtiger Werke hervorgegangen, obenan die gedruckte armenische Bibel durch Zohrab (1805). Schon 1773 wanderte ein Theil der M. nach Triest aus u. gründete dann 1810 eine Niederlassung in Wien, die 1837 zu einem Kloster gelangte. Andere Filialen wurden zu Padua u. Paris gegründet.

Mechoacan (Michoacan), Staat der mexikan. Bundesrepublik, 1115,1 □M. mit 618,240 E. (1868), grenzt im S. an den Stillen Ozean, im SO. an Guerrero, im O. an Mexiko, im N. an Guanaxuato, im W. an Jalisco u. im SW. an Colima; es besteht zum größten Theil aus der zwischen der Sierra Madre u. dem Küstengebirge sich ausdehnenden Hochebene. Einzelne Gipfel der Gebirge, wie der Pic von Tancitaro, übersteigen die Höhe von 3000 m. Unfern des Ozeans, am Westabhange des Tafellandes, erhebt sich der merkwürdige Vulkan von Jorullo (s. d.). Auf den Plateaux liegen mehrere durch landschaftliche Reize ausgezeichnete Seen, so der von Chapala, von Patzcuaro u. Cuitzco. Die Flüsse gehören zum Gebiete des Rio Lerma u. Rio Balsas. Die Ebenen an der hafenarmen Küste sind von Fiebern heimgesucht, wenig fruchtbar u. dünn bevölkert; reicher angebaut sind dagegen die in einem gemäßigteren Klima liegenden Hochebenen im Innern; hier gedeihen Mais, Weizen, Manioc, europ. Südfrüchte, treffliche Obstsorten u. viel Gemüse, während die heißen Niederungen Baumwolle, Kaffee, Zuckerrohr u. andere tropische Nutzpflanzen hervorbringen. Den Grundstock der Bevölkerung bilden die Indianer, welche größtentheils dem mit aztekischen Elementen vermischten Chichimekenstamme der Tarascos angehören u. sich in der Region der Seen am reinsten erhalten haben. Die Viehzucht erstreckt sich nam. auf Schafe, welche eine geschätzte Wolle liefern; der Bergbau auf Silber, Gold u. Blei ist geringfügig u. die Industrie noch völlig unentwickelt. — Die Hauptstadt ist Morelia od. Valladolid mit 25,000 E. auf dem Plateau des Innern, Bischofssitz u. Geburtsort des ehemaligen mexikan. Kaisers Iturbide; zweitgrößte Stadt ist Patzcuaro mit 6000 E., welche Bergbau, Zuckersiederei u. Handel treiben.

Meckel, Johann Friedrich, der Jüngere, verdienter Anatom, Enkel des als Professor der Anatomie u. Hebammenkunst sowie königl. Leibchirurg 1774 zu Berlin verstorbenen Johann Friedrich M., des Aelteren, u. Sohn des Halle'schen Professors der Anatomie u. Chirurgie Philipp Friedrich Theodor M. (geb. zu Berlin 30. April 1756, gest. zu Halle 28. März 1803); ward 17. Okt. 1781 zu Halle geb., studirte daselbst, dann in Göttingen, Würzburg, Wien u. Paris, kehrte über Italien nach seiner Vaterstadt zurück, übernahm hier 1806 die Professur der Chirurgie, vertauschte dieselbe aber bald mit der der Anatomie u. Physiologie, erhielt auch die Leitung des Anatomischen Theaters u. Zootomischen Museums, wurde für seine Verdienste als **M. v. Hemsbach** geadelt u. starb zu Halle 31. Okt. 1833. Das von seinem Großvater überkommene u. durch ihn selbst bedeutend vermehrte Anatomische Museum, dem er auch seinen eignen Schädel vermachte, erwarb die Universität. Von den Schriften dieses durch erstaunlichen Fleiß u. Scharfsinn ausgezeichneten Gelehrten sind bes. anzuführen: die wegen ihrer Menge wichtiger Bemerkungen das Original an Werth weit übertreffende Uebersetzung von Cuvier's „Vergleichende Anatomie" (4 Bde., Lpz. 1809—10); „Beiträge zur vergleichenden Anatomie" (2 Bde., ebd. 1809—13); „System der vergleichenden Anatomie" (6 Bde., Halle 1821—33); „Handbuch der pathologischen Anatomie" (3 Bde., Lpz. 1812—18); „Handbuch der menschlichen Anatomie" (4 Bde., Halle 1815—20); „Tabulae anatomico-pathologicae" (4 Hefte, Lpz. 1817—26) u. „Descriptio monstrorum nonnullorum" (ebd. 1826 mit Kupferstichen).

Meckenen od. Mechelen, Israel von, geb. zu Mechelen od. Meckenen, einem Dorfe unweit Mastricht, ist der angebliche Urheber mehrerer Bilder der altkölnischen Malerschule. Das ihm zugeschriebene Hauptbild sind die acht zusammengehörigen Tafeln der sog. Lyversbergischen Passion im Museum zu Köln, außerdem eine Kreuzabnahme daselbst aus dem J. 1480 u. mehrere andere in Linz u. Sinzig am Rhein sowie in der Pinakothek zu München. Urkundlich erwiesen ist indessen nur ein Goldschmied u. Kupferstecher (zu Bocholt in Westfalen) dieses Namens, der 1440 geb. sein soll u. 15. März 1503 gestorben ist. Als Stecher war er sehr fruchtbar, da man von ihm dritthalbhundert Blätter kennt, worunter freilich viele Kopien fremder Zeichnungen u. Stiche. In der Zeichnung ist er ziemlich schwach, liebt die langen, mageren Körperverhältnisse u. fällt oft in Uebertreibung u. Karikatur.

Mecklenburg liegt im nördlichsten Deutschland an der Ostsee. Auf den Landseiten ist es seit 1866 rings von dem preußischen Staate (Lauenburg darin eingeschlossen) umgeben; nur ganz im NW. grenzt es an das Gebiet der Freien Stadt Lübeck. Die Ostsee bildet bei Wismar eine tiefe Bucht, vor welcher die Insel Poel liegt. Dadurch bildet sie eine vortreffliche Rhede, u. Wismar würde der beste Kriegshafen für Deutschland sein, wenn nicht, als es 1803 durch Pfandvertrag aus schwedischem Besitz wieder an M. kam, stipulirt wäre, daß es nicht befestigt werden dürfe. An der Küste ist eine Anzahl von Orten zu Seebädern eingerichtet, unter denen Doberan das älteste in Deutschland ist. Der Baltische Höhenrücken zieht sich durch M. von SO. nach NW. u. bildet die Wasserscheide zwischen dem Gebiete der Ostsee u. dem der Elbe: im N. fließt die Warnow bei Warnemünde, dem Hafenorte von Rostock, in die Ostsee, im S. die schiffbar gemachte Elde bei Dömitz in die Elbe. Besonders reich ist M. an Landseen, von denen mehrere zu den größten in Deutschland gehören (Müritz 2,39 □M.; Schweriner See 1,15 □M.); man will ihrer 461 gezählt haben. Aber auch der Höhenrücken erreicht nur eine geringe Höhe über dem Meere: die höchste Erhebung des Bodens in dem Ruhner Berge beträgt nur 201 m., u. auch diese liegt nicht auf dem Höhenrücken, sondern ganz im Süden auf der Grenze von Brandenburg. Das Land ist also durchaus Flachland. Der Boden ist in dem südlichen, nam. in dem an die Provinz Brandenburg angrenzenden Theile sandig, stellenweise unfruchtbares Heideland; in dem bei weitem größeren nördlicheren Theile sehr fruchtbar. An mineralischen Schätzen besitzt M. nur eine (nicht bedeutende) Saline bei Sülz, ein ergiebiges Gipswerk bei Lübtheen u. ein Braunkohlenwerk bei Malliß; der in dem südlichen Theile vorkommende Raseneisenstein lohnt nicht die Bearbeitung. Dagegen besitzt M. zahlreiche Torfmoore. Dadurch u. durch die Lage an der See wird die Abnahme der Waldungen minder fühlbar. In M.-Schwerin nehmen die Waldungen nur noch 14% des kultivirten Landes ein, Wiesen u. Weiden 19%, Ackerland 67%; in M.-Strelitz die Waldungen 22%. — Durch seine natürliche Lage u. Beschaffenheit ist M. vorzugsweise auf Ackerbau u. Viehzucht angewiesen; M.-Schwerin insbes. noch auf Rhederei, Schiffahrt u. Seehandel. In Bezug auf Rhederei nimmt Rostock die dritte Stelle in Deutschland ein (nach Hamburg u. Danzig): im J. 1874 zählte es 352 Segelschiffe u. 13 Dampfschiffe von zusammen gegen 52,000 Rostocker Lasten; Wismar nur 58 Segelschiffe u. 2 Dampfschiffe von zusammen ungefähr 5700 Lasten,

à 2500 Kg. Zollgewicht. In Warnemünde liefen in demselben Jahre 608 Schiffe ein u. 425 aus, in Wismar 314 Schiffe ein u. 329 aus. Flußschiffahrt wird von 166 inländischen Schiffen im Gesammtbetrage von gegen 5000 Last betrieben. Ausgeführt werden aus M. vornehmlich Getreide, Oelfrüchte, Butter, Wolle u. Vieh. Die Pferdezucht ist berühmt u. die Schafzucht bringt große Summen ein. Die Landstraßen in M. standen vor Zeiten in schlechtem Rufe u. waren nam. in den Gegenden von sehr schwerem Boden wirklich von schlechter Beschaffenheit. Durch die Einsetzung von Wegebesichtigungs-Behörden u. Ausstattung derselben mit den nöthigen Befugnissen wurde 1824 ein Anfang der Besserung gemacht. Kunststraßen gab es vor 50 Jahren nicht. Eine Chaussee wurde zuerst im J. 1827 befahren. Jetzt hat M.-Schwerin 194 Meilen Chausseen u. 44 Meilen Eisenbahnen; M.-Strelitz hat ungefähr 25 Meilen Chausseen u. 8 Meilen Eisenbahnen u. wird demnächst noch von der Berliner Nordbahn in einer Länge von 7—8 Meilen durchschnitten werden. — Bis zu dem Gewerbegesetze des Norddeutschen Bundes war der Betrieb von Handwerken auf dem platten Lande nur ein sehr beschränkter; daher der Unterschied zwischen Stadt u. Land ein scharfer, wie es kaum anders sein kann, wenn es in einem ganz überwiegend Ackerbau treibenden Lande wirkliche Städte geben soll.



Nr. 4131. Trachten aus Mecklenburg.

Die Großindustrie ist noch jetzt von ziemlich untergeordneter Bedeutung. In alle sozialen Verhältnisse greift die staatsrechtliche u. politische Dreitheilung des Landes in Domanium, Ritterschaft u. Städte ein. Das Domanium umfaßt beinahe die Hälfte des platten Landes. Es giebt in ihm große Pachthöfe, größere u. kleinere Erbpachthöfe, zahlreiche Bauerstellen in großen u. kleinen Dörfern, Büdnereien (kleine Besitzstellen ohne Haltung von Pferden), Häuslereien (blos mit Garten, aber ohne Acker). Die Bauern waren früher Zeitpächter: zwar herkömmlich mit gesicherter Erbfolge nach bäuerlichem Rechte, so daß nur in dem Falle des Aussterbens einer Familie die Hufe an den Landesherrn zurückfiel; aber doch insofern nur Zeitpächter, als nach Ablauf einer Pachtperiode die Pachtbedingungen von Neuem regulirt, nach Befinden auch Veränderungen in der Zusammenlegung der Grundstücke vorgenommen wurden od. eine Hufe verkleinert werden konnte. In den letzten 9 Jahren sind in M.-Schwerin sämmtliche Bauerstellen in Erbpachtstellen umgewandelt u. ist durch die freie Veräußerlichkeit sowie durch die Möglichkeit der Ablösung des Kanons das Recht der Erbpächter dem völlig freien Eigenthumsrechte ganz nahe gebracht. Zugleich wurden die Bauerdörfer in weitem (in M.-Strelitz nicht völlig so weitem) Umfange mit kommunaler Selbstverwaltung auf Grund einer Gemeindeordnung bewidmet (vergl. Rehwoldt, „Kommunale Selbstverwaltung in einem mecklenburgischen Dorfe", Wismar 1873). Der ritterschaftliche Landestheil ist nicht viel kleiner als das Domanium. Er besteht aus 1100 bis 1200 Rittergütern, theils Lehn-, theils Allodialgütern, im Besitze von circa 700 Eigenthümern nebst etlichen Korporationen u. Stiftungen, u. 6 Bauerschaften, in welchen die einzelnen Bauern durchaus freie Eigenthümer sind, u. von welchen fünf als Kollektivpersönlichkeiten durch ihre Vorsteher die Landstandschaft im Stande der Ritterschaft auszuüben berechtigt sind. Seitdem eine rationelle Bewirthschaftung weiter fortgeschritten ist u. daneben die Güter Handelsartikel geworden sind, hat ein ländlicher Mittelstand in dem ritterschaftlichen Landestheile bedeutend abgenommen. Die Zahl der Bauern in diesem Theile ist auf ein Viertel ihres Bestandes vor 120 Jahren herabgesunken. Die Tagelöhner waren früher Leibeigene. Die Leibeigenschaft wurde 1820 aufgehoben. Die ökonomische Lage der Tagelöhner ist auch jetzt noch eine günstigere als die der Lohnarbeiter in den Städten; aber durch die Löslichkeit der gegenseitigen Verpflichtungen hat sie an Sicherheit verloren. Dazu sind die Gutsherren Polizeiobrigkeiten u. — jetzt allerdings nur noch nominell — Gerichtsherren, also Dienstherren u. Obrigkeiten in einer Person, geblieben. Die Städte genießen große Selbständigkeit, Rechte u. Freiheiten. Dieselben sind ihnen um so mehr gesichert, als sie in der Landesvertretung einen eigenen Stand mit dem Rechte der itio in partes bilden. Die Landstandschaft wird durch die Magistrate, mit seltenen Ausnahmen durch die Bürgermeister ausgeübt. Im Innern steht dem Magistrate eine Vertretung der Bürgerschaft zur Seite od. gegenüber, in der Mehrzahl der Städte nach dem Vorbilde konstitutioneller Staatsverfassungen gebildet u. gestaltet. Nicht wenige Städte haben ausgedehnte Feldmarken u. zu Stadtrecht liegende Grundstücke; manche außerdem ländliche Besitzungen, Höfe u. Dörfer, welche unter der städtischen Obrigkeit stehen. In gemeinsamem Besitze der Ritter- u. Landschaft befinden sich die 3 sog. Jungfrauenklöster Dobbertin, Malchow u. Ribnitz, mit einem Grundbesitze von zusammen ungefähr 8 □M. In diesen Besitzungen sind die sozialen Verhältnisse u. Zustände denen im Domanium ähnlicher als denen in dem ritterschaftlichen Landestheile. Rostock hat noch ein besonderes Kloster. Die 3 Landesklöster wurden 1572 der Landschaft (damals gemeinsame Bezeichnung beider Stände) überwiesen, nach damaliger Sprache „zur ehrbaren Auferziehung inländischer Jungfrauen". Gleichzeitig übernahmen die Stände namhafte Leistungen zu Gunsten der Landesherren. Die Klöster dienen thatsächlich zur Versorgung von unverehelichten Töchtern der Berechtigten. An dem Genusse haben die

Magistrate der Städte einen sehr viel geringeren Antheil als die Ritterschaft. Beschlüsse in Klostersachen werden auf dem Landtage von Ritter- u. Landschaft gefaßt. Doch ist es durch Herkommen u. Satzung üblich geworden, daß an den Beschlüssen aus dem Stande der Ritterschaft nur die Mitglieder von eingebornem u. rezipirtem Adel Theil nehmen, d. i. aus denjenigen Familien, welche 1572 die Ritterschaft bildeten, u. aus denen, welche später von ihnen zu gleichem Rechte aufgenommen sind; u. daß an dem Genusse der Klöster außer der Landschaft nur eben diese Familien partizipiren, unangesehen ob sie zur Zeit in M. angesessen sind od. nicht. Die Rechtsbeständigkeit dieser Ueblichkeit ist in neuerer Zeit vielfach bestritten worden; doch ist es bis jetzt nicht thunlich gewesen, die Differenz zum Austrage zu bringen. — Selbst auf den Stand der Volksbildung ist die Dreitheilung des Landes von Einfluß: sie ist im Domanium weiter fortgeschritten als in dem ritterschaftlichen Landestheile. Im Durchschnitt ist sie der in dem benachbarten u. ebenfalls plattdeutsch redenden Pommern ungefähr gleich. An höheren Lehranstalten u. Fachschulen besitzt M.-Schwerin die Universität in Rostock, 6 Gymnasien, 9 Realschulen, 2 Schullehrer-Seminare, 2 Navigationsschulen nebst einigen dazu vorbereitenden Schulen, 1 Taubstummen-Institut, 1 Blinden-Institut, 1 Institut für Blödsinnige, außerdem jede Stadt eine gewerbliche Fortbildungsschule; M.-Strelitz 3 Gymnasien, 2 Realschulen, 1 Schullehrer-Seminar. — Soziale Uebelstände, insbes. die bis zu dem Freizügigkeitsgesetze des Norddeutschen Bundes bestehende Schwierigkeit für die Angehörigen eines Landestheiles, in einem der anderen Theile das Niederlassungsrecht zu erwerben, haben neben anderen Umständen während einer Reihe von Jahren zu zahlreichen Auswanderungen beigetragen. Durch diese haben die Zunahme der Bevölkerung u. der Bestand an Arbeitskräften Abbruch erlitten. Noch jetzt ist die Ritterschaft mehr in der Lage, die Wirkungen des Freizügigkeitsgesetzes von sich abwenden zu können, als das Domanium u. die Städte. Seitdem jedoch die Verhältnisse in Nordamerika für Einwanderer ungünstiger geworden, manche Täuschungen über fremde Länder geschwunden sind, ist die Auswanderung aus M. merklich im Abnehmen begriffen.

Das Vorstehende gilt, wenn auch nicht durchaus, doch überwiegend gleichmäßig von den beiden Großherzogthümern M.-Schwerin u. M.-Strelitz. Soweit die sozialen Zustände u. Verhältnisse unter dem Einflusse der staatlichen Institutionen stehen, müssen sie in beiden sehr ähnlich bleiben, da beide die Verfassung, die Landesvertretung u. die verfassungsmäßig zu Stande gekommenen Gesetze mit einander gemein haben (s. u.). In Regierung, Verwaltung u. Finanzen sind beide Großherzogthümer getrennt.

M.-Strelitz besteht aus 2 getrennten Gebieten: dem im SO. M.s liegenden Herzogthum Strelitz od. der Herrschaft Stargard (in ständischen Beziehungen der Stargardische Kreis genannt) u. dem im Westen M.s liegenden Fürstenthum Ratzeburg. Beide zusammen umfassen 53,20 □M. mit 96,982 E. (nach der Zählung von 1871); davon das Fürstenthum Ratzeburg 6,93 □M. mit 17,006 E. In dem Herzogthum Strelitz liegt die Residenz Neustrelitz (1875: 8523 E.); die bedeutendste Stadt, in städtischen Angelegenheiten Vorderstadt, ist Neubrandenburg (1875: 7476 E.); die Stadt Friedland zählt nur wenig über 5000 E., ist aber wohlhabend durch ausgedehnten Grundbesitz. Der Hauptort des Fürstenthums Ratzeburg ist nicht die Stadt Ratzeburg, welche zu dem Herzogthum Lauenburg gehört, sondern das jüngst zur Stadt erhobene frühere Amt Schönberg mit wenig über 3000 E. M.-Schwerin ist arrondirt; doch schließt es in der Nähe von Malchin u. Stavenhagen 3 preußische Rittergüter nebst deren Pertinenzen als Enklaven ein, u. 2 Parzellen von M. bilden Enklaven in Preußen zwischen Wittstock u. Neustadt a. D. Es umfaßt 241,69 □M. mit 557,734 E., darunter 1336 Katholiken u. 2945 Juden. Residenz u. Sitz der Landesregierung ist Schwerin mit 28,007 E. (1875). Die größte Stadt ist Rostock mit 34,188 E. (1875), als Seehandelsplatz die verkehrreichste, als Sitz des Engeren Ausschusses (s. u.) ein Sammelpunkt für die Landstände, als Sitz der Universität ein Sammelpunkt geistigen Lebens; daneben seit 1840 Sitz des höchsten Gerichtes. Die Seestadt Wismar hat 14,466 E. (1875), die Vorderstadt Güstrow 11,080 E. (1875).

Die Trachten in M. theilen das Schicksal der meisten Volkstrachten, allmählich zu verschwinden. Die Männer tragen in der Gegend um Doberan oft noch weite lederne Kniehosen, ein tuchenes Bruststück, welches an Stelle der Weste den Oberkörper bedeckt, eine helle streifige Kattunjacke, runden Filzhut u. halbhohe Stiefeln zu weißen Strümpfen; um Schwerin kommen bei älteren Leuten noch die engen weißleinenen Kniehosen zu dunkelfarbigen Strümpfen u. Bindeschuhen vor, dazu zweireihige Weste, wollene Jacke u. über dieser der lange dunkelblaue Tuchrock; in der Gegend von Rehna (im äußersten Westen des Landes) sieht man noch die kurze schwarze Jacke u. citrongelbe Weste, beide eng mit Metallknöpfen bedeckt, dazu gelbes Halstuch, runder Filzhut, schwarze Kniehose, weiße Strümpfe u. Schnallenschuhe. Die Frauentracht zeichnet sich nam. um Doberan durch ein zierliches Strohhütchen aus, welches auf dem Wirbel des mit einer Haube bedeckten Kopfes aufliegt; reicher Bänderschmuck von schwarzer Seide hängt von der Haube am Nacken herab u. befestigt das Hütchen unter dem Kinn. Das Brusttuch von blumigem Wollenstoff, die Jacke von dunklem Kattun, der wollene Rock mit breitem, farbigem Besatz u. die wollene Schürze sind als allgemeine norddeutsche Tracht bekannt, ebenso die Strohhüte, welche den Kopf ganz bedecken u. das Gesicht einrahmen. Eigenthümlicher tragen sich die Frauen um Ratzeburg: das zierliche Häubchen von rother Seide od. Goldstoff mit breitem Kantenbesatz bedeckt das einfach gescheitelte Haar zuweilen ganz; Rock, Mieder u. Jacke sind von schwarzem Wollenstoff mit bunten Borten besetzt, die schwarze Schürze wird durch seidene Schnüre od. Agraffen geschlossen; aus dem weit ausgeschnittenen Mieder tritt das buntblumige, wollene, oft auch dicht mit Goldflittern besetzte Brusttuch hervor, am oberen Rande fällt ein kleiner Spitzenkragen darüber; den Anzug vervollständigen endlich weit ausgeschnittene schwarze Lederschuhe u. weiße Strümpfe.

Geschichte. M. war in der ersten Hälfte des Mittelalters ein wendisches (slavisches) Land. Auf eine frühere germanische Bevölkerung deuten zahlreiche Funde von Alterthümern. Sein Fürstenhaus ist jetzt das einzige in Europa von slavischer Abkunft. Der Weltkampf zwischen Germanen u. Slaven wurde für M. durch Heinrich d. Löwen zu Gunsten der Germanen u. des Christenthums entschieden. Der Obotritenfürst Niklot (dessen Burg Mitilinborg [d. h. große Burg] unweit Wismar lag u. sowol einem noch heute an ihrer Stelle liegenden Dorfe als auch dem ganzen Lande den Namen gegeben hat) wurde erschlagen, jedoch sein Sohn Pribislaw in den Besitz des Landes wieder eingesetzt u. zum Fürsten des Deutschen Reiches erklärt. 1348 wurde M. deutsches Reichslehen u. Herzogthum. — In jenen Kämpfen war das Land verödet u. entvölkert. Es wurde ganz überwiegend durch niedersächsische Kolonisten wieder bevölkert. Land u. Volk sind durchaus niedersächsischen Charakters. Durch zahlreiche kirchliche Ansiedelungen wurde das Land kultivirt; sächsische Edle bildeten den Herrenstand, u. mit ihnen verschmolzen sich die übrig gebliebenen wendischen Herren; das westfälische Bauernhaus wurde auch das mecklenburgische; nur in einzelnen Dörfern erhielt sich der wendische Charakter. In dem Hansabunde nahmen Rostock u. bes. Wismar eine hervorragende Stellung ein; die meisten Städte nahmen das Lübische Recht an. Rostock ist bis auf diesen Tag ein bevorrechtetes Glied des Staatsverbandes; Wismar, nachdem es 155 Jahre unter schwedischer Herrschaft gestanden u. nur als Pfand wieder in mecklenburgischen Besitz gekommen, nur lose in ihn eingefügt. In Rostock wurde schon 1419 eine Universität gegründet. — Nach mittelalterlicher Weise unterlag das Land wiederholten Theilungen; doch starben die Nebenlinien bald wieder aus. Dem Herzog Albrecht III. fiel 1363 die Krone von Schweden zu, aber nicht auf die Dauer, auch hatte er keine Leibeserben; Albrecht IV. wurde durch Friedensschluß von 1371 Thronerbe in Dänemark, konnte aber die Regierung nicht antreten. Zur Zeit der Reformation wurde M. von Heinrich d. Friedfertigen u. Albrecht d. Schönen gemeinschaftlich regiert. Ihre drei Schwestern waren die Mütter Johann Friedrich's des Großmüthigen von Sachsen, Philipp's des Großmüthigen von Hessen u. Moritz' von Sachsen. Durch Heinrich wurde die Reformation ohne Gewaltsamkeit eingeführt, durch Herzog Johann Albrecht, der auch an dem Passauer Vertrage u. dem Augsburger Religionsfrieden thätigen Antheil nahm, im Einverständnisse mit den Landständen u. dem Volke landesgesetzlich durchgeführt. Bei dem ersten Falle eines Konfessionswechsels in dem herzoglichen Hause wurde durch Reversalen von 1621 das lutherische Bekenntniß, bei dem schon nach den Reversalen von 1572 die Stände erhalten bleiben sollten, als das Bekenntniß des Landes staatsrechtlich gesichert; durch den Westfälischen Frieden von 1648 auch reichsgesetzlich, da es 1624 in M. nur Lutheraner gegeben hatte. — 1555 wurde das Land von Neuem getheilt in die Herzogthümer M.-Schwerin u. M.-Güstrow, u. diese Theilung 1621 wiederholt. Die Herzöge Johann Albrecht II. von M.-Güstrow u. Adolf Friedrich I. von M.-Schwerin wurden wegen ihres Eifers für die Sache des Protestantismus von Ferdinand II. in die Reichsacht gethan u. ihre Länder 1627 an Wallenstein als Reichslehen gegeben, dem 1628 die mecklenburgischen Stände huldigen mußten; indessen setzte Gustav Adolf die Vertriebenen wieder ein u. 1635 erfolgte ihre Aussöhnung mit dem Kaiser. Bleibende Wirkung hat Wallenstein's Herrschaft nicht hinterlassen. Die Güstrower Linie starb 1695 aus. Die daraus entstehenden Erbstreitigkeiten wurden durch den Hamburger Vertrag von 1701 beendigt. Darnach wurde aus einem Theile des Herzogthums M.-Güstrow, nämlich der Herrschaft Stargard, u. aus dem räumlich davon getrennten Bisthum, späteren Fürstenthum Ratzeburg, ein Herzogthum M.-Strelitz gebildet.

Stammbaum des Hauses Mecklenburg.

Niklot, Fürst der Obotriten. † 1160.

Pribislaw, Fürst der Wenden, Reichsfürst 1170. † 1178.

Heinrich Borwin I., Fürst von Mecklenburg. † 1227. — Wartislaw. † 1164.

Rostock. Heinrich Borwin II. † 1226. — Gadebusch. Nikolaus II. † 1225. — Nikolaus I. in Rostock. † 1200.

Mecklenburg. Johann I. Herr in Mecklenburg. † 1264. — Werle. Nikolaus I. Herr von Rostock. † 1277. — Rostock. Heinrich Borwin III. Herr von Rostock. † 1273. — Richenberg-Parchim. Pribislaw III. Herr von Richenberg-Parchim. † vor 1261.

Heinrich I. in Wismar. † 1302. — Albrecht I. † 1265. — Nikolaus III. † 1289/90. — Johann II. † 1299. — Werle-Güstrow. Heinrich I. † 1291. — Parchim. Johann I. † 1283. — Waldemar. † 1281. — Pribislaw.

Heinrich II., der Löwe, zu Mecklenburg 1287, zu Stargard 1301, zu Rostock 1323. † 1329. — Johann III. † 1289. — Heinrich. † nach 1307. — Nikolaus. † nach 1292. — Nikolaus II. zu Parchim. † 1316. — Johann II. zu Güstrow. † 1337. — Nikolaus d. Kind. † 1314.

Mecklenburg-Schwerin. Albrecht II. Herzog 1348, Graf von Schwerin 1359. † 1379. — Stargard. Johann I. Herzog 1348, Herr von Stargard 1352. † 1393. — Johann III. v. Goldberg. † 1352. — Nikolaus III. v. Güstrow. † nach 1360. — Bernhard v. Waren. † nach 1378.

Heinrich III. † 1384. — Albrecht III., König von Schweden 1363—89. † 1412. — Magnus I. † 1384. — Joh. II in Schwerin und Stargard 1393. † 1416/17. — Ulrich I. † 1417. — Albrecht IV. † 1397. — Nikolaus IV. † 1354. — Lorenz. † 1400. — Johann. † nach 1377. — Johann VI. † vor 1395.

Albrecht IV. † 1388. — Erich v. Gothland. † 1397. — Albrecht V. in Schwerin u. Stargard 1417. † vor 1423. — Johann IV. in Stockholm 1380—95, in Schwerin 1395, in Stargard 1417. † 1422. — Heinrich der Aeltere, in Stargard 1423, in Werle 1436. † nach 1466. — Johann IV. † vor 1375. — Balthasar. † 1421. — Wilhelm. † 1436. — Christoph. † 1426.

Heinrich IV., der Dicke, in Schwerin nach 1436, in Wenden 1431, in Stargard 1471. † 1477. — Johann V. folgt 1436. † 1442/43. — Johann III. in Stargard 1417, in Werle 1436. † 1439. — Ulrich II. † 1471.

Albrecht VI. in Güstrow. 1464. † 1483. — Johann VI. in Güstrow. 1464. † 1474. — Magnus II. folgt in Mecklenburg-Schwerin 1477, in Güstrow 1483. † 1503. — Balthasar, Bischof von Schwerin, dann von Hildesheim, folgt in Mecklenburg 1480. † 1507.

Heinrich V. in Schwerin 1534. † 1552. — Albrecht VII. in Güstrow 1534. † 1547.

Magnus, Bischof von Schwerin. † 1552. — Johann Albrecht I., in Güstrow 1547—55, in Schwerin 1552. † 1576. — Ulrich III., Bischof von Schwerin 1550, regiert in Güstrow 1555, in Schwerin 1576—85 u. seit 1592. † 1603. — Christoph, Bischof von Ratzeburg 1554, Coadjutor v. Riga 1555—69, folgt in Gadebusch 1570. † 1592. — Karl I., Coadjutor 1575, Verweser zu Ratzeburg 1592, regiert in Güstrow 1603, in Schwerin bis 1608. † 1610.

Johann VII., in Schwerin 1587. † 1592. — Sigismund August. † 1600.

Schwerin. Adolf Friedrich I., in Schwerin 1608—28 u. seit 1632, in Güstrow 1636—54, Verweser des Bisthums Schwerin 1634, Fürst zu Schwerin u. Ratzeburg 1648. † 1658. — Güstrow. Johann Albrecht II., in Güstrow 1611—28 u. seit 1632, Coadjutor zu Ratzeburg 1616. † 1636.

Christian Ludwig I., Verweser des Bisthums Schwerin 1625, regiert in Schwerin 1658. — Karl in Mirow. † 1670. — Johann Georg in Mirow. † 1675. — Grabow. Friedrich I. † 1628. — Strelitz. Adolf Friedrich II., in Strelitz u. Ratzeburg 1701. † 1708. — Gustav Adolf, in Güstrow 1654. † 1695.

Friedrich Wilhelm, in Schwerin 1692, in Güstrow 1695. † 1713. — Karl Leopold 1713. † 1747. — Grabow, dann Schwerin. Christian Ludwig II., in Grabow 1708, in Schwerin 1747. † 1756. — Adolf Friedrich III. 1708. † 1752. — Karl Ludwig Friedrich. † 1752. — Karl. † 1688.

Friedrich, 1756. † 1785. — Ludwig. † 1778. — Karl II., 1794, souverän 1806, Großherzog 1815. † 1816.

Friedrich Franz I. 1785, souverän 1806, Großherzog 1815. † 1837. — Georg 1816. † 1860. — Karl. † 1837.

Friedrich Ludwig. † 1819. — Gustav. † 1851. — Karl. † 1833. — Adolf. † 1821. — Friedrich Wilhelm, geb. 1819, Großherzog 1860. — Georg. Geb. 1824.

Paul Friedrich, 1837. † 1842. — Albrecht. † 1834. — Adolf Friedrich. Geb. 1848. — Georg Alexander. Geb. 1859. — Karl Michael. Geb. 1863.

Friedrich Franz II., geb. 1823, Großherzog 1842. — Wilhelm. Geb. 1827.

Friedrich Franz. Geb. 1851. — Paul Friedrich. Geb. 1852. — Johann Albrecht. Geb. 1857. — Friedrich Wilhelm. Geb. 1871. — Adolf Friedrich. Geb. 1873.

Dem nur $^1/_6$ des ganzen M. umfassenden M.-Strelitz war dabei eine untergeordnete Stellung zugedacht; doch hat es sich mit Geschick u. Glück zu einer gleichberechtigten Stellung neben M.-Schwerin erhoben, wenn auch thatsächlich in den gemeinsamen Angelegenheiten (s. u.) M.-Schwerin die leitende Rolle zufällt. Unter dem Nordischen u. dem Siebenjähr. Kriege hatte M. schwer zu leiden. In dem laufenden Jahrhundert wurde M. nach der Schlacht bei Jena bis zum Frieden von Tilsit von den Franzosen okkupirt. 1808 mußten die Herzöge dem Rheinbunde beitreten. Doch war der Herzog von M.-Schwerin der Erste, der sich (22. März 1813) von ihm wieder lossagte; unterdessen hatten die Landesherren ihm in den inneren Verhältnissen nicht weiter Folge gegeben, als sie thatsächlich nicht vermeiden konnten, u. insbes. die ständische Verfassung in ihrem rechtlichen Bestande erhalten. — Die Trennung von M.-Schwerin u. M.-Strelitz ist durchgeführt nur in dem Regierung u. Verwaltung betreffenden Ressort, nicht aber in der Verfassung u. den durch die Verfassung normirten Angelegenheiten.

Die mecklenburgische **Verfassung** war am Ausgange des Mittelalters eine ständische, wie in den meisten deutschen Territorien; nur kam sie etwas später zur vollen Entwicklung. Als die Stände im 16. Jahrh. neue Landestheilungen fürchteten u. sich der Erhaltung ihrer Gerechtsame in getrennten Körperschaften weniger sicher fühlten, schlossen sie 1523 eine Union, kraft deren sie eine ungetheilte Korporation bleiben wollten, u. diese Union wurde 1621 von den Herzögen anerkannt. 1622 wurde zur Wahrnehmung der ständischen Gerechtsame u. Funktionen ein permanenter Engerer Ausschuß eingesetzt. Jene Union besteht noch jetzt, sodaß M.-Schwerin u. M.-Strelitz zwei Regierungen, aber eine gemeinsame Ständeversammlung haben. Im 18. Jahrh. versuchte Herzog Karl Leopold von M.-Schwerin (1713—1747) die Verfassung gewaltsam zu brechen. Innerhalb des Landes waren die Landstädte, die Geistlichkeit u. die Bauern ihm nicht durchaus entgegen, aber die Ritterschaft u. die Stadt Rostock widerstanden ihm mit Erfolg. Der Kaiser entzog ihm die Administration des Landes u. übertrug dieselbe seinem Bruder, dem Herzog Christian Ludwig. Nach seinem Tode machte Christian Ludwig als sein legitimer Nachfolger den noch obschwebenden Streitigkeiten durch Abschluß des Landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs von 1755 ein Ende. Dieser Vergleich enthält nicht die ganze Landesverfassung, sondern er erstreckt sich nur auf das, was streitig geworden war; aber dessen war viel. In dieser Gestalt hat die ständische Verfassung die Periode der ersten Französischen Revolution u. das Jahr 1830 überdauert. An dem Landesgrundgesetzlichen Erbvergleiche hat im Laufe der Zeit Manches geändert werden müssen; aber in ihren Grundzügen besteht die ständische Verfassung noch jetzt. Die Grundzüge sind, daß der Landesherr die Kosten des Landesregiments aus den Erträgen seines Domaniums zu bestreiten hat, das Land nur zu bestimmten Zwecken Subsidien leistet, u. daß in der Gesetzgebung den Ständen nur insoweit, als dadurch ihre Gerechtsame berührt werden, das Recht der Zustimmung od. Verwerfung, im Uebrigen nur ein rathsames Bedenken zusteht. Seit 1838 traten in der Ritterschaft starke u. systematische Gegensätze hervor. Sie wurden verschlungen durch die Revolution von 1848. Nach Berathung mit einer ad hoc gewählten Volksvertretung wurde eine Repräsentativverfassung auf breitester Grundlage der Kopfzahl am 10. Okt. 1849 als Staatsgrundgesetz für M.-Schwerin publizirt. Allein sowol die alten Stände als auch der Großherzog von M.-Strelitz hatten zu solcher Umwandlung der Verfassung nur unter gewissen Bedingungen ihre Zustimmung gegeben u. diese Bedingungen waren nicht erfüllt. Nachdem durch die Auflösung des Deutschen Reiches die Reichsgerichte in Wegfall gekommen, war 1817 für Verfassungsstreitigkeiten zwischen Fürst u. Ständen ein austrägalgerichtliches Verfahren vereinbart u. davon auch seitdem schon Gebrauch gemacht worden. Auf Andringen der Krone Preußen u. des wieder hergestellten Bundestages entschloß sich der Großherzog von M.-Schwerin, den Ständen zu Recht zu stehen; durch den Schiedsspruch von Freienwalde vom 11. Sept. 1850 wurde das Staatsgrundgesetz von 1849 für nicht rechtsbeständig erklärt u. demzufolge die frühere ständische Verfassung wieder hergestellt. Seit der Gründung des Norddeutschen Bundes hat sich der Reichstag wiederholt für eine Reform der mecklenburgischen Verfassung ausgesprochen; seit 1872 haben die Landesherren versucht, eine Reform zu Stande zu bringen, jedoch bis jetzt nicht mit dem gewünschten Erfolge. — Dem außerhalb des ständischen Verbandes stehenden u. nicht ständisch verfaßten Fürstenthum Ratzeburg hat der Großherzog von M.-Strelitz neuerdings eine Repräsentativverfassung verliehen; dieselbe ist jedoch noch nicht in Wirksamkeit getreten. — Die Geschichte M.s ist geschrieben von Rudloff (5 Thle., Schwerin 1780—1822, bis 1621 reichend; zu ihrer Zeit als ein Muster von Spezialgeschichte anerkannt); von v. Lützow (3 Bde., Berl. 1827—1835, bis 1632 reichend; zum größten Theil auf den Rudloff'schen Forschungen beruhend); von Boll (2 Bde., Neubrandenburg 1855 u. 56, mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte, aber tendenziös); von Pentz (2 Thle., Wismar 1872, Hülfsmittel für den Unterricht).

Meconin (Opianyl), ein indifferenter, im Opium enthaltener Stoff, der von Dublanc im J. 1832 entdeckt, von Couerbe aber erst rein dargestellt wurde. Es erscheint in weißen, glänzenden, nadelförmigen, geruchlosen Krystallen, die beim Erhitzen sublimiren; es schmeckt scharf u. schwach bitter, scheint aber nicht giftig zu wirken.

Medaille od. Denkmünze, Schaumünze, geprägt zum Andenken an hervorragende Persönlichkeiten od. denkwürdige Ereignisse, od. auch nur zu Geschenken bestimmt u. häufig mit allegorischen Darstellungen versehen. Ist die M. sehr umfangreich, so heißt sie Medaillon; ist sie dagegen sehr klein, Jeton.

Medaillon, eigentlich eine große Art von Denkmünze, in der Kunst gewöhnlich ein Rundbild, Kopf u. dergleichen in Relief, od. ein rundes Ornament in kreisrunder od. ovaler Umrahmung.



Nr. 4132. Medea. (Nach Timomachos von Byzanz.)

Medea, die zauberkundige u. schöne Tochter des kolchischen Königs Aeetes, half Jason, dem Führer der Argonauten, aus Liebe zur Erlangung des goldenen Vließes u. begleitete denselben in seine Heimat, wo sie durch Zerstückelung ihres Bruders Absyrtos die Verfolgung des Aeetes gehemmt haben soll. In Jolkos verjüngte sie durch Zaubermittel Jason's Vater Aeson u. tödtete den Thronräuber Pelias unter dem Vorwande, ihn gleichfalls verjüngen zu wollen. Dann zog sie mit ihrem Gemahle nach Korinth u. verbrachte dort zehn glückliche Jahre. Als aber Jason aus Liebe zur Königstochter Kreusa sich von ihr trennte, ermordete M. die Braut durch ein vergiftetes Hochzeitskleid, ließ auf Kreon's, ihres Vaters Palast, Feuer regnen, tödtete ihre eigenen Söhne Mermeros u. Pheres u. entfloh dann auf ihrem geflügelten Drachenwagen nach Kolchis zurück. Nach anderer Sage soll sie sich wieder mit Jason versöhnt haben. Die Geschichte der M. gab bereits im Alterthum verschiedenen Dichtern, wie Aeschylos, Euripides, Ennius u. Seneca, den Stoff zu Tragödien; unter den Neueren hat namentlich Grillparzer (s. d.) M. zur Heldin eines seiner schönsten Dramen gemacht.

Medellin, Hauptstadt der columbischen Bundesrepublik Antioquia in Südamerika mit 29,567 E. (1870), ist schön gebaut, hat gesundes Klima u. treibt ansehnlichen Handel.

Mediatisirte (von lat. mediare), d. i. mittelbar Gemachte. Im Mittelalter gab es in Deutschland eine Anzahl adeliger Geschlechter, deren Häupter das Recht der Reichsstandschaft genossen u. welche keinen andern Herrn als den Kaiser über sich anerkannten. Sie hießen Fürsten, Grafen u. Freie Herren u. bildeten den sog. Hohen Adel. Seit dem 16. Jahrh. wurden zu ihnen nur diejenigen Familien gerechnet, welche Landeshoheit besaßen, d. h. die Rechte eines Landesoberhauptes über einen allerdings oft sehr kleinen Landstrich ausübten. Dies änderte sich mit der Auflösung des Deutschen Reiches u. der Gründung des Rheinbundes im Jahre 1806. Der größte Theil dieser kleinen Gewalthaber wurde den Herren der größeren Länder unterthan, eines großen Theiles ihrer früheren Rechte (der Reichsunmittelbarkeit) beraubt, mediatisirt. Gewisse Vorrechte, nam. vor den Personen niederen Adels, wurden ihnen dagegen gelassen, bes. Ehrenvorrechte, u. diese auch durch die Bundesakte vom 8. Juni 1815 bestätigt u. anerkannt. Eine Wiedererlangung ihrer früheren Vorrechte, welche ihnen 1806 entzogen worden waren,

vermochten die M. dagegen nicht durchzusetzen, insbes. blieben sie auch von einer Vertretung beim Bundestage ausgeschlossen. Dagegen gelten sie noch heute als den Mitgliedern deutscher Regentenhäuser ebenbürtig, führen als Fürsten den Titel „Durchlaucht", als Grafen den Titel „Erlaucht", sind vom Militärdienste befreit, genießen besonderen Gerichtsstand u. dürfen sich eine Ehrenwache halten; ihre Familien bilden juristisch ein Ganzes, welches vom jeweiligen Familienoberhaupt nach außen u. innen vertreten wird u. für welches Bestimmungen mit bindender Kraft für sämmtliche gegenwärtige u. zukünftige Mitglieder, sog. Hausgesetze, getroffen werden können. Erworben werden die Rechte der M.n, der sog. Hohe Adel, nur durch eheliche Geburt in einer ebenbürtigen Ehe hochadliger Eltern. Ueber die einzelnen Familien, welche zum Hohen Adel gehören, wurde beim Bundestag eine besondere Matrikel geführt. Verliehen werden kann neuerdings der Hohe Adel nicht mehr; zur Zeit des älteren Deutschen Reiches geschah dies durch den Kaiser.

Medici ist der Name einer florentinischen Familie, welche durch eine fast erbliche Begünstigung von Kunst u. Wissenschaft beinahe den höchsten weltgeschichtlichen Ruhm erreicht hat. Obwol nicht von Adel, sondern erst durch Handel u. Industrie zu Reichthum gelangt, treten die Mediceer schon im 13. Jahrh. in den öffentlichen Angelegenheiten ihrer Vaterstadt hervor. Ein Johann von M. entreißt 1251 mit nur hundert Florentinern einem mailändischen Heere die Festung Scarperia. Averardo erscheint 1314 als Gonfaloniere (Fahnenführer). Sein Sohn Salvestro, der kühn für die Zulassung der ghibellinisch gesinnten Bürgerlichen zu öffentlichen Aemtern gegen die guelfischen Edelleute auftritt, erlangt seit 1379 abwechselnd die erste Stellung in Florenz od. Verbannung. Sein Enkel Johann von M. ist der eigentliche Gründer der Macht des Hauses. Geb. 1360, erwarb er unermeßliche Reichthümer u. durch Herablassung u. Freigebigkeit die höchsten Staatsämter, ohne daß er darum anhielt. Ebenso zu verfahren rieth er auf seinem Sterbebette (20. Febr. 1429) seinen Söhnen Cosimo u. Lorenzo, von denen die beiden Linien des Hauses stammen. Die ältere starb 1537, die jüngere 1737 aus. —



Nr. 4133. Cosimo dei Medici (geb. 1389, gest. Aug. 1464).

Cosimo dei M., geb. 1389, mußte wenige Jahre, nachdem er der Erbe seines Vaters geworden war, 1433 in die Verbannung nach Padua u. Venedig entweichen, aber schon im folgenden Jahre tauschte das Haupt der Aristokratenpartei Rinaldo degli Albizzi mit ihm die Rolle: C. wurde in Florenz wie ein Triumphator empfangen. Seitdem war die Republik, obwol die Verfassung auf breiter demokratischer Grundlage ruhte, fast ganz in C.'s Hand, der es verstand, mit Klugheit u. Großmuth durch Andere zu herrschen u. sowol dem Staate durch die Geldmacht seines Hauses als seinem Hause durch den Staat zu nützen. So erhob er das mehr u. mehr abgerundete Gebiet desselben zu einer geachteten Mittelstellung zwischen den norditalischen Staaten Genua, Mailand, Venedig u. den süditalischen Rom u. Neapel; vor Allem wehrte er im Bunde mit Franz Sforza von Mailand der Ländersucht Venedigs u. Neapels. Als das mächtigste Parteihaupt der Aristokraten in Gino Capponi 1455 gestorben war, ließ er selbst durch den Gonfaloniere Luca Pitti 1458 alle Gegner von der Volksversammlung fern halten u. mehrere Häupter derselben verbannen od. tödten. C. widmete seitdem sein Interesse u. Vermögen vorherrschend der Wissenschaft u. Kunst. Indem er den gelehrten Griechen Johannes Argyropulos nach Florenz berief u. Marsilio



Nr. 4134. Lorenzo dei Medici (geb. 1448, gest. 8. April 1492).

Ficino mit einem Landgute beschenkte, damit er in Muße studiren könne, bekannte er sich als einen Anhänger Platon's u. errichtete in diesem Sinne die Platonische Akademie. Durch eine kostbare Sammlung von Büchern u. Manuskripten legte er den Grund zur Mediceischen Bibliothek; durch Erbauung von Palästen, Kirchen u. Kapellen machte er seine Vaterstadt zur schönsten Italiens. Als er im Aug. 1464 starb, bezeichnete man ihn auf dem Grabmal infolge eines Regierungsbeschlusses als „Vater des Vaterlandes". C.'s Sohn Pietro dei M., geb. 1414, erregte durch rücksichtslose Einziehung ausstehender Schuldsummen die Unzufriedenheit Vieler, so daß man im Begriff war, Luca Pitti mit Waffengewalt an seine Stelle zu erheben, aber seine entschlossene Gegenwehr u. die schnelle Versöhnung mit Pitti (1466) vereitelte den Plan. Er hinterließ bei seinem Tode (3. Dez. 1469) seine Gewalt wie ein legitimer Herrscher seinen Söhnen Lorenzo u. Giuliano, welche auch als „Fürsten des Staates" anerkannt wurden. Da der Letztere durch die Verschwörung der Pazzi 2. Mai 1478 sein Leben verlor, so benutzte Lorenzo, später Il Magnifico (der Erlauchte) beigenannt, der mit einer leichten Verwundung davonkam, die Entrüstung des Volkes über eine solche That zur Vernichtung seiner Gegner u. zur Herstellung einer unumschränkten Gewaltherrschaft, die man ihm um so bereitwilliger einräumte, seitdem er König Ferdinand von Neapel u. Papst Sixtus IV. 1480 durch die Macht seiner Rede persönlich zu Freunden der Florentiner Republik gemacht hatte. L. war weder schön noch tugendhaft. Seine Haut war olivenfarben, wie die seines Großvaters, sein Mund groß, die Nase platt, die Stimme unangenehm näselnd, nur Auge u. Stirn edel u. schön. Nicht ohne Grund sagt man ihm Eingriffe in die Staatskasse, ja in die Sparkasse zur Ausstattung armer Mädchen nach, u. die von ihm gedichteten Karnevalsgesänge sowie manche Liebesgedichte gehören zu den schmuzigsten Erzeugnissen der italienischen Literatur; dennoch erwarb er sich u. seinem Hause weltgeschichtlichen Ruhm durch Beschäftigung der namhaftesten Künstler u. Verschönerung seiner Vaterstadt, durch Versammlung der gelehrtesten Philosophen u. Humanisten, die er theils an die reiche Bibliothek (nach ihm Laurentiana genannt), theils an sein Haus zu fesseln wußte, durch die gewinnende Liebenswürdigkeit seines Umganges u. durch seine Freigebigkeit. So lebte er im engsten Verkehr mit dem

Verfasser der „platonischen Theologie“ Marsilio Ficino, mit dem geehrtesten Dichter der Zeit, Angelo Poliziano, mit dem liebenswürdigen Luigi Pulci, u. dem gelehrten u. vielseitigen Fürsten Pico von Mirandola u. bewunderte in der von ihm gegründeten Schule der zeichnenden Künste die ersten Arbeiten seines jüngeren Freundes Michel Angelo Buonarotti. Er starb 8. April 1492 auf seinem Landsitze zu Carreggi, nachdem ihm in der Person des strengen Bußpredigers Savonarola (s. d.) noch einmal das harte Urtheil der christlichen Moral über ein allein dem Genuß des Schönen gewidmetes Leben gegenüber getreten war. Eine Prachtausgabe seiner Werke erschien zu Florenz 1826 (4 Bde.); sein Leben beschrieben Roscoe (deutsch von W. Neumann, Wien 1817) u. A. v. Reumont (2 Bde., Lpz. 1874). Von seiner Gemahlin Clarissa Orsini hinterließ er drei Söhne, von denen er zu sagen pflegte, Giuliano sei gut, Johann (Papst Leo X.) sei klug, Peter sei ein Thor. Dieser, der älteste, geb. 1471, folgte ihm in der fürstlichen Gewalt; allein ohne Geschick, Einsicht u. Kühnheit, verlor er sie, als 1494 der französische König Karl VIII. nach Italien kam, durch einen Volksaufstand. Sein Palast wurde geplündert, die Bibliothek nur mühsam durch Savonarola gerettet, der sie für das Kloster San Marco ankaufte. Zweimal wurde ein Preis auf den Tod der Medici gesetzt, die nun in der Verbannung umherirrten. Nachdem Peter weder durch Karl von Frankreich noch durch die Hülfe der Venezianer, noch durch Papst Alexander VI. die Rückkehr erlangt hatte, schloß er sich Ludwig XII. auf seinem Zuge nach Neapel an u. ertrank im Dez. 1503 bei der Flucht der Franzosen vor dem spanischen Feldherrn Gonsalvo de Cordova im Garigliano. Im Sept. 1512 erzwangen seine Brüder, der Kardinal Giovanni (Johann), u. Giuliano mit bewaffneter Hand die Rückkehr nach Florenz, u. um so mehr stieg die Macht der M., da der Erstere 1513 als Leo X. (s. d.) den päpstlichen Thron bestieg.



Nr. 4135. Katharina dei Medici (geb. 1519, gest. 5. Jan. 1589)

Doch war das alte Vertrauen nicht wieder zu gewinnen, u. Giuliano zog es vor, die Macht in die Hände seines Neffen Lorenzo niederzulegen u. als Schützling des französischen Königs Franz I. unter dem Titel eines Herzogs von Nemours sein Leben (1516) zu beschließen. Sein Sohn, der spätere Kardinal Hippolyt von Medici, gewann zwar nach dem frühen Tode jenes Lorenzo 1518 für u. mit dessen Sohn Alessandro (geb. 1510) die Gewalt, bes. seitdem Giulio, der Sohn des 1478 ermordeten Giuliano, als Clemens VII. (s. d.) Papst geworden war; aber schon 1527 wurden alle M. „auf ewige Zeiten“ verbannt u. die Republik hergestellt. Der Aussöhnung Karl's V. mit dem Papste verdankte es der schamlose Alessandro, daß er 1531 als erster Herzog von Florenz den Einzug hielt, daß er ungestraft seinen Oheim Hippolyt, der ihn wegen seiner Schandthaten beim Kaiser verklagte, vergiften durfte (1535), ja daß er 1536 Karl's V. Tochter Margarethe (s. „Margarethe von Parma“) zur Gemahlin erhielt. Da seine Schwester Katharina (s. d.) seit 1533 den Thron Frankreichs mit Heinrich II. theilte, so bezeichnet die Regierung Alessandro's in gewissem Sinne den Höhepunkt der Macht, freilich auch der Entartung der M. Am 6. Jan. 1537 traf ihn der Dolch Lorenzino's, der von Cosimo's Bruder Lorenzo herstammte. Aber nicht ihn, sondern seinen Neffen Cosimo, geb. 1519, ernannte Karl V. zum Herzog u. sicherte ihm den Thron durch spanische Söldner (1538—1574). Durch geschickte Politik kam Cosimo allmählich in den Besitz von ganz Toscana u. erhielt 1569 von Pius V. den Titel eines Großherzogs. Doch erkannte der Kaiser Maximilian II. denselben erst Cosimo's Sohne Franz (1574—1587) zu, der mit seiner Schwester Johanna vermählt war. Als dieser an demselben Tage (19. Okt.) mit seiner zweiten Gemahlin Bianca Capello (s. d.) 1587 gestorben war u. nur Töchter hinterließ, von denen Marie (s. d.) später die Gemahlin Heinrich's IV. von Frankreich wurde, trat sein Bruder Ferdinand, bisher Kardinal, in den weltlichen Stand zurück u. wurde Großherzog von Toscana 1587—1608. Von ihm stammen in ununterbrochener Reihe jene letzten unbedeutenden M.: Cosimo (Cosmus) II. 1608—21, Ferdinand II. 1621—1670, Cosmus III. 1670—1723 u. Johann Gasto, mit welchem 9. Juli 1737 das Haus der M. ausstirbt. — Der Cavaliere Don Luigi von M., welcher 1805 kurze Zeit in Neapel Minister der äußeren Angelegenheiten u. der Finanzen, seit 1815 Polizeiminister, seit 1818 wieder Finanzminister wurde u. 1830 starb, stammt von Juvencus von Medici ab, einem jüngeren Bruder des zu Anfange genannten Salvestro.

Medicina forensis, gerichtliche Medizin, ist die für Zwecke der Rechtswissenschaft angewandte Wissenschaft des Arztes. Sie ist ein Theil der Staatsarzneikunde, indem die Zwecke des Staates, bei welchen die M. f. in Anwendung kommt, Gesetzgebung u. Rechtspflege betreffen. Obgleich sie sich nicht losgelöst hat von der Medizin, so hat sie sich doch als besondere Doktrin ausgebildet. Für die neuere Rechtspflege ist sie ganz unentbehrlich u. sie hat einen bedeutenden Aufschwung um die Mitte des 19. Jahrh. genommen. Die Organe, welchen im Staate regelmäßig u. nach einer überstandenen Prüfung die Ausübung der gerichtlichen Medizin anvertraut ist, sind Gerichtsärzte (Physici), Gerichtswundärzte u. Gerichtschemiker. Genügt dem Richter der Ausspruch dieser Beamten nicht, so wird von Fakultäten od. an einer Centralstelle (Medizinalkollegium, Wissenschaftliche Deputation) ein Gutachten eingeholt. In Stellvertretung des Gerichtsarztes kann jeder Arzt fungiren u. auf Anordnung des Gerichtsvorsitzenden vorgeladen werden. Im gegebenen Falle muß dann der ärztliche Sachverständige die Eigenschaft eines vollgiltigen Zeugen haben. — Im materiellen Theile der M. f. handelt es sich um folgende gerichtlich-medizinische Untersuchungen: 1. über die Selbstbestimmungsfähigkeit (gerichtliche Psychologie); 2. über geschlechtliche Verhältnisse; 3. über Gesundheitsbeschädigung od. Tödtung durch Verletzungen; 4. über Gesundheitsbeschädigung durch Entziehung der Lebensbedürfnisse; 5. über Gesundheitsbeschädigung od. Tödtung durch Vergiftung (gerichtliche Toxikologie); 6. über die Todesart der Neugeborenen (bei Kindestödtung); 7. über die Ausübung der Heilkunde. — Neuere Hand- u. Lehrbücher der M. f. schrieben L. Krahmer, J. L. Casper, H. Wald, W. Pichler, Schauenstein, E. Buchner, Kraus u. Pichler.

Medicinae practicus ist ein solches Mitglied des ärztlichen Personals, welches nicht die volle wissenschaftliche Ausbildung in der Heilkunde erhalten hat, doch in einem gewissen beschränkten Grade zur Ausübung ärztlicher Praxis berechtigt ist. Man nennt einen solchen auch Arzt zweiter Klasse. Die Ausbildung dieser Aerzte zweiter Klasse geschah früher aus dem Grunde, um nam. die Landbevölkerung auf möglichst billige Weise mit einer, wenn auch nicht ganz vollkommenen ärztlichen Hülfe zu versehen. Dazu errichtete man sog. chirurgische Akademien neben den Universitäten, auf welchen solche Schüler aufgenommen wurden, die nicht die volle Gymnasialbildung sich erworben hatten; auch war das am Schlusse ihrer Studienzeit abzulegende medizinische Examen ein leichteres. Die Beschränkungen, die sich die M. p. gefallen lassen mußten, bestanden in strengerer Beaufsichtigung durch den Kreisphysikus, in der Verpflichtung, bei schwierigen Fällen einen andern Arzt zuzuziehen, u. in der Weisung, sich nicht in den großen Städten, sondern nur auf dem Lande niederzulassen. Da man mit vollem Rechte die Klassifikation der Aerzte sowie die chirurgischen Akademien aufgehoben hat, so steht jetzt die Klasse der M. p. auf dem Aussterbeetat.

Medien (semit. Maidhja, d. h. das Land der Mitte), ein frühzeitig bekanntes u. wichtiges Land Innerasiens, grenzte nördl. an das Kaspische Meer, westl. an Armenien u. Assyrien, südl. an Susiana u. Persis, östl.

an Parthien u. Hyrkanien. Es war bes. im W. sehr fruchtbar u. lieferte nam. treffliche Pferde. Das Land ist von den verschiedenen Zweigen des Tauros durchzogen, welche ihre Flüsse, unter denen der Amardos (heute Sefid Rud od. Kisil Ozēn) der größte war, in das Kaspische Meer senden. Die Bewohner, zum Stamme der Arier gehörend u. nach Herodot auch früher so genannt, waren ehemals tapfere Krieger u. treffliche Bogenschützen, verweichlichten aber später. Ihre Religion war die Zoroaster's (Zarathustra); Hüterin derselben u. Hauptträgerin der gesammten Intelligenz des Volkes war die Priesterkaste der Magier. Am Kaspischen Meere wohnten die Stämme der Kadusier, Kaspier, Anariaken, Amarder u. andere. Das übrige Land zerfiel in die beiden Provinzen Großmedien u. Atropatene. In ersterer lag die berühmte Hauptstadt Ekbatana (heute Hamadan) u. das noch größere Rhagä, außerdem Heraklea u. Baptana. Atropatene (heute Aserbeidschan, s. d.) umfaßte die Städte Chaza, Chazaka (Sommerresidenz der medischen Könige an dem salzigen Spautasee, heute See von Urmia) u. Phraata od. Praaspa. Eine hervorragende Rolle in der Weltgeschichte hat M. nie gespielt. Im 8. Jahrh. v. Chr. machten sich die Meder von den Assyrern unabhängig; unter ihren Fürsten soll Dejoces zuerst den Königstitel angenommen haben. Ihm folgte sein Sohn Phraortes (657—635), der die Perser unterwarf, aber gegen die Assyrer fiel. Sein Sohn Kyaxares zerstörte, im Bunde mit dem Babylonier Nabopolassar, Ninive; Astyages, des Kyaxares Sohn, unterlag dem Kyros (s. d.), der dem Medischen Reiche ein Ende machte. Seitdem theilte M. das Schicksal Persiens, wurde durch Alexander d. Gr. makedonisch, durch Seleukos zum Syrischen Reiche geschlagen, im J. 152 v. Chr. fiel es in die Hände des Partherkönigs Mithridates I. Auf kurze Zeit gelang es später dem Artavasdes, sich zum Könige von M. zu machen; seit dieser im J. 36 durch Antonius besiegt wurde, verschwindet der Name M. aus der Geschichte.

Medikaster (neulat.), unberufener Heilkünstler, Pfuscher, Quacksalber.

Medina (arab. Medinet e-Nabi, d. h. Stadt des Propheten), nach Mekka der wichtigste Wallfahrtsort der Mohammedaner, in der westarab. Landschaft Hedschas, 10 Tagemärsche od. 45 M. im N. von Mekka u. 28 M. im NO. des Seehafens Jambo gelegen, ist eine freundliche, von Mauern u. Thürmen umgebene Stadt mit 16—18,000 E. Einzelne Straßen der inneren Stadt, über welche sich auf einem Felsen die Citadelle erhebt, sind gepflastert, u. da die Quellen u. Cisternen reichlich Wasser spenden, so zeigen die Vorstädte prächtige Gärten mit schönen Landhäusern. Jedem Wassermangel ist durch den großartigen, 1565 vom Sultan Soliman angelegten unterirdischen Aquädukt abgeholfen. Die steinernen Häuser sind meist zweistöckig u. mit platten Dächern versehen. An der Hauptstraße, welche von dem schönen Kairothore ausgeht, liegt die Moschee des Propheten, ähnlich wie die Hauptmoschee Mekka's gebaut, mit kuppelbedeckten Kolonnaden, 5 Minarets u. einigen anderen Baulichkeiten innerhalb des eingeschlossenen Raumes. In der nordöstl. — nach Burton südöstl. — Kolonnade liegt hinter engen Gittern das Marmorgrab Mohammed's unter einem, von höchst kostbaren Teppichen bedeckten, viereckigen Bau von schwarzen Steinen, neben ihm die Gräber seiner ersten Nachfolger Abu Bekr u. Omar u. seiner Lieblingstochter Fatima, sowie ein leeres Grab für Isa ebn-Mirjam, d. h. Jesus, Sohn der Maria. An diesen Grabstätten zu beten gilt den Mohammedanern als ein höchst verdienstliches Werk, doch werden sie nur von einem Theile der Mekkapilger, nam. von der syrischen Karawane u. den Marokkanern, besucht. Außer der Hauptmoschee besitzt M. noch eine schöne Medresse (d. h. höhere Schule) u. einige kleinere Moscheen. Die Handelsbedeutung der Stadt ist gering; ihre Bewohner nähren sich vorzugsweise durch die Bewirthung der Pilger u. durch Landbau.

Medinawurm, s. v. w. Guineawurm.

Medīnet (arab.), Stadt, daher häufig in zusammengesetzten Ortsnamen, z. B. M. el-Fajum die Hauptstadt des Fajum (s. d.), M. Abu, ein Ort auf der Stelle des alten Theben (s. d.) 2c. Gleichen Ursprungs ist das in span. Ortsnamen nicht selten begegnende Medina, z. B. M.-Celi, M.-Sidonia 2c.

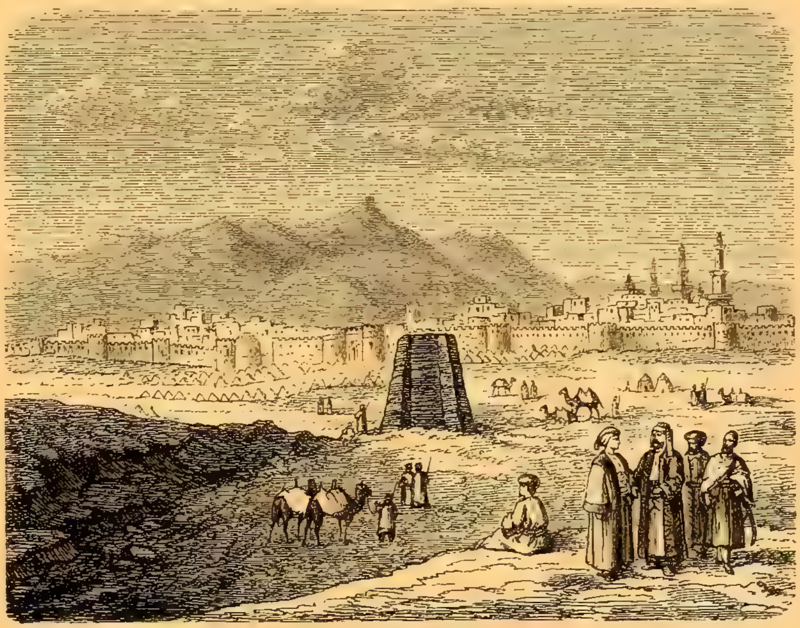
medio (ital.), der mittlere Tag, der im Handels- u. Wechselverkehr sehr wichtige 15. Tag des Monats, an welchem die per m. gestellten Wechsel fällig sind.

Medio tutissimus ibis, eine zum geflügelten Worte gewordene Stelle des Ovid (Metamorphosen II, 137): In der Mitte wirst du am sichersten gehn, d. h. der Mittelweg ist der beste.

Medisance (franz., spr. Mehdisangs), böse Nachrede, Schmähsucht.

mediterran, mittelländisch.

Medium bedeutet eigentlich etwas mitten inne Befindliches; in der Physik bezeichnete man mit diesem Ausdruck einen jeden Stoff, der gewissermaßen als Mittel zur Auflösung od. Verbindung anderer Stoffe galt, u. in dem die anderen Stoffe gleichsam schwebten. Außerdem bezeichnet aber der Spiritualismus (s. d.) als M. solche Personen, die er für „Vermittler zwischen der Menschen- u. Geisterwelt" hält, u. welche bei den sog. „Manifestationen des Geisterreichs" die Hauptrolle spielen. Als im J. 1848 durch die Familie Fox in Amerika die sog. „Klopfmanifestationen" in Aufnahme kamen, hielt der Aberglaube es für möglich, durch die beim Tischrücken u. Tischklopfen auftretenden Erscheinungen sich mit der Geisterwelt in Verbindung zu setzen, u. von Geistern auf Befragen dadurch Antworten zu erhalten. Später benutzte man als handlicheres Instrument den Storchschnabel, der unter der Bezeichnung „Psychograph" beim leichten Auflegen der Finger auf seinen kurzen Theil mit dem längeren Theil die Buchstaben eines vorliegenden Alphabets angab, deren Zusammensetzungen Worte u. Sätze ergaben. Schließlich fanden sich aber auch Personen, welche die spirituellen Kommunikationen mit den Geistern der andern Welt als Medien besorgten. Nach der Theorie der Spiritualisten giebt es drei Klassen solcher begabten Personen: die Geisterseher od. sog. sehenden M. verfügen durch Vermittelung einer höheren Macht angeblich über die Gabe, fortwährend diejenigen



Nr. 4136. Medina.

Seelen zu sehen, von welchen Andere umschwebt sind u. welche den sog. schreibenden Medien durch Leitung der Hand ihren Willen in die Feder diktiren. Eine dritte Art sind die sprechenden Medien, die sich mit den Geistern, deren Rede nur ihnen selbst vernehmlich, laut unterhalten. Gewissermaßen eine Vorschule bilden die physischen Medien, in welchen nur eine Beziehung zur Geisterwelt schlummert u. die in der Erkenntniß noch nicht so weit vorgeschritten sind wie die genannten beglückten Personen. Die Medien sind demnach eine Art Priesterkaste; sie können freilich nur im sog. „Transzustande" (einer Art Verzückung, die sich in ihrer Erscheinung kaum vom natürlichen Zustande einer im Halbschlafe sprechenden Person unterscheidet) mit dem Jenseits in Verkehr treten. In solchem Zustande sollen sie unter dem Einfluß der ihnen zuflüsternden Geister Aeußerungen thun, die über ihre eigentliche Bildungsstufe weit hinausreichen; sie sollen dann verschiedener Sprachen mächtig sein, die sie nie gelernt haben u. s. w. In der Mehrzahl sind die Medien Frauen, nicht selten solche mit hysterischem Anflug, die sich durch ihre vermeintlichen Eigenschaften zu dem Mittelpunkte der spiritualistischen Sitzungen machen. Inmitten der Gläubigen beginnen sie ihren Halbschlaf u. lispelnd unterhalten sie sich mit einem bestimmten Geiste, der ihnen gewogen ist u. auf die vom M. an ihn gerichteten Fragen Aufschluß giebt. Ihre Aussagen erscheinen den Spiritualisten wichtig genug, um protokollirt zu werden. Wenn bei ihren Aussagen, wie es oft der Fall ist, Verkehrtheiten zum Vorschein kommen, so läßt sich dadurch der echte Spiritualist nicht außer Fassung bringen, denn er gesteht zu, daß es auch in den überirdischen Sphären mitunter Lügengeister giebt. Der sog. „Perisprit", d. i. das flüssige M., welches, wie die

Spiritualisten annehmen, die Seele mit dem Körper verbindet u. in allen Theilen des Körpers lebt u. webt, spielt bei den Geisteroffenbarungen (Manifestationen) durch die anderen, obengenannten Medien eine große Rolle, denn durch ihn sind erst die Erscheinungen der sonst unsichtbaren Geister möglich. Einer ernsten Untersuchung ihrer Produktionen setzen sich freilich die Medien nicht gern aus; in der That würden sie wol auch kaum eine solche aushalten, denn es fehlt hier natürlich nicht an Verwirrung u. Widerspruch, an excentrischer Schwärmerei u. fanatischer Narrheit, an Selbstmystifikation u. absichtlicher Täuschung, an lächerlichem Aberglauben u. Quacksalberei, an Wundersucht u. spekulativer Kapitalmacherei. In Amerika wenigstens werden ganz offenbar die Leistungen sprechender Medien oft als Erwerbsquelle benutzt. Einzelne Medien erlangten große Berühmtheit, z. B. Cora Hatch, die nicht ohne Geist war u. mit Gewandtheit bei ihren Vorträgen sich auf allgemein philosophischem od. humanistischem Gebiete od. in der Sphäre poetischer Moralanschauungen mit sichtlicher Liebe bewegte. Dieselben Felder sind es auch, auf welchen sich alle Medien bei ihren Offenbarungen tummeln.

Medium (grammatisch eigentlich medium genus, d. h. die mittlere Gattung) heißt in der griech. Konjugation eine zu der aktiven u. passiven Beugung hinzukommende dritte Art, welche das Präsens, Imperfektum, Perfektum u. Plusquamperfektum vom Passivum entlehnte, für die übrigen Zeiten aber passive Formen bildete. Das M. bezeichnete, daß durch die vom Subjekte ausgehende Handlung dasselbe selbst unmittelbar od. mittelbar betheiligt wurde.

Medium tenuere beati, lat. Sprüchwort: „Die Glücklichen halten die Mittelstraße", d. h. der Mittelweg ist der beste.

Medizin (vom lat. medicina) ist im engeren Sinne des Wortes Arznei od. Arzneimittel (s. d.); im weiteren Sinne bedeutet M. im Allgemeinen Heilkunde, indem beispielsweise der „Medizin Studirende" (Studiosus medicinae) alle Zweige der gesammten Heilkunde zum Gegenstande seiner Studien macht. Allein es wird auch unter M. speziell die innere Heilkunde, die sich mit der Pathologie u. Therapie der inneren Krankheiten befaßt, verstanden, gegenüber der äußeren Heilkunde, der Chirurgie od. Wundarzneikunde. Wir haben hier vorzugsweise die Entwicklung der M. mit ihren einzelnen Disziplinen: Krankheitslehre (Pathologie), Heilmittellehre (Therapie) u. Arzneimittellehre (Materia medica), ins Auge zu fassen.

Die Uranfänge der M. beruhen in der Volksheilkunde, deren Spuren sich wol bei jedem Naturvolke auffinden lassen, u. die auch noch immer nam. in den niederen Schichten aller civilisirten Völker eine Rolle spielt. Die meisten rohen Völker halten die Krankheiten für Erzeugnisse böser Geister; sie suchen sie daher durch irgend einen Zauber zu bannen. Die Zauberer, die Weisen des Volkes, die Priester sind die ersten Aerzte. Bei den Indianern Nordamerika's treiben die „Medizinmänner", bei Bewohnern Nordasiens die Schamanen, bei den Negern gewisse Zauberpriester ihren Hocuspocus an Kranken; bei den alten Kulturvölkern, den Griechen (Asklepios), den Aegyptern u. Indern, stand die Heilkunde seit früher Zeit mit dem religiösen Kultus in innigster Beziehung. Eine Art wissenschaftlicher Heilkunde bildete sich in Indien aus, wo beispielsweise der Arzt Susrutah ein wichtiges medizinisches Werk schrieb, u. wo man mit der Acupunktur, dem Kaiserschnitt, dem Steinschnitt, mit plastischen Operationen u. der Staaroperation sowie mit zahlreichen Heilkräutern u. ihrer Wirkung bekannt war. Die Heilkunde der alten Chinesen ist hauptsächlich in dem Werke „Ching che chung Ching" zusammengestellt u. zeichnet sich durch eine ins Genaueste gehende, doch ganz unverständliche Pulslehre u. eine reichhaltige Arzneimittellehre aus. Die altägyptische M. befand sich in den Händen der Priesterkaste u. ist uns zum Theil durch den „Papyrus Médical" zu Berlin sowie durch den „Papyrus Ebers" zu Leipzig bekannt, die offenbar als Rezeptbücher vor etwa 4000 Jahren benutzt wurden. Unter den alten Juden waren die Leviten als Priester auch die Aerzte des Volkes, doch traten bald nach Salomo die Propheten (Ahia, Eliah, Elisah, Jesajah) als glückliche Nebenbuhler auf.

Bei den alten Griechen war die Ausübung der Heilkunde vorzugsweise in den Händen der Priester der Asklepiostempel, der Asklepiaden. Sie legten bei den Tempeln Krankenhäuser u. Medizinschulen an, in welchen die Aerzte zu kastenartigen Genossenschaften zusammentraten. Von diesen Schulen sind die Koische u. die Knidische Schule die berühmtesten. Ihnen machten die Gymnasien Konkurrenz, indem in ihnen eine Naturmedizin mit sorgfältiger Diätetik u. einfacher Heilgymnastik getrieben wurde. Hippokrates (s. d.) gehörte der medizinischen Schule von Kos an u. lebte um 370 v. Chr., somit in der Zeit der höchsten athenienischen Blüte. Seine medizinischen Schriften sind zahlreich, doch auch viele von Anderen verfaßte Werke fälschlich ihm zugeschrieben. Er zeichnet sich durch eine scharfe Beobachtung des Krankheitsvorganges u. durch große Umsicht in der Untersuchung des Kranken sowie durch Feinheit seiner Bemerkungen aus. Nach dem Aufschwung, den die Heilkunde in Griechenland mit Hippokrates genommen hatte, verfiel sie jedoch ziemlich schnell, indem an die Stelle schlichter Naturbeobachtung theoretische Tendenzen mit Dialektik u. blendenden Hypothesen traten. Schon der Sohn des Hippokrates, Thessalos, u. sein Schwiegersohn, Polybos, gehörten zu diesen philosophischen Schöngeistern. Nach u. nach bildete sich eine ärztliche Schule von Theoretikern, welche man die dogmatische genannt hat; zu ihr gehören: Praxagoras, Prodikos ꝛc. Ein besserer Zweig erblühte mit Aristoteles, geb. 384 v. Chr., der im J. 343 als Lehrer Alexander's von König Philipp nach Makedonien berufen wurde; doch kehrte er 335 nach Athen zurück, wo er seine Lehren im Lykeion vortrug u. der Stifter der sog. Peripatetischen Schule wurde. Er geht überall vom Thatsächlichen, Empirischen aus u. knüpft seine Spekulation bei großer Nüchternheit des Nachdenkens an die Mannichfaltigkeit der Naturerscheinungen an; nam. erwarb er sich um die Anatomie große Verdienste. Unter den Schülern des Aristoteles nennt man Kallisthenes von Olynth, Tyrtamos von Eresos, genannt „Theophrastos", u. Strato von Lampsakos.

In Aegypten herrschten zu Alexandrien nach Alexander's d. Gr. Tode die Ptolemäer mit einem der Wissenschaft fast durchgängig günstigen Sinne. Nach der dort blühenden Universität (Museum) zogen berühmte Gelehrte, unter Anderen der Arzt Erasistratos aus Aristoteles' Schule. Auch er machte zahlreiche Sektionen an menschlichen Leichen, angeblich auch Vivisektionen an Verbrechern; hierbei vermehrte er die Kenntnisse über Gehirn, Herz u. Gefäße; seine Schüler blieben seinen Lehren lange unbedingt treu. Nicht minder wichtig war in Alexandrien die Schule des Herophilos, der ebenfalls die Anatomie, doch auch die praktische Heilkunde nach dem Prinzipe der sinnlichen Erfahrung kultivirte. Noch praktischer suchte sein Schüler Plinius von Kos vorzugehen, indem er ein auf Beobachtung der Natur gegründetes empirisches System der Heilkunde zu schaffen suchte; er u. seine Schüler, die „Empiriker", verwarfen Alles, was nur aus der Theorie hervorging, u. es sind unter Letzteren nam. Serapion, Heraklides, Heras von Kappadokien u. s. w. zu erwähnen.

Bei den Römern stand die M. lange Zeit auf dem niedrigsten Standpunkte. Allmählich zeigten sich mit dem Eindringen griech. Bildung zuerst griech. Abenteurer als Charlatane, dann aber auch tüchtige griech. Aerzte, z. B. Asklepios aus Brusa in Bithynien u. seine Schüler, die Asklepiadeer. Die meisten der Letzteren nahmen für die Heilkunde das bequeme System der Methodiker an, welches Themison von Laodikea (50 v. Chr.) begründete. Dieses dogmatische System konnte freilich den wissenschaftlichen Ansprüchen auch nur jener Zeit keineswegs genügen; doch fand es zahlreiche Anhänger: Thessalos von Tralles, Olympikos von Milet, Philumenos, Soranos u. Moschion. Unabhängiger bearbeiteten die Heilkunde unter den Römern: Celsus (50 v. Chr. bis 20 n. Chr.), dann Cajus Plinius Secundus der Aeltere, der größte röm. Naturforscher, auch Marinus der Anatom, Menekrates u. Dioskorides; den zwei Letztgenannten verdankte nam. die Arzneimittellehre viel. Ihnen folgte Athenäus, der den Versuch wagte, die medizinische Wissenschaft unter ein bestimmtes Prinzip u. in ein dogmatisch geschlossenes System zu bringen, indem er meinte, daß die ganze Welt, so auch das Wesen der Krankheiten, durch ein feuriges Pneuma bestehe; er u. seine Schüler hießen Pneumatiker, unter Letzteren befanden sich die „Eklektiker" Agathinus, Archigenes, Heliodor u. nam. Aretäus, der als der größte Arzt seit Hippokrates bezeichnet wird.

Der Zustand der M. gegen Ende des 1. u. im Anfang des 2. Jahrh. n. Chr. zeigte nichts Erfreuliches. Die Aerzte schienen ganz im gedankenlosen Eklektizismus untergegangen zu sein. Doch erhob sich über die Allgemeinheit der unbedeutenden Elemente Claudius Galenus, der in seinen ärztlichen Schriften das ungeheuere Material des ganzen Alterthums bewältigte u. zu einem selbständigen Ganzen bearbeitete. Galenus war ein bedeutender Polyhistor, unermüdlicher Kompilator u. erlangte nicht nur eine welthistorische Berühmtheit, sondern auch dauernde Autorität. Von den Aerzten der nachgalenischen Zeit bis zum Untergang der antiken Kultur ist wenig Erfreuliches zu berichten. So ist aus der spätesten röm. Zeit des 6. Jahrh. nur noch Alexander von Tralles zu nennen. Im 7. Jahrh. zeichnete sich Theophilus von Konstantinopel aus, u. Paul von Aegina wurde als Chirurg u. Geburtshelfer Autorität für das ganze Mittelalter.

Die christliche Bruderliebe führte im 4. u. 5. Jahrh. Krankenhäuser ein; allein die Heilung in denselben besorgten nicht Aerzte, sondern Mönche mittels Gebet, Magie u. roher Empirie, u. wie auf den andern geistigen Gebieten vollzog sich auch in der Heilwissenschaft der Prozeß eines rapiden Verfalls. Durch Magie u. Zauberformeln wurden die Medikamente, durch Gaukler die Aerzte aus der Mode gedrängt. Erst die Araber suchten die ärztliche Kunst u. Wissenschaft wieder zu erwecken;

im 9. Jahrh. machten sich Aerzte aus Bagdad, Persien u. Syrien bemerklich: Mesue u. Serapion sowie der berühmte Rhazes (Abu Bekr el Razi); im 10. Jahrh. wirkten Isaak Ben Soliman, der Jude, Ali Ben Abbas, der Perser; im 11. Jahrh. folgten Ibn al Dschezzar u. Mesue der Jüngere, bes. aber der eben so gelehrte als abenteuerliche Avicenna (Ebn Sinah); im Anfang des 12. Jahrh. war einer der Letzten im östl. Reiche Abul Kasem. Die arab. M. setzte sich schließlich noch in Spanien (Cordova) fort: Avenzoar, Averroës u. Maimonides (ein jüdischer Rabbiner) waren dort angesehene Aerzte. Allein die wissenschaftliche Bedeutung der Arabisten ist im Ganzen auch nicht groß.

Ein wirkliches Wiedererwachen der M. knüpft sich an die Blüte der berühmten Schule von Salern, welche ins 11. u. 12. Jahrh. fällt; von ihr aus wurde eine Schrift über Diätetik, das „Regimen Sanitatis“, verbreitet, ohne daß diese Schule jedoch einen dauernden Einfluß hätte gewinnen können. In der M. des 13. Jahrh. machte sich die Methode der Scholastik breit mit den Schriftstellern Thaddäus von Florenz, Peter von Albano, Arnaldus von Villanova; die Praxis aber war eine jämmerliche. Von günstigem Einfluß war die Stiftung des Collegium chirurgicum zu Paris durch Ludwig IX. — Als im 14. Jahrh. schlimme Seuchen, der schwarze Tod, die Pest u. die psychische Epidemie der Tanzwuth Europa heimsuchten, führten zwar diese Kalamitäten zur Errichtung von Pestilenzhäusern u. dergleichen, aber erst im 15. Jahrh. bestrebten sich mehrere Aerzte in Padua u. Ferrara, auf dem Wege freier Forschung vorzugehen: J. von Forli, B. Montagna, Benedetti. M. Savonarola. — Das Zeitalter der Reformation mit seinen anregenden Einflüssen brachte dann im 16. Jahrh. auch in die M. einen vielgestalteten Aufschwung, nam. bestrebte man sich, die Hippokratischen Lehren wieder rein herzustellen. Verdienste erwarben sich in dieser Beziehung: Leonicenus (Ferrara), Mercurialis (Padua), Cagnati (Rom); in Deutschland: W. Koch (Basel), Winther aus Andernach (Prof. zu Paris), Zwinger (Basel); in Frankreich: Houllier (Paris), Foësius (Metz). Gegen Galen's Lehren traten zu jener Zeit auf: Fernel (Paris), Argentarius (Lyon), Joubert (Montpellier), Crato von Craftheim. Anatomische Studien trieben die Italiener Achillini, Berengar, Benedetti, Massa, in Paris Sylvius, in Genf Serveto, vor Allen aber Andreas Vesal (aus Brüssel), der in Padua, Bologna u. Pisa lehrte u. dessen Schüler Eustachi u. Faloppia waren. Die Chirurgie nahm gleichzeitig einen Aufschwung durch Ambroise Paré (Paris), dessen Schüler Guillemeau u. Pineau sich durch Verbreitung seiner Lehren auszeichneten. Für die innere M. (Klinik) wirkten Gutes Fernel, Ballonius u. Rondelet in Frankreich, Dodonäus in Holland, Fuchs, Crato von Craftheim, Cornarus u. F. Plater in Deutschland. Sie machten den Anfang zur positiven Forschung auf dem Gebiete der M. Trotzdem blieb Deutschland daneben noch immer der Schauplatz für medizinische Schwärmer u. Gaukler (durch Kabbala u. s. w.). Dieser verdächtigen Genossenschaft reiht sich der höchst begabte, vielgewanderte Paracelsus an, der Vieles schrieb, die Naturheilkraft „Archaeus“ nannte, beim Heilen den Grundsatz Similia similibus hatte u. die Namen der Krankheiten je nach den gegen sie heilkräftigen Mitteln wählte. Auf seinen Grundsätzen fußten später theils Hahnemann, theils Rademacher. Nachdem Franz Baco (Großkanzler in England, gest. 1626) durch seine philosophischen Schriften der exakten Naturbeobachtung u. der richtigen Erkenntniß der Naturerscheinungen durch Aufsuchen ihrer Ursachen (Induktion) Anerkennung verschafft hatte, traten auch für die M. das Bedürfniß einer genauen Kasuistik, pathologische Anatomie u. Forschungen auf dem Gebiete der Therapie in den Vordergrund. Schon im Anfang des 17. Jahrh. machte W. Harvey (Padua u. London) durch seine Lehre vom Kreislauf des Blutes Epoche; ihm schlossen sich die tüchtigen engl. Anatomen Glisson, Cowper, Willis u. A. an, während in Italien Malpighi mikroskopisch die Blutkörperchen entdeckte. Allein trotz dieses guten Aufschwunges brach ein schlimmer Doktrinarismus in die M.; van Helmont (geb. 1578) brachte ein unlogisches System zu Stande, bei dem als Lebensprinzip der sog. Archäus eine Hauptrolle spielt. Ein anderer Niederländer, Sylvius, traf mit seiner chemiatrischen Theorie glücklicher den Geschmack seiner Zeitgenossen. Seiner chemiatrischen Schule stellten sich die Jatromechaniker gegenüber, welche sich auf die Fortschritte der Physik u. Mechanik stützten: Borelli (Pisa), Malpighi, Bellini, Baglivi. Unter den selbständiger vorgehenden Aerzten erlangte im 17. Jahrh. die größte Berühmtheit der Engländer Thomas Sydenham, indem er der bloßen Theorie einen nur geringen Einfluß zugestand u. im Gegentheil die Erfahrung als einzige Grundlage der M. betrachtete. Dem 17. Jahrh. verdankt man schließlich die Einführung vieler neuer Medikamente: Ipecacuanha, Columbo, Kirschlorber, Chinarinde 2c. Unter dem Einflusse der „Aufklärung“ entwickelte sich im Anfang des 18. Jahrh. auch ein reges Streben auf dem Gebiete der M.; es ist das Zeitalter der Systeme, indem man in einer theoretischen Richtung Befriedigung suchte. Fr. Hoffmann (geb. 1660 zu Halle) betrachtet den Körper als hydraulische Maschine; nach ihm besteht die Krankheit in entarteter od. verminderter Ausübung der Aktionen; seine Therapie ist eine rationelle. G. E. Stahl (geb. 1660) hält die Seele für das den Körper in Ordnung haltende Prinzip, die Krankheiten für Reaktionen, d. h. Bewegungen, welche die Seele zur Bekämpfung der Krankheitsursachen ausübt. H. Boerhave (geb. 1668 zu Voorhout) nennt Krankheit jeden körperlichen Zustand, der die natürlichen Aktionen beeinträchtigt; er zeichnete sich durch große Klarheit des Vortrags u. die unmittelbare klinische Anwendung aus. A. von Haller (geb. 1708 zu Bern) hat große Verdienste um die Physiologie durch neue Entdeckungen, z. B. sah er die Irritabilität als Eigenschaft od. inwohnende Kraft der Muskelfaser an. Unter Boerhave's Schülern zeichneten sich Gaub, G. van Swieten, A. de Haën u. A. aus, welche zumeist in Wien lehrten u. mit Anderen, z. B. A. Störck, eine strebsame Wiener Schule bildeten; Stoll war die letzte Größe derselben. — Ziemlich gleichzeitig mit dieser Universität kam die Schule von Montpellier in guten Ruf durch Fr. Sauvages, Theophile Bordeu, Fouquet, Barthez u. Dumas. In England vereinigte Wilhelm Cullen die Aerzte zu einer geschlossenen Schule; er betrachtete das Nervensystem als die Quelle des Lebens; somit ist er entschiedener Nervenpatholog; doch ist die Darstellung der Krankheiten bündig u. seine Therapie einfach. Seine bedeutendsten Schüler waren Musgrave u. J. Gregory.

In Deutschland kam zu jener Zeit die sog. Solidarpathologie auf, die sich aus der Irritabilitätslehre Haller's entwickelte; diese Richtung war eine autorenreiche, doch leistungsarme: J. A. Unzer († 1799), G. Schäfer, K. Sprengel u. A. Ein Versuch, die Humoralpathologie zu rehabilitiren, wurde von Chr. F. Hofmann u. Kämpf gemacht. Zur selben Zeit verdankt die Anatomie ihre Pflege bes. Morgagni, John Hunter u. Sandifort. Die hervorragendsten Chirurgen des Jahrh. waren J. L. Petit u. Desault; mit Ersterem steht die Akademie der Chirurgie zu Paris im Zusammenhang, an der De la Motte, Bellocq, Le Dran, Desault, A. Louis, Chopart u. A. wirkten. In Deutschland begann erst mit Heister die Chirurgie zu Ehren zu kommen, während A. G. Richter (Göttingen) sich in der Chirurgie den engl. Grundsätzen anschloß. Als ärztliche Praktiker des 18. Jahrh. bezeichnen wir in England R. Mead († 1754), J. Huxham († 1768), J. Fothergill († 1780), Heberden († 1801) u. Monro; in der Schweiz Tissot (Lausanne); in Deutschland außer der Wiener Schule Werlhof (1699—1767) in Hannover, R. A. Vogel (1724 bis 1774), Professor in Göttingen, J. G. Zimmermann in Hannover, J. von Quarin, Wichmann in Hannover, Selle in Berlin, J. G. Vogel in Göttingen. Sowol in Hinsicht auf die Leistungen als auch auf die Werthschätzung des ärztlichen Standes kann man das 18. Jahrh. als das goldene Zeitalter der M. bezeichnen.

Den Uebergang zur Neuzeit bildet der Engländer John Brown (geb. 1735 in Schottland). Er stellte ein besonderes pathologisches System auf, dessen Grundlage die quantitativen Verhältnisse der Erregbarkeit u. der Reize war; die Krankheiten sind nach ihm entweder sthenisch od. asthenisch. Die meisten Engländer blieben jedoch bei Cullen's u. Gregory's Lehrsätzen: Everard Home, Baillie, Abernethy, Georg Bell, Astley Cooper, Willan u. Bateman sowie der durch Einführung der Vaccination verdiente Jenner. In Frankreich glänzten durch ihre gründlichen Untersuchungen Bichat, Pinel u. Corvisart; in Italien hingegen machte durch eine eigenthümliche Doktrin Rasori Furore; er meinte, daß fast alle Krankheiten auf Reizungszuständen beruhen. Mit Beginn des 19. Jahrh. führte sich die Brown'sche Erregungstheorie bei vielen Aerzten Deutschlands ein durch Röschlaub, J. Frank, J. H. Müller, von Hoven, A. F. Marcus u. s. w. Ziemlich zu gleicher Zeit trat Schelling mit seiner Naturphilosophie auf u. beeinflußte die jungen Mediziner nach phantastischer Richtung hin: Troxler, Kieser, Stark, Naumann. Zur höchsten Blüte gelangte diese Richtung durch Mesmer's Behauptung, daß es einen thierischen Magnetismus (s. d.) gebe; auch wurzelte auf diesem Boden Gall's und Spurzheim's Cranioskopie sowie Hahnemann's System der sog. Homöopathie. Naturphilosophische Aerzte waren ferner: Reich (Berlin), Reil (Berlin), Ackermann, Brandis (Kiel), auch Treviranus 2c. Dem entgegen widmeten sich jedoch der positiven Forschung die Anatomen Wrisberg, Loder, Sömmering, der Physiolog Autenrieth, die Praktiker Heim (Berlin), Stieglitz (Hannover), Hecker (Berlin), Hildebrand (Erlangen), Horn (Berlin), nam. Chr. W. Hufeland (Berlin), Kreyßig (Dresden), Hartmann (Wien) 2c. Ihnen schließen sich u. A. noch die Chirurgen Rust u. Gräfe (Berlin), Langenbeck (Göttingen) u. der Geburtshelfer Boër (Wien) an.

Die jüngste Entwicklung der M. beginnt mit einer radikalen Umwälzung der Anschauungen in Frankreich. Fr. J. V. Broussais nannte seine Lehre „physiologische M." u. er hielt die Krankheiten für besondere Dinge od. Wesen; die „Irritation" u. die Magen- u. Darmentzündung sowie das Blutlassen spielen bei ihm eine große Rolle; zu seinen Anhängern gehören Chaussier, Dupuytren, Lallemand, Goupil, Rayer, Bouilland. In Opposition gegen Broussais trat die pathologisch-anatomische Schule auf, durch Bayle u. R. Lännec, den Entdecker der Auskultation, gegründet. Theils der alten, theils der neuen M. gehören Cruveilhier, Rostan, Chomel, Bretonneau, Andral, Louis, Billard u. Piorry an. Die anatomische Schule beseitigte die alte symptomatische M. u. gewöhnte die Aerzte an das anatomische Denken. Nach ihr kam die Experimentalphysiologie in Frankreich auf mit Magendie, dem in neuerer Zeit Claude Bernard u. Brown Sequard folgten. In der Pariser Schule glänzten ferner Velpeau, Breschet, Lisfranc u. Malgaigne, Letztere bes. als Chirurgen. Von da an bildete sich auch die Herrschaft der Spezialitäten, d. h. die Virtuosität auf einem kleineren medizinischen Gebiete aus: Ricord, Biett, Cazenave, Civiale, Guerin, Trousseau, Valleix, Rilliet, Barthez &c.; in der Geburtshülfe Baudelocque, P. Dubois u. Andere. — Von den Engländern leisteten Tüchtiges Travers, Williams, Crawford, A. Cooper, Brodie, nam. Ch. Bell durch seine Entdeckungen über die Funktion der Rückenmarksnerven; in Dublin thaten sich Graves u. Stokes hervor; ferner lieferten Abercrombie, Carswell u. Williams wichtige Arbeiten. Vor Allem leisteten die Engländer in der praktischen M. Gutes.

In Deutschland waren als gute Kliniker Krukenberg (Halle), Nasse (Bonn) u. Baumgärtner (Freiburg) anerkannt; Schönlein überragte sie durch geistige Verarbeitung des Beobachteten u. brachte durch seine Auffassung eine förmliche Umgestaltung der deutschen M. hervor. Von seinen Schülern suchten Eisenmann nach einer Klassifikation der Krankheiten, Jahn, Stark, Volz u. Häser nach Beweisen für die parasitische Natur der Krankheiten. Die Chirurgie erhielt durch Dieffenbach u. Stromeyer einen gewaltigen Aufschwung. 1820 bis 1840 kam schließlich die Hydrotherapie (durch Prießnitz) in Aufnahme. — Den besten Einfluß auf die M. übten die Physiologen aus: Burdach, Tiedemann, Gmelin, E. H. u. Ed. Weber, J. Müller (später Dubois-Reymond, Helmholtz, Ludwig), u. durch J. Liebig, Moleschott, Mulder u. Lehmann (später Bischoff u. Voit) wurde die Lehre vom Stoffwechsel u. von der Ernährung klarer gelegt. Ferner that sich die neue Wiener Schule mit C. Rokitansky durch ihre Leistungen im Gebiete der pathologischen Anatomie sowie mit Skoda durch ihre Begründung der Perkussion u. Auskultation glänzend hervor. Alle jungen Kräfte wendeten sich den neuen Erfahrungen u. Anschauungen zu; Wunderlich, Roser u. Griesinger, dann Henle u. Pfeufer schlossen sich der „physiologischen Heilkunde" an. Nur war die hypothetische Lehre von der spezifischen Veränderung des Blutes bei gewissen Krankheiten (Krasenlehre) eine Verirrung. Bedeutende Kliniker, z. B. Oppolzer, gingen aus der Wien-Prager Schule hervor, ebenso Spezialisten, wie Hebra, für Hautkrankheiten. Das Mikroskop endlich brachte ebenfalls einen neuen Umschwung in die pathologische Anatomie u. hiermit in die Heilkunde. Virchow in Berlin zeigte, welchen großen Antheil die Zelle an der Entwicklung der Krankheit hat, u. er stellte deshalb die Krankheiten als Störungen in dem Zellenleben u. in den Zellenterritorien dar, wie er in seiner „Cellularpathologie" weiter ausführte. Ueber eine Menge Krankheitsvorgänge (Neubildungen, Entzündung, Thrombose) sah man nun infolge der mikroskopischen Arbeiten von Zenker, E. Wagner, Cohnheim, Stricker, v. Recklinghausen, Rindfleisch &c. klarer. In jüngster Zeit gründete man auch pathologische Institute, in welchen an Thieren Experimente über die Krankheitsvorgänge gemacht werden. Die innere Klinik profitirte durch die eingeschlagenen Methoden ebenfalls ganz bedeutend: Frerichs, Traube, Lebert, Niemeyer, Bamberger, Biermer, Duchek, Friedreich, Kußmaul, Bartels, Ziemßen, eben so wie die äußere Klinik: Langenbeck, Wilms, Thiersch, Volkmann, Ried, Billroth, v. Pitha, Nußbaum, Simon, Hüter, Esmarch; auch die Augenklinik: Gräfe, die Behandlung der Kehlkopfkrankheiten durch Laryngoskopie: Türk, Czermak, Bruns u. A., u. die Ohrenklinik: v. Tröltsch u. A. Bezüglich der Infektionskrankheiten haben sich Viele der Ansicht zugeneigt, daß jene höchst wahrscheinlich der Einwanderung von mikroskopischen Organismen ihre Entstehung zu verdanken haben. Schließlich ist zu erwähnen, daß durch Einführung des Thermometers in die Krankenpraxis durch Wunderlich die Anschauung über das Fieber u. seine Behandlung gänzlich umgestaltet worden, u. durch Liebermeister, Jürgensen u. A. die Wirkung fiebermäßigender Mittel (kalte Bäder, Chinin) genauer geregelt worden ist.

Von den Werken, welche die gesammte Heilwissenschaft umfassen, u. dem Arzte theils als Unterrichts-, theils als Hülfsmittel zum Nachschlagen dienen, sind vorzugsweise zu nennen: Die Hand- u. Lehrbücher über spezielle Pathologie u. Therapie von C. Canstatt (Erlangen, Enke, 4 Bde., neue Aufl. von Henoch 1854); C. A. Wunderlich (Stuttg., Ebner u. Seubert, 3 Bde., 1850 in mehreren Aufl.); von F. Niemeyer, Lebert u. Kunze (Lpz., Veit u. Co., 3 Bde., 1870 ff.); die größeren, von mehreren Autoren gemeinschaftlich verfaßten encyklopädischen Handbücher von R. Virchow (in mehreren Bänden, Erlangen, Enke, 1854 ff.); von H. von Ziemßen (Lpz., F. C. W. Vogel, 1874 ff.); das „Handbuch der Chirurgie" unter Redaktion von v. Pitha u. Billroth; ferner die Encyklopädien von v. Gräffe u. mehreren andern Berliner Aerzten, von Schmidt, Ploß u. Prosch; schließlich die Jahresübersicht über die literarischen Erscheinungen der M. von Canstatt-Eisenmann (Berl., Hirschwald, jetzt redigirt von Virchow u. Hirsch), sowie Schmidt's „Jahrbücher der in- u. ausländischen gesammten M." (Lpz., O. Wigand, jetzt redigirt von Richter u. Winter). Die Geschichte der Heilkunde u. deren Entwicklung haben in größeren Werken bearbeitet Curt Sprengel, Häser, Hecker, Friedländer, Isensee, Morwitz, Wunderlich u. A.

Die Verallgemeinerung der Kenntnisse über Heilkunde durch populäre Schriften über Heilkunde machten sich unter vielen Anderen bes. folgende Autoren zur Aufgabe: C. Pistor, „Die Lehre von der Gesundheit u. Krankheit des Menschen" (4 Bde., Lpz. Voigt u. Günther, 1864); Bock, „Das Buch vom gesunden u. kranken Menschen" (Lpz., Keil, in mehreren Aufl.); Klencke, „Das Hauslexikon der Gesundheitslehre für Leib u. Seele" (2 Bde., Lpz., C. Kummer, 3. Aufl. 1872), C. Reclam, Paul Niemeyer u. s. w. Eine encyklopädische populäre Bearbeitung der Heilkunde bilden die von J. J. Weber in Leipzig herausgegebenen „Illustrirten Gesundheitsbücher od. Belehrungen über den gesunden u. kranken Menschen", in zahlreichen Bändchen von mehreren Verf. seit 1869 ff.

Medizinalgewicht. In Deutschland wie in den meisten übrigen Ländern hat man jetzt durch offizielle Einführung des metrischen Gewichtes als M. das Gramm mit seinen Unterabtheilungen. Das früher gebräuchliche M. hat daher vorzugsweise nur noch historisches Interesse.

Pfund (℔).	Unze (℥).	Drachme (ʒ).	Skrupel (℈).	Gran (gr.).
1 =	12	96	288	5760
	1 =	8	24	480
		1 =	3	60
			1 =	20

Die Anzahl der Gewichte wurde durch röm. Zahlen, die Einer mit Punkten über dem Kopfe, ausgedrückt; die Zahlen wurden hinter die Zeichen geschrieben, so z. B. drei Drachmen = ʒiij, od. vier Unzen ℥iv. Ein Halb wurde durch ein griechisches Beta = β ausgedrückt, so z. B. $1\frac{1}{2}$ Skrupel = ℈iß &c. Nach dem metrischen Gewicht ist das alte Medizinalpfund = 350,783 Gramm.

Medizinalpolizei, Sanitätspolizei, ist ein Theil der Staatsarzneikunde u. insbes. der Polizeiwissenschaft; sie hat die Aufgabe, Mittel u. Wege zu finden sowie gesetzliche Verordnungen zu erlassen, durch welche der Staatskörper in seinem gesundheitlichen Wohle geschützt wird. Allerdings hat jeder Einzelne das Recht u. die Pflicht, sich selbst bei Bedrohung u. Gefährdung seiner Gesundheit zu schützen. Allein die M. greift dort verhütend ein, wo dies dem Einzelnen, wie z. B. beim Eintritt von Seuchen u. s. w., nicht in vollem Umfange, od. nicht ohne vielleicht die Rechte Anderer od. das Gemeinwohl zu verletzen, möglich ist. Es handelt sich dabei also zumeist um Entfernung von Krankheitsursachen. Zunächst nimmt die M. die Sorge für die physische Erziehung zu einem Theil auf sich: Errichtung u. Beaufsichtigung der Findelhäuser, der Armenanstalten, der Kinderbewahranstalten, der Schulen &c.; dann die Sorge für gesunde Speisen u. Getränke durch Marktpolizei, die Beaufsichtigung über Verfälschung der Nahrungsmittel, die Untersuchung u. Verbesserung der Brunnen, Wasserleitungen &c., die Fleischschau, Schutz gegen gesundheitsnachtheilige Einwirkung von Geräthschaften, Aufsicht über verschiedene Fabrikate, bezüglich der Giftpolizei, Sorge für gesunde Wohnplätze mit Beaufsichtigung der Baupläne nach Maßgabe einer vernünftigen Bauordnung, Reinlichkeit der Straßen, Ueberwachung der Begräbnißplätze, Vorkehrung gegen schädliche Thiere, Unterbringung von Geisteskranken, Maßregeln gegen Unglücksfälle durch Explosionen, Eisenbahnen, unzweckmäßige Badeplätze &c., Aufsicht der Gefängnisse, Beseitigung chemischer, mechanischer u. anderer Schädlichkeiten beim Gewerbebetrieb, Schutzanstalten gegen ansteckende Krankheiten durch Schutzpockenimpfung, Desinfektion, Absperrung ganzer Häuser u. s. w., Herbeischaffung von Heilmitteln, Anstellung von Aerzten, Errichtung u. Ueberwachung der Apotheken, Ausbildung von Krankenwärtern, Gründung von Siechen-, Irren- u. Blindenanstalten, von Krankenhäusern,

Waisenhäusern u. Taubstummenanstalten, Hülfeleistung bei Ertrunkenen, Erfrorenen, Erhängten u. s. w., bei Vergiftungen, Einrichtung der Leichenschau u. der Leichenhäuser zc.

Medoc, Landschaft im südwestfranzösischen Departement Gironde, zwischen diesem Flusse u. dem Meere gelegen; besteht an der Küste aus Dünenlandschaften, Strandseen u. Heidegegenden, welche die nördliche Fortsetzung der Landes (s. d.) bilden, ist aber an den Hügelgeländen am Strom fruchtbar, nam. an trefflichen Weinen. Der Hauptort ist das Städtchen Lesparre mit 2165 E. (1872), der wichtigste Hafenplatz Pauillac mit 2139 E. Die in der Nähe der Gironde erbauten Medocweine sind die besten Arten der Bordeauxweine u. unter ihnen bes. geschätzt Château-Margaux, Château-Lafitte, Pauillac, Cantenac, St. Julien, Laborde zc.

Medschidieh od. Medschidsche, Stadt in der türk. Donau-Provinz (Dobrudscha) mit 12,000, nach Anderen 22,000 E., liegt an der danubisch-pont. Eisenbahn zwischen Tschernowoda u. Kostendsche u. verdankt seine Entstehung den aus der Krim ausgewanderten Tataren, welche hier beim Bau Beschäftigung fanden u. bald Tausende ihrer Glaubensgenossen nachzogen. Die Umgegend der rasch aufgeblühten Stadt produzirt viel Getreide, den wichtigsten Exportartikel von M., das außerdem beträchtliche Messen besitzt.

Medusa, s. „Gorgo“.

Medusen od. Scheibenquallen sind Seethiere aus der Hauptgruppe der Cölenteraten, von zartem, gallertweichem Bau u. schirm- od. glockenartiger Gestalt. Die überaus wasserreiche, oft in schönen Farben spielende „Scheibe“ („Schirm“) trägt am gelappten Rande Tentakeln u. zwischen denselben die, theils als Sehorgane, theils als Gehörorgane zu deutenden sog. „Randkörper“. Von der, zarte kreisförmige sowol wie strahlige Muskelfasern zeigenden Unterfläche der Scheibe (der „Subumbrella“) hängt der „Magenstiel“ herab, an dessen unterem Ende die — also immer nach unten gerichtete — Mundöffnung liegt, welche oft von 4—64 in ihrer Gestalt sehr verschiedenen Fortsätzen umgeben ist. Die eigentliche Magenhöhle liegt in der untern Fläche der Glocke u. kann bei einigen Arten nach außen hervorgestülpt werden, das Beutethier überziehend, es auflösend od. aussaugend, während dasselbe in anderem Falle durch die dehnbare Mundöffnung aufgenommen wird. Von der Magenhöhle aus strahlen 4 Gefäße zum Umkreis des Schirmes („Radialgefäße“), „Gastrovaskulärkanäle“ genannt, wegen ihrer innigen Beziehung zum Verdauungsapparate; gewöhnlich spalten sie sich in ihrem Verlaufe weiter, so daß sie bisweilen ein dichtes Netz am Rande bilden; oft münden sie in einen ringförmigen Randkanal („Ringgefäß“). Wenn die Randtentakeln hohl sind, stehen sie mit diesen Gefäßen in Verbindung. Parallel dem Ringgefäß wie den Radialgefäßen sieht man einen Nervenring u. strahlige Nervenfäden, die auch zu den Randkörpern gehen. Die M. schwimmen durch abwechselndes Zusammenziehen u. Ausdehnen der Scheibe. Dieser an Athembewegungen erinnernden Schwellbewegungen wegen nennt der italienische Fischer die M. pulmone marino (Meerlungen), wie sie schon vor Alters lateinisch als pulmones marini bezeichnet wurden. Einen bedeutenden Antheil haben die M. am Meeresleuchten u. heißen deshalb auch bei den ital. Fischern candellieri di mare, wie eine von ihnen den wissenschaftlichen Namen Pelagia noctiluca (Leuchtqualle) führt. Von etwa 400 bekannten Arten leben ²/₃ an den Küsten, die andern (meist kleinen Arten) pelagisch (d. h. auf hoher See); manche, wie Pelagia, Cyanea capillata u. Medusa aurita, haben eine sehr weite Verbreitung. Zu bestimmten Zeiten unternehmen die M. Wanderungen, man trifft daselbst meilenlange u. meilenbreite Züge von diesen Thieren, meist nur einer Art. Witterungsverhältnisse, periodische Vertheilung der Nahrung (die in anderen Seethieren besteht) u. Sorge um die abzusetzende Brut sind als Ursachen dieser Reisen anzuführen. Wie aber die M. ihrerseits gefräßige Raubthiere sind, bieten sie hinwiederum Fischen, Seevögeln u. Walen Nahrung. Ihre Entwicklung geht mit Generationswechsel, durch Vermittelung polypenförmiger Ammen, vor sich. Aus dem Ei kommt ein infusorienartiges Thierchen („Planula“) hervor, das sich festsetzt u. zum Polypen („Scyphistoma“) auswächst; dies ist die Medusenamme. Ihr Leib wächst in einen tannenzapfenähnlichen Körper („Strobila“) aus, dessen quere Ringeinschnitte sich einer nach dem andern abschnüren u. so ein freischwimmendes, selbstständiges Thier („Ephyra“) nach dem andern ablösen, das zur geschlechtsreifen M. heranwächst. Einige, wie die Pelagien, entwickeln sich direkt ohne Generationswechsel. Es giebt auch M., die man als Thierstöcke mit einer gemeinsamen Scheibe anzusehen hat, es sind die Rhizostomiden od. Wurzelquallen, zu denen die Riesenqualle der Nordsee u. des Mittelmeeres gehört (Rhizostoma Cuvieri), deren halbkugelige Scheibe ²/₃ m. im Durchmesser hat u. bis 10 Kgr. schwer wird. Auch fossile Reste von M. sind neuerdings als Abdrücke in lithographischem Schiefer von Solenhofen u. Kelheim aufgefunden u. Medusites benannt worden.

Meek (spr. Mihk), Alexander Beaufort, nordamerik. Dichter u. Schriftsteller, geb. zu Columbia (Süd-Carol.) 17. Juli 1814, studirte die Rechte u. wurde richterlicher Beamter in Alabama. Von seinen Dichtungen, die sich durch eine außerordentliche Melodik u. große Feinheit des Gefühls auszeichnen, sind u. a. zu nennen: „The red eagle“ (New-York 1855) u. „Songs and poëms of the South“ (1857) sowie eine „History of Alabama“ (2 Bde., 1860).

Meer heißen die großen zusammenhängenden Wassermassen, welche die Kontinente von einander scheiden u. von der 9,261,000 □M. messenden Erdoberfläche 6,798,000 □M. bedecken, sich also zum Festland verhalten wie 2⁶/₇ : 1. Auf der Oberfläche der nördlichen Halbkugel der Erde verhält sich das Land zum Wasser wie 100 : 154, auf der südlichen dagegen wie 100 : 628. Durch die Kontinente wird das M. in gesonderte, aber unter sich zusammenhängende Becken zerlegt, welche bald im engeren Sinne M., bald Ozean genannt werden, u. man unterscheidet hiernach den Stillen od. Großen Ozean zwischen Asien, Australien u. Amerika, den Atlantischen Ozean zwischen Amerika, Europa u. Afrika, den Indischen Ozean zwischen Afrika, Asien u. Australien, das Nördliche Eismeer, umschlossen von Europa, Amerika u. Asien u. das Südliche Eismeer, das in breiten Wassermassen in den Atlantischen, Stillen u. Indischen Ozean übergeht. Jene Theile der Ozeane, welche tief in das Land eingreifen, werden Nebenmeere genannt; sind sie auf fast allen Seiten von Land umgeben u. stehen sie nur durch schmale Straßen od. Meerengen (Sunde, Kanäle) mit dem Ozean in Verbindung, wie das Mittelländische u. das Rothe Meer u. die Ostsee, so heißen diese selbstständigen Glieder Binnenmeere. Meerestheile, welche auf 3 Seiten von Land umgeben sind, auf der 4. aber in breiterer Masse in den Ozean übergehen, heißen Meerbusen, Golfe od. Baien; sind sie von geringer Ausdehnung, Buchten; erstrecken sie sich flußartig u. mehrfach verzweigt meilenweit in das Land u. zeigen sie schroff abfallende Ufer, Fjorde. — Das Meerwasser unterscheidet sich von dem Wasser der Flüsse durch seinen Salzgehalt u. sein größeres spezifisches Gewicht. Der Salzgehalt der einzelnen Meere u. Meerestheile ist nicht gleich; er ist größer in der heißen Zone als in der kalten, infolge der stärkeren Verdunstung, u. geringer in Binnenmeeren, welche viele Flüsse aufnehmen, als im freien Ozean. So ist die Ostsee u. das Schwarze M. salzärmer als der Atlantische Ozean, dieser aber auch salzärmer als das Mittelländische u. Rothe M. Das Maximum des Salzgehaltes, 3,8% des Gewichtes, findet sich im nördlichen tropischen Theile des Atlantischen Ozeans, gegenüber der Sahara, wo heiße u. trockene Winde die Verdunstung steigern u. keine Flüsse münden. Der Hauptbestandtheil der Meeressalze ist Chlornatrium od. Kochsalz (75—80%), außerdem findet sich noch Chlormagnesium (7—14%), Chlorkalium (1—4%), schwefelsaurer Kalk (1—5%), schwefelsaures Magnesium (5—17%) u. geringere Mengen von kohlensaurem Kalk, kohlensaurem Magnesium, Brommagnesium u. Bromnatrium. Was durch die Flüsse dem M. an Kalk zugeführt wird, findet zum größten Theil Verwendung zur Bildung von Gehäusen für die niederen Meeresthiere (Korallen, Muscheln). Nach dem Salzgehalt richtet sich der Gefrierpunkt des Meerwassers, der ungefähr bei —2°,55 liegt; seine größte Dichtigkeit erlangt es bei —2°,67 R. Infolge des größeren spezifischen Gewichtes ist das Meerwasser aber auch fähig, größere Lasten als die Flüsse zu tragen. Nach Maury hängt vom Salzgehalte auch die Verschiedenheit der Farbe des Meeres ab. Diese ist im Allgemeinen graugrün, bei größerer Tiefe bläulich, nach der Küste zu heller. Das Blau nimmt zu mit dem Salzgehalt, deshalb ist auch das Mittelmeer so tief stahlblau, während die salzärmere Nordsee grün erscheint, u. aus eben diesem Grunde unterscheidet sich der salzreiche Golfstrom durch seine indigoblaue Färbung von den grüneren Nebengewässern. Einzelne Meerestheile haben ihre Namen von der Farbe des Wassers erhalten, die durch die Beschaffenheit des Grundes od. zufällige Beimengungen bedingt ist. So das Rothe M. von einer mikroskopischen Alge (Trichodesmium Erythraeum), das Gelbe M. von dem Schlamme des Hoangho, das Schwarze M. von den dichten Nebeln, die es oft bedecken. Algen u. mikroskopische Crustaceen sind Ursache von farbigen Stellen im M., die nam. in den tropischen Theilen des Ozeans häufig sind. Unmassen organischer Stoffe verwesen fortwährend im M. u. geben mit dem Salzgehalte des Wassers der Meerluft einen ganz eigenthümlichen Geruch; zugleich ist aber auch diese Zersetzung der Organismen Ursache, daß das M. in den wärmeren Zonen weit weniger durchsichtig ist als in den kälteren. Im nördlichen Eismeere haben die Seefahrer den Grund u. die darauf liegenden Muscheln noch bei 150 m. Tiefe erkennen können. Ueber das Leuchten des Meeres s. „Meeresleuchten“.

Nach dem Wesen des Wassers muß jeder Theil der Oberfläche des M.es rechtwinklig zu dem nach dem Erdmittelpunkte weisenden Lothe sein, folglich der Meeresspiegel od. das Niveau des M.es an allen

Theilen der Erdoberfläche in dieselbe Fläche fallen u. Störungen dieses Gleichgewichtes vorübergehender Natur sein. Ausnahmen machen hiervon manche Binnenmeere; infolge der Aufnahme größerer Wassermengen durch die einmündenden Flüsse ist die Ostsee um 2,6 m. höher als die Nordsee, u. das Schwarze M. um 1,85 m. höher als das Mittelländische M., welches ungleich weniger Ströme empfängt u. stärker verdunstet, infolge dessen auch um 0,85 m. tiefer liegt als der Atlantische Ozean. Es werden demnach letzterem sowol durch die Straße von Gibraltar als durch die Dardanellenstraße bedeutende Wassermassen zuströmen, während die Ostsee einen Theil ihres Wassers durch den Sund u. die Belte dem Ozean zuführt. Die Achsendrehung der Erde bewirkt, daß der Atlantische Ozean an den afrikanischen u. europäischen Küsten einen niedrigeren Stand hat als an den amerikanischen, wie denn auch der Spiegel des Stillen Ozeans auf der Westseite höher ist als auf der Ostseite. Trotzdem giebt das mittlere Niveau des M.es die sicherste Basis für alle Höhenbestimmungen.

Die Tiefe des M.es ist eine sehr wechselnde; trotz vielfacher Messungen ist man aber noch weit entfernt, das Bodenrelief des Meeresgrundes in ähnlich genauer Weise zu kennen, wie dasjenige der Kontinente. Die sichersten Messungen verdanken wir der von den Vereinigten Staaten ausgerüsteten Challenger-Expedition, welche 1872—73 im Atlantischen Ozean Tiefseemessungen veranstaltete. Die größte Tiefe ward im NO. von Portorico etwa unter 20° n. Br. mit 7086 m. (3875 Faden) gemessen; zwischen dieser Insel u. Neuschottland hatte das M. eine durchschnittliche Tiefe von 4800 m.; zwischen den Bermuda-Inseln u. den Riffen, welche den Azoren im W. vorgelagert sind, fanden die Sondirungen im Durchschnitt bei 4900 m. Grund; zwischen den Westindischen Inseln u. den Kanarien schwankten die Tiefen zwischen 3700 u. 5700 m. Im Südatlantischen Ozean ward auf der Linie Bahia-Tristan d'Acunha die tiefste Stelle bei 4297 m., zwischen letzterer Insel u. der Kapstadt bei 4846 m. erreicht. Die größte Tiefe des Mittelländischen M.es, 3978 m., liegt zwischen Malta u. Candia; die Mitte des Schwarzen M.es, im SW. der Krim, mißt 2054 m. Der Boden der Nordsee ist ein 100 bis 150 m. unter dem Wasserspiegel liegendes Plateau, welches aber an der norweg. Küste plötzlich zu einer Tiefe von 500 u. mehr Metern abfällt. Die durchschnittliche Tiefe der Ostsee beträgt 60—80 m. Im Indischen Ozean will in neuester Zeit Kapitän Ringgold 12,862 m. gemessen haben; im nördl. Stillen Ozean hat man Tiefen von 3800—6038 m. erhalten. Im Allgemeinen scheint auf dem Boden des M.es der Charakter des Plateau's vorzuherrschen u. schroffe Abstürze scheinen meist nur in der Nähe der Küste vorzukommen. Solche ausgedehnte Flächen von geringerer Tiefe werden Bänke genannt; der Name der Sand- u. Korallenbänke deutet schon auf die Art ihrer Entstehung hin. Wird der Meeresboden durch Anschwemmungen von Flüssen so erhöht, daß er bei der Ebbe trocken liegt, so heißen diese Stellen Watten.

Das Wasser des M.es ist in fortwährender Bewegung; am leichtesten wird sein Gleichgewicht durch den Wind gestört u. es entstehen Wellen (s. d.), welche eine Brandung bewirken, wenn sie an eine steile Küste od. an ein Riff antreffen. Außer diesen unregelmäßigen Bewegungen hat das M. noch regelmäßige in der Ebbe u. Flut (s. d.) u. den Strömungen, welche sich in allen Ozeanen finden u. größtentheils parallel mit den herrschenden Winden gehen. Die vornehmsten Ursachen dieser Strömungen sind Niveauunterschiede einzelner Meerestheile, hervorgerufen durch starke Verdunstung auf der einen u. häufige Niederschläge auf der anderen Seite, Ausgleich des wärmeren Wassers der heißen Klimate mit dem kälteren der polaren Regionen u. die Umdrehung der Erde. Zu unterscheiden von diesen großen ozeanischen Strömen sind die Treib- od. Driftströmungen, welche durch den Stoß gewisser anhaltender Winde erzeugt werden u. nur das Wasser der Oberfläche fortbewegen. Die warmen Strömungen führen entweder das Wasser nach den Eismeeren od. haben eine den Passatwinden entsprechende Richtung; die kalten Strömungen gehen von den Eismeeren nach dem Aequator zu. Die Drehung der Erde von W. nach O. bedingt ein Streben des Wassers, sich von O. nach W. zu bewegen; dieses Streben ist am größten in den Aequatorialgegenden, wo die Centrifugalkraft am stärksten ist; so entstehen im Stillen u. Atlantischen Ozean die Aequatorial- od. Rotationsströmungen, deren Bewegung durch die Passatwinde verstärkt wird. Den Ersatz des durch diese Rotationsströmungen entführten Wassers liefern polare Strömungen od. äquatoriale Gegenströmungen, welche parallel mit den äquatorialen Strömen von W. nach O. laufen; zwischen beiden bleibt aber eine strömungslose, stille Region. Im Atlantischen Ozean beginnt die Rotationsströmung im Busen von Guinea, durchschneidet den Ozean unter dem Aequator u. theilt sich an dem Cap la Roque in Brasilien; der eine Arm geht an der südamerikanischen Küste hin in das Karaibische M., folgt dessen Westküste, umflutet den Meerbusen von Mexiko, biegt um die Halbinsel Florida u. strömt nun als Golfstrom (s. d.) nach NO. Bei den Azoren trennt sich von diesem ein Ast, der seinen Weg nach Süden an der Westküste Afrika's nimmt u. als Nordäquatorial-Strömung nach W. zu den Antillen zurückflutet. Die Brasil-Strömung, der südliche Ast des Guineastromes, begleitet die Ostküste Südamerika's u. geht im kalten Kap-Horn-Strom unter. Parallel mit ihm, aber in entgegengesetzter Richtung, geht die kalte südatlantische Strömung an der afrikanischen Westküste bis zur Guineaströmung u. fließt neben dieser erst als selbständiger Rotationsstrom, bis ihre erwärmten Wasser vollständig in diese übergehen. Im Stillen Ozean finden wir ganz ähnliche Erscheinungen. Entsprechend dem Golfstrom führt der Koro Siwa (s. d.) das warme Wasser des Chines. M.es an der japanischen Küste vorbei in den nördlichen Theil des Stillen Ozeans, einen Ast durch die Beringsstraße in das nördliche Eismeer sendend, während der Haupttheil des Stromes an der Westküste Nordamerika's umbiegt u. sich an der mexikanischen Küste als Nordäquatorial-Strom nach W. wendet. Die Westküste von Südamerika begleitet der kalte Peru- od. Humboldtstrom, dessen bis auf 7° R. erwärmtes Wasser in der Südäquatorial-Strömung nach W. abfließt. Zwischen diesen beiden äquatorialen Strömen weist auch der Stille Ozean eine äquatoriale Gegenströmung von W. nach O. auf. Diese Südäquatorial-Strömung tritt zwischen den Sundainseln u. Neu-Guinea in den Indischen Ozean ein, umkreist in einem Theile den Busen von Bengalen, verläßt denselben als Malabarstrom im Süden von Ceylon u. heißt dann zwischen Afrika u. Madagascar Mozambique- u. weiter im Süden Kapstrom. Diese Strömungen befördern die Schiffahrt u. sind von großem Einfluß bei der Bestimmung der Wege nam. für die Segelschiffe; sie haben aber auch eine große Bedeutung für die klimatischen Verhältnisse der von ihnen berührten Länder, indem sie deren Luft entweder abkühlen od. erwärmen. Am wohlthätigsten ist unbestreitbar die Einwirkung des Golfstromes (s. d.) auf das Klima der nordeuropäischen Länder. Mit den Meeresströmungen, mehr aber noch mit dem Erscheinen der Ebbe u. Flut, hängen die Meeresstrudel u. Wirbel zusammen, deren bekannteste an der norwegischen Küste (s. Maelstrom) liegen u. von denen im Alterthum die Skylla u. Charybdis bes. berühmt war. Eine Karte der Meeresströmungen wird dem Atlas beigegeben werden.

Eingehend behandeln das M.: M. F. Maury, „The physical geography of the sea“ (New-York u. Lond. 1868, 14. Aufl. Deutsche Bearbeitung von Böttger: „Die physische Geographie des M.es“ (Lpz. 1856); Schleiden, „Das M.“ (Lpz. 1866); A. Mühry, „Ueber die Lehre von den Meeresströmungen“ (Gött. 1869); J. Kayser, „Physik des M.es“ (Paderb. 1873); W. Thomson, „The Depths of the sea“ (Lond. 1873). Vergl. die Zeitschriften: „Hydrographische Mittheilungen“ (Berl.), „Nautical Magazine“ (Lond.); „Ocean Highways“ (ebd.).

Die wichtigsten Meerbusen der Erde.

(M. = Meerbusen, G. = Golf, B. = Bai.)

G. v. Aden.	Ind. Ozean	Arabien u. Afrika.
Adriat. Meer.	Mittelländ. M.	Apennin- u. Balkan-Halbinsel.
M. v. Aegina.	Mittelländ. M.	Griechenland.
M. v. Akabah.	Rothes M.	Arabien u. Sinaihalbinsel.
G. v. Archangelsk.	Weißes M.	Rußland.
Asow'sches Meer.	Schwarzes M.	Rußland.
Austral.-G.	Ind. Ozean.	Südaustralien.
Baffins-B.	Nördl. Eismeer.	Nordamerika u. Grönland.
M. v. Bengalen.	Ind. Ozean.	Vorder- u. Hinterindien.
G. v. Benin.	Atlant. Ozean.	Afrika (Guinea).
G. v. Biafra.	Atlant. Ozean.	Afrika (Guinea).
M. v. Biscaya.	Atlant. Ozean.	Frankreich u. Spanien.
Bottnischer M.	Ostsee.	Rußland.
M. v. Kalifornien.	Stiller Ozean.	Nordamerika (Mexiko).
Cambridge-G.	Ind. Ozean.	Nordaustralien.
Campeche-B.	Atlant. Ozean (M. v. Mexiko).	Central-Amerika.
Cardigan-B.	Atlant. Ozean.	England.
G. v. Carpentaria.	Stiller Ozean.	Nordaustralien.
Chesapeake-B.	Atlant. Ozean.	Nordamerika.
Christiania-Fjord.	Nordsee.	Norwegen.
Clew-B.	Atlant. Ozean.	Irland.
Danziger Bucht.	Ostsee.	Deutsches Reich.
G. v. Darien.	Atlant. Ozean (Karaibisches M.).	Südamerika (Columbia).
Delagoa-B.	Ind. Ozean.	Ostafrika.
Delaware-B.	Atlant. Ozean.	Nordamerika.
Dingle-B.	Atlant. Ozean.	Irland.
Dollart.	Nordsee.	Deutsches Reich u. Niederlande.
Donegal-B.	Atlant. Ozean.	Irland.
G. du Lion.	Mittelländ. M.	Frankreich.
Dundalk-B.	Atlant. Ozean.	Irland.
Finnischer M.	Ostsee.	Rußland.
Firth of Clyde.	Atlant. Ozean.	Schottland.
Firth of Forth.	Nordsee.	Schottland.

Fonseca-B.	Stiller Ozean.	Centralamerika.
B. v. St. Francisco.	Stiller Ozean.	Nordamerika.
G. v. Gabes.	Mittelländ. M.	Nordafrika (Tunis).
G. v. Gaëta.	Mittelländ. M.	Italien.
Galway-B.	Atlant. Ozean.	Irland.
Geelwink-B.	Stiller Ozean.	Neu-Guinea.
Gelbes Meer.	Stiller Ozean.	China.
M. v. Genua.	Mittelländ. M.	Italien.
M. v. Guinea.	Atlant. Ozean.	Westafrika.
Hardanger-Fjord.	Atlant. Ozean.	Norwegen.
G. v. Honduras.	Atlant. Ozean (Karaibisches M.).	Centralamerika.
Hudsons-B.	Nördl. Eismeer.	Nordamerika.
Jahdebusen.	Nordsee.	Deutsches Reich.
M. v. Iskanderun.	Mittelländ. M.	Kleinasien.
G. v. Kandalakscha.	Nördl. Eismeer (Weißes M.).	Rußland.
Karischer M.	Nördl. Eismeer.	Sibirien.
Kieler Bucht.	Ostsee.	Deutsches Reich.
M. v. Korinth.	Mittelländ. M.	Griechenland.
Liim-Fjord.	Nordsee u. Kattegat.	Dänemark.
St. Lorenz-Busen.	Atlant. Ozean.	Nordamerika.
M. v. Maracaibo.	Atlant. Ozean (Karaibisches M.).	Südamerika (Venezuela).
M. v. Martaban.	Ind. Ozean.	Hinterindien.
Massachusetts-B.	Atlant. Ozean.	Nordamerika.
M. v. Mexiko.	Atlant. Ozean.	Nord- u. Centralamerika.
Moray-Firth.	Nordsee.	Schottland.
M. v. Nauplia.	Mittelländ. M.	Griechenland.
G. v. Neapel.	Mittelländ. M.	Italien.
Neustädter Bucht.	Ostsee.	Deutsches Reich.
New-York-B.	Atlant. Ozean.	Nordamerika.
Obischer Busen.	Nördl. Eismeer.	Sibirien.
M. v. Ochotsk.	Großer Ozean.	Sibirien.
Onega-Busen.	Nördl. Eismeer (Weißes M.).	Rußland.
G. v. Panama.	Stiller Ozean.	Centralamerika.
Papua-G.	Stiller Ozean.	Neu-Guinea.
G. v. Patras.	Mittelländ. M.	Griechenland.
Persischer G.	Ind. Ozean.	Arabien u. Persien.
M. v. Petschili.	Stiller Ozean.	China.
Puget-Sund.	Stiller Ozean.	Nordamerika.
M. v. Riga.	Ostsee.	Rußland.
G. v. Salerno.	Mittelländ. M.	Italien.
M. v. Saloniki.	Mittelländ. M.	Türkei.
M. v. Siam.	Stiller Ozean.	Hinterindien.
M. v. Smyrna.	Mittelländ. M.	Kleinasien.
Sogne-Fjord.	Atlant. Ozean.	Norwegen.
Solway-Firth.	Atlant. Ozean.	England u. Schottland.
Spencer-G.	Ind. Ozean.	Südaustralien.
M. v. Sues.	Rothes M.	Afrika u. Sinaihalbinsel.
M. v. Sydra.	Mittelländ. M.	Nordafrika.
M. v. Taranto.	Mittelländ. M.	Italien.
M. v. Triest.	Mittelländ. M.	Oesterreich.
M. v. Tongking.	Stiller Ozean.	China u. Annam.
G. v. Valencia.	Mittelländ. M.	Spanien.
Varanger Fjord.	Atlant. Ozean.	Norwegen.
M. v. Venedig.	Mittelländ. M.	Italien.
Zuider-See.	Nordsee.	Niederlande.

Meer, Jan, van der, ein unter den holländischen Malern des 17. Jahrh. mehrfach vorkommender Name, deren Träger noch nicht mit voller Sicherheit unterschieden sind. Der bekannteste derselben ist Jan v. d. M., de Jonge, so genannt zum Unterschied von einem älteren, der, aus Haarlem gebürtig, Interieurs von Städten u. Häusern malte. „De Jonge", der 1675—1688 blühte, war ein Idyllenmaler u. als solcher Schüler von Berghem. Seine im Ganzen seltenen Bilder (mehrere im Museum zu Berlin) zeugen von feinem Naturgefühl u. gründlichem Studium; Schafe machen eine Hauptstaffage in seinen Landschaften aus. Auch zwei Kupferstiche kennt man von ihm. Ein dritter Jan v. d. M., der 1632 in Delft geboren ist u. 1696 gestorben sein soll, ist ein erst vor Kurzem der Vergessenheit entzogener Genremaler.

Meeraal, Seeaal (Conger vulgaris), ein $1\frac{1}{2}$—$1\frac{3}{4}$ m. Länge u. über 25 Kg. an Gewicht erreichender Aal der europäischen Meere, der sich vom Flußaale dadurch unterscheidet, daß seine Rückenflosse nicht erst weit hinter den Brustflossen, sondern gleich hinter dem Kopfe beginnt, auch durch den vorragenden Oberkiefer. Sein Fleisch ist nicht beliebt u. wird sogar für giftig gehalten.

Meerane, Fabrikstadt in den Schönburg. Rezeßherrschaften (Kreishauptmannschaft Zwickau) des Königreichs Sachsen mit 21,277 E. (1875). Von besonderer Wichtigkeit ist die Weberei wollener u. halbwollener Stoffe mit einem jährlichen Umsatz von etwa 40 Mill. Mk. u. bedeutendem Absatz nach Amerika u. Asien; außerdem ist noch bedeutend die Baumwollspinnerei, Färberei u. Gerberei. An dem Gewerbfleiß der Stadt nimmt auch die Umgegend regen Antheil.

Meeranemonen, s. „Anemonen."

Meerbusen, s. „Meer." **Meerenge,** s. „Meer".

Meeresleuchten, der Gesammteffekt des Leuchtens verschiedener, zum Theil mikroskopisch kleiner Seethiere, eine Erscheinung von wunderbarer Schönheit, die schon von der Küste aus, besser aber auf hoher See u. von vorzüglicher Stärke in Meeren warmer Erdstriche zu beobachten ist. Der Erste, der das M. besprach, war Amerigo Vespucci; nach ihm ist es von vielen Reisenden, wie Péron, Forster ꝛc., beschrieben worden. Das Leuchten ist theils ein allgemeines, aus zahllosen im Wasser verbreiteten Lichtpunkten zusammengesetztes, theils unterscheidet man einzelne große, verschieden gefärbte Leuchtkörper, die von den Beobachtern theils mit feurigen Kugeln, theils mit glühenden Eisenstäben verglichen werden. Das M. erhält mitunter sehr große Intensität, so daß man Fische noch 5 m. tief im Wasser sehen u. am Kajütenfenster kleine Schrift zu lesen vermochte. Ruderschläge erregen Funkensprühen, das Schiff hinterläßt Feuerfurchen u. das geschöpfte Wasser tropft feurig vom Eimer. Seepflanzen, die ans Land geworfen worden, leuchten noch fort, infolge der ihnen anhaftenden Leuchtmasse, ebenso leuchten Fische u. Seethiere nicht selbständig. Baster filtrirte leuchtendes Seewasser u. untersuchte die auf dem Filter zurückbleibenden Lichtpünktchen unter dem Mikroskope; sie ergaben sich als Infusorien, u. alle anderen Deutungen müssen als irrige zurückgewiesen werden. Das allgemeine Leuchten wird bes. von den blos $\frac{1}{5}$ mm. großen Noctiluken (Abb. Nr. 3958) hervorgebracht, jenen Seethierchen, die oft in unabsehbaren Scharen in meterdicker Schicht das Wasser erfüllen; von ihnen erglänzt das Wasser in schönblauem, geschüttelt in weißem Lichte. Die obenerwähnten, bald in grünlichem, bald in bläulichem, bald in röthlichem Lichte erglänzenden größeren Leuchtkörper aber sind theils gewisse Weichthiere, bes. Salpen u. Pyrosomen (Feuerwalzen), theils Medusen, während andre Seethiere, wie Krebschen, Würmer, Schlangensterne u. Seefedern, auch leuchten, ohne indessen gerade Masseneffekte hervorzubringen (s. „leuchtende Thiere"). Ehrenberg erwähnt auch, daß Korallenthiere leuchten können u. daß beim Fahren über die Korallenriffe unter Umständen durch die Ruderschläge eine Lichtentwicklung im Wasser hervorgerufen wird.

Meeresströmungen, s. „Meer."

Meerkatze (Cercopithecus), eine Gattung langschwänziger afrikanischer Affen, die truppweise leben u. den Pflanzungen sehr schädlich werden, sich aber leicht zähmen lassen u. deshalb oft in Thierbuden gezeigt werden. Die grüne M. od. Callitriche (C. sabaeus) ist am Senegal häufig, der Mohrenaffe (C. fuliginosus) mit den weißlichen Augenlidern am Kongo, die rothe M. od. Patas (C. ruber) in Kordofan. Auch der Makako (Inuus cynomolgus). Gewöhnlich wird aber ein jenen zwar verwandter, jedoch durch den nicht wie die andern vier-, sondern fünfhöckrigen hintersten Backzahn von ihnen verschiedener langschwänziger Affe der Inseln des Indischen Archipels „M." genannt.

Meerschaum; dieser bekannte, zur Herstellung von Cigarrenspitzen u. Pfeifenköpfen in Verwendung kommende Stoff ist ein Mineral, welches in der Natur nur selten vorkommt. Man findet den M. in bester Qualität nur in Kleinasien in der Nähe des Dorfes Killtschik bei dem Städtchen Eski-sher, außerdem noch auf Negroponte, ferner bei Thiva (dem ehemaligen Theben), in der Krim, bei Valecas unfern Madrid u. bei Hrubschitz in Mähren; meistens wird jedoch nur der M. aus Kleinasien verarbeitet. Er kommt in nur wenig mächtigen Lagern unter Mergel- u. Dammerdeschichten vor, ist in frischgegrabenem Zustande weich, u. die Stücke werden gleich am Orte von der unreinen Oberfläche u. den schlechten Stellen befreit u. beschnitten, wodurch sie ein nierenförmiges Aussehen erlangen. Der M. kommt in Kisten verpackt über Konstantinopel u. Triest in den Handel u. wird nam. in Wien u. Ruhla bei Eisenach schon seit langer Zeit, neuerdings aber auch in Lemgo, Essen, Nürnberg, Pest, Turin, Genua u. Paris verarbeitet. Zu diesem Zwecke werden die Meerschaumstücke so lange in Wasser gelegt, bis sie weich geworden sind, u. dann theils mit der freien Hand mittels Messer geschnitten, theils auf der Drehbank bearbeitet. Nach dem Trocknen werden die Gegenstände in geschmolzenen Talg od. Oel getaucht u. dann mit Schachtelhalm geglättet; häufig taucht man sie auch noch ein zweites Mal in geschmolzenes Wachs, wischt sie mit Flanell ab u. polirt sie schließlich. Danach unterscheidet man z. B. Pfeifenköpfe in Oel od. in Wachs gesotten. So werden Rauchutensilien gefertigt von den einfachsten Sorten bis zu solchen, die hinsichtlich ihrer Schnitzerei auf wirklichen Kunstwerth Anspruch machen können u. zu hohen Preisen verkauft werden. Aus dem beim Schneiden u. Drechseln entstehenden Abfall werden die unechten

Meerschaumwaaren, sog. Massetöpfe, hergestellt. Dieser künstliche M. läßt sich leicht von dem echten unterscheiden, da der unechte, mit einer Silbermünze gestrichen, einen grauen Strich zeigt, der echte dagegen nicht. — Der M. ist in chemischer Hinsicht wasserhaltige kieselsaure Magnesia u. besteht in 100 Theilen aus 26,5 Theilen Magnesia, 61,6 Kieselsäure u. 11,9 Wasser.

Meerschwein, s. „Delphin".

Meerschweinchen (Ferkelmaus, Cavia cobaya, Caboja der Indianer), ein 18—20 cm. großes, unregelmäßig schwärzlich, weiß u. rothgelb geflecktes, schwanzloses, kurzohriges Nagethier mit hufartigen Nägeln an den vorn je vier-, hinten je dreizehigen Füßen, u. scharfkantigen, aus je 2—3 geschlossenen Blättern zusammengesetzten Backzähnen. Seinen Namen hat es von der grunzenden Stimme u. weil es über das Meer aus Brasilien nach Europa gebracht wurde, wo es zum Hausthier geworden ist. Es läuft sehr schnell, gräbt Höhlen u. lebt gesellig. Seine Fruchtbarkeit ist eine bedeutende, indem es 9 Wochen trägt u. fast ununterbrochen trächtig ist. Das einfach rostrothe u. schwarzbraune, etwas größere, zu 5—15 Stück gesellig lebende wilde M. Südamerika's od. der Aperea (Preia, C. aperea) wurde für eine besondere Art gehalten.

Meerträubel, s. „Ephedra".



Nr. 4137. Megatherium.

Meerutt, Hauptstadt der brit.-ind. Provinz M., liegt 8 M. im NO. von Delhi zwischen Ganges u. Dschamna u. hat mit dem Kanton 79,378 E. (1871). Die unschön gebaute, mit einer Mauer umgebene Stadt ist einer der bedeutendsten Waffenplätze des Anglo-ind. Reiches u. spielte im Sipahi-Aufstande 1857 eine wichtige Rolle. Der Distrikt M. hatte 1871 auf 109,64 □M. 1,271,454 E., darunter etwa $^2/_3$ Hindu. Die aus den Distrikten Saharunpore, Meozuffurnugur, Boolundschuhur u. Allygurh bestehende Provinz M. umfaßte in gleichem Jahre 475 □M. mit 4,876,874 E., von denen $^7/_9$ Hindu u. $^2/_9$ Mohammedaner sind.

Meerzwiebel (Urginea Scilla od. Scilla maritima), ein zu den Liliaceen, Gruppe der Asphodeleen, gehöriges Zwiebelgewächs von den Küsten des Mittelmeeres, mit kuglig eiförmiger Zwiebel, deren zahlreiche saftige, grünlich-weiße Schalen, wenigstens die inneren, einen scharfen, Blasen ziehenden Stoff (Scillitin) enthalten u. deshalb schon seit früherer Zeit gebraucht werden. Man schneidet sie in Streifen, zieht sie auf Fäden, trocknet sie schnell u. bringt sie so zu verschiedenen arzneilichen Zwecken in den Handel. Meerzwiebelhonig wird z. B. bei Kindern als Brechmittel verwendet. — Nicht damit zu verwechseln sind die bei uns an den Fenstern in Töpfen gezogenen sog. M.n, obwol sie in ihrem Vaterlande (Kapland) als Ersatzmittel der eigentlichen M. gebraucht werden. Es sind ebenfalls Zwiebelgewächse, vorzüglich Ornithogalum caudatum, dann O. scilloides (bes. in Süddeutschland häufig) u. O. altissimum.

Meeting (engl., spr. Mihting) nennt man in England u. Nordamerika eine entweder amtlich oder durch Privatpersonen an einem bestimmten Orte zusammenberufene Versammlung, welche über einen bestimmten Gegenstand, insbes. von politischem u. sozialem Interesse, beräth, sich das Programm od. den Rechenschaftsbericht eines Wahlkandidaten bez. Parlaments- od. Kongreßmitglieds entwickeln u. vortragen läßt, der öffentlichen Meinung od. einer Parteiansicht durch bestimmte Resolutionen Ausdruck giebt, Adressen beschließt 2c. Das freie Versammlungsrecht, überhaupt die unbeschränkte Freiheit der Bewegung in Großbritannien u. den Vereinigten Staaten wie das dort ausgebildete öffentliche Leben bringen es mit sich, daß sich zu solchen M.s bisweilen Hunderttausende von Menschen einfinden. Bei den Dissenters (s. d.) heißen auch die gottesdienstlichen Zusammenkünfte M.s u. daher auch ihre Kirchen- u. Bethäuser **Meetinghouses** (spr. Mihting-Haus's).

Megalopolis, die Hauptstadt Arkadiens, am Helisson, einem Nebenflusse des Alpheios; nach dem Siege bei Leuktra von Epaminondas gestiftet u. 368 v. Chr. vollendet, zählte es nach Alexander's d. Gr. Tode gegen 70,000 E. u. besaß das größte Theater Griechenlands. Der makedonischen Herrschaft fügte sich M. gern. Später trat es aber dem Achäischen Bunde bei u. wurde deshalb von dem spartan. König Kleomenes III. belagert, erobert u. zerstört. Philopömen sammelte zwar die vertriebenen Einwohner wieder; M. erholte sich aber nie wieder u. blieb ein unbedeutender Flecken. Die Ruinen des Theaters finden sich heute beim Dorfe Sinanu.

Megära, eine der drei Erinnyen od. Furien. Infolge dessen blieb „Megäre" die Bezeichnung für ein böses Weib überhaupt.

Megära, die Hauptstadt der griech. Landschaft Megaris, unweit des Meeresufers der Insel Salamis gegenüber gelegen, soll früher den Namen Polichne geführt haben u. besaß zur Zeit ihrer Blüte mehrere prächtige Tempel u. öffentliche Gebäude. Auch war sie Sitz der Philosophenschule des Euklides, deren Vertreter deshalb auch Megariker genannt werden. Ihre Befestigungswerke verlor sie durch Demetrios Poliorketes u. Q. Metellus u. war zu Anfang der röm. Kaiserzeit ein unbedeutender Ort, der sich nur durch die Gunst Hadrian's etwas wieder hob. Die Westgothen, Türken u. Venetianer vernichteten die Kunstdenkmäler M.'s, das heute nur ein elendes Dorf ist. Als Hafen der Stadt galt Nisäa, welches auch eine Zeit lang durch Mauern mit ihr verbunden war. — **M.** hieß auch eine um 708 v. Chr. von Megarensern nördl. von Syrakus an der Stelle der alten Stadt Hybla gegründete Kolonie auf Sizilien. Sie gehörte seit Gelon's Regierung zum Gebiete von Syrakus, war aber schon zur Zeit August's nicht mehr vorhanden.

Megäris, eine kleine Landschaft Griechenlands, die auf u. an dem Isthmos von Korinth lag u. deshalb später zum Peloponnese gerechnet wurde; grenzte östl. an Attika, westl. an das korinthische Gebiet, südl. an den Saronischen, nördl. an den Alkyonischen Meerbusen u. an Böotien. Das ungefähr 8 □M. große Land war rings von Gebirgen eingeschlossen u. von dem Oneischen Gebirge u. der Geranea durchzogen, so daß es sich mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau eignete. Getreide wurde von Athen eingeführt; dagegen fand ein starker Exporthandel nam. ebendahin in Schweinen, Wild, Schafwolle, Seesalz, Bauholz u. feinem Thon statt. Außer der Hauptstadt Megara (s. d.) mit dem Hafen Nisäa zählte das Land nur unbedeutende Ortschaften, wie Rhus, Pegä, Aegosthena, Tripodiskos. Dorischen Stammes u. mit den Athenern, ihren Nachbarn, stets in Zwiespalt, werden die Megarenser von diesen als ungebildet, plump u. betrügerisch bespöttelt.

Megatherium, ein ausgestorbenes, plumpes Riesensäugethier Amerika's, dessen fossile Knochenreste in den Diluvialschichten u. Knochenhöhlen gefunden werden. Es bildet ein Uebergangsglied zwischen den Gürtelthieren u. den Faulthieren; hatte kurze Füße wie jene, dagegen einen rundlichen Kopf u. ein Gebiß wie diese. Sein vollständiges Skelet, das 1789 im Schuttlande des Laplata gefunden wurde u. jetzt in Madrid aufgestellt ist, hat eine Höhe von 2,25 m. u. eine Länge von 4 m. Den Zehenknochen nach zu urtheilen besaß es sehr starke Krallen. Man nimmt an, daß dieses Riesenfaulthier u. die ihm ähnlichen, ebenso plumpen, aber kleineren Gattungen Mylodon, Megalonyx, Platonyx, deren fossile Knochenreste gleichfalls im südamerikanischen Diluvium sich finden, von Blättern lebten, die sie mit Hülfe ihrer kräftigen Krallen sich von den Baumzweigen herablangten, indem sie sich an den Baumstämmen aufrichteten, wobei ihnen der mächtige Schwanz als Stütze diente. Einen Panzer nach Art der Gürtelthiere, wie man das früher allgemein annahm, trugen sie nicht, wenigstens konnte Lund die hierauf gedeuteten Reste als die eines anderen Riesenthiers (Hoplophorus) nachweisen.

Mehadia, berühmter Badeort in dem ungar. Komitat Torontal mit 2000 E., liegt in einem schönen Karpatenthale an dem Flusse Belareka, 3 M. im Norden von Alt-Orsova an der Donau. Die Herkulesbäder, 1 M. im Osten in dem Thale der Eserna, waren schon von den Römern viel besucht u. auf diese weisen noch die Ueberreste einer Römerstraße u. viele Alterthümer hin. Das Ludwigsbad hat 37—40° R.

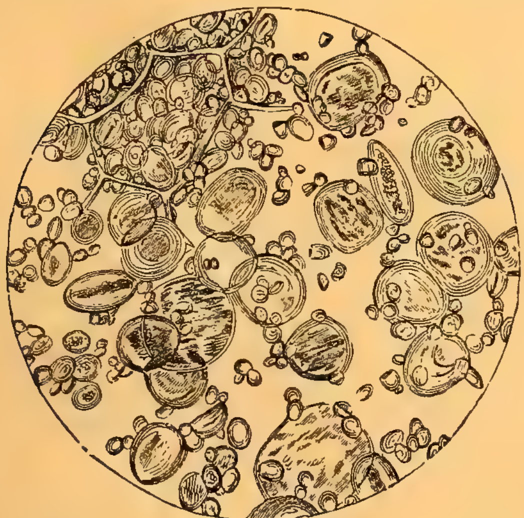
Mehemed Ali, s. „Mohammed Ali".

Mehl nennt man im weitesten Sinne des Wortes einen jeden staubförmig zerkleinerten Körper, z. B. Gipsmehl, Knochenmehl u. s. w.; im engeren Sinne versteht man jedoch darunter nur die staubförmig zerkleinerten Samen der Getreidearten u. Hülsenfrüchte, nam. aber des Weizens u. Roggens. Die Herstellung des Weizen- u. Roggenmehles ist in neuerer Zeit ein sehr bedeutender Industriezweig geworden u. es haben sich die Verhältnisse in dieser Hinsicht seit früher wesentlich geändert;



Nr. 4138. Gutes reines Weizenmehl (in 420facher Linearvergrößerung).

während die älteren Mühlen mit ihren einfacheren Einrichtungen gewöhnlich nur Lohnmüllerei trieben, d. h. Getreide, welches ihnen von Bäckern u. anderen Leuten übergeben wurde, gegen Bezahlung in M. verwandelten, sind jetzt die meisten Mühlen selbständige Handelsmühlen geworden, die Getreide auf eigene Rechnung einkaufen, es vermahlen u. das M. verkaufen. Diese neueren Mühlen sind auch viel zweckmäßiger eingerichtet u. können in viel kürzerer Zeit viel mehr u. besseres M. schaffen als die älteren. Vor Allem besitzen sie Maschinen, um das Getreide vorher sorgfältig von Staub, Erde, fremden Samen u. dem sog. Bart (den feinen Haaren an einem Ende des Weizenkornes) zu reinigen; ferner werden die Körner trocken vermahlen, während bei den



Nr. 4139. Gutes reines Roggenmehl (in 420facher Linearvergrößerung).

Mühlen mit älteren Einrichtungen die Körner vorher befeuchtet werden müssen. Das M., welches nach dem neueren, gewöhnlich englischen od. amerikanischen System erhalten wird, ist daher immer trockener, haltbarer u. für weitere Versendung geeigneter als das nach der alten deutschen Methode gewonnene. Man pflegt es gewöhnlich zum Unterschiede von letzterem mit dem Namen **Dampfmehl** zu bezeichnen, obgleich der Dampf mit dem M. weiter nichts zu thun hat, als die Maschinen zu treiben, u. dergl. Mühlen eben so gut auch durch Wasserkraft (Mühlräder od. Turbinen) getrieben werden können. Da die neueren Mühlen fast ausnahmslos größere Etablissements sind, so besitzen sie, auch wenn sie gewöhnlich durch Wasserkraft getrieben werden, doch auch noch Dampfmaschinen als Reserve für Zeiten des Wassermangels. — In allen neueren Mühlen geschieht die Beutelung des gemahlenen Getreides mittels sog. Cylinder, d. s. lange, schrägliegende Hohlwalzen aus Lattenwerk, mit Beuteltuch in verschiedenen Feinheitsnummern überzogen, so daß man bei einmaligem Durchgange des Mahlgutes sogleich 3—4 verschiedene Feinheitsnummern des M.s erhält, während die Kleie unten aus dem Cylinder herausfällt. Um ein solches Resultat zu erreichen, sind aber auch ganz besondere Mühlsteine hierzu nöthig; die besten sind die von La Ferté sous Jouarre in Frankreich. Dieselben bestehen aus einem cavernösen (mit kleinen Höhlungen versehenen) Hornstein, dessen einzelne Stücke sorgfältig ausgesucht u. mit Gips zu einem großen Mühlsteine verkittet u. zusammengesetzt werden. — Man hat im Wesentlichen zwei verschiedene Arten des Mahlverfahrens. Nach dem amerikanischen Verfahren, welches auch in England, Frankreich, Belgien u. vielfach in Deutschland verbreitet ist, gehen die Körner nur einmal durch die Steine u. werden dabei so vollständig vermahlen, daß das Produkt sofort in die Beutelcylinder tritt. Dieses M. ist jedoch nicht so weiß wie das nach dem folgenden Verfahren erhaltene, da kleine, feine Theilchen der Kleie mit darunter sind, wodurch allerdings das M. einen größeren Nahrungswerth erhält. — Für feineres Gebäck verwendet man M., welches durch die sog. Griesmüllerei, nach der Wiener Methode, erhalten worden ist. Dieselbe besteht darin, daß man den Weizen beim ersten Durchgang durch gut geschärfte Steine nur abschält, so daß die Hülsen abgesondert u. der Kern in kleine Stückchen, den Gries, zerbrochen wird. Dieser wird von den Hülsen getrennt u. dann für sich weiter vermahlen. — Roggen ist, weil seine Schale sich weniger leicht trennen läßt, auch bei weitem schwieriger zu vermahlen als Weizen.

Im Handel hat man vom Weizen- u. Roggenmehl gewöhnlich 3 Sorten, die man mit Nr. 0, 1 u. 2 bezeichnet; die Wiener Kunstmühlen führen noch mehr Sorten, deren feinste Kaiserauszug genannt wird; dann kommt Prima 00, Prima 0, Secunda 0, M. Nr. 1 u. Nr. 2.

Eigenschaften u. Zusammensetzung des M.s. — Auf die Beschaffenheit des M.s haben außer der Mahlmethode noch das Alter des Getreides, die Art seiner Aufbewahrung u. Reinigung u. der größere od. geringere Trockenheitszustand Einfluß. Gutes M. muß sich milde u. trocken anfühlen, dennoch aber, wenn man es auf der Hand verreibt, etwas körnig sein; es darf nicht dumpfig riechen u. keinen auffallenden Beigeschmack besitzen; die Farbe muß möglichst weiß sein, u. dies wird dadurch erreicht, daß die äußere Schale, wie bei dem Wiener Verfahren, möglichst sorgfältig entfernt wird. Man kann zwar auch nach dem älteren Mahlverfahren weißes M. erhalten, dasselbe ist dann aber nicht so nahrhaft. Die nahrhaftesten Theile des Getreidekornes liegen nämlich nicht in der Mitte desselben, sondern am Rande, unmittelbar unter der Schale; ein nach alter Methode dargestelltes dunkles M., welches feingeriebene Kleietheilchen mit enthält, ist deswegen auch sehr nahrhaft. Um den Nährstoff möglichst zu steigern, muß man suchen die Schale so dünn als möglich wegzunehmen, so daß von den nahrhaftesten Theilen nur wenig mit in die Kleie kommt, u. dennoch ein weißes M. zu erhalten, u. dies geschieht durch das Wiener Verfahren. Die Hauptbestandtheile des M.es der Getreidearten sind Stärke u. Kleber, erstere ist stickstofffrei, letzterer stickstoffhaltig u. von großem Nährwerth; außerdem sind noch kleine Mengen von Zucker, Fett, Eiweiß u. die Aschenbestandtheile vorhanden, unter denen nam. die phosphorsauern Salze von Wichtigkeit sind. Dem Kleber verdankt das M. die Eigenschaft, mit Wasser angerührt einen zähen Teig zu bilden; gutes Weizenmehl enthält von diesem Stoffe 18—22%, Roggenmehl 10 bis 16%. Stärke ist im Weizenmehl zu 56—74%, im Roggenmehl zu 46 bis 52% vorhanden. Die Aschenbestandtheile betragen bei beiden 1 bis $1\frac{1}{2}$%. Die Aufbewahrung des M.es geschieht zweckmäßig in möglichst trocknen, luftigen Räumen, welche gegen den Zutritt von Mäusen, Ratten, Insekten u. s. w. geschützt sind. Für die Versendung wird das M. möglichst fest in Fässer eingestampft u. hält sich so sehr lange. Im Allgemeinen läßt man jedoch das M. nicht so alt werden u. hebt nöthigenfalls lieber das Getreide auf.

Mehlbeerbaum (Sorbus Aria), ein schöner, zu den Pomaceen gehöriger Baum unsrer deutschen Bergwälder, der auch unter vielen anderen Namen gekannt ist (Adlers-, Arols-, Arbuten-Beere, Silberbaum, Meerkirschenbaum u. s. w.). Er hat den Wuchs des Vogelbeerbaums (S. aucuparia), aber ungefiederte, eiförmige, etwas lappige Blätter mit weißfilziger Unterseite. Seine Blüten erscheinen als große weiße Doldentrauben im Mai, während die Früchte als kleine, kirschenartige rothe Aepfelchen im Sommer reifen, aber nur vom Wild gefressen werden od. höchstens den Kindern begehrlich sind. Sie enthalten Zuckerstoff u. geben deshalb durch Gährung eben so ein geistiges Getränk wie der Vogelbeerbaum. Ehedem wurden sie getrocknet als Brust- od. als Stopfmittel in der Arzneikunde verwerthet. Nicht zu verwechseln mit Mehlfäßchenstrauch od. Crataegus (s. d.).

Mehlthau (Mellthau, Melldreck), ein grauer Ueberzug über Pflanzentheile, gebildet durch den von Blattläusen (s. d.) ausgespritzten klebrigen Honigthau u. die auf ihm haftenden, abgestreiften Hautbälge dieser Thiere, untermischt mit ihrem staubigen Absonderungsprodukte. Aehnliche Ueberzüge werden auch durch Schimmelpilze (Erysiphe) gebildet.

Mehlwurm, die von Mehl, Kleie, Brot 2c. lebende gelbliche Larve des Mehlkäfers (Tenebrio molitor), eines etwa 1,25 cm. großen, pechschwarz glänzenden, unterseits rothbraunen Käfers mit länglichen, schwach-punktirt gestreiften Flügeldecken, der bei Bäckern, Müllern u. Mehlhändlern häufig anzutreffen ist. Die Larve, die bei starker Vermehrung sehr schädlich werden kann u. deren man sich durch Sieben des Mehles entledigt, wird, bes. als Nachtigallenfutter, gezogen u. überhaupt von Vögeln u. Eidechsen gern gefressen.

Mehul (spr. Mehül), Henri Etienne, einer der vortrefflichsten Komponisten der älteren französischen Schule, geb. 24. Juni 1763 zu Givet, einer kleinen Festung in den Ardennen, wo sein Vater in einer Kaserne Koch war; erhielt von einem blinden Organisten den ersten nothdürftigen Musikunterricht, konnte aber bereits mit elf Jahren den Organistendienst in der Franziskanerkirche zu Givet versehen. Besseren musikalischen Unterricht erhielt er in der Abtei Lavaldieu bei Givet, wo er eine Alumnenstelle bekommen hatte, durch den Pater Wilh. Hanser, u. als er 16 Jahre alt geworden, nahm ihn eine höhere Militärperson mit nach Paris, wo Edelmann sein Lehrer im Klavierspielen wurde u. er das Interesse Gluck's erregte. Unter den Augen dieses Meisters schrieb er einige Opern, aber nur als Studienarbeiten, u. erst mit 20 Jahren reichte er ein größeres Werk, die Oper „Alonzo et Cora“, behufs der Aufführung bei der Großen Oper ein. Sechs Jahre lang wartete er vergeblich auf Entscheidung; inzwischen führte im Winter 1790 auf 1791 die Komische Oper seine „Euphrosine et Conradin“ mit glänzendem Erfolge auf. Nun brachte endlich die Große Oper auch „Alonzo et Cora“, aber das Werk machte bei der Aufführung gar kein Glück. Diese Niederlage machte M. bald darauf durch „Stratonice“ wieder wett, welche Oper sehr gefiel, während die bis 1797 folgenden „Horatius Cocles“, „Le Jeune sage et le Vieux fou“, „Doria“, „Phrosine et Mélidor“, „La Caverne“, „Adrien“, „La Chasse du jeune Henri“ nur geringen Beifall fanden. Die folgenden Jahre brachten für M., der an dem neu errichteten Konservatorium in Paris die Stelle eines Inspektors, später auch die eines Lehrers der Komposition erhalten hatte, viel anderweitige Arbeit, u. erst 1799 betrat er die Bühne wieder mit „Ariodant“, welcher Oper zwar große musikalische Schönheiten zugesprochen wurden, die aber nur einen mäßigen Erfolg hatte; die zunächst folgenden Opern „Bion“ u. „Epicure“ (letztere in Gemeinschaft mit Cherubini komponirt) gingen ganz spurlos vorüber. Viel Glück hatte er wieder mit „L'Irato‘ (welche Oper er zuerst, um Napoleon, der die französische Musik nicht leiden mochte, zu mystifiziren) als das Werk eines Neapolitaners in Scene gehen ließ), dann mit „Une Folie“ (in Deutschland als „Je toller je besser“ bekannt) u. mit „Le Trésor supposé“ (in Deutschland als der „Schatzgräber“ gegeben). „Joanna“, „L'Heureux malgré lui“, „Héléna“ u. „Gabrielle d'Estrées“ waren wiederum keine Erfolge, während „Uthal“ u. „Les Aveugles de Tolède“ Beifall fanden. Ins Jahr 1807 fällt „Joseph en Égypte“, eine seiner bedeutendsten Opernschöpfungen. Aus den letzten zehn Jahren seines Lebens (er starb 18. Okt. 1817, nachdem er bereits 1810 in den Ruhestand getreten war) stammen noch die Opern „Les Amazones“, „Le Prince Troubadour“, „La Journée aux Aventures“ u. die unvollendete (von seinem Neffen Daussoigne fertig komponirte) „Valentine de Milan“. Anderweitige Arbeiten M.'s sind: Musiken zu Dramen u. Ballets, Symphonien, Kompositionen verschiedener Art zu den großen republikanischen Festen, die Melodien zu den republikanisch-patriotischen Liedern „Le Chant du départ“, „Le Chant de victoire“, „Le Chant du retour“, „La Chanson de Roland“, wie M. denn vorzugsweise der Komponist der Revolution gewesen ist, ein Umstand, der ihm nach der Rückkehr der Bourbons manche Verdrießlichkeiten zuwege gebracht haben mag.

Meibom, deutsche Gelehrtenfamilie. Insbes. haben sich namhaft gemacht: Heinrich M., der Aeltere, geb. zu Lemgo 4. Dez. 1555, gest. als Professor der Poesie u. Geschichte zu Helmstädt 20. Sept. 1625, wurde wegen seiner Verdienste um die deutsche Geschichte von Kaiser Rudolf II. 1590 geadelt. — Johann Heinrich M., Sohn des Vorigen, geb. 27. Aug. 1590 zu Helmstädt, gest. 16. Mai 1655 zu Lübeck als erster Stadtmedikus daselbst u. Leibarzt des Erzbischofs von Bremen; verfaßte außer mehreren Fachschriften eine „Vita Maecenatis“ (Leyd. 1653). — Heinrich M., der Jüngere, Sohn des Vorigen, geb. zu Lübeck 29. Juni 1638, wurde 1664 Professor der Medizin in Helmstädt, übernahm daselbst 1678 den Lehrstuhl der Geschichte u. Poesie u. starb ebendaselbst 26. März 1700. Er war ein ausgezeichneter Anatom, der u. A. die **M.'schen Drüsen** (s. d.) u. das **M.'sche Loch** (Foramen Meibomii) od. das blinde Loch in der Zunge entdeckt hat. Auch als Historiker machte er sich verdient, nam. durch den 2. u. 3. Theil, um die er seines Großvaters „Rerum Germanicarum scriptores“ (Helmst. 1688) vermehrte. — Markus M., geb. zu Tönningen (Schlesw.) 1630, beschäftigte sich als Philolog meist mit der Musik der Alten, für die er auch die Königin Christine von Schweden durch die von ihm herausgegebene lateinische Uebersetzung von 7 griech. Musikschriftstellern (2 Bde., Amsterd. 1652) zu interessiren wußte. Seine Stellungen in Stockholm, Soröe, Helsingör u. Amsterdam büßte er fast alle durch sein auffahrendes Wesen ein, u. so starb er in ärmlichen Verhältnissen 1710 zu Amsterdam.

Meibom, Viktor v., namhafter Jurist, geb. 1. Sept. 1821 zu Kassel als Sohn des kurhessischen Generalmajors Heinrich v. M.; trat in den hessischen Justizdienst, wurde 1858 als ord. Professor der Rechte nach Rostock berufen, wirkte danach in gleicher Stellung in Tübingen u. später in Bonn u. ist seit 1875 Rath am Reichsoberhandelsgericht in Leipzig. An größeren Werken schrieb er: „Kurhessisches Privatrecht“ (zusammen mit Roth, 1. Bd., Marb. 1858); „Deutsches Pfandrecht“ (ebd. 1867) u. „Mecklenburgisches Hypothekenrecht“ (Lpz. 1871).

Meibom'sche Drüsen, nach ihrem Entdecker, dem Anatom Meibom (s. d.), so genannt, od. glandulae tarsales (Drüsen der Augenlidknorpel), heißen die an der Innenfläche der Augenlider in den Knorpelplatten gelegenen, durch den Bindehautüberzug der Lider weißgelblich durchschimmernden, traubenförmigen Drüsen. Sie sind den Hauttalgdrüsen analog, erzeugen ein dem Hauttalge ähnliches Fett, die Augenbutter, u. münden mit punktförmigen Oeffnungen an den Rändern der Augenlider. Ihre Zahl beläuft sich auf 30—40 am oberen, 20—30 am unteren Lide. Ihr Produkt, die Augenbutter, hat den Zweck, durch Einfettung die Bewegung der Lider zu erleichtern. Bildet sich in der Drüse eine mit Verschluß des Ausführungsganges einhergehende Entzündung aus, so entsteht eine kleine schmerzhafte, harte, rothe Geschwulst, das Gerstenkorn (hordeolum) genannt.



Nr. 4140. Johann Valentin Meidinger (geb. 1763 gest. 22. Dez. 1822).

Meidinger, Joh. Valentin, Grammatiker, gehörte einer aus Augsburg stammenden angesehenen Familie an u. wurde 1763 als der Sohn des Predigers M. zu Frankfurt a. M. geboren. Als Hauslehrer in Neuwied am Rhein lernte er von den dort ansässigen Emigranten Französisch u. gab, nachdem er in seiner Vaterstadt eine kleine Schule errichtet hatte, auf eigene Kosten eine „Französische Grammatik“ (Dessau 1783) heraus. Der Ausbruch der Französischen Revolution u. die Kriege mit Frankreich machten das Buch zu einem viel begehrten, u. wie lange es ein solches geblieben, erhellt daraus, daß bis 1857 (Frankf.) 37 Aufl. davon gedruckt worden sind, jede zu 8000 Exemplaren. Auch mit anderen Lehrbüchern der franz. u. ital. Sprache hatte M. Glück. Er starb zu Frankfurt a. M. 22. Dez. 1822. Daß man heutzutage eine altbackene Anekdote einen „Meidinger“ nennt, hat seinen Grund darin, daß M. es liebte, in

seinen Grammatiken als Lese- u. Uebersetzungsstücke Anekdoten zu verwenden, die bei der außerordentlichen Verbreitung des Buches natürlich allbekannt wurden. — Sein Sohn Heinrich **M.**, geb. zu Frankfurt a. M. 23. Nov. 1792, lernte daselbst als Kaufmann, hatte dann Stellungen in Aachen, 1813—15 in der Pariser Kommandite des Straßburger Fabrikanten Humann u. 1815—17 in London inne, kehrte hierauf nach seiner Geburtsstadt zurück, um sich an einem von nahestehenden Verwandten eingeleiteten Unternehmen zu betheiligen, machte ausgedehnte Geschäftsreisen u. starb zu Frankfurt a. M. 21. Mai 1867. Von seinen zahlreichen statistischen, geographischen u. handelspolitischen Schriften verdienen besondere Erwähnung: „Briefe von einer Reise durch England, Schottland u. Irland" (Stuttg. 1821); „The German selfteacher" (Lond. 1839 u. ö.); „Frankfurts gemeinnützige Anstalten" (2 Bde., 1845—56); „Ueber die Mainschiffahrt" (1850); „Ueber die Neckarschiffahrt" (1850); „Das britische Reich in Europa" (Lpz. 1851); „Deutschlands Ströme in ihren Verkehrs- u. Handelsverhältnissen" (Frankf. 1854); „Deutschlands Eisen- u. Steinkohlenproduktion in der Neuzeit" (Gotha 1857); „Die britischen Kolonien in Australien" (Frankf. 1860) u. „Die südafrikanischen Kolonien Englands" (ebd. 1861).

Meier, Ernst Heinrich, protestantischer Bibelforscher u. Orientalist, geb. 17. Mai 1813 zu Rusbendt in Schaumburg-Lippe, studirte, in Bückeburg vorbereitet, zu Jena Theologie, dann in Göttingen u. Tübingen orientalische Sprachen. 1841 habilitirte er sich für die letzteren in Tübingen, wurde 1848 Professor daselbst u. starb 2. März 1866. Die wissenschaftlichen Arbeiten M.'s zeichnen sich mehr durch Geist u. Scharfsinn als durch strenge Methode aus. Neben dem Kommentar zu Joel (Tüb. 1841) u. Jesaja (Bd. I, Pforzh. 1850) gilt dies bes. von seinem „Hebräischen Wurzelwörterbuch" (Mannh. 1845). Einen verdienstlicheren Ausdruck fand seine eigenthümliche Begabung in der Uebersetzung der poetischen Bücher des Alten Testamentes (Tüb. 1851—54) u. der Propheten (Tüb. 1863). Aus den Untersuchungen „Ueber die Form der hebräischen Poesie" (ebd. 1853) erwuchs seine „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Hebräer" (Lpz. 1856), eine geistvolle u. gelehrte Darstellung des Stoffs auf Grund streitiger Voraussetzungen. — Neben diesen Werken verdanken wir M. Uebersetzungen von „Klassischen Dichtungen der Inder" (3 Bde., Stuttg. 1847—54) u. Sammlungen schwäbischer Kinder- u. Volkslieder, Sitten u. Märchen 2c.

Meier. Im Mittelalter waren die Besitzer von Bauerngütern in vielfacher Beziehung dem Guts- od. Hofherrn unterthan u. von ihm abhängig, nam. dann, wenn das Recht am Gute vererbt werden konnte. Der Berechtigte, M. genannt, hatte zwar das Gut zur Benutzung u. Bewirthschaftung für eigene Rechnung, obwol es ursprünglich Eigenthum des Gutsherrn gewesen war u. vielfach noch blieb, mußte aber nicht nur Hof u. Flur in gutem Stande erhalten, sondern auch persönlich sowie mit seinem Vieh u. Geschirr Dienste (Frohnden) leisten u. Abgaben (M.zins) an die Gutsherrschaft entrichten. Die Gesammtheit dieser Rechte u. Pflichten hieß **Meierrecht**, dieselben sind durch Aufhebung der Leibeigenschaft u. die Ablösungsgesetzgebung meist vollständig beseitigt. Verstieß der Bauer gegen die ihm obliegenden Pflichten, so hatte der Gutsherr das **Abmeierungsrecht**, d. h. er konnte den Bauer vom Hofe vertreiben u. an seiner Statt einen Anderen mit dem Bauerngute belehnen. Veräußern durfte der Bauer das Gut nur mit Genehmigung des Gutsherrn, doch durfte Letzterer die Zustimmung nicht verweigern, wenn der Bauer eine geeignete Persönlichkeit als Eintreter brachte. Die Urkunde, durch welche das Verhältniß zwischen Herrn u. Bauer geregelt wurde, hieß **Meierbrief**. Wer von den Kindern od. sonstigen Anverwandten nach dem Tode des Bauern das Gut erhalten solle, bestimmte bald ein deshalb ein- für allemal getroffenes Abkommen zwischen Hofherren u. Bauern, od. Ersterer od. Letzterer allein. An vielen Orten erbte es jedesmal der jüngste Sohn, sog. Minorat (s. d. unter „Majorat"); einheitliche Grundsätze haben sich hierüber in Deutschland nicht entwickelt.

Meierei, der Theil der Gebäude eines größeren Gutsgehöftes, in welchem Milchwirthschaft, Butter- u. Käsebereitung betrieben wird; auch ein kleineres, bes. zur Rindviehzucht bestimmtes Nebengut.

Meile heißt das Längenmaß für weitere Entfernungen (s. „Maß"). Der Name, welcher im Althochdeutschen milla, mila, im Mittelhochdeutschen mile lautete, kommt her von dem lat. Worte millia (richtiger milia), der Mehrzahl von mille, d. i. tausend, u. kommt daher, weil die alten Römer ihre Wege nach „Tausenden von Schritten" (millia passuum) maßen, den Schritt zu 5 röm. Fuß gerechnet, u. nach je tausend Schritten einen (milliarium genannten) Stein setzten, nach dem Gesetz des C. Sempron. Gracchus im J. 134 v. Chr. Der erste dieser Steine, von dem aus alle anderen gerechnet wurden, stand mitten in der Stadt Rom u. hieß milliare aureum (goldner Meilenstein). Nach Untergang des Weström. Reiches wurde das Meilenmaß in den verschiedenen europäischen Ländern festgehalten od. wenigstens die alte Benennung auf das landesübliche Wegemaß übertragen. Daneben aber erhielt sich in den Ländern romanischer Zunge die viel größere altgallische Leuca, deren Name noch heute in dem franz. lieue, dem span. legua, portug. legoa, ital. lega u. engl. league sich wiederfindet. Ihr Urbild in Frankreich, die lieue, wurde später so abgeglichen, daß 25 auf einen Aequatorgrad gehen sollten, also jede gleich $^3/_5$ geogr. M.n. Doch gab es auch die lieue marine, zu 20 auf den Aequatorgrad, u. die Postlieue zu ungefähr $28^1/_2$ auf den Aequatorgrad. Bei Bestimmung der Länge der M. ist jedoch die ursprüngliche Beziehung zu millia passuum ganz aufgegeben worden, vielmehr könnte es scheinen, als ob man den Weg, den ein Fußgänger in zwei Stunden zurücklegen kann, als Einheitsmaß damit hätte ausdrücken wollen. Eine solche Unbestimmtheit wenigstens liegt in der Verschiedenheit, welche die M. in den verschiedenen Ländern zeigt. Die mittelalterlichen Geographen u. Kartenzeichner glichen die Länge der M. so ab, daß sie genau 15 M. auf einen Aequatorgrad rechneten, u. weil es zuerst niederländische u. deutsche Schiffer waren, welche sie zur Verzeichnung ihrer Land- u. Seekarten gebrauchten, so wurde diese „geographische M." auch **deutsche M.** genannt. Außer dieser setzte sich aber bald bei allen schiffahrttreibenden Nationen der Gebrauch einer kürzeren, sog. „Seemeile" fest. Diese ist genau gleich $^1/_4$ geogr. M., daher 60 Seemeilen auf den Aequatorgrad gehen. Die Engländer nennen auch diese „geographical mile". Ueber die verschiedenen M.n s. die Maßtabelle am Schluß dieses Bandes. In sehr vielen Ländern (Belgien, Brasilien, Deutschland, Aegypten, Griechenland, Italien, Niederlande, Portugal, Schweiz, Spanien) ist mit dem französischen Metersystem auch der Kilometer (= 1000 m.) als Wegemaß eingeführt worden; doch heißt der Kilometer in den Niederlanden M. (mijl zu 100 roeden), in Griechenland Stadion (nicht zu verwechseln mit dem antiken Stadion zu 184,97 m.).

Meiler, s. „Kohle".

Meilhac (spr. Melljak), Henri, franz. Dramatiker, geb. zu Paris 1832, wurde Gehülfe in einer Buchhandlung daselbst u. seit 1852 unter dem Pseudonym Thalin mit dem Stift u. der Feder Mitarbeiter des „Journal pour rire". Als Dramatiker trat er zuerst 1855 mit zwei einaktigen Stücken, „Satania" u. „Garde-toi, je me garde", welche im Palais-Royal aufgeführt wurden, in die Oeffentlichkeit. Zwar hatten diese keinen Erfolg, doch erkannte die Kritik dem Verfasser entschiedenes Talent zu, u. so widmete sich M. fortan ausschließlich der dramatischen Schriftstellerei. Seine zum Theil in Gemeinschaft mit Anderen verfaßten Theaterstücke u. Operntexte sind außerordentlich zahlreich. Am bekanntesten hat er sich durch die Texte zu den Burlesken Offenbach's (s. d.) gemacht, so insbes. durch „Die schöne Helena", „Blaubart", „Pariser Leben", „Die Großherzogin von Gerolstein", „Froufrou" 2c.

Meineid (altdeutsch mein = Falschheit, Verbrechen) ist ein wider besseres Wissen zur Bekräftigung unwahrer Behauptungen abgeleisteter Eid (s. d.). Das Verbrechen des M.es begeht: wer in einem Rechtsstreite od. in einer Kriminaluntersuchung einen ihm vom Richter auferlegten Eid wissentlich falsch schwört, od. als Zeuge od. Sachverständiger wissentlich ein falsches Zeugniß od. Gutachten eidlich bekräftigt, bezüglich einen bereits früher geleisteten Dienst- od. Pflichteid durch Abgabe eines falschen Zeugnisses od. Gutachtens verletzt. Die Strafe des M.es ist Zuchthaus, u. zwar insbes. dann von höherem Betrage, wenn zufolge des Zeugnisses od. Gutachtens ein Angeschuldigter zum Tode od. längerer Freiheitsstrafe verurtheilt worden ist. Dem M. steht übrigens gleich, wenn ein Mitglied einer Religionsgesellschaft (z. B. ein Mennonit), welchem das Gesetz den Gebrauch gewisser Betheuerungsformeln an Stelle des Eides gestattet, eine wissentlich falsche Erklärung unter der Betheuerung seiner Religionsgesellschaft abgiebt; desgleichen wird als meineidig angesehen, wer vor einer zur Abnahme einer Versicherung an Eidesstatt zuständigen Behörde eine solche Versicherung wissentlich falsch abgiebt. In letzterem Falle wird das Verbrechen übrigens nur mit Gefängniß geahndet. Zeugen u. Sachverständige, die falsch schwören, verlieren die Fähigkeit, fernerhin als solche eidlich vernommen zu werden. Als Milderungsgrund wird es angesehen, wenn die Angabe der Wahrheit gegen den als Zeugen Vernommenen strafrechtliche Ahndung zur Folge gehabt haben würde, od. der Aussagende das Zeugniß hätte ablehnen können u. hiervon nicht benachrichtigt worden ist. — Ist eins der vorerwähnten

Verbrechen aus Fahrlässigkeit begangen worden, so wird nur auf eine geringe Gefängnißstrafe erkannt. Nicht strafbar ist ein in anderen Fällen erfolgender nicht erfüllter Eid, z. B. zur Bestärkung eines Zahlungsversprechens, des Gelübdes ewiger Treue 2c.

Meineke, Johann Albert Friedrich August, Philolog u. Schulmann, geb. zu Soest in Westfalen 8. Dez. 1790 als Sohn eines Gymnasiallehrers; empfing seine Vorbildung 1804—10 in Schulpforte, studirte dann in Leipzig unter Gottfr. Hermann's Leitung, wurde schon 1812 Lehrer am Conradinum in Jenkau bei Danzig u. nach dessen Auflösung 1814 am akademischen Gymnasium in Danzig, erhielt nach der Vereinigung dieser Anstalt u. der Marienschule zu dem gegenwärtigen Gymnasium daselbst 1817 die Leitung dieser neuen Schule, war 1826—57 Direktor des Joachimsthal'schen Gymnasiums in Berlin, trat dann in den Ruhestand u. starb zu Berlin 12. Dez. 1870. Um die Philologie hat sich M. bedeutende Verdienste erworben. Seine Hauptthätigkeit lag auf dem Gebiete der Kritik, die er in wahrhaft genialer Weise übte. Insbes. wandte er den griech. Komikern ein eingehendes Studium zu, in welcher Beziehung hauptsächlich seine Bearbeitung der „Fragmenta poetarum comicorum Graecorum" (5 Bde., Berl. 1839—43; 2 Bde., kleinere Ausg., ebd. 1847) zu erwähnen ist. Aber auch Aeschylos, Sophokles, Strabo, Stobäos, Kallimachos, Stephanos von Byzanz, Theokritos, Bion, Moschos 2c. wurden von ihm in den Kreis seiner Studien gezogen; außerdem verdanken wir ihm eine Textrezension der Horazischen „Epistolae" (Berl. 1834). Sein Wirken als Lehrer u. Rektor war durch den bedeutenden Einfluß auf den sittlichen u. wissenschaftlichen Geist der Schüler ein höchst segensreiches. — Vergl. Ranke, „Aug. M., ein Lebensbild" (Lpz. 1871).

Meinhold, Johann Wilhelm, Theolog, Dichter u. Publizist, geb. zu Netzelkow auf der Insel Usedom 27. Febr. 1797; studirte in Greifswald, verwaltete, nachdem er Rektor in Usedom gewesen, mehrere Predigtämter in Pommern, zuletzt (seit 1844) das in Rehwinkel bei Stargard, zog sich aber infolge seiner Hinneigung zum Katholizismus 1850 ins Privatleben zurück u. starb zu Charlottenburg 30. Nov. 1851. Er war zuerst mit „Vermischten Gedichten" (2 Bde., Greifsw. 1824; 2. Aufl., Lpz. 1835) aufgetreten. Diesen folgte das romantisch-religiöse Epos „St. Otto, Bischof von Bamberg, od. die Kreuzfahrt nach Pommern" (1826). Durchaus tendenziös war sein Hauptwerk, der Roman „Die Bernsteinhexe" (Berl. 1843); noch reicher an Uebertreibungen das Seitenstück dazu, „Sidonia von Bork, die Klosterhexe" (3 Bde., ebd. 1847); nam. der erstgenannte Roman erregte seiner Zeit viel Aufsehen. Seine „Gesammelten Schriften" erschienen 1846—52 zu Leipzig in 8 Bdn. Dieselben enthalten auch seine Uebersetzung u. Erklärung der Lehnin'schen Weissagung (s. „Hermann von Lehnin"). — Sein Sohn Aurel Emanuel **M.**, geb. zu Crummin (Usedom) 26. Aug. 1829, studirte seit Michaelis 1849 in Breslau Philosophie, seit 1852 aber, nachdem er zum Katholizismus übergetreten war, Theologie u. starb als Pfarrer zu Hochkirch bei Groß-Glogau 14. Jan. 1873. Er vollendete seines Vaters letzten Roman „Sigismund Hager von Altensteig" (Regensb. 1858) u. schrieb: „Das Kreuz von Vineta" (Roman); „Die Katholische Kirche, Fürsten, Völker u. Revolutionen" (1860); „Die Gegenwart, bes. der katholischen Staaten" (1861); „Das Nationalitätsprinzip" (Neiße 1862) 2c.

Meinicke, Karl Eduard, Geograph u. Schulmann, geb. zu Brandenburg an der Havel 31. Aug. 1803; studirte in Berlin, wurde 1825 zweiter Kollaborator am Gymnasium in Prenzlau, 1838 Prof. an derselben Anstalt u. führte auch 1846—69 deren Direktorat. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Versuch einer Geschichte der europ. Kolonien in Westindien" (Weim. 1831); „Bemerkungen über die Geographie der Insel Sumatra" (Prenzlau 1833); „Beiträge zur Ethnographie Asiens" (ebd. 1837); „Das Festland Australien" (2 Bde., ebd. 1837; neu bearbeitet in Stein's „Handbuch der Geographie", Lpz. 1853); „Lehrbuch der Geographie" (Prenzlau 1839; 2. Aufl. 1845); „Die Südseevölker u. das Christenthum" (ebd. 1844); „Ueber den Gebirgsbau der Insel Java" (ebd. 1844); „Die Insel Pitcairn" (ebd. 1858). Ein geschätztes Schulbuch ist sein „Leitfaden der Geographie" (ebd. 1845 u. öfter).

Meiningen, Hauptstadt des Herzogthums Sachsen-M. u. des gleichnamigen Kreises mit 9515 E. (1875), liegt in einem engen Thale am rechten Ufer der Werra u. ist nach der Feuersbrunst vom 5. Sept. 1874, welche einen großen Theil der Stadt in Asche legte, fast vollständig wieder aufgebaut. Hier befindet sich der Sitz der Landesbehörden, ein Gymnasium u. eine Realschule. Die schönsten Gebäude enthält die Neustadt, darunter das Neue Palais, das herzogliche Residenzschloß. Das alte Schloß Elisabethburg enthält eine Gemäldegalerie, eine Bibliothek, das Henneberg'sche Gesammtarchiv u. andere Sammlungen. Die Industrie der an der Werrabahn u. an der Eisenbahn M.-Schweinfurt gelegenen Stadt besteht in Maschinenfabrikation für die Eisenbahn, in Baumwollweberei u. Oelfabrikation. Die umliegenden Höhen sind mit prächtigen Spazierwegen versehen. 2 M. im Süden von M. liegt das Dorf Bauerbach, bekannt durch Schiller's Aufenthalt 1782—83 nach der Flucht aus Stuttgart im Hause der Frau v. Wolzogen.

Meiningen-Hildburghausen, s. „Sachsen-Meiningen".



Nr. 4141. Die Haubenmeise (Parus cristatus).

Meise (Parus), eine Gattung Sperlingsvögel aus der Familie der Kegelschnäbler (Conirostres), mit etwas zusammengedrücktem, von der Wurzel an allmählich verdünntem, geradem Schnabel, durch mehrere Federchen versteckten Nasenlöchern u. einer Zunge, die am Ende vier feine Borsten trägt. Ihr Gefieder ist weich, seidenartig, locker, zum Theil bunt.



Nr. 4142. Die Schwanzmeise (Parus caudatus).

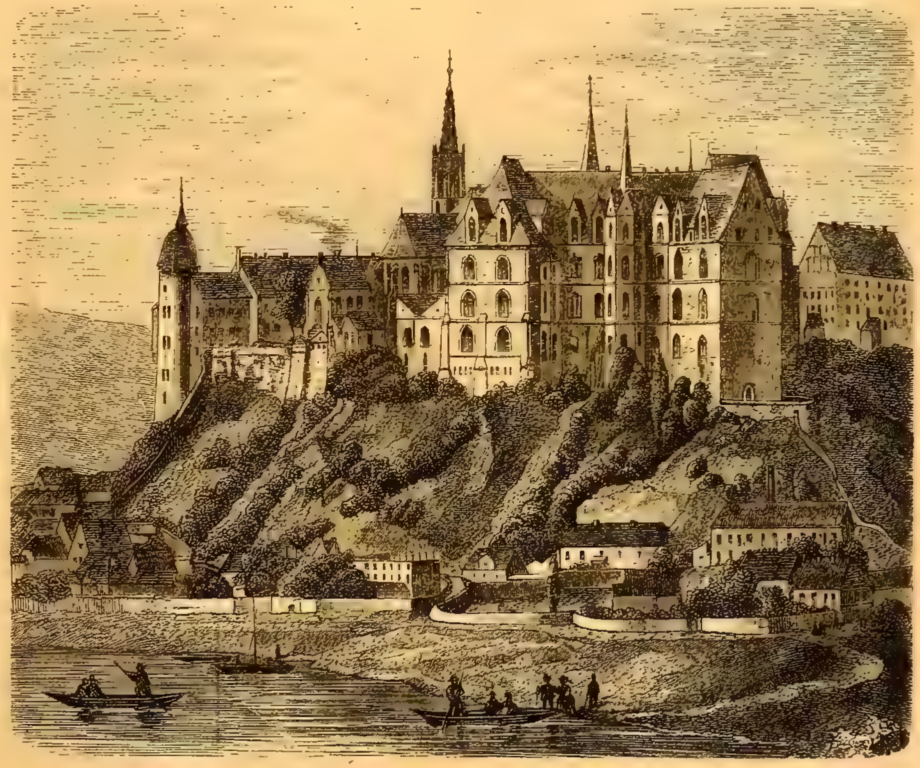
Sie sind kleine, sehr lebhafte, listige u. zanksüchtige Thiere, die rasch fliegen, schief hüpfen, geschickt u. hastig auf- u. abklettern u. sich verkehrt an die Zweige hängen, bauen zum Theil sehr kunstvolle Nester, vermehren sich stark u. leben außer der Brütezeit in größeren od. kleineren Gesellschaften. Ihre Nahrung besteht in Insekten, u. sie erweisen sich bei ihrem großen Bedarf den Obstgärten sehr nützlich, weshalb man sie auch durch Errichtung künstlicher Brütplätze, Meisenkästen, zu fesseln sucht.

Zur Winterszeit begnügen sich die M.n auch mit Sämereien, indessen klopfen sie auch an Bienenkörbe, um die hervorgelockten Bienen wegzuschnappen. Mit Ausnahme der durch flaschenförmige Nester berühmten „Cap'schen Beutelmeise" u. dem Pinkpink gehören die zahlreichen Arten ausschließlich der gemäßigten u. kalten Zone. Deutschland bewohnen: die Schwanzmeise (Parus caudatus), Kohlmeise (P. major), Blaumeise (P. coeruleus), Sumpfmeise (P. palustris), bes. Nadelwälder die Haubenmeise (P. cristatus) u. Tannenmeise (P. ater), während die Bartmeise (P. biarmicus) u. Beutelmeise (P. pendulinus) mehr in Süddeutschland vorkommen.

Meißen, Stadt in der königl. sächs. Kreishauptmannschaft Dresden mit 12,995 E. (1875), liegt malerisch auf dem zu einem Hügel ansteigenden linken Ufer der Elbe, welche hier die Triebisch aufnimmt u. überbrückt ist, u. an der Leipzig-Dresdener-Eisenbahn. Die alterthümlich gebaute Stadt wird überragt von dem Schloßberge, auf welchem der prächtige goth. Dom u. die Albrechtsburg steht. Ersterer, 1266 begonnen u. Anfang des 14. Jahrh. vollendet, enthält die Grabstätten einer Anzahl sächs. Kurfürsten. Die im spätgoth. Stile 1471—83 von dem Kurfürsten Ernst u. dem Herzog Albrecht erbaute Albrechtsburg war bis 1710 kurfürstliches Residenzschloß u. bis 1863 Porzellanfabrik; seitdem ist sie restaurirt worden u. soll theilweise wieder für den königl. Hof eingerichtet werden. Eine Brücke führt vom Schloßberge zum Afraberge, auf dem die Kirche u. Fürstenschule zu St. Afra liegt. Sehenswerthe mittelalterliche Gebäude sind noch die Marien- u. die Franziskaner- od. Klosterkirche u. das Rathhaus. Die Gewerbthätigkeit der Stadt hat sich in dem letzten Jahrzehnt sehr gehoben; die erste Stelle nimmt hierin die 1710 von Böttger als erste in Europa begründete Porzellanfabrik, die jetzt im Triebischthale sich befindet, ein; außerdem besitzt M. noch Fabriken für Thonwaaren, Sicherheitszünder, Maschinen u. Stöcke u. Bierbrauereien. Die Umgebung produzirt geschätzte Weine. Handel u. Schiffahrt ist bedeutend. M. ist Sitz einer Amtshauptmannschaft, eines Gerichtsamtes u. Garnisonsplatz. — Die Stadt, eine der ältesten Sachsens, wurde von Heinrich I. als Burg gegen die Slaven angelegt u. war bis zum 13. Jahrh. Residenz der Markgrafen von M., die von da an in Dresden residirten; außerdem saßen hier die Burggrafen u. Bischöfe von M. — Die 928 von Heinrich I. zum Schutz der neu erworbenen deutschen Länder gegen die Slaven begründete Markgrafschaft M., zu der außer M. selbst auch die Städte Kamenz, Bautzen, Dresden, Mügeln, Colditz, Lommatzsch 2c. gehörten, kam 1190 an das Haus Wettin. Das Bisthum M. gründete König Otto I. 965; es stand unter dem Erzbisthum Magdeburg; 1559 schloß sich das Stift der Reformation an u. der Bischof ging nach Wurzen, doch trat 1587 Bischof Haugwitz selbst zur Protest. Kirche über. Seitdem ward das Bisthum vom Kurhaus Sachsen administrirt u. diesem 1663 vollständig einverleibt. Der erste Inhaber des Burggrafthums M. war der Wettiner Graf Friedrich v. Eilenburg; Wiprecht v. Groitzsch verlegte 1117 seine Residenz nach Leisnig, 1426 erhielten die Grafen von Plauen das Burggrafthum, das nach ihrem Aussterben 1572 an das Kurhaus Sachsen fiel.

Meißen, Heinrich v., s. „Frauenlob".

Meißner, August Gottlieb, Schriftsteller, geb. 3. Nov. 1753 zu Bautzen; studirte seit 1773 zu Leipzig u. Wittenberg die Rechte u. schöne Wissenschaften, wurde Archivregistrator in Dresden, 1785 Professor der klassischen Literatur u. Aesthetik in Prag, 1805 nassau-oranischer Konsistorialrath u. Direktor der hohen Lehranstalten in Fulda u. starb hier 18. Febr. 1807. M. gehörte seiner Zeit zu den gelesensten Schriftstellern. Durch Engel wurde er zuerst veranlaßt, für die Seiler'sche Schauspielertruppe Operetten u. Lustspiele nach franz. Vorlagen zu bearbeiten; dann trat er selbständig als Dramatiker auf („Johann von Schwaben", Lpz. 1780 2c.) u. ließ eine Reihe von historischen Romanen folgen: „Alkibiades" (4 Bde., Lpz. 1781 bis 1788); „Bianca Capello" (2 Bde., Lpz. 1785) u. „Epaminondas" (2 Bde., Prag 1798—1801). Außerdem schrieb er „Leben des Julius Cäsar" (2 Bde., Berl. 1799—1800, vollendet von Haken, 2 Bde., Frankf. 1811—12), „Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumann's" (2 Bde., Prag 1803—8) u. mehrere Sammlungen prosaischer Aufsätze vermischten Inhalts unter dem Titel „Skizzen" (Lpz. 1778 bis 1796), alle ausgezeichnet durch Phantasie, Anmuth, Witz u. elegante Sprache. Mit Canzler gab er die Vierteljahrsschrift „Für ältere Literatur u. neuere Lektüre" (1783—85), allein die Monatsschrift „Apollo" (1793—95) heraus. Eine Gesammtausgabe seiner Werke lieferte Kuffner (36 Bde., Wien 1811—12). — Sein Enkel **Alfred M.**, Dichter u. Schriftsteller, geb. zu Teplitz 15. Okt. 1822, studirte in Prag Medizin u. veröffentlichte 1845 als Erstlingswerk seine „Gedichte" (Prag; 10. Aufl., Lpz. 1867). Schon diese erregten durch das meist nicht Gewöhnliche ihrer Form u. ihres Inhalts Aufsehen. Doch entscheidend für seine Zukunft ward das lyrische Epos „Ziska" (Lpz. 1846; 10. Aufl. 1867). Von der Censurbehörde verfolgt, ging er nach Paris, wo er das J. 1847 zubrachte u. insbes. mit Heinrich Heine näher befreundet wurde. Nach seiner Rückkehr nach Prag sollte zwar sein Prozeß wieder aufgenommen werden, indeß zerrissen die 48er Märzereignisse die alten Schuldbücher.



Nr. 4143. Die Albrechtsburg bei Meißen.

Im darauf folgenden Sommer promovirte M. zum Doktor der Medizin, widmete sich aber fortan ausschließlich dem literarischen Berufe. Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Frankfurt a. M. ging er Ende 1848 abermals nach Paris, von wo er im Mai 1849 die „Revolutionsstudien" (2 Bde., Lpz. 1849) mit heimbrachte. Aber die Enttäuschungen der Jahre 1848 u. 49 dämpften seinen Enthusiasmus u. klärten ihn zu dem nachhaltigen u. ergiebigeren Feuer einer besonnenen Begeisterung. Zugleich wendete er sich dem dramatischen Gebiete zu, u. zwar mit den Trauerspielen „Das Weib des Urias" (Lpz. 1851), „Reginald Armstrong od. die Welt des Goldes" (ebd. 1853) u. „Der Prätendent von York" (ebd. 1854). Indessen liegt seine Hauptthätigkeit auf dem Gebiet des Romanes. Seine größeren u. bekanntesten Romandichtungen sind: „Der Pfarrer von Grafenried" (2 Bde., Hamb. 1855); „Die Sansara" (4 Bde., Lpz., 2. Aufl., 1858); „Zur Ehre Gottes", eine Jesuitengeschichte (2 Bde., ebd. 1860); „Neuer Adel" (3 Bde., ebd. 1861; 2. Aufl. 1863); „Zwischen Fürst u. Volk" (ebd. 1861; 2. Aufl. 1872); „Schwarzgelb" (4 Bde., Berl. 1862 f.) mit der Fortsetzung „Babel" (4 Bde., ebd. 1867); „Die Kinder Roma's" (3 Bde., ebd. 1870);

„Oriola“ (ebd. 1874) u. „Der Bildhauer von Worms“ (2 Bde., ebd. 1875). Außerdem sind von seinen Schriften zu nennen: „Erinnerungen an Heinrich Heine“ (Lpz. 1856); „Durch Sardinien“ (ebd. 1859); „Seltsame Geschichten“ (Prag 1859); „Charaktermasken“ (3 Bde., Lpz. 1861—63); „Kleine Memoiren“ (Berl. 1869); „Rococobilder“ (ebd. 1871), welch letztere Skizzen aus dem Leben seines obengenannten Großvaters enthalten, u. „Historietten“ (Berl. 1875). Seine neuesten Dichtungen sind: „Zeitklänge“ (für Straßburgs Kinder, Berl. 1871) u. das Epos „Werinherus“ (Lpz. 1872), welches in seiner mittelalterlichen Grundlage u. eleganten Durchführung an Scheffel's „Ekkehard“ erinnert. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften erschien in 18 Bdn. 1871 f. zu Leipzig. Seit 1869 lebt M. in Bregenz am Bodensee.



Nr. 4114. Alfred Meißner (geb. 15. Okt. 1822).

Meissonier, Jean Louis Ernest, einer der bedeutendsten franz. Genremaler, geb. um 1813 zu Lyon, bildete sich an den Werken der alten Niederländer, von denen er die sorgsame, liebevolle Ausführung erlernte. M. begann seine Laufbahn mit Illustrationen zu weitverbreiteten Büchern, welche neben Feinheit u. Treue des Naturstudiums einen großen Reichthum der Gestalten u. Zierlichkeit der Ausführung offenbaren. Dann wandte er sich zur Darstellung des wohlhäbigen, gesitteten, harmlosen Familienlebens, insbes. des 18. Jahrhunderts, gewöhnlich in kleinem Maßstabe, u. hierin erlangte er einen europ. Ruf. Dieser Art ist z. B. sein erstes bedeutendes Bild „Die Schachpartie“ (1841). Bisweilen stellt er auch eine heitere Gesellschaft (meistens nur männliche Gestalten) dar, stets in klarem Luftton u. gleichmäßig silbergrauem Lichte. Zu seinen gelungensten derartigen Werken gehört „Die Rast“ (1862). In neuerer Zeit nahm er die Stoffe zu seinen Bildern, aber stets in kleinem Maßstabe, auch aus den politischen Ereignissen der Gegenwart, z. B. „Eine verlassene Barrikade“, od. „Der Kaiser in Solferino“ (1864), od. „Napoleon I. im Feldzuge von 1814“, die jedoch fast sämmtlich jenen Sitten- u. Familienbildern nicht unerheblich nachstehen. Gegenwärtig lebt M. in Poissy bei Paris.

Meistersänger. Seit dem Abblühen der höfischen Dichtung gegen Ende des 13. Jahrh. u. seit die ritterliche Kunst sich in immer künstlicheren Formen verlor, so daß sich das Bedürfniß fühlbar machte, diese Formen schulmäßig zu erlernen, gewannen die Singeschulen in den Städten erhöhte Bedeutung. Auf bestimmten Satzungen u. Ceremonien scheinen diese ursprünglich nicht beruht zu haben, aber dieselben bildeten sich bald heraus u. lassen sich mit einiger Wahrscheinlichkeit bei der Singeschule in Mainz annehmen, die zu Anfang des 14. Jahrh. bemerkbar hervortritt u. als deren Mittelpunkt Frauenlob (s. d.) gilt; sie muß als die erste charakteristische Gestaltung der späteren Meisterschulen angesehen werden, die, der Ausbildung der städtischen Zünfte u. Innungen folgend, sich streng u. zunftmäßig in sich abschlossen u. aus der freien Kunst der Dichtung ein Handwerk machten, welches auf ähnliche Art wie jedes andere gelernt u. geübt wurde. In den auf Frauenlob folgenden Jahrzehnten entziehen sich zwar die Schulen der M. unseren Blicken, aber nach der Mitte des 14. Jahrh. treten sie wieder auf, u. seitdem wächst ihre Zahl mit jedem Jahrhundert. Zuerst erscheinen sie in Oberdeutschland, in Mainz, Straßburg, Kolmar, Freiburg, dann in Ulm, Augsburg, Memmingen, Regensburg, Nürnberg; allmählich verbreiteten sie sich nach Osten u. Norden, so daß wir M.-Schulen in Graz, Prag, Görlitz, Breslau, Magdeburg u. Danzig finden. Die M. betrachteten sich selbst als die Pfleger u. Forterhalter der von den höfischen Dichtern des 13. Jahrh. geübten Kunst. Vielfach getrübte u. verunstaltete Sagen, die unter ihnen fortlebten, leiteten den Ursprung ihrer Schulen bis in die Zeit Kaiser Otto's I. zurück: damals sollten 12 Meister, unter denen aber die berühmtesten Sänger des 13. Jahrh. sich befinden, zu gleicher Zeit u. ohne von einander zu wissen, den Meistergesang erfunden haben. Anfänglich standen die M. in naher Berührung mit den Dichtern von Gewerbe; es fanden sich immer Leute, die, in den Schulen der M. ausgebildet, später lediglich von ihrer Kunst lebten u. zu dem Ende gleich den Fahrenden im Lande umherzogen u. den Hoflagern der Fürsten nachgingen, wie z. B. Michael Beheim u. Hans Rosenplüt. Seit Ausgang des 15. Jahrh. aber hört jede Berührung zwischen den M.n u. den Berufsdichtern auf. Zur Verbreitung der Ehre u. Furcht Gottes u. zur Beförderung eines ehrbaren christlichen Wandels sollte die Kunst neben dem bürgerlichen Gewerbe als ein sittsamer Zeitvertreib geübt werden. Nur in den Singschulen, sei es in den heimatlichen od. in denjenigen, in denen sie auf Reisen od. auf der Wanderschaft vorsprachen, durften die M. sich hören lassen; jedes in die Schule neu eintretende Mitglied mußte sich verpflichten, kein Meisterlied auf öffentlicher Gasse od. bei Gelagen, Gastereien u. anderen üppigen Zusammenkünften zu singen; nur vor Fremden, die ein besonderes Verlangen danach trügen u. bei denen man vor Verspottung sicher sei, durfte gesungen werden. Auch diejenigen M., die in nicht schulmäßigen Dichtarten sich versuchten, thaten dies aus freier Neigung, entweder zu eigener Gemüthsergötzung od. zur Unterhaltung u. Belehrung Anderer, niemals aber, um sich ihren Lebensunterhalt damit zu verdienen. — Genauere Nachrichten über die Einrichtung u. Ordnung der M.-Schulen haben wir erst aus dem Ende des 15. Jahrh. u. bes. eingehend auch nur aus Nürnberg, dessen Schule aber wegen der Zahl der Mitglieder (zur Zeit des Hans Sachs lebten in Nürnberg mehr als 250 M.) u. wegen ihrer Leistungen die hervorragendste war u. deren Satzungen auch für die übrigen Schulen maßgebend wurden. Die Regeln u. Vorschriften für die kunstmäßige Uebung des Dichtens u. Singens waren verzeichnet in der sog. Tabulatur, eine Benennung, die dem Unterricht in der Musik entlehnt zu sein scheint. In der Hauptsache bestimmt die Tabulatur Folgendes: Alle in einer Gesellschaft Eingeschriebenen hießen Gesellschafter; sie theilten sich nach dem Grade ihrer Kunstfertigkeit in: Schüler, welche die Tabulatur noch nicht recht verstanden; Schulfreunde, die alles in der Tabulatur Enthaltene wußten; Singer, die etliche Töne zu singen verstanden; Dichter, die nach fremden Tönen ein Lied zu machen im Stande waren; Meister, die einen eigenen Ton erfunden hatten. Wer neu in die Schule eintreten wollte, mußte vorher bei einem Meister in die Lehre gehen u. wurde dann einer Prüfung unterworfen; bestand er dieselbe, so erfolgte unter gewissen Feierlichkeiten die Aufnahme. Bei großen angesagten Zusammenkünften (die z. B. in Nürnberg an Sonn- u. Feiertagen Nachmittags in einer Kirche stattfanden) hatte jeder Gesellschafter zu erscheinen. Hier wurde zuerst ein Freisingen veranstaltet, in dem außer Gegenständen aus der Heil. Schrift „auch wahre u. ehrbare weltliche Begebnisse sammt schönen Sprüchen aus der Sittenlehre“ gesungen werden durften; in dem dann folgenden Hauptsingen hingegen wurden nur solche Lieder erlaubt, deren Gegenstände aus der Bibel entlehnt waren. Im Freisingen wurde nicht gemerkt, wol aber im Hauptsingen. Die Merker, welche ihren Platz in einem mit Vorhängen umschlossenen Gerüst, dem Gemerk, hatten, waren eigens erwählte Richter aus der Zahl der Meister; sie hatten darauf zu achten, ob die Sänger die Vorschriften der Tabulatur genau befolgten od. dagegen verstießen. Die etwa beim Singen begangenen Fehler konnten der verschiedensten Art sein u. hatten besondere Namen: als Milbe wird bezeichnet, wenn der letzte Buchstab eines Wortes abgeworfen wurde (z. B. „singe“ statt „singen“), als Halbwort, wenn eine ganze Silbe abfiel („sag“ statt „sagen“), im Gegensatz dazu als Anhang, wenn ein überflüssiger Buchstab an das Ende des Wortes trat („getane“ statt „getan“); durch Zusammenziehung eines zweisilbigen Wortes in eine Silbe entstand die Klebsilbe („gtan“ statt „getan“), durch willkürliches Umstellen der Laute die Differenz („Deib“ statt „Dieb“) 2c. Auch den Vortrag der

Lieder regelte die Tabulatur; derselbe geschah nur gesangsweise, ohne Begleitung von Instrumenten. Wer zu viele Verstöße gegen die Tabulatur begangen, der hatte versungen u. verthan, während Diejenigen, die sich am meisten ausgezeichnet hatten, Preise erhielten, von denen in Nürnberg der erste aus einer silbernen Kette, der zweite aus einem Kranze von seidenen Blumen bestand. Den Schluß des Hauptsingens bildete ein Gelage auf der „Zeche", dem gewöhnlichen Versammlungsorte der Zunft. — In der Form schlossen sich die M. gleichfalls der höfischen Kunst an. Das Gedicht ist ein strophisch gebautes Lied, meist Bar genannt. Die Strophe (das Gesetz) muß dreitheilig sein u. besteht aus dem Stollen, dem diesem gleichartigen Gegenstollen u. schließlich dem Abgesang. Das in den einzelnen Gesetzen wiederkehrende Gebäude heißt ein Ton, wodurch die Melodie mit bezeichnet wird. Die Silben werden ausschließlich gezählt, nicht ihrem Werthe nach gemessen; über 13 Silben soll keine Zeile haben, u. zwar aus Rücksicht auf den Vortrag, „weil man's am Athem nicht haben kann, mehr zu singen". Anfänglich erhielten sich in den Schulen die Töne älterer Meister, oft jedoch mehr od. weniger verändert; indessen wurden fortwährend neue erfunden, da es nam. in späterer Zeit zu den Bedingungen des Meisterwerdens gehörte, einen eigenthümlichen Ton aufgestellt zu haben, wobei dahingestellt bleibt, ob zugleich Metrum u. Melodie neu sein mußte, od. ob es genügte, wenn blos die Melodie neu war. Ein solcher Meisterton wurde unter Assistenz von zwei Gevattern auf einen „ehrlichen Namen" getauft u. in das Meisterbuch eingetragen. Durchgehends wurden die neuen Töne nach ihren Erfindern benannt u. durch charakteristische, oft lächerliche u. geschmacklose Beisätze näher bezeichnet. Eine Folge des Bestrebens, immer neue Töne zu erfinden, war natürlich, daß an Stelle der Kunst die Künstelei u. die Geschmacklosigkeit trat, die sich nam. in übermäßiger Erweiterung der Zeilenzahl der Strophen äußerte: es werden Strophen von 122 Zeilen genannt. — In Ansehung der Stoffe legten sich die M. zahlreiche Beschränkungen auf: Biblische Geschichte, scholastische Dogmatik u. Mariendienst, Gleichnisse u. Allegorien bildeten den Hauptgegenstand ihrer Lieder, nur selten begegnen Minnelieder, mitunter schwank- u. balladenartige Stoffe, die sich aber immer gefallen lassen mußten, in die Schablone der Meistersängertöne gepreßt zu werden. Grundlage der Dichtung aber blieb immer die christliche Moral. Eine theilweise Aenderung trat erst im 16. Jahrh. in den protestantischen Singschulen ein: man warf sich auf Luther's Bibel u. Katechismus; die Bibel lag in den Schulen seitdem immer zur Hand, u. die Nürnberger bezeichneten es als einen gewichtigen Fehler („falsche Meinung"), „wenn etwas nicht nach der hohen teutschen Sprach gedichtet u. gesungen wird, wie solche in Dr. Martin Luther's teutscher Uebersetzung der Bibel befindlich u. in der Fürsten u. Herren Canzleien üblich u. gebräuchlich ist". Daneben drang aber um dieselbe Zeit auch das klassische Alterthum ein, nam. die aus demselben überlieferten Fabeln u. Anekdoten. Was aber die M. über diese Stoffe hinaus produzirt haben: Liebeslieder, schwankartige lustige Geschichten ꝛc., das ist sicherlich nicht in den Singschulen selbst zum Vortrage gelangt. Bei solchen Beschränkungen blieb den Dichtern natürlich nur wenig Freiheit der Bewegung, u. es darf kaum verwundern, wenn die weitaus größere Masse von Dem, was die M. hervorgebracht haben, allen poetischen Werthes völlig entbehrt. Auch ihre Namen sind meist verdienter Vergessenheit anheimgefallen, nur wenige sind es, die von der Literaturgeschichte mit Ehren genannt werden, wie Heinrich von Mügeln (s. d.), Suchensinn, ein wandernder Sänger aus dem Ende des 14. Jahrh., Muskatblut (s. d.), Michael Beheim, der, gleichfalls ein Fahrender, reich an Stoffen, aber roh in der Form ist, Hans Folz (s. d.), endlich Hans Sachs (s. d.) u. sein Schüler Adam Puschmann, geb. 1532 in Görlitz, Schuster in Breslau, wo er 1600 starb. Immerhin aber sind die M. kulturhistorisch interessant u. ehrwürdig durch ihr treuherziges Streben nach edlem Thun, durch ihre ehrsame bürgerliche Tüchtigkeit u. Sittenstrenge mitten in einer sittlich verwahrlosten Umgebung. — In der angegebenen Verfassung haben die Schulen der M. bis ins 17. Jahrh. bestanden u. wirkten um diese Zeit für die Grundsätze von Martin Opitz. Aber in demselben Jahrhundert gingen die meisten ein, nur in ein paar Städten fristeten sie ein kümmerliches Dasein bis ins 19. Jahrh. hinein. In Ulm waren 12 M. noch 1830 thätig; 1839 war ihre Zahl auf 4 zusammen geschmolzen; ein Versuch zur Auffrischung der Gesellschaft mißlang, worauf sie ihr Eigenthum u. Kleinod dem Ulmer Liederkranz vermachten. — Vergl. Adam Puschmann, „Gründlicher Bericht des deutschen Meistergesanges" (Görl. 1571) u. „Gründlicher Bericht der deutschen Reimen od. Rhythmen" (Frankf. a. O. 1596); Cyriacus Spangenberg, „Von der Musika u. den Meistersängern" (1598; neue Ausg. von Keller, Stuttg. 1861); Wagenseil, „Von der M. holdseligen Kunst Anfang, Fortübung, Nutzbarkeit u. Lehrsätzen" (Altdorf 1697); Jak. Grimm, „Ueber den altdeutschen Meistergesang" (Gött. 1811); Goedeke u. Tittmann, „Liederbuch aus dem 16. Jahrh." (Lpz. 1867). — Das Treiben der M. in Nürnberg zur Zeit des Hans Sachs hat Richard Wagner in seinen allerdings tendenziös gefärbten „Meistersingern" auf der Bühne darzustellen unternommen.

Meister Wilhelm, s. „Wilhelm v. Herle".

Meisterwurz (Imperatoria Ostruthium), auch Kaiserwurz, Magistranz, Ostritz, Wohlstand, Namen, welche meist auf einer Verwechselung mit Astrantia major beruhen, welche einigermaßen ähnliche Blätter hat. Die M. ist eine Doldenpflanze der höheren Bergregion, mit dreitheiligen gestielten Wurzelblättern, bauchig aufgetriebenen Blattscheiden der Stengelblätter u. ansehnlichen weißen Blütendolden, die einer glatten, ziemlich stattlichen Staude angehören. Die Wurzel riecht angenehm aromatisch, hat einen brennenden, gewürzhaft-bittern Geschmack u. enthält bei einem ätherischen Oele einen eigenthümlichen, in reinem Zustande krystallisirbaren, scharf pfefferartigen Stoff (Imperatorie). Dieser Eigenschaften wegen stand sie früher als „remedium divinum" (göttliches Arzneimittel) in hohem Ansehen als kräftiges Reizmittel, u. wird auch noch heute vielfach, nam. in der Thierarzneikunde, gebraucht, sowie sie auch als Gewürz zu dem grünen Schweizerkäse kommt.

Mejer, Alexander Georg Otto, namhafter Kirchenrechtslehrer, geb. 27. Mai 1818 zu Zellerfeld im Harz, studirte in Göttingen, Berlin, Jena u. zuletzt wieder in Göttingen, wo er 1841 Amtsauditor wurde u. sich 1842 als Privatdozent habilitirte. Auf Grund seiner „Institutionen des Gemeinen Deutschen Kirchenrechts" (Gött. 1845; 3. Aufl. 1869 u. d. T. „Lehrbuch des Deutschen Kirchenrechts") erhielt er von der hannöv. Regierung ein Reisestipendium, infolge dessen er 1845—46 eine wissenschaftliche Reise nach Italien, bez. Rom, u. nach Belgien unternahm. Seit Ostern 1847 außerord. Professor, folgte er Michaelis desselben Jahres einem Rufe als ord. Professor der Rechte nach Königsberg. Hier veranlaßte ihn das Auftreten des Ultramontanismus im Frühjahr 1848 zu der Schrift „Die deutsche Kirchenfreiheit u. die künftige katholische Partei" (Lpz. 1848), welche er wider eine Gegenschrift des Breslauer Domherrn Ritter in der Flugschrift „Katholische Kirche u. katholische Partei" (ebd. 1848) weiter vertheidigte. Im Herbst 1850 nach Greifswald versetzt, wurde er dort durch das damalige Vorgehen der Kurie gegen England bewogen, einen Theil seiner Reisestudien zu der Schrift „Die Propaganda in England" (Lpz. 1851) zu verarbeiten. Schon Ostern 1851 vertauschte M. wieder die Greifswalder Professur mit dem Lehrstuhl für Kirchenrecht, Deutsche Staats- u. Rechtsgeschichte sowie Staatsrecht in Rostock, wo er die Hauptresultate seiner röm. Studien unter dem Titel „Die Propaganda, ihre Provinzen u. ihr Recht" (2 Bde., Gött. 1852 f.) publizirte. Ostern 1874 kehrte M. als Professor für Kirchen- u. Staatsrecht nach Göttingen zurück. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: „Kirchenzucht u. Konsistorialkompetenz nach mecklenburgischem Recht" (Rostock 1854); „Die Konkordatsverhandlungen Württembergs vom Jahre 1807" (Stuttg. 1859); „Einleitungen in das Deutsche Staatsrecht" (Rostock 1861); „Die Grundlagen des luth. Kirchenregiments" (ebd. 1864); „Das Veto deutscher protestantischer Staatsregierungen gegen katholische Bischofswahlen" (ebd. 1866); „Der Rechtsschutz für die Luth. Kirche in den neuen preuß. Provinzen" (ebd. 1867); „Zur Geschichte der röm.-deutsch. Frage" (Rost. 1871—74, 3 Th. in 4 Abth.); „Der Freiherr v. Stein über deutsche Einheit u. deutsches Kaiserthum" (ebd. 1871); „Um was streiten wir mit den Ultramontanen?" (Hamb. 1875) ꝛc. Außerdem gab er mit Kliefoth 1854 bis 1859 die „Kirchliche Zeitschrift" (Schwerin) heraus.

Mekhong od. Kambodja-Strom, einer der bedeutendsten Flüsse Hinterindiens, entspringt wahrscheinlich im südchines. Alpenlande u. mündet nach einem Laufe von 500 M. im franz. Cochinchina in einem 15 M. breiten Delta, dessen Mündungen durch Barren für Schiffe von mehr als 3 m. Tiefgang verschlossen sind. Die Meeresflut dringt stromaufwärts bis an die nördl. Grenze der franz. Besitzungen. Bekannt ist der M. bis in die südchinesische Provinz Yün-nan; im Süden derselben bildet er die Grenze zwischen Birma u. Siam, durchströmt das Gebiet der letzterem Staate tributpflichtigen Laosvölker (s. d.), bildet dann die Grenze zwischen Siam u. Annam u. durchschneidet das Reich Kambodja (s. d.), wo er bei Panompeng den Abfluß des großen Sees Tale-Sab empfängt. Die Schiffbarkeit des M. für größere Fahrzeuge erstreckt sich nicht über den 13.° n. Br.; nördl. von Sambor beginnen Stromschnellen. Bes. bedeutend sind die Katarakte von Preatapang an der Grenze von Kambodja u. Laos. Der wichtigste Ort am Oberlaufe ist Luang-Prabang,

welches seine Bedeutung einer alten, einst sehr belebten, jetzt verödeten Handelsstraße verdankte, die am rechten Ufer dem Laufe des M. folgte u. China mit Birma u. Siam verband. Die Neubelebung dieses Verkehrsweges liegt ebenso im Interesse der Briten wie der Franzosen, deshalb haben Letztere 1866 von Saigon aus unter de Lagrée eine Expedition ausgesandt, die uns zuerst den Stromlauf bis nach Yün-nan entschleiert hat. Wenn auch der M. kaum als Wasserweg von Hinterindien nach China benutzt werden kann, so ist er doch durch sein periodisches Steigen u. Fallen u. seine befruchtenden Ueberschwemmungen für den Ackerbau u. nam. die Reiskultur der Uferlandschaften von einer ähnlichen Bedeutung wie der Nil.

die herrschende Unreinlichkeit u. das ungesunde Wasser der Brunnen befördern hier nicht wenig Ausbrüche von Krankheiten, zumal da viele Mohammedaner krank nach M. pilgern, um dort zu sterben. Diese heilige Stadt ist denn auch ein verrufener Cholera- u. Pestherd geworden. Die einst berühmten Schulen sind in Verfall gerathen u. unter den Gewerben der Einwohner hat nur die Fabrikation von Rosenkränzen einige Bedeutung. Außerhalb der Stadt sind noch im Wadi Muna u. am Berge Arafat für jeden M.-pilger unerläßliche Ceremonien zu verrichten, Predigten zu hören u. Opfer darzubringen. — M., wahrscheinlich das von Ptolemäus erwähnte Macoraba, war schon in der vorislamitischen Zeit der Araber ein bedeutsamer Mittelpunkt des Sterndienstes u. wurde von Mohammed u. den



Nr. 4145. Schiffahrt auf dem Mekhong bei Hochwasser.

Mekka, Stadt in der arabischen Landschaft Hedschas, als Geburtsort des Propheten der heiligste Platz der Mohammedaner, liegt 12 M. von der Hafenstadt Dschidda am Rothen Meere auf einem öden Plateau u. hat etwa 45,000 E. Die oft dreistöckigen Häuser sind aus dunkelgrauem Stein erbaut, die Straßen breit, aber ungepflastert u. schmuzig, u. in den Vorstädten sieht man elende Hütten in Menge, jenseit deren Beduinen ihre armseligen Zelte aufgeschlagen haben. Die zahlreichen Brunnen, selbst der berühmte Zemzem in der großen Moschee, liefern nur salzhaltiges Wasser, u. die Bevölkerung ist gezwungen, zum Trinken das in Cisternen gesammelte Regenwasser zu verwenden, da die große, 8 Stunden lange, von Harun-ar-Raschid bis Selim II. erbaute Wasserleitung, die vom Berge Arafat in die Stadt führt, verfallen ist. M. wird von einem Kastell beherrscht, doch hat der türk. Pascha nur eine nominelle Macht; die einflußreichste Person ist hier der Großscherif, der erste geistliche Würdenträger Westarabiens. Die Hauptstelle der Stadt ist die große Moschee, Beitullah (d. h. Haus Gottes) od. Mesdschid el haram (d. h. heilige Moschee) genannt, ein weiter rechtwinkliger Hof von 160 m. Länge u. 130 m. Breite; dieser hat auf der östl. Seite 4 Reihen, auf den anderen Seiten 3 Reihen Säulen von Marmor u. Granit u. umschließt das Heiligthum der Kaaba (s. d.). Unter ihr liegen die Gräber Ismaël's u. seiner Mutter Hagar; um die Kaaba selbst aber stehen die Gebetshäuser der vier rechtgläubigen Sekten des Islams, der Schafiiten (Syrer), Hanifiten (Bucharen, Afghanen, Türken), Malikiten (Aegypter) u. Hanbaliten (Araber). Unter dem Gebetshause der Schafiiten befindet sich der heilige Brunnen Zemzem, den Ismaël in der Wüste fand u. von dem jeder Pilger trinken muß. Im SO. dieses Brunnens liegen die Kobbateyns, zwei kleine Kuppelgebäude, in welchen die von Pilgern der Moschee vermachten Bücher aufbewahrt werden, u. nahe der Kaaba der Makam Ibrahim, ein kleines Haus mit dem heil. Steine, auf dem Abraham stand, als er die Kaaba erbaute, u. die weiße Marmorkanzel Minbar, von der auch Mohammed gepredigt hat. Die Umfassungsmauer der Moschee hat 18 immer geöffnete Thore; außerhalb stehen an ihr Gebäude, welche an reiche Pilger vermiethet werden, da ihre Fenster nach der Kaaba hinausgehen. In den 3 mohammedanischen Wallfahrtsmonaten, den letzten ihres Mondjahres, steigt die Bevölkerung M.'s auf das Vierfache der gewöhnlichen Volkszahl; 1874 trafen 150,000 Pilger hier ein u. in den Gebetsstunden faßt dann der Hof der Moschee 6—8000 Betende zu gleicher Zeit. Die Mehrzahl dieser Pilger schließt sich den beiden Hauptkarawanen, der syrischen u. der ägyptischen, an. Dann wird fast jedes Haus in der Stadt eine Herberge u. ein Bazar. Tempeldienst, Verpflegung der Pilger u. Handel sind die wichtigsten Erwerbszweige der Mekkawi. Die Pilgermesse dieser Stadt ist die bedeutendste des ganzen Orients. Der Umsatz soll hier jährlich gegen 120 Mill. Frcs. betragen. Der Zusammenfluß so vieler Tausende von Menschen, ihre schlechte Verpflegung, Khalifen zur politischen u. religiösen Hauptstadt Arabiens erhoben. Die Stadt u. ihr Gebiet blieb im Besitz seiner Nachkommen; die Herrschaft der türk. Sultane, welche den Titel „Beschützer der heiligen Städte M. u. Medina" annahmen, war immer nur beschränkt; 1803 ward M. von den Wahabiten (s. d.) erobert, 1812 aber von den Aegyptern wieder genommen, u. erst 1840 konnte sich der Großscherif der Herrschaft des Vizekönigs entziehen. — Abb. s. unter „Kaaba".

Mekong, s. „Mekhong".

Mekonsäure, Meconsäure, eine im Opium enthaltene, im Jahre 1805 von Sertürner zuerst daraus abgeschiedene organische Säure, welche im vollständig gereinigten Zustande farblose prismatische Krystalle von saurem Geschmack darstellt; dieselben lösen sich in kaltem Wasser wenig, in heißem leicht, ebenso auch leicht in Alkohol. Sie läßt sich leicht daran erkennen, daß sie mit Eisenoxydsalzen selbst bei starker Verdünnung noch eine rothe Färbung giebt. — Bei schwachem Erhitzen zersetzt sich die M. u. liefert Kohlensäure u. eine neue Säure, die Komensäure. Die chemische Zusammensetzung der M. wird durch die Formel $C_{14}H_4O_{14}$ ausgedrückt; Verwendung hat sie bis jetzt nicht gefunden.

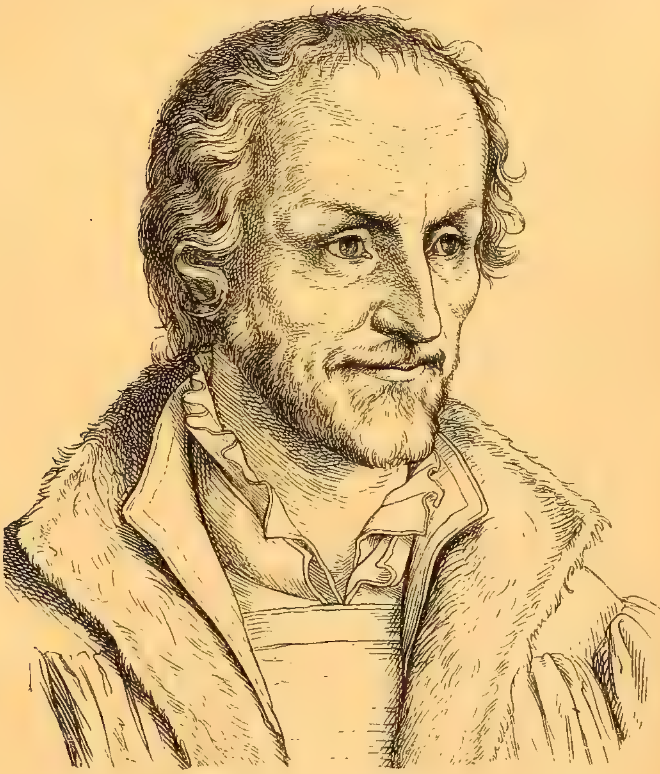
Mela, genauer Pomponius M., ein Spanier u. Zeitgenosse des Kaisers Claudius (41—54 n. Chr.), schrieb u. d. T. „De chorographia" (früher „De situ orbis" genannt) eine geographische Uebersicht der damals bekannten Welt, nicht auf eigener Anschauung beruhend, aber nach guten Quellen gearbeitet, durch lebendige Darstellung anziehend, trotz des kurzen u. gedrängten Stils. Ausgaben veranstalteten u. A. Tzschucke (7 Bde., Lpz. 1807) u. Parthey (Berl. 1867).

Melac, Graf v., franz. General, vollzog 1689 auf das Unmenschlichste den von Ludwig XIV. bez. seinem Minister Louvois (s. d.) erhaltenen Befehl, die Pfalz zu verwüsten, u. brandmarkte dadurch seinen Namen für alle Zeiten. Später war M. Kommandant in Landau, das er gegen den Markgrafen von Baden vertheidigen u. 1702 auch diesem übergeben mußte. Nachher zum Grafen u. Generalleutnant erhoben, blieb er in der Schlacht bei Malplaquet 12. Sept. 1709.

Melancholie (Schwermuth) ist eine Geisteskrankheit (Seelenstörung), die sich als Anomalie der Selbstempfindung, der Triebe u. des Wollens ausspricht. Dem Ausbruche der Krankheit geht eine Zeit lang ein Zustand körperlichen u. geistigen Unbehagens, eine Verstimmung mit Niedergeschlagenheit u. Unruhe, eine psychische Gereiztheit voraus, manchmal mit Empfindung der Gefahr, irre zu werden. Nach u. nach wird ein psychisch-schmerzhafter Zustand herrschend; dem Kranken drückt ein marterndes, peinigendes Etwas die Seele zu Boden, es bemächtigt sich seiner Niedergeschlagenheit u. Traurigkeit bis zur totalen Herabstimmung des Selbstgefühls. Bald drückt ihn als Krankheitsdämon die Einbildung

von häuslichem Mißgeschick, bald Reue über eine vermeintlich schwere Schuld, Furcht vor Verlust des Vermögens, Schmerz über verfehlte Carrière; alle Möglichkeiten größten Unglücks stellen sich seiner Phantasie als bereits unvermeidlich dar; das Freudige, Beglückende verliert dagegen seine erhebende Wirkung. Alles wird dem Melancholischen widerwärtig, er zieht sich aus der Gesellschaft der Menschen zurück, Argwohn u. Mißtrauen beherrschen ihn. Bisweilen sucht der Kranke Anfangs noch seine psychischen Affekte zu verbergen, auch klagt er wol selbst über die Unnatürlichkeit seiner Empfindungen, allein er ist sich doch auch bewußt, daß es ihm unmöglich ist, anders zu fühlen, zu denken u. zu handeln, er ist widerstandslos. So verfällt er einer stumpfen Unthätigkeit, die im Verlassen jeden Geschäftes, in stetem Zweifel u. in Willenlosigkeit sich ausspricht. Angstgefühle, als deren Sitz der Kranke oft die Herzgegend bezeichnet, steigern sich zu unerträglichem Zustand, bis zur Verzweiflung, welche dann meist in Tobsucht-Ausbrüche übergeht. Hallucinationen kommen nicht selten vor u. begleiten nam. diejenigen schweren Formen von M., welche zum theilweisen Schwinden des Bewußtseins der Außenwelt führen (M. mit stupor). Zur inneren Angst gesellt sich körperliche Unruhe; der Kranke treibt sich unstet umher, es fehlt der Schlaf u. die Ernährung des Körpers leidet häufig Noth. Dann entwickelt sich nicht selten Neigung zum Selbstmord, insbes. kommt Verweigerung der Nahrung vor. — Es giebt verschiedene Formen der M.: 1) Religiöse M., die sich oft unter der Vorstellung des Besessenseins ausspricht. 2) Melancholia metamorphosis, mit dem Wahne, der eigenen Persönlichkeit verlustig geworden u. verwandelt zu sein; 3) das Heimweh, das sich durch Sehnsucht nach der Heimat charakterisirt. Die Form der M. mit Stumpfsinn, bei der sich offenbar ein Hirndruck nachweisen läßt, geht in der Regel in Blödsinn über. Die M. mit Aeußerung des Zerstörungstriebes zeigt sich als sog. Selbstmordmonomanie od. auch als Mordtrieb; auch sind hierbei Selbstverstümmelungen nicht selten. Die M. führt häufig zu einer anderen Form der Geistesstörung, zur Manie od. Tobsucht; u. dieser Uebergang giebt oft erst die Veranlassung, daß man den Kranken in einer Heilanstalt unterbringt. Dagegen ist immer anzurathen, den Kranken schon im Beginn der M. einer Anstalt zu übergeben, in welcher er weit sicherer als in der eigenen Häuslichkeit u. bei der gewohnten Umgebung von der drückenden Stimmung, die ihn beherrscht, befreit werden kann.

Melanchthon od. Melanthon (wie er selber sich später immer schrieb; griech. Uebersetzung des deutschen Familiennamens Schwarzert, nicht Schwarzerd), Philipp, nächst Luther der hervorragendste unter den deutschen Reformatoren, geb. 16. Febr. 1497 zu Bretten in der Pfalz als Sohn eines geschickten Waffenschmieds; wurde auf der Stadtschule zu Bretten u. durch einen Hauslehrer vorbereitet u. kam 1507 nach dem Tode seines Vaters nach Pforzheim in das Haus seiner Großmutter, einer Schwester des großen Humanisten Reuchlin. Die Verbindung mit diesem u. ein trefflicher Unterricht in den alten Sprachen entwickelten die ausgezeichneten Geistesgaben M.'s so rasch, daß er 1509 (also 12jährig!) die Universität Heidelberg bezog u. schon 1511 die Würde eines Baccalaureus erwarb. Mit seiner Bewerbung um die Magisterwürde wegen zu großer Jugend abgewiesen, ging er im Herbst 1512 nach Tübingen u. vertiefte sich hier in die mannichfaltigsten Studien. 1514 Magister geworden, ging er an das Studium der Theologie; doch zog ihn hier zunächst mehr die sprachliche Seite an, wie auch seine Vorlesungen sich nur auf die klassischen Schriftsteller erstreckten. Mehrere Berufungen (nach Ingolstadt u. Leipzig) hatte er abgelehnt, dagegen folgte er 1518 einem auf Reuchlin's Empfehlung an ihn ergangenen Rufe nach Wittenberg. Hier schloß er mit Luther trotz dessen ganz verschiedener Art u. Vergangenheit bald einen innigen Freundschaftsbund, der nachmals für den Fortgang der Reformation so unermeßlich wichtig werden sollte. Denn der feingebildete, formengewandte Humanist M. bildete eine nothwendige Ergänzung zu dem religiösen Genius Luther's; eben so demüthig, wie sich M. dem größeren Geiste u. der energischeren Thatkraft seines Freundes unterordnete, ebenso unbedingt verehrte Luther die Gelehrsamkeit u. höhere Bildung M.'s, den die Folgezeit mit dem Namen des „Praeceptor Germaniae" geehrt hat. In das Werk der Reformation wurde M. zuerst 1519 hereingezogen. Die Veröffentlichung eines Berichtes an Oekolampadius über die Leipziger Disputation hatte einen Angriff Dr. Eck's zur Folge, worauf sich M. in einer trefflichen Gegenschrift offen zu den Grundsätzen Luther's bekannte. Seine bedeutenden Erfolge in der Auslegung des Neuen Testaments bewirkten seine Ernennung zum Baccalaureus der Theologie u. seine Versetzung in die theol. Fakultät; die Würde eines Doktors der Theologie hat jedoch der bescheidene Mann allezeit abgelehnt. Noch vor dem Reichstag zu Worms (1521) trat M. energisch für Luther auf unter dem Namen Didymus Faventinus, indem er in einer Schrift an die Reichsstände sogar zur Lossagung vom Papste aufforderte. Dagegen vermochte er der Wittenberger Schwarmgeisterei während Luther's Aufenthalt auf der Wartburg nicht Meister zu werden. Gerade während jener Unruhen arbeitete M., dessen Stärke das geschriebene, nicht das gesprochene Wort war, eines der wichtigsten Werke seines Lebens aus, nämlich die „Loci communes" (Wittenb. 1521), die erste protestantische Glaubenslehre, obschon in der Hauptsache nur die paulinische Rechtfertigungslehre enthaltend. Im J. 1526 erhielt M., der inzwischen an der Luther'schen Bibelübersetzung thätig gewesen war, eine theologische Professur, 1527 wurde er zur Mitarbeit an der kursächsischen Kirchen- u. Schulvisitation aufgefordert u. schrieb für dieselbe seinen vortrefflichen „Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren" (lat. 1527, deutsch 1528). Im J. 1528 zog M. wegen der in Wittenberg grassirenden Pest mit der Universität nach Jena, 1529 nahm er Theil am Reichstag zu Speyer, wo ihn indeß das Auftreten der Evangelischen viel zu kühn bedünkte, u. am Religionsgespräch mit den Schweizern zu Marburg, wenn auch nur ungern u. daher nicht hervorragend. Dafür erwarb er sich 1530 ein unsterbliches Verdienst durch die Ausarbeitung der „Augsburgischen Konfession."



Nr. 4146. Philipp Melanchthon (geb. 16. Febr. 1497, gest. 19. April 1560).

Dieselbe beruht allerdings auf den von M. in Gemeinschaft mit Luther, Jonas u. Bugenhagen aufgestellten „Torgauer Artikeln", aber M. hat so unermüdlich an der Ausfeilung dieses Werks gearbeitet, daß ihm das wesentliche Verdienst an dieser Konfession, einem Meisterstück klarer u. scharfer Fassung, gebührt. Die jämmerliche Gegenschrift der Katholischen nöthigte ihm dann die weit umfangreichere u. zugleich wissenschaftlicher gehaltene „Apologie der Augsburgischen Konfession" ab, die nachmals auch unter die lutherischen Bekenntnißschriften aufgenommen wurde. Seit 1531 aber trat M. hinsichtlich der Abendmahlslehre mehr u. mehr in einen Gegensatz zu Luther, indem er sich mehr zu der Annahme eines geistigen Genusses des Leibes u. Blutes Christi hinneigte u. dafür viele Verdächtigungen erfahren mußte. Der endlose Streit auf den verschiedenen Religionsgesprächen (zu Kassel mit Bucer 1534, dann zu

Schmalkalden 1537, zu Frankfurt 1539, zu Worms 1540 u. zu Regensburg 1541) verbitterte ihm, der durch Nachgeben immer noch die Hauptsache retten zu können hoffte, das Leben; Kummer u. eine fast tödliche Krankheit bereitete ihm auch das Bekanntwerden der Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen, zu der er (wie Luther) halb u. halb seine Zustimmung gegeben hatte (1540). Noch härter traf ihn der unerwartete Tod Luther's (1546), der Schmalkaldische Krieg u. die durch denselben herbeigeführte Flucht aus Wittenberg, obschon er aus Anhänglichkeit an letztere Stadt auch unter dem neuen Kurfürsten Moritz wieder dorthin zurückkehrte, u. eine wahre Leidenszeit begann für ihn mit den Streitigkeiten seit 1547. Nachdem er selbst 1548 das sog. Augsburger Interim (s. d.) von 1547 als für die Evangelischen unannehmbar zurückgewiesen hatte, ließ er sich in dem kleinen od. Leipziger Interim (Dez. 1548) zu unbegreiflichen Zugeständnissen herbei, indem er fast alle katholischen Gebräuche als „Adiaphora", d. h. unmaßgebliche Dinge, aufs Neue zuließ; dafür verfolgte ihn der Haß der streng lutherischen Theologen bis an sein Ende, obwol sich die Ausführung des Interims bald als eine Unmöglichkeit erwiesen hatte. Mannhafter zeigte er sich in seinem Gutachten über die Beschickung des Tridentinischen Konzils, für welches er sogar eine neue Bekenntnißschrift, die sog. „Confessio Saxonica", ausarbeitete. Seine Reise zum Konzil wurde indeß durch den Feldzug Moritz' gegen Kaiser Karl V. hintertrieben (1552). Der Augsburger Religionsfriede von 1555, der die Sache der Evangelischen unerwartet günstig gestaltete, vermochte doch dem Reformator keinen Frieden zu bringen. Neben körperlichen Leiden u. häuslichem Kummer, einer ungeheuern Arbeitslast in Sachen der Reformation, trotz welcher er auch wissenschaftlich noch unermüdlich thätig war, peinigte ihn die ungezügelte Streitsucht der Theologen, welcher theils der nie ruhende Abendmahlsstreit, theils seine Hinneigung zu dem sog. Synergismus, d. h. der Lehre von der Mithülfe des Menschen zur Erlangung des Heils (im Gegensatz zu der streng lutherischen Lehre von der alleinigen Wirksamkeit der Gnade) immer neue Nahrung bot. Ja, die Roheit seiner Gegner, nam. des Flacius u. seiner Anhänger, ging so weit, daß sie M. auf dem Religionsgespräche zu Worms (1557) eine öffentliche Demüthigung vor den Katholiken bereiteten. So sehnte er sich immer stärker nach Erlösung aus dem wüsten Treiben, die ihm 19. April 1560 zu Theil ward. Seine Leiche wurde neben der Luther's in der Schloßkirche zu Wittenberg beigesetzt. — Im J. 1521 hatte sich M. mit Katharina, einer Tochter des Bürgermeisters Krapp in Wittenberg, vermählt (gest. 1557). Von den aus dieser Ehe entsprossenen Kindern starb eine Tochter, Anna, nach unglücklicher Ehe 1547; den Vater überlebten eine zweite Tochter, die Gattin Peucer's, u. ein geistig beschränkter Sohn. — Das zarte, ja beinahe furchtsame Wesen M.'s selbst, welches ihm z. B. auch die Kanzel verschloß, war jedoch mit einer solchen Seelengüte verbunden, daß sie ihm die Ehrfurcht seiner zahllosen Schüler erwarb; überhaupt hat er als Lehrer fast eben so Großes für die Reformation gewirkt wie durch seine Schriften. Auf die fleckenlose Reinheit seines Wandels wußten auch seine erbittertsten Gegner keinen Stein zu werfen. Die äußere Gestalt des liebenswürdigen Mannes ist bes. durch die berühmten Porträts des Lukas Kranach auf die Nachwelt gebracht worden. — Die wichtigste Biographie M.'s ist die von seinem Freunde J. Camerarius (zuerst 1566). Von neueren sind bes. zu nennen: Matthes, „Ph. M., sein Leben u. Wirken" (Altenb. 1841) u. Schmidt, „Philipp M.'s Leben u. ausgewählte Schriften" (Elberf. 1867). Von den Werken M.'s erschien die erste Ausgabe 1541 (5 Bde., Basel); eine unvollständige Ausgabe der theol. Werke veranstaltete Peucer (4 Bde., Wittenb. 1562—64). Diese u. alle späteren Ausgaben sind indeß durch die treffliche Gesammtausgabe in dem von Bretschneider begonnenen, von Bindseil beendeten „Corpus Reformatorum" („Phil. Melanchthonis opera, quae supersunt omnia", 28 Bde., Halle u. Braunschweig 1834—60) überflüssig gemacht worden.

Melanesien nennt man die der Nordostküste Australiens parallel laufende Inselreihe, bestehend aus Neu-Guinea mit dem Luisiaden-Archipel, Neu-Britannia u. den Admiralitätsinseln, den Salomons- u. Sta. Cruz-Inseln, den Neuen Hebriden u. Neu-Caledonien. Diese zu Ozeanien gehörenden Eilande haben zusammen einen Flächeninhalt von 15,000 bis 16,000 □M. Der Name M. ist abgeleitet von den dunkelfarbigen Bewohnern dieser Inseln (vom griech. μέλας, schwarz, dunkelfarbig, u. νῆσος, Insel), den Melanesiern, welche auch als Papuas bezeichnet werden. Am reinsten haben sich dieselben auf Neu-Guinea erhalten, auf den übrigen Inseln aber sich mit Polynesiern vielfach vermischt. Ihr charakteristischstes Kennzeichen ist das in Büscheln vereinigte, das Haupt perrückenartig umgebende Haar; außerdem besitzen die Melanesier einen starken Bartwuchs, eine vom Dunkelbraun ins Schwarz übergehende Hautfarbe, schwarze Schmalschädel, vorstehende Kiefern, fleischige u. etwas aufgeworfene Lippen, eine breite, mit der Spitze nach unten gekrümmte Nase u. eine mittlere Körpergröße. Verwandt mit den Melanesiern ist die schwarze Urbevölkerung der Philippinen, Malakka's, der Andamanen, Formosa's u. anderer ostind. Inseln, welche häufig Negritos (s. d.) genannt werden. Die Sprache der Melanesier hat viel mit der der Polynesier gemein, doch muß noch dahingestellt bleiben, ob diese gemeinsamen Bestandtheile Entlehnungen sind od. auf eine engere Verwandtschaft hinweisen. Intelligent in der Aneignung fremder Fertigkeiten, haben die Melanesier vom W. die Kenntniß der Metallbereitung empfangen u. theilweise schon ihre steinernen Waffen durch eiserne ersetzt; sie verfertigen irdene Gefäße (Neu-Guinea) u. verstehen ihre aus Baumrinde gefertigten Kleidungsstücke zu färben u. zu bedrucken. Häuser, Geräthe u. Fahrzeuge werden mit Schnitzereien verziert. Die Melanesier leben vom Ackerbau u. der Kultur des Brotfruchtbaumes; das Schwein u. der Hund sind ihre einzigen Hausthiere. Die Kleidung besteht bei dem weiblichen Geschlechte nach der Altersreife aus einem Fransengürtel, bei den Männern aus einem Lendentuch. Keuschheit, Ehrfurcht vor den Eltern u. Geschwisterliebe werden als die Haupttugenden der Melanesier gerühmt. Ihre Religion hat einen dualistischen Charakter u. beruht im Wesentlichen auf der Verehrung der Seelen Abgeschiedener. Die Bewohner der Fidschi-Inseln werden zu den Melanesiern gerechnet, doch sind sie nach Hautfarbe, Haarwuchs u. andern typischen Merkmalen entschieden Polynesier. Vgl. Christmann u. Oberländer, „Neuseeland u. die Inseln der Südsee" (Lpz. 1873) u. den Art. „Ozeanien".

Melange (franz., spr. Melangsch'), Mischung, Gemisch, Vermischtes.

Melanglanz, nach Breithaupt, Stephanit Haidinger's (Sprödglaserz), eines der reichsten Silbererze, enthält in 100 Theilen 68,5 Theile Silber, 15,3 Antimon u. 16,2 Schwefel u. kann daher als eine Verbindung von Schwefelsilber mit Schwefelantimon betrachtet werden. Der M. erscheint in kurzsäulenförmigen od. dicktafelförmigen, schwarzen Krystallen des rhombischen Systems, welche eine Härte von 2—2,5 u. ein spez. Gewicht von 6,3 besitzen. — Von warmer Salpetersäure wird der M. unter Abscheidung von Schwefel u. Antimonoxyd leicht zersetzt. Man findet ihn im Erzgebirge, im Harz u. in Ungarn.

Melanit ist ein schwarzer, undurchsichtiger Granat, der u. a. O. am Kaiserstuhl, in Trachyt eingewachsen, u. bei Frascati in der Nähe Roms als vulkanischer Auswürfling vorkommt.

Melaphyr (schwarzer Porphyr, Trapp), eine eruptive Gebirgsart, deren Name aus der zweiten Silbe des Wortes „Porphyr" u. dem griech. Worte μέλας (d. h. schwarz) gebildet ist, wodurch schon die Aehnlichkeit dieses Gesteins mit gewissen Porphyren angedeutet werden soll, obschon die M.e ihrer äußeren Erscheinung nach den Diabasen u. Basalten viel ähnlicher sind als jenen. — Der M. erscheint in sehr mannichfaltigen Varietäten, die jedoch unter einander durch Uebergänge verbunden sind; im Allgemeinen zeichnet er sich, wie schon der Name andeutet, durch dunkele Farben, schwarz, schwarzgrau, braun u. rothbraun aus; man unterscheidet gewöhnlich 1. einfachen od. dichten M., ein feinkörniges, scheinbar gleichartiges Gestein von 2,70—2,75 spez. Gewicht, zuweilen mit vielen kleinen nadelförmigen Krystallen (Pseudomorphosen von Schillerspath nach Augit) durchsetzt; 2. porphyrartiger M., aus einer feinkörnigen bis dichten Grundmasse bestehend, in welcher Krystalle von Labrador u. zuweilen auch Glimmer zerstreut sind; 3. mandelsteinartiger M. (M.-Mandelstein), häufig auch blos Mandelstein genannt, besteht aus einer Grundmasse von dichtem M., in welcher kleinere od. größere Blasenräume (d. s. Höhlungen) vorkommen, die gewöhnlich mit anderen Mineralien, z. B. Zeolithen, Kalkspath, Chalcedon, Achat 2c. ausgefüllt sind. — Die Eruptionszeit der M.e fällt meist in die Zeit der Ausbildung des Rothliegenden u. mag daher nicht selten die Ursache der Verwerfungen u. Dislokationen der Steinkohlenflötze gewesen sein. So bildet z. B. der M. in der Zwickauer Gegend ausgebreitete Decken u. Lager, welche die Schichten der dortigen Steinkohlenformation überlagern. Der M. findet sich ferner bei Ilmenau in Thüringen, bei Ilefeld am Harze, im Fassathale in Tirol u. s. w.

Melas, Michael, Frhr. v., österr. Feldmarschall, geb. zu Schäßburg in Siebenbürgen 1735, war im Siebenjähr. Kriege Adjutant des Feldmarschalls Daun u. wurde 1794 Feldmarschallleutnant, als welcher er 1799 an der Spitze des österr. Heeres gemeinschaftlich mit

Suworoff in Italien operirte. 1800 drang M. bis zum Var vor, doch gerade als er in Begriff stand, in die Provence einzufallen, überschritt Bonaparte die Alpen u. zerstörte seine Verbindung mit Oesterreich. M.'s Durchbruchsversuch bei Marengo (14. Juni) scheiterte. Infolge dessen mußte er die in der Lombardei besetzten Festungen den Franzosen übergeben u. sich hinter den Mincio zurückziehen. Bald darauf war er kommandirender General in Böhmen u. Präsident des Hofkriegsraths. Er starb zu Elbe-Teinitz (Böhmen) 31. Mai 1806.

Melasse, s. „Zucker".

Melbourne, so genannt zu Ehren des engl. Staatsmannes M. (s. d. Art.), ist Hauptstadt u. erster Handelsplatz der brit. Kolonie Victoria im südl. Australien, liegt an der Yarra Yarra (d. h. immer immer, od. immer fließend) u. ist gegenwärtig die größte u. volkreichste Stadt jenes Kontinents. Im Mai 1835 siedelten sich John Batman u. John Pascoe Fawkner mit 11 Genossen zuerst hier an; 1836 zählte die Stadt 177 E., laut Census vom 2. April 1871 aber bereits 193,698 E. incl. der unten genannten, unmittelbar zur Stadt gehörigen Vorstädte. Die Stadt ist auf sieben Hügeln erbaut, welche allmählich von dem Flusse Yarra aufsteigen. Die Straßen, welche breite Bürgersteige haben, sind breit u. durchkreuzen sich in rechten Winkeln. Hier findet man glänzende Läden u. Schaufenster mit allen Luxusartikeln. Die Great Bourke-Street ist 2 engl. Meilen lang. Unter den Gebäuden verdienen die Treasury, die Post, die öffentliche Bibliothek (mit 63,000 Bänden), die Münze, das Stadthaus, die Universität, das Parlamentsgebäude 2c., ebenso einige Banken u. Gasthöfe namentlich Erwähnung. Für fast alle Glaubensbekenntnisse sind Kirchen od. Kapellen vorhanden; doch ist nur die katholische, dem heil. Franziskus geweihte Kathedrale ein bemerkenswerther Bau. M. hat vier Theater, außerdem ist noch reichlich für Vergnügungen aller Art gesorgt. Die Presse ist durch drei tägliche Morgenzeitungen: „Argus", „Age" u. „Daily Telegraph", sowie durch den allabendlich erscheinenden „Herald" vertreten. „Leader", „Advocate", „Australasian", „Punch", „Weekly Times", „Government Gazette" u. „Journal of Commerce" sind wöchentlich erscheinende Zeitungen. „The illustrated Australian News" u. „The Sketcher" sind wöchentlich erscheinende, zum Theil recht gut illustrirte Blätter. — Die M.-Hobsons-Bai-Ringbahn vermittelt den lebhaften Verkehr mit den Vorstädten Emerald Hill, Sandridge u. Williamstown (den Hafenplätzen der Stadt an der Hobsons-Bai, etwa 1 engl. Meile von M. entfernt), ferner mit Prahran, St. Kilda, Hawthorne, Brighton, Collingwood, Richmond. Von einem Centralbahnhofe gehen regelmäßige Züge nach Geelong, Ballarat, Kyneton, Castlemaine, Sandhurst, dem Murray, nach Echuca u. Zwischenstationen. Ein ziemlich vollständiges Telegraphennetz verbindet M. mit den anderen Ortschaften der Kolonie u. mit benachbarten Kolonien u. so mit anderen Erdtheilen. Ueber Handel, Verkehr 2c. s. „Victoria".

Melbourne (spr. Melbörrn), William Lamb, Viscount, engl. Staatsmann, geb. zu London 15. März 1779; studirte die Rechte, trat 1805 ins Unterhaus, wo er sich zu den gemäßigten Whigs hielt, war 1827 unter Canning Obersekretär für Irland u. folgte 22. Juli 1828 seinem Vater in der Peerswürde. Im Kabinet Grey 1830 zum Minister des Innern ernannt, zeigte er sich den damals sehr kritischen Verhältnissen durch seine Umsicht u. Persönlichkeit so gewachsen, daß er im Juli 1834 nach Grey's Rücktritt als erster Lord des Schatzes an die Spitze der Regierung berufen ward. In dieser Stellung vermochte er zwar durch seine Politik keine der beiden Parteien zufrieden zu stellen, ja die Tories führten sogar schon 14. Nov. 1834 seinen Sturz herbei, doch wurde er bereits im April 1835 mit der Bildung eines Kabinets betraut, u. dieses hielt sich bis 28. Aug. 1841. Er starb zu London 24. Nov. 1848. Seit 1805 war er mit Caroline Ponsonby (geb. 13. Nov. 1785, gest. 15. Jan. 1828), Tochter des dritten Grafen v. Beßborough, verheirathet gewesen, die als Lady **Lamb** durch ihr Verhältniß zu Lord Byron u. einige Romane bekannt geworden ist. Auch M. selbst war literarisch begabt u. hat z. B. das Lustspiel „The fashionable friends" verfaßt.

Melchers, Paul, deutscher Prälat, geb. zu Münster 6. Jan. 1813, studirte die Rechte u. trat in den preuß. Staatsdienst, wandte sich aber 1837 der Theologie zu. Seit 1841 Priester, wurde er zuerst Kaplan in Haltern, dann Subregens im Priesterseminar zu Münster u. 1851 Generalvikar daselbst. Am 3. Aug. 1857 wurde M. zum Bischof von Osnabrück, 8. Jan. 1866 zum Erzbischof von Köln erwählt u. im Mai dess. Jahres zu Köln inthronisirt. Auf dem Vatikanischen Konzil gehörte M. zwar, wie die übrigen deutschen Prälaten, zur Opposition gegen das Unfehlbarkeitsdogma, doch unterwarf er sich, gleich den Anderen, nach der Proklamirung desselben. Auch M. gerieth in der Folgezeit mit dem Staate in Konflikt, weil er dessen Gesetzen den Gehorsam verweigerte, u. zog sich dadurch wiederholte Maßregelungen zu, bis seine fortgesetzte Renitenz ihn mit dem (im Jan. 1876 wirklich eingeleiteten) Absetzungsverfahren bedrohte, was den Erzbischof bewog, 14. Dez. 1875 Köln heimlich zu verlassen u. sich nach Holland zu wenden.



Nr. 4147. Bourke-Street in Melbourne (im Jahre 1860).

Melchisedek (hebr., d. h. „König der Gerechtigkeit") heißt 1. Mos. 14, 18 ff. ein König von Salem, der dem von einem Feldzug heimkehrenden Abraham Brot u. Wein entgegenbrachte, ihn segnete u. dafür den Zehnten von ihm empfing. Zugleich heißt er „ein Priester des höchsten Gottes". Diese kurze Notiz hat zu einer reichen Sagenbildung Veranlassung gegeben. Schon Psalm 110, 4 erscheint M. als das Ideal eines Herrschers, der die hohepriesterliche u. königliche Würde vereinigt. So wurde er für die späteren Juden ein Vorbild des Messias, für die neutestamentlichen Schriftsteller ein Vorbild Jesu (vgl. Hebräerbrief 6, 20 ff.), wobei die Beziehung seiner Gaben an Abraham (Brot u. Wein) auf das Abendmahl nahe lag.

Melchiten, d. i. „Königliche", wurden bes. in Syrien u. Mesopotamien die Anhänger der katholischen Lehre genannt, im Gegensatz zu den monophysitischen Jakobiten (s. d.). Der Name rührte daher, daß die Katholiken zur Zeit der Eroberung dieser Länder durch die Araber auf Seite der bisherigen Herren, der Byzantinischen Kaiser, standen.

Melchthal, das enge, wilde Thal der Melch-Aa (d. h. Milchbach) im schweiz. Kanton Unterwalden ob dem Wald. Nach demselben ist Arnold von M. benannt, welcher zum ersten Male in der Chronik des „Weißen Buches" (um 1470 geschrieben) als einer der Verschworenen im Rütli gegen die österreichischen Vögte erscheint. Er hat jedoch hier noch nicht seinen vollen Namen, sondern ist blos der Sohn des armen Mannes aus dem Melchi (ein Ort am Ausgange des Melchthales), dem der Vogt die Ochsen hatte wegnehmen lassen u. den man wegen der Gegenwehr des Sohnes dann geblendet hatte. Etterlin (1507) nennt ihn zum ersten Male M., aber ohne Vornamen; das 1511—13 gedichtete Schauspiel „Wilhelm Tell" nennt ihn Erni aus dem M.; bei Tschudi († 1572) heißt er Arnold u. sein Vater Heinrich, bei Johannes v. Müller aber

Arnold an der Halden aus dem M. Indessen ist die Existenz eines Arnold von M. nirgends nachgewiesen u. derselbe scheint demnach mythisch.

Melde, s. „Atriplex“.

Meleager (griech. *Μελέαγρος*) war nach der griech. Heldensage der Sohn des Königs Oeneus von Kalydon in Aetolien u. der Althäa. Als M. geboren wurde, weissagten seiner Mutter die Schicksalsgöttinnen, das Kind werde so lange leben, als ein bei seiner Geburt auf dem Herde liegendes Scheit Holz vom Feuer unverzehrt bleibe. Althäa nahm das Holz vom Herde u. verbarg es in einer Kiste. Als M., der auch unter den Theilnehmern am Argonautenzuge genannt wird, herangewachsen war, sandte die von seinem Vater beleidigte Artemis einen die Felder u. Weinberge verwüstenden (Kalydonischen) Eber. M. erlegte denselben auf einer Jagd, an welcher auch Atalante (s. d.) Theil nahm, u. schenkte Letzterer die Haut des Ebers. Darüber ergrimmten die Brüder der Althäa u. raubten der Atalante den Siegespreis, worauf M. sich so weit vergaß, seine Oheime zu erschlagen. Im ersten Schmerz über den Verlust ihrer Brüder schleuderte nun Althäa das verhängnißvolle Holz in die Flammen, u. M. verschied sofort unter den größten Schmerzen. Aus Reue über diese That erhängte sich Althäa, u. des M. Gattin, Kleopatra, gab sich auf dieselbe Weise den Tod. — Die frühere Zeit (z. B. Homer) kennt die Sage, welche das Leben des M. von der Unversehrtheit des Holzscheites abhängig macht, noch nicht.

Meleager aus Gadara in Syrien, ein um das Jahr 60 v. Chr. lebender geistreicher Epigrammendichter, veranstaltete die erste Anthologie (von ihm „*Στέφανος*“, d. h. Kranz, genannt), welche außer Poesien von ihm selbst Gedichte von 46 älteren u. gleichzeitigen Dichtern enthielt, aber verloren ist. M.'s eigene Gedichte sind am vollständigsten von Gräfe (Lpz. 1811) herausgegeben.

Melena, Elpis, eigentlich Marie Espérance **Brandt**, deutsch-englische Reisende u. Schriftstellerin, Tochter eines in England ansässigen Hamburger Bankiers, geb. in der Grafschaft Hertford 8. Nov. 1821, erhielt ihre erste Erziehung in Frankfurt a. M.; für die Erlernung von Sprachen ungewöhnlich begabt, machte sie sich nach u. nach nicht blos die modernen Hauptsprachen vollständig zu eigen, sondern auch mit dem Lateinischen u. Griechischen wie Arabischen vertraut. Im Alter von 15 Jahren mit einem Vetter verheirathet, wurde sie bereits im Jahre darauf Wittwe; 1846 ging sie eine 2. Ehe mit einem Herrn v. Schwartz aus Hamburg ein, u. die mit demselben unternommene Reise nach Aegypten wurde die Veranlassung zu ihrem Erstlingswerk: „Reiseblätter aus dem afrikanischen Tagebuch einer Dame“ (Braunschw. 1850). Ihre Ehe war aber unglücklich, so daß sie sich 1854 scheiden ließ. Seit 1849 war Rom ihr Lieblingsaufenthalt. Hier hatte sie gleich anfänglich Garibaldi kennen gelernt, dem sie fortan in treuer Freundschaft zugethan blieb. Sie besuchte ihn öfters auf Caprera, pflegte ihn während seiner Gefangenschaft in Varignano, begleitete ihn auf seinen Kriegszügen u. leistete ihm durch ihren Einfluß manchen wichtigen Dienst, während sie in den Tagen seines Triumphes sich stets in bescheidener Entfernung hielt. Aus Dankbarkeit gab ihr Garibaldi das eigenhändige Manuskript seiner Denkwürdigkeiten, die sie ins Deutsche übersetzte (Hamb. 1869). 1865 verließ sie Italien u. ward von ihrem Reisedrange nach Kreta geführt, wo sie ihren dauernden Wohnsitz aufschlug. Während des Aufstandes 1866 trat sie voll Eifer für die Unterdrückten ein u. unternahm selbst in deren Interesse eine freilich erfolglose Reise zum engl. Minister Gladstone. Eine Wohlthäterin der Nothleidenden, ist sie auch für Ausbreitung einer allgemeinen Volksbildung auf Kreta mit großer Ausdauer thätig. Von ihren Schriften sind noch zu nennen: „Memoiren eines spanischen Piasters“ (Braunschweig 1857); „Hundert u. ein Tag zu Pferde“ (Hamb. 1859); „Ein Blick auf die Liparischen Inseln“ (1861); „Der junge Stelzentänzer, eine Episode aus einer Pyrenäenfahrt“; „Recollections of General Garibaldi, or travels from Rome to Lucerne“ (Lond.) 2c.

Melegnano (Marignano), Stadt in der nordital. Provinz Mailand mit 4500 E.; liegt $1^3/_4$ M. im SO. von Mailand am Lambro, treibt Flachsspinnerei u. Käsefabrikation u. ist berühmt als Schlachtfeld: hier siegte Franz I. von Frankreich 14. Sept. 1515 über die mit Mailand verbündeten Schweizer u. 7. Juni 1859 schlugen hier die Piemontesen u. Franzosen die Oesterreicher.

Melendez-Valdes, Juan Antonio, span. Dichter, geb. zu Ribera del Fresno in Estremadura 11. März 1754; studirte zu Salamanca die Rechte, wurde 1781 Professor daselbst, war seit 1789 nach einander Justizbeamter in Saragossa, Valladolid u. Madrid, sah sich aber mit in den Sturz seines Gönners, des Justizministers Jovellanos, verwickelt u. mußte die Zeit von 1800—1802 in der Verbannung zubringen. In der Franzosenzeit ließ er sich der nationalen Sache abwendig machen u. nahm das Amt eines Fiskals, dann eines Staatsraths u. zuletzt eines Präsidenten der Junta des öffentlichen Unterrichts an. Infolge dessen mußte er schließlich auch mit den Franzosen flüchten u. ward als Vaterlandsverräther proskribirt. Er starb in Armuth zu Montpellier 24. Mai 1817. In seiner Jugendperiode war es gerade M. gewesen, der das Nationalbewußtsein neu geweckt u. die eigenen klassischen Muster bei seinen Landsleuten wieder zur Geltung gebracht hatte. Auch überdauerte sein Einfluß auf die spanische Poesie so sehr seine eigene Blütezeit, daß man ihn noch heute den Restaurador del parnasso nennt. Die erste Sammlung seiner Gedichte erschien 1785 in 1 Bd., die dritte nach seinem Tode in 4 Bdn. (Madr. 1820; n. Ausg., Par. 1832 u. Barcel. 1838). Eine Auswahl derselben enthält Wolf's „Floresta de rimas modernas castellanas“ (2 Bde., Par. 1837).

Melibŏcus, ein 519 m. hoher Berggipfel des Odenwaldes; liegt $2^1/_2$ M. im Süden von Darmstadt u. gewährt von dem auf seiner Spitze befindlichen 26 m. hohen Thurme eine herrliche Aussicht auf den nördl. Theil der niederrheinischen Tiefebene. Im Osten des M. liegt das Felsenmeer, Haufen gewaltiger Syenitblöcke, von denen viele Spuren menschlicher Bearbeitung zeigen u. die wahrscheinlich schon von den Römern hatten zu Bauzwecken Verwendung finden sollen. Der Name ist eigentlich griechisch — Ptolemäos nennt Melibŏkon oros ein im nördl. Theile von Germanien liegendes Gebirge (Harz od. Thüringerwald) — ist aber merkwürdiger Weise auf den M. od. Malchen übertragen.

Melilotenklee (Melilótus), auch Honigklee, Steinklee, Bärklee 2c., Pflanzengattung der Hülsengewächse mit einigen einheimischen Arten von mehr od. minder praktischer Bedeutung, meist von hohem staudenartigen Wuchse mit kleeartigen Blättern u. traubenähnlichen Blumenrispen, deren Blüten gelb od. weiß sind u. einen angenehmen Geruch entwickeln. Das eigenthümliche ätherische Oel od. Stearopten, das Melilotin, ist dem Cumarin unsrer Gräser u. der Tonkabohnen nahe verwandt, wenn nicht damit identisch. Unter den verschiedenen Arten steht obenan M. officinalis mit meist gelben u. äußerst wohlriechenden Blumen, der eigentliche Steinklee, noch heute in den Apotheken für zertheilende Kräuter u. Pflaster häufig verwerthet. M. macrorrhizus unterscheidet sich von ihm bes. durch netzförmig-gerunzelte u. weichharige Fruchthülsen, während die des vorigen kahl u. querrunzelig-faltig sind. M. albus hat ganz weiße Blüten. M. coeruleus od. auch Siebenzeit, Siebengeruch, Schabziegenklee genannt, von den ostsüdeuropäischen Gebirgen, wird häufig angebaut u. als Gewürz im Schabziegenkäse verwerthet. Einige andere Arten, theils einheimisch (M. dentatus), theils verwildert (M. parviflorus u. gracilis), haben keine Verwendung gefunden, werden aber, wie die vorigen, vom Vieh gefressen. Unter dem Namen „Bokharaklee“ empfahl man nam. in den 60er Jahren den M. albus altissimus als Schaffutter nachdrücklich, sowie man auch anderwärts Honigkleearten als Viehfutter baut. So wird M. arboreus um Konstantinopel als 5 m. hohe Pflanze kultivirt. Außerdem giebt es noch viele ausländische Arten von gleicher od. ähnlicher Bedeutung, die sich in Südeuropa od. in Rußland finden.

Melioration des Bodens umfaßt alle auf die Verbesserung des Kulturbodens gerichteten Arbeiten bis zur Umwandlung desselben in Normalboden od. Boden von höchster Tragfähigkeit, soweit Klima u. Lage solche ermöglichen. Nur selten ist es beim Landbau lohnend, mit der M. so weit zu gehen; in der Regel muß man sich mit nur theilweiser Steigerung der Fruchtbarkeit begnügen. Der Gärtner aber u. der Weinbauer finden ihre Rechnung am besten dann, wenn sie den Boden auf das Vollkommenste sich nutzbar gemacht haben, u. verwenden nicht selten Tausende von Mark pro Hektare, so daß in den Preisen, welche für vollständig meliorirte Weinberge u. Gärten gelöst werden, der ursprüngliche Bodenwerth nur noch wenige Prozente repräsentirt. Für Ackerland legt man selten mehr als einige Hundert Mark pro Hektare zu M.en an; bei Wiesenanlagen geht man schon nicht selten bis u. über 1000 Mk., u. im Wald beschränkt man sich in der Regel auf die Anlegung von Wegen u. Gräben, weil hier der höhere Aufwand nicht rentirt. Je begehrter (theurer) der Grund u. Boden, um so mehr Bedeutung erhalten die Meliorationsarbeiten. Bei entwickelterem Betriebe der Landwirthschaft

muß sich jeder Betheiligte die Kenntniß der Meliorationsarbeiten zu eigen machen; in landwirthschaftlich hochentwickelten Gegenden macht sich die Ausbildung besonderer Techniker für derartige Arbeiten nothwendig (Kultur-Ingenieure) u. es giebt auch Privatgesellschaften od. Unternehmer, welche den Landwirthen die Anlagen akkordweise ausführen. Das Königreich Sachsen besitzt dafür ein besonderes Kreditinstitut, die Landeskulturrentenbank, bei welcher man das erforderliche Kapital erhalten kann, u. nur verpflichtet ist, die Pläne zur Anlage entweder zur Prüfung vorzulegen od. durch die dazu angestellten Techniker fertigen zu lassen. Das Kapital wird amortisirt u. wie Rente auf das Gut eingetragen. Zu den Meliorationsarbeiten gehören die Ent- u. Bewässerungsanlagen, die reichliche und zweckmäßige, d. h. bodenentsprechende Düngung, bes. mittels Handelsdünger, die Tiefkultur (neuerdings mittels Dampfpflugs), die Erdmischung, die Ebenung u. Terrassirung (Wein- u. Obstplantagen), die Anlage von Schutzmauern, Hecken u. dergl., Arbeiten, welche alle nur auf schon kultivirtem Boden vorgenommen werden; ferner die Eindeichungen, die Fluß- u. Bachregulirungen; in weiterem Sinne auch noch die Separation od. Verkoppelung (Arrondirung — Grundstückszusammenlegung) mit der Wegeregulirung. Die großartigste M. ist die jetzt in Angriff genommene Austrocknung des Zuydersee's in Holland. Oberitaliens Kanalnetz zum Bewässern datirt in den ersten Anfängen bis in das 12. Jahrh. zurück; die dortigen Wiesenanlagen sind Vorbild für alle Länder geworden. Der berühmte Siegener Kunstwiesenbau ist eine Kopie der dortigen Anlagen. In Baden giebt es Gemeinden, welche ihre Wiesenfluren mit bis 2400 Mk. Kosten pro Hektare verbessert haben u. zu deren Unterhaltung besondere Wiesenwärter besolden. Die Deichbauten u. Deichordnungen sind uralt; Meister in derlei Arbeiten sind die Holländer, welche ihr bestes Land dem Meere abgewonnen haben (Polders). Sie wurden schon im Mittelalter vielfach nach Deutschland berufen u. haben auch in England vor u. unter Cromwell großartige M.en geleitet. Die Entwässerung der Moorgegenden in Hannover u. Oldenburg nimmt gegenwärtig das Interesse der Reichsregierung in Anspruch u. hat zur Begründung eines besonderen Vereins geführt, welcher das Moorbrennen abschaffen will. Das Binden von Flugsand u. die Wiederbewaldung abgeholzter Flächen kann ebenfalls unter die Meliorationsarbeiten gerechnet werden. Letzteres hat ein allgemeineres Interesse als Mittel gegen gefährliche Ueberschwemmungen (Waldschutz, Waldgenossenschaften). Größere Anlagen dieser Art werden in der Regel auf genossenschaftlichem Wege gemacht; solche Genossenschaften hatten schon die Mauren in Spanien. In Italien hat die Gesetzgebung am frühesten u. besten für die Ausführung gesorgt u. die Wasserbenutzung allgemein geregelt. Die großartigste Förderung haben in neuerer Zeit die Drainage, die Dampfbodenkultur u. die Fabrikation von Handelsdünger bewirkt. Jeder Boden kann in Normalboden umgewandelt, überall solcher geschaffen werden; die Höhe der Kosten bestimmen der Zeitpunkt u. die Grenze, bis zu welcher die M. bewirkt werden kann, sowie die einschlagenden Lokalverhältnisse.

Melis, s. „Zucker".

Melisse (Melissa officinalis), auch Citronen- od. Garten-M., Citronenkraut, Bienen- od. Immenkraut; eine in unsern Gärten schon seit alter Zeit gehegte Lippenblume von höchst angenehmem Wohlgeruch, aus Südeuropa stammend. Die Staude wird gegen $^2/_3$ m. hoch u. trägt langgestielte eiförmige Blätter mit tiefgekerbtem Rande, achselständige halbirte Blumenquirle u. weißliche Blüten in grünen Deckblättern. Das hübsche Kraut war schon im hohen Alterthume als Heilmittel berühmt u. wird auch noch heute bei Darmleiden als Thee genossen.

Melk od. Mölk, Flecken in Nieder-Oesterreich am rechten Ufer der Donau mit 1700 E., wird überragt von der gleichnamigen Benediktinerabtei, welche auf einem 57 m. über den Fluß sich erhebenden Granitfelsen thront u. eins der reichsten Stifte Oesterreichs ist. Das Gebäude, 1719—36 in ital. Stile errichtet, wendet dem Strome eine Front von 40, dem Lande eine von 62 Fenstern zu. In der prachtvollen Kuppelkirche befindet sich eine berühmte Orgel u. die Gruft der Babenbergischen Herzoge. Die Bastionen am Hauptthore sind Ueberreste alter Befestigungswerke. Mit dem Stifte sind ein Obergymnasium, eine bedeutende Bibliothek mit vielen Handschriften u. andern Sammlungen verbunden. Das Kloster, welches schon im 9. Jahrh. urkundlich erwähnt wird, stand im 15. Jahrh. an der Spitze der Kongregation von M., welche eine Anzahl Klöster zur Reform des Mönchswesens geschlossen hatte; 1685 wurde M. vom Abte Müller tapfer gegen die Türken vertheidigt.

Mellin, Gustav Henrik, schwed. Schriftsteller, geb. 23. April 1803 zu Revolar (Finnland) als Sohn eines Predigers, der bei der Besitznahme der finnischen Provinzen durch die Russen nach Schweden floh. Im J. 1816 vaterlos, ward M. von dem berühmten schwedischen Dichter Franzén erzogen. 1829 trat er in den geistlichen Stand u. ward, nachdem er Deutschland, Frankreich, Spanien u. Portugal bereist hatte, Prediger im nördlichen Schweden u. später Comministeradjunkt in Stockholm. Seine zahlreichen Schriften zeugen von großem Talent in Schilderung ländlicher Scenen u. menschlicher Charaktere, u. sein Stil ist durchweg mustergiltig. Seine besten Werke sind: „Die Inseljungfrau" (Stockholm 1832); „Die Blume auf Kinnekullen" (ebd. 1829, deutsch von Arndt), ein ausgezeichneter Roman; „Erich XIV. u. sein Sohn", episches Gedicht (ebd. 1828); „Sivard Kruse's Hochzeit" (ebd. 1831 u. 1833); „Johann Fjällmaë" (2 Th., ebd. 1831 u. 1833); „Die Mädchen in Askarsund" (ebd. 1832); „Das Köhlermädchen" (ebd. 1837); „Historische Novellen aus Schwedens Geschichte" (4 Bde., 1846). Eines seiner besten Erzeugnisse ist das epische Gedicht „Der Sklave" (ebd. 1840), welches von der Schwedischen Akademie gekrönt wurde; ferner „Jakob Casimir de la Gardie" (ebd. 1849); „Der Zug über den Belt" (ebd. 1849). Seine gesammelten Novellen erschienen 1866 ff. M. hat auch eine Anzahl geographischer u. geschichtlicher Werke verfaßt, von denen „Der Dreißigjährige Krieg" (Stockh. 1847) für deutsche Leser von großem Interesse sein dürfte.

Mellit, Honigstein, ein ziemlich seltenes Mineral, welches sich nur in einigen Braunkohlenlagern, z. B. bei Artern in Thüringen u. Luschitz in Böhmen, sowie in der Kohle des Quadersandsteins von Walchow in Mähren vereinzelt findet. Der M. ist in der That auch aus Pflanzenmaterial entstanden u. besteht aus einer organischen Säure, der Mellitsäure, Thonerde u. Wasser, ist demnach wasserhaltige mellitsaure Thonerde. Die Farbe des M.s ist honig- od. wachsgelb (daher der Name), selten weiß, er hat Fettglanz, ist halbdurchsichtig bis durchscheinend u. krystallisirt im tetragonalen Systeme.

Mello, Don Francisco Manuel de, spanischer Schriftsteller, einer vornehmen portugiesischen Familie entstammend, wurde 23. Nov. 1611 zu Lissabon geboren. Frühzeitig verwaist u. der geistlichen Laufbahn, für welche er bestimmt gewesen war, abgeneigt, trat er in noch sehr jugendlichem Alter in das spanische Heer ein. Als geborner Portugiese gerieth er, als das seit 1581 mit Spanien vereinigt gewesene Portugal gewaltsam seine Selbständigkeit wieder errang (1640), in den Verdacht, sich an dieser Revolution betheiligt zu haben, u. sah sich, obwol er sich vollständig rechtfertigen konnte, doch genöthigt, Spanien zu verlassen. Er begab sich über Frankreich u. England in sein Vaterland zurück. Hier aber erwartete ihn ein trauriges Schicksal: er wurde von Verleumdungen u. Intriguen auf das Heftigste verfolgt, sogar fälschlich eines Meuchelmordes angeklagt, infolge dessen aller seiner Güter beraubt u. nach Brasilien verbannt. Erst nach Jahren wurde ihm auf Fürsprache der französischen Regierung die Rückkehr in die Heimat gestattet (1648). Er lebte seitdem, fast nur mit literarischen Arbeiten beschäftigt, bis zu seinem Tode (13. Okt. 1665) in Lissabon. M.'s schriftstellerische Thätigkeit war eine sehr fruchtbare u. vielseitige, seine Werke sollen gegen 100 Bände füllen. Ihr Inhalt ist theils historisch, theils philosophisch, theils belletristisch; geschrieben sind sie zum größeren Theile in span., zum geringeren in portugiesischer Sprache. Am geschätztesten u. noch heute lesenswerth sind M.'s historische Schriften, unter denen die in einem klassischen Stile verfaßte „Historia de los movimientos, separacion y guerra de Cataluña en tiempo de Felipe IV." wol die bedeutendste ist (neuere Ausgaben in Ochoa's „Tesoro de historiadores españolos", Par. 1840, u. in Tio's „Tesoro de los autores illustres", Barcel. 1841). In seinen poetischen Leistungen („Las tres Musas de Melodino", Lissab. 1649) schloß sich M. an die Schule des berühmten u. ihm innig befreundeten Dichters Quevedo an.

Melnik, Stadt im ehemaligen Prager Kreise Böhmens mit 1834 E. (1869), liegt am rechten Ufer der Elbe, in welche hier die Moldau mündet, hat ein altes Schloß, 3 Kirchen u. 2 Klöster u. treibt viel Weinbau, Obstzucht, Getreidehandel u. Floßschiffahrt. Die Melniker Weine sind die besten böhmischen Rothweine; den Weinbau selbst verdankt der Ort Karl IV., der hierher Burgunderreben verpflanzte.

Melocactus, Melonencactus, wegen der regelmäßigen melonenartigen Form, welche diese Katteen annehmen. Sie zeichnen sich durch einen eigenthümlichen Schopf u. kleine, unansehnliche Blumen aus; sie wachsen nur langsam. Weil sie eine hohe Temperatur lieben, werden sie unter allen Katteen am wenigsten kultivirt. Sie kommen meist in West-

indien, aber auch in Mexiko, Brasilien ꝛc. vor u. leben gesellig von der Küstenregion bis in das Hochgebirge. Ihr Gestalt ist so auffallend, daß man viele von ihnen in ihrer Heimat geradezu Mönchsglatze od. Mönchskahlkopf nennt. Sie unterscheiden sich von den Mammillarien durch den Mangel an Warzen u. durch viele scharf entwickelte, oft bedeutende Stacheln.

Melodie ist in der Musik im Allgemeinen jede Reihe von nacheinander folgenden Tönen, im Gegensatz zur Harmonie, welche mehrere Töne miteinander, gleichzeitig erklingen läßt. Dann, in weiterer Ausführung des Begriffes, ist M. die Folge einzelner, abwechselnd hoher u. tiefer Töne von kürzerer u. längerer Dauer, auf eine bestimmte Tonart begründet, die ohne Beihülfe der Harmonie schon eine Empfindung auszudrücken vermögen, od. noch weiter ausgedehnt: die regelmäßige u. wohlgefällige Aufeinanderfolge der Töne, vermöge welcher höhere u. tiefere, stärkere u. schwächere Töne, auch wol verschiedene Tonarten mit einander abwechseln, je nachdem es das Spiel der Empfindungen u. die jedesmalige Gemüthsstimmung fordern, die dadurch ausgedrückt werden sollen. Die M. ist der wesentliche Theil eines jeden Musikstückes, die Seele eines solchen, der die Harmonie als solche als aushelfendes od. unterstützendes Ausdrucksmittel untergeordnet bleibt. Eine gute M. zu erfinden ist Sache der Phantasie u. kann nicht durch Regeln gelehrt werden; doch muß sie aus symmetrisch geordneten Taktgliedern bestehen, wenn sie leicht faßlich u. gefällig sein soll, auch verschiedene Einschnitte, Kadenzen, Ruhepunkte, Perioden haben, damit sie sich leicht überschauen läßt; sie muß für die Instrumente od. Singstimme, die sie vortragen sollen, angemessen u. gut ausführbar sein ꝛc. — Man nennt auch M. diejenige Stimme in einem Tonstücke, welche den Hauptgedanken vorträgt, es mag dieser in der Ober-, Mittel- od. Unterstimme liegen. Endlich wird auch im gewöhnlichen Sprachgebrauch für das angenehm Gesangliche (Cantable) in einem Tonsatz das Wort M. gebraucht.

Melodion, ein von dem Mechaniker Dietz in Emmerich 1806 erfundenes Tasteninstrument. Sein Ton wird durch die Reibung metallener Stäbe, die in perpendikulärer Richtung in chromatischer Tonfolge neben einander stehen, mittels eines mit einem elastischen Körper umringten, sich umdrehenden Cylinders hervorgebracht, welcher letztere mit den Füßen des Spielers in Bewegung gehalten wird. Der Klangcharakter des Instrumentes nähert sich dem der Holzblasinstrumente.

Melodrama, im allgemeinen Wortsinne: jedes mit Musik verbundene Schauspiel; spezieller: eine Gattung des Drama, in welcher die Deklamation von Instrumentalmusik begleitet wird, um den Ausdruck der der Dichtung zu Grunde liegenden Empfindungen zu verstärken u. zu ergänzen. Selbständige entwickelte Formen wie in der Oper hat das M. nicht, sondern bleibt in allen seinen Bewegungen durch die Deklamation bedingt, an diese durchaus sich anschließend, indem es entweder in größeren od. geringeren Maßen zwischen die Sätze u. Perioden der Rede eintritt od. mit der Rede zugleich u. neben derselben hergeht. Das M. besteht immer nur aus abgerissenen, sehr oft ganz kurzen, mitunter nur einige Akkorde enthaltenden Sätzen, von denen jeder für sich anhebt u. aufhört, ohne mit den anderen zusammenzuhängen. Wird ein solches M. nur von einer Person dargestellt, so heißt es Monodrama; wenn von zweien, Duodrama. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. fand das M. nam. in Deutschland viel Verwendung, verschwand aber bald wieder, wenigstens aus der Reihe selbständiger dramatischer Werke; einzelne melodramatische Scenen in Dramen u. Opern kommen noch in der Gegenwart vor („Fidelio“, „Egmont“, „Hans Heiling“ ꝛc.), ebenso einzelne Dichtungen, Balladen, auf melodramatische Art, für Deklamation mit begleitender Musik (z. B. „Der Heideknabe“ von Schumann). Die erste Anwendung des M. wird Rousseau (in seinem „Pygmalion“) zugeschrieben; danach gerieth der Schauspieler Brandes 1772 auf die Idee, die Gerstenberg'sche Cantate „Ariadne“ als mit Musik begleitetes Drama zu bearbeiten, um für seine Gattin (die berühmte Schauspielerin Charlotte Brandes) eine glänzende Rolle zu schaffen. Georg Benda verfaßte die Musik dazu, u. ebenso zur „Medea“ von Gotter. Dann folgten „Ino“, von Reichardt komponirt, desgleichen Ramler's „Cephalus u. Prokris“; darauf Meißner's „Sophonisbe“, von Neefe komponirt, u. späterhin wurde Lichtenberg's „Lampedo“ mit Musik vom Abt Vogler am Hessen-Darmstädtischen Hofe aufgeführt. — Man ließ das M. nach kurzer Zeit der Pflege wieder fallen, weil man einsah, wie unvollkommen diese Art Verbindung von Poesie u. Musik, die nur neben einander her, nicht in einander aufgehen, bleiben muß. Das in die Musik hineingesprochene Wort ist schon äußerlich von störender, unharmonischer Wirkung. Zudem kommen weder Dichtung noch Musik zu ihrem Rechte. Die Dichtung muß der Musik Rechnung tragen, ihr sogar den wesentlichsten Theil des Gefühlsausdruckes, die Höhepunkte der Empfindung eigentlich ganz überlassen; Fluß u. Zusammenhang der Rede werden durch das Dazwischentreten der Musik zerrissen. Letztere ist ihrerseits wieder von der Dichtung durchaus abhängig u. unselbständig u. bringt es zu keiner eigenen Formentwicklung; sie bleibt mehr od. weniger bloße Deklamation, verliert sich daher auch gar zu leicht in reine Aeußerlichkeiten, u. weil sie doch nicht mit der Rede zugleich in ununterbrochenem Zusammenhang sich entwickeln kann, entgehen ihr die feineren Nuancirungen u. Modifikationen; daher betont sie Einzelheiten, die noch dazu oft unwesentlich sind, über die Gebühr u. läßt das Ganze zu keiner Einheit kommen.

Melone (Cucumis Melo). Ueber die Abstammung ist bereits unter Cucumis das Nöthige gesagt. Man unterscheidet im Allgemeinen: Cantalupen mit dickschaligen, gerippten, kegelförmigen, etwas platten, warzigen Früchten von stark gewürzigem, grünem u. gelblich-rothem, beim Speisen knackendem Fleische; Netzmelonen mit langen, dunkelgrünen od. weißlichen, dünnschaligen u. netzförmig gerunzelten Früchten von dickem, saftigem, orangegelbem Fleische; gereifte od. geriefelte M.n mit länglichen, meist durch 12 Reifen getheilten Früchten, hervorstehenden, meist genetzten Rippen, gelbem, vom Marke getrenntem Fleische. Von diesen schätzt man die Cantalupen, die sich aber unter unserem nordischen Himmel nur in Mistbeeten ziehen lassen, am höchsten. Die Netzmelonen haben zwar ein festeres, nicht so weichliches, aber auch häufig etwas mehliges Fleisch, weshalb sie jenen nachstehen. Für die südlichen Länder Europa's ist die Wassermelone od. Citrulle (Cucumis Citrullus) von großer Wichtigkeit als Nahrungsmittel. Italien, Ungarn u. die Länder am Schwarzen Meere erzeugen u. konsumiren davon ungeheure Quantitäten. Sie hat eine dunkelgrüne Schale u. ein orangerothes bis purpurrothes, sehr saftreiches Fleisch, welches die schwarzen Kerne einschließt. In Südamerika baut man eine M. (C. deliciosus), die auch nach Spanien u. Portugal gebracht wurde, mit hühnereigroßen Früchten von köstlichstem Wohlgeschmack; doch werden die M.n in den trocknen, heißen Klimaten Südamerika's im Allgemeinen so übersüß, daß man sie mit Pfeffer genießt. Bei uns erfreut sich die M. in den meisten Gärten einer besonderen Pflege, sowol in der Frühtriebkultur mittels des Mistbeetes als auch in sonnigen Lagen im Freien; ja man kann sie sogar im Zimmer mittels Körben von Weidengeflecht od. in Töpfen ziehen. Es scheint, daß die Heimat der M.n in West- od. Inner-Asien zu suchen ist. In Europa sind sie verhältnißmäßig noch nicht sehr lange zu Hause. Erwähnt werden sie unter dem Namen M. um 1530, doch kannte man schon 1570 mehrere Arten. Für die Wassermelone hat das Sanskrit einen eignen Namen Chaya pula. Man genießt die M.n roh mit Zucker od. eingemacht, während man in Griechenland Essig u., mit Weinmost vermischt, Branntwein daraus bereitet. Doch soll die Wurzel einen eigenthümlichen, Brechen erregenden Stoff (Melonen-funtin) enthalten, der Samen wurmwidrig sein.

Melonenbaum, s. „Carica.“

Melpomene (d. h. die Sängerin), die Muse der Tragödie; sie wird gewöhnlich mit Weinlaub od. Epheu bekränzt u. mit einer tragischen Maske in der einen, mit einem Schwert in der andern Hand dargestellt.

Melpomene, ein zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisender Planetoid, 24. Juni 1852 von Hind in London entdeckt; sein Zeichen ist (18).

Mels, A., eigentlich **M. Cohn,** deutscher Schriftsteller, geb. zu Berlin 1829; verließ aus Hang nach Abenteuern die Universität u. trat in die franz. Fremdenlegion, in der er als Sergeantmajor Secretär Pelissier's (s. d.) wurde; später nahm er Theil am Schleswig-Holsteinischen Kriege, wurde bei Idstedt (1850) schwer verwundet u. ging nach seiner Genesung als Zeitungskorrespondent nach Paris, fungirte dann als Redakteur der „Novedades“ in Madrid, betheiligte sich am Pronunciamento O'Donnel's bei Vicalvaro u. trat in das span. Heer ein. Hier zum Hauptmann aufgerückt, nahm er unter Narvaez seine Entlassung u. ging als Zeitungsberichterstatter nach Italien; 1864 nach Deutschland zurückgekehrt, entwickelte er bald unter verschiedenen Pseudonamen eine überaus rege journalistische Thätigkeit. Als Kriegskorrespondent der Zeitschrift „Daheim“ begleitete er 1866 die Mainarmee. Im nächsten Jahre machte er sich durch die Schilderungen seiner Besuche bei Dreyse, Moltke, Falckenstein, Goeben u. v. d. Tann als „Interviewer“ allbekannt. 1870 von der „Times“ nach Wilhelmshöhe zum gefangenen Napoleon III. gesandt, erregte M. durch seine Berichte die Opposition der gesammten deutschen Presse. Als Feuilletonist des „Wiener Tageblattes“ nahm M. später seinen Aufenthalt in Wien, machte aber durch die „Typen u. Silhouetten von Wiener Schriftstellern u. Journalisten“, die er 1874 unter dem Pseudonamen Don Spavento erscheinen ließ, seine dortige Stellung zu einer unhaltbaren u. siedelte nach Graz über. M. besitzt entschieden plastisches Talent, Geist u. Geschmack, u. obwol

er in seinem Stil an die franz. Vorbilder erinnert, ist er doch kein sklavischer Nachahmer. Von seinen Feuilletons u. Novellen sind mehrere Sammlungen erschienen; sein umfangreichstes Buch ist der historische Roman aus der Gegenwart „Unsichtbare Mächte" (9 Bde., Lpz. 1876). Auch hat sich M. auf dem dramatischen Gebiete („Heine's junge Leiden"), doch nicht mit Glück, versucht. Sein neuestes dramatisches Werk ist das Lustspiel „Die beste Reise" (1875).

Melun (spr. Melöng), Hauptstadt des franz. Depart. Seine-et-Marne mit 11,098 E. (1872); liegt an der Seine, 6 M. im OSO. von Paris, ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofes, eines Kommunalcolleges, eines Lehrerseminars u. besitzt ein großes Gefängniß. Die Industrie ist nicht unbedeutend; es giebt hier Baumwollspinnereien, Webwaarenfabriken, Gerbereien, Fabriken für Knöpfe, Posamenten u. Seidenwaaren, Druckereien, hydraulischen Kalk u. a. Die Stadt, welche ein Denkmal Amyot's aufzuweisen hat, treibt beträchtlichen Handel mit landwirthschaftlichen Produkten, nam. auf der Seine nach Paris. — M., auf Grund des gall.-röm. Melodunum erbaut, war unter den Capetingern häufig Königsresidenz u. hatte durch sein jetzt abgetragenes festes Schloß in den franz. Kriegen eine große strategische u. polit. Bedeutung.

Melusine, eine Meerfee, der Sage nach die Stammmutter des Hauses Lusignan (s. d.). Sie war die Tochter des Helmas, Königs von Albanien, u. der Persina. Als Helmas, einer Verabredung entgegen, seine Gemahlin im Kindbett besucht hatte, wandte sich Persina mit ihrer jungen Tochter M. von ihm u. kehrte an den Hof ihrer Schwester, der Königin der „Verlorenen Inseln", zurück. Herangewachsen, ward M. von ihrer Mutter in der Zauberkunst unterrichtet u. übte dieselbe an ihrem Vater, den sie in das Innere des Berges Avalon einschloß. Die darüber erzürnte Mutter belegte M. dafür mit dem Fluch, alle Sonnabende in eine Schlange (od. in eine Jungfrau mit einem Fischleib) verwandelt zu werden, so lange, bis sie einen Gemahl fände, der sie während ihrer Verwandlung nie mit seiner Gegenwart behelligen würde; auch sollte sie durch fleißigen Gebrauch eines Zauberbades an den genannten Tagen allmählich von dem Fluche befreit werden. M. macht sich auf, einen Gemahl zu suchen, u. findet denselben in dem Grafen Raimund von Forêt. Dieser aber, dem einer seiner Brüder vorspiegelt, daß M. an den Sonnabenden heimliche Zusammenkünfte mit einem Liebhaber halte, wird dadurch eifersüchtig gemacht u. überrascht M. im Bade, worauf sie laut aufschreiend verschwindet. Seitdem erscheint sie nur dann, wenn dem Hause Lusignan ein Unglück bevorsteht. — Aus dieser Sage bildete Jean d'Arras auf Wunsch des Herzogs von Berry, Sohnes des Königs Johann von Frankreich, der im Besitz der Archive des Hauses Lusignan war u. in denselben eine auf den Vorfall bezügliche Nachricht fand, gegen 1390 ein Gedicht, welches später in Prosa aufgelöst u. 1456 von Thüring von Ringoltingen (od. Ruggeltingen) aus Bern, der in Diensten des Markgrafen Rudolf von Hochberg stand, ins Deutsche übersetzt wurde. Zahlreiche Handschriften u. alte Drucke (zuerst 1474 in Augsburg u. um dieselbe Zeit in Straßburg veranstaltet) zeugen für die weite Verbreitung des Volksbuches, welches auch in das „Buch der Liebe" (Frankf. 1578) aufgenommen wurde u. in neuer Sprache bei Schwab („Buch der schönsten Geschichten u. Sagen", Bd. 2, Stuttg. 1836) u. Simrock („Deutsche Volksbücher", Frankf. 1839 ff., Nr. 22) sich findet. Moritz v. Schwind hat die Sage von M. in einem Cyklus von Zeichnungen dargestellt; auch Dichter u. Komponisten haben diesen Stoff vielfach behandelt. — Der Thurm des Schlosses von Lusignan in Poitou, in welchem die Sage M. umgehen ließ, wurde 1574 während der Bürgerkriege zerstört. Das Haus Lusignan führte bis zu der Zeit, da es in das Haus Montmorency-Luxemburg aufging, zur Erinnerung an M. eine badende Frau als Helmschmuck.

Melville, Herman, nordamerikan. Schriftsteller schott. Abkunft, geb. zu New-York 1. Aug. 1819, verließ die auf Wunsch des Vaters betretene kaufmännische Laufbahn, um seiner Neigung zum Seeleben zu folgen; diente seit 1. Jan. 1841 als Matrose auf einem Walfischfahrer, mit dem er im Juli nächsten Jahres nach der Marquesasinsel Nukahiwa kam, desertirte dort dem tyrannischen Kapitän, fiel aber im Typee-Thale einem kriegerischen Stamme Eingeborener in die Hände, aus deren Gefangenschaft er erst nach 4 Monaten durch einen Walfischfahrer aus Sidney befreit wurde. Im Okt. 1844 kehrte er von seinen abenteuerlichen Fahrten nach Amerika zurück. Er lebte nun längere Zeit in Boston u. zog sich später auf ein Landgut bei Pittsfield in Massachusetts zurück. Von seiner Beobachtungsgabe u. seinem Erzählertalent lieferte er gleich durch sein erstes Buch „Typee, or a peep at Polynesian life" (Lond. u. New-York 1846; deutsch von Garrigue, Lpz. 1847, 2 Bde.) einen so günstigen Beweis, daß er damit binnen wenig Tagen seinen literarischen Ruf begründete. Es folgten: „Omoo, or a narrative of adventures in the South Seas" (New-York 1847; deutsch von Gerstäcker, 2 Bde., Lpz. 1847), eine humoristische Schilderung seiner Erlebnisse auf Otaheiti; „Mardi and a voyage thither" (2 Bde., New-York 1849), ein philosophischer Roman, der, obwol reich an schönen Schilderungen, doch durch die Dunkelheit seiner Allegorien langweilt; „Redburn, or the adventures of the son of a gentleman" (ebd. 1849); „White Jacket, or the world in a man-of-war" (ebd. 1850); „Mobi Dick, or the whale" (ebd. 1851); „Pierre, or the ambiguities" (ebd. 1852), wieder ein unglücklicher Versuch, da sich darin der Verfasser in eine mystisch romantische Welt verirrt; „Israel Potter, his fifty years of exile" (ebd. 1855); „The Piazzi tales" (ebd. 1856); „The confidence man" (ebd. 1857) &c.

Membran, membrana, der lat. Ausdruck für häutige Gebilde des thierischen wie pflanzlichen Körpers; daher Zellmembran soviel wie Zellhaut, membrana fibrosa = Faserhaut, m. germinativa = Keimhaut, m. mucosa = Schleimhaut &c.

Memel, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Königsberg, mit 20,553 E. (1875), unter denen sich etwa 900 Lithauer befinden, liegt an der Ostsee am Memeler Tief, in das die hier auch für Seeschiffe fahrbare Dange mündet, am Ausgange des Kurischen Haffes, der durch Festungswerke auf der Landseite u. ein Fort auf der Nordspitze der Nehrung geschützt ist. Die Stadt ist Sitz eines Kreisamtes, eines Kreis- u. Schwurgerichtes, hat 3 evangel. u. 1 kathol. Kirche, ein Gymnasium u. eine Navigationsschule u. steht mit Tilsit in Eisenbahnverbindung. Handel u. Industrie sind von großer Bedeutung, letztere nam. durch Eisengießereien, Kettenschmieden, Oel- u. Sägemühlen. Der Hafen ist einer der besten Preußens an der Ostsee; in denselben liefen 1873: 1200 Schiffe mit 176,703 Tonnen ein, während 1237 Schiffe mit 173,510 Tonnen abgingen. Das in großen Mengen als Balken, Dielen u. Planken ausgeführte Holz, Flachs, Leinsaat, Lumpen u. Getreide sind die wichtigsten Artikel der Ausfuhr, die auf dem Niemen seewärts gebracht werden u. 1871 einen Werth von 25,341,300 Mk. repräsentirten. Die Einfuhr, wesentlich aus Salz, Heringen, Zucker u. Eisen bestehend, hatte im gleichen Jahre einen Werth von 24,475,500 Mk. Bes. bedeutend ist der Schiffsverkehr mit Rußland, Norwegen, Schweden u. Großbritannien. Die Rhederei der Stadt umfaßte 1873: 98 Segelschiffe von 34,815 Tonnen u. 4 Dampfer von 269 Tonnen. — M. ist aus einer 1252 vom Deutschen Orden erbauten Burg entstanden u. brannte 1854 zum größten Theile ab. — Der Kreis M., der nördlichste des preuß. Staates, hatte 1871 auf 19,73 □M. 55,964 E., zu 3/5 Lithauer u. 2/5 Deutsche.

memento (lat.), gedenke, erinnere dich! M. mori, gedenke des Todes.

Memleben, thüring. Dorf an der Unstrut im preuß. Reg.-Bez. Merseburg (Kreis Eckartsberga) mit den Ruinen eines Benediktinerklosters, welches angeblich im 10. Jahrh. von König Heinrich's I. Gemahlin Mathilde gestiftet worden ist u. das später an das Stift Hersfeld kam. In kunsthistorischer Hinsicht bes. bedeutend sind die im roman.-goth. Uebergangsstile erbaute Kirche u. die restaurirte Krypta. In M. starben Heinrich I. u. Otto I. — Vgl. Puttrich, „Die Kirchen zu M., Schraplau u. Treben" (Lpz. 1837).

Memling, Hans, früher fälschlich Hemling genannt, ein Meister der altniederländischen Malerschule, Schüler Roger's v. d. Weyde. Nach einer Sage soll er als Soldat im Heere Karl's des Kühnen vor Nancy 1477 verwundet u. dann im Johannis-Hospital zu Brügge gepflegt u. geheilt worden sein, wofür er aus Dankbarkeit für die Kirche des Hospitals das Bild mit der Vermählung der heil. Katharina gemalt u. den Reliquienkasten der heil. Ursula mit den noch vorhandenen herrlichen Gemälden geschmückt haben soll. Wahrscheinlich ist er um 1430 geb. u. um 1495 gest.; gewiß ist nur, daß er 1480 mit Weib u. Kind u. Haus u. Hof in Brügge ansässig war. In ihm hat die der flandrischen so nahe stehende Brabanter Schule die größte Feinheit der künstlerischen Ausbildung erlangt, denn keiner von allen Nachfolgern der Brüder van Eyck war mit solchem Sinn für Schönheit u. Grazie begabt. Seine Gestalten haben bessere Verhältnisse als die seines Lehrers Roger, der Ausdruck der Frauen ist lieblicher, der der Männer weniger streng, Luftperspektive u. Helldunkel vollendeter; nur in der Malerei der Bekleidung steht er ihm nach. Da er in der ersten Zeit seiner Thätigkeit mit Roger zusammen arbeitete, so erklärt es sich, daß z. B. das berühmte „Jüngste Gericht" in der Marienkirche zu Danzig von mehreren Kunstforschern ihm zugeschrieben wird, während es wegen seiner großen Uebereinstimmung

mit einem Bilde desselben Gegenstandes von Roger v. d. Weyde (im Hospital zu Beaume in Burgund) viel eher diesem angehört. Die vorzüglichsten seiner beglaubigten Werke sind nach der muthmaßlichen Reihenfolge ihrer Entstehung: ein dreitheiliges Altarbild in genanntem Johannishospital zu Brügge, mit der Vermählung der heil. Katharina u. der später hinzugefügten Jahreszahl 1479, „Die Anbetung der Könige" daselbst, aus demselben Jahre, „Die sieben Leiden der Maria" im Museum zu Turin, u. die diesen gegenübergestellten „Sieben Freuden" in der Pinakothek zu München, eine „Verkündigung" in der Sammlung Radziwill zu Berlin (1482), der herrliche Reliquienkasten der heil. Ursula zu Brügge (wahrscheinlich 1486), das große Passionsbild mit Doppelflügeln im Dom zu Lübeck (1491), u. ein zeitlich nicht bestimmbares, kleines dreitheiliges Altarbild im Museum zu Palermo von miniaturartiger Vollendung. Außerdem giebt es noch eine Reihe kleinerer Kompositionen von seiner Hand; nam. soll er auch Miniaturen in Handschriften, z. B. in dem Gebetbuch des Kardinals Grimani (Marcusbibliothek zu Venedig) gemalt haben.



Nr. 4148. Memnonskolosse.

Memmingen, Stadt im bayer. Kreise Schwaben u. Neuburg mit 7770 E. (1875), zu $^{4}/_{5}$ protest. u. $^{1}/_{5}$ kathol., liegt in einer fruchtbaren Ebene an der Ach, 5 M. im N. von Kempten u. an der Staatsbahnstrecke Kempten-Ulm u. München-Buchloe-M., u. ist Sitz eines Bezirksamtes. Die gutgebaute Stadt hat ein schönes Rathhaus vom J. 1526, eine Lat. Schule, eine Gewerbeschule, zwei protest. u. eine kathol. Kirche; von jenen ist die alte Martinskirche bes. sehenswerth. Auf dem Hallplatz steht die Statue des Augsburger Senators Burkhard Zingg († 1470). Die Industrie ist sehr umfänglich; sie liefert Streichgarn, Tuch, Bänder, Seidenzeuge, leinene u. baumwollene Gewebe, Eisenguß, Leder, Tabak, Papier 2c. Die Umgegend baut viel Hopfen u. der Handel mit Hopfen, Wolle, Leder u. Getreide ist bedeutend. – M. wurde 1286 freie Reichsstadt u. sah schon 1482 in seinen Mauern eine Buchdruckerei errichtet; 1802 fiel die Stadt an Bayern.

Memnon ist nach der griech. Mythe der Sohn der Eos (d. h. der Morgenröthe) u. des Tithonos, des Bruders von Priamos; aus seinem Reiche Aethiopien zieht er dem bedrängten Priamos zu Hülfe, tödtet den Antilochos, den theuern Freund des Achilleus, u. wird dafür von diesem erschlagen. Die Gefährten des M., welche ihn in Troas bestatteten (doch wurden auch anderswo Memnonsgräber gezeigt), wurden ihrer übermäßigen Trauer wegen in große Vögel (Memnones od. Memnonides) verwandelt, die sich alljährlich an M.'s Grabe versammelten u. Kämpfe aufführten. Die Sage vom M. war im griech. Alterthum weit verbreitet. Susa soll durch den Vater des M. gegründet u. die Königsburg ihm zu Ehren Memnoneion genannt worden sein. Die Griechen, welche zur Zeit der Ptolemäer diesen Mythos nach Aegypten brachten, nannten den ganzen westlichen Theil von Theben mit seinen zahlreichen Heiligthümern Memnoneia, in welcher Bezeichnung ein Mißverständniß des ägypt. Wortes mennu, d. h. Denkmal (lat. monumentum), zu liegen scheint. Ganz speziell aber hefteten die Griechen die Sage an die beiden, großen Kolosse, welche Luqsor gegenüber aus dem Boden ragen, die auch heute noch als **Memnonskolosse** weltbekannt sind, weil die Griechen in ihnen Statuen des M. erblicken zu dürfen glaubten. Diese steinernen Standbilder, noch jetzt 17 m. hoch, ursprünglich sicherlich noch erheblich höher, sind sitzende Figuren des ägypt. Königs Amenophis (Amenhotep III.), der 1524—1488 v. Chr. regierte; sie hatten ihren Platz vor dem großen Pylonen des von Amenophis erbauten, jetzt verschwundenen Tempels, der mit dem von demselben König errichteten Tempel in Luqsor (s. d.) durch eine Straße verbunden war. Diese Kolosse sind aus einem braunrothen, kieseligen, klingend harten Sandsteine gearbeitet; das südl. Bild ist aus einem Stück, das nördl. wurde im J. 27 v. Chr. durch ein Erdbeben über den Hüften abgebrochen u. zeigte seitdem die merkwürdige Erscheinung, daß es beim Sonnenaufgang einen klingenden Ton von sich gab, weshalb die phantasievollen Griechen sagten, M. begrüße seine Mutter. Die Thatsache des Klingens scheint unzweifelhaft; zahllose Inschriften an dem Koloß selbst, darunter eine des Kaisers Hadrian, bezeugen sie; ihre natürliche Erklärung wird die sein, daß die plötzliche Erwärmung des durch die empfindliche Nachtkühle stark erkälteten Steines u. die damit verbundene Ausdehnung der einzelnen Theile der zerklüfteten Figur eine Reibung der Stücke u. damit jenen Ton verursachte, od. vielleicht zersprangen aus demselben Grunde kleinere u. größere Stücke des Steines. Kaiser Septimius Severus (193—211 n. Chr.) ließ den Koloß durch Mauerwerk wieder herstellen, damit war aber auch das Klingen verschwunden.

Memoiren (franz.) nennt man in der Diplomatie eine Art Staatsschriften, welche entweder von Gesandten als Ausdruck ihrer persönlichen Ansicht über irgend einen politischen Fall an ihre respektiven Höfe gesendet werden od. von den Ministern der auswärtigen Angelegenheiten an ihre Gesandten an fremden Höfen zur Mittheilung an letztere geschickt zu werden pflegen, um mehr als Privatmittheilungen betrachtet werden zu können. Deshalb entbehren sie auch der gewöhnlichen Untersiegelung, haben also nicht die offizielle Bedeutung der eigentlichen diplomatischen Noten. M. (Mémoires, Memorie, Memorias, Memoirs) ist auch der gewöhnliche Titel von Denkschriften u. Abhandlungen gelehrter Gesellschaften (lat. Commentarii): die Pariser Akademie der Wissenschaften gab ihre Abhandlungen zuerst unter diesem Titel heraus, u. in Deutschland ahmte dieser Sitte die Berliner Akademie (s. 1770) nach, wie denn die Petersburger den für ihre Denkschriften früher beliebten lat. Titel „Commentarii" (1728) selbst in „Mémoires" umänderte (1803). M. nennt man indeß vorzugsweise historische Denkwürdigkeiten, die in gewisser Weise als die wichtigsten Quellen der Spezialgeschichte betrachtet zu werden pflegen, nam. wenn sie der Verfasser zu seiner persönlichen Erinnerung an erlebte Begebenheiten, nicht aber zu öffentlichen Mittheilungen bestimmte. Eine Haupteigenschaft derselben ist die, daß sie eigentlich nur eine Person u. eine Zeitepoche, oft nur eine große Begebenheit zum Gegenstand haben, daß der Verfasser dabei selbstthätig eingriff od. den dabei in Frage kommenden Hauptakteurs sehr nahe stand od. wenigstens aus der besten Quelle schöpfte. Freilich sind die meisten dieser Denkwürdigkeiten mehr od. weniger parteiisch u. stehen in dieser Beziehung ihren Vorbildern (auch Xenophon's „Anabasis" gehört hierher) aus dem Alterthume, den Denkwürdigkeiten des Julius Cäsar (Commentarii de bello Gallico u. de bello civili), welche ebenso ein Muster von Objektivität sind wie die auch hierher gehörigen Bekenntnisse (Confessiones) des heil. Augustin, bei weitem nach. Besondere Pflege hat diese Form der Geschichtschreibung in Frankreich gefunden. Schon vor 1218 lieferte hier G. de Villehardouin das erste Muster dieser Art von Literatur, an welches sich dann die M. von Joinville, Philippe von Commines, Brantôme, Sully, des Kardinal von Retz, Martin de Bellay, Blaise de Montluc, d'Aubigné, Margaretha von Valois u. A., welche mehr od. weniger parteiisch gehalten sind, anschließen. Fast jeder bedeutende Frondeur od. Liguist schrieb M., aber der kritische Historiker kann dieselben nur mit der äußersten Vorsicht benutzen. Das Zeitalter Ludwig's XIV. kennt ebenfalls zahlreiche Memoirenschreiber, allein die Verhältnisse brachten es mit sich, daß die Wenigsten Wahrheit schrieben; so sind eigentlich nur die des Herzogs von St. Simon, die zugleich stilistisch als Meisterwerk betrachtet werden können, wirklich klassisch zu nennen. Auch Ludwig's XV. Regierung hat noch einige, wenigstens pikante M. hervorgebracht, allein die diesen Namen führenden Schriften aus der Revolutionszeit sind unbedeutend, weil es damals viel zu gefährlich war, seine eigene Meinung zu sagen. Das bewegte Leben der ersten Kaiserzeit hinderte die während

derselben am meisten hervorragenden Personen, das, was sie erlebt hatten, niederzuschreiben, doch können wir auch von Seiten des Stils die M. des Fürsten von Ligne u. des Grafen Ségur aus dieser u. der Restaurationszeit hervorheben; die Unzahl jener ähnlichen Werke aus der Bourbonenepoche aber, welche diesen Namen führen, sind geradezu werthlos, weil sie theils mit großer Parteilichkeit u. Animosität (z. B. die von Las Cases) geschrieben sind, theils erst von gedungenen Federn überarbeitet, theils selbst untergeschoben (z. B. die von Fouché) wurden. An solchen erdichteten Denkwürdigkeiten ist auch die ältere franz. Literatur nicht arm; z. B. sind die Massillon, den Herzögen von Choiseul u. Aiguillon, dem Grafen Maurepas, dem Marschall Turenne u. Prinz Eugen zugeschriebenen Denkwürdigkeiten ganz unecht. Frankreich hat auch förmliche Memoirenbibliotheken aufzuweisen, so die Sammlungen derselben von Petitot, Barrière ꝛc. Auch Englands Literatur ist seit der Thronbesteigung der Königin Elisabeth nicht arm an M., nur sind mehrere der hierher gehörigen Leistungen nicht in engl., sondern in franz. Sprache geschrieben. Eine Sammlung derselben, freilich in franz. Uebersetzungen, legte Guizot an. In Deutschland kann man aus der Reformationszeit einige historische Arbeiten mit diesem Namen belegen, allein erst die noch nicht lange bekannten Denkwürdigkeiten (Briefe) der Prinzessin Elisabeth Charlotte, der Mutter des Regenten von Frankreich, sowie die vortrefflichen, geistvollen M. der Markgräfin von Ansbach, der Schwester Friedrich's d. Gr., dessen „Histoire de mon temps" ebenfalls hierher gehört, des Herrn v. Pöllnitz, des Herrn v. Massenbach u. A. aus dem vorigen Jahrhundert, aus dem laufenden Dohm's, Woltmann's, Gentz', Gagern's, Hormayr's u. Arndt's Leistungen auf diesem Gebiete verdienen mit Recht diesen Namen. Daß v. Lang's, Varnhagen's u. der Rahel sowie der Gräfin Voß M. mehr pikant zu lesen als historisch wichtig sind, braucht nicht erst näher bewiesen zu werden. Leider ist Fr. v. Schiller's Sammlung historischer M., die er vom 12. Jahrh. bis auf seine Zeit führen wollte, unvollendet geblieben; man sieht aber aus seinem Plane dazu, welches Gewicht er gerade auf diese Form der Geschichtschreibung gelegt hat. Entbehren kann dieser Geschichtsquellen kein Historiker, nur muß er sorgfältig prüfen, von welchem Standpunkte aus sie geschrieben sind, ob der Verfasser wirklich die Wahrheit sagen od. vielleicht einzelne Begebenheiten absichtlich in anderem Lichte erscheinen lassen wollte.

Memorial (vom lat. memoria, Gedächtniß), eine Aufzeichnung od. eine schriftliche Eingabe, welche an Etwas erinnern soll, ein Gesuch, eine Vorstellung, Bittschrift an eine Staatsbehörde, auch eine öffentliche, das Publikum auf Etwas aufmerksam machende Bekanntmachung ꝛc.

Memphis (ägypt. Men muffi, d. h. Hafen der Guten, od. Men nefer, d. h. der gute Platz), die älteste Hauptstadt Aegyptens; wurde nach Angabe des Manethes (s. d.) von Menes, des ersten Königs Aegyptens (seit 3892 v. Chr.) auf dem linken Nilufer, einige Stunden oberhalb der Gabelung des Stromes, gegründet u. unter seinem Sohne Athotis (Ateti) zur Residenz erhoben. Als solche behauptete sich M. bis zur 11. Dynastie, welche Theben zum Sitze der Regierung machte. Eine neue Blüte begann für die Stadt unter der 26. Dynastie (6. Jahrh. v. Chr.), doch hatte sie 526 eine Belagerung u. Erstürmung durch Kambyses auszuhalten. Die Erbauung von Alexandrien aber gab der Stadt den Todesstoß, sie verfiel u. ist jetzt vom Erdboden verschwunden. Von ihrem größten Heiligthum, dem Tempel des Ptah (des Hephästos der Griechen), sind noch Reste in dem heutigen Dorfe Mitrahenny vorhanden. Von dem Umfange u. der Pracht des alten M. giebt noch Zeugniß seine riesige Todtenstadt, welche die Pyramiden von Gizeh, Abu Sir, Saqqarah, Abu Roasch u. Daschur, zahllose Privatgräber u. die Apisgräbe bei Saqqarah umfaßt.

Memphis, die größte Stadt des nordamerik. Unionsstaates Tennessee mit 40,226 E. (1870), darunter 15,471 Farbige u. 1173 Deutsche von Geburt; liegt am linken Ufer des Mississippi, ist vor jeder Hochflut sicher u. der bedeutendste Platz zwischen St. Louis u. New-Orleans. Die Stadt ist regelmäßig gebaut u. besitzt einen bes. schönen öffentlichen Park. Die Industrie ist in raschem Aufblühen begriffen u. nam. wichtig durch Eisengießereien, Baumwollsamen-Oelmühlen, Wagenfabriken u. Mehlmühlen. M., das einen regen Schiffsverkehr mit St. Louis u. New-Orleans unterhält, ist einer der hervorragendsten Baumwollmärkte der Union u. führt außerdem große Mengen von Tabak aus.

Menabrea, Marchese **di Valdora,** Graf Luigi Federigo, ital. General u. Staatsmann, geb. als Sproß einer alten piemont. Adelsfamilie zu Chambéry 4. Sept. 1809; studirte in Turin Mathematik, wurde dann Offizier im sard. Geniecorps, lehrte 14. Jahre lang die technischen Wissenschaften an der Militärakademie, der Applikationsschule der Artillerie u. der Universität in Turin u. veröffentlichte in derselben Zeit auch verschiedene Fachschriften. Erst 1848 rückte er zum Hauptmann auf, als welcher er, von König Karl Albert mit einer Mission in die ital. Herzogthümer betraut, erfolgreich für deren Anschluß an Piemont wirkte. Im J. 1849 in die Kammer gewählt, ward er bald darauf Generalsekretär im Ministerium des Auswärtigen unter Massimo d'Azeglio, der im Nov. 1852 die Präsidentschaft an Cavour (s. d.) abtreten mußte, nachdem dieser sich von der Partei des Centrums zurückgezogen u. den folgenreichen Bund mit der Linken geschlossen hatte. Damals tadelte M. offen die Cavour'sche Politik, da er sie zu kühn u. rücksichtslos fand u. seine Tendenzen mehr konservativ waren. Daher entzog ihm auch Cavour den wichtigen Posten in jenem Ministerium. Seit der großen Wendung aber, welche die Dinge in Italien 1859 genommen, ist M. immer mit der Partei der gemäßigten Liberalen gegangen. Der Krieg des J. 1859, bei dessen Beginn er zum Majorgeneral u. Chef des Geniewesens ernannt worden, gab ihm übrigens Gelegenheit, sich auch als Offizier so hervorzuthun, daß selbst die Feindschaft des ehrgeizigen Lamarmora (s. d.), die ihm früher vielfach im Wege gestanden, seine Verdienste nicht zu schmälern vermochte. Nach der Abtretung Savoyens an Frankreich blieb er seiner Nationalität treu u. erwarb das ital. Bürgerrecht, worauf ihn Viktor Emanuel zum Senator erhob u. die Regierung ihn mit den Befestigungen von Bologna, Piacenza u. Pavia beauftragte. Im J. 1860 zum Generalleutnant befördert, leitete er die militärischen Operationen zu Ancona u. Capua sowie nam. auch die Belagerungsarbeiten vor Gaëta, welchen fast uneinnehmbaren Platz er zu Falle brachte (s. seine Schrift „Le génie italien dans la campagne d'Ancona et de la Basse-Italie 1860 à 1861", Par. 1866). Den schnell wechselnden Ministerien der nächstfolgenden Jahre (Ricasoli, Farini, Minghetti) 1861—64 gehörte M. als Marineminister bez. als Minister der öffentl. Arbeiten an; im Kriege gegen Oesterreich im J. 1866 erhielt er wieder die Oberleitung der Genietruppen, u. im Aug. ward er nach Prag gesandt, um den Frieden zu unterzeichnen. Nach dem Sturze Rattazzi's kam M. selbst ans Ruder (27. Okt. 1867). Obgleich er aber ehrlich bemüht war, zwischen den vielen u. gefährlichen Klippen der finanziellen Angelegenheiten u. der Röm. Frage hindurchzulaviren — er war zugleich Minister des Auswärtigen —, ertheilte ihm schon im Dez. 1867 die Kammer ein Mißtrauensvotum, infolge dessen er um seine Entlassung bat; da jedoch der König sie nicht annahm, mußte M. ein neues Kabinet bilden (5. Jan. 1868). Dasselbe war im Mai 1869 der Fall. In seiner letzten Phase hielt sich das Ministerium M. noch bis 22. Nov., an welchem Tage es einer kleinen Kammermehrheit erlag, um diesmal nicht wieder aufzustehen. Hierauf erhielt M. das Präsidium des Comités für das Geniewesen. Vom Könige wurde M. zum Feldmarschall ernannt sowie zum Grafen u. 1. Mai 1875 zum Marchese di Valdora erhoben. Seit März 1876 fungirt M. als italienischer Botschafter am englischen Hofe.

Menado, Hauptort der niederländ. Residentie gleichen Namens auf der ostind. Insel Celebes mit 2500—3000 E., von denen etwa 300 Europäer u. 600 Chinesen sind; ist der nordöstlichste Hafenplatz dieser Insel u. führt nam. Kaffee aus, welcher den besten javanischen Sorten an Güte gleich kommt; Kokosnüsse, Kakao u. Gold sind außerdem noch Exportartikel. — Die Residentie M. (1873 auf 1267,2 □M. 495,396 E.) umfaßt die über 80 M. lange Halbinsel Minahassa u. die Inselgruppen von Sangier u. Tal'aut.

Menage (franz., spr. Menahsch'), Haushaltung, Haushaltungswesen, Sparsamkeit; auch die Gefäße, in denen die Speisen aus den Speisehäusern geholt werden. **Menagiren**, sparsam mit Etwas umgehen; sich **menagiren**, sich mäßigen, vorsichtig u. zurückhaltend sein. — **Menagerie,** Sammlung lebender, meist größerer ausländischer Thiere.

Menaikanal (Strait of Menai) heißt die 4 M. lange u. nur 200 bis 400 m. breite Meerenge zwischen der nordwestl. Küste von Wales u. der Insel Anglesey. An der schmalsten Stelle führen über den Kanal die 1819—26 erbaute Menaibrücke u. die 1850 für den Eisenbahnverkehr vollendete Britanniabrücke (s. Abb. Bd. II S. 1402 Nr. 1782), welche unter die großartigsten Werke der Ingenieurkunst gehören.

Menam, einer der wichtigsten Ströme Hinterindiens; entspringt in den Gebirgen der Laosländer von Siam, durchfließt dieses Land von N. nach S., nimmt auf der rechten Seite den weit größeren Nebenfluß Meping auf u. mündet bei Bangkok in einem breiten Delta in den Meerbusen von Siam nach einem Laufe von 200 M. Sein Stromgebiet umfaßt 4400 □M. Für Siam ist der M. die wichtigste Verkehrsader; 40 M. aufwärts ist er für große Fahrzeuge schiffbar, u. seine Ueberschwemmungen sind wesentlich für den Ackerbau, nam. für die Reiskultur.

Menander, attischer Lustspieldichter, geb. 342 v. Chr. zu Athen, war der Sohn des Feldherrn Diopeithes. Auf seine Jugendbildung wirkten außer seinem Oheim, dem Lustspieldichter Alexis, die Philosophen Epikur u. Theophrast. Noch nicht 20 Jahre alt, soll er schon mit einer Komödie aufgetreten sein, u. obgleich er nur 52 Jahre alt wurde, brachte er die Zahl seiner Stücke bis auf 108. Dem Rufe des Königs Ptolemäos I. nach Aegypten leistete er nicht Folge u. starb im Piräus während des Badens im J. 290 v. Chr. Die Stücke M.'s waren mehr auf die Gebildeten berechnet als auf das Volk, u. es kostete ihm deshalb auch Mühe, dem volksthümlicheren Dichter Philemon, dem eigentlichen Stifter der neueren attischen Komödie, gegenüber aufzukommen. Seine Zierlichkeit u. anmuthige Lebendigkeit verschaffte ihm aber bald bei den Zeitgenossen u. der Nachwelt zahlreiche Bewunderer. Die neuere Komödie, deren glänzendster Vertreter M. ist, wollte überhaupt mehr durch stoffliches als poetisches Interesse wirken. Sie nahm ihre Figuren mitten aus der Gesellschaft u. suchte durch größere Verschlingung der Fabel u. geistreiche Konversation die früher üblichen politischen u. persönlichen Anspielungen zu ersetzen. Die Intrigue drehte sich auch bei M. um der Liebe Leiden u. Freuden, u. bes. scharf hervor traten in seinen Stücken die Gestalten ränkesüchtiger Sklaven, unverschämter Schmarotzer, großsprecherischer Söldner, aufschneiderischer Köche u. Charlatane, habsüchtiger Wucherer u. Kuppler, herzloser Grisetten, schwacher Väter 2c. Auf die Komödie der Römer, nam. auf Terenz, hat M. den wesentlichsten Einfluß gehabt. Von seinen Stücken haben sich leider nur Fragmente erhalten (am besten herausgeg. von Meineke in „Menandri et Philemonis reliquiae", Berl. 1823) u. die Titel von 73 Komödien.

Mencke, namhafte deutsche Gelehrtenfamilie, zu der insbes. gehörten: Ludwig Otto **M.**, geb. zu Oldenburg 22. März 1644, gest. als Prof. der Moral zu Leipzig 29. Jan. 1707; gab seit 1682 die „Acta eruditorum" (Gelehrtenverhandlungen) heraus u. begründete damit die erste gelehrte Zeitschrift in Deutschland. — Johann Burkhard **M.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Leipzig 27. März 1675, gest. zu Leipzig 1. April 1732, ein vielseitiger Gelehrter, fruchtbarer Schriftsteller u. Dichter; war bereits seit 1699 Prof. der Geschichte, als er sich noch dem Rechtsstudium zuwandte, während er zuerst Theologie studirt hatte, u. wurde 1708 kursächs. Historiograph. Er setzte zunächst die „Acta eruditorum" fort, begründete außerdem 1715 die „Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen", verfaßte ein „Allgemeines Gelehrten-Lexikon" (Lpz. 1715; neue Aufl. von Jöcher, 1750 f., 4 Bde.), erregte durch seine „Orationes duae de charlataneria eruditorum" (ebd. 1715, 2. Aufl. 1747, ins Deutsche u. in andere Sprachen übersetzt) großes Aufsehen u. machte sich nam. durch die Herausgabe der „Scriptores rerum Germanicarum, praecipue Saxonicarum" (3 Bde., ebd. 1728—30) hochverdient. Mit den poetischen Werken der Franzosen, Italiener u. Engländer wohlbekannt, ließ er auch unter dem Namen Philander von der Linde eine Sammlung eigener u. übersetzter Gedichte (4 Thle., ebd. 1710 bis 1713) erscheinen u. war Vorstand der ersten, 1697 in Leipzig gegründeten „Deutschübenden poetischen Gesellschaft". Vgl. Treitschke, „Burkhart M., Professor der Geschichte zu Leipzig" (ebd. 1842). — Friedrich Otto **M.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Leipzig 3. Aug. 1708, gest. das. als Prof. der Rechte, Hofrath u. Rathsherr 14. März 1754, setzte die von den beiden Vorigen begründeten Zeitschriften fort, gab die kleinen u. akademischen Schriften seines Vaters heraus u. schrieb u. A. eine „Historia vitae Angeli Politani" (Lpz. 1736).

Mendana-Archipel, s. v. w. Marquesasinseln.

Mendelssohn, Moses, philosophischer Schriftsteller, geb. 6. Sept. 1729 zu Dessau als Sohn eines in dürftigen Verhältnissen lebenden jüd. Elementarlehrers, Namens Mendel, wurde von dem gelehrten Rabbiner Fränkel im Hebräischen u. in jüd. Wissenschaft unterrichtet u. folgte 1743 seinem Lehrer nach Berlin, wohin derselbe als Oberrabbiner berufen worden. In Berlin lebte M. anfänglich in größter Dürftigkeit, bis vermögende Glaubensgenossen sich seiner Person u. seiner Studien annahmen; durch sie wurde er im Latein, in der Mathematik u. in der neueren Literatur unterrichtet, daneben studirte er eifrig Wolff'sche u. Locke'sche Philosophie. Eine wesentliche Verbesserung in M.'s immer noch gedrückten Verhältnissen trat erst ein, als 1750 ein reicher israelitischer Seidenhändler, Bernhard, ihn als Erzieher seiner Kinder in sein Haus nahm u. nach u. nach erst zum Aufseher, dann zum Faktor, endlich zum Theilhaber an seiner Fabrik machte. Inzwischen war M. mit Lessing bekannt geworden (1754), dem man ihn als trefflichen Schachspieler empfohlen hatte, u. aus dieser Bekanntschaft entwickelte sich eine treue Freundschaft für das Leben, die für M. auch insofern von großer Wichtigkeit wurde, als er durch Lessing in die deutsche Schriftstellerwelt eingeführt wurde. Lessing hatte an M. eine Schrift von Shaftesbury gegeben, durch welche sich M. zu einer eigenen Arbeit angeregt fühlte; das Manuskript derselben theilte er Lessing mit u. dieser beförderte es ohne M.'s Vorwissen zum Druck: es sind die „Philosophischen Gespräche" (Berl. 1755), welche die optimistische Weltanschauung Leibniz' gegen Voltaire's Angriffe zu vertheidigen bestimmt waren. Seitdem folgte noch eine Reihe anderer Schriften, abgesehen von den zahlreichen Beiträgen zu Nicolai's „Bibliothek der schönen Wissenschaften" u. „Allgemeinen deutschen Bibliothek" sowie anderen deutschen Zeitschriften, in denen sich M. nicht nur als den bedeutendsten wirklich philosophischen Geist seines Kreises, sondern auch als einen durch Klarheit u. Anmuth des Stils hervorragenden Schriftsteller zeigte. Wir nennen: „Ueber die Empfindungen" (Berl. 1755), „Betrachtungen über die Quellen u. Verbindungen der schönen Künste u. Wissenschaften" (ebd. 1757), „Betrachtungen über das Erhabene u. Naive in den schönen Wissenschaften" (ebd. 1758); auch hatte er wesentlichen Antheil an der mit Lessing gemeinsam herausgegebenen Schrift „Pope ein Metaphysiker".



Nr. 4149. Moses Mendelssohn (geb. 6. Sept. 1729, gest. 4. Jan. 1786).

Seine „Abhandlung über die Evidenz in den metaphysischen Wissenschaften" wurde 1763 von der Berliner Akademie mit dem Preise gekrönt; die Aufnahme des Verfassers in die Akademie scheiterte aber an dem Widerspruche Friedrich's d. Gr. Die größte Verbreitung erlangte M.'s Ruf durch seinen „Phädon od. über die Unsterblichkeit der Seele in 3 Gesprächen" (Berl. 1767), u. doch war eine noch größere geistige That seine Schrift „Jerusalem od. über religiöse Macht u. Judenthum" (ebd. 1783; beide letztgenannte Schriften neu herausgeg. von Bodek in der „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. u. 19. Jahrh.", Bd. 28, Lpz. 1869). Seine Uebersetzung der Psalmen ins Deutsche sollte den Juden deutsche Sprache u. damit auch deutsche Bildung nahe bringen. Am Judenthum hielt M. streng fest; einen von Lavater in taktloser Weise 1769 unternommenen Bekehrungsversuch wies er in bestimmter Weise zurück. M.'s letzte große philosophische Schrift sind die „Morgenstunden od. Vorlesungen über das Dasein Gottes" (Berl. 1785), welche die Grundzüge seines philosophischen Systems enthalten. Zur Zeit der Veröffentlichung derselben war er, der von Jugend auf kränklich, dazu verwachsen war, schon sehr leidend; dennoch griff er noch einmal zur Feder, um das Andenken seines Freundes Lessing, der in der Figur des Nathan ein Geistes- u. Charakterbild M.'s entworfen hatte, zu

vertheidigen gegen eine Schrift von Fr. H. Jacobi, „Ueber die Lehre des Spinoza“, in welcher Lessing des Spinozismus in verletzender Weise angeklagt wurde, u. schrieb: „Moses M. an die Freunde Lessing's“; aber gleich nach Beendigung dieser Schrift u. noch vor der Veröffentlichung derselben starb M. 4. Jan. 1786. Eine Gesammtausgabe von M.'s Werken gab sein Enkel Georg Benjamin M. (s. u.). Vgl. Kayserling, „Moses M. Sein Leben u. seine Werke“ (Lpz. 1862). — Von M.'s Kindern war eine Tochter, Dorothea, zuerst an den Kaufmann Veit verheirathet, dann an Friedrich v. Schlegel, von dem sie sich entführen ließ. Der älteste Sohn Joseph, geb. 11. Aug. 1770, gest. 24. Nov. 1848, machte sich literarisch bekannt durch die beiden Schriften „Bericht über Rossetti's Ideen zu einer neuen Erläuterung des Dante“ (Berl. 1840) u. „Ueber Zettelbanken“ (ebd. 1846). Im Verein mit seinem Bruder Abraham, geb. 10. Dez. 1776, gest. 19. Nov. 1835, gründete er in Berlin das hochangesehene Bankhaus „Mendelssohn u. Co.“ Abraham ist der Vater von Felix Mendelssohn=Bartholdy (s. d.). — Joseph's Sohn, Georg Benjamin, Geograph u. Statistiker, geb. zu Berlin 1794, studirte das. seit 1811, nahm 1813—15 an den deutschen Befreiungskriegen Theil, habilitirte sich 1828 als Dozent der Geographie u. Statistik an der Universität Bonn, wurde später außerord. u. zuletzt ord. Prof. das. u. starb, nachdem er schon seit längerer Zeit in Ruhestand getreten war, 24. Aug. 1874 zu Horchheim bei Koblenz. Von seinen Schriften verdienen insbes. „Das german. Europa“ (Berl. 1836) u. „Die ständischen Institutionen im monarchischen Staate“ (Bonn 1846) erwähnt zu werden. Auch besorgte er die Gesammtausgabe der Werke seines Großvaters (7 Bde., Lpz. 1843—46).

Mendelssohn-Bartholdy, Felix, einer der bedeutendsten Tonsetzer der neueren Zeit, geb. 3. Febr. 1809 zu Hamburg, Enkel von Moses Mendelssohn, Sohn von Abraham (s. d.). Seine Mutter, eine geborene Bartholdy, war eine hochgebildete Frau u. eifrige Pflegerin der Tonkunst. Im J. 1811 siedelten die Eltern M.=B.'s nach Berlin über, wo ihr Haus der Sammelplatz aller künstlerischen u. wissenschaftlichen Celebritäten wurde. Das musikalische Talent des Knaben äußerte sich frühzeitig, u. so übernahm die Mutter den ersten Klavierunterricht; seine weiteren Lehrer im Klavierspiel waren: Ludwig Berger, dann auch, während eines Aufenthaltes der Familie zu Paris im J. 1816 od. 1817, eine Madame Bigot, u. endlich auch Moscheles, der 1824 in Berlin konzertirte u. von da ab M.=B.'s unwandelbarster u. wärmster Freund blieb. Schon in seinem 9. Jahre war der Knabe durch seine Fertigkeit auf dem Klavier das Erstaunen Aller, die ihn hörten; nicht minder auch kam er in seinen musiktheoretischen Studien, welche Zelter leitete, überraschend schnell vorwärts. Zelter pries ihn bereits im J. 1821 als seinen besten u. liebsten Schüler u. stellte ihn auch als solchen seinem Freunde Goethe in Weimar vor, der sich lebhaft für M.=B. interessirte u. dessen Entwicklung mit liebevollster Theilnahme stets im Auge behielt. Trotz der allseitigen u. aufmunternden Anerkennung, die des Knaben Talent fand, wollte der Vater jedoch nicht einwilligen, daß sein Sohn sich ausschließlich der Musik widme; erst auf das Zureden Cherubini's, dessen Bekanntschaft M.=B. 1825 in Paris machte, wurde die Genehmigung ertheilt. Doppelt rüstig schritt nun M.=B. auf der Bahn seiner Fortbildung weiter, nicht aber blos einseitig musikalisch verfahrend, sondern auch auf seine allgemeine humanistische Vervollkommnung hinarbeitend, zu der schon von früh auf der beste Grund gelegt worden war. So bezog er denn auch im J. 1827 die Universität Berlin u. lag während zweier Jahre mit Eifer den Wissenschaften ob, vornehmlich der Philosophie u. Geschichte. Inzwischen waren auch seine schöpferischen Talente zu schneller Reife gediehen. Bis zu seinem 20. Jahre hatte er bereits, außer Kompositionen für Kirche u. Kammermusik, Symphonien, Liedern, Klavierstücken 2c. u. außer vier Opern (von denen eine, „Die Hochzeit des Camacho“, 1827 auch in Berlin gegeben wurde), auch bereits die Ouverturen zum „Sommernachtstraum“ u. „Meeresstille u. glückliche Fahrt“ geschrieben. — Mit dem J. 1829 war die Zeit gekommen, wo M. in weiteren Kreisen über sein Talent entscheiden lassen wollte. Er hatte London zum Ziel seines ersten selbständigen Kunstausflugs ersehen u. kam im April 1829 daselbst an. Vor seiner Abreise aber hatte er in Berlin noch die Bach'sche Matthäuspassion in der Singakademie aufgeführt u. somit eigentlich dieses gewaltige Werk wieder zum Leben erweckt, nachdem es beinahe hundert Jahre in Vergessenheit versunken war, u. hatte damit zugleich die erste bedeutende Probe seiner Dirigentenfähigkeit abgelegt, welche nachgehends einen großen Theil seines Ruhmes auszumachen bestimmt war. In London feierte er als Spieler wie als Komponist (in letzterer Beziehung nam. durch die Sommernachtstraum=Ouverture) Triumphe, bereiste nach der Saison zu seinem Vergnügen Schottland u. Wales (der Gedanke zu der „Hebridenouverture“ wurde durch diese Reise in ihm erzeugt) u. kehrte noch im J. 1829, durch die gewonnene Anerkennung in seinem künstlerischen Selbstvertrauen gekräftigt, nach Deutschland zurück.



Nr. 4150. *Felix Mendelssohn-Bartholdy* (geb. 3. Febr. 1809, gest. 4. Nov. 1847).

Dieses Land verließ er aber im Mai 1830 bereits wieder u. ging, nachdem er 14 Tage bei Goethe in Weimar verlebt hatte, über München nach Italien. Seinen längsten Aufenthalt nahm er in Rom, wo er vom 1. Nov. 1830 bis zum April 1831 verweilte u. wo die „Walpurgisnacht“, das erste Heft der „Lieder ohne Worte“, die Adursymphonie 2c. entstanden. Nachdem er von Italien aus noch die Schweiz besucht hatte, sowie nach einem längern Aufenthalt in München, sehen wir ihn im Anfang des J. 1832 in Paris, wo er mehrere seiner Kompositionen im Konservatorium zur Aufführung brachte, u. Mitte Aprils desselben Jahres ging er zum zweiten Male nach London, wo er nam. durch seine „Hebridenouverture“ u. durch sein Klavierkonzert in Gmoll sich die Herzen eroberte. Seine überaus anziehenden „Reisebriefe“ (Lpz. 1861 u. oft wiederholt) spiegelten die Eindrücke dieser beiden Wanderjahre wieder. Ende Juni (1832) nach Berlin zurückgekehrt, bewarb er sich um die inzwischen durch Zelter's Tod erledigte Stelle als Direktor der Singakademie, aber ohne Erfolg. Da er überhaupt bemerkte, daß Berlin augenblicklich kein Boden für ihn sei, unternahm er im Frühjahr 1833 seine dritte Reise nach London u. nahm im Herbst 1833 die Stelle eines städtischen Musikdirektors in Düsseldorf an, in welcher Stadt er bereits im Mai dess. J. das dort abgehaltene Musikfest dirigirt hatte. In Düsseldorf wirkte er (kurze Zeit auch neben Immermann am Düsseldorfer Theater) bis in den Sommer 1835, inzwischen fleißig komponirend (z. B. den größten Theil des „Paulus“, die Ouverture zum Märchen „Von der schönen Melusine“, viele Lieder ohne Worte 2c.) u. auch im Frühjahr 1835 das Kölner Musikfest dirigirend. Im Herbst des J. 1835 siedelte er nach Leipzig über, wo ihm die Direktion der Gewandhauskonzerte übertragen worden, u. mit dieser Uebersiedelung beginnt diejenige Periode in M.=B.'s Leben, welche am reichsten ist an vielseitigster,

ungehemmtester Thätigkeit, in welcher er als Komponist seinen Höhepunkt erreichte u. welche seine Anerkennung zu einer universellen machte. Den 4. Okt. 1835 dirigirte er zum ersten Male im Gewandhause u. stand seitdem im Mittelpunkt des Leipziger Musiklebens, welches erst durch ihn auf seine anerkannte Höhe gehoben worden ist. Unterstützt wurde M. dabei durch seinen Freund Ferdinand David (s. d.), der als Konzertmeister neben ihm wirkte. Der erste Abschnitt von M.-B.'s Leipziger Wirken geht von 1835 bis ins J. 1841; in dieser Zeit dirigirte er fast ununterbrochen die Winterkonzerte im Gewandhause u. schuf von größeren Werken das Klavierkonzert in Dmoll, den 42., 95. u. 114. Psalm, das Klaviertrio in Dmoll, die Ouverture zu „Ruyblas", die Symphoniecantate „Lobgesang", Streichquartette ꝛc. Auch die Vollendung des „Paulus" fällt in die Zeit seines ersten Leipziger Winteraufenthaltes, während dessen er sich auch (1837) mit Cäcilie Jeanrenaud, zweiter hinterlassenen Tochter eines reformirten Predigers in Frankfurt a. M., verheirathete. An äußeren Ehren brachte ihm diese Zeit auch die Ehrenpromotion zum Doktor der Philosophie seitens der Leipziger Universität (1836) u. den Titel eines Kapellmeisters durch den König von Sachsen (1841). Mehrfache Reisen behufs der Direktion von Musikfesten u. der Aufführung seiner Werke fehlten auch nicht; unter Anderm war M. mehrmals wieder in Düsseldorf (wo 1836 der „Paulus" zum ersten Male aufgeführt wurde) u. in England. Noch im Sommer des J. 1841 berief der König von Preußen M.-B. als Kapellmeister nach Berlin, u. hier war es, wo die Musik zu Sophokles' „Antigone" entstand. Da er aber den gehofften Wirkungskreis in Berlin nicht fand, so zog er es vor, in seine bescheidenere Stellung nach Leipzig zurückzukehren, u. widmete den Gewandhauskonzerten des Winters 1841/42 wieder seine, wenn auch von mehreren Reisen unterbrochene Thätigkeit. — Das J. 1842 brachte die Amoll-Symphonie, welche M.-B. auch in London aufführte; auch fiel in dieses Jahr noch die Direktion des Musikfestes in Düsseldorf, eine Reise nach der Schweiz u. ein Aufenthalt in Frankfurt a. M. Vom 12. Nov. an dirigirte er wieder die Gewandhauskonzerte ununterbrochen bis zu Ende des Winterhalbjahres 1842/43. — Im J. 1843 rief er das Konservatorium in Leipzig ins Leben, bei welcher Anstalt er auch, so oft er in Leipzig war, als Lehrer fungirte, wurde nach der Enthüllung des durch seine Bemühungen möglich gewordenen Denkmals Joh. Seb. Bach's Ehrenbürger der Stadt Leipzig u. ging im Winter des genannten Jahres 1843 mit dem Titel eines königl. Generalmusikdirektors nach Berlin, wo ihm nun ein bestimmter Wirkungskreis angewiesen war, indem man ihm die Leitung der Kirchenmusiken im Dom, sechs großer Konzerte der Singakademie u. der Symphoniesoiréen der königl. Kapelle übertrug. Vor seiner Uebersiedelung nach Berlin hatte er noch seine auf Anregung des Königs von Preußen entstandene köstliche Musik zu Shakespeare's „Sommernachtstraum" fertig gemacht, u. die Leipziger ließ er gleichsam als Abschiedsgruß seine neue Sonate für Klavier u. Violoncell in Ddur hören. — Die Saison des J. 1844 sah M. wieder in London; dann dirigirte er das Musikfest in Zweibrücken (das unter Anderm seinen „Paulus" u. die „Walpurgisnacht" brachte) u. im Herbst begab er sich nach Berlin zurück. Aber trotz aller Auszeichnung, mit der ihn Friedrich Wilhelm IV. überhäufte, vermochte er sich doch in Berlin nicht heimisch zu fühlen, nahm vielmehr im Nov. 1844 seinen Abschied. Entstanden waren inzwischen die auf Veranlassung des Königs komponirte Musik zu Racine's „Athalia" (in der ersten Bearbeitung) sowie verschiedene für den Domchor geschriebene Psalmen u. Motetten. Zunächst begab sich M. nun nach Frankfurt a. M., wo er ruhig der Komposition lebte; unter Anderm legte er die letzte Hand an sein prächtiges Violinkonzert, arbeitete an dem Oratorium „Elias" u. an der Musik zum Sophokleischen „Oedipus in Kolonos", u. wahrscheinlich ist auch das schöne Klaviertrio in Cmoll in Frankfurt vollendet worden. Im August des J. 1845 langte M.-B. wieder in Leipzig an, dirigirte mit Gade gemeinschaftlich die Konzerte der Saison 1845/46 u. erfreute das Publikum öfter mit seinen herrlichen Klaviervorträgen. Das J. 1846 sah ihn Anfangs Sommers als Dirigenten bei dem Musikfest zu Aachen; von da ging er nach Lüttich, wo ein zu einer kirchlichen Feier von ihm komponirtes „Lauda Sion" aufgeführt wurde, u. darauf dirigirte er einen Theil des deutsch-vlämischen Sängerfestes zu Köln, für welches er Schiller's Festgesang an die Künstler: „Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben" in Musik gesetzt hatte. Nach diesem Feste kehrte er noch einmal nach Leipzig zurück u. reiste dann um die Mitte des August nach England, speziell um beim Musikfeste in Birmingham den „Elias" zu dirigiren, welcher bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal aufgeführt wurde (am 26. Aug.) u. einen grenzenlosen Enthusiasmus erregte. Bei seiner Rückkehr nach Leipzig fühlte M.-B. sich angegriffen, offenbar infolge seiner übermäßigen Anstrengungen während des Sommers. Er betheiligte sich abermals an der Leitung der Gewandhauskonzerte, allein seine nervöse Reizbarkeit war so groß, daß ihm der Arzt das öffentliche Spielen untersagte. Dessenungeachtet leitete er die letzten Proben zum „Paulus" u. die Aufführung selbst, welche am Charfreitag 1847, die letzte unter seiner Direktion, in der Paulinerkirche stattfand. Unmittelbar darauf ging er nach London, wo er den „Elias" dreimal dirigirte (Ende April) u. sonst in Konzerten mit gewohntem Erfolg thätig war. Den darauffolgenden Sommer brachte er theils in Baden-Baden u. theils in Interlaken zu, unter fleißigstem Arbeiten, nam. an einem neuen Oratorium „Christus" u. an einer von Geibel gedichteten Oper „Loreley" (beide Werke blieben leider unvollendet; was aber an einzelnen Nummern davon fertig ist, liegt im Druck vor). Im Sept. nach Leipzig zurückgekehrt, erkrankte er Anfangs Oktober ganz plötzlich, erholte sich jedoch einigermaßen wieder, bis am 28. Okt. ein heftiger Rückfall eintrat, u. am Abend des 4. Nov. (1847) hauchte der Meister seinen letzten Seufzer aus. Nach einer in Leipzig abgehaltenen ergreifenden Todtenfeier wurde die Leiche nach Berlin gebracht u. daselbst aufs Feierlichste beigesetzt. — In gewissem Sinne kann man M. den letzten hervorragenden u. eigenthümlichen Repräsentanten der klassischen Kunstmaximen nennen, d. h. derjenigen Maximen, die in vollständiger Deckung von Inhalt u. Form u. in der Wahrung u. Voranstellung der Schönheit der Linien, der Ebenmäßigkeit der Verhältnisse u. der Eurhythmie wie Euphonie bestehen. Dem widerspricht auch nicht, daß M.-B.'s Ideal eigentlich das romantische gewesen ist; aber in der Art u. Weise, wie er den romantischen Gedankeninhalt in eine klassische Form zu gießen vermocht hat, liegt eben der unvergängliche Reiz seiner Schöpfungen. Vgl. Reißmann, „Felix M.-B., sein Leben u. seine Werke" (Berl. 1866). — Geistesverwandt war Felix M.-B. seine ältere Schwester Fanny, nachmals mit dem Hofmaler Hensel in Berlin vermählt. Sie wurde 14. Nov. 1807 zu Hamburg geb. u. bildete sich zu einer vortrefflichen Klavierspielerin u. gewiegten Komponistin; in letzterer Eigenschaft hat sie sich auch in weiteren Kreisen durch ihre im Druck erschienenen geist- u. gemüthvollen Lieder ohne Worte u. sonstige Klavierstücke, durch ein Trio für Klavier, Violine u. Violoncello, Lieder u. Gesänge (ein- u. mehrstimmige) ꝛc. bekannt gemacht. Sie starb ganz plötzlich 14. Mai 1847, während sie am Flügel saß u. mit Freunden u. Freundinnen eine Probe abhielt zu der Aufführung der von ihr komponirten Chöre des zweiten Theils von Goethe's „Faust".

Mendelssohn-Bartholdy, Karl, Historiker, Sohn des Felix M.-B. (s. d.), geb. zu Leipzig 7. Febr. 1838; studirte daselbst die Rechte u. Geschichte, unternahm 1863 eine Reise nach Griechenland, habilitirte sich 1864 als Privatdozent der Geschichte in Heidelberg u. folgte später einem Rufe als Professor nach Freiburg i. Br., mußte aber schon 1874 krankheitshalber in Ruhestand treten. Er hatte sich nam. als einer der bedeutendsten Kenner der neueren Geschichte Griechenlands einen Ruf erworben. Seine bemerkenswerthesten Schriften sind: „Graf Joh. Kapodistrias" (Berl. 1864); „Friedrich v. Gentz" (Lpz 1867); „Der Rastatter Gesandtenmord" (Heidelb. 1869); „Geschichte Griechenlands seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken" (2 Bde., Lpz. 1870). Auch gab er mit Keldner die für die Geschichte der deutschen Reaktionsperiode interessanten u. wichtigen „Briefe des königl. preußischen Generals u. Gesandten Theodor Heinrich Rochus v. Rochow an einen Staatsbeamten" (Frankf. a. M. 1874) heraus.

Mendicanten, s. v. als Bettelmönche.

Mendizabal, Juan Alvarez y, span. Finanzmann jüdischer Abkunft, geb. um 1790 zu Cadix, nahm daselbst 1819 an der

Verschwörung zur Wiederherstellung der Konstitution von 1812 Theil u. floh 1823, nachdem die liberale Sache wieder unterlegen war, nach England, wo er einen Kleinwaarenhandel anlegte. Auf einer seiner Geschäftsreisen nach Lissabon lernte er 1827 einen Agenten Dom Pedro's kennen, der für diesen eine Anleihe machen sollte. M. vermittelte dieselbe, ward dadurch der Londoner Börse bekannt u. gelangte zu Reichthum u. hohem Ansehen. Als ein Vertrauter der engl. Regierung u. ungemein fähiger Geldmann empfohlen, wurde M. 1835 span. Finanzminister u. bald darauf interimistischer Ministerpräsident, doch vermochte er nicht, seine prahlerischen Verheißungen zu erfüllen u. insbes. den Bürgerkrieg zu beenden, so daß er im Mai 1836 zurücktreten mußte. Auch später — er war vom Sept. 1836 bis Aug. 1837 u. dann unter Espartero nochmals Finanzminister — hatte seine Verwaltung keine günstigen Ergebnisse. Als Vertreter der Provinz Madrid in den Cortes gehörte er zur heftigsten Opposition u. nach 1848 übernahm er die Führung der liberalen Partei. Er starb zu Madrid 3. Nov. 1853.

Mendōza, einer der westl. Staaten der argentinischen Föderativrepublik in Südamerika, 1602 □M. mit 65,413 E. (1869), wird im W. durch die Cordilleren von der Republik Chile getrennt u. grenzt im N. an San Juan, im O. an San Luis u. im S. an das Indianerterritorium. Nur im westl. Theile ist das Land gebirgig, sonst eben u. theilweise von Steppen u. Binnenseen bedeckt. In einem solchen verliert sich der auf den Cordilleren entspringende Rio de M. Der Boden ist im Allgemeinen fruchtbar, doch macht das trockene Klima an vielen Stellen künstliche Bewässerung nothwendig. M. gilt aber für einen der am besten kultivirten Staaten Argentina's u. versendet Wein, Rosinen, Südfrüchte, Getreide, Mehl, Häute u. Seife in großen Quantitäten. Ackerbau u. Viehzucht haben große Bedeutung, der Bergbau liegt jedoch trotz des Reichthums des Landes an Salz, Gold, Silber- u. Kupfererzen sehr darnieder. Es sind außerdem noch mehrere Mineralquellen vorhanden. Der Handel mit Chile über die Andenpässe ist ziemlich lebhaft u. die Ausfuhr von Vieh an die Hafenplätze der Westküste beträchtlich. Zum Schutze der südl. Landschaften gegen die Einfälle der Pehuelchen sind mehrere Forts errichtet worden. — Die Hauptstadt M. mit 9000 E., unweit des Rio de M. gelegen u. von Kanälen bewässert, wurde 20. März 1861 durch ein Erdbeben fast vollständig zerstört. Die Umgegend, in der sich auch stark besuchte warme Bäder befinden, produzirt viel Wein u. Rosinen, mit denen ein ausgedehnter Handel getrieben wird.

Mendōza, Don Diego Hurtado de, span. Staatsmann, Humanist u. Schriftsteller, geb. 1503 zu Granada als Sproß einer altadeligen Familie; war Anfangs für die kirchliche Laufbahn bestimmt u. erhielt infolge dessen auf der Universität Salamanca eine gelehrte Bildung, zog es indessen später vor, in das Heer einzutreten. Bald jedoch vertauschte er die militärische Laufbahn wieder mit der diplomatischen, in welcher er infolge seiner großen Befähigung u. seiner vielseitigen Kenntnisse rasche Beförderung fand. Nachdem er anfänglich (seit 1538) Gesandter Karl's V. in Venedig gewesen war, wurde er später als solcher beim Konzil von Trient, sodann bei der Republik Siena u. endlich beim päpstlichen Stuhle beglaubigt. Von dem letzteren Posten wurde er von Philipp II. abberufen (1556) u. lebte seitdem am königl. Hofe zu Madrid, bis er, als er sich im J. 1568 durch eine eigenmächtige Handlung der Selbsthülfe die Ungnade des Königs zugezogen hatte, genöthigt war, die Hauptstadt zu meiden u. sich nach Granada zurückzuziehen. Er starb 1575, nach einigen Angaben zu Madrid, nach anderen zu Valladolid. Dauerndere Erfolge als durch seine langjährige politische Wirksamkeit, welche durch ihre allzugroße Schroffheit u. Rücksichtslosigkeit nicht wenig dazu beitrug, die span. Herrschaft in Italien verhaßt zu machen, hat M. durch seine schriftstellerische Thätigkeit errungen. Durch sein Jugendwerk „Lazarillo de Tormes" (1534) wurde er der Schöpfer einer neuen, später in Spanien (u. auch in Frankreich u. Deutschland) sehr beliebt gewordenen Literaturgattung, der realistisch-humoristischen Novelle, u. seine Geschichte des in den J. 1568—70 gegen die Morisken in Granada geführten Krieges (gedruckt zuerst 1610, vollständiger Valencia 1776) gilt in Bezug auf die Darstellung noch heute als klassisch. Weit weniger bedeutend sind M.'s lyrische Dichtungen, welche theilweise einen befremdlichen Cynismus verrathen. Sehr verdienstlich war M.'s humanistisches Wirken; nam. verdient erwähnt zu werden, daß allein durch seine Bemühungen eine große Anzahl griech. Handschriften gesammelt u. der gelehrten Benutzung zugänglich gemacht worden ist. Noch heute bilden diese Manuskripte einen werthvollen Bestandtheil der Escurialbibliothek. M.'s gesammelte Dichtungen erschienen 1610 zu Madrid.

Mendoza, Iñigo Lopez de, s. „Santillana".

Menelaos, Sohn des Königs Atreus von Mykenä u. jüngerer Bruder Agamemnon's. Von ihrem Oheim Thyestes vertrieben, flohen beide Brüder nach Sparta zum König Tyndareus, von dem Agamemnon die Klytämnestra zur Frau erhielt, während M. die vielumfreite Helena errang u. auch später das Reich seines Schwiegervaters erbte. Als aber der Trojanische Königssohn Paris die Helena entführt hatte u. eine von M. u. Odysseus nach Troja unternommene Reise ohne Erfolg gewesen war, bewog er mit seinem Bruder die befreundeten u. die als ehemalige Freier der Helena von Tyndareus zum Schutze des M. verpflichteten Fürsten zum Kriegszuge gegen Troja. Vor der feindlichen Stadt selbst zeigte er sich als tapferer Kämpfer u. kluger Berather, befand sich auch in dem hölzernen Pferde, durch welches die Eroberung Troja's herbeigeführt wurde. Seiner treulosen Gattin verzieh er großmüthig u. war einer der Ersten, der die Heimreise antrat, gelangte aber erst nach achtjährigen Irrfahrten in den Ländern des Ostens nach Sparta zurück, wo er seine Tage in Frieden beschloß.

Menē, menē, tekel upharsīn hieß nach Dan. 5, 25 die geheimnißvolle Schrift, durch welche dem König Belsazar von Babylon der baldige Untergang seines Reiches angekündigt wurde. Die betreffenden Worte sind aramäisch u. bedeuten wörtlich: „Gezählt, gezählt, gewogen u. Brechende" (nämlich: sind vorhanden; Letzteres zugleich Anspielung auf die erobernden Perser). Daniel 5, 26—28 wird davon eine ausführlichere Umschreibung gegeben. In weiterem Sinne nennt man noch jetzt eine eindringliche Warnung, bes. wenn sie einem ganzen Volk durch einen geschichtlichen Vorgang zu Theil wird, ein „Mene tekel".

Menenius Agrippa, röm. Konsul im J. 503 v. Chr., wurde als ein beim Volke beliebter Mann im J. 494 vom Senate an die auf den Heiligen Berg entwichenen Plebejer gesandt, um dieselben zur Rückkehr zu bestimmen. Dies gelang ihm auch durch die Gleichnißrede von dem mit den übrigen Körpergliedern zerfallenen Magen u. durch das Zugeständniß des Volkstribunats. M. starb 493 in größter Armuth u. wurde auf öffentliche Kosten bestattet.

Menestrels, Minstrels (vom lat. ministeriales), eigentlich Dienstleute der fahrenden Sänger (Troubadours), Spielleute untergeordneten Ranges, ungefähr mit den Jongleurs (s. d.) zu vergleichen (s. auch „Troubadours"). In Nordamerika nennt man M. heutzutage die populären Schauspieler geringerer Art, die ihre Gesangs- u. Tanzvorstellungen meist in Negermasken geben.

Mengotti, Francesco, Graf, ital. Ingenieur, geb. zu Fonzaso bei Belluno 15. Sept. 1749; studirte in Padua die Rechte, praktizirte seit 1771 in Venedig, ward 1803 Inspektor der Finanzen das., trat 1809 in den ital. Senat u. erhielt 1810 den Grafentitel. Seit 1819 Vizepräsident der Finanzkommission in Mailand, starb er das. 5. März 1830. Er hat sich hauptsächlich einen Namen gemacht durch das Werk „Saggio sulle acque correnti" (3 Bde., Mail. 1810—12; neue Aufl. unter dem Titel „Idraulica fisica esperimentale", ebd. 1828 ff.). Außerdem ist zu nennen seine preisgekrönte Schrift „Sur le commerce des Romains depuis la seconde guerre punique jusqu'à Constantin" (Pad. 1786).

Mengs, Anton Rafael, ausgezeichneter Künstler u. Kunstschriftsteller, geb. zu Außig in Böhmen 21. März 1728 als Sohn des Miniaturmalers Israel M. aus Kopenhagen, wurde seit seinem 6. Jahre vom Vater im Zeichnen, seit dem 8. in der Oel- u. Emailmalerei mit unerbittlicher Strenge unterrichtet u. folgte 1741 seinem Vater nach Rom, wo er nach Antiken, nach Michelangelo u. Rafael sowie nach lebenden Modellen zeichnen mußte. Im J. 1744 kehrte er mit seinem Vater nach Dresden zurück, wo seine Arbeiten am Hofe solchen Beifall fanden, daß König August III. ihn zum Hofmaler ernannte u. zugleich ihm die Mittel zur Rückkehr nach Rom behufs weiterer künstlerischer Ausbildung gewährte. Im J. 1749 war M. wieder in Dresden u. erhielt die Stelle als erster Hofmaler, verlor dieselbe aber infolge des Siebenjähr. Krieges u. wandte sich nun abermals nach Rom. Hier malte er in der Kirche S. Eusebio ein

Frescobild, das, als erstes Lebenszeichen der neuen deutschen Kunst in Rom bedeutungsvoll, so großes Aufsehen erregte, daß König Karl III. von Spanien ihn 1761 als Hofmaler nach Madrid berief. Seitdem lebte er abwechselnd in Madrid u. Rom u. starb in letzterer Stadt 29. Juni 1779. So übertriebene Werthschätzung M.' Kunstrichtung bei Winckelmann fand, so gering war ihr Ansehen bei Denen, welche in dem damals herrschenden Geschmack befangen waren; richtiger urtheilte erst Goethe über ihn in „Winckelmann u. sein Jahrhundert". M. hatte alle Gesetze der Komposition, die Theorie des Helldunkels u. die ganze Technik der Fresco-, Oel- u. Pastellmalerei erlernt, aber es fehlte ihm an Phantasie, innerer Wärme u. künstlerischen Gedanken. Seine Bilder wirken mehr kalt, trotz vieler trefflicher technischer Eigenschaften. Von seinen zahlreichen Werken sind die ihn am besten charakterisirenden die „Himmelfahrt Christi" in der katholischen Hofkirche zu Dresden, bei der er sich offenbar Rafael's „Verklärung" zum Vorbild genommen, das von Winckelmann gelobte Deckengemälde „Der Parnaß" im Casino der Villa Albani, die allegorische Darstellung an der Decke der Camera dei Papiri im Vatikan, sein Selbstportrait in der Pinakothek zu München, der berühmte in Pastell gemalte Amor im Museum zu Dresden u. andere Oelbilder in Madrid. Sein hauptsächlichstes schriftstellerisches Werk sind die „Gedanken über die Schönheit u. den Geschmack in der Malerei" (1765), die seine eklektische Richtung aufs Klarste darlegen.



Nr. 4151. Anton Rafael Mengs (geb. 21. März 1728, gest. 29. Juni 1779).

Meng-tse, bekannter unter dem latinisirten Namen Mencius, der erste der chinesischen Philosophen nach Confucius, ward in der ersten Hälfte des 4. Jahrh. v. Chr. in der Stadt Tseu, welche in der heutigen Provinz Yen-tscheu liegt, geboren u. starb um 314 v. Chr. Nachdem er eifrig die Geschichte u. die heiligen Bücher studirt hatte, begab er sich auf Reisen u. besuchte die Höfe der kleinen chinesischen Fürsten, die er für seine Morallehren zu gewinnen trachtete, aber ohne Erfolg. In seine Heimat zurückgekehrt, machte er sich an die Ausarbeitung eines großen Werkes, welches in Form von Dialogen abgefaßt war u. als „Meng-tse-tschu" den letzten Theil der berühmten Vier Bücher, der „Sse-tschu", welche die Chinesen nächst den kanonischen Büchern als das vorzüglichste Denkmal der Moralphilosophie betrachten, bildet. Seine Vorliebe für alles Alte, welche das Werk charakterisirt, trug nicht wenig zu dem Erfolge bei, den seine Philosophie bei den gebildeten Chinesen hatte; man gab ihm den Namen Ya-tsching, d. h. der zweite Heilige (nach Confucius), u. weihte ihm einen ganz besondern Kultus, den zwar der Stifter der Mingdynastie, der Kaiser Taï-tsu (1368—84), wieder abschaffte, aber das Studium seiner Moralphilosophie macht noch heute einen Hauptgegenstand der Summe derjenigen Kenntnisse aus, welche in China Der zu erlernen hat, welcher einen akademischen Grad zu erringen wünscht. Seine Schriften sind sehr oft im Original gedruckt worden; eine lat. Uebersetzung veranstaltete Noel (Prag 1711), eine andere St. Julien (Par. 1824), ein französische Pauthier (Par. 1840), eine englische Collie (Malakka 1828), eine russische Leontewski (Petersb. 1780). — Vgl. Legge, „The life and works of Mencius" (Lond. 1875).

Menhir, s. „Dolmen".

Menilmontant, Vorstadt von Paris (s. d.).

Meningitis, s. „Gehirnkrankheiten".

Meniskus (Mondchen) heißen nach der Gestaltung ihres Querschnittes die konkav-konvexen Linsengläser (s. d. Art. „Linsen"); dann heißt auch so die gekrümmte Oberfläche, welche Flüssigkeiten in einer engen Röhre zeigt, deren Wandung sie nicht benetzt, wie z. B. Quecksilber in der Barometerröhre. Bei steigendem Druck ist der M. höher, als wenn das Quecksilber fällt.

Mennige (Minium, rothes Bleioxyd, s. „Blei"), wird im Großen durch mehrmaliges Erhitzen von gelbem Bleioxyd auf 450° C. bei geringem Luftzutritt dargestellt, indem man dieses Erhitzen so oft wiederholt, bis die M. die gewünschte lebhaft feurigrothe Farbe angenommen hat. Hierbei tritt Sauerstoff aus der Luft an das Bleioxyd. Die käufliche M. ist häufig unrein u. enthält noch Bleioxyd od. kohlensaures Bleioxyd beigemengt, wodurch die Farbe etwas heller wird; durch Auswaschen mit Kali- od. Natronlauge lassen sich diese Verunreinigungen entfernen. Oft kommen aber auch absichtliche Beimengungen von Ziegelmehl, Englischroth, Schwerspath 2c. vor, um das Gewicht zu vermehren.

Menno, Simons, Stifter der Sekte der Mennoniten (s. d.), geb. um 1498 zu Witmarsum in Friesland, studirte scholastische Theologie u. bekleidete ein geistliches Amt in dem Dorfe Pingjum. Starke geistige Anregung erhielt er durch das Bekanntwerden mit der Bibel, den Schriften Luther's (ca. 1525) u. das Auftreten der Wiedertäufer in Holland (1531), denen er sich in der Verwerfung der Kindertaufe anschloß. Zugleich begann er, als Prediger in seine Heimat Witmarsum berufen, auch sonst reformatorische Ansichten in der Stille zu verbreiten. Die grausame Hinrichtung zahlreicher gefangener Wiedertäufer, darunter seines eignen Bruders (1535), erschütterte ihn tief. Zwar trat er einerseits gegen die Schwärmereien dieser Sekte auf, beschloß aber unter Lossagung vom Papstthum nunmehr eine gesunde Reformation durchzuführen, legte zu diesem Behufe sein Amt nieder u. ließ sich zu Gröningen wiedertaufen u. zum Prediger der Wiedertäufer weihen. Seitdem war er unermüdlich als Reiseprediger thätig u. organisirte am Niederrhein, in Friesland u. selbst im Norden Deutschlands bis nach Livland hinein zahlreiche Gemeinden, immer verfolgt (1543 wurde sogar in Friesland ein Preis auf seinen Kopf gesetzt) u. doch immer unversehrt. Eine Disputation mit Johannes a Lasco zu Emden (1543) veranlaßte ihn zur Abfassung von Streitschriften für die Sache der Wiedertäufer; 1544—46 wirkte er zu Köln, in den folgenden Jahren wieder bald da, bald dort im Norden, theils mit der Taufe u. Gewinnung neuer Anhänger, theils mit der Abfassung von Schriften beschäftigt, unter denen bes. sein „Gründliches Bekenntniß über bestrittene Punkte" (1552) zu nennen ist. Als schließlich trotz seiner Bemühungen um den Frieden unter den Taufgesinnten eine Spaltung eintrat (seit 1554), schlug sich der früher milde M. auf die Seite der strengsten Eiferer, bes. hinsichtlich der Ausübung des Bannes. Zu spät von Reue darüber ergriffen, starb er 13. Jan. 1561 auf seinem Besitzthum Wöstefeld bei Oldesloo. So sehr er auch hinter den großen Reformatoren des 16. Jahrh. an Geist u. Gelehrsamkeit zurückstand, so sehr muß man der Lauterkeit seines Strebens Gerechtigkeit widerfahren lassen. Denn auch die Verwerfung der Kindertaufe war nur ein Ausfluß seines Ideals, nach welchem die Kirche Christi thatsächlich eine Gemeinschaft von Reinen u. wahrhaft Gläubigen sein sollte, wie in den Zeiten der Apostel. Eine zusammenhängende Darstellung seiner Lehre hat M. nicht hinterlassen; seine Schriften sind mehr Gelegenheitsschriften, ausgenommen etwa das „Fundamentbuch" von 1539. Die beste Sammlung seiner Schriften ist die 1681 zu Amsterdam erschienene. — Vgl. Cramer, „Het leven en de verrigtingen van M. S." (Amst. 1837); Harder, „Das Leben M. S." (Königsb. 1846) u. Roosen, „M. S." (Lpz. 1848).

Mennoniten heißen die Baptisten od. Taufgesinnten zunächst in den Niederlanden, die sich an Menno Simons (s. d.) u. die von ihm gestifteten Gemeinden anschlossen. Nach dem Tode desselben dauerten nicht nur die heftigen Verfolgungen gegen die M., sondern auch die inneren Spaltungen derselben fort. Anlaß zum Einschreiten gegen sie bot bes. ihre Verweigerung des Eides u. Kriegsdienstes. Dennoch breiteten sie sich immer mehr aus u. fanden endlich unter Wilhelm v. Oranien Duldung, so daß sie sogar 1581 eine Art Synode abhalten konnten. Dagegen scheiterten in den folgenden Jahrhunderten die Versuche einer strafferen Einigung immer wieder an dem Mangel eines einheitlichen Bekenntnisses u. einer Verfassung. Dazu kam, daß die frühere strenge Abgeschlossenheit mehr u. mehr abkam; wo es die Gelegenheit gab, schlossen sich die M. anderen Sekten, ja selbst dem Gottesdienst der Reformirten Landeskirche an, während andererseits die Herrnhuter ꝛc. mit Vorliebe sich den M. anschlossen. Einen gewissen Aufschwung gab ihnen die Stiftung eines Seminars zur Ausbildung von Predigern (1735) u. nicht minder die endliche Gleichstellung vor dem Gesetz infolge der Franz. Revolution (s. 1795). Um diese Zeit gelang es sogar dem Professor Koopmans, die getrennten Parteien größtentheils zu vereinigen u. zu einer Kirche zu organisiren. Eine Frucht dieser Bemühungen war die Stiftung der „allgemeinen Mennonitensozietät zur Beförderung des Predigtamtes", welche sich insbes. auch der Amsterdamer Lehranstalt kräftig annahm. So nimmt die Kirche der M. noch gegenwärtig in Holland eine sehr geachtete Stellung ein u. geht nicht nur in Werken der Liebe, sondern auch in der Pflege der Wissenschaften mit den übrigen Kirchen Hand in Hand. Außerhalb Hollands haben die M. schon seit dem 16. Jahrh. an vielen Orten Gemeinden gestiftet, nam. in Danzig u. sehr zahlreich in Mähren, wo sie indeß besondere Verfolgungen zu erdulden hatten. Nicht minder finden sich unter den Baptisten Englands u. Amerika's zahlreiche M. Ihre Gesammtzahl ist wegen ihrer häufigen Vermischung mit anderen Sekten schwer zu bestimmen; 1837 wurden in Holland 32,700 Mitglieder gezählt (gegenwärtig ca. 40,000), 1871 in Deutschland über 20,000.

Menou (spr. Menuh), Jacques François, Baron de, franz. General, geb. zu Boussay-de-Loches (Touraine) 1750, war beim Ausbruch der Revolution schon Maréchal de Camp u. blieb auch als Mitglied der Generalstaaten u. dann der Nationalversammlung im aktiven Dienst. Im J. 1793 kämpfte er gegen die Royalisten in der Vendée u. 1795 unterdrückte er die nach dem Sturze der Schreckensherrschaft in der Pariser Vorstadt St. Antoine ausgebrochene Empörung. Von Bonaparte zum Divisionsgeneral ernannt, folgte er diesem nach Aegypten. Dort trat er aus Liebe zu einer jungen Mohammedanerin zum Islam über, wurde nach der Ermordung Kleber's (s. d.) Oberbefehlshaber des franz. Heeres, als welcher er, 1801 von den Engländern nach Alexandria gedrängt, kapituliren mußte, u. kehrte dann nach Frankreich zurück, wo er in Anklagezustand versetzt, von Bonaparte aber vertheidigt u. schließlich freigesprochen wurde. Später ward M. Gouverneur von Piemont, dann von Venedig; dort starb er 13. Aug. 1810.

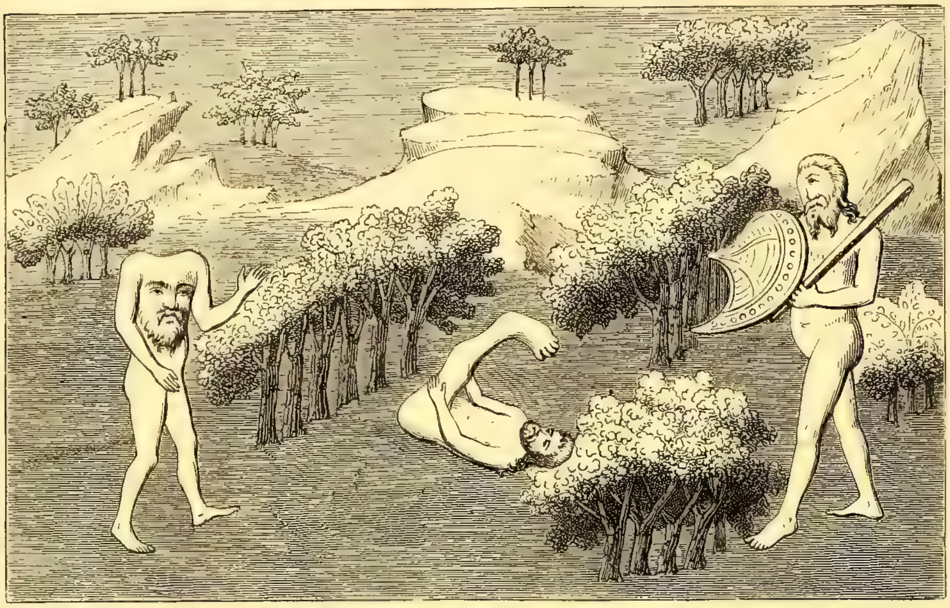
Mensa, ein ostafrikan. Volksstamm, wahrscheinlich aus einer Mischung von Arabern u. Aethiopiern bestehend u. durch Letztere mit den Abessiniern verwandt, bewohnen die nördlichsten Vorplateaux des Hochlandes von Abessinien im W. von Massaua (s. d.). Ihre Hauptbeschäftigung ist die Viehzucht. Das Christenthum ist bei ihnen durch den Islam verdrängt worden, doch finden im April u. Mai von Abessinien aus noch große Wallfahrten nach dem im S. ihres Landes gelegenen, fast 2000 m. hohen Debre Sina statt. Das Gebiet der M., ungefähr 29 □M. mit 17,400 E., ist 1872 von Aegypten in Besitz genommen worden.

Mensaleh od. Menzaleh, ein 10 M. langer, 3 M. breiter seichter Strandsee in Unterägypten, östl. von Damiette u. dem rechten Nilarm, durch eine schmale Sandbank, auf der auch Port Said (s. d.) liegt, vom Meere getrennt, aber zugleich durch mehrere Mündungen mit demselben verbunden. Durch den östl. Theil des M. ist in einer 4 M. langen geraden Linie zwischen zwei festen Dämmen, die 2 m. über das Wasser heraussehen, der Suezkanal gezogen. Auf der theilweise mit Schilf umzogenen Lagune hausen Milliarden von Sumpf- u. Wasservögeln aller Arten. Die nach Tausenden zählenden u. dem Fischfang obliegenden Umwohner des M. gehören einer von den übrigen Bewohnern Aegyptens verschiedenen Race an; man ist geneigt, sie für die Nachkommen der Hyksos, d. h. der phönikischen Eroberer, welche 2101—1648 v. Chr. Aegypten beherrschten, zu halten.

Mensch (althochdeutsch mennisco, ind. manushya, abgeleitet vom sanskritischen man = denken, heißt also „der Denkende", ebenso das engl. man, während das griech. ἄνθρωπος von Einigen als der Aufwärtsblickende erklärt wird, u. das lat. homo, von dem das franz. homme abgeleitet ist, der „Erdgeborene" heißt), das höchstentwickelte organisirte Wesen, die (einzige) Gattung Homo der Familie Erecti der Säugethierordnung Primates, in welcher ihn bereits Linné mit den Affen vereinigte, während Cuvier eine besondere Ordnung, Bimana (Zweihänder), für ihn bildete, Andre ihn zwar im Thierreiche ließen, aber über die Säugethierklasse stellten, noch Andre endlich ein besonderes Naturreich für ihn errichteten. Die wichtigsten Unterscheidungsmerkmale des M.en sind: aufrechter Gang, Hände an den Vordergliedmaßen, breitsohlige, kurzzehige Füße an den Beinen, artikulirte Sprache u. Vernunft.

Der aufrechte Gang wird durch Ueberwiegen der Länge der Beine über die der Arme, u. damit Hand in Hand gehende stärkere Muskulatur der Beine ermöglicht; das Becken ist entsprechend der Länge der Schenkelknochen breit, oben offen ausgeschweift zum Tragen der Eingeweide. Dagegen hindert die freiere Beweglichkeit des Schultergelenkes das Gehen auf den Händen, die bei den Affen gewöhnlich noch der Lokomotion dienen u. nie in gleichem Grade unabhängig entwickelt sind wie beim M.en, dem sie zum „Werkzeug der Werkzeuge" werden. Das Gehirn des M.en ist weder das absolut größte (es wird von dem des Elefanten u. des Walfisches übertroffen), noch das relativ größte (in dieser Beziehung steht es hinter dem einiger kleinen Affen u. Singvögel zurück), jedenfalls aber sind die Hemisphären des Großhirns im Verhältniß zu den übrigen Hirntheilen beim M.en weit größer, u. bes. in seinen einzelnen Theilen, zumal den Windungen seiner Oberfläche, weit ausgebildeter. Zwischen dem Gehirn des M.en u. dem des Affen existirt aber durchaus kein qualitativer Unterschied, sondern nur ein quantitativer, u. weicht das Menschenhirn von dem der menschenähnlichen (anthropomorphen) Affen (Chimpanse, Orang) weniger ab, als das dieser Arten von dem anderer Affen. Beim M.en sind die Windungen komplizirter, das Großhirn hat mehr Masse, größere Höhe u. Breite. Dem M.en ausschließlich gehörende Hirntheile aufzufinden war vergeblich. Dem Hirn entsprechend ist der Schädel des M.en rundlich gewölbt. Seine geräumige Kapsel, der die zum Muskelansatz dienenden, vorspringenden Knochenleisten fehlen, überwiegt das Gesicht, welches nicht, wie bei den Thieren u. selbst noch bei den menschenähnlichsten Affen, schnauzenförmig vorgeschoben ist, sondern durch die beinahe rechtwinklig unter der Schädelkapsel lagernde, mehr od. weniger senkrechte Stirn, die vorstehende Nase u. das allen Affen fehlende Kinn charakterisirt ist. Der Gesichtswinkel (s. d.) erreicht bei den hochgebildeten Europäern 85° u. sinkt bei Negern u. Buschmännern auf 64° herab, während er beim jungen Orang u. Chimpanse nur 60° beträgt, beim Erwachsenen auf 30—35° fällt. Die komplizirte Gesichtsmuskulatur ermöglicht das nur dem M.en eigene Mienenspiel. Das Gebiß des M.en wird — wie bei den Affen der Alten Welt — aus 32 Zähnen gebildet (4 oberen u. 4 unteren Schneide- od. Vorderzähnen, 4 Scheide- od. Eckzähnen, u. rechts wie links je 5 oberen u. unteren Backzähnen), doch ragen die Eckzähne nicht wie bei den Affen über die anderen Zähne hervor, es sind also auch keine Lücken in den Zahnreihen für die vorspringenden Eckzähne vorhanden. Diese lückenlose Zahnreihe ist indeß dem M.en nicht ausschließlich eigen; das fossile (zu den Dickhäutern zählende) Anoplotherium hat sie ebenfalls. — Dieses sein Gebiß weist den Menschen, wie seine ganze übrige Organisation, auf eine gemischte Kost. Ob er im Urzustande auf Bäumen gelebt u. sich als Vegetarianer von Früchten genährt, muß dahingestellt bleiben; bei der Fleischkost aber vergreift er sich auch an Seinesgleichen u. wird im Stande tiefster Bildung aus Noth od. Aberglauben zum **Menschenfresser** (Kannibalen [s. d.] od. Anthropophagen). Das erste Lebensjahr des M.en umfaßt das Säuglingsalter, in dessen zweiter Hälfte das Zahnen beginnt; die ersten 7 Lebensjahre werden als Kindesalter bezeichnet, es schließt mit dem Zahnwechsel; bis zur eintretenden Mannbarkeit (Pubertät) im 13.—16. Jahre reicht das Jugendalter (die Knaben- u. Mädchenjahre); mit der eingetretenen Mannbarkeit beginnt das Jünglings- (Jungfrauen-)alter u. reicht bis zum beendigten Wachsthum, das bei uns für den Mann ins 24., für das Weib ins 20. Jahr fällt; es ist dies die Periode des Reifens. Das Mannesalter, die Zeit der Volljährigkeit, der Reife, reicht bis zum Eintritt des höheren Alters, beim Mann etwa bis zum 55. Jahre. Beim Weibe hört die Zeugungskraft oft schon mit dem 40. Jahre auf; die dieser Zeit vorausgehenden Jahre werden die klimakterischen genannt. Das höhere od. Greisenalter endlich, die Zeit des Welkens (Involutionsperiode), schließt mit dem Tode ab, der durchschnittlich zwischen das 60. u. 80. Jahr fällt, beeinflußt von Abstammung, Klima u. Lebensweise, u. nur in seltenen Fällen erst später eintritt; kaum 10% erreichen das 70. Jahr. Das Körpergewicht des Neugeborenen beträgt 3—3½ Kg., das mittlere des Mannes (der das Maximum gegen das 40. Jahr erreicht) 63—75 Kg., das des Weibes (dessen Maximalgewicht erst gegen das 50. Jahr eintritt) 55—65 Kg.; im Hochalter gehen 6—7 Kg. wieder verloren. Bezüglich der Körperverhältnisse sowie seiner Eintheilung in Kopflängen,

Gesichtslängen ꝛc. s. „Anthropometrie“. Die nach Alter, Geschlecht, Stamm ꝛc. verschiedene Körperlänge erreicht (nach Quetelet) ihr Maximum erst im 25.—30. Jahre u. nimmt mit dem 50. Jahre wieder ab. Die Länge des Neugeborenen beträgt etwa 50 cm., die des ausgewachsenen Mannes das $3\frac{1}{2}$- bis 4fache, sie wechselt zwischen 1—2 m., die des Weibes mißt 10—15 cm. weniger. Bei größeren Menschenschlägen sind die Weiber weit kleiner als die Männer, bei kleineren verschwinden die Unterschiede mehr. Im Allgemeinen sind die der gemäßigten Zonen u. feuchter Gegenden größer. Als bes. groß sind die Patagonier u. Kariben, als bes. klein die Lappländer, Kamtschadalen u. Grönländer anzuführen.



Nr. 4152. Fußschattner u. andere Wundermenschen. Nach einer Darstellung des „Livre des Merveilles“ (Ende des 14. Jahrh.).

Zwerggestalt wie Riesengestalt, erstere oft mit Knochenverkrümmungen u. Mißgestalt verbunden, findet sich vereinzelt, bei ganzen Völkerschaften nur in der Fabel des Alterthums u. Mittelalters, doch scheint es nach Angaben neuerer Reisender, als beruhe die Sage des Alterthums von einem südafrikanischen Zwergvolke, den Pygmäen, auf einer wirklichen

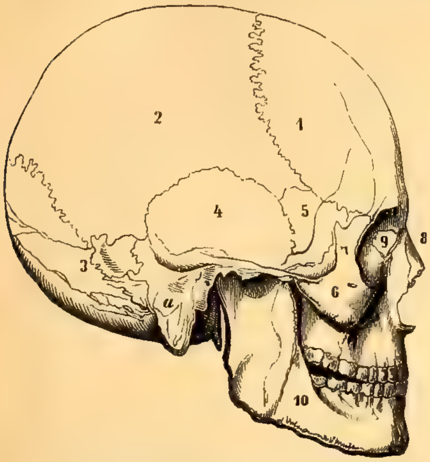


Nr. 4153. Hundskopfmenschen. Nach einer Darstellung des „Livre des Merveilles“ (Ende des 14. Jahrh.).

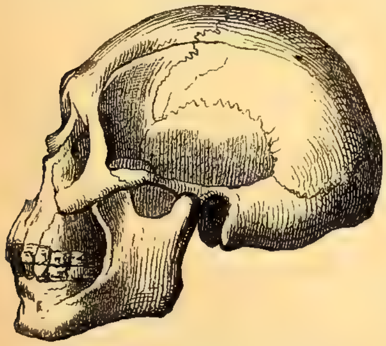
ethnographischen Thatsache. Die Pygmäen der Fabel, von denen schon Homer spricht, wollten den als Zugvögel bei ihnen eintreffenden Kranichen keine Gastfreundschaft gönnen, zogen aber im Kampfe mit ihnen meist den Kürzern. Nach Juvenal waren sie nur 31 cm. hoch, nach Plinius ihre Häuser aus Eierschalen erbaut. Das Alterthum wie das Mittelalter kennt noch manche Sage von Wundermenschen. So berichtet Herodot von den Argippäern, die von Geburt an kahlköpfig waren; von den einäugigen Arimaspen, die im Innern Asiens mit den Greifen das Gold hüteten; von den Hundsköpfen u. den die Augen auf der Brust tragenden Ohneköpfen; Ktesias erzählt von den einbeinigen Läufern, von den Plattfüßen, die sich auf den Rücken legten u. ihre Beine emporstreckten, um ihre großen Füße als Sonnenschirm zu gebrauchen. M.en ohne Kopf mit großen Augen auf der Brust u. M.en mit einem Stirnauge (Kyklopen des Alterthums) will auch St. Augustin in Aethiopien gesehen haben. Liegt solchen Fabeln keine Thatsache zu Grunde, so erklärt sich die noch im Mittelalter zu findende Sage von geschwänzten M.en durch eigenthümliche Garderobestücke gewisser Naturvölker, eben so wie die von Waldmenschen (Satyrn der Alten), vielleicht auf Täuschungen durch große Affen, die von Meermenschen, Fischmenschen ꝛc. auf den durch Seehunde, Dugongs ꝛc. hervorgebrachten Täuschungen beruht u. die von Centauren sich vielleicht auf die Ueberraschung, welche der ungewohnte Anblick von Reitervölkern hervorbringen kann, zurückführen läßt. — Die geistigen Verschiedenheiten unter den M.en beziehen sich auf Sprache, Religion, Kulturgrad u. Staatsverhältnisse. Bezüglich des ersten Punktes s. „Sprache“; nur mag schon hier bemerkt werden, daß die Sprache allein kein Kriterium für die Eintheilung der Menschenformen bieten kann. Wie aber der M. durch seine Organisation vor den Thieren befähigt ist, überall auf der Erde leben zu können, wie er an keine geographische Breite od. Länge, an keine Tiefe od. Höhe, an keine bestimmte Nahrung gebunden, wie er Kosmopolit im wahren Wortssinn ist, so ist er durch die Sprache zugleich ein Bürger zweier Welten, der irdischen u. der geistigen; er hat, u. das erhebt ihn über das begabteste Thier, nicht blos Fühlen, Empfinden, Begehren, nicht blos Gedächtniß, er hat Selbstbewußtsein u. Vernunft, u. dadurch wird er zum Herrn der Erde, der Natur, ein König der Welt.

Die Frage, ob die jetztlebenden Menschenformen als Arten (Spezies) od. blos als Varietäten (Rassen) anzusehen seien, wäre nur dann bestimmt zu beantworten, wenn der naturgeschichtliche Artbegriff nicht wie heutzutage ein schwankender wäre. Als man nach der mosaischen Schöpfungssage das Menschengeschlecht von Einem Paare abstammen ließ, konnten die Menschenformen nur als Rassen Einer Art anerkannt werden. Indeß ist es nach Analogie mit anderen Fällen jedenfalls sicherer, die ursprünglichen Formen der M.en als Menschenarten anzusehen, die sich aber infolge der immer gleichmäßiger sich verbreitenden Kultur u. der damit verbundenen Kreuzungen allmählich in eine Menge nur noch als Rassen zu unterscheidende Formen aufgelöst haben. Linné gruppirte die M.en nach Farbe u. Temperament in amerik., europ., asiat. u. afrik. Blumenbach („De generis humani varietate nativa“, 1775), dessen Eintheilung besonderen Anklang fand, klassifizirte die Menschenrassen od. Varietäten hauptsächlich nach der Hautfarbe wie folgt: Als Stammrasse stellte er obenan: 1. die kaukasische Rasse mit weißer Hautfarbe, ovalem Gesicht, starkem Bart, schlichtem Haar; zu ihr zählen die meisten Europäer, die Anwohner des Mittelmeers u. des asiatischen Hochlandes; 2. die mongolische Rasse mit gelber Hautfarbe, breitem Gesicht, vorstehenden Backenknochen, schwachem Bart, nach außen u. oben geschlitzten Augen; sie umfaßt Nordasiaten, Kalmüken, Finnen, Ungarn, Chinesen, Japanesen u. die Eskimo's Nordamerika's; 3. die malayische Rasse von brauner Hautfarbe, mit schlichtem Haar; Malayen, Polynesier, Australier in sich begreifend; 4. die amerikanische Rasse mit kupferrother Haut, schlichtem Haar, gebogener Nase, vorstehenden Backenknochen; ihr gehören sämmtliche Amerikaner an; endlich 5. die äthiopische Rasse mit schwarzer Haut, krausem

Haar, welcher die Neger, Hottentotten, Australneger untergestellt werden. Diese Eintheilung wurde von Anderen wesentlich modifizirt. Cuvier reduzirte die genannten 5 Rassen auf 3, indem er Malayen u. Amerikaner als Mischrassen ansah; auch Hamilton Smith hat nur 3 Rassen: die kaukasische, mongolische u. tropische, während Latham Japetiden, Mongoliden u. Atlantiden unterscheidet. Andere wieder, welche in der biblischen Sage historische Thatsachen sehen u. alle Menschen von Adam u. Eva, bezüglich nach der Sintflut von Noah u. seinen drei Söhnen abstammen lassen, nehmen Japhet als den Stammvater der weißen Rasse: Japhetiten (Araber, Juden, Kelten, Kaukasier), Sem als den der gelben Rasse: Semiten (Chinesen, Kalmüken, Mongolen, Lappen), u. Cham als den der schwarzen Rasse: Chamiten (Neger u. Hottentotten) an u. betrachten die Malayen als eine Mischrasse aus Semiten u. Chamiten, leiten endlich wol auch die Amerikaner von Cham ab. — Dumeril nahm 6 Rassen an, indem er den 5 Blumenbach'schen noch die hyperboreische hinzufügte. Peschel hat neuerlich (in seiner Völkerkunde, 1874) 7 Rassen aufgestellt u. hierbei den malayischen Stamm, die mongolischen Völker u. die amerik. Urbevölkerung zu einer gemeinsamen Rasse vereinigt, der er den Namen mongolenähnliche Völker giebt. — Während ferner Rudolphi 4 Stämme zählt (Europäer, Mongolen, Amerikaner, Neger), Virey blos 2 (weiße u. schwarze), erhöhte Bory de St. Vincent die Rassenzahl auf 15: die japhetitische, arabische, hinduische, skythische, chinesische, hyperboreische, neptunische, australische, columbische, amerikanische, patagonische, äthiopische, kaffersche, malayische, hottentottische; die 11 ersten sind weiß, gelb, braun u. schlichthaarig, die 4 letzten schwarz u. kraushaarig. Häckel unterscheidet die M.en nach der Beschaffenheit des Kopfhaares, als: 1. wollhaarige (Ulotriches) mit bandartig abgeplatteten, daher wollig krausen Haaren (es sind die dunkelfarbigen M.en der südl. Erdhälfte, die nur in Afrika den Aequator überschreiten); sie zerfallen in a. büschelhaarige (Lophocomi): die Papuas u. Hottentotten, mit ungleichmäßig vertheilten, büschelweise stehenden Haaren; b. vließhaarige (Eriocomi): Kaffern u. Neger, mit gleichmäßig vertheilten Haaren; 2. schlichthaarige (Lissotriches): mit cylindrischen Haaren, sind a. straffhaarige (Euthycomi): die Australier, Malayen, Mongolen, Arktiker, Amerikaner, u. b. lockenhaarige (Euplocami): Dravidas, Nubier, Mittelländer. Die Eintheilung von Karl Gustav Carus in Nachtmenschen (äthiopische Stämme), Tagmenschen (kaukasisch-europ. Stämme), östliche



Nr. 4154. Orthognather Schädel (Europäer).
1 Stirnbein, 2 Scheitelbein, 3 Hinterhauptbein, 4 Schläfenbein, a dessen Zitzenfortsatz, 5 Keilbein, 6 Wangenbein, 7 Oberkieferbein, 8 Nasenbein, 9 Thränenbein, 10 Unterkieferbein.



Nr. 4155. Prognather Schädel (Australier).



Nr. 4156. Schädel des Orangutang.

Dämmerungsmenschen (mongolisch-malayisch-hindostanische Stämme) u. westliche Dämmerungsmenschen (amerikanische Urvölker) entspricht seiner naturphilosophischen Anschauung. Strenger von der Schädelform ausgehend theilte Prichard seine 7 Rassen in 3 Gruppen:



Nr. 4157. Mongole (Chinese).



Nr. 4158. Kaukasier (Tscherkesse).

1. mit elliptischem od. ovalem Schädel (Blumenbach's Kaukasier), 2. mit pyramidalem Schädel u. durch Weite der Jochbogen rautenförmigem Gesicht (Blumenbach's Mongolen) und 3. mit vorspringenden Kinnladen (Blumenbach's Aethiopier), für welche er die Bezeichnung „prognath" einführte. Eine sichere wissenschaftliche Basis gab diesen u. ähnlichen auf Schädelformen gegründeten Eintheilungen jedoch erst A. Retzius. Er nannte die Schädel, deren Längsdurchmesser den Querdurchmesser bedeutend überwiegt (100 : 65 im Extrem) Dolichocephalen (d. i. Langköpfe), die deren Längs- u. Querdurchmesser sich mehr nähern (100 : 85), Brachycephalen (Kurzköpfe); er bezeichnete ferner Schädel, bei denen die Kinnladen nicht vorspringen, die Zähne senkrecht stehen, als orthognathe, während er die mit vorspringenden Kinnladen u. mehr od. weniger schiefen Zähnen mit Prichard prognath nennt. Hieraus ergeben sich 4 Kombinationen. Davon entsprechen die orthognathen Dolichocephalen Blumenbach's Kaukasiern, die prognathen Dolichocephalen ziemlich den Aethiopiern. Die Unterscheidung der Zwischenformen ist sehr schwierig. Slaven u. Finnen sind orthognathe Brachycephalen, Mongolen u. Malayen prognathe Brachycephalen.



Nr. 4159. Malaye (Javane).



Nr. 4160. Amerikaner (Indianer).



Nr. 4161. Aethiopier (Buschmensch).

In Amerika sind die Urstämme prognath; es vertheilen sich aber die Stämme rücksichtlich ihres Schädels so, daß an der Ostküste, bes. Südamerika's, Dolichocephalen, an der ganzen Westküste Brachycephalen vorherrschen, so daß man an eine Einwanderung von Afrika u. Asien her zu denken hat. —

Von mehreren Forschern — Welcker u. A. — vorgenommene Schädelmessungen zeigten, daß die beiden genannten Formen Modifikationen unterliegen, u. man noch eine Mittelform, die der Mesocephalen (Mittelköpfe) od. Orthocephalen, anzunehmen habe. — Auf den Intelligenzgrad des M.en kann die Betrachtung des Schädels allein keinen Schluß gestatten, u. sind die Lehren der Phrenologen hauptsächlich Fehlschlüsse, da die Schädeloberfläche durchaus nicht der des Hirnes als des Seelenorgans parallel liegt. Gleichwol kann eine sorgfältige, auf vergleichende Betrachtung gestützte Beobachtung, wie sie die Kranioskopie lehrt, manchen Aufschluß geben. Bei gewissen Naturvölkern finden sich absichtlich betriebene u. schließlich vererbte Schädelentstellungen. — Was die Mischlingsrassen anbelangt, so heißen die aus der Verbindung von Europäern mit anderen Stämmen in Amerika hervorgegangenen Mischlinge Kreolen, Bastarde zwischen Weißen u. Negern heißen Mulatten, solche von Europäern u. Mulatten Terceronen, von Weißen mit Terceronen Quarteronen, von Weißen mit amerik. Indianern Mestizen, von Negern mit Amerikanern Sambo's od. Zambo's, von Europäern u. Malayen endlich Lipplappen.

Den Ursprung der ersten M.en nehmen Einige auf den höchsten Gebirgen an, so den der kaukasischen Völker auf dem Kaukasus, den der Afrikaner zum Theil vom Atlas, der Amerikaner von den Anden, der Mongolen vom Altai u. Himalaja, u. lassen von ihnen aus sich die M.en nach Süd u. Ost, nach West u. später nach Norden ausbreiten. Andere suchen die Wiege des Menschengeschlechts, das „Paradies", in Afrika u. sehen die Neger für den ursprünglichen Menschenstamm an; noch Andere im südl. Asien, ohne daß es jedoch bisher gelungen wäre, fossile Reste solcher Urmenschen auffinden zu können. Es ergab sich aus Funden von menschlichen Geräthschaften, nach deren Materiale man eine Steinzeit, Bronzezeit u. Eisenzeit unterscheidet, von Knochen im Schwemmland, in Höhlen, Begräbnißstätten, wie von Haufen vorhistorischer Küchenabfälle, endlich von Pfahlbauten (Züricher See ꝛc.), daß der M., wenn auch nicht in der Tertiärzeit, wie die Franzosen wollen, so doch bereits mit den Höhlenbären u. Mammuthen zugleich lebte, u. das in einem etwa dem der austral. Wilden zur Zeit der Entdeckung gleichkommenden Zustande (Schädel von Engis, aus dem Neanderthal); während der angeblich vorsintflutliche M. (Scheuchzer's homo diluvii testis) sich als der fossile Rest eines Molches (Andrias) erwies. — Die Abstammung des M.en (durch Darwin-Häckel eine Tagesfrage) von einer bestimmten jetztlebenden Thierform ist nicht nachweisbar. Die Aehnlichkeiten des M.en mit dem zunächst stehenden Thiere vertheilen sich nach Schröder, van der Kolk u. Vrolik auf nicht weniger als 5 Affen. Das menschliche Gehirn ist dem des Orangs am ähnlichsten, die Hand der des Gorilla, der Schädel dem gewisser amerik. Arten, der Thorax u. das Becken den gleichen Theilen des Siamang (Hylobates syndactylus). Ohne indeß damit die Kluft leugnen zu wollen, die den geistig u. gemüthlich ausgebildeten Menschen von den Thieren scheidet, führt doch ein vorurtheilsfreier Blick auf die allmähliche Entwicklung des geistigen Lebens des Individuums sowol wie der ganzen Menschheit seit den frühsten Zeiten der Kultur zu dem Ergebniß, daß die Erkenntniß der Thiere von der des Menschen nur durch die Stufe der erreichten Ausbildung verschieden ist (vgl. „Darwin", unter welchem Art. auch eine Stammtafel des M.en nach Häckel gegeben ist). Aus der überaus reichhaltigen Literatur zur Menschenkunde sei nur Folgendes notirt. Ohne zahlreiche Werke, welche die Anatomie, Physiologie, Psychologie des M.en behandeln, hier aufführen zu können — für den Laien ist Bock's Buch vom gesunden u. kranken Menschen empfehlenswerth — führen wir an: J. C. Prichard, „Researches into the physical history of Mankind" (5 Vol., Lond. 1851, deutsch von R. Wagner u. Will, Lpz. 1840—48); Karl Vogt, „Vorlesungen über den M.en" (2 Bde., Gießen 1863); Wilh. Wundt, „Vorlesungen über die Menschen- u. Thierseele" (Lpz. 1863); Friedr. Müller, „Ethnographie" (Wien 1868); Derselbe, „Allgemeine Ethnographie" (Wien 1873); Th. Waitz, „Anthropologie der Naturvölker", fortgesetzt von Gerland (Lpz. 1859—72); Charles Lyell, „Das Alter des Menschengeschlechts" (übers. von L. Büchner, Lpz. 1864); O. Peschel, „Völkerkunde" (1874); Ch. Darwin, „Die Abstammung des Menschen" (übers. von Carus, 2 Bde., Stuttg.); Ernst Häckel, „Anthropogenie" (Lpz. 1874); Fr. Rolle, „Der Mensch, seine Abstammung u. Gesittung im Lichte der Darwin'schen Lehre" (Frankf. 1866); Thom. Huxley, „Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur" (übers. von Carus 1863). Bes. gefördert endlich wird die Naturgeschichte des Menschen durch anthropologische Gesellschaften, wie sie in London, Paris u. Deutschland bestehen u. sehr reichhaltige Zeitschriften herausgeben: „Bulletins" u. „Mémoires" seit 1860; „The anthropological Review" seit 1863; „Archiv für Anthropologie" seit 1866.

Menschenraub (plagium), eines der schwersten Verbrechen gegen die persönliche Freiheit, begeht, wer sich eines Menschen durch List, Drohung od. Gewalt bemächtigt, um ihn in hülfloser Lage auszusetzen oder in Sklaverei, Leibeigenschaft oder in auswärtige Kriegs- od. Schiffsdienste zu bringen (sog. Seelenverkäuferei); ingleichen wer eine minderjährige Person auf gleiche Weise ihren Eltern od. ihrem Vormunde entzieht, insbes. um sie zum Betteln od. gewinnsüchtigen od. unsittlichen Zwecken od. Beschäftigungen zu gebrauchen. Der M. wird mit Zuchthaus bis zu fünfzehn Jahren bestraft.

Menschenrechte. Durch die natürliche Fähigkeit, sich selbst zu wissen u. für sich selbst zu wollen, werden die Menschen mit Nothwendigkeit zu Subjekten von gemeinschaftlich wahrzunehmenden Rechten, im Gegensatz zu den willenlosen Sachen, denen durch Aneignung u. willkürliche Verwendung kein Unrecht widerfährt. Die Erkenntniß dieser Nothwendigkeit ist jedoch erst der christlichen Welt, wiewol auch verhältnißmäßig spät, aufgegangen, während das gesammte Alterthum in gleicher Weise, wie noch gegenwärtig die in Halbkultur u. Barbarei befangenen Völker, einen Bestand der Gesellschaft ohne rechtlose, den Sachen gleichgestellte Sklaven sich nicht denken konnte. Gegen die verbreitete Meinung, welche das Befreiungswerk hauptsächlich der Katholischen Kirche als Verdienst anrechnet, muß daran erinnert werden, daß noch im 9. Jahrh. jede rechtliche Folgerung aus dem Bibelworte „Die Wahrheit wird euch frei machen" auf Kirchenversammlungen für unstatthaft erklärt, daß die Hochstifte, Abteien, Klöster u. viele Pfarreien Leibeigne unter sich hatten, u. daß im Mittelalter die Geistlichkeit bei der Herabwürdigung von altfreien Landgemeinden u. Hörigen mit dem weltlichen Herrenstande Hand in Hand ging. In der allmählichen Emporhebung der niederen Bevölkerungsschichten brachte sich vielmehr ein innerer Beruf des Germanenthums zur Geltung. Tacitus berichtet bereits von den Deutschen, daß sie keine Sklaven, sondern nur Kolonen hätten, d. h. auf Nebenhöfen angesiedelte Knechte, die von dem Ertrage ihrer Stellen den Herren zinsten u. den Ueberschuß zu eigner Verfügung behielten. Desgleichen betonen schon die ältesten einheimischen Quellen neben den Rechten des Herrn die Pflicht, den Unfreien zu schützen u. zu vertreten. Weiterhin wird der Willkür immermehr durch herkömmliche Hofrechte sowie durch die Vorschrift begegnet, daß über Vergehen der Unfreien das Urtheil nicht dem Herrn, sondern dem Gericht zustehe, u. im ersten Drittel des 13. Jahrh. verkündete der Urheber des als „Sachsenspiegel" bekannten Rechtsbuchs, daß der nach Gottes Bilde geschaffene Mensch frei sei u. daß Dienstbarkeit ihren Grund lediglich in unrechter Gewalt, in Zwang u. Gefängniß habe, die nachher zu einem Rechte verkehrt worden wären. Montesquieu darf deshalb die Ursitze der Freiheit im vollsten Sinne des Worts nach Germaniens Wäldern verlegen. Wenn jene Ansätze wieder verkümmerten, so trägt daran theils das eindringende, doktrinär überlegene römische Recht mit seiner durchgängigen Voraussetzung der Sklaverei, theils die Fortspinnung des Feudalsystems (s. „Lehnwesen") die Schuld; letzteres weil es bei der Unzulänglichkeit der höchsten Gewalt einer Anzahl von erblichen Zwischenunternehmern gestattete, die zur Weiterentwicklung des Staatsgedankens erforderlichen Mittel durch Ausdehnung ihrer privaten Herrenrechte aufzubringen. Nichtsdestoweniger suchte die Gesetzgebung u. Rechtsübung seit dem Ausgange des 17. Jahrh. den Leibeigenen u. Hörigen allmählich wieder bessere Bedingungen zu verschaffen, die Frohnen auf ein bestimmtes Maß herabzusetzen u. die grundherrliche Gewalt durch Eigenthumsordnungen zu beschränken. Auf weit höhere Ziele wurde aber dieses nur halb bewußte Streben seit der Mitte des vorigen Jahrh. von Frankreich aus durch die Philosopheme hingewiesen, welche in der Freiheit der Person ein höchstes Erforderniß u. in deren Sicherung die Grundlage einer vollkommeneren Rechtsordnung erblickten. Ihnen verdankt das Schlagwort von den angebornen, unveräußerlichen M.n seine Entstehung. Der darunter zusammengefaßte Inbegriff von Freiheiten u. Verfassungsgrundsätzen gelangte 1776 im Kongreß der Vereinigten Staaten von Nordamerika u. 1789 in der franz. Nationalversammlung zur Anerkennung. Die von letzterer zum Dekret erhobene Déclaration des droits de l'homme et du citoyen ward nachher der Konstitution vom 3. Sept. 1791 u. weiter, nach Beseitigung der nachgehends während der Schreckenszeit hineingebrachten Uebertreibungen, der Konstitutionsakte vom 5. Fructidor des Jahres III (22. Aug. 1795) beigefügt. Durch die Erklärung werden die Freiheit der Person, die Gleichheit Aller vor dem Gesetz, die Theilnahme der Bürger an der Gesetzgebung, die Beziehungen der Staatssouveränetät auf die Gesammtheit der Bürger, die Aufhebung der Geburtsvorrechte u. der erblichen Privilegien, die Unzulässigkeit der Verwandlung von öffentlichen Aemtern in privates Eigenthum, die Heranziehung Aller zu den öffentlichen Leistungen, wiewol mit Berücksichtigung ihrer Erwerbs- u. Vermögensverhältnisse, die freie Verfügung über das Eigenthum, die Gewissens-, Kultus-, Aeußerungs- u. Preßfreiheit, die Beschränkung der gerichtlichen Verfolgung auf die vom Gesetz bestimmten Fälle, die Trennung der öffentlichen Gewalten sowie die Verantwortlichkeit der Beamten gewährleistet.

Das Gesetz darf nur Strafen feststellen, die nothwendig u. dem Vergehen angemessen sind. Unter den Obliegenheiten der Bürger wird die Pflicht den Staat zu vertheidigen hervorgehoben, u. außerdem in der Verfassung von 1793 das Recht des Bürgers auf Unterricht u. Unterstützung sowie die Befugniß zum Widerstand im Fall einer Gesetzübertretung von Seiten der politischen Gewalt anerkannt. Im ersten franz. Kaiserreiche war von den M.n begreiflicher Weise nicht die Rede, u. erst die Charte Ludwig's XVIII. vom 4. Juni 1814 erkannte dieselben als Grundrechte wieder an. Aus ihr sind die betreffenden Sätze mehr od. weniger vollständig in die Verfassungen südamerikanischer Republiken u. selbst europäischer Staaten übergegangen, wie sie denn zu einem guten Theile in den 1848 von der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt angenommenen Grundrechten wiederkehren. Daß die Veröffentlichung dieser Grundrechte in vielen deutschen Staaten nachträglich als nicht geschehen betrachtet wurde, ist von den Unversöhnlichen noch heutzutage als Beschwerdegrund hervorgehoben, obgleich mittlerweile die politische Fortentwicklung den meisten darin enthaltenen Forderungen, insoweit sie sich als praktisch erwiesen, Rechnung getragen hat.

Menschikoff, Alexander Danilowitsch, russ. Staatsmann u. Feldherr, geb. zu Moskau 28. Nov. 1672; erregte als Austräger von Backwaaren das Interesse des Generals Lefort (s. d.), ward auf dessen Empfehlung von Peter d. Gr. in Dienst genommen u. gewann bald durch sein muntres, aufgewecktes Wesen des Zaren Gunst, in der er sich vollends befestigte, als er ihm eine Verschwörung der Strelitzen entdeckte. Nach dem Tode Lefort's nahm M. dessen Platz ein u. wußte vermöge seines außerordentlichen Genies das in ihn gesetzte Vertrauen des Monarchen vollkommen zu rechtfertigen. Er förderte nicht blos dessen reformatorische Thätigkeit, auch von ihm selbst ging manche schöpferische Idee, mancher große Plan aus. Sogar außerhalb Rußlands kam er zu so hohem Ansehen, daß ihn Kaiser Leopold I. 1702 zum Grafen u. 1706 zum deutschen Reichsfürsten erhob, worauf er im folgenden Jahre die Würde eines russischen Fürsten erhielt. Schon 1706 hatte er die Schweden bei Kalisch geschlagen, u. da er 1709 auch am Siege bei Pultawa wesentlichen Antheil hatte u. nach dieser Schlacht den größten Theil des schwed. Heeres gefangen nahm, verlieh ihm der Zar den Feldmarschallstab. 1710 nahm er Riga, dann rückte er in Pommern ein u. eroberte 1713 Stettin. Seiner staatsmännischen u. kriegerischen Bedeutung entsprachen aber nicht seine menschlichen Eigenschaften: er war eigennützig bis zur Bestechlichkeit, weshalb er wiederholentlich vor ein Kriegsgericht gestellt wurde, u. wenn ihn auch Peter, eingedenk seiner großen Verdienste, jedesmal begnadigte, so ließ er ihm doch nicht mehr den frühern Einfluß. Dafür entschädigte sich M. unter Katharina I., der er 1725 durch Intriguen u. Gewaltschritte zum Throne verholfen hatte. Auch nach deren Tode (1727) übte er als Reichsverweser u. Vormund des minderjährigen Peter II. eine unumschränkte Gewalt aus, bis es seinen vielen Feinden, insbes. dem Grafen Ostermann u. den Dolgoruki's, gelang ihn zu stürzen. Sein großes Vermögen ward konfiszirt, er selbst mit seiner Familie nach Sibirien verbannt, wo er 2. Nov. 1729 zu Beresoff starb. Die beiden ihn überlebenden Kinder durften im folgenden Jahre zurückkehren. — Fürst Alexander Sergejewitsch **M.**, Großenkel des Vorigen, geb. 1789, trat 1805 in das russ. Heer ein, war dann eine Zeit lang Attaché bei der Gesandtschaft in Wien, wurde hierauf Flügeladjutant des Kaisers u. rückte während der Feldzüge von 1812—15 zum General auf. Später wirkte er für die Pläne der Griechen, mußte aber 1823 infolge eines plötzlichen Umschwunges der denselben bisher ganstigen russ. Politik mit anderen Griechenfreunden seinen Abschied nehmen u. kehrte erst nach der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus an den Hof zurück. Bald darauf ward er mit einer außerord. Mission nach Teheran behufs eines russ.-pers. Bündnisses gegen die Türkei betraut, doch scheiterte dieselbe am Uebermuthe des Schah. Dieser Uebermuth erhielt seinen bittern Lohn in dem folgenden Kriege, den M. im Generalstabe mitmachte. Im Feldzuge gegen die Türken 1828 leitete er zuerst die Expedition gegen Anapa, das er einnahm, dann die Belagerung von Varna; hier ward er noch vor dem Falle dieser Festung schwer verwundet. In der Folgezeit erwarb er sich große Verdienste um das in Verfall gerathene russ. Seewesen, zuerst als Vizeadmiral u. Chef des Marine-Generalstabs, dann (seit 1834) als Admiral u. seit 1836 als Marineminister. Auch als Generalgouverneur von Finnland, welchen Posten er später, wie auch schon 1831—34, bekleidete, beschäftigte er sich mit der Organisation der Ostseeflotte u. der Herstellung u. Verstärkung der Seefestungen im Finnischen Meerbusen. Weltbekannt wurde sein Name durch seine Mission nach Konstantinopel im März 1853, denn er wußte seinem dortigen Auftreten eine Form zu geben, welche in der ganzen gebildeten Welt Aufsehen erregen mußte, u. seitdem er gleich bei der ersten Audienz im Paletot erschien, ist der „Paletot M.'s" fast sprüchwörtlich geworden. Der Widerstand des Sultans gegen die durch M. gestellten russ. Forderungen führte zum Krimkriege, in welchem dieser den Oberbefehl über die russ. Land- u. Seemacht erhielt. Insbes. lieferte er 20. Sept. 1854 den Verbündeten die Schlacht an der Alma, wurde zwar hier, wie 5. Nov. bei Inkjerman, besiegt, vertheidigte aber dann mit erfolgreicher Umsicht Sebastopol, bis er im Febr. 1855 erkrankte u. infolge dessen im März zurücktreten mußte. Vom Dez. 1855 bis April 1856 Gouverneur von Kronstadt, gehörte er seitdem nur noch zu denjenigen Mitgliedern des Reichsraths, welche keine besondere Funktion haben. Am 2. Mai 1869 starb er zu Petersburg.

Mensdorff-Pouilly, Fürst **v. Dietrichstein zu Nikolsburg,** Graf Alexander Konstantin Albert v., österr. General u. Staatsmann, geb. 4. Aug. 1813 als 2. Sohn des österr. Kavalleriegenerals Grafen Emanuel v. M.-P. (geb. zu Nancy 24. Jan. 1777, gest. zu Wien 28. Juni 1852) aus dessen Ehe mit der Prinzessin Sophie von Sachsen-Koburg-Saalfeld; trat zeitig in das kaiserl. Heer, zeichnete sich 1849 als Oberst-Kommandant des 5. Chevauxlegers-Regiments vor Komorn aus u. war Generalmajor, als er Ende 1850 den Posten eines österr. Kommissärs in Schleswig-Holstein erhielt. Seit 23. April 1852 war M.-P. österr. Gesandter in Petersburg, wurde aber schon im folgenden Jahre auf eigenes Ansuchen dieser Stellung wieder enthoben. 1859 zum Feldmarschallleutnant befördert, nahm er 24. Juni desselben Jahres an der Spitze zweier Kavallerie-Brigaden an der Schlacht bei Solferino Theil, unterzeichnete 8. Juli als zweiter Bevollmächtigter den Waffenstillstand von Villafranca u. kehrte dann mit seiner Division nach Böhmen zurück. Seit Okt. 1860 Geh. Rath u. kommandirender General im Banate u. seit März 1861, bezüglich während des polnischen Aufstandes Statthalter u. kommandirender General in Galizien, übernahm er 27. Okt. 1864 das Ministerium des Auswärtigen u. des kaiserlichen Hauses. In die Zeit seiner Ministerschaft fiel der Krieg gegen Preußen. Nach seinem 30. Okt. 1866 erfolgten Rücktritt trat er 1. April 1867 als lebenslängliches Mitglied ins Herrenhaus des Reichsraths, wo er zu den Konservativen gehörte. 1870 zum General der Kavallerie u. Statthalter von Böhmen ernannt, starb er zu Prag 15. Febr. 1871. Im J. 1857 hatte er sich mit Gräfin Alexandrine v. Dietrichstein (geb. 29. Febr. 1824), der Erbherrin der vormaligen fürstlich Dietrichstein'schen Herrschaft Nikolsburg in Mähren, vermählt. Infolge dessen u. da die fürstlich Dietrichstein'sche Familie seit 27. Aug. 1864 im Mannesstamme erloschen war, hatte auf ihn Kaiser Franz Josef I. durch Kabinetsschreiben vom 23. Dez. 1868 u. Diplom vom 20. März 1869 den Titel „Fürst Dietrichstein zu Nikolsburg" übertragen. Derselbe erbt in der männlichen Linie nach dem Erstgeburtsrechte fort. Gegenwärtiges Haupt der Familie ist Fürst Hugo v. Dietrichstein zu Nikolsb., Graf v. M.-P., geb. 19. Dez. 1858.

Mens sana in corpore sano, lat. Sprüchwort: „In einem gesunden Körper wohnt eine gesunde Seele."

Menstruation (Regel, monatliche Reinigung) ist ein beim weiblichen Geschlecht in vierwöchentlichen Perioden auftretender, mit Reifung eines Eies verbundener Austritt von Blut aus den Genitalien. Sie beginnt mit Eintritt der Geschlechtsreife (Pubertät) im 14.—15. Lebensjahre, doch auch öfter etwas früher od. später. Der innere physiologische Vorgang bei der M. besteht in Anschwellung eines sog. Follikels an der Oberfläche des Eierstocks, welcher platzt u. das reif gewordene, in ihm befindliche Ei in den Eileiter fallen läßt. Zu gleicher Zeit wird die Gebärmutter blutreich u. durch die sie im Innern auskleidende Schleimhaut tritt Blut aus, indem kleine Blutgefäße bersten. Der Abfluß dieses Blutes, der Menstrualfluß od. die Menstrualblutung, ist die äußere Erscheinung u. Folge des innerlich sich entwickelnden Prozesses. Im Mittel beträgt die Periode der Wiederkehr der M. 28 Tage, allein es finden in dieser Beziehung große Abweichungen statt, indem sich die M. bei manchen Frauen in weit kürzeren Zeiträumen wiederholt. Vom Eintritt

der Schwangerschaft an findet in der Regel keine M. mehr statt; auch bleibt während der Säugungsperiode die M. meist, wenn auch nicht immer aus. Bei nicht stillenden Frauen stellt sich die M. oft schon in der 6. od. 8 Woche nach der Geburt wieder ein. — Unregelmäßigkeiten in der M. sind bei der Lebensweise unseres weiblichen Geschlechts nam. im jugendlichen Alter keineswegs selten. Theils ist der jedesmalige Eintritt der M. bisweilen von kolikartigen Unterleibsschmerzen begleitet, theils sind die Blutungen zu reichlich od. zu gering, theils halten sie nicht die regelmäßigen Perioden ein, od. sie stocken in anderen Fällen auch ganz. In solchen Fällen geht oft eine ausgebrochene Blutarmuth nebenher u. kann bald Ursache der zu geringen od. stockenden M., bald Folge der zu starken Menstrualblutung sein.

Mensur (vom lat. mensura, Maß), Maß, Größenverhältniß; bei Zweikämpfen die abgemessene Entfernung zwischen den Kämpfenden; in der Musik das Verhältniß der Töne zu einander in mathematischer Beziehung; beim Orgel- u. Instrumentenbau das Größenverhältniß der Pfeifen bei ersterem u. die mathematische Eintheilung der verschiedenen Instrumententheile, Länge der Saiten, des Steges 2c. bei letzterem; bei der Bildhauerkunst das Maß, mittels dessen man gewisse Theile des Modells mit Bleigewichten u. Zirkel auf dem Blocke bezeichnet 2c.

Mensuralgesang, s. v. w. Figuralgesang (s. d.).

Mentana, Städtchen in der ital. Provinz Rom, 3 M. im NO. von Rom gelegen, ist bekannt geworden durch die Niederlage Garibaldi's 3. Nov. 1867. Dieser rückte mit etwa 3500 Freiwilligen von Monte-Rotondo gegen Tivoli u. wurde bei M. von den päpstlichen Truppen unter Charette u. von franz. Infanterie unter General Polhès in einer Stärke von ungefähr 5000 M. angegriffen. Ein kräftiger Vorstoß gegen den linken Flügel brachte das Corps Garibaldi's zum Weichen u. das Chassepotgewehr entschied den Sieg über die schlecht bewaffneten u. unzureichend mit Munition versehenen Freiwilligenscharen. Der größte Theil derselben blieb auf dem Schlachtfelde od. ward gefangen u. Garibaldi selbst kam in Gefangenschaft auf das Fort Varignano bei La Spezia. Der Papst aber stiftete die M.-Medaille für die siegreichen Truppen.

Mentha, Minze, ein artenreiches Pflanzengeschlecht der Lippenblütler, auch bei uns zahlreich vertreten, bes. Uferpflanzen enthaltend, die sich in unzähligen Formen mischen u. meist einen eigenthümlichen aromatischen Geruch in allen Theilen des Krautes entwickeln. Auch ist ihre äußere Tracht so charakteristisch, daß sie mit einigen anderen Pflanzengeschlechtern eine eigene Gruppe der Mentheen darstellen. In Nord- u. Mitteldeutschland unterscheidet Garcke sieben Arten, mit Ausschluß der gebauten Pfefferminze. Letztere ist in der That nicht einheimisch, wird aber in England ebenso als wild angegeben, wie man sie in Griechenland, Nordamerika u. Japan für einheimisch betrachtet. Sie ist wahrscheinlich die gewürzigste aller Arten u. trägt ihren Namen (M. piperita) in der That. Ihr Geschmack ist ein feurig-aromatischer, der später in einen kühlenden übergeht, ihr Geruch ebenso stark aromatisch. Sie verdankt das einem ätherischen Oele (Pfefferminzöl), das eben so vielfach arzneilich angewendet wird wie das Kraut als Thee, der bes. krampfstillend u. erwärmend wirkt u. deshalb zu den ausgezeichnetsten Hausmitteln gehört. Im ganzen Orient verwendet man das Kraut als Gewürz zu Speisen, bes. zu Artischocken mit Fenchelsprossen, in England selbst zu Braten. Aehnlich wirkt auch die bekannte Krauseminze (M. crispa), eine Abart unsrer gewöhnlichen Wasserminze (M. aquatica) mit krausen Blättern. Eine zweite Abart derselben Stammform ist die Bergamottminze (M. citrata) in Südeuropa mit auffallend lieblichem Citronengeruch, daher dort vielfach verwendet. Die einheimische Edelminze (M. géntilis) hat einen starken, lieblichen, dem Basilikum ähnlichen Geruch; eine Abart von ihr (M. sativa) übertrifft an Wirkung die Krauseminze u. galt früher bes. viel in England. Einen durchdringenden Geruch u. brennenden Geschmack hat die Poleiminze (M. Pulegium) unsrer feuchten Wiesen, weshalb auch sie in den betreffenden Gegenden sowie in der Arzneikunde vielfach innerlich u. äußerlich angewendet wird. Außerdem giebt es noch bei uns eine Menge Abarten od. in fremden Ländern eine Menge Arten von ähnlichen Eigenschaften.

Mentone (frz. Menton), Stadt im franz. Departement der Seealpen (Alpes maritimes) mit 5666 E. (1872), liegt im Osten von Monaco hart an der franz.-ital. Grenze an einer Bucht des Mittelmeeres u. ist durch die umliegenden Berge vor allen kalten Nordwinden geschützt. Die Häuser des Ortes ziehen sich amphitheatralisch an den Höhen empor, u. prächtige Landhäuser liegen bes. an der Ostseite der Bucht in Gärten, welche alle Reize der mediterranen Flora zeigen. Die Altstadt mit ihren Arkaden u. Festungswerken hat viel Alterthümliches. M. verdankt dem milden Winterklima seinen Ruf als Luftkurort für Brustleidende. Der Winter M.'s gleicht mit einer Durchschnittstemperatur von 9,6° C. dem Neapels. Fröste sind außerordentlich selten u. mehr als 200 Tage im Jahre vollkommen wolkenfrei. Mit Nizza u. Genua hat M. Eisenbahnverbindung. Die Bewohner ernähren sich meist von der Bewirthung der Kurgäste, der Kultur der Oliven u. Südfrüchte, sowie von Fischerei u. Schifffahrt. Oel, Citronen u. Apfelsinen sind die wichtigsten Artikel des Exportes. — M. gehörte 1346—49 mit der Gemeinde Roccabruna od. Roquebrune zum Fürstenthum Monaco, kam dann unter sardinische Verwaltung u. wurde von Monaco 2. Febr. 1801 gegen eine Entschädigung von 4 Mill. Frcs. an Frankreich abgetreten.

Mentor, in Ithaka wohnhaft, ein Freund des Odysseus, der ihm beim Beginn des Feldzuges gegen Troja die Sorge für sein Haus u. bes. die Obhut über seinen Sohn Telemachos übertrug. Pallas Athene nahm wiederholt die Gestalt des M. an, um Telemachos nach Pylos zu begleiten u. den Odysseus nicht blos im Kampfe mit den Freiern zu schützen, sondern auch nach deren Tode mit dem Volke zu versöhnen. Man versteht darum noch heute unter einem Mentor einen freundlichen Berather.

Menu od. **Manu,** nach der indischen Mythologie ein Sohn des Brahma, Stammvater des Menschengeschlechts u. Vater der Rischi's, von welchen alle höheren Wesen u. die 4 Kasten der Hindu abstammen. Denselben Namen führt auch der Gründer des Reiches Ayadhya, den man für den Verfasser des „Mamava dharma Sestra“, d. i. nämlich des in Versen abgefaßten indischen Gesetzbuches, hält. Unter der Mehrzahl M.'s begreift man gewisse Abschnitte der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts.

menu (frz., spr. menüh), klein, gering, z. B. m. gibier, kleines, niederes Wild; m. bétail, das kleine Vieh; m.s plaisirs, kleine Vergnügungen. Das Hauptwort M. bedeutet auch Speisekarte.

Menuett (frz. menuet, ital. menuetto) ist ein aus Poitou stammender, würdevoller u. gravitätischer Tanz; seinen Namen soll er von den graziösen kleinen (franz. menus) Schritten haben, mit welchen er ausgeführt wurde; er war der Tanz der vornehmen Welt. Der M. ist schon im 16. Jahrh. an den Höfen zu finden. Pecour bildete den ursprünglich in schnellerem Tempo ausgeführten Tanz weiter aus u. er wurde nun an den Höfen Ludwig's XIV. u. XV. ganz bes. beliebt. Der würdevollste Anstand u. alle Grazie des Körpers werden dabei entfaltet, die aufrechte feste Stellung, welche bei allen Pas festgehalten wird, giebt aber dem Tanze eine gewisse Steifheit. Uebrigens erscheint der M. der schwierigste aller Tänze, wie Hoguet sagt, in sehr verschiedenen, zum Theil sogar sehr komplizirten Formen, z. B. M. gentil, à la Vigano, à la cour od. à la reine, wie sie der Balletmeister Gardel zur Vermählung Ludwig's XVI. mit Marie Antoinette komponirte. In der gebräuchlichsten Form treten die Paare in einer geraden Linie neben einander an u. machen dann Komplimente gerade aus u. gegen einander; darauf führt der Herr die Dame so, daß die Letzteren in die eine, die Herren ihnen gegenüber in die zweite Linie zu stehen kommen. Auf dieser Linie machen nun die Herren nach rechts u. links ihre zierlichen Menuetpas, changiren mit Grazie vor einander vorbeischreitend die Plätze, bewegen sich dann wieder auf der gedachten Linie, geben sich die rechte, nachher die linke, zuletzt beide Hände u. kehren dann tanzend an den ersten Platz zurück, wo gravitätische Komplimente den Tanz eben so beschließen wie sie ihn einleiteten. — M. heißt ferner auch eine ursprünglich für den eben beschriebenen französischen Tanz eingerichtete ältere Tanzmelodiengattung, schon früh in die Suite, Sonate, Serenade u. Symphonie herübergenommen. Die Melodie steht jederzeit im Dreivierteltakt, u. wenn zum Tanzen bestimmt, ist ihre Bewegung eine sehr mäßige; ferner ist sie in zwei Reprisen gegliedert, von denen jede acht Takte enthält, im vierten Takt einen merklichen Einschnitt. Um diesen Tanz musikalisch reicher auszustatten u. ihm mehr Mannichfaltigkeit zu geben, führt man nach Schluß der zweiten Reprise einen zweiten Satz ein, der ebenfalls aus zwei Repetitionen besteht u. auch sonst dem Hauptsatze rhythmisch ganz ähnlich eingerichtet, an Charakter aber von ihm verschieden ist u. wechselsweise mit ihm vorgetragen wird. Er pflegt in einer der Haupttonart nahe verwandten Nebentonart zu stehen. Weil man ehedem die Hauptmelodie gemeinhin nur zweistimmig setzte (die erste u. zweite Violine unisono u. Baß), so bediente man sich alsdann, um größere Mannichfaltigkeit zu gewinnen, bei der zweiten Melodie des dreistimmigen Satzes, u. daher hat dieser Theil des M.s (u. auch anderer neuerer Tänze) den Namen Trio bekommen u. bis zum heutigen Tage behalten. — Außer zum Tanzen diente der M. auch zum Singen, wurde außerdem auch schon früh in den Reigen der Suite u. Partita aufgenommen. Darnach fand er auch in der Cassation od. Serenade einen bevorzugten Platz. Als um Mitte des vorigen Jahrhunderts unsre moderne Symphonie u. Sonate sich entwickelte, nahm man den M. auch in den Cyklus dieser Formgattung als zweiten od. dritten Satz mit herüber; ob Haydn dieses zuerst gethan, ist nicht mit Gewißheit zu sagen,

wenngleich man es annimmt. Er gab aber dem M. seinen eigenthümlichen, seitdem typisch gewordenen Charakter. Bei Beethoven u. den Neueren trat meist das Scherzo an die Stelle des M.s. Die Bezeichnung Tempo di Menuetto zeigt an, daß ein Tonstück, welches an sich kein M. ist, doch im Charakter u. in der Bewegung desselben vorgetragen werden soll.

Menzel, Adolf, namhafter Historienmaler, geb. 8. Dez. 1815 zu Breslau, kam schon in früher Jugend nach Berlin, wo er durch Zeichnungen u. Lithographien u. nam. durch sein größeres Erstlingswerk (1833) „Künstlers Erdenwallen" Aufsehen erregte. Das ermuthigte ihn zu einer Reihe von Denkwürdigkeiten aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte; sie erschienen 1836 u. offenbarten sein Talent im vollsten Maße, obgleich sie bei der damals herrschenden romantisch-sentimentalen Richtung der Malerei weniger beachtet wurden. Dazu kamen bald nachher andere Blätter: „Die fünf Sinne". 1837 brachte er sein erstes Oelbild, „Die Advokatenkonsultirung".



Nr. 4162. Adolf Menzel (geb. 8. Dez. 1815).

Im Anfang der vierziger Jahre aber wandte sich M. mit Entschiedenheit der Darstellung des Lebens u. des Zeitalters Friedrich's d. Gr. zu u. schuf eine Menge kühn gezeichneter, durchaus realistischer Bilder dieses Stoffes, von momentaner Lebendigkeit, oft auch voll derb realistischer Zufälligkeiten. Dahin gehören „Der Ueberfall bei Hochkirch", „Die Zusammenkunft Friedrich's u. Kaiser Josef's zu Neiße", die Illustration zu Kugler's „Geschichte Heinrich's d. Gr.", derselbe „König mit seinen Freunden an der Tafel", ein „Konzert beim König" u. a. Später folgten viele Bilder für den Holzschnitt (von Unzelmann), z. B. zu Chamisso's „Peter Schlemihl" u. zu einer Prachtausgabe der Werke Friedrich's d. Gr. Endlich noch aus den letzten Jahren das Krönungsbild König Wilhelm's, der Auszug des Königs zum Kriege gegen Frankreich u. die Parade vor König Viktor Emanuel. Auch in seinen Aquarellen zeigt er einen ausgeprägten Realismus u. eine glänzende Technik.

Menzel, Karl Adolf, Geschichtschreiber u. Schulmann, geb. zu Grünberg in Niederschlesien 7. Dez. 1784; studirte in Halle, wurde 1809 außerord. Professor sowie Oberlehrer am Elisabethanum in Breslau, 1814 Prorektor an demselben Gymnasium u. Bibliothekar der Rhediger'schen Bibliothek, behielt letzteres Amt auch nach seiner 1824 erfolgten Ernennung zum Konsistorial- u. Schulrath bei, ließ sich im April 1855 emeritiren u. starb zu Breslau 19. Aug. 1855. Seine Hauptwerke sind: „Die Geschichte der Deutschen" (8 Bde., Bresl. 1815—23), ein auf tüchtigen Quellenstudien fußendes, trefflich geschriebenes Buch, das die deutsche Geschichte bis Maximilian I. giebt, u. die „Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesakte" (14 Bde., ebd. 1826—48; 2. Aufl., 6 Bde., 1854—56), worin nam. die kirchlich-politischen Verhältnisse eingehend behandelt werden. Außerdem verfaßte er: „Topographische Chronik von Breslau" (2 Bde., ebd. 1805—7); „Geschichte Schlesiens" (3 Bde., ebd. 1807—10); „Geschichte unserer Zeit seit dem Tode Friedrich's II." (2 Bde., Berl. 1824 f.), eine Fortsetzung der Becker'schen „Weltgeschichte"; „Historische Lehrstücke für Religions- u. Staatsthumskunde" (Bresl. 1851); „Staats- u. Religionsgeschichte der Königreiche Israel u. Juda" (Berl. 1853) ꝛc. Auch setzte er mit Kugler Heinel's „Geschichte des preuß. Staates u. Volkes" fort.

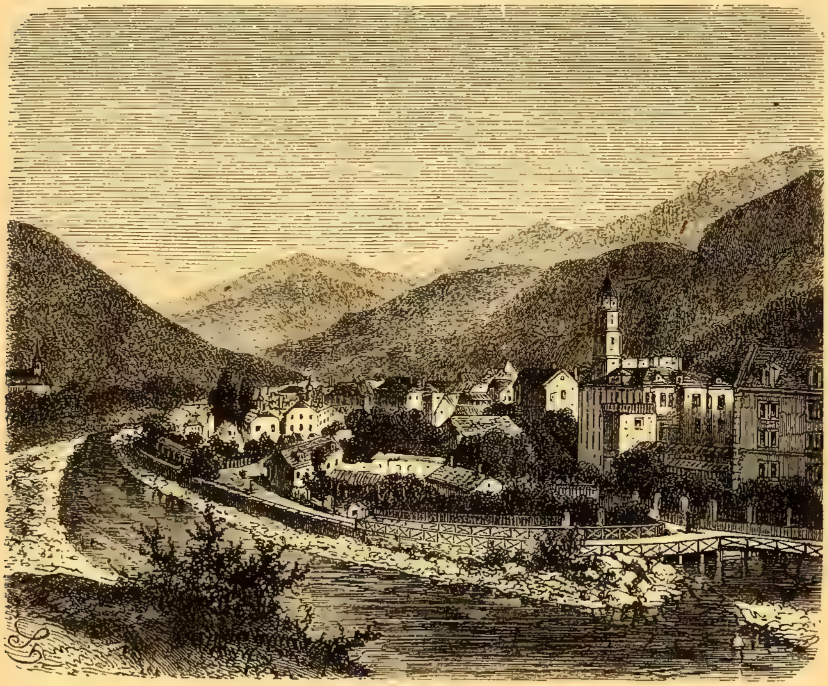
Menzel, Wolfgang, Kritiker u. Literarhistoriker, Geschichtschreiber u. Publizist, geb. zu Waldenburg in Schlesien 21. Juni 1798; machte 1815 als Freiwilliger den Feldzug gegen Frankreich mit, nach dessen Beendigung er dem Vater Jahn als begeisterter Turner nach Berlin folgte; studirte seit 1818 in Jena u. Bonn Philosophie u. Geschichte, wirkte dann ein paar Jahre als Lehrer in Aarau, privatisirte hierauf dort u. in Heidelberg u. nahm 1825 seinen bleibenden Aufenthalt in Stuttgart, wo er auch 23. April 1873 starb. Früher entschieden liberal, weshalb er sich zu Anfang der 30er Jahre als Mitglied der II. württembergischen Kammer mit Uhland, Schott u. Pfizer zur Opposition hielt, aber schon seit der Pariser Julirevolution als Deutschthümler ein heftiger Gegner derjenigen deutschen Schriftsteller, die sich, wie Börne u. Heine, zu den Franzosen hinneigten (Börner richtete gegen ihn seine bekannte Schrift „M. der Franzosenfresser"), wandte er sich bald auch gegen die übrigen Schriftsteller, die außer Heine seit 1834 vom Bundestage zum „Jungen Deutschland" (s. d.) gerechnet wurden. Seitdem gerieth er immer tiefer ins reaktionäre Fahrwasser u. stand den Bewegungen der Zeit feindlich u. verbissen gegenüber. Das Organ für seine gehässige Polemik u. seine denunziatorischen Kritiken war das von ihm 1825—48 redigirte Literaturblatt zum Cotta'schen „Morgenblatt", das er 1852—69 als selbständiges „Literaturblatt" auf eigene Kosten herausgab. Auch Goethe u. seine Schule wurden von ihm, nam. in seinem Buche „Die deutsche Literatur" (2 Bde., Stuttg. 1828; 2. Aufl., 4 Bde., 1836) mit Leidenschaft angegriffen. Erst durch die Ereignisse des Jahres 1866 wieder in ein positives Verhältniß zu den Bestrebungen der Gegenwart gebracht, vertheidigte er diese fortan sowol gegen partikularistische Tendenzen, als auch gegen klerikale Gelüste. Von seinen zahlreichen Werken werden einige in die Anthologien übergegangene historische Balladen u. seine „Geschichte der Deutschen" (3 Bde., Zür. 1824 f.; 5. Aufl., 5 Bde., 1855) seinen Namen wol am längsten vor der Vergessenheit schützen; weniger gelungen ist die „Allgemeine Weltgeschichte" (12 Bde., Stuttg. 1862 f.). Außerdem verdienen Erwähnung die „Streckverse" (Heidelb. 1823), durch die sich M. zuerst bekannt machte; die phantasievollen u. auch der Form nach gelungenen Märchen „Rübezahl" (Stuttg. 1829) u. „Narcissus" (ebd. 1830); der Roman „Furore" (3 Bde., Lpz. 1851); die lyrische Mustersammlung „Die Gesänge der Völker" (ebd. 1851); „Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit" (3 Bde., Stuttg. 1858 f.); „Die letzten 120 Jahre der Weltgeschichte" (6 Bde., ebd. 1860); „Vorchristliche Unsterblichkeitslehre" (2 Bde., Lpz. 1870); „Die wichtigsten Weltbegebenheiten vom Ende des Lombardischen Kriegs bis zum Anfang des Deutschen Kriegs" (Frankf. 1869); „Geschichte des Franz. Kriegs von 1870" (2 Bde., Stuttg. 1871) u. „Die wichtigsten Weltbegebenheiten vom Prager Frieden bis zum Kriege mit Frankreich" (2 Bde., ebendas. 1871 f.).

Mephistopheles. Der Name des dienstbaren Hausgeistes des Dr. Faust im alten Faustbuche Dr. Widman's vom J. 1599 ist Mephostophiles u. wird von dem Verfasser (zu I, 11) für ein pers. Wort erklärt. Dieselbe Namensform findet sich auch noch in der Pfizer'schen Bearbeitung vom J. 1674, wogegen Marlowe in seinem Trauerspiel daraus Mephostophilis (u. abgekürzt Mephosto) macht. Auch Shakespeare nennt ihn so in den „Lustigen Weibern" (I, 1). Die Form M. erscheint zuerst in dem Fliegenden Blatt von Dr. Faust aus Köln, auf einem Bilde von Christoph v. Sichem u. in dem Volksbuche von Wagner (1712); das Puppenspiel nennt ihn Mephistophles, die Form M. führte Goethe zuerst ein. Die Ableitung des Wortes ist nicht sicher. Nach Einigen stammt es aus dem Hebräischen ab u. wäre eine Zusammensetzung von mephir (d. h. Zerstreuer, Verderber) u. tophel (d. h. Lügner), während Andere es aus dem Griech. herleiten: μηφωστοφιλης (d. h. der das Licht nicht Liebende), u. Andere wieder es aus dem lat. mephitis u. griech. φίλος zusammengesetzt sein lassen; in letzterem Falle würde es bedeuten: der die höllischen (mephitischen) Gerüche Liebende. Im Uebrigen ist dieser Hausgeistname dem alten Faustbuche ganz eigenthümlich, denn er findet sich weder in der

berüchtigten „Höllenhierarchie", noch kommt er in einem der älteren Hexenprozesse od. Beschwörungsbücher weiter vor als in dem sog. „Höllenzwang", dessen Titel freilich als Druckjahr das J. 1501 angiebt, der aber nicht über den Anfang des vorigen Jahrh. hinausgeht.

mephitisch (vom lat. mephitis, Schwefelgeruch), jede Luftart, die beim Einathmen tödlich wirkt, wie z. B. Sumpfluft, Kloakengas 2c. Im alten Rom waren der Mephitis, der gegen solche schädliche Gase schützenden Göttin, eigene Tempel geweiht.

Meppen, Kreisstadt in der preuß. Landdrostei Osnabrück (Provinz Hannover) mit 3132 E. (1871), von denen $^7/_8$ kathol. sind; liegt an der Mündung der Haase in die Ems u. ist Hauptort des standesherrlichen Herzogthums Arenberg-M. Die Stadt hat eine evangel. u. eine kathol. Kirche, ein Gymnasium u. ein Schloß; die Bevölkerung treibt Schiffahrt, Leinweberei, Tabaksfabrikation u. Eisengießerei. — Der Kreis M. umfaßt 40,23 □M. mit 54,854 fast ausschließlich kathol. E.



Nr. 4163. Meran.

Meran, Stadt in Südtirol (Kreis Brixen) mit 4229 E. (1869); liegt am Ausgang des Passeierthales, unweit der Mündung der Passer in die Etsch, in einem wunderbar schönen Thalkessel, umgeben von weinbepflanzten Anhöhen, auf denen zahlreiche mittelalterliche Burgen thronen, u. überragt von grotesken Porphyrbergen. Zwei Hauptstraßen, die Laubengasse u. der Rennweg, durchschneiden die Stadt, deren Bauart in einzelnen Theilen schon an Italien erinnert. Die Pfarrkirche mit dem höchsten Thurm in Tirol u. die Spitalkirche sind sehenswerthe goth. Bauwerke. Eine protest. Kirche, die erste in Tirol, ist im Bau begriffen. Das Kelleramt war einst Residenz der Landesfürsten bei ihrem Aufenhalt in M. Höchst malerische Burgen liegen in dem Vororte Obermais, welcher sich auf der Stelle der im 9. Jahrh. durch einen Bergsturz verschütteten alten Römerstadt Maja erhebt. Im N. von M. liegt der durch seinen Wein berühmte Küchelberg u. Schloß Tirol. Das milde Winterklima u. die köstlichen Trauben haben M. zu einem vielbesuchten Kurort, nam. für Brustkranke, werden lassen. Außer Wein wird in der Umgegend auch viel treffliches Obst gebaut. — Als Ort wird M. schon im 9. Jahrh. erwähnt; später ward es Sitz der Grafen von Andechs, deren Besitz 1180 zum Herzogthum M. erhoben wurde. Von diesen kam die Stadt an die Grafen von Tirol, die auf den nahen Burgen Tirol u. Zenoburg residirten, u. nach mehreren andern historischen Wechseln an Oesterreich.

Mercadante, Saverio, ein fruchtbarer ital. Opernkomponist der neuern Zeit, geb. im J. 1797 in dem apulischen Dorfe Altamura; kam im 12. Lebensjahre nach Neapel auf das königl. Musikkollegium San Sebastiano, wo er zuerst meist der Instrumentalmusik sich befleißigte, dann aber auch unter Zingarelli's Leitung höhere Kompositionsstudien machte. Vor die Oeffentlichkeit trat er zuerst mit einer Cantate, die 1818 im Theater del Fondo zu Neapel aufgeführt wurde; das Jahr darauf folgte seine erste für das San Carlotheater geschriebene Oper „L'Apoteosi d'Ercole", welche Beifall hatte u. welcher noch in demselben Jahre die Buffo-Oper „Violenza e Costanza", für das Teatro Nuovo komponirt, mit ebenfalls günstigem Erfolg sich anreihte. Nachdem er 1820 für San Carlo wiederum die Oper „Anacreonte in Samo" geliefert hatte, schrieb er bis 1824 für verschiedene andere ital. Bühnen ein Dutzend Werke, von denen „Scipione in Cartagine", „Il Geloso ravveduto" u. vor allen „Elisa e Claudio" (1821 für Mailand komponirt) zu nennen sind. Letztgenannte Oper setzte er 1824 auch in Wien in Scene u. sie gefiel eben so wie in Italien; weniger war dies der Fall mit drei anderen in Wien verfertigten u. aufgeführten „Doralice", „La Nôzze di Telemacco ed Antiope" u. „Il Podestà di Burgos". Von den 1826 komponirten Opern hatten in Italien bes. „Nitocri" u. noch mehr „Donna Caritea" Erfolg. Noch in demselben Jahre 1826 ging M. nach Madrid, wo er bei der Ital. Oper als Kompositeur u. Kapellmeister angestellt worden war u. als solcher bis 1831 fungirte, um seitdem wieder ständig in seinem Vaterlande zu leben. Von seinen nächsten Opern fanden Beifall „Zaïra" u. „I Normanni in Parigi" (1831 u. 1832). 1833 wurde M. Kapellmeister an der Kathedrale zu Novara, behielt diese Stelle bis zum J. 1840 u. lieferte innerhalb dieser Zeit außer verschiedenen Kirchensachen noch verschiedene Opern, von denen vornehmlich „Il Bravo", „Emma d'Antiochia" u. „Il Giuramento" als zu seinen besten Produktionen überhaupt zählend angeführt seien. 1840 kam er als Direktor des Konservatoriums nach Neapel; als solcher starb er 18. Dez. 1870, seit 1862 vollständig erblindet. Von Opern, die M. seit den vierziger Jahren noch geschrieben hat, werden „La Vestale", „Statira", „La Violetta" u. „Il Pelagio" genannt. Die Gesammtzahl seiner Opern beträgt mehr als 50; eigenartiger u. selbständiger Stil findet sich in denselben nicht, aber die besseren enthalten mancherlei glücklich Erfundenes u. dramatisch Lebendiges.

mercantilisch, s. „merkantilisch".

Mercantilsystem, s. „Merkantilsystem".

Mercator, eigentlich **Kremer,** Gerhard, deutscher Geograph, berühmt insbes. als Begründer einer Neugestaltung der Kartographie, geb. zu Rupelmonde in Flandern 5. März 1512; studirte Mathematik seit Michaelis 1530 auf der Universität Löwen u. verfertigte nebenbei mathematische u. astronomische Instrumente. Gleich sein Erstlingswerk, eine Karte vom Heil. Lande (1537), war für seine wissenschaftliche u. religiöse Richtung charakteristisch. Trotz seiner Strenggläubigkeit ward er aber 1544 in seiner Geburtsstadt der Ketzerei verdächtigt u. gefangen gehalten, bis ihm die Fürsprache der Universität Löwen sowie die Beziehungen zu Kaiser Karl V. u. zum Kardinal Granvella, für die er bereits mehrere größere Aufträge ausgeführt hatte, die Freiheit wieder verschafften. 1552 zog M. mit seiner Familie aus den Niederlanden nach Duisburg im heutigen preuß. Reg.-Bez. Düsseldorf u. dort starb er auch 2. Dez. 1594. Seine Thätigkeit war, wie sein Wissen, eine ungemein vielseitige. Er trat 1541 mit einer Abhandlung über den Gebrauch u. Schnitt der Kurſivschrift hervor, u. auf ihn ist die dann auch in Deutschland eingeführte ausschließliche Anwendung der lat. Schrift für Karten zurückzuführen. Den Namen „Atlas", den M. einer handlichen Kartensammlung gab, führte er dadurch in die Literatur ein. Seinen Weltruf aber, den er zwar bereits durch eine große Karte von Europa (1554) begründet hatte, breitete er durch seine Weltkarte aus, die er 1569 zum Gebrauch der Seefahrer erscheinen ließ. Von ihr datirt die Reform der Kartographie, denn bei ihr hat er zuerst die von ihm erfundene Manier angewandt, welche als **„M.'s Projektion"** berühmt geworden ist. M. gab auch 1578 Karten heraus, welche genau nach den astronomischen Angaben des Ptolemäos entworfen waren u. für die Erläuterung der Ansichten des großen alexandrinischen Gelehrten noch heute dienen. In diesen Karten hat er zuerst das Prinzip jener beiden wichtigsten Projektionsarten zur Geltung gebracht, welche später von den Franzosen de l'Isle u. Bonne häufig angewandt u. noch heute

irrthümlicher Weise nach denselben benannt werden. Mit seinen kartographischen Arbeiten gingen aber andere, die physische Geographie berührenden Studien Hand in Hand. So beschäftigte sich M. mit Untersuchungen über die Abweichung der Magnetnadel, deren Resultate er in einem Briefe an Granvella vom 23. Febr. 1546 niederlegte, u. indem er trotz der Dürftigkeit seiner Hülfsmittel die Lage des magnetischen Pols bestimmte, eilte er seinen Zeitgenossen weit voraus, ein Verdienst, das man bis auf die neueste Zeit mit Unrecht dem Spanier Martin Cortes zugeschrieben hat. Daneben beschäftigte ihn bis an sein Lebensende die Kosmographie u. Kosmogonie, u. seine großartige Idee, eine vollständige Geschichte des Himmels, der Erde u. der Menschheit zu liefern, erinnert unwillkürlich an den Kosmographen unseres Jahrh., Alexander v. Humboldt. Zu dem Ende gab er 1569 seine „Chronologie" heraus. Seine Zeitgenossen erkannten M. in vollem Maße an; sie nannten ihn den Ptolemäos ihres Jahrh. — Vgl. Breusing, „Gerhard Kremer, genannt M." (Duisb. 1869).



Nr. 4164. Gerhard Kremer (Mercator) (geb. 5. März 1512, gest. 2. Dez. 1594).

Mercia, ein engl. Königreich im W. von Ostangeln in Großbritannien, welches zwischen Themse, Saverne u. Humber sich ausdehnte u. erst um 585 von Cridda gegründet wurde. Durch ihre geschütztere Lage u. durch Tapferkeit erwarben die Mercier, bes. im 8. Jahrh. unter dem Könige Offa, eine Art Oberherrschaft über die Nachbarstaaten. Aber sein kinderloser Tod u. die Thronbesteigung einer weniger befähigten Seitenlinie schuf allerlei Verwirrung. Als ein Emporkömmling Beornwulf sich auf den Thron schwang u. Ostangeln angriff, schlug ihn Egbert von Wessex, der zu Hülfe gerufen wurde, 823 bei Ellendune u. nahm nach dem Tode jenes 825 das Königreich M. in Besitz.

Mercier (spr. Merßieh), Louis Sebastien, franz. Schriftsteller, geb. zu Paris 7. Juni 1740; praktizirte vor der Revolution als Advokat, schloß sich zuerst nach Ausbruch derselben den Jakobinern an, trennte sich aber als Konventsmitglied von ihnen, wurde 1795 in den Rath der Fünfhundert gewählt, war später längere Zeit Professor der Geschichte an der Centralschule u. starb zu Paris 25. April 1814. M. gehört zu den geistreichsten Schilderern des Volkslebens; insbes. ward sein „Tableau de Paris" (12 Bde., Amst. 1782—88; deutsch von Walch, 8 Bde., Lpz. 1784; fortgesetzt als „Le nouveau Paris", 5 Bde, Par. 1797; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1798) das Muster für zahllose Nachahmungen. Außerdem sind von seinen Schriften zu erwähnen: „L'an 2440' (Amsterd. 1770 u. öfter); „Bonnet de nuit" (4 Bde., Amsterd. 1778—84); „Bonnet de matin" (2 Bde., Par. 1786); „Songes et visions philosophiques" (Par. 1768 u. öfter); „Néologie, ou vocabulaire de mots nouveaux à renouveler" (2 Bde., Par. 1801). In letzterem Buche suchte er die ihm zum Vorwurf gemachte Emanzipation seiner Sprache von den Fesseln der akademischen Bestimmungen zu rechtfertigen. Auch schrieb er eine Anzahl Dramen, welche als „Théâtre" (4 Bde., Amsterd. 1778 bis 1784) gesammelt erschienen.

Merck, Johann Heinrich, ist einer der interessantesten Charakterköpfe unter den Trägern der literarischen Bewegung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrh. Geb. 11. April 1741 zu Darmstadt, studirte er in Altdorf u. Göttingen, ohne jedoch ein besonderes Fachstudium zu betreiben; vielmehr suchte er sich nur eine umfassende allgemeine Bildung anzueignen u. warf sich mit besonderer Vorliebe auf das Studium der engl. Literatur u. der zeichnenden Künste, in welch letzteren er nicht unbedeutende technische Fertigkeit errang. Schon während seiner Universitätszeit trat M. als Uebersetzer mehrerer engl. Werke auf, aber ohne sich zu nennen. Nach Beendigung seiner akademischen Studien begleitete er einen jungen Edelmann auf Reisen, verheirathete sich in der Schweiz u. kehrte dann nach Darmstadt zurück, wo er 1767 als Sekretär bei der geheimen Kanzlei, 1768 als Kriegskassirer mit dem Titel Kriegsrath angestellt wurde u. wo sein Haus — was ihm seine Vermögensverhältnisse erleichterten — der Mittelpunkt eines ausgewählten Kreises bedeutender Männer wurde. Ein eminent kritischer Kopf u. als solcher allseitig anerkannt, mit fast allen Größen der Literatur in Beziehungen stehend, hat M. seinerzeit einen überaus bedeutenden Einfluß geübt, nam. seit er selbst in deutsche Journalistik thätig eingriff. Mit Anderen gründete M. die „Frankfurter gelehrten Anzeigen", deren eigentliche Seele er lange blieb; daneben gehörte er zu den Hauptmitarbeitern, Stützen u. Förderern von Wieland's „Teutschem Mercur", Nicolai's „Deutscher Bibliothek" u. anderer Zeitschriften. Sein Verhältniß zu Goethe ist bekannt: kein Anderer vor- u. nachher hat auf Goethe's dichterische Entwicklung u. schriftstellerische Thätigkeit einen so bedeutenden u. nachhaltigen Einfluß geübt wie M., der in den weitesten Kreisen als Orakel in Sachen des Geschmacks galt u., wenn er auch wesentlich kritisch wirkte, doch durch eigene Schriften bewies, daß es ihm an positivem Darstellungstalent in der schönen Prosa keineswegs fehlte. Durch Goethe wurde er veranlaßt, mehrmals in Weimar zu leben; in wie hohem Ansehen er dort stand, beweist der Umstand, daß er mit dem Herzog wie mit der Herzogin-Mutter in lebhaftem Briefwechsel stand; 1773 begleitete er die Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt nach Petersburg. Daneben trieb er eifrig paläontologische Studien u. war auch auf industriellem Gebiete thätig. Seine letzten Lebensjahre aber wurden vielfach getrübt durch den Tod seiner Kinder, eigenes schmerzvolles Leiden u. namhafte materielle Verluste, so daß sich seiner eine düstere Stimmung bemächtigte. Eine im Auftrage seines Landesherrn 1790 nach Paris unternommene Reise schien Besserung zu bringen, bald aber siegte wieder die alte Verstimmung u. die Furcht vor schimpflicher Verarmung, die ihn bewog, 27. Juni 1791 seinem Leben durch Erschießen ein Ende zu machen. — Von der Vielseitigkeit u. Bedeutung von M.'s literarischen Verbindungen geben Zeugniß die von Wagner herausgegebenen „Briefe an M. von Goethe, Herder, Wieland u. A." (Darmst. 1835), „Briefe an u. von M." (ebd. 1838) u. „Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner u. M." (Lpz. 1847). M.'s „Ausgewählte Schriften zur schönen Literatur u. Kunst" gab Ad. Stahr heraus (Oldenb. 1840).

Mercur, Planet, s. „Merkur".

Mercur, chemischer Name für Quecksilber (s. d.).

Mercurius, bei den Griechen Hermes, Sohn des Zeus u. der Maja, der Tochter des Atlas, welche ihn in einer Grotte des arkadischen Gebirges Kyllene geboren haben sollte. Gleich nach seiner Geburt offenbart er sich als ein listiger u. erfinderischer Gott, denn nachdem er sich heimlich aus der Wiege aufgemacht hat u. ins Freie gelangt ist, überzieht er die Schale einer von ihm draußen gefundenen Schildkröte mit Saiten u. erfindet so die Lyra, stiehlt dann bei Anbruch der Nacht von den in Pierien weidenden Herden des Apollon 50 Rinder u. verbirgt sie bei Pylos in einer Höhle; als aber Apollon nach Entdeckung des Diebstahls am Morgen zum Kyllenegebirge eilt, stellt er sich in seiner Wiege ganz unschuldig u. leugnet keck die That. Zeus entscheidet zwar den Streit dahin, daß Hermes die Rinder wieder herausgeben soll, allein dieser weiß durch sein Spiel auf der Lyra

Apollon so zu bezaubern, daß er für dieselbe die Rinder dem Hermes überläßt, ihm dazu den goldenen Zauberstab des Glücks u. Reichthums schenkt u. ihn von den Thrien, drei geflügelten Jungfrauen am Parnaß, in der niederen Weissagekunst unterrichten läßt. Den in diesem Mythos hervortretenden Zügen entsprechend erscheint M. in dem System der olympischen Götter als Gott der Weiden u. der Herden, durch deren Vermehrung er den Menschen Segen bringt; er geleitet als Gott der Wege den Wanderer u. schützt Handel u. Verkehr der Menschen, gewährt ihnen die Gaben des Glücks (weshalb ihm auch jeder zufällige Fund u. Gewinn zugeschrieben wird), ist aber zugleich der Hort aller Derer, die durch List u. Trug sich einen Vortheil zu verschaffen suchen, so daß er geradezu auch zu einem Gott der Diebe wird.



Nr. 4165. Mercurius. (Nach einem pompejanischen Wandgemälde.)

Schon seit Homer gilt er als der Bote des Zeus u. Götterherold, der seines Vaters Aufträge anstellig u. geschickt auszuführen versteht (wie er z. B. den Argos mit List tödtet, als Zeus ihm aufgetragen hat, die Jo zu befreien), während Iris nur die verkündende Götterbotin ist; ebenso erscheint er bereits bei Homer als der Gott des Schlafes u. der Träume, als welchem man ihm vor dem Schlafengehen spendete, sowie als der Todtenführer, der die Seelen der Gestorbenen in die Unterwelt geleitet. Wegen seiner Gewandtheit u. Geschicklichkeit war er ferner der Gott der Gymnastik, dem Palästren u. Gymnasien heilig waren, u. weil er als Götterbote die Gabe der Ueberredung besaß, wurde er bes. von den Rednern u. Philosophen ebenfalls als Gott der klugen u. gewandten Rede verehrt, wie man ihm denn später selbst die Erfindung der Sprache sowie die der Schrift zuschrieb. Der Kult des Hermes, als dessen älteste Sitze Arkadien, Attika u. die Inseln Lemnos, Imbros u. Samothrake galten, verbreitete sich früh über ganz Griechenland, u. überall ward es dort Sitte, ihm als dem Schutzgott der Wege an den Straßen Steinhaufen (meist mit einem viereckigen Holzpfahl od. Steinpfeiler) zu errichten, an deren Stelle später viereckige Pfeiler mit einem Hermeskopf, die sog. Hermen (s. d.), traten. Von der Kunst wurde Hermes nach den verschiedenen Seiten seines Wesens dargestellt, bald als Hirt, u. dann oft mit einem Widder, den er bisweilen auch unter dem Arme od. auf den Schultern trägt, bald als Hermes der Palästra mit der Striegel, od. als Gott des gewinnbringenden Verkehrs mit einem Geldbeutel, bald mit der Lyra ꝛc., am häufigsten aber als Götterbote, u. zwar als solcher meist mit dem Heroldsstab (caduceus), dem gewöhnlichsten Attribute des Hermes, mit geflügelten Schuhen u. dem Petasos, dem flachen, breitkrämpigen Reisehut; statt der Schuhe ist öfter auch der Heroldsstab od. der Hut geflügelt. — Als die Römer mit der Mythologie der Griechen bekannt wurden, identifizirten sie ihren M., der ursprünglich nur ein Gott des Handels war, mit dem griech. Hermes, u. dessen Eigenschaften wurden nun auch auf jenen übertragen.

Mercurj, Paolo, einer der besten ital. Kupferstecher der Gegenwart, geb. 1804 in Rom; lebte 1830—47 in Paris u. ist seit 1847 Direktor der Calcografia camerale in Rom. Unter seinen wenigen Stichen, mit großer Feinheit u. malerischer Wirkung ausgeführt, sind die bekanntesten die „Königin Amalia von Ungarn“ u. „Johanna Gray vor ihrer Hinrichtung“ nach Delaroche u. bes. „Die Schnitter“ nach Leop. Robert. In dem von Bonnard herausgegebenen Werke „Costumes historiques des XIII — XV siècles“ (2 Bde., mit je 100 Kupfertafeln, Par. 1828—33; 3. Aufl. 1863) rühren weitaus die meisten Zeichnungen wie Stiche von M. her.

Mercy, Franz v., österr. u. bayer. Feldherr im Dreißigjährigen Kriege, geb. zu Longwy in Lothringen; kämpfte schon in der Schlacht bei Breitenfeld 1631 unter Piccolomini mit, kommandirte dann im Elsaß bis 1635 als Oberst in österr., seitdem als Generalwachtmeister in bayer. Diensten u. erwarb seinen bedeutendsten Ruhm, als er im Jan. 1641 Banér von Regensburg vertrieb u. den Obersten Erich Slange mit seiner ganzen Mannschaft bei Neunburg gefangen nahm. Im Dez. 1643 zerstreute er bei Tuttlingen im Vereine mit Johann von Werth die franz. Armee des eben zuvor getödteten Guébriant, nahm 1644 Freiburg ein, wurde vom Kaiser zum Feldmarschall ernannt, mußte aber vor dem Prinzen von Enghien u. Turenne zurückweichen u. fiel in der Schlacht bei Allersheim 3. Aug. 1645.

Meretrix (lat.), gewerbmäßige Buhlerin. In Rom waren die meretrices von jeher geduldet u. der Umgang mit ihnen gereichte bes. jungen Leuten nicht zum Vorwurf, jedoch galten sie für ehrlos u. durften vor Gericht kein Zeugniß ablegen. Sie standen unter der Polizeiaufsicht der Aedilen u. unterschieden sich von den ehrbaren Frauen in der Kleidung insofern, als sie nur eine kurze Tunika ohne Oberkleid trugen u. Gesicht, Hals, Schultern u. Arme nicht bedeckten. Berüchtigt wegen der Menge der dort hausenden meretrices war der Stadttheil Subura.

Mergel nennt man diejenigen Gebirgsarten, welche im Wesentlichen aus einem innigen Gemenge von kohlensaurem Kalk u. Thon bestehen, häufig aber auch noch größere od. geringere Beimengungen von Sand, Eisenoxyd, Bitumen u. andere Bestandtheile enthalten. Zwischen dem reinen Thon u. dem reinen Kalkstein (kohlensaurem Kalk) giebt es zahlreiche Uebergänge; als eigentliche M. bezeichnet man jedoch nur diejenigen, welche nicht mehr als 20 % Thon enthalten. Der M. ist entweder weiß, grau, gelblich od. bunt (bunter M.); er findet sich meist in den jüngeren Sedimentformationen, seltener in den älteren; dichte M. von schiefriger Struktur nennt man **Mergelschiefer**; derselbe wird in der Zechstein- u. Triasformation (Keupermergel) sowie auch noch in der Liasformation gefunden. Man benutzt den M. zum Düngen auf kalkarmen Feldern (Mergeln); die sandfreien u. möglichst reinen Arten des M.s eignen sich vortrefflich zur Fabrikation von Cement.

Mergentheim, Oberamtsstadt im württemb. Jagstkreise mit 3713 E. (1871); liegt im weinreichen Taubergrund, 5 M. im S. von Würzburg an der Tauberbahn u. der bad. Staatsbahn (Linie Lauda-M.). Die freundlich gebaute Stadt hat eine protest. u. eine kathol. Kirche, eine Synagoge, ein Hospital von 1340 u. ein schönes Schloß mit bedeutenden Naturaliensammlungen, eine Besitzung des Herzogs Max von Württemberg. Die Bevölkerung treibt Landwirthschaft, Weinbau, Gerberei, Bierbrauerei u. Fabrikation von Messerschmiede- u. Drechslerarbeiten. In der Nähe liegt das besuchte Karlsbad mit Bittersalzquellen. — M. war 1527—1809 Sitz der Hochmeister u. die bedeutendste unter den 11 Balleien des Deutschen Ordens u. kam 1809 an Württemberg.

Merian, eine Baseler Künstlerfamilie, deren ältestes Mitglied Matthäus M. der Aeltere, Kupferstecher u. Kunsthändler war. Geb. in Basel 1593, lernte er seine Kunst bei Dietrich Meyer in Zürich, ging dann nach Nancy u. nach Paris, wo er in engem Verkehr mit Jacques Callot lebte. Nach mehreren Reisen ließ er sich in Frankfurt nieder, wo er in das Geschäft seines Schwiegervaters, des Kunsthändlers de Bry, trat. Als Landschaftsstecher ist er sehr geschätzt, bekannter aber noch durch seine sog. „Topographie, Ansichten der wichtigsten Städte Europa's“, die er von 1640 an zu Frankfurt a. M. herausgab. Nach seinem Tode fortgesetzt, umfaßte das Werk 30 Foliobände (Frankf. 1640—88). Ein anderes bekanntes Werk von ihm ist das „Theatrum Europaeum“. Er starb in Schwalbach 1650. — Sein Sohn Matthäus M. der Jüngere, geb. zu Basel

1621, lernte die Malerei unter Sandrart in Frankfurt, war aber auch Kupferstecher. Schon früh reiste er nach England, wo er sich nach van Dyck bildete, dann nach den Niederlanden, wo er mit dem damals bejahrten Rubens u. Jordaens verkehrte, sowie nach Rom. Nur wenige seiner Bilder sind historische, die meisten Portraits. Er starb zu Frankfurt 15. Febr. 1687. — Des Letzteren jüngere Schwester war Maria Sibylla M., geb. zu Frankfurt 1647, gest. 1717 zu Amsterdam. Unterrichtet durch den Blumenmaler Abraham Mignon (s. d.), trieb sie mit großem Eifer entomologische Studien, machte sich durch die Naturwahrheit, womit sie Blumen u. allerlei Insekten in Wasserfarben malte, einen bedeutenden Namen u. gab mit Hülfe ihres Gatten Joh. Andreas Graff die ersten Bände ihres Werkes „Der Raupen wunderbare Verwandlung u. sonderbare Blumennahrung“ (Nürnb. 1679 u. 83) heraus. Diese Studien veranlaßten sie 1698 sogar, nach Surinam zu reisen, um die dortigen Insekten zu beobachten. Als Frucht dieser Reise erschien „Metamorphosis insectorum Surinamensium“ (Amsterd. 1701).

Merida. 1. **M.**, Stadt in der span. Provinz Badajoz (Estremadura) mit 5500 E.; liegt 8 M. im O. von Badajoz am rechten Ufer des Guadiana, über welchen eine großartige, von den Römern erbaute Brücke führt. Entstanden auf den Trümmern der von Kaiser Augustus gegründeten Militärkolonie Emerita Augusta, zeichnet sich M. durch eine Fülle der interessantesten röm. Alterthümer aus; in der westgoth. Zeit war die Stadt Sitz des Erzbischofs der Diöcese Lusitania. — 2. **M.**, Hauptstadt des mexikan. Bundesstaates Yukatan mit 23,500 E., 5 M. vom Meere in einer wasserarmen heißen Ebene gelegen; steht zum Theil auf den Trümmern einer altindian. Stadt, ist ziemlich regelmäßig gebaut u. hat eine Kathedrale, 13 Kirchen u. eine sehr heruntergekommene Universität. Der Hafenplatz ist Sisal, mit M. durch eine verhältnißmäßig gute Straße verbunden; er steht mit Cuba u. Veracruz in regelmäßiger Dampfschiffverbindung, hat einen Leuchtthurm u. führt nam. Webwaaren u. Seilerarbeiten aus Sisalhanf aus. — 3. **M.**, Staat der südamerik. Bundesrepublik Venezuela, jetzt offiziell Guzman benannt, mit ungefähr 300 □M. u. 67,849 E. (1873); die gleichnamige Hauptstadt mit 9727 E. (1873) liegt fast 1600 m. über dem Meere, treibt aber viel Baumwollenkultur u. bringt Teppiche in den Handel.

Meridian (vom lat. meridies, d. i. Mittag) od. Mittagslinie nennt man zunächst die gerade Linie, welche man durch den Standpunkt eines Beobachters nach dem Nord- u. Südpunkte des Horizontes ziehen kann. In die Richtung dieser Linie wird zu Mittag von der Sonne der Schatten eines senkrechten Fadens od. Stiftes geworfen werden. Dann nennt man auch den Halbkreis so, den man an einem Orte vom Südpunkte des Horizontes aus am scheinbaren Himmelsgewölbe empor durch den Zenith bis zum Nordpunkte des Horizontes herabziehen kann. Alle Gestirne, also auch die Sonne, haben in ihrer täglichen Bahn am Himmel den höchsten Stand über dem Horizonte erlangt, sobald sie den M. passiren, u. diesen bezeichneten Augenblick der Zeit nach genau festzustellen, dazu hat die Astronomie besondere Instrumente (Passageinstrumente). Wenn man den zuerst erwähnten, auf der Erdoberfläche gezogenen M. nach Nord u. Süd immer weiter verlängert, so wird er zu einem Kreise, der durch den Nord- u. Südpol der Erde geht u. diese umschließt. Es versteht sich von selbst, daß man durch jeden beliebigen Punkt der Erdoberfläche einen solchen Meridiankreis ziehen kann. Alle diese M.e schneiden sich im Nord- u. Südpol. Beim Entwerfen von Karten benutzt man diese M.e neben den Breitenkreisen, um das Kartennetz zur Bestimmung der Lage aller Punkte herzustellen. Für die Orientirung kommt es darauf an, die M.e zu unterscheiden: man beziffert sie nach der Eintheilung des Kreises in 360° u. muß zu diesem Zwecke nur einen bestimmten als Ausgangspunkt, als 0 M., annehmen. Die alten Geographen legten denselben im Allgemeinen durch die Kanarischen Inseln, als die äußersten im Westen bekannten Punkte; später legte man ihn bestimmter durch den Pik von Teneriffa; endlich infolge eines Vorschlags des durch den franz. Minister Richelieu 1630 versammelten Kongresses durch die Westspitze von Ferro, der westlichsten jener Inseln. Dieser Anfangsmeridian, der in Frankreich durch kaiserl. Ordonnanz Ludwig's XIII. vom 25. April 1634 offiziell eingeführt wurde u. 20° 30′ westl. von Paris lag, erhielt als solcher bald ziemlich allgemeine Geltung, mußte aber im vorigen Jahrh. doch dem M. durch die Sternwarte von Paris (in England dem durch die Greenwicher) weichen, wobei zugleich nach dem Vorschlage von G. Delisle ein fingirter Hülfsmeridian von Ferro in genau 20° westl. Abstande von Paris zum Troste für die Anhänger des alten Ferromeridians ebenfalls als zulässig erklärt wurde. Die meisten unserer Karten werden nach diesem fingirten Ferromeridian entworfen. Die deutschen Astronomen rechnen nach dem M. von Berlin (11° 3′ 38″ östl. v. Paris), die engl. nach dem von Greenwich (2° 20′ 5″,5 westl. von Paris), die amerik. nach dem von Washington (79° 22′ 46″ westl. von Paris). In der geographischen Literatur gewinnt der M. von Greenwich jetzt mehr u. mehr Bevorzugung.

Meridianmessung, s. „Gradmessung“.

Mérimée, Prosper, franz. Archäolog u. Schriftsteller, geb. 28. Sept. 1803 zu Paris als Sohn eines geschickten Malers; erhielt eine gute Jugendbildung u. ließ sich nach Vollendung seiner juristischen Universitätsstudien als Advokat aufnehmen, trat aber alsbald in den Staatsdienst über, in welchem er eine rasche u. seiner Vorliebe für die Archäologie entsprechende Beförderung fand: er wurde 1834 zum Inspektor der antiken u. historischen Denkmäler Frankreichs ernannt. Die Frucht dieser amtlichen Thätigkeit war eine Reihe werthvoller kunstarchäologischer Schriften: „Traité de la peinture à l'huile“ (1830); „Voyage dans le midi de la France“ (1835); „Voyage dans l'ouest de la France“ (1836); „Voyage en Auvergne et dans le Limousin“ (1838); „Voyage en Corse“ (1840); „Monuments historiques“ (1843) ꝛc. Frühzeitig versuchte sich M. auch auf dem belletristischen Gebiete. Seine Erstlingswerke waren hier „Théâtre de Clara Gazul, comédienne espagnole“ (1825) u. „Choix de poésies illyriques par Hyacinthe Maglanovitch (Guzla)“ (1827), beide angeblich nur Uebersetzungen, das erstere aus dem Spanischen, das letztere aus dem Südslavischen. Später ließ er in rascher Folge zahlreiche, durch Inhalt sowol als auch durch Darstellung interessante Novellen erscheinen („Carmen“, „Colomba“, „Matteo Falcone“, „La Vénus d'Ille“, „La dame de pique“ ꝛc.), welche meistens zuerst in Zeitschriften, nam. in der „Revue des deux mondes“, veröffentlicht u. sodann zu Sammlungen („Mosaïque“ 1833, „Contes et Nouvelles“ 1846, „Nouvelles“ 1852) vereinigt wurden. Außerdem verfaßte M. endlich mehrere historische Schriften, unter denen die „L'histoire de Dom Pedro le Cruel“ (1843) u. „Les faux Démétrius, épisode de l'histoire de Russie“ (1854) die bekanntesten u. bedeutendsten sind. Auf dramatischem Gebiete versuchte sich M. mit „Le carrosse du Saint-Sacrement“ (1856), aber ohne jeden Erfolg, was ihn bewog, auf diese Seite des Schaffens hinfort endgiltig zu verzichten. Aeußere Anerkennung fehlte der so eifrigen u. fruchtbaren literarischen Thätigkeit M.'s nicht: er wurde schon im J. 1844 in die Akademie aufgenommen, im J. 1853 zum Mitgliede des Senates ernannt. M. starb inmitten der Kriegswirren 23. Sept. 1870 zu Cannes. Aus seinem Nachlaß erschienen die „Lettres à une inconnue“ (2 Bde.); was er sonst an Manuskripten hinterließ, ging beim Aufstand der Pariser Kommune zu Grunde.

Merinos, eine span., sehr feine Wolle tragende Schafrasse. Sie wurde 1770—80 in Deutschland eingeführt, vorzugsweise in Sachsen u. Schlesien sorgfältig gezüchtet u. hat sich dann auch in andere Länder verbreitet. Man unterscheidet die schlanke, hochbeinige Elektoralrasse mit sehr feiner Wolle, aber nur ca. 15 Kg. Fleischgewicht, u. die Negretti- od. Infantadorasse mit nicht so feiner Wolle, aber mit gedrungenerem, fast überall dichtbewachsenem Körper u. ca. 20 Kg. Fleischgewicht.

Merioneth, Grafschaft im engl. Fürstenthum Wales, 28,32 □M. mit 47,369 E. (1871), ist eine der schönsten, an romantischen Bergscenerien u. Seen reiche Landschaft der Insel. Auf Gold, Silber u. Kupfer wird Bergbau getrieben. Der Ackerbau lohnt weniger als die Viehzucht; die stark entwickelte Industrie liefert aber Flanelle, Strümpfe, Handschuhe u. Wollwaaren. Hauptort ist Dolgelly mit 2357 E. (1871), ein unansehnlicher Flecken, in dessen Nähe Erzbergbau getrieben wird.

merkantilisch (vom lat. mercari, handeln), zum Handel gehörig, kaufmännisch, den Handel betreffend.

Merkantilsystem (wörtlich: Handelssystem) pflegt man in wenig bezeichnender Weise diejenige Volkswirthschaftspolitik zu nennen, welche im 16. u. 17. Jahrh. mehr od. minder in allen Staaten Europa's an der Tagesordnung war u. den Reichthum eines Volkes lediglich in der Anhäufung von Edelmetallvorräthen erblickte. Der Hauptvertreter des M.s war Colbert (s. d.), nach dem das System auch als Colbertismus bezeichnet wird, sein Hauptgegner u. Ueberwinder A. Smith (s. d.). Vgl. „Nationalökonomie.“

Merkur ist in unserem Planetensystem der nächste uns bekannte Planet an der Sonne, denn zwischen der Merkursbahn u. der Sonne hat man mit Sicherheit noch keinen weiteren Planeten gesehen, obwol vereinzelte Beobachtungen die Existenz eines od. mehrerer solcher Himmelskörper anzudeuten scheinen. So glaubte der franz. Arzt Lescarbault im J. 1859 einen solchen Planeten entdeckt zu haben, den er „Vulkan“ nannte,

doch hat ihn Niemand wiedergesehen. Die mittlere Entfernung des M. von der Sonne ist 7,8 Millionen Meilen, die geringste 6,2 Mill., die größte 9,3 Mill., so daß die Excentrizität seiner Bahn sehr groß, nahe $\frac{1}{5}$ ist. Seine Masse ist mehr als 4millionenmal kleiner als die der Sonne u. nahe anderthalbmal so dicht als die der Erde. 1000 Gramm auf der Erde wiegen auf dem M. 520 Gramm. Sein Durchmesser beträgt 650 geogr. Meilen. In 24 Stunden 5 Minuten dreht sich M. einmal um seine Achse. Im Fernrohr betrachtet erscheint er stets mehr od. weniger sichelförmig, wie unser Mond. Aus der unregelmäßigen Gestalt des inneren Sichelrandes hat man auf die Existenz von Bergen auf ihm geschlossen, auch hat er jedenfalls eine Atmosphäre. Die Temperatur auf ihm ist sicher viel zu hoch, als daß er von uns ähnlich organisirten Wesen bewohnt sein könnte. In 87 Tagen 23 St. 14 Min. 32 Sek. vollendet er einmal seinen Umlauf um die Sonne. Zuweilen kommt es bei diesem Umlaufe vor, daß er als eine kleine schwarze Scheibe an der Sonnenscheibe vorbeigeht. In diesem Jahrhundert wird sich diese für die Berechnung der Sonnenparallaxe wichtige Erscheinung ereignen am 6. Mai 1878, am 8. Nov. 1881, am 10. Mai 1891 u. am 10. Nov. 1894.



Nr. 4166. Erde und Merkur in ihrem wahren Größenverhältniß.

Merle d'Aubigné (spr. Merl d'Obinjeh), Johann Heinrich, Geschichtschreiber der Reformation, geb. 16. Aug. 1794 zu Genf als der Sohn eines reichen Kaufmanns; entstammte einer Familie, die in der Zeit der Hugenottenkriege aus Frankreich eingewandert war. Anfangs mehr mit dem Studium der Philosophie u. Literatur beschäftigt, wurde er durch Robert Haldane in Genf in einen warmen Verfechter des strengeren reformatorischen Glaubens umgewandelt. Im J. 1817 bezog er die Universität Berlin, um seine theologischen Studien fortzusetzen. Die Theilnahme an der Wartburgfeier der Burschenschaft (18. Okt. 1817) entzündete in ihm den Gedanken, die Geschichte der Reformation in einem großen Werke darzustellen. Seit 1818 Pfarrer der franz. Reformirten Gemeinde in Hamburg, übernahm er 1823 die Stellung eines Kaplans an der Hofkirche zu Brüssel, kehrte aber 1831 nach Genf zurück als Prof. für Kirchengeschichte an der freien theologischen Schule (dem sog. oratoire), welche von der „Evangelischen Gesellschaft" gegründet worden war. Als Präsident der letzteren sowie als Dozent u. Kanzelredner unermüdlich thätig, starb M. plötzlich 21. Okt. 1872. Wenige Schriftsteller haben im 19. Jahrh. einen so schnellen u. zugleich so nachhaltigen Erfolg erzielt, wie M. durch seine geistvolle u. fast dramatisch anschauliche Darstellung der Reformation. Zuerst erschien die „Histoire de la réformation du 16me siècle" (5 Bde., Par. u. Genf 1835 bis 1853; deutsch von Runkel, 2. Aufl. 1861—62); eine Fortsetzung dieses Werkes ist die „Histoire de la réformation en Europe au temps de Cauvin" (4 Bde., Par. u. Genf 1863—66; deutsch, 4 Bde., Elberf. 1863—66). Eine Ehrenrettung Cromwell's auf Grund der Forschungen Carlyle's ist M.'s Werk „La république d'Angleterre aux jours de Cromwell" (Par. u. Genf 1849). Zu nennen ist ferner „Trois siècles de luttes en Ecosse" (Par. u. Genf 1850; deutsch von Fiebig u. d. Tit.: „Die schottische Kirche in ihrem 300jähr. Kampfe", Lpz. 1850), zu welchem Werke M. die Anregung bei seinem Aufenthalt in Schottland 1843 während der Gründung der Free-Church (s. d.) erhalten hatte.

Merlin, nach den altbritischen Sagen ein mächtiger Zauberer u. wahrscheinlich identifizirt mit dem Barden Merddhin, der, als König Artus die Schlacht beim Walde Celidon gegen die Sachsen verlor, in den Wald floh, u. dem man das jene Kämpfe schildernde Gedicht „Affalnau" zuschreibt, welches mit den Liedern anderer Barden in „The Myryrian archaiology of Wales" (Bd. I, Lond. 1801) gedruckt ist. Der Zauberer M. ist nach Einigen der Sohn eines röm. Prokonsuls u. einer brit. Königstochter; nach Andern wurde er von einem Dämon u. einer Jungfrau erzeugt. Als König Vortigern vergeblich den Bau einer Burg versuchte, hießen seine Zauberer ihn einen vaterlosen Knaben suchen, mit dessen Blute der Boden, wenn der Bau gelingen solle, besprengt werden müsse. Diesen Knaben glaubte man in M., der auch den Beinamen Ambrosius führte, gefunden zu haben. M. rieth jedoch dem König, auf jener Stelle nachgraben zu lassen, u. dabei entdeckte man einen rothen u. einen weißen Drachen, von denen der letztere nach langem Kampfe den ersteren besiegte u. vertrieb, was M. auf den endlichen Sieg der Briten über die Sachsen deutete. Später führte M. seinen Zögling Artus, den Sohn des Königs Uther-Pendragon u. der schönen Iguerne, deren Gunst er dem Könige verschaffte, indem er ihm die Gestalt des Gatten der Iguerne gab, in die von Uther-Pendragon gestiftete Tafelrunde ein; war, als Artus König geworden war, sein steter Begleiter u. Rathgeber u. verhalf ihm durch seine Kunst meist zum Siege. In einer schwachen Stunde vertraute er jedoch seiner Geliebten, Viviana, daß ein Zaubermittel ihn bannen könne, u. ward von Viviana aus Muthwillen durch Anwendung dieses Mittels in einen Hagedornbusch im Walde von Breceliand in der Bretagne gebannt, in welchem er verschwand u. durch keine Macht wieder befreit werden konnte. Nur seine Stimme erklang zuweilen weissagend aus jenem Busche. M.'s Andenken erhielten geheimnißvolle Dichtungen, die sog. „Prophetiae Merlini" (s. „Gottfried v. Monmuth"), in denen man noch lange Vorausverkündigungen über die Geschicke Englands hat finden wollen. Vgl. Fr. v. Schlegel, „Geschichte des Zauberers M." (Lpz. 1804); San Marte, „Die Arthursage" (Quedlinb. 1842); Gräße, „Sagenkreise des Mittelalters" (Dresd. 1842). Neuerdings hat Wolfg. Müller von Königswinter (s. d.) M. zum Helden eines Epos gemacht.

Merlin de Thionville (spr. Merläng dö Thiongwihl'), Antoine Christophe, franz. Revolutionsmann, geb. 13. Sept. 1760 zu Thionville; war beim Beginn der Franz. Revolution Huissier das.; wandte sich enthusiastisch der politischen Bewegung zu u. trat 1791 als Abgeordneter des Moseldepartements auf die Seite der Gegner der Royalisten, verfolgte die den Konstitutionseid verweigernden Priester, schützte jedoch den König persönlich bei den Unruhen 20. Juni 1792, indem er als Deputirter die Volksmasse aus den Tuilerien entfernte. Trotzdem stimmte er als Mitglied des Konvents für den Tod des Königs. Nachdem er Mainz tapfer gegen die Preußen vertheidigt hatte, ging er als Volksrepräsentant nach der Vendée u. vertheidigte mit Erfolg die vom Konvent verfolgten Generale Canclaux u. Westermann, neigte sich gemäßigteren Gesinnungen zu u. schloß sich den Gegnern Robespierre's zu dessen Sturze an. Als einer der 10 Konventskommissarien trat er an die Spitze der bewaffneten Macht, verfolgte die Jakobiner wie früher die Royalisten u. wurde in den Rath der Fünfhundert gewählt, 1798 als Regierungskommissar zur Armee nach Italien gesandt u. erhielt nach seiner Rückkehr in Paris eine Stelle bei der Postverwaltung. Diese verlor er jedoch, als er gegen das Konsulat auf Lebenszeit stimmte, zog sich dann auf sein kleines Landgut zurück u. errichtete, als die Verbündeten 1815 zum zweiten Male in Frankreich eindrangen, ein eigenes Freicorps, welches jedoch nicht mehr zum Kampfe kam. Er starb zu Paris 14. Sept. 1833.

Mérode, eines der ältesten, angesehensten u. reichsten belg. Adelsgeschlechter, das 19. Juni 1622 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde u. heute außer in Belgien auch in Preußen u. Frankreich ansässig ist. Das Haupt der Familie ist gegenwärtig Graf Karl Anton Ghislain **v. M.**, Marquis **v. Westerloo**, Fürst **v. Rubempré** u. **v. Grimberghe**, geb. 1. Aug. 1824, Besitzer des Rittergutes M. im rheinpreuß. Kreise Düren, vermählt seit 1849 mit der Prinzessin Marie v. Arenberg. — Graf Philipp Felix Balthasar Otto Ghislain **v. M.**, Oheim des Vorigen, geb. zu Mastricht 13. April 1791, betheiligte sich wie sein Bruder Ludwig (geb. 9. Juni 1792, gest. an seinen im Gefecht bei Berchem vor Antwerpen erhaltenen Wunden 4. Nov. 1830 zu Mecheln) 1830 an dem Brüss. Septemberaufstande, hielt als Mitglied der Provisorischen Regierung u. dann

des Kongresses zur kathol.-hierarchischen Partei, wirkte aber für die Gründung einer konstitutionellen Monarchie u. betrieb insbes. die Wahl des Königs Leopold. Seit 12. Nov. 1831 Staatsminister ohne Portefeuille, verwaltete er vom 15. März bis 20. Mai 1832 interimistisch das Kriegsministerium. Auch gehörte er der Abgeordnetenkammer seit ihrem ersten Zusammentreten (1831) an, bis er sich 1838 überhaupt vom politischen Schauplatz zurückzog. Er starb zu Brüssel 7. Febr. 1857. — Graf Friedrich Xaver **v. M.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Brüssel 26. März 1820, trat zuerst in das belg. Heer ein u. machte, dem Generalstabe der franz. Armee beigegeben, zwei Feldzüge in Afrika mit. Dann ging er als Geheim-Kämmerer des Papstes zum geistlichen Stand über u. schwang sich allmählich zu einem der bekanntesten u. einflußreichsten Kirchenfürsten auf. Vom Mai 1860 bis Okt. 1865 war M. auch Kriegsminister des damaligen Kirchenstaates, als welcher er u. A. den General Lamoricière zur Uebernahme des Oberbefehls über die päpstliche Armee bewog. Nach seinem Rücktritt ward er zum Erzbischof von Mitylene in part. u. Groß-Almosenier des Papstes ernannt. Allmählich aber wurden ihm die Agenden des letzteren Amtes wieder abgenommen, weil seine Beziehungen als Oheim der Herzogin v. Aosta zu der königl. Familie, wie seine etwas weniger reaktionär angehauchten Ideen ihn beim Jesuitenregiment um den Kredit gebracht hatten. Zuletzt gewissermaßen in offiziöse Acht erklärt, starb er zu Rom 11. Juli 1874.

Meroë war die Hauptstadt eines Priesterstaates in Aethiopien, von welchem die altägypt. Kultur ausgegangen sein soll. Aus den Reihen der Priester des Jupiter Ammon wurden die Könige von M. gewählt, u. mit dem Kultus dieses Gottes sollen nach Herodot u. Strabo auch Wissenschaft u. Kunst nilabwärts gewandert sein. Durch einen ausgedehnten Karawanenhandel stand M. mit dem Sudan in Verbindung. Zu Herodot's Zeiten muß M., die Hauptstadt, bei dem Berge Barkal gelegen haben, wo jetzt noch das Dorf Merawe im Gebiete der Scheygya-Araber den alten Namen erhalten hat; später ward die Stadt weiter nach N. verlegt, denn Strabo spricht von ihrer insularen Lage am Nil; seine Beschreibung paßt auf die zwischen diesem Strom u. dem Atbara gelegene Halbinsel, auf welcher bedeutende Ruinen die ehemalige Existenz einer großen Stadt beweisen. Diese Ueberreste gewaltiger Bauwerke liegen in der Nähe der Handelsstadt Schendi u. bestehen sowol aus Tempelruinen als aus Pyramiden, welche jedoch weit kleiner als die ägyptischen sind; die größte hat nur eine Höhe von 26 m., der Stil u. die Inschriften der Vorbauten u. Pylonen deuten auf ein weit jüngeres Alter als das der ägyptischen Pyramiden. Aelter sind die Bauwerke, deren Ruinen in der Nähe des Berges Barkal sich befinden; dort entdeckte Inschriften geben Kunde von äthiop. Königen aus dem 7. Jahrh. v. Chr., u. der dem König Ramses II. (um 1400 v. Chr.) als Erbauer zugeschriebene, in Ruinen liegende Tempel, ein fast 160 m. langer Bau mit gewaltigen Pylonen, einem Säulensaal u. zahlreichen wohlerhaltenen Gemächern, bezeichnet den südlichsten Punkt in der Denkmälerkette des Pharaonenreiches.

Merovinger ist der Name, den die Chronisten seit Fredegar (um 660) den „gelockten" Frankenkönigen beilegen u. von einem vollkommen unhistorischen Könige Merovech herleiten, dessen Sohn Childerich und dessen Enkel Chlodovech (s. „Chlodwig") wäre. Mit größerer Wahrscheinlichkeit hält man einen salischen König Chlojo, der 431 bis zur Somme vordrang, aber die Oberhoheit der Römer anerkannte, für den Ahnherrn der M. u. leitet ihren Namen (mit Müllenhoff) von Merwe, der Vereinigung von Waal u. Maas her. Nach Chlodovech's Tode theilten seine vier Söhne so, daß die vier Hauptstädte in dem von den Römern eroberten Gebiete lagen, Reims, Soissons, Paris u. Orleans. Der Aelteste, Theoderich von Reims, eroberte 534 im Bunde mit dem Jüngsten, Chlotar von Soissons, Thüringen. Die drei jüngeren Söhne nahmen, von ihrer burgund. Mutter Chlotilde angetrieben, schon 523 Burgund ein u. theilten es unter einander; auch das Gebiet des Westgothenkönigs Amalarich wurde durch seinen Schwager Childebert von Paris 531 auf Spanien u. einen schmalen Küstenstrich zwischen den Pyrenäen u. der Rhonemündung beschränkt. Durch Ermordung zweier Söhne erlosch zuerst der Stamm des zweiten Sohnes Chlodomer von Orleans 530, dann, da mehrere Mordversuche durch die Treue der Unterthanen vereitelt wurden, der des Aeltesten, Theoderich, durch den Tod seines Enkels Theodebald 555; endlich starb 558 der Dritte, Childebert, kinderlos u. Chlotar I. vereinigte 558—61 das ganze Reich. Er hatte von sieben Frauen eine zahlreiche Nachkommenschaft, aber drei Söhne wurden schon vor, einer bald nach seinem Tode gemordet u. die vier übrigen theilten wieder das große Gebiet unter sich. Jedoch der Haß der Königin Brunhilde (s. d.), der Gemahlin Sigibert's von Austrasien, gegen Fredegunde (s. d.), die Gemahlin Chilperich's von Soissons, welche die vorige Gattin Galsvinthe, eine Schwester der Brunhilde, hatte erdrosseln lassen (567), führte zu so zahlreichen Ermordungen, daß Fredegundens Sohn, Chlotar II., nicht nur ganz Neustrien mit den Hauptstädten Paris u. Soissons, sondern 613 auch Burgund u. Austrasien erbte. Die Anerkennung in dem letzteren Reiche verdankte er allein dem Bischof Arnulf von Metz u. dessen Verwandtem, dem älteren Pipin, der nach Chlotar's Tode 628 als Major domus (s. d.) die Regierung fast allein in den Händen hatte u. für den schwachen Dagobert führte. Seitdem beherrschen die Karolinger (s. d.) das Reich, während die M., auf den Thron erhoben od. verworfen, nur durch den Lockenschmuck des Hauptes u. die Kroninsignien als Könige kenntlich bleiben. Die Meisten sind unmündige Knaben od. faule, dem Laster ergebene Verbrecher; doch mangelt auch ihren bösen Thaten seit dem Tode der Brunhilde jede Größe, die interessiren könnte. Schon ließ Karl Martell nach dem Tode Theoderich's IV. 737 den Thron unbesetzt, aber Geistlichkeit u. Adel murrten, u. Pipin erhob 743 den schwachen Childerich III.

Stammtafel der Merovinger.

Chlojo, um 431.
(Merovech.)
Childerich. † 481. Gemahlin Basina v. Thuer.

Chlodovech. † 511. Gemahlin Chlotilde v. Burg. — Audefleda. Gemahl Theoderich der Ostgothe.

Theoderich I. zu Reims. † 533. — Chlodomer zu Orleans. † 524. — Childebert zu Paris. † 558. — Chlotar I. zu Soissons. † 561.

Theodebert I. † 548. — Theodebald u. Gunthar, ermordet 530 durch Chlotar u. Childebert.

Theodebald. † 555. — Charibert zu Paris. † 567. — Guntram zu Orleans. † 593. — Chilperich zu Soissons. † 584. 2. Gemahlin Galsvinthe. † 567. 3. Gemahlin Fredegunde. † 594. — Sigibert zu Metz. † 575. Gemahlin Brunhilde. † 614.

Theodelinde, Gemahlin Authari's des Langobarden. — 4 Söhne ermordet 570—77 — Childebert v. Austrasien. † 596.

7 Söhne, meistens ermordet 575—84. — Chlotar II. geb. 584, König des Ganzen 613—28. — Theodebert v. Austrasien. † 612. — Theoderich II. v. Burg. † 613.

Dagobert. † 638.

Chlodovech II. v. Neustrien, seit 656 König vom ganzen Reiche. † 656. — Sigibert v. Austrasien. † 656.

Chlotar III. † 670. — Childerich II. † 673. — Theoderich III. † 691. — Dagobert II., 656 in ein Kloster gesteckt, 673 König, 678 ermordet.

Chilperich II. v. Neustr. † 720. — Childebert III. † 711.

Childerich III., König 743—751. — Dagobert III. † 715.

Theoderich IV. † 737.

Aber kaum hatte er ſich der Zuſtimmung des Papſtes u. der fränk. Großen verſichert, ſo hieb er dem letzten M. die Königslocken mit dem Schwerte ab u. verſtieß ihn 751 in ein Kloſter des heil. Audomar bei St. Omer. — Vgl. A. Thierry, „Récits des temps Mérovingiens" (2 Thle., Par. 1840); Junghans, „Geſchichte der Fränkiſchen Könige Childerich u. Chlodowech" (Gött. 1857); Loebell, „Gregor v. Tours u. ſeine Zeit" (2. Aufl. von Sybel, 1869); Bornhak, „Geſchichte der Franken unter den M.n" (Greifsw. 1863); Bonnell, „Die Anfänge des karolingiſchen Hauſes" (Berl. 1866).

Merrettig (Armoracia rusticana), vielleicht beſſer zu ſchreiben: Märrettig (von Mähre), Roßrettig, wie im Plattdeutſchen Marretſch, im Engliſchen horse-radish; eine Art der Kreuzblüter, den Löffelkräutern nahe ſtehend, aber mit ſehr entwickelter rübenartiger Wurzel u. eben ſo kräftig entwickelten breiten u. langen Blättern, von unbekannter Herkunft, häufig an Flußufern verwildert u. überhaupt feuchte Niederungen liebend. Der ſchon ſeit den älteſten Zeiten als Nahrungsmittel beliebten Wurzel wegen, in Süddeutſchland unter dem Namen Kreen bekannt, wird die Pflanze in manchen Gegenden, z. B. im Niederbühl bei Raſtatt, u. ebenſo zwiſchen Bamberg u. Erlangen maſſenhaft gebaut. Die lange fleiſchige Wurzel enthält ein ſehr ſcharfes ätheriſches Oel, welches in ſeiner chemiſchen Zuſammenſetzung mit dem Senföl übereinkommt u. die Eigenſchaften des M.s als Gewürz bedingt.

Merrimack, Fluß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, entſpringt am Südabhange der White Mountains im Staate New-Hampſhire, durchfließt dieſen Staat u. dann Maſſachuſetts u. mündet hier bei Newbury-Port. Von ſeinem 30 M. langen Laufe ſind 11 M. ſchiffbar; die größte Bedeutung hat aber der M. für die Induſtrie der von ihm durchfloſſenen Gegenden. Seine durch Stromſchnellen geſteigerte Waſſerkraft treibt die großartigſten Webwaaren- u. Spinnfabriken von Concord, Mancheſter u. Naſhua in New-Hampſhire, Lowell, Lawrence u. Haver-Hill in Maſſachuſetts.

Merſcheid, Stadt im Reg.-Bez. Düſſeldorf der Rheinprovinz (Kreis Solingen) mit 8774 E. (1871); liegt 4 Km. weſtl. von Solingen, hat eine evangel. u. eine kathol. Kirche u. treibt wie die Umgegend ſehr bedeutende Eiſen- u. Stahlwaareninduſtrie (Scheren, Meſſer, Bügeleiſen ꝛc.).

Merſeburg, Hauptſtadt des gleichnamigen Reg.-Bez. u. Kreiſes der preuß. Provinz Sachſen mit 13,852 E. (1875); liegt an der Saale u. der Thüringiſchen Eiſenbahn (Gerſtungen-Erfurt-Halle), iſt Sitz der Regierung, eines Kreisamtes u. Kreisgerichtes u. trägt in einzelnen Theilen noch einen mittelalterlichen Charakter. Unter den 4 Kirchen iſt die impoſanteſte der vierthürmige Dom, ein ſchönes Denkmal aus dem roman.-goth. Uebergangsſtile mit einer großartigen Orgel u. den Grabſtätten des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben (von 1080), vieler Biſchöfe u. der Herzöge von Sachſen-M. Das mit dem Dome ein Viereck bildende ehemalige Reſidenzſchloß iſt jetzt Regierungsgebäude; in ſeinem Garten iſt dem Feldmarſchall Grafen Kleiſt von Nollendorf ein Denkmal errichtet worden. Das Domgymnaſium datirt von 1575. Baumwollweberei, Bierbrauerei, Bleicherei, Färberei u. Fabrikation von Maſchinen, Buntpapier u. Cartonnagen ſind die wichtigſten Zweige der ſtädtiſchen Gewerbsthätigkeit. — M. war Lieblingsreſidenz der deutſchen Könige Heinrich I. u. Otto I. Erſterer umgab die Stadt mit Mauern, Letzterer machte ſie zum Biſchofsſitz. Vom 9. bis Anfang des 11. Jahrh. war ſie zugleich Hauptſtadt einer gleichnamigen Grafſchaft. Das Bisthum M. ſtand unter dem Erzbisthum Magdeburg; der berühmteſte Biſchof war der Geſchichtſchreiber Thietmar (1009—1018). Nach dem Tode des Biſchofs Sigismund von Lindenau (1544) ward Prinz Auguſt von Sachſen Adminiſtrator; die Schlacht von Mühlberg (1547) brachte aber wieder einen kathol. Biſchof, Michael Helding, genannt Sidonius, nach M., das aber nach deſſen Tode wieder unter ſächſ. Adminiſtration gelangte, bis das Gebiet 1648 definitiv mit Kurſachſen vereinigt ward. Von 1656 bis 1738 war M. Reſidenz der durch Herzog Chriſtian geſtifteten herzoglichen Nebenlinie Sachſen-M. Durch den Wiener Kongreß kam das Stift an Preußen. — Der Regierungsbezirk M. umfaßt 185,39 □M. mit 879,466 E. (1871), zerfällt in 17 Kreiſe u. beſteht zum größten Theil aus den 1815 von Sachſen an Preußen abgetretenen Landestheilen. Der Kreis M. hat auf 10,44 □M. 63,618 E. (1871) mit den Städten M., Lauchſtädt, Schafſtädt, Lützen u. Schkeuditz.

Merſey, Fluß in Nordengland; entſpringt auf der Grenze von Derby u. Cheſter, ſtrömt erſt nach N., dann nach W. u. erweitert ſich vor ſeiner Mündung in die Iriſche See ſeenartig zu einem Becken, an dem Liverpool liegt u. das einen der ſchönſten Hafenplätze der Welt bildet. Sein Lauf hat eine Länge von 20 M., auf der rechten Seite ſtrömt ihm der Irwell zu, auf dem Barken bis Mancheſter gehen, links empfängt er vor der Mündung den Weaver. Kanäle verbinden ihn mit der Ouſe, dem Trent, dem Severn, der Themſe u. anderen Flüſſen.

Merthyr-Tydvil, größte Stadt im brit. Königreich Wales (Grafſchaft Glamorgan) mit 51,949 E. (1871), liegt in einem breiten Thale unweit der engl. Grenze; vor 100 Jahren noch ein Dorf, iſt es jetzt durch den Reichthum an Eiſenerzen, Kohlen u. Kalk zu der bedeutendſten Induſtrieſtadt von Wales emporgewachſen. Die Bauart iſt unregelmäßig u. unſchön; großartig ſind aber in der Stadt u. ihrer nächſten Umgebung die Eiſenhüttenwerke, Eiſengießereien u. Maſchinenbauanſtalten, nam. die bei Dowlais, Cyfarthfa u. Hirwain u. die Pen-y-darran u. Plymouthwerke; 1871 waren von der ſtädtiſchen Bevölkerung 9647 Mann in den Kohlenwerken, 259 in den Steinbrüchen u. 638 in den Eiſenerzbergwerken beſchäftigt. Durch Eiſenbahn u. Kanal iſt M. mit ſeinem Hafenplatz Cardiff verbunden.

Meru (d. h. Mitte) iſt nach der ind. Mythologie der Wohnſitz der Götter, der Fruchtknoten der Lotosblume, als welche ſich die Inder die Welt vorſtellten. M. wird gedacht als ein goldener Berg, gelegen im Mittelpunkt der Erdoberfläche auf der Inſel Schambau, auf ſeiner höchſten Spitze die Wohnung Schiwa's tragend.

Méry, Joſeph, franz. Dichter, geb. zu Aygalades (Dep. der Rhonemündungen) 21. Jan. 1798, machte ſeine Studien in Marſeille u. ſchloß ſich der bonapartiſtiſchen Partei an, welche unter der Reſtauration mit den Liberalen verſchmolzen war. Später redigirte er die Oppoſitionsblätter „Le Phocéen" u. „La Mediterranée", ſiedelte 1824 nach Paris über, wo er Mitredakteur des „Nain jaune" wurde u. in Verbindung mit Aug. Barthélemy (ſ. d.) polemiſche Gedichte u. das nationale Epos „Napoléon en Égypte" ſchrieb. 1832 ging er mit der Königin Hortenſe nach Italien, dann lebte er wieder in Paris; dort ſtarb er auch 17. Juni 1866. Er war, wie in den Salons, ſo auch als Dichter ein glänzender Improviſator; in Bezug auf Rhythmik u. Reim iſt die Form ſeiner Dichtungen vollendet, doch fehlt ihm Tiefe des Denkens u. Empfindens. Von ſeinen Werken ſind noch zu nennen: die Gedichte „La guerre d'Alger" (1830), „Mélodies poétiques" (1853) u. „Napoléon en Italie" (1859); die Romane u. Novellen „Scènes de la vie italienne" (2 Bde., 1837), „Un amour dans l'avenir" (2 Bde., 1841), „Van Dyck au palais Brignola", „Sémiramide", „La juive au Vatican" ꝛc. Auch ſchrieb er mehrere Theaterſtücke, die zum Theil im „Théâtre du salon" (1861) geſammelt erſchienen.

Merz, Kaſpar Heinrich, einer der bedeutendſten Kupferſtecher der Neuzeit, geb. 7. Mai 1806 in St. Gallen als Sohn eines armen Webers; kam nach dem Tode ſeines Vaters ins dortige Waiſenhaus, wo er ſich im Zeichenunterricht ſo hervorthat, daß er nachher zum Kupferſtecher Lips in Zürich in die Lehre kam, bis er 1828 in München Amsler's Schüler wurde. Sein erſter größerer Stich war eine Madonna nach Heinrich Heß (1833), der gar bald der bekannte Kartonſtich nach Kaulbach's „Narrenhaus" u. deſſen „Egmont u. Klärchen" folgten. Bedeutender u. ausgezeichnet durch tiefes Verſtändniß des Geiſtes u. des Kolorits des Originals waren ſeine großen Stiche nach der „Nacht" von Cornelius u. nach deſſen Karton zum Jüngſten Gericht in der Ludwigskirche zu München. Sein Meiſterwerk iſt der 1845—52 entſtandene Stich nach Kaulbach's „Zerſtörung Jeruſalems" (Linienmanier), nach deſſen Vollendung, während mittlerweile auch das „Leben einer Hexe" nach Genelli entſtanden war, der Stich nach Cornelius' „Zerſtörung Troja's" (1853 bis 1855), „Der Schultheiß Wengi von Solothurn" nach Boßhardt, u. als letzte größere Arbeit ſeines Lebens die Kartonſtiche nach Cornelius' Fresken in den Loggien der Pinatothek erſchienen. Bei einem Ausfluge ins Bayer. Gebirge ſtürzte er 28. Juli 1875, von einem Herzſchlage getroffen, einen Abhang hinab.

Meſa, König von Moab, nach der Bibel ein Zeitgenoſſe Joram's, Königs von Iſrael, u. Joſaphat's, Königs von Juda (9. Jahrh. v. Chr.). Das Königsbuch erzählt (2. Kön. 3, 4 ff.), daß Moab unter ſeiner Herrſchaft von Iſrael abgefallen ſei (vgl. „Moab"). Joram greift in Verbindung mit Joſaphat u. deſſen Vaſallen, dem Edomiterkönige, M. an, um ihn wieder zu unterwerfen. M. wird in ſeine Hauptfeſtung zurückgeworfen u. dort belagert. Da opfert M. voller Verzweiflung ſeinen erſtgeborenen Sohn als Ganzopfer. Hierauf kommt ein großer Zorn über Iſrael, d. h. M.'s Gott Kamos verleiht ihm den Sieg. Die Belagerung wird aufgegeben. Dieſe ſehr unvollſtändigen Nachrichten der Bibel über den Moabiterkönig M. werden in der erfreulichſten Weiſe ergänzt durch die Inſchrift einer ziemlich

dicken Basalttafel, welche derselbe als Gedenkstein in seiner Residenz Dibon aufgestellt hat. Freilich wurde dieselbe schon ein Jahr nach ihrer Entdeckung infolge europ. Intriguen u. orientalischer Ignoranz zertrümmert. Doch sind die Trümmer gerettet worden. Es sah dieses Monument in den Ruinen der früher dem Stamme Gad, später Moab gehörigen Stadt Dibon zuerst im Aug. 1868 der deutsche Prediger Klein. Dieser versäumte jedoch, die Inschrift abzuzeichnen. Hierauf versuchte das Norddeutsche Konsulat den Stein zu erwerben. Es gelang demselben, über die Inschrift mit den Moabbeduinen im J. 1869 einen Kaufkontrakt abzuschließen. Aber da sich noch andere Europäer um den Stein bemühten, so konnte ihn das Konsulat trotz der Unterstützung der türkischen Behörden nicht ausgeliefert erhalten. Ja, als der Pascha von Nablus, welcher früher die Moabbeduinen bekämpft u. gezüchtigt hatte, sich in den Handel mischte, zertrümmerten diese erzürnt den Stein. Doch war es zuvor dem Franzosen Clermont-Ganneau gelungen, sich einen Abklatsch der Inschrift zu verschaffen. Als das Unglück geschehen war, wußte er auch die Trümmer an sich zu bringen. In dieser Inschrift, welche vor den in der Bibel erwähnten Kriegsereignissen abgefaßt zu sein scheint, erzählt M., wie ihm sein Gott Kamos im Kampfe gegen Israel geholfen, wie er eine Reihe früher den Stämmen Gad u. Ruben gehörige Städte erobert, seine Residenz befestigt, im nördlichen Theile seines Reiches eine Reihe von Festungen angelegt u. eine Straße über den Arnon angelegt habe. Denn die tiefe Schlucht, in welcher dieser Fluß fließt, theilt Moab in zwei Hälften. Unter M. scheint Moab auf der Höhe seiner Macht gestanden zu haben u. blieb seitdem unabhängig. Die Inschrift M.'s ist die wichtigste aller in Palästina gefundenen Inschriften. Sie bietet die ältesten Formen des althebräischen Alphabetes, zeigt, daß die Moabiter einen hebräischen Dialekt redeten, ja daß sie mit den Hebräern eine Reihe der wichtigsten religiösen Vorstellungen theilten, u. bestätigt indirekt die historischen Nachrichten der Bibel.

Mésalliance (franz., spr. Mehsalljangs'), Mißheirath, eheliche Verbindung zwischen Personen sehr ungleichen Standes.

Meschhed od. Meschhed (d. h. Grabmal), befestigte Hauptstadt der persischen Provinz Khorasân mit 9000 Häusern u. 50—70,000 E.; liegt in einer fruchtbaren, durch den Fluß Tedschend bewässerten Ebene. Die innere Stadt zeigt zahlreiche Ruinen ihrer ehemaligen Glanzperiode; das hervorragendste Gebäude ist die große Moschee mit dem Grabe des als Schutzpatron Persiens verehrten Imam Riza aus der Familie Ali's. M. hat durch diese Grabstätte für die Schiiten fast eine gleiche Bedeutung wie Mekka u. besitzt infolge dessen auch zahlreiche mohammedanische Seminare (Medressen). Außerdem liegt hier auch der Khalif Harun-ar-Raschid begraben. Für den Handel Persiens mit Turkestan u. Indien ist M. der wichtigste Stapelplatz; hier trifft die belebte Karawanenstraße von Indien über Kabul u. Herat auf die Handelswege, welche M. mit den bedeutendsten turan. Städten verbinden; die persische Industrie ist zudem hier noch in fast allen ihren Zweigen vertreten. M. liefert nam. nach Täbris Shawls u. Teppiche, gegerbte Felle, Klingen, Stahl- u. Bronzewaaren, Gold- u. Silberarbeiten u. bildet einen Hauptmarkt für Obst u. Gewürze. Die Umgegend produzirt viel Wein.



Nr. 4167. Form des Mesembryanthemum.

Mesembryanthemum, Eiskraut od. Mittagsblume; Pflanzengattung der Mesembryanthemaceen oder Eiskräuter, mit zahlreichen Arten, welche als unserem Hauslaub ähnliche Fleischgewächse meist auf den südafrikanischen Hochebenen vorkommen u. daselbst die Rolle unserer Meldengewächse (Chenopodeen) spielen, mit denen sie nach ihren chemischen Eigenschaften große Aehnlichkeit besitzen. Sie zeichnen sich durch schöne Blumen aus, welche in voller Sonne aufblühen, u. derenwegen mehrere Arten bei uns als Ziergewächse kultivirt werden. Ebenso bilden sie, wo sie gesellig wachsen, eine Art Rasen, der nam. von den Schafherden gern abgeweidet wird. In dieser Beziehung gehören die Eiskräuter zu den wohlthätigsten Pflanzen der „Karroo", u. der Farmer ist darauf bedacht, ihre Ausbreitung zu begünstigen. Auch zieht man direkten Gewinn von ihnen, da von einigen Arten die Knollen (Hottentottenfeige, M. edule), von andern die Blätter od. Früchte eßbar sind.

Mesmer, Anton, geb. 23. Mai 1733 zu Weil bei Stein am Rhein; studirte Medizin u. erörterte in seiner Inauguraldissertation den Einfluß der Planeten auf den menschlichen Körper; auch beschäftigte er sich, wie manche Aerzte im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, mit der Anwendung des thierischen Magnetismus als Heilmittel. Zuerst als Arzt in Wien lebend, erklärte er gewisse Wirkungen mittels des thierischen Magnetismus erzielen zu können, indem er den menschlichen Körper, um ihn für den Einfluß dieses Agens empfänglich zu machen, in eine entsprechende magnetische Beschaffenheit versetzt. Kurz darauf gelangte er dahin, die magnetische Kraft als eine allgemeine Eigenschaft aller Körper u. als das die ganze Schöpfung verknüpfende Band zu schildern. Zufolge ihrer Fähigkeit, sich bald anzuhäufen, bald zu vermindern, sei es möglich, diese Kraft im menschlichen Körper durch gewisse Manipulationen (Berühren, Streichen ꝛc. — „Magnetisiren"), ja schon durch den bloßen festen Willen zu erregen, auf denselben zu übertragen u. auf diese Art die wunderbarsten und heilsamsten Wirkungen zu erzeugen. Im J. 1775 richtete M. an alle bedeutenden Akademien ein seine Grundsätze wie seine Kuren darlegendes Schreiben, war jedoch nicht so glücklich, die allgemeine Aufmerksamkeit für sich zu gewinnen. — Mehrere Kuren schienen Anfangs die Wirksamkeit seines Verfahrens zu bestätigten; sie erregten nam. in aristokratischen Kreisen Aufsehen. Allein als er es unternahm, das blinde Fräulein Paradis herzustellen, u. mit ihr vor Anderen zu experimentiren begann, wurde er von seinen Gegnern, nam. von der medizinischen Fakultät zu Wien, des Betruges verdächtigt; er verließ diesen Ort u. begab sich zu Ende des J. 1777 nach Paris. In Paris verband sich M. bald mit einem Arzte, d'Eslon, den er vollständig in seine Lehre einweihte. Auch veröffentlichte er die Schrift „Mémoire sur la découverte du magnétisme animal" (Par. 1779), welche das Wesentlichste seines Systems enthält: „Die ganze Schöpfung steht durch einen ätherischen Stoff in wechselseitiger Verbindung. Im Menschen bilden die Nerven den vorzüglichsten Träger dieses Stoffs, welcher sich mit der äußersten Schnelligkeit bewegt, in die Ferne wirkt, wie das Licht gebrochen u. reflektirt u. durch manche Körper („antimagnetische") unwirksam gemacht wird. Dieser Stoff heilt alle Nerven-, indirekt alle übrigen Krankheiten; nur durch ihn wirken Arzneien, nur durch ihn entstehen Krisen, kurz jede Heilung." Allein weder diese noch auch eine andere, von seinem Genossen d'Eslon im J. 1780 verfaßte Schrift vermochte das große Publikum zu einer besonderen Theilnahme anzuregen. Unmuthig, theils durch diesen Mißerfolg, theils durch ein inzwischen mit d'Eslon eingetretenes Zerwürfniß, zog sich M. nach Spaa zurück. Erst als es seinen Freunden gelungen war, in Paris 100 Personen zu einer „Magnetischen Gesellschaft" zu vereinigen, in welcher jedes Mitglied 100 Louisd'or zahlen mußte, kehrte M. zurück, um diesen Gläubigen die Geheimnisse seiner Lehre zu offenbaren. Allmählich machten denn auch die von ihm u. d'Eslon vorgenommenen Kuren gewaltiges Aufsehen. Obgleich eine von der Pariser Akademie u. Fakultät zur Prüfung der neuen Kurmethode niedergesetzte Kommission, der M. übrigens jede Mittheilung verweigerte, ein ungünstiges Urtheil über seine Kurmethode fällte, breitete sich



Nr. 4168. Anton Mesmer (geb. 23. Mai 1733, gest. 5. Mai 1815).

doch der Glaube an die magnetischen Kuren bis in die Provinzen aus. Insbes. traten im südlichen Frankreich die Brüder de Puységur als Anhänger M.'s auf; sie nam. steigerten die magnetische Einwirkung sogar zu der bis dahin unbekannten „Clairvoyance" od. Hellseherei im magnetischen Schlaf. Dagegen verschloß sich allmählich das Pariser Publikum, jedenfalls gewarnt durch das abfällige Urtheil jener Kommission, den Verlockungen der neuen mystischen Entdeckung M.'s. So verließ denn M. Paris, lebte eine Zeit lang unter angenommenen Namen in England, begab sich dann nach Deutschland u. ließ sich in der Schweiz zu Meersburg nieder, wo er sich in ziemlicher Verborgenheit aufhielt u. 5. Mai 1815 starb. Außer der obengenannten Schrift wurde von ihm ein „Mémoire sur mes découvertes" (Par. 1799, 2. Ausg. v. Picher-Grandchamp, Par. 1826; deutsch, Jena 1800) veröffentlicht. — In Deutschland zählten zu seinen Anhängern C. Chr. Wolfart, Eschenmayer, Kieser, Justinus Kerner u. A.

Mesopotamien (von griech. μέσος, in der Mitte befindlich, u. ποταμός, Fluß, also das Land „inmitten der Flüsse") wird gewöhnlich von dem ganzen Gebiet zwischen den Strömen Euphrat u. Tigris gebraucht, bezeichnet aber eigentlich nur den Flächenraum zwischen dem Oberlauf derselben (ca. 2600 □M.) südlich vom Armenischen Hochland bis zu der Stelle, wo sich die Ströme einander nähern; der südlichere, kleinere Bezirk bis zur Mündung der Ströme heißt in der Bibel Ebene Sinear, bei den klassischen Schriftstellern Babylonien, jetzt Irak Arabi. Das eigentliche M. hingegen erscheint in der Bibel als „Aramäa der beiden Ströme"; später wird es unter dem Namen Assur od. Land der Chaldäer mitbefaßt. — Die älteste Geschichte M.s ist in dem letzten Jahrzehnt durch die Entzifferung der Keilschriften (s. d.) mehr u. mehr aufgehellt worden. Darnach stammt die älteste Kultur von dem nichtsemitischen (wahrscheinlich turanischen) Volk der Akkadier, den Erfindern der Keilschrift u. Erbauern mehrerer großer Städte, darunter auch Babylons. Seit dem 3. Jahrtausend v. Chr. wurden die Akkadier, wahrscheinlich von Süden her, allmählich von einem semitischen Volke unterworfen, welches zugleich die Erbschaft der alten Kultur antrat. Von Babylon aus wurde sodann seit Anfang des 2. Jahrtausends v. Chr. das eigentliche M. kultivirt; es entstand die Stadt Assur u. das Reich der Assyrer von Ninive, das unter Tiglat-Adar I. auch das Stammland Babylonien (um 1300) unter seine Herrschaft brachte. Aber nach einer großartigen Geschichte (s. „Assyrer") fiel Ninive 606 in die Hände der Chaldäer, u. der Schwerpunkt M.s wurde damit wieder nach dem Süden verlegt, nach Babylon. Die Macht u. Blüte des Landes dauerte jedoch nicht nur unter den Chaldäern, sondern auch nach dem Fall Babylons 538 unter den Persern, u. nicht minder unter den Makedoniern u. den Nachfolgern Alexander's d. Gr. (s. 323 v. Chr.) fort. Schon unter den Letzteren gewann wiederum das nördl. M. höhere Bedeutung, ebenso unter der Parthern (Mitte des 2. Jahrh. v. Chr.), dann unter röm. Herrschaft (seit Trajan, 115 n. Chr.). Doch erstreckte sich die letztere nicht allzulange über ganz M., sondern mußte sich vor der Macht der Neuperser od. Sassaniden im 3. Jahrh. n. Chr. auf den Nordwesten beschränken. Zwar wurde gerade diese Gegend im 4. u. 5. Jahrh. der Sitz einer blühenden (syrischen) Wissenschaft, deren Mittelpunkt die Städte Edessa u. Nisibis waren; aber die endlosen Kämpfe um den Besitz u. die Grenzen des Landes führten allmählich den Verfall desselben herbei. 642 fiel M. in die Hände der Araber u. erlebte noch einmal eine Glanzzeit unter den abbassidischen Khalifen von der Gründung Bagdads (763) bis zur Regierung Harun-ar-Raschid's († 809). Seitdem wurde M. durch Thronstreitigkeiten immer ärger zerrüttet, kam 1258 unter mongolische u. 1648 endlich unter türkische Herrschaft, unter der es noch steht. Es zerfällt in 5 Provinzen: drei derselben mit den Hauptstädten Diarbekr, Rakka u. Mosul bilden das eigentliche M. od. „el-dschesîreh", d. h. die Insel; die beiden andern, Bagdad u. Basra, das südl. M. od. Irak el Arabi. Außer diesen Städten, von denen Mosul, Bagdad u. Basra mit je 80,000 E. die bedeutendsten sind, besteht noch Urfa (das alte Edessa) u. Merdin; Nisibis ist zu einem elenden Dorfe herabgesunken. Von der ehemaligen Fruchtbarkeit legt nur noch das Ufer der Ströme u. bes. die gut bewässerte Umgebung von Bagdad Zeugniß ab. Im nördlichen Theil ist die Dattelpalme, einst der Stolz des Landes, fast verschwunden. Ein buntes Gemisch verkommener Völker (Syrer, Kurden 2c. neben wenigen Türken) bewohnt die Städte, bes. des Nordens, während das Innere von räuberischen, fast unabhängigen Beduinen durchzogen wird.

Mesotyp, älterer Name, den zwei verschiedene Mineralien führen; der Natrolith (s. d.) od. Natronmesotyp u. der Skolezit (s. d.) od. Kalkmesotyp.

Messalina, Valeria, Tochter des Messala Barbatus, die berüchtigte Gemahlin des Kaisers Claudius; war schon von ihrer Mutter Lepida auf die Bahn des Lasters geführt worden u. bildete an der Seite des schwachen Kaisers durch ihre schamlose Wollust, Habsucht u. Rachgier den Abschaum ihres Geschlechts. Aus Liebe zu dem jungen C. Silius ging sie endlich so weit, daß sie sich in Abwesenheit des Claudius mit demselben feierlich vermählte. Ihr früherer Verbündeter, der Freigelassene Narcissus, verrieth sie hierauf u. setzte ihre Hinrichtung durch (48 n. Chr.). Ihre Kinder waren Britannicus u. Octavia.

Messana, berühmte Stadt an der Sizilischen Meerenge (j. Messina), war eine Kolonie des italischen Cumä (um 730 v. Chr. gegründet), hieß zuerst Zankle (d. h. Sichel) u. bekam seinen neuen Namen vom Tyrannen Anaxilas von Rhegium, welcher Messenier dorthin verpflanzte. Bald darauf befreite sich aber M. u. blühte durch seine günstige Lage empor, bis es 396 v. Chr. von den Karthagern erobert u. gänzlich zerstört wurde. Dionysios der Aeltere von Syrakus baute M. wieder auf. Im J. 282 fiel die Stadt in die Hände der Mamertiner, campanischer Söldner, die unter Agathokles von Syrakus gedient hatten u. nach dessen Tode (289) das Räuberhandwerk auf eigene Rechnung trieben. Die neuen Besitzer bethätigten ihre Raublust durch Bedrohung aller Nachbarstädte; der König Hiero von Syrakus begann deshalb mit ihnen Krieg u. schlug sie in mehreren Treffen. Da traten die Karthager ins Mittel u. besetzten die Burg von M. Gleichzeitig hatten sich aber die Mamertiner nach Rom um Hülfe gewandt, u. so wurde 264 v. Chr. M. die nächste Veranlassung zum ersten Punischen Kriege. Die Bürger vertrieben die Karthager aus der Stadt, u. als der Konsul Appius Claudius unter deren Mauern einen Sieg erfochten hatte, wurde sie römisches Besitzthum (vergl. auch „Messina").

Messe heißt in der katholischen Kirchenlehre die heilige Handlung, bei welcher der Priester am Altar erstlich Brot u. Wein durch die Weiheformel (Konsekration) in Leib u. Blut Christi verwandelt, somit Gott aufs Neue als ein unblutiges Opfer darbringt, endlich als Sakrament des Abendmahls genießt, resp. den etwa anwesenden Kommunikanten (doch ohne den Wein) austheilt. Die Hauptsache bei der Feier (s. u.) ist aber nicht die Kommunion, sondern eben die Darbringung des unblutigen Opfers. Aus der überaus reichen Geschichte der Entstehung der M., die allmählich zum Alles verschlingenden Mittelpunkt des katholischen Kultus geworden ist, seien die wichtigsten Punkte herausgehoben. Der Name beruht auf einer merkwürdigen Verstümmelung. Wenn in der alten Kirche (schon im 3. Jahrh.) der Theil des Gottesdienstes vorüber war, an dem auch Ungetaufte Theil nehmen durften, so wurden sie entlassen mit dem Ruf: „Missa est concio", d. h. entlassen ist die Versammlung. So entstand für die nun folgende Abendmahlsfeier die Bezeichnung „missa" u. daraus das deutsche „Messe". — Wie das Neue Testament, so wußte auch die alte Kirche nur von einem einmaligen Opfer Christi am Kreuz. Aber schon um die Mitte des 3. Jahrh. führte die Ausbildung der Lehre vom Priesterthum dazu, von einer Opferhandlung des Priesters im Abendmahl zu reden, zunächst als einer Gedächtnißfeier des Opfers Christi. Die uralte Gewohnheit, bei der Abendmahlsfeier für Lebende u. Todte Fürbitte zu thun, erweckte den Glauben an die Wiederholung des Opfers Christi im Abendmahl, indem bes. die Todten erst dadurch einen Gewinn von der Fürbitte hätten. Dies ist der Ursprung der sog. Seelenmessen, d. h. der für die Seelen im Fegefeuer gelesenen, zum Behufe ihrer schnelleren Befreiung. Doch las man schon zu Gregor's d. Gr. Zeit, in welcher die obige Auffassung durchdrang, M.n auch gegen Seuchen, Krieg, Krankheiten u. dergleichen. Eine ungeheure Ausdehnung erhielt der Meßkultus vollends durch die sog. Heiligenmessen, d. h. Anfangs Fürbitte für dieselben, seit dem Ende des 4. Jahrh. zur Anrufung u. zur Ehre derselben. Die völlige Loslösung vom Gemeindegottesdienst, also die Entstehung der sog. Privatmesse, fällt indeß erst ins 8. u. 9. Jahrh. — Wie viel Aberglaube endlich in die M. eindrang mit der Festsetzung der Lehre von der leibhaftigen Verwandlung des Brotes u. Weines in Leib u. Blut Christi (1215), mag hier nur angedeutet sein. Rühmte sich doch das katholische Priesterthum seitdem, es könne den Leib Christi machen, so oft es wolle. Auch die Anbetung der Hostie in der Monstranz (s. „Frohnleichnam") ist ein Ausfluß dieser Lehre. Die letzte Ausprägung erhielt das Dogma von der M. auf dem Konzil zu Trident (1562). Darnach wirkt das Opfer Christi in der M. theils zur Vergebung der täglichen leichteren Sünden, theils als die kräftigste Fürbitte für Lebende u. Todte. Der Protestantismus verwarf die M. als menschliche Erfindung. In der Griechisch-katholischen Kirche hat wenigstens die Privatmesse keinen Eingang gefunden. — Was die Feier der M. anbelangt, die seit dem Meßbuch Pius' V. (1570) in der ganzen katholischen Welt die gleiche ist (auch hinsichtlich des Gebrauchs der lat. Sprache), so sind die nothwendigen Bestandtheile folgende: Nach einer Einleitung (Sündenbekenntniß u.

Reinigung) folgt 1) der Introitus od. Eingang, der in dem Wechselgesang eines Psalmverses od. sonst einer Bibelstelle, des dreimaligen Kyrie eleison u. der sog. Doxologie od. Lobpreisung besteht. 2) Das Graduale od. Stufenlied, d. h. der Gesang einer Psalmen- od. anderen Bibelstelle, dem der Segen u. die Anrede des Priesters sowie die Verlesung des Epistelteхtes vorangeht, der Gesang des Halleluja (letzteres nicht in den Fasten u. bei Trauermessen) sowie die Verlesung des Evangeliums u. an Sonn- u. Festtagen auch das Glaubensbekenntniß nachfolgt. 3) Das Offertorium, d. h. Darbringung; ursprünglich eine Darbringung der Opfergaben von Seiten der Gemeinde, besteht dieser Theil jetzt aus der Auflegung des Brotes, dem Mischen des Weines mit Wasser ꝛc. unter fünf verschiedenen Gebeten nebst Räucherungen u. Händewaschen des Priesters. 4) Der Kanon missae, die eigentliche Meßhandlung. Voran geht die uralte Aufforderung an das Volk u. die Antwort desselben (gewöhnlich aber nur des Ministranten), sodann die Praefatio, d. i. eigentlich Vorrede, ein Dankgebet für die Erlösung. Der leise gesprochene Kanon selbst besteht in der Anrufung Gottes um gnädige Annahme sowie in der Fürbitte für die, welchen das Opfer bes. zu Gute kommen soll, sodann in der Weihung (Konsekration) von Brot u. Wein. Da die letzteren durch die Weihung in Leib u. Blut Christi verwandelt sind, so betet sie der Priester durch Kniebeugung an (Adoration) u. hebt sie dann empor (Elevation), um sie dem Volke zu zeigen, welches bei dem Zeichen mit der Meßklingel gleichfalls auf die Kniee fällt. Nach verschiedenen leisen Gebeten, bes. auch dem für die Verstorbenen, erfolgt die Brechung der Hostie über dem Kelch (ein Theil derselben wird sogar in den Wein gelegt) u. der Abendmahlsgenuß des Priesters, nach ihm die Speisung der etwa anwesenden Kommunikanten (ohne Wein). Mit der 5) Postcommunion, d. h. dem Gesang eines kurzen Gebetes u. dem Segen, schließt die Feier. — Die äußeren Ceremonien sind natürlich je nach dem Reichthum der Kirchen u. der Würde des Messelesenden sehr verschieden. Im Allgemeinen unterscheidet man: **Privatmessen**, die an Seitenaltären nur gesprochen (nicht gesungen) werden, unter Bedienung eines Laien, meist eines Schulknaben; ferner **öffentliche M.** am Hauptaltar mit Chorgesang u. unter geistlicher Bedienung, wie sie an Sonn- u. Festtagen stattfinden (in bischöflichen u. größeren Kirchen täglich); endlich das feierliche **Hochamt**, das mit der Ausstellung des Allerheiligsten in der Monstranz verbunden ist.

Messe (in musikalischer Beziehung). Der Text der katholischen M., wie er unzählige Male zu kirchlichem Gebrauch (mitunter auch ohne eigentliche Bestimmung dafür, rein als Kunstwerk für sich) in Musik gesetzt worden, besteht aus fünf Hauptstücken: 1) Kyrie eleison mit dem Christe eleison (dem ein Introitus vorausgeht); 2) Gloria in excelsis (Hymnus angelicus, Doxologia major); 3) Credo, Symbolum, Glaubensbekenntniß (früher nur einmal im Jahre, am Charfreitage, zum Unterricht der Katechumenen rezitirt; seit Verordnung des Bischofs Timotheus von Konstantinopel um 510 aber in jeder M. gesungen od. gesprochen); dem Credo folgt das Offertorium; 4) Sanctus mit dem Benedictus, mit der als Vorbereitung vorausgehenden Praefatio; 5) Agnus Dei, darauf die Communio u. das Ite missa est. Die Setzart der M. ist feierlich u. ihrer liturgischen Bestimmung angemessen; überwiegend für Chor, doch auch mit ein- u. mehrstimmigen Solosätzen abwechselnd; ferner vom Orchester begleitet, od. nur von der Orgel, oder ohne alle Instrumente (a capella, Vokalmesse). Die **Hohe M.** (Missa solemnis) wird mit allen Feierlichkeiten u. unter Mitwirkung des ganzen Chores gehalten; erhöht wird die Feierlichkeit durch den je höheren Rang der fungirenden Geistlichen. Die **Todtenmesse** (Missa pro defunctis; Requiem) ist dem Gedächtniß der Verstorbenen geweiht.

Messen (im volkswirthsch. Sinne) Märkte. Die Vereinigung, welche die Abhaltung des Gottesdienstes zu gewissen feststehenden Zeiten herbeiführte, wirkte naturgemäß auch auf die Erledigung mancher Geschäfte des täglichen Lebens; nam. wurde frühzeitig die Gelegenheit benutzt, Erzeugnisse u. Bedürfnisse gegen einander auszutauschen, u. es entstanden von selbst Märkte, welche von der ursprünglichen Veranlassung der Zusammenkünfte den Namen M. mit herübernahmen. Im Laufe der Zeit wurde die wirthschaftliche Einrichtung von der kirchlichen Feier häufig unabhängig u. der Name wurde allmählich auf solche große Waarenmärkte übertragen, welche mit einer solchen nie einen Zusammenhang gehabt hatten; der Nutzen der M. besteht in der Bequemlichkeit des Bestellens, Abrechnens u. Bezahlens, in der Auswahl, die dem Käufer durch das große Angebot gewährt wird, in der Erleichterung des Absatzes für die Verkäufer u. in der Kenntniß, welche Kaufleute, Gewerbsleute u. Industrielle überhaupt von der jedesmaligen Richtung der Nachfrage u. des Verbrauches erhalten, u. wodurch letztere in den Stand gesetzt werden, die Produktion den Neigungen der Konsumenten u. der Gelegenheit zum Absatze anzupassen. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß der Meßbesuch lästig, zeitraubend u. mit ansehnlichen Kosten verknüpft ist, die entweder den Gewerbsverdienst des Kaufmanns schmälern, od. den Konsumenten die Waaren vertheuern. In früheren Zeiten, bei der schwachen Bevölkerung u. den Schwierigkeiten, mit denen das Reisen, die schriftlichen Mittheilungen u. die Waarensendung verbunden waren, hatten daher die M. als Vereinigungspunkte eine Wichtigkeit, welche sie jetzt im Zeitalter der Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen u. des Weltpostvereins nicht mehr besitzen. Große Handelsstädte im Inneren des Landes, insbes. die den Weltstädten eigene Anhäufung mannichfaltiger Gewerbserzeugnisse, das häufige Umherreisen der sog. Reisenden (commis voyageurs) sowie die nationalen u. internationalen Industrieausstellungen vertreten größtentheils die Stelle der M. Großbritannien, die Niederlande u. Belgien haben seit längerer Zeit keine M. mehr (abgesehen vom Lämmermarkt zu Ipswich u. dergl.), Frankreich hat nur noch die Messe zu Beaucaire. Die M. zu Frankfurt a. M. u. a. O., zu Braunschweig u. Naumburg stehen lange nicht mehr auf ihrer früheren Höhe. Anders stellen sich aber wie gesagt die Verhältnisse in Ländern mit unentwickeltem Verkehr, nam. in Gegenden mit noch wenig aufgeschlossenen Hinterländern. Die Warschauer M. ist daher erst im 19. Jahrh. in Aufschwung gekommen. In Ostindien wurden 1852 zu Kurrachee u. Sukkur neue M. errichtet, um den Handelszug auf dem Indus zu beleben. Die Messe zu Nischni-Nowgorod (s. d.), welche eine allgemeine Messe im Gegensatze zu den Spezialmessen für gewisse Waaren ist, behauptet noch ihren alten Rang, obgleich sie nach Vollendung der russisch-sibirischen Eisenbahnen wahrscheinlich auch abnehmen wird. In Westeuropa behaupten sich im Ganzen nur noch die Spezialmessen, z. B. für Seide in Trient, für Wolle in Berlin u. für Hopfen in Saaz in Böhmen. Zu den Spezialmessen gehören auch die Welthandelsmessen zu Leipzig.

Messeña od. Massenja, ehemalige Hauptstadt des centralafrikan. Reiches Baghirmi (s. d.) im SO. des Tsad-Sees, hat einen Umfang von $1\frac{1}{2}$ M. u. ist durch eine Lehmmauer befestigt. Nur die Hälfte des von dieser umschlossenen Raumes wird von elenden Lehmhütten eingenommen, zwischen denen sich weite unbebaute Flächen ausdehnen. Der Palast des Sultans besteht auch nur aus einem Komplex solcher Hütten; vor demselben liegt ein großer Platz, auf welchem an den Markttagen ein nicht unbedeutender Verkehr herrscht. Getreide, Bohnen, Erdmandeln, Zwiebeln, Salz, Baumwolle, Pfeffer sind die wichtigsten von M. ausgeführten Waaren; von Europa kommen hierher über Kuka baumwollene Gewebe, von Komo werden gefärbte Stoffe importirt. Im März 1871 wurde M. nach zweimonatlicher Belagerung durch das Heer des Sultans Ali von Wadai erstürmt u. darauf von diesem Baghirmi bis zum Schari annektirt.

Messenhauser, Wenzel, der unglückliche Kommandant der Wiener Nationalgarde in der 48er Revolution, geb. zu Proßnitz (Mähren) 4. Jan. 1813, trat 1829 als Gemeiner ins Kaiser-Franz-Regiment u. erwarb sich durch Selbststudien eine solche Bildung, daß er 1830 dem Hofkriegsrathe eine Schrift „Ueber die schiefe Schlachtstellung" einsenden u. auf Grund derselben zum Offizier befördert werden konnte. Daneben wandte er sich unter dem Namen Wenzel March schriftstellerischer, nam. novellistischer Thätigkeit zu; 1847 erschienen von ihm „Polengräber". Im März 1848 in das Comité zur Organisirung der Nationalgarde gewählt, ward er von Lemberg nach Wien versetzt, doch nahm er hier sogleich seinen Abschied. Am 12. Okt. 1848 erfolgte seine Ernennung zum Oberbefehlshaber der Wiener Nationalgarde; trotz der Gegnerschaft der Fanatiker schloß er auch 29. Okt. die Kapitulation ab u. forderte 30. Okt. zur Niederlegung der Waffen auf. Die Nachricht vom Anmarsch der lange erwarteten Ungarn entflammte die Kampflust des Volkes aufs Neue. Nur widerwillig blieb M. auf seinem Posten. Nach dem Einmarsch der Truppen hielt er sich versteckt, bis er sich 6. Nov. selbst stellte. Vergeblich berief er sich vor dem Standgericht auf seine Ernennung durch Ministerium, Reichstag u. Gemeinderath, vielmehr ward er 16. Nov. 1848 erschossen. Von seinen belletristischen Schriften erschienen noch nach seinem Tode: „Der Rathsherr" (Lpz. 1849); „Novellen u. Erzählungen" (5 Bde., Wien 1849) u. „Letzte Novellen u. Erzählungen" (2 Bde., ebd. 1850).

Messenien, die südwestlichste Landschaft des Peloponneses, wurde begrenzt im N. von Elis u. Arkadien, im O. von Lakonien, im W. u. S. vom Meere, das zwischen den Vorgebirgen Akritas u. Tänaron den tief in das Land sich einbuchtenden Messenischen Busen bildete, von welchem wieder der nördl. Theil der Koronäische, der südl. der Asinäische Busen hieß. Das ungefähr 50 □M. fassende Land war zwar gebirgig, aber nicht rauh, sondern fruchtbar u., bes. im südl. Theile, gut angebaut. Im O. bildete der Taygetos die Grenze des Landes, im W. zog sich der Aegaleos von N. nach S., im Innern erhob sich der Berg Ithome (j. Vurkano).

Unter den Flüssen waren die hauptsächlich nennenswerthesten: die Neda (j. Buzi), der Grenzfluß gegen Elis, u. der Pamisos (j. Pirnatza) mit vielen Nebenflüssen, der breiteste Fluß des Peloponneses. Unter den Städten ragt hervor die spätere Hauptstadt Messene am Berge Ithome, von bedeutendem Umfang u. stark befestigt, deren große Trümmer bei dem heutigen Mavromati liegen; ferner am Messenischen Busen: Abiä, Pherä (j. Kalamata), Korone (j. Petalidi) u. Asine (j. Koron); am Jonischen Meere: Kolonides, Methone (j. Modon), Pylos (j. Paläokastro), die Stadt Nestor's, Kyparissia (j. Arkadia), Aulon auf der Grenze gegen Elis; im Innern: Andania, Stenyklaros, Ampheia am Amphitos, Limnä an den Quellen des Pamisos, Ira u. Oechalia. Zu M. gehörten endlich noch die Inseln Theganussa, Oenussä, Sphakteria u. Prote. — In alter Zeit gehörte die östl. Hälfte M.s zu Lakonien, während im W. das Reich der Neliden mit der Hauptstadt Pylos bestand. Bei der dorischen Einwanderung fiel das ganze Land dem Herakliden Kresphontes zu, der Stenyklaros zu seiner Hauptstadt machte. Durch den ersten Messenischen Krieg (743—723 v. Chr.) kam M. in Abhängigkeit von Sparta. Ein Befreiungsversuch 80 Jahre später führte trotz der Heldenthaten des Aristomenes zur völligen Einverleibung des Landes u. zur Auswanderung des größten Theils der Bevölkerung. Von demselben unglücklichen Erfolge war der 465 erfolgte Anschluß der Messenier an die Empörung der spartanischen Leibeigenen, u. die Ueberbleibsel jener wurden infolge dessen nach Naupaktos verpflanzt. Epaminondas sammelte 369 die Reste der Auswanderer, gründete die Hauptstadt Messene u. führte eine demokratische Verfassung ein. Später schloß sich M. an Philipp von Makedonien an, wurde dann Mitglied u. hierauf Feind des Achäischen Bundes u. kam endlich unter römische Herrschaft.



Nr. 4169. Messina.

Messias, messianische Hoffnungen. Das Volk Israel ist nach den Anschauungen seiner Priester u. Propheten durch eine besondere göttliche Gnadenveranstaltung, nämlich durch den mit Abraham, später mit Moses geschlossenen Bund, dem allgemeinen Verderben der Heidenwelt entrückt u. Träger einer reineren Gotteserkenntniß geworden. Diese Gotteserkenntniß hat es den irrigen Meinungen der Heiden von Gott u. göttlichen Dingen gegenüber zu vertreten. Nun zieht nach uralter hebräischer Anschauung das Halten des mit Gott eingegangenen Bundes, die Erfüllung des Gesetzes, irdischen Lohn, irdisches Wohlergehen nach sich. Dieser Lohn besteht für das Volk Israel in ungestörtem Besitze seines Landes, in seiner Superiorität über die Heiden. Solche Anschauungen prägten sich dem Bewußtsein des hebräischen Volkes um so fester ein, je mehr mit denselben die äußere wie innere Lage des Volkes übereinstimmte, während David u. Salomo alle Stämme unter ihrem Scepter vereinigten. Es herrschte Wohlstand, das Volk triumphirte über seine Feinde. Allein bald begann die Wirklichkeit der Dinge in einen merklichen Kontrast mit jenen Anschauungen zu treten. Das Reich zerfiel durch die Eifersucht der Stämme in zwei ungleiche Hälften. Die umwohnenden, früher unterworfenen Völker rissen sich los. Noch schlimmer erging es dem Volke während der Kämpfe zwischen den Weltmächten Assyrien u. Aegypten u. später Babylonien u. Aegypten. Zwischen den beiden Rivalen um die Weltherrschaft lag das Land der Hebräer mitten inne. Es war der natürliche Kampfplatz beider. Weder Juda noch Ephraim vermochten mit diesen mächtigen Staaten einen Kampf auszuhalten, was beide allerdings in Ueberschätzung ihrer eigenen Macht mehrfach versuchten. Dieses eitele Beginnen, noch mehr aber eine unkluge, sich auf das schwächere Aegypten stützende Politik, brachten namenloses Unglück, zuletzt die Exilirung über das Volk. Das verheißene Land u. die Selbständigkeit des Volkes gingen verloren. Während dieser Kämpfe stand die wirkliche Lage mit jenen idealen Anschauungen des Volkes in schneidendem Gegensatze. Wie verträgt sich dieses Unglück mit den Verheißungen Gottes? Diese Frage war durch die Denker des Volkes, die Priester u. Propheten, zu lösen. Sie lösten sie, indem sie die traurigen Ereignisse der Gegenwart, die Heimsuchungen durch fremde Völker, als göttliche Strafe für den Bruch des Bundes auffaßten. Wenn jedoch das Volk diesen Bundesbruch bereut u. sich zu Gott bekehrt, so wird Gottes Gnade sich ihm wieder zuwenden, denn seine Verheißungen müssen sich erfüllen; dann wird eine Zeit neuen Glückes hereinbrechen. Diese Hoffnungen auf eine bessere Zukunft des Volkes pflegt man messianisch zu nennen, weil die meisten — nicht alle — Propheten sie sich verwirklicht denken durch einen von Gott gesalbten, idealen König. Ein Gesalbter heißt aber hebräisch Māsiah, gräcisirt Messias, griechisch Christos. Diesen König erwartete man aus David's Hause, denn dieser hat die Weissagung ewiger Herrschaft für sein Haus erhalten, u. von der traurigen Gegenwart wandte sich der Blick der Patrioten mit Vorliebe zurück in die glänzende Zeit David's, des alten Musterkönigs. Die messianischen Weissagungen der einzelnen Propheten sind durchweg beeinflußt von den jeweiligen Zeitverhältnissen. Vor dem Konflikte mit den Weltmächten erwartete man nur im Allgemeinen eine bessere Zeit, große Fruchtbarkeit des Landes Gericht über die Heiden, glänzende Aufrichtung der Theokratie. Während der Kämpfe mit den Weltmächten nahmen die messianischen Erwartungen immer konkretere Gestalt an. Bevor die seligen Zustände der messianischen Zeit anbrechen können, muß ein doppeltes Gericht ergehen. Einmal über das Volk selbst. Es wird durch dieses Gericht geläutert, denn nicht das ganze Volk, sondern nur eine Auslese aus ihm soll in die messianische Zeit hinübergerettet werden. Dieses Gericht wird auf Gottes Befehl durch die Weltmächte vollzogen. Diese aber überschreiten dabei ihren Auftrag, quälen u. drücken das Volk. Deshalb wird zweitens ein Gericht über die Weltmächte ergehen. Durch dasselbe wird Israel wieder frei u. kommt in den Besitz seines Landes. Die Theokratie wird in glänzender Weise wieder aufgerichtet. Jerusalem wird der Sitz einer weithin berühmten, herrlichen Gottesverehrung. Die Heiden, Assyrer u. Aegypter bekehren sich zu Israel's Gott, der sein Volk mit Glücksgütern segnet. Ein Friedensfürst, an Macht u. Weisheit ein zweiter David, herrscht über Israel. Nach anderen Propheten ist der Messias aber umgekehrt ein gewaltiger Kriegsheld, welcher Israel's Feinde bändigt, auch hierin ein zweiter David.

Nach der Lehre der christlichen Kirche ist dieser von Israel erwartete Messias Jesus von Nazareth, aus David's Hause. In ihm haben sich die messianischen Hoffnungen erfüllt. Im eigensten Sinne der hebräischen Propheten sicher nicht. Jesus hat kein national-jüdisches Reich aufgerichtet, sondern den Menschen das Himmelreich gebracht. Er hat nicht Frieden auf Erden gebracht, sondern das Schwert. Israel ist nicht Mittelpunkt aller Völker geworden, sondern über alle Welt hin zerstreut. Der Tempel u. die jüdische Theokratie ist nicht wieder aufgerichtet worden, er hat sich vielmehr über Moses Gesetz gestellt. Jesus ist für die Seinen den verachteten Tod am Kreuze gestorben, das Alte Testament weiß gar nichts von einem leidenden Messias. Allein das Christenthum hat blutwenig Veranlassung, sich in einen Streit darüber einzulassen, ob die messianischen Hoffnungen sich in Jesu erfüllt haben. Es hat durch sein siegreiches, welteroberndes Vorwärtsschreiten einen Beweis des Geistes u. der Kraft geführt, welcher viel schwerer wiegt als diese Frage.

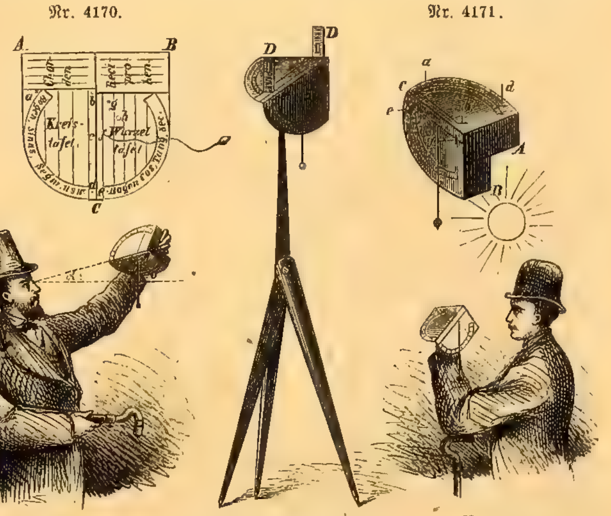
Israel erkennt nicht an, daß Jesus von Nazareth jener Messias sei. Konsequenter Weise müßte es daher seinen Messias noch jetzt erwarten. In der That sind eine Reihe von Juden im Verlaufe der Zeit mit der Prätension aufgetreten, jener Messias zu sein. Sie haben aber alle mehr od. weniger schnell Fiasco gemacht. Nur der Merkwürdigkeit halber nennt die Spezialgeschichte ihre Namen. Im religiösen Leben der jetzigen Israeliten hingegen spielen die messianischen Hoffnungen kaum noch eine Rolle.

Messina, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz u. bedeutendste Handelsstadt Siziliens mit 70,307 E. (1871); liegt vom Meere amphitheatralisch an den Bergen emporsteigend 1¼ M. von dem Nordeingange der Meerenge von M., welche Sizilien von Neapel scheidet, hat einen guten Hafen u. wird von einer Citadelle u. 6 Forts vertheidigt. Die nach dem Erdbeben von 1783 fast durchaus neuerbaute Stadt ist Sitz eines Erzbischofs, einer Präfektur, eines Appellhofes, einer Universität mit einem Kollegium der schönen Künste, einer Akademie für Wissenschaft u. Kunst, eines Priesterseminars u. mehrerer anderer höherer Lehranstalten. Unter den Straßen ist der Quai die bedeutendste, unter den Kirchen die zum Theil noch aus der Normannenzeit stammende u. im Innern mit antiken Granitsäulen geschmückte Kathedrale die kunstgeschichtlich interessanteste. In der Nähe derselben befindet sich der schönste Brunnen M.'s mit den allegorischen Figuren des Nil, des Ebro, des Tiber u. des Camaro. Die Kirche Sta. Maddalena ist bekannt durch das 1848 in derselben stattgefundene Gemetzel zwischen den Einwohnern u. den stürmenden Schweizern. Eine prächtige Aussicht auf die Meerenge u. die gegenüberliegende Küste Calabriens gewährt das Kloster San Gregorio. Nächst Genua hat M. den bedeutendsten Schiffsverkehr von allen ital. Hafenplätzen; derselbe umfaßte 1873: 210,181 Schiffe von 2,269,378 Tonnen; hiervon kamen 1,119,582 Tonnen auf den auswärtigen Verkehr. Die wichtigsten Exportartikel sind Seide, Seidenwaaren, Südfrüchte u. Korallen. In industrieller Beziehung ist M. durch seine Seidenweberei wichtig. — M. ist das alte Messana (s. d.). Im Mittelalter wechselte der Besitz der Stadt häufig; den Sarazenen folgten die Normannen, diesen die Hohenstaufen; 1266 kam sie in die Gewalt Karl's von Anjou, 1282 in den Besitz Peter's von Aragonien. Im Allgemeinen theilte sie später das Geschick Siziliens (s. d.) u. war in der neuesten Zeit mehrmals der Schauplatz blutiger Revolutionen, so 1. u. 2. Sept. 1847, im Jan., Febr. u. März 1848. Der Besetzung M.'s durch die Scharen Garibaldi's 28. Juli 1860 folgte 13. März 1861 die Uebergabe der Citadelle an den ital. General Cialdini.

Messing. Diese wichtige, aus Kupfer u. Zink bestehende gelbe Metallmischung gehört nächst der Bronze zu denjenigen Legirungen, die schon in den ältesten Zeiten, viel früher als das darin enthaltene Zinkmetall, bekannt waren. Der Grund hiervon lag darin, daß man früher das M. durch Zusammenschmelzen von Kupfer, welches bekanntlich bereits gediegen in der Natur angetroffen wird, mit Zinkerzen (Galmei, d. i. kieselsaurem u. kohlensaurem Zinkoxyd) u. Kohle herstellte. Jetzt wird das M. fast ausschließlich durch direktes Zusammenschmelzen von Kupfer mit metallischem Zink in den sog. Messingwerken hergestellt; das Schmelzen geschieht in Tiegeln von feuerfestem Thon od. in Graphittiegeln, in welchen die beiden Metalle abwechselnd geschichtet u. mit Kohlenstaub bedeckt (um die Oxydation zu verhüten) sich befinden. — Das Mengenverhältniß der beiden Metalle schwankt je nach der Anwendung, die von dem M. gemacht werden soll; gewöhnlich besteht es jedoch aus 70 Theilen Kupfer u. 30 Theilen Zink; wird der Kupfergehalt größer, so wird das M. dunkler röthlichgelb u. dehnbarer, während es umgekehrt bei größerem Zinkgehalte heller gelb u. weniger dehnbar ist. Die hübsche Farbe, große Härte u. der verhältnißmäßig niedrige Schmelzpunkt machen das M. zu einem höchst werthvollen Gußmaterial, das nam. für Maschinentheile, Hähne, Ventile, Plättglocken u. dgl. verwendet wird. Als Gußmaterial hat es vor dem Kupfer den Vorzug, daß es in geschmolzenem Zustande dünnflüssiger als dieses letztere ist u. beim Erstarren nicht blasig wird; auch ist es billiger als reines Kupfer u. oxydirt sich nicht so leicht. In kaltem Zustande ist das M. hämmerbar u. läßt sich strecken, walzen u. zu Draht ausziehen; in heißem Zustande erhält es jedoch hierbei leicht Brüche u. Risse. Durch Veränderung des Verhältnisses (60 Kupfer u. 40 Zink) kann man jedoch ein M. herstellen, welches sich auch in der Glühhitze unter dem Hammer strecken u. walzen läßt, das sog. schmiedbare M. — Beim Auswalzen dieser Messingsorte in rothglühendem Zustande müssen die Stangen, sobald sie durch die Walze gegangen sind, in kaltes Wasser gebracht werden, weil nur in diesem Falle das M. in der Kälte weich u. zäh bleibt. Je nach der Form, in welcher das M. in den Handel kommt, unterscheidet man Stückmessing od. Gußmessing, Rollmessing u. Tafelmessing, Messingfolie (Rauschgold u. Knittergold) u. Messingdraht. Dem M. ähnliche, auch aus Kupfer u. Zink bestehende Legirungen sind Tombak, Prinzmetall, Mannheimer Gold, Oreïde 2c.

Meßkette ist eine vom Engländer Gunter († 1626) erfundene Vorrichtung zur Ausmessung von Entfernungen. Sie wird aus gutem, 2—3 mm. dickem Eisen- od. Stahldraht gefertigt u. hatte nach dem alten Maße eine Länge von 5 Ruthen (zu 12 gewöhnlichen od. 10 geometrischen Fuß); nach dem neuen wird sie 1—2 Dekameter lang gemacht. Ihre Glieder waren früher 1 geometr. Fuß lang, nach dem Metermaße sind sie aber 0,5 od. 0,2 m. lang u. werden durch kleine Drahtringe in einander gelenkt.

Meßknecht ist ein vom Hofrath Preßler, Professor der praktischen Mathematik an der Akademie zu Tharandt, ersonnener u. wegen seiner universellen Anwendung so genannter, praktisch mathematischer Apparat. Derselbe besteht im Wesentlichen aus einer Anzahl Skalentabellen u. zwei Kreistheilungen, auf wohlplanirte Pappe gezogen u. gefirnißt, u. ist in seiner flach ausgebreiteten Gestalt in etwa $^1/_{20}$ der natürlichen Größe in Nr. 4170 dargestellt, kann aber, wenn er nicht zum Rechnen, sondern als Meßinstrument benutzt werden soll, in die aus Nr. 4171 ersichtliche Gestalt zusammengeklappt werden, wobei durch die Buchstaben A, B, C die Lage der einzelnen Theile angedeutet wird. Was nun zunächst die Benutzung des M.s als Rechenhülfe betrifft, so ist auf dessen beiden Flächen durch eine äußerst sinnreiche Methode ein Tabellenwerk zusammengedrängt, welches in gewöhnlicher Anordnung sonst einen nicht zu kleinen Band füllt. In der unter Nr. 4171 ersichtlichen zusammengefalteten Stellung kann aber der M. entweder aus freier Hand od. durch Befestigung an einen einfachen, praktischen Stativstock als ein für die meisten Fälle des praktischen Lebens hinlänglich genaues u. dabei einfaches Meßinstrument dienen, welches zur Vermessung u. Absteckung von Höhen- u. Tiefenwinkeln, Steigungs- u. Neigungsprozenten, Baum- u. Berghöhen, zum Nivelliren, Messen von Sonnenhöhen behufs der Zeitermittelung, zur Absteckung u. Ausmessung von Plätzen, zur Massen- u. Werthsermittelung stehender Bäume u. s. w. geeignet ist. Die Benutzung des M.s als Winkelkreuz geschieht entweder durch Visiren über zwei rechtwinklig sich treffende Kanten seiner horizontalen Fläche in Nr. 4171 od. genauer dadurch, daß zur genaueren Visur drei kleine Visirstifte bei a, b u. d (Nr. 4171) eingesteckt werden. Die Anwendung des M.s zu Höhenmessungen (s. d.) ist aus Nr. 4172 ersichtlich. Man visirt über zwei an der vertikalen Wand eingesetzte Visirstifte e u. g nach dem Ziele u. liest den Stand des kleinen Lothes (Pendels) auf dem Gradbogen ab.



Nr. 4170—74. Preßler's Meßknecht.

Bei Sonnenhöhenmessungen läßt man (s. Nr. 4174) den Schatten des Stiftes g gerade nach e fallen. Der Stand des Lothes zeigt dann die Sonnenhöhe an, aus welcher nach einfacher Methode die richtige Zeit berechnet werden kann. Will man genauer operiren, so befestigt man den M. auf dem Stativstocke (Nr. 4173). Zur Messung von Horizontalwinkeln beim Feldmessen kann ein einfaches Diopterlineal DD aufgesetzt werden. Vgl. „Mathem.-polytechn. Brieftasche mit Ingenieur-Meßknecht". Von M. R. Preßler. 4. Aufl. Berlin, Wiegandt, Hempel u. Parey 1875.

Meßkunst, s. „Feldmeßkunst".

Meßner (an manchen Orten auch Küster), der Kirchendiener.

Messys od. Metsys, Quentin, der letzte Maler der altniederl. Schule, geb. um 1460 zu Antwerpen († um 1530) als armer Leute Kind; wurde zum Hufschmied bestimmt u. soll der Sage nach ein Mädchen kennen gelernt haben, die ihre Hand an die Bedingung knüpfte, daß er Maler würde; daher der alte Vers in der Frauenkirche zu Antwerpen: „Connubialis amor de mulcibre fecit Apellem" (Amors spitze Geschosse verwandeln den Schmied in Apelles). In seinen Bildern religiösen Inhalts, worin er insofern von seinen Vorgängern abweicht, als er seine Gestalten in Lebensgröße vorführt, zeigt er eine große Innigkeit des Gefühls, Klarheit der Farbe u. eine höchst sorgfältige Ausführung; dagegen hat er auch manchmal recht derbe, fast karikirte Nebenfiguren. Und diese Derbheit herrscht nam.

in den von ihm erhaltenen Genrebildern aus dem gemeinen Leben, z. B. „Die Geizhälse", „Die Geldwechsler" od. auch „Ein liebendes Paar". Unter den wenigen Werken religiösen Inhalts ist das bedeutendste das große dreitheilige Altarbild im Museum zu Antwerpen mit dem herrlichen Mittelbilde der Klage um den Leichnam Christi, ein zweites, mit der Darstellung der heiligen Familien in der Peterskirche zu Löwen, andere in der Sammlung des Kaisers von Rußland u. im Museum zu Berlin. Die beste Darstellung zweier Geizhälse befindet sich in Windsorcastle, das einzige wirklich von ihm herrührende Bild eines Geldwechslers im Louvre, während die anderen dieser Art eher auf Rechnung seines unbedeutenden Sohnes Jan M. zu setzen sind, der von 1500 bis etwa 1570 gelebt haben soll.

Mestize ist ein Sprößling der fruchtbaren Vermischung zwischen einem Weißen u. einer Indianerin, od. zwischen Indianer u. einer Weißen. Nach Demangeon ist in ersterem Falle der Sprößling zu $^3/_4$ weiß, zu $^1/_4$ indianisch u. oft von schöner Körperform; im zweiten Falle erinnert das Individuum eben so wenig an den Vater als an die Mutter. — Nach Girtanner zeugt der weiße Mensch mit dem olivengelben den gelben, mit dem braunen den braunen, mit dem zimmtfarbenen den rothen M.n. In Südamerika giebt es ungemein viele solcher Mischlinge, die sich durch geringe Arbeitslust, zumeist auch durch Verkommenheit in moralischer Hinsicht, wenig vortheilhaft auszeichnen.

Metachromatypie nennt man die Herstellung sog. Abziehbilder, d. h. lithographirter Farbendrucke, welche, auf bes. präparirtes Papier gedruckt, die eigenthümliche Fähigkeit besitzen, unter vorheriger Anfeuchtung auf andere Stoffe, z. B. Holz, Porzellan, od. auch auf Papier, abgezogen od. übertragen zu werden.

Metalle, mit diesem Namen bezeichnet man gewöhnlich eine Anzahl chemischer Elemente (Grundstoffe), die sich durch ihren lebhaften Spiegelglanz u. ihre meist nicht unbedeutende Schwere sowie durch ihre Unlöslichkeit in Wasser auszeichnen. Diese Eigenschaften, die man sich mit dem Worte M. verknüpft denkt, genügen zwar, um eine Anzahl unter sich ähnlicher Körper zu einem Begriffe zusammenzufassen, u. in technischer Hinsicht, für die Praxis, wo es auf scharfe Begriffsbestimmungen eben nicht ankommt, ist daher der Name M. sehr bequem u. zweckmäßig. Wenn man dagegen in der Wissenschaft, wie es selbst in den neuesten Lehrbüchern noch sehr häufig geschieht, die Elemente in M., Halbmetalle u. Nichtmetalle od. Metalloide eintheilt, so ist eine solche Eintheilungsweise dem Stande der chemischen Wissenschaft nicht entsprechend, weil sie sich einestheils lediglich auf äußere Merkmale gründet, da, wo nur die Verwandtschaftsverhältnisse u. das Verhalten der Elemente bei ihrer Verbindung sowie die Art der hierbei entstehenden Produkte maßgebend sein sollten, u. weil sich anderntheils der Begriff M. gar nicht genau feststellen läßt u. keine scharfe Grenze zwischen den oben erwähnten drei Gruppen gezogen werden kann. Die mit dem Namen M. belegten Elemente besitzen außer dem durch totale Reflexion des Lichtes bedingten starken Glanze noch die Eigenschaft, die Wärme u. die Elektrizität gut zu leiten u. beim Erhitzen mehr od. weniger leicht zu schmelzen; doch haben andere Körper diese Eigenschaften auch. Einige der M. sind in der Hitze flüchtig; in sehr hohen Temperaturen verflüchtigen sich möglicherweise alle M. — Hinsichtlich ihres Verhaltens zur Luft theilt man die M. noch ein in edele u. unedele, u. rechnet zu den ersteren diejenigen, die ihren Glanz beim Liegen an der Luft nicht verlieren, wie z. B. Gold, Silber, Platin u. s. w., u. ihrer Seltenheit u. vielfachen Verwendbarkeit wegen einen hohen Werth besitzen; doch läßt sich auch zwischen diesen beiden Gruppen keine scharfe Grenze ziehen. Die unedelen M. laufen an feuchter Luft an, rosten od. oxydiren sich, manche auch schon an trockener Luft; doch giebt es auch unter den unedelen solche, die, nam. wenn sie polirt sind, sich sehr lange Zeit blank erhalten. — Zuweilen theilt man die M. auch noch ein in schwere u. leichte M. u. rechnet zu ersteren diejenigen, die wenigstens 5mal schwerer sind als ein gleiches Volumen Wasser. Diejenigen Elemente, welche man im gewöhnlichen Leben u. in der Technik mit dem Namen M. bezeichnet u. welche allbekannte Handelsartikel bilden, sind in alphabetischer Reihe folgende: Aluminium, Antimon, Blei, Eisen, Gold, Kadmium, Kupfer, Nickel, Platin, Quecksilber, Silber, Wismuth, Zink u. Zinn. — Die übrigen metallischen Elemente kommen entweder gar nicht od. nur selten in den Handel, da sie theils zu selten, schwierig herzustellen u. theuer sind, theils nur wenig od. keine Verwendung gefunden haben; es sind dies folgende: Arsen, Baryum, Beryllium, Calcium, Cäsium, Cerium, Chrom, Didym, Erbium, Gallium, Indium, Kalium, Kobalt, Lanthan, Lithium, Magnesium, Mangan, Molybdän, Natrium, Niobium, Osmium, Palladium, Rhodium, Rubidium, Ruthenium, Strontium, Tantal, Thallium, Thorium, Titan, Uran, Vanadin, Wolfram, Yttrium, Zirkonium. Alle chemischen Grundstoffe, die hier als M. nicht aufgeführt wurden, rechnet man zu den Metalloiden, Ametallen od. Nichtmetallen. Doch sind die Ansichten hierin auch verschieden, je nachdem man z. B. Arsen, Titan, Tellur, Silicium u. s. w. zu den einen od. zu den anderen rechnen will. Einige machen noch den Unterschied zwischen Halbmetallen u. Nichtmetallen u. rechnen zu den ersteren z. B. Arsen, Bor, Silicium u. s. w., zu den letzteren Sauerstoff, Stickstoff u. s. w., während Andere diese letzteren u. ähnliche gasförmige Elemente mit zu den Metalloiden zählen. Man sieht aus Alledem, daß diese Eintheilungsweisen vollständig unwissenschaftlich sind. Zweckmäßiger ist es vielmehr, die Elemente je nach ihrem chemischen Verhalten zu Gruppen zusammenzustellen; so bilden z. B. Schwefel, Selen u. Tellur eine solche Gruppe, ferner Stickstoff, Phosphor, Arsenik u. Antimon, dann Kohle, Silicium, Bor u. Titan u. s. w.

Von den aufgeführten M.n finden sich mehrere in der Natur stets nur in gediegenem Zustande vor, nämlich Platin, Rhodium, Osmium, Iridium, Palladium; auch das Gold kommt am häufigsten nur gediegen vor, selten als Tellurgold; andere kommen theils gediegen, theils verbunden mit einem der 8 folgenden Elemente vererzt vor: Sauerstoff, Schwefel, Selen, Tellur, Chlor, Brom, Jod od. Fluor; zu diesen M.n gehören beispielsweise Silber, Quecksilber, Kupfer, Wismuth, Blei, Antimon u. s. w.; viele aber finden sich nur in vererztem Zustande in der Natur, als Erze. Die Gewinnung der M. nach diesen verschiedenen Methoden ist Aufgabe des **Hüttenwesens** od. der sog. **Hüttenkunde;** die Lehre von der Gewinnung, den Eigenschaften u. der Verarbeitung der M. überhaupt wird **Metallurgie** genannt (s. d.). Die M. werden theils in rohem Zustande, wie sie aus den Erzen reduzirt u. ausgeschmolzen worden sind, theils aber auch in gereinigter Form in den Handel gebracht. Nach dem Grade der Reinheit sowol als auch nach der Form u. Art der Gewinnung werden die verschiedenen Sorten gebildet, die jedoch bei den einzelnen Metallen nicht immer übereinstimmende Bezeichnungen haben; so belegt man die vollständig gereinigten M. gewöhnlich mit der Bezeichnung raffinirt, z. B. bei Kupfer, Silber, Zinn, Blei, od. mit der Bezeichnung fein, wie Feinsilber, Feingold. Die geringeren, noch weniger reinen Sorten werden entweder roh genannt, wie z. B. Roheisen, Rohkupfer, od. sie führen besondere Namen, wie z. B. Hartblei, Weichblei, Werkblei, Schwarzkupfer, Garkupfer u. s. w. — Auch nach den Produktionsländern benennt man die M. häufig, z. B. ostindisches, engl., sächs. Zinn; russ., schwed., engl., chilesisches Kupfer u. s. w. Hinsichtlich der Form, in welcher die M. verkauft werden, unterscheidet man: Staub, Sand (bei rohem Gold u. Platin), Barren, Zaine, Stangen, Gänze, Brote, Mulden, Rollen, Rosetten (bei Kupfer) u. Blöcke. Nach Art der Verarbeitung hat man: gegossene, gehämmerte, gereckte, gewalzte u. auf chemischem Wege gefällte M., letztere führen die Namen Moor (bei Platin, Iridium), Schwamm od. Cäment (bei Kupfer).

In Plattenform gebrachte M. werden **Blech** genannt (z. B. Goldblech, Kupferblech, Eisenblech u. s. w.); ist das Blech jedoch dünner als Papier, so heißt es **Folie** (Zinnfolie od. Stanniol, Bleifolie, Goldfolie od. Blattgold); in fadenförmige Gestalt gezogene M. werden **Draht** genannt. Metallmischungen werden Legirungen genannt (s. d.). Man kann auch gewisse M. mit einer Schicht eines anderen M.s überziehen, theils auf mechanischem Wege, wie bei der Feuervergoldung, beim Verzinnen u. s. w., theils auf chemischem od. galvanischem Wege; so hat man vergoldete, versilberte, vernickelte, verzinkte, verzinnte, verkupferte M. — Die Vereinigung zweier Stücke eines u. desselben M.s zu einem Stücke in der Glühhitze durch Hämmern u. Schmieden nennt man das **Schweißen;** doch besitzen nur wenige M. die Eigenschaft, sich schweißen zu lassen. Die Vereinigung zweier Metallstücke durch ein anderes Metall od. eine Metalllegirung, welche dann gewissermaßen als Kitt dienen, wird **Löthen** genannt. — Die Farbe der meisten M. ist weiß, grauweiß, gelblichweiß od. bläulichweiß, roth ist nur das Kupfer, gelb das Gold, Calcium u. Strontium; andere Farben sind nicht vertreten. Flüssig bei gewöhnlicher Temperatur ist nur das Quecksilber, alle anderen M. sind starr, einige jedoch so weich, daß sie sich bequem mit dem Messer schneiden lassen; es sind dies Kalium, Natrium, Rubidium, Lithium, Calcium, Strontium, Blei, Thallium; wenig härter, aber immer noch verhältnißmäßig weich sind ferner Indium, Zinn, Cerium, Gold, Eisen (chemisch rein). Harte, aber duktile M. sind Aluminium, Eisen (Schmiedeeisen, angelassener Stahl), Kupfer, Kadmium, Magnesium, Nickel, Palladium, Platin, Rhodium, Silber, Uran, Zink (letzteres nur zwischen 100 u. 150° dehnbar). Harte u. spröde M. sind Antimon, Arsen, Chrom, Eisen (Gußeisen, abgeschreckter Stahl), Iridium, Kobalt, Mangan, Molybdän, Ruthenium, Wismuth, Wolfram. Calvert u. Johnson haben nach einer ganz neuen Methode Bestimmungen

der Härte verschiedener M. ausgeführt; auf die Härte des Roheisens =1000 bezogen, ordnen sich dann dieselben nach folgender Härteskala:

Ungehärteter Stahl	958	Zink	183
Schmiedeeisen	948	Gold	167
Platin	375	Kadmium	108
Kupfer	301	Wismuth	52
Aluminium	271	Zinn	27
Silber	208	Blei	16

Die spezifischen Gewichte der Metalle schwanken zwischen ziemlich weiten Grenzen, so daß das leichteste Metall, das Lithium, sogar auf Steinöl schwimmt, während das schwerste, das Iridium, ziemlich 22mal schwerer als das Wasser ist.

Uebersicht der **Schmelzpunkte** u. Siedepunkte der verschiedenen Metalle, soweit dieselben bis jetzt untersucht sind.

Metalle.	Schmelzpunkte nach Graden Celsius.	Siedepunkte nach Graden Celsius.	Metalle.	Schmelzpunkte nach Graden Celsius.	Siedepunkte nach Graden Celsius.
Quecksilber	—40°	350°	Zink	412°	1040°
Kalium	+62,5°		Antimon	425°	
Natrium	96°		Aluminium	700°	
Indium	176°		Silber	1000°	
Lithium	180°		Kupfer	1050°	
Zinn	235°		Kobalt	1050°	
Magnesium	235°		Gußeisen	1050°	
Wismuth	270°		Gold	1250°	
Thallium	290°		Stahl	1300°	
Kadmium	320°	860°	Schmiedeeisen	1500—1600°	
Blei	330°	1040°	Nickel	1500—1600°	
Arsen (nur bei hohem Druck schmelzbar)	412°	412°	Platin	2600°	

Zusammenstellung der Metalle nach ihrem **Verhalten zu den wichtigsten Säuren.**

A. Verhalten der Schwefelsäure zu den Metallen.

Nicht angegriffen werden u. daher unlöslich sowol in verdünnter als auch in konzentrirter Schwefelsäure sind Gold, Iridium, Osmium, Platin, Rhodium, Ruthenium.

1. Verhalten zu verdünnter Schwefelsäure.

a. Nicht angegriffen werden u. daher unlöslich sind bei gewöhnlicher Temperatur, außer den eben angeführten M.n: Antimon, Arsen, Blei, Chrom, Kupfer, Molybdän, Quecksilber, Silber, Titan, Uran, Wismuth, Zinn, Zirkonium u. Palladium.

b. Löslich sind schon bei gewöhnlicher Temperatur in verdünnter Schwefelsäure unter Wasserstoffgasentwicklung:

Beryllium, Cerium, Eisen, Magnesium, Mangan, Thallium, Zink } leicht löslich.
Aluminium, Calcium, Kadmium, Indium, Nickel } langsam u. schwer löslich.

Die das Wasser leicht zersetzenden Alkalielemente Cäsium, Rubidium, Kalium, Natrium u. Lithium lösen sich natürlich auch in verdünnter Schwefelsäure.

c. Nur bei Erwärmen in verdünnter Schwefelsäure, nicht in der Kälte, sind löslich Chrom u. Zinn.

2. Verhalten zu konzentrirter Schwefelsäure.

a. In kalter konzentrirter Schwefelsäure unlöslich sind Antimon, Arsen, Blei, Chrom, Gold, Iridium, Kupfer, Osmium, Quecksilber, Palladium, Platin, Rhodium, Ruthenium, Silber, Titan, Wismuth, Zirkonium.

b. Langsam angegriffen werden von kalter, konzentrirter Schwefelsäure (beim Erhitzen damit aber leicht gelöst): Eisen, Kadmium, Kobalt, Mangan, Nickel, Zink.

c. Leicht gelöst werden von kalter konzentrirter Schwefelsäure: Beryllium, Molybdän, Indium.

d. Nur von warmer konzentrirter Schwefelsäure werden angegriffen unter Entwicklung von schwefliger Säure: Antimon, Arsen, Blei, Kupfer, Palladium (schwer), Quecksilber, Silber, Wismuth, Zirkonium.

B. Verhalten der Salpetersäure zu Metallen.

Von Salpetersäure werden überhaupt nicht angegriffen, weder von kalter noch von heißer: Chrom, Gold, Iridium, Osmium (geschmolzen), Platin, Rhodium, Ruthenium.

1. Verhalten der M. zu verdünnter Salpetersäure.

a. Außer den oben angeführten M.n werden hierdurch ebenfalls nicht angegriffen: Aluminium, Arsen, Palladium, Titan, Zirkonium.

b. Wenig angegriffen werden Beryllium, Indium.

c. Leicht löslich in verdünnter Salpetersäure sind: Blei, Calcium, Eisen, Kadmium, Kobalt, Kupfer, Magnesium, Mangan, Nickel, Quecksilber, Silber, Strontium, Thallium, Uran, Wismuth, Zink u. die Alkalimetalle. (Antimon u. Zinn werden oxydirt, aber nicht gelöst.)

2. Verhalten zu konzentrirter Salpetersäure.

a. Von kalter konzentrirter Salpetersäure werden nicht angegriffen: Aluminium, Arsen, Calcium, Chrom, Eisen, Gold, Iridium, Osmium (geschmolzen), Palladium, Platin, Rhodium, Ruthenium, Strontium, Titan, Zirkonium.

Von diesen werden jedoch in der Wärme oxydirt: Aluminium, Arsen, Calcium, Eisen, Palladium, Strontium, Titan u. Zirkonium; selbstverständlich auch diejenigen, die von verdünnter Salpetersäure gelöst werden, u. außerdem noch: Indium, Beryllium u. Osmium als Pulver.

C. Verhalten der Metalle zu Salzsäure.

a. Nicht angegriffen werden von Salzsäure: Antimon, Gold, Iridium, Kupfer (nur bei Ausschluß der Luft), Molybdän, Osmium, Quecksilber, Platin, Rhodium, Ruthenium, Vanadium.

b. Auflöslich in Salzsäure sind: Aluminium, Beryllium, Calcium, Cerium, Chrom, Eisen, Indium, Kadmium, Kobalt, Mangan, Magnesium, Nickel (kalt langsam), Strontium, Thallium (schwer löslich), Titan (nur in der Wärme), Zink, Zinn u. sämmtliche Metalle der Alkalien.

c. Wenig angegriffen werden durch Salzsäure: Arsen, Blei, Palladium, Silber (nur beim Kochen an der Oberfläche), Kupfer (nur bei Luftzutritt), Wismuth, Zirkonium (letztere nur beim Erhitzen u. in geringer Menge).

Hinsichtlich des Verhaltens der M. zu anderen Säuren u. Stoffen muß auf die Lehrbücher der Chemie verwiesen werden. — Zum Schlusse mögen hier noch die Zahlen über die Einfuhr u. Ausfuhr an M.n im Deutschen Reiche aus den J. 1872 u. 1873 folgen, die allerdings die traurige Thatsache zeigen, daß die Einfuhr größer geworden ist als die Ausfuhr, u. letztere, was die Metallwaaren anlangt, abgenommen hat.

Einfuhr in Thalern Werth:	1873.	1872.
Rohmetalle	49,900,000	46,700,000
Metallwaaren	17,529,000	11,180,000
Ausfuhr in Thalern Werth:	**1873.**	**1872.**
Rohmetalle	21,040,000	19,260,000
Metallwaaren	14,840,000	31,430,000

Metalliques nennt man in Ländern mit einem entwertheten Papiergelde solche Werthpapiere, deren Zinsen in klingender Münze gezahlt werden. Der Name rescriptions métalliques wurde zuerst 1797 in Frankreich für die vom Direktorium statt der Mandaten ausgegebenen Staatspapiere gebraucht, später für die in Silber verzinslichen österreichischen Staatspapiere. Auch die 4prozentigen Billete der Russischen Staatsbank führen zum Unterschiede von den 5prozentigen, in Papier verzinslichen Billeten dieser Bank den Namen M.

Metalloide nennt man nach der älteren Anschauungsweise diejenigen einfachen Stoffe (Grundstoffe od. Elemente), welche nicht zu den Metallen (s. d.) gehören.

Metallurgie ist in weiterem Sinne des Wortes die Lehre von der Gewinnung, den Eigenschaften u. der Bearbeitung det Metalle; in engerem Sinne versteht man darunter meist nur die Lehre von der Gewinnung der Metalle; das Wort ist dann gleichbedeutend mit Hüttenkunde (s. d.). Die Hüttenkunde ist ein spezieller Theil der Technologie, der sich bes. mit der Darstellung der gebräuchlichen Metalle aus ihren Erzen beschäftigt. In früheren Zeiten geschah dies fast ausschließlich mit Hülfe höherer Temperaturen, durch Schmelzen; erst in neuerer Zeit ist durch die Einführung der Fällung aus wässrigen Lösungen die alte Tradition, daß der Schmelzofen der wichtigste Theil des Hüttenwerks sei, mehr u. mehr durchbrochen worden. Auch die analytischen Methoden, welche den Hüttenmann in seiner Arbeit leiten, waren früher meist auf Schmelzoperationen basirt; sie bildeten einen abgesonderten, schon frühzeitig kultivirten Zweig der Analyse, die sog. Dokimasie od. Probirkunst. Dieselbe ist jetzt vielfältig der gewöhnlichen chemischen Analyse genähert worden. Das Rohmaterial, die Erze, übernimmt der Hüttenmann direkt von dem Bergmanne od. von der Aufbereitung, wo sie durch Quetschen zwischen Walzen od. durch Pochwerke zerkleinert, gesiebt, geläutert, geschlämmt, kurz nach ihrem spez. Gewichte separirt, dadurch von taubem Gestein getrennt u. soweit angereichert werden, daß sie die zur Herstellung der Metalle nöthigen Verhüttungskosten tragen können. Der Hüttenprozeß soll das immer noch beigemengte taube Gestein als Schlacke beseitigen u. das reine Metall aus seinen Verbindungen mit

Sauerstoff, Schwefel, Arsenik, Antimon rein herstellen, endlich die werthvollen Beimengungen, die eventuell darin enthalten sind, wie Silber u. Gold, gesondert gewinnen. Wo bei armen Erzen die Schlackenbildung zuviel Brennstoff erfordern würde, sucht er das Werthvolle durch Auflösung von taubem Gestein zu trennen u. dann aus der Lösung in konzentrirter Form abzuscheiden. Dies ist eben der nasse Weg. Mit diesen Konzentrations-Operationen ist die Aufgabe des Hüttenmanns abgeschlossen. Höchstens fällt ihm noch die Verwerthung der Nebenprodukte zu. Die weitere Verarbeitung der Metalle, bes. die Formgebung, die Verwendung zu Legirungen, Salzen 2c. ist Sache des mechanischen u. chemischen Technikers.

Je nach den Eigenschaften der Metalle, nach der Zusammensetzung der verschiedenen Erze sind die Mittel, deren sich der Hüttenmann bedient, sehr verschieden. Durch Rösten an der Luft, d. h. durch ein mäßig starkes Erhitzen der Erze unter reichlichem Luftzutritt, entfernt er Wasser u. Kohlensäure, kohlige u. bituminöse Stoffe, endlich Schwefel u. Arsenik. Bisweilen bilden sich bei diesem Prozeß aus den Schwefelmetallen schwefelsaure Salze, die erst bei gesteigerter Temperatur ihre Schwefelsäure in einer gewissen Reihenfolge (zuerst das Eisen-, dann das Kupfer-, endlich das Silbersalz) verlieren. Setzt man solchen Sulfaten beim Rösten Kochsalz zu, so entsteht durch Einwirkung der wasserfreien Schwefelsäure trockenes Chlor, das manche schwerer veränderliche Schwefelmetalle, z. B. das des Silbers, in Chlorsilber überführt. Durch kochende Kochsalzlösung kann dasselbe aufgelöst od. durch Kupfer, Eisen, Quecksilber zu Silber reduzirt werden, das sich mit zugesetztem Quecksilber zu Amalgam verbindet (s. u.). Dieses chlorirende Rösten wird manchmal durch eine Chlorirung auf nassem Wege, auch direkt durch Chlorgas ersetzt. Das Rösten ist in den meisten Fällen eine sowol für den trockenen als den nassen Weg vorbereitende Operation. Sie wird in Meilern u. Röststadeln durchgeführt, indem man die Erze auf ein Bett von Holz, Kohlenabfällen 2c. aufschüttet u. dieses entzündet, od. auch in Schachtöfen od. Flammenöfen vorgenommen, die durch seitliche Feuerungen häufig durch brennbare, als Nebenprodukt gewonnene Gase geheizt werden. Die abziehende schweflige Säure kann in Bleikammern geleitet werden, um daraus Schwefelsäure fast kostenlos zu gewinnen.

Die zweite wichtigste hüttenmännische Operation ist die des Schmelzens. Dies kann einmal ein reduzirendes, dann ein solvirendes od. Lösungs-, endlich ein oxydirendes Schmelzen sein. Das reduzirende Schmelzen hat die größte Bedeutung für den Eisenhüttenprozeß; es erfolgt durch Mitwirkung des Kohlenoxydgases, das sich aus der mit zugeschütteten Kohle bei der unvollständigen Verbrennung derselben bildet (vgl. Hohofenbetrieb unter „Eisen"). In anderen Fällen erfolgt die Reduktion auch durch andere reduzirende Körper. Bleiglanz, mit Eisenabfällen im Schachtofen niedergeschmolzen, giebt Blei u. Schwefeleisen, die sich, das Blei zu unterst, in einem vor dem Ofen gelegenen Stichtiegel ansammeln. Der Bleiglanz kann aber eben so gut durch Zusammenschmelzen mit Bleioxyd od. schwefelsaurem Bleioxyd im Schachtod. Flammenofen Blei liefern, indem beide Substanzen einerseits Schwefel-, anderseits Sauerstoff zur Bildung von schwefliger Säure hergeben, von beiden Seiten aber Blei in metallischem Zustande übrig bleibt. Aehnlich wirken Schwefelkupfer u. Kupferoxydul auf einander ein 2c. Insofern mit der Reduktion gleichzeitig ein Lösen fremder Oxyde in der Schlacke stattfindet, wird das reduzirende Schmelzen von einem solvirenden begleitet. Zu dem eigentlichen solvirenden Schmelzen gehört die Bildung der Smalte aus gerösteten Kobalterzen; ferner die Aufnahme von Silber u. Gold aus den Erzen durch schmelzendes Blei, das Entsilbern von silberhaltigem Rohstein durch Einrühren von Blei 2c.

Das oxydirende Schmelzen spielt endlich bei der Darstellung des Stabeisens im Frischherde u. Puddelofen, des Rohstahls, des Bessemerstahls 2c. eine wichtige Rolle. Die Entfernung von Kohlenstoff, Silicium 2c. wird hier theils durch den Sauerstoff der Luft, theils durch eine eisenoxydulreiche Schlacke bewirkt, die durch Abgabe von Sauerstoff gleichzeitig Eisen ausscheidet. Auch das Garmachen des Kupfers, das Abtreiben silberhaltigen Bleies ist ein solcher oxydirender Schmelzprozeß. Manchmal wird die Temperatur bei einem neutralen, weder reduzirenden noch oxydirenden Schmelzen soweit erhöht, daß der eine Bestandtheil des zu bearbeitenden Rohstoffes schmilzt, der andere aber fest bleibt. Das ist das sog. Saigern, das z. B. bei der Gewinnung des metallischen Wismuths aus seinen Erzen angewendet wird. Durch Saigern gewann man früher auch das Silber aus dem Kupfer, indem man dieses mit Blei zusammenschmolz, in Scheiben goß u. diese zu mäßiger Rothglut erhitzte, wobei das silberhaltige Blei abfloß.

Wieder eine andere Methode der Hüttentechnik ist die Destillation. Dieselbe wird bei der Darstellung des Quecksilbers, des Arsenik u. beim Kadmium u. Zink in Anwendung gezogen. Es schließen sich hieran noch viele in einzelnen Fällen angewendete Methoden der Konzentration, so z. B. das Amalgamiren von Gold u. Silber, wo die schon regulinisch vorkommenden od. in den regulinischen Zustand durch Reduktion auf nassem Wege übergeführten Metalle von Quecksilber aufgenommen werden (s. „Amalgamation"). Platin erhält man allein durch Waschen konzentrirt u. reinigt es durch Umschmelzen mittels des Knallgasgebläses od. auf rein chemischem Wege. In gleicher Art werden nickelhaltige Zwischenprodukte gewonnen, die man durch Umschmelzen 2c. auf reines Nickel verarbeitet. Das sind die hauptsächlichsten der chemischen Hüttenprozesse; neben ihnen hat die Hüttenkunde ganz bes. auch noch mit den Ofeneinrichtungen, welche in neuerer Zeit durch Einführung der Gasfeuerung (Generatoren) eine bedeutende Umgestaltung erlitten haben, sowie mit den Gebläse- u. Ventilationsapparaten zu thun. Die Hüttenkunde, welche eine Jahrhunderte alte Erfahrung hat, ist als eine der Hauptwurzeln der modernen Chemie zu betrachten, welche ihrerseits wieder wesentlich zur Aufklärung u. Verbesserung der verschiedensten Hüttenprozesse beigetragen hat. Unter den Förderern der Hüttenkunde steht Joh. Bernh. Carste obenan. Hand- u. Lehrbücher schrieben Scherer (2 Bde., Braunschw. 1844—53); Kerl (4 Bde., Freiberg 1861—63); Percy, John, „Die M."; deutsch v. Knapp (Braunschw. 1868).

Metagenese, s. v. w. Generationswechsel (s. d.).

Metamorphose (griech., d. h. Umgestaltung, Verwandlung) bezeichnet einen Begriff, der in den verschiedenen Disziplinen der neueren Naturforschung eine wichtige Rolle spielt. Man spricht sowol von M. mancher Thierklassen, als von einer M. der Pflanzen, wie auch von einer solchen der Gesteine. Obgleich der Natur der Sache nach der mit dem Ausdruck begriffene Vorgang in allen diesen Fällen ein wesentlich verschiedener sein muß, liegt allen das Gemeinsame einer Umwandlung der äußern Erscheinung zu Grunde, welche die verschiedenen Formen gewissermaßen als selbständige Geschöpfe od. Naturprodukte hinstellt, während es doch nur Uebergangsformen sind. Es kommt z. B. allen niederen Thierklassen u. unter den Wirbelthieren den Amphibien eine Entwicklungsform zu, bei welcher während der freien Entwicklungszeit Organe od. Theile an denselben vorhanden sind, die sich am entwickelten Thierkörper nicht finden, daher provisorische genannt werden, u. nach deren Verschwinden das Thier erst die völlig entwickelte Form annimmt. Der Durchgang durch diese Formen, diese eigenthümliche Entwicklung also, heißt M. Derjenige Zustand der Entwicklung eines Thieres, der durch die Gegenwart provisorischer Organe od. Einrichtungen charakterisirt ist, heißt Larve, u. je nach ihrer speziellen Organisation Quappe (die Froschlarve), Made (die fußlose Fliegenlarve), Raupe (die Schmetterlingslarve), Afterraupe (die raupenähnliche Larve gewisser Hautflügler), Engerling (Käferlarve). Dergleichen Larvenorgane aber sind beispielsweise der Schwanz der Forschlarve, das Segel der Muschellarve, das Spinnorgan der Raupe. Die Larvenformen sind nicht blos in vielen Fällen auffallend verschieden von der entwickelten Form, zu der sie gehören — sowol in Bezug auf ihren Bau, als, hiermit Hand in Hand gehend, in Bezug auf ihre Lebensweise — sondern es gehen die Akte der Verwandlung, die Häutungen, das Abwerfen der Larvenorgane, nicht allmählich, sondern meist plötzlich vor sich. Man nennt aber die M. eine unvollkommene od. eine vollkommene, je nachdem die Thiere während ihrer Verwandlung aktiv bleiben, od. aber in einen ruhenden Zustand, den Zustand der Puppe (Nymphe, Chrysalide) übergehen, in welchem sie der freien Beweglichkeit sowol wie der Nahrungsaufnahme entbehren, sich also wie schlafend verhalten, sich für diese Zeit auch oft mit besonderen selbstbereiteten Hüllen (Gespinnsten, Cocons) zum Schutze umgeben. Bei der Verpuppung tritt nicht nur ein auffallender Kontrast der äußeren Gestalt ein, sondern auch durchgreifende innere Veränderungen, ein förmlicher Zerfall der Organe u. der Gewebe (die sog. „Histolyse"), während aus diesen Gewebstrümmern u. sonst aufgehäuftem Bildungsmateriale Neubildungen vor sich gehen. Wenn auf den Puppenzustand noch nicht der des entwickelten Thieres folgt, sondern erst noch ein abermaliger Larvenzustand, wird die Entwicklungsform — nach Fabre — Hypermetamorphose genannt; sie findet sich bei gewissen Käfern, den Meloïden. In den meisten Fällen ist das entwickelte Thier vollkommener als die Larve, u. zwar nicht blos durch die in der Ausbildung der Geschlechtsorgane begründete Fortpflanzungsfähigkeit. Bei den Schmarotzerkrebsen dagegen, bei den Rankenfüßern (Cirripeden), bei gewissen Würmern, Räderthieren, Mollusken, ist umgekehrt die Larve durch den Besitz von Sinnesorganen u. Bewegungsorganen bevorzugt, die — als Larvenorgane — später verloren gehen, u. wird die M. in diesem Falle deshalb eine „rückschreitende" genannt. In gewissen Fällen endlich — so bes. bei Würmern — ist die M. mit Generationswechsel (s. d.) vergesellschaftet. Der Botaniker bezeichnet als M. die verschiedene Ausbildung morphologisch gleichnamiger Glieder durch Anpassung an bestimmte Funktionen, bes. die stufenweise Umwandlung des Blattes nach Maßgabe seines Auftretens an verschiedenen Stellen der Pflanze u. zu

verschiedenen Zeiten ihres Lebens. Schon der alte Theophrast verglich die unteren mit den höheren Stengelblättern, Linné machte einen unglücklichen Versuch in der „Metamorphosis“, eine Analogie der Insektenverwandlung im Pflanzenreiche nachzuweisen. Anders Goethe, 1790 in seinem berühmten „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären“, nachdem schon 1764 Wolff die einzig sichere Begründung der M., die Entwicklungsgeschichte, zu Hülfe genommen hatte. Goethe, in der Masse der Erscheinungen stets nach Erkenntniß der Einheit strebend, suchte, bes. durch die reiche Fülle, mit der ihm in Italien die Natur entgegentrat, eine gleichsam den Begriff der Pflanze repräsentirende „Urpflanze“ u. fand dabei, wenn auch nicht diese, so doch den Gedanken der ursprünglichen Identität aller von den Achsentheilen getragenen Seitenorgane der Pflanze. Anfangs wurde Goethe's geniale Auffassung nicht begriffen, da man hierbei an eine wirkliche Verwandlung des einen Blattes in ein anderes dachte, während es sich nur um eine Abstraktion handelt u. von einer „Verwandlung“ nur insofern die Rede sein kann, als aus der ursprünglich gleichen Grundlage die an Gestalt u. Verrichtung verschiedenartigen Bildungen hervorgehen können. Erst die neuere Wissenschaft hat Goethe's, aus der Betrachtung zahlreicher Uebergänge u. Mißbildungen (z. B. gefüllter Blüten, vergrünter Blüten) halbgeahntes Gesetz mit Hülfe der Entwicklungsgeschichte begründet u. verallgemeinert, u. hat sich bes. Schleiden große Verdienste um die klare Umgrenzung u. Auffassung der Metamorphosenlehre erworben. In den meisten Fällen von Mißbildungen ist die M. eine rückschreitende (od. auch Anamorphose), indem die Entwicklung auf eine tiefere Stufe zurücksinkt, so z. B. bei gefüllten Blüten, deren Staubfäden in Blumenblätter umgewandelt sind; seltener sind solche, wo die Entwicklung vorausgreift. So bilden sich z. B. bei der Mohnblüte bisweilen Staubfäden als Fruchtblätter aus, bei den Primeln u. ähnlichen Gewächsen der für gewöhnlich grün gefärbte Kelch als eine buntgefärbte zweite Krone, welche die eigentliche Krone umhüllt. — 3) Die Geognosie endlich nennt M. diejenigen Veränderungen, welche viele Gesteine durch fortdauernde physikalische, mechanische (Druck) od. chemische Einflüsse seit ihrer ersten Festwerdung entweder in ihrer Masse od. ihrer Struktur, od. auch in beiden erlitten haben. Dergleichen metamorphische Gesteine sind z. B. viele krystallinisch körnige Kalksteine, viele Dolomite, Basalte, Grünsteine u. Melaphyre, Anthracit, Porzellanjaspis.

Metapher (griech., d. h. Uebertragung) ist einer der sog. rednerischen Tropen, d. h. der Vertauschungen eines unsinnlichen Ausdrucks mit einem sinnlichen. Näher unterscheidet man M.n der Aehnlichkeit u. der Vergleichung. Eine M. ersterer Art ist es, wenn man einen grausamen Tyrannen einen „Nero“ nennt, letzterer Art, wenn man von „Rosen der Wangen, lachenden Fluren“ ꝛc. spricht. Der gewöhnliche Sprachgebrauch nennt solche Ausdrücke „Bilder“, obschon nicht alle Bilder M.n sind.

Metaphysik heißt der Theil der Philosophie, der von den letzten Grundlagen (Prinzipien) der Erscheinungswelt handelt, sofern dieselben als übersinnlich aufgefaßt werden. — Der Name ist übrigens daher entstanden, daß man die Erörterungen des Aristoteles über die genannten Grundbegriffe, die bei ihm auf die Untersuchungen über die Naturdinge (φυσικά) folgten, einfach als die Schriften „μετὰ τὰ φυσικά“, d. h. wörtlich „hinter dem Physischen“, zusammenfaßte.

Metastase bezeichnet in der Krankheitslehre die Versetzung od. das Ueberspringen einer Krankheitsmaterie od. eines Krankheitsprodukts an einen anderen Ort im Körper. So sprach man bis noch vor zwei Jahrzehnten von Harnmetastasen, von Milchmetastasen bei Säugenden, von M. der Hämorrhoiden ꝛc. Diese Anschauung, daß ein solcher Krankheitsvorgang möglich sei, ist indessen jetzt von den Aerzten gänzlich verworfen.

Metastasio, Pietro Antonio Domenico Bonaventura, eigentlich Trapassi geheißen, italienischer Dichter, wurde 13. Jan. 1698 zu Assisi als Sohn armer Eltern geboren. Der glückliche Umstand, daß der berühmte Rechtsgelehrte Gravina ihn adoptirte (wobei sein Name Trapassi in das griechische „Metastasio“ übersetzt wurde) u. ihn zum Erben seines Vermögens einsetzte (1717), ermöglichte es M., sein reiches poetisches Talent auszubilden u. sich ganz der Dichtkunst u. Musik zu widmen. Seine Muse nahm indessen keinen hohen Flug, sondern blieb bei der leichten, ja leichtesten Dichtungsart haften. M. wurde der Schöpfer des anmuthigen u. unterhaltenden, aber meist nur tändelnden u. fast stets inhalts- u. gedankenlosen Singspiels. Indessen muß anerkannt werden, daß M. in diesem Genre das relativ Schönste u. Werthvollste geschaffen hat. Schon sein Erstlingswerk, das Singspiel „Didone abbandonata“, welches 1724 in Neapel zuerst zur Aufführung gelangte, errang solchen Erfolg, daß der Dichter von Kaiser Karl VI. 1729 als Hofdichter mit einem bedeutenden Gehalte nach Wien berufen wurde. In dieser Stellung entwickelte M. nun eine ungemeine Produktivität u. schrieb eine Unmasse von Singspielen, Operntexten u. singbaren Liedern, von denen heute freilich bei weitem die meisten der Vergessenheit anheimgefallen sind. M. starb hochbetagt, aber noch in vollem Glanze seines bald nachher hinschwindenden Ruhmes 12. April 1782. Gesammtausgaben der Werke M.'s erschienen zu Paris (12 Bde., 1780—82) u. zu Mantua (20 Bde., 1816—20).

Metathesis (griech.), Umstellung, speziell in der Grammatik die Umstellung von Buchstaben, wie z. B. Hercules für Herakles ꝛc.

Metaxas, Andreas, Graf, ein hervorragender griechischer Freiheitskämpfer u. Staatsmann aus alter griech. Familie, geb. 1796; verließ auf die erste Nachricht von der Erhebung der Griechen im Peloponnes seine Heimat Kephalonia mit seinem Bruder Konstantin u. 450 wohlgeübten Kriegern, landete 21. Mai 1821 in Glarentha, verband sich mit einigen Hundert Zakynthiern u. führte diese „Armee der Jonischen Inseln“ gegen Jussuf Pascha bei Lala. Als Freund Kolokotronis' u. zugleich Mitglied des peloponnesischen Senats schickte ihn die Provisorische Regierung mit Jourdain im Okt. 1822 nach Italien, um ihre Klagen vor den Fürstenkongreß von Verona u. vor Allem vor den Kaiser Alexander zu bringen. Allein Metternich wußte ihr Erscheinen vor dem Kongreß zu hintertreiben, u. unverrichteter Sache mußte die Gesandtschaft umkehren. In den inneren Zwistigkeiten der Griechen nahm er theils eine vermittelnde Stellung ein, theils bekannte er sich zur Partei Kolokotronis'. Im April 1823 wurde er Mitglied der neuen Regierung. Als der Graf Kapo d'Istria im April 1827 an die Spitze des Staates gehoben wurde, ernannte er M. zum Kriegsminister u. gebrauchte ihn oft zu den schwierigsten diplomatischen Missionen. Gleiche Geschicklichkeit wie in diesen bewies M. als Mitglied der Regierungskommission, welche von der Ermordung Kapo d'Istria's bis zur Ankunft des Königs Otto (9. Okt. 1831 bis 6. Febr. 1833) die Geschäfte führte. Nachdem M. einige Zeit als Gesandter in Spanien u. Portugal fungirt hatte, erhielt er 1840 den Posten eines Kriegsministers u. war 1843—44 Präsident des Gesammtministeriums u. Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Allein gerade seine vermittelnde Stellung beschleunigte seinen Sturz. Als Gesandter in Konstantinopel 1850—54 sorgte er für die Erhaltung des Friedens u. für Schonung der christlichen Unterthanen des Sultans, kehrte aber zurück, als der Krimkrieg ausbrach. Der Versuch, nach dem Wunsche des Königs Otto 1859 ein Ministerium zusammenzubringen, scheiterte ebenfalls. M. starb 8. Sept. 1860 zu Athen.

Metellus. Aus der berühmten plebejischen gens der Cäcilier entstammen verschiedene namhafte Männer des Namens M., von denen hervorzuheben sind: 1) Lucius Cäcilius **M.**, 251 v. Chr. Konsul. Als Feldherr im ersten Punischen Kriege schlug er Hasdrubal bei Panormus auf Sizilien u. errang sich dadurch die Ehre des Triumphes. Im J. 241 rettete er als Oberpriester bei einem Brande das Palladium aus dem Tempel der Vesta u. büßte dabei das Augenlicht ein. Zum Danke gab ihm das Volk die ungewöhnliche Erlaubniß, sich in den Senat fahren zu lassen. — 2) Quintus **M.** Macedonicus, ein Enkel des Vorigen, schlug als Prätor im J. 148 den makedonischen Usurpator Andriskos, zog dann gegen den Achäischen Bund, von dem seine Gesandten in Korinth beschimpft worden waren, u. besiegte bei Thermopylä den Kritolaos, bei Chäronea ein arkadisches Heer. Nach seinem Triumphe im nächsten Jahre bewarb er sich zweimal vergeblich um das Konsulat, das er erst 143 zugleich mit dem Oberbefehl gegen die Keltiberer in Spanien erhielt. Censor wurde er 131. — 3) Quintus **M.** Numidicus, Konsul 109 v. Chr.; bekriegte den Jugurtha, schlug denselben mehrmals u. war im zweiten Jahre seines Oberbefehls gerade in Begriff, den Kampf auch gegen den mauretanischen König Bocchus aufzunehmen, als er hörte, daß sein früherer Unterfeldherr Marius zu seinem Nachfolger bestimmt sei. Nach Rom zurückgekehrt, feierte er einen Triumph u. suchte im Senate u. als Censor den demokratischen Umtrieben der Marianer entgegenzuarbeiten. Als aber der Volkstribun Saturninus ein Ackergesetz beim Volke durchgebracht hatte mit der Bestimmung, daß der Senat es beschwören müßte, falls es vom Volk genehmigt würde, zog M. vor, in freiwillige Verbannung zu gehen.

Seine Zurückberufung erfolgte im J. 99. Er starb wahrscheinlich 91, wie man sagte an Gift. — 4) Quintus **M.** Pius, des Vorigen Sohn; bekam seinen Beinamen von dem Eifer, mit welchem er die Zurückberufung seines Vaters aus dem Exile betrieb, kämpfte im J. 89 als Prätor siegreich im Bundesgenossenkriege, entwich nach der Vereinigung des Marius mit Cinna nach Afrika u. schloß sich nach der Zurückkunft Sulla's an diesen an. Er besiegte im J. 82 die Marianer in mehreren Treffen u. wurde 80 v. Chr. Sulla's Kollege im Konsulat. Als Prokonsul führte er gegen Sertorius acht Jahre lang Krieg in Spanien u. wurde im J. 71 der Ehre des Triumphes gewürdigt. Später bekleidete er das Amt des Pontifex maximus u. starb wahrscheinlich im J. 64. — 5) Quintus **M.** Pius Scipio, Sohn des Publius Cornelius Scipio Nasica u. Adoptivsohn des Quintius M. Pius, wurde als Volkstribun in Anklagezustand versetzt, aber von Cicero, dem er bei der Entdeckung der Catilinarischen Verschwörung behülflich gewesen war, vertheidigt (60 v. Chr.). Im J. 51 war er des Pompejus Kollege im Konsulat u. führte im J. 49 durch den Antrag, daß Cäsar vor einem bestimmten Tage sein Heer entlassen sollte, den Ausbruch des zweiten Bürgerkrieges herbei. Als Statthalter von Syrien, wo er durch seine Habsucht sich einen übeln Namen machte, eilte er dem Pompejus zu Hülfe, der den Oberbefehl mit ihm theilte, nahm 48 an der Schlacht bei Pharsalus Theil u. floh nach derselben über Corcyra nach Afrika. Hier erhielt er durch Cato's Stimme den Oberbefehl. Nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Thapsus 46 suchte er nach Spanien zu entkommen, wurde aber an die afrikanische Küste zurückverschlagen u. entleibte sich dort (46), um den Feinden nicht in die Hände zu fallen. — 6) Quintus **M.** Creticus, führte als Konsul im J. 69 v. Chr. Krieg mit den Kretensern u. unterwarf trotz der durch seine Grausamkeit bewirkten Einmischung des Pompejus die Insel binnen drei Jahren. Nach seiner Rückkehr nahm er an der Besiegung der Catilinarier Theil u. hielt dann im J. 62 seinen Triumph. An Pompejus rächte er sich, indem er die Bestätigung der Anordnungen desselben in Asien zu hindern suchte. Die Zeit seines Todes ist unbekannt.

Meteore od. Lufterscheinungen nennt man alle diejenigen Erscheinungen, welche innerhalb der die Erde umschließenden Atmosphäre vorkommen (s. „Meteorologie").

Meteoriten nennt man kleine, am Himmel plötzlich aufleuchtende Körper, welche meist ebenso rasch wieder verschwinden. Im Alterthum, als man noch glaubte, daß sogar Sonne, Mond, Fixsterne, Planeten u. Kometen kleine, um der Erde willen geschaffene u. um sie kreisende Himmelslichter seien, hielt man natürlich die M. erst recht als zur Erde gehörig. Das Irrige dieser Ansicht wurde in Bezug auf die Sonne ꝛc. erst von Kopernikus u. Tycho de Brahe nachgewiesen, in Bezug auf die M. aber gar erst von Chladni 1794. Dieser entwickelte die Ansicht, daß die M. kleine kosmische (dem Weltraume angehörige) Körper seien, welche allerdings, sobald sie in die Nähe der Erde kämen, von dieser angezogen würden. Diese Ansicht ist jetzt allgemein als richtig anerkannt, obgleich man mittlerweile von der chemischen Natur der M. andere Ansichten bekommen hat, als sie Chladni hatte. Diejenigen M., welche auf die Erde fallen u. als kompakte Massen aufgefunden werden, nennt man Meteorsteine od. Aërolithen (von aër, Luft, u. lithos, Stein), andere, die plötzlich den Horizont erhellen, während mehrerer Sekunden ein glänzendes Licht verbreiten, einen scheinbaren Durchmesser oft so groß als den des Mondes haben, meistens einen glänzenden, mehrere Sekunden andauernden feurigen Schweif hinter sich lassen, oft auch zerplatzen u. dabei ein donnerähnliches Getöse hören lassen, heißen Feuerkugeln. Oft zerspringen sie in einzelne Stücke, welche ihren Lauf fortsetzen. Einzelne dieser Stücke, die zur Erde gefallen u. untersucht worden sind, haben sich ebenfalls als Meteorsteine od. Aërolithen erwiesen. Diejenigen M. endlich, welche nur kurze Zeit sichtbar sind, eben so rasch verschwinden als sie erscheinen, einen sternartigen Anblick zeigen, d. h. keinen scheinbaren Durchmesser haben, meistens von oben nach unten, selten umgekehrt sich bewegen, aber keinen breiten Schweif, sondern nur eine kurz dauernde Lichtlinie hinterlassen, nennt man Sternschnuppen (s. d.).

Das Fallen von Meteorsteinen wird schon in sehr alten Zeiten erwähnt. Die sog. Pariser Marmorchronik, deren Abfassung in das Jahr 1480 v. Chr. zu setzen ist, erwähnt schon eines Donnersteins. Dann findet sich in der alten interessanten chinesischen Encyklopädie von Ma Twa Sin unter andern auch ein sehr genaues Verzeichniß von Meteorsteinfällen wie von Sternschnuppen überhaupt für den Zeitraum von 1122 v. Chr. bis 1230 n. Chr. Josua sagt in der Bibel: „Gott sandte große Steine vom Himmel." Livius berichtet von einem Steinregen 654 v. Chr. auf dem Albanischen Berge, Plutarch von dem bekannten großen Steine, der 476 v. Chr. bei Aegos Potamos in Thrakien fiel. Nach chinesischen Berichten fielen 644 v. Chr. in der Provinz Sing fünf Steine vom Himmel, u. 616 v. Chr. wurden in China durch solchen Steinfall 10 Menschen getödtet u. ein Wagen zerschmettert. 823 n. Chr. sollen in Sachsen durch Steinfälle Menschen u. Vieh erschlagen u. 35 Dörfer vom Feuer verzehrt worden sein. 1164 fiel eine große Eisenmasse bei Meißen, am 7. Nov. 1492 war ein berühmter Steinfall bei Ensisheim im Elsaß, ein Stein davon wog über 150 Kg. Ferner waren berühmte Steinfälle 1511 bei Crema (Lombardei), 1583 im Thüringischen, am 7. März 1618 in Paris, wodurch der Justizpalast in Brand gesetzt wurde; 1660 tödtete ein Meteorit einen Franziskanermönch im Kloster Santa Anna in Mailand; am 22. Juni 1723 fielen bei Pleskowitz u. Liboschitz in Böhmen 33 Steine mit Donnergetöse, am 13. Sept. 1768 ein 3¾ Kg. schwerer Stein zu St. Lusé im Sarthedepartement, am 20. Nov. desselben Jahres ein 19 Kg. schwerer bei Mauerkirchen in Oesterreich o. d. Enns. Bei der Aufmerksamkeit, welche man jetzt der Erscheinung schenkt, hat sich die Zahl der beobachteten Meteorsteinfälle so vermehrt, daß nur die wichtigsten angeführt werden können. So fielen am 26. April 1803 zwischen 1 u. 2 Uhr Nachmittags zu L'Aigle im Ornedepartement 2- bis 3000 Steine auf einer elliptischen Fläche von 2 M. Länge u. 1 M. Breite. Boussingault u. Rivera sahen in der Nacht vom 20. zum 21. April 1810 zwischen Pomlana u. Bogotá in Südamerika einen M. von 750 Kg. fallen. Am 9. Juli darauf fielen bei Knyahinya in Ungarn auf einer 2 M. langen u. ¾ M. breiten Fläche Steine, von denen man über 1000 im Gesammtgewicht von 8 bis 9 Ctrn. sammelte. Interessant durch die Beobachtung von Augenzeugen ist auch der Fall von Braunau. In der Nähe von Wolverhampton (England) wurde am 28. April 1876 ein 4 Kg. schwerer Meteorstein gefunden, der bei regnerischem Wetter u. mit heftigem Knalle gefallen war. Was die chemische Zusammensetzung der M. anbelangt, so ist es ganz bes. merkwürdig, daß man in diesen aus dem Weltraum auf die Erde gelangten Gebilden bis jetzt noch kein einziges neues chemisches Element (s. d.) gefunden hat. Die darin vorkommenden Grundstoffe: Eisen, Nickel, Kobalt, Blei, Kupfer, Mangan, Chrom, Zinn, Arsen, Silicium, Aluminium, Kalium, Natrium, Magnesium, Calcium, Sauerstoff, Schwefel, Phosphor u. Kohlenstoff, sind alle als Bestandtheile irdischer Stoffe schon bekannt. Manche von diesen Elementen treten nur in sehr geringen Mengen auf, nämlich Kobalt, Mangan, Chrom, Arsen u. Kohlenstoff; dagegen setzt das Eisen manchmal bis zu 96 Prozent die Masse der M. zusammen, u. zwar in gediegenem Zustande als sog. Meteoreisen. Außerdem kommt das Eisen in den Aërolithen auch in verschiedenen chemischen Verbindungen vor, so z. B. als Tämit (Nickeleisen), Rhabtit (Phosphornickeleisen), Trollit (Schwefeleisen), Magnetkies, Chromeisenerz. Die andern elementaren Bestandtheile der M. zeigen sich in denselben zu mancherlei mineralischen Verbindungen zusammengetreten. Im Ganzen hat man bis jetzt 41 verschiedene Arten von Mineralien in den M. nachgewiesen, von denen 23 auch in den Gesteinen der Erde vorkommen, während 18 den M. eigenthümlich zu sein scheinen. Bes. häufig vorkommende, nichteisenhaltige Mineralien sind: Graphit, Quarz, Olivin, Shepardit, Augit u. Anorthit. Rose unterscheidet verschiedene Arten von M.: 1) Eisenmeteore, wozu a) das gediegene Meteoreisen, b) Pallasit (Meteoreisen mit Olivinkrystallen) u. c) Mesosiderit (Meteoreisen, Magnetkies mit Olivin u. Augit) gehören; 2) die Steinmeteore, zu welchen er Chondrit, Howardit, Chassignit, Chladnit, Shalkit, die kohlenhaltigen Meteore u. Eukrit rechnet. Von Anderen werden die M., welche metallisches Eisen enthalten, Sideriten (vom griech. σίδηρος, d. i. Eisen), diejenigen, welchen das gediegene Eisen fehlt, Asideriten genannt. Die Meteorsteine sind gewöhnlich schon an ihrem äußeren Aussehen kenntlich. Sie treten fast stets als Bruchstücke eines größeren Ganzen auf, zu welchen dieses zersprungen ist. Sie sind in der Regel mit einer schwärzlichen, pechartig glänzenden Kruste überzogen, die wahrscheinlich infolge des glühenden Zustandes, in welchem sie fallen, sich gebildet hat. Das gediegene Meteoreisen unterscheidet sich von dem gewöhnlichen metallischen Eisen auf sehr charakteristische Weise durch seine innere Struktur, welche zuerst durch Freiherrn von Widmanstätten an einer zu Agram gefallenen Meteormasse erkannt wurde. Durch Schleifen u. nachheriges Aetzen mit verdünnter Salpetersäure kann man nämlich eigenthümliche Figuren, lichtstahlgraue, in parallelen, einander durchschneidenden Systemen angeordnete Streifen auf dunklerem, eisengrauem Grunde hervorrufen, welche bei längerer Wirkung der Säure höher hervortreten, die sog. Widmanstätten'schen Figuren. Das Meteoreisen enthält nämlich immer einen gewissen Nickelgehalt, der mit dem Eisen eine Legirung, Nickeleisen, bildet, welche sich krystallinisch aus der übrigen

Eisenmasse ausscheidet u. von Säuren weniger angegriffen wird als dieses. Das spezifische Gewicht der M. ist verschieden; das der Steinmeteore schwankt zwischen 3,4 bis 3,7; das der Eisenmeteore ist je nach ihrem Eisengehalte größer u. kann dem des Eisens, d. i. 7,8, nahekommen. Die Farbe ist bald heller bald dunkler grau u. oft durch Rostflecke unterbrochen. Außer dem spez. Gewichte u. den Widmanstätten'schen Figuren ist die Einwirkung auf die Magnetnadel ein sicheres Zeichen des Eisengehaltes eines Meteorsteines.

Als bes. merkwürdige Meteoreisensteinmassen müssen bemerkt werden: die von Pallas 1772 nach Europa gebrachte Masse von 800 Kg. Gewicht, welche bei Krasnojarsk in Sibirien gefunden worden war, die 1500 Kg. schwere vom Red-River in Louisiana, die gegen 9000 Kg. schwere vom Flusse Bendego in Brasilien u. der 150,000 Kg. schwere Meteoreisenblock von Olumba in Peru. Die Widmanstätten'schen Figuren sind bei den meisten verschieden u. so charakteristisch, daß die Zusammengehörigkeit einzelner Theilstücke durch dieselben immer wieder erkannt werden kann. Wenn man die Fälle der M. nach den Monaten ordnet, so scheinen sie von Mai bis August häufiger zu sein als sonst. Nach einem solchen Verzeichniß kommen z. B. auf den Januar 22, Februar 21, März 27, April 17, Mai 34, Juni 32, Juli 30, August 29, September 20, Oktober 23, November 28 u. auf den Dezember 24. Nach den Tageszeiten findet Haidinger, daß von Mittag bis Mitternacht 40 Prozent mehr fallen als von Mitternacht bis Mittag. Doch sind diese Zahlen nur als Annäherungen zu betrachten. Es ist schon bemerkt worden, daß die M. od. Aërolithen kosmischen Ursprungs, d. h. daß sie kleine Weltkörper sind, die, in den Bereich der Erde kommend, von ihr angezogen werden. Die große Hitze, mit der sie niederfallen, entwickelt sich erst durch die Reibung in unsrer Atmosphäre. Die auch zu den M. gehörigen Feuerkugeln sind verhältnißmäßig seltener. Arago führt in seiner populären Astronomie vor Christi Geburt nur 3 auf, von da bis mit dem 10. Jahrh. n. Chr. im Ganzen 117, von da bis mit dem 17. Jahrh. 112, im 18. Jahrh. allein schon viel über 100, wofür der Grund darin liegt, daß die Beobachtungen fleißiger wurden, u. im 19. Jahrh. ist fast kein Monat vergangen ohne Beobachtung einiger dieser Meteore. Eine der merkwürdigsten war die Feuerkugel, welche am 17. Juli 1835 Abends hell leuchtend u. mit langem nachschleppenden Funkenschweife in Mailand u. zugleich auch in Stuttgart u. Bonfeld bei Heilbronn beobachtet wurde; nach ihrer Explosion fielen die einzelnen Stücke mit glänzenden Strahlen zur Erde nieder. Dieses Phänomen wurde gehört u. gesehen auf einem Umkreise von mindestens 60 M. Durchmesser. Am 3. Febr. 1856 Abends wurde gleichzeitig an vielen Orten Deutschlands, der Schweiz, Frankreichs, Belgiens, Hollands u. Englands eine prachtvolle Feuerkugel wahrgenommen. Die äußersten Orte, an denen sie beobachtet wurde, umschließen einen Kreis von etwa 120 geogr. M. Durchmesser u. 11,000 □M. Fläche. Die Berechnung ihrer Bahn ergab, daß sie in 4 Sekunden einen Weg von 54 M. zurückgelegt hatte u. im Momente ihres Verschwindens noch 27 M. von der Erde entfernt war. In Betreff des Vorkommens scheinen die Feuerkugeln im Juli u. August am häufigsten zu sein. Ebenso hat man in der Nähe von 6 Uhr Morgens dreimal so viel beobachtet als in der Nähe von 6 Uhr Abends. Der Franzose Coulviers-Graviers, der sich viel mit ihnen beschäftigte, fand, daß die hellsten den Glanz der Venus um das 6fache überstrahlten. 20 Prozent waren über doppelt so hell als Jupiter u. Sirius, die übrigen etwas heller als diese Gestirne. Etwa 60 Prozent zeigten breite Schweife, 12 Prozent zersprangen in Stücke u. etwa 4 Prozent erzeugten aufgefundene Aërolithen. Bei Berechnung ihrer Bahnen findet sich, daß einige Feuerkugeln erst in 10 Km. Entfernung von der Erde sichtbar werden, andere schon in 100 Km. Ihr Durchmesser schwankt zwischen 30 u. 4000 m., ihre Geschwindigkeit in der Sekunde zwischen 2700 u. 80,000 m. Doch sind diese Zahlen nur als Annäherungen zu betrachten. Ueber die den Aërolithen u. Feuerkugeln verwandten Sternschnuppen s. d. Art. „Sternschnuppen".

Meteorographen nennt man die sog. „selbstregistrirenden" meteorologischen Instrumente, d. h. Thermometer, Barometer, Hygrometer 2c., welche durch einen damit verbundenen Mechanismus od. auf photographischem Wege ihren jeweiligen Stand fortwährend selbst verzeichnen, u. zwar auf einem durch ein Uhrwerk daran vorbeigezogenen Papierstreifen. Einen alle diese verschiedenen Instrumente umfassenden Apparat hatte der bekannte Pater Secchi 1867 in Paris ausgestellt.

Meteorologie (vom griech. *μετέωρος*, erhaben, d. h. was über der Erdoberfläche schwebt) ist die Lehre von den Vorgängen in der Atmosphäre u. den dadurch in den oberflächlichen Schichten der Erde hervorgerufenen Veränderungen. Diese Veränderungen sind bedingt durch die Einwirkung der von der Sonne ausgehenden Licht- u. Wärmestrahlen auf die Erde u. erhalten durch die doppelte Bewegung der Erde (um ihre Axe u. um die Sonne) eine doppelte, mehr od. weniger regelmäßige Periodizität, die tägliche u. die jährliche. Hierzu kommt noch, daß diese Einwirkung ferner bedingt ist durch die verschiedene Neigung der Strahlen gegen die verschiedenen Stellen der Erdoberfläche, also durch die geographische Breite. Oft, ja meist, zeigen jedoch die physikalischen Erscheinungen der Erdoberfläche u. Atmosphäre eine diesen einfachen Bedingungen ganz widersprechende Gestaltung. Es ist daher eine der Hauptaufgaben der M., die Ursachen auch dieser Abweichungen zu erforschen u. die Gesetze zu ermitteln, nach denen alle meteorologischen Erscheinungen durch ihre Ursachen bedingt sind. Wenn der M. dies gelungen sein wird, dann kann man sie kurz als eine „Physik der Atmosphäre" definiren. Bis jetzt kann sie meistens noch nichts thun, als die meteorologischen Erscheinungen in beschreibender Weise erörtern u. sie nach ihrer äußeren Zusammengehörigkeit gruppiren. Wo sie nicht weiter geht, ist sie nicht mehr



Nr. 4175. Ein Stück des Braunauer Meteorsteins.

als eine bloße „Naturgeschichte der Atmosphäre". Die Entwicklung der M. ist im Ganzen ein Produkt der Neuzeit. Es mußte zwar in der gemäßigten Zone, der Heimat aller Kulturvölker, die sprüchwörtliche Veränderlichkeit des Wetters u. die Wichtigkeit seines Einflusses auf allen Handel u. Wandel schon früh die Aufmerksamkeit auf sich lenken u. gewissermaßen zur Untersuchung des Zusammenhangs der meteorologischen Erscheinungen auffordern. Aber erst gegen Ende des vorigen Jahrh. hat die M. eine wissenschaftliche Grundlage gewonnen. Um ihre sehr schwierigen Aufgaben zu lösen, ist die Mitwirkung aller Zweige der Physik nöthig, u. vor Allem mußte ein sehr weitschichtiges, sich über die ganze Erde erstreckendes Beobachtungsmaterial gesammelt werden. Die Leistungen des Alterthums in der M. sind geradezu nicht erwähnenswerth, wenn auch schon Aristoteles (s. d.) in seiner „M." einige wichtige Beziehungen der atmosphärischen Erscheinungen allerdings mehr ahnte als verstand. Auch seine Erklärer u. Nachfolger Theophrast, Plinius u. Seneca fügten nichts Wesentliches hinzu. Erst als sich seit dem Anfange des 15. Jahrh. der geographische Gesichtskreis so wesentlich erweiterte, nachdem durch den geistigen Umschwung des 16. Jahrh. die Erfahrung an Stelle der leeren Spekulation die Wissenschaft zu fördern begann, u. als aus der Schule Galilei's die Erfindung der zwei wichtigsten meteorologischen Instrumente, des Thermometers u. Barometers, hervorgegangen war, konnte von einer auf Erfahrung u. Beobachtung gegründeten Entwicklung der M. die Rede sein. Regelmäßige Beobachtungen wurden angestellt in Florenz von der Academia del cimento schon seit Anfang des 17. Jahrh. u. in Paris seit der Gründung der Akademie (1666). Die Manheimer Gesellschaft erwarb sich überdies das Verdienst, eine gewisse Uebereinstimmung in die Beobachtungsweise zu bringen. Durch die Arbeit A. v. Humboldt's wurde ein gleichmäßiges Beobachtungssystem in den fast alle Klimate umfassenden Gebieten des Engl. u. Russ. Reichs ins Leben gerufen, an welches sich später auch Nordamerika unter Maury's Leitung sowie die Staaten des europ. Kontinents anschlossen (Meteorologische Stationen). Wichtig für die Veranschaulichung des massenhaft gewonnenen Beobachtungsmaterials war die von Humboldt

angewendete Konstruktion der Linien gleicher mittlerer Jahreswärme, Sommer- od. Winterwärme, der Isothermen, Isotheren, Isochimenen (s. d.), denen Dove (s. d.) noch als schärferen Ausdruck die Linien gleicher Monatswärme hinzufügte. Ueberhaupt hat der Letztere die M. durch seine scharfsinnigen Untersuchungen wesentlich gefördert; bes. wichtig ist das von Dove zuerst aufgestellte Winddrehungsgesetz (s. „Wind“). Ueber die Methoden der meteorologischen Beobachtungen u. deren Bearbeitung soll hier nur so viel gesagt werden, daß es vor allen Dingen darauf ankommt, das den einzelnen Beobachtungen zu Grunde liegende Gemeinsame, den Mittelwerth, das sog. Mittel herauszuziehen, also zunächst die Tagesmittel, dann auch die Monats- u. Jahresmittel ꝛc. herzustellen. Besonders wichtig sind die von Dove eingeführten fünftägigen Mittel. Dies bezieht sich sowol auf die Beobachtung der Temperatur als auch auf die von Luftdruck, Feuchtigkeit, Stärke der Niederschläge, Windrichtung, Windstärke ꝛc. Ueber das Material der M. kann hier freilich nur eine kurze Uebersicht gegeben werden. Zunächst hat die M. die Temperaturverhältnisse zu betrachten u. in dieser Beziehung die Quellen der Temperatur aufzusuchen, dann die allgemeinen Bedingungen der Temperaturvertheilung an der Erde zu ermitteln, als da sind: der periodische Wechsel der Sonnenstrahlen, die Wärmeabsorption von Atmosphäre u. Erdoberfläche, die Wärmestrahlung u. Wärmeleitung des Erdbodens, die Vertheilung der Temperatur in der Luft, dem Wasser u. dem Erdboden. Ferner sind ins Auge zu fassen die periodischen Temperaturveränderungen u. der Einfluß, den die geographische Breite u. die maritime od. kontinentale Lage haben. Sehr wichtig sind dann auch die nichtperiodischen Aenderungen. Ein weiterer Gegenstand der M. sind dann die durch die Temperaturschwankungen ꝛc. erzeugten Meeresströmungen u. Winde, vor Allem die letzteren; dieser Theil heißt auch Anemometrie. Sie behandelt die in täglichen Perioden auftretenden Land- u. Seewinde ꝛc., die in jährlichen Perioden sich abwickelnden Etesien, Monsuns, Passate, das Gesetz der Wirbelstürme u. Wettersäulen, das Drehungsgesetz ꝛc. Einen weiteren Abschnitt bildet die Betrachtung des Wasserkreislaufs. Sie untersucht die Feuchtigkeits- u. Niederschlagsverhältnisse, Thau u. Reif, Nebel u. Wolken, Regen u. Schnee ꝛc., Gewitter u. atmosphärische Elektrizität, Quellen u. Flüsse in ihren Beziehungen zum Kreislaufe. Endlich untersucht die M. noch den Luftdruck in seinen täglichen u. jährlichen Schwankungen u. Beziehungen zur Temperatur ꝛc. Bei der großen Wichtigkeit, welche die genaue Kenntniß der meteorologischen Veränderungen für die Praxis u. zwar vor Allem für die Schiffahrt hat, ist es natürlich, daß man eines Theils dem über die Erde sich verbreitenden Netze meteorologischer Beobachtungsstationen eine immer größere Ausdehnung zu geben bestrebt ist, zweitens aber u. hauptsächlich in dem ganzen Beobachtungssystem eine größere Einheit herzustellen sucht. Es sind zu diesem Zwecke in den letzten Jahren wiederholt **meteorologische Kongresse**, die von allen civilisirten Nationen beschickt werden, zusammengetreten, der letzte im Sept. 1873 zu Wien. Man hat sich auf demselben über eine gleichmäßige Konstruktion aller meteorologischen Instrumente, bes. gleichmäßige Anwendung der 100theiligen Thermometerskala u. des metrischen Maßes für das Barometer, geeinigt, ebenso auch für die Einführung gleichmäßiger Zeichen in den Beobachtungsjournalen für die verschiedenen meteorologischen Erscheinungen. Diese Zeichen sind folgende:

- Regen.
- Schnee.
- Gewitter.
- Blitz ohne Donner od. Wetterleuchten.
- Hagel.
- Graupeln.
- Nebel.
- Reif.
- Thau.
- Rauchfrost od. Duft.
- Glatteis.
- Schneegestöber.
- Eisnadeln.
- Starker Wind.
- Sonnenring.
- Sonnenhof.
- Mondring.
- Mondhof.
- Regenbogen.
- Nordlicht.
- Höhenrauch.

Die verschiedene Stärke einer Erscheinung wird dadurch ausgedrückt, daß man zu dem betreffenden Zeichen die Zahlen 0, 1 od. 2 rechts oben als Exponenten daneben setzt, wobei dann 0 schwach u. 2 stark bedeutet. Demnach hieße z. B. $\equiv^0$ schwacher Nebel, $\equiv^2$ starker Nebel. Wichtig waren auch die Beschlüsse des Kongresses in Betreff möglichster Ausbreitung u. Entwicklung des Systems der Wettertelegraphie u. der dadurch erstrebten Sturmvorhersagung. Es müssen zu diesem Zwecke die meteorologischen Angaben der Stationen eines möglichst umfassenden Gebietes täglich zu einer bestimmten Stunde nach bestimmten Centralstellen (z. B. die Admiralität in London, die Pariser Sternwarte, die deutsche Seewarte in Hamburg, die Pulkowasternwarte bei St. Petersburg ꝛc.) telegraphisch gemeldet werden. Die dort in Karten übersichtlich zusammengestellten Daten geben dann ein Bild, aus welchem sich mit Wahrscheinlichkeit die Weiterentwicklung des Wetters im Laufe desselben u. des folgenden Tages ersehen läßt. Wichtige Veränderungen, wie bevorstehende starke Stürme, werden dann von den Centralstellen nach den Hafenplätzen ꝛc. telegraphirt u. dort durch gewisse, an hohen Masten od. auf den Spitzen der Leuchtthürme aufgezogene Signale (hohle Kegel od. Cylinder aus Weidengeflecht, mit Segeltuch überzogen) Jedem zur Nachachtung bekannt gemacht. Bei Nacht werden die Signale durch Laternen gegeben. Als Lehrbücher zur weiteren Einführung in die M. sind zu erwähnen „M. von C. S. Cornelius“ u. das umfänglichere „Lehrbuch der M. von Dr. Ernst Erhard Schmid“; L. Kämp, „Vorlesungen über M.“ (Halle 1840); E. Lommel, „Wind u. Wetter. Populäre M.“ (Münch. 1873); Th. Reye, „Die Wirbelstürme, Tornados u. Wettersäulen“ (Hann. 1872); W. Dove, „Das Gesetz der Stürme“ (4. Aufl., Berl. 1873); J. Müller, „Lehrbuch der kosmischen Physik“ (3. Aufl., Braunsch. 1872); R. Buchan, „Handy Book of Meteorology“ (3. Aufl., Edinb. 1874); Flamarion, „l'Atmosphère“ (Par. 1871).

Meter (vom griech. metron, d. i. Maß) heißt die in sehr vielen Ländern eingeführte Einheit des Längenmaßes. Dasselbe ist von Frankreich ausgegangen. Als zur Zeit der ersten Französischen Revolution die große Verschiedenheit der Maße u. Gewichte den lebhaften Wunsch nach einem brauchbaren Normalmaße hervorrief, wurde auf Vorschlag einer dazu berufenen, unter dem Vorsitze von Borda tagenden Gelehrtenkommission von der Regierung, durch Dekret vom 31. Juli 1793, beschlossen, den 40millionsten Theil des (durch Paris laufenden Erdumfangs, od., was dasselbe ist, den 10millionsten Theil des Meridianquadranten unter dem Namen M. (franz. mètre) als Maßeinheit einzuführen. Zur genauen Feststellung der Meterlänge mußte aber erst die wahre Länge des Erdumfanges durch die von Borda vorgeschlagene große Gradmessung ermittelt werden, die auch von ihm mit Mechaier u. Delambre begonnen, von Biot u. Arago beendet wurde. Sie erstreckt sich nördlich von Paris bis Dünkirchen u. südlich bis zur Insel Formentera u. faßte einen Meridianbogen von 12° 22′ 13″,44 in einer Länge von 705,188,8 franz. Toisen od. Klaftern, die Toise zu 6 Pariser Fuß. Auf Grund dieser Messungen wurde dann die Länge des ganzen Quadranten (vom Aequator bis zum Pol) in Toisen berechnet u. der 10millionste Theil dieser Länge als M. bestimmt. Durch Dekret vom 19. Frimaire des Jahres VIII der Republik (10. Dez. 1799) wurde festgesetzt, daß das M. als sog. mètre vrai et définitif die Länge einer Metallstange haben solle, welche selbst bei 0° C. Temperatur auf die normal bestimmte Toise von Peru (so genannt, weil sie bei den franz. Gradmessungen in Peru auf das Genaueste berichtigt worden) bei 16°,25 C. der letzteren 443,296 Pariser Linien mißt. Das sog. Urmeter, sowie eine Anzahl genauer Kopien davon, wird in den Pariser Archiven verwahrt, eben solche Kopien auch in andern Hauptstädten. Durch neuere, noch genauere Gradmessungen u. genauere Bestimmung der Erdabplattung hat sich nach Bessel's Berechnung allerdings herausgestellt, daß der Meridianquadrant nicht genau 10 Millionen solcher M. enthält, sondern 859 mehr. Ein M. ist also jetzt nicht mehr der 0,000000025 des Erdmeridianes, sondern etwas weniger. Dies ist aber für die Maßeinheit selbst ganz gleichgiltig.

Metermaßsystem ist dasjenige Maßsystem, welches auf das Meter (s. d.) als Maßeinheit sich stützt. Durch die französischen Regierungsdekrete, welche die Einführung des Meters anordneten, wurde zugleich das ganze System auf das Meter als Einheit bezogener Längen-, Flächen- u. Hohlmaße sowie auf Gewichte eingeführt. Alle Maßeintheilungen sind rein dezimal u. durch vorgesetzte lateinische u. griechische Zahlworte derart bezeichnet, daß die Maßgrößen kleiner als die Einheit durch lateinische, die Maßgrößen dagegen, welche größer als die Einheit sind, durch griechische Vorsetzsilben in ihrem Größenverhältniß zur Einheit ausgedrückt werden. Die Zehntel sind durch Dezi, die Hundertstel durch Centi, die Tausendstel durch Milli, das Zehnfache durch Deka, das Hundertfache durch Hekto, das Tausendfache durch Kilo u. wo nöthig das Zehntausendfache durch Myria bezeichnet. Dadurch ergiebt sich folgendes System:

A. Längenmaße.

Kilometer.		Hektometer.		Dekameter.		Meter.		Dezimeter.		Centimeter.		Millimeter.
1	=	10	=	100	=	1000	=	10,000	=	100,000	=	1000,000
		1	=	10	=	100	=	1000	=	10,000	=	100,000
				1	=	10	=	100	=	1000	=	10,000
						1	=	10	=	100	=	1000
								1	=	10	=	100
										1	=	10

B. Flächenmaße.

□Meter.	□Dezimeter.	□Centimeter.	□Millimeter.
1 =	100 =	10,000 =	1000,000
	1 =	100 =	10,000
		1 =	100

1 □Kilometer = 1000,000 □Meter.

1 Hektar = 100 Ar = 10,000 □Meter.
1 „ = 100 „

C. Körper- od. Hohlmaße.

Kubikmeter.	Kubikdezimeter.	Kubikcentimeter.	Kubikmillimeter.
1 =	1000 =	1000,000 =	1000,000,000
	1 =	1000 =	1000,000
		1 =	1000

1 Kubikdezimeter = 1 Liter (Flüssigkeitsmaß).

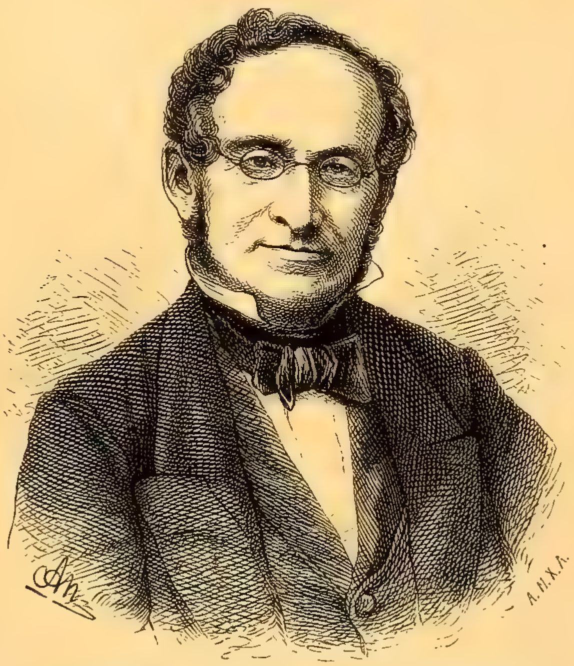
Kiloliter.	Hektoliter.	Dekaliter.	Liter.	Deziliter.	Centiliter.	Milliliter.
1 =	10 =	100 =	1000 =	10,000 =	100,000 =	1000,000
	1 =	10 =	100 =	1000 =	10,000 =	100,000
		1 =	10 =	100 =	1000 =	10,000
			1 =	10 =	100 =	1000
				1 =	10 =	100
					1 =	10

Ein Kubikmeter heißt in Frankreich auch für feste Körper ein Stère u. für Flüssigkeiten ein Cade. — Zugleich mit der Neuregulirung des Maßsystems war auch eine solche des Gewichtssystems beschlossen u. es mag des engen Zusammenhanges wegen auch hier mit erwähnt werden, daß, auf Vorschlag der dazu ernannten schon erwähnten Gelehrtenkommission, als Gewichtseinheit das Gewicht derjenigen Menge destillirten Wassers von 4° C. Wärme gelten solle, welche gerade ein Hohlwürfel von 1 Kubikcentimeter Größe zu fassen vermag. Diese Einheit wurde Gramm (s. „Gewicht“ u. „Gramm“) genannt. Ein Kubikdezimeter od. Liter Wasser wiegt dann gerade 1000 Gramm od. 1 Kilogramm. — Das M. wurde wegen seiner praktischen dezimalen Eintheilung bald überall in Wissenschaft u. Technik angenommen. In neuerer Zeit ist nun endlich das M. in sehr vielen Ländern weiter eingeführt, nämlich in Aegypten (1871), Belgien, Brasilien (1873), Chile, Deutsches Reich (seit 1. Jan. 1872 im ganzen Reichsgebiete), Ecuador, Griechenland, Italien, Luxemburg, Mexiko (1873), Niederlande, Oesterreich, Portugal, Türkei. In der Schweiz ist der Fuß auf genau 0,3 Meter festgesetzt, so daß 30 Fuß = 10 Meter sind. In manchen dieser Länder ist die Benennung des Meter mit einer andern vertauscht.

Meth ist Honigwein, ein weinartiges, in manchen Gegenden beliebtes Getränk, welches man durch Gährenlassen von Honig, Wasser u. etwas Hefe erhält; zuweilen werden auch Gewürze zugesetzt.

Methfessel, Albert Gottlieb, deutscher Tonsetzer, geb. 6. Okt. 1785 zu Stadt-Ilm im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt. Seine musikalischen Anlagen entwickelten sich früh; bereits in seinem neunten Jahre spielte er beim Gottesdienst die Orgel u. komponirte kleine Klavierstücke u. Lieder. Im J. 1800 kam er nach Rudolstadt aufs Gymnasium u. 1807 bezog er behufs des Studiums der Theologie die Universität Leipzig; hier wurde Schicht sein Lehrer in der Komposition. 1809 sagte er der Theologie Valet, wählte die Musik zum ausschließlichen Lebensberuf u. ging, mit einer Unterstützung seitens des Rudolstädter Hofes versehen, nach Dresden, wo er bei Ceccarelli Gesangstudien machte. 1810 kam er als Kammersänger u. Hofmusiklehrer nach Rudolstadt, blieb daselbst bis 1822 u. ging dann nach Hamburg, wo er als Dirigent mehrerer Gesang- u. Instrumentalvereine, als Lehrer u. Komponist wirkte. 1832 folgte er einem Rufe als Hofkapellmeister nach Braunschweig, sah sich aber 1842 durch ein Gehörleiden gezwungen, diese Stellung aufzugeben. Später auch noch gänzlich erblindet, starb er 23. März 1869 zu Heckenbeck bei Gandersheim. Durch seine zahlreichen Liederkompositionen (ein- u. mehrstimmige) hat sich M. in Deutschland sehr populär gemacht, ja manche von seinen derartigen Sachen (zu denen er zum Theil auch die Texte selbst verfaßte) sind geradezu Volkslieder geworden. Weite Verbreitung hat auch sein in vielen Auflagen erschienenes „Kommersbuch“ gefunden. In seinen übrigen Arbeiten, Orchestersachen, Operneinlagen, Pianofortestücken, Kirchencantaten 2c., zeigt er sich als solider u. gesund empfindender Tonsetzer. — Friedr. **M.,** älterer Bruder des Vorigen, geb. zu Stadt-Ilm 27. Aug. 1771 u. bereits 1807 gest., war ebenfalls als Liederkomponist nicht unbeliebt.

Methode (vom griech. μέθοδος, d. h. Nachgehen, Untersuchen), bezeichnet das Verfahren nach Grundsätzen u. allgemeinen Regeln, im Gegensatz zu einem ungeordneten Verfahren, das sich durch Zufall od. augenblickliches Gutdünken bestimmen läßt. Die M. kommt bes. in Betracht auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung u. dem der Erziehung u. des Unterrichts. Natürlich fordert jede Arbeit in der Wissenschaft M.; durch sie unterscheidet sich der berufene Fachmann von dem Dilettanten. Andererseits aber erzeugt jede selbständige Wissenschaft auch ihre besondere M., so daß jede Förderung der ersteren auch eine Verbesserung der letzteren nach sich zieht. Hierher gehört vor Allem der tiefgreifende Unterschied der induktiven u. konstruirenden M. Erstere leitet aus der Summe der bekannten Fälle das allgemeine Gesetz ab, letztere gewinnt aus feststehenden Grundsätzen (Prinzipien) weitere Thatsachen, entweder auf dem Wege des zwingenden mathematischen Beweises (mathematische M.) od. auf dem des logischen Schlusses (spekulative M.). Die Beweiskraft der letzteren, die vor Allem auf dem Gebiete der Philosophie in Betracht kommt, hängt freilich immer von der Anerkennung der Vordersätze u. der Richtigkeit des logischen Verfahrens ab.



Nr. 4176. Albert Gottlieb Methfessel (geb. 6. Okt. 1785, gest. 23. März 1869).

Schreitet die konstruirende M. von den Prinzipien zur Darlegung der Folgerungen aus denselben fort, so heißt sie synthetische (zusammensetzende) od. progressive (fortschreitende) M.; lehrt sie aber den fertigen Bau durch die Zerlegung desselben in seine Theile verstehen, so heißt sie analytisch (zerlegend) od. regressiv (rückschreitend). Von einer heuristischen (auffindenden) od. genetischen (entwickelnden) M. spricht man, wenn der Darstellende die Auffindung seiner Resultate, die Entstehung (Genesis) derselben von dem Schüler gleichsam selbst mit erleben u. vollziehen läßt. Auf dem Gebiet der Pädagogik unterscheidet man bes. die akroamatische M., die den Schwerpunkt auf das Anhören (griech. ἀκροᾶσθαι) eines Vortrags legt, der indeß zugleich demonstrativ sein kann, d. h. mit dem Hinweis auf ein Anschauungsmittel verbunden; ferner die dialogische (Gesprächs-) M., die auf dem Wege der Unterredung belehrt, endlich die erotematische (Frage-) M., die den Lehrstoff aus dem Schüler herausfragt. Dies kann geschehen, um den schon vorhandenen Wissensstoff zu erproben (durch Repetition) u. dabei zu klarerem Bewußtsein zu bringen od. zu ordnen. Soll jedoch durch die Frage der Stoff selbst erst erzeugt werden, so kommt die katechetische M. in Anwendung (s. „Katechetik“), bes. auf dem Gebiet des Religionsunterrichts. Die übertriebene Anwendung der katechetischen M., die sog. streng-sokratische, die Alles herausfragen wollte, ist durch die Neueren, bes. durch Pestalozzi (s. d.), einer vernünftigeren gemischten M. gewichen, die zwischen Mittheilung u. Frage die rechte Mitte hält u. letztere vor Allem zur Anregung des Selbstdenkens u. der bewußten Aufnahme des Stoffs verwendet, während die rein akroamatische M. auf dem Gebiete des höheren Unterrichts (an den Universitäten) fast die Alleinherrschaft hat.

Methodik ist im Allgemeinen die Wissenschaft von den Methoden (s. d.) innerhalb einer Kunst od. Wissenschaft. Derjenige, welcher in der Ausübung einer Kunst od. Wissenschaft der M. gemäß (methodisch) verfährt, heißt ein Methodiker. Doch wird dieses Wort bisweilen auch mit dem Nebenbegriff eines engherzigen Geltendmachens der Methode (des sog. „Prinzipienreitens“) gebraucht. Eine geordnete Darstellung der

M. heißt Methodologie od. Methodenkunde. Doch wird dieser Name auch gleichbedeutend mit Hodegetik (s. d.) od. Encyklopädie (s. d.) gebraucht, nur daß in der Methodologie immer der Hinweis auf die zweckgemäße Betreibung der Wissenschaften im Vordergrund steht.

Methodismus, d. h. das Handeln nach feststehender Methode, war Anfangs (wie z. B. der Pietismus) ein Spottname, mit welchem man die religiöse Richtung der Anhänger Wesley's in England zu bezeichnen pflegte, weil sie die Frömmigkeit u. das christliche Leben nach einer bestimmten „Methode" trieben. Dieser Spottname wurde aber nachmals zum Ehrennamen der sog. Methodisten (s. d.).

Methodisten u. Methodistenkirche. Der Ursprung der M., einer Abzweigung der engl. Staatskirche, fällt in das J. 1729. In tiefer Bekümmerniß über die Erstarrung des kirchlichen Lebens, die Unwissenheit od. den Unglauben der Geistlichen u. die Roheit des Volks schlossen sich damals einige Studenten in Oxford zusammen, um sich durch fleißiges Bibellesen u. erbauliche Besprechungen sowie durch häufigen Sakramentsgenuß (daher auch der Spottname „Sakramentarier") zu stärken. Als man sie spöttisch den „frommen Klub" od. „M." nannte (vgl. „Methodismus"), eigneten sie sich selbst diesen Namen an, da sie „nach der in der Bibel aufgestellten Methode leben" wollten. Den Anlaß zu der Vereinigung gab Charles Wesley, die Seele derselben aber war sein Bruder John Wesley (s. d.). Der Verein bestand zuerst (Nov. 1729) nur aus den Gebrüdern Wesley u. den Studenten Kirkman u. Morgan; der Letztere ruinirte sich frühzeitig (1732) durch übertriebene Kasteiungen. Einen wichtigen Zuwachs erhielt der Verein, der sein Augenmerk bald auch auf den Unterricht verwahrloster Kinder u. auf Besuche bei Kranken u. Gefangenen richtete, durch den Beitritt George Whitefield's (geb. 16. Dez. 1714), den man als den zweiten Hauptstifter der M. betrachten kann (seit 1733), löste sich aber 1735 auf, als die Brüder Wesley einem Rufe als Indianermissionare in die Kolonie Georgien folgten. Die Berührung mit Herrnhutern, die sie auf dem Schiffe trafen, u. später die Bekanntschaft mit dem nachmaligen Herrnhuterbischof Spangenberg übte eine außerordentliche Wirkung auf J. Wesley. Sie lehrten ihn, statt des Strebens nach guten Werken vielmehr auf Erweckung des Glaubens u. gottselige Gesinnung zu dringen; zugleich stand es ihm bald fest, daß der wahre Glaube auf einer plötzlichen Wirkung Gottes beruhe, einem „Durchbruch der Gnade", was nachmals ein Hauptpunkt der methodistischen Lehre geworden ist. Nachdem John Wesley segensreich in Savannah gewirkt, gerieth er durch seine strenge Kirchenzucht in Zerwürfnisse mit der Gemeinde u. kehrte deshalb 1738 nach England zurück. Hier wurde 1. Mai 1738 zu Fetterlane ein neuer Verein nach herrnhutischen Regeln gestiftet, schon damals mit der Eintheilung in kleine Untervereine zu gemeinsamer Erbauung u. gegenseitigem Sündenbekenntniß. Höchst charakteristisch aber ist, daß John Wesley doch erst (nach weiterer Anregung durch Luther's Schriften) den 24. Mai 1738, Abends $^{3}/_{4}$9 Uhr, als die Stunde seiner Bekehrung bezeichnet. Auf dieses genaue Bewußtsein von Zeit u. Stunde der „Bekehrung" hat der Methodismus nachmals immer das größte Gewicht gelegt. Von einem Besuche bei Zinzendorf u. den Herrnhutern zurückgekehrt, traf J. Wesley Ende 1738 wieder mit Whitefield zusammen, der unterdeß seit 1736 in England mit unerhörtem Beifall gepredigt u. auch auf einer Fahrt nach Georgien Wunder der Bekehrung verrichtet hatte. Beide nahmen nun vereint die Ausbreitung des Methodismus in London in die Hand u. erzielten in wenigen Wochen solche Erfolge, daß die ganze engl. Staatskirche in Aufruhr gerieth. Keineswegs aber wollte sich J. Wesley von der Staatskirche lossagen; nicht eine neue Lehre wollte er verkündigen, sondern nur die Staatskirche von innen heraus erneuern. Aber schon 17. Febr. 1739 war mit der Feldpredigt Whitefield's vor den Köhlern in Kingswood der erste Schritt zu einem Verlassen der kirchlichen Ordnungen gethan. Wesley folgte diesem Beispiel, u. als die Predigten im Freien in Bristol verboten wurden, gründete er selbst 12. Mai 1739 die erste methodistische Kapelle daselbst u. legte damit den Grund zu einer besonderen Methodistenkirche. Der Ausschluß aus den Kirchen führte auch an anderen Orten, nam. in London, zu Predigten im Freien, die von vielen Tausenden besucht wurden. Aber noch in demselben Jahre (1739) begann unter den M. ein gefährlicher Zwiespalt. Ein Theil derselben, nam. aus der Zahl der Herrnhuter, stellte nämlich die Lehre auf: wer den Glauben einmal erlangt habe, bedürfe ferner weder der Sakramente noch des Strebens nach Heiligung. Erlangen könne man ihn aber nur durch göttliche Verleihung; der Mensch könne nichts dazu thun, als „in Stille" auf dieselbe warten. In gerechtem Widerwillen gegen diesen sog. Quietismus (Thatlosigkeit des Menschen) trennte sich J. Wesley im Juli 1740 von den Herrnhutern zu Fetterlane u. gründete in Moorfields die „Vereinigte Gesellschaft". Aber eine noch tiefere Spaltung rief die Lehre von der Prädestination (Gnadenwahl) hervor. Wesley verwarf dieselbe. Als sich aber auch Whitefield nach seiner Rückkehr aus Amerika (Febr. 1741) auf die Seite der Gegner schlug, kam es am 28. März 1741 zu einer Trennung der beiden Führer, u. der Methodismus entwickelte sich seitdem in zwei besonderen Zweigen: die Anhänger Whitefield's u. die viel wichtiger gewordenen „Wesleyaner". Whitefield besaß vielleicht in höherem Grade die Gabe, Seelen zu gewinnen; dafür aber fehlte ihm die Gabe, die Gewonnenen zu festen Gemeinschaften zu organisiren. Mit einer Beredsamkeit ohne Gleichen vermochte er von seinem Zelte aus (dem noch jetzt beliebten „Tabernakel" der amerik. M.) ungeheure Volksmassen zu fesseln u. zu begeistern, aber dauernde Früchte trugen seine Predigten erst, als er sich an die Gräfin Huntingdon, die sog. „Methodistenkönigin", anschloß. Dieselbe wußte nicht nur alle Stände um sich zu scharen, sondern auch durch die Gründung eines Predigerseminars (1768) sowie durch andere kluge äußere Ordnungen dem Werke Whitefield's, der ihr als Kaplan diente, eine sichere Grundlage zu geben. Leider rieb sich Whitefield in rastloser Thätigkeit als Reiseprediger selbst vor der Zeit auf. Er starb während seiner 7. Reise in Amerika 30. Sept. 1771. Mit Wesley hatte er sich persönlich längst versöhnt. Die „Wesleyaner" waren unterdeß nicht müßig gewesen. Der Mangel an Arbeitskräften trieb Wesley dazu, sich mit Laienpredigern zu behelfen, wie sie auch nachmals für den Methodismus so wichtig wurden. Schon hierbei zeigte sich das wunderbare Talent Wesley's, zu organisiren u. die Gläubigen genau zu gliedern. Sie zerfielen in den weiteren Kreis der „Erweckten" (die sog. vereinigten Gesellschaften) u. den engeren Kreis der „Begnadigten" (die sog. Bandgesellschaften). Für beide wurde durch besondere Regeln genau festgesetzt, was sie zu thun u. zu unterlassen hatten. Zu letzterem gehörte auch der Genuß geistiger Getränke, Putz u. weltliches Vergnügen sowie Wucher u. Schätzesammeln; für die Bandgesellschaften sogar das Schmucktragen u. Tabakrauchen. Als wichtigstes Mittel aber zur Ueberwachung des Einzelnen u. zu einer umfassenden Uebersicht über das Ganze diente die Eintheilung der Gesellschaften in „Klassen" von ca 12 Personen (seit 1742). An der Spitze einer jeden stand der Klassenführer, der in jeder Woche den Herzensstand der Klasse in öffentlicher Versammlung erforschte u. eben so oft an Wesley Bericht erstattete. Eine Anzahl Gesellschaften bildeten einen Bezirk u. wurden von Reisepredigern besucht, die Wesley auswählte. An der Spitze des Bezirks stand der Superintendent; bes. Verwalter besorgten unter strenger Kontrole die Finanzen u. die Armenpflege — Alles Einrichtungen, die noch jetzt unter den M. fortbestehen. Neben den täglichen Predigten od. Gebetsstunden dienten bes. die vierteljährlichen Liebesmahle (bei Wasser u. Brot) zur Kräftigung des äußeren Zusammenhalts. Späteren Ursprungs (1755) ist die sog. Bundeserneuerung am ersten Sonntag des Jahres sowie die allgemeinen Gebetsversammlungen (1762).

Nach Alledem war Wesley recht eigentlich die Seele des Ganzen. Mit Recht erblickte er nur in seinem persönlichen Regiment einen Damm gegen den Eigenwillen der Laienprediger u. gegen Streitigkeiten. Auch die alljährlichen sog. Konferenzen (seit 1744), nachmals der Mittelpunkt der Methodistenkirche, waren Anfangs nur freie Besprechungen Wesley's mit den ordinirten Geistlichen u. beliebig zugezogenen Laienpredigern, erlangten aber als eine Art oberster Gerichtshof in Sachen der Lehre u. Zucht schon bei Lebzeiten Wesley's hohe Bedeutung, u. die Protokolle dieser Konferenzen können als das älteste Gesetzbuch der M. betrachtet werden. Die äußere Ausbreitung entsprach der ausgezeichneten inneren Ordnung. 1747 faßte der Wesleyanische Methodismus in Irland Fuß, 1751 in Schottland, 1770 auch in Amerika. Die ganze Gesellschaft zählte um diese Zeit gegen 30,000 Seelen in 50 Bezirken. Unterdeß aber hatte sich Wesley selbst von der Unmöglichkeit überzeugen müssen, den Verband mit der Staatskirche aufrecht zu erhalten. Der 1770 neu ausbrechende Streit über die Gnadenwahl, der auf Seite Wesley's bes. von dem ausgezeichneten Pfarrer John W. Fletcher, einem der bedeutendsten M. (gest. 1785), geführt wurde, erweiterte noch die Kluft zwischen der Staatskirche u. den M. Zur Sicherstellung seines Werkes u. des Eigenthumsrechtes der M. an ihren Kapellen ließ daher Wesley 1784 die sog. „Erklärungsurkunde" staatlich bestätigen. In derselben übertrug er seine Rechte an den Grundbesitz der Gesellschaft auf eine Konferenz von 100 Predigern, die sich später selbst aus den Reisepredigern ergänzen sollten. Die 15 Bestimmungen dieser Urkunde sind noch jetzt die Grundlage der methodistischen Verfassung. Die Konferenz tagt jährlich in London, Bristol, Leeds od. an einem andern Ort, beschließt mit Stimmenmehrheit, wählt jährlich ihren Präsidenten u. Sekretär u. verfügt unumschränkt über die Reiseprediger. Indem Wesley gleichzeitig selbst Laien zu Priestern weihte u. die Gesellschaft unter den Schutz des Duldungsgesetzes stellte, vollzog er eigentlich den letzten Schritt zur Trennung von der Staatskirche, gegen die er sich doch bes. um seines Bruders Charles (gest. 1788) willen bis zu seinem Tode gesträubt hat. Nach Wesley's Tode (er starb 2. März 1791) zeigte sich sogleich eine Schattenseite der Verfassung seiner Kirche; sie war hierarchisch, d. h. sie räumte nur den

geistlichen Leitern, in keiner Weise aber den Laien eine Gewalt ein. Das Drängen der Letzteren (d. der nicht in der Konferenz sitzenden Prediger) auf einen Antheil an der Leitung ließ sich durch einzelne Zugeständnisse der Konferenz nicht beschwichtigen. So kam es zu mehreren Spaltungen. Im Aug. 1797 gründete der Prediger Kilham mit 5000 Anhängern zu Leeds die „Neue Methodistengesellschaft", welche Predigern u. Laien gleiche Rechte gab, übrigens aber wenig Bedeutung erlangte. 1810 sagte sich die „Primitive Methodistengemeinschaft" los, gestiftet von H. Bourne u. W. Clowes, welche sich dem Verbot der Lagerversammlungen nicht fügen wollten. Dieser Zweig hat bes. auf dem Gebiet der Mission große Erfolge erzielt. Auch die 1815 gestiftete Gemeinschaft der „Bibelchristen" ging aus den Wesleyanern hervor. 1816 folgte die Stiftung der „Primitiven Wesleyanischen Methodistengesellschaft in Irland", gleichfalls nach dem Grundsatz der Laienvertretung. Aus Widerwillen gegen die Einführung der Orgeln trennten sich die „Independenten-Wesleyaner" u. die „Wesleyanischen protestantischen M." ab; beide, ohne sonderliche Bedeutung zu erlangen. 1834 endlich gründete Samuel Warren infolge eines Streits mit der Konferenz über das theologische Seminar die „Wesleyanische Methodistenassoziation" mit ca 20,000 Anhängern. Dieselbe erkennt je 500 Laien einen Vertreter auf den jährlichen Versammlungen zu, läßt aber dabei den einzelnen Gemeinden die möglichste Freiheit der Selbstverwaltung. Ein Versuch der Mutterkonferenz, durch die sog. Erklärungsakte u. die Regulationen von 1835 weitere Spaltungen zu verhüten, indem zugleich den Laien gewisse Rechte zugestanden wurden, vermochte nicht zu hindern, daß 1844 ein neuer Zwiespalt ausbrach, herbeigeführt durch die Unzufriedenheit mit dem selbstherrlichen Regiment der Konferenz, nam. ihres Führers Bunting. Erst 1857 trat wieder Ruhe ein, nachdem sich ca 19,000 Mitglieder der Reformpartei mit der Methodistenassoziation (s. o.) zur „Vereinigten methodistischen Freikirche" verbunden hatten. Eine besondere Entwicklung nahm der Methodismus in Nordamerika. Sowol Wesley (s. o.) als Whitefield hatten in Amerika noch nicht eigentliche Verbände von M. gebildet; wohl aber hatte der Letztere in einem großen Theil Nordamerika's zahllose „Erweckte" zurückgelassen. Die erste Kirche ward indeß erst 1768 von Philipp Emburg zu New-York gegründet. Die ersten Sendboten Wesley's stifteten nur Gemeinden im Rahmen der engl. Staatskirche, bis der amerik. Unabhängigkeitskrieg das Band mit der Mutterkirche zerriß u. Wesley sich nun herbeiließ, einige Laien (darunter den berühmten Missionar Thomas Coke) für Amerika zu Priestern zu weihen (1784). Auf Grund von 25 Artikeln begründeten dieselben noch 1784 zu Baltimore die „Bischöfliche Methodistenkirche", die bei der ersten Generalkonferenz 1792 bereits 65,000 Glieder mit 266 Reisepredigern zählte. Auch der Titel eines Bischofs (statt des „Superintendenten" bei den engl. Wesleyanern) wurde eingeführt. Dieser Zweig hat seitdem, unterstützt durch eine musterhafte Organisation, alle andern Kirchen in Nordamerika weit überholt. An seiner Spitze steht die aller vier Jahre von den Abgesandten der Distriktskonferenzen beschickte Generalkonferenz. Obwol die Vorliebe für pomphafte Lagerversammlungen, für Massenerweckungen u. „Bußkrämpfe" auf der „Angstbank" &c. noch nicht ganz erloschen ist, so ist doch anderseits der Widerwille gegen theologische Bildung u. gelehrte Thätigkeit verschwunden. Die 1847 wegen der Sklavenfrage entstandene Spaltung in einen nördl. u. südl. Zweig (letzterer stand auf Seite der Sklavenhalter) besteht zur Zeit noch, wenn auch ohne Feindseligkeit. Schon 1850 hat die bischöfliche Methodistenkirche auch die Mission in Deutschland von Bremen aus durch Jakoby in Angriff nehmen lassen. Uebrigens fehlt es auch dem nordamerik. Methodismus nicht an zahlreichen Abzweigungen, von denen die „Protestantische Methodistenkirche in den Verein. Staaten" (1828 ohne bischöfliches Amt u. mit Laienvertretung gestiftet) sowie die „Albrechtsbrüder" (seit 1807) die bedeutendsten sind. Als Verwandter des Methodismus kann übrigens auch der amerik. Fabrikant Pearsall-Smith angesehen werden, der durch seine Predigten über die „Heiligung durch den Glauben" 1874 u. 75 in England, Deutschland u. der Schweiz so großes Aufsehen erregte; nicht minder die vielgenannten „Revivalisten", d. h. Erweckungsmänner, Moody u. Sankey, die 1873—75 in Großbritannien, seitdem wieder in ihrer Heimat Nordamerika thätig waren. Bei allen diesen ist bes. die Benutzung des Gesangs (geistlicher Lieder nach weltlichen Melodien) als Erweckungsmittel bemerkenswerth. Die außerordentliche Bedeutung des Methodismus dürfte sich am besten aus folgender Statistik ergeben, welche größtentheils dem „Wesleyan-Methodist-Connexional Record and Yearbook" vom Herbst 1874 entnommen ist. Darnach zählten die Wesleyaner in Großbritannien u. Irland 371,685 volle u. 25,619 Probemitglieder (ungerechnet einen großen sonstigen Anhang von Kirchgängern) unter 1945 studirten Geistlichen u. 13,949 Laienpredigern. Die Sonntagsschulen wurden von 700,000 Köpfen, die Alltagsschulen von 180,000 Kindern besucht. Die auswärtige Mission zählte 73,700 Mitglieder und 68,221 Schüler; hierbei ist jedoch nicht mit gezählt: Frankreich (12,000 volle Glieder), Canada (82,931 volle u. 6000 Probeglieder) u. Australien (60,571 volle u. 7000 Probeglieder neben 130,000 Schülern; die Zahl der Kirchenbesucher übersteigt in Australien weit 300,000). Die Gesammtzahl der engl. Wesleyaner beträgt sonach nahezu eine Million, wird aber durch die Kopfzahl der „Bischöflichen Methodistenkirche" noch weit übertroffen. Die Gesammtzahl des nördl. u. südl. Zweiges (s. o.) in den Verein. Staaten beträgt 2,629,837 volle Mitglieder u. 1,278,559 Sonntagsschüler (wobei die Zahl der Probeglieder nicht angegeben). Rechnet man hierzu noch die Zahl der übrigen methodistischen Zweige in Nordamerika (148,000), die der bischöflichen M. in Canada (21,103), der „Ursprünglichen M." in England (171,380), der „Neuen Vereinigung" (31,016), der vereinigten methodistischen Freikirche (67,371), des Wesleyanischen Reformverbandes (7581) u. der Bibelchristen (25,784), so erhält man eine Gesammtsumme von 3,702,959 vollen Gliedern, während die Zahl der Anhänger überhaupt mit 14 Mill. nicht zu hoch angeschlagen sein dürfte. Bemerkenswerth sind die Fortschritte der bischöflichen M. in Deutschland u. der Schweiz. Während es die engl. M. 1870 nach 38jähriger Wirksamkeit nur zu 1822 Gliedern in 8 Kapellen u. 133 Predigtplätzen mit 11 Reisepredigern u. 34 seßhaften Predigern gebracht hatten, zählte die bischöfliche Methodistenkirche in den genannten Ländern im Juli 1873 (seit 1850!) bereits 44 Kapellen, 453 Predigtplätze, 6642 volle u. 1871 Probeglieder nebst 11,260 Sonntagsschülern (zusammen 47 Gemeinden in 8 Distrikten mit 37 Predigern). Sogar in Italien haben die M. bereits 8 Gemeinden u. 5 Predigtstationen gegründet. Allerwärts findet eine kräftige Einwirkung bes. auf die niedersten Volksklassen statt u. in der Hebung derselben, wie überhaupt in der sog. inneren Mission, hat der Methodismus bei seiner straffen Organisation u. seinen großartigen Geldmitteln Bedeutendes geleistet.

Methusalah (nicht Methusalem), wofür 1. Mos. 4, 18 Metusael vorkommt, heißt in der hebr. Patriarchensage, 1. Mos. 5, 21 ff., der Sohn des Henoch u. Vater des Lamech, durch welchen er zugleich Großvater des Noah wurde. Als der am längsten lebende aller Patriarchen (969 Jahre) hat M. zu der sprüchwörtlichen Redensart Veranlassung gegeben: „So alt wie M."

Methyl, eines der wichtigsten Radikale der organischen Chemie, welches zur Bildung zahlreicher Verbindungen Veranlassung giebt u. auch schon in mehreren Stoffen des Thier- u. Pflanzenreichs als konstituirender Bestandtheil angetroffen wird; gehört zu den Kohlenwasserstoffen u. enthält in 100 Theilen 80 Theile Kohlenstoff u. 20 Theile Wasserstoff, wonach seine chemische Formel $C_2 H_3$ wird. Im freien Zustande kennt man jedoch das M. noch nicht, wenigstens nicht als solches, wie es in den Methylverbindungen enthalten ist; denn sowie man es aus seinen Verbindungen abzuscheiden sucht, z. B. aus Jodmethyl durch Zink (wobei sich Jodzink bildet), geht es in Dimethyl (auch Aethylwasserstoff, Aethylhydrür genannt) über, welches zwar ganz dieselbe prozentische Zusammensetzung wie das M. besitzt, jedoch noch einmal so viel Atome Kohle u. Wasserstoff enthält wie dieses. Dieses Dimethyl ist ein farbloses u. geruchloses Gas von 1,306 spez. Gewicht, leicht entzündlich u. mit bläulicher Flamme brennbar; es wurde von Frankland u. Kolbe entdeckt, hat aber bis jetzt blos ein rein wissenschaftliches Interesse. Ebenso haben von den zahlreichen Verbindungen des M.s nur wenige allgemeines Interesse, es sollen daher auch nur diese wenigen hier besprochen werden. — Es sind dies: 1. **Methyläther** (Methyloxyd), ein farbloses, ätherartig riechendes Gas von 1,617 spez. Gewicht, entzündlich u. mit wenig leuchtender Flamme brennbar, wird vom Wasser u. noch mehr vom Alkohol in großer Menge verschluckt; die Zusammensetzung des Methyläthers entspricht der Formel $C_2 H_3 O$. Derselbe findet sich mit Salicylsäure verbunden schon in der Natur vor, u. zwar als ein Bestandtheil des ätherischen Gaultheriaöles (Wintergreenöl), welches aus den Blättern der Gaultheria procumbens destillirt wird. Man erhält den Methyläther durch Erhitzen von Holzgeist (Methylalkohol) mit konzentrirter Schwefelsäure. Ebenso wie der Aethyläther geht auch der Methyläther Verbindungen mit den Säuren ein u. giebt so Veranlassung zur Bildung zahlreicher zusammengesetzter Methyläther od. Methyloxydsalze, von denen nam., außer dem bereits erwähnten Salicylsäuremethyläther, noch der Essigsäure- u. Buttersäuremethyläther hervorzuheben sind. — 2. **Methylalkohol** (Methyloxydhydrat, Holzgeist od. Holzalkohol), eine aus dem Holzessig durch Destillation zu gewinnende Flüssigkeit, die sich in chemischer Hinsicht ganz dem Aethylalkohol od. gewöhnlichem Spiritus ähnlich verhält (s. „Holzessig"). — 3. **Methylwasserstoff,** s. „Sumpfgas". — 4. **Methylamine;** dies sind Salzbasen vom Charakter des Ammoniaks (s. d.). Die drei einzelnen Wasserstoffatome des Ammoniaks lassen sich nämlich durch das Radikal M. vertreten, u. so entstehen drei verschiedene, höchst interessante Verbindungen, die noch

ganz den Charakter des Ammoniaks besitzen, sich aber, außer durch die Zusammensetzung, auch noch durch besondere Eigenschaften von diesem unterscheiden. Man nennt diese Körper allgemein Methylamine u., je nachdem ein, zwei od. drei Atome Wasserstoff des Ammoniaks (H_3N) durch das M. vertreten sind, hat man Methylamin, Dimethylamin u. Trimethylamin. Die ersteren beiden riechen ganz wie Ammoniak; das Trimethylamin hat einen auffallenden Heringsgeruch u. ist in der That ein Bestandtheil der Heringslake sowie mehrerer stark riechender Pflanzen. Alle drei Methylamine sind starke Basen u. bilden eben so wie das Ammoniak mit den Säuren Salze.

Metidjah (spr. Metidscha), heißt eine 10 M. lange u. 2—3 M. breite Ebene im S. der Stadt Algier, welche nach S. zum Kleinen Atlas ansteigt u. von dessen Bergströmen reichlich bewässert wird.

Metier (franz., spr. Mehtjeh), Handwerk, Profession; in weiterem Sinne: Stand, Geschäft überhaupt.

Metis, ein zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisender Planetoid, wurde 25. April 1848 von A. Graham zu Markree-Castle entdeckt; sein Zeichen ist (9).

Meton, ein athenischer Astronom, erfand mit Euktemon zusammen einen 19jähr. Schaltkreis (Enneakaidekateris), der das Sonnen- u. das Mondjahr in Uebereinstimmung bringen sollte u. lange in Gebrauch war. Die Einführung dieser neuen Jahresberechnung, des sog. metonischen Cyklus, fiel in das J. 432 v. Chr.

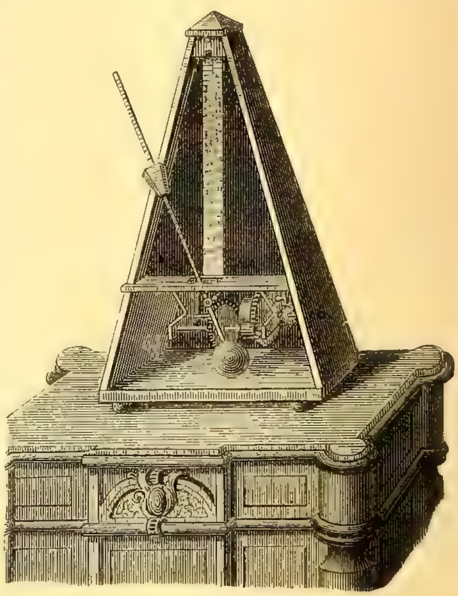
Metonomasie (griech.), d. h. „Umnennung", nennt man die Vertauschung eines Namens mit einem andern, bes. die bei den Gelehrten des 15. u. 16. Jahrh. übliche Uebersetzung deutscher Namen ins Lateinische (Agricola, Sartorius ꝛc.) od. Griechische (Melanchthon, Neander ꝛc.).

Metonymie (griech.), d. h. Umnennung, Vertauschung, ist einer der sog. rednerischen Tropen (vgl. „Metapher"), u. zwar die Vertauschung des allgemeinen, gewöhnlichen Ausdrucks mit einem besonderen, der nur einen Theil der allgemeinen Bezeichnung veranschaulicht, od. umgekehrt. Die gebräuchlichsten Arten sind: 1. Vertauschung des Urhebers mit seinem Werk; z. B. „Bakchos hat ihn besiegt" (statt: der Wein). — „Sie haben Moses u. die Propheten" (statt: die Schriften derselben); 2. Ursache für Wirkung u. umgekehrt; z. B. „Er schreibt eine schöne Hand". — „Erquickung ergoß sich vom Himmel"; 3. das Ganze für den Theil, Besitzer für den Besitz u. umgekehrt; z. B. „Die ganze Stadt war bestürzt" (statt: die Bewohner), „Mein Freund ist abgebrannt" ꝛc.

Metope (griech. μετόπη) war im dorischen Baustil anfänglich die fast quadratische Oeffnung zwischen den Triglyphen, so daß die mit den Triglyphen abwechselnden M.n den dorischen Fries bilden; später wurden die Metopenöffnungen durch eine mit Hautreliefs ausgeschmückte Platte ausgefüllt. — Vgl. Bd. II Taf. XXVIII Nr. 7.

Metrik, s. unter „Metrum".

Metronom (Metrometer, Rhythmometer), Taktmesser, ein Instrument für die Bestimmung der Dauer, welche der einzelnen Note bei der Aufführung eines Musikstückes zukommen soll. Indem die als Tempobezeichnungen dienenden Worte, als Adagio, Allegro, Presto ꝛc., doch immer nur sehr allgemein sind u. den vom Komponisten für sein Tonstück gewünschten Schnelligkeitsgrad der Bewegung dem Ausführenden nur sehr unbestimmt andeuten, so lag es nahe, auf Erfindung eines Mechanismus zu denken, mittels dessen dieser Uebelstand gehoben u. jedes beliebige Zeitmaß ganz genau fixirt u. mitgetheilt werden könnte. Schon zu Anfang des 18. Jahrh. erfand der um die Akustik verdiente Sauveur (Prof. der Mathematik zu Paris) eine Art Uhrwerk, durch dessen Pendelschläge die Geschwindigkeit der Bewegung des Taktes od. dessen Glieder od. Gliedtheile bestimmt werden konnte. Ihm folgten Pelletier, Harrison u. (um 1788) Duclos mit ähnlichen Vorrichtungen. Ferner Gottfried Weber u. schon vor ihm Gutmann, Weiske, Wenk, Bürja u. bes. der Kantor Stöckel zu Burg (1809). Alle diese Apparate sind durch das bei großer Einfachheit u. Billigkeit doch durchaus zweckentsprechende M. von Mälzel gänzlich in Vergessenheit gerathen. Dieses Mälzel'sche M., 1816 in Wien erfunden, nach anderen Angaben von Winkler in Amsterdam erfunden u. von Mälzel nur verbessert, besteht aus einer am untern Ende mit einem Gewicht belasteten Pendelstange, welche in einer etwa auf einem Viertel ihrer Länge angebrachten Achse auf einem Gestelle ruht u., wenn man sie anstößt, seitwärts hin- u. herschwingt. Der oberhalb der Achse sich befindende längere Theil des Pendels ist in eine die Zahlen 50, 52, 54, 56 ꝛc. bis 160 enthaltende Skala getheilt; ein bewegliches Gewicht, welches die Schnelligkeit der Schwingungen des Pendels zu reguliren hat, läßt sich auf jede beliebige dieser Zahlen an der Pendelstange auf- u. abwärts schieben; alsdann macht der Pendel so viel Schläge in der Minute, als die Zahl, auf welche das Gewicht gerichtet ist, anzeigt. Findet man ein Tonstück z. B. mit ♩ = 60 M. M. bezeichnet, so heißt dies, daß die Schnelligkeit der Viertelnoten durch die Schläge, welche der Pendel des Mälzel'schen M.s giebt, wenn sein regulirendes Gewicht auf 60 gestellt ist, gemessen werden, die Zeitdauer einer Viertelnote = $^1/_{60}$ Minute sein soll. Eine noch etwas vollständigere Art dieses M.s markirt die Pendelbewegungen auch dem Ohr vernehmbar durch ein Schlagwerk. Das Mälzel'sche M. ist physikalisch betrachtet ein sogenanntes zusammengesetztes Pendel, das aus einer oberhalb u. unterhalb des Aufhängungspunktes schwingenden schweren Masse besteht; dadurch, daß die Schwingungsbewegung der beiden Hälften immer entgegengesetzt ist, verlangsamen die Schwingungen um so mehr, je mehr die Produkte aus Kraft (Gewicht) u. Hebelarm (Abstand des Schwerpunktes vom Schwingungspunkte) auf beiden Seiten sich der Gleichheit nähern. An Stelle dieses Instrumentes genügt auch ein (schon von Gottfried Weber vorgeschlagenes) Fadenpendel, das aus einem an dem einen Ende mit einer Bleikugel beschwerten Bande besteht, worauf man die Zahlen nach Probiren verzeichnet hat; faßt man ein solches Pendel an dem Punkte, wo die Zahl steht, mit den Fingern u. läßt es schwingen, so führt es in der Minute so viel Ausschläge aus, als die Zahl angiebt.



Nr. 4177. Metronom von Mälzel.

Metropole (griech. μητρόπολις) heißt eigentlich Mutterstadt u. war bei den Griechen ursprünglich Bezeichnung der Städte, die Kolonien ausgesandt hatten, später jeder Provinzialhauptstadt. Jetzt braucht man das Wort nur von den großen Landeshauptstädten, bes. aber auch im uneigentlichen Sinne; so z. B. wenn man Paris die M. (den Hauptsitz) des Luxus nennt. — Von Wichtigkeit waren in der alten Kirche die M. als Sitze der Metropoliten od. Metropolitane, d. i. der Bischöfe in den Provinzialhauptstädten. Dieselben beanspruchten bald einen Vorrang vor den übrigen Bischöfen, bes. wenn ihr Sitz von einem Apostel gestiftet war (Jerusalem, Antiochien, Alexandrien ꝛc.). Der Name Metropolit wurde nachmals auch mit dem Titel eines Erzbischofs vertauscht. Doch behaupteten einzelne Metropoliten bis in das Mittelalter herein eine selbständige Stellung gegenüber dem Papstthum als Vertreter besonderer Kirchenprovinzen (Metropolitankirchen), so nam. Mailand, Ravenna u. Aquileja in Italien, Mainz in Deutschland, Rheims in Frankreich. Eine besondere Stellung nimmt der Metropolit von Moskau als der oberste Geistliche der Griech.-kathol. Kirche in Rußland ein.

Metrosideros, Eisenholz, von μήτηρ = Mutter, u. σίδηρος = Eisen; Pflanzengattung der Myrtengewächse, bes. vertreten in Australien u. auf den Südseeinseln, Sträucher od. Bäume mit meist weidenartigem Laube bildend, während die Blumen an der Rinde der Zweige zapfenartig hervorbrechen u. mit ihren büschelförmigen, langen rothen Staubfäden so erfreuliche Erscheinungen bilden, daß man die M.-Arten schon längst in unsern Treibhäusern als Ziergewächse hegt (M. lanceolatus, speciosus, semperflorens etc.). Bei einigen Arten ist das Holz überaus fest u. dauerhaft, weshalb man auch z. B. aus dem Holze von M. polymorphus der Südseeinseln Keulen u. andere Waffen fertigt.

Metrum (vom griech. μέτρον, Maß) nennt man die nach einem bestimmten Gesetz geordnete Aufeinanderfolge einer gewissen Silbenzahl. Das M. ist also ein von einem strengeren Prinzip beherrschter Rhythmus (s. d.). Der Rhythmus im Allgemeinen, welchem eine freiere Bewegung gestattet ist, kann — beziehungsweise muß — auch in der prosaischen Redeweise Ausdruck u. Anwendung finden; das M. ist auf die poetischen Redeformen beschränkt u. seine Anwendung ist geradezu das äußere charakterische Merkmal der poetischen Redeform. Das Prinzip des M.s kann ein verschiedenes sein. In der griech. u. lat. Sprache war es die Quantität, d. h. die verschiedene Zeitdauer (Länge, Mittellänge, Kürze) der Silben. Nach diesem Prinzipe verbinden sich zwei, drei od. vier Silben von entweder gleicher od. ungleicher Quantität zu einem Versfuße (z. B. Pyrrhichius: ◡◡; Spondeus: — —; Jambus: ◡ —; Trochäus: — ◡;

Daktylus: —◡◡; Anapästus: ◡◡—; Dispondeus: — — — — 2c.); mehrere gleiche od. ungleiche Versfüße verbinden sich zu einem Verse od. M. in engerem Sinne (z. B. Hexameter, Pentameter, jambischer Trimeter 2c.) u. mehrere gleiche od. ungleiche Verse endlich zu einer Strophe (alkäische, sapphische Strophe 2c.). — Im Deutschen ist das Prinzip des M.s der Ton; die Länge u. Kürze der Silben kommt nur nebensächlich in Betracht. Der deutsche Versfuß u. der deutsche Vers werden somit durch die regelmäßige Aufeinanderfolge betonter u. unbetonter Silben, durch den Wechsel von Hochton od. Stimmhebung (Arsis) u. Tiefton od. Stimmsenkung (Thesis) bedingt. Von einer Anwendung antiker Metren kann daher im Deutschen nur im uneigentlichen Sinne die Rede sein: wir folgen dem accentuirenden Prinzipe (u. meist mit Zuhülfenahme des Reimes), die Alten kannten nur das quantitirende. In der mittelhochdeutschen Verskunst genügte zur Bildung des Verses (abgesehen vom Reime) das Vorhandensein einer regelmäßig auf einander folgenden Anzahl von Tonsilben (Arsen), die Tonsenkungen (Thesen) durften fehlen. — Viele Sprachen besitzen ein M. im eigentlichen Sinne gar nicht. So ist das Hebräische in seiner Poesie auf den Rhythmus beschränkt. Die romanischen Sprachen (nam. das Französische) zählen die Silben nur u. sind höchstens des jambischen u. trochäischen Tonfalles fähig, weshalb auch in ihnen der Reim ein unentbehrliches Hülfsmittel der poetischen Redeform geworden ist. Die Lehre beziehentlich die Wissenschaft von dem M. heißt Metrik. Um die Erforschung der Gesetze der antiken Metrik haben sich die größten Verdienste erworben: R. Bentley, Gottfr. Hermann, Böth, Ritschl, Roßbach, Westphal, Brambach, Heinrich Schmidt. Die neuere deutsche Metrik wurde begründet von Opitz u. in der Folge weiter gefördert durch Klopstock, J. H. Voß, Apel, Minckwitz („Lehrbuch der deutschen Verskunst", 5. Aufl., Lpz. 1863), Wessely. Für die franz. Metrik sind gegenwärtig die Werke von Quicherat u. Weigand maßgebend. Von der Metrik wohl zu unterscheiden ist die Prosodie, d. h. die Lehre von der Quantität (Länge u. Kürze) u. der Betonung der Silben. Die Metrik setzt das Vorhandensein von langen u. kurzen, betonten u. unbetonten Silben voraus; die Prosodie lehrt, welche Silben lang u. kurz, betont u. unbetont sind.

Mette, vom lat. matutina, d. h. morgentliche (Stunde), nennt man einen Gottesdienst in den ersten Tagesstunden. Streng genommen fällt die M. um 3 Uhr Morgens. In einigen protestantischen Kirchen wird wenigstens an den hohen Festen, bes. zu Weihnachten (die sog. Christmette), noch M. gehalten, doch gewöhnlich erst um 6 Uhr.

Mettenius, Georg Heinrich, namhafter Botaniker, insbes. Pflanzenphysiolog, geb. zu Frankfurt a. M. 24. Nov. 1823; studirte seit 1841 in Heidelberg Medizin, praktizirte aber nur kurze Zeit u. widmete sich dann ausschließlich der Botanik. Nachdem er sich 1848 in Heidelberg habilitirt hatte, wirkte er 1851—52 als außerord. Prof. in Freiburg i. Br. u. folgte hierauf einem Rufe als ord. Prof. der Botanik u. Direktor des Botan. Gartens nach Leipzig, wo er 18. Aug. 1866 starb. Rastlos fleißig als Forscher u. Fachschriftsteller, höchst anregend als Lehrer, zeichnete sich M. hauptsächlich durch seine große Gründlichkeit u. seine Gewissenhaftigkeit aus, mit der er nur als unanfechtbar sich erweisende Resultate publizirte. Seine Studien galten vorzugsweise den Farrnen, demgemäß sind auch seine Hauptwerke: „Filices Lechlerianae chilenses et peruanae" (2 Bde., Lpz. 1856 u. 59) u. „Filices horti botanici Lipsiensis. Die Farrne des Botan. Gartens zu Leipzig" (ebd. 1856, mit 30 Taf. in Fol.). Die musterhaften Pflanzenzeichnungen in diesen Werken sind von M.' Wittwe, Tochter des Botanikers Alex. Braun, ausgeführt.

Mettenleiter, Johann Jakob, Maler u. Kupferstecher, geb. zu Großkuchen bei Neresheim (Württemberg) 9. Aug. 1750; erhielt den ersten dürftigen Unterricht in seiner Heimat, kam dann nach Stuttgart u. wurde durch seltsame Schicksale nach Holland geführt u. sogar nach dem Kap der guten Hoffnung, wo er sich durch Portraitiren so viel erwarb, daß er zurückkehren u. nach Italien, später auch nach München gehen konnte. Hier kopirte er in den Galerien bes. die niederländischen Genremaler des 17. Jahrh. u. reiste dann, überall Portraits malend, nach Wien u. 1786 nach Petersburg, wo er 1825 starb. Eins seiner besten Bilder ist eine „Auferstehung Christi" (1785) im Dom zu Augsburg. Seine geschätzten Stiche sind größtentheils nach Teniers u. anderen Niederländern. — Sein jüngerer Bruder, Joh. Michael M., ebenfalls Maler, Kupferstecher u. zugleich Lithograph, geb. 1765 zu Großkuchen, bildete sich vorzugsweise in München unter Dorner aus, wurde 1790 Hofkupferstecher u. errichtete 1818 eine lithographische Anstalt in Warschau. Seine Kupferstiche sind in Chodowiecki's Manier mit Feinheit u. lebendigem Ausdruck behandelt. Er starb 1853.

Metternich, ein altes rheinländisches, ursprünglich Jülich'sches Dynastengeschlecht, das bereits, als es nur erst freiherrlich war, Sitz u. Stimme auf den Reichstagen übte. Von seinen 12 Linien ist heute blos noch eine übrig, die seit 1697 reichsgräflich u. seit 1803 bez. 20. Okt. 1813 reichsfürstlich ist. Ehedem lagen die Hauptbesitzungen des Hauses M., die Reichsgrafschaften Winneburg u. Beilstein, zwischen der Mosel u. dem Hundsrück; dieselben fielen 1801 an Frankreich, u. die Familie M. wurde durch die ehemalige Reichsabtei Ochsenhausen in Schwaben entschädigt, welche nun den Namen eines Fürstenthums Winneburg erhielt, 1806 aber zu Gunsten Württembergs mediatisirt u. 1825 vom König von Württemberg angekauft ward. Die jetzigen Besitzungen liegen in Böhmen (die Herrschaften Plaß u. Königswart), in Mähren, am Rhein (das Schloß Johannisberg u. mehrere Güter) u. am Bodensee. Zu den Mitgliedern der Familie M. gehörten der Kurfürst u. Erzbischof Lothar von Trier (geb. 1551, gest. 1623) u. die Fürstbischöfe Lothar Friedrich (geb. 1617, gest 1675) u. Karl Heinrich (geb. 1622, gest. 1679) von Mainz. Außerdem sind zu erwähnen: Fürst Franz Georg Karl **v. M.-Winneburg,** geb. zu Koblenz 9. März 1746, war seit 1773 österr. Gesandter für die Kurhöfe von Mainz, Trier u. Köln sowie den Westfälischen Kreis, 1790 Wahlbotschafter bei der Wahl u. Krönung Leopold's II. u. 1791—94 dirigirender Minister in den Niederlanden, fungirte als österr. Prinzipalkommissar beim Rastatter Kongreß u. 1810 in Abwesenheit seines Sohnes, des nachmaligen Staatskanzlers Fürsten Clemens Wenzeslaus Lothar v. M.-Winneburg (s. d.), als Minister des Auswärtigen u. starb zu Wien 11. Aug. 1818.

Metternich, Clemens Wenzeslaus Nepomuk Lothar, Fürst v. M., Herzog von Portella, geb. 15. Mai 1773 zu Koblenz; war von Jugend auf für die diplomatische Carrière ausgebildet u. entwickelte schon als Jüngling die doppelte Befähigung, sowol in der höchsten Gesellschaft durch geschmeidige Formen u. Gewandtheit im Verkehr Allen bequem zu erscheinen, als auch mit unermüdlicher Ausdauer u. Geschäftigkeit, ja mit bewunderungswürdiger Vorsicht u. Berechnung, auf dem verschlungenen Pfade der Diplomatie zu wandeln. Zum ersten Male erscheint er im April 1792 auf dem Diplomatenkongreß zu Antwerpen in Gesellschaft seines Vaters u. entwirft für den Prinzen von Koburg eine Proklamation, die jeden Frieden mit der Franz. Republik ausschließt. Im J. 1798 ist er auf dem Rastatter Kongreß der Bevollmächtigte des Kaisers, als des Oberhauptes bei der Reichsdeputation, u. beweist in einem geschickten Schreiben an diese Reichsdeputation, daß die von Frankreich versprochene Integrität des Deutschen Reichs sich mit der geforderten Abtretung des linken Rheinufers wohl vereinigen lasse, da auch der „verminderte Körper" noch Haupt u. Glieder behalten werde. Seit 1801 ist er Gesandter in Dresden, seit 1803 in Berlin, von 1806—9 in Paris. Der Oesterr.-franz. Krieg trieb ihn im Juni dieses Jahres zurück u. beraubte ihn aller seiner Güter in Schwaben, die der König von Württemberg für sich nahm. Im Oktober erhielt er die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Oesterreichs, die er bis zum 13. März 1848 in den Händen behalten hat. Es gelang ihm, im Frieden von Wien od. Schönbrunn vom 14. Okt. 1809 die Monarchie, wenn auch mit bedeutend verringertem Ländergebiet zu erhalten, die Ehe Napoleon's mit Marie Luise zu vermitteln u. zum Dank dafür durch eine Verfügung vom 30. Aug. 1810 seine Güter in Württemberg zurückzuerhalten. Von nun an leitete M. die Angelegenheiten des österr. Staates in der Art, daß er weder mit Frankreich noch mit dessen Feinden im Bunde zu sein schien. Ohne der Freundschaft mit Napoleon etwas zu vergeben, that er Manches od. ließ es doch geschehen, um den erschöpften Staat nach u. nach aus seinem Siechthum zu erheben. Der Nation erschien er dennoch als „der Gesandte Napoleon's", den er verehrte u. bewunderte, mit dem er den Haß theilte gegen die Begeisterung der Volksmassen, selbst die patriotische. M. unterhandelte mit Alexander u. mit Napoleon, dessen Katastrophe er für gekommen hielt, zugleich u. gab, als dieser den Umfang seines Kaiserreiches durchaus nicht verkleinern lassen wollte, am 1. Mai 1813

die bündige Erklärung ab, Oesterreich werde fortan als bewaffneter Vermittler zwischen die streitenden Parteien treten. Während des Waffenstillstandes machte er Beiden die Bedingungen des Friedens bekannt, sie waren hart für Preußen, gelinde für Napoleon. Dennoch konnte Napoleon sich bis zum 10. Aug. nicht zur Annahme des Ultimatums entschließen u. drängte M. gegen seinen Willen zum Bündnisse mit Preußen u. Rußland, zu welchem bald auch England u. Bayern traten. Am 19. Okt. 1813, nachdem die Franzosen in die Flucht getrieben waren, ertheilte Kaiser Franz M., wie einst seinem Vater, die Reichsfürstenwürde.

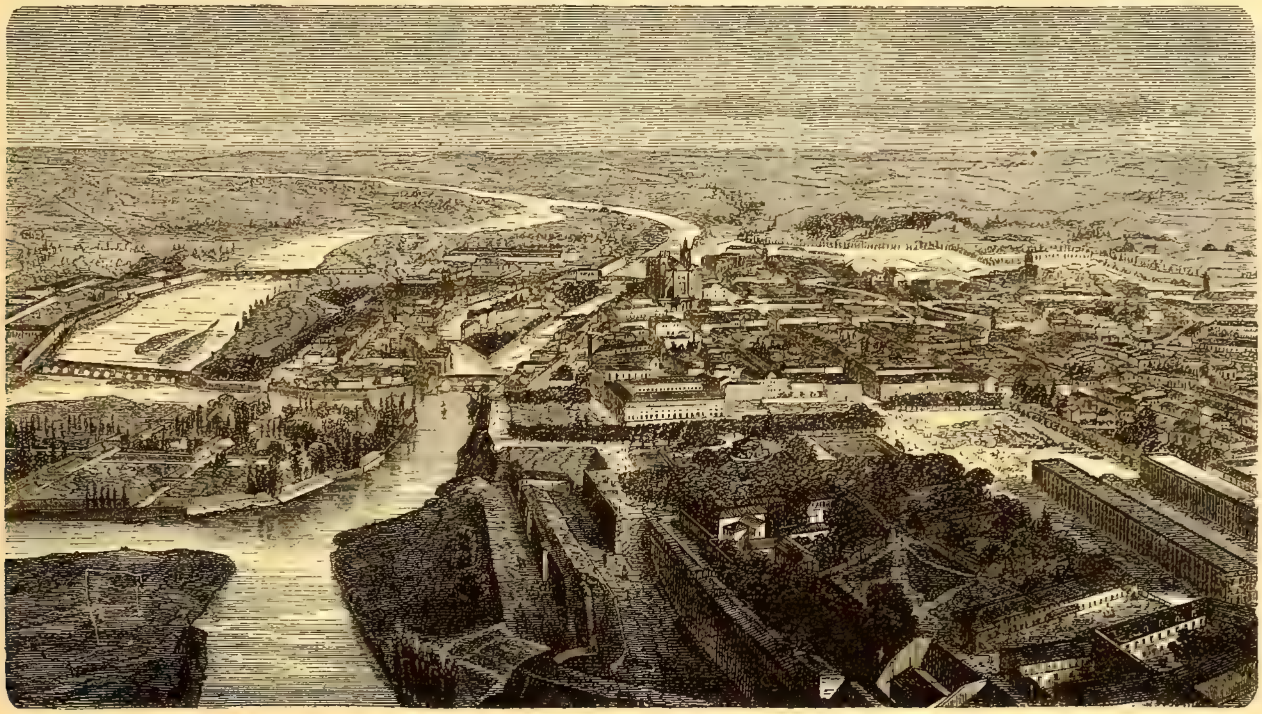


Nr. 4178. Clemens Wenzeslaus Nepomuk Lothar, Fürst von Metternich (geb. 15. Mai 1773, gest. 11. Juni 1859).

Napoleon zu vernichten war auch jetzt M.'s Absicht nicht. Im November ließ er ihm von Frankfurt aus die Rheingrenze anbieten, aber Napoleon nahm sie erst an, als es zu spät war (2. Dez.). Von Neuem verhandelte M. von Chaumont u. Chatillon aus (Anfang März 1814), aber vergeblich. Am 30. Mai 1814 unterzeichnete er den Pariser Frieden u. eröffnete 2. Nov. den Wiener Kongreß. Mit ungemeinem diplomatischen Geschick vermittelte er im Einverständnisse mit Talleyrand u. später mit Wellington die Erhaltung des sächs. Staates u. Königshauses durch den Frieden zwischen Sachsen, Rußland u. Preußen im Mai 1815, schuf für Wilhelm von Oranien das einer nationalen Grundlage entbehrende Königreich der Niederlande, ordnete die Verhältnisse Italiens u. endlich die Deutschlands durch die deutsche Bundesakte vom 8. Juni 1815 in der Art, daß überall das Interesse der gekrönten Fürsten, nirgends das der Völker gewahrt wurde. In demselben Sinne machte er seinen Einfluß bei den Verhandlungen über den zweiten Pariser Frieden geltend, der 20. Nov. 1815 abgeschlossen wurde. Von nun an war sein Bemühen darauf gerichtet, die wirthschaftlichen Zustände Oesterreichs zu verbessern u. im engen Bunde mit Preußen, selbst gegen die kleineren Staaten, jedes Streben nach nationaler Einigung des deutschen Volkes u. nach Repräsentativverfassungen, im Bunde mit Rußland u. Frankreich aber jede derartige Regung in ganz Europa niederzukämpfen. Infolge des Wartburgfestes (s. d.) leitete er auf dem Kongreß zu Aachen 9. Okt. 1818, sodann auf der Ministerversammlung zu Karlsbad im August 1819, Maßregeln ein zur Ueberwachung der Universitäten u. zwang die kleineren Staaten, welche inzwischen freie Verfassungen erhalten hatten, zur Aufhebung der Censurfreiheit. Am 15. Okt. begann zu Mainz eine Centralkommission zur Untersuchung demagogischer Umtriebe ihre leidige Arbeit, u. die Wiener Schlußakte vom 15. Mai 1820 verpflichtete die deutschen Fürsten zu gemeinschaftlicher Hülfe gegen Widersetzlichkeiten ihrer Unterthanen. Als in Neapel, Portugal u. Spanien Aufstände ausgebrochen waren, folgten die Monarchen von Oesterreich u. Rußland u. der Kronprinz von Preußen dem Rufe M.'s nach Troppau u. beschlossen ungeachtet der Einsprache Englands 20. Okt. 1820 gemeinsame Bekämpfung der revolutionären Bewegungen in jenen Ländern. Auf dem Kongresse zu Laibach im Jan. 1821 erschienen auch die Bevollmächtigten der ital. Fürsten u. König Ferdinand von Neapel selbst, der M. schon 1818 zum Herzoge von Portella erhoben hatte, u. baten um militärische Intervention, wie M. sie wünschte. Auf dem Kongresse zu Verona im Okt. u. Nov. 1822 bewog er den Kaiser Alexander, den aufständischen Griechen jede Hülfe zu versagen, u. bestimmte Frankreich zur Invasion in Spanien. Schon 1821 war M. zum österr. Staatskanzler ernannt worden, 1826 übernahm er auch die Leitung der inneren Angelegenheiten der Monarchie, u. Ferdinand VII. von Spanien erhob ihn zum Granden erster Klasse u. verlieh ihm den Titel eines Herzogs. In Wirklichkeit diente M. jenen auswärtigen Fürsten nur im Interesse seines Vaterlandes. Er kannte die Gefahr der Ansteckung, welche das Streben nach Freiheit bis in die fernsten Gegenden ausübt, u. war überzeugt, daß die Befriedigung desselben nur Auflösung u. Siechthum herbeiführe. Darum benutzte er mit Geschick die romantische Richtung in Literatur u. Kunst u. lockte geistreiche u. stilistisch gewandte Vertreter derselben durch reichen Lohn in seinen Dienst, um durch ihre Federn den Konstitutionalismus zu bekämpfen. So gewann er auch den größten Sieg, indem er den alternden König von Preußen bewog, sein am 22. Mai 1815 öffentlich gegebenes Versprechen einer Verfassung unerfüllt zu lassen. Wohl konnte M. es für eine geschichtliche Bestätigung seines Systems ansehen, daß die Julirevolution von 1830 nur an wenigen Stellen Deutschlands die Ruhe erschütterte. Aber auch die Vorgänge in Braunschweig, Dresden u. Kassel, obwol vom Bundestage gebilligt, gaben ihm erwünschten Anlaß, um 1833 in Teplitz mit den Ministern von Preußen u. Rußland, in demselben Jahre mit den Monarchen jener Länder in Münchengrätz, endlich 1834 auf der Ministerkonferenz in Wien Maßregeln gegen die konstitutionellen Gelüste der Unterthanen u. Beschränkungen der in den kleineren Staaten schon gegebenen Freiheiten zu berathen. M.'s Machtstellung u. Politik blieb vollkommen die gleiche auch nach der Thronbesteigung Ferdinand's I. 1835. Er half den Bund der Großmächte zum Schutze der Türkei gegen Mohammed Ali vermitteln (Juli 1840 u. 1841) u. wußte im Aug. 1841 die Absichten König Friedrich Wilhelm's IV. auf eine Reform des Deutschen Bundes vollkommen zu lähmen. So gelang es M., durch Stärkung der Fürstengewalt, durch Wahrung des Friedens mit dem Auslande u. durch polizeiliche Ueberwachung im Innern Deutschlands 33 Jahre lang eine künstliche Ruhe zu schaffen. Als aber die Februarrevolution zu Paris 1848 in allen Theilen Deutschlands den erschlafften Volksgeist erweckte, ergoß sich auch in Oesterreich ein Strom der Erbitterung gegen M. Am 13. März legte er sein Amt nieder u. flüchtete nach England, begab sich im Nov. 1849 nach Brüssel u. kehrte im Sept. 1851, als die Wellen der Revolution sich gelegt hatten, nach Wien zurück, um der Regierung wenigstens mit seinem Rathe zu dienen. Er starb 11. Juni 1859 u. hinterließ von 3 Gemahlinnen 3 Söhne u. drei Töchter. Aus der zweiten Ehe mit der Freiin Antonie v. Leykam, späteren Gräfin von Beilstein, stammt Fürst Richard Clemens Joseph Lothar Hermann **v. M.-Winneburg**, Herzog **zu Portella**, gegenwärtiges Haupt der Familie, k. k. Geheimrath, erblicher Reichsrath u. Ritter des Ordens vom Goldenen Vließ, geb. zu Wien 7. Jan. 1829. Derselbe widmete sich der diplomatischen Laufbahn, wurde im April 1856 österr. Gesandter am sächs. Hofe, begleitete seinen Souverän während des Italienischen Krieges zur Leitung der diplomatischen Angelegenheiten ins Lager nach Verona, wohnte dem Friedensschlusse von Villafranca bei u. erhielt nach dem Züricher Frieden im Nov. 1859 den Botschafterposten in Paris. Diese Stellung bot damals auch in gesellschaftlicher Beziehung für M. große Schwierigkeiten. Träger eines Namens, welcher beinahe zum Symbol der Legitimität geworden war, befand er sich in einem Kreise, der das gerade Gegenstück dazu bildete. Um so größer war der Zwang, der anfänglich in den beiderseitigen Beziehungen herrschte. Doch der persönlichen Liebenswürdigkeit des Fürstenpaares — M. hatte sich 30. Juni 1856 mit seiner Nichte, der einzigen Tochter des Grafen Moritz Sándor, Pauline

(geb. 26. Febr. 1836), vermählt — gelang es bald, dem Verkehr einen anderen Charakter zu geben; binnen Kurzem zählte der Botschafter u. seine Gemahlin (von den Franzosen „la belle laide" genannt) zu den bei Hofe am liebsten gesehenen Gästen. Durch ihren Reichthum, ihre gesellschaftlichen Talente u. andere Eigenschaften waren sie für das Leben der höchsten Kreise unterm 2. franz. Kaiserthum wie geschaffen. Nach dem Sturze desselben blieb M. nur noch widerwillig bis Ende 1871 auf seinem Botschafterposten in Paris u. zog sich seitdem nach Wien zurück.

Metteur en pages (franz., spr. Mettöhr ang pahsch'), derjenige Schriftsetzer in den Buchdruckereien, welcher das Manuskript an die Stücksetzer zu vertheilen u. den von diesen erhaltenen Satz in Kolumnen u. Formen zu ordnen u. die Kolumnentitel, Rubriken 2c. hinzuzusetzen hat.



Nr. 4179. Metz aus der Vogelperspektive.

Metz, die Hauptstadt des Reg.-Bez. Lothringen u. eine der stärksten Festungen des Deutschen Reiches mit 37,295 E. (1875, ohne Militär); liegt am Zusammenflusse der Seille u. Mosel, von der ein abgeleiteter, schiffbarer Arm die Stadt durchschneidet u. auf deren linkem Ufer das Moselfort angelegt ist. Die Stadt ist ziemlich unregelmäßig gebaut, die Straßen sind meist eng u. krumm u das Aeußere der Häuser unfreundlich. Die Anzahl monumentaler Gebäude ist gering; unter ihnen nimmt die Kathedrale den ersten Platz ein. Sie wurde 1014 von Bischof Thierry im Bau begonnen u. 1546 vollendet u. ist ein schönes Werk des gothischen Baustiles. Von den übrigen 7 katholischen Pfarrkirchen hat nur noch die des heil. Martin durch ihr schönes, aus dem 13. Jahrh. stammendes Schiff eine kunsthistorische Bedeutung. Den Protestanten ist die Kirche der Trinitarier nach der Franz. Revolution zugewiesen worden; eine zweite wird von ihnen auf der Isle Chambière erbaut werden. Die Juden besitzen in M. eine Synagoge. Unter den anderen öffentlichen Gebäuden zeichnen sich nam. die großen Markthallen, das der Kathedrale gegenüber liegende Stadthaus, in dem sich das Museum Migette befindet, der Justizpalast an der Esplanade u. das Theater aus; doch zeigen auch diese Gebäude eine schwerfällige Architektur. Bedeutende Anstalten sind die 3 Waisenhäuser u. das Hospital Bonsecours. An höheren Bildungsanstalten besitzt M. ein Lyceum, ein Priester- u. ein Schullehrerseminar u. eine Kriegsschule; es ist Sitz eines Bezirkspräsidiums, einer Kreisdirektion, einer Oberpostdirektion, eines Hauptsteueramts, einer Handelskammer, eines kathol. Bischofs u. eines jüdischen Konsistoriums. Die schönsten Plätze der Stadt sind die mit Fontänen u. dem Denkmal des Marschalls Ney geschmückte Esplanade, die Place d'armes mit der Statue des Marschalls Fabert, die Place de la Comédie mit dem anstoßenden Jardin d'Amour u. die Place royale, der Paradeplatz vor der König-Wilhelms-Kaserne. Ueber die Seille führen 6, über die Mosel 9 Brücken. Eine Wasserleitung von Gozze aus versorgt die Stadt. — Die Bevölkerung von M. hat 1872 durch Option u. Auswanderung erheblich abgenommen, u. dieser Ausfall ist durch die deutsche Einwanderung nur qualitativ ersetzt worden. Unter den 6 in M. erscheinenden Zeitungen sind 2 deutsch; seit Sept. 1874 haben die Straßen u. Plätze neben den französischen auch offizielle deutsche Namen erhalten, meist die Uebersetzungen der ersteren; in einzelnen Fällen, wie bei Friedlands-, Austerlitz- u. Napoleonsplatz, aber auch Neubildungen. M. ist mehr od. weniger nur Beamten- u. Garnisonstadt; Handel u. Industrie sind von geringer Bedeutung. Die Eisenbahnen setzen die Stadt mit Saarbrücken, Luxemburg, Nancy u. Verdun in Verbindung, Pferdebahnen sind für das Innere der Stadt projektirt u. der Bau des Kanales, welcher die Mosel auf der rechten Seite als Fortsetzung des franz. Canal latéral de la Moselle begleitet, im Herbst 1875 bis M. vollendet worden. Ein Strang desselben ist durch die Festungsgräben der südl. Stadtumwallung bis zu einem Winterhafen hart am Bahnhof geleitet. Geschäfte mit Großbetrieb sind nur in geringer Anzahl vorhanden u. die eigentliche Fabrikthätigkeit beschränkt sich auf die Fabrikation von Leder u. Flanell. Die Schiffahrt auf der Mosel ist nicht unbedeutend u. der Geldverkehr der Stadt von Wichtigkeit. Die Umgebung baut viel Wein, Obst u. Gemüse.

Starke Festungswerke umgeben die Stadt auf allen Seiten, u. zwar mit nassen u. trockenen Gräben u. hohen Wällen, die in ihren ältesten Theilen aus dem 16. Jahrh. stammen u. durch welche 10 Thore führen. Die Anlage u. Erweiterung der großen detachirten Forts macht jedoch diese zum Hauptvertheidigungsgürtel von M., weshalb auch die jetzige Stadtumwallung auf der Deutschland zugekehrten Front niedergelegt u. etwa 500—700 m. weiter hinausgerückt werden soll, so daß das Fort Steinmetz (ehedem Bellecroix) dann einen Theil der Stadtumwallung bilden wird. Doch will man das alterthümliche, mit Zinnen u. Thürmen geschmückte „Deutsche Thor" erhalten. Hierdurch wird eine beträchtliche Erweiterung der Stadt nach SO. ermöglicht. Die detachirten Forts liegen 3000—4500 m. von der Kathedrale entfernt, theils auf den Höhenzügen des linken Moselufers, theils im Moselthale u. auf dem Plateau im O. der Stadt. Schon in vorigem u. Anfang dieses Jahrhunderts waren einzelne Lunetten erbaut worden, doch ward erst 1867 mit dem Bau der detachirten Forts St. Julien, Queuleu, St. Quentin u. Plappeville begonnen. Nur die beiden letzteren waren bei Ausbruch des Krieges einigermaßen vollendet. Die deutsche Herrschaft verstärkte diese Forts nicht nur, sondern fügte ihnen auch noch neue hinzu u. machte M. zu einem der bedeutendsten Waffenplätze der Welt. Ueber der Mosel liegt das ehemalige Moselfort, jetzt Fort Voigts-Rhetz genannt; im NO. bildet das Artilleriearsenal einen durch Wall u. Graben abgeschlossenen Theil der Festung; vor dem Deutschen Thore liegt das Fort Steinmetz u. vor diesem das kleinere Fort Zastrow (einst les Bordes) u. östl. das Fort Gisors; weiter folgen auf dem rechten Moselufer auf der Anhöhe von Queuleu das Fort Göben mit Kaserne u. Kasematten u. auf den Höhen über dem Dorfe St. Julien das Fort Manteuffel (einst St. Julien);

zwischen Mosel u. Seille aber das Fort Prinz August von Württemberg (einst St. Privat). Auf den dominirenden Höhen des linken Flußufers erheben sich das Fort Prinz-Friedrich-Karl (einst St. Quentin), nordwestl. davon das Fort Alvensleben (einst Plappeville) u. als Verbindung der beiden letzteren das Fort Manstein; das Moselthal nach N. wird durch das bei Woippy im Bau begriffene Fort gedeckt werden. Die von diesen Forts gebildete, 24 Km. lange Umschließungslinie umfaßt 12 Dörfer u. eine Menge vereinzelter Landhäuser u. Gehöfte.

Die Geschichte von M. reicht bis in die Zeiten vor der röm. Invasion in Gallien zurück; Cäsar fand hier den Hauptort der gallischen Mediomatriker, Divodurum, u. machte dieses zu einem Standlager, das sich bald zu einer röm. Stadt entwickelte. Hier vereinigten sich 6 röm. Heerstraßen u. erhoben sich ein Amphitheater, öffentliche Gebäude, Tempel u. eine Wasserleitung. In der Zeit von 250—60 n. Chr. soll M. von einem deutschen Heerkönige Chrocus überfallen u. zerstört worden sein; 451 erlitt die Stadt ein ähnliches Schicksal durch Attila, welcher auch die röm. Bauten vernichtete. Unter Chlodwig kam M. an das Frankenreich u. wurde nach seinem Tode (511) Hauptstadt von Austrasien; sowol Ludwig der Fromme wie Karl der Kahle ließen sich hier krönen. Das Mittelalter ist reich an Kämpfen der Bürgerschaft mit dem Bischof u. mit den umwohnenden kleinen Dynasten; so erstarkte die Stadt, welche am Ende des 12. Jahrh. Reichsunmittelbarkeit erlangt hatte, sich eine aristokratische Verfassung wahrte u. nam. die Tuchmanufaktur stark betrieb. Karl IV. ließ hier 1356 auf einem glänzenden Reichstage die Goldene Bulle verkündigen. Infolge eines zwischen Moritz von Sachsen u. Heinrich II. von Frankreich abgeschlossenen Vertrages kam M. 10. April 1552 mit Toul u. Verdun an Frankreich, das die Befestigungen der Stadt erweitern ließ u. den Herzog von Guise zum Gouverneur der Festung machte. Karl V. konnte selbst nicht mit einem Heere von 67,000 Mann u. 114 Kanonen, von denen M. 17. Okt. bis 31. Dez. 1552 belagert wurde, die Stadt dem Reiche wiedergewinnen. Unterdessen hatte die Reformation hier schon seit 1542 Eingang gefunden. Die Verwüstungen des Dreißigjähr. Krieges u. die religiösen Verfolgungen Ludwig's XIV. entvölkerten die Stadt jedoch sehr bedeutend u. vernichteten zum größten Theil die von jeher nur schwachen deutschen Elemente. Seitdem theilte die unter Vauban mit neuen Werken umgebene Stadt das monotone Schicksal der franz. Provinzialstädte. Beim Ausbruch des Krieges 1870 bildete M. den Stützpunkt der Operationsbasis der franz. Rheinarmee; Napoleon III. verlegte hierher selbst sein Hauptquartier. Nach harten Kämpfen in der Umgebung (s. „Deutsch-franz. Krieg") u. monatelanger Belagerung durch die Truppen der Deutschen I. u. III. Armee kapitulirte die Stadt 27. Okt. 1870 u. wurde 29. Okt. den Deutschen übergeben. — Vgl. Westphal, „Geschichte der Stadt M." (Thl. 1, Metz 1875).

Metze, ein Maß für trockne Gegenstände in Deutschland, meist $^1/_{16}$ eines Scheffels; enthält in Preußen 3,4351 Liter, in Sachsen 6,499 Liter, in Braunschweig u. Hannover 1,80 Liter, in Gotha 11 Liter. In Süddeutschland ist dieses Maß bedeutend größer u. enthält die bayer. M. 37,0596 Liter, die österr. 61 Liter, die ungar. sogar 62,5182 Liter.

Metzu od. Metsu, Gabriel, holländ. Genremaler, nach neueren Forschungen geb. 1630 zu Leyden, gest. um 1669. Von seinen Lebensumständen wissen wir nur, daß er 1648 in die Malergilde zu Leyden eintrat, 1650 aus seiner Vaterstadt wegzog, 1658 in Amsterdam heirathete u. 1659 dort das Bürgerrecht erwarb, sowie wir aus seinen Werken ersehen, daß er sich nach Terburg u. Gerhard Dow gebildet hat. In den von ihm geschilderten Vorgängen aus dem Leben der höheren Stände schließt er sich jenen an, doch steigt er auch häufig zu den Vorgängen aus den niederen Ständen herab. Seine Bilder sind voll Wärme des Gefühls, von trefflicher Zeichnung u. mit dem Ausdruck der Gutherzigkeit u. Heiterkeit, bisweilen auch mit dem des Humors. Das Kolorit ist in seinen früheren Bildern kräftig u. klar, später kühl u. allzu bunt. Zu seinen besten Werken aus den Kreisen der höheren Stände gehören „Die Dame u. der Offizier" (Louvre), ein „Jäger, der einer Dame ein Rebhuhn bringt" (Sammlung Hoope in Amsterdam), drei Personen bei einer Mahlzeit (Petersburg), „Das Champagnerglas" (aus dem J. 1661) u. „Der Mann am Kaminfeuer" (Dresden), u. aus den Kreisen der niederen Stände bes. „Der Amsterdamer Gemüsemarkt" (Louvre), „Der Geflügelhändler" (aus dem J. 1662; Dresden) u. „Das Fest des Bohnenkönigs" (München). Eins seiner besten Portraits (mit der Galerie Suermondt ins Berliner Museum gekommen) ist ein lebensgroßes Bildniß, angeblich des Künstlers Mutter. Viel geringer an Werth sind seine wenigen allegorischen u. historischen Bilder. Die Gesammtzahl der überhaupt noch vorhandenen soll sich auf 180 belaufen.

Meuble (franz., spr. Möhbl'), vom lat. mobile, beweglich; bewegliches Gut, Stück Hausgeräth. Davon Meublement (spr. Möhb'lmang), richtiger Ameublement, Zimmer- od. Hauseinrichtung.

Meuchelmord, s. „Mord".

Meudon (spr. Möhdong), Dorf im franz. Dep. Seine-et-Oise mit 12,009 E. (1872); liegt auf dem linken Seineufer, 5 Km. südwestl. von der Umwallung der Stadt Paris, ist stadtähnlich gebaut mit Villen u. Gärten u. ein Lieblingssommeraufenthalt der Pariser. Das prachtvolle, von Ludwig XIV. erbaute Schloß brannte 30. Jan. 1871 fast vollständig aus. Die für die Beschießung von Paris wichtigen Höhen von M. waren das Objekt eines starken Ausfalles der Belagerten 13.—14. Jan. 1871, der aber durch die Truppen des 11. Armeecorps zurückgewiesen ward.

Meulen, Anton Franz van der, Schlachten- u. Landschaftsmaler, geb. zu Brüssel 1634; wurde Schüler von Peter Snayers, kam dann nach Paris, von wo er König Ludwig XIV. von 1665 an auf seinen Feldzügen begleitete, um dessen Kriegsthaten möglichst treu darzustellen. Seine Bilder haben meistens landschaftlichen Charakter u. sind von großer Leichtigkeit der Darstellung u. Ausführung. Außerdem malte er auch Landschaften u. Städteansichten. Von seinen überaus zahlreichen Werken befinden sich viele im Museum zu Versailles, die besten im Louvre zu Paris (23 an der Zahl) u. in der Pinakothek zu München. Er starb 15. Okt. 1690 in Paris.

Meung (spr. Möng), Stadt im franz. Dep. Loiret mit 3159 E. (1872), $2^1/_2$ M. im SW. von Orléans an der Loire gelegen, über welche eine Hängebrücke führt; hat ein altes Schloß u. bedeutende Gerbereien u. war 7. Dez. 1870 Schauplatz eines Gefechtes, in welchem Theile der franz. Loirearmee unter General Chancy von den Truppen des 1. bayer. Corps u. der 17. preuß. Division unter dem Großherzog von Mecklenburg zurückgedrängt wurden.

Meurs, Jan de (lat. Johannes Meursius), bedeutender Philolog u. Alterthumsforscher, geb. 9. Febr. 1579 zu Loozduynen beim Haag; studirte in Leyden, machte dann größere wissenschaftliche Reisen u. wurde nach seiner Rückkehr 1610 Professor der Geschichte u. 1611 auch der griech. Sprache in Leyden, folgte aber 1625 einem Rufe an die Ritterakademie zu Soroe, wo er den Lehrstuhl für Geschichte innehatte u. 20. Sept. 1639 starb. Außer Ausgaben griech. Schriftsteller der späteren Zeit (Lykophron, Antigonos Karystios, Apollonios Dyskolos 2c.) verfaßte M. eine große Anzahl von Monographien über Gegenstände der griech. Alterthümer, die große Belesenheit, wenn auch wenig Kritik u. Geschmack bekunden. Eine Gesammtausgabe von M.' Werken besorgte Lami (12 Bde., Flor. 1741—63). — Sein Sohn Jan de M. der Jüngere, geb. 1613 in Leyden, gest. um 1654, war gleichfalls auf dem Gebiete des klassischen Alterthums schriftstellerisch thätig, doch sind die unter seinem Namen erschienenen schmuzigen „Elegantiae linguae latinae" (beste Ausg. Leyden 1757) ihm untergeschoben u. von Chorier aus Grenoble verfaßt.

Meurthe et Moselle (spr. Mört'-eh-Mosell'), ostfranz. Departement, 95,24 □M. mit 365,137 E. (1872); wurde nach dem Deutsch-franz. Kriege durch Gesetz vom 11. Sept. 1871 aus den bei Frankreich verbliebenen Theilen des Departements Moselle (jetzt Arrondissement Briey) u. dem Reste des Departements Meurthe provisorisch gebildet u. grenzt jetzt im N. u. O. an Elsaß-Lothringen, im S. an das Departement Vosges u. im W. an das der Meuse. Den Namen hat es von den beiden Hauptflüssen erhalten; die Meurthe selbst entspringt auf der Westseite der Vogesen, fließt nach NW., wird bei Nancy schiffbar u. mündet unterhalb dieser Stadt nach einem 22 M. langen Lauf in die Mosel (s. d.). Das Departement bildete selbst einen Bestandtheil Lothringens; im O. erhebt es sich zu dem Grenzgebirge der Vogesen, welche zahlreiche, dicht bewaldete Ausläufer nach W. senden, u. ist im Uebrigen ein von Höhenzügen unterbrochenes Plateau mit fruchtbaren Flußthälern. Getreide u. Wein sind die wichtigsten Produkte der Landwirthschaft; die Industrie liefert Stickereien, Handschuhe, Glas, Leder, Holzwaaren, wollene u. baumwollene Gewebe. Die Bevölkerung ist ausschließlich franz. u. katholisch. Nancy (s. d.) ist die Hauptstadt.

Meusebach, Karl Hartwig Gregor v., ein um die Förderung des Studiums der altdeutschen Literatur hochverdienter Mann, geb. 6. Juni 1781 zu Bockstedt bei Artern an der Unstrut; studirte in Göttingen u. Leipzig die Rechte, wurde 1803 Kanzleiassessor in Dillenburg, später Prokurator am Obergerichtshofe daselbst, übernahm 1814 die Leitung des Justizwesens in Trier, wurde bald darauf Vorsitzender des provisorischen Kassationshofes in Koblenz u. 1819 nach Berlin versetzt, wo er zuletzt Präsident des Rheinischen

Kassationshofes wurde. Im J. 1842 trat er aus dem Staatsdienst u. starb 22. Aug. 1847. Schon früh hatte M. seine Mußestunden dem Studium der altdeutschen Literatur gewidmet u. mit dem Sammeln einer Bibliothek begonnen; nam. hatte er sein Augenmerk auf die deutsche Literatur des 16. bis 18. Jahrh. gerichtet u. mit Sachkenntniß, Aufopferung u. Beharrlichkeit es erreicht, daß für den genannten Zeitraum seine Bibliothek ihres Gleichen nicht hatte. Aber M. war nicht ein bloßer Büchersammler, sondern ein Mann von Geist, Scharfsinn u. Humor; das beweisen seine kleinen Schriften, z. B. seine Rezensionen von Halling's Ausgabe von Fischart's „Glückhaftem Schiff" (Halle'sche Allgemeine Literaturzeitung 1829) u. von Bettina's „Goethe's Briefwechsel mit einem Kind" (1834) sowie sein Angriff auf Grimm's „Deutsche Grammatik", den Grimm selbst „unwiderlegt" herausgab (Kassel 1826). Anonym erschienen von M. „Kornblumen von Alban" (Marb. 1804) u. „Geist aus meinen Schriften, durch mich selbst herausgezogen u. an das Licht gestellt von Markus Hüpfinsholz" (Frkf. 1809). In Berlin bildete M.'s Haus den gesellschaftlichen Vereinigungspunkt für die gründlichen Vertreter der altdeutschen Studien. Seine Büchersammlung wurde nach seinem Tode von der preuß. Regierung für die Berliner Bibliothek angekauft.

Meusel, Johann Georg, verdienter Gelehrter, geb. 17. März 1753 zu Eyrichshof in Franken; studirte seit 1764 in Göttingen, habilitirte sich in Halle, wurde 1769 Professor der Geschichte in Erfurt u. ging 1780 in gleicher Eigenschaft nach Erlangen, wo er 19. Sept. 1820 starb. — M. war einer der fleißigsten, fruchtbarsten u. vielseitigsten Gelehrten seiner Zeit. Ist auch seine „Geschichte von Frankreich" (Thl. 36—39 der „Allgemeinen Welthistorie") u. sein „Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit" (3. Abth., Lpz. 1799) weniger gelungen, so hat er sich doch um die Statistik große Verdienste erworben durch seine „Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatenhistorie" (5. Aufl., Lpz. 1816) sowie durch das „Lehrbuch der Statistik" (4. Aufl., Lpz. 1817) u. die „Literatur der Statistik" (2 Bde., Lpz. 1806—7), u. nicht minder um die Kunstgeschichte. Auf letzterem Gebiete bewegt sich die Mehrzahl seiner Publikationen: „Deutsches Künstlerlexikon" (3 Bde., neue Aufl., Lemgo 1808—9); „Miscellaneen artistischen Inhalts" (30 Hefte, Erf. 1779—87); „Museum für Künstler u. Kunstliebhaber" (18 Stücke, Mannh. 1787—92); „Neue Miscellaneen artist. Inhalts" (14 St., Lpz. 1795—1803); „Archiv für Künstler u. Kunstliebhaber" (4 St., Dresd. 1803—8) ꝛc. Auch seine Sammelwerke, wie „Das gelehrte Teutschland od. Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller" (fortgesetzt von Ersch u. Lindner, 23 Bde., Lemgo 1796—1834) u. „Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller" (15 Bde., Lpz. 1802—16) sind von bleibendem Werthe.

Meute ist der Sammelname für die zu einer Parforcejagd gehörigen Hunde. Die M. besteht aus 30 bis 100 u. mehr Hunden. Heutzutage hat die M. selten mehr als 40 Hunde. Für Parforcejagden auf Hirsche braucht man in der Regel noch eine zweite M., die „angelegt" wird, wenn die erste bereits ermüdet ist, die Relaismeute. Die Führung der M. u. die Sorge, daß sie nicht „changirt", d. h. kein anderes Wild jagt, als das, auf welches sie angelegt wurde, ist Sache der „Piqueure", welche deshalb „fährtenkundige" Jäger u. gute Reiter sein müssen. Für Parforcejagd auf Sauen reicht in der Regel eine M. aus. M. ist nicht zu verwechseln mit Hatz, die nur, je nach der Größe des Wildes, aus 3 bis 6 od. 8 Hunden besteht (s. „Hetzjagd").

Meuterei kann nam. von Schiffspersonal, Soldaten u. Gefangenen begangen werden u. besteht darin, daß sich dergleichen Personen vereinigen, um mit vereinten Kräften ihre Vorgesetzten u. die mit ihrer Aufsicht betrauten Personen anzugreifen, denselben Widerstand irgend einer Art zu leisten od. sie zu gesetzwidrigen Handlungen od. Unterlassungen zu nöthigen. Die Strafe ist in vielen Fällen Todesstrafe.

Mexikanischer Meerbusen od. Golf von Mexiko heißt der westlichste Meerbusen des Atlantischen Ozeans, welcher im N. von den Vereinigten Staaten mit der Halbinsel Florida, im W. u. S. von Mexiko mit der Halbinsel Yukatan u. im O. von der Insel Cuba umschlossen wird, eine Küstenentwicklung von 620 M. hat, 300 M. lang u. 170 M. breit ist. Im W. von Yukatan bildet der M. M. den Golf von Veracruz od. die Campechebai; mit dem Atlant. Ozean steht er durch die Florida-Straße, mit dem Karaibischen Meer durch den Kanal von Yukatan in Verbindung. Durch erstere nimmt auch jene gewaltige Meeresströmung den Weg, welche nach dem M. M. den Namen Golfstrom erhalten hat. An Inseln ist dieser Golf arm, dagegen nimmt er den Mississippi, den Rio Grande u. eine große Anzahl mehr od. minder bedeutender Küstenflüsse auf.

Mexiko (Estados Unidos de México) od. Mejico, Bundesrepublik im südlichsten Theile von Nordamerika; bedeckt einen Flächenraum von 34,893 □M. u. liegt zwischen 15° 28′ u. 32° 30′ n. Br., begrenzt im N. von den Vereinigten Staaten, im SO. von Guatemala u. Britisch-Honduras u. bespült im O. vom Mexikanischen Meerbusen u. im W. vom Stillen Ozean. In jenen erstreckt es die Halbinsel Yukatan, in diesen die Halbinsel Nieder- od. Alt-Kalifornien, welche durch das Mar Bermejo (Purpurmeer) vom Festlande getrennt ist. Die Breite des Landes nimmt nach SO. ab u. beträgt zwischen den Mündungen des Rio Colorado u. des Rio Grande ziemlich 400 M., am Isthmus von Tehuantepec dagegen nur 38 M. Die Küstenentwicklung ist wenig günstig; es fehlen tiefeinschneidende Busen u. gute Hafenplätze u. der Verkehr zwischen den Gestadeländern der beiden Ozeane wird durch die steilabfallenden Hochländer des Innern sehr erschwert. Die wenigen zu M. gehörigen Inseln liegen unweit der Küsten der Kalifornischen Halbinsel. M. ist ein Hochland mit schmalen Küstenebenen, die durch Anschwemmungen der Flüsse entstanden sind. Von der 205 m. hohen Senke von Tehuantepec steigt das Land nach NW. zu dem Gebirgsknoten von Oaxaca an (Cerro de Cempualtepec 3397 m.), von welchem die Randgebirge winkelförmig ausgehen, verbunden durch breite Plateaux, deren mittlerer Theil als das Plateau von Anahuac bezeichnet wird. Dieses System von Hochebenen, die durch Gebirgszüge von einander geschieden sind, hat eine Höhe von 1600—2600 m. u. fällt steiler zum Atlantischen als zum Stillen Ozean ab. Die große Hochebene im Norden der Föderativ-Republik, welche in die Plateaulandschaften von Arizona u. New-M. sich fortsetzt, ist im Durchschnitt 1500 m. hoch. Diese Hochebenen werden von tiefen, schroff abfallenden Thälern, Barrancos, durchschnitten. Die höchsten Gipfel liegen in der Mitte von M., näher der östlichen als der westlichen Küste; auf dem östlichen Randgebirge der Citlatepetl (5449 m.) u. der Cofre de Perote (4071 m.) u. im SO. der Hauptstadt die beiden Vulkane Popocatepetl (5390 m.) u. Iztaccihuatl (4785 m.). M. besitzt im Ganzen 8 noch thätige Vulkane, außer diesen 3 genannten Feuerbergen noch den isolirten Vulkan von Tuxtla am Golf von Veracruz, den Vulkan von Colima (3200 m.), den Jorullo (s. d.) u. den Ceborucco (1358 m.) bei der Stadt Tepic, dessen letzter Ausbruch 21. Febr. 1870 erfolgte. Auf der Halbinsel Kalifornien sind der Cerro de la Gigantea u. der Volcano de las Virgines vulkan. Natur. Die Schneegrenze liegt etwa unter 4200 m.; doch zeigen nur die beiden höchsten Berge M.'s Ansätze von Gletschern. — Nur wenige der mexikan. Flüsse haben für den Handel Bedeutung; da das Hochland nahe an das Meer heranrückt, so ist ihr Unterlauf kurz u. ihre Schiffbarkeit beschränkt. Der größte Strom, welcher mexikan. Gebiet berührt, ist der Rio Grande del Norte, der Grenzfluß mit den Vereinigten Staaten, welcher bis Guerrero auch für Dampfer schiffbar ist. Vom Hochlande von M. strömen in den Atlantischen Ozean der Rio Rapido, der Rio de Tampico, welcher 10 M. stromaufwärts von der Mündung schiffbar ist, der Rio de Guazacualco u. der Rio de Tabasco mit dem Rio Usumasinta. Die bedeutendsten der in den Stillen Ozean sich ergießenden Flüsse sind der 100 M. lange Rio Grande de Santiago, welcher aus der Vereinigung des Rio Lerma u. Rio Laxas entsteht, u. der Rio Yaqui. Von dem Rio Colorado, den der Meerbusen von Kalifornien an seiner Nordspitze aufnimmt, gehören nur 9 M. des Unterlaufes zu M. Zahlreiche Seen weisen sowol die Hochflächen des Innern als die östlichen Strandniederungen auf. An der Küste des Meerbusens von M. zieht sich eine Reihe von Lagunen hin, welche durch schmale Nehrungen od. nur durch Düneninseln vom Meere getrennt sind.

Das Klima M.'s zeigt bei der bedeutenden vertikalen u. horizontalen Ausdehnung des Landes eine große Mannichfaltigkeit. Trotzdem daß dessen größter Theil in der heißen Zone gelegen ist, so ist doch die Durchschnittstemperatur bei der großen Entwicklung der Plateaux eine verhältnißmäßig niedrige; die Tropenregion der „Tierras calientes" mit einer mittleren Jahrestemperatur von 20° R. beschränkt sich auf die Küstenstriche u. steigt etwa bis zur Höhe von 800 m. an. Hier ist dies Klima den Weißen nicht günstig; in den feuchten Landschaften herrschen endemisch Wechsel- u. Küstenfieber u. treten epidemisch Ruhr u. Gelbes Fieber auf. Die Bevölkerung M.'s bewohnt zum größten Theil die Plateauländer in der Höhe von 800—1400 m.; in dieser „Tierra templada" ist die mittlere Temperatur 14—17° R., also etwa gleich dem Klima des südlichen Spanien. Ueber 1400 m. liegen die „Tierras frias", in den bewohnten Gegenden mit einer mittleren Temperatur von 10—14° R. Die Regenzeit beginnt an den Küsten im Juni, im Innern mit dem Juli, u. dauert durch den September fort. Regenlose Striche finden sich in den weiten Steppengebieten im N. u. hier u. da auf der

Atlantischen Küstenebene. Erdbeben treten nam. unter dem 18.° n. Br. u. im Süden desselben auf; öfter vorkommenden Orkanen sind vorzüglich die südwestlichen Gegenden ausgesetzt.

M. ist außerordentlich reich an Naturprodukten u. könnte bei einer besseren Regierung ein viel stärker bevölkertes u. viel reicheres Land sein. Die wichtigsten Nahrungspflanzen sind Mais, Reis, Bohnen, span. Pfeffer, Weizen, Kartoffeln, Bataten, Sago- u. Kohlpalmen; unter den Nutzhölzern stehen Mahagoni, Cedern-, Eisen- u. Jacarandaholz obenan. Zahlreich sind die Farbehölzer, Faserpflanzen (nam. Agave u. Baumwolle), die Harz u. Gummi liefernden Bäume u. die Medizinalpflanzen (Jalapa, Sarsaparille u. a.). Der Flaschenbaum liefert dem Volke Trinkschalen, Palmen u. Binsen das Material zu Flechtarbeiten. Von Vierfüßlern finden sich Jaguare, Cuguare, Luchse, Füchse, Ameisenbären, Tapire, Wildschweine u. Peccaris, Wasserschweine, Gürtelthiere, Stachelschweine, fliegende Eichhörnchen, Beutelthiere, Hirsche, Antilopen, im N. auch Büffel, Bären u. Biber. Von nutzbaren Vögeln sind der Truthahn u. mehrere Arten von Rebhühnern u. Tauben bes. nenneswerth. An giftigen Schlangen fehlt es nicht; die Meere bergen Walthiere, Perlmuscheln u. Purpurschnecken u. die Flüsse u. Seen werden von Alligatoren u. Schildkröten belebt. An Gold u. Silber ist M. eins der reichsten Länder der Erde; außerdem kommen aber auch noch Kupfer, Eisen, Zink, Blei, Arsenik, Kobalt, Quecksilber u. Schwefel in abbauwürdigen Massen vor. Die bedeutendsten Minen liegen auf dem Plateau von Anahuac, nam. in den Staaten Guanaxuato, Zacatécas, M., San Luis Potosi u. endlich noch in Jalisco, Oaxaca, Sonora, Chihuahua u. Nieder-Kalifornien. Gold wird größtentheils als Nebenprodukt aus Silbererzen gewonnen; selbständig findet es sich zwischen der Sierra Madre u. dem Stillen Ozean. Salpeter u. Kochsalz wird in großen Mengen gewonnen; Steinkohlen sind an mehreren Stellen gefunden, doch noch nicht abgebaut worden; die Edelsteine sind durch Smaragde u. Opale vertreten.

Die Bundesrepublik M. besteht aus folgenden Staaten u. Territorien:

Staaten.	□M.	Einw.
1. Sonora . . .	3716,8	109,388
2. Chihuahua .	3938,2	180,668
3. Coahuila . .	2393,6	98,397
4. Nuevo Leon .	1111,6	178,872
Nordstaaten	11160,2.	567,325
5. Tamaulipas .	1421,6	140,000
6. Veracruz . .	1233,5	504,950
7. Tabasco . . .	557,3	83,707
8. Campeche . .	1214,8	80,366
9. Yukatan . . .	1390,4	422,365
Golfstaaten	5817,6.	1,231,388
10. Sinaloa . . .	1702,2	168,031
11. Jalisco . . .	1842,0	966,689
12. Colima . . .	176,2	65,827
13. Michoacan .	1115,1	618,240
14. Guerrero . .	1154,6	320,069
15. Coxaca . . .	1579,1	662,463
16. Chiapas . . .	754,5	193,987
Pacificstaaten	8323,7.	2,995,306

Staaten.	□M.	Einw.
17. Durango . .	1999,0	190,846
18. Zacatécas .	1081,5	397,945
19. Aguas calientes . . .	136,2	89,715
20. San Luis Potosi . .	1293,2	525,110
21. Guanaxuato	536,7	729,988
22. Queretaro .	150,7	171,666
23. Hidalgo . .	383,7	404,207
24. Mexiko . . .	368,7	663,557
25. Morelos . .	83,5	150,384
26. Puebla . . .	565,2	697,788
27. Tlaxcala . .	76,3	121,663
Centralstaaten	6674,7.	4,142,869
28. Bundesdistr.	21,8	315,996
29. Territorium Nieder-Kalifornien . .	2895,9	23,195
Territorien	2917,7.	339,191

Bundesrepublik M. 34,892,8 □M. mit 9,276,079 Einw.

Die Bevölkerung, deren Zahl nach dieser Zusammenstellung theils das Resultat des Census von 1871 ist, theils aus der Gesammtbewegung sich ergiebt, vertheilt sich also im Durchschnitt nur mit 266 E. auf 1 □M.; am dichtesten bevölkert sind die auf dem Plateau von Anahuac gelegenen Staaten wegen der Fruchtbarkeit des Bodens, des gesunden Klimas, des Reichthums an Edelmetallen u. der verhältnißmäßig bedeutend entwickelten Industrie. Mit der Bodenerhebung nimmt die Bevölkerung ab; am dünnsten ist sie in den ungesunden, am Meere gelegenen Staaten im SO. u. in den unfruchtbaren, wasserarmen Landschaften im N. u. NW. Die Weißen zählen kaum mehr als 300,000 Seelen, wenn man die Chapetones, die Abkömmlinge von Indianern u. weißen Frauen hinzurechnet, die sich selbst in M. als Weiße fühlen. Sie scheiden sich in Kreolen u. eingewanderte Europäer u. wohnen fast ausschließlich in den größeren Städten. Die Fremden, etwa 40,000 S., haben sich nam. in den bedeutenderen Küstenplätzen des Handels wegen angesiedelt u. gehören in ihrer Mehrzahl der span. Nationalität an; nächstdem sind Franzosen, Engländer, Deutsche u. Nordamerikaner bes. stark vertreten. In den Küstenstaaten giebt es auch Mischlinge von Weißen od. Indianern u. Negern. Die Zahl der Neger beträgt ungefähr 10,000. Die Mestizen, Abkömmlinge von Weißen u. Indianerinnen, deren Zahl auf $2^1/_2$ Mill. geschätzt wird, zählen sich selbst mit Vorliebe der weißen Rasse zu, zumal da ihre Hautfarbe häufig derjenigen der Weißen vollständig gleicht. Die Mehrheit der mexikanischen Bevölkerung besteht aus unvermischten Indianern, welche in unterworfene Indianer (Indios fideles) u. freie (Indios bravos) zerfallen. Erstere haben das Christenthum angenommen u. leben von Ackerbau, Bergbau u. Industrie; Letztere sind größtentheils noch Heiden, bewohnen die dünnbevölkerten Staaten im N. u. SO. u. führen meist ein Jagd- u. Fischerleben. Den Sprachen nach kann man unter den Indianern (s. d.) M.'s 70—80 verschiedene Stämme unterscheiden; die größte Verbreitung hat von allen mexikan. Sprachen die aztekische, welche noch in den Staaten M., Puebla, Veracruz, Queretaro, Oaxaca, Tamaulipas, Mechoacan u. Jalisco vorherrscht. — Die materielle Kultur M.'s hat sich unter den häufigen Revolutionen nicht in einer dem natürlichen Reichthum des Landes entsprechenden Weise entwickeln können; nur $^1/_{10}$ bis höchstens $^1/_8$ des kulturfähigen Bodens ist angebaut. An Mais werden jährlich ungefähr 18 Mill. Ctr. geerntet, Gerste, Weizen u. Reis sind die nächstwichtigsten Cerealien. Das Zuckerrohr giebt einen Ertrag von durchschnittlich 70 Mill. Pfd. im Jahre; Tabak wurde schon vor der Eroberung durch die Spanier kultivirt; die Baumwollenkultur liefert jährlich gegen 7 Mill. Pfd.; die Nopalpflanze wird für die Kochenillezucht nam. in Oaxaca angebaut, die beste Vanille in den Wäldern auf dem Ostabhange des Hochlandes gesammelt. Die früher sehr wichtige Kakaokultur ist jedoch sehr vernachlässigt worden u. auch der Anbau des Kaffeestrauches, der hier eine sehr gute Frucht giebt, macht nur geringe Fortschritte. Die Bewirthschaftung des Bodens geschieht noch ziemlich in derselben irrationellen Weise wie vor 3 Jahrh.; viele altmexikan. Bewässerungskanäle sind in Verfall gerathen, u. durch die span. Regierung ist nur wenig zur Hebung der Landwirthschaft geschehen. Die Hauptnahrungsmittel der niederen Bevölkerung sind Mais, Bananen u. span. Pfeffer. — Die Viehzucht ist bes. in den westl. u. nördl. Staaten, wo der Savannencharakter vorherrscht, von großer Bedeutung. Bes. werden Maulthiere u. Schweine in großen Mengen gehalten. Fett u. Häute sind die wichtigsten zum Export gelangenden Produkte der Viehzucht. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung M.'s ist der Bergbau, der in den letzten Jahrzehnten durch Heranziehung deutscher Elemente u. durch Ausbildung junger Mexikaner auf deutschen Bergbauschulen einen rationelleren Charakter angenommen hat. Der Ertrag an Gold u. Silber war 1871 auf 28 Mill. Pesos gestiegen, wovon etwa 2 Mill. auf Gold kommen. Die Gewerbe haben sich in M. noch wenig über die Stufe der Hausindustrie erhoben, obgleich auch die Indianer zur Weberei geschickt sind. Die wichtigste Gattung der mexikan. Industrie ist die Baumwollenmanufaktur, die ihren Hauptsitz in Puebla hat, aber auch in M., Veracruz u. Jalisco stark betrieben wird; außerdem produzirt das Land noch Papier, Fayence, Porzellan, Seife, Gold- u. Silberwaaren, Cigarren, Töpfergeschirre u. vorzüglich Pulque. Der Handel mit dem Auslande leidet unter den hohen Zöllen, während der Verkehr zwischen den Küstenplätzen u. den größeren Städten im Innern wegen des Mangels an Straßen u. Schienenwegen sehr beschwerlich ist; außerdem schädigen häufige Revolutionen die Kreditverhältnisse des Landes außerordentlich. Die wichtigsten Hafenplätze sind Veracruz (s. d.) u. Tampico am Atlantischen, u. Mazatlan (s. d.) am Stillen Ozean. Der Werth der Ausfuhr ward für das Handelsjahr 1872 bis 73 auf 31,691,000 Doll., derjenige der Einfuhr auf 29,062,000 Doll. berechnet. Die erste Stelle im Handelsverkehr nimmt Großbritannien ein, nach diesem kommen die Vereinigten Staaten, Frankreich, Deutschland u. Columbien. An Edelmetallen wurden in jenem Jahre für mehr als 25 Mill. Doll. exportirt, nach diesem sind die wichtigsten Artikel der Ausfuhr Häute, Hölzer, Kaffee, Vanille, Sämereien, Vieh, Tabak u. Perlen. Eingeführt werden nam. Webwaaren. In gleichem Jahre gingen 3131 Schiffe ein; die mexikan. Handelsflotte zählt 357 Seeschiffe u. 672 Küstenbarken. Die 1875 in Betrieb befindlichen Eisenbahnen hatten eine Länge von 70 M.; die wichtigste darunter verbindet Veracruz mit der Hauptstadt. Die Zahl der Postbureaux betrug 1873: 742, während die Telegraphenlinien in letzterem Jahre 1146 M. lang waren. Als Münzeinheit gilt der Peso = 1 Dollar.

Die geistige Kultur der Mexikaner steht auf einer sehr niedrigen Stufe u. ist, seitdem sich das Land von der span. Herrschaft befreit hat, in bedenklicher Weise zurückgegangen. Die Universitäten in der Hauptstadt u. in Merida (s. d.) entsprechen nur etwa unseren Gymnasien, u. die von 10 Staaten unterhaltenen Kollegien stehen unter unseren Realschulen. Die Geistlichkeit rekrutirt sich aus 10 Priesterseminarien. Besser als die in ungenügender Anzahl vorhandenen u. schlecht geleiteten Volksschulen sind die Privatlehranstalten, welche sich in allen größeren Städten befinden. Besondere Bildungsanstalten giebt es für Juristen u. Mediziner. Die größte Bibliothek ist die Nationalbibliothek der Hauptstadt, u. unter den gelehrten Gesellschaften derselben steht die geographische obenan. Die herrschende Religion ist der Katholizismus, doch soll gegen jede andere Konfession unbeschränkte Toleranz geübt werden. Infolge dessen hat auch der Protestantismus gerade in den letzten Jahren, nam. in der Hauptstadt, eine ziemlich große Verbreitung gefunden. Die Macht der Kirche hat durch die verschiedenen Revolutionen eine starke Einbuße

erlitten; die liberalen Parteien haben in ihren Finanznöthen sich bes. gern an die Kirchengüter gehalten u. einen großen Theil derselben eingezogen, deshalb befindet sich gerade der niedere Klerus in einer sehr gedrückten materiellen Lage. Erzbischöfe residiren zu M., Mechoacan u. Guadalajaro.

Die Staatsverfassung, derjenigen der Vereinigten Staaten nachgebildet, beruht auf demokratisch-repräsentativer Grundlage. Das Land bildet eine Föderativrepublik mit weitgehenden Sonderrechten der einzelnen Bundesstaaten. An der Spitze der Republik steht der auf 4 Jahre gewählte Präsident. Die Justizgewalt gipfelt in dem höchsten Gerichtshofe, dessen auf 6 Jahre gewählter Präsident zugleich Vizepräsident der Bundesrepublik ist. Die Gesetzgebende Gewalt ruht in dem General-Kongreß. Aehnlich ist die Verfassung der Einzelstaaten, an deren Spitze Gouverneure stehen. Die Armee zählte im J. 1874: 1251 Offiziere u. 21,136 Mann. Die Finanzen befinden sich infolge der fortwährenden inneren Unruhen in einer großen Zerrüttung, trotzdem daß die Schulden aus der Zeit Kaiser Maximilian's von der Regierung nicht anerkannt worden sind. Die Einnahmen waren für das Finanzjahr 1873—74 auf 18,465,638 Doll., die Ausgaben dagegen auf 23,956,421 Doll. veranschlagt. Die Nationalflagge zeigt einen grünen, weißen u. rothen senkrechten Streifen; in dem mittleren befindet sich das Wappen der Föderativrepublik (seit 1523 ein Adler, der auf einem aus einem Felsen hervorsprossenden Nopal-Kaktus sitzt u. eine Schlange im Schnabel trägt).

Geschichte. Als älteste Völker werden die Olmeken, Xicallancen u. Zapoteken genannt, welche in den heutigen Staaten Puebla u. Tlaxcala gewohnt haben sollen; neben ihnen erschienen jedoch auch früh die Chichimeken, die ebenfalls auf dem Hochlande von Anahuac saßen. Im 6. Jahrh. dringen von S. nach N. die Tolteken (s. d.) vor, deren Urheimat wahrscheinlich im jetzigen Guatemala zu suchen ist; sie verbreiten sich über Anahuac u. drängen ihre Herrschaft u. Kultur den Chichimeken auf. Dies war das älteste Kulturvolk M.'s. Als aber dies herrschende Volk erschlaffte, konnte das Toltekenreich einer Reaktion der sich empörenden Chichimeken nicht widerstehen; um 1170 rissen diese die Herrschaft an sich u. das Toltekenreich zerfiel in eine Anzahl von kleineren Stammesstaaten. Da drangen von N. die Azteken (s. d.) langsam in die fruchtbaren Plateaulandschaften im S. vor u. gründeten 1325 die Stadt Tenochtitlan, die jetzige Hauptstadt der Bundesrepublik. Im 15. Jahrh. unter Montezuma I. erstreckte sich schon ihre Herrschaft vom Atlantischen zum Stillen Ozean, u. als Montezuma II. 1502 den Thron bestieg, war M. ein Großstaat geworden. Unter diesem König wurden die Reiche von Tezcuco u. Tlacopan bezwungen u. nur geringe Theile des Hochlandes hatten ihre Selbständigkeit zu behaupten gewußt. Die Spanier hatten zuerst 1518 die Küsten M.'s gesehen. In diesem Jahre entdeckte Fernandez de Cordoba Yukatan u. entschleierte Juan de Grijalva die Gestade bis zum Flusse Jatalpa. Im nächsten Jahre landete Cortez (s. d.) u. 1521 war der Sturz des Aztekenreichs u. seiner Kultur durch die Eroberung der Hauptstadt vollendet. Das neue Gebiet, zu dem auch Yukatan u. ein Theil von Centralamerika gehörte, wurde 1535 als Neuspanien zum Königreich erhoben u. seitdem von Vizekönigen regiert. Die altmexikan. Kultur ging mit schnellen Schritten unter; Massentaufen verbreiteten die span. Art des Christenthums, Grausamkeit u. Härte der Beamten u. Priester entvölkerten das Land, u. der Wohlstand der Bewohner sank unter einer Verwaltung, welche nur die materiellen Vortheile des Mutterlandes u. der in M. eingewanderten Spanier im Auge hatte. Der Handel war ganz in span. Händen; erst 1799 ward auch anderen Staaten der Hafen von Veracruz geöffnet. Monopole hemmten nach allen Seiten die Gewerbthätigkeit des Volkes u. nur sehr wenige Vizekönige versuchten durch Gründung von Schulen auch die geistige Kultur zu heben. Trotz der strengen Abschließung der Kolonie von der Außenwelt hatten doch die Prinzipien der Franz. Revolution auch in M. Eingang gefunden. Ein Volksaufstand erhob sich 1809 gegen das span. Regime; der habsüchtige Vizekönig José de Iturrigaray ward gefangen genommen u. nach Spanien geschickt u. 1810 folgte die allgemeine Empörung, an deren Spitze der Pfarrer Miguel Hidalgo y Costilla stand. Obgleich die Insurgenten in allen größeren Treffen geschlagen wurden, so dauerte doch der kleine Krieg bis 1816 fort. 1819 ward Guerrero Hauptleiter der Bewegung im S. Diese verbreitete sich bald über das ganze Land, als Augustin de Iturbide (s. d.), königl. Oberst, der bis dahin die Insurgenten eifrig bekämpft hatte, zu diesen übertrat u. den Oberbefehl übernahm (24. Febr. 1821). Der Uebergabe der Hauptstadt, welche am längsten der Revolution sich verschlossen hatte, folgte 28. Sept. 1821 durch einen von Iturbide ernannten Regierungsrath die Unabhängigkeitserklärung u. 18. März 1822 die Erhebung Iturbide's als



Nr. 4180. Ranchero der Terra caliente, Wasserträger u. Indianermädchen.

Augustin I. an den Kaiserthron. Die republikanische Partei unter Sta. Anna zwang aber diesen neuen Kaiser schon 20. März 1823 wieder zur Abdankung, u. als dieser von London nach M. zurückkehrte, ward er gefangen genommen u. 17. Juli 1824 in Padilla erschossen. Die 4. Okt. 1822 erlassene Konstitution machte M. zu einer Föderativrepublik; im nächsten Jahre ward dieselbe von den meisten europ. Mächten anerkannt



Nr. 4181. Straßenleben in Meriko.

u. die Spanier auch gezwungen, Veracruz, ihren letzten Platz, zu räumen u. 1829 sämmtlich das Land zu verlassen. Die nächsten Jahre waren jedoch erfüllt von neuen Revolutionen, in denen nam. Sta. Anna die liberale Partei vertrat u. sich 1. April 1833 selbst die Würde des Präsidenten erkämpfte. Derselbe erließ 1836 die liberale Verfassung, infolge deren aber Texas seine Unabhängigkeit erklärte; Sta. Anna's Truppen wurden 20. April 1836 bei San Jacinto geschlagen u. er selbst gefangen genommen. In seiner Abwesenheit wurde Bustamente zum Präsidenten erwählt.

Unter diesem kam es 1838 wegen angeblicher Beeinträchtigung der Rechte französ. Bürger sogar zu einem Kriege mit Frankreich, welcher zu der Einnahme des Forts von San Juan de Ulloa (27. Nov. 1838) u. von Veracruz (5. Dez.) führte. Der 9. März 1839 mit Frankreich abgeschlossene Friede legte M. eine Kriegsentschädigung von 600,000 Doll. auf. Unterdessen war Sta. Anna aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, während Yukatan seine Selbständigkeit erklärte. 1841 ward Bustamente gestürzt u. Sta. Anna regierte nun, nachdem 1843 die Verfassung eine neue Aenderung erfahren hatte, als Diktator, bis er 1845 von General Herrera entsetzt ward. Dieser, zum Präsidenten gewählt, erkannte die Unabhängigkeit von Texas an, das sich den Verein. Staaten anschloß, erklärte aber auch letzteren 16. Juli 1845 wegen des Einmarsches ihrer Truppen in Texas den Krieg. Infolge dessen kam jedoch Sta. Anna wieder auf den Präsidentenstuhl (6. Dez. 1846). Die Truppen der Verein. Staaten landeten unter General Scott 10. März 1847, nahmen 29. März Veracruz, schlugen Sta. Anna in mehreren Treffen u. nahmen nach den Schlachten von Chapultepec u. Molino del Rey (13. Sept.) die Hauptstadt. Sta. Anna mußte auf seine Würde abermals verzichten, u. mit den Verein. Staaten wurde 2. Febr. 1848 der Friede von Guadalupe-Hidalgo geschlossen, in welchem M. auf die jenseit des Rio Grande gelegenen Gebiete der Staaten Tamaulipas, Coahuila u. Chihuahua nebst den Territorien Neumexiko u. Oberkalifornien verzichtete. Den Präsidenten Herrera u. Mariano Arista folgte 20. April 1853 wiederum Sta. Anna, der die Regierung als faktischer Diktator übernahm, aber schon 1855 infolge der einmüthigen Erhebung des über seine Willkürherrschaft empörten Landes gestürzt ward. An seine Stelle trat Comonfort, welcher den Widerstand der konservativen u. klerikalen Partei, auf die sich Sta. Anna gestützt hatte, mit Waffengewalt brechen mußte u. 1857 abermals zum Präsidenten gewählt wurde; als Vizepräsident erscheint neben ihm Benito Juarez (s. d.). Ein Aufstand der Gegenpartei zwang jenen 21. Jan. 1858 zur Abdankung u. machte Zuloaga zum Herrn der Hauptstadt. Juarez blieb dagegen in Veracruz u. leitete die kriegerischen Unternehmungen gegen die konservativ-klerikale Partei. M. hatte demnoch zwei Regierungen; Juarez war von den Verein. Staaten, Zuloaga von den europ. Mächten anerkannt. Letzterer ward 1859 durch seinen General Miramon verdrängt; doch konnte auch dieser, der sich vollständig auf die Klerikalen stützte, Juarez nicht aus seinen festen Plätzen verdrängen, sondern mußte sehen, daß sein Gegner im Jan. 1861 in die Hauptstadt einzog, durch den Kongreß zum Diktator erhoben ward u. das Kirchenvermögen als Nationaleigenthum erklärte. Die Unbilden, welche Angehörige europ. Mächte während dieser Revolutionen in M. zu erfahren gehabt hatten, wie die durch den Kongreß 17. Juli 1861 beschlossene Zahlungseinstellung, veranlaßten den Bund Spaniens, Frankreichs u. Englands, von denen ersterer u. letzterer Staat bedeutende Forderungen an M. erhoben, Frankreich aber, spekulirend auf den Zusammenbruch der Nordamerik. Union im Bürgerkriege, ein klerikales mexikan. Kaiserthum unter seiner Aegide errichten wollte. Die Konvention zu London 31. Okt. 1861 verpflichtete diese 3 Mächte zur gemeinsamen Intervention in M. Span. Truppen landeten 17. Dez. in dem unbesetzten Veracruz; 6. u. 7. Jan. 1862 trafen auch die franz. u. engl. Truppen ein. Doch schon im Febr. löste sich das Bündniß; England u. Spanien zogen ihre Truppen zurück, weil sie sich mit der von M. gewährten Genugthuung zufrieden erklärten, u. die Franzosen, welche sich durch den Vertrag von Soledad (19. Febr.) gesündere Plätze im Innern gesichert hatten, rückten jetzt unter General Forey gegen Puebla, das nach einer Belagerung von 64 Tagen fiel, u. besetzten 10. Juni 1863 die Hauptstadt. Eine von den Franzosen zusammenberufene gesinnungstüchtige Notablenversammlung proklamirte M. als erbliche Monarchie u. erwählte den Erzherzog Maximilian von Oesterreich (s. d.) zum Kaiser. Nach dem Tode Maximilian's wurde Juarez bei den Neuwahlen mit großer Majorität wieder zum Präsidenten der Republik ernannt. Da die Neuwahl 1871 aber für keinen der Kandidaten Porfirio Diaz, Juarez u. Lerdo de Tejada die erforderliche Stimmenzahl ergab, so erklärte Juarez seine Macht behaupten zu wollen, u. es entstanden nun in den verschiedenen Staaten Schilderhebungen für die Gegenpräsidenten, bes. für Diaz, dessen Revolutionscentrum Oaxaca war; selbst in der Hauptstadt kam es 2. Okt. zu einem Blutbade, doch behaupteten die Regierungstruppen die Citadelle. Juarez trat, formell vom Kongreß anerkannt, 1. Dez. die neue Präsidentschaft an, seine Truppen vermochten aber nicht, die Revolution niederzuwerfen. Der Tod des Juarez brachte 16. Nov. 1872 Lerdo de Tejada, den Präsidenten des höchsten Gerichtshofes, auf den Präsidentenstuhl der Republik. Die liberale Richtung der neuen Regierung, welche nicht nur ein besseres diplomatisches Verhältniß mit Frankreich anzubahnen wußte, sondern auch die Ausfuhrzölle ermäßigte, alle lokalen Zölle abschaffte u. die Civilehe einführte, konnte doch die Partei des Porfirio Diaz nicht zur Ruhe bringen; zu den fast chronisch gewordenen Aufständen gesellte sich 1874 noch der Kulturkampf gegen den kathol. Klerus, welcher die Einführung der Civilehe benutzte, um die indian. Bevölkerung gegen die Protestanten aufzuhetzen, so daß die Regierung im Anfang 1875 mit Waffengewalt gegen die mordlustigen Fanatiker einschreiten mußte. Das Ende dieses Jahres brachte außerdem noch diplomatische Verwickelungen mit den Verein. Staaten, welche die fortwährenden Grenzverletzungen am Rio Grande durch die räuberischen Apachen nicht mehr dulden wollten u. mit der Verfolgung dieser indian. Horden auf mexikan. Gebiet drohten. Im Frühjahr 1876 erhob Porfirio Diaz ganz offen die Fahne des Aufruhrs, u. gegenwärtig (April 1876) muß die Lage der Regierung als ernstlich gefährdet angesehen werden. — Vgl. A. v. Humboldt, „Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neuspanien" (5 Bde., Tüb. 1809—13); Mühlenpfort, „Versuch einer getreuen Schilderung der Republik M." (2 Bde., Hann. 1844); v. Richthofen, „Die äußeren u. inneren politischen Zustände der Republik M." (Berl. 1854); Orozco y Berra, „Geografia de las lenguas de M." (M. 1864); Pimentel, „Cuadro descriptivo y comparativo de las lenguas indigenas de M." (2 Bde., M. 1862—65); „Boletin de la Sociedad de geografia y estadistica de la Republica Mexicana" (M. 1851—75); Icazbalceta, „Coleccion de documentos para la historia de M." (2 Bde., M. 1858—66); „Documentos para la historia de M." (20 Bde., M. 1853—57); Alaman, „Historia de M." (5 Bde., M. 1849—52); Prescott, „History of the conquest of M." (3 Bde., Bost. 1844; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1845); Kendall, „M. under Maximilian" (Lond. 1872); Loiseau, „Notes militaires sur le Mexique en 1864—66" (Bruxelles 1872).

Mexiko, einer der 27 Staaten der Bundesrepublik M., 368,7 □M. mit 663,527 E. (1873), liegt auf dem Plateau von Anahuac 2000 bis 2500 m. über dem Meere u. wird von den Staaten Hidalgo u. Queretaro im N., von Guanaxuato u. Mechoacan im W., von Morelos im S. u. Puebla u. Tlaxcala im O. begrenzt. Im N. u. S. liegen die höchsten Gebirgslandschaften des Gesammtstaates mit dem Popocatepetl, dem Iztaccihuatl u. dem Vulkan von Toluca. Zahlreiche Seen befinden sich auf den Plateaux, theilweise mit salzigem Wasser. Das Klima ist gesund, im Thale von M. die mittlere Jahrestemperatur + 18 ° R.; die höher gelegenen Theile aber gehören der Tierra fria an, während in den tiefsten Thälern an einzelnen Stellen noch das Zuckerrohr gedeiht. Der Ackerbau, die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung, liefert die europ. Getreide in großen Quantitäten; wichtig ist der Gemüsebau u. die Obstzucht. Die Viehzucht liefert viel geräucherte Fleischwaaren für den Export. In den gebirgigen Gegenden wird auf Gold, Silber, Blei u. Eisen Bergbau getrieben, u. Branntwein, bes. Pulque, Glas, Papier, Strumpfwaaren, Topfgeschirre, Binsenmatten u. Strohhüte sind die hervorragendsten Produkte der Gewerbthätigkeit. Der Staat zerfällt in 15 Distrikte u. hat zur Hauptstadt Toluca (s. d.).

Mexiko, Hauptstadt der gleichnamigen Bundesrepublik mit 225,000 E. (1870), liegt 2276 m. über dem Meere in einer vollständig ebenen Gegend, ½ M. im W. des Tezcucosees, u. bildet ein unregelmäßiges Viereck mit breiten, geraden, sich in gleichen Abständen rechtwinklig schneidenden Straßen u. großen öffentlichen Plätzen, unter denen die Plaza de Armas mit Parkanlagen, der Kathedrale, dem Regierungspalast u. dem Palast der Munizipalität der imposanteste ist. Die meist einstöckigen Häuser sind mit platten Dächern versehen. Das großartigste Gebäude der Stadt ist die zweithürmige Kathedrale, die im Innern von Gold u. Kostbarkeiten strahlt u. mit Gemälden der besten span. Meister geschmückt ist; sie wurde 1573—1657 an der Stelle des Haupttempels des altmexikan. Gottes Huitzilopochtli erbaut u. zeigt jetzt noch in ihrer Westmauer den berühmten Kalenderstein, eines der wichtigsten altmexikan. Alterthümer. Unter der Präsidentschaft des Juarez (s. „M., Geschichte") sind viele von den Kirchen aufgehoben u. die Gebäude an Privatleute verkauft worden; zwei derselben dienen jetzt zu protest. Gottesdienste; die sämmtlichen 29 Klöster, welche ehemals die Hauptstadt aufzuweisen hatte, sind säkularisirt u. theils zu privaten Wohnhäusern, theils zur Unterbringung öffentlicher Anstalten, als Kasernen u. Schulen, verwendet worden. In dem Inquisitionspalast, einem der schönsten Gebäude der Stadt, befindet sich gegenwärtig die Medizinische Schule; ein prächtiges Nonnenkloster hat die Rechtsschule inne, u. das große Jesuitenkloster San Ildefonso wird jetzt von einem Gymnasium eingenommen. Die belebtesten Spaziergänge der Stadt sind die Paseos, breite, fast schattenlose Alleen, die Alameda u. der kleine Park Zocolo. M. ist Residenz des Präsidenten u. eines Erzbischofs u. Sitz der obersten Staatsbehörden; außer den genannten höheren Lehranstalten befinden sich hier noch eine Universität in einem unansehnlichen Gebäude, das aber eine höchst werthvolle Alterthümersammlung umschließt, u. eine Bergschule, mit welcher eine Sternwarte verbunden ist. Die Akademie der schönen Künste vermag nur einen geringen Einfluß auf die Kunstentwicklung des Landes auszuüben.

Zwei Wasserleitungen führen der Stadt Trinkwasser aus dem Gebirge zu u. zwei Kanäle verbinden sie mit den Seen von Chalco u. Tezcuco; gegen die Ueberschwemmungen des letzteren schützen Dämme, die noch aus der Aztekenzeit stammen. Die Industrie M.'s ist nicht bedeutend u. wird von der Puebla's (s. d.) übertroffen; Tabak, Gold- u. Silberarbeiten, Seife u. Wagen sind die vorzüglichsten gewerblichen Artikel. Die Bevölkerung besteht etwa zu 50 % aus Kreolen u. zu 25 % aus Indianern, der Rest setzt sich aus Mischlingen u. Negern zusammen. Den leidenschaftlich besuchten Stierkämpfen dienen 2 große Plätze, u. 6 zum Theil sehr schöne Theater sind in den verschiedenen Theilen errichtet. Von öffentlichen Denkmälern sind die bronzene Reiterstatue Karl's IV., die Bronzestatue des Generals Guerrero u. die Marmorstatue des Pfarrers Morelos zu erwähnen. In Eisenbahnverbindung steht M. mit Veracruz u. Tlalpam; Pferdebahnen führen nach Tacubaya, Popotla u. Atzcocozalco. Die Stadt wurde 1522 von den Spaniern erbaut, welche ein Jahr vorher die auf einer Insel des Tezcucosees gelegene Hauptstadt Tenochtitlan zerstört hatten, u. 1524 zur Residenz der span. Oberbehörden erhoben.

Meyer, Christian Erich Hermann v., Naturforscher, bez. Paläontolog, jüngerer Sohn des Johann Friedrich v. M. (s. d.), geb. zu Frankfurt a. M. 3. Sept. 1801; studirte seit 1822 in Heidelberg Cameralia u. Chemie, wurde 1834 als Mitglied der ständigen Bürgervertretung in seiner Geburtsstadt beim Rechenei- u. Rentamte angestellt, trat 1837 als Kontroleur in die Deutsche Bundeskassenverwaltung ein, bei der er bis zur Auflösung des Deutschen Bundes amtirte, u. starb zu Frankfurt a. M. 2. April 1869. Um die Naturkunde hat er sich durch eine Reihe von Werken verdient gemacht, „Paläologica zur Geschichte der Erde u. ihrer Geschöpfe" (Frankf. 1832); „Neue Gattungen fossiler Krebse" (Stuttg. 1840); „Beiträge zur Paläontologie Württembergs" (mit Plieninger herausgeg., ebd. 1844); „Zur Fauna der Vorwelt" (Frankf. 1845 ff.); „Palaeontographica" (mit Dunker herausgeg., 8 Bde., Kassel 1846—60); „Homöosaurus u. Rhamphorhynchus" (Frankf. 1847) 2c. Auch besorgte er die deutsche Ausgabe von Lacépèdes' „Die Alter der Natur" (ebd. 1830).

Meyer, Heinrich August Wilhelm, protest. Theologe, geb. 10. Jan. 1800 zu Gotha; studirte 1818—20 in Jena Theologie, trat als Hauslehrer in eine Erziehungsanstalt zu Grone bei Göttingen, übernahm aber bereits im Jan. 1823 das Pfarramt zu Osthausen im Gothaischen (seit 1826 Meiningen'schen). Seine schriftstellerische Laufbahn begann er 1829 mit einer Textausgabe des griech. Neuen Testaments nebst Uebersetzung, welcher 1830 eine lat. Ausgabe der symbolischen Bücher der Luther. Kirche folgte (beides u. alles Spätere zu Göttingen erschienen). In demselben Jahre wurde M. als Pastor nach Harste bei Göttingen, 1837 als Superintendent nach Hoya, 1841 endlich als Konsistorialrath u. Superintendent der Johanniskirche nach Hannover berufen. Die letztere Stellung gab er indeß schon 1848 aus Gesundheitsrücksichten auf. 1861 zum Oberkonsistorialrath ernannt, trat er im Herbst 1865 in den Ruhestand u. starb zu Hannover 21. Juni 1873. — Das Hauptwerk seines Lebens ist das ausgezeichnete Kommentarwerk zum Neuen Testament, 1832 begonnen u. 1859 mit der 16. Abtheilung beendet (Abthl. 1—9 von M. selbst, 10 u. 13 von Lünemann, 11—12 u. 14—15 von Huther, 16 von Düsterdieck). Alle Theile erlebten wiederholte (bis zu 5 u. 6) Auflagen, u. das Werk hat fast alle anderen aus dem Gebrauche verdrängt — ein Erfolg, den es ebenso der sprachlichen Gelehrsamkeit des Verfassers wie seinem unbestechlichen Wahrheitssinn gegenüber konfessioneller Beschränktheit verdankt, mag auch der theologische Standpunkt im Laufe der Jahre ein strengerer geworden sein.

Meyer, Johann Georg, von Bremen, Genremaler, geb. daselbst 28. Okt. 1813; war 1833—42 Schüler der Akademie in Düsseldorf u. siedelte 1853 nach Berlin über. Er begann seine künstlerische Laufbahn mit Darstellungen aus der biblischen Geschichte, z. B. „Abraham mit Sarah u. Hagar beim Untergange Sodoms" (1838) u. „Elias in der Wüste", ging dann aber zum Genre u. mit besonderer Vorliebe zur Darstellung der Kinderwelt über („Kinder-M."), die er mit großer Sorgfalt in der Ausführung des Details, aber meistens mit einer gewissen Weichheit u. Sentimentalität, behandelt. Unter seinen älteren, größeren Kompositionen verdienen die „Rückkehr des Sohnes aus dem Deutschen Befreiungskriege", das „Jubiläum des Pfarrers", „Das Blindekuhspiel", „Die Wochenstube, „Die Ueberschwemmten" u. „Die reuige Tochter" besondere Erwähnung; die späteren sehr zahlreichen aus der Kinderwelt sind meistens von kleinen Dimensionen u. oft miniaturartiger Ausführung.

Meyer, Johann Heinrich, Maler u. verdienstvoller Kunstgelehrter, auch „Goethe-M." genannt, geb. zu Stäfa am Züricher See 16. März 1759; widmete sich Anfangs der Malerei u. wurde Schüler von Joh. Kaspar Füßli in Zürich; ging zu seiner weiteren Ausbildung 1784 nach Italien, wo er in freundschaftlichen Verkehr mit Goethe trat u. durch Winckelmann's Schriften im Studium der



Nr. 4182. Der große Platz mit der Kathedrale zu Mexiko.

Antike angeleitet wurde. 1787 war er in Neapel, verkehrte dort mit Tischbein, mit der Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar, mit Herder u. anderen Weimaranern u. beschäftigte sich vorzugsweise mit dem Studium der antiken Vasen u. der Funde aus Pompeji u. Herculanum. Auf Goethe's Veranlassung wurde er 1792 Professor u. später Direktor an der Zeichenakademie zu Weimar, wo er, eine abermalige Reise nach Italien 1795—97 abgerechnet, seitdem blieb. Als ihm hier 1806 seine mit Skizzen u. Studien gefüllten Mappen in den Kriegsunruhen entwendet wurden, begann er sich mit Eifer dem Studium der klassischen Kunst zu widmen u. stand von da an nam. in allen Kunstfragen Goethe zur Seite. Bedeutender als seine Malereien, die fast nur aus Kopien älterer Meisterwerke bestehen, sind seine kunsthistorischen Arbeiten, nam. seine Ausgabe der Werke Winckelmann's mit Fernow u. Schulze (8 Bde., Dresd. 1808—17), seine eigene „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen" (fortgesetzt von Riemer, Dresd. 1824—36) u. seine Beiträge zu Goethe's „Propyläen", „Kunst u. Alterthum" 2c. Er starb in Weimar 14. Okt. 1832.

Meyer, Joseph, Buchhändler, Publizist u. Industrieller, geb. als Sohn eines Schuhmachers zu Gotha 9. Mai 1796; bildete sich in Frankfurt a. M. für den kaufmännischen Beruf aus, ging 1816 nach London, kehrte aber 1819, nachdem er mit seinem dort betriebenen Geschäft fallirt hatte, nach Gotha zurück. Schon damals versuchte sich der unternehmende Mann auf dem industriellen Gebiete, doch ohne Erfolg. Infolge dessen wandte er sich der literarischen

Beschäftigung zu, indem er 1823 eine Uebersetzung Shakespeare's u. Walter Scott's unternahm sowie ein „Korrespondenzblatt für Kaufleute" herausgab, u. gründete eine Buchhandlung, das „Bibliographische Institut", mit dem er 1828 nach Hildburghausen übersiedelte. Seine rastlose Thätigkeit wurde zugleich eine reformatorische für den Buchhandel, insofern er das Subskriptionswesen u. das lieferungsweise Erscheinen größerer Verlagswerke einführte. Getreu seinem Wahlspruch „Bildung macht frei" bezweckte er bei seinen zahl- u. erfolgreichen Unternehmungen hauptsächlich die Verbreitung liberaler Ideen, humaner Bildung u. nützlicher Kenntnisse, so insbes. seit 1832, durch „M.'s Universum", eine Sammlung von Ansichten von Städten u. Gegenden, zu der er den Text selbst verfaßte, durch verschiedene „Bibliotheken deutscher Klassiker", viele Bibelausgaben, das „Große Konversationslexikon" (mit den Supplements 58 Bde.), Volksbibliotheken für Natur- u. Geschichtskunde, große Kartenwerke, vorzügliche Kunstblätter ꝛc. In den 40.er Jahren wandte sich M. auch der Bergbauindustrie zu, für die er in Thüringen ergiebige Quellen erschloß, u. gründete 1845 mehrere Aktiengesellschaften, mit deren Ausbau er jedoch an der Revolution von 1848 scheiterte. Er starb zu Hildburghausen 27. Juni 1856. Sein Sohn, Hermann **M.**, geb. zu Gotha 4. April 1826, übernahm dann die Leitung des „Bibliographischen Instituts" u. verlegte dasselbe 1874 nach Leipzig.

Meyer v. Knonau, Ludwig, schweiz. Geschichtschreiber, geb. zu Zürich 12. Sept. 1769; studirte in Halle die Rechte sowie Philologie u. Geschichte, betrat dann die diplomatische Laufbahn, vertauschte diese 1799 mit der richterlichen u. übernahm bei Errichtung des Züricher Polytechnikums die Professur des Staatsrechts. Seit 1829 Mitglied des Staatsraths u. seit 1830 Vertreter des Kantons Zürich auf der Tagsatzung zu Bern u. Luzern, zog er sich nach der reaktionären Umwälzung vom 6. Sept 1839 als strenger Republikaner ins Privatleben zurück u. starb in seiner Vaterstadt 21. Sept. 1841. Von seinen Schriften hat das „Handbuch der Geschichte der schweiz. Eidgenossenschaft" (2 Bde., Zür. 1826—29) bleibenden Werth. — Gerold I. **M. v. K.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Zürich 2. März 1804; gab bereits 1824 einen geschätzten „Abriß der Erdbeschreibung u. Staatskunde der Schweiz" (Zür., neue Aufl. 1831) heraus, studirte Cameralia u. Geschichte, insbes. an der Berliner Universität, machte größere Reisen, ward später Staatsarchivar in seinem heimatlichen Kanton, erhielt dann auch die Oberleitung des Bundesarchivs u. starb zu Zürich 1. Nov. 1858. Er schrieb: „Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz" (St. Gallen 1834 ff.); „Erdkunde der schweizer. Eidgenossenschaft" (2 Bde., Zür. 1837—39) u. setzte den von Vögelin begonnenen „Historisch-geographischen Atlas der Schweiz" (ebd. 1846 ff.) u. die Haller'sche „Bibliothek der Schweizergeschichte" fort. Auch war er ein tüchtiger Numismatiker. Gerold II. **M. v. K.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Zürich 5. Aug. 1843; ist seit 1872 ordentl. Prof. der allgemeinen Geschichte an der Universität daselbst u. hat sich gleichfalls schon den Namen eines tüchtigen Historikers erworben. Unter Anderm hat derselbe die von Ildephons v. Arx herausgegebenen „Casus monasterii St. Galli" neu bearbeitet u. auch die Biographie dieses Geschichtschreibers (St. Gallen 1874) verfaßt.

Meyerbeer, Giacomo (eigentlich Jakob Meyer **Beer**), berühmter Opernkomponist, geb. zu Berlin 5. Sept. 1791 als Sohn des reichen jüdischen Bankiers Jakob Herz Beer, dessen Haus zu den Hauptsammelplätzen der wissenschaftlichen u. künstlerischen Capacitäten Berlins gehörte. Mit ungewöhnlichen musikalischen Anlagen ausgerüstet, erregte Jakob schon in seinem 6. Jahre Aufsehen durch seine Fertigkeit im Klavierspielen, in welchem der treffliche Lauska sein Lehrer war, u. wurde mit 9 Jahren den besten Pianisten Berlins beigezählt. Als einige Zeit darauf der berühmte Clementi in Berlin war u. im Beer'schen Hause wohnte, beschäftigte sich dieser sehr eingehend mit dem jungen Klavierkünstler. Inzwischen hatte man den Knaben bei Zelter auch theoretische Studien anfangen lassen; doch schreckte ihn die etwas rauhe Behandlungsart des Lehrers ab u. verleidete ihm die Sache. Deshalb wurde er denn der Leitung des Kapellmeisters Bernhard Anselm Weber übergeben, ohne daß indessen dieser den Knaben sonderlich gefördert hätte. So blieb denn Jakobs tonsetzerische Ausbildung ziemlich lückenhaft, bis er 1806 nach Darmstadt zu dem als Theoretiker damals hochberühmten Abt Vogler ging u. unter dessen Leitung zwei Jahre lang eifrigst arbeitete (im Wetteifer mit seinen damaligen Studiengenossen C. M. v. Weber, Gänsbacher u. Gottfried Weber). In das Ende seiner Studienzeit fällt die Veröffentlichung seiner ersten Komposition — geistliche Gesänge von Klopstock zu vier Singstimmen; ferner trat er auch mit einem Oratorium „Gott u. die Natur" hervor, welches in Berlin aufgeführt u. beifällig aufgenommen wurde, ihm auch den Titel eines großherzoglich darmstädtischen Hofkomponisten einbrachte. Der Schule war er nun eigentlich entwachsen, doch blieb er noch bei Vogler u. durchreiste in Gesellschaft mit ihm u. den oben genannten Mitschülern einen großen Theil Deutschlands, bes. zu musikalisch bildenden Zwecken.



Nr. 4183. Giacomo Meyerbeer (Jak. Meyer Beer) (geb. 5. Sept. 1791, gest. 2. Mai 1864).

Mit 18 Jahren begab er sich dann nach München, wo seine erste Oper „Jephtha's Tochter" zur Aufführung kam, aber beim Publikum kein Glück machte; dagegen fand M.'s Klavierspiel ungetheilte Bewunderung. Von München ging er nach Wien; auch hier wurde er als Klavierspieler mit größtem Beifall aufgenommen, während seine komische Oper „Abimelek od. die beiden Khalifen" sowie ein Monodram „Thevelinda" keinerlei Erfolg hatten. Allerdings war auch M.'s ganze damalige Schreibweise noch durchaus ungelenk u. entbehrte völlig der musikalisch-dramatischen Effekte. Salieri war es, der ihn auf diesen Mangel hinwies u. ihm den Rath ertheilte, in die Schule der Italiener zu gehen. Den Fingerzeig des erfahrenen Meisters benutzte M. u. ging zuerst nach Venedig. Hier kam er gerade mitten in den Entzückungstaumel hinein, den Rossini durch seinen „Tancred" hervorgerufen, u., sei es aus wirklicher Begeisterung, sei es aus bloßer Berechnung, er ließ sich von der neuen Weise des vergötterten Italieners bestimmen u. schrieb nach dessen Muster u. Beispiel eine Reihe von Opern, welche auch zur Aufführung kamen, zum Theil viel Glück machten u. selbst über die Alpen drangen. Es waren dies: „Romilda e Costanza" (Padua 1818), „Semiramide riconosciuta" (Turin 1819), „Emma di Resburgo" (Venedig 1820), „Margherita d'Anjou" (Mailand 1822), „L'Esule di Granada" (Mailand 1823), „Il Crociato in Egitto" (Venedig 1824). Nachdem er sich mit der Schwestertochter seiner Mutter verheirathet hatte, ging er mit seiner jungen Frau 1826 nach Paris, wo er hinfort, abwechselnd mit Berlin, seinen Aufenthalt nahm. Nach dem „Crociato", den er persönlich in der Ital. Oper zu Paris u. mit Glück in Scene gebracht hatte, ließ er eine lange Zeit absolut nichts von sich hören; dann aber trat er plötzlich mit einer Oper auf, die den Beweis lieferte, daß er nur geschwiegen hatte, um als ein total Umgewandelter sich zu produziren, u. zwar mit der in Rede stehenden Oper „Robert le Diable"

(Robert der Teufel), welche er schon 1830 bei der Pariser Großen Oper eingereicht hatte, welche aber infolge der Julirevolution erst im Nov. 1831 in Scene ging. Der Erfolg war ein beispielloser u. M. mit einem Schlage der Beherrscher der Großen Oper, der er auch bis auf den heutigen Tag geblieben ist. — Befestigt, ja noch erhöht wurde M.'s Ruhm durch die dem „Robert" nachfolgende Oper „Les Huguenots" (die Hugenotten), welche im März 1836 zuerst über die Breter der Pariser Großen Oper ging u. unleugbar als der Höhepunkt von M.'s Schaffen angesehen werden muß. — Das nächste bedeutendere Werk M.'s war die Musik zu seines verstorbenen Bruders Michael Beer Tragödie „Struensee", u. auf diese wiederum folgte, nachdem M. 1842 vom König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum Generalmusikdirektor ernannt worden, die Fest- u. Gelegenheitsoper „Das Feldlager in Schlesien", welche im Dez. 1844 zur Einweihung des nach einem Brande wieder aufgebauten Berliner Opernhauses gegeben wurde, viel Wirkung machte u. später auch — unter dem Titel „Vielka" — in Wien u. London zur Aufführung kam. Nachdem M. 1845 von dem größten Theile seiner Dienstgeschäfte als Generalmusikdirektor sich hatte entbinden lassen, hielt er sich wieder mehr in Paris auf u. arbeitete daselbst hauptsächlich an der Oper „Der Prophet", welche im April 1849 in der Großen Oper zu Paris mit großem Erfolg zuerst in Scene ging u. an Werth dem „Robert" u. den „Hugenotten" nahe kommt. Von geringerer Bedeutung dagegen war „L'Étoile du Nord" (der Nordstern), im Febr. 1854 in der Opéra-comique zu Paris zuerst aufgeführt, im Wesentlichen nur eine Umgestaltung des „Feldlagers". Auch fand diese Oper weniger Verbreitung, welche dagegen der 1859 zu Paris, ebenfalls in der Opéra-comique, auf die Bühne gebrachten „Dinorah" od., wie diese Oper eigentlich heißt, „Le Pardon de Ploërmel" (die Wallfahrt nach Ploërmel) wieder in höherem Grade zu Theil wurde. Wiederum für die Pariser Große Oper bestimmt war „L'Africaine" (die Afrikanerin), welches Werk M. bereits Jahrzehnte früher (man sagt bald nach den „Hugenotten") begonnen hatte, welches aber immer wieder liegen geblieben war u. erst nach unzähligen Umwandlungen u. Umgestaltungen seine letzte Gestalt erhalten hatte. Die „Afrikanerin" kam im April 1865 zur ersten Aufführung u. hatte einen glänzenden Erfolg, trotzdem nicht zu verkennen ist, daß diese vierte von M.'s großen Opern ihren Vorgängerinnen („Robert", „Hugenotten" u. „Prophet") ziemlich beträchtlich nachsteht. M. selbst erlebte den Triumph der „Afrikanerin" nicht mehr; bereits am 2. Mai 1864 war er zu Paris gestorben. Seine Leiche war nach Berlin gebracht u. auf dem israelitischen Friedhof daselbst feierlichst beigesetzt worden. — M.'s Kompositionen außer seinen Opern u. der Struenseemusik bestehen in verschiedenen Motetten u. Psalmen, einigen Gelegenheitscantaten, einem Festspiel („Das Hoffest von Ferrara) u. sog. Fackeltänzen für den preuß. Hof, einer Ouverture zur Londoner Weltausstellung (1852), einer Cantate nebst Marsch zur Pariser Schillerfeier, zahlreichen Liedern u. Gesängen (meist auf franz. Texte) 2c. Dies Alles aber kommt nicht in Betracht gegenüber seinen großen franz. Opern, die ihn als einen der größten Meister der musikalisch-dramatischen Darstellung überhaupt wie der Charakterisirung von Situationen u. Individuen u. der instrumentalen Koloristik im Besonderen erkennen lassen, u. die zudem einen großen Reichthum an eigenartiger u. zündender Melodik enthalten. Freilich kann man ihn von dem Streben, um jeden Preis Effekt zu machen u. dem Effekt zu Liebe die raffinirtesten u. drastischsten Mittel aufzubieten, nicht freisprechen.

Meyerheim, eine bekannte Malerfamilie, deren Glieder nam. auf dem Gebiete der Genremalerei Vorzügliches geleistet haben. Haupt derselben ist Friedrich Eduard **M.**, geb. zu Danzig 7. Jan. 1808, der zuerst in seiner Vaterstadt die Stubenmalerei erlernte, in reiferem Alter nach Berlin kam u. vom 22. Jahre an sich mit Lithographien für Architekturen beschäftigte („Denkmäler der Altmark Brandenburg" mit Text von Kugler, 4 Hefte, Berl. 1833), dann aber sich mit Vorliebe für das figürliche Fach dem Genre zuwandte, für welches er die Motive aus dem Leben der Bewohner des Harzes u. des Thüringer Waldes entnahm. Dahin gehören, nachdem einige Bilder romantischen Inhalts vorausgegangen waren, das „Scheibenschießen", der „Kirchgang", der „Strickunterricht", die „Morgenstunde" u. das „Kätzchen" 2c. Mehrere dieser Bilder befinden sich jetzt im Nationalmuseum zu Berlin. M. ist Schwiegersohn des Bildhauers Friedrich Drake. — Sein ältester Sohn Eduard Franz **M.**, geb. zu Berlin 10. Okt. 1838, ist ebenfalls Genremaler, legte sich aber zunächst auf das mittelalterliche Genre u. wandte sich dann zu den Darstellungen aus dem Leben der Hessen u. Tiroler, malte auch Interieurs mit Staffage. — Bedeutender ist Friedrich Eduard's zweiter Sohn, Friedrich Paul **M.**, geb. 13. Juli 1842. Er war Schüler seines Vaters, besuchte ebenfalls die Berliner Akademie u. behandelte gleich Anfangs mit entschiedener Vorliebe u. vielem Humor das Leben der Thiere in Verbindung mit der Menschenwelt. Nach längeren Reisen durch Deutschland, die Schweiz u. Italien u. einem Aufenthalte in Paris trat er mit seinen Bildern „aus der Menagerie", die „Schafschur", die „Kunstreiter vor der Vorstellung" auf, die, sowie seine nachherigen Bilder „Aus dem Leben der Affen", „Fuchs u. Storch" 2c., allgemeinen Beifall fanden. Auch stellte er in einer Loggia der Borsig'schen Villa die Entwicklung des Eisenbahnbaues, des Bergwerkes, der Hochöfen u. des Maschinenbaues dar. — Andere, weniger bedeutende Glieder der Familie sind Wilhelm Alexander **M.**, jüngerer Bruder von Friedrich Eduard, geb. zu Danzig, der vorzugsweise Genrescenen mit Pferden aus dem Soldatenleben darstellte, u. dessen dem Vater nachstrebender Sohn Paul Wilhelm **M.** ist; endlich noch Robert **M.**, Sohn eines zweiten Bruders von Franz Eduard, geb. 1847 zu Danzig, der sich in Düsseldorf ausbildete u., jetzt in London lebend, sauber ausgeführte Stimmungslandschaften malt.

Meyern-Hohenberg, Freiherr Gustav Wilhelm v., Dichter, geb. zu Kalvörde (braunschw. Enklave in der Altmark) 10. Sept. 1820; studirte die Rechte in Göttingen u. Berlin, trat 1843 in sachs.-koburg.-goth. Civilstaats- u. Hofdienste, ward Geh. Kabinetsrath u. Generalintendant des herzogl. Hoftheaters u. der Hofkapelle, nahm 1868 seinen Abschied u. lebt seitdem auf seiner Villa bei Konstanz am Bodensee. Seine besten Werke sind das Schauspiel „Heinrich von Schwerin" (Berl. 1858) u. die politisch-dramatische Studie „Ein Kaiser" (Gotha 1857; 2. Aufl. 1861). Auch sein episches Gedicht „Das Welfenlied" (Berl. 1854) bietet im Einzelnen Vortreffliches. Außerdem schrieb er: „Monatsmärchen" (Bilder u. politische Gedichte, Lpz. 1850); „Altes u. Neues" (ebd. 1872); „Ein Märchen aus unsern Tagen" (1875); „Balladen vom Elsaß" (Stuttg. 1876) u. die Bühnenstücke „Die Kavaliere", „Das Ehrenwort", „Das Haus der Posa" (Lpz 1874) u. „Die Malteser" (ebd. 1876).

Meyfart, Johannes Matthias, luther. Theolog u. Liederdichter, geb. 9. Nov. 1590 zu Jena; studirte, nachdem er in Gotha seine Vorbildung empfangen hatte, zu Jena u. Wittenberg Philosophie u. Theologie; seit 1616 wirkte er als Professor an der Schule zu Koburg, seit 1623 als Rektor derselben, folgte aber um 1633 einem Rufe an die Universität Erfurt u. starb daselbst 26. Jan. 1642. Seine zahlreichen Schriften, in denen er ganz im Gegensatze zu der starren lutherischen Scholastik einer gesunden Mystik huldigte u. gegen das mannichfache Verderben der Zeit, wie die Hexenprozesse, den Verfall der Universitäten u. dergl. eiferte, sind jetzt verschollen, während das herrliche Kirchenlied: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt", das sich zuerst in seinen vier Predigten von 1626 findet, noch heute fortlebt.

Meyr, Melchior, Schriftsteller u. Dichter, der insbes. unter den Lehrdichtern unserer modernen Literatur einen der ersten Plätze einnimmt, geb. 28. Juni 1810 zu Ehringen bei Nördlingen, wo sein Vater ein Bauergut besaß; studirte in Heidelberg u. München die Rechte u. Philosophie, widmete sich dann aber ausschließlich der literarischen Beschäftigung. Er lebte seit 1837 in Erlangen, dann in München, 1840—52 in Berlin, seitdem abwechselnd wieder in München u. in seiner Heimat, u. starb zu München 22. April 1871. Seine „Erzählungen aus dem Ries" (Berl. 1856; 1. Folge, ebd. 1860; neue Aufl., 3 Bde., Lpz. 1868; 2. Folge ebd. 1869) sind vortreffliche Dorfgeschichten voll Kraft, Einfachheit u. Einfalt im schönsten Sinne des Wortes, die Karl v. Enhuber (s. d.) zu meisterhaften Illustrationen begeisterten. Das Drama „Herzog Albrecht" (1852 zuerst in Berlin aufgeführt) ist wol die beste dramatische Behandlung der Geschichte der schönen u. unglücklichen Agnes Bernauerin. Außer diesen vorzüglichsten Schöpfungen M.'s sind zu nennen: „Wilhelm

u. Rosina" (1835), ein idyllisches Epos; „Lyrische Gedichte" (Berl. 1857); „Die Religion des Geistes" (Lpz. 1871), religiöse u. philosophische Gedichte; die Dramen „Franz von Sickingen" (Berl. 1851) u. „Mechthilde" (Hann. 1868) sowie die Tragödie „Karl d. Kühne" (Stuttg. 1862); „Erzählungen" (Hann. 1867); die Romane „Vier Deutsche" (3 Bde., Stuttg. 1861), „Ewige Liebe" (2 Bde., Braunschweig 1864) u. „Duell u. Ehre" (2 Bde., Lpz. 1870), in welch letzterem er die Duellfrage geistvoll behandelte. Wie M. in der Dichtung zwischen Realismus u. Idealismus die Mitte zu halten suchte, so auch in seinen philosophischen Aufsätzen zwischen dem Materialismus u. dem transcendentalen Idealismus. Es sind: „Gott u. sein Reich" (Stuttg. 1860); „Emilie" (ebd. 1863), Gespräche über Wahrheit, Güte u. Schönheit; „Die Fortdauer nach dem Tode" (Lpz. 1869); „Die Religion u. ihre jetzt gebotene Fortbildung" (ebd. 1871). Als warmen Patrioten zeigten ihn die anonym erschienenen „Gespräche mit einem Grobian" (Lpz. 1866; 2. Aufl. 1867), in denen Etwas von Arndt'scher Kraft pulsirte. Aus seinem Nachlasse veröffentlichten noch Graf Max v. Bothmer u. Moritz Carrière „Gedanken über Kunst, Religion u. Philosophie" (Lpz. 1874) u. „Biographisches. Briefe. Gedichte" (ebd. 1874).

Meza, Christian Julius de, dän. General, aus einer alten portug. Judenfamilie stammend, die sich im 16. Jahrh. in Dänemark niedergelassen hatte u. zum Christenthum übergetreten war, wurde geb. 14. Jan. 1792 zu Helsingör bei Kopenhagen, wo sein Vater Arzt war. Im J. 1807 trat er in die dän. Artillerie, verließ aber bald den aktiven Dienst u. wurde Lehrer an der Artillerieschule u. später an der Militärakademie in Kopenhagen. 1848 zum Kommandanten der Feldartillerie ernannt, nahm er am Schleswig-holsteinischen Kriege Theil, erhielt 1849 den Befehl über 15,000 Mann auf der Insel Alsen, wurde nach dem Kampfe bei Fridericia (6. Juli) Generalmajor, 1. Jan. 1850 Chef der ganzen Artilleriebrigade u. nach dem Frieden Generalinspektor der Artillerie u. kommandirender General in Schleswig u. Jütland. Seit 1860 Generalleutnant, erhielt er zu Weihnachten 1863 den Oberbefehl über das dän. Heer für den Krieg gegen die Deutschen. Durch die Räumung des südschleswig'schen Danewerks aber (5.—6. Febr. 1864), durch welchen Schritt er, da er sich überlegenen preuß.-österr. Streitkräften gegenüber befand, viel unnützes Blutvergießen vermied, zog er sich so heftige Angriffe der eiderdänischen Partei zu, daß er den Oberbefehl niederlegen mußte. Später ernannte ihn jedoch der König zum General der Infanterie, als welcher er 17. Sept. 1865 zu Kopenhagen starb.

Mézeray (spr. Mehsreh), François Eudes de, franz. Historiker, geb. 1610 zu Ry bei Falaise (Normandie); diente eine Zeit lang als Offizier in der Artillerie, trieb dann in Paris aufs Eifrigste Geschichtstudien, erhielt 1683 durch den Kardinal Richelieu den Titel eines Historiographen von Frankreich mit 4000 Livres Pension, wurde 1675 beständiger Sekretär der Franz. Akademie, welcher er schon seit 1648 angehörte, u. starb zu Paris 10. Juli 1683. Sein Hauptwerk ist die „Histoire de France" (3 Bde., Par. 1643—51), von der er auch einen vortrefflichen Auszug als „Abrégé chronologique de l'histoire de France" (7 Bde., ebd. 1668; 14 Bde., 1775) herausgab. Außerdem ist noch sein „Traité de l'origine des Français" (Amst. 1688) bemerkenswerth. Die ungeschminkte Darstellung, welche der freisinnige Mann insbes. von der Entstehung der Abgaben geliefert, hatte den Minister Colbert veranlaßt, ihm die Pension wieder zu entziehen.

Mézières, Hauptstadt des nordostfranz. Departements Ardennes mit 4185 E. (1862), liegt an der Mündung der Vence in die Maas u. ist durch eine Citadelle, eine Einfassungsmauer u. drei Hornwerke befestigt. Pulver u. Projektile sind die wichtigsten Produkte der Industrie. Die Festung, welche im Deutsch-französischen Kriege den Franctireurs eine starke Stütze bot, ward zuerst von den Truppen der 1. preuß. Division beobachtet u. dann durch ein Detachement der 14. Division cernirt. Der Beschießung vom 31. Dez. 1870 u. 1. Jan. 1871 folgte 2. Jan. 1871 die Kapitulation.

mezza voce, abgekürzt m. v. (ital., d. h. mit halber Stimme), musikalische Vorzeichnung beim Gesange.

Mezzofanti, Giuseppe Gasparo, ital. Kardinal, bekannt als „Sprachenbändiger", geb. als Sohn eines Tischlers zu Bologna 19. Sept. 1771; erregte schon als Schüler des dortigen bischöflichen Seminars durch sein außergewöhnliches Sprachtalent das Staunen seiner Lehrer, hielt, nachdem er Priester geworden, seit Dez. 1797 an der Universität Vorlesungen über die arab. Sprache, ward 1804 Professor des Griechischen u. der oriental. Sprachen u. bekleidete später auch das Amt eines Bibliothekars. Im J. 1831 berief ihn Gregor XVI. nach Rom u. machte ihn zum ersten Kustoden der Vatikansbibliothek u. 1838 auch zum Kardinal. M. starb zu Neapel 15. März 1849. M. sprach u. verstand zuletzt 58 Sprachen in ihren verschiedenen Dialekten, ohne indessen auch Sprachforscher zu sein, u. die Wissenschaft hat ihm keine Bereicherung zu verdanken. — Vgl. Malavit, „Le cardinal M." (Par. 1853) u. Russell, „The life of cardinal M." (Lond. 1858).

Mezzotinto (ital.), eigentlich Halbschatten, Mitteltöne zwischen Licht u. Schatten, gewöhnlich s. v. w. Schwarzkunst, Schabmanier in der Kupferstecherkunst; ein angeblich vom hessischen Oberstleutnant Ludwig von Siegen um die Mitte des 17. Jahrh. erfundenes Verfahren, das sich dadurch von dem eigentlichen Linienstich, der mit dem Grabstichel ausgeführt wird, unterscheidet, daß, nachdem die Kontouren u. die kräftigeren Stellen auf der Zeichnung der Platte geätzt u. radirt sind, die ganze Platte „gewiegt", d. h. mit einem „Wiege" genannten stählernen Werkzeug rauh gemacht (gekörnt) wird, u. daß nun aus dieser körnigen Platte die Lichter durch Schaben herausgebracht werden, wodurch eine der Tuschmanier ähnliche Abstufung zwischen Hell u. Dunkel entsteht. Bes. beliebt wurde die Schwarzkunst bei den Engländern.

Miako od. Kioto, zweitgrößte Stadt in Japan, ehemalige Residenz des Mikado, jetzt ein Residenzbezirk (Fu) mit 567,334 E. (1873); liegt auf der Insel Nipon, 50 M. im WSW. von Jedo an dem gleichnamigen Flusse in einer Ebene, welche von Gebirgen umschlossen ist, die bis 1000 m. ansteigen. Die Stadt hat regelmäßige, enge, aber sehr belebte Straßen u. eine überaus große Anzahl von Tempeln, von denen aber unter dem jetzigen Regime ein guter Theil aufgehoben ist. Unter denselben ist in ganz Japan der Tempel des Fokosi durch seine riesige Buddhastatue u. seine gewaltige Glocke u. der Tempel der Kwanoon durch die überaus große Anzahl seiner Götzenbilder berühmt. Die Klöster u. Tempel auf den umliegenden Bergen sind in den letzten Jahren sämmtlich säkularisirt worden. Die zum Palast des Mikado gehörigen Gebäude bilden einen eigenen befestigten Stadttheil. Für Buchdruck, Handel u. Industrie ist M. eine der hervorragendsten Städte Japans. Bes. ausgezeichnet ist die Seiden- u. Porzellanmanufaktur; die hier fabrizirte, unter dem Namen Awadajaki bekannte Porzellanart steht dem weltberühmten Satzuma nicht nach; sehr geschätzt sind die Bronzearbeiten von M.; 1873 ward hier eine sehr umfangreiche Industrieausstellung abgehalten.

Miani, Giovanni, Afrikareisender. Geborener Venetianer, hielt er sich viele Jahre in den Nilländern, nam. in Chartum auf, gab 1857 in Frankreich eine „Nouvelle Carte du Bassin du Nil etc." heraus u. brachte dort auch eine Expedition zur Aufsuchung der Nilquellen zu Stande, die 1859 Marseille verließ, aber schon in Chartum sich wieder auflöste. M. verfolgte nun allein sein Reiseziel u. gelangte auf dem Weißen Nil bis Galuffi unfern der Asuamündung (3° 34′ n. Br.). Ueber diese Reise erschien sein Bericht mit Karte („Spedizione verso le origine del Nilo") 1860 in Kairo. Nach mehreren vergeblichen Versuchen zur Organisation einer neuen Expedition gelang es ihm erst 1871, eine Reise von Chartum aus nach den Nilquellenländern anzutreten, deren Beschwerden er jedoch Nov. 1872 im Lande der Monbuttu erlag. Sein in der Pariser Geographischen Gesellschaft 1858 gehaltener Vortrag erschien 1862 zu Venedig unter dem Titel „Posizione geografica dell'Offir della Bibbia dell'origine del Nilo"; sein Artikel über die „Lingua degli Auidi" im „Commercio d'Egytto" 1863, sowie auch sein Bericht über die mit Schweinfurth 1864 gemeinschaftlich unternommene Reise nach dem Isthmus von Sues im „Osservatore Triestino" 1864.

Miasma ist ein seiner Natur nach noch unbekanntes Agens, das, wie es scheint, im Boden erzeugt wird, sich in der Luft verbreitet u. eine Krankheit bei denjenigen Menschen erzeugt, die mit ihm in Berührung kommen u. eine Disposition zur Erkrankung besitzen. So ist das Wechselfieber eine ausgesprochen miasmatische Krankheit. Meist sind es die Aushauchungen sumpfigen Bodens, welche das M. erzeugen; in dieser Beziehung ist vor Allem die Malaria (s. d.) zu nennen. Die Aufnahme des M. in den Körper geschieht wahrscheinlich durch verschiedene Organe, zumeist aber wol durch die Einathmung. Von mehreren Krankheiten ist es noch nicht sicher gestellt, ob sie durch ein M. od. durch ein Contagium

sich verbreiten, d. h. durch einen Ansteckungsstoff, der sich nur von Individuum zu Individuum überträgt. So ist man schließlich dazu gekommen, miasmatisch-kontagiöse Krankheiten zuzulassen (Typhus, Cholera, Gelbfieber, Pest, Kindbettfieber, Hospitalbrand, Ruhr, Influenza). Es ist noch immer zweifelhaft, ob das M. ein chemischer Stoff ist, der, ins Blut aufgenommen, in demselben einen Vorgang hervorruft, der mit dem Gährungsprozeß Aehnlichkeit haben dürfte, od. ob mikroskopische organische Körperchen, Pilzsporen, Monaden u. Vibrionen, Mikrokokken 2c. das Ansteckungsprinzip darstellen.

Miaulis, Andreas Vokos, griech. Admiral, war von niederer Herkunft u. hieß eigentlich Vokos, während er den Namen M. erst erhielt, als er bereits im Besitze einer Felucke war, eines Fahrzeugs, das im Türk. Miaul genannt wird. Geb. 1768 zu Negroponte, ließ er sich um 1800 als Rheder auf der Insel Hydra nieder, wo er dann unter die Primaten aufgenommen wurde. Mit Enthusiasmus schloß er sich 1821 der Erhebung gegen die Türken an, übernahm 1822 die Führung der hydriotischen Flotte, mit der er im März bei Patras u. im Sept. im Kanal von Spezzia siegte, u. erhielt 1823 den Oberbefehl über die ganze griech. Flotte. Von seinen kühnen Thaten in der Folgezeit ist bes. das Verbrennen der feindlichen Flotte im Hafen von Modon 12. Mai 1825 hervorzuheben. Als die Nationalversammlung 1827 Lord Cochrane zum griech. Admiral ernannt hatte, trat M. zurück. Zwar nahm er dann den ihm vom Präsidenten Kapodistrias (s. d.) von Neuem übertragenen Oberbefehl wieder an, ließ sich auch 1829 zum Oberaufseher des Kriegshafens von Poros ernennen, trat aber dessenungeachtet 1830 an die Spitze der Opposition, welche in Hydra ihren Sitz hatte, u. verbrannte, nachdem jeder Versuch, den Präsidenten von seiner Politik abzubringen, gescheitert war, 13. Aug. 1831 die im Hafen von Poros liegenden griech. Kriegsschiffe, um sie nicht den Russen überlassen zu müssen. Nach Kapodistrias' Ermordung 1832 zum Oberadmiral ernannt, gehörte er zu den Deputirten, welche dem zum König erwählten Prinzen Otto im Namen der griech. Nation zu München huldigten, u. ward dann von demselben mit der Herstellung u. Leitung der Marine betraut. Er starb bald nach seiner von Staatswegen erfolgten Ernennung zum Vizeadmiral 23. Juni 1835 zu Athen.

Micha (hebr., eigentlich Michajahu, d. h. Wer ist wie Jehovah?), der 6. unter den sog. 12 kleinen Propheten des Alten Testaments. Ueber seine Person wissen wir nichts weiter, als daß er aus Maresa (d. i. nach Kap. 1, 14 wahrscheinlich Moreseth-Gath) gebürtig war. Nach der (späteren) Ueberschrift weissagte er unter den jüdischen Königen Jotham, Ahas u. Hiskia, nach dem Inhalt u. nach Jeremias 26, 17 ff. aber nur unter Hiskia, u. zwar kurz vor dem 722 erfolgten Sturz Samariens. Das Buch zerfällt in 2 Theile; der erste erhebt sich von Bußmahnungen u. Drohungen (Kap. 3, 12 auch der Zerstörung Jerusalems) zu frohen Erwartungen der messianischen Zeit u. weissagt 5, 1 ff. das Hervorgehen des Messias aus Bethlehem; der 2. Theil (Kap. 6 u. 7) ergeht sich wieder mehr in düsteren Bildern. Kraft u. Schwung der Sprache machen M. zu dem würdigen Zeitgenossen des Jesaja.

Michael (hebr., d. h. Wer ist wie Gott?) wird zuerst Daniel 10, 13 als einer der obersten Fürsten (unter den Engeln) genannt, der für das Volk Israel gegen Persien gekämpft habe; 12, 1 heißt er „der große Fürst". Im Neuen Testament erscheint er als Erzengel (Judasbrief 9), der mit dem Teufel um den Leichnam Mose's streitet, u. Offenb. 12, 7 nebst seinen Engeln als Besieger des Teufels. In der jüd. Engellehre der letzten Jahrhunderte v. Chr. ist M. einer der 4 Engel des Thrones, d. h. die den Thron Gottes umstehen; in der Kathol. Kirche zählt er zu den sog. Erzengeln (s. „Engel") neben Raphael u. Gabriel. Als Streiter gegen den Satan mit dem Schwert in der Hand dargestellt, wurde er zu einem Lieblingssymbol der „streitenden Kirche". Sein Fest, 493 von Gelasius I. gestiftet, wurde seit dem 9. Jahrh. allgemein u. später zugleich als Engelfest überhaupt gefeiert (29. Sept.). Die Ev. Kirche hat es theilweise als Engelfest od. zum Behufe von Schulpredigten beibehalten, indem sie die Engel als Beschützer der Jugend auffaßte.

Michaelis, Johann David, ein Theolog u. Orientalist, der seiner Zeit als ein ruhmvolles Haupt der Göttinger Universität in verdientem Ansehen stand, Sohn des Theologen u. Orientalisten Christian Benedikt **M.** (geb. zu Elrich 26. Jan. 1680, gest. als Universitätsprofessor zu Halle 22. Febr. 1764), ward 27. Febr. 1717 zu Halle geb.; studirte u. habilitirte sich daselbst, ging 1745 als Professor der Philosophie nach Göttingen, wo er auch Sekretär u. eine Zeit lang Direktor der Sozietät der Wissenschaften sowie seit 1761 Direktor des Philologischen Seminars u. 1761—63 Universitätsbibliothekar war, u. starb als titul. kaiserl. Rath u. hann. Geheimrath zu Göttingen 22. Aug. 1791. Sein Verdienst bestand hauptsächlich in seinem erfolgreichen Streben, mit Hülfe sprach- u. kulturgeschichtlicher sowie ethnographischer Studien das rationelle Verständniß der Bibel u. eine hellere Einsicht in das gesammte orientalische Alterthum zu befördern. Die bedeutendsten seiner Werke sind: „Einleitung in die göttlichen Schriften des Neuen Bundes" (2 Bde., Gött. 1750; 4. Aufl. 1787 f.); „Mosaisches Recht" (6 Bde., Frkf. 1769—75; 2. Aufl., 5 Bde., 1776—80); „Oriental. u. exegetische Bibliothek" (23 Bde., ebd. 1771—85; u. 9 Bde., 1786—91) u. seine von Stäudlin herausgegebene „Moral" (3 Bde., Gött. 1792—1823). Vgl. seine „Lebensbeschreibung, von ihm selbst abgefaßt" (Rinteln u. Lpz. 1793). — Seine Tochter Karoline **M.**, geb. zu Göttingen 2. Sept. 1763, ward 15. Juni 1784 die Gattin des Bergmedikus Böhmer, dem sie nach Klausthal folgte, kehrte nach seinem am 4. Febr. 1788 erfolgten Tode nach Göttingen zurück u. lebte 1789—91 in Marburg bei ihrem Bruder Friedrich, der dort Professor der Medizin war. Die Sehnsucht ihres leidenschaftlichen Herzens war durch ihre Ehe unbefriedigt geblieben. Daher trat sie nun in mannichfaltige Verhältnisse mit Männern, die sie in ihrer Umgebung antraf, od. die sich durch den Reiz ihres Wesens anziehen ließen. Unter Anderen wurde sie, nachdem sie ihren Aufenthalt in Mainz genommen, die moralische Krankenwärterin Joh. Georg Forster's (s. d.), den seine Frau, ihre Jugendfreundin Therese geb. Heyne (s. d. unter „Huber"), im Dez. 1792 verlassen hatte. So zog sie sich auch, als Forster im März 1793 nach Paris gegangen, den Verdacht zu, an den damaligen demokratischen Bestrebungen sich betheiligt zu haben, u. mußte eine längere Haft bestehen. Da entschloß sich Aug. Wilh. Schlegel (s. d.), die verlorene Ehre der von allen Seiten Geschmähten, Verleumdeten u. Angefeindeten wieder herzustellen, u. Karoline, die ihn früher abgewiesen, nahm jetzt seine Hand an. Seit 1. Juli 1796 seine Gattin, betheiligte sie sich nicht blos an seinen Arbeiten, sondern spielte überhaupt eine große Rolle in dem Kreise der romantischen Dichter zu Jena. Nachdem aber 1798 F. W. J. v. Schelling (s. d.) dahin gekommen, ward ihr die Verbindung mit Schlegel immer unerträglicher, so daß 17. Mai 1803 die Scheidung erfolgte, worauf sich Karoline 26. Juni mit Schelling verehelichte. Sie starb zu Jena 7. Sept. 1809. Ueber das Wesen dieser merkwürdigen Frau haben erst ihre unter dem Titel „Karoline" von Waitz herausgegebenen Briefe (Lpz. 1871), die auch für die Geschichte einer der großartigsten Epochen deutscher Geistesbildung hohen Werth besitzen, Licht verbreitet.

Michael Obrenowitsch, s. „Obrenowitsch".

Michaelsorden, s. „Orden".

Michaïlowski-Danilewski, Alexander Iwanowitsch, russ. Geschichtschreiber, geb. 1790; studirte in Moskau u. Göttingen, war 1812—13 Adjutant Kutusoff's, gehörte dann zur Kanzlei des Fürsten Wolkonski, wohnte dem Wiener Kongreß bei, begleitete 1815—18 den Kaiser Alexander I. auf dessen Reisen, wurde 1823 Generalmajor, als welcher er 1829 unter Diebitsch-Sabalkanski den Türkenkrieg mitmachte, ward 1835 Generalleutnant u. Präsident des Kriegscensurcomités sowie 1839 Mitglied des Kriegsraths, u. starb zu Petersburg 21. Sept. 1848. Von seinen kriegsgeschichtlichen Werken, ausgezeichnet durch höchst lebendige Darstellung, ohne aber durchaus zuverlässig zu sein, erschien 1849 f. zu Petersburg eine Sammlung in 7 Bdn. Aufsehen erregten seiner Zeit insbes. die „Denkwürdigkeiten über den Krieg aus den J. 1814—15" (2 Bde., Petersb. 1835 u. öfter, deutsch von Goldhammer, Lpz. 1838).

Michaud (spr. Mischoh), Joseph François, franz. Geschichtschreiber u. Publizist, geb. zu Bourg d'Albens in Savoyen 19. Juni 1767; wendete sich 1791 nach Paris, wo er sich durch seine vielseitige literarische Thätigkeit u. nam. als Redakteur der „Quotidienne" bald bekannt, aber auch als unerschrockener Royalist den republikanischen Machthabern so unbequem machte, daß er kaum dem Schaffot entging. 1797 zur Deportation nach Cayenne verurtheilt, flüchtete er sich nach dem Jura, wo er das berühmte Gedicht „Le

printemps d'un proscrit" (Par. 1804; neue Aufl., 1827) verfaßte. Seit 1799 wieder in Paris, widmete er sich dann hauptsächlich historischen Forschungen, gründete mit seinem Bruder Louis Gabriel **M.** (geb. zu Bourg-en-Bresse 19. Jan. 1773, gest. zu Ternes bei Paris 10. März 1858) eine Buchdruckerei u. Verlagshandlung, wurde 1814 Censor u. Vorleser des Königs, verlor aber diese Aemter 1827, weil er gegen die Knebelung der Presse war, bereiste 1829 bis 1831 den Orient u. starb zu Passy 30. Sept. 1839. Seit 1813 war M. Mitglied der Franz. Akademie. Seine Hauptwerke sind: „Histoire des progrès et de la chûte de l'empire de Mysore sous le règne d'Hyder-Aly et de Tippoo-Saib" (2 Bde., Par. 1801); „Histoire des croisades" (3 Bde., ebd. 1812—17 u. öfter; deutsch von Ungewitter u. Förster, 6 Bde., Quedlinb. 1827—32); „Bibliothèque des croisades" (4 Bde., Par. 1830). Von seinem Pamphlet „Histoire des 15 semaines, ou le dernier règne de Bonaparte" (ebd. 1816) erschienen binnen Kurzem 27 Auflagen. Mit Poujoulat gab er die „Correspondance de l'Orient" (7 Bde., ebd. 1830—38) u. die „Collection de mémoires pour servir à l'histoire de France depuis le XIIIme siècle" (20 Bde., ebd. 1835—39) heraus. Auch besorgte er die Ausgabe bez. neue Ausgabe verschiedener wichtiger Werke, wie z. B. der „Correspondance littéraire de Grimm". Die von ihm u. seinem oben genannten Bruder begründete „Biographie universelle" (55 Bde., Par. 1811—33; Suppl. 1834—54, 30 Bde.) wurde hauptsächlich von Letzterem redigirt.

Michel, Deutscher, ist die spöttische gemeinsame Benennung der Deutschen als Vertreter des ganzen Volkes, wie man Jan Hagel für Pöbel, John Bull für das engl. Volk, Yankees od. Bruder Jonathan für die Nordamerikaner, Jean Foutre für die Franzosen, Mynheers für die Holländer braucht. Nach Einigen kommt der Ausdruck „M." hier nicht als Abkürzung für den Namen „Michael" vor, sondern ist aus dem althochdeutschen mihil, im Mittelhochdeutschen michel, herzuleiten u. bedeutet „groß" mit der Nebenbedeutung „unbeholfen, schwerleibig, klotzig", so daß die Bezeichnung „deutscher M." das schwerfällige deutsche Volk bezeichnen soll, u. so wird es bes. von den Franzosen verstanden. Sprüchwörtlich kommt dieser Ausdruck bei Frank, „Deutsche Sprüchwörter" (I. Bd., S. 246), bei Philander von Sittewald (I. Bd., S. 35, 123) u. im „Simplicissimus" (II. Bd., S.1047 f.) vor. Vorzugsweise mag ein tapferer Krieger, Michael Obentraut, der 1620—22 Generalleutnant im Dienste des Königs von Dänemark war u. sich bes. durch seine Tapferkeit gegen die Spanier auszeichnete, diesen Beinamen geführt haben, allein hergenommen von demselben ist er nicht erst, sondern viel älter. Eine neue Erklärung sucht den Ursprung des „deutschen M." (auch „dummer M.") in der Mythologie u. will ihn auf den Erzengel Michael (s. d.) zurückführen, den die deutschen Krieger des Mittelalters vor einer Schlacht als Helfer anzurufen pflegten. Diese Auffassung liegt auch der bekannten Zeichnung W. von Kaulbach's zu Grunde. Auf den Erzengel Michael waren, als auf den Schutzpatron des deutschen Volkes, viele Eigenschaften des deutschen heidnischen Sonnengottes Wodan übertragen worden. Da nun der deutsche Sonnengott im Winter seiner Kraft beraubt war, also schwach, unthätig, dumm war, so übertrug sich auf den heil. Michael, der ihn in der christlichen Zeit ersetzte, die Ansicht, daß er auch ein dummer M. sei. Die Franzosen, welche diesen Zusammenhang nicht verstanden, mögen also aus Mißverständniß erst in dem Michel allemand jene spöttische Nebenbedeutung gefunden haben, die er in der deutschen Sprache erst lange nach 1500 erhalten hat. In den 40er Jahren erschienen einige Spottgedichte unter diesem Namen von ungenannten Verfassern, so „Des armen M.'s Lebenslauf, deutsches Heldengedicht in 6 Klageliedern" (1845) u. „Die Micheliade in 24 Gesängen" (in der Zeitschrift „Welt u. Zeit" Bd. IV).

Michel (spr. Mischell), Francisque, franz. Gelehrter, geb. 18. Febr. 1809 zu Lyon; gegenwärtig Professor der ausländischen Literatur an der Faculté zu Bordeaux, gehört zu der Zahl derjenigen französ. Gelehrten, welche, unter dem Einflusse der romantischen Dichterschule stehend, in den 30er u. 40er Jahren unseres Jahrhunderts der Erforschung der altfranz. Literatur u. Geschichte die eifrigsten u. erfolgreichsten Bemühungen widmeten. Bes. machte er sich durch die Herausgabe zahlreicher u. umfangreicher altfranz. Texte verdient (z. B. „La Chronique de Duguesclin", 1830; „Le roman d'Eustache le moine", 1834; „Tristan", 1835; „Chroniques anglonormandes", 1836—40; „Chanson de Roland", 1837; „Chronique des ducs de Normandie", 1837—44; „Théâtre français au moyenâge", 1839 2c.), u. wenn diese Ausgaben auch meistentheils den gegenwärtigen Anforderungen der Wissenschaft nicht mehr genügen, indem sie nam. in Bezug auf die Textkritik viel zu wünschen übrig lassen, so bleibt ihnen doch immer das Verdienst, uns zahlreiche Quellen für die Kenntniß der altfranz. Sprache u. Kultur erschlossen zu haben. Unter M.'s zahlreichen u. sehr verschiedene Gegenstände behandelnden eigenen Schriften ist nam. seine kulturhistorisch hochinteressante „Histoire des races maudites" (1847) zu erwähnen. Endlich hat sich M. auch als Uebersetzer ausgewählter Dichtungen Shakespeare's („Oeuvres choisies de Shakespeare", 1866) ein Anrecht auf die Dankbarkeit seiner Landsleute erworben.

Michelangelo Buonarroti (richtiger als die übliche Schreibung Buonarotti), gewöhnlich kurzweg mit seinem Vornamen Michelangelo genannt, einer der größten Künstler aller Zeiten, der als Maler, Bildhauer u. Baumeister das Höchste leistete, zugleich ein tüchtiger Ingenieur war u. in der Dichtkunst sich mit Glück versuchte. Aus einer Familie altehrwürdigen Ursprungs stammend, die einst hohes Ansehen in Florenz genoß, aber später etwas herabgekommen war, wurde er am 6. März 1475 zu Caprese bei Florenz geboren, wo sein Vater Ludovico B. Podestà (s. d. w. Schulze) war. Da der Knabe bedeutende künstlerische Anlagen zeigte, so kam er im 14. Jahre in die Schule des Malers Domenico Ghirlandajo, der zu den gefeierten Größen seiner Zeit gehörte. Hier zeichnete er sich so aus, daß er dem Herzog Lorenzo von Medici, der in der Geschichte den Beinamen Il Magnifico, d. h. der Prächtige, führt, zur Aufnahme in die neugegründete Schule für Maler u. Bildhauer empfohlen wurde. Der Herzog nahm sich seiner Erziehung ganz bes. an, ja er zog ihn ganz in sein Haus, u. M. saß an der Tafel des Mediceers unter den erleuchteten Männern, welche Lorenzo an seinen Hof berufen hatte. Hier in Florenz war es, wo in der Modellirschule des Bertoldo seine Liebe u. sein Talent für die Kunst erwachte, in der er unerreicht dasteht, nämlich für die Plastik, die er selber die erste aller Künste nannte. Nach kurzer Zeit schon, im 17. Jahre seines Lebens, schuf er das noch heute in seinem Hause zu Florenz (Via Ghibellina Nr. 64) aufbewahrte köstliche Relief eines Hercules im Kampfe mit den Centauren, dem ein anderes dort befindliches Basrelief einer säugenden Madonna zeitlich vielleicht noch vorangeht. Als aber sein Gönner Lorenzo 1492 starb u. dessen unwürdiger Sohn Piero sammt dem ganzen Geschlecht der Mediceer aus Florenz vertrieben wurde, begab sich M. nach Bologna, wo er für den Sarkophag des heil. Dominicus (in der Kirche dieses Heiligen) den überaus lieblichen knieenden Engel mit dem Kandelaber fertigte. Nach etwa einjährigem Aufenthalte in Bologna finden wir ihn wieder in Florenz, dann, einer Einladung des Kardinals S. Giorgio folgend, von 1496—1500 in Rom. Dort entstand 1499, nachdem noch ein jugendlicher trunkener Bakchos (Uffizien in Florenz) vorangegangen war, das letzte bedeutende Werk dieser Periode: eine herrliche Gruppe der Madonna mit dem todten Heiland auf dem Schoße (sog. Pietà), jetzt in der Peterskirche. — Mit dem 16. Jahrh. beginnt die zweite Periode der künstlerischen u. zunächst der plastischen Thätigkeit M.'s, in welcher er seinem doppelten, sich scheinbar widersprechenden Drange, den menschlichen Figuren einerseits die vollkommenste Wirklichkeit u. anatomische Richtigkeit, andererseits übergewaltige Formen zu verleihen, vollen Lauf ließ. Das Moment der sinnlichen Schönheit u. des Liebreizes tritt hinter diesem Bestreben leider nur zu oft zurück. Das erste hierher gehörige Werk ist der kolossale David (jetzt im Hof der Akademie der Künste in Florenz), den er, um eine Probe seiner Geschicklichkeit abzulegen, aus einem Marmorblock meißelte, den ein anderer Künstler schon übel zugerichtet u. verpfuscht hatte. Im Winter 1504/5 wurde M. nach Rom berufen, wo ihn Papst Julius II. mit der Ausführung eines Mausoleums beauftragte, welches er sich selbst zu errichten gedachte. Die Zeichnungen zu diesem Denkmal, welches mit zahlreichen Standbildern u. Reliefs geschmückt werden sollte, übertrafen an Großartigkeit alles bisher Gesehene. Die Ausführung aber wurde für den Meister eine Quelle bitteren Verdrusses; nur Einzelheiten des kolossalen Werkes wurden vollendet, der Plan mehrmals vereinfacht u. die Maße beschränkt, u. erst lange nach des Papstes Tode, im J. 1545, gelangte das Grabmal als ein ziemlich barocker Wandbau in der Kirche S. Pietro in Vincoli in Rom zur Aufstellung. Einzelne Figuren, wie die des zürnenden Moses, von

höchster künstlerischer Vollendung, lassen ahnen, was aus dem Ganzen geworden wäre, wenn M. seinen Intentionen hätte folgen dürfen. Das letzte u. beste Werk dieser zweiten Periode ist ein um 1521 entstandener Christus (Kirche S. Maria sopra Minerva in Rom). — Die dritte Periode führt uns wieder in das von politischen Unruhen zerrissene Florenz, u. zwar sehen wir M. im Auftrage des Papstes Clemens VII. (Giulio di Medici) mit der Grabkapelle der Mediceer in der Kirche S. Lorenzo beschäftigt: hier schuf er jene herrliche sog. Mediceische Kapelle (Sagrestia nuova) mit den Grabmälern des Giuliano u. des Lorenzo di Medici, für deren bauliche wie plastische Ausschmückung dem Künstler freie Hand gelassen war u. in der die innigste Harmonie des Baues mit seinem Inhalte, dem Grabmonument, herrscht. Und einzelne Figuren dieses letzteren, nam. die berühmten vier Tageszeiten, erreichen das Höchste, wozu die moderne Plastik gelangen konnte. Schien es doch auch, als habe M. mit diesen Werken sich selbst erschöpft; denn seine nun noch folgenden Arbeiten auf dem Gebiete der Bildhauerkunst, wie ein Matthäus (Hof der Akademie in Florenz), eine Pietà (Hof des Palastes Rondanini in Rom), eine Grablegung hinter dem Hochaltar des Domes in Florenz u. eine Büste des Brutus in den Uffizien sind ziemlich unerfreulich. Eine andere Seite der Betrachtung bieten uns M.'s Gemälde, in denen er, unbekümmert um den bisherigen kirchlichen Typus u. die Darstellungsweise des Mittelalters, die Menschen mit einer hohen physischen Gewaltigkeit bildete u. eine Welt schuf, in deren Gestalten die Schönheit nur als Großartigkeit erscheint. Seine Beschäftigung mit der Malerei datirt eigentlich erst aus dem Anfange der zweiten Periode seiner künstlerischen Thätigkeit, als er 1504 im Wettstreit mit Lionardo da Vinci Scenen aus der Schlacht der Florentiner gegen die Mailänder bei Anghiari (1440) in einem Karton aufstellte, der die Bewunderung der ganzen Kunstwelt erregte, aber eben so wenig wie der seines Mitbewerbers zur Ausführung kam. Für uns ist sein zeitlich erstes bedeutendes Werk der Malerei der tiefsinnige Cyklus von Bildern aus der heil. Geschichte am Gewölbe der Sixtinischen Kapelle im Vatikan, schon 1506 geplant, aber erst im Okt. 1512 vollendet, im Auftrage von Julius II. ausgeführt. Es war dies in der ersten Zeit seiner Beschäftigung mit dem Mausoleum des Papstes, u. M. ging widerwillig ans Werk, dem er sich, als im Frescomalen ungeübt, vielleicht nicht gewachsen glaubte. Er lieferte zwar die Zeichnungen, überließ aber die Ausführung seinen Schülern. Als ihn indessen deren Arbeit nicht befriedigte, ließ er alles Begonnene wieder herunterschlagen u. vollendete nun ganz allein das gewaltige Werk, das Gediegenste u. Erhabenste, was er in den verschiedenen Zweigen der Kunst geschaffen hat. Erst viele Jahre später, 1534 bis 1541, reihte er im Auftrage des Papstes Paul III. diesem Cyklus sein weltberühmtes „Jüngstes Gericht" an, ein Bild, welches, die kolossale Altarwand der Sixtinischen Kapelle einnehmend, mit der zahllosen Menge seiner Figuren, mit der Kühnheit des Gedankens u. der Meisterschaft der Zeichnung, nam. in den schwierigsten Verkürzungen, wieder einzig dasteht, aber dadurch, daß der Künstler in einseitiger Auffassung nur den „Tag des Zornes" u. Christus nur als Richter darstellte, ein bedrückendes Gefühl hinterläßt. Keines von M.'s Werken hat auch so viel Tadel gefunden. Namentlich war es die rücksichtslose Nacktheit aller Figuren, welche den Papst verletzte u. beinahe veranlaßte, das ganze Gemälde zu zerstören, bis einem von des Meisters Schülern, Daniel da Volterra, gestattet wurde, die auffallendsten Blößen mit Gewändern zu verdecken, eine Thätigkeit, die ihm den Spottnamen des Hosenmachers (il braghettone) zuzog. Später übertrug Paul III. dem M. noch zwei andere Wandgemälde in der Cappella Paolina des Vatikans: die Kreuzigung Petri u. Pauli Bekehrung, beide Werke leider durch einen Brand u. durch Restauration so entstellt, daß vielleicht kein einziger Pinselstrich M.'s mehr zu erkennen ist. An Staffeleibildern findet sich nur noch ein einziges von seiner Hand: das Rundbild einer heil. Familie (Tribuna der Uffizien in Florenz). — Die Architektur ist die zeitlich letzte Kunst M.'s; sie ist unter seinen Händen am wenigsten rein geblieben, insofern er sich in ihr zu Willkür u. Ausschreitungen verleiten ließ u. so den von seinen Schülern ausgebildeten Barockstil (s. unter „Baukunst") anbahnte. Der erste größere Auftrag, der ihm hierin zu Theil wurde, war 1514 der Entwurf einer Façade der von Brunelleschi erbauten Kirche S. Lorenzo zu Florenz. Wenn er sich hierin noch seinem Vorgänger Brunelleschi u. in der oben erwähnten Kapelle der Mediceer den reinen klassischen Formen u. Verhältnissen anschloß, so ist dagegen die im Kreuzgange derselben Kirche befindliche Biblioteca Laurenziana, die er unter Clemens VII. begann, wenigstens in ihrer Vorhalle u. ihrer Treppe bereits eine absichtliche Vernichtung des Sinnes der architektonischen Einzelformen. Unter den zahlreichen Werken, die M. theils neu entwarf, theils nur umbaute, erwähnen wir den 1536 begonnenen Umbau der Paläste des Kapitols, die Façade des durch Sangallo umgebauten Palastes Farnese, dem er das herrliche Bekrönungsgesims verlieh, die Kirche S. Maria degli Angeli u. die Porta Pia, sämmtlich in Rom. Das Größte aber, was M. als Baumeister zur Ausführung brachte, ist die Vollendung der von Bramante 1506 begonnenen Peterskirche, die ihm nach dem Tode des Architekten Sangallo (gest. 1546) Papst Paul III. auftrug.



Nr. 4184. Michelangelo Buonarroti (geb. 6. März 1475, gest. 18. Febr. 1564).

Hierbei kehrte M. zur Grundidee Bramante's, zum gleicharmigen Kreuze, zurück, dessen vorderer Arm in der Mitte der Façade eine riesige Vorhalle haben sollte. Der schönste Schmuck aber des gewaltigen Gebäudes ist die grandiose Kuppel, nach M.'s Plänen u. Modellen bald nach seinem Tode vollendet. Sie verwirklicht das Ideal der ital. Baukunst, die Kuppel zum geistigen Haupt der Glieder des Kirchenkörpers zu erheben, u. ist das Höchste, was sich an Erhabenheit, Leichtigkeit u. Schönheit der Form sowie an Größe u. Kühnheit der Konstruktion erreichen läßt. Leider kam aber der Bau nicht ganz in dem Sinne zur Ausführung, wie ihn Bramante u. M. geplant hatten; denn Maderna machte das griech. Kreuz zu einem lat., indem er das jetzige Langhaus schuf, auf dessen perspektivische Wirkung das Ganze gar nicht angelegt war. — So hatte die Natur M. nicht allein mit einer geistigen Kraft begabt, vermöge deren er drei Gebiete der Kunst mit fast gleichem Glücke über die Dauer eines gewöhnlichen Menschenlebens hinaus beherrschte; sie hatte ihn auch mit andern Vorzügen der Seele ausgerüstet, mit denen er den politischen Stürmen u. den Anfechtungen des Neides mit der ganzen Selbständigkeit eines abgeschlossenen Charakters u. mit wahrem Künstlerstolze zu trotzen vermochte. Treu u. mit inniger Liebe seiner Vaterstadt Florenz anhangend, wählte er eine freiwillige Verbannung, als er deren

Freiheit verloren sah, u. ließ sich trotz aller Dankbarkeit, die er dem Hause der Medici schuldete, durch keine Einladung Cosimo's I. bewegen, nach Florenz zurückzukehren. Er blieb in Rom bis an sein Lebensende, welches am 18. Febr. 1564 erfolgte. Seine Leiche wurde nach Florenz gebracht u. dort in der Kirche Sta. Croce beigesetzt. Ueber seinem Grabe erhebt sich ein würdiges Denkmal mit seiner Büste u. den Statuen der drei bildenden Künste. — Auch in der Geschichte der Poesie nimmt M. einen ehrenvollen Platz ein. Seine Gedichte (zuerst 1623 herausgegeben von einem gleichnamigen Neffen, dann von Guasti, „Le rime di Michelangelo“, Flor. 1863, u. nach dessen Text mit deutscher Uebersetzung von Sophie Hasenclever, Lpz. 1875; vorher schon deutsch von Regis, Berl. 1842; vgl. Lang, „M. A. Buonarotti als Dichter“, 1861) zeigen ihn in einem neuen Lichte: in den meisten herrscht ein leichter, neckischer Humor, der in eigenthümlichem Gegensatze steht zu dem gewaltigen Ernst seiner übrigen Schöpfungen. Seine Briefe gab Milanesi heraus („Le lettere di M.“, Flor. 1875). — Biographien des Meisters lieferten (außer den allgemeinen Biographen u. Kunsthistorikern Vasari, Lanzi u. Cicognara) sein Schüler Ascanio Condivi, „Vita di M. B.“ (Rom 1553); Quatremère de Quincy, „Histoire de M. B.“ (Par. 1835); Hermann Grimm, „Leben M.'s“ (Hann., 4. Aufl., 3 Bde., 1873); Gotti, „Vita di Michelangelo Buonarroti“ (2 Bde., Florenz 1875); Black, „Michel-Angelo Buonarroti, the story of his life and labours“ (Lond. 1875); vergl. auch Springer, „M. in Rom 1508—12“ (Lpz. 1875). Abbildungen seiner Werke in Umrissen finden sich in Landon, „Vie et oeuvres des peintres de toutes les écoles.“

Michelet (spr. Misch'leh), Jules, franz. Geschichtschreiber u. Dichter, geb. 21. Aug. 1798 zu Paris; erhielt seine Jugendbildung im Collége Charlemagne u. wurde nach Vollendung seiner Studien Lehrer am Collége Rollin, 1830 aber Vorstand der historischen Abtheilung des Staatsarchivs, Stellvertreter Guizot's an der Sorbonne u. Geschichtslehrer der Prinzessin Clementine, Tochter Louis Philipp's. Infolge seiner werthvollen historischen Arbeiten wurde ihm 1838 eine Professur der Geschichte am Collége de France übertragen. In dieser Stellung gewann er sich durch seine lebendige u. geistvolle Beredsamkeit u. sein energisches Auftreten gegen Ultramontanismus u. Jesuitismus die vollsten Sympathien der Jugend, wurde aber der Regierung so mißliebig, daß ihm 1851 sein Lehrstuhl u. bald darauf, als er dem Kaiserreiche den Huldigungseid verweigerte, auch seine Stellung im Archive entzogen wurde. M.'s sehr zahlreiche u. die verschiedensten Perioden behandelnden Geschichtswerke gelten in Frankreich als klassisch, bes. hoch geschätzt werden aber seine „Histoire de France“ (12 Bde., 1833—57) u. sein „Précis de l'histoire moderne“ (1833). Seit dem J. 1856 wandte sich M., der strengen wissenschaftlichen Forschung u. Thätigkeit entsagend, der Belletristik zu u. verfaßte in rascher Folge eine Anzahl von Werken, welche allgemein interessante u. wichtige Fragen des Natur-, Geistes- u. Gemüthslebens mit philosophischer Gedankentiefe u. in einer vollendet schönen poetischen Sprache behandeln, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß M. mitunter seiner Phantasie allzusehr die Zügel schießen läßt u. sich in das Gebiet des Paradoxen u. Bizarren verirrt. Die wichtigsten dieser ungemein populär gewordenen Schriften sind: „L'oiseau“ (1856), „L'insecte“ (1857), „L'amour“ (1858), „La femme“ (1859), „La mer“ (1861), „La sorcière“ (1863) u. „La montagne“ (1868). M. starb zu Hyères in der Nacht des 8./9. Febr. 1874.

Michelsen, Andreas Ludwig Jakob, Rechtsgelehrter, Germanist u. Publizist, geb. zu Satrup (Nordschleswig) 31. Mai 1801; studirte seit 1819 in Kiel, Göttingen, Berlin u. Heidelberg die Rechte u. Geschichte, bereiste Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Holland u. Dänemark, war dann mehrere Jahre im Geheimen Staatsarchiv zu Kopenhagen thätig u. wurde 1829 als Prof. der Geschichte der Nachfolger Dahlmann's in Kiel, wo er sich in der Folgezeit auch als ein Hauptvertreter der Interessen Schleswig-Holsteins u. der deutschen Nationalität hervorthat. Um den mannichfachen Vexationen zu entgehen, denen er deshalb von Seiten der dän. Regierung ausgesetzt war, folgte er 1842 einem Rufe als Professor der Rechte nach Jena (schon in Kiel hatte er auch Vorlesungen über Staats- u. Kirchenrecht gehalten); hier gehörte er seit 1851 auch dem Gesammt-Oberappellationsgericht der thüring. Staaten an u. nahm wesentlichen Antheil an der Gründung u. den Arbeiten des „Vereins für thüring. Geschichte u. Alterthumskunde“. Unterbrochen ward seine Thätigkeit in Jena durch eine außerord. Mission, die er im März 1848 von der schlesw.-holst. Regierung nach Berlin erhielt, worauf er eine Zeit lang als Civilkommissar in Rendsburg fungirte; sodann in seiner Heimat zum Mitglied des Frankfurter Parlaments gewählt, legte er sein Mandat erst nieder, als das sog. Rumpfparlament nach Stuttgart übersiedelte. Im Herbste 1861 gab M. seine Professur in Jena auf, wurde 1862 zum ersten Vorstand des „Germanischen Museums“ in Nürnberg gewählt, entsagte aber dieser Stellung wieder u. widmete seine Thätigkeit den Verhältnissen seiner engeren Heimat, u. zwar zuerst als Rechtskonsulent des Herzogs von Schleswig-Holstein-Augustenburg, zuerst in Gotha u. Frankfurt a. M., dann auf dem Schauplatze der Ereignisse selbst für die schlesw.-holst. Sache zu wirken. Seit 1864 lebt er in Kiel. Zu seinen bemerkenswerthesten Schriften zählen: „Geschichte von Nordfriesland im Mittelalter“ (Schlesw. 1828); „Das alte Dithmarschen in seinem Verhältniß zu dem bremischen Erzstift“ (ebd. 1829); „Ueber die vormalige Landesvertretung in Schleswig-Holstein“ (Hamb. 1831); „Urkundenbuch zur Geschichte des Landes Dithmarschen“ (Alt. 1834); „Schlesw.-holst.-lauenb. Urkundensammlung“ (Kiel 1839 u. 1842); „Grundriß zu Vorlesungen über positives Völkerrecht“ (ebd. 1840); „Sammlung altdithmarscher Rechtsquellen“ (ebd. 1842); „Ueber die Genesis der Jury“ (Lpz. 1847); „Die (deutsche) Hausmarke“ (ebd. 1855) ꝛc. Auch gab er heraus: „Archiv für Staats- u. Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein, Lauenburg u. der angrenzenden Länder u. Städte“ (Alt. 1833—43); „Rechtsdenkmale aus Thüringen“ (Jena 1852 ff.); „Codex Thuringiae diplomaticus“ (ebd. 1854 ff.).

Michigan (spr. Mitschigän), einer der nördl. Binnenstaaten der nordamerikan. Union, mit einem Flächenraum von 2655,2 □M.; umfaßt die beiden Halbinseln, welche den Oberen-, den Michigan- u. den Huronsee trennen u. selbst durch den Marys-River u. die Mackinawstraße von einander geschieden sind. Im S. wird M. von den Staaten Wisconsin, Indiana u. Ohio begrenzt u. im SO. durch den St. Clair-Fluß, den St. Clair-See u. den Detroit-Fluß von Canada getrennt u. stößt dort mit einer kleinen Küstenstrecke auch an den Erie-See. Die kleinere nördl. Halbinsel wird von einem Plateau erfüllt mit Bergen, die stellenweise eine Höhe von 650 m. erreichen u. im S. mit dem Hügellande Wisconsins in Verbindung stehen; auf der südl. Halbinsel fehlen dagegen Berge durchaus; das Land erhebt sich nur etwa 100 m. über die Seen, fällt aber theilweise steil zu diesen ab. Im N. finden sich weite, unfruchtbare Landstriche, der schwere Lehmboden im S. eignet sich aber vortrefflich zum Ackerbau. Unter den vielen Flüssen, die allerdings alle nur einen kurzen Lauf haben, sind die größten der Menomonee, der die Grenze mit Wisconsin bildet u. in den Michigansee mündet, u. der Saginaw, der in den gleichnamigen Busen des Huronsees einströmt. Das Klima ist am rauhesten in den gebirgigen Theilen des Nordens, wo es den Ackerbau vollständig hemmt; am mildesten sind die südl. Landschaften zwischen dem Erie- u. Michigansee. Der größte Theil des Landes, bes. der Norden, ist noch mit ungeheueren, menschenleeren Waldungen von Tannen, Fichten, Eichen, Eschen, Birken, Hickory u. Zuckerahorn bestanden, welche große Quantitäten des trefflichsten Holzes zur Ausfuhr liefern. Fast noch wichtiger für den Volkswohlstand sind die mineralogischen Bodenprodukte des Landes. Auf der sich in den Oberen See erstreckenden Halbinsel Kewenaw u. im Gebiete des Mineralrange befinden sich Lager meist gediegenen Kupfers, die ein 26 M. langes u. $^{2}/_{5}$—$1^{1}/_{2}$ M. breites Areal einnehmen u. in denen die Phönixmine als die ergiebigste Kupfermine der Welt gilt. In diesen nördl. Theilen des Staates finden sich außerdem noch Eisenerze in großer Ausdehnung, Steinkohlen in verschiedenen Gegenden u. Steinsalz nam. im Saginaw-Thale. Die Fischerei gewährt reichen Ertrag, selbst für die Ausfuhr. Die Bevölkerung von M. zählte 1830 erst 31,639 Seelen u. stieg bis 1870 auf 1,187,234 Seelen; darunter waren 11,849 Farbige, 8101 Indianer, 64,143 Deutsche von Geburt, die sich meist im Saginaw-Thale, in Detroit u. in den Counties Monroe, St. Clair u. Macomb angesiedelt haben, u. 42,013 Iren von Geburt. Die Indianer, welche theilweise durch methodistische Missionare dem Christenthum gewonnen sind, gehören zu den Stämmen der Chippeway's u. Ottowa's. Mais, Weizen u. Hafer sind die wichtigsten in M. kultivirten Getreidearten; in der Hopfenkultur wird es nur von wenigen Staaten der Union übertroffen; der nam. in der Umgegend der Städte Grand-Haven u. St. Joseph in großer Ausdehnung betriebene

Obstbau liefert Aepfel u. Pfirsichen zum Export; in einzelnen günstigen Lagen wird sogar trefflicher Wein gebaut. Außerdem sind Butter u. Wolle wichtige Handelsartikel des Landes. Die Lage M.s an den Seen u. die Wasserkraft der Flüsse hat die Industrie dieses Staates so gehoben, daß sich die Gesammtproduktion 1870 auf 118,394,676 Doll. belief. In erster Linie stehen die Holzschneidemühlen; 1870 gab es deren nicht weniger als 1180 mit 18,817 Arbeitern u. einer Produktion von 31,078,167 Doll. Nächstdem sind von hervorragender Bedeutung die Mehlmühlen, Kupferschmelzen, Eisenhütten, Gerbereien, Bierbrauereien u. Maschinenbauanstalten. Der durch mehrere treffliche Häfen an den Seen beförderte Handel führt nam. Holz, Getreide, Mehl, Wolle, Butter, Kupfer u. Eisen aus, richtet sich aber mehr nach den Vereinigten Staaten als nach Canada. Die Eisenbahnen hatten 1871 eine Länge von 490 M. Das Unterrichtswesen ist in einem verhältnißmäßig guten Zustande; der Staat besitzt eine Universität zu Ann-Arbor, 9 Colleges, 3 Akademien u. je eine Lehranstalt für Recht, Medizin, Theologie u. Landwirthschaft. Die größte Anzahl der Kirchengemeinden wird von den Sekten der Methodisten, Baptisten, Presbyterianer u. Katholiken gebildet. — Die ersten Ansiedler des Landes waren Franzosen, welche in der 2. Hälfte des 17. Jahrh. Niederlassungen bei Detroit u. Michilimackinac gründeten; 1763 kam M. an die Briten, welche 1796 Detroit den Amerikanern überließen; 1812 bildete M. einen wichtigen Kriegsschauplatz zwischen beiden Nationen. Die Amerikaner gewannen das Land 1813 wieder u. nahmen das Territorium 1837 als Staat in die Union auf. Die gegenwärtig giltige Verfassung datirt von 1850. Die eigene Volksvertretung besteht aus 26 Senatoren u. 85 Repräsentanten; in dem Kongreß zu Washington ist das Land gegenwärtig durch 2 republikan. Senatoren, 6 republikanische u. 3 demokratische Repräsentanten vertreten; es zerfällt in 75 Counties u. hatte 1. Okt. 1873 eine Staatsschuld von 6,725,231 Doll. Die Hauptstadt ist **Lansing** mit 5241 E. (1870) u. die größte Stadt **Detroit** (s. d.) mit 79,577 E. (1870).

Michigansee, der zweitgrößte See Nordamerika's, bedeckt ein Areal von 1053,5 □M. u. gehört zum Gebiet des St. Lorenzstromes. Im N. u. O. vom Unionsstaate Michigan, im S. von Illinois u. Indiana, im W. von Wisconsin begrenzt, steht er durch die Mackinawstraße mit dem Huronsee in Verbindung u. bildet die Greenbai im W. u. den Busen von Gr. Traverse im O. Die wichtigsten in ihn mündenden Flüsse sind der Menomonee, Fox, Maskegon u. Manistee; in seinem nördl. Theile liegt eine Anzahl zum Staate Michigan gehöriger Inseln. Die Höhe über dem Meere beträgt 176 m., die größte Tiefe 304 m. Schiffahrt u. Fischfang auf ihm sind sehr lebhaft; von den an seinen Ufern gelegenen Handelsplätzen haben Chicago (s. d.) u. Milwaukee (s. d.) die größte Bedeutung.

Michoacan, s. „Mechoacan".

Mickiewicz (spr. Mitzkjéwitsch), Adam, poln. Dichter, einer altadeligen poln. Familie entsprossen, geb. 24. Dez. 1798 zu Nowogrodek in Lithauen; studirte in Wilna die mathematischen u. später die philologischen Wissenschaften. In seinem 22. Jahre wurde er als Lehrer in Kowno angestellt; hier entstanden seine größeren Erstlingswerke: „Balladen u. Romanzen", das Epos „Grazyna" u. die zweite u. vierte Abtheilung seiner „Dziady". Diese u. seine folgenden Schriften riefen einen heftigen literarischen Streit zwischen der älteren sog. klassischen u. der von M. ins Bewußtsein gerufenen romantischen Schule hervor. Im J. 1823 kehrte er nach Wilna zurück, um unter der Leitung Lelewel's seine Kenntnisse zu erweitern; da er aber Mitglied einer Studentenverbindung wurde, hielt es die argwöhnische russische Polizei für gerathen, ihn nebst mehreren Anderen aus Polen zu verbannen. M. wurde nach Petersburg geschickt, von wo er 1825 als Prof. der lat. Sprache u. Literatur an das Richelieu'sche Lyceum zu Odessa gesandt wurde. Ehe er aber seine neue Wirksamkeit antreten konnte, berief ihn nach seiner Rückkehr aus der Krim, wo er seine beliebten „Sonette" geschrieben hatte, das Generalgouvernement zu Moskau dorthin. Dort schrieb er sein Heldengedicht „Konrad Wallenrod" (Petersb. 1828; deutsch von Kannegießer, Lpz. 1834). Im folgenden Jahre unternahm er eine größere Reise; in Weimar fand er bei Goethe eine freundliche Aufnahme. In Rom traf ihn 1830 die Kunde vom poln. Aufstande u. M. rüstete sich, an demselben mit den Waffen Theil zu nehmen. Inzwischen aber war die Revolution in Polen bereits niedergeworfen, u. M. blieb in Dresden, wo er die dritte Abtheilung der „Dziady" dichtete. Bald aber vertauschte er Dresden mit Paris, dem Sammelplatz der poln. Emigration, wo er 1834 sein Hauptwerk, das Epos „Pan Tadeusz" (deutsch von Spazier, Lpz. 1836) schrieb. Bald darauf wurde er Prof. der klassischen Literatur an der Universität zu Lausanne, kehrte jedoch 1840 nach Paris zurück, wo ihm die Professur für slavische Literatur am Collége de France übertragen wurde. Die „Vorlesungen über slav. Literatur u. Zustände" (deutsch, 4 Bde., Lpz. 1843—44) sind das Ergebniß seiner dortigen Lehrthätigkeit, der nach 4 Jahren die Regierung ein plötzliches Ende bereitete, als sich M. zur Theilnahme an dem mystischen Treiben seines Landsmannes Towianski verleiten ließ, der zugleich eine soziale Umwälzung anstrebte; auch erregte M. Anstoß durch seine offen zur Schau getragene bonapartistische Gesinnung. Nun lebte M. längere Zeit in den dürftigsten Verhältnissen. Im J. 1848 suchte er in Italien eine polnische Legion ins Leben zu rufen u. trat in den Kriegsdienst verschiedener ital. Fürsten. Im J. 1851 erhielt er von Napoleon III. eine Anstellung bei der Pariser Arsenalbibliothek u. wurde 1855 von der Regierung nach Konstantinopel gesandt, um die Stimmung der im Türk. Reich lebenden slav. Stämme zu erforschen. In Konstantinopel aber starb er 26. Nov. 1855. Sammlungen seiner Werke erschienen 1838 (8 Bde., Par.) u. 1862 (5 Bde., Lpz.). — Vgl. „Adam M., eine biographische Skizze" (Lpz. 1857) u. Fontille, „Adam M." (Par. 1862).

Midas, ein mythischer König von Phrygien. Auf dem Zuge des Bakchos durch Asien verirrte sich dessen Liebling Silenus, wurde von Landleuten gefangen u., mit Rosenkränzen gebunden, vor M. gebracht. Dieser nahm ihn gastfreundlich auf u. der Gott, darüber erfreut, sagte ihm die Gewährung eines Wunsches zu. Darauf bat der König, daß Alles, was er berühre, zu Gold würde. Die thörichte Bitte wurde erfüllt; als aber selbst Speise u. Trank in seinem Munde sich in Gold verwandelte, bat er flehentlich um Zurücknahme des verderblichen Geschenkes. Bakchos hieß ihn hierauf im Flusse Paktolos sich baden, der seitdem Gold führte. Als sich ferner der Hirtengott Pan mit Apollon in einen musikalischen Wettstreit eingelassen hatte, war M. so einfältig, der Rohrflöte den Vorzug vor der Lyra zu ertheilen, u. wurde dafür von Apollon mit Eselsohren bestraft.

Middelburg, Hauptstadt der niederländ. Provinz Zeeland mit 14,714 E. (1871); liegt auf der Insel Walcheren u. steht durch einen Kanal mit dem $^3/_4$ Stunden entfernten Hafen an der Westerschelde in Verbindung. Die stattliche u. schöngebaute Stadt, in deren Mitte eine alte Abtei unserer lieben Frau liegt, hat große Plätze u. eine Anzahl prächtiger öffentlicher Gebäude, unter denen das unter Karl dem Kühnen 1468 erbaute Rathhaus mit den 25 lebensgroßen Statuen der alten Grafen von Zeeland u. Flandern das ansehnlichste ist. M. ist Sitz der Provinzialregierung u. eines Provinzialgerichtes u. hat ein Gymnasium, eine Zeichenakademie, eine klinische Schule u. eine Industrieschule. Der einst sehr ausgedehnte Handel ist beträchtlich zurückgegangen.

Middendorff, Alexander Theodor v., deutsch-russ. Naturforscher u. Forschungsreisender, geb. 18. Aug. 1815 zu Petersburg, wo sein Vater, Theodor v. M., Direktor des Pädagogischen Central-Instituts war; studirte Medizin in Dorpat u. Berlin u. wurde 1839 Adjunkt für den Lehrstuhl der Zoologie an der Universität in Kiew. Im folgenden Jahre unternahm er mit K. E. v. Baer (s. d.) eine Reise nach dem Nördl. Eismeer u. Lappland, bes. um die Vogelwelt des hohen Nordens zu studiren, u. 1842—45 durchforschte er im Auftrage der Petersburger Akademie der Wissenschaft das nördl. Sibirien, wobei er durch das Taimyrland bis an die Küsten des Ochotskischen Meeres u. an den oberen Amur gelangte. Seit 1856 Wirkl. Staatsrath u. seit 1859 Präsident der Oekonomischen Gesellschaft in Petersburg, zog er sich später auf seine Güter in Livland zurück, um seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu leben. Seine Reiseergebnisse hat er theils in den von v. Baer u. Helmersen herausgegebenen „Beiträgen zur Kenntniß des Russ. Reichs" (Bd. 11, Petersb. 1845), theils in dem Werke „Reise in den äußersten Norden u. Osten Sibiriens" (4 Bde., ebd. 1848 f.) veröffentlicht.

Middlesex, eine der kleinsten Grafschaften Englands, aber zugleich von allen die dichtest bevölkerte u. die wichtigste; hat auf 13,33 □M. 2,539,765 E. (1871), wird durch die Themse im S. von Surrey geschieden u. grenzt im O. an Essex, im N. an Hertford u. im W. an Buckingham. Zu ihr gehört der im N. der Themse gelegene Theil von London (s. d.) mit 2,286,568 E. auf 2,31 □M. Der Boden ist eine im Ganzen fruchtbare wellenförmige Ebene, über welche sich einzelne Hügelreihen bis 140 m. erheben, so die Hügel von Hampstead im N. von London u. die von Harrow u. Barnet im W. u. N. Landwirthschaft u. Gartenkultur

sind die Hauptbeschäftigung der außerhalb der Hauptstadt wohnenden Bevölkerung, welche von letzterer in Betreff des Absatzes ihrer Produkte u. der Industrie vollständig abhängig ist. Die Städte sind in der näheren Umgebung der Hauptstadt vielfach Sommerfrischen der Londoner; unter ihnen sind die bedeutendsten: Brentford, an der Mündung des Brent in die Themse gelegen, mit 11,091 E. (1871), mit großartigen Wasserwerken für London u. den Schlössern des Herzogs von Northumberland u. des Grafen Jersey; Hounslow, ebenfalls an der Themse, mit 9294 E. u. Enfield im N. von London mit 16,054 E. Mehrere Kanäle u. zahlreiche Eisenbahnen vermitteln mit der Themse den großartigen Verkehr dieser Grafschaft.

Middleton (spr. Middelt'n), Thomas, engl. Dramatiker, geb. um 1570; entstammte einer achtbaren, in London ansässigen Familie. Die Bühne betrat er zuerst 1599 mit dem Schauspiel „The old law", welches von Massinger (s. d.) durchgesehen war u. großen Beifall fand. Nicht geringeren Erfolg hatte das Schauspiel „A game at chess", eine Satire auf die verunglückte Freiwerberei des Prinzen Karl bei einer Infantin von Spanien, konnte aber nur neunmal wiederholt werden, da der span. Gesandte direkt beim König Jakob gegen den Verfasser u. die Darsteller klagbar wurde. M. soll sogar infolge dieses Stücks gefangen gesetzt u. erst durch die Gnade des Königs wieder freigelassen worden sein. Die meisten Stücke M.'s haben sich längere Zeit auf dem Repertoir gehalten, bes. da sie vom alten Schlendrian abwichen u. einer zeitgemäßeren Strömung folgten. Zu den Stücken dieser Art gehören bes.: „The Mayor of Queenborough"; „The Changeling"; die Tragikomödie „The Witch" (welche zu vielen Streitigkeiten Anlaß gegeben hat, indem Einige behaupteten, Shakespeare habe seine Hexenscene in „Macbeth" danach geschrieben, Andere dagegen die allerdings auffallende Aehnlichkeit für zufällig erklärten); die Schauspiele „Women beware women", „A fair quarrel" 2c. So bedeutend M.'s Verdienste um das ernstere Drama waren, so ist doch das Lustspiel, od. eigentlich die Posse, sein eigentliches Feld, u. Stücke, wie „A trick to catch the old one", „The roaring girl", „A mad world my masters" 2c. zeichnen sich durch sprudelnden Witz u. fesselnde Handlung aus. M.'s letztes Stück, welches er in seiner Eigenschaft als „Annalenschreiber u. Intendant der öffentlichen Vergnügungen der Stadt London" schrieb, fällt in das J. 1626. Im Juli 1627 starb er, u. zwar in solcher Armuth, daß seine Wittwe beim Magistrat um ein Gnadengeschenk einkommen mußte. — M.'s Werke hat Dyce herausgegeben (5 Bde., Lond. 1840).

Midjaniter, nach der Bibel ein arabischer, d. h. nomadisirender Volksstamm, welcher von Midjan, einem der sechs Söhne Abraham's, u. der Ketura abstammt. Hiermit will die Bibel sagen, daß sie zu derjenigen Schicht nomadisirender Wüstenstämme gehören, welche in einem gewissen verwandtschaftlichen Verhältnisse zu den Israeliten standen. Das zeigt sich auch noch nach anderen Seiten. So in der Verheirathung Mose's mit einer Tochter Jethro's, Priesters der M. Ferner erscheinen zwei von den Söhnen jenes Midjan, Epha u. Epher, zugleich in den Listen des Stammes Juda, u. ein dritter, Hanoch, auch als Sohn Ruben's: das kann nur heißen, daß sich einzelne kleinere midjanitische Stämme mit den Israeliten verschmolzen haben, was auf eine von Haus aus bestehende Verwandtschaft hinweist. Die M. haben als nomadisirendes Volk keine festen Wohnsitze; sie treten bald im Süden von Palästina, am Sinai, bald im Osten des Landes, in der syrischen Wüste, auf. Von da aus unternahmen sie in den Zeiten der Richter große Raub- u. Plünderungszüge in das Gebiet der israelitischen Stämme. Aber auch friedlichen Karawanenhandel haben sie getrieben. Nach der Darstellung der zweiten, im Nordreiche geschriebenen Quellenschrift des Pentateuches haben M. den von seinen Brüdern in die Grube geworfenen Joseph heimlich aus der Grube gezogen u. nach Aegypten verkauft, während ihn nach der Darstellung der jüngeren judäischen Quellenschrift die Brüder an eine ismaelitische Karawane verkauft haben. Unter Führung des Richters Gideon, welcher auch Jerubbaal hieß, brachen die Israeliten, vor Allem der Stamm Manasse, die Kriegsmacht der M. Seitdem spielen sie in der israelitischen Geschichte keine Rolle mehr u. verschwinden endlich ganz.

Mid-Lothian od. Edinburghshire, südschottische Grafschaft, 17,26 □M. mit 328,379 E. (1871); liegt im S. des Firth of Forth u. wird von den Grafschaften Haddington u. Berwick im O., Selkirk, Peebles u. Lannark im S. u. Linlithgow im W. begrenzt. Der größte Theil von M. ist Bergland u. die Gebirge werden durch das Thal des Esk in die Pentland Hills im W. u. die Moorfoot Hills im O. geschieden; in ihren höchsten Gipfeln haben sie eine Erhebung von 6—700 m., sind theilweise kahl u. mit Heide bedeckt, theilweise aber auch voll trefflicher Weidegründe. Die Thäler sind sehr gut kultivirt; Getreide, Kartoffeln, Flachs, Obst u. in der Nähe der großen Städte auch Gemüse werden in großen Mengen erbaut, während die Gebirge Steinkohlen, Porzellanerde, Kalk u. Bausteine liefern u. die ergiebige Fischerei für die Strandbewohner eine wichtige Erwerbsquelle bildet. In Betreff der Industrie u. des Handels hängt die Grafschaft von der Hauptstadt Edinburgh (s. d.) u. dessen Hafenplatz Leith (s. d.) ab. Nach diesen sind die bedeutendsten Orte die Seestadt Musselburgh an der Mündung des Esk u. der Flecken Dalkeith, bei welchem sich der Nord-Esk u. Süd-Esk vereinigen.

Midrasch (hebr.) bedeutet eigentlich Forschung. Der Gegenstand der Forschung sind die heiligen Schriften der Vorzeit, ihr Ziel das Verständniß derselben, ihre Erklärung od. Auslegung. Daher ist Bet hammidrasch wörtlich ein Haus der Forschung, eine Schule, in welcher die heiligen Schriften erklärt werden. Man hat nun den Namen M., d. i. Erklärung, auf eine Reihe von Auslegungsschriften zu einzelnen biblischen Büchern übertragen.

Midshipman ist eine Stellung in der Marine, die etwa dem Fähnrich in der Armee entspricht. Man versteht darunter wol auch einen Seekadetten, d. h. einen jungen Mann, der die Offizierslaufbahn in der Marine einzuschlagen beabsichtigt u. dieselbe schon angetreten hat. Die Midshipmen folgen im Range auf die Offiziere. Die deutsche Marine hat keine Midshipmen, sondern Seekadetten mit Portepéefähnrichs-Rang.

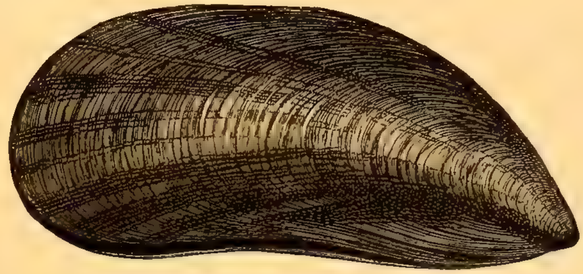
Mieczyslaw od. Miesko ist der Name von drei polnischen Fürsten. **M. I.**, Herzog von Polen (962—992), ein Nachkomme des Bauers Piast, bekannte sich 965 nach der Vermählung mit Dubrowka von Böhmen u. entschiedener noch nach der Verheirathung mit Oda, einer Tochter des Markgrafen Dietrich von Meißen, zum Christenthum u. stiftete das Bisthum Posen. Nach der ersten Niederlage durch die Deutschen leistete er dem Markgrafen Gero den Handschlag der Treue u. empfing auch von Otto II. u. Otto III. sein Land zu Lehen. Er starb 25. Mai 992. — **M. II.**, Enkel des Vorigen, wurde als Prinz von seinem Vater Boleslaw an den Böhmenherzog Udalrich abgesandt, um diesen zur Anerkennung Boleslaw's als Königs aller slavischen Völker zu bewegen, aber gefangen gehalten u. an Kaiser Heinrich II. ausgeliefert. Nach seiner Freilassung kämpfte er an der Seite des Vaters gegen Böhmen u. den Kaiser, bis sich Beide im Frieden zu Bautzen 1018 zur Unterwerfung genöthigt sahen u. M. sich mit Richeza, einer Enkelin Otto's II., vermählte. Dennoch strebte er bald nach seiner Thronbesteigung — er ist Herzog von 1025—1034 — nach vollkommener Unabhängigkeit, nannte sich König, fiel 1029 in die Lausitz ein, mußte aber im Sept. 1031 alle Ländereien, die sein Vater einst zu Lehen empfangen, an Konrad II. abtreten. Während sein verjagter Stiefbruder Bezbriem ihm den Thron von Polen entriß, der Herzog von Kiew u. der König von Ungarn Stücke des Landes eroberten, mußte er nach Böhmen flüchten; kehrte zwar, nachdem der Erste durch Meuchelmord gefallen war, zurück, nahm aber gebrochen u. gedemüthigt sein Herzogthum 1032 vom Deutschen Kaiser in Merseburg zu Lehen. — **M. III.**, erbte nach dem Tode seines Vaters Boleslaw III. 1039 nur einen Theil der polnischen Monarchie, vertrieb aber 1046 seinen älteren Bruder Wladislaw aus dem größten Theile seiner Besitzungen u. beschränkte ihn auf Schlesien, dessen spätere Fürsten von ihm herstammen. Wegen seiner Grausamkeit u. Härte ward er 1177 durch Kasimir, der sich „den Gerechten" nannte, verjagt, kehrte aber nach dessen Tode (1194) zurück, erlangte nach fünfjährigem Kampfe mit der Wittwe u. den Söhnen des Verstorbenen 1200 den Thron wieder u. starb 1202.

Mierevelt od. **Mirevelt,** Michael Janson, geb. 1567 in Delft, gest. daselbst 27. Juli 1641, holländischer Portraitmaler, der eines weitverbreiteten Rufes genoß, viele fürstliche Personen malte u. von König Karl I. von England an dessen Hof berufen wurde. In seinen sehr zahlreichen Bildern, die freilich verschieden an Werth sind, hat er oft eine sehr naturwahre Auffassung, klares Kolorit u. fleißige Ausführung. Die besten befinden sich im Rathhause zu Delft u. im Museum zu Amsterdam; andere recht gute in den Galerien zu Dresden u. München. Auch sein früh verstorbener Sohn Peter M. (geb. 5. Okt. 1595, gest. 1623) war ein tüchtiger Portraitmaler, dessen Bilder denen seines Vaters so ähneln, daß sie kaum von denselben zu unterscheiden sind.

Mieris, Franz van, der Aeltere, holländischer Genremaler, geb. zu Leyden 10. April 1635 als Sohn eines wohlhabenden Goldschmieds, kam schon früh in die Lehre bei Gerhard Dow u. wurde dessen ausgezeichnetster Schüler. Er behandelt ganz ähnliche Gegenstände wie dieser u. nähert sich dann dem Metzu, in anderen Gegenständen erinnert er auch an Jan Steen. Wenigstens steht er seinem Lehrer Dow nicht nach, denn Farbe u. Helldunkel sind von derselben Schönheit, die Ausführung eben so fein u. sorgfältig. Die schönsten seiner Werke besitzt wol die Pinakothek zu München, z. B. „Der Stiefel in der Herberge" mit dem Künstler selbst u. der Wirthin, „Der Krieger mit der Tabakspfeife" (1662), „Das Portrait des Künstlers mit dem Weinglase" (1668), „Die in Ohnmacht fallende Dame im gelben Atlaskleide", das kleine Bild „Der Knabe mit der Trommel" (1670) u. a.; treffliche Bilder von ihm sind auch im Belvedere zu Wien, in den Museen zu Dresden, Haag u. Petersburg. Er starb in Leyden 12. März 1681 infolge eines Falles bei Nacht in eine Grube. Er hatte zwei Söhne, die als Maler seine Schüler waren: Jan van **M.**, geb. zu Leyden 17. Juni 1660, gest. in Rom schon am 17. März 1690, u. der bekannte Wilhelm van **M.**, der nicht allein Maler, sondern auch Modelleur in Wachs war. Dieser, zu Leyden geb. 1662, gest. 24. Jan. 1747, kommt seinem Vater in Fleiß u. Sorgfalt der Ausführung gleich, in Unbefangenheit u. Wahrheit der Darstellung steht er ihm nach, aber in der Farbe ist er kalt u. leblos. Neben den Stoffen aus dem gemeinen Leben behandelte er auch mythologische Gegenstände in ziemlich unerfreulicher Weise. Die größte Auswahl seiner Bilder besitzt das Museum in Dresden. Der Sohn u. Schüler dieses Wilhelm war Franz van **M.**, der Jüngere, geb. 1689, gest. 1763, als Maler oft Nachahmer seines Großvaters Franz des Aelteren, aber viel schwächer in Zeichnung u. im Kolorit, hat sich auch als Historiker bekannt gemacht durch seine „Historie der nederlandsche vorsten" (3 Bde., Haag 1732—35) u. das „Groot charterboek der graaven van Holland, van Zeeland en heeren van Vriesland" (4 Bde., Lpz. 1753—56).

Mieroslawski, Ludwig v., poln. Revolutions-General u. Publizist, geb. als Sohn eines poln. Oberstleutnants 1814 zu Nemours; erhielt seine Vorbildung im Kadettenhause zu Kalisch, trat in der Revolutionsnacht des 29. Nov. 1830 zu den Insurgenten über, ward aber mit seinem Truppenkörper auf österr. Gebiet gedrängt, erhielt einen Paß nach Frankreich u. begab sich nach Paris, wo er Mathematik u. Kriegswissenschaften studirte u. sich dann theils durch Schriftstellerei, theils durch Stundengeben ernährte. In ersterer Hinsicht ist seine „Histoire de la révolution de Pologne" (3 Bde., Par. 1835) u. seine in poln. Sprache verfaßte „Geschichte der poln. Revolution von 1830—31" (ebd. 1842 f.) zu erwähnen. 1842 zum Vorstandsmitglied des demokratischen Polen-Vereins erwählt, betrieb M. durch seine Schriften aufs Eifrigste eine neue Schilderhebung. Ende 1845 begab er sich nach Posen, um an die Spitze des beschlossenen Aufstandes zu treten, doch hatte die Polizei bereits Kunde, u. 12. Febr. 1846 ward M. verhaftet. Mit Geist u. Muth führte er seine u. Polens Sache in dem großen „Polenprozeß", der 2. Aug. 1847 in Berlin seinen Anfang nahm. Von der lebenslänglichen Gefängnißstrafe, in die der König das gegen M. 20. Nov. gefällte Todesurtheil verwandelt hatte, erlösten ihn schon die Märztage von 1848. Wieder eilte er nun nach Posen, mußte sich aber nach zwei Niederlagen schon 11. Mai dem General v. Pfuel ergeben. Auch diesmal amnestirt, kehrte er nach Paris zurück. 1849 übernahm er die Führung der Aufständischen auf Sizilien, erlag indeß 6. April gleich dem ersten Angriffe. Trotz aller seiner Mißerfolge zum Oberbefehlshaber für die bad.-pfälz. Revolution erwählt, traf er 9. Juni in Karlsruhe ein, um am 30. dess. Mts. seiner Feldherrnschaft durch das unglückliche Gefecht bei Kuppenheim wieder ein Ende gemacht zu sehen. Da ihn dann die Schweiz auswies, suchte er sein altes Asyl Paris auf u. verschwand aus den Augen der Welt, bis in den Jahren 1860—63 seine Verbindungen mit der ital. Aktionspartei wieder auf ihn aufmerksam machten. Seine Rolle in der letzten poln. Revolution war gleichfalls eine kurze, denn kaum hatte er 17. Febr. 1863 die Grenze überschritten, als er auch geschlagen wurde u. sich flüchten mußte. Seitdem ist er vollends in den Hintergrund getreten.

Mießmuschel (Mytilus edulis *L.*, pedochio der Italiener), eine in allen europäischen Meeren, an den Küsten Englands, Deutschlands, Hollands, Frankreichs, in den Lagunen Venedigs, selbst im Süßwasser der Wolga lebende Muschel (Familie der Mytiliden, Ordnung der Heteromyen, d. i. ungleichmuskeligen Muscheln) mit über 5 cm. langer, platter, violetter Schale. Sie heftet sich durch Byssusfäden am Boden fest. Ihr wohlschmeckendes Fleisch macht sie zu einem wichtigen Nahrungsmittel, bes. der ärmern Volksklasse (daher „Volksauster"); auf dem Kieler Markte allein kommen jährlich etwa 800 Tonnen dergl. Muscheln zum Verkauf, deren jede durchschnittlich 4200 Stück enthält. Bei Tarent, in der Bai von Aiguillon, Philippeville sowie auch bei Kiel wird die M. auf eingerammtem Pfahlwerk od. eingelegten Aesten, in Venedig auf Strohseilen, schwimmendem Flechtwerk u. kleinen Flößen künstlich gezüchtet. Nach etwa 4 Jahren (erwachsen ist sie nach $1^1/_2$ Jahre) wird sie abgeerntet, in England wird dieselbe, um ihren Geschmack zu verbessern, noch eine Zeit lang in großen Behältern, sog. „Gärten", nach Art der Austerparks, gehalten.



Nr. 4185. Die Mießmuschel (Mytilus edulis).

Miethvertrag nennt man dasjenige gegenseitige Vertragsverhältniß, bei welchem der Eine, der Miether, dafür einem Anderen eine Vergütung in Geld (Mieth- od. Pachtzins) gewährt, daß dieser ihm die Benutzung einer Sache überläßt od. Dienste leistet. Die verschiedenen Arten des M. sind die Sachenmiethe, Dienstmiethe, der Verdingungsvertrag u. der Mäklervertrag. — A. Sachenmiethe. Es können sowol bewegliche wie unbewegliche Sachen vermiethet werden. Bei letzteren, nam. wenn sie zum Zwecke der Fruchtziehung vermiethet werden, nennt man das Vertragsverhältniß Pacht. Der Vermiether od. Verpachter hat den Gebrauch, die Benützung der Sache, zu überlassen, der Miether od. Pachter hierfür eine entsprechende Entschädigung, welche regelmäßig in Geld besteht, ausnahmsweise auch zum Theil in Früchten bestehen kann, zu gewähren. Alles Nähere hängt natürlich zunächst von den Beredungen der Parteien ab. In Ermangelung von solchen gelten nam. folgende Grundsätze: 1) Der Miether od. Pachter kann ohne Genehmigung des Vermiethers od. Verpachters die gemiethete od. verpachtete Sache anderweitig vermiethen od. verpachten. 2) Der Verpachter od. Vermiether hat die Sache, u. zwar regelmäßig, früher zu gewähren, als er die vereinbarte Vergütung fordern kann, denn die letztere ist, wenn nicht Vorausbezahlung (Pränumeration) bedungen ist, erst nach gemachtem Gebrauche zu entrichten. 3) Für gänzliche od. theilweise Entziehung od. Nichtgewährung der vermietheten Sache hat der Vermiether dem Miether einzustehen u. ihm nach Befinden Schadenersatz zu leisten. 4) Wegen Verwendungen auf die Sache hat der Miether od. Pachter regelmäßig keine Ansprüche auf Ersatz. 5) Durch einen Zufall, welcher die Miethsache zerstört, werden Miether u. Vermiether von jeder Verbindlichkeit frei. 6) Nach Beendigung des Mieth- od. Pachtverhältnisses ist der Miether od. Pachter zur Zurückgabe der Sache an den Vermiether od. Verpachter verpflichtet. Indessen kann selbstverständlich vor od. bei Beendigung des Mieth- od. Pachtverhältnisses dieses verlängert werden; dies kann auch stillschweigend dadurch geschehen, daß beide Theile nach Ablauf der Kontraktszeit den Vertrag längere Zeit thatsächlich fortsetzen. Der Vertrag gilt dann als für die frühere Zeit u. unter den bisherigen Bedingungen verlängert. Vor Ablauf der vertragsmäßig festgesetzten od. gesetzlichen Zeit können beide Theile nur ausnahmsweise vom Vertrage einseitig zurücktreten. — B. Dienstvertrag. Hier leistet der Eine Dienste, welche in körperlicher Kraftanwendung, Kunst- od. wissenschaftlichen Leistungen bestehen; der Andere zahlt hierfür eine Entschädigung in Geld. Einseitiges Abgehen vom Vertrage ist nur ausnahmsweise gestattet. — C. Verdingungsvertrag. Während es sich beim Dienstvertrag nur um die Ausführung einzelner Dienstleistungen handelt, gilt es hier der Herstellung eines ganzen Werkes, welches der Unternehmer für den Verdingenden ausrichten soll, z. B. Erbauung eines Hauses, Errichtung eines Denkmals, Herstellung eines Parkes, einer Fabrikeinrichtung u. dgl. Vorausgesetzt wird regelmäßig, daß der Unternehmer den

Stoff nicht selbst, sondern daß ihn der Arbeitsherr liefert. Denn andernfalls gilt der Vertrag als Kauf. Hier kann der Arbeitsherr jeden Augenblick von dem Vertrage zurücktreten u. hat diesfalls nur Schadenersatz zu leisten. — D. Mäklervertrag. Hierüber s. unten „Makler".

Miglio (ital., spr. Miljo), die ital. Meile; früher in den verschiedenen ital. Staaten von verschiedener Länge, ist sie jetzt für das ganze Königreich Italien auf 1000 m. (1 Km.) festgesetzt.

Mignard (spr. Minjahr), Pierre, genannt „der Römer" (le Romain), französischer Maler, geb. zu Troyes im Nov. 1610, wurde Schüler des Malers Boucher in Troyes u. nachher von Vouet unterrichtet. 1635 wanderte er nach Rom, wo er in Gemeinschaft mit seinem ehemaligen Mitschüler du Fresnoy die Antiken sowie Rafael u. Michelangelo studirte u. seine ersten Portraits malte, die ihm wegen ihrer höchst graziösen Auffassung einen solchen Ruf verschafften, daß er eine Menge angesehener Personen, auch Papst Innocenz X., malen mußte. Nach einigen in Venedig gemachten Studien kehrte er nach Rom zurück, wo er im Ganzen 22 Jahre verweilte u. viele Portraits u. Madonnenbilder schuf. Dann berief ihn Ludwig XIV. an seinen Hof u. überhäufte ihn mit Gunstbezeigungen. Hier war M. zunächst als Portraitmaler viel beschäftigt, aber auch als Frescomaler that er sich rühmlich hervor: von ihm rührt z. B. die riesige Darstellung des Paradieses der Seligen in der Kuppel der Kirche Val de Grâce in Paris her; auch schmückte er die Säle des Schlosses u. die Schloßkapelle in St. Cloud mit Fresken. 1690 wurde er an Stelle seines Nebenbuhlers Lebrun erster Hofmaler des Königs u. von der Akademie mit Titeln u. Ehren überhäuft. Der Tod ereilte ihn, als er, bereits 80jährig, dem Minister Louvois seinen Entwurf zur Ausmalung der Kuppel des Invalidendomes vorlegte u. sich anschickte ihn auszuführen: M. starb 13. Mai 1695. — Sein älterer Bruder Nicolas **M.**, genannt M. von Avignon, geb. zu Troyes 1605, gest. in Paris 20. März 1668, war ebenfalls Maler u. zugleich Kupferstecher. Seine Historienbilder sind sinnreich u. gefällig, aber etwas schwer in der Farbe. Von den Söhnen des Letzteren war Peter (gest. 1725) Anfangs Maler, später Architekt, u. Paul (gest. 5. Okt. 1691 in Lyon) Portraitmaler.

Mignet (spr. Minjeh), Auguste Alexis François, franz. Geschichtschreiber, geb. 8. Mai 1796 zu Aix; besuchte das Gymnasium zu Avignon, darauf die Rechtsfakultät zu Aix, u. siedelte dann gemeinsam mit seinem Freunde u. früheren Schulkameraden Thiers nach Paris über, wo er sich der literarischen, zunächst der journalistischen Laufbahn widmete. Als Mitarbeiter am „Courrier français" half er die Julirevolution vorbereiten, deren Gelingen ihm den Staatsrathstitel u. eine Archivarstellung eintrug. Die Februarrevolution veranlaßte ihn, sich aus dem öffentlichen Leben, an welchem er sich übrigens nur sehr wenig betheiligt hatte, ganz zurückzuziehen. Seit 1837 ist M. beständiger Sekretär der Akademie der moralischen u. politischen Wissenschaften u. hat als solcher die Verpflichtung, die üblichen Gedächtnißreden auf die verstorbenen Mitglieder zu halten; ein Theil dieser meisterhaften Reden erschien gesammelt als „Notices et mémoires historiques" (2 Bde., Par. 1843; deutsch von Stolz, Lpz. 1843). Unter M.'s historischen Werken, welche sich durch Gründlichkeit der Forschung u. Klarheit der Darstellung auszeichnen, sind am bekanntesten die „Histoire de la révolution française" (2 Bde., Par. 1824) u. „Charles-Quint, son abdication, son séjour et sa mort au monastère de Yuste" (1854). Werthvoll sind auch M.'s zahlreiche, in der „Revue des deux mondes" veröffentlichte Aufsätze über die politischen Beziehungen Frankreichs in der ersten Hälfte des 16. Jahrh.

Mignon (frz., spr. Minjong) ist von der gallischen Wurzel mîn abgeleitet, von Andern auch mit dem althochdeutschen minnia, Minne, in Verbindung gebracht worden. Jedenfalls liegt in diesem Worte der Begriff der sich einschmeichelnden, Liebe erweckenden Zierlichkeit u. Artigkeit, wie ihn Goethe in seiner M. zu einem rührend schönen Wesen verkörpert hat. M.s hießen vor 300 Jahren auch die weichlichen, weibisch geputzten, aber dabei eben so herrschsüchtigen als tapfern Günstlinge Heinrich's III. von Frankreich. Auch später sind Elitetruppen bisweilen M.s genannt worden.

Mignon, Abraham, Blumen-, Früchte- u. Stilllebenmaler, geb. zu Frankfurt a. M. 1640, lebte meistens in Wetzlar, wo er 1679 starb. Er war Schüler von Jakob Moreels u. später von Joh. David de Heem, dem er in seinen Bildern manchmal sehr nahe kommt; gewöhnlich aber ist er in der Komposition weniger geschmackvoll u. im Farbenton kälter. Zahlreich sind seine Bilder in den Museen zu Amsterdam, München, Dresden u. im Louvre.

Migräne (Hemicranie) ist ein in Anfällen, die 1—2 Tage dauern, auftretender Kopfschmerz, der oft nur halbseitig ist. Gewöhnlich gehen dem Anfalle Vorboten voraus: Gähnen, Frösteln, Verstimmung. Der beginnende Schmerz steigert sich, wird bohrend, drückend, tobend; dabei stellt sich große Empfindlichkeit gegen Gehörs- u. Gesichtseindrücke ein; auch der Magen ist sehr empfindlich; durch Erbrechen findet der Kranke bisweilen Erleichterung. Der Anfall schließt mit Schlaf, aus welchem Patient schmerzfrei, doch noch etwas angegriffen, erwacht. Leichte Störungen, Erkältungen, Aerger, Menstruations-Durchbruch ꝛc., pflegen den Anfall hervorzurufen. Bei Frauen tritt ein solcher Anfall nicht selten periodisch auf. Die Krankheit wird von den Aerzten als Neuralgie gewisser Gehirnnerven aufgefaßt. Meist dauert die Krankheit viele Jahre lang; bisweilen verschwindet sie plötzlich bei fieberhaften Krankheiten, auch bei Frauen mit Eintritt der klimakterischen Jahre. — Um die Anfälle zu verhüten, muß der Kranke Erkältungen, Gemüthsbewegungen, geistige Anstrengung u. Diätfehler meiden. Da die M. zumeist mit Blutarmuth einhergeht, so wirken gewöhnlich Gebirgsluft, kalte Bäder, Seebäder u. eisenhaltige Quellen wohlthätig; unter Anderem ist regelmäßiger Gebrauch von pyrophosphorsaurem Eisenwasser sowie von anderen Eisenpräparaten nützlich. Während des Anfalls ist Bettruhe erforderlich; manchmal gelingt es, ihn durch Coffeïn-Pastillen od. durch einen Aufguß von 1 Loth ungebranntem Kaffee abzukürzen. Brausepulver, kalte Umschläge auf Stirn u. Schläfe, Chloroform-Einreibungen schaffen bisweilen Erleichterung. Bei typischem Verhalten der M. leistet der Gebrauch von Chinin gute Dienste. Die gegen M. von einigen Seiten gepriesene Pasta Guarana (Paulinia) ist keineswegs sicher wirksam. In einzelnen Fällen bei Blutarmen bewährte sich das Riechen an 3 Tropfen Amylnitrit, wonach unmittelbar die Haut des Gesichts u. Halses eigenthümlich eröthet. Als Hausmittel gilt ein festes Umschnüren der Schläfengegend.

Migrationsgesetz, das von Moritz Wagner in München 1868 aufgestellte Gesetz, wonach die Migration, d. i. das freiwillige od. passive Wandern der Organismen von bestimmten Schöpfungsmittelpunkten aus, das fortdauernde Streben einzelner Individuen, sich vom Verbreitungsgebiete der Stammart zu entfernen, um durch Koloniebildung für sich u. ihre Nachkommen bessere Lebensbedingungen zu finden, aus dem Kampfe ums Dasein siegreich hervorzugehen, die nothwendige Bedingung der natürlichen Zuchtwahl ist, dieselbe bestätigt u. den Naturprozeß der Artenbildung aufklärt. Darwin (u. mit ihm Häckel) anerkennt Wandern u. Isolirung nur als nützlich zur Zuchtwahl, nicht aber als nothwendig.

Miguel, Dom Maria Evarist, geb. 26. Okt. 1802 zu Lissabon, war der dritte Sohn König Johann's VI. von Portugal u. der Prinzessin Charlotte von Spanien, einer Tochter Karl's IV. Von der bösartigen Mutter absichtlich verzogen u. irre geleitet, wuchs er in Rio Janeiro, wohin der Vater sich vor Napoleon geflüchtet hatte, unter rohen Genossen auf u. lebte auch seit der Rückkehr des Hofes (1821) in Lissabon in unpassendster Umgebung. Am 27. März 1823 entfernte er sich an der Spitze eines Regiments nach Villafranca u. mahnte die Portugiesen zur Befreiung ihres Königs „von dem schmachvollen Joche der Cortes". Der Staatsstreich gelang u. M. erntete Lob u. Dank von den Herrschern Frankreichs u. Rußlands. Dieser Erfolg reizte ihn dazu, 1824 unter dem Vorgeben, er wolle die Freimaurer bekämpfen, seinen Vater u. die Minister zu verhaften; aber Johann entkam auf ein englisches Kriegsschiff u. M. mußte abbitten u. das Land verlassen. Er reiste über Paris nach Wien u. empfing dort nach dem Tode seines Vaters 1826 u. der Thronbesteigung seines älteren Bruders Dom Pedro in Brasilien u. seiner siebenjährigen Nichte Maria da Gloria (s. d.) in Portugal von Metternich den Rath, sich zum Gemahl der Letzteren zu machen u. für sie die Regentschaft in Anspruch zu nehmen. So erschien er 1828 in Lissabon, leistete zwar scheinbar den Unterthaneneid, nahm aber schon 30. Juni den Thron als „legitimer Herrscher" in Anspruch. Seiner Grausamkeit gegen alle Liberalen, die er einkerkern od. hinrichten ließ, wurde erst ein Ziel gesetzt, als Dom Pedro, der durch eine Revolution gezwungen war, den Thron von Brasilien an seinen fünfjährigen Sohn Pedro abzutreten, nach Europa zurückkehrte. Zwar belagerte ihn M. noch ein Jahr lang in Oporto, aber ein Sieg des Admirals Napier befreite den Eingeschlossenen, u. M. räumte 27. Juli

1833 Lissabon, welches Dom Pedro als Regenten für seine Tochter mit Jubel begrüßte. Nun entsagte M. 26. Mai 1834 im Vertrag von Evora-Monte für ein Jahrgeld dem Throne u. lebte fortan in Italien. Ein Versuch, dennoch seiner Nichte die Herrschaft zu rauben, mißglückte (1845—1847); er vermählte sich 1851 mit der Prinzessin Adelheid von Löwenstein-Wertheim u. lebte seitdem auf dem Schlosse Heubach in Bayern u. später zu Bronnbach in Baden, wo er 15. Nov. 1866 starb. Da er den Vertrag von Evora-Monte wenige Monate nach seiner Entfernung aus Portugal als erzwungen widerrufen, behauptet auch seine Nachkommenschaft, ein Sohn, Dom M., geb. 19. Sept. 1853, u. sechs Töchter, einen Anspruch auf den portugiesischen Thron zu haben.

Mikado ist der Titel des Kaisers von Japan (s. d.).

Miklosich, Franz, Ritter v., der hervorragendste Vertreter slav. Linguistik, geb. zu Radmeschtschak bei Luttenberg in Steiermark 20. Nov. 1815; studirte in Warasdin u. Graz Philosophie u. Jurisprudenz, ward an letztgenannter Universität 1837 Lehrer der Philosophie, wandte sich aber 1838 nach Wien, um sich dem Studium der slav. Sprache zu widmen. Seit 1844 Beamter an der kaiserlichen Hofbibliothek, erhielt er 1848 die Professur der altslav. Sprache u. Literatur an der Wiener Hochschule. In Anerkennung seiner wissenschaftlichen Bedeutung ward M. 7. Juli 1862 zum lebenslänglichen Mitglied des österr. Herrenhauses ernannt u. 20. Aug. 1864 in den Ritterstand erhoben. Zu den vorzüglichsten Arbeiten dieses Slavisten gehören: „Radices linguae slovenicae veteris dialecti" (Lpz. 1845); „S. Ioannis Chrysostomi homilia in ramos palmarum" (Wien 1845); „Vitae sanctorum, palaeoslovenice" (ebd. 1847); „Vita S. Clementis, episcopi Bulgarorum, graece" (ebd. 1847); „Lexicon linguae slovenicae veteris dialecti" (ebd. 1850); „Lautlehre der altslovenischen Sprache" (ebd. 1850); „Formenlehre der altsloven. Sprache (ebd. 1850); „Slav. Bibliothek" (2 Bde., ebd. 1850 u. 1858); „Codex Suprasliensis" (ebd. 1851); „Monumenta serbica" (ebd. 1858); „Vergleichende Grammatik der slav. Sprachen" (4 Bde., ebd. 1852—74); „Ueber die Mundarten u. die Wanderungen der Zigeuner Europa's" (ebd. 1871—73) ꝛc.

Mikrocephalen (Kleinschädel) sind Idioten (Blödsinnige), welche durch eine angeborene Unvollkommenheit in der Schädelentwicklung u. durch Unzulänglichkeit des Hirnsystems auf einer tiefen, fast noch unter der des Affen stehenden Stufe der Intelligenz verharren. Die Entstehung der Mikrocephalie beruht darauf, daß die Schädelknochen, welche im natürlichen Zustande während des Wachsthums noch getrennt u. nur mittels sog. Nähte mit einander verbunden sind, schon frühzeitig unter einander abnorm verwachsen, so daß die normale Ausdehnung des Schädels u. die Entwicklung des Gehirns verhindert sind. Da nun aber das Gehirn das Organ des Denkvermögens ist, so bleibt auch letzteres unentwickelt auf einer sehr niedrigen Stufe stehen; da ferner im kleinen Gehirn die Centralorgane der Bewegung liegen, so sind bei M. nicht selten auch die Bewegungsfunktionen beeinträchtigt. Schon in ihrem Aeußeren u. in der Gestalt ihres Kopfes haben diese Unglücklichen etwas Affenähnliches, u. in den Aeußerungen der Seelenfähigkeiten haben sie Vieles mit dem Benehmen der jungen Schimpanse u. Orangs gemein. Deshalb nannte sie Karl Vogt „Affen-Menschen", indem er zugleich annahm, daß in der Mikrocephalie ein Zurückschlagen des jetzigen Menschen auf den Vor- od. Affenmenschen hervortrete u. das Darwin'sche Gesetz des „Atavismus" zur Erscheinung komme; Virchow u. andere Forscher wiesen aber diese Anschauungen Vogt's zurück; sie erklären die Mikrocephalie einfach für ein Ergebniß krankhafter Degeneration, für eine einfache Mißbildung. Die M. sind nicht fortpflanzungsfähig, besitzen auch nicht die Fähigkeit, sich die Mittel der Selbsterhaltung zu verschaffen. In psychischer Hinsicht ist das Benehmen dieser unglücklichen, hirnarmen Wesen höchst interessant. Großes Aufsehen machten insbes. die M., welche unter der Bezeichnung „Azteken" in vielen großen Städten Europa's gezeigt wurden. Der Mangel der Sprache, die Hastigkeit u. Schnelligkeit der Bewegungen, der fast thierische Ausdruck der Freude, der Unlust u. des Grolls, das rasche Aufflackern des Zorns, die eigenthümliche Art, Wünsche u. Bedürfnisse kund zu geben, dieses Alles giebt ihrem ganzen Thun u. Treiben einen höchst sonderbaren Charakter. Nahe verwandt mit der pathologischen Bildung der M. ist die der Kretinen (s. d.).

Mikrogeologie, die Untersuchung der Gesteine auf die Natur ihrer kleinsten zusammensetzenden Bestandtheile mit Hülfe des Mikroskops u. die aus diesen Ergebnissen abgeleiteten Schlüsse u. Folgerungen auf die Bildungsweise der Gesteine.

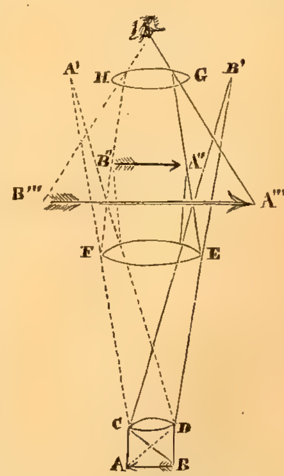
Mikrokosmos, s. „Makrokosmos".

Mikrologie (griech.), Kleinigkeitskrämerei, unnöthige Aufmerksamkeit auf geringfügige Dinge.

Mikrometer (vom griech. μικρός, klein, u. μέτρον, Maß) nennt man jedes Instrument zum Messen kleiner Größen. Nam. wird das M. gebraucht bei Fernröhren u. Mikroskopen, um die Größe des durch das Okular betrachteten Bildes zu messen, od. wenn dasselbe wie bei Sternbeobachtungen sich bewegt, auch den Ort des Bildes genau zu bestimmen. Das M. wird beim astronomischen (Kepler'schen) Fernrohr immer hinter dem Okular im Brennpunkte des Objektivs angebracht, also in Nr. 2734 (s. d. Art. „Fernrohr") im Punkte B, wo das Bild des Objektes liegt. Schon 1640 konstruirte Gascoigne eine derartige Vorrichtung, indem er mehrere feine Fäden im Brennpunkte des Fernrohrs anbrachte. Im J. 1775 schlug Fontana zu diesem Zwecke die auch noch jetzt gebrauchten Spinnfäden vor. Ein anderes M. ist das 1739 von Boscovich empfohlene Kreismikrometer. Es ist dies ein in der Brennpunktsebene des Fernrohrobjektivs angebrachter Stahlring. Beobachtet man an den inneren Ringrändern nach dem Schlage des Sekundenpendels die Ein- u. Austrittszeiten zweier zu vergleichender Sterne, so kann man daraus durch Rechnung leicht den Unterschied ihrer Deklinationen u. Rectascensionen bestimmen. Eines der feinsten Instrumente, welches hierher gehört, ist das von Bouguer erfundene, aber von Frauenhofer zuerst brauchbar ausgeführte Heliometer. Bei Mikroskopen (s. d.) hat man als M. oft nur einen Querfaden im Brennpunkte des Objektivs, während der Objekttisch durch eine Mikrometerschraube verschoben werden kann, so daß man bei der Messung eines Objektes, z. B. eines Blutkörperchens, durch Umdrehung der Schraube erst den einen Rand, dann den andern mit dem Fadenbilde in Berührung bringen kann. Der Unterschied zwischen den beiden Ständen der Schraube giebt dann den Durchmesser des Gegenstandes. Glasmikrometer sind Glasplatten mit einer sehr feinen, durch Diamant eingerissenen Theilung, welche in der Brennpunktsebene des Objektivs im Rohre des Mikroskopes befestigt wird. Da an dieser Stelle auch das Bild des Objektes liegt, kann man dasselbe leicht mit den Theilstrichen des Glasmikrometers vergleichen.

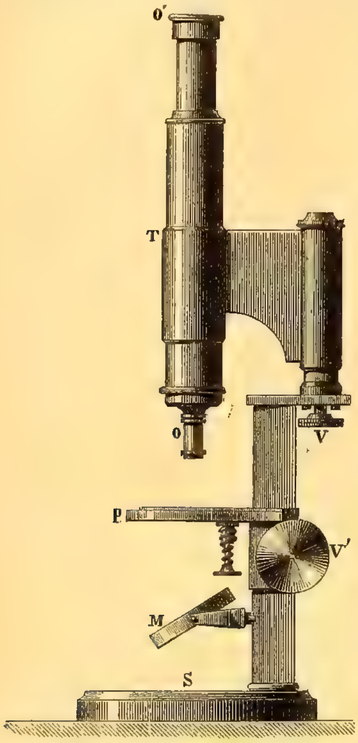
Mikrometerschraube ist eine stählerne Schraube mit sehr engen u. auf das Sorgfältigste gleichmäßig geschnittenen Gängen, so eng, daß 50 u. darüber auf die Länge eines Centimeters gehen. Ihr Kopf wird durch eine kreisrunde Scheibe gebildet, deren Rand in 100 od. 360 od. 1000 gleiche Theile getheilt ist. Wird eine solche Schraube bei z. B. 50 Gängen auf das Centimeter ein ganzes Mal herumgedreht, so wird ihr Ende offenbar nur um $^1/_5$ mm. fortgeschoben; wird aber ihr Kopf (bei 1000 Theilen) nur einen einzigen Theilstrich weiter gedreht, so ist die Schraube auch nur um den 1000. Theil von $^1/_5$ mm., d. h. um $^1/_{5000}$ mm., vorwärts geschoben. Man begreift, wie eine solche Schraube zur Messung der kleinsten Größen benutzt werden kann. Sie wird zu diesem Zwecke bes. an Fernrohren u. Mikroskopen angebracht (s. „Mikrometer").

Mikroskop (aus dem Griech. von μικρός, klein, u. σκωπεῖν, sehen) ist eine optische Vorrichtung, um sehr kleine Objekte vergrößert zu erblicken. Jede Sammellinse von kurzer Brennweite kann hierzu benutzt werden (s. „Linse") u. heißt dann ein einfaches M. od. Loupe (s. d.); indessen ist die Wirkung dieser Apparate eine sehr beschränkte u., um stärkere Vergrößerungen zu erzielen, muß man die Wirkung mehrerer Linsen u. Linsensysteme mit einander multipliziren. Man erhält auf diese Weise das zusammengesetzte M. Das Prinzip seiner Konstruktion ist in Nr. 4186 ersichtlich. Aehnlich wie das astronomische od. Kepler'sche Fernrohr (s. d.) besteht das zusammengesetzte M. aus einem Objektiv u. einem Okular. Das Objektiv CD (Nr. 4186) ist eine Sammellinse od. auch ein System mehrerer dicht hinter einander liegender Linsen von sehr kurzer Brennweite. Das Okular besteht dagegen in der Regel aus 2 Sammellinsen, dem eigentlichen Okular HG u. dem sog. Kollektivglase FE. Ist nun AB ein sehr kleiner Gegenstand, welcher sich ein wenig außerhalb der Hauptbrennweite des Objektivs befindet, so würde das Objektiv ein umgekehrtes vergrößertes Bild davon bei A'B' entwerfen. Durch die Wirkung des Kollektivglases FE entsteht dieses Bild aber bei A''B''. Wird nun dieses Bild vom Auge des Beobachters durch das als Loupe wirkende Okularglas HG betrachtet, so erscheint es

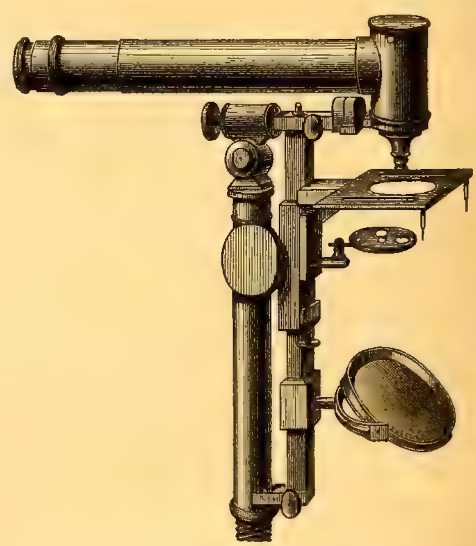


Nr. 4186. Prinzip des zusammengesetzten Mikroskops.

abermals vergrößert, bei A''' B''' in der deutlichen Sehweite des Beobachters. Nach diesem Prinzipe sind alle zusammengesetzten M.e gebaut, wenn sie auch sonst in Einzelheiten der Konstruktion von einander abweichen. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß in besseren M.en Objektiv sowol als Okular achromatisch sind u. daß die Gläser stets, um fremdes Licht abzuhalten, in einem inwendig geschwärzten Messingrohre angebracht sind. Nr. 4187 zeigt uns ein solches zusammengesetztes M., wie es zu wissenschaftlichen Untersuchungen gebaut wird. Ein etwas schwerer, metallener Stativfuß S trägt an einer Säule das Mikroskoprohr T. In demselben befindet sich bei O das Objektivglas, bei O' das Okular. Das Mikroskoprohr kann durch die Schraube V festgestellt werden. Unterhalb des Rohres trägt die Säule des Stativs den durch die Schraube V' höher od. tiefer stellbaren Objekttisch od. Objektträger P. Diese Stellbarkeit von P ist nothwendig, damit das Objekt stets in die richtige Entfernung vom Objektivglas gebracht werden kann. Man erkennt den Moment der richtigen Einstellung daran, daß das Bild im M. völlig scharf gezeichnet erscheint. Da das Bild bei starker Vergrößerung auch lichtschwächer wird, so muß das Objekt künstlich beleuchtet werden können, u. dies geschieht von unten durch eine Oeffnung des Objekttisches hindurch mittels des drehbaren Hohlspiegels M. Um die zur Beleuchtung des Objektes nöthige Lichtmenge genau reguliren zu können, ist meist unter dem Objekttische eine drehbare Messingscheibe mit einer Reihe verschieden großer Oeffnungen angebracht. Ist das zu betrachtende Objekt undurchscheinend, so wird von oben durch eine seitlich aufgestellte Sammellinse Licht darauf geworfen. Da es bei andauerndem Mikroskopiren sehr ermüdend ist, immer von oben in das Rohr zu blicken, hat Chevalier eine in Nr. 4188 dargestellte Vorrichtung ersonnen, bei welcher man davorsitzend nur geradeaus zu blicken braucht. Es ist dies dadurch möglich, daß in dem Knie des Rohres ein als Spiegel (durch totale Reflexion) wirkendes Prisma eingesetzt ist, welches die von unten kommenden Strahlen in horizontaler Richtung weiter sendet. Man hat es auch durch geeigneten Schliff des Prisma möglich gemacht, an dem Knie des Rohres zwei od. drei nach verschiedenen Richtungen gehende Okularröhren zugleich anzusetzen, so daß mehrere Personen dasselbe Objekt zu gleicher Zeit betrachten können. Die Vergrößerung, welche ein M. uns von den Objekten bietet, läßt sich am besten durch den Versuch bestimmen, indem man einen Millimetermaßstab als Objekt unter das Objektivglas legt u. die mit dem einen Auge im M. betrachtete Breite eines Millimeterstriches mit der mittels des anderen Auges direkt betrachteten, nicht vergrößerten Millimeterskala vergleicht. Erscheint z. B. ein Strich im M. so breit, wie 100 Striche mit bloßem Auge gesehen, so ist die Vergrößerung eine hundertfache. Doch giebt es auch andere Methoden, um die Vergrößerung zu ermitteln. Für viele Zwecke, z. B. die Ermittelung der Trichinen, reicht eine 100fache Vergrößerung völlig aus, für andere ist eine 300- bis 400malige nöthig, für die meisten wissenschaftlichen Untersuchungen ist eine 800- bis 1000fache unerläßlich; doch gehen gute Instrumente auch bis zu 1500- u. 2000facher Vergrößerung u. darüber. Hierbei ist aber wohl zu merken, daß die Güte des M.s durchaus nicht blos von der Vergrößerung abhängt, welche dasselbe ermöglicht, sondern wesentlich davon, daß die Bilder auch gleichmäßig scharf bleiben, so daß bei geeigneten Objekten bei jeder weiteren Vergrößerung auch immer neue Einzelheiten an denselben sichtbar werden. Man nennt dies das „Durchdringungsvermögen" des M.s. Als Prüfungsmittel für die Güte des M.s dienen sog. Probeobjekte, meist die staubartigen Schuppen an den Flügeln der Schmetterlinge, bes. die des Weibchens von Hipparchia Janira, sowie die Kieselpanzer der Diatomeen Pleurosigma attenuatum u. angulatum. Die besten aber u. sichersten Probeobjekte sind die vom Mechaniker Nobert zu Barth in Pommern gefertigten fein getheilten Glasmikrometer (s. „Mikrometer"). Dieselben enthalten 10 verschiedene Gruppen paralleler, ins Glas gerissener Linien. Die Linien der ersten Gruppe stehen um $^1/_{1000}$, die der letzten noch nicht um $^1/_{4000}$ Pariser Linien von einander ab. Um die verschiedenen Vergrößerungen an einem M. zu erhalten, setzt man sowol verschiedene Objektive als auch Okulare ein. Doch kann man auch mit demselben Linsensysteme verschiedene Vergrößerungen erzielen, wenn man das Objektiv u. Okular in verschiedene Entfernung von einander bringt u. deshalb das Rohr zum Ausziehen u. Einschieben einrichtet. Das M. heißt dann ein pankratisches (d. h. mit jeder beliebigen Kraft). Das Bild im zusammengesetzten M. ist ein umgekehrtes wie im astronomischen (Kepler'schen) Fernrohr. Dies stört im Allgemeinen gar nicht u. ist nur dann unbequem, wenn man unmittelbar unter dem M. etwas präpariren u. dissociren will. Man hat daher zu diesem Zwecke das sog. Dissektionsmikroskop konstruirt. Das Okular desselben kehrt das umgekehrte Bild nochmals um, indem es ganz eben so konstruirt ist wie das Okular des terrestrischen Fernrohres (s. „Fernrohr). Vorrichtungen, um die im M. erblickten Bilder direkt nachzeichnen zu können, sind erstens der „Sömmering'sche Spiegel", ein kleines Stahlspiegelchen, welches, schräg über die obere Oeffnung des M.s gestellt, dem in den Spiegel blickenden Auge das Bild auf einem aufgestellten Blatt Papier erscheinen läßt, u. zweitens die ganz ähnlich angewendete „Camera lucida" (s. d.) von Wollaston.



Nr. 4187. Zusammengesetztes Mikroskop.


Nr. 4188. Chevalier's Mikroskop.

Um die innere Struktur von mikroskopischen Objekten, nam. die verschiedenartigen Bestandtheile, Einschlüsse ꝛc. der Mineralien u. Gesteine zu erkennen, ist es oft von großem Nutzen, sog. polarisirtes Licht anzuwenden. Man hat daher mit besseren M.en auch Polarisationsapparate (s. d.) verbunden. Das sog. Sonnenmikroskop sowie das Hydrooxygengasmikroskop sind Vorrichtungen ganz nach Art der Laterna magica (s. d.), nur daß die Linse von sehr kurzer Brennweite ist, damit das auf die Wand geworfene Bild möglichst groß wird. Dann genügt eben auch nicht eine Lampe zur Beleuchtung des Objektes, sondern man muß Sonnenlicht durch einen Spiegel u. eine Beleuchtungslinse darauf werfen, od. das Licht eines im brennenden Hydrooxygengas (Knallgas) glühenden Kalkcylinders (Drummond'sches Licht), od. auch das Licht des brennenden Magnesiums. Man kann dann ein solches mikroskopisch vergrößertes Bild auch photographiren, wenn man es auf eine photographisch präparirte Glasplatte fallen läßt.

Was die Geschichte des M.es betrifft, so läßt sich der Erfinder des einfachen M.es nicht angeben, während die Untersuchungen erwiesen haben, daß das zusammengesetzte M. von Zacharias Janssen u. seinem Sohne zu Middelburg in Holland um den Anfang des 17. Jahrh. erfunden worden ist. Dieselben haben in den ersten Jahren des 17. Jahrh. dem österr. Erzherzog Albert ein solches Instrument zum Geschenk gemacht. Galilei hat das M. bald nachkonstruirt. Ausführliche Anweisung zum Gebrauche des M.es findet man in „Das M." von Schacht, „Mikrographie" von H. v. Mohl, „Theorie u. Gebrauch des M.es" von Harting; aus dem Holländischen übersetzt von Thiele, Nägeli u. Schwendner, „Das M.", u. Willkomm, „Die Wunder des M.es".

mikroskopisch nennt man Dinge, die wegen ihrer Kleinheit nur schwer od. gar nicht mit unbewaffnetem Auge wahrnehmbar sind.

Milan (Milvus), eine Gruppe von Falkenarten, deren gegabelter Schwanz von den langen Schwingen fast ganz bedeckt wird u. deren kurze Läufe hinten nackt, vorn bis zur Hälfte befiedert sind. Sie sind

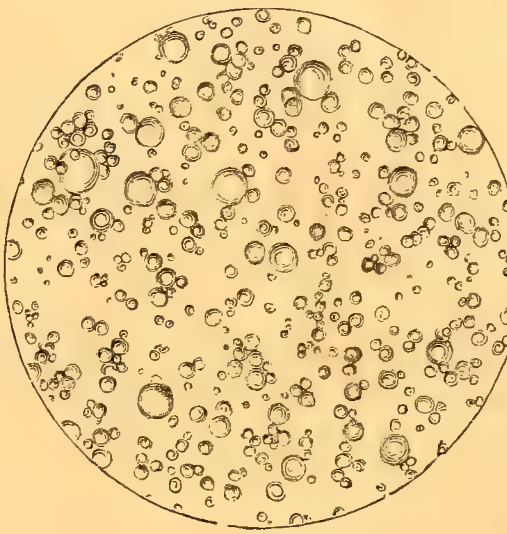
feige Thiere, die nur von kleinerem Gethier, wie Mäusen, Amphibien, leben, indeß auch jungem Federvieh gefährlich werden. Eine gemeine Art des mittlen u. südl. Europa ist Milvus regalis, der Gabelweihe, „Weihe", „Scheerschwänzel", ein braunrother Vogel mit weißlichem Kopf u. Hals u. ziegelrother Unterseite. Mehr nach Süden verbreitet sich der kleinere, schwarzbraune M. (Milvus niger).

Milan Obrenowitsch, s. „Obrenowitsch".

Milanollo, Therese u. Marie, zwei berühmte Violinvirtuosinnen. Therese wurde geb. 28. April 1829 zu Savigliano bei Turin, wo ihr Vater Seidenweber war. Ihre Liebe zur Violine erwachte, als sie im Alter von $3\frac{1}{2}$ Jahren in der Kirche ein Violinsolo hörte, u. nun ruhte sie nicht eher, als bis sie Unterricht auf dem genannten Instrumente erhielt. Kaum 6 Jahre alt, gab sie ihr erstes Konzert in Turin, besuchte dann mit ihrem Vater verschiedene andere piemontesische Städte u. trat endlich im J. 1836 ihren ersten Kunstausflug in die Fremde an, zuerst Südfrankreich besuchend. Das Erstaunen, welches sie erregte, war ungeheuer u. bewog nun den Vater, mit seiner Tochter nach Paris zu gehen, um ihr dort die letzte künstlerische Ausbildung geben zu lassen. Ihr Lehrer in Paris war der berühmte Lafont. Nach Jahresfrist ging Therese nach England, wo ihr Spiel allgemeine Bewunderung erweckte. Im J. 1838 auf den Kontinent zurückgekehrt, durchzog sie nun Frankreich, Deutschland, die Niederlande 2c., überall durch ihre Fertigkeit wie durch ihren sinnigen, trotz ihrer jungen Jahre wunderbar seelenvollen Vortrag Alles enthusiasmirend. Seit 1857 mit dem franz. Genieoffizier Parmentier verheirathet, hat sie dem öffentlichen Auftreten entsagt. — Marie M., 1831 geb., erhielt von Therese Unterricht u. nahm seit 1838 Theil an deren Triumphen, starb aber bereits 21. Okt. 1848 zu Paris.

Milben (Acarinen), eine Ordnung kleiner Spinnenthiere (Arachniden) mit theils klauen- od. scherenförmigen, theils aus- u. einziehbaren haken-, nadel- od. sägeförmigen u. dann in einer aus den Unterkiefern gebildeten Scheide steckenden Kieferfühlern, je nachdem ihre Mundwerkzeuge beißende od. saugende sind. Sie haben einen ungegliederten Hinterleib, der mit dem Kopfbruststück verschmolzen ist, ein beinförmiges zweites Kiefertasterpaar u. Tracheenathmung. Mit Ausnahme der Oribatiden, die lebendige Junge gebären, legen die M. Eier, aus denen das Junge meist mit nur drei statt vier Beinpaaren hervorgeht. Dies der Reihe nach zweite Beinpaar kommt erst bei der ersten Häutung zum Vorschein. In manchen Fällen sind die Jungen auch im Uebrigen so abweichend, daß man sie als Larven bezeichnen muß (so bei den Hydrachnen). Lebensweise u. Nahrung der M. ist je nach den Familien verschieden: die einen leben im Wasser (Wassermilben), die andren — u. zwar die große Mehrzahl — sind Landmilben. Die Oribatiden leben von Pflanzentheilen, alle andern von thierischer Kost, u. zwar die mit saugenden Mundtheilen versehenen parasitischen Formen ausschließlich von Blutflüssigkeit anderer Thiere, während die mit beißenden Mundtheilen versehenen nach Art der Spinnen vom Raube kleiner Insekten leben. Man theilt die Ordnung der M. in mehrere Familien: die der kleinen, auf feuchtem Boden lebenden Erdmilben od. Bdelliden; die der Laufmilben od. Trombidinen; die der Wassermilben od. Hydrachniden, welche sowol im süßen wie im Meerwasser leben; die der Gras- od. Pflanzenmilben (Oribatiden); die der Käfermilben (Gamasinen), die an Käfern, Vögeln u. Fledermäusen schmarotzen; die der Holzböcke (Zecken od. Ixodiden) u. endlich die der M. im engeren Sinne, mikroskopisch kleiner Thiere mit scheren- od. nadelförmigen Kieferfühlern, die theils auf gährenden Substanzen leben, auf altem Käse wie die Käsemilbe (Acarus domesticus), in altem Mehl, auf dem Beschlag von Pflaumen u. Feigen 2c. die Mehlmilbe (Tyroglyphus farinae), theils in der Haut schmarotzen, wie die Krätzmilbe (Sarcoptes scabiei), die Balg- od. Haarsackmilbe (Demodex folliculorum) in den Mitessern, theils selbst in inneren Organen, wie der Luftröhre u. den Lungen von Wirbelthieren.

Milch u. Milchwirthschaft. Milch ist ein Absonderungsprodukt der Brustdrüsen der Frauen u. sämmtlicher weiblicher Säugethiere; sie enthält alle zur Ernährung der jungen Geschöpfe nöthigen organischen u. anorganischen Bestandtheile, u. zwar in einer solchen Form, wie sie zur Aufnahme in den Organismus gerade am geeignetsten ist. — Aber auch für Erwachsene bildet die Milch ein nahrhaftes u. gesundes Getränk u. wird in der Kochkunst in der mannichfachsten Form verwendet. Man hat daher schon seit den ältesten Zeiten Milch durch Melken gewisser Thiere gewonnen u. diese nach u. nach daran gewöhnt, mehr Milch zu erzeugen, als sie zur Ernährung ihrer eigenen Jungen bedürfen, wodurch die außerordentliche Vergrößerung der Brustdrüsen (Euter) dieser Thiere erklärlich wird. Es sind dies hauptsächlich die Kühe u. die Ziegen; von diesen gewinnt man bei uns die meiste Milch, seltener wird Schaf- u. Eselsmilch benutzt, in den asiat. Steppenländern auch Stutenmilch. — Die Versorgung unserer Städte mit möglichst guter u. vor Allem unverfälschter Milch verdiente allerwärts seitens der Kommunalverwaltungen weit mehr in das Auge gefaßt zu werden, als geschieht. Das Publikum klagt über schlechte u. zu theure Milch, der Landwirth über zu geringen Erlös beim Milchwirthschaftsbetrieb, beide Theile leider mit Recht; der Zwischenhandel ist es, welcher die Milch vertheuert u. verschlechtert, u. da die Städter nicht zu den Kühen auf das Land kommen können, so ist das einzige Aushülfsmittel, daß im Bezirk der Städte selbst Milchwirthschaften in genügender Zahl errichtet werden. Sichere u. in der Praxis leicht zu gebrauchende Mittel zur Prüfung der Milch giebt es nicht; am zuverlässigsten ist noch die optische Probe; genaue Kontrole kann nur mittels kostspieliger Apparate u. von kundiger Hand geübt werden. Auf der anderen Seite kann man wiederum keine Normalmischung der Bestandtheile für die Milch angeben, u. nur sagen, daß sie nicht über 89 % Wasser enthalten darf u. nicht unter 80 % enthält. Die anderweitigen Bestandtheile der Milch sind Fett 3—5 %; Käsestoff (Caseïn) 3—8 %, Milchzucker 4—5 % u. Salze $\frac{1}{3}$—1 %.



Nr. 4189. Ein Tropfen gute Kuhmilch (in 630facher Linearvergrößerung).

Von diesen Bestandtheilen sind das Fett u. das Caseïn in Wasser unlöslich; ersteres befindet sich im Zustande höchst feiner Zertheilung in der Milch u. zwar in Form mikroskopisch kleiner Kügelchen, der Milchkügelchen od. Butterfettkügelchen, die man schon bei 300facher Vergrößerung wahrnimmt u. die die Ursache der weißen Farbe u. Undurchsichtigkeit der Milch sind. Diese Kügelchen sind nicht von gleicher Größe, ihr Halbmesser schwankt zwischen 0,005 u. 0,0008 mm., u. in 1 Liter Milch würden bei einem Fettgehalte von 40 gr., wenn nur große Kügelchen vorhanden wären, 80,000 Millionen solcher Kügelchen schweben. Bei ruhigem Stehen scheidet sich der größere Theil derselben oben als fettere Milchschicht ab; diese wird **Rahm** od. **Sahne** genannt. Der Käsestoff kommt in der frischen Milch gelöst, weil mit Natron verbunden, vor; beim Stehenlassen, bei schüttelnder Bewegung u. bes. nach Gewittern wird das Natron durch die sich bildende Milchsäure gebunden u. der Käsestoff unlöslich — die Milch gerinnt; beim Rahme scheidet sich der Käsestoff zum Theil als eine Art Haut aus. Zusatz von Soda (kohlensaures Natron) kann das Gerinnen verhindern. Der Käsestoff ist der eigentlich nährende Bestandtheil der Milch; Butter u. Milchzucker sind Kohlenhydrate. Jene u. der letztere sind die spezifisch schwereren Bestandtheile, das Fett ist leichter als Wasser. Durchschnittlich hat die Milch das spezifische Gewicht von 1,03; sie wird um so leichter, je fettreicher sie ist. Alle auf das spezifische Gewicht berechneten Prüfungsinstrumente sind zur Kontrole unbrauchbar, weil ein normaler Gehalt an den auf das Gewicht einflußreichen Bestandtheilen sich nicht feststellen läßt. Die Güte der Milch ist bedingt durch die Rasse der Kühe, die Fütterung, die Behandlung der Milch u. die Art des Ausmelkens. Es giebt Kuhrassen, welche eine sich vorzugsweise zum Buttern eignende Milch produziren, andere, welche mehr Käsestoff ausbilden, solche mit dünner, wässriger Milch u. solche mit größerem Gehalt an Trockensubstanz in der Milch. In den ersten Wochen nach dem Kalben verändert sich fast täglich die Milch in der dem zunehmenden Wachsen des Jungen angemessenen Weise. Die Milch, welche in den ersten Tagen nach der Geburt zum

Vorschein kommt, wird Colostrum genannt, sie besteht aus einer gelblichen schleimigen Flüssigkeit von stark alkalischer Reaktion, sie ist am ärmsten an Wasser u. Zucker u. am reichsten an Fett u. Käsestoff; vom 28. Tage an wird die Zusammensetzung unter sonst normalen Einflüssen konstanter. Bei Frauen enthält das Colostrum 2—3mal soviel Salze u. Milchzucker, bei Thieren: der Kuh, Eselin, Ziege, vielmehr Caseïn als die spätere Milch. Auch die Milch der Frauen, nicht blos das Colostrum derselben, enthält mehr Milchzucker als die Kuhmilch. Auf die Kenntniß dieser Verhältnisse gründet sich die Fertigung der Surrogate (Milchpulver 2c.). Kindern ist am zuträglichsten eine sich möglichst gleichbleibende Milch, d. i. solche, welche mit Trockenfutter (Heu, Körnern u. dgl.) erzielt wird. Manche Futterstoffe wirken geradezu schädlich (Durchfall erregend). In den Magen gelangt, koagulirt die Milch zuerst durch Einwirkung des stets saueren Magensaftes auf das Caseïn, darauf wird sie allmählich verdaut. Wenn man Milch mit einem Stückchen **Lab** (d. i. die Magenschleimhaut des vierten Kälbermagens) in Berührung bringt, so gerinnt dieselbe sehr bald, ohne daß sich Milchsäure hierbei bildet, u. es trennt sich der Käsestoff nebst Butterfett von dem übrigen wässrigen Theile, welcher in diesem Falle **süße Molken** (s. d.) genannt wird. Auch wenn das Lab von aller anhängenden Magensäure auf das Sorgfältigste gereinigt wurde, besitzt es diese Eigenschaft, die Milch zum Gerinnen zu bringen. Hat man die Milch durch Stehenlassen sauer werden lassen, so gerinnt sie auch u. man erhält in diesem Falle die **saueren Molken,** die keinen Milchzucker mehr enthalten. — Im Euter der Kuh steht die Milch in den Milchgefäßen sowie in anderen Gefäßen auch; die leichtesten Bestandtheile, das Fett, schwimmen obenauf u. bleiben zum Theil zurück, wenn das Ausmelken nicht vollkommen geschieht. Man melkt entweder nur Morgens u. Abends od. auch noch zu Mittag. Morgens erhält man am meisten Milch, aber am wenigsten Fett in der Milch, Mittags am meisten, Abends mehr wie am Morgen. Gleiches gilt vom Käsestoff, während der Milchzucker am reichsten in der Frühmilch sich findet, u. Abends am wenigsten. Die meisten Konsumenten wünschen ihre Milch früh am Morgen zu haben; je weiter entfernt der Lieferant wohnt, um so früher muß er melken. Die Abendmilch ist vorzuziehen, muß aber sofort abgekocht od. mit Soda versetzt werden (Differenz im Wassergehalt 2—3 %, im Fettgehalt 1 bis selbst 2 %, im Käsestoff nur selten bis 1 %). Am schwierigsten ist es, den Milchtransport, zumal im heißen Sommer, so zu bewirken, daß die Milch nicht säuert od. sich buttert. Man hat Milchwagen mit sehr kunstvollen Einrichtungen konstruirt; am besten bewähren sich noch die Handwagen u. Blechkannen. Diese müssen ganz voll sein u. werden am besten hängend transportirt. Eisenbahntransport ist nachtheilig, doch besser als Achsentransport bei schlechten Wegen. Für die Achse ist 1 Stunde bis höchstens 1½ Stunde die weiteste zulässige Bezugsquelle für frische Milch. Im Rayon der Städte vertheuert sich der Betrieb u. muß schon ein ziemlicher Preis gelöst werden können, wenn die Milchwirthschaft rentabel bleiben soll. Für Leipzigs Verhältnisse berechnen sich z. B. pro Liter Milch auf dem Lande bei sehr hoher Veranschlagung des Düngers (⅓ der Futterkosten) 18 Pfg. Erzeugungskosten loco Stall. Soll die Milch zur Stadt gebracht werden, so entstehen nicht unbeträchtliche Transportkosten u. muß ein Prozentsatz für verderbende Milch in Ansatz kommen. Unter 20—22 Pfg. ist für die Stadt ein Liter unverfälschte Milch nicht zu liefern. In Holland bringt man den Städtern die Kühe zum Melken vor das Haus. Bei Kühen, welche viel Milch geben, wird das Produkt wässriger. Einen Jahresertrag von 2800 L. pro Kuh rechnet man in Deutschland schon zu den hohen; Holländer Kühe können bis u. selbst über 3000 L. kommen. Auf der ersten großen Hamburger Ausstellung wurde eine Kuh mit 7000 L. Jahresertrag prämiirt. In Sachsen sind im Durchschnitt 3000—3600 L. auf einzelnen Gütern erzielt worden. Die Kuh giebt im ersten Halbjahr 80—84 % des gesammten Ertrags; bei Haltung nur frischmelkender Kühe ohne Jungvieh kann ein sehr hohes Ergebniß erzielt werden, es wird aber auch durch das stete Wechseln die Gefahr der Einschleppung ansteckender Krankheiten vergrößert. — Auf dem Lande ist man gezwungen, den Viehstand sich selbst zu züchten, wenn man gute Milchkühe haben will. Selten kann eine Kuh über 6—7 Jahre nutzbar bleiben; es muß also jährlich ⅙ wechseln u. in entsprechendem Grade Jungvieh da sein (zweijährig, einjährig u. Kälber). Zur Zucht müssen die Kälber längere Zeit saugen od. doch Milch erhalten, mindestens 3—400 L. im Ganzen für Rassen von nicht viel über 500 Kg. Lebensgewicht. — Der Preis der Milch muß entscheiden, ob solche Zucht lohnt od. nicht. Die Milch wird bei mangelndem täglichen Absatz zu Butter od. Käse verarbeitet. Man kann im Durchschnitt 13 L. zu ½ Kg. Butter rechnen. Käsefabrikation wird jetzt vielfach genossenschaftlich organisirt. Wo Fabrikation nöthig wird, hat man alle Sorgfalt auf die Aufbewahrung der Milch bis zum Buttern zu verwenden. Die Milchkammer muß im höchsten Grade reinlich u. in der Temperatur regulirbar sein. Man zieht die flachen Milchgefäße vor. Neuerdings buttert man auch direkt, aber nur die zuletzt gemolkene Milch, vorzugsweise aus Rahm od. Sahne bestehend. Obenan steht jetzt die Milchwirthschaft in Dänemark. Bei uns giebt es einen besonderen Verein der Milchzüchter. Deren Organ „Die Milchzeitung" bringt fortlaufend alle für diesen Betrieb wichtigen Vorkommnisse, Rathschläge 2c. In den Alpen blühen die genossenschaftlichen Verbände zur Hebung der Milchwirthschaft u. neben diesen die Fabrikation von kondensirter Milch, Milchzucker 2c. — Die **kondensirte Milch** wird in besonderen Fabriken, z. B. zu Cham in der Schweiz, Kempten in Bayern, dadurch bereitet, daß man die Milch mit einer gewissen Menge Rohrzucker od. Milchzucker versetzt u. dann in Vacuumapparaten bis zur Konsistenz eines dicken Breies eindampft. Das Eindampfen in diesen Apparaten ist nothwendig, weil es bei niederer Temperatur u. in verdünnter Luft geschieht, denn durch Kochen der Milch an der Luft würden sich Häute von geronnenem Käsestoff bilden, was vermieden werden muß. Diese kondensirte Milch hält sich in wohlverschlossenen Gefäßen lange u. eignet sich zur Verproviantirung von Schiffen, Armeen 2c.; man braucht sie nur mit dem nöthigen Wasser zu vermischen. — Die sog. **Milch bei Fischen** (z. B. Heringen) hat mit der Milch der Säugethiere nichts gemein, sondern ist das Sperma (die Samenflüssigkeit) dieser Thiere.

Milchbaum, s. „Galaktodendron".

Milchdrüsen, s. „Brust".

Milchglas ist eine Glassorte, welche in auffallendem Lichte weiß u. trübe, fast undurchsichtig ist, in durchfallendem Lichte aber orangeroth erscheint. Sie wurde früher durch Zusatz von Zinnasche zur schmelzenden Glasmasse erzeugt, jetzt billiger durch phosphorsauren Kalk (Guano).

Milchmesser, s. „Galaktometer".

Milchsäure, Lactylsäure (Acidum lacticum), eine interessante organische Säure, die sich beim Sauerwerden der Milch aus dem Milchzucker der letzteren bildet, aber auch im Magensafte od. Darminhalte sowie in mehreren gegohrenen Substanzen, z. B. im Sauerkraut, den saueren Gurken, dem Sauerteig u. s. w., vorkommt. Sie läßt sich auch künstlich auf mannichfache Weise erzeugen. Reine, möglichst konzentrirte M. ist eine farblose u. geruchlose, durchsichtige Flüssigkeit von sirupartiger Konsistenz; bis jetzt ist es noch nicht gelungen, sie zum Krystallisiren zu bringen. Sie besitzt einen stark u. rein saueren Geschmack, ist in allen Verhältnissen, sowol in Wasser als auch in Alkohol, löslich u. besteht aus Kohlenstoff, Wasserstoff u. Sauerstoff in einem Verhältnisse, welches der Formel $C_6H_6O_6$ entspricht. Die M. ist nicht flüchtig, bei 140° C. verliert sie ein Aequivalent Wasser u. verwandelt sich in wasserfreie Milchsäure od. Milchsäureanhydrit ($= C_6H_5O_5$) u. beim Erhitzen auf 260° C. entweicht ein zweites Aequivalent Wasser u. es bleibt Lactid zurück ($= C_6H_4O_4$), welches bei vorsichtig fortgesetztem Erhitzen sublimirt. Die M. ist eine ziemlich starke Säure, die mit den Basen die milchsaueren Salze, Lactate, bildet; von diesen werden einige in Apotheken als Heilmittel verwendet, so nam. das Ferrum lacticum od. milchsaueres Eisenoxydul, Natrum lacticum od. milchsaueres Natron u. Zincum lacticum od. milchsaueres Zinkoxyd. Auch die freie M. wird in Apotheken gebraucht.

Milchschorf (Crusta lactea) ist eine sehr häufige Ausschlagsform im Gesichte kleiner Kinder (seltener bei Erwachsenen), die bald nur einzelne Stellen, Stirn, Wangen, Lippen, Kinn, Ohren 2c., bald auch den bei weitem größten Theil des Gesichts bedeckt. Es kommen zunächst Pusteln zum Vorschein, die auf rothen, angeschwollenen Flecken sitzen; sie platzen u. ergießen eine dicke, gelbe Flüssigkeit, die zu einem weichen, gelblichbraunen, dem vertrockneten Honig ähnlichen Grinde gerinnt. Unter diesem Grinde dauert die Absonderung fort, die darunter liegende Haut ist roth, entzündet, nässend u. juckt heftig, oft in solchem Grade, daß sich die Kinder mit den Nägeln blutig kratzen; dann sieht der Grind vom vertrockneten Blute schwärzlichbraun aus. Bei der Heilung fallen die Grinde ab; die Haut ist roth u. schuppt sich noch mehrere Male ab, bekommt aber allmählich ihr natürliches Aussehen wieder. In der Regel sind während der Dauer der Krankheit die Lymphdrüsen am Halse geschwollen. Bei der Behandlung der Krankheit muß man vorsichtig sein u. nicht zu rasch u. gewaltsam zu Werke gehen, weil man bisweilen vom schnellen Vertreiben nachtheilige Folgen (z. B. Gehirnaffektion) sah. Man beschränke sich auf größte Reinlichkeit, erweichende Waschungen mit Milch, mit Thee von Stiefmütterchen (Herba Jaceae), später mit schwach alkalinischen Auflösungen u. Theerseife. Aller vier Tage kann man vollsaftigen Kindern ein mildes Laxirmittel (sog. Wiener Tränkchen) kinderlöffelweise geben. Vor Allem aber sorge man für gesunde Beschaffenheit der Nahrung des Kindes (Mutter- od. Ammenmilch); wenn das Jucken sehr arg ist, so bestreiche man die empfindlichen Stellen mit Süßmandelöl u. lege in kühles Wasser getauchte Leinwandläppchen auf dieselben.

Milchstraße nennt man einen hellen, einem Lichtgewölk ähnlichen, um den Sternenhimmel laufenden Gürtel, der theilweise in mehrere Arme gespalten ist u. nur in $^2/_5$ seiner Länge ungetheilt verläuft; ein Theil des südlichen Verläufers der M. ist Bd. I, Nr. 964 mit abgebildet. Am besten ist die M. in mondfreien Nächten sichtbar. Von den Sternbildern, durch welche sie hindurchgeht, ist Kassiopeja das nördlichste; von da aus geht sie durch Krone, Zepheus, Schwan, Adler, Stier des Poniatowski, Schütze, Skorpion, Altar. Im Kentaur u. südl. Kreuz erreicht sie ihre südlichste Lage, läuft dann durch das Schiff Argo am großen Hund vorbei durch das Einhorn, zwischen den Zwillingen vorbei durch Fuhrmann u. Perseus bis wieder zur Kassiopeja. Nach einer Stelle bei Aristoteles scheint die M. schon vom alten griech. Philosophen Anaxagoras (um 500 v. Chr.) für das Licht von vielen dichtgedrängten Sternen erklärt worden zu sein. Sicher ist es, daß diese Ansicht schon von Demokrit (geb. 470 v. Chr.) ausgesprochen wurde. Die thatsächlichste Begründung sah aber zuerst Galilei († 1642), als er das von ihm nachkonstruirte holländische Fernrohr auf die M. richtete. Kepler betrachtete die M. zuerst als ein großes zusammengehöriges Sternsystem, u. Herschel stellte, nachdem er mit seinen riesigen Teleskopen die Vertheilung der Fixsterne am Himmel genau untersucht hatte, die Ansicht auf, daß sämmtliche sichtbare Sterne zu einem großen linsenförmige System vereinigt seien, dessen große, quer durch die M. zu denkende Achse etwa elfmal so groß sein müsse wie die andere, auf der Ebene der M. senkrecht stehende. Unsere Sonne stände demnach ziemlich in der Mitte des großen linsenförmigen Fixsternsystems. Vermuthlich giebt es außer der unsrigen, uns als M. sichtbaren Fixsternlinse noch mehr solcher Sterngruppirungen. Wenigstens scheinen darauf die vielen Sternennebel hinzudeuten, die sich oft, jedenfalls wegen ihrer großen Ferne, durch das Teleskop nicht mehr in einzelne Sterne auflösen lassen.

Milchzähne, s. „Zähne".

Milchzucker (Saccharum lactis), Lactin, eine eigenthümliche Zuckerart, die bis jetzt nur in der Milch aufgefunden worden ist. Man gewinnt den M. bei der Bereitung der Süßmilchkäse, indem man die süßen Molken bis zur Krystallisation abdampft u. die erhaltenen rohen, noch unreinen Krystalle von M. durch Auflösen in heißem Wasser u. nochmaliges Verdampfen umkrystallisirt. Der M. ist weiß, hart, so daß er zwischen den Zähnen knirscht, besitzt nur einen schwach süßen Geschmack, löst sich in 6 Theilen kaltem, leichter in kochendem Wasser. Seine wässrige Lösung dreht die Ebene des polarisirten Lichtes nach rechts. Beim Erhitzen schmilzt der M. zunächst, wird aber dann braun u. zersetzt sich vollständig, wobei er dieselben Produkte wie die übrigen Zuckerarten liefert. — Der M. ist nicht im Stande, direkt in geistige Gährung überzugehen, wohl aber nachdem er durch den Einfluß von Säuren in eine gährungsfähige Zuckerart, die **Lactose,** umgewandelt worden ist; diese liefert dann, wie die Glykose, bei der Gährung Alkohol u. Kohlensäure. Bringt man zu einer Lösung von M. in Wasser etwas Käsestoff od. ein ähnliches Ferment, sowie nach u. nach Soda od. Kreide, so tritt ebenfalls eine Gährung ein; hierbei wird jedoch Milchsäure u. bei fortgesetzter Gährung in höherer Temperatur Buttersäure gebildet. — Verwendung hat der M. bis jetzt fast nur in Apotheken gefunden sowie als Zusatz zur Kuhmilch als Nahrungsmittel für kleine Kinder.

Milde Stiftungen, s. „Stiftungen".

Milesische Märchen hießen im Alterthume Erzählungen lasciven Inhalts nach Art unserer Novellen. Ihr Erfinder war (im 1. od. 2. Jahrh. v. Chr.) Aristides aus Milet, u. in diese reiche u. üppige Handelsstadt verlegte auch Aristides den Schauplatz seiner Erzählungen. L. Cornelius Sisenna, ein Zeitgenosse des Sulla, übersetzte dieselben in das Lateinische, u. sie fanden bei den Römern große Verbreitung. Lucius von Paträ, Appulejus u. A. versuchten sich später in ähnlichen Darstellungen.

Milet, eine uralte karische, dann ionische Stadt in Kleinasien. Sie lag südlich von der Mündung des Mäander am Latmischen Meerbusen u. blühte bald zu einer der reichsten Handelsstädte empor, deren Schiffe das ganze Mittelmeer, nam. aber den Pontos befuhren, an dessen Küsten viele Kolonien von M. lagen, z. B. Sinope, Pantikapäon, Istropolis, Tomi, Olbia, Odessos, Kyzikos 2c. Aus M. stammten die Philosophen Thales, Anaximander u. Anaximenes sowie die Geschichtschreiber Kadmos u. Hekatäos. Die Stadt besaß vier Häfen u. in ihrer Nähe lag der berühmte Tempel des Apollon Didymeos. Die Eroberung durch die Perser (494 v. Chr.) that M. großen Schaden, u. den letzten Stoß erhielt seine Blüte durch die Einnahme u. Plünderung zur Zeit Alexander's d. Gr. Ruinen des alten M. stehen auf der Stelle des heutigen Palat (aus palatia, die Paläste?), eines ärmlichen Dörfchens.

Milhau (spr. Miljo), Hauptstadt des gleichnamigen Arrondissements im südfranz. Departement Aveyron mit 13,877 E. (1872); liegt auf dem rechten Ufer des Tarn, der hier die Dourbie aufnimmt u. über welchen eine altröm. Brücke führt. Die Bewohner treiben Handschuhfabrikation, Gerberei u. Handel mit Holz, Wolle, Käse u. Leder.

Militär (vom lat. militaris, was sich auf Soldaten, milites, bezieht) ist die heutzutage übliche Bezeichnung der ganzen Mannschaft des Heeres. Ebenso nennt man auch einen einzelnen Angehörigen des Heeres, wenn man seinen Rang nicht näher bezeichnen will od. kann, einen „Militär". In der Zusammensetzung mit anderen Worten bezeichnet M. jederzeit die Zugehörigkeit der betreffenden Einrichtung zu dem Heere, resp. die spezielle Beziehung auf das Heerwesen.

Militär-Akademie ist eine Lehranstalt, auf welcher Offiziere für die höheren Stufen ihres Berufes, z. B. zum Generalstabsdienst, ausgebildet werden, während eine Militärschule in der Regel lediglich für die Erreichung des untersten Offiziergrades, Sekondeleutnantsgrades, vorbereitet. Man könnte, abgesehen von der inneren Einrichtung, die Militärschule dem Gymnasium, die Akademie der Universität an die Seite stellen, wiewol der Besuch der Akademie keineswegs für das Fortkommen im Militär überhaupt, sondern nur speziell für Bekleidung von Stellen im Generalstabe 2c. mehr od. weniger obligatorisch ist. Das Deutsche Reich besitzt eine Kriegsakademie in Berlin, 8 Kriegsschulen zu Potsdam, Erfurt, Neiße, Engers, Kassel, Hannover, Anklam u. Metz, 1 Kadettenhaus zu Berlin u. 6 Kadettenhäuser zu Potsdam, Culm, Wahlstatt, Bensberg, Plön u. Oranienstein, eine vereinigte Artillerie- u. Ingenieurschule in Berlin, 5 Unteroffiziersschulen zu Potsdam, Jülich, Bieberich, Weißenfels u. Ettingen, ein Militärwaisenhaus in Potsdam, eine Militärknaben-Erziehungsanstalt in Annaburg, 1 Militärschießschule zu Spandau, 1 Artillerie-Schießschule in Berlin, 1 Militär-Reitinstitut in Hannover, 1 Central-Turnanstalt in Berlin, die Friedrich-Wilhelmsakademie zur Erziehung von Militärärzten in Berlin u. 1 Militärroßarztschule in Berlin. Frankreich hat an Militärschulen gegenwärtig 1 Prytanée militaire als Vorschule für Söhne von Militärs zu der École polytechnique in Paris u. zu der École spéciale militaire in St. Cyr. Erstere bildet Eleven für Generalstab, Marine, Artillerie 2c., letztere für Infanterie- u. Kavallerieoffiziere. Sodann besteht eine École d'application de l'artillerie et du génie, eine École d'application de l'état major, École de cavalerie, École de médécine et de pharmacie, École d'administration, École de gymnastique, 4 Écoles de tir, École de sous-officiers, École d'enfants de troupe. Auch eine École militaire supérieure soll errichtet werden. England hat ein Militärcollege zu Farnham u. Sandhurst, eine Artillerie-Genie-Akademie zu Woolwich, eine praktische Genieschule zu Chatham u. sodann Regimentsschulen. Rußland besitzt gleichfalls unter einer Generaldirektion der Militärschulen eine große Zahl von Militärbildungsanstalten. Schweden hat eine Militärhochschule in Marienberg für Offiziere der Artillerie, des Genies u. des Generalstabes u. eine Kriegsakademie in Carlberg für Kadetten.

Militärdivision bedeutet so viel wie Militärbezirk u. begreift demnach das ganze Gebiet in sich, aus welchem eine Division (s. d.) od. auch ein Armeecorps seinen Ersatz an Mannschaften bezieht. Man versteht auch unter M. unter Umständen den ganzen Apparat von Offizieren u. Beamten, welche zur Verwaltung des Bezirkes nothwendig sind. Frankreich war früher in Territorialdivisionen eingetheilt u. der General, welcher einer solchen Territorialdivision vorstand, kommandirte sämmtliche darin befindliche Truppen. Durch Gesetz vom 24. Juli 1873 ist das Gebiet Frankreichs indessen in 18 Armeecorpsbezirke eingetheilt u. Algerien bildet ein 19. Corps. Die Truppen dieser analog der deutschen Einrichtung organisirten Armeecorps rekrutiren sich im Allgemeinen aus ihren Bezirken. England hat in der Reorganisation von 1872 sein Gebiet in 68 Distrikte getheilt, welche wesentlich die Grundlage für die Organisation u. den Ersatz der Infanterie bez. der Miliz u. der Freiwilligen bilden. Oesterreich-Ungarn ist für die höhere Leitung des militärischen u. administrativen Dienstes des Heeres in 16 Territorialbezirke eingetheilt, deren jedem ein „Generalkommando" od. „Militärkommando" vorsteht, Rußland analog in 14 Militärbezirke.

Militärgerichtsbarkeit. In der Zeit des sinkenden Römerreiches fingen die Alleinherrscher an, den Soldaten, welchen sie meist die Erlangung od. doch die Erhaltung ihres Thrones verdankten, vielfache Begünstigungen vor den übrigen Staatsangehörigen einzuräumen. Zu diesen gehörte insbes. auch die Gewährung eigener Gerichtsbarkeit, u. zwar nicht blos in Sachen des Dienstes, sondern auch bei gemeinen Verbrechen u. in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten. In der neueren Zeit hat man hieran vielfach festgehalten, wiewol mit der Beschränkung, daß die Militärgerichte in Civilsachen überhaupt nicht u. bei gemeinen Vergehen nur dann thätig zu werden pflegen, wenn entweder der Verbrecher trotz seiner That Soldat bleibt od. das Vergehen gegen dienstlich Vorgesetzte od. Kameraden begangen worden ist. Die Grundsätze, nach denen in Militärgerichtssachen verfahren wird, weichen in vielen Punkten von den sonst bezüglich des Strafverfahrens geltenden ab; nam. pflegt

das Verfahren vor den Kriegsgerichten ein ziemlich summarisches zu sein. Man braucht daher wol auch die Unterstellung unter die M. als besonderes Schreckmittel bei Erklärung des Belagerungszustandes in unruhigen od. in Kriegszeiten, indem alsdann nam. Vergehen gegen die öffentliche Ruhe u. Ordnung nicht von den gewöhnlichen bürgerlichen Gerichten, sondern von den Militärgerichten od. auch von besonderen sog. Standgerichten untersucht u. entschieden werden. Der M. pflegen übrigens nur die bei der mobilen Truppe befindlichen Personen u. nam. nicht die Reservisten u. Landwehrleute unterworfen zu sein.

Militärgrenze ist der Name eines ehemaligen Kronlandes der Oesterr.-ungar. Monarchie, das bei der Zählung Ende 1869 im Ganzen 541,97 □M. mit 1,041,123 E. umfaßte u. im N. an Kroatien, Slavonien u. Ungarn, im O. an die Walachei, im W. an das Adriatische Meer, im SW. an Dalmatien grenzte u. im S. durch Save u. Donau von Bosnien u. Serbien geschieden wurde. Der westlichste Theil dieses schmalen, aber 85 M. langen Landstrichs gehört zu dem Kroat.-dalmat. Berglande, während der mittlere Theil an der Save u. Theiß an vielen Stellen versumpftes Tiefland ist u. der Osten von den reich bewaldeten südlichen Ausläufern der Karpathen erfüllt wird. Die Niederungen sind zwar theilweise ungesund, aber ungemein fruchtbar an Getreide, Obst, Wein, Flachs, Hanf u. Tabak; die Gebirgsgegenden liefern viel Holz. Die Bevölkerung besteht vorzugsweise aus Südslaven, etwa 150,000 Rumänen, 40,000 Deutschen u. Magyaren, Albanesen u. Zigeunern in geringerer Zahl; die Mehrzahl der Bewohner bekennt sich zu der nichtunirten griech. Kirche, nächstdem sind die Katholiken am stärksten vertreten. Die größte Stadt des Landes ist Pancsova mit 13,408 E. (1869), die wichtigste Binnenhandelsstadt Semlin mit 8915 E.; die bedeutendsten Seeplätze Zengg mit 3496 E. u. Carlopago (Karlsdorf) mit 2808 E. — Das vom ungar. König Sigismund errichtete Zengger Komitat war der Anfang zur Bildung der M., welche Ungarn gegen die Einfälle der Türken zu schützen bestimmt war; im 16. u. 17. Jahrh. wurde dies Gebiet noch erweitert, indem die Regierung flüchtigen Kroaten, Serben u. Walachen gegen Abgaben- u. Religionsfreiheit wichtige Grenzburgen zur Vertheidigung einräumte u. 1702—1711 die Militärverwaltung in der Karlsstädter Grenze u. in den Landen an der Save, Theiß u. Maros organisirte; 1764 ward von Maria Theresia die Szeklergrenze, 1766 die walach. hinzugefügt. Bis 1848 bildeten diese Grenzländer zwar staatsrechtlich Theile Ungarns u. Siebenbürgens, waren aber von ersterem Reiche im Militärwesen u. in der Verwaltung, von letzterem wenigstens in der Verwaltung geschieden. Zum besonderen Kronlande mit eigener Verfassung wurde dies Gebiet 1849 erhoben. Die Grenze war in 2 Landesmilitärkommandos eingetheilt: das kroatisch-slavonische mit dem Kommandositze Agram u. das banatisch-serbische mit Temesvar. Jeder Compagniebezirk bildete eine Ortsgemeinde u. in jedem Militärkommando bestanden freie „Militärkommunitäten"; in ersterem 7: Carlopago, Zengg, Petrinia, Kostainica, Bellovar, Ivanic, Brod; in letzterem 5: Peterwardein, Carlovic, Semlin, Pancsova, Weißkirchen. Diese waren zum Betrieb der Gewerbe u. des Handels bestimmt, von der „besonderen" Wehrpflicht befreit u. nur der „allgemeinen" unterworfen u. unterstanden, vom Regimentskommandanten unabhängig, nur dem Landeskommandanten. Vom 20. Lebensjahre an waren alle waffenfähigen Männer auch waffenpflichtig; die besondere Wehrpflicht bestand in der Bewachung u. Vertheidigung der Reichsgrenze u. in der Pflicht, auch außer Landes ins Feld zu rücken. Für Bekleidung u. Bewaffnung sorgte der Staat; Sold zahlte er nur für den Felddienst. Der „Grenzcordon" ward durch Wachthäuser (Czardake) gebildet, deren jedes 4 bis 12 Mann besetzt hielten; durch diesen Tag u. Nacht andauernden Grenzdienst sollten die türkischen Kriegs- u. Räuberbanden, die Schmugler u. auch die Pest abgehalten werden. In den sumpfigen Niederungen waren die kleinen hölzernen Wachthäuser auf erhöhtem Mauerwerk errichtet u. durch Dämme mit einander verbunden; der Wachtdienst dauerte gewöhnlich eine Woche, dann blieben dem Grenzer 2 Wochen für seine Hauswirthschaft frei. In Kriegszeiten stellte die M. gegen 100,000 M. der besten Truppen ins Feld. Die Gendarmerie der Grenze bestand aus Seresanern, den gefürchteten „Rothmäntlern", welche nach Art der Orientalen mit langer Flinte, Pistolen u. dem Handschar (langen Messer) bewaffnet waren. Die Mehrzahl der Grenzer hat in dem sozialen Leben die patriarchalische Sitte der altslav. „Hauskommunion" sich bewahrt. Mehrere verwandte, verschwägerte od. frei in die Hausgesellschaft aufgenommene Personen od. Familien bewohnen ein Haus u. bilden zusammen eine Hauskommunion, deren Männer gleiche Rechte auf den unbeweglichen Besitz des Hauses haben; stirbt der letzte Mann, so treten die Weiber in dieselben Rechte ein u. ist kein Testament u. keine erbberechtigte Person vorhanden, so fällt das Vermögen an das Grenzinstitut. Das patriarchalische Regiment führt der von der Familie gewählte Hausvater; die Arbeiten u. Auslagen für die Hauskommunion sind von der Allgemeinheit zu tragen, u. keinem Hausgenossen ist gestattet, für sich od. seine Familie eine gesonderte Wirthschaft zu treiben. — Der Ausgleich mit Ungarn u. die Umgestaltung des österr. Militärwesens machte eine politische u. administrative Neugestaltung der M. dringend nothwendig; das Gebiet des Peterwardeiner Regiments ward laut Gesetzartikel XXX vom Jahre 1868 zu Kroatien-Slavonien geschlagen, dagegen stießen die Pläne der Magyaren, den Rest der M. mit Ungarn zu vereinigen, bei der größtentheils slav. Bevölkerung auf den entschlossensten Widerstand, zumal da Ungarn in den Finanzfragen einen durchaus egoistischen Standpunkt behauptete. Die Mißstimmung führte im Okt. 1871 zu einem bewaffneten Aufstande, der freilich nach wenigen Tagen niedergeschlagen wurde, worauf das Militärkommando standrechtlich gegen die Meuterer vorging u. die Ruhe energisch wieder herstellte. Die Verhandlungen mit Ungarn führten endlich 1873 zu dem Abschluß, daß die Banater M. theils den Komitaten Bacs, Temes, Torontal u. Krasso zugeschlagen, theils unter dem Namen Szörenyer Komitat als neues Municipium konstituirt wurde.

Militärkolonien sind Ansiedelungen od. Niederlassungen, welche den Zweck haben, gewisse Länderstriche dauernd im Besitze zu halten u. zu schützen. Die Kolonisten sind Soldaten vom Vater auf den Sohn, ihr Gehalt besteht in dem ihnen zugewiesenen Grundbesitz od. wenigstens in einem Theile des Erträgnisses desselben. Eine solche Militärkolonie war die österreichische Militärgrenze. In Rußland hatte man von 1818 bis 1857 mehrere Divisionen kolonisirt. Ein Theil der schwed. Armee, die sog. indelta (eingetheilte) Armee, kann gleichfalls hierher gerechnet werden. Diese indelta Truppen erhalten theils von Grundbesitzern des Landes, theils aus Krongütern, außer ihrer Wohnung u. ihrem Acker einen jährlichen Lohn in Geld u. Produkten u., wenn sie zum Dienst gezogen werden, Löhnung. Nach ihrer Ausbildung werden sie alljährlich 4—6 Wochen zur Uebung eingezogen, nehmen abwechselnd an den Herbstmanövern Theil u. dienen überhaupt so lange, als sie tauglich sind.

Militärmusik, die den soldatischen Zwecken im Kriege wie im Frieden dienende Musik; in engerem Sinne die für jene Zwecke gebräuchlichen, aus lauter Blas- u. Schlaginstrumenten (ohne Streichinstrumente) bestehenden Orchester. Entweder sind sie durchgängig mit Blechinstrumenten besetzt, wie bei den Husaren, Kürassieren u. anderen Arten der Reiterei, auch bei den Jägern, die aber keine Schlaginstrumente haben; od. sie haben — wie dies bei der Infanterie der Fall ist — neben den Blechinstrumenten noch Oboen, Klarinetten, große u. kleine Flöten, Fagotte rc.; ferner große u. kleine Trommel, Becken, Triangel, Halbmond rc.

Militärstraßen sind Wegeverbindungen, die ihren Namen entweder davon tragen, daß sie von Soldaten hergestellt wurden, wie das zu Zeiten der Römer üblich war, od. davon, daß sie vorzugsweise für regelmäßige Truppentransporte benutzt werden. In letzterem Falle heißen sie auch Etappenstraßen, weil die Stationen, an welchen die Truppen verpflegt od. außerdem für die Nacht Unterkunft finden, Etappen heißen. Schon Dareios soll Militär-Etappenstraßen in dem ausgedehnten Perserreiche angelegt haben. Die von den Römern zur Zeit der Republik u. später angelegten Straßen waren vorzugsweise M., u. zwar in beiden der oben angeführten Beziehungen. Zur Zeit der Republik bestanden schon u. a. eine Straße von Emporium durch Aquitanien bis an den Rhodanus (Rhone), eine Straße, via Domitia, durch Savoyen u. die Provence, die via Egnatia von Appolonia längs der thrakischen Küste bis zum Flusse Hebrus, die via Gallica von Genua nach Arelate, die von Pompejus angelegte Straße über den Mont Cenis (Paß Cinisius) nach Gallien rc. Unter den Kaisern ist nam. Trajanus durch seine vielen Straßen- u. Brückenbauten bekannt. Die römischen Straßen, wie deren in Frankreich heute noch viele vorhanden sind, zeichneten sich durch ihren soliden Unterbau aus. Zu beiden Seiten der eigentlichen Straße von Stein befanden sich gewöhnlich Sommerwege. Längs der Straße waren Meilenzeiger von Millie zu Millie (1000 röm. Schritte zu $1\frac{1}{2}$ m.), Etappen (mansiones) von Tagemarsch zu Tagemarsch u. Poststationen (mutationes). Die großen Heerstraßen hießen bei den Römern Konsularstraßen im Gegensatz zu den Rennwegen, welche die großen Bogen der vorzugsweise auf den Wasserscheiden herziehenden u. Thalübergänge vermeidenden Straßen abschnitten u. so die nächsten Wege herstellten. Die Römer besaßen auch eine Art Reisekarten, picta itineraria.

Militärwissenschaften, gleichbedeutend mit Kriegswissenschaften (s. d.). Die wissenschaftliche Behandlung des Krieges u. alles Dessen, was im weitesten Sinne dazu gehört, datirt schon aus den Zeiten des Alterthums. Wir erinnern nur an die didaktischen Schriften eines Xenophon, an die Schriften von Cäsar, Polybios, Vegetius. Im Mittelalter machten die M. verhältnißmäßig geringe Fortschritte. Dagegen hat die Neuzeit kein Gebiet derselben, weder in taktischer, strategischer, technischer noch historischer Beziehung unbebaut gelassen. Vergl. General J. v. Hardegg's „Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte" rc.

Milizen nennt man die Truppen, welche, im Gegensatz zu den Soldaten des stehenden Heeres, nur eine mehrwöchentliche Einübung durchmachen u. dann in ihr bürgerliches Verhältniß zurückkehren, um nur zu noch kürzeren Wiederholungs-Kursen od. im Kriegsfalle wieder eingezogen zu werden. Die ausgedehnteste Einrichtung dieser Art besteht in der Schweiz, welche außer einer Anzahl von Berufsoffizieren u. Unteroffizieren gar kein stehendes Heer besitzt. England u. die Vereinigten Staaten von Nordamerika besitzen neben ihrer Milizeinrichtung noch stehende Heere als Kern der Armee. Die Frage, ob M. od. stehende Heere in staatswirthschaftlicher Beziehung vortheilhafter sind, scheint noch nicht entschieden. Die Vereinigten Staaten haben in dem großen Bürgerkriege 1860—64 keine guten Erfahrungen mit den M. gemacht, indem die ersten 2—3 Jahre des Krieges eigentlich nur dazu dienten, die M. zu Soldaten zu machen, die geeignet waren, erst im 4. Jahre eine endliche Entscheidung herbeizuführen. Wenn auch die Milizeinrichtung im Frieden große Summen erspart, so werden die ersten Zeiten eines Krieges immer resultatlos verlaufen, bis in die Milizheere diejenige militärische Zucht gekommen ist, ohne welche ein entscheidendes Kriegführen zur Unmöglichkeit wird. Die Verluste an lebendem u. todtem Material möchten leicht die im Frieden auf geordnete Heeresverhältnisse verwendeten Summen mehr als aufwiegen.

Mill, James, schott. Nationalökonom u. Historiker, geb. als Sohn eines Schuhmachers u. Farmers im Dorfe Northwater Bridge (Angusshire) 6. April 1775; lenkte durch seine früh hervortretenden Talente die Aufmerksamkeit Sir John Stuart's auf sich, der ihn in Edinburgh Theologie studiren ließ. Doch bald gewann M. religiöse Ueberzeugungen, welche den Zwang eines positiven Bekenntnisses nicht duldeten. Deshalb machte er auch niemals von seinem erworbenen Recht, zu predigen, Gebrauch, sondern siedelte, nachdem er mehrere Jahre in verschiedenen Familien Schottlands als Hauslehrer gewirkt, nach London über, um sich mit schriftstellerischer Thätigkeit zu befassen. Diese blieb seine einzige Unterhaltsquelle bis 1819, in welchem Jahre er — Dank seiner berühmten „History of British-India“ (3 Bde., Lond. 1818; 4. Aufl., fortgesetzt von Wilson, 9 Bde., 1840—48), obwol er darin die Ostindische Compagnie einer strengen Kritik unterworfen hatte — eine vortheilhafte Anstellung in India House erhielt, um bald darauf zum Chef der indischen Korrespondenz befördert zu werden, als welcher er wesentlichen Antheil an der Geschäftsleitung nahm. Aber auch dann blieb er publizistisch thätig u. eines der Häupter der englischen radikalen Partei. Er starb zu London 23. Juni 1836. Schon vor der Herausgabe jenes Geschichtswerkes hatte sich M. durch mehrere volkswirthschaftliche Schriften vortheilhaft bekannt gemacht, so durch einen „Essay on the impolicy of a bounty on the exportation of corn“ (Lond. 1804) u. durch die Schrift „Commerce defended“ (ebd. 1807), worin er den Ansichten der Physiokraten Spencer, Cobbett 2c. entgegentrat. Sein national-ökonom. Hauptwerk wurden aber die „Elements of political economy“ (Lond. 1821 u. öfter; deutsch von Jakob, Halle 1824), in denen M., hauptsächlich auf Smith u. Ricardo (s. d.) fußend, die Prinzipien dieser Wissenschaft in eine logische Ordnung zu bringen suchte. Es folgten die „Analysis of the phenomena of the human mind“ (2 Bde., Lond. 1829), ein durch die Kühnheit der Ideen u. die Schärfe des Raisonnements im Sinne Hartley's ausgezeichnetes Werk, u. das anonym erschienene „Fragment on Mackintosh“ (ebd. 1835), worin er als scharfsinniger Vertheidiger der Lehren des Philosophen Hobbes auftrat.

Mill, John Stuart, englischer Philosoph, Nationalökonom u. Publizist, Sohn des Vorigen, geb. zu London 20. Mai 1806; erhielt durch den Vater nicht blos die häusliche Erziehung, sondern auch seine ganze wissenschaftliche Jugendbildung. Im 12. Jahre hatte M. bereits das ganze Programm der klass. Bildung durchgearbeitet, u. schon 1819 machte er einen vollständigen Kursus der Staatswirthschaft durch. Bei einer so strengen Anspannung des jugendlichen Geistes war es wol gut, daß im 14. Jahre eine mehrmonatliche Pause eintrat, die eine Reise nach dem südlichen Frankreich ausfüllte. Für den in die Heimat Zurückgekehrten wurde nam. das Studium von Bentham's „Traité de la législation“ bedeutsam. Von dem genannten u. anderen philosophischen Werken angeregt, machte M. 1822 den ersten Versuch mit einer beweisführenden Abhandlung, die einen Angriff auf das aristokratische Vorurtheil enthielt: moralische Eigenschaften seien bei den Reichen entwickelter od. doch entwicklungsfähiger als bei den Armen. Um diese Zeit trat er in nähere Berührung mit jungen Männern gleicher Geistesrichtung, wie Grote, die beiden Austin u. A., mit denen er eine Gesellschaft zum Debattiren über philosophische Fragen gründete. Da hierbei das gemeinsame Prinzip die Utilität sein sollte, so nannte man die Mitglieder dieses Vereins die „Utilitarier“. Im Mai 1823 erhielt M. auf seines Vaters Verwendung gleichfalls einen Posten in India House u. bald darauf begann auch er für öffentliche Blätter zu schreiben; zuerst für den „Traveller“ u. das „Morning Chronicle“, dann hauptsächlich für die „Westminster Review“, deren Mitredakteur er zu Ende der 30er Jahre wurde. Das Jahr 1825 wurde fast ganz durch die Hülfe ausgefüllt, welche er dem Philosophen Bentham bei der Herausgabe seines „Rationale of judicial evidence“ leistete, u. so bedeutend war diese Mitarbeiterschaft, daß Bentham auf dem Titel des Werkes den jungen M. als Herausgeber nannte. Fast unmittelbar nachher half M. die „Parlamentary History and Review“ begründen.



Nr. 4190. John Stuart Mill (geb. 20. Mai 1806 gest. 9. Mai 1873)

Plötzlich aber, im Herbst 1826, ward seine rastlose Thätigkeit durch einen krankhaften Zustand gestört, u. aus dieser andauernden Nervenverstimmung retteten ihn nur die Musik u. Poesie, insbes. Wordsworth's Gedichte. Sie gaben ihm allmählich die Freude am Leben wieder, u. so hatte sein Entwicklungsgang den werdenden Mann doch zu jener Quelle geführt, zu der sein Vater den Knaben zu leiten versäumt hatte. Andererseits trugen die Einflüsse, die M. theils aus dem freundschaftlichen Verkehr mit Männern, wie Maurice u. Sterling, theils aus dem Studium der Werke von Coleridge, Goethe, Carlyle u. Aug. Comte schöpfte, dazu bei, seinen stürmischen Radikalismus zu mäßigen. In diese Zeit fiel auch die Bekanntschaft u. schnell sich entwickelnde Freundschaft mit der außerordentlichen Frau, die, seit Juli 1849 verwittwet, nach 20jähr. innigem Geistesverkehr 1851 seine Gattin u. treue Gehülfin bei seinen Bestrebungen wurde, aber bereits 1858 zu Avignon starb, als ihn gerade die Auflösung der Ostindischen Compagnie, bei der er seit 1856 als Chef der indischen Korrespondenz fungirte, dienstfrei gemacht hatte. Er konnte ihren Verlust nie verschmerzen; alljährlich brachte er Wochen u. Monate in Avignon zu, wo ihr Staub ruhte, u. dort starb auch er selbst 9. Mai 1873. Nur seine Theilnahme an den Parlamentssessionen der Jahre 1865—68, in denen er Westminster im Unterhaus vertrat, hatte ihn aus seiner sonstigen Zurückgezogenheit gerissen. Seine bedeutendste politische Schrift ist die Abhandlung „On liberty“ (Lond. 1859; neue Aufl. 1865; deutsch von Pickford, Frankf. 1860; von Gomperz, Lpz. 1869), deren Schwerpunkt darin liegt, daß sie sich bes. gegen den Despotismus der Gesellschaft, die Tyrannei des sozialen Herkommens, der Sitte u. der öffentlichen Meinung wendet.

An diesem Buche hatte am meisten seine Frau Antheil, ja ihr schrieb er selbst sogar das Beste zu, was darin enthalten. Der hohe Respekt vor ihren Fähigkeiten u. Eigenschaften nahm ihm aber auch so sehr seine Objektivität, daß er im Parlamente den Antrag stellen konnte, wirthschaftlich selbständigen Frauen unter denselben Umständen wie Männern das politische Stimmrecht zu verleihen. Diese Idee ging allein von ihm aus, während er den Inhalt seines Buches über „Die Hörigkeit (Unterordnung, subjection) der Frau" (deutsch von Jenny Hirsch, Berl. 1869; 2. Aufl. 1872; Auszug daraus von Reyer, Graz 1870) schon mit seiner Gattin besprochen hatte. Sie war auch unmittelbare Urheberin seiner Hinneigung zu sozialistischen Zukunftserwartungen, die in der späteren Auflage seiner „Principles of political economy" (2 Bde., Lond. 1848; deutsch von Soetbeer, Hamb. 1852, 2 Bde.; 3. Aufl. 1870) zur Geltung kommt. Dieses sein nat.-ökon. Hauptwerk verschaffte ihm zuerst weitgehendes Ansehen auf dem Festlande. Sein philosophisches Hauptwerk, das „System of logic" (2 Bde., Lond. 1843; 7. Aufl. 1868; deutsch von Schiel, Braunschw. 1849; 3. Aufl. 1868), ist im Wesentlichen auf das gebildetste engl. Publikum u. die Leute von Fach beschränkt geblieben. Außerdem sind von seinen Schriften zu nennen: „Essays on unsettled questions on political economy" (Lond. 1851); „Considerations on representative government" (ebd. 1861; deutsch von Wille, Zür. 1862); „Aug. Comte and positivism" (ebd. 1862; 2. Aufl. 1866; deutsch von Elise Gomperz, Lpz. 1874); „Examination of W. Hamilton's philosophy" (ebd. 1865); „Dissertations and discussions" (3 Bde., ebd. 1867); „England and Ireland" (ebd. 1868). Ein deutsche Uebersetzung der Gesammtwerke M.'s hat Gomperz herausgeg. (10 Bde., Lpz. 1869 ff.). Vergl. die von seiner Stieftochter Helen Taylor herausgeg. „Autobiography" (Lond. 1873; deutsch von Kolb, Stuttg. 1874), mit deren Hülfe Friedr. Althaus eine Charakteristik M.'s in „Unsere Zeit" (Neue Folge, Bd. X, Abth. 1, Lpz. 1874) gegeben hat.

Millefiori (ital., tausend Blumen), eine Benennung, die vielfach für Muster u. Dekorirung angewandt wird, bei welcher der Grund durch lauter nahe an einander gestellte kleine Blümchen, Sternchen u. dergl. Motive erfüllt wird. Bes. werden so die Produkte der Glasmacherei genannt, welche in einer farblosen Glasmasse jene aus farbigen Gläsern auf eigenthümliche Weise hergestellten zierlichen Körperchen eingeschlossen zeigen, u. die nam. zu Briefbeschwerern verwandt werden. (Vgl. „Glas".)

Miller, Ferd. von, namhafter Erzgießer, geb. 18. Okt. 1813 zu Fürstenfeldbruck in Ober-Bayern; wurde von seinem Oheim, dem Erzgießer Stieglmayer, unterrichtet, besuchte die Akademie in München, formte u. goß in der königl. Erzgießerei, bildete sich dann von 1833 an einige Jahre unter Soyer in Paris aus u. bereiste die Niederlande u. England. Seit 1836 wirkte er mit seinem Oheim in der Erzgießerei u. wurde nach dessen Tode (1844) Nachfolger desselben als Inspektor dieser Anstalt, aus der seitdem unter seiner Leitung eine große Menge von größeren u. kleineren Erzgußwerken, insbes. Statuen zu Pferde u. zu Fuß, für fast alle Länder der Erde hervorgingen. Eine der bedeutendsten ist wol die Kolossalstatue der Bavaria (s. d.) bei München.

Miller, Johann Martin, deutscher Dichter, geb. zu Ulm 3. Dez. 1750 als Sohn eines Predigers; studirte Theologie in Göttingen, wo er durch Boie mit den Mitgliedern des Hainbundes bekannt wurde; begleitete Klopstock, der 1775 in Göttingen verweilte, nach Hamburg, kam in Wandsbeck mit Matthias Claudius in Berührung u. kehrte noch in demselben Jahre nach Ulm zurück; war hier bis 1780 Vikar am Gymnasium, erhielt dann eine Pfarre in Jungingen u. wurde 1781 wieder nach Ulm berufen, wo er in wichtigen geistlichen u. Schulämtern thätig war u. 21. Juni 1814 starb. Von M.'s Liedern („Gedichte", Ulm 1783) haben sich mehrere bis heute im Volksmunde erhalten, z. B. „Für mich ist Spiel u. Tanz vorbei"; „Was frag' ich viel nach Geld u. Gut" ꝛc.; ungleich größeren Einfluß aber als durch diese übte er auf seine Zeitgenossen durch seine vielgelesenen, wenn auch von den besseren Köpfen, wie J. H. Voß u. Merck, hart getadelten Romane, z. B. „Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit" (Lpz. 1776); „Briefwechsel dreier akademischer Freunde" (Ulm 1776—77), in dem die Persönlichkeiten seiner Göttinger Studiengenossen geschildert sind; „Geschichte Karl's von Burgheim u. Emiliens von Rosenau" (Lpz. 1778—79); „Briefwechsel zwischen einem Vater u. seinem Sohne auf der Akademie" (Ulm 1785); „Geschichte Gottfried Walther's, eines Tischlers, u. des Städtleins Erlenburg" (Ulm 1786), alle von stark lehrhafter Tendenz. Bes. berühmt aber wurde unter seinen Romanen der „Siegwart. Eine Klostergeschichte" (Lpz. 1776 u. oft), in welchem die thränenreiche Empfindsamkeit jener Periode, der auch Goethe's „Werther" seine Entstehung verdankt, ihren sprechendsten Ausdruck fand u. der infolge dessen nicht nur in Deutschland weiteste Verbreitung erlangte, sondern auch in alle Kultursprachen übersetzt wurde. — Selbstbiographie M.'s bei Bock u. Moser, „Sammlung von Bildnissen Gelehrter u. Künstler mit Biographien" (Nürnb. 1803).

Milleschauer od. Donnersberg, der höchste Phonolithkegel des böhm. Mittelgebirges, 835 m. über das Meer, 455 m. über seinen Fußpunkt sich erhebend; liegt 3 St. im SO. von Teplitz u. gewährt prächtige Aussicht über einen großen Theil des nördl. u. mittleren Böhmens.

Millet (spr. Mijjeh), Jean François, französischer Genremaler u. insbesondere Darsteller des Bauernlebens, geb. 1814, gest. in Fontainebleau am 22. Jan. 1875. M. war Realist im vollen Sinne des Wortes, der in sehr einfachen Kompositionen von Bauersleuten, die er in Lebensgröße in irgend einer ländlichen Beschäftigung darstellte, die höchste Naturwahrheit erreichte u. mit ungeschminkter Wahrheit die kümmerlichste Prosa des gemeinen Lebens in ein Bild übertrug; aber darin wußte er auch durch stimmungsvolle Beleuchtungen tiefe Empfindungen zu erregen. Dieser Art sind z. B. seine „Schnitter beim Mahle", „Der Tod u. der Holzhacker", „Die Kartoffelpflanzer", „Das Angelusläuten" u. a. Sein Realismus ging allerdings zuweilen bis zur Darstellung der häßlichsten Gestalten.

Millet, Jean François, genannt Francisque, niederländischer Landschaftsmaler, geb. zu Antwerpen 1644; Anfangs Schüler von Laurens Francken, später aber gebildet nach dem Stile Nic. Poussin's, den er sich ganz aneignete. Seine Landschaften haben demnach eine historische Staffage, sie wirken durch große Massen u. Fernsichten, sind aber oft mehr nach dem Gedächtniß als nach Naturstudien gezeichnet. In Deutschland besitzt wol die Pinakothek in München die besten derselben. Er starb 1680, der Sage nach an Gift.

Milliarde (frz.), = 1000 Millionen.

Milliare, = 1000 Aren, s. „Metermaß".

Milliarium (lat., von mille, tausend), Name der Meilenzeiger, welche die Römer an ihren Heerstraßen alle 1000 Schritte aufstellten. Die Einrichtung ist bereits für das 2. Jahrh. v. Chr. bezeugt. Augustus ließ auf dem Forum zu Rom das M. aureum errichten, zur Bezeichnung des Punktes, wo alle Landstraßen zusammentrafen. Ihren Namen führte die Säule wahrscheinlich von daran angebrachten vergoldeten Bronzetafeln, welche die Entfernungen u. Hauptorte der betreffenden Straßen enthielten.

Milliasse (franz. spr. Milliaß') = 1000 Milliarden.

Milligramm, Millimeter, s. „Metermaß".

Million (a. d. Lat.) = tausendmaltausend, als frühere Rechnungsmünze für Deutschland s. v. w. 10 Tonnen Goldes.

Millykerzen wurden genannt nach ihrem Erfinder, H. von Milly, einem ehemaligen, durch die Ereignisse von 1830 aus seiner Stellung vertriebenen Kammerherrn Karl's X. von Frankreich. Milly verbesserte das bisherige, von Gay-Lussac u. Chevreul bei der Kerzenfabrikation befolgte Verfahren, indem er aus dem mit Aetzkalk verseiften Talg die Elainsäure durch anfänglich kalte, dann aber warme Pressungen entfernte u. so als Kerzenmaterial ein mehr od. weniger reines Stearin erhielt. Er tränkte auch schon den Docht mit Borsäure. Die auf solche Weise verbesserten Kerzen kamen 1834 in den Handel; die Fabrikation hat sich seitdem nam. in Oesterreich sehr ausgebreitet u. noch weiter vervollkommnet.

Milman, Henry Hart, der jüngere Sohn einer altadeligen Familie, geb. 10. Febr. 1791; studirte in Orford u. erhielt schon in seinem 21. Jahre den Preis für sein Gedicht „Apollo von Belvedere". 1817 ward er Geistlicher u. Vikar zu St. Maria (Reading); 1821 erhielt er die Professur für Poesie an der Universität zu Orford, ward bald darauf Rektor von St. Margareth, Westminster, einige Zeit darauf Kanonikus ebendaselbst u. 1849 Dechant an der Kathedrale von St. Paul. M. war ein fleißiger u. geschickter Schriftsteller in verschiedenen Zweigen der Literatur; was ihm aber zuerst einen großen u. zwar wohlverdienten Ruf verschaffte, war sein Trauerspiel „Fazio" (Lond. 1815), dem seine anderen dramatischen Arbeiten,

u. selbst die besseren unter ihnen, wie z. B. „Anna Boleyn", „Die Märtyrer von Antiochia" u. a. m., bei weitem nachstehen; nur „Jerusalems Fall" dürfte ihm annähernd gleichkommen. Höher steht sein Heldengedicht „Samor" (Lond. 1818). Robert Southey's Ausspruch, daß M. mehr Talent für die dramatische als für die epische Dichtung besitze, wird durch dieses Gedicht aufs Bündigste widerlegt. Neben diesen schöngeistigen Arbeiten beschäftigten M. aber auch religiös-geschichtliche Werke u. seine „Charaktere der Apostel", acht Predigten (Oxford 1827), „Geschichte der Juden" (3 Thle., Lond. 1829; 3. Aufl. 1835), „Geschichte des Christenthums von Christi Geburt bis zum Erlöschen des Heidenthums im röm. Reiche" (Lond. 1840) u. „Geschichte des lat. Christenthums bis zu Papst Nikolaus V." (6 Bde., Lond. 1854—56) dienen als Proben eisernen Fleißes, gründlichen Wissens u. einer nicht vom Puritanismus angekränkelten Frömmigkeit. Ein durch inneren Werth u. äußere Ausstattung ausgezeichnetes Buch ist seine Ausgabe der Werke des Horaz (Lond. 1849 u. öfter), welche 300 Holzschnitte: Münzen, Gemmen, Statuen, Basreliefs 2c., enthält.

Milne-Edwards, Henri Milne Edwards, franz. Zoolog, belg. Abkunft, geb. zu Brügge 23. Okt. 1800; studirte in Paris Medizin, seit 1823 Naturwissenschaften, wurde dann Lehrer derselben am Lyceum Henri IV., 1841 am Museum u. an der Fakultät der Wissenschaften, erhielt 28. Mai 1862 die Professur der Zoologie am Museum u. ist seit 1864 dessen Hülfsdirektor. Die Franz. Akademie wählte ihn 1838 zum Nachfolger Cuvier's, nachdem sie 1828 seine „Recherches anatomiques sur les crustacés" (Par. 1828) gekrönt hatte. Dieser Schrift ließ der ausgezeichnete Gelehrte folgen: „Nouveau formulaire pratique des hôpitaux" (4. Aufl. 1840); „Cahiers d'histoire naturelle" (1834); „Histoire naturelle des crustacés" (3 Bde., 1837—41); „Cours élémentaire de zoologie" (1851; deutsch von Widenmann); „Histoire naturelle des corailliaires ou polypes" (3 Bde., 1858—60); „Leçons sur la physiologie et l'anatomie comparée de l'homme et des animaux" (8 Bde., 1855—65) u. a. m. Auch gab er Lamarck's „Histoire naturelle des non-vertébrés" (11 Bde., 1836—45) neu heraus. — Sein Sohn, Alphonse **M.-E.**, geb. zu Paris 1835, ist Professor an der École de pharmacie daselbst u. hat sich gleichfalls einen Namen als Naturforscher, bez. als Zoolog u. Paläontolog gemacht.

Milo od. Melos, die südwestlichste Insel der griech. Kykladen, 1,2 □M. mit etwa 4000 E.; hat an der Nordküste eine tief in das Land einschneidende Bucht u. besteht zum größten Theil aus vulkanischen Gesteinen. Das Gebirge, welches die Insel hufeisenförmig durchzieht u. sich bis 800 m. erhebt, hat einen Erhebungskrater, eine Solfatara u. an mehreren Stellen heiße Quellen. Der Boden liefert zur Ausfuhr nam. Schwefel, Alaun, Bimsstein, Kochsalz, Porzellan- u. Walkerde; wo die verwitterte Lava, die hier u. da noch sehr stark erhitzt ist, den Ackerbau gestattet, da gedeihen Weizen, Gerste, Oliven u. Melonen, die nach der Insel den Namen erhalten haben, in großer Fülle u. Güte, der Wein steht aber demjenigen anderer griech. Inseln nach. Nicht unbedeutend ist die Zucht von Ziegen u. Schafen. Die Bevölkerung, welche theils der griech.-, theils der röm.-kathol. Konfession angehört, beschäftigt sich außerdem noch viel mit Schiffahrt. Die Hauptstadt Kastro baut sich im nördl. Theile der Insel amphitheatralisch an einem steilen Berge auf u. hat ein altes Schloß. Im SO., $^1/_4$ M. entfernt, liegen die Ruinen der antiken Hauptstadt M., bei welchen 1820 von einem Bauer die berühmte, jetzt im Louvre befindliche Statue der Venus von M. gefunden worden ist. In der Nähe des Dorfes Tripoli ist ein großartiges Leichenfeld entdeckt worden, das aus röm. u. altchristl. Zeit stammt. Die ältesten Kolonisten von M. sind Phönikier gewesen, von Kreta aus erhielt die Insel später dorische Ansiedler. Weil die Bevölkerung sich im Peloponnesischen Kriege weigerte, an Athens Seite gegen Sparta zu kämpfen, beschlossen die Athener alle Melier zu vertilgen, mordeten die Männer, verkauften die Weiber u. Kinder in die Sklaverei u. schickten attische Kolonisten nach dem verwüsteten Eiland. M. theilte das Schicksal des oströmischen Reiches, stand 1204—1537 unter der Herrschaft der Venetianer u. wurde dann von den Türken unterworfen. Letztere erlitten 20. Aug. 1661 bei der Insel in einer Seeschlacht durch die Venetianer eine Niederlage.

Milo, Titus Annius, aus Lanurium gebürtig, ist in der Geschichte Roms bes. durch seine Kämpfe mit P. Clodius (s. d.) bekannt. Diese entspannen sich, als im J. 57 v. Chr. Beide das Volkstribunat bekleideten u. M. auf des Pompejus Wunsch die Zurückberufung des durch Clodius verbannten Cicero betrieb. Die Gegner umgaben sich mit bewaffneten Banden u. verübten die rohesten Gewaltthaten, bis sie im J. 52 zufällig auf der Appischen Straße bei Bovillä mit starkem Gefolge sich begegneten u. bei dem zwischen diesem ausbrechenden Kampfe Clodius verwundet u. auf M.'s Geheiß getödtet wurde. Infolge der dadurch entstandenen Unruhen wurde Pompejus zum alleinigen Konsul erwählt. Dieser beantragte sofort zwei gegen Gewaltthätigkeit u. Amtserschleichung gerichtete Gesetze, u. M. wurde, obgleich Cicero ihn wegen des Clodius Mord vertheidigte, verurtheilt u. ging nach Massilia in die Verbannung. Als Cäsar 49 v. Chr. zur Herrschaft kam, hoffte auch M., zurückberufen zu werden; da dies aber nicht geschah, ging er im J. 48 nach Italien u. erregte mit einem Haufen Abenteurer einen Aufstand in Campanien, fand aber in demselben seinen Tod.

Milo aus Kroton, einer der berühmtesten Athleten des Alterthums, soll sechs olympische, sieben pythische, zehn isthmische u. neun nemeische Siegespreise erworben haben u. befehligte seine Landsleute in dem siegreichen Kampfe gegen Sybaris (510 v. Chr.). Ueber seine außerordentliche Körperstärke erzählt man sich viele Anekdoten. So soll er in Olympia einen Stier aufgehoben u. herumgetragen, ein anderes Mal die Decke eines einstürzenden Saales mit seinen Armen aufgehalten haben 2c. Seinen Tod fand M. der Sage nach, als er einen Baumstamm, in dem Keile steckten, auseinander reißen wollte, aber dabei mit den Händen im Spalte festgeklemmt u. in diesem hülflosen Zustande von wilden Thieren zerrissen wurde.

Miloradowitsch, Graf Michail Andrejewitsch, russ. General, geb. 1770; nahm 1787 am Kriege gegen die Türken Theil, kämpfte 1794 gegen die Polen mit, führte bereits 1799 als Generalmajor die Avantgarde unter Suworoff in Italien u. der Schweiz u. ward für seine große Unerschrockenheit u. Tapferkeit zum Generalleutnant befördert, als welcher er sich auch im Feldzuge von 1805 wiederholentlich glänzend hervorthat. 1808 besetzte er die Walachei, nahm Giurgewo u. Slobodseschah u. schlug die Türken 1809 bei Rassewat. Neue Lorbern erntete er im Kriege von 1812, den er als General der Infanterie mitmachte. 1813 an die Spitze eines russ. Corps gestellt, deckte er während der Schlacht bei Lützen die linke Flanke der Verbündeten, bestand dann mehrere glückliche Gefechte, wie insbes. bei Bischofswerda (12. Mai), u. wurde dafür gegraft. Bei Bautzen führte er die Avantgarde. Nach dem Waffenstillstande erhielt er den Befehl über die russ.-preuß. Garden u. Reserven, mit denen er dann wesentlich zur Entscheidung der Schlachten bei Kulm u. Leipzig beitrug u. die er auch nach Frankreich führte. Seit 1818 Militärgouverneur von Petersburg, ward M. bei dem Aufstande nach der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus, indem er den Empörern muthig entgegentrat, 26. Dez. 1825 getödtet.

Milreïs (portug.), 1000 Reïs, Rechnungsmünze in Portugal u. Brasilien von 4 Mk. $67^2/_3$ Pf. Zahlwerth. In Portugal wurde durch das Gesetz vom 24. April 1835 das M. auch als eine Münzeinheit festgesetzt, worauf man unter dem Namen Corão od. Krone Milreïsstücke zum Werthe von 4 Mk. $87^1/_2$ Pf. u. halbe Kronen (500 Reïs) im Werthe von 2 Mk. $43^3/_4$ Pf. prägte. Bei größeren Summen rechnet man nach Conto de Reïs, 1000 M. od. 1 Mill. Reïs = 4875 Mk.

Miltiades, Sohn des Kypselos aus Athen, Gegner des Pisistratos, wurde 559 v. Chr. von den Doloneern, die den Thrakischen Chersonnes bewohnten, zum Fürsten erwählt. Ihm folgte in der Herrschaft sein Halbbruder Stesagoras u., da auch dieser kinderlos starb, um 518 dessen Bruder **M.**, der bis dahin in Athen gelebt hatte. Von dem Perserkönige Dareios zur Theilnahme am Zuge gegen die Skythen genöthigt, wurde er nebst anderen griech. Machthabern mit der Bewachung der Donaubrücke betraut u. wollte diese auf den Rath der Feinde abbrechen, wurde aber vom Milesier Histiäos daran gehindert. Nachdem er 496 v. Chr. vor herandringenden Skythen schon einmal den Chersones hatte verlassen müssen, flüchtete er nach der für die Perser siegreichen Seeschlacht bei Lade mit allen seinen Schätzen nach Athen. Die dortige Demokratie nahm ihn mit Mißtrauen auf u. er mußte sich sogar wegen seiner Dynastenrolle im Hellespont vor Gericht rechtfertigen. Doch war in den kurz darauf ausbrechenden Kriegen mit den Persern u. den Aegineten die Erfahrung des M.s den Athenern sehr willkommen. Nach der Landung

des pers. Heeres unter Datis u. Artaphernes zu einem der zehn Strategen gewählt, erwarb er sich das Verdienst, 490 die Schlacht bei Marathon herbeigeführt u. durch Besonnenheit u. Muth gewonnen zu haben. Ebenso vereitelte er das Vorhaben der Feinde, Athen mit der Flotte zu überrumpeln. Als aber 489 sein mit 70 Schiffen unternommener Anschlag auf die Insel Paros mißglückte, schlug die Stimmung des Volkes wieder um; M. wurde auf den Tod angeklagt, zu einer Geldbuße von 50 Talenten verurtheilt u. soll, da er die hohe Summe nicht aufzubringen im Stande war, im Gefängniß gestorben sein. Sein Grabmal erhielt er auf dem marathonischen Schlachtfelde.

Milton (spr. Milt'n), John, einer der bedeutendsten engl. Dichter, aber einer von denen, die wie unser Klopstock mehr bewundert als gelesen werden, wurde 9. Dez. 1608 in London geboren. In seinem 25. Jahre war er so weit in den Wissenschaften vorgeschritten u. zeichnete sich nam. durch seine Sprachkenntnisse (er verstand sieben od. acht Sprachen) aus, daß er zum Baccalaureus gemacht wurde, u. seine lat. Gedichte erregten in der gelehrten Welt großes Aufsehen.



Nr. 4191. John Milton (geb. 9. Dez. 1608, gest. 8. Nov. 1674).

Auf der Reise nach Frankreich u. Italien ereilte ihn die Kunde von den religiös-politischen Wirren in England u. er kehrte eiligst in die Heimat zurück, um dort an den Streitigkeiten Theil zu nehmen. Durchaus republikanisch gesinnt u. seine Ueberzeugung offen aussprechend, ward er von Cromwell, der M.'s Eifer u. Talente sehr hochschätzte, zum Staatsrathssekretär ernannt, u. sein gegen Saumaise's (Salmasius) im Interesse Karl's geschriebenes Pamphlet „Defensio regis" verfaßtes Buch: „Defensio pro populo anglicano" trug ihm vom Parlament ein namhaftes Geldgeschenk ein. Trotz seiner gegen die Mitte des Jahrhunderts eingetretenen Blindheit fuhr er fort, sich mit literarischen u. politischen Arbeiten zu beschäftigen. Als der König nach England zurückkehrte, wurde M. seines Amtes enthoben; er hatte jedoch inzwischen das Werk vollendet, welches zwar bei seinem Erscheinen wenig beachtet wurde, bald aber seinen Namen verewigen sollte, „Paradise lost" („Das verlorene Paradies"; zuerst Lond. 1667, deutsch u. A. von Bodmer, Zür. 1732, von Kottenkamp, 2. Aufl., Pforzheim 1842 ꝛc.), ein Werk, das von glühender religiöser, aber von dem damals noch mächtigen starren Puritanismus freier Begeisterung diktirt war. Sein nächstfolgendes, eine Fortsetzung bildendes, od. wenigstens eine ähnliche Richtung einschlagendes Gedicht „Paradise regained" („Das wiedergewonnene Paradies"; Lond. 1671) kann sich, trotz vieler einzelner Schönheiten, doch weder an Tiefe der Gedanken u. Empfindungen, noch an Kraft u. Erhabenheit der Sprache mit seinem Vorgänger messen. M. schrieb auch einige Bühnenwerke, wie z. B. „Cosmus" u. „Samson Agonistes"; dieselben beweisen nur, daß ihm die Bühne ein versperrtes Feld war; dagegen finden sich in seinen lyrischen Gedichten kostbare Perlen, wie z. B. das Gedicht auf den Tod eines Kindes, seine Sonette, die (wenn man so sagen darf) philosophisch-lyrischen Gedichte „L'Allegro" u. „Il Penseroso". Unter seinen prosaischen Schriften zeichnen sich die politischen, staatswissenschaftlichen u. religiösen durch Klarheit der Auffassung u. Lebendigkeit des Stils aus, nam. ist dies in seinen Büchern über Prälatenbischofthum, über Kirchenregiment, über Erziehung, für die Preßfreiheit ꝛc. der Fall. M. starb 8. Nov. 1674, bei Hofe unbeliebt, von seinen Mitbürgern hochgeachtet u. tief betrauert. Sein Denkmal befindet sich in der Westminster-Abtei. — Gesammtausgaben von M.'s Werken lieferten u. A. Fletcher (Lond., 1834 u. 38) u. John Milford (8 Bde., Lond. 1851); A. Böttger übersetzte M.'s „Sämmtl. dichterischen Werke" ins Deutsche (Lpz. 1846); eine Uebersetzung mit Anmerkungen von „John M.'s politischen Hauptschriften" gab Bernhardi (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1875 f.).

Milutinowitsch, Simeon, auch Sarajlija genannt, gefeierter serbischer Dichter, geb. zu Bosna-Serai 15. Okt. 1791. Im J. 1800 wanderte er mit seinen Eltern nach Semlin aus, besuchte später die Schule zu Szegedin u. das Carlowitzer Gymnasium, war 1807 bei seinem Vater im Getreidehandel thätig u. kam 1809 mit seinen Eltern nach Belgrad, wo er die Stelle eines Senatsschreibers erhielt u. zugleich an der höheren Schule lehrte. Nachdem die Türken Serbien wieder unterjocht hatten, floh M. 1813 nach Oesterreich, ging nach Wien u. von da neuerdings nach Serbien, wo er bei dem neuen Metropoliten das Schreiberamt verrichtete. Beim Ausbruch des Aufstandes der Serben 1815 begab sich M., im Einverständniß mit den Führern, nach Bosnien, um dort neue Kräfte für die Aufständischen anzuwerben. Nach dem Friedensschluß (Ende 1815) bekam M. von Milosch Obrenowitsch ein Amt, das er bis 1816 verwaltete. Dann begab er sich nach Widdin, wurde dort Lehrer u. schrieb sein Erstlingswerk „Trojsestarstvo" (Lpz. 1837). Auch in Widdin verblieb M. nicht lange, sondern kehrte schon 1817 nach Serbien zurück, wo er an verschiedenen Stellen amtirte. Im Sommer 1820 begab er sich nach Rußland, kam nach Kischinjewo in Bessarabien, wo er seine Eltern noch lebend antraf. Hier schrieb er einen Cyklus Gedichte „Srbjanka" (Lpz. 1826), ging 1825 nach Leipzig, studirte an der dortigen Universität u. wurde dann in Montenegro Lehrer des nachmaligen Wladiken Peter II. Petrowitsch. Hier schrieb er die „Geschichte von Montenegro" (Petersb. 1835), sammelte Nationallieder (Lpz. 1837), schrieb das dramatische Gedicht „Dika crnogorska" u. die Tragödie „Obititsch" (Lpz. 1837). Nach dem Regierungsantritt seines Schülers begab sich M. wieder nach Serbien, wo ihn Fürst Milosch beauftragte, eine Geschichte von Serbien zu schreiben. Den Druck dieses Werkes (Lpz. 1837) leitete er in Leipzig. Im Mai 1839 nach Belgrad zurückgekehrt, wurde er zum Direktor der Nationalschule ernannt. Die allzuwahre Schilderung der Begebenheiten u. hervorragenden Persönlichkeiten des Aufstandes 1813 u. 1815, welche M. in seiner Geschichte gab, machte ihn bei den Hohen des Reiches verhaßt, u. so kam es, daß er in den Unruhen des J. 1840 mit großer Noth in der Belgrader Festung sein Leben rettete. In contumaciam zum Tode verurtheilt, verließ M. im Okt. 1840 Serbien, wohin er aber schon im Dezember 1841 zurückkehrte. Als im J. 1842 die Dynastie der Obrenowitsch der Fürstenwürde verlustig wurde, bekam M. endlich ein einträgliches Amt im Kultusministerium. Die Tragödie „Karadjordje" zog ihm jedoch abermals die Ungnade der Gewalthaber zu, u. er starb verlassen u. arm 11. Jan. 1848 in Belgrad.

Milwaukee (spr. Milwahkie), größte Stadt im nordamerik. Unionsstaate Wisconsin, liegt an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Michigansee in dem östl. Theile auf einem hohen Vorgebirge. Die regelmäßig gebaute u. nach nordamerik. Weise in Häuserquadrate eingetheilte Stadt hat sich außerordentlich schnell entwickelt; 1835 stand hier nur die Hütte eines Pelzhändlers, 1850 hatte der Ort 20,061 E. u. 1874 betrug die Einwohnerzahl gegen 95,000 Seelen, darunter beinahe die Hälfte in Deutschland od. von deutschen Eltern geboren. Unter den Gebäuden zeichnen sich vorzugsweise das Rathhaus u. das Opernhaus aus; ein Aquädukt versorgt die Stadt mit Seewasser. Der Hafen ist sicher u. der kanalisirte Fluß gestattet, daß die größten Fahrzeuge

unmittelbar bei den Waarenspeichern anlegen. Nach Chicago ist M. der wichtigste Handelsplatz in der Region der großen Seen; die hervorragendsten Artikel der Ausfuhr sind Getreide, Mehl, Holz u. Schweinefleisch. An Weizen exportirt M. mehr als selbst Chicago; 1871 umfaßte die Ausfuhr in diesem Artikel 15,686,611 Bushels, außerdem 6,150,382 Bushels Mais u. 1,121,950 Bushels Hafer. Der Export von Mehl betrug 1,211,427 Barrels, davon war die Hälfte in der Stadt selbst gemahlen. Bauholz, Schindeln u. Latten kommen in sehr großen Quantitäten über den See aus der nördl. Waldregion, um von hier aus dann weiter verfrachtet zu werden. Im sog. „Porkgeschäft" nimmt M. die vierte Stelle unter den Städten der Vereinigten Staaten ein; 1871 wurden 313,000 Schweine hier „verpackt". Der Export von Erzen, Häuten u. Fellen wird von Jahr zu Jahr bedeutender, wie denn auch in industrieller Beziehung M. Chicago sehr gewichtige Konkurrenz macht. Es giebt hier großartige Eisengießereien, Walzwerke, Wagen- u. Möbelfabriken, Maschinenbauanstalten, Gerbereien u. Bierbrauereien, letztere fast ausschließlich von Deutschen geleitet; die Hälfte von den 6 Zeitungen der Stadt erscheint in deutscher Sprache.

Milz, ein dem Menschen, wie allen Wirbelthieren, mit einziger Ausnahme des Lanzetfisches u. der Myxinoiden zukommendes, sehr blutreiches, der Schilddrüse ähnliches, drüsiges Organ. Die M. ist eine sog. Blutgefäßdrüse, liegt in der Bauchhöhle in der Nähe des Magens (beim Menschen an seiner untern linken Seite) u. zerfällt bei manchen Fischen in eine Anzahl kleinerer Läppchen; dergleichen auch sonst mitunter als Nebenmilzen vorkommen. Sie hat eine halbeiförmige Gestalt, meist bläulichrothe Farbe, eine weiche, teigartige Konsistenz. Man unterscheidet an ihr den äußeren, dünnen aber festen, faserig-häutigen Ueberzug (die Milzkapsel), der balkenähnliche Fortsätze (Milzbalken) ins Innere sendet, die mit einander u. mit den Gefäßscheiden zu einem Netzwerke vereinigt sind, u. die in dieses Netzwerk eingebettete, rothe, schwammige, fast breiartigweiche Milzpulpe, bestehend hauptsächlich aus Gefäßausbreitungen u. weißlichen, runden, von Malpighi entdeckten u. nach ihm benannten Körperchen, den Milzkörperchen. Steht auch die M. in Beziehung zur Erneuerung des Blutes u. wahrscheinlich auch zur Gallenabsonderung, so vermag doch der Organismus, wie Exstirpationen beweisen, auch ohne M. zu leben. Bei Typhus, Wechselfieber u. anderen Krankheiten ist die M. angeschwollen.

Milzbrand od. Anthrax, eine der gefährlichsten Viehseuchen, ist schon lange bekannt; im zweiten Buch Mosis u. im dritten Buch der „Georgica" von Vergil wird derselbe schon erwähnt. Verbreitet ist derselbe fast über die ganze Erde; vorzugsweise aber kommt er in Rußland, im südl. Frankreich u. in Deutschland (Provinz Sachsen) vor. Gewöhnlich tritt er als Seuche auf; seltener u. dann meist im Winter befällt der M. einzelne Thiere; wenn er Massenerkrankungen bei Thieren bewirkt, zeigt er sich seltener als Epidemie, häufiger als ortseigene Krankheit einer bestimmten Gegend, als Enzootie. Er sucht am liebsten gutgenährte u. vollblütige Thiere einer ökonomischen Wirthschaft heim; zunächst entwickelt er sich bei Pferden, Rindern u. Schweinen; durch Ansteckung — denn er ist sehr ansteckend — wird er auf Katzen, Hunde u. das Hausgeflügel verschleppt. Auch Menschen können sich durch Berührung von Blut, Fleisch, Fellen u. Haaren an M. gestorbenen Viehes anstecken, od. es kann ihnen diese gefährliche Krankheit durch den Stich von Fliegen, welche an den Milzbrandkadavern Blut gesaugt haben, eingeimpft werden. Außer den landwirthschaftlichen Hausthieren können dem M. auch fast alle wildlebenden Säugethiere, bes. Roth- u. Schwarzwild, ja auch Vögel u. Fische, zum Opfer fallen. Im J. 1874 starben in den Forstrevieren Grunewald, Glienecke, Cunersdorf, Falkenhagen, Barnim u. Pirschheide (sämmtlich in der Nähe von Potsdam) nicht weniger als 1724 Stück Edel- u. Dammwild an dieser Seuche.

Kennzeichen. Man kennt einen schnell u. einen langsam verlaufenden M. Der erstere kann einen ungewöhnlich raschen Verlauf haben, innerhalb $^1/_2$—24 Stunden kann ein Thier von ihm ergriffen u. getödtet worden sein. In der Regel tritt er fast plötzlich ein; die Kranken zeigen zunächst ziemlich bedeutendes Muskelzittern, nam. in der Flankengegend u. an den Hinterschenkeln, dann stürzen sie auf einmal zu Boden, lassen Zuckungen u. Krämpfe beobachten, Erstickungszufälle treten auf, u. es kann der Tod sehr bald erfolgen. Unmittelbar vor dem Absterben wird von den Milzbrandkranken Blut u. blutiger Schaum aus den Nasenlöchern u. aus dem After entleert. Seltener erholen sich die Patienten von dem ersten Anfall, stehen dann eine Zeit lang wie betäubt, mit aus dem Kopfe hervorgetriebenen glotzenden Augen da, um endlich nochmals zu Boden zu stürzen u. unter heftigen Krämpfen zu verenden. Der Verlauf dieses Milzbrandblutschlages od. apoplektischen M.es ist bei Pferden u. Schafen sehr kurz ($^1/_2$—5 Stunden), bei Rindern etwas länger (12—36 Stunden). Hierher gehört insbes. auch die sog. Blutseuche der Schafe. — Dann kennt man eine Milzbrandform, welche am häufigsten beim Rind, seltener beim Pferde auftritt u. als Milzbrandfieber bezeichnet wird; dasselbe dauert 48 Stunden bis 6 Tage, u. sind seine charakteristischen Kennzeichen folgende: zunächst ist Fieber vorhanden, die Bindehäute des Auges u. die sichtbaren Schleimhäute sind dunkelroth, ja häufig ganz dunkelblauroth gefärbt; das Flotzmaul der Rinder ist vollkommen trocken; Freßlust u. Wiederkauen sowie Milchsekretion haben aufgehört. Bei den Patienten — die in der Regel theilnahmlos dastehen u. dann den Kopf auf die Krippe stützen od. denselben sehr gesenkt halten, seltener Rasereianfälle beobachten lassen — ist entweder volle Verstopfung vorhanden, od. aber es können nur mit Anstrengung ganz harte, schwärzliche, mit Blut gefärbte Kothmassen ausgepreßt werden. Urin wird weniger, als der Norm entspricht, abgesetzt; häufig kommt es vor, daß die Kranken beim Uriniren einen sog. Katzenbuckel machen u. mit Blut rothgefärbten Harn ausleeren. Große Athemnoth u. Erstickungszufälle sind immer kurz vor dem Tode zu beobachten. Schließlich stürzen die Thiere nieder, bekommen Konvulsionen, entleeren Blut aus Nase u. After, lassen auch zuweilen den mit stark entzündeter Schleimhaut versehenen Mastdarm vorfallen, u. das Ende tritt ein wie bei Thieren, die den Erstickungstod erleiden müssen. Der Kadaver treibt schnell auf.

Es giebt aber auch Milzbrandformen, die sich durch einen langsameren Verlauf auszeichnen u. bei denen es zu sog. Lokalisationen kommt. Solche können sein 1. Karbunkeln; 2. Blutaustretungen in das Gewebe einzelner Organe, nam. der Haut, u. Neigung der getroffenen Stellen, brandige Zerstörung zu erleiden (Milzbrandrothlauf); 3. Brandblasen, die eine heftig ätzende, brandige Zerstörung veranlassende Lymphe od. Jauche enthalten u. auf der Zunge, dem Gaumen, der Maulschleimhaut des milzbrandkranken Thieres vorkommen (Rankkorn der Schweine; Zungenkrebs der Rinder); 4. Ablagerung von Gasen (Schwefelwasserstoffgas zuweilen) im Unterhautzellgewebe, nam. auf dem Rücken u. der Lende (Milzbrandemphysem od. rauschender Brand der Rinder u. Schafe). — Ursache des M.es. Der M. entsteht **originär** immer in Gegenden, welche sich durch einen humusreichen Boden auszeichnen, welche austrocknende Sümpfe od. an verfaulenden organischen Stoffen reiche Ackerkrume, die in nicht zu großer Tiefe von einer undurchlassenden Bodenschicht unterteuft ist, besitzen. Der Genuß von Wasser, welches mit verfaulenden Thier- u. Pflanzenresten geschwängert ist, Futter, welches auf Stellen gewachsen ist, die von Zeit zu Zeit dem Ueberfluten ausgesetzt u. mit Schlamm bedeckt waren, hat man als Milzbrandursachen mit bezeichnet. Jedenfalls sind Gegenden, deren physikalische Bodenbeschaffenheit derart ist, daß eine starke Durchfeuchtung vorhanden, bei gleichzeitigem Reichthum sich zersetzender organischer Massen, ganz geeignet, die wahren Ursachen der in Frage stehenden Krankheit, nämlich die Milzbrandbacterien, entstehen zu lassen. Es sind dies äußerst winzige, nur mit ganz starken mikroskopischen Systemen erkennbare, pflanzliche Gebilde, die man stets in dem Blute milzbrandkranker Thiere in kolossaler Zahl (nach Davaine in 1 Tropfen Blut 7—8 Mill. Stück) findet, die zunächst als kleine, punktförmige, 1 Mikromillimeter Durchmesser besitzende, glänzende kuglige Gebilde im Blute milzbrandkranker Geschöpfe sich vorfinden, endlich aber in gerade od. leichtgebogene, cylindrische Stäbchen, welche 7—12 Mikromillimeter lang u. 1 Mikromillimeter breit sind, übergehen, hauptsächlich dadurch, daß mehrere solcher kugliger Zellen zu einem Faden verschmelzen u. dann die meist unbewegliche Milzbrandstabbacterie bilden. Letztere kommen meist erst kurz vor od. gar erst unmittelbar nach dem Tode der Thiere im Blute derselben in größerer Zahl zum Vorschein. Diese Milzbrandbacterien (od. Bacteridien nach Davaine), resp. ihre kugligen Keime, werden, weil die aus den oben beschriebenen Bodenarten u. so fort sich emporhebenden Wasserdünste sie halten, von Thieren eingeathmet, od. — da sie auch an Futterpflanzen kleben können — mit der Nahrung importirt. In das Blut eines Thieres gelangt, entziehen sie demselben schnell u. mächtig den Sauerstoff, dessen sie zu ihrer Fortexistenz bedürfen; sie machen dadurch das Blut sauerstoffarm u. kohlensäurereich, u. tödten durch Kohlensäurevergiftung den Wirth, in dem sie sich niedergelassen haben. Deshalb auch Krankheitserscheinungen beim M., wie Athemnoth, Erstickungszufälle, Blaufärbung der sichtbaren Schleimhäute, Krämpfe u. dabei der rasche Verlauf, also Symptome wie bei der Erdrosselung eines Thieres, wo ja Sauerstoff nicht in den Körper gelangen kann, weil die zugeschnürte Kehle das Einathmen von Luft nicht gestattet u. Kohlensäurevergiftung des Blutes endlich auch zur Todesursache wird. Die sich unglaublich rasch vermehrenden Bacterien finden sich in den Blutgefäßen, in den Karbunkeln, Brandbeulen ꝛc. Das Blut am M. gestorbener Thiere ist schwarz, dick, theerartig u. röthet sich nicht an der Luft;



Nr. 4192. Milzbrandbacterien. 1 Blutkörper, 2 Bacterienkeime, 3 Stabbacterien.

es ist mit Kohlensäure überladen u. weist kaum eine Spur von Sauerstoff auf. Außer diesen Sektionsergebnissen sind als solche zu nennen: rasches Auftreiben der Kadaver u. schnelles Faulen derselben, Blutüberfüllung in allen gefäßreichen Organen, nam. in Gehirn, Lunge, Leber, Herz u. in der Milz, die meist — doch nicht immer — bedeutend geschwollen u. von mürber Beschaffenheit sich zeigt; gelbsulzige Infiltrationen im Unterhautzellgewebe, in den Darmschleimhäuten, zwischen den Muskeln, welch letztere mißfarbig, fast wie gekocht, aussehen; Blutaustretungen in verschiedenen Geweben der verschiedensten Organe, nam. der Darmwände, welche mehr od. weniger große dunkel- od. blaurothe Flecken bedingt haben; kleine Gefäße sind oft durch Bacterien u. deren Keime verstopft. — Eine zweite Ursache, welche das Entstehen u. die Verbreitung des M.es bedingt, ist die Ansteckungskraft dieser Seuche. Das Ansteckungsgift dieser Krankheit, die Bacterien, haftet am Blut, an den blutigen Ausleerungen 2c. der kranken Thiere. Ausnahmsweise scheint es an die Ausdünstungen der letzteren gebunden zu sein u. dann — gleichsam flüchtig geworden — durch Vermittelung der Luft weitergetragen zu werden. Es ist sehr lebenshartnäckig, vermag in Ställen u. im Freien abgelagert sich monatelang, ja Jahr u. Tag lebensfähig zu erhalten. Da, wo Kadaver von an M. gestorbenem Vieh eingescharrt wurden, verbreitet es sich im Boden; ja es soll sogar in die Pflanzen übergehen, welche auf Stellen wachsen, wo derartige Leichen eingegraben worden sind, so zwar, daß Thiere, welche diese Pflanzen genießen, milzbrandkrank werden. Drehleder od. weißgares Leder, aus Häuten der dieser furchtbaren Krankheit zum Opfer gefallenen Thiere hergestellt, hat sehr häufig noch volle Ansteckungskraft. In Blutgefäße od. in Wunden eines gesunden Geschöpfes $^1/_{40}$ Tropfen Milzbrandblut gebracht, genügt vollständig zur Infektion. — Die Inkubation, d. i. die Zeit vom Moment der Ansteckung bis zum Ausbruch des Uebels, beträgt in der Regel 3—4 Tage. Die kranken Thiere behandelt man äußerlich durch Begießungen mit kaltem Wasser; innerlich reicht man Phenylsäure mit Wasser od. Schleim; großen Hausthieren 10—15 Gr. in $^1/_2$ L. Schleim od. Wasser; Schafen u. Schweinen 1—2 Gr. (in zweimaliger, höchstens dreimaliger Wiederholung per Tag). Außerdem sind Klystiere einer 5 % starken Phenylsäurelösung anzuwenden. Karbunkeln müssen mit einem Messer aufgeschnitten, vorsichtig ausgedrückt u. mit einem glühenden Eisen ausgebrannt werden; Brandblasen sind aufzustechen, die in diesen enthaltene Jauche ist gründlich zu entfernen, das Maul der betreffenden Thiere ist mit einer 5 % starken Phenylsäurelösung auszuspritzen, der Grund der Brandblasen aber mit einem Glüheisen od. mit reiner Phenylsäure zu ätzen. — Trotz aller Behandlung gehen 75—80 % der an M. leidenden Thiere zu Grunde. — Vorbeugen läßt sich dem M. am sichersten durch Vermeidung der Erkrankungsursachen. Versumpfung des Bodens ist durch Drainagen, Ueberschwemmung von Flüssen durch Regulirung von deren Läufen zu beseitigen; austrocknende Sümpfe, Moore u. dgl. sind als Weiden nicht zu benützen; der Genuß von Wasser, welches reich an verfaulenden Stoffen ist (Wässer aus Flachsröften, aus Brunnen, die in der Nähe von Gerbereien befindlich od. in denen überhaupt gestorbene Thiere od. Pflanzen sich zersetzen, od. Wässer, die durch Fabrikbetrieb verunreinigt sind), ist Hausthieren nicht zu gestatten. Genügend reine Athmungsluft soll in jedem Viehstall sein. Wenn bereits in einer Gegend M. ausgebrochen ist, so ist ängstlich Alles, was Weitertragung des Ansteckungsstoffes bewerkstelligen kann, zu unterlassen, insbes. das leichtsinnige Eingraben der Milzbrandkadaver an verschiedenen Stellen einer Flur; die Kadaver sind mit Haut u. Haar an einem bestimmten Orte — wo gesundes Vieh nicht hinkommt — u. nach gehöriger Imprägnirung mit Phenylsäure zu verscharren. Den noch gesunden Thieren giebt man zweckmäßig Salpetersäure od. Phenylsäure in das Gesöff zur Vorbeuge; erwachsenen Pferden u. Rindern von ersterer pro Tag u. Stück 1 Eßlöffel voll mit 1 L. Wasser verdünnt, sodaß das Gesöff nur leicht säuerlich schmeckt. Außerdem können noch gewisse diätetische Mittel, welche Blutverdünnung hervorrufen, z. B. Rüben, rohe Kartoffeln, für Schweine unreifes Obst, Molkereiabfälle, sauere Milch 2c., prophylaktisch wirken, wie überhaupt bei auftretendem M. Wechsel in der bestehenden Fütterungsweise sehr empfehlenswerth ist.

Mime (griech. μίμος, lat. mimus), eigentlich Nachahmer, bes. ein Schauspieler, dessen Kunstfertigkeit in possenhafter Nachahmung von Personen od. auch Thieren besteht; in weiterem Sinne nennt man auch wol jeden Schauspieler einen M.n. — Aus den Vorstellungen der alten Mimen u. einfachem Zwiegespräch entwickelte sich dann bei den Griechen, u. zwar zuerst in Sizilien, eine besondere Art dramatischer Kunstwerke, ebenfalls M.n genannt, als deren Erfinder Sophron von Syrakus (im 5. Jahrh. v. Chr.) genannt wird. Sein Talent bestand vorzüglich in der treuen Zeichnung der verschiedenen Stände, ihrer Sitten u. Lebensverhältnisse. Stoff zur Satire u. zum Scherze boten überdies die damaligen politischen Verhältnisse u. bes. auch die vielen ländlichen Feste u. Lustbarkeiten. Diese alten M.n zerfallen in ernste u. spaßhafte. Namentlich in den letzteren war der Ausdruck u. Ton etwas derb u. stark, doch treffend u. witzig u. mit Späßen u. Sprüchwörtern des gemeinen Mannes durchflochten. Plato verpflanzte diese M.n nach Athen u. benutzte sie für seine geistvollen Dialoge; Theokrit gab ihnen, Ton u. Charakterzeichnung glücklich nachahmend, ein sauberes poetisches Gewand; in ihnen liegt der Keim zur Entwicklung der Idylle. Bei den Römern wurden die M.n von Unteritalien aus bes. von Cn. Mattius, dem Ritter Dec. Laberius u. dessen jüngerem Zeitgenossen, dem Freigelassenen Publ. Syrus, ausgebildet. Aus den M.n des Letzteren ist eine Anzahl Sittensprüche erhalten. Es waren lose zusammenhängende Charakterbilder aus dem gemeinen Leben, kurz wie die Atellanen, aber ohne deren stehende Masken; eines bestimmten Planes entbehrten sie durchaus, u. selbst wenn sie schriftlich abgefaßt wurden, enthielten sie wol nur das Gerippe des Stückes u. überließen dem Darsteller die Improvisation des Dialogs. Der Mimus schloß sich als ein witziges Nachspiel u. als Ergänzung, auch wol als Zwischenspiel an Tragödien u. andere Aufführungen an. Eine große Rolle spielten Schimpfreden u. Prügel im Mimus; klatschende Ohrfeigen, Grimassen, skurrile Geberden gehörten nothwendig dazu, vor Allem auch groteske Tänze. Der Hauptakteur hieß der Archimimus. Von diesen M.n unterschieden sich die Pantomimen dadurch, daß sie ihre Rollen nur durch Tanz, durch lebhafte Bewegung des Körpers u. Geberdenspiel ohne Worte, nach Art der heutigen Ballets, darstellten. Die berühmtesten Pantomimen waren, außer Pylades u. Bathyllos, Hylas unter Augustus, Mnester unter Caligula, Paris unter Nero, Latinus unter Domitian. Kaiser Nero war ein so großer Freund dieser Kunstleistungen, daß er selbst als Pantomime öffentlich auftrat. Das gewöhnliche Kostüm der M.n war ein buntes Röckchen; Tänzerinnen traten in kurzen, dünnen Untergewändern auf. Sie trugen kaum sichtbare Sohlen, so daß sie barfuß zu tanzen schienen, während sonst bekanntlich der Kothurn bei Trauerspielen, der Soccus bei Lustspielen zur Fußbekleidung diente. Das Mimenpersonal, bes. der weibliche Theil, war in sittlicher Beziehung verrufen.

Mimik ist entweder das Talent, gewisse Individuen in ihrem Aeußern durch Modifikationen des eigenen Körpers nachbildend darzustellen (portraitirende, reale M.), u. diese M. zerfällt wieder, je nachdem sie körperliche od. psychische Eigenthümlichkeiten anderer Personen nachahmt, in eine somatologische od. psychologische — od. die Kunst, mit äußeren Mitteln gewisse Ideen, Gefühle, Bestrebungen 2c. zur Erscheinung zu bringen, ihnen einen sichtbaren, anschaulichen Ausdruck zu geben. Dies ist die freie, selbstschaffende u. idealisirende M., welche man wieder in die tragische u. komische theilen kann, u. die wesentlich zu jeder dramatischen Darstellung gehört. Die durch die M. auszudrückenden Erscheinungen sind entweder beharrliche (physiognomischer Theil der M.) od. vorübergehende (pathognomischer Theil der M.). Zu der letzteren gehört der Ausdruck der Gedanken, der geistigen wie körperlichen Empfindungen, der Affekte u. Leidenschaften. Die Mittel, welche diese Kunst zu ihren Darstellungen anwendet, sind Stellungen (vgl. „Attitude“, Posen; letztere mit dem Nebenbegriff der Effekthascherei) u. Bewegungen. Letztere theilen sich in Bewegungen des Gesichts (eigentliches Mienenspiel) od. des ganzen Körpers, bes. der Hände (Gestenspiel, vgl. „Geberde“). Die zweckmäßige Anwendung der Arme u. Hände (Gestikulation) in der M. ist Gegenstand der Chironomie. In ihrer Vereinigung mit der Redekunst ist die M. entweder, wie beim Schauspieler, theatralische od., wie beim Redner, oratorische, in Verbindung mit Musik orchestrische M. od. belebte Rhythmik. Die M. erscheint ferner in der Pantomimik, deren Wesen nichts Anderes ist als belebte Plastik, als eine freie, selbständige u. isolirte Kunst. Im lebenden Bilde, tableau vivant, erscheint das Leben gleichsam erstarrt, während doch das Wesen der M. darin besteht, daß der Künstler den Wechsel seiner Gemüthszustände durch ausdrucksvolle Bewegungen zur lebendigen Anschauung bringt. — Vgl. Engel, „Ideen zu einer M.“ (2 Bde., Berl. 1785); Cludius, „Grundriß der körperlichen Beredsamkeit“ (Hamb. 1792).

mimisch, die Mimik od. das mimische Schauspiel betreffend.

Mimnermos, berühmter griech. Elegiendichter aus Kolophon, blühte um 630 v. Chr. Er ist der Erfinder der eigentlichen erotischen Elegie. Von seiner Sammlung von Elegien, die er nach dem Namen seiner Geliebten, Nanno, einer Flötenspielerin, benannte, sind nur noch Bruchstücke vorhanden (herausgeg. u. A. von Bergk in „Poetae lyrici graeci“, 2. Aufl., Lpz. 1853; übersetzt von Herder in dessen „Zerstreuten Blättern“ u. von Weber in den „Elegischen Dichtern der Hellenen“, Frankf. 1826).

Mimosa, Mimose; Pflanzengattung der Hülsengewächse mit zahlreichen kraut-, strauch- u. baumartigen Formen der wärmeren u. heißeren Länder. Der Tracht nach ähneln sämmtliche Arten der Akazie mit gefiederten Blättern; den Blumen nach stehen sie eigenthümlich da, indem

die Schmetterlingsformen der Akazienblume verkümmert u. die Staubgefäße büschelartig hervortreten, während die Frucht, wie dort, eine Hülse wird. Man leitet den Namen M. von mimeo (nachmachen) od. von mimus (Gaukler) ab, weil einige Arten höchst empfindliche Sinnpflanzen sind. Am bekanntesten ist M. pudica aus Brasilien, deren Blätter sich bei Berührung augenblicklich zusammenlegen, u. ebenso M. sensitiva, ebendaher. Man kultivirt die erstere schon seit langer Zeit als „Noli me tangere" (Rühr' mich nicht an) od. als schamhafte Sinnpflanze mit leichter Mühe in unsern Warmhäusern.

Mimulus, Gaukler- od. Affenblume, von mimus (Gaukler), wegen der sonderbaren Blumenform u. der ausgezeichneten Hybridenbildungen mancher Arten, die ihre Kultur der schönen Blumen wegen sehr lohnend macht; Pflanzengattung der Scrophulariaceen mit einigen längst gehegten u. allbekannten krautartigen Ziergewächsen. Zuerst bekannt wurde M. luteus aus Chili u. Peru mit gelben Blumen, die man nun auch in verschiedenen Spielarten mit blutrothen Flecken (var. quinque vulnerus) u. violett-purpurrothen Flecken (var. variegatus) kennt. Sie hat sich bereits an einigen Orten Deutschlands im Freien an Flußufern eingebürgert. Unter den neuentdeckten Arten ist M. moschatus aus dem brit. Columbia interessant; eine kriechende, behaarte kleine Pflanze mit gelben Blumen u. moschusduftigen, kurzgestielten stumpfen Blättern.

Mimusops, Pflanzengattung der Seifengewächse in Indien, mit mehreren nützlichen Arten. So liefert M. Elengi od. Spitzenblume, Affengesichtsbaum, wohlriechende Blumen zur Darstellung wohlriechender Wasser sowie Samen mit einem fetten Oele, welches in der Malerei Verwendung findet. M. acuminata u. M. Manilkara bieten in Indien sowie in China u. auf den Philippinen wohlschmeckende pflaumenartige Früchte; M. Moluccana erzeugt ein dem Ebenholz ähnl., sehr hartes Holz.

Minaret (arab., d. h. Ort des Lichts od. der Leuchtthurm), in der Architektur des Islam der schlanke Thurm an den Moscheen, von dessen Galerie herab der Muezzin die Stunden des Gebetes ausruft.

Minas Geraes, brasilianische Provinz, 11,170 □M. groß, mit 2,009,023 E., liegt im Innern des Reiches u. wird von den Provinzen Espirito Santo, Bahia, Goyaz, São Paulo u. Rio de Janeiro begrenzt. Der größte Theil von M. G. besteht aus Hochebenen, die durchschnittlich 700 m. über dem Meere liegen, schwach bewaldet sind u. von vielen Gebirgszügen meist in der Richtung von S. nach N. durchschnitten werden. Der etwa 2000 m. hohe Cerro de Itambe ist wahrscheinlich der höchste Berg Brasiliens; geologisch bes. interessant ist der Itacolumi, der einem eigenthümlichen Gestein den Namen gegeben hat (s. „Itacolumit"). Der wichtigste Strom der Provinz ist der San Francisco, welcher in derselben entspringt u. sie von S. nach N. fast in ihrer ganzen Länge durchfließt. Der östl. Theil entsendet den Rio Grande de Belmonte zum Meere u. im S. liegen die Quellen des Para, des oberen Paraña. Zahlreiche Nebenflüsse vereinigen sich mit diesen Strömen, von denen jedoch nur der San Francisco schiffbar ist. Die südl. u. östl. Regionen von M. G. gehören dem heißen, feuchten Urwaldgebiete an, das Innere zeigt ausgedehnte Campos mit einem verhältnißmäßig kühlen u. trockenen Klima. Nachtfröste sind in der Regenzeit nicht selten, doch zeichnen sich gerade diese Landschaften durch gesunde Luft aus u. sind fast ganz frei von endemischen Fiebern. Der Reichthum des Landes an Gold u. Diamanten hat sehr abgenommen, u. nur wenige Minen geben noch Dividende; Gold wird nam. im Quellgebiet des Rio Doce gewonnen, Diamanten kommen vorzugsweise aus dem Distrikte von Abaeté vor. Der geringe Ertrag der Minenarbeit hat einen vortheilhaften Einfluß auf die Landwirthschaft ausgeübt; die Bevölkerung, deren größter Theil aus Negern u. Mischlingen besteht, baut Mais, Reis, Bohnen, Mandioca, Kartoffeln u. Baumwolle u. erzielt jährlich ungefähr 1,300,000 Arroben Kaffee, 400,000 Arroben Tabak u. 70,000 Arroben Zucker. An Rindern werden im Jahre durchschnittlich 70,000, an Schweinen 80,000 ausgeführt. Die Industrie beschränkt sich auf die Bearbeitung des Leders u. der Baumwolle. Den wichtigsten Ein- u. Ausfuhrplatz bildet Rio de Janeiro, doch leidet die Entwicklung des Handels unter dem Mangel an Verkehrswegen. Die Hauptstadt Ouro Preto hat 8000 E. u. liegt am Fuße des Itacolumi; da die Goldminen, denen sie ihre Entstehung dankt, erschöpft sind, so hat sie viel von ihrer früheren Bedeutung verloren, an welche noch das schöne Rathhaus u. die große Anzahl von Kirchen erinnern. Die größte Stadt ist Diamantina mit 12,000 E. Am Rio Mucury liegen mehrere deutsche Kolonien mit dem Hauptort Philadelphia.

Mincio (spr. Mintschio) heißt der Abfluß des Gardasees in der Lombardei, während dessen Zufluß den Namen Sarca führt; er verläßt den See bei Peschiera, fließt zuerst nach S., dann von Mantua an, wo er zwei Seen bildet, nach SO. u. ergießt sich gegenüber der Secchiamündung in den Po. In den Kriegen zwischen Oesterreich, Frankreich u. Italien ist die Minciolinie von großer strategischer Bedeutung gewesen u. viel umkämpft worden.

Minckwitz, Johannes, Dichter, Uebersetzer u. Philolog, geb. zu Lückersdorf bei Kamenz (Oberlausitz) 21. Jan. 1812; studirte seit 1830 in Leipzig Philologie, hielt sich 1836 u. 37 in Süddeutschland u. Italien auf, wurde 1840 Lehrer am Blochmann'schen Institut in Dresden, siedelte 1842 nach Leipzig über, habilitirte sich 1855 an der dortigen Universität für deutsche Sprache u. Literatur u. wurde 1861 außerordentlicher Professor daselbst. Selbst ohne schaffende Kraft ist M. als Dichter ein Nachahmer Platen's, um dessen Anerkennung er sich verdient gemacht hat. Seine Uebersetzungen der großen scenischen Dichter der Griechen, Homer's u. Lukian's, sind nicht ohne sprachlichen Werth, seine Grundsätze der Metrik, obwol vielfach angegriffen, enthalten interessante u. beachtenswerthe Gesichtspunkte. Er schrieb: „Graf Platen als Mensch u. Dichter" (Lpz. 1838); das geschichtliche Schauspiel „Der Prinzenraub" (ebd. 1839); „Gedichte" (ebd. 1847); „Lieder u. Oden" (ebd. 1854); „Lehrbuch der deutschen Verskunst" (ebd. 1844; 5. Aufl. 1863); „Illustrirtes Wörterbuch der Mythologie" (ebd. 1852; 4. Aufl. 1870); „Lehrbuch der rhythmischen Malerei der deutschen Sprache" (ebd. 1855; 2. Aufl. 1858); „Geschichten aus alter u. neuer Zeit" (3 Thle., ebd. 1851) &c. Auch gab er heraus: den „Neuhochdeutschen Parnaß" (ebd. 1861; 2. Aufl. 1864) u. „Platen's poetischen u. literarischen Nachlaß" (als 6. u. 7. Bd. von dessen Werken).

Mind, Gottfried, Thiermaler, den man wegen seiner Virtuosität im Katzenmalen den Katzenrafael genannt hat, geb. zu Bern 1768 als Sohn eines Schreiners u. Holzschneiders; bildete sich im Zeichnen nach deutschen Thier- u. Landschaftsmalern aus, im Uebrigen aber blieb seine Ausbildung sehr vernachlässigt. Als Gesellschaft wählte er sich daher nicht die Menschen, sondern fast nur die Katzen, deren Physiognomie u. Aeußeres er mit wunderbarer Wahrheit wiederzugeben wußte. Bisweilen verstieg er sich auch zu Bären, die er im Bärengarten in Bern zu beobachten Gelegenheit hatte. Nach einem armseligen Leben starb er am 7. Nov. 1814.

Mindanao, s. „Philippinnen".

Minden, Hauptstadt des gleichnamigen Reg.-Bez. u. Kreises in der preuß. Provinz Westfalen u. Festung zweiten Ranges mit 17,080 E. (1875), worunter 1/5 Katholiken; liegt auf dem linken Ufer der Weser, welche hier die Bastau aufnimmt, u. an den Eisenbahnlinien Köln-M. u. M.-Hannover. Der Bahnhof selbst liegt auf dem rechten Ufer des Stromes, über den eine aus dem 16. Jahrh. stammende steinerne Brücke führt u. an dem ein geräumiger Hafen angelegt ist. Die Straßen der inneren Stadt sind eng u. krumm; unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich in erster Linie der in seinen ältesten Theilen noch im 11. Jahrh. erbaute, neuerdings restaurirte Dom aus. Außerdem besitzt M. noch vier Kirchen. Das jetzt mit einer Realschule verbundene Gymnasium wurde 1530 begründet. M. ist Sitz der Regierung, eines Kreisamtes, Kreisgerichtes, Hauptsteueramtes, Bergreviers u. einer Handelskammer, produzirt Tabak, Cigarren, Zucker, Chemikalien, Watte, Seife u. treibt Bleicherei, Ziegelfabrikation, Schiffahrt u. einen lebhaften Handel. Die Festungswerke sind größtentheils unter Friedrich Wilhelm III. seit 1816 angelegt worden. — M. wurde durch Karl d. Gr. Mittelpunkt eines Bisthums, das 1354 die Hoheit über die Stadt erhielt, 1526 säkularisirt ward u. 1648 als Fürstenthum an Brandenburg kam. Die Stadt selbst war im Mittelalter ein wichtiges Glied des Hansabundes; im 16., 17. u. 18. Jahrh. hat sie mehrfache Belagerungen zu bestehen gehabt; 1. Aug. 1759 wurden hier die Franzosen von den verbündeten Engländern u. Braunschweigern unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig in entscheidender Schlacht geschlagen. Der Reg.-Bez. M. zählt auf 95,40 □M. 473,555 E. (1871) u. besteht historisch aus dem Fürstenthum M., den Grafschaften Ravensberg u. Rietberg, der Herrschaft Rheda, dem Amte Reckenberg, dem ehemaligen Bisthum Paderborn u. dem Mediatfürstenthum Korvey. Er zerfällt in 10 Kreise, von denen der Kreis M. 10,69 □M. mit 72,736 E. (1871) u. den Städten M., Petershagen u. Oeynhausen umfaßt.

Minderjährigkeit, s. „Minorennität".

Mindoro, s. „Philippinen".

Mine, im alten Athen der 60. Theil des Talentes, zerfiel wieder in 100 Drachmen u. hatte ein Gewicht von 436,6 gr., einen Silbermünzwerth von 78,6 Mk. Dagegen wog die M. als Handelsgewicht 602,6 gr.

Mine ist im Allgemeinen eine Pulvermenge, welche, in die Erde eingegraben, durch die bei ihrer Entzündung entwickelten Gase alle über ihr befindlichen Gegenstände in die Luft schleudert. M.n werden im Belagerungs- u. Festungskriege angewendet. Die Festungen haben da,

wo der Boden trocken genug dazu ist, große, unter den eigenen Werken fortlaufende unterirdische Galerien, aus welchen man die Minengänge in das Vorterrain treibt, um die Arbeiten des Belagerers in die Luft zu sprengen od. auch die von jenem unter die Festungswerke vorgetriebenen Minengänge zu zerstören, einzudrücken durch sog. Quetschminen. Um zu erfahren, wo der feindliche Mineur arbeitet, werden Horchposten in den Minengängen, dann auch Horchgänger genannt, ausgestellt. Minenherd ist der Ort, von welchem aus der Mineur die weiter vorwärts befindliche M. entzündet. Diese Zündung findet in neuester Zeit vorzugsweise auf galvanischem Wege statt. Der leere Raum, welcher beim Sprengen der M. entsteht, heißt der Minentrichter. Die Linie, welche man sich senkrecht vom Mittelpunkt der M. nach ihrem nächsten Widerstand gezogen denkt, heißt die kürzeste Widerstandslinie. Ist der Trichterhalbmesser kleiner als diese Linie, so heißt die M. schwachgeladen; ist der genannte Halbmesser dieser Linie gleich, dann ist die M. einfach od. gewöhnlich geladen; ist der Trichterhalbmesser aber größer, dann nennt man die M. überladen od. stark geladen, auch Druckkugel (Globe de compression). Fladderminen sind einfach geladene M.n, deren kürzeste Widerstandslinie nicht über 10′ = 2—3 m. beträgt. Minenartige Wirkungen suchte man schon vor Gebrauch des Schießpulvers zu erzielen, indem man die feindlichen Mauern durch Untergraben zum Einsturz brachte, wie bei der Belagerung von Rhodos durch Demetrius Poliorketes 305 vor Chr., od. auch durch unterirdische Gänge in die Festung einzudringen suchte, wie dies z. B. den Römern in Veji gelungen sein soll. Die ersten Pulverminen soll Pedro Navarro 1500 gegen St. Giorgio auf der Insel Kephalonia u. 1503 gegen die Hafenschlösser von Neapel in Anwendung gebracht haben. Ein großartiger Minenkrieg fand in neuerer Zeit bei der Belagerung von Sebastopol statt. Die Truppen zur Ausführung des Minenkriegs nennt man Mineurtruppen. Im deutschen Heere gehört dieser Dienst zu den Obliegenheiten der Pionierbataillone.

Mineralien, s. „Mineralogie“.

Mineralogie od. Oryktognosie ist die Lehre von den Mineralien nach allen ihren Eigenschaften u. Beziehungen. Mineralien werden aber alle in u. auf der Erde vorkommenden anorganischen, homogenen Naturprodukte genannt, im Gegensatz zu den Gesteinen od. Gebirgsarten, welche in größeren ausgedehnten Massen vorkommen u. meistens Gemenge verschiedener Mineralien sind. Zuweilen treten aber auch einzelne Mineralien als Gesteine auf, wie z. B. Quarz, Kalkstein, Gips. Diese sind daher sowol in der M. als auch in der Geognosie zu betrachten. Mit dem besonderen Namen Fossilien pflegt man diejenigen in der Erde vorkommenden scheinbar anorganischen Produkte zu belegen, die offenbar organischen Ursprungs sind, u., wie z. B. Steinkohle, Braunkohle, Bernstein ꝛc., von Pflanzen abstammen. Die Fossilien werden gewöhnlich mit in der M. behandelt. Die Aufgabe der M. ist es, die einzelnen Mineralien ihrer äußeren Erscheinung nach genau zu beschreiben, die physikalischen Eigenschaften u. ihr chemisches Verhalten festzustellen, ihre chemische Zusammensetzung zu ermitteln; endlich die Mineralien in ein System zu bringen u. die Geschichte ihrer Bildung (Minerogenie) u. ihre Veränderungen durch die Einflüsse der Atmosphäre u. des Wassers zu erforschen. — Die Form, in der die Mineralien erscheinen können, ist entweder die amorphe od. die krystallinische; die letztere ist die am häufigsten vorkommende, denn selbst manche Mineralien, die sich dem bloßen Auge als amorph darstellten, erweisen sich bei genauerer mikroskopischer Untersuchung als feinkrystallinisch (mikrokrystallinisch). Die Lehre von den Krystallformen (die Krystallographie) ist daher eine der Hauptgrundlehren der M. u. muß selbstverständlich dem Studium der eigentlichen M. vorausgehen. — Als physikalische Eigenschaften der M. kommen hauptsächlich in Betracht: die Härte, die Spaltbarkeit u. der Bruch, das spezifische Gewicht, der Glanz, die Farbe, die größere od. geringere Durchsichtigkeit, die Strahlenbrechung u. Polarisation des Lichtes, das elektrische u. magnetische Verhalten. — Von chemischen Eigenschaften sind zu erforschen die Schmelzbarkeit od. Unschmelzbarkeit u. das sonstige Verhalten in der Hitze theils für sich, theils in Verbindung mit gewissen Reagentien (Löthrohrverhalten); ferner das Verhalten gegen Säuren. — Systeme zur Einreihung der verschiedenen Mineralspezies in Gruppen, Ordnungen, Familien ꝛc. sind von zahlreichen Forschern aufgestellt worden; die bekanntesten dieser Systeme sind die von Hauy, Werner, Hausmann, Breithaupt, Naumann, G. Rose u. Dana. Zum Studium der M. ist die Anlegung einer Mineraliensammlung unerläßlich, denn Abbildungen der Mineralien nützen, bei noch so künstlerischer Ausführung, nur wenig. Die Gelegenheit, Mineralien selbst zu sammeln, ist freilich nicht überall geboten. Die Mineralien werden, systematisch geordnet, in bes. hierzu eingerichteten Schränken aufbewahrt; man suche die einzelnen Exemplare, so weit dies thunlich, von möglichst gleicher Größe zu erhalten; bes. große u. durch vorzügliche Schönheit ausgezeichnete Stücke, sog. Kabinets- od. Schaustücke, stellt man in Glaskästen oben auf die Schränke. Man suche ferner die Sammlung dadurch zu vervollständigen, daß nicht allein möglichst viele Arten (Spezies) vertreten sind, sondern auch jede einzelne Art von mehreren verschiedenen Fundorten. Die Mineralien selbst legt man in kleine Pappkästchen, u. unter jedes Exemplar die Etikette, auf welcher in deutlicher Schrift außer dem Namen u. Fundorte auch die Art des Vorkommens, die Art der Erwerbung, der Werth u. die Nummer des Katalogs verzeichnet sind. Empfehlenswerth ist es auch, die chemische Formel u. bei bes. interessanten Krystallkombinationen nach deren Bestimmung die krystallographische Formel hinzuzufügen. Von der großen Zahl berühmter Mineralogen lassen wir die bekanntesten in chronologischer Reihe hier folgen, geben jedoch bei denjenigen, die schon unter den Geologen u. Chemikern aufgeführt sind, nur den Namen an.

1577—1644. Johann Baptist v. Helmont.
1625—1698. Erasmus Bartholinus, geb. zu Roeskilde, gest. zu Kopenhagen; entdeckte die doppelte Strahlenbrechung im isländischen Kalkspathe.
1627—1691. Robert Boyle.
1635—1682. Johann Joachim Becher.
1638—1686. Niels Stenon; lieferte Arbeiten über die Krystalle.
1672—1733. Johann Jakob Scheuchzer, geb. zu Zürich, woselbst er auch starb.
1685—1769. Mauritius Anton Cappeler, geb. zu Willisau im Kanton Luzern, gest. zu Münster in der Schweiz; schrieb den „Prodromus Crystallographiae“ 1723.
1707—1778. Karl v. Linné, der bekannte Botaniker.
1716—1775. Sir John Hill, geb. zu Peterborough, lebte u. starb zu London als Apotheker u. Arzt.
1722—1765. Axel Friedrich v. Cronstedt, geb. zu Södermanland, gest. als Bergrath zu Stockholm; gab anonym eine M. heraus u. erwähnt zuerst den Gebrauch des Löthrohrs.
1723—1777. Giovanni Antonio Scopoli, geb. zu Cavalese bei Trient, gest. zu Pavia als Professor der Chemie u. Naturgeschichte.
1724—1802. Franz Ulrich Theodor Aepinus, geb. zu Rostock, gest. zu Dorpat; entdeckte die Elektrizitätserregung durch Erwärmung am Turmalin.
1735—1784. Torbern Olof Bergmann.
1736—1790. Jean Baptiste Louis Romé de l'Isle, geb. zu Gray, gest. zu Paris; machte sich durch krystallographische Arbeiten bekannt.
1743—1822. Abbé René Just Hauy.
1750—1817. Abraham Gottlob Werner.
1765—1842. Ludwig August Emmerling.
1766—1828. William Hyde Wollaston; Entdecker des Reflexionsgoniometers.
Gest. 1771. Johann Heinrich Gottlob v. Justi, geb. zu Brücken in Thüringen, gest. zu Küstrin.
1771—1857. Henry James Brooke, geb. zu Exeter, gest. zu London.
1773—1839. Friedrich Mohs, geb. zu Gernrode, gest. zu Agordo in Tirol; bedeutender Krystallograph.
1774—1850. Johann Jakob Bernhardi, geb. u. gest. zu Erfurt.
1774—1856. Johann Nepomuk v. Fuchs, geb. zu Matterzell, gest. zu München.
1780—1851. Christian Samuel Weiß, geb. zu Leipzig, gest. zu Eger.
1782—1811. Johann Friedrich Ludwig Hausmann.
1782—1822. Karl Johann Bernhard Karsten, geb. zu Bützow, gest. zu Berlin.
1791—1873. Johann Friedrich August Breithaupt, geb. zu Probstzella bei Saalfeld, starb als Professor in Freiberg.
1794—1841. Armand Levy, geb. zu Paris, gest. ebendaselbst.
1795—1871. Wilhelm Haidinger.
1797—1873. Karl Friedrich Naumann; bekannter Mineralog, Krystallograph u. Geognost.
1800—1858. Karl Friedrich Plattner.
1802. Johann Reinhard Blum, geb. zu Hanau, Prof. in Heidelberg.
1803. Franz v. Kobell, geb. zu München, wo er noch als Professor der M. lebt; gab u. a. Tafeln zur Bestimmung der Mineralien heraus.
1809. Friedrich August Quenstedt, geb. zu Eisleben; Professor in Tübingen.
1813. Karl Johann August Theodor Scheerer.
1817. Achille Delesse, geb. zu Metz; Professor in Besançon.
1818. Adolph Kenngott, geb. zu Breslau; Professor in Zürich.
1818. Henry de Sénarmont, geb. zu Broué; Professor in Paris.
1829—1859. Wilhelm Joseph Grailich, geb. zu Preßburg, gest. zu Wien.
1830. J. W. E. Söchting, geb. zu Cönnern, lebt in Berlin.

Mineralöl. Dieser Name wird für mehrere als Beleuchtungsmaterial in Anwendung kommende flüssige Kohlenwasserstoffe gebraucht; so nennt man neuerdings sowol das Photogen als auch das Schieferöl u. Steinöl zuweilen M.

Mineralreich nennt man im Gegensatz zum Thier- u. Pflanzenreiche den Inbegriff aller anorganischen Naturprodukte, speziell der Mineralien, in weiterem Sinne auch der Gesteine. Vgl. „Mineralogie“.

Mineralsäuren nennt man im Gegensatze zu den organischen Säuren (Weinsäure, Essigsäure ꝛc.) die Mehrzahl der anorganischen Säuren, nam. aber Schwefelsäure, Salpetersäure, Salzsäure u. Phosphorsäure.

Mineralwässer, Mineralbrunnen, werden solche Quellwässer genannt, die sich durch einen außergewöhnlich großen Gehalt von aufgelösten Salzen u. Gasen auszeichnen u. deshalb theils zum Trinken, theils zum Baden in Krankheitsfällen benutzt werden (Heilquellen). — Die meisten dieser M. entquellen der Erde mit einer höheren Temperatur, als die jährliche Mitteltemperatur des Ortes beträgt, einige sogar in kochend heißem Zustande; alle solche Quellen kommen aus beträchtlicher Tiefe u. werden Thermen genannt. Die in diesen Wässern vorkommenden Salze u. Gase sind sowol ihrer Menge als ihrer Art nach sehr verschieden u. man hat daher die M. in besondere Gruppen gebracht u. je nach den charakteristischen od. vorwaltend darin vorkommenden Bestandtheilen benannt. So sind z. B. Bitterwässer solche, die vorwaltend Magnesiumverbindungen (Bittersalz u. Chlormagnesium) enthalten; salinische Wässer solche, die wesentlich Chlornatrium (Kochsalz) u. Jod- u. Bromverbindungen enthalten; bei einem reichlichen Gehalte an letzteren beiden Bestandtheilen formirt man auch noch eine besondere Gruppe, die Jod- u. Bromwässer. Säuerlinge nennt man die kohlensäurereichen M., die infolge ihres großen Kohlensäuregehaltes verschiedene Carbonate aufgelöst enthalten, die sich in kohlensäurefreiem Wasser nicht auflösen würden u. gewöhnlich auch noch reich an Glaubersalz sind. Alkalische Wässer werden diejenigen genannt, die sich durch einen hohen Gehalt an kohlensaurem Natron auszeichnen; Stahlwässer diejenigen, welche reich an doppelkohlensaurem Eisenoxydul sind; endlich Schwefelwässer solche, die Schwefelwasserstoffgas enthalten; letztere werden nur zum Baden benutzt. Selbstverständlich läßt sich zwischen den einzelnen Arten keine genaue Grenze ziehen; dieselben gehen vielmehr durch zahlreiche Mittelglieder in einander über. Von der sehr großen Anzahl Mineralwässer wollen wir nur versuchen, die berühmtesten in obige Gruppen unterzubringen.

1. Bitterwässer: Friedrichshall, Püllna, Saidschütz, Sedlitz, Oeynhausen, Zwanda.
2. Salinische Wässer: Achselmannstein, Baden-Baden, Berg, Cannstatt, Burtscheid, Dürkheim, Hall, Homburg, Ischl, Kissingen, Kösen, Nauheim, Rosenheim, Salzungen, Soden, Wiesbaden, Wittekind.
3. Jod- u. Bromwässer: Adelheidsquelle, Kreuznach, Krankenheil, Tölz, Luhatschowitz, Salzbrunn, Saxon.
4. Säuerlinge: Elster, Franzensbad, Karlsbad, Marienbad, Kissingen, Teplitz, Lenk, Lippspringe, Wildungen.
5. Alkalische Wässer: Bilin, Ems, Fachingen, Geilnau, Gleichenberg, Selters, Reinerz, Salzbrunn, Schlangenbad, Vichy.
6. Stahlwässer: Alexanderbad, Alexisbad, Altwasser, Cudowa, Driburg, Lauchstädt, Liebenstein, Pyrmont, Rippoldsau, Schwalbach, Spaa, St. Moritz.
7. Schwefelwässer: Aachen, Baden (bei Wien), Baden (in der Schweiz), Burtscheid, Landeck, Langenbrücken, Nenndorf, Warmbrunn, Weilbach.

Das Baden findet natürlich nur an Ort u. Stelle statt, da die Versendung so großer Mengen Wasser zu kostspielig sein würde; dagegen kann das Trinken auch an anderen Orten stattfinden, u. daher bildet die Versendung dieser M. in Thonkrügen od. Glasflaschen einen nicht unbedeutenden Handelsartikel. In früheren Zeiten glaubte man, daß diesen M. gewisse eigenthümliche Heilkräfte innewohnten, welche man mit dem Namen Brunnengeist belegte; jetzt ist natürlich diese veraltete Ansicht gründlich widerlegt u. deshalb konnte sich die wichtige Entdeckung des Apotheker Struve in Dresden, welcher zuerst auf die Idee kam, die M. künstlich herzustellen, u. dies auch ausführte, bald Bahn brechen. Selbstverständlich müssen solche künstliche Mineralwässer auf Grund genauer chemischer Analysen der natürlichen Wässer u. mit der größten Gewissenhaftigkeit angefertigt werden, so daß keiner der auch nur in geringster Menge darin vorkommenden Bestandtheile unberücksichtigt bleibt. Fabriken, die solche künstliche Mineralwässer fertigen, giebt es jetzt in fast allen großen Städten.

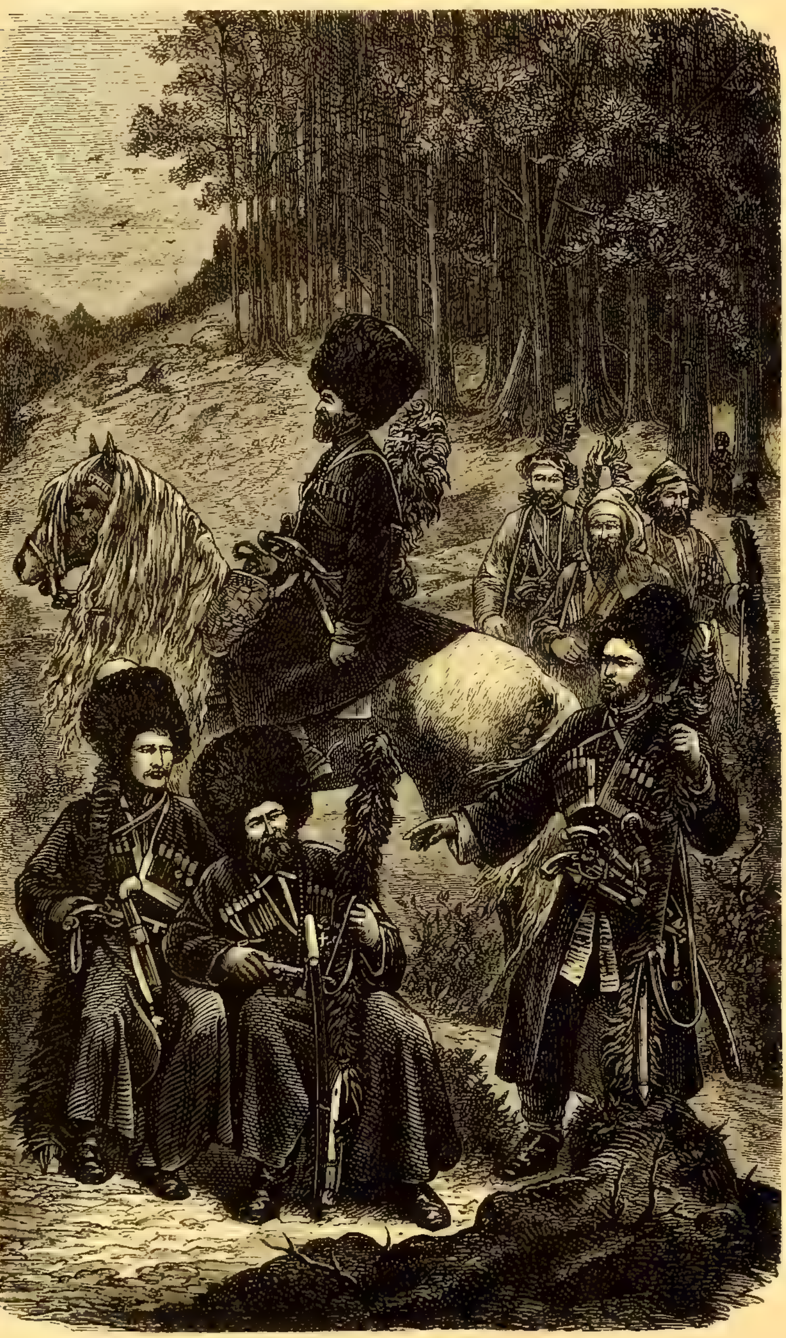
Minerva, eine italische Göttin, bes. in Rom, wo sie die Tempelgenossin des Kapitolinischen Jupiter war, hoch gefeiert; sie war die Schutzgöttin der Erfindungen, Gewerbe, Künste u. Wissenschaften. Ihr Hauptfest, die Quinquatria, wurde vom 19. März an 5 Tage lang gefeiert, u. zwar bes. von Lehrern, Schülern, Handwerkern u. Künstlern. Die italische M. wurde schon frühzeitig mit der griech. Athene (s. d.) identifizirt.

Mineurs (frz., spr. Minöhrs), Minirer od. Schanzgräber, eine besondere Abtheilung beim Militär, die zum Anlegen u. Sprengen der Minen verwendet wird. Im deutschen Heere verrichten die Pionnier-Bataillone diesen Dienst.

Minghetti, Marco, ital. Staatsmann, geb. zu Bologna 8. Sept. 1818; studirte daselbst die Staatswissenschaften, machte dann Reisen nach Frankreich, England u. Deutschland, begründete 1846 die liberale Zeitung „Il Felsineo“, ward 1847 als Mitglied der Staatsconsulta für Bologna zur Entwerfung von Reformen nach Rom berufen u. verwaltete vom März bis April 1848 das päpstliche Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Nach der Flucht des Papstes (Ende Nov. 1848) begab sich M. in das Lager König Karl Albert's von Sardinien, wo er dem Generalstabe zugetheilt u. zum Major ernannt wurde. Seit dem Frieden lebte er wieder als Privatmann in Bologna, bis er 1856 beauftragt wurde, an der Berathung des dem Pariser Friedenskongresse zu unterbreitenden Memorandums über die Lage des Kirchenstaates Theil zu nehmen. Hierauf leitete er die Nationalversammlung der Romagna, welche wegen der Verbindung dieses Landtheiles mit Piemont zusammengetreten war, u. nahm dann ein Abgeordnetenmandat seiner Vaterstadt für das Parlament des Königreichs Italien an. Vom 30. Okt. 1860 bis 1. Sept. 1861 unter Cavour u. Ricasoli Minister des Innern u. 8. Dez. 1862 unter Farini Finanzminister, behielt er auch nach dem Sturze des Kabinets Farini (24. März 1863) diesen Posten u. übernahm zugleich den Vorsitz im neuen Kabinet. Nachdem er mit demselben 24. Sept. 1864 infolge der September-Konvention zurückgetreten war, beschränkte er seine Thätigkeit auf die Kammer, wo er zu den Führern der gemäßigt liberalen Partei gehörte. Seit Juli 1868 ital. Gesandter in London, übernahm er 13. Mai 1869 im Menabrea'schen Kabinet das Ministerium für Ackerbau u. Handel, welches er bis 13. Dez. 1869 leitete. Nach seinem Rücktritt wieder Kammermitglied, trat M. 10. Juli 1873 als Finanzminister abermals an die Spitze des Kabinets. Durch eine an sich ganz unwichtige Interpellation führte aber die Linke 18. März 1876 den Sturz des Ministeriums M. herbei, obwol sich dasselbe in der auswärtigen Politik sehr gewandt, in Finanzsachen sogar vortrefflich u. nur in der kirchlichen Frage u. dem Vatikan gegenüber mattherzig u. unschlüssig gezeigt hatte. Man besitzt von M., den übrigens das Franz. Institut 1864 unter seine Mitglieder aufgenommen hat, auch einige nationalökonomische Schriften: „Della economia publica e delle sue attinenze con la morale e col diritto“ (Tur. 1859) u. „Saggio di provvidimente di finanza“ (Flor. 1866).

Mingrelien, d. h. Land der 1000 Quellen, ist eine Landschaft des transkaukas. Gouvernements Kutais in der russischen Statthalterschaft Kaukasien u. umfaßt die Kreise Sugdidi, Ssenaki u. Letschgum, 125,88 □M. mit 237,688 E. (1871). Von der breiten Thalniederung des Rion erstreckt sich dieses Gebiet über die südlichsten Ketten des Kolchischen Berglandes bis zu dem Oberlauf des Ingur, wo das Land der freien Swanen beginnt. An der flachen Küste u. in der Tiefebene des Rion ist der reich bewässerte Boden überaus fruchtbar; doch herrschen im Ueberschwemmungsgebiet der Flüsse, nam. im Sommer, gefährliche Fieber. Ueber diese gartenähnlichen Niederungen mit ihren riesigen Nußbäumen u. ihren Reben, welche lianengleich vereint mit dem Epheu die Bäume umschlingen, erheben sich die waldbedeckten Vorberge des Kaukasus; Steineichen, Buchen, Kastanien, Ahorne, Linden u. Eschen sind die Hauptbestandtheile dieser Urwälder, deren Boden von einem fast undurchdringlichen Gestrüpp von Kirschlorber, Stechpalmen, Farrnen u. Rhododendren überzogen ist. Tannenwälder von nordischem Typus folgen diesem Laubholz in den höheren Regionen, unterbrochen von herrlichen Bergwiesen, u. über der Baumgrenze entwickelt dann die kaukas. Alpenlandschaft ihre volle Großartigkeit. Je nach der Meereshöhe der einzelnen Regionen werden Südfrüchte, Baumwolle, chines. Thee, Mais, Hirse, Maulbeerbäume u. Weinreben u. endlich die nordischen Cerealien kultivirt, von denen die Gerste bis gegen 2300 m. gedeiht. Lager von Steinkohlen, Eisenerzen u. Gold versprechen, in der Zukunft noch eine größere Bedeutung als in der Gegenwart zu erlangen. Die Mingrelen, ein grusinisches Volk, ausgezeichnet durch Körperschönheit vor allen übrigen Stämmen Kaukasiens, aber auch träge u. arm, gehören

der griech.-orthodoxen Kirche an; sie wohnen meist in einzeln stehenden Gehöften, die in den Bergen kleinen Festungen gleichen, u. haben sich auch unter russ. Herrschaft noch einen großen Theil ihrer alten Freiheiten bewahrt. Der Grundbesitz befindet sich meist in den Händen fürstlicher u. adeliger Geschlechter u. das niedere Volk lebt größtentheils in einer Art Leibeigenschaft. Seit 1804 steht M. unter russ. Lehnshoheit, doch hat ihre Kultur seitdem nur wenig zugenommen. Der souveräne Fürst Nikolaus von M. entsagte 4. Jan. 1867 seinen Hoheitsrechten zu Gunsten Rußlands; der Fürstentitel „Dadian von M." blieb aber dem Erbprinzen.



Nr. 4193. Mingrelier.

Die alten adeligen Familien haben sich nam. in der Vorregion des Berglandes erhalten; hier liegt auch Sugdidi, die alte Hauptstadt M.s. Der wichtigste Ausfuhrplatz für die Produkte des Landes ist Poti, eine aufblühende Hafenstadt am Schwarzen Meere, welche mit Tiflis durch eine Eisenbahn verbunden ist u. einen großen Theil des armenischen Handels an sich gezogen hat.

Minho (portug., spr. Minjo; span. Miño, lat. Minius), der kleinste von den Strömen der Pyren. Halbinsel; entspringt in der nordwestl. span. Provinz Lugo im SO. von der Stadt Mondoñedo, durchströmt diese Provinz im südlichen Laufe u. wendet sich nach der Mündung des Sil, seines größten auf der linken Seite einströmenden Nebenflusses, nach SW.; darauf durchschneidet er den westl. Theil der span. Provinz Orense u. bildet auf seinem unteren Laufe die Grenze zwischen der span. Provinz Pontevedra u. der portug. Provinz Minho. Bei Salvatierra wird er für kleine Fahrzeuge schiffbar u. 7 M. weiter mündet er in den Atlantischen Ozean, nach einem Laufe von 37 M., auf welchem er ein Gebiet von 317 □M. entwässert hat. Das Thal des M. ist zumeist eng u. von steilen Bergen eingeschlossen, wo es sich aber erweitert, überaus fruchtbar u. stark bevölkert. — Die portug. **Provinz M.**, 130,85 □M. mit 965,040 E. (1872), bildet den nördlichsten Theil des Königsreiches u. wird im N. durch den M. von der span. Provinz Pontevedra, im S. durch den Douro von der portug. Provinz Beira geschieden, u. grenzt im O. an das span. Orense u. an das portug. Traz os Montes u. im W. an das Meer. Dieser am stärksten bevölkerte Landestheil Portugals ist zwar durchaus gebirgig, aber infolge seines Wasserreichthums, welcher fast überall Berieselung der Felder gestattet, u. seines feuchten Klimas fruchtbar an Getreide, Nüssen, Wein u. Südfrüchten. Die Berge u. Thäler bieten treffliche Weiden dar, u. die Fischerei an der Küste u. den Flüssen, von denen außer den Grenzströmen Lima, Cavada u. Ave die bedeutendsten sind, giebt einen guten Ertrag. Von der Bevölkerung, welche als die gesittetste u. liebenswürdigste in ganz Portugal gilt, wandern jährlich Hunderte als Feldarbeiter in die benachbarten span. u. portug. Gebiete aus. Die Provinz M. zerfällt in die Distrikte von **Oporto**, **Braga** u. **Vianna** u. hat **Oporto** (s. d.) zur Hauptstadt.

Miniaturen sind Bilder, Initialen u. Randzeichnungen, die in den Pergamenthandschriften des Mittelalters gewöhnlich als Illustration u. Schmuck des Textes dienen. Das Wort ist abzuleiten von Minium (Mennig), weil die Rubriken u. Initialen der Handschriften gewöhnlich mit rother Farbe geschrieben od. gemalt wurden. Die Verfertiger solcher Bilder waren die Mönche u. Laienbrüder in den Klöstern, die zugleich auch die Handschriften zu schreiben pflegten. Die ältesten M. waren vermuthlich in Wachsmalerei ausgeführt, wobei die Farben mit einer geschmolzenen Mischung von Wachs, Lauge u. Leim versetzt, heiß aufgetragen u. geglättet wurden; etwas später wurden auch Wasserfarben angewandt; im Mittelalter wurden die Farben gewöhnlich mit Eiweiß, Eigelb, Gummi od. Leim angemacht, das Gold entweder als Blattgold aufgelegt od. mit dem Pinsel aufgetragen. Die M. sind ein für die Geschichte der älteren christlichen Kunst wie für die Ikonographie u. ihre Hülfswissenschaften wichtiger Kunstzweig, der schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums theils Schriftsteller des klassischen Alterthums, theils Begebenheiten u. Bücher der Heiligen Schrift u. zwar mit Vorliebe des Alten Testaments illustrirte. Im westlichen Europa kam die Miniaturmalerei erst vom 8. Jahrh. an durch Ausschmückung heiliger Bücher u. anderer merkwürdiger Schriften in Aufnahme. Nam. war es Karl d. Gr., der auch diesen Zweig der Kunst förderte. Einen größeren Aufschwung nahm die Kunst gegen das Ende des 1. Jahrtausends in Deutschland, indem sie die früheren byzantinischen Elemente mit deutschen vermischte u. die Zeichnung von der byzantinischen Steifheit u. Starrheit zu befreien strebte, aber dadurch in den Bewegungen oft verzerrt wurde. Nach der Mitte des 12. Jahrh. erfuhr die Miniaturmalerei dadurch eine Erweiterung, daß auch die nationale Poesie ihr die Stoffe zu liefern begann, daß also Dichtkunst u. Malerei Hand in Hand gingen, womit zugleich die Erweiterung verbunden war, daß die Malerei nicht ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit blieb, sondern auch von Laien ausgeübt wurde. Die Technik war dann entweder eine ausgebildete Malerei mit Deckfarben, Goldgrund u. phantastischen Randornamenten, od. bloße Federzeichnungen in Umrissen, dekorativ behandelt u. mit den Initialen oft sehr kühn verflochten. Die gothische Periode beschränkte sich Anfangs auf dergl. Federzeichnungen, illuminirt mit ungebrochenen Farben, u. gelangte erst allmählich wieder zu der früheren Malerei mit Deckfarben. Sie strebte nach Zierlichkeit in der Stellung der Körper, kam aber dadurch anfangs oft zu eigenthümlichen Verdrehungen derselben; allmählich wurden die Körperformen besser u. die Gewandung freier u. natürlicher. Der Grund der Bilder ist oft ein goldgeschmücktes Schachbret- od. Teppichmuster, später auch Architekturen u. Landschaften. Von Roger v. d. Weyde, Hans Memling u. anderen niederländ. Meistern wissen wir, daß sie mehrere Handschriften mit Bildern illustrirten. Außer Albr. Dürer (Randzeichnungen zum Gebetbuch des Kaisers

Maximilian) gab es in der 1. Hälfte des 16. Jahrh. bes. in Böhmen u. in Nürnberg viele Buchmaler u. Illuminatoren, unter denen die Mitglieder der Familie Glockendon die bekanntesten sind. Auch Frankreich hat im 15. Jahrh. in Jean Fouquet u. in König René von Anjou zwei bedeutende Vertreter dieser Kunst. In Verfall gerieth die Miniaturmalerei nach der Mitte des 16. Jahrh. Im gewöhnlichen, heutigen Sinne versteht man unter M. kleine, äußerst fein ausgeführte Bildchen, bes. auf Elfenbein od. Pergament. Dieser kleine Maßstab läßt keine gewöhnliche Anwendung des Pinsels zu, sondern erfordert vielmehr ein Tüpfeln od. Punktiren mit der feinsten Pinselspitze.

Minié, Claude Etienne, franz. Militär, geb. zu Paris um 1805; trat als gemeiner Soldat in das franz. Heer ein, erwarb sich in Algerien den Offiziersrang u. war Hauptmann in einem Jäger-Bataillon zu Vincennes, als er mit der Verbesserung der Schußwaffen sich zu beschäftigen anfing. Dank der Gönnerschaft des Herzogs v. Montpensier gelang es ihm auch, seinen Erfindungen, unter denen die des nach ihm benannten Minié-Systems obenan steht, Geltung zu verschaffen. Napoleon III. machte ihn zum Instruktor an der Normalschule in Vincennes, doch nahm M. 1858 seinen Abschied u. folgte einem Rufe des Vizekönigs von Aegypten, der ihn zum Direktor einer Waffenfabrik u. Schießschule in Kairo ernannte.

Minimum, s. „Maximum."

miniren, Minen anlegen, untergraben, aushöhlen.

Minister (lat.) ist die allgemeine Bezeichnung für Diener, Gehülfe, im Besondern aber der Titel der höchsten Staatsbeamten (s. „Ministerium") sowie der Gesandten zweiter Klasse, welche, im Gegensatz zu den Botschaftern als Repräsentanten ihres Souveräns, mehr den Staat in geschäftlicher Beziehung vertreten u. dem Range nach wieder bevollmächtigte M. od. bloße M.-Residenten sind.

Ministerialen (vom lat. ministerialis), Dienstmannen, hießen im Mittelalter die einem großen Grundherrn od. Fürsten zu erblichem Dienst Verpflichteten. Da dieses Merkmal auch bei gewöhnlichen Leibeigenen u. Hörigen zutraf, so wurden selbige unter den Dienstleuten vielfach mit begriffen, in engerem Sinne kommt aber der Name M. den besseren u. vertrauten Dienern zu, welchen die Gunst des Herrn eine höhere Stellung in seinem besondern Hof- u. Kriegsstaate vergönnte. Gleich den freien Lehnsleuten od. Vasallen besaßen die M. gewöhnlich schon bedeutendere Soldgüter (Benefizien), unterschieden sich aber von jenen dadurch, daß sie aus dem unfreien Zwangsgesinde hervorgingen, am Gericht der Freien nur durch das Mittel des Herrn Theil hatten, sammt ihrem Gute veräußert werden konnten u. mit Weib u. Kind von Zeit zu Zeit am Sitze des Herrn Dienste unter demjenigen Hofamte zu verrichten hatten, unter welchem sie geboren waren. Innerhalb der näheren Beziehung zu den Herren erlangten die M. bald eine Feststellung ihrer Rechte u. Pflichten mittels besondrer Hof- u. Dienstrechte, weiterhin selbst die Waffen der Freien, u. seit dem 12. u. 13. Jahrh. kamen sie als nunmehrige Ritterbürtige auf eine Stufe mit den Vasallen. Die Dienstmannschaft od. Ministerialität weist seitdem in keiner Hinsicht mehr auf vormalige Unfreiheit hin.

Ministerium (lat.), die neuere Bezeichnung für die höchste Staatsverwaltungsstelle. Aus den Vertrauten, Heimlichen, consiliarii, von welchen die Fürsten vordem, wenn wichtige Beschlüsse zu fassen waren, sich berathen ließen, sind im Verlaufe der Zeit u. mit der künstlicheren Gestaltung des Staatswesens oberste Beamte geworden, die den öffentlichen Angelegenheiten ordnend vorstehen, das Staatsoberhaupt (auch in Republiken) regelmäßig vertreten u., wo das konstitutionelle System Aufnahme gefunden hat, den Einwirkungen des Volksgeistes auf die Regierung Zugang gewähren. Rücksichtlich der Einrichtung des M.s bestehen manche Verschiedenheiten. Gewöhnlich sind die wichtigsten Zweige der Staatsverwaltung (Portefeuilles) je einem Minister untergeben, der wieder durch höhere Hülfsbeamte (Geheime Räthe, Ministerialräthe) in den laufenden Geschäften unterstützt wird, wonach das betreffende M. zugleich ein in verschiedene Bureaux u. Abtheilungen zerfallendes Collegium bildet. Es giebt so besondere Departements 1. des Aeußeren, welchem die diplomatischen Verhandlungen u. die Pflege der Beziehungen zu auswärtigen Staaten obliegen; 2. des Innern, für die gesammte Thätigkeit der Verwaltung nach innen, soweit nicht bestimmte Angelegenheiten wegen ihrer hervorragenden Bedeutung eignen Ministerien zugewiesen sind; 3. des Kriegs, zur Leitung der militärischen Einrichtungen; 4. der Justiz, zur Handhabung des dem Staate verbliebenen Antheils an der Rechtspflege; 5. des Kultus, für die Beziehungen des Staates zu den geistlichen Angelegenheiten; 6. des Unterrichts (der Volksaufklärung), zur Verbreitung der nöthigsten Kenntnisse u. zur Förderung von Kunst u. Wissenschaft; 7. der Finanzen, für Beschaffung u. Verwaltung der Staatseinkünfte; 8. der Polizei, zur Pflege der Polizeigewalt des Staats; 9. für öffentliche Arbeiten, Landwirthschaft, Handel u. Gewerbe. Hin u. wieder findet sich noch ein Haus-M. für die privaten Angelegenheiten der regierenden Familie sowie zur Verwaltung der ihr überwiesenen Apanagen u. Stiftungen. Wo die Uebersicht, wie nam. in kleineren Staaten, durch die Verhältnisse erleichtert wird, ist das Handels- u. landwirthschaftliche M. u. das Departement der öffentlichen Arbeiten wol auch mit dem M. des Innern od. selbst der Finanzen, das Polizei-M. theils mit dem M. der Justiz, theils mit dem des Innern, u. das M. des öffentlichen Unterrichts mit dem Kultus-M. verbunden. In der gemeinsamen Beziehung des M.s auf das Staatsoberhaupt liegt zwar schon eine Gewähr gegen das Aufkommen abweichender Richtungen: — noch mehr wird aber einem rücksichtslosen, der Staatseinheit nicht Rechnung tragenden Vorgehen der einzelnen Fachminister durch die Einrichtung eines Gesammt-M.s begegnet, in welchem wichtige Vorkommnisse gemeinschaftlich berathen u. durchgehende Grundsätze vereinbart werden. Hieran nehmen zuweilen einflußreiche Staatsmänner als Minister ohne Portefeuille Theil, welche die Regierung mit ihren Erfahrungen unterstützen u. derselben dem Lande gegenüber einen Halt verleihen sollen, wie denn auch besonderen Sprechministern die Vertretung der innern u. äußern Politik des M.s in den gesetzgebenden Körperschaften übertragen sein kann. Noch entschiedener gestaltet sich die Einheit, wenn die oberste Staatsleitung einem Ministerpräsidenten (Premier-, Prinzipalminister, Staatskanzler) zusteht, dem dann die Fachminister, wie z. B. in England, als Staatssekretäre zur Hand sind. Indessen kann auch der Titel Staatssekretär darauf hinweisen, daß alle Minister im Range gleichstehen u. (so nach der schwedischen von 1809) zusammen als Staatsrath die Regierung führen. Die Minister, welche dem Staatsoberhaupte regelmäßig Vortrag erstatten u. im Ministerrathe Sitz u. Stimme führen, bilden das Kabinet (s. d.). Neben ihnen kamen früher noch Konferenzminister vor, die den Regenten nur auf besonderes Erfordern beriethen u. keinen Sitz im Ministerrathe einnahmen.

Die Wahl u. Entlassung der Minister gehört zu den Vorrechten des Staatsoberhaupts. Wie sehr die Staatsklugheit es auch nahe legen mag, daß der Regent, nam. in konstitutionellen Monarchien, sich mit Männern umgebe, denen die Volksvertretung ihr Vertrauen schenkt, so ist daraus doch keine Rechtspflicht herzuleiten. Daß ein Zerwürfniß zwischen den Kammern u. der Verwaltung dem Staate nicht ersprießlich sei, bedarf nicht erst des Beweises. Dagegen widerspricht es dem Wesen der Monarchie (s. d.), wenn dem Inhaber der obersten Gewalt jedes selbstständige Ermessen versagt u. nur die Rolle eines Jaherrn zugetheilt sein soll, der seine Vertrauten je nach den Wechselfällen des Parteitreibens hinzunehmen u. die Beschlüsse einer, von den schwankenden parlamentarischen Mehrheiten getragnen, Ministerregierung einfach zu unterschreiben hätte. Bei Wendepunkten in der Geschichte zumal kann ein Gegensatz zwischen der Regierung u. der Volksvertretung minder gefährlich erscheinen, als der Nichtgebrauch einer, dem obersten Staatszwecke dienenden thatsächlichen Diktatur, u. wie selbst Pitt gegen die englischen Gepflogenheiten sich über das unverhüllte Mißtrauensvotum des Parlaments hinwegsetzte, durfte Bismarck seine, im Grunde von dem gesammten preußischen Volke getheilten Pläne innerhalb eines herausgeforderten Zerwürfnisses mit dem Abgeordnetenhause um so zuversichtlicher verfolgen, als er der nachträglichen, in Anerkennung der Verfassungsrechte des Landes zu erbittenden Genehmigung im Voraus sicher war. Hiermit soll freilich ein Recht des M.s, auch in gewöhnlichen Zeitläufen bei der Krone Deckung zu suchen, od. eine Verpflichtung, jedem Verlangen des Herrschers unweigerlich nachzukommen, keineswegs begründet sein. Eine so hohe u. einflußreiche Stellung, wie sie die Minister einnehmen, kann nicht von willenlosen Dienern, sondern nur von selbständigen Staatsmännern ausgefüllt werden, welche bei rechtswidrigen od. das gemeine Wohl gefährdenden Maßregeln ihre Unterstützung versagen. Als Widerstandsmittel ist solchenfalls von den Räthen der Krone die Bestimmung des konstitutionellen Staatsrechts zu verwerthen, wonach Befehle des Landesherrn zu ihrer Giltigkeit der Mitwirkung u., wenn sie schriftlich ergehen, der Gegenzeichnung (Kontrasignatur) eines Ministers bedürfen. Beharrt der Fürst dennoch auf seinem Willen, so steht es dem Minister frei, seine Entlassung zu nehmen. Wegen einer tadelnswerthen Willfährigkeit kann dagegen das M. von der Landesvertretung zur Rechenschaft gezogen werden. Hinsichtlich des Umfangs u. der Art u. Weise, wie die Verantwortlichkeit der Minister im gegebenen Falle zu verwerthen sei, stimmen die Grundgesetze der verschiedenen Staaten nicht durchweg überein. Während nach dem englischen Rechte das Unterhaus eine Anklage gegen das M. nicht blos wegen eigentlicher Staatsverbrechen, sondern auch wegen bloßer Mißregierung bei dem Oberhause anhängig machen kann, ist in Frankreich

u. Deutschland die Anklage auf die Fälle eines wirklich strafbaren Vorgehens beschränkt u., wo das Gesetz nicht (wie in Preußen, Hessen u. Portugal) den obersten Landesgerichtshof für zuständig erklärt, das Urtheil entweder dem Senate (so in Frankreich) od. einem besonderen Staatsgerichtshof vorbehalten. Mehrfach findet sich auch die Bestimmung, daß der Regent eine Verurtheilung im Gnadenwege nicht aufheben könne.

Ministrant, der dem Priester beim Lesen der Messe zur Hand gehende u. in der stillen Messe die Gemeinde vertretende Kirchendiener; daher ministriren, den Kirchendienst versehen.

Minne (altdeutsch), eigentlich Andenken, Erinnerung; „M. trinken" nannten unsere Vorfahren, wenn bei festlichen Gelegenheiten dem Gedächtniß Abwesender oder Verstorbener oder in heidnischer Zeit der Götter, nach der Bekehrung zum Christenthum der Heiligen, ein Trunk geweiht wurde. So wurde nam. beim Abschied od. als Friedenszeichen St. Getruden od. St. Johannis M. getrunken, weil diese Beiden als Friedensstifter galten. Frühzeitig entwickelte sich aber in Deutschland für das Wort M. die Bedeutung der persönlichen u. geschlechtlichen Zuneigung; Minnedienst widmete der Ritter seiner auserwählten Dame, u. nach dem wesentlichen, wenn auch nicht ausschließlichen Inhalt, welchen die Dichter des 12. u. 13. Jahrh. ihren Gedichten gaben, nämlich der M., bezeichnet man die Lyriker jener Periode kurzweg als Minnesänger od. Minnesinger. Mit dem Verfall der höfischen Dichtung trat dann die schon von je mit dem Worte M. verbundene Bedeutung des rein sinnlichen Liebesgenusses immer mehr in den Vordergrund u. wurde Veranlassung, daß das Wort in Mißkredit kam. Erst die neuere Zeit hat es für die dichterische Sprache wieder in Aufnahme gebracht u. ihm seine alte, edlere Bedeutung zurückgegeben.

Minnehöfe werden Frauenvereine genannt, welche zur Zeit des Minnedienstes u. der Troubadours (s. d.) in der Provence Streitfragen über die Minnekunst entschieden, Regeln über die Liebe aufgestellt u. Liebeszwiste geschlichtet haben sollen. Die Existenz solcher Minnehöfe ist durchaus zu bezweifeln, da nur der sehr unkritische Geschichtschreiber der Troubadours, Nostradamus, ihrer erwähnt, die Troubadours selbst aber über sie gänzlich schweigen. In einzelnen Fällen mögen allerdings — wie aus mehreren Dichterstellen erschlossen werden kann — Minnegerichte ernannt worden sein, um über eine Streitfrage od. einen Liebeszwist einen Schiedsspruch zu fällen, aber keinesfalls bildeten dieselben eine übliche u. dauernde Institution.

Minnesänger, s. „Minne".

Minnesota, einer der nördl. Binnenstaaten der Nordamerik. Union, 3928,9 □M. groß; wird im N. von Canada begrenzt, im NO. vom Oberen See bespült, im O. durch den St. Croixfluß u. den Mississippi von Wisconsin, im W. zumeist durch den Red River von Dakota geschieden u. im S. von Jowa begrenzt. Das Land bildet ein ungefähr 300 m. hohes Plateau, über welches sich noch einzelne Höhenzüge 150 bis 200 m. hoch erheben, ohne jedoch den Charakter eines Gebirges anzunehmen. Ausgedehnte Wälder u. eine Unzahl von Seen, unter denen der Wäldersee, der Red Lake u. Leech-Lake die größten sind, u. die sich sämmtlich durch eine wunderbare Klarheit des Wassers u. großen Fischreichthum auszeichnen, bedecken einen bedeutenden Theil dieser Hochebene, die im Uebrigen als vollendete Prairie erscheint. Aus diesen Seen stammt der Wasserreichthum des Mississippi (s. d.), der in diesem Staate entspringt u. hier den St. Croix- u. den St. Petersfluß aufnimmt, u. der Zuflüsse des Red River. Die Grenze mit Canada durchschneidet eine Reihe der durch den Rainy-River verbundenen nördl. Seen. Der Name des Staates stammt von dem gleichnamigen Flusse M., einem Nebenflusse des Mississippi, der nach dessen Mündung schiffbar wird. Das Klima hat einen excessiv kontinentalen Charakter, die Winter sind lang u. überaus streng bei meist trockener u. klarer Luft, die Sommer heiß, im Ganzen sind aber die klimatischen Verhältnisse der Gesundheit nicht nachtheilig. Die wärmeren, südl. Prairienlandschaften eignen sich vortrefflich zum Ackerbau, während die großen Wälder im N. einen außerordentlichen Reichthum an Holz bieten, das durch die Wasserkraft der Flüsse nicht nur leicht verarbeitet, sondern auch auf die bequemste Weise ausgeführt werden kann. Zahlreiche Elke, Bären, Fischottern, Wölfe, Hirsche, Biber u. Waschbären liefern treffliche Pelzwaaren, u. der Boden birgt noch bei weitem nicht genugsam ausgebeutete Lager von Eisen-, Kupfer- u. Bleierzen, Kohlen- u. Steinsalz. Die Bevölkerung von M. zeigt die verhältnißmäßig stärkste Bevölkerungszunahme unter allen Staaten der Union; 1850 gab es hier nur 6077 E., 1870 war diese Zahl auf 446,056 gestiegen (darunter 41,364 in Deutschland Geborene). Die auf Reservationen angewiesenen 7040 Indianer gehören den Stämmen der Chippeway u. der Sioux an. Das Kulturland von M. liegt im S. des 46. ° n. Br.; Mais u. Weizen gedeihen hier noch sehr gut, doch will der Obstbau nicht mehr genügenden Ertrag geben. Die in den letzten Jahren sehr stark gehobene Viehzucht liefert nam. große Quantitäten von Wolle u. Butter zur Ausfuhr. Die Industrie, welche ihre Hauptsitze in St. Paul, St. Anthony u. Minneapolis hat, ist bes. in der Mehlproduktion u. Holzverarbeitung bedeutend; außerdem giebt es noch umfangreiche Eisen- u. Kupferwerke u. Stiefelfabriken. Getreide, Mehl, Bauholz, Latten, Schindeln, Butter, Wolle u. Pelzwaaren sind die wichtigsten Artikel der Ausfuhr. Die geistige Bildung hat mit der so raschen Besiedelung des Landes nicht gleichen Schritt halten können, immerhin besitzt M. 2 Universitäten, 4 Kolleges u. 3 Akademien. Unter den Sekten haben die Methodisten, Katholiken u. Lutheraner die meisten Anhänger. — Franz. Pelzhändler u. Jesuitenmissionäre kamen schon in der Mitte des 17. Jahrh. in dieses Land, in welches sich Engländer (seit 1763) u. Franzosen theilten, das aber vollständig 1803 in den Besitz der Vereinigten Staaten kam. Die erste Kolonie ward 1845 am M. durch Ansiedler aus Wisconsin u. Jowa gegründet, 1849 ward M. ein Territorium u. 1859 als Staat in die Union aufgenommen. Der Kongreß des Staates selbst besteht aus 40 Senatoren u. 240 Repräsentanten; im Unionskongreß ist M. durch 2 Senatoren u. 3 Repräsentanten vertreten. Der Staat ist in 53 Counties eingetheilt u. hatte 1. Okt. 1873 eine Schuld von 2,788,797 Doll. Hauptstadt u. zugleich volksreichster Ort des Landes ist St. Paul mit 20,030 E. (1870) am Mississippi.

Minorat, s. „Majorat". **Minorca**, s. „Balearen".

Minorennität (lat.), Minderjährigkeit, bezeichnet diejenige Beschränkung der Handlungsfähigkeit einer Person, welche die Folge des Mangels der zur vollen Handlungsfähigkeit erforderlichen Altersjahre ist, u. läßt ein Rechtsgeschäft, welches eine Vermögensveräußerung enthält od. durch welches eine Verpflichtung übernommen wird, nur dann als giltig erscheinen, wenn dasselbe unter Mitwirkung od. doch mit Genehmigung des Vaters od. Altersvormundes abgeschlossen worden ist.

Minos, ein mythischer König von Kreta, Sohn des Zeus u. der Europa (s. d.). Da er einst den Poseidon bei einem Opfer beeinträchtigte, versetzte dieser seine Gemahlin Pasiphae in Liebe zu einem Stiere, mit welchem sie den **Minotauros**, ein Ungeheuer mit menschlichem Leibe u. Stierkopf, erzeugte, das M. in das Labyrinth, eine Schöpfung des Dädalos (s. d.), einsperren ließ. Als hierauf sein Sohn Androgeus in Attika um das Leben gekommen war, unternahm M. einen Rachezug gegen Athen, eroberte Megara u. zwang die Athener, sich zu unterwerfen u. alle neun Jahre, als Zeichen der Unterthänigkeit, sieben Jünglinge u. ebensoviele Jungfrauen dem Minotauros zum Fraße zu senden. Als zum dritten Male das verhängnißvolle Schiff nach Kreta abgehen sollte, erbot sich der Königssohn Theseus (s. d.), die Fahrt mitzumachen, u. tödtete mit Hülfe der Ariadne (s. d.) den Minotaur. M. kehrte nun seinen Zorn gegen Dädalos u. sperrte ihn in das Labyrinth ein. Dädalos indessen entfloh nach Sizilien zum Könige Kokalos. M. verfolgte ihn dorthin, fand aber hier seinen Tod. — Nach späterer Sage erscheint M. als einer der drei Richter in der Unterwelt.

Minsk, Gouvernement in Westrußland, 1655,69 □M. mit 1,182,230 E. (1871), worunter etwa 200,000 Katholiken, 100,000 Juden u. 3000 Mohammedaner; grenzt an die Gouvernements Wilna u. Witebsk im N., Mohilew im O., Tschernigow u. Wolhynien im S. u. Grodno im W.; es besteht aus Tiefebenen, welche zum größten Theil mit Wäldern u. ungeheuren Sümpfen bedeckt ist; doch hat 1874 die russ. Regierung den Anfang mit einer Trockenlegung der großen Sümpfe im S. des Gouvernements bei Pinsk gemacht. Der Niemen, der hier entspringt, umfaßt mit seinem Gebiete den NW. des Gouvernements; der Pripet u. die Beresina sammeln die übrigen Gewässer u. führen sie dem Dnjepr zu, welcher einen Theil der Ostgrenze bildet. Die Moorregionen liegen nam. im Gebiet des Pripet u. sind in jedem Frühjahr auf Hunderte von □M. überschwemmt; die Wälder bergen noch viele Bären, Wölfe, Elennthiere, Luchse u. auch noch Auerochsen. Das Kulturgebiet befindet sich vorzugsweise im N. u. W. des Landes. Die Bevölkerung, deren mohammedan. Theil tatarischer Abkunft ist, beschäftigt sich außer der Landwirthschaft mit Fischfang u. Holzschlag. — Die Hauptstadt **M.** mit 36,277 E. (1871) liegt am Swislotsch, einem Nebenflusse der Beresina, ist Sitz eines griech. u. röm.-kathol. Bischofs u. hat eine schöne Kathedrale, ein Seminar u. ein Gymnasium. Berühmt sind die im März hier abgehaltenen Messen.

Mintrop, Theodor, einer der eigenthümlichsten Genremaler der Düsseldorfer Schule, geb. 4. April 1814 auf dem Gute Backhoven bei Werden an der Ruhr, arbeitete dort bis zu seinem 30. Jahre als Ackerknecht u. diente während dieser Zeit auch als Artillerist. Der Maler Ed. Geselschap, mit dem er zufällig bekannt wurde, erkannte M.'s künstlerisches Talent u. eröffnete ihm den Weg zur Akademie in Düsseldorf, wo er sich bis 1850 in verschiedenen Klassen durch

eisernen Fleiß, unerschöpfliche Phantasie u. geniale Kompositionen hervorthat. Sein erstes Oelgemälde (1852), „Die Madonna mit Jesus u. Johannes", ließ koloristisch mehr erwarten, als er in dieser Hinsicht später geleistet hat. Nach einem Altarbilde in Werden wandte er sich vorzugsweise den Kindergestalten zu, durch welche er in allegorisch-symbolischer Weise einen poetischen Gedanken u. ein tiefes deutsches Gemüth auf leichte, spielende Weise zur Anschauung zu bringen wußte. Am bekanntesten in dieser Art ist seine herrliche große Bleistiftzeichnung „Der Christbaum" (entstanden 1853—55); dann folgten „Die Maiweinbowle", „Die vier Jahreszeiten" in Kinderfiguren als Wandfries in Oel (1863), „Die vier Jahreszeiten", „Die vier Elemente" u. „Die Beschäftigungen der Menschen", als Decken- u. Friesmalerei für den Saal des Schafhausen'schen Bankvereins in Köln (1864 u. 65), ein zweites „Kinderbacchanal" (1866 bis 1869, Museum in Köln) u. andere Decken- u. Wandmalereien in Köln. Von Krankheit u. Kummer über eine trotz aller künstlerischen Leistungen sorgenvolle Existenz erlöste ihn 30. Juni 1870 der Tod.

minus (lat.), zu deutsch „kleiner" od. „weniger". Daher 10 minus 7 soviel wie 10 weniger 7, beides wird beim Schreiben ausgedrückt durch 10—7. Das sog. Minuszeichen (—) wurde eben so wie das Pluszeichen (+) 1524 von Christoph Rudolph eingeführt. In der Lehre von den positiven u. negativen Größen wird das Minuszeichen überhaupt zur Bezeichnung der negativen, das Pluszeichen zu der der positiven Größen gebraucht.

Minuskeln (lat. minuta) heißen seit dem späteren Mittelalter die kleinen Buchstaben im Gegensatz zu den Majuskeln (s. d.). Dabei wurde unterschieden zwischen minuta erecta, d. h. den aufrecht stehenden Buchstaben, u. der minuta cursiva, der liegenden od. Kursivschrift.

Minute (vom lat. minutum, d. i. ein kleiner Theil) heißt der sechzigste Theil einer Stunde; doch bezieht man den Ausdruck auch auf Bogen- u. Winkelgrößen, indem man den Viertelkreisbogen od. überhaupt jedes Viertel einer Umdrehung in 90 Theile od. Grade (s. d.) u. den Grad weiter in 60 M.n theilt. Die M. wird sowol bei der Zeit als auch beim Winkel in 60 Sekunden getheilt (minutum secundum, d. i. zweite Theilung im Gegensatz zur M. als minutum primum, d. i. erste Theilung). Dieser Theilung nach 60 od. Sexagesimaltheilung stand, wenigstens eine Zeit lang, die Centesimaltheilung nach 100 entgegen, indem zur Zeit der ersten Französischen Revolution zugleich bei Einführung des metrischen Maß- u. Gewichtssystems beschlossen wurde, auch Zeit u. Winkel entsprechend einzutheilen, indem man den Tag in 10 Stunden, diese in je 100 Minuten zu 100 Sekunden theilte, sowie auch den Viertelkreis statt in 90 in 100 Grade je zu 100 M.n u. diese zu 100 Sekunden — eine Theilung, die jedoch nicht durchgeführt werden konnte.

minutiös (lat.), kleinlich, kleinigkeitskrämerisch.

Minutius Felix, Marcus, einer der sog. Apologeten od. Vertheidiger des Christenthums, lebte um 220 n. Chr. als Advokat zu Rom. Wir besitzen von ihm nur eine Schrift, den „Octavius", so genannt, weil in derselben ein Freund des M., Octavius Januarius, einen andern Freund Cäcilius Natalis im Zwiegespräch von der Thorheit des Heidenthums u. der Wahrheit des Christenthums überzeugt, während M. selbst als Schiedsrichter zuhört. Diese Schrift ist eine der wichtigsten Quellen für die Anschauung der gebildeten Heiden vom Christenthum im Anfang des 3. Jahrh. n. Chr. (beste Ausgabe von Oehler als Band 13 der von Gersdorf herausgeg. „Bibliotheca patrum ecclesiasticorum Latinorum", Lpz. 1847).

Minutoli, eine altadelige, aus Italien stammende Familie, aus welcher insbesondere zu nennen sind: Heinrich, Frhr. Menu **v. M.**, geb. zu Genf 12. Mai 1772; trat frühzeitig in preuß. Kriegsdienste, nahm 1793 am Feldzuge am Rhein Theil, erhielt dann eine Anstellung beim Kadettencorps in Berlin u. wurde später als charakt. Generalmajor Gouverneur des Prinzen Karl. Unterstützt von der preuß. Regierung, unternahm er 1820 eine Forschungsreise nach Aegypten, auf der ihn außer seiner Gemahlin nam. die Naturforscher Ehrenberg u. Hemprich sowie der Architekt Liman begleiteten. Die beiden Letztgenannten wurden nebst 7 anderen Theilnehmern ein Opfer dieser Expedition, von der M. im Aug. 1822 nach Berlin zurückkehrte. Von seinen Sammlungen ging Vieles durch Schiffbruch verloren, das Uebriggebliebene u. einen Theil der sonstigen Sammlungen M.'s kaufte der König von Preußen für das Museum an. M. nahm als Generalleutnant seinen Abschied, lebte hierauf längere Zeit auf seiner Besitzung bei Lausanne u. starb zu Berlin 16. Sept. 1846. Im Besitz vielseitiger Kenntnisse u. von regem Interesse für die verschiedenartigsten Zweige unseres Wissens u. Strebens, entwickelte er auch eine entsprechende literarische Thätigkeit. Außer seinem Hauptwerke, der „Reise zum Tempel des Jupiter Ammon u. nach Oberägypten" (Berl. 1824, mit Atlas; „Nachträge" ebd. 1827), sind von seinen Schriften bemerkenswerth: „Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelm's III." (ebd. 1843); „Friedrich u. Napoleon" (ebd. 1840); „Der Feldzug der Verbündeten in Frankreich 1792" (ebd. 1847); „Militärische Erinnerungen" (ebd. 1845); „Ueber antike Glasmosaik" (ebd. 1817); „Ueber die Anfertigung u. Nutzanwendung der farbigen Gläser bei den Alten" (ebd. 1836) ꝛc. Seine zweite Gattin, Wolfradine, Freifrau **v. M.**, geb. Gräfin v. d. Schulenburg-Betzendorf, gab elegant u. geistvoll geschriebene „Souvenirs d'Egypte" (2 Bde., Par. 1826; deutsch von Gersdorf, Lpz. 1829) heraus. — Julius, Frhr. Menu **v. M.**, Sohn erster Ehe des Vorigen, geb. zu Berlin 1805; studirte dort u. in Heidelberg die Rechte u. Kameralwissenschaften, trat 1830 in den preuß. Staatsdienst, ward 1832 Regierungsrath u. 1839 Polizeipräsident u. Landrath in Posen, als welcher er u. A. den Erzbischof von Dunin wegen seines Widerstandes gegen das Staatsgesetz in Sachen der gemischten Ehen aufzuheben u. nach Kolberg zu bringen hatte u. 1846 die Polenverschwörung entdeckte. 1847 als Polizeipräsident nach Berlin berufen, trat er infolge der 48er Märzbewegung von diesem Posten zurück u. lebte dann ausschließlich seinen wissenschaftlichen Studien, bis er im März 1851 als Generalkonsul für Spanien u. Portugal nach Madrid ging. Als die preuß. Regierung, nachdem sie 1857 für sich u. die gesammten deutschen Zollvereinsstaaten einen Freundschafts- u. Handelsvertrag mit Persien abgeschlossen hatte, eine politische Mission dahin für angezeigt hielt, ward M. mit deren Leitung betraut. Im Febr. 1860 trat die Gesandtschaft ihre Reise über Triest u. Konstantinopel an u. 7. Mai zog sie in Teheran ein. Von hier aus unternahm dann M. noch eine Rundreise durch das Land, auf der er dem Einflusse des Klimas erlag; er starb in der Karawanserei von Khaneh-Zenjam bei Schiras 5. Nov. 1860 (siehe Brugsch, „Reise der königl. Gesandtschaft nach Persien in den Jahren 1860 u. 61", Berl. 1862 f., 2 Bde.). Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Ueber das Römische Recht auf dem linken Rheinufer" (Berl. 1831); „Die Weiße Frau" (ebd. 1850); „Die Zustände Berlins im 15. Jahrh." (ebd. 1850); „Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg" (ebd. 1850); „Spanien u. seine fortschreitende Entwicklung" (ebd. 1852); „Altes u. Neues aus Spanien" (2 Bde., ebd. 1854); „Die Kanarischen Inseln" (ebd. 1854); „Portugal u. seine Kolonien" (Stuttg. 1854). — Adolf, Frhr. Menu **v. M.**, Bruder des Vorigen, geb. 1802; war seit 1843 Hofmarschall in Meiningen u. wurde 5. April 1848 meuchlings erschossen. — Alexander, Frhr. Menu **v. M.**, Bruder der beiden Vorigen, geb. zu Berlin 1807; studirte die Rechte u. Kameralwissenschaften, amtirte nach einander bei verschiedenen Regierungen des preuß. Staates u. hat sich nam. um die Hebung der Industrie Schlesiens mannichfache Verdienste erworben. Ueberdies sind seiner Neigung für kunsthistor. Studien mehrere schätzbare Schriften zu verdanken, so insbes.: „Denkmäler mittelalterlicher Baukunst in den brandenb. Marken" (Berl. 1836) u. „Der Dom zu Drontheim u. die mittelalterliche Baukunst der skandinav. Normannen" (ebd. 1853).

Minutoli'sche Sammlung, die von dem Freiherrn Heinrich v. Minutoli (s. d.) zusammengebrachte u. später durch dessen Söhne bereicherte bedeutende Sammlung von Gegenständen der Kunstindustrie aller Zeiten; sie hat den Zweck, Künstlern u. Handwerkern zum Studium u. zum Vorbild zu dienen, u. bildete seit dem J. 1839 in dieser Weise ein in seiner Art einziges Institut. Nachdem sie fast 30 Jahre lang im Schlosse zu Liegnitz aufgestellt gewesen war, entging sie der Gefahr der Veräußerung u. gänzlichen Zersplitterung dadurch, daß der preußische Staat sie im Jahre 1869, wenn auch nicht in ihrer Gesammtheit, doch wenigstens in ihrem technologischen Theile ankaufte u. dem Berliner Museum einverleibte. Dieser technologische Theil besteht, mit Ausschluß der Gegenstände von rein historischem od. antiquarischem Interesse, aus den Abtheilungen von Erzeugnissen der Keramik, soweit diese in Berlin nicht bereits vertreten sind, von Glasarbeiten, Metallsachen, Webe- u. Wirkstoffen. Ausgeschlossen blieben dagegen die Erzeugnisse der Industrie in Stein- u. Drechslerarbeit, in Elfenbein, Horn, Muscheln, Leder, der Kunsttischlerei,

der Formschneiderei ꝛc., sowie alle Werke der Oel- u. Miniaturmalerei. Die Hauptgegenstände der ganzen Sammlung sind in einem großen photographischen Werke unter dem Titel „Vorbilder für Fabrikanten u. Handwerker“ erschienen (photographische Darstellungen mit Text, herausgeg. von Alex. Freiherrn v. Minutoli, mit Erläuterungen von Dr. Justus Brinckmann. 800 Tafeln mit mehr als 5000 Abbildungen. Liegnitz, im Institut der Vorbilder-Sammlung. In Fol. 2400 Mark, in Quart 1400 Mark). Abgesehen von dem in den Besitz des preußischen Staates gekommenen u. den Museen Berlins einverleibten Theile wurde der noch übrige größere Theil der Sammlung im Okt. 1875 in Köln öffentlich versteigert u. auf diese Weise zerstreut.

Minze, s. „Mentha“. **Miocen,** s. „Molasse“.

Mi-parti, d. h. halbgetheilt, halbgetheilte Tracht, die schon seit dem 10. Jahrh. vorkommende, bes. aber seit der Mitte des 14. Jahrh. herrschende Tracht, deren ursprüngliche Form die war, daß die Kleidung in senkrechter Linie vom Halse bis zu den Füßen in zwei verschiedene Farben getheilt war, sei es daß sie blos den Rock durchschnitt, od. auch die Bein- u. Fußbekleidung. Uebrigens galt diese Tracht auch nach den schriftlichen Quellen schon damals als geschmacklos u. barbarisch, da sowol Männer als Frauen sie nicht aus eigener Wahl trugen, sondern als Diener u. Dienerinnen, od., wenn sie den höheren Ständen angehörten, als Vasallen ihres Lehnsherrn. Zu der senkrechten Theilung kam bisweilen auch eine zweite Theilung quer über die Hüften, od., was häufiger der Fall war, die rechte Seite des Körpers war einfarbig, die linke zweifarbig, in Querstreifen mit einander abwechselnd, wobei die Theilung in gerader Linie auch über die Aermel des Gewandes lief. Eine andere Nebenform war die, daß die Streifen schräg von der Rechten zur Linken, od. umgekehrt liefen. Immer aber wurden die Streifen u. Stücke so zusammengesetzt, daß die Naht möglichst wenig bemerkbar war. Erst nach der Mitte des 16. Jahrh. fing diese Tracht an zu verschwinden.

Miquél, Johannes, deutscher Rechtsgelehrter u. Politiker, geb. zu Neuenhaus (Grafschaft Bentheim) 21. Febr. 1829; studirte 1846 bis 1849 in Heidelberg u. Göttingen die Rechte, ließ sich nach einem längeren Aufenthalt zu Paris als Anwalt in Göttingen nieder, betheiligte sich 1855 lebhaft am hannov. Verfassungskampf u. wurde 1859 Mitbegründer u. Ausschußmitglied des Nat.-Vereins. Seiner Schrift über „Das neue hannov. Finanzgesetz von 1857“ (Lpz. 1861) ließ er als Replik auf den Versuch einer Widerlegung dieser Kritik des Borries'schen Regierungssystems „Die Ausscheidung des hannov. Domanialgutes“ (ebd. 1863) folgen, u. seit 1864 Abgeordneter der kleinen Göttingen'schen Städte in der hann. II. Kammer, setzte er hier seine energische Opposition fort. Nach der Annexion Hannovers in das preuß. Abgeordnetenhaus u. dann auch in den Reichstag gewählt, welchen beiden Körperschaften er noch jetzt angehört, gehörte er von Anfang an zu den eifrigsten Nationalliberalen. Seit 1865 durch die Wahl der Stadt Osnabrück Oberbürgermeister daselbst, vertauschte M. 1869 dieses Amt mit dem eines Direktors der Diskontogesellschaft in Berlin. Daher ließ ihn auch Osnabrück bei den 1871er Reichstagswahlen fallen, wogegen er im Fürstenthum Waldeck gewählt wurde. Obgleich M. 1873 von der Leitung der Diskontogesellschaft zurückgetreten ist, richteten doch die Widersacher der liberalen Parteien neuerdings in den Reichstagsdebatten (Jan. u. Febr. 1876) gerade gegen ihn heftige Angriffe u. Verdächtigungen, die übrigens zur Folge hatten, daß er aus der Diskontogesellschaft, in deren Aufsichtsrath er zuletzt präsidirte, ganz ausschied.

Mirabeau (spr. Miraboh), Gabriel Honoré Riquetti, Graf v. M., Sprößling einer alten u. vornehmen, im 13. Jahrh. aus Italien nach Frankreich übergesiedelten Familie, geb. 9. März 1749. Ein Mensch von außerordentlichen Gaben der Natur u. des Geistes, von großen Leidenschaften in gutem wie in üblem Sinne, ungeachtet der Entstellung seines Gesichts durch die Blattern von verführerischer Liebenswürdigkeit, von Macht über die Menschen durch Geist u. Rede, aber von wenig Selbstbeherrschung. M.'s Vater war geistreich, ehrfürchtig gegen seine würdigen Ahnen, aber ohne Herz, ein Haustyrann, seine Mutter eine sittenlose Frau, das Verhältniß zwischen den Eltern zerrüttet, eine Maitresse im Hause zwischen ihnen stehend, M. mehr von der Mutter angezogen als von dem Vater. Er wurde unterrichtet, wie damals ein Junker, dann zum Militärdienste bestimmt. Mit 17 Jahren Leutnant geworden, ergab er sich zügellos einem in jeder Beziehung ungeregelten Lebenswandel. Er hätte disziplinarisch u. gerichtlich verurtheilt werden können, aber in Frankreich genügte damals ein in blanco ausgestellter königlicher Befehl, u. eines solchen bediente sich sein Vater, um ihn verhaften zu lassen. Nach einiger Zeit freigelassen, versöhnt, unpassend verheirathet, gerieth er aufs Neue in Verirrungen u. Verwickelungen u. wurde zur Strafe aus einem Gefängnisse in das andere geführt. Der Zauber seiner Persönlichkeit verschaffte ihm überall eine gute Behandlung, manche Freiheit u. half ihm mehrmals zur Flucht. Zuletzt wurde er wegen Entführung einer Ehefrau bei seiner Flucht aus der Gefangenschaft auf Ehrenwort gerichtlich in contumaciam zum Tode verurtheilt, von Holland ausgeliefert, jedoch nur wieder ins Gefängniß gesteckt, aus welchem er abermals entfloh. Seine Gefangenschaft, seine Verbannung, seine Mittellosigkeit wurden ihm zur Wohlthat: er studirte, zuerst Militärwissenschaften, dann in der Schweiz, in Holland, in England Staatswissenschaften, die Verwaltung, auch die Finanzwissenschaft. Auch schriftstellerisch war er thätig: sein „Essai sur les lettres de cachet et les prisons d'état“ (2 Bde., Hamb. 1782) ist eine bedeutende Leistung, u. eine Anzahl von politischen Flugschriften erregten verdientes Aufsehen; daneben freilich verfaßte er eine Reihe obscöner Romane. Nach einiger Zeit durfte er nach Frankreich zurückkehren; doch gab es nur neue Skandale, aber auch in ihnen neue Beweise seiner Ueberlegenheit. Der Minister fürchtete seine Feder u. soll ihn als geheimen Berichterstatter nach Berlin geschickt haben. Er ging dorthin, schrieb ein großes Werk gegen die preußische Monarchie („De la monarchie prussienne sous Frédéric-le-Grand“, 4 Bde., Par.; deutsch von Mauvillon u. Blankenburg, 4 Bde., Braunschw. u. Lpz. 1794—96), u. bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's II. fühlte er sich berufen, dem König in einem an ihn gerichteten Sendschreiben Lehren zu geben. Unterdessen wurde die Zerrüttung des französischen Staatswesens, bes. der Finanzen, immer kritischer. M. kehrte nach Frankreich zurück. Wäre die Revolution noch abzuwenden gewesen, so hätte es vielleicht durch M. als Minister geschehen können; auch strebte er selbst darnach, Finanzminister u. erster Minister zu werden. Allein Ludwig XVI. hatte einen Widerwillen gegen ihn wegen seiner Laster; seine übrigen Gegner am Hofe waren zum großen Theil selbst nicht besser, aber sie fürchteten seine Wirksamkeit. Nachdem zwei Versammlungen nicht geholfen hatten, mußten 1789 die Generalstände berufen werden, zum ersten Male seit 1614. „Jetzt kommen meine Tage,“ rief M. damals aus. Seine Standesgenossen lehnten es ab, ihn zu ihrem Vertreter zu wählen; aber in seinem Absagebriefe an sie schrieb er: „Ihr bezeichnet dem Volke den einzigen Vertheidiger, welchen es außerhalb seines eigenen Kreises gefunden hat“, u. unter der Firma eines Tuchhändlers wurde er in zwei Wahlkreisen zum Vertreter des dritten Standes gewählt. Die drei Stände traten, wie früher stets, jeder für sich zusammen. Jetzt verlangte schon bei der Prüfung der Vollmachten der dritte Stand die gemeinsame Berathung u. die Abstimmung nach Köpfen, enthielt sich aller Thätigkeit, bis diesem Verlangen gewillfahrt wäre, u. erklärte sich selbst zur Nationalversammlung. Am 23. Juni 1789 hielt Ludwig XVI. eine königliche Sitzung mit den drei Ständen u. befahl ihnen am Schlusse, jetzt aus einander zu gehen u. sich am folgenden Tage jeder für sich zu versammeln. Als nach der Entfernung des Königs der Oberceremonienmeister an den Befehl erinnerte, rief ihm M. zu: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir hier sind kraft der Gewalt des Volkes, u. daß nur die Gewalt der Bajonette uns von hier vertreiben wird.“ Ein namhafter deutscher Geschichtschreiber (Dahlmann) bezeichnet diesen Moment als den Anfang der Revolution. Von da an fällt M.'s Lebensgeschichte zusammen mit der Geschichte der Nationalversammlung u. Frankreichs. Die Versammlung vereinigte in sich eine Ueberfülle von Talenten, aber sie hatte in ihrer Mitte keinen Staatsmann in großem Stile außer M. Dadurch, wie durch seine Persönlichkeit u. seine Rede, beherrschte er zuweilen die Versammlung; zu einer Diktatur, wie Einige sagen, hat er es nicht gebracht. M. selbst wollte nicht eine gewaltsame Revolution, wie gewöhnlich Diejenigen nicht, welche zuerst das Signal zu ihr geben. Nachdem er aber nicht blos das Signal gegeben, sondern sie auch ins Rollen gebracht hatte — der König sollte nicht Gesetze zu geben, sondern sie von der Nationalversammlung zu empfangen haben — hatte er sie nicht mehr in seiner Gewalt. Was er zu dem Abbé

Sieyès sprach: „Sie haben den Stier losgelassen u. wundern sich nun, daß er stößt?" das hätte man später zu ihm sagen können. Noch war sein Ansehen groß u. zuweilen unwiderstehlich; aber bald glaubte er beschwichtigen zu müssen, u. nicht lange, so hörte man von Unterhandlungen zwischen ihm u. dem Hofe. Er wollte das Königthum retten. Aber er hatte nicht mehr ein Prinzip, den schwankenden König zu stützen; er konnte ihm nur seine allerdings gewaltige Persönlichkeit u. deren Einfluß bieten. Aber wem er helfen sollte, der mußte sich ihm ganz unterwerfen, u. dazu war seine Persönlichkeit dem Könige nicht genug Vertrauen erweckend. „Welchen Schaden", sagte er selbst, „thut dem öffentlichen Wohle die Unsittlichkeit meiner Jugend!" Aber zu einer sittlichen Erneuerung hatte er es auch jetzt nicht gebracht. Als die Nationalversammlung von seinen Verhandlungen erfuhr, verlegte sie ihm selbst den Weg, ohne Contrerevolution u. ohne Staatsstreich Minister des Königs zu werden. Selbst bei seinen Lebzeiten ein Opfer der Revolution zu werden ist ihm erspart geblieben: er starb am 2. April 1791. Sein klares Urtheil u. sein stolzes Bewußtsein behielt er bis ans Ende.



Nr. 4194. Gabriel Honoré Rhiquetti Graf v. Mirabeau (geb. 9. März 1749, gest. 2. April 1791).

Im Angesichte des Todes sprach er: „Ich nehme die Fetzen der Monarchie mit ins Grab"; u. als er in seinem Todeskampfe Kanonenschüsse hörte, rief er aus: „Fängt sie schon an, die Todtenfeier des Achilles?" Sein Tod wurde der Nationalversammlung von dem Präsidenten nur mit den Worten angezeigt: „Er ist todt"; u. seine Leiche wurde in dem Pantheon beigesetzt. Aber nach Beschluß des Konvents vom 25. Sept. 1793 wurde sie 1794 aus demselben wieder entfernt u. an ihre Stelle die Leiche Marat's gesetzt. — Seine parlamentarischen Arbeiten u. Reden hat Etienne Méjean gesammelt herausgegeben („Collection complète des travaux de M. l'aîné à l'assemblée nationale", 5 Bde., Par. 1792), eine vollständige Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften (mit Biographie) veranstaltete Mérilhou (9 Bde., Par. 1825—27), u. M.'s natürlicher Sohn Lucas Montigny gab die „Mémoires biographiques, littéraires et politiques de M." (2. Aufl., 8 Bde., Par. 1841) heraus; seinen wichtigen Briefwechsel mit dem Grafen v. d. Mark A. v. Bacourt 1851. — Vgl. Pipitz, „M. Eine Lebensgeschichte" (2 Bde., Lpz. 1850) u. Vermorel, „M., sa vie, ses opinions et ses discours" (5 Bde., Par. 1864 ff.).

Mirabellen, runde Pflaumen, von denen die kleine gelbe M. sich durch ihren zuckersüßen Geschmack auszeichnet. Nicht ganz von gleichem Wohlgeschmack sind die doppelten Goldpflaumen, die rothen, schwarzen u. grünen M. Sie werden getrocknet viel aus Frankreich, aus der Umgegend von Metz u. aus den Rheinlanden versendet.

mirabile dictu (lat.), wunderbar zu sagen; mirabile auditu (lat.), wunderbar zu hören.

Mirabilis, Wunderblume; Pflanzengattung der Nyctagineen aus Westindien u. Mexiko, mit verschiedenen Arten, welche auch bei uns als Zierblumen längst Eingang gefunden haben. Zwei derselben sind die gemeinen M. od. „Schweizerhosen" der Gärten (M. Jalappa), jetzt in beiden Indien, mit rothen od. gelben Blumen, u. die langblumige M. (M. longiflora) mit weißen, langröhrigen, am Rande meist röthlichen, sonst klebrigen Blumen, welche des Abends einen Wohlgeruch aushauchen. Wegen ihrer langen Blumendauer u. Ueppigkeit werden sie, da sie im Freien fortkommen, vielfach gezüchtet. An u. für sich gehören sie zu den Giftpflanzen; ihre Wurzeln sind drastische Abführmittel u. werden deshalb auch als Ersatzmittel für die echte Jalappa gebraucht. Auch die übrigen Arten verwendet man in ähnlicher Weise; eine Art davon (M. suaveolens) liefert magenstärkende Wurzeln.

miraculös (vom lat. miraculum, Wunder), wunderbar.

Miramare, ein von dem Erzherzog Maximilian, dem späteren Kaiser von Mexiko, erbautes, von herrlichen Parkanlagen umgebenes stattliches Lustschloß, in der Nähe von Triest am Adriatischen Meere mit bedeutenden Sammlungen bes. ägypt. Alterthümer.

Mirandola, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises der ital. Provinz Modena mit 3521 E. im Orte u. 13,170 E. in der Gemeinde (1871); ist Sitz eines Unterpräfekten u. hat einen schönen Dom. Das alte Schloß war Residenz der Grafen Pico von M. Die Grafschaft selbst ward 1619 Herzogthum u. kam 1710 an Modena.

Mirandula, Johannes Picus Graf v., einer der größten Gelehrten des 15. Jahrh., geb. 24. Febr. 1463; studirte 1477 bis 1479 zu Bologna Kirchenrecht u. Theologie, hörte sodann, von unersättlichem Wissensdurst getrieben, alle berühmteren Lehrer Italiens u. Frankreichs u. warf sich schließlich auf das Studium des Hebräischen, um so in die geheimen Wissenschaften des Morgenlandes einzudringen, da ihm Platon u. Aristoteles nicht genug Ausbeute gaben. 1486 erbot er sich in Rom zu einer öffentlichen Disputation über 900 Sätze, in denen er ein ungeheueres Wissen zu dem Zwecke verwerthet hatte, die Einheit alles Wissens — auch der griechischen Philosophen u. der jüdischen Geheimlehre gegenüber der Bibel — nachzuweisen. Die Disputation wurde vom Papste verboten, u. M. ließ sich darnach am Hofe des Lorenzo v. Medici zu Florenz nieder. Zu einer fast mönchischen Anschauung bekehrt, starb er 17. Nov. 1494. Obschon selbst kein eigentlich schöpferischer Geist, hat er doch dadurch Bedeutung gewonnen, daß er Reuchlin zum Studium des Hebräischen anregte u. auf Zwingli durch seine Schriften großen Einfluß ausübte. Seine Schriften erschienen zum Theil gesammelt Basel 1601.

Mirbanöl ist Nitrobenzol, s. d.

Mirecourt (spr. Mihr'kuhr), Eugène Jacquot, gen. de, franz. Schriftsteller, geb. zu Mirecourt (Vosges) 19. Nov. 1812; wurde in einem Seminar gebildet, war dann Lehrer in Chartres, wendete sich später nach Paris, um sich der Schriftstellerei zu widmen, suchte durch eine Menge von Pamphleten Aufsehen zu erregen, ward aber auch infolge dessen in viele Preßprozesse verwickelt u. ging 1861 in ein Kloster. Das erste jener Pamphlete war die Schrift: „Maison Alex. Dumas et compagnie, fabrique de romans" (Par. 1845), welcher später sein eigener Sekretär u. Mitarbeiter Mazerolle die „Confession d'un biographe; fabrique de biographies; maison E. de M. et compagnie" (ebd. 1857) entgegensetzte. Weitere folgten unter dem Titel: „Contemporains" (100 Bdchen., ebd. 1854—59); auch gab er unter demselben Titel u. zu gleichem Zweck eine Wochenschrift heraus. Außerdem sind von seinen Schriften zu nennen: „La Lorraine" (mit Leupol, unter welchem Pseudonym Leloup de Charroy zu verstehen ist, 3 Bde., ebd. 1839—40); „Les confessions de Marion Delorme" (4 Bde., ebd. 1848); „Les mémoires de Ninon de Lenclos" (ebd. 1852); „La bourse, son abus et ses mystères" (ebd. 1858); „Lettres à M. Proudhon" (ebd. 1858); „Blanche Rienzy" (3 Bde., ebd. 1859); „La marquise de Courcelles" (4 Bde., ebd. 1859); „La queue de Voltaire" (ebd. 1864); „Avant, pendant et après la terreur" 8 Bde., 1865 ff.); „Dictionnaire des sciences catholiques" (1865); „Histoire contemporaine" (3 Bde., 1866 f.).

Mirza (pers.), eigentlich Sohn des Fürsten; in Persien ein Titel, der nach dem Namen ein Glied der königl. Dynastie bezeichnet, vor demselben jedoch dem deutschen „Herr" entspricht.

Mirzapur (Mirzapore), Stadt in der brit.-ind. Provinz Benares mit 71,849 E. (1871); liegt am rechten Ufer des Ganges, 7 M. im SW. von Benares, hat zwar zahlreiche Pagoden u. Moscheen, macht aber wegen des Mangels wirklicher monumentaler Bauten keinen großen Eindruck. Die Industrie, nam. in Teppichen, baumwollenen, wollenen u. seidenen Geweben, u. der Handel mit Baumwolle geben der Stadt eine kommerzielle Bedeutung.

Mirza Schaffi (spr. Mirsá Schaffeï), ein Dichter, der, so viel uns bekannt ist, kein wirkliches Gedicht geschrieben u. doch in Deutschland einen Ruf erworben hat, wie wenig andere wirkliche Dichter. Man hat ihn in neueren Zeiten zu einem fabelhaften Wesen machen wollen u. seine Existenz angezweifelt. Schaffi ist einfach ein Sprachlehrer, welcher Bodenstedt Unterricht im Persischen u. Tatarischen ertheilt u. ihm dabei einzelne Stellen aus Dichtern vorgetragen hat. Dieser, um die Erinnerung an jenen braven Mann in Tiflis, der, wie Bodenstedt in seinem Buche „Aus dem Nachlasse M. Sch.'s" (Berl. 1874) mittheilt, zur Sekte der Szufis gehört, wach zu halten, hat die Gedichte, die er in orientalischem Stile schrieb, mit dem Namen seines Lehrers geschmückt, u. so ist die Legende von einem pers. Dichter der Neuzeit, Namens M. Sch., entstanden.

Misanthropie, Menschenhaß, ist eine Form der Melancholie (s. d.), welche sich dadurch zu erkennen giebt, daß die Kranken die Einsamkeit suchen u. sich aus der Gesellschaft der Menschen zurückziehen, in schlimmeren Stadien an entlegene Orte fliehen u. dort tagelang ohne zu essen u. zu trinken bleiben. Diese Form von Geistesstörung ist oft der Vorläufer der religiösen Melancholie, der Selbstmord- u. Mordsucht. Es giebt aber auch eine Art M., welche man nicht auf Geisteskrankheit zurückführen darf, wo vielmehr das Gemüth unter dem Einfluß eines wirklichen tiefen Kummers leidet, od. die Zurückziehung aus der Welt, die Vermeidung des Umganges mit Menschen auf ein durch Täuschungen verbittertes Gefühl zurückzuführen ist.

misce (lat. von miscēre, mischen), mische, auf Rezepten übliche Anweisung für den Apotheker. — **Miscellen,** Vermischtes, Mannichfaltiges. — **Miscellaneen,** Schriften vermischten Inhalts.

Mischlinge, die von Personen verschiedener Rassen erzeugten Menschen, wie Kreolen, Mestizen, Mulatten ꝛc.

Mischna ist der Name des älteren u. wichtigeren Theiles des Talmud (s. d.). Derselbe enthält Ergänzungen u. Ausdeutungen des mosaischen Gesetzes. Für die Juden sind die in ihm enthaltenen Gesetze ebenso verbindlich wie die mosaischen. Der Name bedeutet entweder „Wiederholung", nämlich des mosaischen Gesetzes, od. „Lehre". Ihrem Inhalte nach zerfällt die M. in sechs Bücher (Seder), jeder Seder wiederum in mehrere Traktate (Massekhet), jeder Traktat in Kapitel (Perek). Im Ganzen enthält sie 63 Traktate u. 523 Kapitel. Nach der Meinung der älteren Juden sind die Bestimmungen der M. von Gott dem Moses offenbart, von diesem den Aeltesten mündlich mitgetheilt u. so weiter überliefert worden. Diese Meinung ist selbstverständlich unhaltbar. Erst nach den Makkabäerzeiten konnte sich das talmudische Schriftthum bilden. Der Inhalt der M. ist vielmehr allmählich entstanden. Es ist das Werk mehrerer Jahrhunderte u. einer Menge einzelner Schriftgelehrten. Die Endredaktion soll die M. durch Rabbi Juda den Heiligen im 2. od. 3. Jahrh. n. Chr. zu Tiberias in Palästina erhalten haben.

Misdroy, Dorf auf der Insel Wollin (preuß. Reg.-Bez. Stettin, Provinz Pommern) mit 700 E., liegt in sandiger Gegend, ist aber ein sehr besuchtes Seebad mit städtischen Anlagen.

miserabel (a. d. Lat.), bemitleidenswerth, armselig, erbärmlich, elend.

Misère (franz.), Elend, Armseligkeit, Erbärmlichkeit; beim Bostonspiel eine Tour, bei welcher man keinen Stich machen darf; M. forcée (spr. forßeh') ist ein Zwischenspiel, wenn Niemand ein Spiel angesagt hat, bei welchem Derjenige verliert, der die meisten Stiche bekommt.

miserēre, das Anfangswort des vielfach u. von den besten Meistern des kathol. Kirchengesanges komponirten 56. Psalms „M. mei, Deus etc.", u. in musikalischer Beziehung Benennung für den Psalm selber. Den verbreitetsten Ruf genießt das M. von Allegri, welches noch heutigen Tages in der Charwoche zu Rom in der Sixtinischen Kapelle aufgeführt wird.

Miserēre, s. v. w. das Kothbrechen, Ileus (s. d.).

Misericordias Domini (lat., Barmherzigkeit des Herrn), die Anfangsworte der Messe am zweiten Sonntag nach Ostern, der davon den Namen M. D. trägt.

Miskolcz, Marktflecken u. Hauptort des Komitates Borsod im Kreise diesseit der Donau mit 21,119 E. (1869); liegt am Ostfuße des Matragebirges in einem breiten Thale des Szinvabaches, hat ein reform. Obergymnasium, ein kathol. u. ein reform. Untergymnasium u. eine Realschule u. ist Sitz der Komitatsbehörden u. einer reform. Superintendentur. Unter den Kirchen zeichnet sich nam. die große reform. Pfarrkirche aus. Die Bearbeitung der Steinbrüche, Wein- u. Melonenbau u. bedeutender Handel sind die Haupterwerbszweige der Bevölkerung.

Misnia, der lat. Name für Meißen.

Misogyn, Weiberhasser, ist ein Mann, dem aus irgend welchem Grunde das ganze weibliche Geschlecht zuwider ist, der also an einer bisweilen wahrhaft krankhaften (melancholischen) Verstimmung des Gemüths nach einer bestimmten Richtung hin leidet. Manchmal sind es nur falsche u. unreife Anschauungen u. überspannte Begriffe von dem hohen Werthe des männlichen Geschlechts, gegenüber der unterschätzten Bedeutung der Frauenwelt, manchmal traurige, tief verletzende Erfahrungen auf dem Gebiete der Liebe, andere Male körperliche u. geistige Abschwächung durch sexuelle Ausschweifungen, welche die Abneigung gegen das weibliche Geschlecht hervorrufen. Eine auf bloßer psychischer Verstimmung beruhende, nicht durch wirkliche geistige Störung (Melancholie) herbeigeführte Misogynie schlägt bei längerer Dauer bisweilen schnell um.

Mispel (Mespilus germanica), Mespel od. Nespel, aus Südeuropa stammend, bei uns seit langer Zeit kultivirt, bes. gern, um rasch gute Früchte zu erzeugen, auf Quitten, Birnen u. Weißdorn gezogen; sonst ein baumartiger Strauch von unregelmäßigem Wuchse, mit Dornen bei den Wildlingen, unterseits behaarten Blättern, einzelnen weißen Blüten u. säuerlichen Früchten. Diese gehören zum Steinobst, da sie fünf harte Steine in ihrem später völlig weichen Fleische bergen. Eine Abart hat in diesen Steinen keinen Pips, dafür aber ein viel zarteres Fleisch. Ohne teigig zu sein, sind die Früchte nicht genießbar; durch Gährung erhalten sie einen weinigen Geschmack, mit welchem sie zugleich eine zusammenziehende Kraft verbinden, um derentwillen man sie früher allgemein gegen Ruhr u. Durchfälle benutzte. Auch das Laub verwerthete man früher wegen seiner zusammenziehenden Kraft, u. zwar zu Gurgelwässern. Das Holz wird sehr fest u. deshalb sehr gern, bes. beim Mühlenbau, benutzt. Da der Strauch mit jedem Boden u. jeder Lage vorlieb nimmt, ist er als Lückenbüßer ein gern gesehener in allen Gärten, wo man ihn an der Mitternachtseite auch häufig an Spalieren pflegt.

Miß (engl.), in Großbritannien allgemeiner Titel für unverheirathete Frauen bürgerlichen Standes.

Missa, s. „Messe".

Missale (lat., d. h. zur Messe gehörig) heißen seit dem 8. Jahrh. n. Chr. die kirchlichen Bücher, welche die Ordnung der Messe (s. d.) nebst den dazu gehörigen Bibelabschnitten in lat. Sprache enthalten. Die älteren M.n wurden fast alle durch das röm. Meßbuch (Missale Romanum) von 1570 verdrängt, welches in mehrfach revidirter Gestalt noch jetzt in Gebrauch ist.

Mißbildungen werden genannt alle Abweichungen von der regelmäßigen Form am pflanzlichen, thierischen u. menschlichen Organismus. Es liegen ihnen nachweislich Störungen der Organe u. Gewebe im Körper zu Grunde. Die M. sind entweder erworben, d. h. durch zufällige Einflüsse auf den gesunden Organismus entstanden, od. angeboren. In der Regel aber versteht man unter M. schlechtweg nur die angeborenen (s. „Mißgeburt").

Mißgeburt ist ein durch bedeutende u. auffallende Bildungsfehler verunstaltetes neugeborenes Kind. Man nennt ein solches auch Monstrum, u. die eigenthümliche Abweichung, die sich schon während des Lebens der Frucht im Mutterleibe entwickelte, heißt Monstrosität. Ein Neugeborenes, dessen Formen in excessiver Weise verunstaltet sind, nennt man im Volke Mondkalb. Die Entstehung dieser Naturspiele ist noch immer dunkel. Nach einigen Forschern liegt die Ursache der Mißbildung in einer ursprünglichen abnormen Beschaffenheit des Keimes, nach anderen wird die Mißbildung erst durch Einflüsse auf die sich entwickelnde, aus dem Keim entstandene Frucht verursacht. Für die erste dieser Anschauungen spricht die in manchen Fällen von M. offenbar vorhandene Erblichkeit, indem sich dieselbe Mißbildung schon bei den Eltern vorfand; für die zweite Meinung sprechen die Erfahrungen, daß einestheils ein Schlag od. Stoß, der die Mutter traf u. das Ei erschütterte, auf rein mechanische Weise durch nachweisliche Störungen die normale Entwicklung der Frucht hinderte, daß aber auch anderntheils Krankheiten der Frucht das Wachsthum u. die richtige Gestaltung derselben störten, so daß gewissermaßen Hemmungsbildungen eintraten. Zweifellos ist bald diese, bald jene Entstehungsart im Spiele. Man hat auch vielfach das sog. Versehen der Mutter als Ursache der M. angesehen, indem man glaubte, daß ein heftiger Affekt (Schreck ꝛc.) der Mutter die normale Ernährung u. Entwicklung der Frucht so sehr stören könne, daß selbst in einzelnen Fällen das Kind eine gewisse Thierähnlichkeit an sich trägt. Allein die Aerzte sind der Ansicht, daß nur zufällig ein nach heftigen Affekten der Mutter als M. geborenes Kind eine Aehnlichkeit mit dem Gegenstande des Affekts zeigt. Ihrem allgemeinen Charakter

nach zerfallen die angeborenen Mißbildungen in zwei Abtheilungen: 1. solche, bei welchen die fehlerhafte Bildung in einem Mangel, einer Verkümmerung od. in abnormer Kleinheit eines Körpertheils besteht, d. h. einfache Defektbildungen; 2. solche, bei welchen die Ausbildung des unentwickelten Zustandes der Frucht zur vollen Entwicklung gehemmt ist, d. h. Hemmungsbildungen. Einfache Defektbildungen sind u. a.: 1. Die Mola (Amorphus), d. i. eine rundliche, faust- bis kindskopfgroße Masse, aus Zellgeweben, Fett u. Knochenstückchen bestehend u. außen von behaarter Haut umgeben. 2. Acormus, eine eben so unförmliche Masse, stellt einen hirnlosen Kopf dar. 3. Acephalus, dem Körper fehlt der Kopf. 4. Die unteren Extremitäten sind vorhanden, doch fehlen in einigen Fällen Kopf u. Rumpftheile. 5. Es fehlt außerdem auch eine untere Extremität, vom Rumpf sind nur Rudimente vorhanden. 6. Amelus, sämmtliche Extremitäten mangeln od. sind verkümmert an dem sonst gut gebildeten Rumpfe. 7. Anencephalia, im Schädel fehlt das Gehirn. 8. Hemicephalia, die eine Hälfte des Gehirns fehlt. 9. Hydrocephalus, der angeborene Wasserkopf, bei dem sich Wasser in den Gehirnhöhlen angesammelt hat, so daß der Schädel bisweilen eine ganz überraschende Größe hat. 10. Mikrocephalus (s. d. Art. „Mikrocephalen). 11. Cyclopia (auch Monophthalmus), statt zweier Augen hat das Kind an der Nasenwurzel ein einziges Auge, das durch Verschmelzung der beiden Augäpfel entstand. 12. Agnathus, der Mund ist klein od. fehlt meist ganz. 13. Aprosopus, Nase, Mund u. die zugehörigen Knochen fehlen, so daß meist das Gesicht in hohem Grade verunstaltet ist. 14. Amyelie, die Wirbelsäule ist unausgebildet, zumeist infolge von Wasseransammlungen im Rückenmarkskanal. 15. Spina bifida (gespaltenes Rückgrat), stellt einen mit Wasser gefüllten, aus den Rückenmarkshäuten bestehenden Sack dar, welcher durch eine Lücke, die durch Mangel eines od. mehrerer Wirbelbögen gebildet wird, hervorgedrängt ist u. nun, von Haut bedeckt, sich in der Form einer weichen, schwappenden Geschwulst zeigt. Ferner kommen vor: Zwergbildung (Nanosomus), wo alle Theile des Körpers vollständig, doch abnorm klein sind, ebenso, wo es nur einzelne Theile sind; Riesenbildung bei übermäßiger Größe aller Organe des Fötus; andere Fälle, wo nur einzelne Organe abnorme Größe zeigen.

Als Hemmungsbildungen sind zu nennen: 1. Spaltbildungen, die dadurch entstehen, daß die Körperhöhlen, die im Fötus ursprünglich offene Kanäle sind, sich nicht geschlossen haben, indem die seitlichen Hälften der Brust- u. Bauchhöhle, der Mundhöhle, der Schädel- u. Wirbelhöhle 2c., anstatt gegen einander zu wachsen, sich nicht vereinigen. Hierher gehören: die Lippenspalte (Hasenscharte), die Kiefer- u. Gaumenspalte (Wolfsrachen), die angeborene Halsfistel, die Darmspalte (Kloakbildung u. Unterleibsbruch), die Blasenspalte, die Spaltung des Penis (Hypospadie u. Epispadie), Schädel- u. Wirbelspalte, Brust- u. Bauchspalte. Meist liegen hierbei die Eingeweide bruchartig vor. 2. Verschließungen (Atresien), wo die Oeffnungen des Mundes, des Afters, der Harn- u. Geschlechtswege, ganz wie zur Zeit des Embryonallebens, geschlossen bleiben. 3. Zwitterbildungen (s. „Zwitter"). Es giebt schließlich Mißbildungen durch abnorme Zahl; so kommen 1. überzählige Theile einzelner Organe nicht selten vor, am häufigsten einzelne Finger u. Zehen, Wirbel u. Rippen, Zähne 2c. 2. Doppelmißgeburten, d. h. Zwillings- u. Drillingsmißgeburten, wo sich zwei od. drei Individuen mit einander mehr od. weniger verschmolzen zeigen. Bald befindet sich die Verdoppelung nur am Kopf-, bald nur am Schwanz- (Fuß-) Ende des Körpers, bald sind die Körper völlig getrennt, oben u. unten ausgebildet, u. nur am Rumpftheile mit einander verbunden. So sitzen bisweilen zwei Köpfe neben einander auf einem kurzen Halse, andere Male ist die ganze obere Körperhälfte verdoppelt; od. das Kopfende ist einfach u. am Rumpfe befinden sich nach unten vier od. auch nur drei Extremitäten. Die nur in der Gegend des Brustbeins mit einander verwachsenen siamesischen Zwillinge machten als Doppelmißbildung große Sensation. Es kommen aber auch Fälle vor, in welchen unter den allgemeinen Hautdecken eines wohlgebildeten Individuums mehr od. weniger ausgebildete Theile eines anderen in seiner Entwicklung behinderten Individuums, einer Doppelmißgeburt, gelagert sind; die Wissenschaft nennt solche Fälle „Foetus in foetu"; auch wurde das größere Publikum mit dergleichen Fällen bekannt, indem sie in größeren Städten als Sehenswürdigkeiten mehrfach vorgezeigt wurden. Die Lebensfähigkeit der M. hängt davon ab, ob das Individuum die zum Vegetiren nothwendigsten Organe besitzt od. nicht. Die Mehrzahl ist nicht lebensfähig. Früher glaubte man das Recht zu haben, solche M.en, welche einen sehr hohen Grad von Verunstaltung zeigten, sofort tödten zu dürfen; allein dies wurde durch Gesetze verboten. Auch existirten früher gesetzliche Bestimmungen, daß M.en, welche „mehr viehisches als menschliches Wesen an sich haben", der Rechte (z. B. Erbrecht) nicht theilhaftig sein sollen. Von den berühmtesten Mißgeburten nennen wir außer den erwähnten „Siamesischen Zwillingsbrüdern" Chang u. Eng Bunker, die im J. 1811 geb., sich in Amerika beide verheiratheten, 18 Kinder zeugten u. im Anfang des J. 1874 starben — die sardinischen Zwillingsschwestern Ritta u. Christina, geb. 1811, welche im 18. Lebensjahre starben, — die ungar. Zwillingsschwestern Judith u. Helena, geb. 1701, welche in ihrem 23. Jahre fast gleichzeitig starben, — die beiden 15jährigen, durch einen Muskelstrang an der Schulter vereinigten Negermädchen „Misses Christine Millie" aus Neucarolina in Amerika, die sich 1873 in Europa sehen ließen. Eine interessante M. ist das in Kalkutta 1783 geborene Kind, auf dessen Kopf ein zweiter Kopf, Scheitel auf Scheitel, angewachsen war. Dieser Kopf sympathisirte mit dem Kinde, verzog, wenn es weinte, sein Gesicht u. vergoß Thränen; wenn das Kind saugte, drückte er durch die Mundbewegungen Behagen aus. Diese merkwürdige Mißbildung hätte noch zu manchen psychologischen Beobachtungen Veranlassung gegeben, doch ging sie schon nach 2 Jahren durch den Biß einer Brillenschlange zu Grunde. — Im Anfange dieses Jahrhunderts reisten in Deutschland die sog. „Stachelschweinmenschen" umher, eine Familie, deren Haut mit warzenartigen Stacheln bedeckt war. In jüngster Zeit machten die russischen „Haarmenschen" Aufsehen, eine Familie, die sich nicht blos durch überreichliche Behaarung des Körpers, sondern auch durch überzählige Finger u. Zähne auszeichnete.

Mißheirath (franz. mésalliance). Nach den Vorschriften des gemeinen bürgerlichen Rechtes nimmt die Ehefrau am Range u. Stande ihres Ehemannes Theil u. erhalten die ehelichen Kinder nicht blos den Namen ihres Vaters, sondern erben auch regelmäßig dessen gesammten Nachlaß zu gleichen Theilen. Bei Personen jedoch, welche dem hohen Adel angehören, u. hier u. da auch beim niederen Adel, ist dies dann nicht der Fall, wenn der Vater eine dem Stande nach unter ihm stehende Person heirathet u. dieser Ehe Kinder entsprossen. Streng genommen findet eine M. nur statt, wenn ein Hochadeliger eine Person ehelicht, welche dem niedern Adel, dem Bürger- od. Bauernstande angehört. Die wichtigste Folge einer derartigen M. ist, daß sowol die Frau als die Kinder nicht die sonstigen Rechte an der Verlassenschaft des Gatten u. Vaters, sondern entweder gar keine od. höchst beschränkte Rechte am Nachlasse haben; die Kinder insbes. erben nicht die Lehns-, Stamm- u. Fideikommißgüter des Vaters u. selbst von dem sonstigen Vermögen (Allod) erhalten sie nur einen geringen Theil (Abfindungssumme, Apanage). Ausnahmsweise kann diese Zurücksetzung durch spätere Anerkennung der Kinder als standesgemäßer gehoben werden, welche Anerkennung jedoch meist nur durch Gnadenreskript des Landesherrn u. auch nur dann, wenn ebenbürtige Kinder u. Erben nicht vorhanden sind, erfolgen kann. — Vgl. auch „Ebenbürtigkeit".

Mission (vom lat. missio, „Sendung") heißt im Allgemeinen die Aussendung von Glaubensboten (Missionaren). Gewöhnlich aber versteht man unter M. den Inbegriff der Maßregeln u. Bemühungen, die von einer Religionsgesellschaft unternommen werden, um die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren. Da eine jede Religion den Anspruch macht, die allein wahre od. doch die verhältnißmäßig beste zu sein, so müssen ihre Anhänger nothwendig von dem Bestreben erfüllt sein, sie womöglich zur alleinigen Geltung zu bringen. Nur tief stehende heidnische Religionen verschmähen die M., weil sie die Vortheile ihres besonderen Götzendienstes anderen Völkern nicht gönnen wollen; höhere Religionen dagegen, wie schon der Islam, erachten es für eine Pflicht, ihrem Gott u. ihren Glaubenssätzen eine möglichst weitreichende Anerkennung zu erzwingen, wenn auch oft lieber durch das Schwert u. andere Gewaltmittel, als auf dem Wege der Belehrung. Die geistig am höchsten stehenden Religionen endlich, obenan das Christenthum, betrachten die M. als eine sittliche Pflicht, um auch den draußen Stehenden das aus der Religion fließende ewige Heil zugänglich zu machen u. so den göttlichen Weltplan zu verwirklichen. Wenn das Judenthum von dieser Regel eine Ausnahme zu machen scheint, indem es auf die äußere M. durchaus verzichtet, so hängt dies mit dem eigenthümlichen Charakter dieser Religion zusammen, die sich von Haus aus nur als das Erbtheil eines „auserwählten" Volkes betrachtet. Uebrigens verkündigten doch auch die großen Propheten der Juden eine Zeit der allgemeinen Verehrung des wahren Gottes als das Ziel der Weltentwicklung, u. wenigstens zur Zeit Jesu war die Heranziehung von Heiden zu Judengenossen (sog. Proselyten) etwas sehr Gewöhnliches (vgl. Matth. 23, 15). Bei weitem die größte Bedeutung aber hat das Missionswesen auf dem Gebiet der christlichen Kirche erlangt. Denn seit dem letzten Befehl Jesu (Matth. 28, 19 ff.: „Gehet hin in alle Welt u. lehret alle Völker") ist diese Kirche mit dem Anspruch aufgetreten, zur Religion der gesammten Menschheit zu werden, u. demgemäß ist auch in den einzelnen christlichen Kirchen der Eifer für die M. immer ein Gradmesser für die innere Lebenskraft derselben gewesen. Streng genommen würde eigentlich Alles, was seit den Zeiten der Apostel für die Ausbreitung des Christenthums unter Nichtchristen geschehen ist, in das Gebiet der M. gehören; doch

pflegt man hier einen Unterschied zu machen zwischen den Jahrhunderten, wo sich die Ausbreitung des Christenthums theils durch eine Art innerer Nothwendigkeit, theils durch politische Mittel, theils endlich durch den begeisterten Drang einzelner Heidenapostel, wie z. B. eines Bonifacius, Ansgar 2c., vollzog, u. den Zeiten, wo die M. von besonderen Genossenschaften (geistlichen Orden od. freien Vereinen) nach bestimmten Grundsätzen in Angriff genommen wurde. Einzelne Ansätze dazu finden sich zwar schon in früheren Jahrhunderten; schon Papst Gregor d. Gr. (+ 604) ließ angelsächs. Jünglinge zur M. unter ihrem Volk ausbilden, u. die großen katholischen Orden, insbes. die Jesuiten, haben von Anfang an M. geübt. Dennoch kann man die M. im modernen Sinne des Wortes erst vom Anfang des 17. Jahrh. an verfolgen u. auch da zunächst nur in der Katholischen Kirche. Ein gewichtiger Unterschied besteht endlich zwischen der sog. äußeren u. der inneren M. Die erstere ist auf die Gewinnung von Nichtchristen (Heiden, Juden, Mohammedaner) gerichtet; die innere M. auf die Gewinnung der bloßen Namenchristen für ein thatsächliches, lebendiges Christenthum. In etwas anderem Sinne wird das Wort „innere M." in der Katholischen Kirche gebraucht, indem dieselbe dort vor Allem auch auf die Gewinnung der Ketzer (Protestanten 2c.) ausgeht. Bei dem ungeheuren Umfang des Stoffs, wie er sich von Woche zu Woche durch zahllose Missionszeitschriften vermehrt, müssen wir uns hier an einer Uebersicht in großen Zügen genügen lassen.

I. Aeußere M. 1. Katholische. Alle früheren Missionsbestrebungen der Katholischen Kirche wurden im J. 1622 zu einer großartigen Anstalt zusammengefaßt, der von Gregor XV. gestifteten „Congregatio de propaganda fide" (Gesellschaft zur Ausbreitung des Glaubens), gewöhnlich kurzweg „Propaganda" genannt. Dieselbe hat unter einem besonderen Kardinalkollegium die Ausbreitung des kathol. Glaubens (od. richtiger der päpstlichen Hierarchie) überhaupt zum Zweck u. zu diesem Behufe alle Länder der Erde in Provinzen getheilt. Die äußere M. wird durch das 1627 von der Propaganda gestiftete Missionsseminar gepflegt, in welchem Eingeborene aller Länder zu Glaubensboten erzogen werden. Eine überaus großartige Wirksamkeit entfaltet bis auf den heutigen Tag auch die Druckerei der Propaganda. Die größten Erfolge hatte vorher die M. der Jesuiten gehabt, bes. durch Franz Xaver († 1552) in Indien u. Japan, u. durch Matth. Ricci († 1610) in China. An der Bekehrung der Indianer in Amerika arbeitete bis 1566 der edle span. Bischof Bartholomäus de las Casas. Alle diese Missionsgebiete wurden nachmals von der Propaganda in die Hand genommen; nur in Paraguay behaupteten sich die Jesuiten seit 1608 selbständig, gründeten hier einen eigenen, patriarchalisch regierten Staat u. wußten aus demselben nebenbei große Reichthümer zu ziehen (bis 1750). Die erstaunlichen Resultate der Jesuiten in der M. erklären sich übrigens daraus, daß sie mit äußerster Schonung der Eigenthümlichkeiten u. selbst des Aberglaubens der Heiden zu Werke gingen, was sie in beständige Händel mit den strengeren Missionaren der Dominikaner u. a. verwickelte. Ein besonderes jesuitisches Missionskollegium für China wurde 1663 von Ludwig XIV. zu Paris gestiftet. Außer den genannten sind im 18. u. 19. Jahrh. noch zahlreiche weitere Genossenschaften entstanden (in Rom 13, außerhalb Roms 15). Unter diesen haben bes. zwei französische hohe Bedeutung erlangt: die Picpusgenossenschaft in Paris, 1805 von Peter Coudrin gestiftet u. gegenwärtig über die ganze Erde verbreitet — u. der „Verein zur Verbreitung des Glaubens" in Lyon (gestiftet 3. Mai 1822), der sich vor Allem die Beschaffung von Geldmitteln zur Aufgabe macht. Die Mitglieder des Vereins, die dafür vom Papst reichlichen Ablaß empfangen, steuern wöchentlich einen Sous bei (4 Pfg.), u. im Jubeljahre 1872 betrug die Jahreseinnahme über 5½ Million Francs, mit denen 250 Missionsbisthümer 2c. unterstützt werden. Die von diesem Verein herausgegebenen „Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens" (in schroff ultramontanem Sinne) sind das Hauptorgan der katholischen M. überhaupt u. erscheinen aller zwei Monate in ca. 235,000 Exemplaren in 10 verschiedenen Sprachen. Nach denselben wurden 1873 zusammen 329 männliche u. 59 weibliche Missionare neu ausgesandt, darunter allein 117 Jesuiten. — 2. Protestantische M. Die Protestantische Kirche gelangte begreiflicher Weise erst später zur Missionsthätigkeit, da sie in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens mehr um die eigene Existenz u. für die Neubildung der Landeskirchen zu kämpfen hatte. Doch gründete schon 1559 Gustav Wasa eine M. für die Lappländer; eine andere ging 1557 von den Genfer Reformirten nach Brasilien aus, ohne jedoch Erfolge zu erzielen. Dagegen hat von reformirter Seite der Puritaner John Elliot († 1690) eine segensreiche Wirksamkeit unter den Indianern von Nordamerika entfaltet; zu demselben Zweck wurde 1647 von Puritanern die „Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums" in London gestiftet. Von Deutschland ging eine geordnete M. erst seit dem Anfang des 18. Jahrh. aus, nachdem der Pietismus dazu die Anregung gegeben hatte. So waren es Zöglinge A. H. Francke's u. des hallischen Waisenhauses, welche die 1706 von Friedrich IV. von Dänemark gestiftete M. zu Trankebar in Ostindien in Blüte brachten, nämlich Heinr. Plützschau u. der ausgezeichnete Missionar Barth. Ziegenbalg, der Uebersetzer des Neuen Testaments ins Tamulische († 1719). Aus demselben Kreise ging auch der berühmte Missionar Chr. Fr. Schwarz († 1798) hervor, der fast 50 Jahre in Ostindien wirkte. Im J. 1728 wurde von Callenberg zu Halle eine M. für die Juden begründet, als deren Sendbote sich bes. Stephan Schulz in verschiedenen Ländern hervorthat. Aus demselben Zeitraum ist noch hervorzuheben die Thätigkeit des norweg. Predigers Hans Egede (s. d.) in Grönland. Bei weitem die großartigste Thätigkeit entfalteten aber seit 1732 die Herrnhuter. In diesem Jahre gingen die ersten Missionare derselben, Leonh. Dober u. Dav. Nitschmann, nach Westindien; zahllose andere sind ihnen gefolgt. An erster Stelle ist bes. Dav. Zeisberger zu nennen, der 63 Jahre lang (bis 1808) unter den Indianern Nordamerika's wirkte. Die M. der Herrnhuter hat bes. durch die Thätigkeit der Missionare als Handwerker Eingang gefunden, u. zwar fast ausschließlich bei noch ganz unkultivirten Völkern, für die sie sich am besten eignet; die gegenwärtige Statistik s. unter „Herrnhuter". — Das Zeitalter der Aufklärung (seit ca. 1780) war aus begreiflichen Gründen der M. weniger günstig. Dennoch fällt in diese Zeit die Stiftung einiger der bedeutendsten Missionsgesellschaften, so der der Baptisten durch William Carey (1792) in England, die sich von Indien aus über die ganze südl. Halbkugel ausbreitete; ferner der „Allgemeinen Londoner Missionsgesellschaft" (1795) in der Südsee, in beiden Indien, Südafrika u. Nordamerika. Ihr folgten 1796 zwei schottische u. 1797 die niederländ. Missionsgesellschaft, 1800 die „Bischöflich-kirchliche Missionsgesellschaft" zu London u. die von Jänicke gestiftete Berliner Missionsschule; 1810 die großartige amerikanische Missionsgesellschaft zu Boston, 1814 die der engl. Wesleyaner u. der amerikan. Baptisten; 1816 die Basler Missionsgesellschaft, die seitdem über 900 Missionare ausgesandt u. auf 32 Stationen in Indien, China u. Afrika über 9000 Heiden bekehrt hat. Weiter folgte die Gesellschaft der amerikanischen Methodisten (1819), der amerikanischen bischöflichen Kirche (1820), die Pariser M. (1824) u. die zu großer Bedeutung gelangte Berliner aus demselben Jahre; ferner das Rheinische Missionsseminar zu Barmen (1829), die Norddeutsche Missionsgesellschaft (1836) u. die Dresdener von demselben Jahre, deren Schule 1848 nach Leipzig verlegt wurde, von wo sie ihre Sendboten nach Ostindien ausgehen läßt. Ursprünglich mehr privater Natur, aber nicht minder erfolgreich, ist die 1841 von Goßner (in Berlin) begonnene M. unter den ostind. Kolhs, die ca. 17,000 bekehrt hat, u. die 1853 von dem Pfarrer Ludw. Harms zu Hermannsburg unternommene M. unter den Kaffern. Natürlich ist die Praxis aller dieser Gesellschaften eine sehr verschiedene. Während die einen vor Allem auf die sorgfältige Einzelbekehrung u. das Bekenntniß zu den besonderen Lehren ihrer Kirche dringen (was in der Regel nur sehr langsam zu Erfolgen führt), begnügen sich andere mit der Taufe auf die allgemein giltigen Glaubenssätze. Eine alte Streitfrage ist z. B. auch die über die Anerkennung der Kastenunterschiede in Indien. An der Vernachlässigung derselben sind schon bedeutende Anstrengungen der christl. M. gescheitert, während die Leipziger M. durch kluge Rücksicht auf dieselben schöne Erfolge erzielt hat. Im Allgemeinen entfalten die engl. u. nordamerikan. Gesellschaften, Dank ihren ungeheueren Geldmitteln, die größte Wirksamkeit; von den anderen diejenigen, welche die M. Hand in Hand mit der Kolonisation, d. h. der Pflege von Ackerbau u. Handwerk, betreiben — so die Herrnhuter, die Hermannsburger u. die sog. Pilgermissionare von der Chrischona bei Basel. — Fassen wir zum Schluß den gegenwärtigen Bestand der evangelischen Heidenmission in die wichtigsten Angaben zusammen, so sind jetzt 34 Hauptgesellschaften mit zahllosen Zweigvereinen thätig; mit einer jährlichen Summe von ca. 30 Millionen Mk. werden ca. 4000 Missionare auf ca. 1600 Stationen unterhalten. Die Zahl der so bekehrten Heiden dürfte sich im 19. Jahrh. allerdings noch nicht auf eine Million belaufen. Einen besonderen Zweig der M. bildet dabei noch die unter den Juden u. den großentheils verkommenen Christen des Morgenlandes. Für Erstere wurde 1809 eine besondere Gesellschaft in London gestiftet, die seit 1818 auch in Polen arbeitete u. 1822 die Stiftung der Berliner Gesellschaft veranlaßte. Außerdem sind für denselben Zweck die „Freunde Israel's" in Norwegen, Leipzig u. Basel thätig, sowie das evangelische Bisthum in Jerusalem (seit 1841). Die M. unter den Christen des Morgenlands wird bes. von den Engländern u. Amerikanern (in Beirut, Armenien 2c.) gepflegt. Vgl. Warneck's „Allg. Missionszeitschrift", Jahrg. I., Gütersloh 1874).

II. Innere M. Nach dem oben Bemerkten wird der Ausdruck „innere M." von der Katholischen Kirche in etwas anderem Sinne gebraucht als von der Evangelischen, indem sie vor Allem die Bekehrung der Ketzer (bes. der Protestanten) in dieses Gebiet rechnet. Außerdem erstrecken sich die sog. inneren M.en der Jesuiten u. der sog. Missionspriester (s. d.)

vielfach nur auf die Belebung eifrigen kirchlichen Sinnes innerhalb der Katholischen Kirche. Die Evangelische Kirche hingegen versteht unter innerer M. den Inbegriff aller Maßnahmen, welche die Linderung des menschlichen Elends in irgend welcher Gestalt, die Förderung u. Erhaltung christlicher Gesinnung u. Zucht in jeder nur denkbaren Hinsicht bezwecken. Darnach waren schon alle die Bemühungen der alten Kirche u. der Mönchsorden um die Pflege der Kranken u. Gefangenen, um die Beherbergung der Pilger, wie die Pflege u. Unterweisung der Verwahrlosten u. der Jugend, Werke der inneren M. Aber wie bei der äußeren M. wird auch hier der Begriff gewöhnlich auf die freie Vereinsthätigkeit der letzten Jahrhunderte beschränkt. Doch auch bei dieser Beschränkung ist das Gebiet ein so ungeheueres u. vielverzweigtes, daß wir uns begnügen müssen, an den Haupterscheinungen die unermeßliche Vielseitigkeit der inneren M. aufzuzeigen. Diese selbst aber ist ein höchst bemerkenswerther Beweis dafür, daß gerade mit der Abnahme der konfessionellen Glaubensunterschiede die Liebesthätigkeit der christlichen Kirchen gewachsen ist. Beginnen wir auch hier mit der Kathol. Kirche, so verweisen wir für die Thätigkeit der „Geistlichen Orden" in der inneren M. auf diesen Artikel. Außerhalb der Orden, zu denen auch die höchst segensreich wirkenden „Barmherzigen Schwestern" zu rechnen sind, hat sich der Eifer für innere M. in der Kathol. Kirche erst im 19. Jahrh. reicher entwickelt, bes. durch den Einfluß der 1814 wieder zugelassenen Jesuiten. Hervorzuheben sind: der 1848 zu Mainz gestiftete allgemeine deutsche Piusverein, dessen Macht u. Bedeutung sich in dem noch jetzt schwebenden Kampfe zwischen Staat u. der Kathol. Kirche als eine sehr weitgehende gezeigt hat, da er mit äußerster Rührigkeit alle Gebiete des Volkslebens in seinen Bereich zieht; der Bonifaciusverein (1850 von Bischof Martin zu Paderborn gestiftet), welcher jährlich ca. 300,000 Mk. auf die Unterstützung der Katholiken in protestantischen Ländern verwendet; die Vincentius- u. Elisabethvereine zum Zweck der Armen- u. Krankenpflege; die Gesellenvereine zur leiblichen u. geistigen Pflege wandernder Handwerker; die Borromäusvereine (so genannt nach dem edlen Erzbischof Karl Borromeo von Mailand, † 1587) zur Förderung der katholischen Presse 2c. — Weniger der inneren M., die mehr das Aushängeschild bildet, als der Verbreitung einer streng ultramontanen Gesinnung dienen die sog. „Marianischen Brüderschaften" unter den katholischen Schülern u. die entsprechenden Studentenverbindungen (seit 1853), sowie der 1871 von Bischof Ketteler begründete Mainzer Katholikenverein. Andere Unternehmungen, wie die katholische Bank Langrand-Dumonceau's in Belgien u. die sog. Dachauer Banken in Bayern (bes. die der ehemaligen Schauspielerin Adele Spitzeder bis 1872), haben sich nachträglich als arge Betrügereien offenbart. Abgesehen von solchen Auswüchsen verdient jedoch das katholische Vereinswesen für innere M. das Lob trefflicher Organisation u. einer eben so umsichtigen wie erfolgreichen Thätigkeit.

Nicht minder großartig sind aber die Bemühungen für die innere M. auf dem Gebiete der Evangel. Kirche. Ein Mittel- u. Ausgangspunkt derselben wurde im J. 1780 Basel, indem hier dem unermüdlichen Menschenfreund Joh. Urlsperger aus Augsburg die Stiftung der „Deutschen Christenthumsgesellschaft" gelang, welche abgesehen von der Heiden- u. Judenmission auch die Armen- u. Krankenpflege, die Verbreitung guter Bücher 2c. in ihren Bereich zog. Aus dieser Gesellschaft gingen in der Folge die Baseler Bibelgesellschaft (1804), die Missionsanstalt (1816), die musterhafte Anstalt für verwahrloste Kinder zu Beuggen (zugleich Seminar für Armenschullehrer) 1820, eine Anstalt für Taubstumme 2c. hervor. Noch jetzt nehmen die Baseler Anstalten für alle denkbaren Zweige der inneren M., theils unter der Leitung des „Evangelischen Vereinshauses", theils der „Gesellschaft des Guten u. Gemeinnützigen" stehend, einen der ersten Plätze auf diesem Gebiet ein. Die gegenwärtig auf dem Gebiete der inneren M. wirkenden Vereine lassen sich eintheilen in Anstalten, die der Rettung der Elenden u. Verwahrlosten, u. in solche, die der Bewahrung der Gefährdeten gewidmet sind. Zu den ersteren gehört die 1816 gestiftete Rettungsanstalt zu Düsselthal, das Martinsstift zu Erfurt (s. 1826) u. vor Allem das weltberühmte „Rauhe Haus" zu Horn bei Hamburg, das unter der Leitung Wichern's seit 1833 fast alle Gebiete der inneren M. (bes. auch das Gefängnißwesen) umspannt u. dessen „Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause" (s. 1843) ein Hauptorgan dieser Bestrebungen sind. Eine Abzweigung des Rauhen Hauses ist auch das 1858 begründete Johannisstift in Berlin. Zu derselben Gattung gehören die zahllosen Vereine für entlassene Sträflinge, die „Magdalenenstifte" für gefallene Mädchen (obenan die Musteranstalt zu Berlin), die Rettungshäuser für verwahrloste Kinder (Pestalozzihaus zu Leipzig) 2c. Ueber die großartigen Anstrengungen zum Behuf der Krankenpflege vergl. den Artikel „Diakonissen" (bes. Anstalt zu Kaiserswerth, 1816 durch Fliedner gegründet, zählt gegenwärtig ca. 170 Tochteranstalten mit ca. 700 Schwestern fast in allen Ländern der Erde, verpflegt selbst durchschnittlich 600 Kranke — abgesehen von der Fürsorge für gefallene Mädchen, weibliche Sträflinge, Waisen u. Irrsinnige — u. hat in ihrem Lehrerinnenseminar schon weit über 1000 Zöglinge gebildet; ferner die von Löhe gegründete Diakonissenanstalt zu Neudettelsau in Bayern mit ca. 70 Tochterhäusern; das großartige Krankenhaus Bethanien in Berlin, die Diakonissenanstalt zu Dresden 2c.; die Gesammtzahl der ähnlichen Anstalten in den protestantischen Ländern beträgt zur Zeit ca. 50 mit ca. 650 Tochterhäusern u. ca. 2700 Schwestern). Hierher gehört auch die 1852 durch Friedrich Wilhelm IV. erfolgte Erneuerung des Johanniterordens mit nahezu 2000 Mitgliedern, der seitdem ca. 30 Krankenhäuser gestiftet u. bes. in den Kriegen von 1866 u. 70 eine hervorragende Rolle gespielt hat.

Was die Anstalten zur Bewahrung Gefährdeter anbelangt, so nennen wir die jetzt aller Orten entstandenen Kinderbewahranstalten (Krippen), Kindergärten u. Kleinkinderschulen; die Sonntagsschulen u. sog. Sonntagssäle, letztere zu würdiger Feier des Sonntags, wie die innere M. überhaupt auf die Sonntagsheiligung als ein Mittel zur Hebung der niederen Volksklassen ein eifriges Augenmerk hat; die „Herbergen zur Heimat", deren Muster 1854 von Clemens Perthes zu Bonn gestiftet wurde u. die gegenwärtig in den meisten Städten entweder als einfache Gesellenherbergen od. zugleich zur Pflege anständiger Geselligkeit bestehen (in Verbindung mit den sog. Vereinshäusern). So enthält das 1873 eingeweihte Leipziger Vereinshaus neben einer vollständigen Buchhandlung eine Herberge von ca. 60 Betten, außerdem Bureaux für Armenpflege 2c., eine Sonntagsschule 2c. Dem christlichen Vereinsleben dienen außerdem die sog. Jünglings- u. Gesellenvereine. Ein sehr wichtiger Zweig ist ferner das Institut der sog. Stadtmissionare zur Aufsuchung u. Abstellung aller Arten leiblichen u. geistigen Elends. Solcher sind z. B. in London über 400 thätig; in großen Städten erstreckt sich die Stadtmission oft auf ganz bestimmte Berufsklassen, z. B. Eisenbahnarbeiter, Droschkenkutscher 2c. In dasselbe Gebiet gehören auch die sog. Reiseprediger, denen die Pflege weiterer Bezirke obliegt. Die Fürsorge endlich für christliche Presse (Calwer Verlagsverein, Traktatverein fürs nördliche Deutschland, Evang. Bücherverein zu Berlin), Arbeiterbibliotheken, Sparkassen, Suppen- u. Speiseanstalten, Arbeiterwohnungen 2c. mag nur andeutend erwähnt sein. Einen Mittelpunkt für alle diese Bestrebungen bildet in Deutschland der „Centralausschuß für innere M." in Berlin, unter der Leitung von Wichern u. dem ehemaligen Minister Bethmann-Hollweg. Die Kongreßberichte dieses Ausschusses (1874 Konferenz zu Frankfurt, 1875 zu Dresden) zeigen am besten den heutigen Umfang des Gebiets. Zum Schluß gedenken wir noch als einer ganz eigenartigen Erscheinung der von dem ehemaligen Reiseprediger Gustav Werner in Württemberg seit 1842 allmählich gestifteten Anstalten, die auf der Grundlage der Industrie u. Fabrikarbeit eine Art christlichen Kommunismus anstreben.

Missionspriester heißen in der Kathol. Kirche die Weltgeistlichen, die sich der Förderung der inneren u. äußeren Mission widmen, sei es innerhalb geistlicher Orden od. in besonderen Vereinen. Die hervorragendsten unter den letzteren (meist in Frankreich) sind: die Lazaristen, gestiftet 1627 von Vincenz von Paula; die M. des heiligen Sakraments; gestiftet 1632; ferner die sog. Eudisten od. M. von der Kongregation Jesus u. Maria, gestiftet 1643 von Johann Eudes; die M. des heiligen Geistes, gestiftet 1701 für überseeische Mission; die M. von Frankreich, die sich (seit 1816) bes. durch ihren fanatischen Eifer gegen die Protestanten auszeichneten 2c.

Mississippi, der längste Strom nicht nur Amerika's, sondern der ganzen Erde, entspringt auf dem Seenplateau des nordamerik. Unionsstaates Minnesota (s. d.). Die Quelle ist der 1872 entdeckte kleine See Dolly-Varden, welcher seine Gewässer in den Itaskasee od. Elk-Lake entleert. Dieser ward 1831 von einer Expedition unter Schoolcraft entdeckt u. galt seitdem für die Quelle des M. Der durch Seenabflüsse verstärkte u. selbst mehrere Seen durchströmende Fluß wird bald schiffbar, doch geht die regelmäßige Dampfschiffahrt nur bis zu den Fällen von St. Anthony in Minnesota aufwärts; in der Nähe dieser Stadt strömen dem M. rechts der Minnesota, links der St. Croix-River zu. Von diesen Fällen bis zu St. Louis erstreckt sich sein Mittellauf, der Anfangs nach SSO., dann nach S. gerichtet ist u. auf dem rechts der Red Cedar, Des Moines u. Missouri (s. d.), links der Wisconsin u. Illinois münden. Bis zur Mündung des Missouri, welcher bei seinem längeren Laufe u. seiner größeren Wassermenge eigentlich als Quellfluß des M. angesehen werden müßte, begleiten dessen Ufer Hügelreihen, welche häufig als steil abfallende Felsen (Bluffs) erscheinen u. die Abhänge von Prairieplateaux sind. Im S. von St. Louis treten diese Bluffs aber immer weiter zurück; der Strom durchschneidet eine breite Tiefebene, die er alljährlich zum größten Theile überschwemmt, u. wird von einer großen Anzahl todter Arme, Seen u. Sümpfe begleitet. Bei der Vereinigung mit dem Missouri ist die Breite beider Ströme etwa $^1/_4$ M.; sie nimmt verhältnißmäßig nur

wenig zu, dagegen wird die Tiefe viel bedeutender; selbst beim niedrigsten Wasserstande beträgt dieselbe unterhalb der Missourimündung nicht unter 2 m., an vielen Stellen aber 16 m.; im S. der Mündung des Ohio (s. d.), welcher sich auf der linken Seite bei Cairo mit dem M. vereinigt, wird letzterer 30 -40 m. tief. Von da an strömen ihm nur noch auf der rechten Seite größere Nebenflüsse zu; so der White River, Arkansas u. Red River. Bei seiner Mündung in den Meerbusen von Mexiko bildet der M. ein Delta, welches 45 M. lang u. 34 M. breit ist, einen Flächenraum von 586 □M. bedeckt u. fast während 9 Monaten des Jahres überschwemmt ist. Die ungeheueren Schlammmassen, welche der M. dem Meere zuführt — nach Lyell jährlich an 120 Millionen Kubikmeter — haben ihm eine lange Halbinsel in das Meer erbaut, deren Rückgrat der M. gleichsam bildet u. an deren Ende er sich in 5 Armen ergießt; von diesen ist seit 1843 die südwestl. die eigentliche Mündung u. wird ausschließlich von größeren Seeschiffen zum Einlaufen benutzt, doch mindert sich ihre Tiefe von Jahr zu Jahr. Der Lauf des M. hat eine Länge von 663,5 M., von der Mündung bis zur Missouriquelle sind es aber 934 M., das Stromgebiet umfaßt 56,213 □M. Hat auch die Schifffahrt auf ihm mit mancherlei Hindernissen, bes. mit Sandbänken u. im Grunde festsitzenden Baumstämmen, zu kämpfen, so bietet der M. doch mit dem weitverzweigten Systeme seiner Nebenflüsse dem Verkehr fahrbare Strecken mit einer Gesammtlänge von 2000 M. dar u. ist durch Kanäle bei der niedrigen Wasserscheide leicht mit dem System des St. Lorenzstromes u. seiner Seen verbunden worden. New-Orleans, Vicksburg, Memphis, Cairo, St. Louis, Davenport u. St. Paul sind die wichtigsten der am Hauptstrome selbst liegenden Handelsstädte.

Mississippi, einer der südl. Staaten von den Vereinigten Staaten Nordamerika's, bedeckt ein Areal von 2218 □M. u. wird im S. vom Meerbusen von Mexiko, im O. von Alabama, im N. von Tennessee begrenzt u. im W. durch den M. bis zur Mündung des Red River von Arkansas u. Louisiana geschieden. Zu $^{2}/_{3}$ gehört der Staat der Tiefebene an, erhebt sich aber im N. zu einem niedrigen Prairienplateau. Zwischen dessen westl. Abfall u. dem M. dehnen sich weite, den Ueberschwemmungen fast alljährlich ausgesetzte Landschaften mit einer Menge todter Flußarme, Sümpfe u. Seen aus. Die einförmige Küste hat keinen einzigen guten Hafen, das Gestadeland ist unfruchtbar, sandig u. mit großen Wäldern von Fichten, Cedern, Eichen u. Magnolien bedeckt. Dem M. strömt der Yazoo, dem Lake Borgue in Louisiana (s. d.) der Pearl-River zu, u. den nordöstl. Theil des Staates entwässert der Tombigby. Das Klima ist ein fast tropisches, die Niederungen haben eine sehr feuchte Luft u. werden von Fiebern häufig heimgesucht. Die Bevölkerung zählte 1870: 827,922 E., davon waren 444,201 Farbige, 382,896 Weiße, 809 Indianer u. 16 Chinesen. Die Majorität der Schwarzen macht sich bei den Wahlen u. in den Aemtern in einer für die Weißen drückenden Weise geltend, u. der Rassengegensatz hat hier zu nicht minder blutigen Excessen geführt wie in Louisiana (s. d.). Infolge der radikalen Sklavenemanzipation ist der Werth u. Ertrag des Grund u. Bodens bedeutend gefallen. Der ganze Wohlstand des Landes beruht auf der Plantagenwirthschaft, u. diese wiederum ist ohne die schwarzen Arbeiter nicht möglich. Der freie Neger hält aber die Arbeit, welche er als Sklave hatte verrichten müssen, für menschenunwürdig, so sind weite, früher kultivirte Landestheile wieder verödet, u. die Industrie hat bis jetzt den Ausfall am Ertrage der Landwirthschaft nicht ersetzen können. M. war bis 1860 der erste Baumwollenstaat Nordamerika's, der fast $^{1}/_{4}$ der Gesammtproduktion lieferte; die 1870 produzirten 564,938 Ballen sind aber nicht einmal die Hälfte der Produktion jenes Jahres. Der Reis, welcher in den sumpfigen Flußniederungen vortrefflich gedeiht, aber noch mehr als die Baumwolle der Negerarbeit bedarf, ist 1860—70 auf $^{1}/_{8}$ seines Ertrages zurückgegangen u. ergab nur noch 187,313$^{1}/_{3}$ Kg. Nächstdem ist noch die Kultur von Zuckerrohr, Sorghum, Mais u. Bataten von Wichtigkeit. Die Viehzucht, welche bes. auf den Prairien in großer Ausdehnung betrieben wird, erstreckt sich nam. auf Schweine u. Rinder. Die Industrie ist dagegen noch vollständig unentwickelt; Bedeutung haben nur die Holzschneide- u. Mehlmühlen, die Pech- u. Pottaschesiedereien, Gerbereien u. Brennereien. Die Eisenbahnen hatten 1871 eine Länge von 109 M. Der Handel nimmt vorzugsweise die Flußstraße des M. u. hat in New-Orleans seinen Hauptein- u. Ausfuhrplatz; der wichtigste Handelsplatz des Staates ist Vicksburg mit 12,443 E. (1870), die Hauptstadt ist Jackson am Pearl-River mit 4234 E. — M. wurde 1817 als Staat in die Union aufgenommen, stand im Bürgerkriege auf der Seite der Südstaaten u. erhielt 1869 eine neue Verfassung. Der Landeskongreß zählt 32 Senatoren u. 100 Repräsentanten; in den Kongreß von Washington sendet M. 2 Senatoren u. 6 Repräsentanten. Es bestehen 65 Counties; die Staatsschuld betrug 1. Okt. 1873: 2,584,415 Doll.

Missolonghi od. Mesolongion, Hauptstadt der griech. Nomarchie Akarnanien u. Aetolien mit 5714 E. (1870); liegt am Eingange des Busens von Patras auf flachem Meeresstrande, ist mit Wall u. Graben umgeben, durch zwei auf Inseln gelegene Forts geschützt, u. ist Sitz des Nomarchen, eines Erzbischofs u. eines Gerichtshofes erster Instanz. Berühmt ist M. nam. durch seinen Antheil am griech. Freiheitskriege geworden. Schon im Nov. 1821 war die Stadt von Maurokordatos gegen die Türken erfolglos vertheidigt worden; eben so wenig vermochten Ende 1823 die Türken den stärker befestigten Platz zu nehmen; eine dritte Belagerung 1825—26 zwang endlich die Besatzung durch Mangel an Lebensmitteln u. Munition zu einem Ausfall (22. April 1826). Ein Theil durchbrach die Reihen der Feinde, die Mehrzahl ward aber in die Stadt zurückgedrängt u. sprengte sich hier durch Anzünden der Minen mit den nachfolgenden Aegyptern u. Türken in die Luft; 18. Mai 1829 fiel M. wieder in die Hände der Griechen. Hier starb auch 19. April Lord Byron (s. d.); sein Herz wird in einem Mausoleum aufbewahrt.

Missouri, der größte Nebenfluß des Mississippi u. einer der bedeutendsten Ströme Nordamerika's, hat sein Quellgebiet im Territorium Montana auf den dort zu breiten Plateaux sich erweiternden Felsengebirgen. Seinen Namen erhält der Fluß bei dem Städtchen Gallatin, wo sich seine Quellflüsse Jefferson River, Madison River u. Gallatin vereinigen. Er durchbricht darauf in einem Querthale die östl. Kette der Felsengebirge u. ändert seine ursprünglich nördl. Richtung in eine nordöstl. um. Oberhalb des Forts Benton bildet er die Großen Fälle des M., 27 Stromschnellen, in denen das Wasser im Ganzen 105 m. fällt u. von denen zwei nächst dem Niagarafalle die großartigsten Wasserfälle des nordamerik. Kontinentes sind. Unterhalb des Forts Benton nimmt er auf der linken Seite den Monekis u. Bear River auf u. durchströmt die Vorterrassen der Felsengebirge in einem tiefeingeschnittenen Thale nach O., wobei er noch links die Gewässer des Milk River erhält, während auf der rechten Seite auf der Grenze zwischen Montana u. Dakota der Yellow Stone mündet. Dakota durchschneidet der M. in südöstl. Richtung, ohne hier bedeutende Zuflüsse aufzunehmen, u. bildet dann die Grenze zwischen den Staaten Jowa u. M. auf der linken, Nebraska u. Kansas auf der rechten Seite. In Nebraska strömt ihm der Niobrara u. Platte od. Nebraska River u. in Kansas der Kansas zu. Nach der Mündung des letzteren Stromes gehört er bis zur eigenen Mündung dem Staate M. an; sein unterer Lauf ist zum größten Theile östl.; gegenüber der Stadt Alton, oberhalb von St. Louis, vereinigt er seine trüben, schlammigen Gewässer mit den klareren Fluten des Mississippi. Seine Stromlänge beträgt 567 M., sein Stromgebiet umfaßt 24,013 □M., an Länge des Laufes übertrifft er den Mississippi von dessen Quelle bis zu ihrer Vereinigung. Die Dampfschiffahrt, welcher in Dakota u. Montana durch die jährlich wachsenden Sandbänke u. die im Grunde festsitzenden Baumstämme (Snags) große Schwierigkeiten bereitet werden, erstreckt sich bis Fort Benton.

Missouri, einer der mittleren Binnenstaaten der nordamerik. Union, mit einem Flächenraum von 3073,8 □M., wird im O. durch den Mississippi von Illinois u. Kentucky geschieden u. im N. von Jowa, im W. von Nebraska, Kansas u. dem Indianerterritorium, im S. von Arkansas begrenzt. Der M. theilt das Land auf seinem südöstl. Laufe in zwei ungleiche Hälften; im N. finden sich fruchtbare Prairielandschaften, auf denen wellenförmige Grasfluren mit kleinen Waldungen abwechseln; im S. dagegen erhebt sich der Boden in dem verhältnißmäßig waldreichen, zur Sandsteinformation gehörigen Ozarkgebirge bis zu 300 m. Von dem östl. Abfalle dieses Gebirges u. jenes Prairienplateaus bis zum Mississippi dehnt sich eine Tiefebene angeschwemmten Landes aus, welche als Ueberreste der jährlichen Ueberschwemmungen große Sümpfe trägt, im SO. des Staates eine Menge Seen enthält u. theilweise mit dichten Cypressenwaldungen bestanden ist. Diese östl. Swamp-Landschaften sind zum größten Theile unkultivirt, die höheren, gesünderen Regionen eignen sich aber eben so sehr zum Ackerbau wie zur Viehzucht. Mississippi u. M. sind die wichtigsten Verkehrsadern des Landes; außer dem M. nimmt ersterer Strom in diesem Staate nur unbedeutende Nebenflüsse auf, dem M. selbst aber strömen hier der Osage u. die Gasconade zu, Flüsse, die vielfach zum Holztransport benutzt werden. Das Klima des Landes ist mild, auf den Plateaux gesund, infolge der sinnlosen Waldverwüstung aber ziemlich trocken, in den Mississippiniederungen entschieden ungesund. Im S. fällt in manchen Wintern gar kein Schnee. M. ist außerordentlich reich an Bodenschätzen, nam. an Steinkohlen u. Eisenerzen, die an vielen Stellen unmittelbar unter der Erdoberfläche liegen. Die Haupteisenregion liegt im Quellgebiet des St. Francis-River, fast unerschöpfliche Lager von Bleierzen finden sich im Osagethal, Kupfererze in 22 Counties, außerdem Zink, Zinn, Silber, Kobalt, Nickel u. Antimon. Heilquellen sind häufig; Salz, Salpeter u. Petroleum wird an vielen Stellen gewonnen. Die großen Wälder, bes. im W., liefern große Mengen von Holz zur Ausfuhr u. bergen viel Pelzwild. Die Bevölkerung zählte 1870: 1,721,295 Seelen, darunter waren 118,071 Farbige,

3 Chinesen, 75 Indianer; 113,618 E. waren in Deutschland, 54,983 in Irland geboren. Die Landwirthschaft steht in M. auf einer sehr hohen Stufe; unter den nam. Mais produzirenden Staaten der Union nimmt es die 4. Stelle ein mit einem Ertrage von 66,034,075 Bushels (1870); Hafer u. Weizen sind nächstdem die wichtigsten Getreidearten des Landes. Im S. gedeiht die Baumwolle noch, selbst mit dem Zuckerrohr sind Kulturversuche gemacht worden, doch wird der meiste Zucker von Ahorn u. Sorghum gewonnen. Weit wichtiger ist der Anbau von Tabak, von welchem 1870: 6,160,241½ Kg. gewonnen wurden. Wilder Wein wächst in Menge; eine rationelle Weinkultur, die ihren Mittelpunkt in dem Orte Hermann hat, verdankt das Land aber erst den deutschen Ansiedlern. Die Viehzucht ist für M. von der größten Bedeutung u. wird durch die reiche Bewässerung der Prairien sehr gefördert. Wolle u. Schweinefleisch werden in außerordentlich großen Quantitäten ausgeführt. In der industriellen Produktion steht M. unter den Vereinigten Staaten an vierter Stelle; 1870 ergaben 11,871 Etablissements mit 65,354 Arbeitern eine Gesammtproduktion von 206,213,429 Doll. Die hervorragendsten Zweige der Gewerbthätigkeit sind Mehlfabrikation, Verpackung von Schweinefleisch u. Fett (1870: 13,621,995 Doll.), Eisenindustrie, Tabaksfabrikation, Branntweinbrennerei, Wagenbau, Zuckerraffinerie, Fabrikation von landwirthschaftlichen Geräthen, animalischem Oel, Kleidungsstücken u. Möbeln, Gerberei u. Bierbrauerei, die vorzugsweise von Deutschen betrieben wird. Das Eisenbahnnetz hatte 1871 eine Schienenlänge von 567 M. An höheren Lehranstalten besitzt M. 2 Universitäten, 37 Colleges, 45 Akademien, für Rechte 1, für Medizin 6, für Theologie 3 Schulen. Die Deutschen des Landes haben allein 15 Zeitungen. Unter den Sekten haben die zahlreichsten Mitglieder die Methodisten. — M. verdankt den Anfang seiner Kolonisation Franzosen, welche in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. sich hier ansiedelten; das Land bildete damals einen Theil des franz. Lousiana, kam 1803 an die Vereinigten Staaten u. ward 1821 als Staat in die Union aufgenommen. Die gegenwärtige Verfassung datirt vom 6. Juni 1865. Der eigene Landeskongreß zählt 41 Senatoren u. 106 Repräsentanten, im Kongreß zu Washington ist M. durch 2 Senatoren u. 14 Repräsentanten vertreten. Das Land zerfällt in 114 Counties u. hatte 1. Okt. 1873 eine Staatsschuld von 46,909,865 Doll. Hauptstadt ist Jefferson-City am M. mit 4420 E., Haupthandelsplatz u. wichtigste Fabrikstadt St. Louis mit 310,864 E. (s. d.).

Mißpickel ist eine veraltete Benennung des Arsenikkieses.

Missunde, Dorf im schleswigschen Kreise Eckernförde, 1½ M im SO. der Stadt Schleswig, liegt an der Schlei u. ist berühmt durch zwei Gefechte in den beiden letzten Deutsch-dän. Kriegen. Am 12. Sept. 1850 erzwangen hier die Schleswig-Holsteiner unter Willisen nach der Erstürmung der feindlichen Schanzen u. des Brückenkopfes den Uebergang über die Schlei, mußten aber auf Befehl ihres Oberbefehlshabers den Rückzug trotzdem antreten; am 2. Febr. 1864 versuchte hier Prinz Friedrich Karl vergeblich den Uebergang zu forciren; erst 4 Tage später ward weiter abwärts die Schlei von den Preußen überschritten.

Mistel (Viscum album), Pflanzengattung u. Pflanzenart der Loranthaceen, im Norden Europa's die einzige echte Schmarotzerpflanze, welche auf den verschiedensten Baumarten lebt, von deren Säften sie sich ernährt u. die sie darum auch krank macht, wenn sie in Masse auftritt. Im Oberrheinthal z. B. ist sie eine große Plage der Obstbäume, bei uns nimmt sie auch mit Kiefern, Linden u. anderen fürlieb, während ihre südeuropäische Verwandte, Loranthus Europaeus, ausschließlich auf Eichen vorkommt. Die M. stellt einen kleinen grünen Busch dar, dessen Astwerk in Gliedern leicht aus einander bricht, u. diese Glieder ordnen sich, Anfangs durch zwei zungenförmige Blätter gestützt, zweizinkig an. Die Wurzeln verlieren sich als ein grünes Geflecht in das Zellgewebe der Rinde u. des Holzes u. verbinden sich fest mit dem Mutterstamme, der ihre Amme ist. Die Blumen sind unbedeutend, zweihäusig, kelchlos; die einen (männlichen) enthalten nur vier Staubbeutel, die auf vier Blumenblättern stehen, die andern (weiblichen) nur einen Fruchtknoten mit einer griffellosen Narbe. Die Frucht bildet eine weiße Beere, deren zähes Fleisch zu Vogelleim verarbeitet wird. Der ganze Strauch wird ⅔—1 m. hoch u. stellt ein Gewirr von grüngelben Gliedern dar. Er hat so viel Merkwürdiges, daß er schon früh in den mythischen Anschauungen vieler Völker eine Rolle spielt. Die vielen Volksnamen: M., Mastel, Misteldorn, Affalter u. Affolter, Kluster, Kleister, Ginster, Kenster, Künst, Marentoken, Kreuzholz, Heil aller Schäden, Heiligheu, Wintergrün ꝛc. beweisen dies ebenfalls. Schon bei den alten Griechen heilte ein Hippokrates die Fallsucht mit der M. Die Druiden schnitten die Mistelzweige im weißen Gewande mit goldenen Sicheln ab. In England hängt man den Strauch noch heute als wunderthätig über den Hausthüren auf, u. bei den englischen Weihnachtsgebräuchen spielt der Mistelzweig (mistletoe) eine große Rolle. Unsern Mistelstrauch vertritt im S. Europa's die blaubeerige Wachholdermistel (V. Oxycedri) auf einem Wachholder, in Palästina die rothbeerige Kreuzmistel (V. cruciatum) auf Oelbäumen, in Carolina die safranbeerige Purpurmistel (V. purpureum) ꝛc.

Mistral, ein kalter, an der Südküste Frankreichs häufig wehender, auf Gesundheit u. Vegetation sehr nachtheilig einwirkender Nordwestwind.

Mistreß, abgekürzt Mrs. (spr. Missiß), in England Anredewort für die Frau vom Hause u. überhaupt für verheirathete Frauen bürgerlichen Standes, aber stets mit dem Familiennamen zu verbinden.

Mitau, Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums, jetzigen russischen Gouvernements Kurland mit 23,100 größtentheils deutschen Einwohnern (1871); liegt an der Drixe, welche in der Nähe in die Kurische Aa mündet, 6 M. von Riga, 5 M. von der Ostsee entfernt; hat ein Gymnasium, eine Realschule u. ein Provinzialmuseum u. treibt beträchtlichen Handel mit Flachs, Getreide u. Leinsaat. Im Schlosse der ehemaligen Herzöge befinden sich jetzt die Lokale der Kreisbehörden; in einer Gruft ruhen die Ueberreste fast aller Herzöge in 30 metallnen Särgen.

Mitesser, s. „Balggeschwulst".



Nr. 4195. Mistel (Viscum album).

Mitgift (Heirathsgut, Ausstattung, dos). Der Ehemann ist rechtlich verpflichtet, für den standesgemäßen Unterhalt seiner Ehefrau zu sorgen. Dies ihm zu erleichtern ist die M. bestimmt, d. h. ein Vermögen, welches von der Frau od. für die Frau von einem Dritten zur Bestreitung der ehelichen Lasten, sei es zum Eigenthume, sei es zu Nießbrauch u. Verwaltung während der Dauer der Ehe dem Ehemanne gegeben wird. Eine angemessene Ausstattung zu gewähren, über deren Höhe nach Befinden das richterliche Ermessen entscheidet, sind, wenn sie ein ausreichendes Vermögen besitzen, gewisse Personen, nam. Vater u. Mutter, gesetzlich verpflichtet. Der Umfang der Rechte des Ehemanns an der M. kann vertragsmäßig bestimmt werden, ist aber auch gesetzlich, u. zwar in den einzelnen Ländern Deutschlands höchst verschieden, geordnet. Die genaueren Bestimmungen hierüber enthält das eheliche Güterrecht. Eine Ehefrau ist meist nicht gezwungen, dem Manne Rechte an ihrem Vermögen einzuräumen, sie kann vielmehr selbst die gesetzlichen Rechte durch Vertrag bei Eingehung der Ehe ausschließen. Auch wo der Ehemann die Mitgift in der Hand hat u. über dieselbe mehr od. weniger frei verfügen kann, sind durch das Gesetz der Ehefrau besondere Sicherungsmaßregeln u. Vergünstigungen gewährt, um sich gegen eine Verschleuderung ihres Vermögens od. sonstige Benachtheiligung durch ihren Ehemann zu schützen. Nach Auflösung der Ehe kann die Ehefrau od. der Dritte, welcher sich bei der Bestellung der M. deren einstigen Rückfall vorbehalten hat, die Herausgabe des Frauenvermögens vom Ehemanne fordern; im Falle des Todes der Ehefrau pflegt der Mann die M. — sei es ganz, sei es zum Theil — zu erben.

Mithra od. Mithras. Die heute noch ziemlich räthselhafte Gottheit M. kommt nicht blos im alten Persien, ihrem Vaterlande, sondern auch in ganz Westasien, Aegypten, Griechenland, Italien u. allen den Ländern des Alterthums vor, welche unter der Botmäßigkeit Roms standen. Dargestellt wird M. meist als junger Mann mit phrygischer Mütze, der, am Eingange eines Gewölbes auf einen knieenden Stier nachlässig hingelehnt, demselben einen Dolch in den Hals stößt; in der Nähe der Genitalien des Stieres erblickt man einen Hund, eine Schlange, einen Skorpion u. eine Ameise. Zuweilen treten noch andere Gestalten hinzu, z. B. zwei Götter, von denen der eine eine Fackel senkt, der andere eine solche hebt ꝛc. Offenbar ist der schöne junge Gott der Sonnengott, welcher das alte Jahr tödtet, um das neue herbeizuführen; er bohrt das Schwert in die Brust des Stiers, wie der Ackersmann in den Erdboden gräbt, um eine Ernte zu erzeugen; die Zerstörung des einen Wesens ruft ein neues ins Dasein. Die Grotte bezeichnet den Winter od. die Finsterniß, in welcher der befruchtete Keim ruht, die zwei Fackeln das endende u. beginnende Jahr; darauf deutet auch die Schlange hin, während der Hund, die Ameise u. der Skorpion, drei von Zoroaster verabscheute Thiere, dem Ahrimanismus angehören. Bereits in der alten Mythologie des Zendvolks kommt M. vor, u. zwar als Emanation des Ahura Mazda (Ormuzd), als Gott des materiellen u. geistigen Lichtes, Feind der Finsterniß u. Mittler zwischen Gott u. den Menschen. Ormuzd sendet ihn auf die Erde als seinen Engel, um die Unterdrückten zu beschützen u. auf der Erde Reichthum u. Fruchtbarkeit zu verbreiten; als solcher fährt er auf einem Streitwagen, das Haupt mit einem goldenen Helme u. die Brust mit einem silbernen Küraß bedeckt, fast ganz so, wie sich die Hebräer den Engel des Herrn dachten; die Sterne sind die himmlischen Heerscharen, die er befehligt. Er ist der Bekämpfer u. Vernichter der Dews od. bösen Dämonen. Aehnlich in der indischen Mythologie. In der Rig-Veda ist M. der Sohn Aditi's, d. h. des unendlichen Raumes. Dort personifizirt er die Sonne im Gegensatz zu Varuna, welcher die Atmosphäre od. die Nacht darstellt. Herodot kannte ihn bereits, dachte sich aber unter ihm eine weibliche Gottheit, die assyrische Mylitta od. Anahid. Xenophon erzählt uns, daß die Perser bei M. schwören, u. Plutarch, der sein Wesen schon weitläufiger schildert, weiß schon über manche Eigenschaften desselben, ähnlich wie sie der Bundehesch kennt, zu berichten. In diesem ist er ein Ized, u. zwar ein hochangesehener, in engster Verbindung mit der Sonne, obgleich nicht diese selbst, sodaß die Ansicht, welche diese u. M. gleichstellt, als eine erst später aufgekommene erscheinen muß. Wie alt jedoch sein Kultus in Persien ist, läßt sich nicht genau sagen. Durch kilikische Piraten kam endlich die Kunde u. Verehrung dieser Gottheit auch nach Rom (unter Pompejus 68 v. Chr.), u. da damals schon hier der Glaube an die griech.-römischen Götter ziemlich schwankend geworden war, so fand sein Kultus durch seinen mystischen Charakter viele Anhänger. Von nun an kommt er öfter in Inschriften unter der Formel Deo Soli invicto Mithrae vor. Er ward nun nam. schon unter Commodus der Mittelpunkt einer reineren Religion. Mit dem Verschwinden des griech.-röm. Polytheismus verschwand in Europa der Mithraskult, in Persien aber dauerte er fort, bis der Islam dem alten Mazdaismus vollständig ein Ende machte. — Vgl. Windischmann, „M. Ein Beitrag zur Mythengeschichte des Orients“ (Lpz. 1857), u. Lajard, „Recherches sur le culte publique et les mystères de Mithra“ (Par. 1847).

Mithridat nannte die alte Pharmakologie ein vermeintliches Universalheilmittel, welches aus einer Latwerge von erhitzenden Substanzen bestand u. außerdem Opium enthielt.

Mithridates ist der Name mehrerer Könige im Pontischen u. Bosporanischen Reiche. Der bedeutendste unter ihnen ist **M. VI.**, Eupator, gewesen. Als er seinen Vater, den König M. Euergetes von Pontus, beerbte (120 v. Chr.), zählte er erst elf Jahre. Seine Vormünder u. wie es scheint die eigene Mutter trachteten ihm nach dem Leben u. er soll deshalb sieben Jahre lang als Flüchtling in den Wäldern u. Bergen seines eigenen Reiches ein unstetes Jägerleben geführt haben. Dadurch erstarkte aber sein Körper u. schärfte sich sein Geist. Als Läufer, Wagenlenker u. Schütze suchte er seinen Meister. Daneben verstand er die 22 Sprachen seines Reiches u. liebte griechische Kunst, nam. Musik. Als Herrscher aber war er grausam u. mißtrauisch, u. aus Furcht vor Gift u. Verrath versuchte er sogar, seinen Körper an gewisse Gifte zu gewöhnen. Zur Regierung gelangt, überwältigte er die benachbarten Skythen, eroberte Kolchis u. schuf sich im Norden des Schwarzen Meeres ein zweites Reich, das Bosporanische. Nachdem er sodann ganz Vorderasien unerkannt durchstreift u. ausgekundschaftet hatte, richtete er sein Augenmerk auf die Nachbarländer Bithynien, Paphlagonien u. Kappadokien. Seine Hoffnungen auf das zuletzt genannte Königreich vereitelten die Römer dadurch, daß sie nach der durch M. veranlaßten Thronerledigung Ariobarzanes als König einsetzten. Nun zog M. den König von Großarmenien, Tigranes, in sein Interesse, gab ihm seine Tochter zur Gemahlin u. vermochte ihn dazu, Kappadokien dem Ariobarzanes zu entreißen. Gleichzeitig verhalf er einem ihm ergebenen Usurpator zum Throne von Bithynien; indessen ließ der römische Senat die vertriebenen Regenten mit Waffengewalt wieder einsetzen. Als aber der bithynische König Nikomedes einen Beutezug in des M. Land selbst unternahm, betrachtete dieser den Vorfall als gerechte Ursache zum Bruche mit Rom u. begann 88 v. Chr. den Krieg mit der abermaligen Besetzung von Kappadokien. Zwei Siege über die Römer u. den mit ihnen verbündeten Nikomedes brachten ganz Vorderasien in die Gewalt des M. In dieser Lage ertheilte der Senat dem Sulla den Oberbefehl gegen M. Während aber Sulla durch die Wirren in Italien noch eine Zeit lang zurückgehalten wurde, verstärkte M. seine Streitkräfte, ließ alle Römer u. Italiker in Kleinasien an einem Tage ermorden u. schickte seinen Feldherrn Archelaos mit einem großen Heere nach Griechenland, wo es diesem gelang, mehrere Staaten, nam. Athen, zu gewinnen. Endlich im J. 87 erschien Sulla, bemächtigte sich Athens u. vernichtete bei Chäroneia u. Orchomenos die Truppen des M.; zugleich wurde Letzterer durch den mit einem Heere nach Asien gegangenen Fimbria hart bedrängt. M. wendete sich daher des Friedens wegen an Sulla, der unterdessen ebenfalls den Hellespont überschritten hatte, u. da diesem daran gelegen war, so bald als möglich mit seinen Feinden in Italien Abrechnung zu halten, so kam ein Vertrag zu Stande, nach welchem M. sich auf sein Königreich Pontus beschränken, 80 Kriegsschiffe ausliefern u. 3000 Talente Kriegskosten bezahlen mußte. In einen neuen Krieg mit den Römern (zweiter Mithridatischer Krieg 83 bis 81 v. Chr.) wurde M. durch den in Asien zurückgebliebenen Unterfeldherrn Sulla's, Licinius Murena, verwickelt, der sich wiederholt Einfälle u. Plünderungszüge gestattete. Da er auch dem durch des Königs Beschwerde veranlaßten Verbote des Senats keine Folge leistete, so verjagte ihn endlich M. mit bewaffneter Hand aus seinen Besitzungen; dem von Rom ausgesandten Aulus Gabinius gelang es, den Frieden wieder herzustellen. Hierauf wendete M. seine Waffen wiederum gegen den Bosporus u. setzte dort seinen Sohn Machares als König ein. Weniger glücklich war er in einem Kriege gegen die hinter Kolchis wohnenden Achäer. Da es ihm nicht gelang, die Bestätigung des mit Sulla geschlossenen Friedens vom römischen Senate zu erlangen u. er die von ihm noch besetzt gehaltenen Theile Kappadokiens zu räumen gezwungen ward, so veranlaßte er den Tigranes zu einem neuen Kriege gegen dieses Land. Im J. 76 brach Tigranes plötzlich in Kappadokien ein; M. selbst ließ sich zu gleicher Zeit durch Gesandte des Sertorius zu einem Bündnisse mit diesem gewinnen u. überfiel im J. 74 mit 140,000 Mann Fußvolk u. 16,000 Reitern Bithynien, das kurz zuvor den Römern als Erbe zugefallen war. Abermals ging der Westen Kleinasiens bis zur Propontis verloren. Alsbald sandte Rom die Konsuln M. Aurelius Cotta u. L. Licinius Lucullus nach Asien (dritter Mithridatischer Krieg). Allein Cotta wurde nach großen Verlusten in die Stadt Chalkedon eingeschlossen. Doch rückte Lucullus herbei, befreite Chalkedon, zwang den Kyzikos bedrohenden M. zum Rückzuge u. trug den Krieg in das Reich des M., dessen Kriegsflotte inzwischen durch eine Seeschlacht bei Lemnos u. durch einen Sturm vernichtet worden war. Bei Kabira geschlagen, vermochte M. nur mit Mühe der Gefangenschaft zu entgehen u. zu Tigranes nach Armenien zu gelangen. Dieser gewährte ihm Schutz u. Aufnahme u. begann sogar, als der römische Gesandte Appius Claudius die Auslieferung des M. forderte, einen neuen Krieg gegen Rom. Allein er gab den Rathschlägen des M. kein Gehör u. wurde in der großen Schlacht bei Tigranocerta geschlagen. Als aber Lucullus nach einem zweiten Siege auf dem Marsche nach Artarata durch den Ungehorsam seiner Soldaten sich genöthigt sah, die Winterquartiere in Mesopotamien zu beziehen, eilte M. nach Pontus zurück, überwältigte mehrere kleine römische Abtheilungen u. brachte endlich im J. 67 dem Unterfeldherrn Triarius eine schwere Niederlage bei. Der Nachfolger des Lucullus, Acilius Glabrio, hielt sich für zu schwach,

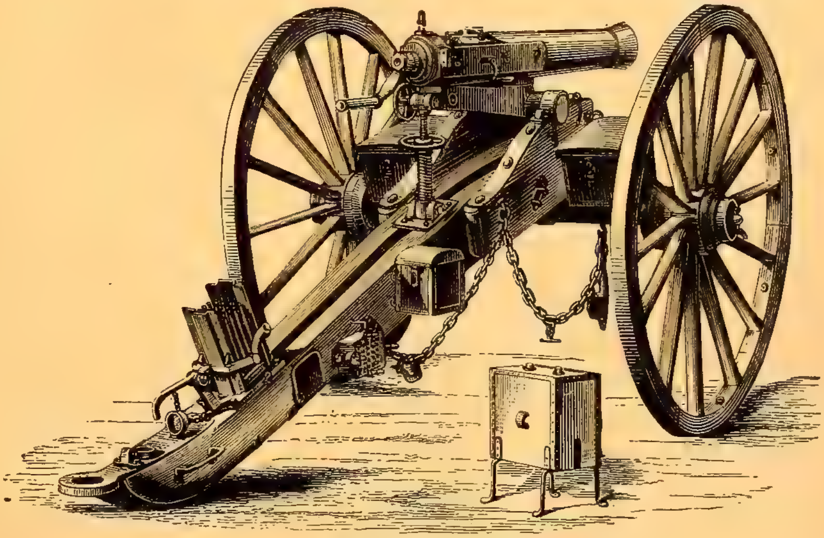
um den Angriffskrieg wieder aufzunehmen, u. ließ M. Zeit, sich seines ganzen Reiches zu bemächtigen. Endlich übertrugen die Römer dem gerade mit den kilikischen Seeräubern fertig gewordenen Pompejus den Oberbefehl gegen M. Nach einigen weniger bedeutenden Gefechten überfiel Pompejus in der Nacht das Lager des pontischen Heeres in der Nähe des Euphrat. Der König entkam mit wenigen Begleitern nach Armenien u. eilte, hier nicht aufgenommen, über Kolchis nach der Krim zu, um sich des Bosporanischen Reichs zu bemächtigen u. dann über Thrakien, Makedonien u. Pannonien in Italien einzubrechen. Sein Sohn Machares entleibte sich selbst, damit er nicht in des Vaters Gewalt geriethe. Aber die meisten festen Plätze des nördlichen Reichs fielen von diesem ab u. selbst im Heere verbreitete sich Mißmuth. In dieser Lage der Dinge beschloß sein liebster Sohn Pharnakes, um sich die Erbfolge zu sichern, dem Greise das Leben zu rauben. Der Plan wurde entdeckt; aber obgleich M. ihm verzieh, fürchtete der Verräther doch des Vaters Groll u. wiegelte das Heer auf. Als die Soldaten den Pharnakes als König begrüßten, vermochte sich M. kaum durch die Flucht zu retten, u. da Alles ihn verließ u. das in der Verzweiflung genommene Gift wirkungslos blieb, ließ er sich durch einen keltischen Anführer den Tod geben (63 v. Chr.). Seine Leiche lieferte Pharnakes an Pompejus aus, der sie mit königlichen Ehren zu bestatten befahl. Pharnakes erlangte von Pompejus die Anerkennung als König des Bosporanischen Reiches.

Mitlauter, s. „Konsonant."

Mitra (griech. u. lat.) ist ursprünglich die Bezeichnung einer Kopfbinde od. Mütze, wie sie fast allgemein in Vorderasien (bes. die sog. phrygische M. mit Backenstücken), in Rom nur von Weibern u. Stutzern getragen wurde. — In der Kathol. Kirche bildet die M. ein nothwendiges Stück der Tracht höherer Geistlicher; bes. gehört hierher die bischöfliche M. (Abb. Bd. II, S. 986), deren seit dem 11. Jahrh. übliche Spaltung in 2 Hörner (daher m. bicornis genannt) angeblich die Kenntniß des Alten u. Neuen Testaments bezeichnen soll. Die dreifache M. kommt allein dem Papste zu.

Mitrailleuse (spr. Mitralljöse), Mitrailleur, von la mitraille, die Kartätschen, ist der Name für die in Frankreich, Belgien u. Rußland konstruirten, resp. eingeführten Revolvergeschütze. Sie bestehen wesentlich in einem Bündel Gewehrläufe, welches auf einem feldlaffetenartigen, fahrbaren Gestell wie ein Geschützrohr angebracht ist u. entweder ein kontinuirliches od. ein salvenartiges Feuern von Bleigeschossen gestattet. Die M.n ersetzen also nam. für die Bestreichung enger Zugänge, Defiléen, welche der Feind durchaus passiren muß, das Infanteriefeuer in reichem Maße, indem sie sicher, schnell, sowie auf große Entfernungen einen vernichtenden Hagel von Bleigeschossen schleudern. Als Ersatz für die Feldartillerie können die M.n niemals dienen, da ihnen die Tragweite u. nam. die Zerstreuungs- u. Zündkraft der Geschosse der heutigen Feldartillerie abgeht. Die bekanntesten Konstruktionen sind: 1. die Gatling-(Revolver-) Kanone, 2. die franz. Infanteriekanone, la mitrailleuse de Meudon, u. 3. die belg. M., le mitrailleur de Montigny. Die Gatlingkanone, nach ihrem Erfinder, Herrn R. J. Gatling in Indianopolis benannt, gestattet ein kontinuirliches Feuer. Der Ladeapparat steht fest u. die Läufe lassen sich um eine gemeinschaftliche Achse drehen (Abb. s. Nr. 855). Ein zehnläufiges Geschütz dieser Art ist in der russ. Artillerie eingeführt. La mitrailleuse de Meudon, so genannt nach ihrem Fabrikationsort, ist das im Kriege 1870/71 gebrauchte franz. Geschütz, le mitrailleur de Montigny ist in Belgien von Christophe u. Montigny konstruirt. Beide haben festliegende Läufe in einem geschützrohrähnlichen Mantel, während das den Verschluß-, Lade- u. Abfeuermechanismus enthaltende Bodenstück weggenommen u. wieder eingesetzt werden kann. Die Art ihres Feuers ist salvenartig, indem bei der französischen M. 25, bei der belgischen 37 Schüsse fast gleichzeitig abgefeuert werden können. Die Patronen sind bei allen M. selbstverständlich gasdichte Einheitspatronen, d. h. solche, welche Ladung, Geschoß u. Zündung in sich vereinigen.

Mitscherlich, Eilhard, ausgezeichneter Chemiker, geb. zu Neuende bei Jever (Oldenburg) 7. Jan. 1794; studirte seit 1811 in Heidelberg zunächst Geschichte u. Philologie u. insbes. die oriental. Sprachen. Als Ergebnisse dieser Studien, die er in Paris u. Göttingen fortsetzte, gab er heraus: „Mirchondi historia Taheridarum" (pers. u. lat., Gött. 1814; 2. Aufl. 1819) u. dessen „Historia Ghuridarum" (Frankf. 1818). Daneben beschäftigte sich M., um sich für eine größere Forschungsreise nach dem Orient vorzubereiten, mit medizinischen u. naturwissenschaftlichen Studien. Bald aber gewannen letztere einen so großen Reiz für ihn, daß er sich denselben, nam. der Chemie, ganz hingab. Schon 1818, in welchem Jahre er sich nach Berlin gewandt, entdeckte er, daß jedem krystallisirten phosphorsauren Salze ein arseniksaures von gleicher Krystallform u. chemischer Zusammensetzung entspreche. Dies führte ihn auf Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen der Krystallform u. chemischen Konstitution der Verbindungen überhaupt, u. als Resultat fand er das Gesetz des Isomorphismus (s. d.), eine Entdeckung, mit welcher in der Geschichte der Chemie eine neue Epoche begann. 1819 folgte M. einer Einladung Berzelius' nach Stockholm, wo er mit demselben bis 1821 arbeitete. In letztgenanntem Jahre ernannte ihn die Berliner Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitglied u. wurde ihm zugleich die ordentliche Professur der Chemie an der Berliner Universität übertragen. Seitdem war M. ununterbrochen in Berlin thätig; er starb hier 28. Aug. 1863. Aus der großen Zahl seiner experimentalen Arbeiten ist bes. die künstliche Darstellung vieler Mineralien mit derselben Krystallform u. denselben physikalischen u. chemischen Eigenschaften, welche dieselben in der Natur vorkommenden Mineralien zeigen, zu erwähnen. Höchst interessante Resultate anderer



Nr. 4196. Die französische Mitrailleuse.

Art ergaben seine Beobachtungen über die Ausdehnung der Krystalle durch die Wärme. Von besonderem Werth war ferner die Entdeckung der Dimorphie des Schwefels. Außerdem veröffentlichte er eine Reihe von Arbeiten auf dem Gebiete der anorganischen u. organischen Chemie theils in Journalen, theils in seinem „Lehrbuch der Chemie" (2 Bde. in 4 Abtheilungen, Berl. 1829—40; 5. Aufl. 1853), welches sich durch geistvolle u. pädagogisch höchst zweckmäßige Behandlung des Stoffes auszeichnet. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigten M. bes. geologische Untersuchungen in Betreff der erloschenen Vulkane der Eifel u. des südl. Frankreich. Ausgestattet mit einem bewunderungswürdigen Beobachtungstalent, in seinen Forschungen von erschöpfender Gründlichkeit, im Besitz eines ungemein vielseitigen Wissens, hat M. seinem Wirken eine hohe Bedeutung gegeben, sowol als Entdecker u. Lehrer wie auch als Direktor des Pharmazeutischen Instituts u. als Mitglied des preuß. Medizinalkollegiums. Sein Leben war in jeder Beziehung ein reich beglücktes. Vgl. Rose, „Eilhard M." (Berl. 1864).

Mittag ist zunächst die Mitte des Tages, d. h. der Zeitpunkt, in welchem die Sonne bei ihrem täglichen Laufe am höchsten über dem Horizonte steht od., was dasselbe sagt, durch den am Himmelsgewölbe gezogen gedachten Mittagskreis od. Meridian (s. d.) geht. Dann nennt man auch den Punkt, in welchem der eben erwähnte Mittagskreis durch den Horizont geht, Mittagspunkt od. kurzweg M., od. auch mit dem

aus der Schiffersprache entlehnten Worte Süd. Der M. als Zeitpunkt fällt aber in der Regel nicht mit dem Zeitpunkte zusammen, in welchem eine gutgehende Uhr 12 Uhr zeigt, da die Sonne in der Ekliptik (s. d.) nicht alle Tage ein gleich großes Stück zurücklegt, eine Uhr dagegen um so gleichmäßiger gehen muß, je vollkommener sie ist. Die Zeit, zu welcher die Uhr 12 Uhr am Tage (bei den Astronomen 24 Uhr od. 0 Uhr) zeigt, heißt daher der **mittlere M.**; diejenige dagegen, zu welcher die Sonne gerade den Meridian passirt, der **wahre M.** Der Unterschied zwischen beiden heißt die **Zeitgleichung**. Diese wird viermal im Jahre gleich Null: 15. April, 14. Juni, 31. Aug. u. 24 Dez., kann aber auch bis über 16 Minuten anwachsen (s. „Zeit, mittlere"). Genaue Tabellen für die Zeitgleichung od. die mittlere Zeit im wahren M. bietet jeder Kalender.

Mittel od. **Mittelwerth** heißt in der Mathematik ein zwischen zwei gegebenen Größen einzuschaltender, nach gewissen Regeln so zu berechnender Werth, daß er von beiden um gleichviel abweicht. Man unterscheidet ein **arithmetisches** (die halbe Summe) u. ein **geometrisches** M. (die Quadratwurzel aus dem Produkte). Von 4 u. 9 ist das arithmetische M. also $\frac{4+9}{2} = \frac{13}{2} = 6\frac{1}{2}$; dagegen das geometrische M. $\sqrt{4.9} = \sqrt{36} = 6$. — Schlechthin versteht man unter M. immer das arithmetische M., das man aus einer größeren Zahl von Einzelwerthen dadurch findet, daß man die Gesammtsumme durch die Anzahl der daran partizipirenden Theile dividirt. In allen Fällen, wo man einer vereinzelten Beobachtung nicht völlige Richtigkeit beilegen kann, spielen Mittelwerthe eine große Rolle; so bei physikalischen, chemischen, astronomischen Messungen 2c., ganz bes. auch in der Statistik.

Mittelalter, der zwischen dem klassischen Alterthum u. der neueren Zeit liegende geschichtliche Zeitraum. Anfang u. Ende desselben lassen sich nicht durch feste Jahreszahlen ausdrücken, doch wird in der Regel der Sturz des Weströmischen Reiches (476) als der Beginn u. die Entdeckung von Amerika (1492) als das Ende desselben bezeichnet. Wir finden in ihm vorherrschend die rohe persönliche Kraft, gepaart mit dem Hange zur Abenteuerlichkeit u. Schwärmerei. Das Christenthum u. der Islam, zwei neu geoffenbarte Religionen, verdrängten mehr u. mehr das Heidenthum; auf den Trümmern der röm. Macht gründeten die morgenländischen Völker ihre Reiche, u. im Abendlande begann die Entwicklung der geschichtlichen Bedeutung der german. u. slav. Völker; Nationalitäten u. Staaten bildeten sich. Die Eigenthümlichkeit des german. Volkscharakters war der Bildung einer Grundlage zu Familien- u. Gemeindeleben außerordentlich günstig, u. unter der Einwirkung des Feudalismus u. der Hierarchie erwuchs allmählich der Keim des politischen u. kirchlichen Lebens, mit ihm die Neigung zu schwärmerischen, abenteuerlichen Unternehmungen u. der Sinn für Baukunst, Malerei u. Dichtkunst. Man kann drei Perioden des M. unterscheiden. Die erste beginnt mit dem Umsturz des Weström. Reiches u. endigt mit der Theilung des Fränk. Reiches (843). Sie enthält die Zertrümmerung des röm. Elementes durch das neue german., die Bildung des Kaiserthums u. des Papstthums, das Entstehen der Städte, das Bestreben der feudalistischen Aristokratie, sich nach oben hin unabhängig zu machen u. nach unten hin die erwachenden Freiheiten des Volkes zu unterdrücken, während die Hierarchie mit den größten Anstrengungen dem Römischen Stuhle die Weltherrschaft zu verschaffen suchte. Die zweite Periode beginnt mit der Theilung des Karolingischen Reiches u. dauert bis gegen das Ende des 13. Jahrh. Sie umschließt das Aufblühen der Städte u. ihre wachsende Macht, durch welche die Macht des Adels geschwächt u. die Monarchie in den Stand gesetzt wurde, durch Gründung centraler Staatsgewalt ein gewisses Gleichgewicht zwischen Königthum, Adel u. Volk (letzteres allerdings nur durch die Städte vertreten) herzustellen. Das Ritterthum bildete sich u. trat mit seinen romantischen u. abenteuerlichen Neigungen zur Zeit der Kreuzzüge in die höchste Blüte; Handel u. Schiffahrt gründeten Wohlstand u. Reichthum in den Städten u. verliehen ihnen Kraft, den Bedrückungen des Adels erfolgreich entgegen zu treten u. Selbständigkeit zu erstreben. Ihr gemeinsames Streben führte zu mächtigen Städtebündnissen (Hansa), während das Schwankende in den Rechtsverhältnissen die Bildung der Femgerichte u. des Landfriedens veranlaßte. Nationalsprachen, Poesie u. Gesang (Troubadours u. Minnesänger) wurden vorherrschend von der Aristokratie kultivirt; auch die Baukunst stand in ihrer schönsten Blüte, während Wissenschaft u. Gelehrsamkeit ausschließliches Eigenthum der Geistlichkeit waren, die indeß in dem Volke jedes Streben nach Wissen u. nach einer freieren Richtung auf dem Gebiete des Glaubens beharrlich u. mit den grausamsten Mitteln (Inquisition) unterdrückte. In der dritten Periode treten die Ereignisse ein, durch welche die Staatsformen sich fester gestalten. Auf Grund der Gewohnheitsrechte entstanden Gesetzbücher, das Ansehen u. der Einfluß der feudalistischen Aristokratie sanken um so mehr, als der Bürgerstand in seiner immer fortschreitenden Kultur zu einer kompakten Macht sich erhob. Die Entdeckung von Amerika, die Erfindung der Buchdruckerkunst, der aufgefundene Seeweg nach Ostindien, die Anwendung des Schießpulvers, legten den Grund zu den wichtigen Umwandlungen, die sich in dieser Zeit vollzogen u. neue Gestaltungen des bürgerlichen u. staatlichen Lebens hervorriefen. Der Mißbrauch der errungenen Macht, dessen sich die Hierarchie schuldig machte, erweckte einen fortwährend wachsenden Widerstand, der zur Reformation führte, u. der immer kräftiger hervortretende Volksgeist erhob nam. den Mittelstand mit seiner Betriebsamkeit u. seiner reifenden Einsicht zu der Kulturstufe, welche der neueren Zeit den sicheren Stützpunkt zum Aufbau ihrer Gestaltungen bot.

Mittelamerika od. **Centralamerika** heißt der zwischen dem Atlantischen u. Stillen Ozean gelegene Isthmos, welcher Nord- u. Südamerika verbindet u. eine wechselnde Breite von 7—115 M. hat. Orographisch beginnt M. bei der tiefen Senke von Tehuantepec in M. u. umfaßt die mexikan. Staaten Tabasco, Chiapas u. Yukatan mit. Gewöhnlich versteht man aber den Begriff M. in engerem Sinne u. faßt darunter zusammen die Republiken Guatemala, Britisch-Honduras, Honduras, San Salvador, Nicaragua, Costarica u. den columbischen Staat Panama. Mit der östl. Grenze der letzteren Föderativrepublik endet M. im SO. Das Gesammtareal beträgt nach der letzteren Umgrenzung 10,345 □M. mit einer Bevölkerung von 2,830,000 Seelen.

Mittelfranken, s. „Franken".

Mittelgebirge heißt im Gegensatz zum Hügellande u. Hochgebirge ein Gebirge von 300—1700 m. absoluter Höhe, welches ungefähr bis zur Grenze des Baumwuchses sich erhebt. Hierzu gehören alle deutschen Gebirge mit Ausnahme der Alpen. Ueber das **böhm. M.** s. „Böhmen".

Mittelländisches Meer, das größte Binnenmeer der Erde, bedeckt einen Flächenraum von 46,780 □M., ist 520 M. lang, an der breitesten Stelle 240 M., im Durchschnitt 80 M. breit u. steht durch die Straße von Gibraltar im W. mit dem Atlantischen Ozean, durch die Dardanellenstraße, das Marmarameer u. den Bosporus im O. mit dem Schwarzen Meere in Verbindung. Von Europa im W. u. N., von Asien im O., von Afrika im S. begrenzt, hat das M. M. die bedeutendste Küstenentwicklung von allen Theilen der maritimen Erdoberfläche u. zeigt wiederum an seinen nördl. Gestaden eine für die Geschichte menschlicher Kultur überaus werthvolle Menge von Buchten, Busen u. Nebenmeeren. Die ital. Halbinsel mit der Insel Sizilien scheidet dieses Binnenmeer in ein westl. u. östl. Becken; jenes, das kleinere, hat seine größte Breite unter dem 9.° östl. von Greenwich u. verengt sich nach W. schlauchförmig zur Straße von Gibraltar. Der zwischen Spanien u. den Balearischen Inseln gelegene Theil wird als **Balearisches Meer** bezeichnet; er bildet den Golf von Valencia. Im S. Frankreichs liegt das **Gallische Meer** mit dem Golf du Lion (Löwenbucht); zwischen Korsika u. Norditalien das **Ligurische Meer** mit dem Busen von Genua u. zwischen der Apenninhalbinsel u. Korsika, Sardinien u. Sizilien das **Tyrrhenische Meer**, aus dem nach W. die Straße von Bonifacio zwischen den beiden erstgenannten Inseln führt. Der zwischen Sardinien u. den Balearen gelegene Meerestheil führt den Namen des **Sardischen Meeres**. In diesem westl. Becken wurde die größte Tiefe von 2897 m. zwischen Algier u. den Balearen gefunden; nicht viel geringer ist die Tiefe des Meeres in einer Entfernung von 10 M. vom Festlande längs der Küste Algeriens, während in der Straße von Gibraltar die tiefste Stelle nur 932 m. ergeben hat. Ein unterseeischer Landrücken, die in 360 m. Tiefe gelegenen Adventure- u. Medinabänke zwischen Sizilien u. Afrika, trennt u. die Sizilische Straße verbindet das östl. mit dem westl. Becken. Ersteres zerfällt wiederum in zwei Theile, welche durch die Balkanhalbinsel u. Kandia von einander geschieden sind. Im W. liegen das Adriatische, Jonische, Sizilische u. Syrtenmeer, im O. das Levantische, das Aegäische Meer u. das Meer von Kandia. Gerade dieses östl. Becken ist durch seine zahlreichen Halbinseln u. tief einschneidenden Busen ausgezeichnet u. übertrifft durch die Gliederung seiner Küsten wie durch den Reichthum seiner Inseln die westl. Hälfte bei weitem. Hier liegen auch die seichtesten u. tiefsten Stellen des M. M.es in nicht allzugroßer Entfernung. Das Syrtenmeer hat nur eine Tiefe von 40—100 m., im O. der südl. von Malta gelegenen Medinabank fällt aber der Meeresgrund steil zu einer Tiefe von 3930 m. ab; die Messungen haben im S. von Kandia durchschnittlich 2500 m., im Aegäischen Meere 700 m., im Adriatischen Meere im S. 600—800 m., im N. dagegen nur 70—100 m. ergeben. — Die geringe Anzahl großer Ströme, welche in das M. M. münden — Ebro, Rhone, Po u. Nil, sind die bedeutendsten unter ihnen — ersetzt den Wasserverlust keineswegs, welchen dieses Binnenmeer vorzüglich durch die Nähe der sonnendurchglühten Sahara erleidet; deshalb muß der Atlantische Ozean an das M. M. Wasser abgeben; so entsteht in der Straße von Gibraltar eine kräftige, nach O. gehende Strömung, welche an der engsten Stelle $1\frac{3}{4}$ M. in der Stunde zurücklegt u. ihren weiteren Weg

an der Nordküste Afrika's nimmt. Deshalb ist auch der Salzgehalt des Wassers im M. M. höher als im Atlantischen Meer; das spezifische Gewicht desselben verhält sich zu letzterem wie 1,0289 zu 1,0267. Einen zweiten Zufluß erhält das M. M. aus dem Schwarzen Meere, in welches eine Menge wasserreicher Ströme mündet. Ebbe u. Flut sind schwach; letztere steigt an der Küste Aegyptens auf 0,35 m., an der Straße von Messina auf 0,65 m., im Adriatischen Meere auf 0,81 m., in den Syrten auf 1,5 m. An Fischarten reicher als der Atlantische Ozean, liefert das M. M. doch nur in Sardellen, Sardinen, Thunfischen u. Makrelen für den Handel wichtige Fischereiprodukte; außerdem ist von Bedeutung der Ertrag der Korallenfischerei bei den ital., u. der Schwammfischerei bei den griech. Inseln. Kein anderer Meerestheil auf der Erdoberfläche hat einen so gewaltigen Einfluß auf die geschichtliche Entwicklung des Menschengeschlechtes gehabt als dieses Binnenmeer. Ehe es die Vermittlerrolle zwischen den Kulturen der drei Erdtheile der Alten Welt übernahm, sah es an seinen Ufern Völker zu einer wunderbaren Bildung sich erheben, im Nilthale die Aegypter u. an seinen östl. Gestaden die Phönikier. Und als Letztere das Netz ihrer Handelskolonien auch über die Küsten des westl. Beckens ausbreiteten u. die griech. Stämme auf den Inseln u. Küstenlandschaften des Aegäischen Meeres ihnen in Handel, Kunst u. Wissenschaft den Vorrang abliefen, da ward das M. M. die große Straße, auf welcher sich der Orient u. Occident im friedlichen Kulturaustausch begegnete. Das westl. Becken sah eine anders geartete Geschichte; hier kam Karthago empor u. sank im Kampfe mit Rom, u. von der ital. Halbinsel eroberte sich das Volk der Latiner die Welt. Verringerte sich auch die politische Bedeutung des M. M.es im Mittelalter, so blieb doch seine Handelsbedeutung, deren Träger Genua, Venedig u. Livorno waren, bis auch diese infolge der großen Entdeckungen im 15. u. 16. Jahrh. sich abschwächte. Erst durch die Kanalverbindung zwischen dem M. M. u. Rothen Meer über die Landenge von Sues ist auch diesem gewaltigen Wasserbecken wieder eine glänzende Zukunft in der Geschichte des Handels gesichert.

Mittenwald, Marktflecken an der Isar im oberbayer. Bezirksamt Werdenfels mit 1700 E., in einem malerischen Thale zwischen dem Wetterstein- u. Karwändelgebirge gelegen; war im Mittelalter eine wichtige Zwischenstation für den Handel zwischen Augsburg u. Bozen u. ist jetzt noch von Bedeutung durch seine Fabrikation von Saiteninstrumenten, die in England u. Amerika ein Absatzgebiet gefunden haben.

Mittermaier, Karl Jos. Anton, berühmter Rechtsgelehrter, geb. zu München 5. Aug. 1787; studirte in Landshut u. Heidelberg, wurde an erstgenannter Universität 1809 Privatdozent u. 1811 Professor, folgte 1819 einem Rufe an die neue Hochschule in Bonn, kam jedoch als provisorischer Universitätsrichter bald in innern Konflikt mit den Forderungen der preuß. Regierung, die damals in der patriotischen Jugend lauter Demagogen witterte, u. nahm daher eine Professur in Heidelberg an, wo er 1821—67 die ausgedehnteste, für Gesetzgebung u. konstitutionelles Staatsleben einflußreichste Thätigkeit entfaltete. Im bad. Gesetzgebungsausschuß arbeitete er mit Nebenius, Beck u. Duttlinger am Strafgesetzbuch u. an den Prozeßgesetzbüchern mit Oeffentlichkeit u. Mündlichkeit, u. 1831 ward er Mitglied der bad. II. Kammer, jener Bahnbrecherin des deutschen Verfassungslebens. Auf den Landtagen von 1833, 1835, 1837 u. 1847—48 war er auch ihr Präsident, u. obwol sich zur Thätigkeit des Lehrers, des Schriftstellers, des Politikers auch die in mehreren städtischen Ehrenämtern gesellte, fand M. doch noch Zeit zu verschiedenen wissenschaftlichen Reisen. Nachdem er 1848 bereits dem Frankfurter Vorparlamente präsidirt hatte, nahm er ein Mandat der Stadt Baden auch in die Deutsche Nationalversammlung an, wo er insbes. den Kampf wider die Todesstrafe siegreich durchführte; seiner Parteistellung nach gehörte er dem linken Centrum an, als „Großdeutscher" erstrebte er die Trias, stimmte aber schließlich bedingungsweise dem Kaiserthum mit preuß. Spitze bei. Im April 1849 kehrte er nach Heidelberg zurück, nahm seine akademischen Vorlesungen wieder auf, um sie bis wenige Monate vor seinem Tode fortzusetzen, u. starb das. 28. Aug. 1867. Schon hochbetagt, hatte er noch den Vorsitz im kathol. Kirchenrathe übernommen u. im Interesse des konfessionellen Friedens die gemeinsamen Berathungen der kathol., protestant. u. jüd. Schulräthe eingeführt. Von M.'s zahlreichen, meistens auf ihrem Gebiete bahnbrechenden Schriften sind hauptsächlich zu nennen: „Das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch u. Partikulargesetzgebung" (Heidelb. 1832, 2 Bde.; 4. Aufl. 1847); ferner „Theorie des Beweises im peinlichen Prozesse" (2 Bde., Darmst. 1821); „Die Lehre vom Beweise im deutschen Strafprozesse" (Darmst. 1834); „Anleitung zur Vertheidigungskunst im Kriminalprozesse" (Landsh. 1814; 4. Aufl., Regensb. 1844); „Ueber die Grundfehler der Behandlung des Kriminalrechts in Lehr- u. Strafgesetzbüchern" (Bonn 1819); „Die Strafgesetzgebung in ihrer Fortbildung geprüft" (Heidelb. 1841 bis 1843); „Lehrbuch des Kriminalprozesses" (eine Umarbeitung des Feuerbach'schen Werkes, Gieß., 14. Aufl. 1847); „Die Mündlichkeit, das Anklageprinzip, die Oeffentlichkeit u. das Geschworenengericht" (Stuttg. 1845); „Das engl., schott. u. nordamerik. Strafverfahren" (Erl. 1851); „Die Gesetzgebung u. Rechtsübung im Strafverfahren nach ihren neuesten Fortbildungen" (ebd. 1856); „Die Gefängnißverbesserung" (ebd. 1858); „Der gegenwärtige Zustand der Gefängnißfrage" (ebd. 1860); „Die Todesstrafe" (Heidelb. 1862; fast in alle europ. Sprachen übersetzt); „Erfahrungen über die Wirksamkeit der Schwurgerichte in Europa u. Amerika" (Erl. 1865). Außerdem sind zu erwähnen: „Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts" (2 Bde., Regensb. 1837 f.; 7. Aufl. 1847) u. „Der gemeine deutsche bürgerliche Prozeß in Vergleichung mit dem preuß. u. franz. Civilverfahren 2c." (1.—4. Beitrag, Bonn 1820 bis 1826; 2. Aufl. 1825—45). Auch war M. Mitherausgeber des „Civilistischen Archivs", der „Neuen Folge", des „Archivs des Kriminalrechts" u. der „Kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft u. Gesetzgebung des Auslandes."

Mitternachtspunkt ist der Punkt des Horizontes, welcher dem Mittagspunkte (s. „Mittag") gerade diametral gegenüber steht. Mit einem der Schiffersprache entnommenen Worte wird er auch Nord genannt.

Mittfasten (Mitte der Fastenzeit), der Mittwoch vor dem Sonntag Lätare; Mittfastensonntag, der Sonntag Lätare.

mittlere Zeit, s. „Zeit".

Mittweida, Stadt in der königl. sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig (Amtshauptmannschaft Rochlitz) mit 9200 E. (1875); liegt an der Zschopau u. an der Chemnitz-Riesaer Eisenbahn, ist Sitz eines Gerichtsamtes u. hat ein Technikum u. eine Realschule. Die Industrie in Spinnerei u. Weberei, Färberei, Gerberei u. Stuhlbauerei ist von Belang. In der Nähe wird Bergbau auf Braunkohlen u. silberhaltige Bleierze getrieben.

Mittwoch, der vierte Wochentag nach germanisch-roman. Zählungsweise, u. zwar der einzige, der nicht einer mythologischen Beziehung, sondern einem abstrakten Zählungsprinzipe seinen Namen verdankt. Der Name M. ist übrigens schon im Mittelhochdeutschen durchaus gebräuchlich u. läßt sich bis Notker verfolgen, wo er Mittawecha heißt. Doch deuten die Bezeichnungen der M. in den übrigen germanischen Sprachstämmen sämmtlich auf eine Beziehung dieses Tages zu Wuotan od. Odin, wie das angelsächs. Wôdanes day, das engl. Wednesday, das holländ. Woensdag, das flämische Goensdag, das westfälische Godensdag, das altnord. Odhinsdagr u. das dän. Onsdag deutlich bezeugen. Die Bezeichnung M. hat sich wahrscheinlich aus den slavischen Sprachen hereingedrängt, welche übrigens die Woche mit dem Montag beginnen, diesen als ersten, Dienstag als zweiten, Donnerstag als vierten, Freitag als fünften, die M. endlich als die Mitte (Sreda) bezeichnen.

Mixed-Pickles od. Mixpickles nennt man eine Mischung verschiedener, zum Theil noch unreifer Gemüse, die, mit Essig, Paprika u. andern scharfen Gewürzen versetzt, in Glasbüchsen eingemacht verkauft werden. Diese M. enthalten gewöhnlich Blumenkohl, Spargelköpfe, Bohnen, junge Maiskolben, Tomaten u. dgl.

Mixtur (lat. mixtura, Mischung), in der Pharmazeutik eine aus verschiedenen Ingredienzen bestehende flüssige Arznei.

Mixtur (Miscella, Regula mixta), gemischte Stimme in der Orgel, ist eine Kombination mehrerer in den Intervallen des Durdreiklangs gestimmter, offener metallener Flötenstimmen von Prinzipalmensur, so daß mit dem Eigenton einer jeden Taste mehrere höhere Intervalle des ihm angehörenden Durakkords mitklingen. So ertönen in einer z. B. aus Grundton, Quinte u. Dezime kombinirten gemischten Stimme beim Niederdruck der c-Taste die Intervalle c g e_1; die einer jeden Taste zukommenden Pfeifen haben eine gemeinsame Windführung im Pfeifenstocke. Alle einem u. demselben Intervalle der M. (also ihrer Quinte, Dezime 2c.) durch den Umfang der Stimmen angehörigen Pfeifen machen einen Chor aus; die vorerwähnte M. besteht also aus 3 Chören, neben dem Chor des Grundtones aus einem Quint- u. Dezimenchore. Es giebt gemischte Stimmen mehrerlei Art, je nachdem sie nur aus Grundton, Quinte od. Oktave u. etwa deren Verdoppelungen in höheren Oktaven bestehen, od. außerdem eine Terz bei sich haben 2c.; ihre verschiedene Zusammensetzung giebt sich auch durch

verschiedene Klangfarbe zu erkennen u. ermöglicht die Nachahmung der mannichfachen Instrumente blos durch offene u. gedackte Pfeifen. — M. in engerem Sinne (mixtura, miscella acuta) ist in der Orgel eine offene, aus Oktaven u. Quinten gemischte Flötenstimme, aus nur kleinem Pfeifwerk bestehend u. daher repetirend.



Nr. 4197. Moa u. Kiwis.

Mjösen-See, der größte Landsee Norwegens, liegt im SO. des Landes u. scheidet die Aemter Hedemarken u. Christians; er ist 18 M. lang, höchstens 2 M. breit, u. bedeckt ein Areal von 6,5 M.; seine Tiefe mißt 200—460 m. Sein Zufluß, der an Wasserfällen reiche Logen-Elf, nimmt schon vor seinem Eintritt in den See den Namen Vormen an u. ergießt sich nach einem Laufe von 45 M. in den Glommen, welcher seine Gewässer dem Christiania-Fjord zuführt. Der M.-S., wie ein Theil des Logen, wird regelmäßig von Dampfschiffen befahren; die größte am M.-S. gelegene Ortschaft ist Hamar.

Mnemonik, auch Mnemotechnik od. Mnemoneutik (griech.), ist die Kunst, das Gedächtniß zu vervollkommnen u. die Kräfte desselben durch Uebung u. Arbeit zu erhöhen. Das Gedächtniß ist an sich eine Naturgabe, eine Geistesfähigkeit, die sich aber durch Uebung weiter entwickeln u. kräftigen läßt. Wenn das Gedächtniß umfassend u. treu werden soll, so muß eine prompte u. scharfe geistige Auffassung vorhergehen, man muß ihm gewisse Vorstellungen fest einprägen. Indessen gelingt es auch, demselben durch künstliche Mittel, mit Hülfe einer Reihe verwandter Bilder, durch Erinnerungsmerkmale, an welche sich Gruppen von Ideen anknüpfen lassen, ganze Massen von Gedächtnißstoff einzuprägen. Der Gedächtnißkunst selbst haben schon die Alten das lebhafteste Interesse zugewandt, indessen ist keine diesen Gegenstand betreffende Abhandlung uns erhalten. In dem Gebrauche der Schrift sah Platon insofern ein Hemmniß der Gedächtnißkraft, als man sich zu leicht u. gern auf das schriftlich Aufgezeichnete verlasse. Aehnlich spricht sich Cäsar („De bello Galico“ VI, 14) aus, indem er von der wirklich erstaunlichen Gedächtnißkraft der alten Druiden berichtet. Als eigentlichen Vater der M. preisen die Alten den Dichter Simonides aus Kos. Er hatte, so wird erzählt, in einem Speisesaale bei Skopas mitten unter vielen Gästen gesessen; während er herausgerufen auf einige Augenblicke den Saal verläßt, stürzt derselbe zusammen u. erschlägt alle Gäste. Simonides weiß nun, weil er sich genau erinnerte, wie sie gesessen, alle die bis zur Unkenntlichkeit entstellten Leichen zu identifiziren. Dadurch soll Simonides auf die Idee seiner Kunst geleitet worden sein. Er sowol wie seine Schüler knüpften vor Allem an lokale Anschauungen an. Uebrigens sind uns aus dem Alterthume, außer den bereits erwähnten Druiden, denen wir auch die griechischen Rhapsoden u. indischen Braminen an die Seite stellen können, merkwürdige Beispiele von großer Gedächtnißkraft überliefert worden. So erlernte z. B. Publius Crassus, als er gegen Aristonicus in Asien kämpfte, in kurzer Zeit fünf Dialekte des Griechischen, Themistokles lernte in kurzer Zeit das Persische, Kyros kannte die Namen aller seiner Soldaten, Mithridates sprach die Sprachen u. Mundarten der 22 Volksstämme, die er beherrschte 2c. Nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften im Mittelalter begegnen wir manchem Versuche, die M. der Alten wieder ins Leben zu rufen u. weiter auszubilden. Dieselben knüpfen vorzugsweise an gewisse Buchstaben- u. Zifferkombinationen an. Raymundus Lullus (s. d.) stellte eine neue Topik auf, eine logisch-mechanische Methode, die Begriffe in gewisse Oerter (wozu er sich insonderheit der Kreisfigur bediente) zu vertheilen u. auf gewisse Weise mit einander zu verknüpfen. Sinnreiche Verknüpfungen von Ideen sind überhaupt ein treffliches mnemonisches Hülfsmittel, sowie sich z. B. auch geschickt kombinirte Zahlen bei geschichtlichen Daten zusammen leichter einprägen als einzelne (Beispiele: 1701 u. 1871, Preußisches Königreich, Deutsches Kaiserthum; 1603 u. 1863, Anhalt getrennt u. wieder vereint; 1439 bis 1493, 1817 bis 1871 2c. od. die 40 in der preuß. Geschichte [1640 Regierungsantritt des Großen Kurfürsten, 1740 Friedrich's d. Gr., 1840 Friedrich Wilhelm's IV.]; ferner: zerlegt man die Jahreszahl 1786 [Todesjahr Friedrich's d. Gr.], so geben die 17 u. die 8 zugleich seinen Todestag [17. VIII., d. h. August] 2c.). Im 16. Jahrh. schrieb der an die logische Kunst des Lullus anknüpfende Giordano Bruno u. A. über M.: „De imaginum, signorum et idearum compositione ad omnia inventionum, dispositionum et memoriae genera libri III“ (1591). Dem Anfange des 17. Jahrh. gehört ein Kompendium der M. od. Erinnerungswissenschaft von Lamprecht (eigentlich Lambert Thomas) Schenkel u. dessen Schüler Martin Sommer an, das Klüber 1804 übersetzt mit Anmerkungen herausgab. Um dieselbe Zeit erschienen verschiedene Schriften Chr. Aug. Lebr. Kästner's, der sich sehr eingehend mit der M. u. deren Geschichte beschäftigte, ferner des Frhrn. v. Aretin „Kurzgefaßte Theorie der M.“ 1806 machten die mnemonischen Abhandlungen des Greg. de Feinaigle u. seines Schülers Franç. Guivard einiges Aufsehen. Feinaigle stellte z. B. folgendes Schema auf, welches man wie das Einmaleins auswendig lernen soll, um mittels desselben Zahlen, insonderheit Jahrzahlen, im Gedächtnisse zu behalten.

a	e	i	o	u	au	oi	ei	ou	y
1	2	3	4	5	6	7	8	9	0
b	d	t	f	l	s	p	r	n	z

Bald darauf reisten zwei Portugiesen F. J. u. Al. de Castilho als Mnemotechniker u. hielten Vorlesungen über ihre Kunst. Ein Pole, Jazwinski, konstruirte mnemonische Quadrate. Diese Methode wurde auf den Unterricht angewendet u. von dem polnischen General Bem vervollkommnet. Der Däne Karl Otto (genannt Reventlow) veröffentlichte in den 40er Jahren mehrere mnemotechnische Werke u. gab selbst von der von ihm mit großer Energie betriebenen Kunst bei seinen öffentlichen Vorträgen glänzende Proben. Sein Hauptgrundsatz ist der, daß sich

alles Das leicht behalten lasse, was zum Gedanken geworden sei; alle Nichtbegriffe, d. h. alle Zahlen u. Laute, von denen man nur ihre numerischen u. Lautbeziehungen kannte, sucht er daher in leicht faßbare Begriffe zu verwandeln. Es ist auch nicht zu leugnen, daß sich Zahlenreihen, z. B. in der Chronologie, auf diesem Wege rasch u. sicher einprägen lassen. Für Zahlen ist sein Schema der Substitutionen in der Hauptsache folgendes:

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9
l z	t d	n v	m w	r q	s sch sz	b p	f pf ph	h j	g k ck

Mittels hinzugedachter Vokale werden durch diese Substitution sog. numerische Wörter gebildet, in welchen die voranstehenden Konsonanten (doch höchstens nur drei) eine Bedeutung als Substitution haben. Nach ihm haben noch mehrere Mnemotechniker Methoden erfunden, z. B. Herm. Kothe; s. dessen „Lehrbuch der M." (2. Aufl., Hamb. 1852).

Mnemosyne, die Mutter der neun Musen von Zeus, war eine Titanide od. Tochter von Uranos u. Gäa. Die Erfindung der Rechenkunst, der Sprache u. des Auswendiglernens wurde ihr zugeschrieben.

Mnemosyne, ein zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisender Planetoid, 22. Sept. 1859 von Luther in Bilk entdeckt; sein Zeichen ist (57).

Moa (Dinornis gigantea *Owen*), ein straußähnlicher, dreizehiger, flügelloser Riesenvogel Neuseelands, der in historischer Zeit ausgestorben ist. Daß er einst sehr häufig vorkam, beweisen die Traditionen der Maoris sowol wie die in Morästen u. anderen neuen Niederschlägen od. in Höhlen u. Sandhügeln aufgefundenen Skelete von ihm u. anderen verwandten Arten, deren Owen noch 9 unterscheidet (Abb. s. „Dinornis").

Moabiter. Von diesem kleinen Volke würden wir wol wenig od. gar nichts wissen, wenn seine Geschichte nicht eng mit der des Volkes Israel verflochten gewesen wäre. Nach 1. Mos. 19, 37 stammt es von einem Stammvater Moab, dem Sohne Lot's, des Neffen Abraham's. Das ist eine richtige Nachricht, wenn man sie ihres genealogischen Gewandes entkleidet u. in ihr die Meinung des Volkes Israel findet, die M. seien seine nächsten Verwandten. Das ist durch die Inschrift des Mesa (s. d.) entschieden bestätigt worden. Dieselbe hat nicht nur eine gewisse Verwandtschaft der religiösen Vorstellungen bei Israeliten u. M.n, sondern auch Identität der Sprache ergeben: die Sprache des Mesasteines ist völlig hebräisch u. verräth nur in einem ganz unbedeutenden Punkte die arabische Nachbarschaft. Die M. sind demnach ein hebräischer Stamm, nur haben sie sich der Religion u. dem Staatswesen der übrigen hebräischen Stämme nicht angeschlossen. Sie sind nicht mit nach Aegypten gezogen, sondern haben während des ägyptischen Aufenthaltes der Israeliten ein eigenes Staatswesen gegründet. Bei Israeliten u. M.n wiederholt sich die bekannte Erscheinung, daß zwischen nahe verwandten Völkern der gegenseitige Haß intensiver zu sein pflegt als zwischen Völkern von verschiedener Abstammung. Wie grimmig die Israeliten die M. gehaßt haben, sieht man aus der hebräischen Sage, daß die M. aus dem blutschänderischen Umgange Lot's mit einer seiner Töchter entsprossen seien. Diese malitiöse Sage entstand, indem man Moab zu Meab: „vom Vater" verdrehte. Dieser Haß erklärt sich genugsam aus der Geschichte beider Völker. Moab war Nachbar der ostjordanischen Stämme Gad u. Ruben. Bald drängten sich diese beiden israelitischen Stämme gewaltsam ins moabitische Gebiet hinein, bald vertrieb sie wieder Moab. Zeitweilig aber war nicht nur der Norden Moabs in israelitischem Besitze, sondern sogar ganz Moab Israel tributär. — Die Zähigkeit, mit welcher die M. ihre Selbständigkeit den Israeliten gegenüber zu vertheidigen gewußt haben, ist um so bewundernswerther, als die geographischen Verhältnisse ihres Landes ihnen dies sehr erschwerten. Denn das Land Moab, welches südlich an Edom grenzte, nach Osten bis zur Arabischen Wüste reichte, nach Westen an das Todte Meer stieß, hatte nicht nur nach Norden keine feste Grenze, sondern wurde noch dazu durch den Fluß Arnon (heute Wâdi Môdschib) in eine nördliche u. südliche Hälfte zertheilt; derselbe durchströmt eine tiefe Schlucht u. ergießt sich durch ein enges Felsenthor in das Rothe Meer. Er enthält das ganze Jahr Wasser u. strömt mit großer Gewalt, liegt doch das Gebirgsland Moab bis zu 1000 m. über dem Spiegel des Todten Meeres. Die beiden Ränder des Flußthales sind infolge dessen schroffe Abhänge. Nur an wenigen bestimmten Stellen ist das Flußthal passirbar. Und wol zwei Wegestunden liegen an diesen Stellen die Ränder der Schlucht aus einander. Nun bildet der Bach Arnon wegen dieser Terrainverhältnisse zwar eine sehr gute Vertheidigungslinie für die Südhälfte des Landes Moab, aber dafür erschwert er auch die Vertheidigung der Nordhälfte. Hieraus erklärt es sich, daß dieselbe wiederholt in israelitischem Besitze gewesen ist. Aber auch dann haben wol die M. als Unterworfene im Lande bleiben dürfen. Nicht anders war es ja zu jenen Zeiten, in welchen die M. Herren über einen Theil von Israel waren. In der Richterzeit gelang es nämlich den M.n, Jericho zu erobern u. hierdurch festen Fuß im Westjordanlande zu fassen. 16 Jahre lang lag eine moabitische Besatzung in Jericho. Erst nachdem der Richter Ehud den Moabiterkönig Eglon meuchlings ermordet hatte, gelang es den Israeliten, diese Besatzung abzuschneiden u. zu vernichten. Umgekehrt geriethen die M. in der Königszeit unter die Herrschaft Israels. David, der Abkömmling der Moabiterin Ruth, unterwarf sie auf grausame Weise. Nach der Theilung des Reiches fielen sie naturgemäß dem Nordreiche zu. Doch befreiten sie sich unter der Regierung Mesa's (s. d.). Abermals unterwarf sie Jerobeam II. (um 800), doch scheinen sie sich während des Interregnums, welches auf Jerobeam's II. kraftvolle u. glänzende Regierung folgte, wieder befreit zu haben. Durch die Exilirung der 10 israelitischen Stämme kamen die M. in den unbestrittenen Besitz ihres Landes. In demselben haben sie sich mit alter Zähigkeit erhalten bis auf Alexander Jannäos, welcher sie um 90 v. Chr. abermals unterwarf. Seitdem jedoch verschwinden sie in der Geschichte. Das Land Moab ist nach der Bibel ein gesegnetes, reiches, wohlbebautes gewesen. Es wird eine große Anzahl moabitischer Städte erwähnt, so Rabbet-Moab, Kir-Moab, Kirjathaim, Dibon, Baal Meon, welches auch Beth Baal Meon od. Beth Meon genannt wird; Aroër, Nebo, Janax, Beth Bamoth, Beth Diblataim 2c. Wir haben uns die M. als viehzüchtende Ackerbauer, aber nicht als Nomaden vorzustellen. Denn nur so erklärt sich der 2. Könige 3, 4 erwähnte große Viehstand der M. Jetzt freilich ist das Land Moab wüste u. verödet, weil wasserlos. Die alten Cisternen sind theils verfallen, theils absichtlich zugeschüttet worden, damit kein türkischer Soldat dort festen Fuß fassen könne. Aermliche Beduinen weiden auf diesen alten Kulturstätten ihre mageren Herden.



Nr. 4198. Abbildung einiger der sogenannten moabitischen Alterthümer.

Moabitische Alterthümer. Bald nach Auffindung der Inschrift Mesa's (s. d.) verlautete aus Jerusalem, daß weitere Funde in Aussicht ständen. In der That kamen mehrere Steininschriften zum Vorschein, welche sich jedoch nur zu bald als gefälscht erwiesen. Etwas später begann man Thonwaaren zu finden. Eine reiche Menge solcher gelangte in den Besitz des Jerusalemer Antiquitätenhändlers Shapira; u. zwar erhielt sie derselbe durch die Vermittelung eines übel beleumundeten Subjektes, Selîm al-Gâri, welcher sie von seinen Freunden, den moabitischen Beduinen, erhandelt haben wollte. Bis zum Juli 1874 brachte Shapira etwa 1800 Stück in drei Sammlungen zusammen. Ein großer Theil dieser Thonwaaren sind Urnen, daneben finden sich vermeintliche Götzenbilder, Tesserä, Lampen, Vasen u. allerhand groteske Figuren. Viele von diesen Sachen sind mit Inschriften versehen. Die Buchstaben der Inschriften sind zum Theil sehr wohl lesbar, keine Inschrift aber zu übersetzen, wiewol Gelehrte wie C. Schlottmann in Halle u. F. Hitzig sich daran abgemüht haben. Schlottmann u. der protestantische Prediger Weser in Jerusalem interessirten sich für die Erwerbung dieser Thonwaaren durch Deutschland. Nachdem die Generaldirektion der königlichen Museen zu Berlin den Ankauf wiederholt abgelehnt hatte, geschah es auf Befürwortung der Deutschen morgenländischen Gesellschaft zu Halle u. Leipzig durch das preußische Kultusministerium, wie man hört um

die Summe von 60,000 Mk. Diese Thonwaaren sind aller Wahrscheinlichkeit nach eine moderne Fälschung. Das Verdienst, dies zuerst bestimmt ausgesprochen zu haben, gebührt dem früheren preußischen Konsul zu Damaskus, G. Wetzstein in Berlin. Fast gleichzeitig suchten dies die in Jerusalem weilenden Gelehrten Thyrwhitt Drake u. Clermont Ganneau zu beweisen. Alle für die Unechtheit sprechenden Gründe sind scharfsinnig erwogen u. ausgeführt worden von E. Kautzsch u. A. Socin, „Die Echtheit der moabitischen Alterthümer geprüft ꝛc." (Straßburg 1876). Es sind diese Gründe folgende: 1) die mangelnde äußere Beglaubigung der Fundorte; 2) die Unwahrscheinlichkeit, daß sich Thonwaaren an den angegebenen Fundstellen längere Zeit erhalten haben sollen; 3) die Unübersetzbarkeit der Inschriften; 4) die paläographische Unbegreiflichkeit der verwendeten Schriftzüge; 5) die ungeschickte Form der Thonwaaren; 6) die grob obscönen Darstellungen auf vielen derselben; 7) das Vorkommen von Karrikaturen moderner Personen u. Figuren auf einzelnen der Thonwaaren. Kautzsch u. Socin schließen sich der Meinung an, daß jener Selim der Fälscher sei. Von diesem Verdachte sucht ihn zu reinigen A. Koch in „Moabitisch od. Selimisch?" (Stuttg. 1876). Allein wer der Fälscher sei, ist so lange von geringer Bedeutung, als das Faktum festzustellen scheint. Und der Verdacht der Fälschung ist gerade durch Koch's Schrift genährt worden; denn in derselben werden die Fälscher u. Vertreiber von in Jerusalem gefertigten Steininschriften entlarvt. Der Handel mit gefälschten Antiken blüht seit lange im Orient, dank der Leichtgläubigkeit des reisenden Publikums.

Moallakāt (wörtlich: „die Aufgehängten", in der Einzahl: Moallaka) heißen 7 bes. ausgezeichnete altarabische Gedichte. Der Name ist nicht genügend erklärt; die häufig angeführte Ueberlieferung, daß sie als gekrönte Preisgedichte an der Kaaba aufgehängt worden seien, gehört jedenfalls in das Reich der Fabel. Die 7 berühmten Dichter, welchen sie zugeschrieben werden, Imrolkais, Tarafa, Zoheir, Lebid, Amr, Antara u. Harith, blühten im 6. Jahrh. n. Chr.; die Sammlung u. Aufzeichnung der M. erfolgte aber nicht vor Mitte des 8. Jahrh.; sie liegen also keineswegs in ursprünglicher Gestalt vor. Sie sind alle von beträchtlicher Länge (von 60 bis über 100 Versen) u. nach Anlage u. Inhalt einander sehr ähnlich. Die Dichter schildern an sich selbst das Leben u. die Sitten der Beduinen; mit Vorliebe werden lange Beschreibungen, nam. von Kamelen u. Rossen, eingeflochten; die meisten beginnen mit einer Erinnerung an ihre Geliebten. Die einzelnen Theile der Gedichte hängen nur lose zusammen. — Zum ersten Male werden die 7 M. von Sir William Jones herausgegeben, mit einer englischen Uebersetzung (Lond. 1783); eine kritische Ausgabe mit kurzem arabischen Kommentar besorgte zuletzt F. A. Arnold (Lpz. 1850), u. Ph. Wolff gab eine vollständige deutsche Uebersetzung (Rottweil 1857). Die Mehrzahl der M. ist außerdem wiederholt einzeln herausgegeben worden.

mob (engl.), Abkürzung des lat. mobile vulgus, das bewegliche, gemeine Volk, der Pöbel.

mobil (lat.), kriegsbereit, beweglich.

Mobile, eine der wichtigsten Handelsstädte am Mexikanischen Meerbusen u. volkreichste Stadt des nordamerikanischen Unionsstaates Alabama mit 32,034 E. (1870), worunter 13,919 Farbige u. 843 Deutsche; liegt an dem rechten Ufer des gleichnamigen Flusses, unmittelbar oberhalb seiner Mündung in die Mobile-Bai, u. ist von der Seeseite durch einige Forts geschützt. Die Stadt ist regelmäßig gebaut u. hat in dem Zollhaus, dem Postamt, der Stadthalle u. dem Theater ihre hervorragendsten Gebäude. Unter den Schulen steht das Medical-College obenan. M. ist nach New-Orleans der bedeutendste Exportplatz für Baumwolle in den Vereinigten Staaten; außer diesem Artikel werden noch Holz, Terpentin u. Häute in beträchtlichen Mengen ausgeführt. Bis 1723 war es Hauptstadt des franz. Louisiana. Das Klima ist nicht gesund u. das Gelbe Fieber keine seltene Erscheinung.

Mobiliar, Mobilien (von lat. mobilis, beweglich) nennt man in der Rechtssprache im Gegensatze zu den Immobilien (lat. immobilis, unbeweglich), also nam. dem Grund u. Boden, diejenigen Gegenstände, welche beweglich sind, gleichviel, ob sie sich selbst fortbewegen können, wie die Thiere, od. nur durch Andere von Ort zu Ort bewegt werden können. Man begreift jedoch unter M. vielfach im gewöhnlichen Leben nur die Gegenstände, welche zu einer Hauseinrichtung vereinigt sind u. gehören. Die Eintheilung in bewegliche u. unbewegliche Sachen ist nam. von Bedeutung für den Erwerb von Rechten an dergleichen Dingen. Der Verkehr mit M. wird meist nach freieren Grundsätzen behandelt als der mit Immobilien. Wichtig ist die Eintheilung nam. auch im Erbrechte, da es häufig vorkommt, daß der Erblasser dem Einen sein gesammtes bewegliches, dem Anderen sein unbewegliches Vermögen hinterläßt, u. es hierbei selbstredend nicht ohne Bedeutung erscheint, was zu ersterem gehört. Hierbei handelt es sich eigentlich nicht blos um Sachen, sondern auch um Rechte, u. daher werden solchenfalls zu den beweglichen Sachen nicht blos die M. im eigentlichen Sinne, sondern auch die Forderungen, selbst hypothekarische Forderungen, zu rechnen sein. — Auch beim Versicherungsvertrage ist obige Eintheilung von wesentlicher Bedeutung. Die Versicherung von Immobilien wird vielfach nach wesentlich verschiedenen Grundsätzen behandelt, hängt auch vielfach nicht vom Belieben der Grundstückseigenthümer ab, sondern liegt diesen als eine Pflicht ob. Die Mobiliarversicherung ist zur Zeit mehr od. weniger freigegeben.

Mobilisirung, Mobilmachung, umfaßt sämmtliche Arbeiten, welche nöthig sind, um ein Heer vollständig an Mannschaft, Pferden u. Fahrzeugen zum Ausmarsch bereit zu machen, d. h. also, um von dem Friedens- auf den Kriegsfuß überzugehen. Die große Ueberlegenheit, welche die Initiative für sämmtliche Kriegsunternehmungen in sich birgt, hat bei den Heeren der Neuzeit zu einer derartigen Kriegsbereitschaft geführt, daß es heutzutage möglich ist, in einem Zeitraum von kaum 3 Wochen ein Heer von einer Million Streiter zu Roß u. zu Fuß mit Geschützen u. Heergeräthe marschfertig aufzustellen. Welche enorme Summen in der für eine solche Riesenleistung erforderlichen vorbereitenden Arbeitskraft u. in den Vorräthen an Bekleidung, Bewaffnung u. Ausrüstung enthalten sind, liegt auf der Hand.

Möbius, August Ferdinand, Mathematiker u. Astronom, geb. zu Schulpforte 17. Nov. 1790; studirte seit 1809 in Leipzig zuerst die Rechte, dann Mathematik, setzte letzteres Studium 1813 bis 1814 in Göttingen unter Gauß u. dann in Halle unter Pfaff fort, habilitirte sich 1815 in Leipzig, wurde schon im Jan. 1816 außerord. Prof. der Astronomie, war seit 1844 ord. Prof. der höheren Mechanik u. Astronomie u. starb zu Leipzig 26. Sept. 1868. Er gehörte zu den scharfsinnigsten Gelehrten seines Faches u. erregte bereits durch seine Dissertation „De computandis occultationibus fixarum per planetas" (Lpz. 1815) Aufsehen. Als wichtig u. bez. epochemachend sind von seinen Schriften weiter zu nennen: „Barycentrischer Calcul, ein neues Hülfsmittel zur analyt. Behandlung der Geometrie" (Lpz. 1827); „Lehrbuch der Statik" (2 Bde., ebd. 1837) u. „Die Elemente der Mechanik des Himmels" (ebd. 1843). Auch entwarf er den Plan, nach welchem die Leipziger Sternwarte 1818—21 umgestaltet wurde. — Theodor M., ältester Sohn des Vorigen, geb. zu Leipzig 22. Juni 1821, hat sich sehr verdient um die Forschung auf dem Gebiete der nord. Sprachen u. Literatur gemacht. Seit 1845 Kustos der Universitäts-Bibliothek in Leipzig, habilitirte er sich 1852 daselbst als Privatdozent für skandinavische Sprache u. Literatur, wurde 1859 außerord. Professor ebendas. u. folgte später einem Rufe als ord. Prof. an die Kieler Hochschule. Er schrieb u. A. über die älteren isländ. Sagas (Lpz. 1852), ein altnord. Glossar (ebd. 1866) ꝛc. Auch gab er außer einem „Catalogus librorum island. et norveg." (ebd. 1856) mehrere Werke der altnord. Literatur heraus. — Paul Heinrich August M., Bruder des Vorigen, geb. zu Leipzig 31. Mai 1825, ein tüchtiger Schulmann; studirte seit 1844 in seiner Vaterstadt u. in Berlin Theologie u. Philosophie, wurde 1848 Lehrer an der Thomasschule in Leipzig, 1851 zugleich Vesperprediger an der Universitätskirche, 1853 Direktor der Buchhändlerlehranstalt u. 1865 der Ersten Bürgerschule u. wirkt seit 1869 in hohen Schulämtern in Gotha. Er schrieb u. A.: die Volkserzählung „Erhard der Waffenschmied" (Lpz. 1852); einen „Katechismus der deutschen Literaturgeschichte" (ebd. 1857; 4. Aufl. 1871) u. das Trauerspiel „Bar Kochba" (ebd. 1863).

Möbius, Karl August, namhafter Zoolog, geb. zu Eilenburg in der Provinz Sachsen 7. Febr. 1825; war seit 1853 Lehrer der Naturwissenschaft am Johanneum in Homburg, wo er auch Mitglied der Museumskommission u. des Verwaltungsrathes des von ihm mitbegründeten Zoolog. Gartens wurde, u. folgte 1868 einem Rufe als Professor der Zoologie nach Kiel. In demselben u. im folgenden Jahre bereiste er die deutschen, französischen u. englischen Küsten, um im Auftrage der preußischen Regierung Untersuchungen in Betreff der künstlichen Austernzucht anzustellen. Als Mitglied der Ministerial-Kommission für wissenschaftliche Untersuchung der deutschen Meere nahm M. 1871 u. 1872 an den Expeditionen des deutschen Marinedampfers „Pommerania" durch die Ost- u. die Nordsee Theil. Auch begleitete er die zur Beobachtung des letzten Venusdurchganges ausgeschickte Expedition nach der Insel Mauritius u. den Seychellen (1874—75). Von seinen Schriften sind zu nennen: „Die Nester der geselligen Wespen" (mit 19 Tafeln, Hamb. 1856); „Die echten

Perlen" (ebd. 1857); „Neue Seesterne des Hamburger u. Kieler Museums" (mit 4 Tafeln, ebd. 1859); „Bau, Mechanismus u. Entwicklung der Nesselkapseln" (mit 2 Tafeln, ebd. 1866); „Ueber Austern- u. Miesmuschelzucht" (Berl. 1870); „Fauna der Kieler Bucht" (mit H. A. Meyer verfaßt, Lpz. 1865 u. 1872, 2 Bde. mit 50 Taf.). Auch bearbeitete er als Mitherausgeber der „Berichte über die Expeditionen zur physikalisch-chemischen u. biolog. Untersuchung der Ost- u. Nordsee" (Berl. 1873 u. 1875) verschiedene Klassen der wirbellosen Seethiere.

Möckern. 1. Städtchen im preuß. Reg.-Bez. Magdeburg (Provinz Sachsen, Kreis Jerichow I), an der Ehle, 3 M. im O. von Magdeburg gelegen, mit 1630 E. (1871); ist bekannt durch das Gefecht bei M., welches bei den nahen Dörfern Vehlitz u. Dannikow geliefert ward u. in dem 5. April 1813 York die Franzosen unter dem Vizekönig von Neapel schlug. — 2. Dorf in der Nähe von Leipzig. Hier siegte 16. Okt. Blücher über die Franzosen unter Marmont (s. „Leipzig", Schlacht).

Mockturtlesuppe (engl., spr. Mocktörtel-, von mock, nachäffen, u. turtle, Schildkröte), falsche, nachgeahmte Schildkrötensuppe.

Modalität, eigentl. Seinsweise (vom lat. modus, Art u. Weise), heißt in der Philosophie (speziell in der Logik) eine der sog. Kategorien; u. zwar zerfallen die Urtheile hinsichtlich ihrer M. (Erscheinungsweise) in problematische, d. h. für wahrscheinlich erklärende, assertorische od. behauptende u. apodiktische od. ausschließliche.

Modell (vom lat. modulus, Vorbild, Muster) nennt man: 1. die in verkleinertem Maßstabe angefertigte Darstellung eines auszuführenden od. bereits ausgeführten Gebäudes od. Bautheiles. 2. In der Bildhauerkunst das gewöhnlich aus Thon in der Größe des beabsichtigten plastischen Werkes selbst aufgebaute (modellirte) Vorbild. 3. Diejenige lebende Person, welche, in bestimmte Haltung od. Stellung gebracht, dem Künstler zum Gegenstande des Studiums dient (M. steht); denselben Namen führt auch die diesem Zwecke dienende Gliederpuppe.

Modena od. Mutina, Tommaso da, oberital. Maler, der, von 1350—60 blühend, zu den vorzüglichsten Meistern der damaligen Zeit gezählt u. von Kaiser Karl IV. nach Böhmen berufen wurde, um die Kapelle der von ihm erbauten Burg Karlstein bei Prag zu schmücken. Dort befinden sich noch mehrere, theils sicher von ihm gemalte, theils wenigstens ihm zugeschriebene Bilder, unter denen eine Madonna zwischen Kaiser u. Kaiserin von besonderer Schönheit ist. Ein zweifellos ihm zugehöriges Gemälde besitzt auch die Galerie des Belvedere in Wien; andere befinden sich in Treviso u. Venedig.

Modena, Provinz in Mittelitalien, 45,43 □M. mit 273,231 E. (1871), liegt im N. der Apenninen, gehört in den nördl. Theilen noch zum Tieflande des Po u. wird vom Panaro u. der Secchia durchflossen. Viehzucht, Weinbau, Seidenkultur u. Olivenbau sind die wichtigsten Erwerbsquellen der Bewohner, die Industrie ist von geringer Bedeutung. Die Provinz zerfällt in die Kreise M., Mirandola u. Pavullo nel Frignano. Die Hauptstadt **M.** mit 30,854 E. (1871), bis 1860 die Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums (s. unten), liegt in einer fruchtbaren Ebene an einem Kanal, welcher Secchia u. Panaro verbindet, u. an der Eisenbahn Piacenza-Bologna u. M.-Mantua, ist Sitz eines Präfekten u. eines Erzbischofs. Die Straßen sind breit, regelmäßig u. vielfach mit Arkaden versehen; unter ihnen durchschneidet die Strada Maestre die ganze Stadt. Von den 25 Kirchen ist die bedeutendste der 1099—1134 erbaute Dom S. Geminiano, eines der bedeutendsten Werke roman. Baustiles. Der 1634 erbaute königl. Palast enthält eine werthvolle Gemäldesammlung, eine große Bibliothek, das Archiv, ein Münzkabinet u. ein Alterthumsmuseum. An höheren Bildungsanstalten besitzt M. eine Universität, ein Lyceum u. ein Gymnasium. Zahlreich u. meist trefflich eingerichtet sind die aus Stiftungen hervorgegangenen Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt. — M. wurde als Mutina 183 v. Chr. röm. Kolonie u. ist berühmt geworden durch den sog. Mutinensischen Krieg, in welchem M. 43 v. Chr. unter Decimus Brutus von Marcus Antonius belagert u. durch Octavianus u. die Konsuln Hirtius u. Pansa entsetzt ward. Die in den Kriegen nach der Völkerwanderung mehrfach verwüstete Stadt ward vom 9. Jahrh. durch Grafen, vom 11. Jahrh. durch Bischöfe regiert u. kam darauf unter die Herrschaft der Mathilde von Toscana u. 1288 an die Este. Das Herzogthum **M.** umfaßte 110 □M. u. bestand aus dem Gebiete, welches gegenwärtig die ital. Provinzen M., Reggio u. Massa-Carrara bildet. Der seit 1288 hier regierenden Familie Este ward 1452 der Herzogstitel verliehen; Herzog Franz I. erwarb 1633 das Fürstenthum Correggio, sein Sohn Franz II., der Gründer der Universität M., starb 1694 kinderlos u. hinterließ das Land seinem Oheim, dem Kardinal Rainald, welcher 1710 mit dem Herzogthum Mirandola u. 1737 mit dem Herzogthum Novellara belehnt wurde; 1741 kam unter Franz III. das Herzogthum Massa-Carrara an M. Sein Sohn, Hercules III. Rainald, folgte ihm 1780 als letzter Herzog aus dem Hause Este u. ward 1796 von den Franzosen vertrieben. Für sein Land, welches mit der Cisalpinischen Republik vereinigt wurde, erhielt er 1801 als Entschädigung den Breisgau, den er aber seinem Schwiegersohne, dem Herzog Ferdinand von Oesterreich, überließ. Diesem, der Napoleon als Kaiser nicht anerkennen wollte, wurde dieses Land jedoch 1805 genommen; dafür erlangte sein Sohn Franz IV. 1814 seine ital. Besitzungen wieder u. ward Stifter der neuen Linie Oesterreich-Este. Eine revolutionäre Bewegung zwang ihn 1831 zur Flucht aus der Hauptstadt, doch kehrte er bald zurück u. regierte nach wie vor mit rücksichtsloser Härte. Sein Sohn Franz V., welcher ihm 1846 folgte, änderte die Regierungsgrundsätze nicht. Obgleich infolge eines Schutz- u. Trutzbündnisses die österr. Hülfstruppen im Lande verstärkt worden waren, sah sich doch der Herzog im März 1848 durch die Aufregung der Bevölkerung zur Flucht gezwungen. Eine provisorische Regierung proklamirte 29. Mai die Vereinigung des Landes mit Sardinien; doch konnte schon 10. Aug. Franz V. in M. wieder seinen Einzug halten. Die nun folgende Reaktionszeit endete erst mit dem Italien. Kriege 1859. Nach der Schlacht von Magenta verließ der Herzog sein Land, 19. Aug. ward seine Dynastie durch Beschluß der Volksvertretung für abgesetzt erklärt u. 18. März 1860 die Einverleibung M.'s in das Reich Viktor Emanuel's vollzogen.

Moder nennt man im Gegensatz zur Fäulniß diejenige freiwillige Zersetzung organischer, d. h. Thier- u. Pflanzenstoffe, welche ohne Mitwirkung wesentlicher Mengen von Wasser, also in beinahe trockenem Zustande, stattfindet. Fast immer ist dieses Zerfallen organischer Stoffe in andere, einfachere Bestandtheile mit der Entwicklung einer üppigen Schimmelvegetation u. dem Auftreten eines eigenthümlichen Geruches, Modergeruch, verknüpft.

Moderādos (span., d. h. die Gemäßigten), Parteiname in Spanien seit der Revolution von 1820, entgegengesetzt den Exaltados (Ultraliberalen) u. den dazwischen stehenden Progressisten (Fortschrittsmännern).

Moderateurlampe, s. „Lampe".

moderato (ital.), Vortragsbezeichnung in der Musik: gemäßigt, in mäßiger Bewegung.

modern (a. d. Franz.), modisch; im höheren Sinne das, was den Charakter der neueren Zeit an sich trägt.

modest (vom lat. modestus), bescheiden, züchtig, sittsam.

Modica, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises der sizil. Provinz Siracusa mit 33,169 E. (1871) in der Gemeinde; liegt 2½ M. von der südöstl. Küste der Insel in einem engen Gebirgsthale, ist Sitz eines Unterpräfekten u. hat ein auf Felsen erbautes Kastell, eine technische Schule u. ein Gymnasium. In der Nähe liegt das Höhlenthal von Ispica mit vielen in den Kalksteinfelsen eingearbeiteten Troglodytenwohnungen.

Modifikation (lat. von modus, Maß), Maßbestimmung, nähere Bestimmung, Einschränkung; modifiziren, gehörig abmessen, einschränken.

Modillon, s. „Konsole".

Modlin, jetzt offiziell Nowogeorgiewsk genannt, starke Festung im russ.-poln. Gouvernement Plock am Einfluß des Bug in die Weichsel, wurde von Napoleon 1807—12 erbaut u. mußte 25. Nov. 1813 an die Russen kapituliren. Im poln. Revolutionskriege vertheidigte den Platz 1831 der poln. General Ledochowski mit Ausdauer, aber erfolglos.

Modoc, ein nicht zahlreicher Indianerstamm an der Grenze des nordamerikan. Unionsstaates Oregon u. des Territoriums Washington im S. u. O. des Klamathsee's. Die M. sind ein tapferes, aber mißtrauisches u. verrätherisches Volk, welches in festen Wigwams wohnt u. ehemals einen beträchtlichen Sklavenhandel betrieben hat. Der größte Theil ward 1854 auf Grund eines Vertrages mit der Unionsregierung von dieser auf eine Reservation im O. des Klamathsee's gewiesen. Eine Schar trennte sich später u. zog an den Unteren See, wo sie jetzt noch als Jäger u. Hirten haust. Der größere Rest gerieth nun mit den betrügerischen Agenten der Regierung, welche in das getreidelose Land kontraktlich Lebensmittel für die Indianer einführen sollten, u. mit den Klamath-Indianern, ihren Hauptfeinden, die mit ihnen dieselbe Reservation theilten, sehr bald in Streit; bes. zeichnete sich dabei der Kapitän Jack aus, welcher mit seiner Bande das umliegende Land auf Raubzügen unsicher machte u. nam. die Ansiedelungen der Weißen hart heimsuchte. Da die friedlichen Unterhandlungen der Regierung scheiterten u. die gut bewaffneten M. nicht in die Grenzen ihrer Reservation zurückgingen, sogar den Regierungskommissär General Comby ermordeten, begann im April 1873 der Vernichtungskrieg. Die kleine Schar des Kapitän Jack wurde gar bald in die fast unzugänglichen Gebiete der Felsengebirge zurückgedrängt u. mußte sich 1. Juni ergeben, worauf die

Hinrichtung des Häuptlings u. eines großen Theils seiner Schar dem Rassenkriege in diesem Theile der Union ein vorläufiges Ende machte.

Modulation (a. d. Lat.) nennt man in der Musik das Verfahren, verschiedene Harmoniefolgen an einander zu knüpfen. Diese Harmonien nun können ihre Verknüpfung u. Wechselung innerhalb einer u. derselben Tonart vornehmen, od. sie verlassen das Gebiet ihrer Grundtonart, ergreifen auf kürzere od. längere Zeit Akkordelemente fremder u. verleiben diese ihrem Harmoniegewebe ein. In ersterem Falle entsteht die sog. leitereigene od. leitertreue M., in anderem Falle die leiterfremde, ausweichende M.; erst das Verweben beider M.en giebt dem Musikstücke die erforderliche Mannichfaltigkeit u. schützt es vor Monotonie.

Modus, Mehrzahl: modi, eigentlich Art u. Weise, heißt in der Grammatik die Art, in der die Formen des Zeitwortes auftreten. Insbesondere unterscheidet man: die Aussageform (m. indicativus), die bedingte Form (m. conjunctivus), die Wunschform (m. optativus) u. die befehlende Form (m. imperativus), neben mehreren Unterabtheilungen des Konjunktivs (erlaubende, einräumende, erwägende Form 2c.).

Modus vivendi, eigentl. die Art zu leben; gewöhnlich s. v. w. die Art, mit einem Andern zu verkehren, sich mit ihm aus einander zu setzen. M. procedendi, die Verfahrungsart.

Möen, eine in der Ostsee gelegene, zum Stifte Seeland gehörige dän. Insel, $2^3/_4$ M. lang, $4^1/_2$ □M. groß, mit 14,000 E.; liegt an der Südspitze Seelands u. ist mit dieser Insel durch Sandbänke verbunden u. nur durch den schmalen Grönsund im W. von Falster geschieden. M. besteht aus einem Kreideplateau, das sich im Aborre-Berg 141 m. hoch erhebt. Die mit einer Halbinsel weit in das Meer ausgreifende Nordwestküste ist reich gegliedert. Die Bevölkerung treibt Landwirthschaft, Schiffahrt u. Fischerei u. besitzt 26 eigene Schiffe von 568 Tons (1873). Die Hauptstadt Stege an der nordwestl. Küste hat 1960 E.

Moers (Meurs), Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Düsseldorf (Rheinprovinz) mit 3430 E. (1875); liegt $1^1/_2$ M. im W. von Duisburg an der Morse, hat ein Progymnasium u. eine Taubstummenanstalt u. fabrizirt baumwollene Webwaaren, Oel u. Schiefertafeln. Bis 1764 war M. Festung u. ehemals Hauptstadt der Grafschaft u. des Fürstenthums M., welches 1707 von König Friedrich I. als Herzog von Kleve eingezogen wurde.

Mofetten nennt man Kohlensäure aushauchende Krater u. Vulkanschluchten; sie sind in den älteren vulkanischen Gebieten eine sehr verbreitete Erscheinung Das bekannteste Beispiel dieser Art bietet die M. in der Hundsgrotte bei Neapel dar.

Mogador od. Suëira, wichtige Handelsstadt an der Westküste von Marokko mit 10,000 E., unter denen sich sehr viele Juden befinden; liegt etwa 28 M. im W. der Stadt Marokko an einem seichten, durch Batterien geschützten Hafen, welcher durch die gleichnamige Insel gebildet wird. M., dessen Handel vorzugsweise in den Händen der Juden liegt, u. in dessen Hafen 1874: 121 Schiffe von 54,765 Tonnen einliefen, steht in beträchtlichem Karawanenverkehr mit dem Sudan, dem es große Mengen europ., nam. engl. Industrieartikel zuführt. Die Einfuhr betrug 1874: 6,050,000 Frcs., die Ausfuhr 6,700,000 Frcs. In Betreff letzterer steht M. unter allen marokkanischen Handelsplätzen in erster Linie, in dem Import wird es von Tanger (s. d.) übertroffen.

Moguntia, lat. Name für Mainz.

Mohair heißt das Haar der Angoraziege (s. d.), sowie ein aus diesem hergestelltes, taffetartiges, durch schönen Glanz ausgezeichnetes Gewebe.

Mohammed (spr. Mohámmed), der Prophet, wurde angeblich am 20. April 571 zu Mekka geb. Seine Eltern, welche Abdallah u. Amina genannt werden, verlor er schon in frühster Kindheit u. wurde erst von seinem Großvater Abdelmottalib u. dann von seinem Oheim Abutalib erzogen. Die Familie gehörte zu dem in Mekka herrschenden Stamme Koreisch, aber sie war arm u. wenig angesehen, u. M. verlebte seine Jugend in großer Dürftigkeit. In seinem 25. Jahre jedoch nahm ihn eine wohlhabende u. achtbare Kaufmannswittwe Namens Khadidscha in ihr Geschäft, u. einige Zeit nachher heirathete sie ihn. Ihre Ehe war eine sehr glückliche u. mit Kindern gesegnet, von denen vier Töchter am Leben blieben. Außerdem nahm M. seinen Vetter Ali, den Sohn Abutalib's, zu sich, welcher sich zu einer echt ritterlichen Persönlichkeit entwickelte u. M. auf Leben u. Tod ergeben war. Später verheirathete ihn M. mit seiner Tochter Fatima. M.'s Auftreten als Prophet erfolgte erst in seinen mittleren Jahren, angeblich im vierzigsten. Der Entschluß dazu scheint in ihm nur langsam u. unter heftigen Seelenkämpfen gereift zu sein. Die Koreischiten lebten in einem tief gesunkenen Heidenthum; ihr Hauptheiligthum, die Kaaba, an der ein Fetisch in Gestalt eines schwarzen Steines verehrt wurde, wurde auch von vielen benachbarten Beduinenstämmen besucht, was für den Handel der Stadt sehr einträglich war. Sie selbst waren fast ohne jede Religion u. hatten sehr freie Sitten. Doch hatten die Lehren der im nördl. Arabien zerstreuten judenchristlichen Sekten auch bei Einigen von ihnen Eingang gefunden. Es scheint, daß diese Leute sich weder zum Christenthum noch zum Judenthum selbst bekannten, sondern einem allgemeinen Monotheismus u. asketischen Gebräuchen huldigten, welche sie die „Religion Abraham's" nannten. Einer der hervorragendsten von ihnen war Waraka, ein Vetter Khadidscha's. Durch ihn wurde wol M. zuerst mit jenen Lehren bekannt. M.'s krankhaft erregbare u. nervöse Natur war für Schwärmerei sehr empfänglich. Einsame Grübeleien, verbunden mit anstrengenden Nachtwachen u. Fasten, brachten ihn zuletzt an die Grenze des Wahnsinns. In diesem Zustande wurde ihm, etwa im J. 610, seine erste „Offenbarung" zu Theil, d. h. er hatte eine Vision, in der ihm der Engel des Herrn erschien u. zu predigen befahl. Khadidscha war die Erste, welche an ihn glaubte, ihn an sich selbst glauben machte. Die nächsten Offenbarungen, welche er erhielt, waren alle von gewaltsamen Erschütterungen u. Ohnmachten begleitet. Allmählich aber stellte sich bei ihm größere Ruhe u. Zuversicht ein. Zuerst kurz abgerissen u. phantastisch, wurden seine Kundgebungen mit der Zeit immer klarer, länger u. prosaischer. Sie wurden „Koran", d. h. Vortrag, genannt. M.'s Lehre war sehr einfach u. unterschied sich von der seiner Vorgänger wol nur in einem Punkte. Er forderte auf, dem Götzendienst zu entsagen u. dem einen wahren Gott (Allah) ausschließlich zu dienen. Dies nannte er Islam, d. h. Hingebung. Zugleich wies er auf ein drohendes göttliches Strafgericht u. die Vergeltung in einem künftigen Leben hin, u. bezeichnete sich als den Boten Gottes, welcher gesandt sei, um sein Volk zu warnen. Als unerläßliche Pflichten legte er den Gläubigen das Gebet — mit gewissen vorbereitenden Waschungen —, das Almosengeben u. Fasten auf. Die ersten 10 Jahre von M.'s Wirksamkeit sind in Dunkel gehüllt. Sicher ist, daß er anfänglich bei seinen Stammgenossen, nam. den vornehmeren, fast gar keinen Anklang fand u. nur verspottet wurde. Zu den wenigen Ausnahmen gehörte der wohlhabende Abu Bekr. Nächst Khadidscha war er M.'s bester Freund u. Rathgeber; nach dem Tode jener heirathete M. seine Tochter Aïscha. — Die Mehrzahl der ersten Mohammedaner waren Arme od. Sklaven. Die Verfolgungen, denen sie von Seiten der Heiden ausgesetzt waren, nöthigten manche zur Auswanderung nach Abessynien. Dies brachte die neue Lehre vorübergehend unter christlichen Einfluß. Durch die Bekehrung des thatkräftigen Omar gewann sie eine unverhoffte Stütze, aber das Verhältniß zu den Heiden wurde immer unerträglicher. M. sah sich nach auswärtigen Bundesgenossen um u. fand dieselben in der nördlicher gelegenen Stadt Jathrib. Die Hauptbevölkerung derselben bildeten die beiden arab. Stämme Aus u. Khazradsch; doch befand sich dort, wie an andern Punkten Arabiens, auch eine starke jüdische Kolonie. Auf die Einladung ersterer siedelte M. im J. 622 mit seinen sämmtlichen Anhängern nach Jathrib über. Dies ist die sog. „Hidschra" (d. h. Auswanderung, nicht Flucht), mit welcher die Mohammedaner ihre Zeitrechnung beginnen. Von den Arabern Jathribs als Oberhaupt anerkannt, führte er eine Art Verfassung ein; der Ort wurde in Medînat-an-nabî (d. i. Stadt des Propheten) — od. schlechthin Medina — umgetauft. Mit den Juden stand M. zunächst auf gutem Fuße; schon in den letzten Jahren in Mekka hatte er sich ihnen bedeutend genähert; jetzt erstrebte er eine vollständige Vereinigung, indem er von ihnen als der erwartete Messias anerkannt zu werden hoffte. Doch dauerte diese Täuschung nicht lange: es kam zu allerhand Reibungen, die im J. 624 zu einem vollständigen Bruche führten. Das äußere Zeichen war der von M. seinen Anhängern gegebene Befehl, sich beim Gebet künftig nicht mehr wie die Juden in der Richtung nach Jerusalem, sondern nach Mekka zu wenden. Erst hiermit tritt der Islam als eine selbständige, dem Juden- u. Christenthum entgegengesetzte Religion der Araber auf. — Um seinen Anhängern die Mittel zum Leben verschaffen zu können, suchte M. die mekkanischen Karawanen, welche nach Syrien zogen, zu plündern. Ein solcher Versuch, den die Mekkaner durch ein ihrer Karawane entgegengesandtes Hülfscorps vereitelten, führte zu einem Gefecht bei Bedr im J. 624, wo M., obwol stark in der Minderheit,

einen glänzenden Sieg gewann. Von nun an erscheint er als streitbarer Häuptling bald auf Raubzügen gegen die Mekkaner u. die umwohnenden Beduinen, bald in erbittertem Kampfe mit den Juden. Die Letzteren wurden nach u. nach vollständig vernichtet. Gegen seine Vaterstadt focht er mit abwechselndem Erfolg, doch zogen ihm beständig neue Anhänger aus ihr zu. Im J. 625 erlitt er eine blutige Niederlage am Berge Ohod, nördl. von Medina. 627 belagerten die Koreischiten mit ihren Verbündeten sogar die Stadt, aber vergeblich. Dies war der Wendepunkt. 630 zog M. gegen das durch den Verfall seines Handels wie durch innere Zwietracht stark geschwächte Mekka, eroberte es fast ohne Schwertstreich u. zerstörte die Götzenbilder. Mit großer Klugheit schonte er seine alten Feinde u. Verfolger u. begnügte sich, von ihnen als Prophet anerkannt zu werden. Nach einer großen Schlacht gegen die mittelarabischen Beduinen, welche er gleichfalls gewann, kehrte er nach Medina zurück. Im folgenden Jahre vollendete sich theils durch Gewalt theils durch freiwilligen Anschluß die Einigung ganz Arabiens unter der neuen Lehre. Die Bekehrung war freilich nur äußerlich; die Hauptpflicht der Araber war die Entrichtung des sog. Almosenzehnten, einer ziemlich hohen Vermögenssteuer. Auch über die Grenzen Arabiens hinaus, in das Röm. Reich, gingen Raubzüge u. Gesandte des Propheten. Der koptische Statthalter von Alexandrien ließ sich bereits in Unterhandlungen mit ihm ein. M. krönte seine Siegeslaufbahn mit einer feierlichen Begehung des Pilgerfestes von Mekka 632. Bald nach seiner Rückkehr (am 8. Juni 632) erlag M. im Alter von 61 Jahren einem hitzigen Fieber. Er wurde in Medina begraben. M.'s Charakter richtig zu beurtheilen ist außerordentlich schwer. Es wäre sehr oberflächlich, ihn als einen gewöhnlichen Betrüger zu bezeichnen. Seine Absichten waren die reinsten, die Güter dieser Welt hatten keinen Werth für ihn; sein Privatcharakter war fast fleckenlos. Die Ueberzeugung von seinem Heilsberuf wurzelte in ihm unerschütterlich. Sie machte ihn blind gegen das Bewußtsein, daß seine „Offenbarungen" nur Täuschungen seien, u. urtheilslos über die Mittel, welche er wählte. Er hielt seinen eigenen Instinkt für die Stimme Gottes. Der Zauber seiner Persönlichkeit verdeckte in den Augen seiner Zeitgenossen die Mängel seiner moralischen u. geistigen Begabung u. machte Männer, wie Abu Bekr, Omar, Ali u. A., die Alles, was M. fehlte: Klarheit des Gedankens, Thatkraft u. Muth, besaßen, zu bloßen Werkzeugen seiner Ideen. — Aus der reichen Literatur über M. möge hervorgehoben werden: Muir, „The life of Mahomet" (4 Bde., Lond. 1861); Sprenger, „Das Leben u. die Lehre des M." (3 Bde., Berl. 1861—65); Nöldeke, „Das Leben M.'s" (Hann. 1863).

Mohammed ist der Name von vier türk. Sultanen od. Padischahs. **M. I.**, der begabteste von den vier Söhnen Bajesid's, wußte sich auch nach des Vaters Gefangennahme in der Schlacht von Angora 1402 in seiner Statthalterschaft (Tokat u. Amasia) vor u. neben den Tataren Timur's zu sichern, vertrieb dann in einem zehnjährigen Kriege seine Brüder, ließ den Letzten (Musa) erdrosseln (1413) u. benutzte die Unthätigkeit der byzantinischen Paläologen geschickt, um in Europa wie in Asien die osmanische Herrschaft wieder vollkommen herzustellen. Ihm folgte 1421 sein ältester Sohn Murad II. **M. II.**, geb. 1430, Sohn Murad's II., bestieg den Thron schon 1443, als sein Vater die Regierung niederlegte, doch rief er selbst diesen zurück, als das Christenheer unter Wladislaw von Polen u. Ungarn gegen ihn heranzog. Murad siegte für ihn bei Varna 1444, unterwarf ihm die abtrünnigen Janitscharen, die Griechen des Peloponnes, drängte Skanderbeg wenigstens in die albanischen Berge zurück, besiegte Hunyad von Ungarn in der dreitägigen Schlacht bei Kossova 1448 u. starb 1451. Nun folgte M. II. abermals, schritt sofort zur Belagerung von Konstantinopel (s. d.) u. nahm es mit Sturm (29. Mai 1453). Danach trieb u. lockte er zahlreiche Griechen aus Kleinasien u. von den Inseln nach Konstantinopel u. gewährte ihnen freie Religionsübung. Die byzantinischen Statthalter, selbst die Genuesen in Galata, erkauften mit hohem Tribut ihre Sicherheit u. die Freiheit ihres Besitzes, u. die Republik Venedig schloß 1454 einen Handelsvertrag mit M. Ein Eroberungszug nach dem Norden scheiterte (1456) an dem Widerstande Belgrads unter Johann Hunyadi (s. d.); dafür durchzog M. verwüstend u. erobernd Serbien, Bosnien, die Herzegowina, die Walachei, ganz Griechenland, vernichtete die Kaiserfamilie der Komnenen in Trapezunt u. entriß den Venetianern in einem 16jährigen Kriege (1463—1479) Skutari, Lemnos, Negroponte, die Maina, den Genuesen Kaffa u. Tana (Asow). Der gefangene Tataren-Khan erkannte nothgedrungen seine Oberhoheit an (1475). Nur Rhodos widerstand 1480; dagegen fiel im Juli 1480 Otranto in die Hände der Türken. Aber nicht lange danach, 3. Mai 1481, erlag M. einer Krankheit bei Gebise in Kleinasien. Seine Regierung ist reich an Akten größter Grausamkeit, thierischer Ausschweifungen u. Treulosigkeiten; doch priesen ihn die Türken als weisen Gesetzgeber, als wohlthätigen Stifter von Schulen, Kollegien, Krankenhäusern, Armenküchen, als Erbauer von Moscheen u. Beschützer der Dichtkunst. — **M. III.**, geb. 1566, ein Sohn Murad's III., regierte von 1595—1603, machte seinen Namen durch grausame Verfolgung der Christen verhaßt, benutzte aber nur selten die Streitigkeiten der Habsburger mit Siebenbürgen zur Vergrößerung seiner ungarischen Besitzungen. — **M. IV.**, geb. 1642, wurde schon 1648 auf den Thron erhoben, als die Janitscharen seinen Vater Ibrahim erdrosselt hatten. Der unfähige Sultan stand Anfangs unter der Herrschaft seiner Mutter, dann unter der seines 70jährigen Großveziers M. Köprili, der die rebellischen Janitscharen u. Sipahi's zusammenhauen ließ, ihm 30 Köpfe von abtrünnigen Paschahs u. 4000 von erschlagenen Siebenbürgern zum Geschenk machte, u. dann unter der seines Sohnes Ahmed Köprili. Dieser führte die Türken bis in die Nähe von Wien, wurde aber bei St. Gotthard 1664 geschlagen u. machte Frieden. Aber sein Schwager Kara Mustapha (seit 1676) schloß einen Bund mit Tököli u. stand 1683 wieder vor Wien. Als er aber ebenfalls geschlagen war u. M. IV. eilends flüchten mußte, ließ dieser ihn hinrichten. Aber die Janitscharen warfen nach der Niederlage bei Mohacz (1687) den Sultan selbst in den Kerker u. erhoben seinen Bruder Suleiman III. auf den Thron. M. IV. starb 1691 im Gefängniß.

Mohammed Ali, eine der genialsten Herrschernaturen, die der Orient hervorgebracht hat, Begründer der gegenwärtig in Aegypten regierenden Dynastie, wurde 1769 zu Kavalla in Rumelien als Sohn eines Agha der dortigen Straßenwächter geb. Früh verwaist, wurde er von dem Gouverneur des Städtchens erzogen; dieser erhob ihn später zum Range eines Hauptmanns u. gab ihm eine seiner Verwandten zur Frau. Mit dem Vermögen, welches ihm diese zubrachte, begann M. A. einen Tabakshandel, den er mehrere Jahre betrieb, bis im J. 1800 er mit einem Hülfscorps seiner Vaterstadt nach Aegypten gesandt wurde, wo es den Kampf gegen Bonaparte's ägypt. Expedition galt. Durch Muth, Gewandtheit u. Umsicht wußte er sich hier dem das türkische Heer befehligenden Kapudan-Pascha (Admiral) bemerklich zu machen; dieser hob ihn auf einen einflußreicheren Posten u. empfahl ihn dem neu ernannten Gouverneur von Aegypten Kusruf-Pascha, der M. A. mit nach Kairo nahm u. in dem nun sich entspinnenden Kampfe zwischen Türken u. Mamluken (s. d.) mit der Führung eines größeren, aus Albanesen bestehenden Truppencorps betraute. Mit großer Klugheit verstand nun M. A. zwischen beiden Parteien zu laviren, es mit keiner zu verderben u. doch im Stillen an der Vernichtung beider zu arbeiten. Diese Taktik trat deutlich zu Tage, als es 1802 bei Damanhur im Delta zu einer blutigen Schlacht zwischen Türken u. Mamluken kam: M. A. ließ es ruhig geschehen, daß die Ersteren vollständig geschlagen wurden, obwol er mit seinem Corps ganz in der Nähe stand. Bald darauf erregten die Truppen in Kairo, denen man den Sold vorenthielt, einen Aufstand, der Kusruf zur Flucht nach Damiette nöthigte; M. A.'s Kollege, Taher-Pascha, stellte sich an die Spitze der Empörung u. proklamirte sich zum Pascha von Aegypten, wurde aber, da ihn Grausamkeit u. Erpressungen schnell verhaßt machten, nach kurzer Zeit ermordet, u. so war M. A. der einzige übriggebliebene türkische Befehlshaber. Als solcher schloß er mit den Führern der Mamluken einen Vertrag, demzufolge jene die Citadelle von Kairo, M. A. aber die Stadt besetzte. Damiette fiel bald darauf u. Kusruf wurde als Gefangener auf die Citadelle geschleppt. Nun sandte zwar die Pforte einen neuen Gouverneur in der Person Ali-Pascha's, aber die Beys ließen ihn umbringen u. verjagten seine Truppen. Indessen war nun

auch ihre Stunde gekommen. Drückende Finanznoth veranlaßte sie, eine schwere Kontribution auf die Stadt Kairo zu legen, eine Revolution der Bevölkerung war die Antwort darauf, u. M. A., der die Sache der Beys für verloren ansah, nahm Partei für die Kairener, warf sich mit seinen Albanesen auf die Mamluken, jagte sie bis nach Oberägypten u. war somit Herr der Stadt. Doch benahm er sich sehr zurückhaltend u. setzte sogar den gefangenen Kusruf wieder in seine Stellung ein, eine That, die nicht wenig dazu beitrug, sein Ansehen sowol den Schechs u. Ulemmas (den weltlichen u. geistlichen Würdenträgern des Landes) als auch der Pforte gegenüber zu erhöhen.



Nr. 4199. Mohammed Ali (geb. 1769, gest. 2. Aug. 1849).

Lange vermochte sich freilich Kusruf nicht zu halten, die Albanesen vertrieben ihn; auch sein Nachfolger Kurschid-Pascha, der sich M. A.'s dadurch zu entledigen suchte, daß er ihn von der Pforte zum Pascha von Djedda in Arabien ernennen ließ, hatte kein anderes Schicksal: noch ehe M. A. seine — natürlich absichtlich verzögerte — Reise angetreten hatte, empörten sich die Kairener, riefen M. A. zum Pascha aus, u. Schechs, Ulemmas u. Kadi baten in Konstantinopel um Bestätigung ihres Schrittes. Diese erfolgte u. 1805 nahm M. A. als ordnungsmäßig eingesetzter Pascha von Aegypten Besitz von der Citadelle in Kairo. Trotz der Intriguen der Mamluken u. Englands, aber von Frankreichs Einfluß gestützt, behauptete sich M. A. klug u. kräftig in dieser Stellung: die Engländer, die sich Alexandriens u. Rosette's bemächtigt hatten, wurden im J. 1807 empfindlich geschlagen, u. der Mamluken entledigte sich M. A. durch blutige Gewaltthat: am 1. März 1811 lud er 480 Beys der Mamluken zu einem Feste auf die Citadelle u. ließ die Erschienenen sämmtlich durch seine Albanesen massakriren. Auch die noch in den Provinzen vorhandenen Mamluken wurden eingefangen u. niedergemacht. Inzwischen aber wurde M. A. dem Sultan Mahmud II. (s. d.) unbequem; er beauftragte seinen Vasallen mit einem Kriege gegen die Wahabiten (eine Sekte des Islam) in Arabien u. unterstützte heimlich, während M. A. im Felde weilte, einen Prätendenten, Latif-Aga; doch genügte M. A.'s schleunige Rückkehr nach Kairo, um den Prätendenten zu stürzen, u. die feige, hinterhaltige Politik der Pforte wagte nicht, ihn zu reklamiren. Der Krieg gegen die Wahabiten dauerte bis 1819 u. endete mit gänzlicher Niederlage derselben. Die nächste große kriegerische Aktion richtete sich gegen Griechenland. Der dort ausgebrochene Aufstand zwang Mahmud II., bei M. A. Hülfe zu suchen, u. dieser sandte 1824 Heer u. Flotte unter dem Befehle von Ibrahim-Pascha (s. d.). Doch nahm infolge der inzwischen eingetretenen griechenfreundlichen Stimmung der europ. Mächte der Krieg einen der Pforte ungünstigen Ausgang: bei Navarin wurde die türkisch-ägypt. Flotte durch die vereinigten Geschwader Rußlands, Englands u. Frankreichs völlig vernichtet, u. 1828 mußte Ibrahim-Pascha das von ihm bereits unterworfene Morea räumen. — Nun warf sich M. A. mit der ganzen Energie seines Charakters auf die militärische u. wirthschaftliche Reform seines Landes, u. bald glaubte er sich stark genug, sich von der Pforte ganz frei zu machen. Ein Konflikt mit dem Pascha von Damaskus lieferte einen bequemen Vorwand; 1832 rückte Ibrahim in Syrien ein, nahm Damaskus, warf in drei Schlachten bei Homs, Beylan u. Konieh die türk. Armeen nieder u. nun stellte M. A. als Friedensbedingung die Forderung erblicher Herrschaft über Aegypten u. die unterworfenen kleinasiatischen Gebiete. Diese wurde ihm zwar nicht zugestanden, weil Rußland sich jetzt der Pforte annahm, indessen im Frieden von Kutayeh (1833) erhielt M. A. wenigstens Syrien bis an den Taurus. 1839 aber begann die Pforte, von England aufgestachelt, den Krieg von Neuem, wenn auch nicht mit besserem Erfolg: 24. Juni 1839 erfocht Ibrahim bei Nisibi (zwischen Euphrat u. Aleppo) einen entscheidenden Sieg, u. das Schicksal des Osmanischen Reiches schien in M. A.'s Hände gelegt, zumal da Mahmud 1. Juli 1839 starb u. der türk. Admiral die ganze Flotte zu M. A. hinüberführte. Nun aber traten mehrere europ. Mächte energisch gegen Letzteren auf: ein engl.-österr. Landungscorps siegte im Libanon über Ibrahim u. eine engl. Flotte vor Alexandrien zwang M. A., seine Unterwerfung zu erklären. Doch hatte er noch die Energie, die anfänglich von der Pforte gestellten, übermäßig harten Bedingungen zurückzuweisen, u. unter europäischer Vermittelung erfolgte schließlich durch den Investitur-Ferman vom 1. Juli 1841 der Ausgleich dahin, daß M. A. die erbliche Herrschaft über Aegypten, jedoch mit Vorbehalt der erneuerten Belehnung des jedesmaligen Vizekönigs u. einer jährlichen Tributzahlung, zugestanden wurde. — Seine letzten Lebensjahre verlebte M. A. in völliger Geistesstumpfheit, so daß 1848 die Belehnung Ibrahim's nöthig wurde, doch starb dieser selbst noch in demselben Jahre. M. A. beschloß sein Leben auf seinem Lustschlosse Schubra bei Kairo 2. Aug. 1849; ihm folgte in der Regierung sein Enkel Abbas-Pascha.

Mohawks, ein zur Nation der Irokesen (s. d.) gehöriger Indianerstamm, welcher dem Mohawk River im nordamerik. Staate New-York den Namen gegeben; seine Wohnsitze erstreckten sich vom Champlainsee bis zum Susquehanna u. Delaware. Während des nordamerikanischen Befreiungskrieges standen sie auf Seiten der Engländer u. mußten deshalb größtentheils nach Canada auswandern.

Mohikaner, Mohecans od. Mohegans, einer der mächtigsten Indianerstämme Nordamerika's, zur Familie der Algonkins gehörig; bewohnten im 17. Jahrh. das Gebiet nordwestl. vom Long-Island-Sund u. im O. des Hudson, wurden aber von den Irokesen in das Thal des Housatonicflusses in Connecticut zurückgedrängt u. verschmolzen dort mit anderen Indianerstämmen. Am bekanntesten sind die M. durch Cooper's 1826 erschienenen Roman „Der letzte der M." (The last of the Mohicans) geworden, zu welchem der Verfasser die in den „Transactions of the historical society of Philadelphia" veröffentlichten Memoiren Heckewelder's, eines der ältesten Herrnhutermissionare, benutzt hat. Diese Memoiren behandelten nam. Abenteuer unter den zu bekehrenden Indianern u. beschäftigten sich insbes. viel mit einem Delaware-Shekomeko-Mohikaner, Namens Tschoop (Cooper's Chingachgook, gest. 1776), der ein ungewöhnlicher Mensch gewesen, von Heckewelder aber doch zu sehr romantisirt worden zu sein scheint. Cooper verlegte den Schauplatz seines Romans übrigens nach dem Staate New-York, an den Lake George ꝛc.

Mohiléw, westruss. Gouvernement, 872 □M. mit 908,858 E. (1871); wird von den Gouvernements Minsk im W., Witebsk im N., Smolensk im O. u. Tschernigow im S. umschlossen u. vom Dnjepr durchströmt, der auf der linken Seite den Sosch aufnimmt. Das im W. sich wellenförmig gestaltende Land bildet eine an Getreide reiche Tiefebene; Viehzucht, Obst- u. Gemüsekultur geben guten Ertrag u. die noch ausgedehnten Wälder liefern reichliches Holz, welches durch die Flüsse leicht exportirt werden kann. Die Bevölkerung besteht aus Rußniaken, Großrussen, Deutschen u. Juden u. treibt nam. in der Hauptstadt eine nicht unbedeutende Industrie. Dies Gebiet kam durch die 1. Theilung Polens 1772 an Rußland u. erhielt 1802 die Organisation eines bes. Gouvernements. — Die Hauptstadt M. mit 38,922 E. (1871) liegt am rechten Ufer des Dnjepr, ist freundlich u. regelmäßig gebaut u. wird von einem alten Schlosse überragt. Für die kirchlichen Verhältnisse Rußlands hat die Stadt als Sitz eines griech.-russ. Bischofs u. eines katholischen Erzbischofs, der zugleich Metropolit für alle russ. Katholiken ist, hervorragende Bedeutung. Unter den zahlreichen Kirchen ist die Kathedrale bes. bemerkenswerth; an höheren Unterrichtsanstalten besitzt M. zwei

Priesterseminare u. ein Gymnasium. In dem großen Jantschin'schen Park fand 1780 eine Zusammenkunft zwischen Katharina II. u. Josef II. statt.

Mohl, Hugo v., Botaniker, als Sohn des württemb. Oberkonsistorialpräsidenten u. Staatsraths Benjamin Ferdinand **v. M.** (geb. 4. Jan. 1766, gest. im Aug. 1845), der Jüngste von vier berühmten Brüdern, geb. zu Stuttgart 8. April 1805; studirte in Tübingen Medizin u. Naturwissenschaften, habilitirte sich das. für das Fach der Botanik, wurde bald außerord. u. 1835 ord. Professor sowie Direktor des Botanischen Gartens u. starb zu Tübingen 1. April 1872. Als Lehrer wie als Forscher, nam. auf dem Gebiete der Pflanzenphysiologie, hatte er eine höchst erfolgreiche u. verdienstvolle Thätigkeit entfaltet. Auch ist großentheils seinen Bemühungen die Errichtung einer eigenen naturwissenschaftlichen Fakultät an der Tübinger Hochschule zu verdanken. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Ueber den Bau u. das Winden der Ranken u. Schlingpflanzen" (Tüb. 1827); „Ueber die Poren des Pflanzenzellgewebes" (ebd. 1828); „Beiträge zur Anatomie u. Physiologie der Gewächse" (Bern 1834); „Liebig's Verhältniß zur Pflanzenphysiologie" (ebd. 1843); „Mikrographie, od. Anleitung zum Gebrauch des Mikroskops" (ebd. 1846); „Grundzüge zur Anatomie u. Physiologie der vegetabilischen Zelle" (Braunschw. 1851) 2c.

Mohl, Julius von, Orientalist, Bruder des Vorigen, geb. 28. Okt. 1800 in Stuttgart; studirte in Tübingen u. ging 1823 nach Paris, wo er unter de Sacy u. Rémusat Persisch u. Chinesisch trieb. 1826 wurde er zum außerord. Prof. in Tübingen ernannt, brachte aber die nächsten Jahre meist auf Urlaub in England u. Paris zu. Hier gab er 1829 mit Olshausen (aber anonym) die „Fragments relatifs à la religion de Zoroastre" heraus. 1830 veröffentlichte er die lateinische Uebersetzung des chinesischen Liederbuchs „Schi-king" vom Pater Lacharme (Stuttgart), welcher 1834—39 die lat. Uebersetzung des Pater Regis vom „Y-king" folgte (ebd.). Schon 1832 wurde er von der französischen Regierung mit der Herausgabe des großen persischen Epos, des „Schahnâme" von Firdusi beauftragt („Le livre des rois etc.", Text u. Uebersetzung, 6 Bde., Par. 1838 bis 1868). Er legte infolge dessen seine Tübinger Professur nieder u. wurde in Frankreich naturalisirt. 1844 wurde M. in die Académie des inscriptions gewählt. 1845 erhielt er die Professur des Persischen am Collége de France. 1852 wurde er an Burnouf's Stelle Inspektor des orientalischen Drucks in der kaiserl. Druckerei u. Sekretär der Société asiatique. In letzterer Stellung entfaltete er eine wahrhaft fruchtbringende Thätigkeit als Mitherausgeber des „Journal asiatique"; ausgezeichnet waren nam. seine Jahresberichte (Rapport annuel) über den Fortgang der oriental. Studien. 1867 wurde er Präs. der Société asiatique. Er starb in Paris 4. Jan. 1876.

Mohl, Moritz, Politiker u. Publizist, Bruder der Vorigen u. des Folgenden, geb. zu Stuttgart 1802; studirte in Tübingen u. auf der landwirthschaftlichen Lehranstalt in Hohenheim Staats- u. Kameralwissenschaft, wurde 1826 Referendar beim württembergischen Finanzministerium u. nach Gründung des süddeutschen Zollverbandes Assessor bei der württembergischen Oberzollverwaltung, von welcher er aber 1831 zur Finanzkammer in Reutlingen versetzt wurde. Als Frucht eines 5jähr. Aufenthaltes in Frankreich gab er 1845 die Schrift „Aus den gewerbswissenschaftlichen Ergebnissen einer Reise in Frankreich" (Stuttg.) heraus. 1841 erhielt er das Amt eines Obersteueraths in Stuttgart. Von jeher liberalen Prinzipien zugeneigt, nahm er 1848 an den politischen Reformbestrebungen lebhaften Antheil. Er ging zum Vorparlament nach Frankfurt u. erhielt auch ein Mandat in die Nationalversammlung, wo er sich zur gemäßigten Linken hielt. Um sich ganz der Sache des Volkes u. einer regeren literarischen Thätigkeit zu widmen, gab er seine Stellung im Staatsdienste auf, wie er denn auch auf seinen Familienadel verzichtete. 1849 u. 1850 Mitglied der drei kurzen württ. Landesversammlungen, gehört er auch seit Mai 1851 der II. Kammer des damals wieder nach der Verfassung von 1819 u. dem alten Wahlgesetz einberufenen Landtags an. M. ist ein hartnäckiger Großdeutscher. Seiner Preußenfeindlichkeit gab M. u. A. in seinem „Mahnruf" (Stuttg. 1867), in seiner Broschüre „Zur Münzfrage" (Tüb. 1871) u. in der Schrift „Die Frage der Reichseisenbahnen 2c." (Stuttg. 1876) Ausdruck.

Mohl, Robert v., Rechtsgelehrter u. Politiker, Bruder der Vorigen, geb. zu Stuttgart 17. Aug. 1799; studirte in Tübingen u. Heidelberg, bereiste dann Frankreich, England, Italien 2c., wurde 1824 außerord. Professor der Rechte u. 1827 ord. Professor der Staatswissenschaft in Tübingen, wo er seit 1836 zugleich das Amt eines Oberbibliothekars verwaltete. 1845 wegen seines freisinnigen Wahlprogramms als Kandidat für die II. württ. Kammer von der Regierung gemaßregelt, trat er aus dem Staatsdienst, ward aber zum Abgeordneten gewählt. Seit 1847 Professor in Heidelberg, gehörte er 1848 dem deutschen Vorparlement u. dann auch der Nationalversammlung an u. übernahm im August desselben Jahres das Reichsjustizministerium. Nachdem er nebst Heinrich v. Gagern 17. Mai 1849 zurückgetreten war, kehrte er zu seiner Heidelberger Professur zurück. Bald darauf wählte ihn die Universität auch zu ihrem Vertreter in der badischen I. Kammer, u. an dem großen politischen Umschwung, der zu Ende der 50er Jahre in Baden eintrat, hatte M. ein wesentliches Verdienst. Im Juli 1861 erhielt er den Posten des badischen Bundestagsgesandten in Frankfurt, auf dem er auch bis zur Auflösung des Bundes im J. 1866 verblieb. 1867—71 war er der letzte bad. Gesandte am bayerischen Hofe. Hierauf wurde er Präsident der Oberrechnungskammer in Karlsruhe. Auch führte er seit 1867 den Vorsitz in der badischen I. Kammer u. vertrat seit 1874 den badischen Wahlkreis Villingen-Donaueschingen im Deutschen Reichstag, wo er sich zur national-liberalen Partei hielt. Am 4. Nov. 1875 hatte er noch einer Reichstagssitzung angewohnt, starb aber plötzlich in der folgenden Nacht. So Hervorragendes M. als praktischer Politiker geleistet, seine wissenschaftlichen Verdienste sind doch noch höher anzuschlagen. Seine bedeutendsten Werke sind: „Staatsrecht des Königreichs Württemberg" (Tüb. 1829; 2. Aufl. 1846); „Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates" (3 Bde., ebd. 1832—34; 3. Aufl. 1866); „Die Ministerverantwortlichkeit in Einherrschaften mit Volksvertretung" (ebd. 1837); „Geschichte u. Literatur der Staatswissenschaften" (3 Bde., Erl. 1855—58); „Encyklopädie der Staatswissenschaften" (Tüb. 1859); „Staatsrecht, Völkerrecht u. Politik" (eine Sammlung von Monographien, 3 Bde., ebd. 1860—69) u. „Das deutsche Reichsstaatsrecht", rechtliche u. politische Erörterungen (ebd. 1873).

Möhler, Joh. Adam, einer der edelsten u. geistvollsten kathol. Theologen des 19. Jahrh., geb. 6. Mai 1796 zu Igersheim in Würtemberg; studirte zuerst auf dem Lyceum zu Ellwangen, dann in Tübingen seit 1815 Philosophie u. kathol. Theologie u. wurde 1819 zum Priester geweiht. Nachdem er kurze Zeit als Pfarrvikar zu Weil u. Riedlingen gewirkt, übernahm er 1820 eine Stelle als Repetent im Konvikt zu Tübingen u. trat 1823 nach einer längeren wissenschaftlichen Reise zu Tübingen als Dozent der Kirchengeschichte auf. Schon durch die Schrift über die „Einheit der Kirche od. das Prinzip des Katholizismus im Geiste der Kirchenväter der drei ersten Jahrh." (Tüb. 1825), einer kühnen, fast evangelisch angehauchten Lobrede auf den idealen Katholizismus, erregte er Aufsehen. 1827 ließ er, unterdeß zum außerord. Prof. ernannt, das Werk „Athanasius d. Gr. u. die Kirche seiner Zeit" (2 Bde., Tüb.) erscheinen. Die größte That seines Lebens aber war die „Symbolik od. Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken u. Protestanten" (Tüb. 1832), eine großartige Vertheidigung seiner eigenen Kirche. Das Werk rief zahllose Gegenschriften (von Marheineke, Nitzsch u. A.) u. bes. einen Schriftenwechsel M.'s mit seinem berühmten Tübinger Kollegen Chr. F. v. Baur hervor; selbst die protestantische Polemik von Hase (s. d.) wurde noch 1862 durch M. hervorgerufen. 1835 folgte M., 1828 in Tübingen ord. Prof. geworden, einem Rufe nach München, starb aber bereits 12. April 1838. Aus seinem Nachlaß wurden noch die „Gesammelten Werke" (2 Bde., Regensb. 1839 u. 40) von Döllinger, die treffliche „Patrologie od. christliche Literaturgeschichte" (ebd. 1839) von Reithmayr, endlich die „Kirchengeschichte" (3 Bde., 1867—70) von Gams herausgegeben.

Mohn (Papaver); Pflanzengattung der Papaveraceen, mit vielen für die Landschaft od. auch für den Menschen wichtigen Arten. Durch ihre großen, fünfblätterigen, meist grell-roth gefärbten Blumen machen sich die M.e unter allen Pflanzen sehr bemerklich; sie bewohnen nicht

nur die Ebene, sondern auch das Hochgebirge bis zu dessen Schneefeldern, sowie den hohen Norden. Der Alpenmohn (P. alpinum) erscheint mit weißen u. gelben Blumen zugleich noch in der Gletscherregion. Die niederen Regionen werden von der sog. Klatschrose (P. Rhoeas) u. einigen verwandten Arten (P. Argemóne, hybridum, dubium) mit rothen Blumen bewohnt. Die größte Menge der Arten fällt auf den Orient, woher auch der Schlafmohn (P. somniferum) stammt, den wir seit undenklichen Zeiten bei uns pflegen. Es geschieht bes. wegen seiner ölreichen Samen, welche in einer eigenthümlichen Kapselfrucht (Mohnkopf) enthalten sind. Dieselben kommen sowol blau als auch weiß vor. Letztere allein sind in den Apotheken gebräuchlich als vorzügliches Beruhigungsmittel bei Leiden der Athmungsorgane, des Darmkanales u. der Harnwerkzeuge. Die blauen Mohnkörner bilden in vielen Gegenden eine beliebte Speise od. dienen zur Darstellung des fetten Mohnöles, enthalten aber in ihren Rückständen nicht unbedeutende Mengen von Opium, weshalb sie auch schlaferregend wirken. Am meisten von diesem Opium (s. d.) ist in den äußeren Wänden des Mohnkopfes enthalten. Der bei uns sehr gewöhnliche Schlafmohn (P. somniferum) selbst ist ein Sommergewächs von 1—1½ m. Höhe, das seine Verzweigungen durch gegen den Gipfel hin aufrecht stehende Aeste bildet; Stengel u. Blätter bedecken sich mit einem bläulichen Reif. Die Blätter buchten sich wie bei allen Mohngewächsen vielfach aus u. sind glatt. Im Juni blüht die Pflanze u. erzeugt nach ihrem Verblühen einen ebenfalls glatten Mohnkopf, der entweder ebenfalls bläulich od. purpurroth erscheint. Nach ihm kennt man zwei Spielarten: eine, deren Köpfe sich am Scheitel durch Löcher am Rande des scheibenförmig erweiterten Mittelsäulchens von selbst öffnen (der sog. „Schüttler"), u. eine, deren Kapseln nicht aufspringen. Die erste zieht man wegen der Leichtigkeit der Samengewinnung der letzteren vor, welche ausgedroschen werden muß. Die Pflanze hat sich längst über das ganze Europa verbreitet. Die Blume, sonst weißlich od. röthlich, kommt auch in gescheckten Farben vor, weswegen man die Pflanze selbst zur Zierde in den Gärten zieht; bes. kultivirt man als Zierpflanze die als „Federmohn" bekannte Abart, welche gefüllte Blumen mit zierlich geschlitzten Blättern trägt. Das Gleiche ist übrigens auch mit anderen Arten der Fall, bes. mit dem morgenländischen M. (P. orientale od. bracteatum), dessen dunkelrothe Blumen im Grunde schwarz gefleckt sind. Ja, sogar unsere ebenfalls dem Orient entstammende Klatschrose mit fiederförmigen, behaarten Blättern u. grellrother Blume ist unsern Gärten nicht fremd; man zieht von ihr ein ganzes Heer von Spielarten bes. auf Rabatten. Verwendet werden diese Blumen nicht nur zum Färben des Weins, sondern auch als Arzneimittel (Klatschrosen-Sirup) u. zur Verzierung des Räucherpulvers.

Mohnike, Gottlieb Christian Friedrich, Theolog u. Lit.-Historiker, geb. zu Grimmen in Neuvorpommern 6. Jan. 1781; studirte in Greifswald u. Jena, wurde 1803 Hauslehrer auf Rügen, 1810 Konrektor u. 1811 Rektor der Stadtschule in Greifswald, erhielt 1813 das Pastorat an der Jakobikirche in Stralsund, war seit 1819 Konsistorial- u. Schulrath bei der Regierung in Neupommern u. Rügen u. starb zu Greifswald 6. Juli 1841. Bes. namhaft zu machen sind von seinen Schriften: „Ulrich Hutten's Jugendleben" (Greifsw. 1816); „Hymnologische Forschungen" (2 Bde., ebd. 1831 f.); „Bartholomäi Sastrowen Herkommen, Geburt u. Lauf" (3 Bde., ebd. 1823 f.); „Urkundliche Geschichte der sog. Professio fidei tridentinae" (ebd. 1822) nebst der Schrift „Zur Geschichte des ungar. Fluchformulars" (ebd. 1823); „Geschichte der Buchdruckerei in Stralsund" (Stralf. 1833) u. „in Pommern" (Stuttg. 1840); „Joh. Frederus" (Stralf. 1837—40). Auch übersetzte er viel aus den nordischen Sprachen, so insbes. Tegnér's „Frithjofs-Sage" (Stralf. 1826 u. öfter) u. „Sämmtliche Gedichte" (3 Bde., Lpz. 1840); ferner „Volkslieder der Schweden" (Berl. 1830); „Altschwedische Balladen, Märchen u. Schwänke" (Stuttg. 1836); die „Heimskringla" (Stralf. 1835—37); „Rask's Verslehre der Isländer" (Berl. 1830) ꝛc.

Mohr ist eine jetzt im Volke mehrfach gebräuchliche, im Allgemeinen ungerechtfertigte Bezeichnung für Neger od. Nigritier, indem man ursprünglich die Mauren (s. d.) kurzweg M.en nannte u. dann diesen Namen auf die schwarze Rasse Afrika's übertrug. In diesem Sinne heißt auch Shakespeares' Othello „M." soviel als Maure. Die Ethnographie lehnt die populäre Bezeichnung M. ab.

Mohr od. Moor; diesen Namen führen einige fein zertheilte Metalle (wegen ihrer schwarzen Farbe), die man durch Fällen ihrer Lösungen mit Zink in Form zarter, schwarzer Pulver erhält, so z. B. Platinmohr, Iridiummohr.

Mohr, Eduard, Weltreisender, geb. zu Bremen 1828; ging nach Beendigung seiner Lehrzeit in einem dortigen Handelskontor nach Kalifornien, wo er eine Zeit lang den Goldsucher machte, fuhr im Febr. 1851 nach den Sandwichinseln u. charterte dort ein Schiff, mit welchem er über die Aleuten nach Kamtschatka, durch die Beringsstraße u. eine Strecke entlang Asiens nordöstlicher Küste segelte; dann lief er in den Kotzebuesund ein u. landete an der Chamissoinsel, um im Sept. 1851 durch die Aleutenkette nach den Sandwichinseln zurückzukehren. Nachdem er dann mehrere Jahre in Unter-Kalifornien ein Salzexportgeschäft geleitet hatte, reiste er 1859 über Indien wieder nach der Heimat. Aber schon 1861 finden wir ihn in Handelsgeschäften abermals in Amerika u. dann auf Java, von wo er sich wieder nach Europa begab. Dann reiste er nach der Kapstadt u. von da nach Port Natal u. weiter nach dem nördlichen Zululand (vergl. seine „Reise- u. Jagdbilder aus der Südsee, Kalifornien u. Südafrika"). 1867 nach Bremen zurückgekehrt, besuchte M. die Obersteuermannsschule, um sich weiter für wissenschaftliche Reisen auszubilden. Im Dez. 1868 trat er seine zweite größere afrikanische Reise an, die ihn von Port Natal aus bis zu den Viktoriafällen des Zambesi führte (19. Juni 1870), u. zwar auf einer bisher noch unerforschten Route. Den Rückweg nahm er über Tati, Sochong, Rustenburg, den Potschefstrom u. die Stadt D'Urban in Port Natal u. kehrte 1871 nach Deutschland zurück. Die Beschreibung seiner Reise „Nach den Viktoriafällen des Zambesi" nebst einem astronomischen u. kommerziellen Anhange von M. u. einem geognostischen von Ad. Hübner über die südafrikanischen Diamantenfelder (2 Bde., Lpz. 1875) wurde auf dem letzten Geographen-Kongresse in Paris preisgekrönt. Im Frühjahr 1876 wurde M. von der deutsch-afrikanischen Gesellschaft nach der Westküste Afrika's gesandt, um von Loanda aus ins Innere vorzudringen.

Mohr, Karl Friedrich, Pharmazeut, Chemiker u. Geolog, ein geistvoller u. vielseitiger Forscher, hochverdient insbes. um die Pharmazie u. die Maßanalyse wie als Erfinder zahlreicher chemischer u. technischer Apparate, geb. zu Koblenz 4. Nov. 1806; war das. Apotheker u. Medizinalassessor bis 1864, folgte dann einem Rufe als Medizinalrath nach Bonn u. wurde dort 1867 außerord. Prof. der Geologie u. Pharmazie sowie Direktor des Pharmazeutischen Laboratoriums. Seine Hauptwerke sind: „Lehrbuch der pharmazeut. Technik" (Braunschw. 1847; 2. Aufl. 1853); „Lehrbuch der chem.-analyt. Titrirmethode (ebd. 1855 f., 2 Abth.; 4. Aufl. 1874); „Kommentar zur preuß. Pharmakopöe" (2 Bde., ebd. 1847; 3. Aufl. 1863—65); „Kommentar zur Pharmacopoea germanica nebst Uebersetzung des Textes" (ebend. 1873 flg., 10 Lief.); „Der Weinstock u. der Wein" (ebend. 1864); „Geschichte der Erde" (ebend. 1866); „Mechanische Theorie der chemischen Affinität" (ebend. 1868; Nachtrag dazu 1869) ꝛc.

Möhre (Daucus Caróta), auch Karotte, Mohrrübe, gelbe Rübe u. gelbe Wurzel, Esels- u. Gelbmöhre ꝛc. genannt, eine zu den Doldengewächsen zählende Kulturpflanze, deren Mutterpflanze noch in allen Theilen Europa's wild wächst u. meist in Gesellschaft der wilden Pastinake u. Cichorie vorkommt. Sie zeichnet sich durch ihre hübschen, ausgebreiteten, später nestartigen weißen Dolden, ein sehr zerschlitztes Laub u. eine rübenförmige Wurzel aus, die durch lange Kultur die heutige Karotte erzeugte. Dieselbe stellt sich bald in kurzen u. abgestumpften (die eigentliche Karotte), bald in langen u. kräftigen, entweder hell- od. dunkelrothen Wurzeln dar, die sämmtlich einen lehmig-sandigen Boden lieben. In diesem wenigstens erlangen sie ihren süßesten Geschmack, während sie auf humusreichem leicht einen bittern annehmen. Man züchtet bereits eine große Menge von Spielarten, die sich noch immer vermehren. Ein eigenthümlicher Zucker (Karottenzucker), verbunden mit Pflanzenschleim, einem rothen Farbstoffe (Karotin) u. aromatischem Oele, charakterisirt die Wurzel, die man auch gegen Würmer anwendet, wie sie ein vorzügliches, schmackhaftes Gemüse liefert. Um dasselbe zu möglichst verschiedenen Jahreszeiten zu haben, pflegt man die M. auch in Mistbeeten, wofür man den Samen schon im Dezember aussäet.

Mohrhirse (Sorghum vulgare), auch Kaffernhirse od. Sorghum, ein mehr als mannshohes Gras von kräftigem, maisartigem Wuchse mit bedeutender Blumenrispe, deren einzelne Blüten sich knäuelartig zusammendrängen, zu den sog. Zuckergräsern od. Bartgräsern (Andropogoneen) gehörig. Ursprünglich in Ostindien einheimisch, ist die Pflanze

gegenwärtig bei Arabern u. vielen Negerstämmen die eigentliche Brotfrucht, obgleich ihr Korn einem europäischen Gaumen wenig mundet. Dieses Korn ist von ansehnlicher Größe u. gleicht einem vergrößerten Hirsensamen mit glatter, glänzender Hülle. In unsrer Zone reift er kaum, dagegen baut man im Süden unseres Vaterlandes, ja selbst schon am Rhein, das Gras als Futterpflanze. In Italien verwendet man das Korn zur Bereitung der Polenta u. Maccaroni, während die Neger ein Bier (Merisa) aus ihm brauen. Nahe verwandt ist die M. mit der Zuckerhirse (S. saccharatum) Ostindiens. Auch diese hat man in neuerer Zeit bei uns als Zucker- u. Futtergras eingeführt, aber ohne Erfolg.

Mohrrübe, s. „Möhre".

Mohs, Friedrich, ausgezeichneter Mineralog, geb. zu Gernrode am Harz 29. Jan. 1773; studirte 1796—98 in Halle u. dann auf der Bergakademie in Freiberg u. ging 1802 nach Wien, wo er die Beschreibung der Mineraliensammlung des Bankiers van der Null übernahm. In dieser Arbeit (Wien 1804; 2. Aufl. 1806) legte er bereits seine naturhistorischen Ansichten nieder, die er nachher zum System ausbildete. Die Zeit von 1804—1811 füllten Reisen aus, welche er im Interesse der Geognosie u. des Bergbaues, zum Theil im Auftrage der Regierung, durch verschiedene Gegenden der österr. Staaten unternahm. Hierauf zum Professor der Mineralogie am Johanneum in Graz ernannt, folgte er 1818 einem Rufe als Bergkommissarius u. Professor nach Freiberg, kehrte aber 1826 nach Wien zurück, um die dortige Professur der Mineralogie zu übernehmen, wurde 1838 Bergrath u. starb zu Agordo bei Belluno, wo er die Kupferminen untersuchte, 29. Sept. 1839. Seine Leiche wurde 1866 nach Wien geschafft u. 10. März dess. Jahres auf dem Matzleinsdorfer Friedhofe beigesetzt. Dort ward ihm in demselben Jahre auch ein Denkmal gesetzt, nachdem ein solches seine Verehrer schon 1843 im Johanneum-Garten zu Graz errichtet hatten. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Versuch einer Elementarmethode zur naturhistorischen Bestimmung u. Erkenntniß der Fossilien" (Bd. 1, Wien 1813); „Charaktere der Klassen, Ordnungen, Geschlechter u. Arten od. Charakteristik des naturhistorischen Mineralsystems" (Dresd. 1820); „Grundriß der Mineralogie" (2 Bde., ebd. 1822 bis 1824; 2. Aufl. 1839; „Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreichs" (Wien 1832; 2. Aufl., fortgesetzt von Zippe, 2 Bde., ebd. 1836—39).

Moigno (spr. Moanjoh), François Napoléon Marie, Abbé, franz. Mathematiker, geb. zu Guéméné (Morbihan) 20. April 1804; machte seine Studien bei den Jesuiten u. trat dann selbst in ihren Orden ein, wurde 1836 Lehrer der Mathematik in einer ihrer Unterrichtsanstalten zu Paris, schied aber 1844 aus dem Jesuitenorden aus, da er sein Fachstudium aufgeben sollte. 1845 mit der Redaktion des wissenschaftlichen Bulletins in der „Epoque" betraut, bereiste er auf Kosten dieses Journals fast alle Länder Europa's. Eine gleiche Stellung nahm er seit 1850 bei der „Presse" u. dann beim „Pays" ein, bis er 1852 die encyklopädische Revue „Cosmos" gründete. Ein klassisches Werk sind M.'s „Leçons de calcul différentiel et intégral" (4 Bde., Par. 1840—61); außerdem dürfen erwähnt werden: „Traité de la télégraphie électr." (ebd. 1849); „Répertoire d'optique moderne" (4 Bde., ebd. 1850); „Cours de science vulgarisée" (ebd. 1865 f.); „Leçons de mecanisme analytique" (ebd. 1867); „Les éclairages modernes" (ebd. 1868) ꝛc.

Moiré (spr. Moareh) od. Mohr nennt man ein eigenthümliches, durch eine besondre Appretur bewirktes Aussehen gewebter Stoffe, welches in einem je nach der Richtung des reflektirten Lichtes wechselnden Lustre besteht, der genau die Figuren nachahmt, die sich bilden, wenn man zwei enggitterförmige Geflechte (Canevas, Gaze od. dgl.) in Rahmen gespannt hinter einander gegen das Licht hält. Der bekannte Effekt beruht auf dem nicht ganz übereinstimmenden Parallelismus der Fäden. Die Moirirung der Gewebe entsteht, indem man entweder zwei gleichartige Stofffäden zugleich durch scharfpressende Kalanderwalzen gehen läßt, od. indem man bei einem einfachen Stoffe eine geringe, ungleichmäßige Verschiebung der Schußfäden durch einen einseitigen Zug vor dem Durchgange durch die Walzen hervorbringt. Je stärker der Einschuß ist, um so schöner wird die Moirirung od. Wässerung (Moiré antique).

Moiré metallique od. Metallmohr heißt die eisblumenähnliche Verzierung der Oberfläche von verzinntem Weißblech, welche man mittels verdünnter Salpetersäure, durch welche das krystallinische Gefüge des Zinns bloßgelegt wird, hervorbringt.

Mokka, Handelsstadt am Rothen Meer u. in der südarab. Provinz Jemen, liegt 10 M. im Norden der Straße Babel-Mandeb u. zählt 4—5000 E., darunter zahlreiche Juden u. aus Ostafrika herübergekommene Somali, welche ein bes. Stadtviertel bewohnen. Die außerhalb der Stadt gelegene Moschee mit dem Grabe des schiitischen Mystikers Abu-l-Hasan-Schadeli, welcher im 13. Jahrh. den Kaffeetrank erfunden haben soll, ist ein besuchter Wallfahrtsort. Der Handel M.'s ist durch die Konkurrenz Adens sehr herabgekommen, u. von dem ehemaligen Hauptexportartikel, dem Kaffee, wird gegenwärtig fast gar nichts mehr ausgeführt; der Export des sog. Mokkakaffees, unter welchem Namen überhaupt die gesuchtesten Kaffeesorten Jemens zusammengefaßt werden, geht jetzt über Hodeida, Loheia u. Aden.

Mola, Pietro Francesco, Maler u. Kupferstecher, geb. zu Coldra bei Como im J. 1612; lernte die Elemente der Malerei bei Giuseppe d'Arpino in Rom, studirte in Venedig die großen Koloristen, bildete sich in Bologna nach seinem älteren Zeitgenossen Albani u. ließ sich dann in Rom nieder, wo er 1668 starb. Sein Hauptfach sind Historienbilder mit landschaftlichem Hintergrund, od. Landschaften mit mythologischer od. biblischer Staffage, von grandioser Komposition u. kräftigem Kolorit. Fresken von ihm befinden sich in Rom, mehrere seiner besten Gemälde besitzt das Louvre in Paris. Auch seine Kuferstiche sind geistreich u. breit in der Behandlung.



Nr. 4200. Der Teichmolch (Triton palustris).

Molasse nennt man gewisse Sandsteinbildungen sowie Kalksteine u. Mergel der Miocän- u. Pliocänformation, also der oberen Tertiärformation. Man unterscheidet hauptsächlich a) untere Süßwassermolasse (Mainzer Becken), b) obere Meeresmolasse, c) obere Süßwassermolasse. Mit dem Namen Molassegruppe bezeichnet man zuweilen auch die ganze Tertiärformation (s. d.).

Molay (spr. Moläh), Jacques Bernard de, der letzte Großmeister der Templer, geb. um 1244, stammte aus dem Hause der Herren v. Longwy u. Raon in Burgund, trat um 1265 in den Tempelherrenorden u. ward 1298 zum Oberhaupte gewählt. Da aber Philipp der Schöne von Frankreich, lüstern nach den Reichthümern der Templer u. ihre Macht fürchtend, den Orden vernichten wollte, lockte er M. von Cypern nach Frankreich u. ließ ihn nebst den übrigen in diesem Lande lebenden Rittern des Ordens 13. Okt. 1307 plötzlich verhaften, vor ein gedungenes Gericht stellen u. nach jahrlanger Kerkerhaft u. den grausamsten Folterungen 18. März 1314 verbrennen.

Molche (Schwanzlurche, Urodelen Ichthyomorpha), geschwänzte Amphibien (s. d.) von eidechsenähnlicher Gestalt mit 4, selten nur 2 Füßen. Im Larvenzustande besitzen sie Kiemen u. Lungen, im entwickelten Zustande in der Regel Lungen, in manchen Fällen restiren daneben aber noch die Kiemen. Die M. sind theils Erdmolche od. Salamander (Salamandra) mit drehrundem Schwanze u. großen Ohrdrüsen, theils Wassermolche (Triton) mit seitlich zusammengedrücktem Schwanze, keinen Ohrdrüsen u. mit flossenförmigem, bes. bei dem Männchen zur Begattungszeit hochentwickeltem Rückenhautkamm. Zu den Erdmolchen gehört der gemeine, schwarze, gelbgefleckte Feuermolch (Salamandra maculata) feuchter Waldgegenden, an den sich mancherlei Sagen knüpfen, bezüglich seiner Unverbrennlichkeit, seines Nutzens gegen Feuersbrünste, in der Goldmacherei ꝛc., u. der mexikanische Axolotl

(Ambystoma), welcher früher für einen Fischmolch gehalten wurde. Ihnen schließt sich an der japanische, über 1 m. lange Riesenmolch (Salamandra maxima od. Cryptobranchus japonicus), endlich der als Scheuchzer's vorsintflutlicher Mensch (homo diluvii testis) bekannte sog. fossile M. des Oeninger Schiefers (Andrias Scheuchzeri od. Cryptobranchus primigenius). Zu den Wassermolchen gehören die orangefleckigen Arten (Triton palustris, punctatus etc.) unserer Teiche u. Pfützen. Als Fischmolche (s. d.) od. Kiemenmolche werden die mit dauernden Kiemen versehenen Wassermolche bezeichnet; Schuppenmolche endlich sind soviel wie Lungenfische.

Moldau, der größte Nebenfluß der Elbe in Böhmen, entsteht aus dem Schwarzbache u. dem Moldaubache, welche im Böhmerwalde am Schwarzberge u. Tafelberge entspringen, u. führt dann den Namen der Warmen M. Diese nimmt die Kalte M. auf u. fließt als M. durch ein 7 M. langes Längenthal nach SO., um sich bei Hohenfurth durch die 1000 m. lange Paßenge der Teufelsmauer in prächtigen Stromschnellen hindurchzuarbeiten u. nach N. ihren Lauf zu wenden. Bei Rosenberg beginnt die Flößbarkeit des Flusses, von Budweis an ist er schiffbar. Auf der rechten Seite münden die 7 M. lange Malsch (tschech. Malše) bei Budweis, die 17 M. lange Luschnitz (Lužnice), welche den Rosenberger Teich, den größten Böhmens, durchströmt, die 24 M. lange Sazawa; links nimmt die M. auf die Wotawa, welche in ihrem Oberlauf Wydra heißt u. einen Lauf von 14 M. hat, u. die Beraun (Berounka), ihr größter Nebenfluß, 29 M. lang u. von Beraun an für Kähne fahrbar. Nach der Mündung des letzteren Flusses kann die M. auch Dampfschiffe tragen; bei Melnik vereinigt sie sich mit der Elbe. Das tief eingeschnittene, meist von Felsen eingeschlossene Thal der M. hat für den Handel keine hervorragende Bedeutung; von bedeutenderen Städten liegen an ihren Ufern Prag, Budweis u. Krumau. Die Länge des Laufes beträgt 57 M., das Flußgebiet umfaßt 454 □M.



Nr. 4201. Jakob Moleschott (geb. 9. Aug. 1822).

Moldau, s. „Rumänien". **Molecule,** s. „Atome".

Molecularkräfte nennt man die anziehenden u. abstoßenden Kräfte, welche Physik u. Mechanik zwischen den Moleculen als wirksam annehmen. Es gehören zu diesen Kohäsion, Adhäsion, chemische Affinität, Koërzitivkraft 2c. Auch die elektrischen Licht- u. Wärmeerscheinungen müssen durch die Wirkung von M.n erklärt werden.

Moleschott, Jakob, holländ. Physiolog, geb. als Sohn eines Arztes zu Herzogenbusch 9. Aug. 1822; studirte seit 1842 in Heidelberg Medizin, u. noch vor seiner Doktorpromotion (1845) ward eine Arbeit M.'s über die Pflanzenernährung von der Haarlemer Universität preisgekrönt. Seit 1845 prakt. Arzt in Utrecht, beschäftigte er sich viel mit Chemie u. Physiologie, während er in der Philosophie seinem Lehrer, dem abstrakten Hegel, mehr u. mehr untreu wurde u. sich der Richtung Feuerbach's näherte. Im J. 1847 habilitirte er sich als Dozent der Physiologie u. Anthropologie in Heidelberg, wo er 1853 auch ein physiologisches, von der Universität unabhängiges Laboratorium gründete. Sein eben erschienenes Hauptwerk „Der Kreislauf des Lebens", in welchem die materialistischen Richtungen der Philosophie eine eminente Stütze sahen, machte ein enormes Aufsehen. Nachdem M. zu freiwilliger Entsagung auf sein akademisches Wirken in Heidelberg veranlaßt worden war, folgte er im Herbste 1855 einer Berufung an das neubegründete eidgenössische Polytechnikum in Zürich, übernahm aber 1861 eine Professur an der Universität in Turin. Seine wissenschaftliche Richtung, d. h. seine materialistische Auffassung aller Lebensthätigkeit, hat viele u. lebhafte Anfechtungen erfahren, doch haben auch seine heftigsten Gegner den Ernst u. die Redlichkeit seiner Forschung, die Konsequenz seines Denkens, die klare, bestimmte u., nach Umständen im geistreichen Gewande, auch allgemein verständliche Form seiner Darstellungsweise nicht zu bestreiten vermocht. Seine Hauptwerke sind: „Physiologie der Nahrungsmittel" (Darmst. 1850; 2. Aufl. Gießen 1859); „Lehre der Nahrungsmittel für das Volk" (Erl. 1850—53; 3. Aufl. 1858; engl. von Bronner, 1856); „Physiologie des Stoffwechsels" (ebd. 1851); „Der Kreislauf des Lebens" (physiologische Antworten auf Liebig's „Chemische Briefe", Mainz 1852; 5. Aufl. 1875); „Physiologisches Skizzenbuch" (Gießen 1861); „Georg Forster, der Naturforscher des Volks" (Frankf. 1855; 2. Aufl. 1862). Auch giebt er die Zeitschrift „Untersuchungen zur Naturlehre der Menschen u. Thiere" (Gießen 1856 ff.) heraus.

molestiren (a. d. lat.), beschwerlich werden, beunruhigen, plagen.

Molfetta, Stadt in der südital. Provinz Bari mit 26,829 E. (1871); liegt hart am Adriat. Meere, ist Sitz eines Bischofs u. treibt Schiffbau u. lebhafte Fischerei. Die ehemalige Kathedrale in der engen, von Mauern umgebenen Altstadt zeigt theilweise byzantin. Bauformen, die neue liegt außerhalb der Stadt. In der Nähe von M. liegen reiche Salpetergruben.

Molière, Jean Baptiste, berühmtester franz. Lustspieldichter, geb. 15. Jan. 1622 zu Paris als Sohn eines Tapezirers, welcher zugleich das Amt eines königl. Kammerdieners bekleidete; war für das Gewerbe u. das Amt seines Vaters bestimmt, empfing aber doch durch Vermittelung seines Großvaters eine tüchtige wissenschaftliche Bildung in dem berühmten, von den Jesuiten geleiteten Collége de Clermont (später Lycée Louis le Grand). Aus diesem nach Beendigung seiner Studien entlassen, trat er — nachdem er vielleicht erst noch eine kurze Zeit sich dem Studium der Rechtswissenschaft gewidmet hatte — von seiner Leidenschaft zur Bühne hingerissen, in die von dem Geschwisterpaar Jacques u. Madeleine Béjart geleitete Schauspielergesellschaft des „Théatre illustre" ein, wobei er seinen eigentlichen Familiennamen Poquelin mit dem noch nicht hinreichend erklärten Namen M. vertauschte. Mit dieser Truppe nun durchzog er zwölf Jahre lang (1646—58) die meisten Provinzen Frankreichs, nicht blos als Schauspieler, sondern auch als Schauspieldichter wirkend. Im J. 1658 kehrte er, inzwischen Direktor seiner Gesellschaft geworden, mit dieser nach Paris zurück u. erhielt die Erlaubniß, 24. Okt. eine erste Vorstellung vor dem königl. Hofe zu geben. Da die Leistungen der Truppe den Beifall Ludwig's XIV. fanden, so wurde sie zur „troupe de Monsieur", d. h. des Herzogs von Orléans, Bruders des Königs, ernannt u. später (1665) selbst zur königlichen Hoftheatergesellschaft erhoben. Als Spiellokal erhielt sie zunächst das Palais Petit-Bourbon u. nach dessen Niederreißung (1661) einen Saal im Palais Royal angewiesen. M. erfreute sich der ganz besonderen Gunst des Königs, u. da auch seine finanzielle Lage eine sehr günstige wurde, so wären seine äußeren Verhältnisse recht glückliche zu nennen gewesen, wenn nicht seine im J. 1662 erfolgte Verehelichung mit der 17jähr. Armande Béjart, der um 27 Jahre jüngeren Schwester Madeleine's, dies Glück völlig getrübt hätte. Armande war ihres großen Gatten unwürdig u. ihr pflichtvergessenes Betragen machte bald eine stillschweigende Trennung der Ehe nothwendig. Es kam hinzu, daß die böswillige Verleumdung ausgesprengt ward, Armande sei M.'s eigene Tochter von Madeleine, eine Verleumdung, deren Grundlosigkeit übrigens urkundlich nachgewiesen werden kann. Leicht begreiflich ist es, daß infolge solches ehelichen Unglücks u. derartiger gehässiger Angriffe M.'s Seelenstimmung äußerst getrübt wurde; aber nicht der Kummer allein, auch ein unheilbares Brustleiden untergrub rasch die Gesundheit des großen Dichters, u. schon 17. Febr. 1673 — nachdem er noch am Abende

vorher mit dem Aufgebote der letzten Kräfte die Titelrolle seines „Malade imaginaire“ gespielt hatte — erlag er seinen Leiden. Noch im Tode blieb er den Anfeindungen seiner Gegner ausgesetzt: die Geistlichkeit weigerte sich, den Schauspieler u. den Dichter des „Tartufe“ mit den üblichen kirchlichen Ehren zu bestatten, u. konnte nur durch einen direkten Befehl des Königs dazu bestimmt werden. — M.'s Lustspiele sind von sehr ungleichem Werthe: die einen können nur als launige u. geschickt entworfene Gelegenheitsdichtungen betrachtet werden, während die anderen geniale Meisterwerke sind u. ihrem Verfasser den Ruhm des größten komischen Dichters nicht nur Frankreichs, sondern des modernen Europa überhaupt verliehen haben. Unter diesen letzteren verdienen bes. genannt zu werden: „Les Précieuses ridicules“ (1659); „L'école des maris“ (1661); „L'école des femmes“ (1662); „Le Tartufe“ (1664); „Le Misanthrope“ (1666); „Le Bourgeois gentilhomme“ (1670); „Les femmes savantes“ (1670); „L'Avare“ (1668) u. „Le Malade imaginaire“ (1672). In diesen Werken hat M. die höchste Aufgabe des komischen Dichters, die Menschen durch die witzige Darstellung ihrer sittlichen Fehler u. Gebrechen zu belehren u. zu bessern, in würdigster Weise aufgefaßt u. mit bewundernswerther Kunst gelöst. Besonders waren es die Frömmelei, das Blaustrumpfthum der Frauen u. die anmaßliche Ignoranz der Aerzte, welche M. mit der scharfen Geißel seines Witzes verfolgte u. für welche er unsterbliche Charaktertypen schuf.



Nr. 4202. Jean Baptiste Molière (geb. 15. Jan. 1622, gest. 17. Febr. 1673).

Aber auch in denjenigen Stücken, welche, wie z. B. der „Amphitryon“ (1668), eines solchen tieferen Grundgedankens entbehren, ist die feine Anlage der Intrigue u. der kunstvolle Bau des Dialoges zu bewundern. — Die Zahl der Ausgaben der Lustspiele M.'s ist ungemein groß, die beste u. neueste ist die von Despois besorgte (Par. 1874 ff.); eine Ausgabe mit deutschem Kommentar, Einleitungen u. Exkursen giebt seit 1873 Laun heraus (Berl., bis jetzt 6 Bde.); die beste deutsche Uebersetzung ist diejenige des Grafen W. v. Baudissin (Lpz. 1865 ff.). — Vgl. Tachereau, „Histoire de la vie et des ouvrages de M.“ (Par. 1825).

Molina, Graf von, s. „Karlos (Don) Maria Joseph Isidor von Bourbon“.

Molique (spr. Mohlik), Wilhelm Bernhard, ausgezeichneter Violinspieler u. Komponist, geb. 7. Okt. 1803 (nach Einigen 1802) zu Nürnberg, wo sein Vater Stadtmusikus war; erhielt seinen ersten musikalischen Unterricht durch seinen Vater, wurde 1816 in München Schüler des Konzertmeisters Rovelli, erhielt 1818 eine Anstellung im Orchester des Theaters an der Wien, kehrte aber 1820 als Nachfolger Rovelli's nach München zurück u. folgte 1826 einem Rufe als Hofmusikdirektor in Stuttgart, in welcher Stellung er, inzwischen durch Kunstreisen seinen Ruf weit verbreitend, bis 1849 blieb, um alsdann nach London überzusiedeln. Im J. 1866 kehrte M. nach Deutschland zurück u. starb zu Kannstadt bei Stuttgart 10. Mai 1869. — M.'s Kompositionen bestehen in Konzerten u. verschiedenen anderen Sachen für Violine, in Streichquartetten u. sonstigen Kammermusiksachen, Liedern u. Gesängen, einigen Messen, dem Oratorium „Abraham“, einem Violoncell-Konzert 2c. u. zeichnen sich ebenso durch Noblesse u. Geschmack der Erfindung wie durch Meisterhaftigkeit in der Handhabung der Kunstmittel aus.

Molken (Schotten, lat. Serum lactis) nennt man die von ihrem Fett u. Käsestoff befreite Milch; je nachdem die Abscheidung dieser Substanzen auf die eine od. die andere Weise geschieht, unterscheidet man süße u. saure M. Letztere bilden sich ganz von selbst, wenn man die Milch so lange stehen läßt, bis sie sauer geworden ist; es hat sich dann aus dem Milchzucker der Milch Milchsäure gebildet, welche die Abscheidung des Käsestoffes u. des Butterfettes bewirkt. Diese saure M. ist eine wässrige, trübe, sauer schmeckende Flüssigkeit, die jedoch außer zur Bereitung von Milchsäure keine Verwendung findet. Die süße M. dagegen wird sowol zur Erzeugung des Milchzuckers benutzt, als auch Kranken zum zeitweiligen regelmäßigen Genuß als Molkenkur verordnet. — Die süßen M., welche bei der Bereitung der Süßmilchkäse in großer Menge als Nebenprodukt gewonnen werden, enthalten außer dem schon erwähnten Milchzucker in Wasser gelöste Salze (Chlornatrium, Chlorkalium, phosphorsaures Kali) u. einen eiweißartigen Körper. Zur Gewinnung der M. wird frische u. gut abgerahmte Kuh- od. Ziegenmilch mit etwas Lab (s. d.) versetzt u. $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{2}$ Stunde lang über gelindem Feuer auf 30—40° R. erhitzt, welche Temperatur jedoch während dieser Zeit nicht überschritten werden darf. Nach erfolgter Gerinnung rührt man die Milch um u. erhitzt dann erst bis zum Kochen. Man trennt hierauf die M. von dem ausgeschiedenen Käsestoff mittels Durchseihens durch Leinewand. Zuweilen wird der Milch bei der Molkenbereitung ein wenig Weinstein od. Citronensäure zugesetzt. Molkenkuranstalten giebt es in zahlreichen Orten Deutschlands u. der Schweiz, u. sie verdanken ihre Erfolge nicht blos dem Genuß der M., sondern auch dem Aufenthalte u. der Bewegung in frischer, reiner Luft.

Moll (vom lat. mollis, weich), in der modernen Musik dasjenige der beiden Tongeschlechter mit seinen Transpositionen, in welchem die kleine Terz u. Sexte vorherrschend sind. Mollskala ist die diatonische Skala dieses Geschlechts mit ihren Transpositionen, in welcher der diatonische Halbton auf der 2. u. 5. Stufe sich befindet, z. B. A H⁀C D E⁀F G A; doch erfährt sie im melodischen wie im harmonischen Gebrauche unter Umständen einzelne Abänderungen, indem in Schlüssen mit dem Dominantakkord der siebente Ton der Tonleiter (als Leitton, Terz des Dominantakkordes), um einen halben Ton erhöht, in die große Septime verwandelt wird. Geht die Sexte dieser erhöhten Septime voraus, so muß sie gleichfalls, im melodischen Interesse, zur Vermeidung des übermäßigen Sekundschrittes, aus einer kleinen in eine große verwandelt werden. Molldreiklang ist der Dreiklang, welcher neben der reinen Quinte die kleine Terz enthält, od. in dem die kleine Terz über dem Grundtone liegt, z. B. A C E, D F A, C Es G 2c. — In der älteren Musik bezeichnete man mit M. (mollis) die unserm heutigen B entsprechende Tonstufe. Im alten Tonsystem hatte nur die zweite Stufe von A zwei chromatisch verschiedene Saiten, von denen die tiefere gegen den Ton A eine kleine Sekunde ausmachte, also mit unserm heutigen B übereinkam, während die höhere, unserm heutigen H entsprechend, eine große Sekunde betrug. Jene tiefere B-Saite, mit ♭ molle od. rotundum bezeichnet, wurde B molle, diese höhere, mit ♮ (♭ durum od. quadratum) notirte, B durum genannt.

Möllendorf, Richard Joachim Heinrich v., preuß. General-Feldmarschall, geb. 1725 auf seinem väterlichen Gute Lindenberg in der Priegnitz; begleitete als Page Friedrich d. Gr. in den ersten Schlesischen Krieg, machte den zweiten als Fähnrich mit u. ward zu Ende desselben schon Hauptmann u. Flügeladjutant des Königs. Im Siebenjähr. Kriege that er sich aufs Rühmlichste hervor, so insbes. in den Schlachten bei Leuthen, Hochkirch u. Torgau wie bei der Belagerung von Schweidnitz, u. rückte infolge dessen zum Generalmajor auf. Seit 1774 Generalleutnant, befehligte er im Bayerischen Erbfolgekriege unter Prinz Heinrich ein Corps. Seit 1783 war M. Gouverneur von Berlin; Friedrich Wilhelm II. ernannte ihn 1787 zum General der Infanterie u. 1793 zum Feldmarschall. Zwar machte sich M. als Gegner des Krieges mit Frankreich bei Hofe mißliebig, trotzdem wurde er 1794 der Nachfolger des Herzogs von Braunschweig im Oberbefehl über das preuß. Heer. Auch noch an

der Schlacht bei Jena (1806) nahm der greise Feldherr Theil. In Erfurt gefangen genommen, erhielt er die Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren. Im Besitz einer Domherrnstelle in Havelberg, starb M. daselbst 28. Jan. 1816.

Moller, Georg, namhafter Architekt u. Kunstschriftsteller, geb. zu Diepholz (Provinz Hannover) 22. Jan. 1784. Zunächst Schüler von Weinbrenner in Karlsruhe, dann 1807—10 in Italien weiter ausgebildet, wurde er später Hofbaumeister in Darmstadt. Die hauptsächlichsten seiner Bauten sind das Hoftheater in Darmstadt (1818—19), die katholische Kirche daselbst (1822—27) u. das neue Theater in Mainz (1832 u. 33). Unter seinen kunstwissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben seine „Konstruktionslehre“ (Darmst. 1833 ff.) u. seine „Denkmäler der deutschen Baukunst“ (2 Bde., ebd. 1821; 4. Aufl. 1854) mit Fortsetzung von Gladbach. Er war es, der 1814 auf einem Speicher in Darmstadt die Originalrisse des Domes zu Köln fand. M. starb zu Darmstadt 13. März 1852.

Mollusken, s. „Weichthiere“.

Mollwitz, Dorf, 9 Km. im W. von Brieg (Reg.-Bez. Breslau), ist berühmt durch die erste Schlacht Friedrich's d. Gr., den 10. April 1741 im ersten Schlesischen Kriege, nam. durch den von Schwerin erfochtenen Sieg der Preußen über die Oesterreicher unter Neipperg.

Molo (ital.), ein an der Mündung eines Hafens ins Meer geführter Steindamm, der die Schiffe vor Andrang der Wellen od. vor feindl. Angriff zu schützen u. die Verschlammung des Hafens zu verhindern bestimmt ist.

Moloch pflegt man nach der alexandrinischen Bibelübersetzung denjenigen phönikischen Gott zu nennen, welcher in der hebräischen Bibel Molech heißt. Der Name bedeutet König. Es ist zu ihm hinzuzudenken Baal, also Baal der König. Der Gott M. ist nämlich nichts Anderes als eine Erscheinungsform des Gottes Baal, welche allmählich zu einer besonderen Gottheit entwickelt worden ist. Baal nun ist: der Herr, näher der Herr des Himmels, weshalb er auch Baalsamem, d. h. Herr des Himmels, heißt. Dieser Herr des Himmels hinwiederum ist die Sonne. M. ist näher die personifizirte verderbliche Gewalt der Sonne; wegen dieser seiner unheilvollen Natur wurden ihm Menschenopfer gebracht. In Phönikien u. dessen Kolonien, nam. in Karthago, opferte man ihm Kinder, wie griech. u. lat. Schriftsteller berichten; Letztere kombiniren deshalb den M. der Karthagenienser mit Kronos, bezw. Saturn. Nach dem Zeugnisse des Tertullian bestanden diese Kinderopfer in Afrika bis in die Zeiten des Tiberius. Diese Sitte, den M. durch Kinderopfer zu verehren, entlehnten die Israeliten, wie so manchen andern Aberglauben, von den Phönikiern. Wiewol ein solcher Greuel im Gesetze ausdrücklich verboten worden war (3. Mos. 18, 21 ff.), bestand er sowol im Reiche Israel als im Reiche Juda. In Jerusalem war eine Kultstätte des M. im Thale Ben Hinnom. Die Opferung der unschuldigen Kinder wird im Alten Testamente euphemistisch bezeichnet als ein „durchs Feuer gehen lassen“. Da noch Ezechiel der Sitte Erwähnung thut, so scheint sie bis zur Vernichtung des jüdischen Staatswesens durch die Babylonier gedauert zu haben. Nach der jüdischen Ueberlieferung war M. eine eherne Figur mit ausgestreckten Armen. In diese legte man die Kinder, nachdem man die Figur glühend gemacht. Das Geschrei der armen Schlachtopfer übertönte man durch lärmende Musik.

Molosser, ein alter hellenischer Stamm, wohnten Anfangs nördlich vom epirotischen Dodona um das Gebirge Tymphe herum u. westlich bis zum Gebiete der Atintanen, in viele Gemeinden getheilt u. beherrscht von Königen aus dem Geschlechte der Aeakiden. Unter ihren offenen Ortschaften war Passaron die bedeutendste. Bald nach den Perserkriegen dehnten sie aber ihr Gebiet auf Kosten der Thesproter nach Süden aus u. erreichten unter Pyrrhos, der seine Residenz in Ambrakia aufschlug, den höchsten Gipfel der Macht. Nach dem Tode seines Enkels Pyrrhos III. 192 v. Chr. zerfiel das Molossisch-epirotische Reich in mehrere kleine Demokratien u. wurde eine leichte Beute der Makedonier u. später der Römer.

Moltke, ein altes, heute in Mecklenburg, Dänemark, Schweden u. Preußen ansässiges Adelsgeschlecht, das sich in drei Linien theilt: in eine ältere, vormals Württembergische Linie, eine sechsfach verzweigte jüngere od. Dänische Linie u. in eine neuere od. Preußische Linie. — Die erstgenannte Linie wurde 19. Okt. 1776 in den Reichsgrafenstand erhoben; ihr jetziger Chef ist der preuß. Rittmeister z. D. Graf Friedrich **v. M.**, geb. 22. Sept. 1831. — Ein jüngerer Bruder des Stifters dieser Linie, Adam Gottlob **v. M.**, geb. zu Riesenau, dem Stammgute des Geschlechts, 10. Nov. 1710, kam in frühester Jugend an den dänischen Hof, wurde der vertraute Freund König Friedrich's V., der ihn zum Staats- u. Premierminister ernannte u. 31. März 1750 zum Lehnsgrafen von Bregentved erhob; er starb 25. Sept. 1792. Von seinen zahlreichen Söhnen u. deren Nachkommen haben mehrere im höheren dänischen Staatsdienst eine Rolle gespielt. — Gründer der neueren od. Preuß. Linie ist Helmuth Karl Bernhard, Graf **v. M.**, preuß. Generalfeldmarschall u. Generalstabschef des deutschen Reichsheeres, der dritte von sieben Söhnen des dänischen Hauptmanns u. nachmaligen Generalleutnants Friedrich Philipp Viktor v. M. (geb. 1768, gest. zu Wandsbeck bei Hamburg 1845) aus dessen Ehe mit Henriette Sophie Paschen, der 1837 verstorbenen Tochter des Geh. Finanzraths Paschen in Hamburg, geb. 26. Okt. 1800 zu Parchim (Mecklenburg-Schwerin). Seit 1812 Schüler der Landkadetten-Akademie in Kopenhagen, trat er 1818 in dänische Kriegsdienste, vertauschte diese aber 12. März 1822 mit den preußischen, machte 1823—26 den Kursus auf der allgemeinen Kriegsschule durch, wurde 1827 als Premier-Leutnant der Topographischen Abtheilung des Großen Generalstabes zugetheilt u. rückte 1835 zum Hauptmann auf. Ende dess. Jahres unternahm er eine Reise nach dem Orient. In Konstantinopel dem Sultan Mahmud vorgestellt, ward M. mit Genehmigung der preuß. Regierung dafür gewonnen, die türkische Armee reorganisiren zu helfen.



Nr. 4203. Hellmuth Karl Bernhard Graf v. Moltke (geb. 26. Okt. 1800).

Infolge dessen trat er 1836 als Oberst (Miralai) zeitweilig in die Dienste der Pforte, begleitete den Sultan auf seiner zweimonatlichen Rundreise durch Rumelien u. Bulgarien, arbeitete dann einen Plan für die Reorganisation der osmanischen Truppen u. die Einführung des Landwehrsystems nach preuß. Muster aus, wohnte auch den Feldzügen gegen die Kurden u. die Aegypter bei. 1839 kehrte M. nach Preußen zurück, trat hier wieder in den Generalstab u. wurde 1842 Major, als welcher er 20. April dess. J. seine Stiefnichte Mary v. Burt (geb. 1825 zu Kiel) heirathete. Diese begleitete ihn auch nach Rom, wo er 1845—47 als persönlicher Adjutant des Prinzen Heinrich lebte. Nach dessen Tode dem Generalkommando am Rhein zugetheilt, ward er 1848 Abtheilungsvorsteher im Großen Generalstabe, noch in demselben Jahre Generalstabschef beim 4. Armeecorps, 1856 als Generalmajor Adjutant des Prinzen (späteren Kronprinzen) Friedrich Wilhelm u. 18. Sept. 1858 Chef des Generalstabes der Armee. In dieser noch heute von ihm bekleideten Stellung 1859 zum Generalleutnant befördert, half er 1864 den gemeinsamen Plan für die Operationen im Kriege gegen Dänemark ausarbeiten, die er dann auch selbst unter Prinz Friedrich Karl leitete. Sein Werk war hierauf der geniale Feldzugsplan für den 1866er Krieg gegen Oesterreich. Im Juni 1866 zum General der Infanterie ernannt,

begleitete M. den König ins Feld, leitete nach der Schlacht bei Königgrätz den weiteren Vormarsch gegen Olmütz u. Wien, unterhandelte die fünftägige Waffenruhe, welche 22. Juli eintrat, u. schloß während derselben den Waffenstillstand mit Friedenspräliminarien ab. Die Anerkennung seiner Verdienste erfolgte damals durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens u. des Kolberg'schen (2. pommer.) Grenadierregiments Nr. 9. Sich in noch höherem Grade als einer der größten „Schlachtendenker" aller Zeiten zu bethätigen erhielt M. überreiche Gelegenheit durch den Deutsch-franz. Krieg 1870—71 (s. d.), für den er schon lange vorher den Plan vorbereitet hatte. Die strategische Leitung des ganzen Feldzugs lag in den Händen M.'s, der sich stets im Hauptquartier des Oberfeldherrn befand. „Getrennt marschiren, vereint schlagen" war der Wahlspruch seiner Kriegsführung, durch dessen Befolgung sein wunderbar klarer u. übersehender Geist bezweckte, jedem Heerestheile die möglich größte Beweglichkeit u. Leistungsfähigkeit so lange als möglich zu wahren u. ihn am Tage der Entscheidung für ungehemmte Mitwirkung zur Stelle zu haben. Dabei erwog er die Leistungsfähigkeit der einzelnen Führer u. Truppen in Marsch u. Gefecht, die Straßen, die Verpflegung, die möglichen Hindernisse durch Terrain, Wetter ꝛc. sowie die Beschaffenheit des Feindes mit einer Gründlichkeit, welche seinen Berechnungen einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gab; überdies ließ ihm sein Genie alle diese bestimmenden Verhältnisse schnell zu einem sehr deutlichen u. richtigen Bilde der Situation werden, welches ihm gestattete, seine Entschlüsse rasch u. sicher zu fassen. 28. Okt. 1870 erhob ihn sein König in den Grafenstand, dessen Vererbung nach der Primogenitur für den jedesmaligen Besitzer des 17. Febr. 1868 errichteten u. aus den Rittergütern Kreisau, Wierischau u. Niedergrädiß bei Schweidnitz in Schlesien sowie eines aus 450,000 Morgen Landes bestehenden Familienfideikommisses zu erfolgen hat. Da übrigens M., der seit 24. Dez. 1868 Wittwer ist, keine Leibeserben hat, so sollen die Nachkommen seines jüngeren Bruders, des Frhrn. Adolf v. M. (geb. zu Lübeck 1805, gest. zu Lugano 7. April 1871), zur Erbfolge gelangen. Am 22. März 1871 erhielt M. auch das Großkreuz des Eisernen Kreuzes u. gelegentlich des Truppeneinzuges in Berlin, 16. Juni 1871, die Würde eines Generalfeldmarschalls. Ferner wurde er 1872 als lebenslängliches Mitglied ins preuß. Herrenhaus berufen u. erhielt die bedeutendste der von Kaiser Wilhelm nach dem Kriege zur Vertheilung gebrachten Gelddotationen. Doch ist auch die Dankbarkeit des deutschen Volkes vielfach zum Ausdruck gekommen; so nam. durch seine Ernennung seitens vieler Städte zum Ehrenbürger u. durch seine Wahl in den Norddeutschen u. den Deutschen Reichstag, an deren Debatten er sich aber nur sehr selten betheiligt hat. Hohe Meisterschaft hat M. auch auf dem militärisch-literarischen Felde bewiesen. Er schrieb: „Der russ.-türk. Feldzug in der europ. Türkei 1828—29" (Berl. 1835) sowie „Briefe über Zustände u. Begebenheiten in der Türkei aus den J. 1835—39" (ebd. 1841) u. leitete die Ausarbeitung der von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes verfaßten Werke über den Feldzug von 1866 in Deutschland (5 Hefte, 1867 f.) u. den Deutsch-franz. Krieg 1870—71 (1872 ff.). Außerdem veröffentlichte er eine Karte von Konstantinopel u. dem Bosporus, ein Memoire über die Konstruktion der Karte von Kleinasien u. Türkisch-Armenien in 6 Blättern (mit den preuß. Offizieren Vincke, Fischer u. Kiepert) u. eine topographische Karte von Rom u. dessen Umgegend in 2 Blättern.

Molukken od. Gewürzinseln ist der Gesammtname für die zwischen Celebes u. Neuguinea gelegenen Inselgruppen, welche die niederländischen Residentschaften Ternate (1129,7 □M. mit 97,913 E.), Amboina (478,9 □M. mit 94,745 E.) u. Banda (411,3 □M. mit 155,453 E.) bilden u. zusammen ein Areal von 2020 □M. mit 348,111 E. (1873) bedecken. Die Molukkensee trennt diesen Theil des ostind. Archipelagus von Celebes. Die größte von allen diesen Inseln ist das unter den nördl. M. gelegene Halmahera od. Dschilolo, dessen Westküste von der Reihe der sog. Kleinen M. begleitet wird. Unter letzteren ist die wichtigste Insel Ternate, die größte Batschan. Im N. Halmahera's liegt Morotai, im S. Groß Obi; im O. der Dschilolostraße der schon zu Neuguinea zu rechnende, aber noch den M. zugehörige Waigeu-Misol-Archipel. Die mittleren M. bestehen hauptsächlich aus Ceram, Amboina, Buru, den Bandainseln u. den Sulainseln, während die südl. M. mit den Südwestinseln u. Timor-Laut eine östl. Fortsetzung der Kleinen Sundainseln bilden u. die Key- u. Aruinseln sich an Neuguinea anschließen. Die größeren M. sind durchgängig gebirgig, tragen zahlreiche Vulkane u. sind häufig verheerenden Erdbeben ausgesetzt. Eine Menge von Riffen u. Korallenbänken macht den Seeverkehr zwischen den einzelnen Inselgruppen in gewissen Gegenden sehr beschwerlich für größere Fahrzeuge u. ist eine wesentliche Ursache, daß die malayischen Piraten, die bes. auf Obi im S. von Dschilolo einen Hauptschlupfwinkel besitzen, auch jetzt noch auf ihren flachen Prahus ihr Handwerk forttreiben können. Die reichliche Bewässerung u. die Fruchtbarkeit des verwitterten vulkanischen Gesteines lassen die Pflanzenwelt auf diesen Inseln außerordentlich üppig sich entfalten; ausgedehnte Urwälder bedecken die Abhänge der Berge; wo jedoch der Mensch den Boden urbar gemacht hat, da gedeihen in größter Fülle fast alle Nutzpflanzen der asiat. Tropenländer; Sago- u. Kokospalme liefern den Eingeborenen den größten Theil ihrer Nahrung; die kommerzielle Bedeutung dieser Inseln liegt aber in der Kultur der Gewürzbäume, nam. der Gewürznelken u. Muskatnüsse. In der vorzüglichsten Qualität kommen erstere von Amboina, letztere von den Bandainseln, doch werden sie auch auf den übrigen M. seit der Aufhebung des Regierungsmonopols angebaut u. bilden dort mit ihren leicht verwildernden Bäumen an einzelnen Stellen sogar ganze Wälder.



Nr. 4204. Sagogewinnung auf Amboina.

Um den Preis dieser Gewürze hoch zu erhalten, zwangen die Niederländer die eingeborenen Häuptlinge, die kostbaren Pflanzen auf allen anderen Inseln als jenen genannten zu vernichten, machten die Kultur dieser Gewürze zu einem Regierungsmonopol u. ließen nur geringe Quantitäten auf die europ. Märkte gelangen. Als aber trotz aller Vorsichtsmaßregeln junge Pflanzen nach Malakka u. selbst nach den Antillen kamen u. die M. am Ende des vorigen Jahrh. in die Hände der Briten fielen, welche sie erst 1814 an die Niederländer wieder abtraten, begann eine freisinnigere Handelspolitik, u. jetzt ist die Gewürzkultur vollständig der Privatspekulation überlassen. Die durchschnittliche jährliche Produktion von Muskatnüssen auf den Bandainseln beträgt 300,000 Kg., von Muskatblüten 80,000 Kg. Eßbare Vogelnester, Perlen, Perlmutter, Paradiesvögel, Reis u. Sago sind die anderen wichtigsten Handelsartikel dieses Archipels. — Die ursprüngliche Bevölkerung besteht aus dunkelfarbigen Alfurus, welche auf den östlichsten Inseln den Papuas Neuguinea's vollständig gleichen. Sie sind aber meist von den Malayen von den Küsten weggedrängt worden u. haben sich mit diesen vielfach gemischt. Zu diesen beiden Rassen kommt nun noch eine nicht unbedeutende Anzahl von Chinesen, die sich an den wichtigsten Handelsplätzen angesiedelt haben. Die Weißen sind verhältnißmäßig nur schwach vertreten. Durch die Aufhebung der Sklaverei, die jedoch auf den östl. Eilanden jetzt noch fortbesteht, ist ein Theil der ehemaligen Plantagen eingegangen, auf vielen

hat sich dagegen die Einführung javanischer Kulis bewährt. Soweit die Eingeborenen ihre eigenen Sultane behalten haben, sind letztere den Niederländern tributpflichtig; die Religion der Malayen ist der Islam; ein Theil der Bevölkerung ist durch die Portugiesen, welche 1511 die M. entdeckten u. zu besiedeln begannen, schon frühzeitig dem Christenthume gewonnen worden. Die wichtigsten Handelsplätze dieser Inselwelt sind Amboina mit 10,000 E. u. Ternate auf den gleichnamigen Eilanden.

Molybdän, ein chemischer Grundstoff (Element), der in der Natur nur selten, u. zwar stets nur mit Schwefel od. Sauerstoff verbunden, vorkommt. Letztere Verbindung, die Molybdänsäure, wurde zuerst von dem schwedischen Chemiker Scheele im J. 1778 aus dem Molybdänglanz (zweifach Schwefelmolybdän), der bis dahin für Graphit gehalten worden war, dargestellt, u. 1782 schied daraus Hjelm zuerst das metallische Element M. ab. Das reine M. ist ein silberweißes, stark glänzendes Metall von solcher Härte, daß es durch den härtesten Stahl nicht angegriffen wird; es läßt sich nur vor dem Knallgasgebläse schmelzen, hält sich an der Luft blank, läuft aber beim Erhitzen an u. verbrennt in der Glühhitze an der Luft zu Molybdänsäure. Das chemische Zeichen des M. ist = Mo, sein Aequivalent (H = 1) ist 48, sein Atomgewicht = 96. — Eine technische Verwendung hat dieses Metall sowol wie seine Verbindungen bis jetzt nicht gefunden, außer daß molybdänsaures Ammoniak als Reagens angewandt wird, um die kleinsten Spuren von Phosphorsäure zu entdecken.

Moment vom lat. momentum (eig. movimentum, von moveo), eig. Bewegungskraft. Im Deutschen braucht man M. sowol als Maskulinum wie als Neutrum, u. zwar ist der M. s. v. w. Zeitpunkt od. Augenblick, das M. s. v. w. das Bewegende od. Entscheidende, der Beweggrund, wesentlicher Punkt od. Umstand.



Nr. 4205. Theodor Mommsen (geb. 30. Nov. 1817).

Mommsen, Theodor, einer der bedeutendsten Alterthumsforscher u. Geschichtschreiber unsrer Zeit, geb. als älterer Sohn des Predigers M. zu Garding in Schleswig 30. Nov. 1817; studirte in Kiel u. Berlin Jurisprudenz u. Philologie u. ward hauptsächlich durch Karl Lachmann (s. d.) u. seinen Freund Otto Jahn (s. d.) gefördert u. durch das Beispiel Niebuhr's beeinflußt. Nach seiner juristischen Doktorpromotion privatisirte er in Altona u. ließ seine erste gelehrte Schrift: „De collegiis et sodaliciis Romanorum“ (Kiel 1843) erscheinen. Derselben folgten: „Die röm. Tribus in rechtlicher u. administrativer Beziehung“ (Alt. 1844) u. „Oskische Studien“ (Berl. 1845 f.). Inzwischen hatte M. auch bereits der Berliner Akademie der Wissenschaften einen Plan zur Herausgabe eines großen röm. Inschriftenwerks vorgelegt, u. da derselbe gebilligt ward, ging er 1846 nach Italien, um sich dort hauptsächlich mit der Sammlung röm. Inschriften zu beschäftigen, u. kehrte erst nach den 1848er Märzereignissen in die Heimat zurück. Nachdem er hier eine Zeit lang die „Schleswig-holsteinische Zeitung“ redigirt hatte, folgte er Michaelis 1848 einem Rufe als außerord. Prof. des Röm. Rechts nach Leipzig; doch zog er sich hier durch seine politische Thätigkeit seine Absetzung (Ostern 1851) zu. Auch in Zürich, wo er als ord. Prof. des Röm. Rechts seit Ostern 1852 wirkte, war seines Bleibens nicht lange: er ging 1854 in gleicher Eigenschaft nach Breslau u. 1858 als Professor der röm. Alterthumswissenschaften nach Berlin. Auch ist er seit März 1874 Sekretär der philos.-historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften daselbst, die ihm bereits 1857 die Hauptredaktion des „Corpus inscriptionum latinorum“ (1. Bd., 1863) übertrug. Im Interesse dieses großen Unternehmens bereiste M. wiederholt Italien u. andere Gebiete altröm. Herrschaft, insbes. Ungarn (1857 u. 1874), Siebenbürgen u. Serbien. Er selbst hatte schon 1851 ein „Corpus inscriptionum Neapolitanarum“ (Lpz.) herausgegeben, dem er „Die unterital. Dialekte“ (ebd. 1850) vorausgeschickt hatte. Außer diesen epigraphischen Werken ist als sein bekanntestes zu nennen: die „Röm. Geschichte“ (3 Bde.; Berl. 1854 bis 1856; 5. Aufl., 1868—70). Der bedeutendste Fortschritt seiner Forschungsergebnisse beruht hauptsächlich auf der Verbindung juristischer Deduktionen u. vielseitiger antiquarischer bez. nationalökonomischer Studien mit der philologisch-historischen Methode. So entstanden noch die Schriften: „Ueber den Chronographen vom J. 354“ (Lpz. 1850); „Das Edikt Diocletian's de pretiis rerum venalium vom J. 301“ (ebd. 1851); „Die röm. Chronologie bis auf Cäsar“ (Berl. 1858, 2. Aufl. 1859); „Die Rechtsfrage zwischen Cäsar u. dem Senat“ (Bresl. 1858); „Geschichte des röm. Münzwesens“ (Berl. 1860); „Röm. Forschungen“ (1. Bd., ebd. 1864; 2. Aufl., 1865); „Röm. Staatsrecht“ (1. Bd., Lpz. 1871) u. viele andere Abhandlungen in den Denkschriften der gelehrten Gesellschaften in Leipzig, Zürich, Berlin 2c. Auch ist ihm eine klassische Ausgabe der Pandekten auf Grund des Codex Florentinus: „Digesta Justiniani Augusti“ (Berl. 1868—70 u. wiederholt in der Weidmann'schen Stereotypausgabe des „Corpus juris civilis“, ebd. 1868 ff.) zu verdanken. Außerdem hat M. mit Studemund „Analecta Livinia“ (Lpz. 1873) u. mit Marquardt ein „Handbuch der röm. Alterthümer“ (4 Bde., Lpz. 1871) herausgegeben. — Tycho **M.,** Bruder des Vorigen, geb. zu Garding 23. Mai 1819; studirte 1838 bis 1843 Philologie in Kiel, bereiste 1846—48 Italien u. Griechenland, wurde 1848 Kollaborator in Husum, 1851 Professor am Realgymnasium in Eisenach, 1856 Rektor der höheren Bürgerschule in Oldenburg u. 1864 Gymnasialdirektor in Frankfurt a. M. Er schrieb: über Pindaros (Kiel 1845), den er auch übersetzte (Lpz. 1846); „Der Perkins-Shakespeare“ (Berl. 1855); „Die Kunst des deutschen Uebersetzens aus neueren Sprachen“ (Lpz. 1858) 2c. Auch veröffentlichte er eine kritische Ausgabe von Shakespeare's „Romeo u. Julia“ (Oldenb. 1859). — August **M.,** ein dritter Bruder, geb. zu Oldesloe 25. Juli 1821, ist gleichfalls ein tüchtiger Philolog. Derselbe studirte seit 1841 in Kiel, ward 1848 Lehrer in Flensburg, 1851 an der Realschule in Hamburg, 1853 Oberlehrer am Gymnasium in Parchim u. 1864 Konrektor am Gymnasium in Schleswig. Er schrieb: „Beiträge zur griech. Zeitrechnung“ (Lpz. 1856 u. 1859); „Röm. Daten“ (Parch. 1856), durch welches Werk er sich seinen Bruder Theodor zum wissenschaftlichen Gegner machte; „Heortologie“ (über die städtischen Feste der Athener, Lpz. 1864); „Athenae christianae“ (ebd. 1868); „Mittelzeiten“ (Beitrag zur Kunde des griech. Klimas, Schlesw. 1870) 2c.

Momos, ein Sohn der Nacht, galt den Griechen für die vermenschlichte Tadelsucht. Er zerplatzte vor Aerger, weil er an der Aphrodite keinen Grund zum Tadel entdecken konnte.

Mömpelgard, s. „Montbeliard“.

Monaco, der kleinste unter den souveränen Staaten Europa's, ein am Ligurischen Meere gelegenes, vom franz. Arrondissement Nizza umschlossenes Fürstenthum; umfaßt jetzt nur noch die Stadt M. u. ein kleines, dieselbe umgebendes Gebiet u. hat auf 0,27 □M. 5741 E. (1873), von denen aber etwa 1500 auf die hier sich aufhaltenden Fremden kommen. Das Ländchen ist durch seine paradiesische Lage, sein herrliches Klima u. seine südliche Vegetation berühmt. Die Bevölkerung ist ital. Nationalität u. lebt theils von der Beherbergung der Fremden, theils von der Kultur der Südfrüchte u. Oelbäume; Olivenöl u. Citronen sind die wichtigsten Ausfuhrprodukte des kleinen Staates. Der Fürst beherrscht denselben absolutistisch u. zwar unter dem Protektorate Frankreichs.

Die vorkommenden Regierungsgeschäfte besorgt ein aus 5 Mitgliedern zusammengesetzter Staatsrath; ein Oberst befehligt die fürstliche Garde. Der gegenwärtige Fürst, Karl III., residirt die eine Hälfte des Jahres in M., die andere in Frankreich. Der Staat hat keine Schulden; seit 1858 besteht ein Orden des heil. Karl. Mit Frankreich steht M. infolge eines Vertrages vom 9. Nov. 1865 in engstem Zollverband. — Die Hauptstadt **M.** mit 2667 E. (1873) liegt auf einer felsigen, steil zum Meere abfallenden Landzunge, an deren Abhängen sich die ganze Pracht der Mittelmeerflora entfaltet. Das im ital. Stile erbaute Städtchen ist noch von alten Festungswerken umgeben u. hat nur 3 Straßen. Zu dem fürstl. Residenzschloß gehört ein vorzüglich angelegter Garten. Der Abt des Benediktinerklosters ist zugleich Bischof von M. Im O., am Meere, liegt der Ort Monte Carlo, das Fremdenquartier mit seinen Hotels, dem Casino u. den Spielsälen, welche dem Fürsten beträchtliche Einnahmen gewähren. In dem nahen Dorfe Turbia befinden sich großartige Ueberreste altröm. Bauten. — Die Stadt M. ist das Monoecus der Römer; seit 968 befand sie sich im Besitz der Familie Grimaldi, die aber 1731 im Mannesstamme ausstarb, worauf der Graf von Thorigny, als Gemahl der Tochter des letzten Fürsten, die Herrschaft antrat. Nach der Annexion Nizza's an Frankreich wurden an dieses die Gemeinden Mentone (s. d.) u. Roccabruna gegen eine Entschädigung von 4 Mill. Frcs. von M. abgetreten.



Nr. 4206. Monaco.

Monade (vom griech. *μόνας*, d. i. Einheit) hieß in der griech. Philosophie jedes seelische Einzelwesen im Gegensatz zu der Urmonas od. dem Weltgeiste. Die M. unterscheidet sich von dem Atom (s. d.) dadurch, daß sie unkörperlich gedacht wird, das Atom hingegen zwar untheilbar, aber räumlich ausgedehnt. Die Lehre von den M.n als den letzten Grundlagen der Erscheinungswelt heißt Monadologie; über die Darstellung derselben in den philosophischen Systemen vgl. „Leibniz" u. „Herbart". — Naturgeschichtlich werden M. mit Cienkowski gewisse niedere, einzellige, chlorophyllfreie Organismen genannt, deren schwärmende Keime (Schwärmsporen) in einen Amöbenzustand übergehen, wobei unter Umständen mehrere Schwärmer zu einer Amöbe (s. d.) zusammenfließen. Andere, früher ebenfalls als M. bezeichnete u. zu den Infusorien gestellte Organismen haben sich als bewegliche Keime von Pilzen u. Algen ergeben.

Monaghan, Grafschaft der irischen Provinz Ulster, 23,42 □M. mit 112,785 E. (1871), ist ein holzarmes, theilweise mit Sumpf bedecktes Tiefland; nur im N. erheben sich einzelne Höhenzüge bis zu 300 m. M. wird vom Ulsterkanal durchschnitten u. produzirt bei unzureichender Kultur nam. Kartoffeln, Flachs u. Hafer. Ausgedehnte Torflager liefern genügendes Brennmaterial, doch finden sich auch Steinkohlen; die Bevölkerung, welche seit 1840 auf die Hälfte zurückgegangen ist, lebt in ärmlichen Verhältnissen u. beschäftigt sich neben der Landwirthschaft noch mit dem Bergbau auf Bleierze u. mit Leinweberei. Die Hauptstadt **M.** am Ulsterkanal hat nur etwa 3500 E., welche Leinwand u. Mehl ausführen.

Monaldeschi (spr. Monaldeski), Giovanni, Marchese, Günstling der Königin Christine von Schweden, stammte aus einem ital. Adelsgeschlecht u. wurde geb. um 1628 zu Ascoli (ehemaliger Kirchenstaat). Um sein Glück zu machen, ging er nach Schweden, wo er 1652 Stallmeister der Königin wurde u. seinen Protektor, den Grafen de la Gardie, bald aus deren Gunst verdrängte. In den J. 1653 u. 54 erhielt M. auch verschiedene diplomatische Sendungen. Nach der Abdankung der Königin zu ihrem Oberstallmeister ernannt, begleitete er sie auf ihren Reisen, ward aber wegen seiner Untreue als angeblicher Hochverräther auf Befehl Christinens im Schlosse zu Fontainebleau 10. Nov. 1657 ermordet. Das Schicksal M.'s hat den Stoff zu mehreren Romanen, z. B. zu Van der Velde's „Christine u. ihr Hof", sowie zu einem Trauerspiele Laube's geliefert.

Monarchie (griech.), Einherrschaft, wird diejenige Einrichtung genannt, wonach die oberste Gewalt im Staate einer physischen Person zusteht, während unter der Oligarchie u. Aristokratie eine bevorzugte Minderheit, dort zu ihrem privaten Vortheile, hier schon in größerer Hingebung an die Staatszwecke, über das Gemeinwesen verfügt, unter der Demokratie aber die Mehrheit des organisirten Volkes, bei Ochlokratie die Willkür der rohen Menge den Ausschlag giebt. Von den Konsuln der altrömischen Republik, den Präsidenten der neueren Freistaaten unterscheidet sich der Monarch darin, daß er nicht in Verwaltung eines ihm aufgetragenen Amtes, sondern aus eigenem Rechte, mit weit höherer Machtvollkommenheit u. nicht blos auf Zeit seine Stelle einnimmt. Wo diese letzteren Merkmale zutreffen, kann auch in den allerdings seltenen Fällen, daß zwei od. mehrere Personen, wie in dem alten Sparta u. noch heutzutage in Siam, die höchste Würde bekleiden (Dyarchie, Triarchie), noch von einer M. die Rede sein, wogegen der venetianische Doge, obgleich dem Anscheine nach Einherrscher, doch nur eine aristokratische Regierung vertrat. Die Herrschaft aus eigenem Rechte, welche der Orient schon im Alterthume durch hochtönende, den Monarchen mit der Gottheit in Verbindung setzende Titel, die christliche Welt durch eine entsprechende Auslegung der Anfangs demüthigen Formel „von Gottes Gnaden" anerkannt hat, kommt auch den erkohrenen Herrschern zu, mögen dieselben nun zur Begründung einer Dynastie auf den Thron erhoben, od. in einem Wahlreiche bei jedem Fall der Thronerledigung durch hierzu verfassungsmäßig berechtigte Personen od. Stände od. durch das ganze Volk zu Nachfolgern in der höchsten Würde ernannt sein. Freilich kann hier bei einem Zurückgehen der Zuneigung die Wahl nur zu leicht als Auftrag ausgegeben u. für die Wähler ein Recht des Widerrufs hergeleitet werden, wie denn die Geschichte aller Wahlreiche lehrt, daß die auf so wandelbare Grundlagen gestellte od. gleich von vornherein aus zwiespaltigen Wahlen hervorgegangene M., innerhalb der Nothwendigkeit eines beständigen Rechnens u. Kämpfens mit selbstsüchtigen Parteien, den letzten Aufgaben des Staats nach innen u. außen nicht gerecht zu werden vermag. Der Begriff der M. erfüllt sich daher erst dann, wenn die Uebertragung der höchsten Würde über den Wechsel der zeitlichen Anliegen u. Meinungen hinausgehoben

ist u. nach den Bestimmungen des Familienerbrechts erfolgt: — Erbmonarchie. In den europäischen Regentenhäusern gilt deshalb seit dem 15. u. 16. Jahrh. der Grundsatz, daß der Erstgeborene der erstgeborenen Linie zur Nachfolge berufen sei (Primogenitur). Es entfällt damit die Versuchung zu dynastischen Verbrechen, welche, wie im Türkischen Reiche, durch die grundgesetzliche Bestimmung nahe gelegt wird, daß nicht unter allen Umständen der Sohn des Herrschers, sondern der älteste Angehörige des regierenden Hauses (Majorat), demnach möglicherweise ein bis dahin eingesperrter Bruder od. Brudersſohn, an die Spitze des Staates gelangt.

Die Einherrschaft ist wol die verbreitetste Staatsform. Sie läßt sich geschichtlich bis in die ältesten Zeiten hinauf verfolgen u. bestimmt gegenwärtig noch die Geschicke von zahlreichen Nationen. Innerhalb der hier hervortretenden Verschiedenheiten verändert sich aber auch die Bedeutung der M. Auf der untersten Stufe, die von ganz rohen Stämmen od. von Hirtenvölkern u. ihren Abkömmlingen eingenommen wird, od. in Reichen, wo nach langen Kämpfen eine selbstsüchtige Minderheit den viel gemißbrauchten, aber zu keiner neuen Staatsbildung befähigten Massen erlegen ist, besteht die despotische M., welche das gemeine Wesen der unbegrenzten Willkür des Herrschers unterwirft u. ihm gegenüber Niemand ein festes Recht zusteht. Dies ist der Inhalt der M. bei den Negern u. andern unselbständigen Nationen, bei den entarteten Römern u. noch heutzutage bei den Orientalen, welche den im Abendlande geordneten Einfluß des Volkswillens auf die Regierung als einen Zustand unablässiger Meuterei verurtheilen u. blos an der schrankenlosen Gewalt des Herrschers zum Begriff der Machtvollkommenheit des Staates gelangen. Von der Despotie entlehnt die absolute M. zwar die Forderung, daß der Wille des Oberherrn als Gesetz gelte, sie nimmt aber diese Macht weniger für das Belieben des Regenten, als für eigentliche Staatszwecke in Anspruch. Die absolute M. setzt eine bedeutende Persönlichkeit als Träger voraus. Ludwig XIV. sowol als Friedrich d. Gr. durchbrachen unter allgemeinem Beifall die morschen u. doch eigensinnig festen Ausläufer des Feudalstaates; während aber jener in die Neugestaltung der Dinge noch ein üppiges Hofleben u. eine übermüthig erobernde Politik hineintrug, berichtigte der Preußenkönig durch unablässige Bethätigung des Grundsatzes, daß er der erste Diener seines Staates sei, das noch jetzt hin u. wieder zu vernehmende Urtheil, welches ihn den wohlwollenden Despoten zugesellt. Das Gewicht der Verantwortung u. die Unmöglichkeit, alle Verrichtungen eines vielgliedrigen Staatswesens von oben herab stets sachgemäß zu bestimmen, verhilft endlich selbst in der absoluten M. den verschiedenen Ministerien, einem Divan, einem Staatsrathe, zu maßgebender Einflußnahme, u. die Neuzeit verwerthet diese Erfahrung in dem Grundsatze, daß die M. nur durch die organische Verbindung mit dem berechtigten Volke, als beschränkte, repräsentative, konstitutionelle M., ihre Aufgaben erfülle. In der Souveränetät des Monarchen erlangt hier die Einheit des Staates u. der Regierung ihren unverkennbaren Ausdruck, aber die in steter Wandlung begriffenen praktischen Anliegen können je nach ihrer Wichtigkeit von den unmittelbar Betheiligten zur Geltung gebracht werden, ohne daß die zur Zeit unterliegenden Minderheiten auf den Beifall u. die Unterstützung des über den Parteien stehenden Staatsoberhauptes für immer verzichten müssen (s. „Konstitution").

Monastir od. Bitolia, Stadt in der türk. Provinz Saloniki mit 40—45,000 E.; liegt auf einem 600 m. hohen Plateau am Ostabhange der Sukha Gora, 20 M. im W. von Saloniki, hat elf Moscheen, ein großes Militärhospital u. bedeutende Bazars u. treibt einen beträchtlichen Handel mit Triest, Wien, Saloniki u. Konstantinopel.

Monat ist ein Zeitabschnitt, welcher ursprünglich der Zeitdauer von einem Neumonde bis zum nächsten entsprach, also einem synodischen Mondumlauf von 29 Tagen 12 St. 44 Min. 3 Sek. od. rund 29½ Tagen. Um diesen halben Tag auszugleichen, rechnete man schon frühzeitig abwechselnd „leere" M.e zu 29 u. „volle" zu 30 Tagen. Man findet diese Regel bei den Chinesen sowie bei den alten Griechen u. anderwärts. Zwölf solcher Mondmonate geben ein Jahr von 354 Tagen. Um dieses Mondjahr mit dem Sonnenjahre von 365¼ Tagen in Einklang zu setzen, schaltete man entweder von Zeit zu Zeit einen ganzen M. ein, wie dem dem Tschong der Chinesen entsprechenden, seit 433 v. Chr. in Griechenland eingeführten Meton'schen Cyklus von 19 Jahren, der aus 12 gemeinen Jahren zu 12 M.en u. 7 Schaltjahren zu 13 M.en bestand, od. man theilte das Sonnenjahr von 365 bez. 366 Tagen in 12 nahe gleiche Theile u. nannte diese auch M.e. Wir haben auf diese Weise in unserm Jahre 7 M.e zu 31, 4 M.e zu 30 u. 1 zu 28 (bez. im Schaltjahr zu 29) Tagen. Der letztere ist der Februar, die 4 zu 30 Tagen sind April, Juni, September u. November. Die Namen unserer M.e sind dem röm. Kalender entnommen. — Vgl. die die einzelnen M.e betreffenden Artikel, sowie „Jahr" u. „Kalender".

Monbuttu ist der Name eines von Schweinfurth (1870) entdeckten negerähnlichen Volkes im Innern Afrika's, dessen Gebiet, etwa zwischen 3—4° n. Br. u. 28—29° östl. von Greenwich gelegen, gegen 190 □M. umfaßt u. von ungefähr 1 Million Menschen bewohnt wird. Im N. dieses Landes fließt der wasserreiche Kibalistrom, der als Uelle durch das Land der Niam-Niam (s. d.) strömt u. wahrscheinlich den Oberlauf des Schari bildet. Von allen bekannten Völkern Centralafrika's unterscheiden sich die M. durch eine kaffeebraune Hautfarbe. Die Muskeln sind schwach entwickelt; das feingekräuselte Wollhaar ist bei vielen blond, die Nase meist lang u. gekrümmt. Die Sprache zeigt Verwandtschaft mit der nubisch-libyschen Sprachgruppe. Unbekannt mit der Weberei, bedecken die Männer den Unterleib mit der Rinde eines Feigenbaumes, während die Frauen fast vollständig nackt gehen, dafür aber die Vorder- u. Rückseite ihres Oberkörpers mit regelmäßigen Mustern tätowiren. Die Männer salben dagegen ihren Leib mit einer aus pulverisirtem Rothholz u. Fett zubereiteten Schminke. Der Haarputz besteht bei beiden Geschlechtern aus einem langen cylindrischen Chignon, auf welchen die Männer einen randlosen Strohhut mit Federbusch setzen. Die durchlöcherte Ohrmuschel trägt ein durchgestecktes Stäbchen. Die Waffen bestehen aus Schild, Lanze, Bogen u. Pfeilen, gekrümmten Säbelmessern u. Dolchen u. werden von der in der Schmiedekunst erfahrene Bevölkerung selbst bereitet. Außer dem Eisen wissen die M. auch Kupfer zu bereiten u. aus beiden Metallen Schmucksachen herzustellen. Außerdem sind sie in der Töpferei u. Holzschnitzerei auffallend geübt u. bekunden bes. im Häuserbau große technische Gewandtheit. Trotz einer schrankenlosen Vielweiberei behaupten doch die Frauen den Männern gegenüber große Selbständigkeit; die eheliche Treue achten sie gering. Auf die Bereitung der Speisen wird große Sorgfalt verwendet; Bananen u. Manioc sind die wichtigsten Nahrungsmittel; das Oel stellen sie aus den Früchten der Oelpalme u. den fetten Leibern der männlichen Termiten dar. Der Kannibalismus der M. übertrifft den aller bekannten Völker Afrika's. Trotzdem zeigen die M. nicht wenig Gutmüthigkeit. Zur Zeit von Schweinfurth's Anwesenheit war Munsa König (seitdem, 1874, im Kriege getödtet); derselbe regierte nicht unumschränkt; neben ihm stand ein Reichsrath von 5 Edlen; bei bes. wichtigen Gelegenheiten frug er die Vornehmen des Volkes um Rath. Unterhäuptlinge fungiren als Verwalter der einzelnen Distrikte. Die Aemter des Hofhaltes sind streng gegliedert. Ein besonderes Arsenal bewahrt die Waffen für ein kleines Heer im Kriegsfalle auf. In Betreff geistiger Anlage u. Kultur stehen die M. über allen anderen Völkern Innerafrika's. Sie sind mit scharfem Verstand begabt, ehrlich im Umgang, tapfer im Kriege u. haben ein geordnetes Staatswesen. — Vgl. G. Schweinfurth, „Im Herzen von Afrika" (Bd. II, Lpz. 1874).

Moncey (spr. Mongßä), Herzog **v. Conegliano,** Bon Adrien Jeannot, franz. Marschall, geb. zu Besançon 31. Juli 1754; wurde gegen den Willen des Vaters, eines Parlamentsadvokaten, Soldat u. erwarb sich schon 1794 den Rang eines Divisionsgenerals, als welcher er seit 17. Aug. 1795 den Oberbefehl in den Pyrenäen führte. Gleicherweise zeichnete er sich 1800 in Italien aus. Auch als Inspecteur der Nationalgendarmerie, welchen Posten er 4. Dez. 1801 erhielt, leistete er die wichtigsten Dienste, so daß ihn Napoleon gelegentlich seiner Krönung zum Marschall u. Herzog v. Conegliano erhob. Im J. 1808 kämpfte M. wieder ruhmvoll in Spanien. Da er sich aber später mit der Kriegspolitik Napoleon's nicht einverstanden erklärte, ward er 1812 u. 13 nur mit der Inspektion der Reservetruppen betraut. Unter der 1. Restauration mit der Pairswürde bekleidet, zog er sich durch sein Verhalten während der Hundert Tage u. seine Weigerung, an der Verurtheilung Ney's Theil zu nehmen, unter der 2. Restauration den Verlust seiner Rechte u. Aemter zu u. mußte 1815 als Gefangener auf mehrere Monate das Schloß Hamm beziehen. Im J. 1819 rehabilitirt, focht er 1823 an der Spitze des 4. Armeecorps nochmals in Spanien. Seit 1833 Gouverneur des Invalidenhauses in Paris, wo ihm ein Denkmal errichtet ist, starb M. das. 20. April 1842.

Mönch, einer der höchsten Gipfel der Berner Alpen (4096 m.), liegt im NO. der Jungfrau, zwischen dieser u. dem Eiger, u. wird durch das Jungfraujoch von seiner imposanteren Nachbarin geschieden. Zum ersten Mal wurde der M. 15. Aug. 1857 von Dr. Porges aus Wien, zum zweiten Mal 29. Juli 1863 von R. S. Macdonald erstiegen. Im Gegensatz zum „Schwarzmönch" führt der M. auch den Namen „Weißmönch", früher hieß er auch „Hoher Geisberg".

Mönch kommt vom griech. μοναχός, d. h. einzeln, einsam lebend. Entwicklung u. Geschichte des Mönchswesens s. unter „Geistliche Orden" u. „Klöster"; Mönchsorden, s. „Geistl. Orden".

Mönchsschrift od. gothische Schrift nennt man gewöhnlich die in den Handschriften des 14.—16. Jahrh. übliche, eckige Schriftgattung, welche vorzugsweise in den zu kirchlichem Gebrauche dienenden Manuskripten vorkommt u. in vielen Fällen wirklich aus den Schreibstuben der Klöster hervorgegangen ist. Ein Einfluß des goth. Stiles auf die Formen der einzelnen Charaktere, nam. auf die oft sehr kunstreich ausgeführten Initialen, ist unverkennbar. Die Buchdruckerkunst behielt in den ältesten Zeiten diese Formen für ihre Lettern bei, bis sie in den roman. Sprachen durch die runde röm. Schrift (Antiqua) verdrängt ward u. in den deutschen sich zu der jetzigen Druckschrift (Fraktur) umwandelte. In der Diplomatik wird die M. als eckige Minuskel bezeichnet.



Nr. 4207. Gothische od. Mönchsschrift.

Mond heißt das nach der Sonne uns am meisten in die Augen fallende u. der Sonnenscheibe, wenn auch nicht an Helligkeit, so doch an scheinbarer Größe gleichkommende Gestirn. Seine scheinbare Größe beträgt in der mittleren Entfernung 31 Min., also wenig über $^1/_2$ Grad. Außer seiner täglichen Bewegung von Ost nach West hat der M. auch noch, ähnlich wie die Sonne u. die Planeten, eine rückläufige Bewegung von West nach Ost im Betrage von über 13° täglich, wodurch sein Aufgang jeden Tag um ungefähr 50 Min. verspätet wird. Vor Erfindung des Fernrohres konnte man auf der Oberfläche des M.es nur einige dunkle Flecke unterscheiden, welche von der Phantasie des Volkes für ein Gesicht gehalten wurden. Nach Erfindung des Fernrohres war es zuerst Galilei, der die Mondoberfläche genau untersuchte u. dabei eine große Menge sich gleichbleibender Einzelheiten fand, welche durch die Art der Beleuchtung u. des Schattenwurfes sich ganz unzweifelhaft als Berge u. Thäler herausstellten. Hevel (s. d.) entwarf schon eine Karte des M.es (in seiner „Selenographie" 1647), ebenso Grimaldi, u. Riccioli legte (in seinem „Almagest" 1653) den Bergen die Namen berühmter Naturforscher u. Philosophen bei. Die dunkleren, zum Theil auch mit bloßem Auge sichtbaren Flecken betrachtete man irrigerweise als Meere. Immer genauere Karten der Mondoberfläche lieferten Cassini (1680), Schröter (1791), Lohrmann (1824). Die vorzüglichste Mondkarte ist jedenfalls die von Mädler u. Beer (4 Blatt, Berl. 1834—36). Der wahre Durchmesser des M.es ist 469,2 geogr. M. Sein Rauminhalt ist $^1/_{49}$ des Rauminhaltes der Erde, seine Masse aber nur $^1/_{80}$ der Erdmasse. Das Größenverhältniß zwischen Erde u. M. ist aus Nr. 963 in Bd. I ersichtlich. Die Intensität der Schwere ist auf dem M.e 6mal geringer als auf der Erde, d. h. 6 Kg. hier wiegen nur 1 Kg. dort. — **Mondbahn.** Der M. bewegt sich um die Erde in einer länglich runden, elliptischen Bahn, in deren einem Brennpunkte die Erde steht. Die mittlere Entfernung des M.es von der Erde beträgt 51,805, die kleinste 48,960, die größte 54,650 geogr. Meilen. Die Mondbahn liegt ziemlich in derselben Ebene wie die Erdbahn (Ekliptik) u. bildet mit derselben nur einen Winkel von 5° 8′ 40″. Die Neigung des Mondäquators bildet mit der Ekliptik einen Winkel von nur 1° 28′; weil ferner die Umdrehungszeit des M.es um seine Achse genau gleich seiner mittleren Umlaufszeit um die Erde ist, so wendet er uns immer fast dieselbe Seite zu. Aus dem Umstande, daß der Lauf des M.es in der Erdnähe schneller, in der Erdferne langsamer ist, die Achsendrehung dagegen immer eine gleichförmige bleibt, folgt, daß der M. bald etwas nach Osten, bald etwas nach Westen zu schwanken scheint. Durch diese schon von Galilei wahrgenommene, sogenannte Schwankung od. „Libration" kommt es, daß man nur $^3/_7$ der Mondoberfläche beständig sieht, $^3/_7$ dagegen beständig nicht sieht. Wegen der allerdings geringen Neigung der Mondbahn gegen die Ekliptik findet auch eine geringe scheinbare Schwankung des M.es nach der Breite (von Nord nach Süd) statt. — Die vielen Ungleichheiten in der Bewegung des M.es machen es nothwendig, seine Umlaufszeit in Bezug auf verschiedene Verhältnisse anzugeben. Die Rückkehr des M.es zu demselben Aequinoktialpunkte der Ekliptik heißt seine *tropische Umlaufszeit* u. ist gleich 27 Tag. 7 St. 43 Min. 4,7 Sek. Die Rückkehr des M.es zu demselben Fixstern, seine *siderische Umlaufszeit*, beträgt 7 Sek. mehr als die tropische. Die Rückkehr des M.es zu seiner Erdferne (anomalistischer Monat) beträgt 27 Tag. 13 St. 18 Min. 37,4 Sek. Die Rückkehr zu demselben Knoten, d. i. Durchschnittspunkt mit der Ekliptik (drakonitischer Monat) beträgt 27 Tag. 5 St. 5 Min. 35,9 Sek. Am wichtigsten für die Zeitrechnung ist die Rückkehr des M.es zur Sonne od. die Zeit von einem Neumonde zum andern. Dies ist die *synodische Umlaufszeit* od. der Mondenmonat (s. „Monat") u. beträgt 29 Tage 12 St. 44 Min. 2,9 Sek. Während jedes synodischen Umlaufs wiederholt sich immer für den Beobachter auf der Erde infolge der verschiedenen Stellungen des M.es gegen die Sonne u. Erde eine Reihe von verschiedenen Beleuchtungen od. *Phasen* des M.es; in der Konjunktion (s. d.) der sog. „Neumond", wobei unsere Mondseite unbeleuchtet ist; in der Opposition 14 Tage später der „Vollmond", dazwischen einerseits das „erste Viertel", wo nur die rechte, u. andrerseits das „letzte Viertel", wo nur die linke Hälfte der Mondscheibe erleuchtet erscheint. In der Figur in Nr. 967 Bd. I ist die Mondbahn um die Erde der Kürze wegen als Kreis dargestellt. Genau genommen hätte sie als Ellipse gezeichnet werden müssen, deren Excentrizität reichlich $^1/_{20}$ der mittleren Entfernung, d. i. der halben großen Achse der Ellipse ist. Uebrigens ist die Mondbahn in Wirklichkeit weder ein Kreis noch eine Ellipse, sondern eine schlangenförmig gewundene epicykloidische Linie. Man muß nämlich bedenken,

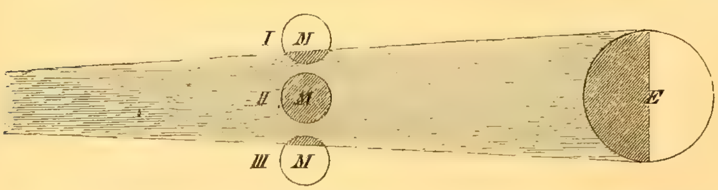


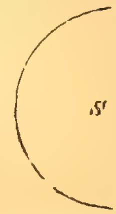
Nr. 4208. Karte des Mondes.
(Die römischen Ziffern bedeuten die Mare, die deutschen Ziffern die Ringgebirge und Krater.)
II Mare imbrium, III M. nubium, IV M. humorum, VI M. serenitatis, VIII M. tranquillum, IX M. crisium, X M. foecunditatis, XI M. nectaris.
2 Ringgebirge Kepler, 3 Mayer, 4 Kopernikus, 5 Eratosthenes, 9 Condamine, 10 Aristippus, 11 Autolicus, 12 Cassini, 13 Plinius, 15 Pythagoras, 16 Archimedes, 17 Huyghens, 18 Tycho, 19 Magius, 20 Newton, 21 Aristoteles, 22 Euklides.

daß der M. nicht die ruhende Erde umkreist, sondern zugleich mit der Erde auch den Weg um die Sonne machen muß. In Bd. I Nr. 954 a u. b ist diese epicykloidische Mondbahn dargestellt, u. zwar ist in a die punktirte Linie die Erdbahn, die ausgezogene Schlangenlinie die Mondbahn in nahe richtigem Verhältniß. In b ist durch die wiederholt eingezeichnete

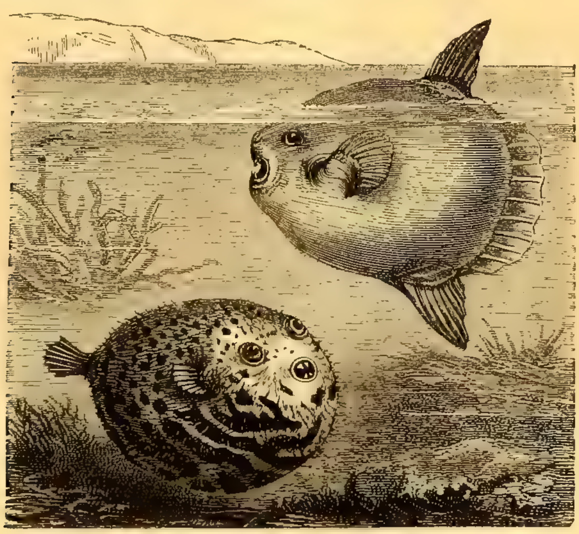
kreisförmige Mondbahn angedeutet, wie die Schlangenlinie entstehen muß. Nr. 955 ebendaselbst zeigt die auf solche Weise im Laufe eines ganzen Jahres vom M. um die Erde beschriebene Bahn.

Mondfinsterniß nennt man eine Verdunkelung der Vollmondscheibe, welche dadurch erfolgt, daß der Mond auf seinem Wege um die Erde in den Schattenkegel derselben eintritt. Es geschieht dies nur, wenn der Mond zur Zeit des Vollmondes nahe an einem Knoten steht, d. h. nahe an einem der beiden Punkte, in denen die Erdbahnebene od. Ekliptik von der Mondbahn durchschnitten wird. Ist der Mond dabei zu gleicher Zeit in der Erdnähe, so taucht er ganz in den Schatten u. kann total verfinstert werden, bei größerer Entfernung kommen nur theilweise od. partiale M.e vor. Auch bei totalen Verfinsterungen bleibt der Mond meist noch mit einem schwachen Dämmerlichte sichtbar, was durch das von der beleuchteten Erde zurückgestrahlte Licht bewirkt wird. Eine M. tritt für alle Punkte der Erde, an denen sie überhaupt sichtbar ist, genau in demselben Momente ein. Die Wiederkehr der M. hängt, wie bemerkt, von der Lage des Knotens zur Zeit des Vollmondes ab; da nun 242 drakonitische od. Knotenmonate fast genau gleich 223 synodischen Monaten sind (s. „Mondbahn") u. diese einen Zeitraum von 18 Jahren u. 11 Tagen erfüllen, so kehren allemal nach dieser Periode die Mond- u. auch die Sonnenfinsternisse (s. d.) fast genau in gleicher Ordnung wieder. Schon die Chaldäer kannten diese, von ihnen Saros genannte, zur Berechnung der Finsternisse wichtige Periode. Innerhalb derselben fallen allemal 70 Finsternisse, nämlich 29 Mond- u. 41 Sonnenfinsternisse (s. d.). Auch bei den anderen Planeten, welche Monde haben, treten unseren M.en analoge Verfinsterungen dieser Monde ein.





Nr. 4209. Totale (II) und partielle (I u. III) Mondfinsterniß. (S Sonne, E Erde, M Mond.)



Nr. 4210. Mondfisch (unten Stachelbauch).

Mondfisch (Orthagoriscus mola), ein seltsam gestalteter, $1\frac{1}{3}$ bis $2\frac{1}{2}$ m. langer, 150—250 Kg. schwerer Knorpelfisch aus der Ordnung der Plectognathen; gleicht einem Kopfe ohne Rumpf u. Schwanz, indem letzterer hinten so hoch ist wie der zusammengedrückte Leib in der Mitte, wo oben u. unten die Rücken- u. Afterflosse flügelartig abstehen; nach hinten sind dieselben durch die kurze Schwanzflosse verbunden. Der Fisch heißt deshalb auch Kugelfisch, Klumpfisch, „schwimmender Kopf"; M. aber, weil seine schleimige Haut im Dunkeln leuchtet. Er treibt träge auf dem Meere herum u. nährt sich von Krustern u. Weichthieren. Sein widerlich riechendes Fleisch ist ungenießbar, doch wird er wegen des brauchbaren Thrans ausgekocht. Im Mittelmeer ist er häufig; im Atlant. Ozean kommt er bisweilen bis an die engl. Küste.

Mondgebirge. Die physische Beschaffenheit der uns zugewendeten Mondoberfläche ist uns wegen der großen Nähe des Mondes besser bekannt als bei den übrigen Himmelskörpern, zum Theil besser als die Beschaffenheit unserer Erdoberfläche. Mit dem Fernrohr unterscheidet man deutlich Berge u. Thäler u. kann die Größe des Schattens genau messen, welchen bei verschiedenem Stande der Sonne alle Unebenheiten auf die Nachbarschaft werfen. Aus der Größe dieses Schattens läßt sich dann leicht die Höhe der Berge od. die Tiefe der Thalsenkungen berechnen. Die Mondberge zeigen einen eigenthümlichen Charakter; meistens bestehen sie aus Rund- od. Ringgebirgen, welche ein großes Thal umschließen, aus dessen Mitte oft ein kegelförmiger Berg hervorragt. Sie bieten einen rein vulkanischen Charakter dar, so daß man sie für ausgebrannte Krater halten darf. Thätige Vulkane scheint es auf dem Monde nicht mehr zu geben; die vermeintlichen Beobachtungen solcher haben sich als irrig herausgestellt. Außer diesen Ringgebirgen giebt es auch in die Länge gezogene Gebirgsketten, so z. B. das unter dem Namen Mondapenninen in den Mondkarten verzeichnete Gebirge, welches 135 M. lang u. meist nur 1 M. breit ist. Alle diese Unebenheiten sind jedenfalls ohne die für die Gebirgsbildung auf der Erde so mächtige Beihülfe des Wassers entstanden, da sich auf dem Monde keine merklichen Spuren einer Atmosphäre nachweisen lassen. Die auf den Mondkarten als Meere bezeichneten grauen Flecke können daher auch keine wirklichen Wasserbecken sein. Auch physisches Leben ist bei diesem Wassermangel unmöglich. Auffallend sind die für die Kleinheit der Mondkugel so beträchtlichen Höhen sowol einzelner Berge als auch ganzer Gebirgszüge. So erreichen die Berge Dörfel u. Leibnitz eine Höhe von gegen 9700 m. (30,000 Fuß), Huyghens, Rook, d'Alembert etwa 6400 m.; etwas minder hoch sind Clavius, Montblanc, de la Caille, Aristoteles, Eratosthenes, Arzach, Aristillus, Archimedes u. Pythagoras. Was dieses Höhenverhältniß noch auffallender macht, sind die nicht minder beträchtlichen Einsenkungen. So reicht z. B. die Tiefe Bernoulli, neben dem Mare Crisium, unweit des Cleomedes über 6000 m. unter die benachbarte Mondsebene hinab, während ihr Durchmesser nur etwa 27 Km. beträgt. Ferner ist zu erwähnen die Tiefe Eudoxus mit 3200 m. Senkung u. einem Durchmesser von 62 Km. sowie noch mehrere andere. In Betreff der Gestalt der Einzelberge ist zu bemerken, daß mehrere derselben fast säulen- od. nadelförmig hervorragen, etwa zu vergleichen mit unseren Basaltkegeln. Die meisten u. höchsten Gebirge finden sich auf der südlichen Mondhalbkugel. Die Berge wurden schon durch die ersten, unvollkommneren Fernröhre wahrgenommen. Später entdeckte man die sog. „Rillen", d. h. über Berg u. Thal fortlaufende, scharf eingeschnittene Vertiefungen, muthmaßlich Risse, welche bei der gewaltsamen Hebung der Mondberge entstanden. Bei genauerer Beobachtung sieht man, bes. bei Vollmond, noch von einzelnen Gebirgen, z. B. dem Tycho, Kepler, Aristarch 2c., bezeichnete helle Linien ausgehen, sog. Strahlensysteme, über deren Natur man durchaus noch nicht im Klaren ist.

Mondgebirge (Montes Lunae) war bis in die neueste Zeit der Name eines sichelförmigen Gebirgszuges, welcher sich im äquatorialen Afrika von der Küste des Indischen bis zu der des Atlantischen Ozeans erstrecken sollte u. in dem die Quellen des Nil vermuthet wurden. Zuerst erscheint der Name bei Ptolemäos; die arabischen Geographen des Mittelalters Edrisi u. Abulfeda adoptirten denselben u. nannten das Gebirge Al-Komri, u. noch zuletzt finden wir das M. bei dem Afrikareisenden Speke, welcher es an die Nordküste des Tanganjika-Sees verlegte. Die neuesten Afrikareisenden, bes. Livingstone (s. d.) u. Stanley, haben nachgewiesen, daß die Hypothese vom M. unhaltbar sei. Es kann nur angenommen werden, daß von den älteren Geographen die schneebedeckten Bergriesen des Kilimandscharo (s. d.) u. Kenia (s. d.) als Endpunkte eines Gebirges angesehen worden sind, dem man aus unbekannten Gründen den Namen des M.s beigelegt hat.

Mondtafeln nennt man diejenigen astronomischen Tabellen, welche dazu dienen, den Stand des Mondes am Himmel für jede zukünftige wie vergangene Zeit sowie für jeden Ort auf der Erde genau zu bestimmen. Sind solche sichere M. vorhanden, so kann auch umgekehrt durch eine Messung des Mondabstandes von einem Sterne (durch Monddistanzen) die geographische Länge eines Ortes leicht berechnet werden, u. das ist für den Seefahrer von größter Wichtigkeit. Die ältesten Sonnen- u. Mondtafeln berechnete Hipparch 125 v. Chr. Die ersten vollständigen M. verdankt man dem Göttinger Astronom Tob. Mayer (1755). Seine Wittwe erhielt dafür vom englischen Parlament 3000 Pfd. Sterl. als einen Theil des Preises, der auf die Erfindung einer sichern Methode zur Berechnung der Meereslänge gesetzt worden war. Triesnecker, Laplace u. Burg verbesserten die M. noch wesentlich. In neuester Zeit sind sie von Delaunay sowie von Hansen mit äußerster Schärfe berechnet worden.

Mondkalb ist die von Alters her gebräuchliche, noch heute populäre Bezeichnung für eine Mißgeburt, welche bedeutende Verunstaltung zeigt. Der Name kommt daher, daß der Aberglaube beim Entstehen solcher Früchte im Mutterleibe in mystischer Weise dem Monde einen großen Theil der Schuld beischrieb (s. „Mißgeburt“).

Mondovi, befestigte Stadt in der ital. Provinz Cuneo mit 11,000 E., ist Sitz eines Bischofs u. treibt Seidenweberei u. beträchtlichen Handel. Am 21. April 1796 wurden hier die Oesterreicher unter Beaulieu durch Franzosen unter Massena u. Augereau geschlagen.

Mondsucht (Nachtwandeln, Somnambulismus) ist ein krankhafter Zustand des Nervensystems, der sich beim Patienten durch Vornahme komplizirter Handlungen u. Ortsbewegungen, entsprechend den Traumvorstellungen während des Schlafes, charakterisirt. Zumeist kommt dieser, in kürzeren od. längeren Pausen sich wiederholende u. gleichsam in einzelnen, bisweilen mehrere Nächte hinter einander auftretende Zustand des „Schlafwandelns“ bei jugendlichen, mit lebhafter Phantasie begabten, doch auch bei hysterischen u. bei gehirnkranken Personen vor. Es ist dies die höhere Stufe des „Schlafredens“, einer Eigenthümlichkeit von manchen Personen; allein beim „Schlafwandeln“ geht der Patient schweigend zu Werke, steigt aus dem Bette, zündet vielleicht sogar ein Licht an, schreitet mit halbgeöffneten Augen zur Stube hinaus, durch Zimmer u. Gänge, Treppen ab u. auf u. betritt selbst schwindelerregende Punkte, ohne von der Gefahr eine Ahnung zu haben, wie Gesimse, Dächer 2c. Man hat gemeint, daß das Mondlicht, zumal der Vollmond, besonderen Einfluß auf das Nacht- od. Schlafwandeln hat, daher bezeichnet man die Kranken als „Mondsüchtige“. Allein im Allgemeinen richtet sich das Auftreten der krankhaften Anfälle nicht nach dem Mondwechsel. Zuweilen kommen Fälle vor, wo ein periodisch auftretendes Irresein sich in der Form von Somnambulismus darstellt, indem das Nachtwandeln gleichsam als Vorbote dem vollen Ausbruche der Verwirrung kürzere od. längere Zeit vorausgeht. Zur Verhütung des Anfalls hat man nicht blos innerlich beruhigende u. kühlende Mittel angewendet, sondern man legt auch nasse Tücher unmittelbar vor das Bett, damit der Patient beim Auftreten auf dieselben durch das Gefühl der Kälte an den Füßen sofort erwache. Lautes Anrufen des Patienten erweckt ihn aus seinen halbwachen Traumvorstellungen. Oft nützt es, ihn aus den gewohnten Räumen auszuquartieren. Liegen der Krankheit ernstere Nervenleiden zu Grunde, so sind diese wenn möglich zu beseitigen.

Mone, Franz Joseph, Historiker, geb. zu Mingolsheim bei Bruchsal 12. Mai 1792; studirte seit 1814 in Heidelberg Philologie u. Geschichte, habilitirte sich 1817 daselbst, wurde 1819 außerord. u. 1822 ord. Prof. der Geschichte, war 1827—31 Prof. der Statistik u. Politik an der Universität in Löwen, stand seit 1835 dem großherzoglichen General-Landesarchiv u. Hausarchiv in Karlsruhe vor, trat 1868 in Ruhestand u. starb zu Karlsruhe 12. März 1871. Er schrieb u. A.: „Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa“ (2 Bde., Heidelb. 1822 f.); „Quellen u. Forschungen zur Geschichte der deutschen Literatur u. Sprache“ (1. Bd., Aachen u. Lpz. 1830); „Untersuchungen zur deutschen Heldensage“ (Quedlinb. 1836); „Uebersicht der niederländischen Volksliteratur älterer Zeit“ (Tüb. 1838); „Urgeschichte des bad. Landes bis zu Ende des 7. Jahrh.“ (Bd. 1 u. 2, Karlsr. 1845); „Die gallische Sprache u. ihre Brauchbarkeit für die Geschichte“ (ebd. 1851); „Keltische Forschungen zur Geschichte Mitteleuropa's“ (Freib. i. Br. 1857) 2c. Auch gab er heraus: „Altdeutsche Schauspiele“ (Quedlinb. 1841); „Schauspiele des Mittelalters“ (Karlsr. 1846); „Quellensammlung zur bad. Landesgeschichte“ (ebd. 1845—67, 4 Bde.); „Lat. u. griech. Messen“ (Frkf. 1850); „Lat. Hymnen“ (3 Bde., Freib. 1855—57); den hist.-archival. „Anzeiger“ (1832—39) u. mit Dambacher u. Bader die „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“ (21 Bde., 1850—68).

Moneta (lat.), Münze.

Monge (spr. Mongsch), Graf **de Péluse,** Gaspard, franz. Mathematiker u. Physiker, geb. als Sohn eines armen Handelsmannes zu Beaune (Côte d'Or) 10. Mai 1746; wurde bereits 1762 Lehrer der Physik in Lyon, 1765 Professor der Mathematik u. Physik an der Artillerieschule zu Mézières u. 1783, nachdem ihn schon die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitglied ernannt hatte, Prof. der Hydrodynamik in Paris. M. schloß sich der Revolution an, übernahm im August 1792 das Marineministerium, trat indeß nach einigen Monaten wieder zurück u. leitete dann sämmtliche Gewehrfabriken, Geschützgießereien u. Pulvermühlen der Republik. Seit 1795 Lehrer der Geometrie an der Normalschule, gründete er unter dem Direktorium die Polytechnische Schule in Paris, an der er selbst die Professur der Mathematik übernahm, ging aber bald darauf im Auftrage der Regierung nach Italien, um den Transport der erbeuteten Kunstschätze zu leiten, u. organisirte mit Daunou in Rom die Republik. Von Bonaparte 1798 nach Aegypten berufen, ward M. Direktor des Aegyptischen Instituts. Mit jenem wieder nach Frankreich zurückgekehrt, setzte er seine Lehrthätigkeit an der Polytechnischen Schule fort, wurde um seiner Verdienste willen 1805 zum Senator ernannt, 1806 zum Grafen von Pelusium erhoben u. erhielt auch eine reiche Dotation. Dagegen nahmen ihm die Bourbons seine Aemter, u. 1816 stieß ihn selbst das Institut aus der Reihe seiner Mitglieder aus. M. starb zu Paris 18. Juli 1818. Sein wissenschaftliches Hauptverdienst ist die Erfindung der deskriptiven Geometrie; die Physik verdankt ihm viele wichtige Entdeckungen. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Traité élémentaire de statique“ (Par. 1788; 7. Aufl. 1834; deutsch von Hahn, Berl. 1806);

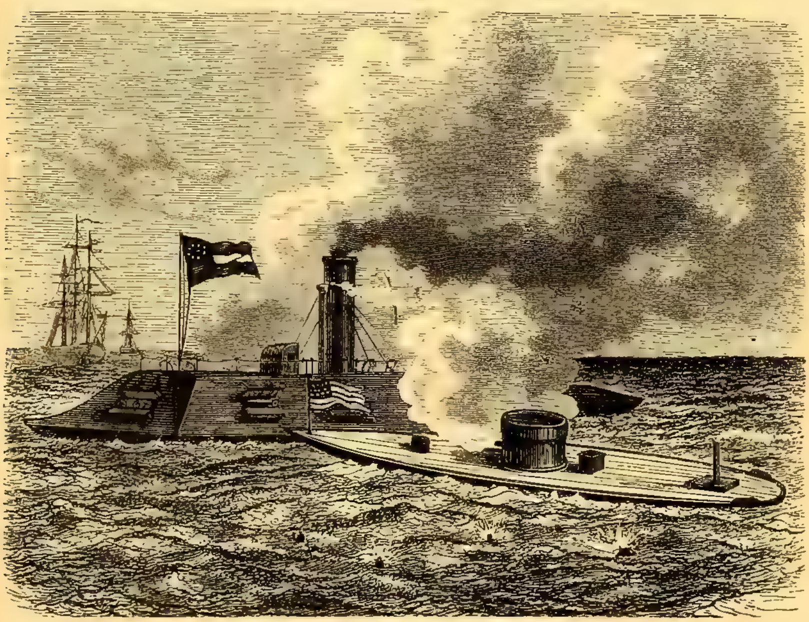


Nr. 4211. Innere Ansicht eines Ringgebirges auf dem Monde, nach Nasmyth.

„Description de l'art de fabriquer les canons“ (mit Vandermonde u. Berthollet, ebd. 1794); „Leçons de géométrie descriptive“ (6. Aufl., ebd. 1837; deutsch von Schreiber, Freib. 1822); „Application de l'analyse à la géométrie des surfaces du 1r et du 2me degré“ (4. Aufl., Par. 1809). Vgl. Dupin, „Essai historique sur les services et les travaux scientifiques de M.“ (ebd. 1819). In seiner Geburtsstadt ward ihm 1849 eine Statue errichtet.

Mongolen ist der Name eines mittelasiatischen Volkes, nach welchem man die diesem verwandten Völker unter der Bezeichnung „mongolische Rasse“ (wofür der Ethnograph Friedrich Müller „mittel- od. hochasiatische Rasse“ vorschlägt) zusammenzufassen pflegt. Letztere zerfällt in linguistischer Beziehung in Völker mit mehrsilbigen u. solche mit einsilbigen Sprachen. Zu jenen gehören die ural-altaischen Stämme (Samojeden, Finnen, Tungusen, die eigentlichen M. u. Tataren), die Japanesen u. Koreaner, zu diesen die Tibetaner mit anderen Himalaja-Völkern, die Birmanen, Laos, Siamesen, Annamiten u. die Chinesen. Die charakteristischen Körpermerkmale sind ein breiteres Oval des Kopfes als bei den Europäern, die nach der Wurzel zu eingedrückte Nase, schief eingesetzte Zähne, erhobene Außenwinkel der Augen, kurze Schenkel, kleine Füße, unentwickelte Waden, nach außen gebogene Kniee, lange u. kräftige Arme. Die Statur ist mittelgroß, bei Frauen klein, der Gesichtswinkel

ist größer als bei den Negern u. kleiner als bei den Weißen, das Haupthaar schlicht, grob u. schwarz glänzend, der Bart schwach entwickelt u. das tiefliegende Auge dunkel. Die Farbe der Haut variirt zwischen Weiß u. bräunlichem Gelb; wo sie in das Schwärzliche spielt, ist wol eine Mischung mit einer anderen, dunkelfarbigeren Rasse anzunehmen. Der typische Rassencharakter tritt bei den M. allgemeiner u. schärfer auf u. findet sich infolge dessen eine weit größere Aehnlichkeit der einzelnen Individuen, als bei irgend einer anderen Rasse. Wie das Aeußere den Eindruck der Kindlichkeit macht, so ist auch im Großen u. Ganzen der Charakter der M. sanft, friedlich u. phlegmatisch. Durch dieses Phlegma ist die unter den M. herrschende patriarchalische Familien- u. Staatsordnung, die Verehrung des Althergebrachten, eine gewisse Stagnation der Kultur bedingt worden. Selbst die modernen Reformen in Japan sind bis jetzt nur Experimente geblieben. In engem Zusammenhang mit diesem Sinn für Ruhe steht der Charakter der wissenschaftlichen u. künstlerischen Leistungen einzelner mongolischer Völker, nam. der Chinesen u. Japaner (s. d.), die Hochschätzung des Kleinen u. die Sorgsamkeit in der Arbeit, welche sich in mehreren Gewerbszweigen bis zu höchster Vollendung steigert. Klug u. scharf berechnend, läßt der M. auch im religiösen Leben der Phantasie u. dem Gemüthe nur geringen Spielraum u. verleiht seinen philosophischen Systemen meist einen praktischen Zug. Am schärfsten treten diese geistigen Eigenthümlichkeiten bei den Chinesen u. Japanesen auf, den entwickeltsten Aesten des mongolischen Stammes.



Nr. 4212. Monitor und Merrimac im Kampfe.

Die eigentlichen M. bewohnen vorzugsweise die Mongolei, ein Nebenland des Chines. Reiches, welches auf 61,335 □M. ungefähr 2,000,000 E. zählt. Letztere werden als Ostmongolen bezeichnet, wurden ursprünglich von den Chinesen Tata genannt, woraus der ihnen auch jetzt noch manchmal fälschlich beigelegte Name „Tataren" entstanden ist, führen aber seit dem 8. Jahrh. auch bei den Chinesen die Benennung Mungku. Außerdem gehören zu den eigentlichen M. noch die Burjäten, die Kalmüken u. die Hazareh od. Aimacq, welche als Westmongolen zusammengefaßt werden (vgl. „China", Bd. III, Sp. 293). Die Geschichte der M. beginnt eigentlich erst mit Dschingis-Khan (s. d.) im Anfang des 13. Jahrh., dessen Söhne China u. die Reiche der seldschukischen Sultane in Kleinasien u. Bagdad unterwarfen. Batu-Khan führte seine Horden aufs Neue gegen Rußland, Moskau fiel 1237. Die bis nach Schlesien u. Mähren vorgedrungenen M. wurden aber 1241 bei Liegnitz u. Olmütz geschlagen u. gezwungen, sich nach Centralasien zurückzuziehen, wo ihre Hauptstadt Karakorum war. Der größte Theil von Rußland blieb aber bis in das 15. Jahrh. als Reich von Kiptschak od. das Gebiet der Goldenen Horde unter ihrer Herrschaft. In Asien zerfiel aber das ungeheuere Weltreich schon im 13. Jahrh.; 1368 nahm ihre Herrschaft in China ein Ende, u. von kurzer Dauer war nur noch das große Reich, welches von Timur (s. d.) Mitte des 14. Jahrh. zusammenerobert ward, u. das einen großen Theil von Mittelasien, Persien u. Vorderasien umfaßte. Mit Timur's Urenkel, Abu-Seid, sank auch dieses Reich 1468 in Trümmer. Am längsten erhielt sich die mongolische Herrschaft in Vorderindien, wo Babur, ein Nachkomme Timur's, 1519 die Dynastie der Großmoguls (s. d.) begründete, u. in Turkestan, dem ehemaligen Reiche Dschagatai, dessen Khane ihren Ursprung von Dschingis-Khan u. Timur ableiten.

Monica, die heilige, die Mutter des Kirchenlehrers Augustin (s. d.), 332 von christlichen Eltern geboren, nachmals aber mit dem Heiden Patricius von Tagaste in Numidien vermählt. Ein Muster christlicher Frömmigkeit, wußte sie diesen schließlich für das Christenthum zu gewinnen u. erlebte auch noch 387 kurz vor ihrem Tode, der auf der Rückreise von Italien nach Afrika zu Ostia erfolgte, die Taufe Augustin's. In ihrem Kummer über die früheren Ausschweifungen desselben soll sie von dem Bischof Ambrosius von Mailand den Trost empfangen haben, daß ein Sohn so vieler Gebete u. Thränen nicht verloren gehen könne. Ihre Reliquien wurden im 15. Jahrh. nach Rom gebracht; ihr Gedächtniß feiert die Katholische Kirche 4. Mai.

moniren (v. lat. monēre), erinnern, ermahnen, bemängeln, Ausstellungen machen. Davon Monitur, Bemängelung, Ausstellung.

Moniteur (franz., spr. Monitöhr, eigentlich Rathgeber, Warner) war der Titel eines offiziellen franz. Regierungsblattes, dessen erste Nummer 24. Nov. 1789 als „La Gazette nationale ou le Moniteur universel" erschien; der Titel „Gazette nationale" fiel seit 1811 weg. Im J. 1869 trat an die Stelle des „Moniteur universel" als offizielles Blatt das „Journal officiel". Auch ist M. s. v. w. Anzeiger, z. B. M. des tirages, Ziehungsliste; den Titel M. des dates führt ein von Oettinger (s. d.) begründetes, von Schramm-Macdonald fortgeführtes biographisches Nachschlagebuch.

Monitor ist der Name einer besonderen Gattung von Panzerschiffen, deren erster Vertreter sich im amerikanischen Kriege 1860—64 durch seinen siegreichen Kampf mit dem südstaatlichen Panzerschiffe Merrimac berühmt machte u. seinen Namen als Gattungsnamen auf seine Nachfolger übertrug. Der M., zuerst von dem schwed. Kapitän Ericson konstruirt, ist eigentlich eine verbesserte schwimmende Batterie. Er besteht aus drei Theilen, einem unteren, ganz im Wasser befindlichen, der die Maschine birgt. Auf demselben befindet sich ein Aufsatz mit bombenfestem Verdeck, welcher das Unterschiff auf allen Seiten überragt. Auf diesem wieder erhebt sich ein $2^3/_4$ m. hoher Thurm mit einem inneren Durchmesser von $6^1/_4$ m., welcher, um eine starke eiserne Mittelsäule u. auf Laufkugeln drehbar, 2 Kanonen stärksten Kalibers nach allen Seiten zu richten gestattet. Vorder- u. Hintertheil des Schiffes schärfen sich zu sehr starken eisernen Keilen zu. Die größte Länge des Oberschiffs beträgt $54^1/_2$ m., die des Unterschiffs 39 m. Das Oberschiff ist $1^1/_2$ m. tief, sein Bord ragt aber nur 45 cm. aus dem Wasser. Das ganze Schiff ist demnach fast unter Wasser u. erscheint wie ein großes eisernes Floß mit darauf befindlichem Thurm. In neuerer Zeit baut man auch M.s mit zwei u. mehr Thürmen u. verwendet dieselben nicht mehr ausschließlich zur Küstenvertheidigung, sondern kann sie auch auf hoher See gebrauchen.

Monk, George, Herzog von Albemarle, engl. General, geb. 6. Dez. 1608 zu Potheridge in Devonshire; diente seit seinem 17. Jahre auf der Flotte gegen Spanien u. Frankreich, dann zehn Jahre lang als Offizier unter Friedrich Heinrich von Oranien, u. kämpfte nach seiner Rückkehr im Heere der Royalisten gegen die aufständischen Schotten, Iren u. Engländer. 1644 in die Gefangenschaft des Parlaments gerathen, wechselte er die Partei, da ihm das Fortkommen höher stand als Politik u. Religion. Von nun an kämpfte er für das Parlament gegen die Royalisten Irlands, 1651 für Cromwell, der ihn zum General ernannte, bei Dunbar u. siegte am 2. u. 8. Aug. 1653 unter u. mit dem Admiral Blake über die holländische Flotte. Zum Danke empfing er 1654 den Oberbefehl in Schottland, das er nach kühner u. schneller Unterwerfung der letzten Gegner Cromwell's in ungestörtem Frieden regierte. Cromwell wußte, daß M. allezeit nur dem Mächtigsten diente, aber er traute seinem Versprechen, niemals gegen ihn u. seine Familie Etwas unternehmen zu wollen. Andrerseits sprach auch Karl II. von Köln aus schon 1656 ihm brieflich die Hoffnung aus, die er auf ihn setzte. Indessen verhielt sich M. völlig unthätig, bis er Ende 1659 erkannte, daß seine eigene Stellung durch die Uebergriffe von Lambert's provisorischer Regierung bedroht sei: da marschirte er in England ein. Bestürmt von allen Parteien, ihnen zu helfen, erklärte er sich nach langem Schweigen für ein freies Parlament, löste einige widerspenstige Regimenter auf, gewann durch Beides die Bürgerschaft

u. die Gentry für sich u. ließ 21. Febr. 1660 die seit dem Dezember 1648 ausgestoßenen Mitglieder in das Parlament zurückkehren, das sich nun selbst auflöste u. Neuwahlen ausschrieb. Wie M. erwartete, rief das neue Parlament, das sich am 25. April versammelte, Karl II. auf den Thron, u. M. nahte sich ihm demuthsvoll als reuiger Unterthan, als jener am 25. Mai den Boden Englands wieder betrat. Ueberhäuft mit Titeln u. Würden, als Mitglied des Geheimen Rathes, Großstallmeister, erster Kommissar des Schatzes, Herzog von Albemarle u. Gouverneur von Devonshire u. Middlesex lebte M. seitdem in erwünschter Ruhe, betheiligte sich nur einmal noch an dem Kriege gegen die Holländer 1666 u. erlitt in Gemeinschaft mit dem Prinzen Ruprecht am 2. u. 3. Juni an der Themsemündung eine Niederlage. Er starb 3. Jan. 1670 u. wurde in der Westminsterabtei bestattet. — Vergl. Skinner, „Life of M."; Guizot, „Histoire du protectorat de Richard Cromwell" (Par. 1856); Ranke's „Englische Geschichte" u. Macaulay, „History of England".

Monmouth (spr. Monmauß), Grafschaft im westl. England, welche bis Heinrich VIII. zu Wales gehörte, 27,07 □M. mit 195,448 E. (1871); grenzt im S. an den Severn, im W. an Wales, im O. durch den Wye an Gloucester u. im N. durch den Munnow an Hereford u. wird vom Usk durchflossen, dessen breites Thal die westl. zum Hochlande von Wales gehörige Gebirgslandschaft von den östl. Höhenzügen scheidet. Die Berglandschaften sind reich an romantischen Thälern u. wilden Felspartien. Getreide, Hopfen u. Obst bringen die fruchtbaren Niederungen in Menge hervor, u. die ausgedehnten Marschen eignen sich trefflich zur Viehzucht. Der Reichthum des Landes liegt jedoch größtentheils in den Lagern trefflicher Steinkohle u. ausgezeichneter Eisenerze. Die schiffbaren Flüsse, Kanäle u. das Mündungsgebiet des Severn befördern den Handel. — Die Hauptstadt **M.** mit 5879 E. (1871) liegt am Zusammenfluß des Munnow u. Wye, hat alterthümliche Kirchen u. Ruinen einer Burg u. einer Abtei u. fabrizirt Eisenwaaren. Der größte Ort der Grafschaft ist Newport (s. d.), wichtige Fabrikstädte sind Pontypool mit 4834 E., Abergavenny mit 4803 E. u. Tredegar mit 12,389 E. (1871), letztere der größte Platz für den Bergbau auf Kohle u. Eisen.

Monmouth, James, Herzog von, geb. 1649 zu Rotterdam, war ein natürlicher Sohn Karl's II. von England u. einer Waliserin, Lucie Walters. Unter dem Namen Crofts in Frankreich erzogen, kam er bald nach der Wiedereinsetzung seines Vaters nach Whitehall u. empfing die Ehren eines Prinzen. Fast als Knabe vermählt mit Anna Scott, der reichen Erbin des Hauses Buccleuch, wurde er selbst zum Herzog von Buccleuch in Schottland, zum Herzog von M. in England, zum Stallmeister, zum Befehlshaber der Leibgarde, zum Ritter des Hosenbandordens, ja zum Kanzler der Universität Cambridge ernannt. Seitdem M. sich im Kriege gegen Holland tapfer u. geschickt bewiesen hatte, erwarb er eine unerhörte Popularität. Als aber die Gegner des kathol. Herzogs von York (Jakob II.) die Legitimität seiner Geburt behaupteten u. ihn als Erben des Thrones bezeichneten, als zwei Verschwörungen entdeckt wurden, von denen eine den Meuchelmord des Königs bezweckte, mußte auch M. 1679 nach Holland in ein freiwilliges Exil gehen, wo er an dem Hofe des Statthalters Wilhelm von Oranien fürstliche Ehre genoß u. zum Protestantismus übertrat. Nach der Thronbesteigung Jakob's II. reizten schott. Flüchtlinge, vor Allen der Earl von Argyle, M., sich des Thrones von England zu bemächtigen. 7. Juni 1685 landete er im Hafen von Lyme u. erließ eine Proklamation, in der er Jakob des Brudermordes u. der Brandstiftung anklagte. Durch einigen Zulauf unterstützt, drang M. bis Taunton vor, aber das Parlament erklärte ihn sofort für einen Hochverräther u. der König setzte eine Belohnung von 5000 Pfd. Sterl. auf seine Ergreifung. Mit Besorgniß sah M., der sich jetzt König nannte, daß Niemand aus den besseren Ständen zu ihm stieß; als er in der Nacht des 6. Juli bei Sedgemoor geschlagen war, flüchteten seine Anhänger nach allen Seiten, er selbst wurde versteckt gefunden, nach dem Tower gebracht u. nach einer Unterredung mit dem Könige, bei der er sich feig u. unwürdig benahm, 15. Juli 1685 hingerichtet. Nur im niederen Volke lebte noch der Zauber seiner Persönlichkeit fort, u. 1698 fand der Sohn eines Gastwirths in Sussex Glauben, als er sich für M. ausgab, bis die Regierung ihn gefangen setzen ließ.

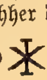
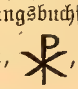
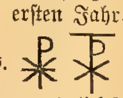
Monochord (griech., s. v. w. einsaitig), ein musikalisches Instrument, welches aus einer einzigen Saite besteht, die über einen langen prismatischen Resonanzkasten gespannt, u. unter welcher auf dem Kasten eine Theilung angebracht ist, nach welcher die Saite durch Niederdrücken in beliebigem Verhältniß verkürzt werden kann, so daß sich nach dem Grundton die Tonhöhe jedes Intervall genau bestimmen läßt. Behufs physikalischer Versuche ist die Saite an dem einen Ende mittels einer Schlinge um einen festen Stift befestigt; an dem entgegengesetzten Rande läuft sie über eine kleine Metallrolle u. trägt eine Schale, auf welche Gewichte gelegt werden können, um bei gleichbleibender Länge den Einfluß der Spannung auf die Tonhöhe zu untersuchen. Das Instrument wurde im Mittelalter beim Gottesdienst gebraucht, wo es dazu diente, die kirchlichen Gesänge zu intoniren.

monochrom (griech.), einfarbig.

Monocotyledonen (griech.), besser Monocotylen; im natürlichen Pflanzensysteme die erste Klasse der sichtbar blühenden Gewächse darstellend, ausgezeichnet durch einen einzigen Samenlappen (Cotyledon) des keimenden Samens, woher der Name, sonst durch parallele Rippen in den Blättern, welche meist grasartig erscheinen, u. durch die Dreitheiligkeit der Blumen charakterisirt. Es gehören dahin als die höchsten u. holzartigen Formen die Palmen, ferner die Gräser, Liliengewächse, Orchideen u. a., im Ganzen 44 Familien mit etwa 859 Gattungen.

Monod (spr. Monnoh), Adolphe, franz. Protestant u. berühmter Kanzelredner, geb. 21. Jan. 1802 zu Kopenhagen, siedelte bereits 1808 nach Paris über, als sein Vater zum evangel. Pfarrer daselbst berufen wurde. In Paris vorgebildet, studirte M. zu Genf Philosophie u. Theologie bis 1824, wirkte dann 1825—27 als Pfarrer an der Evangel. Gemeinde zu Neapel, kehrte zur Uebernahme des evangel. Pfarramts zu Lyon nach Frankreich zurück u. wurde 1831 infolge von Umtrieben einer ihm feindlich gesinnten Partei von dem kathol. Kultusminister abgesetzt; aber gerade von da an begann eine eingreifende Wirksamkeit M.'s, u. der jetzige blühende Zustand der Lyoner Gemeinde ist großentheils auf M. zurückzuführen. 1836 wurde er Professor an der theologischen Fakultät zu Montauban, 1847 aber Pfarrer in Paris, wo er 6. April 1856 starb. Eine Sammlung seiner Predigten erschien in 3 Bänden Paris 1857 ff., eine Auswahl seiner Schriften in deutscher Uebersetzung in 8 Theilen Bielefeld 1860 u. 62.

Monogamie (griech.), das dauernde od. zeitweilige Zusammenleben zweier Thiere verschiedenen Geschlechts, im Gegensatze zur Polygamie, als dem Zusammenleben Eines Männchens mit zahlreichen Weibchen, findet sich nur bei höheren Wirbelthieren, u. nur da, wo Brutpflege eine Arbeitstheilung erheischt.

Monogramm (griech.), das Handzeichen od. der Namenszug einer Person, gewöhnlich nur die in einander verschlungenen Anfangsbuchstaben des Namens, häufig angewandt auf Gemälden zur Bezeichnung des Urhebers, auf Petschaften u. dgl. Auf Gemälden besteht das M. auch bisweilen aus dem Wappenbilde des Urhebers, aus willkürlichen Zeichen od. aus Hausmarken. Bei den älteren Gemälden ist die Kenntniß der M. zum Zweck der Bestimmung des Urhebers von großer Wichtigkeit (vgl. Nagler, „Die Monogrammisten", 4 Bde., München 1855 ff.). Auch heißt M. eine einfache, nur mit Linien skizzirte Zeichnung. Das bedeutungsvollste aller M.e ist das M. Christi, wodurch schon die ersten Christen in kurzer, einfacher Chiffer das Erlösungswerk ausdrückten, u. das bis auf den heutigen Tag bedeutsam blieb. Es hat, wie alle ältesten christlichen Symbole, seinen Ursprung in den Katakomben, wo es in verschiedenen Formen u. Verbindungen vorkommt. Die primitivste Form ist der griech. Anfangsbuchstab des Namens Christus, *X*, worauf dann bald nachher die Hinzufügung des *I* als Anfangsbuchstab des Namens Jesus, also , u. der des zweiten Buchstaben, , folgte. So erscheint es auch auf dem Labarum (s. d.). Bald nachher kommt auch die im Orient sehr gebräuchliche Form  vor. Diese beiden letzteren Formen erhielten dann auch oft den Zusatz der beiden Buchstaben *ΑΩ*, nach Offenbarung Johannis 1, 8 u. 22, 13 (d. h. Alpha u. Omega, A u. O, Anfang u. Ende). Außer diesen Hauptformen gab es schon in den ersten Jahrhunderten der Christenheit noch manche Nebenformen, z. B. . Im eigentlichen Mittelalter sind die M.e des Namens Jesus gewöhnlich so



od. IHS, d. h. die drei ersten Buchstaben des griech. Namens Jesus. Die Form des Namens Christus ist



Dahin gehört auch die im christl. Alterthum gebräuchliche Erklärung des Wortes Ἰχθύς (s. d. u. „Christusbilder").



Nr. 4213. **Künstler-Monogramme.**

1 Andreas Achenbach. 2 Albrecht Adam. 3 Max Emanuel Ainmiller. 4 Heinrich Aldegrever. 5 Alb. Altdorfer. 6 Hans Baldung Grien. 7 Aug. v. Bayer, Architekturmaler. 8 Jakob Becker aus Worms. 9 Barthel Beham. 10 Hans Sebald Beham. 11 Ed. Bendemann. 12 Nic. Berghem. 13 Ed. de Bièfve. 14 Jakob Bink. 15 Abraham Bloemaert. 16 Paris Bordone. 17 Cornelios Bosch. 18 Adrian Brouwer. 19 Thomas Burgkmair. 20 Alex. Calame. 21 Jacques Callot. 22 Alonso Cano. 23 Agostino Caracci. 24 Gian Francesco Carotto. 25 Lorenz Clasen. 26 Gaspard de Crayer. 27 Eduard Daege. 28 Ernst Deger. 29 Eugène Delacroix. 30 Domenico Quaglio. 31 Abraham v. Diepenbeck. 32 Chr. Wilh. Ernst Dietrich. 33 Dosso Dossi. 34 Gerhard Dow. 35 Albr. Dürer. 36 Adam Eberle. 37 Adolph Ehrhardt. 38 Gerbrand v. d. Eeckhout. 39 Maria Ellenrieder. 40 Adam Elzheimer. 41 Wilh. Emelé. 42 Corn. Engelbrechtsen. 43 Jos. Otto Entres, Bildhauer. 44 Albert v. Everdingen. 45 Franz Floris. 46 Ernst Förster. 47 Ernst Fries. 48 Feodor Dietz. 49 Friedr. v. Gärtner, Architekt. 50 Ant. v. Gegenbaur. 51 Girodet. 52 Heinr. Goltzius. 53 Urse Graf. 54 Greuze. 55 Matth. Grünewald. 56 Franz Hals. 57 Martin v. Heemskerk. 58 Carl Heideloff. 59 Heinr. Heinlein. 60 Adolf Henning. 61 Friedr. Herlen. 62 Heinr. Maria Heß. 63 Peter Heß. 64 Joris Hoefnagel. 65 Melchior de Hondekoeter. 66 Gerh. Honthorst. 67 Peter de Hooghe. 68 Samuel v. Hoogstraten. 69 Julius Hübner. 70 Jan v. Hugtenburg. 71 Wenzel Jamizer, Goldschmied. 72 Karel du Jardin. 73 Ernst Kaiser. 74 Leo v. Klenze. 75 Wilh. v. Kaulbach. 76 Joh. Ad. Klein. 77 Barend Corn. Koekkoek. 78 Carl Wilh. Kolbe d. Aeltere. 79 Joh. Peter Krafft. 80 Aug. v. Kreling. 81 Joh. Herm. Kretzschmer. 82 Gérard de Lairesse. 83 Peter v. Langer. 84 Heinr. Lengerich. 85 Lucas v. Leyden. 86 Ludw. Lindenschmit. 87 Joh. Lingelbach. 88 Lionardo da Vinci. 89 Aug. Löffler. 90 Karel van Mander. 91 Nic. Manuel, gen. Deutsch. 92 Mazzuoli od. Parmegianino. 93 Adolf Menzel. 94 Matthäus Merian. 95 Franz v. Mieris. 96 Michel Jansen Mirevelt. 97 Peter Molyn d. Aelt. 98 Carl Morgenstern. 99 Chr. Morgenstern. 100 Andreas Müller (München). 101 Andreas Müller (Düsseldorf). 102 Friedr. Müller (Maler Müller). 103 Murillo. 104 Art. v. d. Neer. 105 Michael Neher. 106 Eug. Neureuther. 107 Theob. v. Oer. 108 Dan. Jos. Ohlmüller. 109 Ferd. Olivier. 110 Barend v. Orley. 111 Adrian v. Ostade. 112 Friedr. Overbeck. 113 Bernard Palissy. 114 Joh. David Passavant. 115 Carl Peschel. 116 Franz Pforr. 117 Herm. Plüddemann. 118. Corn. Poelenburg. 119 Friedr. Preller. 120 Joh. Heinr. Ramberg. 121 Rembrandt. 122 Alfred Rethel. 123 Ribera (Spagnoletto). 124 Joh. Elias Ridinger. 125 August Riedel. 126 Henry Ritter. 127 Joh. Heinr. Roos. 128 Salvator Rosa. 129 Karl Rottmann. 130 Rubens. 131 Jakob Ruisdael. 132 Henry Leys. 133 Herm. Saftleven. 134 Andrea del Sarto. 135 Hans Schäuffelin. 136 Martin Schaffner. 137 Peter van Schendel. 138 Friedr. Wilh. Schirmer. 139 Julius Schnorr. 140 Martin Schongauer. 141 Karl Schorn. 142 Adolf Schrödter. 143 Leopold Schulz. 144 Ludw. Schwanthaler. 145 Moritz v. Schwind. 146 Daniel Seghers. 147 Aug. Siegert. 148. P. v. Slingelandt. 149 Sonderlandt. 150 Otto Speckter. 151 Squarcione. 152 Jan Steen. 153 Hendrik v. Steenwyk. 154 Eduard Steinle. 155 Herm. Stilke. 156 Veit Stoß. 157 Alex. Strähuber. 158 Karl Stürmer. 159 Lucas Cranach. 160 Herm. Swaneveld. 161 Georg Syrlin. 162 David Teniers d. Jüngere. 163 Gerh. Terburg. 164 Thorwaldsen. 165 Adolf Tidemand. 166 Joh. Heinr. Tischbein d. J. 167 Benj. Vautier. 168 Tiziano Vecellio. 169 Philipp Veit. 170 Adrian v. d. Velde. 171 Adrian v. d. Venne. 172 Horace Vernet. 173 D. Vinckenboons. 174 Peter Vischer. 175 Vogel v. Vogelstein. 176 Simon Vouet. 177 Eberh. Wächter. 178 Hans v. Kulmbach. 179 Anton Waterloo. 180 Jan Bapt. Weenix. 181 David Wilkie. 182 Phil. Wouverman. 183 Jan Wynants. 184 Barth. Zeitblom. 185 Alb. Zimmermann. 186 Clem. Zimmermann. 187 Anton Zwengauer.

Monographie (griech.), eine einen einzelnen Gegenstand aus einer Wissenschaft nach allen Seiten hin behandelnde Schrift.

Monolith (griech.), ein aus einem einzigen Steinblock bestehendes Werk (Säule, Obelisk 2c.).

Monolog (griech.), die Alleinrede, das Selbstgespräch im Drama, im Gegensatz zu Dialog, eine Scene, in welcher eine einzelne Person mit sich selbst redet.

Monomanie (griech.) ist diejenige Form von Geisteskrankheit, die man auch als partielle Verrücktheit bezeichnet. Nachdem monate- od. jahrelang die gesammte Intelligenz, das ganze Geistesleben in schwankender u. veränderlicher Weise gestört war, gewinnen die krankhaften Aeußerungen der Seele einen begrenzten, doch stetigen u. bleibenden Charakter. Eine bestimmte Reihe od. ein kleiner Kreis von Ideen fängt an bei dem Patienten vorzuherrschen; er verfolgt irgend eine vorgefaßte Meinung mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, u. eine besondere Leidenschaft bringt alle seine geistigen Verrichtungen aus ihrem harmonischen Gleichgewicht. Dabei zeichnet sich seine Stimmung bald durch Freude, Heiterkeit u. Aufregung, bald durch Traurigkeit, Schweigsamkeit u. Furchtsamkeit aus. In praktischer Hinsicht unterscheidet man den Größenwahn (M. des Grandeurs), religiösen, erotischen od. Liebeswahn, die Kleptomanie od. Sucht zu stehlen, die Pyromanie, d. h. den krankhaften Trieb Feuer anzulegen, den Verfolgungswahn, bei dem sich der Kranke fortwährend von Feinden umstellt wähnt, das Heimweh (Nostalgie) 2c. Die wichtigste Form ist der Größenwahn. Nicht eine einzelne fixe Idee kommt hier zum Ausdruck, sondern ein Cyklus von allerlei Wahnvorstellungen; so wollen Manche die menschliche Gesellschaft reformiren, Andere haben große Erfindungen gemacht 2c. Die Heilung solcher Kranken ist selten u. erst dann eine vollendete, wenn sie sich ihres Deliriums bewußt werden. Die angemessenste Behandlung besteht in gleichmäßiger Ueberwachung u. Beschränkung des Thuns u. Treibens, wie es nur im Irrenhause möglich ist.

Monophysiten (griech.) hießen in der alten Kirche die Anhänger der Lehre von der Einen Natur Christi, im Gegensatz zu der rechtgläubigen Lehre von zwei Naturen, einer göttlichen u. einer menschlichen. Urheber des Monophysitismus war Eutyches, Klostervorsteher zu Konstantinopel (seit 444). Obschon von dem Patriarchen von Alexandrien unterstützt, wurde er doch auf Betrieb der syrischen Theologen auf einer Synode zu Konstantinopel aus der Kirche gestoßen (448). Aber die Gunst des Hofes verhalf ihm u. seiner Partei auf der Synode zu Ephesus 449 zum Siege. Freilich war derselbe von kurzer Dauer. Der energische Einspruch des römischen Bischofs Leo I. des Großen hatte auf dem 4. Oekumenischen Konzil zu Chalkedon (451) die erneute Verdammung des Eutyches zur Folge, zugleich aber auch den unversöhnlichen Haß der M., wie sie von jetzt an hießen, gegen die Katholische Kirche. Weder das sog. „Enkyklikon" (Rundschreiben) des Thronräubers Basiliskos (476), welches den Monophysitismus zur Staatsreligion erhob, noch ein Edikt des Kaisers Zeno, das sog. „Henotikon" (482), welches zwischen den Streitenden zu vermitteln suchte, vermochten den Frieden wieder herzustellen, vielmehr kam es 484 zu einer vieljährigen Spaltung zwischen dem Morgenland u. der Röm. Kirche. Als endlich durch Kaiser Justinian I. das Konzil von Chalkedon auf dem 5. Oekumenischen Konzil zu Konstantinopel ausdrücklich bestätigt wurde (553), sagten sich die M. ganz von der Katholischen Kirche los. Es bildeten sich monophysitische Kirchen 1. in Aegypten (s. „Kopten"). Ebenso erhielt sich unter eignem Patriarchen (dem sog. „Abbuna", d. i. Vater), wenn auch in trauriger Verkümmerung, die Kirche der M. in Abessinien. 2. In Armenien, wo die M. bes. durch die persische Eroberung 536 zur Herrschaft gelangten, nachdem sie sich auf der Synode zu Feyin feierlich von der Katholischen Kirche losgesagt hatten. Unter einem eignen Patriarchen, dem sog. Katholikos, erlebte diese Kirche zweimal, im 8. u. 12. Jahrh., auch wissenschaftlich eine Zeit hoher Blüte. 3. In Syrien u. Mesopotamien unter dem Namen „Jakobiten" (s. d.). Ueber den weiteren Verlauf des monophysit. Streites s. „Monotheleten".

Monopol (griech.), wörtlich: Alleinhandel, Alleinverkauf, nennt man das einem Einzelnen od. einer Gesellschaft verliehene Recht ausschließlicher Nutzung einer Erwerbsgelegenheit. Derartige M.e od. monopolartige Einrichtungen waren die Zunftprivilegien, Bannrechte 2c. seit dem Mittelalter, da sie sämmtliche Zunftmeister 2c. eines Ortes privilegirten. Die den großen Handelsgesellschaften, wie z. B. der Holländ.-ostind. u. Engl.-ostind. Compagie, seiner Zeit ertheilten M.e haben früher den Handel mit den Kolonien in Aufschwung gebracht, u. da sie zugleich militärisch-diplomatische Unternehmungen waren, fremde Länder erschlossen, auch dadurch segensreich gewirkt, sind aber seit der zunehmenden Entwicklung des Verkehrs fast überall wieder abgeschafft, zumal da nach geschichtlicher Erfahrung das M. die Tendenz hat, zu einer schlechten u. theuren Produktion zu führen. Roscher nennt das M. „die Besteuerung der Betriebsamkeit durch die Indolenz, wol gar die Raubsucht". Staatsmonopole od. Regalien, zu denen nam. Bergbau, Goldwäscherei, Fischerei, Münzprägung, Tabaksbereitung, Post, Telegraphie, Lotterie 2c. gehören, schließen meist jede Konkurrenz aus, setzen die Regierungen in den Stand, die Preise der Erzeugnisse des Verkehrs od. anderer Leistungen beliebig festzusetzen, u. kommen in ihren Wirkungen indirekten Steuern gleich. Dergleichen Staatsmonopole kommen bereits zur röm. Kaiserzeit vor u. spielten nam. im Mittelalter eine Rolle. Im Zeitalter des erstarkenden Absolutismus waren die Fürsten sehr geneigt, zu M.n zu greifen, um das Steuerbewilligungsrecht der Landstände abzuschwächen. Monopolpreise nennt man unverhältnißmäßig hohe Waarenpreise, die die Produktionskosten unendlich überschreiten. Sie treten auf bei seltenen Waaren (z. B. bei Kunstwerken verstorbener Meister, die also nicht vermehrbar sind), bei besonderen künstlerischen Fähigkeiten (z. B. wenn eine Sängerin für ein einziges Konzert 100,000 Mk. bekommt); endlich bei Erzeugnissen bestimmter Standorte (z. B. Johannisberger Wein, indianische Vogelnester 2c.). In letzterem Falle besteht ein natürliches M. Zu den Monopolpreisen bilden den Gegensatz die Nothpreise.

Monotheismus (griech.) ist die Lehre von einem einzigen Gott im Gegensatz zum Polytheismus od. der Vielgötterei. Obschon der M. die nothwendige Konsequenz der Annahme eines allmächtigen u. vollkommenen Gottes ist (da diese Begriffe keine Beschränkung vertragen, wie sie bei der Vertheilung auf mehrere Götter unvermeidlich wäre), so finden wir ihn doch im Heidenthum nur als die Anschauung einzelner erleuchteter Geister, u. zwar bes. in Verbindung mit philosophischen Systemen. Dagegen tritt er von vornherein, wenn auch anfänglich noch nicht in seiner reinsten Gestalt, als Besitz der sog. Offenbarungsreligionen auf, d. h. der Hebräer u. durch sie der Christen u. Mohammedaner.

Monotheleten (griech.), d. h. Anhänger der Lehre von Einem Willen, nämlich in Christus, heißt derj. Theil der Monophysiten (s. d.), welcher auf Grund der obengenannten Lehre zur Versöhnung mit der Kathol. Kirche bereit war. Den Vorschlag zur Einigung auf diesem Wege machte der oström. Kaiser Heraclius in der sog. „Ekthesis" (Auseinandersetzung) 638, welche den Monotheletismus für allein zulässig erklärte. Sogar der röm. Bischof Honorius wurde dafür gewonnen. Desto erbitterter aber zeigten sich die Theologen Nordafrika's, u. obgleich Kaiser Constans II. durch den sog. „Typos" (648) die Ekthesis wieder aufhob, so verdammte doch der röm. Bischof Martin I. 649 beide Edikte u. damit auch seinen Vorgänger Honorius (ein Fall, der in dem Kampfe gegen die päpstliche Infallibilität neuerdings oft betont worden ist). Trotz des Widerstandes der oström. Kaiser wurde schließlich der Monotheletismus auf dem 6. Oekumenischen Konzil zu Konstantinopel (680) verdammt. Dennoch erhielt er sich noch lange in der Sekte der Maroniten (s. d.).

monoton (griech.), eintönig, einförmig. — Monotonie, in der Musik Mangel an Modulation; allgemeiner: Einförmigkeit.

Monrad, Ditlev Gothard, dän. Theologe u. Staatsmann, geb. zu Kopenhagen 24. Nov. 1811; studirte das. Theologie, war dann im liberalen Sinne publizistisch thätig, wurde 1846 Pastor in Vester-Ulslew (Laaland) u. spielte als Abgeordneter Kopenhagens bez. als einer der Führer der eiderdän. Partei in der Provinzialständeversammlung zu Roeskilde bei der 1848er Märzbewegung eine große Rolle. Dieselbe verhalf ihm 22. März zur Leitung des Kultusministeriums, das er bis 15. Nov. 1848 verwaltete. Er u. der Kriegsminister Anton Frederik Tscherning (geb. zu Frederiksvärk 12. Nov. 1795, gest. zu Kopenhagen 29. Juni 1874) waren damals die Seele der Regierung. Seit Febr. 1849 Bischof des Stifts Laaland-Falster, zog sich M. durch seine Opposition gegen das Ministerium Oersted im April 1854 seine Amtsentsetzung zu, ward aber nach dem Sturze desselben im Jan. 1855 Direktor des Volksschulwesens. Auch als solcher blieb er einer der ersten Führer der national-konstitutionellen Partei im Reichstag, bis er im Mai 1859 selbst wieder Kultusminister wurde. Nach dem Rücktritt des Ministeriums Hall (24. Dez. 1863) mit der Bildung eines neuen Kabinets betraut, übernahm M. in demselben den Vorsitz, die Finanzen u. die Verwaltung Holsteins u. Lauenburgs, mußte aber infolge der politischen Ereignisse 8. Juli 1864 seine Entlassung nehmen. Im J. 1865 wanderte er nach Neuseeland aus, von wo er erst im Frühjahr 1869 zurückkehrte, um eine Landpfarre bei Kopenhagen anzunehmen, doch erhielt er 1871 das Bisthum Laaland-Falster wieder.

Monreale, Stadt in der sizilian. Provinz Palermo mit 16,211 E. (1871) in der Gemeinde, liegt $^3/_4$ M. im S. von Palermo nahe dem Oreto, ist Sitz eines römisch-kath. Erzbischofs u. einer Prätur, hat ein Gymnasium u. in der 1170—76 erbauten Kathedrale eines der schönsten

mittelalterlichen Bauwerke der Insel. Die Glocke des Schlosses von M. läutete 1282 die Sizilianische Vesper ein. In der Nähe liegt das prachtvolle Benediktinerkloster San Martino mit Museum u. Bibliothek.

Monroe (spr. Monnroh), James, 5. Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. zu Monroe's Creek in der Grafschaft Westmoreland (Virginien) 28. April 1758; studirte die Rechte, eilte aber nach Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges unter die Waffen u. erwarb sich in demselben den Oberstenrang, nahm 1778 seine Studien wieder auf, um nach deren Beendigung als Sachwalter zu praktiziren, ward 1782 Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung u. 1783 des Kongresses in Virginien, trat 1790 auch in den Nationalkongreß. Schon 1794—96 Gesandter in Paris u. 1799—1802 Gouverneur von Virginien, war er 1803—8 in Paris, London u. Madrid wieder auf dem diplomatischen Gebiete thätig u. bekleidete 1810—11 auch nochmals den Gouverneurposten in seinem Heimatsstaate. Seit 1811 Staatssekretär u. Kriegsminister, übernahm er nach der Zerstörung Washingtons durch die Engländer (1814) den Oberbefehl über die Streitkräfte der Union u. führte denselben bis zum Frieden. Im J. 1817 trat M. die Präsidentschaft an u. führte dieselbe, 1821 wieder gewählt, mit kräftiger Hand u. in rein patriotischem Geiste bis 1825. Unter seiner Verwaltung erstarkte die Unionsregierung, nahm das Seewesen einen bedeutenden Aufschwung, wurde Florida erworben, dagegen die Unabhängigkeit der span. u. portug. Kolonien anerkannt u. die sog. M.-Doktrin (s. d.) aufgestellt u. der Handelsverkehr mit allen Völkern auf der Grundlage freier u. vollkommener Gegenseitigkeit begünstigt. Nach seinem Rücktritt gründete er mit seinen Vorgängern Jefferson u. Madison (s. d.) die virgin. Universität, lebte in seiner Heimat als Friedensrichter, wandte sich aber später nach New-York u. starb das. 4. Juli 1831 (am Jahrestage der Unabhängigkeitserklärung).

Monroe-Doktrin nennt man eine Satzung James Monroe's (s. d.), welche der Ausdruck eines exklusiven Amerikanismus ist. Um nämlich der „Heiligen Allianz" Europa's ein Paroli zu biegen, weil diese in ihrer Erbitterung gegen alle staatlichen Neuerungen eine Zeit lang damit drohte, die von den Vereinigten Staaten als unabhängig anerkannten süd- u. central-amerikan. Freistaaten dem span. Mutterlande wieder zu überliefern u. Spanien zu seinem ehemaligen Kolonialbesitz zu verhelfen, erklärte 1824 die Regierung des Präsidenten Monroe, daß die Nordamerikan. Union ihrerseits sich niemals in die europ. politischen Entwicklungen einmischen, aber auch keine Einmischung europ. Mächte in die inneren Angelegenheiten eines süd- od. mittelamerikan. Territoriums dulden würde, indem jeder Versuch einer europ. Macht, ihr System auf die westl. Halbkugel auszudehnen, als eine Gefahr für die Sicherheit u. den Frieden der Staatenschöpfung Washington's anzusehen sei. Der erste Theil dieses Grundsatzes ist bis auf diesen Tag strikt innegehalten worden. Auch der zweite Passus bestimmte noch während des kurzlebigen Kaiserthumes in Mexiko die Haltung der nordamerikan. Regierung, ist aber neuerdings durch die Einladung des Kabinets von Washington an die europ. Mächte zu eventuell gemeinsamen Schritten betreffs Cuba's beiseite gesetzt worden. Die amerikan. Regierung hat damit zum ersten Mal es anerkannt, daß die Nationen Europa's unter Umständen auch in Amerika eigene Interessen zu überwachen haben.

Monrovia, Hauptstadt von Liberia (s. d.).

Mons, fläm. Bergen, Hauptstadt der belgischen Provinz Hennegau mit 23,128 E. (1866), liegt am Flusse Trouille u. steht mit der Schelde in Kanalverbindung. Zu den hervorragendsten Gebäuden der Stadt gehört die St. Waltrudiskirche (Ste Waudru), ein zwar thurmloser, aber im Innern meisterhaft ausgeführter spätgoth. Bau, u. das jetzt als Irrenanstalt dienende Schloß. Seit 1853 besitzt M. ein Standbild des hier 1530 geborenen Komponisten Orlando di Lasso, seit neuerer Zeit auch ein Denkmal König Leopold's I. Die Festungswerke, welche unter Wasser gesetzt werden können, sollen geschleift werden. M. ist Sitz eines Obertribunals, eines Gymnasiums u. einer Kunstschule u. treibt Baumwollenweberei, Zucker-, Seifen-, Tabak-, Fayence- u. Spitzenfabrikation u. beträchtlichen Handel mit Steinkohlen, die in der Umgegend in großer Menge abgebaut werden. Das ehemalige Schloß steht auf der Stelle eines von Cäsar gegen die Gallier angelegten Castrum; im Mittelalter blühte die Stadt durch Handel u. Industrie auf u. spielte in den Kriegen zwischen Frankreich u. den Niederlanden als Festung eine wichtige Rolle.

Monseigneur u. Monsieur (franz., spr. Mongsänjör u. Mossiöh). Seigneur (vom lat. senior, der Aeltere, höher Geachtete; zusammengezogen zu sieur) nahm überhaupt die Bedeutung „Herr" an, u. zwar sowol als Haus- als Landesherr, Gatte, Souverän — Gott. Monseigneur (eig.: mein Herr) ist der Titel fürstlicher Personen u. der Prälaten u. war ehedem ausschließlich der Titel des Dauphins bei der Anrede. Monsieur war in ähnlicher Weise früher der Titel des ältesten Bruders des Königs von Frankreich bei der Anrede; aber seit Langem schon wird es wie das engl. Sir bei der Anrede im gewöhnlichen Leben ganz allgemein gebraucht. Die Mehrzahl lautet Messieurs (spr. Messiöh).

Monsigny (spr. Mongßinjih), Pierre Alexandre, berühmter franz. Opernkomponist, geb. 17. Okt. 1729 zu Fauquemberg bei St. Omer; kam frühzeitig nach Paris u. erhielt mit 19 Jahren eine Stelle in den Rechnungsbureaux der Geistlichkeit; später wurde er Maître d'hôtel beim Herzog von Orleans u. behielt dieses Amt beinahe 30 Jahre lang. In seiner Jugend hatte er etwas Musikunterricht erhalten, aber unter seinen Berufsgeschäften keine Zeit gefunden, die Musik weiter zu pflegen. Aber der mächtige Eindruck, den er 1754 beim Hören von Pergolese's „Serva padrona" empfing, entzündete in ihm die Begierde, sich als Musiker hervorzuthun. Bei dem Italiener Gianotti machte er Studien in der Komposition, u. zwar mit solchem Erfolge, daß er bereits 1759 die kleine komische Oper „Les aveux indiscrets" zur Aufführung brachte, vorläufig anonym. Der Erfolg des Werkchens ermunterte, auf der betretenen Bahn fortzuschreiten. So ließ er denn in den folgenden Jahren eine Reihe von Opern aufführen, die fast alle ungetheilten Beifall hatten u. in der That auch durch Natürlichkeit u. Frische der Empfindung, Reiz der Melodik, Wahrheit u. Lebendigkeit des dramatischen Ausdrucks ausgezeichnet sind: „Le Maître en Droit"; „Le Cadi dupé" (1760); „On ne s'avise jamais de tout" (1761); „Le Roi et le Fermier" (1762); „Rose et Colas" (1764); „Aline, Reine de Golconde" (1766); „L'Ile sonnante" (1768); „Le Déserteur" (1769, für sein bestes Werk gehalten); „Le Faucon" (1772); „La Belle Arsène" (1775); „Le Rendez-vous bien employé" (1776); „Félix, ou l'enfant trouvé" (1777). Mit letzterer Oper aber schloß M. seine Produktion endgiltig ab. Durch die Revolution seiner Stelle im Orleans'schen Hause u. eines Theils seines Vermögens beraubt, erhielt er seitens der Opéra-comique eine Pension, wurde ferner 1800 Piccini's Nachfolger als Inspektor am Konservatorium, legte jedoch nach zwei Jahren diese Stelle wieder nieder. Im J. 1813 wählte man ihn an Grétry's Stelle zum Mitglied der Akademie. Er starb 14. Jan. 1817 zu Paris.

Monstranz (vom lat. monstrare, zeigen) heißt in der Katholischen Kirche ein Gefäß, in welchem Reliquien, ganz bes. aber die geweihten Hostien (das sog. „Allerheiligste"), dem Volke zur Anbetung vorgezeigt werden. Eigentlich bezeichnet M. selbst „das Zeigende", weil sie in einem durchsichtigen Gehäuse besteht, welches dann wieder einem größeren Gehäuse (dem sog. tabernaculum) einverleibt wird. Als der heilige Mittelpunkt der Altargeräthe nimmt die M. auch außerhalb der Kirche (z. B. bei Prozessionen, od. wenn sie zum Behuf von Krankenkommunionen herausgetragen wird) Verehrung durch Niederknieen in Anspruch.

Monstrum (lat.), Ungeheuer, Scheusal, Mißgestalt; monströs, mißgestaltet, ungeheuerlich, abscheulich; Monstrosität, Unförmlichkeit, Scheußlichkeit. — Die engl. Form des Wortes M., monster, verwendet man in Zusammensetzungen, um etwas ungeheuer Großes zu bezeichnen, z. B. Monster-Prozeß, Monster-Petition, Monster-Konzert 2c.

Monsummano, ein Dorf in der mittelital. Provinz Florenz (Kreis Pistoja), unweit der Station Pieve a Nievole der Eisenbahn Lucca-Pisa im Nievolethale gelegen; ist berühmt durch die wunderbare Heilgrotte, welche 1849 bei Steinsprengungen entdeckt worden ist. Dieselbe ist etwa 300 m. lang u. zeigt die seltsamsten Tropfsteingebilde; in ihr befinden sich 3 Seen, jedoch ohne alles Thierleben. Die Temperatur steigt im Innern von 28° bis auf 35° C.; die Luft ist reich an Kohlensäure (1 L. Höhlenluft 36,5 kbcm. Kohlensäure). Schon 1850—51 fand eine Menge Leidender in der feuchtwarmen Luft dieser Höhle Heilung von rheumatischen Krankheiten, 1855 wurde ein provisorisches Gebäude u. 1860 ein Kurhaus an der Grotte aufgeführt, u. trotz der primitiven Verhältnisse der Anstalt werden diese warmen Luftbäder von Jahr zu Jahr mehr benutzt, bes. da Garibaldi durch deren Gebrauch 1867 von seiner 1862 bei Aspromonte erhaltenen Schußwunde in 17 Tagen vollständig geheilt worden ist. Die Hauptsaison der Kur dauert vom 1. Juni bis 1. Sept.; das einzelne Bad währt gewöhnlich 1 Stunde, häufig genügen 6 bis 10 Bäder, eins täglich, um Heilung zu erzielen. Von vorzüglicher Wirkung haben sich die Luftbäder in der Grotte von M. bei chronischen Katarrhen, rheumatischen Affektionen, Syphilis u. Bleichsucht erwiesen.

Monsune heißen die mit der Jahreszeit wechselnden Winde im Indischen Meere. Der Name kommt eigentlich von dem altarab. Mausim (d. i. „Jahreszeit" u. dann „mit der Jahreszeit wechselnder Wind"), woraus Musim, die Franzosen Mousson, die Engländer Monsoun (spr. Monsun) gebildet haben. Während auf dem Atlantischen u. Stillen Ozean die von einer Windstillenregion getrennten, sich in ihrer Richtung stets gleichbleibenden Passate (s. d.) herrschen, u. zwar nördl. ein Nordost-, südl. ein Südostpassat, findet man auf dem Indischen Ozean diesen beständigen Nordostwind nur vom Oktober bis März, während er vom März bis Oktober in einen Südwest umschlägt. Das sind eben die Jahreszeitenwinde od. M. Der erstere ist gewissermaßen nur als der gewöhnliche Nordostpassat aufzufassen. Wenn aber dann vom März bis Oktober die Luft über dem asiat. Kontinente stärker erhitzt wird, so bildet sich darüber ein starker aufsteigender Luftstrom u. die dadurch verursachte Aufsaugung der Luft bewirkt, daß sogar der Südostpassat der südl. Hemisphäre auf die nördliche herübergreift, sich aber dort, indem er in immer höhere Breiten fortschreitet, in einen Südwestwind verwandeln muß; dies ist dann eben der während der Monate März bis Oktober wehende Südwestmonsun. Der Wechsel der beiden M. ist an manchen Orten durch Windstillen, an anderen durch veränderliche Winde od. Orkane charakterisirt.

Mont (franz., spr. Mong) u. **Monte** (ital.), Berg; häufig dem Namen eines Berges vorgesetzt.

Montag ist der zweite Tag in der Woche. Die Benennung bedeutet ursprünglich Tag des Mondes u. ist in allen germanischen Sprachen dem entsprechend. Im Althochdeutschen hieß er manintac, mittelhochdeutsch mântac, engl. monday, schwed. måndag, dän. mandag. Die Benennung ist nicht ursprünglich, sondern bei der Annahme der röm. Woche dem dies lunae nachgebildet. Bei den Slaven ist er eigentlich der erste Wochentag u. heißt z. B. russ. ponedjelnik, d. i. der Wöchentliche.

Montagnards, s. v. w. Bergpartei (s. d.).

Montagu (spr. Montägü), Mary Pierrepont, Lady Wortley, engl. Schriftstellerin, geb. zu Thoresby (Nottinghamshire) 26. Mai 1689, Tochter des nachmaligen Herzogs Evelyn Pierrepont v. Kingston; verheirathete sich gegen dessen Willen 1712 mit Edward Wortley M., einem Enkel des ersten Grafen von Sandwich, u. folgte ihrem 1716 zum Gesandten bei der Pforte ernannten Gatten nach Konstantinopel, wo sie bis 1719 verweilte. Sie machte sich mit der türk. Sprache, den türk. Sitten u. Gebräuchen vertraut u. lernte auch die in der Türkei längst gebräuchliche Schutzpockenimpfung kennen, für deren Einführung in England sie sehr thätig gewesen ist. In den J. 1718 bis 1739 war die durch Schönheit, Geist u. Bildung ausgezeichnete Frau ein Mittelpunkt des gesellschaftlichen u. literarischen Lebens in London. Ein Zerwürfniß mit Pope, der sich dann durch vernichtende Satiren an ihr rächte, u. die Niederlage der Whigs, denen sie anhing, veranlaßten sie, 1739 ohne ihren Gemahl, mit dem sie auch in Unfrieden lebte, nach Italien zu gehen, von wo sie erst 1761, zur Wittwe geworden, nach London zurückkehrte. Dort starb sie 21. Aug. 1762. Die erste rechtmäßige u. vollständige Ausgabe ihrer Werke ohne fremde Zuthaten besorgte ihr Schwiegersohn, Graf Bute (5 Bde., Lond. 1803); dieselbe enthält ihre Briefe, Gedichte, Essays u. Memoiren. Eine spätere Ausgabe (5 Bde., ebd. 1837) rührt von ihrem Großenkel Lord Wharncliffe her. Den meisten Werth haben ihre berühmten Reisebriefe aus der Türkei.

Montaigne (spr. Mongtännj'), Michel-Eyquem de, berühmter franz. Schriftsteller, geb. 28. Febr. 1533 als Sohn eines vornehmen Edelmannes auf dem Schlosse M. in Périgord; erhielt theils unmittelbar von seinem Vater, theils auf dem Collége zu Bordeaux eine sehr gründliche wissenschaftliche Bildung (das Latein erlernte er sogar eher als seine Muttersprache) u. wurde kaum 21 Jahre alt Rath am Parlament zu Bordeaux. Im J. 1569 zog er sich ins Privatleben zurück u. unternahm ausgedehnte Reisen, nam. nach Italien u. Deutschland; sein während derselben geführtes Tagebuch wurde erst später zufällig aufgefunden u. von Guerlon veröffentlicht („Journal du voyage de Michel M. en Italie par la Suisse et l'Allemagne", Par. 1774). Im J. 1580 wurde er zum Maire von Bordeaux erwählt u. bekleidete dieses Amt bis 1586, wo er sich, da er den Stürmen der aufgeregten Zeit sich nicht gewachsen fühlte, abermals u. für immer in das Privatleben zurückzog. Er starb 13. Sept. 1592. Seinen schriftstellerischen Ruhm hat M. durch seine „Essais" (deren beide ersten Bücher er im J. 1580, das dritte im J. 1586 veröffentlichte) begründet u. er ist durch dies Werk der erste Vertreter einer später sehr verbreiteten Geistesrichtung des franz. Kulturlebens geworden. Diese „Essais", ein in ihrer Art einzig dastehendes Literaturwerk, sind eine Sammlung von Betrachtungen über die verschiedenartigsten Gegenstände u. Fragen der Philosophie, bes. der Psychologie, der Aesthetik u. der Politik, die aber durch eine durchgehende philosophische Anschauungsweise innerlich verbunden werden. So ist das Buch eine wahre Schatzkammer origineller, meist tiefer u. scharfsinniger Gedanken u. gewährt eine immer anziehende u. anregende Lektüre. Die beste Ausgabe lieferte V. Leclerc (2 Bde., Par. 1865).

Montalembert (spr. Mongtalangbähr), Charles Forbes de Tryon, Graf von, franz. Staatsmann u. Schriftsteller, wurde als der Abkömmling einer altberühmten Adelsfamilie 29. Mai 1810 zu London geboren, wohin sein Vater während der Revolution ausgewandert war. 1815 nach Frankreich zurückgekehrt, betheiligte sich M. 1830 mit Lammenais u. Lacordaire an der Herausgabe des „Avenir" u. nahm 1835 als Pair von Frankreich seinen Sitz in der Kammer ein. Auch hier kämpfte er eifrig vor Allem für die Freiheit des Unterrichts u. der Kirche, nur daß er unter diesen Freiheiten die Alleinberechtigung des ultramontanen Katholizismus verstand. Bes. sind in dieser Hinsicht seine bes. abgedruckten „Trois discours prononcés à la chambre des Pairs" über die Lage der Kirche, die Freiheit des Unterrichts u. die der religiösen Orden, vom April u. Mai 1844, berühmt. 1848 wußte er sich durch ein demokratisches Manifest auch in der republikanischen Kammer einen Platz zu sichern, trat aber in derselben schließlich als Leiter der Rechten auf. So wurde er auch nach dem Staatsstreich (1852) in den Gesetzgebenden Körper gewählt, verscherzte sich aber 1857 die Wiederwahl durch seine Hinneigung zur legitimistischen Partei, der er in Wahrheit eigentlich angehörte. Seitdem nur schriftstellerisch thätig, starb er 13. März 1870, nachdem er noch sechs Tage zuvor zu allgemeiner Ueberraschung gegen die Umtriebe der früher von ihm gepriesenen Jesuiten u. die päpstliche Unfehlbarkeit protestirt hatte. Seit 1852 Mitglied der Franz. Akademie, veranstaltete er eine Ausgabe seiner Werke (8 Bde., Par. 1861). Unter diesen zeugen bes. „Les moines d'Occident" (5 Bde., Par. 1860 ff.; deutsch von Brandes, Regensb. 1860—68) sowie „Vie de Sainte-Elisabeth de Hongrie" (Par. 1836; deutsch von Städter, Aachen 1845) von seiner mittelalterlich romantischen Gesinnung.

Montalembert (Ausspr. wie bei Vor.), Marc René, Marquis de, franz. Ingenieuroffizier, geb. als Sproß eines alten, seit Jahrhunderten in Poitou angesiedelten Adelsgeschlechts zu Angoulême 15. Juli 1714; diente seit seinem 17. Jahre, widmete nach dem Oesterr. Erbfolgekrieg seine Mußezeit den Wissenschaften u. errichtete in Périgord u. Angoumois Gießereien für eiserne Kanonen u. Geschosse. Während des Siebenjährigen Krieges bei den russ. u. schwed. Heeren als franz. Kommissar fungirend, befestigte er Anklam u. verstärkte Stralsund. Seit 1761 Kommandant der Insel Oléron, befestigte er dieselbe nach einem neuen epochemachenden System. Da aber seine reformatorischen Ideen (vgl. „Befestigung, Befestigungskunst" Bd. II S. 578 u. 579) bei den franz. Ingenieuren keinen Anklang fanden, vielmehr dem heftigsten Widerstande begegneten, so veröffentlichte er dieselben in seinem Hauptwerke „La fortification perpendiculaire" (Par. 1776; neue Aufl., 11 Bde. 1796; deutsch von Hoyer unter dem Titel „Die Vertheidigung stärker als der Angriff", 4 Bde., Berl. 1818—20). Erst während der Franz. Revolution u. unterm ersten Kaiserthum kamen M.'s Prinzipien in seinem Vaterlande zur Geltung; dagegen hatten sie in Preußen alsbald ihre Würdigung gefunden; General Lindner baute in Kosel um 1802 den ersten M.'schen Thurm, u. General Aster wendete die M.'sche Manier bei der Befestigung von Koblenz, Ehrenbreitstein u. Köln an. Nach Ausbruch der Revolution, zu deren Anhängern M. übrigens gehörte, ging er nach England, kehrte aber noch während der Schreckenszeit nach Paris zurück. Von den Summen, um die er seine Gießereien an den Staat verkauft hatte, konnte er nichts erhalten; da er aber in dürftige Umstände gerathen war, wurde ihm 1796 wenigstens eine Unterstützung bewilligt. Er starb zu Paris 26. März 1800. Noch ist seine „Correspondance avec les généraux et les ministres depuis 1761 jusqu'à 1791" zu erwähnen.

Die Memoiren der Pariser Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er war, hatte er mit vielen werthvollen Abhandlungen bereichert. Auch hinterließ er einige Bühnenstücke, Erzählungen u. Lieder.

Montana, Territorium der Verein. Staaten von Nordamerika, 6762,5 □M. groß, grenzt im N. an die brit. Besitzungen, im O. an Dakota, im S. an Wyoming, im SW. an Idaho u. im W. an Washington. Dieses nur zu einem geringen Theile wissenschaftlich durchforschte „Bergland" wird in seinen westl. Gebieten von mehreren Parallelketten der Felsengebirge durchzogen, die sich im SW. bis über 3000 m. erheben u. durch 1600—2000 m. hohe Plateaux mit einander verbunden sind. An diese Gebirge schließen sich nach O. mit Prairien bedeckte u. von einzelnen Höhenzügen unterbrochene Hochebenen an, welche vollständig zum Gebiete des Missouri, der hier entspringt, mit dem Milk-River u. Yellow-Stone gehören. Das größte Längenthal der Felsengebirge wird vom Pend-d'Oreille-River durchströmt. Die Gebirgsgegenden sind auch reich an Seen, von denen der größte, der Flatheadsee, 7 M. lang u. 4 M. breit ist. Das Klima ist gesund, aber rauh, u. die Winter nam. auf den Hochebenen sehr kalt u. lang anhaltend. Doch geben die tiefer gelegenen Flußthäler reiche Ernten an Getreide u. die Prairienlandschaften gewähren treffliche Viehweiden. Die Berge sind reich an Wald, doch mangelt den Hochebenen Holz. Kohlenflötze sind zwar entdeckt, bis jetzt aber noch nicht ausgebeutet worden. Wichtiger sind die 1862 entdeckten Gold- u. Silberlager; erstere finden sich nam. in den Gebieten des Hellgate- u. Jefferson-River; doch sind fast auf allen Theilen des Plateau zwischen der mittleren u. östl. Kette des Felsengebirges Edelmetalle gefunden worden. Lager von Kupfererzen, die 15—60 % reines Metall liefern, sind am oberen Missouri aufgefunden worden. — Die Bevölkerung von M. ist gering: 1870 bestand sie aus 39,895 Seelen, davon waren 19,457 Indianer, 18,306 Weiße (darunter 1233 Deutsche), 1949 Chinesen u. 183 Farbige. Die weißen Ansiedler sind erst nach der Entdeckung der Goldlager ins Land gekommen. Mit ihnen kamen sehr bald auch Chinesen von W., um in den Minen zu arbeiten. Einer stärkeren Besiedelung des Territoriums sind bis jetzt immer die Feindseligkeiten der Indianer, den Stämmen der Schwarzfüße u. Kräheneindianer angehörend, hinderlich gewesen. Der größte Theil der seßhaften Bevölkerung lebt vom Minenbetriebe; 1870 gab es in M. 683 Minen mit 3534 Arbeitern, u. 1873 betrug die Produktion von Edelmetallen 6,068,339 Doll. Die Industrie ist noch ganz unentwickelt. Das Territorium besitzt noch keine Eisenbahn, doch wird es von der im Bau begriffenen Nordpacificbahn durchschnitten werden. Schulen gab es 1870 nur 54. Das Gebiet von M., früher größtentheils zu Idaho gehörig, wurde 1864 als Territorium organisirt u. ist in 11 Counties getheilt. Die Hauptstadt Virginia City hat mit den umliegenden Minen nur 4000 E., ist aber der größte Ort des Territoriums; der zweitgrößte ist Helena, ebenfalls in einem reichen Minendistrikte gelegen.

Montanist (vom lat. mons, Berg), ein des Bergbaues Kundiger.

Montanisten (christl. Sekte) hießen die Anhänger eines gewissen Montanus aus Ardaban in Phrygien, der um 150 n. Chr. mit der Behauptung auftrat, er sei der von Christus verheißene „Tröster", der die Kirche zu dem Zustande wahrer Reinheit führen solle. Auf mehreren Synoden in Kleinasien verdammt, fand seine Lehre doch wegen ihrer, freilich überspannten, sittlichen Strenge selbst im Abendlande Anklang u. wurde seit 201 n. Chr. ausdrücklich von Tertullian zu Karthago bekannt.

Montauban (spr. Mongtobang), Hauptstadt des franz. Dep. Tarn-et-Garonne mit 18,855 E. (1872); liegt am rechten Ufer des schiffbaren Tarn, der von hier mit der Garonne durch einen Kanal in Verbindung steht, sowie an der Bahn Bordeaux-Cette, u. hat in seinen Thoren, dem Stadthaus u. nam. der Domkirche schöne Bauwerke aus dem Mittelalter. Seit der Reformation ein fester Stützpunkt des franz. Protestantismus, besitzt M. noch gegenwärtig eine reformirte theologische Fakultät, außerdem noch ein großes Seminar u. ein Kommunalcollége. Handel u. Industrie sind von ziemlicher Bedeutung; die Stadt steht in lebhaftem Verkehr mit Bordeaux u. hat Spinnereien u. Webereien für Wolle, Baumwolle u. Seide, Färbereien u. Schmelzhütten u. Fabriken für Rübenzucker, Chemikalien, Fayence, gefärbte Papiere 2c. Auf der linken Seite des Tarn, über welchen eine steinerne Brücke u. ein Eisenbahnviadukt führt, liegt die Vorstadt Ville-Bourbon. M. ist seit 1317 Sitz eines Bischofs, nahm aber 1572 die Reformation an u. wurde 1580 u. 1621 in den Hugenottenkriegen belagert. Richelieu ließ nach ihrer Eroberung 1629 die starken Festungsmauern schleifen. — Die Umgebung der Stadt producirt viel Wein, der zu den besten südfranz. Sorten gehört.

Montauban (spr. Mongtobang), Graf **v. Palikao,** Charles Guillaume Marie Apollinaire Antoine Cousin de, franz. General a. D. u. Exsenator, angeblich ein natürlicher Sohn König Ludwig Philipp's, geb. zu Verneuil (nach Anderen zu Paris) 24. Juni 1796, begann seine militärische Laufbahn 1814 u. hat während seiner 56jährigen Dienstzeit fast allen Waffengattungen angehört. Seit 1831 ward er in Algerien verwendet u. rückte hier allmählich bis zum Divisionsgeneral auf. Anfang 1858 nach Frankreich zurückgerufen, um das Kommando der 2. Militärdivision in Rouen zu übernehmen, ward er im Jan. 1860 zum Chef der franz. Expedition nach China ernannt. Er schlug die Chinesen bei Sinko (12. Aug.), Tschangkiahuang (17. Sept.) u. Palikaho (21. Sept.), machte sich aber dadurch berüchtigt, daß er im Okt. den kaiserlichen Sommerpalast Yün-nun-yün bei Peking plündern u. zerstören ließ. Als Belohnung für seine Erfolge verlieh ihm Napoleon 1861 die Senatorenwürde u. 22. Jan. 1862 den Titel eines Grafen v. Palikao, die Kammer dagegen brandmarkte ihn durch Versagung eines vom Kaiser beantragten Nationaldankes. Seit 1865 Generalkommandant in Lyon, blieb M. bei Beginn des Krieges gegen Deutschland daheim, übernahm aber 10. Aug. 1870 in dem Kabinet der Noth die Ministerpräsidentschaft u. das Portefeuille des Kriegs. Nach dem Eintreffen der Nachricht von der Katastrophe bei Sedan sollte er als Lieutenant général an die Spitze eines Regentschaftsrathes treten, als die unblutige Revolution des 4. Sept. diesem Projekte ein Ende machte. M. flüchtete nach England, von wo er im April 1871 zurückkehrte, ohne jedoch bei der Neubildung der Armee berücksichtigt zu werden. Zur großen Zahl der Vertheidigungsschriften Derjenigen, die französischerseits 1870—71 eine Rolle gespielt, hat auch er durch „Un ministère de la guerre de 24 jours" (Par. 1871) einen Beitrag geliefert.

Mont Avron, eine im O. von Paris, zwischen den Dörfern Villemomble u. Neuilly-sur-Marne gelegene, 110 m. hohe Anhöhe vor dem Fort Rosny, welche bei der Belagerung von Paris von den Franzosen stark befestigt war; wurde 29. Dez. 1870 das erste Objekt des Bombardements durch die Deutschen (XII. [sächs.] Armeecorps) u. zwei Tage später von den Sachsen besetzt.

Montbéliard, deutsch Mömpelgard, Arrondissementshauptstadt des ostfranz. Dep. Doubs mit 5865 E. (1872); liegt am Zusammenfluß der Lisaine, Allaine u. Savoureuse, am Rheine-Rhone-Kanal u. an der Eisenbahn Besançon-Belfort, u. wird von einem auf hohem Felsen erbauten Schlosse überragt, das als Kaserne u. Gefängniß dient. Die Markthallen u. die Kirche St. Martin sind die sehenswertheften Gebäude der Stadt. Ein Denkmal ehrt den hier geborenen Naturforscher Cuvier. Die Industrie u. der Handel mit Holz u. Käse ist von Bedeutung, erstere nam. in Baumwollspinnerei, Gerberei u. der Fabrikation von Ackerbaugeräthen u. Uhren. — M. war Hauptstadt einer Grafschaft, welche 1395 bis 1793 unter württemberg. Herrschaft, aber unter franz. Lehnshoheit stand u. 1801 definitiv an Frankreich abgetreten wurde. Das feste Schloß macht die Stadt zu einem Waffenplatz III. Klasse; es wurde 9. Nov. 1871 von den Deutschen besetzt, stärker befestigt u. bildete 15.—17. Jan. 1871 der Werder'schen Armee einen wichtigen Stützpunkt.

Montblanc (spr. Mongblang), der höchste Berg Europa's, bildet eigentlich ein Massengebirge im nördlichsten Theile der Westalpen zwischen den Quellen der Arve u. der Dora Baltea, welches einen Flächenraum von ungefähr 30 □M. bedeckt u. zum franz. Savoyen gehört. Die höchsten Gipfel liegen im westl. Theile dieses Massivs, so die alle überragende Bosse de Dromadaire 4810 m. hoch, die Aiguille du Géant 4229 m., les Grandes Jorasses 4113 m. u. Aiguille de Gouté 4052 m.; das nordöstlichste Vorgebirge bildet die Aiguille d'Argentière, 3703 m. Hunderte von weißen Nadeln u. Spitzen ragen über die Kammhöhe, 3700—4000 m. hoch sich erhebend u. durch scharfkantige Grate mit einander verbunden. Eigentliche Thäler besitzt der M. nicht, sondern nur jäh abstürzende, wilde, mit Schnee u. Eis erfüllte Schluchten; deshalb führt auch kein begangener Paß direkt über dieses Massengebirge, denn der 3425 m. hohe Col du Géant ist nur ein von den besten Bergsteigern zu begehender Gletscherpaß. Kein Theil der Alpen zeigt auf gleich großem Raume so viele selbständige Gletscher, wie der M., die aber bei dem steilen Absturz der Seiten dieses Gebirges nur kurz sind. Der bedeutendste u. bekannteste ist das vom Col du Géant sich zum Chamounixthal erstreckende Mer de Glace, die Fortsetzung des gewaltigen Glacier du Géant. In der Hauptmasse des M.s herrscht der Alpengranit od. Protogin vor, welcher die Kalk- od. Gneißgebirge durchbrochen u. schief zur Seite gelegt hat; die Abhänge werden von krystallinischem Schiefer u. Kalk gebildet. Den großartigsten Anblick gewährt die M.-Kette von dem sie im S. begrenzenden Thale der Allée Blanche u. von dem Chamounixthale im N. Eine Ersteigung, die wol Anstrengungen, aber verhältnißmäßig wenig Gefahren mit sich bringt u. selbst von Frauen unternommen worden ist, erfordert gewöhnlich 2 Tage. Von dem Gipfel

überblickt man ein etwa 4000 □M. großes Areal von Frankreich, der Schweiz u. Italien. Die erste Besteigung des Gipfels bewerkstelligte 8. Aug. 1786 Jacques Balmat aus Chamounix mit Dr. Paccard; derselbe führte im nächsten Jahre auch den Genfer Naturforscher Saussure hinauf, der nun den Grund zur wissenschaftlichen Topographie des M.s legte. (Abb. s. Bd. I Taf. VI Nr. 3.)

Mont Cenis (spr. Mong Szenih), ital. Monte Cenisio (spr. Tschenisio), ein 3374 m. hoher Gipfel der Grajischen Alpen auf der franz.-ital. Grenze im NW. der Stadt Susa u. zwischen den Thälern der Dora Riparia u. des Arc, eines Nebenflusses der Isère; ist berühmt durch die 1802—5 von Napoleon angelegte Paßstraße, welche an seinem Abhange in einer Höhe von 2062 m. hinführt u. Lans-le-Bourg mit Susa verbindet, einer der wichtigsten Verkehrswege zwischen Frankreich u. Italien, mit einer Kaserne, einer Kirche u. einem Hospiz auf der plateauartigen Paßhöhe. Schon 1832 tauchte in Italien das Projekt auf, diese im Winter oft auf lange Zeit unterbrochene Straße durch eine Eisenbahn zu ersetzen, aber erst 1857 ward auf ital. u. franz. Kosten das Werk begonnen, durch diesen Gebirgsstock einen Tunnel zu bohren, der 17. März 1871 feierlich eröffnet wurde u. 65 Mill. Frcs. gekostet hat. Dieser Tunnel führt zwar den Namen des M.-C.-Tunnels, geht aber in Wirklichkeit im W. des Passes durch den Col de Frejus; er hat eine Länge von 12,220 m. Die savoyische Mündung liegt 1159 m., die piemontesische 1335 m., die Sohle im Durchschnitt 1338 m. über dem Meere. Um den Gewässern einen Abfluß nach beiden Seiten zu gestatten, steigt er nach der Mitte zu von S. aus um 39 m., von N. um 144,3 m. an.

Mont Dore (spr. Mong Dohr), das höchste Gebirge im mittleren Frankreich, welches sich im Puy de Sauch zu 1886 m. erhebt, bildet die nördl. Fortsetzung des Hochlandes der Auvergne u. liegt zwischen den Thälern der oberen Dordogne u. des Allier. Er besteht aus einer Anzahl ausgebrannter Vulkane mit deutlich zu erkennender Kraterbildung. Die Basaltmassen ruhen auf Granit u. wechseln auf ihrer Oberfläche mit Schichten vulkanischer Schlacken, Aschen u. Bimsstein ab.

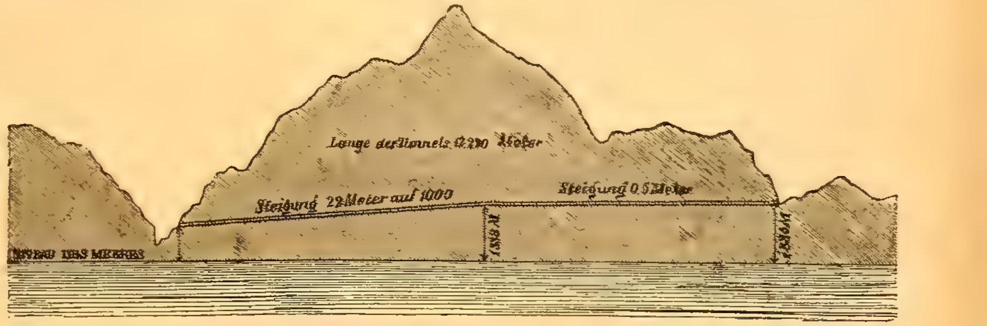
Montebello heißen zwei in der Kriegsgeschichte wichtige Orte in Norditalien. 1. **M.**, Dorf im Kreise Voghera (Provinz Pavia), 1 M. im O. der Stadt Voghera, an den nördl. Vorhügeln des Apennin. Hier unterlagen die Oesterreicher unter dem Feldmarschallleutnant Ott 9. Juni 1800 den Franzosen unter dem General Lannes, welcher darauf zum Herzog von M. ernannt ward; zum zweiten Mal wurden hier die Oesterreicher, u. zwar unter dem Feldmarschallleutnant Stadion, von den unter dem Kommando des Generals Forey stehenden Franzosen 20. Mai 1859 in einem Treffen geschlagen, welches den Ital. Krieg eröffnete. — 2. **M.**, Marktflecken in der Provinz Vicenza, an der Eisenbahn Verona-Vicenza u. am Aldego, ist bekannt durch den Sieg der Oesterreicher über franz. Truppenabtheilungen unter Masséna u. Augereau im J. 1796.

Montecassino, das berühmte Mutterkloster des Benedictinerordens (s. „Geistliche Orden"), wurde von Benedikt von Nursia auf dem Berge über der heutigen Stadt Germano (an der Eisenbahn zwischen Rom u. Neapel) gegründet. Früher befand sich daselbst ein Schloß Casinum u. ein Tempel des Apollon, welchen Benedict zerstörte. Aus der Vernichtung durch die Langobarden (580) erhob sich M. seit 720 zu neuer Blüte u. wurde für lange Zeit der Mittelpunkt kirchlicher u. wissenschaftlicher Bestrebungen. 884 abermals, u. zwar von den Sarazenen, zerstört, wurde es 949 von dem Abt Aligernus wieder aufgebaut; auch wurden die verlorenen Besitzungen des Klosters wiedergewonnen. Während des Mittelalters gewann M. ungeheuere Reichthümer; 1321 wurde der Abt zum Bischof erhoben. In der Folgezeit aber sank die Zucht u. mit ihr die Zahl der Mönche, so daß gegenwärtig nur noch wenige die prachtvollen Räume bewohnen. Doch ist das Kloster noch Sitz einer Erziehungsanstalt u. eines geistlichen Seminars. Weit berühmt ist auch die Bibliothek von M. durch ihre zahlreichen Handschriften; um die Veröffentlichung derselben hat sich bes. Pater Luigi Tosti verdient gemacht.

Montecerboli (spr. —tscherboli), ein altes Schloß am Cecinathale der mittelitalischen Provinz Pisa, in dessen Nähe Borquellen entspringen, welche theils zur Anlage von Fabriken für die Herstellung von Borsäure Veranlassung gegeben haben, theils zu Heilzwecken verwendet werden. Ihre Temperatur ist 24—45° R. Die Badeanstalt wird nam. gegen Rheumatismus, Gicht u. Magenleiden empfohlen.

Monte Cristo, eine kleine, aus Granitfelsen bestehende, unbewohnte, im Süden von Elba gelegene u. zum Kreise Elba gehörige Insel, welche die Ruinen eines im 16. Jahrh. von Seeräubern zerstörten Klosters trägt, durch A. Dumas' Roman „Le comte de Monte-Christo" bekannt.

Montecuccŏli, auch **Montecuculi**, Raimund Graf v., deutscher Reichsfürst u. Herzog v. Melfi, berühmter Feldherr; stammte aus einem alten, noch heute in Oesterreich u. der Lombardei blühenden ital. Geschlecht, das 24. Febr. 1530 in den Reichsgrafenstand mit dem Großen Palatinate erhoben wurde. Geb. 1608 im Modenesischen, diente er seit 1627 in der österr. Armee u. stieg im Dreißigjährigen Kriege rasch zu den höheren Graden auf. Im J. 1639 wurde er von den Schweden unter Banér in Böhmen geschlagen u. gefangen, aber 1642 ausgewechselt. Seit 1644 kaiserl. Feldmarschallleutnant u. Hofkriegsrath, schlug er 1646 in Verbindung mit Johann v. Werth die Schweden bei Triebel in Schlesien u. erhielt dafür den Rang eines Generals der Kavallerie; 1657 unterstützte er den König Kasimir von Polen gegen Rakoczy u. die Schweden, wodurch Rakoczy zum Frieden mit Polen gezwungen ward. Infolge dessen zum



Nr. 4214. Durchschnitt des Tunnels durch den Mont Cenis.

Feldmarschall befördert, führte M. 1658 auch den Dänen ein Hülfscorps zu, befreite Kopenhagen u. vertrieb die Schweden aus Jütland u. Fünen. Ebenso ruhmvoll kämpfte er seit 1660 gegen die Türken, die er insbes. 1. Aug. 1664 in der bedeutungsvollen Schlacht bei St. Gotthard besiegte. 1668—72 Präsident des Hofkriegsraths u. Direktor der Artillerie, erhielt er bei Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich u. Holland den Oberbefehl über die kaiserlichen Hülfstruppen der Holländer, eroberte Bonn, vereinigte sich mit dem Prinzen von Oranien, stellte sich 1675 dem Marschall Turenne am Rhein entgegen, verfolgte nach dessen Tode die Franzosen bis nach dem Elsaß, belagerte Hagenau u. Zabern u. zuletzt, nachdem ihn Condé zum Rückzug genöthigt hatte, Philippsburg. 1679 verlieh ihm Kaiser Leopold die Reichsfürstenwürde u. der König von Neapel das Herzogthum Melfi. Er starb zu Linz 16. Okt. 1681. Seine italienisch geschriebenen „Besonderen u. geheimen Nachrichten" über die Kriegskunst, den Türkenkrieg u. den Feldzug von 1664 wurden mehrmals u. in verschiedenen Sprachen herausgegeben (deutsch, Lpz. 1736).

Montefiascone, eine kleine Stadt im mittelital. Kreise Viterbo (Prov. Rom), welche auf dem Gipfel eines Berges nahe am See Bolsena liegt, ist Sitz eines Bischofs u. hat eine sehenswerthe Kathedrale. Der schon im Mittelalter berühmte Wein von M. (s. „Est, est, est") hat seinen Ruf bis heute bewahrt.

Montefiore, Sir Moses, engl. Bankier u. Menschenfreund, bekannt insbes. durch seine unermüdliche Fürsorge für seine jüdischen Glaubensgenossen, geb. zu London 24. Okt. 1784; stammt aus einer portug. Judenfamilie, die sich im vorigen Jahrh. nach England wandte, u. gehört zu den reichsten Bankiers seiner Geburtsstadt. Auch war er eine Zeit lang Obersheriff von Kent sowie von Middlesex u. London. Die Bedrückung u. Verfolgung seiner Glaubensgenossen in anderen Ländern hat ihn zu öfteren Malen zu Reisen nach den betreffenden Ländern veranlaßt, um die Verhältnisse näher kennen zu lernen u. sich persönlich für die Unglücklichen zu verwenden. Zu diesem Zwecke reiste er dreimal nach Palästina, 1840 (in Begleitung Crémieux') nach Syrien u. Konstantinopel, 1846 nach Petersburg, 1855 wieder nach Konstantinopel, wo er vom Sultan die Erlaubniß zur Gründung eines jüdischen Hospitals in Jerusalem erhielt, 1864 nach Marokko, 1867 nach den Donaufürstenthümern u. 1873 abermals nach Petersburg. Ueberdies veranstaltete er wiederholt Geldsammlungen u. machte selbst reiche Stiftungen. Seine Bestrebungen sind meist erfolgreich gewesen. Erst 1874 legte der edle Greis die lange Jahre

geführte Präsidentschaft des Deputirten-Kollegiums der britischen Juden nieder. Seit 1846 ist er Baronet.

Montemayor, Jorge de, spanischer Schriftsteller, wurde 1520 in der kleinen Stadt Montemor bei Coimbra geb. Nachdem er in seiner Jugend Kapellsänger gewesen war u. im Gefolge des Infanten Philipp (II.) Reisen nach Italien u. den Niederlanden gemacht hatte, trat er in den Kriegsdienst ein. Ueber sein Soldatenleben fehlen uns alle Angaben. Auch über die näheren Umstände seines Todes, der am 26. Febr. 1561 erfolgte, sind wir nicht genauer unterrichtet; doch ist es wahrscheinlich, daß er in Piemont ermordet wurde. Wir besitzen von M. nur ein einziges großes Werk: die bukolische, theils in Prosa, theils in Versen abgefaßte Dichtung „Diana", deren Cervantes („Don Quixote" I. 6) u. Florian (im „Essai sur la pastorale") rühmend gedenken. Uebrigens hinterließ M. diese Dichtung unvollendet, u. erst von zwei späteren Schriftstellern Alonso Perez u. Gaspar Gil Polo wurde sie ergänzt (Ausgaben: Pampelona 1578, Valencia 1602, Lissabon 1624). Außer der „Diana" haben wir von M. noch eine Gedichtsammlung „Cancionero" (Saragossa 1561).

Montemolin, Karlos Luis Fernando, s. „Karlos (Don) Luis Fernando de Bourbon".

Monten, Dietrich, namhafter Schlachtenmaler, geb. zu Düsseldorf 1799; bezog zuerst die Universität Bonn, entsagte aber bald den gelehrten Studien, um sich der Kunst zu widmen. Er ging deshalb nach München, wo er Schüler des Schlachtenmalers Peter Heß wurde, bereiste dann einen großen Theil von Deutschland, Holland u. Italien u. ließ sich in München nieder, wo er 13. Dez. 1843 starb. M.'s überaus zahlreiche, daher oft auch flüchtige Bilder zeigen eine große Vielseitigkeit u. Schärfe der Beobachtung, Leichtigkeit im Gruppiren u. glückliche Auffassung des malerischen Momentes. Zu seinen hauptsächlichsten Werken gehören drei der Fresken in den Arkaden des Hofgartens in München, „Eine Affaire bei Saarbrück 1815", „Der Tod Gustav Adolf's bei Lützen", „Die Schlacht bei Neerwinden am 29. Juli 1693", „Ein Kavalleriegefecht aus der Schlacht bei Leipzig" u. „Der Abschied der Polen aus dem Vaterlande" sowie mehrere Truppenrevuen.

Montenegro (türk. Karadagh, slav. Crnagora, d. h. schwarzer Berg), selbständiges Fürstenthum auf der Balkanhalbinsel; bedeckt einen Flächenraum von 80,4 □M. u. grenzt im N. an die Herzegowina, im O. an das bosnische Paschalik Novibazar, im W. an Dalmatien, durch das es vom Meere getrennt wird, u. im S. an das nordalban. Ejalet von Skutari. Die Grenze gegen die Türkei ist nicht festbestimmt; einige Stämme dort betrachten sich als zu M. gehörig u. verweigern dem Pascha von Skutari selbst mit den Waffen in der Hand die Kopfsteuer, wie denn auch um Weideplätze an der Südgrenze zwischen Türken u. Montenegrinern schon viel Blut vergossen worden ist. Dieses Ländchen ist ein von gewaltigen Bergwällen umgebenes Plateau, welches von mehreren parallel von NW. nach SO. streichenden Gebirgszügen durchschnitten wird. Unter den kahlen, steil abfallenden, wildzerrissenen Kalkgipfeln erhebt sich der Lovćen im SW. zu 1650 m., der Kom im O. zu 2400 m. Diese Felsenmassen sinken zu ganz unbedeutenden Ebenen ab, deren steiniger Boden blos in den muldenförmigen Flußthälern einige Fruchtbarkeit entfaltet. An Gewässern ist M. arm; zum Donaugebiet gehören die Tara u. Piva; zahlreicher u. größer sind die Flüsse, welche in den See von Skutari sich ergießen; unter diesen hat die Morača das größte Gebiet, die Crnojevića aber für den Verkehr des Landes insofern eine hohe Bedeutung, als sie schon in M. schiffbar wird. Von dem schönen See Skutari's gehört nur die Nordspitze M. an. In schroffen Gegensätzen bewegt sich das Klima dieses Berglandes. Während unten am Skutarisee fast nur in den ersten Monaten des Jahres Schnee fällt u. schon im Mai die Ernte im vollen Gange ist, dauert auf dem Hochlande der Winter gewöhnlich von Ende Oktober bis in den April u. bringt nicht selten eine langanhaltende Kälte von —20° R. Auf den höchsten Berggipfeln bleibt der Schnee bis tief in den Sommer liegen, viele Schluchten bewahren ihn das ganze Jahr hindurch. Die Gewitter zeichnen sich durch Häufigkeit, lange Dauer u. große Gewalt aus. Im Ganzen ist das Klima rauh, aber gesund, nur in den Uferlandschaften des Skutarisees sind Wechselfieber häufig. Diese klimatischen Kontraste prägen sich auch in der Vegetation aus; in den südlichen, tief gelegenen Theilen des Landes gedeihen alle Fruchtbäume des europäischen Südens, der Granatapfelbaum, die Orange, Feigen, Mandeln u. Oliven; in den stundenweiten Steinwüsten des Hochlandes können aber nur auf engumgrenzten Kulturoasen dürftige Ernten von Hafer, Roggen u. Kartoffeln erzielt werden, die auch dann noch verloren gehen, wenn die Sommerdürre das in Gruben u. Cisternen angesammelte Schnee- u. Regenwasser verzehrt. Bes. auffallend ist dort der Mangel an Bäumen; sehr sporadisch bezeichnen einzelne Eichen, Ulmen od. Buchen die Nähe menschlicher Wohnungen od. einer Kirche. — Die in 374 Ortschaften vertheilte Bevölkerung zählt ungefähr 123,000 Seelen u. gehört durchaus der serb. Nationalität u. der Griech.-orientalischen Kirche an. Die Montenegriner sind ein kräftiger, schöner Menschenschlag; in der Tracht ähneln sie den Herzegowinern. Tapfer im Kriege u. von fanatischem Hasse gegen die Türken erfüllt, tragen sie immer Waffen, selbst der Knabe u. der Bettler. Ihr Geist ist lebhaft, aber auch leicht gereizt, u. die Blutrache hat bis jetzt noch nicht vollständig ausgerottet werden können. Von großer Schönheit sind die epischen Volkslieder, durch welche Rhapsoden nam. die Kämpfe ihrer Vorfahren gegen die Türken verherrlichen. Ihre Beredsamkeit ist oft bewundernswerth; im Verkehr mit Fremden zeigen sie Zurückhaltung, aber auch eine rühmliche Gastfreundschaft. Neben einer großen Vaterlandsliebe, neben Freiheitssinn, Beharrlichkeit u. Kühnheit besitzt der Montenegriner aber auch eine oft unmenschliche Grausamkeit u. ist nicht frei von Mißgunst u. Bestechlichkeit. Ein hervorragender Zug im montegrin. Charakter ist eine fast beispiellose Genügsamkeit, bedingt durch die Unfruchtbarkeit seines Landes. Das Weib nimmt die untergeordnete Stellung einer Magd ein; das Familienleben zeigt die altslav. Patriarchalität. Will Jemand sein Haus verkaufen, so muß er es zuerst seiner Familie u. dann seinem Stamm antragen; stirbt der Hausherr, so fällt das Erbe nur an seine Söhne u. sein Weib zu gleichen Theilen; die Töchter sind in Betreff der beweglichen Habe u. des Feldes nur dann erbberechtigt, wenn sie verheirathet sind u. männliche Nachkommen fehlen. Die Mitgift der Töchter besteht nur in ihrer Kleidung. Die Weiden im Gebirge sind den einzelnen Stämmen gemeinsam. Die Häuser sind meist zum Schutz gegen feindliche Ueberfälle an Felswände gebaut u. die Mauern vielfach mit Schießscharten versehen; die Wohnungen sind aus Stein aufgeführt, die Häuser der Armen von fast kyklopischer Bauart u. nur einen Raum für Mensch u. Vieh umschließend. Mais, Kartoffeln, Lauch, Milch u. Käse sind die wichtigsten Nahrungsmittel des genügsamen Volkes, das eben so wenig den Gebrauch von Messer u. Gabel als den der Wagen in seinem unwirthlichen, wegelosen Lande kennt. Der Adel gliedert sich in Wojwoden (Herzoge) u. Serdaren (Ritter). Ackerbau, Viehzucht u. Fischfang bilden die einzigen Erwerbsquellen der Montenegriner; Weinkultur, Garten- u. Obstbau kann nur in den günstig gelegenen Landschaften der Crmnička u. Riječka getrieben werden; einen eigentlichen Wiesenbau gestattet die Natur des Bodens nicht. Der größte Theil des Viehstandes besteht aus Schafen, neben denen die Pferde für den Verkehr eine besondere Bedeutung besitzen. Die Flüsse sind reich an Aalen, Makrelen u. Forellen, u. der Skutarisee bietet große Mengen eines Seefisches (Cyprinus alburnus), der vor den Herbststürmen in den stillen Gewässern dieses Binnensees Schutz sucht. Die Gewerbthätigkeit steht noch auf der primitivsten Stufe der Hausarbeit, eben so wenig kann der Handel in einem Lande von Belang sein, das noch nicht den Segen fahrbarer Straßen kennt. Die geringe Einfuhr vermittelt das dalmatinische Cattaro, welcher Ort Salz, Branntwein, Reis, Oel, Munition u. Kleiderstoffe nach M. liefert u. wo dessen Bodenprodukte auf den Markt gebracht werden. M. hat keine eigenen Münzen; der überaus dürftige Vorrath an Baargeld, welches im Lande kursirt, hat türkisches, österreichisches, französisches u. italienisches Gepräge. — Das Oberhaupt des Staates ist der Fürst, gegenwärtig (seit 14. Aug. 1860) Nikolaus (Nikita) I. Petrovič Njegoš; neben ihm steht der Senat, welcher nach der Verwaltungsreorganisation von 1874 mit Präsident u. Vizepräsident 7 vom Fürsten zu ernennende Mitglieder zählt u. die oberste Gerichts- u. Verwaltungsbehörde des Landes ist. Einzelne Mitglieder desselben haben die Referate über bes. Staatsverhältnisse, ohne daß ihnen dafür eine Belohnung od. der Titel Minister zukommt. Die Einkünfte u. Ausgaben des Staates decken sich mit etwa 10,000 Dukaten. Der Fürst selbst erhält eine Civilliste von 6000 Dukaten u. eine russ. Subvention von 8000 Dukaten jährlich. Der Kriegsdienst ist ausnahmslose Pflicht aller waffenfähigen, staatsangehörigen Männer, in der aktiven Armee vom 15.—50. Jahre, in der Reserve vom 50.—60. Jahre. Der Kern der Streitmacht besteht in der Infanterie, für welche 1876: 40,000 Hinterlader von der Regierung angeschafft worden sind. An Artillerie besitzt M. zur Zeit 4 Gebirgsbatterien zu 4 Geschützen, gezogene Vorderlader österreichischen Systems. Auf dem Kriegsfuße kann die montenegrinische Armee 25—27,000 Mann stellen. Eine rühmenswerthe Sorgfalt hat die Regierung dem Volksschulwesen zugewandt; die erste Schule ward in M. 1834 gegründet; 1875 hatte das Land 52 Volksschulen, in denen über 3000 Kinder unterrichtet wurden. Eine theilweise durch russische Unterstützung erhaltene Lehranstalt zur Ausbildung von Lehrern, Geistlichen u. Gerichtsschreibern, eine theologische Schule sowie ein höheres

Mädchenpensionat bestehen zu Cetinje, eine landwirthsch. Schule seit 1875 zu Danilovgrad. An der Spitze der Kirche steht der Metropolit von Cetinje. M. zerfällt in die Verwaltungsdistrikte Crmnička, Riječka, Lješanska u. Katunska, welche die alte Crnagora umfassen, u. Bjelopavlići, Piperi, Vasojevići u. Morača, die später zum Staate gekommenen Brda. Die Hauptstadt u. der ansehnlichste Ort des Landes ist Cetinje (s. d.) mit 120 Häusern u. gegen 550 E.; den bedeutendsten Markt hat Rijeka mit 300 E. in 30 Häusern; Vir besitzt 30 Häuser mit 120 E. Das sind die größten Ortschaften des Landes.

Geschichte. M. war im Mittelalter unter besonderen Fürsten ein Theil des großen Serbenreiches; als dieses nach der unglücklichen Schlacht bei Kossowa (1389) unter die türk. Gewalt kam, behauptete das Bergland unter Kämpfen muthig seine Freiheit u. Selbständigkeit, nam. unter den Herrschern des Hauses Crnojević. Als Georg II. Crnojević 1516 abdankte u. die Regierung dem Metropoliten Germanos überließ, ward die geistliche u. weltliche Herrschaft vereinigt, doch so, daß neben dem Metropoliten ein Vladika od. Anführer den Angelegenheiten des Krieges vorstand. Durch Verrath kam M. 1656 unter türk. Oberhoheit, befreite sich aber 1697 wieder durch Daniel I. Petrović, aus der Familie der Njegoš, in welcher die Herrschaft bis auf den jetzigen Fürsten forterbte. Die Schutzherrlichkeit, welche Rußland seit 1710 über M. ausgeübt hat, konnte nicht verhindern, daß der Großvezir Duman Köprili 1714 das Land entsetzlich verwüstete, Venedig, welches Anspruch auf M. geltend machte, seine Rechte 1718 an die Türken abtrat u. Letztere 1796 einen blutigen Vertilgungskrieg durch den Pascha von Skutari gegen das widerspenstige Bergvolk führen ließen. Nachdem die ersten Jahrzehnte des gegenwärtigen Jahrh. im Ganzen friedlich für M. vergangen waren, kam es unter Peter II. Petrović (1830—51) zu Streitigkeiten mit Oesterreich, welche durch Raubzüge von Montenegrinern verursacht worden waren, durch russ. Vermittelung aber beigelegt wurden. Trotzdem dauerten die Reibereien mit den Türken fort. Danilo Petrović (1851—60), welcher als Herrscher zuerst wieder die geistliche u. weltliche Würde trennte, vermochte Rußland dazu, M. als selbständigen Staat anzuerkennen; darauf begann, vorzugsweise provozirt durch montenegrin. Raubscharen, ein wilder, blutiger Krieg mit der Türkei, in welchem die Montenegriner in den Gefechten von Spusch u. Podgoricza (15. Dez. 1853) wichtige Siege erfochten. Die Tapferkeit der türk. Armee, welche in zwei Corps unter Omer-Pascha von N. u. S. in das Land eindrang, scheiterte an der muthigen Ausdauer des Bergvolkes sowie an der Ungunst der örtlichen Verhältnisse, u. die Pforte sah sich gezwungen, die Unabhängigkeit M.'s anzuerkennen. Doch dauerten die Feindseligkeiten fort u. selbst die durch eine Kommission der Großmächte 1858 vollzogene, für M. günstige Grenzregulirung konnte nur den Frieden auf kurze Zeit wiederherstellen. Fürst Nikolaus (Nikita), welcher 1860 seinem ermordeten Oheim Danilo in der Herrschaft folgte, duldete, daß seine Unterthanen den Aufstand in der Herzegowina unterstützten; die Türken besetzten darauf unter Omer-Pascha nach mehreren Siegen das Land mit seiner Hauptstadt Cetinje, mußten M. aber, das an Rußland Rückhalt fand, bei seiner inneren Verwaltung lassen u. ihm sogar noch nicht unwichtige Handelsfreiheiten einräumen, wahrten sich aber im Prinzip das Recht, einzelne Punkte des Landes mit Truppen zu besetzen. Schon im nächsten Jahre verzichtete aber die Pforte auf diese Bedingung. Nikolaus' Streben, in dem er von Rußland u. Preußen unterstützt wurde, ging nun darauf, von der Türkei die Abtretung eines Hafenplatzes am Adriat. Meer, Spizza od. Antivari, zu erzwingen; die Pforte aber lehnte 1868 u. 1869 unter Zustimmung Oesterreichs dieses Ansinnen rundweg ab, u. die Montenegriner rächten sich dadurch an Oesterreich, daß sie den dalmatinischen Aufstand offen unterstützten, obgleich ihr Fürst seine Neutralität erklärt hatte; zugleich erneuerten sie die alten Streitigkeiten mit der Türkei über Grenzweiden, die aber 1870 durch eine internationale Kommission der Türkei zugesprochen wurden. Wegen der Anlage eines türk. Blockhauses nahmen die Differenzen mit der Pforte 1872 jedoch abermals einen blutigen Charakter an, welche jedoch beigelegt wurden, als M. Bestrafung der an der Zerstörung dieses Blockhauses Schuldigen versprach. Die nächsten beiden Jahre des Friedens benutzte Nikolaus zur Reorganisation der Verwaltung u. der Streitkraft seines Landes u. zur Gründung neuer Schulen. Da ward 19. Okt. 1874 in der türk. Grenzstadt Podgoricza, dessen Markt von Montenegrinern stark besucht wird, ein Türke von seinem christlichen Diener ermordet; die Mohammedaner suchten darauf an den Christen Rache zu nehmen u. fielen über die Montenegriner her, von denen 21 in der Stadt getödtet wurden. Die Aufregung war in M. außerordentlich; Nikolaus wandte sich an die Vertreter der Großmächte in Konstantinopel mit einer energischen Beschwerde u. die Pforte gelobte, die Sache unparteiisch untersuchen u. die Schuldigen streng bestrafen zu lassen. Erst auf wiederholtes Drängen von M. u. den Großmächten wurde jedoch der Prozeß beschleunigt u. in der Mitte des Januar 1875 in Skutari über die 5 Hauptangeklagten die Todesstrafe u. gegen 20 Schuldige Galeeren- u. Freiheitsstrafen verhängt. Der Forderung der Pforte, die montegrin. Schuldigen vor türk. Gerichten aburtheilen zu lassen, setzte Nikolaus einen entschiedenen Protest entgegen u. mit Erfolg. Die Erbitterung zwischen beiden Theilen verblieb aber; als bald darauf der Aufstand in der Herzegowina ausbrach, strömten die Montenegriner in Massen über die Grenze, um ihre Glaubensgenossen im Kampfe gegen die Türken zu unterstützen, u. gewährten in ihrem Lande Scharen von Flüchtlingen Schutz u. Beistand. Formell bewahrte Nikolaus seine Neutralität, da für eine Kriegserklärung die Haltung Oesterreichs, Rußlands u. Deutschlands nicht günstig war; er bewaffnete aber sein Heer mit neuen Hinterladern u. zog, als sich die Kämpfe um die Festung Nicsić seiner Nordgrenze näherten, dort im Mai 1876 mehrere Bataillone seiner Truppen zusammen. — Vgl. Paič u. Scherb, „Czernagora“ (Agram, 2. Aufl. 1851); Kohl, „Reise nach Istrien, Dalmatien u. M.“ (2 Thle., Dresd. 1851); Andrić, „Geschichte des Fürstenthums M.“



Nr. 4215. Montenegriner. (Nach einer Originalzeichnung von F. Kanitz.)

(Wien 1853); Noë, „Dalmatien, seine Inselwelt u. Wanderungen durch die Schwarzen Berge“ (Wien 1871); Kapper, „Das Fürstenthum M.“ (Unsere Zeit, Lpz. 1875).

Montereau (spr. Monteroh), Stadt im franz. Dep. Seine-et-Marne mit 6522 E. (1872), liegt am Zusammenflusse der hier überbrückten Flüsse Seine u. Yonne u. treibt nam. Fabrikation von Fayence, Topfgeschirren u. Cement u. beträchtlichen Weinhandel. Am 18. Febr. 1814 siegte hier Napoleon über das Heer der Verbündeten unter dem Kronprinzen von Württemberg.

Monterey, Hauptstadt des mexikan. Staates Nuevo Leon mit 13,500 E., liegt am gleichnamigen Flusse, welcher in den Rio San Juan mündet, ist Bischofssitz u. ein wichtiger Handelsplatz im nördl. Mexiko.

Monte Rosa, nach dem Montblanc die höchste Berggruppe der Alpen u. Europa's, gehört zu den Lepontinischen od. Walliser Alpen u. liegt auf der schweiz.-ital. Grenze. Gewaltiger in seiner Massenerhebung als der Montblanc (s. d.), hat der M. R. allein 4 Gipfel, welche die Höhe von 4500 m. übersteigen; außer dem höchsten, der Dufourspitze (4638 m.), das dieser benachbarte Nordende (4612 m.) u. die weiter im S. gelegene Zumsteinspitze (4573 m.) u. die Signalkuppe (4561 m.); zur Gruppe dieser Gebirgsmasse gehört jedoch noch das Matterhorn (4505 m.), das Weißhorn (4512 m.) u. die Mischabelhörner (4554 m.), die beiden letzteren Gipfel auf nach N. gerichteten Aesten gelegen u. durch das Nicolaithal von einander geschieden. Eine beträchtliche Anzahl Gletscher ersten Grades umlagert das Massiv des M. R. im S. u. N.; dorthin senkt sich nam. der Macugnagagletscher von der Dufour- u. Zumsteinspitze zum gleichnamigen ital. Thale u. der Lysgletscher vom Lyskamme zum Lysthale; im N. zieht sich der riesige Gornergletscher am Gornergrat hin u. vereinigt sich mit dem Triftegletscher, von dem gewaltigen

Findelengletscher durch den Grat des Cima di Jazzi geschieden. Nur stark vergletscherte Passagen führen über die Kammsenkungen aus dem Nicolaithale nach S. In jenem Thale liegt das wallisische Dorf Zermatt, der Mittelpunkt für alle Wanderungen im M.-R.-Gebiet. Die centrale Kette dieses Gebirgsstockes besteht aus Gneis, der in den oberen Theilen, nam. in den höchsten Gipfeln, in Glimmerschiefer übergeht. Der Name kommt höchstwahrscheinlich von dem kelt. Worte „ros“, Vorgebirge, Gipfel. Von allen Gipfelpunkten wurde zuerst die Vincentpyramide (4211 m.), welche gegen das Sesiathal fast 2000 m. tief senkrecht abstürzt, von J. N. Vincent aus St. Jean de Gressoney 5. Aug. 1819 erstiegen; auf die Zumsteinspitze gelangte 1. Aug. 1820 Zumstein; die Signalkuppe ward 9. Aug. 1843 vom Pfarrer Giovanni Gnifetti von Alagna zuerst betreten, die Dufourspitze eroberten 31. Juli 1855 die Gebrüder Smyth aus Great Yarmouth. Auf dem Théodulepaß befinden sich noch die Ueberreste einer Steinhütte, welche Saussure 1792 für meteorologische Beobachtungen benutzt hatte. In neuester Zeit wird die Dufourspitze fast alljährlich mehrmals von Zermatt aus bestiegen. Die Aussicht giebt an Großartigkeit der vom Montblanc nichts nach, wenn auch die Ebenen der Lombardei u. die weit im S. gelegenen Apenninen häufig vom Nebel verhüllt sind.



Nr. 4216. Montevideo.

Montespan (spr. Mongtespang), Françoise Athénaïs de Rochechouart-Mortemart, Marquise v., Geliebte Ludwig's XIV. von Frankreich, geb. 26. April 1641 im Schlosse Tonnay-Charente, nach welchem sie auch in ihrer Jugend benannt wurde, heirathete 1663 den Marquis Henri Louis v. M., durch den sie an den Hof kam. Ihre Schönheit u. ihr anmuthiges u. geistreiches Wesen stellten allmählich die Lavallière (s. d.) beim König in den Schatten u. verdrängten diese 1668 gänzlich. Infolge dessen mußte der eifersüchtige Gatte der M. in die Bastille wandern, dann in die Verbannung gehen u. sich 11. Juni 1676 scheiden lassen. Der Einfluß, den die ehrgeizige u. glanzliebende Frau auf den König u. dadurch auch auf die Staatsangelegenheiten gewann, war groß, jedoch nicht von langer Dauer, denn dasselbe Los, das sie der Lavallière bereitet hatte, brachte ihr die Maintenon (s. d.); das Verhältniß des Königs zu ihr wurde immer lauer u. löste sich 1686 gänzlich; ja 1691 wurde ihr sogar der Aufenthalt in Paris verboten. Seitdem lebte sie bald in Bädern, bald auf dem Lande, trat zuletzt in den Orden der Töchter des heil. Jakob u. starb 28. Mai 1707 im Bade Bourbon-l'Archambault. Durch Ludwig XIV. war sie Mutter von 8 Kindern geworden, von denen der Herzog v. Maine (s. d.) bes. bekannt geworden ist. — Vgl. „Mémoires de Mad. la marquise de M.“ (2 Bde., Par. 1829).

Montesquieu (spr. Mongteskiöh), Charles de Secondat, Baron de la Brède et de M., einer der bedeutendsten philosophisch-historischen Schriftsteller Frankreichs, geb. 18. Jan. 1689; gehörte zur noblesse de la robe, in welcher die höheren Richterstellen erblich waren, erwarb sich aber auch die Befähigung u. die Würdigkeit dazu in sorgfältiger Erziehung durch ernste u. tiefe Studien. So ward er schon 1714 Rath an dem Parlamente in Bordeaux, 1716 durch Erbschaft dessen Präsident. Seine reiche Geistesthätigkeit wurde durch seine richterlichen Geschäfte nicht ausgefüllt. Schon 1721 gab er die berühmten „Lettres persanes“ heraus, in welchen er unter der Maske eines Persers die bürgerlichen, gesellschaftlichen u. literarischen Zustände Frankreichs persiflirte, machte sich schon dadurch einen angesehenen Namen u. wurde 1728 Mitglied der Franz. Akademie. Da er in seiner Gewissenhaftigkeit die Führung seines Amtes u. die Hingebung an wissenschaftliche Studien nicht vereinbar fand, gab er 1726 das Amt auf u. machte eine mehrjährige wissenschaftliche Reise durch Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz, Holland u. England. Im Anschluß an seine früheren juristischen Studien widmete er sich dem Studium der röm. Geschichte, der Rechtsgeschichte, der Rechts- u. Staatenbildung. 1734 gab er „Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains“ heraus, die man eine röm. Geschichte für Denker u. Staatsmänner genannt hat. Erst 1748 veröffentlichte er sein großes Werk „Esprit des lois“, durch welches sein Name unsterblich geworden ist u. um dessenwillen ihn ein Mann wie Niebuhr einen der größten Geister genannt hat. Er weckte dadurch in Frankreich die Neigung zu wissenschaftlicher Beschäftigung mit staatlichen Institutionen. Bis zur Revolution theilte er sich mit Rousseau in die Herrschaft über die politische Denkweise der Franzosen. Auf seiner Seite standen die gründlicher Gebildeten, auf Rousseau's Seite die größere Zahl. Sein Ideal war die engl. Staatsverfassung, welche eigentlich durch ihn zuerst auf dem Kontinent allgemeiner bekannt wurde. Auch er hatte sie nur unvollkommen kennen gelernt, nur nach den Erscheinungsformen auf der Oberfläche, nicht nach ihren tieferen Grundlagen. Er sah in ihr nur eine Theilung u. ein Gleichgewicht der staatlichen Gewalten, u. diese wurde sein politisches Axiom. Doch ist seine Anschauung der engl. Verfassung ein Jahrhundert lang die herrschende auf dem Kontinent geworden u. geblieben, u. bis zu dem Zusammentritt der Nationalversammlung im J. 1789 schien es glaublich, daß dieselbe in einer Nachbildung der engl. Staatsverfassung für Frankreich ihre Aufgabe finden würde. Heute freilich haben M.'s Lehrsätze ihre Bedeutung verloren. Seine Eintheilung der Staatsformen in die Monarchie mit den Unterabtheilungen in Monarchie u. Despotie u. in die Republik mit den Unterabtheilungen in Aristokratie u. Demokratie ist nicht originell; seine Charakteristik der vier Staatsformen eigenthümlich, aber nicht haltbar. Die Theilung der Gewalten im Staate ist nicht möglich; das theoretisch angenommene Gleichgewicht zwischen ihnen wird in der Wirklichkeit zum Antagonismus u. Konflikt, u. wenn es jemals verwirklicht würde, so würde es nur den Stillstand bedeuten. Die Verwaltung als eigenthümliche Funktion der Staatsgewalt kennt M. gar nicht, nur eine exekutive, d. i. die Gesetze ausführende Gewalt. Aber M.'s Schriften sind eine reiche Sammlung einzelner geschichtlicher u. politischer Wahrheiten, oft in sentenziöser u. behältlicher Form, u. nam. wie man Geschichte studiren soll, kann man bei Niemand besser lernen als bei M. — Neuere Ausgaben von M.'s Werken lieferten Auger (8 Bde., Par. 1819), Destutt u. Villemain (8 Bde., Par. 1827) u. Lefebvre (2 Bde., Par. 1839).

Monteur, s. „montiren“.

Monteverde, Claudio, berühmter ital. Tonsetzer, geb. um 1565 zu Cremona; kam zuerst als Instrumentist in die Dienste des Herzogs von Mantua, studirte den Kontrapunkt bei seinem vorgesetzten Kapellmeister Ingegneri u. scheint später dessen Nachfolger geworden zu sein. Im J. 1613 ersetzte er Martinengo als Kapellmeister an der St. Markuskirche zu Venedig u. verwaltete dieses Amt bis zu seinem Tode, der im Herbst 1649 (nach Einigen erst 1651) erfolgte. M. gab zuerst den Anstoß zu einer charaktervolleren Benutzung des harmonischen u. melodischen Materials; bes. Ausgezeichnetes hat er im Madrigal geleistet u. die junge Kunstform der Oper wesentlich gefördert. — Gedruckt sind von M.'s Werken: Messen, Psalmen u. sonstige Kirchensachen, Canzonetten, Madrigale u. die Oper „Orfeo“

(1608 in Mantua komponirt). Manuskript geblieben sind die Opern „Ariana" (1607), „Proserpina rapita" (1630), „Adone" (1639), „Il Ritorno d'Ulisse in patria" (1641), „L'Incoronazione di Poppea" (1642), dann das Ballet „Le Ingrate" (1648).

Montevidēo, Hauptstadt u. bedeutendster Handelsplatz der südamerik. Republik Uruguay mit 105,296 E. (1872); liegt am linken Ufer der La-Plata-Mündung auf einer Halbinsel, welche einen geräumigen u. sicheren Hafen nach S. abschließt u. wird durch eine Citadelle u. zwei Forts vertheidigt. Unter den meist einstöckigen u. mit flachen Dächern versehenen Häusern der im Ganzen regelmäßig gebauten Stadt ragen bes. hervor die Hauptkirche (La Matriz), das Kongreßgebäude, der Regierungspalast, das Zollhaus u. das Theater. Von den öffentlichen Plätzen sind der Hauptplatz u. der Cagandchaplatz die schönsten. An wissenschaftlichen Instituten besitzt M. eine Universität, ein Museum u. eine Bibliothek von geringem Umfange. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung besteht aus Fremden, unter denen Italiener, Basken u. Deutsche bes. zahlreich vertreten sind. M.s Bedeutung liegt in dem Handel, der sich nam. in den Händen von Engländern u. Deutschen befindet; nicht blos für Uruguay, sondern auch für Argentina, Paraguay, die südl. Provinzen Brasiliens u. selbst für Chile ist diese Stadt ein Ausfuhrplatz von der größten Wichtigkeit, der nam. Häute, getrocknetes u. gesalzenes Fleisch, Schaffelle, Wolle, Talg, Paraguaythee exportirt u. baumwollene Waaren, Eisenwaaren, Zucker, Tabak u. A. einführt. Im Hafen von M. liefen 1874: 1888 Schiffe von 986,827 Tonnen ein u. aus demselben 1821 Schiffe von 954,712 Tonnen aus. In Eisenbahnverbindung stand M. 1874 mit den Orten Pedras u. Maldonado, Telegraphen führen nach Buenos-Ayres u. Rio de Janeiro. Von Buenos-Ayres aus 1726 als San Felipe gegründet, wurde M. 1828 Hauptstadt der Republik. — Das Departement **M.** ist die kleinste von allen Provinzen des Staates u. umfaßt nur 94 □M. mit 127,704 E. (1872).

Montez, Lola, eigentlich Elisa Gilbert, schott. Abenteurerin, geb. 1820 als außereheliche Tochter eines schott. Offiziers u. einer Kreolin zu Montrose (Schottland); kam nach einem freien u. abenteuervollen Leben in Ostindien, England u. in fast allen Hauptstädten des europ. Kontinents 1846 als „span." Tänzerin nach München, wo sie die Gunst König Ludwig's I. (s. d.) gewann. Und so sehr ließ sich derselbe von ihr beherrschen, daß er das ultramontane Ministerium Abel im Febr. 1847 nur wegen seines Widerstandes gegen die von ihm, dem König, beabsichtigte Erhebung der M. zur Gräfin von Landsfeld entließ. Als diese Erhebung 14. Aug. 1847 wirklich erfolgt war, steigerte sich noch der freche Uebermuth der M., zugleich aber auch die Erbitterung in allen Schichten des Volkes. Letztere führte im Febr. 1848 zu Unruhen in München, infolge deren endlich der König in die Entfernung der M. willigte. Zwar wartete sie am Bodensee auf eine Wendung der Dinge, doch vereitelten die Märzereignisse diese Hoffnung vollständig. Das ihr verliehene bayer. Indigenat ward ihr 17. März 1848 offiziell wieder entzogen. Nun nahm sie ihre früheren Irrfahrten wieder auf, u. wie sie 1851 in Paris ihre Memoiren (deutsch von Diezmann, Lpz. 1851) erscheinen ließ, brachte sie dann auf den Bühnen Nordamerika's in bes. dazu verfaßten Stücken ihre eigenen Erlebnisse in Bayern zur Vorführung. 1855 trat sie auch in Australien auf. Zuletzt hielt sie Vorlesungen in New-York, wo sie im Krankenhause Astoria 30. Juni 1861 starb. Mehrmals verheirathet, scheint sie nur aus ihrem Verhältniß mit König Ludwig eine Tochter, Editha Gilbert M., hinterlassen zu haben, die in Nordamerika lebt u. gleich ihr sich in Extravaganzen gefällt.

Montezuma, der neunte König der Azteken in Mexiko, erregte die Bewunderung des Cortez (s. d.) durch die Herrlichkeit seiner Bauten, den üppigen Glanz seiner Hofhaltung u. durch seine Bildung. Trotzdem er 1519 den span. Eroberer mit Geschenken u. anderen Ehrfurchtsbeweisen empfing, benutzte dieser die erste Gelegenheit, um sich seiner Person zu bemächtigen. Als er 1520 bemüht war, die Mexikaner, welche über die grausamen Spanier herfielen, zu beruhigen, wandte sich ihr Zorn gegen ihn selbst. Von Pfeilschüssen u. Steinwürfen getroffen sank er zu Boden u. starb bald darauf. Seine Nachkommen wurden Christen u. später Granden von Spanien.

Montfaucon (spr. Mongfokong), Bernard de, lat. gewöhnlich Montefalco od. Montefalconius genannt, franz. Alterthumsforscher, geb. auf dem Schlosse Soulage in Languedoc; ward 1672 Soldat u. machte unter Turenne mehrere Feldzüge mit, trat aber 1676 in die Kongregation von St. Maur, lebte, mit gelehrten Studien eifrigst beschäftigt, acht Jahre in der Abtei Sorèze, dann in St. Croix zu Bordeaux u. seit 1687 in Paris; hielt sich 1698—1700 in Italien auf, kehrte dann nach Paris zurück u. starb daselbst 21. Dez. 1741. Nam. als Sammler erwarb er sich große Verdienste. Von seinen zahlreichen Werken sind hervorzuheben: „Diarium Italicum" (Par. 1702); „Collectio nova patrum et scriptorum Graecorum" (2 Bde., ebd. 1707); „Palaeographia Graeca" (ebd. 1708), sein Hauptwerk; „Bibliotheca Coisliniana" (ebd. 1715); „L'antiquité expliquée et représentée en figures" (15 Bde. u. 5 Bde. Suppl., ebd. 1719 bis 1724, lat. u. franz.; deutsch im Auszug von Roth, Nürnb. 1807); „Les monuments de la monarchie française" (5 Bde., Par. 1729 bis 1733, franz. u. lat.) u. „Bibliotheca bibliothecarum manuscriptorum nova" (2 Bde., ebd. 1739). Auch gab er die Schriften der Kirchenväter Athanasius, Chrysostomus u. Origines heraus.

Montferrat, ein jetzt zu Sardinien gehöriges, zwischen Seealpen u. Po gelegenes ehemaliges Herzogthum von 50 □M. Areal u. mit der Hauptstadt Casale, kam im Beginn des 14. Jahrh. unter eigene Markgrafen u. gelangte 1536 an Mantua u. 1703 an Savoyen.

Montferrat, Bonifacius III., Markgraf von, war ein berühmter Kreuzfahrer, ein Sohn Wilhelm's, der in der Schlacht bei Hittin 1187 in Saladin's Gefangenschaft gerieth, u. Bruder Konrad's von M., der lange mit Guido von Lusignan um die Königskrone stritt. Bewegt durch die Predigt Fulco's von Neuilly, ging Bonifacius 1201 nach Venedig, um von dort aus mit den Kreuzrittern, die ihm die Führung übertragen hatten, zunächst Aegypten zu erobern. Als aber weder die erwartete Zahl von Kämpfern noch das ausbedungene Geld zur Ueberfahrt zusammenkam, führte er in Gemeinschaft mit dem greisen Dogen Dandolo u. den beutesüchtigen Venezianern die Ritter vor Konstantinopel, dessen Kaiserhaus durch die Gemahlin seines Bruders Reiner ihm verwandt war (s. unter „Kreuzzüge"). Wohl erhob er seinen Schützling Alexius auf den Thron, allein Murzuflus stürzte u. tödtete diesen, ermuthigt durch den Haß der Byzantiner gegen die Franken, die nun 12. April 1204 Konstantinopel stürmten u. verwüsteten. Dann erhob Bonifacius selbst Balduin von Flandern als ersten lat. Kaiser u. empfing zum Lohn das Königreich Thessalien, zu welchem auch Makedonien gehörte. Im Kampfe gegen die Walachen u. Bulgaren, die Balduin getödtet hatten, empfing er am Fuße des Rhodopegebirges die Todeswunde 1207.

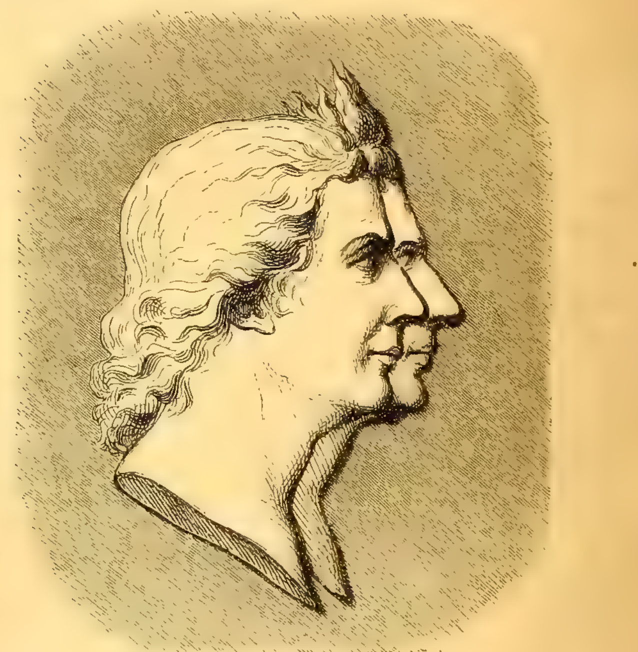
Montfort l'Amaury. Mehrere Grafen von M. spielen sowol in der franz. wie in der engl. Geschichte eine sehr bedeutende Rolle. Ihre Burg gleichen Namens stand zwischen Paris u. Chartres u. sie, selbst an der Seite der Könige schon seit dem 9. Jahrh. zum Schutze gegen die Herzöge der Normandie u. die Grafen von Anjou. Simon III. erwarb durch die Ehe mit Amicia auch die Grafschaft Leicester in England u. vererbte sie auf seinen 2. Sohn Simon IV. von M. Dieser, von ritterlichem Sinne, heldenmüthig, klug u. von reinem Glauben, folgte der Aufforderung Innocenz' III., an der Spitze eines Kreuzheeres die Albigenser (s. d.) zu bekämpfen. Nach grausamer Verwüstung der ketzerischen Lande ward Simon 1209 als Vicomte von Beziers u. Carcassone, 1214 als Herzog von Narbonne u. Graf von Toulouse Lehnsmann des Papstes, fand aber unter den Mauern von Toulouse 25. Juni 1218 den Tod durch einen Schleuderstein. Sein ältester Sohn u. Erbe Amalrich v. M., der nur wenige der glänzenden Eigenschaften seines Vaters besaß, vermochte sich gegen Raimund von Toulouse nicht zu behaupten u. trat 1224 alle seine Rechte u. Ansprüche an König Ludwig VIII. (s. d.) ab. Bedeutender wurde der zweite Sohn, zu dessen Gunsten der ältere auf das großmütterliche Erbtheil in England verzichtet hatte. Dieser, Simon, Graf von Leicester, geb. um 1208, flüchtete vor dem Unwillen der Königin Blanca (s. „Ludwig IX.") nach England u. erwarb durch seine Schönheit u. sein ritterliches Wesen 1238 die Hand Eleonorens, der Schwester König Heinrich's III., obwol diese ein Klostergelübde abgelegt hatte. Deshalb, trotz der Dispensation durch den Papst, von dem launischen Könige 1239 verbannt, lebte Simon fast in Dürftigkeit, durfte jedoch schon 1240 zurückkehren, erschien 1241 mit engl. Kreuzfahrern in Akkon u. lebte dann als stummer Zuschauer der verschwenderischen Mißregierung seines Schwagers. 1248 zum Statthalter von Guienne ernannt, wurde er

1252 unschuldig entsetzt. Allein schon 1253 forderte der König selbst wieder seine Hülfe, u. der Friede zwischen Beiden dauerte bis 1257. Dann erscheint Simon an der Spitze der unzufriedenen Barone, welche den König 1258 zwingen, alle franz. Verwandten u. Günstlinge zu entlassen, seine Regierung aber unter die Aufsicht von 24 Baronen zu stellen (die „Orforder Provisionen"). Vergebens sucht Heinrich III. durch einen Schiedsspruch des Königs von Frankreich u. des Papstes die Fesseln zu sprengen; Simon ist als Liebling der Nation im Tower zu London mächtiger als jener in den Mauern von Windsor. Als es zum Kampfe kommt, geräth durch die blutige Schlacht von Lewes 14. Mai 1264 der König selbst, sein Bruder Richard u. sein Sohn Eduard in Simon's Gefangenschaft, der nun als Protektor England regiert. Durch Berufung von Abgeordneten der Grafschaften u. Städte sucht er im Jan. 1265 seine Macht im Lande zu befestigen u. legt den Grund zum späteren Hause der Gemeinen; allein Neider im eigenen Heerlager lassen den Prinzen Eduard entfliehen, u. im heldenmüthigen Kampfe bei der Abtei Evesham fällt Simon 4. Aug. 1265. Das engl. Volk verehrt in Simon den ersten großartigen Vertheidiger seiner nationalen Freiheit. — Vgl. R. Pauli, „Simon von M." (Tüb. 1867).

Montgelas (spr. Mongsch'la), Maximilian Joseph, Graf v., bayer. Staatsmann aus einer ursprünglich savoyischen Adelsfamilie, geb. zu München 12. Sept. 1759; studirte in Nancy u. Straßburg, ward 1777 kurbayer. Hofrath u. 1779 Büchercensurrath, fiel aber, wahrscheinlich wegen seiner Verbindung mit dem verpönten Orden der Illuminaten (s. d.), 1785 in Ungnade u. begab sich deshalb an den Hof von Zweibrücken. Hier machte er sich durch sein überlegenes Talent u. seine in den Tagen des Unglücks bewährte Treue dem Herzog Maximilian Joseph so unentbehrlich, daß ihm dieser gleich nach seiner Thronbesteigung in Bayern die Stelle des ersten Ministers anvertraute. Er erhielt das Ministerium des Auswärtigen, 1806 auch das des Innern u. 1809 das der Finanzen. M. lenkte die auswärtigen Angelegenheiten Bayerns unter den schwierigsten Verhältnissen mit meisterhafter Kraft, u. auch auf dem Gebiete der inneren Politik entfaltete er eine bewundernswerthe Thätigkeit. Fast zu jedem Fortschritt, der zu seiner Zeit in Bayern gemacht wurde, gab M. den Anstoß, nam. war er die Seele von Alledem, was zur Förderung des geistigen Lebens geschah. Freilich brachte es sein aufgeklärter Despotismus auch mit sich, daß manche wichtige Interessen verletzt wurden. Als derselbe durch eine völlig veränderte Lage der Dinge unhaltbar geworden, war auch M. in seiner Stellung nicht mehr möglich, u. auch wenn er im Febr. 1817 wegen seiner Abneigung gegen die Gewährung einer Konstitution, u. zwar hauptsächlich auf Andringen des Kronprinzen, nicht entlassen worden wäre, hätte er bald zurücktreten müssen. Uebrigens nahm er seit 1819 als erblicher Reichsrath an den Sitzungen der 1. Kammer Theil. In den Grafenstand war er schon 29. Nov. 1809 erhoben worden. Er starb zu München 13. Juni 1838.

Montgolfier (spr. Monggolfieh), Joseph Michel u. Jacques Etienne, die Erfinder des Luftballons (s. d.), jener geb. 1740, dieser 7. Jan. 1745 zu Vidalon-les-Annonay, wo Beide später die von ihrem Vater ererbte Papierfabrik übernahmen; sie hegten von Jugend auf große Vorliebe für mathematische, mechanische u. physikalische Studien u. wurden durch die Priestley'sche Schrift über die Luftarten wie durch eigene Beobachtungen auf die Erfindung der durch erwärmte Luft gehobenen Luftballons (Montgolfièren) geführt, mit denen sie 1783 den ersten größeren Versuch machten. Diese Erfindung brachte ihnen die Aufnahme in die Akademie u. eine ansehnliche Belohnung durch die Regierung ein. Der ältere Bruder machte sich außerdem durch verschiedene Erfindungen berühmt, so durch die des Stoßhebers, des hydraulischen Widders u. a. Nach Ausbruch der Revolution wendete er sich nach Paris, wo er später Administrator am Kunst- u. Gewerbekonservatorium wurde, auch 1807 die Errichtung einer Gesellschaft zur Ermunterung der Industrie anregte. Er starb im Bade Balaruc 26. Juni 1810. Von seinen Schriften ist der „Discours sur l'aérostat" (Par. 1783) zu nennen. Der jüngere Bruder behielt die Leitung der Papierfabrik, wendete sich später nach Lyon u. starb zu Servières 2. Aug. 1799.

Montgomery, Gabriel de M., Graf de Lorges, aus einer altschott. Adelsfamilie, deren Name schon seit den Zeiten Wilhelm's des Eroberers in vielen Kämpfen der Engländer genannt wird u. später in Frankreich erscheint, war der Sohn des Gardekapitäns unter Heinrich II. Bei dem Turnier 1559 zu Ehren Philipp's II., der mit Isabella von Frankreich vermählt wurde, hatte er das Unglück, den König Heinrich mit der abgebrochenen Lanze in das rechte Auge zu treffen, daß er niedersank u. einige Tage später starb. M. flüchtete nach England u. kehrte 1562 zurück, um als Protestant in den Reihen der Hugenotten zu kämpfen. Dem Blutbade in der Bartholomäusnacht (1572) entkam er, aber den Fliehenden verfolgte der Herzog von Guise noch bis zum Schlosse Montfort. Unermüdlich focht er seitdem, zum Theil von England unterstützt, an der Spitze der Hugenotten in La Rochelle u. in der Normandie, bis er sich 1573 ergeben mußte u. 27. Mai 1574 auf Befehl Katharina's erst gefoltert u. dann auf dem Grèveplatze hingerichtet wurde.



Nr. 4217. Die Brüder Montgolfier.

Montgomery, James, engl. Dichter, der Sohn eines Herrnhuter Missionars, geb. 4. Nov. 1771 zu Irvine in Ayrshire (Schottland), trat 1792 als Mitarbeiter bei der Zeitung „The Sheffield Register" ein, dessen Hauptredakteur er später wurde u. welches er in „The Sheffield Iris" umtaufte. Seine scharfe Feder zog ihm eine Reihe von Geld- u. Gefängnißstrafen zu; während der Haft verfaßte er einen Band Gedichte u. d. T. „Gefängnißbelustigungen" (Lond. 1795). Sein erstes größeres Werk, „The wanderer of Switzerland" (ebd. 1806), erregte trotz einer gewissen Eintönigkeit u. Zerflossenheit wegen seines Reichthums an poetischen Bildern berechtigtes Aufsehen. Dagegen ist seine Dichtung „The West-Indies" (ebd. 1810) zu sehr ein im Interesse der Abschaffung der Sklaverei geschriebenes Tendenzgedicht, um wohlthuend wirken zu können. Sein „The world before the flood" (ebd. 1812), Gedicht in 10 Gesängen, behandelt den Streit zwischen den Nachkommen Kain's u. Seth's. Trotz einzelner Schwächen ist das Ganze jedoch so reich an großartigen Zügen, daß die Schönheiten des Werks dessen Mängel bei weitem überwiegen. Ein anderes poetisches Werk: „Greenland" (Lond. 1819), fand den vollsten Beifall des Publikums u. der Kritik u. verdient denselben in der That wegen seiner meisterhaften Schilderungen der arktischen Natur. Als bestes Werk M.'s gilt „The pelican" (ebd. 1827) u. zeichnet sich wirklich durch harmonische Schönheit des Ganzen u. hohen Wohlklang der Verse aus. Außerdem verfaßte M. eine Anzahl geistlicher Gedichte, wie „Songs of Zion" (ebd. 1822), „Original hymns" ꝛc. (ebd. 1853), von großer Gemüthstiefe u. wahrer Frömmigkeit. — M., der seit 1835 von der Regierung eine Pension bezog u. dem seine Schriften reichen Ertrag

abwarfen, starb, ein Wohlthäter der Armen, in Sheffield 30. April 1854. — Eine Sammlung seiner Werke mit Selbstbiographie erschien 1844 (4 Bde.); seinen Nachlaß gaben Holland u. Everett heraus (7 Bde., Lond. 1855 f.).

Montholon (spr. Mongthōlong), Graf **v. Lee**, Charles Tristan de, treuer Anhänger Napoleon's I., geb. 1782 zu Paris; diente seit 1797 in einem Kavallerieregiment, mit dem er an den Feldzügen in Italien, Deutschland u. Preußen Theil nahm, kam 1809 in das Gefolge Napoleon's, wurde 1811 Gesandter beim Großherzog von Würzburg (Ferdinand von Toscana), erhielt 1814 als Brigadegeneral das Kommando im Depart. Loire, war während der Hundert Tage Generaladjutant des Kaisers u. begleitete denselben auch nach St. Helena, wo er bis zum Tode Napoleon's treu aushielt. Als einer seiner Testamentsvollstrecker nach Paris zurückgekehrt, gab M. mit dem General Gourgaud die „Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, écrits à Ste-Hélène sous sa dictée" (8 Bde., 1823) heraus. Wegen seiner Betheiligung an dem Boulogner Putsche Ludwig Napoleon's ward M. 1840 zu 20jähr. Haft verurtheilt, doch durfte er sie mit demselben in Ham theilen u. erhielt nach der 48er Revolution die Freiheit wieder, worauf er in die Gesetzgebende Versammlung gewählt wurde. Er starb zu Paris 22. Aug. 1853. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: „Fragments religieux inédits" (Par. 1841; 3. Aufl. 1843) u. „Récits de la captivité de l'empereur Napoléon à Ste-Hélène" (ebd. 1847).

Monthyon od. Montyon (spr. Mongtiong), Antoine Jean Baptist Robert Auget, Baron de, franz. Menschenfreund, geb. zu Paris 26. Dez. 1733; studirte die Rechte, wurde 1766 Mitglied des königl. Raths, machte sich durch die Unabhängigkeit seiner Gesinnung mißliebig u. verlor deshalb seine Stelle, trat aber 1775 wieder in den Staatsdienst, war nach einander Intendant der Provence, der Auvergne u. von Larochelle, wurde 1780 Kanzler des Grafen von Artois, mit dem er beim Ausbruch der Revolution nach England ging, kehrte unter der 2. Restauration zurück, um sich nur noch der Linderung des menschlichen Elends ausschließlich zu widmen, u. starb zu Paris 29. Dez. 1820. In seinem Testamente bestimmte er den größten Theil seiner beträchtlichen Hinterlassenschaft zu Stiftungen sowol im Interesse der Wohlthätigkeit als auch der Förderung künstlerischer u. wissenschaftlicher Bestrebungen. Den nach ihm benannten „Tugendpreis" (Prix Monthyon), den die Pariser Akademie der Wissenschaften von den Zinsen eines Kapitals von 12,000 Frcs. zu vergeben hat, stiftete M. zum Theil schon 1780. Geschrieben hat derselbe u. A.: „Recherches et considérations sur la population de la France" (Par. 1778); „Éloge de Corneille" (ebd. 1807); „Particularités et observations sur les ministres des finances de France etc." (Lond. 1812); „Exposé statistique du Tonkin, de la Cochinchine etc." (2 Bde., ebd. 1811; 2. Aufl., Par. 1812).

Monti, Vincenzo, ital. Dichter u. Schriftsteller, geb. 29. Febr. 1754 zu Fusignano; erhielt seine Jugendbildung theils in Faenza, theils in Ferrara u. begab sich 1778 nach Rom, wo er im Hause eines päpstlichen Nepoten, des Don Luigi Braschi Onesti, eine einträgliche Stellung fand. Später, als er sich der auch über Italien hereinbrechenden Revolutionsbewegung angeschlossen hatte u. ihr nothgedrungen auch, als seine politische Ueberzeugung sich geändert hatte, unter Napoleon's Konsulat u. Kaiserherrschaft äußerlich treu bleiben mußte, bekleidete er verschiedene Verwaltungs- u. Lehrämter in Mailand, Paris u. Pavia u. wurde auch zum offiziellen Historiographen des Königreichs Italien erhoben. Der Umschwung der politischen Verhältnisse im J. 1814 nöthigte M. (obwol er, charakterlos genug, auch der Restauration seine poetische Huldigung darbrachte) zur Niederlegung seiner Aemter, u. er lebte seitdem privatisirend in Mailand, wo er 13. Okt. 1827 starb. — In seinen zahlreichen Dichtungen, von denen viele nur politische Gelegenheitsgedichte ohne innern Gehalt sind, hat sich M. nicht wesentlich über die Nachahmung theils Dante's, theils Alfieri's erhoben, u. sein hauptsächlichstes Verdienst besteht nur in einer schönen, sorgfältig geglätteten u. anmuthreichen Sprache. In seinen Tragödien „Aristodemo", „Galeatto Manfredi" u. „Cajo Gracco" eiferte er Alfieri nach u. in seinen epischen Dichtungen „Bassvilliana" (Gedicht auf die Ermordung des franz. Legationssekretärs Hugo Basseville im J. 1793) u. „Mascheroniana" (Gedicht auf den Tod des Mathematikers u. Dichters Mascheroni) versuchte er, moderne Stoffe in dem Stile Dante's zu behandeln, wobei freilich das Können weit hinter dem Wollen zurückblieb. Bedeutendere Verdienste als durch seine Dichtungen hat sich M. durch seine philologischen Arbeiten über Dante (dessen Schriften „Vita nuova", „Convito" u. „Rime" er herausgab), durch seine Beschäftigung mit der Verbesserung des Wörterbuches der Akademie della Crusca u. durch seine Uebersetzung des Homer erworben. Seine Werke erschienen gesammelt als „Prose e Poesie" (5 Bde., Flor. 1847).

Montijo (spr. Montīcho), ein altspan. Adelsgeschlecht, dessen Besitzungen in Estremadura 1697 von Karl II. zu Gunsten Johann's v. Porto-Carrero zur Grafschaft erhoben wurden. Es stammt ab von dem Genuesen Aegidius Bocanegra, der, 1340 von seinem Bruder, dem damaligen Dogen von Genua, dem König Alphons XI. von Castilien gegen die Mauren zu Hülfe geschickt, später zum span. Admiral u. Grafen v. Palma ernannt ward u. in Spanien blieb. Sein mit der Erbtochter der Porto-Carrero vermählter Enkel nahm deren Namen u. Wappen an, ein späterer Nachkomme auch den Namen der aus der alten Familie Guzman stammenden Grafen v. Teba. Von Letzterem stammt Eugenie (s. d.), die Exkaiserin der Franzosen u. Wittwe Napoleon's III., ab. Ihr Vater war Graf Manuel **v. M.**, Herzog v. Peneranda, Graf v. Teba, Guzman, Leira u. La Cerda, der als Offizier im Kriege Spaniens gegen Frankreich für dieses Partei ergriff. Als die Franzosen aus Spanien vertrieben wurden, folgte er denselben u. trat wieder in franz. Dienste. Nach dem Sturze Napoleon's kehrte er nach Spanien zurück, trat in den Senat u. starb 1839. Er war seit 1819 mit Maria Manuela Kirkpatrik v. Closeburn, Tochter eines engl. Konsuls in Malaga, vermählt.

montiren, zusammensetzen, fertigmachen, ausstatten; daher **Monteur** (spr. Mongtöhr), bes. im Maschinen- u. Instrumentbaufach derjenige Techniker, welcher die Zusammensetzung der Maschinen, Waffen ꝛc. aus ihren einzelnen, bes. gefertigten Theilen bewirkt. — **Montirung**, Montur, bezeichnet die Bekleidung des Soldaten. Sie umfaßt im engeren Sinne nur die sog. Großmontirungsstücke, als Rock, Beinkleid ꝛc., im weiteren auch die Kleinmontirungsstücke, als Hemden, Unterbeinkleider ꝛc. Die Beschaffung der Tuche u. ihre Verarbeitung wird theils von den Regimentern, theils durch besondere Behörden besorgt. In der deutschen Arme werden die Tuche durch Montirungsdepots von inländischen Fabriken bezogen u. an die Regimenter ausgegeben, welche ihrerseits ihre Bekleidungsstücke auf eignen Werkstätten durch bes. ausgehobene Mannschaften, die Oekonomiehandwerker, anfertigen lassen. Die Kontrole üben Bekleidungskommissionen. Bei erhöhtem Bedarfe werden Civilhandwerker od. Fabriken zugezogen, welche auf Grund von Akkorden, deren Abschluß den Bekleidungskommissionen obliegt, die Uniformstücke anfertigen. Stiefel u. Schuhe werden gleichfalls auf der Regimentswerkstätte angefertigt. Das erforderliche Leder wird aus Fabriken von den Regimentern direkt bezogen. In neuerer Zeit giebt es Fabriken, welche die Lieferung von kompleten Uniformen u. Fußbekleidungen übernehmen. Oesterreich u. Frankreich haben ausgedehnten Gebrauch davon gemacht. Die Aufbewahrung der Montirungsstücke erfolgt auf den Montirungskammern.

Montluçon (spr. Mongllühßong), Arrondissementshauptstadt im mittelfranz. Departement Allier mit 20,251 E. (1872), liegt am kanalisirten Cher u. ist Sitz eines Gerichtshofes erster Instanz, eines Kommunalcolléges u. einer höheren Gewerbeschule. Die bedeutenden industriellen Etablissements, welche nam. in Eisenhütten, Glas- u. Spiegelfabriken, Gerbereien u. Fabriken für Chemikalien bestehen, befinden sich vorzugsweise in der unteren Stadt, während die obere, der älteste Theil, in seinen engen u. winkligen Gassen noch vielfach ein mittelalterliches Gepräge trägt. Die Umgegend hat Steinkohlengruben u. Eisenhämmer. Im SO. liegt 1 M. entfernt der berühmte Badeort Néris mit 970 E. (1872), dessen Salzthermen (16—43° R.) schon von den Römern benutzt wurden, wie die Ruinen großartiger röm. Bauten zeigen.

Montmartre, s. „Paris".

Montmédy, befestigte Hauptstadt eines Arrondissements im nordfranz. Departement Meuse, liegt an dem Chiers zwischen Diedenhofen u. Sedan in den Ardennen u. nahe der belg. Grenze u. hat 1608 E. (1872), welche Brauerei, Gerberei u. Handel mit Leder u. Getreide treiben. Die Festungswerke umgeben nam. die auf einem Felsen erbaute obere Stadt u. wurden unter Vauban erbaut. M. ergab sich 14. Dez. 1870 nach 2tägigem Bombardement an den preuß. General v. Kameke.

Montmorency (spr. Mongmoránghi), Städtchen im franz. Departement Seine-et-Oise mit 3484 E. (1872), 2 M. im N. von Paris auf einem Hügel gelegen u. von Kirsch- u. Kastaniengärten umgeben, ist der Stammsitz der gleichnamigen Familie, deren Schloß aber zerstört ist. In dem Landhause Eremitage schrieb Rousseau „Emile" u. „La nouvelle Héloïse". Die Einwohner fabriziren Spitzen u. Stickwaaren.

Montmorency (spr. Mongmoránghi), ein uraltes franz., weitverzweigtes u. berühmtes Adelsgeschlecht, von dessen 3 Hauptzweigen heute aber nur noch einer in der Person des Fürsten Anne Edouard Louis Joseph **v. M.**, Herzogs **v. Beaumont**, Prinzen **v. Luxemburg** blüht; doch hat weder dieser (geb. zu Paris 9. Sept. 1802) noch sein einziger Bruder männliche Leibeserben, so daß die Familie bald ganz ausgestorben sein wird. Der erste Hauptzweig starb mit dem Fürsten Anne Louis Raoul Viktor, Herzog **v. M.** (geb. 14. Dez. 1790) 18. Aug. 1862, der dritte mit dem Herzog Eugène Alex. **v. M.-Laval** (geb. 20. Juli 1773) 2. April 1852 aus, doch ging von jenem der Herzogstitel auf den Prinzen Nicolas Raoul Adalbert v. Talleyrand-Périgord über. Dem Hause M., von welchem auch das in Irland u. Oesterreich ansässige Grafengeschlecht der **M.-Morres** abstammt (vgl. „Les M. de France et les M. d'Irlande", Par. 1828), gehörten 6 Connetables, 11 Marschälle u. 4 Admirale von Frankreich an. Die denkwürdigsten Mitglieder des Hauses sind: Anne, 1. Herzog **v. M.**, einer der größten Feldherren seiner Zeit, Sohn des Guillaume v. M. (gest. zu Orleans 25. Mai 1531), geb. zu Chantilly 15. März 1492, ward mit Franz I. erzogen, begann seine kriegerische Laufbahn in Italien u. erwarb sich bereits 1522 den Marschallsstab. In der 1525 gegen seinen Rath gelieferten Schlacht bei Pavia mit Franz in Gefangenschaft gerathen, erhielt er durch den Frieden von Madrid seine Freiheit zurück, worauf er Gouverneur von Languedoc u. Großmeister von Frankreich wurde, als welcher er auch seine staats- bez. finanzmännischen Talente in ein glänzendes Licht setzte. Im J. 1538 erhob ihn der König zum Connetable, aber das rauhe u. stolze Wesen M.'s hatte 1541 seinen Sturz zur Folge. Erst nach Franz' I. Tode (1547) erhielt er seine Aemter u. Würden zurück. Im J. 1557 als Oberbefehlshaber gegen die Spanier bei St. Quentin aufs Haupt geschlagen u. gefangen genommen, erkaufte er 1559 seine Freiheit durch den Frieden von Cateau-Cambrésis, der Frankreich um die Früchte seiner blutigen Kriege brachte. Unter Franz II. einflußlos, bildete er unter Karl IX. mit dem Herzog v. Guise u. dem Marschall St. André das berüchtigte Triumvirat, besiegte 1562 mit dem königl. Heere die Hugenotten unter Condé bei Dreux, obwol er selbst merkwürdigerweise wie sein Gegner in Gefangenschaft fiel, vertrieb dann die Engländer von Havre u. schlug den Prinzen Condé 1567 nochmals bei St. Denis, starb jedoch schon am nächsten Tage, 11. Nov. 1567, an der in dieser Schlacht erhaltenen Wunde zu Paris. — Henri II., Herzog **v. M.**, Enkel des Vorigen u. Sohn des Connetables Henri I., Herzogs v. M. (geb. 1534, gest. 1614), geb. zu Chantilly 30. April 1595; ward schon 1612 zum Admiral ernannt, focht 1620—22 siegreich gegen die Hugenotten in Languedoc, nahm 1625 die Inseln Ré u. Oléron, wohnte 1628 der Belagerung von Rochelle bei, führte 1629 u. 30 im Mantuanischen Erbfolgekriege den Oberbefehl in Piemont, wo er die Spanier unter Doria schlug u. diesen gefangen nahm, u. wurde dafür Marschall von Frankreich. Aber seine Erfolge machten ihn übermüthig. Im J. 1632 nahm er den aus Frankreich vertriebenen Herzog Gaston v. Orleans (s. d.) mit einer span. Truppenabtheilung in seinem Gouvernement Languedoc auf, infolge dessen ihn Richelieu wegen Majestätsverbrechens seiner Würden entbinden u. seine Güter einziehen ließ. Das reizte M. zur offenen Empörung gegen Ludwig XIII.; allein gleich in dem ersten Kampfe mit den königlichen Truppen bei Castelnaudary (1. Sept. 1632) ward M. besiegt, schwer verwundet u. gefangen genommen. Er wurde nach Toulouse gebracht, vom Parlament zum Tode verurtheilt u. 30. Okt. 1632 enthauptet. Seine Güter fielen, da er kinderlos starb, an das Haus Bourbon-Condé, von dem sie später das Haus Orleans erbte. — Mathieu Jean Félicité, Herzog **v. M.-Laval**, Staatsmann, geb. zu Paris 10. Juli 1767; machte den nordamerikan. Freiheitskrieg mit, wurde 1789 Mitglied der Nationalversammlung u. schloß sich Anfangs der Revolution an, flüchtete sich aber, als deren Wogen immer höher gingen, in die Schweiz, wo er bei Frau v. Staël in Coppet ein Asyl fand. Die wiederhergestellte Bourbonenherrschaft fand in ihm einen ihrer eifrigsten Anhänger. Seit 1814 Adjutant des Grafen Artois u. seit 1815 Pair, ward er 1821 Minister des Auswärtigen u. bald darauf Ministerpräsident, als welcher er dem Kongreß von Verona beiwohnte, den Krieg gegen die span. Cortes in Scene setzen half u. die Jesuiten begünstigte. Nach seinem Rücktritt 1823 übertrug ihm Karl X. die Erziehung des jungen Herzogs v. Bordeaux. Am 24. März 1826 ereilte ihn der Tod in einer Kirche zu Paris.

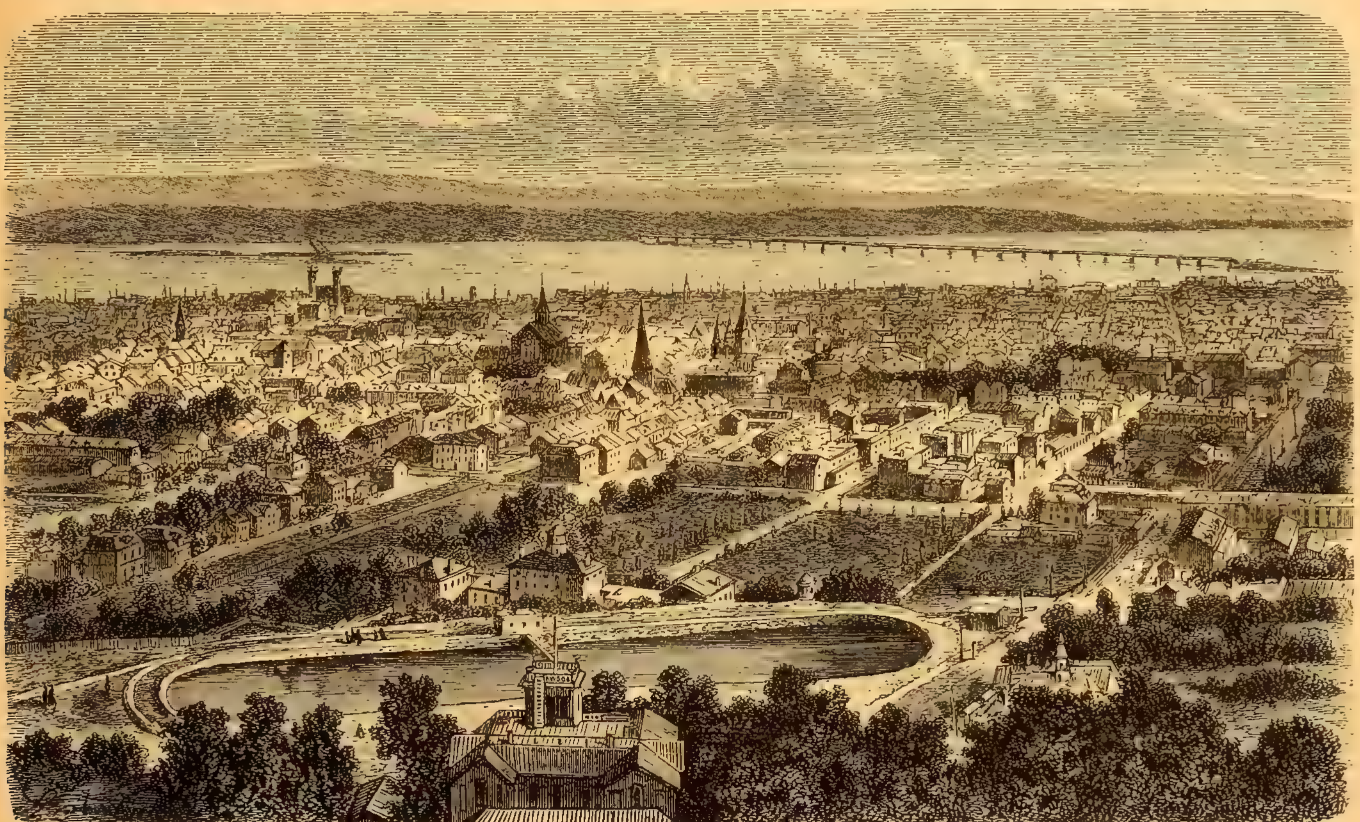
Montpellier (spr. Mongpelljeh), Hauptstadt des südfranz. Departements Hérault mit 54,466 E. (1872), liegt 8 Km. im N. des Mittelländischen Meeres malerisch auf einem Hügel, an dessen Fuß der kanalisirte Lez vorbeifließt, u. gewährt nam. von dem Parke Peyron einen wunderbaren Ueberblick auf die gartenreiche Umgegend, das Meer u. die Pyrenäen. Die Vorstädte weisen in einzelnen Theilen schöne Gebäude auf, das Innere hat aber enge u. steile Straßen mit alterthümlichen Häusern. M. ist Sitz eines Bischofs, eines protestant. Konsistoriums, der höheren Departementsbehörden u. einer berühmten medizinischen Fakultät u. besitzt ein großes Seminar, ein Lyceum, eine Kunstschule, einen berühmten botan. Garten, eine Sternwarte u. zahlreiche wissenschaftliche u. wohlthätige Anstalten. Unter den Kunstsammlungen steht das nam. an neueren franz. Gemälden reiche Museum Fabre obenan. Die Festungswerke, welche in einer alten verfallenen Mauer u. einer Citadelle bestehen, sind ohne Bedeutung. Die hervorragendsten öffentlichen Gebäude sind der Dom von 1364, der Justizpalast, das Präfekturhôtel, die Börse, das Stadttheater u. das Gebäude der im Mittelalter hochbedeutenden medizinischen Schule. Ein aus 3 Reihen über einander gesetzter Arkaden bestehender Aquädukt versorgt die Stadt mit Wasser. Während die Umgegend bes. viel Wein, Oel u. Südfrüchte produzirt, mit denen ein beträchtlicher Handel getrieben wird, ist die Industrie der Stadt selbst bedeutend durch die Fabrikation von Stearinkerzen, Branntwein, Likören, Seide, Chemikalien 2c. — M.s Gründung fällt in das 8. Jahrh.; 1162—1258 wurden hier 5 Konzile abgehalten; 1350 wurde M. von Philipp VI. von Frankreich den Herren von Majorca abgekauft u. war in den Religionskriegen ein wichtiger Stützpunkt des Protestantismus.

Montpensier (spr. Mongpangßjeh), Louis v. Bourbon, Graf u. später Herzog v., franz. Feldherr, geb. zu Moulins 15. Juni 1513; zeichnete sich unter Franz I., Heinrich II. u. Karl IX., bes. in den Bürgerkriegen, aus u. starb zu Champigny 23. Sept. 1582. Seine zweite Gemahlin war seit 1570 Catherine Marie von Lothringen, Tochter des Herzogs Franz v. Guise, geb. 18. Juli 1552, gest. zu Paris 6. Mai 1596. Erfüllt vom glühendsten Haß gegen König Heinrich III. (s. d.), ließ sie durch von ihr bezahlte Priester gegen ihn predigen u. brachte sich auch in den Verdacht der Mitschuld an seiner Ermordung. — Anne Marie Louise v. Orleans, Herzogin **v. M.**, gen. La Grande Mademoiselle, Tochter des Herzogs Gaston Jean Bapt. v. Orleans (s. d.), geb. zu Paris 29. Mai 1627; nahm, als in den Kriegen der Fronde ihr Vater auf die Seite des Prinzen v. Condé trat, gleichfalls Partei für diesen u. bethätigte ihren unternehmenden u. kühnen Charakter bei verschiedenen Gelegenheiten. Insbes. gelang es ihr 1652, die Stadt Orleans den Frondeurs zu erhalten, u. rettete sie 2. Juli desselben Jahres in Paris den Prinzen v. Condé vor einer Niederlage durch Turenne, dessen Truppen sie dadurch zum Rückzuge nöthigte, daß sie selbst die Kanonen der Bastille gegen dieselben abfeuern ließ. Nach der Aussöhnung ihres wankelmüthigen u. feigen Vaters mit dem Hofe zog sie sich auf ihr Landgut St. Fargeau zurück. Ihr enormer Reichthum — sie besaß 4 Herzogthümer, die Herrschaft Dombes, die Grafschaft Eu, den Palast Luxembourg u. 20 Mill. Frcs. — war der Verwirklichung ihrer mannichfachen Heirathspläne hinderlich, denn der Hof wollte denselben nicht in fremde Hände übergehen sehen. Erst als sie sich 1669 mit dem jungen Grafen Antoine v. Lauzun vermählen wollte, erhielt sie dazu die Genehmigung Ludwig's XIV., doch nahm der König auf Betrieb der dem Grafen feindlich gesinnten Montespan (s. d.) sein Wort zurück u. ließ sogar Lauzun, da sich derselbe nun heimlich mit der M. hatte trauen lassen, gefangen setzen. Erst nach 10 Jahren gelang es der Herzogin, seine Freiheit dadurch zu erkaufen, daß sie dem Herzog v. Maine, Sohn des Königs u. der Montespan, die Herrschaft Dombes u. die Grafschaft Eu abtrat. Aber der endliche Besitz des Grafen Lauzun machte sie doch so wenig glücklich, daß sie sich bereits 1685 freiwillig von ihm wieder trennte. Sie starb zu

Paris 5. April 1693. Ihr Universalerbe war der Herzog v. Orleans, Ludwig's XIV. Bruder. Von Wichtigkeit für die Hofgeschichte ihrer Zeit sind ihre „Mémoires" (8 Bde., Amst. 1746). — Antoine Marie Philippe Louis, Herzog **v. M.,** s. u. „Orleans".

Montreal (spr. Montriel), die größte Stadt im brit. Nordamerika mit 117,784 E. (1872), liegt auf der wohlangebauten Insel gleiches Namens an der Mündung des Ottawa in den St. Lorenzstrom, der bis hierher für größere Seeschiffe fahrbar ist, u. zerfällt in eine obere u. untere Stadt. Während letztere mit ihren engen Gassen einen düsteren Charakter trägt, zeigt jene breite Straßen u. schöne Gebäude. Von den 30 Kirchen sind die Kathedrale u. die Episkopalkirche die imposantesten; hervorragende Gebäude sind außerdem noch das Zollhaus, die Börse, der Gerichtshof u. der Bonsecours-Markt. Mit der Universität ist die größte medizinische Schule im brit. Nordamerika verbunden. Ueber den St. Lorenzstrom führt die prachtvolle Viktoria-Eisenbahnbrücke. Auf dem größten Platze der Stadt ist dem Lord Nelson ein Denkmal errichtet worden. Der Handel M.s hat sich in den letzten Jahren außerordentlich gehoben u. gegenwärtig findet von hier aus eine regelmäßige direkte Dampfschiffahrt mit Liverpool statt; Getreide, Holz, Felle u. Eisen sind die wichtigsten Ausfuhrartikel; bedeutend ist der Schiffbau u. die Maschinenfabrikation. Die Gründung der Stadt fällt in das Jahr 1640; bis 1829 war sie Sitz des engl. Gouverneurs.

Montrose, James Graham, Marquis von M., aus einem alten schottischen Adelsgeschlecht, geb. 1612 zu Edinburgh, war einer der kühnsten Feldherren während des englischen Revolutionskrieges. Anfangs diente er im Heere des Parlaments, 1644 ging er zu König Karl I. über u. erfocht für ihn in Schottland nicht weniger als sieben Siege, den letzten u. glänzendsten 15. Aug. 1645 bei Kilsyth über Baillie, mußte aber, zum Theil von neidischen Genossen im Stich gelassen, im Sept. 1645 die Flucht ergreifen. Dennoch ungebrochenen Muthes, scharmützelte er mit dem geringen Rest seiner Royalisten in den Gebirgen, bis der König selbst zu den Schotten flüchtete u. ihm gebot, die Waffen niederzulegen (1646). Drei Jahre diente er seitdem als kaiserl. General in Deutschland, bis ihn die Kunde von Karl's I. Hinrichtung antrieb, in Schottland die Fahne Karl's II. zu erheben. Mit einer kleinen Schar landete er an der Küste von Schottland u. entfaltete ein Banner mit dem blutigen Kopfe Karl's I. Aber der gehoffte Zuzug blieb aus u. ein Gefecht bei Corbiesdale 14. April 1650 zerstreute seine Scharen. M. selbst entfloh, ward aber 3. Mai in einer Hütte verhaftet u. 21. Mai 1650 erst gehängt u. dann in Stücke gehauen, um diese auf den Thoren fünf schottischer Städte auszustellen. — H. Laube hat ihn zum Helden eines Trauerspiels gemacht.



Nr. 4218. Montreal.

Montreux (spr. Mongtröh), Gemeinde im schweiz. Kanton Waadt, welche aus etwa 20 kleineren Ortschaften besteht u. gegen 3000 E. zählt, liegt am Ostufer des Genfersees u. am Fuße des Dent de Jaman, geschützt durch die Berge vor nördlichen u. östlichen Winden u. berühmt als Winterluftkurort für Brustkranke. Am See u. an den Berghängen liegen in üppigen Gärten die prächtigsten Hotels u. Pensionshäuser; Feigen-, Granat-, Lorber- u. Oelbäume überwintern im Freien, u. von der alten Kirche des zu M. gehörigen Dorfes Clarens genießt man eines bezaubernden Blickes auf den See u. die gegenüberliegenden savoyischen Alpen. In der Nähe erhebt sich im See Schloß Chillon (s. d.).

Montrose, Hafenstadt der schott. Grafschaft Forfar od. Angus mit 14,608 E. (1871), liegt an der Mündung des von einer Kettenbrücke überspannten South-Esk in einer Bai der Nordsee, an einem geräumigen Hafen, hat zahlreiche große Webereien, Spinnereien u. Bleichereien u. treibt einen ansehnlichen Handel; 1873 besaß die Stadt selbst 82 Schiffe von 14,446 Tonnen; der Hafenverkehr wies 623 eingelaufene u. 607 ausgelaufene Schiffe auf, jene mit 85,441, diese mit 85,687 Tonnen. Die Einfuhr betrug 445,659, die Ausfuhr aber nur 11,770 Pfd. Sterl.

Mont-Saint-Jean, ein Dorf 1 M. im S. von Brüssel, welches mit Waterloo eng zusammenhängt, war mit der Schauplatz der großen Schlacht von Waterloo (s. d.) od. Belle-Alliance, welche von den Franzosen als die Schlacht von M.-S.-J. bezeichnet wird.

Montserrat (d. h. zersägter Berg), ein wild zerklüfteter, 1236 m. hoher Berg in der span. Provinz von Barcelona, nahe bei der Stadt Manresa gelegen; ist berühmt durch das in seiner halben Höhe erbaute Benediktinerkloster, das jetzt aber noch nach der Zerstörung durch die Franzosen (1814) größtentheils in Ruinen liegt. Dasselbe wurde 880 von Sifredo el Belloso, dem Grafen von Barcelona, gestiftet u. durch Philipp II. sehr erweitert; Ignaz von Loyola bereitete sich hier für seine agitatorische Thätigkeit vor. Die ehemals hier hausenden Mönche u. Einsiedler sind jetzt verschwunden.

Mont Valérien, ein im W. von Paris u. auf dem linken Ufer der Seine sich 161 m. über diese erhebender Berg, welcher seit 1841 das stärkste der die franz. Hauptstadt umgebenden Forts trägt (Forteresse du M.), hat seinen Namen von einer alten Wallfahrtskirche u. hieß ehedem Mont du Calvaire. Bei der Belagerung von Paris durch die

Deutschen bestand die Festung, welche nach den neuen Befestigungsplänen für Paris noch bedeutend verstärkt werden soll, aus einer fünfseitigen Redoute, war mit kolossalen Geschützen armirt u. bildete den Hauptstützpunkt für die großen Ausfälle der cernirten Armee 21. Okt. 1870 unter General Vinoy u. 19. Jan. 1871 unter General Trochu. Beidemal wurden die Feinde durch Truppen des 5. u. 4. deutschen Armeecorps nach gewaltigen Verlusten zurückgeworfen. Nach der Kapitulation von Paris besetzten 29. Jan. Theile des 5. Armeecorps den M., welcher später der Armee von Versailles in ihrem Kampfe gegen die Kommune wirksame Unterstützung gewährte.

Monument (lat., v. monēre, erinnern), Erinnerungszeichen, Denkmal.

Monza, Kreishauptstadt in der nordital. Provinz Mailand mit 25,228 E. (1871) in der Gemeinde, liegt am Lambro, über welchen eine schöne Granitbrücke führt, u. an der Lombard.-venet. Eisenbahn 2 M. im Norden von Mailand, ist Sitz eines Unterpräfekten, eines Seminars u. eines Gymnasiums. Die Industrie des Ortes besteht in der Fabrikation von wollenen Tüchern, Hüten u. Lederwaaren. Die historisch u. architektonisch merkwürdigsten Gebäude sind die von der Langobardenkönigin Theodelinde gegründete Domkirche, mit der Grabstätte der Gründerin u. mit der berühmten Eisernen Krone, das Stadthaus (il Broletto), welches für einen Theil des alten langobard. Königspalastes u. des Palastes Kaiser Friedrich's I. gehalten wird, u. der königl. Sommerpalast mit einem riesigen Park.

Moor, in süddeutschen Ländern, bes. in Bayern, auch Moos genannt, ist ein sumpfähnliches Land, dessen schwarzer, an Wasser u. vegetabilischen Bestandtheilen reicher Boden gewöhnlich reiche Lager von Torf bildet u. infolge künstlicher Entwässerung nicht selten zu dem trefflichsten Kulturlande umgestaltet werden kann. Zu Moorbildungen eignen sich nur fast vollständig ebene Gegenden od. Mulden, welche dem Wasser nur geringen Abfluß gestatten. In Gebirgen finden wir M.e nam. in terrassenförmigen Querthälern u. in Kesselthälern, so bes. in Schottland; weit reicher an dieser Bodengestaltung sind dagegen die Hoch- u. Tiefebenen. Die Donau mit ihren Nebenflüssen zeigt auf der oberbayerischen Hochebene ausgedehnte Moose (Erdinger-, Dachauer-, Isar-, Donau-, Ammer- u. Rosenheimer-Moos), die theilweise die Ausfüllung ehemaliger Seenbecken sind (Kochel-Moos, Moos-See). In noch größerem Maßstabe treten die M.e aber in der norddeutschen Tiefebene u. in den Niederlanden auf, so das Bourtanger M., das Saterland, das Teufelsmoor, die ostfriesischen Vehnen, u. zwar bilden sich hier diese M.e nicht nur in dem niederen Alluvialboden der Marsch, sondern auch in den Heidelandschaften der Geest. Viele Quadratmeilen dieser öden Gegenden versucht die dünne u. arme Bevölkerung in jedem Frühjahr durch das Moorbrennen für die Kultur des Buchweizens vorzubereiten u. erzeugt dadurch jenen Höhenrauch (s. d.), welcher schon bei bes. günstigen Winden sich von der Ostsee bis Wien u. Krakau verbreitet hat. Dieser landwirthschaftlich irrationellen Maßregel wird jedoch seit einigen Jahren nam. von Bremen aus energisch entgegengearbeitet.

Moore (spr. Muhr), Thomas, berühmter englischer Dichter, geb. 28. Mai 1780 in Dublin als Sohn eines Gewürzkrämers; trat schon als 10jähr. Knabe als Dichter auf („To Zelia" u. „A pastoral ballad", gedruckt in der Zeitschrift „Anthologia hybernica", 1793), besuchte seit seinem 14. Jahre das Gymnasium seiner Vaterstadt u. ging 1799 nach London, um sich dem Rechtsstudium zu widmen, wandte sich aber bald ganz der Dichtung zu. Sein erstes selbständiges Werk war eine poetische Uebersetzung des Anakreon mit vielen eigenen Zuthaten (Lond. 1800). Fast gleichzeitig erschienen die „Poetischen Werke von weiland Thomas Little", eine Sammlung von theilweise recht schmuzigen Liebesgedichten, die aber gleichwol viel Anklang fanden. Großes Aufsehen erregten seine, zum Theil unter dem Pseudonym „Thomas Brown der Jüngere" erschienenen Satiren gegen die Tories u. speziell gegen den Prinzregenten; in gleichem Sinne schrieb er später „The Fudge family in Paris" (1818), gegen die Londoner Spießbürger gerichtet, u. „Fables for the Holy Alliance" (1823). Edler u. von nachhaltigerer Wirkung waren seine seit 1813 erschienenen, bis 1837 fortgesetzten „Irish melodies", Texte zu Stevenson's irischen Nationalmelodien, u. die anmuthige morgenländische Dichtung „Lalla Rookh" (1817). Von poetischen Werken erschienen noch „The loves of the angels" (1823) u. der Roman „The Epicurean" (1827), dann folgten prosaische, meist historische Werke, wie „Memoirs of the life of captain Rock" (1823), eine Schilderung vom Zustande Irlands; „Memoirs of Lord Edward Fitzgerald" (1831); „Travels of an Irish gentleman in search of religion" (1833); eine „History of Ireland" in Lardner's „Cyclopedia" (1835). Auch schrieb M. eine Biographie Sheridan's (1825), von dessen Werken er bereits 1821 eine Ausgabe besorgt hatte, u. gab „Letters and journals of Lord Byron with notices of his life" (1830) heraus. — M. war 1803 als Admiralitätsregistrator nach Bermuda geschickt worden, verließ diesen Posten aber bald u. machte eine Reise durch Amerika, deren Eindrücke er in seinen bissigen „Odes and epistles" (1805) niederlegte. Nach England zurückgekehrt, verheirathete er sich, lebte 1817—22 fast beständig auf dem Festlande u. bezog dann seine Villa Sloperton Cottage, wo er 25. Febr. 1852 starb, nachdem er bereits seit 1849 infolge von Gehirnerweichung völlig arbeitsunfähig geworden war.



Nr. 4219. Thomas Moore (geb. 28. Mai 1780, gest. 25. Febr. 1852).

Da er trotz riesiger Honorare Vermögen nicht erworben hatte, verschafften ihm seine Gönner eine Pension von 300 Pfd. Sterl., von der ein Theil auf seine Wittwe überging; zum Besten der Letzteren gab Lord Russel M.'s Nachlaß (8 Bde., Lond. 1853—56) heraus, nachdem eine Gesammtausgabe seiner Werke bereits 1840—42 (10 Bde., Lond.) erschienen war.

Moose (Musci), zum Unterschiede von den Lebermoosen (Hepaticae) auch wol Laubmoose (Musci frondosi) genannt, bilden eine große kryptogamische Familie, welche in vielen Gattungen u. Tausenden von Arten über alle Zonen u. Regionen der Erde fast gleichmäßig verbreitet ist. Sie zeichnen sich durch eine kapselartige Frucht aus, welche in allen Fällen von einer sog. Mütze (calyptra) in verschiedener Form mehr od. weniger bedeckt ist (Fig. 2 u. 5). Sie geht aus dem Archegonium (Fig. 7) hervor, dessen Gegensatz in dem Antheridium (Fig. 8) als männliches Organ gedeutet wird. Beide Werkzeuge kommen entweder in einer u. derselben Blüte od. auch getrennt auf derselben Pflanze od. einem verschiedenen Stämmchen vor, meist umgeben von sog. Saftfäden (Paraphysen, Fig. 8). Häufig bilden sie eine schon dem unbewaffneten Auge auffallende Blume (Fig. 6 u. durchschnitten bei Fig. 7). Die Frucht selbst besteht in den allermeisten Fällen aus einem Fruchtstiele (pedunculus od. seta, Fig. 1, 2, 3) u. einer vielfach gestalteten Kapsel, die bei den meisten Arten einen sich ablösenden Deckel (Fig. 4) trägt. Oft umgiebt sich der Fruchtmund (orificium) noch mit einem einfachen od. doppelten Kranze meist lanzettlicher, sonst jedoch äußerst vielfach gestalteter Zähne (dentes), hierdurch den sog. Mundbesatz od. das Peristom bildend. Im Innern der Kapsel macht sich ein sog. Mittelsäulchen (columella) bemerklich, um welches herum ein eigener Behälter für die mikroskopisch kleinen Samen (Sporen) als sog. Sporensack (Sporangium) gewebt ist. Es giebt jährige, zweijährige u. perennirende Arten, welche sich sämmtlich aus je einer Spore entwickeln, indem dieselbe zunächst einen conservenartigen Vorkeim (Prothallium) bilden, der meist aus zarten, vielfach verästelten, röhrenartigen Zellenfäden besteht. Erst auf einem solchen Gebilde erscheint der künftige Stengel als zarte Knospe, die sich nun zu Stengel u. Blättern gleichzeitig ausdehnt u. gliedert.

Man unterscheidet die M. in akrokarpische od. Gipfelfrüchtler, u. in pleurokarpische od. Seitenfrüchtler. Die ersteren sind solche, welche ihre Früchte am Scheitel des Stengels tragen, während die zweiten sie seitlich in den Blattachseln treiben. Diese letzteren beanspruchen in dem Naturhaushalte darum eine große Bedeutung, weil ihre Stengel sich vielfach verästeln u. dadurch im Stande sind, jene zusammenhängenden Polster zu bilden, die Moosdecke, welche für die Existenz der Wälder von größtem Belang ist. Bes. ist es ihre wasserhaltende Kraft, welche den M.n diese Wichtigkeit giebt, u. es sind nam. zwei akrokarpische Moosfamilien, die Torf- u. die Weißmoose, in dieser Beziehung hervorragend. Ihre Zellen sind durchlöchert, so daß jede derselben gleichsam ein Fäßchen darstellt, welches sich mit Feuchtigkeit bis zum Strotzen füllt u. dieselbe für lange Zeit in sich birgt. Gerade solche Stellen, wo jene M. wachsen, sind deswegen auch die quellenreichsten, u. auf der Ebene entstehen durch sie die sog. Bruchländer, auf welchen bes. die Torfmoose herrschend sind. Hier auch geben sie durch ihre massenhafte Vegetation in den durch sie selbst hervorgerufenen Sümpfen u. durch ihre Verwesung in denselben die erste Veranlassung zu der Bildung von Torf, den man auch wol als Moostorf kennt.



Nr 4220. Weibliche und männliche Pflanzen sowie einzelne Theile des Widerthonmooses (Polytrichum commune).

Einige pleurokarpische M. (z. B. Hypnum fluitans, commutatum, filicinum, Sendtneri, Wilsoni, trifarium, scorpioides, lycopodioides u. a.) übernehmen dabei die zweite Rolle. Uebrigens weben sich in den Wäldern vielfach auch die Lebermoose (s. d.) in den Moosteppich ein. Nebst Flechten sind die M. die ersten Ansiedler auf ödem Gestein. Gegenwärtig kennen wir von den Laubmoosen etwa 5—6000 Arten, u. noch jedes Jahr führt uns aus allen Welttheilen neue zu. In Europa kommen etwa 700 Arten vor, welche bis in die hochnordische u. alpine Zone hinein ihre wichtige Rolle spielen.

Moosthierchen, Bryozoen, kleine, meist zu moosförmigen od. rindenartigen Stöcken vereinte Wasserthiere mit bewimpertem Tentakelkranze, die man sonst für Polypen hielt u. als Mooskorallen mit den in Körperform u. Lebensweise ihnen ähnlichen Sertularinen u. Campanularinen zusammenstellte. Sie sind aber entschieden höher organisirt als die Polypen, indem sie einen Darmkanal mit Mund u. After u. einen Nervenknoten besitzen, u. werden von einigen Forschern, wie z. B. Leuckart, zu den Würmern, von anderen, wie Milne Edwards, zu den Mollusken gezählt. — Die Fortpflanzung der M., welche meist Zwitter sind, geschieht nicht blos durch Eier, sondern auch auf ungeschlechtlichem Wege, durch Knospung od. durch Keime (Statoblaste). Diese Fortpflanzungsformen sind auch mit einander kombinirt. In seltenen Fällen vermehren sich Kolonien durch Abschnürung von Theilstücken. Die meisten Bryozoen (man kennt etwa 600 lebende Arten) sind Seethiere u. gedeihen nur in klarem Wasser mit lebhaften Strömungen, z. B. an den Südkaps der großen Kontinente, an der New-Foundlandsbank, an der norweg. u. brit. Küste. Im Süßwasser dagegen kommen nur wenige Arten vor. Sie sitzen an Muscheln, Steinen u. Wasserpflanzen fest; nur in seltenen Fällen kann sich die Kolonie rutschend fortbewegen. — Fossile Arten giebt es nicht weniger als 1800, um deren Erforschung sich nam. Alcide d'Orbigny verdient gemacht hat; sie finden sich schon in den silurischen Schichten, bes. reich aber sind sie in der Kreidezeit vertreten. Nr. 4221 zeigt uns einen derartigen Organismus, die Seerinde (Flustra foliacea), die 15 cm. hohe, papierdünne, blattartige, strauchige Stöcke bildet u. an europ. Küstenorten zu Packmaterial verwendet wird.

Mops, kleiner Hundecretin von doggenartigem, gedrungenem Bau, mit stumpfer Schnauze, kurzen Ohren u. spiralig gerolltem Schwanze, war ehemals als Stubenhund beliebt, ist aber heute echt nur äußerst selten.

moquant (frz., vom griech. μωκᾶν, verspotten), spöttisch, tadelsüchtig, höhnisch: sich moquiren, sich über Jemand lustig machen, Jemand verhöhnen; Moquerie, Spötterei, Tadelsucht.


Nr. 4221. Seerinde (Flustra foliacea).

Mora, ein unter den Italienern beliebtes Fingerspiel, bei welchem von dem Einen der Spielenden von den Fingern einer Hand eine beliebige Anzahl eingebogen u. verborgen werden; der Andere gewinnt, wenn er eben so rasch, wie ihm die Hand entgegengeworfen wird, jene Zahl erräth.

Moral (vom lat. moralis, sittlich; dieses von mos, Mehrzahl mores, Sitte, Sitten) heißt theils der Inbegriff sittlicher Handlungsweise — z. B. in den Wendungen: ein Mensch ohne alle M. — theils der sittliche Grundsatz selbst, wenn auch immer in Beziehung auf das praktische Handeln; z. B.: das ist die M. (sittliche Nutzanwendung) der Fabel, Geschichte ꝛc. Endlich ist M. s. v. w. Sittenlehre (vgl. darüber wie über Moralphilosophie den Art. „Ethik"). Ebenso wird das Eigenschaftswort moralisch von Allem gebraucht, was sich nach sittlichen Grundsätzen richtet od. nach solchen vollzieht; z. B.: er ist moralisch (d. h. sittlich) tief gesunken; eine moralische Ueberzeugung z. B. ist eine solche, deren Aufgeben einer Verletzung sittlicher Pflichten gleichkommen würde, moralische Weltordnung (in der Philosophie Fichte's) eine auf sittlichen Grundsätzen beruhende ꝛc.

Morales, Luis de, einer der wenigen spanischen Maler des 16. Jahrh., die, frei von allem Naturalismus, unter dem Einfluß der damaligen Italiener standen, geb. zu Badajoz; gest. ebendort 1586. In seinen Werken, die meistens Andachtsbilder sind (daher sein Beiname el Divino) u. mit Vorliebe die schmerzvollen Scenen der heil. Geschichte behandeln, zeigt er eine gewisse Strenge u. Trockenheit u. dunkle Schatten im Fleischton, weiß aber die ergreifenden Affekte meisterhaft auszudrücken. Seine besten Bilder befinden sich im Museum zu Madrid u. im Louvre.

moralische Person, s. „juristische Person".

moralisiren (a. d. Lat.), sittliche Betrachtungen anstellen, moralische Lehren geben, den Sittenrichter spielen.

Moralités u. **Moralitäten**, s. „Geistliche Spiele".

Moränen, s. „Gletscher".

Moräste sind größere, entweder durch häufige atmosphärische Niederschläge od. durch Ueberschwemmung od. durch Grundwasser versumpfte u. unzugänglich gewordene Strecken Landes.

Morata, Fulvia Olympia, eine wegen ihrer großen Gelehrsamkeit berühmte Italienerin, geb. 1526 zu Ferrara als Tochter des Dichters Fulvius Peregrinus Moratus; empfing frühzeitig eine klassische Bildung, so daß sie bereits in ihrem 16. Jahre öffentliche Lehrvorträge hielt; verheirathete sich später mit dem deutschen Arzte Andreas Grundler, dem sie nach Schweinfurt folgte, u. trat hier zum Protestantismus über. Nach der Einnahme Schweinfurts durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg zog sie, ihrer Bibliothek u. ihres ganzen Vermögens beraubt, zuerst nach Hammelburg, dann nach Heidelberg, wo sie 26. Okt. 1553 starb. Ihre in griech. u. lat. Sprache verfaßten Gedichte gab Cölius Secundus Curio heraus (Basel 1558 u. ö.). Ihr Leben beschrieben Curio (Bas. 1580), Nolten (Frankf. 1751 u. 1775), Kneschke (Zittau 1808), Münch (Freib. 1827) u. Ottilie Wildermuth (Stuttg. 1854).

Moratin, Nicolas Fernandez de, span. Dichter, geb. 20. Juli 1730 zu Madrid; studirte zu Valladolid die Rechte u. praktizirte längere Zeit als Advokat in Madrid, erhielt jedoch später eine seinen literarischen Neigungen mehr zusagende Anstellung als Professor der Poetik u. starb als solcher zu Madrid 1780. M.'s Bedeutung für die span. Literatur besteht hauptsächlich darin, daß er mit Erfolg bestrebt war, die franz. Kunsttragödie in Spanien einzubürgern u. dadurch das span. Theater aus seinem Verfalle wieder zu erheben. Diesem Zwecke dienen auch seine eigenen Tragödien „Hormesinda" u. „Guzman el bueno", deren Stil auch wirklich Nachfolger fand. Außerdem verfaßte M. ein Lehrgedicht über die Jagd: „La Diana ó arte de la caza" (1765) u. das treffliche heroische Gedicht „Canto épico de las naves de Cortés destruidas" (Madr. 1785). Letzteres Werk sowie eine Auswahl seiner Dichtungen gab (Barcel. 1821) sein Sohn Leandro Fernandez de **M.** heraus, der gleichfalls zu den vorzüglichsten neuen Dichtern Spaniens gehört. Geb. 10. März 1760 zu Madrid, wurde dieser nach dem Willen seines Vaters Juwelier, war aber daneben dichterisch thätig u. erhielt 1779 für die heroische Romanze „La Toma de Granada" von der Akademie eine Auszeichnung. 1786 folgte er dem Grafen Cabarrus als dessen Sekretär nach Paris u. erhielt nach seiner Rückkehr 1789 eine Pfründe im Erzbisthum Burgos. Günstling des Friedensfürsten (s. „Alcudia"), erhielt M. von diesem die Mittel zu einer Reise durch Frankreich, Deutschland, die Schweiz u. Italien sowie mehrere Anstellungen, u. a. als Direktor des Theaters, wurde aber auch in den Sturz seines Gönners verwickelt u. flüchtete 1808; kehrte zwar mit den Franzosen nach Madrid zurück, mußte aber mit ihnen das Land räumen. Im Verlauf der politischen Kämpfe in Spanien gelang es ihm noch mehrere Male, sein Vaterland wieder zu sehen, aber immer wurde er wieder vertrieben, bis er 1827 in Paris sich niederließ, wo er auch 21. Juni 1828 starb. M. hat als Lyriker u. Satiriker nicht Unbedeutendes geleistet, doch liegt der Schwerpunkt seiner dichterischen Thätigkeit in seinen Lustspielen („El viejo y la niña", 1790; „La comedia nueva", 1792; „El baron"; „La mogigada"; „El Si de las niñas" 2c.), die den allgemeinsten Beifall fanden, ihm den Beinamen eines „spanischen Molière" eintrugen u. auch wirklich durch treffende Charakteristik u. gute Komposition sich auszeichnen, aber nicht reich an Erfindung sind u. zu sehr das Vorbild der Franzosen verrathen. Außerdem verfaßte M. eine Geschichte des Ursprungs des span. Theaters. Eine Auswahl seiner poetischen Werke gab M. selbst heraus (3 Bde., Par. 1825); eine Gesammtausgabe veranstaltete die Akademie in Madrid (6 Bde., Madr. 1830—31).

Moratorium (lat.) heißt die Frist, welche einem tief Verschuldeten zur allmählichen Abwickelung seiner Verpflichtungen eingeräumt wird u. während welcher wider ihn keine Klage erhoben u. keine Hülfsvollstreckungen in sein Vermögen vorgenommen werden können. Dasselbe wird auf Ansuchen bald von den Gläubigern, bald im Gnadenwege vom Landesherrn ertheilt; die letztere Art enthält einen weitgehenden Eingriff in die Rechte der Gläubiger u. wird daher in vielen Verfassungen untersagt.

Morawa ist der slavische Name der March (s. d.); ferner heißt so der größte Fluß in Serbien. Letzterer entsteht aus der auf dem Kara-Dagh im N. von Skopia entspringenden Bulgar. M. u. der Serb. M., welche den vom Amselfelde nach N. strömenden Ibar aufnimmt. Beide vereinigen sich im N. von Kruschewatz; bei Tschuprija wird die M. schiffbar u. in der Nähe von Semendria mündet sie nach einem Laufe von 45 M. in die Donau; ihr Stromgebiet umfaßt 654 □M.

Morbihan, franz. Departement in der Bretagne, $123{,}_{46}$ □M. mit 490,352 E. (1872); grenzt im S. mit einer vielfach zerrissenen Küste an den Atlant. Ozean, an welchem der Busen von „le M." der größte ist, u. bildet ein Hügelland, das sich im N. zu den M.'s Noires erhebt. Von den Inseln, welche zu dem Departement gehören, ist Belle-Isle die größte. Die durch den Brest-Nantes-Kanal verbundenen Flüsse Vilaine u. Blavet sind schiffbar u. von Werth für die Ausfuhr der Landesprodukte, welche nam. in Getreide, Flachs, Hanf u. Obst bestehen. Im Innern giebt es noch weite, unkultivirte Moor- u. Heidegegenden, doch ist das feuchte Klima für die Entwicklung des Graswuchses günstig u. die trefflichen Weiden gestatten eine ausgedehnte Viehzucht. Ein wichtiger Erwerbszweig der Küstenbevölkerung ist der Sardellenfang. Die Industrie ist wenig entwickelt; sie produzirt Cider, Leinenwaaren u. Tuch u. verarbeitet Eisen, an welchem das Land nicht arm ist. M. wird in die Arrondissements Vannes, L'Orient, Ploermel u. Napoléonville eingetheilt; die Hauptstadt ist Vannes (s. d.), der wichtigste Seeplatz u. die größte Stadt des Departements L'Orient (s. d.).

Morbus (lat.), Krankheit; M. niger, Blutbrechen; M. pallidus, Bleichsucht; M. regius, Gelbsucht; M. major, Epilepsie; M. solstitialis, Sonnenstich; Cholera m., Brechruhr 2c.

Morchel, s. „Helvella".

Mord. Einen M., der seit Alters mit Recht bei allen civilisirten Völkern als schwerstes aller Verbrechen angesehen worden ist, begeht, wer vorsätzlich u. mit Ueberlegung einen Menschen vom Leben zum Tode bringt. Es ist nicht erforderlich, daß That u. Tod augenblicklich aufeinander folgen; es genügt, wenn der Tod eines Menschen die unmittelbare Folge der verbrecherischen Handlung ist. Der Mörder, der einem Menschen die Möglichkeit des Seins entzieht, verletzt nicht blos ein od. mehrere der dem Getödteten zustehenden Rechte, sondern zerstört die Möglichkeit jedweder Rechtsausübung, erklärt sich hiermit also zum offenen Feinde jedweder Rechtsordnung. Das Gebot der Vergeltung u. der Nothwendigkeit erheischt, einen derartigen Feind göttlicher u. menschlicher Ordnung vollständig u. für alle Zeit unschädlich zu machen. Diese Erwägungen haben bis in die neueste Zeit dazu geführt, den M. mit Todesstrafe zu ahnden. Ob sich der nämliche Erfolg durch lebenslängliche Zuchthausstrafe erreichen lasse, ist hier nicht zu erörtern. Nur Todtschlag, nicht M. wird angenommen, wenn die Handlung ohne reifliche Ueberlegung, insbes. in augenblicklicher Aufwallung, begangen wurde. — Im früheren Rechte unterschied man schwerere u. leichtere Arten des M.es u. erkannte für erstere schwerere, für letztere gelindere Strafen. Die neuere Rechtswissenschaft verwirft mit Recht derartige Unterscheidungen. Ueber Kindesmord u. Giftmord s. diese Artikel.

Mordants, s. „Beize". **More**, Thomas, s. „Morus".

Morea ist der neugriech. Name für den Peloponnes (s. d. unter „Griechenland"). Die Etymologie des seit dem 13. Jahrh. gebräuchlichen Namens ist streitig: nach Einigen hängt er mit dem slav. more (Meer) zusammen u. bezeichnet ein vom Meere umgebenes Land; Andere leiten ihn von der griech. Benennung des Maulbeerbaumes ab; wieder Andere sind der Meinung, daß das Wort durch Metathesis (s. d.) aus Rhomäa, d. h. Römerland, entstanden sei, da die Griechen seit den byzantinischen Zeiten sich Romäi, d. h. Römer, nennen. M. zerfällt in die Nomarchien Achaia, Elis, Arkadien, Messenien, Lakonien, Argolis u. Korinth u. hatte 1870 auf 387 □M. 615,389 E., welche Morioten heißen.

Moreau (spr. Moroh), Jean Victor, franz. General, geb. 11. Aug. 1761 zu Morlair in der Bretagne als Sohn eines Advokaten, der 1794 hingerichtet wurde; studirte selbst zu Rennes Jurisprudenz, trat als Anführer der bewaffneten Bürger u. Studenten dieser Stadt 1788 gegen das Parlament für die Berufung der Etats généraux auf u. zog seit 1792 mit seiner Schar von Freiwilligen gegen Oesterreich. Schon 1793 wurde er Brigade-, 1794 Divisionsgeneral. Als solcher eroberte er zehn niederländ. Festungen, führte drei Monate lang statt des erkrankten Pichegru den Oberbefehl u. eroberte im Anfang 1795 Holland. Als Anführer der Mosel- u. Rheinarmee ging er von Straßburg aus im Juni 1796 über den Rhein, nahm Kehl ein, verdrängte die Oesterreicher aus dem Murg- u. Neckarthale, schloß mit Baden u. Württemberg Waffenstillstände u. stand im Sept. bei Neuburg u. Ingolstadt an der Donau, als die

Niederlage Jourdan's bei Würzburg (3. Sept.) ihn zum Rückzug nöthigte. Mit bewundernswürdiger Vorsicht führte er diesen aus. Bei Biberach schlug er 2. Okt. Latour zurück, marschirte, da alle Wege zu stark besetzt waren, durch das schwer passirbare Höllenthal u. setzte am 19.—24. Okt. während der Kämpfe mit Erzherzog Karl bei Elz, Emmendingen u. Schlingen seine Armee bei Hüningen über den Rhein. Im April 1797 nahm er Kehl, das inzwischen von den Oesterreichern erobert war, abermals ein u. drang bis Lichtenau vor, wo ihm am 23. April die Nachricht vom Waffenstillstande zu Leoben Halt gebot. M., bei den Besiegten durch seine Milde, bei den eigenen Soldaten trotz seiner Strenge beliebt, war nur Krieger, nicht Revolutionär. Da er zu spät davon Anzeige machte, daß er in einem österr. Bagagewagen eine Korrespondenz zwischen Pichegru u. den Emigranten vorgefunden hatte, wurde er im Sept. 1797 seines Oberbefehls beraubt. Dennoch erscheint er im Herbst 1798 als Generalinspektor bei der Armee Scherer's in Italien, siegt mit dem linken Flügel bei Magnano 5. April 1799 u. dringt bis Verona vor, muß aber mit dem geschlagenen Oberfeldherrn zurück bis zur Adda. Nun trat er abermals an die Spitze der zusammengeschmolzenen Armee, um sie gegen Suworow zu führen. Nachdem er diesen bei Basignano 12. Mai zurückgeschlagen, mußte er sich vor den aufständischen Piemontesen zurückziehen u. hoffte von Genua aus dem aus Neapel herbeikommenden Macdonald die Hand zu reichen. Nur die Trümmer der an der Trebbia am 18. Juni geschlagenen Armee langten wirklich an, u. als M. nach längerer Waffenruhe 15. Aug. die Schlacht bei Novi verloren u. doch den Rückzug ohne Verlust geleitet hatte, rief ihn das Direktorium zurück, damit er den Oberbefehl über die Rheinarmee übernehme. In Paris half er Bonaparte beim Sturze des Direktoriums am 18. Brumaire 1799. Im April 1800 ging M. mit einer neugebildeten Armee über den Rhein, siegte 19. Juni bei Höchstädt u. schloß 15. Juli bei Parsdorf den Waffenstillstand. Da die Friedensverhandlungen nicht zum Ziele führten, so kehrte M. aus Paris zurück, focht 3. Dez. siegreich bei Hohenlinden u. drang bis Steyer vor, wo 25. Dez. ein Waffenstillstand geschlossen wurde, der bald darauf zum Frieden von Luneville führte (9. Febr. 1801). Seitdem lebte M. als Privatmann in Zurückgezogenheit. Das von Bonaparte ihm angebotene Kommando der Landungsflotte gegen England lehnte M. ab, da er den ganzen Plan als unreif tadelte; seitdem stand er mit jenem auf gespanntem Fuße. Obwol er sich entschieden gegen die Einsetzung der Bourbonen aussprach, wurde er doch beschuldigt, daß er sich selbst habe zum Diktator machen wollen, 4. Febr. 1804 verhaftet u. 10. Juni zu zweijähriger Haft verurtheilt, welche Strafe aber in Auswanderung nach Amerika umgewandelt wurde. Acht Jahre verlebte er seitdem auf seinem Landgute Morisville in New-Jersey, bis Kaiser Alexander ihn einlud, die Sache der Verbündeten gegen Napoleon mit seinem Rathe u. seiner Gegenwart zu unterstützen. M. hoffte längst für sein Vaterland Frieden u. Glück nur von dem Sturze des Usurpators, von der Rückkehr der Bourbons. Er war Royalist geworden. Am 26. Juli 1813 landete M. in Gothenburg, begrüßte in Stralsund den schwed. Kronprinzen u. am 17. u. 18. Aug. die Monarchen von Rußland, Oesterreich u. Preußen. Nach dem Verlust der Schlacht bei Dresden behülflich, den Rückzug zu leiten, ritt er am 27. Aug. auf der Höhe von Räcknitz dicht vor Kaiser Alexander, als ihm eine Kanonenkugel das linke Bein zerschmetterte u. die rechte Wade abriß. Nach der Amputation starb er zu Laun in Böhmen 2. Sept. 1813. M.'s Beine deckt auf der Räcknitzer Höhe ein Granitblock, den Fürst Repnin errichten ließ, sein Körper wurde nach Petersburg gebracht. — Vgl. von den zahlreichen Schriften über ihn: Hasse, „Jean Victor M." (Dresd. 1816).

Morelos, ein Binnenstaat der Bundesrepublik Mexiko mit (1873) 150,384 E. auf 83,5 □M., ist in der neuesten Zeit aus dem Distrikte Cuernavaca des Sonderstaates Mexiko gebildet worden u. liegt auf dem Plateau von Anahuac, im SO. des Popocatepetls. Das Klima ist auf den Hochflächen gemäßigt, im S. aber heiß u. ungesund. Zuckerrohr, Kaffee u. Südfrüchte sind die wichtigsten Produkte der tiefer liegenden Thäler; der Bergbau fördert Silber- u. Eisenerze. Mehlproduktion, Kohlenbrennerei u. Töpferei beschäftigen außerdem die fast nur aus Indianern bestehende Bevölkerung. Die Hauptstadt Cuernaraca hat in der Nähe die berühmten Ruinen von Xochicalco.

Mores (lat.), Sitten; M. lehren, Jemand zeigen, wie er sich zu benehmen hat.

Moresnet, Dorf in der preuß. Rheinprovinz (Reg.-Bez. Aachen, Kreis Eupen) mit 610 E., liegt zwischen Aachen u. Eupen an der belg. Grenze u. besitzt eine Galmeiwäsche der Gesellschaft des Altenberges. Der galmeireiche Distrikt des Altenberges ist ein neutrales Gebiet, welches mit dem preuß. u. belg. Antheil der ehemaligen Mairie M. in Gemeindeverband steht u. durch eine Immediatkommission verwaltet wird.

Moreto y Cavaña, Don Augustin, berühmter span. Dramatiker, von dessen Lebensumständen nicht viel mehr bekannt ist, als daß er, in einem geistlichen Amte stehend u. von streng religiöser Gesinnung erfüllt, 28. Okt. 1669 zu Toledo starb. In Deutschland ist M. bes. bekannt durch sein Intriguenstück „El Desden con el Desden" (Verachtung wider Verachtung), welches unter dem Titel „Donna Diana" in der Bearbeitung von West (Schreyvogel) noch heute gern gesehen wird. Andere bedeutende Dramen M.'s sind: „La fingida Arcadia", „De fuera vendrá quien de casa nos echará", „El caballero" &c. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien in 3 Bdn. zu Valencia 1676 u. 1707.

Morgagni (spr. Morganji), Giovanni Battista, ital. Anatom, hochverdient insbes. als Begründer der pathologischen Anatomie, geb. zu Forli im ehemaligen Kirchenstaat 25. Febr. 1682; studirte zu Bologna, Venedig u. Padua, praktizirte dann in seiner Vaterstadt, wurde 1711 Professor der Anatomie in Padua u. starb daselbst 5. Dez. 1771. Sein Hauptwerk ist: „De sedibus et causis morborum per anatomen indagatis" (2 Bde., Venedig 1761; neueste Ausgabe von J. Radius, 5 Bde., Lpz. 1827—29). Außerdem sind von seinen Schriften zu nennen: „Adversaria anatomica" (3 Bde., Bologna u. Padua 1706—19; neue Aufl., Padua 1781); „Epistolae anatomicae" (Venedig 1762); „Opuscula miscellanea" (ebd. 1763). Seine „Opera omnia" (5 Bde., ebd. 1765) enthalten auch werthvolle philologische u. archäolog. Abhandlungen. Mehrere von ihm zuerst beschriebene Theile des menschlichen Körpers tragen seinen Namen, so die M.'sche Höhle, die M.'schen Muscheln u. a.

morganatische Ehe. Heirathet eine dem hohen Adel angehörige Person eine Person niederen Standes (Mißheirath, Mésalliance) u. wird sofort bei Eingehung der Ehe vertragsmäßig unter den Brautleuten festgesetzt, wie es mit ihrem beiderseitigen Vermögen während der Ehe gehalten werden, insbes. was die Frau u. deren etwaige Kinder von dem Vermögen ihres Mannes erhalten sollen, so nennt man die Ehe eine m. Ehe. Die in einer solchen Ehe geborenen Kinder gelten zwar als eheliche, sind aber in vielen Beziehungen gleich ihrer Mutter zurückgesetzt. Sie nehmen nicht am Range u. Stande ihres Vaters Theil, gehören nicht zum hohen Adel, erhalten nur die ihnen ausgesetzte Summe als Unterhaltsbeitrag, haben weder ein Pflichttheilsrecht noch erben sie die Stamm-, Lehns- u. Fideikommißgüter ihres Vaters. Gleich beschränkt ist das Erbrecht einer morganatisch Vermählten.

Morgarten, ein waldbewachsener Höhenzug im NO. des Roßberges u. im S. des Aegerisees im schweiz. Kanton Zug; war an seinem nördl. Abhange 15. Nov. 1315 der Schauplatz der Schlacht, in welcher die auf Seite Ludwig's des Bayern stehenden Waldstädte Schwyz, Uri u. Unterwalden über das 20,000 Mann zählende Heer Leopold's von Oesterreich siegten u. den größten Theil desselben vernichteten. Eine Kapelle bei Haselmatt erinnert an diesen heldenmüthigen Kampf. Am südl. Abhange schlug 2. Nov. 1798 der Landsturm von Schwyz unter Aloys Reding die Franzosen unter Schaumburg.

Morgen od. Osten heißt diejenige Seite des Horizontes, wo die Gestirne aufzugehen scheinen. Hat der Beobachter sein Gesicht gegen Mittag gerichtet, so ist ihm der M. zur Linken. — Der Morgenpunkt od. Ostpunkt ist von den beiden Durchschnittspunkten des scheinbaren Himmelsäquators mit dem Horizonte derjenige, welcher um 90° von dem Durchschnittspunkte des Meridians auf der Seite des Horizontes liegt, wo die Gestirne aufgehen.

Morgen, ein Feld- od. Ackermaß von verschiedener Größe, eigentlich so viel, als ein Mann mit einem Gespanne an einem M. bearbeiten kann. Der M. in den verschiedenen Ländern Deutschlands enthält in Preußen 25,53225 Ar, in Sachsen 27,671 Ar, in Bayern 34,07 Ar, in Württemberg 31,517 Ar, in Baden 36 Ar, in Hessen 25 Ar, in Hannover 26,21 Ar u. in Braunschweig 25,015 Ar.

Morgengabe nannte man in älterer Zeit die vom Ehemann seiner jungen Frau am Morgen nach der Brautnacht dargebrachten Geschenke. Allmählich entwickelte sich nam. bei Adligen die Sitte, daß der Ehemann

bei Beginn der Ehe von seinem Vermögen der Frau bestimmte Bestandtheile für den Fall seines Todes zusicherte, da sein Nachlaß bei seinem Tode nicht ganz od. theilweise seiner Frau, sondern seinen nächsten Verwandten, den Schwertmagen (s. „Magen"), zufiel. Beim Tode des Mannes nahm die Frau die diesergestalt in ihr Eigenthum übergegangenen Sachen an sich; im Falle einer von ihr verschuldeten Scheidung erhielt sie natürlich die M. nicht, verlor sie aber nicht dadurch, daß sie sich nach dem Tode ihres Mannes anderweit verheirathete.

Morgenröthe, eine leuchtendrothe Färbung des Morgenhimmels; entsteht ganz auf dieselbe Weise wie die Abendröthe (s. d.) dadurch, daß von den durch die Wasserdunstbläschen in der Atmosphäre hindurchgehenden Lichtstrahlen die blauen verschluckt u. nur die Orange-Strahlen hindurchgelassen werden. Die M. hat aber als Witterungsanzeichen eine entgegengesetzte Bedeutung wie das Abendroth. Ein reines orangefarbenes Abendroth läßt auf Fortbestand guten Wetters hoffen, denn die das Abendroth hervorbringenden Dunstbläschen, welche sich in der Abendkühle ausscheiden, werden sich den andern Morgen durch die Wärme der Sonne sicher wieder auflösen. Eine lebhafte M. aber bekundet schon früh einen solchen Ueberschuß von Dunstbläschen, daß er möglicherweise von der erwärmenden Kraft der Sonne nicht mehr vollständig in Gasform übergeführt werden kann; daher läßt ein solches Aussehen des Morgenhimmels baldigen Regen erwarten.

Morgenstern ist eine im Mittelalter, nam. bei den Schweizern, beliebt gewesene Waffe, bestehend in einer Keule, welche an ihrem starken, zum Schlagen bestimmten Ende mit Eisenstacheln versehen war.

Morgenstern, s. „Venus" (Planet).

Morgenstern, Christian, einer der bedeutendsten Landschaftsmaler der Neuzeit, geb. zu Hamburg 29. Sept. 1805. Nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters, der Miniaturmaler war, nahm der Besitzer eines Panoramas, Cornelius Suhr, den Knaben zu sich ins Haus u. auf Reisen. Erst 1824 erhielt er regelmäßigen Zeichenunterricht. Unwürdige Behandlung im Suhr'schen Hause bewog M., dasselbe zu verlassen; er schloß sich dem Maler Bendixen an, lernte unter dessen Leitung bis 1827 u. machte eine Studienreise nach Norwegen. 1829 folgte er seinem Lehrer nach München, wo M.'s Landschaften gar bald Aufsehen erregten, trotz ihrer einfachen Motive. Meisterhaft wußte er die Luft u. das Wasser zu malen. Zu seinen vorzüglichsten Bildern gehören mehrere Uferpartien an der Elbe, eine Strandpartie von Helgoland, u. mehrere Heidestrecken, unter anderen eine aus der Lüneburger Heide (im Besitz des Großherzogs von Oldenburg). M. starb 28. Febr. 1867 in München. — Sein Sohn u. Schüler Karl Ernst **M.**, geb. 1847 zu München, hat sich bis jetzt in sehr gediegenen, ernsten Stimmungslandschaften hervorgethan.

Morghen, Rafael, der bedeutendste ital. Kupferstecher unseres Jahrhunderts, geb. zu Portici 19. Juni 1758; zeigte seit frühester Jugend ein hervorragendes Zeichentalent u. fertigte schon im 12. Jahre einen Kupferstich. Sein Hauptlehrer war Volpato in Rom, dessen Schwiegersohn er nachher wurde. Im J. 1793 wurde M. Professor an der Akademie in Florenz, u. damit begann die bedeutendste Periode seiner glänzenden Thätigkeit. Er versuchte sich in allen Fächern: Landschaft, Portrait u. Historienbild, in größten Dimensionen wie in kleinstem Format, u. führte die Vereinigung der Anwendung der kalten Nadel u. des Grabstichels in höchster Vollendung durch. Er entwarf seine Umrisse leicht u. sicher; seine Striche, durchgeführte u. gebrochene, zeigen das klarste Verständniß des Malerischen. Keiner verstand nam. das Fleisch so zu behandeln wie er. Unter der Zahl seiner Blätter, die sich auf 252 belaufen, sind die bedeutendsten „Das Abendmahl" nach Lionardo da Vinci (1800), die zweimal gestochene „Verklärung" nach Rafael's Bild in der Galerie des Vatikans (1812), ferner nach Rafael „Die Madonna mit dem Stieglitz", „Die Madonna del Granduca", „Die Messe von Bolsena" u. „Die Madonna della Sedia", „Die Madonna del Sacco" nach Andrea del Sarto's Freske in Florenz, „Der Parnaß" nach Rafael Mengs, „Die Aurora" nach Guido Reni im Palast Ruspigliosi, „Die büßende Magdalena" nach Murillo u. viele Portraits. Als Haupt einer von ihm gegründeten weitverbreiteten Schule starb er 8. April 1833.

Morgue (franz., spr. Morrg') nennt man ein kleines Zimmer am Eingange des Gefängnisses, in welchem die neu eintreffenden Sträflinge eine Zeit lang verwahrt werden, um die Wärter mit ihnen bekannt zu machen. M. heißt auch ein im J. 1864 errichtetes, auf dem äußersten Ende der Cité-Insel hinter Notre Dame in Paris gelegenes Gebäude, in welchem unbekannte, im Flusse od. sonstwo aufgefundene Leichen 3 Tage lang zur Rekognition der Angehörigen ausgestellt werden. Die Leichen liegen auf Marmorplatten u. werden von einem kleinen Wasserrohr stets kalt u. naß erhalten; über ihnen ist die Kleidung aufgehängt, in der sie gefunden wurden. Die Zahl der in der M. ausgestellten Leichen beträgt im Durchschnitt 250 jährlich, darunter 50 weiblichen Geschlechts.

Morhof, Daniel Georg, einer der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, geb. 6. Febr. 1639 zu Wismar; studirte seit 1657 zu Rostock, wo er bereits 1660 Tscherning's Nachfolger als Professor der Poesie u. Beredsamkeit wurde. Vor Antritt seines Amtes machte er noch eine einjährige Reise durch die Niederlande u. England. Im J. 1667 folgte er einem Rufe als Professor der bisher von ihm vertretenen Fächer nach Kiel, bereiste 1670 abermals England, übernahm 1673 in Kiel auch die Professur der Geschichte u. starb, auf einer Reise begriffen, zu Lübeck 30. Juli 1691. Für die Literaturgeschichte ist M. von hoher Bedeutung: sein „Unterricht von der Teutschen Sprache u. Poesie" (Kiel 1682 u. öfter) ist der erste u. nicht unglückliche Versuch einer Geschichte der deutschen, ja der gesammten neueren europ. Poesie, sein „Polyhistor sive de notitia auctorum et rerum commentarii" (Lüb. 1688; nur die 3 ersten Bücher; die 4 folgenden gab nach M.'s Tode Muhle heraus, Lüb. 1692; mit Moller's Fortsetzung, ebd. 1707 u. öfter, mit Fabricius' Zusätzen, ebd. 1732; neue Ausgabe von Schwabe; ebd. 1747) ist der erste Grundriß der allgemeinen Literaturwissenschaft. Von seinen Gedichten, die nicht zu den schlechtesten seiner Zeit gehören, erschienen 2 Theile, als Anhang zum „Unterricht" u. eine Sammlung („Opera poetica", Lüb. 1697). M.'s Selbstbiographie, bis 1670 reichend, steht in seinen „Dissertationes academicae et epistolicae" (Hamb. 1699).



Nr. 4222. Eduard Mörike (geb. 8. Sept. 1804, gest. 4. Juni 1875).

Moriah hieß der Hügel, auf welchem Salomo den jüd. Tempel erbaute, nachdem er schon von David durch einen Altar geweiht worden war. Uebrigens kommt der Name nur 2. Chron. 3, 1 (u. vielleicht 1. Mos. 22, 2) vor, während sonst der Tempelberg überall mit unter dem Namen Zion einbegriffen ist. Da M. im Hebräischen eigentlich bedeutet „von Gott ausersehen", so kann diese Bezeichnung erst unter David u. Salomo entstanden sein. Gegenwärtig dürfte der M. unter dem sog. Felsendom, der Moschee es-Sachrâ (s. „Jerusalem"), zu suchen sein.

Mörike, Eduard, ein sinniger Dichter der schwäb. Dichterschule, geb. 8. Sept. 1804 zu Ludwigsburg; besuchte die Seminare in Urach u. Tübingen, um sich dem geistlichen Stande zu widmen, war seit 1827 an verschiedenen Orten Pfarrgehülfe, wurde 1834 Pfarrer in Kleber-Sulzbach bei Heilbronn, legte nach 10 Jahren wegen Kränklichkeit dieses Amt nieder, privatisirte seitdem zuerst in Mergentheim, dann in Stuttgart, bekleidete hier bis 1866 eine

Lehrerstelle am Katharinenstift u. starb zu Stuttgart 4. Juni 1875. Seinen Eintritt in die deutsche Dichterwelt bezeichnet der stark zur Romantik neigende Roman „Maler Nolten" (Stuttg. 1832). Einen Namen machte ihm erst eine Sammlung lyrischer „Gedichte" (ebd. 1838; 3. Aufl. 1856), die viel fein Empfundenes, Tiefpoetisches neben einer tüchtigen Detailmalerei enthalten. Weiter ließ er erscheinen: eine Reihe kleinerer Novellen u. Märchen unter dem Titel „Iris" (ebd. 1839); die von Lachner komponirte Oper „Die Regenbrüder" (1841); die liebliche „Idylle am Bodensee od. Fischer Martin u. die Glockendiebe" (ebd. 1846); das Märchen „Das Stuttgarter Hutzelmännlein" (ebd. 1853), worin der ihm eigenthümliche humoristische Zug bes. zur Geltung kommt, „Vier Erzählungen" (ebd. 1857) rc. Auch lieferte er eine treffliche Uebersetzung des Anakreon (Stuttg. 1864). — Vgl. Notter, „E. M." (Stuttg. 1875).

Morin od. Morinsäure, ein in dem Gelbholze, dem Stammholze eines westind. Baumes, Morus tinctoria *Jacq.*, enthaltener Stoff, der von Chevreul 1830 entdeckt wurde. Das M. krystallisirt aus Weingeist in glänzenden Krystallen, die in Wasser nur äußerst schwer löslich sind, sich aber nach Zusatz von Alkalien reichlich mit tiefgelber Farbe lösen.

Morison'sche Pillen, ein bekanntes Geheimmittel, vor dem man aber ernstlich warnen muß, da die M. P. die stärksten, den Darm heftig reizenden Abführmittel enthalten, z. B. Gummigutt, Aloë, Coloquinthen rc.

Mörissee ist der Name eines etwa 3 □M. großen, jetzt völlig ausgetrockneten Wasserbeckens in der Nähe des alten Arsinoë u. des Labyrinths, nördl. von der ägyptischen Stadt Medînet Fayûm. Der M. ist eine künstliche Anlage des ägyptischen Königs Amenemha III. (aus der 12. Dynastie, die 2354—2194 v. Chr. herrschte), dessen Beinamen Suten-n-Meri, d. h. der Seekönig, die Griechen zu Möris entstellten; er diente gewissermaßen als Ueberschwemmungsregulator u. konnte sowol gegen Osten in das Nilthal als gegen Westen entleert werden; bei zu hohem Wasserstande nahm er das überflüssige Wasser auf, um es bei zu niedrigem Stande über die Felder zu ergießen.

Moritz, St., s. „St. Moritz."

Moritz, Kurfürst von Sachsen, geb. 21. März 1521 zu Freiberg, war der älteste Sohn Herzog Heinrich's des Frommen u. der Katharina von Mecklenburg. Nothdürftig unterrichtet — er lernte weder Lateinisch noch Französisch — kam er im 12. Lebensjahre an den geistvollen u. üppigen Hof des Kurfürsten Albrecht von Mainz in Halle, später an den seines katholischen Oheims Georg zu Dresden u. des Kurfürsten Johann Friedrich zu Torgau; endlich hielt er sich eine Zeit lang am Hofe Philipp's von Hessen auf u. heirathete 6. Jan. 1541 dessen Tochter Agnes. Durch den Tod seines Vaters wurde er 1541 Herzog. Sogleich trat er in Beziehungen zu Kaiser Karl u. König Ferdinand, trennte sich vom Schmalkaldischen Bunde, den er 1537 mit unterschrieben hatte, kämpfte 1542 tapfer gegen die Türken u. bald darauf gegen den lutherischen Herzog Wilhelm von Cleve, da Granvella ihm für weitere Dienste Hoffnung auf Ehre u. Aufsteigen machte. Andrerseits erzeugte der Streit über Wurzen, das Kurfürst Johann Friedrich besetzt hatte, obwol es, wie das ganze meißnische Stift, unter der Aufsicht beider sächs. Linien stand, den sog. Fladenkrieg, u. wenn auch Philipp von Hessen 1542 durch Vertrag den Kampf mit den Waffen verhinderte, so blieb doch eine tiefgehende Spannung zwischen den Streitenden zurück u. M. begann Dresden, Pirna u. Leipzig zu befestigen. Wie ernst er es mit der protestantischen Schule u. Kirche meine, zeigte der Herzog 1543 durch die Gründung der drei berühmten Fürstenschulen zu Meißen, Grimma (bis 1550 in Merseburg) u. Pforta, durch Errichtung der beiden Landeskonsistorien in Leipzig u. Meißen, durch Reform u. reichere Ausstattung der Universität. Trotzdem ward M. 1546 der Verbündete des Kaisers gegen die evangelischen Fürsten des Schmalkaldischen Bundes. Nach vorläufigen Verhandlungen seines staatsklugen Ministers v. Carlowitz mit Granvella zu Mastricht schloß er selbst 19. Juni 1546 zu Regensburg mit Karl einen Vertrag ab, in dem er Unterwerfung unter das Konzil zu Trient, Hülfe gegen die Türken versprach u. für die Dienste, die er geleistet u. „hinfort zu leisten verpflichtet sein sollte", ein jährliches Provisionsgeld von 5000 Fl. u. das Schutzrecht über die Stifter Magdeburg u. Halberstadt zugesagt erhielt. Weitere Verabredungen folgten 20. Juni mündlich mit Karl u. Ferdinand. Am 1. Aug. wurde M. die Vollstreckung der Acht an dem Kurfürsten übertragen, 27. Okt. versprach der Kaiser M. als Lohn den sächs. Kurhut. Nun erst besetzte dieser bis zu Ende des Jahres fast das ganze Kurfürstenthum. Auf die Nachricht davon löste sich das schmalkaldische Heer auf, Johann Friedrich eilte zurück, nahm das eigene Land schnell wieder, machte den Markgrafen Albrecht von Kulmbach, den M. zu Hülfe gerufen hatte, zum Gefangenen u. ließ dem Herzog Ende März 1547 nur Leipzig, Pirna u. Dresden übrig. Dennoch fiel die Entscheidung zu Gunsten M.'s aus, als Johann Friedrich bei Mühlberg 24. April 1547 durch einen unvermutheten Ueberfall von Seiten des herbeigekommenen Kaisers u. M.'s geschlagen u. gefangen genommen war, u. 19. Mai erhielt er durch die Wittenberger Kapitulation einen großen Theil der kursächs. Lande, 4. Juni auf der Wiese bei Blesern die Kur- nebst der Erzmarschallswürde. Wurde auch auf dem Augsburger Reichstage jene Uebertragung am 24. Febr. 1548 nochmals feierlich wiederholt, so schuf doch die strenge Gefangenhaltung seines Schwiegervaters Philipp (s. d.), die Annahme des Interims, wenn auch in der milderen Form des Leipziger Interims, das Versprechen, sich dem Konzile unterzuordnen, endlich die ihm fast aufgedrungene Achtsvollstreckung gegen Magdeburg dem neuen Kurfürsten wachsende Unbehaglichkeiten, sowol im Verhältniß zum Kaiser wie zu den Protestanten.



Nr. 4223. Moritz, Kurfürst von Sachsen (geb. 21. März 1521, gest. 11. Juli 1553).

Die eigene Ritterschaft verweigerte ihm die Heeresfolge gegen Magdeburg, die Gesinnung im Lande fing an sich seinem Bruder August zuzuwenden. Schon seit dem Okt. 1548 suchte M. durch geheime Verhandlungen das Vertrauen der protestantischen Fürsten u. die Hülfe Frankreichs zu gewinnen. Endlich schloß er 5. Okt. 1551 zu Friedewalde (u. nochmals am 15. Jan. 1552 zu Chambord) mit König Heinrich II. einen Subsidienvertrag ab, durch welchen Cambray, Metz, Toul u. Verdun dem Deutschen Reiche verloren gingen, empfing 9. Nov. die Huldigung der Stadt Magdeburg, als er ihr alle Rechte u. Freiheiten verbürgt hatte, u. überfiel den ungerüsteten Kaiser so plötzlich, daß dieser nur mit Lebensgefahr von Innsbruck über die Hochalpen entkam u. das Konzil zu Trient aus einander lief. So führte M. 2. Aug. 1552 den Vertrag von Passau herbei, durch welchen den gefangenen Fürsten die Freiheit u. den Lutheranern freie Religionsübung gewährt wurde. Seinem Versprechen gemäß führte M. nun seine Truppen gegen die Türken nach Ungarn, kehrte aber schon im Jan. 1553 zurück, um sich gegen seinen bisherigen Bundesgenossen, den Markgrafen Albrecht von Kulmbach, zu wenden, der den Vertrag verworfen u. sich raubend u. plündernd gegen die Bisthümer in Franken aufgemacht hatte. Er schickte den fränk. Bischöfen Hülfe u. brach dann nach dem Norden auf, um Heinrich von Braunschweig

gegen Albrecht zu vertheidigen u. den Landfrieden herzustellen. Am 9. Juli 1553 gewann er einen vollständigen Sieg bei Sievershausen, aber er selbst wurde tödlich verwundet u. starb 11. Juli. Seine Gebeine wurden in Freiberg beigesetzt. Seine Wittwe heirathete später Johann Friedrich den Mittleren, seine einzige Tochter Anna den Prinzen Wilhelm von Oranien. Sein Portrait von der Hand Cranach's d. J. läßt den berechnenden Politiker nicht vermuthen. Auch sein Antlitz war eine Maske, hinter der sich glühender Ehrgeiz, Gedankenfülle u. kalte Berechnung verbarg. — Vgl. v. Langenn, „M." (2 Bde. 1841); Ranke, „Deutsche Geschichte" (Bd. 4 u. 5); Flathe, „Geschichte Sachsens" (Bd. 1); Maurenbrecher, „Karl V. u. die deutschen Protestanten 1545—55" (Düsseld. 1865); v. Druffel, „Beiträge zur Reichsgeschichte 1546—51" (Münch. 1873).

Moritz, Prinz von Oranien u. Graf von Nassau, geb. zu Dillenburg 14. Nov. 1567, war der zweite Sohn Wilhelm's von Oranien u. der Prinzessin Anna von Sachsen; studirte zu Heidelberg u. Leyden u. wurde von der Universität herbeigerufen, um an Stelle seines ermordeten Vaters 1585 als Statthalter von Holland u. Seeland den Oberbefehl über die Land- u. Seemacht zu führen. Durch sein militärisches Geschick, seinen politisch-praktischen Verstand verdunkelte u. beseitigte er bald den unfähigen, von England gesandten Oberstatthalter, Lord Leicester, wurde 1590 auch von Geldern, Utrecht, Over-Yssel zum Statthalter ernannt u. nahm in demselben Jahre Zütphen, Deventer, Nymwegen u. Breda, 1593 Gertruydenburg, 1594 Groningen. Nachdem M. durch eine Reihe von Siegen u. Eroberungen fast das ganze heutige Holland von den Spaniern befreit hatte, schloß er 1609 mit Spinola einen Waffenstillstand auf 12 Jahre, in welchem die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten der Niederlande anerkannt wurde. Freilich ward Ostende nach vierjähriger Vertheidigung 1604 in die Hände der Spanier überliefert, dennoch entwickelte sich Holland nun unter der militärischen Herrschaft M.'s u. unter der Regierung des Rathspensionarius Oldenbarneveldt zu einem Staate ersten Ranges. Allein der Gegensatz zwischen monarchischer u. aristokratischer Regierung zerstörte den inneren Frieden. Als der religiöse Streit zwischen den Gomaristen u. Arminianern ausbrach, benutzte ihn M. zum Sturze seiner Gegner. Er ließ 1618 die Führer der letzteren Partei, Oldenbarneveldt u. Hugo Grotius, verhaften u. durch die Dordrechter Synode zum Tode verurtheilen. Grotius (s. d.) entfloh, aber Oldenbarneveldt (s. d.) wurde 24. Mai 1619 hingerichtet. Als die Söhne des Letzteren eine Verschwörung anzettelten, wurde der Jüngere mit dem Schwerte enthauptet, der Aeltere entfloh u. kämpfte als Katholik gegen sein Vaterland. M. selbst, der nur aus politischen Gründen sich zur religiösen Verfolgung hatte verleiten lassen, starb kinderlos 23. April 1625 u. vererbte seine Statthalterwürde auf seinen Bruder Friedrich Heinrich.

Moritz, Marschall von Sachsen, geb. 28. Okt. 1696 zu Goslar, war ein Sohn König August's des Starken u. der Gräfin Aurora von Königsmark. Nachdem er in Berlin u. Warschau eine militärische Erziehung genossen hatte, von dem eigenen Vater während dessen Reichsvikariats 1706 zum „Grafen von Sachsen" erhoben worden war, verrichtete er 1709 seine erste Waffenthat bei der Erstürmung Tournay's unter Schulenburg u. lebte fortan in buntem Wechsel von Liebesabenteuern u. Kriegsthaten. Er zeichnete sich vor Stralsund 1711, im Türkenkriege 1717 unter Eugen's Führung aus u. trat 1720 in franz. Dienste. Nachdem seine 1712 mit einer Gräfin Löben geschlossene Ehe 1721 wieder gelöst war, leuchtete ihm die glänzendste Hoffnung auf, als 1726 die verwittwete Herzogin Anna (spätere Kaiserin von Rußland) ihn zum Gemahl, u. die Stände von Kurland zum Herzog begehrten. Allein der polnische Reichstag erklärte diese Wahl für nichtig u. Menschikoff vertrieb ihn 1727, so daß seine Mutter den Rest ihres Vermögens, seine Geliebte, die Schauspielerin Adrienne Lecouvreur, ihre kostbaren Juwelen vergeblich geopfert hatten. Da sein Halbbruder August III. 1733 nichts that, um ihm Kurland zu verschaffen, so lehnte er dessen Dienste ab u. blieb in Frankreich, wo er gleich darauf zum Generalleutnant erhoben wurde. Seinen größten Ruhm erwarb er im Oesterr. Erbfolgekriege (1741 bis 1748). Am 26. Nov. 1741 nahm er als franz. Feldherr im Bunde mit dem Führer des sächs. Corps, seinem Halbbruder Grafen Rutowski, Prag mit Sturm für Karl Albert von Bayern, eroberte Eger u. Elnbogen, kämpfte in den nächsten Jahren am Rhein u. wurde 1744 Marschall. Am 11. Mai 1745 erfocht er den glänzenden Sieg bei Fontenay, durch welchen ganz Flandern in seine Gewalt kam, u. siegte 11. Okt. 1746 bei Rocoux u. 2. Juli 1747 bei Laffeld. Durch die Einnahme der Festung Bergen op Zoom im Sept. desselben Jahres u. von Mastricht 11. Mai 1748 beschleunigte er den Abschluß des Aachener Friedens (Okt. 1748). Seitdem lebte er, zum Generalmarschall erhoben, auf seinem Schlosse Chambord, das ihm Ludwig XV. geschenkt hatte, unter Künstlern u. Gelehrten, obwol er selber wenig unterrichtet war. Dort starb er 30. Nov. 1750 u. wurde in der Thomaskirche zu Straßburg beigesetzt. Als Feldherr füllt er die Lücke aus zwischen Eugen u. Friedrich d. Gr. u. machte seine militärischen Grundsätze unter dem Titel „Rêveries" (2 Bde., Par. 1751) bekannt. Von einem seiner natürlichen Söhne stammt die Schriftstellerin George Sand (s. d.). — Vgl. v. Weber, „M., Graf von Sachsen" (1863); Taillandier, „Maurice de Saxe" (1865).

Moritz, Karl Philipp, deutscher Schriftsteller, geb. zu Hameln 15. Sept. 1757; sollte nach dem Willen seiner armen Eltern Hutmacher werden, verließ aber bald seinen Lehrmeister, um sich in Hannover für die Universität vorzubereiten, studirte Theologie in Erfurt, war kurze Zeit in Leipzig Schauspieler, ging zum erneuerten Studium der Theologie nach Wittenberg, wirkte bei Basedow in Dessau, wurde 1778 Lehrer am Waisenhause in Potsdam u. erhielt danach eine Lehrerstelle am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin. Auch diese behagte seinem unruhigen Geiste nicht lange, weshalb er 1782 plötzlich nach England reiste. Nach seiner Rückkehr Professor am Köllnischen Gymnasium u. auch eine Zeit lang Redakteur der „Vossischen Zeitung", gab er sich in gefährlichem Grade der Schwärmerei für eine verheirathete Frau hin, bis er durch eine Reise nach Italien aus seiner krankhaften Stimmung gerissen wurde. Er verweilte 1786—88 in Rom u. lernte dort insbes. Goethe kennen, bei dem er dann auch einen Winter in Weimar zubrachte. Seit 1789 wieder in Berlin, wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Professor der Alterthumskunde u. Theorie der Schönen Künste bei der Kunstakademie, später auch bei der Artillerieschule u. starb, nachdem er noch 1792 eine unglückliche Ehe geschlossen, 26. Juni 1793. Selbstbekenntnisse enthält sein psychologischer Roman „Anton Reiser" (4 Bde., Berl. 1785—90; 5. Bd. mit dem besonderen Titel „Erinnerungen aus den zehn letzten Lebensjahren meines Freundes Anton Reiser" von Klischnig, ebd. 1794); auch dem Romane „Andreas Hartknopf" (Berl. 1786) liegt zum Theil seine eigene Lebensgeschichte zu Grunde. Seine werthvollsten Schriften sind: „Versuch einer Prosodie" (ebd. 1786; n. Aufl. 1815); die aus seinen Gesprächen mit Goethe hervorgegangene Schrift „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen" (Braunschw. 1788); „Götterlehre" (Berl. 1791; 10. Aufl. 1861) u. „Reisen durch Italien" (3 Bde., ebd. 1792 f.). Ein Charakterbild M.'s lieferte Varnhagen v. Ense (abgedruckt im 17. Bde. der „Ausgewählten Schriften", Lpz. 1875).

Moritzburg, königl. sächs. Jagdschloß in der Dresdener Heide 2 M. im N. von Dresden, vom Herzog Moritz 1542 zu bauen begonnen u. 1589 von Kurfürst Christian I. vollendet, ist eins der schönsten Renaissanceschlösser in Mitteldeutschland. Besonders großartig sind die zum Theil mit Jagdtrophäen dekorirten Säle des Innern. Das neue Schloß wurde 1769 in der Nähe des Großen Teiches errichtet. Die an seenartigen Teichen reiche Waldumgebung des Schlosses birgt viel Schwarzwild. M. ist Sitz eines Gerichtsamtes u. der Landesbeschälanstalt.

Morlacchi (spr. —lakki), Francesco, ital. Komponist, geb. zu Perugia 14. Juni 1784. Sein Erstlingswerk, das Oratorium „Gli angeli al sepolcro", erregte Aufsehen u. verschaffte ihm die Protektion des Grafen Baglioni, der ihn zur weiteren Ausbildung zu Zingarelli sandte, damals Kapellmeister in Loreto, u. dann noch nach Bologna zu dem gelehrten Kontrapunktisten Pater Mattei. Im J. 1805 brachte er in Bologna eine zur Feier der Krönung Napoleon's als König von Italien komponirte Kantate zur Aufführung, u. zwei Jahre später kam dort seine erste Oper „Il Ritratto" auf die Bühne. Durch diese Oper, nebst einer zweiten bald darauf folgenden „Il Poeta in campagna", hatte er sich den Weg zu allen italien. Theatern gebahnt u. lieferte zunächst bis ins J. 1810 ferner

noch: „Corradino", „Enone e Paride", „Oreste", „Rinaldo d'Asti", „La Principessa per ripiego", „Il Simoncino", „Le Aventure di una giornata" u. „Le Danaide". Im J. 1810 wurde M. Hofkapellmeister u. Dirigent der Ital. Oper in Dresden, war nach deren Auflösung im J. 1832 auch an der Deutschen Oper thätig u. starb auf einer Reise nach Italien zu Innsbruck 28. Okt. 1841. Von M.'s seit 1810 komponirten Opern sind funfzehn bekannt geworden, unter denen „Tebaldo e Isolina" als die beste gilt. Auch verfaßte er zahlreiche größere u. kleinere Kirchensachen, Cantaten, Arietten 2c.

Morlaix (spr. Morläh), Arrondissementshauptstadt u. Seestadt im westfranz. Departement Finistère mit 12,723 E. (1872); liegt unweit der Nordküste der Bretagne am Zusammenflusse des Jaclot u. Ossen, die bis dahin auch für größere Seeschiffe fahrbar sind, u. wird durch eine Citadelle vertheidigt. Die Einwohner treiben beträchtlichen Seehandel mit Getreide, Butter, Talg, Oelsamen, Salzfleisch, Kerzen, Leder, Papier u. Vieh, außerdem Stockfischfang u. in der Nähe Bergbau auf Bleierze.

Morlaken, auch Morlachen (entstanden aus Maurovlachi), bei den Türken Karavlassi (schwarze Wallachen), nennt man in Oesterreich die serbischen Bewohner des südwestlichen Theiles von Istrien, der Quarnerischen Inseln u. des nordöstl. Theiles von Dalmatien.

Mormonen od. „Heilige des Jüngsten Tages" (Latter-Day-Saints) heißt eine merkwürdige Sekte in Nordamerika, deren Ursprung eigentlich auf einen gewissen Salomo Spaulding zurückzuführen ist. Derselbe verfaßte um 1810 zu Neu-Salem im Staate Ohio ein Werk über die Abkunft der Indianer von den verbannten Israeliten, welches voll abenteuerlicher Erfindungen war, mit dem er aber als angeblicher Uebersetzung einer alten Handschrift Geld zu machen hoffte. Das Manuskript selbst ist mit Spaulding's Tode (1816) verschollen, war aber vorher im Hause des Druckers Patterson zu Pittsburg von Sidney Rigdon, einem früheren Prediger, abgeschrieben u. um 1828 an Joseph (gew. Joe) Smith gegeben worden; durch diesen ward es zur Bibel der nachmaligen M. (Mormon hieß angeblich der Sammler der uralten Bücher, aus denen die „Handschrift" Spaulding's ausgezogen sein sollte, während das Werk Mormon's selbst um 400 n. Chr. in neuägyptischer Schrift auf metallne Platten geschrieben worden sei). Joseph Smith, der nach einer leichtfertigen Jugend um 1819 plötzlich „erweckt" u. durch eine Lichterscheinung zur Stiftung der wahren Religion aufgefordert worden war, ergriff begierig den Anhalt, den ihm das oben erwähnte Buch darbot. Er gab vor, ein Engel habe ihm am 22. Sept. 1823 in einer steinernen Kiste auf einem Hügel bei Manchester ein Bündel goldener Platten gezeigt, später auch zwei in Silber gefaßte Steine (die Urim u. Thummim des Alten Testamentes) gegeben, mit denen man die Geheimschrift jener Platten entziffern könne. In Pennsylvanien, wohin er vom Staate New-York aus übergesiedelt war, machte sich Smith mit der obenerwähnten „Prophetenbrille" an die Uebersetzung der Platten, indem er sie einem früheren Schulmeister, Oliver Cowdery, diktirte. Durch eine Erscheinung Johannis d. Täufers wurden Beide im Mai 1829 zu Priestern geweiht, tauften sich gegenseitig u. sammelten auch bald einige Anhänger. Die Platten selbst durfte außer den vertrautesten Anhängern Niemand sehen, aber das „Buch Mormon's" erschien 1830 im Druck, zugleich unter Anrufung von Zeugen, die die Platten gesehen hätten. Letztere wurden übrigens nach der Uebersetzung dem „Engel" wieder übergeben. Schon am 1. Juni 1830 gründete Smith mit 30 Anhängern eine Kirche im Staate New-York, zog jedoch 1831, von allgemeinem Mißtrauen verfolgt, nach Kirtland in Ohio. Hier trat Rigdon der Sekte bei u. schwang sich bald zum zweiten „Propheten" neben Smith auf. Die Offenbarungen mehrten sich u. die Gemeinde wurde auf neuer Grundlage mit allen biblischen Aemtern u. zwei Arten des Priesterthums organisirt. Noch 1831 wurde eine neue Kolonie in Missouri gegründet, wuchs rasch auf einige Tausend Glieder an, mußte sich aber vor der Erbitterung der Umwohner im November 1833 hinter den Missouri zurückziehen. Smith gründete unterdessen in Kirtland eine Bank; 1837 fand er sich, vor seinen betrogenen Gläubigern fliehend, bei der Hauptkolonie ein, entflammte dieselbe zum Kampf gegen die „Heiden", wurde jedoch von den M. selbst an das herbeigerufene Militär ausgeliefert, entsprang aus dem Gefängniß u. kehrte abermals zur Kolonie zurück, die unterdeß in den Staat Illinois abgezogen war. Hier wurde die Stadt Nauvoo gegründet, 1841 auch der Grund zu einem Tempel gelegt. Smith wurde Bürgermeister der Stadt, die staatlich mit einem Freibrief versehen war, u. General der Bürgerwehr. Im Besitz dieser Macht rückte er 1843 (doch lange Zeit nur heimlich gegen Vertraute) mit der Hauptoffenbarung heraus, die ihm eine beliebige Zahl von Weibern gestattete, Anderen jedoch nur mit seiner Genehmigung — trotzdem daß das Mormonenbuch sich ausdrücklich gegen die Vielweiberei erklärt. Je mehr sich aber äußerlich die Blüte der Kolonie, bes. durch Zuzug aus England, steigerte, desto grimmiger wurde auch der Haß der Nachbarn durch das freche Treiben u. die Drohungen einer baldigen Eroberung des ganzen Landes durch die M. erregt. Als Smith endlich ein ihm mißliebiges Zeitungsbureau hatte zerstören lassen, wurde er von Staatsmilitär gefangen u. nach Karthago in Illinois geschleppt, am Abend des 27. Juni 1844 jedoch das Gefängniß überfallen u. Smith nebst seinem Bruder Hyrum als ein Opfer der Volkswuth erschossen. An seine Stelle trat im Aug. 1844 durch Wahl der M. Brigham Young, ein ehemaliger Zimmermann, geb. 1. Juni 1801, als neues Oberhaupt u. Prophet der Sekte. Dieser erkannte bald, daß der Fortbestand der M. nur bei völliger Abgeschlossenheit von den „Heiden" möglich sei. Er sandte daher 1846 eine Schar von 1600 Personen auf Kundschaft nach dem fernen Westen, ließ aber trotzdem im Mai desselben Jahres den Tempel in Nauvoo einweihen. Infolge dessen vertrieben die „Heiden" von Illinois, welche das Versprechen der Auswanderung erlogen glaubten, den Propheten u. seinen Anhang mit Gewalt u. zwangen ihn zur Ueberwinterung in den Prairien. Im Frühjahr 1847 aber besetzte ein Vortrab das Gebiet an den Salzseen (von den M. selbst Deseret, d. i. Bienenland, genannt); Young bekam durch eine Erscheinung Smith's den Platz des neuen Tempels gezeigt u. in Kurzem war von Tausenden, die herbeiströmten, die Salt-lake-city (Salzseestadt) „Neu-Zion od. Neu-Jerusalem" im Gebiete Utah gegründet. Fern von aller Behelligung regierte hier Young als eine Art unumschränkter Patriarch. Als 1848 nach dem Kriege mit Mexiko die Vereinigten Staaten in den Besitz des Gebietes gelangt waren, ließ Young Deseret als sog. Territorium in den Bund aufnehmen, da es zu einem Staate noch an der nöthigen Kopfzahl gebrach. Vom Präsidenten der Vereinigten Staaten zum Gouverneur dieses 3973 □M. großen Gebietes ernannt, berief er 1851 eine Gesetzgebende Versammlung u. ließ die Verfassung derselben vom Kongreß bestätigen; in Wahrheit aber regierte nach wie vor nur er selbst. Seine Mißachtung der Bundesgesetze, Vertreibung der vom Kongreß geschickten Beamten 2c. hatte mehrmals das Einschreiten der Regierung u. selbst die Absetzung Young's zur Folge. 1857—60 wurde das Gebiet von dem neuernannten Gouverneur Cumming militärisch besetzt; aber die M. leisteten dem Verbot der Vielweiberei keine Folge u. betrachteten nach wie vor Young als ihr wirkliches Oberhaupt. Der Nordamerikanische Bürgerkrieg zog die Aufmerksamkeit von ihnen ab, u. der Staat der M. erhob sich durch den außerordentlichen Fleiß seiner Bürger u. die treffliche Fürsorge des Präsidenten für alle materiellen Bedürfnisse, wie für Schulen, zu immer größerer Blüte, trotz einer außerordentlichen Steuerlast, die außer den gewöhnlichen Staatssteuern den 10. Theil des Vermögens der Einwanderer u. alljährlich den 10. Theil des Erwerbs für die Kirche u. den 10. Theil ihrer Zeit für öffentliche Arbeiten beansprucht. Die Kopfzahl wächst beständig durch die sehr eifrig betriebene Mission, nicht nur von Nordamerika, England u. Schottland, sondern bes. auch von Schweden, den nördlichen deutschen Häfen u. selbst von der Schweiz aus, indem jedem Bekehrten die Uebersiedelung nach Neujerusalem zur Pflicht gemacht wird. Einen gewaltigen Umschwung rief die im Mai 1869 erfolgte Eröffnung der Pacificbahn hervor. Young selbst hatte dieses Unternehmen, als er jedes Sträuben dagegen vergeblich sah, mit allen Kräften unterstützt u. sogar die Hauptlinie über die Salzseestadt zu leiten versucht. Als dies nicht gelang, ging er wenigstens sogleich an die Erbauung einer Zweigbahn u. mehrerer Binnenbahnen, welche nicht nur an sich zu einer wichtigen Erwerbsquelle wurden, sondern auch den Absatz der Erzeugnisse Utahs außerordentlich steigerten. Durch Alles dies aber war zugleich die lange vermiedene Verbindung mit der Außenwelt hergestellt, u. eine starke Partei in Deseret selbst glaubte jetzt die Zeit gekommen, wo man die unhaltbaren Eigenthümlichkeiten der Sekte, obenan die Vielweiberei, aufgeben u. mit der Regierung der Vereinigten Staaten Frieden schließen müsse. Die letztere war selbst eifrig darauf bedacht, den 20jährigen Zwiespalt endgiltig beizulegen. Am 23. März 1870 nahm das Repräsentantenhaus zu Washington eine Bill an, nach welcher Vielweiberei in jedem einzelnen Fall mit 1000 Dollar Strafe u. 5 Jahren Zuchthaus gebüßt werden sollte. Aber die Bill erhielt nicht Gesetzeskraft. Die strengen Maßregeln, die der Bundesoberrichter Kean auf Befehl des Präsidenten Grant gegen einige der Vielweiberei überführte M. ergriff, verliefen trotz zahlreicher Verhaftungen völlig in den Sand. Zwar erlangten die M. auch 1872 trotz ihres dringenden Begehrens nicht die Aufnahme als „Staat" in die Union, eben so wenig aber hat sich die letztere bis heute über einen Schritt einigen können, durch welchen der verwickelte Streit gesetzlich (denn von Gewaltmaßregeln wird klüglich abgesehen) beigelegt werden könnte. Denn dem Staatsgrundgesetz der Union, welches die Vielweiberei als ein Verbrechen betrachtet, steht die Berufung der M. auf die Pflichten ihrer Religion gegenüber, u. nicht weniger die Unmöglichkeit, in Utah ein Geschwornengericht zusammenzubringen, das einen M. wegen Vielweiberei verdammte. Daß Brigham Young 8. April 1873 einen Theil seiner Aemter niederlegte,

änderte nichts an der Thatsache, daß er noch jetzt in rüstiger Kraft an der Spitze des Staates steht, als Gatte von ca. 15 wirklichen u. zahlreichen „für die Ewigkeit angesiegelten" Frauen u. als Vater von 65 Kindern, im Besitz von mindestens 3 Millionen Dollar Vermögen. Das Gebiet von Utah zerfällt gegenwärtig in 20 Kreise, die nach der Zählung von 1870 zusammen 86,786 E. haben, von denen 30,702 im Auslande geboren waren. Seit 1860, wo 40,237 E. gezählt wurden, hatte sich also die Bevölkerung mehr als verdoppelt, u. für 1872 geben die M. sogar eine Seelenzahl von 105,229 an. Bewohnte Orte („Städte" genannt) giebt es über 200. Der größte derselben, die Salzseestadt selbst, zählte 1873 ca. 20,000 E. Durch den ausgezeichneten Gewerbfleiß, den Ertrag der Bergwerke u. Eisenbahnen war das besteuerte Vermögen 1872 auf mehr als 17½ Millionen Dollar angewachsen. Bemerkenswerth ist auch die Pflege der Schulen u. der Presse (von den 13 Zeitungen Utahs erscheinen 8 in der Salzseestadt). Die neuerdings öfter gemeldete Absicht der M., auszuwandern, scheint nicht vorhanden zu sein; noch Ende 1875 haben über 22,000 Frauen u. Töchter der M. bei dem Kongreß um Erhebung von Utah zu einem Staat unter Beibehaltung der Vielweiberei nachgesucht. Eher könnte aber das anderseits behauptete bedenkliche Steigen des Salzsees eine Aenderung herbeiführen. Die Gesammtzahl der M. auf der ganzen Erde dürfte jetzt ungefähr 150,000 betragen.

Die Lehre u. Verfassung der M. anlangend, so wurde bereits oben des „Buches Mormon's" als der Bibel der Sekte gedacht. Seit dem ersten Druck (Palmyra 1830) ist dasselbe oft wieder aufgelegt (in Utah erst 1871) u. in zahlreiche Sprachen übersetzt worden (deutsch u. d. T. „Das Buch Mormon" durch Taylor u. Parker Dykes, Hamb. 1852). Eine Ergänzung zu demselben bildet das „Buch der Lehre u. Bündnisse" (zuerst englisch 1832, dann öfter u. auch in anderen Sprachen). Außerdem giebt es einen Katechismus für Kinder von John Jaques, mehrere Sammlungen geistlicher Lieder u. verschiedene theologische Schriften der beiden Pratt, Richard's u. A. — Die „Jesus-Christus-Kirche der Heiligen des letzten Tages" betrachtet sich als die allein wahre u. bezeichnet daher alle Andern (außer den Juden) als Heiden. Von besonderen Lehren der M. sind zu nennen: der Glaube an die noch fortgehende Weissagung u. den Geisterverkehr, an die baldige Aufrichtung Zions in Amerika u. das dann folgende 1000jährige Reich. Dazu gesellt sich aber weiter eine tolle Mengung aus allen möglichen Religionen u. Sekten; so der Glaube an viele Götter u. Göttinnen, von denen die einzelnen Welten regiert werden; der Obergott aller thront auf dem Stern der Mitte „Kolob" u. hat wie alle anderen vollkommene Menschengestalt. Minder vollkommene Körper haben die Engel, gar keine die Geister der verstorbenen Menschen, bis sie durch die Auferstehung entweder Götter od. Engel werden od. auch zur Strafe noch eine Seelenwanderung durch verschiedene Stufen antreten müssen. Auch die Götter pflegen die Vielweiberei; ihre Kinder werden später Menschen. Unter den besonderen Sitten der M. (Untertauchen des ganzen Körpers bei der Taufe 2c.) sind auch solche, die ihnen sehr zum Ruhm gereichen: so die Verbannung des Luxus u. der Spirituosen u. die Auffassung der Arbeit als einer religiösen Pflicht (daher das Wappen von Utah ein Bienenkorb ist). Uebrigens sind die M. nichts weniger als sauertöpfisch, u. Vergnügungen, wie dem Tanz, der Musik 2c., keineswegs abhold. Eine bedenklichere Sekte unter ihnen selbst ist die geheime Gesellschaft der Daniten od. Würgengel, die als eine Art Vehmgericht darauf ausgehen, alle den M. feindlich Gesinnten in Utah irgendwie aus dem Wege zu räumen. — Die Verfassung der M. beruht auf einer Hierarchie (Priesterherrschaft), die nicht blos alle geistlichen, sondern auch alle weltlichen Angelegenheiten umspannt. Die Priesterschaft, die sich übrigens weder durch eine besondere Tracht auszeichnet, noch besondere Einkünfte genießt, zerfällt in die höhere Ordnung Melchisedek's u. in die niedere Aaron's. Die erstere stellt die Präsidenten u. erfreut sich allein der Offenbarungen. Die „erste Präsidentschaft" besteht aus dem Oberhaupt der ganzen Kirche (d. i. Young) u. seit 1873 aus 7 (früher 2) Räthen desselben. Unter ihnen steht das Kollegium der 12 Apostel u. weiter das der Hohen Priester von unbeschränkter Anzahl; dann die Kollegien von je 70 Gliedern, die als Missionare dienen, endlich das Kollegium der Aeltesten, die den eigentlichen Gottesdienst verrichten. Als Schiedsgericht wirkt der hohe Rath der Zwölf. Diese alle bilden die Generalversammlung der Melchisedekspriester, welcher auch die Bestätigung der verschiedenen Führer der Kirche obliegt. Die Priester Aaron's hingegen zerfallen in Bischöfe, Priester, Lehrer u. Diakonen u. versorgen den niederen Dienst sowie die niedere Gerichtsbarkeit. — Vgl. Busch, „Geschichte der M. nebst einer Darstellung ihres Glaubens 2c." (Lpz. 1869) u. R. v. Schlagintweit, „Die M. od. die Heiligen vom Jüngsten Tage" (Lpz. 1874).

Morning Chronicle (spr. Mohrning Kronikel), eine engl. Zeitung, die im Interesse der Whig-Partei 1769 von William Woodfall (geb. 1745, gest. 1803) gegründet ward. Von Anfang an zeichnete sich dieses Blatt durch seine guten Parlamentsberichte aus. Zur ersten Autorität in Bezug auf die Parlamentsverhandlungen wurde es aber vollends durch James Perry (geb. 1756, gest. 1821). Im J. 1862 ging das Blatt ein. Zu seinen Mitarbeitern hatte es u. A. Lord John Campbell, den Dichter Thomas Campbell u. die Schriftsteller William Hazlitt u. Charles Dickens gezählt. Letzterer schrieb für das „M. C." unter dem Namen Boz die ersten seiner Skizzen.

Morny, Charles Auguste Louis Joseph, Graf, später Herzog v., franz. Staatsmann, geb. zu Paris 23. Okt. 1811; war ein natürlicher Sohn der Königin Hortense (s. d.) u. ihres Großstallmeisters, des Grafen Flahault de la Villarderie, somit ein Halbbruder Napoleon's III., wurde für eine hohe Summe von einem Grafen v. M. adoptirt u. erhielt im Hause der Frau v. Souza, der Mutter Flahault's, eine treffliche Erziehung. 1830 betrat M. die militärische Laufbahn, diente seit 1832 in Algerien, nahm aber, als er 1837 von seiner Mutter eine jährliche Rente von 40,000 Frcs. geerbt hatte, seinen Abschied, um sich auf industrielle Unternehmungen zu werfen. 1842—48 Mitglied des Gesetzgebenden Körpers, unterstützte er das Ministerium Guizot; nachdem er 1849 wieder in die Gesetzgebende Versammlung getreten, war sein Streben darauf gerichtet, die Macht des zum Präsidenten der Republik erwählten Ludwig Napoleon zu befestigen. Auch gehörte er zu jenen fünf Männern, welche beim Staatsstreiche vom 2. Dez. 1851 die wichtigsten Rollen übernommen hatten, indem er als Minister des Innern das Dekret unterzeichnete, das die Gesetzgebende Versammlung für aufgelöst erklärte. Doch nahm M. schon 23. Jan. 1852 seine Entlassung, weil er mit der vom Prinz-Präsidenten dekretirten Konfiskation der Orleans'schen Familiengüter nicht einverstanden war. Erst im Nov. 1854 trat er von Neuem in den Staatsdienst u. übernahm den Vorsitz im Gesetzgebenden Körper. 1856 vertrat er als außerord. Gesandter seinen Souverän bei der Krönung Kaiser Alexander's II. in Moskau u. vermählte sich dort mit einer Prinzessin Trubetzkoi. Seit seiner Rückkehr wieder Präsident des Gesetzgebenden Körpers sowie Mitglied des Geheimen Raths, ward er 8. Juli 1862 zum Herzog erhoben u. starb zu Paris 10. März 1865. Bis zuletzt war M., der sich übrigens als Präsident der Legislative wegen seiner Unparteilichkeit eines großen Ansehens erfreute, an industriellen u. kommerziellen Unternehmungen betheiligt. Dabei war er in jeder Beziehung Typus eines vornehmen Mannes u. nicht blos ein Freund der Künste u. Künstler, sondern selbst auch als Literat u. Komponist thätig. Unter dem Pseudonym Saint-Remy hat er nam. mehrere mit Beifall aufgenommene Lustspiele u. Operetten geschrieben.

moros od. morös (lat. morosus), mürrisch, grämlich.

Morpheus, in der griech. Mythologie einer der Traumgötter, welcher Menschen darstellt in täuschender Nachahmung des Ganges, der Geberden, der Sprache u Kleidung. In neuerer Zeit wird er oft mit dem Gott des Schlafes selbst, dem Hypnos, verwechselt.

Morphium od. Morphin ist dasjenige der zahlreichen Alkaloide des Opiums, welchem hauptsächlich die schlafbringende Wirkung des Produktes der Mohnpflanze zuzuschreiben ist. Der Name ist dem griech. Worte Μόρφευς (d. i. der Gott der Träume) entlehnt, u. war dieses Alkaloid, allerdings noch in sehr unreinem Zustande, bereits im 17. Jahrh. unter dem Namen „Magisterium Opii" bekannt. Im reinen Zustande wurde es dagegen beinahe gleichzeitig von Derosne, Seguin u. Sertürner in den J. 1803 u. 1804 dargestellt, aber erst von dem letzteren Chemiker 1816 als salzfähige Basis erkannt. Die Menge des in dem Opium enthaltenen M. ist außerordentlich schwankend, je nach Varietät der Pflanze, Klima u. Kultur; so giebt es Opiumsorten, die nur 2—5 %, andere, die bis 21 % M. enthalten; im Durchschnitt soll ein gutes Opium 10—12 % M. geben. Das reine M. besteht aus feinen, weißen, seidenglänzenden Krystallnadeln, die erst in circa 1000 Theilen kalten Wassers, leichter in heißem Wasser löslich sind; es ist geruchlos u. schmeckt trocken schwach, in Lösung stark bitter. Mit Säuren bildet es die **Morphiumsalze,** die größtentheils gut krystallisiren, meist in Wasser leicht löslich sind u. ebenfalls bitter schmecken; sie wirken eben so wie das reine Alkaloid in größeren Dosen genossen tödlich. Das reine M. wird nur selten, die Morphiumsalze dagegen sehr häufig medizinisch verwendet u. nam. gilt dies von dem essigsauren M. (M. aceticum) u. dem salzsauren M. (M. muriaticum od. hydrochloratum). Diese Morphiumsalze werden in wässriger Lösung in geringen Dosen, sowol innerlich als auch äußerlich unter die Haut eingespritzt (subkutane Injektion), als sicher wirkendes schmerzlinderndes u. schlafbringendes Mittel verordnet. Doch muß man

mit deren Gebrauche sehr vorsichtig sein, das Mittel überhaupt niemals ohne Hinzuziehung eines Arztes verwenden. Bei zu häufigem Gebrauche gewöhnt sich der Körper sehr leicht so sehr an das M., daß ein förmlicher Durst (die sog. Morphiumsucht) danach entsteht, wenn ihm das Mittel nicht in den gewohnten Zwischenräumen zugeführt wird. Und doch ist der fortgesetzte Genuß von den schädlichsten erschlaffenden Folgen. Das M. ist eine stickstoffhaltige organische Verbindung, deren chemische Zusammensetzung sich durch die Formel $C_{34}H_{19}NO_6$ ausdrücken läßt; bis jetzt ist es noch nicht gelungen, diesen interessanten Körper künstlich darzustellen. Aus dem M. läßt sich eine andere organische Basis darstellen, das Apomorphin, welches nicht mehr schlafbringend wirkt, sondern die merkwürdige Eigenschaft hat, subkutan injizirt stark brechenerregend zu wirken.

Morphologie, d. i. Gestaltenlehre, Formenlehre, derjenige Theil der einzelnen Zweige der Naturwissenschaft, der von der Form od. Gestalt der Naturkörper handelt; so spricht man z. B. von einer M. der Mineralien, der Gesteine, der Pflanzen ꝛc.

Morphy, Paul, hervorragender Meister in der praktischen Uebung des Schachspiels. Geb. 22. Juni 1837 zu New-Orleans in Louisiana (Verein. Staaten von Nordamerika), zeigte M. schon als Knabe außergewöhnliche Befähigung für das genannte Spiel u. errang im jugendlichen Alter von zehn Jahren den Sieg über anerkannte Meister, z. B. den Ungarn J. Löwenthal. Während seiner Vorbildung für den Beruf als Sachwalter fand er Gelegenheit, in einem großen, zu New-York 1857 veranstalteten Schachturnier seine Meisterschaft durch glänzende Erkämpfung des ersten Siegespreises zu bethätigen. Von dem Drange erfüllt, auch in Europa Lorbern zu ernten, ging er dann im Sommer 1858 nach England, um in einem freilich vergebens gesuchten Wettstreite mit dem Engländer Staunton seinen Weltruf im Schach zu begründen, u. darauf im Herbste desselben Jahres nach Paris, wo er außer anderen berühmten Matadoren auch mit Harrwitz u. Anderssen zusammentraf. Gegen Beide gewann er durch sein korrekteres Spiel die größere Zahl der gewechselten Partien, wenn sich auch hierbei der letzgenannte deutsche Meister, dessen mitunter gewagte Kombinationen nicht immer ganz fehlerfrei waren, als der tiefere u. überlegenere Schachgegner zeigte. Leider konnte M. seine ursprüngliche Absicht, in Deutschland mit M. Lange (s. d.), nach dessen Schachwerken er sich laut eigener Angabe hauptsächlich gebildet hatte, eine Lanze zu brechen, nicht verwirklichen, da ihn ein Ruf seiner Verwandten im Frühjahr 1860 nach Amerika zurückführte. Dort leitete er einige Zeit hindurch den Schachabschnitt einer New-Yorker Wochenschrift („Ledger") u. zog sich bald darauf (seit 1861) ganz von der Uebung des Schachspiels zurück. Seine von eigenen Fehlern bez. Versehen fast ganz freie Spielweise zeichnet sich vornehmlich durch außerordentliche Geschicklichkeit aus, die vom Gegner gebotenen Blößen u. noch so unscheinbaren Spielschwächen in kräftigstem Stile auszubeuten. Möglichst rapide Figurenentwicklung, wie sie nam. M. Lange in zahlreichen theoretischen Ausführungen dargelegt hatte, insbes. die energische Benutzung der einzelnen Tempi, dazu eine eben so korrekte wie geistvolle Angriffsführung bilden den Grundzug seines Spieles. Hierbei unterstützte ihn eine ungewöhnliche Gedächtnißstärke, sowol in der Verwerthung schon vorgekommener Spielpositionen als auch in der gleichzeitigen Führung mehrerer Partien mit verschiedenen Gegnern ohne eigene Ansicht des Bretes u. der Figuren. Vgl. Max Lange, „Paul M., eine Skizze aus der Schachwelt" (Lpz. 1859, 2 Bde.).

Morrison (spr. Morris'n), Robert, engl. Missionar u. Sinolog, geb. zu Morpeth (Northumberland) 5. Jan. 1782, ward 1807 von der Londoner Bibelgesellschaft als erster protest. Missionar nach China gesandt. 1818 errichtete M. zu Malakka das Engl.-chines. Kollegium für engl. u. chines. Literatur u. zur Verbreitung des Christenthums. Als er 1823 nach England zurückkehrte, brachte M. 10,000 Bücher in chines. Sprache mit. Im Auftrag der Ostind. Compagnie ging er 1826 wieder nach China u. starb in Kanton 1. Aug. 1834. Außer einer Bibelübersetzung (1818 vollendet) sind von seinen Werken zu nennen: „Horae Sinicae, or Translations from the popular literature of the Chinese" (Lond. 1812); „Grammar of the Chinese language" (Serampore 1815) u. „Dictionary of the Chinese language" (6 Bde., Macao 1815 bis 1822). — John Robert **M.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Macao 26. April 1814; machte sich frühzeitig mit dem Chinesischen vertraut, erhielt nach des Vaters Tode dessen Stelle als Sekretär u. Dolmetscher der brit. Faktorei in Kanton, wurde später Kolonialsekretär u. Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung in Hongkong u. starb daselbst 29. Aug. 1843. Von ihm rührt insbes. der „Chinese commercial guide" (Kanton 1834) her.

Mors, eine 6,6 □M. große dän. Insel im Liimfjord (s. d.), bewohnt von 16,000 Seelen, ist eine sanftgewellte, äußerst fruchtbare Ebene, gehört zu dem jüt. Amte Thisted u. hat die Stadt Nykjöbing zum Hauptort.

Morse, Samuel Finley Breese, nordamerik. Künstler, ganz bes. aber hochverdient um den Weltverkehr als Erfinder des nach ihm benannten elektromagnetischen Telegraphenapparates u. des damit zusammenhängenden Alphabetes, wurde geb. zu Charlestown (Massachusetts) 27. April 1791. Er widmete sich, nachdem er bis 1810 das Yale College besucht hatte, der Malerei u. begab sich 1811 nach London, um sich in dieser Kunst zu vervollkommnen. Im nächsten Jahre nach Amerika zurückgekehrt, beschäftigte er sich weiter u. nicht erfolglos mit der Malerei. 1826 reiste M. abermals nach England, besuchte auch Frankreich u. Italien u. schiffte sich erst 1832 wieder nach Amerika ein. Auf der Ueberfahrt soll er durch den Bericht eines Passagiers über die vor Kurzem in Paris vorgenommenen elektromagnetischen Experimente zuerst auf die Idee gebracht worden sein,



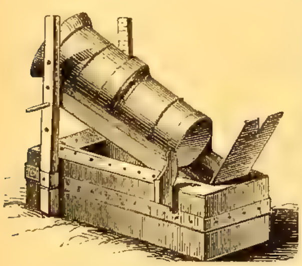
Nr. 4224. Samuel Finley Breese Morse (geb. 27. April 1791, gest. 2. April 1872).

den Elektromagnetismus zur Herstellung einer telegraphischen Verbindung anzuwenden. Nach verschiedenen erfolglosen Versuchen konnte er 1835 der New-Yorker Universität ein Modell seines „Recording electric telegraph" vorlegen. 1837 nahm er in Washington ein Patent auf seine Erfindung, zu derselben Zeit also, wo auch Wheatstone in England u. Steinheil in Bayern magnetische Telegraphen zu Stande gebracht hatten. Der des Letzteren stimmte im Prinzip mit dem M.'schen überein, erwies sich aber wegen seines feinen u. komplizirten Mechanismus für größere Linien nicht zweckmäßig. Der 1851 in Deutschland zusammengetretene Eisenbahnkongreß beschloß daher nach dem eigenen Rathe Steinheil's, sich für die Zukunft nur der von M. vorgeschlagenen Schreibmethode zu bedienen. Der M.'sche Schreibapparat hat in der That fast alle früheren Systeme verdrängt. M.'s System besteht bekanntlich darin, daß von einem durch den Strom erregten Elektromagneten ein Anker mit einem Stift angezogen wird, welcher in einen vorbeipassirenden Papierstreifen einen Eindruck hervorbringt, so lange der Strom dauert. Aus Strichen u. Punkten setzt sich das Morsealphabet zusammen. Auch zur Ausführung der unterseeischen Telegraphie hat M. bereits 1842 Vorschläge u. Versuche gemacht. Im Aug. 1857 vereinigten sich die Regierungen von zehn Staaten Europa's, um M. als Zeichen der Anerkennung für seine großen Verdienste eine Dotation von 400,000 Frcs. zu votiren.

Auch ward ihm schon bei seinen Lebzeiten in seinem Beisein, 10. Juni 1871, im Centralpark zu New-York ein Denkmal in Erz errichtet, u. 17. Jan. 1872, dem 166. Geburtstage Benjamin Franklin's, enthüllte M. dessen Statue auf dem Printing-House-Square in New-York. Bald darauf, 2. April 1872, starb M. zu New-York.

Morsellen (vom lat. morsuli, Stückchen), sind eine Art tafelförmiger Bonbons, welche von Konditoren u. Apothekern verfertigt werden; sie bestehen der Hauptsache nach aus Zucker, den man bis zur Fadenkonsistenz gekocht u. welchem man, je nach Art der M., verschiedene gewürzhafte Stoffe zugesetzt hat, so z. B. bei den Ingber-M. gemahlenen Ingber, bei anderen Sorten geschnittene Mandeln, Pistazien, Vanille 2c.

Mörser ist ein in den Belagerungen vor Einführung der gezogenen Geschütze vielfach gebrauchtes Geschütz, welches dazu diente, Hohlgeschosse, sog. Bomben, von Eisen, mit Sprengladung gefüllt, in hohem Bogen in die Festungen, resp. in die Arbeiten des Belagerers zu werfen, um durch das Gewicht des Falles Deckungen aller Art zu zertrümmern sowie durch die darauf folgende Explosion lebendes u. todtes Material zu zerstören. Auch Brandbomben, Leuchtkugeln 2c. wurden u. werden noch aus M.n geworfen. Die Möglichkeit, aus gezogenen, nam. Hinterladungskanonen, durch Anwendung schwacher Ladungen gleichfalls Geschosse in stark gekrümmtem Bogen zu feuern, ließ die alten M. etwas in den Hintergrund treten. Doch hat man auch gezogene M. konstruirt. In der deutschen Artillerie besteht ein gezogener M. von achtzölligem = 21 cm. Kaliber u. 8 glatte Mörserarten vom Kaliber 15—28 cm.


Nr. 4225. Mörser aus dem 16. Jahrh.

Mortalität (a. d. Lat.), Sterblichkeit.

Mörtel nennt man jedes Bindemittel, welches dazu dient, Bausteine fest mit einander zu vereinigen. Der gewöhnliche, für Hochbauten fast allein in Anwendung kommende M. ist eine Mischung von Sand (Quarzkörner) mit gebranntem u. gelöschtem Kalk u. Wasser (Kalkbrei); er wird deshalb auch Luftmörtel genannt. Zu Wasserbauten dient allgemein der Wassermörtel od. Cement (s. d.), auch hydraulischer Kalk genannt. Das Festwerden des letzteren beruht auf der wasserbindenden Kraft der entstehenden Doppelsilikate, das des Kalk- od. Luftmörtels auf der Bildung von basisch kohlensaurem Kalk u. in unmittelbarer Umgebung der Sandkörnchen nach längerer Zeit auch auf der Bildung von kieselsaurem Kalk. Die Kohlensäure der Luft verdrängt bei der Erhärtung des M.s allmählich das chemisch gebundene Hydratwasser u. vereinigt sich mit einem Theile des Kalkes.

Mortier (spr. Mortieh), Herzog **von Treviso,** Edouard Adolphe Casimir Joseph, franz. Marschall, geb. als Sohn eines jüd. Kaufmanns zu Cateau-Cambrésis (Norddepartement) 13. Febr. 1768; trat 1791 in ein Kavallerieregiment ein, machte mit Auszeichnung die Feldzüge von 1792—96 mit, ward 1799 Brigadegeneral, als welcher er 25. März die Oesterreicher bei Liptingen schlug, u. kämpfte dann, seit Sept. dess. J. Divisionsgeneral, in der Schweiz u. in Tirol. Am 19. Mai 1804 zum Marschall erhoben, hatte er im folgenden Jahre mit einem Corps der Großen Armee die Donauübergänge zu decken, wobei er mit großem Geschick operirte; besetzte 1806 Hessen, Hannover u. die Hansestädte, belagerte von Ende Febr. bis 16. April 1807 Stralsund u. schloß 18. April den Waffenstillstand von Schlaskow. 1808 erhielt er den Titel eines Herzogs v. Treviso u. eine Dotation in Hannover. In demselben Jahre führte er das 5. Armeecorps nach Spanien, wo er insbes. bei Ocaña u. Gebora siegte. Im russ. Feldzuge von 1812 stand M. an der Spitze der jungen Garde, sprengte 21. Nov. in Moskau den Kreml, half dann mit Ney die Trümmer der Großen Armee retten u. reorganisirte nach der Rückkehr die junge Garde, mit der er hierauf an den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Dresden, Leipzig u. Hanau Theil nahm. Im März 1814 nebst Marmont (s. d.) mit der Deckung von Paris beauftragt, aber außer Stande, es zu retten, verzögerte er doch seine Unterwerfung bis 8. April. Ludwig XVIII. erhob ihn zum Pair u. betraute ihn mit dem Kommando in Lille, so daß dann M. bei Napoleon's Rückkehr den Abzug des Königs nach Belgien sichern konnte. Während der Hundert Tage Inspektor der Festungen an den östl. u. nördl. Grenzen, wurde er nach der zweiten Restauration Befehlshaber der 15. Militärdivision in Rouen u. unter Ludwig Philipp 18. Nov. 1834 Kriegsminister u. Ministerpräsident, trat aber von beiden Posten schon 1835 wieder zurück. Beim Attentate Fieschi's (s. d.) 28. Juli 1835 tödlich verwundet, starb er noch an demselben Tage. Er ward mit den übrigen Opfern im Invalidendome beigesetzt. Auf der Place du Château in Paris u. in Lille sind ihm Denkmale errichtet. Sein Sohn Napoleon **M.,** Herzog **v. T.,** geb. 7. Aug. 1804 zu Paris, war Anhänger des Julikönigthums, Kammerherr der Herzogin von Orleans, wurde 1845 Pair, diente dann dem zweiten Kaiserreich, wurde 1853 Senator, 1862 Kammerherr Napoleon's III. u. starb im Jan. 1870.

Mortifikation. Für den Fall eines Verlustes von sog. Inhaberpapieren (s. d.) hat man dem Verlustträger das Recht eingeräumt, mit Hülfe des Gerichts im Wege der öffentlichen Bekanntmachung die Besitzer der verlorenen od. gestohlenen Papiere zur Geltendmachung ihrer Rechte unter der Verwarnung auffordern zu lassen, daß unterbleibenden Falls die betreffenden Inhaberpapiere für todt erklärt (mortifizirt) werden u. dem Ausbringer der Aufforderung an Stelle der verloren gegangenen od. gestohlenen Werthpapiere andere dergleichen ausgestellt werden würden. Nach den Bestimmungen vieler Gesellschaftsstatuten sind die erforderlichen Bekanntmachungen von der Gesellschaft selbst zu erlassen. Ist eine Aufforderung derart ohne Erfolg geblieben, so erhält der Verlustträger häufig vom Gericht eine urkundliche Bescheinigung hierüber ausgestellt, die sog. Mortifikationsurkunde od. den Mortifikationsschein, mit welcher er sich an die Gesellschaft, Behörde, Staat 2c. wendet, welche die betreffenden Inhaberpapiere ausgegeben hat. Für die mortifizirten Papiere hat alsdann der Ausgeber keine Zahlung zu leisten; thut er es dennoch, so wird er hierdurch nicht befreit.

Morus (More), Thomas, Lordkanzler Heinrich's VIII. von England, geb. um 1480 zu London; war der Sohn eines Rechtsgelehrten, studirte 1497 u. 98 zusammen mit Erasmus von Rotterdam zu Oxford die alten Klassiker u. Jurisprudenz, hatte aber nach dem Ausspruch dieses Freundes „stets mehr Neigung zum Aberglauben als zum Unglauben". Schon 1516 veröffentlichte er die satirische Schrift „Utopia", half Heinrich VIII. bei seiner Schrift über die sieben Sakramente u. schrieb 1522 eine anonyme Antwort auf Luther's Entgegnung. Seit 1525 Mitglied des Geheimen Rathes u. nach dem Abschluß des Friedens von Cambray 1529 an Stelle Wolsey's Lordkanzler, gewann er die ganze Liebe des Königs, dem er täglich über theologische, mathematische u. astronomische Dinge Auskunft geben mußte. Dennoch war eine Trennung unvermeidlich, als Cranmer seine Reformideen verwirklichen durfte. M., welcher „die Gnadenmittel der Kirche für ausreichend zur Ueberwindung ihrer Uebel" hielt, nahm im Mai 1532 seine Entlassung u. wurde bald ein Gegenstand der Verfolgung. Nach seiner Verweigerung des Eides auf das Successionsstatut, durch welches die Ehe des Königs mit Anna Boleyn als „gesetzlich, heilig u. keusch" bezeichnet wurde, brachte man ihn im April 1534 in den Tower. Als er vor demselben Gerichte, dessen Vorsitz er einst geführt, im Verhör am 1. Juli 1535 bei seiner Weigerung beharrte, ja alle Parlamentsbeschlüsse in jener Angelegenheit für ungesetzlich erklärte, erfolgte der Spruch auf „Tod durch Viertheilung u. zuvor Verstümmelung bis zum Halbtode", doch milderte der König das Urtheil auf einfachen Tod. M. starb durch Henkershand 6. Juli 1535. Als Schriftsteller war M. der Erste, der engl. Prosa zu schreiben verstand. Seine Werke in engl. Sprache erschienen London 1559, seine lat. Löwen 1566. — Silvio Pellico u. Oskar v. Redwitz nahmen M. zum Helden einer Tragödie. Sein Leben schrieb zuerst sein Urenkel Th. M. (deutsch v. Jöchers, Lpz. 1741), desgl. Rudhart (Nürnb., 2. Aufl. 1855) u. Henke (in der „Historischen Zeitschrift" 1869).

Mosaik od. Mosaikmalerei, musivische Arbeit, die Erzeugung eines Bildes od. eines bunten Musters durch Zusammensetzung farbiger Stücke aus Stein, Glas od. Thon, welche mit einander u. mit ihrer Unterlage durch Kitt verbunden werden, wozu also auch die sog. Intarsia gehört, deren einzelne Stücke aus Holz bestehen. Die einzelnen zusammensetzenden Stückchen können je nach der Größe des auszuführenden Bildes, nach dessen Feinheit u. nach der Entfernung, aus welcher dasselbe betrachtet werden soll, verschieden groß sein. Das sog. opus tesselatum der Alten bestand aus lauter kleinen würfelförmigen Stückchen; bei dem opus vermiculatum waren die einzelnen Stäbchen so klein, daß die Farbenübergänge fast unmerklich wurden, wie bei einer schillernden Schlangenhaut. Während bei der römischen M., wenn sie zu kostbaren

Schmuckgegenständen gefertigt wird, oft viele Tausende der feinen Stiftchen auf einem Quadratzoll neben einander stehen, werden bei der sog. Florentiner Arbeit (lavoni in piètra dura) größere Steinstücke nach ihrer natürlichen Schattirung passend ausgewählt u. zugeschnitten, sodaß ganze Blumenblätter od. Früchte u. dgl. aus einem einzigen Stück bestehen. Bei der Plattenmosaik sind diese Theile noch größer, hier kann man aber von einer Malerei nicht mehr reden. Als Material dienen außer den edleren Gesteinen Marmor, Porphyr, Serpentin vorzüglich die Halbedelsteine Jaspis, Achat, Malachit, Lapislazuli, Amethyst ꝛc. für die Florentiner Arbeit, für die eigentlichen Mosaikgemälde dagegen u. für die Römische M. farbige Glasflüsse, in Form kleiner Würfel od. Stiftchen gebracht; auch vergoldete u. nachträglich wieder mit einer schwachen Glasdecke zur Erhöhung des Glanzes versehene Würfel kommen für Goldgrund ꝛc. in Anwendung. Gewöhnlich ist die obere Fläche aller Mosaikzeichnungen durch Walzen od. Schleifen ganz glatt gemacht; sie kann aber auch, bes. wenn das Gemälde nur auf bedeutende Entfernung berechnet ist, rauh u. uneben gelassen werden.

Als wahrscheinliche Heimat der M. nimmt man den Orient an, da mehrere Stellen des Alten Testamentes (Buch Esther 1, 6, Hesekiel 40, 17. 18) dafür sprechen, daß sie den Juden bekannt war. Daß sie auch von den Griechen schon früh geübt wurde, beweisen die in der Vorhalle des Zeustempels zu Olympia (5. Jahrh. v. Chr.) gefundenen Bruchstücke. Von den Griechen ging sie dann, wahrscheinlich zu Sulla's Zeit, zu den Römern über u. erlangte gegen den Anfang der christlichen Zeitrechnung bei ihnen eine große Verbreitung, bes. für Fußböden in den öffentlichen wie in den Privatgebäuden. Das berühmteste Werk dieser Art ist die 1831 in der Casa del Fauno od. Casa di Goethe zu Pompeji aufgefundene „Alexanderschlacht" (im Museum zu Neapel) von großartiger Komposition u. vollendeter Technik; wahrscheinlich Kopie nach einem griechischen Werke. Nicht nur Pompeji u. die römischen Villen (aus der Villa Hadrian's die bekannte Taubenmosaik im Museum des Kapitols zu Rom sowie der Panther- u. Kentaurenkampf im Museum zu Berlin) haben eine große Anzahl von M.en an Wänden u. Fußböden geliefert, sondern auch Ausgrabungen in verschiedenen Gegenden Deutschlands, Frankreichs u. Spaniens, bes. die aus den römischen Niederlassungen der Kaiserzeit herrührenden Fußböden. Dieser Art wurden z. B. mehrere in Trier (Reste in der Basilika) u. dessen Umgegend gefunden, nam. der 1853 zu Nennig an der Mosel ausgegrabene Mosaikboden, der, offenbar einem großen Gebäude angehörend, auf schwarz u. weißem Grunde Scenen aus Kampfspielen u. Gladiatorenkämpfe zeigt; ein anderer zu Bitburg an der Eifel, ein 1844 in Köln gefundener mit 7 Brustbildern von Weisen, einer zu Salzburg mit dem Mythus von Theseus u. dem Minotauros, ferner einer zu Westerhofen bei Ingolstadt (im bayr. Nationalmuseum zu München); ebenso die zwei bedeutenden, leider allmählich verschwundenen Fußböden zu Varhely in Siebenbürgen.

Schon in der röm. Kaiserzeit ging die Ausübung der M. in die christliche Kunst über, von der sie, mit Beibehaltung der Technik u. des Stiles, selbst der Personifikationen des heidnischen Mythus mit veränderter Bedeutung, zunächst an den Wänden der Katakomben, mehr aber noch an denen der christlichen Kirchen angewandt wurde; u. zwar nicht allein in Rom, sondern von Beginn des 5. Jahrh. an auch in Ravenna, wohin Honorius im J. 403 die Residenz verlegte, so daß wir dort wie hier noch eine Fülle von M.en besitzen, die in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung fallen. Die bedeutendsten derselben sind in Rom die des Triumphbogens u. der Wände des Mittelschiffes von S. Maria maggiore (432—440), die unter Hadrian I. im 9. Jahrh. sehr erneuerten in S. Pudenziana (s. Fig. 1823, Bd. II), die am Triumphbogen von S. Paolo fuori le nuova u. die freilich schon dem Anfang des 6. Jahrh. angehörenden in S. Cosma e Damiano; ebenso in Ravenna die in der Taufkapelle des Doms u. in S. Mazario e Celso, während dagegen die noch viel umfassenderen in S. Vitale bereits aus der Mitte des 6. Jahrh. datiren. Ebenso in Byzanz, nam. unter Justinian I. (527—565), wo sowol die Hagia Sophia wie andere Kirchen in den zunächst folgenden Jahrhunderten reich ausgeschmückt wurden, u. diese Kunst trotz des Bilderstreites im 8. u. 9. Jahrh. nicht ganz aufhörte. Dort blieb die M. heimisch bis zum Sturze des Reiches, also bis ins 14. Jahrh., selbst als sie im Abendlande in Verfall gerieth, u. von dort erstreckte sich ihr Einfluß wiederum auf Italien u. nam. auf Ravenna u. Rom, die beide auch in der 2. Hälfte des 1. Jahrtausends eine Menge von Kirchen mit musivischen Darstellungen der Verherrlichung Christi u. der Heiligen ausschmückten.

Von Byzanz aus nahm mit dem Beginn des 11. Jahrh. die M. in Oberitalien u. vorzugsweise in Venedig einen neuen Aufschwung, wozu der Wiederaufbau der gegen das Ende des 10. Jahrh. abgebrannten Markuskirche die nächste Veranlassung gab. Eine Menge der M.en, mit denen das Innere der Kirche überreich geschmückt ist, rührt wahrscheinlich von byzantinischen Künstlern aus dieser Zeit u. aus dem 12. Jahrh. her. Vermuthlich von hier aus gelangte sie in ihrem byzantinischen Stile einestheils durch den Kunstsinn der Bischöfe Bernward von Hildesheim u. Anno von Köln auch in mehrere Gegenden des westlichen Deutschlands (Fußboden in der Krypta von St. Gereon in Köln, Reste im Dom zu Hildesheim), anderntheils nach dem Süden Italiens u. nach Sizilien, wie die zahlreichen Ausschmückungen der Kirchen zu Palermo, Monreale (Dom), Messina u. Salerno beweisen. Ja, selbst als im 13. u. 14. Jahrh. die übrige Malerei in Italien den byzantinischen Stil aufzugeben begann, behielt die M. hin u. wieder noch die alte Strenge u. die alte Technik der Byzantiner bei u. begann erst allmählich sich zu einem freieren Stil zu erheben. Der schwache Anfang einer solchen größeren Freiheit ist in den bereits um die Mitte des 12. Jahrh. in S. Maria in Trastevere in Rom ausgeführten M.en zu bemerken, in höherem Grade in denen der Apsis von S. Paolo fuori le nuova (um 1220) u. in den zuerst mit bestimmten Namen auftretenden Künstlern Andrea Tafi, Gaddo Gaddi (s. d.) u. Jacopo Torriti, die in der 2. Hälfte des 13. Jahrh. in Florenz u. Rom thätig waren; von Letzterem besonders eine herrliche Krönung der Maria in S. Maria maggiore. Auch die Künstlerfamilie der Cosmaten, welche die M. gern in den Werken der dekorativen Architektur anwandten, sowie Cimabue (von ihm die sog. Majestät im Dom zu Pisa) u. Giotto, zeichneten sich in diesem Kunstzweige aus. Viel spärlicher ist dagegen in Italien die Ausbeute des 14. Jahrh., denn in Rom lag diese Kunstübung während des Aufenthaltes der Päpste in Avignon fast gänzlich darnieder; aber vermuthlich waren es italienische Mosaicisten, die, veranlaßt durch den kunstliebenden Kaiser Karl IV., nicht nur in Böhmen ihre Werke ausführten (Südseite des Domes zu Prag u. Schloß Karlstein), sondern auch in das Land des Deutschen Ordens, nach Marienwerder u. Marienburg kamen. Erst vom Ende des 14. Jahrh. an, als die leichtere u. bequemere Technik der Wandmalerei immer größere Verbreitung fand, trat die Ausübung der M. als einer freischaffenden Kunst allmählich in den Hintergrund u. blühte fast nur noch in Venedig, wo uns bes. aus dem 16. Jahrh. eine Reihe von Künstlern dieses Faches genannt werden, die für die Ausschmückung der Kirchen thätig waren, z. B. die Brüder Francesco u. Valerio Zuccati, die auch viel nach Tizian u. Pordenone arbeiteten. Und eben hier nahm sie nach fast ununterbrochenem Bestehen neuerdings einen bedeutenden Aufschwung durch A. Salviati, welcher in seinen Bestrebungen die alte Kunst der venetianischen Glasmacher wieder zu beleben, auch an die Wiedererfindung der theilweise verloren gegangenen Emaillen u. Glasflüsse für die M. ging u. eine Anstalt errichtete, deren Ruhm u. Wirksamkeit sich bereits über die Grenzen Europa's hinaus erstreckt hat. Ihm wurde u. A. 1868 die Restauration sämmtlicher M.en der Markuskirche u. vor Kurzem die musivische Ausführung des großen Gemäldes von A. v. Werner um den Säulencylinder des Siegesdenkmals in Berlin übertragen (vollendet 1875). Im übrigen Italien entstanden zwar seit dem 15. Jahrh. noch hin u. wieder einzelne musivische Arbeiten, z. B. (um 1603) die vier Evangelisten in der Kuppel der Peterskirche, im Allgemeinen aber beschränkte sich die M. auf Herstellung von Kopien nach anderen Meistern, ein Verfahren, um welches sich in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. der Mosaicist Giambattista Calandra durch Erfindung eines neuen Kittes verdient machte. In dieser verbesserten Technik gründete Cristofano einige Jahrzehnte später eine Mosaikschule, die, bald nachher von der päpstlichen Regierung übernommen, als Mosaikfabrik im Vatikan noch jetzt in derselben Technik mit einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Farbentönen (etwa 10,000), vorzugsweise für kirchliche Zwecke, Kopien berühmter Originalgemälde anfertigt. In dieser Art ist auch die Kopie nach Lionardo's Abendmahl von Raffaeli in der Minoritenkirche in Wien ausgeführt. Eine ähnliche Anstalt wird in Rußland unterhalten. Abgesehen von diesen Reproduktionen größerer Originalgemälde wird, wie schon erwähnt, in Rom die Mosaikarbeit (in der Technik das opus tesselatum od. das vermiculatum) in großem Umfange für den Handel mit kleineren Schmucksachen, Brochen, Armbändern, Medaillons u. dgl. betrieben.

Literatur: Labarte, „Histoire des arts industriels au moyen-âge et à l'époque de la renaissance" (Par. 1865 ff.), u. Bucher, „Geschichte der techn. Künste" (Stuttg. 1875, 1. Bd. S. 93 ff.).

Mosaismus, s. „Mose".

Moscāti, Pietro, Graf, ital. Arzt u. Staatsmann, geb. zu Mailand im Jan. 1739; praktizirte daselbst u. wurde als eifriger Anhänger der Franz. Revolution 1798 einer der Direktoren u. bald nachher Präsident der Cisalpin. Republik, weshalb ihn die Oesterreicher 1799 auf einige Zeit gefangen setzten. Nach der Schlacht bei Marengo ward er zur Consulta in Lyon berufen, welche im Januar 1802 die Cisalpin. Republik in die Italienische verwandelte. Ebenso war er Mitglied der Staatsconsulta, die 1805 dem Kaiser Napoleon

die ital. Königskrone anbot. Hierauf General-Direktor des öffentlichen Unterrichts, Senator des Königreichs Italiens, Präsident der Ital. Akademie u. Graf, zog er sich 1814 aus dem öffentlichen Leben ganz zurück u. starb zu Mailand 19. Jan. 1824. In seinen jüngeren Jahren hatte er sich durch die Ideen Rousseau's vom Naturzustande des Menschen zu dem Paradoxon verleiten lassen, daß der Mensch ursprünglich bestimmt sei, auf 4 Füßen zu gehen, was er in der Schrift „Delle corpore differenze essenziali“ (Mail. 1760; deutsch von Beckmann, Gött. 1771) auch zu beweisen suchte.

Moschee, aus dem arabischen Worte Medsjid, d. h. kleines Gotteshaus, also die Kultusstätte der Mohammedaner. Gemeinsam sind allen M.n als nothwendige Bestandtheile ein großer Hof für die vor der Andacht vorzunehmenden Waschungen, eine Halle (Mihrab) für die Betenden, die Kiblah od. die Nische, welche für die Betenden die Richtung nach Mekka zeigt, der Platz, wo der Koran aufbewahrt wird, eine Kanzel (Mimbar), von der herab der Priester redet, u. ein schlanker Thurm (Minaret), von dessen Galerie herab der Muezzin die Stunden des Gebets ausruft. Von der alten Vorschrift, daß nur Bekenner des Islam eine M. betreten dürfen, ist man schon seit geraumer Zeit abgewichen.

Moscheles, Ignaz, vortrefflicher Klavierspieler u. bedeutender Komponist für das Pianoforte, geb. zu Prag 30. Mai 1794 als der



Nr. 4226. Ignaz Moscheles (geb. 30. Mai 1794, gest. 10. März 1870).

Sohn eines israelitischen Kaufmanns; verrieth früh bedeutende Anlagen für das Klavierspiel u. erhielt demgemäß Unterricht bei verschiedenen Lehrern, seit 1804 bei Friedr. Dionys Weber, dem nachmaligen Direktor des Prager Konservatoriums. Bereits 1806 begann der nunmehr zwölfjährige Knabe in öffentlichen Konzerten aufzutreten; die großen Erfolge, die er erzielte, bewogen den Vater, ihn behufs weiterer Ausbildung 1808 nach Wien zu senden. Schon in seinem 8. Jahre hatte er sich in Kompositionen, bes. für sein Instrument, versucht, dann kontrapunktische Uebungen gemacht. Nun genoß er Albrechtsberger's Unterricht im doppelten Kontrapunkt u. Fugensatz; auch Salieri stand ihm mit Rath zur Seite. Hier entfaltete sich seine Virtuosität in glänzendster Weise, u. binnen Kurzem war M. der Mittelpunkt des Wiener Konzertlebens u. ein Liebling des dortigen Publikums. Im J. 1816 machte er seine erste Kunstreise, u. zwar durch Norddeutschland, überall Aufsehen erregend; eine zweite Reise, im J. 1820 nach den Niederlanden u. Frankreich u. dann (1821) nach England, trug nicht wenig zur Vermehrung u. Befestigung seines Ruhmes bei. In London verweilte er bis 1846 in glänzender Stellung: in den Häusern der Vornehmen u. Reichen war er viel beschäftigt als Lehrer, an der königl. Akademie der Musik wirkte er nachgehends als Professor, als Mitdirektor der philharmonischen Konzerte nahm er sich der Pflege u. Verbreitung guter Musik aufs Eifrigste an, in eigenen Konzerten befleißigte er sich der Hebung des Geschmackes durch Vorträge klassischer Werke; doch besuchte er inzwischen auch den Kontinent, so nam. 1823, bei welcher Gelegenheit er sich in den Hauptstädten Deutschlands u. in Paris hören ließ. Im J. 1846 endlich siedelte er, größtentheils auf Veranlassung Mendelssohn's, nach Leipzig über, wo er am Konservatorium als erster Professor die Oberleitung des Klavierspiels übernahm u. diese bis zu seinem am 10. März 1870 zu Leipzig erfolgten Tode führte. — Mit Hummel u. Kalkbrenner ist M. der Hauptrepräsentant jener Pianistenschule, welche man speziell die Wiener nennen kann u. welche bis in die Mitte der 30er Jahre die herrschende war. Als Komponist ist M. schwungvoll, fein empfindend u. dabei solid in der Ausführung; von seinen Hauptwerken mögen angeführt sein: seine 8 Konzerte (darunter wol das schönste das in G moll), die „Sonate mélancolique“, das Trio in C moll, das Sextett Op. 35, die Fantasie „Souvenirs d'Irlande“, die vierhändige Sonate Op. 47, das Duo für zwei Pianofortes „Hommage à Händel“, die Sonate für Klavier u. Violoncell Op. 121 u. vor allen Dingen endlich die Etuden Op. 70 u. Op. 95. Außer den Pianofortesachen hat M. eine Ouverture zu Schiller's „Jungfrau von Orleans“, die Musik zu einem Ballet „Die Portraits“ u. verschiedene Hefte Lieder verfaßt. — Vgl. „Aus M.' Leben. Nach Briefen u. Tagebüchern herausgeg. v. seiner Frau“ (2 Bde., Lpz. 1872).



Nr. 4227. Johann Michael Moscherosch (geb. 5. März 1601, gest. 4. April 1669).

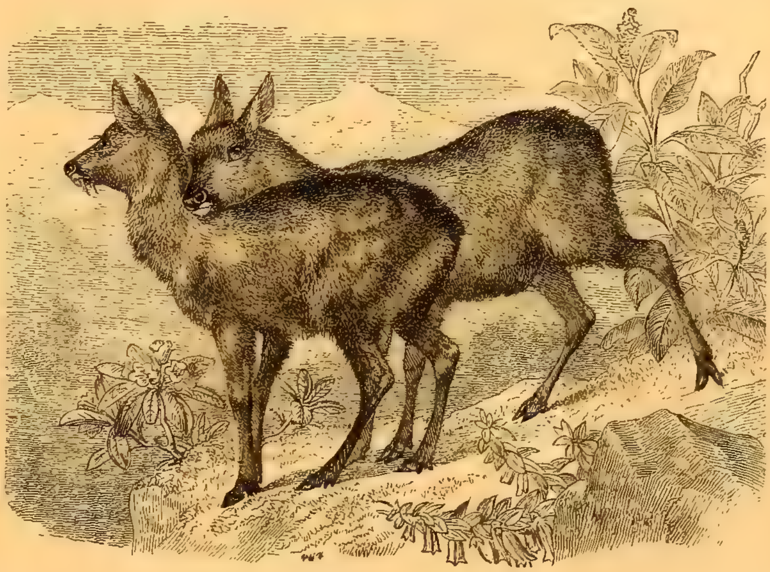
Moscherosch, Johann Michael, ausgezeichneter deutscher Satiriker; entstammte einer aragonesischen Familie, die den Namen Musenrosh führte u. von der einige Glieder zu Karl's V. Zeit nach Deutschland gekommen waren. Geb. 5. März 1601 zu Wilstädt in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg unweit Straßburg, wurde M. protestantisch erzogen, besuchte die Schule in Straßburg u. seit 1620 die dortige Universität, um die Rechte zu studiren, machte 1624 eine Reise nach Frankreich u. wurde nach seiner Rückkehr Erzieher der jungen Grafen von Dachsburg u. fungirte seit 1630 als Amtmann an verschiedenen Orten. Die Kriegszeit brachte auch ihm schwere Leiden: er verlor zwei Frauen, wurde dreimal ausgeplündert, verfiel in schwere Krankheit u. hatte mit Nahrungssorgen zu kämpfen, die ihn sogar einmal zwangen, neben seinem Amte zum Ackerbau zu greifen; dazu gesellten sich persönliche Verfolgungen, so daß M. endlich nach Straßburg flüchtete, wo er nicht lange nachher Sekretär u. Fiskal der Stadt wurde. 1656 folgte er einem Rufe nach Hanau als Geh. Rath, rückte zum Präsidenten der Kammer u. Kanzlei auf, fand sich aber, durch Haß u. Neid ränkevoller Menschen belästigt, bewogen, seine Aemter niederzulegen, trat in die Dienste des Kurfürsten von Mainz, wurde 1664 von der Landgräfin von Hessen nach Kassel berufen u. starb auf einer Reise zu Worms 4. April 1669. — M. war ein überaus fleißiger Schriftsteller in verschiedenen Sprachen;

z. B. gab er in den 30er Jahren 6 Centurien lat. Epigramme heraus. Sein Hauptwerk aber, zugleich das berühmteste u. eines der besten Bücher des ganzen 17. Jahrh., sind die „Wunderlichen u. wahrhaftigen Gesichte, d. i. Strafschriften", die er unter dem Namen Philander v. Sittewald herausgab (14 Gesichte, zuerst einzeln erschienen, dann gesammelt 1645 u. oft, vielfach nachgedruckt u. durch Zuthaten Fremder entstellt; eine neue Ausgabe begann Dittmar, Bd. I, Th. 1, Berl. 1830), ein Buch, zu dem M. die Anregung von den „Sueños y discursos" des Francisco de Quevedo Villegas (1628) empfangen zu haben bekennt, von welchem aber der weitaus größte Theil sein volles Eigenthum ist. In den „Gesichten" stellt M. die Sitten seiner Zeit satirisch dar, geißelt das Modewesen, die Fremdennachäfferei ꝛc., bleibt aber nicht bei der Sittenlehre stehen, sondern geht zur politischen Lehre über u. zeigt sich als einen Mann von reichen Kenntnissen u. Erfahrungen u. von warmem vaterländischen Sinn. In den eingewobenen lyrischen Gedichten erinnert M., der seit 1645 unter dem Namen „Der Träumende" Mitglied des Palmenordens war, in Stil, Sprache u. Versbau vielfach an das Volkslied des 16. Jahrh. Von seinen zahlreichen sonstigen Werken, die zum Theil zu ganz praktischen Lehr- u. Schulzwecken geschrieben sind, verdient bes. seine „Holländische Sibylle" (1647), eine aus dem Holländischen übersetzte eifrige Warnung vor der Politik Frankreichs, sowie die prächtige Schrift „Insomnis cura parentum. Christliches Vermächtnuß u. schuldige Vorsorg eines treuen Vatters" (Straßb. 1643 u. öfter) genannt zu werden.

Moschos aus Syrakus, ein bukolischer Dichter, blühte im 3. Jahrh. v. Chr. Wir besitzen von ihm noch 4 größere u. 4 kleinere Idyllen, Gemälde aus dem Gemüthsleben der Naturmenschen (meist mit den Werken Theokrit's u. Bion's zusammen herausgegeben).

Moschus (Bisam). Dieser, durch seinen starken, lang anhaltenden Geruch ausgezeichnete Stoff ist ein Sekret, welches sich nur bei dem männlichen Moschusthier (s. d.) in einem besonderen Beutel (Moschusbeutel) absondert. Der Moschusbeutel besteht aus mehreren Häuten u. enthält den M. als eine körnig krümlige, dunkelrothbraune bis schwarze Masse. Die nach außen gekehrte Seite des Beutels ist mit rauhen Haaren dicht besetzt, welche in der Mitte des Beutels, wo eine Oeffnung sich befindet, durch welche das Thier den M. entleeren kann, in einem Wirbel angeordnet sind. Die Beutel werden mit einem Theile der Bauchhaut abgeschnitten u. getrocknet mit ihrem Inhalte in den Handel gebracht. Man hat verschiedene Sorten, als die beste gilt der chinesische od. tonkinesische M. (Moschus tonquinensis), dann folgt der sibirische, auch russischer od. cabardinischer (Moschus cabardinus) genannt; ersterer kommt aus China u. den östlichen Himalajaländern; letzterer aus der Mandschurei u. Sibirien; die Länder südlich vom Himalaja liefern eine dritte, geringere Sorte, den bengalischen M. Die ganzen noch gefüllten Beutel heißen bei den Droguisten Moschus in vesicis, der entleerte M. ohne Beutel dagegen Moschus ex vesicis. Nicht selten kommt es vor, daß der M. verfälscht wird, indem man die Beutel theilweise entleert u. mit anderen werthlosen, ähnlich aussehenden Substanzen wieder füllt; denn der M. hat einen sehr hohen Preis. Früher wurde der M. viel in der Arzneikunde verwendet, jetzt dient er fast nur noch als Parfüm, zu welchem Zwecke man ihn mit verdünntem Spiritus auszieht, der den Geruch aufnimmt; die so erhaltene dunkelbraune Flüssigkeit heißt **Moschustinktur** od. **Moschusessenz.** Ueber die physiologische Rolle, die der M. im Organismus des Thieres spielt, ist noch nichts bekannt; doch scheint es, daß dieses Sekret mit den Geschlechtsfunktionen des Thieres in Zusammenhang steht. — Auch im Pflanzenreiche ist der Moschusgeruch vertreten; bekannt ist bes. das Moschusblümchen (Mimulus moschatus) u. das in unsern Laubhölzern heimische Moschuskraut (Adoxa moschatellina). Im Kanton Graubünden wird die Moschusgarbe (Achillea moschata) zur Bereitung eines aromatischen Liköres (Iva) benutzt. Endlich muß die aus Mittelasien stammende Moschus- od. Sumbulwurzel (Radix sumbuli, die Wurzel einer Umbellifere, Archangelica moschata) den M. ersetzen.

Moschusthiere. Nach der eigenthümlich riechenden Substanz Moschus (s. d.) werden eine Anzahl Thiere verschiedener Klassen als M. bezeichnet, welche nicht immer diese Substanz wirklich absondern. Das eigentliche M. (Bisamthier, Bisamreh, Moschus moschiferus) ist ein ungehörnter, meterhoher Zwerghirsch, dessen Männchen lange, nach unten weit vorragende Eckzähne im Oberkiefer hat u. in der Nabelgegend einen Drüsenbeutel (den Moschusbeutel) trägt, in welchen der Moschus abgesondert wird. Dieses M. bewohnt die bergigen Gegenden Asiens u. wird mit Hunden gejagt od. in Schlingen gefangen. Sein Fleisch wird gegessen; vor den andern Arten derselben Gattung (od. der Untergattung Tragus), wie dem Napu, dem Kantchil, zeichnet sichs durch die lange, grobe Behaarung aus, auch fehlt jenen der Moschusbeutel. — Von anderen, als Moschus- od. Bisamthiere bezeichneten Thieren ist zunächst das Moschusschwein (Bisam-, Nabel-, Warzenschwein, Pekari, Dicotyles) der südamerikanischen Urwälder zu nennen, eine Schweinegattung, die durch eine, starkriechende Feuchtigkeit absondernde Drüse auf dem Kreuze ausgezeichnet ist, sodann der Moschusochse (Bisamstier, Bos moschatus), ein blos rehgroßer, zottig langhaariger, kurzbeiniger u. kurzschwänziger Ochse mit behaarter Schnauze u. centnerschweren, auf der Stirn zusammenstoßenden u. am Grunde sehr dicken Hörnern, der herdenweise im hohen Norden Amerika's lebt, u. dessen moschusduftendes Fleisch nur von Indianern genossen wird. Bezüglich Moschusmaus s. „Desman", bezüglich Moschusratte s. „Bisamratte", Moschusente (Anas moschata), soviel wie „türkische" Ente, s. „Enten". — Moschusdrüsen haben (am Unterkiefer), ohne danach benannt zu sein, auch die Krokodile; ihr Inhalt bildet den Hauptgewinn der Krokodilsjagd, da das den Besitzer schon von weitem verrathende Parfüm den Berbern eine unentbehrliche Hautsalbe ist. Der Moschuspolyp (Eledone moschata, „Muscardino" der Italiener) ist ein achtarmiger Kopffüßer (Kephalopode) von 31—35½ cm. Länge, der im Mittelmeer häufig vorkommt u. dessen Beutel zur Sepiafabrikation benutzt wird. Moschusbock endlich heißt wegen seines Bisamgeruchs ein glänzendgrüner Bockkäfer (Aromia moschata).



Nr. 4228. Moschusthiere (Moschus moschiferus).

Mose. Ueber M., den Befreier des Volkes Israel aus ägyptischer Knechtschaft, giebt es sehr widersprechende Nachrichten. Nicht nur die Schriftsteller der Israeliten u. Aegypter, sondern auch eine Reihe klassischer Autoren, wie Diodor, Strabo, Justinus, Tacitus u. A. berichten über ihn. Die Angaben der Letzteren kommen jedoch kaum in Betracht, denn sie stehen den Ereignissen zu fern, schöpfen aus sehr abgeleiteten Quellen; ja sie berichten nicht nur Sagenhaftes, sondern auch viel Abgeschmacktes über den Auszug der Kinder Israel aus Aegypten. Da die monumentale Literatur der Aegypter, ja vielleicht auch die der Papyrus, weit über M.'s Zeit hinaufreicht, so hätten wir am nächsten bei den Aegyptern Nachrichten über diesen Vorfall zu erwarten. Allein in den Inschriften u. Papyrus ist bis jetzt noch keine einzige Notiz aufgefunden worden, welche mit Sicherheit darauf bezogen werden könnte. Zwar will Lauth im „Papyrus Anastasi I" einen Schreiber Messu finden, welchen er für M. hält. Allein andere Aegyptologen lesen an jenen Stellen einen anderen Namen. Dafür berichtete Manethos (s. d.) über dieses Ereigniß. Sein Bericht ist bei Flavius Josephus erhalten. Derselbe erweckt jedoch wenig Zutrauen, denn er stellt nicht nur das Ganze sehr parteiisch dar, sondern erzählt ganz Unhaltbares über die einzelnen

Vorgänge beim Auszuge. Nach Manethos sind die ausziehenden Hebräer eigentlich aussätzige Aegypter. Nachdem dieselben in den Steinbrüchen haben arbeiten müssen, bekommen sie die Erlaubniß, die nach Vertreibung der Hyksos (s. d.) leerstehende Stadt Avaris zu bewohnen. Hier wählen sich die Aussätzigen einen heliopolitanischen Priester Namens Osarsiph zu ihrem Führer. Dieser giebt ihnen das Gesetz, keine Götter zu verehren, die heiligen Thiere zu essen u. nur mit den Theilnehmern an der Verschwörung zu verkehren. Hierauf ruft er die Hyksos zurück, welche inzwischen Jerusalem gebaut haben. 200,000 Mann stark kommen sie nach Aegypten. Vor ihnen u. den 80,000 Aussätzigen zieht sich der Pharao nebst seinem Heere nach Aethiopien (Meroë) zurück. 13 Jahre lang herrschen die Verbündeten im Lande. — Diese Erzählung ist völlig unhistorisch. Die späteren Hebräer verrathen in nichts einen ägyptischen Ursprung.



Nr. 4229. Mose. (Nach der Statue von Michelangelo.)

Sie würden auch nicht vergessen haben, daß sie einst über Aegypten geherrscht. So sind wir denn für unsere Kenntniß der Vorgänge auf Dasjenige angewiesen, was uns darüber die sog. Bücher Mose erzählen. Aber nicht Alles, was sie berichten, wird ohne weiteres als historisch verbürgt gelten dürfen, denn diese Bücher stammen nicht von M., sondern sind viel jüngeren Ursprunges (vgl. „Pentateuch"). Wenn wir sehen, daß viel jüngere Ereignisse als der Auszug von der Ueberlieferung mehr festgehalten worden sind, so ist es von vornherein unwahrscheinlich, daß alle Vorgänge bei demselben so bis ins Einzelnste sollten festgehalten sein, wie es jetzt in der Erzählung scheint. Vielmehr werden die späteren Schriftsteller M. u. seine Zeit vielfach nach den Vorstellungen dargestellt haben, die sie sich von dem Stifter ihrer Religion machten. Doch wird Manches auf wirklicher Ueberlieferung beruhen. So die Genealogie M.'s. Er ist nach 2. Mos. 2, 1. 6, 20 Sohn des Amram u. der Jochebed aus dem Stamme Levi. Jochebed ist eine Vaterschwester des Amram. M. ist also aus einer Verbindung entsprossen, die vom Mosaischen Gesetze verboten wird. Man würde es von dem berühmten Gottesmanne schon nicht erzählt haben, wenn es nicht wahr gewesen wäre.

Nach der Erzählung der Bibel bedrückten die Aegypter Israel damals hart. Ein Pharao, welcher nichts von Joseph wußte, wahrscheinlich Ramses II., war auf ihre stets wachsende Zahl mißtrauisch geworden. Da harte Frohnarbeiten der Vermehrung des Volkes keinen Einhalt thaten, so befahl er, alle neugeborenen hebräischen Knäblein in den Nil zu werfen. M., ein schöner Knabe, wird von seiner Mutter drei Monate lang verborgen gehalten. Als das nicht länger geschehen kann, setzt ihn die Mutter in ein Schilfkästchen u. vertraut ihn den Fluten des Nils an. Eine Schwester M.'s steht am Ufer, um sich über das Schicksal des Kindes Gewißheit zu verschaffen. Pharao's Tochter kommt baden u. findet das Knäblein. Sie erbarmt sich seiner u. übergiebt es auf der Schwester Vorschlag der Mutter zum Stillen. Als der Knabe entwöhnt ist, läßt ihn die Prinzessin an Sohnes Statt erziehen u. giebt ihm den Namen M. Groß geworden erschlägt M. im Jähzorn einen Aegypter, welcher einen Hebräer beleidigt hat. Vor dem Bluträcher entflieht er in die Wüste zu den dort nomadisirenden Midianitern u. wird der Schwiegersohn ihres Priesters Jethro. Als er eines Tages des Schwiegervaters Herde am Horeb hütet, erscheint ihm Gott im brennenden Busche u. befiehlt ihm, nach Aegypten zurückzukehren u. vom Pharao die Freilassung der Hebräer zu fordern. Er soll das Volk versammeln u. nach Kanaan zurückführen. Zur Beglaubigung wird ihm die Fähigkeit verliehen, eine Reihe von Wundern zu verrichten. Auf Gottes Gebot kehrt denn M. mit seiner Familie nach Aegypten zurück. Der Pharao (wahrscheinlich Mernephthah I. um 1320 v. Chr.) weigert sich, das Volk ziehen zu lassen, ja bedrückt es aus Trotz noch härter. Zur Strafe dafür kommt eine Reihe von Plagen über das Land, der Nil verwandelt sich in Blut, das Land wimmelt von Fröschen u. anderem Ungeziefer, eine Viehseuche u. eine Pest brechen aus, Hagelschlag u. Heuschreckenfraß vernichten Alles, ein dreitägige Finsterniß bedeckt das Land. Bei jeder Plage verspricht Pharao, das Volk ziehen zu lassen, zieht aber den Befehl zurück, sobald die Plage vorbei ist. Nun erfolgt die letzte u. schlimmste Plage. Alle Erstgeburt der Aegypter stirbt. Das bricht den Trotz des Königs. Der Auszug erfolgt unter Mitnahme vieles ägypt. Eigenthumes.. Von Ramses aus, wo Israel sich versammelt hatte, geht der Zug nach der sinaitischen Halbinsel. Eben erst haben die Hebräer die Gestade des Schilfmeeres erreicht, als sie von Pharao u. seinem Heere eingeholt werden. Der Befehl ist dem Aegypter leid geworden. Da reckt M.'s seinen Stab aus u. führt sein Volk trocknen Fußes durch das Schilfmeer. Die nachsetzenden Aegypter aber bedecken u. ertränken die zurückkehrenden Wogen. Unter allerhand Wundern u. im beständigen Kampfe mit der Unzufriedenheit des Volkes erreicht M. mit demselben den Sinai. Unterwegs hat er es auf den Rath seiner im Lager eingetroffenen midianitischen Verwandten geordnet u. unter bestimmte Befehlshaber vertheilt. — M. besteigt den Gipfel des Sinai u. empfängt dort das Gesetz. Während er auf dem Gipfel des Berges ist, zwingt das Volk M.'s Bruder Aaron, ihm ein goldenes Stierbild zu fertigen, in welchem es den einen Gott verehrt. Voll Zorn zerschlägt M. die von Gott geschriebenen Gesetztafeln, zertrümmert das Stierbild u. straft das Volk aufs Härteste. Doch erwirkt er ihm durch seine Fürbitte Gottes Verzeihung. Die Gesetztafeln werden erneuert, weitere Gesetze werden gegeben u. es wird die Stiftshütte aufgerichtet. Es erfolgt eine Zählung des Volkes. Ohne die Leviten sind es 603,550 streitbare Männer. Am 20. Tage des 2. Monats im 2. Jahre des Auszuges bricht das Volk vom Sinai auf u. gelangt in die Wüste Paran. Von hier aus werden Kundschafter ins Land Kanaan geschickt. Bei ihrer Rückkehr entmuthigen sie das Volk durch ihre Erzählungen über die vielen Festungen u. streitbaren riesigen Bewohner Kanaans. Infolge dessen empört sich das Volk u. will nach Aegypten zurück. Zur Strafe dafür soll keiner der am Aufstande Betheiligten das gelobte Land sehen. Alle sollen in der Wüste sterben. Vierzig Jahre soll das Volk in der Wüste bleiben. Als es trotzdem einen Angriff auf das Gebirge wagt, erleidet es eine Niederlage durch

die Amalekiter u. Kanaaniter. Nun suchen die Israeliten auf friedlichem Wege vorwärts zu kommen. Sie bitten den König von Edom um Durchlaß durch sein Gebiet. Dieser wird ihnen nicht nur verweigert, sondern es wird ihnen auch ein edomitisches Heer entgegengeschickt. Vor diesem weichen sie bis zum Schilfmeere zurück. Ueber den Rest der 40 Jahre fehlt jede Ueberlieferung. Nur das Verzeichniß der von dem Zuge zurückgelegten Stationen findet sich. Nach Ablauf der 40 Jahre erfolgt ein zweiter, geschickter disponirter Angriff. Das Gebiet der Edomiter wird im Bogen umzogen. So gelangt man ins Land der Amoriter, gegen welche M.'s Waffen glücklich sind. Die Könige Sihon von Hesbon u. Og von Basan werden geschlagen. In ihrem Gebiete läßt sich Israel nieder. Von hier aus soll nach M.'s Tode der Angriff nach Westen getragen werden. M. setzt Josua als seinen Nachfolger ein u. stirbt auf dem Gipfel des Berges Pisga, von welchem aus er das gelobte Land sieht, 120 Jahre alt. Niemand weiß sein Grab.

Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß der Verlauf des Sieges im Großen u. Ganzen richtig geschildert ist. Die spätere israelitische Geschichte bestätigt, daß die Hebräer sich zunächst im Ostjordanlande festgesetzt haben. Die Erzählung über die verlorenen Schlachten wird richtig sein, denn die Erinnerung an nationales Unglück erhält sich bes. lange. Auch so Manches aus M.'s Leben wird behalten worden sein. Gleich sein Name zeigt das. Denn M. ist aus dem ägypt. Messu (Kind) hebraisirt. Nicht das Gleiche gilt von allen Einzelheiten des Wüstenzuges. Er soll 40 Jahre gedauert haben. Schon als runde Zahl ist das verdächtig. Meint man, die Israeliten seien mit der bestimmten Absicht aufgebrochen, Kanaan zu erobern, so hat es keinesfalls so lange gedauert. So lange konnte sich das Volk in der sinaitischen Wüste nicht ernähren. Oder aber das Volk entwich aus Aegypten nur mit der Absicht, die Wüste zu erreichen. Dann wird es längere Zeit in der syrischen Wüste nomadisirt haben. Die Verbindung M.'s mit dem Stamme der Midianiter wird für historisch zu halten sein. Denn nur wenn dieser Stamm sich freundlich verhielt, konnte Israel in die Wüste entkommen. Ferner sind die Bedrückungen der Hebräer durch die Aegypter von den Inschriften u. Papyrus der Letzteren bezeugt. Es werden Apuriu, d. s. Hebräer, erwähnt, „welche Steine schleppen zur Festung des Ramses", d. i. Ramses II. (s. o.). Es finden sich ferner Abbildungen ziegelknetender Frohnarbeiter, in welchen man wol die Hebräer wiedererkennen kann. Der Durchgang durchs Rothe Meer ist ein so fest im Gedächtnisse des Volkes haftendes Ereigniß, daß man an ihm nicht wird zweifeln können. Zudem bietet die Nordspitze desselben bei Ebbe noch heute die Möglichkeit eines Durchzuges. Hingegen erheben sich gegründete Zweifel gegen die angegebenen Zahlen. Ein Volk, das über 600,000 Bewaffnete hat, muß über 2 Mill. Köpfe zählen. Ein solches konnte aber weder in Aegypten in der angegebenen Weise bedrückt noch in der Sinaiwüste ernährt werden. Die Erzählung vom goldnen Kalbe ist wol erst in späterer Zeit entstanden. Die dem ägypt. Joche entwichenen Israeliten werden sich nicht ein ägypt. Symbol errichtet haben. Auch die Stiftshütte kann in der angegebenen Weise nicht errichtet worden sein. Sie ist ein auf die Vergangenheit übertragenes, idealisirtes Abbild der Wünsche u. Bestrebungen einer späteren Zeit. Ihre Schilderung ist ja zu jenen Zeiten David's niedergeschrieben, in denen sich die Nation mit dem Gedanken an die Errichtung eines Centralheiligthums beschäftigte. Es ist ein Zukunftsgemälde. Endlich können keinesfalls alle die Gesetze, welche auf M. zurückgeführt werden, schon von ihm gegeben worden sein. Denn dieselben setzen zum größten Theil ein in festen Städten wohnendes, ackerbauendes Volk voraus. Diese Gesetze haben sich auf einem von M. gegebenen Grunde erst allmählich nach der Ansiedelung in Kanaan entwickelt u. sind zum Theil unter David's Regierung (um 1050), zum Theil aber erst unter der Josia's (641—610) kodifizirt worden. — Worin die eigentliche Lehre M.'s bestanden hat, läßt sich sonach blos erschließen. M.'s Religionsstiftung wird als Reaktion gegen die ägypt. Götterverehrung zu fassen sein. Die strenge Lehre von der Einheit Gottes, das Verbot des Bilderdienstes, das Thieropfer, alles Dieses steht im ausgesprochenen Gegensatze gegen die ägypt. Religion. Noch in einem andern Punkte frischt M. die alten religiösen Erinnerungen seines Volkes wieder auf. Er faßt seine Religionsstiftung als einen Bundesschluß mit dem Stammgott. Dafür, daß dieser das Volk unter seinen besonderen Schutz nimmt, hat dieses seinerseits das Gesetz zu halten. Das gebrochene Gesetz ist durch ein Opfer zu sühnen. Aber die ägypt. Religion hatte hinter ihrem wunderlichen, polytheistischen Formenwesen einen tief spekulativen Hintergrund; sie stellte weitgehende Forderungen einer reinen Sittlichkeit. Alles Dies genauer kennen zu lernen hatte der in der Weisheit der Aegypter erzogene M. vollauf Gelegenheit. Er wird sich den Einwirkungen der ägypt. Religion nicht gänzlich haben entziehen können. Das Zehngebot erinnert an nichts so sehr wie an ägypt. Sittensprüche. Daneben wird wol auch das reichentwickelte Ceremoniell der Aegypter den hebr. Priestern zum Muster gedient haben.

Diese Grundsätze haben erst nach u. nach im Herzen des Volkes Israel feste Wurzel gefaßt, ganz allmählich u. unter vielen Kämpfen sich weiter entwickelt. Der Volksgeist hat wiederholt gegen den Mosaismus aufs Heftigste reagirt. Später drangen noch dazu aus Syrien u. Phönikien allerhand Götterkulte ein, ja sie drangen unter den späteren Königen bis Jerusalem vor u. machten dem Mosaismus die Herrschaft in seiner Metropole streitig. Das Verdienst, den Mosaismus durch alle diese Gefahren hindurchgerettet zu haben, gebührt den hebr. Propheten (s. d.). Sie haben ihn überhaupt weiter entwickelt u. sind in einem Punkte sogar über denselben hinausgeschritten. Denn sie lehren, daß Opfer u. Gesetzeserfüllung an sich nichtig sind u. erst durch die Herzensreinigung der Menschen Werth erhalten. Aber diese Ansätze, auf welchen später das Christenthum weiterbaute, gingen im Exile zu Grunde. Nach dem Exile entwickelte sich durch Esra u. seine Genossen ein strenger, sich an das geschriebene Gesetz anschließender Mosaismus. Erst seit der Zurückführung aus dem Exile hat der Mosaismus die unbestrittene Herrschaft über das Volk Israel. Eine einseitige Weiterentwicklung nach der Seite des Gesetzes hat er durch die im Talmud niedergelegte Arbeit der Schriftgelehrten erhalten. — Vgl. auch „Talmud" u. über die späteren Sekten des Mosaismus die Artikel „Sadducäer", „Pharisäer" u. „Karäer".

Mosel (franz. Moselle, lat. Mosella), linker Nebenfluß des Rheines; entspringt im franz. Departement Vosges u. im Arrondissement Remiremont auf der westlichen Seite der Vogesen zwischen dem Drumont u. dem Elsässer Belchen aus zwei Quellbächen, die sich bei St. Maurice vereinigen. In nordwestlicher Richtung durchströmt sie nun ein prächtiges Thal u. fließt in vielfach gewundenem Laufe über Remiremont, wo sie die kleine M. od. Moselotte aufnimmt, Epinal u. Charmes bis Toul u. nähert sich hier der Maas bis auf 15 Km.; darauf wird die Richtung eine nordöstliche bis Frouard, wo die Meurthe rechts zuströmt u. die M. schiffbar macht. In einem flachen Bogen strömt die M. über Pont-à-Mousson u. Novéant, wo sie vollständig auf deutsches Gebiet tritt, nach Metz; bei Diedenhofen wendet sie sich aber nach NO. u. scheidet von Sierck bis Wasserbillig die Rheinprovinz von Luxemburg. Bei letzterem Orte nimmt sie links die Sauer u. bei Conz rechts die Saar auf, fließt dann bei Trier vorbei u. beginnt unterhalb dieser Stadt in einem engen, romantischen Thale die merkwürdigen Schlangenwindungen. Von Cochem an wird ihr Lauf gleichmäßiger; er endet bei Koblenz, wo sie sich links in den Rhein ergießt. Der bedeutendste, ihr von der Eifel zuströmende Nebenfluß ist die Kyll. Trotz der vielfachen Serpentinen ist die M. doch für den Verkehr von großer Wichtigkeit; die Dampfschiffahrt geht bis Metz. Während die Quelle von der Mündung nur 37 M. entfernt ist, beträgt die ganze Flußlänge 70 M. u. das Stromgebiet 527 □M. Kanalisirt ist die M. von der franz. Grenze bis Metz; außerdem verbindet der Rhein-Marne-Kanal die M. mit Maas u. Rhein.

Moselle (spr. Mosell'), ein ehemaliges franz. Departement, welches auf 97½ □M. 393,753 E. (1866) zählte u. aus den Arrondissements Saargemünd, Diedenhofen, Metz u. Brieg bestand; der Friede von 1871 fügte ¾ dieses Gebietes dem Reichsland Elsaß-Lothringen hinzu u. von den 423,874 Hektaren blieben nur 113,856, von den 629 Gemeinden nur 124 mit 58,404 Seelen bei Frankreich. Durch das Gesetz vom 11. Sept. 1871 wurde dieses Gebiet als Arrondissement Brieg dem neugebildeten Departement Meurthe-et-Moselle (s. d.) einverleibt.

Moselweine heißen die an der Mosel u. mehreren ihrer Nebenflüsse, nam. an der Saar in der preuß. Rheinprovinz, erbauten Weine. Die Weinpflanzungen an der Mosel selbst bedecken 5720 Hekt. u. erstrecken sich vorzugsweise von Schweich abwärts; von da bis Trarbach wachsen

die Obermoselweine u. bis Koblenz die Untermoselweine. Unter jenen stehen der Piesporter, Brauneberger, Thiergärtner, Neuberger, Josephshöfer, unter diesen der Winningener oben an; vorzügliche Weine liefert Schwarzberg u. Scharzhofberg an der Saar. Die M. sind fast ausschließlich Weißweine, leicht, von etwas erdigem Geschmack, aber vielfach von feiner Blume u. der Gesundheit sehr zuträglich. In Deutsch-Lothringen beträgt die dem Weinbau gewidmete Gesammtfläche 5918 Hekt., hiervon entfallen 3602 Hekt. allein auf den Kreis Metz (1871). Das Produkt, rothe wie weiße Weine, ist wegen der wenig rationellen Kultur nur mittelmäßig u. wird zum größten Theil im Lande verbraucht. Von den rothen Sorten sind die von Augny, Dornot, Ars, Lessy, Scy u. Guentrange geschätzt. Einige Sorten Weißwein werden nach der Champagne zur Champagnerfabrikation ausgeführt, wie auch die Weine von der mittleren u. unteren Mosel zu Schaumweinen verwendet werden.



Nr. 4230. Julius Mosen (geb. 8. Juli 1803, gest. 10. Okt. 1867).

Mosen, Julius, deutscher Dichter, geb. als Schullehrerssohn zu Marieney im sächs. Voigtlande 8. Juli 1803; studirte seit 1822 in Jena u. dann in Leipzig die Rechte, lebte von 1824—26 in Italien, ließ sich nach seiner Rückkehr in Dresden als Advokat nieder, wurde 1831 Aktuar am Patrimonialgericht Kohren, setzte aber nach dessen Uebergang an den Staat im J. 1834 seine Advokatenpraxis in Dresden fort, daneben mit dichterischen u. dramaturgischen Arbeiten beschäftigt. 1844 folgte er einem Ruf als Dramaturg nach Oldenburg, mußte aber bald infolge schwerer körperlicher Leiden von diesem Amte zurücktreten. Er starb nach langjährigem Siechthum zu Oldenburg 10. Okt. 1867. Die erste größere Dichtung, mit welcher M. an die Oeffentlichkeit trat, war das märchenhaft allegorische „Lied vom Ritter Wahn" (Lpz. 1831). Ein Gegenstück dazu bildet sein episches Gedicht „Ahasver" (Lpz. u. Dresd. 1838). Volksthümlicher u. kraftvoller als diese symbolischen Epopöen sind M.'s lyrische u. politische „Gedichte" (Lpz. 1836; 2. Aufl. 1843), von denen mehrere, insbes. „Andreas Hofer" u. „Die letzten Zehn vom vierten Regiment", zu Volksliedern geworden sind. Allzusehr in der Nebelwelt der romantischen Periode schweben seine Erzählungen „Georg Venlot" (Lpz. 1831), „Novellen" (ebd. 1837) u. „Bilder im Moose" (2 Bde., ebd. 1846); sein Roman „Der Kongreß von Verona" (2 Bde., Berl. 1842) erregte nam. wegen des darin behandelten Stoffes großes Aufsehen. Durch große ethische u. ästhetische Vorzüge zeichnen sich seine Dramen aus, ebenso durch die darin zum Ausdruck gekommene patriotische u. nationale Gesinnung, aber sie lassen die Bühnengerechtigkeit vermissen; es sind: „Heinrich der Finkler" (1836); „Cola Rienzi" (1837); „Kaiser Otto III." (1839); „Die Bräuer von Florenz" (1841); „Wendelin u. Helena"; „Bernhard von Weimar"; „Der Sohn des Fürsten" u. „Johann von Oesterreich" sowie das Lustspiel „Die Wette". Eine Gesammtausgabe der M.'schen Werke erschien 1863—64 (8 Bde., Oldenburg; neue Aufl., Lpz. 1871).

Mosenthal, Salomon Hermann, Dramendichter, geb. von jüdischen Eltern zu Kassel 14. Jan. 1821; besuchte 1840—42 die Polytechnische Schule in Karlsruhe, wurde dann Erzieher im Hause eines Bankiers in Wien, trat 1851 als Archivar beim Unterrichts- u. Staatsministerium in den österr. Staatsdienst u. ist jetzt Vorstand der Bibliothek des Unterrichtsministeriums in Wien. M. hat ein entschiedenes dramat. Talent. Gleich sein erstes Stück, 1849 zuerst aufgeführt, lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn: es war das Volksschauspiel „Deborah" (Pest 1850). Auch seine übrigen dramatischen Dichtungen haben nicht unbedeutenden Erfolg gehabt: „Ein deutsches Dichterleben" (Künstlerdrama nach Otto Müller's gleichnam. Roman); „Gabrielle von Precy"; „Cäcilie von Albano"; „Der Sonnenwendhof" (Lpz. 1856; 2. Aufl. 1868); „Das gefangene Bild"; „Düweke"; „Die deutschen Komödianten"; „Pietra"; „Der Schulz von Altenbüren"; „Isabella Orsini"; „Maryna"; „Madelaine Morel" u. „Die Sirene". Auch lieferte er eine Reihe von Operntexten, z. B. zu Nicolai's Oper „Die lustigen Weiber von Windsor", zu Kretschmer's „Folkungern" ꝛc. u. gab seine „Gesammelten Gedichte" (Wien 1866) heraus. Eine Skizze seines Lebens lieferte M. für Lindau's „Gegenwart" (1874).

Moser, Johann Jakob, Rechtsgelehrter u. Publizist, geb. zu Stuttgart 18. Jan. 1701; studirte seit 1717 in Tübingen u. wurde daselbst 1720 außerord. Professor der Rechte. Seit 1721 nahm er wiederholt seinen Aufenthalt in Wien, wo er zwar, da er nicht katholisch werden wollte, keine Anstellung, aber im Reichsvizekanzler Grafen von Schönborn einen Gönner fand u. sich in publizistischen Arbeiten übte. 1726—36 stand er als Wirklicher Regierungsrath in württ. Diensten, wirkte aber auch 1727—33 als ord. Prof. der Rechte wieder in Tübingen u. war eine Zeit lang ganz ohne Amt. Die drei nächsten Jahre lehrte er, zum preuß. Geh. Rath ernannt, als Direktor der Universität u. Ordinarius der Juristenfakultät in Frankfurt a. d. O. Dann lebte er als Privatmann großentheils zu Ebersdorf im Reußischen u. seit 1749, nachdem er kurze Zeit Chef der landgräflichen Kanzlei in Hessen-Homburg gewesen, in Hanau. Hier legte er eine Staats- u. Kanzleiakademie für junge Männer an, doch schon 1751 gab er, wiewol ungern, dieses Unternehmen auf, da er als Landschaftskonsulent nach Stuttgart berufen ward. Als später zwischen dem Herzog u. den Landständen Zerwürfnisse eintraten, gerieth M. in den Verdacht, die gegen den Herzog gerichteten Schriften abgefaßt zu haben: er ward verhaftet u. 1759 auf die Festung Hohentwiel in sehr strengen Gewahrsam gebracht. Erst nach 5 Jahren erhielt er infolge eines Reichshofrathsschlusses seine Freiheit wieder. Seitdem privatisirte er in seiner Vaterstadt, wo er auch 30. Sept. 1785 starb. M.'s Hauptverdienst ist, daß er den Grund zu einer freisinnigeren Behandlung der Staatswissenschaft, insbes. des Staatsrechts, legen half, wie denn auch seine bedeutendsten Werke das (alte) „Deutsche Staatsrecht" (50 Bde., nebst 2 Suppl.-Bdn. u. 1 Bd. Register, Nürnb. 1737—54) u. das „Neue deutsche Staatsrecht" (21 Bde., Stuttg. u. Frankf. 1761—75) sind. Das positive europäische Völkerrecht brachte er zuerst in ein System. Auch verfaßte er eine anziehende Selbstbiographie (4 Bde., Frankf. u. Lpz., 3. Aufl., 1777—83). Vergl. Schulze, „J. J. Moser, der Vater des deutschen Staatsrechts" (Lpz. 1869). — Friedrich Karl, Frhr. **v. M.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Stuttgart 18. Dez. 1723; studirte in Jena, wurde 1747 in Hessen-Homburg Kanzleisekretär u. 1749 Hofrath, ging aber bald darauf mit seinem Vater nach Hanau, wo er mit an dessen Staats- u. Kanzleiakademie lehrte. Nach dem Eingehen dieser Anstalt trat er in hessen-kass. Dienste u. wurde Gesandter beim oberrheinischen Kreise sowie bei mehreren kleinen deutschen Höfen. 1763 erneuerte der Kaiser seinen Familienadel u. 26. Jan. 1765 erhob er ihn in den Freiherrnstand. Zwei Jahre später ward M. Reichshofrath in Wien u. nicht lange nachher Verwalter der kaiserl. Grafschaft Falkenstein. Seit 1772 erster Staatsminister, Präsident sämmtlicher Landeskollegien u. Kanzer in Hessen-Darmstadt, fiel er 1780 in Ungnade u. wurde erst nach dem 1790 erfolgten Regierungswechsel rehabilitirt u. wieder in den Besitz seines eingezogenen Vermögens gesetzt. Er starb in Ludwigsburg 10. Nov. 1798. In seinen zahlreichen Schriften hat M. mit kühnem Freimuth

für Recht, Freiheit u. Anerkennung der Menschenrechte gekämpft, viele Uebelstände in den staatlichen u. bürgerlichen Verhältnissen der Zeit gerügt u. sich weder gescheut, den Fürsten selbst die Wahrheit zu sagen noch die Schliche u. Ränke gewissenloser Diener aufzudecken. Folgende Schriften von allgemeinerem Interesse gehören zu seinen bemerkenswerthesten: „Der Herr u. der Diener" (Frankf. 1759); „Beherzigungen" (ebd. 1761); „Gesammelte moralische u. politische Schriften" (ebd. 1763 u. 64); „Vom deutschen Nationalgeiste" (ebd. 1765); „Reliquien" (ebd. 1766); „Patriot. Archiv für Deutschland" (12 Bde., Frkf. u. Lpz. 1784—92); „Neues patriot. Archiv" (2 Bde., Mannh. 1792—94); „Geschichte der Waldenser" (Zür. 1798) u. „Luther's Fürstenspiegel" (neue Ausgabe von Meyer, Frkf. 1834).

Moser, Gustav v., beliebter Lustspieldichter der Gegenwart, geb. 11. Mai 1825; erhielt seine Erziehung im Kadettenhause zu Berlin, wurde 1843 Leutnant im preuß. Gardeschützen-Bataillon, nahm aber 1856 nach seiner Verheirathung den Abschied u. ging zur Landwirthschaft über. Erst die Einsamkeit des Landlebens brachte ihn auf den Gedanken, sich auf dem dramatischen Gebiete zu versuchen. Damals schrieb er die Lustspiele u. Schwänke „Ein weiblicher Husar"; „Ein moderner Barbar"; „Vernachlässigt die Frauen nicht!"; „Wie denken Sie über Rußland?"; „Jedem das Seine"; „Moritz Schnörche"; „Aus Liebe zur Kunst"; „Ich werde mir den Major einladen"; „Wenn man Whist spielt"; „Sonntagsjäger" (letzteres mit Kalisch) ꝛc., die zum Theil allgemein bekannt geworden sind. 1862 erbte er von seinem Schwiegervater das Gut Holzkirch bei Lauban in Schlesien u. er beabsichtigte nun, sich ganz der Landwirthschaft zu widmen, doch nahm er nach 6 Jahren die Schriftstellerei wieder auf. Die Stücke seiner zweiten Produktionsperiode haben fast alle glänzende Erfolge erzielt. Zu nennen sind von den kleineren: „Kaudel's Gardinenpredigten", „Hypothekennoth", „Die Sünderin", „Die Versucherin", „Die Gouvernante" u. „Wie denken Sie über Rumänien?", von den größeren: „Der Registrator auf Reisen", „Graf Rakozi", „Das Stiftungsfest", „Der Elephant", „Ultimo" u. „Der Veilchenfresser". M.'s größte Stärke beruht in der Erfindung komischer Situationen u. wirksamer Wendungen, u. die Heiterkeit, welche diese hervorrufen, läßt den Zuschauer gern über manche Unwahrscheinlichkeiten u. andere Schwächen in seinen Stücken hinwegsehen.

Moser, Heinrich, schweiz. Uhrmacher u. Großindustrieller, ein Sohn des Stadtuhrmachers, Stadtrichters u. Kantonalraths Erhard M. in Schaffhausen, geb. daselbst 12. Dez. 1805; ging nach $3^1/_2$jähr. Lehrzeit bei seinem Vater nach Locle, an welchem Hauptsitze aller Kunstgeheimnisse der Uhrmacherzunft er sich weiter ausbildete, u. wendete sich vier Jahre später nach Petersburg, wo er sich durch Fleiß u. Geschicklichkeit Kredit, Ruf u. Vermögen erwarb, so daß er ein Zweiggeschäft in Moskau gründen u. mit der Uhrenfabrikation auch einen ausgedehnten Uhrenhandel verbinden konnte. Nachdem er 1848 nach Schaffhausen zurückgekehrt war, begann er hier den darniederliegenden Handel durch große Wein- u. Getreidegeschäfte zu heben, baute einen neuen Kanal im Rheinbett, in den er die erste Turbine stellte, legte eine Fabrik von Schwarzwälder Holzuhren an, betheiligte sich an der Gründung einer Dampfschiffahrtsgesellschaft u. führte schließlich unter den mannichfachsten Kämpfen u. Hindernissen das großartige Projekt aus, die Wasserkräfte des Rheinfalls oberhalb Neuhausen in einem kühnen Turbinenbau einzufangen u. so in umfassendster Weise auszubeuten.

Möser, Justus, einer der ersten u. bedeutendsten deutschen Publizisten, geb. 14. Dez. 1720 als Sohn des Kanzleidirektors u. Konsistorialrathes Johann Zacharias M. in Osnabrück; studirte 1740—42 in Jena u. Göttingen die Rechte u. ward dann Advokat in seiner Vaterstadt, die ihm 1747 die ehrenvolle Stelle eines Advocatus patriae übertrug. Als solcher mußte er die Rechtshändel der Regierung führen u. sie den Ständen gegenüber vertreten; später ward M. Sekretär u. Syndikus der Ritterschaft u. 1768 Geheimer Referendar. Während des Siebenjährigen Krieges wußte er mit großem diplomatischen Geschick die Unterhandlungen mit den Engländern u. Franzosen zu führen u. die dem Lande auferlegten Kontributionen beträchtlich zu ermäßigen. Nach dem Tode des Bischofs u. Kurfürsten Clemens August (1761) begab sich M. nach London, um die Verhandlungen wegen der Wahl des engl. Prinzen Friedrich zum protest. Bischof von Osnabrück zu leiten, u. war dann während der Minderjährigkeit dieses neuen Regenten die Seele der Regierung u. Verwaltung des kleinen Staates, während die Vormundschaft selbst in den Händen König Georg's III. lag; 1783 erhielt M. nach dem Regierungsantritt des Fürstbischofs den Titel eines Geheimen Justizrathes u. starb an einem Nervenleiden 8. Jan. 1794. Durch seine „Osnabrückischen Geschichten" (2 Bde., 1768—80, bis 1192 reichend; Bd. 3, aus seinem Nachlaß herausgegeben von Stüve, reicht bis 1250) ward M. der Begründer der neueren deutschen Geschichtschreibung, insofern er die Entwicklung des Volkes zu seiner Hauptaufgabe machte u. zuerst versuchte, mit der Staatsgeschichte auch die Geschichte der Religion, der Rechtsverhältnisse, der Philosophie, der Künste u. schönen Wissenschaften zu verbinden. Das zweite Hauptwerk M.'s sind die „Patriotischen Phantasien", eine Zusammenstellung der kleineren Aufsätze, welche M. seit 1768 in den Osnabrücker „Intelligenzblättern" hatte erscheinen lassen u. die seine Tochter, Frau v. Voigt, 1774 sammelte (Berl. 1778—86). M. wollte durch diese Artikel das Interesse u. Verständniß des Landmanns u. Stadtbürgers für die Regierungsangelegenheiten erwecken, ihn über soziale u. wirthschaftliche, polit. u. relig. Fragen aufklären u. ihn lehren das Gegenwärtige an der Hand der Geschichte zu verstehen u. zu beurtheilen.



Nr. 4231. Justus Möser (geb. 14. Dez. 1720, gest. 8. Jan. 1794).

In diesen Aufsätzen zeigt sich M. als ein bewundernswürdiger Volkspädagog, nicht minder als ein eben so scharfsichtiger Nationalökonom u. freisinniger Jurist. Daß in Osnabrück 1788 die Tortur abgeschafft wurde, war ihm zu verdanken; mit Begeisterung kämpfte er für die Aufhebung der Leibeigenschaft u. Keiner vor ihm hat die Geschworenengerichte als nothwendigen Ausdruck eines gesunden Rechtslebens gefordert. Unter den deutschen Stilisten des 18. Jahrh. nimmt M. eine hervorragende Stelle ein; fast klassisch war er in humoristischer Darstellung; sein in Gottsched'schem Stile geschriebenes Schauspiel „Arminius" (1748) hatte keinen Erfolg. M.'s Vaterstadt ehrte ihn durch ein 12. Sept. 1836 errichtetes Denkmal. Verschiedene kleinere Abhandlungen gab Nicolai als „Vermischte Schriften" mit des Verfassers Biographie heraus (2 Bde., Berl. 1797—98); eine Ausgabe der „Sämmtlichen Werke" besorgte Abeken (10 Bde., 2. Aufl., Berl. 1858); die „Patriotischen Phantasien" sind von R. Zöllner neu herausgegeben (Lpz. 1871). — Vgl. Kreyssig, „J. M." (Berl. 1857).

Moshaisk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Moskau mit 4000 E., liegt am rechten Ufer der Moskwa u. treibt Baumwollweberei; 7. Sept. 1812 wurde hier zwischen Franzosen u. Russen die überaus blutige Schlacht geschlagen, welche auch nach dem Dorfe Borodino od. nach dem Flusse Moskwa benannt wird.

Mosheim Johann Lorenz v., luther. Theolog u. berühmter Gelehrter, geb. 9. Okt. 1694 (doch ist das Jahr ungewiß) zu Lübeck; studirte von 1716 an zu Kiel u. erregte schon damals durch seine Schriftstellerei wie durch seine Predigten Aufmerksamkeit. 1718 wurde er Magister, 1719 Beisitzer der philosophischen Fakultät, 1723 als ordentl. Prof. der Theologie nach Helmstädt berufen, 1726 u. 27 zugleich zum Abt zweier Klöster ernannt u. mit Ehren u. Einkünften überhäuft. 1747 folgte er einem Rufe an die Universität Göttingen, an deren Stiftung u. Einrichtungen er einen großen Antheil gehabt hatte; zuvor hatte man eigens für ihn die Würde eines Kanzlers (als Direktors der Universität) geschaffen. Hier starb M. 9. Sept. 1755. Mit Recht galt M. neben Leibniz als der vielseitigste Gelehrte seiner Zeit, zugleich aber auch als einer der geschmackvollsten Schriftsteller in deutscher u. lat. Sprache. Der Umfang seiner schriftstellerischen Arbeiten ist staunenerregend; abgesehen davon, daß er in verschiedenen theologischen Fächern bahnbrechend gewirkt hat, fand er auch Zeit zur Uebersetzung umfänglicher Werke des Auslandes. Obenan steht seine Bearbeitung der Kirchengeschichte („Institutiones historiae ecclesiasticae“, zuerst Frankf. u. Lpz. 1726; 4. verbesserte Aufl. 1755). In England hat dieses Werk, welches M. den Ehrennamen des „Vaters der neueren Kirchengeschichte“ einbrachte, lange Zeit fast alle anderen Lehrbücher verdrängt. Die Dogmatik bearbeitete er in der „Sittenlehre der heil. Schrift“ (5 Bde., Helmstädt 1735—53; 3. Aufl. 1742 ff., Bd. 6—9 von Miller). Seine Schriften zur Auslegung des Neuen Testaments sind zum Theil aus seinem Nachlaß herausgegeben worden; bes. groß aber war sein Einfluß auf dem Gebiete der Kanzelberedsamkeit, auf welchem er zuerst wieder künstlerischem Geschmack Eingang verschafft hat (sieben Bde. seiner „Heiligen Reden“ erschienen Hamb. 1725 ff. u. öfter).

Mösien, eine röm. Provinz, die im N. von der Donau, im W. von dem Flusse Drinus, im S. von den Gebirgen Skordus u. Hämus, im O. vom Pontus Euxinus begrenzt wurde. Die Unterwerfung M.s fällt wahrscheinlich in das Jahr 29 v. Chr. Unter Domitian od. zu Anfang der Regierung Trajan's wurde die Provinz in Ober- u. Untermösien getheilt, von denen jene den westlicheren, diese den östlicheren Strich umfaßte. Unter Aurelian erhielt der mittlere Theil M.s von den hierher verpflanzten Daciern den Namen Dacia Aureliani. M. wurde von mehreren zum thrakischen Stamme gehörenden Völkerschaften bewohnt, nam. von Triballern, Skythen, Peucinern, Troglodyten, Dardanern, Tricornensern, Picensiern, Crobygern ꝛc. Die bedeutendsten Städte waren in Obermösien Singidunum (jetzt Semlin od. Belgrad?), Tricornium, Margum, Viminacium, Egeta, Zanes, Dorticum, Naïssus (j. Nissa), Scupi-Tauresium, Serdica, Pantalia; in Untermösien Variana, Valeriana, Oescus (j. Oreszowitz), Nikopolis, Transmarisca, Dorostolum (j. Silistria), Cibistus, Eumenia, Aegissus, Halmyris, Dinogetia, Pons Darei, Istropolis, Tomi, Callatis, Marcianopolis, Naulochus.

Moskau (russ. Moskwa), Gouvernement im Innern Rußlands, 604 □M. mit 1,678,784 E. (1871); bildete einen Theil des ehemaligen Großfürstenthums M. u. grenzt an die Gouvernements Twer im NW., Wladimir im NO., Rjasan im SO., Tula im S., Kaluga im SW. u. Smolensk im W. Der Boden bildet eine fruchtbare, wellenförmige Ebene, welche von zahlreichen, zum Gebiet der Wolga gehörigen Flüssen bewässert wird. Die Wolga selbst berührt das Gouvernement nur auf einer kurzen Strecke der nördl. Grenze. Der wichtigste Strom ist ihr Nebenfluß Oka, der die südl. Grenze bildet, hier die Moskwa aufnimmt u. aus dem Gouvernement selbst noch die Kljasma erhält. Gartenkultur u. Landwirthschaft sind eben so hoch entwickelt als die Industrie, welche nam. Webwaaren in Wolle, Baumwolle u. Seide, Metallwaaren, Talg, Porzellan, Leder, Thonwaaren, Papier ꝛc. erzeugt. Der Handel ist bes. auf den schiffbaren Flüssen ein sehr bedeutender. Nächst der Hauptstadt M. (s. d.) sind die wichtigsten Orte Ssergijewskij Possad mit 24,527 E. mit großer Porzellan- u. Fayence-Fabrikation, Kolomna mit 19,890 E., welche seidene u. halbseidene Waaren fabriziren, u. Sserpuchow mit 14,172 E. (1871).

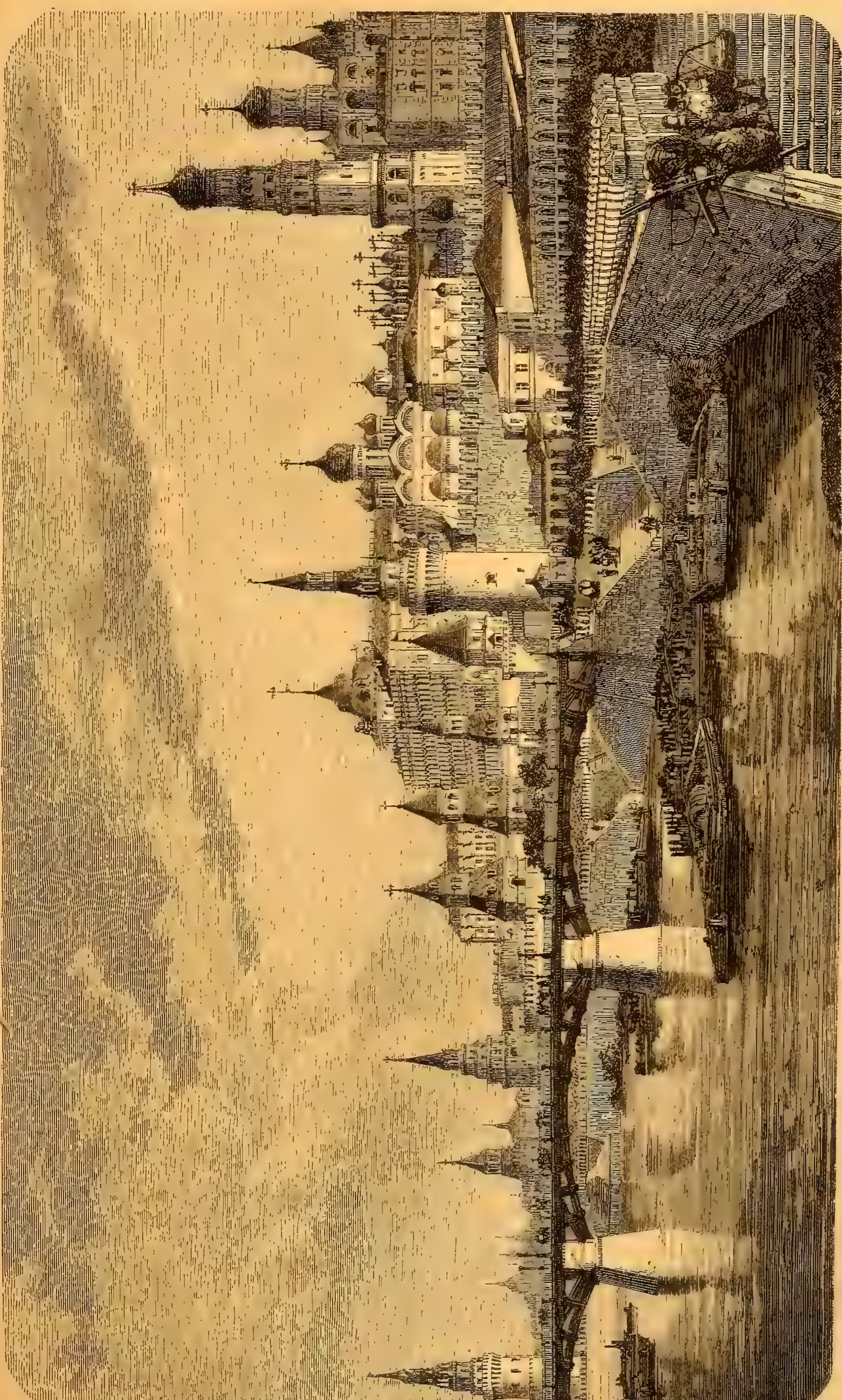
Moskau (russ. Moskwa), zweite Haupt- u. Residenzstadt des Russ. Reiches, liegt ziemlich in der Mitte Altrußlands u. ist zugleich Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements. Die Moskwa durchströmt M. in 3 Spiralen u. nimmt hier einige zum Theil überbaute Bäche auf; die Umgegend ist eine wohlangebaute, wellenförmige Ebene. Von den umliegenden Höhen gewährt die Stadt in ihrer gewaltigen Ausdehnung, mit ihren Hunderten von Kirchen u. ihren großartigen Palästen u. dem seltsamen Baustil der verschiedenen Zeiten u. Nationen einen eben so originellen als großartigen Eindruck. Die Ausdehnung M.'s ist dadurch sehr vergrößert worden, daß innerhalb der Stadt selbst kultivirte Bodenflächen von beträchtlichem Umfange die einzelnen Viertel scheiden. Die Zahl der Einwohner ward 1869 auf 399,321, 1871 dagegen auf 611,970 angegeben, in letzterer Zahl ist wahrscheinlich aber die Bevölkerung einer Menge von Vororten u. Dörfern der Umgebung inbegriffen. In der Bauart, dem Kontraste dichtbevölkerter Stadttheile u. öder Flächen, der Verschiedenheit der Einwohner nach Tracht, Sprache u. Sitte zeigt M. einen halb europ., halb asiat. Charakter; ein gemeinsamer Grundton in den Elementen der Bevölkerung fehlt; das Fremde ist noch nicht assimilirt worden. M. ist noch mit alten Mauern umgeben u. besteht aus 4 Stadttheilen. Der Kreml, von einer Mauer umgeben, liegt in der Mitte der Stadt u. am nördl. Ufer der Moskwa u. enthält die wichtigsten kirchlichen Gebäude der Stadt, so die 1325 begründete, 1774 umgebaute Kathedrale der Himmelfahrt, die Krönungskirche der russ. Kaiser, die Kathedrale des Erzengels Michael mit den Grabstätten der meisten Herrscher Rußlands, die von 9 vergoldeten Kuppeln überragte Kathedrale der Verkündigung, die prachtvollste Kirche der Hauptstadt, das Tschudow-Kloster u. außerdem noch den Waffenpalast, den sog. Eckigen Palast u. das Arsenal. Im O. umgiebt den Kreml das Quartier Kitaigorod, ebenfalls von einer Mauer umschlossen, der Sitz des Handels u. der Gewerbe, denen der riesige Kaufhof gewidmet ist. In weiterem Halbkreise umgiebt Kreml u. Kitaigorod Bjelgorod (d. h. die weiße Stadt) mit schönen, geraden Straßen, vielen Palästen, prächtigen Läden u. den obersten Gerichts- u. Verwaltungsbehörden u. der Universität. In einem fast vollständigen Kreise legt sich um diese 3 Stadttheile Semljanoigorod (d. h. die Erdstadt), nach einem Erdwall benannt, der sie einst umgeben, jetzt aber schönen Boulevards hat weichen müssen. Dieser ausgedehnte Stadttheil zeigt einen merkwürdigen Wechsel von Gärten u. Feldern, Hütten u. Palästen u. dazwischen weiten, unbebauten Plätzen. Diesen Charakter tragen in noch stärkerer Weise die großen Vorstädte, welche sich nach allen Seiten hin fortsetzen. Trotzdem daß der größte Theil M.'s erst in diesem Jahrhunderte nach dem großen Brande von 1812 erbaut worden ist, so mangeln doch dieser Stadt großartige, monumentale Bauwerke in modernem Stile. Kunsthistorisch am interessantesten sind die alten, im byzantinisch-russ. Baustile aufgeführten Kirchen. Die große Zahl derselben rechtfertigt vollständig den Namen „der heiligen Stadt M.“; 1875 befanden sich hier 389 christliche Kirchen, davon waren 382 griech.-orthodox u. 7 Kathedralen, ohne die noch im Bau begriffene großartige Erlöserkathedrale. Von den 21 Klöstern gehörten 14 Mönchen u. 7 Nonnen; dieselben sind theilweise von sehr großem Umfange u. reich dotirt. Außerdem giebt es aber noch zahlreiche Synagogen u. Bethäuser für die anderen christlichen Konfessionen u. Sekten u. die Mohammedaner. Zu den hervorragendsten Profanbauten M.'s gehören das große kaiserl. Theater, die Börse, das Exerzirhaus, das Adelskasino, die Triumphpforte, die Mytischtschin'sche Wasserleitung, welche der Stadt $2^1/_2$ M. weit Wasser zuführt, der Kremlpalast, das Romanow'sche Schloß, der Patriarchenpalast u. die Gebäude der Universität. — M. ist Sitz des Generalkommandanten des Militärbezirkes M., eines Civil- u. Generalgouverneurs u. eines Metropoliten, der zugleich Mitglied der Heiligen Synode ist. An höheren Unterrichtsanstalten besitzt M. eine Universität, welche im J. 1872 1588 Studenten aufwies u. mit der außer verschiedenen wissenschaftlichen Sammlungen auch eine Buchdruckerei, eine bedeutende Bibliothek, eine Sternwarte u. ein Botanischer Garten verbunden sind, eine geistliche Akademie, ein Kadettenhaus u. mehrere Gymnasien, Handelsschulen u. Lehranstalten für Künste u. Gewerbe. Die bedeutendsten wissenschaftlichen Vereine sind die kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher, die Gesellschaft für russ. Geschichte u. Alterthümer u. die Vereine für Gartenbau u. Landwirthschaft. Recht bedeutend sind die Wohlthätigkeitsanstalten, unter denen sich das 1764 von Katharina II. begründete Findelhaus, mit dem eine Anzahl anderer Lehr- u. Erziehungsanstalten in Verbindung stehen, das Irrenhaus u. die verschiedenen Waisenhäuser u. Hospitäler bes. auszeichnen. In den letzten Jahrzehnten hat sich M. auch in industrieller Beziehung sehr gehoben u. dadurch in seinem sozialen Leben einen anderen Charakter erhalten als früher, wo die Stadt ein Lieblingsaufenthaltsort des altruss. Adels war. M. ist eine der wichtigsten Fabrikstädte des Russ. Reiches geworden, bes. durch seine Fabriken von Woll-, Baumwoll- u. Seidenwaaren u. Zucker. Der durch die Anlage neuer Eisenbahnen u. die schiffbare Moskwa geförderte Handel macht M. zu einem wichtigen Speditionsplatz zwischen dem europ. u. asiat. Rußland. — M., 1147 vom Fürsten Juri Dolgoruki von Kiew gegründet, ward erst in der Mitte des 13. Jahrh. durch Michael den Tapferen Hauptstadt eines bes. Fürstenthums u. 1328 an Stelle Wladimir's Residenz der Großfürsten. Im 15. u. 16. Jahrh. verheerten die Stadt mehrmals die Lithauer, Polen u. Tataren, doch blieb M. für den orthodoxen Russen auch dann noch die Hauptstadt des Landes, als

Peter d. Gr. 1712 die Residenz nach Petersburg verlegte. Der große Brand von M. (14.—21. Sept. 1812), welcher Napoleon zum Rückzuge zwang (s. „Rußland", Geschichte), legte fast 3 Viertheile der Häuser in Schutt, kostete aber auch dem Feinde mehr als 40,000 Mann.

Moskwa, ein 54 M. langer Nebenfluß der Oka im mittleren Rußland; entspringt im östlichen Theile des Gouvernements Smolensk, durchfließt das Gouvernement Moskau mit seiner Hauptstadt u. mündet, nachdem sie ein Gebiet von 1464 □M. bewässert hat, bei Kolomna links in die Oka. Durch den Moskwakanal ist ihr oberer Lauf mit der Wolga in Verbindung gesetzt. Historisch berühmt ist die M. durch die unentschiedene, aber trotzdem furchtbare Schlacht vom 7. Sept. 1812 geworden, welche auch häufig als Schlacht von Borodino und Moshaisk bezeichnet wird. In derselben verloren die Russen unter Kutusow über $^1/_3$, die Franzosen fast die Hälfte ihrer Mannschaften; Erstere zogen sich darauf hinter Moskau zurück.

Moslem (Mehrzahl: Moslemin), s. v. w. Mohammedaner.

Mosquitoküste, ein Territorium der mittelamerikan. Republik Nicaragua mit 412 □M.; liegt am Karaibischen Meere u. erstreckt sich von Kap Gracias a Dios od. dem Delta des Segovia-Flusses bis zur Mündung des San Juan. Die von einer Menge von Strandseen bedeckte, durchweg flache Küste bietet nur eine geringe Anzahl guter Ankerplätze dar; die ihr vorgelagerte Mosquito- od. Hondurasbank, deren Tiefe im Maximum nur 80 m. beträgt, hat zahlreiche Riffe u. Klippen, welche die Schiffahrt vielfach hindern, u. die von mehreren wasserreichen Flüssen durchschnittenen u. größtentheils mit Urwald bedeckten Niederungen des Festlandes haben wegen ihrer Sumpfstrecken ein den Europäern sehr gefährliches Klima. Günstiger sind die, jedoch nur erst wenig durchforschten Plateaulandschaften, zu denen die M. nach W. ansteigt. Die Wälder sind reich an kostbaren Hölzern, von denen das Mahagoni- u. Rosenholz wichtige Handelsartikel bilden; die Savannen nähren große Herden von Rindern u. Pferden. Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Farbigen, an den Küsten aus Negern u. Zambo's, Abkömmlingen von Negern u. Indianern, welche Moscos u. Mosquitos genannt werden u. etwa 6000 Seelen zählen, im Innern aus freien Indianern, von denen die im N. dem Stamme der Karaiben angehören. Jagd u. Fischfang bilden die Haupterwerbszweige der farbigen Einwohner. Die bedeutendsten Orte der M. sind Blewfields, die Residenz des ehemaligen Königs der Mosquitos, u. San Juan del Norte od. Greytown, ein nicht unbedeutender Handelsplatz an der Mündung des San Juan. — Die M., welche im 17. Jahrh. der Sitz von Bucaniers war, kam 1665 unter engl. Protektorat, welches aber 1780 aufgegeben werden mußte; trotzdem standen



Nr. 4232. Ansicht des Kreml von Moskau.

die Könige der M. unter brit. Schutz u. behaupteten so ihre Unabhängigkeit gegen Honduras, Nicaragua u. Costa-Rica, bis 1860 auf Betrieb der Nordamerikan. Union dies Gebiet zu der Republik Nicaragua kam.

Mosquitos (a. d. Span., eigentl. „kleine Fliege"), in Südamerika übliche Bezeichnung für Stechmücken verschiedener Art, die manche Gegenden, bes. die Stromufer, geradezu unbewohnbar, die Schiffahrt aber gefährlicher machen als Schlangen, Krokodile u. Jaguare, indem ihre Stiche schlimme Hautentzündungen hervorrufen. Besonders berüchtigte Arten sind Culex cyanopterus, C. molestus, C. amazonicus u. Arten der Gattung Simulia (Weiteres s. „Mücken"). Man schützt sich vor ihnen durch Rauch, Einsalben der Haut, Gazenetze u. Schaukelstühle.

Most ist der ausgepreßte, noch nicht in Gährung übergegangene Saft der Weinbeeren (s. „Wein"); **Mostwaage** ein Aräometer, welches dazu dient, durch spezifische Gewichtsbestimmung den Gehalt des M.es an Zucker zu ermitteln.

Mostar (v. slav. most, Brücke, u. star, alt), Hauptstadt der Herzegowina mit 19,000 meist mohammedanischen E., unter denen sich 3000—3500 Griechen u. 400—500 Katholiken befinden; liegt auf beiden Seiten der Narenta im oberen Theile dieses Flußthales u. ist Sitz eines türk. Kaimakams, zweier Bischöfe, eines Mufti u. eines österreich., franz. u. russ. Konsuls. Die engen Straßen der Stadt, welche von 40 Moscheen überragt wird u. in der sich auch 2 griech. Kirchen befinden, ziehen sich mit zahlreichen Kaufläden an den Bergabhängen u. den Ufern des Flusses hin, welcher durch eine befestigte, vom Kaiser Trajan erbaute u. vom Sultan Soliman II. restaurirte steinerne Brücke in einem gewaltigen Bogen überspannt wird. M. ist der wichtigste Handelsplatz der Herzegowina u. ein Knotenpunkt mehrerer Verkehrsstraßen. Die Bevölkerung verfertigt Decken, Messer u. Waffen u. treibt Seidenzucht u. bedeutenden Weinbau. M. war einst ein röm. Standlager u. wurde von Radovoj Gost Europalato 1440 als Stadt gegründet.

Mostrich (franz. moutarde, engl. mustard) nennt man zum Genusse zubereiteten Senfteig; man benutzt hierzu gewöhnlich höchst fein gemahlenes Mehl von weißem Senf u. etwas Mehl von schwarzem Senf u. rührt dieses mit Zucker, Essig u. verschiedenen feingepulverten Gewürzen zu einem dicken Brei an, der in gut verschlossenen Büchsen od. Gläsern aufbewahrt, od. bei größeren Mengen in Fäßchen verpackt versendet wird. Bekannt ist nam. der Düsseldorfer M.

Mosul od. Mossul, Stadt in der asiat.-türk. Provinz Bagdad mit 75,000 E.; liegt am rechten Ufer des Tigris, 60 M. von Bagdad entfernt u. in der Nähe der Ruinen von Ninive (s. d.). Die alten Befestigungswerke bestehen nur noch in einer verfallenen Mauer; die Straßen im Innern sind eng u. schmuzig; keine einzige von den 20 Moscheen ist architektonisch bedeutend. Unter den Bewohnern sind nam. Kurden zahlreich; Christen u. Juden sind ebenfalls stark vertreten. Die alten berühmten Fabriken von Mousselin, welcher Stoff von M. den Namen erhalten hat, sind eingegangen; u. gegenwärtig beschränkt sich die Industrie auf Herstellung von Turbanstoffen u. Fußbekleidungen u. einige Färbereien. Doch hat der Handel mit Wolle, Hülsenfrüchten, Sesam u. Galläpfeln ziemliche Bedeutung.

Motanabbi, eig. Abultaijib Ahmed, der größte unter den späteren arabischen Dichtern, 915 zu Kufa geboren. Von niederer Herkunft, aber maßlos eingebildet, machte er in seiner Jugend einen unglücklichen Versuch, als Prophet aufzutreten. Dies zog ihm den Beinamen M., d. h. der falsche Prophet, zu. Nachher verdiente er als fahrender Sänger seinen Unterhalt, indem er Jedermann lobte, der ihn bezahlte. Neun Jahre, die ehrenvollste Periode seines Lebens, brachte er am Hofe des tapfern u. freigebigen Seifuddaula, Herrschers von Haleb, zu. Von da ging er nach Aegypten u. kehrte später nach Bagdad zurück. Im J. 965 wurde er auf dem Wege nach Schiraz von Räubern erschlagen. — M. war ein außerordentliches Talent, huldigte aber dem verdorbenen Geschmack u. den entarteten Sitten seiner Zeit. Er steht deshalb weit hinter den älteren Dichtern zurück u. verdient nicht das Lob, welches ihm die spätern Orientalen u. mit ihnen sein erster Uebersetzer Hammer-Purgstall zollen. — Der „Diwan" des M. mit dem Kommentar des Wâhidi, wurde von F. Dieterici herausgegeben (Berl. 1858—62); vgl. Dieterici, „M. u. Seifuddaula" (Lpz. 1847).

Motette, eine zur Figuralmusik gehörige kirchliche Chorgesangform in polyphonem Stile. Das Wort stammt am wahrscheinlichsten vom altfranz. od. provençalischen môt, mote (lat. mutum), Wort, Spruch, insbes. Bibelspruch; im Italienischen ist motto u. motetto daraus entstanden. Der Text der M. ist stets ein Bibelspruch. Joh. Seb. Bach verflocht den Choral in die M. Oft schließt die neuere M. auch mit einer auf den Inhalt bezüglichen, ihm noch eine besondere Bedeutung verleihenden, od. die ganze Stimmung noch zu einem endgiltigen Ausdrucke zusammenfassenden Choralstrophe. In der Katholischen Kirche erhielt die M. durch Orlando Lasso eine feste u. geregelte, altkirchlichen Vorbildern sich anschließende u. demzufolge auch ziemlich stabil gebliebene Form; von den Protestanten wurde sie mannichfaltiger behandelt. Rezitative u. Arien enthält die M. ihrem Wesen nach nicht, nur ab u. zu mehrstimmige Solosätze, die entweder ganze Stücke für sich bilden od. in den Chor eingeflochten sind. Der Doppelchor spielt eine wichtige Rolle in ihr, obligate Instrumentalmusik aber schließt sie, abgesehen von einem Orgelcontinuo in einzelnen Fällen, jederzeit aus; sie ist ihrem Ursprung u. Wesen nach a capella-Gesang. Die drei größten Meister im Motettenstil sind Palestrina, Orlando Lasso u. Joh. Seb. Bach.

Motiv, von dem spätlat. Wort motivus, „bewegend", heißt im Allgemeinen der Beweggrund zu einem Urtheil od. einer Handlungsweise; so spricht man in der Gesetzgebung von M.en, d. h. den Gründen, welche die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes veranlaßt haben. Das Zeitwort motiviren bedeutet danach: die Gründe eines Urtheils od. einer Handlung darlegen. In der Tonkunst ward M. oft geradezu für den Grundbestandtheil einer Ausführung, eines Thema gebraucht.

Motley (spr. Mottli), John Lothrop, namhafter Geschichtschreiber, geb. zu Dorchester in Massachusetts (Nordamerika) 15. April 1814; studirte in Harvard, wo er 1831 promovirte, u. setzte seine Studien in Göttingen u. Berlin fort; bereiste darauf einen großen Theil Europa's, wurde 1841 Sekretär bei der Gesandtschaft der Vereinigten Staaten in Petersburg, kehrte aber bereits 1842 nach Amerika zurück, wo er nun zunächst literarisch thätig war. Seine beiden Romane „Morton's hope" (Bost. 1839) u. „Merry Monet" (ebd. 1849) gingen spurlos vorüber. Dagegen stellte sich M. durch sein auf den gründlichsten archivalischen Studien beruhendes u. in glänzendem Stil geschriebenes historisches Werk über die Niederlande „Rise of the Dutch republic" (Lond. u. New-York 1856; deutsch u. d. Tit. „Der Abfall der Niederlande u. die Entstehung des holländ. Freistaates", 3 Bde., Dresd. 1857—60) mit der Fortsetzung „History of the United Netherlands from the death of William the Silent to the Synod of Dort" (3 Bde., 1860—67) in die erste Reihe der modernen Historiker. 1860—67 fungirte M. als Gesandter in Wien, war Juni 1869 bis Juni 1870 in gleicher Eigenschaft in London thätig, blieb dort auch nach Niederlegung seiner Stellung bis Anfang 1871, hielt sich längere Zeit im Haag auf u. kehrte dann nach Amerika zurück.

Motor (vom lat. movēre, bewegen), die Kraft, durch welche eine Bewegung hervorgebracht wird. Gewöhnlich für Kraftmaschine gebraucht.

Motten od. Schaben sind Kleinschmetterlinge (Mikrolepidopteren) mit schmalen, langgefransten Vorderflügeln, die in der Ruhe fächelförmig gefaltet od. um den schlanken Leib gerollt werden, mit oft weit vorragenden Tastern u. borstenförmigen Fühlern. Ihre meist 16beinigen Räupchen sind kahl od. unmerklich behaart, leben frei od. im Innern verschiedener (thierischer od. vegetabilischer) Substanzen u. verwandeln sich in selbstgesponnenen Hüllen von zernagten Pflanzen- od. Thierstoffen ihrer Umgebung. Zu dieser Familie zählen die Blattminirer (Minirraupen), die zwischen der Ober- u. Unterhaut von Blättern Gänge graben, die berüchtigte Kornmotte (weißer Kornwurm), Tinea granella, endlich die den Haushaltungen so gefährlichen Pelz- u. Kleidermotten (Tinea pellionella, sarcitella etc.), deren Weibchen ihre Eier im Mai an Pelzwerk, Wolle, Polsterwerk 2c. legen, worauf nach 14 Tagen die Räupchen auskriechen u. ihr verderbliches Fressen beginnen. Besser als Riechmittel, wie Pfeffer, Kampher, Insektenpulver, Mottenkraut (Ledum palustre) u. Lavendel, schützt fleißiges Ausklopfen, bes. im Frühjahr zur Zeit des Eilegens, u. im Herbst, ehe die Raupen ihre Futterale befestigt haben. Auch trockne Wärme ist ein vorzügliches Schutzmittel. Den Bienenstöcken schadet die Wachs- od. Bienenmotte (Galleria cereana), deren bis 2 cm. lange Raupen Gänge durch die Waben fressen. Bei den merkwürdigen Sackträgermotten ist Fortpflanzung durch Parthenogenesis (s. d.) nachgewiesen. In weiterem Sinne nennt man M. die Kleinschmetterlinge überhaupt, u. unterscheidet da u. a. Federmotten (Geißchen, Pterophoriden) u. Lichtmotten (Zünsler, Pyraliden); zu letzteren gehören die bes. in Süddeutschland gefährlichen Saatmotten (Scopula frumentalis). — Im Volksmunde heißen die Nachtschmetterlinge überhaupt M.

Motto (ital., vgl. Motette), ein Denkspruch, ein witziger Einfall; vorzugsweise nennt man so eine Stelle irgend eines fremden Schriftstellers, die einem Werke vorgesetzt wird, um dessen Richtung od. Inhalt anzudeuten od. in Kürze zu kennzeichnen.

Motu proprio (lat.), d. i. aus eigenem Antriebe; gegen die mit dieser Formel bezeichneten päpstlichen Reskripte ist kein Einwand zulässig.

Mouchard (franz., spr. Muschahr), Kundschafter, Polizeispion; angeblich von mouche (Fliege) herstammend, weil die Spione wie Fliegen die Auszuhorchenden umschwärmen.

Moucheron (spr. Muhscherong), Frederik, holl. Landschaftsmaler u. Zeichner, geb. 1633 zu Emden; wurde in Amsterdam Schüler von Jan Asselyn, bildete sich in Paris weiter u. ließ sich in Amsterdam nieder, wo er 1686 starb. Er malte ital. u. holländ. Ansichten von meistens sehr kaltem, schwerem Ton, oft mit Staffage von Adrian v. d. Velde od. Lingelbach. Einige seiner besten Bilder, auf denen die Staffage das Gelungenste ist, befinden sich in der Eremitage in Petersburg, andere im Louvre u. in Amsterdam. Auch sein Sohn Isaak **M.**, in Amsterdam geb. 1670 u. gest. 1744, war Landschaftsmaler u. Radirer, der die Kunstweise seines Vaters, aber in noch fahlerem Tone, nachahmte. Von seinen im Ganzen seltenen Bildern besitzt das Museum in Dresden die meisten.

Moufang, Christoph, deutscher Theolog, bez. einer der entschiedensten, übrigens auch gelehrtesten Ultramontanen, geb. zu Mainz 12. Febr. 1817; studirte seit 1834 zuerst Medizin, dann Theologie in Bonn, München, Gießen u. am bischöflichen Seminar in Mainz, empfing 19. Dez. 1839 die Priesterweihe, ward 1845 Gymnasiallehrer in seiner Vaterstadt, 1851 Regens des bischöflichen Seminars daselbst u. 1854 Mitglied des dortigen Domkapitels. 1868 u. 69 brachte er als Konsultor bei den Vorarbeiten für das Vatikanische Konzil in Rom zu. Schon vorher war er im Sinne der auf demselben gefaßten Beschlüsse thätig gewesen, u. diese Thätigkeit setzte er nach seiner Rückkehr mit immer größerem Eifer fort. Seit 1863 Vertreter des Bischofs von Mainz in der hess. I. Kammer, ist M. seit 1871 auch als Mitglied des Deutschen Reichstags thätig, wo er natürlich dem Centrum angehört.

Mouflon, s. „Schafe".

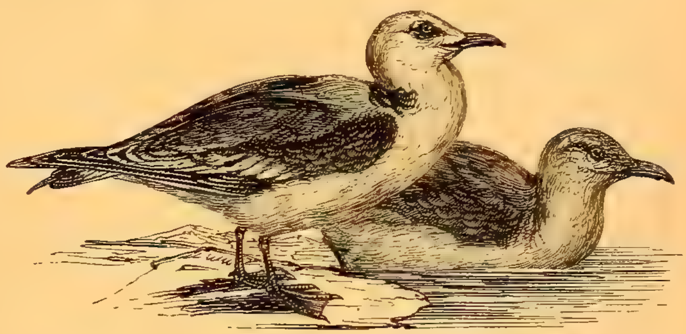
Moulins (spr. Muhläng), Hauptstadt des mittelfranz. Dep. Allier mit 19,774 E. (1872), in reizender Lage am rechten Ufer des Allier gelegen, ist Sitz eines Bischofs u. hat in der Kathedrale Notre-Dame, dem Stadthaus, dem Justizpalast (ehemaligen Jesuitenkollegium), der Präfektur u. der prachtvollen, über den Allier führenden Brücke hervorragende öffentliche Bauwerke. Die Gebäude des Lyceums dienten einst dem Kloster der Filles de la visitation, in dessen Kirche sich das schöne Mausoleum des letzten Connetable von Montmorency befindet. Außer diesem Lyceum besitzt die Stadt noch eine Realschule, eine Gewerbeschule u. ein Priester- u. Lehrerseminar. Woll- u. Baumwollspinnerei, Seidenweberei, Messerschmiederei, Gerberei u. Fabrikation von Darmsaiten u. Mehl sind die wichtigsten Zweige der gewerblichen Thätigkeit.

Mounier (spr. Muniéh), Jean Joseph, franz. Politiker, geb. zu Grenoble 12. Nov. 1751; praktizirte daselbst als Advokat, bis er sich 1783 ein Richteramt kaufte, u. wurde 1789 von der Dauphiné in die Generalstaaten gewählt, die sich dann auf seinen Antrag zur Nationalversammlung erklärten. Aber mit dem Fortschreiten der politischen Bewegung verlor dieser warme u. fähige Volksvertreter als zu gemäßigt mehr u. mehr von seinem anfänglich großen Einfluß. Noch 29. Sept. 1789 zwar zum Präsidenten der Versammlung gewählt, konnte er doch den Beschluß, dieselbe nach Paris zu verlegen, nicht verhindern u. gab daher schon 8. Okt. seine Entlassung, worauf er in die Dauphiné zurückkehrte u. dort zu einer Versammlung der Provinzialstände aufforderte. Da indeß diese von der Nationalversammlung untersagt wurde u. M. sich Verfolgungen ausgesetzt sah, so floh er nach Savoyen u. von da in die Schweiz. 1793 wandte er sich nach Sachsen-Weimar, wo er auf dem ihm vom Herzog eingeräumten Schlosse Belvedere eine Unterrichtsanstalt gründete. Nach dem 18. Brumaire kehrte er wieder nach Frankreich zurück, wurde 1802 Präfekt im Dep. Ille-et-Vilaine, 1805 Mitglied des Staatsraths u. starb zu Paris 26. Jan. 1806. Von seinen Schriften sind berühmt geworden: „Recherches sur les causes qui ont empêché les Français de devenir libres" (2 Bde., Genf 1792; deutsch von Gentz, 2 Bde., Berl. 1794) u. „De l'influence attribuée aux philosophes, aux francs-maçons et aux illuminés sur la révolution de France" (Tüb. 1801; neue Aufl., Par. 1821). — Sein Sohn, Claude Edouard Philippe, Baron **de M.**, geb. zu Grenoble 2. Dez. 1784, war u. A. seit 1809 Kabinetssekretär Napoleon's I., wurde 1819 Pair u. war seit 1820 unter dem Ministerium Richelieu als Generaldirektor der Polizei u. der Departementalverwaltung Mitglied der Regierung. Er starb zu Passy bei Paris 11. Mai 1843.

Mourmelon, s. „Chalons sur Marne".

Mousselin, ein feines taffetartiges Gewebe, ursprünglich nur aus dem feinen Haar der Kaschmirziege, welches nach der Stadt Mossul (s. d.), wo sich früher berühmte Webereien befanden, den Namen erhalten hat.

moussirende Getränke, d. h. aufbrausende, schäumende, sind solche Flüssigkeiten, welche freie Kohlensäure aufgelöst enthalten, die beim Oeffnen der Gefäße, in denen diese Getränke bereitet od. aufbewahrt werden, unter Aufschäumen der Flüssigkeit entweicht. Die Kohlensäure kann bei den m. G.n entweder durch Gährung erzeugt werden, wie dies z. B. beim echten Champagnerwein u. den moussirenden Bieren der Fall ist, od. sie wird in besonderen Apparaten durch Zusammenbringen von Magnesit (natürlicher kohlensaurer Magnesia) od. weißem Marmor (kohlensaurem Kalk) mit verdünnter Schwefelsäure entwickelt u. dann in die betreffenden Flüssigkeiten, die man moussirend haben will, geleitet; auf letztere Weise kann man künstlichen Champagner, allerhand moussirende Limonade, kohlensaures Wasser, Sodawasser, künstliche Mineralwässer u. dgl. bereiten. Hierbei hat man nur darauf zu sehen, daß die Kohlensäure, bevor sie in die Flüssigkeit tritt, gut gereinigt wird, zu welchem Zwecke bei allen diesen Apparaten Waschgefäße für die Kohlensäure eingeschalten sind, deren Inhalt von Zeit zu Zeit erneuert werden muß. Gewöhnlichen Kalkstein, Kreide u. dgl. darf man zur Entwicklung der Kohlensäure nicht verwenden, da diese Mineralien häufig bituminöse Theile enthalten, wodurch die daraus entwickelte Kohlensäure einen unangenehmen Geruch u. Geschmack erhält. Daß die m.n G. in gut verkorkten Flaschen, deren Kork mit Draht festgehalten wird, u. an kühlen Orten aufbewahrt werden müssen, ist selbstverständlich. Für den Hausgebrauch bedient man sich zur Erzeugung m.r G. häufig der sog. Gaskrüge, in welchen man die Kohlensäure aus doppelkohlensaurem Natron u. Weinsäure entwickelt.



Nr. 4233. Möven.

Moustier (spr. Mutiéh), Léonel Desle Marie François René, Marquis v., franz. Diplomat, geb. 23. Aug. 1817; stammte aus einer sehr alten u. angesehenen Familie der Franche-Comté, erhielt 1853 den Posten eines Gesandten am preuß. Hofe, von wo er im Nov. 1859 als Botschafter nach Wien ging, um im Aug. 1861 in gleicher Eigenschaft bei der Pforte beglaubigt zu werden. In Konstantinopel zeigte er sich türkenfreundlich. Von dort 1866 abberufen, übernahm er 1. Sept. dess. J. das Ministerium des Auswärtigen. Auf diesem Posten trat er insbes. für den Bestand des Kirchenstaates auf; er ließ sogar im Okt. 1867 Truppen in denselben einrücken, um ihn gegen ital. Uebergriffe zu schützen. Nachdem M. im Dez. 1868 seine Entlassung gegeben, ward er zum Senator ernannt, starb aber schon 5. Febr. 1869 zu Paris.

Möven (Laridae od. Longipennes), eine Familie äußerlich großen Schwalben ähnlicher (daher auch Seeschwalben), langflügeliger u. langgeschwänzter Schwimmvögel, deren Arten über die ganze Erde verbreitet sind. Die Hauptgattung Möve (angelsächs. maeve), Larus, ist charakterisirt durch den seitlich stark zusammengedrückten, an der Wurzel geraden, vorn mit gewölbter Spitze u. hakenförmig abwärts gebogenen Oberschnabel u. durch längliche, in der Schnabelmitte sich seitlich in freistehende Gruben öffnende Naslöcher. Die einfache Färbung des Gefieders in Schwarz, Weiß u. Grau u. dessen Veränderlichkeit nach Alter u. Geschlecht macht die zahlreichen Arten schwer unterscheidbar. Obgleich die M. gute Schwimmer sind, sind sie doch wenig schwimmend anzutreffen; sie leben gesellig u. haben gemeinsame Brutplätze. Ihre Nahrung, aus Fischen u. Weichthieren bestehend, erschnappen sie im Fluge, indem sie über die Wasserfläche hinstreichen, jedoch tauchen sie auch auf geringe Tiefen ein.

Ihrer Nahrung wegen halten sie sich vorzugsweise an der Meeresküste u. in den Flußmündungen auf. Ihre Eier sind wohlschmeckend, das Fleisch aber ist ungenießbar. Die gemeinste Art der europ. Küsten, welche zuweilen auf den Rheininseln nistet u. auch weiter hinein in die Seen u. Teiche des Binnenlandes geht, ist die schwarzköpfige Lachmöve (Larus ridibundus). Sie hat rothen Schnabel u. rothe Füße. Die Raub- od. Schmarotzermöven (Lestris) der Polarzone, die als schlechte Stoßtaucher es vorziehen, anderen Seevögeln die Beute abzujagen, unterscheiden sich von den eigentlichen M. nam. durch die Wachshaut, die den Schnabelgrund umkleidet u. unter welcher die spaltenförmigen Naslöcher liegen.

Movers, Franz Karl, bedeutender Forscher auf dem Gebiete des Phönikischen, geb. 17. Juli 1806 zu Koesfeld als Sohn eines Uhrmachers; widmete sich in Münster dem Studium der kathol. Theologie, wirkte mehrere Jahre als Pfarrer am Rhein u. wurde 1839 Professor in Breslau, wo er 28. Sept. 1856 starb. M. zeichnete sich in gleicher Weise aus durch tiefe u. umfassende Gelehrsamkeit wie durch unerschrockene Wahrheitsliebe. Den Ruhm eines feinen u. besonnenen Kritikers erwarb er sich durch seine Arbeiten über die Chronik u. den Propheten Jeremias. In seinen späteren Jahren verlegte er den Schwerpunkt seiner literarischen Wirksamkeit auf das Gebiet der phönikischen Inschriften. Auch auf diesem ist er mit dem glücklichsten Erfolg thätig gewesen. Seine Hauptwerke auf diesem Gebiete sind „Phönikische Texte“ (Bresl. 1847) sowie nam. „Die Phönikier“ (3 Bde., Bresl. 1840—56). Auch schrieb er den Artikel „Phönikier“ in der Encyklopädie von Ersch u. Gruber.

Moxa (span., spr. Mocha), Brenncylinder), ein veraltetes Mittel, um einen starken Hautreiz hervorzubringen, das in einem aus leichtbrennbaren Stoffen, bez. kegel- od. cylinderartig geformten Körper bestand, der auf die Haut aufgesetzt u. angebrannt wurde, um durch die oberhalb hervorgebrachte Verletzung u. Eiterung tiefer liegende Krankheitszustände (Gicht, Rheumatismus u. dgl.) abzuleiten. Man gebraucht den Namen auch in erweitertem Sinne für andere, durch große Hitze lokal wirkende Mittel (Kauterien), wie Glüheisen u. dgl.

Mozambique od. Moçambique (spr. Mosangbike) ist in weiterem Sinne der Name für die portugies. Besitzungen im östl. Südafrika, welche sich von der Delagoabai bis zur Mündung des Rovuma erstrecken u. auf 18,000 □M. nur etwa 300,000 E. zählen; in engerer Bedeutung der nördl. Theil derselben, welcher durch den Sambesi von Sofala, dem südl. Theil, geschieden wird. Die Grenzen nach dem Innern sind unbestimmt. Zwischen der Festlandsküste u. Madagascar liegt der 50 bis 120 M. breite M.-Kanal, durch welchen eine gewaltige Meeresströmung als Mozambiqueströmung nach S. abfließt. Die Küste ist nur an wenigen Stellen steil u. dort wegen der starken Brandung der Schiffahrt gefährlich, meist jedoch flach, an den Mündungen der Flüsse mit Mangrovewäldern bedeckt, aber an den angebauten Stellen auch fruchtbar, bes. an Reis. Die Zahl der sicheren Ankerplätze ist nicht bedeutend u. von den hier mündenden Flüssen nur der Sambesi in seinem Unterlaufe schiffbar. Die Küstenebenen erheben sich nach W. zu dem Plateau von Südafrika, welches von dem engen Thale des Sambesi durchschnitten wird u. in dem die tiefen Becken des Nyassa- u. Schirwasees eingelagert sind. Einzelne Berge erheben sich über diese theilweise dicht bewaldeten, schwach bevölkerten, aber gesunden Hochländer zu Höhen von 2000—2600 m. Die Bevölkerung besteht aus fast unabhängigen Stämmen, welche zur großen Völkerfamilie der Kaffern (s. d.) gehören. Die Verwaltung ist in sehr mißlichem Zustande u. der Besitz dieser Ländereien nur durch eine sehr geringe Truppenmacht gesichert. Die Küste ist in 6 Distrikte getheilt, über welche ein Generalgouverneur gesetzt ist; die portugies. Soldaten u. Kolonisten sind größtentheils Sträflinge. Gold, Kupfer, Elfenbein u. Thierfelle sind die wichtigsten Naturprodukte; in großem Umfange wird der Sklavenhandel noch betrieben, u. zwar unter stillschweigender Duldung der portugies. Regierung. — Die Portugiesen setzten sich hier 1498 fest u. gründeten 1508 das Fort M. auf der gleichnamigen Insel. — Die Hauptstadt **M.** mit 8500 E., von denen etwa 7000 Sklaven sind, liegt auf einer kleinen Koralleninsel u. hat einen sicheren, befestigten Hafen. Die engen Straßen werden von niedrigen weißen Häusern gebildet, unter welchen das Gouverneurshaus, ein ehemaliges Kloster, das bedeutendste ist. Der Handel mit den Negern des Binnenlandes ist nicht unbedeutend, die Ausfuhr liegt in den Händen von Arabern u. Indiern.

Mozaraber, eig. unechte Araber, heißen die christlichen Einwohner Spaniens, welche unter der Herrschaft der Araber u. mit ihnen vermischt ihrer Religion treu blieben.

Mozart, Leopold, Musiker, geb. zu Augsburg 14. Nov. 1719; studirte in Salzburg die Rechte u. erwarb sich, musikalisch tüchtig gebildet, durch Musikunterricht einen Theil seines Lebensunterhaltes. Nachgehends ward er Kammerdiener des Grafen von Thurn, 1743 Hofmusikus des Fürst-Erzbischofs zu Salzburg, 1762 Vizekapellmeister zu Salzburg u. starb das. 28. Mai 1787. Von seinen Werken sind gedruckt erschienen: eine gediegene Violinschule (Augsb. 1756 u. öfter), Klavierstücke u. Streichtrios. — Seine Tochter Maria Anna Walburga Ignatia **M.**, geb. 30. Juli 1751 zu Salzburg, zeigte schon frühzeitig entschiedenes Talent zur Musik u. konnte bei den ersten Kunstreisen der Familie M. in den J. 1762, 1763—66 u. 1767 sich als bedeutende Klavierspielerin hören lassen. Nachdem sie längere Zeit als Klavierspielerin thätig gewesen war, heirathete sie 1784 den Reichsfreiherrn Joh. Baptist v. Berchthold zu Sonnenburg, salzburg. Hofrath u. Pfleger zu St. Gilgen, kehrte aber nach dessen Tode (1801) nach Salzburg u. zur Beschäftigung des Stundengebens zurück. Seit 1820 erblindet, starb sie 29. Okt. 1829.

Mozart, Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus, einer der leuchtendsten Sterne am Himmel der Tonkunst, geb. zu Salzburg 27. Jan. 1756 als Sohn von Leopold M. (s. d.). Als der Knabe 4 Jahre alt war, fing der Vater an, ihn gleichsam spielend einige Menuetten u. andere Stücke auf dem Klavier zu lehren, u. der Erfolg war ein staunenswerther; in seinem 5. Jahre begann M. kleine Sachen zu komponiren, die er dem Vater vorspielte u. von diesem zu Papier bringen ließ; zum Orgel- u. Violinspielen legte er fast ohne fremde Beihülfe den Grund. — Die ganz außerordentlichen Leistungen Wolfgang's u. seiner Schwester Marianne bewogen den Vater, mit den Kindern zu reisen. Der erste Ausflug ging im Jan. 1762 nach München; noch im September desselben Jahres wurde eine Reise nach Wien unternommen, u. in beiden Städten waren die beiden Kinder ein Gegenstand der Bewunderung für alle Kreise. Nach einem Ausfluge nach Preßburg kehrte die Familie Anfang 1763 nach Salzburg zurück, begab sich aber bald abermals auf Reisen, kam im Nov. 1763 nach Paris u. ging nach fast halbjährigem Aufenthalte daselbst — während dessen auch die ersten Werke Wolfgang's, ein Heft Sonaten für Klavier u. Violine, im Druck erschien — nach London, wo sie bis zum Juli 1765 verweilte, dieselben Triumphe feiernd wie in Paris u. auf allen Stationen der Reise. In London war es auch, wo Wolfgang seine ersten Sinfonien für volles Orchester komponirte; ferner dedizirte er der Königin von England sechs Sonaten für Klavier u. Violine. Auch in Holland, welches von London aus besucht wurde, sind mehrere Werke M.'s entstanden. Die Rückreise ging über Paris, u. Ende Nov. 1766 war Salzburg wieder erreicht. Beinahe ein Jahr lang blieb nun Leop. M. mit seinen Kindern ruhig in Salzburg u. nahm den Wolfgang in eine strenge Schule regelmäßiger Arbeitsamkeit u. konsequent fortschreitender Ausbildung, von deren Erfolgen zwei größere geistliche Cantaten u. eine lateinische, für eine Feierlichkeit an der Universität Salzburg bestimmte Oper „Apollo et Hyacinthus“ Zeugniß ablegten. — Zu Anfang Septembers des J. 1767 trat die Familie M. eine neue Reise nach Wien an, flüchtete aber alsbald vor den dort herrschenden Blattern nach Olmütz, freilich vergeblich, denn in Olmütz wurden beide Kinder von der Krankheit ergriffen. Im Beginn des J. 1768 waren sie indessen wieder in Wien, u. hier bekam Wolfgang von Kaiser Josef den Auftrag zur Komposition der Buffa-Oper „La finta semplice“, die er auch in verhältnißmäßig kurzer Zeit vollendete; doch scheiterte die Aufführung an den Intriguen der Wiener Musiker, sogar Gluck soll denselben nicht fern geblieben sein. Dagegen hatte Wolfgang Gelegenheit, wenigstens in Privatkreisen die Operette „Bastien u. Bastienne“ zu Gehör zu bringen, u. eine für die Einweihung der Waisenhauskirche in Wien komponirte solenne Messe verschaffte ihm neue Anerkennung. Zu Anfang des Jahres 1769 nach Salzburg zurückgekehrt, wurde Wolfgang daselbst zum Konzertmeister ernannt u. brachte zunächst den größten Theil des genannten Jahres in seiner Vaterstadt zu. Im Dezember aber trat Leopold M. mit seinem Sohne eine neue Reise an, u. zwar nach Italien; dieselbe führte bis Neapel u. war für den jugendlichen Virtuosen u. Komponisten eine ununterbrochene Reihe von Triumphen u. Auszeichnungen. Von besonderer Wichtigkeit war, daß Wolfgang den Auftrag erhielt, für die Karnevalszeit 1770—71 in Mailand die Oper „Mitridate, Rè di Ponto“

zu komponiren, welche denn auch im Dezember 1770 in der Scala zu Mailand unter ungemeinem Beifall in Scene ging. Ende März 1771 wieder in Salzburg, erhielt bald darauf Wolfgang von Mailand aus den Auftrag, zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand mit der Tochter des Erbprinzen von Modena die theatralische Serenate (Festspiel) „Ascanio in Alba" zu komponiren, u. im Okt. 1771 sahen Vater u. Sohn dieses Werk in Mailand mit ungeheuerem Erfolg in Scene gehen. Ende April 1772 kam in Salzburg die zu den Festlichkeiten des Einzugs u. der Huldigung des neuen Erzbischofs, Hieronymus Grafen von Colloredo, komponirte Oper Wolfgang's „Il Sogno di Scipione" zur Aufführung, u. im Okt. desselben Jahres waren Vater u. Sohn M. wiederum in Mailand, wo Wolfgang für den nächsten Karneval die Oper „Lucio Silla" zu komponiren hatte, welche Ende Dez. (1772) unter allgemeinem Beifall über die Breter ging. Eine Reise nach Wien abgerechnet, brachte Wolfgang das Jahr 1773 u. auch das 1774 in Salzburg zu, fleißig Instrumental- u. Kirchenmusik schreibend; für den Karneval 1775 aber erhielt er den Auftrag, für München die Buffa-Oper „La finta giardiniera" zu komponiren, welche auch mit Erfolg aufgeführt wurde. Gleichfalls 1775 schrieb er für eine Hoffestlichkeit in Salzburg die Oper „Il Rè pastore". — Das J. 1777 kann als das Ende von M.'s Entwicklungsperiode bezeichnet werden. Mit 21 Jahren stand er nicht allein als Virtuos auf drei Instrumenten — Klavier, Orgel u. Violine — den ersten Meistern seiner Zeit ebenbürtig da, sondern er überbot durch seine Leistungen als Komponist auf den verschiedensten Gebieten bei weitem das, was er als ausübender Künstler leistete. Bereits gegen 200 Kompositionen legen von seiner Thätigkeit Zeugniß ab, u. eine große Zahl dieser Arbeiten reiht sich dem Besten an, was die damalige Zeit hervorgebracht. Ihn aber über diese seine Zeit hinauszuheben, dazu bedurfte es für M. freierer u. größerer Verhältnisse, als Salzburg ihm bieten konnte. Zudem wurde ihm der Verbleib in Salzburg durch die schnöde Behandlung, die er von dem eigenwilligen, kargen u. rücksichtslosen Erzbischof Hieronymus zu erdulden hatte, verleidet, u. so nahm er denn 1777 seinen Abschied. In Begleitung seiner Mutter ging er dann im Sept. 1777 zuerst nach München u. dann nach Mannheim, fand in beiden Städten Anerkennung u. Ehre genug, aber keine feste Stellung; ebenso ging es ihm auch in Paris, wo er März bis September 1778 sich aufhielt u. zu den verschiedenen Widerwärtigkeiten, die ihm dort begegneten, auch noch den Verlust seiner Mutter (3. Juli) erleben mußte. Schweren Herzens machte er sich auf die Rückreise nach Salzburg, wo er im Jan. 1779 wieder eintraf. Inzwischen hatte der Erzbischof Reue über die dem Künstler angethane Behandlung empfunden u. suchte dieselbe wieder gut zu machen, indem man Wolfgang die Stelle als Konzertmeister u. Hof- u. Domorganist antrug (mit 400 Gulden Gehalt). Hauptsächlich dem Vater zuliebe nahm er die Stellung an; aber daß er, dessen Blick durch den Aufenthalt in der Fremde nothwendig freier werden mußte, sich in den kleinlichen u. beschränkten Salzburger Verhältnissen unmöglich wohl befinden konnte, liegt auf der Hand. Als Ersatz für das Unbefriedigende seiner Lage hatte er nur die Liebe zu seiner Familie u. seiner Kunst. Diese letztere betrieb er denn auf gewohnte eifrige Weise, u. es sind aus dieser Zeit eine Masse von Kirchen- u. Instrumentalkompositionen seiner Arbeit bekannt, die eine beträchtlich vermehrte Reife seines Schaffens bekunden; auch fallen in dieselbe Zeit die Musik zu dem Drama „König Thamos" (von Gebler) u. die bis auf wenige Nummern vollendete zweiaktige Oper „Zaïde". Als eine willkommene Abwechslung in der Salzburger Misère erschien ihm der von München aus ertheilte Auftrag, für den Karneval 1781 eine große Oper zu schreiben. Im Nov. 1780 reiste er dorthin ab, u. Ende Jan. 1781 ging „Idomeneo, Rè di Creta" mit ungeheuerem Beifall daselbst in Scene. In dieser Oper sind die wesentlichen Elemente der ital. Opera seria unter dem belebenden Einfluß der durch Gluck angebahnten Reformation ihrer höchsten Vollendung entgegengeführt, u. zum ersten Male tritt in ihr das Orchester in glänzender Durchbildung aller seiner Elemente als ein selbständiges u. ebenbürtiges Glied der musikalisch-dramatischen Darstellung auf. Der Ernst der Auffassung, die Kraft der Erfindung, sowie die Sorgfalt der Durchführung machen diese Oper zu einem Meisterwerk, obgleich es noch unter dem Gesetze einer fremden Form steht. Froh des Erfolges, lebte M. noch bis zur Mitte des März (1781) in München; da traf ihn der Befehl seines Erzbischofs, zu ihm nach Wien zu kommen; hier aber kam es zwischen Beiden zu völligem Bruche; M. kündigte dem Prälaten den Dienst, blieb aber fortan in Wien u. verheirathete sich 1782 mit Konstanze Weber (die er bereits früher in Mannheim u. München hatte kennen lernen). Eine seiner Bedeutung entsprechende Anstellung in Wien zu finden wollte ihm nicht gelingen; das Höchste, was er erreichte, war, daß ihn Kaiser Josef 1787 zum Kammermusikus (Kammerkomponist) mit 800 Gulden Gehalt ernannte, welches Gehalt auch dann noch nicht einmal eine Aufbesserung erfuhr, als M. 1789, aus Liebe zum Kaiser u. zu Wien, den Antrag einer Kapellmeisterstelle in Berlin ablehnte. Im Uebrigen war er auf Unterrichtsstunden u. Konzerte angewiesen, so daß sein Hausstand, der von vielfacher Kränklichkeit heimgesucht wurde, ihn, den zum Sparen wenig Geeigneten, fast immer in Sorge erhielt. —



Nr. 4234. Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus Mozart (geb. 27. Jan. 1756, gest. 5. Dez. 1791).

M.'s Ansehen in Wien gründete sich zunächst auf seine Meisterschaft im Klavierspiel, welche er auf zwei Kunstreisen nach Berlin 1789 u. nach Frankfurt 1790 auch über Wien hinaus zu glänzendster Anerkennung brachte. In seinen Kompositionen für Klavier — den 17 Konzerten mit Orchester u. einer langen Reihe anderer Sachen mit u. ohne Begleitung — ist der Grund gelegt für die Entwicklung des modernen Klavierspiels in Gestalt, Form u. Technik, u. daß er in seinen anderen Instrumentalsachen aus der Wiener Periode als Fort- u. Weiterbildner anzusehen sei, beweisen die Sinfonien (nam. die in Cdur, Esdur u. Gmoll), welche er nach Form u. Inhalt auf eine neue Stufe erhoben hat, sowie die Streichquartette u. Quintette, in denen er auf der von Haydn eingeschlagenen Bahn in eigenthümlicher Weise fortgeschritten ist. Die höchste Bedeutung aber gewann er in Wien als dramatischer Komponist. Kaiser Josef, der den Versuch machte, neben dem deutschen Schauspiel auch eine deutsche Oper zu begründen, gab ihm den Auftrag, „Die Entführung aus dem Serail" zu komponiren, welche, 1782 mit außerordentlichem Beifall aufgenommen, M.'s Namen rasch über ganz Deutschland trug. Es war die erste deutsche Oper, welche über die engen Grenzen des bisherigen Singspiels hinaus alle Mittel der ausgebildeten Kunst des Gesanges u. Orchesters für die dramatisch-musikalische Darstellung mit gleicher Erfindung u. Einsicht verwendete. Freilich versäumte man, auf diesem Grunde fortzubauen. M. erhielt, abgesehen von dem Gelegenheitsstück „Der Schauspieldirektor" (1786), keinen Auftrag für die deutsche Oper mehr, welche verkümmerte u. dem eigentlichen Liebling des Kaisers, der ital. Opera buffa, wieder Platz machen mußte.

Nach zwei unvollendet gebliebenen Opern, „L'Occa del Caïro“ u. „Lo sposo deluso“, gelang es M. im Frühjahr 1786, „Le Nozze di Figaro“ auf die Bühne zu bringen, die erste wahrhaft komische Oper gegenüber der possenhaften Karikatur der alten Opera buffa. Der Enthusiasmus, mit welchem diese Oper in Prag aufgenommen wurde (wo sie gleich Anfangs mehr durchschlug als in Wien), veranlaßte den dortigen Direktor Bondini, bei M. den „Don Giovanni“ zu bestellen, welcher im Herbst 1787 in Prag aufgeführt wurde. Wenn die „Hochzeit des Figaro“ die Elemente eines modernen Sittengemäldes in die Oper verpflanzte, so bot der „Don Juan“ (dem ein von Spanien aus in Italien, Frankreich u. Deutschland populär gewordenes Fastnachtsspiel zu Grunde liegt) nicht allein für die Darstellung mannichfaltiger Leidenschaften, sondern der Kontraste des ausgelassenen Humors u. der Schauer des Geisterreichs ein weites Gebiet. Ueber die Opera seria u. buffa hinaus war hier das Drama im Sinne Shakespeare'scher Kunst auch für die Oper gewonnen. Die nächste Oper „Così fan tutte“, 1790 in Wien aufgeführt, erreicht die Höhe der beiden letztgenannten Werke nicht; die Schönheit der Erfindung jedoch sowie die Formvollendung u. der Wohllaut der Klangwirkungen sind auch hier bestens gewahrt. Zur Krönung Kaiser Leopold's in Prag (zum König von Böhmen) 1791 schrieb M. im Auftrag der Stände die Festoper „La clemenza di Tito“. Der Text bedingte wesentlich die Haltung der alten Opera seria, u. mit Ausnahme einiger Nummern, die ganz auf der Höhe des großen Meisters stehen, verleugnet diese Oper den Charakter einer glänzenden u. geschickten Gelegenheitskomposition nicht. Schon vorher hatte M. für den Theaterdirektor Schikaneder eine von diesem verfaßte Zauberoper, „Die Zauberflöte“, begonnen. Das phantastische Grundelement derselben war nicht blos mit Zügen derben Volkshumors versetzt, man hatte auch gesucht, demselben durch einen Zusatz deutlich ausgesprochener freimaurerischer Tendenzen einen tiefern Gehalt zu geben. M., der ein eifriger Freimaurer war, faßte diese Seite mit großem Ernst auf u. wußte dem Ganzen einen feierlich ernsten Hintergrund zu geben, auf welchem die Züge lustiger Heiterkeit, schwärmerischen Gefühls der Menschen- u. das phantastische Leben der Geisterwelt wirksam hervortreten, dabei auch, was von höherer Bedeutung ist, zu einem wahrhaft einheitlichen Ganzen verbunden erscheinen. Der Erfolg dieser Oper war ein bis dahin unerhörter u. ihr künstlerischer Einfluß für alle späteren Leistungen verwandter Art maßgebend. — Während M. mit der „Zauberflöte“ beschäftigt war, wurde auf geheimnißvolle Weise von einem Manne, der unbekannt bleiben wollte, ein Requiem bei ihm bestellt. Es ist später bekannt geworden, daß Graf Walseck auf Stuppach, der seine Umgebung dadurch zu mystifiziren liebte, daß er von Künstlern für ihn komponirte Arbeiten als seine eigenen aufführen ließ, zum Gedächtniß seiner verstorbenen Frau das Requiem bestellt u. später als seine Komposition aufgeführt hat. M., dessen schon schwankende Gesundheit durch übermäßige Anstrengung zerrüttet war, fühlte sich durch die geheimnißvolle Bestellung beängstigt u. schrieb das Requiem körperlich leidend u. in schwermüthiger Stimmung. Ehe er es ganz vollendet hatte, warf ihn eine heftige Krankheit aufs Lager, der er 5. Dez. 1791 erlag. Wenn M. durch die Vielseitigkeit seiner Begabung, durch die Fruchtbarkeit seiner Erfindung, durch die Schönheit u. den Adel seiner Formgebung, durch die gründliche Beherrschung der Technik mit den höchsten Meistern seiner Kunst den Vergleich aushält, so ist er einzig durch die vollendete Harmonie, zu welcher die verschiedenen Seiten seiner genialen Natur u. seiner künstlerischen Bildung in jeder Aufgabe zu einer unlösbaren Einheit zusammengefaßt erscheinen. Vgl. das meisterhafte Werk von O. Jahn, „W. A. M.“ (4 Bde., Lpz. 1856—59; 2. Aufl. 1867 f.). — Das jüngste seiner vier Kinder, sein Sohn Wolfgang Amadeus **M.**, gleichfalls Tonkünstler, geb. zu Wien 26. Juli 1791, erhielt seine Ausbildung unter der Leitung Neukomm's, Albrechtsberger's u. Andreas Streicher's; überdies ertheilte ihm auch Jos. Haydn künstlerische Rathschläge. Im Alter von 14 Jahren trat er zuerst als Pianist u. Komponist mit Beifall vor die Oeffentlichkeit, u. 1808 nahm er eine Stelle als Musikmeister bei einem galizischen Edelmann an. Im J. 1813 wandte er sich nach Lemberg, wo er meist vom Unterrichtgeben u. fast ganz von der Welt vergessen lebte, bis er 1820—22 auf einer Kunstreise durch Deutschland sich als Künstler vortheilhaft in Erinnerung brachte. Seit 1823 lebte er wieder in Lemberg, u. starb 30. Juli 1844 zu Karlsbad. Von seinen gut erfundenen u. sauber gearbeiteten Kompositionen sind Konzerte, Sonaten u. kleinere Sachen für Klavier, ein Quartett für Klavier- u. Streichinstrumente, Sonaten für Klavier u. Violine, Lieder rc. im Druck erschienen.

Mozin (spr. Mosäng), Dominique Joseph, Abbé, franz. Grammatiker u. Lexikograph, geb. zu Paris 1771; wanderte nach Ausbruch der Revolution aus, lebte dann an mehreren Orten Süddeutschlands als Lehrer der franz. Sprache u. starb zu Stuttgart 2. Mai 1840. Von seinen Grammatiken, Wörterbüchern rc. der franz. Sprache wurden mehrere oftmals aufgelegt, so die „Franz. Sprachlehre“ (Tüb. 1802), die „Sammlung franz. u. deutscher Handelsbriefe zum Uebersetzen in beide Sprachen“ (ebd. 1804), die „Auswahl franz. u. deutscher Gespräche“ (ebd. 1806) rc.

M. p., Abkürzung des lat. Mensis praeteriti, des vergangenen Monats.

M. pp. od. M. pr., Abkürzung für lat. Manu propria, eigenhändig.

Mr., Abkürzung für franz. Monsieur, engl. Master; Mrs., franz. Messieurs u. engl. Mistress.

Ms., Abkürzung für Manuskript, Handschrift.

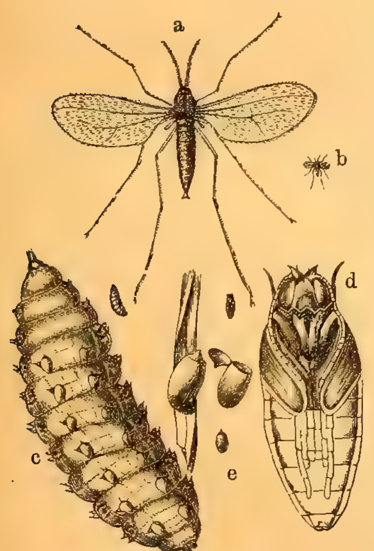
M. sin., Abkürz. für das ital. Mano sinistra, mit der linken Hand.

Mucius, Name eines röm. Plebejergeschlechts, von dem außer der Familie mit dem Beinamen Scävola nur wenige Glieder bekannt sind. Der Stammvater jener war **Cajus M. Cordus,** der während der Belagerung seiner Vaterstadt durch Porsenna (507 v. Chr.) den Entschluß faßte, denselben zu ermorden, um Rom zu befreien. Durch die Wachen bis zum königlichen Zelte sich schleichend, fand er dort den Rentmeister, der den königl. Truppen Sold auszahlte; ihn für den König haltend, stach er ihn nieder. Vor Porsenna geschleppt u. mit Folter u. Tod bedroht, streckte er zum Beweis seiner Furchtlosigkeit seine rechte Hand in das Feuer eines nahen Altars u. ließ sie rösten; zugleich verkündete er dem Könige, daß außer ihm noch 300 junge Römer zu demselben Zwecke verschworen seien, u. bewog Porsenna dadurch, den Römern einen günstigen Frieden anzubieten. Das Volk belohnte seinen Retter durch eine Landschenkung u. nannte ihn fortan Scävola (d. h. Linkhand). Von den späteren Angehörigen der Familie glänzten Einige durch ihre Kenntniß des röm. Rechts. Dahin gehört **Publius M. Scävola,** der als Konsul im J. 133 v. Chr. dem Tiberius Gracchus nicht fern stand u. durch ihn 130 zum Pontifex Maximus erhoben wurde, nach Gracchus' Tode aber der Senatspartei beitrat. Sein gründliches juristisches Wissen u. seine Rechtlichkeit wurden von der Mit- u. Nachwelt gepriesen, u. seine civil- u. staatsrechtlichen Gutachten standen noch lange in großem Ansehen. Den Ruhm juristischer Gelehrsamkeit u. unbeugsamen Rechtssinnes vereinigte auch sein Sohn **Quintus M. Scävola.** Nachdem er in den Wirren des Saturninus auf der Seite des Senats gestanden hatte, erwarb er sich als Prätor durch musterhafte Verwaltung Kleinasiens die Liebe der Provinzialen u. die Anerkennung des Senats, erlangte dann ebenfalls das Pontifikat u. wurde Konsul für das J. 95. Auf eine Statthalterschaft verzichtete er freiwillig, um der Staatskasse Kosten zu ersparen. Nachdem schon bei der Leichenfeier des älteren Marius auf Veranstaltung des Flavius Fimbria ein Mordangriff gegen ihn gemacht worden war, ließ ihn der jüngere Marius nebst anderen Senatoren vor dem Vestatempel ermorden (82). Mit gleicher Rechtlichkeit u. Rechtskunde begabt war sein Vetter **Quintus M. Scävola,** zum Unterschied von ihm der Augur genannt. Auch er verwaltete als Prätor im J. 121 die Provinz Asien u. bekleidete das Konsulat 117 v. Chr. Bei den inneren Parteikämpfen jener Zeit hielt er sich neutral u. gab seine Meinung über Recht od. Unrecht für jeden Fall bes. ab. Diese Charakterselbständigkeit bewies er bes. Sulla gegenüber, indem er sich entschieden weigerte, Marius als einen Feind des Vaterlandes zu erklären. Er war ein Schwiegersohn des Lälius; Cicero u. Atticus rühmten sich, seine Schüler zu sein.

Mücke, Heinrich Karl Anton, einer der bedeutendsten Maler der Düsseldorfer Schule, bes. auf dem Gebiete der religiösen Historie; geb. 9. April 1806 in Breslau, bezog M. 1824 die Akademie in Berlin, wo er Schüler Schadow's war, folgte demselben nachher auch

nach Düsseldorf u. wurde nach mehrjährigen Reisen 1848 Professor an der Düsseldorfer Akademie. Seine Bilder behandeln mit Vorliebe für den idealen od. traditionellen Typus die verschiedenartigsten historischen Stoffe, die griechische Mythe, die Geschichte des Mittelalters, die Legende, vorzüglich aber biblische Gegenstände, bisweilen auch das Portrait. Er war es, der sich in Düsseldorf zuerst in der Frescomalerei versuchte u. hierin viele Schüler ausbildete. Solche Fresken von ihm sind bes. die im Schlosse Heltorf bei Kaiserswerth aus der Geschichte des Kaisers Barbarossa (von 1829—1838) u. derjenige Theil des (fast 60 m. langen) Frieses im Rathhause zu Elberfeld, der die Einführung u. Ausbreitung des Christenthums darstellt. Außerdem schuf er noch zahlreiche Oelbilder, unter denen wir nur den durch den Stich von Felsing bekannten „Leichnam der heil. Katharina, von Engeln nach dem Sinai getragen" (1836), die „Engel, welche den Hirten die Geburt Christi verkünden", den großen Bilder-Cyklus aus dem Leben des heiligen Meinrad, gemalt für den Fürsten von Hohenzollern, u. eine sterbende Kleopatra nennen.

Mücken, die Abtheilung der Langhörner (Nematocera) der Dipteren (s. d.) mit 6- bis 24gliedrigen, langen Fühlern, langen Tastern u. 7- bis 8ringligem Hinterleib. Man unterscheidet langbeinige Tipularien u. dickhörnige, mit Nebenaugen versehene M. Zu den ersteren zählen die berüchtigten Stechmücken (Culicinen), von denen die Männchen federbuschartige, die Weibchen quirlig behaarte Fühler haben. Sie leben meist in der Nähe stehender Wässer, begatten sich in der Luft tanzend u. singend, u. werden, da sie sich stark vermehren (Culex pipiens z. B. legt 300 Eier u. produzirt jährlich 4—6 Generationen!), sehr lästig, obgleich meist nur die Weibchen stechen. Die Larven u. Puppen leben im Wasser (vgl. Dipteren, Sp. 1083, Fig. 2446) u. athmen durch Kiemen od. an der Oberfläche des Wassers durch Luftlöcher. Die als Mosquitos (s. d.) bezeichneten Plagegeister Südamerika's gehören zum Theil in diese Familie. Andere Tipularien sind die Gallmücken (Cecidomyia ꝛc.) mit perlschnurförmigen Fühlern u. breiten, behaarten Flügeln



Nr. 4235. Harzgallmücke
a vergrößert, b natürliche Größe, c Larve, d Puppe, e Harzgalle.

(vergl. „Gallinsekten") u. die Schnauzenmücken od. Schnaken mit rüsselförmig verlängertem Kopfe. Die letzteren stechen nicht, sondern nähren sich von Blumensäften; ihre Larven, welche in der Erde leben, werden bes. dem Wiesenland schädlich (Tipula oleracea). — Zu der zweiten Hauptgruppe der M., den mit Nebenaugen versehenen dickhörnigen M., gehören die Schwammmücken, deren Larven in Pilzen leben (zu ihnen zählt u. a. die merkwürdige Trauermücke [Sciara Thomae], deren geschart umherziehende Larven die Erscheinung des „Heerwurms" verursachen), u. die Fliegenmücken, deren Larven im Miste leben. Zu den letzteren zählen die Kriebelmücken (Simulia), die dem Vieh gern in Nase, Maul u. Ohren kriechen, u. von denen die berüchtigte Kolumbaczer Mücke Serbiens (Simulia maculata) nam. angeführt sei. Kriebelmücken werden auch als Mosquitos bezeichnet.

Mucker. Dieser Name für Diejenigen, welche im Rufe übertriebener Frömmelei (gewöhnlich mit dem Nebenbegriff der Heuchelei) stehen, wurde schon im 18. Jahrh. als Bezeichnung der sog. Pietisten gebraucht, erlangte aber erst durch den Königsberger „Muckerprozeß" gegen die beiden Prediger Ebel u. Diestel allgemeine Verbreitung. Die Genannten hatten sich den mystischen Lehren eines theologischen Sonderlings, Joh. Heinr. Schönherr († 1826), hingegeben u. trugen dieselben auch nach seinem Tode in engerem Kreise vor, ohne daß übrigens ihre amtliche Thätigkeit dadurch beeinflußt worden wäre. Aber der Volksmund dichtete diesem Kreise die unglaublichsten Dinge, bes. die Pflege grober Unsittlichkeit in einem Garten bei Königsberg (dem sog. Seraphinenhain), an. 1835 wurde daher ein Prozeß gegen Ebel u. Diestel eingeleitet, der 1839 zur Absetzung Beider u. zur Einsperrung Diestel's in eine Korrektionsanstalt führte. Auf ihre Appellation bestätigte das Kammergericht zu Berlin 1842 zwar ihre Absetzung wegen Verbreitung phantastischer Lehren, sprach sie aber von jeder anderen Anklage, selbst der der Sektenstiftung, frei. Nachmalige erneuerte Prüfung der Akten hat indeß unwiderleglich gezeigt, daß Beide, abgesehen von einigen sehr harmlosen Glaubensmeinungen, überhaupt ganz unschuldig gewesen u. nur das Opfer eines gehässigen Vorurtheils geworden sind.

Mucuna, Juckbohne; Pflanzengattung der Erythrineen aus der Familie der Hülsengewächse, mit mehreren Arten, welche Fruchthülsen erzeugen, deren Borstenhaare auf der Haut ein heftiges Jucken u. Brennen verursachen. Sie kommen sowol in Ostindien wie in Westindien vor. Bekannt u. ehemals als Stizolobium od. Setae vel Lavugo Siliquae hirsutae auch bei uns in der Arzneikunde gebräuchlich sind die Brennhaare von M. urens, die man in ihrem Vaterlande als Kurmittel in Honig od. Melasse giebt. Von manchen Arten (M. capitata u. nivea) werden die Hülsen als ein wohlschmeckendes Gemüse gegessen.

Muëzzin, eigentl. s. v. w. Ausrufer, ist die Person, welche bei den Mohammedanern die Zeit für die 5 regelmäßigen Gebete verkündet. Es geschieht dies von den Galerien der Minarets herab, durch gesangähnlichen Vortrag einer bestimmten Formel. Diese Einrichtung, Azan genannt, welche also unsere Glocken ersetzt, rührt schon von Mohammed her.

Müffling, genannt **Weiß,** Friedrich Ferdinand Karl, Frhr. v., preuß. General-Feldmarschall, geb. zu Halle 12. Juni 1775 als Sohn eines Hauptmanns; trat 1790 als Fahnenjunker in das preuß. Heer ein, machte 1792 den Feldzug gegen Frankreich mit, wurde 1798—1802 bei der Gradmessung in Westfalen beschäftigt u. 1803 dem neu organisirten Generalstab zugetheilt, leitete dann bis 1805 als Gehülfe des Direktors der Seeberger Sternwarte die Gradmessung in Thüringen u. schloß sich nach der unglücklichen Schlacht bei Auerstädt (1806) auf dem Rückzuge der Abtheilung des Herzogs von Weimar an. Damit hing es zusammen, daß er nach dem Frieden von Tilsit als Vizekammerpräsident in sachs.-weim. Dienste trat. Als solcher war er neben der Herzogin der einzige Vertraute des Herzogs, der seine Residenz, bisher schon der Mittelpunkt für deutsche Kunst u. Wissenschaft, nun auch zum Mittelpunkt für patriotische Bestrebungen machen wollte, soweit es die Verhältnisse gestatteten. 1813 kehrte M. zu seiner militärischen Laufbahn in Preußen zurück, ward Oberstleutnant im Generalstab, dann General-Quartiermeister im Blücher'schen Hauptquartier, als welcher er zugleich die Redaktion der Armeeberichte erhielt, u. 1814, nach der Einnahme von Paris, Generalstabs-Chef bei dem unter Kleist v. Nollendorf am Rhein zurückgebliebenen Heere. Für den Krieg von 1815 erhielt M. den Auftrag, als preuß. Bevollmächtigter im Hauptquartiere Wellington's die Verbindung zwischen diesem u. Blücher zu erhalten. Nach dem Einzuge in Paris 5 Monate hindurch Gouverneur der Stadt, hatte er u. A. die Rückgabe der von Napoleon geraubten Kunstschätze zu leiten. Dann der Okkupationsarmee beigegeben, verband er sich mit einigen deutschen Offizieren u. franz. Geometern zur Ausführung einer Gradmessung zwischen Dünkirchen u. Seeberg. Auch nahm er bis März 1819 am Kongreß von Aachen Theil. Seit 1820 Chef des preuß. Generalstabs, beschäftigte er sich in der Folgezeit wieder hauptsächlich mit Gradmessungen, doch ward er auch mit mehreren diplomatischen Sendungen betraut. Die wichtigste führte ihn 1829 nach Konstantinopel, wo er zwischen der Türkei u. Rußland vermitteln sollte, doch mißglückte dieselbe. 1832 wurde M. kommandirender General des 7. Armeecorps, 1837 Gouverneur von Berlin u. 1841 Staatsraths-Präsident, als welcher er 1847 seinen Abschied nahm. Bei dieser Gelegenheit zum General-Feldmarschall erhoben u. mit der Domäne Wandersleben beschenkt, zog er sich nach Erfurt zurück, wo er 16. Jan. 1851 starb. Unter der Chiffre **C. v. W.** schrieb er außer seinen Memoiren („Aus meinem Leben", Berl. 1851) mehrere kriegsgeschichtliche Werke, wie insbes.: „Die preuß. u. russ. Campagne im J. 1813" (Bresl. 1813; 2. Aufl., Lpz. 1815); „Geschichte des Feldzugs der engl.-hann.-niederl. u. braunschw. Armee unter dem Herzog v. Wellington u. des preuß. unter dem Fürsten Blücher im J. 1815" (Stuttg. 1815) u. „Beiträge zur Kriegsgeschichte der J. 1813 u. 1814" (2 Bde., Berl. 1824).

Mufti (d. h. der Sprechende, Entscheidende) heißen die mohammedanischen Gesetzesgelehrten, welche auf eigne Autorität Rechtsgutachten (Fetwa) ertheilen. Sie bilden einen besonderen Stand neben den Kadis, den ausübenden Richtern. Jede Stadt hat in der Regel einen. Im Türkischen Reiche ist der M. von Konstantinopel der Vorgesetzte

aller M.'s in den Provinzen. Er führt den Titel Scheikh-ül-islam (Lehrer des Islam) u. ist die oberste geistliche Behörde des Reichs überhaupt. Seine Entscheidungen sind unbedingt bindend.

Mügge, Theodor, deutscher Schriftsteller, geb. zu Berlin 8. Nov. 1806, vertauschte den Kaufmanns- mit dem Soldatenstand u. trat in die Erfurter Artillerieschule. 1825 auf dem Wege nach Peru, wo er unter Bolivar (s. d.) für die Freiheit des Spanischen Amerika kämpfen wollte, erfuhr er in London, daß die Spanier schon vertrieben waren, kehrte infolge dessen über Paris nach Berlin zurück u. widmete sich nun mit Eifer naturwissenschaftlichen, geschichtlichen u. philosophischen Studien, um die akademische Laufbahn zu betreten. Die politischen Ereignisse des Jahres 1830 veranlaßten ihn aber zu den Flugschriften: „Frankreich u. die letzten Bourbonen" u. „England u. die Reform", u. deren Erscheinen kostete nicht blos dem Censor, der es erlaubt hatte, das Amt, sondern es nahm auch dem Autor selber jede Hoffnung auf Eintritt in den Staatsdienst. Seitdem wandte sich M. ausschließlich der literarischen Thätigkeit zu; er starb in seiner Vaterstadt 18. Febr. 1861. Mit einem bedeutenden Talente u. gründlichem Wissen verband M. einen rastlosen Fleiß, eine unerschöpfliche Produktivität. Er schrieb für allerlei Zeitschriften, Taschenbücher u. Zeitungen, wie er auch selbst eine Zeit lang das Feuilleton der „National-Zeitung" redigirte, verfaßte eine Menge von Romanen, Novellen u. Reiseschriften u. begab sich zuletzt mit der Verarbeitung seiner Novelle „Neues Leben" (3 Bde., Prag 1855) zu einem Lustspiel auch noch auf dramatisches Gebiet. Schon die ersten seiner Romane, „Der Chevalier" (3 Bde., Lpz. 1835), „Die Vendéerin" (2 Bde., ebd. 1836) u. „Toussaint" (2 Bde., Stuttg. 1840) zeichnen sich durch große Vorzüge aus. Seine gelungensten u. beliebtesten aber sind: „Der Vogt von Sylt" (2 Bde., Berl. 1851), „Afraja" (Frkf. 1854) u. „Erich Randal" (4 Bde., ebd. 1857). Eine Sammlung seiner Romane erschien in 33 Bänden (1862—67).

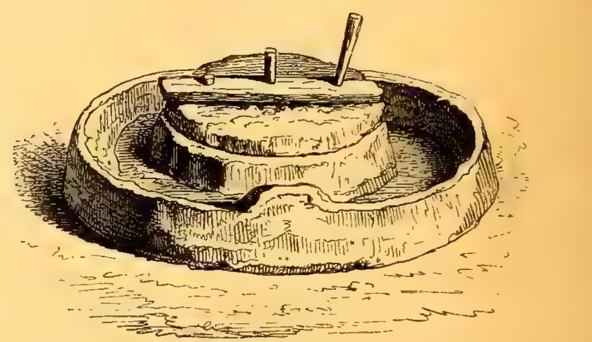
Muggendorf, Flecken in dem zum bayer. Kreise Oberfranken gehörigen Bezirksamt Ebermannstadt mit 400 E.; liegt in einem schönen, von waldigen Bergen umgebenen Thale der sog. Fränk. Schweiz, ist freundlich gebaut u. dient vielen Familien zum Sommeraufenthalt, zumal da sich daselbst auch eine Kaltwasserheilanstalt befindet. Die Einwohner treiben Getreide-, Obst- u. Hopfenbau. Die Umgebung von M. ist berühmt durch ihre zahlreichen Höhlen, die vorzüglich auf der unteren Grenze des Dolomites sich befinden u. theilweise sehr schöne Tropfsteingebilde zeigen. Ein Theil des Raumes dieser Höhlen ist mit einem feinen, gehärteten Lehm ausgefüllt, welchen die Taggewässer von oben hereingeschwemmt haben u. der große Mengen von Knochen vorweltlicher Thiere birgt. Die berühmtesten u. besuchtesten dieser Höhlen sind die durch ihre Stalaktiten ausgezeichnete Rosenmüllerhöhle, die Gailenreuther Höhle (s. d.) bei dem Dorfe Burggailenreuth u. die Sophien- u. Ludwigshöhle, die beiden letzten in der Nähe des Schlosses Rabenstein an dem Ahornthale.

Mühlbach, Luise, s. „Mundt, Clara."

Mühlberg, Stadt im Kreise Liebenwerda des preuß. Reg.-Bez. Merseburg (Prov. Sachsen) mit 3244 E. (1871); liegt am rechten Ufer der Elbe, hat 2 Kirchen u. ein Schloß u. treibt Schiffahrt u. Handel mit Getreide u. Holz; 24. April 1547 ward hier der Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich, vom kaiserlichen Heere geschlagen u. bald darauf in der Lochauer Heide gefangen genommen. Der Schmalkaldische Krieg wurde hierdurch beendet u. Herzog Moritz (s. d.) kam in den Besitz des Kurfürstenthums Sachsen mit der Kurwürde.

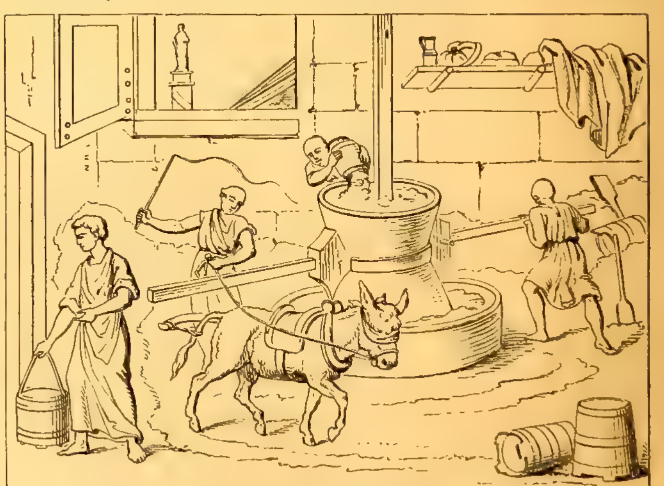
Mühldorf, Stadt im bayer. Kreise Oberbayern mit 2283 E. (1871), liegt am Inn, über welchen eine Brücke führt, u. an der Eisenbahn München-Simbach; ist Sitz eines Bezirksamtes u. Landgerichtes u. hat 3 Kirchen u. eine Lat. Schule. In der Schlacht bei M., welche zwischen M. u. Ampfing 28. Sept. 1322 stattfand, besiegte König Ludwig der Bayer den Herzog Friedrich von Oesterreich, nahm ihn gefangen u. befestigte dadurch seine Herrschaft im Deutschen Reiche.

Mühlen, Maschinen, die zu einer solchen Formveränderung fester Körper dienen, daß dadurch ein Zerquetschen u. Zerreiben (Zermahlen) herbeigeführt wird. Man unterscheidet nach dem zu zerkleinernden Material od. Mahlgut Getreide- od. Mehlmühlen, Oel-, Pulver-, Gips-, Porzellan-, Lohmühlen 2c., welche alle das gemein haben, daß das zu mahlende Material zwischen zwei rauhe Flächen (Mühlsteine, s. d.) gebracht wird, welche die Zertheilung durch Drehbewegung bewirken. Wir werden hier vorzüglich die Getreidemühlen berücksichtigen, da sie die wichtigsten u. ältesten Maschinen dieser Klasse sind u. ihre verschiedenen Konstruktionssysteme auch für das Mahlen anderer Materialien benutzt werden. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Versuche, die Körner der Getreidearten durch Zerreiben in eine genißbare Form zu bringen, fast so alt sein muß, wie die Gewinnung der Getreidekörner zur Nahrung überhaupt. In der That finden wir in den ältesten Urkunden des Menschengeschlechtes Andeutungen, daß Mahlapparate bereits in Anwendung waren. Welcher Art dieselben bei den auf niedrigster Kulturstufe stehenden Volksstämmen sein konnten, zeigt der in Nr. 4236 abgebildete Apparat aus den Pfahlbauten. Eine etwas zweckmäßigere Konstruktion dagegen läßt die in Nr. 4237 abgebildete altröm. M. erkennen, welche eine Art Mörser mit drehbarer Keule darstellt, roh aus Stein geformt, aber leichter im Betrieb als die vorige. Wie hieraus ersichtlich, benutzte man schon frühzeitig Zugthiere zum Drehen der M.;



Nr. 4236. Getreidezerreibungsapparat aus den Pfahlbauten.

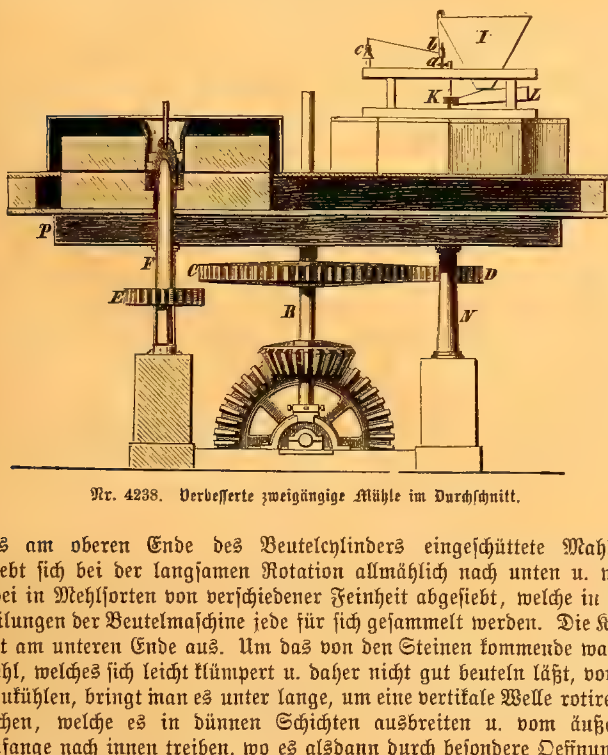
bald trat an deren Stelle die wohlfeilere Wasserkraft, viel später aber erst der Wind. Nebenbei erhielten sich aber auch die Hand- u. Thiermühlen bis in das Mittelalter hinein, u. noch jetzt mag man in einzelnen Gegenden für den Mühlenbetrieb Thiergöpelwerke in Anwendung bringen. Seit etwa 1550 wurden die M. durch Beigabe des Beutelwerkes bedeutend verbessert; bisher siebte man das Mehl in Handsieben ab. Lange Zeit hindurch wurde die mit Beutel- u. Klapperwerk bereicherte deutsche M. als Wasser- od. Windmühle in nur sehr roher Form mit durchaus hölzernem Triebwerk ausgeführt, bis endlich mit der Ausbildung des modernen Maschinenbaues auch die Herstellung der Mühlenwerke von wissenschaftlich ausgebildeten Konstrukteuren in die Hand genommen u. als Konstruktionsmaterial so weit als thunlich das Eisen gewählt wurde. So entstanden die heutigen Kunstmühlen, die sich durch ihre Produkte vor den M. alter Art in unvergleichlicher Weise auszeichnen. Eine Kunstmühle umfaßt einen ganzen großen Maschinenkomplex, denn für die moderne Müllerei sind eine Anzahl von Vorbereitungsmaschinen zum Reinigen u. Schälen des Getreides unerläßlich.



Nr. 4237. Altrömische Mühle.

Die Herstellung zweckmäßiger Getreidereinigungs- u. Putzmaschinen ist noch immer eine wichtige Aufgabe für die im Mühlenbauwesen wirkenden Techniker. Zuerst haben die Steinauslese-, Staubausblas- u. Reibmaschinen ihre Arbeit am rohen Getreide zu verrichten, dann kommen die Wasch- u. Trockenmaschinen, hierauf die Putz- od. Schälmaschinen u. schließlich wieder die Blasmaschinen zur letzten Reinigung an die Reihe. Die Schälmaschinen wirken meist durch gegen einander rotirende reibeisenartige Flächen, welche die harte Schale von den Körnern „abnaschen", deren Mehlkorn aber unberührt lassen sollen —

eine schwierig auszuführende Arbeit. Die Mahlmaschinen selbst werden gegenwärtig nach sehr verschiedenen Konstruktionssystemen ausgeführt. Weit überwiegend sind die Steingänge mit horizontal rotirendem Obersteine im Gebrauch, in der Anordnung, wie sie Fig. Nr. 4238 im theilweisen Durchschnitt einer zweigängigen Mühlenanlage zeigt. B ist die stehende Welle, welche von dem auf der Wasserradwelle sitzenden größeren Kegelrade mittels Kegelgetriebe in Umdrehung versetzt wird. Auf der Welle B sitzt oberhalb ein großes Stirnrad C, welches die seitlichen Mühlsteinspindeln F u. N (nach dem alten Ausdrucke „Mühleisen") mittels der Getriebe D u. E betreibt. Die Bodensteine ruhen auf eisernen Trägern P. Am Mahlgange rechts ist oben der Rumpf I, die zur Regulirung des Körnerfalles dienende Stellvorrichtung abc u. der Schüttelkasten KL sichtbar. Dieser letztere Apparat wird bei vielen M. jetzt anders konstruirt. Neben den Mahlgängen mit beweglichem Oberstein u. ruhendem Unterstein führt man jetzt auch solche mit beweglichem Unterstein u. ruhendem Oberstein aus. Es wird hierdurch die Durchlochung des Untersteines behufs Durchganges der Steinspindel vermieden u. die zum Umfassen dieser Spindel im Auge des Untersteines nöthige Büchse mit sammt ihren Uebelständen in Wegfall gebracht. Ferner sorgt man dafür, daß die beiden Steine nicht in steifer Lage gegen einander wirken, was eine kaum mögliche Genauigkeit in der Steinstellung für feines Mahlen erfordert, sondern daß sie mit Universalgelenken gelagert sind, so allseitig gegen einander oscilliren u. sich selbstthätig stets genau mit ihren Mahlflächen parallel stellen können. Die Beutelvorrichtungen (Beutelmaschinen) der verbesserten Mahlmühlen bestehen in der Hauptsache aus hohlen, von Holzrippen zusammengesetzten Cylindern od. sechs- bis achtseitigen Prismen, welche durch radiale Arme mit einer in Umdrehung zu versetzenden, schräg gelagerten Welle verbunden u. am Umfange mit Beuteltuch (Seidengaze) überzogen sind, deren Feinheitsgrad von oben nach unten in gewissen Abständen abnimmt.



Nr. 4238. Verbesserte zweigängige Mühle im Durchschnitt.

Das am oberen Ende des Beutelcylinders eingeschüttete Mahlgut schiebt sich bei der langsamen Rotation allmählich nach unten u. wird dabei in Mehlsorten von verschiedener Feinheit abgesiebt, welche in Abtheilungen der Beutelmaschine jede für sich gesammelt werden. Die Kleie fällt am unteren Ende aus. Um das von den Steinen kommende warme Mehl, welches sich leicht klümpert u. daher nicht gut beuteln läßt, vorher abzukühlen, bringt man es unter lange, um eine vertikale Welle rotirende Rechen, welche es in dünnen Schichten ausbreiten u. vom äußeren Umfange nach innen treiben, wo es alsdann durch besondere Oeffnungen nach der Beutelmaschine gelangt.

Bezüglich des Mahlprozesses unterscheidet man gewöhnlich drei Arten von Müllerei: die Flachmüllerei u. im Gegensatz dazu die Hochmüllerei, während zwischen beiden die Halbhochmüllerei eine vermittelnde Rolle spielt. Die Flachmüllerei, welche bes. noch in Deutschland in Gebrauch ist, besteht darin, daß immer nur kleinere Quantitäten, selten über 6 Scheffel (Posten), durch mehrmaliges Aufschütten fertig gemahlen werden. Das zum ersten, zweiten u. dritten Male von den Steinen kommende Produkt heißt Schrot; das neben dem Mehle schließlich abfallende Produkt, das als ausgemahlenes Schrot zu betrachten ist, heißt Kleie. Werden die Hülsen des Getreides aus dem Schrot ausgesiebt, so heißt der übrigbleibende Kern Gries. Das beim Schroten von Weizen aus dem Beutel erhaltene Produkt nennt man Mittelmehl; das vom erstmaligen Aufschütten des Grieses erhaltene heißt Kernmehl u. gilt als feinste Sorte. Die folgenden zwei od. drei Griesaufschüttungen ergeben geringere Mehlsorten. Mischt man diese Sorten mit dem Kernmehl u. Schrotmehl zusammen, so erhält man gewöhnliches Weizenmehl. Bei dem gewöhnlichen Mahlprozesse ist meist ein drei- bis sechsmaliges Aufschütten hinreichend; will man aber feinere Mehlsorten (Auszugs- u. Mundmehl) erzielen, so muß man eine Post zwölf- u. noch mehrmals aufschütten. Bei einer sonst gut eingerichteten deutschen M. kann man annehmen, daß zum stündlichen Herstellen von Brotmehl von 1 HL. Weizen 6, von 1 HL. Roggen 4 Pferdekräfte nöthig sind. Die Hochmüllerei unterscheidet sich von der Flachmüllerei einerseits durch zweckmäßigere, den heutigen Fortschritten der Mechanik entsprechende Konstruktion der einzelnen Betriebsmechanismen sowie durch die Anwendung der vorhin erwähnten Vorbereitungsmaschinen, andrerseits aber auch dadurch, daß niemals kleine Getreidemengen od. Posten, sondern nur große Quantitäten u. zwar bei einmaligem Durchgange völlig ausgemahlen werden. Man erzielt hierdurch in kürzerer Zeit aus gleichen Getreidemengen eine größere Quantität besseren Mehles als dies bei der Flachmüllerei möglich ist. Bei der Hochmüllerei, die auch wol Griesmüllerei genannt wird, ist die Erzeugung eines feinen Grieses, der zu Suppen, Knödeln u. Torten bes. geeignet ist, mit eine Hauptsache. Neuerdings sind für die Hochmüllerei die schon vor längerer Zeit (1821) durch Helfenberger in der Schweiz u. später vom Ingenieur Sulzberger ebendaselbst verbesserten Walzenmühlen in Aufnahme gekommen, bei denen die Körner durch horizontal liegende, der Länge nach stark geriffelte stählerne Walzen gegen die mantelförmige Unterlage gepreßt u. so zerkleinert werden; dieselben dienen jedoch nur zum Vormahlen, zum Feinmahlen sind die Steine unentbehrlich. Man will durch diese Kombination aus dem Getreide die größte Menge feines Mehl gewinnen u. nichts in der so wenig als möglich zerkleinerten Kleie zurücklassen.

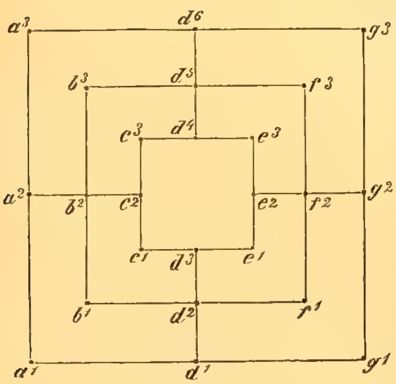
Mühlenbruch, Christian Friedrich, berühmter Rechtsgelehrter, geb. zu Rostock 3. Okt. 1785; habilitirte sich 1805 als Privatdozent daselbst, wurde 1808 Rathsherr u. 1810 ordentlicher Professor der Rechte; wirkte als solcher seit 1815 in Greifswald, seit 1818 in Königsberg u. seit 1819 in Halle, wo er 1828—31 auch stellvertretender Regierungsbevollmächtigter war, ging 1833 als ordentl. Prof. u. Mitglied des Spruchkollegiums nach Göttingen u. starb daselbst 17. Juli 1843. Durch seine Lehrthätigkeit wie durch seine Schriften hat sich M. nam. um das neuere Civilrecht, bez. um den Civilprozeß verdient gemacht. Die wichtigsten seiner Werke sind: „Lehrbuch der juristischen Encyklopädie u. Methodologie" (Rost. 1807); „Die Lehre von der Cession der Forderungsrechte nach den Grundsätzen des Röm. Rechts" (Greifsw. 1817 u. öfter); „Doctrina pandectarum scholarum in usum" (3 Bde., Halle 1823—25 u. öfter); „Entwurf des gemeinrechtlichen Civilprozesses" (ebd. 1827 u. öfter); „Lehrbuch des Pandektenrechts" (3 Bde., ebd. 1836—37 u. öfter); „Lehrbuch der Institutionen des Röm. Rechts" (ebd. 1842). Auch setzte er „Ausführl. Erläuterung der Pandekten" fort.

Mühlenordnung u. Mühlenregal. Zu den schwierigsten Materien des Rechts u. der Verwaltungswissenschaft gehören die Grundsätze über Benutzung des fließenden Wassers zum Gewerbebetriebe. Insbes. ist in dieser Beziehung der Mühlen zu gedenken, da sie nicht allein eine bedeutende Wasserkraft in Anspruch nehmen, sondern auch zu ihrem gedeihlichen Betriebe Wasserbauten erfordern, welche eine anderweite Benutzung des Wassers u. den Verkehr auf dem letzteren hemmen u. oft sogar für Andre gänzlich ausschließen. Es hat daher jeder Staat eine große Anzahl polizeilicher Bestimmungen in dieser Richtung erlassen. So ist nam. zur Anlegung neuer Wassermühlen u. neuer Mahlgänge die ausdrückliche Konzession der Behörde erforderlich. Es ist ferner darauf Bedacht zu nehmen, daß der Ober- u. Untermüller durch die Neubauten u. Reparaturen nicht geschädigt u. Bestimmungen darüber getroffen werden, in welchem Umfange der einzelne Müller je nach der Jahreszeit u. Wassermenge die Wasserkraft in Anspruch nehmen darf. Zu den Befugnissen, die dem Untermüller gegen den Obermüller zustehen, gehört nam. das Recht, zu verhindern, daß das Mühlwasser nicht zur Ungebühr zurückgehalten od. verschwendet werde (Näheres s. bei F. M. Schilling, „Handbuch des Mühlenrechts mit besonderer Rücksicht auf die preuß. u. sächs. Gesetzgebung", Lpz. 1829). — Da ein Mühlenbau bedeutende Kapitalien beansprucht, so wurde, um denselben dessenungeachtet zu fördern, den Müllern das Recht eingeräumt, in einem gewissen Umkreise von Jedermann fordern zu können, daß er sein Getreide bei ihm, dem betr. Müller, mahlen lasse (der sog. Mühlenzwang). Neuerdings ist derselbe durch Ablösung beseitigt. Da sich im Laufe der Zeit die Anlegung der Mühlen als ein rentables Unternehmen herausstellte, so eignete sich im Mittelalter der Staat od. andere große Territorialbesitzer das Recht an, die Müllerei entweder selbst ausschließlich zu betreiben

od. von Anderen nur gegen bestimmte Abgaben u. unter gewissen Bedingungen betreiben zu lassen. Nam. ist dieses Mühlenregal an öffentlichen Flüssen in Anspruch genommen worden; in neuerer Zeit dagegen hat man fast allgemein hierauf verzichtet.

Mühler, Heinrich v., preuß. Staatsmann, geb. 4. Nov. 1813 zu Brieg in Schlesien; studirte seit 1830 in Berlin die Rechte, wurde aber zugleich durch den Verkehr mit dem Dichterverein „Tunnel" zu eigener dichterischer Thätigkeit angeregt; manche seiner „Gedichte" (1842) werden noch heute auf den Studentenkneipen gesungen. M. arbeitete dann beim Oberlandesgericht in Naumburg a. d. S., beim Inquisitoriat in Halle u. beim Appellationssenate des Kammergerichts in Berlin. Nachdem er einige „Rechtshandschriften des Naumburger Stadtarchivs" herausgegeben, ging er nach Köln, um auch das rhein. Recht kennen zu lernen, u. von dort nach Berlin zurück, wo ihn Eichhorn als Hülfsarbeiter in das Ministerium der geistlichen Unterrichts- u. Medizinalangelegenheiten berief. Er rückte zum Regierungsrath u. zum vortragenden Rath auf, war seit 1845 mit Arbeiten für die Herstellung einer geordneten evang. Kirchenverfassung beschäftigt, deren „Geschichte" er auch schrieb (1846), u. wurde der nach Berlin berufenen Generalsynode als Sekretär beigegeben. Unter seiner Mitwirkung kamen da mehrere Gesetze zur Durchführung, welche der Evangelischen Kirche zu größerer Selbständigkeit dem Staate gegenüber verhalfen. Nachdem er dann noch einer Schulordnung für die Provinz Preußen das Leben gegeben, berief ihn Minister v. Ladenberg 1849 in die Abtheilung für die „inneren evang. Kirchensachen" u. hierauf in den Evang. Ober-Kirchenrath. Am 18. März 1862 wurde M. Minister des Kultus u. öffentlichen Unterrichts, auf welchem schwierigen Posten er, der unter dem starken Einfluß seiner Frau, Adelheid, geb. v. Goßler, stand, sich vermöge seines schwankenden Charakters mit erstaunlicher Zähigkeit zu behaupten wußte. Sein Schaukelsystem scheiterte endlich an der großen Wandlung der Zeit. Als die deutsche Politik die größten Dimensionen angenommen u. auch die kirchliche Bewegung in ihren Wirkungskreis gezogen hatte, nützte ihm selbst die Verleugnung seiner Vergangenheit, zu der er sich entschlossen, nichts mehr, u. so mußte M. um seine Entlassung bitten, die er 17. Jan. 1872 erhielt. Während seiner Mußezeit gab er „Grundlinien einer Philosophie der Staats- u. Rechtslehre nach evang. Prinzipien" (Berl. 1872) heraus. M. starb zu Potsdam 2. April 1874.

Mühlespiel, ein Bretspiel, welches von zwei Personen mit je neun Steinen (z. B. den bekannten Damensteinen) auf einem Brete gespielt wird, das aus Linien u. Punkten, durch drei in einander gestellte Vierecke, gebildet ist. Beide Parteien setzen zunächst ihre neun Steine, abwechselnd je einen derselben, auf einen der 24 Punkte. Nachdem dies geschehen, ziehen sie abwechselnd je einen ihrer Steine auf einen in gerader Linie liegenden Nachbarpunkt. Wer drei in einer Linie neben einander liegende Punkte mit dreien seiner Steine besetzt hat, bildet (od. schließt) hierdurch eine sog. Mühle (z. B. $a^1 d^1 g^1$ od. $a^2 b^2 c^2$) u. darf irgend einen Stein des Gegners, welcher nicht zu einer Mühle desselben gehört, schlagen, d. h. vom Bret entfernen. Der Gewinn des Spieles ist davon abhängig, daß ein Spieler entweder sämmtliche Steine des andern geschlagen od. die noch vorhandenen Steine des Gegners so fest gesetzt hat, daß der Letztere nicht mehr ziehen kann. Sobald jedoch eine Partei nur noch im Besitze von drei Steinen sich befindet, ist sie berechtigt mit ihren Steinen zu springen, d. h., statt des regelrechten Zuges mit einem Steine, denselben auf irgend einen beliebigen leeren Punkt zu stellen. — Besonders vortheilhaft für den Spieler ist es, sich eine sog. Zwick- od. Klappmühle zu bilden. Eine solche nennt man ein Mühlenpaar, von welchem jede einzelne durch denselben Stein abwechselnd geschlossen wird, so daß durch das Aufziehen der einen Mühle die andere gleichzeitig zugezogen werden (z. B. $b^1 d^2 f^1 e^2 g^2$ od. $b^3 d^5 f^3 c^3 e^3$), Zug um Zug also dem Gegner ein Stein geschlagen werden kann.



Nr. 4239. Mühlespiel.

Mühlhausen, zum Unterschied von anderen Städten gleiches Namens M. in Thüringen genannt, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Erfurt (Provinz Sachsen) mit 20,906 E. (1875), liegt an der Unstrut u. an der Eisenbahn Gotha-M.-Leinefelde. Von den Kirchen sind die architektonisch ausgezeichnetsten die Marienkirche mit 5 Schiffen u. die Liebfrauen- u. Blasienkirche. M. ist Sitz eines Kreisamtes, Kreisgerichtes u. einer Handelskammer u. hat seit 1871 ein Gymnasium u. eine höhere Bürgerschule. Als eine der industriellsten Städte Thüringens treibt M. nam. Baumwollweberei, Spinnerei, Färberei, Gerberei, Leimsiederei, Fabrikation von Chemikalien u. beträchtlichen Handel mit Getreide u. Wolle. Bis 1803 war M. freie Reichsstadt mit einem Gebiete von 4 □M., kam dann an Preußen, 1807 an Westfalen u. 1815 wieder an Preußen. — Der Kreis M. umfaßt den südwestlichsten Abfall des Eichsfeldes an der Unstrut u. Werra mit 50,643 E. (1871) auf 8,29 □M. u. den Städten M. u. Treffurt.

Mühlheim od. Mülheim, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Düsseldorf (Rheinprovinz) mit 15,427 E. (1875), zum Unterschied von anderen gleichnamigen Städten M. an der Ruhr genannt; liegt in angenehmer Gegend am rechten Ufer dieses Flusses, steht in Eisenbahnverbindung mit Ruhrort, Duisburg, Essen u. Kettwig, ist Sitz eines Kreisamtes, Kreisgerichtes u. einer Handelskammer u. hat eine Realschule 1. Ordnung. Neben einem bedeutenden Handel mit Steinkohlen, bes. nach Holland, u. Bruchsteinen aus den nahen Steinbrüchen, treiben die Einwohner Eisengießerei, Maschinenfabrikation, Tuch-, Regenschirm-, Leder- u. Tabaksfabrikation u. Schiffbau. Die Umgegend ist sehr gewerbreich, nam. das nahe Luisenthal mit Baumwollspinnerei u. Weberei, das M. gegenüber am anderen Ruhrufer gelegene Broich mit Papierfabrik, Eppinghausen, 1 Km. im N. von M., mit Eisensteingruben, Eisenwerken u. Zinkhütte, Styrum, 4 Km. im NW. von M., mit bedeutendem Eisenwerk u. Glashütte. Die Industrie wird durch die in der Nähe befindlichen Steinkohlengruben wesentlich unterstützt. — **M.** am Rhein, Kreisstadt des preuß. Reg.-Bez. Köln (Rheinprovinz) mit 17,307 E. (1875); liegt am rechten Ufer des Rheines, 4 Km. unterhalb Köln u. an den Eisenbahnen Köln-Minden u. Köln-M.-Gladbach; hat eine Realschule 1. Ordnung u. eine höhere Webschule u. Fabriken von Sammetbändern, Seidenzeugen, Leder, Maschinenriemen, Tabak, Chemikalien, Schaumwein 2c. Schiffahrt u. Handel nam. mit Wein ist von Bedeutung. Die Blüte der Industrie verdankt die Stadt der Ansiedelung der aus Köln 1714 vertriebenen Protestanten.

Mühlsteine sind scheibenförmige od. flach cylinderförmig gestaltete Steine, welche dazu dienen, verschiedene Substanzen, nam. aber Getreide, zu zerkleinern u. in Mehl zu verwandeln. Sie bewegen sich entweder in horizontaler Richtung, u. in diesem Falle gehen immer zwei über einander, zwischen denen die Substanzen zerrieben werden, od. in vertikaler Richtung im Kreise herum auf einem Boden von Eisen od. Stein, auf welchem die zu zerkleinernden Stoffe ausgebreitet sind. In letzterem Falle sind immer zwei M.e an einer gemeinschaftlichen Achse gegenüberstehend befestigt. Für Getreidemehlerzeugung werden die horizontalen Steine ausschließlich angewendet, u. heißt der untere Stein der Bodenstein, der obere der Läufer; ersterer liegt stets fest, während der Läufer durch Wind-, Dampf- od. Wasserkraft in schnelle Rotation versetzt wird; zu diesem Zwecke befindet sich im Bodensteine eine kreisförmige Oeffnung, das Auge, durch welche das den Läufer tragende Mühleisen hindurchgeht. Die Beschaffenheit der M. hat auf die Güte des damit erzeugten Mehles einen sehr bedeutenden Einfluß; das beste Material zur Herstellung von M.n ist Quarzfels od. Hornstein, da diese sich am wenigsten abnutzen; Porphyr, Kalkstein, Sandstein, Trachyt u. Lava sind weniger gut, weil sie zu weich sind u. durch reichlichen Abgang das Mehl unrein u. knirschend machen. Ferner sind auch solche Steine selten in ihrer ganzen Ausdehnung von gleicher Beschaffenheit, was ein Haupterforderniß ist, weil dadurch eine ungleichmäßige Abnutzung verhütet wird. Die besten M., die von La Ferté sous Jouarre in Frankreich, werden daher aus einzelnen ausgesuchten Stücken eines zelligen Hornsteins (Süßwasserquarz) zusammengesetzt, verkittet u. an der Peripherie mit eisernen Reifen umgeben. Außer diesen Lafertésteinen od. Champagnersteinen sind noch folgende bes. hervorzuheben: die rhein. od. Andernacher, die bei Ober- u. Niedermendig brechen, aus



Nr. 4240. Schärfung der Mühlsteine.

einem blasigen Basalt bestehend; die Foreysteine, aus einem in Ungarn vorkommenden Süßwasserquarz bestehend, u. die Johnsdorfer Steine, aus der Gegend von Zittau, aus einem durch Basaltausbrüche gefritteten u. dadurch hart u. fest gewordenen Quadersandstein bestehend. Alle M. werden mit vertieften Haufurchen versehen, deren Anordnung in Nr. 4240 zu sehen ist u. zwar die des Bodensteins in entgegengesetzter Richtung als die des Läufers, so daß die scharfen Kanten dieser Furchen der beiden Steine wie Scherenschneiden wirken.

Mulatten sind die aus der geschlechtlichen Vermischung eines Weißen mit einer Negerin entstandenen Kinder. Diese Mischlinge sind, obgleich verschiedenen Rassen entsprossen, wiederum fruchtbar bei geschlechtlicher Vereinigung, sei es mit andern M., sei es mit Negern od. Weißen. Sprößlinge, welche in fortlaufender Linie solchen fruchtbaren Vermischungen (Generationen) entstammen, giebt es nam. in Südamerika sehr zahlreiche; auch hat man eine förmliche Skala festgesetzt, um darnach den Antheil des weißen Blutes zu bemessen, der in den Adern eines solchen Mittelschlages rollt. Démangeon stellt folgende Klassifikation auf:

Vater.	Mutter.	Kind.	Farbe des Kindes.
Weißer	Negerin	Mulatte	$^{7}/_{8}$ weiß, $^{1}/_{8}$ schwarz (oft schön).
Neger	Weiße	Zambo	$^{1}/_{2}$ weiß, $^{1}/_{2}$ schwarz (dunkelkupferfarbig).
Weißer	Mulattin	Quateron	$^{3}/_{4}$ weiß, $^{1}/_{4}$ schwarz (schön).
Mulatte	Weiße	Mulatte	$^{7}/_{8}$ weiß, $^{1}/_{8}$ schwarz (schwarzgelb od. lohfarben).
Weißer	Quateron	Quinteron	$^{7}/_{8}$ weiß, $^{1}/_{8}$ schwarz (sehr schön).
Quateron	Weiße	Quateron	$^{3}/_{4}$ weiß, $^{1}/_{4}$ schwarz (schwarzgelb).
Weißer	Quinteron	Kreole	weiß (lichte Augen u. schönes Haar).

Diese Nachkömmlinge der Weißen u. Neger vermehren sich in manchen Gegenden sehr stark; nam. in Brasilien sind sie sehr zahlreich u. bilden dort vorzugsweise die unteren Schichten der freien Gesellschaft. — Nach Burmeister ist der Körperbau des M. zierlich; er hat etwas kürzere Arme, kleine u. feine Hände, sehr schön gewölbte Brust, ausgezeichnete Taille u. sehr kleine, gefällige Füße. Die Mulattinnen sind munter, dabei oft hübsch. Die M. sind thätiger u. intelligenter als die indolenten Kreolen. Auch in den Maurenländern haben die M. von jeher eine wichtige Rolle gespielt; Einzelne haben sich nicht selten zu den höchsten Würden emporgeschwungen. Dagegen lauten die Urtheile über diese Mischlingsbevölkerung aus Mittel- u. nam. aus Nordamerika ziemlich ungünstig. Allein die weiße Bevölkerung Nordamerika's hat von jeher Vorurtheile gehegt gegen Alle, in deren Adern ein Tropfen Negerblut fließt, u. so mag es auch gekommen sein, daß diese aus der Gesellschaft völlig ausgestoßenen Mischlinge u. „Verworfenen" (outcast) moralisch versunken sind. Die Kräuselung des Haares u. eine bläuliche Färbung an der Wurzel des Fingernagels sind Zeichen, welche auch geringe Spuren von Negerblut noch verrathen.

Mulde, der Hauptfluß des sächs. Erzgebirges u. nach der Elbe der größte Fluß Sachsens, entsteht aus der Zwickauer u. Freiberger M. Erstere entspringt bei Schöneck, hat zu ihren Quellbächen die Rothe u. die Weiße M. u. nimmt auf ihrem 17 M. langen Laufe das Schwarzwasser, die Lungwitz u. die Chemnitz auf. Zwickau u. Glauchau sind die größten, in ihrem romantischen, an Bergschlössern reichen Thale gelegenen Städte. Die Freiberger M. hat ihre Quelle auf dem böhm. Kamme des Erzgebirges u. in der Zschopau ihren bedeutendsten Nebenfluß. Sie berührt auf ihrem 14 M. langen Laufe die Städte Freiberg u. Döbeln u. vereinigt sich mit der Zwickauer M. in der Nähe von Kolditz. Hier verläßt nun auch die M. die Vorberge des Erzgebirges, fließt an Grimma u. Wurzen vorbei, tritt im S. von Eilenburg auf preuß., unterhalb Bitterfeld auf anhalt. Gebiet u. mündet 1 Stunde unterhalb Dessau bei Roslau in die Elbe. Der Lauf von ihrer Vereinigung an ist 18 M. lang; das ganze Flußgebiet umfaßt 136 □M.

Mulder, Geraard Johannes, holl. Chemiker, geb. zu Utrecht 27. Dez. 1802; studirte daselbst seit 1819 Medizin u. Naturwissenschaften, ließ sich 1825 als prakt. Arzt in Amsterdam nieder, wurde 1826 Lektor der Physik bei der Batav. Gesellschaft in Rotterdam u. 1827 zugleich Lektor der Botanik u. der Chemie an der neuen medizin. Schule daselbst, entsagte zwar 1835 dieser Lehrthätigkeit, folgte aber 1841 einem Rufe als Prof. der Chemie an die Universität in seiner Vaterstadt. Unter seiner Leitung hat das Utrechter chemische Laboratorium durch die Leistungen, die theils M. selbst, theils seinen Schülern (wie z. B. Moleschott) angehören, eine große Berühmtheit erlangt. M. insbes. war einer der Ersten, welche die bei der Erforschung einfacher zusammengesetzter organischer Körper bewährte Untersuchungsweise auch auf die komplizirter zusammengesetzten animalischen Substanzen anzuwenden versuchten, u. wol selten hat eine Theorie so schnell sich die allgemeine Anerkennung zu verschaffen gewußt, wie die von M. infolge seiner Untersuchungen aufgestellte Proteïntheorie, nach welcher das Proteïn die gemeinsame Grundlage aller eiweißartigen Körper sein sollte. Sogar Liebig (s. d.) glaubte ihr anfänglich beistimmen zu müssen, bis er das Irrige derselben erkannte u. nach einem Aufsehen erregenden Streite M. selbst nöthigte, seine Theorie für nicht richtig zu erklären. Auch den Glanz der Darstellung, der alle Schriften des genialen deutschen Chemikers auszeichnet, hat M. nicht erreicht. Sein Hauptwerk ist der „Versuch einer allgemeinen physiolog. Chemie" (Utrecht 1843; deutsch von Moleschott, Heidelb. 1844 ff., u. von Kolbe, Braunschw. 1845 ff.). In einer Reihe anderer Schriften hat er sich bestrebt, die Ergebnisse der Wissenschaft auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen; zu diesen gehören: „Die Ernährung in ihrem Zusammenhang mit dem Volksgeist" (Rotterd. 1847; deutsch von Moleschott, Düsseld. 1847); „Die Chemie des Weines" (deutsch von Arenz, Lpz. 1856); „Die Chemie des Bieres" (desgl. 1858); „Die Chemie der Ackerkrume" (3 Bde., desgl. 1861—64) ꝛc. Außerdem sind seine „Chemischen Untersuchungen" (deutsch von Völker, Frankf. 1847) hervorzuheben. Auch redigirte M. theils allein, theils mit van Hall u. Vrolik 1826 bis 1836 die „Bydragen tot de natuurkundige wetenschappen", mit Wenckebach 1836—38 das „Natuur- en scheikundige archief", sowie mit Miquel u. Wenckebach längere Zeit das „Bulletin des sciences physiques et naturelles en Neerlande" u. seit 1842 die „Scheikundige onderzoekingen gedaan in het laboratorium der Utrechtsche Hoogeschoel".

Mulgrave (spr. Molgrähw'), Lord Konstantin John Phipps, brit. Seefahrer, geb. 30. Mai 1744, trat frühzeitig in den Seedienst u. war bereits 1765 Fregattenkapitän. Von 1768—73 nahm er einen Sitz im Parlament ein, u. 1773 führte er im Auftrage der brit. Admiralität eine Expedition ins nördl. Eismeer zur Aufsuchung der nordwestl. Durchfahrt. Er befuhr die Küsten von Spitzbergen, kam 30. Juli bis zum 80.° nördl. Br., fand dort auf dem Inselchen Moffen einen See mit Eis bedeckt, konnte aber nicht weiter vordringen u. mußte bald darauf, durch einen günstigen Wind zur rechten Zeit aus den umschließenden Eismassen befreit, umkehren. Schon im August war er, ohne irgendwelchen Erfolg erzielt zu haben, in England zurück; er verstand indessen eine interessante Reisebeschreibung zu liefern (Phipps, „Journal of a voyage towards the North-Pole", Lond. 1774; deutsch von Engel, Bern 1777). Im J. 1775 saß er wieder im Parlament, 1778 wurde er Kommissar der Admiralität u. kommandirte dann bis zum Frieden von 1783 ein Linienschiff. Bei dem Rücktritt des Ministeriums North trat er aus der Admiralität aus, wurde indessen von der Regierung fortwährend mit Aufträgen bedacht, 1783 zum Geheimen Rath ernannt u. erhielt 1784 die Peerschaft. Er starb 10. Okt. 1792 auf einer Reise in Lüttich. — Sein Bruder Henry Philipp Phipps **M.**, geb. 14. Febr. 1755, gleichfalls in der Marine ausgezeichnet, folgte ihm als Baron u. als Mitglied der Peerskammer. Er hat wesentliches Verdienst um die Vervollkommnung des Schiffbaues, war ein thätiges Mitglied in der Gesellschaft der Alterthumsforscher u. starb 7. April 1831.

Mulgrave-Archipel, od. Archipel der Marshall- u. Gilbertinseln, ist eine mikronesische Inselgruppe, welche zwischen 3° südl. u. 12° nördl. Breite u. 161—177° östl. von Greenwich gelegen ist u. wahrscheinlich 51 der Korallenbildung angehöriger Laguneninseln zählt. Ein etwa 3 Breitengrade breiter Kanal scheidet den aus 18 Eilanden bestehenden Gilbert-Archipel von den nördlicheren 34 Marshallinseln, von denen die 18 östl. als Ratakinseln, die 16 westl. als Ralikinseln bezeichnet werden. Die Inseln des ganzen M.-A.s bedecken einen Flächenraum von 37,5 □M. mit ungefähr 50,250 Seelen (1872); die größten der Inseln sind Kwajalein, 16 M. lang u. 3 M. breit, u. Eniwetok, deren Umfang 19 M. beträgt. Die Flora ist dürftig; Kokospalmen, Pandanus, Bananen u. Arumarten sind die einzigen in größerer Anzahl kultivirten Pflanzen. An wilden Thieren giebt es nur Ratten. Die von allen Reisenden als freundlich u. sanft geschilderten Bewohner bestehen auf den Marshallinseln aus Mikronesiern, während die Gilbertinseln eine aus mikronesischen u. polynesischen Elementen gemischte Bevölkerung aufweisen. Ihre Haut ist dunkel u. stark tätowirt; die Frauen bes. zeichnen sich durch Schönheit aus. Die Häuser ruhen auf Pfosten u. sind mit Palmblättern gedeckt. Im Bau der Wohnungen u. Boote zeigt die Bevölkerung große Geschicklichkeit, in der Landwirthschaft einen rühmenswerthen Fleiß. Polygamie herrscht nam. unter den Vornehmen; die

Verfassung trägt einen patriarchalischen Charakter. Mit europ. Schiffen wird ein lebhafter Handel bes. mit Matten u. Schnüren von Kokosbast u. mit Kokosöl getrieben. Die Missionare, welche seit 1857 von Hawaii u. seit 1870 von Samoa hierher gekommen, haben bes. auf den südl. Gilbertinseln Erfolge gehabt. Die meisten dieser Inseln wurden 1788 von Marshall u. Gilbert entdeckt; den Namen M.-A. erhielten sie nach der Insel Mili, welche Gilbert nach Mulgrave (s. d.) benannte. — Vgl. Meinicke, „Die Inseln des Stillen Ozeans" (Bd. II, Lpz. 1875—76).

Mülhausen od. Mühlhausen (franz. Mulhouse), Kreisstadt im Oberelsaß u. bedeutendster Industrieplatz im südwestl. Deutschland mit 57,554 E. (1875); liegt $4^1/_2$ M. im NW. von Basel in einem breiten, fruchtbaren Thale der Ill zwischen den südl. Ausläufern der Vogesen u. den nördl. des Jura u. steht mit Basel, Straßburg, Thann u. Belfort in Eisenbahnverbindung. Die zum Theil unregelmäßig u. eng gebaute Altstadt liegt auf einer Insel der Ill, die Neustadt im S. bis zum Rhein-Rhonekanal, der zu einem ansehnlichen Hafenbassin erweitert ist u. an welchem sich schöne Promenaden hinziehen; im N. dehnt sich die Arbeiterstadt aus. Die schönsten Gebäude weist die Neustadt nam. an dem großen, dreieckigen Börsenplatze auf; hier ist der Sitz der reichen Kaufmannschaft. Fast das älteste u. eins der schönsten Gebäude der Stadt ist das Rathhaus von 1551 mit einem 100 m. hohen Thurme; ansehnliche öffentliche Bauten sind die neue kathol. Kirche von 1867, die deutsch-protestant. Kirche von 1865 u. die Synagoge. Musterhaft eingerichtet ist die 1853 von J. Dollfus begründete Arbeiterstadt, welche durch den Illkanal in einen alten u. neuen Theil geschieden ist u. etwa 1000 mit Gärten versehene Wohnungen enthält. Baumwollspinnerei, Weberei u. Kattundruck sind die Industriezweige, welche den internationalen Ruhm M.s begründet haben; die 14 größeren Baumwollspinnereien der Stadt u. näheren Umgebung arbeiten mit ungefähr 400,000 Spindeln; außerdem giebt es noch umfangreiche Fabriken für Nähgarn, Seidendamaste, Maschinen, Chemikalien, Metallwaaren, Wäsche, Woll- u. Kammgarnspinnereien, Bleichereien, Färbereien u. a. m. Neben den Produkten dieser gewerblichen Etablissements treibt M. noch einen beträchtlichen Handel mit Getreide, Wein, Branntwein u. Spezereien. — M. wird urkundlich schon 717 erwähnt; 1273 erhob es Rudolf von Habsburg zur freien Reichsstadt; 1445 trat M. in den Bund mit den Schweizern, der 1515 erneuert ward u. bis 1798 dauerte. Im Westfäl. Frieden trat M. faktisch der Schweizerischen Eidgenossenschaft bei u. ward 1798 auf eigenes Verlangen mit Frankreich vereinigt. Die erste Baumwollweberei hatten 1746 Samuel Köchli, Joh. Jakob Schmalzer u. Joh. H. Dollfus gegründet. Im Okt. 1870 ward die Stadt von deutschen Truppen besetzt; infolge dessen verließen noch Tausende von Einwohnern M., so daß die Stadt 1. Dez. 1871 sogar 5000 E. weniger zählte als bei der vorhergegangenen franz. Volkszählung 1866. Doch hat der Zuzug von Deutschen die Bevölkerungszahl seitdem wieder beträchtlich gesteigert. Die Industrie der Stadt hat freilich durch die Einverleibung des Elsaß in das Deutsche Reich während des Uebergangsstadiums starke Einbuße erlitten. — Der Kreis **M.** hat auf 11,26 □M. 131,823 E. (1875).

Mülheim am Rhein, s. „Mühlheim".

Mull, feiner Mousselin, leichtes baumwollenes Gewebe, früher meist nur in Ostindien, jetzt auch in Europa gefertigt.

Mull, eine zur westschottischen Grafschaft Argyle gehörige, 7 M. lange u. ebenso breite Insel, wird durch den $^1/_2$ M. breiten Mull-Sund von Schottland getrennt u. liegt im N. des Firth of Lorn. Die Westküste ist durch zahlreiche Fjorde zerrissen u. ladet in mehrere langgestreckte Halbinseln aus; das durchaus gebirgige Innere erhebt sich im Ben More zu 913 m. u. weist einige romantische Seen auf. Burgen altschottischer Adelsgeschlechter erheben sich an der steil zum Meere abfallenden Ostküste malerisch über die weiße Brandung. Die etwa 7000 Seelen zählende, meist gälische Bevölkerung ernährt sich fast ausschließlich durch den Fischfang u. hat nur etwa 8% des Gesammtareals angebaut. Der Hauptort ist das im N. gelegene Fischerdorf Tobermory. Zu M. gehören auch die Inseln Jona (s. d.) u. Staffa (s. d.).

Müllenhoff, Karl, einer der bedeutendsten Germanisten der Gegenwart, geb. 8. Sept. 1818 zu Marne in Süder-Dithmarschen; studirte seit 1837 in Kiel, Leipzig u. Berlin Philologie u. schloß sich an letzterem Orte nam. an Lachmann (s. d.) an. Im J. 1843 habilitirte er sich in Kiel, las hier anfänglich noch über klassische Philologie, wandte sich aber später durchaus den germanistischen Studien zu; 1846 wurde er außerord., 1854 ord. Professor der deutschen Sprache, Literatur u. Alterthumskunde u. 1858 an v. d. Hagen's (s. d.) Stelle nach Berlin berufen, wo er noch jetzt als einflußreicher Lehrer u. Haupt der Lachmann'schen Schule wirkt. Ein Theil seiner höchst werthvollen Arbeiten erschien in Zeitschriften zerstreut, z. B. in den „Nordalbingischen Studien" (seit 1844), in Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum" u. in der „Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft u. Literatur" (Braunschw. 1851—54); aus letzterer sind die wichtigen Untersuchungen „Zur Runenlehre" (1852), „Zur Geschichte der Nibelunge Nôt" (1855) bes. abgedruckt. Selbständig erschienen eine Ausgabe der „Kudrun" (Kiel 1845), eine im Geiste der Brüder Grimm angelegte musterhafte Sammlung von „Sagen, Märchen u. Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein u. Lauenburg" (ebd. 1845), „De antiquissima Germanorum poesi chorica" (ebd. 1847); „De carmine Wessofontano" (Berl. 1861); „Altdeutsche Sprachproben" (ebd. 1864; 2. Aufl. 1871) u. „Deutsche Alterthumskunde" (Bd. I., Berl. 1870). Mit Scherer gemeinschaftlich gab er heraus „Denkmäler deutscher Poesie u. Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrh." (Berl. 1864; 2. Aufl. 1873); für das von seinen Schülern herausgegebene „Deutsche Heldenbuch" lieferte er die krit. Ausgabe des „Laurin" (s. d.), u. an den „Festgaben für G. Homeyer" (ebd. 1871) betheiligte er sich mit einer Abhandlung „Ueber den Schwerttanz". Auch schrieb er für Ersch u. Gruber's „Allgemeine Encyklopädie" (1. Sekt., Bd. 64, Lpz. 1857) den Artikel „Geten".

Müller, vier Gebrüder: Karl Friedrich, Theodor Heinrich Gustav, August Theodor u. Franz Ferdinand Georg, berühmte Streichquartett-Spieler, geboren u. erzogen in Braunschweig als die Söhne des Hofmusikus Aegidius Christoph **M.** (geb. 1766 zu Görsbach in Thüringen, gest. 1841 zu Braunschweig). Der älteste Sohn Karl Friedrich, geb. 11. Nov. 1797, kam mit 14 Jahren nach Berlin, wo er sich zu einem der besten Geiger emporschwang u. lange Zeit in der Braunschweiger Kapelle als Konzertmeister wirkte. — Der zweite Bruder, Theodor Heinrich Gustav, geb. 3. Dez. 1800, wirkte in der Braunschweiger Kapelle als Symphoniedirektor (am Theater, außer der Oper) u. starb 7. Sept. 1855. — Der dritte Bruder, August Theodor, geb. 27. Aug. 1803, war im Braunschweiger Orchester als Violoncellist angestellt u. starb im Okt. 1875. — Der vierte Bruder endlich, Ferdinand Georg, geb. 29. Juli 1809, fungirte als Kapellmeister zu Braunschweig u. starb 22. Mai 1855. — Die Entstehungsgeschichte des berühmten Quartetts ist folgende: Herzog Karl von Braunschweig (s. d.) verbot eines Tages den Musikern seiner Kapelle bei schwerer Strafe, sich in irgend einer Gesellschaft od. einem Konzerte zu produziren. Auf den bloßen Theaterdienst beschränkt, mußte allen besseren Künstlern die Freude an der Kunst verloren gehen; demnach beschlossen die Brüder M. ihren Abschied zu nehmen. Da sie sich aber nicht trennen wollten, suchten sie, um auch ohne festes Engagement ihre Existenz zu sichern, sich im Quartettspiel zu vervollkommnen, vertheilten die Instrumente so unter sich, daß Karl Friedrich die erste, Franz Ferd. Georg die zweite Violine, Th. Heinrich Gustav die Bratsche u. Aug. Theodor das Violoncell spielte, u. kündigten, als sie glaubten auf ihre Leistungen bauen zu können, für Okt. 1830 ihre Stellung. Im September aber brach die Revolution in Braunschweig aus, welche der Mißregierung des Herzogs Karl ein Ende machte, u. einer der ersten Schritte des neuen Herrschers war, der Residenz den Besitz so ausgezeichneter Talente, wie die M.s waren, zu sichern. Indessen wollten diese die neugewonnene Kunstbildung nicht unausgenützt lassen u. begaben sich auf Kunstreisen, welche ihren Ruhm über ganz Deutschland u. darüber hinaus verbreitet haben. — Einen andern Quartettverein, der innerhalb der letzten zwölf od. fünfzehn Jahre von sich reden machte, bildeten die vier Söhne des obigen Karl Friedrich **M.**: Bernhard (geb. zu Braunschweig 24. Febr. 1825), Karl (geb. 14. April 1829), Hugo (geb. 21. Sept. 1832) u. Wilhelm (geb. 1. Juni 1833). Nachdem sie eine Zeit lang mit großem Erfolg in Deutschland u. dem Auslande konzertirt hatten, wurden sie alle Vier in der Kapelle zu Meiningen angestellt, gaben zwar nach einigen Jahren diese Stellung wieder auf, um ungehemmter ihre Reisen machen zu können, haben sich aber neuerdings getrennt u. wirken an verschiedenen Orten als ausübende Künstler od. Lehrer.

Müller, Adam Heinrich, Schriftsteller, geb. zu Berlin 30. Juni 1779; studirte 1798—1800 in Göttingen die Rechte, widmete sich dann unter der Leitung von Fr. Gentz (s. d.) den Staatswissenschaften, trat als Referendar in den preußischen Staatsdienst, machte Reisen

nach Schweden u. Dänemark, lebte längere Zeit in Polen, trat 1805 in Wien zur Katholischen Kirche über u. ließ sich noch in demselben Jahre in Dresden nieder. Hier hielt er Vorlesungen über philosophische, ästhetische u. politische Gegenstände u. verband sich mit Heinr. v. Kleist (s. d.) zur Herausgabe der Zeitschrift „Phöbus" (1. u. einziger Jahrg., Dresd. 1808). 1809 nach Berlin zurückgekehrt, bemühte sich M. vergeblich, im preuß. Staatsdienst wieder angestellt zu werden, wandte sich also 1811 wieder nach Wien, wo er zuerst im Hause des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich-Este lebte u. Vorlesungen hielt. Seit 1813 kaiserlicher Landeskommissar u. Schützenmajor in Tirol, folgte er 1815, dem Feldlager des Kaisers beigegeben, dem Heere nach Paris. Nach dem Frieden zum österr. General-Konsul für Sachsen ernannt, lebte er in Leipzig, wo er „Staatsanzeigen" (1816—18) u. einen „Unparteiischen Literatur- u. Kirchenkorrespondenten" erscheinen ließ. 1827 ward er als Hofrath bei der Hof- u. Staatskanzlei in Wien angestellt. Er starb das. 17. Jan. 1829. Seit der Zeit der Kongresse u. der Verfolgung der sog. Demagogen hatte er im Bunde mit Gentz zu den eifrigsten u. hartnäckigsten Beförderern der Reaktion u. zu den gefährlichsten Gegnern u. Bekämpfern jeder freieren politischen Regung in Deutschland gehört. Von seinen geistvollen, aber Mangel an positiven Kenntnissen u. streng logischem Denken verrathenden Schriften allgemeineren Inhalts sind die „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft u. Literatur" (Dresd. 1806 f.) u. „Zwölf Reden über die Beredsamkeit u. deren Verfall in Deutschland" (Lpz. 1816) die vorzüglichsten. Von seinen staatswissenschaftlichen Werken sind hervorzuheben: „Von der Idee des Staates u. ihren Verhältnissen zu den populären Staatstheorien" (Dresd. 1809); „Die Elemente der Staatskunst" (3 Bde., Berl. 1809); „Ueber König Friedrich II." (ebd. 1810); „Die Theorie der Staatshaushaltung" (2 Bde., Wien 1812); „Versuch einer neuen Theorie des Geldes" (Lpz. 1816) u. „Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesammten Staatswissenschaften u. der Staatswirthschaft insbes." (ebd. 1819).

Müller, Andreas (Joh. Jakob Heinr.), namhafter Historienmaler, geb. zu Kassel 9. Febr. 1811; begann seine künstlerische Laufbahn in München, bildete sich aber eigentlich in Düsseldorf unter Karl Sohn's Leitung aus u. hat sich auf dem Gebiet der religiösen Historie durch die Fresken in der Apollinariskirche bei Remagen am Rhein einen bedeutenden Namen gemacht. Unter diesen sind die 4 Scenen aus dem Leben des Schutzpatrons der Kirche sein Werk. Seine zahlreichen Oelbilder religiösen Inhalts, meistens von geringen Dimensionen, sind in idealem Stil mit größter Feinheit ausgeführt. — Auch sein jüngerer Bruder Karl **M.**, geb. zu Darmstadt 1818, verfolgt eine ähnliche religiös-historische Richtung u. betheiligte sich bei jenen Fresken durch die Darstellungen der Verkündigung u. der Geburt der Maria. Diese sowie seine zahlreichen Oelbilder zeigen ein feines Gefühl für Schönheit u. Anmuth u. seltene Tiefe der Empfindung.

Müller, Charles Louis, geb. zu Paris 1815; vielseitiger franz. Maler, der als Schüler von Gros u. Cogniet sich durch die Darstellung hervorstechender Momente der neueren französischen Geschichte u. durch seine Portraits einen Namen gemacht, sich aber auch an poetischen Motiven nach Byron u. Shakespeare versucht hat. Nachdem er in den vierziger Jahren seine ersten Bilder „Heliogabal, in den Straßen Roms triumphirend" u. „Mairunde" (Tanz von Mädchen u. Jünglingen) gebracht hatte, errang er 1851 einen bedeutenden Erfolg mit den „Letzten Opfern der Schreckenszeit". Dann folgten andere Bilder aus der Franz. Revolution, bes. aus dem Leben der Königin Marie Antoinette, in denen er die ernsten Begebenheiten der Geschichte in ein gefälliges Kleid zu hüllen u. ihren tragischen Inhalt von einem anziehenden Farbenspiel zu begleiten wußte.

Müller, Friedrich, genannt **Maler Müller,** ein Maler, Kupferstecher u. Dichter, der zu den „Originalgenies" seiner Zeit gehörte, geb. zu Kreuznach 1750; widmete sich früh der bildenden Kunst u. gab schon in seinem 18. Jahre mehrere Sammlungen radirter Blätter (Thierstücke) heraus, die viel Beifall fanden. Eine Zeit lang im herzogl. zweibrück. Dienste, hatte er es hauptsächlich Goethe zu verdanken, daß er im Aug. 1778 nach Rom reisen u. dort, wenigstens die ersten Jahre, leben konnte. In Rom, wo er übrigens 1781 katholisch wurde, widmete er sich vorzugsweise kunsttheoretischen u. archäologischen Studien u. diente den Fremden vielfach als erfahrener u. kenntnißreicher Führer durch die Stadt. Der König von Bayern ernannte ihn zu seinem Hofmaler. Zuletzte lebte M. sehr zurückgezogen u. fast vergraben in Schmuz. Er starb zu Rom 23. April 1825. Auf dem Gebiete der bildenden Kunst hat M. nicht gehalten, was sein Talent versprach; auf dem der Poesie hat er sich größere Verdienste erworben. Als Dichter machte er sich zuerst durch seine Beiträge zu der Zeitschrift „Die Schreibtafel" (Mannh. 1774—79) u. durch verschiedene bes. herausgegebene Poesien bekannt; zu letzteren gehörten: die Idyllen „Bacchidon u. Milon" (Mannh. 1773; 2. Aufl., Frankf. u. Lpz. 1775); „Der Satyr Mopsus" (ebd. 1775) u. „Adam's erstes Erwachen u. erste selige Nächte" (Mannh. 1778); „Dr. Faust's Leben, dramatisirt" (1. Theil, ebd. 1778), u. „Niobe", ein lyr. Drama (ebd. 1778). In den Idyllen, deren er noch mehrere schrieb, zeigte er sich als Neugestalter dieser Dichtgattung; weit entfernt von aller Sentimentalität u. süßlichen Ziererei, sind es meist derbe Naturbilder in kräftigster Ausführung der Sturm- u. Drangperiode, so insbes. „Die Schafschur", „Das Nußkernen" u. „Ulrich v. Koßheim".



Nr. 4241. Friedrich Müller, gen. Maler Müller (geb. 1750, gest. 23. April 1825).

Er selbst bezeichnete als das „einzige Gute", das er geschaffen, das Schauspiel „Golo u. Genoveva" (1780). Seine „Gesammelten Werke" erschienen in 3 Bdn. 1811 zu Heidelberg (neue Aufl. 1825). Eine neue Ausgabe seiner Dichtungen besorgte Hettner (1868), u. eine Nachlese zu seinen Werken gab unter dem Titel „Gedichte von Maler F. M." Graf Hans York heraus (Jena 1873).

Müller, Friedrich, Orientalist u. Ethnograph, geb. zu Jemnik in Böhmen 5. März 1834; studirte 1853—57 Philologie in Wien, ward daselbst 1858 bei der Universitäts-Bibliothek angestellt, habilitirte sich 1860 als Privatdozent, wurde 1861 Bibliothekar an der kaiserl. Bibliothek u. ist seit 1866 Prof. für vergleichende Sprachwissenschaft u. Sanskrit in Wien. Er schrieb seit 1857 zahlreiche Abhandlungen zu einer vergleichenden Grammatik der iranischen Sprachen, welche in den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie abgedruckt sind, verfaßte den linguistischen u. ethnographischen Theil der „Reise der österr. Fregatte Novara" (Wien 1867 f.), schrieb eine „Allgemeine Ethnographie" (Wien 1873) u. einen „Grundriß der Sprachwissenschaft" (Bd. 1, Wien 1876) rc.

Müller, Friedrich Max, ausgezeichneter Sprachforscher, geb. 6. Dez. 1823 zu Dessau als Sohn des Dichters Wilhelm M. (s. d.); erhielt seine Vorbildung in Dessau u. Leipzig u. bezog 1841 die Universität Leipzig, an der er orientalische Sprachen u. unter der

Leitung von Herm. Brockhaus Sanskrit studirte. Schon 1843 promovirte er u. 1844 erschien sein Erstlingswerk, eine Uebersetzung des „Hitôpadesa" (Lpz.). Im J. 1844 ging M. nach Berlin, um Bopp zu hören; er wurde hier auch mit Alexander v. Humboldt u. Aug. Boeckh näher bekannt, wohnte den Vorlesungen Schelling's bei u. gewann die Zuneigung Rückert's durch eine gelungene metrische Uebersetzung des „Mêghadûta" von Kâlidâsa (1847). Von Berlin begab sich M. 1845 nach Paris u. wurde dort durch Burnouf zu einer Ausgabe des umfangreichen Kommentars des „Sâyanâchârya" überredet. Da ihm hierzu die lückenhaften Manuskripte in Paris nicht genügten, ging M. 1846 nach England, um die Handschriften in der Bibliothek der Ostind. Compagnie u. in der Oxforder Bodlejana zu vergleichen.



Nr. 4242. Friedrich Max Müller (geb. 6. Dez. 1823).

In London trat M. bald in engere Beziehungen zu Bunsen u. in Oxford zu dem Sanskrit-Professor Wilson. Namentlich durch die Vermittlung dieser Beiden wurde M. in den Stand gesetzt, schon 1849 den ersten Band des „Rig-Veda" zu veröffentlichen (Bd. 2—4 erschienen 1854—62). Von 1856 an gab M. in Leipzig eine andere Ausgabe des Rig-Veda heraus mit einer Einleitung, Text u. Uebersetzung des „Prâti-Sâkhya" od. der ältesten Phonetik u. Grammatik enthaltend. Schon 1847 hatte M. in der British Association zu Oxford seinen „Essay on Bengalee and its relation to the Aryan languages" vorgelegt; 1849 verlieh ihm das Institut von Frankreich den Preis Volney für seinen Aufsatz „On the comparative philology of the Indo-European languages etc.", u. in demselben Jahre wurde M. in Oxford, wo er sich seit 1848 niedergelassen hatte, eingeladen, Vorlesungen über vergleichende Sprachforschung zu halten, u. erhielt 1850 eine Professur der neueren Sprachen u. Literaturen Europa's in Oxford. Im J. 1853 veröffentlichte er „An Essay on Indian logic", 1854 „Proposals for a missionary alphabet", in demselben Jahre „Suggestions on learning the languages of the seat of war in the East" u. „Letter to Chevalier Bunsen on the classification of the Turanian languages", 1857 „Buddhism and Buddhist pilgrims", u. in den Oxforder Essays erregte in demselben Jahre sein „Essay on comparative mythology" das allgemeinste Aufsehen. Im J. 1858 wurde M. zum Fellow des All Souls' College in Oxford ernannt u. gab in seinen „The German classics from the fourth to the nineteenth century" einen Ueberblick über die Entwicklung der deutschen Nationalliteratur; seine „History of ancient Sanscrit literature" (1859) war eine wesentliche Förderung der vedischen Studien. Pietisten u. Konservative hintertrieben zwar 1860 M.'s Ernennung zum Professor des Sanskrit an Wilson's Stelle, aber Frankreich erkannte seine Verdienste durch nochmalige Ertheilung des Preises Volney an, u. zwar für die sehr populär gewordenen „Lectures on the science of languages" (Lond. 1861; deutsch von Böttger, 2. Aufl. Lpz. 1866; „New series", 1864; deutsch von Böttger, 2. Aufl. Lpz. 1870), die allerdings auch manche Widersacher gefunden haben. 1865 wurde M. zum Konservator der orientalischen Manuskripte der Bodlejanischen Bibliothek in Oxford ernannt. In demselben Jahre begann er die Ausgabe der „Handbooks for the study of Sanskrit", darunter eine Sanskritgrammatik (deutsch von Kielhorn u. Oppert, Lpz. 1868). Zu erwähnen sind ferner von dem vielseitigen u. fruchtbaren Gelehrten „Essays" (deutsch von Liebrecht, 3 Bde., Lpz. 1868—71), „Chips from a German workship" u. die reizende Novelle „Deutsche Liebe" (4. Aufl. Lpz. 1873). Während des Deutsch-franz. Krieges hat M. durch mehrere kühn u. ungemein klar geschriebene Aufsätze, welche die „Times" veröffentlichte, wesentlich zur Beseitigung gewisser Vorurtheile, welche man gegen Deutschland hegte, beigetragen; er hat ferner freimüthig die Mängel der engl. Volksschulen, nam. auch der Töchterschulen, aufgedeckt u. es gewagt, die Vorzüge der deutschen Pädagogik in das hellste Licht zu stellen. Als Deutschland das Elsaß wiedergewann, ging er nach Straßburg, um dort wenigstens eine Zeit lang als Professor an der Universität zu wirken. Im J. 1876 beabsichtigte M., England zu verlassen, indessen gelang es der Universität Oxford, ihn zum Bleiben zu bewegen, indem man ihn von allen Berufspflichten entband u. mit der Uebersetzung der heiligen Bücher des Orients beauftragte.

Müller, Heinrich, lutherischer Theolog u. Erbauungsschriftsteller, geb. 18. Okt. 1631 zu Lübeck, wo seine in Rostock ansässigen Eltern eben auf der Flucht vor dem Heere Wallenstein's verweilten; studirte seit seinem 13. Jahre zu Rostock u. Greifswald Theologie u. ließ sich nach einer wissenschaftlichen Reise als Dozent zu Rostock nieder. 1651 wurde er hier als Archidiakonus der Marienkirche der Kollege seines Vaters (als des Hauptpfarrers), 1659 Professor der griechischen Sprache, 1662 Prof. der Theologie u. 1671 Superintendent von Rostock. Er starb daselbst 13. Sept. 1675. Als ein Pietist im besten Sinn des Worts war M. vor Allem auf die Einführung einer innigen Frömmigkeit ins Leben bedacht, im Gegensatz zu der todten Rechtgläubigkeit seiner Zeit. Von seinen Schriften haben sich trotz ihrer blumenreichen Sprache sowol die Predigten als bes. die „Geistlichen Erquickstunden" (zuerst Rostock 1664 ff.) u. der „Himmlische Liebeskuß" (1664) durch ihre volksthümliche Lebendigkeit noch heute einen großen Leserkreis zu erhalten gewußt.

Müller, Joh., Mathematiker, s. „Regiomontanus".

Müller, Johann v., schweizerischer Geschichtschreiber u. Minister des Königreichs Westfalen, geb. 3. Jan. 1752 zu Schaffhausen; war der Sohn eines strenggesinnten Landpredigers u. einer ungewöhnlich gebildeten Mutter, Anna Maria Schoop. Ihr u. ihrem Vater, dem Prediger Schoop, verdankte M. nach seiner eigenen Aussage die erste Liebe zur Geschichte, vorzüglich der vaterländischen. Mit 18 Jahren bezog er die Universität Göttingen, wo Gatterer ihn in die Hülfswissenschaften der Geschichte einführte, Schlözer ihn aus den Quellen sammeln u. vergleichen lehrte, Miller ihm den Gedanken eingab, die vaterländische Geschichte zu schreiben. Als die erste Frucht dieser Studien, „Bellum Cimbricum" (1772 d. v. Dippold), erschien, war der 20jährige Jüngling bereits Professor der griechischen Sprache in Schaffhausen. Allein seine lebhafte Natur paßte wenig für die eintönige Beschäftigung einer philologischen Lehrerstelle. Fortan führte er ein geschäftiges Wanderleben. Der Staatsrath Tronchin in Genf übergab ihm zeitweise die Erziehung seiner Söhne u. verschaffte ihm die Bekanntschaft mit Voltaire, Bonnet, Lord St. Helens u. Abbot; die innige Freundschaft des Freiherrn v. Bonstetten gewährte ihm lange ein glückliches Asyl auf seinem Gute Valeyres. Von Rousseau hatte er die Lehre aufgenommen, daß die Kunst sich auszudrücken eine Art Allmacht sei. Diese übte er zunächst in zahlreichen Briefen, in Anzeigen für Nicolai's „Allgemeine deutsche Bibliothek" u. in Vorlesungen über Universalgeschichte, welche er 1778 u. 1779 zu Genf in französischer Sprache hielt u. später an anderen Orten in deutscher Sprache wiederholte. Zuletzt gingen daraus die „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte" hervor, welche erst nach seinem Tode erschienen. 1780 trat er mit dem „Ersten Versuch

einer Schweizergeschichte" hervor, die einen unerhörten Beifall fand. Noch besaß kein Land deutscher Zunge eine Geschichtschreibung, welche so sorgfältige u. ausgiebige Quellensammlung mit einer so glänzenden, geistreichen u. plastischen Darstellung verband u. mit so edler Vaterlandsbegeisterung durchglühte. Zu zeigen wünschte er, wie die Verfassung in der Schweiz bestand u. die Freiheit erhalten wurde. Dennoch befähigten ihn die Weichheit seines Gemüths, die Universalität seines Geistes u. die Bewunderung alles Großen auch zum Fürstendiener. Er erschien im Herbst 1780 in Berlin zu stundenlanger Konferenz mit Friedrich d. Gr., dem er zur Ausfeilung seiner historischen Werke empfohlen war, erhielt jedoch diese Stellung eben so wenig als die des 1781 verstorbenen Lessing in Wolfenbüttel.



Nr. 4243. Johann v. Müller (geb. 3. Jan. 1752, gest. 29. Mai 1809).

Als er nach viermonatlichem Aufenthalt in Berlin zurückkehren wollte, berief ihn der hessische Staatsminister von Schlieffen nach Kassel, wo er 1781 Anfangs Professor der Geschichte an der Sozietät der Alterthümer, später Bibliothekar wurde. Die Unbehaglichkeit der Standes- u. Rangverhältnisse in diesem kleinen Staate drängte ihn in die Einsamkeit der Arbeitsstube — er schrieb die „Reisen der Päpste" u. das „Gespräch mit Aglaja" — u. schon 1783 in die Heimat zurück. Nachdem er unter angestrengter Arbeit an seiner Schweizergeschichte zu Genf, Valeyres, Olten u. Bern verweilt hatte, folgte er 1786 dem Rufe des Kurfürsten von Mainz erst als Bibliothekar, dann als Hofrath bei der Kanzlei. Die Freundschaft mit Jacobi, der Umgang mit Gagern u. Frhrn. v. Stein entschädigten ihn etwas für die „Eitelkeit u. Nichtswürdigkeit der politischen Arbeit im Vergleich zur gelehrten". Dennoch gewann er ein Herz für die Entwicklung Deutschlands. In solchem Sinne schrieb er 1787 die „Briefe zweier Domherren" u. über den „Fürstenbund". Zum Geheimen Konferenzrath, zum Wirklichen geheimen Staatsrath, endlich vom Kaiser als „Edler von M. zu Sylvelden" zum Reichsritter erhoben, blieb er an die Staatscarrière gefesselt, die ihn wohlhabend, geehrt, aber nicht glücklich machte. Als Custine sich der Stadt Mainz bemächtigte, folgte M. 1793 einem Rufe nach Wien als Mitglied der geheimen Hof- u. Staatskanzlei, welche Stellung er später mit der eines ersten Custos der Kaiserl. Bibliothek vertauschte. Allein die Unmöglichkeit, als Protestant weiter zu avanciren, das Verbot seiner Schweizergeschichte u. vor Allem seine Reizbarkeit trieb ihn auch aus Wien fort. 1804 erhielt er in Berlin eine Stellung in der Akademie. 1807, nachdem die Katastrophe über Preußen hereingebrochen war, stand er im Begriff, als Professor nach Tübingen überzusiedeln, als ihn Napoleon nach Paris berief, ihn durch gütige u. schmeichelnde Worte zu gewinnen wußte u. 17. Nov. zum Großsiegelbewahrer u. Staatsminister des Königs Hieronymus von Westfalen ernannte. Die hohe Stellung, zu deren Annahme M. die Hoffnung bewog, deutsches Wesen u. deutsche Art nach Kräften zu erhalten u. zu fördern, mehr jedoch die Eitelkeit, welche ein hervorragender Zug seines Charakters war, gereichten ihm zur verzehrenden Pein. Das Uebermaß der Arbeit, die Feindseligkeit u. Sittenlosigkeit der französischen Beamten, die in Kassel unter, in Wirklichkeit über ihm standen, lähmten die Kraft seines Geistes u. Gemüthes. Schon 30. Dez. vertauschte er dankbar seine hohe Stellung mit der eines Generaldirektors der Universitäten. Aber auch als solcher fühlte er bald die Ketten der französischen Gefangenschaft. Als der Krieg mit Oesterreich drohte, sollte er gewaltsam den patriotischen Freiheitssinn der deutschen Studenten niederhalten, der sich vielleicht an seinen eigenen Werken genährt hatte. Mehr noch schmerzten ihn die Anklagen früherer Freunde, die ihm Mangel an Charakter vorwarfen. Längst war er inwendig gebrochen. Ein heftiger Verdruß bei Hofe wegen der Universitäten beschleunigte seine Auflösung. Er starb am 29. Mai 1809 zu Kassel. 1851 wurde ihm in Schaffhausen, 1852 von König Ludwig v. Bayern in Kassel ein Monument errichtet. Sein Bruder Johann Georg M. gab seine gesammelten Werke heraus (27 Bde., Tüb. 1800—1817; neue Ausgabe in 40 Bdn., 1831—35) u. stellte sein Leben aus M.'s Briefen zusammen (Ausg. von 1831—35, Bd. 29 bis 33). — Vergl. Heeren, „J. v. M. als Historiker" (Lpz. 1820), u. v. Bosse, „J. v. M." (in den „Zeitgenossen", 1. Reihe II, 4).

Müller, Johannes, berühmter Anatom u. Physiolog, geb. zu Koblenz 14. Juli 1801; studirte 1819—23 in Bonn Medizin u. trieb dann in Berlin noch bes. zoologische u. anatomische sowie philosophische Studien, ließ sich im Herbst 1824 als praktischer Arzt u. Privatdozent in Bonn nieder, wurde hier schon 1826 zum außerord. u. 1830 zum ord. Prof. der Anatomie u. Physiologie ernannt, folgte 1833 einem Rufe für die gleiche Professur nach Berlin, wo seine Vorlesungen bald zu den besuchtesten der Universität gehörten u. er ein großes Anatomisches Museum anlegte, u. starb das. 28. April 1858. M. war preuß. Geh. Med.-Rath, Ehrenmitglied der wissenschaftlichen Deputation des Kultusministeriums, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften u. vieler anderer gelehrter Gesellschaften sowie mit sonstigen Ehren reich bedacht, da er durch seine physiologischen u. vergleichend anatomischen Arbeiten sich eine Weltberühmtheit erworben hatte. Er ist der eigentliche Schöpfer der physikalisch-chemischen Richtung in der Physiologie. Auch die mikroskopische u. pathologische Anatomie fanden in ihm einen bedeutenden Vertreter u. Förderer; so wurde nam. die Arbeit M.'s „Ueber den feinern Bau u. die Formen der krankhaften Geschwülste" (Berl. 1838) bahnbrechend. Seine schriftstellerische Thätigkeit war eine höchst fruchtbare, die Mehrzahl seiner Arbeiten findet sich in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften u. in dem von ihm selbst seit 1834 redigirten „Archiv für Anatomie, Physiologie u. wissenschaftliche Medizin". Seine Hauptwerke sind das „Handbuch der Physiologie des Menschen" (2 Bde.; Kobl. 1833—40) u. die „Vergleichende Anatomie der Myxinoiden" (Berl. 1835—45). — Vgl. die Gedächtnißrede von R. Virchow (Berl. 1858).

Müller, Johann Georg, talentvoller Baumeister u. Dichter, geb. 15. Sept. 1822 im Kanton St. Gallen; ging 1842 nach Italien, wo er einen herrlichen Entwurf für die bis jetzt unausgeführte Façade des Domes zu Florenz in italienisch-gothischem Stil verfertigte, der aber nicht verwirklicht wurde. Nachdem er dann in seinem Vaterlande mehrere Bauten ausgeführt hatte, ging er 1847 nach Wien, wo ihm der Bau der Altlerchenfelder Kirche übertragen wurde, in welcher er eine zwar originelle, aber in Einzelheiten nicht tadellose Verbindung des deutsch- u. des italienisch-romanischen Stils versuchte. Der Tod (er starb 2. Mai 1849) überraschte ihn während dieses Werkes. Sein Dichtertalent offenbart sich aufs Klarste in dem Tagebuch seines Aufenthalts in Italien. — Vergl. Ernst Förster, „Joh. Georg M., ein Dichter- u. Künstlerleben" (St. Gallen 1851).

Müller, Joh. Gotthard v., berühmter Kupferstecher, geb. zu Bernhausen bei Stuttgart 4. Mai 1747; wollte Theologie studiren, wurde aber durch Herzog Karl Eugen bewogen, sich der Kunst zu widmen. Nachdem er zunächst unter Guibal in Stuttgart das Zeichnen u. Malen gelernt hatte, ging er 1770 nach Paris, wo er sich unter

Wille der Kupferstecherkunst widmete. 1776 kehrte er nach Stuttgart zurück u. gründete hier eine Kupferstecherschule, an der er zugleich als Lehrer wirkte. Das Hauptverdienst, das er sich durch diese Schule erwarb, besteht darin, daß er die reine Linienmanier od. die Kunst des Grabstichels wieder zu Ehren brachte u. selber malerischen Ton u. Form in vollkommenster Weise verband. Er starb 14. März 1830. Zu seinen Hauptblättern gehören „Die Schlacht bei Bunkershill" nach J. Trumbull, „Die Madonna della Sedia" nach Rafael u. eine Reihe ausgezeichneter Portraits, darunter das beste Portrait Schiller's nach A. Graff. — Einen fast eben so großen Namen erwarb sich sein Sohn Joh. Friedr. Wilh. **M.**, geb. zu Stuttgart 11. Dez. 1782; Schüler seines Vaters, bildete er sich seit 1802 in Paris weiter, wurde dann Hofkupferstecher in Stuttgart u. 1814 Prof. der Kupferstecherkunst in Dresden. Seine schönsten Blätter sind unbedingt der (bes. in den ersten Drucken mit der Jahreszahl 1808 sehr geschätzt) „Evangelist Johannes" nach Domenichino u. die meisterhafte „Sixtinische Madonna" nach Rafael. Er starb geisteskrank 3. Mai 1816 auf dem Sonnenstein bei Pirna.

Müller, Johannes Heinrich Jakob, Physiker, Meteorolog u. Mathematiker, geb. zu Kassel 30. April 1809; studirte seit 1829 in Bonn u. Gießen Mathematik u. Physik, wurde zuerst Hülfslehrer am Gymnasium in Darmstadt, 1837 Lehrer der Mathematik u. Physik an der Realschule in Gießen u. 1844 Prof. der Physik an der Universität zu Freiburg i. Br., wo er 3. Okt. 1875 starb. Derselbe hat sich durch sein reiches u. mannichfaches Wirken um seine Wissenschaften, insbes. um die Popularisirung derselben, im besten Sinne hochverdient gemacht. Außer durch einige mathematische Schriften („Elemente der ebenen Geometrie u. Stereometrie", Darmst. 1838; 3. Aufl. 1869; „Elemente der ebenen Trigonometrie", ebd. 1838, u. „Elemente der sphär. Trigonometrie", ebd. 1840) begründete M. seinen Ruf bes. durch sein „Lehrbuch der Physik" (2 Bde., Braunschw. 1842—44; in 8. Aufl. 1876 von Prof. Pfaundler in Innsbruck bearbeitet), ursprünglich eine Bearbeitung von Pouillet's „Éléments de physique". Die als Ergänzungsband zu jenem Lehrbuch erschienene „Kosmische Physik" (Braunschw. 1856; 4. Aufl. 1875) fand nicht minder günstige Aufnahme. Außerdem berichtet M. speziell über „Die Fortschritte der Physik" (ebd. 1850 ff.) u. ließ seine eigenen Untersuchungen in Poggendorff's „Annalen" erscheinen. Von seinen sonstigen Schriften sind zu erwähnen: „Grundriß der Physik u. Meteorologie" (Braunschw. 1846; 10. Aufl. 1869 f.) mit einem „Mathematischen Supplementband" nebst „Auflösung der Aufgaben" (2. Aufl., ebd. 1866); „Grundzüge der Krystallographie" (ebd. 1845; 2. Aufl. 1868) u. „Konstruktive Zeichnungslehre" (ebd. 1865, 2 Thle.).

Müller, Karl, geb. 16. Dez. 1818 zu Allstedt in der Goldenen Aue, Botaniker u. naturwissenschaftlicher Schriftsteller. Er empfing die Anregung zum Studium der Naturwissenschaften schon als Knabe durch einen Prediger u. Lehrer seiner Vaterstadt, den bekannten geistvollen Dichter Dr. Aug. Thieme. In kleinen Verhältnissen aufwachsend u. nicht im Stande, eine regelmäßige wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen, wendete sich M. der Pharmazie zu, um durch sie die Mittel zu seiner weiteren Ausbildung zu gewinnen. Von 1843—47 studirte er auf der Universität Halle, sich vielfach mit eigenen botanischen Arbeiten mikroskopischer Art beschäftigend. Sein größtes wissenschaftliches Werk („Synopsis Muscorum frondosorum omnium hucusque cognitorum", 2 Bde., Berl.), begonnen 1847, vollendete M. im Laufe von 4 Jahren. Auf jede Anstellung verzichtend, verband er sich seit 1852 mit Otto Ule zur Herausgabe einer eigenen populär-wissenschaftl. Zeitschrift, der „Natur", welche das Interesse der gebildeten Welt für die Naturwissenschaften in erfolgreicher Weise nährte u. heute noch unter der Redaktion ihrer Begründer fortbesteht. Während dieser Zeit hat M. verschiedene Werke populärer Art erscheinen lassen; hervorzuheben aus diesen sind „Deutschlands Moose" (Halle 1853); „Ansichten aus den deutschen Alpen" (ebd. 1858); „Buch der Pflanzenwelt od. Versuch einer kosmischen Botanik" (Lpz. 1858; 2. Aufl. 1869); „Wanderungen durch die grüne Natur", in zweiter Auflage u. d. T. „Das Kleid der Erde" (1873) u. a. Von der philos. Fakultät der Universität zu Rostock wurde M. 1849 honoris causa zum Dr. philos. ernannt (vgl. „Botanik").

Müller, Karl Ottfried, berühmter Alterthumsforscher, geb. zu Brieg (Schles.) 28. Aug. 1797; studirte seit 1814 Philologie in Breslau u. Berlin, ward 1817 Lehrer am Magdalenen-Gymnasium in Breslau, folgte 1819 als außerord. Professor der Archäologie einem Rufe nach Göttingen, unternahm im Sept. 1839 eine Reise nach Italien u. begab sich von da im April des folgenden Jahres nach Griechenland, erkrankte in Delphi, wo er Nachgrabungen vornehmen ließ, am Wechselfieber u. starb zu Athen 1. Aug. 1840. Die Forschungen dieses genialen, kenntnißreichen u. außerordentlich thätigen Gelehrten umfaßten alle Zweige seiner Wissenschaft, u. seine Werke sind sehr zahlreich. Die wichtigsten sind: „Geschichte hellen. Stämme u. Staaten" (3 Bde., Bresl. 1820—24; neue Ausg. von Schneidewin, ebd. 1844); „Ueber die Wohnsitze, Abstammung u. ältere Geschichte des makedon. Volks" (Berl. 1825); „Die Etrusker" (2 Bde., Bresl. 1828); „Handbuch der Archäologie der Kunst" (ebd. 1830; 3. Aufl. von Welcker 1846); „Denkmäler der alten Kunst" (mit Osterley, Gött. 1832); „Prolegomenen zu einer wissenschaftlichen Mythologie" (ebd. 1825); „History of the literature of ancient Greece" (Bd. 1, Lond. 1840; deutsch von seinem Bruder Ed. M. u. d. T. „Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexander's", 2 Bde., Bresl. 1841). Seine „Kleinen deutschen Schriften" (3 Bde., Bresl. 1847 f.) gab der Folgende heraus. Vgl. Lücke, „Erinnerungen an O. M." (Gött. 1841) u. sein von F. Ranke verfaßtes Lebensbild (Berl. 1870). — Eduard **M.**, Bruder des Vorigen, gleichfalls ein geschätzter Archäolog u. Philolog, geb. zu Brieg 12. Nov. 1804; studirte seit 1821 in Breslau u. Göttingen, wirkte seit 1826 am Gymnasium in Ratibor u. seit 1841 an dem in Liegnitz, war 1853—67 Direktor, trat dann in Ruhestand u. starb zu Liegnitz 30. Nov. 1875. Er schrieb eine „Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten" (2 Bde., Bresl. 1834—37) u. die Tragödie „Simson u. Delilah" (ebd. 1853).

Müller, Ludwig Christian, ausgezeichneter Ingenieur-Offizier, geb. als Predigerssohn 1744 in der Priegnitz; diente erst als Soldat u. Unteroffizier im preuß. Heere, beschäftigte sich in seinen Mußestunden mit mathematischen Studien u. dem Planzeichnen, ward infolge dessen dem Ingenieurcorps zugetheilt u. später zum Offizier ernannt, als welcher er den Siebenjährigen Krieg mitmachte. Nachdem er die 3 Jahre desselben in Kriegsgefangenschaft zu Innsbruck verlebt hatte, kehrte er nach Potsdam zurück. Seit 1786 Hauptmann u. Lehrer bei der damaligen Ingenieurakademie daselbst, rückte er 1796 zum Major auf u. starb zu Berlin 12. Juni 1804. Seine Hauptwerke, die von ihm in ein System gebrachte Terrainlehre u. eine Lagerkunst mit praktischen Lehren aus der angewandten Taktik, erschienen als „Nachgelassene militärische Schriften" (2 Bde., Berl. 1807) erst nach seinem Tode. Außerdem sind zu nennen: „Vorschriften zum militärischen Plan- u. Kartenzeichnen" (Potsd. 1778 bis 1784); „Ueber die Verschanzungskunst auf Winterpostirungen" (ebd. 1781) u. „Beschreibung der drei Schles. Kriege" (ebd. 1789).

Müller, Moritz, genannt Feuermüller, geb. zu Dresden 6. Mai 1807 als Sohn eines Zeichenlehrers; wurde 1821 Zögling der dortigen Akademie u. ging 1830 nach München, wo er sich Anfangs der Historienmalerei widmen wollte, aber durch Reisen ins Bayer. Gebirge u. durch das Studium der Volkscharaktere zum Genre geführt wurde. So entstand eine Reihe von Brautbewerbungen, Hochzeitsscenen, Kirchweihen 2c., die durch Naturwahrheit u. Heiterkeit der Darstellung fesselten, aber daneben auch einige Bilder tiefernsten Inhaltes, die nicht minderen Anklang fanden. Durch das Studium Schalken's u. anderer Lichtmaler wurde er veranlaßt, sich ebenfalls solcher Lichteffekte zu befleißigen. Sie gelangen ihm so sehr, daß er sie fast in allen Bildern anwandte. Es sind trefflich aufgebaute Kompositionen, gewöhnlich mit zahlreichen, überaus natürlichen Figuren in wirksamer Vertheilung von Licht- u. Schattenmassen, aber ohne tiefere Charakteristik. Zuletzt erblindet, starb er 1865 in München.

Müller, Otto, Romanschriftsteller, geb. zu Schotten am Vogelsberg (Oberhessen) 1. Juni 1816; widmete sich auf Wunsch seiner Familie der kameralistischen Laufbahn, gab diese jedoch bald wieder auf, um eine Stelle an der Hofbibliothek in Darmstadt anzunehmen, außer welcher er später auch das Amt eines Bibliothekars des Prinzen

Karl von Hessen bekleidete, übernahm 1843 die Redaktion des „Frankfurter Konversationsblattes“ u. 1848 die des „Mannheimer Journals“, das er im Sinne der Gagern'schen Partei leitete. 1852 bis 1854 weilte er in Bremen; dann kehrte er nach Frankfurt a. M. zurück, wo er die „Deutsche Bibliothek“, eine Sammlung deutscher Originalromane, herausgab u. die ästhetische Wochenschrift „Frankf. Museum“ gründete, siedelte aber 1856 nach Stuttgart über; hier lebt er noch jetzt. Die eigenste Sphäre M.'s ist der biographische Roman. Hervorzuheben sind: „Bürger. Ein deutsches Dichterleben“ (2 Bde., Frankf. 1845; 3. Aufl. 1870); „Charl. Ackermann“ (2 Bde., Frankf. 1854); „Der Stadtschultheiß von Frankfurt“ (Stuttg. 1856; 2. Aufl. 1859); „Andrea del Castagno“ (Frankf. 1857); „Der Klosterhof“ (3 Bde., ebd. 1859; 2. Aufl. 1862); „Roderich“ (2 Bde., Stuttg. 1861); „Ekhof u. Iffland“ (2 Bde., Lpz. 1863); „Zwei Sünder an einem Herzen“ (2 Bde., Braunschw. 1863); „Der Professor von Heidelberg“ (3 Bde., Stuttg. 1870); „Der Majoratsherr“ (3 Bde., ebd. 1871); „Der Fall von Konstanz“ (3 Bde., ebd. 1872); „Diadem u. Maske“ (3 Bde., ebd. 1873); „Der Postgraf“ (ebd. 1876); „Der Einsiedler von Arona“ (ebd. 1876). „Ausgewählte Schriften“ M.'s erschienen 1873—74 zu Stuttgart in 12 Bdn.



Nr. 4244. Wilhelm Müller (geb. 7. Okt. 1794, gest. 1. Okt. 1827).

Müller, Wenzel, früher vielbeliebter österr. Volkskomponist, geb. 26. Sept. 1767 zu Türnau in Mähren; kam 1783 als Kapellmeister an das Theater zu Brünn u. von da 1786 in gleicher Eigenschaft nach Wien an das Marinelli'sche Theater; ging 1808 als Opernkapellmeister nach Prag, kehrte aber 1813 nach Wien zu seiner Leopoldstädter Bühne u. zu seinen lustigen Zauberopern, Lokalpossen u. Pantomimen zurück u. starb 3. Aug. 1835 zu Baden bei Wien. Von seinen Volksopern, deren er mehr als 200 geschrieben hat u. die fast ein halbes Jahrhundert lang das deutsche Volk mit ihren leichtfaßlichen u. populären Weisen u. ihren burlesken Texten unterhalten haben, nennen wir als die besten „Das Sonntagskind“, „Die Schwestern von Prag“ u. „Die Teufelsmühle“. Daneben hat der mit größter Leichtigkeit produzirende M. eine Anzahl Messen u. sonstige Kirchensachen, Instrumentalstücke, Tänze 2c. verfaßt.

Müller, Wilhelm, deutscher Dichter, geb. 7. Okt. 1794 zu Dessau; machte schon als Knabe mit einem Hausfreunde mehrere Reisen, die in ihm seine spätere, auch in seinen Gedichten sich vielfach aussprechende Wanderlust weckten. 1812 begann er in Berlin das Studium der Philologie u. Geschichte; 1813 aber trat er als Freiwilliger ins preuß. Heer u. focht in mehreren Schlachten mit; dann setzte er seine Studien fort, die er nun auch auf die altdeutsche Sprache u. Literatur ausdehnte. 1817 sollte er einen vornehmen Herrn nach Aegypten begleiten, doch gefiel es ihm so sehr in Italien, daß er seinerseits von einer Weiterreise abstand u. in Italien bis zu Anfang des J. 1819 blieb. Bald nach seiner Rückkehr wurde M. Lehrer an der neuorganisirten Gelehrtenschule in Dessau u. dann auch zum herzogl. Bibliothekar ernannt. Er starb zu Dessau 1. Okt. 1827. Die Liebenswürdigkeit u. das leicht u. glücklich gestaltende Talent M.'s sind vornehmlich erkennbar in seinen „Gedichten aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten“ (2 Bde., Dessau 1821—24; 2. Aufl. 1826) u. in seinen „Lyrischen Reisen u. epigrammatischen Spaziergängen“ (Lpz. 1827). Seine „Müller- u. Wanderlieder“ haben durch Fr. Schubert's Kompositionen Eingang in alle gebildeten musikalischen Kreise gefunden. Am meisten Aufsehen erregten die den Aufstand des griech. Volkes begleitenden „Lieder der Griechen“ (Dess. u. Lpz. 1822—24; neueste Aufl., Lpz. 1844). Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind zu nennen: „Rom, Römer u. Römerinnen“ (2 Bde., Berl. 1820) u. „Homerische Vorschule“ (Lpz. 1824; 2. Aufl. von Baumgarten-Crusius 1836). Auch gab er eine „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.“ (10 Bdchn., ebd. 1822 bis 1827; fortgesetzt v. Förster Bd. 11—14, ebd. 1830—38) heraus. Seine „Vermischten Schriften“ (5 Bdchn., Lpz. 1830) u. „Gedichte“ (2 Bde., ebd. 1837; neueste Aufl. 1869) gab Gust. Schwab heraus.

Müller, Wilhelm, od., wie er sich zur Unterscheidung von anderen Namensvettern nannte: Wolfgang **Müller von Königswinter,** einer der Hauptvertreter der rhein. Lieder- u. Sagendichtung, geb. zu Königswinter am Rhein 15. März 1816 als Sohn eines Arztes; studirte seit 1835 in Bonn Medizin, machte 1840 in Berlin sein Staatsexamen u. trat dann als Chirurg bei einer in Düsseldorf garnisonirenden Schwadron ein, setzte 1842 seine medizinischen Studien in Paris fort, ward aber schon nach wenigen Monaten durch des Vaters Tod in die Heimat zurückgerufen u. ließ sich als prakt. Arzt in Düsseldorf nieder, welche Stadt ihn 1848 auch ins Frankfurter Vorparlament entsendete. Seit 1853 in Köln wohnend u. ausschließlich seiner schriftstellerischen Thätigkeit lebend, starb er im Bade Neuenahr 29. Juni 1873. Als „rhein. Poet“ war er zuerst mit „Jungen Liedern“ (Düsseld. 1841) u. „Balladen u. Romanzen“ (ebd. 1842) aufgetreten. Es folgten zunächst: „Die Rheinfahrt“ (ebd. 1846); eine Sammlung lyrischer „Gedichte“ (ebd. 1847; 3. verm. Aufl., 1868, 2 Bde.); „Loreley, rhein. Sagen“ (ebd. 1851); „Die Maikönigin“ (Stuttg. 1852); „Prinz Minnewin, ein Mittsommerabendmärchen“ (Köln 1854); „Der Rattenfänger von St. Goar“ (ebd. 1856) u. die Reitergeschichte von „Johann vom Werth“ (ebd. 1858). Nicht auf gleicher Höhe wie diese anmuthigen Dichtungen stehen M.'s Prosawerke, wie „Die Erzählungen eines rhein. Chronisten“ (Lpz. 1861); „Vier Burgen“ (2 Bde., ebd. 1862); „Von drei Mühlen“ (ebd. 1865); die Künstlernovellen „Zum stillen Vergnügen“ (ebd. 1865); ein Essay über „Alfred Rethel“; „Münchener Skizzenbuch“ 2c. Mittelalterliche Stoffe behandelte er in „Aschenbrödel“; „Meister Stephan von Köln“; „Wilhelm von Jülich“; das „Märchenbuch für meine Kinder“; „Der Pilger von Italien“, Sonette (1868); „Merlin“ (1871); „Durch Kampf zum Sieg“ (1871) 2c. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens wandte er sich außerdem der dramatischen Muse zu; ermuthigt durch den Erfolg, den Friederike Goßmann seinem einaktigen Lustspiel „Sie hat ihr Herz entdeckt“ erringen half, schuf er eine größere Anzahl Dramen, von denen 1872 in Berlin 6 Bdchn. u. 1873 das fünfaktige Schauspiel „Kurhut u. Königskrone“ erschienen. Eine Sammlung der Werke seiner eigentlichen Blütezeit erschien als „Dichtungen eines rhein. Poeten“ (6 Bde., Lpz. 1872—76).

Müllner, Amandus Gottfried Adolf, deutscher Dichter, wurde 18. Okt. 1774 zu Langendorf bei Weißenfels geb.; seine Mutter war die jüngste Schwester des Dichters G. A. Bürger. Er erhielt seine Vorbildung in Schulpforta, wo er bes. Mathematik trieb u. ein seltsames Gedicht „Die Entstehung der elliptischen Curve aus der Kreislinie“ verfaßte. Seit 1793 studirte er in Leipzig die Rechte u. ließ sich 1797 zunächst in Weißenfels nieder, ging dann, durch Zerwürfnisse mit seiner Mutter veranlaßt, auf ein Jahr nach Delitzsch, wo er Amtsvizeaktuar war, u. kehrte dann nach Weißenfels zurück.

Hier war er erst eine Zeitlang als Gehülfe eines Advokaten thätig, schuf sich allmählich einen eigenen Wirkungskreis u. starb 11. Juni 1829. — Im J. 1799 gab M. anonym einen Roman „Der Incest" (2 Bde., Greiz) heraus, warf sich dann auf die Schriftstellerei im juristischen Fache u. schrieb unter dem Namen Modestinus „Sechzig Gedanken über den Entwurf einer neuen Gerichtsordnung für Chursachsen" (Greiz 1804), deren witzelnder u. wenig würdiger Ton ihm eine förmliche Untersuchung zuzog; sodann „Allgemeine Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunde" (Lpz. 1811; 2. Aufl. 1819) ꝛc. Später zog er sich von der juristischen Praxis ganz zurück; seine literarischen Neigungen hatten ohnehin eine ganz andere Richtung bekommen, als es ihm 1810 gelungen war, in Weißenfels ein Privattheater zu gründen, welches er lange als Diktator leitete u. für welches er nun selbst Stücke zu schreiben begann, anfänglich Lustspiele, meist Bearbeitungen franz. Stücke u. von franz. Zuschnitt, in Versen geschrieben u. mit lebhaftem u. gewandtem Dialog, z. B. „Die Vertrauten", „Der angolische Kater", „Die Zurückkunft aus Surinam", „Die Zweiflerin", „Die großen Kinder" ꝛc. (gedruckt in „Spiele für die Bühne", Lpz. 1815, u. „Almanach für Privatbühnen", 2 Thle., Lpz. 1817 u. 19), dann auch Trauerspiele wie „Der neunundzwanzigste Februar" (Lpz. 1812), eine fratzenhafte Nachbildung von Zacharias Werner's „Vierundzwanzigster Februar", u. „Die Schuld" (Lpz. 1816), die über alle Bühnen die Runde machte, in viele Sprachen übersetzt wurde u. die sog. Schicksalstragödie begründete,



Nr. 4245. Amandus Gottfried Adolf Müllner (geb. 18. Okt. 1774, gest. 11. Juni 1829).

die hauptsächlich eine auf Zufall u. Verbrechen beruhende Mischung von Greueln u. Lächerlichkeiten ist. Angereizt durch den enormen Erfolg dieses Stückes, ließ M. noch „König Yngurd" (Lpz. 1817) u. „Die Albaneserin" (Stuttg. 1820) folgen, gab aber nach dem Mißerfolg des letzteren Stückes die dramatische Schriftstellerei auf, führte 1820—24 die Redaktion des „Literaturblattes" zum Stuttgarter „Morgenblatt" u. gab 1823 die „Hekate", ein literarisches Wochenblatt, u. 1826—29 das „Mitternachtsblatt für gebildete Stände" heraus. Seine schonungslosen Kritiken u. sein sonstiges arrogantes, bissiges u. unverträgliches Benehmen verwickelten ihn überall in die ärgerlichsten Händel. Sein letztes Werk war die Kriminalnovelle „Der Kaliber" (Lpz. 1829). — Eine Gesammtausgabe von M.'s „Dramatischen Werken" erschien in Braunschweig (8 Bde., 1828; 2. Ausg. in 1 Bde. 1832); seine „Vermischten Schriften" gab er 1824—26 (2 Bde., Stuttg.) heraus. — Vgl. Schütz, „M.'s Leben, Charakter u. Geist" (Bd. 1 von „Ad. M.'s Werke. Supplementband 1—4", Meißen 1830), u. Wagener, „M. in poetischer, kritischer u. religiöser Beziehung" (ebd. 1831).

Mulready (spr. Molriddi), William, einer der bedeutendsten engl. Genremaler der Neuzeit, geb. 1785 zu Ennis in Irland; kam schon in früher Jugend nach London, wurde Zögling der Akademie u. trat zuerst 1806 in die Oeffentlichkeit. Seine zahlreichen, immer beliebter gewordenen Genrebilder, meistens heiteren, humoristischen Inhalts, sind in Charakter u. Ausdruck ausgezeichnet u. stets aufs Sorgfältigste ausgeführt. Die bedeutendsten derselben sind: „Die Barbierstube", „Der unterbrochene Kampf", „Der Dorfgaukler", „Wolf u. Schaf", „Die Wahl des Hochzeitskleides", „Der Imbiß", „Der Park von Blackheath" ꝛc. Weit größer ist noch die Zahl der von ihm hinterlassenen Aquarellen. M. starb 7. Juli 1863 in London.

Multan (engl. Mooltan), Hauptstadt einer indobrit. Provinz des Pendschab mit 56,826 E. (1871); liegt $^3/_4$ M. vom Tschinab, auf dem gegenwärtig bis Haiderabad Dampfschiffahrt eingerichtet ist; war einst die reichste mohammedanische Stadt im nordwestl. Indien u. eine bedeutende Festung, wurde aber durch die Sikhs u. im letzten Pendschabkriege arg verwüstet; sowol das Innere wie die Umgebung zeigt zahlreiche Ruinen ehemaliger Prachtbauten. In einem der Tempel befinden sich zwei Gräber von mohammedanischen Heiligen, die jährlich von zahlreichen Pilgern besucht werden. Noch ist die Fabrikation von Shawls, Teppichen u. Seidenstoffen u. der Handel von Belang. Nach langer Belagerung wurde M. 2.—3. Jan. 1849 von den Engländern erstürmt u. schmählich ausgeplündert. Seitdem ist sie mit dem Pendschab im brit. Besitze. Die Provinz M. zählte 1871 auf 949 □M. 1,474,574 E.

Multiplikation, d. i. Vervielfältigung, ist eine von den sog. Spezies od. Rechnungsarten der Arithmetik; doch ist sie eigentlich nur eine abgekürzte Form der Addition für den Fall, daß eine gewisse Anzahl genau gleicher Größen addirt werden soll. Die Zahl, welcher alle diese Größen gleich sind, heißt „Multiplikand" u. die Anzahl derselben „Multiplikator". Die Abkürzung der Addition geschieht nun dadurch, daß man bis zu einer gewissen Größe von Multiplikand u. Multiplikator das Additionsresultat schon im Kopfe hat, daß man z. B. weiß, daß $7+7+7+7$ od. $4\times7=28$ ist ꝛc. Das Zeichen, daß zwei Größen multiplizirt werden sollen, ist ein dazwischen gesetztes Kreuz ($\times$) od. Punkt (.), in der Buchstabenrechnung auch bloße Nebeneinanderstellung. Multiplikator u. Multiplikand heißen auch „Faktoren" u. das Resultat der M. heißt „Produkt".

Mulus (lat.), Maulthier.

Mumien sind Leichen, welche, um sie aufzubewahren, vor der Bestattung durch besondere konservirende Methoden (Mumifiziren) vor Fäulniß u. Zersetzung bewahrt wurden. Die bekannteste dieser Methoden ist die des Einbalsamirens, wie sie bei den alten Aegyptern Jahrtausende lang im Gebrauch war. Zahllose M. finden sich jetzt noch in den unterirdischen Todtenstädten od. Nekropolen, die in den beiden, den Nil begleitenden Gebirgsketten von Syene bis Memphis in den Fels eingehauen sind. Der Reichthum Aegyptens an M. ist um so erstaunlicher, wenn man bedenkt, daß seit Jahrtausenden viele derselben zerstört (z. B. durch die erobernden Araber), von wißbegierigen Forschern geraubt u. an viele Museen versendet wurden; wurden doch im Mittelalter u. bis ins vorige Jahrhundert Mumienpräparate selbst in unseren Apotheken zu medizinischen Zwecken verschrieben. Die Mittel, welche die alten Aegypter beim Einbalsamiren benutzten, lernen wir aus den Mittheilungen alter Schriftsteller, z. B. Herodot's u. Diodor's, kennen (vgl. d. Art. „balsamiren"). Man weiß, daß nicht blos eine u. dieselbe Methode in Gebrauch war; nach Rang u. Stellung des Verstorbenen gab es drei verschiedene Verfahren. Der nach der Balsamirung mit bis mehrere hundert Meter langen Streifen gummirten Zeuges umwickelte Leichnam wurde in eine aus Holz geschnitzte, das Abbild eines Menschen darstellende Hülle gelegt u. im Grabgemach aufrecht an die Wand gestellt. So finden wir jetzt noch die M. in altägypt. Grabkammern. Die Holzsärge enthalten reichen Bilderschmuck u. hieroglyphische Inschriften, die sich meist auf das Leben des Verstorbenen beziehen. Uebrigens balsamirten die Aegypter auch göttlich verehrte Thiere, z. B. den Vogel Ibis u. nam. die Apisstiere (s. d.), ein. — Einer weit einfacheren Art, ihre Todten als M. aufzuwahren, bedienten sich die alten Peruaner u. Mexikaner; um Arica findet man große, aus der Zeit vor der Eroberung stammende Leichenfelder; hier sitzen die M. in grobes Zeug, bisweilen nur in Baumrinde gehüllt, einzeln od. familienweise in roh mit Steinen ausgelegten Gräbern u. sind mit Steinen u. Sand bedeckt. Die Leichen haben eine zusammengekrümmte, kauernde Stellung u. sind offenbar durch Austrocknung vor Verwesung geschützt. Auch die ausgestorbenen Ureinwohner der Kanarischen Inseln, die Guanchen, bewahrten die Leichen als M. in Ziegenfelle eingehüllt in Grotten auf.

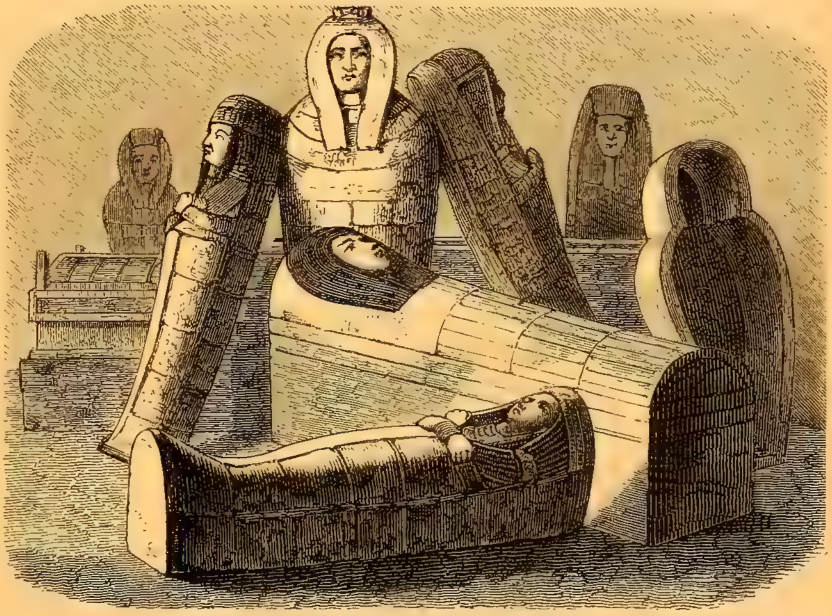
Mumme, Braunschweiger, ist ein sehr dunkel gefärbtes, außerordentlich extraktreiches u. daher dickes Bier.

Mummelsee heißt ein kleiner, sagenreicher See im bad. Schwarzwalde am Fuß der Hornisgrinde, zum Gebiet der Acher gehörig.

Mummius, Lucius, mit dem Beinamen Achaicus, erhielt als Konsul 146 v. Chr. den Auftrag, den vom Achäischen Bunde muthwillig heraufbeschworenen Krieg gegen Rom zu führen. Er traf denselben der Hauptsache nach schon halb beendigt an u. erfocht in der Schlacht bei Leukopetra auf dem Isthmos den letzten leichten Sieg. Wenn nun aber die hierauf erfolgte Zerstörung der blühenden Handelsstadt Korinth als Fluch auf seinem Namen lastet, so darf nicht vergessen werden, daß er auf ausdrücklichen Befehl des Senats handelte. Mangel an Bildung verrieth er durch einen berüchtigten Ausspruch: den mit dem Transport der erbeuteten Kunstwerke Beauftragten drohte er, sie hätten jene Werke wieder anfertigen zu lassen, wenn sie dieselben beschädigten. Dagegen fand seine Milde u. Herzensgüte bei der Neuregelung der griech. Verhältnisse große Anerkennung. Nachdem ihm ein Triumph bewilligt worden war, wurde er im J. 142 als Censor Kollege des P. Cornelius Scipio Africanus, bewies aber auch in dieser Stellung große Unbehülflichkeit u. Mangel an Energie. Er starb so arm, daß seiner Tochter eine Mitgift aus Staatsmitteln bewilligt werden mußte.

Munch, Peter Andreas, einer der gelehrtesten u. vielseitigsten Schriftsteller des Nordens, gleich bewandert in der Geschichte, Geographie, altnordischen Mythologie, Sprachenkunde 2c., geb. 15. Dez. 1810 zu Christiania; studirte dort seit 1828 die Rechte, machte 1834 sein Examen u. erhielt den Auftrag, in Gemeinschaft mit Keyser den Stoff zu einer Herausgabe der alten norwegischen Gesetze zu sammeln u. zu bearbeiten. Beide begaben sich zu diesem Zwecke nach Kopenhagen, Lund u. Stockholm, M. aber wurde 1837 als Lektor der Geschichte an die Universität zu Christiania berufen, wo er 1841 die Professur erhielt. Seine Hauptuntersuchungen waren jetzt auf die Auffindung der Spuren, welche die alten Nordmänner in der Normandie, England u. den Orkneys hinterlassen haben mußten, gerichtet. Zu diesem Behufe unternahm er, mit Unterstützung der Regierung, in den J. 1846 u. 49 Reisen nach Frankreich, England, Schottland u. den Orkneys, von wo er im J. 1850 mit einer in einer schott. Bibliothek gefundenen, größtentheils unbekannten Handschrift „Historia Norvegiae“, die er herausgab, zurückkehrte. Später bereiste er mehrere Gegenden Norwegens, um dortige Alterthümer aufzusuchen u. zu studiren. Die Frucht dieser Reisen waren: der Entwurf zu einer Karte Norwegens u. die Beschreibung der Domkirche zu Drontheim. Im J. 1857 bewilligte ihm das Storthing eine namhafte Summe, um die päpstlichen Archive zu durchsuchen. Im J. 1861 kehrte er nach Norwegen zurück, ließ aber seine Familie in Italien zurück, u. nachdem seine Arbeiten vollendet waren u. er mehrfach neue Unterstützungen vom Storthing erhalten hatte, kehrte er 1863 nach Rom zurück, um die Seinigen abzuholen, starb aber dort 25. Mai 1863. Für seine Hinterbliebenen wurde durch eine Nationalsubskription gesorgt. — M.'s Werke sind überaus zahlreich; als bes. werthvoll mögen angeführt werden: „Kurzgefaßte Darstellung der ältesten nordischen Runenschrift 2c.“ (Christiania 1848); „Altschwedischer u. altnorwegischer Sprachbau“ (Stockholm 1849); „Grammatik der Norräna od. altnorwegische Sprache“ (im Verein mit Unger, Christ. 1847); „Die Gisli-Surssons-Saga 2c.“ (Christ. 1845); „Der Königsspiegel“, eine philosophisch-moralische Schrift (zusammen mit Keyser u. Unger, Christ. 1848); „Die Edda“ (Christ. 1847); „Die Götterlehre der nordländischen Heiden u. deren Heldensagen“ (Christ. 1847; 1854); „Geschichte des norweg. Volks“ (5 Thle. in 8 Bden., Christ. 1852—63); „Norwegens alte Gesetze bis 1387“ (gemeinschaftlich mit Keyser, Christ. 1846 bis 1849) 2c. Auch war M. lange Mitarbeiter u. zeitweilig sogar Redakteur der ultrademokratischen Zeitung „Morgenbladet“.

Münch, Ernst Hermann Joseph v., Historiker, geb. zu Rheinfelden (schweiz. Kanton Aargau) 25. Okt. 1798; studirte zu Freiburg i. Br. die Rechte, war 1819—21 Lehrer der deutschen Literatur an der Kantonschule in Aarau, kehrte dann nach Freiburg zurück, um schriftstellerisch thätig zu sein, wurde daselbst 1824 Professor der historischen Hülfswissenschaften, ging 1827 als Professor der Kirchengeschichte u. des Kirchenrechts nach Lüttich, vertauschte dieses Amt, da die antiröm. Tendenz seiner Schriften selbst seine Person gefährdete, 1830 mit der Stelle eines Bibliothekars im Haag, folgte aber schon 1831 einem Rufe als Bibliothekar der königl. Privatbibliothek nach Stuttgart u. starb in seiner Geburtsstadt 9. Juni 1841. Von seinen zahlreichen, indessen zuweilen der Gründlichkeit ermangelnden Schriften sind nam. nennenswerth: „Die Heerzüge des christlichen Europa wider die Osmanen u. die Versuche der Griechen zur Freiheit“ (5 Bde., Basel 1822—26); „Die Schicksale der alten u. neuen Cortes in Spanien“ (2 Bde., Stuttg. 1824—27); „Franz v. Sickingen's Thaten“ (3 Bde., ebd. 1827—29); „Charitas Pirkheimer, ihre Schwestern u. Nichten“ (Nürnb. 1826); „Geschichte des Hauses Nassau-Oranien“ (3 Bde., ebd. 1831—33); „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit“ (6 Bde., ebd. 1833—35); „Röm. Zustände u. kathol. Kirchenfragen“ (Stuttg. 1838); „Paolo Sarpi u. sein Kampf mit dem Kurialismus u. Jesuitismus“ (ebd. 1839); „Denkwürdigkeiten zur politischen Kirchen- u. Sittengeschichte der 3 letzten Jahrhunderte (ebd. 1839) 2c.


Nr. 4246. Aegyptische Särge und Mumien.

Münch-Bellinghausen, Joachim Eduard, Graf, österr. Staatsmann, geb. als Sohn des Frhrn. Franz Joseph v. M.-B. zu Wien 29. Sept. 1786; stand seit 1806 im österr. Staatsdienst, wurde 1816 Stadthauptmann in Prag u. präsidirte seit 1818 mit großer Gewandtheit in den Dresdener Elbschiffahrtskonferenzen, deren Ergebniß die Freigebung des Elbverkehrs (seit 1822) war. Von Metternich 1821 in die deutsche Sektion des Ministeriums des Auswärtigen berufen, ward er 1823 Präsidialgesandter beim Deutschen Bundestage, als welcher er durchaus im Sinne Metternich's thätig war u. dafür 1831 in den Grafenstand erhoben wurde. Seit 1841 österr. Staatsminister, zog er sich 1848 nach Metternich's Sturz ins Privatleben zurück, aus dem er erst 1861 infolge seiner Ernennung zum lebenslänglichen Mitglied des Reichsraths-Herrenhauses wieder heraustrat. Er starb unvermählt 3. Aug. 1866 zu Wien.

Münch-Bellinghausen, Eligius Franz Joseph, Frhr. v., bekannter unter seinem Dichternamen Friedrich **Halm,** geb. 2. April 1806 zu Krakau, wo damals sein Vater, der spätere Staats- u. Konferenzrath Cajetan Michael Frhr. **v. M.** (geb. 1. Nov. 1776, gest. 27. Juni 1831), die Stelle eines k. k. Appellationsraths bekleidete; begann schon 1819 seine Universitätsstudien in Wien, trat 1826 in den Staatsdienst u. rückte 1840 zum Regierungsrath auf, verließ aber 1845 diese Laufbahn, um das Amt eines ersten Custos an der Hofbibliothek zu übernehmen. Am 11. Juli 1867 zum

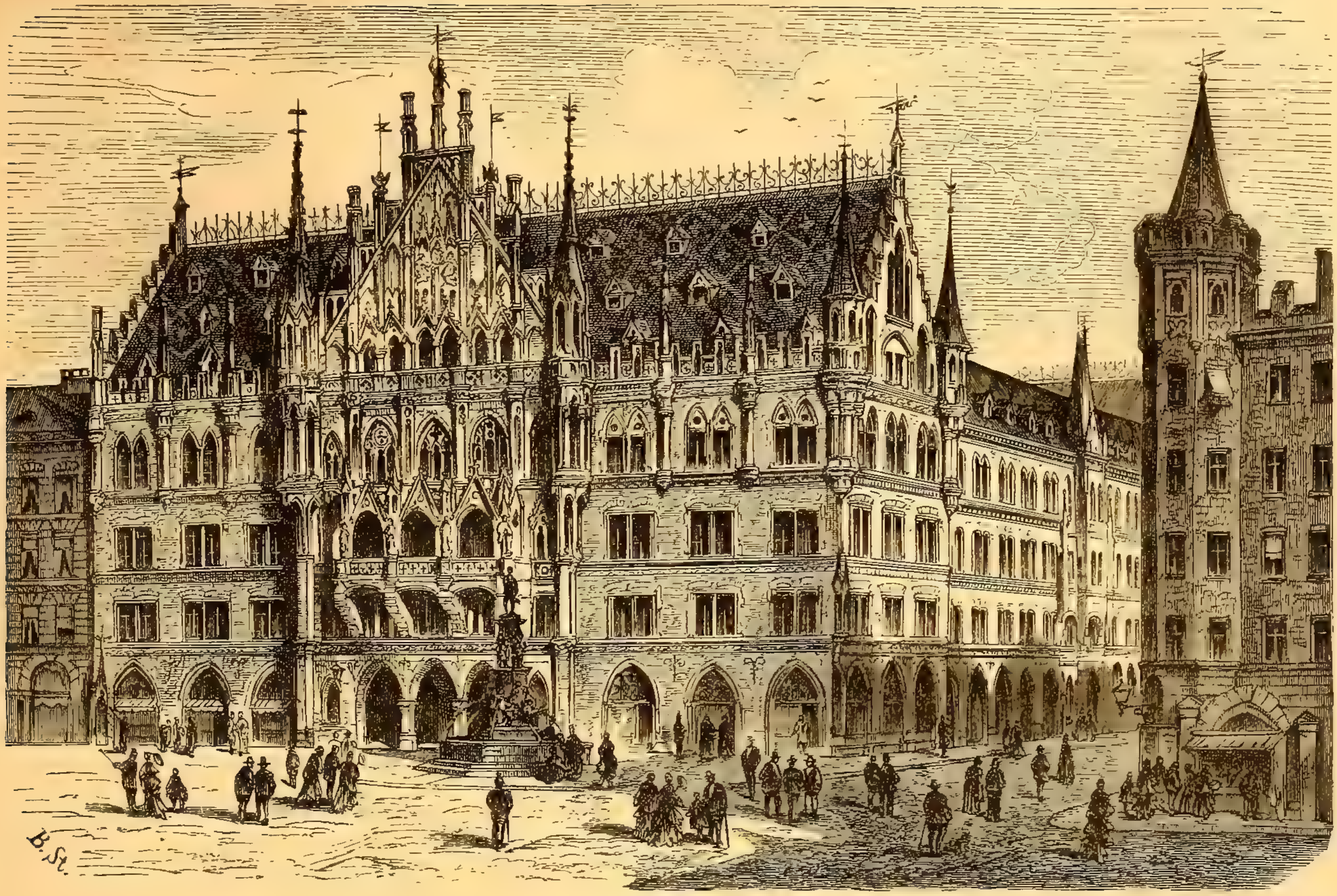
Hofbibliothekpräfekten ernannt, erhielt er zugleich als Wirklicher Geheimrath die Generalintendantur der Hoftheater zugewiesen, die er bis Nov. 1870 führte. Auch war er seit 18. April 1861 lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses des Reichsraths. Er starb zu Wien 22. Mai 1871. Seine „Gedichte" (Stuttg. 1850; 2. Aufl., Wien 1856) u. „Neue Gedichte" (Wien 1865) sind sehr ungleich an Werth. Dagegen gehören seine Dramen zu den hervorragenderen Erscheinungen dieser poetischen Gattung, vor Allem wegen ihrer kunstgerechten Anlage u. Entwicklung, dann wegen ihrer schönen, wirkungsvollen, ja nicht selten glänzenden Sprache. Gleich mit seinem ersten Drama, „Griseldis", 1835 zum ersten Mal im Wiener Burgtheater aufgeführt, errang er einen bedeutenden Erfolg. Einen Erfolg, der mit diesem die Wage hielt, erzielte er erst wieder mit „Der Sohn der Wildniß" (1842). Viel Verdruß bereitete ihm bei dem „Fechter von Ravenna" (18. Okt. 1854), welches Stück gleichfalls eine volle Wirkung erzielte, der Umstand, daß er dasselbe anonym hatte erscheinen lassen, wodurch er sich der Beschuldigung von Seiten Franz Bacherl's (s. d.) aussetzte, dessen Manuskript zu „Die Cherusker in Rom" benutzt zu haben. Außerdem schrieb er:



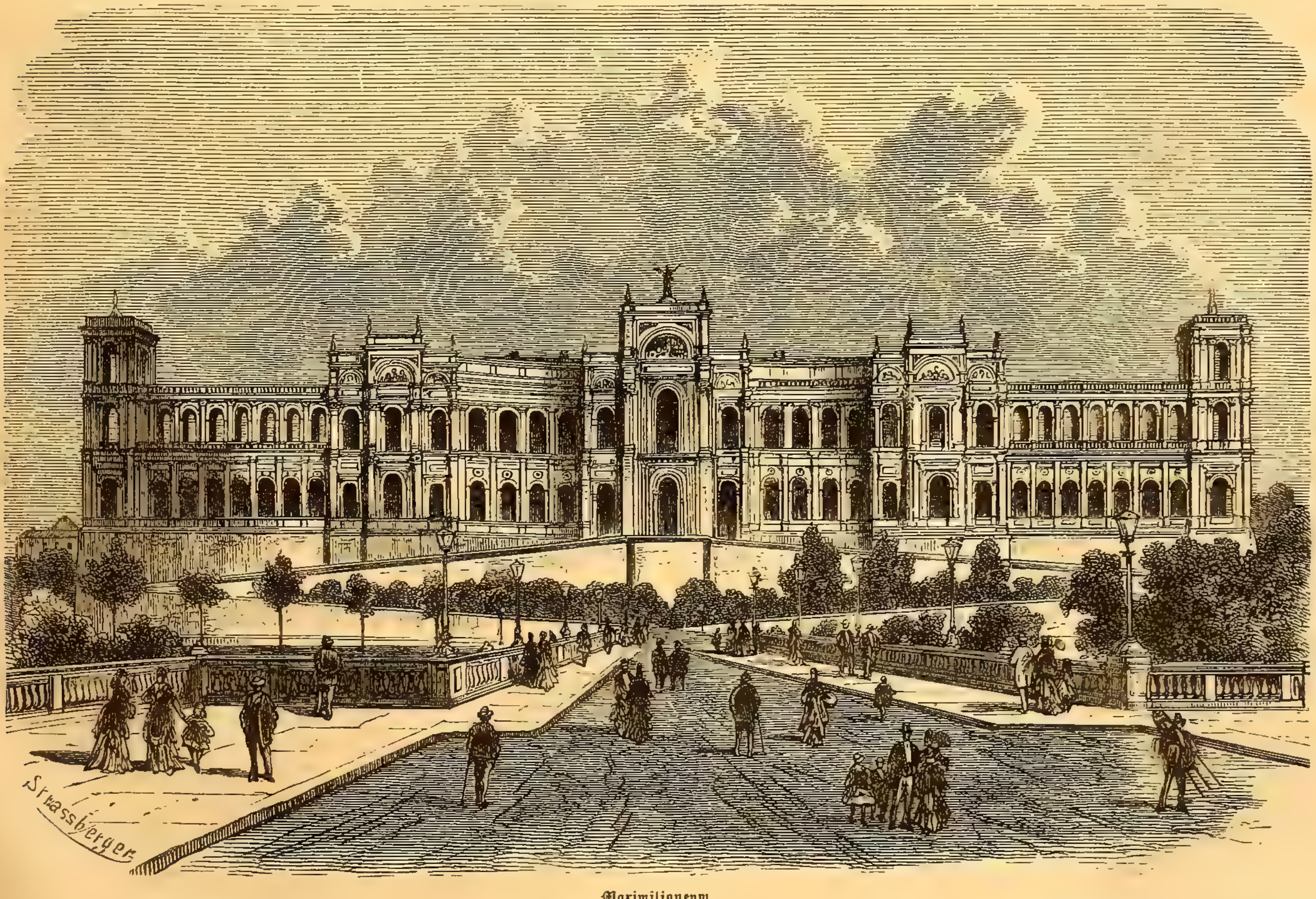
Nr. 4247. Eligius Franz Joseph v. Münch-Bellinghausen (geb. 2. April 1806, gest. 22. Mai 1871).

„Der Adept" (1836); „Camoens" (1837); „Imelda Lambertazzi" (1838); „Ein mildes Urtheil" (1840); „König u. Bauer" (1841); „Donna Maria de Molina" (1847); „Sampiero", eine Bearbeitung der Shakespeare'schen „Kinder Cymbelin's"; „Iphigenia auf Delphi" (1856); „Begum Somru" (1863); „Ein Abend in Titchfield" (1864) u. „Wildfeuer" (1866) sowie das dramatische Gedicht „Eine Königin" (1857), das Festspiel „Vor hundert Jahren" (1859) u. das erzählende Gedicht „Charfreitag" (1864). Eine Sammlung seiner Werke erschien 1856—65 in 8 Bdn. zu Wien.

München, Haupt- u. Residenzstadt des Königreichs Bayern in Oberbayern mit 193,450 E. (1875); liegt zu beiden Seiten der Isar, an der sich im O. Hügelreihen erheben, u. steht in direkter Eisenbahnverbindung mit Regensburg, Ingolstadt, Augsburg, Lindau (über Buchloe), Peißenberg (über Starnberg), Salzburg u. Innsbruck (über Rosenheim) u. Linz (über Ampfing-Simbach). Die Stadt selbst bedeckt ein Areal von etwa 1 □M. u. besteht aus der inneren Stadt u. 8 Vorstädten (St. Anna, Isarvorstadt, Schönfeld, Maxvorstadt, Ludwigsvorstadt, Haidhausen, Au u. Giesing). Die Altstadt hat die bedeutendsten baulichen Umwandlungen unter den Königen Ludwig I. u. Maximilian II. erfahren u. diesen Fürsten eine große Anzahl von öffentlichen Gebäuden zu verdanken, die zwar eine Musterkarte der verschiedensten Stilarten darstellen, aber zugleich auch M. in architektonischer Beziehung zu einer der interessantesten Städte Europa's machen. An mittelalterlichen Bauwerken ist M. verhältnißmäßig arm; die alte herzogl. Residenz, der Alte Hof, besteht in ihren Haupttheilen noch in derselben Form, in welcher sie unter Ludwig dem Bayern 1327 wiederhergestellt worden ist; die älteste Kirche der Stadt, die Peterskirche, stammt aus dem 13. Jahrh., erhielt aber 1607 ihren jetzigen Thurm. Die Frauenkirche, die Hauptkirche des Erzbisthums M.-Freising, ist 1468—88 im spätgoth. Stile erbaut; 109 m. lang u. 40 m. breit, hat sie im Gewölbe eine Höhe von 37 m. u. umschließt in ihrem Innern das prachtvolle Marmordenkmal Kaiser Ludwig's. Die Thürme mit später aufgesetzten Kappen haben eine Höhe von 97,5 m. u. gelten als Wahrzeichen M.s. Aus der Zeit der Spätrenaissance ging die ehemalige Jesuiter-, jetzt Hofkirche zum heil. Michael hervor, 1583 bis 1591 von Wolfgang Müller erbaut; in ihr befindet sich das von Thorwaldsen gearbeitete marmorne Grabmal Eugen's de Beauharnais. Den Rococostil repräsentirt die Theatinerkirche (1675—1767) mit einer schönen Kuppel u. den Grüften der königl. Familie. Großartiger sind noch die neueren Kirchen; in goth. Stile ward 1831—39 die Mariahilfer Kirche in der Vorstadt Au von Ohlmüller u. Ziebland erbaut; Letzterer leitete 1835—50 ebenfalls den Bau der Basilika des heil. Bonifacius, welche den Basilikenstil des 5. Jahrh. wiedergiebt, auf 64 Marmorsäulen ruht u. im Innern eine mit der äußeren Einfachheit stark kontrastirende Pracht von Goldschmuck u. den herrlichsten Fresken von Heß zeigt; in ihr befindet sich das Grabmal Ludwig's I. In dieselbe Zeit fällt der Bau der roman. Ludwigskirche (1829—42) mit ihrer schönen, durch Skulpturen Schwanthaler's geschmückten Façade u. dem großen Frescogemälde „Das jüngste Gericht" von Cornelius. Ihr Baumeister war Gärtner, während Klenze in der Allerheiligen-Hofkapelle (1826—37) ein durch die edelste Harmonie der einzelnen Theile sich auszeichnendes Bauwerk im ital.-byzant. Stile schuf, dessen Inneres Heß mit Frescogemälden schmückte. Die prachtvollsten Profanbauten weisen die Ludwigs- u. die Maximiliansstraße auf. In jener herrscht der roman. Baustil vor, welcher von Gärtner hier zur wirksamsten Anwendung gebracht wurde. Außer der Ludwigskirche erhebt sich hier das Palais des Herzogs Max, das Kriegsministerium u. die königl. Bibliothek, in der sich die Standbilder Albrecht's V. u. Ludwig's I. von Schwanthaler befinden. Am Nordende der Ludwigsstraße liegt ein großer viereckiger Platz, den zwei Springbrunnen von Gärtner schmücken, u. an demselben das Universitätsgebäude, das Priesterseminar (Georgianum) u. das Max-Josephs-Erziehungsinstitut, deren Gebäude ebenfalls nach den Entwürfen Gärtner's ausgeführt worden sind. Den Anfang der Ludwigsstraße im S. bezeichnet die 1844 von Gärtner erbaute Feldherrnhalle, eine Loggia mit den Erzstandbildern Tilly's u. Wrede's von Schwanthaler; nach N. schließt dagegen die Stadt das Siegesthor ab, eine Nachbildung des Konstantinischen Triumphbogens in Rom, auf dessen Plattform die 6 m. hohe Bavaria in einer mit Löwen bespannten Quadriga von Schwanthaler sich erhebt. Einen durchaus abweichenden architektonischen Charakter besitzt die Maximiliansstraße, von deren Gebäuden das Hotel „Zu den vier Jahreszeiten" u. die mit Arkaden versehene Münze die bedeutendsten sind; diese Straße erweitert sich zu einem Platze, an welchem sich links das neue Regierungsgebäude u. rechts das großartige bayer. Nationalmuseum erheben u. die Standbilder Schelling's, Frauenhofer's, Deroy's u. Rumford's stehen. Jenseit der Isar u. der schönen Maximiliansbrücke liegt auf einer sanften Anhöhe das Maximilianeum, eine Anstalt zur Ausbildung befähigter Studirender für den Staatsdienst. Auf dem Rondel am Ende der Maximiliansstraße ist dem König Maximilian II. ein Denkmal errichtet u. 11. Okt. 1875 enthüllt worden. Auf dem Max-Josephsplatze steht das von Rauch entworfene Denkmal des Königs Max Joseph; an der Ostseite desselben das Hoftheater, eines der größten in Deutschland, 1825 nach Fischer's Plänen errichtet u. durch den Wintergarten mit dem königl. Schloß verbunden. Dasselbe stößt im S. an den Max-Joseph-Platz u. besteht aus der sog. Alten Residenz, dem Königsbau od. der Neuen Residenz u. dem Festsaal- od. Neubau. Erstere, 1469 von Albrecht IV. begründet, wurde von Kurfürst Maximilian I. 1600—1616 nach Candid's Entwürfen umgebaut u. zeichnet sich durch zwei prächtige marmorne Renaissancethore aus; in dem Brunnenhof steht eine Bildsäule Otto's von Wittelsbach u. in der Kapelle u. der Schatzkammer befinden sich werthvolle Alterthümer, Kunstwerke u. Reliquien. Der Königsbau, ein Werk Klenze's (1826—35), ist dem Palazzo Pitti in Florenz nachgeahmt; das Erdgeschoß enthält Säle mit Fresken von Schnorr, Scenen aus dem Nibelungenliede darstellend, das Hauptgeschoß die ebenfalls mit Fresken reichgeschmückten königl. Privatzimmer. Der Festsaalbau nach dem Hofgarten wurde 1832—42 von Klenze in venetianischem Palaststil erbaut; seine prachtvollen Säle zieren Wandgemälde aus der Odyssee nach Schwanthaler's Zeichnungen von Hiltensperger, die Schönheitengalerie von Stieler, Schlachtgemälde u. historische Bilder von Heß, Schnorr u. A. u. Standbilder bayer. Fürsten von Schwanthaler. Den Hofgarten umschließen Arkaden mit Fresken, Scenen aus der bayer. Geschichte, ital.

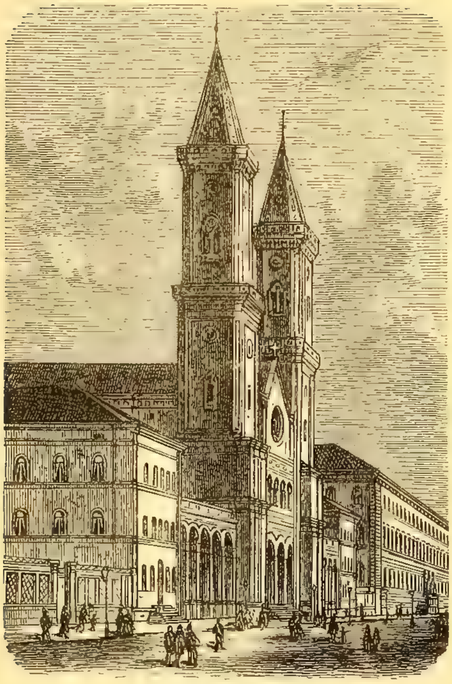


Das neue Rathhaus.

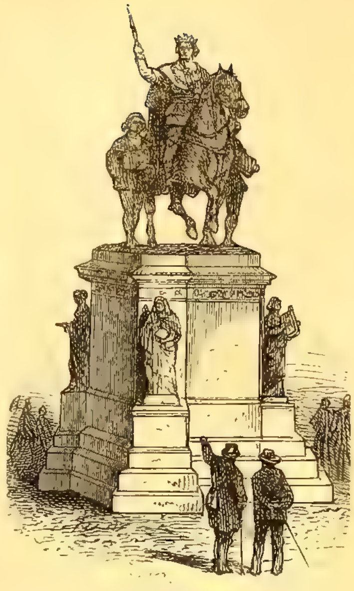


Maximilianeum.

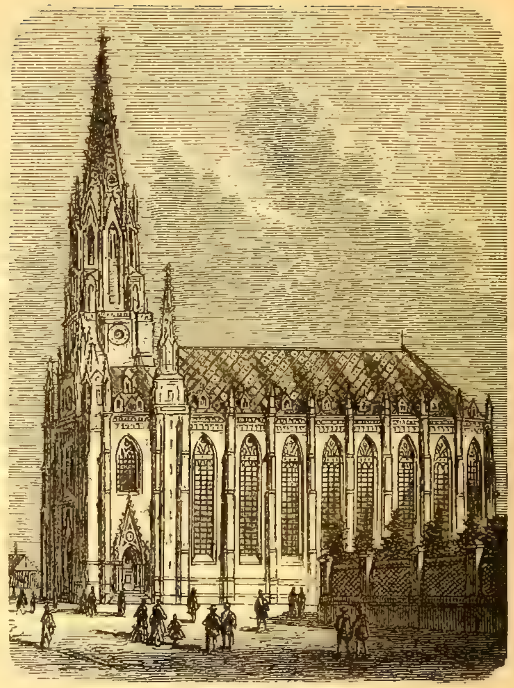
Verlag von Otto Spamer in Leipzig.



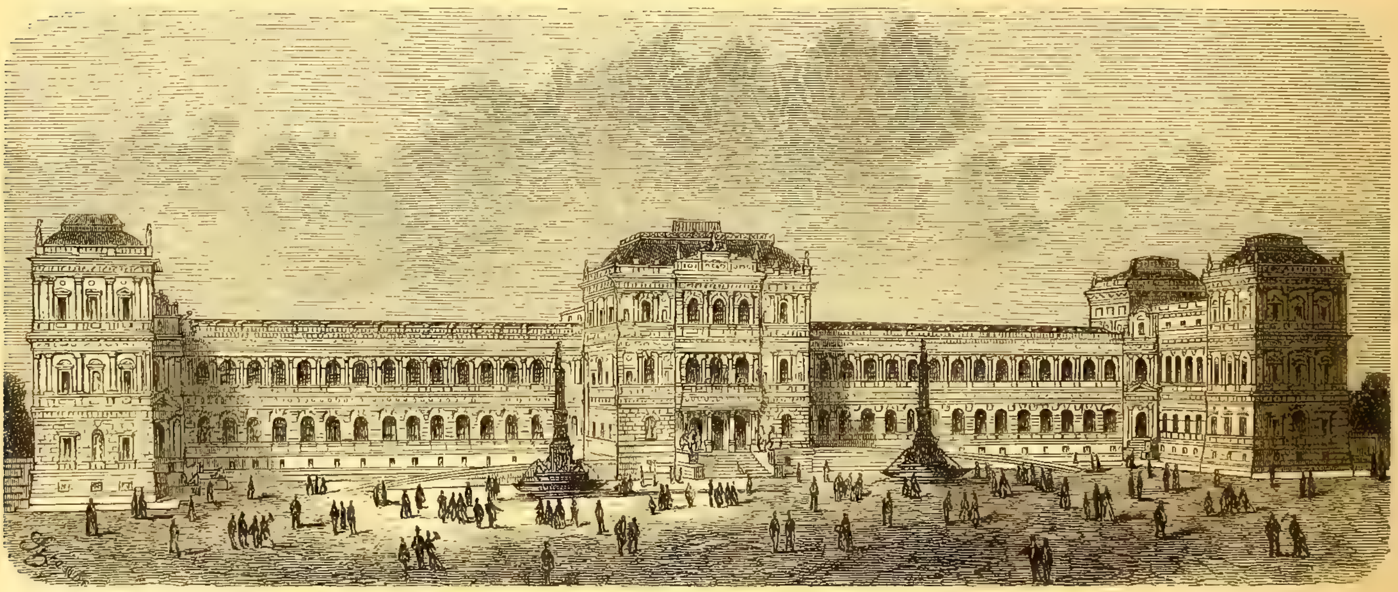
Ludwigskirche



König-Ludwig-Denkmal.



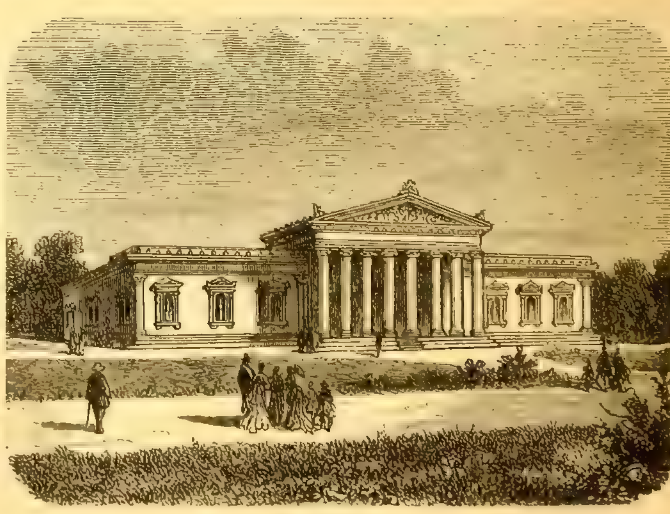
Au-Kirche.



Das neue königl. Kunstakademie-Gebäude nach seiner Vollendung.



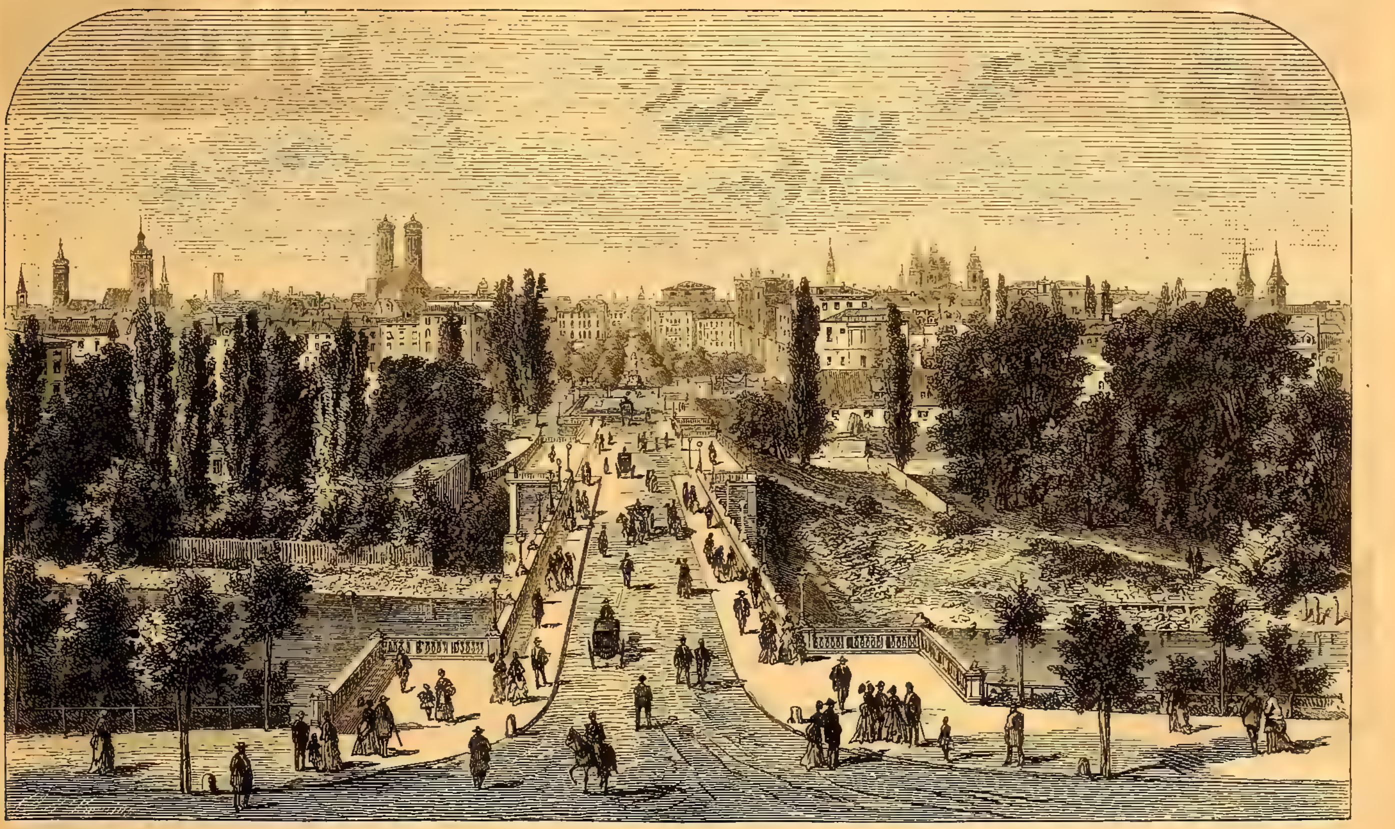
Die neue Pinakothek.



Glyptothek.

Landschaften (von Rottmann) u. Bilder aus dem griech. Befreiungskampf (von Peter Heß) darstellend. Ein imponirender Bau ist das Wittelsbacher Palais auf der Brienner Straße, eines der besten architektonischen Werke Gärtner's, aus orangefarbenen Backsteinen in mittelalterlichem Palaststil aufgeführt. Die bedeutendsten Kunstsammlungen M.s umschließen die Glyptothek u. die beiden Pinakotheken. Erstere, 1816—30 von Klenze in ionischem Stile erbaut, enthält eine überaus werthvolle Sammlung von Meisterwerken antiker Skulptur, während die alte Pinakothek, geschmückt durch Statuen von Schwanthaler u. Fresken von Cornelius, sich durch ihren Reichthum an Gemälden der altdeutschen, niederländ., ital. u. span. Schulen auszeichnet u. die neue Pinakothek nur Gemälde von Meistern des 19. Jahrh. u. Kupferstiche enthält. Die Gebäude dieser Bildergalerien wurden von Klenze 1826—36 u. Voit 1846—53 errichtet. Gegenüber der Glyptothek liegt das schöne Kunstausstellungsgebäude, ein in korinth. Stile ausgeführtes Werk Ziebland's (1838—45). Der von diesen großartigen Bauwerken im NO. u. SW. begrenzte Königsplatz, unter den Plätzen M.s entschieden derjenige, welcher durch seine einheitliche Architektur den bedeutendsten Eindruck macht, wird von der schönen Brienner Straße durchschnitten, die an seiner nordwestl. Seite durch die Propyläen führt. Letztere, eine giebeltragende Säulenhalle, welche auf den Seiten mit Pylonen abschließt, sind eine von Klenze entworfene Rekonstruktion der Propyläen auf der Akropolis von Athen.

gleiche des Kurfürsten Maximilian I. (nach Thorwaldsen's Entwurf) auf dem Wittelsbacher Platze, auf dem Promenadenplatz die Erzstandbilder Max Emanuel's, der Komponisten Gluck u. Orlando di Lasso, des Juristen Kreitmayr u. des Historikers Westenrieder, die Statuen der Baumeister Klenze u. Gärtner vor dem königl. Volkstheater auf dem Gärtnerplatz, Schiller's auf dem Schiller- u. Goethe's auf dem Karlsplatz, u. der 32 m. hohe Obelisk auf dem Karolinenplatz, den 30,000 im russ. Feldzuge von 1812 gefallenen Bayern gewidmet. Zu den schönsten Thoren der Stadt gehört endlich noch das restaurirte Isarthor mit Fresken von Neher. M. ist Sitz der höchsten Behörden des Staates, eines Oberappellationsgerichtes, des Hauptmünz- u. Stempelamtes, der Generaldirektion der Verkehrsanstalten, eines Erzbischofs mit Domkapitel, des protestantischen Oberkonsistoriums, der Generalinspektion der Armee, eines Generalkommandos, der Regierung u. des Appellationsgerichtes für Oberbayern u. zweier Bezirksämter. Die 1472 von Ludwig dem Reichen in Ingolstadt gegründete Universität ward 1800 nach Landshut u. 1826 nach M. verlegt u. erlangte nam. unter Maximilian II. einen außerordentlichen Aufschwung. Mit ihr ist eine Bibliothek von 180,000 Bdn., ein Priesterseminar u. eine Centralthierarzneischule verbunden. Die Akademie der Wissenschaften ward 1759 von Kurfürst Maximilian III. begründet u. 1827 von Ludwig I. erneuert; außer einer Sternwarte stehen auch mehrere Sammlungen naturhistorischer u. geschichtlich interessanter



Nr. 4248. München, vom Fuße des Maximilianeums aus gesehen.

Im S. des Königsplatzes liegt das chemische Laboratorium, berühmt als ehemalige Stätte von Liebig's Wirksamkeit, u. der 1854 für eine Industrieausstellung errichtete Glaspalast, dessen Räume verschiedenen Ausstellungen u. Versammlungen dienen. Letzteren umschließt der Botanische Garten mit großartigem Palmenhaus. Besondere Erwähnung verdienen unter M.s Kunstsammlungen noch das Schwanthalermuseum mit Gipsmodellen fast aller von L. Schwanthaler ausgeführten Arbeiten, die Modellsammlung der königl. Erzgießerei u. das von der Gattin des Künstlers neben dessen Wohnhause errichtete u. Ende 1875 eröffnete Kaulbachmuseum. Ein ethnographisches Museum befindet sich unter den Arkaden. Außer den schon erwähnten Denkmälern sind noch nennenswerth: die Bavaria auf der Theresienwiese, eine 21 m. hohe, von Schwanthaler modellirte, 1844—50 von Miller in Erz gegossene hohle Statue, in deren Kopfe 6 Personen Platz haben; hinter derselben die Ruhmeshalle, eine 75 m. lange, von 48 Säulen getragene Halle mit 34 m. langen Flügeln u. 76 Büsten berühmter Bayern, der originelle Fischbrunnen u. die Mariensäule auf dem Marienplatze vor dem schönen neuen Rathhause, die Reiterstatue Ludwig's I. vor dem Odeon, eine

Gegenstände mit ihr in Verbindung; in letzterer Zeit hat sich die Akademie nam. durch Beförderung historischer Studien rühmenswerthe Verdienste erworben. Nicht minder wichtig ist die Akademie der bildenden Künste, welche 1842 ihre jetzige Organisation erhielt. Männer wie Heß, Cornelius, Kaulbach, Schwind, Thäter, Piloty, Lange, Ziebland u. A. haben den Weltruf der Münchener Kunstschule begründet u. unterhalten, wenngleich nicht geleugnet werden kann, daß in der Skulptur M. gegenwärtig nicht mehr auf der Höhe seines früheren Ruhmes steht. Die königliche Bibliothek ist mit einem Bestande von etwa 900,000 Bänden eine der bedeutendsten in Europa. An höheren Unterrichtsanstalten besitzt M. 3 Gymnasien, ein Realgymnasium, eine königl. Erziehungsanstalt für Studirende, ein Polytechnikum, dessen Gebäude nach den Plänen des Bauraths Neureuther ausgeführt ist, eine Kreisgewerbeschule, eine königl. Industrieschule, eine Baugewerken- u. eine Handelsschule, außerdem eine Kriegsakademie, ein Kadettenhaus, eine Genie- u. Artillerieschule u. ein Konservatorium für Musik. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten zeichnen sich nam. das Centraltaubstummeninstitut, die Blindenanstalt u. das große Irrenhaus in der Vorstadt Giesing aus. Eine bedeutende Anstalt

ist das allgemeine Krankenhaus vor dem Sendlinger Thore. — Die Industrie hat in den letzten Jahrzehnten nicht geringe Fortschritte gemacht. Obenan steht die Bierbrauerei, welche außer für den starken heimischen Konsum auch für einen sehr bedeutenden Export produzirt. Nächstdem sind von besonderer Wichtigkeit der Maschinenbau u. die Eisengießerei, die Fabrikation von Thurmuhren u. physikalischen Instrumenten (Fernrohre u. a.), die Glasmalerei, Holzschnitzerei, Schlosserei, Photographie, Xylographie, Fabrikation von Gold- u. Silberwaaren, Glockengießerei ꝛc. Der Handel beschäftigt sich vorzugsweise mit Getreide, Vieh u. Hopfen. Bedeutend sind die Jahrmärkte (Dulten). Mit einem von diesen ist ein großes Volksfest (das sog. Oktoberfest) auf der Theresienwiese verbunden. Die Fronleichnamsprozession, der an jedem Fastnachtsmontag stattfindende Metzgersprung u. der alle 7 Jahre sich wiederholende Schäfflertanz sind die wichtigsten u. originellsten Vergnügungen der Bevölkerung M.s. Die nähere Umgegend der Stadt ist an landschaftlichen Reizen arm; doch hat die Kunst auf beiden Seiten der Isar unterhalb der Vorstadt Au prächtige Anlagen (Englischer Garten, 1789 von Kurfürst Karl Theodor begründet) geschaffen. Die beiden königl. Lustschlösser Nymphenburg (s. d.) u. Schleißheim sowie der Starnberger See sind beliebte Ziele für Ausflüge der M.er. — Urkundlich wird M.s Name zuerst am Anfange des 12. Jahrh. erwähnt; 1158 ward die Stadt durch Heinrich d. Löwen zu einer Münzstätte u. zum Stapelplatz für das Reichenhaller Salz erhoben u. 1253 durch Ludwig den Strengen zur Residenz gemacht. Die gegenwärtige Anlage der inneren Stadt führt sich auf Ludwig den Bayern zurück; bedeutende Erweiterungen erfuhr sie unter Karl Theodor (1777 bis 1799), der die Festungswerke beseitigte. Ihre eminente Bedeutung für Wissenschaft u. Künste verdankt sie den genialen Bestrebungen der Könige Ludwig I. u. Maximilian II. Seit 1871 ist M. durch Döllinger u. Friedrich zum Mittelpunkt der altkathol. Bewegung in Bayern geworden. Bilder aus M. s. auch Bd. II S. 470, 495, 499 u. 501.

Münchengrätz, gewerbfleißige Stadt im ehemaligen Bunzlauer Kreise des nördl. Böhmens mit 3200 E.; ist Sitz eines Bezirksamtes u. liegt am linken Ufer der Iser u. an der Turnau-Kraluper Eisenbahn. Die Stadt hat 3 Kirchen u. ein schönes, ehemals Waldstein'sches Schloß u. war 28. Juni 1866 Schauplatz erbitterter Kämpfe der österr.-sächs. Armee mit der preuß. Ersten u. Elbarmee, welche letzteren nach Forcirung der Iserlinie ihre Vereinigung bewerkstelligten.

Münchhausen, ein altes niedersächs. Adelsgeschlecht, das sich schon im 13. Jahrh. in eine Schwarze u. Weiße Linie theilte. Ein älterer Zweig der ersteren blüht noch heute in dem freiherrlichen Hause **M.-Althaus-Leitzkau**. Auch die Weiße Linie besteht noch; diese ist nam. in Preußen u. Kurland reich begütert, u. ihr gehört das freiherrliche Haus **M.-Straußfurt** an. Bes. zu erwähnen sind: Der ausgezeichnete Staatsmann Frhr. Gerlach Adolf **v. M.**, geb. zu Berlin 14. Okt. 1688; ward 1714 Appellationsrath in Dresden, 1715 Oberappellationsrath in Celle, 1726 hann. Komitialgesandter in Regensburg, 1728 Mitglied des höchsten Regierungskollegiums in Hannover u. später Kurator der 1734 hauptsächlich auf seinen Betrieb gestifteten Universität in Göttingen, um die er sich auch, nam. durch die Gründung der Bibliothek, der Sozietät der Wissenschaften u. anderer Institute, außerord. Verdienste erwarb. Seit 1765 erster Minister, starb er zu Hannover 26. Nov. 1770. — Frhr. Karl Ludwig August Heino **v. M.**, geb. im Schauenburg'schen 11. Febr. 1759; ging als hess. Offizier nach Amerika, wo er mit Seume Freundschaft schloß, machte nach seiner Rückkehr die Revolutionskriege mit, war später Oberförster in Westfalen, lebte seit 1814 als Privatmann u. starb zu Swedestrop bei Renndorf in Kurhessen 16. Dez. 1836. Er veröffentlichte mit Seume „Rückerinnerungen" (Frankf. 1797), mit Gräter einen „Bardenalmanach" (Neustrelitz 1802) ꝛc. — Philipp Otto **v. M.**, geb. 1811 zu Göttingen, wo er Philosophie studirte; lebte später in Hamburg u. war zuletzt Intendant des Hoftheaters in Braunschweig, wo er 7. März 1872 starb. Er schrieb „Liebesnovellen" (Kassel 1841; 2. Aufl. 1846); die Romane „Graf St. Germain" (Gött. 1842), „Heinrich von Sachsen" (3 Bde., Hann. 1845) ꝛc. — Frhr. Alexander **v. M.**, Staatsmann u. Politiker, geb. zu Hannover 10. Sept. 1813; studirte in Göttingen u. Berlin die Rechte, trat 1836 in hann. Staatsdienste, ward 1844 Kammerrath u. 1846 Kabinetsrath, als welcher er 17. März 1848 die Zugeständnisse u. Verheißungen des Königs betreffs der Volkswünsche der vor dem Schlosse harrenden Menge mitzutheilen hatte, u. übernahm 26. Okt. 1850 als Minister des königl. Hauses u. des Auswärtigen das Präsidium im Ministerrath. Da er nicht reaktionär genug war, erhielt er nach dem Regierungsantritte König Georg's V. seine Entlassung (22. Nov. 1851). Seitdem lebte er dem politischen Leben fern, bis er 1855 in die II. hann. Kammer trat, der er jedoch nur bis 1856 angehörte. Erst 1866 wieder in dieselbe gewählt (als Abg. der Universität Göttingen), erklärte er sich für den Antrag Bennigsen's, der eine bundesstaatliche Gesammtverfassung, ein frei gewähltes Parlament u. Neutralität im österr.-preuß. Konflikt bezweckte. Die Einverleibung Hannovers in Preußen hatte aber eine solche Umwandlung seiner Gesinnungen zur Folge, daß er sich der partikularistisch-welfischen Partei anschloß u. als Mitglied des Konstituirenden Reichstags gegen die Bundesverfassung stimmte. Beim Ausbruch des Deutschen Nationalkrieges wegen eines Aufrufs an seine Parteigenossen verhaftet, mußte er einige Wochen in Königsberg zubringen. Ein ihm für das preuß. Abgeordnetenhaus übertragenes Mandat übte er nicht aus; vielmehr resignirte er 1871 auf dasselbe.

Münchhausen, Frhr. Hieronymus Karl Friedrich v., geb. auf dem väterlichen Gute Bodenwerder im Hannover'schen 1720, gest. das. 1797, ist gewissermaßen der Vater jener grotesk-komischen Aufschneidereien, bez. Jagdgeschichten u. anderer abenteuerlichen Erzählungen, welche man **Münchhausiaden** nennt. Ihm selbst boten hauptsächlich die Abenteuer, welche er als russ. Kavallerie-Offizier im Kriege gegen die Türken 1737—39 erlebt hatte, den Stoff zur Uebung seiner Lügenkunst, u. schon hatte er sich ob seiner originellen Leidenschaft weit u. breit in seinem Vaterlande bekannt gemacht, als ein verkommener Mineralog, der ehemalige hessen-kass. Bibliothekar Rudolph Erich Raspe (geb. zu Hannover 1737, gest. zu Mucroß in Irland 1794), der vor seiner Flucht nach England oft mit M. verkehrt hatte, die erste Sammlung von Münchhausiaden unter dem Titel „Baron Munchhausen's narrative of his marvellous travels and campaigns in Russia" 1785 in London veröffentlichte. Dieses Pamphlet fand großen Absatz; nach der 4. Auflage veranstaltete G. A. Bürger (s. d.) eine deutsche Uebersetzung (Lond. 1786); eine neue Ausgabe unter dem Titel „Des Frhrn. v. M. wunderbare Reisen u. Abenteuer zu Wasser u. zu Lande" (Gött. 1849; 10. Aufl. 1869) besorgte A. Ellissen; eine Fortsetzung des Raspe'schen gab Schnorr (3 Bde., Stendal 1794—1800), eine freie Uebersetzung H. Döring unter dem Titel „M.'s Lügenabenteuer" (Lpz. 1846); Immermann (s. d.) wählte M. zum Helden seines Romans „M." u. Ad. Schrödter (s. d.) zum Gegenstand eines bekannten Genrebildes.

Mund, ein im untern Theile des Gesichts gelegener Querspalt, der nach oben u. unten von den seitlich in den Mundwinkeln zusammenlaufenden Lippen begrenzt wird u. in die Mundhöhle führt. Dieselbe enthält als Anfangstheil des Verdauungsapparats das Geschmacksorgan, die Kauwerkzeuge u. ist zugleich Hülfswerkzeug bei der Sprache u. Athmung, obschon beim Menschen, von dem jetzt die Rede ist, u. den höheren Wirbelthieren der Athemweg durch die Nase führt, u. der Mensch nur bei verstopfter Nase od. aus übler Gewohnheit mit dem M.e Athem holt. Nach oben wird die Mundhöhle vom Gaumengewölbe od. dem harten Gaumen geschlossen, der zugleich den Boden der Nasenhöhle darstellt u. theils aus den Oberkieferbeinen, theils aus den Gaumenbeinen u. theils aus dem Keilbeine gebildet wird; nach vorn u. den Seiten wird sie von den Zahnreihen u. der innern konkaven Fläche beider Kiefern u. deren Zahnrändern, von den Lippen u. den Backen geschlossen. Nach hinten steht die Mundhöhle durch die „Rachenenge", eine Oeffnung zwischen dem Gaumensegel (mit dem Zäpfchen), den Gaumenbögen u. der Zungenwurzel, mit dem Schlundkopf in Verbindung u. durch diesen sowol mit der Nasenhöhle wie mit der Luftröhre u. dem Speiserohr. Den Boden der Mundhöhle bilden die Zunge u. die zwischen dieser, dem Zungenbein u. dem Unterkiefer ausgespannten Muskeln; es öffnet sich daselbst der gemeinschaftliche Ausführungsgang der Speicheldrüsen sowie jederseits seitlich der Ausführungsgang der Ohrspeicheldrüse. Die ganze Mundhöhle wird, nur mit Ausnahme der Zahnkronen, von der Mundschleimhaut ausgekleidet, die sich einerseits in die Haut der Lippen, andererseits in die Schlundschleimhaut unmittelbar fortsetzt u. an manchen Stellen, beim Uebergang von der Lippe zum Zahnfleisch, am Zungengrund, am Kehldeckel, Falten, sog. Bändchen, bildet (Lippenbändchen, Zungenbändchen, Kehldeckelbändchen). — Der Mundgeruch hat seinen Grund fast nur in Verderbniß der Zähne u. dem Haften faulender Speisereste in u. zwischen diesen; er ist durch Reinlichhalten der Zähne u. Spülen mit (nam. salicylsäurehaltigem) Mundwasser leicht zu beseitigen. — Mundsperre tritt ein durch eine Verrenkung des Unterkiefergelenks

nach vorn; über Mundklemme s. „Kinnbackenkrampf". — Mißbildungen an der Mundhöhle sind die Hasenscharte (s. d., Spaltung der Oberlippe) u. der Wolfsrachen (Spaltung des Gaumens).

Mundart od. Dialekt (griech.) nennt man die besondere Gestaltung, welche die allgemeine Sprache eines Volkes bei dessen verschiedenen Stämmen od. Stammesgruppen erfährt. Die M. steht also im Gegensatz zu der Schriftsprache, die höheren Ideen u. höheren Bildungskreisen dient, aber die Schriftsprache kann sich erst auf Grund einer M. entwickeln; die M.en sind älter u. ursprünglicher. Von der Schriftsprache wie unter einander unterscheiden sich die M.en auf mannichfache Weise: Einmal durch abweichende Aussprache von Vokalen u. Konsonanten: so sagt für „ein" der Sachse „een" u. „en", der Bayer „oan"; im Norden Deutschlands spricht man „stehen", im übrigen Deutschland „schtehen"; der Westfale sagt „Skinken" für „Schinken" ꝛc. — Sodann durch grammatische Eigenthümlichkeiten: der Bayer sagt „der Butter"; für „gewesen" sagt der Schwabe „gsi", der Plattdeutsche „west"; für „ihr" u. „euch" hat die bayr. Mundart die alten Dualformen „ös" u. „enk" bewahrt. Drittens durch die überaus mannichfache Modulation des Tones, die es einem geübten Ohre sofort gestattet, die Stammeszugehörigkeit eines Redenden zu bestimmen. Ein viertes Unterscheidungsmerkmal bildet der Wortvorrath, insofern einzelne M.en Worte gebrauchen, welche andere entweder nie besessen od. verloren haben: das bayer. „räß", mittelhochdeutsch raeze, für „scharf" wird im größten Theile Deutschlands nicht verstanden; „Gasse" als andere Bezeichnung für „Straße" ist ein dem Niederdeutschen fremdes Wort, während andererseits „Tüsche" (entstanden aus „zwischen", niederdeutsch „twischen" od. „tüschen") als Name für den engen Durchgangsraum zwischen zwei Häusern dem Niederdeutschen eigenthümlich ist. Der Gebrauch derartiger Wörter, die nur in einer M. vorkommen, der sog. Provinzialismen, ist in der Schriftsprache verpönt. Die Spaltung einer Sprache in M.en ist ein Beweis ihrer Bildsamkeit u. demgemäß uralt: Jonisch, Attisch, Dorisch ꝛc. bildeten M.en des Griechischen, u. das Italische hatte so gut M.en wie heute das Französische, Englische ꝛc. Ueber die deutschen M.en s. Bd. III, S. 915 ff. — Mit Unrecht hat man lange die M.en verachtet; vielmehr sollte Jeder die M. seiner Heimat sprechen können, aber eben so gut wird von dem Gebildeten verlangt, daß er in seiner Sprache der M. möglichst wenig Spielraum läßt.

Münden, Stadt in der hann. Landdrostei Hildesheim (Kreis Göttingen) mit 5679 E. (1875); liegt malerisch am Zusammenfluß der Fulda u. Werra u. hat über letzteren Fluß eine 1397—1402 erbaute Brücke, welche zur Vorstadt Blume führt. Die im 13. Jahrh. erbaute Blasienkirche hat ein Denkmal Erich's II. von Braunschweig; außer dieser besitzen die Lutheraner noch die Aegidienkirche u. die Reformirten ebenfalls ein Gotteshaus. Die Stadt ist Sitz eines Amtsgerichtes u. einer Forstakademie (seit 1867) u. hat ein altes herzogliches Schloß. Der Handel auf dem von Dampfschiffen befahrenen Flusse ist beträchtlich; Baumwollspinnerei, Zuckerraffinerie, Töpferei u. Schiffbau sind die wichtigsten Zweige der Gewerbthätigkeit. Die Bedeutung des Ortes hat sich sehr gehoben, seitdem derselbe Kreuzungspunkt mehrerer Eisenbahnlinien geworden ist. M. erhielt 1346 Stadtrecht, war im Mittelalter schon ein wichtiger Stapelplatz u. ward 1626 von Tilly fast vollständig zerstört.

Mundfäule (Stomakake) heißt eine spezifische Entzündung der Mundschleimhaut, die häufig ohne nachweisbare Ursache bei Leuten, die unter ungünstigen Verhältnissen leben, bei Kranken u. Schwachen auftritt. Da sie auch Epidemien in Findelhäusern, Waisenhäusern u. Kasernen hervorruft, so ist es wahrscheinlich, daß sie ansteckend wirkt. Ihr Auftreten kündigt sich durch stärkere Röthung u. Anschwellung des Zahnfleisches, bes. an der Vorderseite desselben, an. Es löst sich von den Zähnen ab u. blutet leicht. Nach einigen Tagen zeigt sich an seinem Saume ein gräulich-weißer Beleg, nach dessen Abstoßung ein Geschwür zurückbleibt, in dessen Oberfläche wieder ein ähnlicher Erguß gesetzt wird u. s. f. Dabei werden die Zähne locker u. fallen leicht aus. Aus dem Munde verbreitet sich aashafter Geruch u. fließt mißfarbiger Speichel ab. Essen u. Trinken verursacht Schmerzen. Das Allgemeinbefinden ist meist ziemlich gut, Fieber kaum vorhanden. Die Krankheit geht wol immer in Genesung über. Die Behandlung besteht in innerlicher Darreichung von chlorsaurem Kali, Bestreichung des Zahnfleisches mit Myrrhentinktur, Löffelkrautspiritus, verdünnter Salzsäure, Chlorwasser od. Höllenstein. Die M. ist auch eine Theilerscheinung des Schaarbockes (Scorbut).

Mundharmonika, ein als Kinderspielzeug gebrauchtes Instrument, bestehend aus einer Anzahl feiner metallener Zungen, die durch Anblasen mit dem Munde zum Erklingen gebracht werden u. deren Mechanismus so eingerichtet ist, daß beim Ausstoßen des Athems ein Akkord der Tonika, u. beim Zurückziehen desselben der Dominant-Akkord jener Tonika sich ergiebt. — Ferner nannte man M. (nach Jean Paul's Vorgange) eine von Scheibler in Crefeld zuerst versuchte Zusammenfügung von mehreren (6—10) Maultrommeln (s. d.), von denen jede einen andern Grundton hatte.

Mundhöhle, s. „Mund".

Mündigkeit (pubertas). Personen männlichen Geschlechts, welche das 14., Personen weiblichen Geschlechts, welche das 12. Lebensjahr erreicht haben u. hiermit vermuthlich zeugungsfähig geworden sind, bezeichnet man als mündig. Bei den südlichen Völkern nämlich pflegt die Reife jugendlicher Personen früher einzutreten als bei uns, u. so kam es, daß man diesen Personen, wenn sie zeugungsfähig geworden waren, im Wesentlichen volle Handlungsfähigkeit beilegte u. ihnen die Führung u. Besorgung ihrer Angelegenheiten überließ. Bei uns ist dies allerdings anders. Die größere Mannichfaltigkeit der Lebensverhältnisse erfordert nicht blos körperliche Reife, sondern auch Erfahrung u. entwickelte Urtheilskraft. Deshalb tritt bei uns die unbeschränkte Handlungsfähigkeit nicht bereits mit den Jahren der M., sondern erst später mit der sog. Volljährigkeit (s. „majorenn") ein, wie denn auch zur Verheirathung (Ehemündigkeit) nach dem Reichsgesetze vom 6. Febr. 1875, §. 28, für das männliche das vollendete 20., für das weibliche Geschlecht das vollendete 16. Lebensjahr erfordert wird u. auch die Fähigkeit, Zeugnisse abzulegen u. Eide zu leisten, erst mit einem späteren Altersjahre eintritt.

mundiren (vom lat. mundus, rein), reinigen, ins Reine schreiben. Davon Mundum, Reinschrift.



Nr. 4249. Theodor Mundt (geb. 18. Sept. 1807, gest. 30. Nov. 1861).

Mundium. Nur der Wehr- u. Waffenfähige konnte im älteren Deutschen Rechte vor Gericht auftreten u. Gehör fordern. Frauen, Geistliche, Kinder u. Fremde bedurften eines Vertreters, der ihre Rechte unter Umständen mit den Waffen in der Hand geltend machte. Den Schutzbedürftigen wurde daher ein Schutzherr (mundualdus od. mundunedus) bestellt, der nach jeder Richtung hin seine Schützlinge zu vertreten hatte. Dieses Schutzverhältniß hieß M., auch wol Vogtschaft od. Vogtei. Es wurde ausgeübt nam. von den nächsten Angehörigen, wo dergleichen aber fehlten, vom Könige als dem obersten Schützer aller Wehrlosen. Indessen war das M. nicht blos eine Pflicht, sondern auch die Entstehungsursache weitgehender Rechte über Person u. Vermögen des Schützlings. Von diesem Verhältnisse ist zur Zeit nichts mehr übrig als die sog. Vormundschaft über Unmündige.

Mundklemme, s. „Kinnbackenkrampf".

Mundt, Theodor, Schriftsteller, geb. zu Potsdam 18. Sept. 1807; studirte in Berlin Philologie u. Philosophie, erregte schon als Student durch eine Monographie über griech. Metrik in gelehrten Kreisen Aufsehen. Später seiner Neigung zur schriftstellerischen Thätigkeit folgend, ward M. ein entschiedener Vorkämpfer der Fortschrittsbewegung, welche ihn dem sog. „Jungen Deutschland" (s. d.), trotz seiner späteren Proteste, beigesellte, u. theilte demnach auch dessen Schicksale. Nach Konfiskation seiner „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen" (Lpz. 1835) ward Alles, was aus seiner Feder kam, mit des Bundestages Acht belegt u. ihm die angestrebte Laufbahn eines akademischen Lehrers vollständig abgeschnitten. Aus jener Zeit rührt her: die mit Varnhagen von Ense (s. d.) besorgte

Ausgabe von Knebel's „Literarischem Nachlaß u. Briefwechsel" (3 Bde., Lpz. 1835 f.); das „Denkmal" (Berl. 1835) für die unglückliche Charlotte Stieglitz; die „Kunst der deutschen Prosa" (ebd. 1837; 2. Aufl. 1843) ꝛc. Auch fallen in diese Zeit mehrere journalistische Unternehmungen; er gab heraus: die Zeitschriften „Lit. Zodiakus" (1835), „Die Dioskuren für Kunst u. Wissenschaft" (2 Bde., Berl. 1836 f.) u. „Der Freihafen" (Altona 1838). Mehrfache Reisen wirkten sehr günstig auf seine Produktionen, insbes. seine „Spaziergänge u. Weltfahrten" (Altona 1838—40) u. seine „Völkerschau auf Reisen" (Stuttg. 1840) enthalten meisterhafte Schilderungen. 1841 erhielt er endlich mit der Aufhebung des Verbots seiner Bücher die Erlaubniß zur Habilitation an der Berliner Universität, wo er seitdem über deutsche Literaturgeschichte las. Zwar folgte er 1848 einem Rufe als außerord. Professor nach Breslau, doch kehrte er 1850 als Universitäts-Bibliothekar nach Berlin zurück. Wegen wiederholter Konflikte mit dem Minister v. Raumer 1856 zur Disposition gestellt, starb er zu Berlin 30. Nov. 1861. Von seinen weiteren Schriften sind außer den Romanen „Graf Mirabeau" (4 Bde., Berl. 1858), „Robespierre" (3 Bde., ebd. 1859), „Thomas Münzer" (3 Bde., Altona 1841) ꝛc. hervorzuheben: „Geschichte der Literatur der Gegenwart" (Berl. 1842); „Geschichte der Gesellschaft" (Berl. 1844); „Aesthetik" (ebd. 1845); „Allgemeine Literaturgeschichte" (3 Bde., ebd. 1846); „Die Götterwelt der alten Völker" (ebd. 1846); „Dramaturgie" (2 Bde., ebd. 1847 f.); „Macchiavelli" (Lpz. 1851); „Die Staatsberedsamkeit der neueren Völker" (Berl. 1848); „Geschichte der deutschen Stände" (ebd. 1853); „Der Kampf um das Schwarze Meer" (Braunschw. 1855); „Pariser Kaiserskizzen" (Berl. 1856); „Ital. Zustände" (4 Bde., ebd. 1859 f.) ꝛc. Eine Sammlung seiner Schriften erschien 1843, in 2. Aufl. 1847.



Nr. 4250. Klara Luise Mundt (geb. 2. Jan. 1814, gest. 26. Sept. 1873).

Mundt, geb. **Müller,** Klara Luise, Schriftstellerin, bekannt unter dem Namen Luise **Mühlbach,** geb. als Tochter des Bürgermeisters Müller zu Neubrandenburg 2. Jan. 1814; verheirathete sich 1839 mit Theodor M. (s. d.), an dessen Seite sie die Anregung zur schriftstellerischen Thätigkeit empfing. Zunächst gerieth sie dabei ins „jung-deutsche" Fahrwasser. Die Romane „Erste u. letzte Liebe", „Des Lebens Heiland", „Justin", „Eva", „Ein Roman in Berlin", „Der Zögling der Gesellschaft", „Hofgeschichten", „Die Tochter einer Kaiserin", „Die letzten Lebenstage Katharina's II.", „Aphra Behn", alle zwischen 1839 u. 1849 geschrieben, gaben sich als „Sittenromane", stellen aber die Sitte ziemlich auf den Kopf. Indeß kam die Mühlbach bald nach 1848 auf eine glücklichere Fährte. Sie warf sich auf den historischen Roman, u. „Johann Gotzkowski, od. Friedrich d. Gr. u. sein Kaufmann" (3 Bde., Berl. 1850) kann das Prädikat eines Geschichtsromans recht wohl vertragen. Rasch genug aber wurde dies Genre unter ihrer betriebsamen Hand ein wunderliches Gemisch von Geschichte u. Erfindung. Von einer herrschenden Idee, welche dem Ganzen eine geschichtsphilosophische Bedeutung verleiht, ist in ihren zahllosen folgenden Romanen keine Spur. Unglücklicherweise wußte sie ihren Zusammenschweißungen von Geschichtsereignissen u. ihren Excerpten aus Denkwürdigkeiten ein so verlockendes u. schimmerndes Gewand zu geben, daß der Enthusiasmus, den ihre Romane in der Lesewelt der 50er Jahre erregten, fast beispiellos ist, u. die Verfasserin wußte mit ihrer Geschäftskenntniß die ihr günstige Strömung zu nützen. Fast alle hervorragenden Persönlichkeiten der neueren Geschichte: der Große Kurfürst, Friedrich d. Gr., Napoleon I., Kaiser Josef, Erzherzog Johann, Mohammed Ali ꝛc. wurden von ihr in vielbändigen Romanen verarbeitet. Das letzte zeitgemäße Werk, „Protestantische Jesuiten" betitelt, blieb ein Bruchstück, da die Verfasserin vor dessen Vollendung 26. Sept. 1873 zu Berlin starb. Ihr „Ruhm" war zuletzt bis in den Palast des Vize-Königs von Aegypten gedrungen, der sie gelegentlich der Einweihung des Suez-Kanals nach Kairo einlud. Ihre Vorzüge — freisinnige u. humane Anschauungen, wie die Kunst des Erzählens — behielt sie bis ans Ende.

Mündung eines Flusses heißt die seinen Lauf beendende Vereinigung seiner Gewässer mit dem eines größeren Flusses, eines Binnensees od. des Ozeans. Gewöhnlich erfolgt dieselbe in einem Arme, häufig aber theilt sich auch der Strom, ehe er sich in das Meer od. einen größeren See ergießt, in mehrere Arme u. bildet dann ein Delta (s. d.), wobei er seine Mündungen häufig verlegt. Mündet der Strom in einem breiten, entweder seeartig sich erweiternden od. schlauchartig sich lang hinstreckenden offenen Becken, in dem sich Ebbe u. Flut stark bemerklich machen, wie beim Lorenzstrom, Ob, Jenissei, der Elbe, Weser u. Themse, so nennt man diese M. ein Aestuarium od. Liman. Ist dieses Mündungsbecken ein See süßen Wassers, der durch eine schmale Landzunge od. durch Inseln vom Meere abgeschlossen wird u. mit diesem nur durch einen od. durch mehrere enge Kanäle in Verbindung steht, so heißt es ein Haff u. die abschließende Halbinsel eine Nehrung. Behält der Strom nach seiner M. noch die Kraft, Schlamm u. Geröll eine Strecke weiter in das Meer hinauszuschieben, so entsteht eine Sandbank vor der M., die als Barre bezeichnet wird, wenn das Meer sie noch bedeckt. Bes. große Deltabildungen geben manchmal mehreren Strömen eine gemeinsame M.; so vereinigt sich z. B. das Delta des Rheines mit denen der Schelde u. Maas; Ganges u. Bramaputra, Po u. Etsch u. a. zeigen ebenfalls ein solches zwillingsartiges Zusammentreten bei der M.

Mundus vult decipi, ergo decipiatur, lat. Sprüchwort: „Die Welt will betrogen sein, also werde sie betrogen."

Municipium hieß im röm. Alterthume eine Stadt, welche im Besitz der Selbstgesetzgebung u. Verwaltung u. zugleich dergestalt mit Rom verbunden war, daß die Bürger der einen Stadt bei ihrer Anwesenheit in der andern gegen Uebernahme der daselbst geforderten Leistungen (munera, munia) wenigstens hinsichtlich ihrer privaten Stellung als gleichberechtigt galten (Isopolitie), ohne indessen stimmberechtigt u. amtsfähig zu werden. Nach dem lat. Kriege erlangten jedoch zuerst die Bürger von Pedum, Lanuvium, Arricia u. Nomentum auch die politischen Vorrechte der röm. Bürgerschaft unter der Bedingung, daß sie das röm. Gesetz annahmen u. ihre Verwaltung mit dem neuen Verhältniß in Einklang brachten. Dies ward im J. 90 v. Chr. durch die lex Julia auf alle Städte Italiens, weiterhin auch auf begünstigte Gemeinwesen in den Provinzen ausgedehnt. Die Munizipalverfassung stellte an die Spitze solcher Körperschaften einen Senat von 100 u. selbst mehr Personen, in welchen die reichsten u. angesehensten Bürger (decuriones, Munizipalen in engerem Sinne) nöthigenfalls zwangsweise eintreten mußte. Aus ihm wurden Duumviri, den beiden röm. Konsuln, Quinquennales, den Censoren entsprechend, Aedilen für die Rechtspflege, Quästoren zur Verwaltung der städtischen Einkünfte u. Kuratoren für sonstige öffentliche Aufgaben meistens auf ein Jahr gewählt. Es fanden Volksversammlungen zur Berathung der inneren Angelegenheiten statt; die Aedilen hatten aber nur die niedere Gerichtsbarkeit. Seit Konstantin, der die Städte ihrer Gemeindegüter beraubte u. das System begründete, welches dem Decurionenadel alle öffentlichen Lasten aufbürdete, verfielen die Munizipien. Vereinzelte Besserungsversuche späterer Kaiser konnten hierin nichts ändern, u. erst in den folgenden Jahrhunderten, wo deutsche Herrscher auf den Trümmern des Weström. Reichs neue Staaten gründeten, gelangte die munizipale Selbstverwaltung allmählich wieder zu der Entwicklung, welche in den italien. Städterepubliken des Mittelalters auf eine auch für Deutschland beispielgebende Weise ihren Höhepunkt erreichte.

Munificenz (lat.), Freigebigkeit, Mildthätigkeit.

Munition ist der Sammelname für Geschoß, Ladung u. Zündung. Die M. für Feldartillerie wird in den Protzen der Geschütze u. in Munitionswagen fertig nachgeführt u. ist vertheilt auf die Batterien u. M.-Kolonnen. Die M. des Infanteristen u. Kavalleristen wird von diesen selbst u. in Infanterie-Munitionskolonnen fertig nachgeführt. Die Belagerungsartillerie führt ihre M. auf verschiedene Art, in neuerer Zeit nam. auf Eisenbahnen u. von da auf Fuhrwerken, in Kisten verpackt, nach dem Ort des Gebrauchs, wo Depots u. Laboratorien angelegt werden.

munizipal (von municipium, s. d.) ist das Eigenschaftswort für Alles, was eine politische Gemeinde, bes. eine städtische, unmittelbar angeht. Es erklären sich damit die Ausdrücke m.e Gerechtsame, M.-Verfassung, M.-Verwaltung. In Frankreich heißt Munizipalität (municipalité) die Obrigkeit, welche eine Stadtgemeinde leitet u. vertritt.

Munk, Eduard, hervorragender Philolog u. Literarhistoriker, geb. 14. Jan. 1803 zu Groß-Glogau von jüdischen Eltern, studirte 1822—25 zu Breslau u. Berlin klassische Philologie. 1827—48 wirkte M. an der Wilhelmsschule zu Breslau, war 1850—57 interimistisch am Gymnasium zu Glogau thätig, zog sich aber 1861 ganz ins Privatleben zurück, um lediglich seinen Studien u. der Förderung der israelitischen Gemeinde zu leben. Er starb zu Glogau 4. Mai 1871. Von seinen Werken hat bes. die „Geschichte der griech. Literatur" (2 Bde., Berl. 1849 ff.; 2. Aufl. 1863) sowie die „Geschichte der röm. Literatur" (3 Bde., Berl. 1858—61) große Anerkennung gefunden, nachdem er schon durch die „Metrik der Griechen u. Römer" (1834) seinen Ruf begründet hatte. — Sein Bruder Salomon **M.**, berühmter Orientalist, geb. 14. Mai 1805 zu Glogau, studirte seit 1820 zu Berlin klassische u. orientalische Sprachen u. Philosophie u. setzte sodann zu Bonn das Studium des Sanskrit u. des Arabischen fort. Zu demselben Zwecke ging er 1828 nach Paris, um bes. de Sacy zu hören, unternahm 1835 eine wissenschaftliche Reise nach Oxford, 1840 nach seiner Anstellung an der Pariser Bibliothek eine solche nach Aegypten. 1852 nöthigte ihn ein Augenleiden, seine Thätigkeit als Bibliothekar aufzugeben; doch wurde er nachmals Mitglied des israelitischen Centralkonsistoriums, 1858 Mitglied der Akademie der Inschriften u. 1865, obschon völlig blind, Professor des Hebräischen u. der verwandten Sprachen am Collége de France. Er starb zu Paris 6. Febr. 1867. Von seinen gelehrten Arbeiten, die fast sämmtlich dem Gebiete der jüd. Literatur angehören u. zum Theil im „Journal asiatique" niedergelegt sind, ist vor allen die Ausgabe von Maimonides' „Führer der Verirrten" (3 Bde., Par. 1856—66) zu nennen. — Vgl. Jellinek, „Salomon M." (Wien 1865).

Munkács, Marktflecken u. Hauptort des nordostungar. Komitates Beregh mit 8602 E. (1869); liegt an der Latorcza u. der ungar. Nordostbahn u. treibt lebhaften Handel; $^3/_4$ M. im SW. liegt die Festung M. auf einem steilen Hügel; 1359 erbaut, hat dieselbe bes. in den Türkenkriegen eine hervorragende Rolle gespielt, wurde in den Kämpfen Emmerich Tököly's (s. d.) gegen die Oesterreicher von dessen Gemahlin Helena Zriny 1685—88 tapfer vertheidigt u. ist jetzt Staatsgefängniß.

Munkacsy, Michael, Maler, geb. 10. Okt. 1846 zu Munkács; verlor seinen Vater im Aufstande des J. 1848, wurde von seinem Oheim erzogen u. später zu einem Tischler in die Lehre gegeben, vertauschte aber nach sechsjähriger Lehrzeit die Tischlerwerkstatt mit dem Atelier eines Portraitmalers in Pest, wo er durch Portraits spärlichen Unterhalt erwarb, u. begab sich dann nach Wien, um Rahl's Schüler zu werden. Nach dessen baldigem Tode wanderte M. nach München, wo Franz Adam sich seiner annahm. Mehrere Bilder („Die Ueberschwemmung", „Einladung zu einer ungar. Hochzeit" u. „Schmückung einer Braut") erhielten Preise u. verschafften M. die Mittel, nach Düsseldorf zu gehen, wo er sich bes. durch Knaus angezogen fühlte. Hier entstand das Bild „Die letzten Stunden eines Verurtheilten" (1869), welches dem jungen Künstler einen bedeutenden Namen gemacht hat, u. die künstlerisch eben so vollendete „Werbung im Kriege".

Münnich, Burkhard Christoph, Graf v., deutscher Kriegs- u. Staatsmann in russ. Diensten, Sohn des aus dem alten bayer. Geschlecht der Mönche zu Ramspauer stammenden ostfries. Deichgrafen Anton Günther v. M. (geb. 1650, gest. 1721), geb. zu Neuenhuntorff in Oldenburg 26. Mai 1683; stand als Offizier 1701—16 in hess., dann in sächs., kurze Zeit auch in schwed. Diensten u. ging 1721 nach Rußland, wo ihn Peter d. Gr. mit dem Baue des berühmten Ladogakanals, des Hafens von Kronstadt u. der Festungswerke von Riga betraute. Schon früher hatte M. sich als ausgezeichneter Ingenieur bethätigt, denn der Hafen, die Schleuße u. der Kanal von Karlshafen sind sein Werk. Von Peter II. 1727 zum Obergeneral u. 25. Febr. 1728 in den Grafenstand erhoben, ward er unter Anna 1731 Generalfeldzeugmeister u. 1732 Generalfeldmarschall u. Präsident des Reichskollegiums. Als die Polen nach August's II. Tode ihren Stanislaus Leszczynski wieder zum König gewählt hatten, rückte M. sofort in Polen ein, nahm 1734 Danzig u. unterdrückte die Unruhen in Warschau. Dann wandte er sich gegen die Türken. Er eroberte 1736 die Krim, nahm Perekop, den Schlüssel zum Schwarzen Meere, erstürmte 1737 Oczakoff, siegte 1739 bei Stewutschan, bemächtigte sich der Festung Choczim u. besetzte die Moldau, mußte aber gegen seinen Willen unter österr. u. franz. Vermittelung 18. Sept. 1739 den Frieden von Belgrad abschließen. Von der Kaiserin Anna erlangte M. kurz vor deren Tode die Bestimmung, daß Herzog Ernst Johann von Kurland als Vormund des unmündigen Thronfolgers Iwan zum Regenten erklärt werden sollte. Als aber der Herzog, durch den er herrschen wollte, wider Erwarten selbständig auftrat, stürzte ihn M. u. spielte die Regentschaft in die Hände der Mutter Iwan's, als deren Premierminister er das Bündniß mit Preußen gegen Oesterreich betrieb. Die Regentin ließ sich indeß für letzteres günstig stimmen, so daß M., dadurch gekränkt, im Mai 1741 (wenige Monate vorher war er in den Grafenstand erhoben worden) seinen Abschied nahm. Seine Absicht jedoch, nach Deutschland zurückzukehren, wurde durch die Kaiserin Elisabeth, die sich im Dez. 1741 des Thrones bemächtigt hatte, vereitelt. Auf deren Befehl verhaftet, ward er schließlich nach Pelim in Sibirien verbannt, von wo er erst 1762 zurückkehren durfte. Von Katharina II. zum Generaldirektor der Häfen am Balt. Meere ernannt, starb M. zu Petersburg 27. Okt. 1767. Er schrieb: „Ébauche, pour donner une idée de la forme du gouvernement de l'empire de Russie" (Kopenh. 1774). — Vgl. v. Halem, „M.'s Lebensbeschreibung" (Oldenb. 1803).

Muñoz, Fernando, s. unter „Maria Christina".

Munster (spr. Mönstr'), die größte Provinz Irlands, umfaßt den SW. der Insel u. zählt auf 391 □M. 1,830,398 E. (1871). Im N. von Connaught, im O. von Leinster, im S. u. W. vom Atlantischen Ozean begrenzt, hat dieses ehemalige Königreich nam. im SW. eine durch zahlreiche, tief einschneidende Fjorde reich gegliederte Küste, welche mehrere Halbinseln vorschiebt. Auf letzteren liegen die höchsten Gebirge Irlands; hier erhebt sich der Carrantuohill zu 976 m. u. der unmittelbar vom Meere ansteigende Mount Brandon zu 892 m. Das Innere der Provinz ist Tiefebene, welche jedoch durch einzelne isolirte Massengebirge von 6—700 m. Höhe unterbrochen wird. Der Hauptfluß von M. ist der Shannon (s. d.), der an der Westseite mündet u. ein 10 M. tief in das Land sich erstreckendes Aestuar bildet. Außer diesem sind noch der Lee, Blackwater u. Suir schiffbar u. für den Binnenverkehr wichtig. Das Land ist fruchtbar u. für Getreidebau u. Viehzucht wohlgeeignet; doch befindet sich die zumeist irische u. größtentheils vom Tagelohn lebende Bevölkerung in den elendesten Zuständen u. nimmt von Jahr zu Jahr ab (1872 wanderten aus M. 15,308 Menschen aus). Die Industrie ist wenig entwickelt; Spitzen, Handschuhe, Leinwand, Branntwein, Bier, Glas, baumwollene u. wollene Waaren u. Eisen sind die wichtigsten Produkte derselben. Dagegen ist der Handel mit Vieh u. Getreide von Bedeutung u. die See- u. Flußfischerei sehr ergiebig. M. zerfällt in die Grafschaften Clare, Limerick, Tipperary, Waterford, Cork u. Kerry. Die größten Städte u. zugleich wichtigsten Seeplätze sind Cork (s. d.), Limerick (s. d.) u. Waterford.

Münster (lat. monasterium), Stiftskirche, Domkirche.

Münster, Hauptstadt des gleichnamigen Reg.-Bez. u. eines Landkreises in der preuß. Provinz Westfalen mit 35,489 E. (1875); liegt an dem Flüßchen Aa u. an dem Kreuzungspunkte der Westfäl. Staatsbahn u. der Venloo-Hamburger Bahn u. ist Sitz des Oberpräsidenten, eines katholischen Bischofs mit Domkapitel, des Stabes vom 7. Armeecorps, einer Provinzial-Steuerdirektion, einer Oberpostdirektion, eines Kreis-, Schwur- u. eines Appellationsgerichtes, eines Kreisamtes u. einer Handelskammer. Die zum großen Theil noch alterthümlich gebaute Stadt hat breite Straßen u. vielfach reichverzierte Giebelhäuser. Unter den 11 Kirchen, von denen nur eine protestantisch ist, nimmt der 1170—1261 erbaute Dom an dem von dem Regierungsgebäude, der Bank, der Post

u. dem Ständehaus umgebenen Domplatz die erste Stelle ein; interessante Bauwerke goth. Stiles sind außerdem noch die Lambertikirche (aus dem 14. Jahrh.) mit den 3 Käfigen der Wiedertäufer, die Liebfrauenkirche von 1340 mit einem kolossalen Thurme u. die im Innern sehr schön ausgestattete Ludgerikirche mit einer prächtigen Thurmkrone. In dem ebenfalls goth. Rathhause wurde 24. Okt. 1648 der Westf. Friede abgeschlossen. Im Stadtkeller befindet sich die treffliche Gemäldesammlung des Kunstvereins. Das ehemalige bischöfliche Residenzschloß ist jetzt Sitz des Oberpräsidiums u. des Generalkommandos; hinter demselben ziehen sich schöne Parkanlagen mit dem Botanischen Garten hin. M. ist ein Hauptsitz des westfäl., nam. kathol. Adels, der hier eine Anzahl palastähnlicher Gebäude innehat; an höheren Lehranstalten befinden sich hier eine kathol.-theolog.-philosoph. Akademie, ein Gymnasium, eine Realschule 1. Ordnung, eine Provinzialgewerbeschule u. ein Lehrerinnenseminar. Das große Zuchthaus ist nach pennsylvanischem Systeme eingerichtet. Streichgarnspinnerei, Leinen-, Woll- u. Baumwollweberei u. die Fabrikation von Maschinen, Tabak, Cigarren, Stärke, Leder, Bier, Branntwein, Essig sind die wichtigsten Zweige der Gewerbsthätigkeit. Bedeutend ist der Handel mit Getreide, Mehl, Leinwand, Schinken u. Pumpernickel. — Das Bisthum M. ward von Karl d. Gr. gegründet, der dem Bischof von Sachsen, Ludger, 791 diesen Ort, der bis 1200 Mimigarderord hieß, verlieh. Die Bischöfe selbst erhielten unter Otto IV. die Reichsfürstenwürde, die Stadt um 1180 Stadtrecht u. bald darauf ihren jetzigen, von dem lat. monasterium abgeleiteten Namen. Die durch Handel u. Gewerbfleiß zu Wohlstand gelangten Bürger der Stadt wußten sich in häufigen Kämpfen von den Bischöfen, die seit Friedrich II. von dem Kapitel frei gewählt wurden, mannichfache Rechte zu erwerben, während Letztere ihr Gebiet bedeutend erweiterten u. dadurch in langdauernde Streitigkeiten (Soester Fehde) verwickelt wurden. Zu blutigen Auftritten führten auch die Kämpfe der Zünfte gegen das städtische Patriziat, nam. 1447—57. M. war vor der Reformation eine hervorragende Pflegestätte humanistischer Bildung u. schloß sich nam. unter Rottmann dem Lutherthume schnell an. Die von Holland herübergreifende wiedertäuferische Bewegung (s. „Wiedertäufer") fand hier einen günstigen Boden, doch ward dem Reich dieser Sekte durch die Eroberung der Stadt (24. Juni 1535) ein Ende gemacht. Die Reformation hatte hierdurch allen Boden verloren; die Stadt bewahrte aber ihre fast reichsunmittelbare Stellung gegenüber den Bischöfen, die in Koesfeld residirten, bis der streitbare Bischof Bernhard v. Galen 1661 die Stadt unterwarf. Die Bischöfe erhielten 1708 Sitz u. Stimme im Reichsfürstenrath; seitdem der 1730 gewählte Bischof Clemens August auch Erzbischof von Köln geworden, blieben beide Bisthümer vereinigt. Die Säkularisation von 1803 brachte den östl. Theil an Preußen, mit dem 1815 auch der westl. vereinigt ward. — Der Reg.-Bez. M. umfaßt 131,64 □M. mit 435,805 fast ausschließlich katholischen E. (1871), welche sich mit Landwirthschaft, beträchtlicher Viehzucht, Lein- u. Baumwollweberei beschäftigen. Geschichtlich besteht dies Gebiet aus dem größten Theile des Bisthums M., der Grafschaft Tecklenburg, einigen Standesherrschaften u. Theilen des Erzstiftes Köln u. zerfällt in die Kreise Münsterland, Lüdinghausen, Bockum, Koesfeld, Recklinghausen, Steinfurt, Warendorf, Ahaus, Borken, Tecklenburg u. der kreiseximirten Stadt M. — Der Kreis Münsterland hat auf 15,59 □M. 45,451 E. (1871) mit der Stadt Telgte u. umschließt die Stadt M.

Münster, eines der ältesten deutschen Adelsgeschlechter, das, seit 27. Juni 1792 im Besitz der Reichsgrafenwürde, in den preuß. Provinzen Westfalen u. Hannover blüht u. sich in die Häuser Langelage, Meinhövel u. Ledenburg theilt. Bes. hervorzuheben sind: Graf Ernst Friedrich Herbert zu **M.-Ledenburg**, geb. zu Osnabrück 1. März 1766; studirte 1784—87 in Göttingen die Rechte, trat 1788 als Kammerauditor in den hann. Staatsdienst, ward 1791 Hof- u. Kanzleirath, begleitete seit 1793 den nachmaligen Herzog von Sussex auf dessen Reisen u. trat 1798 in die hann. Finanzkammer ein. 1801—4 Gesandter in Petersburg, ging er dann als vortragender Minister nach London, wo er nam. in der Agitation gegen Napoleon sehr rührig war, wurde 1814 Erblandmarschall von Hannover, wohnte 1815 dem Wiener Kongresse bei u. leitete seitdem die Verwaltungen Hannovers im Auftrage des Königs von England, zu dem dieses Land im Verhältniß der Personalunion stand. Gleichzeitig hatte er die Spezialvollmacht zur Führung der Vormundschaft des Herzogs Karl von Braunschweig erhalten. Die von diesem 1827 gegen die vormundschaftliche Verwaltung gerichteten Anklagen suchte M. in einer eigenen „Widerlegung" (Hann. 1827) zu entkräften. Ebenso setzte M. den Angriffen, welche er bei den Unruhen in Hannover zu Anfang des Jahres 1831 seitens der demokratischen Partei erfuhr, eine „Erklärung 2c." (Hann. 1831) u. eine „Aktenmäßige Würdigung" (ebd. 1831) entgegen. Trotz völliger Rechtfertigung erhielt er doch 12. Febr. 1831 als großbrit.-hann. Staats- u. Kabinetsminister seine Entlassung. Wie schon 1815 die ihm angebotene Fürstenwürde, lehnte er auch jetzt jede Pension ab. Er starb zu Hannover 20. Mai 1839. — Graf Georg Herbert zu **M.-Ledenburg**, Sohn des Vorigen, geb. zu London 23. Dez. 1820; studirte in Bonn, Heidelberg u. Göttingen u. bekleidete 1856—64 den Posten eines hann. Gesandten in Petersburg. Schon seit 1846 Mitglied der hann. Pairskammer, gehörte er zu den Gegnern des Borries'schen Regiments u. zu den ersten hann. Aristokraten, die 1866 von der Welfendynastie sich lossagten u. der neuen Ordnung der Dinge sich aufrichtig anschlossen. Infolge dessen erhielt er auch im Nov. 1867 einen erblichen Sitz im preuß. Herrenhause. Die heftigen Angriffe, welche seine partikularistischen Standesgenossen u. Leute wie ein Onno Klopp (s. d.) wegen seiner „Treulosigkeit" gegen ihn richteten, veranlaßten ihn, in einer Broschüre seinen „Antheil an den Ereignissen des J. 1866 in Hannover" (Hann. 1868) darzulegen. Dieser folgten die Broschüren: „Der Norddeutsche Bund u. dessen Uebergang zu einem Deutschen Reiche" (Lpz. 1868) u. „Deuschlands Zukunft das Deutsche Reich" (Berl. 1870). Auch hatte er schon früher „Politische Skizzen" (Lpz. 1867) erscheinen lassen u. gab ein von seiner zweiten, 1867 verstorbenen Gemahlin verfaßtes Kochbuch (Dainty dishes) deutsch heraus (Berl. 1869). 1871 in den Deutschen Reichstag gewählt, hielt er sich hier zur Reichspartei. Im Mai 1873 ward M. zum deutschen Botschafter in London ernannt.

Münster, Sebastian, Kosmograph, geb. 1489 zu Ingelheim; wurde Franziskaner, trat aber aus dem Orden u. lehrte seit 1529 Hebräisch, später auch Mathematik, an der Universität in Basel, wo er 1552 starb. M. war der erste Deutsche, der eine hebr. Bibel herausgab (Bas. 1534—35); auch schrieb er eine „Cosmographia. Beschreibung aller lender 2c." (Bas. 1544 u. öfter), die nicht nur stilistisch gut ist, sondern auch mit dem bis dahin in der Länderkunde herrschenden Fabelwesen brach, sich auf wissenschaftliche Ueberlieferung u. wirkliche Erfahrung stützte u. daher auch für die Wissenschaft von Bedeutung geworden ist.

Münsterberg, Kreisstadt im Reg.-Bez. Breslau (preuß. Provinz Schlesien) mit 5493 E. (1871), welche zu 4/5 kathol. sind; liegt 7,3 M. südwestl. von Breslau an der Ohlau u. der Eisenbahn Breslau-Glatz, hat 3 kathol. u. eine protest. Kirche u. ein Schullehrerseminar. Die Umgegend baut viel Hülsenfrüchte, Flachs, Hopfen u. Tabak. In der Nähe befindet sich ein Schwefelbad. M. war Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthumes, welches 1303 durch Theilung der Herrschaft Bolko's I. entstand, 1351 unter böhm. Lehnshoheit kam u. 1454 gänzlich an dieses Land fiel. Georg von Podiebrad verlieh M. seinem Sohne Heinrich; 1569 kaufte es aber Maximilian II. wieder u. 1654 belehnte Ferdinand III. mit diesem Fürstenthume Johann v. Auersperg, in dessen Familie es, zuletzt als preuß. Lehen, bis 1791 blieb, in welchem Jahre die preuß. Krone die Lehensrechte durch Kauf erwarb. — Der Kreis M. umfaßt 6,24 □M. mit 33,445 E. (1871), welche zu 79 % kathol. sind.

Münter, Friedrich, Theolog, Orientalist u. Alterthumsforscher, geb. zu Gotha 14. Okt. 1761 als Sohn des als Kanzelredner u. geistlicher Liederdichter bekannten Balthasar M. (geb. 1735 zu Lübeck, gest. zu Kopenhagen 1793); studirte in Kopenhagen u. Göttingen, hielt sich dann drei Jahre in Italien auf, wo er sich hauptsächlich mit archäologischen Studien beschäftigte u. in der Corsini'schen Bibliothek das später von ihm herausgegebene „Statutenbuch der Tempelherren" (Berl. 1794) entdeckte, ward 1790 ordentl. Prof. der Theologie in Kopenhagen, erhielt 1808 das Bisthum Seeland u. starb als Bischof zu Kopenhagen 9. April 1830. Durch seine Schriften erwarb sich der auch durch seine amtliche Thätigkeit sehr verdienstvolle Mann einen großen Ruf. Außer seinen „Nachrichten über Sizilien" (2 Bde., Kopenh. 1788—90; deutsch 1790) sind hervorzuheben: „Handbuch der Dogmengeschichte" (2 Bde., ebd. 1801; deutsch von Evers, Gött. 1802); „Geschichte der dän. Reformation" (2 Bde., Kopenh. 1802); „Die Religion der Karthager" (ebd. 1816; 2. Aufl. 1821; 3. Beilage dazu 1822—27); „Antiquarische Abhandlungen" (ebd. 1816); „Kirchengeschichte von Dänemark u. Norwegen" (3 Bde., Lpz. 1823—34); „Sinnbilder u.

Kunstvorstellungen der alten Christen" (Altona 1825) u. „Die Religion der Babylonier" (Kopenh. 1827) ꝛc. Auf M.'s Betrieb ist das Museum für nordische Alterthümer in Kopenhagen angelegt worden. Sein eigenes Münzkabinet war bes. wegen der kufischen Münzen berühmt.

Münze ist das unter gesetzlicher Autorität mit besonderen Stempeln geprägte u. in bestimmte Gewichtsstücke eingetheilte Metall, welches als Geld dient; zugleich nennt man M. (od. Münzstätte) die Anstalt, in welcher die Prägung des Geldes vorgenommen wird. Man unterscheidet an den M.en die Vorderseite, Hauptseite (Avers), d. h. diejenige, welche die Hauptfigur, gewöhnlich das Brustbild od. statt dessen den Namenszug od. ein anderes Symbol der münzprägenden Autorität, u. die Rückseite, Kehrseite (Revers), welche die Aufschrift des Werthes, ein Wappen od. sonst eine symbolische Figur, wie in früheren Zeiten Kreuze, Heiligenbilder u. dgl., enthält. Unter Legende versteht man die Umschrift einer M., bes. dann, wenn sie zur Erklärung der Hauptfigur (z. B. Titel des Fürsten) dient. Außerdem enthält auch meist noch der Rand der M. eine Schrift (Randschrift). Diese Randschriften wurden ursprünglich angebracht, um das Beschneiden der M.n zu verhüten, u. zwar kamen sie zuerst auf franz. M.n vor. Münzzeichen ist die Andeutung des Prägortes od. der Münzstätte durch Buchstaben od. Figuren; es befindet sich in der Regel auf der Vorderseite unter der Hauptfigur (über die Bedeutung der einzelnen Buchstaben zur Angabe der Münzstätte vergleiche man allemal den ersten Artikel jedes Buchstaben dieses Werkes). Die Form anbelangend, so sind die M.n jetzt ausschließlich rund, während früher auch die viereckige, sechseckige, überhaupt mehreckige Form (sog. Klippen, Nothmünzen, s. unten) angewandt wurde. In Siam verfertigte man bis vor kurzer Zeit kugelförmige, in Japan parallelepipedische M.n. Als Material verwendet man gegenwärtig zu den M.n Gold, Silber, Kupfer (in älteren Zeiten auch Bronze) u. neuerdings auch Nickel; die ersteren beiden jedoch nicht in reinem Zustande, weil sie sich ihrer Weichheit wegen bald abnutzen würden, sondern mit einem Metall, in der Regel Kupfer, versetzt (s. „Legirung"). Den Gehalt einer M. an edlem Metall nennt man ihr Korn od. Feingewicht, das Gewicht (Bruttogewicht) Schrot. Das Verhältniß des Feingewichts zum Schrot wird Feingehalt genannt; beim Golde auch Karatigkeit, beim Silber Löthigkeit. Die gesetzlich vorgeschriebene Ordnung, wie jede M. in Schrot u. Korn beschaffen sein, wie hoch die Mark Gold od. Silber in Münzstücken ausgeprägt werden u. in welchem Verhältniß das Silber zum Golde stehen soll, nennt man Münzfuß (s. d.). Die streng nach dem Münzfuße ausgeprägten Stücke heißen Kurantmünzen, die auf einen etwas geringern Fuß ausgeprägten kleinen Sorten Scheide- od. Landmünzen. — Rechnungsmünzen sind keine wirklich ausgeprägten, sondern nur ideale od. fingirte Münzbegriffe, nach denen gerechnet wird, wie z. B. die Hamburger Mark banco u. das engl. Pfund Sterling. — Schau- od. Denkmünzen (Medaillen) sind Münzstücke, welche nicht zum Zahlgebrauch, sondern gewissermaßen nur zum Staate od. zum Andenken an irgend ein besonderes Ereigniß verfertigt werden. Die mehr als Thalergröße haben, heißen Medaillons. In der Regel sind die Schaumünzen weit sorgfältiger u. schöner gearbeitet als die Kurantmünzen, da man sie mehr als Kunstprodukte betrachtet.

Nach einer alten Ueberlieferung fand die erste Metall- u. zwar Silberprägung auf der griech. Insel Aegina statt, wo überhaupt die Bearbeitung der Metalle schon sehr früh ausgebildet war. Ziemlich gleichzeitig prägte man M.n auch in Asien, u. zwar nach Herodot in Lydien unter Krösos 560—546 v. Chr. u. in Persien zur Zeit der Perserkriege 500—480 v. Chr (sog. Dareiken od. pers. Königsmünzen in Gold u. Silber). Anfangs wurde nur eine Seite geprägt, die andere war mit einem vertieften Quadrate (quadratum incusum) versehen. Erst später kommt die zweiseitige Prägung auf. Diese ältesten M.n sind von kugel- u. linsenförmiger Gestalt; sie haben keine Aufschriften, nur sehr selten den Anfangsbuchstaben des Stadtnamens. Ihre Typen sind dem hohen Alter entsprechend überhaupt sehr einfach; sie bezeichnen wappenähnlich die Stadt od. das Land. So bedeutet z. B. eine Schildkröte Aegina, ein Schild Böotien, eine Biene Ephesos, ein Apfel Melos ꝛc. Götterköpfe kommen auf den ältesten griech. M.n fast gar nicht vor, häufiger sind Thiere od. phantastische Geschöpfe, wie auf kleinasiat. M.n Sphinx u. Greif. Die Blütezeit der griech. Münzprägung fällt auch so ziemlich mit der Blütezeit der griech. Kunst, also etwa von Perikles bis Alexander den Großen, zusammen. Die Münztypen dieses Zeitraums sind von mannichfaltigster Art, die Köpfe u. überhaupt die Gestalten der Götter kommen nun häufiger vor. Die allgemeine Basis der altgriech. Münzrechnung, worin alle Summen ausgedrückt wurden, war die Drachme, welche in 6 Obolen zerfiel; doch unterschied man die leichte attische, die schwere äginetische u. die korinthische Drachme. Die kleinen Silbermünzen, die Unterabtheilungen des Obolos, gehören der früheren Zeit an; sie waren zuweilen so winzig klein, daß ihr Gebrauch mit großen Unbequemlichkeiten verknüpft war, welches dann (vor 400 v. Chr.) den Anlaß zur Prägung von Kupfer als Scheidemünze gab. Die große Masse des Silbergeldes bildeten die Doppeldrachmen von Korinth u. deren Töchterstädten u. Verbündeten sowie die vierfachen Drachmen von Athen. — Ausgebildeter als im eigentlichen Hellas war die Technik des Münzprägens in Thrakien u. Makedonien. Schon die ältesten M.n von Akanthos in Makedonien nebst verwandten zeugen von einer kräftigen Kunst u. einer sorgfältigen Ausführung. Auf den M.n der makedonischen Könige verdrängte auch zuerst das Bildniß derselben die Götterköpfe der Vorderseite. Die M.n, welche von Alexander dem Großen u. seinen Nachfolgern in den von diesen gegründeten Reichen in Asien geprägt wurden, behielten lange die griech. Typen u. Anfangs auch die griech. Aufschriften bei, bis dann allmählich die ind. Kultur auf die bald von Europa gänzlich getrennten asiatischen Völker Einfluß gewann; die Aufschriften wurden zweisprachig u. endlich verschwand im Mittelalter alles Griech. in Typen u. Aufschriften. — Von den griech. u. kleinasiat. M. weichen die im W. der griech. Welt, nam. die Siziliens u. Großgriechenlands, im Alterthum wesentlich ab, ja das Münzwesen nahm hier unter günstigen Einflüssen einen höheren Aufschwung als in den Stammländern; man prägte viele u. große M.n, deren Typen häufiger wechselten u. überhaupt reicher waren. Die Dekadrachmen (Zehndrachmenstücke) von Syrakus, etwa in den J. 400—370 v. Chr. geprägt, sind nicht nur die größten M.n des Alterthums, sondern auch zugleich die vollendetsten Meisterwerke der antiken Stempelschneidekunst. — Bestand das älteste Geld der Griechen, auch in deren süditalischen Kolonien, aus geprägtem Silber u. Gold u. wurde erst später bei ihnen Kupfer u. Bronze zur Scheidemünze verwandt, so fand das Entgegengesetzte bei den rohen u. armen Urvölkern Mittelitaliens, auch bei den Römern statt, insofern deren frühestes Geld aus großen u. dicken gegossenen, nicht geprägten Kupferstücken, Asses, bestand. Ein solches As war genau ein Pfund schwer u. zerfiel gleich diesem in 12 Unzen, wobei es Münzstücke von einer Unze bis zu einem As in allen Zwischenstufen u. zwar nur von Kupfer gab. — Das Gewicht des As verringerte sich im Laufe der Zeit ganz bedeutend, u. zwar so, daß, als zur Zeit des ersten Pun. Krieges (264—241 v. Chr.) die Ausmünzung von Silbermünzen in Rom eingeführt wurde, das As nur noch den 24. Theil seines ursprünglichen Gewichtes besaß. Die neue Münze wurde Denar genannt (von deni, je zehn), weil sie den Werth von 10 Kupferassen enthalten sollte. Außer dem ganzen Denar wurden noch halbe (Quinare) u. Viertel-(Sesterzen) Denare ausgeprägt. Zur Zeit des zweiten Pun. Krieges (218—201 v. Chr.) wurden im Röm. Reiche die ersten Goldmünzen (aurei) gemünzt, deren jede 25 Silberdenare galt. Die Prägekunst war aber noch roh u. unvollkommen. Erst unter Augustus (30 v. bis 14 n. Chr.) nahm auch die röm. Münztechnik einen glänzenden Aufschwung. Wie überall bei den röm. Kunstwerken, so sind auch auf den M.n die Bildnisse am anziehendsten; die Rückseiten sind fast immer künstlerisch unbedeutend. Diese Blüte dauerte freilich nicht lange, denn das gesammte Münzwesen ging unter den späteren röm. Kaisern einer stetigen Verschlechterung entgegen, u. zu Kaiser Gallienus' Zeiten (260—68) war der Denar nur noch eine schwach versilberte Kupfermünze mit äußerst mangelhaftem Gepräge. Die Kupfer- u. Bronzemünzen unterschied man in Stücke erster, zweiter u. dritter Größe. Kaiser Konstantin d. Gr. (306—337) führte dann im gesammten Röm. Reiche an Stelle der bisherigen Silberwährung die Goldwährung ein, u. es wurde nunmehr gerechnet nach goldnen Solidi, das Stück im Nominalbetrage von 40 Denaren, welche letzteren als Silbermünzen bestehen blieben. Diese Einrichtung erhielt sich nicht nur bis zum Sturze des abendländischen Reiches (476), sondern wurde auch von den german. Völkern, die im Umfange desselben neue Staaten errichteten, unverändert beibehalten, so z. B. von den Franken in Gallien. Doch ließen deren Könige aus merovingischem Geschlechte (v. 481—752) keine ganzen, sondern nur Drittelsolidi (Trienten) aus Gold in großer Menge prägen. Von künstlerischen Darstellungen auf diesen M.n ist so gut wie keine Rede; die Vorderseite enthält in rohester Ausführung das Brustbild des Königs von vorn od. von der Seite, die Rückseite meistens ein Kreuz. — Durch Karl d. Gr. (768—814) wurden für die gesammten zur karolingischen Monarchie gehörigen Länder neue u. zwar nur Silbermünzen eingeführt, die nach denen der Römer ebenfalls Denare od. späterhin von den Deutschen Pfennige genannt wurden. Letzterer Name kommt her von dem kelt. Worte „penn", d. i. Kopf, weil die röm. Denare von den Galliern „Kopfstücke" genannt wurden. Diese Denare waren dann bis tief in das Mittelalter hinein die einzig ausgeprägten M.n; es gingen 240 Stück auf ein Pfund feinen Silbers u. 12 Stück bildeten einen Solidus. Bei größeren Zahlungen wurden sie der Bequemlichkeit wegen gewogen u. man rechnete dann nach Pfunden Denare. Es waren

gleich den röm. zweiseitig geprägte M.n u. enthielten in früheren Zeiten auf der Vorderseite den Namen des Königs od. Kaisers, meist monogrammatisch ausgedrückt, u. auf der Rückseite den Namen des Prägeortes u. kirchenartige Gebäude. Von der Mitte des 12. Jahrh. an verfertigte man in Nord- u. Mitteldeutschland, in Schwaben u. in Skandinavien Brakteaten (s. d.). Als sie vom 14. Jahrh. an neben zweiseitigen M.n geprägt wurden, hießen sie „hohle Pfennige". Im Laufe der Zeit verminderte sich der Feingehalt u. das Gewicht der Denare beträchtlich, bes. seitdem eine Menge geistlicher u. weltlicher Fürsten u. Herren das Münzrecht für eigene Rechnung ausübte. So hatten sich z. B. in Frankreich die Denare (deniers) bereits so verschlechtert, daß man nach der Mitte des 13. Jahrh. dort zum ersten Male anfing größere Silbermünzen, Stücke zu 12 Denaren, auszuprägen. Im Gegensatze zu den sehr dünn gewordenen Denaren gab man diesen neuen M.n den Namen Dickmünzen, nummi grossi, u. da sie zuerst in der Stadt Tours geprägt waren, grossi Turonenses, gros tournois, woraus die Deutschen Tournosgroschen od. „Turnosen" machten (s. „Groschen"). Ungefähr gleichzeitig mit dieser ersten Ausprägung einer größeren Silbermünze begann man in Florenz im J. 1252 das Pfund durch ein einzelnes Münzstück u. zwar durch eine Goldmünze darzustellen. Diese erhielt von ihrem auf der Vorderseite angebrachten Typus, dem Wappenbilde von Florenz, einer Blume (flora), den Namen florenus (daher florin, fiorino, s. „Floren"). In Deutschland u. Polen nannte man diese Florentiner Goldmünzen nach ihrem Metalle „Gülden u. Zlaty", in Frankreich aurei franci (Francs). Späterhin benannte man die vielfachen Sorten, die nach u. nach in den einzelnen europ. Staaten auftauchten, meist nach ihren Typen sehr mannichfaltig, da bei der unendlichen Verschiedenheit der Groschen od. Solidi (Schillinge) u. der Denare od. Pfennige u. deren fortwährenden Verschlechterungen, daher auch Verschiedenheiten der Pfunde, das Goldstück nicht überall den Werth eines Pfundes, d. h. von 240 Stück Denaren, behaupten konnte. Nur in Italien, wo man die Goldmünze „Ducatus", nach dem Schlußworte der Umschrift auf einigen der ältesten, od. Zecchina, nach einem Hause in Venedig la zecca, in welchem sich das Münzatelier befand, benannte, sowie in Ungarn, erlitt die Goldmünze in ihrem Gehalte u. Gewichte keine Verschlechterung; daher verbreiteten sich nam. die ungar. Goldmünzen (Dukaten) in Deutschland u. Holland u. von hier aus in den skandinavischen Ländern, Polen u. Rußland. In Deutschland ließen dann noch überdies die vier rhein. Kurfürsten Goldmünzen schlagen, die unter dem Namen rhein. Gulden allgemein kursirten. Das neue Goldstück, der Gulden (s. d.), bildete sogar nach der Mitte des 14. Jahrh. die Einheit des deutschen Münzsystems, die allgemeine Rechnungsmünze, u. an die Stelle der seit Karl d. Gr. bestandenen Silberwährung trat die Goldwährung ein. Schillinge od. Groschen u. Pfennige waren fortan nur Scheidemünze, die in jedem Lande, ja in jeder Stadt verschieden waren. 1484 kamen durch den Erzherzog Sigismund von Oesterreich die „Guldengroschen" od. „Guldiner" (s. „Gulden") auf. Diese Guldengroschen erfreuten sich bald einer großen Beliebtheit, bes. seitdem die Grafen v. Schlick, die Besitzer der reichen Silberbergwerke im böhm. Erzgebirge, sie ebenfalls prägten. Nach dem Namen der gräflichen Münzstätte Joachimsthal nannte man diese Guldengroschen Joachimsthaler, abgekürzt Thaler. Sie dienten fortan dem ganzen übrigen Deutschland, ja beinahe ganz Europa zum Muster. Der franz. Ecu, der ital. Scudo, der span. Escudo, der holl. Daalder &c. sind nichts Anderes als Nachahmungen des deutschen Thalers. Der Gulden wurde nun, im Gegensatz zum silbernen Guldengroschen, Goldgulden genannt; er wurde im 17. Jahrh. durch den Dukaten so gut wie gänzlich verdrängt. — In Spanien bestand die von Kaiser Karl d. Gr. eingeführte Rechnungsart nach Pfunden zu 12 Solidi, zu 240 Denaren, nur in der zur karolingischen Monarchie gehörenden Provinz Catalonien. Das übrige Spanien entlehnte sein Münzsystem von den Arabern. Die Münzeinheit bildete hier eine Silbermünze unter dem Namen Königsmünze (nummus regalis, Real), welche in 34 Kupfermünzen zerfiel, deren zuerst die maur. Könige aus der Dynastie der Al-Moraviden geprägt hatten u. die daher Maravedi genannt wurden. Uebrigens war auch in Spanien die ital. Goldmünze, der Florenus, adoptirt worden, hatte aber, wie meist anderwärts, eine allmählich fortschreitende bedeutende Veränderung seines Gehaltes erfahren. Man nannte ihn nach der Hauptfigur seines Gepräges Krone. Kaiser Karl V. als König von Spanien führte sodann zwei sehr wichtig gewordene neue Münzsorten ein, nämlich doppelte Kronen, also Dublones, u. nach dem Beispiele Deutschlands große thalerförmige Silbermünzen als achtfache Realenstücke (Peso de 8 od. Peso duro). Beide Arten erhoben sich zu den Hauptzahlmitteln Spaniens, sind aber unter ihren Spitznamen weit bekannter als unter ihren gesetzlichen: man nannte sie nämlich Pflaster u. Pflästerchen. Das lat. emplastrum war im Span. zu dem Worte piastro umgestaltet u. daraus wurde das Diminutiv piastola (Pistole) gemacht. Diese span. Münzsorten wurden dann auch in Frankreich von Ludwig XIII. (1610—43) eingeführt, u. es erhielten hier die span. Doppelgoldkronen (Dublonen) den Namen Louisd'or. Unter Ludwig XIV. wurden die Louisd'or in großer Menge nach Deutschland ausgeführt u. hier auch später, dem franz.-span. Münzfuß gemäß, als einheimische Münzsorte in vielen Staaten nachgemünzt. Nach Analogie des Namens Louisd'or wurden die Namen der einzelnen Stücke aus den Namen deutscher Regenten gebildet (Friedrichsd'or &c.). Ueber die heutigen deutschen M.n s. „Mark"; vgl. auch die Münztabelle am Schlusse dieses Bandes. Eine besondere Art von M.n waren die sog. Nothmünzen, d. h. solche, die bei großem Geldmangel zum einstweiligen Verkehr fabrizirt wurden, z. B. in Kriegs- u. Belagerungszeiten. Sie hatten entweder gar keinen od. sehr geringen innern Werth, u. ihre Giltigkeit beruhte auf dem Kredite dessen, der sie ausgab. Der gewöhnlichste Fall war der, daß man das noch vorhandene Silber mit ungewöhnlich starkem Kupferzusatze in gewöhnlicher Form ausprägte. In Rußland prägte man 1655 quadrantenförmige Nothmünzen, u. zwar dadurch hervorgerufen, daß man deutsche Reichsthaler in vier Stücke zerschnitt u. stempelte. Sehr häufig kommt bei solchen Nothmünzen die viereckige Form vor u. man nennt sie dann Nothklippen. Nicht selten hat man auch pure Kupfermünzen für Silbergeld ausgegeben, wie das z. B. bei den unter König Karl XII. in Schweden (1715—19) geprägten sog. kupfernen Noththalern der Fall war. Auch hat man in Zeiten der Noth Geld aus Zinn, Blei, Messing, Eisen, Glas, Holz, Leder, Pappe, Kartenblatt, Papier &c. verfertigt.

Die Technik der Münzkunst, d. h. die Arbeiten, welche die Herstellung der M. zum Zweck haben, lassen in der Hauptsache folgende Operationen unterscheiden: 1. das Schmelzen u. Legiren; 2. das Gießen; 3. das Strecken; 4. das Ausschneiden; 5. das Justiren; 6. das Sieden od. Beizen; 7. das Rändeln; 8. das Prägen. Durch das Schmelzen u. Legiren wird das Material zubereitet, d. h. wird das Edelmetall (Gold od. Silber) mit Kupfer versetzt, damit einestheils die Härte vergrößert u. also die Abnutzung im Umlaufe vermindert, andererseits aber auch (dies gilt bes. für die Silberscheidemünze) die Masse ohne Werthsteigerung vermehrt wird, so daß die M.n eine bequeme Größe erhalten. Aus diesem Materiale bildet man durch das Gießen entweder Stäbe od. Schienen (Zaine) von ungefähr 40—60 cm. Länge u. 4—8 mm. Dicke in der Breite vom einfachen od. doppelten Durchmesser der daraus herzustellenden Münzsorten; od. man formt Platten von 26—32 cm. Länge, 10—20 cm. Breite u. 8—15 mm. Dicke, welche man auswalzt u. hierauf mit einer Schere in Zaine zerschneidet. Nach dem Gießen der Zaine od. Platten folgt das Auswalzen od. Strecken, wodurch das Metall allmählich verdünnt u. bedeutend verlängert, dabei aber in der Breite nur sehr wenig verändert wird. Das Auswalzen erfolgt in der Regel in kaltem Zustande des Metalles, jedoch muß man die Stücke nach je ein- od. zweimaligem Durchgange ausglühen, um die Dehnbarkeit wieder herzustellen. Nur sehr dicke Platten läßt man zuerst heiß durch die Walzen gehen, um die Arbeit zu erleichtern. Das Ausstrecken wird so lange fortgesetzt, bis die Zaine od. Platten die für die betreffenden Münzsorten erforderliche Dicke erlangt haben; dann folgt das Ausschneiden od. Stückeln. Es wird hierzu ein sog. Durchschnitt (eine Art Stanze od. Lochmaschine) verwendet, welche mit der Hand (durch einen Schwungkugelbalancier) od. besser durch Dampf betrieben wird u. je nach der Dicke u. Größe der Münzsorten stündlich 1000—7000 runde Scheibchen (Platten) vom Durchmesser der M. ausschlägt od. ausschneidet. Das Justiren hat den Zweck, die an Gewicht nahezu schon gleichen Platten ganz gleichschwer zu machen, wobei die Prüfung auf einer feinen Wage erfolgt, u. hiernach wird von den zu schweren Platten vermittels der Justirmaschine, die durch ein Hobeleisen wirkt, die nöthige Quantität Metall abgeschabt, während die zu leichten Stücke zum Wiedereinschmelzen ausrangirt werden. Da bei kleinen Silberscheidemünzen u. bei Kupfergeld das stückweise Justiren zu viel Arbeit machen u. dadurch zu kostspielig werden würde, so justirt man diese Münzsorten in der Mark, d. h. man zählt die gesetzmäßig auf eine Mark (die kölnische Mark von 233,8555 gr.) gehenden Stücke ab u. begnügt sich, wenn sie richtig eine Mark wiegen, mit dieser Probe. Zu leichte Stücke werden in erforderlicher Weise mit zu schweren gemischt, um das richtige Markgewicht herzustellen. Das Sieden od. Beizen beabsichtigt, den Stücken vor dem Prägen eine reine Metallfläche, d. h. blankes Aussehen zu geben, denn durch das beim Strecken wiederholte Glühen hat sich das Metall mit einer schwärzlichen Oxydkruste überzogen. Bei den aus legirtem Gold u. Silber bestehenden Platten soll gleichzeitig durch Auflösen u. Entfernen des Kupfergehaltes an der Oberfläche eine schönere Farbe, welche der des feinen Metalls möglichst gleichkommt, erzielt werden. Zu diesem Zwecke werden die Platten nochmals geglüht, sowol um sie für das Prägen möglichst weich zu machen, als auch um anhängende Schmutz- u. Fetttheile zu entfernen, u. hierauf noch heiß in verdünnte Schwefelsäure geworfen u. damit in einem kupfernen Kessel gekocht od. in einer schrägliegenden, langsam um

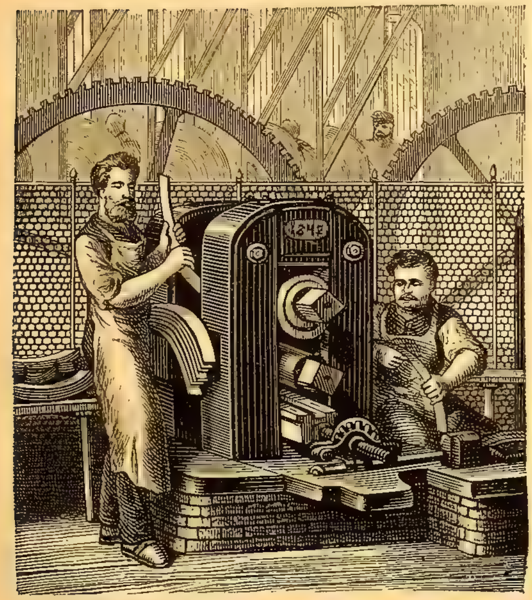
Aus der königlichen Münze in Berlin.



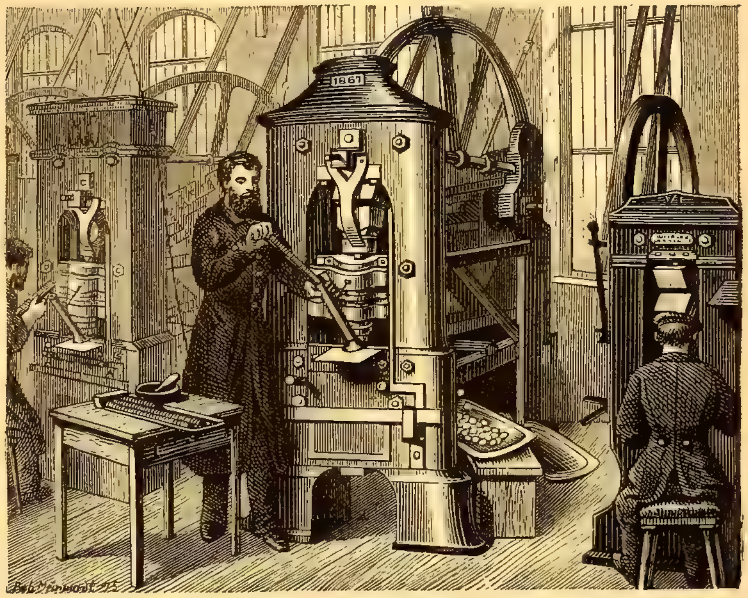
Nr. 1. Die Schmelze.



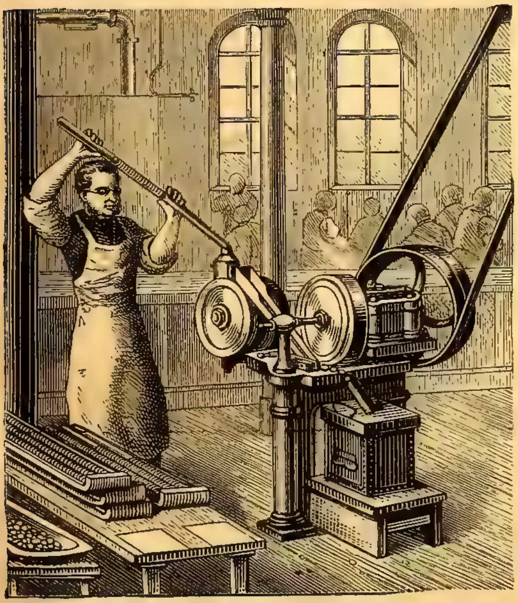
Nr. 2. Der Glühofen.



Nr. 3. Maschine zum Strecken der Bänder.



Prägemaschinen für größere Silbermünzen. Nr. 4. Prägemaschine für kleine Kupfermünzen.



Nr. 5. Die Rändelmaschine.



Nr. 6. Das Beizen der fertigen Münzen.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.



1 Aeginetische Silberdidrachme. 2 Lydische Goldmünze 3 Griechische Silbermünze (Pheneos in Arkadien). 4 Makedonische Silbermünze (Acanthus). 5 ältestes römisches Kupferas. 6 Römischer Silberdenar (Kaiser Gallienus). 7 Römischer Silberdenar (aus der Zeit der Republik). 8 Römische Kupfermünze (Kaiser Valerianus). 9 Silberdenar aus der Zeit Karl's des Großen. 10 zwei Silberdenare aus der Zeit Kaiser Ludwig's des Frommen (9. Jahrh.). 11 Deutscher Silberbracteat aus dem Ende des 12. Jahrh. 12 Französischer Tournosgroschen aus dem 13. Jahrh. 13 Böhmischer Groschen aus dem Anfang des 14. Jahrh. (König Wenzel II). 14 Pfälzer Goldgulden. 15 Französischer Écu (König Ludwig XIV.). 16 Oesterreichischer Guldengroschen. 17 Spanisches 8-Maravedistück (König Philipp III). 18 Böhmischer Thaler. 19 Holländische Silberklippe.

ihre Achse gedrehten Beiztrommel behandelt. Das Rändeln wird nur bei den größeren Silbermünzen sowie bei den Goldstücken ausgeführt, um dem betrügerischen Abschaben vorzubeugen. Die Randverzierung od. Randschrift wird hoch od. vertieft ausgeführt. Der vertiefte Rand wird mit einer besonderen kleinen Maschine (Rändelmaschine) hergestellt, in welcher die Münzplatte zwischen den bogenförmigen Rändeleisen unter entsprechendem Drucke gerollt wird. Den erhabenen Rand erzielt man beim Prägen, indem man die Münzplatte in einen aus zwei Theilen bestehenden Prägring legt. Das Prägen selbst besteht darin, daß die Flachseiten der Münzplatte zwischen vertieft gravirte Stempel gepreßt werden u. so Hauptseite (Avers) u. Rückseite (Revers) ihre plastisch hervortretende Verzierung, Schrift 2c. erhalten. Früher wurde beim Prägen die Münzplatte frei auf den Unterstempel aufgelegt, wobei aber leicht eine Vergrößerung u. selbst Deformation der M. eintrat. Die jetzt übliche Ringprägung hat diesen Uebelstand beseitigt, so daß alle Stücke einer Sorte genau gleiche Größe erhalten, dabei vollständig kreisrund bleiben u. auch gleichzeitig mit dem erhabenen Rande versehen werden können. Als Prägmaschinen sind bes. die von Uhlhorn zu Grevenbroich bei Düsseldorf konstruirten Kniehebelpressen als zweckmäßig zu nennen. Mit diesen Pressen können von großen Münzsorten (Thalern u. Doppelthalern) 36—40 Stück, von mittleren (halben u. ganzen Markstücken) 50—55, von kleinen 60—75 Stück in einer Minute mit tadelloser Regelmäßigkeit u. Schärfe ausgeprägt werden.

Münzer, Thomas, ein Wiedertäufer u. Bauernführer, geb. um 1489 zu Stolberg im Harz; trug schon aus der Heimat einen Haß gegen den Adel in die Welt, wie man sagt, weil die dortigen Grafen seinen Vater hatten am Galgen sterben lassen. Er studirte in Leipzig u. Wittenberg, ward Lehrer in Aschersleben, Halle u. a. O., 1519 Beichtvater in einem Nonnenkloster bei Weißenfels u. 1520 Prediger in Zwickau. Der Sinnlichkeit ergeben, zu unstetem Wanderleben geneigt, sammelte er allen Giftstoff der aufgeregten Reformationszeit in seinem schwärmerischen Gemüth, um ihn zu verbreiten. Zuerst erscheint er 1521 mit unter den Zwickauer Propheten u. predigt mit beredter Zunge die Wiedertaufe. Aus Zwickau vertrieben, tritt er in Prag auf u. dann in Wittenberg im Verein mit Karlstadt. Durch Luther's Predigten verdrängt, bestieg er die Kanzel in Allstädt, ließ die Bilder zerstören, schaffte Beichte u. Messe ab u. gründete eine geheime Gesellschaft „zur Verwirklichung des Reiches Gottes in Freiheit, Gleichheit u. Lauterkeit", immer gestützt auf „göttliche Erleuchtung u. himmlische Eingebung". In einer Predigt vor Kurfürst Friedrich u. dessen Bruder Johann forderte er 1. Aug. 1524 kühn auf, das Schwert zu nehmen u. die Gottlosen zu vertilgen, „den Bruder Mastschwein (Luther) u. Bruder Sanftleben (Melanchthon)". Als er jedoch die Kapelle Malderbach mit dem wunderthätigen Marienbilde zerstören ließ, wurde er zur Verantwortung gezogen u. ausgewiesen (16. Aug.). Von Nürnberg aus erließ er eine kecke Schrift gegen Luther u. predigte kommunistische Grundsätze. Nachdem er in Schwaben, der nördl. Schweiz u. in Franken die schon erregten Bauern noch mehr zum Kampfe angestachelt hatte, setzte er als Prediger in Mühlhausen im Bunde mit Heinrich Pfeifer einen demokratischen Rath ein u. rüstete seine Scharen zum Kriege gegen die Reichen. Im Mai 1525 setzte sich sein Heer plündernd u. brennend in Bewegung, um „das Fleisch der Fürsten den Vögeln des Himmels zu geben" u. dann ein neues christliches Reich mit Gütergemeinschaft zu gründen. So zog er durch das Eichsfeld bis zum Harz u. zurück durch Thüringen; aber auf den kriegerischen Mahnruf Luther's stellten ihm die Fürsten, Kurfürst Johann, die Herzöge Georg u. Heinrich von Sachsen, Philipp von Hessen u. Heinrich von Braunschweig vor Frankenhausen ein Heer entgegen, dem die schlechtgerüsteten Bauern am 15. Mai 1525 erlagen. M. selbst wurde zu Mühlhausen versteckt gefunden u. erlitt zusammen mit Pfeifer 30. Mai den Tod durch Henkershand. — Vgl. Seidemann, „Th. M." (Dresd. u. Lpz. 1842); Ranke, „Deutsche Geschichte" (Bd. V). Th. Mundt machte M. zum Helden eines Romans.

Münzfuß heißt die gesetzliche Vorschrift über Schrot u. Korn der Münzen eines Landes. Im weiteren Sinne des Wortes versteht man darunter auch die Münzordnung, die gesetzliche Einrichtung des ganzen Münzwesens eines Landes. Zu einem guten Münzwesen gehört, daß der M. auf eine einfache, leichtverständliche Weise ausgedrückt u. bekannt gemacht wird, daß die Stücke genau nach Vorschrift ausgeprägt werden, d. h. daß das Remedium od. die Tolérance (d. h. der gesetzlich erlaubte Nachlaß an Schrot u. Korn, der gestattete Mindergehalt an Gold u. Silber) möglichst klein ist, u. daß eine bequeme Stückelung (Abstufung der großen, mittleren u. kleinen Münzen) Statt findet. Sind die umlaufenden Stücke von ungleichem Feingehalte, so entsteht hieraus eine Unbestimmtheit des Preismaßes, u. die besseren Stücke werden von Spekulanten ausgesucht u. eingeschmolzen. Die durch den Umlauf abgenutzten Münzen müssen eingezogen u. durch neue ersetzt werden. Ein M. wird leicht od. schwer genannt, je nachdem aus einer bestimmten Gewichtsmenge von Gold od. Silber weniger od. mehr Stücke einer gewissen Benennung, z. B. Thaler, Gulden od. Mark, geschlagen werden. In Deutschland bestanden bis 1857, beziehentlich bis 1873, vier Münzfuße: 1. der preußische (Graumannische) od. 14-Thalerfuß, seit 1750, wiederhergestellt 1764, neu bestimmt 1821. Aus der Kölnischen Mark fein wurden 14 Thaler von je 30 Silbergroschen zu je 12 Pfennigen (seit 1821, vorher 24 gute Groschen à 12 Pfg.) geprägt. Das Korn der Thaler betrug 12 Loth ($^3/_4$) od. $10^1/_2$ Thlr. aus der rauhen Mark. In Hannover u. Braunschweig wurde der Thaler in 24 Groschen u. in Sachsen in 30 Neugroschen à 10 Pfg. getheilt. 2. Der in Oesterreich 1753—1857 herrschend gewesene 20-Gulden- od. Konventionsfuß. 3. Der Münchener $24^1/_2$-Guldenfuß von 1754. 4. Der lübische $11^1/_3$-Thalerfuß. Vgl. „Münzkonvention". Nach dem Reichsgesetze vom 4. Dez. 1871 u. nach dem Reichsmünzgesetze vom 9. Juli 1873 haben die deutschen Goldmünzen einen Feingehalt von $^9/_{10}$ ($139^1/_2$ Zehnmarkstücke (Kronen) = 1 Pfd. Feingold, 125,55 Zehnmarkstücke = 1 Pfd. Gewicht), u. die Silbermünzen haben einen Feingehalt von $^{900}/_{1000}$, so daß 90 Mark in Silbermünzen 1 Pfd. wiegen.



Nr. 4251. Werner Munzinger (geb. 1832, gest. Nov. 1875).

Munzinger, Werner, Afrikareisender, geb. 1832 zu Olten in der Schweiz; studirte seit 1849 in München orientalische Sprachen u. begab sich im J. 1852 nach Kairo u. Alexandrien, um dort, in einem Handelshause angestellt, seine Studien fortzusetzen. Im J. 1854 ging er als Führer einer Handelsexpedition nach dem Rothen Meere, machte Massaua zum Ausgangspunkt seiner Unternehmung u. kam im Mai zum ersten Male in das damals noch fast unbekannte Bogosland. Im J. 1855 ging er von Kairo auf dem Landwege nach Berber u. von da nach Keren im Bogoslande, wo er sich zwei Jahre aufhielt, mit ethnographischen u. linguistischen Studien beschäftigt. Als Frucht dieser Arbeiten erschienen „Esquisse de carte géographique des pays au nord de l'Abyssinie" (1858), eine wesentliche Bereicherung der Kunde von Afrika, u. „Die Sitten u. das Recht der Bogos" (Winterthur 1859). Im J. 1861 schloß er sich der v. Heuglin'schen deutschen Expedition nach Centralafrika an, speziell mit den linguistischen u. ethnographischen Arbeiten beauftragt. Am 1. Juli brach die Expedition von Massaua, am 23. Okt. von Keren auf; während aber v. Heuglin am 11. Nov. sich in Mai-Schecha von den Uebrigen trennte u. nach Abessinien ging, reisten M. u. Kinzelbach, ihrer Aufgabe treu, über Kassala nach Khartum (9. März 1862). M. ging von da nach Obeid, der Hauptstadt von Kordofan, u. versuchte westwärts nach Dar Fur vorzudringen, doch wurde ihm die Erlaubniß

zum Eintritt in Dar Fur dermaßen erschwert, daß er es vorzog, nachdem er Nachrichten über Dr. Eduard Vogel's Ermordung eingezogen hatte, von Obeid (14. Juli) nach Khartum (27. Juli) zurückzukehren. Ende 1862 war er wieder in Massaua: er hatte das Land der Marna u. der Kunama der geographischen Kenntniß erschlossen. — Einige Zeit hielt er sich nun in Europa auf u. gab mehrere Werke heraus: „Ostafrikanische Studien" (Schaffh. 1864); „Die deutsche Expedition in Ostafrika" (Gotha 1865); „Vocabulaire de la langue de Tigre" (Lpz. 1865). Ende des J. 1864 war er wieder in den nördl. u. nordwestl. Grenzländern Abessiniens u. nahm seinen wesentlichen Aufenthalt in Massaua. Er verheirathete sich daselbst, wurde 1865 zum engl. Konsul in Massaua ernannt u. wirkte mit Eifer u. Erfolg in dieser Stellung, nam. war seine Vertrautheit mit allen Verhältnissen des Landes den Engländern auf ihrem abessinischen Feldzuge im J. 1868 von außerordentlichem Nutzen. In demselben Jahre wurde er zum franz. Konsul ernannt; der Vizekönig von Aegypten ernannte ihn zum Gouverneur von Massaua. Später wurde er Obergouverneur über die Mudirate Massaua, Suakin u. Kassala. In wenigen Jahren einer geordneten Verwaltung hat er Schutz u. Sicherheit des Verkehrs in diesen ihm übergebenen Provinzen hergestellt u. eine Menge heilsamer Verwaltungsmaßregeln (Straßenbau, Wasserleitung, Telegraphen, Schulen 2c.) mit Geschick angeordnet u. mit Energie durchgeführt. 1873 erweiterte der Khedive abermals M.'s Provinz u. stellte auch Gedáref u. Gálabat mit der Stadt Metamme unter seine Verwaltung, sowie das Land der Hadendoa. Indessen führten Beunruhigungen der Grenzen seitens des Königs Kasa von Tigre 1875 zum Kriege. Während eine ägypt. Heeresabtheilung unter dem Gouverneur Arakel-Bey von Massaua von Norden in Abessinien einfiel, aber dort in den Engpässen von Gundet überfallen u. aufgerieben wurde, u. ein größeres Heer bei Berberah am Golf von Aden landete u. zunächst das Land der Somali u. die Provinz Harrar einnahm, war M. mit einer kleinen Abtheilung (350 Mann) von Massaua nach dem Golf von Tedschurra gefahren, bei Gela Hesso gelandet u. drang (Nov. 1875) in das Innere vor. Von einem einheimischen Scheikh scheinbar freundlich aufgenommen u. geleitet, wurde er in seinem Lager während der Nacht von ihm feindlich gesinnten Somali überfallen u. nebst seiner Gattin u. einigen Anderen ermordet.

Münzkonvention nennt man einen Vertrag zwischen verschiedenen, gewöhnlich stammverwandten od. benachbarten Staaten über eine gleiche od. kommensurable Normirung ihres Münzfußes u. der Stückelung desselben. Die Konvention von 1753 bestimmte, daß aus der Kölnischen Mark fein 20 Gulden à 60 Kreuzer od. auch 10 Spezies- u. Konventionsthaler geprägt werden sollten. Dieser Fuß erhielt sich bis 1857 in Oesterreich u. bis 1841 in Sachsen. 2. Der 20-Guldenfuß wurde schon 1754 von Kurbayern verlassen, u. 1766 wurde durch Verträge in Bayern u. den Rheingegenden sowie gleichzeitig im ganzen südwestl. Deutschland ein 24-Gulden- od. Münchener Fuß angeordnet. 3. Durch den Münchener Vertrag vom 25. Aug. 1837 wurde in Süddeutschland der $24\frac{1}{2}$-Guldenfuß hergestellt, nachdem er durch die zu hohe Annahme der Brabanter od. Kronenthaler zu einem $24\frac{6}{11}$-Guldenfuße ausgeartet war. 4. Nach dem Dresdener Vertrag vom 30. Juli 1838 wurden Zweithalerstücke = $3\frac{1}{2}$ Gulden geprägt (Vereinsmünze). 5. Der Wiener Münzvertrag vom 24. Jan. 1857 bestimmte, daß aus dem Zollpfund fein 30 Vereinsthaler, 45 österr. u. $52\frac{1}{2}$ süddeutsche Gulden geprägt werden sollten. Der lat. Münzvertrag zwischen Frankreich, Belgien, der Schweiz u. Italien vom 23. Dez. 1865 bestimmte, daß aus 1 Kg. Silber von $^{900}/_{1000}$ Feingehalt 200 Frcs. geprägt werden sollen (1- u. 2-Francsstücke nur zu $^{835}/_{1000}$ Feingehalt). Auch Rumänien u. Griechenland schlossen sich 1861, bezw. 1869 dem Francsfuß an.

Münzregal bedeutet in weiterem Sinne den Inbegriff aller auf das Münzwesen sich beziehenden volkswirthschaftspolitischen Aufgaben od. Pflichten u. finanziellen, fiskalischen Rechte der Staatsgewalt, in engerem Sinne nur die letzteren. Die fiskalisch kurzsichtige Auffassung des M.s, die im Mittelalter u. noch später u. in schlecht regierten Staaten dasselbe zu Münzverschlechterungen mißbrauchte, hat in der Neuzeit u. in gut regierten Staaten einer aufgeklärten volkswirthschaftspolitischen, zugleich dem wohlverstandenen Interesse der Staatskasse, des Staatskredits u. der Staatsmacht entsprechenden Auffassung Platz gemacht. Für seine Prägekosten bezieht der Staat als öffentliches Einkommen den sog. Schlagschatz, d. h. die Differenz zwischen den Marktpreisen des in den Münzen enthaltenen Goldes od. Silbers u. demjenigen Werthe, zu welchem der Staat sie ausgiebt u. annimmt. Derselbe war ehemals viel größer als die Prägekosten; gegenwärtig trachtet man indeß darnach, ihn dem Betrage der Prägekosten gleichzusetzen; ja, England hat den Schlagschatz seiner Goldmünzen ganz aufgehoben. Auch Rußland u. Griechenland haben 1810, bezw. 1833, den Schlagschatz abgeschafft. Das M. schließt nicht aus, daß auch Privatpersonen gegen eine Gebühr die Münzstätten benutzen dürfen. Rußland hat seit Paul I. rationeller Weise die Bildnisse der Monarchen auf den Münzen weggelassen. Das M. schließt auch das sog. Papiergeld- u. Banknotenregal in sich.

Mur, der bedeutendste Nebenfluß der Drau; entspringt in den Radstätter Tauern, im Süden des Tappen-Kar, durchfließt das Salzburger Lungau u. dann Steiermark in einem schönen, breiten Längenthale, welches die Tauernkette im Süden begleitet. Nach der Mündung der Mürz, ihres größten Zuflusses, durchbricht die M. in einem engen Querthale unterhalb Bruck die Urgebirgskette u. verändert ihre anfänglich nordöstl. Richtung in eine südöstliche. Nachdem sie das 3 M. lange u. 1 M. breite Grazer Feld in mehrere Arme getheilt durchflossen, wird sie nur noch auf der rechten Seite von den Ausläufern der Alpen begleitet u. tritt bei Radkersburg in die ungar. Tiefebene ein, bildet noch auf eine Strecke die Grenze zwischen Steiermark u. Ungarn u. mit der Drau die sog. Murinsel u. mündet 120 m. breit bei Legrad. Bei Judenburg beginnt ihre Schiffbarkeit; ihr Lauf hat eine Länge von 56 M.



Nr. 4252. Murad V. (geb. 21. Sept. 1840).

Murad V., Mehemmed, türk. Großsultan od., wie er sich nach moderner offizieller Redeweise nennt, „von Gottes Gnaden u. durch den Willen der Nation Kaiser des Ottomanischen Reichs", der 33. Herrscher aus dem Stamme Osman's u. der 27. seit der Eroberung Konstantinopels, Sohn des Sultans Abdul Medschid (s. d.), geb. 21. Sept. 1840; genoß eine tüchtige Erziehung u. gewann mit seinem aufgeweckten Geiste ein große Vorliebe für europ. Bildung u. Wissenschaft. Edhem Pascha, der jetzige türkische Botschafter in Berlin, war mehrere Jahre sein Lehrer, u. während seiner Studienzeit in Paris schloß er sich in enger Freundschaft an Khalil Pascha an, der damals Botschafter in Paris war. Sonst ist wenig Bemerkenswerthes über sein Vorleben bekannt. Denn nach dem bei den Osmanen geltenden Erbrecht wurde er als das älteste männliche Mitglied des Herrscherhauses, dessen Vater bei seiner Geburt auf dem Throne saß, mit dem Regierungsantritt seines Oheims Abdul Aziz (26. Juni 1861) der rechtmäßige Thronfolger. Die orientalische Unsitte läßt aber den jeweiligen Thronfolger aus der Oeffentlichkeit verschwinden u. verurtheilt ihn, nicht blos die frühen Blüten des Geistes wieder verdorren zu lassen, sondern auch seine Jugend in steter Angst vor dem gezückten Dolche des Mörders zu verbringen. Auch M. ward stets in strengem Gewahrsam gehalten, eine Haft, die sich in völlige Sequestration verwandelte, als Abdul Aziz den

Gedanken faßte, die Thronfolge zu Gunsten seines Sohnes Yussuff Izzeddin abzuändern. Mit dieser Idee wuchs die Furcht vor M. so sehr, daß ihn Abdul Aziz 1867 auch auf seiner europ. Reise mitnahm. Aller Bewachung zum Trotz stand jedoch M. stets mit der jungtürk. od. Reform-Partei, als deren Gründer er sogar betrachtet wird, in Verbindung. Doch nicht diese allein führte schließlich die Entthronung Abdul Aziz' herbei. Die entsetzliche Mißherrschaft dieses Despoten, der, ein Spielball der Intriguen des Harems u. vollständig beeinflußt von einer ehrgeizigen, ränkesüchtigen Mutter, die Türkei an den Rand des Abgrundes gebracht, u., ohne einen Funken von Gefühl für die Bedrängnisse seiner Unterthanen, den Zersetzungsprozeß in seinem Reiche beschleunigt hatte, brachte auch den Alttürken die Nothwendigkeit der Selbsthülfe zur Erkenntniß. Nachdem die Softas (s. d.) 11. Mai 1876 die einstige Rolle der Janitscharen übernommen u. die Absetzung des förmlich im Dienste Rußlands stehenden Großwessiers Mahmud Pascha u. des Scheich-ül-Islam durchgesetzt, hatte Abdul Aziz den reformfreundlichen Mehemmed-Ruschdi-Pascha zum Großwessier u. neben diesem die bedeutendsten Persönlichkeiten der jungtürk. Partei, wie überhaupt lauter patriotisch gesinnte, die Noth des Reiches wohl erkennende Männer, in seinen Rath berufen. Von diesen beschlossen der Großwessier, der Scheich-ül-Islam Hairullah Effendi, der Kriegsminister Hussein Avni Pascha u. der Minister ohne Portefeuille Midhat Pascha sowie mehrere hohe Würdenträger in der Nacht vom 29./30. Mai die Absetzung Abdul Aziz' u. die Erhebung des gesetzlichen Thronerben, des Prinzen Murad Effendi, auf den Thron. Diesem Beschluß folgte die Ausführung auf dem Fuße. Abdul Aziz fügte sich mit Resignation in sein Schicksal, das schon 4. Juni in seinem Tode (angeblich durch Selbstmord mittels einer Schere) gipfeln sollte. Das Einverständniß mit dieser unblutigen Revolution war so allgemein, daß sich keine einzige Seele zur Vertheidigung des abgesetzten Sultans erhob. Dagegen ward der neue Sultan allerseits mit Jubel begrüßt. Ob es demselben freilich gelingen wird, den Sturz des Reiches aufzuhalten u. eine glücklichere Zukunft zu bereiten, ist um so fraglicher, als auch er seine Regierung unter schweren Verwicklungen der äußeren Politik angetreten hat. Nach seiner Thronbesteigung erfuhr man übrigens, was bis dahin wegen einer alten Familientradition Geheimniß gewesen, daß er schon einen zehnjährigen Sohn, Namens Salah-ed-Din (Saladin), besitzt.

Muräne (Gymnothorax Helena), ein etwa $1\frac{1}{2}$ m. langer Aalfisch ohne Brustflossen, lebt im Mittelmeer von kleinen Fischen u. Weichthieren u. kommt im Frühjahr an die Küsten. Da die M. ein sehr schmackhaftes Fleisch besitzt, wurde sie von reichen Gutschmeckern des römischen Alterthums in besonderen, mit Seewasser gefüllten Behältern (Piscinen) gehalten; Vedius Pollio fütterte sie sogar mit dem Fleische seiner Sklaven.

Murano, eine von mehreren Kanälen durchzogene Laguneninsel $\frac{1}{4}$ M. im N. von Venedig mit 3600 E. u. dem gleichnamigen Städtchen, in welchem sich ein sehenswerther alter Dom u. mehrere bedeutende Glas- u. Glasperlenfabriken befinden.

Murat (spr. Mürá), Joachim, König von Neapel, geb. als Gastwirthssohn zu Bastide bei Cahors 25. März 1771; diente zuerst als Freiwilliger in der Ardennenarmee, ging dann, wegen Insubordination entlassen, nach Paris, wo er in die konstitutionelle Garde des Königs u. nach deren Auflösung als Unterleutnant in ein Jägerregiment zu Pferde trat, folgte 1796 als Oberst dem von Bonaparte geführten Heere nach Italien, erwarb sich durch seine militärischen Tugenden bald das Vertrauen des Obergenerals, wurde dessen Adjutant u. im Mai 1796 Brigadegeneral, als welcher er sich wiederholt auszeichnete. Den Rang eines Divisionsgenerals erwarb sich M. in Aegypten. Er war es auch, der am 9. Nov. 1799 (18. Brumaire) an der Spitze von 60 Grenadieren den Rath der Fünfhundert aus einander trieb. Hierauf zum Befehlshaber der Konsulargarde ernannt, vermählte er sich 20. Jan. 1800 mit Bonaparte's dritter Schwester, der geist- u. charaktervollen Maria Annunciata Karoline (geb. zu Ajaccio 25. März 1782, gest. als Gräfin v. Lipona [Anagramm von Napoli] auf ihrer Villa Campo Marzo bei Triest 18. Mai 1839). Im ital. Feldzug an die Spitze der Kavallerie gestellt, trug M. insbes. viel zum Siege bei Marengo bei. 1801 erhielt er den Oberbefehl über das Observationsheer in Italien u. später den Titel eines Generals der Cisalpinischen Republik. Seit Jan. 1803 Generalgouverneur von Paris, ward er bei Errichtung des Kaiserthums Marschall, kais. Prinz, Großadmiral u. Würdenträger der Ehrenlegion. Im Kriege gegen Oesterreich (1805) half er mit der Reiterei nam. die Schlacht bei Austerlitz entscheiden. Das nächste Jahr, welches ihm auch die Erhebung zum Großherzog von Berg brachte, sah ihn wieder die Kavallerie gegen die Preußen führen; 1807 kämpfte er gegen die Russen, die er bei Eylau (8. Febr.) u. Friedland (14. Juni) besiegen half, u. nach dem Tilsiter Frieden übernahm er den Oberbefehl über das nach Spanien bestimmte Heer. Am 23. März 1808 rückte M. in Madrid ein u. unterdrückte durch seine überlegene Waffenmacht den blutigen Maiaufstand. Seinen Wunsch, den span. Thron zu besteigen, erfüllte zwar Napoleon nicht, doch gab er ihm statt dessen eine andere Königskrone: am 1. Aug. 1808 ward M. unter dem Namen **Joachim I. Napoleon** als König Beider Sizilien proklamirt u. 25. Sept. zog er mit seiner Gemahlin in Neapel ein. Aber eben so wenig wie die anderen von ihm eingesetzten Könige entließ Napoleon seinen Schwager M. aus dem Unterthanenverbande.



Nr. 4253. Joachim Murat (geb. 25. März 1771, gest. 13. Okt. 1815).

Derselbe blieb franz. Prinz u. Großwürdenträger u. durfte nicht einmal von den Franzosen, die in seine Dienste traten, sich den Eid der Treue leisten lassen. Im Feldzug gegen Rußland führte M. 10,000 Neapolitaner der Großen Armee zu u. übernahm im April 1812 abermals den Oberbefehl über die gesammte Kavallerie. Auch zeigte er sich wieder so tapfer wie früher, bes. in den Schlachten bei Smolensk u. Borodino. Mit der Avantgarde rückte er zuerst in Moskau ein, doch ward er 18. Okt. von Kutusoff bei Tarutino geschlagen, infolge dessen Napoleon Moskau schneller wieder räumen ließ, als es sonst geschehen wäre. Am 5. Dez., auf dem Rückzug in Smorgoni, überließ derselbe seinem Schwager die Führung der Heerestrümmer, doch behielt dieser das Kommando nur bis Posen, wo er es 16. Jan. 1813 eigenmächtig an Eugen, den Vizekönig von Italien, abtrat, um voll Verzweiflung nach Neapel zurückzukehren. Wie er schon vorher versucht hatte, die Marschälle gegen den Kaiser aufzureizen, machte er auch jetzt Umtriebe gegen Napoleon, doch wurde er bei der Kunde von dessen neuen Siegen wieder anderen Sinnes u. entschloß sich, von Neuem den Adlern Frankreichs zu folgen. So sehen wir ihn in der Schlacht bei Dresden an der Spitze des rechten Flügels u. bei Leipzig an der des Corps bei Wachau; doch gleich nach der letztgenannten Schlacht verließ er das Heer u. eilte abermals nach Neapel zurück mit der Absicht, die franz. Fesseln endlich zu brechen. Am 11. Jan. 1814 schloß er daher mit Oesterreich einen Vertrag, worin er gegen Sicherung seines Königthums die Stellung eines Hülfscorps

für die Alliirten versprach. Auch rückte er wirklich gegen den Vizekönig Eugen vor, aber das Mißtrauen gegen seine Verbündeten u. Gewissensbisse wegen seiner an Napoleon begangenen Treulosigkeit ließen ihn bald wieder irre werden u. in Unthätigkeit verfallen. Zwar veranlaßte Napoleon's Sturz eine neue Aenderung bei ihm, doch da ihn sein zweideutiges Benehmen vom Wiener Kongreß nichts Günstiges für sich hoffen ließ, trat er in geheime Verbindung mit dem Kaiser auf Elba, erklärte plötzlich, nach dessen Landung in Frankreich, an Oesterreich den Krieg u. suchte durch Manifeste ganz Italien aufzuregen. Er selbst drang bis Ferrara vor, ward aber im April 1815 zurückgeworfen u. durch seine Niederlage bei Tolentino (2. Mai) zur Flucht u. zum Verlassen Italiens gezwungen. Nach seiner Landung in Cannes erfuhr M., daß Neapel im Namen Ferdinand's IV. besetzt worden sei u. seine Familie auf einem englischen Schiffe Schutz gesucht habe. Da ihm Napoleon untersagte, nach Paris zu kommen, lebte er zurückgezogen auf einem Landhause bei Toulon, bis ihn die Kunde von der Schlacht bei Waterloo auch von dort vertrieb. Während seine Gemahlin das ihr vom österr. Kaiser gemachte Anerbieten eines Asyls annahm, flüchtete er nach Corsica. Von hier aus unternahm er einen Versuch, seinen neapolitanischen Thron wieder zu erobern. Am 28. Sept. segelte er von Ajaccio ab, sah aber einen Sturm seine 7 Schiffe zerstreuen, so daß nur 2 die Rhede von San Lucido erreichten. Trotzdem stieg er 8. Okt. ans Land, um sich nach Monteleone, der Hauptstadt Calabriens, zu begeben, doch ward er gefangen genommen. Nach dem Schlosse von Pizzo gebracht u. hier durch ein Kriegsgericht als Usurpator verurtheilt, wurde M. 13. Okt. 1815 daselbst erschossen. Zu Cahors ward ihm später ein Denkmal gesetzt. Vgl. Gallois, „Histoire de J. M." (Par. 1828). Sein ältester Sohn, Louis Napoléon Achille **M.**, geb. zu Mailand 21. Jan. 1801, ging 1821 nach Nordamerika, ließ sich dort in Florida nieder u. heirathete eine Großnichte Washington's. 1839 besuchte er Paris, kehrte aber bald nach den Vereinigten Staaten zurück u. starb 15. April 1847 auf seinem Gute in Jefferson-County (Florida). Er war bei seinen Mitbürgern sehr geachtet u. hat sich auch durch mehrere Schriften über die Verfassung der Union bekannt gemacht. — Prinz Napoléon Lucien Charles **M.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Mailand 16. Mai 1803, wandte sich 1825 gleichfalls nach Nordamerika u. verheirathete sich 18. Aug. 1831 mit Carolina Frazer (geb. 1810), mit der er eine Erziehungsanstalt für Mädchen errichtete. 1848 kehrte er jedoch nach Frankreich zurück u. ließ sich in die Nationalversammlung wählen. 1849—50 franz. Gesandter in Turin, ward er 25. Jan. 1852 Senator u. erhielt 1853 den Prinzentitel. Später machte er ein paarmal seine Ansprüche auf den Thron Beider Sizilien geltend, doch erklärte die Regierung Napoleon's, mit diesen Bestrebungen nichts gemein zu haben. Sein ältester Sohn, der Erbprinz Joseph Joachim Napoléon **M.**, geb. 31. Dez. 1832, ist mit Malcy Berthier, der Tochter des Herzogs von Wagram, vermählt.

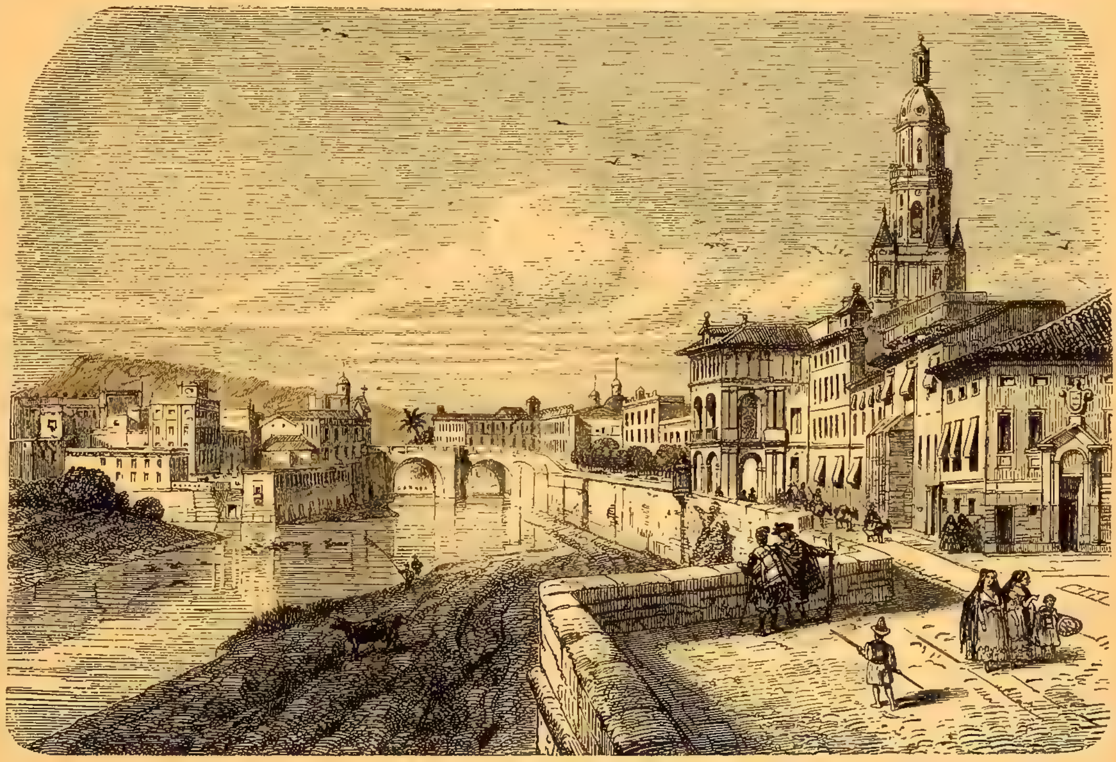
Muratori, Lodovico Antonio, ital. Gelehrter, insbes. Alterthums- u. Geschichtsforscher, geb. zu Vignola 21. Okt. 1672; erhielt schon 1694 die Direktion des Ambrosian. Kollegiums u. der damit verbundenen Bibliothek in Mailand, wurde 1700 Bibliothekar u. Archivar des Herzogs von Modena, war 1716—33 zugleich Propst u. starb zu Modena 26. Jan. 1750, wo ihm 1853 ein Denkmal errichtet ward. Sein Leben beschrieb sein Neffe G. F. Muratori (Ven. 1756). Von seinen Schriften, die gegen 100 große Bände füllen, sind bes. anzuführen: „Rerum Italicarum scriptores" (28 Bde., Mail. 1725—51); „Antiquitates Italicae medii aevi" (6 Bde., ebd. 1738—43; 17 Bde., Arezzo 1777—80); „Annali d'Italia" (12 Bde., Mail. 1744—49; deutsch von Baudis, 9 Bde., Lpz. 1745 bis 1750); „Della perfetta poesia italiana spiegata e dimostrata" (2 Bde., Ven. 1748; n. Aufl., 3 Bde., Mail. 1821) u. „Novus thesaurus veterum inscriptionum" (4 Bde., ebd. 1739—42).

Murawieff (spr. Murawjeff), eine russ. Adelsfamilie, die, ursprünglich im Moskauischen ansässig, 1488 nach dem Nowgorod'schen übersiedelte. Von namhaften Mitgliedern derselben nennen wir: Michail Nikititsch **M.**, geb. zu Smolensk 1757, gest. 1807; verfaßte als Lehrer der Großfürsten Alexander u. Konstantin eine Reihe von historischen, moralischen u. literarischen Aufsätzen, die, später von Karamsin herausgegeben (3 Bde., Moskau 1810; Nachtrag Petersb. 1815), noch heute in der russ. Literatur für klassisch gelten, u. war seit 1802 Gehülfe des Ministers für Volksaufklärung. — Fürst Nikolai Nikolajewitsch **M.-Karski,** geb. 1794, betrat 1810 die militärische Laufbahn u. erhielt 1819, als Hauptmann im Generalstabe nach dem Kaukasus versetzt, eine diplomatische Mission nach Khiwa, über das er durch sein Reisewerk (Petersb. 1822; deutsch von Klaproth) viele lichtvolle Aufschlüsse gab. Weitere Gelegenheit, sich auszuzeichnen, brachten die Kriege mit Persien u. der Türkei; insbes. entschied er schon 1828 durch seine Energie den Sieg der russ. Waffen vor Kars. Seit 1830 Befehlshaber der lith. Grenadierbrigade, vereitelte er den Zug des polnischen Revolutionsgenerals Dwernicki nach Volhynien, ward dafür Generalleutnant u. führte als solcher beim Sturm auf Warschau den rechten Flügel. Ende 1832 als russ. Unterhändler zwischen der Pforte u. Mohammed Ali verwendet, erzielte er die Einstellung der Feindseligkeiten. Seit 1835 leitete er die Befestigungsarbeiten in Sebastopol, bis er 1838 beim Besuche des Kaisers daselbst in Ungnade fiel. Hierauf lebte M. als einer der Führer der altruss. Partei in Moskau, ward aber 1848 wieder angestellt u. erhielt 1855 als General der Infanterie den Befehl über das abgesonderte kaukas. Corps, mit dem es ihm gelang, Kars nochmals zu bewältigen, wodurch die Russen ein Aequivalent für das verlorene Sebastopol erhielten, so daß sie mit Ehren den Frieden annehmen konnten. Zur Belohnung in den Fürstenstand erhoben u. mit dem Beinamen Karski belegt, trat er bald darauf von seinem Posten im Kaukasus zurück u. lebte, obwol in den Reichsrath erwählt, sehr zurückgezogen, bis er 4. Nov. 1866 zu Petersburg starb. Sein Memoirenwerk „Die Russen am Bosporus" erschien 1868. — Graf Michail Nikolajewitsch **M.**, Bruder des Vorigen, geb. 1796, ergriff gleichfalls die militärische Laufbahn, warf sich nach den Napoleonischen Kriegen auf das Studium der Mathematik, ward Genieoffizier u. Lehrer an der Kriegsschule u. erhielt 1830 den Statthalterposten in Grodno, auf welchem er bei der Unterdrückung des damaligen Polenaufstandes grausam zu Werke ging. Durch seine mathematischen Arbeiten, insbes. durch seine Uebersetzung von Garnier's „Géométrie analytique" ins Russische, empfohlen, ward er 1842 Präsident des Geometercorps u. nachher Vizepräsident der russ. Geographischen Gesellschaft. Mit seinem Eintritt in den Reichsrath 1850 rückte er zum Generalleutnant auf u. übernahm das Ministerium der Apanagen u. Domänen. Wegen seiner Opposition gegen das Projekt der vom Großfürsten Konstantin am eifrigsten befürworteten Bauernemanzipation verlor er seinen Ministerposten. Seit Mai 1863 Generalgouverneur von Lithauen, brachte er dort das herrschende Kriegsrecht unnachsichtlich zur Anwendung u. unterdrückte so die Reste der letzten poln. Revolution. Seiner berüchtigten Wirthschaft machte seine Enthebung im April 1865 ein Ende, doch ward er gleichzeitig in den Grafenstand erhoben. Die letzte Gelegenheit, seine ganze Rücksichtslosigkeit walten zu lassen, gab ihm die durch das Karakosoff'sche Attentat auf den Kaiser im April 1866 verursachte Untersuchung. Er starb plötzlich auf seinem Landhaus bei Petersburg 11. Sept. 1866. — Andrei Nikolajewitsch **M.**, jüngster Bruder der beiden Vorigen, geb. 1798, widmete sich dem Civilstaatsdienst u. starb als Staatsrath zu Kiew 30. Aug. 1874. Derselbe hat sich als Reisender u. Schriftsteller bekannt gemacht. Seine „Pilgerschaften nach den heiligen Stätten Syriens u. Palästina's" (2 Bde., Petersb. 1832, 4. Aufl. 1840) sowie Rußlands (3 Bde., ebd. 1837—47); seine „Römischen Briefe" (2 Bde., ebd. 1846) u. „Briefe aus dem Osten" (2 Bde., ebd. 1851) fanden beim russ. Publikum viel Beifall. Von seinen übrigen Schriften sind zu nennen: „Geschichte von Jerusalem" (2 Bde., Petersb. 1841); „Geschichte der ersten vier Jahrh. des Christenthums" (ebd. 1842); „Geschichte der russ. Kirche" (ebd., 3. Aufl. 1845); „Schilderung Grusiens u. Armeniens" (3 Bde., ebd. 1848) ꝛc. M. war streng orthodox u. gehörte zur panslavist. Partei. — Iwan Matwejewitsch **M.-Apostol,** geb. 1769, gest. zu Petersburg 24. März 1851; gehörte zu jenem Zweig der Familie, welcher sich infolge Heirath mit der Tochter des Kosakenhetmans

Apostol des Letzteren Namen zugelegt hatte. Dieser M., unter Paul I. Gesandter beim niedersächs. Kreise, dann in Madrid u. zuletzt Geheimrath u. Senator, zeichnete sich als Sprachkenner aus, übersetzte Sheridan's „Lästerschule" (1794), die „Satiren" des Horaz sowie die „Wolken" des Aristophanes ins Russische u. veröffentlichte eine Beschreibung seiner 1820 unternommenen archäologischen Reise nach Taurien (Petersb. 1822; deutsch von Oertel, Berl. 1825). — Sergei Iwanowitsch **M.-Apostol**, ein Sohn des Vorigen; stand als Oberstleutnant mit an der Spitze des Dezember-Aufstandes im J. 1825, rief nach dessen Fehlschlagen den Großfürsten Konstantin zum Kaiser aus, bemächtigte sich der Stadt Wassilkoff, ward jedoch, während sein Bruder Ippolit an seiner Seite fiel, 15. Jan. 1826 als Schwerverwundeter gefangen genommen, nach Petersburg gebracht u. das. 25. Juli durch den Strang hingerichtet.

Murchison (spr. Mörtschis'n), Sir Roderik Impey, berühmter schott. Geolog, geb. im Dorfe Tarradale (Grafschaft Roß) 19. Febr. 1792; ward in der Militärakademie zu Marlow gebildet, trat 1807 in ein Infanterieregiment, kämpfte mit Auszeichnung unter Wellington in Spanien u. Portugal u. gehörte dann zum Stabe seines Oheims, des Sir Alex. Mackenzie, auf Sizilien. Er wohnte auch der Belagerung von Cadix bei u. stand nachher bei einem Dragonerregiment in Irland, bis er 1815 nach seiner Verheirathung mit der Tochter des Generals Hugonin seinen Abschied nahm. Seitdem widmete sich M. geologischen Studien. Mit Philipps bereiste er England, um bes. die ältesten Flötzformationen zu untersuchen. Dann besuchte er die Rheingegenden u. 1839 erhielt er den Auftrag, das europ. Rußland u. den Ural nach ihren geognost. Verhältnissen zu durchforschen; er that dies in Begleitung Ed. de Verneuil's u. des Grafen A. v. Kayserlingk. 1851—71 fungirte er mit Unterbrechungen als Präsident der 1830 von ihm mit begründeten „Königl. Geogr. Gesellschaft" u. brachte nicht nur diesen Verein zu einer außerord. Blüte, sondern förderte auch zahlreiche geogr. Unternehmungen durch seinen Einfluß. Seit 1855 war M. Generaldirektor der geologischen Aufnahme Großbritanniens. Für seine Verdienste 1846 in den Ritterstand erhoben u. 1866 mit der Baronetswürde bekleidet, starb er zu London 22. Okt. 1871. Durch sein Werk „The Silurian System" (Lond. 1839, 2 Quart-Bde. mit 166 Taf.; 3. Aufl. als „Siluria" 1859) führte er das „silur. System" in die Wissenschaft ein. Ebenso unterschied er nach seiner in dem Werke „Russia in Europe and the Ural mountains geologically illustrated" (2 Bde., Lond. 1845) geschilderten Bereisung Rußlands zuerst das permische System u. schloß aus der Aehnlichkeit der am Ural beobachteten Struktur der Goldfelder mit den aus Australien eingeschickten Gesteinproben auf das Vorkommen von Gold in jenem Welttheile, so daß auf seine Anregung die so erfolgreichen Nachforschungen nach Gold in Australien unternommen wurden. Mit Nicol u. Johnston gab er auch einen Geolog. Atlas von Europa (Lond. 1856) heraus.

Murcia (spr. Murßia), Provinz im südöstl. Spanien mit 210,62 □M. u. 439,067 E. (1870); grenzt im NO. an Alicante, im N. an Albacete, im W. an Granada, im SW. an Almeria u. im S. an das Mittelländ. Meer, in welches sich das Kap de Palos vorschiebt. Die Küste ist meist felsig u. der N. u. W. der Provinz gebirgig; der größte Theil des Landes besteht mit Ausnahme des trefflich angebauten u. reich bevölkerten Segurathales aus wilden Thälern u. menschenarmen, steppenähnlichen Hochflächen. Am ergiebigsten ist die Umgebung der Hauptstadt, die auch durch ihre landschaftlichen Schönheiten berühmte Huerta de M. Wein, Südfrüchte, Getreide u. Seide sind die wichtigsten Produkte der Thalniederungen; die Steppen bringen Sodapflanzen u. Espartogras hervor, die Berge sind reich an Erzen, Steinkohlen u. Steinsalz. — Die Hauptstadt **M.** mit 27,000 E. (mit den Dörfern der Huerta 87,813 E., 1860); liegt am linken Ufer der Segura u. ist in weitem Umkreise von kahlen, aber sehr malerischen Bergen umgeben. Die Straßen der Stadt sind breit u. ihre vielfach noch im maur. Stile erbauten Häuser mit platten Dächern versehen. Das großartigste Gebäude ist die Kathedrale mit einem prachtvollen Hochaltare u. der an werthvollen Skulpturen reichen Seitenkapelle „del Marques". Außerdem besitzt M. noch 11 Pfarrkirchen, ein große Getreidehalle, einen Stiergefechtscirkus, prächtige Promenaden



Nr. 4254. Murcia.

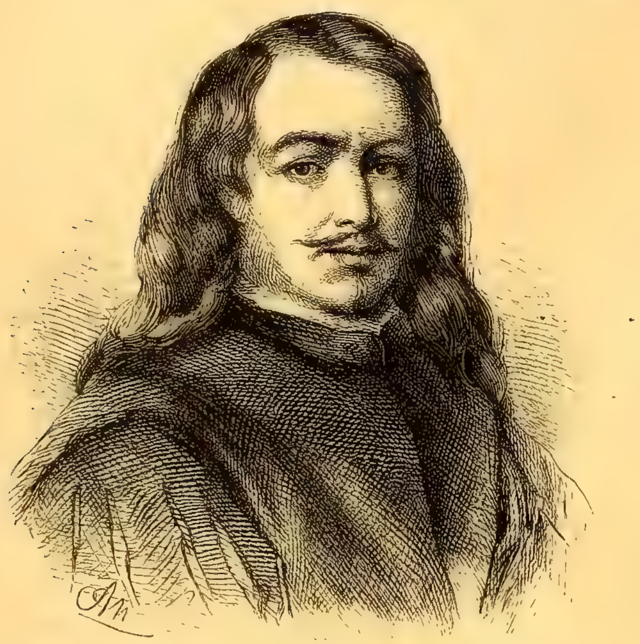
u. eine schöne Brücke über den Fluß, welcher zahlreiche Mühlen treibt. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs u. der Provinzialbehörden u. hat wichtige Seidenwebereien u. Espartoflechtereien. Seide, Getreide u. Südfrüchte sind ihre hauptsächlichsten Ausfuhrartikel. Um den dürren südl. Landschaften Wasser zuzuführen, hat man den Kanal von M. angelegt, aber leider nicht vollendet. — Unter arab. Herrschaft war M. Residenz eines Emirs, der nach dem Zerfall des Khalifats von Cordova ein Königreich M. gründete, welches sich 1241 Castilien unterwarf.

Muretus, eigentlich Marc Antoine **Muret**, ausgezeichneter Humanist, geb. am 12. April 1526 zu Muret bei Limoges im südl. Frankreich u. von Julius Cäsar Scaliger zu Agen gebildet; trat noch als Jüngling zu Paris als Lehrer auf u. lehrte auch später ohne feste Anstellung zu Poitiers, Bordeaux u. Toulouse klassische Literatur u. Röm. Recht. Von 1554 an befand er sich in Venedig u. Padua, ging dann 1563 auf Einladung des Kardinals Hippolyt von Este nach Rom u. unterrichtete gegen ein päpstliches Gehalt in der griech. u. röm. Literatur bis an seinen 4. Juni 1585 erfolgenden Tod. Seine „Orationes" u. „Epistolae" zeichnen sich durch einen gefälligen u. korrekten lat. Stil aus, ebenso wie die 19 Bücher der „Variae lectiones" treffliche Aufsätze aus dem Gebiete der Alterthumswissenschaft enthalten. Außerdem veranstaltete M. Ausgaben der Werke des Terenz, Catull, Tibull, Properz, des Philosophen Seneca sowie ferner von Cicero's Philippischen Reden. Ausgaben von M.'s

sämmtlichen Werken lieferten u. A. Ruhnken (4 Bde., Leiden 1789) u. Frotscher u. Koch (3 Bde., Lpz. 1834—41).

Murg, ein rechter Nebenfluß des Rheines u. wichtigster Fluß des Schwarzwaldes; entspringt in Würtemberg zwischen Kniebis u. Hornisgrind, durchströmt erst auf östl., dann auf nordwestl. Lauf den Schwarzwald in einem schönen, reich bewaldeten Thale u. mündet unterhalb Rastatt. Sie ist 11 M. lang u. bis 60 m. breit.

Murillo (spr. Muriljo), Bartolomeo Esteban, der größte span. Maler u. der Glanzpunkt der Schule von Sevilla. Geb. daselbst 1618 od. Ende 1617, lernte er die Kunst zunächst unter seinem Verwandten Juan del Castello. 1643 kam er nach Madrid u. wurde Schüler des Velasquez, der ihm die Mittel verschaffte, die großen Meisterwerke des Tizian, Rubens u. A. im Escorial zu kopiren.



Nr. 4255. Bartolomeo Esteban Murillo (geb. 1618, gest. 3. April 1682).

Während seiner Thätigkeit von 1645 bis an seinen Tod führte er eine unglaubliche Menge von Bildern aus, die seinen Ruf, wenn auch langsam, über einen großen Theil von Europa verbreiteten. Die schönsten derselben fallen in die Zeit von 1670—80. Im J. 1681 nach Cadix berufen, um dort ein Altarbild zu malen, stürzte er vom Gerüst herab u. starb an den Folgen des Falles in Sevilla 3. April 1682. In seiner künstlerischen Thätigkeit lassen sich zwei Perioden unterscheiden, von denen die erstere ihn in schlichtem Naturalismus, derb u. kräftig in der Ausführung zeigt; später dagegen herrschte bei ihm ein Streben nach Zartheit u. Milde vor, das freilich zuletzt im Farbenauftrag allzu weich u. im Kolorit süßlich wurde. Die Werke seiner besten Zeit, voll frischer, unversiegbarer Begeisterung, frei von aller Prätention, sind der vollendetste Ausdruck des religiösen Schwunges u. der inneren Lebensfreude, die durch die ganze span. Kunst des 17. Jahrh. geht; nur selten, wo der Gegenstand es mit sich bringt, artet diese religiöse Begeisterung in Fanatismus u. Bigotterie aus. Dabei hat er eine wunderbare Vollendung des Kolorits u. des Helldunkels u. die schönste Lebendigkeit der Darstellung, die erst gegen Ende seines Lebens in Flüchtigkeit u. Stillosigkeit verfällt. Von seinem früheren, rein naturalistischen Stile finden sich mehrere Bilder in deutschen Galerien, nicht nur Scenen des gemeinen Lebens, Bauern, zerlumpte Gassenbuben u. dgl. inmitten ihrer oft trivialen Beschäftigung, sondern auch Bilder aus der heil. Geschichte, insbes. heilige Familien. So in der Pinakothek zu München u. anderswo. Aus der überaus großen Zahl seiner bedeutenden Werke religiösen, obgleich sehr verschiedenen Inhalts, die ihrer genauen Entstehungszeit nach schwer zu bestimmen sind, nennen wir nur folgende: die „Vision des heil. Antonius von Padua" im Dom zu Sevilla u. die dieser ähnliche Darstellung im Museum zu Berlin, die Bilder für die Kirche des Hospitals de la Caridad in Sevilla („Moses, Wasser aus dem Felsen schlagend" u. die „Speisung der Fünftausend" darstellend), zu denen auch die in einigen Gestalten allzu naturalistische heil. Elisabeth als Krankenpflegerin in der Akademie zu Madrid gehört. Dazu kommen bes. aus der späteren Zeit seiner Thätigkeit zahlreiche Verzückungen u. Visionen von Heiligen, wie sie die ganze span. Kunst der damaligen Zeit liebte; mehrere derselben im Museum von Madrid. Durch ein herrliches Kolorit ausgezeichnet ist unter den heil. Familien bes. die im Louvre u. eine andere in der Nationalgalerie in London. Ziemlich irdisch u. genrehaft aufgefaßt sind in der Regel seine einfachen Madonnen mit dem Kinde, unter denen die im Palast Corsini in Rom wol die im Kolorit schönste ist. Dagegen sind seine häufigen Darstellungen der unbefleckten Empfängniß der Maria (er soll deren 25 gemalt haben) voll erhabenster Begeisterung u. sinnlichen Liebreizes; die vorzüglichste derselben im Louvre (gestochen von Achille Lefèvre). Ferner sind zu nennen viele Madonnen als Gegenstand der Verehrung u. Anbetung, liebliche Jesusknaben mit od. ohne den kleinen Johannes, einzelne Heilige, z. B. Antonius von Padua, Franciscus von Assisi ꝛc. Am wenigsten befriedigen unter allen Gestalten des M. wol die Einzelfiguren Christi. Im Ganzen selten sind Portraits von seiner Hand.

Murillo, Bravo, span. Staatsmann, s. „Bravo".

Müritz, die, mit Ausnahme der Haffe der größte See in Norddeutschland; liegt im südöstl. Theile des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin u. gehört mit ihrer Südspitze zu einer mecklenburg-strelitzischen Enklave; 3,7 M. lang u. 1,6 M. breit bedeckt sie einen Flächenraum von 2,4 □M. u. schiebt mehrere Buchten in das Land hinein. Die Elde durchfließt sie u. verbindet sie mit dem Kölpinsee, von dem sie nur durch eine schmale Landenge getrennt ist. Durch den Müritz-Havel-Kanal ist eine schiffbare Verbindung zwischen Elde u. Havel hergestellt worden. Der bedeutendste an der M. gelegene Ort ist Waren.

Murmelthier (Arctomys marmota), ein 50 cm. langes, plumpes, kurzbeiniges, sehr scheues Nagethier, mit 16 cm. langem, buschig behaartem Schwanze u. von gelblichgrauer Färbung mit schwärzlichgrauem Scheitel u. braungelben Vorderzähnen. Es bewohnt in den europ. Hochalpen Höhlen, worin es den Winter (über 6 Monate) schlafend verbringt. Sein Fleisch wird gegessen, das Fett gilt als Volksheilmittel. Der Pelz ist ziemlich werthlos. Abgerichtet wird es von Savoyardenknaben im Lande herumgeführt. — Eine andere Art (A. Bobac) kommt im östl. Europa u. in Nordasien in tieferem Lande vor. In dieselbe Familie gehört der amerik. Präriehund (Cynomis ludovicianus), der in Erdhöhlen gesellig lebt, u. die mit Backentaschen ausgerüsteten Ziesel (Spermophilus).

Murner, Thomas, satirischer Dichter u. einer der heftigsten Gegner der luther. Reformation, geb. zu Straßburg 24. Dez. 1475; wurde bei den Franziskanern erzogen, in deren Orden er auch eintrat; führte ein unstetes Leben, durchzog als fahrender Schüler Frankreich, Deutschland u. Polen, studirte in Paris Theologie, dann in Freiburg die Rechte u. scheint darauf Guardian des Franziskanerklosters in Straßburg geworden zu sein. Doch mußte er Straßburg verlassen, nachdem er gegen Wimpheling's „Germania" (Straßburg 1501) eine Schmähschrift „Nova Germania" (Straßb. 1502, beide Schriften neu herausgegeben Straßb. 1874) geschrieben hatte, u. trieb sich nun an verschiedenen Orten umher; wurde 1506 von Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönt, um 1508 Doktor der Theologie u. Lesemeister der Barfüßer in Bern, war dann wieder in Freiburg, wo er sich durch seine groben Predigten unmöglich machte, hatte in Trier dasselbe Schicksal, ging zum Generalkapitel der Franziskaner nach Rom, gründete in Venedig eine Schule, mußte aber auch von hier weichen u. kehrte nach Deutschland zurück, u. zwar nach Basel, wo er juristische Vorlesungen hielt. Seit 1519 lebte M. wieder in Straßburg, folgte dann einem Rufe Heinrich's VIII. nach England, war aber schon 1523 wieder in Straßburg, wo ihn sein Eifer gegen die Reformation alsbald wieder in die ärgerlichsten Händel verwickelte. M. floh aus Straßburg nach Ehenheim, von da vor den aufständischen Bauern 1526 nach Luzern, wo der Rath sich seiner annahm u. ihm eine Predigerstelle gab. Im Mai desselben Jahres nahm er Theil an der Disputation in Baden im Aargau, deren Akten er herausgab („Die Disputation von den 12 Orten einer löblichen Eidgenossenschaft ꝛc.", Luzern 1527). Auf Andrängen von Bern u. Zürich, die für M.'s beleidigende Schriften Genugthuung verlangten, mußte M. auch von Luzern weichen, fand aber in Heidelberg beim Kurfürsten Friedrich eine Zuflucht. Er soll 1535 od. 36 gestorben sein. Seine zahlreichen Schriften, meist satirischen Charakters, sind voll scharfen

u. beißenden Witzes, in Sprache u. Darstellung dagegen ungehobelt. Die bedeutendsten derselben sind die „Narrenbeschwörung" (Straßb. 1512 u. öfter, umgearbeitet von Wickram, 1556 u. öfter), die „Schelmenzunft" (Frankf. 1512 u. öfter, neu herausgegeben von Waldau, Halle 1788), die „Geistliche Badefahrt" (Straßb. 1514), die „Gäuchmatt", d. h. Narrenwiese (Basel 1519) u. „Von dem großen luther. Narren" (Straßb. 1522, neue Ausgabe von Kurtz, Zürich 1848). Auch übersetzte er Vergil's „Aeneide" (Straßb. 1515) u. die Institutionen (Bas. 1519). Den „Eulenspiegel" (s. d.) hat er vielleicht ins Hochdeutsche übertragen, keinesfalls aber verfaßt.

Murray (spr. Mörreh) od. Gulwa, der größte Strom des austral. Kontinents; entspringt am Mount Leinster in den Austral. Alpen u. bildet von der Quelle bis zum 141.° östl. von Greenwich die Grenze zwischen Neu-Süd-Wales u. Victoria. Der Oberlauf reicht bis zum Orte Albury, dann tritt der durch zahlreiche südl. Zuflüsse verstärkte Strom in das Tiefland ein, welches größtentheils aus wasserarmen, nur selten durch niedrige Wälder u. einzelne felsige Höhenzüge unterbrochenen, für die menschliche Kultur wenig geeigneten Ebenen besteht. Der Lauf des M. verändert seine westnordwestl. Richtung erst nach dem Eintritt in Südaustralien in eine südl. u. mündet in den großen See Alexandrina, welcher durch eine lange Nehrung vom Ozean abgeschlossen ist u. nur durch eine schmale, kaum für Boote fahrbare Straße mit der flachen Encounterbai in Verbindung steht. Auf der linken Seite strömen dem M. der Goulburn u. Loddon, auf der rechten der Murrumbidgi u. Darling zu. Der Murrumbidgi entspringt in Neu-Süd-Wales am Murragural, fließt erst nach N. u. dann fast parallel mit dem M. nach W. durch ein ähnliches Tiefland, in dem er streckenweise seinen Lauf nur durch ein trockenes Flußbett bezeichnet u. rechts den im nördl. Argyle entspringenden Lachlan aufnimmt. Nachdem er schon früher den Edward-River durch die Cooper-Plains zum M. gesendet hat, mündet er in diesen oberhalb Euston. Ein weit größerer u. wasserreicherer Strom ist der Darling od. Calewatta, ein zweiter Quellfluß des M., welcher im Oberlaufe den Namen Barwan führt u. seine Hauptzuflüsse von den Gebirgen Neu-Süd-Wales' auf der linken Seite erhält; rechts strömt ihm der Maranoa zu, der sich vor der Mündung jedoch in mehrere, den größten Theil des Jahres wasserlose Arme theilt. Die Dampfschiffahrt auf dem M., welche sich von Goolwa bis Wentworth erstreckt, u. auf dem Darling, welcher von der Mündung auf einer Strecke von 4 Längengraden fahrbar ist u. manchmal einen Dampferverkehr bis Walgett am Barwan gestattet, leidet nicht allein unter der Wasserarmuth dieser Flüsse, sondern noch mehr durch die „Snags", große Baumstämme, die im Flußbette festsitzen u. häufig unter dem Wasserspiegel sich befinden. Auch der Murrumbidgi wird jetzt theilweise von Dampfern befahren. Der M. bewässert auf einer Strecke von 227 M. ein Gebiet von 14,200 □M.

Murray (spr. Mörreh), John, berühmter engl. Verlagsbuchhändler, Sohn eines gleichnamigen schott. Seeoffiziers (gest. 6. Nov. 1793), der 1768 eine Buchhandlung in London gegründet hatte; ward daselbst 27. Nov. 1778 geb. u. übernahm, sobald er mündig geworden, selbst das inzwischen von einem Disponenten fortgeführte Geschäft, um es binnen Kurzem zu einem der angesehensten in ganz England zu machen. Er wußte durch glänzende Honorare die Werke der bedeutendsten zeitgenössischen Schriftsteller, wie die eines W. Scott, Byron (der ihn den „König" der Verleger nannte), Campbell, Southey u. W. Irving, für seinen Verlag zu erwerben, gründete die seit 1. Febr. 1809 erscheinende toryistische „Quarterly review", ließ unter der Mitarbeiterschaft der ausgezeichnetsten Kräfte eine „Family library" erscheinen (80 Bde., 1830—41) u. regte mit die Gründung der wohlfeilen Volksbibliotheken an, welche in England so große Verbreitung gefunden haben u. auf die Hebung der allgemeinen Bildung von so großem Einfluß gewesen sind. M. starb zu London 27. Juni 1843. Sein gleichnamiger Sohn hat sich als jetziger Besitzer des Geschäfts hauptsächlich durch die von ihm herausgegebenen Reisehandbücher bekannt gemacht.

Murray, James Stuart, Graf v. M., ein Halbbruder von Marie Stuart (s. d.), geb. um 1534; war ein natürlicher Sohn von König Jakob V. u. Margarethe, Tochter des Lord Erskine. Anfangs Prior von St. Andrews, wurde M. nach dem Tode des Vaters von der Mutter auf das Schloß Lochleven entführt. Begabt mit Schönheit, Tapferkeit u. Klugheit, wurde M. Gegenstand allgemeiner Verehrung, als er Protestant geworden war u. mit anderen Edelleuten 3. Dez. 1557 den ersten Covenant geschlossen hatte, „um das Evangelium u. die Gemeinde Jesu Christi aufzurichten". 1561 begleitete er die königliche Schwester von Calais nach Edinburgh u. saß in ihrem Rathe, bis ihn der Versuch, durch einen Aufstand die Ehe mit Darnley zu hindern, zur Flucht nach England nöthigte (1565). Von hier kehrte er zurück, als seine eigenen Freunde im Einverständniß mit Darnley David Riccio ermordet hatten, u. erhielt wieder Einfluß auf die Regierung (1566). Jede Mitschuld an dem Morde Darnley's hat M. entschieden abgeleugnet, doch ging er nach Frankreich u. kehrte erst wieder, als der Bund schott. Edelleute gegen Maria u. Bothwell ihn an seine Spitze rief. Er fand die Königin bereits als Gefangene auf dem Schlosse seines Halbbruders, William Douglas auf Lochleven, im Gewahrsam seiner Mutter Margarethe. Nachdem Prinz Jakob VI. 25. Juli 1567 in Stirling gekrönt u. gesalbt war, führte M. die Regentschaft u. vertheidigte sie gegen die befreite Halbschwester u. ihre Scharen 13. Mai 1568 bei Langside. Als die Königin dennoch nach England entkommen war, trat M. selbst als Ankläger in York auf. Elisabeth, die der Angeklagten eine Zusammenkunft versagte, empfing ihn in feierlicher Audienz u. entließ ihn in seine Heimat. Um so heftiger grollten ihm die Hamiltons, welche nach den Stuarts das nächste Anrecht an den Thron besaßen u. für die Königin gegen ihn gekämpft hatten. Als er auf einer Reise durch Linlithgow ritt, traf ihn am 23. Jan. 1570 eine Kugel des James Hamilton. Das ganze protest. Schottland betrauerte ihn u. sang ihm seine Lieder nach. — Vgl. G. Weber, „Zur Geschichte des Reformationszeitalters" (Lpz. 1874).

murrhinische Gefäße, vasa murrhina, Trinkgefäße, die, aus dem Orient stammend, mehr wegen der Kostbarkeit ihres Stoffes als wegen der damit vorgenommenen künstlerischen Ausschmückung bei den Römern der ersten Kaiserzeit sehr beliebt u. gesucht waren. Der Erste, der einen solchen Becher nach Rom brachte, war Pompejus nach seinem Siege über den Mithridates; auch Augustus besaß aus dem Schatze der Kleopatra ein m.s G., u. Nero bezahlte einen solchen Becher mit Henkeln mit einer Mill. Sesterzien (160,000 Mk.). Aus welchem Material diese vasa murrhina bestanden, darüber wurden früher die verschiedensten Vermuthungen aufgestellt, denn das Wort murrha ist weder griech. noch lat., sondern stammt aus Asien. Man hielt den Stoff für Glasfluß, für Speckstein od. für chines. Porzellan; die Neuzeit hat sich dagegen allgemein der Ansicht Minutoli's („Ueber die Murrhinen der Alten", Berl. 1835) angeschlossen, daß es eine neuere Art oriental. Flußspathes sei, dessen Eigenschaften mit der uns von Plinius gemachten Beschreibung der vasa murrhina übereinstimmen, welcher sagt, „daß sie mehr schimmern als glänzen. Ihr Werth besteht in ihrer Buntfarbigkeit, weil sich purpurne u. weiße Flecken hier u. da in einander schlingen u. dadurch eine dritte Farbe entsteht, indem der Purpur feurig u. hell, das Weiß aber roth wird". In solchen Bechern soll der Wein einen angenehmeren Geschmack angenommen haben. Uebrigens ist uns keins dieser Gefäße aus dem Alterthum erhalten.

Murschidabad (engl. Moorshedabad) od. Murschedabad, ehemalige Hauptstadt von Bengalen (1701—57), Hauptort des gleichnamigen Distriktes in brit. Indien mit 46,182 E. (1871); liegt an einem Arme des Ganges 27 M. im N. von Kalkutta, ist Sitz des Titular-Nabobs von Bengalen, ist aber von seiner früheren industriellen u. kommerziellen Bedeutung sehr zurückgegangen. Die im S. von M. gelegene, an dieses grenzende Stadt Kossimbazar fabrizirt noch gesuchte Shawls u. baumwollene u. seidene Webwaaren.

Murten (franz. Morat), Hauptort des Seebezirkes im schweiz. Kanton Freiburg mit 2328 E. (1870); liegt auf einer Anhöhe an der Ostseite des ½ □M. großen u. 50—120 m. tiefen Murtensees, welcher die Broye mit dem Neuenburger See verbunden hat u. an seinen Enden versumpft ist. Das sehenswerthe Schloß ist im 13. Jahrh. von Peter v. Savoyen erbaut worden. Das 2 Stunden im SW. von M. gelegene Avenches od. Wifflisburg ist durch die Menge seiner röm. Alterthümer (Aventicum) berühmt. Auch M. ist röm. Kolonie; 22. Juni 1476 erfochten hier die Schweizer Eidgenossen, unterstützt von Truppen der oberrhein. Städte, über das stärkere Heer des Burgunderherzogs Karl's des Kühnen einen entscheidenden Sieg. Die Freiburger Regierung ließ 1822 einen 20 m. hohen Marmorobelisk zum Andenken an diese Schlacht errichten.

Murzuk, Hauptstadt des unter tripolitanischer Hoheit stehenden Kaimakamat (Provinz) Fessan; liegt an der großen Wüstenstraße von Tripolis bis Kuka in einer palmenreichen Oase der Wüste Sahara, ist noch mit Lehmmauern umgeben u. hat niedrige, einstöckige Häuser mit flachen Dächern u. eine geräumige Esplanade, die sich vom Ostthore bis zu der halbverfallenen Citadelle erstreckt. Das bedeutendste Bauwerk ist

der 30 m. hohe Palast des Pascha. Die Bewohner, ausschließlich der Besatzung von 500 Mann ca. 3000 Seelen, sind ein Mischlingsvolk von Arabern, Berbern, Tuaregs u. anderen Wüstenstämmen. Kanuri (Sprache von Bornu) u. Arabisch werden allgemein gesprochen. Für Aus- u. Einfuhr des Sudan war M. ein sehr wichtiger Zwischenhandelsplatz, dessen Entfernung nach Nachtigal von Tripolis 25—30, von Kuka 45—60 Tagereisen beträgt; außer Webwaaren, Waffen, Kameelen u. Datteln sind Sklaven noch jetzt der wichtigste Handelsartikel dieses Platzes. Karawanen von 3—4000 Köpfen sammelten sich hier häufig, um durch die Wüste nach Kuka (s. d.) zu ziehen. Doch die Räubereien der Tuaregs haben diese Straße mehr u. mehr veröden lassen u. bewirkt, daß der sudanische Handel gegenwärtig lieber den Weg von Gadames nach Timbuktu (s. d.) u. Kano (s. d.) nimmt.

Mürzzuschlag, Marktflecken im nördl. Steiermark, im S. des Semmering an der Semmeringbahn u. der Mürz gelegen, mit 2181 E. (1869); hat mehrere Eisenhämmer, ein Blechwalzwerk u. Sensenschmieden u. wird von Wienern häufig als Sommerfrische besucht.

Musa, s. „Banane".

Musäos. 1. **M.**, ein mythischer attischer Sänger, wird als Schüler od. Sohn des Orpheus bezeichnet u. soll in vorhomerischer Zeit priesterliche Poesie in Attika eingeführt haben. Seine Hymnen, Weihelieder, Weissagungen ꝛc. wurden zur Zeit der Pisistratiden von Onomakritos gesammelt, geordnet u. gefälscht. — 2. **M.** aus Ephesos, lebte am Hofe der Könige von Pergamum u. verfaßte eine „Perseïs". — 3. **M.**, wahrscheinlich zu Anfang des 6. Jahrh. n. Chr. lebend, schrieb ein kleines Epos, welches die Sage von Hero u. Leander behandelte u. zu den besten Erzeugnissen der späteren griech. Poesie gehört (herausgeg. u. A. von Passow, Lpz. 1810, u. Möbius, ebd. 1814).



Nr. 4256. Johann Karl August Musäus (geb. 1735, gest. 28. Okt. 1787).

Musäus, Johann Karl August, deutscher Schriftsteller, geb. 1735 zu Jena; studirte daselbst Theologie, wurde 1763 Pagenhofmeister in Weimar, 1770 Professor am dortigen Gymnasium u. starb 28. Okt. 1787. M. war fleißiger Mitarbeiter an Nicolai's „Allgemeiner deutscher Bibliothek" u. bekämpfte in derselben mit Eifer, aber ziemlich stumpfem Witze, die Kraftgenies u. die Empfindsamen. Sein erstes selbständiges Werk war der (anfänglich anonym erschienene) Roman „Grandison der Zweite od. Geschichte des Herrn v. N**" (3 Bde., Eisenach 1760—62; ganz umgearbeitet u. d. Titel „Der deutsche Grandison", 2 Bde., ebd. 1781—82), in welchem er die damals grassirende Schwärmerei für Richardson's Romane lächerlich zu machen suchte. Seine „Physiognomischen Reisen" (4 Hefte, Altenburg 1778—79 u. öfter) bezweckten die Verspottung des durch Lavater's „Physiognomische Briefe" aufgekommenen Unwesens. Großen Beifall u. weiteste Verbreitung fanden seine „Volksmärchen der Deutschen" (5 Thle., Gotha 1782—87), die freilich den echten Ton des Märchens verfehlen, in witzelndem Tone geschrieben sind u. sich in allerlei satirischen Anspielungen ergehen (neueste Ausgabe mit Einleitung u. Anmerkungen von Moritz Müller, Lpz. 1868). In seinem Todesjahre begann M. die Herausgabe der Zeitschrift „Straußfedern" (von Joh. Gottwerth Müller u. später von Tieck fortgesetzt), welche eine Sammlung von Erzählungen, theils Originale, theils Nachbildungen fremder Stücke, von satirisch-moralischer Richtung bieten. Nach seinem Tode erschien die „Moralische Kinderklapper für Kinder u. Nichtkinder" (Gotha 1788) nach dem Franz. der „Hochets moraux" von Monget. Die „Nachgelassenen Schriften" von M. gab Kotzebue heraus (Lpz. 1791). — Vgl. Müller, „J. K. Aug. M. Ein Lebens- u. Schriftstellercharakterbild" (Jena 1867).

Muscatblut ist der wahrscheinlich angenommene Name eines Dichters, wol bürgerlichen Standes, der nach Angabe seiner Zeitgenossen mit vielem Beifall an den Höfen sang. Das einzige sichere Datum aus seinem Leben ist das J. 1437, da er die in diesem Jahr stattfindende Krönung König Albrecht's II. in einem Gedichte gefeiert hat. Seine uns erhaltenen Lieder (herausgeg. von v. Groote, Köln 1853) zeigen ihn als einen der besten Dichter seiner Zeit; er verfaßte neben Marien- u. Minneliedern auch politische Gedichte, zu denen ihm die hussitischen Wirren den Stoff boten.

Muschelgold u. **Muschelsilber** (Malergold u. Malersilber) ist fein zerriebenes Gold od. Silber, welches mit einer Gummilösung verdickt in kleine Flußmuschelschalen od. in Porzellannäpfchen eingetragen u. darin ausgetrocknet u. in der Malerei verwendet wird. Man benutzt hierzu die bei der Silber- u. Goldschlägerei entstehenden Abfälle von Blattsilber u. Blattgold. Das unechte Muschelgold u. Muschelsilber wird aus Legirungen verschiedener Metalle bereitet.

Muschelkalk nennt man diejenigen Kalksteine (kohlensaurer Kalk), welche in der mittleren Etage der Triasformation vorkommen; da diese Kalksteine dort vorwaltend u. in manchen Gegenden fast ausschließlich auftreten, so hat man diese ganze Etage Muschelkalkformation od. M. genannt. Die Kalksteine selbst sind von verschiedenartiger äußerer Erscheinung, so der Hauptmuschelkalk, der aus ebenflächigen Schichten von ca. 0,5 m. bis 0,3 m. Dicke od. Mächtigkeit besteht, die durch dünne Lagen von grauem Mergel getrennt werden; der Wellenkalk, dünne Lagen mit wellig-runzliger Oberfläche bildend; der Schaumkalk, feinporös, weich, locker, fast schwammig. Seinen Namen hat der M. von dem häufigen Auftreten verkalkter Ueberreste von Muscheln u. anderen Seethieren erhalten; Pflanzenreste werden nur sehr selten angetroffen. Am häufigsten findet man unter den Brachiopoden die Terebratula vulgaris, von den Echinodermen Encrinus liliiformis, nam. die Stielglieder; von den zweischaligen Muschelthieren mehrere Pectenarten u. Myophoria; ferner bes. die zu den Gasteropoden gehörigen Ammoniten, nam. Ceratitesarten, Nautilus. Hieraus ergiebt sich, daß der M. keine Süßwasserbildung, sondern eine maritime, d. h. Salzwasser- od. Meereswasserbildung ist. Die Muschelkalkformation ist hauptsächlich in dem östl. Thüringen mächtig u. weit ausgebreitet, ferner in Württemberg, Baden, Südbayern u. den Alpen; in Schlesien zeigt der M. an Stelle von Gips u. Steinsalz Lager von Galmei- u. Eisenerzen. In England findet sich zwar die Triasformation, allein ihr mittleres Glied, der M., fehlt.

Muscheln (Conchiferen, Lamellibranchiaten = Blattkiemer, Bivalven, Pelecypoden), eine Klasse seitlich-symmetrisch gebauter kopfloser Weichthiere (Akephalen) des Süßwassers u. des Meeres, mit einem mehr od. weniger in zwei Blätter gespaltenen Mantel, welchem zwei von ihm abgesonderte, meist gleiche, auf dem Rücken durch ein elastisches Band verbundene Kalkschalen (die beiden Klappen der Muschel) auflagern. Außerdem haben die M. blattförmige paarige Kiemen (Bart der Auster) u. 2 Paar blattförmige Fühler am quergestellten Munde. Das Nähere betreffs der Schalen, welche die M. schon von Alters her zum Gegenstande des Sammeleifers machten, ihres Schlosses, ihrer Schließmuskeln ꝛc., s. unter „Conchylien" (mit Tafel XLVIII); Conchylien, ein Ausdruck, unter welchem man die M. mit den Schneckenhäusern zusammenfaßt, wie letztere im gemeinen Leben vielfach auch als M. bezeichnet werden. Die beiden seitlichen, auf dem Rücken verbundenen Lappen des Mantels, welcher die Kiemen, den muskulösen Fuß, die Verdauungsorgane ꝛc. umschließt, sind auf der Bauchseite bisweilen so weit verwachsen, daß nur ein Mundschlitz, Fußschlitz u. ein Afterschlitz offen bleiben. Eine große lappige, fettreiche Leber umgiebt den Darm, der seinerseits das Herz durchbohrt, unter welchem das seiner Bedeutung nach etwas zweifelhafte, schwammige Bojanus'sche Organ liegt, das mit dem Gefäßsystem in Beziehung steht u. auch als Niere zu dienen scheint. Das farblose, nur bisweilen bläuliche od. röthliche Blut mischt sich mit dem Wasser, das in besonderen

Kanälen den Körper durchzieht, bes. im Fuße, wo die letzteren durch einen Wasserporus nach außen münden. Der Fuß dient theils zum Kriechen auf dem Grunde des Wassers, od. zum ruckweisen Fortschnellen des Körpers, theils zum Sicheingraben im Sande, theils zum Ziehen von Furchen für die abzulegenden Eier, bei Einigen endlich auch zum Schwimmen; verkümmert ist er bei den (mit der einen Klappe) festgewachsenen Arten (Auster 2c.). Von Sinnesorganen besitzen die Muschelthiere außer den als Tastorgane thätigen Fühlern u. sehr einfach gebauten Gehörwerkzeugen auch zahlreiche Augen am Mantelrande. Die Geschlechter sind meist getrennt, die meisten Arten sind eierlegend; einige behalten ihre Eier bis zur vorgeschrittenen Entwicklung u. Vergrößerung der Brut innerhalb ihrer Schalenklappen u. zwischen den Kiemen, zum Theil in besonderen Brutsäcken. Wie manche Arten mit ihrer Schale geradezu festgewachsen sind, liegen andere (Pinna = Steckmuschel, Pecten = Kammmuschel, Mytilus = Mießmuschel, Malleus = Hammermuschel) mittels eines Büschels selbstgesponnener Fäden, des sog. „Byssus" (s. d.), vor Anker. Einen Ausnahmezustand bilden die röhrenbildenden M. (Tubicolen), zu denen die Bohrmuscheln (Pholas), Pfahlmuscheln od. Bohrwürmer (Teredo) u. Gießkannenmuscheln (Aspergillum) gehören. Nützliche Verwendung finden manche Muschelthiere zunächst als Nahrungsmittel, so bes. die Austern (s. d.), Herzmuscheln, Mießmuscheln (s. d.) 2c., u. wird deshalb sowol Muschelfischerei betrieben, indem man mit Hülfe von Schleppnetzen die von zahlreichen M. bedeckten Gründe, sog. Muschelbänke, aberntet (vgl. Nr. 1051 S. 1329 des I. Bandes), als auch Muschelzucht, wie sie für Austern (s. d.) schon im Alterthum bekannt war u. noch heutzutage im Salzsee von Fusaro bei Neapel u. durch Coste bes. an den franz. Küsten, für Mießmuscheln (s. d.) seit der 1. Hälfte des 12. Jahrh. in der Bai von Aiguillon u. neuerdings auch an den norddeutschen Küsten in Blüte steht. Die M. selbst nähren sich von kleinen Wasserthieren u. mikroskopischen Pflänzchen. Ihre Schalen werden zu Kalk gebrannt, die der Malermuschel (Unio) dienen als Farbnäpfchen, die gewisser Seemuscheln (bes. der Seeperlmuschel) liefern Perlmutter, u. die als Perlen bekannten konzentrischen Absonderungen des Schalenstoffs innerhalb des Mantels gewisser Arten veranlassen die Perlenfischerei (s. d.); die durchscheinenden, an 16 cm. messenden flachen Schalen von Placuna dienen in China als Fensterscheiben. Schädlich sind nur die Bohr- u. Pfahlmuscheln durch ihr Zerstörungswerk. Während Linné nur 12 Muschelarten kannte, kennt man jetzt weit über 4400 lebende u. 8000 fossile (nam. tertiäre) Arten; von letzteren werden die für gewisse Gesteinsschichten charakteristischen als Leitmuscheln bezeichnet. — Muschelkrebse (Ostracoden) sind kleine Kruster mit zweiklappiger Schale, die sie einer Muschel sehr ähnlich macht; sie leben (Gattung Cypris, Pinselfloh — vgl. Abb. Bd. V Sp. 974 Fig. 3780) in stehenden Wässern u. lassen beim Schwimmen blos die Fühler u. Beine hervorragen. Nach fossilen Arten der Gattung Cypridina ist der Cypridinenschiefer benannt.

Muschelseide, s. „Byssus".

Muschenbroek (spr. Mössenbruk), richtiger **Musschenbroek,** urspr. **Mussenbrouck,** Pieter van, holländ. Physiker u. Mathematiker, ein Enkel des Samuel Joosten van M. (geb. zu Leyden 1639, gest. das. 1682), welch Letzterer in seinem Vaterlande als der Erfinder der Luftpumpe gilt, wurde zu Leyden 14. März 1692 geb.; studirte das. Medizin, Physik u. Mathematik u. wurde 1719 Prof. der Philosophie u. Mathematik in Duisburg. Er siedelte 1723 nach Utrecht u. 1740 nach Leyden über, wo er 19. Sept. 1761 starb. Ein ungemein scharfsinniger u. gewissenhafter Gelehrter, erwarb sich M. großen Ruf u. insbes. in der Experimentalphysik bleibende Verdienste. Durch ihn ward nam. die Elektrizitätslehre sehr gefördert. Seine Hauptwerke sind: „Tentamina experimentorum naturalium" (Leyd. 1731); „Elementa physicae" (ebd. 1734 u. 1741; als „Institutiones physicae" auch lat., ebd. 1746; deutsch von Gottsched, Lpz. 1747) u. „Introductio in philosophiam naturalem" (2 Bde., Leyd. 1762). — Sein Bruder, Jan **van M.**, geb. zu Leyden 1687, gest. als Prof. der Philosophie das. 17. Sept. 1748, machte sich als Mechaniker berühmt.

Muselmänner, s. „Moslem".

Musen, Töchter des Zeus u. der Titanin Mnemosyne, waren im Glauben der Hellenen die Göttinnen des Gesanges; später wurde ihre Wirksamkeit auf alle Zweige der Kunst u. Wissenschaft ausgedehnt u. jeder ein bestimmtes Gebiet zugetheilt. Die Zahl der M. wird sehr verschieden angegeben, doch blieb die Neunzahl später die herrschende. Diese waren: Kalliope, die Muse des epischen Gesanges, wurde mit Wachstafeln u. dem Griffel in der Hand abgebildet; Klio, Muse der Geschichte, mit der Papierrolle; Euterpe als Muse des lyrischen Gesanges stellte man mit der Flöte, Terpsichore als die des Tanzes mit der Lyra dar; Erato war die Muse der erotischen Poesie u. der Mimik, Melpomene die der Tragödie mit der tragischen Maske u. dem Epheukranz, Thalia die der heiteren u. ländlichen Dichtung wie der Komödie mit komischer Maske, Hirtenstab u. Epheu im Haar; Polyhymnia beherrschte das Gebiet der Mythen u. der den Göttern geheiligten Dichtung, Urania endlich das der Sternkunde u. der mit dieser verwandten Wissenschaften, ihr Attribut war der Globus. Der Musendienst war in der älteren Zeit, vorzüglich in der am thessalischen Olymp gelegenen Landschaft Pierien (daher hießen sie Pierierinnen, Olympierinnen) u. in Böotien am Berge Helikon zu Hause. Dort knüpfte sich ihr Dienst an die begeisternden Quellen Pimpleia u. Libethra, hier an die Quellen Aganippe u. Hippokrene. Berühmt war auch die Musenquelle Kastalia am Parnassos. Führer u. Vorsteher der M. war Apoll, daher er den Beinamen Musagetes (d. h. Musenführer) erhielt.

Musik. Die Griechen verstanden unter M. die Künste der Musen (s. d.); erst später, als Absonderung der einzelnen Zweige der Kunst u. Wissenschaft eintrat, erhielt die Tonkunst den Namen M. zur ausschließlichen Bezeichnung. Die erste M. war Gesang u. die ersten Melodien einzelne Töne des laut werdenden Gefühls, abgebrochene Recitative ohne Regel u. Kunst, zu welchen der Affekt das Tempo bestimmte. So wie der Takt die Töne beherrschte, erhielt die M. eine gewisse Form u. Ordnung. Nicht lange, so mischten sich mehrere Stimmen zusammen, Anfangs gesetzlos u. unvollkommen, bald, als der harmonische Sinn die Weisen ordnen lehrte, nicht ohne rhythmischen Wohllaut. Später erst kam die Begleitung tönender Instrumente hinzu, u. so entwickelte sich die M. allmählich zur selbständigen Kunst. Als solche hat sie zur Aufgabe: durch schöne Töne Empfindungen u. Seelenzustände auszudrücken, u. ist somit Produkt der ganzen Seele, in welcher jedoch das Gefühl die vorherrschende Thätigkeit bildet u. den Stoff aus sich darbietet. Sie hat den Vorzug, daß sie unmittelbar auf das Gefühl wirkt, ohne daß der Verstand über diese Wirkung Rechenschaft zu geben vermag. — Melodie, Harmonie u. Rhythmus bilden die Wesenheit der M. Von wissenschaftlicher Seite betrachtet zerfällt sie in Theorie u. Praxis. Erstere begreift die Akustik, Kanonik, Grammatik u. Aesthetik, letztere die eigentliche Setzkunst (Komposition) u. die Ausführung (Exekution). In Bezug auf die äußeren Mittel theilt man die M. auch ein in Vokal- u. Instrumentalmusik; ferner in Bezug auf den Zweck in Kirchen-, Theater-, Kammer-, Konzert- u. Militärmusik. Auch sogar nach den verschiedenen Ländern, wo bes. sich der Geist der M. nach der unter sich verschiedenen National-Individualität anders zeigt, unterscheidet man die M. u. spricht z. B. von einer deutschen, italienischen u. französischen. — Die Geschichte der M. verliert sich in den Mythen der Vorwelt. Die älteste M. war wahrscheinlich stets mit Gesang u. Tanz verbunden, wie überhaupt der Rhythmus bei allen rohen Völkern die Hauptrolle in ihrer M. spielt. Die Vokalmusik ist also als die erste u. älteste anzusehen. Selbständige Instrumentalmusik entwickelte sich erst sehr spät. Die Bibel giebt die ersten u. ältesten historischen Nachrichten von der M., u. Jubal wird darin schon als der Erfinder musikalischer Instrumente genannt. Laban kannte schon die Pauken sowie ein mit Thierhaaren bezogenes Saiteninstrument. Auch schon in der Geschichte Hiob's geschieht der Pauke, Cither u. Harfe Erwähnung. Bei dem Zuge aus Aegypten fertigt Mose silberne Trommeln u. seine Schwester Mirjam sang den ersten Lobgesang, dessen erwähnt wird nach glücklichem Durchgang durchs Rothe Meer. Bis zu Saul, dessen Dämon durch David's Harfenspiel bewältigt wird, bildete sich die M. immer mehr aus. Unter Salomo hatte sie den höchsten Gipfel erreicht; dann verfiel sie bei den Hebräern wieder. Uebrigens ist die Beschreibung des von David angeordneten Tempeldienstes auch in musikalischer Beziehung schon sehr großartig. — Neben den Hebräern findet man die ältesten Spuren der M. bei den Aegyptern. Als den Erfinder der M. bei ihnen nennt man Cham u. dessen Sohn Mizraim; sie selbst aber schreiben diese Erfindung dem Freund des Osiris, Taut, u. Ersterem selber, ihre Vervollkommnung aber dem Linos od. Maneros zu. In dem angeblichen Grabe des Osymandyas zu Theben, der schon 2000 Jahre v. Chr. lebte, fand man Abbildungen musikalischer Instrumente, nam. der Harfe, die in Form der unsrigen ziemlich gleichkommt. — Die Griechen, welche nach Aegypten als zur Schule höherer Weltweisheit reisten, brachten die M. von dort nach ihrer Heimat mit u. scheinen unter allen Völkern des Alterthums dieselbe am meisten ausgebildet zu haben. Doch verstanden sie unter M. nicht allein die Tonkunst u. den Tanz, sondern zugleich auch die Poesie, Rhetorik u. Grammatik. Von ihnen schreiben Einige die Erfindung der Tonkunst den Musen Melpomene u. Erato, Andere dem Epimetheus u. Prometheus zu. Unter ihren Fortbildnern werden Kadmos, Apollon, Hermes, Pallas, Bakchos,

Orpheus, Amphion, Pan, Midas u. Marsyas genannt. Die erste Periode der griech. M. fängt man gewöhnlich mit Kadmos an; dieselbe dauert bis zum Trojanischen Kriege. Die zweite Periode geht von da bis zur Erneuerung der pythischen Spiele; in diese legt man die Erfindung des enharmonischen Klanggeschlechts. Die dritte Periode beginnt 580 v. Chr. u. geht bis zu Alexander d. Gr. Man brachte die Töne in Abtheilungen u. trennte Instrumental- u. Vokalmusik. Sakkades war um diese Zeit der erste Solospieler auf der Flöte, u. Lasios wird als der Erste erwähnt, der über die Theorie der M. schrieb. Pythagoras machte sich in allen Zweigen verdient; er erfand die Kanonik u. wurde darauf durch den Klang von Schmiedehämmern verschiedener Größe geleitet. Auch verbesserte er die Theorie u. die Instrumente überhaupt. Nach ihm that sich Damon vorzüglich hervor, sowie auch Platon Verdienste um die M. hatte. Dann trat Aristoxenos als Stifter einer neuen Musikschule — der Harmoniker — auf. In dieser Periode wurde das enharmonische Klanggeschlecht wieder abgeschafft u. das chromatische eingeführt, dessen Erfindung Einige dem Epigonos, Andere dem Timotheos Milesios (537 v. Chr.) zuschreiben. Auch Euklides erwarb sich um die mathematische Klanglehre Verdienst. — Von den Griechen bekamen die Römer die M. u. übten sie auch ganz in deren Form aus, ohne sonderliche Verbesserungen u. Neuerungen darin vorzunehmen. In den früheren Zeiten der Republik durften sich blos Sklaven u. Freigelassene damit beschäftigen u. erst später unter den Kaisern hob sie sich in Etwas. Zu den röm. Schriftstellern, die über M. schrieben, gehört z. B. Vitruv. Nach den Umwälzungen der beiden Kaiserthümer versank auch die M., wie alle Künste, in das Dunkel der Barbarei, u. nur dem Christenthum war es vorbehalten, sie zu bewahren u. in dem Grade nach u. nach fortzubilden, wie wir sie jetzt ausüben. Mit Anfang des Christenthums beginnt eine ganz neue Aera der M., begünstigt u. bedingt von dem Wesen u. der Form des ganzen Christianismus. Jetzt erst faßt überhaupt die Geschichte der M. festen Fuß, erhält eine eigentlich historische Gestalt, deren Gliederform sich erweislich festhält an authentischen Urkunden: es ist die Geschichte der ganzen europäisch-abendländischen M., od. der M., die wir heute noch die unsre nennen. In der Perioden-Eintheilung folgen wir dabei Kiesewetter (s. dessen „Geschichte der europäisch-abendländ. M.", Lpz. 1834), der dieselbe aus ganz natürlichen Gründen erst von Hucbald an datirt. Die M. nämlich, so wissenschaftlich sie auch bis auf Christus ausgebildet sein mochte, befand sich damals gleichwol noch, wenn wir von unserm Standpunkte, dem eigentlicher Tonkunst, ausgehen, auf einer sehr niederen Stufe der Kultur. Harmonie kannte man noch gar nicht, u. die Melodien der ersten Christen, von denen wir noch Reste in unseren ältesten Kirchengesängen finden, waren trocken u. ungelenk sowie das ganze Tonsystem weitläufig u. verkünstelt. Bei ihren Zusammenkünften bedienten sich die ersten Christen, bes. bei den Agapen (Liebesmahlen), zu ihren Gesängen der Psalmen David's u. der im Alten Testament befindlichen Lobgesänge. Der Gesang beim Abendmahle wurde erst 340 n. Chr. eingeführt u. geschah immer noch blos melodisch, wozu wahrscheinlich ältere Melodien benutzt wurden, die man den neueren Texten anpaßte. Doch muß man sich bei dieser Annahme der Meinung entschlagen, als hätten die ersten Christen ganz das griech. System mit seinen inneren u. äußeren Einrichtungen angenommen. Im Gegentheil: je mehr sie sich von den aufgedrungenen griech. Systemen losmachten, konnte das ihre gedeihen, u. sicher war es ihnen recht sehr darum zu thun, wie in der Religion, so auch eine von den Weisen jedes andern Kultus verschiedene, ihnen eigene Art des Gesanges zu stiften. Wie nun aber dieser neue Gesang der Christen immer beschaffen gewesen sein mag, begreiflich ist, daß bei dem gänzlichen Mangel einer Regel in demselben, in dem Maße, als die Gemeinden zahlreicher wurden, die so sehr erwünschte Gleichheit u. Uebereinstimmung in den Weisen zu erlangen, immer schwerer u. endlich unmöglich werden mußte. Zu seinen nächsten Hauptverbesserern gehören Papst Damasus (370), Ephraim Syrus u. Ambrosius. Das Hauptverdienst jedoch erwarb sich Papst Gregor der Große, welcher eine besondere Singschule stiftete, die besten alten vorhandenen Melodien sammelte u. den Choralgesang einführte. Die Verbreitung des letztern (speziell auch gregorianischer genannt) nach Gallien u. Deutschland geschah bes. durch Karl den Großen, sowie er Pflege u. Weiterbildung in den verschiedenen Klosterschulen, z. B. zu Fulda, Eichstädt, Würzburg u. vor allen zu St. Gallen, fand. — Mit dem 10. Jahrh. beginnen wir nun die eigentliche Epocheneintheilung. 1. Epoche Hucbald. Das 10. Jahrh. (901—1000). Erste Versuche, einen gegebenen Gesang mit einer zweiten od. mit mehreren Stimmen zu begleiten (Organum). — 2. Epoche Guido. Das 11. Jahrh. Verbesserung der Tonschrift, d. h. der Neumen, mit Hülfe von Linien, doch mit Beibehaltung der gregorianischen Buchstaben; überhaupt Aufdämmern einer Art Elementar-Theorie u. Praktik in der Methode, doch Alles nur mit Bezug auf den Kirchengesang. — 3. Epoche ohne Namen. Das 12. Jahrh. Erfindung der Noten, Versuche bis zu einer Art von gemischtem Kontrapunkt, also Erfindung einer Art von Figural- u. Mensuralmusik. Urheber unbekannt. — 4. Epoche Franke. Das 13. Jahrh. Verbesserung der Mensuraltheorie, des Kontrapunktes (damals Discantus genannt), der Notenschrift (Walter Odington, Hieronymus de Moravia, Pseudo-Beda, Adam de la Hale). — 5. Epoche Marchettus u. de Muris (1300—1380). Aufstellung von gewissen giltigen Regeln für die Harmonie, Ausbreitung der Kenntnisse vom Discantus u. von der Mensur; dabei noch tiefer Stand der Praktik (Prosdocimus de Beldomandis, Anselmus Parmensis, Philippus de Caserta ꝛc.). — 6. Epoche Dufay (1380—1450). Aeltere od. erste niederländ. Schule. Ausgebildeter regelmäßiger Kontrapunkt (Binchois, Eloy, Faugues). — 7. Epoche Ockenheim (1450—80). Neuere od. zweite niederländ. Schule. Artificioser Kontrapunkt (Busnoys, Hobrecht, Regis). — 8. Epoche Josquin (1480—1520). Beginnender Flor der Niederländer über ganz Europa. Kontrapunktisten entstehen in Deutschland, auch in Frankreich. Vortreffliche Tonlehrer in Italien. Erfindung des Notendrucks mit beweglichen Typen durch Ottavio Petrucci da Fossombrone (Pierre de la Rue, Brumel, Stephan Mehu, Adam de Fulda, Hermann Fink, Eleazar Genet, Gafori, Tinctoris ꝛc.). — 9. Epoche Willaert (1520—60). Kulminationspunkt der niederländ. Schule. Anfänge einer Emanzipation der Italiener von den Niederländern. Aufdämmern der venetianischen Schule. Erfindung od. vielmehr Einführung der Madrigalen u. Vilanellen (Arcadelt, Goudimel, Lupus, Morales, Ducis, Senfl, Agricola, Stahl, Walther, Zarlino, Porta ꝛc.). 10. Epoche Palestrina (1560—1600). Anfang des Flors der Italiener u. Ende des niederländischen. Römische Schule u. deutlicheres Hervortreten einer venetianischen. Höhepunkt der Kirchenmusik (Animuccia, die beiden Nanini, Ingegneri, die beiden Gabrieli, Marenzio, Vittoria, Anerio, Orlando Lasso, Gallus, Hasler, Prätorius ꝛc.). — 11. Epoche Monteverde (1600—1640). Erste Versuche eines dramatischen Stils, Ursprung der Oper u. des Oratoriums; die Monodie, das Kirchenkonzert. Entstehung des Generalbasses. Fortschritte der venetianischen Schule. Vorliebe für das Madrigal (Emilio del Cavaliere, Viadana, Allegri, Frescobaldi, Caccini, Peri, Mazzocchi, Heinr. Schütz ꝛc.). — 12. Epoche Carissimi (1640—80). Erste Verbesserung des Recitativs u. der dramatischen Melodie. Die Cantate. Ueberwiegen des Stilo concertato in der Kirchenmusik. Mittlere venetianische Schule. Verbesserung der Bogeninstrumente u. Einführung derselben in die Kirche (Cavalli, Cesti, Legrenzi, Benevoli). — 13. Epoche Scarlatti (1680—1725). Wesentliches Vervollkommnen des Recitativs u. der dramatischen Melodie. Neuere venetianische Schule. Erste Ausbildung u. Veredlung der selbständigen Instrumentalmusik. Die französische Große Oper wird geschaffen. Pflege des eigentlichen Kunstgesanges (Lotti Caldara, Marcello, Fux, Lulli, Corelli, Vivaldi ꝛc.). — 14. Epoche Leo u. Durante, für die protestantische Kirchenmusik speziell Bach u. Händel (1725—60). Neapolitanische Schule. Regelung des rhetorischen Theils der Melodie u. Ausgestaltung der Arie. Die Opéra buffa wird geschaffen. Die Instrumentalbegleitung in der Oper wird reicher, nam. durch das Hinzukommen von Blasinstrumenten. Virtuosen auf allen Konzertinstrumenten thun sich hervor. Die Theorie der Tonkunst fleißig bearbeitet u. ein eigentliches System der Harmonielehre begründet. Die Kirchencantate u. das Oratorium erreichen ihren Gipfelpunkt in Deutschland, in Italien dagegen sinkt die Kirchenmusik, die Oper beherrscht Alles u. dehnt ihre Herrschaft über ganz Europa aus (Porpora, Pergolese, Jomelli, Traëtta, Sacchini, Piccini, Duni, Sarti, Feo, Greco, Galuppi, Majo, Hasse [die höchste Blüte einiger der Genannten fällt jedoch in die folgende Periode], Rameau, Matthesen, Marpurg, Kirnberger, Graun, Telemann ꝛc.). — 15. Epoche Gluck (1760—80). Reformation der ernsten Oper. In der Opera buffa Einführung der Arien u. Ensemblestücke. Die franz. komische Oper geschaffen u. ausgebildet, danach die deutsche gebildet (höchste Blüte Piccini's, Majo's, Sacchini's, Guglielmi's ꝛc.; Gretry, Monsigny, Philidor, Rousseau, Hiller, Benda ꝛc. 16. Epoche Haydn u. Mozart (1780—1800). Wiener Schule. Das gearbeitete Quartett u. die große Sinfonie geschaffen. Vervollkommnung der national-deutschen Oper (Mich. Haydn, Salieri, Cimarosa, Anfossi, Paesiello, Naumann, Zingarelli, Albrechtsberger, Dittersdorf ꝛc.). — 17. Periode Beethoven u. Rossini (1800 bis 1830). Höchste Blüte der Instrumentalmusik u. beginnender Flor des Virtuosenwesens. Höchste Ausbildung des deutschen Liedes. Die deutsche romantische Oper (Cherubini, Spontini, Méhul, Boieldieu, Franz Schubert, C. M. von Weber, Spohr, Weigl,

Neukomm, Fr. Schneider &c.). — 19. Epoche Meyerbeer, Mendelssohn u. Schumann (1830—50). Höhepunkt der franz. Großen Oper. Die deutschen Neu- u. franz. Hyper-Romantiker (Bellini, Donizetti, Auber, Marschner, Lachner, Gade, Hiller &c.). — 19. Periode Rich. Wagner u. Verdi (1850—). Reformversuche innerhalb der deutschen Oper (Brahms, Raff, Rubinstein, Reinecke, Bruch, Gounod &c.).

musikalische Instrumente sind Apparate zur Erzeugung musikalischer Töne, Tonwerkzeuge bei welchen die Luft entweder unmittelbar, durch Anblasen, od. mittels Erzitterung von Körpern, welche durch eigene Steifigkeit od. durch Spannung elastisch sind, in Schwingungen gesetzt wird. Die verschiedene Anzahl dieser Schwingungen in einer Zeiteinheit für die verschiedenen Tonhöhen bestimmt das Instrument theils selbst, theils überläßt es die Bestimmung derselben dem Spieler. — Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die natürliche menschliche Stimme vor allen künstlichen Instrumenten stets den Vorrang behaupten muß. Sie bleibt daher immer eine natürliche Norm, nach welcher man die Vollkommenheit jener bemessen wird. Instrumente, welche hinsichtlich der Andauer, gefügigen Biegsamkeit u. Gesangfülle des Klanges ihr am nächsten kommen, werden stets einen hohen Rang überhaupt einnehmen, u. den höchsten Rang insbesondere da, wo es vorzugsweise eben um melodischen Ausdruck sich handelt. Doch wird der Vollkommenheitsgrad der Instrumente auch noch durch einen andern, für die Tonkunst nicht minder wichtigen Umstand bestimmt, durch die Fähigkeit, neben der Melodie auch zugleich die vollstimmige Harmonie darzustellen. Hinsichts ihrer spezifischen Befähigung überwiegend für Melodie od. für Harmonie, u. ferner in Betreff ihrer Bestimmung zur rhythmischen Accentuation, zerfallen alle Instrumente in drei Hauptabtheilungen: a) monodische, einstimmige, melodische; b) polyphone, mehrstimmige, harmonische; c) rhythmische. Monodische Instrumente dienen ausschließlich od. doch im Wesentlichen zur Ausführung einstimmiger Tonfolgen od. Melodien. So alle Blasinstrumente des Orchesters, die nicht mehr als einen Ton auf einmal hervorbringen können. Die Bogeninstrumente ebenfalls; wenngleich auf letzteren auch Doppelgriffe, Akkorde u. mehrstimmige Sätze sich herausbringen lassen, so liegt ein vollständiges harmonisches Spiel doch nicht in ihrer Art u. Konstruktion. Harmonische Instrumente hingegen haben die vollständige Harmonie, möge sie als bloße Akkordfolge od. als wirkliche Polyphonie, als eine Anzahl gleichzeitiger, selbständig geführter Melodien erscheinen. Rhythmische Instrumente, welche zum Theil nur einen Schall ohne bestimmbare Tonhöhe geben, dienen zur Markirung der Accente u. Rhythmen. Unter den melodischen Instrumenten stehen diejenigen an sich am höchsten, die eine vollständige chromatische Skala von möglichst großem u. einheitlich gefärbtem Umfang u. dabei sonore Fülle u. charakteristische Schönheit des Klanges besitzen, außerdem den feinsten Nuancirungen im Seelenausdruck durch Gesang zugänglich sowie hinsichtlich der Technik wohl organisirt u. entwickelt sind. So unter den Saiteninstrumenten Violine, Viola, Violoncell; unter den Blasinstrumenten Klarinette, Oboe, Fagott. Andere werden durch ihre Individualität werthvoll, ungeachtet sie jene Vollkommenheiten nicht alle besitzen, wie das edle romantische Horn, die prächtige Trompete, feierliche Posaune &c. Von den rhythmischen Instrumenten sind ebenfalls einzelne hierher zu rechnen, wie wir in manchen Tonstücken die markigen Accente der Pauke keineswegs würden entbehren wollen. Unter den harmonischen Instrumenten steht zweifelsohne die Orgel obenan, weil sie über die größte Fülle nicht nur an Harmonie, sondern auch zugleich an Klangfärbungen u. Mischungen, außerdem über eine Schallkraft von elementarer Gewalt gebietet. Durch das beliebig lang dauernde Fortklingen ihres Tones wird sie dem Klavier auch hinsichtlich des Vortrags polyphoner Sätze bei weitem überlegen; doch folgen die verschiedenen Grade ihrer Klangstärke wiederum nicht den Nuancirungen eines leisen od. energischen Anschlages der Tasten, weshalb sie hinsichtlich dessen, was man gefühlvollen Vortrag nennt, vom Klavier übertroffen wird. Letzteres aber leidet an einem sehr schnellen Verhallen seiner Klänge; um diesem Mangel abzuhelfen, hat man im vorigen Jahrhundert u. auch schon früher versucht, Bogenstrich u. Tastenmechanismus zu vereinigen, indem nicht Hammeranschlag, sondern Geigenbogen od. umlaufende Scheiben auf die Saiten wirken, wie bei den mannichfachen Arten von Geigenwerken u. Bogenflügeln. Doch stellten sich hierbei wiederum Unvollkommenheiten anderer Art ein. Alle harmonischen Saiteninstrumente, deren Saiten gerissen od. geschnellt werden (Harfe, Laute, Theorbe, Guitarre, Zither), sind — ungeachtet der großen Vorzüge, über die manche unter ihnen (bes. die Harfe) gebieten — im Wesentlichen doch nur Begleit- u. Füllinstrumente; denn der klimpernde Ton der meisten ist noch weniger fortklingend als der des Klaviers u. im Vergleich zu dem der Bogen- u. Blasinstrumente gar nur dürftig. — Schon die Alten theilten die Instrumente in drei, durch Konstruktion, Klangmaterial u. Art der Klangerzeugung geschiedene Klassen, nämlich in Blas-, Saiten- u. Schlag- od. Klinginstrumente, u. wir folgen im Wesentlichen noch heutzutage dieser Eintheilung, wenngleich sehr zahlreiche Arten von Instrumenten untergegangen, andere vollständig umgebildet u. viele neu erfunden sind. Auch haben wir in neuerer u. neuester Zeit durch Verwendung schwingender Metallzungen (Physharmonika) sowie von Scheiben, Röhren u. Glocken von Glas (Harmonika, Euphon, Clavicylinder) noch einzelne Gattungen hinzubekommen, von denen wenigstens die letzteren in jene drei Klassen nicht gut sich einreihen lassen u. bes. genannt werden müssen.

Blasinstrumente. Der Klang entsteht, indem eine in einer festen Röhre von Holz, Metall od. anderem widerstandsfähigen Material befindliche Luftsäule durch Anblasen in Schwingungen gesetzt wird; das Anblasen erfolgt auf zweierlei Weise: a) mit dem Munde, wie bei allen Blasinstrumenten des Orchesters; b) durch Einführung mittels eines Blasebalgs aufgesogener u. komprimirter Luft in die Röhre, wie bei allen Orgelpfeifen. Der Theil des Instruments, durch den die Luft in die Röhre hineingeblasen wird, heißt das Mundstück. Bei den Blasinstrumenten ist es entweder a) ein einfaches Loch, Mundloch (Flöte), od. b) ein aus zwei beim Anblasen oscillirenden Rohrblättchen bestehendes Röhrchen, doppeltes Rohrblattmundstück genannt (Oboe, Fagott); c) ein Mundstück mit fester Oberlippe u. einfachem Rohrblatt, Schnabel genannt (Familie der Klarinette); d) ein kesselartig ausgetieftes Metall, Kessel genannt (Hörner, Trompeten &c.); e) ein gedrehtes Röhrchen (Zinke, Serpent). Bei den Orgelpfeifen tritt der Wind entweder nur durch eine einfache Oeffnung in den unteren Theil der Pfeife (Fuß), entweicht dann theils durch den Aufschnitt u. setzt theils die im Körper befindliche Luftsäule in Schwingungen (Flötenwerke), od. bringt, indem er durch den Stiefel u. das Mundstück in den Pfeifenkörper dringt, eine im Mundstück eingefügte Metallzunge in Oscillation (Rohrwerke). Die Röhre der Blasinstrumente ist bestimmt, entweder nur einen u. denselben Ton (ihren Grundton) zu geben, u. hat dann eine unter allen Umständen gleichbleibende Länge, wie die Pfeifen der Panspfeife u. Orgel, deren Mannichfaltigkeit an Tönen durch eine entsprechende Anzahl verschieden langer Pfeifen hervorgebracht wird, od. aber es werden in ihr mannichfaltig verschiedene Töne erzeugt, wie bei allen Orchesterblasinstrumenten. Solche Röhren, welche nur einen Ton geben, haben auch keine Tonlöcher, indessen kann bei manchen Blasinstrumenten ohne Tonlöcher auch eine große Tonverschiedenheit entweder durch Verschiedenheit der Lippenschwingungen beim Anblasen (Natur-Horn, -Trompete), od. unter Beihülfe von Zügen u. Ventilen (Ventilhörner, -Trompeten), welche die Länge der Röhre verändern, hervorgebracht werden. An Blasinstrumenten mit Tonlöchern (Flöte, Oboe, Klarinette, Fagott) wird durch Oeffnung derselben die Röhre verkürzt, folglich der Ton erhöht; außerdem entstehen höhere Töne auch durch Ueberblasung. Die Tonlöcher sind theils offen, theils mit Klappen gedeckt. Das Material, aus dem die Blasinstrumente gearbeitet sind, ist theils Holz (Holzblasinstrumente), theils Metall (Blech- od. Messinginstrumente). Die Orgelpfeifen bestehen theils aus Holz, theils aus reinem, theils aus mit Blei legirtem Zinn (Orgelmetall). Der Form nach ist die Röhre sehr verschieden, gerade, im Winkel zusammengesetzt (gekröpft), einfach, doppelt, bei den Blechinstrumenten mehrfach im Zirkel zusammengewunden od. in anderen Formen vielfach durch einander geschlungen. Bei den meisten Orchesterblasinstrumenten erweitert sie sich an der Mündung zu einem Schallbecher (Stürze), der bes. bei den Blechinstrumenten breit ausladet, ein wesentlich resonanzgebender Theil u. auf die Klangfarbe von Einfluß ist. Orgelpfeifen sind an Form cylindrisch (prismatisch), od. nach der Mündung konisch sich erweiternd, od. oben enger als am Aufschnitt; ferner an der Mündung ganz offen, ganz gedeckt, od. halb offen (halbgedeckt). Mittels einer Klaviatur gespielt werden von Blasinstrumenten nur Orgel, Positiv, Regal; außerdem auch die Physharmonika, welche man, wenn gleich ihre Töne nicht in Röhren, sondern nur durch freischwingende Zungen entstehen, doch zu den Blasinstrumenten rechnen muß, da ihre Zungen ebenfalls durch einen Luftstrom intonirt werden.

Saiteninstrumente. Der Klang entsteht, indem durch Schlagen, Reißen od. Streichen in Vibration gesetzte Saiten die Luft zu ähnlichen Schwingungen veranlassen; der Resonanzkörper des Instruments verstärkt den an sich fast unhörbaren Saitenklang. Sie zerfallen 1) nach Art ihrer Tonbestimmung in Instrumente a) mit Griffbret; der Spieler bestimmt den Ton, indem er die Saite mit einem Finger der linken Hand fest gegen das Griffbret drückt u. einen dem gewünschten Ton entsprechenden Theil derselben abgrenzt (Violine, Laute, Guitarre &c.); b) ohne Griffbret; die Saiten erklingen stets nur ihrer ganzen Länge nach, es wird nur von ihrem Grundton Gebrauch gemacht (Hackebret, Pianoforte). — 2) Nach der Art, wie ihre Saiten in Schwingungen gesetzt werden, in mehrere Klassen. Die Saiten werden a) mit einem

Bogen gestrichen, Bogen- od. Streichinstrumente; dahin gehören alle Arten der Geige (s. d.), ferner auch die mit Streichmechanismus u. Klaviatur versehenen Bogenflügel u. Geigenklaviere. b) Mit dem Finger od. einem Plectrum gerissen od. geschnellt, wie bei der Laute, Harfe, Zither u. ihren Arten; ferner beim (jetzt nicht mehr gebräuchlichen) bekielten Flügel. c) Durch einen Schlag mit einem festen Körper zum Klingen gebracht (krustische Saiteninstrumente), u. zwar mittels Tangenten (Clavichord), eines Hammerwerks (Pianoforte od. Hammerklavier), od. Klöppel (Hackbret, Pantaleon). Tangenten u. Hämmer beim Clavichord u. Pianoforte werden durch einen Klaviaturmechanismus von unten gegen die Saiten geschnellt, die Klöppel beim Pantaleon u. Hackbret mit der freien Hand geführt, der Schlag erfolgt von oben. Beim Flügel mit Anschlag von oben sowie beim Pianino wirkt der Hammer ebenfalls senkrecht gegen den Steg. d) Durch einen natürlichen od. künstlichen Luftstrom in Oscillation versetzt (Aeolsharfe) u. endlich e) mittels eines Bogen- u. Hammerwerks gleichzeitig in sich vereinigenden Mechanismus intonirt (Bogenhammerklavier).

Schlaginstrumente. Stäbe (Triangel, Holzharmonika, Stahlspiel); Platten, Becken, Glocken von Metall u. Glas; über hohle Körper od. Ringe gespannte Membrane (Pauken u. Trommel, Tambourin) werden durch Schlagen mit einem Hammer od. Klöppel zum Klingen gebracht. Die Becken werden zusammengeschlagen, bei anderen Perkussionsinstrumenten wird auch ein Theil mit dem andern in schnelle u. kräftige Berührung gebracht (Kastagnetten, die Ringe des Sistrum u. Schellenstabes durch Schütteln). Die meisten Schlaginstrumente mit Ausnahme der Pauken, gestimmten Platten, Glocken, Gläser u. dergl. erzeugen nur unbestimmte, dröhnende, klirrende, klappernde u. dergl. Schalle, nicht meßbare Töne; ihre Verwendung kann daher meist nur eine rhythmische sein. Die Pauken hingegen haben bestimmbare Töne u. andere, wie die Glocken-, Stahl- u. Glasspiele sowie die Strohfiedel, haben vollständige Tonleiter, gestatten daher Ausführung von Melodien u. Zusammenklängen.

Schließlich bleibt noch jene Gattung von Instrumenten zu erwähnen, welche von den voranstehend genannten in der Klangerzeugungsart abweichen, ungeachtet ihre Klangkörper dem Wesen nach unter diesen schon vorkommen. Ihre Töne werden an Scheiben, Glocken, Cylinder od. Röhren von Glas, jedoch nicht durch Schlagen od. Blasen, sondern durch Friktion, Streichen mit dem benetzten Finger od. einem dessen Stelle vertretenden Mechanismus hervorgebracht. Dahin gehören Harmonika, Euphon u. Clavicylinder, von denen übrigens die letzteren beiden niemals weiter verbreitet gewesen u. gegenwärtig fast vergessen sind.

Musivgold heißt die unechte, zum Bronziren von Holz, Metallen, Thon, Gips ꝛc. dienende Goldbronze, welche entweder aus einer Legirung von Kupfer, Zink u. Zinn od. aus auf trockenem Wege bereitetem Zweifach-Schwefelzinn besteht.

musivische Arbeit, s. v. w. Mosaik.

Muskateller od. Muskatweine nennt man gewisse sehr zucker- u. alkoholreiche Weine, welche aus einer besonderen Traubensorte, der Muskatellertraube, gekeltert werden u. den dieser Traube eigenthümlichen, stark aromatischen Geschmack besitzen. Es giebt rothe u. weiße M.; obwol die Traube fast überall gebaut wird, werden die eigentlichen M. doch vorzugsweise nur in den wärmeren Ländern gekeltert, Spanien (Moscatel-Gornon), Ungarn (Tokayer), Italien (Muscat Alcorico u. Syrakuser), Kapkolonie (Cap Constantia), Frankreich (Frontignan, Rivesaltes u. Muskat-Lunel) ꝛc.

Muskatnußbaum (Myristica fragrans *Houtt*, M. moschata *Thbg.*), aus der Familie der Myristiceen, ursprünglich einheimisch auf den Molukken, noch heute daselbst gepflegt, wie auf Java, Sumatra u. andern tropischen Inseln sowie in Sierra Leone. Noch im Anfange des 16. Jahrh. bildete der Baum auf den Molukken ganze Wälder, wie das noch immer auf der Insel Lontor der Fall ist. Zu dieser Ausbreitung tragen ein paar Taubenarten wesentlich bei, indem sie die sog. Muskatblüte begierig suchen, dabei aber die ganze Nuß verschlingen u. solche mit ihren Exkrementen wieder entleeren. Der Baum erlangt etwa den Wuchs unsrer Birnbäume u. wirkt durch sein dunkelgrünes Laub u. die glänzendgelbe, orangenartige Frucht überaus reizend. Doch trägt nicht jeder Baum Früchte, weil die einen nur männliche, die andern nur weibliche Blumen hervorbringen. Im reifen Zustande spaltet sich die fleischige Fruchthülle, worauf die mit einem zinnoberrothen, glänzenden Netzwerk übersponnene glänzend schwarze Nuß sichtbar wird. Jenes Netzwerk ist die Muskatblüte (Macis). Man nimmt die Früchte in diesem Zustande mittels kleiner Körbe ab, welche an das Ende eines langen Bambusstabes befestigt sind, zieht dann die Macis vorsichtig ab, die man in weiten, flachen Bambuskörben zum Trocknen an die Sonne stellt, wodurch sie die Farbe erhält, welche die im Handel vorkommende Muskatblüte zeigt. Die Muskatnuß selbst befindet sich in einer schwarzen Schale; noch in derselben eingeschlossen, trocknet man sie über gelindem Feuer in flachen Mulden so lange, bis die zusammengeschrumpften Nüsse in der Fruchtschale klappern. Jetzt erst entnimmt man die Nuß dieser Schale durch Zerbrechen der letztern, sortirt u. verpackt sie in große Fässer von Teakholz. Man sammelt die Früchte zwar das ganze Jahr hindurch, doch fällt die Haupterntezeit auf die zwei Monate, Juni u. September. Der M. ist eine Schattenpflanze; darum pflanzt man zwischen seine Reihen auf den Molukken den Canari (Canarium) aus der Familie der Balsambäume, der seine knorrigen Aeste wie ein schützendes Dach über jenen ausbreitet. Der M. wächst etwa 10—15 m. hoch;



Nr. 4257. **Der gemeine Muskatnußbaum** (Myristica moschata). a männlicher, b weiblicher fruchttragender Zweig, c geöffnete männl. Blüte, d geöffnete weibl. Blüte (natürl. Größe), e Same mit Mantel, f Durchschnitt durch den Samen (½ natürl. Größe), g Keimling (siebenmal vergrößert).

seine Frucht ist eine einsamige Beere, welche reifend in zwei Klappen aufspringt; der Samenmantel, die Macis, enthält bei einer geringen Menge eines ätherischen Oeles bedeutende Mengen eines fetten, wohlriechenden gelben Oeles u. in geringerer Quantität ein ebensolches rothes Oel. Das Gemenge dieser Oele, wie es aus dem Fruchttheile ausgepreßt wird, stellt den bekannten Muskatnußbalsam od. die Muskatbutter dar. Die Nüsse enthalten ähnliche Bestandtheile. Es giebt übrigens noch verschiedene andere Arten des M.es. Als Kulturpflanze nimmt aber die Myristica moschata den ersten Rang ein. Die Bäume tragen erst von dem 8. Jahre an Früchte, dann aber bis in das 70. bis 80. Jahr; am reichlichsten aber vom 15.—25. Jahre. Ein 10jähriger Baum liefert im Jahre etwa 2000 Früchte, welche nach u. nach reifen, wozu sie 7 Monate brauchen. Nach Entfernung des Fleisches, welches keine Verwendung findet, u. der Hülle, Macis, welche an der Sonne getrocknet wird, unterwirft man die Kerne mehrere Monate lang täglich einer Räucherung, bis der Same im Innern zu klappern anfängt; dann werden die harten Schalen durch Stampfen zerbrochen u. die darin befindlichen Samen, die Muskatnüsse des Handels, gesammelt. Die Holländer legen dieselben, um sie gegen Insektenfraß zu schützen, noch eine Zeit lang in Kalkwasser, wodurch die Nüsse eine weiße Oberfläche bekommen.

Muskau, Stadt im preuß. Reg.-Bez. Liegnitz (Kreis Rothenburg, Provinz Schlesien) mit 2841 E. (1871); liegt an der Neiße u. an einer von Weißwasser abzweigenden Seitenlinie der Berlin-Görlitzer Eisenbahn, u. treibt Tuchfabrikation, Töpferei, Maschinenbau u. Braunkohlenbergbau. Zu dem schönen Schlosse gehört der vom Fürsten Pückler-M. (s. d.) angelegte 604 Hektare große Park, welcher die Stadt umschließt u. ein Meisterwerk der Landschaftsgärtnerei ist. In demselben befindet sich das Hermannsbad mit salinischen Stahlquellen, eine Fasanerie u. in der Nähe das Jagdschloß Hermannsruh. — Die 8½ □M. umfassende Standesherrschaft M. gehörte ursprünglich den Herren von Bieberstein, kam 1558 an Fabian v. Schönaich, 1597 an den Burggrafen v. Dohna, 1645 an die Herren v. Callenberg, 1784 an den Grafen v. Pückler u. 1847 an den Prinzen Friedrich der Niederlande.

Muskeln, die wichtigsten aktiven Bewegungsorgane des Körpers, sind verschieden gestaltete, solide od. hohle Organe von weicher, feuchter, rother Masse, die man im gewöhnlichen Leben Fleisch nennt u. die aus dem fasrigen Muskelgewebe bestehen. Dasselbe ist, wie die organische

Materie überhaupt, kontraktil u. besitzt vorzugsweise die Fähigkeit, sich, u. zwar unter Vermittelung der Nerven, willkürlich od. infolge von Reizung zusammenzuziehen (Irritabilität). Je nachdem der Wille die Zusammenziehung der M. u. somit die Annäherung der durch sie verbundenen Körpertheile herbeiführen kann od. nicht, unterscheidet man willkürliche (od. animale) u. unwillkürliche (vegetative od. organische) M. Beide durch dieses physiologische Verhalten charakterisirte Muskelarten unterscheiden sich auch ihrer Struktur nach. Die Formelemente des Muskelgewebes sind nämlich zweierlei Art: entweder sie bleiben einfache, spindelförmige, langgezogene Zellen, dies sind die kontraktilen Faserzellen od. glatten Muskelfasern, od. sie gehen aus Zellaggregaten hervor u. bilden die gestreift erscheinenden, sog. quergestreiften Muskelfasern. Glatte u. gestreifte M. charakterisiren sich nun dadurch, daß erstere auf Reize weniger rasch sich zusammenziehen, beim Aufhören des Reizes nicht unmittelbar nachlassen, während bei den quergestreiften Erregung u. Nachlaß mit Eintritt u. Aufhören des Reizes zusammenfallen. Die glatten sind der Willkür entzogen u. erscheinen bes. häufig in den Organen des vegetativen Lebens (deshalb vegetative M.); die gestreiften sind mit Ausnahme des Herzens willkürliche (animale) M. Während die gestreiften M. der höheren Wirbelthiere roth, sind die niederer Thiere meist blaß. Die (gestreiften) Muskelfasern od. Muskelprimitivbündel bestehen aus einer Hülle, dem Sarcolemma, das man als die frühere, aber nun verdichtete Zellmembran anzusehen hat, u. einer Anzahl Muskelfäserchen od. Fibrillen, die durch Zwischensubstanz (interstitielle Körnchen) verbunden sind. Die aus Zellstoff bestehende Muskelrinde (das Myolemma od. Perimysium) umkleidet eine bestimmte Zahl Muskelfasern zum sekundären Muskelbündel, dergleichen sich wiederum zu tertiären vereinen, welche schließlich den ganzen „M." bilden, der abermals von einer zellfaserigen Hülle, der Muskelscheide, umgeben ist. Während die vegetativen M. Hohl-, Ring- u. Längenmuskeln sind, od. hinsichtlich ihrer Lage (beim Menschen u. den höhern Thieren) Gefäß- u. Schleimhautmuskeln, hat man an den animalen M. den Kopf, Bauch u. (den meist sehnigen Schwanz) zu unterscheiden, ferner den Ursprung od. den Befestigungspunkt (meist ein Knochen) u. den Ansatzpunkt (Insertionspunkt) als die dem Ursprung entgegengesetzte, zu bewegende Stelle. Ihren Hauptformen nach sind die animalen M., deren der Mensch 314 (nach Anderen noch mehr) besitzt, Längen-, Flächen- u. Schließmuskeln (Sphincteren). Einander entgegenwirkende M. heißen Antagonisten; dergl. sind die Beuger u. Strecker (Flexoren u. Extensoren), die An- u. Abzieher (Adductoren u. Abductoren), die Vor- u. Rückwärtsdreher (Pronatoren u. Supinatoren). Nach ihrer Lage am Körper endlich unterscheidet die Muskellehre (Myologie) Kopfmuskeln, Gesichtsmuskeln, Halsmuskeln, Brustmuskeln, Rückenmuskeln, Bauchmuskeln, Extremitätenmuskeln 2c., u. wird die Gesammtheit der M. als Muskulatur bezeichnet. Hülfsorgane der M. sind die Flechsen od. Sehnen, welche die Anheftung am Knochen vermitteln u. die man, wenn sie hautähnlich platt sind, Aponeurosen nennt, während Fascien od. Muskelhäute sehnige Häute sind, die einzelne M. od. Gruppen solcher umhüllen, um sie genauer in ihrer Lage zu befestigen. Mit der in der Leistung mechanischer Arbeit bestehenden Muskelthätigkeit ist ein Stoffwechsel mit Wärmebildung verbunden, der hauptsächlich in Oxydationen besteht; die Anhäufung solcher Oxydationsprodukte veranlaßt die Ermüdung des Muskels. Im Muskel laufen Strömungen (Muskelströme), die mit den elektrischen Strömen große Aehnlichkeit besitzen.

Muskete ist der seit dem 16. Jahrh. allgemein gewordene Name für das Feuergewehr der Infanterie. Die M. trat an Stelle der Arkebusen, welche bei ihrem Gebrauche eines besonderen Gestelles zum Auflegen bedurften, indem die mit fortschreitender Technik möglich gewordenen Verbesserungen, bes. in Anfertigung eines kräftigeren Pulvers u. besserer Eisentheile, Erleichterungen der Waffe möglich machten, so daß anstatt des Gestelles, welches der Arkebusier nothwendig hatte, der Musketier nur noch einer Gabel bedurfte, auf welche er seine Waffe beim Schießen auflegte. Weitere Erleichterungen der M., nam. durch Gustav Adolf, machten die Gabel entbehrlich, obwol der österr. Feldmarschall Montecuculi (1670) dieselbe noch für unbedingt nothwendig erklärte. Die M. eroberte nun immer mehr Terrain gegenüber der Pike, u. seit man diese letztere durch Einführung des Bajonnets ganz mit dem Feuergewehr vereinigt, erscheint die M. vom 18. Jahrh. an als die ausschließliche Waffe der Infanterie. Musketon ist eine kurze M., womit man Gendarmerie, Fußartillerie 2c. bewaffnete.

Muspilli betitelt man nach dem Vorgang des ersten Herausgebers Schmeller das Bruchstück eines althochdeutschen Gedichtes in alliterirenden Versen, welches vom Jüngsten Gericht handelt u. bei allem Festhalten an der christlichen Dogmatik doch bedeutende Spuren altheidnischer Vorstellungen enthält. In seiner vorliegenden Form ist das Gedicht sehr wahrscheinlich von keinem Geringeren als von Ludwig dem Deutschen (s. d.) aus dem Gedächtniß auf den Rand eines ihm gewidmeten Buches geschrieben. Die Bedeutung des im Gedicht vorkommenden Wortes M. ist streitig: es wird als Weltenbrand, Götterverderben 2c. erklärt, soll aber jedenfalls den Untergang der Welt beim Jüngsten Gericht bezeichnen. Herausgegeben wurde M. zuerst von Schmeller (Münch. 1835), zuletzt von Müllenhoff u. Scherer in ihren „Denkmälern deutscher Poesie u. Prosa aus dem 8.—12. Jahrh." (2. Aufl., Berl. 1873).

Musselin, s. „Baumwollengewebe" unter „Baumwolle".

Musset (spr. Müsseh), Alfred de, berühmter franz. Dichter, wurde 11. Nov. 1810 zu Paris geb. u. starb daselbst 2. Mai 1857; er hat sich weder einem bestimmten Berufe gewidmet noch je ein Amt bekleidet, sondern lebte nur für die Poesie u. gab sich, so lange er jung war, den Genüssen der Jugend rückhaltlos hin. M. ist einer der begabtesten Dichter der romantischen Schule Frankreichs u. hat nam. in der Lyrik sich zu den höchsten u. edelsten Schöpfungen erhoben. Seine „Les Nuits" betitelten Dichtungen (1840) sind unstreitig eine der bedeutendsten, wenn nicht geradezu die bedeutendste Leistung der neueren franz. Lyrik. Ungleich schwächer sind seine Jugendgedichte „Contes d'Espagne et d'Italie" (1830) u. „Le Spectacle dans un fauteuil" (1832). Ebenso gewandt wie den Vers verstand M. auch die Prosa zu handhaben, wie er es in mehreren kleineren Novellen (z. B. „Frédéric et Bernerette" u. „Le merle blanc") u. einer großen Anzahl dramatisirter Sprüchwörter bewies. Die letzteren errangen, obwol sie ursprünglich meist gar nicht für die Bühne berechnet waren, auf derselben glänzende Erfolge. Mitglied der Akademie war M. seit dem Jahre 1852. — Eine Gesammtausgabe seiner „Oeuvres" erschien in 10 Bdn., Par. 1865 f.

Mustapha, Kara, s. „Kara Mustapha".

Mustapha Fazyl-Pascha, jüngerer Bruder des Vizekönigs Ismaïl von Aegypten (s. d.), geb. zu Kairo 1830; war zwar der Einzige seiner Familie, der keine europ. Erziehung erhielt, doch befreundeten ihn häufige Reisen durch alle Länder Europa's so sehr mit der abendländischen Civilisation, daß er u. A. mehrere Schulen auf seine Kosten in Aegypten gründete u. eine Anzahl junger Leute, darunter auch seinen ältesten Sohn, in Paris ausbilden ließ. Auch rief er die erste Nationale Ausstellung zu Konstantinopel ins Leben (1863). Damals war er, nachdem er einige Monate das Ministerium des öffentl. Unterrichts verwaltet hatte, türk. Minister der Finanzen, als welcher er auch das erste Budget des Ottoman. Reichs veröffentlichte. Seit 1864 gehörte er dem Staatsrathe eine Zeit lang als Minister ohne Portefeuille an. Er starb zu Konstantinopel 2. Dez. 1875. Dem türk. Erbrecht gemäß war er eigentlich als nächstältestes männliches Mitglied seiner Familie der präsumtive Thronerbe in Aegypten, ging aber dieses Rechtes durch den Ferman von 1861 (s. „Ismaïl") verlustig, gegen den er deshalb auch förmlich protestirte.

Musterschutz gewährt für eine bestimmte Zeit dem Erfinder od. dessen Bevollmächtigtem (Abtretung durch Ankauf) das ausschließliche Eigenthumsrecht an Zeichnungen u. Modellen (Mustern), welche, wie bei Geweben aller Art, auf Porzellan, Glas 2c., auf der Oberfläche in irgend einer Weise fixirt (eingewebt) sind, od., wie ebenfalls bei Porzellan-, Glas-, Thon-, sodann bei Holz-, Metallwaaren 2c., die Form selbst bestimmen. Der Erfinder eines solchen Musters meldet dasselbe bei der Behörde unter Beifügung der Zeichnung u. des Modells an, u. wenn nach einiger Zeit ein Widerspruch gegen die Neuheit u. Originalität nicht erfolgt ist, wird dem Anmeldenden bald mit bald ohne Veröffentlichung des Musters ein Monopol für die alleinige Verwerthung desselben auf 1, 2, 3, auch 5—7 Jahre vertheilt. Die Verwerthung desselben Musters durch Andere wird, wenn sie ohne Zustimmung des Eigenthümers geschieht, bestraft. Musterschutzgesetze finden sich in Frankreich, England, Belgien, Nordamerika, Oesterreich, Rußland; in Deutschland erst seit 1875. Obgleich die Gewährung eines solchen gesetzlichen Schutzes vielfach angegriffen worden ist, weil streng genommen kaum Jemand ein ausschließliches Eigenthumsrecht an einer Figur, einer Form, Zeichnung Farbenzusammenstellung 2c. blos deshalb geltend machen kann, weil er sie in Abbildung zuerst bei der Behörde eingereicht hat, u. weil bei kleinen Abweichungen in anderen Mustern sehr schwierig zu entscheidende Prozesse entstehen, hat man in allen industriellen Staaten mit zur Zeit einziger Ausnahme der Schweiz sich doch aus vorwiegend praktischen Gründen für den M. entschieden. Man will den Industriellen, der nach vielleicht vielen vergeblichen Versuchen u. entsprechenden Kosten

ein geschmackvolles Muster od. eine künstlerisch-gefällige Form gefunden hat, nicht der Gefahr aussetzen, daß sofort nach dem Erscheinen der Artikel auf dem Markte der Konkurrent sich desselben Musters bemächtigt u., weil für ihn die Kosten für das Muster selbst wegfallen, durch billigere Preise, auch wol durch schlechtere Ausführung 2c. den Erfinder schädigt. Bes. maßgebend ist indessen überall die Erwägung gewesen, daß nur diejenige Nation sich mit ihren Industrieprodukten dauernd auf dem Weltmarkte behaupten kann, welche mit guter Qualität der Waaren eine möglichst gefällige, den Ansprüchen der Kunst gerecht werdende Ausführung in der äußeren Erscheinung verbindet. Seitdem man dies erkannt hat, ist der Pflege der sog. Kunstgewerbe besondere Beachtung zu Theil geworden u. man würde sich damit in Widerspruch gesetzt haben, wenn man jede Verbesserung u. jeden Fortschritt, der von der Industrie in dieser Richtung gemacht wird, den Gefahren der vollständig freien u. sofort auch kostenlosen Mitbenutzung durch die Konkurrenten preisgegeben hätte. Auf der anderen Seite ist wiederum dadurch, daß das Monopol der alleinigen Verwerthung dem Erfinder nur auf wenige Jahre u. unter gewissen Vorsichtsmaßregeln ertheilt wird, dafür gesorgt, daß die mit jedem Monopol verbundenen Nachtheile nicht od. nur wenig schaden können.

Mutation (a. d. Lat.), Veränderung, Wechsel; M. der Stimme, s. „Mannbarkeit". — Mutiren, die Stimme wechseln.

mutatis mutandis (lat.), mit Abänderung dessen, was geändert werden muß, od. mit den nöthigen Abänderungen.

muthen, nach nutzbaren Mineralien suchen; s. „Bergbau"



Nr. 4258. Mutsu-hito, Mikado von Japan (geb. 22. Sept. 1852).

Mutsu-hito, Mikado od. Kaiser von Japan, Sohn u. Nachfolger des 1867 verstorbenen Mikado Komeï-Tenno, geb. 22. Sept. 1852; setzte den zwischen seinem Vater u. dem Sgogun Stotsbaschi 1866 ausgebrochenen Krieg fort u. gelangte, nachdem infolge der Schlacht bei Fusimi das Sgogunat 1868 aufgehört, wieder zu der ungetheilten Herrschermacht seiner Vorfahren. Damit begann für Japan eine neue Aera, die der allerumfassendsten Umgestaltung, theilweise selbst des Umsturzes von dem früher Bestehenden. Um möglichst schnell Theilgenosse an allen geistigen u. materiellen Errungenschaften der Kulturvölker des Westens zu werden, schuf die Regierung M.'s, die ihren Sitz nach Jedo (offiziell Tokio, Hauptstadt des Ostens, genannt) verlegt hat, eine Flotte u. ein Landheer, stellt Eisenbahnen u. Telegraphenlinien her, baut mit sehr unnöthiger Verschwendung vieler Millionen Prachtgebäude, wie die Münze in Ohasakka, unterhält Gesandtschaften in Washington u. an den größeren europ. Höfen, läßt viele Hunderte von jungen Japanern mit großem Kostenaufwand in Europa u. Nordamerika studiren, beruft auch mit hohen Gehalten eine beträchtliche Anzahl europäischer u. amerikanischer Lehrer aller möglichen Wissenschaften nach Japan, stiftet Ritter-Orden nach europ. Art, sucht die Kleidertracht der Europäer den Eingeborenen anzuoktroyiren, hegt selbst den Gedanken, eine fremde Sprache u. Schrift, die der Engländer, in Japan einzuführen, u. verbindet mit diesem Eifer für den Fortschritt eine schonungslose Unduldsamkeit gegen alle Institutionen, welche, wie nam. der Buddhismus, von den Sgoguns Schutz u. Begünstigung erfuhren. Da aber den Freunden dieser vielfach mit Uebereilung, ja Ueberstürzung vorgenommenen Neubildung des ganzen Staatswesens u. aller inneren Zustände eine mächtige Partei gegenübersteht u. die ungeheuern Ausgaben die Finanzkräfte des Reiches bereits überschritten haben, so ist früher od. später eine gewaltsame u. blutige Reaktion gegen die jetzt herrschende Richtung nicht unmöglich. M. hat vollständig den jap. Typus; vermählt ist M. seit 28. Dez. 1868 mit Haru-ko, der 17. April 1850 geborenen Tochter des verstorbenen Tadaka-Daïdsin. Da jedoch diese Ehe bis jetzt kinderlos geblieben, so soll für den Fall des Ablebens M.'s ohne Nachkommen der Nachfolger aus den Mitgliedern der fürstlichen Häuser Katzura, Arisugawa, Fuschimi u. Kannin gewählt werden.

Mutterharz, s. „Galbanum".

Mutterkorn (Secale cornutum) ist ein Pilzgebilde, welches sich hauptsächlich in nassen Jahren auf den Aehren des Roggens (Secale cereale *L.*) bildet, gesammelt, getrocknet u. an Droguisten u. Apotheker verkauft wird. Das getrocknete M. erscheint als längliche, etwas gekrümmte, mit drei Längsfurchen versehene, oben u. unten spitz zulaufende Körperchen von dunkelblauschwarzer Farbe; innen ist es fast weiß; es besitzt ferner einen schwachen, eigenthümlichen Geruch, der sich aber in einen sehr starken, unangenehmen Heringsgeruch verwandelt, wenn man das gepulverte M. mit Aetzkalilauge übergießt. In größeren Mengen genossen wirkt das M. giftig, in kleineren Dosen wird es bei Frauenkrankheiten angewendet. Außer der genannten Base enthält das M. noch zwei andere zu den Alkaloiden gehörige Stoffe, das Ergotin u. Ecbolin; diese sollen hauptsächlich seine Wirksamkeit bedingen.

Mutterkraut, s. „Bärwurz".

Mutterlauge nennt man diejenige Flüssigkeit, welche nach dem Auskrystallisiren irgend eines Salzes aus seinem Lösungsmittel über den ausgeschiedenen Krystallen stehen bleibt, u. demnach, wenn das Salz rein war, eine konzentrirte gesättigte Lösung desselben. War das Salz unrein od. waren mehrere Salze gemengt, so enthält die M. immer die leichter löslichen Salze gelöst. Was im Handel unter dem Namen **Mutterlaugensalz** vorkommt, sind Salze, die durch Verdampfen der M. gewisser Mineralwässer erhalten werden, z. B. Kreuznacher Mutterlaugensalz, Wittekinder, Nauheimer 2c. Diese Salze sind meist reich an Brom- u. Jodverbindungen u. werden zu Bädern benutzt.

Muttermal ist eine angeborne Erkrankung der Haut, die sich in verschiedener Form darstellt. Zunächst versteht man darunter eine angeborne Erweiterung der in der Haut liegenden kleinsten Blutgefäße (der sog. Haar- od. Capillargefäße). Solche Geschwülste sind theils flach, theils erhaben, entweder roth, blauroth od. braun. Sie sind so blutreich, daß sie bei Verletzung viel Blut ergießen, weshalb man sich vor Verwundung des M.s hüten muß. — Eine andere Art von M. ist das sogenannte Fleckenmal, welches nur in einer krankhaften Ablagerung von Farbstoff (Pigment) in der Haut besteht. Bisweilen sind die röthlich, bräunlich od. schwärzlich gefärbten Hautpartien auch mehr od. weniger dicht mit Haaren besetzt; diese Form stellt das sog. „Mausfell" dar. Während das Fleckenmal u. das behaarte M. ungefährlich sind u. nur dann, wenn sie am Gesicht vorkommen, mehr od. weniger entstellen, ist das Blutgefäßmal bedenklicher, indem sich bisweilen die Geschwulst durch allmähliche Zunahme der Blutgefäßerweiterung in nicht geringem Grade vergrößert u. sich der sog. lappige Gefäßschwamm, die „cavernöse" Blutgeschwulst, ausbildet. In den meisten Fällen ist jedoch die angeborene Gefäßerweiterung nur eine Erweiterung der obersten Hautgefäße (eine Teleangiektasie), das eigentliche Feuermal, wobei die erweiterten Blutgefäße einfach durch die Haut schimmern, häufig sich nicht, wie bei dem Blutgefäßmale, mit dem Finger wegdrücken lassen, auch nicht nach der Geburt zu einer Geschwulst anwachsen. — Das Fleckenmal, das behaarte M. u. das Feuermal können einfach durch Aetzmittel (Betupfen mit konzentrirter Essigsäure, rauchender Schwefelsäure, Aetzstein od. Chlorzink), durch Aufsetzen des Glüheisens, durch Kuhpockenimpfung, bisweilen auch schon durch Anwendung von blasenziehenden Mitteln beseitigt werden. Dagegen sind bei Blutgefäßmälern größere chirurgische Eingriffe zur Exstirpation nöthig, die wegen der starken Blutung große Vorsicht erfordern.

Mwutan-Nzige ist der Name des 14. März 1864 von Samuel White Baker entdeckten u. Albertsee getauften zweiten Nilquellsees, welcher in seinem südl. Theile vom Aequator durchschnitten u. von dem Ukerewe-See (Viktoriasee) durch Plateaulandschaften geschieden wird.

An seiner Ostseite liegt das Negerreich Unioro. Der Nil tritt, nachdem er den Murchisonfall gebildet, in den M.-N. an seinem Nordostende ein, um ihn 10 M. weiter im N. wieder zu verlassen. Die Breite des sich in unmeßbare Fernen nach S. ausdehnenden riesigen Wasserbeckens verengert sich in seinem nördl. Theile auf 10—12 M.; am jenseitigen Ufer sah er Berge von 2300 m. Höhe. Mit dem Tanganjika-See steht der M.-N. nach Stanley's Entdeckungen nicht in Verbindung, wie Baker angenommen hat.

Mykăle, der westlichste steile Theil des ionischen Gebirges Messogis, welcher der Insel Samos gegenüber in das Meer abfällt; berühmt durch den 479 v. Chr. unweit von hier von Leotychides u. Xanthippos über die Perser erfochtenen Seesieg.

Mykēnä, nach der pelasgischen Periode die Hauptstadt der Achäer in Argolis. Ihre Blüte war jedoch von kurzer Dauer; denn bei der Einwanderung der Dorier war Argos bereits die bedeutendste Ansiedelung in der Ebene. Noch jetzt befinden sich im nördl. Winkel derselben auf einem Felsrücken die Ruinen der 463 v. Chr. von den Argivern eroberten u. infolge dessen von den Einwohnern verlassenen Achäerstadt. Man sieht noch die Kyklopenmauern mit dem berühmten Löwenthor (Abb. Bd. IV. S. 970) u. außerdem unter einem künstlichen Erdhügel das Kuppelgewölbe, welches von den Gelehrten das „Schatzhaus des Atreus" (Abb. Bd. IV. S. 967), von den Umwohnern das „Grab des Agamemnon" genannt wird, nebst anderen Resten.

Mylady u. Mylord ist die Anrede an Diejenigen, denen der Titel Lady (s. d.) od. Lord (s. d.) zusteht.

Mynster, Jakob Peter, dän. Theolog, ausgezeichneter Kanzelredner u. Fachschriftsteller, geb. zu Kopenhagen 8. Nov. 1775; widmete sich nach seinen Universitätsstudien eine Zeit lang dem Lehrfache, ward 1801 Prediger in Spjellerup (Seeland), im Dez. 1811 erster Kaplan an der Frauenkirche in Kopenhagen, 9. Mai 1828 Hof- u. Schloßprediger sowie Direktionsmitglied für die Universität u. die gelehrten Schulen, 9. Sept. 1834 Bischof von Seeland u. starb zu Kopenhagen 30. Jan. 1854. In der Frauenkirche wurde ihm 1858 ein Denkmal errichtet. Seine Hauptwerke sind die auch ins Deutsche übersetzten „Betrachtungen über die christl. Glaubenslehre" (Kopenh. 1833; deutsch von Schorn, Hamb. 1835) u. seine „Ordinationsreden" (1. Samml., Kopenh. 1840—43; deutsch von Kalkar, Hamb. 1843; 2. u. 3. Samml. Kopenh. 1846—51). Außerdem sind von seinen Schriften zu nennen die „Kleinen theologischen Schriften" (ebd. 1825) sowie die „Vermischten Schriften" (6 Bde., ebd. 1852 bis 1857) u. die Sammlung seiner Kasualreden (ebd. 1854). Auch verfaßte er Brönsted's Biographie (ebd. 1844) u. eine Selbstbiographie („Mittheilungen aus meinem Leben", ebd. 1854).

Myologie, Lehre von den Muskeln.

myops, s. v. w. kurzsichtig.

Myosotis, eigentlich Mäuseohr, gewöhnlich aber Vergißmeinnicht; Pflanzengattung der Boragineen, mit vielen krautartigen Spezies. Sie bringen fast sämmtlich liebliche blaue Blumen hervor, welche sehr oft in Masse auftreten u. eine große Zierde der Landschaft sind. Als Zierblumen verwendet man deshalb auch einige Arten zu Sträußern (M. palustris) od. selbst in Gärten für kleine Blumenbeete (M. alpestris); M. Azorica zeichnet sich durch schön dunkelblaue Blumen aus.

Myriade (griech.), eig. ein Zehntausend; uneig. eine unzählbare Menge.

Myriapoden, s. „Tausendfüßler".

Myristica, s. „Muskatnußbaum".

Myrmidonen, ein hellenischer Stamm in Thessalien, der zum Reiche des homerischen Achilleus gehörte. Später verschwanden sie im Namen der phthiotischen Achäer.

Myron, berühmter griech. Erzbildner aus Eleutherä in Böotien, der um die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. blühte. Er war Schüler des Ageladas, Mitschüler des Phidias u. des Polyklet. In seinen Bildwerken, die fast alle aus äginetischem Erz waren, strebte er vorzugsweise nach Naturwahrheit, obwol er sich von dem früheren strengen Stil, wie er uns in den Aegineten-Statuen vorliegt, noch nicht ganz losmachen konnte. Er schuf meistens Athleten, aber auch Thiergestalten, unter denen ein Hund u. 4 Stiere erwähnt werden; eine Kuh wurde wegen ihrer Lebenswahrheit in zahlreichen Epigrammen gepriesen. Doch wissen wir über diese Werke nichts Näheres. Ein Satyr im Lateran u. der berühmte Diskoswerfer (Abb. Bd. III Sp. 1087) werden auf M. zurückgeführt.

Myroxylon u. Myrrhe, s. „Balsambäume".

Myrte (Myrtus communis), auch Myrtenstrauch, der großen u. nur den wärmeren Zonen angehörenden Familie der Myrtaceen zuzählend, bei uns nur in Kübeln u. Töpfen gezogen, einheimisch in Südeuropa, von wo er bis nach dem österr. Littorale im Freien reicht. Die M. bildet einen Strauch von Manneshöhe od. darüber, mit gegenständigen derben u. lederartigen, glänzendgrünen Blättern von verschiedener Breite, aber im Ganzen doch nur kleinem, eiförmig-zugespitztem Laube, mit weißen, rosenartigen, einfachen Blumen, welche sehr viele Staubfäden besitzen, aber auch mit gefüllten Blumen, die, in den Blattachseln des Gipfels entspringend, nur einzeln zu stehen pflegen u. eine kleine, blauschwarze, beerenartige Frucht erzeugen. Zweig, Laub u. Blumen riechen gerieben sehr angenehm aromatisch; durch Destillation der letzteren erhält man das bekannte Eau d'Ange. Wegen ihres aromatischen Oeles gebrauchten auch die Alten die Myrtenbeeren als Gewürz. Heute verwendet man sie in Südeuropa, nam. in Griechenland, in Wein gesotten bei Durchfällen der Kinder, sowie man auch früher die gallenartigen Auswüchse am Stamme u. an älteren Zweigen als zusammenziehendes Mittel benutzte. Das ätherische Oel der M. hat eine grüne Färbung. Der Strauch selbst zählt zu den immergrünen Pflanzen, u. seine angenehmen Eigenschaften gaben ihm schon früh ein hohes Ansehen bei Südeuropäern u. Asiaten; denn die eigentliche Urheimat soll Persien sein. Die M. galt bei den alten Hellenen als der paphischen Venus, der Göttin der Ehe, geheiligt. Selbst die siegreichen Feldherren des Alterthums verschmähten es nicht, sich mit einem Myrtenkranze zu schmücken, wahrscheinlich weil er durch das Immergrün des Strauches auch als Symbol dauernden Ruhms wie der Lorber galt. Die Pflanze ist in Europa die einzige Vertreterin ihrer großen Familie, von welcher Amerika allein über 1500 bekannte Arten zählt. Manche dieser Arten tragen eßbare Früchte; z. B. der Arayan (M. Arayan) in Peru mit rothen Beeren; ähnliche Arten giebt es in Chili, Brasilien u. Ostindien (M. multiflora, mucronata, leuco-myrtillus, tomentosa). — Die Familie selbst bringt nicht nur Sträucher, sondern auch Bäume von oft stattlichem Wuchse hervor, die aber sämmtlich lederartige u. oft sehr aromatische Blätter tragen. Das Holz ist von mehreren, auch von der gemeinen M., fest u. seiner Schönheit willen sehr gesucht. — Die Myrtaceen spalten sich in viele Gruppen, unter denen die Eugenieen z. B. den Gewürznelkenbaum u. die Jambusenäpfel, die Pimenteen, zu denen die gemeine M. gehört, den Amomenstrauch u. Pimentbaum neben Obst erzeugenden Arten (Guajave), die Lecythideen die kolossalsten Bäume mit topfähnlichen Früchten (z. B. Bertholletia excelsa) ꝛc. hervorbringen. Alle zusammen sind das echte pflanzliche Wahrzeichen warmer Zonen.

Mysien, eine Landschaft im westl. Kleinasien, die nördl. an die Propontis u. den Hellespont, westl. an das Aegäische Meer, südl. an Lydien u. östl. an Bithynien u. Phrygien grenzte. Sie zerfiel in fünf Theile: Mysia minor, M. major, Troas, Aeolis, Teuthrania. Die Hauptgebirge des Landes hießen Ida u. Temnos (j. Demirji-Dagh); seine Flüsse waren größtentheils unbedeutende Küstenflüsse, darunter der bekannte Granikos (j. Kodsche-Su). Das Land war weniger ergiebig, da es an Wäldern u. Sümpfen Ueberfluß hatte. Die Einwohner zerfielen in Mysier u. Aeolier. Jene, welche erst nach dem Trojanischen Kriege die früher dort seßhaften Phrygier verdrängten, wanderten wahrscheinlich aus Thrakien ein, standen auf niedriger Kulturstufe u. trieben vorzugsweise Viehzucht. Unter den Städten sind die bekanntesten: Kyzikos (s. d.), Parion, Lampsakos (j. Lepsek), Abydos (j. Avido), Dardanos, Sigeon, Assos (j. Beiram-Kalessi), Antandros (j. Antandro), Adramyttion (j. Adramit), Ilion, die äolischen Bundesstädte: Atarneus (wahrscheinlich j. Dikeli-Kiöi), Pitane, Eläa, Grynion, Myrina (j. wahrscheinlich Sandarlik), Kyme, Aegä ꝛc.; außerdem bes. Pergamon nebst Gambrion, Parthenion ꝛc. Die vor der mysischen Küste gelegenen Inseln waren in der Propontis: Prokonnesos, Elaphonesos, Ophiussa, im Aegäischen Meere: Tenedos, Lesbos u. die Arginusen.

Mysore (spr. Maisur), eine unmittelbar unter dem Generalgouverneur von Indien stehende Provinz von 1303,67 □M. u. 4,274,544 E. (1871); liegt im S. der Halbinsel zwischen den Ost- u. Westghats u. besteht aus Hochebenen, theilweise mit schönen Waldungen bedeckt, welche Sandelholz zum Export liefern u. in einzelnen Gebirgszügen bis 1800 m. ansteigen. Der N. gehört zum Gebiet des Kistna, der S. zu dem des Cavery; zahlreiche Flüsse strömen kürzeren u. schnellen Laufes der Koromandelküste zu. Das Klima ist gemäßigter als im Dekhan, doch in den Westghats wegen der starken Regenmenge in vielen Gegenden ungesund; in der heißen Jahreszeit sind Maxima der Temperatur von 40° C. im Schatten nicht selten. Die tropischen Pflanzenprodukte Indiens sind hier in großer Fülle vertreten u. Tiger, Leoparden, Elefanten u. andere wilde Thiere noch in Menge zu finden. Eisen, Gold, Diamanten u. andere Edelsteine sind die Produkte des Bodens; die industrielle Thätigkeit der Bevölkerung ist gering u. beschränkt sich auch fast nur auf Weberei. Die Bewohner sind brahmanischen Stammes u. gelten für betrügerisch u. liederlich. M., bis 1556 ein Vasallenstaat des Reiches

Karnata u. nach 1650 des Sultanats Bedschapur, kam 1685 unter Aureng-Zeyb an das Reich Delhi. Hyder-Ali stiftete aber 1759 eine neue mohammedanische, selbständige Dynastie M., deren Grenzen nam. unter seinem Sohne u. Nachfolger Tippo-Saïb beträchtlich erweitert wurden; 1792 kam die Hälfte des Staates unter britische Oberhoheit u. 1832 das ganze Land unter britische Verwaltung. — Die Hauptstadt **M.** mit 57,765 E. (1871) ist jetzt noch der Sitz des Radscha's u. ziemlich gut gebaut; die Bewohner fertigen nam. Teppiche. In der Nähe befinden sich großartige Felsenfiguren in Tempeln. Die größte Stadt der Provinz ist Bangalore (s. d.).

Myslowitz, Stadt im oberschlesischen Kreise Beuthen (Reg.-Bez. Oppeln) mit 6267 E. (1871), darunter 3500 Polen, 850 Juden u. 500 Protestanten; liegt an der schiffbaren Schwarzen Przemsa u. an den Eisenbahnen Breslau-Oswiecim u. M.-Trzebinia u. unweit der russ.-poln. Grenze; treibt bedeutenden Grenzhandel u. ausgedehnten Kohlenbergbau.

Mystère, Mystery, s. „Geistliche Spiele."

Mysterien (d. h. Geheimnisse) hießen im alten Griechenland die Religionsübungen gewisser Genossenschaften, an denen nur die Eingeweihten Theil nehmen konnten u. deren Ritual außerdem eine verborgene Bedeutung hatte. Es gab solche Vereine, die blos privater Natur waren, wie die Orphiker; andere M. aber bildeten einen wesentlichen Bestandtheil des Staatskultus u. ihre Verwaltung war einer besonderen, angesehenen Priesterschaft übertragen. Einige dieser Kulthandlungen wurden wieder nur von den dazu bestellten Beamten vorgenommen, andere ließen die Theilnahme einer zahlreichen Gemeinde zu, aber zuweilen auch nur aus einer bestimmten Klasse der Staatsangehörigen, z. B. der Frauen. Gemeinschaftlich aber war allen M., daß von Allem, was bei ihrer Feier vorgenommen wurde, keinem Uneingeweihten Etwas verrathen werden durfte, weshalb wir auch über das Wesen dieser Kulte sehr unvollkommen unterrichtet sind. Die berühmtesten M., die eleusinischen, gehörten zu denen, die von einer zahlreichen Gemeinde begangen wurden. Sie knüpften sich von uralter Zeit her an das Heiligthum der Demeter in der attischen Stadt Eleusis. Die Sorge für die Anordnung der Mysterienfeier gehörte zu den Obliegenheiten des zweiten Archonten, als des Oberaufsehers über das ganze Religionswesen des Staates. Ihn unterstützten Vorsteher aus den ältesten Geschlechtern in Eleusis u. Athen. Wer die Mysterienweihe erhalten wollte, mußte sich der Vermittlung eines eingeweihten Bürgers bedienen; doch wurden alle Hellenen zugelassen, auf denen nicht Blutschuld od. andere schwere Vergehungen lasteten. Die eleusinischen M. bestanden aus zwei durch einen halbjährigen Zwischenraum getrennten Feierlichkeiten. Im Frühjahr wurden die kleinen, zur Erntezeit die großen M. abgehalten. Jene galten der Persephone (Kore) u. dem Dionysos (Jakchos), der als Sohn od. Bruder der Ersteren angesehen wurde. Die Feier wurde in einem Demetertempel, der in der Vorstadt Agra lag, vorgenommen, u. an ihr durften sich die Einzuweihenden od. Mysten betheiligen, welche erst durch die Theilnahme an den großen M. zu Epopten, d. h. Schauenden, wurden. Bei den großen M. mußten die Mysten erst eine Reinigung im Meerwasser vornehmen. Die folgenden Tage wurden wahrscheinlich mit Andachtsübungen u. Opfern ausgefüllt. Am Hauptfeste selbst fand zuerst eine feierliche Prozession der Mysten auf der von Athen nach Eleusis führenden heiligen Straße statt, wobei das Bild des Jakchos vorangetragen u. den beiden Göttinnen in Eleusis zugeführt wurde. Unterwegs gab es mehrere durch die Demeterlegende geheiligte Stationen, an denen bestimmte Festgebräuche geübt wurden. Dabei waren alle Theilnehmer festlich geschmückt u. mit Myrten bekränzt; die Eingeweihten trugen außerdem wollene Fäden um den rechten Arm u. den linken Fuß. Die Festhandlungen der folgenden Tage fanden theils in der Umgebung des Weihetempels, theils im Innern desselben statt. Die Mysten hatten auch ein längeres Fasten zu beobachten, bevor diejenigen liturgischen Handlungen vorgenommen wurden, welche den Haupttheil der M. ausmachten. Es scheint, daß hierbei göttliche Symbole u. segenspendende Reliquien mancherlei Art vorgezeigt wurden, während Sängerchöre mit Instrumentalbegleitung die Erhebung der Andächtigen steigerten. Das Ansehen der eleusinischen M. erhielt sich lange. Selbst mehrere röm. Kaiser ließen sich weihen, u. als der christliche Kaiser Valentinian alle Nachtfeiern verbot, ließ er sich erbitten, die M. zu Eleusis auszunehmen. M. nach dem Muster der eleusinischen gab es in Phlius, in Messenien, Megalopolis u. Lerna. Die auf der Insel Samothrake gefeierten M. scheinen dem Namen der Kabiren (s. d.) nach phönikischen Ursprungs zu sein. Von ihnen wissen wir noch weniger als von den eleusinischen; nur soviel ist bekannt, daß den Novizen — u. es wurden auch Weiber u. Kinder zugelassen — vor der Aufnahme ein Sündenbekenntniß abverlangt wurde, u. daß die Eingeweihten eine purpurfarbige Binde als Schutzmittel in Gefahren erhielten. Kabirenmysterien gab es übrigens auch in Lokris, Böotien, auf Lemnos u. Imbros. — Auch beim Dienste der ägyptischen Göttin Isis unterschied man die größeren Gemeinden wol von dem engeren Kreise der Gläubigen. Wer in diesen aufgenommen werden wollte, mußte sich ebenfalls zuerst einem Reinigungsbade unterziehen, dann sich zehn Tage lang der Fleischspeisen u. des Weines enthalten, bis ihn am Abend des letzten Tages der Weihepriester in das innerste Heiligthum führte u. Ceremonien mit ihm vornahm, die wahrscheinlich große Aehnlichkeit mit den Eleusinien hatten. — Ferner sind hier zu erwähnen die Taurobolien, d. h. die mit dem Opfer eines Stieres u. Widders verbundene Weihe im Kult der großen Göttermutter Kybele u. ihres Lieblings, des Sonnenheros Attis. — Endlich ist noch der weitverbreiteten M. des pers. Sonnengottes Mithra (s. d.) zu gedenken. Die Aufnahme in die M. des Mithra war mit achtzig stufenweise schwieriger werdenden Prüfungen verbunden. Wie bei den eleusinischen M. scheinen auch die dem Mithra Geweihten eine gewisse religiöse Beruhigung über das Leben u. den Tod erhalten zu haben. — Vgl. Muth, „Ueber die M. der Alten" (Hadamar 1842); Petersen, „Der geheime Gottesdienst bei den Griechen" (Hamb. 1848).

mystifiziren (a. d. Griech.), Leichtgläubigen Etwas einreden, sie zum Besten haben; Mystifikation, Fopperei.

Mystik (von griech. μυστικός, geheimnißvoll) ist im Allgemeinen die Richtung des Denkens od. genauer des Gemüths u. der Phantasie auf das Uebersinnliche, Geheimnißvolle. Der Name hängt mit den griech. Geheimdiensten (Mysterien, s. d.) zusammen. Die altchristliche Kirche nahm das Wort Mysterium zunächst in seiner allgemeinen Bedeutung „Geheimniß" auf u. brauchte es von den Geheimnissen des Glaubens, die der Vernunft als solcher unbegreiflich sind, insbes. von dem Dogma der Dreieinigkeit u. dem Abendmahl. Darnach hieß „mystische Theologie" der Theil, der sich bes. mit diesen Dogmen beschäftigt; selbst die Neugetauften nannte man „Mystä" od. Eingeweihte, weil sie ja diese Geheimnisse nun als Glaubenssätze bekannten. In weiterem Sinne endlich verstand man unter M. im Gegensatz zu der denkenden (begrifflichen) Erfassung der Dogmen u. zu dem einfachen, schlichten Glauben an dieselben die Versenkung des Gemüths in die Religion, das Streben nach völliger Befreiung desselben von der Sünde u. dem Irrthum zum Behufe der völligen Vereinigung mit der Gottheit. Aus Alledem ergiebt sich, daß die übliche Auffassung des Begriffs M. (u. noch mehr des Begriffs „Mysticismus"), als einer krankhaften, schwärmerischen Ausartung des religiösen Gemüths u. der Phantasie od. gar eines frommen Schwindels, an sich nicht in dem Worte liegt, sondern erst im Lauf der Geschichte in dasselbe gekommen ist. Es gilt daher sorgfältig zu unterscheiden zwischen der berechtigten u. gesunden Mystik, deren keine höher ausgebildete Religion als einer nothwendigen Ergänzung zu dem bloßen gedankenlosen Glauben od. der bloßen Verstandesreligion entbehren kann, u. der M. im tadelnden Sinne, die sich der Verzückungen u. des Wissens um besondere Geheimnisse od. gar des Umgangs mit der Geisterwelt rühmt. Erst auf Grund dieser Unterscheidung vermag man die zahllosen Formen, in denen die M. zu Tage getreten ist, richtig zu beurtheilen. Wir sehen hierbei von der gesunden u. berechtigten M. ab. An solchen Mystikern, die mit der Glut des frommen Gefühls u. im vollen Bewußtsein der Gottesgemeinschaft dem Aberglauben u. äußerlichen Werkdienst entgegengetreten sind, hat es in der christlichen Kirche nie gefehlt, ja die größten Kirchenlehrer, von den Aposteln Johannes u. Paulus an, zahlreiche hervorragende Mönche, unter den Reformatoren bes. Luther, müssen zu ihnen gerechnet werden; auch wenn man im 18. Jahrh. die sog. Pietisten (wie noch heutzutage) gern „Mystiker" nannte, so hatte man in obigem Sinne Recht, nur daß man damit fälschlich jedes gefühlswarme Christenthum als einen Ausfluß der ungesunden M. brandmarken wollte. Nur mit der letzteren haben wir es hier zu thun, obschon die Grade derselben an Werth u. Bedeutung außerordentlich verschieden sind — vom betrügerischen Schwindel an bis zu Systemen hinauf, die uns durch ihren Tiefsinn u. sittlichen Gehalt Bewunderung abnöthigen.

Als der erste Versuch der M. (wir brauchen dies Wort nun immer im Sinn einer phantastischen Geheimlehre), das Christenthum aufzulösen, ist der sog. Gnosticismus (s. d.) zu betrachten. Er wurde als ketzerisch ausgeschieden; ebenso erwehrte sich die Kirche der heidnischen M. des Neuplatonismus (s. d.). — Der letztere ist aber zugleich ein Beweis für unsere obige Behauptung, daß auch das Heidenthum u. die heidnische Philosophie, wenn sie religionbildend auftreten will, der M. in irgend einer Form nicht entbehren kann, so wenig wie sonst eine höhere Religion. Denn auch die Brahmareligion der Inder u. der Buddhismus haben eine reiche M. erzeugt u. nicht minder der Mohammedanismus in der Gestalt des Sufismus, das Judenthum in der Gestalt der Kabbala. In die christliche Kirche aber drang der Mysticismus schließlich doch vom Neuplatonismus her ein, indem man die Schriften des Dionysios Areopagita (s. d.) als eine urchristliche Geheimlehre aus der Apostelzeit herleitete u. für baare Münze nahm (seit Mitte des 6. Jahrh.), bes. seit

ihrer Veredelung durch Maximus den Bekenner († 662). Auf dieser Grundlage schuf um 850 Johannes Scotus Erigena in Frankreich ein tiefsinniges System in seiner „Divisio naturae", ohne freilich von seiner Zeit irgendwie verstanden zu werden. Von höchster Bedeutung hingegen ward diese M., als sie seit Ende des 11. Jahrh. — freilich in sehr geläuterter, vor Allem auf die Vertiefung des Gefühls u. praktische Frömmigkeit gerichteter Gestalt — den Kampf aufnahm mit der herrschenden Scholastik, d. h. der rein begriffsmäßigen Zergliederung des Kirchenglaubens. Der Hauptsitz dieser Bestrebungen war das Kloster des heil. Victor bei Paris, ihre Träger bes. der edle Hugo von St. Victor (gest. 1141), Richard von St. Victor († 1173) u. Walther von St. Victor (gest. 1180). Dieser M. gelang es nicht nur, die sog. skeptische Scholastik niederzukämpfen, sondern auch auf die positive Scholastik eine Zeit lang höchst anregend u. befruchtend einzuwirken. Nach Hugo trat indeß die M. meist wieder in einen feindseligen Gegensatz gegen die Scholastik. Außer den Genannten ragen als Vertreter der M. in dieser Periode noch hervor: Johannes von Salesbury († 1180) u. Abt Rupert von Deutz († 1135). Die Reihe der deutschen Mystiker, die zugleich den Höhepunkt der geläuterten M. bezeichnen, eröffnet der Franziskaner David von Augsburg († 1271). Ihm folgte der Dominikaner „Meister Eckhart" († ca. 1329), der 1327 in Köln zum Widerruf seiner vielfach pantheistischen Lehre gezwungen wurde; durch Eckhart angeregt der große Volksprediger Johannes Tauler von Straßburg († 1361), der Dominikaner Heinrich Suso in Ulm († 1365), Joh. Ruysbroek von Brüssel († 1381), Rulman Merswin von Straßburg († 1382), ferner Hermann von Fritzlar, Otto von Passau u. der unbekannte Verfasser der „Teutschen Theologie", welche Luther so hoch hielt, daß er sie selbst wieder herausgab. Fast alle die Genannten wirkten bes. auch durch den damals ungewohnten Gebrauch der deutschen Sprache auf ihre Zeitgenossen. Eine ganze Genossenschaft von Mystikern sind die sog. „Gottesfreunde" (s. d.). Einer schwärmerischen u. überspannten M. huldigten die sog. Katharer (im 11. u. 12. Jahrh.) u. die pantheistische Sekte „des heiligen Geistes", die um 1200 von Amalrich von Bena gestiftet wurde u. von der die „Brüder u. Schwestern des freien Geistes" (auch Schwestrones genannt) im 14. Jahrh. die Ausläufer sind. Bei letzterer Sekte ging die pantheistische M. mit unsittlichen Bestrebungen Hand in Hand. In der Gestalt schwärmerischer Weissagung trat die M. des Mittelalters auf in dem Abt Joachim von Floris († 1202) in Süditalien, dessen Lehre von einem Theil der Franziskaner, den sog. Fraticellen, zum „ewigen Evangelium" ausgebildet wurde. — Auch in der Griech.-katholischen Kirche trieb die M. des Dionysios Areopagita einen bedeutenden Ausläufer in dem edlen Erzbischof von Thessalonich, Nikolaus Kabasilas, dem Verfasser des „Lebens in Christo" (14. Jahrh.). Als Vorläufer der Reformation können die Mystiker Johann Wessel aus Gröningen († 1489), der Liebling Luther's, u. in gewissem Sinne der Florentiner Savonarola († 1498) gelten, obschon die politische Thätigkeit des Letzteren die M. eigentlich auszuschließen scheint. Ebenso beruhte auch das Treiben der Wiedertäufer, bes. in Münster (1534), auf einer praktischen M. der schlimmsten Art. Andererseits wiederholte sich nach der Reformation dieselbe Erscheinung, wie in den Zeiten der Scholastik. In demselben Grade, als das evangelische Kirchenthum in einer neuen Scholastik äußerlich erstarrte, äußerte sich auch die M. wieder kräftiger, meist freilich in phantastischen Verzerrungen; so in Kaspar Schwenkfeld von Ossigk, dem Stifter der sog. Schwenkfeldianer († 1561), ferner in den Zauberern u. Abenteurern Agrippa von Nettesheim († 1535) u. dem sprüchwörtlich gewordenen Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim († 1541). Nicht minder gehört hierher der 1553 als Pantheist zu Genf verbrannte Spanier Michael Servede. Im 17. Jahrh. sind als Vertreter einer edleren M. unter den Katholiken zu nennen: der heilige Franz von Sales († 1622), Angelus Silesius (s. d.) u. der Priester Michael Molinos von Saragossa († 1696); daneben die Schwärmerin Antoinette Bourignon († 1680) u. die ihrer Zeit höchst einflußreiche Johanna Maria de la Mothe-Guyon († 1717). Alle diese aber überragte an Tiefsinn u. Kraft der Gedanken Jakob Böhme (s. d.), neben welchem zugleich Johann Georg Gichtel (s. d.) zu nennen ist. Wir übergehen sodann die mancherlei schwärmerischen Sekten, die sich aus der pietistischen Erweckung des 18. Jahrh. heraus entwickelten (vgl. „Inspirationsgemeinden"), u. nennen nur noch als eine bedeutendere Erscheinung die Sekte des Immanuel von Swedenborg († 1772), die vor Allem auf eine Pflege des Verkehrs mit der Geisterwelt ausgeht. Unter den neuesten Sekten können bes. die Mormonen (s. d.) als eine Art mystischer Sekte betrachtet werden.

mystisch (a. d. Griech.), geheimnißvoll, in Dunkel gehüllt.

Mythographen, s. „Logographen".

Mythologie (griech.) ist die Lehre von den Mythen der alten heidnischen Völker, nam. der Griechen; oft versteht man darunter aber auch objektiv die Gesammtmasse od. die nach gewissen Gesichtspunkten angeordnete Sammlung der Mythen selbst. Mythos bedeutete bei den Griechen anfänglich Rede, Erzählung; erst die spätere Zeit verband mit diesem Worte den Begriff von Erzählungen, welche die vorhistorische Zeit zum Inhalt haben u. meist an eine Persönlichkeit jener Zeit geknüpft erscheinen. Die Form der Mythen aber als bildungsfähiger Stoff wurde von der späteren Zeit, in der sie als Gemeingut des Volksglaubens fortlebten u. durch deren Werke sie der heutigen Zeit überliefert worden sind, nicht selten nach lokalen Bedürfnissen u. durch mancherlei Einflüsse, wie z. B. der griech. Kulturwelt auf den altröm. Volksgeist, umgebildet. Demnach muß die Form u. das Wesen od. der Inhalt des Mythos wohl unterschieden werden. Der Inhalt selbst aber ist wieder äußerst verschieden. Man kann sagen, die früheren Menschen hatten ihre ganze Weltanschauung, all ihr Wissen u. Denken in Mythen niedergelegt. Doch lassen sich leicht zwei Hauptarten derselben unterscheiden, nämlich solche, die sich wesentlich auf eine Gottheit beziehen od. das Verhältniß des Menschlichen zum Göttlichen (Mythos im engeren Sinne), u. solche, deren Mittelpunkt hervorragende Menschen aus der Urzeit, die Heroen des Landes, sind (Sage). Der Mythos im engeren Sinne beschäftigt sich bes. auch mit der Entstehung der Welt u. der Götter (Kosmogonie u. Theogonie), mit dem Wesen u. der Macht der Götter u. über ihr Verhältniß zu einander u. zu den Menschen, verflüchtigt sich aber auch wol zu bloßen Spielen der Einbildungskraft im poetischen Mythos, wie sie uns in den ind. Vedas u. hier u. da auch in den nord. Sagen mehrfach entgegentreten. Den Sagen liegt dagegen meist etwas Reales od. Historisches zu Grunde; sie erzählen z. B. von der Abstammung u. den Thaten der Landesheroen, von Wanderungen, Städtegründungen 2c. Die M. selbst ist als Gesammtbegriff, je nach den sehr verschiedenen Ansichten über das Wesen u. die Behandlung derselben, verschieden aufgefaßt u. bestimmt worden. Vor Allem muß bemerkt werden, daß sich ein historischer u. ein wissenschaftlicher Begriff davon aufstellen läßt. Gottfried Hermann verstand darunter die Wissenschaft, welche lehrt, was für Ideen u. Begriffe gewissen Sinnbildern bei einem gegebenen Volke zu Grunde liegen; F. Creutzer erklärte sie als die Wissenschaft der in gewissen Sinnbildern sich aussprechenden allgemeinen Natursprache. Jedenfalls tritt in der M. die Religion als ein Hauptelement hervor, so daß man wol auch unter M. die Gesammtheit der religiösen Anschauungen eines Volkes auf seiner frühesten Entwicklungsstufe überhaupt versteht. Allein Religion u. M. sind keine sich vollständig deckenden Begriffe. Die letztere hängt noch mit manchem andern Theile der Alterthumskunde eng zusammen, wirft z. B. Streiflichter auf bürgerliche u. staatliche Einrichtungen u. widerstrebt zugleich jener systematischen Form, in welche sich die Religion in ihrer Fortentwicklung mehr u. mehr zu fügen hat. Die M. beruht auch wesentlich auf dem besonderen Charakter der Religion als Naturreligion, welche die in der Natur als göttlich erkannten Mächte personifizirt u. in menschlicher Gestalt — anthropomorphosirt — auftreten u. handeln läßt. Diese Neigung zur Personifikation in menschlicher Gestalt finden wir übrigens nicht bei allen alten Kulturvölkern gleich stark ausgebildet. Wir begegnen derselben vor Allem bei den Griechen, obgleich auch bei ihnen wie im alten Rom die frühesten Götterbilder bloße Symbole (Steine, rohe Hölzer 2c.) waren. Auf eine vollständige Uebersicht der griech. M. kann hier, da die wichtigsten Gottheiten in besonderen Artikeln behandelt sind, verzichtet werden; nur im Allgemeinen sei Folgendes bemerkt: Homer hat den griech. Mythenvorrath nach der Anschauungsweise seiner Zeit behandelt u. manchen Mythen offenbar einen andern Geist, als ihnen ursprünglich inwohnte, eingehaucht. In dem Leben der Götter, wie es seine Gedichte darstellen, ist der Verkehr derselben mit den Menschen vorzüglich eigenthümlich. Xenophanes klagt den Homer u. auch den für die griech. M. nicht minder wichtigen Hesiod an, weil sie den Göttern Alles, was irgend unter den Menschen für schmachvoll gilt — Diebstahl, Ehebruch, Betrug 2c. — zugeschrieben hätten. Er bemerkt, daß die Menschen sich ihre Götter geschaffen u. ihnen ihre sinnlichen Empfindungen, ihre Stimme u. Gestalt beigelegt zu haben scheinen; daß die Aethiopier ihre Götter schwarz u. plattnasig, die Thrakier die ihrigen rothhaarig u. blauäugig gestalteten. So wie er fanden die meisten großen Philosophen Griechenlands die Religion der Griechen, deren Entwicklung doch sonst in intellektueller, moralischer u. ästhetischer Beziehung so überaus glänzend war, anstößig u. nannten die Mythen unreif, abgeschmackt u. schaudererregend. Weit weniger als Homer's heroische M. wurde übrigens von diesen skeptischen Philosophen die kosmologische u. theogonische M. Hesiod's angegriffen, der nam. zeigt, wie das jetzt herrschende Göttergeschlecht durch Zeugungen u. Umwälzungen aus einem früheren, dem der Titanen, u. wie diese selbst aus dem Urwesen der Natur hervorgegangen seien. Auch nach Homer u. Hesiod beschäftigte sich das Epos bei den Griechen meistentheils damit, mythologischen Stoff zu sammeln u. zu einzelnen Cyklen zusammenzustellen.

Die lyrischen Dichter behandelten die mythischen Stoffe freier, indem sie dieselben nach den religiösen Vorstellungen ihrer Zeit, nach den Forderungen einer höheren Sittlichkeit u. nach den besonderen Zwecken ihrer Gedichte umformten. Aehnliches läßt sich von den Tragikern sagen. Auch sie wählten u. veränderten die Mythen mit Rücksicht auf ihr Publikum u. auf die Forderungen der tragischen Poesie, indem sie nam. dem Nationalstolz der Attiker zu schmeicheln suchten. Die alexandrinischen u. die zum Theil mit ihnen zusammenhängenden röm. Dichter suchten bes. durch unbekannte, aus der lokalen M. aufgesuchte Stoffe zu prunken u. zu fesseln. Was die Prosaiker betrifft, so setzten die Logographen (s. d.) u. älteren Geschichtschreiber das Werk der kyklischen Epiker fort. Herodot u. Thukydides behandeln gelegentlich mythische Erzählungen, doch ohne eigentliche wissenschaftliche Methode. Die hauptsächlichen Lösungen, welche sich später den Griechen bei ihren Untersuchungen über den Ursprung der M. darboten, können überhaupt unter drei Rubriken gruppirt werden, welche man als eine ethische, eine physische u. eine geschichtliche bezeichnen kann. Letztere knüpft sich an den Namen des Euhemeros, durch den in die Mythenbehandlung der Pragmatismus kam (d. h. das Streben, die Mythen geradezu historisch aufzufassen) u. der die Götter der alten Zeit zu dem Niveau der Menschenwelt herabzog. Was die griech. Philosophen betrifft, so suchten sie überhaupt die Mythen entweder allegorisch zu deuten od. erklärten sie geradezu für unwahr. Ueber die altitalischen Mythen schalten wir nur einige wenige Bemerkungen ein. Unter den drei Klassen von Göttern, welche Varro annimmt, den dii certi, incerti u. principui atque selecti, stehen die dii certi obenan. Nichts aber ist geeigneter, den durchaus praktischen, poetischer u. überhaupt künstlerischer Schöpfung unzugänglichen, dagegen dem politischen Leben entschieden zugewandten Sinn des ältesten röm. Volkes klar erkennen zu lassen, als diese Götterklasse, welche nicht aus einer unbewußten Entwicklung, am wenigsten aus der Phantasie hervorgegangen, sondern, auf bestimmten Satzungen beruhend, durch den Mangel aller plastischen Form u. alles poetischen Schmuckes in einem geraden Gegensatze zu den griech. Göttern steht u. das Erzeugniß des reflektirenden Verstandes ist, welcher alle menschlichen Verhältnisse einem speziellen, positiv auf das Genaueste festgesetzten Kultus zuweist. Fast zweihundert Jahre lang sollen die Römer kein Bild eines Gottes gekannt, sondern ihre Götter durch einfache Symbole, z. B. den Mars durch einen Speer, bezeichnet haben. Mythen über Abstammung, Verwandtschaft u. Liebesverhältnisse der Götter sind ihnen fast durchaus unbekannt; sie verehren in ihren Göttern die abstrakten Kräfte der Natur u. die Grundlagen alles politischen Lebens, unter deren Gewalt der Mensch in jedem Augenblick zu stehen sich bewußt ist. Für diese Verehrung hatten sie aber ein äußerst komplizirtes Ritual ausgebildet. Ein einziger Fehler in der Anwendung des vorgeschriebenen Ceremoniells machte die ganze Handlung erfolglos. Ein Verzeichniß der älteren, vom röm. Staate anerkannten Gottheiten findet sich in den zu den Pontifikalbüchern gehörenden indigitamenta vor. Eine Erweiterung dieses ursprünglichen, röm.-sabinischen Götterkreises fand dann gegen Ende der Königsherrschaft statt, bes. dadurch, daß fremde Kulte in Rom Eingang fanden. Neusässige Götter (novensides) traten den Einheimischen (indigetes) zur Seite, u. schon mit der Periode der Tarquinier beginnt die erste Einwirkung hellenischer Kunst, Religion u. Sitte in Rom. Das Bekanntwerden griech. Philosophie veranlaßte aber bald nach den Pun. Kriegen den gebildeten Theil der Nation, nach den innern Gründen eines Systems zu forschen, welches, so wie es war, dem erwachenden subjektiven Bedürfnisse nicht genügen konnte, u. die großartige politische Thätigkeit des Volkes, die so lange mit der religiösen verbunden gewesen war, drängte jetzt die letztere in den Hintergrund, so daß die Staatsreligion bald mehr u. mehr ihrem Verfall entgegeneilte. Was die Wissenschaft der M. in neuerer Zeit anlangt, so hat man im 17. u. 18. Jahrh. einerseits die Mythen nach der Art des Euhemeros pragmatisch behandelt, andrerseits beurtheilte man die Religion der Alten höchst einseitig u. sah in derselben bald ein Vorspiel, bald eine Verzerrung des Christenthums. Seit Anfang des 19. Jahrh. herrschte längere Zeit in der M. die Theorie von einem Urvolke im Oriente vor, das eine reine Gotteserkenntniß gehabt habe. Von da sei dann diese Urweisheit durch Priester unter die rohen Völker der Erde u. nam. auch bei dem noch unkultivirten Griechenvolke ausgebildet worden, u. zwar in Form des Mythos auf allegorischem Wege, also in absichtlich erfundener Bildersprache, während die reine Religion in abstrakter Lehre esoterisch sich in den Mysterien erhalten habe. Zu den Vertretern dieser Richtung gehören bes. Fr. Schlegel, Görres, Schelling, Creuzer ꝛc. Eine Reihe von ungefähr gleichzeitigen Mythologen (Voß, Lobeck, Gottfried Hermann, Buttmann, Welcker, K. O. Müller ꝛc.) stehen den Ersteren gegenüber. Sie stimmen bei aller Verschiedenheit im Ganzen darin überein, daß sie der Gefahr unkritischer Methode u. unhistorischer Voraussetzungen eine streng sichtende Gründlichkeit u. eine höchst besonnene Forschung entgegensetzten u. in das Wesen des Mythos als der naturgemäßen religiösen Ausdrucksweise eines gewissen Zeitalters weit tiefer eindrangen.

Ein wichtiger Anstoß zu einer neuen Betrachtung des mythologischen Problems kam aber in neuester Zeit von Seiten des Studiums der vergleichenden Philologie. Durch die Auffindung der altindischen Sprache, des sog. Sanskrit, durch die Entdeckung der engen Verwandtschaft dieser Sprache mit den Sprachen der Hauptrassen Europa's fand in den über die Urgeschichte der Welt im Allgemeinen gehegten Ansichten eine vollständige Umwälzung statt. Was folgte daraus für die Wissenschaft der M.? Genau dasselbe, was sich für die Wissenschaft der Sprache aus der Entdeckung ergeben hat, daß das Sanskritische, Griechische, Lateinische, Germanische, Keltische u. Slavische aus ein u. derselben Quelle geflossen sind. Wenn Platon θεός, das griech. Wort für Gott, von dem Verbum θέειν, laufen, ableitet, weil die ersten Götter Sonne u. Mond waren, welche beständig am Himmelsgewölbe hinlaufen; od. wenn Herodot dasselbe Wort von τιθέναι, setzen, ableitete, weil die Götter Alles in Ordnung setzen, so können wir an sich darin nichts Fehlerhaftes finden. Wir wissen aber, daß derselbe Name für Gott im Sanskritischen u. Lateinischen als deva u. deus existirt u. wir können nun offenbar für das griech. Wort keine Etymologie annehmen, die nicht zugleich auf die entsprechenden Ausdrücke im Sanskritischen u. Lateinischen anwendbar wäre. Wenn wir aber von dem modernen System der Hindumythologie auf dessen älteste Form zurückgehen, so entdecken wir sofort unzweifelhafte Familienähnlichkeiten zwischen mehreren heiligen Namen der Inder u. Griechen. Wenn dabei im Griech. viele Götternamen unverständlich sind, so sind sie in den Vedas noch verständlich. In der Zeit, als die Hymnen der Vedas entstanden, verehrten die alten Inder Naturkräfte, die man als himmlische Wesen auffaßte u. mit Andacht u. Ehrfurcht begrüßte. Am meisten verehrt u. angerufen wurden die Sonne (Savitar), der Wind (Vâju), der Himmelsraum (Varuna). In Varuna ist das Urbild des griech. Οὐρανός deutlich zu erkennen. Der Jupiter als der höchste arische Gott erscheint als Dy aushpitar. Der eigentliche Repräsentant der Jupitersidee ist aber bei den Indern Indra, das sichtbare Firmament u. die Wolkenregion. Weitere Ausführungen dieser Analogien zwischen der ind. u. griech. Götterwelt findet man u. A. in Max Müller's „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache" (deutsch von C. Böttger), nam. in der den Mythen von der Morgenröthe gewidmeten 11. Vorlesung des 2. Theiles. — Aus der reichen Literatur über M. heben wir folgende Werke hervor: Creuzer, „Symbolik u. M. der alten Völker" (4 Bde., 3. Aufl., Lpz. 1836—43); K. O. Müller, „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen M." (Gött. 1825); Baur, „Symbolik u. M. der Naturreligion des Alterthums" (3 Bde., Stuttg. 1824 ff.); Buttmann, „Mythologus" (2 Bde., Berl. 1828 ff.); Stuhr, „Allgemeine Religionsgeschichte der heidnischen Völker" (Berl. 1836); Kurts, „Allgemeine M." (Lpz. 1869). Preller, „Griech. M." (3. Aufl., Berl. 1872); Petersen, „Religion u. M. der Griechen" (Lpz. 1870); Preller, „Röm. M." (Lpz. 1857); Roscher, „Studien der vergleichenden M. der Griechen u. Römer" (2 Thle., Lpz. 1873 f.). Böttger, „Kulturgeschichte Indiens" (im 2. Bde. von v. Orlich, „Indien u. seine Regierung", Lpz. 1861); Wollheim da Fonseca, „M. des alten Indiens" (Hamb. 1857); de Gubernatis, „Die Thiere in der indogerman. M." (deutsch von Hartmann, Lpz. 1874 f.). — Populäre Werke: Stoll, „Handbuch der Religion u. M. der Griechen u. Römer" (6. Aufl., Lpz. 1875), „Die Götter u. Heroen des klass. Alterthums" (2 Thle., 5. Aufl. 1875) u. „Sagen des klassischen Alterthums" (3. Aufl., Lpz. 1874); Göll, „Illustrirte M." (3. Aufl., Lpz. 1875); Vollmer, „Mythologisches Wörterbuch" (3. Aufl., Stuttg. Lpz. 1861).

Mytilene, Hauptstadt der Insel Lesbos (s. d.).

Ende des Buchstaben M.

N

N, n, N, n, im Deutschen der 14., im Lat. u. Griech. der 13. Buchstab des Alphabets, ist einer der sog. nasalen od. auch dentalen Konsonanten (s. „Laut“, Bd. V, Sp. 1206 u. 1207). Als Zahlzeichen bedeutet נ (n) im Hebräischen, wie ν' im Griech. 50, ͵ν 50,000; N im Latein. 900, N̄ 900,000. Als Abkürzung steht es im Lat. für Nomen, Numerus, Numerius, Nominativus etc.; in der Chemie ist es das Zeichen für den Stickstoff (Nitrogenium); auf dem Revers neuerer Münzen bezeichnet es die ehemalige franz. Münzstadt Montpellier; außerdem ist es Abbreviatur für Nord u. Name; im Buchhandel ist n die Abkürzung von netto.

Nab, ein linker Nebenfluß der Donau in Bayern; entsteht im Fichtelgebirge aus der Waldnab, Fichtelnab u. Heidenab, nimmt rechts die Vils, links die Luhe, Pfreimt u. Schwarzach auf u. trennt durch ihr breites Thal den Böhmerwald vom bayer.-fränk. Jura. Nach einem durchaus südl. Laufe von 22 M., von denen 3 schiffbar sind, mündet sie bei Ort, in der Nähe von Regensburg.

Nabatäer ist der Name eines arab. Volksstammes, der schon 1. Mos. 25, 13 (Nebajoth) unter den Söhnen Ismael's genannt wird u. sich in den letzten Jahrhunderten v. Chr. im alten Edom u. Moab festsetzte. Durch Handel u. treffliche Bodenkultur zu Reichthum gelangt, wurden die N. schon von Pompejus besiegt, ihr Land nachmals von Trajan (105) dem Röm. Reiche als Arabia Petraea (nach der Hauptstadt Petra) einverleibt. Trotzdem dauerte die Blüte des Landes noch mehrere Jahrhunderte, bis es endlich den Arabern zum Opfer fiel.

Nabel (umbilicus), eine Narbe auf der Mitte des Bauches, welche die Stelle bezeichnet, an der beim Embryo eine Oeffnung, die „Nabelöffnung“, sich befand, durch welche der Embryo mittels der Nabelschnur (eines aus den in Gallertmasse eingebetteten Nabelgefäßen [zwei Arterien u. eine Vene] zusammengedrehten Stranges von etwa 40 bis 50 cm. Länge) mit dem mütterlichen Körper in Verbindung gestanden, indem die Nabelgefäße das Blut vom Embryo zum Mutterkuchen hin u. von diesem zurückführen u. dadurch für Erhaltung u. Ernährung des sich bildenden Organismus von höchster Wichtigkeit werden. Durch Umschlingungen kann dieser Strang die Geburt erschweren, ja selbst den Tod des Kindes herbeiführen. Bei der Geburt wird die Nabelschnur durchschnitten (Thiere beißen sie ab), vorher aber, um Verblutungen zu hindern, unterbunden. Sobald das Kind athmet, ändert sich sein Kreislauf, die Nabelgefäße gehen ein (oblitteriren) u. der Nabel vernarbt; oft indeß nicht ohne Entzündungen, auch kann — bes. infolge des Pressens bei vielem Schreien — ein sackartiges Vordrängen der Haut durch eine Darmschlinge, d. i. ein Nabelbruch, zu Stande kommen, der durch Aufbinden fester Körper (einer größern Münze z. B.) behandelt wird, bei Erwachsenen aber kaum heilbar ist.

Nablus od. Nabulus, das alte Sichem (s. d.), eine der blühendsten Städte Palästina's, Hauptort eines Liva des türk. Ejalet Said (Sidon) mit 8000—12,000 E., unter denen sich etwa 800 Christen befinden; liegt 7 M. im Norden Jerusalems in einer wohlbewässerten, an Obst- u. Gemüsegärten reichen Thalebene zwischen dem kahlen Garizim u. dem Ebal. Das malerische Aeußere dieser Stadt mit ihren Minarets, crenelirten Mauern u. weißen Häuserkuppeln kontrastirt auffallend mit den engen Gassen des schmuzigen Innern. Die der Mehrzahl nach mohammedanischen Einwohner treiben nicht unbedeutenden Handel mit Landesprodukten. Die Samariter der Stadt besitzen eine Synagoge u. feiern das Passahfest nach alter Weise auf dem Berge Garizim. An dem Fuße desselben liegt der Jakobsbrunnen, wo Jesus die Samariterin traf; hart dabei die Ueberreste einer von den Kreuzfahrern angelegten Kirche u. das angebliche Grab Joseph's.

Nabob (ind. Nuwwâb, d. h. Abgeordneter) war im ostindischen Reiche des Großmoguls der Name für die höchsten Verwaltungsbeamten der Provinzen; unter der engl. Herrschaft blieb dieser Titel einzelnen Vasallen u. wurde dann allgemeiner auf vornehme Inder übertragen. Daher stammt die dem Worte N. beigelegte Bedeutung eines in Indien reich gewordenen Europäers.

Nabopolassar ist der Name des ersten Königs des Neubabylonischen Reiches, welcher nach dem ptolemäischen Kanon von 625 bis 604 v. Chr. zu Babylon regierte. Sein heimischer Name ist Nabu-habul-usur, d. i. Nebo, schütze den Sohn! N. regierte über Babylon zunächst als Statthalter des assyrischen Königs, empörte sich jedoch in Gemeinschaft mit dem Könige von Medien gegen seinen Herrn u. errang nach langen Kämpfen die Selbständigkeit. Das Assyrische Reich wurde durch diese Kämpfe zertrümmert, Ninive fiel u. wurde zerstört, der letzte assyr. König, Asur-idil-ili, der Sardanapal od. Sarakos der Griechen, kam dabei ums Leben. Mesopotamien fiel an N., der Rest an Medien.

Nachbilder nennt die physikalische Optik diejenigen Bilder, welche im Auge sich bemerklich machen, wenn dasselbe, nachdem es eine Fläche od. einen Gegenstand eine Zeit lang fixirt hat, abgewendet od. geschlossen wird. Sie beruhen auf einer Nachwirkung od. Reaktion der Sehnerven, welche eintritt, wenn der von außen kommende Reiz aufhört zu wirken. Die Beruhigung der Sehnerven tritt erst allmählich ein, sodaß sehr lebhafte N., wie sie z. B. nach dem Betrachten einer Lichtflamme erscheinen, den ganzen Farbencyklus allmählich durchklingen, ehe sie verschwinden. Farbige Objekte geben komplementär gefärbte N.

Nachdruck, die widerrechtliche Vervielfältigung von Schrift- u. dramatischen Werken, bildlichen Darstellungen u. musikalischen Kompositionen gegen den Willen u. zum Schaden des Urhebers od. des rechtmäßigen Verlegers, ist in Deutschland nach dem Bundesgesetze vom 11. Juni 1870 mit Geldstrafe bis zu 3000 Mk. od., falls eine solche sich nicht beitreiben läßt, mit Freiheitsstrafe bis zu 6 Monaten belegt. Außerdem kann nach richterlichem Ermessen auf eine Geldbuße bis zu 6000 Mk. zum Besten des Urhebers od. rechtmäßigen Verlegers erkannt werden. Die zur widerrechtlichen Vervielfältigung bestimmten Vorrichtungen sind zu zerstören od. wenigstens ihrer gefährdenden Form, z. B. durch Abschleifen der Steinzeichnung, zu entkleiden, die vorräthigen Nachdrucksexemplare sind zu vernichten (s. „Urheberrechte“).

Nachfolge Christi, genauer „Vier Bücher von der N. Chr.“, ist der Titel eines ursprünglich lateinisch geschriebenen Erbauungsbuches, welches sich seit ca. 1415 in der Christenheit zu verbreiten begann u. seitdem nächst der Bibel wol die meisten Auflagen (über 2000) u. Uebersetzungen in fremde Sprachen erfahren hat. Obschon gegenüber aller Werkgerechtigkeit einfach auf die N. Chr. durch innige Frömmigkeit dringend, ist es doch nicht ohne allen mittelalterlich katholischen Beigeschmack u. daher für evangelische Christen häufig durch Bearbeitungen zurecht gemacht. Die Abfassung durch Thomas von Kempen, einen der „Brüder vom gemeinsamen Leben“ auf dem Agnesberge bei Zwoll († Juli 1471), kann jetzt als ausgemacht gelten (vgl. Hirsche, „Prolegomena zu einer neuen Ausgabe der Imitatio Christi“, Berl. 1873; die Ausgabe selbst ebd. 1874).

Nachgeborene (lat. posthumi) nennt man zunächst Kinder, welche erst nach dem Tode des Vaters geboren werden; selbstverständlich werden sie den während der Ehe geborenen Abkömmlingen völlig gleich geachtet, nam. auch bez. der Erbfolge. Für den Fall, daß ein Testament errichtet worden ist, in welchem jene N.n nicht mit berücksichtigt worden sind,

kann nach gemeinem Rechte u. vielen Landesgesetzgebungen eine derartige Nachgeburt dem letzten Willen alle u. jede Geltung benehmen. Nach anderen Gesetzgebungen haben N. nur ein sog. Pflichttheilsrecht (s. d.). — Außerdem versteht man unter N.n noch diejenigen Abkömmlinge, die zwar noch bei Lebzeiten ihres Erzeugers, aber nachdem er einen letzten Willen errichtet hat, geboren werden. Diesfalls macht sich meistentheils die anderweite Errichtung eines letzten Willens nöthig.

Nachgeburt, s. „Geburt. **Nachhut**, s. „Arrièregarde".

Nachimoff, Paul Stepanowitsch, geb. 1803 im Gouvernement Smolensk; bereitete sich in der Seekadettenschule zu Petersburg für seine Laufbahn vor, begleitete den Admiral Lazareff 1822—25 auf einer Reise um die Welt, erwarb sich durch seine Tapferkeit in der Seeschlacht bei Navarin (1827) den Rang eines Kapitänleutnants u. rückte dann schnell bis zum Vizeadmiral auf (1852). Unter seinem Oberbefehle wurde im Herbst 1853 die erste u. letzte That der russ. Pontusflotte im Krimkriege, die Vernichtung der türkischen Flotte unter Osman-Pascha bei Sinope, vollbracht. Seit dem Einlaufen der franz.-engl. Flotte ins Schwarze Meer Hafenkommandant von Sebastopol, dann Militärgouverneur dieser Festung, ward er, kurz vorher zum Admiral ernannt, 11. Juli 1855 auf der Bastion Korniloff tödlich verwundet u. starb Tags darauf.



Nr. 4260. Die Nachtigall (Männchen u. Weibchen u. ihr Nest).

Nachlaß (lat. hereditas) ist die Gesammtheit des Vermögens eines Verstorbenen, nicht nur bewegliche u. unbewegliche Sachen, sondern auch alle Rechte, die ihm an dritte Personen zustanden, sofern dieselben nicht an die Person des Erblassers geknüpft waren; ferner auch alle Pflichten u. Verbindlichkeiten (vgl. auch „Erbrecht"). Denn auch hierfür hat der Erbe, auf welchen sie übergehen, den Nachlaßgläubigern einzustehen. Nach manchen Gesetzgebungen, nam. den neueren, hat er allerdings zur Erfüllung der Verbindlichkeiten des Erblassers aus eigenen Mitteln nichts beizutragen, u. sogar das Recht, wegen ihm etwa an den Verstorbenen zustehender Forderungen sich zunächst zu befriedigen. Bei einer Mehrheit von Erben wird der N. unter sie, u. zwar im Zweifel zu gleichen Theilen vertheilt, welchenfalls sie natürlich auch den Nachlaßgläubigern zu gleichen Antheilen haften. Nur gewisse Nachlaßbestandtheile bleiben von der Theilung ausgeschlossen, so z. B. Familienurkunden, Erbbegräbnisse &c. Ueber den N. entscheidet zunächst der Wille des Erblassers, sei es durch Testament (s. d.) od. durch Erb- od. Nachlaßvertrag, in welchem der Erblasser bei Lebzeiten Demjenigen, der den N. erhalten soll, das Recht zugesteht, dereinst sich denselben anzueignen. Der Nachlaßvertrag ist für den Erblasser bindend, kann nicht ohne Genehmigung des Gegentheils widerrufen werden u. geht einem Testamente vor. Letzteres dagegen kann der Erblasser regelmäßig jederzeit widerrufen. Liegt weder Testament noch Erbvertrag vor, so erhalten den N. die durch das Gesetz berufenen Personen, zu denen insbes. die Verwandten u. der überlebende Ehegatte gehören. So lange, bis der Erbe ermittelt ist od. er den N. angetreten hat, pflegt ein Nachlaßvertreter bestellt zu werden, dessen Aufgabe in der Erhaltung des N. besteht. Bei einer Mehrheit von Erben, nam. wenn sich unter ihnen Unmündige befinden, muß ein Verzeichniß des vom Erblasser hinterlassenen Vermögens angefertigt u. aufgestellt werden, sog. Nachlaßverzeichniß. Erblose Nachlässe erhält der Staat nach vorgängiger erfolgloser Aufforderung etwaiger Erbberechtigter zur Anmeldung u. Verfolgung ihrer Rechte. — N. nennt man ferner denjenigen Abzug, den sich ein od. mehrere Gläubiger an ihren zu Recht bestehenden Forderungen vom Schuldner gefallen lassen, Nachlaßvertrag aber das Abkommen, wodurch eine derartige Ermäßigung des ursprünglichen Schuldbetrages ziffer- u. vertragsmäßig festgestellt wird. Bei eingetretener od. drohender Zahlungsunfähigkeit bezeichnet man eine Uebereinkunft derart durch Akkord, indem hierbei den Gläubigern nur gewisse Prozente ihrer Forderungen zugesichert u. von ihnen, sei es unter Verzicht auf jede Mehrforderung für alle Zeit od. unter Vorbehalt ihres Nachforderungsrechtes, bewilligt werden.

Nachod, Stadt im ehemaligen Kreise Königgrätz in Böhmen mit 3109 E. (1869); liegt unweit der preuß. Grenze an der Metau u. der Eisenbahn Pardubitz-Liebau, ist Sitz eines Bezirksamtes u. einer Haupt- u. Unterrealschule, hat eine Dechanteikirche, eine Synagoge u. ein altes Schloß, in welchem Wallenstein geboren ward. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist die Leinweberei. N. ist geschichtlich denkwürdig geworden durch den ersten Kampf zwischen Preußen u. Oesterreichern im Kriege von 1866. Erstere hatten schon 26. Juni die Stadt u. zum größten Theil auch den Paß, welcher über das Gebirge nach Preußen führt, mit Truppentheilen unter General Steinmetz besetzt; die Oesterreicher griffen am nächsten Tage unter General Ramming den linken preuß. Flügel bei Wenzelsberg an, wurden aber durch ein gewaltiges Reitergefecht abgewiesen u. das Plateau von Wysokow genommen. Ramming zog sich auf Skalitz zurück. Bei Skalitz wurden die unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Leopold stehenden Oesterreicher, welche durch das 8. Armeecorps verstärkt worden waren, 28. Juni u. bei Jaromierz 29. Juni wiederum von Steinmetz geschlagen.

Nachtbogen ist in der Astronomie der Theil der täglichen scheinbaren Kreisbahn der Sonne, welchen dieselbe unterhalb des Horizontes zurücklegt. Der obere Theil heißt Tagebogen.

Nachtfalter (Nocturnen, Phalänen), eine veraltete Zusammenfassung mehrerer Familien von meist nur im Dunkeln fliegenden, am Tage versteckt sitzenden Schmetterlingen, mit meist kurzem, dickem Körper, breiten, meist düster gefärbten Flügeln, die in der Ruhe dachförmig od. wagerecht getragen werden, mit doppelt gekämmten, gekerbten od. borstenförmigen, nie kolben-, spindel- od. knopfförmigen Fühlern. Ihre Raupen sind in Form u. Lebensweise verschieden. Zu ihnen gehören die Spinner (Bombyciden), die Eulen (Noctuinen) u. die Spanner (Geometriden, s. d.).

Nachtgleiche od. Aequinoctium heißt in der Astronomie die Zeit, zu welcher Tag- u. Nachtbogen (s. d.) der Sonne gleich groß sind. Es findet dies zweimal des Jahres, ungefähr am 21. März (Frühlingsnachtgleiche) u. 21. Sept. (Herbstnachtgleiche), statt. Die Punkte der Ekliptik, an denen die Sonne (bez. Erde) dann steht, heißen Nachtgleichenpunkte.

Nachtigal, Gustav, verdienstvoller Afrikareisender, geb. 23. Febr. 1834 im Pfarrhause Eichstedt bei Stendal; besuchte 1852 das Gymnasium in Stendal, studirte in Berlin, Bonn, Würzburg u. Greifswald Medizin u. ließ sich als praktischer Arzt in Köln nieder. Durch ein Brustleiden 1863 genöthigt, ein wärmeres Klima aufzusuchen, wendete er sich nach Algier u. von da nach Tunis. Hier verweilte er längere Zeit, betheiligte sich dann als freiwilliger Arzt an einem Feldzuge gegen die aufständischen Bergvölker u. wurde dann Leibarzt des Bey. Mit dem afrik. Land u. Leben bekannt, mit der arab. Sprache vertraut, vollkommen an das Klima gewöhnt, eignete sich N. vorzüglich für Reisen im Innern Afrika's u. erhielt dazu Gelegenheit, indem Gerhard Rohlfs ihn 1868 beauftragte, an seiner Stelle die vom König von Preußen für den Sultan von Bornu bestimmten Geschenke an Ort u. Stelle zu bringen. Am 18. Febr. brach N. von Tripoli auf, traf 27. März in Murzuk ein u. führte von hier, da unvorhergesehene Hindernisse ihn aufhielten, eine außerordentlich

beschwerliche u. gefahrvolle, aber höchst wichtige Reise nach Bardai, der Hauptstadt von Tibesti, aus (6. Juni bis 8. Okt. 1869). Nach längerem Aufenthalte in Murzuk traf er 6. Juli 1870 bei dem Sultan Omar zu Kuka im Reiche Bornu ein, wurde wohlwollend empfangen, sah sich aber genöthigt, länger als er beabsichtigt hatte dort zu verweilen. Kriegerische Ereignisse versperrten den Rückweg, N. litt empfindlichen Mangel, wußte aber gleichwol seine Zeit trefflich zu benutzen. Er unternahm erfolgreiche Reisen in die Länder um den Tsadsee, erforschte nam. 1871 das östl. Kanem u. drang in der Richtung von Tibesti bis nach Borku vor. Am 27. Febr. 1872 unternahm er einen neuen Zug nach Baghirmi, von welchem er 7. Sept. nach Kuka zurückkehrte. Am 1. März 1873 endlich wendete er sich gegen Osten, erreichte das den früheren Reisenden so gefährliche Wadai u. hielt sich lange Zeit bei Sultan Ali in dessen Hauptstadt Abeschr auf, von wo er auch das im S. liegende Dar Runga besuchte. Am 17. Jan. 1874 zog er weiter ostwärts nach Dar Fur, gelangte am 17. März in die Hauptstadt Faschr, wo er wiederum längere Zeit verweilte, um das Land gründlich kennen zu lernen, wenn auch Sultan Brahim ihm nicht gestattete, im Lande umherzureisen. Am Vorabende des Krieges gegen Aegypten, durch welchen Dar Fur seine Selbständigkeit verlor, verließ N. das Land u. kehrte über Kordofan, Nubien, Aegypten, Malta u. Sizilien nach Europa zurück.



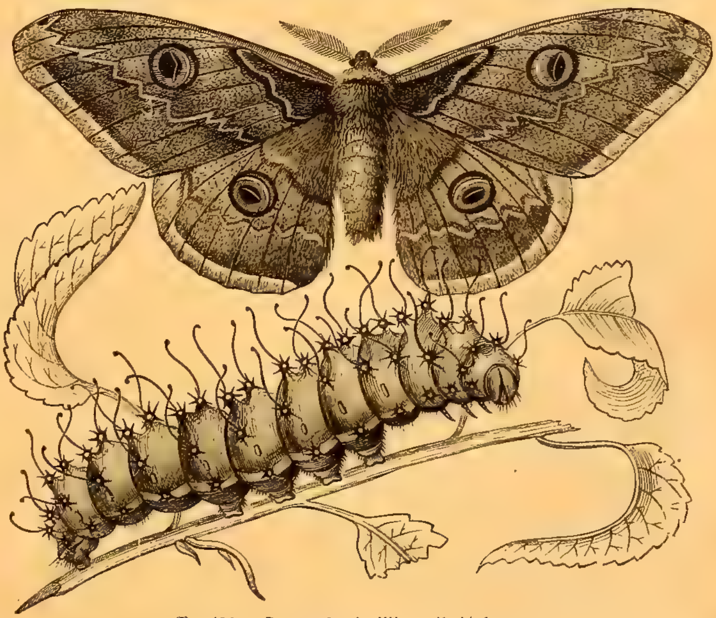
Nr. 4261. Gustav Nachtigal (geb. 23. Febr. 1834).

Seit 1875 hält sich N. wesentlich in Berlin auf, mit der Ausarbeitung seines Reisewerks beschäftigt; er besuchte den Geographischen Kongreß in Paris, wurde Vorsteher der Afrikanischen Gesellschaft u. erhielt am 19. April 1876 in Paris die wohlverdiente Große goldne Medaille. — N. verbindet mit einem ruhigen, sichern Blicke eine große Arbeitskraft; er hat die Natur, das Volksleben, die politischen u. religiösen Verhältnisse, die Geschichte der von ihm besuchten Länder gut studirt u. seine Reisen sind daher für die Erdkunde außerordentlich fruchtbringend geworden.

Nachtigall (Lusciola luscinia), ein ebenso durch seinen Gesang beliebter, wie als Insektenfresser nützlicher, 16 cm. großer Singvogel (Abtheilung der Sylvien) mit oben dunkelrostgrauem, unten weißlichgelbgrauem Gefieder, rostfarbenem zehnfedrigen Schwanze, am Grunde breitem, in der Endhälfte pfriemförmigem Schnabel mit eingezogenen Schneiden u. länglich-ovalen Naslöchern u. langen Läufen. Die N. ist ein Zugvogel u. trifft in der zweiten Hälfte des April bei uns ein; sie bleibt bis Mitte September, meidet Feld u. Auen, liebt dagegen niederes Laubholz, wo sie Insekten von den Zweigen u. vom Boden aufpickt, u. geht im Sommer auch nach Beeren. Ihr Nest baut sie in niedriges Gebüsch, arglos auch in besuchte Gartenanlagen, wo freilich ihre 4—6, aus den grünlichbraunen Eiern erbrüteten Jungen den Katzen u. Wieseln leicht zur Beute werden. Jedes Frühjahr wird die alte Brutstelle wieder aufgesucht. Der mit den Jahren an Schönheit zunehmende melodische Gesang erschallt Anfangs nur Nachts, dann zur Morgendämmerung u. nach zeitweiligem Pausiren des Tags in den Abendstunden; mit dem Ausschlüpfen der Jungen nimmt er ab, u. Ende Juni pflegt er zu verstummen. Nicht alle N.en sind gleich fleißige u. gleich gute Schläger. Ihr ähnlich ist die im östl. Deutschland, Oesterreich u. nam. in Ungarn heimische „große N." (Lusciola philomela) od. der Sprosser, welcher nam. dicht mit Weiden bewachsene Flußufer liebt u. oft als Stubenvogel gehalten wird.

Nachtmahlsbulle (bulla in coena domini) heißt eine päpstl. Bulle, die früher an jedem grünen Donnerstag unter besonderen Ceremonien zu Rom u. überhaupt in den kathol. Kirchen verlesen wurde u. fürchterliche Flüche über die einzeln aufgezählten Ketzer u. andere Sünder (bes. Alle, die irgendwie die Kirche schädigten) enthält. Der Gebrauch ist uralt u. Papst Martin V., der gewöhnlich als Verfasser der N. (um 1418) genannt wird, hat sie nur, wie auch spätere Päpste, umgestaltet. Nachdem die Verlesung der N. wegen ihrer Eingriffe in landesherrliche Rechte schon vielfach verboten worden war, hob Clemens XIV. 1770 auch in Rom die frühere Form der Verlesung auf. Doch steht sie, was ihren Inhalt betrifft, noch immer in Kraft.

Nachtpfauenauge (Augenspinner, Saturnia), eine durch ihre schönen Arten ausgezeichnete Gattung von Nachtschmetterlingen mit zweireihig gekämmten Fühlern, je einem runden Augenfleck auf der Mitte der mehr od. weniger bräunlichen Flügel, die in der Ruhe flach ausgebreitet getragen werden. Ihre sechzehnbeinigen, fast nackten Raupen haben sternförmig borstige Warzen u. verpuppen sich in einem



Nr. 4262. Das große od. Wiener Nachtpfauenauge.

dichten, flaschenförmigen, vorn durch elastische Borsten trichterförmig geschlossenen Cocon, das von mehreren ausländischen Arten neuerdings zur Gewinnung von Seide (s. d.) benutzt wird. In Deutschland giebt es drei Arten: das kleine N. od. den Hainbuchenspinner (S. carpini), das mittle N. (S. spini) u. das große od. Wiener N.; das letztere mit 16 cm. Flügelspannweite ist der größte deutsche Falter; die größte Art der Gattung ist der ostasiat. Atlasspinner (mit 25 cm. Flügelweite).

Nachtrab, s. „Arrièregarde".

Nachtschatten, s. „Solanum nigrum".

Nachtschwalbe, s. „Ziegenmelker". **Nachtviole**, s. „Hesperis".

Nachtwandler, s. „Somnambulismus". **Nacken**, s. „Genick".

Nádasdy-Fogáras, ein ungar. Adelsgeschlecht, 1625 in den Grafenstand erhoben. Von seinen zwei Linien blüht heute nur noch eine, deren gegenwärtiges Haupt der k. k. Kämmerer u. Geheimrath Graf Leopold **v. N.-F.**, geb. 8. Juli 1802, ist. Sein Oheim war der ehemalige Staats- u. Konferenzminister Graf Michael **v. N.-F.**, geb. 6. Sept. 1775, gest. zu Wien 18. März 1854. Des Letzteren einziger Sohn, Graf Franz **v. N.-F.**, geb. zu Wien 1. April 1801, wurde 1857 österr. Justizminister, trat aber infolge des Oktoberdiploms 1860 zurück u. war vom Nov. 1861 bis Juli 1865 Hofkanzler für Siebenbürgen im Ministerium Erzherzog Rainer,

Hierauf trat er als lebenslängliches Mitglied ins Herrenhaus des Reichsraths. Außer diesen sind hervorzuheben: Graf Thomas **v. N.-F.**, geb. 1498, gest. zu Egervár 2. Juni 1562, Palatin von Ungarn. Sein Sohn, der kaiserl. General Graf Franz **v. N.-F.**, geb. 1555, gest. 1603, hatte jene berüchtigte Nichte des Polenkönigs Stephan Báthori, Elisabeth, zur Gemahlin, die, um sich zu verjüngen u. zu verschönen, junge Mädchen (nach den Gerichtsakten im Ganzen 80, nach der Sage 300) ermordete u. sich in deren Blut badete; sie starb im Kerker 1614. — Ein anderer Graf Franz **v. N.-F.** war Judex curiae u. trat als einer der ersten Vertheidiger der alten Rechte u. Freiheiten des ungar. Adels gegen den Kaiser auf; Leopold I. ließ ihn jedoch verhaften u. nach Wien bringen, wo N.-F., mehrmaliger Attentate gegen das Leben des Kaisers beschuldigt, 30. April 1671 enthauptet wurde. Er schrieb u. A.: „De monarchia et sancta corona Hungariae“ (Frkf. 1659); „Mausoleum regni apostolici hungarici regum et ducum“ (lat. u. deutsch, Nürnb. 1664; ungar., Ofen 1771). — Graf Franz Leopold **v. N.-F.**, war kaiserl. Feldmarschall u. (seit 1756) Ban von Kroatien; einer der treuesten Anhänger des Hauses Oesterreich, zeichnete sich derselbe bes. als Kavalleriegeneral im Oesterr. Erbfolge- u. im Siebenjährigen Kriege aus; geb. zu Radkersburg (Steiermark) 30. Sept. 1708, starb er zu Karlstadt 22. März 1783.

Nadel der Kleopatra nennt man mit einem wenig passenden Namen einen Obelisken, der in Alexandrien am Port Neuf auf dem Hofe einer Steinmetzwerkstatt steht, während sein Gefährte umgestürzt am Boden liegt. Dieser Obelisk, ein Monolith aus röthlichem Granit, 21,6 m. hoch, an der Basis 2,3 m. breit, stammt aus der Pharaonenzeit, wurde unter Tutmes III. aus der 18. Dynastie (1597—1445 v. Chr.) gefertigt u. stand mit dem umgestürzten Obelisken in Heliopolis (s. d.); beide wurden von Kaiser Tiberius nach Alexandrien geschafft u. vor der Pforte des Cäsareum (Tempel Cäsar's) od. Sebasteion, eines von den Alexandrinern zu Ehren des Tiberius vollendeten Prachtbaues, aufgestellt; mit der Kleopatra hat also die N. d. K. nichts zu schaffen. Bei einem Aufstande der Heiden 366 n. Chr. wurde das Sebasteion niedergebrannt, später aber wieder aufgebaut; wann der Bau für immer zerstört wurde, ist unbekannt. Mohammed Ali (s. d.) schenkte die N. d. K. an die Engländer, welche den Obelisken jetzt, wie es heißt, fortzuschaffen u. auf dem neuen Themsekai in London aufzustellen beabsichtigen.

Nadelgeld. Mit der Verheirathung einer Tochter hört zunächst die Verpflichtung der Eltern, für den standesgemäßen Unterhalt derselben zu sorgen, auf, indem die Unterhaltspflicht auf den Ehemann übergeht. Um sie diesem indeß zu erleichtern, pflegt vielfach von den Eltern der Tochter ein N., d. h. eine fernere Unterstützung, gewährt zu werden. Verpflichtet hierzu sind aber die Eltern nur dann, wenn sie sich durch vertragsmäßige Zusage der Tochter od. dem Schwiegersohne gegenüber gebunden haben. Außerdem wird nach vielen Hausgesetzen u. Verfassungen den Töchtern regierender Fürsten außer der Aussteuer noch ein jährlicher Geldbeitrag als sog. N. auf Lebenszeit gewährt. Ein solches genießen z. B. die engl. Prinzessinnen. Ob die Frau solchenfalls die betreffenden Gelder zur völlig freien Verfügung hat od. dem Ehemanne das Bezugsrecht u. die Verwendung zusteht, läßt sich nur nach den Umständen des einzelnen Falles beantworten; vielfach aber ist der Zweck des N.es, der Frau auf diesem Wege eine Geldsumme zur freien Verfügung zu verschaffen.

Nadelhölzer sind solche Gewächse, deren Laub in Gestalt von sehr schmalen u. mehr od. minder zugespitzten Blättern auftritt. Der Ausdruck, offenbar dem Volksmunde entstammend, ist wissenschaftlich nicht richtig, denn es giebt auch eine ganze Reihe von N.n ohne Nadeln, u. zwar mit echten Laubblättern, wie der Gingko (s. d.) aus Japan, welcher breite, dem Adiantum ähnliche Blätter trägt. Eine zweite Reihe bilden die sog. Podocarpeen der heißeren Länder. Bei ihnen erweitert sich die Blattnadel beträchtlich u. stellt deshalb ein starres, breites, eiförmiges od. anderseitig verlängertes Laubblatt dar. Eine dritte Reihe läßt den Charakter unserer einheimischen Nadelbäume dadurch weit hinter sich, daß sie sogar gefiederte Blätter, wie die Akazie, erzeugt u. diese im Herbste abwirft. Auch diese eigenthümliche Nadelholzform wächst häufig in unsern Parkanlagen als Taxodium distichum od. sog. Cypresse aus dem Süden der Vereinigten Staaten. Sieht man von diesen ausländischen Arten ab, so gewähren die eigentlichen N. ein Bild der stärksten Zusammenziehung der Blattfläche, wie es nur noch bei wenigen andern Pflanzenfamilien vorkommt. Am bedeutendsten ereignet sich das im Allgemeinen bei der deshalb niedrigsten Gruppe der Nadelhölzer, bei den Cypressenartigen, zu denen auch der Lebensbaum u. Wachholder gehören. Unter der nächstfolgenden Gruppe, nämlich der der Tannenartigen, gehen die Nadeln sogar in prismatische Formen über; bei den Gnetaceen fallen sie beinahe ganz weg; nur die Gruppe der Taxusartigen geht bei uns in breitere Nadeln über u. ebnet den Uebergang zu den laubartigen Gewächsen. — Unsere deutschen Nadelbäume durchlaufen trotz der großen Aehnlichkeit ihrer Nadeln eine nicht unbedeutende Formenreihe. Bei den Wachholderarten bilden dieselben theilweise nur schuppenartige, wie bei den Cypressen dachziegelförmig auf einander liegende kleine Nadeln, z. B. bei der Sabine od. dem Sadebaume; bei dem gewöhnlichen Wachholder gehen sie in lanzettlich-lineale über, welche von dem Zweige abstehen. In der Gattung Pinus kommen mehrere Reihen vor: 1. die Fichte mit prismatischen, einzeln um den Zweig stehenden Nadeln, 2. die Tanne mit zweireihig geordneten breiten u. ebenfalls einzeln stehenden Nadeln, 3. die Kiefer mit prismatischen langen, zu mehreren in ein gemeinschaftliches Bündel vereinigten Nadeln, 4. die Lärche mit gleicher Nadel- u. Büschelbildung, aber mit jährlich abfallenden Nadeln, während die der übrigen Nadelbäume mehrjährig sind u. 2—9 Jahre leben können. — Diese Nadeln bezeichnen, wie schon oben bemerkt, nicht den eigentlichen Charakter der hierher gehörigen Holzgewächse. Eher schon könnten es die Früchte thun, welche in Gestalt von Zapfen erscheinen, weshalb man auch die Nadelbäume Zapfenträger od. Coniferen genannt hat. In denselben liegt die höchst einfache Blume u. später der Same als ein sog. nacktes Ei zwischen häutigen Schuppen verborgen — eine Eigenthümlichkeit so bedeutender Art, daß man die betreffenden Pflanzen als Gymnospermen od. Nacktsamer von den übrigen Gewächsen trennte. Das ist in der That auch der eigentliche Charakter besagter Pflanzen; denn nicht alle bilden Zapfen als Früchte aus. Der Taxus z. B. erzeugt eine beerenartige fleischige Frucht, indem das nackte Ei'chen von einem fleischig werdenden Fruchtblatte (Samenmantel, arillus) umgeben wird. Der Gingko erzeugt in ähnlicher Weise eine pflaumenähnliche Frucht u. der Wachholder bildet sein Zäpfchen zu einem sog. Beerenzapfen (galbulus) um, indem seine Fruchtblätter ebenfalls fleischig werden u. mit einander verschmelzen, so daß die verschiedenen Kerne in seiner Beere eben so viele einzelne Ei'chen vertreten, die früher nackt zwischen den Fruchtblättern lagen. — Auch in Bezug auf den Bau des Holzstammes besitzen die N. sehr hervorragende Eigenschaften. Einmal erzeugen sehr viele von ihnen eigene Harzgefäße, in denen sie ihre verschiedenen harzartigen Substanzen abscheiden; das andere Mal nehmen die Holzzellen eigenthümliche Eigenschaften an, indem sie sich mit sog. Tüpfelkanälen, d. i. kreisrunden höhligen Tüpfeln, versehen, an denen man unter dem Mikroskope sofort ein solches Nadelholz erkennen kann. Beim Taxus legen sich überdies auf der Zellenwand spiralige Leisten von eben so großer Bestimmtheit an. — Alle Eigenschaften zusammengenommen stellen die N. als eine überaus merkwürdige Pflanzengruppe hin, die man als Gymnospermen in der Neuzeit zwischen die Gräser u. Farnkräuter eingeschoben hat, wodurch ihnen eine ziemlich niedrige Stellung in der Formenreihe der Gewächse angewiesen worden ist, während man sie früher an das untere Ende der zweisamenlappigen Pflanzen (Dikotylen) stellte, obgleich sie meist mit mehr als zwei Samenlappen keimen u. deshalb wol auch Polykotylen genannt wurden. Da sie alle ein nacktes Ei auf dem offenen Fruchtblatte od. einer offenen Scheibe tragen, so hat man vorzugsweise die Abänderungen dieses Merkmales für die Eintheilung ins Auge gefaßt u. hiernach drei Hauptgruppen aufgestellt; um so mehr, als die männliche Blume bei allen nichts weiter als einige Staubbeutel vorstellt, welche unter einer gemeinschaftlichen Schuppe sitzen, die sich ihrerseits mit den übrigen Blumenschuppen zu einem Zäpfchen anordnet, das entweder auf demselben Stamme mit den weiblichen Blüten gemeinschaftlich (Monoecia), wie bei Pinus, od. auf einem besondern Stamme (Dioecia), wie beim Wachholder, vorkommt. Die erste Hauptgruppe bilden die Abiritineen mit zwei am Grunde des Fruchtblattes verkehrt stehenden Ei'chen; die zweite bilden die Cupressineen mit aufrecht stehenden Ei'chen; die dritte bilden die Taxineen mit einem einzigen aufrechten u. nackten Ei'chen am Grunde einer fleischig auswachsenden Scheibe, die später sich als Fruchtmantel über den Samen schlägt. Im Allgemeinen verbreiten sich die N. über die gemäßigte u. kalte Zone, wo sie oft zusammenhängende Wälder schaffen, so daß man auch den Nadelwald scharf von dem Laubwalde unterscheiden kann. In der heißen Zone erscheinen sie wenigstens in den entsprechenden höheren Regionen der Gebirge mit tropischen Gewächsen, selbst Palmen, vereint. Sie gehören zu den ältesten Baumgestalten der Erde, u. viele ihrer Formen, wie Walchia, Peuce, Dadoxylon, Palaeoxylon, Pissadendron, Voltzia, Haidingera 2c., sind längst ausgestorben. Die noch lebenden Araucarien haben die nächsten Beziehungen zu solchen Arten der Vorzeit. Im Jahre 1858 zählte Th. Beinling für die ganze Erde 421 Arten von N.n, von denen 48 auf Europa, 157 auf Asien, 27 auf Afrika, 157 auf

Amerika u. 55 auf Australien kamen, so daß die nördl. Erdhälfte 318, die südliche 103, die östliche 254 u. die westliche 157 Arten zählten; zwischen den Wendekreisen gehörten 113 Arten der Tropenzone an, während 241 vom Nordpol bis zum nördl. Wendekreise, 68 vom Südpole bis zum südl. Wendekreise wohnten. — In Deutschland od. der mitteleurop. Flora kennen wir einschließlich der Gnetaceen, welche aber hier besser auszuschließen sind, nur 18 Arten: 1 Ephedra, 1 Taxus, 6 Juniperus (Wachholder), 1 Cypresse u. 9 Pinus-Arten, d. h. 6 Föhren od. Kiefern, 1 Lärche, 1 Tanne u. 1 Fichte. Von diesen hat nur die Ephedra u. die Cypresse keine technische Verwendung; Taxus u. Wachholder besitzen nur eine untergeordnete, sämmtliche Pinus-Arten aber eine mehr od. weniger große Bedeutung im Völkerleben; sei es als Bau-, Schiffs- od. Tischlerhölzer, od. sei es als Harzbäume. In erster Beziehung ragen die gemeine Kiefer (P. silvestris), die Zirbelkiefer, Lärche, Tanne u. Fichte hervor, von denen nur die Zirbelkiefer als der am höchsten wohnende Nadelbaum nicht bes. gepflegt wird. Als Harzbäume schätzt man bes. Fichte, Tanne, Lärche (venetian. Terpentin) u. obenan die Schwarzkiefer (P. Austriaca). Letztere wohnt am tiefsten, erstere reichen in das Alpengebiet hinein: die Lärche in die untere u. mittlere, wo sie mit der Fichte gemeinschaftlich auftritt, seltener mit der gemeinen Kiefer, mit der sich in der unteren Waldregion gewöhnlich die Tanne mischt. Im Besonderen reicht die Lärche etwa bis 1950 m., die Fichte bis 1850 m.; Legföhre (P. Pumilio) u. Zirbel gehen bis nahe an 2000 m. hinauf. Von den Hölzern ist das schwerste u. biegsamste aller das des Taxus, das man deswegen früher auch zu Armbrüsten (Eiben, Iben) allgemein verwendete, woher der Name Eibenbaum. Ein sehr feines Holz hat die Zirbelkiefer, welches in den Alpen zu Schnitzereien vielfach benutzt wird. Das leichteste u. seines großen Harzgehaltes wegen dauerhafteste ist das im Alter gleich dem Zirbelholze roth werdende Holz der Lärche.

Nadir od. Fußpunkt ist in der sphärischen Astronomie der Punkt, wo eine durch den Standpunkt des Beobachters hindurchgezogene senkrechte od. Lothlinie die unter dem Horizont gedachte Hälfte der scheinbaren Himmelskugel trifft, während der Punkt, wo dieses Loth die obere sichtbare Himmelshalbkugel trifft, Zenith od. Scheitelpunkt heißt. Die Worte „N." u. „Zenith" sind arabischen Ursprungs.

Nadir, Schah von Persien (1736—47), war der Sohn eines Imam aus alter, aber herabgekommener Familie u. hieß eigentlich Kuli-Khan. Geb. 11. Nov. 1688 auf einem Dorfe in Khorassan, lebte er eine Zeit lang von der Verfertigung von Kleidern aus Hammelfellen, nahm dann militärische Dienste u. entging der Strafe für die Ermordung seines Schwagers, indem er an die Spitze einer in ganz Persien gefürchteten Räuberbande trat. Der Schah Thamasp II. sicherte ihm Straflosigkeit zu u. bediente sich 1726 seiner im Kriege gegen die Afghanen. Stets siegreich, führte N. 1728 seinen Herrn zur Krönung nach Isfahan, entriß den Türken Aserbeidschan u. Kurdistan u. entthronte sogar 1732 Thamasp, als dieser ohne seinen Rath Frieden geschlossen hatte. Als Regent für dessen Sohn Abbas III., der noch in der Wiege lag, eroberte er ganz Georgien, Armenien, Kars u. Eriwan, ja Derbend u. Baku, ließ 1736 beide Schahs, Vater u. Sohn, tödten u. sich durch eine Notablenversammlung zum Herrscher ausrufen. Nach der Zerstörung von Kandahar zog er gegen den Großmogul, ließ in Delhi 220,000 Menschen tödten, plünderte den Schatz (aus dem er den Diamanten Kohinor nach Persien brachte) u. erlangte 1739 die Abtretung aller Länder bis zum Indus. Im J. 1741 unterwarf er den Herrscher von Khiwa. Doch erweckte ihm im eigenen Lande seine Habsucht u. Grausamkeit, nam. aber der Versuch, zuerst die Grundsätze der drei monotheistischen Religionen zu vermischen, dann wenigstens den Unterschied der Schiiten u. Sunniten aufzuheben, Feinde, u. bei einem Feldzuge gegen die Kurden u. seinen abtrünnigen Neffen Ali wurde N. von seinen eigenen Leuten 20. Juni 1747 bei Fethabad getödtet. Sein Sohn wurde nach Semlin gerettet, als Christ erzogen u. später russ. Offizier unter dem Namen eines Freiherrn von Semlin.

Nadschpur, s. „Nagpur".

Näfels, Dorf im schweiz. Kanton Glarus mit 2490 E. (1870); liegt unweit des linken Ufers der Linth u. an der Eisenbahn Glarus-Weesen, hat eine schöne Pfarrkirche u. ein Kapuzinerkloster u. ist berühmt durch die Schlacht von 1352, in welcher auf dem Rautifelde die Glarner den österr. Vogt Stadion schlugen, u. die andre vom 9. April 1388, in welcher ein Heer von 12,000 Oesterreichern 1500 Schweizern unterlag u. zu deren Gedächtniß alljährlich das Volksfest „Die N.er Fahrt" gefeiert wird.

Nagasaki od. Nangasaki, wichtige Hafenstadt Japans mit 80,000 E., unter denen 1873: 959 Fremde waren; liegt an der Westküste der Insel Kiusiu an dem schönsten Hafen des Landes, welchem die ihn rings umschließenden, waldbedeckten Berge das Aussehen eines Binnensees verleihen. Die Stadt hat enge Straßen u. zahlreiche Tempel, von denen der Suwatempel sich bes. auszeichnet. In der Bai selbst nur durch einen schmalen Sund von der Stadt getrennt u. mit dieser durch eine Brücke verbunden, liegt die Insel Desima, auf der die Holländer schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. eine Handelsniederlassung gründen durften. Nadeln, Holz u. Schuhwaaren sind die hauptsächlichsten Erzeugnisse der heimischen Gewerbthätigkeit; eine Werfte, ein Trockendock u. eine Eisengießerei sind in den letzten Jahren unter Leitung von Europäern angelegt worden. Der größte Theil der Ausfuhr, welche nam. aus Thee, Tabak, vegetabilischem Wachs, Holz, Kampher, Kohlen, Seetang u. Droguen besteht u. 1874 einen Werth von 3,787,000 Doll. hatte, geht über Shangai, mit welchem Hafen N. in regelmäßiger Dampfschiffsverbindung steht. Die Einfuhr hatte in gleichem Jahre einen Werth von 1,875,000 Doll. Die Umgegend produzirt treffliches Porzellan u. baut viel Steinkohlen ab.

Nagel (anat.), ein eigenthümlich umgewandeltes Oberhautgebilde oberseits der Endabschnitte (Nagelglieder) der Finger u. Zehen, welches den Finger- u. Zehenspitzen festen Halt giebt, das Ergreifen erleichtert, zum Kratzen dient, wie es auch durch den Gegendruck die Empfindlichkeit beim Tasten erhöht. Die Lederhautstelle, welcher der N. aufsitzt, das Nagelbett, ist wie er selbst länglich-viereckig, in der Mitte gewölbt; Seitenränder u. hinterer Rand werden von einem Hautwall, dem Nagelwall, überwölbt, der in Verbindung mit dem Nagelbett den Nagelfalz bildet. Die Nagelwurzel liegt nam. am Daumen als Nagelmond ein Stückchen frei zu Tage; der vordere Rand des N.s, den man zu verschneiden pflegt, ragt frei hervor. So lange der N. verschnitten wird, wächst er beständig fort, ohne dieses ist sein Wachsthum beschränkt, nachdem er — wie man dies bei Chinesen u. lange bettlägerigen Kranken sieht — etwa 5 cm. lang geworden u. sich etwas um Finger u. Zehen gekrümmt hat. Das Wachsthum erfolgt an der ganzen unteren Fläche mit Ausnahme des freien vorderen Randes, u. bes. am hinteren Wurzelrande, so daß der N. beständig nach vorn schiebt. Bei kleinen Kindern stößt sich sein freier Rand mehrmals freiwillig in Form schmaler Halbmonde ab. Durch den Druck von zu engem Schuhwerk wird mitunter die Haut über den N. (bes. der großen Zehe) hinweggewölbt u. es entsteht der eingewachsene N., der schmerzhafte Eiterungen u. Wucherungen (wildes Fleisch) veranlassen kann. Außer dem Menschen haben nur die Affen Nägel (od. Plattnägel), andre Thiere Krallen, Hufe &c.

Nägel, spitzige, zum Zusammenhalten zweier Gegenstände od. zur Befestigung eines Gegenstandes an einen andern dienende, meist metallische Körper von verschiedener, ihrer Bestimmung entsprechender Größe. Ihrer Form u. Größe nach unterscheidet man von den in der Mehrzahl der Fälle aus Eisen hergestellten N. Sparrennägel, Bodenspieker, Bret-, Schloß-, Schindel-, Rohrnägel u. Zwecken; 2. eiserne Maschinennägel, durch eine aus zwei Walzen bestehende Maschine (Nägelmaschine) hergestellt, in welche in jeder die Hälfte der Nagelform eingegraben ist u. durch welche eine glühende Eisenschiene hindurchgezogen wird; 3. eiserne Blechnägel, durch eine Maschine kalt aus Blechstreifen geschnitten; 4. eiserne, in zweitheiligen Sandformen gegossene N.; 5. eiserne Drahtstifte, aus ungeglühtem, in Stücke von verschiedener Länge geschnittenem Eisendraht hergestellt u. durch Pressung mit einem Kopfe versehen. Die Anfertigung der N. geschieht selbst jetzt zum großen Theile noch mittels Handarbeit durch Schmieden in Gesenke, u. die Nagelschmiede erlangen eine solche Fertigkeit, daß sie bei freilich sehr bescheidenem Lohne selbst mit der Maschine konkurriren können, deren Produkte übrigens an Güte den handgeschmiedeten N.n nachstehen.

Nagelflue, ein den Konglomeraten angehöriges, in den nördl. u. nordwestl. Alpenvorbergen in mächtigen Schichten auftretendes Gestein. Dasselbe besteht aus lauter stark abgerundeten Rollstücken von Kalksteinen, Sandsteinen, Grauwacke, Kieselschiefer, Quarz, Gneis, Granit &c., die durch ein Bindemittel von weißlichem, gelblichem od. röthlichem, mergeligem Kalkstein verkittet sind. Die N. gehört der unteren Etage der Tertiärformation an.

Nägeli, Hans Georg, ausgezeichneter musikalischer Didaktiker u. Theoretiker, auch verdienter Komponist, wurde im J. 1768 zu Zürich geb. u. erhielt auch daselbst den ersten musikalischen Unterricht. Weitere Ausbildung fand er in Bern, von wo er 1792 wieder nach Zürich zurückkehrte. Hier errichtete er eine Musikalienhandlung u. führte dieselbe bis zu seinem am 26. Dez. 1836 erfolgten Tode fort. N.'s gesammte musikalische Bestrebungen hatten eine populäre Richtung. Die Musik so viel wie möglich im Volke zu verbreiten, nam. der Pflege des Gesanges aufzuhelfen, war der Zweck seiner Kompositionen, Lehrbücher u. sonstiger musikalischen Schriften. Deshalb errichtete er auch in Zürich eine Gesangbildungsanstalt u. regte den

„Schweizerischen Musikverein" behufs der Abhaltung von großen Musikfesten an. Was der Volkschorgesang u. nam. der Männergesang heutzutage ist, das ist er, wie man dreist behaupten darf, durch N. geworden. Seine Kompositionen bestehen hauptsächlich in Vokalsachen: Motetten ꝛc., nam. aber in vielen ein- u. mehrstimmigen Liedern (darunter u. a. das 1794 zuerst erschienene „Freut euch des Lebens"). Von N.'s Schriften sind als die wichtigsten zu nennen: „Gesangbildungslehre nach Pestalozzi'schen Grundsätzen ꝛc." (Zürich 1810); ein Auszug desselben Werkes (Zürich 1812); einige Chorgesangschulen; ferner die in verschiedenen Städten Süddeutschlands gehaltenen „Vorlesungen über Musik, mit Berücksichtigung der Dilettanten" (Stuttg. u. Tüb. 1826) u. „Der Streit zwischen der alten u. neuen Musik" (Bresl. 1827; eine Widerlegung von Thibaut's „Ueber Reinheit der Tonkunst").



Nr. 4263. Hans Georg Nägeli (geb. 1768, gest. 26. Dez. 1836).

Nägelsbach, Karl Friedrich, ausgezeichneter Philolog, geb. zu Wöhrd bei Nürnberg 28. März 1806; studirte in Erlangen u. Berlin Philologie u. Theologie, ward 1827 Gymnasialprofessor in Nürnberg u. erhielt 1842 die Professur für klassische Philologie an der Universität in Erlangen, wo er 21. April 1859 starb. Namentlich als Leiter des philologischen Seminars hat N. außerordentlich segensreich gewirkt u. zahlreiche junge Philologen nach Erlangen gezogen. Seine schriftstellerischen Hauptwerke sind: „Anmerkungen zur Ilias" (Nürnb. 1835; 3. Aufl. 1864); „Homerische Theologie" (ebd. 1840); „Lat. Stilistik" (ebd. 1846; 4. Aufl. 1865); „Nachhomerische Theologie des griech. Volksglaubens" (ebd. 1857); „Gymnasialpädagogik" (herausgeg. von Autenrieth, Erl. 1862; 2. Aufl. 1869). — Vgl. Döderlein, „Gedächtnißrede für Herrn Dr. K. Fr. v. N." (Erl. 1859).

Nagethiere (Nager, Glires, Rodentia), eine sehr artenreiche Ordnung der Säugethiere, welche oben wie unten 2 lange, meißelartig zugeschärfte Vorderzähne besitzen, die, nur auf der Vorderfläche mit Schmelz belegt, sich da langsamer abnutzen u. deshalb immer scharfschneidend bleiben, u. die von der hohlen Wurzel aus immer nachwachsen u. deshalb von dem Thiere durch Nagen beständig abgewetzt werden müssen (Nagezähne). An Stelle der fehlenden Eckzähne befindet sich eine große Lücke; die Backzähne, zwei bis zu sechs jederseits oben u. unten, haben quere Falten u. Höcker zur Erleichterung des Nagens, indem sich die Kiefern nur von hinten nach vorn bewegen können. Die N. haben eine zugespitzte Nase, die bis zu den Nasenlöchern behaart ist, die Oberlippe trägt Bartschnurren u. ist meist gespalten (Hasenscharte); Ohren, Schwanz u. die meist fünfzehigen Füße sind sehr verschieden. Es giebt kletternde, fliegende, laufende, grabende u. schwimmende N. Eben so verschieden ist die Körperdecke, welche alle Uebergänge zwischen der feinsten Behaarung u. den steifsten Stacheln zeigt. Einige N. haben Backentaschen. Sie leben meist von Pflanzenkost, viele nähren sich sogar von Baumrinde, u. sie sind im Allgemeinen mehr schädlich als nützlich, zumal sie obendrein sehr fruchtbar sind u. jährlich mehrmals viele nackte, blinde Junge werfen. Ihr munteres u. schüchternes Wesen, ihre Schnelligkeit, ihr Nestbau, ihr glattes, windungsloses Hirn ꝛc. läßt sie gewissermaßen als die Vögel unter den Säugethieren erscheinen; sie sind meist kleine Thiere, die größten (Wasserschwein) kaum 42 cm. hoch u. 70 cm. lang, die kleinsten werden nur von der Spitzmaus übertroffen. Ihre Verbreitung erstreckt sich von den Polarkreisen bis zum Aequator, von den Ebenen bis zu einer Höhe bis zu 4500 m.; viele halten Winterschlaf. Die bekannten 700 Arten (fast der dritte Theil aller Säugethiere) hat man nach der Behaarung, Fußbildung, dem Verhalten von Ohr u. Schwanz in mehrere Familien gebracht: Eichhörnchen, Mäuse, Maulwurfsmäuse, Halbhufer, Schwimmfüßer, Hasen, Hasenmäuse u. Stachelschweine. Fossile Reste von Nagern giebt es von den ältesten Tertiärschichten an, u. zwar in Arten noch jetzt bestehender Gattungen od. nahe verwandter; manche von ihnen waren bedeutend größer als die jetzt lebenden.

Nagler, Karl Ferdinand Friedrich v., preuß. General-Postmeister u. Minister, geb. 1770 zu Ansbach; begann seine Laufbahn in preuß. Diensten als Expedient beim fränk. Departement, wurde dann nach einander Referendar bei der Regierung in Ansbach, Regierungsrath, Geh. Legationsrath u. als Geh. Staatsrath Direktor der 2. Abtheilung des preuß. Kabinetsministeriums. 1810 wegen eines Zerwürfnisses mit Hardenberg entlassen, blieb er ohne Anstellung bis 1821, in welchem Jahre ihm die Verwaltung des preuß. Postwesens als dessen Chef übertragen wurde. Bald darauf zum General-Postmeister ernannt u. 1823 geadelt, erhielt N. 1824 den Gesandtschaftsposten beim Bundestage, den er bis 1835 inne hatte. General-Postmeister blieb er, auch als er 1836 den Rang eines Geh. Staatsministers erhielt. Ihm verdankt das preuß. Postwesen seinen Aufschwung, ja er ist als Begründer des modernen Postwesens in Deutschland überhaupt anzusehen. N. starb zu Berlin 13. Juli 1846. Einen Theil seiner Sammlungen, insbes. seine Kupferstichsammlung, erwarb das Berliner Museum.

Nagpoor od. Nagpur, eine der Centralprovinzen von Britisch-Indien, 1050,9 □M. mit 2,299,535 E. (1871); liegt auf dem Plateau von Dekan u. umfaßt vorzugsweise das Gebiet des Pranhita (Wurdah), eines Nebenflusses des Godavari, welcher die Südgrenze bildet. Während der SO. des Landes eine menschenlose Wildniß ist, zeigt das Innere weite Hochebenen, die mit Baumwolle, Mais, Weizen, Reis, Gemüse u. Fruchtbäumen reich kultivirt sind u. nur in den Flußniederungen dichte Sumpfwaldungen u. ein ungesundes Klima besitzen. Der Boden ist reich an Eisen- u. Kupfererzen u. Marmor. Den Grundstock der Bevölkerung bilden die Gonds (s. d.), von denen Theile die Hindureligion u. den Islam angenommen haben. Hauptausfuhrartikel N.s sind Baumwolle u. Holz, nam. Teakholz, das in den ausgedehnten Wäldern noch im Ueberflusse vorhanden ist. Die Hauptstadt **N.** mit 85,661 E. (1871) liegt in dem ungesunden, theilweise versumpften Thale des Nag, hat unregelmäßige Straßen, größtentheils Lehmhäuser u. viele baumreiche Gärten. Weberei ist das wichtigste Gewerbe der Bevölkerung. Der Distrikt N. zählt auf 175,62 □M. 639,341 E. (1871).

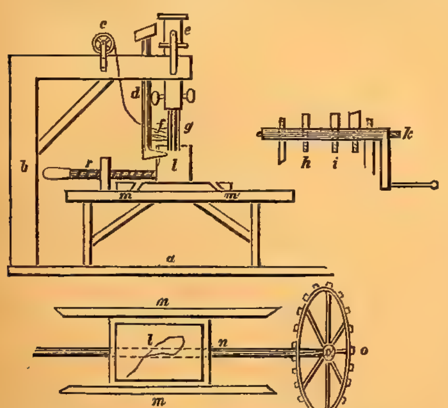
Naharro, Bartolome de Torres, hervorragender spanischer Dichter, von dessen Lebensverhältnissen aber nur Weniges bekannt ist. Geb. in dem Städtchen Torres an der portug. Grenze — das Jahr ist ungewiß — trat er, wie es scheint, früh in den geistlichen Stand. Auf einer Seereise fiel er in die Hände maurischer Seeräuber u. wurde von ihnen in die Gefangenschaft nach Algier geschleppt. Nach seiner Loskaufung aus der Sklaverei begab er sich (ungefähr im J. 1514) nach Rom, mußte aber trotz des mächtigen Schutzes, welchen ihm die Familie Colonna, bes. Fabricio Colonna, gewährte, diese Stadt bald wieder verlassen, da er Satiren gegen den päpstlichen Hof gerichtet hatte. Er flüchtete nach Neapel, wo er in Armuth gestorben ist, ohne daß man sein Todesjahr angeben könnte. Das einzige Werk, welches N. hinterlassen hat, die „Propaladia" (Neapel 1517 u. öfter; neue, von allem kirchlich u. moralisch Anstößigen gereinigte Ausgabe, Madrid 1573), ist dem Don Ferrante d'Avalos Marchese von Pescara (dem Gatten der berühmten Vittoria Colonna) gewidmet. Es ist ein Sammelwerk, welches Satiren, poetische Episteln nach horazischem Muster, Balladen u. acht Komödien in Versen (betitelt: „La Serafina", „La Soldatesca", „La Tinelaria", „La Jacinta", „La Aquilana", „La Calamita", „La Trofea", „Ilymenea") enthält. Die letzteren zeichnen sich bei aller Roheit der Charakterzeichnung u. des Dialoges durch originelle Erfindung aus u. besitzen für die Geschichte des spanischen Theaters eine besondere Wichtigkeit dadurch, daß sie zuerst in ihrer Oekonomie die typischen Eigenthümlichkeiten des spanischen Schauspiels (so z. B. die Abtheilung der Handlung in „Jornadas", d. h. Akte) aufweisen.

Einzelne Komödien N.'s hat Böhl de Faber in sein „Teatro español" (Hamb. 1832) aufgenommen.

Nahe, ein 14 M. langer linker Nebenfluß des Rheines, entspringt bei Sellbach am Hunsrück im südwestl. Theile des Fürstenthums Birkenfeld, fließt an Kreuznach vorbei u. mündet bei Bingen, nachdem sie auf ihrem Unterlauf die Grenze zwischen der preuß. Rheinprovinz u. Rheinhessen gebildet hat. Ihre bedeutendsten Zuflüsse sind links der Hahnenbach u. Simmerbach, rechts die Glan u. die Alseng. Von den Naheweinen, welche den Pfälzern ähneln, sind der von der Gemeinde Büdesheim bei Bingen produzirte Scharlachberger, der Kanzenberger u. der Laubenheimer die besten Sorten.

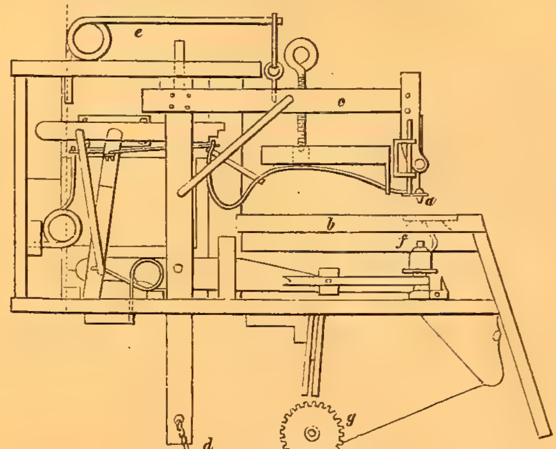
Nahl, eine bis in den Anfang des 17. Jahrh. hinaufreichende Künstlerfamilie, als deren Stammvater ein übrigens ziemlich unbekannter Bildschnitzer Matthias **N.** anzusehen ist. Sein bekannterer Sohn war Johann Samuel **N.**, geb. 1664 zu Ansbach; dieser erlernte zuerst in Bayreuth seine Kunst, wurde dann Hofbildhauer in Berlin, wo u. A. das Piedestal der Schlüter'schen Reiterstatue des Großen Kurfürsten von ihm herrührt, u. starb 1727 in Jena. Sein Sohn Johann August **N.**, der Aeltere, geb. zu Berlin 1710, erlernte die Bildhauerkunst unter Schlüter, bildete sich dann auf großen Reisen weiter aus u. schmückte eine Menge öffentlicher Gebäude von Berlin u. der Umgegend mit Statuen u. sonstigem dekorativen Bildwerk im Geschmack der damaligen Zeit. Nachdem er einige Jahre in Bern gearbeitet hatte, wurde er 1755 als Professor am Collegium Carolinum in Kassel angestellt u. schuf dort u. A. das Modell zur Statue des Landgrafen Friedrich II. auf dem Friedrichsplatze, die erst nach seinem 1781 erfolgten Tode von seinem Sohn Samuel in Marmor ausgeführt u. 1783 aufgestellt wurde. Dieser Samuel **N.**, 1748 in Bern geb., war Schüler seines Vaters, bildete sich in Wien, Paris u. Rom aus, wurde in Kassel Akademiedirektor, schuf dort verschiedene Marmorarbeiten u. starb 1813. Sein jüngerer Bruder, Johann August **N.**, der Jüngere, geb. zu Clanne bei Bern am 7. Jan. 1752, wandte sich von der Bildhauerkunst zur Malerei, wurde in Paris Schüler von Lesueur u. nahm sich in Rom die leichten, charakterlosen mythologischen Darstellungen Albani's zum Muster, trieb aber daneben auch die Landschaftsmalerei. Seinen vorübergehenden Ruhm verdankt er der Gesellschaft der Weimarischen Kunstfreunde, die 1800 u. 1801 seinen Bildern „Hektor's Abschied von Andromache" u. „Achilleus am Hofe des Königs Lykomedes" den ersten Preis zuerkannte. Von 1792 an arbeitete er in Kassel, wurde 1815 Direktor der Malerklasse u. starb dort 31. Jan. 1825.

Nähmaschine heißt ein Apparat, welcher die Arbeit des Nähens auf mechanischem Wege verrichten läßt. Obgleich die Erfindung derselben der Neuzeit zugeschrieben werden muß, so sind doch schon im vorigen Jahrh. Versuche gemacht worden, die Handnäherei durch Maschinenarbeit zu ersetzen, freilich ohne wirklichen Erfolg, da das Bedürfniß danach nur ein geringes war. Bei den ersten Maschinen dieser Art ging man begreiflicher Weise davon aus, den Stich der Handarbeit nachzuahmen, u. es wurde dieses Ziel auch auf verschiedene Art erreicht. Da aber in den meisten Fällen nur ein Faden von beschränkter Länge verwendet werden konnte, so ergaben die N.n gegen die Handnäherei viel zu wenig Zeitgewinn, als daß diese Versuche Bedeutung hätten erlangen können. — Die älteste Aufzeichnung, welche sich über eine Vorrichtung, die Näherei auf mechanischem Wege zu betreiben, vorfindet, ist ein im J. 1755 in England verliehenes Patent auf eine Nadel mit zwei Spitzen, die in der Mitte geöhrt war; als ältester Vorläufer unsrer N. dürfte jedoch die in Nr. 4264 dargestellte Maschine von Thomas Saint anzusehen sein, die 17. Juli 1790 in England patentirt wurde. Saint's Maschine machte den Kettenstich u. hatte folgende Einrichtung: Zuerst die Hauptplatte a mit einem an der Säule b befindlichen Arm, der die Fadenrolle c trug; die mit verschiedenen Excentern versehene Welle wurde vermittels einer Handkurbel gedreht u. dadurch die zum Arbeiten nöthigen Bewegungen hervorgebracht. Der Arm trug ferner die zur Stichbildung dienende Spindel d sowie die Stange e, an welcher die Nadel f u. eine Ahle g mit Schrauben befestigt waren; bewegt wurden diese Theile durch die an der Welle k befindlichen Excenter h i. Die Nadel war an ihrem unteren Ende gekerbt u. führte den Faden durch das vorher von der Ahle gestochene Loch nach unten, wo er eine Schlinge bildete. Das Arbeitsstück wurde auf dem Kasten l fortgeschoben, welcher sich in den beiden Führungen m m bewegte u. vermittels der mit einem Zahnrad o versehenen Schraube n vorgerückt wurde. Unten an der Spindel d war ein Schlingenhaken in einer Weise angebracht, wie man ihn noch jetzt bei manchen Kettenstichmaschinen sieht. Die Schraube r diente als Stichsteller.



Nr. 4264. Nähmaschine von Thomas Saint (1790).

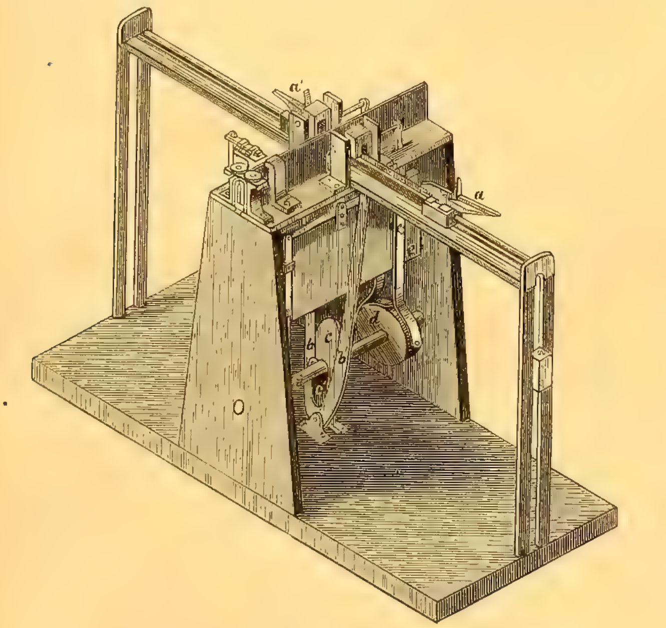
Nach dieser wissen wir von einer 1804 in England patentirten N. von Duncan, die mit mehreren Nadeln zugleich arbeitete u. einen verschlungenen Kettenstich machte. Zur selben Zeit ungefähr erfanden Thomas Stone u. James Henderson, ebenfalls in England, eine N., die mit gewöhnlichen Nadeln arbeitete u. die Bewegungen der Hand ziemlich getreu nachahmte; sie machte den sog. überwendlichen Stich, der allerdings auf keine große Verwendung rechnen konnte. 1814 trat dann Joseph Madersperger aus Tirol mit einer N. auf, die eine in der Mitte geöhrte Nadel mit zwei Spitzen hatte, welche sich senkrecht durch den Stoff auf u. nieder bewegte. Später vervollkommnete er die Maschine durch zwei Nadeln, die, wie die jetzt gebräuchlichen, das Oehr an der Spitze hatten, von unten gleichzeitig durch das Zeug stachen u. oben zwei Schlingen bildeten, durch welche ein anderer Faden mit der Hand gezogen wurde. Zur praktischen Anwendung scheint diese Maschine nie gekommen zu sein; ein Modell derselben befindet sich noch im Polytechnischen Institut in Wien aufbewahrt. — Eine Stickmaschine von Heilmann, die mit einer größeren Anzahl sog. Häkelnadeln auf einmal arbeitete u. einen Kettenstich machte, wurde 2. Mai 1829 in England patentirt, auch wurde 1826 einer N. von Lye in den Verein. Staaten ein Patent verliehen, worüber nähere Daten jedoch nicht mehr vorhanden sind.



Nr. 4265. Thimonnier's Nähmaschine (1830).

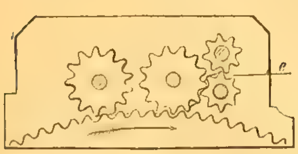
Alle diese Maschinen hatten, wie gesagt, keinen nachweislichen Erfolg, u. erst über eine von dem Franzosen Thimonnier 1830 erfundene N. finden sich Nachrichten, daß sie praktisch in Anwendung gekommen, wenngleich dieses nicht von langer Dauer war u. sie später wieder in Vergessenheit gerieth. Thimonnier's Maschine (Nr. 4265) war ähnlich wie die vorbeschriebene von Saint. Sie hatte eine vertikale Nadel, welche an dem Arme c arbeitete; der Stoff wurde auf einem flachen Tische b mit der Hand vorgeschoben. Sie unterschied sich jedoch von Saint's Maschine, bei welcher die Bewegungen durch eine Kurbel hervorgebracht wurden, dadurch, daß die Nadel vermittels des Trittes u. einer Schnur d direkt niedergedrückt u. durch die Feder e wieder emporgezogen wurde. Die Nadel hat eine hakenförmige Spitze in der Art der Häkelnadeln; sie holte den Faden g, welcher über den Haken f lief, von unten nach oben u. bildete auf der Oberfläche des Zeugs den Kettenstich. Eine Art Presserfuß a drückte auf den Stoff, wenn die Nadel hineinging, u. wurde wieder gehoben, wenn die Nadel aus dem Stoff heraus war. 1831 wurden in Paris 80 dieser Maschinen bei der Verfertigung von Militärbekleidungsstücken verwendet, sie theilten aber das Schicksal von Jacquard's Webstuhl u. Hargreave's Spinnmaschine, indem sie bald vom Pöbel zerstört wurden. Später hatte Thimonnier keinen Erfolg mehr, obgleich ihm eine verbesserte Maschine 1848 in Frankreich u. 1850 in den Verein. Staaten

patentirt worden war. Ein Modell seiner N. war 1873 in Wien ausgestellt, er selbst starb 1857 in Armuth. Wenn man in Frankreich Thimonnier als den eigentlichen Erfinder der N. ansieht, so ist das eine Ueberschätzung; höchstens könnten die bei einigen Kettenstichmaschinen noch jetzt angewendeten Häkelnadeln einen Prioritätsanspruch begründen. In allem Uebrigen ist vielmehr die N. von Hunt der Ausgangspunkt für diejenigen Konstruktionen geworden, welche die bei weitem größte Verbreitung gefunden haben. Die Erfindung Hunt's steht aber in Bezug auf Stichbildung u. sonstige Einrichtungen so selbständig da, daß die Annahme, Hunt habe eine der früheren N.n benutzt, vollständig ausgeschlossen ist. **Walter Hunt** in New-York müssen wir als den eigentlichen Erfinder unserer N.n ansehen, indem derselbe, wahrscheinlich von dem Gedanken ausgehend, die Näharbeit nach Art der Weberei auszuführen, die an der Spitze geöhrte Nadel u. das Schiffchen, die Grundprinzipien der jetzigen N.n, erdachte. In den Jahren 1832—34 baute Hunt die ersten derartigen Maschinen; er legte jedoch seiner Erfindung keinen Werth bei u. begab sich durch den Verkauf derselben aller Rechte auf ein Patent, das später (1846) für dieselbe Erfindung an **Elias Howe** jr. ertheilt wurde u. dadurch diesen Namen mit der Geschichte der N. verknüpfte. Kurz vor dieser Zeit u. bald nachher wurden jedoch auch von Anderen noch N.n erfunden, die allerdings einen bleibenden Erfolg nicht hatten, trotzdem aber erwähnt zu werden verdienen, weil sie zur Entwicklung dieses Instrumentes jedenfalls mit beigetragen haben u. den Beweis geben, wie das Bedürfniß für diesen Ersatz der Handarbeit immer lebhafter geworden war. Eine solche N. war die 1842 patentirte von **J. J. Greenough** (Nr. 4266); dieselbe hatte, ähnlich wie die Madersperger'sche, eine in der Mitte geöhrte Nadel mit zwei Spitzen,



Nr. 4266. Nähmaschine von Greenough (1842).

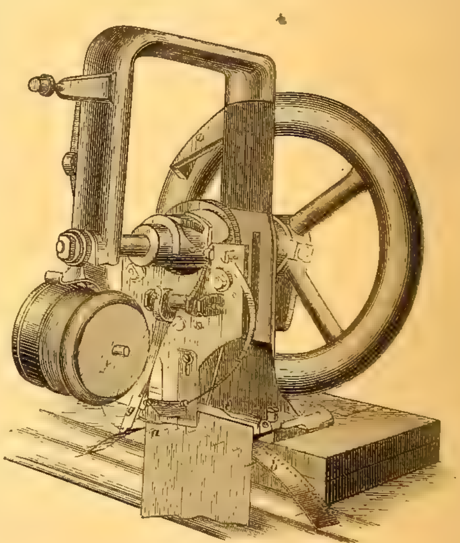
die vermittels der Zängchen a a, welche sich auf einer Führung hin u. her bewegten u. sich selbstthätig öffneten u. schlossen, durch den Stoff gezogen wurde. Die Maschine war speziell für Leder u. schwere Stoffe bestimmt, u. der Nadel wurde von einer Ahle vorgearbeitet. Der Stoff wurde von Klammern festgehalten, die mit einer sich vor- u. rückwärts bewegenden Zahnstange verbunden waren, u. konnte die Maschine sowol den Hinterstich als den Vorstich machen; sie arbeitete aber nur mit einer gewissen Fädenlänge. Ferner findet sich 1841 eine N. von **Newton** u. **Archbold** in England u. 1843 eine andere von **Corliß** in den Verein. Staaten patentirt; erstere war zur Herstellung von Ziernähten auf Handschuhen bestimmt, letztere dagegen — die so ziemlich der Greenough'schen Maschine glich — für schwere Stoffe. Das Prinzip einer besonderen Form der N.n zeigt uns Nr. 4267. Diese Maschine war bestimmt, um die Enden von ganzen Stücken baumwollener u. anderer Zeuge vor dem Bleichen, Färben od. Drucken derselben zusammenzuheften, u. machte einen laufenden od. Vorstich, indem die Kanten der Zeugstücke auf einander gelegt, zwischen die gezackten Rollen geführt u. dadurch gekraust u. auf die Nadel geschoben wurden, welche eine



Nr. 4267. Rodger's Vorstich-Nähmaschine.

horizontale Lage hatte. Sie war von **Rodger** erfunden u. wurde 1844 u. eine ähnliche von **Smith** u. **Chadburne** 1850 in den Verein. Staaten patentirt. In England erhielten B. W. Bean 1843 u. Bostwick 1844 ein Patent auf die gleiche Maschine, u. später wurde dieselbe Idee von Prof. Walther in Augsburg ausgeführt. Gehen wir aber zu der ungleich bedeutenderen Erfindung von Hunt zurück.

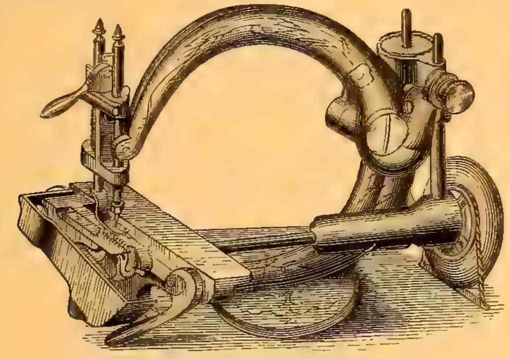
Nachdem, wie schon erwähnt, diese Erfindung durch eigene Schuld ihres Urhebers für diesen selbst so gut wie ertraglos geblieben, wurde die darin ausgedrückte Idee von **Elias Howe** erfaßt u. demselben 10. Sept. 1846 ein Patent auf eine N. verliehen, welche mit 2 Fäden vermittels einer an der Spitze geöhrten Nadel u. eines Schiffchens den ersten praktischen sog. Doppelsteppstich herstellte. Die Nadel der Original-Howe-Maschine (Nr. 4268) war gebogen u. arbeitete an einem beweglichen Hebel; sie durchstach den Stoff von der Seite. Das Schiffchen, welches den unteren Faden zwischen der Nadel u. dem oberen Faden durchführte, wurde durch zwei schwingende Hebel, die durch eine excentrische Scheibe ihre Bewegung erhielten, vor- u. rückwärts getrieben. Zur Fortschiebung des Zeuges diente ein mit scharfen Spitzen versehener Stahlstreifen, der an der einen Seite durchlöchert war. Das Zeug wurde in vertikaler Lage auf die Spitzen gesteckt u. vermittels eines Sperrrades, das in die Löcher des Stahlstreifens eingriff, wurde dieser um je eine beliebige Stichlänge vorwärts bewegt. Mit dieser noch ziemlich unvollkommenen Einrichtung seiner ersten Maschine konnte Howe weder in Amerika noch in England, wohin er sich später wandte, einen direkten Erfolg nicht erzielen; er kam vielmehr in große Noth, u. erst als andere mit tüchtigen mechanischen Kenntnissen ausgerüstete Männer die Vervollkommnung der N. in die Hand genommen, dieselbe für den praktischen Gebrauch hergerichtet u. in den Handel gebracht hatten, brach sich dieselbe Bahn u. brachte Howe auf Grund des Schutzes, welchen ihm sein Patent gewährte, zu Reichthum u. Ehren. Unter den Männern, welche sich weiterhin die größten Verdienste um die Nähmaschinenindustrie erworben haben, glänzen bes. die Namen **J. Merrit**, **Singer**, **Allen B. Wilson**, **Grover & Baker** u. **J. E. A. Gibbs**. Durch die beiden Ersten nam. erhielt die N. eine praktische Form, eine vereinfachte Konstruktion u., was für die Handhabung bes. wichtig ist, jene Einrichtung, welche eine zweckmäßige ununterbrochene Fortschiebung des Stoffes in beliebiger Stichlänge bewirkt, während von Grover & Baker ein ausgezeichneter Zier- od. Doppel-Kettenstich erfunden u. von Gibbs die einfache Kettenstichmaschine der Vollkommenheit nahe gebracht wurde. Die unzähligen Patente, die seitdem der N. verliehen worden sind, beziehen sich fast alle nur auf einzelne Theile. Die Grundprinzipien der verschiedenen Maschinen entstammen aber außer der Nadel u. dem Schiffchen, welche von Hunt erfunden, aber Howe patentirt worden sind, den oben erwähnten vier Systemen, deren Einrichtungen daher mit Recht einer besonderen Erwähnung werth sind.



Nr. 4268. Original-Howe-Maschine (1846).

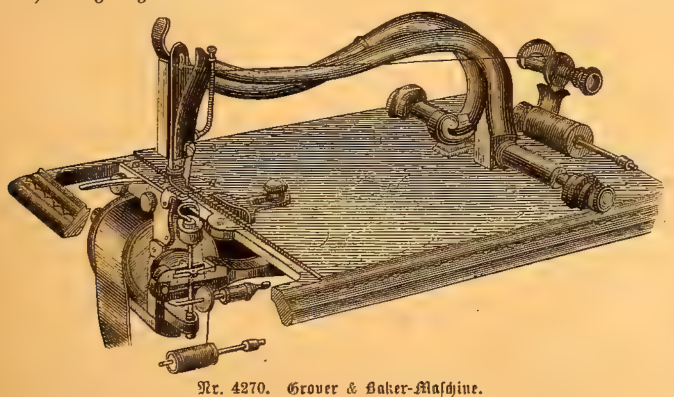
Die einfachste dieser Maschinen, die aber auch einen nur wenig zweckmäßigen Stich liefert u. fast nur noch als Handmaschine ihres billigen Preises wegen gekauft wird, ist die von **Gibbs** konstruirte sog. **Willcox- u. Gibbs-Maschine**. Nr. 4269 zeigt dieselbe in der zum Fußbetrieb eingerichteten Form u. ohne die sog. Zeugplatte. Durch den über das kleine Schwungrad laufenden Riemen erhält sie ihre Bewegung, welche auf einen mit dem hinteren Theile des Nadelarmes in Verbindung stehenden Hebel mittels eines Excenters übertragen wird u. dadurch das Auf- u. Abwärtsgehen der am vorderen Theile des Armes befindlichen Nadelstange hervorbringt. Die untere, horizontal liegende Welle hat an ihrem vorderen Ende, welches excentrisch abgedreht ist, einen rotirenden Haken, welcher die sich beim Hinabgehen der Nadel unterhalb des Stoffes bildende Schlinge auffängt u. so lange festhält, bis die Nadel beim nächsten Stich wieder in die vorher gebildete Schlinge hineingeht, worauf

die vorhergehende beim zweiten Aufsteigen der Nadel angezogen u. auf diese Weise eine fortlaufende Reihe in einander verketteter Stiche gebildet wird. Durch das excentrische Vorderende der Welle erhält gleichzeitig der an der Oberfläche fein gezahnte Stoffrücker od. Transporteur eine vierfache Bewegung, nämlich nach oben, um den Stoff zu erfassen, nach hinten, um ihn fortzuschieben, sowie nach unten u. zurück, um dieselbe Arbeit aufs Neue zu verrichten; das Zeug wird von dem Presserfuß durch eine Spiralfeder auf den Transporteur gedrückt, theils um dasselbe fortschieben zu können, theils um die Schlingenbildung des Fadens zu bewirken. Durch Verstellen des kleinen, unten befindlichen Hebels wird dem Transporteur eine größere od. kleinere Bewegung gestattet u. dadurch die Stichlänge bedingt.



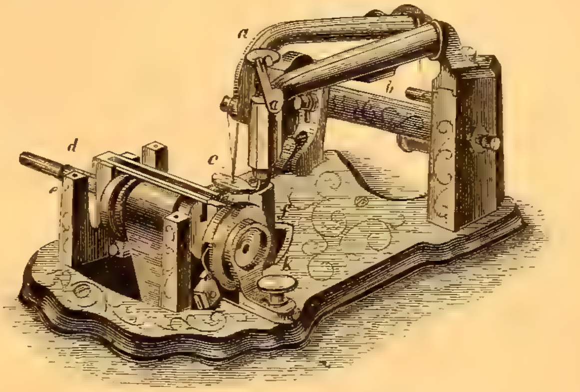
Nr. 4269. Willcox u. Gibbs-Maschine.

Die Grover & Baker-Maschine (Nr. 4270) macht den Doppel-Kettenstich. Sie hat an dem vorderen Ende eines schwingenden Armes eine etwas gebogene Nadel für den oberen Faden, während der untere Faden durch eine kreisförmige sog. Zirkelnadel, die in horizontaler Lage sich hin u. her dreht, geführt wird. Eine unterhalb der Tischfläche befindliche, mit excentrischen Gängen versehene Welle giebt dem oberen Nadelarm seine schwingende Bewegung u. verursacht gleichzeitig die Drehung der unten liegenden Zirkelnadel. Der in vertikaler Stellung lagernde untere Theil dieser Nadel besteht nämlich in einer schraubengangartig gewundenen Stange, welche durch den Schlitz eines Hebelarmes geht; letzterer bewegt sich bei jeder Umdrehung der Welle auf u. nieder u. zwingt dadurch die Nadel, eine Bewegung zu machen, die ungefähr $^2/_3$ eines Kreises beträgt. Bei ihrer Umdrehung greift sie dann in die von der oberen Nadel unterhalb des Stoffes gebildete Fadenschlinge ein u. hält diese bis zum nächsten Hineingehen derselben fest, indem sie gleichzeitig den unteren Faden zu einem Stich hergiebt. Der Stoffrücker arbeitet ähnlich wie bei der Willcox & Gibbs-Maschine. Durch besondere sog. Zierstichapparate, die sich bei verschiedenem Doppelsteppstich verwenden lassen, u. weil die Grover & Baker-Maschine verhältnißmäßig sehr viel Garn verbraucht, der Stich im Allgemeinen auch wenig zweckmäßig ist, wird diese N. nur noch wenig angewendet.



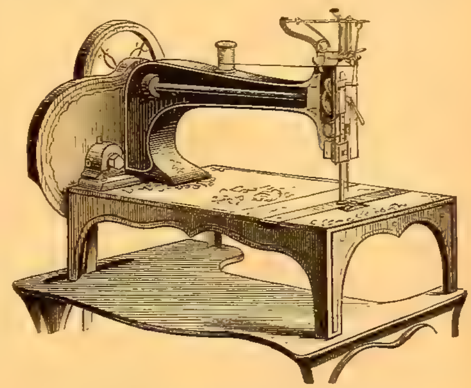
Nr. 4270. Grover & Baker-Maschine.

Die Wheeler & Wilson-Maschine (Nr. 4271) unterscheidet sich von den vorgenannten hauptsächlich durch den Stich, indem sie vermittels zweier Fäden den Doppelsteppstich herstellt. Die Nadel an dieser Maschine hat eine gebogene Form u. wird an dem vorderen Theile eines schwingenden Armes a angeschraubt, welcher sich an einer oscillirenden Welle b befindet, die durch die Treibstange c ihre Bewegung erhält. Letztere steht nämlich in Verbindung mit einer unrunden Scheibe d, die sich an der durch einen Riemen getriebenen Welle e befindet, welche an ihrer linksseitigen Verlängerung einen Stift zum Aufwinden des unteren Fadens, an der anderen Seite einen Drehhaken f, den sog. Greifer, hat, um die Schlinge des oberen od. Nadelfadens, welche sich unterhalb des Stoffes bildet, zu erfassen u. so zu erweitern, daß die den unteren Faden enthaltende Spule k hindurchpassirt u. so die Verbindung der beiden Fäden bewirkt. Zum Festhalten der Spule k dient ein davor geschraubter Ring, die sog. Brille, u. der vorn mit kleinen Zähnen versehene Stoffschieber erhält gleichfalls seine vierfache Bewegung durch einen auf der Welle e angebrachten Excenter. Das Zeug wird bei diesen Maschinen von links nach rechts transportirt, wodurch sie sich ganz bes. von allen übrigen N.n unterscheiden.

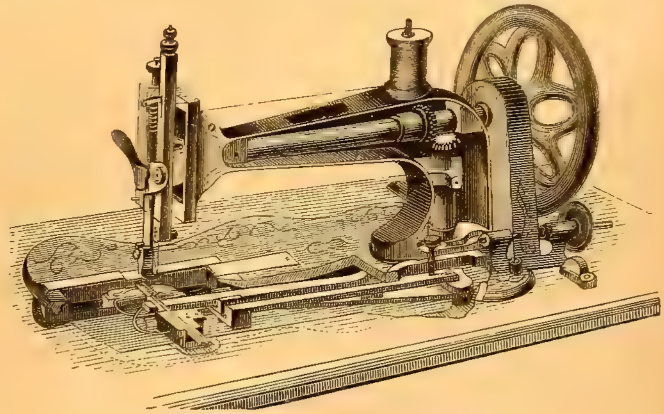


Nr. 4271. Wheeler & Wilson-Maschine.

Die Singer-Maschinen, patentirt 1851, erzeugen denselben Stich, wie die Wheeler & Wilson u. Original-Howe, weichen aber in ihren Einrichtungen bedeutend von denselben ab, wie Nr. 4272 u. 73 es zeigen. Nr. 4272 stellt die Handwerker-N. dar, die hauptsächlich für schwerere Arbeiten, als Leder, Säcke, für die Hutfabrikation 2c. bestimmt ist, während Nr. 4273 eine Abbildung der Familien-N. giebt. Die Maschinen machen den Doppelsteppstich vermittels einer geraden, an der Spitze geöhrten Nadel u. eines Schiffchens, das den unteren Faden enthält. Die Nadelstange erhält ihre Bewegung von einer am vorderen Ende der horizontalen Welle befindlichen Rolle, indem sie in das mit der Nadelstange verbundene sog. Herz eingreift u. bei jeder Umdrehung der Nadel die eigenthümliche Bewegung mittheilt, welche zum Durchstechen des Zeuges, zur Bildung der Schlinge u. zum Wiederanziehen des Fadens



Nr. 4272. Singer's Handwerker-Nähmaschine.



Nr. 4273. Singer's Familien-Nähmaschine.

erforderlich ist. Ein an der oberen Welle befindliches Zahnrad überträgt (Nr. 4273) die Bewegung der Maschine auf die vertikale Welle, welche unten in einer excentrischen Scheibe u. einer Kurbel endigt. Erstere giebt durch einen Hebel dem Transporteur seine vierfache Bewegung, u. letztere treibt durch eine Lenkerstange das Schiffchen hin u. her, welches bei jeder Passage nach rechts durch die vom oberen Faden gebildete Schlinge geht u. auf diese Weise die verlangte Stichbildung vollführt.

Die Stichstellung geschieht durch eine unten im Maschinenarm befindliche Knopfschraube, welche in eine verschiebbare Stange eingreift, die in einem Drehbügel endigt. In letzterem ruht der Transporteurhebel u. bildet für diesen den Drehpunkt, dessen Verschiebung dem Hebel eine größere od. kleinere Bewegung gestattet u. dadurch auf die Größe der Stiche einwirkt. Ein durch die Nadelstange gehender Fadenhebel, unter dessen hinterem Ende eine Feder arbeitet, bewirkt den Wiederanzug des sich bei jedem Stiche bildenden schlaffen Fadens u. wirkt ähnlich wie die Hand bei gewöhnlicher Näherei, indem durch Reguliren der Feder der Faden je nach seiner Stärke fester od. leichter angezogen wird. Die Spannung geschieht vermittels zweier Scheiben, durch die ein Stift geht, dessen Ende in einer im inneren Theile der Frontplatte angebrachten flachen Feder befestigt ist; eine einfache Knopfschraube regulirt den Druck. — Singer's Handwerker-N. ist nach denselben Prinzipien konstruirt, wie Nr. 4273, u. unterscheidet sich von dieser nur durch die äußere Form einzelner Theile, sowie dadurch, daß das Schiffchen sich in einer anderen Richtung bewegt u. der Transporteur in einem sich stichweise drehenden Rade besteht; sie ist bes. stark gebaut u. arbeitet nur vermittels Kammrad-Uebersetzung ohne Treibriemen. Die letzterwähnten Systeme bilden seit 25 Jahren die Grundlage der jetzigen Nähmaschinenfabrikation, u. wenn auch fast jeder Fabrikant Aenderungen nach seinen Ideen vornimmt, so sind diese nicht wesentlich; beachtenswerth ist aber, daß die Maschinen von Gibbs, Grover & Baker, Wilson u. Singer, die noch immer den Vorrang einnehmen, fast keine Abänderung erfahren haben, mithin auf eine von vorn herein vollkommen durchdachte Konstruktion schließen lassen. Selbstredend können damit nur die zur Herstellung von Bekleidungsstücken bestimmten N.n gemeint sein, denn für spezielle Zwecke wurden sie im Laufe der Zeit schon durch die verschiedensten Einrichtungen vervollkommnet. Außer den Knopfloch-N.n (American Buttonhole Sewing Machine Co. Kallmeyer) u. den Cylinder-Maschinen für Schuhfabrikation (von Jones u. Bradbury, England) hat sich bes. Singer (The Singer Manufacturing Co.) um die Herstellung von Spezialmaschinen verdient gemacht, z. B. solcher für Hutfabrikation, zum Nähen von Säcken u. für Sattler, die mit gepichtem Faden arbeiten. Das Neueste auf dem Gebiete dieser Industrie ist jedoch Singer's Heftmaschine für Buchbinder, die zum Heften der Druckbogen dient u. als besondere Einrichtungen einen Schneideapparat besitzt, der selbstthätig jedes vorher genähte Heft von dem nachfolgenden abschneidet u. es dann zwischen zwei Walzen gleiten läßt, die es wieder zusammenfalzen u. ablegen.

1851 wurden die ersten praktischen Doppelsteppstich-N.n durch Singer in den Handel gebracht, u. seitdem hat dieser Industriezweig einen kaum glaublichen Aufschwung genommen u. die Maschine selbst eine Verbreitung gefunden, wie vor ihr kein ähnliches Instrument. Hierzu mag neben der Nützlichkeit der N. selbst sehr viel die außerordentliche Rührigkeit der Amerikaner u. unter diesen bes. wieder J. M. Singer's beigetragen haben, die dann selbstverständlich auch unsere deutschen Industriellen nicht ruhen ließ, u. eine nicht unbedeutende Anzahl Nähmaschinenfabriken ist bes. in den letzten zwölf Jahren hier erstanden. Dieselben bauen in neuerer Zeit in der Mehrzahl das Singer-System, da sich dieses am besten bewährt hat.

Von welchem Umfange die inländische Nähmaschinenfabrikation ist, läßt sich nicht nachweisen, da hierüber jedes statistische Material fehlt, dagegen mögen hier einige statistische, auf Grund des Patentgesetzes offiziell erhobene Daten über die amerikanische Industrie dieser Branche angeführt werden, die die Bedeutung dieses zu einem großen Theile auch nach Deutschland importirten Artikels für Amerika bekunden.

Es verkauften:

	1874	1873
The Singer Manufacturing Co.	241,679	232,444
Wheeler & Wilson Mfg. Co.	92,827	119,190
Domestic Sewing Mach. Co.	22,700	40,114
Weed Sewing Mach. Co.	20,495	21,769
Grover & Baker S. M. Co.	20,000	36,179
Remington Empire S. M. Co.	17,608	9183
Wilson S. M. Co.	17,525	21,247
Gold Medal S. M. Co.	15,214	16,431
Willcox & Gibbs S. M. Co.	13,710	15,881
American Buttonhole O. & S. S. M. Co.	13,529	14,182
Victor S. M. Co.	6292	7446
Florence S. M. Co.	5517	8960
Secor S. M. Co.	4541	3430
J. E. Braunsdorf & Co.	1866	3081
Bartram & Fantom S. M. Co.	250	1000

Für die letzten zwei Jahre ergiebt dieses allein eine Umsatzziffer von über eine Million N.n, u. von diesen kommen auf die Singer Co. allein über 474,000 Stück od. nahezu die Hälfte der ganzen Fabrikation. Schon seit ihrem Bestehen behauptet diese Fabrik den Vorrang, u. dürfte ihr Gesammtumsatz bereits die hübsche Zahl von 2 Millionen überschritten haben, die aus ihren verschiedenen Fabriken zu New-York, Elizabethport N. J. u. Glasgow hervorgegangen sind. Die großartigste Fabrikanlage der Singer Manufacturing Co. ist zu Elizabethport N. J. bei New-York, welche 1873 in Betrieb gesetzt wurde. Dieselbe umfaßt ein Areal von 106,000 □m. mit dem Hauptgebäude von 70 m. Front u. einem 310 m. langen Flügel, an welche sich 2 weitere Gebäude von je 50 m. Länge anschließen. Auf dem hinteren Theile dieses kolossalen Grundstücks befinden sich zwei weitere Gebäude, welche die Schmiedewerkstätten enthalten, u. an diese reihen sich wiederum die Gießereien u. Lackirerwerkstätten an. Die Fabrikation wird natürlicherweise auf das Rationellste betrieben u. die Einrichtungen dazu sind musterhaft. Das Hauptgebäude mit seinen vier Stockwerken ist in verschiedene Säle getheilt, worin die verschiedensten Werkzeugmaschinen — fast ausnahmslos von eigens dafür erdachter Konstruktion — thätig sind u. durch zwei Dampfmaschinen, jede von 80 Pferdekraft, getrieben werden. Die oberen Arbeitsräume dienen ausschließlich zur Herstellung der verschiedenen, zur Maschine selbst gehörigen Theile, als Schrauben, Federn, Wellen, Nadelstangen, Schiffchen u. wie die Gegenstände alle heißen mögen, u. unzählige kleine u. größere Maschinen zum Bohren, Fraisen, Schraubenschneiden, Stanzen sowie Drehbänke u. Planirmaschinen sind hier thätig, um Alles nach gegebenen Modellen u. Vorlagen in einer Gleichmäßigkeit herzustellen, wie sie bei Handarbeit od. weniger vollkommenen Einrichtungen nicht zu erreichen sein würde. In den mittleren Räumen findet die Zusammensetzung u. Justirung der Maschinen statt u. sind hier, weil dabei nur zum Theil Dampfkraft angewendet werden kann, die meisten Arbeiter beschäftigt, denn circa 5000 fertige N.n verlassen wöchentlich die Fabrik, nachdem sie in den unteren Räumen nochmals nachgesehen u. „eingenäht" sind u. ihre Probe gehörig bestanden haben; die Verpackung findet gleichfalls in den unteren Räumen statt. Das sich an den Flügel der Hauptfabrik anschließende erste Gebäude enthält eine Nadelfabrik, da die Singer Co. auch diesen wichtigen Maschinentheil in allen Sorten selbst herstellt, u. befinden sich hier wieder die verschiedensten, eigens für ihre Zwecke erfundenen Maschinen im Gebrauch. — Tischlerei, Schmiedewerkstätten mit Dampfhämmern, Gießereien, Polirwerkstätten, Lackir- u. Malersäle befinden sich selbstverständlich in dem Etablissement, in welchem die vollendete Maschine in allen ihren Theilen aus dem Rohmateriale hergestellt wird. Vier Dampfmaschinen von 60—80 Pferdekraft setzen die verschiedenen Arbeitsmaschinen in Bewegung, u. mehr als 4000 Arbeiter bedienen die Maschinen od. verrichten die Arbeiten, die sich nicht durch letztere herstellen lassen. Außer dieser Fabrik besitzt die Singer Co. noch eine solche in Glasgow mit ca. 1500 Arbeitern, die genau nach den New-Yorker Modellen u. mit denselben Hülfswerkzeugen für den englischen Markt arbeitet; auch besitzt sie eine eigene Fabrik für Maschinen-Nähseide zu New-York, N. J., in welcher ca. 600 männliche u. weibliche Arbeiter beschäftigt sind. Bei so eingerichtetem Betriebe u. bei den eminenten Mitteln, welche dem Etablissement zu Gebote stehen, ist selbstverständlich keine Einrichtung zu kostspielig, welche eine Vereinfachung od. eine Verbesserung in der Konstruktion u. Ausführung ermöglicht, wie auch nur das beste, gleichmäßigste Material Verwendung finden kann.

Nähnadelfabrikation. Die besten Nähnadeln werden aus Stahl, die schlechtesten aus Eisendraht hergestellt, letztere nachträglich aber durch Einsetzen in Stahl verwandelt. Die verschiedenen Operationen, deren sich nach der neuern Operationsweise neunzehn unterscheiden lassen, werden zum großen Theile mittels eigens zu diesem Zweck erfundener Maschinen ausgeführt u. reihen sich folgendermaßen an einander: 1. Das Zerschneiden des Drahtes. Der in kleineren Ringen bezogene Draht wird gewöhnlich auf einen Haspel von 4—6 m. Umfang abgewickelt, wodurch man einen großen Ring erhält, der mittels einer Hand- od. Maschinenschere an zwei entgegengesetzten Punkten durchschnitten wird, so daß man zwei 2—3 m. lange Bündel von je 90 bis 100 Drähten erhält. Mittels derselben Schere werden diese Bündel weiter in Stücke von etwas über doppelter Nadellänge, Schachte, zertheilt, wobei zu Erzielung des richtigen Maßes das Drahtbündel in ein Loch mit verstellbarer Hinterwand eingeschoben u. dicht vor dem Loche abgeschnitten wird. Bei dem Zuschneiden der Schachte mittels Maschinenschere werden in einer Stunde etwa 40,000 Drahtstücke von doppelter Nadellänge erhalten. 2. Das Richten. Da die Schachte nach dem Zuschneiden infolge der Ringform etwas gekrümmt sind, so müssen sie zuerst gerade gerichtet werden. In kleinen Fabriken geschieht dies mit der Hand, indem man Bündel von 5000—15,000 Schachten in zwei eiserne Ringe einschiebt, so daß die Ringe von den Enden u. der Mitte etwas entfernt sind, dann das Ganze rothglühend macht, damit die Drähte weich u. biegsam werden, dieselben noch heiß auf eine horizontale Eisenplatte legt u. mittels einer zweiten schmalen eisernen Platte

(dem Streicheisen), die beiderseits mit Handgriffen versehen ist u. der Länge nach zwei parallele Schlitze für den Durchgang der Ringe hat, hin u. her rollt. In größeren Fabriken benutzt man Richtmaschinen, wobei das Streicheisen von zwei Personen hin u. her geschoben wird. 3. Das **Spitzen** erfolgt auf Schleifsteinen, die, um das Rosten des Drahtes zu verhüten, trocken benutzt werden. Der vor dem Steine sitzende Arbeiter breitet 50—100 Schachte dicht neben einander auf einer seiner Hände aus, legt die andere Hand schräg darüber, so daß nur der kleinste Theil der Drahtlänge hervorragt, stößt die Enden der Drähte an einer Eisenplatte gleich u. hält sie auf den Schleifstein, während er durch ein geringes Hin- u. Hergleiten der oben liegenden Hand die Drähte um ihre Achsen rollt, wodurch die Spitzen rund ausfallen u. in die Achsrichtung der Nadel zu liegen kommen. Ein geübter Arbeiter kann in der Minute eine sog. Prise Schachte von 70—100 Stück an beiden Enden zuspitzen. Des feinen Stahlstaubes wegen ist diese Arbeit sehr ungesund, u. mit Rücksicht hierauf sucht man Spitzmaschinen herzustellen. Die beste Maschine dieser Art wurde 1858 dem Nähnadelfabrikanten Karl Schleicher zu Schönthal bei Aachen patentirt. Mit derselben können ungefähr 500 Nadeln von gewöhnlicher Größe in der Minute od. 30,000 Stück in der Stunde zugespitzt werden. 4. Das **Prägen** od. **Pressen**. In den auf das Spitzen folgenden Operationen liegt der wesentlichste Unterschied zwischen dem früheren u. dem jetzigen Verfahren der N. Nach dem älteren Verfahren wurden die Schachte erst mit einer Schere in der Mitte zerschnitten u. dann jede Hälfte für sich mit dem Oehre versehen. Hierbei fällt an jedem Schachte ein Stückchen Draht von durchschnittlich 5 mm. Länge in der Mitte ab, wodurch ein Materialverlust von 5—9 Prozent entsteht. Nach der neuen Methode bleiben die Schachte od. Doppelnadeln vorläufig noch ungetrennt u. es werden auf der Mitte auf einmal zwei Oehre dicht neben einander gebildet. Fast alle Nähnadeln sind über u. unter dem Oehre mit einer kleinen Vertiefung (Fuhre) versehen, wodurch eines Theils das Einfädeln erleichtert, andern Theils aber dem Faden Raum zum Einlegen in die Nadel gegeben wird, damit er nicht durch seine Dicke beim Nähen hinderlich ist. Die Fuhren werden bei Anfertigung des Oehres mit hergestellt. Bei der jetzt üblichen Methode wird zuerst der mittlere Theil des Schachtes in einem kleinen Fallwerke zwischen stählernen Stempeln geprägt, wobei derselbe sich etwas abplattet u. von oben u. unten her Eindrücke von der Form des Oehres sowie gleichzeitig die Fuhren erhält. Ein Arbeiter prägt in einer Stunde 2000—4000 Schachte. 5. Das **Lochen** besteht in dem Durchdrücken der beim Prägen schon völlig vorgezeichneten Oehre, wobei ein Metallstückchen herausgestoßen wird. Es dient hierzu ein kleiner Durchstoß mit Druckschrauben, womit eine Person stündlich leicht 4000 Oehre herstellen kann. 6. Das **Feilen** hat den Zweck, den beim Prägen entstandnen Grath zu entfernen, u. es werden dabei 50—100 Nadeln auf einmal behandelt, indem man sie an parallele Stahldrähte mit den Oehren anreiht. 7. Das **Halbiren** wird gleich darauf mit einer ebensolchen Gruppe von Nadeln, die in einen breiten hölzernen Kloben eingespannt werden, durch einfaches Hin- u. Herbiegen mit der Hand bewirkt. 8. Das **Feilen der Köpfe** wird ohne Weiteres an den im Kloben eingespannten Nadeln vorgenommen, um die Köpfe abzurunden u. zu platten. Ein Arbeiter kann in 10 Stunden die Operationen 6, 7 u. 8 (Feilen, Halbiren, Wiederfeilen) an 40,000 Nadeln ausführen. 9. Das **Poliren der Oehre** erfolgt dadurch, daß man 100—200 Nadeln auf dünnen, gehärteten u. rauhen Stahldraht aufreiht u. dieselben mittels einer besonderen Maschine in schwingende Bewegung versetzt. Ein Arbeiter kann auf diese Weise täglich an 100,000 Nadeln poliren. 10. Das **Härten** erfolgt an abgewogenen Partien von 100,000 bis 500,000 Stück, wobei man die Nadeln auf Eisenblechtafeln in einen Ofen über Holzkohlenfeuer bringt, sie schwach rothglühend werden läßt u. sie dann in Wasser od. Oel schüttet. 11. Das **Nachlassen** dient dazu, den Nadeln die durch das Härten erlangte große Sprödigkeit zu benehmen, was bei gewöhnlichen Sorten, welche vorher in Oel gehärtet wurden, einfach durch Abbrennen des daran haftenden Oeles in einer eisernen Pfanne geschieht. Hierdurch werden jedoch die Nadeln leicht zu weich, weshalb man bessere Sorten nach dem Härten in Oel mittels Lauge u. Abspülen in Wasser vorher reinigt (bei den in Wasser gehärteten Nadeln bedarf es keiner solchen Vorbereitung) u. dann auf die dunkelroth glühende Platte eines Ofens mittels kleiner Kellen ausbreitet u. hin u. her rollt, bis sie die rothgelbe od. violette Anlauffarbe angenommen haben. 12. Das **Geraderichten** der etwa noch krummen Nadeln erfolgt mit der Hand durch Schlagen mit einem kleinen Hammer u. kann eine Person nur etwa 500 Nadeln stündlich so bearbeiten. 13. Das **Scheuern** (Schauern) ist eine der langwierigsten Operationen in der N. Es werden dabei die Nadeln parallel in 6—8 Reihen an einander auf eine Unterlage von mehrfach dichter grober Leinwand gebracht, welche auf einem muldenartig vertieften Tische ausgebreitet u. in mehreren Schichten abwechselnd mit Smirgel od. scharfem Sande unter Zusatz von Oel u. weicher Seife versehen ist, worauf man das Ganze wurstartig zusammenrollt u. den so gebildeten, 150,000—500,000 Nadeln enthaltenden Ballen auf eine sog. Scheuermühle bringt, wo der Ballen auf einem hölzernen Tische unter dem Drucke eines Steinkastens hin u. her gerollt wird. Diese Arbeit dauert 12—18 Stunden u. wird je nach der Güte der Nadeln mehrmals wiederholt, indem man jedesmal dazwischen die Nadeln in einer Drehtrommel mit heißem Seifenwasser od. auch nur mit trocknen Sägespänen reinigt. Bei den feinsten Nadeln wird zuletzt statt des Smirgels Zinnasche od. Colcothar u. das allerletzte Mal nur trockene, mehlfreie Kleie angewendet. 14. Das **Aussuchen u. Gleichlegen** hat den Zweck, die Nadeln nach der Größe genau zu ordnen. Hierbei werden von den Arbeitern (Kindern) von dem vorgelegten Vorrathe von parallel geschichteten Nadeln Portionen von 10—12 Stück nach sich hingerollt, alle Nadeln, die mit dem Oehre nach rechts liegen, nach dieser Seite heraus gezogen u. die übrigen links zurückgeschoben. Bei dieser Gelegenheit werden auch alle beschädigten Nadeln ausgelesen u. beiseite gelegt, die brauchbaren dagegen gleich nach ihrer Größe geordnet. 15. Das **Anlassen der Köpfe** erfolgt so, daß man die Nadeln auf einem Bretchen ausbreitet, so daß die Köpfe etwas überragen, u. dieselben einer glühenden Eisenstange nähert, bis sie blau angelaufen sind. 16. Das **Bahnen der Oehre** dient zur Beseitigung der scharfen Ränder u. wird nur bei den feinsten Sorten in Ausführung gebracht. Die Operation erfolgt auf einer kleinen Drehbank, mit deren Spindel ein 7,5—10 cm. langes, reibahlenähnliches, vierkantiges Werkzeug verbunden ist, dessen äußerstes Ende während der Rotation in das Oehr eingeführt wird. 17. Das **Vergolden der Oehre** wird nur bei manchen Sorten (nicht immer den besten) zur Ausführung gebracht. 18. Ein nochmaliges **Schleifen** soll kleine Unregelmäßigkeiten u. Rauheiten am Kopfe beseitigen u. die durch das Scheuern etwas abgestumpften Spitzen wieder scharf machen. Es wird auf einer schnell rotirenden Holzwalze, die mit feinem Smirgel überzogen ist, ausgeführt. 19. Das **Poliren** endlich dient zur Herstellung des Glanzes, wozu man eine rotirende hölzerne, mit Büffelleder überzogene Scheibe benutzt. Nach dem Poliren folgt das Verpacken, wobei die Nadeln in Viertel-, halben od. ganzen Hunderten in Papierumschläge (Briefe) eingelegt werden. Zu diesem Zwecke zählt od. wägt man die Nadeln in den gewünschten Partien ab. Eine geübte Person kann in einer Stunde 3000 Nadeln abzählen. Schneller als diese Methoden führt das mechanische Abzählen mittels der **Nadelzählmaschine** zum Ziel. Dem Gewichte nach werden aus 100 Theilen Draht ca. 75 Theile Nadeln erhalten. Was die Nähnadelsortimente betrifft, so unterscheidet man im Handel theils nach Länge u. Dicke, theils nach der Gestalt der Oehre, theils nach der Güte des Stahles vielerlei Sorten. Der Hauptsitz der deutschen N. ist in der Gegend von Aachen.

Nahrung ist im weitesten Sinne alles Material, welches dem lebenden Organismus von Pflanze u. Thier zur Erhaltung seiner Existenz u. seines Gedeihens, insbes. zum Ersatze der beim Stoffwechsel fort u. fort ausgeschiedenen Stoffe, zugeführt wird. Die N. besteht aus einzelnen Nahrungsmitteln u. diese wiederum aus Nahrungsstoffen. Die Nahrungsmittelkunde heißt **Bromatologie**; die Lehre von der gesundheitlichen Verwendung der Nahrungsmittel wird als **Diätetik** bezeichnet. Sie ist ein Theil der Gesundheitspflege (Hygieine).

Während die Pflanzen ihre N. direkt aus der Luft u. dem Boden mittels der Aufnahme durch Blätter u. Wurzeln beziehen u. hierzu meist einfacher, wenig zusammengesetzter Stoffe (Kohlensäure, Wasser, Ammoniak, Salze) bedürfen, erfordert der thierische Körper als N. eine größere Reihe organischer Substanzen durch Aufnahme von Speisen neben der Einathmung der den Sauerstoff enthaltenden atmosphärischen Luft. Diese Speisen od. Nahrungsmittel werden durch den Mund u. die Speiseröhre nach dem Magen übergeführt u. hier durch den Verdauungsprozeß in einen solchen Zustand versetzt, daß sie sich in Blut verwandeln. Dann werden die Bestandtheile der Nahrungsmittel im Kreislaufe des Bluts durch den thierischen Körper einestheils zur Bildung thierischer Organe verwendet, anderentheils aber durch den Athmungsprozeß oxydirt, verbrannt u. als Kohlensäure u. Wasser wieder ausgeschieden. Nach den epochemachenden Anschauungen J. v. Liebig's über die verschiedene Verwendung der einzelnen Nahrungsstoffe beim Ernährungsprozeß des thierischen Körpers wurden die Nahrungsmittel in zwei große Gruppen gesondert. Die eine Gruppe nannte v. Liebig „plastische od. stoffbildende" Nahrungsmittel; sie dienen, wie er meinte, zur Vermehrung u. zum Ersatz der arbeitsleistenden Gewebe des Körpers, insbesondere zur Bildung von Muskelfasern u. aller stickstoffhaltigen Bestandtheile der Organe. Zu dieser Gruppe gehören aus dem Pflanzenreiche diejenigen Stoffe, die außer Kohlenstoff, Wasserstoff u. Sauerstoff auch Stickstoff enthalten, vorzugsweise aber aus dem Thierreiche die stickstoffreichen

Substanzen, deren Vertreter hauptsächlich Eiweißstoff, Käsestoff u. Faserstoff (die sog. Proteïn-Verbindungen od. Albuminate) sind, u. die wir in reichlicher Menge mit der Fleisch- u. Milchkost genießen. Die zweite Gruppe der Nahrungsmittel sind nach Liebig die sog. „Respirations- od. wärmeerzeugenden" Nahrungsmittel, die als stickstofflose organische Verbindungen nicht geeignet sind, den Aufbau neuer od. den Wiederersatz verbrauchter, eigentlich plastischer, stickstoffhaltiger Gewebe des Körpers zu bewirken, die vielmehr die Aufgabe haben, wie das Brennmaterial bei der Heizung, zur Wärmeerzeugung im Organismus zu dienen, um dann durch den Athmungsprozeß mittels der Lungen als Kohlensäure u. Wasser unter Einwirkung des Sauerstoffs der atmosphärischen Luft wieder abgeschieden zu werden. Zu dieser Gruppe gehören die Pflanzenfaser, das Stärkemehl, Gummi, Zucker, Oele, Fette, Alkohol, Säuren 2c.

Dagegen haben neuere Untersuchungen über den gesammten Ernährungsvorgang im thierischen Körper, die Fick u. Wislicenus, Voit u. v. Pettenkofer anstellten, zu etwas anderen Ansichten geführt. Hiernach liefert nur der Verbrauch od. die Verbrennung der stickstofflosen Bestandtheile der N., des Blutes, der Gewebe für gewöhnlich das volle Maß der lebendigen Kraft, welche für Produktion der thierischen Wärme u. für die Bewirkung der durch die Organe geleisteten mechanischen Arbeit zugleich ausreicht. Wir haben daher als gleichmäßig unentbehrliche Nahrungsmittel zu unterscheiden: 1. stickstoffhaltige od. plastische Nährstoffe, die zum Aufbau od. Wiederersatz der sich abnutzenden, arbeitsleistenden höheren organischen Gewebselemente, der Muskelfasern, Drüsen- u. Nervenzellen, der Blutkörperchen dienen u. nur aus Noth zugleich zur Erzeugung von Wärme u. Kraft verwendet werden. 2. Stickstofflose, wärmebildende u. krafterzeugende Nährstoffe, denen nur die beiden letzten Funktionen zukommen können, obgleich sie indirekt auf die Erhaltung der Gewebsbestandtheile insofern einen Einfluß ausüben, als sie dem luxuriösen Verbrauch der Gewebe vorbauen, insbes. auch die Zersetzung u. den Umsatz der im Körper vorhandenen Eiweißstoffe gewissermaßen dadurch beschränken, daß sie sich selbst zur Zerlegung darbieten. Die Gruppirung bleibt jedoch immerhin die von Liebig angegebene. Unsere N. muß nun aus einem leicht verdaulichen u. leicht in die Säftemasse des Körpers übergehenden Gemisch von stickstofflosen u. stickstoffhaltigen Nährstoffen bestehen. Nach angestellten Versuchen muß, wie es scheint, das durchschnittliche Verhältniß der stickstofflosen zu den stickstoffhaltigen Nährstoffen für Erwachsene wie 6 zu 1, für wachsende Kinder wie 3 od. 4 zu 1 betragen. Mit Ausnahme des Kochsalzes sind alle dem Körper erforderlichen Mineralbestandtheile in den bei unseren Speisen zur Verwendung kommenden vegetabilischen u. animalischen Lebensmitteln in genügender Menge vertreten. Bei der Frage nun, in welchem Verhältniß man animalische u. vegetabilische Kost am zweckmäßigsten zu genießen habe, ist darauf hinzuweisen, daß die Völker sich bezüglich der bei ihnen gebräuchlichen Kost je nach ihrer Kulturstufe in zwei große Klassen sondern: Der Nomade, Fischer, Jäger lebt vorzugsweise von animalischer Kost, von Milch u. Fleisch; der festsitzende Ackerbauer fügt ihr die vegetabilische bei, den Ertrag des Feldes, ja er gelangt auch wol aus Noth dazu, sich nur von Vegetabilien zu nähren. Mit dieser Kostangelegenheit hat sich nicht blos die Kirche beschäftigt, indem sie für die Fastenzeit vorzugsweise vegetabilische Kost vorschrieb (Speisegesetze der Juden; Verbot der Fleischspeise bei den Indern; Fastengebot der Katholiken). Vielmehr hat sich in unseren Tagen eine einseitige Lehre entwickelt, die nicht blos als diätetische Maßregel, sondern auch aus ethischen Gründen (Abscheu vor dem Mord der Thiere u. Furcht vor Verwilderung der Menschheit) prinzipiell die Fleischkost verwirft u. lediglich Pflanzenkost empfiehlt. Die Anhänger dieser Lehre nennen sich Vegetarianer, doch genießen sie nicht blos Vegetabilien, sondern auch Milch, Butter, Eier, Honig. Sie verweisen insbesondere auf das Wohlbefinden jener Völker Asiens, wie Hindu u. Japanesen, die vorzugsweise von Reis u. anderen Feldfrüchten, doch auch von Fischen leben. Physiologen u. Aerzte sind mit äußerst wenigen Ausnahmen keineswegs mit den Meinungen der Vegetarianer einverstanden. Die wichtigsten Nahrungsmittel aus dem Thierreich sind außer Milch (s. d.) Eier, welche in dem leicht verdaulichen Albumin (Eiweiß) ein ausgezeichnetes Ernährungsmaterial liefern; sie sind roh leichter verdaulich als gekocht; die Eier der Fische werden ebenfalls genossen, vom Stör geben sie schwach eingesalzen den Kaviar; Fleisch, welches, aus den Muskeln des Thierkörpers bestehend, reich an Eiweißkörpern (Fibrin) ist u. daher einen sehr hohen Nährwerth besitzt; je nach der Zubereitung (gekocht od. gebraten) ist es leicht verdaulich. Es liefert die Fleisch-Brühe u. -Suppe, den Liebig'schen Fleischextrakt. Man konservirt das Fleisch durch Einsalzen, Räuchern, Pökeln, auch durch Trocknen, durch das Einkochen in verlöthete Blechbüchsen nach Appert 2c. Die sog. Bouillon-Tafeln besitzen bei großem Leimgehalt geringen Nährwerth, einen höheren der Fleischzwieback (s. d.). Die gesetzliche Fleischbeschau hat die Aufgabe die Bevölkerung nicht nur vor dem Ankauf verdorbenen Fleisches, sondern auch vor dem Genusse finnigen Rindfleisches, trichinösen Schweinefleisches sowie des Fleisches kranker Thiere überhaupt zu schützen. — Das Blut, welches reich an plastischem Nährstoff ist, wird bes. zur Bereitung von Würsten verwendet. — Das Fett gehört zu den stickstofflosen Nährstoffen u. wird am passendsten als Zuthat zu anderen Speisen (Fleisch, Brot) benutzt; so dient auch der Speck durch sog. „Spicken" zur Verbesserung trockener Fleischsorten (Wild). Schweineschmalz, Hammel- u. Rindstalg, Gänsefett 2c. kommen am häufigsten zur Verwendung; viele Polarvölker genießen Thran von Fischen u. Seehunden in großen Mengen.

Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreich. Das Brot wird aus verschiedenen Körnerfrüchten (Roggen, Weizen 2c.) bereitet, die insofern ein vollkommenes Nahrungsmittel liefern, als sie in richtigem Mischungsverhältniß sowol stickstoffhaltige als auch stickstofflose Nährsubstanzen enthalten, welchen die für die Ernährung unentbehrlichen Mineralbestandtheile: Alkalien, Erden, Phosphor u. Eisen, endlich nur eine die Verdauung wenig belästigende Quantität Bindematerials (Cellulose od. Holzfaser) beigemengt sind. Ueber die Brotbereitung s. „Brot". Die verschiedenen Mehlsorten enthalten von stickstofflosen Nährstoffen: Stärke u. in wechselnden Quantitäten Gummi, Zucker u. Fett, von stickstoffhaltigen Nährstoffen: Pflanzeneiweiß, Caseïn, Fibrin u. Kleber. Die Kleie enthält den, einen großen Nährwerth besitzenden, leicht assimilirbaren Kleber; Graham gab eine Brotbereitung an, durch welche dieser Stoff dem Brote einverleibt wird. — Die Hülsenfrüchte, wie Erbsen, Bohnen, Linsen, zeichnen sich unter den Vegetabilien durch ihren Gehalt an stickstoffreicher Eiweißsubstanz aus: das Legumin; doch auch nach Entfernung der harten, durch Kochen in weichem Wasser quellenden u. berstenden Schale bleiben sie ziemlich schwer verdaulich, obgleich sie ihrer chemischen Beschaffenheit zufolge als schätzenswerther Bestandtheil der normalen Ernährung einer Bevölkerung anzusehen sind. — Die stärkemehlhaltigen Samen der Getreidearten (Weizen, Roggen, Gerste, Buchweizen, Sago, Tapioka, Mais, Reis) werden als Mehl u. Gries zu mancherlei Gemüsen, Zuthaten, Breien u. Gebäcken benutzt u. gehören zu den besten Speisen. — Auch die fleischigen Wurzeln, wie Rüben, Möhren 2c., eignen sich bei ihrem zarten Gewebe u. Gehalt an Stärke, Zucker u. Eiweiß zu wohlschmeckenden, nahrhaften Gemüsen. Manche derselben besitzen ein besonderes aromatisches Oel u. dienen, wie eine gewürzhafte Speise, theils als Zuthaten zur Suppe, theils werden sie als Gemüse od. Salat genossen: Sellerie, Rhapontika, Pastinak 2c. Andere enthalten ein scharfes ätherisches Oel u. sind ziemlich schwer verdaulich: Rettig, Radieschen, Meerrettig. — Die Kartoffel ist reich an Stärkemehl, doch arm an Zucker u. Eiweiß; sie ist bei mehliger Beschaffenheit mit Recht beliebt. — Die Kohlarten zeigen zum Theil eine holzige Pflanzenfaser, daher sind sie je nach ihrer Zubereitung nicht immer leicht verdaulich, dürfen als Gemüse auch nicht zu stark in den Vordergrund treten. Durch eine Art von Gährung erhalten einige von ihnen, wie das Sauerkraut, eine Lockerung ihres mechanischen Gefüges. — Die Obstarten, arm an Eiweißsubstanz, enthalten in ihrem Safte Zucker, Gummi u. Obstsäure, außerdem das spezifische Aroma, den Fruchtäther; über ihre Güte entscheidet der Geschmack, doch auch das Verhältniß des Säuregehaltes zu dem an Zucker. Sie sind kein auf längere Zeit ausreichendes Nahrungsmittel, doch immerhin ein angenehmes Erfrischungsmittel. Getrocknet, in Zucker eingesotten, auch in Blechbüchsen lassen sie sich gut aufbewahren; ihre Zubereitung findet in den mannichfachsten Formen statt. — Die Salatarten sind weniger bestimmt, als Nahrungsmittel, vielmehr ihrer Natur u. Zusammensetzung nach als anreizende Nebenspeise für die Fleisch- u. Eierspeisen zu dienen, zugleich auch deren vorzugsweise stoffbildende Natur zu mildern. Man verwendet zur Bereitung von Salat mit Essig u. Oel die Blätter des Lattich, der Endivie, der Rapünzchen, des Rübsen u. verschiedener Kressearten, benutzt aber auch Wurzeln, Spargel, Kartoffeln, Aepfel, Gurken, Fleischarten u. Fische, z. B. Hering u. Sardellen, als Hauptbestandtheil gewisser Salate, denen man zur Würzung Salz, Pfeffer od. Zucker zusetzt. Je härter die Pflanzenfaser u. je saurer der Essig im Salat ist, um so schwerer ist er verdaulich. — Die Pilze od. Schwämme (Champignon, Milchschwamm, Brätling, Täubling, Steinpilz 2c. bis zur Morchel u. Trüffel) enthalten als besonderen Bestandtheil das Fungin u. zeichnen sich durch hohen Nährwerth aus, doch ist ihr Genuß mit Vorsicht zu verbinden, da viele Pilzarten durch ihre giftigen Bestandtheile sehr gefährlich werden können. — Ueber die Gewürze s. dies. Art. Außer den eigentlichen Nahrungsmitteln bietet das Pflanzenreich noch eine Klasse von Genußmitteln, welche theils eine beruhigende, theils eine aufregende, erheiternde, berauschende Wirkung ausüben: Kaffee u. Thee enthalten einen besonderen stickstoffhaltigen Körper, das Coffeïn bez. Theïn, welcher als eine auf das Gehirn wirkende, den Stoffwechsel

verlangsamende Pflanzensubstanz zu betrachten u. dem in den Kakaobohnen u. im Guarana vorkommenden Theobromin u. Guaranin in der Zusammensetzung u. Wirkung gleich ist (vgl. die betr. Artikel). Als Kau-, Rauch- u. Schnupfmittel schließt sich ihnen der nikotinhaltige Tabak, die Kaumittel Coca der Brasilianer u. Betel der Indier, die Rauchmittel der Orientalen Hanf (Cannabis indica) u. Opium an, die Cannabin u. Morphium als narkotische Substanzen enthalten. — Die gegohrenen od. spirituösen Getränke enthalten den durch Gährung erzeugten Alkohol od. Spiritus u. wirken durch denselben auf das Nervensystem reizend, doch auch bei reichlichem Genuß betäubend (narkotisch). Da fast alle Völker sich solcher od. ähnlicher Genußmittel bedienen, so scheint es ein rein menschliches Bedürfniß zu sein, durch sie theils die Spannkräfte des Lebens von Zeit zu Zeit aufzufrischen, theils die Leistungsfähigkeit des Körpers zu erhöhen, theils aber auch die Trübsal des Lebens zu vergessen. — Die Branntweine, der Wein, das Bier ꝛc. werden in besonderen Artikeln besprochen.

Nahrungsmittel aus dem Mineralreich. Das Kochsalz (s. d.), kurzweg „Salz", ist der einzige mineralische Stoff, den wir in unseren Speisen nöthig haben zum Aufbau des Körpers sowie zur Wiedererneuerung ausgeschiedener Bestandtheile; nicht minder wichtig dient es zur Verbesserung des Geschmacks. Bei manchen Völkern kommt die Gewohnheit des Erdessens (Geophagie, s. d.) vor. Ueber das Trinkwasser, seine Beschaffenheit, Untersuchung u. Reinigung s. „Wasser". — Bei der Wahl der N. hat Anfangs wol zunächst nur der Instinkt die Menschen im Urzustand geleitet. Dann bildete sich wol ein landesübliches, nationales Herkommen auch bei der Zubereitung u. Mischung der Speisen aus. Mit dem steigenden Wohlstande erhöhte sich die Verfeinerung der Kochkunst. Bei Reichen tritt vielfach eine Luxus-Konsumtion auf, die zu gewissen Krankheiten (Gicht, Fettsucht) führt, wie bei Armen u. in theueren Zeiten ein absoluter Mangel an der nöthigen N. Um letzterem zu steuern, hat man zu mannichfachen, oft sogar schädlichen Surrogaten gegriffen, dem Brote Moosarten ꝛc. zugesetzt ꝛc., doch kann nur die schon von Rumford ins Auge gefaßte, in neuerer Zeit durch Volksküchen verwirklichte billige Massenernährung des Volkes dem Mangel einigermaßen abhelfen. Am schädlichsten, auch bei Verpflegung der Heere, der Gefangenen ꝛc., wirkt die Einseitigkeit in der Auswahl des Materials, der Mangel an Wechsel ꝛc. Die größten Fehler werden in den Familien gemacht hinsichtlich falscher Wahl der Speisen für die verschiedensten Altersstufen, ferner indem man unterjährige Kinder oft überfüttert.

Gegen Verfälschung u. gegen den Vertrieb verdorbener Nahrungsmittel ist die Marktpolizei gerichtet. Doch bietet sie immerhin keine genügende Sicherheit gegenüber den gesundheitsschädlichen Zusätzen, welche Milch (schlechtes Wasser, Kalkmehl ꝛc.), Bier (Kokelskörner, die Ersetzung des Hopfens durch andere Bitterstoffe) u. andere Lebensmittel erhalten, gegen den Genuß des Mutterkorns im Brote, gegen zersetzte Speisen u. Getränke (saures Bier, krankes u. angefaultes Fleisch ꝛc.). Nicht genug warnen kann man vor dem Genuß ungekochten Fleisches, da durch dasselbe Bandwurm u. Trichinen in den menschlichen Körper eingeführt werden können, während Blasen- u. Spulwürmer wol am häufigsten durch verunreinigtes Trinkwasser aufgenommen werden. — Die Aufbewahrung, Konservirung der N. hat durch Auffinden neuer Methoden große Fortschritte gemacht. Derartige Methoden sind: das Einlegen in Salz, in Essig, das Einkochen in Zucker, das Austrocknen sei es an der Sonne, sei es durch Ventilatoren od. durch Abdampfen, das Umgießen gewisser Stoffe mit Fett, das Räuchern u. Behandeln mit Kreosot, das Einlegen in Spiritus, die Benutzung anderer fäulnißwidriger Substanzen (Salicylsäure, Borsäure), das Umhüllen mit Eis, der Verschluß in luftdichte Büchsen, nachdem die atmosphärische Luft mittels Kochen ausgetrieben wurde (Konserven, s. d.).

Literatur: Rawitz, „Ueber die einfachen Lebensmittel" (Bresl. 1847); J. Moleschott, „Physiologie der Nahrungsmittel" (1. Aufl. 1850, 2. Aufl. 1859, Gießen); Rochleder, „Die Genußmittel u. Gewürze in chemischer Hinsicht" (Wien 1852); Justus v. Liebig, „Chemische Briefe" (Heidelb.); Derselbe, „Chemische Untersuchung über das Fleisch u. dessen Zubereitung zum Nahrungsmittel" (Heidelb. 1847); Donders, „Die Nahrungsstoffe" (aus d. Holl. v. Bergrath, Crefeld 1853); H. Klencke, „Die Verfälschung der täglichen Lebensbedürfnisse u. ihre mikroskopische Erkennung"; A. H. Hassall, „Food and its aldurations" (Lond. 1855); Hildesheim, „Die Normaldiät" (Berl. 1856); Payen, „Des substances alimentaires" (Par. 1856); Corvisart, „Etudes sur les aliments et les nutriments" (ebd. 1856); Fr. Döbereiner, „Nahrungsmittellehre für Jedermann" (Dessau 1857); F. Artmann, „Die Lehre von den Nahrungsmitteln, ihre Verfälschung u. Konservirung" (Prag 1858); J. Moleschott, „Physiologie der Nahrungsmittel" (2. Aufl., Gießen 1859); E. Reich, „Die Nahrungs- u. Genußmittelkunde; historisch, naturwissenschaftl. u. hygienisch begründet" (Gött. 1860); Gerlach, „Die Fleischkost des Menschen" (Berl. 1865).

Nahrungssaft, s. „Chylus".

Nahum (d. i. hebr. „Tröster") aus Elkosch, einem sonst unbekannten Ort, der siebente unter den sog. kleinen Propheten der Hebräer; weissagte um die Mitte des 7. Jahrh. v. Chr. in kraftvoller, zum Theil hochpoetischer Rede den Untergang der assyr. Hauptstadt Ninive.

Nain, Ortschaft des alten Samarien im Nordosten der Ebene Jisreel; bekannt durch die Erzählung des Lukas (7, 11 ff.) von der Auferweckung eines Todten durch Jesus. Der Ort, gegenwärtig ein kleines Dorf, 3 Stunden südöstlich von Nazareth, trägt noch immer den alten Namen.

Nairn (spr. Närn), Grafschaft im nördl. Schottland, 10,10 □M. mit 10,213 E. (1871); grenzt im Norden an den Moray-Firth u. dessen Fortsetzung, den Inverneß-Firth, u. wird in nordöstl. Richtung von dem Nairn u. dem Findhorn durchschnitten. Von der flachen Küste erhebt sich das Land zwischen den beiden Flüssen, von denen der erstere ein bes. fruchtbares Thal durchströmt, zu Hügeln, im Süden aber zu Bergen, die von einer Parallelkette der Grampian Mountains gebildet werden. Wälder u. Moräste bedecken einen guten Theil der Grafschaft, von der nur 22% unter dem Pfluge sich befinden. Ackerbau, Viehzucht u. Fischfang sind die Hauptbeschäftigungen der Bewohner. Die Hauptstadt N. mit 3751 E. liegt an der Mündung des gleichnamigen Flusses, hat Seebäder u. treibt Heringsfischerei. Im nahen Dorfe Cawdor steht eine großartige Burg aus dem 15. Jahrh.

naiv (v. lat. nativus, angeboren), natürlich, ungekünstelt, kindlich unbefangen. Naivetät, Natürlichkeit, liebenswürdige Einfalt.

Najaden hießen bei den Griechen die segenbringenden Nymphen der Quellen u. Bäche.

Näke, Gustav Heinrich, Maler, geb. 1786 zu Frauenstein in Sachsen; wurde Schüler von Grassi, lebte dann in Rom u. wurde 1825 Professor an der Kunstakademie in Dresden, wo er 1835 starb. Unter seinen, der romantischen Richtung angehörigen, in der Zeichnung überaus edlen, aber im Kolorit allzu bunten Werken ist das beste „Die heilige Elisabeth im Hof der Wartburg Wohlthaten spendend" (Privatbesitz in Dresden); weniger gelungen sind „Christus unter seinen Jüngern" im Dom zu Naumburg u. „Der Zinsgroschen".

Nala ist in der indischen Mythologie ein Fürst von Vischadha, welcher Damajanti, die Tochter des Königs Bhima, heirathete. Die böse, auf das Glück des jungen Paares neidische Gemahlin des Siwa ließ den N. durch ihren Bruder zum Würfelspiel verführen, in welchem er sein ganzes Reich verlor. N. beschwor die Damajanti, zu ihrem Vater zurückzukehren; sie folgte ihm aber doch in die Wildniß, worauf er sie im Schlafe verließ. Nach manchen Abenteuern werden die Liebenden schließlich wieder vereinigt u. N. kommt auch wieder in den Besitz seiner Herrschaft. Man findet diese reizende Geschichte als Episode im 3. Buche des Mahâbhârata (s. d.). Sie wurde von Bopp (2. Ausg. 1832) bes. herausgegeben u. von Rückert (1829) u. Meier (1847) ins Deutsche übersetzt. Denselben Stoff behandelt das Epos von Kalidâsa (herausgeg. von Benary, Berl. 1830, u. von Yates, Kalkutta 1840).

Namangan, ein russischer Bezirk in Centralasien, bildet mit dem 11. März 1876 organisirten Bezirk Ferghana das von Rußland eroberte ehemalige Khanat Khokand (s. d.) u. wird von Ferghana durch den Syr Darja u. den Narin im S. u. O. geschieden, während der Kyndyr-Tau das Land im N. begrenzt. Die Gebirgsthäler u. die vielfach von Kanälen durchschnittenen Niederungen an den Flüssen sind fruchtbar; in dem überaus trockenen Sommer werden aber auch diese Theile des Landes zur gelben Steppe, die nur hier u. da von Oasen unterbrochen ist. In letzteren bildet die Obstzucht einen Haupterwerbszweig der Bewohner u. Gartenfrüchte geben einen wichtigen Ausfuhrartikel. Die Bevölkerung, welche auf 190,000 E. in 38,000 Häusern od. Zelten geschätzt wird, besteht aus seßhaften Sarten u. Tadschiks u. nomadisirenden Kirgisen, Usbeken, Karakalpaten u. anderen Völkern. Die zahlreichsten Stämme sind die Sarten u. Kirgisen. Salz, Steinkohlen u. Naphtha sind die vornehmsten mineralischen Produkte des Landes. Die Hauptstadt des Bezirkes ist N. mit 50,000 E. in 10,000 Häusern, bedeutenden Bazars u. Baumwollspinnereien; die zweitgrößte Stadt Tschust hat 4000 Häuser; beide Städte sind Hauptorte von Kreisen dieses Bezirkes, welcher unter dem Generalgouverneur von Turkestan steht.

Name. Man versteht unter diesem Worte meist die Eigen- od. Personennamen. Die N.n der Orientalen waren stets bedeutungsvoll (s. 1. Mos. 16, 11); man führte dort ursprünglich entweder verschiedene N.n od. legte sich bei wichtigen Lebensereignissen neue bei (2. Kön. 24, 17. 23, 34; 2. Chr. 26, 4), manche waren auch von Göttern entlehnt (z. B. Belsazar, Nebukadnezar). Beinamen gab es bei den Hebräern nicht; man unterschied, wie es heute noch unter den Arabern Gebrauch ist, die Familie nur durch den Zusatz des Vaternamens; man sagte also: Saul

Sohn des Kis, David Sohn des Isaï. Nach der Erbauung des zweiten Tempels u. hauptsächlich nachdem Judäa römische Provinz geworden war, fing man an einen dritten Namen beizufügen. Indessen kommen auch Fälle vor, wie bei Zacharias (Luk. 1), wo man den Kindern den N.n ihres Vaters beilegte. Auch Jesus ertheilte seinen Jüngern bisweilen andere N.n (Joh. 1, 42. 21, 15—17). Auch Aenderungen der N.n kommen bei den Hebräern infolge einer wichtigen Begebenheit vor (z. B. 1. Mos. 17, 5. 32, 28; 1. Chr. 10, 2), so bei Fürsten nach ihrer Thronbesteigung (2. Kön. 23, 34. 24, 17), bei Beamten nach ihrem Dienstantritt (1. Mos. 41, 45). Nach dem Exil findet man bei ihnen aber schon griechische u. im römischen Zeitalter auch römische N.n, doch blieben neben diesen auch die eigentlichen hebräischen mit Vorsetzung des Wortes Bar od. Ben, Sohn, vor dem Vatersnamen (z. B. Bartholomäus, Barnabas, Benjamin) im Gebrauch.

Bei den Griechen findet man schon bei Homer zwei Namen für eine Person, so heißt Paris auch Alexander u. der Sohn Hektor's Astyanax u. Skamandrios. In Griechenland bestand frühzeitig die Sitte, dem Neugeborenen am 7. od. 10. Tage nach seiner Geburt einen N.n beizulegen, welcher oft der des Großvaters war. Dieser Name war jedoch kein Geschlechts- od. Familienname, sondern ein Zuname, hergenommen von Göttern (Diogenes, Apollonios), Helden, Thieren (Lykomedes), Eigenschaften (Thoas, Telemachos, Agenor) ꝛc., welche letzteren freilich später oft zu dem Charakter od. der bürgerlichen Stellung, welche jener einnahm, nicht paßten. — Die Römer bedienten sich zuerst eines N.ns, aber nach ihrer Vermischung mit den Sabinern nahmen sie einen zweiten an, sodaß der geborene Römer dem seinigen den N.n eines Sabiners u. dieser dem seinigen den eines Römers beifügte. Später aber bekam jeder Römer regelmäßig drei N.n, einen Vornamen (praenomen), der die einzelnen Familienglieder unterschied, einen Geschlechtsnamen (nomen), der allen Abkömmlingen eines Geschlechts (gens) gemein war (z. B. Julius), u. einen Zunamen (cognomen), der entweder ein Ehrentitel od. von körperlichen u. geistigen Eigenschaften des Trägers des N.ns entlehnt war. Manchmal kam noch ein Beiname (agnomen), von Thaten od. merkwürdigen Ereignissen entlehnt, hinzu, zuweilen sogar noch ein fünfter als zweiter Beiname. So hieß Publius Cornelius Scipio Aemilianus Africanus, weil er von einem Scipio adoptirt war, u. da sein Vater Lucius Aemilius Paullus hieß, so hatte er den ersten N.n als Vornamen, den zweiten als Geschlechtsnamen, den dritten infolge der Adoption, den vierten seines Vaters wegen, den letzten von seinen Thaten in Afrika. Ihre N.n erhielten die Kinder bei den Römern zuerst am Tage ihrer Geburt, später erst am 8. (die Mädchen) od. 9. Tage (die Knaben) nachher, bis der Kaiser Antoninus befahl, diesen Akt am 3. Tage nach der Geburt vorzunehmen u. gleichzeitig diesen Namen in die öffentlichen Register einzutragen, eine Bestimmung, welche Franz I. im J. 1549 für die Franzosen ebenfalls einführte u. die bei unseren Standesämtern auf den ersten Tag verlegt worden ist. Die Töchter benannte man nach den Geschlechtsnamen, z. B. Tullia, Livia. Bei den germanischen Völkern war zuerst nur ein einziger Name gebräuchlich, Geschlechtsnamen gab es nicht, jene Personennamen aber nahm man von Thieren (z. B. Hengist) od. von der Beschäftigung (Hermann) od. auch von Göttern (Iduna) her. Bei den Franken war es ebenso: Marcomir bedeutete einen Statthalter, Pharamund einen Wahrheitsliebenden, Dagobert einen durch seine Waffen Berühmten ꝛc. Karl d. Gr. gab einigen der großen Männer seiner Umgebung einen zweiten N.n, u. davon mag der Ursprung der späteren französischen Zunamen seine Entstehung haben. Um dieselbe Zeit, als die bisherigen Heiden Christen wurden, kamen nun die Taufnamen auf, die nur für die Person galten, sodaß der Sohn stets einen von dem seines Vaters verschiedenen Namen führte; um ihn von einem andern gleichnamigen zu unterscheiden, setzte man, vorzüglich bei gleichnamigen Fürsten eines Landes, noch einen Beinamen hinzu (z. B. bei Constantinus). Zu diesen Taufnamen wählte man nun entweder früher schon, in der heidnischen Zeit gebräuchlich gewesene (Alexander, Julius, Hermann, Heinrich) od. man bildete neue (Karl) nach Ereignissen od. Eigenschaften od. nach Begriffen der neuen Religion, od. man nahm Namen aus der heil. Schrift od. von späteren Heiligen, bildete auch Eigenschaftsnamen zu Taufnamen. Familiennamen kamen aber in Deutschland u. Frankreich erst seit dem 10. Jahrh. auf, als die früher nur als Lehen u. auf Lebenszeit verliehenen Güter erblich wurden. Seit dem 12.—13. Jahrh. legte sich der Adel von diesen Erbgütern seine Familiennamen bei (z. B. die von Hohenstaufen, Hohenzollern, Wettin, Habsburg ꝛc.), während in Niederdeutschland, Schweden u. England viele Personen sich nach den N.n ihrer Väter nannten, indem sie diesen die Silben: son, sen, sohn anhingen od. dieselben in ein bloßes s zusammenzogen od. auch nur den Vatersnamen in der Endung des lat. Genitivs (z. B. Henrici, Friderici) führten. Die niedern Klassen gewöhnten sich indeß erst seit dem 15. Jahrh., sich Familien- od. Geschlechtsnamen beizulegen, entweder von ihren Beschäftigungen (Fischer, Becker, Müller, Schneider), od. ihren Aemtern (Schulze, Hauptmann), od. nach ihrem Geburtsorte (Leipziger, Schwabe, Sachse), od. nach Eigenschaften ihrer Besitzungen (Baumgarten, Hammerstein), od. nach ihren Hausschildern (König, Kaiser), od. nach ihren Taufnamen (Jakob, Heinrich, Hans), od. nach Thieren (Ochs, Hundt, Sperber, Vogel, Frosch, Bratfisch u. Adler), Bäumen u. Pflanzen (Esche, Fichte, Rose, Kohl, Dorn), Steinen (Stein, Berg) u. Metallen (Silberstein, Goldberg); noch Andere endlich übernahmen die ihren Vorfahren gegebenen Spitz- od. Afternamen, von denen manche, wie dies schon die Römer gethan hatten (in Caligula, Caracalla ꝛc.), von Kleidungsstücken entlehnt waren, z. B. Drillhose, Ledderhose. In Frankreich, zum Theil auch in England, entlehnten die Bürgerlichen, ebenfalls im Gegensatz zu den Adeligen, die hier seit Hugo Capet (987) ihre Geschlechtsnamen von ihren Besitzungen herleiteten, theils von ihrer Farbe od. körperlichen Eigenschaften u. Fehlern, von Kleidern, vom Alter, von ihren Beschäftigungen, von Geräthschaften, Instrumenten, sogar von Monats- u. Wochentagen, von Bäumen, Pflanzen u. einzelnen Familienereignissen, seltner (unter den Landleuten) von ihrem Grundbesitz: reiche Kaufleute u. getaufte Juden endlich zogen es vor, den N.n ihres Geburtsorts auf sich überzutragen. In Deutschland freilich wurden die Juden erst seit Ende des 18. Jahrh. durch das Gesetz angehalten, sich bestimmte Geschlechtsnamen zu wählen, weil ihre bisherige Gewohnheit, nur den Namen des Vaters mit Hinzufügung von „Ben" zu führen, viele Unzuträglichkeiten hatte.

Die Wahl der Taufnamen ist je nach den politischen Verhältnissen in Deutschland oft der Mode unterworfen gewesen, so auch in Frankreich; weil man aber oft die verkehrtesten N.n wählte, so haben in manchen Staaten die Geistlichen nur auf den Namen eines Kalenderheiligen od. einen überhaupt gewöhnlichen Namen, seltener auf einen aus fremden Sprachen genommenen taufen dürfen, während man wieder in anderen den Gebrauch der Vornamen nicht beschränkt hat. Eine eigenthümliche Erscheinung in kathol. Ländern, Knaben ihre Vornamen nach den N.n heiliger Frauen (z. B. Karl Maria v. Weber, Anne de Montmorency) zu geben, hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Im Allgemeinen s. Wiarda, „Ueber teutsche Vor- u. Geschlechtsnamen" (Berl. 1800); M. Salverte, „Essai hist. et philos. sur les noms d'hommes, de peuples, et de lieux considérés principalement dans leur rapport avec la civilisation" (2 Bde., Par. 1824); Dolz, „Die Moden in den Taufnamen" (Lpz. 1824); Pott, „Die Personennamen, insbes. die Familiennamen u. ihre Entstehungsarten" (Lpz. 1853); Lower, „English surnames" (Lond. 1842); Gräße, „Unsere Tauf- u. Vornamen erklärt" (Dresd. 1875) u. „Geschlechts-, Namen- u. Wappensagen des Adels deutscher Nation" (ebd. 1876).

Namenstag ist der Tag, der im Kalender dem Heiligen, dessen Namen man führt, geweiht ist. In allen kathol. Ländern wird derselbe mehr als der Geburtstag gefeiert u. Geschenke, die man in protest. Ländern an letzterem dem Geburtstagskinde zu verabreichen pflegt, macht man dort demselben eigentlich mehr am Namenstage. In protest. Ländern feiert man den N. gar nicht.

Namur (spr. Namühr), Provinz im südöstl. Belgien, 66,47 □M. mit 316,331 E. (1873) umfassend; wird von Brabant im N., von Lüttich im NO., von Luxemburg im SO., von Hennegau im W. u. Frankreich im S. begrenzt u. bildet ein größtentheils fruchtbares Plateau, welches von einzelnen nach NO. streichenden Höhenzügen unterbrochen wird. Durch dasselbe hat sich die Maas (s. d.), die hier rechts die Lesse, links die Sambre aufnimmt, in einem tiefen malerischen Thale den Weg gebahnt. An Wäldern fehlt es nicht; der südwestlichste Theil, die Fagne genannt, hat weite Bruch- u. Heidelandschaften. Von großer Wichtigkeit für die Bevölkerung sind der Bergbau auf Steinkohlen, Eisen-, Zink-, Blei-, Manganerze u. Schwefelkies, die Hohöfen u. die Marmorbrüche. N., schon im 10. Jahrh. eine selbständige Grafschaft, später mit Luxemburg, Hennegau u. Flandern vereinigt, kam 1420 an das Burgundische Haus u. bildete sodann eine der 17. niederländ. Provinzen; der Friede von Luneville brachte die Landschaft an Frankreich, 1814 kam sie aber an die Niederlande zurück u. 1831 an das Königreich Belgien. Die Provinz zerfällt in die Arrondissements N., Dinant u. Philippeville. — Die Hauptstadt N., vlämisch Namen, mit 26,030 E. (1873), liegt an der Mündung der Sambre in die Maas u. an der Köln-Pariser Eisenbahn. Alte Gebäude sind nur der Wartthurm Belfried aus dem 11. Jahrh. u. der Justizpalast, das ehemalige St. Albinuskloster von 1464. Die 1772 eingeweihte Kathedrale, eine der schönsten Kirchen Belgiens, umschließt das Grabmal des Don Juan d'Austria. Die 1784 neu angelegte Citadelle liegt auf einem Berge an der Stelle des alten Grafenschlosses. Die namhaftesten Industriezweige der gewerbfleißigen Stadt, die einen der wichtigsten Eisenbahnknotenpunkte im südl. Belgien bildet, sind Messerfabrikation, Gerberei u. Fabrikation von Metallwaaren u. Chemikalien. In der Nähe befinden sich Eisenerz- u. Steinkohlengruben.

N. war schon zu der Römer Zeiten als Namurcum ein strategisch wichtiger Platz u. hat in den niederländ. Kriegen eine hervorragende Rolle gespielt; seit 1866 sind die Befestigungswerke niedergerissen.

Nancy (deutsch Nanzig), Hauptstadt des ostfranz. Dep. Meurthe-et-Moselle, ehemalige Hauptstadt Lothringens mit 52,978 E. (1872); liegt am linken Ufer der schiffbaren Meurthe, am Marne-Rheinkanal u. an der franz. Ostbahn u. hat nam. in der Neustadt eine große Anzahl prächtiger Straßen, schöner Gebäude u. großer, mit Statuen u. Springbrunnen gezierter Plätze. Von den Kirchen haben nur wenige einen hervorragenden architektonischen Werth: der Dom durch sein Portal, die von Girardon erbaute Vorstadtkirche von Bon-Secours durch das Mausoleum ihres Gründers Stanislas u. seiner Gemahlin. Der schönste Platz der Stadt ist der 1751 angelegte Stanislasplatz, an welchem das prächtige Rathhaus, das bischöfliche Palais u. das Theater liegen u. auf dem sich außer mehreren schönen Bronzefontainen das Standbild des Königs Stanislas erhebt, u. der Allianceplatz mit einer kunstvollen Fontaine, die zur Erinnerung an das 1. Mai 1757 zwischen Ludwig XV. u. Maria Theresia geschlossene Bündniß errichtet ist. Auf dem Cours Léopold od. Drouot steht das Bronzestandbild des Generals Drouot, auf dem Platz Dombasle die Statue des Agronomen Dombasle, auf dem St. Epvreplatz die Reiterstatue René's II. Bedeutende Bauwerke sind noch die 1822 auf Kosten Frankreichs u. Oesterreichs restaurirte Begräbnißkapelle der alten lothring. Herzöge, die Präfektur, das Opernhaus, das Palais des Facultés, das Hospital u. das ½ M. von der Stadt in Maréville gelegene Irrenhaus. Das großartige Schloß der ehemaligen Herzöge von Lothringen ist in der Nacht vom 16.—17. Juli 1871 niedergebrannt, wobei ein beträchtlicher Theil der Sammlungen u. die Bibliothek der Archäologischen Gesellschaft von Lothringen zu Grunde gingen. N. ist Sitz eines Suffraganbischofs, eines Oberappellationsgerichtes, eines Assisenhofes u. mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften u. hat eine Universitätsakademie, eine medizinische u. pharmazeutische Lehranstalt, ein Priester- u. Lehrerseminar, ein Lyceum, eine Gewerbeschule, Heilanstalten für Taubstumme u. Irre, eine Blindenanstalt, einen botanischen Garten u. mehrere bedeutende öffentliche Bibliotheken. Stickereien, Tuch, wollene u. baumwollene Webwaaren, physikalische u. musikalische Instrumente, Chemikalien, Papier 2c. sind die Hauptprodukte der ausgedehnten Gewerbthätigkeit der Bewohner; die fünf Märkte der Stadt vermitteln zum Theil den lebhaften Handel derselben. N. ist seit Mitte des 13. Jahrh. Residenz der lothring. Herzöge gewesen u. durch den Wiener Vertrag von 1735 an Frankreich gekommen.

Nandu, der amerik. Strauß, s. „Strauß".

Nangasaki, s. „Nagasaki".

Nänie hieß im alten Rom das unter Flötenbegleitung während des Leichenzugs früher von Verwandten (nam. Kindern) der Verstorbenen, später von gemietheten Klageweibern vorgetragene Trauerlied. Später erhielt das Wort einen weiteren Sinn, aber mit geringschätziger Nebenbedeutung. Die Göttin Nänia, eine Personifikation dieser Todesklage, hatte eine eigene Kapelle vor dem Viminalischen Thore.

Nanini, Giovanni Maria, ital. Tonsetzer der älteren Zeit, geb. zu Vallerano um 1540; studirte die Musik zu Rom in der Schule des Goudimel u. war daselbst der Mitschüler Palestrina's. Nach Beendigung seiner Studien wurde er Kapellmeister in Vallerano u. bekleidete seit 1571 das gleiche Amt an der Kirche Sta. Maria Maggiore in Rom. Um dieselbe Zeit eröffnete er eine Kompositionsschule (nach Baini die erste, welche von einem Italiener ins Leben gerufen wurde), legte 1575 seine Stelle an Sta. Maria Maggiore nieder, wurde 1577 in das Kollegium der päpstlichen Kapellsänger aufgenommen u. starb 11. März 1607. In seinen Messen, Motetten, Psalmen, Madrigalen 2c. zeigt sich N. als einer der bedeutendsten Tonsetzer der Röm. Schule, u. sind seine Werke gleich neben denen Palestrina's zu nennen. Sein jüngerer Bruder u. Schüler Giovanni Bernardino **N.** war ebenfalls ein tüchtiger Tonsetzer. Von seinen Lebensumständen weiß man nur, daß er seinen Bruder bei der Leitung der Musikschule unterstützte u. daß er an den röm. Kirchen San Luigi de' Francesi u. San Lorenzo in Damaso Kapellmeister war.

Nanking (d. h. südl. Hauptstadt), eigentlich Kiangning, Hauptstadt der chines. Provinz Kiangsu, war einst eine der volkreichsten Städte China's mit etwa ½ Mill. E. u. zweite Hauptstadt des Reiches neben Peking (d. h. nördl. Hauptstadt), ebenso ausgezeichnet durch die Menge ihrer Gelehrten, ihre Bildungsanstalten u. Schulen, wie durch die Produkte ihrer Industrie. Sie liegt an der rechten Seite des Jang-tse-kiang. Während der Dynastie der Ming war sie Residenz der Kaiser, bis 1405 durch die Mandschu Peking zu derselben gemacht wurde; unter den Gebäuden war der Porzellanthurm (chines. Thu), ein Tempel des Dankes, bes. merkwürdig; er ward aber 1853 in der Taipingrevolution vollständig zerstört. Zehn Jahre lang behaupteten die Rebellen die wichtige Stadt, welche den Kaiserkanal beherrscht, bis N. nach zweijähriger Belagerung 19. Juli 1864 von den Regierungstruppen erstürmt u. fast vollständig zerstört ward. Gegenwärtig soll der Ort kaum mehr als 20,000 E. zählen. Im N. ward 26. Aug. 1842 Friede zwischen China u. England abgeschlossen (s. „China"). Die Umgegend baut große Mengen einer trefflichen Baumwolle.

Nanking, Nankin od. Nanquin, ein sehr dicht gewebtes Baumwollenzeug von der natürlichen gelben Farbe der dazu verwendeten Baumwollensorte, welches ursprünglich aus N. (s. d.) zu uns gebracht wurde.

Nanna wird in der nord. Mythe eine Asin, die Tochter Nef's, genannt. Durch die Kunstfertigkeit des jungen Höder bezaubert, entbrannte sie in Liebe zu ihm. Aber auch Odin's Sohn Balder (s. d.) wurde von heftiger Liebe zu N. ergriffen, da er sie im Bade belauscht hatte. Beide, Höder u. Balder, werben nun um N., deren Blütenkleid u. Goldring auf die Blütenzeit u. Fruchtbarkeit der Erde zu beziehen ist. Höder ist eine Wintergottheit u. er kann den Lichtgott des Sommers, Balder, begreiflicherweise nur dann besiegen, wenn die Zeit seiner Macht u. Balder's Schwäche herannaht, also im Spätherbst. Das Verschwinden des Schmucks der Blüten u. der Fruchtbarkeit der Erde symbolisirt sich in dem Bilde, wie N. aus Schmerz über Balder's Tod stirbt od. unter die Gewalt Höder's kommt, bez. sich mit diesem vermählt.

Nannini, Agnolo, gewöhnlich Firenzuola genannt, ital. Schriftsteller, wurde 28. Sept. 1493 zu Florenz geb. Nach einer zu Siena u. Perugia in enger Freundschaft mit Pietro Aretino (s. d.) verbrachten Studienzeit trat er, ohne deshalb auf heiteren Lebensgenuß zu verzichten, in das Kloster Vallombrosa ein u. erhielt später die Abteien von Santa Maria in Spoleto u. San Salvador in Vajano. In der Wahl seines Aufenthaltsortes ließ er sich durch diese kirchlichen Aemter indessen nicht behindern, sondern lebte viel in Florenz u. in Ponto. Gest. ist Firenzuola wahrscheinlich im J. 1545. Von ihm rühren folgende Schriften her: „Discorsi degli animali", eine Fabelsammlung nach äsopischem Muster; „Dialogo delle bellezze delle donne", eine ästhetische Untersuchung über das Wesen der Frauenschönheit; „Ragionamenti amorosi", acht Novellen in der Weise des Decamerone; „Discacciamento delle nuove lettere", eine gegen Trissino gerichtete grammatische Schrift; „Apuleio dell' asino d'oro", eine freie Uebersetzung der Metamorphosen des Apulejus; „Le rime", satirische u. groteske Dichtungen, u. endlich zwei Lustspiele: „I lucidi" u. „La Trinuzia". In allen diesen Werken ist die elegante sprachliche Form bedeutender als der Inhalt (neueste Gesammtausgabe, 2 Bde., Florenz 1848).

Nantes (spr. Nangt'), Hauptstadt des franz. Dep. Loire inférieure mit 118,517 E. (1872); liegt 38 Km. vom Meere am rechten Ufer der Loire, die hier die Erdre u. Sèvre Nantaise aufnimmt, u. ist eine der schönsten Städte Frankreichs; die glänzendsten Quartiere liegen auf den beiden Loireinseln Gloriette u. Feydeau, welche mit dem Festlande durch 22 Brücken verbunden sind, u. an dem belebten Strome, an dem sich prächtige Kais hinziehen. Das Innere ist düster u. theilweise alterthümlich. Zu den hervorragendsten Gebäuden gehören die noch unvollendete Kathedrale aus dem 15. Jahrh. mit den herrlichen Grabmälern der Königin Anna, Franz' II. u. seiner Gemahlin Margarethe v. Foix, das alte Residenzschloß der ehemaligen Herzöge der Bretagne, das Theater, der Justizpalast, das Stadthaus, die Börse, die ehemalige Münze, die Leinwandhalle u. die Kolonialwaarenmagazine. N. ist Sitz eines Bisthums, eines Obertribunals, eines Assisenhofes u. eines Handelsgerichtes u. hat eine hydrographische Schule, mit der eine Sternwarte verbunden ist, ein Lyceum, ein Priesterseminar, eine reformirte Konsistorialkirche, mehrere gelehrte Gesellschaften u. Museen u. einen botanischen Garten. Von den Wohlthätigkeitsanstalten sind das Hôtel-Dieu u. das Hôtel de St. Jacques bes. hervorzuheben. Der große Hafen kann 200 Schiffe, jedoch nur bis zu 200 Tonnen Last, bergen. Der bedeutende Handel der Stadt bringt nam. Wein, Getreide, Salzfleisch, Speck, Mehl, Gußeisen u. A. zur Ausfuhr. Außer Schiffswerften hat N. noch große Fabriken von Leinwand, Tuch, Wollenstoffen, Kattun, Papier, Konserven, Seife, Bier, Leder 2c. Die Fischerei hat aber gegenwärtig nicht mehr die frühere Bedeutung. Für größere Seeschiffe ist S. Nazaire der Außenhafen. — N. ist aus einer alten gall. Niederlassung entstanden, war Hauptstadt der gall. Namnetes u. erlangte unter den Römern als Condivicnum, später als Namneta, eine größere Wichtigkeit; 843 von den Normannen zerstört hob es sich wieder als Residenz der bretagnischen

Herzöge u. ward 1343 von den Engländern vergeblich belagert; die von Herzog Franz II. 1460 begründete Universität bestand bis zur Revolutionszeit, in der N. durch den Krieg der Vendée u. durch die Grausamkeit des Konventsmitgliedes Carrier außerordentlich zu leiden hatte. In dem alten Schlosse unterzeichnete 13. April 1598 Heinrich IV. das berühmte Edikt von N., welches den franz. Protestanten freie Religionsübung zusicherte, aber 22. Okt. 1685 von Ludwig XIV. wieder aufgehoben wurde.



Nr. 4274. Nantes.

Naphtali, Name eines der 12 Stämme der Hebräer, erscheint 1. Mos. 30, 7 ff. (vgl. 35, 25) als ein Sohn des Patriarchen Jakob u. der Bilhah, der Magd der Rahel. Nach der Einwanderung der Israeliten in Kanaan erhielt der Stamm N. sein Gebiet im oberen Galiläa (s. d.), westl. u. nordwestl. vom See Genezareth. Vielfach mit Heiden vermischt, unterlag der Stamm schon in den Kämpfen mit den Syrern (um 950 v. Chr.) einer Eroberung u. wurde sodann 734 von dem assyrischen König Tiglat-Pilesar u. vollständig 722 von Sargon in die Verbannung geführt.

Naphtha, ein nicht mehr gebräuchlicher Name, mit dem man früher sowol das Steinöl od. Erdöl belegte, als auch den flüchtigen Aether (Schwefeläther) sowie einige seiner starkriechenden Verbindungen mit Säuren, z. B. Essignaphtha, Salpeternaphtha ꝛc.

Naphthalin (Naphtylwasserstoff, Naphtylhydrür) ist ein Zersetzungsprodukt zahlreicher organischer Stoffe, wenn dieselben der trocknen Destillation unterworfen werden; in reichlicher Menge ist es nam. im Steinkohlentheer enthalten, u. wegen seiner leichten Flüchtigkeit findet man es zuweilen schon in den Gasleitungsrohren aus dem Leuchtgase auskrystallisirt. Es erscheint, vollständig gereinigt, in großen, farblosen, glänzenden, blättrigen Krystallen von starkem, lang anhaftendem Geruch, die unlöslich in Wasser, aber leicht löslich in Alkohol od. Aether sind. Bei 79° C. schmilzt das N., bei 213° C. siedet es, verflüchtigt sich aber auch schon bei gewöhnlicher Temperatur. Das N. ist ein reiner Kohlenwasserstoff, dessen Zusammensetzung sich durch die Formel $C_{20}H_8$ ausdrücken läßt; es giebt Veranlassung zur Bildung einer erstaunlich großen Zahl von Zersetzungsprodukten, unter denen auch viele farbige sind; diese letzteren wurden auch eine Zeit lang fabrikmäßig dargestellt (Naphthalinfarben); da sie jedoch nicht das Feuer der Anilinfarben besitzen u. auch theurer sind, haben sie bis auf das Naphthalingelb, welches bisweilen noch dargestellt wird, wieder das Feld räumen müssen.

Napier (spr. Nehpihr), Sir Charles, brit. Admiral, ein Vetter des Folgenden, geb. zu Falkirk in der schott. Grafschaft Stirling 6. März 1786; trat früh genug in den Seedienst, um den Kämpfen gegen die franz. Flotte fast von Anfang an beizuwohnen. Jeden höhern Grad — u. er stieg rasch empor — erwarb er sich durch eine Waffenthat. Seiner kleinen Gestalt wegen nannten ihn die Matrosen „das fechtende Karlchen" (fighting Charley), welcher Beiname ihm auch blieb. Eine historisch berühmte Heldenthat führte er aus, als er 1811 zu dem Geschwader gehörte, welches die Engländer den nach Sizilien geflüchteten Bourbons zum Schutze ihrer letzten Besitzung zur Verfügung gestellt hatten; damals nahm er durch einen Handstreich die von den Franzosen befestigte Insel Ponza auf der Rhede von Gaëta, wofür er vom König Beider Sizilien zum Cavaliere di Ponza erhoben wurde. Das Ende des Krieges brachte ihm die Ernennung zum Fregatten-Kapitän, aber bald darauf auch die Versetzung in Ruhestand, denn er gehörte weder zu der Partei, die bis 1830 am Ruder war, noch wußte er sich beliebt zu machen. Erst die Whigminister erinnerten sich seiner, als 1833 Dom Pedro von Portugal um einen Offizier bat, der die Flotte gegen Dom Miguel führen könne, u. empfahlen dazu N. Derselbe nahm 27. Juni das Fort Cocillas in Algarbien, entriß diese ganze Provinz den Miguelisten binnen 4 Tagen, griff 5. Juli die feindliche Flotte trotz ihrer Uebermacht auf der Höhe des Vorgebirges von San Vincente an, vernichtete sie u. half dadurch die Einnahme Lissabons durch den Herzog von Terceira herbeiführen. Als Graf v. San Vincente kehrte er nach England zurück, wo er nun wieder längere Zeit auf Halbsold lebte, bis er 1839 bei Gelegenheit des syrischen Krieges als Commodore dem Geschwader des Admirals Stopford im Mittelmeere zugetheilt wurde. Nach der Ueberwindung der Festung St. Jean d'Acre durch die engl.-österr. Flotte übernahm er selbst statt des erkrankten Stopford das Kommando, segelte vor Alexandrien u. zwang Mohammed Ali (s. d.) zur Annahme der von den Verbündeten gestellten Bedingungen (s. sein Werk „The war in Syria", 2 Bde., Lond. 1842). Seit 1846 Contreadmiral, erhielt er im Mai 1847 wieder den Befehl über die brit. Flotte im Mittelmeer, den er 3 Jahre führte. Im J. 1854 Oberbefehlshaber der Ostseeflotte, richtete er wenig aus u. ward daher im Nov. seiner Stelle enthoben u. abermals auf Halbsold gesetzt, 1857 aber zum Admiral der Blauen Flagge ernannt. Als Whig saß er wiederholt im Parlament, wo er insbes. die schlechte Verwaltung der Flotte rügte. Auch betheiligte er sich an den Versammlungen der Friedensfreunde; dort wie hier gehörte er zu den originellsten Rednern. Er starb zu Merchistoun-Hall in Hampshire 6. Nov. 1860. — Vgl. Elers Napier, „The life and correspondence of Adm. Sir Ch. N." (2 Bde., Lond. 1862).

Napier (Ausspr. wie bei Vor.), Sir Charles James, Eroberer von Sind, geb. als Enkel des 6. Lords N. u. Sohn des Obersten George N. zu Whitehall bei London 10. Aug. 1782; erhielt schon 1794 eine Offiziersstelle, leistete seinem Vaterlande die ersten Dienste bei der Unterdrückung des irischen Aufstandes von 1798, nahm am Kriege auf der Pyrenäischen Halbinsel Theil, focht 1812 am Chesapeake gegen die Amerikaner, ward 1821 in den Generalstab der Jonischen Inseln berufen, fungirte dann eine Zeit lang als stellvertretender Statthalter von Kephalonia u. wurde 1831 Generalmajor. 1841 nach Indien versetzt, erhielt er 1843 den Oberbefehl gegen die Emire von Sind. Trotz der bedeutenden Minderzahl seiner Streitkräfte errang er glänzende Siege bei **Miani (17. Febr.) u.**

Hyderabad (24. März), durch die er die Macht der Emire brach, zähmte die Beludschen u. vollendete 1845 durch einen Zug gegen die Bergstämme am rechten Indusufer die Unterwerfung des Landes. Ueberdies entwickelte er als Statthalter von Sind eine verdienstvolle Wirksamkeit. Nur die Ostind. Compagnie wußte ihm keinen Dank u. veranlaßte im Okt. 1847 seine Abberufung. So befand sich N. wieder in England, als die ersten unglücklichen Ereignisse des zweiten Feldzugs gegen die Sikhs bekannt wurden. Alsbald ward er auf Wellington's Rath abermals nach Indien gesandt. Am 24. März 1849 schiffte er sich dahin ein, fand aber bei seiner Ankunft das Ziel des Feldzugs bereits erreicht. Indeß trug seine Anwesenheit in Indien die besten Früchte, denn er benutzte sie dazu, die schreienden Mißstände im Heere abzustellen. Nach seiner Rückkehr im J. 1851 verbrachte N. den Abend seines ruhmvollen Lebens auf seinem Landsitze Oaklands bei Portsmouth, wo er 29. Aug. 1853 starb. Er hinterließ mehrere Schriften über militärische Gegenstände. Wie alle N.s war er voll Witz, aber ein Sonderling. — Vgl. William Napier, „The life and opinions of General Sir Ch. J. N." (4 Bde., Lond. 1857 f.).



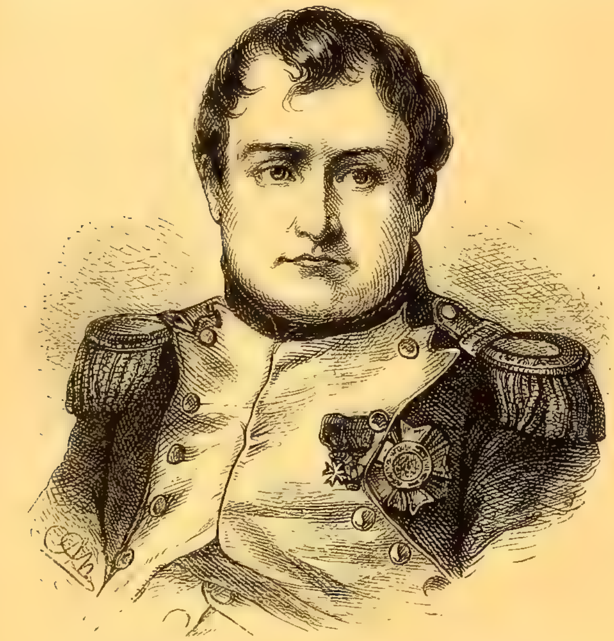
Nr. 4275. Sir Charles Napier (geb. 6. März 1786, gest. 6. Nov. 1860).

Napier, Baron v. Magdala u. Carynton, Robert Cornelis, berühmter engl. General, geb. als Sohn des damaligen Artilleriemajors Charles Fred. N. auf Ceylon 6. Dez. 1810; trat aus der Militärschule zu Addiscombe in das bengal. Ingenieurcorps, machte seit 1845 die Feldzüge gegen die Sikhs im Pendschab mit, leitete während der großen Ind. Rebellion als Chef des Geniecorps 1858 die Belagerung von Lucknow, half dann Gwalior erobern u. kämpfte siegreich gegen Tantia Topi bei Dschura Alipur. Dafür ward ihm 1859 der Dank des engl. Parlaments ausgesprochen. 1860—61 führte er im Kriege gegen China als Generalmajor unter Lord Elgin die 2. Division, mit der er an der Seite des franz. Generals Collineau die Taku-Forts u. Peking erstürmte. Seit 1861 Mitglied des dem Generalgouverneur von Indien beigegebenen Staatsraths, erhielt N. 1865 den Oberbefehl über die Truppen der Präsidentschaft Bombay. Ende 1867 wurde er als Generalleutnant mit der Organisation u. Leitung der Expedition nach Abessinien betraut, u. schon 13. April 1868 beendigte er den Krieg siegreich u. fast ohne Verluste durch die Eroberung der Bergfeste u. Hauptstadt Magdala (s. d.). Nachdem dann N. das Expeditionscorps im Juli dess. J. heimgeführt hatte u. er selber nach London gekommen war, erhielt er abermals den Dank des Parlaments, ward zum General in der Armee sowie als Baron v. Magdala u. Carynton zur Peerswürde erhoben u. noch außerdem durch eine erbliche Pension von 2000 Pfd. Sterl. belohnt. Ende 1868 übernahm er wieder das Kommando über die Bombay-Armee, legte aber dasselbe im Juni 1869 nieder, wurde 1870 Oberbefehlshaber der Armee in Indien u. ging im Frühjahr 1876 als Gouverneur nach Gibraltar.

Napier od. Naper u. Nepair, lat. Neper, John, berühmter Mathematiker, geb. zu Merchistoun-Castle bei Edinburgh 1550, gest. das. 3. April 1617; bildete sich in St. Andrews, bereiste den Kontinent u. legte sich dann hauptsächlich auf das Studium der Mathematik, um die er sich vornehmlich durch die Entdeckung der Logarithmen verdient gemacht hat. Auch erfand er die nach ihm benannten **Neper'schen Rechenstäbchen,** welche die Vielfachen der einzelnen Zahlen bis zum Neunfachen enthalten u. das Multipliziren u. Dividiren erleichtern. Seine Hauptwerke sind: „Mirifici logarithmorum canonis descriptio" (Edinb. 1614; verm. 1619) u. „Rhabdologia, seu Numerationis per virgulas libri duo" (ebd. 1617 u. öfter). Auch schrieb er einen „Commentarius in apocalypsin" (Edinb. 1593; Lond. 1611 u. ö.; deutsch, Frankf. a. M. 1616). Kepler widmete ihm 1617 seine „Ephemerides". — Vgl. M. Napier, „Memoirs of John N. of Merchistoun, his lineage, life and times" (Lond. 1834).

Napoleon I., Kaiser der Franzosen, geb. 15. Aug. 1769 zu Ajaccio, war zweiter Sohn des Carlo Buonaparte (s. d.) u. der Maria Lätitia Ramolino († 1836 zu Rom), schrieb sich aber seit dem März 1796 Bonaparte. Als Freischüler in der Militärschule zu Brienne (1780—85) zeigte N. den größten Eifer für Mathematik u. Geschichte, studirte mit Vorliebe Plutarch u. Cäsar u. zeigte sich fügsam gegen seine Lehrer. Unter den Mitschülern gewann er nur Bourrienne zum Freunde, die anderen neckten ihn wegen seiner braunen Gesichtsfarbe, seiner leidenschaftlichen Liebe zu seinem kleinen Vaterlande u. wegen seiner finsteren Verschlossenheit. Auch auf der Militärschule zu Paris, die er 1785 verließ, um als Secondleutnant nach Valence zu gehen, galt er für ungesellig. Seine Briefe, Dialoge u. Memoiren aus diesen Jünglingsjahren bezeugen seinen Haß gegen die franz. Nation. Er verfaßte eine Geschichte Korsika's u. hoffte von der Revolution die Befreiung seiner Insel. Seit 1788 Oberleutnant, schrieb er 1790 den kühnen „Brief an Matteo Buttafuoco", den französisch gesinnten Abgeordneten von Korsika, ging selbst während eines Urlaubs nach seiner Heimat u. kämpfte an der Spitze der Demokraten gegen die aristokratisch Gesinnten in Ajaccio. Nach Paris zurückgekehrt u. zum Artilleriekapitän befördert, sah er die Siege eines rohen Volkes über Königthum u. Gesetzlichkeit. Sie erfüllten ihn mit Ekel u. — Hoffnung. Er gab es auf, für die Befreiung Korsika's zu schwärmen, die Paoli ohne u. gegen ihn vollbrachte. Als N. vergebens versucht hatte, die Festung von Ajaccio zu überrumpeln, um die Stadt der Franz. Republik zurückzugeben, wurde sein Vaterhaus zerstört u. er mußte eilen, die Mutter u. die Geschwister in Marseille unterzubringen (Mai 1793). Von nun an kämpfte er im Heere des Konvents gegen das aufständische Lyon, Avignon u. vor allen Toulon, welches im Dez. 1793 zur Uebergabe gezwungen wurde. Während er die Blutarbeit der Rache dem Jakobiner Fouché überließ, besorgte er, im Alter von 24 Jahren zum General der Artillerie ernannt, die Küstenvertheidigung (Febr. 1794). Neuen Ruhm gewann er in Italien, als mit Befolgung seiner Rathschläge das piemontesische Heer in kurzer Zeit zum Rückzug gebracht wurde (Mai 1794). Als Günstling der Brüder Robespierre durfte N. sogar wagen, den willkürlichen Proskriptionen u. Absetzungen in der Armee entgegenzutreten. Aber eine Reise nach Genua wurde ihm nach dem Sturze jener als Anfang eines verrätherischen Anschlags ausgelegt u. er im Aug. 1794, wenn auch nur auf kurze Zeit, gefänglich eingezogen. Vergebens suchte er 1795 seine Versetzung als General der Infanterie an die Westarmee rückgängig zu machen. Da es mißglückte, ließ er sich „durch Krankheit" in Paris zurückhalten u. bedrängte den Kriegsausschuß mit immer neuen Plänen zur Unterstützung u. Reform des türk. Heerwesens u. zum Kampfe gegen Rußland, Oesterreich u. Italien. So wartete er, persönlich in äußerster Dürftigkeit lebend, aber doch in beständiger Sorge für seine Familie u. vor Allem für seine Brüder, im Verkehr mit seinen ehemaligen Adjutanten Junot u. Marmont, mit seinem Oheim Fesch u. mit Bourrienne, auf den Moment des Glücks. Dieser kam gerade 8 Tage, nachdem er von der Liste der aktiven Offiziere gestrichen war,

13. Vendémiaire (5. Okt. 1795). Das Verlangen des Konventes, daß zwei Drittel aus seinen Mitgliedern in das neue Gesetzgebende Corps der Fünfhundert ohne Wahl übergehen sollten, brachte die Sektion Le Peletier zum Aufstande. Man gab den Oberbefehl an Barras, der seinerseits Bonaparte die militärischen Operationen anheimgab. Durch ein vernichtendes Kartätschenfeuer errang N. den Sieg für den Konvent u. für sich an Stelle Barras' den Rang eines Generals de l'intérieur. Seine Begünstigung der alten Adelsgeschlechter u. zurückgesetzter Generale machte ihn sowol in der feineren Gesellschaft wie im Heere so beliebt, daß das Direktorium beschloß, ihn durch einen ehrenvollen Auftrag zu entfernen. Am 23. Febr. 1796 erhielt er den Oberbefehl über die ital. Armee u. am 9. März feierte er seine Hochzeit mit Josephine de Beauharnais (s. d.). Als N. im Hauptquartier zu Nizza anlangte (März 1796), fand er die Soldaten, 36—38,000 an der Zahl, hungernd u. in Lumpen.



Nr. 4276. Napoleon I. (geb. 15. Aug. 1769, gest. 5. Mai 1821).

Er brachte ihnen für 14 Tage Sold, ermuthigende Worte u. eine Reihe von Offizieren, wie Masséna, Augereau, Junot, Marmont, Murat, Lannes, Berthier u. A. Wie Hannibal über die Alpen gegangen, so umging er sie, trennte u. warf in den Schlachttagen vom 12.—15. April bei Montenotte, Millesimo u. Dego die österr. u. piemont. Armee, schlug die letztere noch einmal 21. April bei Mondovi u. unterzeichnete 28. April zu Cherasco die Bedingungen des Waffenstillstands, dem am 15. Mai zu Turin der Friede mit dem Könige von Sardinien folgte. Nachträglich bestätigten die Direktoren alle diese Handlungen mit dem Zusatze, „daß N. nichts in Italien zurücklassen solle, was die Verhältnisse fortzuschaffen erlaubten." Während in diesem Sinne mit Sardinien verhandelt wurde, das Savoyen u. Nizza abtrat, mit Parma, Modena, die Geld u. Gemälde liefern mußten, war N. über den Po gegangen, hatte 10. Mai den Brückenkopf von Lodi an der Adda gestürmt u. hielt 15. Mai seinen Einzug in Mailand. Schon jetzt war er Eroberer für eigene Rechnung. Das Direktorium mußte ihn allein gewähren lassen, da er von Abdankung sprach, wenn man den Oberbefehl theilen wolle. N. entfernte sich übrigens mehr u. mehr von den anderen Generalen durch die Einfachheit seiner Lebensweise, die Strenge seiner Sitten, scheinbare Uneigennützigkeit u. sein gebieterisches Wesen. Nachdem auch die Lombardei ihre neue Freiheit mit 20 Millionen u. mit vielen Kunstgegenständen bezahlt hatte, drang N. über den Mincio u. trieb die Oesterreicher über den Etsch zurück, besetzte Legnago, Verona u. schloß Mantua ein. Nun erbat u. erhielt auch der Gesandte Neapels Neutralität (5. Juni); Pius VI. erkaufte mit 21 Millionen, 100 Gemälden, 500 Manuskripten u. der Einräumung von Ancona, Ferrara u. Bologna einen Waffenstillstand (24. Juni), und auf nichtigen Vorwand hin wurde das toscan. Livorno durch einen Handstreich genommen u. beraubt. Ende Juli erschien der Feldmarschall Wurmser mit 60,000 Mann in Italien u. nahm den Kampf mit N. auf. Dieser siegte über die getrennten österr. Corps 3. Aug. bei Lonato, am 5. bei Castiglione, am 4. Sept. bei Roveredo, am 8. bei Bassano u. am 19. bei S. Giorgio, so daß Wurmser sich 1. Okt. hinter die Festungswerke von Mantua zurückziehen mußte u. dort belagert wurde. Dennoch war N.'s Stellung in Italien nicht ohne Gefahr. Jourdan war am Main geschlagen, Moreau (s. d.) hatte den Rückzug antreten müssen u. die Mächte Italiens waren noch durch keinen Frieden gefesselt. Doch zeigte er sofort, daß er sich selbst zu helfen wisse. Unter nichtigem Vorwande erklärte er den Herzog von Modena für abgesetzt (4. Okt.), errichtete eine Cispadanische u. eine Transpadanische Republik nach franz. Muster. Nun kam es auch 8. Okt. zu einem Schutzbündniß mit Genua; am 10. zu einem Frieden mit Neapel, 5. Nov. mit Toscana. Inzwischen hatte Alvinczy mit einem neuen Heere die Alpen überstiegen, um Wurmser zu entsetzen. Anfangs glückte es ihm, die franz. Truppen unter Augereau u. Masséna zurückzudrängen, aber ein fast siebentägiges Ringen mit N. selbst bei Arcole (11.—17. Nov.) nöthigte ihn, hinter die Brenta zurückzugehen; mit neuen Truppen aus Tirol herbeiziehend, wurde er 12.—15. Jan. 1797 bei Rivoli von Joubert zurückgeworfen u. ein anderes Corps unter Provera vor Mantua von N. selbst gefangen genommen. Wurmser kapitulirte 2. Febr., während N. bereits auf dem Wege nach Rom war. Drei Tagemärsche vor dieser Stadt, in Tolentino, wurde 19. Febr. 1797 der Friede geschlossen, der dem Papste Bologna, Ferrara, die Romagna, 30 Millionen u. eine große Masse von wissenschaftlichen u. Kunstschätzen kostete. Durch eine bedeutende Verstärkung, die von Bernadotte geführt wurde, wuchs N.'s Heer auf 75,000 Mann. Sofort ging er gegen den Erzherzog Karl vor, brachte ihn zum Weichen, rang ihm in drei Tagen (21.—23. März) den Engpaß von Tarvis ab, rückte in Kärnthen ein, wo sich Joubert, der die österr. Truppen aus Tirol verdrängt hatte, mit ihm vereinigte, u. drang bis Leoben, wo der Erzherzog, um Wien zu retten, 7. April um einen Waffenstillstand bat. In den Friedenspräliminarien (18. April) trat Oesterreich die Lombardei ab u. erhielt Istrien, Dalmatien u. andere Gebiete Venedigs zugesichert. Von Mailand aus, wohin N. im Anfang Mai zurückkehrte, erhielt Venedig eine demokratische Verfassung, gab an Frankreich 6 Millionen, 5 Kriegsschiffe, 20 Gemälde, 500 Manuskripte u. die Jonischen Inseln, an Oesterreich Istrien u. Dalmatien. Nachdem auch Genua 5. Juni in eine demokratische „Ligurische" Republik umgewandelt war, wurde 14. Juni 1797 die Cisalpinische Republik proklamirt. Im Frieden von Campo Formio (17. Okt. 1797) gab Oesterreich das linke Rheinufer u. die Lombardei preis, erhielt aber dafür Dalmatien, Istrien u. das Gebiet der Venezianischen Republik bis zum Etsch. Nachdem N. Ende November auf dem Kongreß zu Rastatt erschienen war, kehrte er 5. Dez. nach Paris zurück. Die Ueberreichung des Friedenstraktates 10. Dez. gestaltete sich zu einem großartigen Triumphfeste. Obwol er sich mit der größten Zurückhaltung benahm, schien doch in Paris, ja in Frankreich für ihn u. das Direktorium nicht wohl Platz zu sein. Es zu stürzen fand er hingegen noch nicht an der Zeit; doch sorgte er dafür, daß das Direktorium während seiner Abwesenheit einige Niederlagen erlitt. Während auf seinen Rath Brune gegen die Schweiz, Berthier gegen Rom auszog, um die zur Expedition gegen England nöthigen Millionen zu gewinnen, rüstete man in Toulon eine Flotte u. ein Landheer in der geheim gehaltenen Absicht, die Engländer aus ihren Besitzungen im Orient zu vertreiben. Um die Mitte des Mai 1798 stellte sich N. an ihre Spitze. Daß Aegypten das Ziel sei, machte er erst auf der See bekannt. Am 8. Juni überlieferte der Malteserorden, ohne eine Vertheidigung versucht zu haben, die Insel Malta. Am 1. Juli landete die Flotte bei Abukir, nachdem wenige Tage zuvor Nelson die Küste verlassen. Sofort nahm N. Alexandria durch Ueberraschung; am 21. erlagen die Beys der Mamluken in der Schlacht bei den Pyramiden, am 25. fiel Kairo. Unbekümmert um die Vernichtung seiner Flotte bei Abukir (1. Aug.) ging N. durch die Wüste gegen Syrien vor u. nahm Anfang März 1799 Gaza u. Jaffa, vermochte aber Acre nicht zu nehmen, obwol

er mit Kleber am Berge Tabor 16. April die heranrückenden Türken geschlagen hatte. Am 20. Mai begann N. den Rückzug u. erfocht im Verein mit Murat 25. Juli den glänzenden Sieg bei Abukir über 15,000 Türken, die daselbst gelandet waren. Dennoch blieb der Hauptzweck der ganzen Expedition, die Vernichtung der engl. Herrschaft in Asien, vereitelt. Nur die Wissenschaft, vertreten durch zahlreiche Gelehrte, Künstler u. Techniker, hat Aegypten dauernd erobert. Durch engl. Zeitungen von den Siegen Suworoff's u. des Erzherzogs Karl unterrichtet, übergab N. den Oberbefehl an Kleber, verließ mit einigen Generalen heimlich 22. Aug. Aegypten, entging glücklich der engl. Flotte u. landete mit seinen zwei Fregatten 9. Okt. zu Fréjus. Frankreich empfing ihn jubelnd als einen Retter aus der Noth. Bald stand N. an der Spitze einer geheimen Verschwörung gegen die Verfassung, zwei Direktoren, Sieyès u. Roger-Ducos, mit ihm, dazu der Rath der Alten. Am 18. Brumaire (9. Nov.) sprach man in dem letzteren von jakobinischen Verschwörungen, übertrug N. den Schutz der Versammlung u. verlegte den Rath der Fünfhundert nach St. Cloud. Am 10. Nov. folgte in St. Cloud das Attentat auf die Fünfhundert. Unter Trommelwirbel räumten Murat's Grenadiere den Saal, u. noch an demselben Abend versammelte N.'s Bruder Lucian, Präsident der Fünfhundert, einige 30 Mitglieder, welche sich „die Majorität der Fünfhundert" nannten, um den provisorischen drei Konsuln Bonaparte, Roger-Ducos u. Sieyès den Eid abzunehmen auf die Gesetzlichkeit, die Freiheit u. das Repräsentativsystem. Das franz. Volk zeigte sich unthätig. Am 24. Dez. 1799 wurde die Konsularverfassung bekannt gemacht. An der Seite N.'s, der sich für 10 Jahre zum Ersten Konsul bestimmte, standen Cambacérès u. Lebrun mit berathender Stimme. Ein Senat, Tribunat u. Gesetzgebender Körper gaben den Schein einer Republik, in Wahrheit thronte der Erste Konsul in den Tuilerien als absoluter Monarch. Durch seine Präfekten u. Maires hielt er das Land im Zaume, durch Fouché's Polizei machte er die Presse stumm. Die Gründung einer Polytechnischen Schule, einer Staatsbank, die Einsetzung einer Kommission zur Ausarbeitung eines Rechtsbuchs machten die neue Regierung populär u. selbst die unversöhnliche Vendée legte die Waffen nieder. Nur mit Oesterreich u. England schien der Friede unmöglich. Daher wurde mit höchster Energie gerüstet. Moreau sollte in Süddeutschland, Berthier in Italien eindringen. Unerwartet erschien der Erste Konsul — dem die Verfassung ein Kommando zu führen verbot, nicht aber die Anwesenheit bei der Armee — in Genf, führte sie über die Alpen, brachte schon 2. Juni Mailand in seine Gewalt, stellte die Cisalpinische Republik her u. endigte den Feldzug durch den glänzenden Sieg bei Marengo 14. Juni 1800. Nachdem er auch die Ligurische Republik hergestellt hatte, konnte er 3. Juli triumphirend in Paris einziehen. Wol dauerte der Krieg noch bis zum Ende des Jahres, aber Moreau's Sieg bei Hohenlinden (3. Dez. 1800) führte 9. Febr. 1801 zu dem Frieden von Lunéville, durch welchen abermals Frankreichs Grenze der Rhein, Oesterreichs der Etsch wurde. Am 1. Okt. gelang es, selbst mit England die Präliminarien eines Friedens zu vereinbaren, durch den die franz. Armee in Aegypten auf engl. Schiffen in die Heimat geführt wurde. Der Friedensabschluß zu Amiens 27. März 1802 war nur eine Täuschung; weder gab England, wie es versprochen, Malta an den Orden, noch Frankreich die Batavische Republik an den Statthalter zurück. Obwol die politische Größe Frankreichs befestigt schien u. N. sich sicher genug fühlte, um die meisten Emigranten zurückkehren zu lassen, so zeigte doch schon die Explosion einer Höllenmaschine 24. Dez. 1800, daß der Thron des neuen Militärdiktators auf unsicherem Boden stehe. N. gab den Jakobinern die Schuld, ließ einige hinrichten u. 130 deportiren; doch waren Royalisten die Urheber des Attentates. „Um auch die Religion in die Hand der Regierung zu bringen", schloß er ein Konkordat mit Pius VII. zur Herstellung der Katholischen Kirche u. gab am Ostersonntage 1802 die Notredamekirche dem alten Kultus zurück. Dem Recht gab er eine neue Grundlage durch den Code civil. Der Senat fühlte, daß N. eine Erweiterung seiner Macht wünsche, u. bot ihm das Konsulat auf weitere zehn Jahre im Voraus an, aber der Staatsrath beschloß vielmehr an das Volk die Frage zu richten, ob N. Konsul auf Lebenszeit sein solle. Anfang August ergab die Stimmenzählung ein fast einstimmiges Ja. Ein neues Verfassungsgesetz vom 5. Aug. gab dem Ersten Konsul fast despotische Gewalt, überdies das Recht, seinen Nachfolger zu ernennen, u. das der Begnadigung. Inzwischen führte die Weigerung Englands, Malta herauszugeben, 18. Mai 1803 zur Kriegserklärung, doch blieb es bei den Vorbereitungen zu einer Landung u. der Besitznahme von Hannover. Zu derselben Zeit wurde jene weitverzweigte Verschwörung entdeckt, die zur Hinrichtung George Cadoudal's, zum Morde Pichegru's (s. d.) u. zur Verbannung Moreau's (s. d.) führte. Auch der Prinz von Enghien (s. d.) wurde aus Ettenheim über die Grenze geschleppt u. 21. März 1804 erschossen, weil N. ihn für das Haupt der Verschwörung hielt. Bald nachher ließ N. durch Fouché selbst den Senatoren klar machen, daß es zur Befestigung seiner Macht einer Krone bedürfe. Mit Zustimmung des Tribunates, in dem nur Carnot widersprach, u. des Gesetzgebenden Körpers wurde N. 18. Mai 1804 durch ein organisches Senatskonsult zum erblichen Kaiser der Franzosen erklärt. Die Volksabstimmung, welche erst am Ende desselben Jahres erfolgte, schien N. weniger werth zu sein, als die feierliche Salbung u. Krönung durch Pius VII. 2. Dez. 1804. Schon im März 1805 mußten Abgeordnete der Ital. Republik die Umwandlung derselben in eine Monarchie verlangen, u. 26. Mai setzte sich N. im Dome zu Mailand die altberühmte eiserne Krone der lombardischen Könige auf das Haupt, ernannte seinen Stiefsohn Eugen de Beauharnais zum Vizekönig u. vereinigte zugleich ohne Umstände das Gebiet der Ligur. Republik u. Parma mit Frankreich. Dieser Zuwachs an Macht vermehrte die Besorgniß der auswärtigen Mächte u. brachte eine Koalition Rußlands, Oesterreichs u. Schwedens mit England zu Stande. N. überließ den Kampf in Italien dem Vizekönige u. warf sich im Bunde mit Hessen-Darmstadt, Baden, Württemberg u. Bayern über den Rhein, um die österr. u. das russ. Corps zu schlagen, ehe sie vereinigt wären. Dies glückte vollkommen. Am 20. Okt. kapitulirte Mack in Ulm, am 13. Nov. stand Murat mit dem Vortrab in Wien u. nahm die Donaubrücke durch eine List; an demselben Tage langte N., nachdem er die Russen unter Kutusoff zurückgeworfen, vor Schönbrunn an; am 2. Dez. 1805 erfocht er den glänzenden Sieg bei Austerlitz. Entmuthigt, von Rußland u. Preußen im Stich gelassen, deren Unterhändler N. zu trennen weiß, unterhandelt Kaiser Franz u. giebt im Frieden von Preßburg 26. Dez. 1805 Venedig, Istrien, Friaul, Dalmatien an das Königreich Italien, Tirol u. Vorarlberg an Bayern, die schwäb. Besitzungen an Württemberg, den Breisgau an Baden u. erkennt die Souveränetät ihrer Fürsten an, die nun schnell bereit sind, durch Familienbande noch enger an N. gefesselt zu werden. In Neapel ließ N. den General St. Cyr einrücken u. machte seinen Bruder Joseph zum Könige Beider Sizilien, doch hat dieser die Insel dieses Namens nie besessen. Mit 12 großen Reichslehen wurden die verdientesten Marschälle als Herzöge ausgerüstet, Murat 15. März 1806 zum Großherzog von Cleve u. Berg, Ludwig Bonaparte 5. Juni nach Auflösung der Batavischen Republik zum Könige von Holland erhoben, doch schärfte schon ein Familiengesetz vom 31. März ein, daß alle Mitglieder von N.'s Familie sich als Vasallen des Oberhauptes zu betrachten hätten. In ein ähnliches Verhältniß trat nun auch der Süden u. Westen Deutschlands, dessen Fürsten am 12. Juli 1806 zu Paris die Rheinbundsakte durch ihre Bevollmächtigten unterzeichnen ließen. Während N. jetzt von Verlangen nach Frieden sprach u. Abscheu vor den blutigen Lorbern heuchelte, reizte er den einzigen Staat Deutschlands, der noch nicht bewältigt war, mit allen Mitteln zur Kriegserklärung. N. selbst vereinigte das preuß. Wesel mitten im Frieden mit Frankreich, ließ Murat Stücke von Westfalen u. Hannover nehmen, rieth Preußen die Stiftung eines Norddeutschen Bundes u. verbot den Fürsten u. Hansestädten, in denselben einzutreten; endlich bot er England ohne Zögerung Hannover an, das er Preußen nach der Schlacht bei Austerlitz aufgedrungen hatte. Nun erst siegte die Kriegspartei am preuß. Hofe u. Friedrich Wilhelm III. verfügte die Mobilmachung von 130,000 Mann. Da Rußland seine Hülfe zugesagt hatte, eilte N. den Hauptgegner schon vorher zu überwältigen, und gewann die Schlachten am 10. u. 14. Okt. bei Saalfeld, Jena u. Auerstädt u. stand zu Ende des Monats am Grabe Friedrich's d. Gr.,

dessen Degen, Ringkragen u. Adlerorden er nach Paris schickte. Nassau, Kurhessen u. Braunschweig wurden besetzt, Sachsen als Königreich, Weimar als Herzogthum dem Rheinbunde eingefügt, endlich schon von Berlin aus die Kontinentalsperre (s. d.) gegen England verfügt u. Polen zur Freiheit aufgerufen. Nach der unentschiedenen Schlacht bei Pultusk 26. Dez. setzte N. in Warschau eine provisorische Regierung ein, wurde zwar 7. Febr. 1807 durch Russen u. Preußen bei Preußisch-Eylau am weiteren Vorrücken verhindert, nahm aber im Mai Danzig u. endigte den Feldzug durch die Schlacht bei Friedland 14. Juni 1807. Die Russen waren verdrängt, das Königreich Preußen besetzt. Am 7. Juli schloß N. mit Kaiser Alexander zu Tilsit Frieden u. Freundschaft. Das preuß. Polen wurde als Großherzogthum Warschau an den König von Sachsen gegeben, Danzig in einen Freistaat unter N.'s Protektorat umgewandelt, das ganze Preußen westl. der Elbe, mit Kurhessen, Hannover u. Braunschweig vereinigt, als Königreich Westfalen an Jérôme gegeben. N. war schon 27. Juli in St. Cloud eingetroffen u. wandte seine Thätigkeit zunächst einer abermaligen Veränderung der Verfassung zu. Das Tribunat wurde aufgehoben, der Gesetzgebende Körper durfte fast nur noch genehmigen, selbst die Justiz erhielt einen absolutistischen Charakter. Praktische Gesetze über die Finanzverwaltung u. den Handel, eine fast militärische Ordnung des gesammten Unterrichtswesens sollten für die verlorene Freiheit entschädigen. Zur Wegnahme Spaniens sollte Portugal die erste Gelegenheit bieten. Seine Verbindung mit England, seine Ablehnung der Kontinentalsperre gaben den Grund zum Einmarsch Junot's, der 30. Nov. 1807 in Lissabon einzog u. ohne Schwertstreich das ganze Königreich besetzte. Um Spanien an sich zu nehmen, waren die Vorwände u. die Truppen schon in Bereitschaft. Durch ränkevolle Einmischung in die inneren Wirren dieses Landes glückte der Plan: Karl IV. verzichtete gegen ein Jahrgeld auf die Krone, Murat besetzte Madrid, eine französisch gesinnte Nationaljunta erbat sich Joseph zum König, u. dieser ward durch Dekret vom 6. Juni 1808 dazu ernannt, Neapel bald darauf an Murat gegeben. Zu gleicher Zeit hatte N. auch in Rom ein franz. Heer einrücken lassen, „um die neapolitanischen Räuber festzunehmen, die sich dort versteckt hielten." Dadurch war der weltlichen Herrschaft des Papstes fast lautlos ein Ende gemacht, Italien zur franz. Provinz geworden. Wenn aber N. glaubte Spanien unterworfen zu haben, so war dies die erste große Täuschung. Beleidigter Nationalstolz u. religiöser Fanatismus ergriffen die Waffen. Am 1. Aug. mußte Joseph aus Madrid u. weiter über den Ebro fliehen, da Dupont in Baylen mit 13,000 Mann kapitulirt hatte. N. eilte, um auf dem Kongreß zu Erfurt (27. Sept. bis 14. Okt.) noch einmal sich der Freundschaft Alexander's zu versichern, u. stellte selbst im Dez. die Herrschaft seines Bruders durch eine bedeutende Truppenmacht wieder her. Dann riefen ihn die Rüstungen Oesterreichs zurück, das, staatlich durch den Grafen Stadion, militärisch durch Erzherzog Karl reformirt, nochmals kühn die Waffen ergriff u. im April 1809 gegen Bayern vorging, dessen Joch zugleich die Tiroler unmuthig abwarfen. Mit Blitzesschnelle warf sich N. zwischen die feindlichen Abtheilungen u. schlug den Fürsten von Hohenzollern bei Hausen am 19., den General Hiller bei Abensberg am 20., Rosenberg bei Eggmühl am 22., den Erzherzog Karl selbst bei Regensburg am 24. April. Am 13. Mai stand er vor Wien u. nöthigte es durch eine kurze Beschießung zur Kapitulation. Aber in Italien u. Tirol waren seine Feldherren zurückgedrängt u. die zweitägige Niederlage bei Aspern u. Eßlingen am 21. u. 22. Mai 1809 kostete ihm 41,000 Mann an Todten u. Verwundeten. Daß auch den Oesterreichern ein Waffenstillstand willkommen war, rettete ihn allein. Mit einer Uebermacht von 180,000 gegen 130,000 Mann konnte er bei Wagram am 5. u. 6. Juli den Sieg wiedergewinnen u. nach Abschluß eines Waffenstillstandes zu Znaim für den Frieden zu Wien (14. Okt. 1809) demüthigende Bedingungen diktiren: Kaiser Franz mußte an Bayern, an Warschau, Rußland u. Frankreich über 2000 Quadratmeilen abtreten. Dennoch zeigten die heldenhaften Unternehmungen eines Andreas Hofer, Dörnberg, Schill, des Herzogs von Braunschweig, selbst die Absicht eines gewissen Staps aus Naumburg, N. (13. Okt.) zu erdolchen, daß der Volksgeist auch in Deutschland erwacht sei. N. glaubte an solche Mächte nicht, vielmehr schien ihm seine Herrschaft vollkommen gesichert, seit er sich von Josephine getrennt u. 2. April 1810 mit Marie Luise (s. d.) vermählt hatte. Die Geburt eines Sohnes (20. März 1811), dem er den Titel „König von Rom" gab, schien sein Glück zu vollenden. Schon vertrug er nicht den leisesten Widerstand mehr. Bereits im Mai 1809 ward der Papst gefangen nach Frankreich abgeführt; im Juli 1810 wurde Ludwig, der in wirklicher Fürsorge für sein Reich nicht immer willfährig genug gewesen war, das Königreich Holland genommen u. mit Frankreich vereinigt. Dasselbe geschah mit Wallis, Hannover u. den Rheinbundslanden bis zur Elbmündung. So herrschte N. unmittelbar und mittelbar über die Hälfte Europa's. Selbst Schweden hatte nach der Annahme Bernadotte's (s. d.) zum Kronprinzen 1810 sich für das Kontinentalsystem erklärt. Nur Rußland bewahrte seinem Handel eine selbstständige Stellung. Alle Versuche der Diplomaten, alle kriegerischen Drohungen verfehlten ihren Eindruck auf Alexander. Unfähig, einen fremden Willen neben dem seinigen anzuerkennen, erklärte N. den Krieg. Eine Riesenarmee von mehr als 600,000 Mann aus allen Nationen brach gegen Rußland auf. Den äußersten rechten Flügel führte Schwarzenberg, den linken Macdonald, das Centrum N. selbst. Ende Juni 1812 rückte er in Wilna ein, aber Wochen, ja Monate vergingen, ohne daß der Feind Stand hielt. Smolensk, dessen Einnahme ihm wol 20,000 Mann kostete, fand er 18. Aug. als ausgebrannten Schutthaufen. Endlich kam es zur blutigen Entscheidungsschlacht bei Borodino an der Moskwa am 7. Sept.; dem Sieger öffnete die alte Hauptstadt am 14. Sept. die Thore, aber er fand sie öde u. verlassen, u. schon am folgenden Tage begann jener entsetzliche Brand, der im Laufe einer Woche mehr als die Hälfte der Stadt in Asche legte. Noch hoffte N. auf einen annehmbaren Frieden u. unterhandelte, bis die ersten Zeichen des Winters ihn zum Rückzuge mahnten. Am 15. Okt. brach das Heer, am 19. er selbst auf. Die Armee war mehr durch Mangel u. Krankheiten als durch Schlachten bedenklich reduzirt u. übrigens verzagt. Bald brachen alle Schrecknisse eines russ. Winters über sie herein: Hunger, Kälte, Krankheit u. Verfolgung durch die Kosaken vernichteten das Hauptheer bis auf 20,000 Mann, die im Dez. in mitleidswürdigem Zustande in Preußen einrückten. Nach der schrecklichen Ueberschreitung der Beresina 27. Nov. erkannte N. die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes. Am 3. Dez. sprach er es im 29. Bulletin selbst aus, daß die Große Armee vernichtet, der Kaiser gesund sei, übergab den Oberbefehl an Murat u. verließ 5. Dez. das Heer, um zu neuen Rüstungen nach Paris zu eilen, wo er 18. Dez. eintraf. Schon hatte die Nachricht von seinem Tode für wenige Tage eine provisorische Regierung ins Leben gerufen; an Napoleon II. hatte Niemand gedacht. Verhängnißvoller erschien die Kunde von York's Konvention zu Tauroggen (30. Dez. 1812), dem Einmarsch der Russen in Deutschland, der patriotischen Erhebung Ostpreußens, der Flucht Friedrich Wilhelm's III. (22. Jan. 1813) nach Breslau u. seinem Schutz- u. Trutzbündniß mit Alexander zu Kalisch (28. Febr.). Daß auch Bernadotte, der schon im April 1812 im Bunde mit Rußland stand, u. England seine Gegner sein würden, war N. gewiß. Oesterreich spielte die Rolle eines bewaffneten Vermittlers. Schon Ende April stand N. mit 120,000 Mann in Thüringen, nöthigte 2. Mai 1813 bei Groß-Görschen die russ. preuß. Truppen zum Rückzuge, errang 20. u. 21. Mai mit starkem Verlust den Sieg bei Bautzen u. schloß bereitwillig einen Waffenstillstand bis zum 10. Aug. In der Zwischenzeit übernahm Oesterreich auf dem Kongreß zu Prag die Vermittlung. In verhängnißvollem Uebermuth versäumte N. die rechtzeitige Annahme des Ultimatums, das Metternich gestellt hatte, u. das ihm nichts mehr als Warschau, Illyrien u. die Hansestädte kosten sollte. Seine Antwort traf 15. Aug. ein, nachdem Oesterreich bereits am 11. den Verbündeten beigetreten war. Inzwischen war auch Spanien von den Franzosen fast geräumt; Joseph war geflohen, Wellington hatte am 21. Juni bei Vittoria gesiegt u. bereitete sich, den Kampf nach Frankreich zu übertragen. Von allen Seiten brach das Verhängniß über N. herein. Oudinot u. Ney wurden 23. Aug. u. 6. Sept. bei Großbeeren u. Dennewitz von Bülow geschlagen, Macdonald 26. Aug. an der Katzbach durch Blücher, u. wenn auch N. selbst an demselben u. dem

folgenden Tage Schwarzenberg bei Dresden besiegte, so vernichteten doch die Gefangennahme Vandamme's u. die Schlachten von Kulm u. Nollendorf 28.—30. Aug. die Früchte dieses Sieges. Nachdem York 3. Okt. dem Armeecorps Blücher's den Uebergang über die Elbe bei Wartenburg erkämpft hatte, war die Vereinigung der drei Heere nicht mehr zu verhindern. Auf der weiten Ebene von Leipzig (s. „Leipzig, Geschichte") trafen sie mit der franz. Armee zusammen. Trotz der hier erlittenen Niederlage schlug sich N. 30. Okt. bei Hanau geschickt durch das Corps von Oesterreichern u. Bayern unter Wrede hindurch, rettete sich über den Rhein u. kam 9. Nov. in St. Cloud an. In Südfrankreich rückte Wellington ein, Holland befreite sich mit preuß., die Schweiz mit österr. Hülfe, Jérôme hatte längst Westfalen räumen müssen, Murat trat zu den Verbündeten über. Dennoch lehnte N. 1. Dez. die ihm angebotene Rheingrenze ab u. vertraute nochmals dem Kriegsglück. Von allen Seiten brachen die Feinde ins Land. Mit überlegenem Feldherrntalent schlug N. die kleinere Armee Blücher's 29. Jan. 1814 bei Brienne, erlitt aber schon 1. Febr. eine Niederlage bei La Rothière. Den 3. Febr. wurde Macdonald von York geschlagen, der Chalons besetzte. Dennoch wies N. auf dem Friedenskongreß von Chatillon die Grenzen von 1792 ab u. verlangte die Rheingrenze. Kaum hatten sich Schwarzenberg u. Blücher wegen der Schwierigkeit der Verpflegung ihrer Truppen getrennt, so schlug N. die einzelnen Corps in vier Treffen 10.—18. Febr. zurück. Neue Verhandlungen waren ohne Erfolg. Während N. Blücher auf der Straße nach Paris folgte, 7. März bei Craonne siegte, am 10. dagegen bei Laon eine Niederlage erlitt, wurden Macdonald u. Oudinot bei Bar sur Aube von den Oesterreichern geschlagen. Vergebens rang N., der inzwischen Rheims genommen hatte, 20. u. 21. März mit dem überlegenen Corps Schwarzenberg's bei Arcis sur Aube, er konnte ihm den Weg nach Paris nicht verlegen. Als auch ein Versuch, den Volkskrieg zu erregen, mißlang, eilte er nach der Hauptstadt, um ihre Vertheidigung zu leiten. Zwei Meilen vor derselben empfing er die Nachricht von der Kapitulation von Paris. Um Fontainebleau, wohin er sich begab, versammelten sich noch 60,000 Mann, aber seine eigenen Generale widerriethen den Kampf u. N. sah sich genöthigt, 11. April für sich u. seine Familie abzudanken. Das Fürstenthum Elba, wohin ihn 400 Mann von seiner Garde begleiten durften, seine Rente von 2 Millionen u. der Kaisertitel war Alles, was ihm verblieb. Seine Gemahlin begleitete ihn nicht. Am 20. April nahm er Abschied von seinen Garden, schiffte sich am 28. in Fréjus ein u. landete am 4. Mai in Elba. Mit seiner Macht u. seinem Glück schien auch die Liebe der Franzosen ein Ende genommmen zu haben. Ruff. u. österr. Truppen hatten Mühe, ihn vor den Roheiten des Pöbels in der Provence zu schützen. Anfangs lebte N. auf Elba friedlichen Beschäftigungen, welche vermuthen ließen, er habe sich mit der Rolle gänzlicher Entsagung ausgesöhnt, dennoch nährte er im Herzen kühne Hoffnungen. Seine Freunde in Paris hatte er wissen lassen, daß er 1. April Elba verlassen werde; aber er konnte die Zeit nicht erwarten. Am 27. Febr. 1815 Abends verließ er mit einer Brigg u. sechs Transportschiffen den Hafen von Porto Ferrajo, stieg 1. März in der Morgendämmerung in der Nähe von Cannes an das Land u. ließ seine Proklamationen verbreiten. Anfangs schien das Landvolk, welches ihm begegnete, mehr überrascht als begeistert, aber bald wirkte der Zauber seiner Persönlichkeit: Grénoble, Lyon eröffneten ihm die Thore, die Besatzungen schlossen sich ihm an. Von Lyon aus schaltete N. bereits als Herrscher, am 14. proklamirte Ney, der gegen ihn ausgesandt war, an der Spitze seines Heeres N. als rechtmäßigen Herrscher, am 19. floh Ludwig XVIII. nach Belgien, am 20. trug man den Kaiser auf den Armen die große Treppe der Tuilerien hinauf. Es begann die Herrschaft der 100 Tage. Bald empfand N., daß dieses Frankreich ihm nur bedingungsweise angehören wolle. Man verlangte auch von ihm Preßfreiheit u. konstitutionelle Garantien, die ihm zuwider waren. N.'s Versicherungen, dem Frieden leben zu wollen, hatten im Auslande keinen Glauben gefunden, seine Hoffnungen auf Alexander u. Franz erwiesen sich als trügerisch. Schon am 13. März erließen alle 8 Mächte, die den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, eine Achtserklärung gegen ihn u. begannen die Rüstungen. Am 12. Juni verließ N. Paris, um sich zum Heere zu begeben. Schon am 16. Juni warf er sich auf Blücher, den er bei Ligny schlug, u. eilte Ney zu Hülfe, dem Wellington mit der Besetzung der Höhen von Quatrebras zuvorgekommen war, u. der sich vergebens bemühte, sie wiederzugewinnen. Am 18. wurde aber N. bei Waterloo völlig geschlagen, sein Heer löste sich in wilder Flucht auf, er selbst eilte den Flüchtigen voraus u. erschien am 20. Abends in Paris. Während seine Freunde u. Minister, außer Fouché, der sogleich insgeheim mit Ludwig XVIII. u. Wellington verhandelte, zu einer militärischen Diktatur u. zu neuer Aushebung von Truppen riethen, erklärte sich die Repräsentantenkammer für permanent u. verweigerte die begehrte Hülfe. N. schwankte rathlos zwischen Gewaltthat u. Abdankung. Am 22. Nachmittags entschied er sich, von Fouché gedrängt, für die letztere, aber zu Gunsten seines Sohnes u. empfing den Dank der beiden Kammern. In Malmaison, wohin er sich drei Tage später begeben, erwachte die Hoffnung wieder: er bot sich der Provisorischen Regierung als Oberfeldherrn an u. — wurde abgewiesen. Nach beständigem Zögern u. Zweifeln reiste er 29. Juni ab u. war 3. Juli in Rochefort, wo er den Hafen bereits von den Engländern blockirt fand. Den Vorschlag junger Marineoffiziere, ihn u. sein Gefolge auf großen Fischerkähnen nach Amerika zu bringen, verwarf er endlich doch u. wandte sich an die Gastfreundschaft Englands. Am 16. Juli begab er sich an Bord des „Bellerophon" u. empfing dann in Plymouth die Zeichen der Theilnahme u. Bewunderung. Anders dachte die Regierung. Am 30. Juli ließ sie ihm durch den Admiral Keith ankündigen, daß die Verbündeten in Paris um der Ruhe Europa's willen St. Helena ihm als künftigen Wohnsitz angewiesen hätten. Vergebens protestirte er dagegen, da er als Gast nach England gekommen wäre. Am 7. Aug. mußte er den „Northumberland" besteigen u. langte am 16. Okt. an seinem Bestimmungsorte an, allein begleitet von Gourgaud, Bertrand, Montholon u. Las Cases. Sein Aufenthalt erschien unwürdig seiner Vergangenheit. Anfangs bezog er das Haus eines Kaufmanns, im Dez. 1815 Longwood, eine Villa, die man in Eile für ihn umgebaut hatte, ängstlich bewacht von engl. Soldaten, noch strenger, seitdem der ehrliche, aber täppische Hudson Lowe Gouverneur der Insel geworden war (1816). In N.'s Charakter lag weder die Neigung noch die Fähigkeit, zu resigniren u. zu ruhen. Anfangs hoffte er noch auf einen Wechsel der Dinge; als ihm jede Aussicht auf Flucht abgeschnitten war, selbst das dringende Verlangen seines korsischen Arztes Antommarchi, ihn um seiner Leiden willen in ein gesünderes Klima zu bringen, unberücksichtigt blieb, suchte er wenigstens die Aufmerksamkeit u. Theilnahme der Welt für seine peinvolle Lage in Anspruch zu nehmen. Montholon u. Las Cases gestehen offen ein, daß seine ganze Umgebung angewiesen war, Reibungen mit den Nachbarn, mit der Besatzung, vor Allem mit dem Gouverneur herbeizuführen u. die Klage über Ungerechtigkeiten, über Entbehrung u. unwürdige Behandlung in Europa laut werden zu lassen. So zierte ihn doch statt der Kaiserkrone die eines Märtyrers. Als man ihm nicht mehr erlaubte, ohne militärische Begleitung weite Spaziergänge zu machen, verließ er sein Haus nicht mehr. Am 5. Mai 1821 erfolgte sein Tod, nach der Aussage des engl. Arztes am Magenkrebs, nach der Meinung Antommarchi's an den bösen Wirkungen des ungesunden Klima's. In einem vierfachen Sarg, bedeckt mit dem blauen Mantel, den er bei Marengo getragen, wurde seine Leiche in einem kleinen Thale, Slane genannt, bestattet, neben einer Quelle, deren Wasser er am liebsten trank. Diesen Ort hatte er selbst gewählt.

Seine Geschichte endigt mit seinem Tode noch nicht. Unmittelbar danach erschienen außer seinen sämmtlichen Schriften (in 5 Bden., Par. 1821 f.; 1855 auf Befehl N.'s III. von Neuem herausgegeben), auch seine bändereichen Memoiren, nach seinem Diktat u. seinen Angaben abgefaßt von Gourgaud u. Montholon (8 Bde., Par. 1822 f.; 2. Aufl., 9 Bde., Par. 1830) u. in vielen Beziehungen noch ergänzt durch die Schriften seiner letzten Genossen O'Meara, Las Cases u. Montholon. Auf diesen Werken beruht die großartigste Geschichtsfälschung unseres Jahrhunderts, die Bildung einer Napoleonischen Legende, die aus N.'s eigenen Aufzeichnungen u. Angaben hervorgegangen ist u. zum größten Theil in die Geschichtswerke von Laurent, Jomini, Norvins, Thibaudeau, St. Hilaire, Michaud, Thiers u. vieler

Anderen übergegangen ist, ein „wunderbares Gemisch von Wahrheit u. Lüge, von genialen Gedanken u. teuflischer Bosheit, dämonisch anziehend auch für den Gegner". Danach erschien N. als der unbesiegliche Held, den keine menschliche Macht, kein Talent überwunden, sondern der russ. Schnee, das engl. Gold, rohe Uebermacht seiner Gegner u. vor Allem das eigene große Herz, das an keinen Verrath glauben konnte u. durch Verräther zu Grunde gerichtet wurde, in einem Augenblicke, als es von einem Völkerbunde Frankreichs, Englands, Amerika's schwärmte, der ewigen Frieden, goldene Freiheit über die Welt bringen sollte (vgl. Th. v. Bernhardi, „Die neuere Literatur der Befreiungskriege" in Sybel's „Historischer Zeitschrift" 1859, u. Treitschke, „Historische u. politische Aufsätze", 4. Aufl., Bd. 3, 1871). Solche Darstellungen erzeugten in einer thatenarmen Zeit einen Enthusiasmus, der Louis Philipp nöthigte, 1840 die Leiche N.'s von England zu erbitten u. durch den Prinzen v. Joinville nach dem Dom der Invaliden hinüberführen zu lassen. Selbst die Vorstellung von der Infallibilität seiner Dynastie knüpfte sich daran u. bewirkte, daß die franz. Nation 1848 zum Präsidenten der Republik fast einstimmig N.'s Neffen Louis (N. III.) berief. — Die wahre Geschichte N.'s stellte seit 1866 dar Lanfrey (s. d.). Sie ergiebt sich aus den Memoiren Bourrienne's, Miot's, Marmont's, Joseph's (herausgeg. von du Casse), Hudson Lowe's, aus Libri („La jeunesse de Bonaparte"), Barante („Geschichte des Direktoriums"), Capefigue („Europa während des Konsulates") u. vor Allem aus N.'s Briefen, welche auf Befehl N.'s III., wenn auch vielfach gesichtet, von einer besonderen Kommission herausgegeben wurden (H. Kurz, „Ausgewählte Korrespondenz N.'s I.", 3 Bde., Hildburgh. 1868—70).

Napoleon II., Herzog **v. Reichstadt**, Franz Joseph Karl, einziger Sohn des Vorigen, aus dessen Ehe mit Marie Luise (s. d.), geb. zu Paris 20. März 1811, erhielt bei seiner Geburt den Titel eines Königs von Rom u. ward nach der Abdankung seines Vaters zufolge des Vertrags von Fontainebleau 11. April 1814 zum Erbprinzen von Parma, Piacenza u. Guastalla erklärt. Während der Vater, nach seinem eigenen Ausspruch, es lieber gesehen hätte, wenn man den Sohn erwürgte, als daß er jemals in Wien als österr. Prinz erzogen würde, floh Marie Luise mit dem Kinde nach Schönbrunn, u. als der Plan der Gräfin Montesquiou, den ihrer Aufsicht anvertrauten Prinzen durch ihren Sohn nach Frankreich zurückbringen zu lassen, am 19. März 1815, kurz vor der Ausführung, entdeckt wurde, brachte man N. in die Wiener Hofburg u. stellte ihn unter deutsche Aufsicht. Auch blieb er, als die Mutter nach Parma ging, in Wien zurück. Da ihm 1817 der Vertrag von Paris das Erbfolgerecht in Parma nahm, so ward ihm nach dem Tode des Großherzogs Ferdinand von Toscana der Besitz der in Böhmen gelegenen Herrschaft Reichstadt zugesichert u. ihm 22. Juli 1818 der Titel eines Herzogs v. Reichstadt beigelegt. 1823 trat er als Fähnrich in das österr. Heer ein, doch rückte er nur bis zum Oberstenrang auf, da er schon 22. Juli 1832 zu Schönbrunn der Schwindsucht erlag. Seine Leiche wurde in der kaiserl. Gruft bei den Kapuzinern in Wien beigesetzt. Seit N.'s III. Thronbesteigung wird er als N. II. in der Reihe der franz. Souveräne mitgezählt. — Vgl. „Marie Luise u. der Herzog v. Reichstadt, der Sohn N.'s, die Opfer der Politik Metternich's" (Bern 1850); Guy de l'Hérault, „Histoire de N. II." (Par. 1853) u. Saint-Félix, „Histoire de N. II." (ebd. 1853).

Napoleon III., Kaiser der Franzosen, 3. Sohn der Königin Hortense (s. d.) von Holland u. Neffe Napoleon's I., geb. zu Paris 20. April 1808 als ein so schwächliches Kind, daß er nur mit Mühe am Leben erhalten werden konnte, erhielt in der erst 4. Nov. 1810 vom Kardinal Fesch (s. d.) zu Fontainebleau vorgenommenen Taufe die Namen Charles Louis N. Nach dem Sturze des Oheims mit der ganzen Familie Bonaparte aus Frankreich verbannt (1815), lebte er zuerst mit seiner Mutter in Augsburg, wo er das Gymnasium besuchte, u. seit 1824 auf dem Schlosse Arenenberg (s. d.) im schweiz. Kanton Thurgau. Unter der Leitung Dufour's (s. d.) machte er einen Kursus in der Militärschule zu Thun durch. Die Pariser Julirevolution täuschte ihn in seiner Hoffnung, nach Frankreich zurückgerufen zu werden, denn Ludwig Philipp (s. d.) wußte bei den Kammern eine nochmalige Verbannung aller Napoleoniden durchzusetzen. So begab er sich denn mit seinem älteren Bruder, N. Louis, nach Italien, dessen Gährung seine ehrgeizigen Wünsche zu begünstigen schien, u. schloß sich im Febr. 1831 den Aufständischen in der Romagna an. Sein Bruder starb während des Aufstandes (zu Forli 17. März 1831), er selbst rettete sich vor den Oesterreichern u. floh durch Oberitalien u. Frankreich nach England, von wo er bald darauf nach Arenenberg zurückkehrte. Theils hier, theils auf Schloß Gottlieben bei Konstanz beschäftigte er sich dann mit schriftstellerischen Arbeiten u. politischen Plänen, denn der Tod des Herzogs v. Reichstadt bez. N.'s II. (s. d.) weckte in ihm die Idee, als franz. Kronprätendent aufzutreten. Die Abneigung der Republikaner gegen den Bürgerkönig u. die alte Anhänglichkeit des Heeres an die Napoleoniden nährten seine Hoffnungen. Er gedachte die republikanische u. bonapartistische Partei mit einander zu verbinden u. durch ihre Hülfe die Orleans zu stürzen. Um einen Rechtstitel war er nicht verlegen: nach dem politischen Katechismus der Bonapartisten war N. I. der einzige rechtmäßige Herrscher seit der Revolution, seine Nachfolge aber illegitim. In diesem Sinne suchte er durch seine „Rêveries politiques" (1832) die öffentliche Meinung zu bearbeiten, indem er darin zugleich ausführte, das Glück Frankreichs könne allein von den Napoleoniden ausgehen. In einem zweiten Schriftchen, „Considérations politiques et militaires sur la Suisse" (1833), empfahl er sich als Staatsmann u. ein „Manuel de l'artillerie" (1835) sollte ihn im Lichte eines kenntnißreichen Militärs zeigen. Als Alles reif zu sein schien, brach er von der Schweiz nach Straßburg auf (30. Okt. 1836). Der Prinz hatte sich jedoch verrechnet: das Unternehmen scheiterte am Widerstande eines Regiments, zu dem er sich in die Kaserne begeben. Er ward verhaftet u. nach Paris abgeführt, infolge eines demüthigen Bittschreibens an Ludwig Philipp aber nach Nordamerika entlassen. Hier verweilte er nicht lange, denn auf die Kunde von der tödlichen Erkrankung seiner Mutter kehrte er noch in demselben Jahre (1836) nach Europa zurück u. eilte nach Arenenberg. So nahe an der Grenze wollte freilich die franz. Regierung einen jetzt offenkundigen Feind nicht dulden; sie verlangte von der Schweiz die Ausweisung des Prinzen; darüber entspann sich ein diplomatischer Streit, u. als dieser den höchsten Grad erreicht hatte, erließ der Prinz eine hochtrabende Erklärung u. wendete sich, „um die gastfreie Schweiz seinetwegen keiner Gefahr auszusetzen", im Okt. 1838 nach London. Daß er seine Prätendentenrolle nicht aufgegeben, bewies bald seine Schrift über die „Idées Napoléoniennes" (1839), in der er nam. die Ansprüche Ludwig Philipp's prüfte u. dieselben verwarf, weil sie weder auf das alte Erbrecht noch auf den neuen Grundsatz der Volksoberherrlichkeit sich stützen könnten. Dieser Schrift folgte sein zweiter Putsch, der aber durch die grotesk-komische Art der Ausführung fast einem tollen Fastnachtsscherze glich. Mit 40 Mann etwa, theils Bedienten, theils Abenteurern, landete der Prinz 6. Aug. 1840 bei Boulogne, zog über die Ebene, wo sein großer Oheim die berühmte Heerschau abgehalten, ließ unterwegs mehrere Adler fliegen, erließ Proklamationen u. erklärte den König für abgesetzt. Der gehoffte Zulauf blieb indessen aus, vielmehr wurde er wiederum gefangen genommen u. nach Paris gebracht. Diesmal von der Pairskammer zu „ewigem Gefängniß" verurtheilt, wurde er 7. Okt. nach dem Schlosse Ham gebracht. Der dortige Aufenthalt in Gesellschaft seines Arztes u. Freundes Dr. Conneau bildete übrigens die fruchtbarste Periode in seinem Leben. In Ham schrieb er außer verschiedenen Broschüren zahlreiche Zeitungsartikel, welche mit ihrer seltsamen Mischung autokratischer u. revolutionärer Ideen das verschlissene Gewebe der Napoleonischen Legende am wirksamsten aufputzten. Am 25. Mai 1846 gelang es dem Gefangenen, in den Kleidern u. unter dem Namen des Maurers Badinguet aus Ham wieder nach London zu entfliehen, u. als dann die Julimonarchie in sich zusammenbrach, war es sein Erstes, noch im Februar 1848 nach Paris zu eilen, um „seinem Vaterlande zu dienen". Da die Provisorische Regierung diese Dienste verschmähte, so kehrte er nach England zurück, nicht aber ohne die Hoffnung ausgesprochen zu haben, „daß die Regierung aus diesem Opfer die Reinheit seiner Gesinnung erkennen werde". Der Juni-Aufstand brach aus, u. Bonaparte sagte lächelnd über Cavaignac's blutigen Sieg: „Der Mann säubert mir den Weg."

Da die Nationalversammlung das Dekret der Verbannung der Napoleoniden nicht erneuerte, so ward er von 4 Departements zum Abgeordneten gewählt, u. auf die Fürsprache Jules Favre's sprach die Nationalversammlung 13. Juni seine Zulassung aus. „Mein Name", versicherte er der mißtrauischen Versammlung, „ist das Symbol der Ordnung, der Vaterlandsliebe, des Ruhmes; er wird nimmermehr die Wirren der Heimat vermehren helfen." Freilich erklärte er in demselben Athemzuge: „Ich hege keinen Ehrgeiz; doch wenn das Volk mir Pflichten auferlegt, werde ich sie zu erfüllen wissen." Das war ein Mißgriff u. er suchte ihn durch Rückgabe der ihm gegebenen Mandate zu sühnen. Am 17. Sept. 1848 ward er jedoch in Paris u. in 5 Departements wiedergewählt, u. so kehrte er 26. Sept. in das Palais Bourbon zurück, wo nunmehr die Constituante tagte. Vergeblich warnten Grévy, Thouret u. andere Volksvertreter vor der Wahl eines Präsidenten durch das allgemeine Stimmrecht; vergeblich verlangten sie, daß die Prinzen der französischen Herrscherfamilien von der Präsidentenwürde ausgeschlossen würden: machte doch dieser Napoleonide keineswegs den Eindruck eines gefährlichen Verschwörers. Ein blasser, befangener, schwerfälliger, stotternder, unansehnlicher Mensch, ungeschickt u. verlegen in seinem Auftreten, erschien er in Erinnerung an seine lächerlichen Anläufe in Straßburg u. Boulogne um so unfähiger u. unschädlicher. Aber wie sehr man sich in diesem Abenteurer getäuscht, wie sehr man die verhängnißvolle Macht seines Namens unterschätzt hatte, zeigte der 10. Dez. 1848, an welchem Tage er mit mehr als $5\frac{1}{2}$ Mill. Stimmen zum Präsidenten der Republik auf 4 Jahre gewählt wurde. Am 20. Dez. 1848 schwur Ludwig N. der Republik den konstitutionellen Eid der Treue. Seine Regierung begann gleich mit einem Verfassungsbruche: die Konstitution der jungen Republik verlangte, daß „niemals ein Krieg gegen die Freiheit anderer Völker unternommen werde", u. Ludwig N., der ehemalige Carbonaro, provozirte die röm. Expedition. Gleichzeitig verfolgte er den traditionellen Wahn des Bonapartismus: die Bildung einer großen nationalen Partei, in der alle konservativen Elemente des Landes sich vereinigen sollten. Um für diesen Zweck sowie für eine Verfassungsänderung zu agitiren, unternahm der Prinzpräsident Rundreisen in den Provinzen. Durch die von ihm da zu Tage geförderten Aeußerungen wurde man endlich aufmerksam auf das klug berechnende Wesen dieses napoleonischen Präsidenten; Thiers insbes., Allen voraus, ermahnte zur Wachsamkeit; die Furcht vor einem Staatsstreich wurde rege, die aber der Präsident durch die förmlichsten Zusicherungen seiner Ehrlichkeit u. Verfassungstreue zu beschwichtigen suchte. Unterdessen ward von seiner Partei ein Antrag auf Verfassungsänderung eingebracht u., da denselben die Legislative 19. Juli 1851 verwarf, der Staatsstreich vorbereitet, welcher 2. Dez. dess. Jahres zur Ausführung gelangte. Ténot's „Paris en décembre 1851, étude historique sur le coup d'état" (Par. 1868, binnen wenig Wochen 12 mal aufgelegt) giebt eine klare Uebersicht von den blutigen Thaten dieses vorbedachten Meineids. Für die Durchführung diente ihm bes. Morny (s. d.) u. außer diesem Hauptorganisator Persigny (s. d.) u. Saint-Arnaud (s. d.). Der Prinzpräsident selbst blieb beim Staatsstreich äußerlich unthätig, schien auch wol bestürzt, ja furchtsam bei drohenden Zwischenfällen. Nach dreitägigem Morden gelang der Frevel; über 100,000 Bürger wurden verhaftet, viele exilirt. Nach Beseitigung der Nationalversammlung stellte Ludwig N. das allgemeine Wahlrecht wieder her, worauf er 20. u. 21. Dez. 1851 von bald $7\frac{1}{2}$ Mill. Stimmen zum Präsidenten auf 10 Jahre u. 21. u. 22. Nov. 1852 durch ein Plebiscit von 7,864,189 gegen 231,145 Stimmen zum erblichen Kaiser gewählt ward. Diese Würde nahm er 2. Dez. 1852 zugleich mit dem Namen N. III. an, u. 29. Jan. 1853 vermählte er sich mit Eugenie Marie v. Montijo (s. d.). Ueber seine Regierung s. den Art. „Frankreich". Wie er sie mit einer Lüge antrat, indem er die feierliche Verheißung gab: „Das Kaiserreich ist der Friede!" so fuhr er mit Lügen fort. Dem Volke sagte er: „Die Freiheit hat nie geholfen, ein dauerhaftes politisches Gebäude zu gründen, aber sie krönt es, wenn die Zeit es befestigt hat." Diese Krönung besorgten gegen Ende des zweiten Kaiserreichs die Todtschläger einer entfesselten Polizeibande. Dem Gesetzgebenden Körper log er, indem er den grenzenlosesten Budgetschwindel organisirte. Dem Senate log er: „Ich betrachte, getreu meinem Ursprunge, die Prärogative weder als ein geheiligtes, unantastbares Pfand, noch als ein Erbe meiner Väter, das ich vor Allem unversehrt meinem Sohne übergeben müßte." Einige Jahre später ordnete ein kaiserl. Dekret die Thronfolge, u. die Legitimität des Bonapartismus war formell besiegelt. Den Nationen log er: „Mein Name wird für die Völker immer der Polarstern ihrer Rechte sein." Der Kirche log er: „Meine Regierung ist vielleicht die einzige, welche die Religion um ihrer selbst willen beschützt; sie hält sie aufrecht nicht als politisches Werkzeug, sondern aus Ueberzeugung" — u. schon 1859 schrieb er dem Papste: „Die Thatsachen haben eine unerbittliche Logik." Sich selbst log er: „Es ist das glückliche Vorrecht der Frauen, den kalten Rechnungen der Politik fern zu bleiben", u. die verhängnißvollste Thorheit seines Lebens, den Krieg gegen Deutschland, dankte er der Pantoffelherrschaft seines Weibes. Treffend charakterisirte ihn einmal Lord Cowley mit den wenigen Worten: „Er spricht niemals, lügt aber stets."



Nr. 4277. Napoleon III. (geb. 20. April 1808, gest. 9. Jan. 1873).

Und die 20jährige Regierung N.'s hat gezeigt, daß die freche Lüge u. Treulosigkeit an der höchsten Stelle im Staate diesen selbst u. eine ganze Epoche vergiftet. Die Lehre, daß der Erfolg jede Schandthat rechtfertigt, eine Lehre, zu welcher N. in der Vorrede zu seiner in mehrere Sprachen übersetzten „Histoire de Jules César" (2 Bde., Par. 1865 f.; deutsch, Wien 1865 f.; Naumb. 1866) sich unumwunden bekannte, war das eigentlich leitende Prinzip des Kaiserreichs; ihr entsprossen alle die Willkür- u. Gewaltakte, mittels deren die Regierung N.'s ihr Dasein verlängerte; sie war es, die jeden Sinn für Recht u. Pflicht vernichtete u. die servile Huldigung der Massen Angesichts jeder vollendeten Thatsache großzog. Die Gewalt des Kaisers wurde dadurch freilich bis zur Allmacht gesteigert, aber die Geister wurden stumpf u. die Gemüther verdarben. Durch die verhängnißvollen Konsequenzen seines Waltens ward das unleugbar viele Gute von N.'s Regierung reichlich aufgewogen. Das Mittel, die Bevölkerung ganz in seine Gewalt zu bekommen, war einerseits die Verstärkung der Macht der Geistlichkeit, andererseits die Förderung der materiellen Interessen. Ein klug ersonnenes Eisenbahnnetz ward ausgeführt, der Wohlstand des Landes durch die fast mit allen Nationen abgeschlossenen Handelsverträge in bisher ungeahnter Weise entwickelt. Ackerbau, Handel u. Industrie wie die Künste nahmen einen gewaltigen Aufschwung. Die Pariser Industrieausstellung 1867 verschaffte dem ganzen Lande bedeutenden Gewinn u. brachte der Welt die wirthschaftliche Größe Frankreichs zur Anschauung. Aber schon 1866 hatte sich das Glück N.'s gewendet, das ihn auch auf die Höhe der europ. Politik gebracht hatte. In dieser war der Krimkrieg die erste größere Unternehmung; sie galt der Demüthigung

Rußlands, der Befestigung des franz. Einflusses auf den Orient. Dabei gelang es ihm zwar, die Allianz Englands zu gewinnen, aber das Unternehmen nahm größere Verhältnisse an, als der Kaiser geahnt. Großer Menschenverlust, größerer Geldaufwand mußten für verhältnißmäßig kleineren Erfolg daran gegeben werden. Wie immer jedoch verstand es N., auch hier das größtmögliche Kapital aus dem Erfolg zu schlagen. Der Pariser Friede (30. März 1856) mit der Verwirklichung civilisatorischer Projekte, an denen man lange vergeblich gearbeitet hatte — hervorgehoben werde nur die Erklärung der Abschaffung der Kaperei, des Prinzips der Freiheit des neutralen Eigenthums im Seekrieg, die Reformen im Türk. Reiche, dessen Aufnahme in das europäische Staatenkonzert ꝛc. — wurde mit großer Geschicklichkeit ausgebeutet. Nachdem ihn dann insbes. die Entdeckung einer gegen sein Leben gerichteten Verschwörung (2. Juli 1857), an deren Spitze die Italiener Tibaldi, Grilli u. Bartolotti standen, u. ein Attentat, welches Orsini, Pieri u. Rudio gegen ihn, doch ohne Erfolg, ausführten (14. Jan. 1858), veranlaßt hatten, für die Erhaltung der Ruhe im Innern zu sorgen, nam. durch die Eintheilung Frankreichs in 5 große Befehlshaberschaften mit den Sitzen zu Paris, Nancy, Lyon, Toulouse u. Tours (zu denen 1859 noch Lille als 6. kam), ging er daran, Italien von fremdem Joch befreien zu helfen. Als aber dieser Gedanke zur Hälfte verwirklicht war, erschrak er gleichfalls vor den Folgen der eigenen That; er fürchtete, das geeinigte Italien, für das er zuvor gekämpft, möchte sich seinem Einfluß entziehen u. für die Folge Frankreich gefährlich werden, u. so hemmte er selbst wieder das begonnene Werk im Züricher Frieden (10. Nov. 1859) u. in seiner ganzen späteren Politik dem Papste u. dem Königreiche Italien gegenüber, wodurch er sich die Dankbarkeit Italiens auf die Dauer verscherzte; für die geleisteten Dienste ward er 1860 durch Savoyen u. Nizza abgefunden. Nach dem Italienischen Kriege, an dem er übrigens persönlich Theil nahm (während seiner Abwesenheit von Frankreich führte die Kaiserin die Regentschaft), kam die Expedition gegen Syrien, angeblich um durch franz. Waffen die fanatischen Drusen für die Ermordung der Christen zu züchtigen, in Wirklichkeit aber, um die Christen des Orients dem russ. Einflusse zu entziehen u. sie an den Wagen Frankreichs zu fesseln. Durch diese Rechnung machte die Haltung der Großmächte einen Strich. In der nächsten Zeit nahmen die Ereignisse in Nordamerika die Aufmerksamkeit N.'s in Anspruch. Getäuscht durch die anfänglichen Erfolge der Südstaaten, glaubte er an einen endgiltigen Sieg der Sezessionisten, die er auch möglichst unterstützte. Daraufhin faßte er den Plan, jenseit des Ozeans die lat. Rasse, als deren hervorragendstes Glied, als deren Vorkämpfer in allen Dingen die franz. Nation sich zu betrachten liebt, zur herrschenden zu machen u. auf sie den bisher vom german. Elemente Nordamerika's ausgeübten Einfluß zu übertragen. So unternahm N. 1862 die Expedition nach Mexiko. Die Aussicht auf deren Gelingen schwand aber mit der Niederlage der nordamerik. Südstaaten, denn es war zu erwarten, daß die Union, sobald sie wieder erstarkt sei, Alles aufbieten würde, um die Monroe-Doktrin (s. d.) zu verwirklichen. Zwar war es dem Kaiser gelungen, England u. Spanien zur Mitwirkung zu bestimmen, aber bald merkten diese, daß sie nur dazu dienen sollten, für den Ruhm Frankreichs zu arbeiten, u. zogen sich zurück. Die Kämpfe in Mexiko zogen sich in die Länge. Inzwischen ließ sich Erzherzog Maximilian (s. d.) bethören, die ihm gebotene Krone anzunehmen, um schließlich geopfert zu werden. Denn sollte Frankreich an jener chimärischen Idee sich nicht verbluten, mußte sich N. aus der Lage helfen, so gut er konnte. Diese Expedition erschöpfte die militärischen Kräfte Frankreichs ungeheuer u. legte zugleich Mängel in der militärischen Organisation bloß, welche nur durch langjährige Friedensarbeit wieder gut gemacht werden konnten. In diesem Zustande der Erschöpfung kamen die Verwicklungen in Deutschland. N. hatte bisher, getreu der alten franz. Tradition, den Antagonismus zwischen Oesterreich u. Preußen stets nach Kräften unterstützt; er hatte gehofft, der ausbrechende Krieg würde beide Theile nur geschwächt hinterlassen, vielleicht willkommene Gelegenheit bieten, als Friedensstifter aufzutreten u. dafür reichen Lohn zu ernten. Verblüfft mußte er die Erfolge Preußens mit ansehen u. zu seinem Verdruß erfahren, daß seine Absichten auf das linke Rheinufer, wie nachher auf das Großherzogthum Luxemburg u. auf Belgien, an der überlegenen Staatskunst u. der Charakterfestigkeit Bismarck's (s. d.) scheiterten. Da er zugleich erkannt hatte, daß Preußens Militärorganisation ihm die Siege auf den böhmischen Schlachtfeldern erfochten hatte, so warf er sich mit allem Eifer auf die Entwicklung der militärischen Hülfsmittel. Inzwischen entfremdete er sich die Sympathien Italiens vollends, da er nach dem Einfall Garibaldi's im Kirchenstaate Ende Oktober 1867 intervenirte, bei Mentana 3. Nov. das Chassepot „Wunder thun" u. ein Okkupationscorps im Kirchenstaate ließ, um zu verhindern, daß Italien sich Roms bemächtige. Im Innern war seine Stellung schon seit 1863 schwieriger geworden, in welchem Jahre die Neuwahlen dem Gesetzgebenden Körper eine zwar nicht gerade zahlreiche, aber geistig bedeutende Opposition zugeführt hatten. Und diese wuchs mit den mangelnden Erfolgen der äußeren Politik mehr u. mehr. Deshalb mußte er allmählich die von ihm lange mit eiserner Hand angespannten Zügel der Regierung nachlassen u. immer größere Zugeständnisse machen, bis er Ende 1869 sich anscheinend dazu verstand, eine wirklich parlamentarische Regierung einzuführen. Auch gewann das Einschlagen liberaler Bahnen dem Kaiserreich zahlreiche Freunde, die bis dahin in der ersten Reihe der Gegner gekämpft hatten. Aber N. konnte es nicht über sich gewinnen, sich einem Parlamente unterzuordnen; nach der neuen, durch Senatskonsult vom 20. April 1870 festgestellten Verfassung sollten die Minister nach wie vor nur vom Kaiser abhängen, u. als letzte Instanz wollte er die Appellation an den Willen der Nation aufrecht erhalten. So nahm er mit der einen Hand wieder, was er mit der anderen gegeben. Am 8. Mai 1870 ließ er die neue Verfassung sammt allen seit 1860 bewirkten Verfassungsreformen durch ein Plebiscit sanktioniren. Zwar erwies sich die Mehrheit von 7,350,142 Stimmen nur um wenig geringer als bei den Abstimmungen von 1851 u. 1852, doch gerade im Heere kam eine Opposition zum Vorschein, u. dies bestärkte in ihm den Entschluß, bei erster Gelegenheit durch einen großen Schlag nach außen alle inneren Verlegenheiten aus dem Wege zu räumen. Den Anlaß zu einem Konflikt boten ihm die Ereignisse in Spanien. Hatte die Napoleonische Politik schon in der Vertreibung der Königin Isabella (s. d.) eine Niederlage erlitten, so drohte dieselbe in der weiteren Entwicklung der Dinge noch empfindlicher zu werden, als es den Anschein hatte, ein Orleans werde den span. Thron besteigen. Als aber vollends ein preuß. Prinz, der freilich ihm selbst nahe verwandt war, der Erbprinz Leopold von Hohenzollern, diese Stellung einzunehmen drohte, glaubte er dies um jeden Preis verhüten zu müssen. Zwar wurde die Thronkandidatur des Hohenzollern'schen Prinzen beseitigt, aber schon gingen die Wogen der Kriegsbegeisterung so hoch, daß der Kaiser, als er plötzlich doch bedenklich geworden u. den Frieden nicht brechen wollte, weder Muth noch Kraft fand, seiner Gemahlin, die ihren Einfluß auf ihn im Sinne der Kriegspartei geltend machte, sich zu widersetzen. Infolge dessen ward 19. Juli 1870 der Krieg an Preußen förmlich erklärt. In diesem Kriege (s. „Deutsch-franz. Krieg"), der die ganze Hohlheit seiner Regierungselemente enthüllte, sah N. wider Erwarten nicht nur ganz Deutschland gegen sich in Waffen, sondern kam auch erst dann zum Bewußtsein der Mängel in der Verwaltung, in der ganzen militärischen Organisation, als es zu spät war, u. mit demselben träumerischen Fatalismus, mit dem er den Thron erstrebt u. behauptet hatte, gab er nach der Schlacht bei Sedan (2. Sept.), „n'ayant pu mourir", Freiheit u. Krone preis. Als Kriegsgefangener ward er nach Wilhelmshöhe bei Kassel gebracht, während 4. Sept. er u. seine Dynastie von der Linken im Gesetzgebenden Körper in Paris für abgesetzt erklärt (welche Absetzung 28. Febr. 1872 die Nationalversammlung zu Bordeaux bestätigte) u. die Republik ausgerufen wurde. Am 19. März aus der Gefangenschaft entlassen, begab sich N. zu seiner Familie nach Camden-House in dem engl. Dorfe Chiselhurst. Dort starb er an den Folgen einer Steinoperation 9. Jan. 1873. Die Beisetzung seiner Leiche in der kath. St. Marienkirche in Chiselhurst fand mit allem kaiserlichen Pompe statt u. wurde zu einer Bonapartistischen Parteidemonstration benutzt. Seine „Oeuvres" erschienen 1856 in 4 Bdn. zu Paris, seine „Oeuvres posthumes" ebd. bald nach seinem Tode.

Vgl. Gottschall, „N. III." (2. Aufl., Liegn. 1871); v. Sybel, „N. III." (Bonn 1873); Jerrold, „Life of N. III." (Lond. 1874; deutsch ebd. 1874). Von den gegen N. gerichteten Satiren sind die von Rogeard hervorzuheben, insbes. charakterisirte derselbe in „Le propos de Labiénus" die Napoleonische Regierungsmethode treffend mit den von Cäsar zum Volke gesprochenen Worten: „Ich will mit euren Händen arbeiten u. ihr sollt mit meinem Magen verdauen." N. hinterließ außer der Wittwe einen minderjährigen Sohn, Napoléon Eugène Louis Jean Joseph, geb. zu Paris 16. März 1856, welcher im Privatleben den Namen eines Grafen v. Pierrefonds annahm u., dem franz. Gesetz gemäß, bereits 16. März 1873 als majorenn erklärt wurde. Er hatte den Vater in den Krieg gegen Deutschland begleitet u. in der „großen Schlacht" bei Saarbrücken (2. Aug. 1870) die „Feuertaufe" erhalten, worauf er nach Metz zurückgekehrt war, um nach der Katastrophe von Sedan nach Belgien gebracht zu werden u. dann mit der Exkaiserin Eugenie nach England zu gehen. Dort besuchte er 1872—75 die Militärakademie in Woolwich. Die Bonapartisten nennen ihn seit des Vaters Tode N. IV., meist wird er aber noch immer bei seinem Kosenamen Lulu genannt.

Napoleon, Joseph Charles Paul Bonaparte, gewöhnlich genannt „Prinz N.", jüngster Sohn des Exkönigs Hieronymus (s. d.) aus dessen 2. Ehe mit der Prinzessin Katharina von Württemberg, geb. zu Triest 9. Sept. 1822; ward in der Kriegsschule zu Ludwigsburg (Württemberg) erzogen, trat 1837 in württembergische Militärdienste, mußte dieselben aber, nachdem er Hauptmann geworden, 1840 verlassen, weil er einem durch sein gewohnheitsmäßiges übermüthiges Benehmen beleidigten höheren Offizier keine Genugthuung hatte geben wollen, bereiste dann Europa, ging 1845 nach Paris, ward zwar damals bald ausgewiesen, kehrte jedoch 1847 mit seinem Vater dahin zurück u. trat nach der 1848er Februar-Revolution als Vertreter Korsika's in die Constituante, wo er eifrig für die Wahl seines Vetters, des Prinzen Ludwig N. (s. „Napoleon III."), zum Präsidenten der Republik wirkte. Seit Jan. 1849 Oberst der Nationalgarde, wurde er 10. Febr. 1849 Gesandter in Madrid, schon 17. April aber, weil er diesen Posten ohne Urlaub verlassen hatte, seines Amtes entsetzt. Als sein Vetter sich zum Kaiser erklärt, ward N. 23. Dez. 1852 zum franz. Prinzen, Senator, Mitglied des Staatsraths u. Divisionsgeneral ernannt. In letzterer Eigenschaft schiffte er sich 10. April 1854 in Marseille ein, um am Krimkriege Theil zu nehmen, kehrte aber nach den Schlachten an der Alma u. bei Inkerman, in denen er eine Reserve-Division befehligte, angeblich wegen eines Nierenleidens, nach Auffassung der Menge aus Furcht, nach Frankreich zurück, geschmückt mit dem Ehrentitel „Craintplomb" (Fürchteblei), aus dem später „Plon-Plon" wurde, u. gefolgt vom Spotte des franz. Heeres. Hierauf fungirte er als Vorsitzender der kaiserl. Kommission für die Pariser Weltausstellung. 1857 unternahm er eine Seereise nach dem Norden u. besuchte den königl. Hof in Berlin. Am 24. Juni 1858 mit dem neu geschaffenen Ministerium für Algerien u. die Kolonien betraut, behielt er diesen Posten bis 8. März 1859. Seine am 30. Jan. dess. Jahres vollzogene Heirath mit der Prinzessin Clotilde Maria Theresia Luise (geb. 2. März 1843), der ältesten Tochter des Königs Viktor Emanuel II. von Italien, war das Vorspiel zur franz.-ital. Allianz u. zum Kriege gegen Oesterreich, in welchem er den Oberbefehl über das 5. Armeecorps erhielt, ohne daß er jedoch mit demselben in Aktion gekommen wäre. Im Senat machte er durch verschiedene Reden Aufsehen, deren „revolutionäre Tendenzen" ihm den Tadel des Kaisers u. die Bezeichnung „der rothe Prinz" einbrachten. Trotzdem 24. Dez. 1864 zum Vizepräsidenten des Geheimen Raths ernannt, führte er durch sein Auftreten neue Differenzen mit Napoleon III. herbei, die ihn bald zum Rücktritt veranlaßten. Indeß ward er 1866 nicht blos Mitglied der zur Ausarbeitung eines neuen Wehrsystems niedergesetzten Kommission, sondern kehrte auch in den Staatsrath zurück, wo er energisch eine liberale Politik befürwortete. Sein Liebäugeln mit der Demokratie machte es auch natürlich, daß der Kaiser mit den häufigen Reisen des Prinzen ins Ausland sehr einverstanden war. So bereiste derselbe, abgesehen von wiederholten Besuchen Englands u. Italiens, insbes. 1861 Nordamerika u. im März 1868 Deutschland. Auch als der Krieg gegen Deutschland 1870 zum Ausbruch kam, war der Prinz wieder auf einer großen Reise begriffen u. befand sich bereits in Tromsöe (Norw.), als er wegen des Kriegs zurückgerufen wurde. Er begab sich nach dem Lager von Châlons, eilte aber schon 19. Aug., angeblich vom Kaiser selbst dazu aufgefordert, nach Florenz, um von seinem Schwiegervater den Beistand Italiens zu erbetteln. Indessen zogen sich seine resultatlosen Unterhandlungen in die Länge, so daß er sich noch in Florenz befand, als 4. Sept. der Sturz des Napoleonischen Throns erfolgte, infolge dessen nun auch seine Gemahlin, die bis dahin bei der Kaiserin ausgehalten, Paris verließ u. zu ihren Kindern auf dem Schlosse Prangins in der Schweiz eilte. Gegen die allgemein verbreitete Ansicht, daß es dem Prinzen bei seiner ital. Reise hauptsächlich nur um die Sicherung seiner eigenen Person zu thun gewesen, suchte er sich im Sept. 1871 durch die Broschüre „La vérité à mes calomniateurs" zu rechtfertigen. Am 8. Okt. 1871 in den Generalrath auf Korsika gewählt, erhielt er die Erlaubniß, sich nach Ajaccio zu begeben, doch gab seine Reise dahin Veranlassung zu feindseligen Demonstrationen u. zu heftigen Debatten in der Nationalversammlung, weshalb der Prinz zurücktrat u. sich 24. Okt. wieder nach Italien begab. Bei den Ergänzungswahlen für die Nationalversammlung 21. Jan. 1872 verzichtete er freiwillig auf die Kandidatur. Dagegen nahm er die am 14. Mai 1876 auf ihn gefallene Wahl zum Abgeordneten von Ajaccio an, indem er erklärte, daß er mit der Republik als der unter den obwaltenden Verhältnissen einzig möglichen Regierungsform einverstanden sei. Trotzdem versagte ihm die äußerste Linke den erbetenen Beitritt u. der Prinz mußte sich begnügen, vorläufig als „Wilder" in die Kammer zu treten. Mit den Chiselhurster Bonapartisten, der Exkaiserin Eugenie u. ihrem Sohne, deren Hauptvertreter Rouher, Raoul Duval u. der junge Paul de Cassagnac sind, steht der Prinz auf dem Kriegsfuße. Seine äußere Erscheinung erinnert in mehrfacher Beziehung an seinen Oheim Napoleon I. Aus seiner Ehe stammen 3 Kinder: Prinz Viktor (geb. zu Paris 18. Juli 1862), Prinz Louis (geb. zu Schloß Meudon 16. Juli 1864) u. Prinzessin Marie (geb. zu Paris 20. Dez. 1866).

Napoleond'or, der zuweilen gebrauchte Name für das goldene Zwanzigfrancsstück.

Napoleoniden wurden nach Errichtung des zweiten franz. Kaiserreichs der Oheim Napoleon's III., Hieronymus Bonaparte (s. d.) u. dessen direkte u. legitime männliche Nachkommen genannt, welche durch einen Senatsbeschluß vom 7. Nov., bez. ein kaiserliches Dekret vom 18. Dez. 1852, in Ermangelung direkter männlicher Nachkommen Napoleon's III. das Thronfolgerecht, sowie durch einen Senatsbeschluß vom 23. Dez. 1852 den Titel Französische Prinzen erhielten. Von diesen N. leben noch Prinz Napoleon (s. d.) u. dessen zwei Söhne, doch ist inzwischen die Familie Bonaparte (s. d.) abgesetzt worden u. hat der Exkaiser Napoleon III. (s. d.) selbst einen Sohn hinterlassen.

Napoli, der ital. Name für Neapel.

Narbe (cicatrix) heißt das eigenthümliche Gewebe, welches sich bei Zusammenheilung getrennter Gewebetheile des Körpers bildet. Die N. ist größer, je ausgedehnter der Substanzverlust war, u. kann umgekehrt verschwindend klein werden, wenn die Trennung eine sehr scharfe, glattwandige war, sodaß kein größerer Ersatz nothwendig wurde. Die N. kann vorkommen als Haut-, Knochen-, Sehnen-, Muskel-, Nerven-, Drüsen-N. ꝛc. Sie entsteht durch Bildung eines sehr saft- u. blutgefäßreichen weichen Bindegewebes u. hat anfänglich eine rothe, später, wenn die meisten Gefäße verödet sind, eine weiße Farbe. Durch diese Verödung u. die Hand in Hand damit gehende Eintrocknung schrumpft das Narbengewebe immer mehr zusammen (Narbenretraktion), sie wird kleiner. Tritt dies an den Beugeseiten der Glieder in gebeugtem Zustande auf, so kann es kommen, daß dieselben nicht wieder gestreckt werden können. Die stärkste Narbenschrumpfung soll den Verbrennungsnarben eigen sein.

Narbonne, Arrondissementshauptstadt des südfranz. Departements Aude mit 14,150 E. (1872); liegt 12 Km. vom Golf du Lion entfernt am Kanal von N., welcher das Mittelmeer mit dem Canal du Midi verbindet, in einer ungesunden Ebene, ist im Innern eng u. alterthümlich u. hat außer den Ueberresten röm. Bauten nur im Dom ein schönes Denkmal alter Baukunst. Der nicht unbedeutende Handel der Stadt, deren Hafen Port de la Nouvelle ist, bringt Wein, Branntwein, Getreide, Honig, Oel, Salz u. A. zur Ausfuhr. Die Industrie besteht nam. in

Grünspanfabrikation, Branntweinbrennerei, Töpferei, Gerberei u. Ziegelbrennerei. — N., 118 von den Römern gegründet, Geburtsort des Varro u. des Kaisers Marc Aurel, war eine der wichtigsten Städte des röm. Galliens u. Hauptstadt der Provinz Gallia Narbonensis. Im Mittelalter blühte sie durch ihren Handel u. war Mittelpunkt eines Erzbisthums, das später nach Toulouse verlegt ward.



Nr. 4278. Narde (Nardostachys Jatamansi).

Narcisse (Narcissus); Pflanzengattung der Monocotylen mit äußerst werthvollen Zierblumen, deren Blütenhülle eine lange Röhre umschließt, auf welcher die kurzen Staubgefäße angeheftet sind, u. deren Saum sich sechstheilig ausbreitet, während an ihrem Schlunde ein häutiger Kranz hervortritt. Der Name soll aus dem Griechischen, von νάρκη, wegen des zur Ohnmacht stimmenden Geruches, abgeleitet sein. Man theilt die Gattung nach der Blattform u. der Blumenzahl in drei Gruppen: N.n, Tazetten u. Jonquillen. Die Jonquillen besitzen sehr schmale grasartige Blätter u. 1—2 Blumen, die Tazetten meist breite Blätter u. einen vielblumigen Schaft, die N.n noch breitere Blätter u. einen 1—2blumigen Schaft. Alle zusammen sind Zwiebelgewächse, deren Pflege schon Jahrhunderte alt ist. Sie gedeihen sämmtlich am besten in einem tiefen, lockeren u. humusreichen Boden, in den man sie im August u. September bringt u. in welchem sie gegen zwei Jahre verharren können, ohne umgelegt werden zu müssen. Doch bedürfen sie als südliche Pflanzen im Winter meist einer Decke, welche im Frühjahr der Blatttriebe wegen zeitig entfernt werden muß. Sonst treibt man die N. auch im Zimmer, wie die Hyacinthen. Von allen bekannten Arten wächst nur eine einzige N. in Deutschland wild, nämlich N. Pseudo-Narcissus, während N. poëticus aus Griechenland u. N. montanus aus Südfrankreich u. Spanien mitunter den Gärten entfliehen u. verwildern; die griechische ist die vielbesungene. Am meisten außer diesen werden gepflegt: N. odorus aus Korsika, N. incomparabilis von der Iberischen Halbinsel, N. Jonquilla aus Spanien, N. italicus (Marseiller Tazette) aus Südeuropa u. N. Tazetta (Tazette) aus dem Orient.

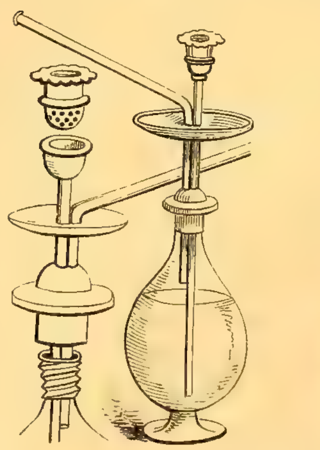
Narcissus, nach der griech. Sage ein schöner Jüngling, den die Nymphe Echo leidenschaftlich liebte. Da er ihre Neigung nicht erwiederte, verzehrte sie sich in Gram, bis endlich nichts von ihr übrig blieb als die Stimme. Aber sie hatte die Götter um Rache angefleht, u. als einst N. aus einer Quelle trank, verliebte er sich in sein eigenes Bild, schwand dann ebenfalls aus Sehnsucht dahin u. ward endlich in die Blume verwandelt, welche seinen Namen (Narcisse) trägt.

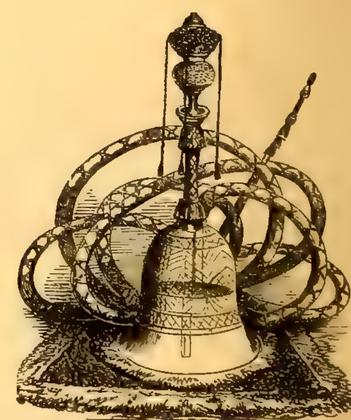
Narde (Nardostachys Jatamansi), eine Art Baldrian (daher auch früher Valeriana Jatamansi), der in Bengalen u. Neapel wächst u. dessen Wurzel als „indischer Spik" od. „Spickenard" früher auch bei uns, bes. aber im Orient, in hohem Ansehen stand, indem die Alten ein kostbar gehaltenes Arzneimittel daraus bereiteten u. sie dem Theriak zusetzten. Die Wurzel wird heute noch als krampfstillendes Mittel in Indien verwendet. Die echte Nardenwurzel ist ein wagrecht wachsender, $2\frac{1}{2}$ bis 5 cm. langer Wurzelstock, der, mit netzförmigen braunen, in einander verfilzten langen Fasern (den Blattrippen) bedeckt, einige wenige dünne Würzelchen aussendet u. einen lange anhaltenden durchdringenden Geruch an sich trägt. Das Moschusthier soll demselben bes. nachgehen.

Nardini, Pietro, berühmter ital. Violinspieler, geb. 1722 zu Fibiana in Toscana; lernte die Anfangsgründe der Musik u. des Violinspiels im Besonderen zu Livorno, wohin er als Knabe mit seinen Eltern kam, u. wurde nachgehends in Padua Tartini's Schüler. Durch öffentliches Spielen in Kirchen u. Konzerten u. durch seine Kompositionen berühmt geworden, wurde er 1753 in die Kapelle des Herzogs von Württemberg berufen; als 1767 die Kapelle aufgelöst wurde, zog N. nach Livorno, ging 1770 aber als erster Solospieler u. Orchesterdirektor des Großherzogs von Toscana nach Florenz u. starb hier 7. Mai 1793. Von seinen zahlreichen, meist sehr ausdrucksvollen Violinkompositionen ist verhältnißmäßig wenig gedruckt.

Nargileh heißt die vorzugsweise in Syrien gebräuchliche Wasserpfeife. Dieselbe besteht aus einer bauchigen Krystallflasche, die zur Hälfte mit Wasser gefüllt wird; die Stelle des Stöpsels vertritt das den Hals der Flasche dicht abschließende pfeifenkopfartige Gefäß, welches den Tabak enthält u. aus welchem eine Röhre bis fast auf den Boden der Flasche reicht. Am oberen Rande der letzteren ist ein langer Schlauch befestigt. Beim Rauchen wird der Tabaksdampf mit langen Zügen in die Lunge gesogen.

Narkosis u. Narkotika. Narkosis (Betäubung) ist ein krankhafter Zustand des Nervensystems, insbes. der Hirnnerven, welche der Funktion der Wahrnehmung u. des Bewußtseins vorstehen. In solchem Zustande kommen die Sinneseindrücke nicht mehr zur Empfindung, die Bewegungen des Körpers werden ohne selbstthätigen Willenseinfluß ausgeführt. Es sind also gleichzeitig die Funktionen der sensitiven u. der motorischen Nerven geschwächt od. aufgehoben. Gewisse fieberhafte Blutalterationen können durch ihren Einfluß auf den die Perception vermittelnden Hirntheil einen solchen Zustand im Gefolge haben, z. B. der Typhus. Allein ganz bes. charakteristisch wird er durch Vergiftung mit gewissen Stoffen erzeugt, die man als Narkotika bezeichnet, von denen aber auch viele als Arzneimittel gebraucht werden, einige sogar als Genußmittel einen enormen Konsum finden.





Nr. 4279 u. 80. Nargilehs.

Die narkotischen Arzneimittel, welche sämmtlich das Sensorium deprimiren u. lähmen u. sowol die Reizempfänglichkeit als auch das Wirkungsvermögen der Nerven herabsetzen, bringen diesen Eindruck durch gewisse Stoffe hervor, die in den verschiedenen Mitteln verschieden sind. In den meisten ist es ein sog. Alkaloid, in einigen eine Säure, in anderen ein chemisch indifferenter Körper. Sie gehören sämmtlich dem Pflanzenreiche an; nur die Blausäure läßt sich auch aus thierischen u. aus mineralischen Stoffen herstellen. Die wirksamsten Narkotika sind diejenigen, welche ihren Charakter einem Alkaloid, einer organischen Base verdanken. Man hat aus vielen von ihnen dieses wirkende Prinzip isolirt dargestellt, welches man nun auch für sich in der Heilkunde anwendet, z. B. das Morphium, das Strychnium ꝛc. Andere Narkotika haben ätherische Oele als wirksame Bestandtheile; noch andere enthalten scharfe Extraktivstoffe. Man theilt sie demgemäß ein in reine u. scharfe Narkotika. Zur ersteren Gruppe

gehören Opium (mit seinen Alkaloiden Morphium, Codeinium, Narcotinum, Thebainium u. Opianinium), das auch Meconium, Laudanum, Mohnsaft genannt wird; Lactucarium (der erhärtete Saft der Lactuca sativa, des Garten-Lattich); das Bilsenkraut (die Blätter von Hyoscyamus niger); die Belladonna (die Blätter der Tollkirsche) mit dem Alkaloid Atropin; das Stramonium (Blätter u. Samen des Stechapfels) mit dem Alkaloid Daturin; die Blausäure (Acidum hydrocyanicum), welche sich in Kirsch-, Pflaumen- u. Mandelkernen, auch in den Rinden, Blättern u. Blüten anderer Pflanzen findet u. sich erst unter Zutritt von Wasser aus besonderen Stoffen (Amygdalin) zu bilden scheint; die bitteren Mandeln (Amygdalae amarae), deren ätherisches Oel wie Blausäure wirkt; die Brechnuß (Nux vomica), auch Krähenauge genannt, mit dem Alkaloid Strychnin; der Hanf (von Cannabis sativa), auch Churrus genannt. Zu den scharfen narkotischen Mitteln gehören: der Sturmhut (Aconitum); der Schierling (Cicuta, auch Conium maculatum); der Tabak (Nicotiana tabacum) mit dem Nicotin; der Fingerhut (Digitalis purp.) mit dem Digitalin; das Mutterkorn (Secale cornutum) mit dem Ergotin; Herbstzeitlose (Colchicum) u. Kokkels- od. Fischkörner (Samen von Menispermum od. Anamirta cocculus). Eine narkotische, d. h. betäubende Wirkung äußern endlich auch Chloroform u. die anderen anästhesirenden Arzneien, wie Chloralhydrat &c. (s. „Anästhesie"). Man nennt die Betäubung mittels derselben Narkotisirung. Die narkotischen Arzneien werden theils rein, theils in Extrakten, Tinkturen &c. gegeben. Sie werden mit Leichtigkeit in das Blut aufgenommen u. entfalten ihre Wirkung mit großer Schnelligkeit. Um die letztere noch mehr zu beschleunigen, wird das betreffende Mittel auch auf eine von der Oberhaut entblößte Körperstelle applizirt; noch schneller jedoch tritt die Wirkung ein, wenn das Mittel in wenig Tropfen Flüssigkeit aufgelöst unter die Haut gespritzt wird. — Anwendung finden dergl. Mittel bes. bei Nervenkrankheiten, insbes. Schmerzen (Neuralgien), Lähmungen u. Krämpfen, Reizhusten, bei psychischer Unruhe, Schlaflosigkeit u. Geisteskrankheit, auch sind einzelne dieser Mittel bei Herzleiden (Digitalis), andere bei Störungen der Absonderungen (Opium bei Diarrhöe) nützlich. Ueberhaupt weiß man, daß einzelne Narkotika Lähmungen der Muskeln erzeugen, daher bei Muskelkrampf anzuwenden sind, andere wieder erzeugen Krämpfe u. werden bei Nervenlähmung gegeben. Bei längerem Fortgebrauch gewöhnt sich jedoch der Körper an die Narkotika. Die narkotischen Genußmittel sind Stoffe, welche die Menschen gleichsam gewohnheitsgemäß theils zur Anreizung der Nerven u. zur Erweckung eines Gefühls von Behaglichkeit, theils zur Erzeugung eines bewußtlosen Zustandes genießen. Fast jedes Volk hat für diesen Zweck einen besonderen Stoff gewählt, dessen Genuß im Verlaufe der Zeit gewissermaßen zur nationalen Sitte wurde. Einige dieser Stoffe erlangten, nachdem auch andere Völker mit ihnen einmal bekannt geworden waren, eine ungemein große Ausbreitung. Zu diesen Genußmitteln gehören: der Kaffee, der sich von Arabien aus seit dem 15. Jahrh. außerordentlich verbreitet hat; der Thee, welcher von China aus eine vielleicht noch ausgedehntere Herrschaft gewann; der Tabak, mit dem man seit Entdeckung Amerika's, wo ihn die Indianer rauchten, bekannt wurde, u. der jetzt fast überall geraucht, geschnupft od. gekaut wird; das Rauchen des Haschisch od. indischen Hanfs (Cannabis), welches in einen heiteren Rausch versetzt, von den Persern sowie von den Völkern Nordafrika's betrieben wird, wie das Opium-Rauchen von den Chinesen. Minder ausgebreitet ist der Genuß des Paraguay-Thees (Ilex Paraguayensis, auch Yerba Matè genannt), der Guarana (Paullinia sorbilis) in Südamerika, des Fahan-Thees (Angraecum fragrans, auch Kath genannt) im Orient, der Cocà (Erythroxylon) in Brasilien, des Fliegenschwamms (Amanita muscaria) in Nordasien, der Betelnuß (Areca catechu) u. des Betelblatts (Piper siriboa) in Südasien. Außerdem wird als Genußmittel der Arsenik in Steiermark u. Tirol gebraucht. Allein am ausgedehntesten unter den berauschenden Mitteln haben sich überall die spirituösen Getränke beliebt gemacht, Wein, Bier, Branntwein &c.; die afrikan. Negervölker genießen Palmwein, die Steppennomaden Mittelasiens die gegohrene Milch, den branntweinartigen Kumyß, die Mexikaner Chicha, d. h. den Saft der Aloë (Agave americana), sowie ein aus den zuckerreichen Maisstengeln bereitetes Getränk unter dem Namen Octli od. Pulque, die Indianer Guyana's das Paiwari, ein aus der Cassava- od. Manioc-Wurzel bereitetes Getränk, die Einwohner von Taiti das Kawa, aus der Wurzel von Piper methysticum bereitet, die Indianer der Mosquitoküste die Mischla, bereitet aus Früchten, welche die Frauen zerkaut haben, die Karaiben das Wiecu, aus Cassavebrot u. Früchten durch Gährung gewonnen. — Vgl. E. Freiherr v. Bibra, „Die narkotischen Genußmittel u. der Mensch" (Nürnb. 1855).

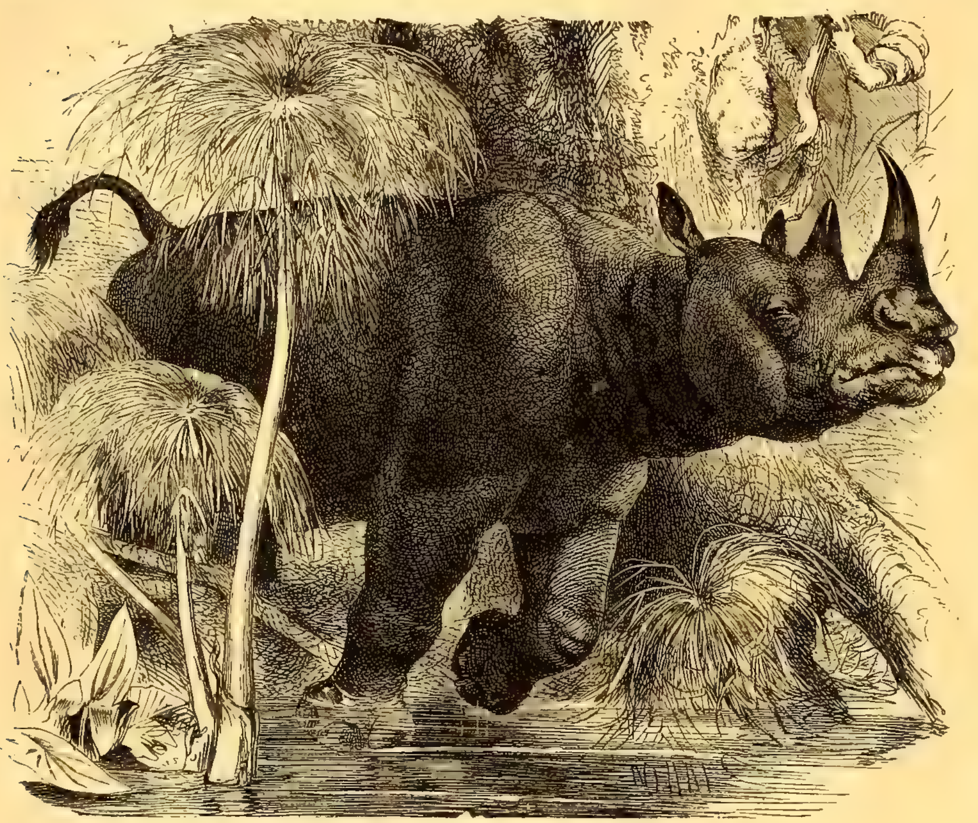
Narrenfest, ohne Zweifel ein Ueberrest der röm. Saturnalien, deren zügellose Feier in die Zeit des christl. Weihnachtsfestes fiel, heißt der seit dem 12. Jahrh. bezeugte Gebrauch, nach welchem man zwischen Weihnachten u. Hohneujahr (bes. am 4. Weihnachtstage) die kirchlichen Ceremonien, Prozessionen &c. durch Kinder nachahmen ließ, die zu diesem Behufe eines aus ihrer Mitte zum Papst, Bischof od. Abt wählten. Die Betheiligung auch Erwachsener u. die daraus folgende Verhöhnung des Heiligen veranlaßte zwar die Kirche zum Verbot od. doch zur Einschränkung der N.e, nichtsdestoweniger aber hielten sie sich fast überall bis zur Reformation, in einigen kathol. Gegenden sogar bis ins 18. Jahrh. herein.

Narses, ein Feldherr Justinian's, geb. um 472, von dunkelster Herkunft; Anfangs Sklave, dann Eunuch, dann Kämmerer, u. als er die Aufständischen 532 zum Theil mit Geld beschwichtigt, Schatzmeister des Kaisers, ward N. schon 538 als Feldherr nach Italien geschickt, aber in folgendem Jahre abberufen, weil er mit Belisar in Streit gerieth. Als dessen Nachfolger schlug er 552 die Gothen bei Tagina. Gleich darauf vernichtete er bei Neapel am Lactarischen Berge die Scharen des Tejas. Nachdem er auch die fränkischen u. alemannischen Scharen des Buccelin am Volturnus 554 niedergeworfen u. die letzten 7000 Ostgothen, die sich ihm 555 freiwillig ergaben, nach Konstantinopel gesandt hatte, herrschte N. von Ravenna aus als byzantinischer Exarch, befleckte aber seinen Ruf durch Habsucht u. Tyrannei. Eben durch Justinus abgerufen, starb er noch unter den Vorbereitungen zur Abwehr der Langobarden, die er selbst herbeigelockt haben soll, 568 — äußerlich ein Mensch von schwächlicher Kindesgestalt mit einer Kinderstimme u. doch ein Held ersten Ranges.

Naruszewicz (spr. Naruschewitsch), Adam Stanislaus, poln. Historiker u. Dichter, geb. in Lithauen 20. Okt. 1733; trat 1748 in den Jesuitenorden, bereiste Deutschland, Frankreich u. Italien, wurde dann Vorsteher des Collegium nobilium der Jesuiten in Warschau, nach Aufhebung des Ordens aber Bischof von Smolensk u. 1790 von Luck, u. starb zu Janowiec in Galizien 8. Juli 1796. Sein Hauptwerk ist eine vortreffliche „Geschichte der poln. Nation" (Bd. 2—7, Warsch. 1780—1804), deren erster, die Urgeschichte Polens betreffende Theil erst später von einem Verein Warschauer Gelehrten mit Hülfe von N.'s Materialien herausgegeben wurde (2 Bde., ebd. 1824; neue Ausgabe des ganzen Werkes 10 Bde., Lpz. 1836). Auch lieferte N. eine gelungene poln. Uebersetzung des Tacitus (4 Bde., Warschau 1775), eine Biographie des lith. Feldherrn Chodkjewicz (2 Bde., ebd. 1805) u. eine Geschichte der Tataren. Von geringem poetischen Werth sind seine, nam. aus Idyllen u. Satiren bestehenden Dichtungen (3 Bde., neue Aufl., Lpz. 1835).

Narvaez (spr. Narwaes), Herzog **v. Valencia,** Ramon Maria, span. General u. Minister, bez. Führer der absolutistisch-klerikalen Partei, geb. zu Loja in Andalusien 4. Aug. 1800; trat 1815 als Kadett in die Garde, hielt sich 1822 u. 23 zu den Vertheidigern der Konstitution, zog sich mit dem Eintritte der Restauration nach seiner Geburtsstadt zurück, um erst nach dem Tode Ferdinand's VII. wieder auf der Scene zu erscheinen, u. ward bereits 1836 Brigadegeneral, als welcher er im Nov. desselben Jahres den ersten glänzenden Sieg der Christinos über die Karlisten erfocht. Infolge dessen erhielt er den Befehl über eine erst von ihm zu schaffende Reserve-Armee, deren offenen Zweck, die Mancha von den karlistischen Banden zu säubern, er binnen 3 Monaten durch ein blutiges Schreckenssystem erreichte. Seine geheime u. hauptsächliche Aufgabe dagegen, den General Espartero (s. d.) aus dem Sattel zu heben, wurde durch die Ernennung eines ihm feindlichen Kriegsministers vereitelt. Darauf nahm er seinen Abschied u. stellte sich an die Spitze eines Aufstandes in Sevilla, sah sich aber besiegt u. floh nach Frankreich. Am Hofe Ludwig Philipp's wurden dann die Pläne geschmiedet, welche endlich Espartero's Sturz herbeiführten. N. gab den Arm des Komplots ab, dessen Kopf die vertriebene Königin Christine war. Fast unmittelbar nach seiner Vermählung mit einer Tochter des 1858 verstorbenen Grafen Tascher de la Pagerie in Paris rief ihn der Aufstand von 1843 nach Spanien zurück, dessen Boden er in Valencia wieder betrat. Die Junta dieser Stadt übertrug ihm den Befehl über die aufständischen Truppen, Madrid öffnete ihm seine Thore, doch gelang es ihm nicht, sich Espartero's selbst zu bemächtigen. Von jener Epoche an datirt die politische Laufbahn des gewandten u. kecken Generals. Hatte N. den Ausschlag für Espartero's Sturz gegeben, so diktirte er nach dem Siege der Moderados auch das Gesetz. Dem Namen nach war er allerdings

nur vom Mai 1844 bis Febr. 1846, vom Okt. 1847 bis Jan. 1851, vom Okt. 1856—57, vom Sept. 1864 bis Juni 1865 u. zuletzt seit Juli 1866 Ministerpräsident, aber in Wirklichkeit blieb er fortan der wahre Leiter der span. Angelegenheiten, u. zwar deshalb, weil er über das Heer gebieten konnte. So lenkte er, nach einander zum Grafen v. Canadas-Altas, zum Marschall u. zum Herzog von Valencia ernannt, mit dem Goldenen Vließ geschmückt u. mit ungeheuern Reichthümern überhäuft, bis an sein Ende, bald als Minister, bald hinter den Coulissen, die Geschicke Spaniens im reaktionärsten Sinne. N. starb zu Madrid 23. April 1868.



Nr. 4281. Das zweihornige Nashorn (Rhinoceros bicornis).

Narwa, befestigte Hafenstadt im russ. Gouvernement Petersburg mit 6000 meist deutschen E.; liegt 2 M. von der Mündung des gleichnamigen Flusses, welcher den Peipussee entwässert u. in den Finnischen Meerbusen strömt, u. ist mit der auf dem rechten Ufer gelegenen Festung Iwangorod durch eine Brücke verbunden. Die Industrie der Stadt u. ihrer Umgebung besteht in Baumwollspinnerei, Flachsspinnerei u. Weberei, Tuchfabrikation u. Bretschneiderei. Nicht unbedeutend ist die Fischerei, von großem Umfange aber der Handel mit Flachs, Planken, Bretern, Balken, Leinsaat u. Getreide. Die Ausfuhr in das Ausland hatte 1874 einen Werth von 1,938,322 Silberrubel, die Einfuhr betrug 3,021,295 Silberrubel; in gleichem Jahre kamen auf der Rhede von N. 231 Schiffe von 24,049 Lasten an. — N., 1223 von Waldemar II. von Dänemark erbaut, war im Mittelalter Glied der Hansa u. spielte in den Kriegen zwischen Rußland u. Schweden später eine hervorragende Rolle; 30. Nov. 1700 siegte hier Karl XII. von Schweden mit 8000 Mann über das dreimal stärkere russ. Heer; 20. Aug. 1704 nahmen dagegen die Russen die Stadt mit Sturm.

Narwal (Seeeinhorn, Monodon monoceros), ein an $6^1/_4$ m. langer Delphin mit 2 wagerechten, etwa $3^1/_7$ m. langen, vorstehenden, schraubenförmig gewundenen Eckzähnen, deren einer gewöhnlich verkümmert ist. Der N. bewohnt truppweise das nördl. Polarmeer, bes. die Davisstraße; die Grönländer genießen Fleisch u. Thran, während die Stoßzähne als Walroßzähne in den Handel kommen u. wie Elfenbein verarbeitet werden, ehemals aber für das Horn des fabelhaften Einhorns galten.

Nasal-Laute (vom lat. nasus, Nase), Nasenlaute. Vgl. „Laut".

Nase, ein länglicher, dreiseitigpyramidaler Vorsprung in der Mitte des Gesichts, welcher die Geruchsorgane enthält. Ihr zwischen den Augenhöhlen liegendes oberes, schmales Ende heißt Nasenwurzel, die beiden Seitenwände einigen sich im abgerundeten, oft gebogenen Nasenrücken, der von der Wurzel schräg vor- u. abwärts in die Nasenspitze ausläuft, während die unteren, breiteren, gewölbten u. beweglichen Theile der Nasenwände als Nasenflügel bezeichnet werden, welche die äußeren Ränder der beiden Nasenlöcher begrenzen, die in die durch die Nasenscheidewand geschiedenen beiden Nasenhöhlen führen. Gestützt wird die N. an ihrer Wurzel durch die beiden Nasenbeine, an welche sich die 5 Nasenknorpel als Grundlage des beweglichen unteren Theils der äußeren N. u. vorderer Theil der Nasenscheidewand anfügen. Durch Muskeln, die theils ihr allein, theils zugleich dem Munde gehören, ist die N. beweglich. Die Nasenhöhle wird von der schleimabsondernden Riechhaut (Schneider'schen Haut) ausgekleidet; eine senkrechte Scheidewand theilt sie in zwei gleiche Hälften, deren jede mit mehreren kleinen Nebenhöhlen in Verbindung steht; an ihrem Dache befinden sich Oeffnungen (Sieblöcher) für die Riechnerven; ihre hinteren Oeffnungen (die Choanen) führen in den Schlundkopf u. stehen durch diesen mit der Luftröhre u. der Speiseröhre zugleich in Verbindung. Der Athemweg führt durch die N., die als Geruchsorgan (s. d.) gleichsam als der Wächter zu bezeichnen ist, der die eintretende Luft zu prüfen hat. Bei den Fischen, die als Kiemenathmer diese Einrichtung nicht bedürfen, fehlt die allen übrigen Wirbelthieren zukommende hintere Verbindung; bei luftathmenden Wasserthieren, wie den Krokodilen u. den meisten froschartigen Amphibien, sind die Nasenlöcher durch Klappen verschließbar. Wie der von der Nasenschleimhaut abgesonderte Schleim durch Schnaufen nach außen geführt, so können umgekehrt aus der Mundhöhle Flüssigkeiten ꝛc. in die N. getrieben werden (beim Lachen z. B.), u. findet außerdem durch die Thränengänge die Thränenfeuchtigkeit normal aus den Augenhöhlen ihren Abfluß in u. durch die N. Die N. spielt schließlich eine Rolle bei der Stimmbildung. Der weiche Gaumen wird bei der Vokalbildung gehoben u. dient so, die Choanen schließend, als Nasenklappe. Ist das Gaumensegel defekt od. gelähmt, so daß noch Luft durch die N. streicht, so entsteht der Nasenton, der die reinen Vokale in nasalirte verwandelt u. zu den Nasenlauten (Resonanten) überführt (m, n, ng). — Wie man nach ihrer äußeren Form eine Habichts- od. Adlernase (Kaukasier), Stumpfnase (Aethiopier, Mongolen), aufgeworfene N. (Malayen) unterscheidet, so spricht man auch von röm., griech. N.n, indem man unter der ersteren Bezeichnung eine adlerschnabelähnlich gebogene, unter der letzteren eine N. versteht, die im Profil fast vollständig der Stirnlinie folgt ꝛc. — Von Nasenkrankheiten ist zu nennen die Entzündung der Schleimhaut od. der Nasenkatarrh (s. „Schnupfen"), das Nasenbluten, die Nasenpolypen (Auswüchse) u. die Stinknase (Ozaena, Punaisie). Die Bildung einer äußeren N. ist übrigens neben dem Menschen nur den Säugethieren eigen; bei manchen der letzteren wächst die N. zum Rüssel (s. d.) aus, der beim Elefanten zugleich als Greiforgan dient. Die Nasenlöcher der Vögel liegen am Oberschnabel u. sind bei manchen von Klappen aus Knorpel u. Knochen überdeckt. — Bei den Affen dient die N. zum Unterscheidungsmerkmal, indem man die Affen der alten Welt nach ihrer schmalen Nasenscheidewand u. den nach abwärts gerichteten Nasenlöchern als Schmalnasen od. Katarrhinen von den amerikan. Affen mit breiter Nasenscheidewand u. seitlichen Nasenlöchern, den Platt- od. Breitnasen, Platyrrhinen, unterscheidet. Bei manchen Fledermäusen finden sich eigenthümliche Aufsätze auf der N., nach denen man sie als Blattnasen (z. B. die Ziernase, die Hufeisennase u. a.) von den Glattnasen unterscheidet.

Nashorn (Rhinoceros, arab. Um Gurrin = Mutter des Horns), ein schwerfällig gebautes Säugethier aus der Ordnung der Dickhäuter (Pachydermen) mit kurzen Beinen, deren je drei Zehen von Hufen bekleidet sind, mit Quastenschwanz, hoch aufgerichteten, zugespitzten Ohren, kleinen Augen, dicker Schnauze u. einem einfachen od. doppelten Horn auf der Nase. Diese Hornbildung, die dem N. zur gewaltigen Waffe wird, sitzt auf der die ausgehöhlten Nasenbeine deckenden Haut u. besteht aus einer kegelförmigen Masse mit einander verwachsener fischbeinartiger Fasern.

Man unterscheidet mehrere Arten (u. Abarten) N.e, die theils Asien, theils Afrika bewohnen, während Europa u. Amerika nur fossile Reste aufzuweisen haben, Australien aber nie N.e besaß. Die asiat. Arten unterscheiden sich von den afrik. durch panzerartig den plumpen Körper deckende Faltungen der 4—5 cm. dicken, kaum behaarten Haut u. den Besitz von Schneidezähnen, während Eckzähne allen N.en fehlen u. die höckrigen Backzähne jederseits zu je 7 stehen. — Unter den asiat. Arten ist das ind. N. (Rh. indicus od. unicornis) mit nur einem großen Horn das verbreitetste u. am längsten bekannte; das kleinere javanische N. (Rh. javanus od. sondaicus) der Sundainseln hat ein nur sehr kleines Horn. — Bei allen anderen Arten stehen zwei meist verschieden große Hörner hinter einander. So von den asiat. beim Sumatra-N. (Rh. sumatrensis), dem kleinsten von allen, das nur 2 m. lang u. $1^1/_5$ m. hoch wird, u. dem rauhohrigen N. (Rh. lasiotis) vom Bengal. Meerbusen. Von afrik. Arten unterscheidet man jetzt das schwarze N. (Rh. africanus od. bicornis) mit rüsselähnlich verlängerter, zugespitzter, sehr beweglicher Oberlippe u. das nur auf Südafrika beschränkte stumpfnasige od. weiße N. (Rh. simus), dessen vorderes Horn die enorme Länge von mehr als 1 m. erreicht. Als Rh. Keitloa ist das alte Männchen des schwarzen N.s beschrieben worden, u. nach einem falsch ausgestopften Thiere unterschied Wagner ein Kapuzennashorn (Rh. cucullatus). — Die N.e bewohnen vorzüglich feuchte Gegenden, doch weiden sie auch vom Wasser entfernt auf Grassteppen u. gehen selbst ins Gebirge. Zur heißen Tageszeit pflegen sie zu schlafen, wälzen sich gern im Schlamme, leben von Stauden, Baumblättern u. Zweigen u. machen in den Plantagen bedeutenden Schaden. Gehör u. Geruch sind scharf, ihre Stimme gleicht dem Tone einer Kindertrompete, sie laufen schnell u. ausdauernd, Alles vor sich niederrennend u. so gewohnte Wege förmlich zu Hohlwegen austretend, wie Junghuhn dergl. im Javan. Gebirge sah. Wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches, der zu Spazierstöcken, Peitschen (Schamboks, Corbages) u. Schildern dienenden Haut, wegen des Hornes, das zu Säbelgriffen u. zu Trinkgefäßen verarbeitet wird, welche angeblich Gift durch Aufschäumen des Getränkes verrathen, jagt man das N. zu Pferde u. schießt es mit Kugeln. Die abessinischen Agadschirs (Schwertjäger) verfolgen es zu Pferde u. durchhauen ihm, wenn sie es erreicht, die Sehne des Hinterfußes; auch legt man ihm Fallen an den Stellen, wo es nach der Tränke zu gehen pflegt. An sich friedlich u. furchtsam, sind die N.e sogar einiger Zähmung fähig, zumal das javan. u. sumatran., während der alte Keitloa als sehr bösartig geschildert wird.

Nashornkäfer (Lohkäfer, Oryctes nasicornis), ein etwa 3,5 cm. langer, kastanienbrauner Käfer aus der Abtheilung der Blatthörnigen (Lamellicornen), dessen Männchen auf dem Kopfschilde ein gekrümmtes Horn u. auf dem Halsschild 3 Zähne trägt, während das Weibchen nur mit einem stumpfen Höcker auf dem Kopfschilde ausgestattet ist. Käfer u. Larven leben in faulen Eichen, u. bes. in der Lohe, deshalb werden sie auch in Frühbeeten schädlich.

Nashornvogel (Hornvogel, Buceros), eine Vogelgattung aus der Ordnung der Heftzeher (Syndactyli) od. Leichtschnäbler (Levirostres), Familie der Buceriden, mit sehr langem, seitlich zusammengedrücktem, mehr od. weniger hohlem, mäßig gebogenem Schnabel, der oben einen hornartigen Aufsatz u. an den Rändern Zähnchen trägt. Die N. sind große, langschwänzige Thiere der Tropenwelt, die sich fast ausschließlich von Früchten nähren, nur in zweiter Linie von Insekten u. anderen kleinen Thieren, u. die in Baumlöchern nisten. Der auf Java u. Sumatra häufige gemeine N. (Buceros rhinoceros) sieht schwarz u. weiß aus u. hat einen gelben Schnabel; der kleinere, auf den Molukken lebende „ind. Rabe" (Buc. hydrocorax) hat blutrothen Kopf u. Schnabel, schwarzen Vorderbauch, an der Kehle u. dem Hinterbauch rostgelbes, oberseits aber graubraunes Gefieder.

Nashville, Hauptstadt des nordamerik. Unionsstaates Tennessee mit 25,865 E. (1870), darunter etwa 5000 Deutsche; liegt am Cumberland-River, hat ein schönes Staatenhaus, eine Bank, ein Zuchthaus u. mehrere höhere Unterrichtsanstalten u. treibt beträchtlichen Flußhandel.

Nasik, Stadt in der brit.-ind. Präsidentschaft Bombay mit 22,436 E. (1871); liegt etwa 35 M. im NO. von Bombay, mit dem es durch eine Eisenbahn verbunden ist, am Ostabhange der Westghats u. im Quellgebiete des Godavari, u. ist von herrlichen Gärten u. Weinbergen umgeben. Der Ort ist eine der heiligsten Stätten der Hindu; die Berge, welche die Stadt überragen, enthalten 8 Grottentempel, welche zwar nicht so großartig, jedoch älter sind als die von Elora u. sich durch eine Fülle der merkwürdigsten Statuen, Ornamente u. Inschriften auszeichnen.

Nasiräer, von dem hebr. nasîr, d. h. „Geweihter" (Luther setzt dafür gewöhnlich „Verlobter" Gottes), hießen bei den Hebräern Solche, die sich Gott entweder auf Lebenszeit od. infolge eines Gelübdes vorübergehend geweiht hatten. Die Bedingungen u. die Art dieser Angelobung sowie die Aufhebung des vorübergehenden Nasiräats beschreibt die Stelle 4. Mose 6, 1—21. Zu den Pflichten des N. gehört vor Allem die Enthaltung von Wein u. Allem, was vom Weinstock kommt, die Vermeidung der Berührung eines Todten u. das Wachsenlassen des Haupthaars. Selbst die unabsichtliche Verunreinigung an einem Todten nöthigt, das Nasiräatsgelübde von vorn zu beginnen. Wird es aber ohne Störung zu Ende geführt, so findet die feierliche Ausweihung am Heiligthum statt. Offenbar ist das Nasiräat nicht erst durch das Gesetz eingeführt worden, sondern bestand schon vorher als altheiliger Brauch. Zudem zeigt das Beispiel Samuel's (1 Sam. 1, 11) u. Simson's (Richt. 13, 7), daß es auch N. gab, die es von Geburt an waren; bei Simson scheint überdies die Verunreinigung durch Todte das Gelübde nicht aufzuheben.



Nr. 4282. Nashornvögel.

Uebernommen wurde das Nasiräat entweder als Gelübde in einer Gefahr (wie sich Aehnliches auch bei andern Völkern findet) od. als eine Art Gegenleistung an Gott für Etwas, das man zu erlangen wünschte, wie z. B. Kindersegen ꝛc. Anders verhält es sich allerdings mit dem Nasiräat auf Lebenszeit, wo es sich um eine Hingabe der ganzen Person in den Dienst Gottes handelte. In den letzten Jahrhunderten v. Chr. war das Nasiräat etwas sehr Gewöhnliches. Im Neuen Testament ist Johannes der Täufer Beispiel eines strengen Nasiräerthums.

Nasir-ed-din Mohammed Tusi, pers. Astronom u. Philosoph, geb. 1201 in Tus, einer der größten Geister seiner Zeit, aber ränkevoll u. rachsüchtig; übte auf die damaligen Ereignisse einen bedeutenden Einfluß aus. Er stand in hoher Gunst bei dem Mongolen Hulagu, dem Enkel Dschingis-Khan's, als dessen Astrolog u. politischer Berather. Unter seiner verrätherischen Mitwirkung hatte Hulagu den Orden der Assassinen vernichtet, in dessen Diensten N. damals stand. Auf seinen Antrieb zog auch Hulagu 1258 gegen Bagdad u. machte der Herrschaft der Khalifen, deren letzter N.'s Glaubensgenossen, die Schiiten, verfolgt u. N. persönlich beleidigt hatte, ein Ende. — Auf der andern Seite machte N. sich aber auch um die Förderung der Wissenschaften im Reiche Hulagu's verdient. Er veranlaßte denselben u. A., zu Meraga in Persien eine großartige Sternwarte anzulegen; die unter seiner Leitung hier gemachten wichtigen astronomischen Beobachtungen sind in den „Sidschi Ilchâni" genannten Tafeln niedergelegt. N.'s Gelehrsamkeit umfaßte alle Gebiete der mathematischen u. philosophischen Wissenschaften. Er gab die arab. Uebersetzungen des Ptolemäos u. Euklid verbessert heraus, kommentirte die Werke des arab. Philosophen Ibn Sina (Avicenna), verfaßte auch eine philosophische Ethik in pers. Sprache, „Achlâki Nâsiri" genannt, u. ein arab. Kompendium der Religionsphilosophie „Et-Teschrid", beide sehr geschätzt. N. starb im J. 1273.

Nasr-ed-din, auch **Nasir-ed-Din** geschrieben, vierter Schah von Persien aus der Dynastie der Kadjaren, Sohn des Mohammed-Schah, geb. zu Ispahan 20. Nov. 1829; gab schon als Statthalter der reichen Provinz Aserbeidschan in seinem Verkehr mit den dortigen europ. Kaufleuten seine Sympathien für die Kultur des Abendlandes unverhüllt kund u. ließ dieser Neigung noch freieren Lauf, als er 10. Sept. 1848 den Thron seines Vaters bestiegen hatte. Er war der erste Perserkönig, der sich mit Vorliebe von Europäern umgeben ließ. Trotz aller Hindernisse, zu denen auch Palastrevolutionen sowie Kriege gegen die Nachbarstaaten u. gegen England u. in neuerer Zeit eine entsetzliche Hungersnoth kamen, gelang ihm doch die Einführung mannichfacher Verbesserungen (Gründung eines Kollegiums für das Studium aller Wissenschaften, Einrichtung von Telegraphenleitungen, Bau von Eisenbahnen 2c.), noch bevor er 1873 so vollständig mit dem Herkommen brach, daß er eine Reise nach Europa unternahm. Zurückgekehrt von seiner Reise, auf der er in Petersburg, Wien, Berlin, London u. Paris einen längern Aufenthalt genommen hatte, ließ er sein Tagebuch veröffentlichen (das in Leipzig erschienene „Reisetagebuch des N. Schah" ist eine Satire aus der Feder Mich. Klapp's). Ein Einfluß jener Reise auf die Reformen in Persien ist bis jetzt freilich noch nicht sehr bemerkbar geworden, indeß verdanken ihr die Perser doch wenigstens schon so viel, daß der Schah durch den österr. Bergrath Pechan das Münzwesen u. durch den österr. Postrath Riederer das Postwesen nach europ. Muster einrichten läßt. Thronerbe ist N.'s ältester Sohn Miezaffer-ed-din, geb. 1850; doch steht es in der Befugniß der pers. Monarchen, das bestehende Erbfolgerecht zu verändern.

Nassau, ehemaliges souveränes Herzogthum des Deutschen Bundes, welches nach der preuß. Annexion von 1866 den Reg.-Bez. Wiesbaden (s. d.) bildet; entstand aus den Besitzungen der Grafen von Laurenburg, die ihr Geschlecht auf Otto, den Bruder König Konrad's I., zurückführten u. sich nach ihrer Burg seit 1160 Herren von N. nannten. Bald wurden sie das bedeutendste Dynastengeschlecht im Unterlahngau; 1255 theilten aber die Söhne Graf Heinrich's des Reichen, Walram IV. u. Otto, das Land, welches sie bis dahin gemeinsam regiert hatten, u. wurden Stifter der Walram'schen Linie, die in N. herrschend blieb, u. der Ottonischen, aus denen die Könige der Niederlande hervorgegangen sind. Beider Gebiete schied die Lahn. Die jüngere Ottonische Linie theilte sich bald in die Zweige Beilstein u. Dillenburg. Mit dem Erlöschen der ersteren 1501 erbte die Linie N.-Dillenburg die Besitzungen (1501); aus ihr, welche schon 1331 das Erbrecht auf Oranien erworben hatte, gingen der niederländ. Erbstatthalter von N.-Oranien u. Wilhelm III., König von England, hervor. Mit ihm erlosch 1702 der ältere Zweig des Hauses N.-Oranien, während der jüngere sich in die Linien Siegen (bis 1748), Dillenburg (bis 1739), Hadamar (bis 1711) u. Dietz spaltete. Letztere erbte die Besitzungen der anderen Linien u. trat auch in die politische Stellung der älteren Oranier in den Niederlanden (s. d.). — Die Walram'sche Linie gab dem Deutschen Reiche in dem Sohne ihres Stifters Adolf einen Kaiser, theilte sich aber später in mehrere Aeste, bis Graf Ludwig II. 1605 alle Walram'schen Besitzungen wieder vereinigte; sein Sohn stiftete aber 1627 die Linien Idstein, Saarbrücken u. Usingen, welche reiche Nebenäste trieben. Von diesen waren zu Anfang des 19. Jahrh. nur noch die beiden Linien Usingen u. Weilburg, beide im Besitz der Fürstenwürde, vorhanden; 1806 traten beide Häuser dem Rheinbunde bei, Usingen erhielt den Herzogstitel, starb aber 1816 aus. — N.-Weilburg erbte unter Fürst Wilhelm die Besitzungen der Nebenlinie u. den Herzogstitel. Die Verfassung, welche in dem vereinigten Lande 1818 in Kraft trat, konnte infolge der Streitigkeiten über das Verhältniß der Domänenkasse u. Landessteuerkasse, welche durch willkürliche Akte der Regierung zum Abschluß gebracht wurden, die inneren Verhältnisse dennoch nicht kräftigen, u. die Verwaltung verfiel immer mehr, bes. nachdem der Minister Walderdorff, welcher 1835 den Beitritt zum Zollverein vollzogen hatte, durch den Geheimrath v. Dungern ersetzt worden war. Das J. 1848 brachte auch über N. tiefeingreifende Unruhen, in welchen der Unwille des Volkes über die Domänenwirthschaft sich energisch Luft machte, zugleich aber auch ein neues Wahlgesetz mit indirekten Wahlen, allgemeinem Stimmrechte u. Einkammersystem, welches freilich 1851 wieder aufgehoben wurde. Dem Dreikönigsbündniß trat N. 1849 bei. Die Reaktionszeit, in welcher die meisten Errungenschaften der Bewegungsjahre wieder abgeschafft wurden, fand ihr Ende, als der Oberrhein. Kirchenkonflikt auch im N. ein Zerwürfniß zwischen dem Bischof u. dem Ministerium Wittgenstein zur Folge hatte, das sich nun mehr den Liberalen näherte u. eine Anzahl guter u. heilsamer Gesetze, so bes. über Freizügigkeit u. Gewerbefreiheit, erließ. In der süddeutschen Schutzzollbewegung gewann aber der österr. Einfluß neuen Boden in den Kreisen der Regierung, die nun mit dem Bischof von Limburg ein ähnliches Konkordat abschloß, wie der großherzogl. hess. Minister Dalwigk mit dem Bischofe von Mainz, u. 1864 die Kammer auflöste. Die Neuwahlen in liberalem Sinne zogen im nächsten Jahre eine zeitweilige Arbeitseinstellung der Ultramontanen u. der Regierungspartei nach sich. In den auswärtigen Verhältnissen stand Herzog Adolf schroff auf österr. Standpunkte, verfügte 11. Mai 1866 die Mobilmachung gegen den Willen der Stände, doch kamen die Truppen nicht ins Treffen; dagegen wurden 13. Juli mehrere preußenfreundliche Bürger verhaftet u. in der Festung Mainz internirt. Zwei Tage später floh der Herzog nach dem Treffen von Aschaffenburg, u. die Preußen besetzten 18. Juli Wiesbaden u. bald darauf das ganze Land. Durch ein königl. Patent vom 3. Okt. ward N. mit Preußen vereinigt. Herzog Adolf erhielt aber eine Jahresrente. — Vgl. Vogel, „Beschreibung des Herzogthums N." (Wiesb. 1843 bis 1844); Hennes, „Geschichte der Grafen von N." (Köln 1842); Arnoldi, „Geschichte von N.-Oranien" (3 Bde., Hadamar 1799—1801); Schliephake, „Geschichte von N." (3 Bde., Wiesb. 1866—69).

Nassau-Dillenburg, Ludwig, Graf v., ein Bruder Wilhelm's v. Oranien, geb. 10. Jan. 1538, war zeitlebens ein unermüdlicher, aber unglücklicher Kämpfer für die Freiheit der Niederlande. Wol siegte er an der Spitze von Geusen, Hugenotten u. deutschen Söldnern 24. Mai 1568 bei dem Kloster Heiligenlee in Friesland über den span. Statthalter Aremberg, doch wurde er schon im Juli bei Jemmingen von Alba so vollständig geschlagen, daß er nur durch Schwimmen sich über die Ems nach Deutschland rettete. Im Kampfe für die Hugenotten führte er im April 1569 die Nachhut bei Montcontour u. mußte abermals nach Deutschland fliehen. Mit Hülfe eines Patrioten Oliver brachte er 1572 durch Ueberfall die Stadt Bergen im Hennegau in seine Gewalt, aber die Hoffnung, welche Coligny ihm gab, von Karl IX. unterstützt zu werden, zerrann für immer in der Bartholomäusnacht: im Sept. mußte er kapituliren u. erhielt freien Abzug. Unverzagt sammelte er mit franz. Hülfsgeldern ein neues Heer u. stieß zu seinem Bruder Wilhelm. Auf der Heidefläche des Dorfes Mook in Limburg ging am 14. April 1574 Alles verloren. Als die ganze Armee zersprengt war, Tausende in den Wellen der Maas od. in den Sümpfen umgekommen waren, stürzte er sich mit seinem Bruder Heinrich u. dem Pfalzgrafen Christoph in das dichteste Schlachtgewühl u. fand den gesuchten Tod.

Nassau-Siegen, Johann Moritz, Graf v., Feldherr u. Staatsmann, ein Großneffe Wilhelm's von Oranien, geb. zu Dillenburg 17. Juni 1604; studirte in Basel u. Genf, trat 1620 in den Kriegsdienst der Holl. Republik u. ward im Aug. 1636 zum Gouverneur u. Oberbefehlshaber für die Besitzungen der Westind. Compagnie in Brasilien ernannt. Dort war er ebenso glücklich im Kriege gegen die Portugiesen, wie weise u. maßvoll in der Regierung der in nationaler u. religiöser Hinsicht so verschiedenartigen Bewohner. Doch nahm er infolge von Zerwürfnissen mit den Direktoren seine Entlassung, kehrte 1644 nach Holland zurück, trat wieder ins Heer ein, wurde im Okt. 1644 Generalleutnant der Artillerie u. Kommandant von Wesel u. nahm bis 1645 am Kriege Theil. Seit Okt. 1647 als Statthalter von Kleve in brandenburg. Diensten u. vom Großen Kurfürsten mit verschiedenen diplomatischen Sendungen betraut, ward er 1668 erster Feldmarschall der Niederlande u. 1673 Gouverneur von Utrecht, zog sich 1676 nach Bergenthal bei Kleve zurück u. starb daselbst 20. Dez. 1679. Die von ihm nach ihrer Zerstörung neu aufgebaute Stadt Olinda in Brasilien heißt nach ihm Moritzburg. Sein Leben beschrieb Driesen (Berl. 1849).

Nassau-Siegen, Karl Heinrich Nikolaus Otto, Prinz v., geb. 9. Jan. 1749, Sohn des Prinzen Maximilian Wilhelm Adolph; ward gleich diesem wegen der Mißheirath seines Großvaters Emanuel Ignaz in Deutschland nicht als legitim anerkannt, trat daher in franz. Kriegsdienste, begleitete 1766—69 Bougainville (s. d.) auf seiner Reise um die Erde u. ward nach seiner Rückkehr Oberst. 1779 versuchte er vergeblich die Insel Jersey zu nehmen. Der Krieg zwischen Spanien u. England sah ihn als Befehlshaber einer schwimmenden Batterie vor Gibraltar die außerordentlichste Tapferkeit u. Kühnheit an den Tag legen, infolge dessen er zum span. Generalmajor u. Granden 1. Klasse ernannt wurde. Als später Rußland die Türkei

bekriegte, trat er als Vizeadmiral in russ. Dienste u. vernichtete mit einem Geschwader fast die ganze, weit stärkere türk. Flotte im Schwarzen Meere. Seine Heirath mit der polnischen Prinzessin Sanguszka brachte ihm große Reichthümer u. das poln. Indigenat ein. Nachher von Katharina II. mit diplomatischen Sendungen nach Wien, Versailles u. Madrid betraut, erhielt er im Kriege gegen Gustav III. den Oberfehl über die russ. Flotte in der Ostsee, siegte zwar zuerst, erfuhr aber dann eine Niederlage im Viborger Sund u. fiel bei der Kaiserin in Ungnade. 1802 ging er wieder nach Frankreich u. starb um 1805 zu Paris.

Nasturtium officinale, s. „Brunnenkresse".

Natal, brit. Kolonie an der Südostküste von Afrika mit einem Flächenraum von 837,3 □M.; grenzt im Osten an den Indischen Ozean, im NO. durch den Tugela-Fluß an das unabhängige Sululand, in dem jedoch die Engländer die St. Lucia-Bai in Besitz genommen, im Norden an die Transvaal-Republik, im Westen durch die Drachenberge an die Oranjefluß-Republik, im SW. an das unabhängige Kafferngebiet u. im Süden an das 16. Okt. 1874 von der Kapkolonie annektirte Ost-Griqualand. N. ist ein Gebirgsland, welches von der schmalen, an tropischer Vegetation reichen Küstenebene nach NW. zu den bis über 3000 m. emporsteigenden Drachenbergen terrassenförmig ansteigt, reich bewaldet u. bewässert ist, in den Thälern u. Niederungen sich trefflich für den Anbau von Baumwolle, Zuckerrohr, Kaffee, Bananen u. anderen trop. Nutzpflanzen eignet u. auf den Plateaux weite, ausgezeichnete Weideländer darbietet. Das Klima, in den heißen Niederungen für den Weißen ziemlich ungesund, ist im Innern mild u. für die Kolonisation gut geeignet. Die bedeutendsten Flüsse, von denen jedoch keiner schiffbar ist, sind der Tugela, der Umkomazi u. der Umzimkulu. Die Bevölkerung zählte 1871: 289,773 Seelen, davon waren jedoch nur etwa 20,000 Weiße, zum Theil noch Abkömmlinge holländ. Boers; den größten Theil der Einwohner bilden die zum Stamme der Sulukaffern (s. „Kaffern") gehörigen Eingeborenen, welche in einem keineswegs friedlichen Verhältnisse mit den weißen Kolonisten leben u. am Anfang 1876 wieder bedenkliche Unruhen erregt haben. Da sich die Eingebornen nicht zum Ackerbau eignen, hat man seit 1863 mit Erfolg indische Kulis eingeführt. Viehzucht, nam. Schafzucht, ist der wichtigste Erwerbszweig der Bewohner; Kohlen, Eisen u. Gold wird an mehreren Stellen gewonnen. Die Ausfuhr, welche 1873 einen Werth von 651,000 Pfd. Sterl. hatte, besteht vorzugsweise aus Wolle, Baumwolle, Häuten, Zucker, Kaffee, Arrowroot, Indigo, Holz, Tabak, Sesam, Straußenfedern, Spermaceti, Elfenbein u. A. Die Einfuhr betrug im gleichen Jahre 1,011,000 Pfd. Sterl. N. zerfällt in 11 Grafschaften u. hat zur Hauptstadt das im Innern gelegene Pieter-Maritzburg mit etwa 7000 E.; der wichtigste Seehandelsplatz ist D'Urban am Port Natal. Die Einnahmen der Kolonie beliefen sich 1873 auf 207,000, die Ausgaben auf 173,000, die Schuld auf 331,000 Pfd. Sterl. — N., 1498 von den Portugiesen am Weihnachtstage (dies natalis Domini) entdeckt, ward bes. von holländ. Boers kolonisirt, welche 1837 aus der Kapkolonie auswanderten; die Engländer machten jedoch 1845 Anspruch auf dieses Land u. besetzten dasselbe 1847, worauf der größte Theil der Holländer über die Drachenberge zog; 1865 ward mit N. der Distrikt Alfredia vereinigt.

Natalis dies (lat.), d. i. Geburtstag; im Sprachgebrauch der Katholischen Kirche der Todestag eines Heiligen od. Märtyrers (natalitia martyrum), weil der Tod für das Evangelium als Eintritt in das wahre Leben angesehen wurde.

Natchez (engl., spr. Nätsches), Stadt u. Hauptort der Grafschaft Adams im Staate Mississippi am Flusse dieses Namens u. die bedeutendste Handelsstadt des genannten Staates mit (1870) 8057 E., schönen öffentlichen u. Privatgebäuden u. verschiedenen Erziehungsinstituten. Von den Franzosen 1716 gegründet, 1719 von den Natchez-Indianern zerstört, 1763 von den Engländern besetzt u. von 1779 bis 1820 in den Händen der Spanier, ward es zu Anfang des letztgenannten Jahres als Hauptstadt des Territoriums Mississippi der Union einverleibt.

Natchitoches (engl., spr. Nätschitotsches), ein wohlbewässerter, sehr fruchtbarer, 2260 engl. □M. umfassender Parish (Grafschaftsbezirk) im nordwestl. Theile Louisiana's mit (1870) 18,265 E. Nach dem gleichnamigen Hauptorte ist eine Sorte feinen Schnupftabaks benannt worden.

Nathan, hebräischer Prophet, der am Hofe David's großen Einfluß besaß u. zuerst die Weissagung von der ewigen Dauer des Davidischen Königsstuhles aussprach (2. Sam. 7, 13 ff.). Für die Lauterkeit seiner religiösen Gesinnung spricht seine weise Abmahnung David's vom Tempelbau (2. Sam. 7, 2 ff.), noch mehr aber der männliche Muth, mit welchem er 2. Sam. 12 dem Ehebrecher u.

Mörder David seine Sünden vorhält. Das Gewicht seines Einflusses zeigt sich endlich 1. Kön. 1, wo er gegenüber dem Thronräuber Adonia durch energisches Handeln dem Salomo, dessen Erzieher er wahrscheinlich gewesen ist, die Thronfolge sichert.

Nathusius, Gottlob, Großindustrieller, geb. zu Baruth im preuß. Regierungsbezirk Potsdam 30. April 1760; bildete sich in Berlin für den kaufmännischen Beruf aus, ward Buchhalter in einem Magdeburger Handelshause u. trat nach dem Tode seines Prinzipals als Compagnon u. Leiter in dasselbe ein, das seitdem „Richter u. N." firmirte. Seine Tüchtigkeit u. sein Glück halfen ihm über alle ungünstigen Verhältnisse hinweg, u. da er sich auch mit den praktischen Wissenschaften, insbes. mit der technischen Chemie, beschäftigt hatte, legte er, als nach Friedrich's d. Gr. Tode das Tabaksmonopol fiel, sogleich eine Tabaksfabrik an, die bald einen großen Gewinn abwarf. Alleiniger Inhaber jenes Handelshauses geworden, dehnte er seine Unternehmungen immer mehr aus. 1807 kaufte er das Kloster Althaldensleben (s. d.), zu dem er dann auch noch das Gut Hundisburg erwarb, um hier durch Begründung der verschiedenartigsten Anstalten seinem industriellen Genie ein neues u. zwar großartiges Wirkungsfeld zu schaffen. Er starb 23. Juli 1835. — Hermann Engelhard **v. N.-Hundisburg**, Sohn des Vorigen, geb. zu Magdeburg 1809; studirte Naturwissenschaft u. übernahm dann das väterliche Gut Hundisburg bei Magdeburg, wo er sich nam. höchst erfolgreich mit der Züchtung edler Viehrassen beschäftigt. 1840 ward er geadelt. 1847 saß er auch im Vereinigten Landtag. Seine als Viehzüchter gewonnenen Erfahrungen hat er in folgenden Werken niedergelegt: „Ansichten u. Erfahrungen über die Zucht von Fleischschafen" (Berl. 1856); „Ueber Konstanz in der Thierzucht" (ebd. 1858); „Ueber Shorthorn-Rindvieh" (ebd. 1859; 2. Aufl. 1861); „Die Rassen des Schweins" (ebd. 1860); „Vorstudien zur Geschichte u. Zucht der Hausthiere" (ebd. 1864); „Vorträge über Viehzucht u. Rassenkenntniß" (ebd. 1872 ff.); „Deutsches Gestütalbum" (mit Krocker, ebd. 1868 ff.). Auch gab er „Wandtafeln für den naturwissenschaftlichen Unterricht mit spezieller Berücksichtigung der Landwirthschaft" (ebd. 1871 ff.) heraus. — Philipp Engelhard **v. N.-Neinstedt**, Bruder des Vorigen, geb. zu Althaldensleben 5. Nov. 1815; trat schon mit 16 Jahren in die Geschäfte des Vaters ein u. führte dieselben nach dessen Tode selbständig fort, bis er 1849 das praktische Leben aufgab u. die Leitung des streng konservativen „Volksblattes für Stadt u. Land" übernahm. 1850 ließ er sich in Neinstedt nieder u. gründete dort ein Knabenrettungs- u. Bruderhaus. Seit 1861 geadelt, starb er zu Luzern 16. Aug. 1872. Für sein poetisches Talent zeugen seine „Gedichte" (Braunschw. 1839 u. Magdeb. 1841) sowie seine Uebersetzung von „Hundert u. drei Liedern des Pariser Chansonniers Béranger" (Braunschw. 1839). Produktiver war seine Gattin Marie **N.**, geb. **Scheele**. Diese, geb. 10. März 1817 zu Magdeburg, verlebte ihre Jugend in Calbe an der Saale, wo ihr Vater Superintendent geworden war, heirathete 1841 den Vorigen, bereiste mit ihm Italien u. den Orient u. siedelte 1849 nach Neinstedt bei Quedlinburg über, wo sie 22. Dez. 1857 starb. Von echter Frömmigkeit u. großer Menschenliebe im Leben, trug sie diese Gesinnungen u. Gefühle auch in ihre Schriften über, die sie zunächst der weibl. Jugend widmete. Von ihren zahlreichen



Nr. 4283. Gottlob Nathusius (geb. 30. April 1760, gest. 23. Juli 1835).

u. durchweg in vielen Auflagen verbreiteten Erzählungen sind hauptsächlich folgende zu nennen: „Tagebuch eines armen Fräuleins" (Halle 1853 u. ö.); „Langenstein u. Boblingen" (ebd. 1855); „Die alte Jungfer" (ebd. 1857); „Elisabeth" (ebd. 1853); „Christfried" (ebd. 1858); „Kleine Erzählungen" (ebd. 1858); „Dorf- u. Stadtgeschichten" (ebd. 1858); „Zwei Jugendnovellen" (ebd. 1861) 2c. Auch erschien nach ihrem Tode ihre Selbstbiographie (ebd. 1866 f.) u. eine Sammlung ihrer Schriften (ebd. 1858 ff.; 3. Aufl. 1873 ff.). Vgl. „Lebensbild der heimgegangenen Marie N. 2c." (als Bd. 13—15 der „Gesammelten Schriften", ebd. 1867—69).

Nation ist, was schon das lat. Wort natio in seiner Ableitung von nasci (auf natürlichem Wege entstehen) andeutet, eine Gesammtheit von Menschen, bei welchen die Uebereinstimmung der körperlichen Beschaffenheit, der geistigen Anlage, der Sprache, Sitten u. Rechte auf eine gemeinschaftliche Herkunft od. auf eine längere Verschmelzung verschiedener Elemente hinweist. Obschon die Bezeichnungen N. u. Volk vielfach gemischt verwendet werden, so liegt doch, wenn es einer genaueren Angabe bedarf, bei einer N. der Nachdruck mehr auf der Gleichheit der Rasse, während bei dem „Volke" (zusammenhängend mit dem griech. πόλις, Stadt, Staat) die Vereinigung zu einer staatlichen Gesammtheit in Betracht kommt. Es giebt so Menschengeschlechter, die unter einander (wie z. B. die Ureinwohner von Amerika) unwiderleglich verwandt, aber in zusammenhanglose Stämme zersplittert, eine staatliche Gemeinschaft noch nicht erlangt od. eine solche nachgehends, wie die Juden, verloren haben, während ein Volk mehrere Nationalitäten umfassen kann, aus denen vielleicht im Laufe der Zeiten durch gegenseitige Vermischung u. unter dem Einflusse gemeinsamer Lebensverhältnisse, wie dies in Frankreich u. England sich vollzogen hat, eine neue N. hervorgeht. Für Staaten, deren Bevölkerung aus verschiedenen, in besonderen Landestheilen zusammengescharten N.n besteht, können aus deren Gegensätzen u. ihrem Verlangen nach überwiegender Geltung große Verlegenheiten erwachsen. Die Auffindung der Mittel, durch welche ein solcher Nationalitätenhader beschwichtigt u. äußerstenfalls gedämpft werden kann, ist hier der inneren Politik anheimgegeben, u. es läßt sich nur in den neueren Kulturstaaten, welche die individuelle Freiheit ihrer Bürger gewährleisten, vom allgemeinen Standpunkt aus bedingen, daß die Angehörigen der verschiedenen Volksbestandtheile gleiche politische Rechte genießen u. daß jeder N. die Bewahrung ihrer, mit der geschichtlichen Rechtsordnung zu vereinbarenden Eigenart, nam. der besondern Sprache für ihren innern Verkehr, vorbehalten bleibt.

Nationale ist ein Aktenstück, welches über Alter, Herkunft, Bildungsgang, religiöses Bekenntniß, Eintritt in den Dienst u. Austritt Desjenigen Auskunft giebt, auf dessen Namen es ausgestellt wird. Im Militärdienst enthält das N. auch den Dienstgrad des Betreffenden, seine etwa erlittenen Strafen u. die Angabe, in welchen besonderen Dienstzweigen der betr. Mann ausgebildet worden ist.

Nationalfarben sind die Farben, welche, wol ursprünglich den Wappenfarben der Fürsten entstammend, von den Völkern u. Staaten für alle Gegenstände angenommen wurden, welche Land u. Nation symbolisch bezeichnen u. von anderen unterscheiden sollen. Wir finden die N. eines Landes in den Fahnen, Kokarden, Degenquasten der Offiziere, an den Grenzpfählen, öffentlichen Gebäuden 2c. angebracht. Man findet eine Farbe allein, auch zwei u. drei Farben zusammengestellt, u. es läßt sich wol auch hier, wie bei den Wappen, die Ansicht aussprechen, daß die ältesten Nationen eine geringere Zahl von Farben führten. Frankreich z. B. hatte bis zur Revolution von 1789 nur Weiß; von da ab, mit der alleinigen Unterbrechung durch die Restauration von 1815—1830, bis heute Blau, Roth u. Weiß. Die deutschen Staaten haben meist zwei Farben, das neu erstandene Deutsche Reich führt deren drei: Schwarz, Weiß u. Roth. Holland hat nur eine Farbe: Orange, das neue Belgien deren drei: Gelb, Roth u. Schwarz 2c. In den Nationalkokarden sind die N. am ausschließlichsten vertreten. In den Fahnen, Standarten, Flaggen 2c. erscheinen oft noch besondere Zeichen u. Farbenzusammenstellungen, deren Aufführung zu weit führen würde. (Vgl. Bd. IV, Taf. LXI.)

Nationalgarde; solche stand in Frankreich bis zum Kriege 1870 an Stelle der deutschen Landwehr, doch mit dem wesentlichen Unterschiede, daß die französische N. keineswegs die Schule des stehenden Heeres durchlaufen hatte, wie dieses bei der Landwehr ausnahmslos der Fall ist. Die franz. u. die ihr nachgebildeten N.n waren lediglich den Civilbehörden unterstellt u. erst durch diese konnte den Militärbehörden die Disposition über ihre Verwendung übertragen werden. Die N. hatte demnach mehr Aehnlichkeit mit den im J. 1848 für kurze Zeit entstandenen deutschen Bürgerwehren. Die Errichtung der franz. N. datirt aus dem J. 1789. Sie sollte die Verfassung schützen gegen Uebergriffe von oben u. gleichzeitig der Anarchie steuern. Ein Gesetz von 1791 gab ihr eine neue Einrichtung u. machte sie zur gesetzlichen Volksbewaffnung. Dieses Gesetz wurde auch allen Neuorganisationen, nam. derjenigen von 1830, wieder zu Grunde gelegt. Die jüngeren Jahrgänge der N. konnten als Hülfsmacht des stehenden Heeres bei der Vertheidigung des Landes mobil gemacht werden (garde nationale mobile) u. standen dann unter Militärbefehl. In den Heeren der Revolutionsarmee befanden sich Freiwillige der N. Ein Bataillon Linie u. zwei Bataillone solcher Nationalfreiwilligen bildeten zusammen die sog. Halbbrigaden. Diese Einverleibung in die Linientruppen geschah 1794. Die Erfahrungen des Krieges 1870/71 haben bekanntlich in Frankreich zu einer Neuorganisation des Heeres geführt, wobei die Aufhebung der N. erfolgt ist.

Nationalhymne, s. „Volkshymne".

Nationalkokarde, s. „Kokarde".

Nationalökonomie, s. „Volkswirthschaftslehre".

Nationalverein, deutscher, war der Name einer am 15. u. 16. Sept. zu Frankfurt a. M. gestifteten politischen Verbindung, welche dem Auseinandergehen der freigesinnten Parteien entgegenwirken u. die Bewegung für das Zustandekommen eines deutschen Bundesstaats wieder in Fluß bringen sollte. Ein ständiger Ausschuß, dessen Mitglieder theilweise noch gegenwärtig zu einer hervorragenden parlamentarischen Thätigkeit berufen sind, nahm unter v. Bennigsen die Leitung in die Hand. Mit Rücksicht auf die deutschen Partikulargesetze, welche den Verkehr von politischen Vereinen mit auswärtigen Verbindungen gleicher Art untersagen, stellte der N. nur allgemeine Grundsätze auf, deren Durchführung den wo möglich allenthalben zu bildenden örtlichen Vereinen empfohlen war. Ein gleichförmiges Vorgehen suchte der Ausschuß, welcher seinen Sitz in Koburg aufschlug, durch Ansprachen, jährliche Generalversammlungen in verschiedenen Städten, seit 1860 durch eine eigne „Wochenschrift" u. daneben noch durch Flugblätter zu sichern. Geldmittel wurden in der Weise aufgebracht, daß jedes Vereinsmitglied jährlich einen Thaler beisteuerte u. daß Sammlungen zu besonderen Zwecken, nam. zur Emporbringung einer norddeutschen Flotte, betrieben wurden. Aus dem Ertrage dieser Sammlungen gingen bis Ende 1861 der preuß. Marineverwaltung bereits 80,000 Thaler zu. Der rasche Aufschwung, welchen der N. nahm, seine Vorliebe für „die preußische Spitze" u. das Eintreten der Anfang Oktober 1862 zu Koblenz abgehaltenen Nationalversammlung für die Reichsverfassung von 1849 erregte das Mißtrauen der mittelstaatlichen Regierungen. Aber auch die süddeutsche Demokratie, die von den Sozialisten gewonnenen Arbeiterkreise u. die für Oesterreichs Mitbetheiligung einstehende großdeutsche Partei verhielten sich ablehnend, u. letztere gründete im Herbst 1862 zu Frankfurt a. M. einen „Reformverein" zur Förderung ihrer abweichenden Pläne. Die Irrungen zwischen dem Ministerium Bismarck u. dem preuß. Abgeordnetenhause sowie die Sonderpolitik, welche Preußen u. Oesterreich nach dem Ableben Friedrich's VII. in Schleswig-Holstein verfolgten, führten allmählich zu einer Annäherung zwischen dem N. u. dem Reformverein, in deren Folge jener die Fühlung mit Preußen immermehr aufgab. Hierdurch verlor jedoch die Verbindung an Selbstständigkeit u. Kraft, u. die Erklärung, welche der Koburger Ausschuß gegen die am 9. Mai 1866 von Preußen bei dem Bundestage eingebrachten Neuerungsvorschläge abgab, war dessen letztes Lebenszeichen. Wenn der N. sich auch nicht als wirkliche Macht bewährte, so mag ihm doch die Wiederauffrischung des politischen Lebens in Deutschland als Verdienst angerechnet werden.

Nationalversammlung. Die Benennung N., assemblée nationale, ging aus dem Widerspruch hervor, welchen nach Eröffnung der wieder einberufenen französischen Reichsstände (états généraux) der Bürgerstand am 17. Juni 1789 auf Sieyes' Antrag gegen das Vorhaben einlegte, wonach die Krone in alter Weise mit der Geistlichkeit, dem Adel u. den Bürgern über die Beseitigung der inneren Schwierigkeiten besonders, u. soviel die beiden ersten Stände anlangte, unter Berücksichtigung der denselben zustehenden Privilegien verhandeln wollte. Als der Hof sich weigerte, die Verfassung zu ändern, verpflichteten sich die Vertreter des Bürgerstandes, denen die freigesinnten Abgeordneten des Adels u. der Geistlichkeit ihre Zustimmung entgegenbrachten, am 20. Juni mittels Eides, nicht eher auseinander zu gehen, als bis sie dem Lande eine zeitgemäße Verfassung gegeben hätten, u. die Regierung genehmigte nunmehr in voller Rathlosigkeit den Bruch des bisherigen Rechtszustandes durch die einfache, dem Klerus u. dem Adel zugehende Weisung, sich mit dem Bürgerstande ins Vernehmen zu setzen. Die so hergestellte Volksvertretung räumte als „Verfassunggebende Versammlung" (Constituante) mit dem alten Staate, den darin eingenisteten Mißbräuchen u. Barbareien u. dem Privilegienwesen gründlich auf, verlieh allen Bürgern ohne Unterschied der Farbe u. Religion gleiche

politische Rechte, beschränkte die königliche Gewalt durch Volkssouveränetät, half den Finanzverlegenheiten durch Anleihen, Einziehung der Kirchen- u. Klostergüter sowie durch den Verkauf von Nationalgütern u. durch Ausgeben von Papiergeld wenigstens vorübergehend ab, führte aber durch ihre Versuche, die Gesellschaft auf ganz neuen Grundlagen aufzubauen, den verheerenden Ausbruch der französischen Staatsumwälzung herbei. Nach Beendigung des Verfassungswerkes ward die Konstituirende Versammlung am 30. Sept. 1791 geschlossen. Von den Gesetzgebenden Versammlungen, welche nach dem neuen Grundgesetze periodisch zusammentreten sollten, nahm nur die erste, die am nächstfolgenden 1. Okt. eröffnet wurde, einen Anlauf zur Erfüllung ihrer Aufgaben, um nur zu bald als Nationalkonvent zum Centralorgan der revolutionären Leidenschaften herabzusinken. — Der Name N. wurde nachgehends auch anderen Körperschaften beigelegt, welche in bewegten Zeiten eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen sollten; so den Abgeordneten, welche nach der Februarrevolution im J. 1848 eine republikanische Verfassung für Frankreich herstellten u. am 28. Mai 1849 durch eine Gesetzgebende Versammlung abgelöst wurden, die am 2. Dez. 1851 durch den Staatsstreich Napoleon's III. an das Ende ihrer Wirksamkeit gelangte. In Deutschland tagten 1848 mit schließlich nicht besserem Erfolge die N.n zu Frankfurt a. M. und, für das innere Bedürfniß des preuß. Staates, zu Berlin. Das neueste Beispiel einer verfassunggebenden Versammlung lieferte Frankreich, wo nach Vernichtung des zweiten Kaiserthums eine derartige, aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene Körperschaft zunächst zum Zwecke des Friedensschlusses mit Deutschland zusammentrat, die nach manchen inneren Kämpfen erst 1875 zur Anerkennung der Republik gelangte u. gegenwärtig einer Gesetzgebenden Versammlung Platz gemacht hat. Zur Zeit wirken auch die spanischen Cortes als verfassunggebende Landesvertretung.

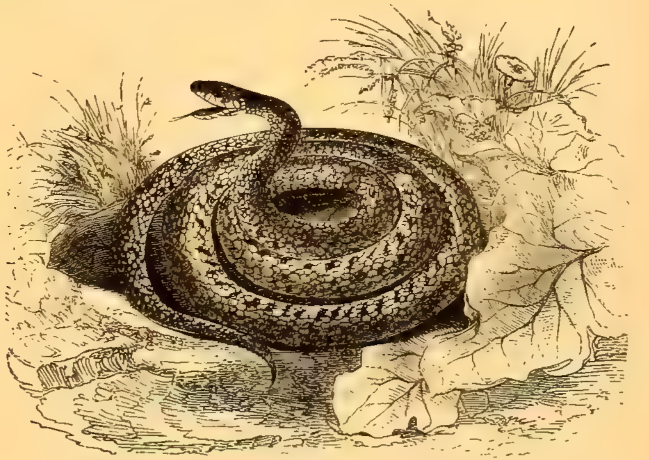
Nativität, s. „Astrologie". **Natolien**, s. „Anatolien."

Natrium (Sodium), ein metallisches Element, welches sich nirgends in der Natur in freiem Zustande findet, sondern stets nur in Verbindung mit anderen Elementen, am häufigsten mit Chlor im Chlornatrium (Steinsalz, Seesalz) u. mit Sauerstoff als Natron in zahlreichen Mineralien, selten mit Brom, Jod od. Fluor. Das N., dessen chemisches Zeichen = Na ist, ist in reinem Zustande sehr weich u. besitzt auf seiner Schnittfläche einen starken, fast silberweißen Glanz, bedeckt sich aber schnell, indem es Sauerstoff aus der Luft anzieht, mit einer grauweißen Kruste von Natriumoxyd. Man muß es daher in einer Flüssigkeit aufbewahren, die keinen Sauerstoff enthält, u. nimmt hierzu gewöhnlich rektifizirtes Steinöl. Das N. schmilzt bei 90° C. u. verwandelt sich, höher erhitzt, bei abgehaltener Luft in farblose Dämpfe. Bei Luftzutritt erhitzt, verbrennt es mit gelbem Lichte. Sein spezifisches Gewicht ist 0,985, es ist demnach leichter als Wasser u. schwimmt auf diesem; hierbei zersetzt es jedoch unter fortwährendem Zischen u. Entwicklung von Wasserstoffgas das Wasser u. verwandelt sich in Natronhydrat, welches in dem übrigen, noch nicht zersetzten Wasser gelöst bleibt. Bei Anstellung dieses Versuchs muß große Vorsicht beobachtet werden, da bei Anwendung zu großer Mengen leicht gefährliche Explosionen entstehen können. Aequivalent u. Atomgewicht des N.s sind = 23. Verwendung findet dies Metall zur Darstellung von Aluminium u. Magnesium sowie in chem. Laboratorien zu verschiedenen Zwecken. — Entdeckt wurde das N. von Davy 1807.

Natron, die Verbindung des metallischen Elementes Natrium mit Sauerstoff, das Natriumoxyd (NaO), kommt jedoch im Handel immer nur in Verbindung mit einer gewissen Menge Wasser, als Natronhydrat, od. in Verbindung mit verschiedenen Säuren in Form von Natronsalzen vor. — Das Natronhydrat, Aetznatron (NaO, HO), besteht aus 31 Theilen N. u. 9 Theilen Wasser u. erscheint entweder als ein weißes Pulver, od. in geschmolzen gewesenem Zustande in harten, weißen, undurchsichtigen Stücken, die mit großer Begierde Feuchtigkeit u. Kohlensäure aus der Luft anziehen. Es zeigt in seinen Eigenschaften die größte Aehnlichkeit mit dem Kalihydrat, u. es läßt sich daher auch in vielen Fällen N. für Kali verwenden u. umgekehrt. Natronlauge od. Seifensiederlauge (Liquor natri caustici) ist eine Auflösung von Natronhydrat in Wasser u. wird ganz ebenso aus kohlensaurem N. (Soda) u. gebranntem Kalk bereitet, wie die Kalilauge aus Potasche u. gebranntem Kalk; durch Eindampfen dieser Lauge bis zur Trockne erhält man dann das feste Natronhydrat. — Nächst dem Kali (Cäsium u. Rubidium) ist das N. die stärkste Basis u. bildet mit den Säuren die Natronsalze. Dieselben sind fast alle in Wasser leicht löslich, nur das antimonsaure N. macht hiervon eine Ausnahme. Sie finden in der Technik vielseitige Verwendung, so das kieselsaure N. als Wasserglas (s. d.), das kohlensaure N. als Soda (s. d.), salpetersaures N. als Chilisalpeter (s. d.), schwefelsaures N. als Glaubersalz (s. d.), phosphorsaures N. &c.

Natronseen heißen Binnenseen, welche außer anderen mineralischen Bestandtheilen vorzugsweise Natronsalze enthalten; so findet sich z. B. kohlensaures u. schwefelsaures Natron in kleinen Seen bei Debreczin in Ungarn, boraxsaures Natron in einem See Tibets. Das Thal der N. in Unterägypten liegt im NW. von Kairo u. bildet eine Senke im Liby'schen Kalksteinplateau; in demselben befindet sich eine größere Anzahl von Seen, von denen 8 stets Wasser führen u. 2 bis 3 zur Gewinnung schwefelsauren Natrons dienen. Bewohnt wird dieses Thal von ungefähr 200 Landleuten u. 80 Mönchen.

Natter, Johann Lorenz, Stein- u. Stempelschneider, geb. zu Biberach (Württemberg) im J. 1705; lernte seine Kunst in Bern, ging dann nach Rom, wo seine ersten Werke entstanden, stand 1732 bis 1735 im Dienst des Großherzogs von Toscana, arbeitete für viele Fürsten Europa's, lebte eine Zeit lang in London u. ging 1762 nach Petersburg, wo er 1763 starb. Seine Arbeiten sind geistvoll u. fleißig ausgeführt, schließen sich aber weniger der Antike als dem Stil der franz. Portraitmaler des 17. Jahrh. an. 1754 gab er in London seinen „Traité sur la méthode de graver en pierres fines comparée à la méthode moderne" heraus.



Nr. 4284. Die Ringelnatter.

Nattern (Colubrini), eine Abtheilung giftloser Schlangen mit deutlicher Kinnfurche, Halbringen am Bauche u. paarigen Schildern am Schwanze, welche in den Tropen durch zahlreiche prächtig gefärbte Arten vertreten ist. Von einheimischen N. sind zu nennen: die bes. in Süddeutschland lebende gelbliche Landnatter (Coluber flavescens), ein Thier von 1,57 m. Länge, nach welchem Schlangenbad im Nassauischen benannt ist; die bes. um Rom verbreitete Waldnatter od. Aesculapsschlange (C. Aesculapii), die „Schlange von Epidaurus"; ferner die Jachschlange od. glatte Natter (Coronella laevis s. austriaca), die fast in ganz Europa in Laubwäldern lebt. Sie ist von den vorgenannten durch den minder breiten Kopf u. die nicht an der Grenze zweier Schilder, sondern in der Mitte eines einfachen großen Schildes stehenden Naslöcher unterschieden u. hat zwei Reihen brauner Längsflecke am Rücken u. einen schwarzbraunen, hufeisenförmigen Nackenfleck. Die Ringelnatter endlich (Unke, Schnake, gemeine Natter, Wasser- od. Kragennatter, Tropidonotus natrix), die verbreitetste deutsche Art, erreicht 1,25 m. Länge; sie hat gekielte Rückenschuppen, sieht graublau aus u. hat zwei Reihen schwarzer Flecken längs des Rückens, schwarze, jederseits weißgefleckte Bauchringe u. jederseits hinter den Schläfen einen schwarzgesäumten, hellen, beim Männchen gelben Mondfleck, der den Volksglauben eines Krönchens hervorrief. Sie ist fast in ganz Mittel- u. Nordeuropa verbreitet u. findet sich am südl. Abhange der Alpen bis zur Höhe von 2000 m.; sie schwimmt gut, taucht halbe Stunden lang u. verschluckt die dicksten Frösche. Die Jungen schlüpfen manchmal schon im Mutterleibe aus den Eiern. Sie beißt nicht, wie die vorige, macht sich aber durch stinkendes Misten fatal; gezähmt ist sie reinlich. Die größte europäische Schlange ist die um Rom häufige, an 1,88 m. lange, vierstreifige Natter (Tropidonotus elaphis).

Natur u. Naturwissenschaften. Natur (lat. natura von nasci, werden, entstehen) ist die gesammte Körperwelt, welche den Gesetzen einer unbewußten u. unwandelbaren Nothwendigkeit unterworfen ist. Die Naturwissenschaft erstrebt die Erkenntniß der ganzen Natur an. Die Erforschung u. Darstellung der Naturgesetze macht sich die Naturlehre zur Aufgabe, während die Beschreibung der Naturkörper in ihrer ganzen Erscheinung Gegenstand der Naturgeschichte ist. Die Naturerscheinungen beruhen auf Wahrnehmungen unserer Sinnesorgane, u. indem wir durch diese bestimmte Eindrücke erhalten, sind wir im

Stande, Beobachtungen über die Eigenschaften der einzelnen Naturgegenstände u. über die Veränderungen, die an denselben sich vollziehen, anzustellen. Die **Naturforschung** beschäftigt sich insbes. mit solchen wissenschaftlichen Beobachtungen, indem sie nicht blos die besonderen Merkmale der Naturgegenstände, sondern auch die Ursachen u. Bedingungen aufsucht, unter deren Wirkung die mannichfachen Naturerscheinungen zu Stande kommen. Die gesammte Naturwissenschaft theilt man in einzelne Naturwissenschaften ein: in Physik (Naturlehre), Chemie, Astronomie, Mineralogie (Steinkunde), Geologie (Bodenkunde), Botanik (Pflanzenkunde), Zoologie (Thierkunde), Anthropologie (Menschenkunde), Ethnographie (Völkerkunde), Anatomie (Lehre vom Bau des organischen Körpers), Physiologie (Lehre von den Lebensvorgängen u. Lebenserscheinungen des Thier- u. Pflanzenkörpers), Pathologie (Lehre von den krankhaften Zuständen u. Prozessen des Thier- u. Pflanzenkörpers). Die **Naturphilosophie** ist als Theil der philosophischen Forschung zu betrachten; sie sucht die Erscheinungen des gesammten Naturlebens auf ihre Grundprinzipien zurückzuführen; durch sie berühren sich die Naturwissenschaften u. die Metaphysik; doch hat die Richtung, welche in den Naturwissenschaften metaphysische Bestrebungen einzuführen suchte, u. welche in mehreren Perioden eine sehr hervorragende Rolle spielte, keineswegs zur rechten Förderung unserer naturwissenschaftlichen Erkenntniß geführt, während fast nur durch solche Naturstudien dankenswerthe Fortschritte erzielt wurden, die lediglich einfache, nüchterne, blos die vorliegenden Verhältnisse betrachtende, sog. **exakte** Beobachtung, insbes. das Experiment bei Erforschung der Naturdinge u. des Zusammenhanges zwischen Ursache u. Wirkung zu Hülfe nahmen. Auf diesem Wege sind nam. in neuerer Zeit ganz überraschende Aufschlüsse gewonnen worden. Vor Allem gewannen die hiermit erzielten Ergebnisse nach zwei Seiten hin einen kulturhistorisch wichtigen Einfluß. Zunächst erfüllten die Naturwissenschaften ihren Beruf, die geistige Entwicklung mehr u. mehr zu heben u. insbes. die Fesseln der Geistesknechtschaft zu brechen, in welche die civilisirte Welt durch die Herrschsucht u. den Unverstand kirchlicher Mächte gelegt worden war. Auf der anderen Seite erfochten die Naturwissenschaften auf praktischem Gebiete große Siege, indem sie der Technik u. den Gewerben durch immer neue Entdeckungen Hülfsmittel an die Hand gaben; hiermit nahm das Menschengeschlecht die Naturkräfte in Dienst u. steigerte durch Arbeit die nutzbare Verbrauchsgegenstände schaffende Produktion u. damit seinen materiellen Wohlstand. Die Entwicklung der Naturwissenschaften begann im Alterthum bei den Aegyptern u. Indern unter vorzugsweiser Berücksichtigung der Astronomie, während sich bei den Urvölkern lediglich ein religiöser Naturdienst zeigt. Die alten Griechen bevorzugten im Allgemeinen die Naturphilosophie, doch sammelte schon Aristoteles eine reiche Menge von Erfahrungen, u. er schuf hiermit eine Erfahrungswissenschaft, indem er durch Aufsammlung der Beobachtungsresultate die Naturkenntniß außerordentlich vermehrte. Doch blieb er bei der reinen Empirie nicht stehen, sondern brachte auch durch anschauendes Denken das Wissen zum erfahrenden Begreifen. Unter den Römern ragten als Naturforscher die beiden Plinius hervor. Erst im Mittelalter lenkte Kopernikus (1473 bis 1543) die Beobachtung auf die gegenseitige Stellung der Himmelskörper; doch gewann man eine richtige Ansicht über die Ursache, welche ihrer Bewegung zu Grunde liegt, erst durch Galileo Galilei (1564 bis 1642). Das Wesen der Ursache der auf die Materie wirkenden Kraft lehrte er aus der Wirkung selbst beurtheilen, u. er ist sowol in Hinsicht auf die Resultate, zu welchen er gelangte, als auch in Rücksicht der wahren Methode, welche er anwandte, als der Begründer der heutigen Naturlehre anzusehen. Zur allgemeinen Anerkennung gelangte durch Baco von Verulam (1560—1626) die Forschungsmethode der „Induktion", indem er durch geistreiche Darlegung die Nothwendigkeit nachwies, aus den Erscheinungen das Gesetz, aus dem Besonderen das Allgemeine zu erschließen. Zu jener Zeit sprangen die Fesseln, durch welche die Scholastik eine richtige Naturerkenntniß Jahrhunderte lang gehindert hatte. Auf den Sätzen Galilei's als Grundpfeilern hat sich ein vollständiges wissenschaftliches Gebäude erhoben, in welchem jede physikalische Erscheinung auf den einfachen Ausdruck mechanischer Gesetze zurückgeführt wird. Der Schöpfer der neueren mathematischen Physik wurde dann Laplace (1749—1827); er hat der Wissenschaft ein Ziel vorgezeichnet, nach welchem alle Gesetze der Natur in immer weniger Formeln u. schließlich in einer einzigen mathematischen Formel zusammenzufassen sein müssen. Der Begründer der Systematik in den beschreibenden Naturwissenschaften, nam. in der Botanik u. Zoologie, wurde Linné (1707—78); u. während früher die Alchemisten sich bemühten, unedles Gestein in edle Metalle umzuwandeln sowie ein Elixir zur Verlängerung des Lebens aufzufinden, entwickelte sich auf Grund der Arbeiten von Black (1728—88) u. Scheele (1742—86) durch Lavoisier (1743—94) die Chemie; er führte den Beweis, daß die Verbrennung eines Körpers in einer Verbindung desselben mit einem Bestandtheil der Atmosphäre bestehe, u. erhob durch den Satz, daß das Gewicht einer Verbindung immer gleich sei der Summe der Gewichte der Bestandtheile, die Wage zum vorzüglichsten Werkzeuge des Naturforschers. Man schritt zur Erklärung der Lebenserscheinungen organischer Wesen durch physikalische u. chemische Forschungen. Daß aber die Physiologie nur an der Hand der auf diese Weise gewonnenen Erkenntniß vorschreiten kann, hat ganz bes. J. v. Liebig (1803—73) nachgewiesen, als er seine Ansichten über die Ernährung der Pflanzen sowie über die Wärmeerzeugung u. Ernährung im Thierkörper durchführte. Schwann u. Schleiden eroberten dem Mikroskop in der Naturforschung ein ausgedehntes Gebiet, indem sie entdeckten, welche Rolle die Zelle beim Aufbau des Pflanzen- u. Thierkörpers spielt. Bei den Pflanzen wie bei den Thieren ist nunmehr der Ursprung eines jeden Einzelwesens aus einer Zelle unzweifelhaft festgestellt; der weitere Aufbau des Individuums geschieht durch Zellentheilung, indem sich durch fortgesetzte Spaltung u. Trennung die Zellen vermehren. Nachdem Alexander v. Humboldt die Aufmerksamkeit auf die Reizbarkeit des Nervensystems gelenkt hatte, wurde von Claude Bernard, Dubois-Raymond, Helmholtz u. Ludwig der mechanische Vorgang bei der Nervenfunktion durch Vivisektionen genauer erforscht, während Andere die Entwicklungsgeschichte zum Gegenstand ergebnißreicher Studien machten. Alex. v. Humboldt legte den Grund nicht blos für ganz neue naturwissenschaftliche Disziplinen, insbes. für die Pflanzen- u. Thiergeographie, sondern auch für eine völlig neue u. umfassendere Weltanschauung durch sein großes Werk „Kosmos". Von da ab begann sich die Naturforschung sehr eingehend mit der Frage über die Geschichte der Schöpfung zu beschäftigen, nachdem die Geologie seit Werner durch Leop. v. Buch, Lyell, Bischof u. A., die Paläontologie durch Lamarck, Cuvier, Bronn u. A., die Geographie durch Karl Ritter, die Meteorologie durch Dove, die Urgeschichte des Menschen durch Karl Vogt, Broca, Virchow u. A., die Astronomie durch Herschel, Euler, Olbers, Gauß, Argelander, Hansen, Encke, Struve, Leverrier, Secchi u. A. wesentlich gefördert worden war. Bei diesen Bestrebungen, die Entwicklungsgesetze des Weltalls aufzufinden, machte die Lehre Ch. Darwin's über Entstehung u. Umbildung der Pflanzen- u. Thierarten unter dem Einflusse der Zuchtwahl ganz bedeutende Sensation; Häckel u. Huxley suchten fast noch bestimmter als Darwin die Abstammung des Menschen von einem Thiere nachzuweisen. Eine werthvolle Bereicherung erhielten die Chemie u. die Physik durch Kirchhoff's u. Bunsen's Entdeckung der Spektralanalyse als neuer Untersuchungsmethode, durch die es sogar möglich wurde, die chemische Beschaffenheit der Gestirne kennen zu lernen. Eine bedeutsame Umwandlung erlangte schließlich die ganze Anschauung in der Naturwissenschaft durch die Entdeckung des Heilbronner Arztes Mayer, daß die bis dahin als „Kräfte" bezeichneten physikalischen Vorgänge der Wärme, des Magnetismus, der Elektrizität, der chemischen Verbindungen sowie des mechanischen Druckes in einem unmittelbaren Zusammenhange stehen; das Alles, so wurde nachgewiesen, sind Bewegungserscheinungen, von welchen sich die eine in die andere umsetzen kann. Hiermit eröffneten sich plötzlich ganz neue Gesichtspunkte, denn sofort kam als Grundwahrheit das Prinzip von der „Erhaltung der Kraft" (s. i.) od. die „Aequivalenz der Kräfte" zu allgemeiner Anerkennung. So ist denn Wärme nichts als Atombewegung od. Schwingung der kleinsten Theilchen irgend welcher Materie. Hierauf basirt die Einführung der Atomistik in die Chemie, u. es entwickelte sich von da aus in der Chemie die neue Typentheorie, die Lehre von der sog. Valenz. Man rückte hiermit der bestimmten Erkenntniß des Wesens der Materie einen großen Schritt näher. So hat sich denn die Art der Naturbetrachtung im Verlaufe der Zeit wesentlich geändert. Vor Allem wendete sich die Naturforschung mehr u. mehr von der früher geltenden Ansicht ab, daß Alles in der Natur zur Erfüllung eines besonderen Zweckes geschaffen sei. Die moderne Naturforschung verließ diese **teleologische** Weltanschauung u. stellt den Kausalitätsbegriff in den Vordergrund, denn sie untersucht die Naturerscheinungen auf Ursache u. Wirkung u. will die Gesetze finden, nach welchen die wirkenden Kräfte thätig sind. Hiermit gelangte der **theoretische Materialismus** in der Neuzeit zur Herrschaft. Diesem Materialismus zufolge existirt in aller Welt nichts weiter als körperlicher Stoff, in dessen Eigenschaften alle Ursachen der Erscheinungen liegen. Schließlich wagte sich die materialistische Forschung an das Problem über den Zusammenhang u. die gegenseitigen Beziehungen zwischen Körper u. Geist; sie behauptet, daß es mechanische u. chemische Vorgänge sind, welche die Materie des Gehirns in den Zustand geistiger Thätigkeit versetzen (L. Büchner). Von dieser modernen Richtung fürchten viele Vertreter der Philosophie u. Religion eine schlimme Schädigung einestheils des Idealismus, anderntheils des Glaubens; sie meinen, daß die Prinzipien einer solchen Richtung (der sog. „monistischen" Weltanschauung) mit den höchsten Aufgaben der Ethik u. Moral in Widerspruch treten. Allein mit der Erkenntniß

wirklicher Vorgänge in der Natur hat der Mensch für sein ethisches Bedürfniß u. Naturgefühl ungemein viel gewonnen. Schon Alex. v. Humboldt hat den Reflex der physischen Kräfte u. Erscheinungen auf den sittlichen Menschen in seiner ganzen Bedeutung u. Thatsächlichkeit auffassen gelehrt; u. kurz vor seinem Tode sagte v. Liebig: „Die Naturwissenschaften lehren die Welt, daß Beobachtung u. Erfahrung u. nicht die Autorität den letzten Entscheid zu geben haben; sie erzeugen den lebendigen heftigen Glauben an das Bestehen von unwandelbaren Moral- u. Naturgesetzen, denen sich unterzuordnen u. zu gehorchen das höchste Streben eines intelligenten Wesens sein muß." Als wichtiges Kulturelement werden denn auch auf allen Schulen die Naturwissenschaften gelehrt, nam. aber werden die naturwissenschaftlichen Hülfsmittel auf den Universitäten von Jahr zu Jahr erweitert u. vermehrt durch Laboratorien, Sammlungen u. besondere Lehranstalten. Auf Oken's Veranlassung kommen seit dem 18. Sept. 1822 (zuerst in Leipzig) die deutschen Naturforscher u. Aerzte alljährlich in Wanderversammlungen zusammen, deren Zweck ist, daß sich die Mitglieder u. Theilnehmer persönlich kennen lernen u. durch wissenschaftliche Mittheilungen gegenseitig unterrichten. Nach diesem Vorgange haben sich seitdem in allen civilisirten Staaten Europa's ganz ähnliche Naturforscher-Versammlungen gebildet. Ferner giebt es fast in jeder größeren Stadt jetzt naturwissenschaftliche Vereine.

Naturaliensammlungen sind das wichtigste Hülfsmittel für die Naturforschung, ebenso wie botanische u. zoologische Gärten, Sternwarten, physikalische u. anatomische Institute ꝛc. Neben der Anordnung der Sammlung nach systematischen Gesichtspunkten beschäftigt den Sammler das technische Verfahren bei Anlegung mineralogischer u. geologischer Sammlungen, der Herbarien, bei Anfertigung mikroskopischer Präparate, beim Ausstopfen u. Aufstellen der Thiere ꝛc. Die sog. Taxidermie ist die Lehre vom Konserviren, Präpariren u. Naturaliensammeln auf Reisen, vom Ausstopfen, vom Naturalienhandel ꝛc. — Vgl. Martin, „Die Praxis der Naturgeschichte ꝛc." (3 Thle., Weim. 1869); Schilling, „Hand- u. Lehrbuch für angehende Naturforscher u. Naturaliensammler" (3 Bde., Weimar 1859); Eger, „Der Naturaliensammler. Praktische Anleitung zum Sammeln, Präpariren, Konserviren organischer u. unorganischer Naturkörper" (2. Aufl., Wien 1876). Außer den größeren naturgeschichtlichen Werken von Buffon, Oken, Reichenbach, Giebel ꝛc. vgl. Leunis, „Synopsis der Naturgeschichte" (Hannov.; Mineralogie 1874, Botanik 1875, Zoologie, 2. Aufl. 1864); Schödler, „Das Buch der Natur" (2 Thle., 20. Aufl., Braunschw. 1875); Gerding, „Rundschau in der Natur" (2 Thle., Frankf. a. M. 1858); H. Masius, „Die gesammten Naturwissenschaften von Dippel, Gottlieb, Gurlt ꝛc." (3. Aufl., Essen 1873); „Die Naturkräfte", eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek von Radau, Pisko, Carl, Pfaff u. A. (München, 15 Bde.; wird fortgesetzt).

Naturalisation (a. d. Lat.). Die Staatsangehörigkeit ist die Unterlage der politischen u. vieler Privatrechte, so nam. des aktiven u. passiven Wahlrechts, des Grundbesitzes, Bürgerrechts, des Staatsschutzes ꝛc. Dieselbe wird regelmäßig nur durch Geburt in dem betreffenden Staate, u. zwar von Eltern, welche selbst Angehörige dieses Staates sind, erworben. Will man in einem anderen Staate die gleichen Rechte erlangen, so muß man sich daselbst naturalisiren lassen, d. h. durch eine Urkunde die Rechte sich verleihen lassen, welche ein Anderer durch die Natur selbst, nämlich durch die Geburt, erworben hat. Eine derartige N. ist unter Umständen nur mit Schwierigkeiten u. Opfern zu erreichen.

Naturalismus (vom lat. natura) heißt im Allgemeinen eine Richtung des Denkens, welche die Natur allein als Richtschnur anerkennt, od. ein Handeln, welches ohne Rücksicht auf Kunstregeln u. dgl. nur der natürlichen Eingebung folgt. In der Kunst besteht der N. in dem einfachen Wiedergeben der Vorlagen in der Natur im Gegensatz zu dem Idealismus, der die Natur vergeistigt. In der Philosophie u. Theologie hingegen hat das Wort verschiedene Bedeutungen angenommen. In ersterer bezeichnet es die Ableugnung einer übersinnlichen Ursache der Dinge u. ist somit gleichbedeutend mit Materialismus (s. d.) im Gegensatz zum Supranaturalismus, der „über (supra) die sinnliche Natur" hinausragende, d. h. übersinnliche Gründe annimmt. In der Theologie hingegen ist N. die Richtung auf eine rein vernünftige Erklärung der Dinge (ohne Offenbarung, Wunder ꝛc.), wenn schon ohne Leugnung des Geistes u. selbst Gottes, also ziemlich dasselbe, was Deismus (s. d.) u. verwandt mit dem Rationalismus ist, nur daß der letztere es noch mit dem Christenthum als einer geschichtlich gegebenen Religion zu thun hat, was bei dem N. nicht der Fall ist.

Naturell, Naturanlage, natürliche Neigung od. Gemüthsart.

Naturheilkunde nennt sich eine von einzelnen Aerzten u. Laien unter Verwerfung jeden Arzneigebrauchs eingeführte Heilmethode, bei welcher man von der Ansicht ausgeht, daß es zur Beseitigung der Krankheitsprozesse lediglich der Unterstützung der im Körper thätigen Naturheilkraft bedarf, u. daß man letzterer nur durch einen kleinen Kreis bestimmter Heilmittel u. Kuren, insbes. der Wasserkur, der sog. „diätetischen" od. Semmelkur, durch frische Luft ꝛc. die nöthige Unterstützung zu Theil werden lassen darf. Diese ziemlich einseitige Lehre, für deren Verbreitung mit großem Eifer durch Schrift u. Wort, auch in besonderen „Vereinen für N." gewirkt wird, setzt sich in Opposition mit der gesammten ärztlichen Kunst, indem sie insbes. jede Anwendung von Medikamenten als eine „Vergiftung des Körpers" betrachtet. Soweit die Vertreter dieser Richtung in Krankheitsfällen das Wasser in richtiger Weise zu Heilzwecken benutzen, befinden sie sich mit den Aerzten, welche ohne Ausnahme schon längst die Wasserkuren in ihre Praxis eingeführt haben, in Uebereinstimmung; allein die große Bevorzugung solcher einfachen Heilmittel ist immerhin eine Einseitigkeit u. kann für eine große Zahl von Krankheitsformen nicht ausreichen. Dazu kommt, daß sich die Ausübung der N. vorzugsweise in Händen von Laien befindet, die sich ohne innere Berechtigung u. ohne alles Vorstudium getrauen, die Krankheitsformen zu erkennen u. deren wahres Wesen zu beurtheilen. Nach der Theorie, von der die Anhänger der N. ausgehen, gilt es, in fieberhaften Krankheiten lediglich die erhöhte u. gefahrdrohende Wärme des Körpers durch Anwendung kalten Wassers in Form von abkühlenden Bädern u. Einwickelungen herabzusetzen; in chronischen od. fieberhaften Krankheiten dagegen soll der freiwillige Heilungsprozeß dadurch unterstützt werden, daß man alle die Naturheilkraft hemmenden Hindernisse beseitigt u. eine angemessene Wärmeproduktion erzeugt, um den Körper in eine Reaktion zur Ausscheidung der Krankheit zu versetzen. Der Dilettantismus hat hiermit unter der Firma der „Naturärzte" viele Gelegenheit, sich mit Krankheitsheilung zu beschäftigen u. hier u. da scheinbar große Triumphe zu feiern, da in der That eine sehr große Zahl von Krankheiten, sei es mit, sei es ohne Zuthun solcher Praktikanten, infolge des natürlichen Heilprozesses zur Genesung übergeht, u. da man im Volke sehr geneigt ist, der zuletzt angewendeten Kur den günstigen Erfolg zuzuschreiben. So haben denn auch Aerzte u. Privatpersonen Heilanstalten errichtet, in welchen man nach den Grundsätzen der N. verfährt. Eine derselben ist die von Dr. Steinbacher gegründete Anstalt Brunnthal bei München; hieran schließen sich die bes. für Schroth'sche Kuren bestimmten „diätetischen" Heilanstalten des Dr. Kles u. des Dr. Baumgarten in Dresden. Schließlich leitete auch der ehemalige Apotheker Th. Hahn zu Waid in St. Gallen ein ähnliches Institut. Letzterer hat auch den Vegetarianismus mit der N. in engere Verbindung gebracht. Ferner wird von den Vereinen für N. vielfach gegen die Impfung der Kuhpocken agitirt. Außer mehreren Schriften Hahn's u. A. vgl. Richter's „Lehrbuch der N." (Heidelb. 1866) u. Steinbacher's „Handbuch des gesammten Naturheilverfahrens" (Augsb. 1869); Kles, „Die diätetische Heilmethode ꝛc." (2. Aufl., Dresd. 1875); Loh, „Lehrbuch der praktischen N. ꝛc." (Berl. 1875), mehrere Zeitschriften von Albu, Boruttau, Meinert u. A.

natürliche Kinder nennt man im Ehebruche erzeugte u. außer der Ehe geborene Kinder. Dieselben haben keinen Vater, nach manchen Rechten nicht einmal eine Mutter, u. das durch die Zeugung u. Geburt begründete Eltern- u. Kindesverhältniß ist rechtlich entweder gar nicht od. nur in beschränkter Weise anerkannt u. geschützt. Der Mutter u. den mütterlichen Verwandten gegenüber werden sie allerdings vielfach den ehelichen Kindern gleichgestellt, vom Vater haben sie nichts zu beanspruchen, höchstens hat er für gewisse Jahre einen Unterhaltsbeitrag (Alimente) zu bezahlen. Insbesondere unterstehen sie nicht seiner väterlichen Gewalt, tragen aber auch nicht seinen Namen u. genießen nicht seinen Stand, haben auch kein Erbrecht an seinem Vermögen. Durch Legitimation (s. d.) können n. K. in eheliche verwandelt werden.

Naturphilosophie nennt man im engeren (geschichtlichen) Sinne die philosophischen Betrachtungen über die Entstehung der Welt u. den Grundstoff derselben von Seiten der sog. Jonischen Philosophen, die überhaupt als die Urheber der Philosophie anzusehen sind. Aber auch später, als man zahlreiche weitere Fragen in die philosophische Erörterung hereingezogen hatte, blieb die Philosophie der Alten wesentlich N., da es zu einer klaren Trennung der Naturforschung (auf rein erfahrungsmäßigem Wege) u. der Metaphysik (s. d.) als der Wissenschaft vom Uebersinnlichen noch nicht gekommen war. Nachdem diese Scheidung von der neueren Philosophie vollzogen war, hat man der N. das in der Mitte liegende Gebiet zugewiesen, d. h. die philosophische Erörterung u. innere Verknüpfung der von der Naturforschung ermittelten Naturgesetze, wobei allerdings die Grenze zwischen N. u. Metaphysik, welche letztere der gleichen Erörterungen bedarf, immer eine fließende geblieben ist. In einem besonderen Sinne ist das Wort von Schelling (s. d.) gebraucht worden.

Naturrecht od. Vernunftrecht, die Lehre von den allgemeinen Rechtswahrheiten, wird auf dem Wege philosophischer Ableitung aus den Eigenschaften des Menschenthums entwickelt. Indem die philosophische Spekulation von der Thatsache des menschlichen Bewußtseins ausgeht, gelangt sie zu dem Begriffe des Willens, der Freiheit, der nothwendigen

Beschränkung dieser Freiheit, um die Gesammtheit der menschlichen Anlagen unverkümmert zu erhalten, hieran aber zum Aufbau des Staates als der durch den Vereinigungstrieb herbeigeführten Organisation des allgemein Menschlichen, u. innerhalb des Staatsbegriffes zur Idee der Gerechtigkeit u. allen aus dieser Idee, ohne Rücksicht auf die geschichtlichen Besonderheiten, für das Privatrecht, die bürgerliche Gesellschaft, das Staats- u. Völkerrecht sich ergebenden Folgerungen. Das N. giebt Aufschluß über die bei der Bildung des positiven Rechts wirksamen Momente u. liefert damit wichtige Hülfsmittel zur Kritik der bestehenden Gesetze. Da es aber nur allgemeine Wahrheiten aufstellt, so kann der vielvertretene Vorschlag, etwaige Lücken des positiven Rechts aus dem N. zu ergänzen u. dasselbe bei Gericht als unmittelbare Rechtsquelle zu verwerthen, kein Gehör finden. Aus dem Alterthume sind uns in den Theoremen des Platon, Aristoteles u. Cicero nur Ansätze zu einer Behandlung des philosophischen Staatsrechts erhalten. Erst Grotius legte seinem Völkerrechte („De jure belli et pacis", 1625) ein annähernd vollständiges rechtsphilosophisches System zu Grunde, u. Pufendorf erhob das N. zu einer eignen Wissenschaft, die seitdem von Thomasius, Wolff u. vielen Anderen, vor Allen aber grundlegend durch Immahuel Kant („Metaphysik der Sitten", 1797) u. Hegel („Grundlinien der Philosophie des Rechts", 1821) bearbeitet ward.

Naturreligion steht einerseits im Gegensatz zu den geoffenbarten Religionen als Bezeichnung der heidnischen Religionen, indem dieselben alle (wenigstens ursprünglich) von der Verehrung der Naturdinge, der Gestirne ꝛc. ausgehen u. überhaupt eng mit der Natur verflochten sind; andererseits als Bezeichnung eines rein vernunftmäßigen religiösen Denkens im Gegensatz zum Supranaturalismus (s. „Naturalismus").

Naturselbstdruck nannte Auer ein von ihm erfundenes Verfahren zur Herstellung von Druckplatten durch mechanische Einpressung der natürlichen Gegenstände. Die abzubildenden Gegenstände, welche immer möglichst in der Ebene der Druckplatte liegen müssen, werden zwischen zwei Bleiplatten gelegt u. einer scharfen Pressung am besten dadurch ausgesetzt, daß man das Packet durch ein paar Preßwalzen laufen läßt. Das Blei ist weich genug, um in alle Vertiefungen einzudringen u. ein ganz genaues vertieftes Abbild des untergelegten Originales zu geben, das nur mit Farbe eingerieben zu werden braucht, um sich abdrucken zu lassen. Gerade die zartesten Fasern, Schuppen ꝛc. kommen am besten zur Wiedererscheinung, u. es ist deshalb das Verfahren für die Abbildung von feinen Pflanzentheilen, Blättern, Farrnkrautwedeln, Algen, Federn, Spitzen ꝛc. von sehr schöner Wirkung, wenngleich der Umstand, daß nur flache Gegenstände sich zur Wiedergabe eignen, seine Anwendbarkeit sehr beschränkt.

Naturwissenschaften, s. „Natur".

Natzmer, Oldwig Anton Leopold v., preuß. General, geb. zu Villin in Pommern 18. April 1782; diente seit 1798 als Gardebez. seit 1801 als Generalstabsoffizier, fiel 1806 bei Prenzlau in Kriegsgefangenschaft, wurde aber 1807 wieder ausgewechselt u. war seit 1809 Flügeladjutant des Königs, als welcher er sich häufig mit wichtigen Sendungen betraut sah, auch die Schlachten der Jahre 1813 u. 1814 mitmachte. Nach dem Feldzug von 1815, an dem er als Kommandant der Grenadierbrigade Theil nahm, zum Generalmajor befördert, erhielt er 1818 eine Gardedivision u. 1820 die 11. Division in Breslau. 1821 begleitete N. den Kronprinzen zum Kongreß in Troppau, dann wohnte er als preuß. Militär-Kommissar dem Feldzuge der Oesterreicher gegen Neapel bei. Seit 1825 Generalleutnant, befehligte er seit 1827 die 8. Division in Erfurt, mit der er 1830—32 am Rhein stand, ward im März 1832 kommandirender General des 1. Armeecorps in Preußen, ließ sich zwar im Nov. 1839 zur Disposition stellen, wurde aber bald darauf Mitglied des Staatsraths u. Generaladjutant des Königs, sowie 1840 General der Infanterie. Als solcher diente er noch bis 1850. Er starb zu Matzdorf in Schlesien 1. Nov. 1861. — Vgl. G. E. v. Natzmer, „Aus dem Leben des Generals O. v. N." (2 Thle., Berl. 1876).

Naubert, Christiane Benedikte Eugenie, geb. **Hebenstreit**, eine der ersten Romanschriftstellerinnen Deutschlands, geb. als Tochter des Professors der Medizin Joh. Ernst Hebenstreit (geb. 15. Febr. 1703, gest. 5. Dez. 1757) zu Leipzig 13. Sept. 1756; erhielt eine völlig gelehrte Erziehung, heirathete zuerst den Kaufmann u. Rittergutsbesitzer Holdenrieder in Naumburg a. d. S. u. nach dessen Tode den Kaufmann N. daselbst, zog später mit ihrem Gatten nach Leipzig u. starb hier 12. Jan. 1819. Bei all ihrer Schriftstellerei vernachlässigte sie ihre häuslichen Pflichten so wenig u. war so weit davon entfernt, mit dem Beifall, den ihre geist-, phantasie- u. gemüthreichen Romane fanden, gegen Andere zu prunken, daß selbst ihre Freunde u. Angehörigen erst kurz vor ihrem Tode ihre Autorschaft erfuhren. Zu ihren Romanen benutzte sie hauptsächlich historische Begebenheiten u. Legenden. Gleich der erste ihrer zahlreichen Romane war ein historischer: „Geschichte Emma's, Tochter Kaiser Karl's d. Gr., u. seines Geheimschreibers Eginhard" (2 Bde., Lpz. 1785). Die besten der folgenden sind: „Walter von Montbarry" (2 Bde., ebd. 1786) u. „Hermann von Unna" (2 Bde., ebd. 1788). Außerdem sind ihr Familienroman „Die Amtmännin von Hohenweiler" (ebd. 1787) u. ihre „Neuen Volksmärchen der Deutschen" (5 Bde., ebd. 1789 bis 1793) hervorzuheben. Ihre „Letzten Original-Romane" erschienen 1827 in 5 Bdn.

Nauheim, Stadt im großherzogl. hess. Kreise Friedberg, Provinz Oberhessen, mit 2512 E. (1871); liegt in der Wetterau, an der Main-Weserbahn, 37 Km. nördl. von Frankfurt a. M., ist Sitz eines Landgerichtes u. hat eine evangel. u. eine kathol. Kirche. Das freundlich gebaute Städtchen besitzt eine bedeutende Saline, mit welcher ein stark besuchtes Solbad verbunden ist. Der Kur- u. Salzbrunnen werden zum Trinken, die erst in neuerer Zeit durch Bohrungen aufgeschlossenen Quellen des Kleinen (23 ° R.) u. Großen Sprudels (26 ° R.) u. des Friedrich-Wilhelmssprudels (30 ° R.) zu Bädern benutzt. Die Salzgewinnung scheint hier uralt zu sein; die Gradirwerke selbst wurden 1579 errichtet. N. gehörte bis 1419 den Herren v. Münzenberg, kam dann an Hanau u. 1736 an Kurhessen u. wurde durch den Berliner Vertrag vom 3. Sept. 1866 mit dem dazu gehörigen Amte von Preußen an das Großherzogthum Hessen abgetreten, in welchem es eine Enklave bildete. Im W. der Stadt liegt der Johannisberg, auf dem 1. Sept. 1762 der Erbprinz Ferdinand von Braunschweig von dem Prinzen Condé geschlagen wurde; das nahe Dorf Wisselsheim, 3 Km. nordöstl. von N., hat warme Salzquellen, Schwalheim, 2 Km. im O., wie jenes an der Wetter gelegen, Sauerbrunnen mit Trinkanstalt.

Naumachia (v. griech.), d. i. Seekampf, war in Rom die Bezeichnung eines denselben nachahmenden Schauspiels. Zu diesem Zwecke konnte die Arena des Amphitheaters unter Wasser gesetzt werden; zu größeren Seeschlachten wurden aber auch besondere Bassins ausgegraben, die ebenfalls Naumachien hießen. Letzteres that zuerst Cäsar 46 v. Chr. Die größte von allen Naumachien, bei denen die Treue des historischen Kostüms beobachtet wurde, veranstaltete Kaiser Claudius 52 n. Chr. auf dem Fucinersee; 19,000 Mann manövrirten u. fochten hier als Rhodier u. Sizilier gegen einander.

Naumann, Johann Friedrich, verdienter Ornitholog, geb. zu Ziebigk bei Köthen 14. Febr. 1780 als Sohn des gleichfalls auf dem ornithologischen Gebiete vortheilhaft bekannten Landwirths Johann Andreas N. (geb. zu Ziebigk 13. April 1747, gest. daselbst 15. Mai 1826); unterstützte denselben in der Verwaltung seines Gutes, studirte dabei aufs Eifrigste die allgemeine Naturgeschichte, wendete sich aber zuletzt ausschließlich der Ornithologie u. hier wiederum dem Studium der deutschen Vögel zu, deren vorzüglichster Kenner er wurde, erhielt als Inspektor des Ornithologischen Museums in Köthen den Professortitel u. starb zu Ziebigk 15. Aug. 1857. Von außerordentlichem u. bleibendem Werth ist sein Hauptwerk: „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands" (12 Bde., Lpz. 1822 bis 1844), zu dem er nicht blos die Zeichnungen geliefert, sondern auch die vielen vortrefflichen Platten selbst gestochen hat. Außerdem sind von seinen Schriften zu nennen: „Taxidermie" (Halle 1815, mit Kupfern; 2. Aufl. 1848); „Die Eier der Vögel Deutschlands" (mit Buhle, 5 Hefte, ebd. 1819—27) u. „Naturgeschichte nach allen drei Reichen" (mit Gräfe, Eisl. 1834 f.). Die von der Deutschen Ornithologischen Gesellschaft herausgegebene Zeitschrift „Naumannia" (1850 f.) führte ihm zu Ehren diesen Namen.

Naumann, Karl Friedrich, einer der bedeutendsten Mineralogen, Krystallographen u. Geognosten, geb. zu Dresden 30. Mai 1797, ältester Sohn des Joh. Gottlieb od. Amadeus N. (s. d.), Bruder des Konstantin August N. (geb. 9. März 1800, gest. als Professor der Mathematik an der Bergakademie zu Freiberg 21. Nov. 1852) u. des Moritz Ernst Adolph N. (s. d.). 15 Jahre alt bezog er Schulpforta, wo er eine vorzügliche klassische Bildung empfing, die aus allen seinen späteren Werken hervorleuchtet, studirte seit 1816 zu Freiberg, Jena u. Leipzig, machte in d. J. 1821 u. 22 eine wissenschaftliche Reise durch Norwegen u. habilitirte sich 1823 als Privatdozent in Jena.

Im J. 1824 ging er nach Leipzig u. folgte 1826 einem Rufe als Professor der Krystallographie u. als Disziplinarinspektor an die Freiberger Bergakademie, an der ihm 1835 auch die Professur für Geognosie übertragen wurde. Als 1842 eine ordentliche Professur für Mineralogie u. Geognosie in Leipzig errichtet ward, erhielt N. dieselbe, u. seitdem wirkte er wieder in Leipzig, bis er im Herbste 1870 sein ruhmvoll verwaltetes Lehramt niederlegte u. sich 1871 nach seiner Geburtsstadt zurückzog. Doch erfreute er sich nur kurze Zeit hier seines Ruhestandes; der Verlust seiner treuen Lebensgefährtin (Emma, geb. Demiani, gest. 31. Okt. 1873) brach seine Lebenskraft, so daß er ihr schon wenige Wochen später nachfolgte. N. starb zu Dresden 26. Nov. 1873. Der durch edlen Charakter sowie durch rührende Anspruchslosigkeit u. Bescheidenheit ausgezeichnete Gelehrte hat nicht blos durch seine langjährige Lehrthätigkeit eminent befruchtend, sondern auch durch seine klassischen Schriften bahnbrechend gewirkt. N.'s Arbeiten hatten fünf Hauptrichtungen. Die Krystallographie erfreute sich zuerst der eigenartigen Darstellung des Meisters, der die Lehre von den gesetzmäßigen Formen der Krystalle zuerst auf rein analytisch-geometrischer Basis aufbaute u. durch die Bezeichnungsweise der Krystallflächen dieser Wissenschaft eine allgemein verständliche Terminologie gab, die seitdem allgemein gehandhabt wird.



Nr. 4285. Karl Friedrich Naumann (geb. 30. Mai 1797, gest. 26. Nov. 1873).

Der „Grundriß der Krystallographie" (ebd. 1825; 2. Aufl. 1841), ein „Lehrbuch der reinen u. angewandten Krystallographie" (2 Bde., ebd. 1830) u. „Anfangsgründe der Krystallographie" (ebd. 1841; 2. Aufl. 1854) sowie die „Elemente der theoretischen Krystallographie" (Lpz. 1856) umfassen, abgesehen von zahlreichen Abhandlungen u. Monographien, die Publikationen N.'s in dieser Richtung. Seine mineralogischen u. geognostischen Arbeiten waren bereits 1824 durch einen „Versuch einer Gesteinslehre" (Lpz. 1824) eingeleitet worden; diesem folgte der „Entwurf der Lithurgik od. ökonomischen Mineralogie" (ebd. 1826); „Lehrbuch der Mineralogie" (Berl. 1828) u. die „Elemente der Mineralogie" (ebd. 1846; 9. Aufl. 1873), welch letztere einen ganz eminenten Einfluß gewannen, sowol durch die Objektivität der Darstellung als nam. durch die darin durchgeführte, auf rein chemische Grundbegriffe basirte Systematik, welche die Mineralien auf eine bisher nie erreichte Weise übersichtlich ordnete. Wenn mit den veränderten chemischen Anschauungen diese Einordnung späterhin Aenderungen erfahren mußte, so beweist dies eben nur die Richtigkeit des ihr von N. untergelegten Prinzips. Ein hohes Verdienst erwarb sich N. auch durch die Herausgabe der großen „Geognostischen Generalkarte des Königreichs Sachsen u. der angrenzenden Länderabtheilungen" (Dresd. 1836—45), welche er in Gemeinschaft mit Bernhard Cotta aufgenommen, u. die nicht allein als Muster für die durch sie überhaupt erst angeregte Kartirung fast aller andern deutschen Staaten gedient, sondern auch durch die dazu gegebenen „Erläuterungen" (5 Hefte, ebd. 1836—45) nach vielen Seiten die Wissenschaft erweitert u. bes., da sie die Ausdehnung u. Zusammensetzung der Steinkohlenlager in Sachsen aufklärte, den großartigen Aufschwung des sächs. Kohlenbergbaues veranlaßt u. so die sächs. Industrie mächtig gefördert hat, ohne daß übrigens N. selbst nennenswerthe Vortheile daraus gezogen hätte. Speziellere Ergebnisse seiner diesbezüglichen Forschungen sind: „Geognostische Beschreibung des Kohlenbassins Flöha" (Lpz. 1864); „Geognostische Karte des erzgebirgischen Bassins" (ebd. 1866) u. „Geognostische Karte der Umgegend von Hainichen in Sachsen mit Erläuterungen" (ebd. 1871). Das Hauptwerk seines Lebens ist aber sein bewunderungswürdiges „Lehrbuch der Geognosie" (2 Bde. mit einem Atlas von 70 Tafeln, Lpz. 1850—54), dessen 2. Aufl. (3 Bde., 1858 bis 1873) ihn bis an sein Lebensende beschäftigte, ohne daß es ihm gegönnt gewesen wäre, dasselbe vollständig abzuschließen. Von den vielen Anerkennungen, die ihm, der danach nicht lüstern war, zu Theil wurden, sei nur erwähnt die Verleihung der goldnen Wollastonmedaille seitens der Londoner Geologischen Gesellschaft (21. Febr. 1868), sowie daß er unter die kleine Zahl ausländischer Gelehrten gehörte, welche die Pariser Akademie zu ihren Mitgliedern zu ernennen pflegt. — Geistige u. körperliche Rüstigkeit bewahrte N. bis zu seinem Ende; Heiterkeit u. stiller Humor, unbegrenztes Wohlwollen gegen Jedermann, bereitwillige Anerkennung fremden Verdienstes, Aufrichtigkeit u. eine Bescheidenheit sonder Gleichen waren die Hauptzüge seines Charakters, die ihn Allen, welche mit ihm in persönliche Berührung kamen, unvergeßlich machten.

Naumann, Moritz Ernst Adolf, ausgezeichneter Mediziner, Bruder des Karl Friedrich N. (s. d.), geb. zu Dresden 7. Okt. 1798; studirte seit 1816 in Leipzig, wurde das. 1824 Privatdozent, ging im folgenden Jahre als außerordentl. Professor nach Berlin u. wirkte seit 1828 als ordentl. Professor u. 1851—64 zugleich als Direktor des medizinisch-klinischen u. polyklinischen Instituts in Bonn, wo er 19. Okt. 1871 starb. Sein Hauptverdienst lag auf dem Gebiete der Diagnostik; auch hat er über hektische Zustände, Nervenkrankheiten u. Rheumatismen wichtige Aufklärungen gegeben. Von seinen zahlreichen Werken sind am bemerkenswerthesten: „Handbuch der med. Klinik" (Berl. 1829—39, 8 Bde.; 2. Aufl., 1. Bd. 1848); „Die Pathogenie" (ebd. 1841—45, 3 Bde.); „Allgemeine Pathologie u. Therapie" (ebd. 1851) u. die „Ergebnisse u. Studien aus der med. Klinik zu Bonn" (Lpz. 1858—60, 2 Bde.).

Naumann, Johann Gottlieb, einer der hervorragendsten Komponisten seiner Zeit, geb. 17. April 1741 zu Blasewitz bei Dresden als Sohn eines Landmannes; besuchte die Kreuzschule in Dresden u. wurde, etwa 14 Jahre alt, zu einem Dresdener Schlosser in die Lehre gegeben, entlief aber seinem Lehrherrn u. setzte es endlich durch, abermals die Kreuzschule besuchen zu dürfen. Zu weiterer Ausbildung des bei dem Knaben früh hervorgetretenen musikalischen Talentes nahm sich der Kantor Homilius seiner an. Nicht lange danach ging N. als Begleiter des in Dresden lebenden schwedischen Musikers Weeström nach Italien. Der unwürdigen Behandlung von Seiten dieses Mannes entzog er sich in Padua, wo er von Tartini im Kontrapunkt unterrichtet wurde u. durch Ertheilung von Unterricht seine Subsistenzmittel erwarb. Nach dreijährigem Aufenthalt in Padua besuchte N. als Lehrer u. Begleiter eines gewissen Pitscher aus Preußen Neapel u. Bologna, genoß in letzterer Stadt noch den Unterricht des Pater Martini (s. d.) u. lebte dann wieder in Padua u. Venedig. In Venedig gelangten seine ersten Opern, u. zwar mit großem Erfolg, zur Aufführung, u. darauf gestützt bemühte sich N. um eine Anstellung in Dresden, die er auch fand: 1764 wurde er zum Kirchenkomponisten dort ernannt. Schon 1765 durfte er mit Unterstützung der Kurfürstin Maria Antonia wieder nach Italien gehen, wo er u. A. für Palermo die beifällig aufgenommene Oper „Achille in Sciro" schrieb. Bei seiner Rückkehr nach Dresden gab ihm die Vermählung seines Landesfürsten Gelegenheit zur Komposition der Oper „La Clemenza di Tito"; vier Jahre darauf

begab er sich zum dritten Male nach Italien, wo er 15 Monate blieb, u. wo innerhalb dieser Zeit in Venedig die Opern „Solimanno“, „L'Isola disabitata“, „Ipermnestra“ u. in Padua „Armida“ mit größtem Beifall gegeben wurden. Bis 1776 weilte N. wieder in Dresden, wo er inzwischen zum Kapellmeister befördert worden war; dann folgte er einem Rufe des schwed. Königs Gustav's III. nach Stockholm, wo er während eines fast einjährigen Aufenthaltes die ganze königl. Kapelle regenerirte; hier entstand die Oper „Amphion“ (in schwed. Sprache) u. machte Glück. Ein zweites Mal besuchte er Stockholm 1780, komponirte hier die Opern „Cora“ u. „Gustav Wasa“ (beide in schwed. Sprache) u. wurde 1785 auch nach Kopenhagen eingeladen, wo er die Oper „Orpheus“ (in dän. Sprache) auf die Bühne brachte. In Berlin, welches N. seit 1786 wiederholt besucht hatte, wünschte man ihn dauernd zu fesseln, doch lehnte er jedes darauf bezügliche Anerbieten ab; zum Lohne ernannte ihn sein Kurfürst zum Oberkapellmeister mit glänzendem Gehalt. Von den Opern, die er seit 1786 noch schrieb, sind zu nennen: „Protesilao“, „La Dama soldato“, „Andromeda“, „Amor giustificato“ u. „Aci e Galatea“. Die letzte dieser Opern wurde im April 1801 zu Dresden gegeben, u. bereits 21. Okt. desselben Jahres starb N. — Außer den Opern hat N. noch geliefert: an die zwölf Oratorien u. geistliche Cantaten (darunter bes. anführenswerth „I Pellegrini“ u. das „Vaterunser“ von Klopstock), 27 solenne Messen für die katholische Hofkirche in Dresden, zahlreiche kleinere Kirchenstücke verschiedenster Art, 18 Sinfonien, Sonaten für Harmonika u. für Klavier mit Violinbegleitung, Violinduetten, Streichtrios u. Quartetten, franz., ital. u. deutsche Lieder u. Gesänge ꝛc. — Sein Enkel **Emil N.** hat sich ebenfalls als Musiker wie auch als musikalischer Schriftsteller bekannt gemacht. Geb. zu Berlin 8. Sept. 1827 als Sohn Moritz Ernst Adolf N.'s (s. d.), verlebte er seine Jugendzeit in Bonn u. wurde nachgehends in Leipzig u. einen Sommer lang in Frankfurt a. M. Mendelssohn's Kompositionsschüler. 1850 wurde er in Berlin zum Hofkirchenmusikdirektor ernannt. Man kennt von ihm: die Oratorien „Christus der Friedensbote“ (1847) u. „Die Zerstörung Jerusalems“ (1855); die Oper „Judith“ (1858; auch der Text von ihm verfaßt); eine Messe; mehrere Psalmen u. sonstige Kirchensachen; Lieder u. Gesänge (ein- u. mehrstimmige); Kammermusiksachen ꝛc. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Ueber Einführung des Psalmengesanges in die Evangel. Kirche“ (Berl. 1856); „Deutsche Tondichter von Bach bis auf die Gegenwart“ (Berl. 1871) u. „Die Tonkunst in der Kulturgeschichte“ (Bd. I., Lpz. 1871).

Naumburg an der Saale, Kreisstadt des preuß. Reg.-Bez. Merseburg, Provinz Sachsen, mit 16,354 E. (1875); liegt in reizender Gegend 2 Km. von dem rechten Ufer der Saale, an der Thüringischen Eisenbahn u. ist Sitz eines Appellationsgerichtes, eines Kreisamtes u. eines Kreis- u. Schwurgerichtes sowie einer Superintendentur. Die theilweise alterthümliche Stadt hat in dem 1349 vollendeten Dome ein hervorragendes Baudenkmal aus der Uebergangsepoche des roman. u. goth. Stiles; außerdem 4 protest. Pfarrkirchen u. ein kathol. Bethaus, ein Gymnasium u. eine höhere Bürgerschule. Handel u. Gewerbe sind nicht unbedeutend, wenn auch die 1514 von Kaiser Maximilian privilegirte Petri-Paulmesse sehr zurückgegangen ist. Schaumwein, Strumpfwaaren, Kämme, Bürsten, Leder, Cigarren u. Tabak sind die hauptsächlichsten Industrieprodukte N.s; die Umgegend baut viel Wein u. Obst. Die Stadt verdankt ihre Entstehung u. ihren Namen der vom Markgrafen Eckard I. von Meißen u. Thüringen (982—1002) gegründeten Neuenburg, an deren Stelle jetzt das Appellationsgerichtsgebäude steht; hierzu kam bald eine Stiftskirche u. ein Benediktinerkloster; der bald darauf zur Stadt erhobene Ort ward 1028 Sitz des Bisthums Zeitz. Der Tod des letzten kathol. Bischofs Julius Pflugk (gest. 1564) brachte das Stift unter kursächs. Verwaltung; 1656 kam es an die Linie Sachsen-Zeitz u. nach deren Aussterben 1726 definitiv an Kurhessen, bei dem es verblieb, bis es 1815 an Preußen abgetreten wurde. Das jährlich 28. Juli gefeierte Kirschenfest verdankt einer auch dichterisch (von Kotzebue u. Mahlmann) behandelten Sage seine Entstehung: Nach derselben soll 28. Juli 1432 der Hussitenführer mit seinen Scharen die Stadt belagert u. mit Zerstörung bedroht haben, durch die Bitten der in Sterbekleidern unter Anführung des Bürgermeisters vor ihm erschienenen Kinder N.s aber zum Abzuge bewogen worden sein, nachdem er erst die Jugend mit Kirschen bewirthet habe. — Der Kreis N. umfaßt 2,79 □M. mit 26,711 E. (1871) u. den Städten N. u. Kösen (s. d.).

Naundorf, angeblicher Sohn Ludwig's XVI., s. „Ludwig XVII“.

Nauplia od. Napoli di Romania, Hauptstadt der griech Nomarchie Argolis u. der gleichnamigen Eparchie mit 3958 E. (1870); liegt an der Ostküste des Peloponneses an einem geräumigen u. sicheren Hafen des Meerbusens gleiches Namens u. ist durch 3 Forts u. eine schon von den Venetianern angelegte Citadelle die stärkste Festung Griechenlands. Die durch Neubauten in den letzten Jahrzehnten sehr verschönerte Stadt ist Sitz des Nomarchen, eines Erzbischofs u. eines Appellationsgerichtes u. hat ein Gymnasium u. sieben Kirchen. In dem Festungsfelsen ist von König Otto den in Griechenland gefallenen Bayern ein Denkmal in Gestalt eines Löwen errichtet worden. N. war 1824—35 Hauptstadt des neuen Königreichs Griechenland.

Nausikaa, die Tochter des Phäakenkönigs Alkinoos, ist die Heldin einer der anmuthigsten Episoden in Homer's „Odyssee“. Beim Waschen am Strande findet sie den schiffbrüchigen Odysseus, den sie kleidet u. in das Haus ihres Vaters führt. Das edle Wesen des Fremden macht auf sie den tiefsten Eindruck, so daß sie im Stillen ihn sich zum Gatten wünscht. Als Odysseus sich zur Abfahrt rüstet, sucht sie ihn ohne Begleitung auf u. bittet ihn schamhaft, auch in der Heimat zuweilen seiner Lebensretterin zu gedenken. — Die Episode von N. ist wiederholt poetisch behandelt worden; Sophokles dichtete eine „N.“ u. auch Goethe hat sich ernstlich mit dem Stoffe beschäftigt, ohne aber die bereits skizzirte Tragödie auszuarbeiten.

Nautik, s. v. w. Schiffahrtskunde.

Nautilus (Schiffsboot, Schiffskuttel, Perlboot), eine Kephalopodengattung, unter den jetztlebenden neben dem Weibchen von Argonauta (s. d.) od. dem „Papiernautilus“ die einzige mit einer äußeren Schale. Der hintere Theil derselben ist durch Scheidewände (Septa) in Luftkammern geschieden, das Thier bewohnt nur die vorderste Kammer u. setzt sich durch eine röhrenförmige Ausstülpung des Körpersackes (den Sipho) durch alle leeren Kammern fort; es hat vier Kiemen, zahlreiche Arme ohne Saugnäpfe, gestielte Augen, aber keinen Tintenbeutel. Von 600 bekannten Arten gehören nur sechs der Jetztzeit; sie leben auf dem Meeresgrund, wo sie sich bes. von Krebsen nähren, schwimmen aber auch zeitweilig an der Oberfläche. Ihre Schalen werden zu Schmucksachen verarbeitet, auf den Fidschi-Inseln wird das Thier gegessen. Den Nautilusarten verwandt sind die fossilen Ammoniten, über 1000 Arten an Zahl.



Nr. 4286. Der Nautilus.

Navarino od. Pylos, kleine Hafenstadt an der Südwestküste des Peloponneses in der Eparchie Pylos u. der Nomarchie Messenien mit 1115 E.; liegt an einem sehr geräumigen Hafen, dem die im Peloponn. Kriege berühmt gewordene Insel Sphagia (Sphakteria) vorgelagert ist; Stadt u. Bucht sind stark befestigt; in letzterer, die nur durch schmale Meerengen mit der offenen See in Verbindung steht, ward 20. Okt. 1827 die türk.-ägypt. Flotte durch die verbündete engl., franz. u. russ. fast vollständig vernichtet.

Navarra, ein ehemaliges Königreich, welches durch die Pyrenäen in Obernavarra im S. u. Niedernavarra im N. geschieden wurde; entstand in der ersten Hälfte des 9. Jahrh. in den Kämpfen gegen die Mauren u. erlangte unter den inneren Fehden des Karolingerreiches seine Selbständigkeit; 1284 durch Erbschaft an Frankreich gekommen, wurde N. später wieder von eigenen Königen beherrscht u. gelangte erst 1445 an die Krone Arragonien; 1512 ging Obernavarra an Spanien verloren, während Niedernavarra 1589 durch die Thronbesteigung des franz. Königs Heinrich IV., welcher sieben Jahre vorher N. geerbt hatte, für immer mit Frankreich vereinigt ward, zu dessen Dep. Basses-Pyrénées es gehört. Der spanische Theil bildet jetzt die Provinz Pamplona (s. d.) od. N. Das kräftige, tapfere, ehrliebende u. fleißige Volk der Navarresen, welches aus einer Mischung von Basken u. Gothen sich gebildet hatte, behielt seine eigenthümlichen Sonderrechte (Fueros) bis zu den Karlistenkriegen, infolge deren die Verfassung aufgehoben ward. Die begeisterte Heimatsliebe u. der in kirchlicher u. politischer Beziehung streng konservative Sinn der Bevölkerung machten aber dieses Gebirgsland in dem letzten Karlistenaufstand abermals zum

Herde der kriegerischen Bewegungen, durch welche eine Wiederherstellung der alten Verfassung erlangt werden sollte.

Navez, François Joseph, einer der Begründer der neueren belg. Historienmalerei, der jedoch in seinen Werken kaum über die frostige antike Richtung hinaus kam. Geb. zu Charleroi 1787, wurde er in Brüssel François' Schüler, ging 1813 nach Paris, wo er sich der Richtung David's u. seiner Schule anschloß, lebte dann eine Zeit lang in Rom, kehrte 1822 nach Brüssel zurück, wurde hier Direktor der Kunstakademie, legte aber 1859 dieses Amt nieder u. starb zu Brüssel 12. Okt. 1869.

Navigationsakte (a. d. Lat.), d. h. Schiffahrtsgesetz, heißt das Gesetz, welches das republikanische Parlament Englands 9. Okt. 1651 erließ. Dieses Gesetz, eigentlich nichts als ein Akt der Feindseligkeit gegen die holländ. Rhederei, für Englands Schiffahrt aber (wenigstens anfänglich) von unleugbar großem Vortheil, bestimmte im Wesentlichen Folgendes: Kolonialwaaren dürfen nur von britischen Schiffen in Großbritannien u. Irland u. den engl. Kolonien eingeführt werden; europ. Waaren od. Fabrikate sollen nur auf britischen Schiffen od. Schiffen des Erzeugungslandes eingeführt werden; kein fremdes Schiff darf Rückfracht von England, dagegen jedes britische Schiff doppelte Fracht von anderen Ländern mitnehmen. Diese N., die sofort einen Krieg mit Holland zur Folge hatte, aber beim Frieden 1654 von den Holländern anerkannt werden mußte, erlangte die Billigung auch des königlichen, dem Cromwell'schen folgenden Parlamentes u. ward von Karl II. bestätigt; nur erfuhr die zweite Bestimmung eine Beschränkung dahin, daß sie nur auf Waaren aus Rußland u. der Türkei u. gewisse Artikel (seitdem im Handel als „enumerated articles" bezeichnet) anwendbar sein sollte; geändert wurde aber durch die letztere Klausel wenig, da alle Hauptartikel sich unter den „enumerated articles" befanden. Später folgte das Verbot jeder Einfuhr aus Holland, den Niederlanden u. Deutschland, gleichviel unter welchem Verhältnisse u. in was für einem Schiffe, u. 1696 wurde sogar den brit. Kolonien verboten, ihre Produkte selbst nach Irland od. Schottland zu senden. Daß diese tyrannische u. in krassester Weise egoistische Maßregel von fremden Staaten unwillig ertragen wurde u. zu Repressalien führte, ist begreiflich: 1787 erließen die Vereinigten Staaten von Nordamerika ein der N. wörtlich nachgebildetes Gesetz gegen England, u. die nordischen Mächte drohten mit einer gleichen Maßregel. Deshalb wurde 1821 u. 1825 die N. gemildert u. durch die Annahme des sog. Reciprocitäts- (d. h. Gegenseitigkeits-) Systems der Verkehr aller mit England in Frieden lebenden europäischen Länder auf gleichen Fuß gesetzt. Im J. 1848 legte das Ministerium Russel dem Parlament eine Bill vor, welche, in Konsequenz der durch Peel angebahnten Reformen der engl. Handelspolitik, die noch übrigen Bestimmungen der N., mit Ausnahme der Begünstigungen der einheimischen Küstenschiffahrt u. Fischerei, aufhob, u. 26. Juni 1849 wurde die Bill angenommen. Im J. 1854 gerieth auch die letzte Klausel in Wegfall.

Navigationsschule ist eine Anstalt, welche ihre Zöglinge in den Kenntnissen des Seemanns unterrichtet u. Steuermänner u. Schiffskapitäne heranbildet. In Deutschland verlangt man schon von dem Kapitän eines Handelsschiffes, daß er auf einer N. gebildet sei. Solche N.n bestehen in Memel, Pillau, Danzig, Grabow bei Stettin, Stralsund, Wustrow, Rostock, Flensburg, Hamburg, Bremen u. a. a. O. Rußland hat dergleichen in Kronstadt u. Riga, Dänemark in Kopenhagen, Schweden in Stockholm, Frankreich in Cherbourg, Toulon u. St. Nazaire; England besitzt außer mehreren dieser Schulen eine Marineakademie zu Woolwich.

Nävius, Cnejus, ein röm. Dichter, wahrscheinlich aus Campanien gebürtig; nahm am ersten Pun. Krieg Theil u. wendete sich seit 235 v. Chr. dem Drama zu. Ausfälle gegen die Mächtigen Roms, bes. die Meteller u. Scipionen, brachten ihn ins Gefängniß, u. als er nach seiner durch die Volkstribunen bewirkten Freilassung in den früheren Ton zurückfiel, erfolgte seine Verbannung. Er starb in hohem Alter um 204 zu Utica. Ruf erwarben ihm weniger seine Tragödien, von denen nur einige Titel erhalten sind, als seine in griech. Gewand gekleideten Lustspiele, von deren Keckheit u. Natürlichkeit auch die Bruchstücke zeugen (gesammelt in Ribbeck's „Scaenicae Romanorum poesis fragmenta", Lpz. 1852—55). Sein verdienstlichstes Werk aber war ein im saturnischen Versmaße geschriebenes Gedicht „De bello punico" (herausgeg. von Vahlen, Lpz. 1854). Ueberhaupt war er der erste röm. Dichter, der mit Geist u. nationalem Sinn die Sprache beherrschte u. zu bilden suchte. — Vergl. Berchem, „De Naevii vita et scriptis" (1861).

Naxos, jetzt Naxia od. Axia, griech. Insel, die größte unter den Kykladen mit 6,8 □M. Flächeninhalt u. etwa 25,000 E.; erhebt sich in dem gebirgigen Innern fast zu 1000 m., hat aber reich bewässerte u. überaus fruchtbare Ebenen u. Thäler, die eine Fülle von Wein, Südfrüchten, Oliven, Baumwolle, Getreide u. Gemüse erzeugen. Einen wichtigen Ausfuhrartikel bildet Smirgel, von dem sich an der Ostseite der Insel große Lager befinden; der im Alterthum berühmte Marmor wird nicht mehr exportirt. Der Handelsverkehr von N. leidet unter dem Mangel an guten Häfen. — Die Hauptstadt N., an der Nordwestküste gelegen, zählt gegen 5000 E. u. ist Sitz eines kathol. Erzbischofs u. eines griech. Bischofs. Das alte Schloß ist von den Venetianern erbaut worden. — Im Alterthum hieß die Insel auch Dia u. Strongyle. Thraker u. Karer waren ihre ersten Ansiedler; von ihnen stammt auch der Kultus des Dionysos, welcher sich hier nach der Sage mit der von Theseus verlassenen Ariadne vermählt hat. Später ward die Insel von ion. Griechen besetzt; in den Perserkriegen von Xerxes unterworfen, trat N. dann zu dem Bunde der ion. Seestaaten unter Athens Führung u. wurde 466 v. Chr. von den Athenern bezwungen, als es seine Selbständigkeit wiederzuerlangen trachtete. Das 1207 von dem Venetianer Marco Sanudo gegründete Herzogthum Naxia kam 1579 unter türk. Gewalt.

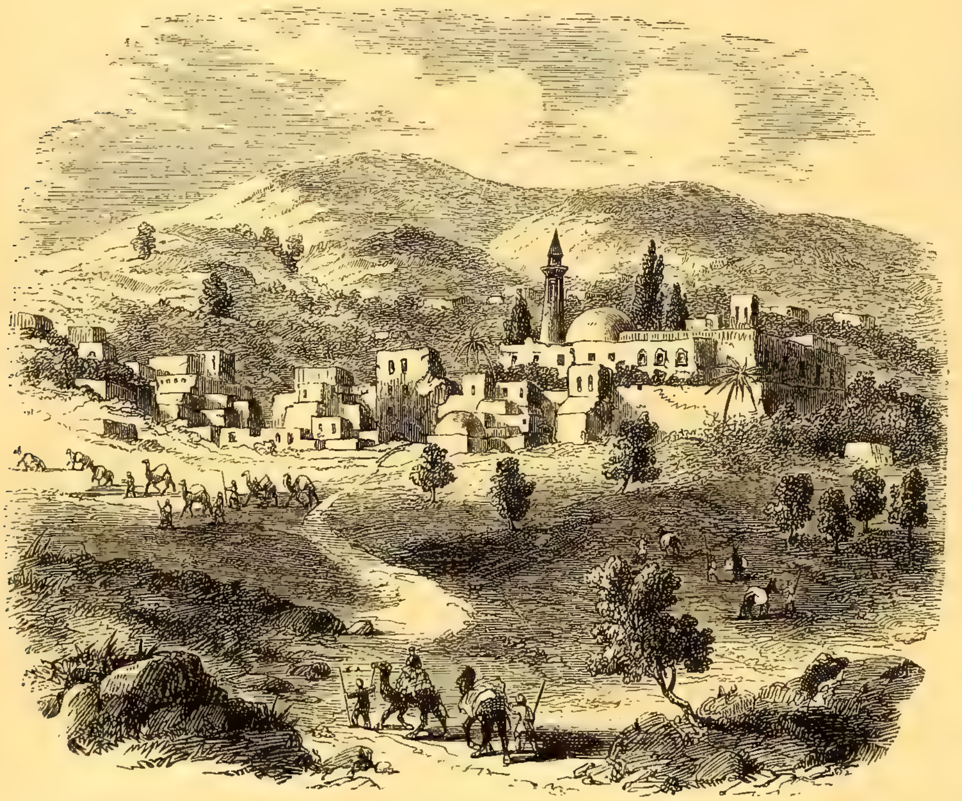
Nazarener od. Nazaräer hießen nach Jesu von Nazareth ursprünglich die Christen überhaupt, wie es nach Apostelgeschichte 24, 5 scheint, bes. im Munde der Juden. Später (wahrscheinlich um 130 n. Chr.) wurde N. der Name einer Partei unter den Judenchristen, welche nach allen Spuren die Ueberlieferungen der ältesten Muttergemeinde von Jerusalem am treuesten bewahrte. Denn sie hielten an der Pflicht der Beschneidung u. dem Mosaischen Gesetz (jedoch ohne die Zuthaten der Pharisäer) fest, bedienten sich eines unserem Matthäus verwandten Evangeliums u. verwarfen die Paulinischen Briefe, ohne indeß dem Paulus selbst u. den Heidenchristen feindlich gegenüber zu stehen. Ebenso erkannten sie auch die Gottessohnschaft Jesu an u. unterschieden sich durch alles Dies von den viel schrofferen Ebioniten (s. d.), die man oft irrthümlich mit ihnen zusammengeworfen hat. Trotz Alledem von der Kirche als Ketzer gebrandmarkt, verschwinden die N., bis dahin bes. in Syrien u. dem Ostjordanlande ansässig, nach dem 5. Jahrh. aus der Geschichte. N. nennt man spottweise auch diejenigen Maler aus der Zeit des Wiedererwachens der deutschen Kunst (erste Hälfte unseres Jahrh.), welche den Standpunkt der christlichen Romantik einnehmen. Die namhaftesten Vertreter dieser Richtung waren od. sind außer ihrem Begründer Overbeck die Maler Joh. Führich, Leopold Kuppelwieser, Philipp Veit u. Ed. Steinle.

Nazareth, bei den heutigen Arabern en-Nasira (wie schon im Alterthum auch Nazara genannt), Stadt in der Mitte des alten Galiläa, im heutigen Liwa Akko (Ejalet Beirut), ca. 4 M. südöstl. vom Vorgebirge Karmel gelegen. Als die Jugendheimat Jesu (vgl. Matth. 2, 23; Luk. 2, 39 ff.) hat die damals unbedeutende u., wie es scheint, sogar verachtete Stadt (vgl. Joh. 1, 46) weltgeschichtliche Bedeutung erlangt, obschon ihre Bewohner Jesum verwarfen u. sogar zu tödten trachteten (Luk. 4, 16 ff.). Trotzdem stammt von dieser Stadt der älteste Name der Christen „Nazarener". Oft erobert u. zerstört, wurde N. erst seit 1620 wieder von Christen bewohnt u. vielbesuchter Wallfahrtsort. N. liegt in der Thalmulde südl. vom Berg es-Sîch, in die es sich vielfach zwischen steilen Abhängen malerisch einschmiegt. Von den ca. 6000 Einwohnern sind 2000 Mohammedaner, 2500 griech., ca. 1000 röm. Katholiken; die protest. Gemeinde zählt etwa 100 Seelen u. besitzt eine schöne neue Kirche. Außer der deutschen ist bes. auch die engl. Mission in N. thätig. Die Stadt zerfällt in das griech. Viertel im Norden, an dessen Ostende sich die griech. Kirche mit dem Sitz des Erzbischofs befindet; das lat. Viertel im SW. u. das mohammedanische im SO. In letzterem liegt auch das Haupttheiligthum der Stadt, die lat. „Kirche der Verkündigung", in der der Schauplatz von Luk. 1, 26 ff. u., gleichfalls unter der Erde, die Wohnung der Maria u. Joseph's gezeigt wird. Die Griechen dagegen verehren als den Ort der Verkündigung die Gabrielskirche im NO. der Stadt. Außerdem zeigt man nördl. vom lat. Kloster die Zimmerwerkstatt Joseph's, seit dem 6. Jahrh. auch die Synagoge, wo Jesus Unterricht erhielt, ferner einen Kreideblock als den „Tisch Christi" u. 3/4 Stunden südl. von der Stadt den „Berg des Hinabsturzes" (gegen Luk. 4, 29).

Neander, Joachim, reformirter Liederdichter, geb. um 1650 zu Bremen; wurde als Student daselbst um 1670 für die Labadisten (s. „Labadie") gewonnen, studirte dann noch als Begleiter einiger vornehmen Jünglinge in Heidelberg u. wirkte danach als Rektor der lat. Schule in Düsseldorf, indem er zugleich eifrig durch Predigt u. Seelsorge den Labadismus zu fördern trachtete. Da man darin eine Beförderung des Sektenwesens erblickte, so wurde er 1676 von seinem Amte suspendirt, 1677 aber auf ein neues Gelöbniß hin wieder angestellt. 1679 als Prediger nach Bremen berufen, starb er

daselbst bereits 1680. Von seinen 71 geistlichen Liedern (zuerst Bremen 1679 erschienen) haben einige fast in allen evangel. Gesangbüchern Aufnahme gefunden: so bes. „Komm, o komm, du Geist des Lebens" u. „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren." Einige derselben hat N. selbst mit trefflichen Melodien versehen.

Neander, Johann August Wilhelm, berühmter Kirchenhistoriker, geb. 17. Jan. 1789 zu Göttingen als Sohn eines jüd. Handelsmannes, Namens Mendel; siedelte bald nach seiner Geburt mit seiner Mutter nach Hamburg über, wo er seine Vorbildung erhielt, ließ sich, bes. durch Schleiermacher's „Reden über die Religion" angeregt, 1806 taufen u. nahm den Namen N. (griech., d. h. Neumann) an. Seit 1806 studirte er Theologie in Halle u. Göttingen u. war von 1809 an als Hauslehrer in Hamburg thätig, zugleich mit kirchengeschichtlichen Studien beschäftigt. 1811 habilitirte sich N. für Kirchengeschichte in Heidelberg, wurde 1812 außerordentl. Professor daselbst u. in dems. Jahre auf Grund seiner Schrift „Ueber den Kaiser Julianus u. sein Zeitalter" (Lpz. 1812) nach Berlin berufen, wo er bis zu seinem Tode am 14. Juli 1850 wirkte. —

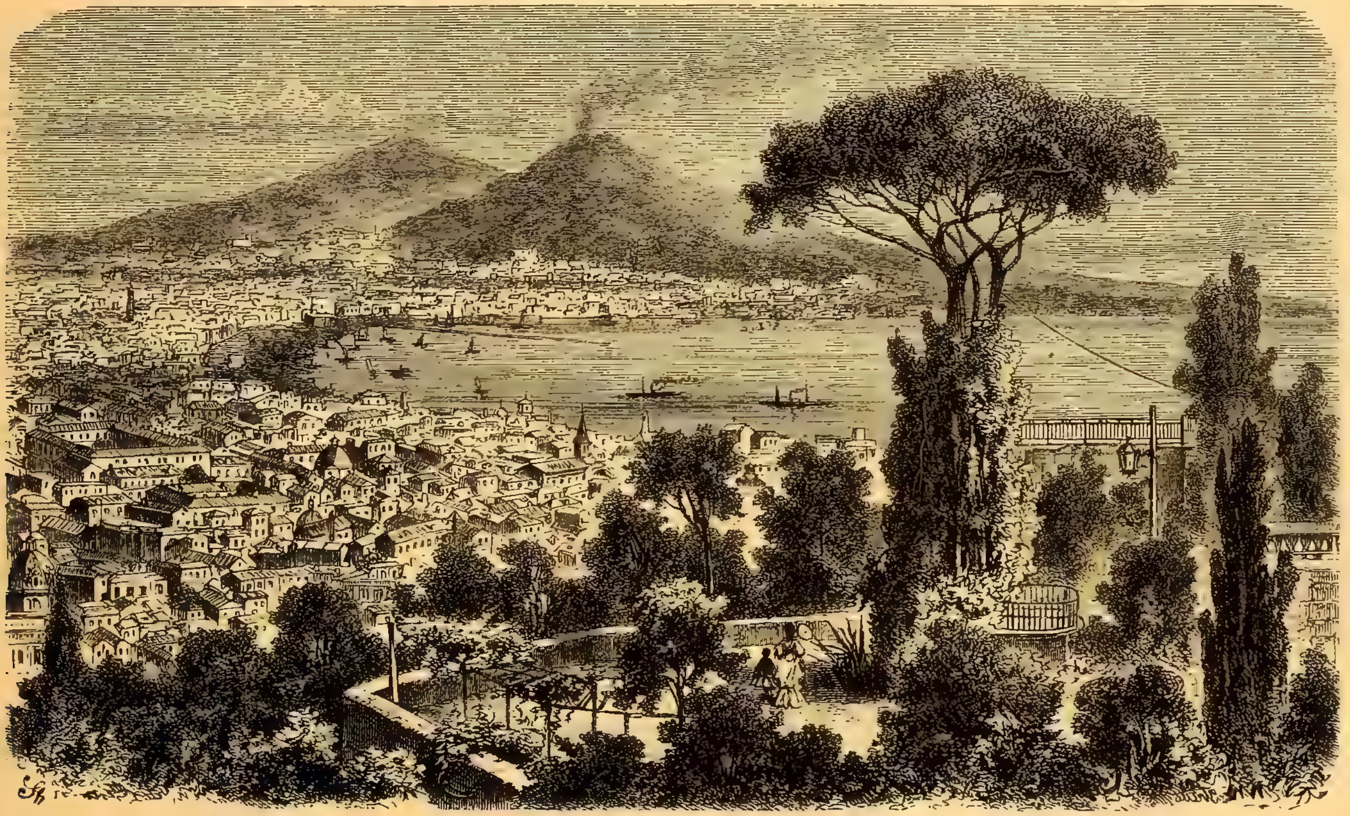


Nr. 4287. Nazareth.

N. hat an der Blüte der Universität Berlin, die mit Preußens Erhebung 1813 der Mittelpunkt der nationalen Bestrebungen wurde, einen wesentlichen Antheil gehabt. Sein Wahlspruch: „Das Herz ists, was den Theologen macht", befähigte ihn, trotz seiner kindlich unbeholfenen Persönlichkeit, tief anregend auf Unzählige einzuwirken. Alle seine seit 1813 erschienenen u. öfter aufgelegten Schriften („Der heilige Bernhard u. sein Zeitalter", Berl. 1813; „Die genetische Entwicklung der vornehmsten gnostischen Systeme", Berl. 1818; „Der heilige Chrysostomus" u. „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums u. des christl. Lebens", ebd. 1822; „Antignosticus, Geist des Tertullianus u. Einleitung in dessen Schriften", ebd. 1825, sämmtlich noch jetzt sehr geschätzt) sind nur Vorarbeiten zu der größten Leistung N.'s, der „Allgemeinen Geschichte der christl. Religion u. Kirche" (5 Bde. in 10 Abtheilungen [bis auf Bonifacius VIII.], Hamb. 1825—45; die 11. Abtheilung bis zum Konzil von Basel, aus N.'s Nachlaß 1852 herausgegeben von K. F. Schneider; neue Gesammtausgabe in 2 Bden. 1856). Von sonstigen Werken N.'s ist noch die „Geschichte der Pflanzung u. Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel" (2 Bde., Hamb. 1832 u. ö.) sowie das „Leben Jesu" (Hamb. 1837 u. ö.) hervorzuheben. Die Bedeutung der kirchengeschichtlichen Arbeiten N.'s liegt vor Allem darin, daß er im Gegensatz zu der vorher herrschenden künstlichen Konstruktion der Geschichte dieselbe vielmehr als einen Entwicklungsprozeß auffaßte, der sich als eine „Geschichte des Lebens Christi in der Menschheit" unausgesetzt in besonderen, eigenthümlichen Persönlichkeiten als seinen Trägern vollzieht. Vermochte er so mit außerordentlicher Feinsinnigkeit u. Weitherzigkeit des Urtheils allen Persönlichkeiten gerecht zu werden, da er in jeder ein Stück des Christus erkannte, der erst in allen zusammen zur Erscheinung komme, so trat dabei freilich die äußere Gestalt der Kirche als eines einheitlichen Organismus fast ganz zurück; die Kirchengeschichte ist durch ihn vielmehr zu einer endlosen Galerie einzelner Persönlichkeiten, seien dieselben auch noch so erbaulich u. wahrheitsgetreu, dargestellt.

Neapel (ital. Napoli), ehemalige Hauptstadt des Königreichs Beider Sizilien, jetzt Hauptstadt einer süditalischen Provinz u. größte Stadt des Königsreichs mit 415,549 E. (1871); liegt an dem herrlichen Golf von N., welchem nach dem Meere zu die Inseln Ischia, Procida u. Capri vorgelagert sind, u. zieht sich amphitheatralisch an den Abhängen des Monte Posilipo, der Höhe von Camoldoli u. der Hügel des Vomero, Capodimonte u. S. Maria del Pianto hin mit den entzückendsten Blicken auf das Meer u. den Vesuv. Im SW. des von dem Kastel S. Elmo gekrönten Monte Calvario erstreckt sich am Meere der neuere Theil der Stadt mit prächtigen Villen u. Gärten u. Spaziergängen am Meere bis zu dem düsteren Kastell dell' Ovo, welches halbinselartig in das Meer vorspringt. Der ältere, historisch interessantere u. bei weitem größere Theil N.s liegt im O. u. N. des Königspalastes (Palazzo Reale). Die mit breiten, keilförmigen Lavaquadern gepflasterten Straßen sind meist eng, die Häuser vielstöckig u. fast durchgängig mit platten Dächern u. Balkonen versehen, im Ganzen aber unansehnlich. Großartig sind nur die älteren Paläste in der Vicaria, die Renaissancebauten um S. Domenico u. Montoliveto u. einige Paläste in der Strada di Roma, der alten Toledostraße, der wichtigsten u. längsten Verkehrsader der Stadt, welche von der Piazza del Plebiscito zum Nationalmuseum führt, wo dann nach Norden weiter ihre Fortsetzung die Strada nuova di Capodimonte zum königlichen Schlosse auf dem Capodimonte geleitet, während nach NO. über di Piazza Cavour die Strada S. Carlo all' Arena führt. Durch ihren großen Verkehr interessirt für das Studium des Volkslebens nam. noch die Strada de'Tribunali. Die schönsten Plätze sind der Mercato, der Marktplatz, in der Altstadt nahe am Meer gelegen, der Schloßplatz, welcher jetzt offiziell als Piazza del Plebiscito bezeichnet wird, u. die Piazza Cavour am Museum. Viele der Plätze N.s sind nur Straßenerweiterungen ohne hervorragenden architektonischen Charakter. Der öffentliche Lustpark ist die Villa Nazionale, gewöhnlich Villa Reale genannt, an der Riviera di Chiaja. Der schönste Renaissancepalast ist der jetzt zur Post umgebaute Palazzo Gravina, ein Werk des Neapolitaners Gabriele d'Agnolo (1480—1510). Der 1600 erbaute u. nach dem Brande von 1837 renovirte Palazzo reale enthält in seinen Sälen werthvolle Gobelins u. Gemälde der niederl. u. ital. Schule, wie auch mehrere von den Adelspalästen an Schätzen der bildenden Kunst reich sind. Der kolossale Palazzo del Municipio, welcher 1819—25 als Gebäude für sämmtliche Ministerien errichtet wurde, dient jetzt den Stadtbehörden; das die Stadt überragende Schloß di Capodimonte enthält außer einer Waffensammlung nam. Werke moderner Künstler, der erzbischöfliche Palast sehenswerthe Fresken von Lanfranco, der Palazzo Santangelo eine bedeutende Privatsammlung antiker Gegenstände u. der Palazzo Policastro eine reichhaltige Bibliothek für die Geschichte N.s. Unter den mehr als 200 Kirchen der Stadt sind die wichtigsten u. kunsthistorisch interessantesten der Dom S. Gennaro, die alte Kathedrale des Bisthums,

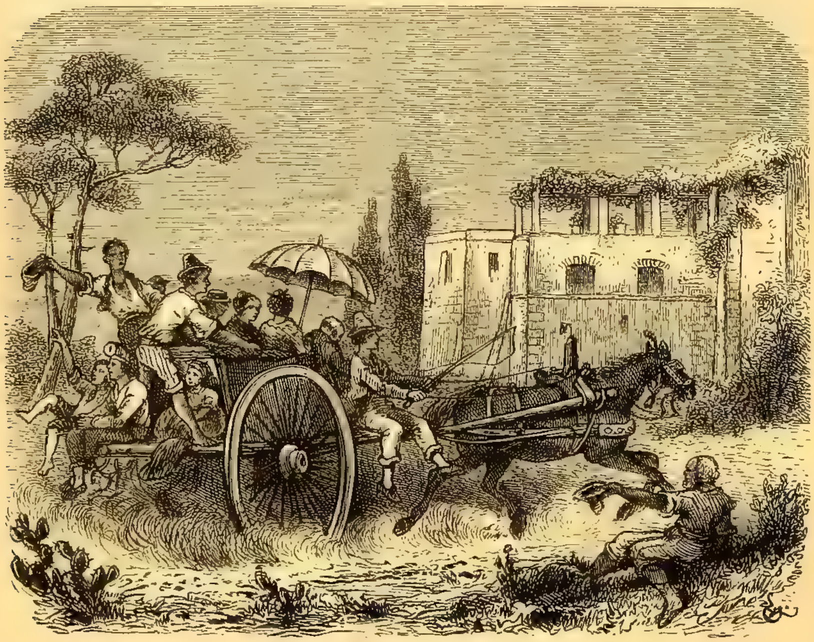
1299 neben S. Restituta wahrscheinlich von Niccolo Pisano erbaut, welche in ihren ältesten anstoßenden Theilen noch die Basilikaform bewahrt, aber durch spätere Restaurationen in ihrer Gothik sehr verderbt worden ist u. in der prächtig ausgestatteten Kapelle des heil. Januarius in einem Silbertabernakel das Blut dieses Stadtheiligen enthält, welches durch sein Flüssigwerden dreimal im Jahre (19. Sept., 16. Dez. u. ersten Sonnabend im Mai) die gnädige Gesinnung dieses Märtyrers dokumentirt; S. Domenico Maggiore, ein 1255 geweihter großer gothischer Bau, mit den Grabmälern von 10 aragonischen Fürsten u. von vielen anderen in der Geschichte Italiens wichtigen Persönlichkeiten; Santa Chiara, in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. erbaut, aber wie alle älteren Kirchen N.s später geschmacklos erneuert, mit schönen Reliefs, Deckengemälden u. Grabmälern, nam. von Gliedern des Hauses Anjou; S. Giovanni Carbonara, 1343 gegründet, mit dem Prachtdenkmal des Königs Ladislaus († 1414) u. dem schönen Grabmal des Giovanni Caracciolo (1432 ermordet); S. Maria del Carmine mit dem von Thorwaldsen modellirten Standbilde Konradin's, dessen Gebeine hinter dem Hochaltar ruhen; Pompeji, Kupferstiche, Gemälde ital. Meister u. eine Bibliothek enthält. Die wichtigsten wissenschaftlichen Anstalten N.s sind die 1224 von Friedrich II. gegründete Universität mit einer bedeutenden Bibliothek u. einer höheren Normalschule, das medizinische Kollegium, das Institut für die Handelsmarine, ein königl. Militärkollegium, die Kriegsmarineschule, die Lehranstalt für Thierarzneikunde u. Landwirthschaft, die Ingenieurschule u. die von einem Deutschen, dem Dr. A. Dohrn, gegründete Stazione zoologica an der Villa reale, mit prächtigem Aquarium; außerdem besitzt N. noch eine große Nationalbibliothek, Akademien für Künste u. Wissenschaften, auch eine Sternwarte, u. ist Sitz eines Erzbischofs u. der höchsten Behörden der Provinz. Von den Wohlthätigkeitsanstalten sind das königl. Armenhaus (Real Albergo di Poveri) u. die Spitäler degli Incurabili u. della Annunziata die größten. Das Volk hat immer noch sich den Ruf seiner Genußsucht u. Leichtlebigkeit bewahrt, wenn auch seine Lazzaroni (s. d.) nicht mehr die originellen Erscheinungen wie ehedem sind; doch ist die Industrie in dem letzten Jahrzehnt beträchtlich gestiegen: nam. die Weberei in Wolle u. Seide u. die Fabrikation von Korallenwaaren,



Nr. 4288. Neapel.

S. Maria l'Incoronata, deren Kreuzgang werthvolle Fresken aus der Zeit Giotto's enthält; S. Francesco di Paola, 1816 als Votivkirche durch Ferdinand I. in Form des Pantheons mit einer großartigen Kuppel erbaut u. in ihrer weithin sich ausdehnenden Halle mit den Reiterstatuen Karl's III. von Canova u. Ferdinand's I. von Cali geschmückt; Montoliveto, die Kirche des gleichnamigen Klosters, in dem Torquato Tasso einen Theil seines „Befreiten Jerusalems" geschrieben hat, u. S. Martino auf der Höhe von S. Elmo, von der sich eine entzückende Aussicht auf Stadt u. Golf darbietet. An dem südl. Abhange des Berges, welchen der Palazzo Reale di Capodimonte krönt, ziehen sich die berühmten Katakomben (s. d.) hin, der unterirdische, in Tufffelsen ausgehauene Friedhof der altchristlichen Kirche Neapels, mit höchst interessanten Fresken u. der in Basilikaform ausgeführten Kapelle des heil. Januarius. Die bedeutendste Kunstsammlung von ganz Italien ist das Nationalmuseum, in dessen Erdgeschoß sich die pompejanischen Fresken u. Mosaiken, ägyptische Alterthümer, antike u. altchristliche Inschriften u. Bildwerke aus Marmor (Farnesischer Hercules, Farnes. Stier, Venus Kallipygos, Venus von Capua, Farnes. Juno, Agrippina, Weihgeschenke des Attalus, Reiterstatuen des Balbus u. seines Sohnes, Athletenstatue) u. Bronze (Narciß, Silen als Gefäßträger, Ausruhender Merkur, Tanzender Faun) u. eine Sammlung antiker Waffen befinden, während das obere Stockwerk Renaissancegegenstände, antike Gläser, Vasen, Terrocotten, kleinere Bronzen, Pretiosen (bes. Kameen) u. Münzen, Papyrus aus Handschuhen, Porzellan, künstlichen Blumen, Saiten, musikalischen Instrumenten 2c. Sehr bedeutend ist der Handel u. die Schiffahrt; der Hafen wird durch 2 Molen gebildet, auf deren einem der Leuchtthurm steht, während der andere das Sanitätsgebäude trägt; ein bes. neuer Hafen ist für die Kriegsmarine angelegt. — Die 1861 gebildete **Provinz N.** zählte 1871 auf 19,35 □M. 907,752 E. u. besteht aus den Kreisen N., Castellamare di Stabiä, Pozzuoli u. Casoria. — Die Geschichte N.s beginnt im dunkelsten Alterthum. Jonische Griechen aus Cumä siedelten sich am Fuße des Vesuv an u. nannten ihren reizenden Wohnsitz Parthenope (Jungfrauenantlitz). Als andere ihnen folgten, kam zur Altstadt (Paläopolis) die Neustadt (Neapolis), u. dieser Name blieb, seitdem die Römer 327 v. Chr. sie den Samnitern entrissen hatten. Bis 266 v. Chr. wurden auch die übrigen griech. Kolonien, welche das von 14 zum großen Theil oskischen u. sabellischen Völkerschaften bewohnte Gebirgsland umkränzten u. den Namen Großgriechenland führten, dem röm. Stadtgebiete einverleibt. Seitdem theilte dieses Gebiet die Schicksale Roms, bewahrte sich aber lange noch Griechenthum u. Heidenthum. Nach der Vernichtung der ostgothischen Herrschaft 554 n. Chr. standen die von dem griech. Kaiser ernannten 7 Herzöge Unteritaliens unter dem Exarchen von Ravenna. Den Langobarden, welche 568 nach Italien kamen, erlag nur die Gebirgsgegend, die Seestädte blieben griechisch u. standen seit dem Ende des 8. Jahrh. unter einem Patricius, der in Sizilien residirte, weshalb man sie schon damals unter dem

Namen Sizilien jenseit des Faro von Messina zusammenfaßte u. von „Beiden Sizilien" sprach. Aus der Bedrängniß durch die Araber vermochten die Kaiser das Volk nicht zu retten; Sizilien ging im 9. Jahrh. verloren u. Unteritalien, das Otto II. von Deutschland 982 blutig abgewiesen hatte, wurde seit dem Anfange des 11. Jahrh. die Beute normännischer Abenteurer, die es den Arabern u. zugleich den Griechen entrissen, geführt von den tapferen Söhnen des Grafen Tancred von Hauteville. 1054 nahmen diese ihren Raub von dem Papste zu Lehen; 1130 empfing Roger II. von Anaklet II. zuerst den Titel eines Königs Beider Sizilien. Das neue Reich, in welchem arabische, griechische, italienische u. französisch-normännische Elemente gemischt waren, kam durch Roger's Tochter Constanze nach dem Aussterben des Mannsstammes 1194 an deren Gemahl, den Kaiser Heinrich VI., u. gelangte unter Friedrich (1197 bis 1250) durch eine musterhafte Verfassung, durch freisinnige Gesetzgebung u. durch Gründung der Universität N. zu hoher Blüte. Aber Innocenz IV. erklärte den gebannten Kaiser für verlustig seiner Lehen u. bot anderen Fürsten das Königreich an, ebenso Alexander IV. u. Urban IV.; erst von Papst Clemens IV. nahm Karl v. Anjou im J. 1265 die Krone zu Lehen.



Nr. 4289. Ein Corricolo in Neapel.

In den Schlachten von Benevent 1266 u. von Scurcola 1268 erlagen ihm die letzten Hohenstaufen Manfred (s. d.) u. Konradin (s. d.), aber durch die Sizilische Vesper (s. d.) riß sich die Insel von dem Reiche los u. blieb im Besitze des Hauses Aragonien. Unter König Robert (1309—43), der an der Spitze der Guelfen die Rechte des abwesenden Papstes vertheidigte, blühten die Wissenschaften an seinem Hofe, aber zugleich auch das Faustrecht in seinem Lande. Seine Enkelin Johanna I. (1343—82), der Mitwissenschaft an dem Morde ihres ersten Gemahls Andreas beschuldigt, mußte vor dessen Bruder, dem Könige Ludwig von Ungarn, 1347 nach Marseille flüchten, kehrte nach dessen Abzug 1351 zurück, wurde aber durch Karl (III.) v. Durazzo 1381 verdrängt u. auf den Rath des Papstes Clemens VII. 1382 durch Kissen erstickt. Karl's Tochter Johanna II. (1414—35) gab durch eine doppelte Vererbung ihres Königreichs unglücklicherweise Veranlassung zu inneren u. äußeren Kämpfen. Alfons V. von Sizilien u. Aragonien, den sie schon im J. 1421 adoptirt hatte, besiegte 1442 Renatus v. Anjou, den das Testament der Königin zum Erben ernannte, u. hinterließ N. seinem natürlichen Sohne Ferdinand. Für ein Jahr riß schon 1495 Karl VIII. von Frankreich (s. d.), als Erbe des ausgestorbenen Hauses Anjou, das Königreich an sich; dann wurde Friedrich, der nach der Vertreibung der Franzosen König geworden war, 1501 von Ludwig XII. (s. d.) u. seinem eigenen Vetter Ferdinand dem Katholischen von Aragonien verdrängt u. N. nach dem Siege des spanischen Feldherrn Gonsalvo de Cordova über den französischen Ritter Bayard 1504 mit Spanien vereinigt. Seitdem ward es durch die Tyrannei der spanischen Vizekönige u. unerträglichen Steuerdruck die Heimat des Banditenthums. Der Aufstand unter Masaniello (s. d.) 1647 verschlimmerte seine Lage noch. Durch den älteren Daun wurde N. 1706 während des Spanischen Erbfolgekrieges für Oesterreich erobert, aber schon 1735 im Polnischen Erbfolgekriege mit dem 1720 gegen Sardinien eingetauschten Sizilien an Don Carlos aus dem span. Hause Bourbon abgetreten. Unter dessen Sohne, Ferdinand IV. (1759—1825), der bis 1767 unter Vormundschaft regierte, nahm das Land durch die Reformen des freisinnigen Ministers Tanucci, der die Jesuiten vertrieb, einen gewissen Aufschwung, aber die Theilnahmlosigkeit des Königs sowie die Herrschsucht der Königin Marie Karoline, einer Tochter der Kaiserin Maria Theresia, welche sich ganz dem Einflusse eines französischen Emporkömmlings, Acton, u. der Gemahlin des englischen Gesandten, der Lady Hamilton, hingab, führten zu einer vollkommenen Reaktion u. zu jener unbesonnenen Politik, die N. in die bedenklichste Lage brachte. Ein voreiliger Angriff auf die neugegründete Römische Republik führte im Dez. 1798 zur Flucht des Königs nach Palermo u. zur Gründung der Parthenopäischen Republik im Jan. 1799. Wol verschafften die Siege Suworoff's in Oberitalien u. der Abzug der französischen Truppen aus N. der vertriebenen Königsfamilie bereits im Juni 1799 die Möglichkeit, zurückzukehren u. eine grauenvolle Rache zu üben, aber schon im Dez. 1805 erklärte Napoleon von Schönbrunn aus, „die Dynastie der Bourbonen in N.", welche mit Oesterreich u. England im Bunde gegen ihn gewesen war, „habe aufgehört zu regieren". Vom März 1806 bis zum Mai 1808 herrschte Joseph, der sitten- u. geistlose Bruder Napoleon's, über N.; dann folgte sein Schwager, König Joachim Murat (s. d.). Nach dessen Tode wurde N. eine Beute der Parteien, vor allen der geheimen Gesellschaften der Carbonari (Köhler) u. Calderari (Kesselflicker) sowie der täglich wachsenden Räuberbanden. Der König — er nannte sich jetzt Ferdinand I. — welcher durch grausame Rache nach seiner Wiederkehr diese Zustände veranlaßt hatte, wurde durch eine Militärverschwörung 13. Juli 1820 zur Einführung der spanischen Cortesverfassung genöthigt, reiste aber im Jan. 1821 auf den Kongreß zu Laibach u. kehrte erst, nachdem der österreichische General Frimont N. besetzt u. die Konstitution vernichtet hatte, 9. Mai zurück, um zum dritten Male grausame Rache zu üben. Franz I. (1825—30) schützte den Thron durch eine kostspielige Schweizergarde wie durch blutige Verfolgung der geheimen Gesellschaften u. entehrte ihn durch ein schamloses Leben. Ferdinand II. (1830—59) spielte die Rolle seines Großvaters. Am 7. April 1848 nöthigte man ihn, eine parlamentarische Verfassung zu geben, Oesterreich den Krieg zu erklären u. den freisinnigen Karl Albert von Sardinien mit 13,000 Mann zu unterstützen, aber schon am 15. Mai stellte er durch seine Schweizer die Tyrannenherrschaft wieder her, löste die Kammern auf, rief die Truppen aus Oberitalien ab u. gab die Stadt N. der Plünderungssucht der Soldaten u. Lazzaroni preis. Das Verhängniß ereilte seinen Sohn Franz II., der am 22. Mai 1859, geleitet von seiner österreichischen Mutter u. ihrer Camarilla, im Alter von 23 Jahren den Thron bestieg. Seitdem Napoleon III. das zündende Wort von der „Berechtigung der Nationalitäten" in die gährenden Massen der italischen Bevölkerung geworfen hatte, als Modena, Parma, Toscana, die Emilia u. die Lombardei ihre Herrscher vertrieben u. sich für Viktor Emanuel von Sardinien erklärt hatten, schien der Sturz der tyrannischen Bourbonen in N. unvermeidlich. Garibaldi, der im Mai u. Juni 1860 die Insel Sizilien für den neuen König von Italien in Besitz genommen hatte, erschien am 7. Sept. fast ohne Gefolge in N., das Franz II. am Tage zuvor verlassen hatte. Im Oktober hielt Viktor Emanuel seinen Einzug, u. 13. Febr. 1861 kapitulirte Gaëta, das der König von N. so lange tapfer vertheidigt hatte. Seitdem ist N. ein Bestandtheil des Königreichs Italien. — Vergl. Giannone, „Storia civile e politica del regno di N." (Mail. 1844 ff.); Reuchlin, „Geschichte Italiens" (4 Bde., 1858 ff.).

Neapolitaine od. Napolitaine, Name eines halbseidenen Zeuges.

Nearchos, ein Jugendfreund Alexander's d. Gr., begleitete den König auf seinem Zuge nach Asien, erhielt die Statthalterschaft über Lykien u. auf dem indischen Feldzuge bei der Rückkehr den Oberbefehl über die Flotte, um längs der Küste den Seeweg zwischen den Mündungen des Indus u. Euphrat zu erforschen (325 v. Chr.). Er vollendete diese Fahrt in erwünschter Weise u. wurde dafür von Alexander glänzend geehrt. Die ihm aufgetragene Erkundung der Ostküste Arabiens u. Afrika's wurde durch den Tod Alexander's gehindert, u. N. bekam bei Vertheilung der Satrapien Lykien u. Pamphylien. Doch tritt er später nie selbständig auf, sondern erscheint unter den Feldherren und Räthen des Antigonos u. des jungen Demetrios. Die von N. selbst verfaßte Beschreibung seiner

südasiatischen Küstenfahrt (unter d. Titel „Παράπλους“) besitzen wir heute nur in einem Auszuge Arrian's in dessen Buche „ἡ Ἰνδική“.

Nebel ist eine Trübung der atmosphärischen Luft. Man unterscheidet trockene N. (s. „Höhenrauch“) u. feuchte N. Letztere entstehen dadurch, daß mit Wasserdampf gesättigte Luft so weit abgekühlt wird, daß ein Theil des Dampfes sich ausscheidet, aber nicht in massiven Wassertröpfchen, sondern in kleinen, hohlen sog. Dunstbläschen. Bildet sich der N. in höheren Gegenden der Atmosphäre, so heißt er Wolke.

Nebelbilder (engl. dissolving views) nennt man Bilder, welche mittels der Laterna magica (s. d.) auf die Art hervorgebracht werden, daß, während man das eine Bild auf dem durchscheinenden Schirme, worauf die Bilder projizirt werden, langsam u. ganz allmählich verschwinden läßt, an derselben Stelle ebenso allmählich eine andere Ansicht immer schärfer u. schärfer werdend sich entwickelt u. gewissermaßen aus dem N. hervortritt. Es wird dieser Effekt dadurch hervorgebracht, daß man zwei Zauberlaternen mit zwei verschiedenen Ansichten auf denselben Punkt des Schirmes richtet, aber so, daß das Glas der einen durch eine Blendung verdeckt ist, während die andre ihr Bild voll auf den Schirm wirft. Entfernt man dann allmählich jene Blendung u. deckt dafür ebenso allmählich das andere Glas zu, so muß das eine Bild nebelhaft in das andere übergehen. Denselben Erfolg kann man auch durch veränderte Einstellung der Objektivgläser erzielen.

Nebelflecke, s. „Astronomie“.

Nebenius, Karl Friedrich, Staatsmann u. Nationalökonom, geb. zu Rhodt bei Landau 29. Sept. 1784; studirte 1802—1805 in Tübingen die Rechte, ward dann Advokat beim Hofgericht in Rastadt, 1807 Geheimsekretär im Finanz-Departement, 1810 Kriegsrath in Durlach, 1811 Finanzrath in Karlsruhe u. 1819 Geh. Referendar, als welcher er die bad. Verfassungsurkunde entwarf (obwol Andere sich gern mit diesem Verdienste schmückten) u. sich im Interesse eines süddeutschen Zollvereins sehr thätig zeigte. Seit 1823 Staatsrath u. Vorstand der Gesetzgebungs-Kommission, erhielt er im April 1838 die Leitung des Ministeriums des Innern, legte dieselbe aber im Okt. 1839 nieder, weil damals die Reaktion die Oberhand bekam. Erst im April 1845, nachdem er übrigens schon 1843 zum Mitglied der Ersten Kammer ernannt worden war, trat er wieder an die Spitze jenes Ministeriums u. im März 1846 übernahm er auch den Vorsitz im Staatsrathe. Die Mai-Ereignisse des J. 1849 hatten seinen abermaligen Rücktritt zur Folge. Seitdem lebte er zurückgezogen. Zuletzt des Augenlichts beraubt, starb er zu Karlsruhe 8. Juni 1857. N. war ein freisinniger u. humaner Staatsmann u. hat sich auch durch seine staatswirthschaftlichen Schriften verdient gemacht. Unter diesen sind hervorzuheben: „Betrachtungen über den Zustand Großbritanniens in staatswirthschaftlicher Hinsicht“ (Karlsr. 1818); „Der öffentliche Kredit“ (ebd. 1820; 2. Aufl. 1829), nach Roscher's Urtheil „vielleicht die beste Monographie, welche in der volkswirthschaftlichen Literatur von Deutschland überhaupt existirt, u. gewiß die bedeutendste Schrift, welche über das Staatsschuldenwesen in irgend einer Sprache geschrieben ist“; „Der deutsche Zollverein, sein System u. seine Zukunft“ (ebd. 1835); „Ueber die Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden“ (Stuttg. 1837); „Ueber die Zölle des Deutschen Zollvereins zum Schutze der einheimischen Eisenproduktion“ (Karlsr. 1842); „Ueber technische Lehranstalten im Zusammenhange mit dem gesammten Unterrichtswesen“ (ebd. 1833) ꝛc. — Vergl. Beck, „Karl Friedrich N.“ (Mannh. 1866).

Nebenmonde u. **Nebensonnen,** s. „Gegensonnen“ u. „Höfe um Sonne u. Mond“.

Nebenplaneten, auch Trabanten, Satelliten od. Monde nennt man kleine Himmelskörper, welche ähnlich wie die Planeten um die Sonne laufen, so ihrerseits wieder die Planeten umkreisend begleiten. Nicht alle Planeten haben solche N. od. Monde. Sicher konstatirt sind nur 1 Mond (s. „Mond“) bei unserer Erde, 4 Monde beim Jupiter, 8 beim Saturn, 4 beim Uranus u. 1 beim Neptun. Die Jupitermonde haben keine besonderen Namen. Der nächste ist 56,500 M. vom Jupiter entfernt u. hat 1¾ Tag Umlaufszeit, der weiteste 252,100 M. mit 16¾ Tagen Umlaufszeit. Die N. des Saturn heißen: Mimas, Enceladus, Thetis, Dione, Rhea, Titan, Hyperion, Japetus. Mimas läuft bei 24,800 M. Entfernung in 21½ Stunden u. Japetus bei 466,900 M. Entfernung in 79 Tagen 8 Stunden um den Saturn. Die vier Satelliten des Uranus heißen: Ariel, Umbriel, Titania u. Oberon. Ariel läuft bei 27,700 M. Entfernung in 2 Tagen 12½ Stunden u. Oberon bei 84,100 M. Entfernung in 13 Tagen 11 Stunden um diesen Planeten. Der eine Trabant des Neptun braucht bei 47,500 M. Entfernung 5 Tage 21 Stunden zum Umlauf. Unter der erwähnten Umlaufszeit ist immer die „siderische“ (s. „Mond“) zu verstehen. Analog wie bei der Erde giebt es auch bei den übrigen Planeten Mondfinsternisse, wenn die Monde in den Planetenschatten treten. Aus den Jupiters-Mondfinsternissen berechnete Olaf Römer 1675 die Geschwindigkeit des Lichtes.

Nebraska, einer der westlichen Staaten der nordamerikanischen Union; umfaßt ein Areal von 3574,4 □M., liegt zwischen 40° u. 43° n. Br. u. 95° u. 104° westl. v. Gr. u. grenzt im S. an Kansas, im W. an Colorado u. Wyoming, im N. an Dakota u. im O. an Jowa u. Missouri. Das ganze Land erscheint als ein wellenförmiges Plateau, welches nach Westen ansteigt u. in den Grenzgebieten von Wyoming einzelne Bergzüge bis zu einer Höhe von 1500 m. trägt. Von Dakota schiebt sich die öde, pflanzenleere Hügel- u. Berglandschaft der „Mauvaises terres“ in den Staat hinein. Im NW. gehen die Prairien in die Wüsteneien der „Großen Sandhügel“ (Great Sand Hills) über, eine mit Wanderdünen bedeckte Landschaft, welche von den aus den Felsengebirgen herabströmenden Nordwestwinden gebildet werden. Der Hauptstrom des Staates ist der Missouri (s. d.), welcher N. von Dakota theilweise u. dann von Jowa u. Missouri scheidet u. trotz seiner vielfachen Sandbänke schiffbar ist. Ihm fließen hier der Niobara u. der Nebraska (indian. Ne = Wasser, braska = weit, seicht) zu. Letzterer, auch Platte genannt, entsteht aus dem Nord- u. dem Süd-Platte, fließt von W. nach O., indem er N. in zwei ungleiche Hälften theilt, nimmt links den Wolf- u. den Elkhornfluß auf u. mündet südlich von Omaha. Schiffbar ist er nur auf 8 M. seines unteren Laufes, durch seine Ueberschwemmungen macht er aber sein 2—3 M. breites Thal zu einem der fruchtbarsten Theile des Staates. Im Süden N.'s fließt der Republican unweit der Grenze von Kansas. Nur der Alluvialboden der Flußthäler eignet sich für den Ackerbau; hier finden sich auch allein ausgedehntere Laubholzwaldungen. Die weiten Prairielandschaften, nur zum geringsten Theile für die Viehzucht benutzt, dienen noch den Scharen von Prairiehunden u. Antilopen zum Aufenthalt; die Herden von Büffeln u. Elken sind sehr zusammengeschmolzen. Das Klima zeigt überaus schroffe Extreme zwischen den Temperaturen des Sommers u. Winters; Stürme sind häufig u. die Sommermonate leiden häufig unter Dürre. Der Mineralreichthum des Staates scheint gering zu sein u. sich auf bituminöse Kohle u. Steinsalz zu beschränken. Die Bevölkerung zählte 1870: 129,322 E., 1875 bereits 246,280 E.; nam. in den Thälern des Missouri u. N. u. in den Jowa u. Missouri zunächst liegenden Counties sind in den letzten Jahren zahlreiche neue Ansiedelungen entstanden. Die Indianer, die theilweise in Reservationen am Missouri untergebracht sind u. sich dort dem Ackerbau zugewendet haben, gehören den Stämmen der Sioux u. der Pawnees an u. lassen es an Feindseligkeiten gegen die weißen Kolonisten nicht fehlen. Mais, Weizen u. Hafer sind die wichtigsten Produkte der Landwirthschaft; von Bedeutung ist die Zucht von Pferden u. Schweinen, die Industrie ist auf Mehlproduktion beschränkt. N., ein wichtiges Passageland für die in die westlichen Staaten ziehenden Auswanderer, wird jetzt von der Pacificbahn durchschnitten u. hatte 1872 ein Eisenbahnnetz von 470 M. Schienenlänge. Die höheren Unterrichtsanstalten bestehen in einer Staatsuniversität u. einer Ackerbauschule; 1870 waren 733 Volksschulen mit 15,815 Schülern vorhanden. Von den 181 kirchlichen Gemeinden gehörten im gleichen Jahre 50 den Methodisten, 26 den Baptisten, 24 den Presbyterianern u. 17 den Katholiken an. N. kam 1803 als Theil des franz. Louisiana an die Vereinigten Staaten, wurde 1854 bes. Territorium u. 1867 Staat; das Gebiet zerfiel 1872 in 52 Counties, abgesehen von den nicht organisirten Theilen. Die Staatsschuld betrug 1. Okt. 1873: 2,089,264 Doll. Die eigene Volksvertretung zählt 34 Senatoren u. 112 Repräsentanten. Im Kongreß zu Washington ist N. durch 2 Senatoren u. 1 Repräsentanten vertreten. Hauptstadt ist Lincoln mit 2441 E.; größte Stadt Omaha mit 16,083 E. (1870).

Nebukadnezar, Sohn u. Nachfolger des Nabopalassar (s. d.), regierte 604—561 v. Chr. Sein Name lautet auf Babylonisch Nabukudurriussur, d. h. „Nebo, schütze die Krone!“ im älteren Hebräisch Nebukadrezzar, im jüngeren Nebukadnezzar, griechisch Nabokodrosor. Er war ein nicht nur durch große Kriegsthaten, sondern auch durch viele Werke des Friedens ausgezeichneter Fürst. Nur über die letzteren, über seine großen Wasserbauten, seine Tempel u. Paläste berichten die in Babylon gefundenen Inschriften. Seine Kriegsthaten erzählen die hebräischen u. griech. Schriftsteller. Von den ersteren kommt jedoch das Buch Daniel nicht in Betracht. Denn was dort von N.'s Auflehnung gegen Gott, seinem Wahnsinne ꝛc. erzählt wird, ist gänzlich unhistorisch. Jenes erst nach 167 v. Chr. geschriebene Buch schildert unter N.'s Bild u. Namen den Bedrücker der Juden

Antiochos IV. Epiphanes (s. d.), den es selbstverständlich nicht mit Namen nennen durfte. Noch bei Lebzeiten seines Vaters hat sich N. als Heerführer Ruhm erworben. Während der Befreiungskämpfe Babyloniens u. Mediens gegen Assyrien hatte sich das wieder erstarkte Aegypten Palästina's u. Syriens bemächtigt. Bis zum Euphrat drang Pharao Necho vor. Bei Karkemisch am Zusammenflusse des Chaboras u. Euphrat erwartete ihn N. u. schlug ihn aufs Haupt. Nun begann N. mit der Unterwerfung der syrischen Staaten. Gleich beim Beginne dieser Unternehmung nöthigte ihn der Tod seines Vaters, vorläufig von seinen Plänen abzustehen u. nach Babylon zurückzukehren, um sich die Thronfolge zu sichern. Aber schon um 600 finden wir ihn wieder in Palästina. Auch den jüd. König Jojakim unterwirft er sich. Im Vertrauen auf ägyptische Hülfe bricht dieser schon 597 den mit N. eingegangenen Vertrag. Sehr bald brechen zur Strafe babylonische Heerscharen ins Land. Inzwischen war Jojakim gestorben u. dessen 18jähr. Sohn Jojakhin hatte die Regierung übernommen. Nur 3 Monate u. 10 Tage hatte er regiert, als N. vor Jerusalem erschien. Jojakhin ergab sich ihm auf Gnade u. Ungnade. Um den Trotz des Volkes zu brechen, deportirte N. den König mit seinem ganzen Hofstaate sowie die streitbaren Leute nebst vielen Handwerkern, etwa 10,000 an Zahl, nach Babylon. Ein Onkel Jojakhin's, Mattanja, ward als König eingesetzt. Bei der Eroberung u. Zerstörung Jerusalems im J. 588 war N. nicht zugegen, sondern hielt sich zu dieser Zeit zu Riblah an der Nordgrenze des Landes auf. Dort wurde auf seinen Befehl der letzte jüd. König geblendet u. zur Deportation verurtheilt. Weniger Glück hatte N. gegen Tyros. Er hat es zwar 13 Jahre belagert, aber von einer Eroberung verlautet nichts. N. war so klug, sich mit seinen Eroberungen in Syrien u. Palästina zu begnügen. Den Rest seines Lebens widmete er Werken des Friedens. Durch gewaltige Wasserbauten bei Sippara u. Babylon mehrte er die Fruchtbarkeit des Landes, hob aber zugleich auch dessen Vertheidigungsfähigkeit. Neben seinen Tempeln u. Palästen wird noch bes. hervorgehoben der schwebende Garten, welchen er seiner Gattin Amyite od. Amuhit, einer medischen Prinzessin, erbaute.

Necessaire (franz., spr. Nehßeßähr), eigentl. das Nothwendige, nennt man ein Arbeits- od. Toilettenkästchen, ein Besteck 2c.

Neckar (lat. Nicer), einer der größten rechtseitigen Nebenflüsse des Rheines u. der Hauptfluß von Württemberg; entspringt im SW. dieses Staates bei Schwenningen am Rande des Schwarzwaldes in der Baar, fließt erst in einem engen Thale zwischen Schwarzwald u. Jura nach N., wendet sich dann nach NO. u. durchschneidet den westl. Theil von Hohenzollern. Bei Plochingen wird der nun vielfach gewundene Lauf wieder nördl. u. bei Eberbach in Baden, in das der seit Kannstadt schiffbare Strom vollständig oberhalb Neckarelz eintritt, westlich. Nachdem der N. bei Heidelberg in die rhein. Tiefebene eingetreten, mündet er bei Mannheim auf der rechten Seite des Rheines nach einem Laufe von 53 M., auf dem er ein Gebiet von 251 □M. mit seinen Nebenflüssen bewässert hat. Von diesen sind die bedeutendsten links die Enz u. rechts der Kocher u. die Jagst. Das Thal dieses Flusses ist nicht blos reich an Getreide, Obst u. Wein, sondern bietet auch mit Ausnahme des Unterlaufes eine solche Fülle der reizendsten Landschaftsbilder, wie sie nur wenige andere deutsche Ströme aufzuweisen haben. — Die in seinem Gebiete gebauten Weine, als Neckarweine bekannt, gehören zu den besseren Landweinen Süddeutschlands. Der Weinbau beginnt im oberen Neckarthal bei Rottenburg u. erstreckt sich hier auch in die Thäler der Echaz, Erms, Steinach u. Lauter. Doch werden die besten Sorten im mittleren Theile Württembergs kultivirt, nam. bei Untertürkheim, Kleinheppach, Herrenberg, Weiler, Eschenau, Mühlhausen, Hoheneck u. a. Man produzirt hier sowol Weiß- als Rothweine u. verwendet erstere viel zur Schaumweinfabrikation (Eßlingen, Heilbronn, Stuttgart u. Weinsberg). Zum Export sind die Neckarweine nicht geeignet u. ihre Produktion ist in steter Abnahme begriffen. Der Neckarkreis in Württemberg zählte 1871 auf 60,43 □M. 548,750 E., ist der bevölkertste u. industriellste Theil des Königreichs, hat Stuttgart zur Hauptstadt u. zerfällt in 17 Oberamtsdistrikte.

Necker, Jacques, Finanzminister Ludwig's XVI., geb. 30. Sept. 1732; war der Sohn eines Professors an der Universität zu Genf. Nachdem er seine klassischen Studien vollendet hatte, trat er in ein Genfer u. bald darauf in ein Pariser Handlungshaus. Mit dem Vermögen, das er als Theilnehmer erworben, gründete er 1762 die Firma Thelusson-Necker u. Comp., welche durch Getreidespekulationen u. Kreditoperationen mit der Regierung zum ersten Rang emporstieg. Die letzteren machten N. zum Freunde u. Berather Choiseul's. Seitdem er 1772 vom Geschäft zurückgetreten war, lebte er nur noch dem Studium der Finanzpolitik. Sein „Essai sur la législation et le commerce des grains" (Par. 1775) brachte ihn 1777 als Generaldirektor an die Spitze des Finanzministeriums. Durch Ersparnisse, Beschränkungen u. geordnetere Verwaltung des Staatsvermögens hob er den Wohlstand u. Kredit des Landes u. verschaffte ihm durch Anleihen die Mittel zum Kriege für Nordamerika gegen England. Die Befreiung der letzten Leibeigenen auf den Domänen, die Errichtung von Provinzialversammlungen in einigen Landschaften, die Aufhebung vieler Zollschranken im Innern 2c. machten ihn zum populärsten Manne in Frankreich. Allein der Neid des Ministers Maurepas untergrub seine Stellung, die Veröffentlichung des „Compte rendu au roi" (Par. 1781), worin er sich zugleich an die Nation zu wenden schien, endlich das Verlangen, als Minister mit Sitz u. Stimme dem König selbst Vortrag halten zu dürfen, stürzte ihn im Mai 1781. Auf seinem Landsitze Coppet bei Genf schrieb er „De l'administration des finances" (Lausanne 1784), trat dann zu Paris in Schrift u. Wort gegen Calonne auf u. wurde nach Brienne's Sturz am 26. Aug. 1788 unter großem Jubel der Bevölkerung wieder zum Retter aus der finanziellen Noth berufen. Durch die Herstellung der Parlamente (24. Sept.), durch Berufung der Generalstaaten, in welchen er dem dritten Stande die doppelte Zahl von Vertretern gab, stieg seine Popularität auf den Gipfel u. der König ernannte ihn zum ersten Minister. Dennoch gab N. den ersten Anlaß zum Kampfe, indem er keine Bestimmung veröffentlichte, ob nach Ständen od. nach Köpfen abgestimmt werden solle, u. überließ den Streit darüber dem Könige, der die erstere Art in der königlichen Sitzung am 23. Juni 1789 verlangte, u. den Abgeordneten, welche die letztere durchsetzten. Seine



Nr. 4290. Jacques Necker (geb. 30. Sept. 1732, gest. 9. April 1804).

plötzliche Entlassung 11. Juni erzeugte große Aufregung, die sich in der Erstürmung der Bastille Luft machte (14. Juli), seine Rückkehr nach Paris am 30. wurde mit Jubel begrüßt. Bald indessen fühlte N., daß er die Geister weder zu bannen noch zu leiten vermochte, die er zum Theil selbst heraufbeschworen; eine geordnete Verwaltung war nicht mehr möglich, seitdem die Steuern selten bezahlt wurden u. der Wohlstand des ganzen Landes dahin war. Er hinterließ dem Staatsschatze 2 Millionen seines eigenen Vermögens u. verließ 8. Sept. 1790 Paris. Von Coppet aus, wo er 9. April 1804 starb, begleitete er Frankreichs fernere Schicksale mit seinem Interesse u. mit seinen Schriften. Er schrieb „Sur l'administration de N., par lui-même" (Par. 1791); „Du pouvoir exécutif dans les grands états" (ebd. 1792); „De la révolution française" (4 Bde., ebd. 1796) 2c. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Paris 1821 u. 1822 in 15 Bdn. Sein Leben schrieb A. W. v. Schlegel in den „Zeitgenossen" (Bd. I, 3 u. N. Reihe Bd. I, 2 u. 3) nach der Darstellung seiner Tochter, der Frau von Staël (s. d.).

Nectarinia (cyanea), Honigvogel, ein nur 9 cm. großer, zu der den Kolibris (s. d.) verwandten Familie der Cinnyriden gehörender Vogel Cayenne's, von lasurblauer Farbe, mit grünem Scheitel, schwarzem Schwanz u. Flügeln, langen Läufen u. langem, dünnem, sanftgebogenem Schnabel, aus welchem die lange, röhrenförmige, in zwei Fäden gespaltene Zunge hervorgestreckt wird, um Insekten aus dem Grunde der Blüten u. Honigsaft herauszuholen. Die Vögel bauen kunstvolle Nester an dünnen Zweigen.

Neefe, Christian Gottlob, deutscher Tonsetzer, geb. 5. Febr. 1748 zu Chemnitz als Sohn eines armen Schneiders; bezog 1769 mit kümmerlicher Unterstützung versehen die Universität Leipzig, trieb neben seinen dreijährigen Rechtsstudien eifrig Musik (wobei ihm Hiller's Rath zur Seite stand) u. ergab sich endlich 1776 dieser Kunst ganz, nachdem er bereits eine Zeit lang Notariatsgeschäfte verrichtet hatte. 1776 wurde er Musikdirektor bei der herumreisenden Sailer'schen Schauspielertruppe, kam dann nach Auflösung derselben in gleicher Eigenschaft zu der Großmann'schen Gesellschaft nach Bonn u. erhielt hier nachgehends den Posten eines Hoforganisten, als solcher Van der Eden's Nachfolger im Amte sowol wie auch als Lehrer des jungen Ludwig van Beethoven; außerdem fungirte er auch gelegentlich als Dirigent der Kirchen- u. Hofkonzertmusik sowie auch der Opern. Als aber beim Herannahen der franz. Revolutionsarmee der Kurfürst floh, sah sich N. seiner Stellung beraubt, doch verschafften ihm seine Sprachkenntnisse unter dem neuen Regiment Stellung als Munizipalitätsbeamter, sowie eine dergl. bei der Civiladministration, bis er 1796 als Musikdirektor an das Hoftheater nach Dessau ging, wo er auch zum Konzertmeister an der Hofkapelle ernannt wurde. Doch starb er schon 26. Jan. 1798. — Von N.'s zahlreichen, durch Geschmack u. Solidität ausgezeichneten Kompositionen sind anzuführen: die Opern „Die Apotheke", „Amor's Guckkasten", „Die Einsprüche", „Der Dorfbarbier", „Heinrich u. Lyda", „Zemire u. Azor", „Der neue Gutsherr", „Adelheid von Veltheim", „Sophonisbe" (Monodram); dann Kirchensachen, viele Lieder u. Gesänge, Klaviersonaten u. Suiten, Orchestersachen verschiedenster Art 2c. Auch hat er Klavierauszüge, Uebersetzungen von verschiedenen Opern fremder Meister 2c. geliefert.

Neefs, Peter d. Aelt., einer der besten holländ. Architekturmaler, geb. 1570 zu Antwerpen, gest. um 1651; war ein Schüler Steenwyk's, den er in der Wärme des Kolorits, in der Beleuchtung u. später auch in der Weichheit des Vortrags u. in lichtem Farbenton noch übertraf. Die Staffage seiner Bilder ist häufig von Jan Breughel od. Teniers. Mehrere seiner besten Bilder (Inneres gothischer Dome) befinden sich im Louvre u. im Museum zu Dresden. Auch sein Sohn Peter **N.** d. J., geb. zu Antwerpen 1601, gest. 1658, arbeitete in demselben Fache, aber mit geringerem Geschick.

Neer, Artus od. Aart van der, holländ. Landschaftsmaler, soll 1619 in Amsterdam geb. sein, wenigstens arbeitete er dort u. in Utrecht um 1650—70 u. starb zu Amsterdam 1683. Er ist ein vorzüglicher Meister in Mondbeleuchtung flacher Landschaften u. Kanalansichten u. weiß die Wirkung des Mondlichtes mit ungemeiner Klarheit, aber auch die Beleuchtung der Feuersbrünste u. der Abendsonne trefflich wiederzugeben; seltener malte er volle Tagesbeleuchtung od. Winterlandschaften. Eins seiner schönsten Bilder mit Staffage von Cuyp besitzt die Nationalgalerie in London, andere der besten befinden sich in der Eremitage zu St. Petersburg (Mondschein mit Windmühle u. Feuersbrunst), im Louvre (Kanal mit Kühen) u. im Museum zu Amsterdam (Winterlandschaft). Nicht geringeren Ruhm erwarb sich sein Sohn Eglon Hendrik van der **N.** als Genremaler. Geb. 1643 in Amsterdam, gest. 1703 in Düsseldorf, war er Anfangs Schüler seines Vaters, bildete sich aber dann nach Netscher u. Franz v. Mieris aus, wurde Kabinetsmaler des Kurfürsten von der Pfalz u. Hofmaler des Königs von Spanien u. zeichnete sich vorzugsweise in Darstellung von eleganten Kleiderstoffen aus, malte aber auch Landschaften u. biblische Gegenstände. Die besten seiner nicht häufigen Bilder besitzen die Pinakothek in München, das Museum in Dresden u. die Sammlung des Herrn Hope in London.

Nees v. Esenbeck, Christian Gottfried Daniel, deutscher Botaniker u. Naturphilosoph, geb. auf dem Reichenberg bei Erbach im Odenwald 14. Febr. 1776; studirte in Jena Medizin u. Naturwissenschaften u. betrieb dann in seiner Heimat die ärztliche Praxis. Nach dem frühzeitigen Tode seiner ersten Gattin gab er aber seinen ärztlichen Beruf auf u. lebte auf dem ererbten Gute Sickershausen bei Kitzingen nur noch seinen naturwissenschaftlichen wie philosophischen Studien u. naturhistorischen Sammlungen, bis ihn 1816 die Zerrüttung seiner finanziellen Verhältnisse durch die Napoleonischen Kriege nöthigte, eine Professur in Erlangen anzunehmen. Schon 1818 ward er zum Präsidenten der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher erwählt u. folgte bald darauf einem Rufe an die neubegründete Universität in Bonn, wo er mit seinem jüngsten Bruder (s. u.) zusammenwirkte u. insbes. den berühmten Botanischen Garten anlegte. Seit 1830 Professor u. Direktor des Botanischen Gartens in Breslau; hatte er schon zu Beginn der 40er Jahre angefangen, öffentliche Vorträge zur Popularisirung der Wissenschaft zu halten, als er auch in die durch Ronge (s. d.) hervorgerufene religiöse Bewegung eintrat, u. indem er zu dem Elemente der christlichen Freiheit das „Evangelium der Liebe u. Brüderlichkeit" fügte, verlieh er der Breslauer christkatholischen Gemeinde jenen eigenthümlichen Geist, der von den Gegnern als verkappter Sozialismus verdächtigt ward. Im J. 1848 erschien er in der preuß. National-Versammlung auf der äußersten Linken u. trat bes. mit großer Wärme für die „Rechte der Arbeiter" ein. Ein dauerndes Verdienst erwarb er sich aber durch den von ihm 1849 ins Leben gerufenen „Gesundheitspflege-Verein". Sich selbst hatte N. durch den Idealismus, der von jeher in seiner Seele gelegen, bis er plötzlich zum offenen Ausdruck gekommen, auf seine alten Tage um die Freudigkeit des Lebens gebracht. Der radikale Politiker, der früher als Gelehrter die Gunst der Fürsten besessen, mußte natürlich, als die Reaktion von Neuem wieder ihr Haupt erhob, äußerst mißliebig sein.



Nr. 4291. Christian Gottfried Daniel Nees v. Esenbeck (geb. 14. Febr. 1776, gest. 16. März 1858).

Am 13. März 1851 seines Amts entsetzt, ohne Vermögen, mit großer Familie, sah sich der stets hülfsbereite u. opferwillige Greis bald in so drückender Lage, daß er seine werthvolle Bibliothek u. sein großes Herbarium verkaufen u. die Gelder annehmen mußte, die man für ihn in England u. Amerika gesammelt hatte. Selten haben sich die eigenthümlichsten Gegensätze in einer bedeutenden Persönlichkeit so berührt wie in N., der, als er 16. März 1858 zu Breslau starb, gerade dabei war, die Schriften des amerikan. Spiritisten Davis zu übersetzen. So hatte sich der scharfsinnige Beobachter, der Verfasser eines „Systems der Naturphilosophie" (Glogau 1841), zuletzt in die Mystik verloren. N.' literarische Thätigkeit war eine außerordentlich umfassende. Seine erste botanische Arbeit betraf „Die Algen des süßen Wassers" (Bamb. 1814). Seitdem machte er die früher ziemlich vernachlässigten Kryptogamen überhaupt zum Gegenstand seiner Studien. Von seinen hierher gehörigen Schriften sind hervorzuheben: „Das System der Pilze u. Schwämme" (Würzb. 1817, mit 46 Kupfertaf.); die „Bryologia germanica" (mit Hornschuch u. Sturm, Nürnb. 1823—31, 2 Bde. mit 43 Kupfertaf.); das „Systema Hepaticarum" (mit Gottsche u. Lindenberg, Hamb. 1844 bis 1847); die „Enumeratio plantarum cryptogamicarum Javae et insularum adjacentium" (Berl. 1830) u. die „Naturgeschichte der europ. Lebermose", welche das 1. Bdchn. seiner „Erinnerungen

aus dem Riesengebirge" (Berl. 1833 u. 1836) bildet. N. vor Allen gehörte ferner zu den Botanikern, welche die durch Goethe's „Pflanzenmetamorphose" angeregten morphologischen Ideen verbreitet u. in die Schule übergetragen haben; sein „Handbuch der Botanik" (2 Bde., Nürnb. 1820 f.) ward in dieser Hinsicht geradezu bahnbrechend. Auf dem Gebiete der höheren Systematik machte er sich insbes. durch die Uebersetzung der „Vermischten botanischen Schriften" Brown's (5 Bde., 1825—34) verdient, auch sonst ließ er keinen Theil u. keine Richtung seiner Wissenschaft unbeachtet. U. A. verfaßte er noch: den die Gräser betreffenden 1. Theil der „Flora brasiliana" von Martius (s. d.), ein „Systema Laurinarum" (Berl. 1836) u. eine „Allgemeine Formenlehre der Naturgeschichte" (Bresl. 1852). — Theodor Friedrich Ludwig **N. v. E.**, Bruder des Vorigen, genannt „der spezielle Nees", geb. auf dem Reichenberg 26. Juli 1787, wurde 1817 Inspektor des Botanischen Gartens in Leyden, 1833 Prof. der Pharmazie u. zweiter Direktor des Botan. Gartens in Bonn; er starb zu Hyères 12. Dez. 1837. Auch er hat sich in der Geschichte der Botanik einen bedeutenden Namen durch eine Reihe von Werken erworben, unter denen nam. die „Genera plantarum florae germanicae" (Bonn 1833 ff.; fortgesetzt von Spenner, Putterlick u. Endlicher) hervorragen.

Negation (vom lat. negare, verneinen), Verneinung. In der Logik steht das Wort im Gegensatz zur Position od. Affirmation (Behauptung) als die Aufhebung derselben durch die Behauptung des Gegentheils. Da die N. fast immer durch besondere Wörtchen, wie „nicht, nie, kein" 2c., ausgedrückt wird, so heißen diese selbst in der Grammatik N.en od. Negativpartikeln (von negativus, verneinend).

Negativ nennt man in der Photographie das Bild, welches zunächst von einem Objekte in der Camera obscura durch die Sammellinse (das Objektiv) auf der lichtempfindlich präparirten Glas-, Papier- od. Silberplatte erzeugt wird, da das von den hellsten Stellen des Gegenstandes ausgehende Licht auf der Platte entsprechende dunkle Flecke erzeugt, während die dunkeln Stellen des Objektes in dem Maße, als sie weniger Licht aussenden, auf der Platte durch immer hellere Stellen wiedergegeben werden (s. „Photographie").

negative Größen heißen in der Mathematik solche Größen, welche kleiner als Null sind. Man bezeichnet sie durch ein vorgesetztes Minuszeichen (—) im Gegensatz zu den positiven Größen, welche durch + bezeichnet werden. So bezeichnet man z. B. 10 Mk. Vermögen mit + 10 Mk., 10 Mk. Schulden dagegen mit — 10 Mk., 10 Schritt vorwärts mit + 10 Schritt u. 10 Schritt rückwärts mit — 10 Schritt, 10 Grad über Null od. Wärme mit + 10 Grad u. 10 Grad Kälte od. weniger als Null mit — 10 Grad 2c.

Neger sind die der äthiopischen Rasse angehörenden, durch schwarze Hautfarbe, wollig-krauses Haar, platte Nase, aufgeworfene Lippen sich kennzeichnenden Völkerschaften, welche in Afrika, südl. vom Senegal bis gegen Timbuktu u. von da bis an die nördl. Ufer des Tsad-Sees, weiterhin gegen Norden längs der südl. Theile der Sahara bis Fezzan, ferner die Gegenden über Darfur, den Nil hinauf bis zum Ukerewe-See wohnen, von wo an eine gegen den Meerbusen von Biafra gezogene Linie die südl. Grenze ihres Gebietes bildet. Man bezeichnet auch den Papua, den Bewohner Australien's, Neuguinea's 2c. als „Australneger" (s. „Australien"), allein dieser gehört nicht zu der eigentlichen Negerrasse, indem er mit den afrikan. Negervölkern nur die schwarze Hautfarbe gemein hat. Auch die Negervölker selbst zeigen unter sich große Verschiedenheit; sie besitzen zwar sämmtlich eine dunkelpigmentirte Haut, doch zeigen die einzelnen Völker Differenzen der Hautfarbe vom Schwarzbraun bis Grau- u. Blauschwarz. Sie alle faßt R. Hartmann unter der gemeinschaftlichen Bezeichnung „Nigritier" zusammen. Diese Völkergruppen schließen sich den südafrikan. Stämmen, u. zwar zunächst den Kaffern an, die sich immerhin ethnographisch von den N.n unterscheiden. Das Gesicht des N.s erhält durch die große Entwicklung des Kiefertheils des Schädels (Prognathismus), durch den Gesichtswinkel, der nicht viel über 70° beträgt, u. durch die zwischen den beiden Lippen sichtbaren, langen u. breiten Zähne einen charakteristischen Ausdruck. Seiner Gestalt nach ist der N. im Allgemeinen stark u. muskulös, oft $1^3/_4$—2 m. hoch; sein Hals ist dick, kurz, sein Nacken kräftig, Unterarm u. Finger länger als bei anderen Rassen, Oberschenkel u. Wade schwach, Knie etwas gebogen, Fuß lang, Ferse breit, die Haut fühlt sich sammtartig an u. ihre Ausdünstung zeigt eigenthümlichen Geruch. Der psychische Charakter des N.s ähnelt vielfach dem eines unentwickelten Kindes; er ist im Ganzen ein sinnlicher Mensch, bei dem die Phantasie überwiegt. Er ist von heiterem Temperament, doch wechselt seine Stimmung schnell; in nicht geringem Grade ist er eitel, doch ist er auch im Stande, sich in Leiden zu fügen u. seine Sorgen zu vergessen. So gutmüthig u. freundlich der N. dem Freunde gegenüber ist, so grausam behandelt er den Feind. Seine Geistesgaben beschränken sich mehr auf die Fähigkeit, nachzuahmen, u. zeigen sich schwach im selbständigen Denken; doch offenbart sich bei ihm im Handelsverkehr große Findigkeit u. List. Meist geht der N. nackt einher, nur mit einem Schurz bekleidet; einige Stämme verwenden viele Sorgfalt auf die Pflege des Haares; manche putzen sie gern mit Zierrath, Glasperlen u. Eisenringen; bei vielen ist das Tätowiren beliebt, bei anderen werden die Zähne spitz gefeilt. Das Wohngebäude des N.s gleicht in der Regel einem großen, mit Spitzdach versehenen Bienenkorbe; eine Familie besitzt oft mehrere solcher Hütten. Größere Gruppen derselben bilden ein Dorf; doch giebt es in den Negerländern ziemlich bedeutende Städte, oft von 70—80,000 Einwohnern (Kuka, Timbuktu). Die Geräthe der N. sind meist sehr einfach. Fast alle Stämme betreiben Landbau u. Viehzucht, weit weniger Jagd u. Fischerei. Die Industrie beschränkt sich fast nur auf Töpferei u. Schmiedekunst, die höchst primitive Fabrikate liefern. Doch verstehen sich einige Stämme auch auf Gerberei, Weberei u. Färberei. Der Handel der N. besteht zumeist in Abgeben der Rohprodukte; in einigen Gegenden des Negergebietes vertritt die Kauri-Muschel noch immer die Stelle des Kleingeldes, Gold-, Eisen- u. Kupferspangen die Stelle der größeren Geldstücke; doch findet europ. Silbergeld (Maria-Theresia-Thaler, s. d.) immer mehr Eingang. Als Waffen führt der N. gewöhnlich Bogen u. Pfeil, Speer u. Keule; im Verkehr mit den Weißen verschaffen sie sich auch die Waffen derselben. In der Ehe herrscht die Sitte der Polygamie; der N. kauft sich seine Frauen für eine gewisse Anzahl Kühe. Unter vielen Negerstämmen ist noch der Fetisch-Dienst heimisch; von Jahr zu Jahr jedoch breitet sich unter ihnen der Mohammedanismus mehr aus. Die Negerreiche bilden rein monarchische Staatswesen, in welchen der Herrscher mit großer Willkür verfährt. Der Sklavenhandel u. die gegenseitigen Bekriegungen zur Erbeutung von Sklaven haben viele Negerstämme schon völlig vernichtet.

Man kann die N. in sechs Gruppen theilen: 1. Die Mandingos am oberen Senegal, an der Gambia u. dem Dscholiba Quorra. Man rechnet zu ihnen Bambukis, Kurankus, Bambarras, Dschallonkos, Sokkos, Serrawallis. 2. Die Woloff, Yoloffen, auch Dscholoffen, zwischen Senegal u. Gambia; hierher gehören die häßlichen Negerstämme Senegambiens: Felups, Popels, Balanten, Bussagos, Biafaren, Bafaren 2c.; ferner die glänzend schwarzen N. der Sierra-Leone-Küste: Susus, Bulloms, Timmanis, Bagas, Sulimas. 3. Die Guinea-N. u. die N. der Pfeffer- u. Elfenbeinküste: Die Kruhs, Kassus, Quaquas, Buntakus; in West-Guinea die Ashantis, von welchen die sonst mächtigen Akras fast ganz vernichtet wurden. Stämme der Dahomeys sind die Widah, Ardra, Papaa, Atsche, Watsche; am Nigerdelta leben die Calabri, Mocco, Bibi 2c. 4. Die N. in Inner-Afrika, die Nigritier der Alten, die Sudanvölker der Araber; zu ihnen zählen westl. vom Tsad-See die Negerreiche Bornu, Sokoto, Gando 2c.; die Kussars in West-Sudan, die Haussa-N. im östl. Sudan, die Tibbo im südöstl. Theil der Sahara, die Mobbas in Wadai, die Baghirmis, die Mandaras 2c. 5. Die Fulbe od. Fulah, auch Pouls genannt, schließen sich an die Sudan-N. an u. wohnen von Bornu bis Senegambien in den von ihnen gegründeten Negerreichen Futa Torro, Futa Bandu, Futa Dschiallo u. Fuhladu. Die nun folgenden Negervölker lassen schon eine Vermischung mit semitischem Blute bemerken: 6. Die Nuba-Völker, unter ihnen die Funje, die Kordofan, Sennar, Dongolawi, die Barabra, die Furis in Darfur, die Schilluks, die Galla, Schoho, die Dinka, Kitsch, die Niam-Niam 2c. — Die Literatur über die N. findet man bei Waitz, „Anthropologie der Naturvölker" (Bd. 2, XVII ff.). Am besten berichten über diese Völker H. Barth, „Reisen u. Entdeckungen in Nord- u. Centralafrika" (Gotha 1857); Cruickshank, „Eighteen years in gold coast of Africa" (Lond. 1853); Forbes, „Dahomey and the Dahomeans" (Par. 1851); Hecquard, „Reise an die Küste von Guinea" (Weim. 1824); Kaufmann, „Schilderungen aus Centralafrika" (Brixen 1862); Monrad, „Gemälde von der Küste von Guinea" (Weim. 1824); Raffenel, „Voyage dans l'Afrique occidentale" (Par. 1846); Wilson, „West-Afrika" (deutsch von Lindau, Lpz. 1862); die neuen Reiseberichte von G. Rohlfs, „Land u. Volk in Afrika" (1870), Schweinfurth, „Im Herzen von Afrika" (2 Bde., Lpz. 1874), Nachtigal u. Livingstone, bes. aber das Werk von R. Hartmann, „Die Nigritier" (1. Thl., Berl. 1876); ferner v. Barth, „Ostafrika" (2. Aufl., Lpz. 1876); Oberländer, „Westafrika" (Lpz. 1874); Schweinfurth, „Artes Africanae, Abbildungen des Kunstfleißes centralafrikanischer Völker" (Lpz. 1875) u. De Compiegne, „L'Afrique équatoriale" (Par. 1875).

Négligé (franz. [spr. Nehglischeh], von négliger, vernachlässigen), nachlässiges Gewand, Hauskleid.

Negotium (lat.) ist gleichbedeutend mit Geschäft; nam. begreift man unter diesem Ausdruck Rechtsgeschäfte.

Negrelli, Ritter **v. Moldelbe,** Ludwig, berühmter Ingenieur, geb. zu Priemiro in Südtirol 23. Jan. 1799; trat 1819 bei der Landesbauverwaltung für Vorarlberg u. Tirol als Praktikant ein, folgte 1832 einem Rufe als Inspektor für Straßen- u. Wasserbau nach St. Gallen u. lebte seit 1835 als Oberingenieur in Zürich, wo er die schöne Münsterbrücke baute. Er war es auch, der die erste Bahn (von Zürich nach Baden) baute. Seine damals wegen ihrer tollkühnen Vorschläge vielbesprochene Schrift, „Die Eisenbahnen mit Anwendung der gewöhnlichen Dampfwagen als bewegende Kraft über Anhöhen u. Wasserscheiden sind ausführbar", hat heute nur noch ein geschichtliches Interesse. 1840 als Generalinspektor der Nordbahn nach Oesterreich zurückgerufen, verknüpft sich sein Name auf ruhmreiche Weise mit der Geschichte des österr. Eisenbahnwesens, bes. als er bei der Oberleitung des Staatseisenbahnbaues angestellt worden war. Nachdem N. 1848 kurze Zeit an der Spitze der ersten Abtheilung des neugeschaffenen Bauministeriums gestanden, ward er nach Italien gesandt, um in Verona die Oberleitung der Straßen- u. Wasserbauten, der Eisenbahnen u. Telegraphen zu übernehmen. Auf diesem Posten entwarf er die Pläne für den Ausbau des venet.-lombard.-südtirol. Eisenbahnnetzes, für den Bau der mittelital. Centralbahn u. die Einführung der Dampfschiffahrt auf dem Po. 1852 für seine vielen u. außerordentlichen Dienste mit dem an seine Thätigkeit im Moldau- u. Elbegebiet erinnernden Beinamen Moldelbe in den Ritterstand erhoben, 1855 zum Ministerialrath im österr. Handelsministerium u. zum Generalinspektor der österr. Eisenbahnen ernannt, starb er zu Wien 1. Okt. 1858.

Negretti, eine Schafrasse, s. „Merinos".

Negritos heißen die im Innern einiger malayischen Inseln hausenden Papua-Völker (s. „Papua"); ferner die Australneger, s. „Australien".

Negroponte, der neue Name für Euböa.

Negus, ein nach seinem Erfinder, dem Obersten Negus, benanntes Getränk aus Rothwein, Wasser, Zucker, Citronen- od. Pomeranzensaft, Zimmt, Nelken u. Muskatnuß.

Negus, der Titel des Herrschers von Aethiopien.

Nehemia, der Sohn Hakaljah's, neben Esra der verdienteste Neubegründer des jüd. Staats nach dem Exil; war um 445 einflußreicher Beamter (Mundschenk) am Hofe des pers. Königs Artaxerxes Longimanus. Auf die Kunde von der schweren Bedrängniß der jüd. Kolonie in Jerusalem u. der Zerstörung der Mauern durch gehässige Nachbarn ging er mit Erlaubniß des Perserkönigs selbst als Landpfleger mit umfassenden Vollmachten nach Jerusalem (444), bewerkstelligte trotz aller Anfeindungen in 52 Tagen den Wiederaufbau der Mauern u. verbesserte die Lage der überschuldeten Armen in der Gemeinde; 433 kehrte er an den pers. Hof zurück. Bald darauf aber unternahm er eine zweite Reise, um eingerissene Mißbräuche abzustellen. Ueber sein weiteres Leben u. Ort u. Zeit seines Todes sind nur Sagen vorhanden. Das Buch Nehemia unter den Geschichtsbüchern des Alten Testaments, in seiner jetzigen Gestalt höchst wahrscheinlich um 330 v. Chr. redigirt, beruht jedenfalls auf den eigenen Aufzeichnungen des N.

Neher, Bernhard, Historienmaler, geb. zu Biberach (Württemberg) im J. 1806; bildete sich Anfangs in Stuttgart unter Dannecker aus, kam aber bald nach München, wo unter der Leitung von Cornelius seine ersten Bilder entstanden, die mit Beifall aufgenommen wurden u. ihm die Mittel verschafften, nach Italien gehen u. sich mehrere Jahre in Rom aufhalten zu können. Die jetzt in Stuttgart befindliche „Auferweckung des Jünglings zu Nain" entstand daselbst. Nachdem er 1832 noch Neapel besucht hatte, kam er dem Auftrag nach, am Isarthore zu München in einem Frescobilde den „Einzug Ludwig's des Bayern nach der Schlacht bei Mühldorf" darzustellen, u. diese wohlgelungene Arbeit verschaffte ihm einen Ruf nach Weimar u. den Auftrag, im dortigen Schlosse zwei Zimmer mit Bildern nach Dichtungen Goethe's u. Schiller's zu malen; die Kompositionen, die so entstanden, fanden durch ihre Anordnung u. Ausführung die allgemeinste Anerkennung u. bilden jetzt die edelste Zierde des Schlosses. Nachdem N. noch einige Jahre Direktor der Akademie in Leipzig gewesen war, folgte er 1846 einem Ruf an die Kunstschule in Stuttgart; unter den dort angeführten Historienbildern sind nam. die Glasmalereien für die Stiftskirche daselbst, neuerdings „Das jüngste Gericht", „Die Kreuzabnahme" (Gemäldegalerie daselbst) u. „Abraham's Fürbitte" zu nennen. Sein älterer Bruder, Michael **N.,** geb. zu München 31. März 1798, trieb in seinen früheren Jahren die Portrait- u. Genremalerei, wandte sich aber in Rom auf Anrathen von Heinrich Heß der Architekturmalerei zu, in der er seit etwa 40 Jahren als einer der bedeutendsten Meister glänzt. Mit der Architektur versteht er das Element des altdeutschen behaglichen Städtelebens meisterhaft zu verbinden.

Nehrung od. Neerung ist der Name einer langgestreckten, sehr schmalen, meist von Dünensand bedeckten Landzunge, welche, durch Anschwemmung entstanden, ein Haff (s. d.) vom Meere trennt.



Nr. 4292. Neidhart v. Reuenthal. (Nach der Manessischen Handschrift.)

Neidhart v. Reuenthal (mittelhochdeutsch Nithart v. Riuwental), einer der namhaftesten mittelhochdeutschen Lyriker, stammte aus Bayern u. war in der Nähe von Landshut angesessen. Schon 1217 wird er als rühmlichst bekannter Dichter erwähnt; 1217 betheiligte er sich an dem Kreuzzuge Herzog Leopold's VII. von Oesterreich u. kehrte erst 1219 in die Heimat zurück. Als er aber später die Huld seines Herzogs verlor, wandte er sich nach Oesterreich, wo er bei Friedrich II., dem Streitbaren, dem letzten Babenberger (seit 1230 regierend), freundliche Aufnahme fand u. zu Medelike (Mölk?) „behauset" ward. Ueber 1236—37 hinaus können wir N.'s Leben nicht verfolgen; sicher ist, daß er 1250 bereits gestorben war. — N. ist von hervorragender Bedeutung in der Literaturgeschichte als Erfinder u. glänzendster Vertreter der sog. höfischen Dorfpoesie, d. h. jener ritterlichen Dichtung, die sich im bewußten Gegensatz zur weichlichen u. verschwommenen konventionellen Minnepoesie ihre Stoffe aus dem derben u. kräftigen Leben u. Treiben der Bauern holte, mit denen N. viel verkehrte, denen er auch selbst seine Lieder vorsang. Daß sein Verkehr mit den „Dörpern" ein erdichteter gewesen u. seine ganze Dichtung eine Satire auf das Hofleben seiner Zeit sei, hat man zwar behauptet, aber nicht erweisen können. N.'s Lieder sind uns

nicht alle erhalten, die erhaltenen vielfach gefälscht; auch die Persönkeit N.'s gestaltete eine spätere Zeit zu einem völligen Zerrbilde. Die beste Ausgabe der echten u. unechten Gedichte N.'s lieferte Haupt (Lpz. 1858). — Vgl. Schröder, „Die höfische Dorfpoesie im deutschen Mittelalter" (in Gosche's „Jahrbuch für Literaturgeschichte" Bd. 1); Schmolke, „Leben u. Dichten N.'s v. R." (Programm des Gymnasiums zu Potsdam, 1875).

Neigebaur, Johann Daniel Ferdinand, Staatsbeamter, Reisender u. Schriftsteller, geb. als Pfarrerssohn zu Dittmannsdorf in Schlesien 24. Juni 1783; studirte in Königsberg zuerst Theologie, dann die Rechte u. war Assessor beim Obergericht in Marienwerder, als der Krieg von 1813 seine Beamtenlaufbahn unterbrach. Er verwendete einen Theil seines Vermögens auf die Errichtung einer Compagnie des Lützow'schen Freicorps, an deren Spitze er im Gefecht bei Lauenburg verwundet u. gefangen genommen wurde. So entstanden seine „Briefe eines preuß. Offiziers während seiner Gefangenschaft in Frankreich" (2 Bde., Köln 1816) u. seine „Schilderung der Provinz Limousin" (Berl. 1817). 1815 finden wir ihn als preuß. Präfekten in Luxemburg, 1816 als Oberlandesgerichtsrath in Kleve, später in Hamm, Münster u. Breslau, 1832 als Direktor des Landgerichts in Frankfurt a. d. O., 1835 als Direktor des Kriminalsenats in Bromberg; 1842 ließ er sich pensioniren. Das ihm angebotene Konsulat ohne Gehalt in den Donaufürstenthümern verwaltete er $2^1/_2$ Jahre u. sammelte während dieser Zeit das Material zu seiner, (der ersten statistischen) „Beschreibung der Moldau u. Walachei" (Lpz. 1847); 1845 ging N. nach Italien, wo er seitdem (meist beim Fürsten Anatol v. Demidoff) großentheils lebte. Er starb zu Breslau 22. März 1866. Seine schriftstellerischen Arbeiten betrafen bis 1830 hauptsächlich das juristische Gebiet; hierher gehört nam. „Der preuß. Prozeß" (Jena 1819). Dann folgten politische Schriften, wie die unter dem Pseudonym Mannsdorf herausgegebene „Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit" (Lpz. 1831), die „Memoiren eines Verstorbenen" (ebd. 1835) ꝛc. Auch einige Satiren, wie die „Ansichten aus der Kavalierperspektive" (ebd. 1836) u. „Denkwürdigkeiten des Domherrn Grafen v. W. von der ersten Franz. Revolution bis zur neuesten Zeit" (ebd. 1864; 2. Aufl. 1866) sind hierher zu rechnen. Groß ist ferner die Zahl seiner Reisehandbücher, geographischen u. statistischen Werke, außer welchen er auch mehrere geschichtliche verfaßte: „Eleonore d'Olbreuse" (Braunschweig 1859); „Geschichte der kaiserl. Leopoldino-Karolinischen Akademie der Naturforschung" (Jena 1861) ꝛc. Von seinen anderen Schriften sind zu erwähnen: der Roman „Petronella, die poln. Einsiedlerin" (2 Bde., Bresl. 1831); „Die Ehe nach Lehre, Gesetz u. Gebrauch der Kathol. Kirche" (Hamb. 1853) u. die „Bilder aus der Geschichte der Kirche in Deutschland" (1865).

Neipperg, ein altes, ehemals reichsunmittelbares Adelsgeschlecht aus Schwaben, welches 1734 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde u. jetzt zu denjenigen deutschen gräflichen Familien gehört, deren Häuptern das Prädikat „Erlaucht" zukommt. Bes. zu erwähnen sind: Graf Wilhelm Reinhard **v. N.,** geb. zu Wien 27. Mai 1684, gest. daselbst 26. Mai 1774; schloß als kaiserl. General 18. Sept. 1739 den unglücklichen Frieden von Belgrad u. verlor 1741 die Entscheidungsschlacht bei Mollwitz gegen Friedrich d. Gr. Trotzdem blieb er bei Franz I. u. Maria Theresia bis an sein Ende in hoher Gunst. Zuletzt war er seit 1755 Hofkriegsrathspräsident u. Kommandant von Wien. — Graf Adam Albrecht **v. N.,** Enkel des Vorigen, geb. 8. April 1775; trat gleichfalls in österr. Kriegsdienste, nahm mit Auszeichnung an den Feldzügen gegen Frankreich Theil u. ging 1811 als Gesandter nach Schweden, wo er 1812 viel zu dem für die verbündeten Mächte günstigen Vertrag von Oerebro beitrug. Seit 1813 Brigadekommandant beim österr. Hauptheer in Italien, führte er 1814 Unterhandlungen mit König Murat u. dem Vizekönig Eugen, machte dann den Feldzug in Südfrankreich mit u. begleitete die Kaiserin Maria Luise (s. d.) nach Wien. Bald darauf ward er zu deren Ehrenkavalier sowie zum Feldmarschallleutnant u. Geheimen Rath ernannt. Seit 23. April 1815 Wittwer, vermählte sich später N. morganatisch u. insgeheim mit Maria Luise. Er starb zu Parma 22. Febr. 1829. — Graf Erwin **v. N.,** jüngster Sohn des Vorigen aus dessen Ehe mit der Gräfin Theresa Pola, geb. 6. April 1813, ist österr. General der Kavallerie u. Geheimer Rath u. seit dem Tode seines Bruders Alfred (16. Nov. 1865) Chef des Hauses sowie erblicher Standesherr des Königreichs Württemberg, wo er u. A. die Grundherrschaft Schwaigern im Oberamte Brackenheim besitzt.

Neïra, s. „Bandainseln".

Neiße, Kreisstadt u. Festung im preuß. Reg.-Bez. Oppeln (Provinz Schlesien) mit 19,376 E. (1871), unter denen ungefähr 3700 Evangelische u. 500 Israeliten sind; liegt zu beiden Seiten der Glatzer N. (s. d.) u. an ihrem Zufluß, der Biele, u. zugleich an der oberschles. Eisenbahnlinie N.-Brieg. Die eng, aber ziemlich regelmäßig gebaute Stadt hat 8 kathol. u. 2 evangel. Kirchen; unter ersteren sind bes. hervorzuheben die goth. Jakobikirche aus dem 15. Jahrh., die ehemalige Jesuiten-, jetzt Gymnasialkirche u. die 1715 erbaute Curatialkirche. An höheren Unterrichtsanstalten befinden sich hier ein Gymnasium, eine Realschule I. Ordnung u. eine Kriegsschule; unter den Wohlthätigkeitsanstalten sind das große Hospital im ehemaligen Kreuzherrenkloster u. das Priesterhaus für arme kathol. Geistliche nennenswerth. Die Bevölkerung treibt starken Gemüsebau, Maschinenfabrikation, Müllerei, Weberei u. Bleicherei u. hält stark besuchte Woll- u. Pferdemärkte ab. In Verbindung mit der Festung stehen die Pulverfabrik u. die Artilleriewerkstätten, welche die Räume des alten fürstbischöflichen Schlosses einnehmen. Das Kreisamt, Kreis- u. Schwurgericht sind die höchsten Behörden der Stadt. In der Nähe liegt das Mineralbad Heinrichsbrunnen. — Der Kreis N. umfaßt 12,91 □M. mit 93,312 E., von denen nur 6 % evangel. sind, u. den Städten N., Ziegenhals u. Patschkau. — N., wahrscheinlich schon im 10. Jahrh. erbaut u. 1350 mit Mauern umgeben, war früher Hauptstadt des Fürstenthums N., welches 1201 an das Bisthum Breslau kam, wodurch N. fürstbischöfliche Residenz wurde. Der kleinere südl. Theil blieb 1742 bei Oesterreich, der größere fiel an Preußen; 25. Aug. 1762 fand in N. die Zusammenkunft Friedrich's II. u. Josef's II. statt; 1810 ward das geistliche Fürstenthum säkularisirt. Die Festungswerke, welche im Dreißigjährigen Kriege angelegt worden waren, hat Friedrich II. beträchtlich erweitern lassen.

Neiße ist der Name von drei zum Gebiete der Oder gehörigen Flüssen. Die Glatzer N. entspringt am Klapperstein in der Grafschaft Glatz, fließt bis zu deren gleichnamiger Hauptstadt nach N., durchbricht bei Wartha die nördl. Kette des Glatzer Gebirgssystems u. fließt dann in nordöstl. Richtung bei den Städten Patschkau, Ottmachau, Neiße, Löwen u. Schurgast der Oder zu, welche sie nach einem Laufe von 26 M. erreicht, nachdem sie bei Löwen schiffbar geworden. Ihr Gebiet umfaßt 96 □M. Ihr Beifluß, der Wölfelsbach, bildet in einem romantischen Thale den 18 m. hohen Wölfelsfall, den schönsten Wasserfall der Sudeten; weitere wasserreiche Zuflüsse sind links die Steine u. rechts die Bistritz. Die Wüthende N., ein Nebenfluß der Katzbach, entspringt im S. von Bolkenhain u. mündet nach einem 5 M. langen Laufe, auf dem sie Jauer berührt, $1^1/_2$ M. oberhalb Liegnitz. Die Görlitzer od. Lausitzer N. hat ihre Quellen in Böhmen, südöstl. von Reichenberg in den Ausläufern des Riesengebirges; sie tritt bei Grottau, nachdem sie das Lausitzer Gebirge durchbrochen, in die sächs. Oberlausitz ein, fließt bei Zittau vorbei, wo sie links die Mandau aufnimmt, u. durchschneidet bei Radmeritz die preuß.-sächs. Grenze. Ihr nordnordöstl. Lauf wird nun ein rein nördl. u. auf demselben berührt sie die Städte Görlitz, Rothenburg u. Priebus; von hier bis Muskau, wo die N. flößbar wird, strömt sie nach NW., dann wieder nach N. bis zu ihrer Mündung unterhalb Guben, wo sie rechts die Lubs aufnimmt u. schiffbar wird. Auf einem Laufe von 27,5 M. bewässert sie ein Gebiet von 72 □M.

Neithardt, Heinrich August, deutscher Tonkünstler, geb. 10. Aug. 1793 zu Schleiz, wo er seine musikalische Vorbildung erhielt u. nachgehends als Klarinettist in der fürstlichen Kapelle angestellt wurde; machte als preuß. Freiwilliger die Feldzüge von 1813 bis 1815 mit u. wurde 1816 in Berlin Stabshautboist, erhielt 1839 den Titel eines königl. Musikdirektors u. richtete zu Anfang der 40er Jahre im Auftrag König Friedrich Wilhelm's IV. den Domchor ein, dessen erster Dirigent er 1845 wurde u. der ihm allein seine Berühmtheit verdankte. Im Interesse dieses Chores hat er auch Reisen nach Petersburg (1847) u. nach Rom (1857) gemacht, sowie er auch mit dem Chor selber 1850 zu erfolgreichen Konzerten nach London ging. N. starb zu Berlin 18. April 1861. — Komponirt hat N. zahlreiche Lieder u. Gesänge (darunter die sehr populär gewordenen: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben" u. „Den Schönen Heil!"), Klaviersachen, Motetten u. Psalmen sowie auch

Militärmusiksachen, Konzerte für Blasinstrumente u. eine Oper „Julietta, die schöne Dalmatierin". Auch hat er die Sammlung von kirchl. Gesängen, „Musica sacra" (7 Bde., Berl.), Choräle zum Kirchengebrauch des preuß. Militärs u. eine Sammlung von Liedern für Schule u. Haus („Liederfreund") herausgegeben.

Nekrolog (griech.), Todtenliste, Lebensbeschreibung eines kürzlich Verstorbenen; Nekrologie, eine Sammlung von Lebensbeschreibungen Verstorbener; Nekromant, Geisterbeschwörer; Nekropole, Todtenstadt, Todtenstätte, häufig im Sinne von Katakomben (s. d.) gebraucht.

Nekrose (a. d. Griech.) heißt diejenige Form des Brandes (s. d.), bei welcher die abgestorbenen Theile (Gewebselemente), da sie wenig saftreich sind u. somit nicht die Bedingungen starker Fäulniß in sich tragen, ihre Struktur u. chemische Zusammensetzung wenig od. nicht verändern. Der Ausdruck N. wird fast nur für den Brand der Knochen, Knorpel u. Sehnen gebraucht.

Nektar, der süß duftende Trank der hellenischen Götter, dessen wiederholter Genuß auch die Menschen unsterblich machen sollte.

Nektarien od. Honiggefäße sind gewisse Nebenblätter der Blumen, welche von deren Blattform abweichen, meist zarter u. kleiner Statur sind u. deshalb als verkümmerte Bildungen betrachtet werden müssen. Sie scheiden Zucker aus u. haben folglich die Bestimmung von Drüsen.



Nr. 4293. Nektarien des Akelei.



Nr. 4294. Nektarien des Eisenhut.

Je nach der Blumenart ändern nicht nur ihre Formen, sondern auch die ausgeschiedenen Stoffe, weshalb der von den Bienen aus verschiedenen Blumen eingetragene Honig verschieden ist, da er häufig mit wachs- od. harzartigen, häufig mit ätherischen Oelen sich mischt. Oft nehmen diese Honiggefäße sehr sonderbare Formen an. So erscheinen sie z. B. bei dem Akelei (Aquilegia) als eine sackartige Ausweitung gewisser Blumenblätter, bei dem Eisenhute (Aconitum) als zwei langgestielte, in geschwungene, flügelartige Fortsätze auslaufende Bildungen ꝛc.; bei den meisten übrigen Blumen treten sie nur als kleine Schuppen auf.

Nektarinia, s. „Nectarinia".

Nélaton (spr. Nelatong), Auguste, franz. Arzt u. Chirurg, geb. zu Paris 18. Juni 1807, war ein Schüler Dupuytren's u. begann im Dez. 1836 seine Praxis. Im April 1851 ward er Professor der chirurgischen Klinik u. machte nun sich schnell einen großen Namen. 1856 in die Medizinische Akademie aufgenommen, wurde er 1866 Leibchirurg Napoleon's III. u. 14. Aug. 1868 erhielt er sogar die Senatorenwürde, nachdem er im Jahre vorher seine Professur wieder niedergelegt hatte. Er starb zu Paris 21. Sept. 1873. Neben einer außerordentlichen operativen Geschicklichkeit besaß N. eine wunderbare Sicherheit in der Diagnose. Zur größten Popularität gelangte er durch die 1863 an Garibaldi vorgenommene Operation, an der der engl. Chirurg Partridge sich vergebens versucht hatte. Auch die gegen den Willen Kaiser Napoleon's an dessen Sohne vorgenommene Operation machte seiner Zeit viel von sich reden. Ueberdies war N. auch literarisch thätig; insbes. schrieb er: „Recherches sur l'affection tuberculeuse des os" (Par. 1837); „Traité des tumeurs de la mamelle" (ebd. 1839); „Parallèle des divers modes opératoires dans le traitement de la cataracte" (ebd. 1850) u. „Éléments de pathologie chirurgicale" (5 Bde., ebd. 1844—60; neue Ausgabe, redigirt von Jamain, 1866), letztere sein Hauptwerk.

Nelke, s. „Dianthus". **Nelkenpfeffer,** s. „Piment".

Nelson, Horatio, Lord, Viscount u. Vizeadmiral von England, geb. 29. Sept. 1758 zu Burnham in der Grafschaft Norfolk, wo sein Vater Prediger war; wurde schon im 12. Lebensjahre wider seinen Willen auf die Marine gegeben. Schon als 15jähr. Knabe zeichnete er sich auf einer Fahrt in das Nordpolarmeer durch Geschick u. Muth aus, noch mehr im Alter von 22 Jahren im Kampfe gegen die westind. Kolonien der Spanier. Nach einer mehrjährigen Ruhe, die er mit seiner jungen Gattin, der Wittwe eines Dr. Nesbit, in dem Pfarrhause des Vaters verbrachte, wurde er im Kampfe gegen Frankreich Befehlshaber auf einer Observationsescadre im Mittelmeere, seit 1793 unter dem Oberbefehl des Admirals Hood, seit 1795 unter dem des Lord Hotham. Als Commodore nahm er in der Schlacht bei San Vincente 14. Febr. 1797 den span. Admiral gefangen u. eroberte drei Linienschiffe, als Contreadmiral im Herbst dess. Jahres ein reichbeladenes Silberschiff im Hafen Sta. Cruz auf Teneriffa, verlor aber durch eine Kanonenkugel den rechten Arm. Dennoch stand er schon 1798 wieder an der Spitze jener Flotte, die 1. Aug. die franz. bei Abukir fast vernichtete u. Napoleon in Aegypten blockirte. Der König ernannte den Sieger zum Lord vom Nil. Aus Neapel entführte er im Dez. die bedrängte Königsfamilie nach Palermo u. leitete dann im Bunde mit Russen u. Türken nach den Launen der Lady Hamilton, die ihre u. der neapolitan. Königin wilde Rachsucht auf ihren Liebhaber übertrug, die Gegenrevolution. Am 2. April 1801 nöthigte er durch einen gegen den Befehl seines Chefs, des Admirals Parker, gewonnenen Sieg vor Kopenhagen Dänemark zum Austritt aus der nord. Konvention, griff im Aug. zweimal vergeblich Boulogne an u. lebte nach dem Frieden von Amiens eine Zeit lang in Morton bei der schönen Lady Hamilton, deren Gemahl indeß verstorben war.



Nr. 4295. Horatio Nelson (geb. 29. Sept. 1758, gest. 21. Okt. 1805).

Erst im J. 1805 erschien er wieder an der Spitze der engl. Flotte vor Toulon, verfolgte Villeneuve nach Westindien u. zurück bis Gibraltar u. erfocht seinen letzten u. größten Sieg am 21. Okt. 1805 bei Trafalgar. Nachdem er die feindliche Linie durchbrochen, zerschmetterte ihm eine Kugel das Rückgrat. Seine Leiche wurde in der Paulskirche beigesetzt; seine Titel erbte ein Schwestersohn, Th. Bolton; eine Tochter der Lady Hamilton seinen Namen. Charnock, Clarke, Churchill, Southey, Pettigrew (2 Bde., Lond. 1849), Forgues (Par. 1859) schrieben sein Leben; Nicolas gab seine Depeschen u. Briefe heraus (7 Bde., Lond. 1844).

Nemausa, ein zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisender, von Laurent 22. Jan. 1858 entdeckter, das Zeichen (51) führender Asteroid.

Nemea, ein in Argolis (im nordöstlichen Peloponnes) gelegenes, jetzt unbewohntes Längenthal, das zwar keine städtische Ansiedelung in sich faßte, aber durch den Dienst des Zeus u. des dem Dionysos verwandten Adrastos geheiligt war. Die Vereinigung dieser beiden Kulte gab Veranlassung zu den Nemeischen Spielen, welche seit 572 v. Chr. innerhalb eines dreijährigen Zeitraums immer zweimal, u. zwar einmal im Sommer u. das andere Mal im Winter, gefeiert wurden. Den Sieger in den gymnischen Wettkämpfen, zu denen später ein musikalischer trat, belohnte ein Eppichkranz. Die regelmäßige Feier des Festes wurde durch die Argiver eingerichtet, welche auch mit kurzen Unterbrechungen die Leitung desselben behielten. Noch jetzt befinden sich dort drei Säulen

eines großen Tempels nebst Spuren von einem Theater u. einem Stadion. Eine Höhle des nahen Tretosgebirges galt als Lagerstätte des berühmten, von Herakles (s. d.) getödteten Nemeischen Löwen.

Nemĕsis, eine Tochter der Nacht, war im hellenischen Glauben die Vermenschlichung des göttlichen Unwillens über die Verletzung des richtigen Ebenmaßes von Seiten des Menschengeschlechts. Sie ist die wohlmeinende Göttin des Gleichgewichts u. Rechtsgefühls u. züchtigt jeden Dünkel u. Uebermuth. Im attischen Flecken Rhamnūs stand ihr Bild, nach Angabe des Pausanias von Phidias aus dem Marmorblocke gemeißelt, den die Perser bei ihrem Einfalle in Attika zum Siegeszeichen mitgebracht hatten. Sie trug auf dem Haupte eine mit Hirschen u. kleinen Nike-Bildern geschmückte Krone, in der Linken einen Apfelbaumzweig, in der rechten eine Schale. Oft befindet sich auch zu ihren Füßen ein Rad od. sie ist beflügelt u. hält einen Zaum.

Nemo ante mortem beatus (lat.), d. i. Niemand ist vor dem Tode glücklich zu nennen.

Nemours (spr. Nemuhr), Stadt im franz. Departement Seine u. Marne mit 4010 E. (1872) u. einem alten Schlosse; ward 1404 zur Hauptstadt eines Herzogthums erhoben, das zuerst im Besitz der Grafen von Evreux, 1425—1503 in dem der Armagnacs war, darauf an Gaston de Foix u. 1528 an das Haus Savoyen-N. kam; nach dem Aussterben der männlichen Linie verkaufte es die weibliche 1689 an Ludwig XIV., welcher damit die Familie Orleans belehnte.

Nemours, Herzog v. N., s. „Orleans“.

Nena (auch Nana geschrieben) **-Sahib** (d. h. kleiner Herr), eigentlich Sereek Dhoondoo Punth, der berüchtigte „Schlächter von Cawnpore“; geb. 1820 im Distrikt von Poona als der Sohn eines Brahmanen, ward er im Hause des letzten Peischwahs von Poona erzogen u. beanspruchte nach dessen Tode (1852) auf Grund eines gefälschten Testamentes die Nachfolge, welche ihm die indische Regierung verweigerte. Durch erheuchelte Freundlichkeit wußte er sich das ganze Vertrauen der engl. Offiziere zu erwerben. Nach Ausbruch des Sepoykrieges im Mai 1857 wendeten sich daher diese sogar wegen Beistellung von Truppen zur Bewachung des Schatzes in Cawnpore an ihn, u. er entsprach sofort diesem Verlangen. Aber alsbald warf er die Maske ab, stellte sich an die Spitze der eingeborenen Truppen in Cawnpore u. begann in der Nacht zum 7. Juni den Aufstand gegen die Engländer unter General Wheeler, die sich am 27. Juni an N.-S. ergaben, der ihnen bedingungsweise einen freien Rückzug nach Allahabad hatte anbieten lassen. Kaum aber hatten sie die für sie bereit gehaltenen Boote bestiegen, als von beiden Flußufern ein Gewehrfeuer auf sie eröffnet wurde. Die diesen verrätherischen Angriff Ueberlebenden wurden nach Cawnpore zurückgeschleppt, wo N.-S. die Männer sofort ermorden u. die Frauen u. Kinder einkerkern ließ. Doch auch Letztere wurden umgebracht, als 15. Juli General Havelock gegen Cawnpore anrückte. Seit jenem Tage blieb N.-S. verschwunden; Niemand weiß, was aus ihm geworden ist. Am 21. Okt. 1874 ward zwar ein Mann in Gwalior verhaftet, den man für N.-S. hielt, doch stellte sich dies als Irrthum heraus.

Nenner nennt man in der Mathematik bei einem Bruche, d. i. einer nicht ausgeführten Division (s. d.), den unter den Bruchstrich geschriebenen Divisor, weil er die Theile, in welche der über dem Striche stehende Dividend od. Zähler getheilt werden soll, benennt. Soll man z. B. 13 durch 6 dividiren od. in 6 gleiche Theile theilen, so kann man dies auch in Bruchform schreiben = $^{13}/_{6}$. Hier ist also 6 der N., 13 der Zähler des Bruches. Ist der N. größer als der Zähler, also der Werth des Bruches kleiner als Eins, so heißt der Bruch ein echter. In den Dezimalbrüchen (s. d.) wird der N. nicht bes. geschrieben, sondern nur durch die Stellung des Zählers ausgedrückt.

Neogēn (übersetzt Neugebilde) nennen einige Geologen die beiden oberen Etagen (Miocän- u. Pliocänformation) der Tertiärformation zusammen u. bedeutet das Wort soviel wie Jungtertiär, im Gegensatz zu dem Alttertiär, dem Eocän od. der unteren Etage der Tertiärformation.

Neograd, Komitat im ungar. Kreise diesseit der Donau; umfaßt 79,3 □M. mit 198,269 E. (1869), reicht im S. bis an die Donau, im O. bis an die Zagyva u. wird von der oberen Eipel durchflossen. Das größtentheils gebirgige u. mit ausgedehnten Waldungen bedeckte Land hat seine bedeutendsten Höhen im Süden, wo ein Gebirgsast der Matra-Karpathen dasselbe durchzieht. Trotzdem ist der wärmere Süden reich an Getreide u. Wein. Die meist magyar. Bevölkerung, von der $^{2}/_{3}$ röm.-kathol. sind, treibt außer Acker- u. Weinbau nicht unbedeutende Vieh-, nam. Schafzucht u. sehr beträchtlichen Holzhandel. Eine der zahlreichen Ruinen ist die ehemals bes. wichtige Festung N., welche dem Komitate den Namen gegeben u. in den Türkenkriegen eine hervorragende Rolle gespielt hat. Der Hauptort ist der Markt Balassa-Gyarmat mit 6435 E. u. einem alten Bergschlosse. Das slav. Dorf Podrecsány bei dem gewerbfleißigen Flecken Gacs verfertigt große Mengen der in Ungarn u. Oesterreich beliebten schwarzen thönernen Pfeifenköpfe.

Neokom, der Name eines geologischen Schichtensystems, welches in Frankreich, England, Oberschlesien u. dem nordwestlichen Deutschland die unterste Etage der Kreideformation bildet, dagegen in der Kreideformation Sachsens, Böhmens, Bayern u. Westfalens fehlt. Die Gesteine des N. sind gewöhnlich Kalksteine, Konglomerate u. Thone (Hilsthon), welche in einigen Gegenden auch durch Mergelschiefer u. Sandsteine vertreten sind. Bes. charakteristische Leitfossilien sind: Toxaster complanatus *Ag.*, Exogyra sinnata u. Ammonites noricus *Schloth.*

Neologie (von griech. *νεός*, neu, u. *λόγος*, Rede) heißt eigentlich Sprachneuerung u. wird in diesem engeren Sinne (u. zwar tadelnd) von der Einführung unnöthiger neuer Wortbildungen (sog. Neologismen) gebraucht. In weiterem Sinne steht N. von jeder unnöthigen od. gar gefährlichen Neuerung auf dem Gebiete der Wissenschaften od. der Religion; Neuerer nennt man deshalb auch Neologen.

Neophyten (vom griech. *νεόφυτος*, neugepflanzt) hießen in der alten Kirche nach 1. Tim. 3, 6 die Neubekehrten. In engerem Sinne steht N. auch von den sog. Novizen (lat. novitius, neu), d. h. den Probegliedern der Mönchsorden, in weiterem endlich von den neueingetretenen Mitgliedern sonstiger Genossenschaften.

Neoplasma, s. „Neubildungen“.

Nepâl (spr. Nipal) od. Nepaul (d. h. heiliges Land) ist ein Königreich in Ostindien, welches zum größten Theil am Südabhange des mittleren Himalaja liegt, im S. u. W. an die brit.-ind. Besitzungen in Bengalen grenzt, im O. durch Sikkim von Bhotan getrennt wird u. im N. über die höchsten Ketten jenes Gebirges noch ein Stück in das Hochland von Tibet hineinreicht. An der südl. Grenze zieht sich die waldreiche, vielfach versumpfte u. ungesunde Tarai hin, welche sich nach N. zu einem niedrigen Sandsteinplateau erhebt, u. über dieses ragen dann die riesigen Mauern des Alpenlandes empor. Das ganze Land, welches einen Flächenraum von 2540 □M. bedeckt, gehört zum Gebiet des Ganges, dem im W. der Gogra, in der Mitte der Gandack u. im O. der Kosi zuströmt. Diese Flußthäler bezeichnen zugleich die wichtigsten Paßübergänge nach N. Das Klima ist nicht so heiß wie in anderen Landschaften an der Südseite des Himalaja u. die Regenmenge weit geringer als im benachbarten Sikkim; Schneefälle treten im Winter schon in Höhen von 1300 m. auf. Am dichtesten bevölkert ist der mittlere Theil des Landes, u. die Vorberge des Himalaja zeigen theilweise eine sehr reich entwickelte Kultur. Die Bevölkerung, welche auf 2,000,000 Seelen geschätzt wird, besteht aus Tibetanern, Hindu's u. Mischlingen beider Rassen. Ihr Buddhismus ist noch mit vielen heidnischen Elementen versetzt; Wittwenverbrennung kommt häufig vor. Wenn auch die Architektur deutlich chines. Einflüsse zeigt, so ist doch die allgemeine Kultur im Wesentlichen indisch, mit Ausnahme der am weitesten nach N. wohnenden Tibetaner. Der fruchtbare Süden des Landes bringt Reis, Mais, Baumwolle, Zuckerrohr u. andere indische Gewächse hervor; in den gebirgigeren Landschaften ist die Viehzucht wichtig, Schafe u. Kaschmirziegen liefern eine treffliche Wolle. Die Metallschätze des Bodens, nam. die Kupfer-, Blei- u. Eisenerze, werden in nicht unbedeutenden Quantitäten abgebaut u. Stahl-, Kupfer- u. Messingwaaren in oft geschmackvoller Ausführung in den Handel gebracht. Einen wichtigen Ausfuhrartikel bildet auch das Elfenbein. Das herrschende Volk der Gjorkhas, dem die Familie des Radscha angehört, unterwarf sich 1768 die verschiedenen Stämme des Landes; durch den Krieg gegen die Briten 1815/16 verlor N. die Landschaft Almora. Die Hauptstadt Kathmandu ist Residenz des Radscha u. soll gegen 50,000 E. zählen, welche nam. viel Kupfer produziren. — Vgl. H. v. Schlagintweit, „Reisen in Indien u. Hochasien“ (Bd. II, Jena 1871).

Nepenthes, Kannenträger; Pflanzengattung der Nepenthaceen, nur den Tropen angehörig u. durch ihre merkwürdige Blattbildung ausgezeichnet. Es sind Schlingsträucher in feuchtheißen Wäldern, welche ihre Blattstiele zu krug- od. kannenförmigen Näpfen umwandeln, auf denen das Blatt als Deckelchen sitzt, u. am Grunde dieser Gefäße reines, trinkbares Wasser abscheiden. Bes. ausgezeichnet ist die sog. Destillirpflanze (N. destillatoria) in Ostindien. Man kennt eine ziemliche Menge von Arten in Indien, China, Cochinchina, auf den Molukken, Philippinen, Sundainseln u. auf Madagaskar; alle durch verschiedene, oft höchst phantastische Bildung jener Füllhörner charakterisirt. Neuerdings gelang es auch, dieselben in unseren Warmhäusern zu züchten.

Sie sind sämmtlich gegen direktes Sonnenlicht empfindlich, verlangen viel Schatten u. feuchte, warme Luft. Die gewöhnlichste u. am längsten bekannte ist die aus China in die englischen Gärten schon 1789 eingeführte Destillirpflanze; dann züchtet man noch: N. albo-marginata aus Indien u. ampullacea aus Ostindien, N. Phyllamphora aus Cochinchina u. von den Molukken, N. Rafflesiana aus Ostindien mit prachtvoll bunten Blattschläuchen u. s. w. Aehnliche Schläuche entwickelt auch die nahe verwandte Gattung Edwardsia. Die unansehnlichen Blumen erscheinen in einer Rispe.

Nephelin, ein in meist nur kleinen, säulenförmigen Krystallen des hexagonalen Systemes erscheinendes Mineral, im Wesentlichen aus kieselsaurem Natronkali bestehend, farblos, weiß durchscheinend, zuweilen auch grau od. gelblich; die nicht selten vorkommenden grünen Varietäten werden von einigen Mineralogen als Eläolith bezeichnet; letzterer findet sich bei Frederiksvärn u. bei Miask. Der N. kommt meist eingewachsen in Gemeinschaft anderer Mineralien in einzelnen zerstreuten Krystallen vor, doch giebt es auch derbe Massen, die aus lauter mikroskopisch kleinen Nephelinkrystallen bestehen; nam. tritt der N. als ein Gemengtheil gewisser Basalte u. Dolerite auf u. nennt man diese dann Nephelinbasalt u. Nephelindolerit. Aus dem letzteren bestehen u. A. der Löbauer Berg, der Katzenbuckel im Odenwald; auch bei Meiches in Hessen kommt dieses Gestein vor, welches ein krystallinisch-körniges Aggregat von N., Augit u. etwas Magneteisenerz darstellt.

Nephrit, ein aus kieselsaurer Magnesia u. kieselsaurem Kalk bestehendes, nicht krystallinisches, sondern nur in derben, dichten Massen vorkommendes Mineral; es fühlt sich etwas fettig an, besitzt einen grobsplittrigen Bruch u. eine Härte, die der des Quarzes nahe kommt (6—7); die Farbe ist grünlichgrau bis lauchgrün u. rührt von einem geringen Gehalte an Eisenoxydul her. Das Mineral findet sich in der Türkei, Tibet, China u. auf Neuseeland u. wird im Orient zu Säbelgriffen, Siegelringsteinen, Amuleten 2c. verarbeitet, während die Eingeborenen auf Neuseeland Streitäxte davon machen; daher auch der Name Beilstein, Punamustein. Einige Mineralogen betrachten den N. nur als eine besondere Varietät des Diopsides.

Nepomuk, Johann von, bekannter Märtyrer u. Schutzheiliger Böhmens, war der Sohn eines gewissen Welflin u. um 1350 in dem Städtchen Pomuk (daher sein Name) geboren. 1380 erscheint er als Pfarrer u. zugleich als Sekretär des Erzbischofs von Prag, 1390 als Archidiakonus daselbst. Am 20. März 1393 wurde er ein Opfer der Wuth des böhmischen Königs Wenzel, den er als Rathgeber des vom König gehaßten Erzbischofs bes. erbittert haben muß. Erst gefoltert u. halb verbrannt, wurde er auf Befehl des Königs gebunden in die Moldau gestürzt. — Mit diesem geschichtlichen Thatbestande ist die katholische Legende von dem heiligen N. kaum zu vereinigen, die ihn bereits 1383 ertränkt werden läßt, weil er sich standhaft weigerte, als Beichtvater der Königin Anna die Beichtgeheimnisse derselben an Wenzel zu verrathen; sein Leichnam sei dann von unzähligen Lichtern begleitet den Strom hinabgeschwommen, in der Nähe gelandet u. habe bei u. nach seiner Beisetzung im Dom zahlreiche Wunder gewirkt, bis er 1721 selig u. 1729 durch Benedikt XIII. heilig gesprochen wurde. Die scharfsinnigen Untersuchungen Abel's über die „Legende vom heiligen Johann v. N." (Berl. 1855) haben es wahrscheinlich gemacht, daß der geschichtliche N. zu dem der Legende umgebildet wurde, um dem Joh. Hus in der kathol. Reaktion beim Beginn des Dreißigjährigen Krieges einen echt katholischen Heiligen gegenüberzustellen, woraus auch die Uebereinstimmung einzelner Züge in dem Leben des Hus u. der Legende des N., ja sogar die Aehnlichkeit alter Standbilder des N. mit solchen von Hus zu erklären sei.

Nepos, Cornelius, s. „Cornelius Nepos".

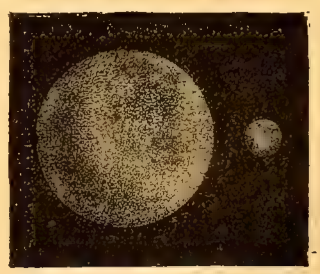
Nepotismus (von lat. nepos, Enkel, Neffe) heißt die unberechtigte Begünstigung der nächsten Verwandten von Seiten Hochgestellter durch Verleihung unverdienter Aemter, Titel u. Einkünfte. Eine besondere Rolle spielt der N. in der Geschichte der Päpste.

Neptun ist in der Astronomie der äußerste u. noch nicht lange bekannte Planet unseres Planetensystems, dessen Entdeckungsgeschichte ein besonderes Interesse darbietet. Die Störungen, welche die Planeten in ihren Bahnen durch gegenseitige Anziehungen auf einander ausübten, zeigten nämlich, daß auf die Bewegung des Uranus noch ein anderer, weiter entfernter Körper einwirken müsse, u. Leverrier in Paris, sowie gleichzeitig u. unabhängig von ihm Adams in Cambridge (England) berechneten die Existenz eines jenseit des Uranus gelegenen Planeten. Nachdem Leverrier zuerst das Resultat seiner Rechnungen im J. 1846 bekannt gemacht u. mehrere beobachtende Astronomen zum Aufsuchen dieses Planeten aufgefordert hatte, wurde derselbe am 23. Sept. 1846 in der That von Galle in Berlin in der angegebenen Gegend des Himmels entdeckt u. erhielt später den Namen N. Es zeigte sich, daß



Nr. 4296. Nepenthes u. Edwardsia villosa.

der N. früher schon einige Male als Fixstern angesehen worden war. Seine mittlere Entfernung von der Sonne ist 602,4 Mill. M., seine größte 607,5 Mill. M., seine kleinste 597,3 Mill. M., die Excentrizität seiner Bahn ist $^1/_{118}$. Seine tropische Umlaufszeit (s. „Planeten") beträgt 163 Jahre 270 Tage. Der Durchmesser des N. ist 7400 M., sein Körperinhalt demnach 80mal größer als der der Erde. Seine Masse ist $^1/_{14446}$ der Sonnenmasse. Er ist aus sehr lockerer Masse, im Durchschnitt nur etwa $^1/_4$ so dicht als Wasser. 1000 Gramm auf der Erde wiegen auf dem N. nur 800 Gramm. Seine Rotation kennt man nicht; über seinen Mond s. „Nebenplaneten".



Nr. 4297. Erde und Neptun in ihrem wahren Größenverhältniß.

neptunische Gesteine pflegt man solche Gebirgsarten zu nennen, die durch die Mitwirkung des Wassers entstanden sind (Neptun = der Gott des Wassers); mögen sie nun sich als Schlamm- od. Sandmassen aus dem Wasser abgesetzt haben u. allmählich verhärtet, od. mögen sie, wie Gips u. Steinsalz, aus demselben auskrystallisirt sein.

Neptunisten nennt man, im Gegensatz zu den Plutonisten, die Anhänger derjenigen geologischen Ansicht, nach welcher Gesteine, über deren Bildungsweise man nicht ganz unzweifelhaft im Klaren ist, durch chemische u. mechanische Einwirkung des Wassers entstanden sind, sei dies nun durch Umwandlung bereits bestandener Gesteine (Metamorphismus) durch das Wasser, od. durch Auskrystallisiren aus wässrigen Lösungen. Gesteine, die in dieser Hinsicht zu Meinungsverschiedenheiten Veranlassung geben, sind z. B. der Gneis, Granulit, Granit u. a.

Neptunus, griech. Poseidon, erhielt durch das Los nach der Entthronung seines Vaters Kronos die Herrschaft über das Meer u. alle Gewässer der Erde. Sein goldener Palast stand in der Tiefe des Meeres bei Aegä u. Helike. Alles Erbeben u. Zerklüften der Erde schrieb man der Gewalt seines mächtigen Dreizacks zu, aber auch

jede Neubildung von festem Lande. Insofern aber das flüssige Element zum Gedeihen der Vegetation nothwendig ist, trat er auch in ein nahes Verhältniß zu den Göttern des Ackerbaues, sowie ihm besonders die Schöpfung des Rosses zugeschrieben wurde. Seinen Haupteinfluß behielt er natürlich immer auf Schiffahrt, Handel, Fischfang u. Seekrieg. Doch war seine Verehrung vorherrschend dem ionischen u. äolischen Stamme eigenthümlich. Auf dem Isthmos von Korinth feierte man ihm zu Ehren alle drei Jahre Wettspiele. Zu Ephesos die Taurien, zu Mykale die Panionien, in Lakonien die Tänarien standen in Beziehung auf N. Mit Vorliebe errichtete man kolossale Erzbilder von ihm an Küsten u. Vorgebirgen. Gewöhnlich erschien er dann als ernster, kräftiger Mann u. wird durch den Dreizack (ursprünglich die Thunfischharpune) bezeichnet. Oft fährt er auch mit seiner Gemahlin Amphitrite, von Nereïden, Tritonen u. Delphinen umspielt, über die Wogen dahin.



Nr. 4298. Neptunus.
Nach einer Statuette im Dresdener Museum.

ne quid nimis (lat.), d. i. in nichts zu viel, oder: man darf nichts übertreiben.

Nerbudda od. Narmada (d. h. Freudenspender), der größte Strom Vorderindiens, welchen das Hochland von Dekan nach Westen sendet; entspringt auf dem Plateau von Amarakontak aus heiliger Quelle u. behält im Ganzen seine westliche Richtung bei, indem er bes. auf seinem mittleren Laufe ein überaus fruchtbares Thal durchströmt. Die meisten seiner Zuflüsse sendet das Vindhya-Gebirge ihm zu, das ihn im Norden begleitet. Auf einem 192 M. langen Laufe bewässert er ein Gebiet von 1652 □M. u. mündet seeartig verbreitert in den Busen von Cambaya, wo eine Barre seine Einfahrt für größere Seeschiffe versperrt; mittlere können jedoch bis Barotsch stromaufwärts gelangen. Auf dem größten Theil seines Laufes machen aber die häufig vorkommenden Stromschnellen die Schiffahrt unmöglich.

Nereïden, s. „Nereus".

Nereïden (Meer-Scolopender), etwa 10—16 cm. lange, dünne, vielgliedrige, schlängelnd kriechende u. schwimmende Ringelwürmer des Meeres, die an den Küsten im Sande stecken, auch eine schleimige Röhre absondern. Die stahlschillernde Nereis pelagica ist in der Nord- u. Ostsee gemein; einige Arten leben im Brakwasser der Flußmündungen. Andere Gattungen sind Dendronereis, Heteronereis 2c.

Nereus, der älteste Sohn des Pontos u. der Gäa, ein mildgesinnter u. untrüglicher Meeresgreis, wohnte nach dem Glauben der Hellenen in einer tiefen Grotte der Meerestiefe. Die Okeanide Doris hatte ihn mit 50 schönen Töchtern, den Nereïden, beschenkt, deren bekannteste Amphitrite, die Neptun selbst zu seiner Gemahlin erkor, u. Thetis, die Mutter des Achilleus, sind.

Neri, Philipp, der Heilige, Stifter der „Priester des Oratoriums", geb. 22. Juli 1515 zu Florenz; studirte seit 1533 zu Rom, schon damals durch edle Selbstverleugnung gegen Arme u. Kranke ausgezeichnet u. mit himmlischen Erscheinungen beglückt. 1551 zum Priester geweiht, hatte er an der Begründung der „Bruderschaft zur heiligen Dreieinigkeit" (zum Behufe der Pilgerpflege in Rom) einen wesentlichen Antheil u. stiftete 1556 die religiösen Versammlungen in einem Betsaal (Oratorium), welche bald große Bedeutung erlangten. Bei aller Lauterkeit u. Einfalt des Gemüths besaß N. einen unverwüstlichen Humor, welche Eigenschaft ihn auch zum Lieblingsheiligen des humorliebenden ital. Volkes gemacht hat. Nachdem die Oratorianer 1675 als freie Verbindung von Weltgeistlichen die Bestätigung des Papstes erhalten, bezog N. selbst 1583 das Ordenshaus zu Rom u. starb daselbst 25. Mai 1595; im J. 1622 wurde er heilig gesprochen. Noch vor seinem Tode breiteten sich die Oratorianer (od. Philippiner) auch im übrigen Italien aus; zur Kongregation wurden sie indeß erst in Frankreich (s. 1611) durch Peter Berulle u. erlangten hier bes. wissenschaftliche Bedeutung, bis die Franz. Revolution ihren Verfall herbeiführte. Auch in Holland u. seit 1847 in England fanden die Oratorianer Eingang.

Nerita, Insel, s. „Ferdinandea". **Nerium,** s. „Oleander".

Nero, Tiberius Claudius, der fünfte römische Kaiser (54 bis 68 n. Chr.), geb. 37 n. Chr., war der Sohn des Cn. Domitius Ahenobarbus u. der Tochter des Germanicus, Agrippina, u. wurde von deren zweitem Manne, dem Kaiser Claudius, adoptirt. Seine Mutter bahnte ihm mit Uebergehung ihres Stiefsohns Britannicus durch Vergiftung den Weg zum Throne, um selbst in seinem Namen desto unumschränkter herrschen zu können. Bald aber gelang es dem Präfekten der Leibwache Burrus u. dem ihm als Lehrer beigegebenen Philosophen Seneca, den jungen Fürsten diesem Einflusse zu entziehen, u. solange diese Männer ihre Stellung behaupteten, zeigte sich N. lenksam u. mild. Als aber Agrippina, über den Verlust ihrer Macht empört, nach vergeblicher Anwendung anderer niedriger Mittel mit der Erhebung des Britannicus drohte, entschloß er sich dazu, den gefürchteten Stiefbruder aus dem Wege zu räumen. Von da an überließ er sich den zügellosesten Ausschweifungen u. schritt endlich auf Antrieb seiner Geliebten Poppäa Sabina, die bei Lebzeiten Agrippina's auf die Scheidung des Kaisers von seiner Gemahlin Octavia nicht hoffen durfte, zum Muttermorde. Das böse Gewissen suchte er durch gesteigerte Sinnenlust zu übertäuben u. fröhnte nam. seiner Leidenschaft für das Theater, das Wettrennen u. den Gesang zur Cithara, indem er selbst in diesen Künsten sich ausbildete u. bei den Spielen als Preisbewerber auftrat. Der im J. 62 eintretende Tod des Burrus lähmte zugleich den Einfluß Seneca's, Octavia fiel den Ränken der Poppäa zum Opfer, mit der sich N. jetzt vermählte, u. den verschwenderischen Festen u. schwelgerischen Gelagen folgte endlich eine fürchterliche Feuersbrunst in Rom, an die sich eine grausame Verfolgung der als Urheber derselben bezichtigten Christen anschloß. N. baute die Stadt nach eigenem Plane schöner wieder auf, u. sein neuer Palast, das Goldene Haus, erhob sich in ungeheurer Ausdehnung u. verschlang unermeßliche Geldsummen. Die Unzufriedenheit der Bürger, welche in der Verschwörung Piso's sich bethätigte, wurde durch das Blut vieler edler Männer erstickt; auch Poppäa starb an einer ihr von dem Kaiser im Zorne beigebrachten Verletzung. Nachdem er dann im J. 66 den parthischen Prinzen Tiridates mit glänzendem Aufwande empfangen u. bewirthet hatte, trat er eine Virtuosenreise nach Griechenland an, welches er auf jede Weise beraubte u. plünderte. Nach Rom zurückgekehrt (67), erhielt er die Nachricht von der Empörung des Vinder. Diese behandelte er mit Leichtsinn. Als aber Galba (s. d.) zum Imperator ausgerufen wurde, seine Freunde ihn verließen u. die Prätorianer von ihm abfielen, floh er aus Rom u. gab sich auf dem Landgute eines seiner Freigelassenen beim Herannahen der Häscher selbst den Tod.



Nr. 4299. Nero.

Nero antico (ital.), schwarzer Marmor.

Neroliöl, das ätherische Oel der Orangenblüte.

Nerthus hieß (nach Tacitus' „Germania") die von mehreren Stämmen der Germanen verehrte Erdgöttin, deren Heiligthum sich auf einer Insel in einem heiligen Haine befand. Ihr Bild wurde von Priestern alljährlich auf einem Wagen durch das Land geführt, danach wurden Bild u. Wagen von Sklaven gereinigt u. diese dann ertränkt. Wo jenes Inselheiligthum sich befand, ist unsicher; vielfach hat man es nach Rügen versetzen wollen. Aus N. ist durch eine falsche

Lesung des Beatus Rhenanus (in seiner Ausgabe der „Germania" 1533) die ganz unrichtige Namensform Hertha entstanden.

Nertschinsk, Bergstadt in der sibir. Provinz Transbaikalien mit 4000 E.; am linken Ufer der Nertscha gelegen, die in der Nähe sich mit der Schilka vereinigt; ist der Mittelpunkt eines ausgedehnten, reichen Grubenreviers, in dem nam. auch von Verbannten große Mengen von Silber u. Blei, aber auch Zinn, Eisen, Kupfer, Gold u. Kohlen gewonnen werden. Die 1652 durch den Kosakenhäuptling Bekelow gegründete Stadt hat bereits eine Sternwarte u. Bergschule; der Handel mit der Mongolei ist nicht unbedeutend.

Nerva, Marcus Coccejus, röm. Kaiser (96—98 n. Chr.); wurde im J. 32 n. Chr. zu Marnia in Umbrien geb., kam frühzeitig nach Rom, gelangte unter Nero zur Prätorwürde u. bekleidete mit Vespasian zusammen das erste u. mit Domitian das zweite Mal das Konsulat. Nach der Ermordung Domitian's wurde N. von den Verschworenen zum Kaiser gemacht u. erwarb sich durch Uneigennützigkeit, Bescheidenheit, Milde u. Gerechtigkeit bald die allgemeine Gunst des Volkes. Wegen seiner Kränklichkeit gesellte er sich den an Kindesstatt angenommenen Trajanus als Mitregenten bei, starb jedoch schon 3 Monate später.

Nerven sind Fäden, die in eigenthümlicher Anordnung u. Vertheilung den (thierischen) Körper durchziehen. Sie sind aus mikroskopisch feinen Fasern (Primitivröhren) zusammengesetzt u. bilden im Verein mit eigenthümlichen, durch strahlige Fortsätze ausgezeichneten Zellen (Ganglienkugeln) nervöse Organe (Gehirn, Rückenmark, Nervenstränge, Nervenkoten od. Ganglien u. Nervenhäute, z. B. die Retina). Je nach der Art der Verbindung von Nervenfasern u. Ganglienkugeln unterscheidet man bei diesen Organen eine weiße u. eine graue Substanz. An beiden nimmt auch Bindesubstanz Theil u. beide werden von Blutgefäßen durchsetzt. Die Nervenfäden verzweigen sich, verbinden sich zu Netzen u. sind an ihren letzten Enden einerseits mit eigenthümlichen Stäbchen-, Zapfen-, haar- od. plattenförmigen Endorganen versehen, andererseits mit den strahligen Ausläufern der Ganglienkugeln verbunden. Die Gesammtheit der nervösen Organe bildet das Nervensystem, das man in ein centrales (Gehirn, Rückenmark, Ganglien) u. in ein peripherisches theilt (N.). Chemisch zeichnen sich die N. aus durch Reichthum an Eiweiß u. phosphorhaltigem Fett; ihr Wassergehalt ist $^3/_4$—$^4/_5$. Die physiologische Bedeutung des Nervensystems liegt in seiner Vermittlung der Bewegungen u. Empfindungen sowol wie der Seelenthätigkeit u. in seiner Regulirung der vegetativen Vorgänge; es spielt hierbei die graue Substanz die bedeutendere, die weiße nur die leitende Rolle. Die Nerventhätigkeit hat man sich so vorzustellen, daß der Nervenreiz, von einem Nervenendorgane ausgehend, den N. in Erregung versetzt u. sich der Erfolg in dem anderen Endorgane zeigt. Somit ist die Nerventhätigkeit theils eine centripetale, d. h. von irgend einem Theile des Körpers nach dem Nervencentrum (Gehirn 2c.) hingehende, theils eine centrale, im Nervencentro selbst stattfindende, theils endlich eine centrifugale, vom Centrum aus nach allen Theilen des Körpers u. nach der Körperoberfläche hin strahlende. Während centripetale u. centrifugale Thätigkeit in den Nervenfasern der N., geht die centrale in den Nervenzellen des Centralorganes vor sich, so daß man die Nervenfasern gewissermaßen mit Telegraphendrähten vergleichen kann. Die zum Gehirn als dem Sitze des Bewußtseins u. Willens leitenden (centripetalen) Nervenfasern bringen Reizungen zum Bewußtsein, d. h. sie vermitteln Empfindungen (heißen deshalb Empfindungsfasern), während die vom Gehirne zu den Muskeln leitenden (die centrifugalen) Nervenfasern willkürliche Bewegungen veranlassen (Bewegungsfasern). Die Empfindungsfasern vermitteln theils das Gefühl in den von ihnen durchzogenen Geweben (Gefühlsnerven, sensitive N.), theils dienen sie zur Wahrnehmung ganz besonderer Eindrücke, der Sinneseindrücke; sie wurzeln dann in besonderen Organen, den Sinnesorganen, u. heißen Sinnesnerven od. sensorielle N. Die centripetalen N., die nicht mit dem Hirne, sondern nur mit dem Rückenmarke od. den Ganglien in Zusammenhang stehen, können natürlich keine Empfindung zum Bewußtsein bringen; sie regen in den Centren Bewegungsnerven an u. rufen durch dieselben zum Leben unentbehrliche unwillkürliche Bewegungen, sog. Reflexbewegungen hervor, wie z. B. die Darmbewegung. Nach dieser verschiedenen Thätigkeit seiner Theile ist das Nervensystem 1. ein animales, die mit Bewußtsein u. Willkür vor sich gehenden Erscheinungen vermittelndes (das Hirnnervensystem), u. 2. ein vegetatives, welches den unwillkürlichen u. unbewußten, zur Erhaltung des Körpers dienenden Thätigkeiten vorsteht (es ist das spinale u. das sympathische Nervensystem). Alle diese Abtheilungen aber des Nervensystems stehen durch Verbindungsfäden u. Nervenzellen mit einander in Verbindung u. gegenseitiger Beziehung. Die 12 Paar Gehirnnerven, zum Theil Sinnesnerven, verbreiten sich größtentheils an Kopf u. Hals. Die 31 Rückenmarksnervenpaare, entspringend mit je 2 Wurzeln, einer vorderen motorischen u. einer hinteren sensibeln, treten durch die Oeffnungen an der Seite der Wirbelsäule aus dem Rückenmarkskanale heraus u. verbreiten sich am Rumpfe u. in den Gliedmaßen. Das Herz hat ein besonderes Nervensystem für sich, bestehend aus Ganglien in seiner Muskelsubstanz u. hiervon ausgehenden Nerven, wird aber auch durch das zehnte Hirnnervenpaar (den Vagus) u. vom Rückenmarke aus durch eigenthümliche Fasern beeinflußt. Das sympathische od. Ganglien-Nervensystem (od. das vasomotorische Nervensystem) ist nicht baum-, sondern netzartig verbreitet u. steht mit einer Menge von Nervenknoten in Verbindung, in denen Reflexe zu Stande kommen. Der Knotentheil (Grenzstrang, Ganglienkette, Sympathicus) dieses Systems liegt als ein rechts u. links dicht an der Vorderfläche der Wirbelsäule herablaufender Faden mit 24—25 Nervenknoten, die zu den benachbarten Gefäßen u. N. ihrerseits N. ausschicken. Der Geflechttheil od. peripherische Theil dieses Systems besteht aus zahlreichen, netzartig vereinten N., die mit dem Grenzstrange zusammenhängen u. die Gefäße umspinnen, meist in der Bauchhöhle. Wie der Muskel, zeigt auch der lebende, bes. der unthätige Nerv einen galvanischen Strom, den sog. Nervenstrom. Beim Thätigsein des N. tritt in diesem Strome eine deutliche Veränderung ein (negative Schwankung). Das als Nervenkraft, Nervengeist, Nervenagens, Nervenprinzip, Nervenfluidum, Nervenäther, Innervation bezeichnete Wirksame im Nervensystem hat man sich nicht als etwas Fließendes, Materielles vorzustellen. Der Nerv ist nie von selbst thätig, er wird es erst infolge seiner Empfindlichkeit (Nervenerregbarkeit, Nervenreizbarkeit, Sensibilität) durch äußere Anstöße, die oben genannten sog. Nervenreize. Als Lähmung bezeichnet man die vollständige Unfähigkeit des N., thätig zu sein, auf Reize zu reagiren. Die Nervenerregung setzt nicht den ganzen N. auf einmal in Thätigkeit, sie überträgt sich nur allmählich (Leitungsvermögen des N.), u. zwar ist die Leitung der Erregung hinsichtlich ihrer Geschwindigkeit eine ziemlich langsame (nur 26—30 m. in der Sekunde). Ein vergleichender Blick auf das Verhalten des Nervensystems in der gesammten Thierwelt zeigt Folgendes: Nervenlos sind nur die niedrigsten Thierformen (Protozoen) u. die Anthozoen (s. „Cölenteraten"), alle anderen Thiere haben ein Nervensystem u. ist die einfachste Form desselben im Nervenring um den Schlund (Schlundring). Statt dieses Ringes können eine od. mehrere Ganglien vorhanden sein, es können auch gleichzeitig an anderen Stellen des Körpers Ganglien vorkommen, die mit dem Schlundganglion durch lange Nervenfäden in Verbindung stehen (Mollusken). Eine höhere Stufe der Entwicklung zeigt das Schlundganglion, durch Verbindungsfäden (Commissuren) mit einer Reihe von Ganglien zu einem knotigen Strange, dem „Bauchmark", verbunden (Gliederthiere), u. wird das obere Schlundganglion hier auch als Hirn (Hirnganglion) bezeichnet. Die höchste Entwicklungsstufe ist die, daß statt des Schlundrings nur der dem oberen Schlundganglion entsprechende Theil zu einer massenhaften Anschwellung (Gehirn) entwickelt ist, mit einer strangförmigen Fortsetzung, dem Rückenmark. So das oben besprochene Nervensystem der Wirbelthiere, zuhöchst des Menschen. Bes. verdient um die Anatomie des Nervensystems (Neurologie) machten sich Valentin, Remak, Reichert, Kölliker, Stilling 2c., um die Nervenphysiologie aber u. A. Volkmann, Eckhard, Ludwig, Du Bois Reymond.

Nervenkrankheiten sind im Allgemeinen alle Krankheiten des gesammten Nervensystems, also des Gehirns, Rückenmarks u. der Nerven zusammen; im Besonderen versteht man darunter nur die Affektionen der Nerven, also der Leitapparate vom Centralorgane nach den einzelnen Theilen des Körpers. — Die Nervenentzündung (Neuritis) ist sehr selten u. wird bes. durch Stichwunden, Quetschungen, Zerreißungen der Nerven, vielleicht auch durch Erkältungen hervorgerufen. Als Symptome treten Schmerzen im Verlauf der Nerven, die jedoch nicht so zu Paroxysmen führen wie die neuralgischen, neben verminderter Tastempfindung auf, bei motorischen Nerven auch Zuckungen u. Kontrakturen, während die willkürliche Beweglichkeit der Muskeln beeinträchtigt ist. Die Behandlung besteht in Entfernung der etwa eingedrungenen fremden Körper u. in entzündungswidrigen Mitteln, also Blutegeln, Schröpfköpfen, Kälte, Ableitungen durch Blasenpflaster, Moxa, Glüheisen; später in Elektrizität. — Nervengeschwülste (Neurome) sind Verdickungen des Nerven, die aus normalen, aber stark vermehrten Nervenelementen bestehen. Sie sind oft die Folge einer Verletzung der Nerven u. verlaufen manchmal ganz ohne, oft aber unter den heftigsten Schmerzanfällen, die durch äußere Reize hervorgerufen u. gesteigert werden. Seltener ist das Gefühl von Taubheit. Diese Geschwülste wachsen oft sehr langsam, bleiben auch stationär u. bringen die Kranken durch die

meist damit verbundene Schlaflosigkeit sehr herunter. Das einzige Mittel dagegen ist die operative Entfernung. — Nervenschmerzen (Neuralgien) sind Schmerzen, die durch Einwirkungen von Reizen nicht auf die Endapparate, sondern auf den Stamm der Nerven entstehen. So ist der kurze, aber sehr heftige Schmerz, welchen man sich zuzieht, wenn man sich „an das Mäuschen stößt", eine Neuralgie, die durch Quetschung eines Nervenstammes zu Stande kommt. Daraus erklärt es sich auch, daß die Neuralgien immer dem Verbreitungsbezirke eines Nerven entsprechen. Zu Nervenschmerzen disponirt sind alle an sog. Nervenschwäche leidenden Personen, also häufiger Frauen als Männer, mehr blutleere u. schwächliche als vollsaftige u. kräftige Subjekte. Veranlassende Ursachen sind Verletzungen der Nerven, Reizungen durch eingedrungene Körper, Zerrungen der Nerven durch Narben, Druck durch Knochen- u. andere Geschwülste 2c. Noch ganz räthselhaft sind die Entstehungsweisen der Nervenschmerzen durch Quecksilber-, Blei-, Kupfervergiftungen sowie durch Malaria. Bei den Neuralgien kann man zwei Arten des Schmerzes unterscheiden, einen anhaltenden, durch Druck vermehrten, auf gewisse Punkte einer Nervenbahn beschränkten, nicht sehr heftigen, aber lästigen Schmerz u. einen, in einzelnen Anfällen auftretenden, von jenem Punkte nach dem Verlaufe des Nerven ausstrahlenden, überaus quälenden u. fast unerträglichen Schmerz. Nicht selten werden im Verbreitungsbezirke des betreffenden Nerven Anomalien der Blutvertheilung, der Sekretion u. Ernährung beobachtet. Hierher gehört das Erbleichen der Haut im Anfange, die Röthung derselben auf der Höhe der Anfälle, die Absonderungen der Nasenschleimhaut, der Bindehaut des Auges, der Thränen- u. Speicheldrüsen. Auch Ausschläge treten in manchen Fällen auf. Schließlich magern auch die bisher von dem kranken Nerven versorgten Muskeln ab, od. es entsteht starke Fettentwicklung an diesen Stellen. Der Verlauf ist fast immer chronisch u. höchst unregelmäßig, nur die durch Malaria hervorgerufenen Nervenschmerzen zeigen einen ganz regelmäßigen Typus. Die Dauer der einzelnen Schmerzanfälle beträgt gewöhnlich nur einige Sekunden. Der Ausgang in Genesung ist, ausgenommen die durch Malariainfektion entstandenen u. die rheumatischen Nervenschmerzen, selten, am häufigsten bleibt das Uebel stationär bis zu dem durch eine andere Krankheit hervorgerufenen Tode. Die Therapie besteht in den Fällen, in welchen die Nervenschmerzen durch Druck od. Zerrung von fremden Körpern, Geschwülsten, Narben entstanden ist, in der chirurgischen Entfernung dieser Schädlichkeiten. Bei rheumatischen Nervenschmerzen sind alle gegen Rheumatismus empfohlenen Mittel, bes. warme Bäder, am Platze. Bei Malariainfektion ist Chinin von sicherer Wirkung, bei Quecksilber-, Blei-, Kupfervergiftung Schwefelbäder u. der innerliche Gebrauch des Schwefels. Bei hartnäckigen Fällen von reiner Nervenkrankheit ist Elektrizität das wirksamste Mittel. Vor der Anwendung dieses Mittels waren Ableitungen auf die Haut durch Blasenpflaster, Moxa, das Glüheisen u. andere Hautreize sehr im Gebrauche u. leisten oft gute Dienste. Palliativ wird die Kälte in der Form des Eises od. des schnell verdunstenden Aethers applizirt. Das jetzt am häufigsten bei Nervenschmerzen angewendete Mittel, was unbedingt die Schmerzen stillt u. auch oft, aber nicht immer, die Nervenkrankheit heilt, sind die Narkotika, u. hierunter am meisten vorzuziehen die Einspritzung einer Morphiumlösung unter die Haut. Lassen alle Mittel im Stich, so kann man den Nerven zwischen dem Gehirn u. der kranken Stelle durchschneiden, od., da bei der einfachen Durchschneidung der Nerv leicht wieder zusammenheilt, ein Stück aus ihm herausschneiden. In vielen Fällen ist dies jedoch unmöglich, da man eine solche Stelle operativ nicht erreichen kann. Die häufigsten Formen der Neuralgie sind nach den betroffenen Nervengebieten folgende: Gesichtsschmerz, Migräne, Ischias, Hüftweh 2c. — Krankheiten des gesammten Nervensystems sind: Veitstanz, kleiner Veitstanz, Starrkrampf, Epilepsie, Fallsucht, böses Wesen, Eklampsie der Kinder, der Schwangeren u. Gebärenden, Hysterie, Starrsucht, Katalepsie, Hypochondrie (s. d.). Seltenere Krankheiten einzelner Nerven sind: die Anästhesie (Gefühllosigkeit) bes. der Hautnerven, Krampfzustände in einzelnen Nerven, mimischer Gesichtskrampf, der Schreibkrampf (Mogigraphie), Lähmungen, als: mimische Gesichtslähmung, Bell'sche Lähmung, progressive Lähmung der Gehirnnerven, Glosso-Bulbärparalyse, essentielle Lähmung der Kinder, spinale Kinderlähmung. — **Nervenfieber** ist keine Erkrankung der Nerven, sondern eine Konstitutionskrankheit (s. „Typhus").

Nervus rerum gerendarum (lat.), d. i. die Haupttriebfeder aller Handlungen, nämlich das Geld.

Nerz, Nörz (Nork), ein zu der Familie der Marder (Mustelinen) gehörendes, oben wie unten gleichmäßig dunkelbraunes Säugethier von 33 cm. Länge (12 cm. Schwanzlänge). Seine Lebensweise ist die der Fischotter, heißt daher auch „kleine Fischotter", hat kleine Schwimmhäute u. ist in Nord- u. Osteuropa heimisch. Es liefert einen Pelz, der dem Zobel an Werthe fast gleich kommt.

Neshin od. Njeshin, größte Stadt des kleinruss. Gouvernements Tschernigow mit 21,590 E. (1871); hat eine Kathedrale, 19 Kirchen u. ein Gymnasium u. zeichnet sich durch Gewerbfleiß u. Handel aus. Die Umgegend baut viel Tabak geringerer Sorten.

Nessel (Urtica); Pflanzengattung der Urticaceen mit einer großen Menge von Arten, von denen wir in Deutschland nur zwei allgemein verbreitete kennen: die kleine u. die große Brennnessel (U. urens u. dioica), welche beide sicher Einwanderer aus Asien sind. Die erstere hat einhäusige, die zweite zweihäusige Blumen. Ebenso besitzt jene nie fehlende Brennhaare, während diese dieselben oft ganz entbehrt. Als Kuriosum tritt an einigen wenigen Orten noch eine dritte Art auf (U. pilulifera), die sich dadurch auszeichnet, daß die weiblichen Blumen sich kugel- od. pillenförmig anordnen. Ihre Heimat ist der Süden.



Nr. 4300. Der Nerz.

Bemerkenswerth an den N.n sind ihre Brennhaare u. die spinnbare Pflanzenfaser, welche jener des Flachses u. Hanfes (einem Familienverwandten) ähnelt u. in Rußland, in dessen östl. Ländern sehr hohe N. vorkommen, versponnen u. zu Geweben (Nesseltuch) verarbeitet wird, während man hier zu Lande nur in armen Gebirgsgegenden etwa künstliche Puppenhaare aus der Nesselfaser darstellt. Die Brennhaare sind spitze u. starre, darum leicht zerbrechliche Haare mit etwas schiefer Spitze, strotzend von einem scharfen Safte, welcher das Brennen der Wunde verursacht. Im Himalaja steigert sich bei einzelnen Arten von N.n, z. B. bei der Milamma (U. crenulata), die Wirkung dieses Fluidums derartig, daß sie den Schmerz der Wunde bis zum Starrkrampf zu steigern vermag. Die Milamma Bengalens erlangt aber besagte Eigenschaft nur im Herbste, wo ihre sonst sehr unbedeutenden Stacheln von einer flüchtigen Substanz erfüllt werden, die auch beim Abpflücken der Zweige die Luft vergiftet, Augen u. Nase auf das Heftigste reizt. Umgekehrt sehen die Stacheln einer andern Art des Himalaja (U. heterophylla) fürchterlich aus, stechen auch bösartig, hinterlassen jedoch nur einen ½ Stunde lang währenden Schmerz, wogegen der der vorigen über acht Tage lang anhalten kann. Eine ähnliche N. gebraucht man deshalb auf den Molukken in der U. Rumphii gegen Steifheit der Glieder, ähnlich wie man auch bei uns die gewöhnliche Brennnessel häufig zur „Urtication" verwendete. In Indien giebt es strauchartige N.n, deren Pflanzenfasern als höchst dauerhaft zu Geweben od. Seilen 2c. verwendet werden u. die man deshalb anpflanzt. Hierher gehören: Chinagras (U. nivea) in China u. Japan, die Calvose (U. tenacissima) auf Sumatra, die Puya (U. Puya) u. U. Whitlawi. Das erstere wird gegenwärtig bereits in England u. im übrigen Europa eingeführt.

Nesselfriesel, Nesselsucht (Urticaria) heißt ein den ganzen Körper od. nur einzelne Theile desselben bedeckender Ausschlag, der aus schnell aufschießenden, weißen, sehr stark juckenden Quaddeln besteht. Das N. entsteht theils durch örtliche Reizung der Haut mittels Brennnesseln (woher der Name), mit den Haaren mancher Raupen, mit einzelnen Quallen, theils durch Genuß von Erdbeeren, Krebsen, Muscheln, Pilzen. Die Krankheit ist eine akute, meist nur einen Tag dauernde, aber nur sehr selten eine fieberhafte; in anderen, jedoch nicht häufigen Fällen eine chronische, d. h. sie wiederholt sich nach kurzen Pausen Wochen, Monate, Jahre lang. Eine Behandlung ist kaum nöthig; das Beste ist kühles Verhalten, kühle Bäder u. dergleichen, um das unangenehme Jucken der Haut zu mindern.

Nesselrode, ein altes, katholisches Adelsgeschlecht, das vom Niederrhein stammt u. sich 1389 in eine ältere Linie (**N.-Reichenstein u. Landskron**) u. in eine jüngere (**N.-Ereshofen**) theilte.

Jene, in ihren zwei Speziallinien seit 1698 u. 1710 reichsgräflich u. als reichsunmittelbar zum westfälischen Grafenkollegium gehörig, erlosch 1824 im Mannsstamme. Die jüngere Linie, welche 4. Sept. 1705 den Reichsgrafenstand u. 1729 das Indigenat in Ungarn erhielt, blüht noch heute, ist in Rheinpreußen, Westfalen u. Rußland ansässig u. hat zu ihrem Haupt den Grafen Maximilian **v. N.-Ereshofen,** geb. 20. Dez. 1817, der Oberhofmeister der Deutschen Kaiserin Augusta u. lebenslängliches Mitglied des preuß. Heerenhauses ist. Zu derselben Linie gehörte der russ. Geheime Rath Graf Max Julius Wilhelm Franz **v. N.,** geb. 24. Okt. 1724, gest. zu Frankfurt a. M. 8. März 1810, welcher längere Zeit die Gesandtschaftsposten am portugies. u. am preuß. Hofe bekleidete. Der berühmteste Sproß der Familie war dessen Sohn, Graf Karl Robert **v. N.,** geb. zu Lissabon 14. Dez. 1780. Dieser widmete sich gleichfalls der diplomatischen Laufbahn, wurde 1807 Gesandtschaftsrath in Paris u. wußte sich seitdem bei Kaiser Alexander I. so sehr in Gunst u. Vertrauen zu setzen, daß er schon 1812 mit der thatsächlichen Leitung der Geheimen Staatskanzlei betraut wurde. Fast alle wichtigen Staatsverträge der nächstfolgenden ereignißreichen Jahre tragen seine Unterschrift. Einer der thätigsten Diplomaten der Heil. Allianz, wohnte N. auch den Kongressen zu Aachen, Troppau, Laibach u. Verona bei. Unter Kaiser Nikolaus blieb sein Einfluß unverändert. Schon seit 1821 Minister des Auswärtigen, boten ihm in der Folgezeit nam. die verwickelten Verhältnisse Griechenlands u. der Türkei reiche Gelegenheit, sein Talent in einer außerordentlichen u. erfolggekrönten Thätigkeit zu entfalten. Durch den Vertrag von Hunkiar-Skelessi (8. Juli 1833) fesselte er die Pforte an das russ. Interesse, den brit. Einfluß im Orient schwächte er zu Gunsten Rußlands u. das Einvernehmen Frankreichs u. Englands störte er durch den Julivertrag von 1840. Im J. 1844 zum Reichskanzler erhoben, leitete er 1848 u. 49 die auswärtige russ. Politik mit großer Zurückhaltung, bis er die Ungar. Revolution benutzte, durch eine Intervention den revolutionären Bestrebungen einen tödlichen Schlag zu versetzen u. auch Oesterreich an das Interesse Rußlands zu knüpfen, welch letzteres überdies durch den Vertrag von Balta-Liman seinen Einfluß in den Donauprovinzen vermehrte. Zugleich war N. auf Sicherung des europ. Friedens durch Festigung der Allianz der östl. Mächte bedacht. Auch gehörte er, als sich 1853 die oriental. Frage mehr u. mehr verwickelte, zu den wenigen Vertretern einer friedlichen u. gemäßigten Politik im russ. Kabinet. Nach dem Pariser Frieden vom 20. März 1856 trat er vom Reichskanzleramt zurück, blieb indessen Mitglied des Reichsraths. Er starb zu Petersburg 23. März 1862.

Nessun maggior dolore che ricordarsi del tempo felice nella miseria (ital.), d. h. Keine größere Pein, als im Elend sich der Tage des Glückes zu erinnern — ein häufig citirter Vers von Dante (im „Inferno", V, 121).



Nr. 4301. Nestbau.
1 Eisvogel, 2 Buntspecht, 3 Ringeltaube, 4 Saatkrähe, 5 Töpfervogel, 6 Bayavogel, 7 Webervögel, 8 Adlerhorst, 9 Zaunkönig, 10 gehaubter Kassike u. Baltimorevogel, 11 Topas-Kolibri, 12 Salangane, 13 Talegalla-Huhn, 14 indischer Schneidervogel, 15 Maus, 16 Hummel, 17 Hängespinne, 18 Papierwespe, 19 Stichling.

Nestbau, eine im Thierreich weitverbreitete, in vielen Fällen mit hochentwickeltem Kunsttrieb ausgeführte Leistung, die meist der Brutpflege gilt, in zweiter Linie dem Schutze überhaupt, in einzelnen Fällen (Laubenvögel) endlich dem Vergnügen. Als die ausgezeichnetsten Künstler sind in dieser Beziehung bes. die Vögel hervorzuheben, die mit nur wenigen Ausnahmen Nestbauer sind. Der Instinkt leitet sie, jeden nach seiner Art, mit besonderem, ihm immer gleichem Baustoff, in gleicher Form u. Lage jährlich vor dem Eierlegen zu bauen, den Zugvogel, das vorjährige Nest wieder aufzusuchen u. auszubessern; bei einigen helfen die Männchen mit, manche bauen gesellig neben einander (Dohlen, Schwalben, Reiher), nur wenige legen ihre Eier in ein gemeinschaftliches Nest u. brüten gemeinschaftlich. Nach dem verschiedenen Bau ihrer Nester theilt man die Vögel ein in: Minirvögel, die in Höhlen, an Ufern 2c. Löcher für ihr Nest graben, nach Art der Sandwespen (Uferschwalben, Bienenfresser, Papageitaucher, Eisvögel 2c), in Erdnister, die ihr aus

kunstlos über einander gelegten Reisern, Gräsern 2c. bestehendes Nest auf die Erde bauen (Schwäne, Enten, Gänse, Hühner, Laufvögel, Möven, Feldlerchen), ferner in **Maurer**, die wie die Mauerbiene u. Mauerspinne ihr Nest aus zusammengekneteter Erde bauen (die meisten Schwalben, der Blauspecht, der in Baumhöhlen nistet, die Elster, die ihr aus Reisig erbautes Nest inwendig mit Erde ausmauert, die Singdrossel, die ein Nest aus Lehm, Kuhmist u. Moos baut u. innen mit faulendem, durch Speichel zusammengeknetetem Weidenholz austüncht, am geschicktesten aber der Töpfervogel). Wieder andere sind **Zimmerer**; sie meißeln mit ihrem starken Schnabel Höhlen in Bäume od. erweitern bereits vorhandene, um ihre Eier hineinzulegen (Spechte, Wendehals, Blau- u. Sumpfmeise); noch andere **Plattformbauer**; diese bauen flache Nester, fast ohne Vertiefung (Ringel- u. Turteltaube, Adler, Reiher, Störche), während die Nester der **Korbflechter** meist lose u. unvollkommen aus dünnen Reisern, Binsen od. Pflanzenstengeln geflochten u. in der Mitte vertieft sind (Holzhäher, Raben, Krähen, Drosseln, Kernbeißer, Rohrsänger, die meisten Singvögel). Das merkwürdigste Korbnest baut der grüne Webervogel Madagaskars (Ploceus pensilis), ein faustgroßes, beutelförmiges Nest aus Stroh u. Schilf, an dessen Seite ein 16 cm. langer Hals herabreicht, der unten den Eingang für das eigentliche, seitlich im Innern befindliche Nest hat. Diese Vögel hängen ihre Nester über Gewässern an Bäumen auf, gesellig oft mehrere Hundert an **einem** Baume. Auch die südafrikanischen „Republikaner“ bauen sehr künstliche Korbnester, 800 bis 1000 Vögel nämlich gesellig aus Gräsern u. dergl. ein gemeinschaftliches Dach über den Aesten eines Baumes, u. unter diesem Schirmdach hängt dann ein jeder sein besonderes Nest auf, geschützt vor Wetter u. Raubthieren. Die **eigentlichen Webervögel** bauen ihr Nest aus fadenförmigem Baustoff, aus Pflanzen- u. Schafwolle, Haaren, Binsen, Bast, Gras, indem sie dies einem Gewebe ähnlich verbinden. Von einheimischen Vögeln gehören hierher: das Graukehlchen, das Rothkehlchen, die Bachstelze, der Pirol, die Beutelmeise; die geschicktesten Weber aber leben im Ausland; so der Beutelstaar u. der Baltimorevogel, der sein Hängenest auch mitten in den nordamerik. Städten anbringt. Die **Schneidervögel** heften mit Hülfe des Schnabels ihr Nest aus Blättern od. Halmen zusammen, so der nordamerik. Baumgartenstaar, der westind. Bananenstaar (Icterus), der hindostanische Schneidervogel (Sylvia sutoria). Die **Filzmacher** (die Kolibris, die Kapmeise, von einheimischen der Stieglitz u. bes. der Buchfink) verfilzen Thier- u. Pflanzenwolle zierlich zu einer zeugähnlichen Masse; die **Cementirer** bauen mit einer klebrigen, von Drüsen abgesonderten, mit Speichel vermischten Leimsubstanz, so nam. die Salanganen, deren Nester als eßbare „ind. Vogelnester“ bes. bei den Chinesen beliebt sind. Die Moosnester der **Dombauer** sind oben bedeckt u. haben seitlich ein Flugloch (Zaunkönig, Rothschwänzchen, Wasserstaar, bes. künstlich baut die Schwanzmeise). **Schmarotzervögel** endlich benutzen Nester anderer Vögel, um ihre Eier hinein zu legen (Kukuk) u. das Brüten den Insassen zu überlassen, od. sie beziehen Nester, deren Bewohner sie verjagten (Sperling). — Unter den Säugethieren bauen nam. Nager (Mäuse, Ratten 2c.) Nester, die den Vogelnestern nahestehen, auch der Orang Utan baut sich zum zeitweiligen Aufenthalt ein Nest aus Zweigen in den Baumkronen; die zum Theil kunstvollen Bauten der Dachse, Füchse, Biber 2c. werden nicht als Nester bezeichnet. Unter den Fischen sind u. a. die **Stichlinge** Nestbauer. In großer Mannichfaltigkeit aber u. oft mit hochgradigem Kunsttriebe ausgeführt, zeigt sich der N. in der Klasse der **Insekten**, so bes. bei den verschiedenen Bienen, Hummeln, Wespen 2c.; die gemeinschaftlichen Fädengespinnste gesellig lebender Raupen werden als **Raupennester** bezeichnet.

Nestor, Sohn des Neleus u. der Chloris, Herrscher über das messenische Pylos, wurde in Gerena erzogen u. blieb daher allein am Leben, als Herakles die Söhne des Neleus tödtete. Als Freund der Lapithen nahm er Theil an deren Kampfe gegen die Kentauren, machte auch den Argonautenzug u. die Kalydonische Eberjagd mit. Schon hochbejahrt, zog er mit 90 Schiffen in den Trojan. Krieg u. bewährte sich hier nicht nur als ausgezeichneter Kämpfer, sondern nam. als kluger u. beredter Rathgeber. Nach Troja's Falle kehrte er nach Pylos zurück u. verlebte dort noch viele Jahre in heiterer Behaglichkeit. N.'s Name ist sprüchwörtlich geworden als Ehrenbezeichnung hochbejahrter weiser u. beredter Männer.

Nestor, der erste russ. Chronist, um 1050 geb., Mönch in Kiew u. um 1115 gest.; verfaßte in altslavischer Sprache eine für die Geschichte des Nordens wichtige Chronik, die mit dem Jahre 852 beginnt. Durch den Bischof Sylvester von Kiew u. mehrere Ungenannte wurde das Werk, dessen Urtext verloren ist, fortgesetzt (bis 1203), zugleich aber auch durch Einschaltungen vielfach entstellt. Eine Ausgabe der Chronik lieferte die russ. Archäographische Kommission (8 Bde., Petersb. 1841—62), eine Handausgabe mit lat. Uebersetzung u. Glossar begann Miklosich (Bd. 1, Wien 1860). Schlözer veranstaltete eine Uebersetzung u. Erklärung (bis zum J. 980 reichend) unter dem Titel „Russische Annalen“ (5 Bde., Gött. 1802—9; Auszug daraus u. Ergänzung in Joseph Müller's „Altruss. Geschichte“, Berl. 1812). — Vgl. Pogodin, „N. Eine historisch-kritische Untersuchung“ (deutsch von Löwe, Petersb. 1844).

Nestorius, aus Germanicia in Syrien stammend, wurde 428 zum Patriarchen von Konstantinopel berufen. Hier begünstigte er mit Schroffheit die Lehre von zwei getrennten Naturen in Christo, einer göttlichen u. einer menschlichen, u. verbot die Bezeichnung der Jungfrau Maria als der „Gottesmutter“. Infolge dessen gerieth er mit dem Patriarchen von Alexandrien, Kyrillos, in einen hitzigen Streit, der die ganze Kirche erregte. Durch gewaltsame Mittel erreichte Kyrill auf dem 3. allgemeinen Konzil zu Ephesos (431) die Verdammung u. Absetzung des N. Dieser zog sich jetzt in ein Kloster zurück, wurde aber nachmals aus demselben herausgerissen u. starb nach vielfachen Mißhandlungen 440. Ueber die weiteren Schicksale der **Nestorianer** u. die Lossagung der Pers. Kirche von der Kathol. (498) vgl. „Chaldäische Christen“.

Nestroy, Johann Nepomuk, Schauspieler u. Bühnendichter, geb. zu Wien 7. Dez. 1802; studirte erst die Rechte, folgte aber bald seiner Neigung fürs Theater, debütirte 1821 als Sarastro in der „Zauberflöte“ mit solchem Erfolg, daß er sogleich am Wiener Hofoperntheater engagirt wurde; ging nicht lange darauf als erster Bassist nach Amsterdam u. ward hier seinem eigentlichen Fache, den komischen Rollen, zugeführt, in denen er später ausschließlich auftrat. Seit 1824 in Brünn u. seit 1826 in Graz engagirt, kehrte er 1831 nach Wien zurück u. gehörte nun dem Theater an der Wien an, bis er 1854 die Leitung des Karltheaters übernahm. Nachdem er dieselbe Ende Oktober 1860 niedergelegt, zog er sich nach Graz zurück, wo er 31. Mai 1862 starb. N., eine der bekanntesten u. charakteristischsten Persönlichkeiten des alten Wien, war ein durchaus origineller Komiker voll Humor u. Witz. Seine mit großem Geschick verfaßten Possen u. Zauberstücke waren hauptsächlich dem Geschmack des Wiener Volks angepaßt, sind zum Theil aber auch auf auswärtigen Bühnen oft gegeben worden, so insbes. „Lumpaci Vagabundus“ u. „Zu ebener Erde u. im ersten Stock.“

ne sutor ultra crepidam, lat. Sprüchwort, deutsch: „Schuster, bleib' bei deinem Leisten“; angeblich ein Ausspruch des Malers Apelles, der, hinter seinem Gemälde verborgen, von einem vorübergehenden Schuster die Schuhe einer der Figuren des Bildes tadeln hörte u., die Wahrheit des Tadels anerkennend, nach der Entfernung des Schusters den gemachten Fehler verbesserte, aber als der Schuster bei seiner Wiederkehr sich unterfing, auch andere Theile der Figur zu tadeln, entrüstet hervorsprang u. dem unbescheidenen Tadler die obigen Worte zurief.

Netscher, Kaspar, der letzte der niederländ. Maler des höheren Genre im 17. Jahrh. Geb. zu Heidelberg 1639 u. früh vaterlos, kam er schon in der Jugend mit seiner Mutter nach Arnheim, wo sich ein Gönner des talentvollen Knaben annahm u. ihn Medizin studiren lassen wollte. Aber seine Neigung zur Malerei bewog ihn, Schüler von Terburg zu werden, dem er bes. die Virtuosität, Atlaskleider zu malen, ablernte. Aeußerungen der Eifersucht von Seiten Terburg's bewogen N. zu dem Entschluß, auf dem Seewege nach Rom zu gehen. Unterwegs aber verheirathete er sich in Bordeaux 1659 u. blieb nun dort, bis ihn die Protestantenverfolgungen zur Rückkehr in die Niederlande antrieben. Er ließ sich im Haag nieder, wo er sich durch seine Genrebilder u. mehr noch durch Portraits ein bedeutendes Vermögen erwarb u. 13. Jan. 1684 starb. N.'s Pinselführung ist ähnlich der des Fr. v. Mieris; er malte fast nur Scenen aus der höheren Gesellschaft, Konversationsstücke, Musikscenen, Toiletten 2c., aber auch einige mythologische u. historische Bilder, in denen die Figuren bei seinem Streben nach Idealisirung oft an einer geistigen Leere, mitunter auch an Proportionsfehlern leiden; aber wunderbar ist der Glanz des Kolorits u. die feine Verschmelzung der Farben. Die schönsten seiner Arbeiten besitzt die Galerie in Dresden, andere finden sich in den Museen zu München, Amsterdam, Haag u. Petersburg. Zwei seiner Söhne, **Konstantin**, geb. zu Bordeaux 1661, gest.

1722 im Haag, u. Theodor, geb. im Haag 1670, gest. 1732 in Hulst, waren ebenfalls Maler, vorzugsweise im Portraitfache.

Nettelbeck, Joachim, geb. 20. Sept. 1738 zu Kolberg, war 30 Jahre Seemann, half schon 1761 bei einer zufälligen Anwesenheit seine Vaterstadt gegen die Russen vertheidigen u. wurde später deren Bürgermeister. Im Alter von 70 Jahren verhinderte er 1807 durch seine unermüdliche Thätigkeit u. Aufopferung gegen den Willen des Kommandanten Loucadou u. der Bevölkerung die Kapitulation der Festung, im Verein mit seinem Freunde Schill (s. d.) u. später mit Gneisenau, dem auf N.'s Bitten der König das Kommando übertrug. Nach dem Frieden zu Tilsit ehrte ihn Friedrich Wilhelm durch die Erlaubniß, die preuß. Admiralsuniform zu tragen, u. durch eine Pension. Er starb 19. Juni 1824, nachdem er selbst sein Leben beschrieben (herausg. von Haken, 3 Bde., Lpz. 1821—23 u. öfter).

netto (ital.), rein, sauber; in der Kaufmannssprache im Gegensatz zu brutto das nach Abzug der Herstellungskosten u. Spesen Uebrigbleibende, daher Nettoertrag der Reinertrag, Nettogewicht das eigentliche Gewicht der Waare nach Abzug der Emballage, Nettopreis 2c.

Netz, ein zum Fangen der Fische, Vögel u. Jagdthiere dienendes Gestricke von mannichfaltiger Form, aus je nach dem bestimmten Zwecke schwachem od. starkem Hanfgarn mit Maschen von verschiedener Größe gefertigt. — In der körperlichen Geometrie nennt man so die in einer Ebene ausgebreitet gedachte Fläche eines Körpers; so wird z. B. das N. eines Würfels durch sechs passend an einander gelegte gleichgroße Quadrate gebildet. Durch Ausschneiden der N.e in Karton u. Umbrechen der Kanten kann man leicht Modelle geometrischer Körper verfertigen. — In der Anatomie heißen N.e die zu Platten verwachsenen, unter Umständen von ansehnlichen Mengen Fett durchwebten Falten der Bauchhaut, welche vorhangartig über die Därme gespannt sind.

Netze (poln. Notec), der bedeutendste Zufluß der Warthe; entsteht aus zwei Quellflüssen, von denen der größte, die Szyszynka, in Russ.-Polen aus einem See bei Przedecz entspringt u. dann durch den langen Goplosee fließt, den sie als Montwey entwässert, während der kleinere rechte, der als eigentliche N. betrachtet wird, in Posen aus dem See von Skorzencin abfließt u. im Trlonger See sich mit der Montwey vereinigt. Von hier bis Nakel hat die N. eine nordwestl. Richtung u. verbreitert sich häufig zu Seen; dann tritt sie in das alte breite Flußbett der Weichsel ein, das sie in vorzugsweise westl. Laufe bis zu ihrer Mündung, auf der rechten Seite der Warthe bei Pollychen, verfolgt. Die meisten u. größten Zuflüsse erhält die N. auf der rechten Seite von der pommerschen Seenplatte, so nam. die Küddow u. die Drage. Die durchschnittlich 12 Km. breiten Niederungen an diesem Flusse in Brandenburg, der Netzebruch, wurden 1763—67 durch Friedrich II. kultivirt, der auch nach 1772 die N. bis Nakel schiffbar machen u. 1773—74 den Bromberger od. Netzekanal anlegen ließ. Derselbe führt auf einer Strecke von 27 Km. aus der N. in die Brahe, indem er durch neun Schleußen die 25 m. über der Brahe liegende Wasserscheide überwindet, u. stellt eine wichtige Wasserverbindung zwischen Oder u. Weichsel dar. Ein zweiter künstlicher Wasserweg führt als Bachorzekanal aus dem Goplosee zur Weichsel. Die Länge des Laufes der N. beträgt 45 M., das Flußgebiet umfaßt 297 □M. — Netzedistrikt ist der Name des 1772 durch die erste Theilung Polens an Preußen gefallenen Gebietes zu beiden Seiten des Flusses, welches jetzt mit einem Areal von 206 □M. den Regierungsbezirk Bromberg bildet u. als Oberer Netzedistrikt die Kreise Bromberg, Schubin u. Inowraclaw, als Unterer die Kreise Wirsitz, Chodziesen u. Tscharnikow umfaßt.

Netzflügler, s. „Neuroptera".

Netzhaut (Retina), die Nervenhaut des Auges (s. d.).

Neubeck, Valerius Wilhelm, Arzt u. Dichter, geb. 29. Jan. 1765 zu Arnstadt als Sohn eines Apothekers; wurde in seiner Vaterstadt vorgebildet, besuchte danach die Ritterakademie in Liegnitz, studirte in Göttingen u. Jena Medizin, wurde 1788 Arzt in Liegnitz, später Kreisphysikus zu Steinau in Schlesien u. starb 1827 zu Warmbrunn. — N. verdankt seinen dichterischen Ruf lediglich seinem allerdings vortrefflichen beschreibenden Lehrgedicht „Die Gesundbrunnen" (Bresl. 1796 u. öfter); dasselbe ist in Hexametern geschrieben u. handelt im ersten Gesang von der Entstehung der Mineralquellen, giebt im zweiten eine Beschreibung der vornehmsten, die Deutschland besitzt, u. enthält im dritten u. vierten Gesang Vorschriften für die Brunnenkur. Von geringem Werthe dagegen u. lediglich Nachahmungen sind N.'s übrige poetische Arbeiten: „Die Zerstörung der Erde nach dem Gericht" (Liegn. 1785); „Gedichte" (ebd. 1792); das Trauerspiel „Starno" (abgedruckt in der „Schles. Monatsschrift" 1792) u. das Drama „Frea's Niederfahrt" (im „Neuen deutschen Merkur" 1793).

Neuber, Friederike Karoline, gewöhnlich „die Neuberin" genannt, eine um die deutsche Schauspielkunst sehr verdiente Bühnenkünstlerin u. -Leiterin, geb. zu Reichenbach im Vogtlande 9. März 1697 als Tochter des Advokaten Weisenborn; siedelte mit demselben nach Zwickau über, verließ aber 1718 das väterliche Haus u. ging mit ihrem Geliebten, dem Gymnasiasten Johannes N., den sie später heirathete, aufs Theater. Als Mitglied der Spiegelberg'schen Gesellschaft trat sie zuerst in Weißenfels, dann auch an verschiedenen anderen Orten auf, u. bald hatte sie sich durch ihr bedeutendes Talent für tragische wie für keck-komische Rollen einen solchen Ruf erworben, daß sie 1727 ein kurfürstliches Privileg erhielt u. in Leipzig eine eigene Gesellschaft gründen konnte, für die sie die besten Kräfte gewann.



Nr. 4302. *Friederike Karoline Neuber* (geb. 9. März 1697, gest. 30. Nov. 1760).

In Verbindung mit Gottsched (s. d.), dessen Stücke sie zur Aufführung brachte, verbrannte die N. 1737 den Hanswurst, der bis dahin auf der Bühne das Scepter geführt. Indeß war ihr Verhältniß zu Gottsched nicht von langer Dauer. Ihr Privileg verlor sie durch ihr Wanderleben, u. von Petersburg, wohin sie sich 1740 gewandt, kehrte sie schon in folgendem Jahre enttäuscht nach Leipzig zurück. Hier führte sie 1748 auch den „Jungen Gelehrten" Lessing's (s. d.) auf u. gewann diesen dadurch für die dramatische Dichtung. Mißliche Verhältnisse führten aber bald die Auflösung der Gesellschaft herbei, u. nach mancherlei Drangsal starb die N. in großer Dürftigkeit zu Laubegast bei Dresden 30. Nov. 1760. Dort wurde ihr 1776 ein Denkmal gesetzt, welches man 17. Sept. 1852 bei Gelegenheit einer Gedächtnißfeier wieder erneuerte. Von ihren eigenen Vorspielen u. Schäferspielen sind nur wenige gedruckt worden.

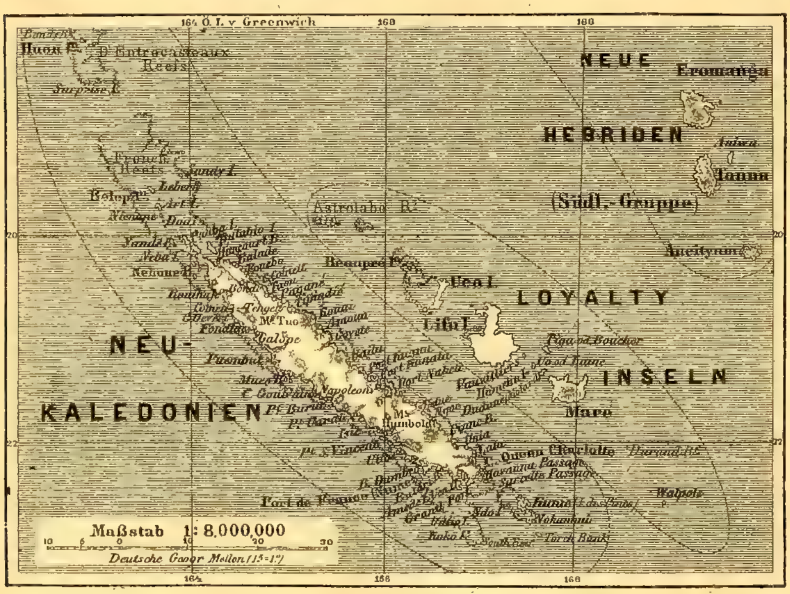
Neubildungen (Neoplasien, Neoplasmen) werden in der Krankheitslehre alle Substanzen genannt, die sich im organischen Körper infolge krankhafter Störungen bilden u. bleibend zwischen den normalen Geweben verharren od. an ihre Stelle treten. Diese Substanzen sind bald unorganisirte Massen, chemische Niederschläge, Farbstoffe, Fette, Concremente (Steine in den Absonderungen der Drüsen, im Urin, in der Galle 2c.), eiweißartige Stoffe (Exsudate u. Extravasate), bald organisirte Gewebe, welche meist durch Blut- u. Lymphgefäße mit den normalen Geweben verbunden sind.

Neublau, eine zum Bläuen der Wäsche benutzte, mit Indigo-Auflösung gefärbte Stärke.

Neubrandenburg, Stadt im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz mit 7476 E. (1875), die zweitgrößte des Landes; liegt an der Berliner Nordbahn u. Mecklenburgischen Friedrich-Franz-Bahn u. am Ausfluß der Tollense aus dem Tollensesee; ist Vorort des Stargardischen Kreises

u. Sitz eines Kriminalgerichtes, eines Hauptsteueramtes u. eines Gymnasiums. Von den 2 lutherischen Kirchen ist die Marienkirche mit einem 93 m. hohen Thurme ein schönes Denkmal des gothischen Baustiles aus dem 13. Jahrh. Das Armenhaus befindet sich in dem ehemaligen Franziskanerkloster. Der Großherzog besitzt ein eigenes Palais in der Stadt. Der Gewerbebetrieb ist ansehnlich, nam. die Gerberei; Damast- u. Wollweberei, Branntweinbrennerei, Fabrikation von Tabak u. Chemikalien; außerdem unterhält N. vielbesuchte Woll- u. Viehmärkte u. Pferderennen. In der Nähe liegt das großherzogl. Lustschloß Belvedere in reizender Gegend an der Tollense. — Als langjähriger Aufenthaltsort des Dichters Fritz Reuter ist N. („Niegenbramborch") viel genannt.

Neubraunschweig (engl. New Brunswick), Provinz der britisch-nordamerikan. Dominion of Canada mit 1285,1 □M.; grenzt im N. an den St. Lorenzstrom, im O. an den St. Lorenzgolf, im S. an Neuschottland u. die Sundybai u. im W. an den Unionsstaat Maine. Die stark gegliederte u. an Häfen reiche Küste hat in dem Chaleur-Golf ihren bedeutendsten Busen; das Innere, welches von den mit ausgedehnten Waldungen bedeckten Ausläufern der Gebirge Maine's durchzogen wird, ist gut bewässert u. besitzt im St. John u. Miramichi schiffbare Flüsse. Das Klima ist zwar rauh, doch gesund u. dem Ackerbau zuträglich, die häufigen Nebel an der Küste sind jedoch der Schiffahrt oft hinderlich.



Nr. 4303. Karte von Neucaledonien.

Die mineralischen Schätze des Landes bestehen in Kohlen, Steinsalz u. Eisen- u. Kupfererzen. Das Meer u. die Flüsse sind an Fischen außerordentlich reich. Die Bevölkerung zählte 1871: 285,594 Seelen, unter denen sich 1403 Indianer aus den Stämmen der Micmac u. Melicete befanden; die Weißen, welche Abkömmlinge brit. Kolonisten u. nur zum geringen Theil franz. Ursprungs sind, beschäftigen sich mit Ackerbau, Holzschlag u. Fischerei; letztere liefert große Mengen von Lachsen, von denen allein im St. John jährlich gegen 50,000 Stück gefangen werden, Stockfische, Heringe, Schellfische u. Makrelen zur Ausfuhr. Der Holzexport bringt der Provinz jährlich etwa 3 Mill. Doll. ein; in engem Zusammenhange damit steht der Schiffbau an den Küstenplätzen, der allerdings in den letzten Jahren stark zurückgegangen ist. Die bedeutende Wasserkraft befördert die Gerberei, Brauerei u. Webwaarenfabrikation; außerdem hat N. mehrere Eisengießereien aufzuweisen. N. ist in 14 Distrikte eingetheilt u. hat zur Hauptstadt Fredericktown mit 6006 E. (1871), an der oberen Grenze der Schiffbarkeit des St. John gelegen. Wichtigster Handelsplatz u. größte Stadt ist St. John mit 28,988 E. (1871) an einem geräumigen Hafen der Sundybai. Beträchtlichen Holzhandel u. Seefischerei treibt St. Andrews am St. Croix. Als erste Kolonisten kamen Franzosen 1639 in das Land, das bis 1763 einen Theil der franz. Kolonie Acadia bildete, dann an Großbritannien abgetreten, von diesem zuerst mit Nova Scotia vereinigt, 1783 aber als bes. Provinz organisirt ward.

Neu-Breisach, s. „Breisach".

Neubritannien, ein im O. von Neuguinea zwischen 2° 22′ u. 6° 30′ s. Br. u. 148° 17′ u. 153° 2′ westl. von Greenwich gelegener Archipel, welcher von Neu-Guinea durch die Dampierstraße getrennt ist; besteht aus den beiden größeren Inseln Birara u. Tombara od. Neuirland u. einer nicht unbedeutenden Anzahl kleinerer Eilande, welche die Namen der franz. Inseln Neuhannovers u. der Hibernischen Inseln führen, zusammen 526 □M. groß. Die Inseln, bei weitem noch nicht vollständig erforscht, sind größtentheils gebirgig u. nur mehrere der kleineren von Korallen gebildet. Auf Tombara erheben sich die mit der üppigsten Vegetation bedeckten Berge, von denen zahlreiche Wildbäche in malerischen Kaskaden hinabstürzen, bis zu einer Höhe von 2000 m.; weniger hoch sind die Berge von Birara, doch zeigen sich hier noch thätige Vulkane. Auf Gipps, einer der franz. Inseln, finden sich Geyser. Die Küsten haben viele sichere Ankerplätze, doch sind die Durchfahrten zwischen den kleineren Eilanden wegen der Riffe nicht ungefährlich. Das feuchte Klima begünstigt den Pflanzenwuchs, in welchem, wie in der Fauna, N. große Verwandtschaft mit Neuguinea u. den Molukken zeigt. Die melanesischen Bewohner, denen Neuguinea's verwandt, haben dunkle Hautfarbe u. wolliges Haar; sie sind argwöhnisch u. kriegslustig. Die Anthropophagie ist unzweifelhaft unter ihnen verbreitet; die Kleidung mangelt fast gänzlich, doch wissen sie zierliche Häuser u. Boote zu bauen u. Töpfe, Matten, Körbe, Büchsen, Löffel u. Kämme zu fabriziren. Der Landbau wird in großer Ausdehnung betrieben. Europäer haben noch nicht versucht, die Inseln zu besiedeln u. ihre Bewohner zu christianisiren. Die ersten Entdecker N.s waren die Niederländer La Maire u. Schouten im J. 1616; ihnen folgten Tasman 1643, Dampier 1700 u. Carteret 1767.

Neuburg an der Donau, Stadt im bayr. Kreise Schwaben u. N. mit 6379 E. (1871); liegt malerisch am rechten Ufer des Stromes auf einem Hügel, der im W. die Ruinen der Altenburg trägt; ist Sitz eines Appellationsgerichtes, eines Stadt- u. Landgerichtes, eines Bezirksamtes u. eines Handelsgremiums u. hat 1 protestantische u. 2 katholische Kirchen, ein Gymnasium, ein Studienseminar, eine Gewerbeschule u. ein königl. Schloß, bei dem sich ein schöner Park mit prächtigen Wasserwerken befindet. Nicht unbedeutend ist die Bierbrauerei u. die Fabrikation von Steingutwaaren; der Verkehr hat durch die Eröffnung der Eisenbahnlinie Donauwörth-N.-Ingolstadt beträchtlich gewonnen. — N., die ehemalige Hauptstadt des Fürstenthums N., zu dem außerdem noch die jetzigen Landgerichte N., Monheim, Höchstädt u. Lauingen mit einem Gesammtareal von etwa 50 □M. gehörten, kam 1180 an Bayern u. 1503 infolge Aussterbens der Landshuter Linie nach einem Erbfolgekriege mit Sulzbach an die Pfalz (Junge Pfalz). Nach dem Tode des Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken 1569 fiel N. bei der Landestheilung an dessen ältesten Sohn Philipp Ludwig (1569—1614); derselbe stiftete die Linie Pfalz-N., welche 1742 mit Karl Philipp erlosch, worauf die Linie Pfalz-Sulzbach bis zum J. 1799 regierte, nach deren Erlöschen N. wieder an Bayern fiel.

Neucaledonien, ein 1853 von Frankreich in Besitz genommener Archipel des Stillen Ozeans; umfaßt die große Insel gleiches Namens, welche nach den neuseeländ. Inseln u. Neuguinea die größte der austral. Inseln ist, eine nicht unbedeutende Anzahl kleiner Koralleneilande im N. u. S. derselben u. die Gruppe der Loyalty-Inseln, zusammen mit 354 □M., von denen 315 □M. auf die Hauptinsel allein kommen. Letztere, zwischen 20° 5′ u. 22° 16′ s. Br. u. 164° 4′ u. 167° 29′ östl. von Greenwich gelegen, 50—60 M. lang u. 8—10 M. breit, hat zwar eine Menge guter Häfen, wird aber von zwei breiten Barrièreriffgürteln umgeben, welche nur durch wenige schmale Kanäle den Schiffen die Durchfahrt gestatten. Das Innere ist gebirgig u. wird wahrscheinlich von 2 Parallelketten durchzogen, die sich bis 1700 m. erheben u. im SO. in Hochebenen sich verbreitern. Die schmalen Küstenebenen u. Plateaux mit dürftiger Vegetation tragen in auffallender Weise austral. Charakter; nur die tiefen Schluchten der Gebirgsbäche zeigen üppigen Pflanzenwuchs. In der Flora durchdringen sich ind., austral. u. neuseeländ. Elemente; von den Nahrungspflanzen sind Kokospalme, Brotfruchtbaum, Banane u. Zuckerrohr die wichtigsten. Das einst in den Wäldern sehr verbreitete Sandelholz ist jetzt durch rücksichtsloses Fällen fast vernichtet. Die Fauna, in welcher der ind. Charakter überwiegt, zeichnet sich durch eine Menge prächtiger Vogelarten aus. Das Klima ist gesund u. Kolonisten zuträglich; die Regenzeit währt vom Nov. bis April u. bringt nicht selten orkanartige Stürme. Die Bevölkerung zählte nach den franz. Erhebungen 1. Mai 1870 ungefähr 45,000 Seelen auf der Hauptinsel, darunter 4438 Europäer, u. 13,400 E. auf den Loyalty-Inseln (13,334 Eingeborene u. 63 Weiße). Die Neucaledonier sind Melanesier von dunklem Kupferbraun, krausem Haar u. angenehmen Gesichtszügen; Mißtrauen, Hinterlist u. Muth haben sie mit ihren Stammesverwandten gemein, doch gelten sie auch für ehrlich u. gastfrei. Ihre Nahrung besteht nam. aus Vegetabilien, Kokosmilch u. Wasser sind ihre einzigen Getränke;

Tabak wird mit Leidenschaft geraucht. Die Kleidung besteht meist nur aus einem Leibgurt, zu dem in der Regenzeit noch ein Mattenmantel kommt. Die Häuser sind Bienenstöcken ähnlich, die Felder u. Bergabhänge mit großer Sorgfalt gebaut u. theilweise künstlich bewässert u. gedüngt. Als Seefahrer stehen die Bewohner der Hauptinsel hinter denen der Loyalty-Inseln, von denen sie auch das Doppelboot angenommen haben. Die Leichen der im Kampfe erschlagenen Feinde werden von den Siegern verzehrt. Als franz. Kolonie zerfällt N. in die 8 Militärdistrikte Nouméa mit der gleichnamigen Hauptstadt im Süden, Yaté, Ile des Pins, Loyalty-Inseln, Napoléonville, Houagape, Pouébo u. Gatope. Zu den 2302 Deportirten u. Freigelassenen, welche sich 1870 auf der Insel befanden, kamen 1872 noch über 2000 wegen ihrer Theilnahme an der Commune Verurtheilte, die vorzugsweise auf der Halbinsel Ducos angesiedelt wurden. Die meisten franz. Niederlassungen sind nur Militärstationen, u. der einzige Einfluß der Europäer auf die Eingeborenen besteht in den Erfolgen der Missionare, die Anthropophagie auszurotten. Die Beziehungen der Häuptlinge zu den Behörden sind im Allgemeinen befriedigend; 1871 betrug die Einfuhr 3,250,000, die Ausfuhr 304,000 Frcs. Von einer stärkeren Kolonisation steht eine bessere Ausbeute der auf der Hauptinsel sich vorfindenden Lager von Gold, Eisenerzen u. Kohlen zu hoffen. — N. wurde 1774 von J. Cook entdeckt; 1853—60 war es ein Theil der franz. Kolonie Tahiti u. erhielt dann ein selbständiges Gouvernement; 1864 wurden die Loyalty-Inseln von Frankreich endgiltig in Besitz genommen u. die Deportation von Sträflingen dahin begonnen.



Nr. 4304. Bewohner von Neucaledonien.

Neue Hebriden, ein Archipel im Stillen Ozean, im NO. von Neucaledonien, 13° 4′—20° 16′ s. Br. u. 166° 30′ bis 169° 53′ östl. von Greenwich gelegen; bestehen aus 2 größeren, Merena od. Espiritu santo u. Malikolo, 11 mittleren, 14 kleineren Inseln u. zahlreichen Riffen, welche zusammen mit den Banksinseln, die zu den N.n H. gerechnet werden, einen Flächenraum von 269 □M. bedecken. Aus dem gefahrlosen, von Korallenriffen ziemlich freien Meere erheben sich diese gebirgigen Inseln mit malerischen Steilküsten zu Höhen von 1500 m. u. tragen neben erloschenen Vulkanen noch mehrere thätige Feuerberge. Der aus Verwitterung vulkanischer Gesteine gebildete u. reich bewässerte Boden ist überaus fruchtbar u. die prächtigen Waldungen reich an Sandelholz, das zur Ausfuhr gelangt. Die Bewohner, deren Zahl auf 134,500 berechnet wird, gleichen im Allgemeinen denen Neucaledoniens (s. d.), nur haben sie sich theilweise mit Polynesiern gemischt. Die früher allgemein geübte Anthropophagie hat unter dem Einflusse der Missionare schnell abgenommen. Der Landbau wird zwar in nomadischer Weise, jedoch mit Sorgfalt betrieben u. außer der Kokos- u. Sagopalme werden nam. auch Yams angebaut. Schweine u. Hühner sind die einzigen Hausthiere. Für den Handel, in welchem Sandelholz, Palmöl, Baumwolle, Orangen u. Schwefel die Hauptartikel bilden, zeigen die Bewohner großes Geschick u. kommen auf ihren Schiffen bis Sydney. Das Klima ist heiß, feucht u. ungesund. Die einzelnen Gruppen des Archipels wurden 1606 von dem Spanier Fernandez de Quiros, 1768 von dem Franzosen Bougainville u. 1774 von J. Cook entdeckt.

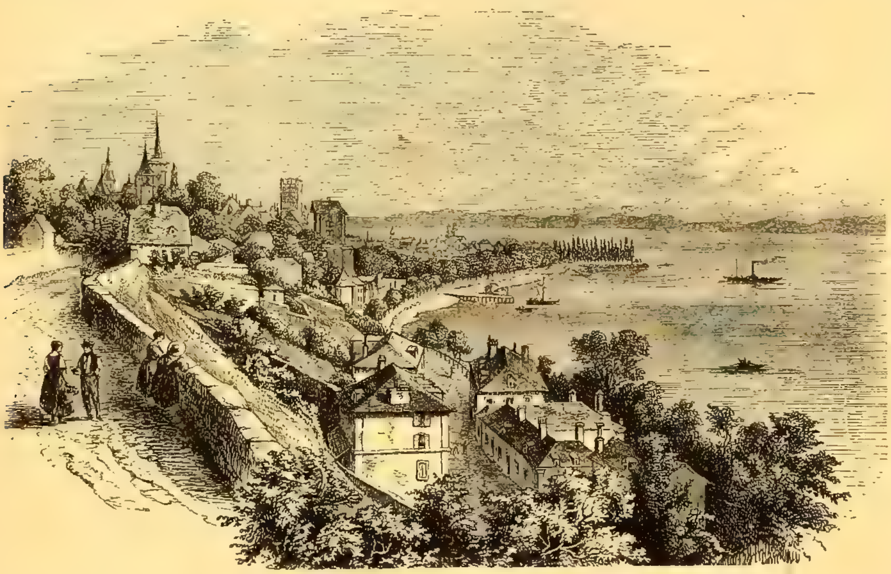
Neuenburg (franz. Neufchâtel od. Neuchâtel), ein Kanton der westl. Schweiz mit 14,67 □M. u. 97,284 E. (1870); liegt zwischen der franz. Grenze u. dem N.er See. Dieser (Lacus Eburodunensis, Lac d'Yverdon) bedeckt einen Flächenraum von 4,36 □M. bei einer größten Tiefe von 147 m., liegt 435 m. über dem Meere, nimmt im SW. bei Yverdon die Thièle, im W. unweit Boudry die Reuse u. im NO. die Broye aus dem Murtener See auf u. steht durch die Ziehl (franz. Thièle) mit dem Bieler See in Verbindung. Heftige Nordwinde erschweren den Verkehr auf diesem größten der am Ostabhange des Jura gelegenen Seen, doch findet auf ihm eine regelmäßige Dampfschiffahrt statt. Einen wichtigen Erwerbszweig der Anwohner bildet die Fischerei. Das jurassische Ufer zeigt blühende Ortschaften u. reiche Weingelände. Dieser Landstrich („le Bas" genannt) hat trefflichen Kulturboden u. warmes Klima; die im W. gelegenen, meist mit Wald bedeckten Parallelketten des Jura (s. d.), der sich in diesem Kanton über 1624 m. erhebt, bieten in ihren Thälern nur kümmerliche Ernten von Hafer u. Gerste u. an ihren Abhängen meist magere Wiesen u. sauere Weiden. Die Bevölkerung, von der 87 % franz. u. 13 % deutsch sind u. die sich 1870 in 84,334 Evangelische, 11,345 Katholiken, 931 Anhänger anderer christl. Sekten u. 674 Israeliten schied, produzirt im Seelande treffliche Weine, von denen die von Cortaillod, St. Blaise, Auvernier u. a. den besseren franz. Sorten gleich geachtet werden. Die Milchwirthschaft liefert viel Käse zur Ausfuhr, für welche außerdem noch der hier bereitete Absynthextrakt ein wichtiger Artikel ist. Von der größten Bedeutung ist nam. für die Gebirgsgegenden die Industrie N.s; es werden Indienne u. bedruckte Kattune, Spitzen, Galanterie- u. Bijouteriewaaren, Chokolade, mathematische u. physikalische Instrumente, Papier, Branntwein ꝛc. verfertigt, alle diese Gewerbszweige aber durch die Uhrenfabrikation übertroffen. Fast die Hälfte aller in der Welt fabrizirten Uhren liefert allein dieser kleine Kanton; die Gesammtproduktion derselben belief sich 1873 auf 1 Mill. Stück im Werthe von 50 Mill. Frcs. u. beschäftigte in Locle 2763, in Chaux de Fonds 9789, in N. 944 Arbeiter; außerdem giebt es noch in Fleurier, Brenets, Les Ponts u. anderen Orten große Fabriken, deren Zweiganstalten u. Niederlagen über alle Erdtheile verstreut sind.



Nr. 4305. *Frau von der Insel Tanna (Neue Hebriden).*

Zur Hebung dieses seit dem Anfang des 17. Jahrh. in N. blühenden Industriezweiges bestehen in Chaux de Fonds, Locle u. N. Uhrmacherschulen. Fleiß, Intelligenz, Ordnungssinn u. Genügsamkeit haben über fast alle Theile des Landes Wohlstand verbreitet. — Das Fürstenthum N., bis zum 11. Jahrh. burgundisch, wurde 1288 von Rudolf von Habsburg an Johann von Chalons abgetreten u. kam nach mannichfachem Wechsel der Besitzer an das Haus Orléans-Longueville, welches 1707 ausstarb. Da wählten die Stände von den 15 Bewerbern Friedrich I. von Preußen, welcher begründete Erbansprüche erhoben hatte, u. die preuß. Könige hatten die Oberherrschaft bis 1806, in welchem Jahre N. an Frankreich abgetreten u. von Napoleon dem Marschall Berthier (s. d.) als souveränem

Fürsten zugetheilt ward. Der Pariser Friede brachte 1814 N. wieder an Preußen, doch behielt das Land eine selbständige Verfassung u. trat bald darauf, schon seit 1406 mit einigen Schweizer Orten verbunden, der Eidgenossenschaft bei. Die Abneigung eines großen Theiles der Bevölkerung gegen die Monarchie führte schon 1831 zu Demonstrationen u. endlich 1848 zur Einführung der Republik durch eine provisorische Regierung. Doch protestirte Preußen gegen diese Verfassungsverletzung; in der Nacht vom 2.—3. Sept. 1856 überrumpelten die Royalisten unter dem Grafen Pourtalès u. dem Herrn von Meuron das Schloß der Hauptstadt u. nahmen eine Anzahl Regierungsmitglieder fest, doch schon am nächsten Morgen fiel das Schloß unter erbittertem Kampfe wieder in die Hände der Republikaner, die nun einer großen Anzahl ihrer Gegner den Prozeß machten. Da drohte Preußen mit Krieg, u. auch die Eidgenossenschaft rüstete, als Ende Mai 1857 — vorzüglich durch Vermittelung Napoleon's III. — ein Vergleich zu Stande kam, in dem der König von Preußen auf seine Hoheitsrechte über N. verzichtete, aber den Titel eines Fürsten von N. beibehielt, die Eidgenossenschaft dagegen die Kosten trug u. vollständige Amnestie erließ. — Die Hauptstadt N. od. Neufchâtel mit 13,321 E. (1870) liegt malerisch an dem hügeligen Ufer des Sees, an der Mündung des Seyon, dem ein Tunnel gegraben worden ist, umgeben von Weingärten u. überragt von dem aus dem 12. Jahrh. stammenden Schlosse, welches jetzt Regierungsgebäude ist.



Nr. 4306. Neuenburg.

Die hervorragendsten Gebäude der theilweise prächtigen Stadt sind das Gymnasium, in dem sich interessante Sammlungen befinden, u. das Palais Rougemont mit sehenswerther Gemäldegalerie. Dem Philanthropen David de Pury u. dem Reformator Farel sind Denkmäler errichtet, letzteres 5. Mai 1876 enthüllt. An öffentlichen Anstalten besitzt N. noch eine Sternwarte, ein großes Spital u. eine Irrenheilanstalt. Uhren- u. Chokoladefabrikation sind die wichtigsten Industriezweige.

Neuengland, wurde vom engl. König Jakob I. das durch John Smith 1614 näher erkundete Land an der nordamerikan. Ostküste zwischen der Penobscotbai u. der Codbai genannt, welches durch Jakob II. unter gleichem Namen u. unter Zufügung der Länder bis zum Delaware zur Provinz erhoben wurde. Dieser Name blieb, als die Provinz 1688 getheilt ward, den neuen Provinzen New-Hampshire, Massachusetts, Rhode-Island u. Connecticut, außer denen noch die 1791 u. 1820 neuorganisirten Staaten Vermont u. Maine als N.-Staaten bezeichnet werden.

Neufahrwasser, Ort mit 3866 E. (1871) in der Provinz Preußen (Reg.-Bez. Danzig); liegt am Ausflusse des westlichsten Weichselarmes 8 Km. von Danzig, der Festung Weichselmünde gegenüber, hat 2 Kirchen u. bildet mit seinen großartigen Molen u. einem geschmackvollen Leuchtthurm den Hafen von Danzig. 1873 liefen hier 1844 Schiffe von 383,076 Tonnen ein, während 1740 Schiffe von 364,457 Tonnen abgingen.

Neufchatel, s. „Neuenburg".

Neufundland (engl. New Foundland, franz. Terreneuve), eine 1891 □M. große Insel u. brit. Kolonie in Nordamerika, im O. des St. Lorenz-Golfes u. von der östlichsten Spitze der Halbinsel Labrador durch die etwa 3 M. breite Belle-Isle-Straße geschieden; besteht aus einem Kerne, von dem sich nach N. u. S. 3 Halbinseln abzweigen. Die Küste ist reich gegliedert u. an der Ost- u. Südseite durch eine große Anzahl tief in das Land einschneidender Busen zerrissen. Im Innern bildet N. eine Fortsetzung der nordamerikan. Seenplatte u. besteht aus einem wellenförmigen Felsplateau, das sich bis zu einer Höhe von 500 m. erhebt, eine oft malerische Abwechselung von Bergen u. tiefen Schluchten, Seen u. Waldungen u. offenen Landschaften zeigt u. zum Meere steil abfällt. Die unvollkommene Abdachung der Oberfläche ist der Bildung von Torfmooren günstig; die Wälder sind meist niedrig u. bieten nicht jenen Reichthum an Nutzholz, welchen das benachbarte Festland aufzuweisen hat. Auf den Mooren im Innern weiden große Herden amerikan. Renthiere. Bekannt ist die Insel als Heimat des **Neufundländer Hundes.** Der größte Fluß ist der Exploits, der nach einem Laufe von 16 M. in die Notre-Dame-Bai mündet, aber wegen seiner Stromschnellen nicht schiffbar ist. Das Klima ist im Sommer kühl u. im Winter sehr kalt; letzterer tritt schon im November ein u. füllt dann die Buchten mit ungeheuren Eismassen. Da sich an der Ostküste N.s der kalte arktische Meeresstrom mit einer wärmeren Südströmung trifft, so sind dichte Nebel häufig, u. nur im Aug. u. Sept. bleibt der Himmel für längere Zeit heiter. Trotz großer Unbeständigkeit gilt doch das Klima der Insel für gesund. Die Provinz N., welche außer der Insel noch den Osten von Labrador mit etwa 2500 Seelen umfaßt (soweit diese Halbinsel zum Gebiet des Atlantischen Ozeans gehört), zählte 1874: 161,386 E.; die indian. Urbevölkerung ist auf einige Hundert Micmac im N. u. NW. der Insel zusammengeschmolzen. Die Küstenlandschaften umfassen fast die ganze Bevölkerung, welche im W. u. S. franz. Ursprungs u. katholisch ist, während im O. Abkömmlinge von presbyterianischen Briten u. Schotten wohnen. Fischfang u. Robbenschlag bilden die Hauptbeschäftigung der Bewohner; 37,250 Menschen waren 1871 auf der Insel mit dem Fang u. der Zubereitung der Fische, davon 20,647 als Seeleute thätig, nur 2019 beschäftigten sich mit Handwerken u. 1784 mit dem Ackerbau; 986 Fahrzeuge wurden für die Fischerei verwendet. Auf den großen Bänken, welche im S. u. O. der Insel liegen, u. im St. Lorenzbusen erscheinen im Juni ungeheure Scharen von Stockfischen, die schon um das J. 1500 Engländer u. Portugiesen in diese Gewässer gezogen haben; der Stockfischfang wird jetzt außer von den Bewohnern von N. nam. noch von Engländern u. Nordamerikanern betrieben; den Franzosen sind zum Trocknen der Fische die beiden kleinen, an der Südseite N.s gelegenen Inseln St. Pierre u. Miquelon (3,8 □M. mit 3971 E.) abgetreten worden. Die Fischer von N. gewinnen jährlich 600—900,000 Ctr. Fische. Der Robbenschlag, welcher auf den Eisfeldern in den Monaten März bis Mai betrieben wird, ergab 1873 eine Ausbeute von 500,000 Thieren im Werthe von $1^1/_2$ Mill. Doll. Trotz der großen Kapitalien, welche durch Fischerei u. Robbenschlag N. zugeführt werden, bleibt die Masse der Bevölkerung arm, da die Fahrzeuge nur von wenigen großen Handelshäusern ausgerüstet werden u. die Fischer auf denselben um Lohn dienen, der ihnen fast regelmäßig in Waaren ausgezahlt wird, auf welche von den Handelshäusern noch ungefähr 200 % Nutzen geschlagen werden. Das Innere der Insel birgt Kohlenlager; im NO. findet sich eine 2 m. starke Kupfererzader, die in dem Werke Notre-Dame abgebaut wird u. 1869 einen Ertrag von 90,000 Pfd. Sterl. ergab. Die Hauptstadt der Provinz, **St. Johns,** mit 22,553 E. (1871), an einem trefflichen Hafen der Ostküste, besteht zum größten Theil nur aus hölzernen Häusern, hat aber in der katholischen Kathedrale ein hervorragendes Gebäude; sehr bedeutend ist der Handel mit getrockneten u. eingesalzenen Fischen, Thran, Robbenfellen u. Pelzwerk. Hier enden zwei der submarinen Kabel, welche Europa mit Nordamerika verbinden. Die zweitgrößte Stadt der Insel ist **Harbour-Grace** mit 6770 E. (1871) an der Conception-Bai. Die Kolonie N., welche sich der Einverleibung in Canada immer stark widersetzt hat, wird von einem Gouverneur regiert, der unmittelbar unter der brit. Krone steht, u. hat eine Repräsentativverfassung; 1873 betrugen die Einnahmen 175,000, die Ausgaben 205,000, die Schuld 230,000 Pfd. Sterl. Die Einfuhr hatte einen Werth von 1410, die Ausfuhr von 1,631,000 Pfd. Sterl. u. der Schiffsverkehr umfaßte 412,000 Tons. — N. ist wahrscheinlich 1497 von John Cabot entdeckt, sicher aber 1500 von Cortereal besucht u. 1553 durch Gilbert für England in Besitz genommen worden; 1621 kamen die ersten brit. Ansiedler hier an, ihnen folgten bald Franzosen, welche sich mit der Zeit in den Besitz des größten Theils der Südküste zu setzen wußten, 1783 aber ihre Ansprüche vollständig aufgaben; erst 1815 erlangten sie die beiden Inseln St. Pierre u. Miquelon wieder.

Neugranada, s. „Columbia". **Neugewürz**, s. „Piment".

Neugriechen, etwas über 800,000 Seelen, bilden den Haupttheil der jetzigen Bevölkerung des Königreichs Griechenland. Ueber das Verhältniß, in welchem dieselben zu den alten Griechen stehen, sind die Ansichten verschieden. Fallmerayer (s. d.) nahm einen fast total slavischen Ursprung derselben an. Allerdings haben sich mehrmals slavische Völkerschaften fast in ganz Griechenland festgesetzt. Diese Slaven verschmolzen mit der hellenischen Volksmasse, deren Sprache u. Kultur sie zum Theil annahmen, auf die sie aber ihre zugleich pastoralen u. kriegerischen Gewohnheiten übertrugen. Nach Anderen sind die N. ein Gemisch aus dem hellenischen u. albanischen Stamme mit slavischem u. germanischem Beisatz; dabei hat aber das griech. Element mit merkwürdiger Zähigkeit u. Gewalt sich die andern Bevölkerungselemente assimilirt. Eine nähere Betrachtung der neugriech. Sprache (s. d.) macht diese Annahme sehr wahrscheinlich. Jedenfalls haben die mancherlei fremdartigen Elemente den N. einen unbestimmten Charakter gegeben, auf den auch die Herrschaft der Osmanen bei der Hinneigung der Griechen zum Oriente einen in vieler Beziehung nachtheiligen Einfluß geübt hat. Dieselbe Unbestimmtheit u. Unklarheit zeigt auch das nun fast seit 50 Jahren wieder bestehende griech. Königreich. Ein Hauptfehler scheint bei dessen Begründung insofern gemacht worden zu sein, als die Grenzen von der europ. Diplomatie von Anfang an zu enge gezogen wurden, so daß viele Provinzen u. Inseln mit vorwiegend griech. Bevölkerung ausgeschlossen blieben. Bis heute hat sich wiederholt gezeigt, wie schwer ein an Regellosigkeit gewöhntes Volk sich in geordnete Staatsformen zu finden lernt. Man hat nach dem momentan großartigen Aufschwunge während der griech. Freiheitskämpfe leider vielfach zu beobachten Gelegenheit gehabt, daß Oberflächlichkeit, Mißtrauen u. Treulosigkeit, Habsucht u. Arbeitsscheu noch immer die Schattenseiten des griech. Volkscharakters bilden. Als dessen Lichtseiten lassen sich bezeichnen: eine feste Anhänglichkeit an ihre Nationalkirche (s. „Griechische Kirche"), welche immer das Hauptband, das die Griechen den Türken gegenüber zusammengehalten hat, zugleich aber auch die Schranke gewesen ist, welche sie dem Abendlande gegenüber isolirte. Ferner ist hervorzuheben, daß sich die Griechen in der Levante des gesammten Handels bemächtigt haben u. in dieser Beziehung sehr viel Gewandtheit u. Rührigkeit zeigen. Das häusliche Leben der Griechen ist meist, zumal auf dem Lande, sehr einfach. Die Häuser sind in der Regel — an vielen Orten auch der nicht seltenen Erdbeben wegen — einstöckig u. nur mit wenigem Hausgeräth versehen. Ein großes Zimmer dient zu den Mahlzeiten, deren Zahl sich auf zwei beschränkt, u. gewöhnlich zugleich als Schlafzimmer für die Männer, welche sich Abends ihr einfaches Lager auf einer Matratze improvisiren. Selbst Oefen u. Schornsteine sind erst in neuester Zeit eingeführt worden. Auch Stühle sind in den meisten Häusern, nam. auf dem Lande, ein unbekannter Luxusartikel. Man sitzt auch bei der Mahlzeit mit untergeschlagenen Beinen an den niedrigen Tischen. Tabakrauchen u. Kaffeetrinken ist allgemein beliebt. Die Kleidung (Abb. s. Bd. IV S. 942 u. 954) ist malerisch. Einen Haupttheil der Nationaltracht bildet die Fustanella, ein gesteifter u. gefütterter, sehr weiter Weiberrock von weißer Leinwand. Die Aermelweste, meist wie die Gamaschen von lebhafter Farbe, ist mit seidenen Schnüren reich besetzt, unter ihr wird eine Unterweste von anderer Farbe getragen. Die gewöhnliche Kopfbedeckung ist ein rother Feß mit langer blauer Quaste. Der Neugrieche trägt im Allgemeinen einen Schnurrbart, der Backenbart u. das vordere Kopfhaar wird dagegen abgeschoren. Das Haar des Hinterkopfes hängt lang herab. Die Nationaltracht der Frauen ist in den einzelnen Provinzen u. Inseln sehr verschieden u. wird überdies in neuester Zeit in den Städten von den Pariser Moden beeinflußt. Die Griechinnen niedern Standes umwickeln den Kopf mit weißen Tüchern, so daß man nur die Augen u. Wangen sieht; das lange, unten roth gestreifte Hemd ist vom Kinn bis zum Gürtel offen; darüber wird gewöhnlich ein langer weißer Aermelrock mit schwarzer Stickerei getragen. Das Schminken ist, wie bei den Türkinnen, sehr gewöhnlich. Eben so wie diese leben die griech. Frauen meist sehr eingezogen; sie fliehen die Nähe der Männer, bes. der Fremden, u. nehmen an Tänzen selten Theil. Der griech. Nationaltanz, die Romaïka, wird gewöhnlich nur von Männern allein getanzt. Die griech. Musik ist arm an harmonischer Durchbildung, aber in ihren Melodien charaktervoll u. ansprechend. Der gewöhnliche Gruß der Griechen besteht darin, daß sie die Hand auf die Brust legen. Uebrigens gewöhnt sich seit einiger Zeit der größere Theil der höheren Klassen mehr u. mehr an europ. Sitte u. Lebensweise.

neugriechische Sprache u. Literatur. Die neugriech. Sprache ist das Altgriechische mit Beimischung von slavischen, albanischen, türkischen u. italienischen Wörtern u. vielfacher Zerstörung der überaus formenreichen altgriech. Etymologie. Man kann eigentlich drei Formen des Neugriechischen unterscheiden: die dem Altgriechischen sich am meisten nähernde Schriftsprache, die Umgangssprache der Gebildeten u. die in viele Dialekte zerfallende Volkssprache. Jedenfalls ist es eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß die griech. Sprache, nachdem so viele Völkerströme, Römer, Kelten, Slaven, Gothen, Vandalen, Avaren, Hunnen, Franken u. Türken, sich über das Land ergossen, im Wesentlichen doch gegen alle diese Angriffe Stand gehalten hat. Auch hätte diese romaïsche Sprache, wie sie nach dem mittelalterlichen Namen der Griechen in Ostrom genannt zu werden pflegt, wol noch eingehendere Studien von Seiten der abendländischen Philologen verdient. Die politische Unbedeutendheit der Nation, das nur schwache Interesse an ihrer Literatur, der geringe praktische Gebrauch der Sprache, vielleicht auch das Vorherrschen der Erasmischen Aussprache des Altgriechischen, mögen als Gründe dieser Vernachlässigung angeführt werden. Ein mit dem Altgriechischen gründlich vertrauter deutscher Gelehrter wird einem gebildeten Neugriechen, der ihm bekannte Stellen aus einem altgriech. Klassiker schnell vorliest, kaum einen Satz verstehen. — Zunächst geben wir nun einige Bemerkungen über diese neugriech. Aussprache. Die Buchstaben sind die altgriechischen; *η*, *ει*, *οι* u. *υι* werden wie i ausgesprochen, auch *υ* klingt im Allgemeinen wie ein langes i; *αυ* u. *ευ* lauten wie aw u. ew, wenn das *υ* zwischen zwei Vokalen od. einer media steht, sonst wie af u. ef; *αι* ist gleich einem langen od. kurzen ä. Das *E* entspricht ungefähr unserem ä in Männer. Es wird im Neugriechischen oft als Präfix gebraucht, z. B. *ἐτοῦτο*, *ἐσέ*, *ἐσύ* (dies, dich, du). *B* ist ein weiches w; nur nach m lautet es wie b. Es steht bisweilen für *δ* im Altgriechischen, z. B. *βελφίν* für Delphin; *γκ* ist nur ein etwas härteres g. *Γ* steht auch öfter statt des sehr weichen *δ*, z. B. *γιά* für *διά*. *Θ* ist einem englischen, etwas scharf ausgesprochenen th gleich. Es geht dialektisch bisweilen in *σ* über. *K* zu Anfang der Wörter klingt fast wie tk. In *μπ* u. *ντ* ist *μ* u. *ν* kaum hörbar; *τζ* steht in fremden Wörtern für tsch u. *τσ* für tz; *ζ* ist ein weiches s. Der spiritus asper (ʽ) wird wol noch geschrieben, aber nicht gesprochen. Die Betonung richtet sich nach dem Accent, der gewöhnlich auch wirklich übergeschrieben wird. — Ueber die Formlehre nur ein paar Bemerkungen. Eine Menge von Nomina, die früher verschiedenen Deklinationen angehörten, folgen jetzt nur einer; der Plural vieler Wörter, bes. fremden Ursprungs, wird durch Anhängung von *-δες* gebildet ꝛc. Aus *ἡμεῖς*, wir, ist *ἑμεῖς*, aus *ὑμεῖς*, ihr, *σεῖς* u. *ἑσεῖς* geworden. Die besitzanzeigenden Fürwörter werden den Substantiven angehängt. Der Dual u. der Dativ sind fast gänzlich verschwunden u. die Konjugation hat wesentliche Veränderungen erlitten, da der Optativ fehlt u. außer dem Präsens, Imperfectum u. dem Aorist alle Tempora des Verbs umschrieben werden. Verba in *μι* existiren nicht mehr, selbst an *εἰμί* (ich bin) ist diese Endung verschwunden. Eigenthümlich sind die nicht deklinirbaren Partizipalformen auf *-οντας*, welche gerundivisch gebraucht werden. Das neugriech. Futurum wird auf drei Weisen gebildet, durch die Partikel *θά* mit dem Konjunktiv (sowie in ähnlicher Weise der Infinitiv durch *να* [daß] mit dem Konjunktiv umschrieben wird), durch *θέλω* mit dem Infinitiv (vgl. im Engl. I will) u. endlich durch dasselbe, aber unpersönlich gebrauchte Verb mit dem Konjunktiv. Aehnliche Umschreibungen zeigen die andern Tempora, z. B. das Plusquamperfekt durch *εἶχα* (ich hatte) ꝛc. Was die Dialekte des Neugriechischen anbetrifft, so theilt sie Prof. Mulloch, abgesehen vom tsakonischen u. albanischen, in sechs Hauptklassen: 1. den von Kleinasien, 2. von Chios, 3. von Kreta, 4. von Cypern, 5. vom Peloponnes u. 6. den von den Jonischen Inseln. Bes. reich an eigenthümlichen u. älteren Formen ist der kretische. Sehr alten u. zwar dorischen Formen begegnen wir auch im tsakonischen. Wir stellen einen Satz aus diesem Dialekte mit dem Neugriechischen (das darunter steht) zusammen:

Νία γουναῖκα ἔχα νία κόττα ὅπουα καθαμέρα ἔκι γεννοῦα ἕνα αὐγό.
Μία γυνὴ εἶχε μίαν κότταν ἥτις καθημέραν ἐγέννα ἓν αὐγόν.
Eine Frau hatte einen Vogel, welcher täglich legte ein Ei. —

Vgl. Angelos Vlachos, „Elementargrammatik der neugriech. Sprache" (3. Aufl., Lpz. 1876).

Was die Literatur anlangt, so ist der erste Schriftsteller, von dem man sagen kann, daß er den griech. Volksdialekt schrieb, ein Mönch, Theodoros Prodromos, mit dem Spottnamen Ptochoprodromos, ein Satiriker, der unter Michael Komnenos 1043—80, wie der Grammatiker Sophokles angiebt, schrieb. Seine an Juvenal erinnernden „*Στίχοι πολιτικοί*" handeln bes. von der Armuth der Gelehrten. Fast gleichzeitig mit ihm lebte Simon Sethos, in dessen Chronik wir der ältesten neugriech. Prosa begegnen. Einer etwas späteren Zeit gehört eine gereimte Chronik: „*Τὸ πῶς οἱ Φράγκοι ἐκέρδησαν τὸν τόπον τοῦ Μωρέως*" (Eroberung von Morea durch die Franken) an; ferner ein romantisches Epos „Belthandros (d. i. Bertram) u. Chrysantza", das Stellen von hoher Schönheit enthält. Der nächste Schriftsteller, Emmanuel Gorgilas aus Rhodos, bildet die Brücke zwischen der byzantinischen u. türkischen Periode der neugriech. Literatur. Er erlebte den Fall Konstantinopels, den er in seinem „*Θρῆνος*" beklagte. Im 16. Jahrh. beschränkt sich die

Literatur fast allein auf geistliche Schriften, Fragmente von Reden 2c. ohne größeren Werth. Aus dem 17. Jahrh. heben wir die „Erophile" des Chortakes aus Kreta hervor, eine im kretischen Dialekt mit vielem Talent verfaßte Tragödie. Auch eine Rhetorik von Skuphos aus Kydon in Kreta stammt aus dieser Zeit; ferner der „Erotokritos" des Kornaros. Zu Anfang des 18. Jahrh. begann der Nationalgeist sich kräftiger zu regen u. die Anwendung der neugriech. Sprache zu Schriften u. Druckwerken wurde immer häufiger. Kosmas der Aetolier gründete viele Schulen in Griechenland, u. Rhegas von Pherä war der begeisterte Vorläufer der das Volk für seine Befreiung entflammenden Sänger. 1777 wurde in Larissa in Thessalien Konstantin Kumas geboren, der eine große Anzahl geographischer, mathematischer u. philosophischer Werke schrieb. Der größte Name aber, der uns zu Anfang des 18. Jahrh. entgegentritt, ist der des Adamantios Korais (s. d.). Unterstützt von dem intelligenten Theile der Nation u. von den namhaftesten Gelehrten — einem Konstantin Oikonomos, Jakobos Rhizos Nerulos 2c. — wirkte er bes. durch den in Wien herausgegebenen „Logios Hermes". Dem Anfange des Jahrhunderts gehört auch die Dichterin Angelika Palle an, welche bes. durch ihre Ode auf den Tod des Lord Byron bekannt wurde.



Nr 4307. Karte von Neuguinea.

Der große lyrische Dichter Griechenlands ist indeß Athanasios Christopulos, geb. 1772 in Kastoria in Makedonien. Er schrieb nam. einige Liebeslieder von großer Zartheit u. Schönheit in der Volkssprache, die er nach seiner Theorie als die äolisch-dorische bezeichnete. In einem gewissen Gegensatze zu ihm steht Georgios Sakellarios mit seinen antibakchischen Liedern u. patriotischen Gedichten. Ueberhaupt herrscht in den Dichtungen der neueren griech. Lyriker das politische Element vor, bes. auch in denen, welche die satirische Richtung verfolgen. Ein sehr populärer Dichter ist in Griechenland auch Zalakostas, der auch aus dem Italienischen viel übersetzt u. eine große Zahl neuer Versmaße in den griech. Versbau eingeführt hat.

Wir wollen schließlich nicht zu erwähnen vergessen, daß die neugriech. Prosa in der neuesten Zeit entschiedene Fortschritte gemacht hat, u. auf wissenschaftlichem Gebiete uns manche tüchtige Arbeit entgegentritt. So schrieb z. B. Spyridon Trikupis eine gute „Ἱστορία τῆς Ἑλληνικῆς ἐπαναστάσεως", sowie denn überhaupt die Geschichte der nationalen Befreiungskämpfe vielfach behandelt wurde. Prof. Asopios hat sich durch seine „Εἰσαγωγὴ εἰς Πίνδαρον" u. Prof. Damalas durch sein Werk „Περὶ ἀρχῶν" bekannt gemacht. Durch klaren u. einfachen Stil sowie durch große Reinheit der Sprache zeichnet sich bes. die Geschichte Griechenlands von Papparegopulos aus. Alex. Risos Rangawis zeichnete sich als Philolog u. Archäolog sowie als Dichter aus. Wenn man die Kultur einer Nation nach der Zahl der von ihr gelesenen Zeitungen abschätzen will, so ist Griechenland schon weit vorgeschritten, denn bes. in dem letzten Jahrzehnt hat sich diese Zahl fortwährend stark vermehrt. Die Journale werden nach amerikanischer Weise mit besonderer Vorliebe auch zur Mittheilung solcher literarischer u. poetischer Arbeiten benutzt, welche anderswo als besondere Bände u. Broschüren erscheinen würden. — Vergl. u. A. Fauriel, „Chants populaires de la Grèce moderne" (2 Bde., Par. 1824—25; deutsch von Wilh. Müller, Lpz. 1825); Kind, „Neugriech. Volkslieder" (Lpz. 1827 u. 49); Firmenich, „Neugriech. Volksgesänge" (Berl. 1840); de Marcellus, „Chants du peuple en Grèce" (2 Bde., Par. 1851) u. „Chants populaires de la Grèce moderne" (Par. 1860); Passow, „Popularia carmina Graeciae recentioris" (Lpz. 1860); Kind, „Neugriech. Poesien" (Lpz. 1833), „Neugriech. Anthologie" (Bd. 1, Lpz. 1845), „Anthologie neugriech. Volkslieder" (Lpz. 1861) u. „Neugriech. Chrestomathie" (Lpz. 1835); Elissen, „Analekten der mittel- u. neugriech. Literatur" (5 Bde., Lpz. 1855—62); Angelos Blachos, „Neugriech. Chrestomathie" (Lpz. 1870). — Risos Nerulos, „Cours de la littérature grecque moderne" (1827); Nicolai, „Geschichte der neugriech. Literatur" (Lpz. 1876).

Neuguinea, nach Borneo die größte Insel der Erde; liegt im Stillen Ozean zwischen den Archipelen der Molukken u. Neubritannien u. wird durch die Torresstraße im S. von dem austral. Festlande getrennt; einen Flächenraum von 12,912 □M. bedeckend, erstreckt sich diese fast kontinentale Landesmasse in einer Länge von 320 u. einer größten Breite von 100 M. von 10° 43′ bis 1° 9′ südl. Breite u. von 130° 45′ bis 150° 48′ östl. von Greenwich. N. besteht aus einem Hauptkörper, einer südöstl. u. nordwestl. Halbinsel. Letztere wird durch die Geelvinkbai von der Hauptmasse getrennt u. durch den tief einschneidenden Telokberow in zwei ziemlich gleiche Theile geschieden, geht nach SO. in einen schmalen, gebirgigen Isthmos über, während die südöstl. Halbinsel durch den Golf Huon u. den Papuagolf zusammengeschnürt wird. Nicht blos das Innere, sondern selbst die Küsten N.'s sind zum guten Theil noch unbekannt, wol auch mit deshalb, weil Barrièrenriffe die Schiffahrt in diesen Gewässern ziemlich gefährlich machen. Das Innere enthält die höchsten Gebirge von allen Inseln des Stillen Ozeans, ausgenommen Neuseeland. Schon die nordwestliche Halbinsel, die Landschaft Wonim, steigt zu Höhen von 1500 m. empor; im S. des an der Nordküste gelegenen Cap King William giebt es 3000 m. hohe Berge; die östl. Halbinsel wird von dem mächtigen Hochgebirge der Owen-Stanleykette durchzogen, in welcher sich der Owen-Stanley zu 3970 m. u. mehrere andere Gipfel noch weit höher erheben. Der SW. der Insel bildet ein ausgedehntes Tiefland; die zahlreichen Eilande, welche die Nordküste begleiten, sind theilweise vulkanischen Ursprungs u. tragen noch thätige Feuerberge. Fast die ganze Insel ist mit Urwäldern bedeckt, in welchen die sparsamen, von den Eingeborenen angebauten Stellen verschwinden; Grassavannen finden sich nirgends in großer Ausdehnung. Die üppige Vegetation, in der Farrne, Palmen, Cypereen, Aroideen, Orchideen, Laurineen, welche die Masoirinde, einen Haupthandelsartikel N.'s liefern, Rhizophoreen u. Ficus eine hervorragende Rolle spielen, trägt durchaus ind. Charakter, die Fauna dagegen zeigt den Uebergang von Indien zu Australien; mit letzterem Kontinente hat N. die geringe Zahl von Säugethieren gemein, unter denen hier die Beutelthiere die wichtigsten sind. Den ausgezeichnetsten Theil der Thierwelt bilden die durch Farbenpracht ausgezeichneten Vögel; der Paradiesvogel ist fast nur auf N. beschränkt. Das tropische Klima wird durch die infolge der großen Ausdehnung der Urwälder noch weit gesteigerte Feuchtigkeit der Luft selbst an den Küstenlandschaften für die Europäer sehr gefährlich. Die Bevölkerung wird nur auf 1,000,000 Seelen geschätzt; sie gehört der melanesischen Rasse an, obgleich sich zwischen den negerartigen Schwarzen auch Menschen mit hellerer Hautfarbe vorfinden, u. bezeichnet sich an den Küsten als Papuas. Im NW. haben sich seit Jahrhunderten Bewohner der Molukken niedergelassen u. sich mit der Urbevölkerung vermischt. Die Hautfarbe ist überwiegend ein Schwarzbraun; die Körpergestalt mittelgroß u. bei vielen Stämmen schwächlich, die Gesichtsbildung nam. bei den Frauen gewöhnlich häßlich, die Augen schwarz, die Backenknochen

vorspringend, die Nase vorn etwas eingedrückt u. breitflüglig, die Lippen dick, der Mund groß, der Bart schwach u. das Kopfhaar kraus. Bei vielen Frauen ist die Haut stark mit Haaren besetzt. Die Kleidung besteht meist nur in einem Gürtel, von dem in einzelnen Gegenden ein Blätterschurz herabhängt; das weibliche Geschlecht trägt theilweise einen kurzen Unterrock aus Blättermatten, im W. sogar baumwollene Gewänder, die durch die Malayen nach N. gekommen sind. Die Haare werden häufig gefärbt u. die verschiedenen Glieder des Körpers auf die mannichfachste Weise geschmückt. Im W. sind Hüte u. Mützen aus Blättern mit Vogelfedern geziert im Gebrauch, Arm- u. Halsbänder u. Ohrgehänge werden allgemein getragen, u. weit verbreitet ist die Sitte, die Nasenflügel zu durchbohren. Der Landbau liefert Reis, Mais, Gurken, Zuckerrohr, Baumwolle u. Tabak; Kokos- u. Sagopalmen wachsen wild u. sind für die Ernährung der Bevölkerung von großer Wichtigkeit; von Hausthieren werden Hunde, Schweine u. Hühner gehalten. Fischfang ist überall eine Hauptbeschäftigung u. Tripang u. Perlen werden von der Westküste in den Handel gebracht. Von den Malayen haben einige Stämme sogar die Bearbeitung der Metalle erlernt, doch bestehen die meisten Waffen noch aus Stein. Unter sich stehen die einzelnen Stämme der Insel in fortwährendem Kampfe; gegen die Weißen zeigen die Eingeborenen Argwohn, Furcht u. Hinterlist. — Die erste Entdeckung N.'s erfolgte 1526 durch den Portugiesen Jorge de Meneses; den Namen erhielt die Insel von den Spaniern nach dem Aeußeren ihrer Bewohner, welche an die Neger Westafrika's erinnerten. Eine gründliche Erforschung ist aber erst seit 100 Jahren im Gange u. vorzüglich durch die Engländer Forrest (1774), Owen Stanley (1849), Wallace (1858), Simpson (1872) u. Moresby (1873), die Franzosen d'Entrecasteaux (1792), Freycinet (1818), d'Urville (1827, 1839), die Deutschen Bernstein (1863) u. Meyer (1873) u. den Russen Miclucho Maclay (1871) gefördert worden. Die Niederländer machen ihr Hoheitsrecht über ein Gebiet von 3210 □M. mit 200,000 E. im W. geltend. Die Engländer haben dagegen die an Gold reiche Südküste 1873 durch Kapitän Moresby in Besitz nehmen lassen.

Neuhaldensleben, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Magdeburg (Provinz Sachsen) mit 5331 E. (1871); liegt an der Ohre u. der Eisenbahn Magdeburg-N. u. ist Sitz eines Kreisamtes u. Kreisgerichtes. — Der Kreis N. umfaßt 12,3 □M. mit 50,009 E. (1871).

Neu-Hampshire (engl. New-Hampshire, spr. Nju-Hämpsch'r), einer der Neuenglandstaaten der Nordamerik. Union; liegt zwischen 42° 41′ u. 45° 11′ n. Br. u. grenzt im N. an Canada, im O. an Maine u. den Atlantischen Ozean, im S. an Massachusetts u. im W. an Vermont u. ist mit 436,5 □M. etwa so groß wie die Insel Sardinien. Von der theilweise sumpfigen Küstenniederung steigt das Land nach dem Innern zu einem Plateau an, über welches sich isolirte Gebirgsmassen erheben. Unter diesen nimmt der 1916 m. hohe Mount Washington schon einen alpinen Charakter an u. ist neun Monate des Jahres mit Schnee bedeckt. Von den Flüssen sind der Connecticut (s. d), welcher die Grenze mit Vermont bildet, u. der Merrimac im S. die bedeutendsten. Der größte der Seen ist der Winniposcogee, 2 M. breit u. 5 M. lang. Das Klima ist rauh, aber gesund; die Flüsse thauen gewöhnlich erst im Mai auf. Die Bevölkerung, welche durch Auswanderung in die südlicheren u. westlicheren Staaten 1860—70 um fast 8000 Seelen zurückgegangen ist, zählte in letzterem Census-jahre 318,300 E., davon 12,190 in Irland, 436 in Deutschland geboren; 580 waren Neger u. 23 Indianer. Am fruchtbarsten sind die Thäler der größeren Flüsse, während im N. noch ausgedehnte Wälder, bes. auch von Zuckerahorn, sich vorfinden, so weit dieselben nicht durch den für den Export arbeitenden Holzschlag in den letzten Jahren gelichtet sind. Unter den Feldfrüchten nimmt neben dem Mais die Kartoffel die hervorragendste Stelle ein; die Viehzucht hat in beträchtlicher Weise abgenommen, doch liefert die Schafzucht jährlich noch über 1 Mill. Pfd. Wolle. Infolge der reichen Wasserkraft ist N. einer der wichtigsten Industriestaaten der Union geworden u. hat 1870 in 3342 gewerblichen Etablissements nicht weniger als 40,783 Menschen beschäftigt, welche Waaren im Werthe von 71,038,249 Doll. produzirten. In der Produktion von Shirtings übertrifft N. alle anderen Staaten, in der Weberei baumwollener u. wollener Waaren steht es nur hinter Massachusetts, Rhode-Island u. Pennsylvanien zurück. Von großer Wichtigkeit ist außerdem noch die Verarbeitung von Holz zu Bretern, Schindeln, Latten 2c., die Gerberei, die Schuhfabrikation u. der Maschinenbau. Da N. am Ozean nur den einzigen Hafen Portsmouth hat, geht der größte Theil des Handels über Boston. Der Volksunterricht ist in erschreckendem Abnehmen begriffen. Von den 633 kirchlichen Gemeinden besitzen die Baptisten 184, die Kongregationalisten 169, die Methodisten 118 u. die Katholiken nur 17. Im Sonderkongreß sitzen jetzt 13 Senatoren u. 39 Repräsentanten, im Kongreß zu Washington ist N. durch 2 Senatoren u. 3 Repräsentanten vertreten. Der Staat ist in 10 Counties eingetheilt u. hatte 1. Okt. 1873 eine Schuld von 11,153,374 Doll. Die Hauptstadt ist Concord mit 12,241 E. (1870), der bedeutendste Industrieplatz des Landes Manchester mit 23,536 E., beide am Merrimac gelegen.

Neuhäusel (ungar. Ersek-Ujvár), Flecken im ungar. Komitate Neutra, mit 9483 E. (1869), am Neutraflusse u. an der Eisenbahn Wien-Pest gelegen, ist Sitz eines Oberstuhlrichters, hat ein Gymnasium u. eine Hauptschule. Die 1724 geschleiften Festungswerke waren in den ungar. Aufständen sowie in den Türkenkriegen von großer Bedeutung.

Neuhebriden, s. „Neue Hebriden".

Neuhoff, Theodor Stephan, Frhr. v., ein Abenteurer, der kurze Zeit König von Korsika war, geb. 1686 zu Metz als Sohn eines westfäl. Edelmannes in franz. Diensten; trat gleichfalls in das franz. Heer, nahm aber bald wieder seinen Abschied, trieb sich abenteuernd in verschiedenen Ländern umher, kehrte 1729 nach Frankreich zurück u. wurde ein Hauptwerkzeug Law's, verarmte aber bald u. flüchtete sich Schulden halber nach dem Haag, wo er durch Vermittelung des span. Gesandten eine Offiziersstelle in einem span. Regiment erhielt, das gegen die Mauren in Afrika bestimmt war. Bei einem Ausfall aus der Festung Oran in Gefangenschaft gerathen u. dann dem Dey von Algier ausgeliefert, diente N. demselben 18 Jahre als Dolmetscher. Als die Korsikaner, um sich endlich von Genua frei u. selbständig zu machen, 1735 die Deys von Tunis u. Algier um Hülfe baten, schickten ihnen diese zwei Regimenter unter N.'s Oberbefehl. Im folgenden Jahre ward derselbe als Theodor I. zum König von Korsika ausgerufen. Doch schon 1738 nöthigten ihn die Niederlagen, die ihm die franz. Hülfstruppen der Genuesen beibrachten, zur Flucht. Auch später gelang es ihm nicht, sich des korsikan. Thrones wieder zu bemächtigen, u. da er seine ehemaligen Lieferanten nicht befriedigen konnte, ließen ihn diese in England verhaften. Erst das Ergebniß einer Sammlung, die der Minister Walpole u. der Schauspieler Garrick 1756 für ihn veranstaltet hatten, befreite ihn aus dem Schuldgefängniß. Er starb aber schon 4. Dez. 1756 zu London. Ein ihm von seinen Freunden gesetztes Grabdenkmal trägt die bezeichnende Inschrift: „Das Glück gab dem Manne ein Königreich u. versagte ihm im Alter Brot."

Neuholland, der Australkontinent, s. „Australien".

Neuilly, Stadt im franz. Seinedepartement mit 16,277 E. (1872); liegt im NW. von Paris u. kann als eine erweiterte Vorstadt desselben gelten, da beide Städte nur durch die Festungsmauer getrennt sind. Ueber die Seine führt eine schöne steinerne Brücke; den Park des ehemaligen Schlosses Louis Philipp's, welches 1853 niedergerissen worden ist, nehmen jetzt Villen ein. Der Ort besitzt eine Ackerbauschule. Wichtig ist die Blumenkultur, die Fabrikation von Kautschukgeweben, Strohhüten, Chemikalien, Fässern, Strumpf- u. Posamentirwaaren. In den Kämpfen der Commune u. der Armee von Versailles (April u. Mai 1871) spielte N. eine hervorragende Rolle.

Neuirland, s. v. w. Neubritannien (s. d.).

Neujahrsfest. Die alte Kirche kannte noch keine Feier des bürgerlichen Jahresanfangs; höchstens wurde der 1. Januar gegenüber der schwelgerischen heidnischen Feier zu Bußpredigten benutzt. Nachdem sich aber seit Ende des 4. Jahrh. der 25. Dez. als Geburtstag Jesu festgesetzt hatte, feierte man seit Anfang des 7. Jahrh. den 1. Januar nach Luk. 2, 21 als das Fest der Beschneidung Jesu, sowie als Namensfest desselben. Dies ist streng genommen noch jetzt die eigentl. kirchliche Bedeutung des N., u. die allgemein übliche Beziehung der Predigten auf den Jahresanfang erst in den Jahrh. nach der Reformation aufgekommen.

Neujersey (engl. New-Jersey, spr. Nju-Dscherseh), einer der mittelatlantischen Staaten der Nordamerik. Union, mit einem Flächenraum von 391,3 □M.; grenzt im N. an den Staat New-York, im W. an Pennsylvanien u. Delaware u. im S. u. O. an den Atlantischen Ozean u. nimmt sowol an der New-York- als an der Delawarebai Theil. Nach S. bildet der Staat eine Halbinsel, die in der Landzunge des Cape May ausläuft. Die wenig entwickelte, im S. von Strandlagunen eingesäumte, meist sandige Küste hat nur im NO. einige gute Häfen; der Boden ist im N. uneben u. wird hier von parallelen Ausläufern der Blauen Berge Pennsylvaniens durchzogen; der größte Theil des Bodens gehört der Atlantischen Küstenniederung an, welche an der Mündung des Delaware ausgedehnte Sümpfe u. große Fichtenwaldungen trägt. Der halbinselförmige Charakter des Landes läßt keinen der Flüsse sich bedeutend entwickeln; für den Verkehr sind der Delaware u. Hudson, die Grenzströme nach W. u. N., von großer Wichtigkeit. Die versumpften Küstenlandschaften im S. haben ein ziemlich ungesundes Klima. Die Bevölkerung, in den nördl. Gebirgsgegenden u. am Hudson am dichtesten, zählte 1875:

1,014,502 E., darunter mehr als 50,000 in Deutschland Geborene. Der Ackerbau, welcher in den fruchtbareren nördl. Distrikten in sehr rationeller Weise betrieben wird u. mit der Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Bewohner bildet, liefert große Quantitäten von Weizen, Kartoffeln, Buchweizen, Mais u. Hafer; die Kultur der Bataten beginnt hier schon größere Ausdehnung zu gewinnen, Obst u. Gemüse sind nicht unwichtige Ausfuhrartikel, wie auch Butter u. Käse in bedeutenden Mengen aus den gebirgigen Gegenden nach den großen Städten an der New-Yorkbai exportirt werden. Unter den Zweigen der Industrie, welche sich nam. in den Städten am Hudson stark entwickelt hat, u. die 1870 in 6636 Etablissements 75,552 Arbeiter beschäftigte, stehen die Zuckerraffinerie, Mehlproduktion, die Fabrikation von Seiden- u. Strumpfwaaren, in welchen Artikeln N. alle anderen Staaten der Union übertrifft, die Baumwoll- u. Wollweberei, Bleicherei, Färberei, Eisengießerei u. Brauerei obenan. Wichtig ist der Bergbau auf Zinkerze in der nördl. Ecke des Staates u. auf Eisenerze, aus denen viel Stab- u. Walzeisen fabrizirt wird. Bei dem Mangel an großen Hafenplätzen wird der Aus- u. Einfuhrhandel durch New-York u. Philadelphia vermittelt; 1871 waren 376 M. Eisenbahnen in Betrieb; die wichtigste künstliche Wasserstraße ist der Morriskanal, welcher den Delaware mit der New-Yorkbai verbindet. Im Volksschulwesen steht N. auf einer tieferen Stufe als die Neuenglandstaaten u. New-York; an höheren Unterrichtsanstalten waren 1870 vorhanden 4 Colleges, 1 Akademie, 4 theologische Seminare, 1 Ackerbau- u. 2 Handelsschulen. Unter 1402 Kirchengemeinden gehörten 251 den Presbyterianern, 168 den Baptisten, 128 den Episkopalen u. 107 den Katholiken an. Die ersten Ansiedelungen wurden 1617 u. 1620 von Holländern aus Neuamsterdam (New-York) am Hudson gegründet; die Verfassung des Staates, welcher in 21 Counties zerfällt, datirt von 1844. Der eigene Senat hat 25, das Repräsentantenhaus 50 Mitglieder; im Kongreß zu Washington ist N. durch 2 Senatoren u. 7 Repräsentanten vertreten; die Staatsschuld betrug 1. Okt. 1873: 22,854,304 Doll. Die Hauptstadt des Staates ist **Trenton** (s. d.), die größte Stadt u. der bedeutendste Industrieplatz **Newark**, wichtige Handelsplätze **Hoboken** (s. d.) u. **Jersey-City** (s. d.).

Neukirch, Benjamin, deutscher Dichter, geb. 27. März 1665 im Dorfe Roniken in Schlesien; studirte in Frankfurt a. d. O., Halle u. Leipzig, ließ sich dann als Sachwalter in Breslau nieder, ging aber 1691 nach Frankfurt, wo er als Lehrer der Poesie u. Beredsamkeit wirkte, u. 1692 nach Berlin, weil ihm Aussicht auf eine Professur daselbst gemacht worden war. Da sich die Sache in die Länge zog, sah sich N. genöthigt, erst durch Vorlesungen in Halle, dann als Reisebegleiter eines Edelmannes u. seit 1695 wieder in Berlin durch Unterweisung junger Adliger sein kärgliches Brot zu verdienen; als er endlich 1703 die versprochene Professur an der neuerrichteten Ritterakademie erhielt, fand er sich wenig verbessert, denn sein Gehalt war überaus dürftig u. zudem wurde die Akademie bereits 1718 wieder aufgehoben. Doch wurde N. dann als Erzieher des Erbprinzen nach Ansbach berufen, wo er, seit 1728 mit vollem Gehalt pensionirt, 15. Aug. 1729 starb. In seinen Jugendwerken zeigt sich N. als einer der geschicktesten Nachahmer Hoffmannswaldau's, sagte sich aber später mit Entschiedenheit von der Richtung der zweiten Schles. Schule los u. schloß sich an Canitz u. die Franzosen an. Sein „Unterricht von deutschen Briefen" (zuerst Lpz. 1707) erlebte mehrere Auflagen; seine „Satiren u. poetischen Briefe" (Frankf. u. Lpz. 1732), welche Boileau's Vorbild verrathen, sind nicht ohne Werth. Am bekanntesten hat er sich gemacht durch die „Begebenheiten des Prinzen von Ithaka ꝛc." (3 Bde., Onolzbach 1727—39), eine Bearbeitung (in Alexandrinern) von Fénélon's „Aventures de Télémaque". N.'s „Gedichte" (Regensb. 1744) gab mit einer Biographie Gottsched heraus, der ihn sehr hoch stellte.

Neukirchen, richtiger Markneukirchen, Stadt im sächs. Voigtlande (Amtshauptmannschaft Oelsnitz) mit 4157 E. (1871), 5 Km. von Adorf entfernt, hat seinen Namen, weil es unweit der böhm. Grenze, an der Mark des Voigtlandes liegt, u. ist Sitz eines Gerichtsamtes. Das gewerbfleißige Städtchen, an dessen Industrie die Umgegend Theil nimmt, behauptet in der Fabrikation musikalischer Instrumente den ersten Platz in Deutschland; es produzirt Blech-, Holzblas- u. Saiteninstrumente, außerdem aber noch Darmsaiten, Geigenbogen u. Futterale, u. hat einen bedeutenden Absatz in England, Frankreich u. Amerika.

Neukomm, Sigismund, verdienter u. fruchtbarer deutscher Tonsetzer, geb. am 10. Juli 1778 zu Salzburg als das älteste von 23 Kindern desselben Vaters u. derselben Mutter. Der musikalisch hochbegabte Knabe lernte beim Stadtorganisten Weißauer mehrere Instrumente spielen, erhielt von Michael Haydn Unterricht im Tonsatz u. wurde kaum 15 Jahre alt Universitätsorganist sowie mit 18 Jahren Correpetitor am Hoftheater. Nachdem er 1797 seinen philosophischen u. mathematischen Kursus auf der Salzburger Universität beendet hatte, entschied N. sich für die ausschließlich musikalische Laufbahn, ging nach Wien u. blieb daselbst sieben Jahre, während dieser Zeit unter Joseph Haydn's Leitung Kompositionsstudien machend, Musikunterricht gebend u. daneben auch mit naturwissenschaftl. u. a. wissenschaftlichen Dingen sich beschäftigend. Im J. 1804 wurde er Kapellmeister an der Deutschen Oper in Petersburg, legte aber bereits 1805 krankheitshalber diesen Posten nieder u. begab sich nach Moskau, von wo aus er bis 1808 noch verschiedene andere Städte Rußlands besuchte.



Nr. 4308. Sigismund Neukomm (geb. 10. Juli 1778, gest. 3. April 1858).

Von seinen Kompositionen aus dieser russ. Zeit sind bes. zu erwähnen: die Oper „Alexander am Indus" (in Petersburg mit Beifall aufgeführt) u. eine durchgehende melodramatische Begleitung zu Schiller's „Braut von Messina". — Seitdem N. 1808 Rußland verlassen hatte, lebte er in Berlin, Wien, Mömpelgard u. kam 1810 nach Paris, wo er im Hause des Fürsten Talleyrand Aufnahme fand. Mit diesem ging N. 1814 auch zum Kongreß nach Wien, wo zu der im Januar 1815 in der Stephanskirche stattgehabten Gedächtnißfeier für Ludwig XVI. ein von N. komponirtes Vokalrequiem zur Aufführung kam. Von Paris aus begleitete er 1816 den Herzog von Luxemburg auf dessen Gesandtschaftsreise nach Rio de Janeiro u. verweilte daselbst bis 1821, worauf er dann wieder nach Europa zurückkehrte, zuerst eine Zeit lang in Lissabon Aufenthalt nahm u. dann wieder nach Paris in das Talleyrand'sche Haus zurückging. In die Zeit von 1823—30 fallen verschiedene seiner besten Kompositionen, z. B. die Cantate „Der Ostermorgen" u. das Oratorium „Christi Grablegung". Im Sept. 1830 begleitete N. seinen Gönner nach London, dirigirte in verschiedenen Städten Englands bei stattfindenden Musikfesten seine Werke, blieb aber selten an einem Orte, sondern war auf beständiger Wanderschaft begriffen, die ihn hin u. her durch Deutschland, Frankreich, Italien, England, die Schweiz, auch einmal nach Algier führte. Von einem schweren Augenleiden (grauer Staar in beiden Augen) befreite ihn 1848 eine glückliche Operation. N. starb zu Paris 3. April 1858. — Die Zahl der Kompositionen N.'s beläuft sich gegen 2000; als die bedeutenderen darunter sind außer den bereits angeführten zu nennen: die Oratorien „Das Gesetz des Alten Bundes" (in England unter dem Titel „Mount Sinai" bekannt), „Christi Himmelfahrt", „Christi Auferstehung" (mit der oben genannten „Grablegung" eine Trilogie bildend), „David"; die Cantate „Pfingsten"; vier- u. achtstimmige Psalmen a capella; eine große

doppelchörige Messe; ein „Stabat mater"; Phantasien für Orchester 2c. Klarheit u. Besonnenheit in Anlage u. Ausführung, Formvollendung, fließende Melodik, Angemessenheit u. Gewandtheit in der Handhabung der gesammten Kunsttechnik sind N.'s Arbeiten in hohem Grade eigen; blendende Genialität u. Eigenartigkeit wird freilich vermißt.

Neukreuzer, die geringste Kupferscheidemünze in Oesterreich, der hundertste Theil des österr. Guldens nach dem 45Guldenfuße, ungefähr gleich 2 Reichspfennigen.

Neu-Leon (span. Nuevo Leon), einer der nördl. Binnenstaaten der Bundesrepublik Mexiko, mit einem Areal von 1111,6 □M. u. 178,872 E. (1874); grenzt im O. an Tamaulipas, im N. u. W. an Cohahuila, im S. an San Luis Potosi u. besteht aus dem terrassenförmigen Abfall der inneren Hochlande nach O. u. einem wellenförmigen Plateau, das nach S. zu höheren Gebirgen, nam. zur Sierra de la Silla, emporsteigt. Die reichbewässerten u. fruchtbaren Ebenen eignen sich vorzüglich zur Viehzucht u. liefern Pferde, Rinder u. Maulthiere zur Ausfuhr; die großen Waldungen bieten treffliche Hölzer dar u. die Berge sind reich an Metallen; trotzdem hat der Bergbau in N.-L. nie eine bedeutende Entwicklung erlangt. Am bevölkertsten sind die Thäler der Flüsse, von denen der San Juan, Alanto u. Sabinas, sämmtlich Nebenflüsse des Rio Grande, die größten sind. In der Bevölkerung herrschen die Mestizen vor, doch ist auch das weiße Element stark vertreten. Hauptstadt ist Monterey (s. d.); durch Rumfabrikation ist Linares berühmt.

Neumann, Karl Friedrich, verdienter Orientalist u. Historiker, wurde als Sohn armer jüd. Handelsleute in Reichmannsdorf bei Bamberg 28. Dez. 1798 geb. Seine Kindheit verlebte er unter den kümmerlichsten Verhältnissen; später ließ ihn ein Oheim in Frankfurt a. M. für den Kaufmannsberuf vorbereiten, doch widerstrebte dieser seiner Neigung; er bereitete sich daher durch Selbststudien für die Universität vor, u. 1817 bezog er die Heidelberger Hochschule, wo er sich der Philologie u. Philosophie zuwandte. In München trat er 1818 zum Christenthum über u. änderte seinen bisherigen Namen Bamberger in N. Nachdem er noch in Göttingen seine Studien fortgesetzt hatte, fungirte er seit Ende 1821 als Progymnasiallehrer in Würzburg u. Aschaffenburg, ward im Okt. 1822 am Lyceum in Speier angestellt, aber 1825 wegen zu freier Aeußerungen über biblische Geschichte in seinem Unterricht abgesetzt. Nun arbeitete er in München, bei den Mechitaristen auf S. Lazaro bei Venedig, in Paris u. London, wurde in den Stand gesetzt, 1830 nach China zu gehen, wo er in Macao u. Kanton Chinesisch lernte, u. kehrte 1830 mit einer reichen Sammlung chinesischer u. mandschurischer Bücher, von denen er einen Theil für die preuß. Regierung angekauft hatte, nach London zurück. 1833 wurde er in München Professor der chines. u. oriental. Sprachen u. Konservator seiner dem Staate unentgeltlich überlassenen Sammlungen. Seine sehr besuchten Vorlesungen umfaßten außer seinem eigentlichen Fach auch Länder- u. Völkerkunde u. allgemeine Geschichte. Seine rege Betheiligung an den liberalen Bestrebungen seit 1847 hatte die Folge, daß er 1852 in Ruhestand versetzt wurde. 1863 siedelte er nach Berlin über, wo er 17. März 1870 starb. Seine oriental. Studien waren hauptsächlich auf die Geographie u. Geschichte Armeniens, Hoch- u. Ostasiens sowie Indiens gerichtet. In dieser Beziehung sind von seinen zahlreichen Werken hervorzuheben: „Mémoires sur la vie et les ouvrages de David, philosophe arménien" (Par. 1829); „Pilgerfahrten buddhistischer Priester aus China u. Indien" (Lpz. 1833); „Versuch einer Geschichte der armen. Literatur" (nach dem Ital., ebd. 1833); „Geschichte der Uebersiedelung von 40,000 Armeniern" (nach dem Russ., ebd. 1834); „Asiat. Studien" (ebd. 1837); „Geschichte des Englisch-chines. Krieges" (ebd. 1846; 2. Aufl. 1855); „Die Völker des südlichen Rußland" (ebd. 1847; 2. Aufl. 1855); „Beiträge zur armen. Literatur" (ebd. 1849); „Geschichte des engl. Reichs in Asien" (2 Bde., ebd. 1857); „Ostasiat. Geschichte" (ebd. 1861) 2c. Sein letztes bedeutendes Werk ist eine „Geschichte der Verein. Staaten Nordamerika's (3 Bde., Berl. 1865 f.).

Neumann, Karl Gottfried, Mathematiker, Sohn des nam. durch wichtige Untersuchungen über Gegenstände der Optik bekannten Königsberger Universitätsprofessors der Physik u. Mineralogie Franz Ernst **N.** (geb. im Dorf Willin in der Uckermark 11. Sept. 1798), geb. zu Königsberg in Preußen 7. Mai 1832; studirte daselbst 1850 bis 1855, habilitirte sich 1858 an der Universität Halle, ging 1863 als ord. Prof. nach Basel, folgte 1865 einem Rufe nach Tübingen u. gehört seit 1869 der philosophischen Fakultät der Leipziger Hochschule an. Er schrieb: „Lösung des allgemeinen Problems über den stationären Temperaturzustand einer homogenen Kugel" (Halle 1861); „Allgemeine Lösung des Problems über den stationären Temperaturzustand eines homogenen Körpers, welcher von zwei nicht konzentrischen Kugelflächen begrenzt wird" (ebd. 1862); „Ueber die Entwicklung einer Funktion mit imaginärem Argument nach den Kugelfunktionen erster u. zweiter Art" (ebd. 1862); „Die magnetische Drehung der Polarisationsebene des Lichts" (ebd. 1863); „Die Umkehrung der Abel'schen Integrale" (ebd. 1863); „Theorie der Elektrizitäts- u. Wärmevertheilung in einem Ring" (ebd. 1864); „Vorlesungen über Riemann's Theorie der Abel'schen Integrale" (Lpz. 1865); „Das Dirichlet'sche Prinzip in seiner Anwendung auf die Riemann'schen Flächen" (ebd. 1865); „Die Haupt- u. Brennpunkte eines Linsensystems" (ebd. 1866); „Theorie der Bessel'schen Funktionen" (ebd. 1867); „Ueber die Prinzipien der Galilei-Newton'schen Theorie" (ebd. 1869); „Ueber die den Kräften elektrodynamischen Ursprungs zuzuschreibenden Elementargesetze" (ebd. 1873); „Die elektrischen Kräfte" (2 Thle., ebd. 1873 f.) u. a. m. Auch redigirt er die „Mathematischen Annalen" (Lpz.).

Neumark nennt man denjenigen Theil der Mark Brandenburg, der, im N. von Pommern, im W. von Mittel- u. Uckermark, im S. von der Niederlausitz u. Schlesien, im O. von Polen u. Preußen begrenzt, als schmaler Landstrich am rechten Ufer der Oder u. an der Warthe sich hinzieht; die Hauptstadt war in älterer Zeit Soldin, später Küstrin u. vorübergehend (während der franz. Okkupation) Königsberg. Die N. wurde sonst in die sieben ursprünglichen Kreise im Norden der Warthe (die vorderen Kreise: Soldin, Königsberg, Landsberg; die hinteren Kreise: Friedeberg, Arnswalde, Dramburg, Schievelbein) u. in die inkorporirten Kreise im S. der Warthe (Sternberg, Krossen, Züllichau, dazu als Enklave in der Niederlausitz Kottbus) getheilt. Nach der neuen administrativen Eintheilung Preußens gehören Dramburg u. Schievelbein zum Reg.-Bez. Köslin (Provinz Pommern), während die andern genannten Kreise den größten Theil des Reg.-Bez. Frankfurt (Provinz Brandenburg) bilden.

Neumark, Georg, evangel. Liederdichter, wurde 1621 (bekannt ist nur sein Tauftag, 7. März) zu Langensalza geb., von wo seine Eltern nachmals nach Mühlhausen zogen. Seit 1630 auf den Gymnasien zu Schleusingen u. Gotha vorgebildet (schon aus dieser Zeit stammt das schöne Morgenlied: „Es hat uns heißen treten"), machte er sich 1640 auf den Weg nach Königsberg, um dort die Rechte zu studiren. Unterwegs ausgeplündert, schlug er sich, mit harter Noth kämpfend, bis nach Kiel durch, wo er eine Hauslehrerstelle in Wilsen bei Hamburg erhielt, die seiner Bedrängniß ein Ende machte; am ersten Tage des neuen Aufenthaltes dichtete er sein bekanntestes Lied „Wer nur den lieben Gott läßt walten" (nach Psalm 55, 23). Die Angabe, daß er es nach dem nothgedrungenen Verkauf seiner Gambe (Kniegeige) gedichtet habe, ist unrichtig. Erst 1643 gelangte N. nach Königsberg, studirte daselbst die Rechte u. zugleich unter Simon Dach's Leitung die Dichtkunst. 1649 u. 50 hielt er sich bei Freunden in Thorn auf u. ließ daselbst seine „Poetische Tafeln od. gründliche Unterrichtung zur Versch- u. Reimkunst" erscheinen. 1651 nach Thüringen zurückgekehrt, wurde er von Herzog Wilhelm II. zu Weimar als Kanzleiregistrator u. Bibliothekar angestellt, diente daneben als Hofpoet u. wurde 1653 Mitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft" unter dem Namen „der Sprossende"; 1656 übernahm er das Amt eines Sekretärs u. Erzschreinhalters dieser Gesellschaft, deren Geschichte er unter dem Titel „Der neusprossende deutsche Palmbaum" (Nürnb. 1668) veröffentlichte. Später noch zum Archivsekretär u. kaiserlichen Hof- u. Pfalzgrafen ernannt, starb er fast erblindet 8. Juli 1681. Von N.'s Liedern, die zuerst als „Poetisch Musicalisch Lust-Wäldgen" (Hamb. 1652) gesammelt erschienen (2. Aufl., 3. Thl., Jena 1657), stehen die weltlichen tief unter den geistlichen, bes. unter denen aus seiner Jugendzeit. — Vergl. Koch, „Geschichte des Kirchenlieds" (Bd. 3, 3. Aufl., Stuttg. 1867).

Neumarkt, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Breslau (Provinz Schlesien) mit 5448 E. (1871); liegt 4 M. von Breslau an der Niederschlesisch-Märk. Bahn u. treibt starken Tabaks- u. Kardenbau sowie Tabaks- u. Cigarrenfabrikation. — Der Kreis N. hat auf 12,95 □M. 56,504 zu $^3/_5$ protestantische Bewohner u. die Städte N. u. Kanth.

Neumeister, Erdmann, evangelischer Liederdichter, geb. 12. Mai 1671 zu Uechtritz bei Weißenfels; wurde auf der Pforta vorgebildet u. studirte seit 1689 zu Leipzig Theologie, wurde 1697 Pfarrer zu Bibra in Thüringen, 1704 Hofdiakonus zu Weißenfels, 1706 gräflicher Hofprediger u. Superintendent zu Sorau, siedelte 1715 infolge ärgerlicher Händel mit dem Grafen von Sorau als Pfarrer der Jakobikirche nach Hamburg über u. starb hier 18. Aug. 1756. Seine ca. 700 geistlichen Lieder waren meist Bestandtheile von sog. Cantaten, die er zur Förderung des Gottesdienstes aufführen ließ (erste Sammlung derselben Halle 1705, andere Sammlungen 1708, 1716, 1719 u. 25, zum Theil von anderer Hand; Sammlung der Lieder allein, Weißenfels 1705; Nachtrag unter dem Titel „Evangelischer Nachklang", 2 Thle., Hamb. 1718 u. 29; Gesammtausgabe der „Psalmen u. Lobgesänge", Hamb. 1755). Am bekanntesten sind: „So ist die Woche nun geschlossen" u. „Jesus nimmt die Sünder an". Wie zum Theil in seinen Liedern, so eiferte N. auch in seinen Predigten u. sonstigen Schriften für die lutherische Orthodoxie gegen die Pietisten u. Herrnhuter.

Neumen (vom griech. *νεῦμα*, der Wink, nach Anderen von *πνεῦμα*, der Hauch), die Bezeichnung einer Art von Tonschrift, aus allerhand Punkten, Häkchen, Strichelchen u. Halbkreisen in verschiedenen Richtungen u. Gestalten bestehend, welche in der Zeit vor Guido von Arezzo (s. d.) im Gebrauch war u. welche dem Sänger durch die Stellung der Zeichen die Tonhöhe u. durch die Gestalt der Zeichen auch die Inflexion, das Steigen od. Fallen der Stimme, versinnlichen sollte. Obwol auf einer guten Grundidee beruhend, hatten die N. doch den wesentlichen Mangel, daß der Schreiber sich beim Setzen der Zeichen leicht irren konnte. Im 9. u. 10. Jahrh. wurde diesem Mangel einigermaßen abgeholfen, indem man eine Linie quer über die Zeile des Textes zog, u. die N. in, über u. unter diese Linie setzte. Eine weitere Verbesserung war, daß man sich zweier Linien bediente, davon die eine roth, die andere gelb, zugleich als F- u. C-Schlüssel galt; zwischen diese zwei Linien wurden nach dem Augenmaße die zwischen f u. c liegenden Töne, nämlich g, a, b, im Zwischenraume, höher od. tiefer, angebracht. In diesem Zustande fand Guido von Arezzo die Neumenschrift; er verbesserte sie wesentlich, indem er noch eine Linie unter f u. eine in die Mitte zwischen roth f u. gelb c zog; er lehrte nun in diesem System von vier Linien nicht blos die Linien, sondern auch die Zwischenräume gebrauchen, so daß nun jeder Ton einen bestimmten Platz erhielt u. jeder Zweideutigkeit vorgebeugt war. Daher ward auch dieses Liniensystem beibehalten, als man später die eigentlichen Noten einführte. — In einem andern Sinne verstanden die Alten unter N. gewisse melodische Phrasen im Choralgesang am Schlusse eines Verses, die ohne Text blos vokalisirt wurden. Endlich gebrauchte Guido das Wort N. sogar für einen geschriebenen Gesang selbst.

Neu-Mexiko (New-Mexico, spr. Nju-M.), der jüngste der Staaten der Nordamerikanischen Union, grenzt im O. an Texas u. das Indianer-Territorium, im S. an Texas u. den mexikanischen Staat Chihuahua, im W. an Arizona, im N. an Colorado, u. umfaßt einen Flächenraum von 5700,6 □M. Von den wasserarmen Prairienplateaux im O., welche theilweise sogar in Wüste übergehen, erhebt sich das Land in der Mitte zu einem gewaltigen Hochgebirge, den südlichen Ausläufern der Rocky Mountains, welche von S. nach N. streichen u. durch das Thal des Rio Grande del Norte in einen östl. u. westl. Theil geschieden werden. Jener zerfällt in zwei Hauptparallelketten, die durch das wüste Plateau des Valley of Grand Quivera verbunden sind u. an der Grenze von Colorado zu einer Höhe von 2300 m. ansteigen. Von gleicher Höhe sind auch die meisten westl. Ketten, welche eigentlich die Fortsetzung der mexikan. Sierra Madre bilden. Die bedeutendsten Gipfel dieser durch eine Menge von Querthälern zerspalteten Gebirge erreichen eine Höhe von 4000 m. u. sind den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt. Bes. im NW. des Staates herrscht die Hochebene vor, wüste, 2000 bis 2300 m. hohe Plateaux, welche von einzelnen isolirten Bergkegeln, häufig vulkan. Ursprungs, überragt u. von tiefen Flußthälern mit schroff abfallenden, kahlfelsigen Ufern durchschnitten werden. Der Hauptstrom N.'s, der Rio Grande od. Bravo del Norte, welcher aus Colorado kommt u. den Staat in der Richtung von N. nach S. durchschneidet, ist wegen seiner geringen Wasserfülle nicht schiffbar, befruchtet aber durch Kanäle seine Uferlandschaften u. macht sein Thal zum bevölkertsten Distrikte des ganzen Staates. Den NO. bewässert der Canadian u. der W. gehört durch den San Juan u. Rio Gila zum Gebiete des Colorado. Alle diese Flüsse haben in der trockenen Jahreszeit nur eine sehr geringe Wassermenge, viele der kleineren versiegen dann vollständig. Ueberhaupt ist N. ein wasserarmes Prairieland, mit ausgeprägtem Kontinentalklima. Der Winter ist hart, aber bringt häufig nur geringe Niederschläge. Die Regenzeit fällt in den Juli u. August. Die Bevölkerung zählte 1870: 111,303 E.; 90,393 waren Weiße, 172 Farbige u. 20,738 Indianer; selbst die weiße Bevölkerung, welche das Spanische als Muttersprache gebraucht, ist stark mit indian. Blute gemischt. Die Indianer, den Stämmen der Comanches, Apaches u. Navajos angehörig, sind fast unumschränkte Herren der Plateaulandschaften u. den Ansiedlungen der Weißen gefährliche Nachbarn. Gegen sie hat die Unionsregierung mehrmals mit Erfolg den Beistand der ihnen feindlichen Utah-Indianer angerufen. Im Norden des Landes wohnen die halbcivilisirten Pueblo-Indianer, etwa 7000 Mann stark, in Dörfern, deren größter Theil im Thale des Rio Grande von Taos bis Isleta liegt. Sie sind Katholiken u. wahrscheinlich Nachkommen eines alten, mit den Azteken verwandten Kulturvolkes, von welchem die Ruinenstädte im Westen von Santa Fé stammen. Der Ackerbau hängt von der künstlichen Bewässerung ab u. ist deshalb nur in den Flußthälern möglich, lohnt aber dort, wenn nicht, was häufig geschieht, Dürren eintreten, mit reichlichem Ertrag. In bes. trockenen Jahren befriedigt jedoch die Getreideproduktion nicht einmal den heimischen Bedarf. Von Wichtigkeit ist die Schafzucht, welche Wolle zur Ausfuhr liefert. Die gewerbliche Thätigkeit beschränkt sich vorzugsweise auf Mehlproduktion u. den Bergbau. An Erzen ist N. überaus reich, nam. an Gold u. Silber. Die ergiebigsten Minen liegen im nördl. Thale des Rio Grande, doch leidet deren Ausbeute durch Mangel an Wasser u. Brennmaterial. Kupfer findet sich an vielen Stellen u. Salz wird aus den Lagunen im Osten des Rio Grande gewonnen. Der Handel, dessen Mittelpunkt die Hauptstadt ist, wird noch mit Karawanen betrieben, doch ist es im Werke, N. mit Kansas, Texas u. Colorado durch Eisenbahnen zu verbinden. Die unentwickelten Verhältnisse des Staates machen es erklärlich, daß 1870 nur 44 Schulen mit 1798 Schülern bestanden u. daß nur ein geringer Bruchtheil der Bevölkerung lesen u. schreiben kann. Der Katholizismus herrscht fast ausschließlich; ihm gehörten 1870 von den 158 Kirchengemeinden des Landes 152 an. Der Senat des Landes hat 8, das Repräsentantenhaus 15 Mitglieder; N. zerfällt in 13 Counties u. hatte 1873 eine Staatsschuld von 7560 Doll. Die Hauptstadt ist Santa Fé (s. d.). Das Gebiet N.'s gehörte bis 2. Febr. 1848 zu Mexiko, wurde an diesem Tage im Frieden von Guadalupe Hidalgo an die Vereinigten Staaten abgetreten, 1850 als Territorium organisirt u. 22. Mai 1874 als Staat in die Union aufgenommen.

Neumond, s. „Mondphasen".

Neumünster, Stadt (seit 1870) in dem Kreise Kiel der preuß. Provinz Schleswig-Holstein mit 8628 E. (1871); in einer weiten, unfruchtbaren Ebene an der Schwale, unweit der Stör gelegen u. mit Altona, Kiel, Oldesloe u. Eutin durch Eisenbahnen verbunden; ist einer der bedeutendsten Industrieplätze der Provinz, nam. durch seine Fabriken von Tuch, Tapeten, Kratzen, Metallknöpfen 2c., seine Gerberei, Baumwoll- u. Leinweberei u. Färberei. Die Stadt, welche Sitz eines Amtsgerichtes ist u. eine Realschule besitzt, hat ihren Namen von dem 1130 hier gegründeten, 1326 aber nach Bordesholm verlegten Augustinerkloster.

Neunauge, s. „Lampreten". **Neuntödter**, s. „Dorndreher".

Neu-Orleans (engl. New-Orleans, spr. Nju-Orlihns), Hauptstadt des nordamerikan. Unionsstaates Louisiana u. wichtigste Handelsstadt im Süden Nordamerika's; liegt auf dem linken Ufer des hier 850 m. breiten u. bis 40 m. tiefen Mississippi, 21 M. von der Mündung, u. besteht aus der Altstadt, deren Häuser unregelmäßig, in spanischem u. französischem Stile erbaut sind, den nach amerikan. Art mit regelmäßigen Häuserquadraten angelegten 10 Vorstädten u. einem in jüngster Zeit zur Stadt geschlagenen Quartier auf dem rechten Ufer des Stromes. Gegen die Ueberschwemmungen desselben u. gegen die Fluten des im Norden bis an die Stadt heranreichenden Lake Pontchartrain ist N.-O. durch ein System von Deichen geschützt (Levée), welche zugleich die Hafenanlagen von der eigentlichen Stadt trennen. Von den Straßen ist Canal Street die Hauptverkehrsader; Esplanade Street die schönste; auf jener erhebt sich die Kolossalstatue Henry Clay's. Unter den größtentheils aus Holz bestehenden Gebäuden zeichnen sich nur wenige durch monumentale Architektur aus, so nam. die Kathedrale an der Place d'armes, vor welcher Jackson ein Reiterstandbild errichtet ist, das Stadthaus, das Zollhaus, die Münze, die drei Börsen u. das Arsenal. Die Bevölkerung zählte 1870: 191,418 Seelen, darunter waren 50,456 Farbige, 23 Chinesen u. 16 Indianer; von den Weißen waren 15,239 in Deutschland geboren. N.-O. besitzt 70 Kirchen, von denen die Katholiken 20, die Methodisten 28 inne hatten. Die wichtigsten der höheren Lehranstalten sind die „Union Normal School" der Episkopalen, die „Leland Akademy" der Baptisten u. die „Straight's University". Großartig sind die Wohlthätigkeitsanstalten, nam. die verschiedenen Krankenhäuser. Originell ist die Anlage der Friedhöfe, auf denen die Leichen wegen des Grundwassers

nur in überirdischen Gewölben untergebracht werden. Die Stadt hat noch ihren franz. Charakter sowol in Sprache als Sitte u. Denkungsart ihrer Bewohner gut bewahrt, wenn auch das anglo-amerikan. Element im Geschäftsleben eine sehr wichtige Rolle spielt. Wegen des sumpfigen Schwemmlandes, auf welches die Stadt erbaut ist, hat sie viel unter Fiebern zu leiden (das Gelbe Fieber tritt häufig auf), u. im Sommer verläßt deshalb ein großer Theil der Wohlhabenden dieselbe, um aufs Land zu ziehen. N.-O. ist eine der bedeutendsten Handelsstädte der Welt; seine Lage am Mississippi macht es zu dem wichtigsten Aus- u. Einfuhrplatz für den mittleren u. unteren Theil dieses Stromgebietes u. die Lage am Mexikan. Golf verleiht ihm eine bedeutsame Vermittlungsrolle zwischen Nordamerika u. Europa einerseits u. den centralamerikan. Republiken u. Mexiko andrerseits. Der Strom selbst gewährt hier Tausenden von Schiffen einen sicheren Ankerplatz. Vor dem oberen Theile der Stadt legen meist Strombarken u. Kielboote an; ihnen folgen stromabwärts kleinere Segelschiffe, dann die Reihen der riesigen Mississippidampfer, darauf eine Menge von Briggs u. anderen Fahrzeugen für die Küstenfahrt im Golf u. endlich die großen Seeschiffe. Der Hauptausfuhrartikel ist Baumwolle, von der 1874: 1,147,314 Ballen verschifft wurden;



Nr. 4309. Neu-Orleans.

außerdem wurden in gleichem Jahre 26,010 Fässer Tabak u. große Massen von Zucker, Reis, Mais, Mehl, Häuten u. anderen Artikeln exportirt. Von den Einfuhrartikeln sind Kaffee, Zucker, Salz die bedeutendsten. Der Schiffsverkehr wies 1874 die Ankunft von 2562 Dampfern mit 593,164 Tonnen u. 862 Segelschiffen von 490,507 Tonnen auf, wobei aber bei den Dampfern der Tonnengehalt der großen Mississippidampfer nicht berücksichtigt war. Mit dem See Pontchartrain ist N.-O. durch einen Kanal verbunden. Zum Besten der Einwanderer besteht wie in New-York eine Deutsche Gesellschaft. Die industrielle Thätigkeit N.-O.' ist nur gering; die größten Etablissements dienen zum Pressen der Baumwolle; in den letzten Jahren hat die Fabrikation künstlichen Eises sehr zugenommen. Nicht unbedeutend ist die Gewerbthätigkeit des auf dem anderen Stromufer gelegenen Städtchens **Algiers**, das jetzt als 5. Distrikt N.-O. einverleibt ist. Dort giebt es große Reparaturwerkstätten u. Schiffswerften, außerdem ein großartiges Unions-Marinehospital. — Die Gründung von N.-O. fällt in das Jahr 1699; 1722 wurde es Hauptstadt des franz. Louisiana. Nach dem Secessionskriege wurde N.-O. zur Hauptstadt des Unionsstaates Louisiana erhoben, an Stelle von Baton-Rouge, das seit der Besitznahme des Landes durch die Vereinigten Staaten (1803) Regierungssitz gewesen war.

Neuplatonismus heißt eine von Alexandria im Anfang des 3. Jahrh. n. Chr. ausgegangene philosophische Richtung, welche, die Lehren Platon's mit orientalischen Geheimlehren verschmelzend, durch Begründung einer philosophischen Religion das Christenthum überflüssig zu machen suchte. So war der N. der letzte vergebliche Versuch der sinkenden heidnischen Bildung, sich gegen die neue Weltanschauung des Christenthums zu wehren. Eigentlicher Stifter des N. ist der Philosoph **Ammonios Sakkas** von Alexandrien († 243), der das Christenthum wieder mit dem Heidenthum vertauscht hatte. Bedeutender aber war sein Schüler **Plotin** († 270), dessen sechs „Enneaden" (d. h. Abtheilungen von je 9 Büchern) das Hauptwerk des N. sind. Nach Plotin wirkte noch zu Rom sein Schüler **Porphyrios** († 304), Verfasser einer Schrift in 15 Büchern „gegen die Christen". Mit seinem Schüler **Jamblichos** († 333) gerieth der N. immer mehr in phantastischen Aberglauben u. siechte auch an seinem neuen Sitze, der Akademie zu Athen, sichtlich dahin. Mit **Proklos** († 485) ging der letzte bedeutendere Vertreter zu Grabe; 529 wurde die Schule auf Befehl Justinian's ganz geschlossen.

Die Hauptgedanken des N., wie er sich bei Plotin darstellt, sind folgende: Der Urgrund aller Dinge ist das nicht näher bestimmbare, unveränderliche, vollkommene „Eine". Von ihm strömen Kräfte aus, die stufenweise abgeschwächt werden bis hinab zum äußersten Gegensatz des „Einen", der Materie. Obenan steht in dieser Stufenleiter der Kräfte der νοῦς, d. h. Vernunft, der als Spiegelbild des wirklich Seienden (des „Einen") zum Grunde aller Dinge wird. Wie er aus dem „Einen", so geht aus ihm wieder die „Seele" hervor. Im Bestreben, Abbilder ihrer selbst zu erzeugen, bringt nun endlich die Seele die Körperdinge hervor, die zwar alle von einer gemeinsamen Seele (der All- od. Weltseele) erfüllt sind, aber doch verschieden, je nach der Stärke ihres Zusammenhangs mit dem νοῦς u. ihres Verlangens nach der Rückkehr in den einen Urgrund des Seienden. Dabei erklärte Plotin den sinnlichen Stoff selbst für das „Nichtseiende", welches durch seinen schroffen Gegensatz gegen das „eine" Seiende zugleich Sitz des Unvollkommenen u. des Bösen ist. Als solches verfällt es dem Untergang, so weit es nicht, von der Weltseele beherrscht, der großen Harmonie des Ganzen dient, auf deren Nachweis der N. das größte Gewicht legt. Die religiöse Seite des N. aber beruht auf der Mahnung, daß sich der Einzelne von dem Zwang des Stoffs losmachen, die Seele durch Wissenschaft u. Tugend immer mehr in das Gebiet des νοῦς erheben u. so zuletzt zu der mystischen Einigung mit dem ursprünglichen „Einen" (welches also gleichsam die Stelle Gottes vertritt) erheben soll. — Man hat diese Dreiheit des N. (das „Eine", den νοῦς u. die Seele) mit der christlichen Dreieinigkeit verglichen u. auch sonst die Anklänge der Lehre Plotin's an die christliche Religion betont. Aber bald zeigte sich die Unfähigkeit des Pantheismus (denn

auf diesen kommt der N. hinaus), eine Volksreligion zu gründen. Durch die Auffassung alles Geschehenden als eines nothwendigen Weltentwicklungsprozesses wurde die Freiheit des Individuums zerstört u. die Vertröstung auf ein künftiges Schauen u. die Einigung mit dem Urgrund aller Dinge vermochte weder die christliche Sittenlehre noch die christliche Unsterblichkeitshoffnung zu ersetzen. Deshalb suchte schon Porphyrios das tiefsinnige System Plotin's dadurch populär u. religiös wirksam zu machen, daß er es zu einer Wiederbelebung des heidnischen Polytheismus benutzte, indem jetzt die alten Götter u. ihre Thaten zu Sinnbildern der neuplatonischen Gedanken umgeschmolzen wurden. Aber weder dies noch die scheinbar wissenschaftliche Gestaltung des N. durch Proklus vermochte denselben vor der Auflösung in Aberglauben u. wüstes Zauberwesen zu retten. Dennoch trieb der N. noch einen merkwürdigen Ausläufer in der Mystik des Dionysios Areopagita (s. d.), welche, indem sie die Lehren des N. für die ursprünglichste christliche Geheimlehre ausgab, ihm bis weit in das Mittelalter herein Bedeutung verschaffte.

Neuralgie, Nervenschmerz.

Neureuther, Eugen Napoleon, Maler u. Radirer, geb. 13. Jan. 1806 zu München; erhielt den ersten Unterricht in der Kunst durch seinen Vater Ludwig **N.** (gest. 1830 als Zeichenlehrer in Bamberg) u. wandte sich Anfangs der Landschaftsmalerei unter der Leitung Wilh. Kobell's zu; da er aber ein großes Talent zur Arabeske besaß, so beschäftigte ihn Cornelius 1826 bei der Ausmalung der Glyptothek, wobei er eine reiche Phantasie an den Tag legte. Später versuchte er sich auch in Illustrationen zu Goethe's Balladen, u. zwar mit solchem Glücke, daß Cornelius u. Goethe großes Gefallen daran hatten u. ihn zum weiteren Fortschreiten auf dieser Bahn aufmunterten. Er ließ darauf 1834 Randzeichnungen zu bayrischen Gebirgsliedern folgen u. nahm 1835 auch die Radirnadel zur Hand. Von seinen Schöpfungen auf diesem Gebiete ist vor Allem zu nennen sein geistreiches Blatt „Dornröschen" (1836). Nachdem er nun noch Bilder aus Wieland's „Oberon" im Königsbau zu München gemalt u. eine Ausgabe von Herder's „Cid" mit 70 Zeichnungen herausgegeben hatte, setzte er 1837 u. 38 in Rom seine Arbeiten in Aquarellen u. in Radirungen fort („Erinnerung an Villa Mills"). Nach München zurückgekehrt, ließ er zunächst mehrere treffliche Arbeiten (Erinnerung an das Maskenfest der Münchener Künstler 1840, Radirungen nach Landschaften Rottmann's, nach dem Nibelungenliede, nach Götz von Berlichingen 2c.) folgen u. wurde dann, da er von jeher große Neigung hatte, für kunstindustrielle Zwecke zu arbeiten, 1848 Vorstand der königl. Porzellanmanufaktur, fand aber in dieser Thätigkeit nicht die nöthige Anerkennung, so daß er 1856 davon zurücktrat. Zu seinen neuesten größeren Schöpfungen gehören die Verzierungen der 8 flachen Kuppeln im Treppenhause des Polytechnikums in München. — Sein Bruder Gottfried **N.**, geb. zu Mannheim am 22. Jan. 1811, Professor an der Bau-Abtheilung des Polytechnikums in München, ist einer der hervorragendsten der dortigen Architekten, der sich bes. durch seinen Bau jenes Polytechnikums, worin er sich der Blütezeit der ital. Renaissance anschließt, einen Namen erworben hat. Gegenwärtig leitet er den Neubau der Akademie der Künste.

Neurologie (a. d. Griech.), d. i. Nervenlehre, diejenige anatomische Disziplin, welche von dem feineren u. gröberen Baue des Nervensystems, also des Gehirns, Rückenmarks u. der Nerven handelt. Die ältesten Anatomen hatten noch keine Kenntnisse der Nerven, denn das Wort νεῦρον bezeichnet eine Sehne od. ein Gelenkband. Aristoteles erkannte sie zuerst bei Thieren u. glaubte, daß durch ihre Kanäle die Sinnesempfindungen zum Gehirn u. Herzen gelangten. Praxagoras erklärte das Gehirn für einen Auswuchs u. Fortsatz des Rückenmarkes. Herophilos unterschied Nerven, welche verbinden (also die Bänder), u. solche, welche dem Willen unterworfen sind u. aus Gehirn u. Rückenmark entspringen. Galenus schied zuerst die Nerven von den Bändern, erklärte ihren Ursprung, theilte sie in Empfindungs- u. Bewegungsnerven ein u. entdeckte die Ganglien (s. d.). Er kannte nur 7 Hirnnervenpaare. Nachdem noch Achillini, Massa, Fallopia, Willis u. Eustachius weitere entdeckt od. schon bekannte in andere Reihenfolge gebracht hatten, nahm zuerst Sömmering die jetzt bekannten 12 Paare in der richtigen Ordnung an. Der sympathische Nerv wurde zuerst von Willis als nicht aus dem herumschweifenden Nerv (n. vagus) entspringend erkannt u. von Hufeland u. Bichat als besonderes Nervensystem aufgestellt. In neuerer Zeit ist das Nervensystem Gegenstand der genauesten makroskopischen u. mikroskopischen Forschung.

Neuroptera (Netzflügler), eine Ordnung von Insekten mit vollkommener Verwandlung, beißenden Mundtheilen, frei beweglichem Vorderbruststück u. häutigen Vorder- u. Hinterflügeln. Das bei vielen dichte, netzartige Geäder ihrer Flügel gab ihnen den Namen, obschon auch die Libellen, die man früher zu ihnen rechnete, die aber aus verschiedenen Gründen, bes. wegen ihrer unvollkommenen Verwandlung, zu den Orthopteren gestellt werden müssen, auch dergleichen Netzflügel haben u. andererseits manche Neuropteren nur eine sparsame Längsaderung zeigen. Die Hinterflügel der Neuropteren sind bei den einen zusammenfaltbar, bei den anderen flach ausgebreitet (Plattflügler, Planipennia); die Vorderflügel sind nie zu Flügeldecken umgebildet, sondern fast ausnahmslos häutige Flugorgane. Der Körper ist langgestreckt, schmächtig, der Kopf meist kurz, die Augen mäßig groß, bei manchen finden sich auch Nebenaugen, die Fühler sind meist borsten- od. schnurförmig vielgliedrig. Während ihre Mundtheile im Allgemeinen wie bei den Käfern aus kräftigen hornigen Oberkiefern u. vollständig ausgebildeten Unterkiefern u. einer Unterlippe bestehen, verkümmern bei manchen, wie z. B. bei den Frühlingsfliegen, den Fächerflüglern, die Oberkiefer zu häutigen Stummeln, während Unterkiefer u. Unterlippe zu einer untern Mundklappe verschmelzen. Die Beine haben bei den meisten 5 Tarsen. Die für die Neuropteren charakteristische vollkommene Verwandlung zeigt die Eigenthümlichkeit, daß die frei od. von einem Cocon umschlossen liegende Puppe, in welche sich die Larve bei ihrer letzten Häutung verwandelt, nachdem sie längere Zeit geruht hat, vor dem Ausschlüpfen des entwickelten Insekts sich fortbewegt u. einen zur vollständigen Entwicklung passenden Ort aufsucht. Die Larven, um deren Studium sich bes. Brauer verdient gemacht hat, leben meist vom Raube anderer Insekten, sie haben theils beißende, theils saugende Mundtheile, aus Ober- u. Unterkiefer gemeinschaftlich gebildete sog. Saugzangen; viele von ihnen leben im Wasser. In der hier eingehaltenen Begrenzung umfaßt die Ordnung der Neuropteren kaum 1000 Arten; fossil findet man sie zahlreich im Bernstein, sparsam in älteren Schichten. Von bes. interessanten Arten wollen wir nam. anführen: als Plattflügler den Ameisenlöwen (Myrmeleon), die Florfliege (Chrysopa), die Kamelhalsfliege (Rhaphidia), die Skorpionsfliege (Panorpa); von den durch faltbare Hinterflügel u. verkümmerte Mundtheile gekennzeichneten Pelzflüglern (Trichoptera) die Frühlingsfliegen (Phryganea etc.), als Fächerflügler (Strepsiptera), endlich die durch ihr wunderbares Schmarotzerleben merkwürdigen Stylopiden.

Neurose (a. d. Griech.) heißt im Allgemeinen jede Nervenaffektion, im Besonderen diejenigen, bei welchen die Funktion einzelner Nervengebiete od. des gesammten Nervensystems eine Aenderung erleiden, ohne daß sich eine (wenigstens für den jetzigen Stand der Wissenschaft erkennbare) anatomische Veränderung in ihnen vorfindet. Da es Bewegungs- (motorische) u. Empfindungs- (sensible) Nerven giebt, so müssen die N.n entweder Bewegungs- (Motilitäts-) od. Empfindungs- (Sensibilitäts-) N. od. aus beiden kombinirt sein. Zu der ersten Klasse gehören alle Krämpfe u. Lähmungen einzelner Nervengebiete u. als Affektionen des gesammten Nervensystems der Veitstanz, Starrkrampf, die Epilepsie, Eklampsie, Katalepsie (Starrsucht), zur zweiten die Neuralgien. In die dritte gehört die Hysterie, bei welcher auch noch Ernährungsstörungen vorkommen. Die Hypochondrie ist wahrscheinlich eine Funktionsstörung des Gehirns, deren Natur noch ganz unbekannt ist. In neuerer Zeit hat man einer dritten Gattung von Nerven (den Ernährungs- (trophischen) Nerven, die in der Bahn des n. sympathicus verlaufen, eine erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt u. verschiedene krankhafte Zustände auf Erkrankungen dieser Nerven zurückgeführt, z. B. die Basedow'sche Krankheit auf eine Erkrankung der Nervenfasern od. Ganglien im n. sympathicus. Doch ist diese Lehre noch nicht so weit vorgeschritten, um genügend sichere Resultate zu geben (s. „Nervenkrankheiten").

Neuruppin, Kreisstadt des preuß. Reg.-Bez. Potsdam (Provinz Brandenburg) mit 11,592 E. (1871); liegt am Nordwestufer des Ruppiner Sees, welcher vom Rhin, einem Nebenfluß der Havel, durchflossen wird u. mit letzterer durch den Ruppiner Kanal in Verbindung steht; ist Sitz eines Kreisamtes u. Kreisgerichtes u. hat 3 evang. Kirchen u. ein Gymnasium. Die gewerbfleißige, seit dem großen Brande von 1787 neu u. regelmäßig gebaute Stadt, treibt bes. Streichgarnspinnerei u. Tuchfabrikation u. hat eine bedeutende lithograph. Anstalt. N. ist der Geburtsort des Architekten Schinkel (s. d.). — Der Kreis Ruppin zählt auf 32,15 □M. 74,506 E. (1871) u. umfaßt die Städte N., Wusterhausen, Neustadt, Lindow, Gransee, Rheinsberg u. Altruppin mit 2115 E., an dem Nordende des Ruppiner Sees gelegen, Hauptort der ehemaligen Grafschaft Ruppin, welche 1524 an Brandenburg fiel.

Neusatz (magyar. Uj-Vjidék), königl. Freistadt im südungar. Komitat Bács mit 19,119 E. (1869); liegt an dem linken Ufer der Donau, über welche eine 258 m. lange Schiffbrücke nach Peterwardein führt, ist Sitz eines griech. Bischofs, hat ein Gymnasium u. eine Ober- u.

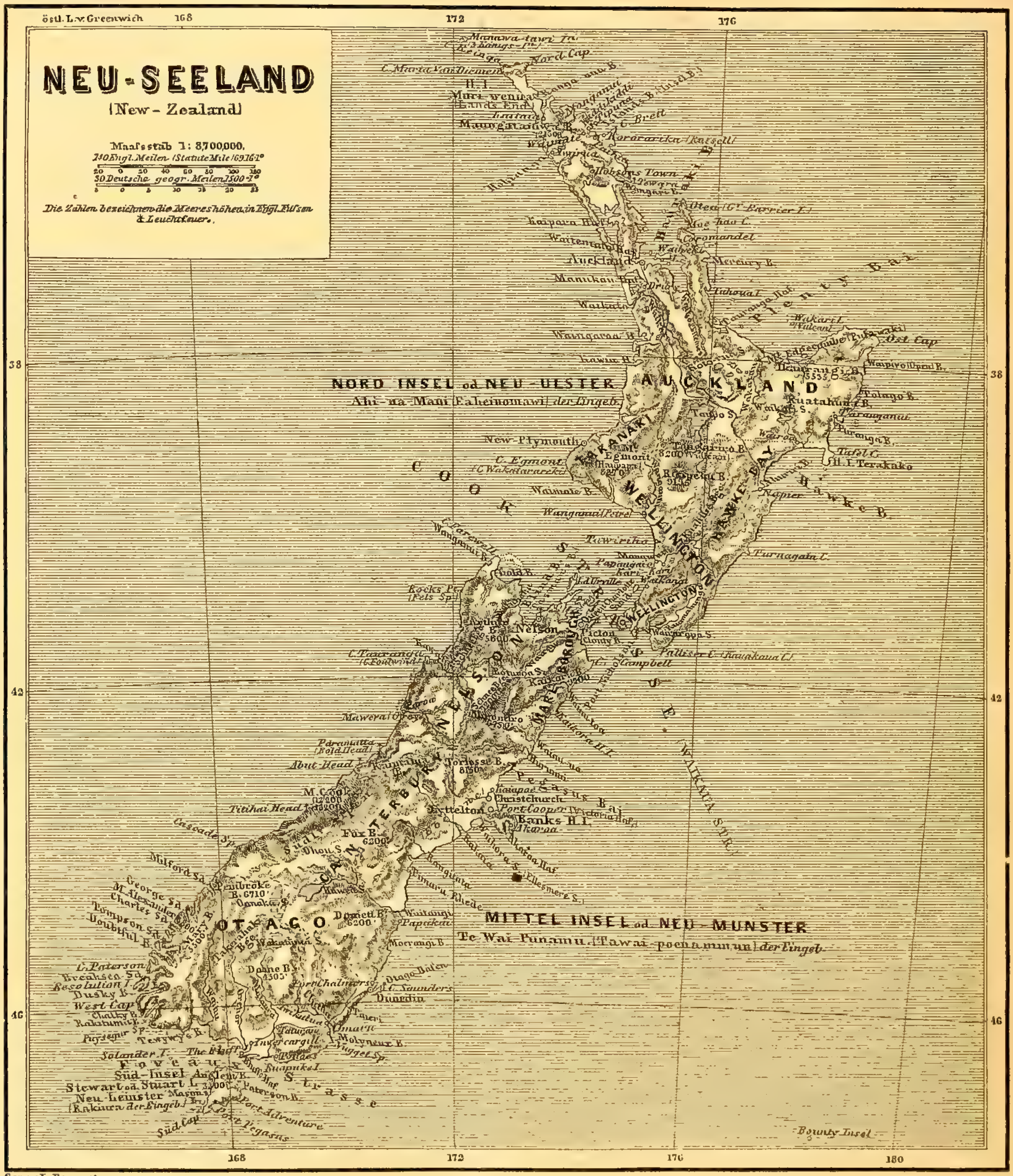
Unterrealschule. Der Handel ist sehr bedeutend. Die Umgegend producirt viel Getreide, Obst u. Gemüse. Die Stadt ist fast durchgängig neu gebaut, da sie 11. Juni 1849 beim Sturm der kaiserl. Truppen durch die Insurgenten von der Festung Peterwardein aus in Trümmer gelegt wurde.

Neuschottland od. Nova Scotia, eine Provinz des brit.-amerikan. Canada, umfaßt mit einem Flächeninhalt von 1022,1 □M. die Insel Cape Breton u. die Halbinsel N., welche, 62 M. lang u. 10—20 M. breit, nur durch einen 2 M. breiten Isthmus mit Neubraunschweig zusammenhängt. Im W. dieser Landenge liegt die Sundybai, die in zwei fjordähnliche Golfe endet, im O. die Northumberlandstraße, durch welche N. von der Prince-Edwards-Insel geschieden wird, während das Canso Gat N. von Cape Breton trennt. Die Steilküsten am Ozean erheben sich bis 160 m., haben jedoch eine Menge trefflicher Häfen. Die Oberfläche des Landes bildet ein wellenförmiges, theilweise noch mit Wald bedecktes Plateau, welches im N. u. W. bes. fruchtbar ist. Das Klima ist nam. auf Cape Breton sehr rauh u. feucht; schnelle Temperaturwechsel u. Nebel treten nam. an den Küsten häufig ein. Die Bevölkerung belief sich 1871 auf 387,000 Seelen, darunter waren 1666 dem Stamme der Micmac angehörige, größtentheils seßhafte Indianer. Die Zahl der Schwarzen ist hier größer als in anderen Provinzen Canada's, weil hierher sich viele Sklaven aus der Union geflüchtet u. aufständische Neger aus Jamaica verpflanzt worden sind. Die Flüsse des Landes liefern Lachse, Forellen, Karpfen u. Barsche; die angrenzenden Meerestheile sind überaus reich an Makrelen, Thunfischen, Stockfischen, Schellfischen, Heringen u. Austern, u. der Fischfang, welcher 1871 für 5,100,000 Doll. Fische zum Export brachte, ist die wichtigste Erwerbsquelle der Bevölkerung. Außerdem treibt dieselbe beträchtliche Viehzucht, Schiffbau u. Bergbau, nam. auf Steinkohlen, Eisenerze u. Gold. Die reichen Goldlager wurden 1860 am Dampier-River entdeckt u. werden jetzt in 88 Minen mit ungefähr 700 M. ausgebeutet; den größten Ertrag gaben dieselben 1867 mit 30,000 Unzen. Die Hauptstadt u. einer der wichtigsten Handelsplätze Canada's ist Halifax (s. d.), die zweitgrößte Stadt Picton mit 5000 E. an der Northumberlandstraße.

Neuseeland (engl. New-Zealand, spr. Nju-Sihländ), ist der Name einer im Stillen Ozean, südöstl. von Australien, gelegenen Inselgruppe, welche aus 2 größeren u. mehreren kleineren Inseln besteht, einen Flächenraum von 4998 □M. bedeckt u. sich von 34° 25′—47° 17′ s. Br. u. 166° 26′—178° 36′ östl. von Greenwich erstreckt. Die Nordinsel, von den Eingeborenen Ahinomaui od. Ikaamaui, d. h. Fisch des Maui, genannt, ist 150 M. lang, im Durchschnitt 25 M. breit u. hat die Gestalt eines Vierecks mit eingebogenen Seiten, an dessen nordwestl. Ecke sich eine lange, schmale Halbinsel ansetzt. Letztere läuft in nordwestl. Richtung mit einer schmalen Landzunge in das Kap Reinga aus; ihre Küsten sind durch zahlreiche Fjorde zerrissen, u. bei der Stadt Auckland verbindet ein nur 1—1½ M. breiter Isthmus zwischen dem Hauraki-Golf u. dem Manukau-Hafen diese Landzunge mit dem Hauptkörper der Insel, dessen nördl. Küste die flache Bay of Plenty bildet, während an der Ostküste die Hawke's-Bay gute Ankerplätze darbietet. Das Innere ist ein Hochland von 500—600 m. Höhe, welches vielfach von Thälern u. Schluchten durchschnitten ist u. dessen größtentheils mit Bimssteintuff bedeckter Boden eine geringe Fruchtbarkeit zeigt. Hunderte von erloschenen Vulkanen, unter denen der 2803 m. hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Ruapaha der höchste Berg der Insel ist, Dampfspalten, heiße Quellen, welche theilweise die interessantesten Geysererscheinungen zeigen, u. noch thätige Feuerberge, wie der 1981 m. hohe Tongariro, beweisen mit weit ausgedehnten Lavafeldern u. hier u. da auftretenden Schlammvulkanen den vorherrschend vulkanischen Charakter der Insel. In der Mitte derselben liegt ihr größter See, der malerische Tauposee, welchem der Hauptfluß der Nordinsel, der Waikato, entströmt; nördl. davon dehnt sich der Seendistrikt aus, wo der Rotomahana (d. h. heißer See) von unzähligen heißen Quellen gespeist wird, von denen der Geyser Tetarata mit seinen weißen Kieselsinterterrassen ein wunderbar großartiges u. originelles Landschaftsbild gewährt. Unweit der Westküste erhebt sich der 2521 m. hohe Mount Egmont; zwischen diesem u. dem Ruapaha durchschneidet die Hochebene der nach S. gerichtete Lauf des Wanganni, des zweitgrößten Stromes der Insel. — Die Mittelinsel, von den Eingeborenen Tewahi punamu (d. h. Ort des Grünsteins) genannt, von der Nordinsel durch die an ihrer schmalsten Stelle nur 3 M. breite Cooksstraße getrennt, ist 120 M. lang u. 25 M. breit u. hat 2628 □M. Flächeninhalt. Am reichsten gegliedert ist die Nordküste, in welche die Massacre- u. die Blind-Bai tief in das Land einschneiden u. im O. der letzteren tiefe, fjordähnliche Busen sich gebildet haben; außerdem ist nam. noch die im S. durch die weit vorspringende Banks'-Halbinsel abgeschlossene Pegasus-Bai an der Ostküste u. die hafenreiche Südküste für den Verkehr von großer Bedeutung. Zu dem westl. Meere steil abfallend, nach O. sich terrassenförmig abdachend, durchzieht diese Insel ein Hochgebirge, welches im S. u. in der Mitte, wo es die Küste in geringer Entfernung begleitet, aus einer Hauptkette besteht, im N. aber von zwei parallelen Nebenketten begleitet wird. Schon dieser nördl. Theil zeigt eine völlige Alpenlandschaft: dichte Waldungen an den Abhängen, saftige Matten an den Höhen, wunderbar schöne Alpenseen, wild zerrissene Felsgebilde, Schnee- u. Eiswüsten. Hier steigt das Mittelgebirge im Mount Franclin zu 3050 m. an, um nach S. wieder zu einer Kammhöhe von 2400 m. abzufallen. Großartiger noch, bes. in seiner Gletscherbildung, ist der mittlere Theil der Insel. Hier ragt die Pyramide des 4024 m. hohen Mount Cook empor, den die Eingeborenen Ahoarangi (d. h. Wolkenbrecher) nennen, der höchste Berg N.s, umgeben von den riesigsten Gletschern, die an der feuchteren Westseite bis tief in die Region der Buchenwälder hinabrücken; zahlreiche andere Berggipfel (z. B. Mount Tyndall, 3350 m., Mt. Tasman, 3755 m.) überragen nam. im N. von diesem Berge die Firngrenze, die hier ungefähr unter 2400 m. über dem Meere liegt. Ihre Eis- u. Schneefelder geben einer Menge Flüsse eine außerordentliche Wasserfülle, doch ist keiner schiffbar, sondern jeder durch gefährliche Barren von der Seeseite gesperrt. Der Hurunni, Rakaia, Waitangi u. Molyneux, welche sämmtlich an der Ostküste münden, sind die bedeutendsten; sie alle empfangen ihre Gewässer im Oberlauf aus zahlreichen großen Alpenseen. Im S. der Mittelinsel, von dieser durch die Foveaux-Straße getrennt, liegt die Stewart-Insel od. Rakiura, oft auch Südinsel genannt, ein dichtbewaldetes, bergiges Eiland von unregelmäßig dreieckiger Form, 10 M. lang u. 5 M. breit. Außerdem wird noch die nordwestl. Küste der Nordinsel von einer Anzahl kleinerer Inseln begleitet, welche bes. im Hauraki-Golf häufig sind. Während die nördl. Theile N.s ein subtropisches Klima haben, gehört die Mittelinsel durchaus der gemäßigten Zone an; die Regenmenge ist sehr bedeutend, nam. an der Westküste, trotzdem sind aber die klimatischen Verhältnisse der Kolonisation durch Europäer sehr günstig. Die Flora dieses Archipels ist sehr eigenthümlich, vor Allem dadurch, daß die wesentlichsten Pflanzen Australien's fehlen, so bes. die großen Geschlechter Eucalyptus u. Acacia; ind. Einfluß zeigt sich vorzüglich durch Palmen (z. B. Areca), Farrne u. Coniferen. Einer der wichtigsten Bäume des neuseeländ. Urwaldes, die bis 40 m. hohe Kaurifichte, welche jedoch nur im N. der Nordinsel vorkommt, liefert das für den Export werthvolle Kauri- od. Dammarharz, sowie ausgezeichnetes Schiffsbauholz; eine andere überaus wichtige Pflanze ist der neuseeländ. Flachs, welcher von der sog. Flachslilie (Phormium tenax) stammt, deren über meterlange Blätter die kräftigsten Fasern nam. für Schiffstaue enthalten. Auffallend groß ist in der Vegetation N.s die Zahl der Kryptogamen, welche etwa ⅔ aller Arten bilden. Charakteristisch für die Fauna N.s ist ihr großer Mangel an Säugethieren; bei der Entdeckung fanden sich nur zwei Arten Fledermäuse u. eine Rattenart vor, welche jetzt von der europ. Wanderratte vertilgt zu sein scheint; an Hausthieren hatten die Eingeborenen nur den Hund; Schweine u. Rinder finden sich jetzt auch verwildert. Von den etwa 200 Vögelarten sind viele durch Farbenpracht ausgezeichnet, andere durch ihre Körperformen eigenthümlich, so die Laufvögel Apteryx Ocydromus, während der Moa (Dinornis gigantea) ausgestorben ist. Die Zahl der Reptilien u. Insekten ist gering. — Die Zahl der weißen Bevölkerung wurde Ende 1875 auf 376,000 geschätzt, die der Maoris betrug 1. März 1874: 45,970. Letztere, die Ureinwohner N.s, zählten 1840 noch 114,890 Köpfe; 1871 waren nur noch 37,502 übrig, nach dem letzten Census scheinen sie sich aber wieder stark vermehrt zu haben. Sie sind ein polynes. Volk, von großer Körperstärke u. nicht unschön in ihrem Aeußern. Ihr Gesicht trägt oft durchaus europ. Charakter, die Augen sind glänzend u. durchdringend, die Nase kurz u. etwas breit, der Mund groß u. dick, der Bart lang u. schwarz. Aus neuseeländ. Flachs gearbeitete Matten bilden den Hauptbestandtheil ihrer Kleidung. Mit großer Kunst wird die Tätowirung geübt. Sie wohnen in Dörfern, deren Holzhäuser sie mit geschmackvollen Schnitzereien zu zieren wissen, u. treiben mit Eifer Landbau; von Hausthieren züchten sie jetzt auch Schweine u. Rinder für den Handel. Außerdem sind sie auf ihren Doppelbooten geschickte Segler u. Fischer u. verstehen treffliche Matten, Leinen, Netze aus Flachs sowie allerhand Hausgeräthe aus Holz zu verfertigen. Obgleich die Maoris in hohem Grade bildungsfähig sind, so wird ihnen doch, nam. im Kriege, Roheit u. Grausamkeit nachgesagt. Die Anthropophagie ist jetzt ausgerottet. N. zerfällt in die Provinzen Auckland, Taranaki, Wellington u. Hawke's-Bay auf der Nordinsel, Nelson, Marlborough, Canterbury, Westland u. Otago auf der Südinsel u. die Chatham-Inseln. Die größten Städte sind nach dem Census von 1874: Dunedin mit 18,499 E., Auckland mit 12,775 E., Christchurch mit 12,466 E. u. Wellington mit 10,547 E. Die Hauptbeschäftigung der Ansiedler besteht in Ackerbau u. Viehzucht: 1874 waren nicht weniger als 1,547,645 Acres Land kultivirt, u. der Herdenreichthum der Kolonisten bestand aus 11,704,853 Stück Schafen, 494,917 Rindern u. 123,921 Schweinen. In der Wollenausfuhr, welche 1874 einen Werth

von 2,834,695 Pfd. Sterl. umfaßte, übertrifft N. alle austral. Besitzungen Großbritanniens. Die Gesammtausfuhr, deren wichtigste Artikel außerdem noch Kauriharz, getrocknetes Fleisch, Talg, Flachs, Schiffsbauholz u. Gold sind, hatte in gleichem Jahre einen Werth von 5,251,269 Pfd. Sterl., wovon 1,505,331 Pfd. Sterl. auf Gold kamen, während die Einfuhr 8,121,812 Pfd. Sterl. betrug. Die ersten Goldfelder wurden 1857 entdeckt; seitdem ist dieses edle Metall in den verschiedensten Theilen der beiden großen Inseln aufgefunden worden u. hat nam. 1872 eine große Masse von Aktiengesellschaften entstehen lassen, für welche zum Theil sehr zweifelhafte Gründungen der Krach natürlich auch nicht ausgeblieben ist. Die bedeutendste Goldausbeute liefert die Provinz Otago, nächst ihr die Provinzen Canterbury u. Nelson. Von größerer Wichtigkeit für die Zukunft werden wahrscheinlich die Schätze des Bodens an Kohlen, Kupfer, Eisen u. Zinnober sein. Der Schiffsverkehr umfaßte 1873: 1443 Schiffe von 571,000 Tonnen, die Eisenbahnen hatten 1874 eine Länge von 383 Km., die Telegraphenlinien von 3845 Km. Seit 21. Febr. 1876 ist N. durch ein von der Blind-Bay an der Nordküste der südl. Insel nach Botany-Bay (Neu-Süd-Wales) gelegtes Kabel in das große Telegraphennetz der Erde eingefügt.

Der erste Entdecker N.s ist wahrscheinlich der Spanier Juan Fernandez um 1570 gewesen; zuerst entschleierte aber die Westküste der Nordinsel der Niederländer Abel Tasman 1642—43; vollständig umsegelt u. genauer erforscht wurde diese Inselgruppe aber erst durch Cook 1769, 1773 u. 1777. Die erste Missionsgründung erfolgte 1814 durch Marsden; 1840 wurde N. zur brit. Kronkolonie erklärt. Die Entwicklung dieses Landes wurde aber wesentlich durch die theilweise von den Engländern provozirten Kriege mit den Maoris gehemmt, welche erst 1864 mit deren definitiver Unterwerfung endeten. — Vgl. Hochstetter, „Neuseeland" (Stuttg. 1863); Christmann u. Oberländer, „Ozeanien, die Inseln der Südsee" (Bd. I, Lpz. 1872); Meinicke, „Die Inseln des Stillen Ozeans" (Bd. I, Lpz. 1875); Thomson, „The history of New-Zealand" (2 Bde., Lond. 1859); Dröge, „Der Krieg in N." (Brem. 1869); „Statistics of the colonies of New-Zealand for the year 1874" (Wellington 1875).



Gez. v. L. Ravenstein.

Nr. 4310. Karte von Neuseeland.

Neusibirien, eine Inselgruppe des nördl. Eismeeres, im NO. der Lenamündung zwischen 72° 50′ u. 76° 20′; bedeckt ein Areal von 975 □M. u. besteht aus den Hauptinseln Novaja-Sibir (d. h. N.), Fadejewskij od. Thaddäusinsel, Kotelnoj-Ostrow od. Kesselinsel u. Lächowskij od. Blishnij. Diese Inseln sind unbewohnt, bergen aber große Massen vorweltlichen

Elfenbeins u. werden deshalb u. wegen der Waljagd von Russen häufig besucht. Die größte Insel, Novaja-Sibir, wurde 1760, die übrigen in der Folgezeit bis 1805 entdeckt.

Neusiedlersee (ungar. Fertö-tava), ein See in den westungar. Komitaten Wieselburg u. Oedenburg, im W. von den Vorhöhen des Leithagebirges, im O. durch den Hanschag-Sumpf begrenzt, bedeckte 5,5 □M. u. hatte ein graugrünes, schwach salziges Wasser. Fast 3 m. unter der Donau gelegen, trocknete der N. bei bes. niedrigem Wasserstande des Stromes aus, so 1693, 1738 u. 1866. Seit letzterem Jahre ist ein großer Theil des Grundes, soweit derselbe aus Letten besteht, kultivirt worden; selbst einige Gehöfte hat man auf demselben anzulegen gewagt. Die großen Ueberschwemmungen im Frühjahr 1870 u. 1876 haben aber auch dem N. wieder durch den Hanschag u. die Rabnitz große Wassermassen zugeführt, u. gegenwärtig bespülen seine Gewässer von Neuem die an seinem westl. Ufer gelegenen Rebenhügel von Rußth.

Neusilber (Weißkupfer, Argentan, Packfong). Mit diesen verschiedenen Namen bezeichnet man eine Legirung aus Kupfer, Zink u. Nickel, also eigentlich ein Messing mit einem Zusatz von 1/6 bis 1/3, gewöhnlich 1/4 Nickelmetall. Das Mischungsverhältniß wird je nach Bedürfniß u. dem Zwecke gemäß, dem das Metall dienen soll, verschieden hergestellt. Alles N. ist weiß metallglänzend, dem Silber ähnlich, nimmt eine schöne Politur an u. hält sich gut an der Luft; es hat ein spez. Gewicht von 8,4—8,7 u. schmilzt in anfangender Weißglühhitze. Aus N. werden allerhand Gegenstände gefertigt, nam. Leuchter, Theekannen, Löffel 2c. Neusilbergegenstände, die mit einem starken galvanischen Silberüberzug versehen sind, werden als aus Chinasilber verfertigte bezeichnet. Die größte derartige Fabrik ist die von Christophle in Paris.

Neusohl (magyar. Besztercze-Banya), Hauptstadt des ungar. Komitates Sohl u. königl. Frei- u. Bergstadt mit 11,780 E. (1869); liegt in reizender Berglandschaft am Zusammenfluß der Gran u. Bistritz, ist Sitz der Komitatsbehörden, des Komitatsgerichtsstuhles, eines Berggerichtes u. eines kathol. Bischofs u. hat ein Gymnasium, ein bischöfliches Seminar u. eine Lehrerbildungsanstalt. Die Stadt zeichnet sich durch eine große Anzahl prächtiger Bauwerke aus, unter denen die Kathedrale bes. sehenswerth ist. Der Gewerbfleiß der Bewohner, die aus Deutschen u. Slowaken bestehen, ist größtentheils bedingt durch die Bodenschätze der Umgebung, in welcher Eisen-, Blei- u. Kupfererze, Porzellanerde u. Steinkohlen in großen Mengen gewonnen werden. Es giebt hier bedeutende Kupfer- u. Eisenschmelzen u. Hammerwerke, Waffenschmieden, Rübenzuckerfabriken, eine bedeutende Papierfabrik 2c.

Neuß, Kreisstadt in der preuß. Rheinprovinz (Reg.-Bez. Düsseldorf) mit 15,658 fast ausschließlich kathol. E. (1875); liegt unweit der Mündung der Erft in den Rhein, an dem Erftkanal u. an der Belgisch-Märk. Eisenbahn, 7 Km. im SW. von Düsseldorf. Die Stadt hat eine evangel. u. 5 kathol. Kirchen, unter denen die Dom- od. Quirinuskirche von 1209 eines der schönsten mittelalterlichen Baudenkmäler der Rheinlande ist, u. ein Gymnasium; sie ist Sitz eines Kreisamtes, Friedensgerichtes, Hauptsteueramtes u. einer Handelskammer. Von größter Bedeutung ist Handel u. Industrie der Bevölkerung, nam. die Weißwaaren-, Baumwollzeug- u. Kunstwollfabrikation, Eisengießerei, Maschinenbau, Gerberei, Brauerei; als Hauptmarkt in Getreide u. Oel für die Rheinprovinz zeichnet sich N. selbst durch seine großen Mühlenanlagen aus u. hat besuchte Viehmärkte. — Die Stadt, aus einem röm. Standlager (Novesium) erwachsen, für welches Drusus eine Brücke über den Rhein schlagen ließ (Drususthor), wurde 1474—75 von Karl dem Kühnen vergeblich belagert; 21. März 1689 fand hier ein für die Brandenburger siegreiches Gefecht mit den Franzosen statt. — An der Mündung des Erftkanals in den Rhein liegt das große Eisenwerk der N.er Hütte. — Der Kreis N. umfaßt 5,33 □M. mit 43,922 E. (1871).

Neustadt in Oberschlesien, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Oppeln mit 10,941 E. (1871); liegt am Zusammenfluß der Braune u. Prudnicka u. an der Eisenbahn Frankenstein-Kosel, hat eine evangel. u. 3 kathol. Kirchen, eine Realschule erster Ordnung, ein Kreisamt u. ein Kreisgericht u. treibt ansehnliche Damast-, Lein- u. Baumwollweberei, Bleicherei u. Seidenwaarenfabrikation. Bei dem Bombardement 28. Febr. 1779 wurde der größte Theil der Stadt von den Oesterreichern in Trümmer gelegt. Der Kreis N. hat auf 14,5 □M. 86,313 E. (1871) mit den Städten N., Zülz u. Oberglogau. — **N.** in Westpreußen, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Danzig (Prov. Preußen) mit 4140 E. (1871); liegt am Flusse Biala unweit der Rheda an der Berlin-Stettiner Eisenbahn, 6 M. im NNW. von Danzig, hat ein Kreisamt, Kreisgericht, Gymnasium u. Schloß; zu den 26 Kapellen auf den bewaldeten Höhen im S. der Stadt werden im Sommer große Wallfahrten unternommen. Der Kreis N. umfaßt 26 □M. mit 61,083 zu 5/12 deutschen u. 7/12 poln. E. (1871) u. den Städten N. u. Putzig. — **N.-Eberswalde**, gewerbfleißige Stadt im Kreise Oberbarnim des Reg.-Bez. Potsdam (Prov. Brandenburg) mit 8223 E. (1871), an dem Einfluß des Schwärzeflusses in den Finow-Kanal u. der Berlin-Stettiner Bahn gelegen; ist Sitz eines Hauptsteueramtes, Bergrevieres, einer 1824 begründeten, berühmten Forstlehranstalt u. einer höheren Bürgerschule. Die Industrie der Stadt, welche Mehl, Hufnägel, Goldleisten, Dachpappe, Breter u. A. liefert u. beträchtlichen Holzhandel treibt, wird von der der nahe gelegenen Dörfer übertroffen; in Spechthausen befindet sich eine bedeutende Papierfabrik, in Eisenspalterei ein großes Hüttenwerk, in Kupferhammer ein Walzwerk u. eine Anilinfabrik, in Heegermühle ein umfängliches Messingwerk. — **N.** an der Orla, Stadt an der Orla mit 4816 E. (1871), an der Bahn Gera-Eichicht gelegen, Hauptort des 5. Verwaltungsbezirkes u. eines Justizamtes im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach; war früher Hauptort des 1815 von Sachsen abgetretenen Neustädter Kreises u. hat ein schönes Schloß, Arnshaug, u. Fabriken in Tuch u. Leder. — **N.** an der Haardt, Stadt in der bayer. Rheinpfalz mit 9320 E. (1871), Hauptort eines Bezirksamtes; liegt in reizender Lage am Speyerbach u. an der Pfälz. Ludwigsbahn u. der Bahnlinie N.-Monsheim, hat eine schöne goth. Stiftskirche von 1356, eine lat. Schule u. ein reich dotirtes Hospital. Die gewerbfleißige Stadt produzirt Tuch, Papier, Möbel, Stärke, Sieb- u. Strohgeflechte u. Schaumwein u. treibt einen ausgedehnten Handel mit Holz, Wein u. Obst, an welchem die fruchtbare Umgegend sehr reich ist.

Neustettin, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Köslin (Prov. Pommern) mit 7062 E. (1875); ist Knotenpunkt der im Bau begriffenen Bahnen, Pommer'sche Centralbahn Wangerin-Conitz, Posen-Belgard, Rügenwalde-N., ist Sitz eines Kreisamtes u. Kreisgerichtes u. hat ein Schloß, ein Gymnasium, ein Landarmenhaus u. eine Reichsbanknebenstelle. Die Stadt wurde 1312 vom Herzog Wratislav IV. nach dem Plane von Altstettin angelegt. Der Kreis N. zählt auf 36,4 □M. 73,075 E. mit den Städten N., Ratzebuhr, Tempelburg u. Bärwalde.

Neustrelitz, Hauptstadt des Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz mit 8523 E. (1875), in anmuthiger Gegend am östl. Ufer des Zierker Sees gelegen, der mit der Havel in schiffbarer Verbindung steht; ist regelmäßig in Form eines achtstrahligen Sternes gebaut, dessen Mittelpunkt der Schloßplatz od. Markt ist, auf dem sich seit 1866 das Standbild des 1860 verstorbenen Großherzogs Georg erhebt. N., erst 1733 gegründet, ist Sitz der Landesbehörden, einer Justizkanzlei u. eines Stadt- u. Kabinetsamtsgerichtes u. hat 2 luther. Kirchen, ein Gymnasium, eine Realschule erster Ordnung, eine reiche Bibliothek u. ein Alterthumsmuseum. Die ansehnlichsten Gebäude sind das außerhalb gelegene Schloß mit Thiergarten, das Rathhaus, das Schauspielhaus u. das Kollegiengebäude. Bierbrauerei, Bretschneiderei, Mehl- u. Oelfabrikation, Eisengießerei u. Maschinenbau sind die wichtigsten Erwerbszweige der Bevölkerung.

Neustrien, auch Westfrancien od. Francia occidentalis, hieß zur Zeit der Merovinger u. Karolinger der von der Scheldemündung bis zur Loire sich erstreckende, im S. an Aquitanien, im O. an Burgund u. Austrasien (Francia orientalis) grenzende westl. Theil des alten Frankenreiches; er enthielt die Hauptorte Paris, Soissons, Orleans u. Tours. Seit im J. 912 Karl der Einfältige den nun Normandie genannten Landstrich an die Normannen abtrat, kam der Name N. außer Gebrauch.

Neusüdwales, brit. Kolonie im südöstl. Australien; grenzt im O. an den Stillen Ozean, im S. an Viktoria durch den Murray, im W. an Südaustralien durch den 141.° östl. von Greenwich u. im N. an Queensland durch den 29.° s. Br., den Dumaresque-River u. das Macphersongebirge u. hat auf 14,513,2 □M. 584,278 E. (1874). Die Küste ist zwar nicht reich gegliedert u. im N. u. S. der Hunter-River-Mündung von ausgedehnten Lagunen begleitet, doch ermangelt sie nicht trefflicher Häfen. Nur an einigen Stellen sind durch Alluvionen Küstenebenen von geringer Breite gebildet worden; hinter denselben steigt das Land zu Gebirgen an, welche Parallelketten zu jenem großen Gebirgszuge bilden, welcher im S. noch den Namen der Austral. Alpen führt u. mit mannichfachen Verzweigungen nach O. u. W. im Ganzen eine mit der Küste parallele Richtung nach NO. beibehält. Im südlichsten Theile der Provinz liegt auch der höchste Berg des ganzen austral. Kontinentes, der 2187 m. hohe Mount Kosciusko. Durch das Thal des Murrumbidgi wird dieses aus 2 Parallelketten bestehende Alpenland von dem seenreichen Hochlande von Argyle geschieden, u. von diesem erstreckt sich dann das durchschnittlich etwa 1000 m. hohe, reich bewaldete Gebirge in einer Hauptkette nördl. bis zum Thale des Goulburn; jenseit desselben streicht die fast bis 2000 m. ansteigende Liverpool-Kette von O. nach W. u. setzt sich dann nach N. parallel mit der Küste in den 1500 m. hohen Neu-England-Bergen fort. Von den Küstenflüssen in tiefen Thälern durchschnitten, fallen diese Gebirge nach O. steil ab u. schieben ihre Vorberge bis an die Küste; zwischen ihnen liegen reichbewässerte, fruchtbare Thäler, welche die am meisten kultivirten u. am dichtesten bewohnten Theile von N. bilden. Nach W. senken sich die Berge stufenweise zu Ebenen, welche, soweit sie noch zum Oberlauf der Flüsse gehören, wie die Liverpool-Ebenen, die

herrlichsten Weidegründe darbieten, um dann weiter nach W. in die öden, pflanzenarmen Tiefländer am Darling, Murrumbidgi u. Murray (s. d.) überzugehen. Zum Gebiete des letzteren Stromes gehört alles Land im W. der Hauptgebirgskette; unter den Küstenflüssen, welche von dieser nach O. strömen, sind der Hunter-River u. Shoalhaven-River die bedeutendsten. Das Klima ist gemäßigt u. für den Europäer gesund, im Allgemeinen im gebirgigen O. feuchter als in den westl. Ebenen, doch werden auch diese häufig durch plötzlich eintretende Wolkenbrüche auf weite Strecken in Sümpfe u. Moräste verwandelt. Die Wälder sind reich an Nutzhölzern, namentlich aus der Familie Eucalyptus; der Boden im größten Theile der östl. Counties fruchtbar an Mais, Weizen u. anderen Getreidearten; seit 1855 ist auch der Weinbau mit Erfolg betrieben worden (1874: 575,985 Gallonen); die Counties Clarence u. Richmond liefern Baumwolle für den Export, in bes. günstigen Lagen gedeiht auch das Zuckerrohr. Die Bevölkerung belief sich Ende 1874 auf 584,278 Seelen, darunter waren 3 Jahre vorher nur noch 983 Eingeborene. Die wichtigste Beschäftigung ist die Viehzucht, nam. die Zucht von Schafen, von deren Wolle 1873: 40,462,000 engl. Pfd. zur Ausfuhr gelangten u. die 1874: 19,928,590 Stück zählten. Die reichen Goldfelder, welche man 1851 entdeckte, u. die sich über die verschiedensten Theile der Kolonie erstrecken, wurden zwar von denen der Kolonie Viktoria übertroffen, ergaben aber 1873 doch eine Ausfuhr von 2,952,000 Pfd. Sterl. Außerdem wird auch Kupfer u. Zinn abgebaut; das Thal des Hunter-River hat sehr ergiebige Kohlenlager. N. zerfällt in 20 Proclaimed-Counties u. 13 Great-Pastoral-Districts. Die Hauptstadt ist Sidney (s. d.); die Einnahmen der Kolonie betrugen 1874: 3,324,713, die Ausgaben 2,333,166, die öffentlichen Schulden 10,842,415 Pfd. Sterl. Die Einfuhr hatte 1874 einen Werth von 11,088,388, die Ausfuhr von 11,815,829 Pfd. Sterl. Schiffe liefen im J. 1875 ein 1175 von 608,373 Tonnen, aus liefen 1054 von 562,862 Tonnen Inhalt. Die Eisenbahnen hatten 1874 eine Länge von 648 Km., die Telegraphendrähte maßen 1873: 10,575 Km.

Neutra (magyar. Nyitra), ungar. Komitat im Kreise diesseit der Donau, 104,42 □M. mit 361,005 E.; liegt im SO. von Mähren, von dem es durch die March geschieden wird, u. grenzt im W. an das Preßburger, im S. an das Komorner, im O. an das Barser u. im N. an das Turóczer u. Trencsiner Komitat. Nach dem gleichnamigen Flusse benannt, welcher sich auf der linken Seite in die Waag ergießt, wird es von letzterem von N. nach S. durchflossen; im W. des breiten, fruchtbaren Waagthales erheben sich die Kleinen Karpathen, im O. zwei Parallelketten der Hochkarpathen, die durch das Neutrathal getrennt sind. Der S. ist eine wellenförmige Ebene. Das im Komitat erzeugte Getreide reicht für den eigenen Bedarf nicht hin, doch ist das Land reich an Obst, nam. an Pflaumen u. Kirschen, an Wein, Tabak u. Flachs; Holz ist im Ueberfluß vorhanden. In der Viehzucht (nam. Pferde u. Schafe) nimmt N. die erste Stelle unter allen ungar. Komitaten ein. Die Mehrzahl der Bewohner besteht aus kathol. Slaven; die Protestanten zählen etwa 60,000, die Israeliten 30,000 Seelen. Die Hauptstadt N. mit 10,683 E. (1869), am rechten Ufer der N. u. am Berge Zobor gelegen u. von Weingärten umgeben, ist Bischofsitz u. hat ein Obergymnasium, ein Priesterseminar u. einen alten u. neuen Dom. Der zweitgrößte Ort ist der Flecken Miáva mit 9637 E., welche Wollweberei, Hanf- u. Flachsbau u. beträchtliche Schweinezucht treiben. Im Komitate liegen die ehemaligen Festungen Neuhäusel (s. d.) u. Leopoldstadt, jetzt Strafhaus.

neutral; wer bei einem Streite zwischen zwei Parteien keine von beiden (lat. neutra) unterstützt, auch wenn er für den einen Theil günstiger gestimmt, von dessen Rechte überzeugt od. durch den Streit mittelbar selbst berührt wäre, bleibt n. Im Staaten- u. Völkerrechte bezeichnet daher Neutralität das Verhalten eines od. mehrerer Staaten, wonach dieselben in einen Krieg zwischen anderen Mächten weder bewaffnet eintreten, noch der einen od. andern Partei zur Erreichung des Kriegszweckes auf sonstige Weise behülflich sind. Die Befugniß, sich für n. zu erklären, folgt aus dem in der vollen Souveränetät enthaltenen Selbstbestimmungsrechte. Mitglieder eines Staatenbundes od. Bundesstaats dürfen daher bei einem, von der Gesammtheit geführten Kriege ihre Bundespflichten durch Verweigerung der Heeresfolge nicht verletzen. Umgekehrt können völlig selbständige Staaten zur durchgängigen Bewahrung einer ihnen von anderen Mächten gemeinschaftlich gewährleisteten Neutralität gehalten sein: so Belgien u. die Schweiz. N.e Staaten verbleiben den Kriegführenden gegenüber im Kriegszustande u. sind deshalb zu dem Verlangen berechtigt, daß ihr Gebiet u. ihre Angehörigen keiner feindseligen Behandlung unterliegen. Die Kämpfenden haben sich deshalb der Verletzung dieses Gebiets durch Einbeziehung desselben in den Kriegsschauplatz od. auch nur in den Umkreis der taktischen Aufmärsche, der militärischen Verfolgung von entwaffneten feindlichen Abtheilungen, die mit ihrem Eigenthum u. selbst Beutegegenständen auf n.em Boden Zuflucht gesucht, sowie der Behelligung von friedlichen Bürgern des betreffenden Staats u. ihres beweglichen Eigenthums (selbst im Auslande) zu enthalten. Unbewegliches Eigenthum der N.en in Feindesland ist dagegen den Verfügungen des Siegers als vorläufigen Inhabers der Staatsgewalt ebenso unterworfen, wie das gleiche Eigenthum der feindlichen Unterthanen. Da in Kriegszeiten der Stärkere nur zu leicht sich versucht fühlt, die Macht dem Rechte vorgehen u. die Neutralitätserklärung entweder nicht gelten zu lassen, od. bei Verletzungen der Neutralität durch seine Untergebenen die Urheberschaft zwar abzulehnen, aber die dadurch erlangten Vortheile weiter auszunützen — was dann den Gegner zu einem gleichen Vorgehen auffordern könnte — so finden es die N.en gewöhnlich angezeigt, durch Aufstellung militärischer Kräfte derartigen Verletzungen vorzubeugen, u. schwächeren Staaten wird zuweilen ihre Neutralität durch größere Mächte ausdrücklich verbürgt. Wenn theoretisch über das, was die N.en aus ihrem Souveränetätsrechte folgern können, keine Meinungsverschiedenheit besteht, so fragt es sich in der Praxis doch sehr, ob sie ihre Neutralität in jeder Beziehung auch pflichtmäßig aufrecht zu halten haben. Anerkanntermaßen läßt sich wenigstens daraus, daß Bürger eines n.en Staats der einen Partei auf eigne Gefahr zum Kriege Beihülfe leisten, gegen den Staat keine Anklage wegen Bruchs der Neutralität herleiten. Eben so wenig kann eine derartige Klage aus einem Geschehenlassen erwachsen, das durch besondre Verträge mit beiden kriegführenden Parteien od. kraft einer lange vor Ausbruch des Kriegs begründeten Staatsservitut, z. B. der Duldung des Truppendurchmarsches auf bestimmten Etappenstraßen, gerechtfertigt wird. Für die Beurtheilung von anderen, eigenbeliebigen Nachsichten liefert dagegen das Völkerrecht weder gleichförmige, noch allgemein anerkannte Vorentscheidungen. Politische Rücksichten können hier die benachtheiligte Partei, wenn sie mit einer zu schonenden Macht rechten müßte, zur mildesten Auslegung od. sogar zum Uebersehen einer offenbaren Begünstigung des Gegners bestimmen, während kleineren Staaten nach Umständen eine schwere Verantwortung erwächst. Im Kriege u. auf dem Gebiete der großen Politik geht eben das Thatsächliche über das Rechtliche. Am strengsten hielt immer die Schweiz ihre Neutralität aufrecht, so noch im letzten Deutsch-franz. Kriege. — Während die Regel, daß Leben u. Eigenthum der friedlichen Bürger des feindlichen Staates zu schonen seien, für den Fall eines Landkriegs bei den gesitteten Nationen allgemeine Anerkennung gefunden hat, hält England sich noch heute für berechtigt, schwimmendes feindliches Privateigenthum bei Seekriegen wegzunehmen, weil es bei seiner unzulänglichen Landmacht einem mit ihm in Krieg verwickelten Staate auf dessen Territorium keine schweren Verluste beibringen u. ihn auf diesem Wege nicht zum Nachgeben zwingen könne. Zur Zeit des nordamerikanischen Befreiungs- u. der französischen Revolutionskriege maßte sich England selbst die Durchsuchung n.er Schiffe nach Feindesgut an u. dehnte den Begriff der unerlaubten Zufuhr von Kriegsbedürfnissen (Kriegscontrebande) zeitweilig sogar auf Getreide u. a. Lebensmittel aus. Gegen diese Ueberhebungen, die den Handel der N.en empfindlich störten, erklärte sich Rußland 1780 für eine bewaffnete Neutralität, der sich Preußen, Oesterreich, Dänemark, Schweden u. Neapel anschlossen. Die Verbündeten behielten ihren Staatsangehörigen das Recht vor, mit den Kriegführenden Handel zu treiben, verwahrten den alten Grundsatz „frei Schiff frei Gut", unterzogen sich aber der Pflicht, die n.en Schiffe in ihren Häfen zu untersuchen u. die Ausfuhr von Kriegsmunition u. allen zum Schiffbau nöthigen Artikeln nicht zu gestatten. Alle so mit der Erlaubniß zum Auslaufen versehenen Handelsfahrzeuge wurden dann gruppenweise von Kriegsschiffen der Verbündeten geleitet, welche nicht zu dulden hatten, daß englische Kaper od. die Befehlshaber von englischen Kriegsschiffen auf offener See Durchsuchungen nach Contrebande u. feindlichem Privateigenthum anstellten. Nach dem Siege Napoleon's I., dessen Kontinentalsystem den Handel selbst seiner Verbündeten vom Lande aus unterband, brachte England die bisherigen Ansprüche um so ungestörter zur Geltung, als die kontinentalen Mächte wiederholt durch die Annahme von Subsidien zu England in ein bundesgenossenschaftliches Verhältniß traten. Nur die Vereinigten Staaten von Nordamerika setzten ihren Widerspruch fort. Während des langen Friedens nach dem Sturze des ersten Franz. Kaiserreichs fielen die Anlässe zu Beschwerden u. Verhandlungen hinweg, u. erst als der Krimkrieg die Möglichkeit einer Erneuerung der alten Unbilden nahe gelegt hatte, erlangten die übrigen Großmächte 1856 bei Abschluß des Pariser Friedens auch Englands Zustimmung wenigstens zu dem Satze, daß die Flagge das Gut mit Ausnahme der Kriegscontrebande decke, daß also feindliches Eigenthum auf n.en Schiffen der Wegnahme nicht unterliege. Leider unterblieb die Festsetzung, was alles zur Kriegscontrebande gehöre, u. es ist also die Möglichkeit zukünftiger Irrungen keineswegs beseitigt.

Neutralisiren, das, nennt man in der Chemie diejenige Operation, vermittels welcher man die saueren Eigenschaften einer Säure durch eine

Base, od. die basischen der letzteren durch eine Säure zum Verschwinden bringt. In den meisten Fällen erkennt man den neutralen Zustand daran, daß gewisse Pflanzenfarben, in eine solche Lösung gebracht, nicht mehr verändert werden; so wird z. B. mit Lackmus gefärbtes Papier durch in Wasser gelöste Säuren roth, durch lösliche Basen blau; in neutralem Zustande ist das Lackmus violett.

neutrum (lat., d. h. keines von beiden), dient in der Grammatik zur Bezeichnung derjenigen Geschlechtsform, die weder masculinum (männlich) noch femininum (weiblich) ist; das Deutsche bezeichnet das n. mit dem Ausdruck „sächlichen Geschlechtes". Einzelne Sprachen, wie z. B. die romanischen, haben die Unterscheidung des n. vom masculinum fast ganz eingebüßt.

Neuwied, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Koblenz (Rheinprovinz) mit 8664 zu $^5/_8$ evang. E. (1871); liegt am rechten Ufer des Rheines, ist freundlich gebaut u. hat ein Kreis- u. Schwurgericht, ein Hauptsteueramt, ein fürstlich Wied'sches Bergamt, eine höhere Bürgerschule, ein Schullehrerseminar u. eine Taubstummenanstalt. Neben den protestantischen u. katholischen Kirchen giebt es auch Bethäuser für Herrnhuter u. Mennoniten, denen durch Fürst Alexander von Wied-N. freie Religionsübung gewährt worden war. Die Gewerbthätigkeit ist ansehnlich, nam. die Fabrikation von Schwarzblech, Kochgeschirr, Cichorien, Zucker, Fayence, Handschuhen, Tabak, Gold- u. Silberwaaren, Nudeln, Sago, Seife, Lichtern, die Eisengießerei, Bierbrauerei u. die Hammerwerke. In der Nähe befinden sich das Eisenwerk Hermannshütte u das Walzwerk Germaniahütte. — N. wurde 1653 vom Grafen Friedrich von Wied auf der Stelle einer altröm. Niederlassung angelegt. Zahlreiche Alterthümer enthält neben einer von dem bekannten Reisenden Maximilian von Wied (s. d.) angelegten Sammlung naturhistorischer u. ethnographischer Gegenstände das fürstliche Schloß. N. ist noch gegenwärtig Hauptort der standesherrlichen Grafschaft Wied (s. d.). — Der **Kreis N.** zählt auf 11,25 □M. 68,212 E. (1871) mit den Städten N. u. Linz am Rhein.

Neu-York (engl. New-York, spr. Nju-York), der wichtigste unter den Vereinigten Staaten Nordamerika's, mit 2210,7 □M., ist einer der Mittelstaaten der Union u. grenzt im N. u. W. an Canada, von dem es durch den Eriesee, den Niagarafluß, den Ontariosee u. den St. Lorenzstrom getrennt ist, im O. an Vermont, Massachusetts u. Connecticut, im S. an den Atlantischen Ozean, New-Jersey u. Pennsylvanien. Das Gebiet dieses Staates hat die Form eines Dreiecks, dessen Grundlinie von den Gewässern der Westgrenze gebildet wird u. dessen Spitze an der Mündung des Hudsonstromes den Ozean trifft; zu N.-Y. gehört noch außer mehreren kleineren Eilanden Long-Island, die größte Insel an der Ostküste der Vereinigten Staaten. Der östliche Theil des Landes wird von 3 Parallelketten der Alleghanies in der Richtung von S. nach N. durchzogen; die östlichste, die Taghkanic-Mountains, bilden die Grenze gegen Massachusetts u. Connecticut; die fast bis 1000 m. ansteigenden Catskill-Mountains sind der mittlere Gebirgszug, u. die in dem landschaftlich großartigen Adirondack-Hochgebirge endende westliche Kette begrenzt nach Osten zu das etwa 300 m. hohe wellenförmige Plateau, welches den größten Theil des Staates erfüllt u. sich im W. u. N. bis zu den großen Seen erstreckt. Zwischen den beiden ersten Parallelketten liegt das schöne, breite Thal des Hudson (s. d.), des für die materielle Entwicklung des Staates wichtigsten Stromes. Von den Seen sind außer den canadischen der Champlain-, Oneida-, Cayuga- u. Senecasee die bedeutendsten. Im westl. Theile N.-Y.s entspringen der Susquehanna u. der Delaware. Das Klima ist gemäßigt u. gesund, zeigt aber im Norden die schroffen Gegensätze zwischen Sommerwärme u. Winterkälte, wie in den nördlicheren Neuengland-Staaten; in den ozeanischen Küstenlandschaften bewirken aber maritime Einflüsse eine Milderung der Winterkälte, u. auch an den großen Seen macht sich eine ausgleichende Einwirkung dieser gewaltigen Wasserbecken auf das Klima bemerklich. Der Boden ist im Allgemeinen fruchtbar u. fast zur Hälfte unter dem Pfluge; im Norden u. in den Gebirgsgegenden befinden sich noch ausgedehnte Waldungen, die aber schnell abnehmen; dagegen entbehrt das Land der Steinkohlen. Eisenerze kommen massenhaft u. in vorzüglicher Qualität vor; an Blei ist der Staat reich; die Salzquellen, nam. in der Grafschaft Onondago, sind eine wichtige Erwerbsquelle u. Petroleum wird an verschiedenen Orten gewonnen. Die Bevölkerung betrug 1875: 4,705,208 Seelen, darunter etwa 500,000 Farbige u. 5000 Indianer; die städtische Bevölkerung belief sich auf 2,777,850, die ländliche auf 2,427,349 Seelen. Die Lage des Staates u. vorzüglich die Bedeutung der Stadt N.-Y. als Eingangsthor für den größten Theil der Einwanderer ist Ursache gewesen, daß außer Kalifornien u. Wisconsin kein anderer Unionsstaat eine so starke fremde Bevölkerung aufzuweisen hat wie N.-Y. Unter den Fremden nehmen die 528,806 Iren (1870) die erste Stelle ein; nur Massachusetts u. Rhode-Island haben eine relativ stärkere irische Bevölkerung aufzuweisen. Deutsche von Geburt gab es 1870 in diesem Staate 316,902, welche größtentheils aus Bayern, Württemberg, Baden u. Hessen stammten. Brennpunkte deutschen Lebens sind bes. die Städte N.-Y., Brooklyn, Buffalo u. Albany. Die wenigen Indianer sind kümmerliche Reste des einst mächtigen Volkes der Irokesen (s. d.). — N.-Y., der wichtigste Agrikulturstaat der Union, lieferte 1870 für 253,526,153 Doll. Bodenprodukte. Am ergiebigsten sind die westl. Distrikte, das Gebiet zwischen dem Mohawkfluß u. den canad. Seen; die Landschaften an den Seen selbst sind die ergiebigste Weizenregion des Staates; ebenfalls hier, sodann im Hudsonthale u. auf Long-Island, wird außerordentlich viel Mais kultivirt; die nördlichsten Counties liefern reiche Ernten an Buchweizen, die westlichsten nam. Gerste u. Hafer, u. die Berggegenden im Westen des Hudson treiben einen bedeutenden Roggenbau. In der Kultur von Kartoffeln u. Hülsenfrüchten wird N.-Y. von keinem anderen Unionsstaate übertroffen; von größter Wichtigkeit ist außerdem der Anbau von Flachs u. Hopfen, die Heuproduktion, der Obstbau u. die Gewinnung von Ahornzucker. In der Viehzucht steht N.-Y. allen anderen Unionsstaaten voran, nur Ohio u. Kalifornien haben mehr Schafe aufzuweisen; während es in der Wollproduktion nur von Ohio übertroffen wird, liefert es $^2/_5$ des gesammten in den Vereinigten Staaten erzeugten Käses u. $^1/_5$ aller Butter u. über die Hälfte aller Milch der Gesammtrepublik. Auch in der Industrie ist N.-Y. der Empire State der Union, wenigstens kommt ihm kein einziger im Umfang der Gesammtproduktion u. in der Mannichfaltigkeit der Industrie gleich. In der ganzen Union liefert N.-Y. die größten Quantitäten von Müllereiprodukten, Zucker, Käse, Tabak, Cigarren, Nähmaschinen, Leder, Bier, Likör, Gußeisen, Blei, Kleidungsstücken, musikal. Instrumenten, Strumpfwaaren, Ziegeln, Büchern u. Zeitungen; außerdem ist noch von hervorragender Bedeutung die Fabrikation von Roheisen, Maschinen, Webwaaren, Möbeln, Wagen; 1870 bestanden im ganzen Staate 36,206 industrielle Etablissements, deren Arbeiterzahl auf 351,800 u. deren Gesammtproduktion auf 785,194,651 Doll. sich belief. Eng verbunden mit dieser so großartig entwickelten Industrie ist der Handel N.-Y.s, der durch die natürlichen Verhältnisse des Staates überaus gefördert wird. Obwol die maritime Küste des Staates nur 58 M. lang ist, stellt sich doch an der Hudsonmündung ein System von Häfen dar, wie es sich an keinem Punkte Amerika's wiederfindet; außerdem gestattet die niedrige Wasserscheide zwischen dem Hudsongebiete u. dem St. Lorenzstrome die Anlage von Kanälen, welche die großen Seen direkt mit dem Atlantischen Ozean verbinden; der St. Lorenzstrom selbst bildet eine außerordentlich wichtige Verkehrsader nach NO., u. die ziemlich gleichmäßigen Bodenerhebungen haben eine großartige Eisenbahnanlage ermöglicht. An Gesammtlänge der Eisenbahnen, welche 1871: 929 M. betrug, wird N.-Y. unter allen anderen Unionsstaaten nur von Pennsylvanien übertroffen. Die große Pulsader des Systems künstlicher Wasserstraßen ist der Erie-Kanal, welcher bei Albany am Hudson beginnt u. bei Buffalo am Erie-See endet; der Chemung- u. der Chenango-Kanal stellen Verbindungen zwischen dem Hudson, dem Erie-See u. dem Susquehanna her, der Champlain-Kanal führt aus dem Hudson in den Champlainsee. Die Handelsflotte des Staates N.-Y. bestand Mitte 1871 aus 5518 Seeschiffen von 1,164,403 Tonnen, davon hatten die 692 Dampfer eine Tragfähigkeit von 323,000 Tonnen. Nach N.-Y. sind Buffalo u. Oswego die besuchtesten Häfen des Staates. Die vielen flottanten Elemente der Bevölkerung, welche durch die Einwanderung dem Staate zugeführt werden, haben auf die sozialen Verhältnisse der großen Industriecentren des Landes, wie Brooklyn, Buffalo u. a., einen nicht gerade günstigen Einfluß ausgeübt; nam. hat die Masse irischen Proletariats wesentlich beigetragen, daß die Verbrecherstatistik in N.-Y. weit ungünstiger ist als in anderen Unionsstaaten. Für das Unterrichtswesen hat der Staat 1851—70 allein fast 100 Mill. Doll. ausgegeben u. eine große Anzahl trefflicher Lehranstalten errichtet, von denen 22 eine höhere allgemeine Bildung gewähren. Von den 5627 kirchlichen Gemeinden gehörten 1870 den Methodisten 1745, den Baptisten 902, den Presbyterianern 726, den Episkopalen 475, den Katholiken 455 an. Letztere stehen unter dem Erzbischofe von N.-Y. u. 3 Bischöfen. — Der Staat zerfiel 1872 in 60 Counties u. hatte 1873 eine öffentliche Schuld von 159,808,234 Doll. Der Senat besteht aus 12 Senatoren u. 348 Repräsentanten; in dem Kongreß zu Washington ist N.-Y. gegenwärtig durch 2 Senatoren u. durch 33 Repräsentanten vertreten. Die Landeshauptstadt ist Albany (s. d.) mit 76,216 E., die größte Stadt **N.-Y.** (s. d.); nach dieser haben die stärkste Bevölkerung Brooklyn (s. d.) mit 396,099 E. (1870), Buffalo (s. d.) mit 117,714 E., Rochester (s. d.) mit 62,386 E., Troy (s. d.) mit 46,465 E. u. Syracuse mit 43,051 E. — Der berühmte engl. Seefahrer Hudson, welcher im Dienste der Niederländ.-ostind. Compagnie stand, entdeckte 9. Sept. 1609 die Insel Manhattan, auf der jetzt die Stadt N.-Y. steht; das Gebiet ward von den Niederlanden darauf in Besitz genommen u. empfing den Namen der „Neuen Niederlande"; 1614 legten die Holländer an der Mündung des

Hudson die erste Kolonie an, 1623 ward Albany u. 1625 Neu-Amsterdam, das heutige N.-Y., gegründet. Schon unter den ersten Ansiedlern befanden sich Deutsche, u. der 3. Gouverneur des neuen Gebietes war der Rheinländer Peter Minnewit aus Wesel (1626—33), der die Manhattan-Insel befestigte. Kriegen mit den Indianern folgten bald Streitigkeiten mit den Engländern, welche 1664 Neu-Amsterdam einnahmen, den Namen in New-York umwandelten u. bald auch von den übrigen niederländischen Gebieten Besitz ergriffen. Den Niederländern gelang es zwar, 1673 wieder die Mündung des Hudson zu besetzen, doch mußten sie schon im nächsten Jahre den Engländern weichen. Das Ende des 17. Jahrh. brachte aufs Neue blutige Kämpfe mit den Indianern, u. während des Span. Erbfolgekrieges waren die Grenzdistrikte zwischen N.-Y. u. Canada der Schauplatz erbitterter Streitigkeiten zwischen Franzosen u. Briten, welche sich in der Zeit des Siebenjährigen Krieges in weit stärkerer Weise wiederholten. Am 25. Nov. 1783 ward die Stadt N.-Y. für immer von den Engländern geräumt u. am 26. Juli 1788 die Konstitution der Vereinigten Staaten angenommen.

Neu-York (engl. New-York), die Handelsmetropole der Vereinigten Staaten Nordamerika's u. die größte amerikan. Stadt; liegt im gleichnamigen Unionsstaate am Ausfluß des Hudson in die Bai von N.-Y. auf der Insel Manhattan, welche im W. durch den Hudson vom Festlande, im O. durch den East-River von der Insel Long-Island geschieden wird, während im Norden beide Gewässer durch den Harlem-River verbunden sind. In der N.-Y.-Bai liegen die Inseln Bedloe's, Ellis' u. Governors Island, welche durch starke Forts den Zugang zur Stadt schützen; der Eingang zu derselben vom Meere, die $^1/_4$ M. breiten Narrows, werden dagegen durch die Forts Lafayette u. Hamilton auf Long-Island u. Tompkins u. Richmond auf Staten-Island vertheidigt. An der Bai selbst liegen außer N.-Y. noch Brooklyn (s. d.), Hoboken (s. d.), Jersey-City (s. d.), Newark (s. d.) u. Elizabeth. Die in 22 Wards (Bezirke) getheilte u. größtentheils aus regelmäßigen Häuserquadraten bestehende Stadt zerfällt in die untere u. obere Stadt; erstere, der älteste Theil von N.-Y., hat noch enge u. oft unregelmäßige Straßen u. ist vorzugsweise dem Geschäftsleben gewidmet; hier führen die Straßen noch Namen, während in der Oberstadt die Längsstraßen (Avenues) u. die Querstraßen (Streets) mit Buchstaben u. Ziffern bezeichnet sind. Viele dieser Straßen sind mit Bäumen bepflanzt. Am Ende der Insel liegen östl. der Landungsplatz der Zollamtsbarken (Barge Office) mit dem Leuchtthurm u. westl. die freundlichen Parkanlagen des Batterie-Platzes u. das Einwandererlandungsdepot Castle-Garden. Von jenem führt die breite Whitehall-Straße nach dem schattenreichen Bowling-Green-Square; die Fortsetzung derselben bildet der etwa 40 m. breite Broadway, die eleganteste Straße N.-Y.'s, welche auf dem Rücken der Halbinsel hinläuft u. die Stadt so in eine östl. u. westl. Hälfte scheidet. Dies ist die Straße der großen Paläste, der glänzendsten Kaufläden u. Hotels, des gewaltigsten Menschengewühls; hier erheben sich die Prachtbauten der neuen Post, des Astorhauses, der neue Justizpalast, das „Court House", die „City Hall" u. die glänzenden Gebäude der bedeutendsten N.-Y.er Zeitungen. In der Mitte ist der Broadway durch den Park unterbrochen, den schönsten öffentlichen Platz der Stadt, in dessen oberem Theile einige Wasserbassins von seeartiger Ausdehnung sich befinden, die durch den meilenweit hergeleiteten Crotonfluß gespeist werden u. deren Wasser wieder in die Stadt geleitet wird. Parallel mit Broadway läuft Bowery, die Hauptverkehrsader für den Kleinhandel. Für den Geldverkehr hat die berühmte Wallstreet die größte Bedeutung, mit der Stock- u. Goldbörse, ihren zahlreichen Banken u. Palästen von Börsenkönigen die goldene Ader N.-Y.s. Die eigentlichen Geschäftsquartiere liegen zu beiden Seiten des südlichen Theiles von Broadway, vorzüglich an der Ostseite. An der Südstraße, die sich von der Batterie fast den ganzen East-River entlang hinzieht, befinden sich die Magazine u. Kontors der Hauptimporteure. Als untere Grenze der oberen Stadt gilt die 14. Straße, oberhalb welcher das fashionable „Uptown" N.-Y.s mit seinen glänzenden Palästen liegt; ausgezeichnet durch Luxusbauten ist nam. die 5. Avenue u. die Umgebung des Union-Square. An beiden Außenseiten der oberen Stadt, längs des East- u. North-River, ziehen sich die großen Docks, Schiffsbauwerften, Holz-, Kohlen- u. Steinniederlagen, Schlachthöfe, Maschinenfabriken, Gießereien, die deutschen Bierbrauereien u. viele andere großartige industrielle Etablissements hin, während sich auf noch unbebautem Fels- u. Sumpfgrunde die zerstreuten Holzhütten der Irländer mit all ihrem Elend u. Schmutz ausbreiten. Zu den schönsten Gebäuden der an Palästen überreichen Stadt gehören die in griech. Stile erbaute Börse, das aus weißem Marmor in der Mitte des großen Parkes aufgeführte Stadthaus (City Hall), die in goth. Stile erbaute Universität, das Zollhaus, das neue Postamt im südl. Theile des Stadtparkes, das County-Court-House an seiner Nordseite, die Gebäude der Park- u. Ninth National-Bank, die gewaltigen Niederlagen der Hudson-Eisenbahn-Compagnie. Einen besonders großen Werth hat die Stadtverwaltung in den letzten Jahren auf die Anlage neuer u. die Vergrößerung der alten Parks gelegt, so daß N.-Y. in dieser Beziehung kaum von London übertroffen wird. Die Privathäuser sind im Vergleich mit denen europ. Großstädte nicht hoch; sie erheben sich meist nur zu 3—4 Stockwerken, haben meist ein flaches Dach u. sind aus Ziegeln u. Sandstein aufgeführt. — Die Bevölkerung, welche 1790 erst 33,131, 1870: 942,292 Seelen zählte, war Ende 1875 auf 1,046,037 E. gestiegen. Nach dem Census von 1870 gab es in der Stadt 929,199 Weiße, 13,072 Farbige, 12 Chinesen u. 9 Indianer. Die Eingeborenen aus den Vereinigten Staaten bezifferten sich auf 523,198, die außerhalb der Union Geborenen auf 419,094; Letztere bilden also mehr als $^2/_5$ der Gesammtbevölkerung N.-Y.s. Den 5. Theil der N.-Y.er Einwohner bilden die Iren mit 201,999 Seelen. An Zahl kommen ihnen zunächst die Deutschen, 151,216 waren aus Deutschland selbst gebürtig; dazu kommen 2737 deutsche Oesterreicher u. 2178 Schweizer; zählt man aber auch noch die in Amerika geborenen Kinder der deutschen Eingewanderten hinzu, so kann man wol das deutsche Element in N.-Y. auf fast $^1/_4$ Mill. Seelen schätzen. Unsere Landsleute bewohnen in großer Masse nam. die östl. Theile der Stadt. In politischer Beziehung von nicht geringerer Bedeutung als im Handelsverkehr, sind sie auch auf die geistige Kultur N.-Y.s von großem Einfluß gewesen u. haben nam. durch die Pflege der Musik, durch ihre Presse, welche mehrere sehr hervorragende Organe aufzuweisen hat, u. durch ihr Vereinswesen auch die Anerkennung der Eingeborenen erobert. In 350 Kirchen, von denen sich einige durch schöne Bauart auszeichnen, wird Gottesdienst gehalten; die meisten, je 41, besitzen die Katholiken, welche hier einem Kardinal-Erzbischof unterstehen, u. die Methodisten, nach diesen die Presbyterianer 40, die Baptisten 30 u. die Israeliten 26. Als die schönste Kirche gilt die Trinity-Church der Episkopalen. Dem Volksschulwesen hat die Stadtverwaltung N.-Y.s stets eine rühmenswerthe Sorgfalt zugewendet u. 1872 für dasselbe nicht weniger als 2,733,591 Doll. verwendet. Die Zahl der Schüler der öffentlichen Schulen beläuft sich gegenwärtig auf mehr als $^1/_4$ Mill. Außer den geistlichen Seminarien, die von den verschiedenen Sekten unterhalten werden, besitzt N.-Y. nam. eine Universität, das großartige, 1754 gestiftete Columbia-College u. mehrere medizinische Lehranstalten. Zahlreich sind die Spitäler, Waisen- u. Rettungshäuser, Industrieschulen u. andere Wohlthätigkeitsanstalten, durch welche man dem Massenelend dieser Weltstadt einigermaßen abzuhelfen sucht; 14 Eisenbahn-, 22 Dampffähr- u. 6 Omnibuslinien vermittelten 1872 den Verkehr innerhalb der Stadt u. mit den großen Städten an den Ufern der Bai; 20 Theater sorgen für die Unterhaltung der Bevölkerung, u. 15 größere Bibliotheken, von denen Astor Library u. Mercantile Library je gegen 140,000 Bände aufzuweisen haben, befördern die wissenschaftlichen Bestrebungen. Von großer Bedeutung ist die Industrie N.-Y.s, welche 1870 in 7624 Etablissements durch 129,577 Arbeiter Waaren im Werthe von 332,951,520 Doll. produzirte; die wichtigsten Artikel sind Leder, Schuhwaaren, Maschinen, bes. Nähmaschinen, musikalische Instrumente, nam. Klaviere, Bier, Branntwein, Tabak, Kleidungsstücke, raffinirtes Petroleum, Zucker, Papier, Schiffsbedürfnisse, Kupfer- u. Bronzewaaren, Baumwollen- u. Wollengewebe, Gummiwaaren, Schmucksachen, Möbel u. Wagen. Nach London ist N.-Y. der größte Handelsplatz der Welt; an einer Bai gelegen, welche ein herrliches System der günstigsten Hafenplätze darbietet u. jeden Winter eisfrei ist u. durch zahlreiche Wasserstraßen u. Eisenbahnlinien mit der Mitte u. dem Westen des Kontinentes verbunden, bildet N.-Y. zugleich das Hauptthor für Diejenigen, welche von Europa in die östl., mittleren u. westl. Staaten der Union einwandern wollen, u. vermittelt außerdem nach der Eröffnung der Pacific-Eisenbahn einen großen Theil des Handels zwischen Europa u. Ostasien. Die großen transatlantischen Schiffe legen gewöhnlich im East-River, die kleineren im Hudson an. Die Gesammteinfuhr belief sich 1874 auf 393,683,734 Doll., die Ausfuhr auf 345,162,361 Doll. Web- u. Wirkwaaren, Zucker u. Thee sind die wichtigsten importirten Artikel, während im Export außer den Edelmetallen Petroleum (1871: 94,955,850 Gallonen), Baumwolle, Tabak, Schmalz u. Getreide die ersten Stellen einnehmen; 1871 kamen 5330 überseeische Schiffe, darunter 536 deutsche u. außerdem 11,924 Küstenfahrer an; 1870 hatten 107 europ. Dampfer den Verkehr zwischen N.-Y. u. Europa vermittelt, 1071 überseeische Fahrten gemacht u. 302,148 Personen u. 1,691,538 Tonnen Fracht befördert; 1871 landeten hier von 321,350 Einwanderern in Nordamerika 227,357 Personen, von denen 63,690 aus Deutschland, 62,600 aus Irland, 12,799 aus Schweden kamen. Die Handelsflotte N.-Y.s umfaßte 2670 Segelschiffe, 692 Dampfer, 395 Barken u. 1540 Kanalboote mit einem Gesammtgehalt von 1,155,859 Tonnen. — Die Verwaltung der Stadt liegt in den Händen eines Bürgermeisters (Mayor), der auf 2 Jahre durch allgemeine Abstimmung erwählt wird, u. eines Rathes (Common Council), der aus den Kollegien der 15 Aldermen u. 21 Assistant-Aldermen besteht. Die Schuld der Stadt

u. des County betrug im Sept. 1872: 130,520,000 Doll. — Die erste Besiedelung der Manhattan-Insel erfolgte 1613 durch Hendrik Christiansen, einen Agenten der Holländ.-ostind. Handelscompagnie; 1625 erhielt die etwa 250 Köpfe zählende Kolonie den Namen Neu-Amsterdam u. wurde befestigt. Die Bevölkerung, welche nam. Pelzhandel trieb, zählte 1656: 1000 Seelen in 120 Häusern; 8 Jahre später nahmen die Engländer diesen Platz in Besitz u. änderten seinen Namen in N.-Y. um. Bald wurde auch Mehl ein wichtiger Ausfuhrartikel, die Rhederei nahm zu, der Handel erstreckte sich nach Westindien u. Afrika, u. im Anfang des 18. Jahrh. wurde N.-Y. der Stapelplatz für die Produkte der nördlichen Kolonien. 1711 ward hier ein Sklavenmarkt eröffnet u. 1725 erschien die erste Zeitung für die auf 8000 Seelen angewachsene Bevölkerung; die erste öffentliche Bibliothek entstand 1729. Den größten Aufschwung nahm die Stadt nach der Unabhängigkeitserklärung, obgleich sie durch Feuersbrünste u. Fieberepidemien stark heimgesucht worden war; 1785 kam in N.-Y. der erste Bundeskongreß zusammen, u. 1789 fand hier die feierliche Inauguration des ersten Bundespräsidenten Washington statt. 1807 machte Robert Fulton (s. d.) die erste Dampfschiffahrt von N.-Y. den Hudson hinauf bis Albany u. stellte 1812 die erste Dampffährenverbindung mit Brooklyn her; auf dem vollendeten Erie-Kanal kam 1825 das erste Schiff von Buffalo in N.-Y. an, u. seit 1817 steht die Stadt in regelmäßiger Dampferverbindung mit Europa. 1853 veranstaltete N.-Y. die zweite Weltindustrie-Ausstellung (die erste in London).

Nevada, einer der westl. Staaten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zwischen 37° u. 41° n. Br. u. 114° u. 120° w. v. Gr. gelegen; grenzt im N. an Oregon u. Idaho, im W. u. SW. an Kalifornien, im S. an Arizona u. im O. an Utah; es bedeckt einen Flächenraum von 4897,5 □M. Das Land bildet zum größten Theil ein 15—1800 m. hohes Plateau, das von mehreren von Süden nach Norden streichenden Gebirgszügen durchschnitten wird u. sich im W. zu den Vorbergen der kalifornischen Sierra Nevada erhebt. Der höchste Gipfel des Staates ist der 3315 m. hohe Charleston-Peak. Der SW. des Staates zeigt in ausgedehnten Lavafeldern die Spuren einer gewaltigen vulkanischen Thätigkeit. Die Hochebenen u. die breiten Längenthäler sind mit Ausnahme geringer Landstrecken öde Flächen, deren dürftige Flora vorzugsweise durch die massenhaft auftretende Artemisiastaude repräsentirt wird u. die theilweise in wirkliche Sandwüsten übergehen. Der NW. des Staates ist reich an Salzseen u. Salzsümpfen, die im Sommer meist austrocknen. Außer dem Rio Virgin, der zum Gebiet des Rio Colorado gehört, u. diesem Strome selbst, dessen tief eingeschnittenes Thal die Grenze N.'s mit Arizona bildet, erreicht keiner von den Flüssen dieses Staates das Meer; alle verlieren sich in Binnenseen od. Salzsümpfen, so der größte Strom N.'s, der Humboldt-River, welcher in den Humboldtsee sich ergießt, der Walker-River u. der Truckee, der den Abfluß des größten Sees des Landes, des 7 M. langen u. 3 M. breiten Pyramidensees, aufnimmt. In den Flußthälern giebt es Strecken kultivirbaren Landes, bes. da, wo die Ufer niedrig sind u. gestatten, durch Kanäle den anliegenden Boden zu bewässern. Die Wälder haben nur geringe Ausdehnung u. bestehen zumeist aus Tannen, Espen u. Weiden. Das Klima zeichnet sich durch große Trockenheit u. den schroffen Gegensatz zwischen Sommerhitze u. Winterkälte aus. Der Hauptreichthum N.'s besteht in seinen Mineralländereien, welche etwa 6% des Gesammtareals bedecken u. nicht nur jene fast unermeßlichen Lager von Silbererzen enthalten, die an Reichthum selbst die Mexiko's, Peru's u. Chile's übertreffen u. von denen im Wesentlichen die ganze Kultur des Staates abhängt, sondern auch unschätzbare, wenn auch noch nicht genügend ausgebeutete Lager von Salz (bes. im SO.), Blei-, Zink-, Eisen- u. Kupfererzen, Zinnober, Marmor, Kohlen



Nr. 4311. New-York.

u. a. mineral. Produkte bergen. Gold findet sich in größerer Menge nam. im Thale des Rio Virgin. Die Bevölkerung belief sich 1875 auf 52,540 Seelen gegen 58,711 im J. 1870; darunter waren 1870: 38,959 Weiße, 357 Farbige, 3152 Chinesen u. 16,243 Indianer, welche zu den Stämmen der Pah Utahs, Schoschonis u. Bonaks gehören. Von den Weißen waren 2181 in Deutschland u. 5035 in Irland geboren. Der größte Theil der Bewohner zieht seinen Lebensunterhalt aus den Minen, von denen die 1859 entdeckte „Comstock Lode" im Süden des Staates, die ergiebigste Silberader der Welt, jährlich im Durchschnitt für mehr als 40 Mill. Mark Silber geliefert hat. Andere reichhaltige Silberminen befinden sich in den Counties White Pine, Humboldt, Esmeralda, Lander, Nye u. Lincoln, Goldminen in Lander Co., Kupferminen in Douglas Co. Die Gesammtproduktion an Edelmetallen, in welcher N. unter den Vereinigten Staaten die erste Stelle einnimmt, betrug in dem mit 30. Juni 1874 abschließenden Handelsjahre 25,548,801 Doll. Die Eisenindustrie, vorzugsweise beschränkt auf Eisenbahnbedarf u. Maschinen für den Bergbau, beschäftigte 1870 nur 5 Etablissements mit einer Produktion von 641,250 Doll. Eine bedeutende Forderung der materiellen Interessen erfuhr N. durch die Anlage der Pacificbahn, welche auf eine Länge von 125 M. den Norden des Staates durchschneidet; 1871 wurde der Bau einer Zweigbahn nach Virginia in Angriff genommen. Die geistige Kultur steht noch auf einer sehr niedrigen Stufe; unter den 53 Schulen, welche 1871 von 2883 Schülern besucht wurden, befindet sich keine einzige höhere Lehranstalt. Von den 32 kirchlichen Gemeinden bildeten 1870 die Methodisten 11, die Katholiken 10 u. die Episkopalen 5. Das Gebiet von N., das 1864 zum Staate erhoben ward, zerfiel 1872 in 15 Counties. — Die Hauptstadt Carson City, unfern der kalifornischen Grenze gelegen, zählt 3042 E., darunter 697 Chinesen; der größte Ort des Staates, das 1875 fast ganz abgebrannte Virginia, mit 7048 E. (1870) am Fuße des silberreichen Mount Davidson, ist die erste Minen- u. Handelsstadt des Staates.

Nevers (spr. Newehr), Hauptstadt des mittelfranz. Departements Nièvre u. der ehemaligen Provinz Nivernais (119 □M.) mit 22,276 E. (1872); liegt am rechten Ufer der Loire unweit der Mündung des Allier, erhebt sich mit ziemlich steilen Straßen amphitheatralisch an einem Hügel, welcher von dem alten herzogl. Schlosse u. der Kathedrale gekrönt wird. Unter den Kirchen zeichnet sich außerdem noch die St. Stephanskirche, unter den öffentlichen Gebäuden die Präfektur, das Stadthaus, die Kaufhalle u. der zur Erinnerung an den Sieg von Fontenoy 1746 errichtete Triumphbogen aus. N. ist Sitz der höchsten Departementsbehörden u. eines Suffraganbischofs u. hat ein Lyceum, ein Lehrerinnen- u. ein Priesterseminar, eine Gewerbeschule, eine öffentliche Bibliothek u. ein kunstgewerbliches Museum. Von größter Bedeutung ist die Porzellan- u. Fayencemanufaktur der Stadt, die außerdem noch Glaswaaren, Leder, landwirthschaftliche Geräthe, Chemikalien u. Webwaaren produzirt u. Kupferschmelzhütten u. Geschützgießerei besitzt. Die Umgegend, nam. die Orte La Chaussade u. Fourchambault, treibt eine ausgedehnte Eisenindustrie. — N., schon zu Cäsar's Zeiten als Noviodunum, später als Nevirnum bekannt, wurde 506 n. Chr. Bischofssitz, sodann Hauptort der Grafschaft Nivernais, welche 1538 zum Herzogthum erhoben ward.

Nevis, eine den Briten gehörige, zu den sog. Leewards-Inseln Westindiens gezählte Insel mit 2,14 □M. u. 11,735 E. (1871), ist von St. Christoph durch die nur ½ M. breite, klippenreiche Straße der Narrows getrennt u. durchaus gebirgig. Von der Küste erhebt sich das Innere steil zu dem über 1000 m. hohen vulkan. Nevis-Pik, dessen prächtiger Kegel in einem Krater endet, dem noch bisweilen Rauch entsteigt. Die Abhänge sind gut kultivirt; Orangengärten u. Zuckerrohrplantagen umgeben die freundlichen Ortschaften, doch hat nur die Ostseite ein gesundes Klima. Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Farbigen, Negern u. Mischlingen. Der wichtigste Ausfuhrartikel ist Zuckerrohr. Die seit 1628 von den Engländern kolonisirte Insel steht unter dem Gouverneur von St. Christoph, hatte 1873: 9000 Pfd. Sterl. Einnahme, 8000 Pfd. Sterl. Ausgabe, führte für 52,000 Pfd. Sterl. ein u. für 83,000 Pfd. Sterl. aus u. hatte einen Schiffsverkehr von 24,000 Tons. Die Hauptstadt Charlestown liegt an der ungesunden Westküste.

Newa, der 9,5 M. lange Abfluß des Ladogasees im russ. Gouvernement St. Petersburg; strömt bei Schlüsselburg aus u. fließt in einem weiten Bogen zum Finnischen Meerbusen, welchen sie unterhalb Petersburg in der Kronstädter Bucht erreicht. Bei der Mündung theilt sie sich in mehrere Arme, indem sich nach Norden die wiederum dreigetheilte Newka abzweigt u. der Hauptarm sich in die kleine u. große N. spaltet. Herrliche, von Wald, Wiesen, Parkanlagen u. Villen bedeckte Inseln werden von diesen Armen umschlossen, Petersburg selbst von 14 Stromarmen u. 7 Kanälen durchschnitten. Der ganze Strom, von Schlüsselburg aus durch einen Kanal mit dem Wolchow verbunden u. 500 bis 1000 m. breit, steht vom April bis Oktober der Schiffahrt offen.

Newark (spr. Njuahrk), die größte Stadt im nordamerik. Unionsstaate New-Jersey mit 105,095 E. (1870), liegt an dem westl. Ufer des Passaic, welcher diese Stadt von East-N. scheidet u. unterhalb derselben in die N.-Bai, eine westl. Abzweigung der New-York-Bai, mündet. Die Straßen sind regelmäßig angelegt u. zeigen nam. in Broadstreet eine wohlthuende Abwechselung mit öffentlichen Parks u. schattigen Alleen. Die Zahl der Kirchen beträgt 94, von denen 17 auf die Deutschen kommen; 1870 waren von der Gesammtbevölkerung 16,000 in Deutschland geboren. N. ist Sitz eines kathol. Bischofs u. eine der wichtigsten Industriestädte der Vereinigten Staaten; bes. bedeutend ist die Fabrikation von Maschinen, Stahl-, Gold- u. Silberwaaren, Leder, Gummiartikeln, Seife, Wagen u. Lagerbier, die Seiden- u. Baumwollspinnerei u. die Zinkwerke. Die Stadt wurde 1666 gegründet u. 1836 mit einer Einwohnerzahl von 19,732 Seelen zur „City" erhoben.

Newark upon Trent, Stadt in der engl. Grafschaft Nottingham mit 12,195 E. (1871); am Trent gelegen, ist zum Theil noch mittelalterlich gebaut u. hat eine prächtige Pfarrkirche u. auf einer Flußinsel die Ruine einer von König Stephan erbauten großen Burg. Die Stadt treibt beträchtlichen Handel mit Kalk, Gips, Ziegeln u. Malz; außerdem Bierbrauerei, Eisen- u. Messinggießerei, Leinwandfabrikation u. Ziegelbrennerei. Nicht unbedeutend ist die Flußschiffahrt.

New-Bedford, wichtige Seestadt im nordamerikanischen Unionsstaate Massachusetts mit 21,320 E. (1870), liegt an der Buzzard-Bai u. hat einen trefflichen Hafen. Von Bedeutung ist die Industrie des Ortes, nam. die Fabriken für Schiffsbedarf, die Baumwollspinnerei, Thranraffinerie u. der Schiffbau. N. beschäftigt mehrere Tausend Menschen mit dem Walfischfange u. führt große Mengen von Thran u. Fischbein aus.

New-Brunswick (d. h. Neu-Braunschweig), Stadt im nordamerik. Unionsstaate New-Jersey mit 15,058 E. (1870); liegt am rechten Ufer des Raritan, 4 M. von dessen Mündung u. am Delaware-Raritan-Kanale, treibt Baumwollspinnerei u. Fabrikation von Leder, Tapeten, Eisen, Maschinen u. A. und hat 13 Kirchen, ein College u. ein theol. Seminar.

Newburgh, gewerbfleißige Stadt im nordamerikanischen Unionsstaate New-York mit 17,014 E., unter denen sich zahlreiche Deutsche befinden; liegt am rechten Ufer des Hudson zwischen Albany u. New-York u. hat bedeutende Fabriken in Baumwolle, Wolle, Metallen u. Leder u. ein theologisches Seminar der Presbyterianer. N. wurde als Neuburg 1709 von einer Schar Deutscher aus der Pfalz gegründet.

Newcastle (spr. Njucaßl), Thomas Pelham-Holles, Herzog v., engl. Staatsmann, geb. 8. Aug. 1693; erbte 1711 als Adoptivsohn seines mütterlichen Oheims John Holles, Herzogs v. N., dessen Würden u. Besitzungen u. wurde im Okt. 1715 von Georg I. zum Marquis v. Clare u. Herzog v. N. erhoben. Durch Walpole's Einfluß 1731 Staatssekretär geworden, unterstützte er in der ersten Zeit die Friedenspolitik seines Gönners, später aber wandte er sich der Kriegspartei zu, welche 1742 den Sturz Walpole's herbeiführte. So blieb er auch nach dem Siege der Opposition im Amte u. brachte sogar im Aug. 1743 seinen Bruder Henry Pelham an die Spitze des Kabinets. Als derselbe 1754 starb, folgte ihm N. selbst als erster Lord des Schatzes. Auf diesem Posten behauptete er sich bis 1760, in welchem Jahre Georg III., kaum auf den Thron gelangt, fast das ganze alte Ministerium seinem Günstling, dem Grafen v. Bute, opferte. Zwar trat N. 1765 als Geheimer Siegelbewahrer wieder ins Kabinet ein, doch blieb er es nur bis 1766. Er starb 17. Nov. 1768 u. hinterließ den Ruf eines zwar ehrgeizigen, aber uneigennützigen Staatsmannes; für sein verderbtes Zeitalter durfte er es sich gewiß zum Ruhme rechnen, statt durch den Besitz der höchsten Staatsämter sich bereichert, einen Theil seines Vermögens zugesetzt zu haben. Da N. keine direkten Leibeserben hinterließ, ging der Herzogstitel auf seinen Neffen, Henry Fiennes Clinton, Grafen v. Lincoln, über.

Newcastle under Lyme (spr. Njucaßl önder Leihm), gewerbfleißige Stadt in der engl. Grafschaft Stafford mit 15,949 E. (1871), liegt am Trent u. produzirt Hüte, Schuhe, baumwollene u. wollene Waaren. Hier beginnt der große „Potteriedistrikt", die Region der Thonwaarenfabrikation, welche in Stoke-upon-Trent ihren Hauptplatz hat. Die Bezeichnung „under Lyme" hat die Stadt daher, weil sie an der Waldlinie (engl. lyme, s. v. w. Leine) steht, welche die Grafschaft Chester von dem übrigen England scheidet.

Newcastle upon Tyne (spr. Njucaßl upon Teihn), Hauptstadt der engl. Grafschaft Northumberland u. eine der schönsten Städte des Königreiches mit 128,443 E. (1871); liegt am linken Ufer der Tyne, 13 Km. von deren Mündung in die Nordsee entfernt, u. ist mit der am jenseitigen Ufer in der Grafschaft Durham gelegenen Stadt Gateshead (48,627 E.)

durch 2 Brücken verbunden, von denen die eine, 1846—49 von Robert Stephenson erbaute, eine der großartigsten Englands ist. In den an dem Flusse sich hinziehenden Stadttheilen herrscht viel Elend u. Entartung; die obere Stadt hat aber mehrere glänzende Straßen, die denen Londons nichts nachgeben, so nam. die 26 m. breite Grey-Street, an deren Ende sich auf einer 43 m. hohen Säule die Statue des Lord Grey erhebt. Unter den Gebäuden sind bes. nennenswerth die alte u. die neue Börse, die große Guildhall mit der Kohlenbörse, das Zollhaus an dem breiten Kai, Trinity-House u. von den Kirchen die Kapelle an der alten normann. Burg u. die aus dem 14. Jahrh. stammende Nikolaskirche, ein vorzügliches Bauwerk mit prächtigem Thurme. Robert Stephenson hat die Stadt durch ein schönes Denkmal geehrt. Unter den Plätzen steht der Markt obenan, der größte Englands. Die bedeutendsten wissenschaftlichen Anstalten sind das 1525 begründete Gymnasium, die Seemannsschule, die Sternwarte u. der Botanische Garten; an großen Spitälern u. Armenhäusern ist N. nicht arm. — Nach London u. Liverpool ist N. die dritte Seehandelsstadt Großbritanniens; 1873 liefen im Hafen 17,168 Schiffe von 4,435,933 Tons ein u. 17,297 von 4,677,526 Tons aus; die eigene Rhederei umfaßte 507 Schiffe von 157,744 Tons, die Einfuhr 5,018,926, die Ausfuhr 6,803,819 Pfd. Sterl. Kohlen bilden den Hauptausfuhrartikel, u. zwar wurden in gleichem Jahre 5,353,590 Tons Kohlen u. 156,219 Tons Koks exportirt. Die Gruben liegen zu beiden Seiten des Flusses bis ½ M. vor dessen Mündung u. stehen mit dem Hafen durch Schienenwege in Verbindung. Sehr bedeutend ist der Schiffsbau. In großartigster Weise hat sich außerdem der Maschinenbau, die Glasfabrikation, die Eisengießerei, Fabrikation von Chemikalien, Leder, Malz, Seife, Segeln, Tauen u. andern Artikeln entwickelt. In regelmäßiger Dampfschiffverbindung steht N. mit Hamburg, Rotterdam u. den größeren brit. Häfen. — N. ist aus der röm. Militärstation Pons Aelii entstanden; unter den Angelsachsen bestand der Ort unter dem Namen Monkchester, den er von seinen zahlreichen Klöstern erhalten hatte; den jetzigen Namen bekam es von dem Sohne Wilhelms d. Eroberers, Robert, der hier 1080 die „Neuburg" an Stelle des geschleiften alten Kastells erbauen ließ; schon Ende des 13. Jahrh. war der Kohlenhandel bedeutend u. jetzt ist N. in dieser Beziehung der erste Platz Englands.

New-Hampshire, s. „Neu-Hampshire".

New-Haven (spr. Nju-Hehwen), d. h. Neuhafen, eine der beiden Hauptstädte des nordamerik. Unionsstaates Connecticut mit 50,840 E. (1870), unter denen sich etwa 7000 Deutsche befinden; ist schön gebaut, von Gärten umgeben u. hat prächtige, mit Ulmen bepflanzte Straßen. An einer Bai des Long-Island-Sundes gelegen, besitzt N.-H. einen geräumigen, zu jeder Jahreszeit offenen Hafen u. hat sich in den letzten Jahrzehnten nam. durch den Handel mit Westindien u. durch seine Industrie außerordentlich gehoben. Von großer Bedeutung sind die mechanischen Anstalten u. die Fabriken für Wagen, Uhren, Feuerwaffen, Gummiwaaren, Kurzwaaren, Metallarbeiten, Kleidungsstücke, Schuhe 2c. Der ehemals sehr wichtige Schiffbau hat dagegen bedeutend abgenommen. Das Stadthaus, das Staatshospital, das Postgebäude, das Zollhaus u. die neue Hochschule sind die schönsten Gebäude der Stadt. Außer 51 christl. Kirchen u. Bethäusern besitzt N. noch 2 Synagogen.

New-London, Hafenort des nordamerik. Unionsstaates Connecticut mit 9576 E. (1870); liegt unweit der Mündung des Thames-River, hat einen guten, durch 2 Forts vertheidigten Hafen u. treibt beträchtlichen Handel u. Fischfang. N. wurde schon 1644 gegründet.

Newman (spr. Njumenn), John Henry, engl. Theolog, geb. als Sohn eines Bankiers zu London 21. Febr. 1801; studirte seit 1817 in Oxford, wurde 1822 zum Mitglied des dortigen Oriel-College erwählt, 1824 als Geistlicher der engl. Staatskirche ordinirt, war 1828—43 Vikar an der St. Marienkirche u. 1830—32 zugleich einer der Universitätsprediger in Oxford. Ein Freund des Professor Edw. Pusey (s. d.), empfahl er mit diesem die Wiedereinführung veralteter Kirchenformen zur Ausschmückung des gottesdienstlichen Ceremoniells u. lieferte Abhandlungen für die „Tracts for the times", welche die wahren Kirchenprinzipien durch Rückkehr zum alten Glauben der apostolischen Zeit neu beleben sollten, war aber konsequenter als Pusey selbst, u. trat 1845 offen zur Röm.-kathol. Kirche über, um fortan für dieselbe in England eifrigst zu wirken. Sein Eifer verwickelte ihn 1852 in einen Prozeß mit dem ehemaligen Dominikaner Achilli, der nach seinem Konfessionswechsel von Rom nach London geflohen war u. hier eine ital.-protest. Kirche gegründet hatte. N. verlor den Prozeß, u. da dessen Kosten seine Mittel überstiegen, so wurden dieselben durch eine im kathol. Europa veranstaltete Kollekte zusammengebracht. Seit 1853 ist er Professor in Dublin. 1874 wollte er in den Jesuitenorden treten, ward aber zurückgewiesen. Von seinen Schriften wurden die „Discourses addressed to mixed congregations" (Lond. 1850) auch ins Deutsche übersetzt (von Schündler, Mainz 1851). — Francis William N., Bruder des Vorigen, ein namhafter Philolog u. vielseitiger gelehrter Schriftsteller, geb. zu London 1805; studirte seit 1822 in Oxford Philologie u. Mathematik, war 1826—30 Mitglied des Balliol-College daselbst, bereiste dann die Türkei, insbes. Kleinasien, wurde 1833 Lehrer am Bristol-College, 1840 Professor am New-College in Manchester u. 1846 Professor der röm. Literatur an der Londoner Universität. Unter seinen zahlreichen Werken verdienen nam. erwähnt zu werden: „History of the Hebrew monarchy etc." (Lond. 1847; 2. Aufl. 1853); „Four lectures on the contrasts of ancient and modern history" (ebd. 1847; 3. Aufl. 1851); „The soul, her sorrows and her aspirations" (ebd. 1849; 4. Aufl. 1852; deutsch von Heymann, Lpz. 1851); „Phases of faith" (ebd. 1850; 3. Aufl. 1854); The crimes of house of Hapsburg against its own liege subjects" (ebd. 1851); „Lectures of political economy" (ebd. 1851); „Regal Rome" (ebd. 1852), in welcher Einleitung zur röm. Geschichte er den Hypothesen Niebuhr's über den Ursprung der Etrusker entgegentrat; „Theism, doctrinal and practical" (ebd. 1858). Auch übersetzte er Horaz' Oden, die Iliade u. A.

New-Mexico, s. „Neu-Meriko".

New-Orleans, s. „Neu-Orleans".

Newport (spr. Njupohrt). 1. N., Hafenstadt in der engl. Grafschaft Monmouth mit 27,069 E. (1871); liegt unweit der Mündung des Usk an dessen rechtem Ufer, hat vortreffliche Docks, von denen ein großes schwimmendes 1874 vollendet worden ist, u. große Eisenwerke u. Nagelschmieden. Als Exportplatz für die Produkte des südl. Wales von großer Bedeutung, führt N. nam. Eisen, Zinn u. Kohlen aus. Die Einfuhr hatte 1873 einen Werth von 489,420 Pfd. Sterl., die Ausfuhr von 1,839,933 Pfd. Sterl.; im Hafen liefen in gleichem Jahre 8840 Schiffe von 864,077 Tonnen ein u. 8871 von 870,940 Tonnen aus. Die eigene Rhederei umfaßte 89 Schiffe von 15,162 Tonnen. — 2. N., Hafenstadt u. eine der beiden Hauptstädte des nordamerik. Unionsstaates Rhode-Island; liegt auf der Westküste der Insel Rhode-Island, an der Narragansetbai u. hat einen vortrefflichen, durch 2 Forts geschützten Hafen u. 12,521 E. (1870), welche Baumwollweberei u. Fabrikation von Uhren, Wagen, Möbeln u. A. treiben. Von den öffentlichen Gebäuden sind das Kapitol, das Zollhaus u. die Markthalle die bedeutendsten. N. ist ein vielbesuchter Badeort u. ein nicht unbedeutender Seehandelsplatz. — 3. N., Stadt im Unionsstaate Kentucky mit 15,087 E. (1870), von denen ⅓ deutscher Abkunft ist, Cincinnati gegenüber am Ohio gelegen, hat beträchtliche Fabriken in Seide, Eisen u. Maschinen.

Newton (spr. Njuht'n), Sir Isaac, einer der größten Mathematiker, Naturforscher u. Philosophen aller Zeiten, Begründer der neueren mathematischen Physik u. der physischen Astronomie; wurde, nachdem sein Vater schon gestorben, 25. Dez. 1642 a. St. od. 4. Jan. 1643 n. St., also 1 Jahr nach Galilei's Tode, zu Woolsthorpe geb., einem Dörfchen im Kirchspiel Closterworth in der engl. Grafschaft Lincoln. Schon in der Elementarschule zu Grantham beschäftigte er sich in den Erholungsstunden mit mechanischen Arbeiten, u. während er, als ihn die Mutter 1656 wieder zu sich genommen, zu keinem ländlichen Geschäft zu brauchen war, vertiefte er sich am liebsten in wissenschaftliche Bücher. Endlich vermittelte sein Oheim, ein Landgeistlicher, den Besuch der Universität in Cambridge. Seit Juni 1660 studirte N. daselbst Mathematik u. machte, trotz des Mangels an entsprechenden Vorkenntnissen, rasch die staunenswerthesten Fortschritte. Er ward 1665 Baccalaureus der freien Künste, 1667 Fellow u. 1669 Professor der Mathematik an der Universität in Cambridge, die er seit 1688 auch im Parlament vertrat, erhielt 1695 das Amt eines Münzwardeins in London, wurde 1699 unter die sehr kleine Zahl auswärtiger Mitglieder der Pariser Akademie aufgenommen, führte seit 1703 den Vorsitz in der Königl. Sozietät in London, erhielt 1705 die Ritterwürde u. starb zu Kensington (Lond.) 20., bez. 31. März 1727, ohne jemals verheirathet gewesen zu sein. Sein Leichnam ward in der Westminsterabtei beigesetzt, wo ihm auch 1731 ein Denkmal errichtet wurde; ein anderes steht seit 1755 im Trinitykollegium zu Cambridge u. ein drittes seit 1858 in Grantham. Bereits vor der Uebernahme seiner Professur in Cambridge

hatte sich N. durch drei der wichtigsten Entdeckungen unsterblich gemacht. Zuerst entdeckte er auf dem Gebiete der höheren Mathematik die Beziehungen stetig sich ändernder (fluenter) Größen u. gründete darauf seine Methode der Fluxionen (s. d.), eine Entdeckung, welche zwar gleichzeitig auch von Leibnitz gemacht, u. von diesem sogar früher veröffentlicht wurde (s. „Differentialrechnung"), die aber dennoch ebensowol dem Ruhme N.'s zugute kommt, als die beiden größten Denker ihrer Zeit nachgewiesenermaßen vollständig unabhängig von einander zu ihren Resultaten kamen. Die zweite Entdeckung N.'s war die der Allgemeinheit der Schwere, deren Gesetze er entwickelte u. auf die astronomischen Erscheinungen anwenden lehrte (vgl. „Gravitation"). Endlich bahnte er die rationelle Erkenntniß des Lichtes an, u. nam. war es die Zusammensetzung des weißen Sonnenlichtes aus farbigen Strahlen, welche er experimentell auf das Schärfste nachwies u. womit er eine richtige Farbenlehre begründete. Um die Theorie der Lichtbrechung, wie um die der Schallfortpflanzung u. der Wasserwellen, um die Einführung der Spiegelteleskope, ihre Vervollkommnung u. Benutzung für astronomische Beobachtungen erwarb er sich die größten Verdienste. In philosophischer Beziehung hielt er sich in den für die Naturwissenschaften aufgestellten Grundsätzen von metaphysischen Beeinflussungen frei. Das Experiment war sein Lehrer,



Nr. 4312. Isaac Newton (geb. 4. Jan. 1643, gest. 31. März 1727).

u. in den folgenden Sätzen, deren Wahrheit er unumstößlich begründete, gab er der neuen Naturforschung ihre Fundamentalsätze: 1. Man muß nie mehr Ursachen annehmen, als man erweisen kann u. als zur Erklärung der Erscheinung nöthig sind; 2. Wirkung u. Gegenwirkung sind immer gleich; 3. Eigenschaften, welche an sich weder vermehrt noch vermindert werden können, u. welche alle Körper besitzen, die Gegenstände unserer Erfahrung sind, müssen als allgemeine Eigenschaften der Körper angenommen werden. Der umfassenden Genialität N.'s entsprach nicht minder sein Fleiß u. seine Beharrlichkeit. Wußte er doch selbst die Frage seines Freundes Halley, auf welche Weise er zu seinen Entdeckungen gekommen, nur mit den Worten zu beantworten: „Indem ich unablässig darüber nachdachte!" Dabei war ihm nichts fremder als Eitelkeit, so daß er kurz vor seinem Tode äußerte: „Ich weiß nicht, wie ich der Welt erscheine, aber mir selbst komme ich vor wie ein Knabe, der am Meeresufer spielt u. sich damit belustigt, dann u. wann einen glatten Kiesel od. eine schönere Muschel als gewöhnlich zu finden, während der große Ozean der Wahrheit unerforscht vor ihm liegt." Mit aufrichtiger Frömmigkeit ging bei ihm die höchste Toleranz u. Menschenfreundlichkeit Hand in Hand. In den letzten Jahrzehnten seines Lebens beschäftigte er sich vorzugsweise mit theologischen Forschungen, nachdem der Kummer über den Verlust eines Theiles seiner Manuskripte durch Feuer im J. 1693 seine Verstandeskräfte geschwächt hatte. Die vielfachen Streitigkeiten, in die er durch seine Entdeckungen verwickelt wurde (wie insbes. 1712 mit Leibnitz), hatten ihren Grund darin, daß er erst spät, u. nur gezwungen, seine Schriften veröffentlichte. Sein Hauptwerk bilden die „Philosophiae naturalis principia mathematica" (Lond. 1687; 3 Bde. mit Kommentar, Genf 1739—43 u. Prag 1781; zuletzt vollständig Lond. 1802). Eine Sammlung seiner „Opera omnia" mit Kommentarien gab Horsley heraus (5 Bde., Lond. 1779—85). Sein Leben beschrieb Brewster (Edinb. 1832; 2. Aufl. 1855; deutsch von Goldberg, Lpz. 1833). Seine „Correspondance" gab Eddlestone heraus (Lond. 1850).

Newstead-Abbey (spr. Njusted-Abbeh), ehemaliger Landsitz Lord Byron's (s. d.) in der engl. Grafschaft Nottingham am Lynnfluß, war ursprünglich ein Augustinerkloster, das von Heinrich VIII. aufgehoben u. John Byron geschenkt wurde, u. ist noch jetzt ein bewundernswerthes Denkmal des goth. Baustils.

New-York, s. „Neu-York".

Nexus (lat.), Verknüpfung, Zusammenhang. Kausalnexus, der ursächliche Zusammenhang.



Nr. 4313. Michel Ney, Fürst v. d. Moskwa (geb. 10. Jan. 1769, gest. 7. Dez. 1815).

Ney, Michel, Herzog v. Elchingen, Fürst von der Moskwa, Marschall von Frankreich, geb. 10. Jan. 1769 zu Saarlouis; war der Sohn eines Böttchers, wurde mit 18 Jahren Husar u. zeichnete sich in allen Kriegen so aus, daß er schon 1794 Brigadegeneral werden sollte, lehnte die Ehre jedoch ab, um sie erst zu verdienen, u. nahm sie erst 1796 an, nachdem er unter Jourdan u. Kleber sich eben so tapfer im Kampfe als edelmüthig nach dem Siege bewiesen hatte. 1799 wurde er nach der Eroberung von Manheim Divisionsgeneral u. kämpfte unter Moreau an der Donau. Nach seiner Verheirathung mit Louise Auguié de Lascans, einer Freundin der Hortense de Beauharnais, wurde er Gesandter in der Schweiz u. 1804 durch den Kaiser zum Marschall erhoben. Durch die Erstürmung der Schanzen von Elchingen führte er 1805 die Kapitulation von Ulm herbei u. drang dann tief in Tirol ein. Von jetzt an begleitete er Napoleon auf alle Siegesstätten: bei Jena, Eylau, Friedland gab er mit die Entscheidung. In Spanien zerfiel er mit Masséna über den Kriegsplan u. zog sich zurück bis zum Russ. Feldzug. Bei Smolensk u. bei Borodino zeigte er sich von der glänzendsten Seite, von der liebenswürdigsten in den unglücklichen Tagen des Rückzugs, seitdem er den Nachtrab führte. Wer sich rettete, verdankte es seiner eisernen Strenge, seiner vorsorglichen Anordnung. Am 2. Mai 1813 begann

er die Schlacht bei Großgörschen, am 20. führte er das Centrum bei Bautzen, am 26. Aug. den rechten Flügel bei Dresden. Obwol bei Dennewitz am 6. Sept. von Bülow geschlagen, deckte er am 19. Okt. den Rückzug der Franzosen bei Leipzig, kämpfte 1814 bei Brienne, Craonne u. Chalons tapfer, aber vergeblich für Napoleon, den er selbst zur Abdankung drängte. Wol ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Pair, aber mannichfaltige Kränkungen durch die neue Regierung erbitterten ihn so tief, daß er eine Zeit lang sich auf sein Landgut zurückzog u. am 14. März 1815, als er Napoleon gegenüberstand, sich schnell entschloß, ihn anzuerkennen, anstatt ihn zu bekämpfen. Im Feldzuge von 1815 schien jedoch seine Kraft gebrochen. Wellington entriß ihm die Höhen von Quatrebras u. sein Heldenmuth bei Waterloo (18. Juni 1815), wo er das Centrum der Armee führte, konnte das Verhängniß nicht aufhalten. Auch diesmal drängte er selbst Napoleon zur Abdankung; dennoch wurde er proskribirt, auf dem Schlosse eines Verwandten in der Nähe von Aurillac entdeckt, im August nach Paris geführt u. durch die Pairskammer des Hochverraths schuldig befunden. Am Morgen des 7. Dez. 1815 wurde er im Garten des Luxembourg erschossen u. dann auf dem Kirchhof Père la Chaise beerdigt. Sein Grab trägt nicht einmal eine Inschrift, dagegen erhebt sich auf der Stelle, wo das Todesurtheil vollstreckt wurde, eine Bronzestatue nach den Entwürfen von Rude. — N.'s Memoiren erschienen 1833 in 2 Bänden zu Paris.

Ney, Jenny, namhafte Sängerin, geb. zu Graz 21. Dez. 1826; wurde von ihrer Mutter, die selbst eine ausgezeichnete Sängerin aus der altital. Schule war, im Gesang unterrichtet, begann ihre Laufbahn mit kleinen Opern-Soubrettenpartien auf der Grazer Bühne, widmete sich dann in Olmütz vollständig der Oper, entfaltete in Prag u. Lemberg ihr großes Talent immer glänzender, so daß sie später gleich bei ihrem ersten Auftreten in Wien 1850 Aufsehen erregte u. als Primadonna am Kärnthnerthor-Theater engagirt wurde, u. ging (1853) an das Hoftheater in Dresden. Seit 1854 auch zur kön. sächs. Kammersängerin ernannt, verheirathete sie sich 1855 mit dem Hofschauspieler Emil Bürde (geb. zu Berlin 3. Juni 1827), einem jüngeren Bruder des 1874 verstorbenen Malers Paul Bürde, der jetzt als Lehrer in der dramatischen Kunst u. Theaterkritiker in Dresden lebt. Bei der **Bürde-Ney,** wie sich die Sängerin seit ihrer Verheirathung nannte, vereinigten sich die prachtvollsten Stimmmittel u. geistige Begabung mit einer vollendeten Kunsttechnik u. einem großen Darstellungstalent. Ihre größten Erfolge, auch auf verschiedenen Gastspielreisen u. selbst in London, errang sie als Armide, Iphigenie in Aulis, Elektra, Fidelio, Rebekka, Rezia, Jessonda, Agathe, Donna Anna, Norma, Elsa, Dinorah, Frau Fluth 2c. 1867 zog sie sich von der Bühne zurück u. wirkt seitdem als Gesangslehrerin in Dresden.

Ngami-See, ein 14 □M. bedeckender See im Innern des südl. Afrika, im N. der Kalahariwüste gelegen, wurde 1849 von Livingstone, Murray u. Oswell entdeckt. Er wird von dem Tioge gebildet u. durch den Suga entwässert, welcher sich weiter im O. in „Salzpfannen", d. i. in halb ausgetrockneten Salzsümpfen, verliert. Das Wasser ist süß u. nur in der trockenen Jahreszeit brackig, aber reich an Fischen. Die Eingeborenen befahren den See mit ausgehöhlten Baumstämmen.

Niagara, ein nordamerikan. Fluß, welcher 8 M. lang u. $^1/_2$ M. breit den Eriesee mit dem Ontariosee verbindet u. bei einem Gesammtgefälle von 102 m. den größten Wasserfall der Erde bildet. Etwa 4 M. unterhalb des Austrittes aus dem Eriesee macht sich in dem bis dahin seeartig ruhigen Fluß eine bedeutendere Strömung bemerklich, welche den Beginn der Stromschnellen (Rapids) bezeichnet; diese endigen in dem riesigen Fall, dem die Insel Goat-Island vorgelagert ist. Durch diese entstehen in dem hier 1447 m. breiten Strome zwei Fälle, von denen der auf der Seite der Verein. Staaten gelegene Fort-Schlosser- od. Amerik. Fall eine Breite von 325 m. u. eine Tiefe von 47 m. hat, der nach seiner Form genannte Hufeisen- od. Canadische Fall bei einer Tiefe von 43 m. gegen 550 m. breit ist. Das Getöse der Wassermassen, von denen stündlich gegen 100 Mill. Tonnen in den Abgrund stürzen, wird meilenweit gehört. Die gesammelten Gewässer zeigen sich jedoch auf der neuen Sohle bald wieder so ruhig, daß ein Kahn bis in die Nähe der stäubenden u. wirbelnden Katarakte unten gelangen kann u. so den gleichzeitigen Anblick beider Fälle ermöglicht, welcher von keinem Ufer zu genießen ist. Etwa 1 M. unterhalb der Fälle wird aber der N. durch eine jähe Wendung u. durch Zerklüftung des Flußbettes zu neuen großartigen Wirbeln, dem sog. „Whirlpool", gezwungen. Das mit Parkanlagen geschmückte Goat-Island ist dicht oberhalb des Amerik. Falles mit dem Festland durch eine Brücke verbunden, eine zweite führt zu den in den Stromschnellen gelegenen „Three Sisters" („Drei Schwestern") genannten Felseninseln, u. eine großartige, von dem deutschen Ingenieur Johann Röbling erbaute Kettenbrücke, welche dem Eisenbahnverkehr wie Fußgängern u. Wagen dient, überspannt den Fluß $^1/_4$ M. unterhalb der Fälle, während eine zweite Kettenbrücke, näher dem Falle zu gelegen, nur dem Personenverkehr zwischen den beiden Ufern dient. Auf der rechten Seite des Flusses liegt das Städtchen Niagara Falls mit prächtigen Hotels für die Tausende von Fremden, welche in den Sommermonaten diesem wunderbaren Naturschauspiele zuströmen. Durch die gewaltige Erosionskraft des Wassers hat der Niagarafall im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte, seitdem er bekannt ist, vielfache Veränderungen erfahren, seine gegenwärtige Form aber vorzugsweise durch die großen Felseneinstürze von 1818 u. 1828 erhalten. Für die durch die Fälle u. Stromschnellen unterbrochene Schiffahrt ist auf engl. Seite der Welland-Kanal, auf amerikan. der Eriekanal, der von Rochester nach Buffalo führt, angelegt u. so die unmittelbare Verbindung zwischen dem Ontario- u. dem Eriesee hergestellt worden.

Niam-Niam, ein zu den Negroiden gehöriger menschenfressender Völkerstamm Centralafrika's, über welchen Petherik (1858), die Gebrüder Poncet u. der Italiener Piaggia (1863) die erste Kunde verbreiteten, der aber erst durch Schweinfurth's berühmte Reise (1870) nach seinen ethnographischen Eigenthümlichkeiten näher bekannt geworden ist. Begrenzt im N. von den Bongo, im O. von den Mittu, im S. von den Monbuttu (s. d.) u. im W. von noch unbekannten Negervölkern, bewohnen die N.-N. das Gebiet zwischen 4° u. 6° n. Br. u. etwa vom 22.—27.° östl. von Greenwich, ein Areal von ungefähr 2300 □M. mit 2 Mill. Seelen. Das Land trägt den Charakter einer Steppe, deren Grasflächen durch parkartig verstreute Gruppen lichter Laubbäume unterbrochen werden; über dieselbe erheben sich steile, unbewaldete Granitberge. Reicheren Baumwuchs tragen die Flußthäler, in denen die meist aus westafrikan. Gewächsen bestehenden Galerienwälder ein fast undurchdringliches Laubdach bilden. Die Flüsse des N.-N.-Landes gehören theils zum Gebiete des Gazellenstromes u. des Bahr el Arab u. durch diese zu dem des Nil, theils zu dem Uelle, welcher im Monbuttulande nach NW. fließt u. von Schweinfurth für den Oberlauf des Shari gehalten wird. Die N.-N. unterscheiden sich wesentlich von den echten Negern: das feingekräuselte Haar fällt in langen Flechten u. Zöpfen über die Schultern, der Schädel ist breit, rund u. kurz, die großen, mandelförmig geschnittenen Augen schräg gestellt, die Augenbrauen dick u. scharf abgezirkelt, die Nase von gleicher Breite u. Länge, das Kinn u. die Wangen abgerundet, der Körper mittelgroß (nicht über 1,8 m.), der Oberkörper überwiegend, der Unterkörper zur Fettbildung geneigt, die Hautfarbe chokoladenbraun. Im Ganzen macht der N.-N. den Eindruck eines merkwürdigen Gemisches von thierischer Wildheit, kriegerischer Entschlossenheit u. dann wieder vertrauenerweckender Offenheit. Der Name N.-N. ist ihnen von den Dinkanegern beigelegt worden u. bedeutet „Menschenfresser", sie selbst nennen sich Sandeh u. tragen als Stammestätowirung drei od. vier mit Punkten ausgefüllte Quadrate auf Stirn, Schläfen u. Wangen u. eine xförmige Figur unter der Brust. Außerdem tätowiren sie noch mit Punkten u. Linien Oberarm u. Brust u. feilen die Schneidezähne spitz. Als Kleidung tragen sie bunte Felle um die Hüften, wobei der lange schwarze Schwanz des Guereza an dem entsprechenden Körpertheile hängt. Auf den Haarschmuck verwenden nam. die Männer viele Sorgfalt u. verzieren ihr Haupt mit den seltsamsten Frisuren. Auf dem Kopfe tragen die Männer einen schirmlosen Strohhut mit langem Federbusch; als Stirnschmuck dienen die an einander gereihten Reißzähne des Hundes. Die Hauptwaffen der N.-N. sind Lanze u. Trumbasch, ein mehrschenkeliges, mit spitzen Zacken versehenes, an den Rändern geschärftes Eisen, welches geworfen wird. Die Männer beschäftigen sich nam. mit der Jagd, während der Ackerbau von den Frauen allein besorgt wird. Die wichtigste Getreideart ist Eleusine coracana, aus deren Körnern die N.-N. ein gutes Bier zu bereiten verstehen; Manioc, Bataten, Yams, Colocasien u. Tabak werden in großer Ausdehnung angebaut. Hühner u. Hunde sind die einzigen Hausthiere. Die Anthropophagie wird allgemein getrieben u. Menschenfett, dem man eine berauschende Wirkung zuschreibt, bes. hochgeschätzt. Mit den Zähnen der Erschlagenen u. Verspeisten schmücken die N.-N. ihren Körper, die Schädel hängen sie als Trophäen an Pfähle vor ihre Wohnungen. Dörfer giebt es an keiner Stelle des N.-N.-Landes; die kegelförmigen, zu kleinen Weilern gruppirten Hütten sind weithin über das Kulturland verstreut. Der Fürst hat nur den Oberbefehl im Kriege; er vollzieht außerdem eigenhändig die Todesurtheile durch den Strang u. erhebt als Abgabe alles Elfenbein u. die Hälfte des Fleisches von der Jagdbeute. Trotz unbegrenzter Vielweiberei nehmen doch die Frauen unter den N.-N. eine sehr würdige Stellung ein; sie halten die Ehe sehr

streng u. werden von ihren Männern oft leidenschaftlich geliebt. In Eisenarbeiten, Töpferei, Holzschnitzerei, Hausbau u. Korbflechterei zeigen die N.-N. eine nicht geringe Kunstfertigkeit; für Musik haben sie eine besondere Vorliebe. Ihrer Sprache nach gehören sie zu dem großen nubisch-libyschen nordafrikan. Sprachstamm. — Vgl. G. Schweinfurth, „Im Herzen von Afrika" (Bd. 2, Lpz. 1874).

Nibelungen (isländ. Niflungar) ist der Name eines dämonischen Geschlechts, das in den Sagen der germanischen Völker eine Hauptrolle spielt u. neben anderen Gedichten vielen Liedern der älteren Edda u. vor Allem unserem größten Nationalepos, dem Nibelungenliede od. Der Nibelungen Noth, Stoff u. Namen geliehen hat.



Nr. 4314 u. 15. Niam-Niam.

Die nordische Erzählung, in 15 Liedern der älteren Edda u. ergänzenden Prosastücken enthalten, ist folgende: Sigurd, ein Wölsung, d. h. Sprosse eines auserwählten Geschlechtes, des Sigmund von Hunaland Sohn, wird von Hjördis nach des Vaters Tode geboren, vom Dänenkönige Hjalprek durch den Zwerg Regin, den Bruder Fafnir's, erzogen. Mit dem von Regin geschmiedeten Schwerte Gram rächt er Sigmund's Tod an den Hundingen. Darauf zieht er gegen Fafnir, der den Schatz seines Vaters Hreidhmar dem Regin vorenthalten hatte. Dieser Schatz war die Buße, welche die Götter Odin, Hönir u. Loki dem Hreidhmar für Ermordung seines Sohnes Otr hatten bezahlen müssen; sie selbst hatten den Schatz, ausgezeichnet bes. durch den Ring Andvaranaut, dem Zwerg Andvari abgenommen, welcher seinen Fluch auf denselben legte. Sigurd erschlägt den Fafnir, welcher in Drachengestalt den Schatz hütet, Regin stellt dem Sieger nach; dieser, durch Genuß des Drachenblutes der Vogelstimmen kundig, wird gewarnt, erschlägt Regin u. gewinnt den Schatz, den er auf sein Roß Grani lädt. Er reitet nach der Burg der Walküre Brynhild (Sigrdrifa), der Tochter Budli's, Schwester König Atli's von Hunmörk, welche dort, von Odin zur Strafe eingeschlossen, dessen als Bräutigams warten soll, der die Waberlohe, den Flammenkranz, mit dem er ihr Schloß umgeben, durchreiten kann. Sigurd vermag dies; er verlobt sich mit Brynhild. Er reitet zu den Gjukungen (Niflungen, Burgunden), den Söhnen Gjuki's u. Grimild's: Gunnar, Högni u. Guthorm. Ihre Schwester Gudrun heirathet er, nachdem er von Grimild einen Vergessenheitstrank empfangen. Gunnar will um Brynhild werben; Sigurd, der allein sie erwerben kann, tauscht mit Gunnar die Gestalt, dringt in Brynhild's Burg u. schläft bei ihr, ohne sie zu berühren; am anderen Morgen giebt er ihr Andvaranaut, Gunnar feiert Hochzeit. Eines Tags wirft Brynhild der Gudrun vor, Sigurd sei Hjalprek's Knecht; im Laufe des Wortwechsels sagt ihr Gudrun, daß der Ring, den Brynhild trage, von Sigurd stamme. Brynhild sinnt auf Rache u. gewinnt Gunnar dazu. Guthorm ermordet Sigurd im Bette; Sigurd wirft ihm sein Schwert nach, das ihn in zwei Stücke zerschneidet. Brynhild giebt sich mit Sigurd's Schwerte den Tod. Beide werden auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Die Gjukungen erlangen den Schatz u. Andvaranaut. Atli will seiner Schwester Brynhild Tod an den Gjukungen rächen; durch Vertrag bekommt er Gudrun zur Frau; diese erhält für Sigurd's Tod ein Wergeld u. einen Vergessenheitstrank. Atli, aus Gier nach dem Schatze, lädt nach Jahren seine Schwäger zu sich ein. Sie kommen trotz Gudrun's Warnung. Alle werden getödtet, bis auf Gunnar, der in den Schlangengarten geworfen wird, weil er als letzter Ueberlebender den Schatz nicht verrathen will. Gudrun nimmt von Atli Buße für den Tod ihrer Brüder an, bleibt aber unversöhnt. Sie setzt ihm die beiden mit ihm erzeugten Söhne zum Mahle vor, tödtet ihn selbst u. stürzt sich ins Meer. — Die deutsche Form der Sage bietet neben späteren kleineren Denkmälern vor Allem das Nibelungenlied od. Der Nibelungen Noth. Dasselbe ist in zahlreichen Handschriften u. Bruchstücken erhalten, die sich in zwei Hauptgruppen scheiden: Die eine, deren Hauptrepräsentant die Hohenems-Laßbergische Handschrift (C) ist, schließt mit den Worten: „Daz ist der Nibelunge liet"; die andere, die von den vielen ihr angehörigen Handschriften auch die Vulgata heißt, mit „Daz ist der Nibelunge nôt". Außer in vielen Lesarten differiren beide Gruppen in der Strophenzahl; die Gruppe C hat den umfangreicheren Text. Innerhalb der Vulgata scheiden sich: die Gruppe der Berliner Handschrift (J), die einige Strophen u. Lesarten aus C hat, die eigentliche Vulgata, deren Haupthandschrift die St. Galler (B) ist, u. die einzelne Hohenems-Münchener Handschrift (A), welche wieder beträchtlich weniger Strophen enthält als B, auch in den Lesarten öfters abweicht.

Die Erzählung des Nibelungenliedes ist diese. In Worms am Hofe der Burgunden (später auch Nibelungen genannt) lebt die schöne Königstochter Kriemhild bei ihrer Mutter Uote (der Vater Dankrat ist todt) u. ihren Brüdern, den Königen Gunther, Gernot u. Giselher. Siegfried (Sifrit) von Niederland, Sohn des Königs Sigmund u. der Siglind in Xanten, zieht aus, um Kriemhild zu werben. Die Burgundenkönige sehen ihn zu Worms in den Hof reiten; nur Hagen von Tronje, Gunther's größter Vasall, erräth, daß es Siegfried sei, u. erzählt von seinen Heldenthaten, wie er einen Drachen getödtet u. sich in dessen Blute gebadet habe, daß er unverwundbar geworden, wie er den Hort des alten Nibelung seinen Söhnen Nibelung u. Schilbung entrissen u. ihren Vasallen, den starken Zwerg Albrich, bezwungen habe. Auf Hagen's Rath wird Siegfried freundlich empfangen; er erwiedert trotzig, daß er gekommen sei, mit den Burgunden um ihr Land zu kämpfen, wird aber besänftigt u. bleibt in Worms. Eine Schlacht gegen Lüdegast von Dänemark u. Lüdeger von Sachsen wird vornehmlich durch Siegfried gewonnen; bei der Rückkehr sieht er Kriemhild zum ersten Male. Gunther verspricht sie ihm zum Weibe, wenn Siegfried ihm zur Erwerbung Brünhild's von Island behülflich sein wolle. Siegfried gewinnt Brünhild für Gunther, indem er mittels der Tarnkappe, eines den Träger unsichtbar machenden Mantels, an Gunther's Statt die drei Kampfspiele gewinnt, an die Brünhild's Besitz geknüpft ist. Gunther u. Brünhild, Siegfried u. Kriemhild werden vermählt. Brünhild, im Zorne über die Vermählung ihrer Schwägerin mit einem Dienstmann (wofür sich Siegfried ausgegeben), verweigert dem Gunther ihre Minne, wird aber durch Siegfried an seiner Statt bezwungen. Siegfried, ohne ihr etwas anzuhaben, zieht ihr einen Ring ab, den er später seinem Weibe schenkt. Siegfried u. Kriemhild reisen nach Xanten ab. Nach Jahren lädt Gunther Beide nach Worms ein. Sie erscheinen. Kriemhild u. Brünhild gerathen wegen Siegfried's Standes in Wortwechsel; Kriemhild zeigt den Ring vor u. sagt, nicht Gunther, sondern Siegfried habe Brünhild's Jungfrauschaft erobert. Brünhild, auf Rache sinnend, wird von dem seinen Gebietern treu ergebenen Hagen unterstützt; Gunther's Schwachheit wird beschwatzt. Auf der Jagd im Odenwald wird Siegfried von Hagen, der mit List von Kriemhild die einzige verwundbare Stelle Siegfried's erkundet hat, meuchlerisch erschlagen, sein Leichnam vor Kriemhild's Thüre gelegt. Hagen wird durch das Bluten der Wunde Siegfried's als Mörder verrathen, Gunther's falscher Spruch reinigt ihn. Kriemhild söhnt sich mit ihren Brüdern aus, nicht aber mit Hagen. Während sie zu Lorsch den Tod Siegfried's betrauert, weiß Hagen den Hort der N., der von Niederland an Kriemhild gekommen, an die Burgunden zu bringen u. versenkt ihn heimlich in den Rhein. Etzel, der Hünen (Hunnen) König, wirbt durch seinen Dienstmann, den Markgrafen Rüdeger von Bechelaren, um Kriemhild. Nach langem Zaudern willigt sie ein. Ihre Brüder begleiten sie eine Strecke; der Bischof Pilgerin von Passau, Uote's Bruder, geleitet sie durch seinen Sprengel. Kriemhild lebt bei Etzel in Macht u. Herrlichkeit, ohne je Siegfried u. die Rache an Hagen vergessen zu können. Von Rachsucht getrieben, bewegt sie ihren Gemahl, die Burgunden zu einem Feste zu laden. Diese kommen nach langer Berathung. In Bechelaren werden sie von Rüdeger herzlich empfangen u. Giselher mit Rüdeger's

Tochter verlobt. In Etzelnburg (Gran?) angelangt, werden die Gäste von Dietrich von Bern, der als Flüchtling dort lebt, gewarnt, aber umsonst. Kriemhild trachtet Hagen allein ermorden zu lassen; aber er u. sein Waffengefährte, der ritterliche Fiedler Volker von Alzei, schrecken die Abgesandten zurück. Im Turnier ersticht Volker einen Hünen. Kriemhild läßt durch Etzel's Bruder Blödel den Kampf mit dem burgundischen Gefolge beginnen, während Hagen durch den Mord Ortlieb's, des Kindes Etzel's u. Kriemhild's, das Signal zum Kampf im Saale giebt. Alles fällt bis auf Etzel, Kriemhild, Dietrich, den alten Hildebrand (Dietrich's Waffenmeister) u. andererseits Gunther u. Hagen. Hagen verweigert die Herausgabe des Nibelungenschatzes. Kriemhild läßt Gunther das Haupt abschlagen u. vor Hagen bringen, der bei seinem Trotze bleibt. Kriemhild erschlägt ihn. Hildebrand, ergrimmt über dieses Ende seines ritterlichen Gegners, streckt sie todt zu Boden. — Diese Erzählung des „Nibelungenliedes" ist fortgesetzt in der „Klage", einem Gedichte in kurzen Reimpaaren zu 4 Hebungen, das etwa aus derselben Zeit stammt, offenbar das Lied fortsetzen will u. sich in allen vollständigen Handschriften desselben findet. Dasselbe erzählt neben der lang ausgesponnenen Klage um die Gefallenen die Meldung des Unglücks nach Bechelaren, Passau u. Worms durch die beiden Fiedler u. Boten Etzel's, Swemmel u. Wärbel. Der Verfasser erzählt, daß Pilgerin „aus Liebe zu seinen Neffen" die Geschichte von dem Untergange der Burgunden habe durch seinen Schreiber Konrad „mit lat. Buchstaben" aufzeichnen lassen, daß sie seither oft in deutscher Zunge gedichtet worden u. allgemein bekannt sei.

Den mythologischen Kern dieser Sage bildet Leben u. Tod Siegfried's. Die vergleichende Mythologie lehrt, daß Siegfried, der Drachentödter, ein Gott des Lichtes ist, der die finstere Macht der Gewitterwolke im leuchtenden, geschlängelten Blitze vernichtet u. dadurch die gefangene Jungfrau, die Sonne, u. das Gold der Sonne od. des Erdsegens befreit u. für sich erobert, der aber, da jene Gewittermacht eigentlich nur die Kehrseite seines eigenen Wesens ist, „im eignen Feuer stirbt". Es lag nahe — u. dieser Uebergang ist an andern Mythen nachweislich — diesen sommerlichen Gott der Fruchtbarkeit ausschließlich zu einem Gotte des Sommers zu machen, der die Jungfrau, die nunmehr den Segen der Erde bedeutet, aus der Gewalt der winterlichen Dämonen, der „N.", Nebelinge, erlöst, aber mit dem Ende der schönen Jahreszeit sammt seiner Gattin u. sammt dem reichen Schatze der Sommernatur den Dämonen wiederum verfällt. Eine weitere Entwicklung vermenschlichte diese Sage; die Götter u. Dämonen wurden zu Helden, der Hort der N. zu wirklichem Golde u. die ganze Sage bekam einen ethischen Charakter; es schien die Verderblichkeit des Goldes, von dem auch nach der nordischen Göttersage alles Uebel stammt, darin dargestellt zu sein. Auf diesem Standpunkte etwa mochte die Sage stehen, als sie mit einer historischen Begebenheit des 5. Jahrh. verquickt ward. Wenn der ganze Inhalt der Siegfriedsage vermenschlicht war, so mußte es scheinen, als ob der Sage ein Abschluß fehle; denn Siegfried's Tod blieb ungerochen. Gibich (nord. Giuki) war ein mythologischer Name, ebenso Gudrun u. der Alliteration nach auch Gunther u. vielleicht Guthorm. Nun existirten wirklich burgundische Könige Gibica, Gundomar, Gislahari u. Gundahari, von denen der letzte im J. 437 von den Hunnen mit seinem ganzen Stamme vernichtet wurde. Diese Geschichte ward an die Siegfriedsage angeschweißt u. damit ein befriedigender Abschluß gefunden. Daß dabei Attila als Führer der Hunnen genannt wurde, war ganz natürlich. Andere historische Momente veranlaßten endlich die in der deutschen Sage vorgegangene Modifikation, daß anstatt des ländergierigen Attila die racheburstige Kriemhild zur Urheberin des Mordens gemacht wurde. Diese Umwandlung war spätestens vor 1131 schon vor sich gegangen; wahrscheinlich aber war sie ein Werk schon des 6. Jahrh., so daß die Sage vor Ende dieses in den Norden gewandert sein müßte; denn daß sie deutschen Ursprungs ist, beweisen die Namen zur Genüge.

Ueber die Aufzeichnungen der Sage in Deutschland vor dem Nibelungenliede weiß man wenig. Sicher aber scheint zu stehen, daß die Nachricht der Klage von dem Schreiber Konrad richtig ist. So fabelhaft dieselbe klingt, da Piligrim (Pilgerin) von Passau 971—991 Bischof war, also nicht Oheim Gundahari's sein konnte, so ist doch dieses Zusammenwerfen der Zeiten in einem sagenhaften Gedichte ganz natürlich, u. die Annahme einer lat. Aufzeichnung der Sage in der zweiten Hälfte des 10. Jahrh. wird bestätigt durch die lokalen Verhältnisse an der Donau oberhalb Wiens, wie sie im Nibelungenliede gezeichnet sind, historisch aber nur ganz kurz eben zu Piligrim's Zeit bestanden haben. Weiterhin wissen wir wol zwei Jahrhunderte lang nichts mehr von den Schicksalen unserer Sage. Eine Erzählung bei Saxo Grammaticus beweist, daß 1131 die deutsche Form der Sage in Niederdeutschland galt. Mit diesem letzten Zeugnisse stehen wir unmittelbar vor dem Nibelungenliede selbst. Dasselbe ist nicht ein Produkt des eigentlichen Volksgesangs, sondern ein Erzeugniß höherer, vielleicht höchster Kreise; das beweist die genaue Bekanntschaft des Dichters mit höfischer Sitte u. seine Vorliebe für dieselbe. Aber der sonstigen höfischen Epik stand es fern genug, schon dadurch, daß kein Verfasser sich genannt hat; es fand denn auch in höfischen Kreisen keinen od. doch wenig Anklang, um so mehr aber im Volke. Das beweisen noch mehr als die große Zahl der Handschriften die Veränderungen, welche der Text in einigen der späteren erlitten hat, sowie die große Zahl populärer Nationalepen, die sich in der Kunstform enge an das Nibelungenlied angeschlossen haben. Das Lied „vom hürnen Seifrid", das im 13. Jahrh. entstand, zeigt Abweichungen in der Sage. Hans Sachs bearbeitete 1557 den Stoff in einer „Tragedia". Später lief die Sage in das prosaische Volksbuch von Siegfried aus. Das Nibelungenlied selbst verschwindet im Laufe des 16. Jahrh. u. wurde erst im 18. wieder entdeckt. Die ersten Ausgaben von Bodmer (1757) u. Myller (1782) waren sehr unkritisch. Erst Karl Lachmann stellte durch seine Ausgabe des Liedes u. der Klage (1826, oft wiederholt) u. durch seine Anmerkungen („Zu den N. u. zur Klage", 1836) einen festen Boden her, nachdem er 1816 in „Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes von der N. Noth" seine kritischen Ansichten präliminarisch dargelegt hatte. Lachmann hält die Handschrift A für die einzige unverfälschte Textquelle; durch Ueberarbeitung sei daraus B, aus B ebenso C entstanden. In A selbst sah Lachmann das Resultat einer Zusammenschweißung von 20 um 1190—1210 entstandenen Volksliedern nebst Fortsetzungen u. Zusätzen, was Alles er rein herausschälen zu können glaubte. Diese „Liedertheorie" fand fast allgemeine Anerkennung. W. Müller suchte sie („Ueber die Lieder von den N.", 1845) dahin zu modifiziren, daß er längere „Rhapsodien" annahm; K. Müllenhoff („Zur Geschichte der Nibelunge Not", 1854) durch die Annahme, daß die 20 Lieder zuerst in größere Liederbücher zum Gebrauch der fahrenden Sänger zusammengestellt worden u. erst aus diesen A entstanden sei. Andererseits entdeckte Jakob Grimm, daß Lachmann in der Auswahl der „echten" Strophen sich — wie auch sonst mitunter — von der Grille habe leiten lassen, in jedem Lied eine mit 7 theilbare Strophenzahl zu finden. Heinrich Fischer („Nibelungenlied od. Nibelungenlieder?", 1859) versuchte eine eingehende Einzelkritik der Liedertheorie, auf die bis jetzt nicht geantwortet worden ist. Adolf Holtzmann („Untersuchungen über das Nibelungenlied", 1854) suchte Lachmann's Theorie ihr Fundament zu rauben, indem er C für die beste Handschrift erklärte, aus der B geflossen sei, während A eine schlechte Abschrift einer zu B gehörigen Handschrift sei. Karl Bartsch („Untersuchungen über das Nibelungenlied", 1865) hat mit einer neuen Handschriftentheorie viel Beifall gefunden. Nach ihm ist A nur eine schlechte Kopie einer guten Handschrift der Gruppe B. Diese selbst u. C stehen in folgendem Verhältniß. Etwa um 1150 entstand das Original aller Handschriften, wie alle Gedichte jener Zeit mit zahlreichen ungenauen Reimen („Assonanzen"). Einen Theil derselben entfernte ein Umarbeiter um 1170—1180. Um diese Zeit entstand auch die Klage u. ward mit dem Liede verbunden. Beide mit einander wurden, um genaue Reime herzustellen, um 1190—1200 von zwei Umarbeitern bearbeitet, von deren einem B, von dem andern C stammt. Bartsch hat sich zugleich besondere Verdienste erworben um Sicherstellung der Metrik des Liedes, indem er Lachmann's epochemachende Gesetze modifizirte. — Ganz dasselbe Metrum mit dem Nibelungenliede zeigen die Strophen des Kürenberger's (s. d.). Dies hat, nachdem Andere sehr vage Ideen über den Dichter des Nibelungenliedes geäußert hatten, Franz Pfeiffer veranlaßt („Der Dichter des Nibelungenliedes", 1862), demselben Kürenberger das Nibelungenlied zuzuschreiben, da die Verwendung der Strophe eines Anderen im 12. u. 13. Jahrh. nicht erlaubt gewesen sei. Obwol Pfeiffer's Argumente nicht sehr zwingend waren, so ist seine Hypothese durch Bartsch's Handschriftentheorie gestützt worden u. ist, wenn man überhaupt einen bestimmten Verfasser nennen will, noch die plausibelste. Damit wird die Entstehung des Gedichtes nach Oesterreich verlegt, wie auch von Anderen meist angenommen wird, während Friedrich Zarncke („Beiträge zur Erklärung u. Geschichte des Nibelungenliedes", 1856) Tirol als die Heimat des Liedes ansieht.

Die umfängliche Literatur über das Nibelungenlied hat übersichtlich zusammengestellt Herm. Fischer, „Die Forschungen über das Nibelungenlied seit K. Lachmann" (Lpz. 1874). Von den Ausgaben des Nibelungenliedes sind nur die besseren kritischen zu nennen: nach A von Lachmann (Berl. 1826 ff., sammt der „Klage"), nach B von Bartsch (Lpz. 1866 ff.), nach C von Holtzmann (Stuttg. 1857 ff.) u. Zarncke (Lpz. 1856 ff.); Bartsch's große Ausgabe, die B u. C gegen einander stellt, ist in Text u. Lesarten vollendet (2 Bde., Lpz. 1870—76). — Die Klage ist bes. edirt nach C von Holtzmann (Stuttg. 1859) u. nach B u. C, mit vollständigem Apparat, von Bartsch (Lpz. 1875) u. Edzardi (Hann. 1875). — Die Uebersetzungen sind zahlreich. Am nächsten schließen sich an das Original an die von Simrock (Stuttg. 1827 ff.) u. von Bartsch (Lpz. 1867); in Prosa ist die von Scherr (1860), an freieren Uebersetzungen ist bes. die

von Hinsberg (1812 ff.) zu nennen. — Ueber die dichterische Behandlung der Nibelungensage bis auf die neueste Zeit, hauptsächlich vertreten durch die Werke von Hebbel, Geibel, Jordan u. Richard Wagner, vgl. v. Wolzogen, „Der Nibelungenmythos in Sage u. Literatur" (Berl. 1876).

Nicäa, s. „Nikäa".

Nicander, Karl August, schwed. Dichter, geb. 20. März 1799 zu Strengnäs, besaß eine lebhafte Phantasie u. die Form seiner Dichtwerke ist vollendet zu nennen. Was seinen Werken etwa an Originalität abgeht, ersetzt er durch üppige Pracht der Diktion u. treffliche Versbildung. Bedeutenderes würde er vielleicht noch geleistet haben, hätten nicht Krankheit u. Noth ihn verfolgt u. ein früher Tod (N. starb 7. Febr. 1839 zu Stockholm) seinem Schaffen ein vorzeitiges Ende bereitet. Seine bekanntesten u. beliebtesten Schriften sind die Gedichtsammlung „Hesperider" (Oerebro 1835) u. „Minnen från Södern" (2 Thle., Stockh. 1831—39), Reiseerinnerungen aus Italien, wo er sich mit Unterstützung des jetzigen Königs längere Zeit aufgehalten hatte. Für sein Gedicht „Tassos död" erhielt er den großen Preis der Schwed. Akademie. Unter seinen dramatischen Werken zeichnen sich bes. „Das Runenschwert" (Stockh. 1820) u. „König Enzio" (deutsch von Mohnike, Stralsund 1829) aus. — N. hat auch Schiller's „Räuber" u. „Die Jungfrau von Orleans" sowie Shakespeare's „Othello" übersetzt.

Nicandra physaloides, judenkirschartige Nicandra; ein krautartiges Gewächs aus Peru, das bei uns leicht verwildert, in Ungarn aber schon oft als Surrogat des Tabaks angebaut wurde. Es ähnelt unserer gemeinen Judenkirsche (Physalis Alkekengi) u. trägt kirschengroße Früchte, welche in ihrem Vaterlande wegen ihrer diuretischen Wirkung verwerthet werden u. nam. bei Harngries wirksam sein sollen.

Nicaragua, eine centralamerikan. Republik, 2736 □M. groß; grenzt im N. an Honduras, im S. an Costarica, im O. an das Karaib. Meer u. im W. an den Stillen Ozean. Die südl. Grenze wird durch den N.-See u. den San-Juan-Fluß gebildet. Den östl. Theil des Landes bildet die Mosquitoküste (s. d.), welche keinen einzigen günstigen Hafenplatz besitzt; nach W. zu erhebt sich das Land zu einem nur zum Theil durchforschten Plateau, von welchem der Rio Coco u. Siquia abströmen u. das nach W. in Terrassen zu einer Niederung abfällt, die durch eine niedrige Gebirgskette gegen das Meer zu begrenzt ist. Von derselben strömt der Estero-Real zur Fonseca-Bai; eine etwa 200 m. hohe Wasserscheide trennt denselben im SO. von dem Managua-See. Dieser füllt ein Einsturzthal aus, bedeckt einen Flächenraum von 28 □M. u. steht durch den Tipitapa-Fluß mit dem 172 □M. großen N.-See in Verbindung. Dies ist das bedeutendste Wasserbecken Centralamerika's, welches eine nicht unbedeutende Zahl fruchtbarer, theilweise vulkanischer Inseln umschließt. Sein Abfluß, der Rio San Juan, mündet nach einem Laufe von 17 M. in das Karaib. Meer, u. zwar in einem Delta, an dessen nördl. Arme der Hafenplatz Greytown od. S. Juan de N. liegt. Diese für den Handelsverkehr zwischen dem Atlant. u. Stillen Ozean wichtige Bodensenke ist von verschiedenen Seiten zur Anlage eines interozeanischen Kanales vorgeschlagen worden, der die Seen u. Flüsse benutzen sollte. Leider versperren den San Juan im Mittellauf Stromschnellen, welche selbst die kleinen Dampfer, die ihn befahren, zum Umladen zwingen; außerdem ist auch der Estero-Real nur auf eine kurze Strecke seines Unterlaufes schiffbar u. endlich würde die Wasserscheide die Anlage eines sehr kostbaren Schleußensystems fordern, für welches der nöthige Wasserbedarf noch nicht nachgewiesen ist. Diese tiefe Bodensenke ist mit einer nach NW. streichenden Reihe essenartig auf dem Grunde stehender Vulkane besetzt, welche auf einer Insel des N.-Sees mit dem 1300 m. hohen Madeira beginnen u. mit dem Cosiguina an der Fonseca-Bai enden. Der höchste unter diesen Feuerbergen ist der 2200 m. hohe Momotombo. Das Klima ist in den bes. kultivirten Niederungen für die Europäer gefährlich, Fieber, Blattern u. Aussatz treten hier häufig auf. Die kühleren u. gesünderen Hochgebirgslandschaften eignen sich aber wegen der mangelhaften Verbindung mit dem Meere nur wenig für Kolonisation. Die Bevölkerung, nur 250,000 Seelen umfassend, darunter nur etwa 1000 Weiße u. 9000 Neger, besteht überwiegend aus Indianern u. Mischlingen, welche auf sehr niedriger Bildungsstufe stehen. Ackerbau, Bergbau u. Viehzucht sind ihre Hauptbeschäftigung. Der Anbau von Mais, Bananen, Bohnen, Kakao, Tabak, Zuckerrohr, Baumwolle, Kaffee u. Indigo lohnt überreichlich die darauf verwandte Mühe; der Mangel an Häfen u. die Indolenz der Bewohner stehen aber einer den günstigen natürlichen Verhältnissen des Landes entsprechenden Entwicklung der materiellen Kultur hindernd entgegen. Bergbau wird fast ausschließlich auf Gold betrieben; 1854 herrschte in N. ein wahres Goldfieber, seitdem sind aber viele Minen wieder aufgegeben u. die noch betriebenen befinden sich in den Händen von engl. u. nordamerikan. Compagnien, während die Eingeborenen nur Raubbau treiben. Außerdem besitzt das Land noch Lager von Silbererzen u. Kohlen. Hauptprodukte der Ausfuhr, die im Handelsjahre 1872—73 einen Werth von etwa 1 Mill. Doll. hatte, sind Zucker, Kaffee, Baumwolle, Häute, Gummi u. Indigo. Die Haupthäfen sind San Juan del Sur u. Corinto. N. zerfällt in die Departements Meridional od. Rivas, Oriental od. Granada, Occidental od. Leon, Setentrional od. Segovia u. in das Territorium der Mosquito-Küste od. Mosquitia. Die Hauptstadt Managua hat 10,000 E. Die Verfassung ist der nordamerikan. nachgebildet u. datirt von 1858; doch erleidet sie durch revolutionäre Bewegungen häufig Umänderungen, je nachdem die demokrat. od. aristokrat. Partei an das Ruder kommt. Parteiumtriebe haben den ganzen Staatsmechanismus desorganisirt. Die Einkünfte wurden für 1870 auf 644,000 Doll. geschätzt, während die Staatsschuld sich auf 7,000,000 Doll. belief. N. wurde 1522 von Gil Gonzalez Davila entdeckt u. dem span. Generalkapitanat Guatemala zugetheilt; 1821 befreite es sich von der span. Herrschaft u. bildete 1823 mit den anderen 4 Staaten Centralamerika's einen Bund, welcher aber wegen innerer Streitigkeiten 1839 aufgelöst wurde; ein neues Bündniß zwischen N., Honduras u. San Salvador dauerte nur 1849—51. Erst 1850 ward N.'s Selbständigkeit von Spanien offiziell anerkannt. Bürgerkriege, hervorgerufen durch die aristokratische u. demokratische Partei u. die Eifersucht der beiden Städte Granada u. Leon, waren häufige Erscheinungen, bis diese inneren Unruhen der nordamerikan. Abenteurer William Walker 1855 mit einer kleinen Schar benutzte, an der Küste landete, die wichtigsten Städte einnahm u. sich zum eigentlichen Herrscher im Lande machte, während Patricio Rivas zum Präsidenten ernannt worden war. Die Vereinigung der centralamerikan. Staaten machte diesem Regimente 1857 ein Ende; vergebens versuchte Walker 1859 abermals sich des Landes zu bemächtigen; nach einer dritten Landung wurde er 1860 standrechtlich erschossen. In demselben Jahre kam die Mosquitoküste (s. d.) in definitiven Besitz N.'s.

Nicaraguaholz, s. „Bahamaholz".

Niccolini, Giovanni Battista, ital. Dichter, bes. Dramatiker, geb. 31. Dez. 1785 zu San Giuliano bei Florenz. Obwol seine Jugendzeit mit der bewegten Revolutionsperiode zusammenfiel u. obwol er ein eifriger Anhänger liberaler Ideen u. ein vertrauter Freund Ugo Foscolo's war, hielt er sich doch von jeder thätigen Betheiligung am politischen Leben fern u. widmete sich ganz seinem Lehramte (er war Professor der Geschichte u. der Mythologie an der Akademie der schönen Künste zu Florenz; zeitweilig bekleidete er auch eine Bibliothekarstellung) u. seinen literarischen Arbeiten. Nach einem langen u. friedlichen Leben starb er in Florenz 20. Sept. 1861. N. führte sich im J. 1804 mit einem Lehrgedichte „La peste di Livorno" in die literarische Welt ein, wandte sich jedoch bald dem Drama zu u. ließ in rascher Folge von 1810—19 die Tragödien „Polissena", „Medea", „Ino e Temisto", „Edipo", „I sette a Tebe", „Matilda" u. „Nabucco" (eine Dramatisirung der Geschichte Napoleon's) erscheinen, Dichtungen, welche (mit Ausnahme der „Matilda") ganz von dem Geiste des strengen Klassizismus erfüllt u. infolge dessen nicht frei von Steifheit u. Schematismus sind. Nach längerer Pause in seiner dichterischen Thätigkeit, die er mit philosophischen u. ästhetischen Untersuchungen ausfüllte, brach N., als er 1827 der Pflege des Drama's sich von Neuem widmete, mit der klassischen Schule u. wandte sich Anfangs zaghaft, später immer entschiedener, dem Romantizismus zu. Dieser zweiten Dichtungsperiode N.'s gehören an die Tragödien „Antonio Foscarini", „Giovanni da Procida", „Lodovico Sforza", „Arnoldo da Brescia" u. „Rosmonda d'Inghilterra" (1839). Mit glücklicher Hand wählte N. die Stoffe der meisten dieser Dramen aus der vaterländischen Geschichte u. gab in ihrer Bearbeitung den patriotischen u. freisinnigen Ideen einen begeisternden Ausdruck. Unbedeutender sind N.'s letzte Dramen „Mario e i Cimbri" u. „Filippo Strozzi" (1847). Neben den Dramen kommen die übrigen Dichtungen u. Schriften N.'s (eine versifizirte Novelle „Irene Malatesta", eine Geschichte der Hohenstaufen, philosophisch-ästhetische Abhandlungen 2c.) wenig in Betracht. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien in Turin 1862.

Nichtigkeitsbeschwerde (querela nullitatis). Ist von einem Richter gegen bestehende gesetzliche Vorschriften verstoßen worden, sei es bei dem eingeschlagenen Prozeßverfahren (formelle Nichtigkeit) od. bei Ertheilung eines Erkenntnisses (materielle Nichtigkeit), so muß dem dadurch Benachtheiligten ein Rechtsmittel gegeben sein, mit welchem er die

Oberbehörde anrufe, damit diese das nichtige Verfahren od. Urtel wieder aufhebe u. außer Rechtswirksamkeit setze. Diesen Zweck erfüllt die N. Nur die Rechtsfrage im Gegensatze der Thatfrage ist es also, deren nochmalige Prüfung jenes Rechtsmittel bezweckt. Da die Nichtigkeiten von größerer od. geringerer Bedeutung für den Ausgang eines Rechtsstreites od. einer Untersuchung sein können, so muß man auch zwischen zwei Arten von N. unterscheiden, insofern die eine die rechtzeitige Rüge des Verstoßes gegen gesetzliche Bestimmungen voraussetzt, die andere auch später noch erhoben werden kann. Auch die letztere Art von N. pflegt übrigens an eine bestimmte Frist gebunden zu sein.

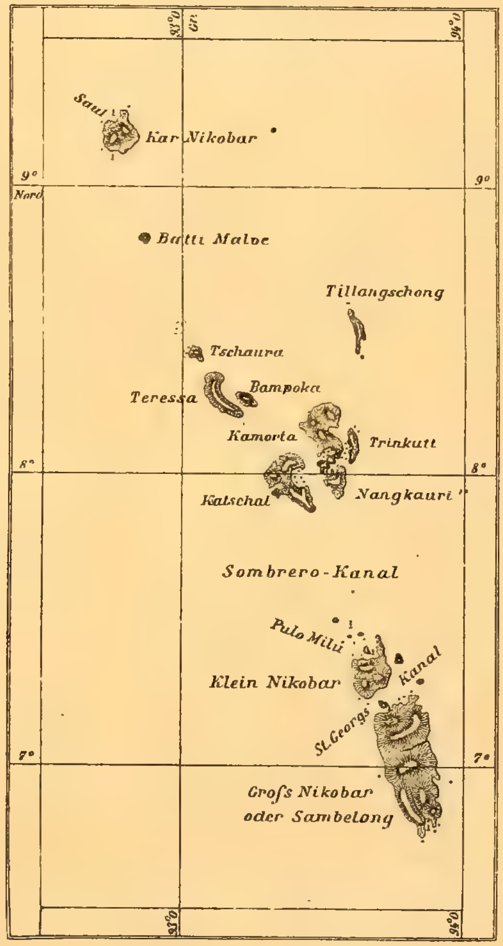
Nichtleiter, s. „Elektrizität".

nichts bezeichnet in philosophischem Sinne den Gegensatz des Seienden als die Verneinung desselben; so z. B. in dem Satze: „Die Welt ist aus n. geschaffen", d. h. ohne daß vorher irgend Etwas existirte. Doch hat schon die alte Philosophie diesem sog. „absoluten" (völligen) N. ein „relatives" od. bedingungsweises gegenübergestellt, wenn Platon das N. als das gestaltlose u. scheinbare Sein dem wahrhaft Seienden gegenüberstellte. Der neuere Sprachgebrauch hat diese Unterscheidung insofern festgehalten, als er mit diesem Worte ebenso das absolute N. bezeichnet (ich habe n. gesehen), wie das relative, wenn man z. B. von einem zwar vorhandenen, aber mißlungenen Werke sagt: „Das ist n.!" d. h. es verdient nicht den Namen eines wirklichen Etwas.

Nickel (Niccolum), ein metallisches Element, welches nicht gerade zu den allgemein verbreiteten, aber auch nicht zu den seltenen Stoffen unseres Erdkörpers gehört. Unverbunden u. nur mit Eisen gemengt findet sich das N. lediglich in den Meteormassen, die dann u. wann aus dem Weltenraume auf die Erde herabfallen; auf dieser selbst wird das N. stets nur in chemischer Verbindung mit anderen Stoffen als Nickelerz, niemals gediegen, angetroffen. Entdeckt wurde das N. im J. 1751 von Cronstedt, als eigenthümliches Metall durch Bergmann's Untersuchungen 1775 festgestellt. — Das reine N. ist beinahe silberweiß, stark glänzend, vollkommen politurfähig, ungefähr so hart wie Eisen u. wie dieses hämmerbar u. dehnbar; es wird vom Magnete angezogen u. läßt sich eben so leicht magnetisch machen wie der Stahl. Es hält sich an der Luft lange Zeit unverändert u. hat nur eine geringere Neigung Sauerstoff aufzunehmen als der Stahl. Sein spezifisches Gewicht schwankt, je nachdem es gegossen od. mehr od. weniger geschmiedet ist, zwischen 8,4 u. 8,9, sein Aequivalent ist 29,5, sein Atomgewicht = 59, sein chemisches Zeichen = N; der Schmelzpunkt liegt sehr hoch, bei ca. 1500 bis 1600 ° C. — Die Hauptverwendung des N.s ist die zu Argentan od. Neusilber (s. d.) u. zu Scheidemünzen. Die Nickelmünzen des Deutschen Reiches bestehen aus 3 Theilen Kupfer u. 1 Theil N. Seit einiger Zeit benutzt man auch das N. zum Ueberziehen von Gegenständen aus Schmiedeeisen od. schmiedbarem Eisenguß (Vernickeln). Mit dem Sauerstoff bildet das N. zwei verschiedene Verbindungen; die eine, das Nickeloxydul (Nickelmonoxyd, Nickeloxyd), welches mit Säuren die Nickelsalze bildet, die meist eine grüne Farbe besitzen; die andere Verbindung, das Nickelhyperoxyd (Nickelsesquioxyd, Nickeloxyd, Nickelsuperoxyd), erscheint stets nur als ein schwarzes, unlösliches Pulver. Die übrigen Verbindungen bieten kein allgemeines Interesse. — Nickelerze finden sich hauptsächlich in Sachsen (Freiberg, Annaberg, Schneeberg, Marienberg, Johanngeorgenstadt), im Harz (Andreasberg, Harzgerode), bei Lobenstein u. Tanna im Reußischen; in der Provinz Nassau (Dillenburg an der Lahn), in Westfalen (Gegend von Siegen), Schweden, Norwegen, Nordamerika u. England. Die wichtigsten Nickelerze sind: Rothnickelkies (Kupfernickel, Nickelin), aus Arsen u. N. bestehend ($Ni_2 As$), mit 44 % Nickelmetall; Antimonnickel (Breithauptit), aus Antimon u. N. bestehend (Ni_2Sb), 32,5 % N. enthaltend; Nickelantimonkies (Antimonnickelglanz, Ullmannit), aus N., Antimon u. Schwefel bestehend ($NiSb + NiS_2$), 27,6 N. enthaltend; Nickelarsenikkies (Nickelglanz, Gersdorffit), aus N., Arsen u. Schwefel bestehend ($NiAs + NiS_2$), mit 35 % N.; Weißnickelkies (Arsennickel), wie der Kupfernickel aus Arsen u. N. bestehend, jedoch in einem anderen Verhältnisse ($NiAs$), 28,2 % N. enthaltend; Eisennickelkies, aus Schwefeleisen u. Schwefelnickel bestehend ($2FeS + NiS$), mit 22 % N.; Haarkies (Millerit, Nickelkies), aus N. u. Schwefel bestehend (NiS), mit 64,5 % N.; Nickelblüte (Annabergit, Nickelocker), ein Verwitterungsprodukt nickelhaltiger Kiese, aus wasserhaltigem arsensauren Nickeloxydul bestehend ($3NiO, AsO_5 + 8HO$), mit 37,2 % N. Ferner enthalten die meisten Kobalterze nebenbei etwas N., u. daher sind auch die Kobaltspeisen der Blaufarbenwerke zur Nickelgewinnung besonders geeignet.

Nickkrampf, s. „Genickkrampf".

Nicobaren, von den Malayen Sambilang, d. h. die Neun Inseln, genannt, bilden eine von den Briten in Besitz genommene Inselgruppe im Bengal. Meerbusen (Ind. Ozean), 60 M. von der Küste Malakka's entfernt u. zwischen 6° 50′ u. 9° 10′ n. Br. u. 92° 35′ u. 93° 38′ östl. von Greenwich gelegen. Dieser Archipel, welcher einen Flächenraum von 34 □M. bedeckt, besteht aus drei Gruppen, von denen die südl. in Groß-Nicobar die bedeutendste Insel enthält. Im N. der letzteren liegt Klein-Nicobar, welches von der aus einer großen Anzahl kleinerer Eilande bestehenden mittleren Gruppe durch den Sambrerokanal getrennt ist. Die größte Insel der nördl. Gruppe u. zugleich die nördlichste des ganzen Archipels ist Car Nicobar. Die Inseln sind von Korallenbänken umgeben, im Innern aber hügelig; das Fahrwasser zwischen ihnen ist im Allgemeinen sicher. Das Klima ist wegen des Meeres u. der großen Wälder weniger heiß als auf der benachbarten Küste des Festlandes; die Regenzeit fällt in die Monate Mai bis September; die durch die Süßwassersümpfe erzeugten, nam. in den weithin mit Mangrovewaldungen bedeckten Niederungen häufigen Fieber sind für die Europäer nicht ungefährlich. Die Bevölkerung zählt, abgesehen von den Europäern, 5000 Seelen; sie besteht, nicht wie früher angenommen ward, aus Papuas od. Negritos, sondern aus einer Mischung von Malayen u. Mongolen, zu denen sich noch Elemente einer dunkleren Urbevölkerung gesellt haben.



Nr. 4316. Karte des Nicobaren-Archipels.

Die geringe Zahl der Weiber gestattet nur die Monogamie u. verleiht der Frau selbst eine größere Bedeutung im sozialen Leben. Die staatliche Organisation der einzelnen, fast selbständigen Inseln fußt auf einem rein patriarchalischen Familienleben. Kokospalme u. Pandanus bieten Nahrung in Fülle, die Nüsse der Arekapalme u. die Blätter des Betelpfefferstrauches dienen als Kaumittel. Kokosnüsse sind das wichtigste Ausfuhrprodukt. Die Wälder sind reich an kostbaren Hölzern. Der Viehstand besteht nam. aus Schweinen u. Hühnern. Engl. Schiffskapitäne landeten zuerst zu Anfang des 17. Jahrh. an diesen Inseln, 1711 gründeten hier die Jesuiten eine Missionsstation, 1756 wurden Siambolang u. Groß-Nicobar von den Dänen in Besitz genommen u. Neu-Dänemark getauft, diese Kolonie bald aber wegen des ungesunden Klimas aufgegeben; einen neuen Versuch, sich hier festzusetzen, machten 1766 Herrnhuter Missionäre, doch blieben sie nur bis 1773; 5 Jahre später nahm die österr. Fregatte „Joseph u. Maria Theresia" von der mittleren Inselgruppe Besitz, doch scheiterte auch dieses Unternehmen, u. die dän. Regierung fand es für angezeigt, ihre Hoheitsrechte über die N. zu erneuern u. die neugegründeten Missionsstationen der Herrnhuter daselbst zu unterstützen.

Nachdem die Dänen 1848 die Inseln aber als Kolonie aufgegeben, faßten die Briten 1869 auf der Insel Camorta festen Fuß u. gründeten dort eine Strafkolonie, welche etwa 250 Deportirte zählt, u. eröffneten eine regelmäßige Dampfschiffahrtsverbindung; 1875 ward von der Royal Society in London nach den N. eine Expedition zur Beobachtung des Venusdurchganges gesendet. Vgl. v. Scherzer, „Statistisch-kommerzielle Ergebnisse einer Reise um die Erde" (2. Aufl., Lpz. 1867); Fr. Maurer, „Die N. Kolonialgeschichte u. Beschreibung" (Berl. 1867); de Roepstorff, „Vocabulary of dialects spoken in the Nicobar and Andamanislands" (Kalkutta 1875); H. Vogel, „Die Nicobareninseln" (Unsere Zeit. Lpz. 1876).

Nicol, s. „Nicol'sches Prisma".

Nicolai, Christoph Friedrich, Buchhändler u. Schriftsteller, geb. 18. März 1733 zu Berlin, wo sein Vater eine Buchhandlung hatte; kam 1749 als Buchhändlerlehrling nach Frankfurt a. d. O., wo er, eifrige Selbststudien treibend, bis 1752 blieb, um dann nach Berlin in das Geschäft seines Vaters zurückzukehren. Letzterer starb 1757 u. N.'s älterer Bruder übernahm die Buchhandlung; da 1759 auch dieser starb, sah sich N., obwol er sich kurz zuvor ganz vom Geschäft zurückgezogen hatte, um ausschließlich wissenschaftlich arbeiten zu können, doch genöthigt, nun die Handlung weiter zu führen. Als Schriftsteller war er schon 1755 mit „Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" aufgetreten, einem Buche, welches Lessing's Aufmerksamkeit erregte u. zu einer folgereichen Bekanntschaft u. literarischen Verbindung mit Lessing u. durch diesen mit Moses Mendelssohn führte. N.'s Unternehmungsgeiste verdankt die deutsche Literatur die Begründung der ersten großen kritischen Zeitschriften, welche tief in das geistige Leben Deutschlands eingriffen: 1757 begann die Herausgabe der epochemachenden „Bibliothek der schönen Wissenschaften u. der freien Künste" (1757—59 von N. allein, dann bis 1765 von Felix Weiße herausgegeben), der ersten bedeutenden Zeitschrift, die nicht in Gottsched's Händen war u. die auch die schönen Künste wieder in das Gebiet der allgemeinen Bildung zog; es folgten dann 1759 die berühmten „Literaturbriefe" (s. unter „Lessing") u. 1765—1805 die „Allgemeine deutsche Bibliothek". Auch sonst griff N. fördernd in die Entwicklung der Literatur ein: ein schon 1756 von ihm ausgesetzter Preis für das beste Trauerspiel veranlaßte Chr. Felix Weiße's „Eduard III." u. den ersten Entwurf zu Lessing's „Emilia Galotti". Lange freilich behauptete sich die „Bibliothek" nicht auf ihrer Höhe: N. vermochte den neuen überlegenen Richtungen u. Männern, die seit den 70er Jahren in der Literatur sich hervorthaten, nicht gerecht zu werden; steigende Eitelkeit u. Einseitigkeit verfeindete ihn mit Goethe, dessen „Werther" er in den „Freuden des jungen Werther" (1775) lächerlich zu machen suchte, mit Herder, Wieland, Voß, Kant, Fichte, Schlegel, Schelling u. A.; auch mit Bürger band er an, dem gegenüber er in seinem „Feynen kleynen Almanach vol schönerr echterr liblicherr Volkslieder" (1777 u. 78) das Volkslied verspottete. So kam es, daß man über seinem späteren Verhalten das viele frühere Gute, welches er in redlichem Kampfe für Aufklärung u. gegen Jesuitismus u. Pietismus ꝛc. geleistet hatte, vergaß u. er fast der Verachtung anheimfiel. N. starb 8. Jan. 1811. — Von N.'s übrigen Schriften sind bes. zu nennen: die treffliche topographisch-historische „Beschreibung der Residenzstädte Berlin u. Potsdam" (1769 u. öfter); die historisch werthvollen „Anekdoten von Friedrich II." (6 Hefte, 1788—92); die allzu weitläufige „Beschreibung einer Reise durch Deutschland u. die Schweiz" (12 Bde., 1783—86), u. die Romane „Das Leben u. die Meinungen des Herrn Sebaldus Nothanker" (3 Bde., 1773—76), „Geschichte eines dicken Mannes ꝛc." (2 Bde., 1794), „Leben u. Meinungen Sempronius Gundibert's" (1798) u. „Vertraute Briefe von Adelheid B** an ihre Freundin Julie S**" (1799), deren Kunstwerth zwar gering ist, die aber eifrig für Zwecke der Aufklärung wirken u. von denen nam. der erste seinerzeit großen Erfolg hatte. — Vgl. v. Göckingk, „N.'s Leben u. literarischer Nachlaß" (Berl. 1820).

Nicolai, Otto, geschätzter deutscher Tonsetzer, geb. zu Königsberg in Preußen 9. Juni 1810; erhielt von seinem Vater (dem 1857 in Berlin verstorbenen Musiklehrer Karl N.) den ersten Musikunterricht u. seine weitere tonkünstlerische Ausbildung in Berlin, wohin er nach mancherlei Kämpfen u. Schicksalen einer trüben Jugend gekommen war u. wo nam. Bernhard Klein seine Kompositionsstudien leitete. 1833 wurde er als Organist der preuß. Gesandtschaft in Rom angestellt, blieb drei Jahre in dieser Position u. beschäftigte sich während dieser Zeit unter Baini's Leitung viel mit dem Studium altital. Kirchenmusik. Von 1836—38 besuchte er noch das übrige Italien, nahm dann 1838 das Kapellmeisteramt am Kärnthnerthor-Theater zu Wien an, kehrte aber 1839 schon wieder nach Italien zurück u. schrieb noch in demselben Jahre für Triest die Oper „Enrico II." (auch unter dem Titel „Rosmonda d'Inghilterra" gegeben), 1840 für Turin „Il Templario", 1841 für Genua „Odoardo e Gildippe" u. für die Skala in Mailand „Il Proscritto" (deutsch unter dem Titel „Die Heimkehr des Verbannten" gegeben).



Nr. 4317. Otto Nicolai (geb. 9. Juni 1810, gest. 11. Mai 1849).

Die meisten dieser Opern machten in Italien ziemlich viel Glück. 1842 abermals als Kapellmeister am Kärnthnerthor-Theater nach Wien berufen, erweckte er dort die philharmonischen Konzerte vermöge seines vorzüglichen Direktionstalentes zu neuem Leben, u. ging dann Ende 1847 als Kapellmeister der königl. Oper nach Berlin, wo er bald darauf sein bestes Werk, die Oper „Die lustigen Weiber von Windsor", zur Aufführung brachte, aber auch schon 11. Mai 1849 starb. — Außer den angeführten Opern schrieb N. verschiedene Kompositionen für Pianoforte, Lieder u. Instrumentalstücke; unter letzteren ist nam. eine Sinfonie in Cmoll u. eine „Kirchliche Festouverture" (über den Choral „Ein' feste Burg") hervorzuheben.

Nicolai, Philipp, deutscher Dichter, geb. zu Mengeringhausen im Waldeckischen 10. Aug. 1556; studirte zu Erfurt u. Wittenberg, wurde 1583 Pfarrer zu Herdecke in Westfalen, war später in gleicher Stellung in Nieder- u. Altwildungen u. seit 1596 in Unna in der Grafschaft Mark thätig; ging 1601 als Prediger an der Katharinenkirche nach Hamburg, wo er 26. Okt. 1608 starb. Von N.'s geistlichen Liedern, die gesammelt als „Frewden Spiegel des ewigen Lebens ꝛc." (Frankf. 1599) erschienen, haben sich nam. zwei: „Wie schön leuchtet der Morgenstern" u. „Wachet auf, ruft uns die Stimme", im Gebrauch der protest. Gemeinden bis heute erhalten. — Vgl. Curtze, „Dr. N.'s Leben u. Lieder" (Halle 1859).

Nicolay, Ludwig Heinrich, Frhr. v., deutscher Dichter, geb. zu Straßburg 29. Dez. 1737; studirte das. die Rechte u. Philosophie u. ward, nachdem er zuerst Gesandtschaftssekretär in franz. Diensten gewesen, Professor der Logik an der dortigen Universität. 1769 als Erzieher des Großfürsten Paul nach Petersburg berufen, wurde er 1773 dessen Kabinetssekretär u. Bibliothekar, 1782 geadelt, 1796 Staatsrath, 1798 Direktor der Akademie der Wissenschaften u. 1801 als Geheimer Rath Mitglied des Kabinets. Nach dem Tode Kaiser Paul's zog er sich auf sein Landgut bei Wiborg in Finnland zurück, wo er 18. Nov. 1820 starb. Als Dichter besaß N. nicht

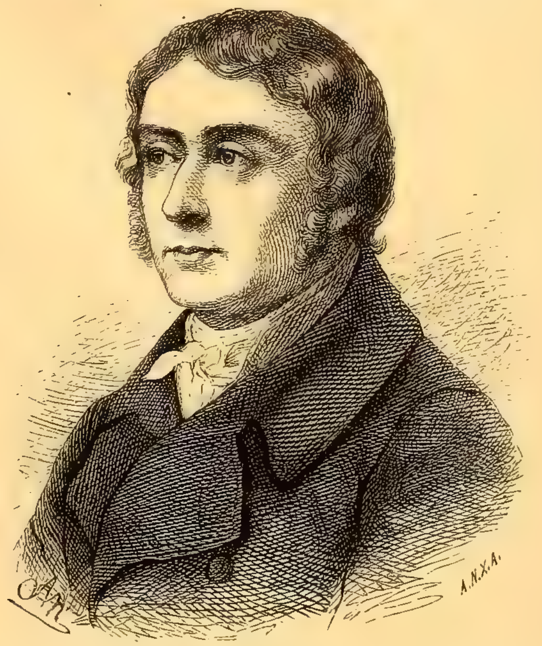
gerade ein großes, selbständiges Talent, doch wußte er sich nam. durch seine Episteln u. Elegien, Fabeln u. kleinen poetischen Erzählungen allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Die Sammlung seiner „Vermischten Gedichte u. prosaischen Schriften" (8 Bde., Berl. u. Stett. 1792—1810) ist von Ramler durchgesehen worden; ihr folgten seine „Theatralischen Werke" (2 Bde., Königsb. 1811). — Vgl. Gerschau, „Aus dem Leben des Frhrn. v. N." (Hamb. 1834).

Nicol'sches Prisma heißt in der Optik eine von William Nicol, Lehrer der Physik zu Edinburgh, 1828 zuerst konstruirte Vorrichtung zur Polarisation (s. d.) des Lichtes. Das N. P. besteht aus einer vierkantigen Säule von Doppelspath (s. „Doppelbrechung" u. „Doppelspath"), welche aus schräg geschnittenen Stücken mit reinem Terpentinharz (Canadabalsam) so zusammengekittet ist, daß ein die Säule längs durchlaufender Lichtstrahl senkrecht gegen die optische Achse des Krystalls gerichtet ist. Dann wird ein solcher Strahl in zwei senkrecht auf einander polarisirte zerlegt, von denen der eine, der sog. „ordinäre", weit stärker gebrochen, an der Canadabalsamschicht total reflektirt wird, so daß nur ein polarisirter Strahl, der „extraordinäre", durch das Prisma hindurchgeht. Betrachtet man mit einem solchen Prisma ein ruhiges Wasser, so verschwindet der störende Reflex u. man kann auf den Grund blicken; ebenso verschwindet bei Betrachtung von Gemälden der in seitlicher Stellung störende Glanz des Firnisses.

Nicot (spr. Nikōh), Sieur **de Villemain,** Jean, franz. Diplomat, geb. zu Nîmes (Gard) 1530, war Gesandter König Franz' II. in Lissabon u. starb zu Paris 5. Mai 1600. Sein Name ist durch den Gattungsnamen der Tabakspflanze (Nicotiana) verewigt, denn N. schickte zuerst den Samen dieser Pflanze 1560 nach Frankreich.

Nicotin, ein heftiges Gift, zu den organischen Basen (Alkaloiden) gehörend, findet sich mit organischen Säuren verbunden in den Tabakblättern u. kann aus diesen durch Destillation mit Kalk abgeschieden u. durch weitere Reinigung als eine farblose, durchsichtige Flüssigkeit erhalten werden, die einen höchst betäubenden Geruch besitzt. Es mischt sich mit Wasser, Alkohol u. Aether in jedem Verhältnisse; an der Luft u. bes. am Sonnenlichte wird es leicht braun u. dickflüssig. Das N. gehört zu den sauerstofffreien Alkaloiden u. seine Zusammensetzung wird durch die Formel $C_{10}H_7N$ od. $C_{20}H_{14}N_2$ ausgedrückt. Es hat eine traurige Berühmtheit erhalten durch den Vergiftungsprozeß des Grafen Bocarmé, der seinen Schwager Fougnies damit aus der Welt schaffte.

Niebuhr, Carsten, berühmter Reisender, geb. 17. März 1733 auf einem Bauernhofe in der fries. Landschaft Hadeln. Zum Landmann erzogen, besuchte er nach mühsamer Privatvorbereitung 1757 noch die Universität Göttingen, um Mathematik zu studiren. Hier erhielt er den Auftrag, die von Friedrich V. von Dänemark u. dessen Minister Bernstorff veranstaltete wissenschaftliche Expedition nach Südarabien (Jemen) zu begleiten. Zugleich wurde ihm der Rang eines dän. Ingenieurleutnants verliehen. 1761 begab sich die Expedition, zu welcher u. A. der berühmte Forskal gehörte, über Aegypten nach ihrem Bestimmungsorte; aber fast Alle erlagen in kurzer Zeit dem südarab. Klima, nur N. wurde durch seine kräftige Konstitution u. strenge Lebensweise gerettet. Nach $^3/_4$jährigem Aufenthalte bes. in Mocha u. Sana segelte er nach Bombay, wo er über ein Jahr blieb. 1764 trat er von da allein die Rückreise an u. zwar zu Lande, über Persien (wo er die Ruinen von Persepolis untersuchte), Bagdad u. Aleppo. 1767 war er wieder in Kopenhagen. Er hatte mit verhältnißmäßig geringen Mitteln Außerordentliches geleistet. Seine astronomischen u. topographischen Aufnahmen sind mustergiltig u. für die Geographie Arabiens geradezu grundlegend gewesen. 1772 erschien seine Beschreibung von Arabien, 1774 der erste u. 1778 der zweite Band seiner eigentlichen Reisebeschreibung. In letzterem Jahre wurde er auf seinen Wunsch als Landschreiber von Süddithmarschen nach Meldorf versetzt, u. in dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tode am 26. April 1815. Zuletzt war er vollständig erblindet. — Sein einziger Sohn, Barthold Georg **N.**, preuß. Staatsmann, Geschichtschreiber u. Philolog, geb. 27. Aug. 1776 zu Kopenhagen, studirte 1794—96 in Kiel Philologie u. Jurisprudenz, 1797 in Edinburgh Naturwissenschaften u. ging dann als Sekretär des dän. Finanzministers Schimmelmann nach Kopenhagen. Nachdem er für ein Jahr (1798) als Bibliothekssekretär zu seinen philologisch-historischen Lieblingsstudien zurückgekehrt war, bewegte er sich in wichtigen Stellungen als Finanzbeamter u. war bereits seit 1803 Mitdirektor der dän. Staatsbank, als ihn Stein 1806 zum Mitdirektor der preuß. Seehandlung berief. Nach Hardenberg's Erhebung zum Staatskanzler (1810) nahm N. seinen Abschied u. hielt an der Berliner Universität jene denkwürdigen Vorlesungen über röm. Geschichte, aus welchen sein Hauptwerk („Röm. Geschichte", 2 Bde., Berl. 1811—12; vollkommen neu bearbeitet 1827—30. Neueste Ausgabe von Isler 1873, 3 Bde.) hervorging, durch das er der Begründer der kritisch-philologischen Geschichtschreibung wurde.



Nr. 4318. Barthold Georg Niebuhr (geb. 27. Aug. 1776, gest. 2. Jan. 1831).

Nachdem er seine Studien als preuß. Gesandter in Rom 1816 bis 1823 erweitert u. vertieft hatte, wählte er Bonn zu seinem Aufenthalt u. lehrte an der dortigen Universität, ohne amtlich gebunden zu sein, bis zu seinem Tode am 2. Jan. 1831. Aus den hinterlassenen Materialien gab J. Classen den 3. Band der „Röm. Geschichte", der bis 264 v. Chr. führt (Berl. 1832), seine „Vorlesungen über röm. Geschichte an der Universität Bonn" zuerst ein Engländer Schmitz in engl. Sprache heraus (Lond. 1844; deutsch von Zeiß, 5 Bde., Jena 1844 f.); später erschienen seine sämmtlichen historischen u. philologischen Vorträge (Berl. 1846 ff.), herausgegeben von Isler u. M. N., seine „Geschichte des Zeitalters der Revolution" (2 Bde., Hamb. 1845) u. seine nachgelassenen Schriften nicht philologischen Inhalts (Hamb. 1842). Während in den ersteren vor Allem seine historische Kritik u. sein Darstellungstalent hervortreten, ergänzt in diesen zumeist sein staatsmännischer Scharfsinn. Seine Ausgaben des Fronto (1816), die Bruchstücke von zwei Reden Cicero's (1820), des „Merobaudes" (1824) u. der „Scriptores historiae byzantinae" zeigen ihn als gewiegten Philologen, seine vielen Briefe als Mann von tiefem Gemüth u. edler deutscher Gesinnung. — Vgl. „Lebensnachrichten über B. G. N." (2 Bde., 1838) u. Winkworth, „The life and lettres of B. G. N." (3 Bde., Lond. 1852). — Sein Sohn Markus Carsten Nikolaus **v. N.**, Staatsmann, geb. zu Rom 1. April 1817, studirte in Kiel, Bonn, Halle u. Berlin die Rechte u. Staatswissenschaften, hielt sich dann längere Zeit in England, Frankreich u. Belgien auf, schriftstellerte hierauf in Berlin u. bereiste 1846—47 Italien. Früher ein leidenschaftlicher Vertreter der Reformen Friedrich Wilhelm's IV., schloß er sich schon 1848 aufs Engste an die hochkonservative Partei an. Einer ihrer gediegensten u. an Umfang der Bildung ihr bedeutendster Vertreter, machte er nun rasch seine Laufbahn. Seit 1850 preuß. Regierungsrath, seit 1851 Geh. Regierungsrath u. Kabinetssekretär, ward er 1854 Kabinetsrath u. Staatsrath. Die vielfachen Angriffe jedoch, die er wegen seines Ultrakonservatismus erfuhr, sowie Ueberarbeitung ließen ihn gleichzeitig mit dem König geisteskrank werden. Er starb zu Oberweiler bei Badenweiler 1. Aug. 1860. Geadelt ward er 1857. Er verfaßte u. A. eine „Geschichte Assurs u. Babels" (Berl. 1858).

Niederbayern, s. „Bayern".

Niederdeutsch od. Plattdeutsch nennt man im Gegensatze zu Ober- od. Hochdeutsch u. Mitteldeutsch die Sprache des norddeutschen Tieflandes. Die ungefähre Grenze des N.en bildet im S. eine von Aachen über Kassel u. Wittenberg nach Thorn gezogene Linie, im O. Polen u. Rußland, im Norden Apenrade-Tondern, im W. Holland; bezüglich des letzteren ist indessen zu bemerken, daß Holländisch u. Vlämisch nichts Anderes sind als niederdeutsche Mundarten u. nur deshalb als besondere Sprachen gerechnet werden, weil sie Schriftsprachen sind u. die sie Redenden außerhalb des politischen Verbandes von Deutschland stehen. Wesentliches Unterscheidungsmerkmal des N.en vom Ober- u. Mitteldeutschen sowie von der Schriftsprache ist, daß das N.e auf der zweiten Stufe der Lautverschiebung (s. d.) stehen geblieben ist. — Man kann das N.e in 3 Perioden eintheilen: 1. das Altniederdeutsch od. Altsächs.; 2. das Mittelniederdeutsch, etwa 1200 bis Mitte des 17. Jahrh.; 3. das Neuniederdeutsch. Aus der ersten Periode ist uns fast nur der „Heliand" (s. d.) erhalten. In der zweiten Periode entwickelt das N.e zwar eine große Betriebsamkeit, bleibt aber gleichwol, nam. was die Dichtung anlangt, unselbständig: kein Gebiet poetischer Thätigkeit wird unbebaut gelassen, wir finden biblische Dichtung u. Legende, Heldengedicht u. Drama, Lyrik, Fabel u. Lehrgedicht vertreten, aber fast keines unter allen diesen Werken ist an Kunstwerth den gleichzeitigen Schöpfungen der Oberdeutschen od. Niederländer gleich, u. überdies läßt sich für fast jedes n.e poetische Werk eine niederländische od. hochdeutsche Vorlage nachweisen. Auch die Prosa, höchstens die historische (Chroniken) ausgenommen, liefert nichts Hervorragendes. Das Aufkommen der deutschen Schriftsprache ließ zunächst das N.e unberührt; selbst die infolge der Reformation mit gesteigerter Fruchtbarkeit auftretende theologisch- od. moralisch-didaktische Literatur trägt ihr niederdeutsches Gewand fort; erst ein Jahrhundert später siegt die Schriftsprache. In unserem Jahrh. hat die Dialektdichtung auch das N.e wieder zu beleben versucht, u. nam. seit den Erfolgen von Klaus Groth (s. d.) u. Fritz Reuter (s. d.) findet das N.e wieder viele Verwendung. Die historische, grammatische u. lexikalische Bearbeitung des N.en hat lange im Argen gelegen. Kinderling's achtungswerthe „Geschichte der niedersächs. od. sog. plattdeutschen Sprache" (Magdeburg 1800) ist heute zwar antiquirt, aber durch kein entsprechendes neueres Werk ersetzt. Unter den Grammatiken hat wissenschaftliche Bedeutung nur Nerger's „Grammatik des mecklenburgischen Dialekts" (Lpz. 1869). Die Anzahl niederdeutscher Idiotiken ist sehr bedeutend; dem Bedürfniß nach einem das Gesammtgebiet des N.en umfassenden Wörterbuch kommt wenigstens für die ältere Zeit das „Mittelniederdeutsche Wörterbuch" von Lübben u. Schiller (Bremen 1875 ff.) entgegen. Einen Ueberblick über die poetische Literatur dieses älteren Zeitraumes bietet Oesterley, „Niederdeutsche Dichtung im Mittelalter" (Dresden 1871). Gegenwärtig besteht auch ein 1875 gegründeter „Verein für niederdeutsche Sprachforschung", der ein „Jahrbuch" herausgiebt (Bd. 1, Bremen 1876), seit dem Mai 1876 auch ein „Korrespondenzblatt" für seine Mitglieder erscheinen läßt u. Publikationen von niederdeutschen Texten veranstaltet.

Niederlande. Geographie u. Statistik. Das Königreich der N., welches mit Ausschluß von Luxemburg einen Flächenraum von 596,4 □M. bedeckt, grenzt im N. u. W. an die Nordsee, im O. an Preußen (Hannover, Westfalen u. Rheinprovinz) u. im S. an Belgien, gehört vollständig der norddeutschen Tiefebene an u. umfaßt außer den zwischen dem Zuidersee u. Dollart gelegenen Landschaften vorzugsweise das Mündungsgebiet des Rheines, der Maas u. der Schelde. Die Küste, im Süden durch das vereinigte Delta der beiden letzten Ströme vielfach zerrissen, erstreckt sich von dem Mündungsarm „de Maas" unterhalb Rotterdam in fast gerader Richtung nach NNO. u. findet ihre Fortsetzung in dem westl. u. nördl. Gestade der Inseln Texel, Vlieland, Terschelling, Ameland, Schiermonnikoog, Boosch u. Rottum, welche sich bis zur Emsmündung hinziehen. Das theilweise tiefer als das Meer gelegene Land wird zwar gegen die Springfluten seit Jahrhunderten durch ein komplizirtes System von Deichen u. durch lange Dünenreihen geschützt, doch sind infolge von Durchbrüchen bes. im Mittelalter gewaltige Strecken Landes von Meeresfluten bedeckt worden; so ist der Zuidersee entstanden u. sind die noch durch Watten mit dem Festlande verbundenen Inseln von diesem getrennt worden. Auf der anderen Seite hat aber das betriebsame Volk dem Meere durch Eindämmung seit 1815 etwa 460 □Km. eines zum größten Theil für den Ackerbau geeigneten Bodens abgewonnen. Weite Landschaften im Süden sind mit Heiden bedeckt, während die im Osten des Zuidersees gelegenen Provinzen Moore von großer Ausdehnung aufweisen. Von den Landseen ist das Harlemer Meer (s. d.), der größte unter allen, trocken gelegt worden.

Die N., welche Ende 1874 (nach Berechnung) 3,767,263 E. zählten, zerfallen in die Provinzen:

Nordbrabant	93,13 □M.	447,632 E.	Utrecht	25,14 □M.	181,957 E.
Geldern	92,38 „	445,480 „	Friesland	59,47 „	311,246 „
Südholland	54,32 „	735,315 „	Groningen	41,63 „	236,308 „
Nordholland	49,58 „	620,890 „	Overyssel	60,33 „	263,008 „
Seeland	32,01 „	184,215 „	Drenthe	48,36 „	111,093 „
Limburg	40,05 □M.	230,119 E.			

Die Bevölkerung ist, abgesehen von 68,003 Israeliten, durchaus german. Stammes u. besteht aus etwa 2,400,000 Batavern od. Holländern in den Provinzen Süd-Holland, Seeland, Utrecht u. Geldern, 500,000 Friesen in Friesland, Groningen, Overyssel u. Drenthe, 320,000 Vlamändern in Nordbrabant u. Limburg u. 50,000 Niederdeutschen in Limburg. Die größte Anzahl von Fremden stellte 1869 Deutschland mit 33,766 u. Belgien mit 19,147 Köpfen. Der Konfession nach schied sich in demselben Jahre (des letzten Census) die Bevölkerung in 2,193,281 Protestanten, 1,313,084 Katholiken, 5161 Christen anderer Bekenntnisse u. 68,003 Juden. Die Majorität bilden die Katholiken nur in den Provinzen Limburg u. Nordbrabant, dort mit 97, hier mit 88%, mehr als ⅓ der Gesammtbevölkerung in Utrecht u. Geldern. — Der Niederländer hat in dem fortwährenden schweren Kampfe mit dem Meere einen stets auf das Praktische gerichteten, ernsten, ausdauernden, gelassenen u. scharf berechnenden Charakter angenommen; er ist sparsam u. unternehmend, aber auch ein Freund soliden Comforts, verläßlich im Verkehr u. konservativ im politischen u. sozialen Leben. Sauberkeit u. Ordnung herrscht in Haus u. Stadt, u. der Farbensinn, welcher durch die Eigenthümlichkeiten der holländischen Landschaft geweckt wird, dokumentirt sich auch am Aeußeren der Gebäude. Die Häuser, in größeren Städten bis 6 Stockwerke hoch, sind aus rothen Backsteinen aufgeführt, ohne Kalkbewurf, mit den weißen Fugen des Mörtels; gewöhnlich kehren sie der Straße die schmale Giebelseite zu u. sind mit einer Menge von Fenstern u. mit steilen, hohen Dächern versehen. Die Straßen werden größtentheils mit „Klinkers", d. h. auf der schmalen Seite stehenden glänzenden Ziegelsteinen, gepflastert. Der Sinn für Blumen, der den Holländern eigen ist, führte zur Vorliebe für Gärten; charakteristisch sind die „Buitenplaatsen", die kleinen Landhäuser in der Nähe der Städte, mit ihren wohlgepflegten Gärtchen u. seltsam verschnittenen Gebüschhecken u. Lauben, in denen der Mijnheer an Sommerabenden seinen Thee trinkt u. seine Thonpfeife raucht; sodann die Windmühlen, welche, sehr oft auf den alten Stadtwällen errichtet, Lumpen mahlen, Oel pressen, Tabaksblätter zerreiben, Reis enthülsen, Holz sägen u. Korn mahlen, theilweise aber auch zum Auspumpen des überflüssigen Wassers in den Kanälen dienen, u. endlich die Glockenspiele, welche fast keiner niederländischen Stadt fehlen u. von denen die berühmtesten die jetzt belg. Städte Gent u. Brügge aufzuweisen haben. Trotzdem, daß die maritime Lage des Landes u. nam. die großen Ströme die Bevölkerung auf das Wasser weist, hat sich doch der Ackerbau u. die Viehzucht in den N. in theilweise musterhafter Weise entwickelt; doch sind die unfruchtbaren Moor- u. Heidestrecken zu ausgedehnt u. auch der Boden im Allgemeinen nicht fruchtbar genug, um mit seiner Getreideproduktion die Bevölkerung vollständig zu befriedigen. Als Kornkammern des Staates können die Provinzen Seeland u. Groningen betrachtet werden; Kartoffeln liefert nam. Seeland u. der Dünenboden; von Bedeutung ist die Kultur des Krapps in Nordbrabant, Südholland, Seeland u. Nordholland, der Cichorie in Friesland, Groningen, Limburg u. Nordbrabant, des Tabaks in Geldern u. Utrecht u. außerdem noch des Hanfes u. Hopfens. Der Gartenbau blüht nam. in Süd- u. Nordholland, Utrecht u. Geldern; in letzteren Provinzen wird bes. viel Obstbau betrieben, während die ersteren durch ihre Blumenzucht berühmt geworden sind. Infolge der Ausfuhr nach England hat die Rindviehzucht, begünstigt durch die prächtigen Weiden der Marschländer, beträchtlich zugenommen; Butter u. Käse, wichtige Handelsartikel des Landes, haben ihren alten Ruf bewahrt u. Geflügel u. Eier werden in großen Massen nach England u. Belgien geliefert. Die friesländischen Pferde werden für den schweren Zug geschätzt, während Seeland gute Ackerpferde zieht Die Bienenzucht hat in den Heidelandschaften Bedeutung. Wenn auch die Fischerei nicht mehr in der großen Ausdehnung, wie früher, betrieben wird, so ist doch noch der Fang von Heringen, Kabeljau's, Schellfischen, Anchovis u. Butten eine nicht zu unterschätzende Erwerbsquelle der Küstenbevölkerung; die ausgeführten Fische gehen nam. nach Belgien u. dem Zollverein. Zwar hat in den letzten Jahrzehnten die Anpflanzung von Holz bes. in den Heidegegenden beträchtliche Fortschritte gemacht, trotzdem sind die N. an Waldungen überaus arm u. kann nur aus Geldern selbst einiges Zimmer- u. Brennholz bezogen werden; das meiste kommt zur See aus den Ostseeländern od. den Rhein u. die Maas abwärts aus Deutschland u. Frankreich. Da die in Limburg gefundenen Steinkohlen nicht einmal den Bedürfnissen dieser Provinz genügen, so macht sich eine sehr bedeutende Zufuhr aus England nöthig; dafür wird nam. in den nördlichen Provinzen Torf in großen Massen gewonnen,

der für die minder bemittelten Volksklassen das einzige Heizungsmaterial bildet. Die Industrie, am lebhaftesten in Nord- u. Südholland, Nordbrabant, Overyssel u. Geldern, ist in hervorragender Weise durch die lokalen Verhältnisse, nam. den Seehandel, bedingt; sie hat seit der Trennung der N. von Belgien nicht unbedeutend zugenommen, obgleich der Mangel an Kohlen die Produktion wesentlich vertheuert. In erster Linie steht der Schiffbau, welcher 6—700 Werften, die meisten allerdings für die Binnenschiffahrt, beschäftigt; als ausgezeichnet im Bau gelten nam. die Ostindienfahrer. Im Zusammenhange hiermit steht die große Zahl von Sägemühlen, von denen sich allein 91 bei Zaandam (Saardam) befinden, die jährlich ca. 324,000 Baumstämme zerschneiden, u. die Fabriken für Schiffsbedarf, als Segeltuch, Taue, Anker, Pumpen 2c. Die erste Stelle unter den Ein- u. Ausfuhrartikeln nehmen die Kolonialwaaren ein, nam. Zucker u. Kaffee, nächstdem Droguen u. Chemikalien, Getreide, Garne, Webwaaren u. Rohmetalle. Von den in den N. selbst gewonnenen Artikeln kommen nam. Butter, Käse, Vieh, Branntwein, Leder, Leinwand, Fische 2c. zur Ausfuhr. Die Handelsmarine umfaßte 31. Dez. 1874: 1747 Segelschiffe von 440,880 Tonnen u. 80 Dampfer von 71,102 Tonnen; 1874 liefen in den niederl. Häfen 8480 Seeschiffe von 2,998,548 Tonnen ein u. 8503 von 3,054,824 Tonnen aus; fast die Hälfte hiervon waren Dampfer. Die größte Rhederei haben Amsterdam, Rotterdam, Helder, Harlingen, Delfzijl, Dordrecht u. Groningen. Dieser bedeutende Handel u. Schiffsverkehr wird durch die große Anzahl von Kanälen, welche die 3 großen Stromgebiete des Landes in die innigste



Nr. 4319. Niederländische Volkstrachten.

Das steinlose Land zwingt die Bevölkerung zu ausgedehnter Ziegelfabrikation, welche allein im Gelderlande 4000 Menschen beschäftigt; zu 300 Tabaksfabriken gesellt sich eine große Anzahl von Tabakspfeifenbrennereien; von hervorragender Wichtigkeit sind die Oelmühlen, Branntweinbrennereien (Genever), Papierfabriken, Leinen- u. Baumwollwebereien, die Fabriken für Schuhe, Teppiche, Lichter, Gold- u. Silberwaaren, die Gerbereien u. die Diamantschleifereien. Die größte Zahl von Dampfmaschinen besaß 1872 Südholland, ihm folgte Nordbrabant, sodann Nordholland u. Overyssel. Die Zahl der Fabrikarbeiter wird auf 100,000 geschätzt.

Zwar behaupten die N. nicht mehr jene dominirende Stellung unter den europäischen Seemächten, welche sie sich im 17. Jahrh. errangen u. bis in das 18. behaupteten, dennoch gehören sie im Verhältniß zur Größe ihres Gebietes zu den wichtigsten Handelsstaaten unseres Kontinentes. Der Haupthebel für die Entwicklung des niederländischen Kolonialhandels wurde die 1824 gegründete Handels-Maatschappij, die aber jetzt fast nur noch Agent des Staates ist, die Produkte des niederländischen Indiens nach dem Mutterlande zu bringen u. den Handel nach Java zu führen hat; 1873 betrug die Bruttoeinnahme der durch sie verkauften Güter 68,247,159 fl.; davon kamen 51 Mill. auf Kaffee, $6^3/_4$ Mill. auf Zinn u. $5^1/_2$ M. ungefähr auf Zucker. Die nach Europa geschafften Produkte werden auf den großen Auktionen der Maatschappij zu Amsterdam u. Rotterdam versteigert. Außer in diesen beiden Städten befinden sich noch zu Dordrecht, Schiedam u. Middelburg Entrepots der Gesellschaft. Die Gesammteinfuhr hatte 1873 einen Werth von 682,084,000 fl., die Ausfuhr von 514,635,000 fl., hiervon nahmen die niederl. Kolonien mit 82,604,000 fl. am Import u. mit 45,385,000 fl. am Export Theil. Für die Einfuhr ist das wichtigste Land Großbritannien, für die Ausfuhr der Zollverein (1873: 229,566,000 fl.).

Verbindung setzen, wesentlich unterstützt. Die N. sind der erste Staat in Europa gewesen, der den eminenten volkswirthschaftlichen Werth künstlicher Wasserstraßen erkannt hat, u. im Verhältniß zum Areal besitzt auch heute noch kein zweiter Staat Europa's ein so dichtes Kanalnetz wie die N. Zu Anfang 1873 hatten die Kanäle hier eine Länge von 2453 Km., während die Flüsse selbst nur auf 1828 Km. schiffbar sind; die größte Kanallänge weisen die Provinzen Groningen u. Friesland auf. Wie gewaltig der Stromverkehr des Landes ist, beweist die Thatsache, daß 1873 auf dem Rhein, der Waal u. Yssel 8728 Schiffe von 1,360,410 Tonnen, auf der Maas u. den sie begleitenden Kanälen 5920 Schiffe von 320,266 Tonnen u. auf der Schelde 4082 Schiffe von 261,123 Tonnen eintraten, während stromaufwärts auf dem Rhein 4008 Schiffe von 784,924 Tonnen, auf der Maas 3102 Schiffe von 211,504 Tonnen u. auf der Schelde 3170 Schiffe von 234,750 Tonnen die Grenze überschritten. Den Wasserweg zwischen Utrecht u. Amsterdam legten 1871 allein 25,405 Schiffe von 706,667 Tonnen zurück; von Lüttich nach Mastricht kamen in gleichem Jahre 9564 Schiffe von 620,365 Tonnen. Die vortrefflichen, meist mit harten Ziegeln belegten Straßen führen fast überall längs der Kanäle od. auf dem Rücken der Deiche hin. An Eisenbahnen waren 1. Jan. 1875: 885 Km. Staatsbahnen u. 705 Km. Privatbahnen, zusammen 1586 Km., in Betrieb; die Linien der Staatstelegraphen hatten zu gleicher Zeit eine Drahtlänge von 3431 Km. Trotz dieser reich entwickelten materiellen Kultur u. der großen Reichthümer, welche nam. in den Seestädten sich angehäuft haben, u. obgleich nur letzteren ein wirkliches Proletariat eigen ist, so wird doch der Lebensgenuß der großen Masse durch zahlreiche indirekte Steuern beeinträchtigt.

Die geistige Kultur hat in den N. seit der Unabhängigkeit derselben von der span. Herrschaft eine unausgesetzte, rühmliche Pflege genossen, die um so mehr anzuerkennen ist, als andere Völker leicht geneigt sind,

dem Holländer Krämergeist vorzuwerfen. Am größten ist die Volksbildung in Nordholland u. Drenthe, wo nur 10,26—10,84 % von den Militärpflichtigen (1868) weder lesen noch schreiben konnten, während in den nach dieser Seite hin am tiefsten stehenden Provinzen Nordbrabant u. Seeland die Zahl der Analphabeten 38,39 % u. 29,28 % betrug. Nach dem Gesetz von 1848 ist der Unterricht frei, jedoch behält sich der Staat ein Aufsichtsrecht vor. An Elementarschulen zählte das Land 1871: 3734 mit 444,707 Schülern u. 10,917 Lehrern; die 55 lat. Schulen u. Gymnasien hatten eine Schülerzahl von 1141 Köpfen. Leiden, Utrecht u. Groningen besitzen Universitäten, die ziemlich nach deutschen Mustern eingerichtet sind. Amsterdam u. Deventer Athenäen, städtische, den Universitäten nachgebildete Anstalten, denen aber das Recht zu examiniren u. zu promoviren fehlt. Außerdem hat noch das Land an höheren Unterrichtsanstalten ein königl. Marineinstitut zu Willemsoord, eine polytechn. Schule zu Delft, Militärarztbildungsanstalten zu Breda u. zu Amsterdam, eine Landesthierarzneischule zu Utrecht, 6 klinische Anstalten u. fast in jeder Stadt Handels- u. Industrieschulen, abgesehen von mehreren Seemannsschulen. Für einen regen literar. u. polit. Sinn zeugt es, daß das kleine Land 1871 nicht weniger als 222 Zeitungen u. etwa 200 Revuen u. Wochen- u. Monatsschriften aufweist, mehr als 1000 Buchhandlungen besitzt u. jährlich über 2000 Werke erscheinen läßt. Zahlreiche Bibliotheken u. wissenschaftliche Vereine, unter denen die königl. Akademie der Wissenschaften den ersten Rang einnimmt, sind über das Land verbreitet, bedeutend an Zahl u. Werth sind die Kunstmuseen. Ein schöner Zug des holländ. Charakters ist der stark ausgeprägte Wohlthätigkeitssinn, welcher sich in der Gründung u. Unterhaltung einer großen Menge von Hospizen, Armenhäusern, Waisen- u. Irrenhäusern u. Unterstützungsvereinen äußert; sehr praktisch ist die Anlage von Ackerbaukolonien für Bettler, welche etwa 15,000 Insassen zählen.

Staatswesen. Das Königreich der N. ist nach dem Staatsgrundgesetz vom 24. Aug. 1815 eine konstitutionelle Monarchie, deren Krone in dem Hause Nassau-Oranien erblich ist, u. zwar in Ermangelung männlicher Nachkommen auch für die Töchter des Königs nach dem Rechte der Erstgeburt. Die freisinnige Verfassung des Landes datirt vom 3. Nov. 1848; nach derselben steht die vollziehende Gewalt allein dem Könige zu u. ist die Legislative zwischen diesem u. der Volksvertretung, den Generalstaaten (Staten Generaal) getheilt. Diese zerfallen in die erste u. die zweite Kammer; die 39 Mitglieder der ersten Kammer werden durch die Provinzialräthe aus den Höchstbesteuerten jeder Provinz, die 80 Mitglieder der zweiten aber nach dem Wahlgesetz vom 28. Dez. 1838 nach direktem Wahlrecht u. einem Census der direkten jährlichen Steuern gewählt, der je nach örtlichen Verhältnissen zwischen 20 u. 160 fl. schwankt. Die Legislaturperiode dauert 4 Jahre, doch so, daß alle zwei Jahre die Hälfte der Mitglieder ausscheidet. Die Mitglieder der ersten Kammer erhalten ihr Mandat auf 9 Jahre; alle 3 Jahre scheidet ⅓ aus. Die Minister sind verantwortlich; das Budget muß jährlich den Kammern vorgelegt u. von diesen angenommen werden. Der Ministerrath besteht aus den Ministern der Finanzen, des Innern, der Kolonien, der Marine, des Kriegs, der Justiz u. des Auswärtigen; zum Kabinetsrath wird der Ministerrath, wenn der König ihm präsidirt u. dazu mehrere Prinzen des königl. Hauses beruft. Den Staatsrath, der aus 15 Mitgliedern besteht, ernennt der König u. hört ihn vor seinen Entschließungen über einen Gesetzentwurf u. über allgemeine Verwaltungsmaßregeln, welche den Staat od. die Kolonien betreffen. Präsident desselben ist der Kronprinz, welcher den Titel eines Prinzen von Oranien führt. Die Hauptstadt des Landes ist Amsterdam, die königl. Residenz der Haag; doch pflegt der Hof herkömmlicher Weise im Monat April eine Woche in der Hauptstadt auf deren Kosten zu residiren. Der oberste Gerichtshof besteht aus zwei Kammern für Civil- u. Strafsachen; die Armee besitzt einen eigenen Ober-Militär-Gerichtshof zu Utrecht. Die Oberleitung der protestantischen Kirche liegt in den Händen der Synode der Reformirten, derjenigen der Lutheraner u. im Oberhaupte der Mennoniten. Die röm. Katholiken stehen unter den Erzbischöfen von Utrecht u. Herzogenbusch, den Bischöfen von Harlem, Breda u. Roermond u. dem Koadjutor des Bischofs von Bois-le-Duc. Die altbischöfliche Katholische Kirche (Jansenisten), welche in enger Beziehung zu den deutschen Altkatholiken steht, hat Erzbischöfe zu Utrecht u. Haarlem u. einen Bischof zu Deventer. Die Staatsflagge trägt noch die Farben des Hauses Oranien: Roth, Weiß u. Blau in horizontalen Streifen. Mit Luxemburg ist das Königreich der N. nur durch Personalunion verbunden. — Die Staatsausgaben beliefen sich nach dem Budget für 1875 auf 106,970,168 fl., hiervon kamen auf das königl. Haus nur 750,000 fl., auf die Staatseisenbahnen 8,000,000 fl., auf das Marineministerium 13,089,972 fl., auf das Kriegsministerium 18,502,913 fl. u. auf die Kolonien nur 1,203,174 fl. Die Einnahmen waren mit 98,693,607 fl. angesetzt; die Kolonien trugen davon allein 10,111,685 fl., während die indirekten Steuern 30,925,000 fl. u. die direkten Steuern 22,790,838 fl. einbrachten. Das Defizit von 8,276,561 fl. sollte zum größten Theil durch provisorisch auszugebende Schatzscheine gedeckt werden. Die Staatsschuld belief sich 1875 auf 25,163,349 fl. — Für die Armee gilt das System der Werbung u. Konskription, unter Gestattung des Einsteherwesens. Die Dienstpflicht der durch das Los bestimmten Konskribirten beginnt mit dem 20. Lebensjahre u. dauert 5 Jahre; sie sind nur für Europa verpflichtet; die Gesammtstärke der europ. Armee betrug 1875: 60,014 M. u. 2058 Offiziere. Außerdem besteht noch eine Landwehr (Schutters-Schützen), welche, in 2 Banner getheilt, alle Waffenfähigen vom 25.—35. Altersjahre umfaßt u. ungefähr 40,000 M. zählt. Die Freiwilligencorps stehen unter der Leitung des Staates u. erhalten von diesem Geldunterstützung. Die ostind. Armee besteht aus Geworbenen u. hatte Ende 1874 eine Effektivstärke von 29,803 Soldaten u. 1342 Offizieren; hiervon kamen 12,974 auf die Europäer, 412 auf Afrikaner u. 16,417 auf Eingeborene. Außerdem giebt es noch bewaffnete Corps in Indien mit einer Stärke von 10,144 M. Die bedeutendsten Festungen des Landes sind Herzogenbusch, Breda u. Grave; neben diesen bestehen noch 9 kleinere. Die Kriegsflotte zählte 1. Juli 1875: 88 Dampfer mit 474 Kanonen u. 27 Segelschiffe mit 195 Kanonen; unter ersteren waren 4 Schraubenfregatten, 2 Widderthurmschiffe, 4 gepanzerte Widder u. 12 Monitors, unter letzteren eine schwimmende Batterie, 2 Fregatten u. ein Linienschiff. Die aktive Stärke des Marinepersonals betrug 1. Juli 1875: 5571 M., zu denen noch 600 Marinemilizsoldaten u. 701 M. Eingeborene im ostindischen Dienst kamen. — Die Kolonien umfassen ein Areal von 31,110 □M. u. hatten Ende 1873 eine Bevölkerung von 25,110,000 Seelen; hiervon kamen auf Niederländ.-Indien 28,922,4 □M. u. 25,000,000 E., auf die westind. Besitzungen 20,46 □M. u. 39,150 E. u. auf Surinam 2167 □M. u. 69,834 E.

Die größten Städte der N. (Ende 1874):

Amsterdam	286,932 E.	Arnheim	36,004 E.
Rotterdam	129,239 „	Haarlem	33,364 „
Haag	97,565 „	Mastricht	28,650 „
Utrecht	64,271 „	Leeuwarden	27,003 „
Leyden	40,249 „	Dordrecht	25,823 „
Groningen	39,835 „	Herzogenbusch	24,747 „

Geschichte. Das Gebiet der N. in weiterem Sinne, also mit Einschluß Belgiens, war im Anfang seiner Geschichte schon von 2 Nationen bewohnt, im N. von den german. Friesen u. den Batavern, im S. von Kelten, u. schied sich demnach auch zu Cäsar's Zeiten in die Gallia Belgica u. die zu Germania gehörigen Theile. Die Völkerwanderung schob die Franken über das kelt. Belgien, ließ die im NO. wohnenden Stämme dem Völkerbunde der Sachsen beitreten u. die Friesen sich auf die Küstenlandschaften u. Inseln beschränken. Die Sachsenkriege brachten das ganze Land schließlich unter die Herrschaft Karl's d. Gr. Der Vertrag von Verdun (843) verhängte jedoch auch über die N. eine Dreitheilung; der N. kam als Friesia zu Deutschland, der mittlere Theil zu Lotharingien, der SW. als Flandria zu Frankreich. Durch die Wiedervereinigung des fränk. Reiches unter Karl d. Dicken verschmolzen die N. mit Deutschland, doch zerfielen sie bald durch königl. Belehnungen in eine Anzahl selbstständiger Territorien; so bildete sich im NO. u. O. das Stift Utrecht, im O. u. in der Mitte die Grafschaft Geldern, im S. das Herzogthum Brabant u. die Grafschaft Flandern u. an der Westküste die Grafschaften Holland u. Seeland. Nachdem Philipp von Burgund 1369 die Grafschaft Flandern erheirathet hatte, dehnte sich die herzogl. burgund. Herrschaft im 14. u. 15. Jahrh. über fast alle niederländ. Gebiete aus, die dann unter Maximilian I. durch Erbschaft in habsburg. Besitz u. bei der Theilung des Reiches Karl's V., der Geldern u. Zütphen erobert u. die franz. Lehnsrechte über die südl. Grafschaften beseitigt hatte, an die span. Linie dieses Hauses kamen. Die 17 Provinzen erfreuten sich noch unter Karl V. einer fast republikanischen Selbständigkeit u. einer weitgehenden Selbstverwaltung; in kirchlicher Beziehung hatte in den deutschen Landestheilen der Protestantismus eine weite Ausbreitung gefunden, während die roman. Provinzen im S. streng katholisch blieben. Karl V. hatte die Eigenthümlichkeiten des Volkes verstanden u. geschont; um so rücksichtsloser ging Philipp II. gegen die Verfassungen wie gegen den Protestantismus vor; hierzu fand er in Granvella (s. d.) ein williges Werkzeug. Die wichtigsten Städte wurden mit span. Truppen belegt, die Zahl der Bisthümer vermehrt, die Inquisition wieder eingeführt. Jedes Jahr brachte eine Menge der grausamsten Ketzerhinrichtungen, u. Tausende suchten wegen ihres Glaubens im Auslande Sicherheit des Lebens. Die Opposition des Adels, bes. Wilhelm's von Oranien u. des Grafen Egmont, bewirkte zwar 1564 die Abberufung Granvella's, aber keine wesentliche Aenderung des Regime's. Da trat 1566 der Adel zu einem Kompromiß zusammen; er verband sich zu gemeinsamem Schutze seiner Rechte unter Wahrung der gesetzlichen Mittel u. übergab der Statthalterin eine Adresse, in welcher mit lebhaften Farben die

Leiden der Provinzen geschildert waren. Das Wort eines der Höflinge, welcher bei Gelegenheit dieser Audienz die Bittsteller als eine Bande von Lumpen (Gueux) bezeichnete, ward von den Beleidigten als Parteiname (Geusen) angenommen. Bald darauf machte sich der Unwille des Volkes in Bilderstürmen u. der Verwüstung katholischer Kirchen Luft, u. die ersten Freischaren des Geusenbundes begannen, freilich ohne Erfolg, den Kampf gegen die regulären Truppen. Philipp II. schickte Alba (s. d.) nach den N.; eine von dessen ersten Thaten war die Gefangennahme Egmont's u. Hoorn's (1567) u. ihre Hinrichtung; der von ihm eingesetzte Rath der Unruhen brachte schon in den 3 ersten Monaten seines Bestehens 1800 Menschen auf das Schaffot u. seine Truppen schlugen die Scharen Ludwig's von Nassau, des nach Deutschland geflüchteten Oranien Bruder, u. manövrirten 1568 das stärkere Heer des Letzteren aus dem Lande hinaus. Ein unerträglicher Steuerdruck zwang aber hierauf auch Provinzen, an der Erhebung Theil zu nehmen, die bis dahin derselben fern geblieben waren; 1572 bemächtigten sich die gefürchteten Wassergeusen der festen Stadt Briel u. entrissen den Spaniern bald darauf Holland u. Seeland, während Mons in die Hände Ludwig's von N. fiel, ohne freilich von diesem gehalten werden zu können. In den folgenden Jahren ward der Krieg mit einer fanatischen Erbitterung auf beiden Seiten fortgesetzt. Der Statthalter Requesens y Zuniga, der 1573 Alba gefolgt war, schlug zwar Wilhelm von Oranien 1574 auf der Mooker Heide, konnte aber weder das mit größtem Heldenmuthe vertheidigte Leyden einnehmen noch die Flußmündungen gegen die verwegenen Wassergeusen schützen. Dagegen gelang es ihm, die roman. u. katholischen Provinzen im S. der span. Herrschaft wieder zuzuwenden, welche sich 1579 unter dem Statthalter Alexander von Parma vollständig unterwarfen. Die Genter Pacifikation von 1576, in der sich alle Provinzen unter Wilhelm von Oranien geschart hatten, war hierdurch aufgehoben, dagegen verbanden sich 1579 in der Utrechter Union Holland, Seeland, Geldern, Zütphen, Utrecht, Overyssel u. Groningen zu dem ersten Föderativstaate unter Wilhelm von Oranien. Dieser war 1580 geächtet worden u. fiel 1584 durch Mörderhand. Sein Sohn, Prinz Moritz, setzte den Krieg gegen Spanien, das seine Truppen gegen Frankreich brauchte, mit Energie u. Erfolg fort, eroberte eine Anzahl fester Plätze u. schloß 1609 mit Philipp III., der die Unabhängigkeit jener 7 Provinzen anerkennen mußte, einen Waffenstillstand auf 12 Jahre, nach dessen Ablauf der Krieg weitergeführt wurde, u. zwar mit entschiedenem Glücke für die N. Erst 1648 kam der Friede zu Stande. Trotz dieser äußeren Erfolge hatte aber Prinz Moritz mit inneren Schwierigkeiten zu kämpfen, die sich aus dem Gegensatz der strengkirchlichen Gomaristen (s. d.) u. der freisinnigen Arminianer (s. d.) ergaben. Moritz nahm für erstere Partei u. ließ sogar die Häupter der Arminianer, Oldenbarneveldt (s. d.) u. Hugo Grotius (s. d.), gefangen nehmen u. Ersteren hinrichten. Während dieser Kämpfe war aber das neue Reich materiell erstarkt; die N. bildeten sich zu einem mächtigen Seestaate aus, der durch die 1602 gegründete Ostind. u. die Westind. Compagnie (seit 1621) den Spaniern u. Portugiesen bedeutende Handelskonkurrenz machte; die Industrie entwickelte sich in den wohlhabenden Städten; Literatur, Kunst u. Wissenschaft kamen zu einer bewundernswerthen Blüte. Prinz Moritz war 1625 gestorben; ihm folgte sein Bruder Heinrich (bis 1647) u. diesem dessen Sohn Prinz Wilhelm II. (1647—50) als Statthalter. Nach dessen kinderlosem Abscheiden lag die Regierung in der Hand Jan's de Witt. Die glücklichen Seekriege der Niederländer gegen England (1651—54 u. 1665—67) ließen durch die Siege Tromp's u. de Ruyter's die Seemacht der jungen Republik sich mächtig entfalten, u. das Bündniß mit England u. Schweden setzte den Eroberungen Ludwig's XIV. in den span. N. ein Ziel. In einem neuen Kriege dieses Königs (1672—78), der die alten Bundesgenossen der N. auf seine Seite gezogen hatte, wurden Letztere aber durch Spanien u. Deutschland unterstützt, so daß der Friede von Nimwegen wenigstens keinen Gebietsverlust brachte. Während dieses Krieges waren die Brüder de Witt im Haag durch wüthende Pöbelmassen ermordet u. Prinz Wilhelm III. von Oranien (1672—1702) zum Statthalter erhoben worden. In der Engl. Revolution von 1688 gelangte dieser zugleich zur engl. Krone. Die dadurch bedingte politische Abhängigkeit der N. von Großbritannien schmälerte jedoch die Macht der Generalstaaten bedeutend u. ließ dieselben nur noch im Span. Erbfolgekriege als Bundesgenossen Englands thatkräftig in die europ. Händel eingreifen. Weder Wilhelm IV. (1749—51), der nach einer 47jähr. statthalterlosen Zeit an die Spitze der N. trat, noch seine Nachfolger vermochten den N.n wieder eine bedeutungsvolle Stelle unter den europ. Mächten einzuräumen, zumal da durch Englands Uebergewicht auch der Handel dieses Landes arg geschmälert wurde, innere Parteiungen den Verfall des Staates beschleunigten u. die Finanzen sich immer mehr verschlechterten. Die „Oranisten" sympathisirten in dem Nordamerikan. Freiheitskriege mit England, während die „Patrioten" zu Frankreich hielten u. 1780 den Krieg mit England durch allerhand Reibereien herbeiführten, der nach 3 Jahren durch den Frieden von Versailles in unrühmlicher Weise für die N. beendet ward. Der Haß der Patrioten kehrte sich nam. gegen den unfähigen Statthalter Wilhelm V., dessen Gemahlin eine Schwester Friedrich Wilhelm's II. von Preußen war. Als diese einst auf einer Reise von Nimwegen nach dem Haag von dem Volke etwas unglimpflich behandelt worden war, ließ Preußen eine Armee in die N. einrücken (1788), besetzte in kurzer Zeit das ganze Land u. zwang einen großen Theil der Patrioten zur Flucht nach Frankreich. Dort wühlten sie zum Kriege gegen ihr eigenes Land u. unterstützten die Revolutionsarmee, welche unter Pichegru 1794 das Land sich unterwarf u. nach der Flucht des Erbstatthalters Wilhelm V. aus demselben eine Batavische Republik (1795—1805) machte. Ein Theil der südl. Provinzen mußte an Frankreich abgetreten werden; die Provinzialverfassung ward aufgehoben, 1801 aber wieder hergestellt u. ein Bündniß mit der Franz. Republik geschlossen. Zu gleicher Zeit sank auch der Handel immer mehr, u. nachdem schon 1802 Ceylon von den Engländern genommen worden war, fielen auch Surinam u. das Kapland in deren Hände, u. zwar in einem Kriege mit England, zu dem die N. durch den franz. Allianzvertrag gezwungen worden waren. Von der oran. Partei um einen König gebeten, gab Napoleon die Krone der N. 1806 seinem Bruder Ludwig Bonaparte als erblichem konstitutionellen König der N. mit der Bestimmung, daß die franz. u. niederländ. Krone nie auf Einem Haupte vereinigt würden. Die folgenden Jahre brachten unsägliches Unglück über das Land. Zur Theilnahme an den franz. Kriegen gezwungen, sahen die N. ihren Seehandel vernichtet, ihre Finanzen in der ärgsten Zerrüttung; 1809 verwüsteten Wasserfluten die Landschaften von Emmerich bis Dordrecht u. Rotterdam u. in demselben Jahre landeten die Engländer auf Walcheren. Außerdem mußten noch die südl. Provinzen bis zur Maas, Seeland, Geldern u. Schouwen an Frankreich abgetreten werden. Als der König 1. Juli 1810 zu Gunsten seines unmündigen Sohnes abdankte, ließ Napoleon, welcher diesen Kronwechsel nicht anerkannte, die N. militärisch besetzen u. vereinigte dieselben mit Frankreich. Die Schlacht von Leipzig änderte auch das Geschick der N. Infolge der Aufforderung Bülow's (20. Nov. 1813), den Verbündeten beizutreten, riefen der Graf von Hogendorp u. der Baron van der Duyn van Maasdam das Volk zu den Waffen, organisirten die Erhebung u. stellten sich an die Spitze einer provisorischen Regierung. Dieselbe wurde zwar von dem zurückgekehrten Prinzen Wilhelm von Oranien, dem Sohne des 1806 verstorbenen Erbstatthalters Wilhelm V., aufgelöst u. die Regierung von diesem selbst übernommen, dem Lande aber auch eine ziemlich freisinnige Verfassung gegeben, die 29. März 1814 von der zusammenberufenen Notablenversammlung angenommen wurde. Der Wiener Kongreß vereinigte die ehemaligen österr. Provinzen u. das Bisthum Lüttich mit dem Königreich der N., u. die europ. Mächte erkannten Wilhelm I. als souveränen König der N. an; zugleich wurde ihm Luxemburg als selbständiges Großherzogthum überlassen, für welches er dem Deutschen Bunde beitrat. Für den neuen Staat, der 1177 □M. mit etwa $5\frac{1}{2}$ Millionen E. umfaßte, wurde von den durch die Provinzialstaaten verdoppelten Mitgliedern der Generalstaaten eine Verfassung entworfen, welche die darauf berufene Notablenversammlung jedoch nicht annahm, der König aber trotzdem 11. Sept. beschwor. Der Gegensatz der südl. u. nördl. Provinzen machte sich recht bald fühlbar. Dort war die Bevölkerung überwiegend katholisch u. französisch; die Geistlichkeit übte eine große Gewalt über das Volk aus u. hegte eine tiefe Abneigung gegen den protestantischen König; zugleich fühlte sich das Volk durch die Verordnung verletzt, welche das Holländische zur Staatssprache erhob. Außerdem ging in der Frage des Steuermodus der industrielle Süden mit dem ackerbautreibenden Norden aus einander, u. endlich erhoben sich in den alten niederländ. Provinzen dadurch für die neue Regierung Schwierigkeiten, daß sich dort die altoran. Partei, welche an der Spitze des Staates nur einen Erbstatthalter sehen wollte, von den monarchisch gesinnten Neuoraniern trennte. Die Unzufriedenheiten mehrten sich endlich noch durch die sich ungünstig gestaltenden Staatsfinanzen. Obgleich 1827 das mit Napoleon von Pius VII. 1801 abgeschlossene Konkordat von den belg. Provinzen auch auf die niederländischen ausgedehnt wurde, 1830 die franz. Sprache in den südl. Provinzen wieder zu offizieller Geltung gelangte u. durch günstige Handelsverträge die Industrie zu neuem Aufschwung gelangte, so konnten doch die schroffen Gegensätze zwischen den beiden Staatshälften nicht ausgeglichen werden. Dagegen erfuhren die Finanzen eine wesentliche Aufbesserung durch Wiederherstellung des Kolonialsystems, nam. nachdem 1824 durch einen Vertrag mit England das ostind. Kolonialwesen definitiv geordnet u. die N. in dem Besitz der Sundainseln u. des größten Theils der Molukken belassen worden waren. Die franz. Julirevolution steigerte die Hoffnung

der Belgier auf Trennung von den N. Schon vorher hatte sich die Mißstimmung der Bevölkerung Brüssels gegen den unliberalen Justizminister van Maanen in Aufläufen Luft gemacht; 25. Aug. 1830 kam es in der südl. Hauptstadt zu einem bewaffneten Aufstande u. 23.—26. Sept. wurden die niederl. Truppen von den Insurgenten mehrmals geschlagen. Wilhelm I. wandte sich an die 5 europ. Großmächte, die eine Waffenruhe vermittelten u. 20. Dez. 1830 Belgiens Unabhängigkeit u. die Vereinigung Luxemburgs mit dem neuen Staate sowie die Freiheit der Schelde anerkannten. Gegen letztere Bestimmungen protestirte aber Wilhelm I. 12. Juli 1831 u. der Krieg begann von Neuem, u. zwar mit entschiedenem Glück für das unter dem Oberbefehl des Prinzen von Oranien stehende niederländ. Heer. Die Belgier wurden 8. Aug. bei Hasselt, 10. Aug. bei Löwen geschlagen. Da rückte ein franz. Hülfsheer heran, u. unter dem diplomatischen Drucke Englands u. Frankreichs mußten die N. einen Waffenstillstand eingehen u. ihr Heer in die Positionen vor dem Kriege zurückführen. Die N. verweigerten die Annahme neuer, ihnen von der Konferenz der Großmächte vorgelegten, Belgien günstigen Artikel, u. England u. Frankreich suchten jetzt die Nachgiebigkeit gewaltsam zu erzwingen. Die Küste wurde blockirt, auf niederl. Schiffe Embargo gelegt u. die Citadelle von Antwerpen, welche die Holländer nicht räumen wollten, 24. Dez. 1832 zur Kapitulation gezwungen. Ein Provisorium, welches den Status quo sanktionirte, machte den Streitigkeiten ein Ende, u. der Deutsche Bundestag stimmte der Abtretung eines Theiles von Luxemburg gegen eine Ausgleichung durch limburg. Gebiet 18. Aug. 1836 zu. Da aber König Wilhelm die Bestätigung der ihm von der Konferenz vorgelegten Artikel in die Länge zog, schien es zu neuem Kriege kommen zu sollen, als endlich die Zustimmung erfolgte; 19. April 1839 wurde der definitive Friedensvertrag von den N., Belgien, Oesterreich, Preußen, England, Frankreich u. Rußland unterzeichnet. Die durch die traurige Finanzlage des Landes veranlaßte Mißstimmung des Volkes gegen die Regierung bewog den König, 7. Okt. 1840 zu Gunsten seines Sohnes Wilhelm II. abzudanken, der die Ministerverantwortlichkeit proklamirte. Trotz der Finanznoth wurden große Summen auf den Eisenbahnbau u. die Austrocknung des Haarlemer Meeres verwendet; die Opposition in den Generalstaaten, welche eine Revision des Grundgesetzes u. eine tiefere Einsicht in die Finanzverwaltung forderte, bewog den König endlich, 1848 ein liberaleres Ministerium unter Donker Curtius (Justiz), van Kempenaer (Inneres) u. Luzac (Aeußeres) zu ernennen u. durch den Führer der Liberalen, Professor Thorbecke aus Leyden, ein neues Grundgesetz entwerfen zu lassen, welches, freilich mit vielfachen Aenderungen, von der ersten u. der verdoppelten zweiten Kammer angenommen u. 3. Nov. publizirt ward. Der plötzliche Tod König Wilhelm's II. 17. März 1849 brachte Wilhelm III. auf den Thron. Dieser verfolgte nun entschiedener als sein Vater eine liberale Richtung, bildete unter Thorbecke ein aus den Häuptern der parlamentarischen Linken bestehendes Ministerium u. ließ nicht nur die Verfassung durch freisinnige Gesetze ausbilden, sondern wandte auch der materiellen Kultur seines Landes eine erfreuliche Rücksicht zu. In die Finanzen kam Ordnung, das Handels- u. Schiffahrtssystem ward reorganisirt, auf die Anlage von Kanälen, Eisenbahnen u. Telegraphenlinien bedeutende Summen verwandt u. die Trockenlegung des Haarlemer Meeres beendet. Als infolge der Absicht des Papstes, die Zahl der Bisthümer in den N. zu vermehren, das Mißtrauen der Bevölkerung gegen eine Ueberwucherung des Katholizismus den König bewog, 1853 das Ministerium Thorbecke durch ein strengprotestantisches, mehr dem liberalen Centrum zuneigendes zu ersetzen, trat keine Reaktion ein, sondern Ministerium u. Volksvertretung erließen neben anderen freisinnigen Gesetzen ein für die kirchlichen Verhältnisse der N. überaus wichtiges, welches den konfessionslosen Charakter der Volksschule offiziell proklamirte. Trotz der starken Opposition der protestantischen Orthodoxen in den nächsten Jahren blieb dieses Gesetz mit unwesentlichen Abänderungen in Kraft, u. Thorbecke war nach wie vor, obgleich nicht mehr Mitglied des Ministeriums, Leiter der Politik. Er selbst wurde 1862 mit der Bildung eines neuen Kabinets beauftragt, das gegen den Willen der kirchlichen Parteien den mittleren Unterricht regelte, aber in der Kolonialpolitik die konservative Opposition nicht zu überwinden vermochte. Es handelte sich im Wesentlichen um Java (s. d.), wo an Stelle des Kulturzwanges die freie Arbeit der Eingeborenen treten sollte. Die N. hatten aus der alten despotischen Verwaltung dieser reichen Insel außerordentliche Vortheile gezogen, u. die konservative Partei, die um der allgemeinen Menschenrechte willen nicht die Staatseinnahmen geschmälert wissen wollte, fand unter der Bevölkerung bedeutende Sympathien. So wurde die Reorganisation der Kolonialverwaltung vereitelt, Thorbecke trat 1866 zurück u. ein konservatives Ministerium bildete sich, dessen Seele der Minister des Innern Heemskerk war. Da die Liberalen in der zweiten Kammer trotzdem auch diesmal die Majorität hatten, wurde dieselbe 2. Okt. 1866 aufgelöst u. das Ministerium erlangte bei den Neuwahlen eine wenn auch nur schwache Mehrheit. Frankreichs Absicht, Luxemburg zu erwerben, fand sowol bei dem König wie beim Ministerium lebhaftes Entgegenkommen, zumal da das Verhältniß Limburgs zu Deutschland durch die Bildung des Norddeutschen Bundes gelöst worden war. Der drohende Konflikt zwischen Deutschland u. den N.n wurde durch die Londoner Konferenz beseitigt, auf welcher die Vertragsmächte von 1839 das Großherzogthum Luxemburg als neutralen Staat unter der Herrschaft des Hauses Nassau-Oranien erklärten u. Preußen unter der Bedingung der Schleifung der Festungswerke auf das Besatzungsrecht der Hauptstadt Luxemburg verzichtete. Die Stellung des Ministeriums in der Luxemburger Frage hatte aber keineswegs die Billigung der liberalen Partei gefunden; die Mißstimmung äußerte sich bes. scharf in den Budgetdebatten, u. obgleich die zweite Kammer 3. Jan. 1868 aufgelöst ward, so konnte das Ministerium doch keine Majorität in der neu zusammentretenden erlangen u. erhielt seine Entlassung. Thorbecke ward 23. Mai mit der Bildung eines neuen Kabinets beauftragt, das, obgleich er selbst nicht beitrat, doch durchaus liberal war; der Bürgermeister von Amsterdam, Fock, übernahm in demselben das Innere. Gegen die Koalition der Orthodoxen u. Konservativen wußte das neue Ministerium mit der Majorität der Kammer das Gesetz von 1857 über den konfessionslosen Charakter der Volksschulen aufrecht zu erhalten; es schaffte 1870 die Todesstrafe ab u. erwirkte den Eingeborenen von Java durch Erbpacht ein Recht auf Grundbesitz. Der Rücktritt des Kolonialministers de Waal führte jedoch die Auflösung des gesammten Kabinets herbei, u. Thorbecke trat Jan. 1871 als Minister des Innern an die Spitze eines neuen, das wie das abgetretene eine strikte Neutralität während des Deutsch-franz. Krieges bewahrte, aber die allgemeine Wehrpflicht bei den Kammern nicht durchzusetzen vermochte. Die Gesandtschaft am päpstlichen Stuhle ward 1871 aufgehoben u. in gleichem Jahre die niederländ. Kolonien an der Westküste Afrika's an England abgetreten. Die Gesetzesvorlage über Einführung der Einkommensteuer nach engl. Muster, aus deren Annahme das Ministerium eine Kabinetsfrage machte, ward von der 2. Kammer abgelehnt, u. das Ministerium, aus dem Thorbecke 4. Juni 1872 durch den Tod geschieden war, löste sich auf; 5. Juli trat das neue Kabinet von ebenfalls entschieden liberalem Charakter zusammen; in demselben übernahm der Abgeordnete Geertsema das Innere, Fransen van de Putte das Kolonialwesen, Gericke van Herwynen das Aeußere, de Vries die Justiz, van Delden die Finanzen u. der Graf von Limburg-Styrum das Kriegswesen. Die Seele des Kabinets war der Kolonialminister, dessen Stellung von um so größerer Bedeutung wurde, als auf Sumatra (s. d.) der Krieg mit den Atschinesen ausbrach, angeblich weil der Sultan von Atschin der Seeräuberei seiner Unterthanen in der Malakka-Straße nicht Einhalt gethan hätte, in Wirklichkeit aber, weil, wie der Kolonialminister 21. März 1874 in der Kammer offen erklärte, die Niederländer Atschin unterwerfen wollten. Ein Expeditionsheer von 4000 Mann ward unter dem Befehl des Generals Köhler nach Sumatra entsendet; die ersten Angriffe (8. u. 9. April 1873) gegen die feindlichen Verschanzungen gelangen, aber in dem Hauptkampfe (10. April) fiel General Köhler selbst u. unterlagen die Holländer; nach einer zweiten, noch empfindlicheren Niederlage (16. April) mußte das Aufgeben der Expedition beschlossen werden, u. das außerdem durch Krankheiten dezimirte Heer kehrte zurück. Eine neue Expedition unter Generalleutnant van Swieten mit 9000 Mann u. 74 Kanonen wurde darauf im Juli gegen Atschin gesendet u. eroberte auch 24. Jan. 1874 den Kraton, eine Hauptfestung im feindlichen Gebiete. Obwol die niederländ. Truppen in den Küstenlandschaften noch einzelne Vortheile errangen u. mehrere der atschinesischen Stämme zur Unterwerfung brachten, so konnten sie doch nicht in das innere Hochland vordringen; ihre Reihen wurden durch Krankheiten, nam. Cholera, bedenklich gelichtet u. gegenwärtig (Juni 1876) dauert der Krieg fort, ohne der niederländ. Herrschaft bedeutenden Zuwachs gebracht zu haben. Die Koalition der Konservativen, protestantischen Orthodoxen u. Ultramontanen bewirkte, daß das Ministerium 24. Aug. 1873 seine Entlassung einreichte; da aber der Versuch, ein neues Kabinet zu bilden, scheiterte, so blieben die Minister, mit Ausnahme des Kriegsministers, der durch den Marineminister interimistisch vertreten ward, im Amt. Als die zweite Kammer 19. Juni 1874 die von der Regierung beantragte Herabsetzung des Wahlcensus von 28 auf 20 Guld. ablehnte, reichte das Ministerium jedoch abermals sein Entlassungsgesuch ein; Heemskerk, der einstige Liberale, der jetzt aber an der Spitze der gemäßigten Konservativen stand, wurde mit der Neubildung des Kabinets beauftragt, u. er übernahm selbst das Innere, van der Does de Willebois das Auswärtige, van Lynden die Justiz, van Goltstein die Kolonien, van der Heim die Finanzen, Weitzel den Krieg, van Erb Taalman Kip die Marine; 22. April 1875 ward Generalmajor Weitzel durch Oberst Enderlein als Kriegsminister ersetzt. Die wichtigste Gesetzesvorlage des

gegenwärtig noch amtirenden Ministeriums betraf die Einführung der Gold- neben der Silberwährung vom 1. Juli 1875 an, welche 27. Mai 1875 von der zweiten, 4. Juni von der ersten Kammer genehmigt ward.

Niederländische Kunst. In einer Darlegung der Entwicklung der Kunst in den Niederlanden ist die Architektur schon deshalb voranzustellen, weil sie mehrere Jahrhunderte des Mittelalters hindurch fast die einzige zur Ausübung kommende Kunst war; aber in dieser Ausübung hat sie Anfangs noch keine nationale Eigenthümlichkeit, schließt sich vielmehr in den bedeutenderen Bauten des spätromanischen u. des Uebergangsstiles einerseits dem Vorbilde der niederrheinischen Bauten, andererseits dem des nordöstl. Frankreich an. Zu jenen gehören vor Allem in Tournay die majestätische Kathedrale (Langhaus um die Mitte des 12. Jahrh.) mit ihrem an Maria auf dem Kapitol in Köln erinnernden Schluß der Kreuzarme u. andere Kirchen der Stadt, in Klosterrath (unweit Aachen) die noch streng romanische Kirche mit großer Krypta u. in Roermonde die 1224 vollendete originelle Liebfrauenkirche, in der sich franz. u. rhein. Einflüsse verbinden. Auch die Gothik nahm aus dem benachbarten nordöstl. Frankreich gleich Anfangs die Strenge ihres Stils u. behielt diesen primitiven Charakter auch noch in späterer Epoche bei. Eins der frühsten Gebäude dieser Art ist die Kathedrale St. Gudula in Brüssel, bedeutend in den Verhältnissen u. streng primitiv im Innern durchgeführt, aber reich entwickelt in ihrer spätgoth. Façade. Sehr edel u. reich gestaltete sich die Gothik in dem 1318 geweihten Chor der erwähnten Kathedrale von Tournay, der den franz. Kathedralentypus dahin vereinfacht, daß er Kapellen u. Umgang zusammengezogen hat. Aehnlich der 1230—97 erbaute Chor der Liebfrauenkirche zu Brügge u. der Chor von St. Bavo in Gent, obwol die Kapellen sich hier dem Umgange selbständiger anschließen. Am vollständigsten entwickelt zeigt sich die Choranlage der Kathedrale St. Sauveur in Brügge. Mancherlei Ausartungen u. allzu weit getriebene Konsequenz zeigt dagegen das bekannteste gothische Bauwerk der Niederlande, der Dom zu Antwerpen, ein mit seiner Kapellenreihe sogar siebenschiffiger Bau des 15. Jahrh., im Innern zwar von sehr malerischer Perspektive, aber im Aeußeren durch die vorherrschende Horizontallinie von ungünstiger Wirkung u. mit einem sehr hohen, aber unorganisch sich entwickelnden Thurm. Die nordöstlichen Theile der Niederlande (Holland) haben eine Reihe von Kirchen, die, wenn auch aus Backstein erbaut, doch in allen eigentlich gothischen Formen u. Details den Haustein verwenden. Abgesehen von einem gewöhnlich massenhaften Westthurm, befolgt der Grundriß meistens das franz.-gothische Schema, aber in vereinfachter, nüchterner Weise; statt der Steingewölbe der hohen Mittelschiffe tritt oft eine Holzkonstruktion ein. Ein sehr charakteristischer Bau dieser Art ist z. B. der Dom in Utrecht, an dem sich der Chor mit seinem Umgang u. 7 Kapellen (1251—67) u. der große westliche Thurm reich entfalten. Andere Beispiele sind bes. die Chorpartien von St. Stephan in Nimwegen, von der Neuen Kirche (15. Jahrh.) in Amsterdam u. St. Lorenz in Rotterdam. Dagegen haben Steingewölbe im Hauptschiff die großen Kirchen zu Dordrecht u. Breda, andere haben ohne Kapellen einen Umgang um den vieleckigen Chor; noch andere, bes. im nördl. Theile des Landes, haben nicht die Basilikenanlage, sondern gleich hohe u. gleich breite Schiffe, aber mit Querschiff, z. B. St. Jakob in Utrecht mit 3 vieleckigen Chören, die gewaltig große Lubentiuskirche in Deventer u. die Walburgiskirche in Zütphen mit reichem Chor u. Kapellenkranz nach franz. Muster. Viel reicher als in den Kirchen entfaltete sich in den Niederlanden die Baukunst in den weltlichen u. bürgerlichen Bauten, nam. seit dem Aufblühen der flandrischen Städte im 14. u. 15. Jahrh. Jede derselben errichtete ihr stattliches Rathhaus, ihre Kaufhallen u. Gildenhäuser u. entwickelte hierin einen reichen Dekorationsstil. Dahin gehören vor Allem die städtischen Glockenthürme (beffroi, Belfried), Anfangs isolirt errichtet (in Tournay u. Gent), später mit dem Rathhause verbunden. Eines der frühesten, stattlichsten Gebäude sind die Tuchhallen (jetzt Rathhaus) in Ypern (13. Jahrh.) mit imposantem Glockenthurm, ferner in Brügge die Halle od. Börse (Abb. Bd. II S. 631) u. das zierliche Rathhaus sowie die prachtvollen Rathhäuser des 15. Jahrh. in Brüssel (Abb. Bd. II S. 1414), in Löwen, in Oudenaerde, Middelburg u. das phantastisch reiche in Gent. Viel spärlicher u. unbedeutender sind sowol aus politischen wie aus kommerziellen Ursachen die Werke der Baukunst während der Renaissancezeit. Anfangs noch mit der Gothik vermischt, wie in St. Jacques in Lüttich (vollendet 1538), sind als bedeutende Renaissancewerke der Frühzeit fast nur das Rathhaus in Antwerpen (1560 u. 1581) u. die jüngeren Theile des Rathhauses in Gent zu nennen. Zwar einförmig, aber von guten Verhältnissen, ist das um die Mitte des 17. Jahrh. von Jakob von Campen erbaute Rathhaus (jetzt königl. Palast) in Amsterdam, dem dann in den holländ. Backsteinbauten ein nüchterner od. barocker Stil folgt, der sich von hier aus über die Handelsstädte des nördl. Deutschland u. über Dänemark verbreitet. Noch weniger hat das 18. Jahrh. an großartigen Bauten aufzuweisen, denn statt der Großartigkeit od. auch nur Zierlichkeit wurden die bloße Bequemlichkeit u. die Reinlichkeit zum charakteristischen Gepräge. Erst in unserem Jahrhundert führte der Architekt Roelandt in Gent bedeutendere Bauten (Justizpalast u. Universität) im Stil des franz. Klassizismus aus, dem dann in Brüssel, Antwerpen, Lüttich u. anderswo noch manche Palastbauten im Renaissancestil, hin u. wieder auch Kirchenbauten goth. Stils folgten.

Auf dem Gebiete der Plastik zeichneten sich zwar schon in romanischer Zeit die Meister von Dinant durch bedeutende Erzarbeiten aus, doch ist von ihren Werken so gut wie nichts erhalten. Erst um die Mitte des 14. Jahrh. erhob sich in Tournay eine Bildhauerschule, der vermuthlich mehrere sehr anziehende Arbeiten am Portal der dortigen Kathedrale sowie die Reliefs in der Katharinenkapelle der Frauenkirche zu Courtray u. mehrere Grabsteine aus dem Ende des 14. u. dem Anfang des 15. Jahrh. in der Sammlung Dumortier zu Tournay u. in dortigen Kirchen angehören. Seit dem Ende des 14. Jahrh. war es bes. Dijon, die Residenz der Herzöge von Burgund, wo durch die Bestrebungen Philipp's des Kühnen die Plastik einen Aufschwung nahm. Viele dieser Arbeiten wurden nämlich durch flandrische Künstler ausgeführt, unter denen der berühmteste Claes Sluter war, der (1411 gest.) unter anderen Arbeiten im Hofe der dortigen Karthause den steinernen Mosesbrunnen mit seinen kurzen u. gedrungenen, aber lebensvollen u. großartigen Prophetengestalten u. das im dortigen Museum befindliche Denkmal Philipp's des Kühnen in weißem Marmor schuf u. eine Schule gründete, deren Realismus einen solchen Einfluß auf die Malerei der bald nachher wirkenden Brüder van Eyck übte, daß er dieser Schwesterkunst die Führerschaft überlassen u. selber in den Hintergrund treten mußte. Erst gegen das Ende des 15. Jahrh. hat die Liebfrauenkirche in Brügge in dem Denkmal der Maria von Burgund wieder ein prächtiges Werk von Pierre de Beckere u. der dortige Justizpalast einen von mehreren Meistern herrührenden holzgeschnitzten Kamin aus dem J. 1529 aufzuweisen. Von dieser Zeit an zeigt sich die Ausübung der Plastik in geringer Ausdehnung, aber in diesem Wenigen herrscht noch ein kräftiger Natursinn, ein längeres Festhalten an der gesunden Tradition u. ein bedeutender Einfluß der gleichzeitigen Malerei. Duquesnoy aus Brüssel, genannt il Fiammingo (1594 bis 1644), u. sein Schüler Arthur Quellinus aus Antwerpen (1609—68) sind die nennenswerthesten Meister jener Zeit, der Letztere hervorragend durch die Bildwerke am u. im Rathhause zu Amsterdam. Vollends darnieder — im Ungeschmack des Zopfes — lag die Plastik während des 18. Jahrh., bis in den ersten Dezennien des gegenwärtigen Matthias Kessels aus Mastricht (1784—1836), dem Deutschen Gottfried Schadow sich anschließend, das Banner des Realismus wieder zu entfalten begann. Belgien aber, seit seiner nationalen Erhebung in der Kunst von franz. Einflüssen abhängig, brachte es nur in seiner Lieblingskunst, der Malerei, zu einer kräftigen Neubelebung, nicht aber in der Plastik, wenigstens nicht in der echten, historisch-monumentalen. Das beweisen die Denkmäler von Wilh. Geefs (s. d.), von Karel Hendrik Geerts (1807—55) u. von C. de Cuyper. Besser gelangen ihnen, mehr aber noch dem Brüsseler Charles Auguste Fraikin, die Genredarstellungen u. die Salonbildnerei. In Bezug auf die Malerei, die, abgesehen von einigen Miniaturen des 14. Jahrh., erst mit den Brüdern van Eyck begann u. bis gegen das Ende des 17. Jahrh. eine nicht unbedeutende Stelle in der Geschichte der Nation einnahm, aber mit der Geschichte der deutschen Malerei eng verbunden ist, verweisen wir auf unsere Artikel „Deutsche Kunst" (Bd. III) u. „Malerei" (Bd. VI).

niederländische Sprache u. Literatur. „Niederländisch" ist die gemeinschaftliche Bezeichnung der Sprache, welche in Holland u. dem nördlichen Belgien gesprochen wird. Die Scheidung desselben in Holländisch u. Blämisch bezeichnet keine tiefgreifende Verschiedenheiten: es sind ganz geringe Unterschiede, welche das Holländische vom Blämischen trennen, unter welch letzterem man die in Belgien übliche Varietät des Niederländischen versteht. Dieses nun ist lediglich eine Mundart des Niederdeutschen (s. d.), daher auch von den einheimischen Schriftstellern Dietsch genannt. — Von früh auf fehlte es nicht an einzelnen schriftlichen Aufzeichnungen u. poetischen Versuchen in niederdeutscher Sprache. Auch in den westlichsten Landschaften Niederdeutschlands, dem heutigen Königreich der Niederlande u. Belgien, entstanden dergl., ohne daß man deshalb vor dem 12. Jahrh. von der Existenz einer selbständigen niederländ. Literatur sprechen darf. Dem Aufschwung der mittelhochdeutschen ritterlichen Dichtung im 12. u. 13. Jahrh. ging eine gewisse poetische u. literarische Regsamkeit auch in den niederländischen Landschaften zur Seite. Die Nachbarschaft mit Frankreich führte die in Brabant, Flandern u. Holland auftretenden ritterlichen Dichter zur Nachbildung der französischen epischen Erzählungen, welche in vielen Fällen nur eine Uebersetzung war. Einzelne dieser übersetzten u. nachgedichteten Epen (z. B. der „Roman van Lancelot", die Dichtungen des Klaes Verbrechten u.

Diederic van Assenede) erweisen ein sehr geringes Element echter u. selbständiger Poesie. Der Sprachgeist des vlämischen u. holländischen Niederdeutsch widerstrebte der höfischen Feinheit des ritterlichen Epos durchaus. Dafür erwies er sich für das unmittelbare Leben u. die derbe Realität der altgermanischen Thiersage um so glücklicher u. zweckmäßiger. Die niederländische Bearbeitung dieser Thiersage „Reinaert de Vos", in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. zum Abschluß gelangt, bildete in ihrer Frische u. der außerordentlichen Lebendigkeit, mit welcher alle niederen u. alltäglichen Verhältnisse u. Zustände der Welt dargestellt sind, die Grundlage vieler späteren Bearbeitungen des Thierepos u. liegt auch der ersten in plattdeutscher Sprache 1498 zu Lübeck gedruckten Fassung des Gedichts „Reinke de Vos" zu Grunde. Der gesunde Volksverstand der alten Flamländer, welcher die bedenklichen Seiten des Treibens weltlicher u. geistlicher Großen gut durchschaute u. andrerseits doch volle Freude am Leben, an der Fülle der Einzelerscheinungen bewahrte, spricht sich in dem Fuchsgedicht in der prächtigsten Weise aus. Das Gedicht schmiegt sich außerdem durch seine schlichte Form — es ist in kurzen Reimpaaren abgefaßt — der bequemen u. breiten Mundart des Landes vortrefflich an u. war jedenfalls ein Fingerzeig dafür, welchen Weg die beginnende niederländische Literatur hätte betreten müssen. Inzwischen folgten von den in den nächsten Jahrhunderten zahlreich auftauchenden Kunstdichtern geistlichen u. weltlichen Standes nur wenige dieser Weisung. Die weltliche u. geistliche Reimchronik des Jakob von Maerlant, „Rymbybel" u. „Spiegel historiael", die holländische Reimchronik des Klosterbruders Melis Stoke vom Anfang des 14. Jahrh., auch eine Anzahl von allegorisch didaktischen Gedichten, wie z. B. „Der minnen loop" von Klaes Willems od. der „Leekenspieghel" des Jan Deckens (gegen die Mitte des 14. Jahrh.) wiesen wenig eigentlich poetische, aber viel moralisirende Elemente auf. Antheil an dieser Eigenthümlichkeit der niederländischen Literatur hatte die frühe u. starke Entwicklung der niederländischen Städte, welche in ganz anderer Weise als selbst die deutschen Reichsstädte das gesammte Leben der Niederlande schon in der burgundischen Zeit beherrschten. Neben materieller Genußfreude u. derbem Lebensbehagen fand sich im niederländischen Bürgerthum ein starker Zug von Nüchternheit u. nützlicher Berechnung. Die poetische Kunst sollte nach dieser Auffassung ihr Brot gleichsam als Sittenprediger u. Schulmeister verdienen u. die höchste Bedeutung, die man ihr zuwies, bestand in der Wachhaltung u. Kräftigung des starken u. tüchtigen patriotischen Gefühls u. des stolzen, oft unbändigen Freiheitssinnes, welcher die Bürger der Niederlande durch das ganze 14., 15. u. 16. Jahrh. beseelte. Im Verlaufe des 15. Jahrh. ging die Förderung niederländischer Poesie von den Klöstern an die ungeistlichen „Kammern" der Rederijker (Rhetoriker) über, welche, obschon vielfache Aehnlichkeit mit den deutschen Meistersingerschulen aufweisend, in ihrer Zusammensetzung, ihren Zielen u. Zwecken doch nicht völlig gleichartig mit diesen waren. Die ersten Gesellschaften der Rederijker kamen in Flandern auf, verbreiteten sich aber rasch über alle Provinzen. Es waren, wie in den Meistersingerschulen, Handwerker u. Handeltreibende, aber auch einzelne Glieder höherer Stände, die sich in diesen Gesellschaften zum gemeinsamen Betrieb der Poesie vereinigten. Pedantische Uebung in poetischen Formen u. ein gewisses Behagen an der breiten Aussprache moralischer Gemeinplätze waren von literarischen Genossenschaften dieser Art unzertrennlich. Da das Emporblühen der Kammern in die Wende des 15. u. 16. Jahrh., die Blütezeit der humanistischen Studien fiel, so machte sich eine Nachwirkung dieser Studien in der Vorliebe der Rederijker für Allegorie, allegorische Aufzüge u. Gedichte geltend. Bei den verschiedenen Staatshandlungen in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. waren die Kammern der Rederijker (deren es in jeder großen niederländischen Stadt mehrere, in jeder kleinen wenigstens eine gab) mit Bewillkommnungen u. Begrüßungen in allegorischen, nam. mythologischen Kostümen bei der Hand. Der materiellen Lebensrichtung entsprechend, bildete der Glanz u. äußere Prunk dieser Aufzüge meist die Hauptsache, die Poesie erhob sich höchstens in derben Scherzwendungen über eine gewisse hergebrachte Trivialität. Gleichwol waren die Kammern der Rederijker wichtig für die weitere Entwicklung der niederländischen Literatur. Aus den allegorischen Aufzügen u. Spielen erwuchs das nationale Drama, u. in den Gesellschaften der Rhetoriker vereinigten sich alle Naturen von literarischen Neigungen, zuletzt also auch die wirklichen poetischen Talente. Hierzu kam, daß während des großen Unabhängigkeitskampfes der Niederländer gegen Spanien, welcher die zweite Hälfte des 16. Jahrh. erfüllte, die Rederijkergilden durchaus auf Seiten der nationalen Sache standen u. hierdurch einer tieferen Wirkung ihrer Bestrebungen gewiß wurden. Von Wichtigkeit war es endlich, daß durch den Verlauf des Unabhängigkeitskampfes die nordniederländischen Gesellschaften, deren Mitglieder fast ausschließlich Protestanten waren, in den Vordergrund traten. Seit die kath. gebliebenen Südniederlande unter die spanische Herrschaft zurückfielen, gewann in ihnen das wallonisch-romanische Volkswesen gegenüber dem niederdeutschen allmählich ein Uebergewicht. Dafür erhöhte sich die Bedeutung des Niederdeutschen in Holland u. den unabhängig gewordenen Nordprovinzen um so mehr, als gleichzeitig im übrigen Niederdeutschland sich der Sieg der hochdeutschen Luther'schen Schriftsprache vorbereitete, die niederländische Literatur also mehr u. mehr die Repräsentantin niederdeutschen Schriftthums ward. Noch während des Revolutionskrieges selbst traten hervorragende Talente auf. Philipp Marnix, Herr von St. Aldegonde (1538—1598), dichtete die Nationalhymne „Wilhelmus van Nassaue" (das Oranienlied) u. schuf die Uebertragung der niederländischen Psalmen. Dirk Volkertszoon Koornhert (1522—1590) gelangte als Lehrdichter zu Ruf u. half den Ruhm der Amsterdamer Rederijkerkammer „In Liebe blühend" (in liefde bloeynde), die nach u. nach an die Spitze der literarischen Bewegung trat, erhöhen. Die Dichter Roemer Visscher († 1625), Hendrik Lorenz Spieghel (1549 bis 1612), der Kirchenliederdichter Kamphuyzen u. A. gehörten dieser „Kammer" an, welche sich unter dem Einflusse der Zeit schon jetzt aus einer Meistersingergilde in eine Art von Akademie zu verwandeln anfing. Die Verbindungen des neuen holländischen Freistaates mit Frankreich führten dazu, daß schon vom Beginn des 17. Jahrh. an sich eine gewisse akademische Richtung, dem derben niederländischen Volksgeist u. der Sprache gleich sehr widerstrebend, in der „in Liebe blühenden" Dichtergesellschaft u. der holländischen Literatur überhaupt geltend machte. Der Zug zur Nachahmung antiker u. italienischer Muster, der gleichmäßig alle europäischen Literaturen erfaßte u. die nationalen Besonderheiten in den Hintergrund drängte, ergriff seit dem Auftreten des Bahnbrechers der holländischen „Klassizität", Pieter Kornelis Hooft (1581—1647), fast die gesammte niederländische Schriftstellerwelt. Trotzdem war das 17. Jahrh. das Zeitalter höchsten Aufschwunges. Das gehobene Selbstgefühl in der neuen Republik, die Unterlage eines großen See- u. Handelslebens mit zusammenströmenden Reichthümern, die Toleranz, welche den kühnen u. bahnbrechenden Geistern stets bereite Zuflucht gewährte, führten zur Blüte der holländischen Universitäten, verhalfen den Staatswissenschaften, der Mathematik, den Naturwissenschaften, der Geschichte u. klassischen Philologie zu einer bedeutsamen Blüte u. förderten auch die Nationalliteratur in engerem Sinne. Hooft, der als Dichter mit lyrischen Poesien aller Art, vaterländischen Trauerspielen („Baeto" u. „Gerard van Velzen") sowie als Geschichtschreiber in weiten Kreisen wirkte, gab auch persönlich u. durch die Gastfreundschaft, die er auf seinem Schlosse Muyde am Zuydersee ausübte, einen Mittelpunkt für das holländische Literaturleben ab. Unter den Dichtern, die Beziehungen zu ihm hatten, sind Constantin Huyghens, Herr von Zuylichem, Sekretär des Statthalters Friedrich Heinrich von Oranien, Lyriker u. Sonettist, welcher in seinen charakteristischen Bildern aus dem städtischen Leben u. einigen Idyllen die Wechselwirkung zwischen holländischer Poesie u. der gleichzeitigen holländischen Malerkunst vertritt, vor Allen aber Jost van der Vondel, der hervorragendste Dichter der Niederlande (1587—1679), zu nennen, in dessen Dichtungen ein bedeutender u. mächtiger Lebensinhalt mit einer akademischen Form ringt. Vondel's lyrische, didaktische u. erzählende Dichtungen, seine Dramen vor Allem (unter den geistlichen „Lucifer" u. „Die Tochter Jephta's", unter den weltlichen das Nationalschauspiel „Gysbrecht van Aemstel", welches noch alljährlich zu Amsterdam in Scene geht), bezeichnen den Höhepunkt der niederländischen Kunstdichtung. Vondel wurde inzwischen niemals so volksthümlich als Jacob Cats (1597—1680), der als Lyriker u. didaktischer Poet das Ideal seiner Landsleute ward. Die Mischung von gutmüthiger Behaglichkeit u. kluger Nüchternheit, die in seinen phantasielosen Dichtungen vorwaltet, entzückte die Holländer, u. nach „Vater Cats" bildete sich eine ganze „seeländische Dichterschule" von gleicher Nüchternheit u. kleinbürgerlicher Zierlichkeit. Unter den mannichfach hervorragenden Männern Hollands, welche an den literarischen Bestrebungen der klassischen Zeit Antheil nahmen, ragen noch der Admiral Lorenz Reael, der Maler u. Kunstschriftsteller van Mander, der Philolog Barläus (Baerle), der Archäolog Heemskerck, der Verfasser der „Batavischen Arcadia", der auch als Lyriker Ruhm erlangte, der Geschichtschreiber van Meteren, welcher die Geschichte des niederländischen Unabhängigkeitskampfes schrieb, hervor.

Vom Ausgang des 17. Jahrh. an ward die holländische Literatur vollständig u. fast sklavisch von der französischen Literatur abhängig, die gastliche Aufnahme der hugenottischen Flüchtlinge u. der censurflüchtigen Aufklärungsschriftsteller des 18. Jahrh. hatte daran einen wesentlichen Antheil. Seibrand Feitama's († 1758) Uebertragungen der Tragödien Corneille's u. Racine's eröffneten den Reigen der reinen Nachahmungen. Unter den Dichtern dieser Zeit gelangten die Dramatiker A. Pels, Onno u. Willem van Haren, die Lyriker Jan Luyken,

Poot, Lucas Rotgans (1654—1710) zu Ehren u. Ansehen. Letzterer besang Wilhelm III. in einem erzählenden Gedicht. Selbständiger erschienen Pieter Langendijk (1700—1756), dessen Lustspiele die derbe Realität echt niederländischer Kunst umsonst auf der Bühne zu behaupten suchten, u. Arnold Hoogvliet (1687—1750), der Verfasser eines biblischen Epos „Abraham der Erzvater". Daneben blühten hauptsächlich an der Universität Leyden die exakten Wissenschaften. Die Herrschaft des französischen Geschmacks währte bis tief in das 19. Jahrh. hinein. Sie konnte durch untergeordnete, das Bessere erkennende, aber der Kraft entbehrende Talente, wie Rhijnvis Feith od. Pieter Niewland (1764—94), nicht gebrochen werden. Der namhafteste Dichter des ganzen Zeitraums, Willem Bilderdijk (1756—1831), hielt gleichzeitig an der französirenden Korrektheit u. der geschmacklosen nüchternen Lehrhaftigkeit fest. Seine Lehrgedichte „Der Sternenhimmel" u. „Die Krankheiten der Gelehrten" („de Ziekten der geleerden"), seine epischen Dichtungen „Hollands Befreiung" u. „Der Untergang der ersten Welt", seine Dramen u. lyrischen Gedichte wetteiferten mit einander an Dürre u. Geistlosigkeit. Gleichwol fand Bilderdijk in da Costa u. A. noch in sehr später Zeit Schüler u. Nachahmer. Bekämpft schon durch die Anerkennung, welche die großen Leistungen der deutschen u. englischen Literatur auch in den Niederlanden fanden, ward Bilderdijk's Schule durch den Romantiker Jacob van Lennep (1802 bis 1868) überwunden, der in seinen als „Niederländische Legenden" gesammelten poetischen Erzählungen u. in seinen historischen Romanen „Die Rose von Dekama" u. „Der Pflegesohn" zuerst wieder frisches Leben u. frische Farben aufwies. Als poetischer Erzähler trat ihm Adrian Bogaers, als Romanschriftsteller J. van der Hage (mit dem Roman „Der Schafhirt") zur Seite. Unter den neueren Lyrikern sind B. J. Hofdijk, unter den Erzählern J. H. Schimmel, Kornelis van Schaik u. vor Allen J. ten Brink namhaft zu machen, welcher in seinen Romanen das niederländisch-ostindische Kolonialleben meisterhaft abspiegelte.

Neben der holländischen Literatur entwickelte sich im Laufe des 19. Jahrh. auch eine neue Regsamkeit der germanischen Elemente in den südlichen Niederlanden. Schon vor der Gründung des Königreichs Belgien, ganz bes. aber seit derselben, rangen die Vertreter einer besonderen (der holländischen in Sprache u. Wesen nahe verwandten) vlämischen Literatur nach Geltung u. verdrängten in der That die ausschließliche Herrschaft der französischen Sprache, die sich nur noch im Staatsleben Belgiens behauptet. Hauptschriftsteller der vlämischen Literatur waren Ph. M. Blommaert, Dichter u. Historiker (1808—1871), Hendrik Conscience mit historischen Romanen u. zahlreichen Bildern vlämischen Volkslebens, u. die Brüder Jan u. August Snieders, die unermüdlichen Schilderer südniederländischer Landes- u. Volkseigenthümlichkeit. Vgl. Jonckbloet, „Geschichte der niederl. Literatur"; deutsch von W. Berg (2 Bde., Lpz. 1870); Ida v. Düringsfeld, „Das geistige Leben der Vlamingen" (Lpz. 1861).

Niederlassung bezeichnet den Ort, den Jemand als den Mittelpunkt seiner gesammten häuslichen u. wirthschaftlichen Thätigkeit erwählt od. von wo aus er doch wenigstens eine bestimmte Gattung von Geschäften zu betreiben pflegt. Namentlich gehört hierher die Handelsniederlassung, d. i. der Ort, wo Geschäftslokal u. Mittelpunkt der gewerblichen u. wirthschaftlichen Thätigkeit sich befinden, welche übrigens mit dem Wohnsitze nicht nothwendig zusammen zu fallen braucht. Hierbei unterscheidet man wieder zwischen Haupt- u. Zweigniederlassung, indem letztere da angenommen wird, wo u. zwar meist durch Beauftragte ein gleiches od. ähnliches Geschäft eingerichtet worden ist u. betrieben wird, wie an dem Orte, wo der Prinzipal selbst sich aufhält u. von wo aus er sein ganzes Unternehmen leitet. Für jede Handelsniederlassung ist Anmeldung der Firma bei dem zuständigen Handelsgerichte u. die Führung besonderer Geschäftsbücher vorgeschrieben u. unentbehrlich.

Niederlausitz, ehemaliges Markgrafthum, welches etwa 80 □M. umfaßte u. seit 1815 einen Theil des preuß. Reg.-Bez. Frankfurt (Prov. Brandenburg) bildet; hat ihren Namen wie die Oberlausitz von den slav. Lutitzen od. Lusitzen, welche von dem Markgrafen Gero besiegt u. deren Gebiet der durch Otto I. gegründeten Ostmark zugetheilt wurde; 1503 kam die Lausitz an Brandenburg; 1364 auch die N. an Böhmen, dem die Oberlausitz nach dem Erlöschen des Askanischen Hauses gehuldigt hatte. Beide Landestheile gelangten 1635 an Sachsen u. die N. 1815 vollständig mit dem größten Theil der Oberlausitz an Preußen. Erstere zerfiel früher in die Kreise Luckau, Guben, Lübben, Kalau u. Spremberg.

Niederösterreich, s. „Oesterreich".

Niederrheinischer Kreis, s. v. a. Kurrheinischer Kreis (s. d.).

Niedersächsischer Kreis, war einer der von Maximilian I. gebildeten Kreise des Deutschen Reiches, welcher die jetzigen Großherzogthümer Mecklenburg, Lauenburg, das Hochstift u. die Stadt Lübeck, Hamburg, Bremen, von der jetzigen preuß. Provinz Hannover die Landdrosteien Hannover, Hildesheim, Lüneburg u. Stade, die braunschweig. Lande u. das Gebiet des ehemaligen Erzstiftes Magdeburg, zusammen etwa 1400 □M., umfaßte u. bis 1806 bestand.



Nr. 4320. Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald.

Niederschlag (Präzipitat) nennt man in der Chemie die auf Zusatz gewisser Stoffe in einer vorher klaren Flüssigkeit eintretende Absonderung eines festen, pulverförmigen od. feinkrystallinischen Körpers, der in der betreffenden Flüssigkeit unlöslich od. schwerlöslich ist, sich deshalb allmählich zu Boden setzt. Auf der Erzeugung solcher Niederschläge u. Prüfung der Eigenschaften derselben beruht in der analytischen Chemie hauptsächlich die Erkennung der verschiedenen Stoffe.

niederschlagende Mittel, d. s. solche Arzneien, deren Wirkung in Verminderung u. Beseitigung eines krankhaften Erregungszustandes im Blutgefäßsystem beruht. Man bezeichnet sie auch als temperirende Mittel (Medicamenta temperantia), u. sie finden vorzugsweise bei Fieber, Blutwallungen u. Herzkrankheiten Anwendung, indem sie die vorhandene Temperaturerhöhung herabsetzen, den Puls- u. Herzschlag verlangsamen. Früher hielt man in dieser Hinsicht gewisse Salze, insbes. Salpeter, für vorzugsweise wirksam. Jetzt hat man erfolgreich Chinin, auch Salicylsäure u. salicylsaures Natron an deren Stelle gesetzt, während bei Herzkrankheiten die Digitalis (Fingerhut) u. bei nervöser Reizbarkeit Blausäure (in der Form von Kirschlorber- od. Bittermandelwasser) gute Dienste zu leisten vermögen.

Niederwald heißt ein 330 m. hoher waldiger Gebirgskopf, der westlichste Ausläufer des Taunus. Seine an den Abhängen mit Reben (Rüdesheimer Berg) bedeckte Südseite steigt Bingen gegenüber fast senkrecht aus dem Rhein auf, der hier seinem im Rheingau von Osten nach Westen gerichteten Lauf plötzlich die Richtung nach Norden giebt. Seiner ausgedehnten Fernsicht wegen ist der N. ein von Touristen vielfach, meist von Aßmannshausen aus, bestiegener Berg. Seinen Gipfel ist ein großes, von Schilling (s. d.) entworfenes Denkmal zur Erinnerung an die Siege im Deutsch-franz. Kriege zu krönen bestimmt.



Nr. 4321. Albert Niemann (geb. 15. Jan. 1831).

Niedner, Christian Wilhelm, namhafter Kirchengeschichtschreiber, geb. 9. Aug. 1797 zu Hartenstein im sächs. Erzgebirge; habilitirte sich 1826 in Leipzig, wurde 1829 außerordentlicher u. 1838 ord. Professor der Kirchengeschichte daselbst. Die sächsischen Verfassungswirren von 1850 kosteten dem verdienten Manne sein Amt, u. er privatisirte seitdem in Wittenberg, bis er 1859 einem ehrenvollen Ruf nach Berlin folgte. Hier starb er 13. Aug. 1865. Das Hauptwerk N.'s ist die „Geschichte der christlichen Kirche" (Lpz. 1846; 2. Aufl. als „Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart", Berl. 1866), eine geistvolle, auf eingehender Quellenforschung beruhende Darstellung, allerdings in schwerfällig gelehrter Form. Außerdem leitete N. seit 1846 die Redaktion der von Illgen begründeten trefflichen „Zeitschrift für die historische Theologie".

Niel (spr. Ni-el), Adolphe, franz. Marschall, geb. zu Muret (Dep. Haute-Garonne) 4. Okt. 1802; begann seine militärische Laufbahn 1821 in der Polytechnischen Schule, trat 1827 als Leutnant in das Geniecorps, ward 1835 Hauptmann u. 1837 dem Generalstabe des für den zweiten Feldzug in Algerien bestimmten Expeditionscorps zugetheilt. Wegen seines ausgezeichneten Verhaltens bei der Erstürmung von Konstantine zum Bataillonschef befördert, sah er sich 1840 mit einem Theil der Befestigungsarbeiten in Paris betraut. 1849 Chef des Generalstabs bei der röm. Expedition, wurde er bald darauf Brigade-General, 1850 Direktor des Geniewesens im Kriegsministerium, 1852 Mitglied des Staatsraths u. 30. April 1853 Div.-General, als welcher er 1854 an der Expedition unter Baraguay d'Hilliers nach der Ostsee Theil nahm, die erfolgreichen Belagerungsarbeiten von Bomarsund leitete u. dann nach der Krim gesandt wurde. Nach dem Tode des Generals Bizot wurde N. Oberbefehlshaber des Geniewesens bei der Orientalischen Armee. Seit 1857 Senator, erhielt N. 1858 als persönlicher Adjutant des Kaisers auch den Auftrag, am ital. Hofe um die Hand der Prinzessin Klotilde für den Prinzen Napoleon (s. d.) zu werben. Der Krieg von 1859 fand ihn an der Spitze des 4. Armeecorps, u. die Schlacht bei Solferino, wo die Artillerie eine große Rolle spielte, brachte ihm den Marschallsstab ein. Nach dem Italienischen Feldzuge kommandirte er das 6. Armeecorps in Toulouse sowie 1865 im Lager von Châlons. Am 20. Jan. 1867 zum Kriegsminister ernannt, fand er die militärischen Verhältnisse in der traurigsten Lage. Mit großer Energie machte er sich daher an ihre Reorganisation, wenn auch, wie der Deutsch-franz. Krieg gezeigt hat, ohne genügenden Erfolg. In der Fülle seiner Macht u. auf der Höhe seines Ruhmes starb N. zu Paris 13. Aug. 1869, mit ihm einer der treuesten Diener Napoleon's III. u. einer der besten Arme, wenn nicht das Haupt der Kriegspartei.

Niello (ital., d. h. schwarz), schwarzes Email, eine mit schwarzem Metallkitt ausgefüllte u. ausgeschmolzene Liniengravirung in Silber od. Gold, die also, nachdem das N. geschliffen u. geputzt ist, schwarz auf Metallgrund erscheint. Als ein Hauptmeister dieser Technik wird der Florentiner Maso Finiguerra (Mitte des 15. Jahrh.) genannt, der in dieser Weise viele sog. Paces od. Kußtäfelchen verfertigte, wie sie, meistens Reliquien enthaltend, bei feierlichen Messen von dem celebrirenden Priester während des Agnus Dei geküßt wurden. Er soll auch seine Liniengravirungen, bevor sie mit jenem Kitt ausgefüllt wurden, mit einer Schwärze eingerieben u. auf angefeuchtetem Papier abgedruckt haben, um die Wirkung der gestochenen Zeichnung, ehe sie durch das N. fertig gemacht wurde, beurtheilen zu können; insofern wäre also, wenigstens in Italien, das N. der Vorläufer des Kupferstichs, der jedoch in Deutschland früher vorhanden war als jene Nielloarbeit des Maso.



Nr. 4322. Niello-Arbeit.

Niemann, Albert, berühmter Tenorist, geb. 15. Jan. 1831 zu Erxleben bei Magdeburg; wollte sich anfänglich zum Techniker ausbilden u. trat demgemäß in eine große Maschinenfabrik als Eleve ein, mußte aber bei der Mittellosigkeit seiner Eltern auf die Fortsetzung dieser Laufbahn verzichten, wandte sich der Bühne zu u. erhielt 1849 in Dessau ein Engagement, im Chor u. in kleineren Partien singend, nebenbei von dem Baritonisten Nusch gesangliche Unterweisung erhaltend. Von 1851 ab an verschiedenen kleineren Bühnen engagirt (z. B. in Halle u. in Worms), kam er 1854 an das Hoftheater zu Hannover, wo er bis gegen 1866 als erster Heldentenor wirkte, u. wurde dann in gleicher Eigenschaft nach Berlin an die Königl. Oper berufen, wo er gegenwärtig noch ist. Seine hannov. Zeit war zugleich seine Blütezeit, u. in dieser war er an Stimme, dramatischem Vortrag u. von imponirender Gestalt unterstützter schauspielerischer Aktion von hinreißender Wirkung. In der eigentlichen Kunst des Gesanges ist er stets nur Naturalist geblieben. Seine zahlreichen Gastspielreisen führten ihn in den 60er Jahren u. a. auch nach Paris, wo er bei der Aufführung des Richard Wagner'schen „Tannhäuser" die Titelrolle sang.

Niembsch v. Strehlenau, Nikolaus, bekannter unter seinem Dichternamen Nikolaus **Lenau,** geb. 15. Aug. 1802 zu Csatad in Ungarn, war gleichwol in seinem Denken u. Fühlen ein echter Deutscher,

Seine Studien machte er zu Wien, allein er verließ sehr bald die juristische Laufbahn, der er sich Anfangs gewidmet hatte, um Medizin u. Naturwissenschaften, die seinem lebendigen, unruhigen Geiste mehr freien Spielraum gewährten, zu treiben. Eine Reise in die österr. Alpenwelt zeichnete ihm indeß zuerst die Bahn vor, die er wandeln sollte: die großartigen Schönheiten der freien Berge begeisterten den für alles Edle schwärmenden jungen Mann zu seinen ersten dichterischen Ergüssen. G. Schwab war es, der ihn zuerst dem größeren Publikum bekannt machte („Gedichte", Stuttg. 1832), u. seine Gedichte u. die bald darauf folgenden „Neueren Gedichte" (1838) wiesen ihm bald einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Dichtern an. Hier zeigte er jene Kraft u. Zartheit, die wir, außer bei Goethe, bei keinem andern neuern deutschen Lyriker so eng mit einander verbunden finden, jene Ursprünglichkeit u. Frische der Gedanken, jene herrlichen Naturschilderungen aus seiner sonnigen Heimat, jene wilden Genrebilder aus den weiten Steppen Ungarns (Heidebilder), die den Leser mit sich fortreißen; jenen Durst nach Freiheit, der ihn selbst über den Ozean trieb (1832), aber auch dort nicht befriedigt ward (Polenlieder), aber auch schon jenes melancholisch-dämonische Element, welches sein späteres unglückliches Schicksal (seit 1844 verfiel er in eine geistige Umnachtung, die seinen frühen Tod — er starb 22. Aug. 1850 zu Oberdöbling bei Wien — herbeiführte) voraus zusagen schien. Ohne Zweifel ist er ein geborener Lyriker, aber er hat auch einige größere epische Dichtungen hinterlassen, in denen aber das lyrische Element stets das epische überwiegt. Leider ist in Form u. Ausführung sein episch-dramatisches Gedicht „Faust" (zuerst nur in Fragmenten im Stuttgarter „Frühlingsalmanach" 1836, 4. Aufl. 1852) verfehlt; einige Goethe'sche Figuren kehren darin wieder, allein man erkennt sie nicht mehr, u. der stete Wechsel von Balladen, beschreibenden u. reflektirenden Stellen u. dramatischen Scenen spricht nicht an. Besser ist sein „Savonarola" (Stuttg. 1737), worin er unter dem Bilde des hartnäckigen u. sittenstrengen Reformators u. sich selbst vergötternden Propheten die Freiheit des Glaubens präkonisirt, aber ganz vergißt, daß er ein Menschenherz mit seinen Leidenschaften u. Widersprüchen, seinen Kämpfen u. Hoffnungen darstellen sollte. Am gelungensten sind seine „Albigenser" (Stuttg. 1842), deren Kämpfe er seinen Zeitgenossen mit hoher Begeisterung als Muster unausgesetzten Ringens nach dem höchsten Ziele des menschlichen Herzens, nach geistiger Freiheit, vorführt. Ob der in seinem dichterischen Nachlaß (Stuttg. 1851) von seinem Freunde Anastasius Grün mitgetheilte „Don Juan", ebenfalls eine lyrisch-epische Dichtung, wirklich sein bestes Werk ist, wie er selbst glaubte, ist jedoch zweifelhaft. N.'s „Sämmtliche Werke" gab Anastasius Grün heraus (4 Bde., Stuttg. 1855). Tiefe Blicke in seinen edlen Charakter lassen uns die von Mayer herausgegebenen „Briefe Lenau's an einen Freund" (Stuttg. 1853) thun. Vgl. Uffo Horn, „N. Lenau, seine Ansichten u. Tendenzen" (Hamb. 1838); Opitz, „N. Lenau, eine ausführliche Charakteristik des Dichters" (Lpz. 1850); Niendorf, „Lenau in Schwaben" (Lpz. 1853).

Niemcewicz, Julian Ursin, poln. Staatsmann u. Schriftsteller, geb. 1757 zu Skoki in Lithauen, diente 1777—88 als Offizier im vaterländischen Heere, war dann Mitglied der Reichstage von 1788—92, auf denen er insbes. eifrigst u. mit großer Beredsamkeit für die Verfassung von 1791 wirkte u. für die Volksrechte eintrat, u. gewann auch durch die von ihm mit Mostowski u. Weyssenhoff herausgegebene „Gazeta narodawa" großen Einfluß. 1794 focht er unter Kosciuszko als dessen Adjutant gegen die Russen, ward, wie dieser, bei Maciejowice gefangen genommen u. folgte demselben nach seiner Freilassung nach Amerika. 1807 nach Polen zurückgekehrt, ward N. Senatssekretär u. Mitglied des Unterrichtsraths. Die russ. Regierung ließ ihn nicht blos in diesen Aemtern, sondern ernannte ihn auch zum Präsidenten des Konstitutionscomités. Auch erhielt er den Vorsitz in der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften. Nach dem Mißglücken der Poln. Revolution von 1830, während der er Mitglied des Administrationsrathes war, flüchtete er nach England, von wo er sich später nach Paris wandte. Hier gründete er eine öffentliche Bibliothek für seine Landsleute u. eine Gesellschaft für poln. Geschichtsforschung. Er starb zu Montmorency bei Paris 21. Mai 1841. Im Besitz einer tüchtigen gelehrten Bildung, führte er auch eine geistvolle u. scharfe Feder. Hervorzuheben sind von seinen Schriften: „Historische Gesänge der Polen" (Warschau 1816 u. ö.; deutsch von Gaudy, Lpz. 1833); „Geschichte der Regierung König Sigismund's III. von Polen" (3 Bde., Warsch. 1819); „Sammlung von Memoiren zur alten poln. Geschichte" (5 Bde., Warsch. 1822); „Levi u. Sara, Briefe poln. Juden" (deutsch, Berl. 1825); der Roman „Johann von Tenczyn" (3 Bde., Warsch. 1825; deutsch Berl. 1828; 2. Ausg. 1834); die aus seinem Nachlasse veröffentlichten „Notes sur ma captivité à Petersbourg" (Par. 1843). Seine poetischen Schriften erschienen gesammelt in 12 Bänden (Lpz. 1840). Sein Leben beschrieb A. Czartoryski (Par. 1860).

Niemen (poln. od. russ.) od. Memel (deutsch), der nordöstlichste der in Deutschland mündenden Ströme; entspringt im russ. Gouvernement Minsk auf dem südl. Abhange des ural.-balt. Landrückens, fließt bis Grodno nach W., von da, den Landrücken durchbrechend, bis oberhalb Kowno nach N. u. endlich wiederum nach W. u. tritt bei Schmalleningken auf preuß. Gebiet, auf welchem er unterhalb Tilsit die Tiefebene durchströmt u. bei Kallwen das Delta bildet. Der Hauptarm, die Rusz, theilt sich vor der Mündung bei Heidekrug wieder in vier Arme, von denen der nördlichste der wasserreichste ist; der zweite Hauptarm, die Gilge, 1613—16 gerade gelegt u. schiffbar geworden, spaltet sich vor der Mündung ebenfalls vierfach. Sämmtliche Mündungsarme nimmt das Kurische Haff auf. Die Schiffbarkeit des 106 M. langen Stromes, welcher ein Gebiet von 1710 □M. bewässert, beginnt schon 26 M. oberhalb Grodno's. Die größten Nebenflüsse, die Wilija u. Newjascha, ergießen sich bei Kowno.



Nr. 4323. Nikolaus Niembsch v. Strehlenau (geb. 15. Aug. 1802, gest. 22. Aug. 1850).

Niemeyer, August Hermann, hervorragender Theolog u. Pädagog, geb. 1. Sept. 1754 zu Halle a. S.; studirte daselbst seit 1771 Theologie u. trat, nachdem er sich 1777 in der philosophischen Fakultät habilitirt hatte, 1779 als außerordentlicher Professor in die theologische Fakultät ein. Mit zahlreichen anderen Aemtern betraut u. seit 1808 Kanzler u. beständiger Rektor der Universität, starb N. 7. Juli 1828 zu Halle. Als Theolog huldigte N. einem milden Vernunftchristenthum, wie es seine Zeit mit sich brachte, auf die er bes. auch durch seinen Charakter u. seine würdevolle Haltung einen großen Einfluß ausübte. Daher haben fast alle seine theologischen Schriften eine außerordentliche Verbreitung gefunden. Wir nennen hier nur seine „Charakteristik der Bibel", eigentlich Schilderungen biblischer Persönlichkeiten (5 Bde., Halle 1775 ff.; zuletzt 1830—32); das „Handbuch für christliche Religionslehrer", eigentlich eine sog. praktische Theologie (2 Bde., Halle 1790 ff. u. öfter); das „Lehrbuch für die oberen Religionsklassen in Gelehrtenschulen" (Halle 1801; 18. Aufl. 1843). Ueberhaupt war N. bes. auf dem Gebiet der praktischen Theologie fruchtbar; auch seine Predigten u. Erbauungsbücher, seine geistlichen Lieder u. sein Gesangbuch (1785; 12. Aufl.

von Daniel 1837) waren ehedem weit verbreitet. Ungleich bedeutender aber war seine Wirksamkeit als Erzieher (seit 1799 war N. Direktor sämmtlicher Anstalten des Hallischen Waisenhauses) u. pädagogischer Schriftsteller. Neben dem „Pädagogischen Handbuch für Schulmänner u. Erzieher" (1790) haben bes. die „Grundsätze der Erziehung u. des Unterrichts" (Halle 1796; 9. Aufl. 1834 ff.) mit ihrer Begründung der Erziehung auf das Prinzip der Humanität od. allgemeinen Menschlichkeit einen wichtigen Wendepunkt in der Geschichte dieser Wissenschaft gebildet. Höchst verdienstlich war auch sein Wirken für die Universität u. die Francke'schen Stiftungen während der Napoleon'schen Bedrückung. Nach der Aufhebung der Universität (1806) wurde N. 1807 sogar auf ein halbes Jahr nach Paris geschleppt, sorgte dann aber unter dem Königreich Westfalen inmitten der größten Schwierigkeiten mit Aufopferung für den Bestand der Universität u. der Stiftungen.



Nr. 4324. Joseph Nicéphore Niepce (geb. 7. März 1765, gest. 3. Juli 1833).

Niemeyer, Felix v., ausgezeichneter Arzt u. klinischer Lehrer, ein Enkel des August Hermann N. (s. d.), geb. zu Magdeburg 31. Dez. 1820; studirte 1839—42 in Halle, war dann mehrere Jahre Krukenberg's Assistent, ließ sich, nachdem er sich in wissenschaftlichem Interesse eine Zeit lang in Wien aufgehalten, als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder, wo er 1853 mit der Leitung der inneren Station des Krankenhauses betraut wurde, folgte 1855 einem Rufe als Professor u. Direktor der medizinischen Klinik in Greifswald, wirkte seit 1861 an der Universität Tübingen, wurde 1865 zugleich konsultirender Leibarzt des Königs von Württemberg u. erhielt von diesem den Adel. Während des Deutsch-franz. Krieges entfaltete er als konsultirender Arzt des Generalgouvernements Lothringen in den dortigen Ruhr- u. Typhusspitälern eine aufopfernde Thätigkeit, die ihm aber auch den Tod brachte. Er starb zu Tübingen 14. März 1871. Vorzugsweise ward er berühmt durch sein „Lehrbuch der speziellen Pathologie u. Therapie" (4 Thle., Berl. 1858—61; 9. Aufl. von E. Seitz, 1874; in die meisten europ. Sprachen übersetzt).

Nienburg an der Weser, Kreisstadt in der Landdrostei Hannover (preuß. Provinz Hannover), mit 5046 E. (1871), an der Weser u. der Eisenbahnlinie Hannover-Geestemünde gelegen; ist Sitz eines Amtes, Kreisamtes u. Ober- u. Amtsgerichtes u. hat drei Kirchen, davon eine kathol., eine höhere Bürgerschule u. Baugewerkenschule u. nicht unbedeutende Industrie, nam. Eisengießerei, Biscuitbäckereien, Fabriken für Glas, Chemikalien u. Wollwaaren. N. wird schon im Jahre 1025 erwähnt; die Festungswerke wurden 25. Nov. 1806 von den Preußen den Franzosen übergeben u. bald darauf geschleift. — Der Kreis N. umfaßt 22,52 □M. mit 50,801 E. (1871) u. den Städten N. u. Rehburg.

Niepce, Joseph Nicéphore, Miterfinder der Photographie, geb. zu Châlons-sur-Saône 7. März 1765; war zuerst Kavallerieoffizier, später Privatmann, bemühte sich schon seit 1814 um die Fixirung von Lichtbildern u. setzte die betreffenden Arbeiten seit 1829 in Gemeinschaft mit Daguerre (s. d.) fort. Sie erreichten ihr Ziel, als sie 1831 die Einwirkung des Lichtes auf bejodete Silberplatten entdeckten; lebensfähig ward jedoch die Photographie erst 1835 durch Daguerre gemacht, nachdem N. schon 3. Juli 1833 zu Gras bei Châlons-sur-Saône gestorben war. — Claude Marie François **N. de Saint-Victor,** Neffe des Vorigen, geb. zu Châlons-sur-Saône 26. Juli 1805, stand 1842 als Dragonerleutnant zu Montauban, als er dem Versuchsfeld seines verstorbenen Oheims zugeführt ward. Ihm verdankt die Photographie die Erfindung der Albuminphotographie auf Glas; auch gelang es ihm zuerst, Lichtbilder in einzelnen natürlichen Farben herzustellen (Heliochromie), doch hatten diese nur kurze Dauer. Seit 1854 Kommandant des Louvre, starb er zu Paris 7. April 1870. Seine Schriften über Photographie erschienen gesammelt unter dem Titel „Recherches photographiques" (Par. 1855).

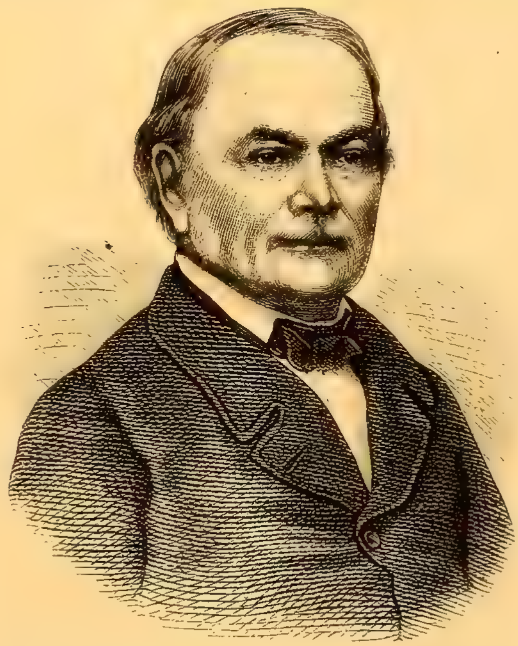
Niere heißt die Drüse, welche aus dem ihr zugeführten Blute den als das Endprodukt der Oxydation stickstoffhaltiger Substanzen anzusehenden Harn (s. d.) ausscheidet. Sie ist beim Menschen u. überhaupt bei den höheren Wirbelthieren paarig in der Bauchhöhle gelegen u. hat eine lappige od. (so beim Menschen) bohnenförmige Gestalt. — Man unterscheidet an ihr eine äußere rothbraune Rindensubstanz u. eine hellere Innensubstanz. Erstere besteht aus den nur $^1/_5$ mm. großen rothen Malpighi'schen Körperchen, kleinen Knäueln von Kapillargefäßen, die von eigenen Kapselchen umhüllt sind. Diese Kapseln setzen sich unmittelbar in die Harnkanälchen (Bellini'schen Röhrchen) fort, die sich zu „Pyramiden" gruppiren, deren Spitzen man als von den Nierenkelchen umfaßte Nierenwärzchen bezeichnet. Sie münden in dem Nierenbecken, das in dem (der Konkavität der Bohne entsprechenden) Nierenausschnitt (Hilus) liegt. Vom Nierenbecken aus wird der Harn durch den Harnleiter abgeführt. Bei den Gliederthieren wird die N. durch die schlauchförmigen „Malpighi'schen Gefäße" vertreten, bei den Kephalopoden durch die „Venenanhänge", bei den übrigen Weichthieren durchs „Bojanus'sche Organ".

Nierenkrankheiten betreffen entweder nur eine od. beide Nieren. Da diese Organe die Aufgabe haben, die bei der Ernährung verbrauchten, bez. verbrannten festen Stoffe aus dem Blute, worin sie gelöst sind, durch den Harn auszuscheiden, so leuchtet es ein, daß, wenn diese Filtrationsapparate krankhaft verändert sind, das Filtrat, der Harn, ebenfalls eine veränderte Zusammensetzung zeigt, u. weiterhin, daß durch das Zurückhalten unbrauchbar gewordener Stoffe im Blute sehr beträchtliche Störungen hervorgerufen werden können. Die häufigste Erkrankung der Nieren ist die Blutüberfüllung derselben (Hyperaemie), bei welcher entweder der Blutzufluß in der Nierenpulsader gesteigert od. der Abfluß in der Nierenblutader gehemmt ist. Ersteres ist der Fall bei reichlicher Zufuhr von Getränk, bei Genuß harntreibender Mittel (Spanische Fliege, Copaivbalsam), bei Scharlachfieber, Masern, Typhus, Cholera, letzteres bei Herz- u. Lungenkrankheiten. Während bei erster Form reichlicher heller Harn entleert wird, ist die Absonderung bei der zweiten Form sehr gering. Der Harn ist konzentrirt u. dunkel u. enthält oft aus dem Blut vermöge des höheren Druckes durchfiltrirtes Eiweiß. Die Krankheit führt nie zum Tode. Tritt dieser ein, so ist er durch das Herz- od. Lungenleiden veranlaßt. Wo die N. nicht Folge dieser Affektionen ist, heilt sie meist in kurzer Zeit ab. Die Behandlung hat die Aufgabe, die Schädlichkeiten zu beseitigen, scharfe Stoffe im Blute durch starke Wasserzufuhr möglichst zu verdünnen, bei Herz- u. Lungenleiden diese zu mindern. Selten sind Blutentziehungen, Ableitungen auf die Haut anzuwenden. Nierenblutung, durch Zerreißen kleiner Blutgefäße bei hochgradiger Hyperämie od. bei Verletzungen der Nieren durch Nierensteine entstehend, führt zum Blutharnen (Haematurie), wenn das aus der verletzten Stelle ausfließende Blut in die harnführenden Kanälchen gelangt u. mit dem Urin entleert wird. Die Behandlung besteht in Bekämpfung der Nierenhyperämie od. des anderen Grundleidens, in Eisblasen auf die Nierengegend, kalten Sitzbädern, kalten Klystieren, in Darreichung von Gerbsäure, Mutterkorn, Sesquichlorid des Eisens. Die akute Bright'sche Krankheit (akute croupöse Nierenentzündung) setzt, ähnlich dem Häutchen beim Kehlkopfscroup, ein gerinnendes Exsudat in die Harnkanälchen, was, weil es ein Abguß dieser Schläuche ist, eine cylindrische Gestalt annimmt u. deshalb Harncylinder genannt wird. Die Krankheit entsteht als Komplikation des Scharlachfiebers, weit seltner der Masern, des Typhus od. der Malaria, im Verlauf des Cholera-Typhoids sowie auch durch

Kontusionen, harntreibende Mittel, Erkältungen, bes. der Füße u. des Kreuzes. Das Leiden beginnt mit Frostanfall, Schmerz in der Nierengegend, Erbrechen u. Harndrang, dabei ist die Harnentleerung sehr spärlich. Der Harn sieht blutgefärbt od. wie trübes, dunkles Bier aus. Er enthält viel flüssiges Eiweiß u., mikroskopisch erkennbar, die genannten Cylinder u. Blutkörperchen. Durch die Unterdrückung der Harnabsonderung sowie durch den Abgang des Eiweißes wird das Blut sehr bald dünn, u. deshalb tritt das Wasser leicht aus den Gefäßen aus, es entstehen Schwellungen (Wassersucht). Die Krankheit führt schnell zur Genesung od. zum Tode, seltener geht sie in die chronische Form über. Die **Behandlung** besteht in lokalen Blutentziehungen, hauptsächlich aber in warmen Bädern mit nachfolgender Einschlagung des Körpers in wollene Decken (zum Schwitzen). Die **chronische Bright'sche Krankheit** od. parenchymatöse Nierenentzündung kann aus der vorigen hervorgehen, aber auch selbständig entstehen. Die sie veranlassenden Ursachen sind dieselben wie bei der akuten Form, außerdem aber kann sie noch veranlaßt werden durch zu reichlichen Genuß von Spirituosen, Erschöpfung infolge langwieriger Eiterungen u. vorangegangene Krankheiten, wie z. B. Gicht, Skropheln, Syphilis. Die Symptome sind meist schwächer als bei der akuten Entzündung; ja der Schmerz in der Nierengegend, die verminderte Harnmenge, die Wassersucht können ganz fehlen; es bietet sich nichts dar, als daß der Kranke bleich, blutleer u. schwach geworden ist. Die Diagnose wird sicher aus dem Vorhandensein des Eiweißes u. der Cylinder im Harn. Außer der Wassersucht, welche nicht nur die Haut, sondern auch die Höhle des Bauchfells, der Rippenfelle, des Herzbeutels u. der Gehirnhäute befällt, treten häufig noch Entzündungen derselben Häute u. der Lungen zu dem Grundleiden, die dann gewöhnlich Ursache des Todes werden. Dasselbe gilt von Katarrhen der Luftröhrenäste, des Darmes u. vom Lungenödem. Durch die erschwerte Blutcirkulation in der Niere wird der Druck in den Pulsadern des Körpers größer, u. um diesen zu überwinden, muß das linke Herz stärker arbeiten. Infolge hiervon wird dasselbe größer u. stärker. Aehnlich wie bei der akuten N. treten in manchen Fällen die Symptome der Urämie (Vergiftung des Blutes durch die in demselben zurückgehaltenen verbrauchten Stoffe) auf. Die Krankheit kann sehr langwierig sein. Heilung kommt wol nie vor. Der Tod erfolgt indeß meist durch interkurrente Krankheiten. Die **Therapie** besteht zunächst in Abhaltung aller Erkältungen, in kräftiger Kost, Eiern, Milch, Fleisch, wenig Bier u. Wein, in der Darreichung von China, Eisen, Gerbsäure. Gegen die Wassersucht wird Schwitzen angewandt. In verzweifelten Fällen kann man harntreibende Mittel nicht umgehen. Außer diesen Krankheiten ist die Niere noch **Entzündungen** ihres Bindegewebes od. der Nierenhülle ausgesetzt, die verschiedene Entstehungsursachen haben können, u. dadurch, daß sie zu Eiterungen führen, fast immer den Tod im Gefolge haben. Bei der **Speckkrankheit** (amyloide Entartung) der Niere, welche ebenso wie die analoge Erkrankung der Leber u. Milz nur an Syphilis, Merkurialismus, Rhachitis, Lungenschwindsucht od. langwierigen Eiterungen Erkrankte befällt, gehen die Gefäßwandungen eine Umwandlung in einen dem Speck ähnlichen Stoff ein. Das hauptsächlichste Symptom ist Eiweißgehalt des Blutes. Auch diese Krankheit ist nicht zu heilen. — Weiterhin ist die Niere dem ebenfalls unheilbaren **Krebs** ausgesetzt, ferner der **Tuberkulose**, die denselben Ausgang hat. Von Abnormitäten der Gestalt u. Lage der Nieren kommen vor: Fehlen der einen Niere, Verwachsensein beider, die Niere kann gelappt bleiben, wie im fötalen Zustande, od. sie zeigt eine abnorme Beweglichkeit derselben, die dadurch entsteht, daß die die Niere umgebenden Hüllen schlaff sind. Eine solche **Wanderniere** macht außer kolikartigen Schmerzen, die von Zeit zu Zeit auftreten, keine Symptome u. verlangt keine Therapie.

Nieritz, Gustav, beliebter u. verdienter Jugendschriftsteller, geb. zu Dresden 2. Juli 1795; ward 1814 Hülfslehrer seines Vaters an der dortigen Armenschule, erfuhr, da er nicht der pietistischen Richtung huldigte, vielfache Zurücksetzung u. blieb auch noch nach dem Abgange seines altersschwachen Vaters (1828) in seiner untergeordneten Stellung. Sein kärgliches Gehalt zwang ihn, der auch Familienvater geworden war, andere Erwerbsquellen aufzusuchen. Zuerst wollte er Landschaftsmaler werden, wandte sich aber nach kurzer Zeit der Schriftstellerei zu. 1830 trat er mit seiner ersten Erzählung „Das Pomeranzenbäumchen" hervor; mit der zweiten, „Der goldene Knopf", wurde er Mitarbeiter am „Gesellschafter" von Gubitz, auf dessen Rath er 1833 anfing „Erzählungen für die Jugend" zu schreiben. Von diesen, die einen außerordentlichen Erfolg hatten u. zum Theil fast in alle Sprachen übersetzt wurden, sind 120 Bändchen erschienen, von seinem „Volkskalender" 26 Jahrgänge. Einfachheit und Natürlichkeit bilden das Charakteristische seiner Schriften, in denen er es zugleich trefflich verstanden hat, ohne die Phantasie seiner Leser zu überreizen od. als strenger Sittenprediger aufzutreten, durch die spannenden Erzählungen ganz unvermerkt auf Herz u. Gemüth zu wirken. Bei allem Fleiß als Schriftsteller blieb N. auch noch lange Jahre in der Schule thätig: seit 1831 Oberlehrer u. seit 1832 Direktor jener Armenschule, rückte er 1841 zum Direktor einer Bezirksschule auf u. trat erst nach einer im Ganzen 40jährigen Wirksamkeit mit geringer Pension in den Ruhestand. Er starb zu Dresden 16. Febr. 1876, wo ihm ein Denkmal errichtet werden soll. Seine ausführliche Selbstbiographie erschien Leipzig 1872.

Nierstein, Dorf im großherzogl. hess. Kreise Oppenheim (Provinz Rheinhessen) mit 2774 E. (1871) am Rhein; 3 Km. im NNW. von Oppenheim gelegen, hat eine Schwefelquelle, deren Wasser versendet wird, u. treibt auf 225 Hektaren Weinbau. Der **Niersteiner**, einer der beliebtesten leichteren Rheinweine, stammt aber nicht nur von N., sondern auch von den benachbarten Weinorten, nam. Nackenheim (10 Km. im SSO. von Mainz). Die beste Weinlage bei N. ist die Glöck auf sandigem Kalkmergel.



Nr. 4325. Gustav Nieritz (geb. 2. Juli 1795, gest. 16. Febr. 1876).

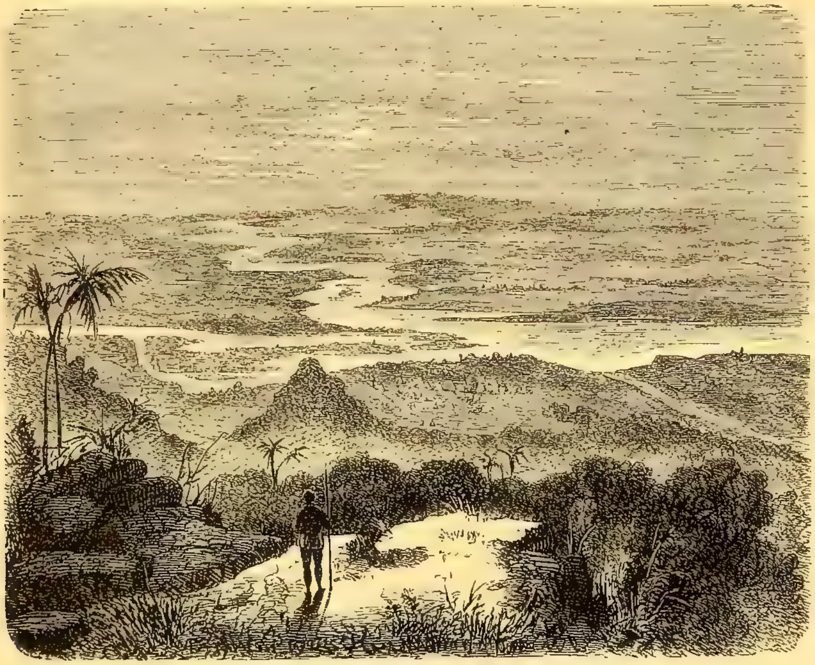
Niesen, das, ist eine durch Reizung der Nasenschleimhaut entstehende krampfhafte Zusammenziehung der Athmungsmuskeln, wobei nach tiefem u. langsamem Einathmen eine kurze u. starke Ausathmung erfolgt, welche die Luft kräftig durch die Nase nach außen treibt u. den Nasenschleim unter eigenthümlichem Geräusch mit fortreißt. Das N. tritt zumeist als Symptom des Schnupfens (Nasenkatarrhs) auf, erfolgt jedoch auch nach willkürlicher Reizung mittels Schnupftabaks u. anderer Niesmittel; als solche benutzt man Schnupfpulver aus Zucker, medizinischer Seife, Cubebenpfeffer, die Nieswurz (z. B. in folg. Zusammensetzung: 160 Theile Reismehl, 20 grüne Nieswurz, 10 Veilchenwurzel, 1 Theil Bergamott- u. 1 Theil Lavendelöl), auch den sog. Schneeberger Schnupftabak, dessen Hauptbestandtheil ebenfalls die heftig reizende Nieswurzel (Veratrum album) ist. Anhaltendes N. heißt Nieskrampf.

Niesky, Flecken im Kreise Rothenburg (preuß. Reg.-Bez. Liegnitz, Provinz Schlesien) mit 1222 E. (1871); liegt an der Oberlausitzer Bahn u. ist eine 1740 gegründete Herrnhuterkolonie, die ein starkbesuchtes Pädagogium unterhält. Kunsttischlerei, Maschinenfabrikation u. Weberei sind die Haupterwerbszweige des Ortes.

Nießbrauch od. **Nutznießung** (usus fructus) begreift nicht blos den Gebrauch einer Sache od. eines Vermögens in sich, sondern ermächtigt auch den Berechtigten zur Ziehung u. Verwendung der von jener Sache od. jenem Vermögen zu erzielenden bürgerlichen u. natürlichen Früchte. Das Recht des N.s ist mithin ein sehr wichtiges u. weitgehendes u. kommt praktisch dem Eigenthumsrechte ziemlich nahe. Nur ist es regelmäßig an die Person des Berechtigten geknüpft, verpflichtet ihn zur Sicherheitsleistung, zur Tragung der Abgaben u. zu den gewöhnlichen Reparaturkosten. Es wird erlangt durch Vertrag od. letztwillige Bestimmung, in vielen Fällen aber durch Kraft des Gesetzes erworben, wie nam. vom Vater am Vermögen seiner Kinder, vom Ehemann am Vermögen seiner Ehefrau.

Nießwurz, s. „Veratrum".

Niethammer, Friedrich Immanuel, namhafter Philosoph u. Theolog, geb. 24. März 1766 zu Beilstein in Württemberg; wirkte zuerst seit 1793 als außerord. Professor der Philosophie, seit 1797 als solcher der Theologie in Jena, ging 1804 als ord. Professor der Theologie nach Würzburg, 1806 als Konsistorial- u. Schulrath nach Bamberg, im folgenden Jahre als Oberschulrath nach München, wo er, 1829 zum Oberkonsistorialrath befördert u. 1845 pensionirt, 1. April 1848 starb. Abgesehen von seiner Bedeutung für die Geschichte des bayer. Schulwesens hat sich N. theils durch einige philosophische u. pädagogische Schriften (z. B. „Versuch einer Ableitung des moralischen Gesetzes aus der Form der reinen Vernunft", Jena 1793; „Ueber Religion als Wissenschaft", Neustrelitz 1795; „Versuch einer Begründung des vernunftmäßigen Offenbarungsglaubens", Lpz. 1798; „Der Streit des Philanthropinismus u. Humanismus", Jena 1808 ꝛc.), theils bes. durch die Begründung des „Philosophischen Journals" (Jena 1795; seit 1797 im Verein mit Fichte) einen geachteten Namen gemacht.



Nr. 4326. Zusammenfluß des Niger mit dem Benue.

Nieuwerkerke, Alfred Emilion, Graf v., franz. Bildhauer, geb. 1811 in Paris; beschäftigte sich Anfangs nur als Dilettant mit der Bildhauerei, ließ sich aber durch den Beifall, den seine Arbeiten in kleineren Kreisen fanden, zur Theilnahme an den Pariser Ausstellungen bewegen u. machte sich durch das Modell der von Soyer gegossenen Reiterstatue Wilhelm's I., Prinzen von Oranien (im Haag), 1846 durch die Statue des Philosophen Descartes für Tours u. 1852 durch die Napoleon's I. für Lyon einen bedeutenden Namen. 1849 wurde er Generalintendant der Nationalmuseen u. bekleidete dieses Amt bis zur Gründung der jetzigen Republik.

Nièvre, Departement im Innern Frankreichs, 123,8 □M. mit 339,917 E. (1872); bildete einst die Provinz Nivernais u. hat seinen Namen von der N., einem kleinen Flusse, der bei Nevers rechts in die Loire mündet. N. ist ein niedriges Bergland, das nach O. ansteigt u. sich dort bis zu 900 m. erhebt. Im S. u. W. wird das Departement von der Loire begrenzt, welche hier durch einen, den Arlon benutzenden Kanal mit der Yonne u. durch diese mit der Seine verbunden ist. Der Boden ist bes. im Loirethal fruchtbar u. erzeugt dort viel Wein, Obst, Gemüse u. Hanf. Die großen Wälder gestatten eine bedeutende Holzausfuhr u. die ausgedehnten Lager von Steinkohlen u. Eisenerzen haben eine großartige Eisenindustrie sich entwickeln lassen, außer der die Bevölkerung noch Leinweberei u. Töpferei treibt. Die Hauptstadt ist Nevers (s. d.), nach dieser sind Fourchambault (mit 5834 E.), Cosne (mit 5098 E.), La Charité (mit 4599 E.) u. Decize (mit 4223 E.) die volkreichsten Ortschaften des Departements.

Niflheim (d. h. Nebelwelt), in der nord. Mythologie der nördl. Theil des Urchaos Ginungagap, entgegengesetzt dem südl. Muspelheim (d. h. Feuerwelt). N., in dessen Mitte der Brunnen Hvergelmir quillt, aus dem dann wieder 12 Ströme, die Elivagar, entspringen, ist der Wohnsitz der Todesgöttin Hel (s. d.); auch wohnen hier die böse Schlange Nidhögr, welche die eine der drei Wurzeln der Weltesche Yggdrasil benagt, u. der Hund Garmr, der bei der Götterdämmerung (s. d.) einen Asen tödtet.

Nigella, Schwarzkümmel; Pflanzengattung der Ranunculaceen mit einem blauen, blumenblattartigen Kelche, fünf viel kleineren Blumenblättern, einer Nektargrube mit einem Schüppchen, endlich mit einer Frucht, welche aus mehreren verwachsenen schwärzlichen Kapseln von gewürzigem Geschmacke besteht, woher der Name Schwarzkümmel. Eigentlich giebt es bei uns keine einheimische Art; denn die unter der Saat vorkommende N. arvensis (Ackernigella, Ledichtblume) ist ein aus dem Süden eingewandertes Unkraut. — Aus dem Orient stammt auch N. sativa (der wahre Schwarzkümmel, schwarzer od. röm. Koriander, Nardensame, St. Katharinenblume, zahmer Schabab), welche schon in Südeuropa häufig gebaut sowie in Aegypten u. im Orient überhaupt allgemein als Gewürz verwendet wird. Ihre kleinen, scharf dreieckigen Früchtchen haben einen eigenthümlichen aromatischen Geruch u. Geschmack, der überdies etwas Beißendes u. Bitteres an sich hat. Diese Samen wurden früher bei uns häufig als Arzneimittel angewendet. Sehr bekannt u. beliebt als Zierblume ist auch N. Damascena (Venushaar, Damascener od. franz. Schwarzkümmel, Gretchen in der Hecke, Jungfer im Grünen od. Jungfer u. Braut in Haaren, auch Gretchen im Busch u. Jungfer im Gras). Sie stammt ebenfalls aus dem Orient, wo auch noch andere Arten medizinische Verwendung finden.

Niger, im oberen Lauf auch Dscholiba, im unteren Quorra od. Kuara genannt, der zweitgrößte Strom Afrika's; hat sein noch ziemlich unbekanntes Quellgebiet im westafrik. Konggebirge u. entsteht hier aus der Vereinigung der beiden Flüsse Temba u. Ahmar. Indem er der Hauptkette dieses Gebirges folgt, fließt er von SO. nach NW. durch ein breites, waldreiches Thal u. wird durch die Aufnahme einer großen Anzahl von Nebenflüssen bald zu einem ansehnlichen Strom. Sein nach NO. veränderter Lauf durchbricht bei Bamaku die östlichsten Ausläufer des Konggebirges in malerischen Katarakten u. verläßt zugleich auch das Gebiet der Mandingoneger (s. d.). Bei Segu, der volkreichen Hauptstadt von Bambarra, wo Mungo Park 1796 von W. kommend den N. zum ersten Mal erblickte u. nach ihm Mage 1867 eintraf, ist der N. vollständig in die Ebene getreten, die er in der Regenzeit meilenweit überschwemmt. Der von der Schiffahrt vielbenutzte Strom hat hier schon stellenweise eine Breite von 1 M. u. entsendet außerdem noch nach beiden Seiten eine Unzahl von todten Wasserarmen. Diese zahlreichen Stromäste haben sich wieder vereinigt, als der N. in den seichten Debusee eintritt; derselbe liegt im Fellatareiche Massena, das der Strom unterhalb Segu erreicht u. bei Kabara, dem Hafenplatze Timbuktu's (s. d.), verläßt, u. in welchem er den großen Nebenfluß Ulaba rechts aufnimmt. Von Kabara hat der Strom eine fast östl. Richtung u. erreicht bei Igomarem in dem alten Reiche Sonrhay seinen nördlichsten Punkt, auf beiden Seiten von dem südl. Steppengürtel der Wüste Sahara begleitet. Von hier aus nimmt der N. einen südöstl. Lauf u. verläßt bei Gogo die Wüstenregion. Die felsigen Ufer treten weiter zurück; das breite Stromthal wird fruchtbarer u. die Bevölkerung dichter. Isinder ist die erste Nigerstadt unterhalb Timbuktu; von hier an erhält der Strom, der durch häufige Katarakte die Schiffahrt hindert, wieder Nebenflüsse, doch nur von der rechten Seite, denn auf der linken setzt sich das Steppenplateau noch weiter fort. Von Timbuktu bis Isai, wo der N. wieder in das Gebiet der Fellata eintritt, verdanken wir die Kenntniß des Stromlaufes den Reisen Heinrich Barth's (1852 u. 53). Von Isai bis Bussa, wo hohe Felsklippen den Strom auf beiden Seiten einengen, ist der N. dagegen nur zum geringsten Theile aufgenommen worden. Fast unter 12° n. Br. strömt dem N. auf seinem mittleren Laufe der erste größere Nebenfluß von der linken Seite zu, der Gulbi od. Sokoto, der das vegetationsarme Steinplateau der großen Fellatareiche Sokoto u. Gando durchschneidet. Zwischen Bussa u. Jauri bildet der N. eine Reihe von Katarakten, indem er eine Gebirgskette durchbricht, die sich quer durch die Fellatastaaten hindurchzieht; ein zweiter Gebirgsdurchbruch nach der auf der linken Seite erfolgenden Einmündung des wasserreichen Benue bezeichnet den Beginn des Unterlaufes. Der N. mündet in den Meerbusen von Guinea in einem Delta von zahlreichen Armen, welche eine dicht mit Mangrovewaldungen bedeckte, ungesunde Sumpflandschaft durchziehen. Den Unterlauf des N. u. den Benue hat nam. Baikie (1854) näher erforscht. Der N. selbst bewässert auf einem

Laufe von 540 M. ein Gebiet von 21,000 □M. — Vgl. F. de Lanoye, „Le N. et les explorations de l'Afrique centrale" (2. Ausg., Par. 1860).

Nightingale (spr. Neitingähl), Florence, engl. Menschenfreundin, jüngste Tochter des Gutsbesitzers William Edw. N., geb. im Mai 1820 zu Florenz (daher ihr Vorname), erhielt eine vortreffliche Erziehung u. wissenschaftliche Bildung. Schon seit früher Jugend besuchte sie gern die Schulen, Hospitäler u. andere Wohlthätigkeitsanstalten Londons. 1851 bildete sie sich in Kaiserswerth am Rhein für den Beruf einer Krankenpflegerin aus. Dann reorganisirte sie als Vorsteherin das Sanatorium für Gouvernanten in London u. nach Ausbruch des Krimkrieges eilte sie mit 37 barmherzigen Schwestern nach dem Orient, wo sie in Skutari, Balaklava u. anderen Orten auf das Opferfreudigste u. Segenreichste thätig war. Erst nach dem Friedensschlusse kehrte die edle Frau nach England zurück, wo sie mit allen Ehren empfangen wurde, die ihrem Wirken gebührten. Auch ward ein ihren Namen tragender Fonds zur Heranbildung barmherziger Schwestern gegründet. In der folgenden Zeit hat Miß N. ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich der Verbesserung der Zustände in den Hospitälern zugewandt, ist aber auch schriftstellerisch thätig gewesen. Insbes. sind ihre „Notes on hospitals" u. „Notes on nursing" zu nennen. Letzteres Werk (deutsch, Lpz. 1861) umfaßt die ganze Krankenpflege unter ganz neuen Gesichtspunkten.

Nigra, Costantino, Ritter, ital. Diplomat, geb. zu Turin 1830; studirte daselbst die Rechte u. ward nachher im Ministerium des Auswärtigen angestellt, wo er zuerst für Azeglio u. seit 1852 für Cavour die vertrauliche Korrespondenz führte. Mit Letzterem ging er 1856 als Chef der Gesandtschaftskanzlei nach Paris u. begleitete ihn dann auf allen Reisen, die derselbe zur Ausführung seiner Pläne für Italien unternahm. Nach dem Frieden von Zürich (1859) eine Zeit lang sardin. Gesandter in Paris, wurde N. im Jan. 1861 Rath u. verantwortlicher Minister des Prinzen Carignan, der damals als Generalstatthalter nach Neapel ging, wurde aber noch in demselben Jahre zum ital. Gesandten in Paris ernannt. Hier blieb dieser geschickte Schüler Cavour's trotz aller Wechselfälle bis Juni 1876, um dann als ital. Botschafter nach Petersburg zu gehen.

Nihilismus (vom lat. nihil, nichts) nennt man eine solche Anschauung, nach welcher die Erscheinungswelt auf ein Nichts zurückzuführen ist. Genauer unterscheidet man drei Arten von N.: den naturwissenschaftlichen, nach welchem das Wesen der Dinge nur in der gegenseitigen Beziehung derselben liegt, ohne daß etwas Wirkliches die Grundlage bildet; ferner den philosophischen, welcher, vom Pessimismus (s. d.) ausgehend, die Kläglichkeit der bestehenden Welt behauptet u. daher in dem Aufgehen im reinen „Nichts" die Erlösung findet (so z. B. die Schopenhauer'sche Philosophie im Anschluß an den N. der Buddhareligion); endlich den (gewöhnlich unter N. gemeinten) moralischen od. sozialen N., der die völlige Nichtigkeit aller sittlichen u. staatlichen Ordnungen behauptet u. deshalb den radikalen Umsturz derselben anstrebt, bis „nichts" Anderes Giltigkeit hat als der schrankenlose Wille Aller. Diese letzte Form des N. ist eng verwandt mit den kommunistischen Bestrebungen unseres Jahrh. u. hat bes. in Rußland, durch verschiedene Schriftsteller u. Politiker genährt, selbst unter den höheren Ständen zahlreiche Anhänger (Nihilisten) gewonnen.

Nikäa, Stadt in Bithynien an der Ostspitze des Ascaniasees. Von Antigonos, dem Sohne des Philippos, im 4. Jahrh. v. Chr. erbaut u. von Perdikkas, einem Feldherrn Alexander's d. Gr., zu Ehren seiner Gemahlin N. genannt, wurde die Stadt nach wechselnden Schicksalen 1204 bis 1261 durch Theodor Laskaris der Sitz des sog. lat. Kaiserthums, ist aber gegenwärtig unter dem Namen Isnik fast nur noch eine Ruinenstätte. — Der Weltruhm N.'s beruht auf den beiden daselbst gehaltenen Konzilien. Das eine (das erste allgemeine Konzil), 325 von Konstantin d. Gr. mit 318 Bischöfen eröffnet, verdammte die Lehre der Arianer u. stellte das sog. „**Nicän. Glaubensbekenntniß**" (s. „Glaubensbekenntniß") auf. Um seiner Wichtigkeit willen gilt dieses Konzil als der Anfang der zweiten Periode der alten Kirchengeschichte. Die zweite Kirchenversammlung von N. (787), welche den griechischen Katholiken als das siebente allgemeine Konzil gilt, entschied nach dem langen Bilderstreit zu Gunsten der Bilderverehrung.

Nikander (griech. Nikandros) aus Kolophon, griech. Arzt u. Dichter, lebte im Pergamenischen Reiche, dessen letztem König Attalos III. er einige Bücher widmete, u. wird gegen 140 v. Chr. gestorben sein. N., dessen Gelehrsamkeit bedeutender ist als seine poetische Kunst, schrieb eine Menge von Gedichten didaktischen Inhaltes: Städtegeschichten od. ethnographische Bücher (über Kolophon, Aetolien, Theben, Sizilien 2c.); die mythographischen „Ἑτεροιούμενα", welche Ovid bei seinen „Metamorphosen" benutzte, u. die trockenen, aber ihres Inhalts wegen geschätzten „Γεωργικά", welche dem Vergil als Vorbild gedient haben sollen 2c. Erhalten sind außer Bruchstücken nur zwei Gedichte, die „Θηριακά" (von den Mitteln gegen den Biß giftiger Thiere) u. „Ἀλεξιφάρμακα" (Lehre von den Gegengiften), die am besten von O. Schneider (Lpz. 1846) herausgegeben sind.



Nr. 4327. Victoria nach Rauch.

Nike. Was bei den Römern Victoria, das bedeutet bei den Griechen N. Sie ist die Personifikation des Sieges, zugleich aber auch bei Göttern u. Menschen das Symbol jedes glücklichen Vollbringens. Die mythologische Poesie macht sie zu einer Tochter des Titanen Pallas u. der Flußgöttin Styx, u. läßt in dem Kampf der Titanen gegen die Herrschaft des Zeus die N. wie ihre Geschwister, die Stärke, die Gewalt u. den Eifer, auf die Seite des Letzteren treten. Seit dieser Zeit umgiebt sie immerfort den höchsten der Götter. Aber noch enger fast als mit Zeus ist sie mit Pallas Athene verbunden. In dem Kultus der Athena-Nike in Athen erscheint Athene selber als die Siegesgöttin. So tritt sie uns recht eigentlich als eine besondere Seite im Wesen der zwei mächtigsten Gottheiten der Hellenen entgegen. Demgemäß hielten die beiden Goldelfenbeinkolosse des Phidias, die Athene im Parthenon in Athen sowie der große Zeus in Olympia, eine Siegesgöttin auf der ausgestreckten Hand. Als Attribut in der Hand getragen ist sie übrigens auch bei anderen Gottheiten, z. B. der Aphrodite, dem Ares, der Demeter u. dem Dionysos, nachweisbar. In der attischen Kunst wird sie schon in frühester Zeit als eine kräftige Mädchengestalt mit Flügeln u. in langwallender Gewandung dargestellt; erst in späterer Zeit gab man ihr öfter einen bis zu den Knieen aufgeschürzten Chiton. Diejenige N., welche der Zeus in Olympia auf der Rechten trug, hielt mit beiden Händen eine Tänie od. Siegerbinde; sonst sind Palme u. Kranz, Waffen od. ein ganzes Tropäon ihre Attribute. Bald schwebt sie (so bes. auf Vasenbildern) mit ausgebreiteten Flügeln durch die Luft auf den Sieger zu, ihn zu kränzen, bald spendet sie aus hoch erhobenem Weinkruge in eine Schale; oder

sie rüstet sich zur Siegesfeier, od. sie zerrt als eine Art von helfendem Opfergenius einen Stier am Strick zum Altar hinan, od. trägt einen dem Weihrauchsopfer dienenden Kandelaber, od. stößt auch selber einen Opferstier nieder. Ferner sieht man sie ein Balkenkreuz tragen, das zur Aufhängung von Waffenstücken dienen soll, od. selber ein Tropäon zusammensetzen, od. den Namen eines Sieges auf einen Schild schreiben, od. den Wagen eines Siegers führen, od. auch mit gesenkten Flügeln trauernd am Grabe eines solchen stehen. — Als eigentliche Kultgöttin begegnet N. bei den Griechen kaum, bei den Römern dagegen, u. bes. in Rom selbst, ziemlich häufig. — Die Ende des J. 1875 in Olympia ausgegrabene N. des Päonios, eine überlebensgroße Statue aus Marmor, die laut der Inschrift ihrer Basis ein Weihgeschenk der naupaktischen Messenier aus den beiden letzten Dezennien des 4. Jahrh. v. Chr. ist, sowie die herrliche Victoria des Museums in Brescia, endlich die Reliefiguren an der Balustrade des Athena-Nike-Tempels sind die berühmtesten unter den erhaltenen antiken Nikebildern. Bei den Römern galt die zum Andenken an den Sieg bei Actium aus dem griech. Tarent weggenommene u. in die Curia Julia gesetzte Victoria, welche auf einer Weltkugel schwebte, als die schönste. In der neueren Kunst sind die Victorien von Rauch die bekanntesten.

Nikephoros, Patriarch von Konstantinopel u. hervorragender Schriftsteller der Griech.-kathol. Kirche, geb. um 758, war Anfangs als Staatsbeamter thätig, bis er sich aus Ueberdruß am Hofleben in ein Kloster zurückzog. 806 wurde er auf den Patriarchenstuhl der Residenz erhoben, fiel aber als eifriger Bilderverehrer bei Kaiser Leo dem Armenier in Ungnade u. wurde 815 sogar abgesetzt. In klösterlicher Zurückgezogenheit starb er 828. Von seinen Schriften verdient bes. der Abriß der byzantinischen Geschichte („Breviarium historicum“) von 602—770 Erwähnung.

Nikias, Sohn des Nikeratos, ein reicher u. angesehener Athener, auch als tapferer Krieger bewährt, ruhig u. besonnen, aber des Selbstvertrauens u. rascher Entschlossenheit entbehrend, wurde nach dem Tode des Perikles von den Gutgesinnten dem Demagogen Kleon (s. d.) entgegengestellt. Dem Frieden geneigt, unterhandelte er nach der für Athen unglücklichen Schlacht bei Amphipolis 422 v. Chr., in der auch Kleon fiel, mit dem Könige Plistonax von Sparta einen Frieden, der im April 421 zu Stande kam u. als Friede des N. bekannt ist. Die vollständige Ausführung desselben aber hinderten die Ränke des Alkibiades, auf dessen Antrieb auch 415 die Einmischung Athens in die Händel der sizilischen Städte u. damit der Wiederausbruch des Krieges erfolgte. Obwol Gegner der sizil. Expedition, sah sich N. doch mit Alkibiades u. Lamachos an die Spitze derselben gestellt; nach der Abberufung u. Flucht des Alkibiades u. dem Tode des Lamachos führte er allein den Oberbefehl mit großem Geschick u. hatte das mächtige Syrakus beinahe zur Uebergabe gebracht, als der Spartaner Gylippos den Belagerten Hülfe zuführte (414). Dadurch gerieth N. in Bedrängniß. Zwar sandte 413 Athen eine Flotte u. ein Heer unter Demosthenes, aber auch die Macht der Syrakusaner wurde von Sparta aus verstärkt: ein Angriff auf die Stadt wurde zurückgeschlagen, die athenische Flotte vernichtet u. das Landheer zum Rückzug in das Innere der Insel genöthigt. Der Mangel zwang das Heer, in zwei Abtheilungen zu marschiren; von diesen mußte sich die des Demosthenes zuerst, wenige Tage darauf auch die des N. den Feinden ergeben. Die Ueberbleibsel des Heeres wurden zu Sklaven gemacht, die Feldherren Demosthenes u. N. aber durch Volksbeschluß der Syrakusaner hingerichtet (Ende 413).

Nikita, s. „Nikolaus I. Petrowitsch“.

Nikodemus heißt im Evangelium Joh. Kap. 3 ein Pharisäer u. Oberster der Juden, der aus Scheu vor seinen Genossen des Nachts zu Jesu kommt u. ein Gespräch mit demselben hält, beim Tode Jesu aber durch eine reiche Gabe zur Einbalsamirung des Leichnams sich offen als Jünger bekennt (vgl. Joh. 19, 39). Die Uebereinstimmung des von ihm Erzählten mit Vielem, was die drei ersten Evangelisten von Joseph von Arimathia erzählen, hat Manche darauf geführt, in beiden Männern dieselbe Person zu vermuthen. — Das sog. „Evangelium Nicodemi“, auch „Acta Pilati“, ist apokryph u. wahrscheinlich erst im 2. Jahrh. n. Chr. entstanden.

Nikolaiten (d. i. griech. „Volksbezwinger“) heißt in der Offenb. Joh. Kap. 2 eine urchristliche Sekte, die den Genuß des Götzenopferfleisches u. heidnische Unzucht für unverfänglich erklärte. Entweder stammt ihr Name von einem unbekannten Haupt, Namens Nikolaus, od., u. dies ist wahrscheinlicher, er ist nur die griech. Uebersetzung des 2, 14 erwähnten Bileam („Volksverschlinger“). Dann hätten wir gar nicht an eine wirkliche Sekte, sondern nur an eine sinnbildliche Bezeichnung der Vertreter der oben erwähnten Grundsätze zu denken u. N. wäre so viel wie „Bileamiten“. Im Mittelalter nannte man N. solche kathol. Geistliche, die irgendwie das Gesetz der Ehelosigkeit verletzten.

Nikolajew, Stadt im südruss. Gouvernement Cherson mit 67,972 E. (1870); liegt am Bug u. Ingul, deren Vereinigung hier einen Liman bildet, u. in einer unfruchtbaren Steppe, hat aber einen guten Hafen u. ist eine der wichtigsten russ. Flottenstationen im Schwarzen Meer. Die 1789 von Potemkin (s. d.) angelegte Stadt ist sehr regelmäßig gebaut u. befestigt u. besitzt beträchtliche Schiffswerften. Handel u. Fabrikthätigkeit sind bedeutend. Von den Quellen des nahen Vergnügungsortes Spaszk wird die Stadt mit Wasser versorgt. In der Nähe liegen die Ruinen der griech. Kolonie Olbia.

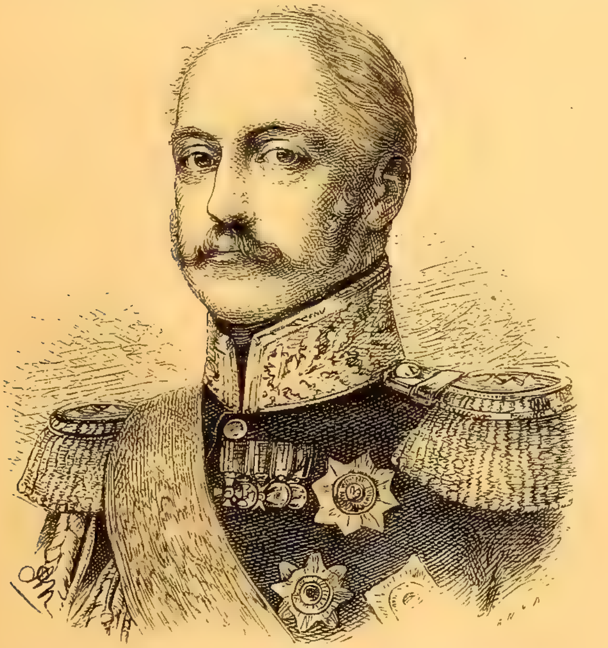
Nikolajewsk, Stadt im russ. Amurlande mit 5500 E.; liegt unweit der Mündung des Amur unterhalb des Einflusses des Amgun, wurde 1851 von dem Gouverneur Ostsibiriens Murajew gegründet u. vermittelt den Handel zwischen Nordamerika u. Sibirien.

Nikolaus, der Heilige, soll zu Patera in Lykien (Kleinasien) geb. u. nachmals als Bischof von Myra in die Verfolgung unter Diokletian (s. 303 n. Chr.) verwickelt gewesen sein. Zunächst ein Heiliger der griech. Kirche, ist N. durch unzählige Legenden verherrlicht worden, die meist auf Handlungen der Wohlthätigkeit hinauslaufen. Die angebliche Ueberführung seiner Gebeine nach Italien im 11. Jahrh. machte ihn auch im Abendland heimisch, u. er wurde eine so beliebte Figur, daß sich selbst in protestantischen Gegenden noch die Feier des Nikolastages (6. Dezember) erhalten hat. Als Vorläufer des Weihnachtsfestes u. offenbar vielfach mit Knecht Ruprecht zusammengeworfen, giebt er zu Verkleidungen, Prüfung u. Beschenkung od. auch zu Bestrafung der Kinder Anlaß.

Nikolaus, Name von fünf röm. Päpsten. — **N. I.**, ein Römer von Geburt, Papst von 858 bis zu seinem Tode (13. Nov. 867). Durch seine geistige Bedeutung wie durch seine Sittenstrenge hat er vor Allem den Grund zu der Macht des Papstthums gelegt, welches vor ihm noch in völliger Abhängigkeit von den röm. Kaisern stand. Durch kluge Fürsorge für Rom u. Italien schuf er sich am Volke einen Hinterhalt für seine weitgehenden Pläne, griff mit Erfolg in die Streitigkeiten der deutschen Kirche ein u. demüthigte nach langem Kampfe den gewaltigen Erzbischof Hinkmar von Rheims (s. d.), der nach der Begründung einer vom Papst unabhängigen Nationalkirche trachtete. Diesen Sieg erfocht N. durch die Berufung auf die gefälschten Isidor'schen Dekretalen, die hier zum ersten Male auftauchten. Ebenso demüthigte N. den fränk. König Lothar II., als derselbe widerrechtlich u. mit Hülfe feiler Bischöfe seine Gemahlin verstoßen hatte. Auch im Orient trat N. bei Gelegenheit einer streitigen Patriarchenwahl zu Konstantinopel als Schiedsrichter auf u. erreichte damit wenigstens den Uebertritt der bulgarischen Kirche zu der römischen. — **N. II.**, eigentlich Gerhard aus Savoyen, vorher Bischof von Florenz, Papst von 1058 bis 24. Juni 1061. Er stand unter dem Einfluß Hildebrand's, des nachmaligen Gregor VII. Auf seinen Antrieb nahm N. gegen Berengar von Tours (s. d.) im franz. Abendmahlsstreit Partei, gab ein neues Gesetz über die Papstwahl durch die Kardinäle u. stützte sich zum Schutze gegen die weltliche Gewalt der Kaiser auf die normann. Herzöge in Unteritalien. — **N. III.**, eigentlich Johannes Cajetanus aus dem Geschlecht der Orsini, Papst vom Nov. 1277 bis 22. Aug. 1280. Obwol von strengem Charakter, gab er doch das üble Beispiel zum Nepotismus, erhöhte aber durch kluge Politik die Macht der Päpste, bes. durch die Beseitigung Karl's v. Anjou. — **N. IV.**, eigentlich Hieronymus aus Ascoli in Mittelitalien u. vorher General der Franziskaner, war Papst von 1288 bis 14. April 1292. — **N. V.**, eigentlich Thomas von Sarzano (der Heimat seiner Mutter), geb. 1398 zu Pisa, bestieg 7. März 1447 den päpstlichen Stuhl. Wie seine Vorgänger hob er durch kluge Politik das Ansehen des Papstthums, das durch die Reformversuche der Konzilien zu Kostnitz u. Basel geschädigt worden war. Als seine Bemühungen, die Eroberung Konstantinopels durch die Türken zu verhüten, gescheitert waren, zog er wenigstens den möglichsten Nutzen aus dem Fall des griechischen Kaiserthums durch die Aufnahme u. freigebige Förderung flüchtiger Gelehrten.

Von seinem Eifer für die Wissenschaften zeugt der wichtigste Theil der Vatikanischen Bibliothek, den er sammelte; ebenso sprechen für seinen Kunstsinn zahlreiche von ihm unternommene Prachtbauten in Rom.

Nikolaus Paulowitsch, Kaiser von Rußland (1825—55), geb. 7. Juli (25. Juni a. St.) 1796, war der dritte Sohn Kaiser Paul's I. u. der Prinzessin Sophie von Württemberg. Von Jugend auf ernst, ja verschlossen u. ungesellig, aber willenskräftig u. dem Militärwesen zugethan, blieb er ohne Einfluß auf die Regierung seines ältesten Bruders Alexander, hielt sich längere Zeit in England auf u. lebte seit seiner Vermählung mit Charlotte von Preußen (1817) in stiller Zurückgezogenheit in Petersburg. Obwol sein älterer Bruder Konstantin, welcher als Statthalter in Warschau residirte, 1822 freiwillig der Thronfolge entsagt hatte, ließ N. nach dem Tode Alexander's (1. Dez.) 1825 zuvörderst jenem, u. als derselbe seine Verzichtleistung wiederholte, 26. Dez. sich selbst huldigen. Bei dieser Gelegenheit erzeugte die Verwirrung der Truppen durch die zweite Huldigung u. ein geheimer Bund unter dem Fürsten Trubezkoi, welcher eine Föderativrepublik anstrebte, einen Militäraufstand. Durch mörderisches Artilleriefeuer, durch Hinrichtung u. Verbannung der Schuldigen kämpfte N. ihn nieder u. gründete eine unerschütterliche Militärherrschaft. Der Versuch, dem Betrug u. der Bestechung ein Ende zu machen, schlug freilich fehl, doch gelang es durch eine sog. Radikalreform, der russ. Sprache, der Griech. Kirche u. dem russ. Gesetzbuch im ganzen Reiche allein Geltung zu verschaffen u. den Einfluß deutscher u. franz. Bildung u. Politik aufzuhalten od. zu vernichten.



Nr. 4328. Nikolaus, Kaiser von Rußland (geb. 7. Juli 1796, gest. 2. März 1855).

An der Spitze einer solchen kompakten Masse konnte N. unbeirrt durch andere Mächte in zwei Welttheilen Entscheidungen treffen. Als Persien unvorsichtig Krieg begann, erzwang er durch Paskiewitsch 1828 im Frieden zu Turmantschai die Abtretung von Eriwan u. Nachitschewan. Durch sein schnelles Einschreiten gegen die Türkei errang er im Interesse Rußlands den Griechen vollkommener u. schneller die Selbständigkeit, als England, Frankreich u. Oesterreich es wünschten; er gewann im Frieden zu Adrianopel 1829 die Inseln in der Donaumündung u. die Ostküste des Schwarzen Meeres u. sicherte den Donaufürstenthümern die Unabhängigkeit. Als 1830 die Polen sich erhoben, ließ N. sie durch die überlegenen Heere seines Diebitsch u. Paskiewitsch niederwerfen u. raubte ihnen durch das „organische Statut" von 1832 den letzten Schimmer nationaler Selbständigkeit. 1839 wurde die Unirt-griech. Kirche zur Vereinigung mit der russ. Staatskirche gezwungen. Nach solchen Erfolgen konnte N. auch im Westen als Schirmherr der unumschränkten Fürstengewalt gegen Freiheitsdrang u. Nationalsinn der Völker auftreten. Im Juli u. August 1848 befestigten russ. Truppen die Herrschaft des Fürsten Bibasco in der Walachei im Kampfe mit den Aufständischen, im Mai 1849 rückte Paskiewitsch mit 120,000 Mann in Ungarn ein u. erzwang die Kapitulation Görgey's bei Vilagos (13. Aug.); endlich nöthigte der russ. Gesandte General Meyendorf auf den Olmützer Konferenzen im Nov. 1850 Preußen, seine Siege über Dänemark zu vergessen, Schleswig-Holstein u. Kurhessen u. den Plan einer deutschen Union zu Gunsten der dän., hess. u. österr. Mißregierung aufzugeben. N. entschied die Angelegenheiten des Kontinents, er hoffte bald auch die Türken zu vertreiben; dennoch fand er unerwarteten Widerstand. England lehnte sein Anerbieten, das Erbe des „kranken Mannes" mit Rußland zu theilen u. Aegypten zu nehmen, ab u. erklärte, als N. dennoch im Juli 1853 gegen die Türkei vorging, nach vielfachen Unterhandlungen den Krieg, ebenso Napoleon III., endlich im Dez. 1854 auch Oesterreich, im Jan. 1855 Sardinien. Obwol die Erfolge der Verbündeten nicht bedeutend waren, Sebastopol auf der Krim noch immer vergeblich belagert u. bestürmt wurde, so bemächtigte sich doch des Kaisers eine trübselige Stimmung. Er war schon kränklich, trotzdem erregte sein unerwartet schneller Tod am 18. Febr. a. St. (2. März) 1855 vielfach Bedenken. Ihn überlebten drei Söhne, Alexander II., sein Nachfolger (s. d.), Konstantin (s. d.), Michael (geb. 1832) u. 2 Töchter, Maria (geb. 1819, vermählt 1839 mit dem Herzog Maximilian von Leuchtenberg, Wittwe 1852, wieder vermählt 1856 mit dem Grafen Gregor Strogonoff) u. Olga, die Königin von Württemberg (geb. 1822).

Nikolaus (od. Nikita, auch Nikitza) I., Petrowitsch Njegosch, Fürst von Montenegro od. Hospodar des Schwarzen Berges



Nr. 4329. Nikolaus I., Fürst von Montenegro (geb. 25. Sept. 1841).

u. der Brda, Sohn des Welikiwojwoden Mirko Petrowitsch Njegosch, geb. im Dorfe Njegosch 25. Sept. 1841; erhielt seine Erziehung in Triest u. Paris u. war eben in die Heimat zurückgekehrt, um dort die Ferien zu verbringen, als er infolge der Ermordung des Fürsten Danilo (s. „Njegosch"), seines Oheims, 14. Aug. 1860 auf den Thron berufen wurde, berathen u. kräftig unterstützt von seinem Vater (gest. 1867 als Senatspräsident). Ueber seine Regierung s. „Montenegro", dem noch hinzuzufügen ist, daß N. unter dem Vorwand, die Türken hätten die montenegrinische Grenze gewissermaßen in Blockadezustand versetzt, dem Verlangen seines Volkes schließlich nachgab u. 2. Juli 1876 den Krieg an die Pforte offen erklärte, nachdem er 27. Juni dess. Jahres von einer auf freiem Felde im Banjanigebirge abgehaltenen Insurgentenversammlung auch zum Fürsten der Herzegowina ausgerufen worden war. Der Ausbruch des Krieges zwischen Montenegro u. der Türkei erfolgte gleichzeitig mit dem des serbisch-türkischen (s. „Serbien, Geschichte"). Bei all seiner europ. Bildung ist N. ein wahrer Montenegriner geblieben, der sein Land bis zum Fanatismus liebt u. die Ausführung seiner

reformatorischen u. organisatorischen Pläne energisch u. beharrlich betreibt. Seit 8. Nov. 1860 ist N. mit Milena Petrowna Vukotitschowa (geb. 22. April 1847) vermählt, einer Tochter des Senators, Wojwoden u. Chefs der Leibgarde Peter Vukotitsch. Aus dieser Ehe leben drei Töchter u. ein Sohn, Prinz Danilo Alexander (geb. 30. Juni 1871).

Nikolaus von der Flüe, s. „Flüe".

Nikolsburg, Stadt u. Hauptort des gleichnamigen Bezirksamtes im österr. Kronlande Mähren mit 7173 E. (1869), unter denen mehr als die Hälfte Juden sind; liegt an den Pollauer Bergen, an denen ein trefflicher Rothwein gebaut wird, u. wird überragt von dem großen Schlosse der ausgestorbenen Dietrichsteine, in welchem sich sehenswerthe Sammlungen befinden u. das jetzt, nebst der dazu gehörigen Herrschaft gleichen Namens, dem Grafen Mensdorff gehört. Unter den Kirchen zeichnen sich nam. die goth. Kollegiatkirche u. die 1846 restaurirte St. Annenkirche aus. Die Einwohner treiben Wollweberei, Tuchmanufaktur u. nicht unbedeutenden Handel. Am 26. Juli 1866 wurde hier der Präliminarfriede von N. abgeschlossen, dem 23. Aug. der Friede von Prag folgte. In der Nähe von N. liegt das Schwefelbad Voitelsbrunn u. die Turaldshöhle.



Nr. 4330. Patriarch Nikon (geb. 1605, gest. 17. Aug 1681).

Nikomedes, Name dreier Könige von Bithynien. — **N. I.** war der Sohn des bithynischen Fürsten Zipoites, der sich zur Zeit der Diadochenherrschaft mit Glück gegen Lysimachos u. Seleukos behauptete u. zuerst den bithyn. Königstitel annahm. Nach dem Tode seines Vaters (278 v. Chr.) rief er, von Antiochos I. von Syrien bedroht, die Gallier aus Thrakien zu Hülfe, bemächtigte sich des ganzen Bithynien u. gründete Nikomedia (s. d.). Er starb 246. — **N. II.** Epiphanes, ermordete seinen Vater Prusias II. u. bemächtigte sich des Thrones (um 148), regierte aber, wie schon sein Vater, in halber Abhängigkeit von Rom. Er war zeitweilig mit Mithridates (s. d.) verbündet, entzweite sich aber mit ihm über den Besitz von Paphlagonien. N. wurde durch seinen Sohn Sokrates gestürzt u. starb 91. — **N. III.** Philopator, Sohn des Vorigen, wurde von den Römern gegen seinen Bruder Sokrates u. gegen Mithridates unterstützt u. nach seiner Vertreibung durch Mithridates von Sulla wieder eingesetzt (85). Von ihm soll sich Julius Cäsar, als er 81 am zweiten Mithridatischen Kriege Theil nahm, zu widernatürlicher Wollust haben mißbrauchen lassen. Bei seinem Tode (75) vermachte N. sein Reich den Römern.

Nikomedia, eine von Nikomedes I. (s. d.) am Olbianischen Meerbusen der Propontis erbaute u. zur Hauptstadt von Bithynien erhobene Stadt, war eine der prächtigsten Städte des Alterthums; durch häufige Erdbeben u. 260 n. Chr. durch einen Einfall der Gothen heimgesucht, ward sie immer wieder hergestellt. In N. tödtete sich Hannibal u. starb Konstantin d. Gr. Auf der Stelle von N. liegt heute Ismid (s. d.).

Nikon, berühmter russischer Patriarch, geb. 1605 in einem Dorfe bei Nishnij-Nowgorod, floh aus dem Elend des elterlichen Hauses frühzeitig in ein Kloster; auch nachdem er bereits Priester u. längere Zeit verheirathet gewesen, begab er sich aufs Neue in ein Kloster auf einer Insel des Weißen Meeres. Seine bedeutende Persönlichkeit ließ ihn alsdann von Würde zu Würde steigen, bis er 1652 auf den Patriarchenstuhl von Moskau erhoben wurde. Nachdem er hier, obschon nach der strengsten Mönchsregel lebend, mehrere Jahre wie ein Fürst geherrscht hatte, verlor er die Gunst des Zaren Alexei Michailowitsch u. verließ deshalb Moskau, um sich in ein Kloster zurückzuziehen, wurde aber 1666 von einem geistlichen Gericht aus der Kirche gestoßen u. in ein entlegenes Kloster verbannt. Er starb beim Transport in ein anderes Kloster 17. Aug. 1681 u. erhielt wenigstens nach seinem Tode alle verlorenen Ehren wieder zuerkannt. An seinen Namen knüpft sich zugleich ein wichtiger Umschwung in der Russischen Kirche, indem er seit 1652 eine gründliche Verbesserung der vielfach entstellten alten Liturgie vornahm; die Anhänger der letzteren bestanden seitdem als Sekte der Starowerzi (Altgläubigen) fort.

Nikopoli, befestigte Stadt im Ejalet Widdin der türk. Provinz Bulgarien, mit 10,000 theils bulgar., theils türk. E.; liegt am rechten Donauufer, gegenüber der Mündung der Aluta, ist Sitz eines griech. Bischofs, hat ein verfallenes Schloß u. Festungsmauern, die sich bis an die Donau erstrecken. Die Bewohner treiben Weinbau u. einen beträchtlichen Flußhandel mit Landesprodukten. N. wurde von Kaiser Trajan als Nicopolis (d. h. Siegesstadt) zum Andenken an seinen Sieg über die Dacier gegründet. Im J. 1396 erlitt bei N. König Sigismund von Ungarn durch den Sultan Bajazid eine Niederlage; 6. Sept. 1595 siegte dagegen hier Bathory über die Türken; 1810 wurde die Festung von den Russen erobert, welche 1829 auch die Stromflotte der Türken vernichteten u. das feste Lager derselben stürmten.

Nil, der größte Strom Afrika's, der zweitgrößte der Erde, entströmt dem 1858 von Speke entdeckten Ukerewe-See (Victoria Nyanza), einem gewaltigen Sammelbecken, welches, zwischen 2° 25′ s. u. 0° 45′ n. Br. gelegen, einen Flächenraum von 1525 □M. bedeckt u. eine Meereshöhe von 1140 m. (nach Speke) od. 1161 m. (nach Stanley) hat. Die Quellen des N. sind heute noch ebenso unbekannt wie zu des Ptolemäos Zeiten, der uns, wahrscheinlich auf die Aussagen arab. Händler gestützt, die erste Kunde von der großen Seenregion Innerafrika's überliefert hat. Zahlreiche Zuflüsse strömen dem Ukerewe von allen Seiten zu, nur durch eine niedrige Wasserscheide getrennt von dem Gebiete des Kongostromes u. dessen Seengebiet, nam. dem Tanganjikasee. Unter diesen Zuflüssen sind im SW. der Kitangule u. im S. der Schimiju die bedeutendsten. Letzterer wurde 1875 von dem amerikan. Entdeckungsreisenden Stanley (s. d.) aufgefunden, der auch in diesem Jahre den Ukerewe umfuhr u. feststellte, daß er ein einziges Wasserbecken bildet. Diesen See verläßt der N. an dem Norduser aus der Napoleonbai, bildet die Riponfälle u. wendet sich im nordöstl. Laufe zu dem 1874 von Long entdeckten Ibrahim-Pascha-See, von welchem er als Somerset-Fluß in westl. Richtung über die Karuma- u. Murchisonfälle dem Mwutan Nzige (s. d.) od. Albert Nyanza zueilt. Um diesen zweiten großen Quellsee des N. zu erforschen, rüstete General Gordon, der Gouverneur der ägypt. Nilländer, 1875 eine Expedition mit zerlegbaren Dampfbooten aus, mit denen der Ingenieur Signor Gessi den Mwutan Nzige 15.—19. April 1876 befuhr u. feststellte, daß derselbe gegen 40 M. lang u. 11 M. breit sei, im W. von hohen Bergen u. Wäldern begrenzt werde u. im O. einen bedeutenden Zufluß aufnehme. Unweit seiner Einmündung verläßt der N. den Mwutan Nzige an seinem Nordende als Bahr el Djebel (d. h. Bergstrom) u. strömt, begleitet auf beiden Seiten von über 1000 m. hohen Gebirgen, nach Norden; bei Gondokoro, wo Stromschnellen die Schifffahrt auf dem oberen N. beenden, erreicht er die erste ständige Militärstation der neuen ägypt. Herrschaft im Sudan. Unterhalb dieses Platzes tritt der nun Bahr el Abiad (d. h. Weißer Strom) benannte N. in die Ebene ein, verzweigt sich mehrmals u. spaltet sich unter 7° 30′ n. Br. in zwei Aeste, von denen der westl., der die wasserreichen Nebenflüsse Jejei u. Rohl aufnimmt u. dem versumpften No-See zuströmt, infolge einer in den letzten Jahren eingetretenen Versperrung durch Pflanzenbarren nicht mehr schiffbar ist, während der östl., der sich mit jenem wieder im W. der Sobatmündung vereinigt, befahren werden kann. Ungeheuere Dickichte von Papyrus u. Ambadsch säumen den Strom ein, der zahlreiche schwimmende Inseln von zusammengetriebenen Baumstämmen u. Schilf trägt; meilenweit reicht die Schilfwaldung u. der Sumpf in das Land hinein, durchzogen von unzähligen Wasseradern u. unterbrochen durch größere u. kleinere Inseln, welche von reich belaubten Tamarindenbäumen beschattet werden. Hinter diesen Sumpflandschaften

dehnt sich die wasserarme Steppe aus. Im No=See vereinigt sich der westl. Arm mit dem Tondj u. dem Djur, dessen Unterlauf den Namen des Bahr el Ghasal (Gazellenstrom) führt, u. welcher der bedeutendste Nebenfluß auf der linken Seite ist. Die Kenntniß seines von einer Menge Zuflüssen durchschnittenen Gebietes verdanken wir bes. den Reisen der Gebrüder Poncet (1857), Petherick's (1858 u. 62), Heuglin's (1863—64) u. nam. Schweinfurth's (1869—70), welcher im Niam=Niam=Lande (s. d.) unter 4° n. Br. die südwestl. Wasserscheide des N. zuerst überschritten hat. Nach der Einmündung des Sobat, welcher dem Weißen N. auf der rechten Seite von den südl. Vorterrassen des abessin. Hochlandes zuströmt, nimmt der N. seinen Lauf nach Norden zuerst durch trop. Urwald, dann durch öde Steppenlandschaften, in denen nur an den Ufern u. auf den Inseln des Flusses Wald erscheint. Unweit Chartum (s. d.), der Metropole des ägyptischen Sudan, vereinigt sich der Weiße N. mit dem Blauen (Bahr el Asrek), dessen grünblaues Wasser sich noch weithin in dem gemeinsamen Bette von dem grauen des Hauptstromes sondert. Als Abai dem großen abessin. Tana=See entströmend, tritt er in der Landschaft Fassokl aus den Vorbergen jenes Hochlandes aus u. in Sennaar vollständig in die Ebene ein. In der trockenen Jahreszeit erscheint das Bett dieses Stromes u. seiner Nebenflüsse Rahhed u. Dinder als eine Sandfläche, die nur hier u. da von größeren Wassertümpeln unterbrochen wird; in der Regenzeit überfluten aber seine trüben Gewässer weithin die flachen Uferlandschaften u. führen dem N. den größten Theil jener fruchtbringenden Schlammmengen zu, von denen der Wohlstand Aegyptens abhängt. Einen ganz ähnlichen Charakter hat der Atbara, der letzte Nebenfluß des N., welcher als Takazzie dem centralen Theile Abessiniens entspringt, rechts den Gasch aufnimmt u. bei seiner Mündung die Insel Meroe bildet. Hier beginnt die große Sförmige Biegung, in welcher der N. seinem Bett durch das nubische Wüstenplateau den Weg bahnt. Die den Strom durchsetzenden Granitbänke zwingen ihn zu Katarakten u. verhindern die Dampfschiffahrt. Bei Dongola ist die große westl. Ausbiegung vollendet u. der N. fließt nach NNO. bis Assuan, an der Grenze des eigentlichen Aegypten, wo die letzte Stromschnelle überwunden wird. Der N. fließt nun still u. gleichmäßig in einem schmalen Thale, in welches im O. u. W. durch Felswände das Wüstenplateau abfällt. Von Farschut ab wird er vom Bahr Jusuf (Josephskanal) begleitet. Unterhalb Kairo theilt sich der Strom in zwei Hauptarme, welche bei Raschid (Rosetta) u. Damiat (Damiette) münden, durch zahlreiche Kanäle u. Wasserläufe mit einander verbunden sind u. eine Menge Nebenarme nach O. u. W. senden. Unter den Kanälen ist der wichtigste der Mahmudieh=Kanal (s. d.). Im Alterthum ergoß sich der N. durch das jetzt 400 □M. umfassende Delta in 7 Armen, von O. nach W. gezählt dem Pelusischen, Tanitischen, Mendesischen, Phatnischen, Sebennytischen, Bolbitinischen u. Kanopischen. — Die Ueberschwemmungen, denen Aegypten seine Kultur verdankt, erreichen in Unterägypten bei normaler Höhe 7—9 m. über den niedrigsten Wasserstand; in Oberägypten muß der Strom 10—12 m. steigen, um überzutreten. In Kairo beginnt das Steigen des Wassers 25. Juni u. erreicht sein Maximum 10. Okt. Hat der N. 6 m. erreicht, so werden die Kanäle geöffnet, damit er das Land überströme. Der N. bewässert auf seinem 800 M. langen Lauf ein Gebiet von 38,000 □M.

Nilpferd, s. „Flußpferd".

Nilsson, Sven, schwed. Zoolog von großem Ruf, geb. in der Nähe von Landskrona 8. März 1787; studirte in Lund Naturwissenschaften u. Medizin, habilitirte sich daselbst 1812 als Dozent der Naturgeschichte, wurde 1816 Adjunkt u. 1819, nach der Rückkehr von einer Reise nach Norwegen, Vorstand des Zool. Museums, folgte 1828 einem Rufe nach Stockholm, um das Zool. Museum der Akademie der Wissenschaften nach dem Muster der Berliner Sammlung zu ordnen, kehrte aber 1831 als ord. Prof. der Zoologie u. Direktor des Zool. Museums nach Lund zurück, um diese Aemter erst nach langer Zeit niederzulegen. Seine Hauptwerke sind: „Ornithologia Suecica" (2 Bde., Stockh. 1817—21) u. „Skandinavisk Fauna" (4 Bde., ebd. 1820—53), zu der er auch „Illuminerade figurer" (ebd. 1832 ff.) herausgab. Weiter sind zu nennen: „Historia molluscorum Sueciae" (ebd. 1822); „Petrefacta Suecana formationis cretaceae" (ebd. 1827); „Prodromus ichthyologiae Scand." (ebd. 1832); seine Schriften über die schwed. Fischereien (ebd. 1826 bis 1832) u. „Jahresberichte über den Fortschritt der zoologischen Wissenschaften" (ebd. 1829—31) sowie die „Skandinaviska nordens urinvånare" (Lund 1838—43; deutsch Hamb. 1865 f.).

Nilsson, Christina, schwed. Sängerin, geb. als Kind einer Arbeiterfamilie zu Wederslöff bei Wexiö 3. Aug. 1843; erregte als kleine Straßensängerin die Aufmerksamkeit eines Edelmanns, Namens Tornerhjelm, der sie ihrem traurigen Wanderleben entriß u. für ihre Erziehung wie für ihre musikalische Ausbildung (letztere durch Berwald in Stockholm) sorgte. 1860 trat sie in Stockholm zum ersten Mal auf; bald nachher ging sie nach Paris, um sich in ihrer Kunst bei Victor Massé u. Wartel zu vervollkommnen. Zuerst am Théâtre lyrique engagirt, debütirte sie hier 1864 als Violetta in der „Traviata" u. gefiel außerordentlich. Nachdem sie 1867 auch in London Triumphe gefeiert hatte, ward sie in demselben Jahre bei der Großen Oper in Paris engagirt, der sie noch angehört. 1870—71 machte diese „schwedische Nachtigall" unter der Leitung des Impresario Max Strakosch ihre große Tour durch Amerika; 1872 vermählte sie sich mit dem Pariser Finanzier Auguste Rouzeaud. Obwol unzweifelhaft eine bedeutende Sängerin, darf sie sich jedoch mit einer Grisi, Viardot, Sontag, Malibran od. Lind kaum messen, da ihr die dominirende Gewalt einer großen Stimme fehlt u. auch ihre Virtuosität nicht die höchste Vollendung zeigt; dagegen ist sie durch Wohllaut des Organs, reine Klangfarben des Tones u. Wärme des Ausdrucks ausgezeichnet. Ihre Hauptrollen sind Ophelia, Mignon u. Marguerite.

Nimbus, s. „Heiligenschein".

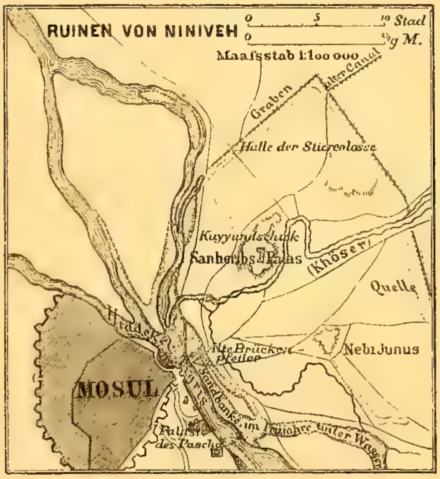
Nîmes od. Nismes (spr. Nihm'), Arrondissementshauptstadt des südfranz. Departements Gard mit 60,020 E. (1872); liegt, umgeben von Wein= u. Obstgärten, in dem reizenden Thale der Vistre, ist aber mit Ausnahme der Vorstädte unregelmäßig, eng u. düster gebaut. Die schönsten Gebäude liegen an der Esplanade; unter denselben ist nam. der Justizpalast, das Hauptspital u. das Theater bemerkenswerth. Die von Vauban erbaute Citadelle ist in ein großartiges Centralgefängniß umgewandelt worden. Von den Kirchen sind die bedeutendsten die Kathedrale, welche auf den Grundmauern eines röm. Tempels ruhen soll, die St. Paulskirche, die Kirche Ste. Félicité, Perpétue u. der Grand Temple, eine Kirche der Reformirten, welche die Hälfte der Bevölkerung bilden. Keine Stadt außerhalb Italiens hat eine solche Fülle antiker Bauwerke aufzuweisen wie N.; das schönste derselben ist die Maison carrée, ein noch vorzüglich erhaltener Tempel, der auf korinth. Säulen ruht, unter Ludwig XVIII. 1820—22 restaurirt u. zu einem Alterthumsmuseum umgewandelt worden ist; das größte ist das 350 m. im Umkreis messende Amphitheater, welches, von 120 in zwei Stockwerke gestellten Arkadenbögen umgeben, 17,000 Personen fassen kann u. früher manchmal zu Stiergefechten benutzt worden ist. Außerdem stammen noch aus der Römerzeit die sog. Tour magne, ein riesiger Thurm, über dessen ursprünglichen Zweck gestritten wird, ein Triumphbogen, die Porta Cooperta, jetzt La Porte de France, u. römische Bäder inmitten prächtiger Anlagen, in denen 1876 dem Dichter Jean Reboul († 1864) ein Denkmal errichtet wurde. Zahlreich sind die hier aufgefundenen kleineren antiken Alterthümer. An höheren Lehranstalten besitzt N. ein Lyceum, ein Lehrerseminar u. Anstalten zu Vorlesungen über Naturwissenschaften u. Medizin, ist Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Avignon, eines reform. Konsistoriums, eines Appellationsgerichtes, eines Handelsgerichtes u. einer Handelskammer. Sehr bedeutend ist der Gewerbfleiß der Bevölkerung, nam. die Fabrikation der verschiedensten Seidenwaaren, der Maschinenbau, die Eisengießerei, Färberei, Gerberei 2c. Der beträchtliche Handel bringt bes. Seide, Wein u. Arzneipflanzen zur Ausfuhr. — N., schon eine wichtige Stadt der Kelten, wurde als Nemausus unter Augustus röm. Kolonie u. später Stammort der Antonine; in den Albigenserkriegen litt die Stadt außerordentlich u. kam 1258 an Frankreich; in den Protestantenverfolgungen, die sich hier noch 1815 wiederholten, hatte N. besonders zu leiden. — Vgl. Ménard, „Histoire civile, ecclésiastique et littéraire de la ville de N." (7 Bde., N., bis 1876).

Nimrod ist nach 1. Mos. 10, 8—12 der Stifter des Assyrischen Reiches. Er erscheint dort außerdem als gewaltiger Jäger als sprüchwörtliche Person. Wahrscheinlich ist er eine Gestalt der alten babylonischen Sage. Sein Name ist indeß auf den assyrisch=babylonischen Inschriften bisher noch nicht gefunden worden. Wenn er 1. Mos. 10, 8 ein Sohn des Kusch genannt wird, so will das keine ethnographische Notiz geben; vielmehr ist Kusch ein rein geographischer Begriff: in engerem Sinne bedeutet er das Reich Meroe, in weiterem eine ganze Reihe von Ländern, welche nach den unentwickelten geographischen Begriffen der Hebräer südlicher als Aegypten liegen. Nur daß er von Süden nach Norden gewandert sei, daß er von dort stamme, besagt jene Notiz. Das Gleiche liegt in der andern Angabe, daß Babel, Erech, Akkad u. Kalne im Lande Sinear, d. i. Babylonien, der Anfang seiner Herrschaft gewesen seien. Jene Städte waren wirklich der älteste

Sitz chaldäischer Kultur, die sich von da nordwärts verbreitete u. das Reich Assur (Assyrien) entstehen ließ. Das Vordringen der semitischen Kultur von Süden nach Norden wird also von der Sage in der Person N.'s dargestellt.

Nimwegen od. Nijmegen, befestigte Stadt in der niederländischen Provinz Geldern mit 22,929 E. (1874), am linken Ufer der Waal gelegen u. amphitheatralisch am Hoenderberge aufsteigend; hat ein Gymnasium u. in der Stephanskirche von 1272 ein schönes Denkmal des goth. Baustiles. Von der alten Burg der Karolinger, dem Valkenhof, in dem später auch die Burggrafen von N. residirten, sind nur noch dürftige Trümmerhaufen vorhanden. Das älteste Bauwerk der Stadt ist das 799 eingeweihte Baptisterium. Die Bevölkerung treibt beträchtlichen Handel mit Getreide u. fabrizirt Blech-, Eisen- u. Tischlerwaaren u. Bier. — N. entstand um die von Karl d. Gr. erbaute Pfalz, die von Friedrich Barbarossa 1155 erneuert, 1794 aber von den Franzosen zusammengeschossen u. darauf abgetragen ward. Im Mittelalter war N. ein wichtiges Glied des Hansabundes. Auf der nahen Mooker Heide wurden 1574 die Grafen Ludwig u. Heinrich von Nassau von den Spaniern geschlagen u. 1678 auf dem Rathhause der Stadt der Friede zwischen den Niederlanden u. Frankreich u. Spanien u. 1679 der Friede zwischen Frankreich, Schweden u. dem Deutschen Reiche abgeschlossen.

Ninive, assyrisch Ninua, hebr. Nînĕwê, griech. Ninos, war seit dem 9. Jahrh. die Hauptstadt von Assyrien, dessen alte Hauptstadt Asur seit dieser Zeit verfiel. Es ist zu unterscheiden zwischen N. im engeren u. im weiteren Sinne. Im engeren Sinne ist es Name einer Stadt, nordwestl. von Chalah am linken Ufer des Tigris gelegen. Die Ruinen derselben finden sich beim Dorfe Kujundschik, gegenüber dem heutigen Mosul. Im weiteren Sinne begreift der Name N. den Städtekomplex, welcher in dem vom Tigris u. dem in ihn mündenden Zab gebildeten Winkel liegt. Dann umfaßt der Name noch die Städte Chalah, Dur-Sanukin u. Resen. Der Umfang dieses wohlbefestigten Städtekomplexes wird von Jones auf fast 90 engl. M. angegeben. In diesem Sinne heißt N. die große Stadt u. hat nach Jona 4, 11 mehr als 12 Myriaden Einwohner. Auch die griech. Schriftsteller reden viel von der Größe N.'s. Durch die Meder u. Babylonier wurde N. 606 od. 605 so gründlich zerstört, daß es niemals wieder aufgeblüht ist u. seine Lage bald in Vergessenheit gerieth. Mit Untersuchungen über die Ruinen N.'s haben sich in neuerer Zeit bes. beschäftigt Ainsworth, Botta, Jones, Rich, Oppert. Was die Griechen von N.'s Erbauung durch Ninos erzählen, ist unhistorisch; es ruht auf mythologischen Grundlagen, wie die Sage von Semiramis (s. d.). Der Name Ninos ist erst von der Stadt N. abgeleitet.



Nr. 4331. Karte der Ruinen von Ninive.

Ninon de Lenclos, s. „Lenclos". **Ninos,** s. „Semiramis".

Niobe. Schon die Ilias (XXIV, 602—617) kennt das Schicksal der N. u. ihrer Kinder, u. in der späteren, reich entwickelten Sage u. Kunst ist Erstere zum Ausdruck des höchsten Mutterschmerzes geworden. Unter Denen, welche zur Ausgestaltung der Sage ihren Beitrag geliefert haben, fehlen nicht Pindar, nicht Aeschylos u. Sophokles, u. bezüglich der berühmtesten Kunstwerke, in denen N. u. die Niobiden dargestellt waren, wußten die Alten später nicht, ob sie dieselben einem Skopas od. Praxiteles zuschreiben sollten. Ganz bes. zahlreich aber sind die auf den griechischen Gestaltungen in der Poesie wie in der Bildnerei fußenden Nachbildungen der Römer. Die eigentliche Heimat der Sage ist das Gebirge Sipylos u. die Ebene des Hermos in Kleinasien. Dort lag die Burg des Tantalos, den die Götter einst ihres Umganges würdigten, dessen Uebermuth ihn aber in die bekannten Qualen stürzte. Seine Kinder sind Pelops u. N. Wie die Sage von Pelops in den Peloponnes verpflanzt wurde, so gelangte die von der N. nach Theben. Als Gemahlin des Amphion, des Königs von Theben, ward auch sie göttlichen Umganges gewürdigt; auf einem Gemälde in Herculaneum erscheint Leto als Gespielin der N., u. die Dichterin Sappho nennt Beide liebe Genossinnen. Zuletzt aber vermaß sich N. der Ersteren gegenüber damit, daß sie die weit größere Zahl ihrer Kinder, sechs Söhne u. sechs Töchter in blühendem Alter, den zwei Kindern der Leto, dem Apollon u. der Artemis in stolzem Glücksgefühl als herrlicheren Segen der Götter gegenüberstellte. Da fühlte sich Leto beleidigt u. ihre Kinder straften den Uebermuth der N., indem sie Söhne u. Töchter derselben mit ihren Pfeilen erschossen. Neun Tage lang lagen sie in ihrem Blute, denn Niemand fand sich, sie zu begraben, da auch die Menschen, das Volk von Theben, von Zeus zu Steinen gemacht waren. Am zehnten Tage endlich begruben sie die Götter selber. N. aber vergaß Speise u. Trank; stumm vor Schmerz kehrte sie in die Heimat zurück u. ward zuletzt am einsam liegenden Fels des Sipylos selber zu Stein. Vor einigen Jahren fand man dort das alte verwitterte Riesenrelief, das schon die Ilias erwähnt (XXIV, 613) u. das ungefähr anderthalb Stunden von Magnesia 63 m. hoch in einer vertieften Nische aus dem lebendigen Felsen gemeißelt ist. Unter den übrigen zahlreichen Kunstwerken des Alterthums, die das Niobiden-Schicksal darstellen, ist die 1583 in Rom gefundene u. von da in die Ufficien nach Florenz gelangte große Marmorgruppe, von deren einzelnen Figuren die eine od. andere Replik vorkommt, u. die in verschiedenen Reliefkompositionen an römischen Sarkophagen, bald so od. so verändert, wiederkehrt, weitaus das bedeutendste. Im Ganzen werden als sicher zur Gruppe gehörig angenommen die Mutter, sechs Söhne u. drei Töchter sammt dem Pädagogen. Ueber die Zugehörigkeit verschiedener anderer Statuen sind die Meinungen getheilt, ebenso weichen die Ansichten über die Art der Aufstellung, ob in einem Tempelgiebel od. in einer frei stehenden, malerisch zu komponirenden Gruppe, sehr von einander ab. Am hervorragendsten ist unter allen die Gestalt der Mutter, vor welcher Schutz suchend die jüngste Tochter in die Kniee gesunken ist. Unter den übrigen, theils zu ihr angsterfüllt fliehenden, theils schon im Tode zusammenbrechenden Kindern ist der Torso einer in heftiger Fluchtbewegung befindlichen Tochter im Museo Chiaramonti in Rom, ein Torso, der nicht zu der als Kopie anzusehenden Florentiner Gruppe gehört, mit so großartiger Meisterschaft u. Feinheit gearbeitet, daß er, obwol ebenfalls Gründe vorhanden sind, um seine Zugehörigkeit zur ursprünglichen Originalgruppe zu bezweifeln, dennoch als ein in Hinsicht der Technik mit den griechischen Originalwerken der besten Zeit auf gleicher Stufe stehendes Werk angesehen wird (Abb. auf dem Titelblatt von Jahn's „Aus der Alterthumswissenschaft"). Die ganze Gruppe in Florenz findet sich u. a. in Overbeck's „Geschichte der griech. Plastik" dargestellt.



Nr. 4332. Niobe.

Niobe, ein am 13. Aug. 1861 von Luther in Bilk entdeckter, zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisender Planetoid. Sein Zeichen ist (71).

Niobium (Niob), ein höchst seltenes, von Heinrich Rose entdecktes metallisches Element, das sich, nur mit Sauerstoff verbunden, als Niobsäure in einigen wenigen, unter den Namen Tantalit u. Columbit zusammengefaßten Mineralien findet. Eine Verwendung haben bis jetzt weder das Metall noch seine Verbindungen gefunden, woran wol die außerordentliche Seltenheit Schuld ist.

Niort (spr. Niohr), Hauptstadt des franz. Departements des Deux-Sèvres mit 20,022 E. (1872); liegt an der Sèvre-Niortaise am Rücken zweier Hügel u. 11 M. vom Meere entfernt, ist Sitz eines Obertribunals u. Assisenhofs u. hat in der Liebfrauen- u. Andreaskirche, in dem alten, jetzt zum Stadthaus umgewandelten Palast der Eleonore von Poitou, dem Präfekturgebäude, dem Gefängniß, einem ehemaligen Schlosse, u. mehreren Kasernen hervorragende Architekturwerke, sowie in dem Jardin

public u. dem Park Chantemerle prächtige öffentliche Anlagen. Die zum Theil protest. Bevölkerung treibt bedeutende Gerberei, Fabrikation von Riemen, Handschuhen, Strumpfwaaren, Wollspinnerei, Färberei u. Handel mit Getreide, Mehl u. in der Umgegend gebautem trefflichen Gemüse, nam. Zwiebeln u. Artischoken.

Nipon, s. „Japan".

Nipperdey, Karl Ludwig, namhafter Philolog, geb. zu Schwerin 13. Sept. 1821; studirte 1840—46 in Leipzig u. Berlin, habilitirte sich 1850 als Privatdozent in Leipzig, ging 1852 als außerord. Professor der klassischen Sprachen u. Literatur nach Jena, wurde 1855 ord. Professor u. starb daselbst 2. Jan. 1875. Seine schriftstellerischen Arbeiten zeichnen sich durch Scharfsinn u. Gründlichkeit aus. Hervorzuheben sind seine Ausgaben des Cäsar, des Corn. Nepos u. des Tacitus, die in der Weidmann'schen Sammlung, mehrmals aufgelegt, erschienen sind. — Vgl. Rud. Schöll, „Karl N. Akademische Gelegenheitsrede ꝛc." (Jena 1875).

Nippes (Mehrzahl; frz., spr. Nipp'), weiblicher Putz, Frauenschmuck, Tändelkram, Modegeräth, Galanteriewaaren ꝛc.

Nirwana nennen die Buddhisten die Vereinigung des Guten u. Weisen nach dem Tode mit dem göttlichen Urgrunde. Diese Vernichtung der individuell persönlichen Existenz, dieses Versinken in das Nichts erscheint dem Buddhisten als das Höchste, was der Mensch zu erstreben hat, als der Abschluß langer Wanderungen der Seele durch die verschiedenen Stufen der Existenz. Vgl. Max. Müller, „Ueber den Buddhistischen Nihilismus" (Vortrag; Kiel 1869).

Nisāmi, größter persischer Dichter nach Firdusi, geb. 1140 in Gendsche (russ. Jelisabetpol). Gegen die Gewohnheit der damaligen Dichter hielt er sich von Fürstenhöfen fern u. lebte meist in beschaulicher Zurückgezogenheit in seiner Vaterstadt, wo er 1202 starb. Er begann mit einem mystischen Lehrgedicht, „Machzen el-asrār" („Schatzhaus der Geheimnisse"). Dann aber wandte er sich einer Gattung der erzählenden Dichtung zu, die wir als romantisches Epos bezeichnen können. Er hat dieselbe durch 4 Meisterwerke in Persien heimisch gemacht u. viele Nachahmer gefunden. Diese vier Werke sind: zwei Liebesgeschichten „Chosrau u. Schirin" u. „Leila u. Medschnun"; ferner eine Bearbeitung der Alexandersage („Iskendernāme"); endlich die Rahmenerzählung „Heft Peiker" („Die 7 Bilder"), welche 7 einzelne Geschichten umfaßt. Sie wurden nach seinem Tode mit dem „Machzen" zu einer Sammlung vereinigt, welche den Titel „Pendsch Gendsch" („5 Schätze") od. „Chamse" („Fünfter") erhielt. Das „Machzen" wurde von N. Bland herausgegeben (Lond. 1844) u. das „Iskendernāme" wurde in Kalkutta gedruckt. Vgl. Bacher, „Nizami's Leben u. Werke" (Gött. 1871).



Nr. 4333. Nishnij-Nowgorod.

Nippold, Friedrich Wilhelm Franz, Kirchenhistoriker, geb. zu Emmerich 15. Sept. 1838; studirte 1856—59 in Halle u. Bonn, hielt sich dann längere Zeit in Holland auf, bereiste die Schweiz, Frankreich, Aegypten u. Palästina, habilitirte sich 1865 als Privatdozent in Heidelberg, wo er 1867 außerord. Professor wurde, u. folgte 1871 einem Rufe als ord. Professor der Kirchengeschichte an die Universität Bern. Er schrieb u. A.: „Handbuch der neuesten Kirchengeschichte" (Elberf. 1867; 2. Aufl. 1868); „Kirchenpolitische Rundschau im Advent 1868" (Mannh. 1869); „Welche Wege führen nach Rom?" (Heidelb. 1870); die gegen den Bischof Ketteler gerichtete Streitschrift „Ein Bischofsbrief vom Konzil u. eine deutsche Antwort" (Berl. 1870); „Die altkatholische Kirche des Erzbisthums Utrecht" (Heidelb. 1872); „D. F. Strauß' alter u. neuer Glaube u. seine literarischen Ergebnisse" (mit Rauwenhoff, Lpz. 1873); „Rich. Rothe" (2 Bde., Wittenb. 1873 f.); „Die gegenwärtige Wiederbelebung des Herenglaubens ꝛc." (Nr. 57 u. 58 der „Deutschen Zeit- u. Streitfragen", Berl. 1875) ꝛc. Auch besorgte N. die deutsche Bearbeitung von Bunsen's Biographie (3 Bde., Lpz. 1868—71) u. gab aus dem Nachlaß seines Lehrers Rothe „Stille Stunden" (Wittenb. 1872) heraus.

Nisch, s. „Nissa".

Nishnij-Nowgorod od. Nishegorod (d. h. Nieder-Neustadt), Gouvernement in Ostrußland, 931,16 □M. mit 1,262,913 E. (1871); wird im O. von den Gouvernements Wjatka, Kasan u. Simbirsk, im S. von Pensa u. Tambow, im W. von Wladimir, im N. von Kostroma begrenzt u. besteht aus fruchtbarem, waldreichem Tieflande, welches sich nur im S. zu Hügelketten erhebt u. von der Wolga durchflossen wird, die hier die Oka, Sura u. Wetluga aufnimmt. Die fleißige Bevölkerung, unter welcher sich etwa 70,000 Mordwinen, 37,000 Karakalpaken u. 7000 Tscheremissen befinden, treibt außer der Landwirthschaft eine nicht unbedeutende Industrie u. fabrizirt nam. Eisenwaaren, Leder, Leim, Handschuhe, Taue, Seife ꝛc. Von großer Wichtigkeit ist die Fischerei u. Schifffahrt auf den Strömen. Die volkreichen Dörfer u. Städte, unter denen nach der Hauptstadt Arsamas u. Pawlowo die größten sind, bezeugen di.

Betriebsamkeit u. den Wohlstand der Bewohner. — Die Hauptstadt N. mit 40,742 E. (1871), der bedeutendste Meßplatz der Welt, liegt auf der rechten, hochansteigenden Seite der Wolga u. der sich mit derselben vereinigenden Oka. Nach ersterem Strome zu erhebt sich die 1523 erbaute Festung (Kreml), welche mit ihrer 10 m. hohen weißen Mauer u. 18 Thürmen die Kathedrale u. andere Kirchen u. die Wohnung des Gouverneurs mit umschließt. Von der eigentlichen Stadt, die ihren halb orientalischen Charakter nicht verleugnet, führt zur Meßzeit eine fast 600 m. lange Pontonbrücke zu der von Wolga u. Oka gebildeten niedrigen Halbinsel, auf welcher sich eine bes. ständige Stadt mit schnurgeraden, überdachten Straßen, dreistöckigen Backsteingebäuden, Hotels, Kirchen, Synagogen, Moscheen, Theatern u. Beamtenwohnungen befindet. Diese großartige Anlage von Magazinen u. Verkaufsgewölben ist außer der Meßzeit fast unbewohnt, wird aber in derselben noch durch ausgedehnte Holzbauten u. Buden sehr erweitert. Die schon 1221 gegründete Stadt ist eine der ältesten Rußlands; die große, im Juli u. Aug. abgehaltene Peter-Paulsmesse (russ. jármarka) besteht aber erst seit 1816. Seit dem 9. Jahrh. war Bolgary od. Bachrimoff, der Hauptort des an der Kama u. Wolga gelegenen Bulgaren-Reiches, die wichtigste Handelsstätte zwischen Osteuropa u. Asien; später ging diese Rolle auf Kasan, dann auf das Makarjew'sche Kloster im Osten von N. u. endlich auf diese, durch die vorzüglichsten Flußverbindungen vor allen anderen begünstigte Stadt über. Der bei weitem größte Theil der Waaren wird N. auf der Wolga u. Oka zugeführt; die Gesammtzufuhr hatte 1874 einen Werth von 180,201,000 Rubl., davon wurde für 164,805,000 Rubl. verkauft. In der Meßstadt haben die einzelnen Waarenklassen u. demnach auch die verschiedenen Nationen ihre besonderen Bazare u. Straßen, u. das Ganze gewährt infolge dessen ein so wunderbar mannichfaltiges ethnographisches Bild, wie kein anderer Marktplatz der Erde. Von allen Waaren nehmen die russ. Gewebe u. Gespinnste die erste Stelle ein; 1874 wurden hierher allein für 37,790,000 Rubel Baumwollwaaren u. für 23,689,000 Rubel Wollwaaren gebracht; nächstdem kommen Seide u. Seidenstoffe, welche Chinesen u. Perser bringen, Pelzwaaren nam. aus Sibirien, Thee von Kiachta, Eisen u. Kupfer aus dem Ural, Fischereiprodukte von Astrachan, Wein aus Südrußland, Rohbaumwolle aus Turkestan, Getreide, Holz, Salz, Farbewaaren, Droguen, Galanteriewaaren ꝛc. Turkmanen, Armenier, Perser, Chinesen u. Hindus sind die hauptsächlichsten asiatischen Kunden. Die Zahl der Käufer u. Verkäufer beläuft sich auf mindestens 200,000. Ein großartiger Kaufhof, der 11 Mill. S.-Rbl. gekostet hat, bildet den Mittelpunkt des gewaltigen Treibens auf dieser Riesenmesse.

Nishnij-Tagilsk, eine der wichtigsten Bergwerkstädte der Erde mit ungefähr 30,000 E.; liegt im ostruss. Gouvernement Perm an der Ostseite des Ural, in einem vom Tagil durchflossenen Längenthale. Die Umgegend, nam. die Berge Blagodat u. Wyssokaja-Gora, ist außerordentlich reich an Eisen- u. Kupfererzen, deren Abbau u. Verhüttung gegen 17,000 Menschen beschäftigen. Auch giebt es werthvolle Malachitlager u. reiche Platinwäschen im W. sowie Goldwäschen im O. der Stadt.

Nisibis (heute Nisib), Stadt im nordöstlichen Mesopotamien von ehemals hoher Bedeutung; wurde — wahrscheinlich vor Alexander's d. Gr. Zeit — von den Armeniern gegründet u. war in den letzten 150 Jahren v. Chr. die Residenz der armenischen Könige, denen sie nur einmal vorübergehend von den Römern entrissen wurde (68 v. Chr. durch Lucullus). Von den Armeniern verlassen, kam N. gegen Ende des 1. Jahrh. n. Chr. in die Gewalt der Parther u. nach der Besiegung derselben durch Trajan in die der Römer. Als Sitz einer sehr zahlreichen Judenkolonie wurde N. durch den Rabbi Akiba (s. d.) der Mittelpunkt des großen jüdischen Aufstands in Mesopotamien um 130 n. Chr., der indeß gänzlich scheiterte. Gleich wichtig für den Handel wie als Sitz der syrischen Gelehrsamkeit u. als ein Hauptmittelpunkt der Syrischen Kirche ging das von Parthern u. Römern viel umkämpfte, meist von den Römern behauptete N. endlich 363 an die Perser verloren, kam im 7. Jahrh. in die Hände der Araber u. schließlich in die der Osmanen, unter denen es von der bis ins 14. Jahrh. behaupteten Blüte zu einem elenden Dorfe herabsank, das nur durch die umgebenden Ruinen noch an den ehemaligen Glanz erinnert. Am 23. Juni 1839 schlug hier Ibrahim Pascha das türk. Heer.

Nissa od. Nisch, Hauptstadt eines türk. Ejalets mit 13,000 E., von denen 2/5 Mohammedaner sind, in gebirgiger Gegend an der Nissawa, einem Nebenflusse der Morawa u. einer wichtigen Straße von Bulgarien nach Serbien, unweit der Grenze des letzteren Landes gelegen, hat eine Citadelle, 11 Moscheen u. 2 griech. Kirchen u. ist Geburtsort des Kaisers Konstantin des Großen.

Nitimur in vetitum semper cupimusque negata, ein zum geflügelten Worte gewordener Vers des Ovid („Amores" 3, 4, 17), zu Deutsch: „Immer streben wir nach dem Verbotenen u. begehren das, was uns versagt ist."

Nitrate, s. v. w. „salpetersaure Salze".

Nitrobenzin od. Nitrobenzol (Mirbanöl), eine ölartige, mit Wasser nicht mischbare, aber in starkem Alkohol lösliche Flüssigkeit, schwachgelblich, von starkem, dem Bittermandelöl ähnlichem Geruch, schwerer als Wasser; siedet bei 219° C. u. destillirt unverändert über. Man bereitet das N. fabrikmäßig in großen Mengen, da es einestheils zur Erzeugung des für die Farbenindustrie so wichtigen Anilins, anderentheils als Parfüm für ordinäre Seifen unter dem Namen Mirbanöl od. künstliches Bittermandelöl vielfach gebraucht wird. Das N. läßt sich als ein Benzol betrachten, in welchem ein Aequivalent Wasserstoff durch Untersalpetersäure (NO_4) ersetzt ist. Mit dem echten Bittermandelöl hat das N. weiter nichts gemein als einen ähnlichen Geruch; innerlich darf es nicht genossen werden, da es giftig wirkt.

Nitrogenium ist Stickstoff.

Nitroglycerin od. Glonoin (Sprengöl), eine zur Gruppe der Nitrokörper gehörige, sehr explodirbare, ölartige Substanz; wird erhalten durch Behandlung von Glycerin mit einer Mischung von Salpetersäure u. Schwefelsäure u. nachheriges Waschen mit Wasser. Hierbei werden 3 Aequivalente des im Glycerin enthaltenen Wasserstoffs durch 3 Aequivalente der aus der Salpetersäure sich bildenden Untersalpetersäure (NO_4) ersetzt. Das N. erscheint als eine blaßgelbe, ölartige Flüssigkeit, schwerer als Wasser, mit diesem nicht mischbar, von schwachem Geruch, beim Erwärmen Dämpfe bildend, welche eingeathmet heftige Kopfschmerzen verursachen; es besitzt einen süßen, gewürzhaften Geschmack, wirkt aber sehr giftig. Seine Explosionsfähigkeit beim Erhitzen od. durch Schlag ist so bedeutend, daß es die des Sprengpulvers um das 10- bis 13fache bei gleichen Gewichtsmengen übertrifft. Das zum Explodiren gebrachte N. löst sich plötzlich in lauter Gase auf, die, durch die hierbei frei werdende Wärme ausgedehnt, plötzlich das 10,400fache des Raumes einzunehmen bestrebt sind, welchen das Sprengöl ursprünglich einnahm. In größerem Maßstabe wurde das N. zuerst 1864 von Nobel hergestellt; die Gefährlichkeit beim Transport u. beim Aufbewahren — es explodirt manchmal durch die geringfügigste Veranlassung — brachten jedoch das N. in Mißkredit. Nobel vermischte deshalb das N. mit einem trockenen, pulverförmigen Körper (Kieselguhr) u. nannte die so erhaltene, feuchtklumprige, explodirbare Masse Dynamit (s. d.). Gegenwärtig wird das reine N. fast gar nicht mehr angewendet, sondern immer nur das Dynamit, obwol letzteres, wie viele Unglücksfälle beweisen, auch noch sehr gefährlich ist.

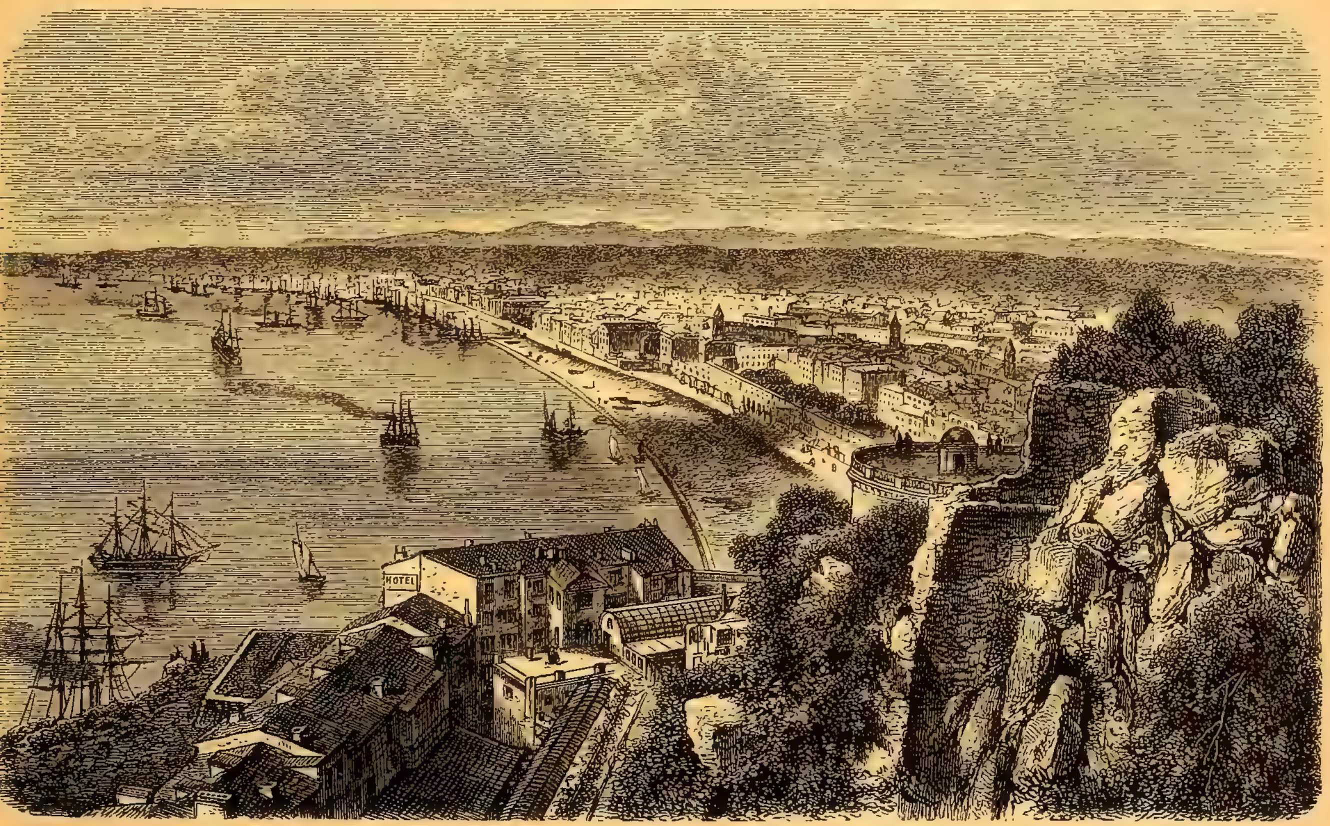
Nitrum, der alte Name für Salpeter (s. d.).

Nitzsch, Karl Ludwig, namhafter protestantischer Theologe, geb. 6. Aug. 1751 als der Sohn eines Geistlichen zu Wittenberg; studirte auf der Fürstenschule zu Meißen u. der Universität zu Wittenberg u. übernahm 1781 die Pfarrei Beucha bei Wurzen. 1785 wurde er Superintendent zu Borna, 1787 solcher zu Zeitz, 1789 ord. Prof. der Theologie u. Generalsuperintendent zu Wittenberg. Erstere Stellung fiel mit der Auflösung der Hochschule 1813 dahin; dafür wurde N. 1817 Direktor des Wittenberger Predigerseminars bis zu seinem Tode am 5. Dez. 1831. — Das Eigenthümliche der Theologie N.'s liegt in seiner Auffassung der Religion als der sittlich-vernünftigen Weltanschauung. Diesem wahren Ziel der Religion, zu dessen Aufstellung er durch den Einfluß Kant's gelangt war, setzte er die geschichtliche Erscheinung der Offenbarung (die äußere Offenbarung der Thatsachen) gegenüber als die vorübergehende, menschlich beschränkte Form der wahren Religion, ohne übrigens deshalb die innere Wahrheit u. Wichtigkeit der „äußeren Offenbarung" in Abrede zu stellen. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „De discrimine revelationis imperatoriae et didacticae" (2 Bde., Wittenb. 1830); „De revelatione religionis externa eademque publica" (Lpz. 1808); „Ueber das Heil der Welt ꝛc." (Wittenb. 1817); „Ueber das Heil der Kirche" (ebd. 1822); „Ueber das Heil der Theologie ꝛc." (ebd. 1830). — Sein Sohn Karl Immanuel **N.**, einer der bedeutendsten Theologen der Neuzeit, geb. 21. Sept. 1787 zu Borna in Sachsen, studirte auf der Schulpforta u. in Wittenberg u. habilitirte sich daselbst 1810 für Theologie. 1811 wurde er zugleich Diakonus an der Schloßkirche, 1813 Diakonus an der Hauptkirche zu Wittenberg, war seit 1817 als Kollege seines Vaters am Predigerseminar als Lehrer thätig, wurde 1820 Propst in Kemberg u. 1822 ord. Prof. der praktischen Theologie u. Universitätsprediger zu Bonn. Seit 1847 endlich bis zu seinem Tode (21. Aug. 1867) war N. eine hervorragende Zierde der Universität Berlin u. zugleich ein einflußreiches Mitglied des Oberkirchenraths, an welchem die preuß. Union im Gegensatz zu den konfessionellen Bestrebungen allezeit einen kräftigen Rückhalt hatte. Seiner theologischen Richtung

nach gehörte N. der Schule Schleiermacher's an, die er im Sinne der sog. positiven Vermittlungstheologie als geistvoller Lehrer u. zugleich als weithin imponirende sittliche Persönlichkeit vertrat. Von Schriften N.'s ist außer zahllosen kleineren Abhandlungen u. seinen überaus gehaltvollen Predigten bes. zu nennen das „System der christlichen Lehre" (Bonn 1829, 6. Aufl. 1851), in welchem er die übliche Scheidung der Glaubens- u. Sittenlehre wieder aufgab u. beide zu einer Einheit verschmolz; ferner das epochemachende Hauptwerk seines Lebens, die „Praktische Theologie" (2. Aufl., Bonn 1859 bis 1868, 3 Bde., Register 1872). — Des Vorigen Bruder, Gregor Wilhelm **N.**, Philolog u. Archäolog, geb. zu Wittenberg 22. Nov. 1790, studirte seit 1810 das., nahm 1813 als Freiwilliger am Befreiungskriege Theil, ward 1814 Konrektor am Lyceum in Wittenberg, 1815 Subrektor in Zerbst, von wo er 1820 ans Lyceum in seiner Vaterstadt zurückkehrte, übernahm 1827 die Professur der alten Literatur in Kiel, wo er 1834 auch Mitglied der schleswig-holstein'schen Regierung für die Aufsicht über die Gymnasien wurde; sah sich im Juni 1852 seines Amtes entsetzt u. folgte daher einem Rufe als Professor der Alterthumswissenschaften nach Leipzig. Hier starb er 22. Juli 1861. N. war nam. ein bedeutender Hellenist u. hat sich insbes. durch folgende Schriften verdient gemacht: „Erklärende Anmerkungen zu Homer's Odyssee" (3 Bde., Hann. 1826—40, unvollendet); „Meletemata de historia Homeri fasc. I. et II." (ebd. 1830—37); „Die Sagenpoesie der Griechen" (Braunschw. 1851); „Beiträge zur Geschichte der epischen Poesie der Griechen" (Lpz. 1862). — Vgl. Lübker, „N. in seinem Leben u. Wirken" (Jena 1864) u. Rieck, „Pädagogische Briefe" (Bielef. 1867).

Niveau (franz.) wird der Kürze wegen als Bezeichnung einer ruhigen Flüssigkeitsoberfläche gebraucht. Man spricht so z. B. vom Meeresniveau od. vom N. des Quecksilbers im Barometer. Auch sagt man im übertragenen Sinne, daß irgend zwei Punkte, die gleiche od. verschiedene Erhebung über das Meeresniveau haben, in demselben od. in verschiedenem N. liegen.

Nivellement nennt man die geodätische Operation des Nivellirens, d. h. die Bestimmung des senkrechten Abstandes des Niveau, in welchem sich zwei mehr od. weniger entfernte Punkte befinden. Es geschieht dies mit Hülfe der sog. Nivellirinstrumente, deren Konstruktion entweder auf Anwendung des Senklothes od. der kommunizirenden Gefäße od. der Luftblasenlibelle beruht. Auf Anwendung des Pendels beruht der Meßknecht (s. d.) von Preßler. Auf Anwendung der kommunizirenden Gefäße beruht die sog. Kanalwage. Diese besteht aus einer horizontalen Blechröhre, die in der Mitte mit einem Zapfen auf ein dreifüßiges Stativ gesteckt wird u. an beiden Enden rechtwinklig nach oben umgebogen in ein stärkeres Stück Glasrohr endigt. Füllt man Wasser in die aufgestellte Kanalwage, so giebt die Visur über die beiden Wasserniveau's in den beiden Glasröhren genau die horizontale Richtung an. Die dritte Art von N. erhält man durch Benutzung der Libellen. Es sind dies festgeschlossene u. bis auf eine kleine Luftblase mit Flüssigkeit gefüllte Glasröhren od. Dosen, die oben äußerst schwach gewölbt sind, so daß, wenn sie mit ihrer unteren Fläche horizontal stehen, die Luftblase sich oben genau in die Mitte stellt. Diese Libellen stellt man auf ein von einem dreifüßigen Stative getragenes Diopterlineal (s. d.). Hat man diesem durch Beachtung des Standes der Luftblase in der Libelle eine genau horizontale Richtung gegeben, so muß auch hier ein durch die Diopteren einvisirter ferner Punkt in demselben Niveau wie das Visirdiopter u. das Auge liegen. Statt des Diopterlineals wendet man auch bei genaueren N.s ein Fernrohr mit Fadenkreuz an, auf welchem parallel mit seiner Achse eine Libelle befestigt ist. Als Zielpunkt des Visirens stellt man beim Nivelliren gewöhnlich eine sog. Nivellirlatte auf, welche deutlich in Centimeter getheilt sein muß. Bei weiteren Entfernungen bringt man daran eine verschiebbare, halb weiße, halb rothe Visirscheibe an.



Nr. 4334. Nizza.

Nix ist in der deutschen Volkssage der Name dämonischer Wesen, bei welchen nur noch wenig Spuren darauf hinweisen, daß sie ursprünglich nur am Oberleibe Menschen, unten aber Schlangen od. Fischen glichen. Die N.e der Volkssage leben in Familien im Wasser, oft in einem krystallenen Palast auf dessen Grunde. Die männlichen N.e (auch Nicker od. Wassermann) knüpfen oft mit menschlichen Jungfrauen, die weiblichen N.en mit menschlichen Jünglingen Liebesverhältnisse an. Das Volk glaubt, die N.e haben keine Seelen (d. h. keine solchen nach religiösem Begriffe), wie auch: sie bewahren in ihren Wohnungen die Seelen der Ertrunkenen in gläsernen Gefäßen auf. In der jetzigen Gestalt der Volkssage, die sich überwiegend mit den weiblichen N.en beschäftigt, sind diese vollkommen von menschlichem Aussehen, doch bisweilen mit Fischschuppen, grünen Haaren od. Zähnen, die Kleider roth od grün. Oft erinnert nur ein nasser Kleidzipfel an ihre Herkunft. Es giebt N.e im Meere, in Seen, Flüssen, Bächen, Teichen u. Brunnen. Mitunter erscheinen sie auf Märkten od. Volksfesten. Sehr eingenommen sind sie für Gesang, Musik u. Tanz. Gleich den Zwergen dienen sie hier u. da bei den Menschen, doch ohne Lohn dafür anzunehmen. Es wird den N.en auch nachgesagt, daß sie

menschliche Kinder stehlen u. Wechselbälge dafür austauschen. Vieles deutet darauf hin, daß sie gleich den Zwergen ursprünglich Gestirngötter sind, d. h. die Gestirne, welche sich im Wasser spiegeln. — Vgl. Henne am Rhyn, „Die deutsche Volkssage“ (Lpz. 1874).

Nizza (franz. Nice), Hauptstadt des südfranz. Departements der Alpes maritimes u. eines gleichnamigen Arrondissements mit 45,510 E. (1872); steigt an der Küste des Mittelmeeres an der Mündung des Paillon amphitheatralisch am Abhange einiger Hügel empor, von den Alpen gegen Ost- u. Nordwinde geschützt u. umgeben von prächtigen Gärten u. einem Kranze der schönsten Landhäuser. Die größtentheils enge u. finstere Altstadt, die auf dem linken Ufer des Paillon liegt, wird überragt von dem 97 m. hohen, aussichtsreichen, mit einer Ruine gekrönten Schloßberg. Die schönsten Straßen u. Plätze befinden sich in der Neustadt, dem die Altstadt an räumlicher Ausdehnung bereits weit überragenden Hauptsitze der Fremden u. Kurgäste. Die Bevölkerung besteht aus einer Mischung von Italienern u. Provencalen. N. ist Sitz eines Bischofs u. der höchsten Departementsbehörden u. Kriegsplatz mit großen Militärmagazinen; an wissenschaftlichen Anstalten befinden sich hier ein Lyceum, ein Lehrer- u. Priesterseminar, eine bedeutende Stadtbibliothek, ein Botan. Garten u. ein Naturhistorisches Museum. Zu den nennenswerthesten Bauwerken der Stadt gehören die Kathedrale von 1650, das Präfekturgebäude, der zu Ehren Amadeus III. errichtete Siegesbogen u. die Ruinen des Thurmes Bellanda od. Clérissy aus dem 5. Jahrh. auf dem Schloßberge. Im Norden N.'s liegt das Kloster Cimella od. Cimiès auf dem Grunde der durch die Langobarden zerstörten Römerstadt Cemelium od. Cemenelium, von der noch die Ueberreste eines Tempels, eines Amphitheaters u. alter Bäder vorhanden sind. Die Milde des Klimas u. die windgeschützte Lage macht N. zu einem empfehlenswerthen Luftkurort für Brustkranke während der Wintermonate. Der kleine, nur 4 m. tiefe, aber sichere Hafen am östl. Fuße des Schloßberges, „Limpia“ genannt, mit einem 1830 errichteten Marmorstandbild des Königs Karl Felix, wird durch ein Vorgebirge von dem Golf von Villafranca getrennt. Die Ausfuhr besteht nam. in Landesprodukten, Oel, Wein, Korkrinde u. Südfrüchten, den Erzeugnissen der städtischen Industrie, Parfümerien u. Seide. Von Bedeutung ist der Seefischfang. N. ward als Nicaea von den Massiliern gegründet, war im Mittelalter Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft u. wichtige Festung, 1796—1814 in franz. Besitz u. wurde im Vertrage von Turin vom 24. März 1860 mit einem Gebiete von 50,16 □M. u. 125,000 E. von Sardinien an Frankreich abgetreten.

Njam-Njam, s. „Niam-Niam“. **Njassa**, s. „Nyassa“.

Njegosch, Name der montenegrin. Herrscherfamilie, den dieselbe nach ihrem Heimatsorte in der Herzegowina führt, von wo sie im 16. Jahrh. nach Montenegro einwanderte. Der Erste des Geschlechts, der vom Volke in Montenegro zur Würde eines Vladika berufen wurde u. damit seit 1687 den Metropoliten, Fürsten u. Heerführer in einer Person vereinigte, war **Danilo Petrowitsch N.**; derselbe rottete den allmählich im Lande eingedrungenen Islam aus u. trat 1712 in ein enges kirchliches u. politisches Verhältniß zu Rußland. Ihm folgte sein Neffe **Sawa Petrowitsch N.**, u. diesem wieder noch bei Lebzeiten gleichfalls ein Neffe. Da aber Letzterer 1766 während eines Aufenthalts in Petersburg starb, übernahm der schwache Sawa, der sich in ein Kloster zurückgezogen hatte, abermals die Regierung. Nach ein paar Jahren ward er von einem bosnischen Abenteurer bei Seite geschoben, der sich für Kaiser Peter III. von Rußland ausgab, in ganz Montenegro Anhang fand u. in Cettinje unter dem Incognito eines Stiepan Mali (Stephan d. Kleine) förmlich Hof hielt u. das Land in einen schweren Krieg mit den Türken verwickelte. Die Rolle dieses Abenteurers war noch nicht einmal ausgespielt, als der russ. Abgesandte, Fürst Dolgoruki, ihn 1769 nöthigte, öffentlich zu gestehen, daß er ein Betrüger sei, u. ihn festnehmen ließ; der Vladika Sawa war unfähig, die Leitung wieder zu übernehmen, u. so ließ Dolgoruki den Stiepan Mali wieder in Freiheit setzen u. bewog die Montenegriner, demselben Gehorsam zu geloben. Dieser zeigte sich auch seiner Stellung ganz gewachsen, wurde aber 1774 von einem griech. Diener meuchlings ermordet. Nun kam die Regierung doch wieder an Sawa, u. als dieser 1782 starb, wählte das Volk einen anderen Neffen desselben, den Archimandriten **Peter Petrowitsch N.**, zum Vladika. Dieser, als Regent Peter I., erhielt 1784 mit Erlaubniß Kaiser Josef's II. in Karlowitz die Bischofsweihe u. führte fast 50 Jahre lang die Regierung in stürmischen Zeiten mit kräftiger Hand. Er war der tüchtigste aller Vladiken u. sein Andenken ist noch heute hochgeehrt im Volke, das zu seinem Grabe in Cettinje wallfahrtet. Peter I. starb 81 Jahre alt 1830 u. hatte in seinem Testamente seinen Neffen Radomatowa zum Nachfolger bestimmt. Dieser war erst 17 Jahre alt u. hatte noch kein geistliches Gelübde abgelegt; er wurde aber sofort von den Volkshäuptern mit dem geistlichen Gewande bekleidet u. mit dem bischöflichen Hirtenstabe dem Volke als der künftige Herrscher **Peter II.** vorgestellt. Bald darauf erhielt er die Priester- u. 1833 in Petersburg die Bischofsweihe. Er führte u. A. eine geordnete Gerichtsbarkeit u. Verwaltung ein, umgab sich mit einem Rathe von 12 Stammhäuptern, errichtete eine reguläre Leibgarde, gründete Schulen, legte eine Druckerei an u. regierte überhaupt in tüchtiger Weise bis zu seinem am 31. Okt. 1851 erfolgten Tode. Auch er hatte testamentarisch wieder seinen Neffen **Danilo** (Daniel), geb. 25. Mai 1826, zum Nachfolger designirt. Dieser wollte aber nicht Geistlicher werden, sondern als weltlicher Fürst regieren, u. so dekretirte denn mit Genehmigung des russ. Kaisers der Senat, daß Montenegro (s. d.) hinfüro ein weltliches Fürstenthum unter dem Fürsten Danilo Petrowitsch N. u. dessen nach dem Erstgeburtsrechte zur Erbfolge berufenen männlichen Nachkommen sein solle; der Bischof od. Erzbischof solle künftig ebenfalls aus dem Hause N. od. aus einer der vornehmsten Familien des Landes genommen, sonst aber an der Verfassung, den Gesetzen u. Bräuchen des Landes nichts geändert werden. Schon 1852 sah sich der junge Fürst in einen schweren Kampf mit den von Omer Pascha geführten Türken verwickelt, doch führte die Sendung des österr. Feldmarschallleutnants Grafen Leiningen nach Konstantinopel zum Waffenstillstand u. Frieden. Auch ein zweiter Versuch der Türken zur Unterjochung der Schwarzen Berge endete 1858 mit der Zurückweisung der türk. Ansprüche u. brachte überdies den Montenegrinern eine Dotirung mit fruchtbarem Lande. Die innere Regierungsgeschichte Danilo's wird durch Hader, Zwiespalt u. Mißtrauen in der eigenen Familie, Willkürlichkeiten u. Großmannssucht des Fürsten charakterisirt, zumal sich derselbe allzusehr durch seine ehrgeizige Gemahlin Darinka, die Tochter eines Triester Großhändlers, beherrschen ließ. Auf einer Reise begriffen, ward Danilo 12. Aug. 1860 in Cattaro von einem verbannten Montenegriner durch einen Pistolenschuß tödlich verwundet, so daß er am anderen Tage daselbst verschied. Sterbend bezeichnete er seinen Neffen **Nikolaus** (s. d.) als Nachfolger, u. derselbe ward denn auch vom Senat zum Fürsten ausgerufen. — Vgl. G. Frilley u. J. Wlahovitj, „Le Monténégro contemporain“ (Par. 1876).

Noah, hebr. Noach, ist eine mit Vorliebe behandelte Gestalt der hebräischen Ursage, in welcher sehr verschiedene Züge sich finden. Zunächst ist er der Held der Sintflutsage (s. „Sintflut“). Von seinen mit ihm in der Arche geretteten drei Söhnen stammt die nachsintflutliche Menschheit ab. Wie diese Sage entstanden ist, läßt sich noch erschließen. Wie alle semitischen Völker haben die Hebräer ein besonderes Gefallen an genealogischen Darstellungen der Geschichte. Die Entstehung der Völker erklären sie sich durch Ableitung von einem Stammvater, den sie nach dem Namen seiner Nachkommen benennen. Aehnlich hat man die Deutschen von Teut abgeleitet. Diese Stammväter der ihnen bekannten Völker — es sind das aber lauter Völker weißer Farbe — haben sie in drei Gruppen getheilt, in nördliche, mittlere u. südliche. Die Ersteren leiten sie her von Japhet, die Letzteren von Ham, sich u. alle in der Mitte wohnenden von Sem. Diese auf solchem Wege erschlossenen Stammväter leitete man dann ab von N., dem Helden der Sintflutsage. Die verschiedenen Züge, welche N. in der Sage angenommen hat, harmoniren jetzt wenig mit einander; denn der fromme N., welcher mit Gott verkehrt u. gewürdigt wird, den Anfang einer neuen Menschheit zu bilden, hat nichts gemein mit dem ersten Landmann u. Winzer N., der sich betrinkt u. in der Trunkenheit schamlos entblößt. Die verschiedenen mythologischen Beziehungen, welche sich in N.'s Figur finden, klar zu durchschauen wird wol niemals gelingen.

Noailles (spr. Noalj), berühmtes altfranz. Adelsgeschlecht, das seinen Namen von einem Schlosse bei Brives in der alten Provinz Limousin (heute im Dep. Corrèze) erhielt. Als es 1449 mit Jean II. im Mannesstamme erloschen war, gingen Name u. Wappen auf dessen Neffen Aimar über. Die Glanzzeit dieses Geschlechts begann im 16. Jahrh.; seitdem zählt es viele hervorragende Persönlichkeiten

unter den Prälaten, Staatsmännern, Kriegern u. Diplomaten. In den Grafenstand ward es 1592 mit dem Staatsrath Henri **de N.** (geb. 1554, gest. 1623), in den Herzogsstand 1663 mit dessen Enkel Anne **de N.** (geb. 1620, gest. 1678) erhoben. Am berühmtesten sind: Louis Antoine **de N.**, geb. im Schlosse Teissières bei Aurillac 27. Mai 1651, gest. zu Paris 4. Mai 1729. Seit 19. Aug. 1692 Erzbischof von Paris u. seit 21. Juni 1700 Kardinal, stand derselbe in den Jansenistischen Streitigkeiten auf der Seite Quesnel's (s. d.), schloß sich dem Widerstande der Bischöfe gegen die Bulle „Unigenitus“ an, wurde aber durch die infolge dessen von den Jesuiten u. dem Hofe erduldeten Verfolgungen mürbe gemacht u. nahm schließlich 1728 die Bulle an. — Adrien Maurice, Herzog **v. N.**, Neffe des Vorigen u. Sohn des Marschalls Anne Jules, Herzogs v. N. (geb. 1650, gest. 1708), geb. zu Paris 29. Sept. 1678, verließ 1716 seine kriegerische Laufbahn, um als Direktor der Finanzen kühne Reformversuche zu machen, die indeß der entsetzlichen Zerrüttung gegenüber fehlschlugen, so daß es seinem Gegner Law (s. d.) 1718 gelang, ihn zu verdrängen. Auch vom Hofe verwiesen, ward er erst 1733 beim Heere wieder angestellt. Unter Berwick kämpfte er erfolgreich in Deutschland, wurde nach Berwick's Tode Marschall u. Oberbefehlshaber, führte 1735 die sardin. Truppen gegen die Kaiserlichen, die er aus Italien vertrieb, verlor dagegen im Oesterr. Erbfolgekriege 24. Juni 1743 die Schlacht bei Dettingen u. legte infolge dessen das Kommando nieder, um in den Staatsrath zu treten. Seitdem auf diese Weise bemüht, das Vaterland aus seiner schlimmen Lage zu retten, ging er 1746 nach Madrid, wo ihm die Aussöhnung zwischen Spanien u. Frankreich gelang. 1755 zog er sich ins Privatleben zurück u. starb zu Paris 24. Juni 1766. Seine „Mémoires“ gab, jedoch unvollständig, Millot heraus (Mastr. 1777). — Louis, Herzog **v. N.**, ältester Sohn des Vorigen, geb. 21. April 1713, gest. zu St. Germain-en-Laye 22. Aug. 1793, erwarb sich gleichfalls den Marschallsstab. Seine 70jähr. Wittwe, eine geb. Cossé-Brissac, starb nebst mehreren Gliedern ihrer Familie 22. Juli 1794 auf dem Schaffot. — Paul, Herzog **v. N.**, gegenwärtiges Haupt der Familie, geb. zu Paris 4. Jan. 1802, erbte 1823 von seinem ohne männliche Nachkommen verstorbenen Großonkel Titel u. Pairswürde, machte aber von der letzteren erst 1827 Gebrauch u. zog sich 1848 aus dem öffentlichen Leben zurück, um sich fortan ausschließlich historischen Studien zu widmen, als deren Ergebnisse er u. a. eine Schrift über Saint-Cyr (Par. 1843, 2. Aufl. 1856) u. eine „Histoire de Mme. de Maintenon“ (2 Bde., ebd. 1848) hat erscheinen lassen. Seit 1849 ist er Mitglied der Akademie. Von seinen beiden Söhnen führt der älteste, Jules, geb. 1826, den Titel eines Herzogs **v. Ayen**; der jüngere, Emmanuel, Marquis **v. N.**, geb. 1830, hat sich ebenfalls durch einige historische Schriften bekannt gemacht u. wurde im Dez. 1873 Gesandter bei der ital. Regierung. Die Nebenlinie **N.-Mouchy** ward von einem jüngeren Sohne des Herzogs Adrien Maurice v. N., dem Marschall Philippe **de N.**, gestiftet, der, geb. 27. Nov. 1715, als treuer Anhänger des Hofes nebst seiner Gemahlin 27. Juli 1794 durch die Guillotine endete. Dieser Nebenlinie gehörten u. A. an: Louis Marie, Vicomte **de N.**, 2. Sohn des Stifters, geb. zu Paris 17. April 1756; trat, 1789 vom Adel zu Nemours in die Generalstaaten gewählt, entschieden für die Forderungen der demokratischen Partei auf u. präsidirte sogar 1791 dem Jakobinerklub, floh aber 1792 nach England, von wo er sich nach Nordamerika wandte, unterstützte Rochambeau bei der Expedition nach San Domingo, fiel tödlich verwundet in die Hände der Engländer u. starb in der Havaña 9. Jan. 1804. — **Alexis**, Graf **v. N.**, ältester Sohn des Vorigen, geb. 1. Juni 1783, wirkte seit 1811 als Emigrirter für die Sache der Bourbons, nahm am Wiener Kongreß Theil, wurde 1815 Deputirter u. bald darauf Minister ohne Portefeuille, schloß sich 1824 der Opposition gegen die Verwaltung Villèle's an, blieb nach der Julirevolution, obgleich er sie anerkannte, ohne öffentliche Stellung u. starb 14. März 1835.

Noback, Johann Christian, ein verdienter Lehrer u. Schriftsteller auf dem handelswissenschaftlichen Gebiete, geb. zu Kölleda (Thüring.) 6. Okt. 1777; leitete 1821—42 die von ihm gegründete Handelsschule in Erfurt, lebte dann in Gotha u. seit 1845 in Berlin u. starb während eines Besuchs in Chemnitz 4. Juni 1852. Sein Hauptwerk war das „Handbuch der Münz-, Bank- u. Wechselverhältnisse &c.“ (Rudolst. 1833), das er später in Gemeinschaft mit seinem jüngeren Sohne als „Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maß- u. Gewichtsverhältnisse &c.“ (2 Thle., Lpz. 1851; neue Aufl. als „N.'s Münz-, Maß- u. Gewichtsbuch“, ebd. 1874 ff.) neu bearbeitete. Karl August **N.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Kölleda 18. Juni 1810; wurde 1835 Lehrer an der Handelsschule in Leipzig, wirkte 1838—43 in der seines Vaters, begründete dann mit seinem Bruder die öffentliche Handelslehranstalt in Berlin, die aber 1849 wieder einging, wandte sich hierauf nach Hamburg, verwaltete 1851—58 das Sekretariat der Handels- u. Gewerbekammer in Budweis, lebte nachher in Prag u. starb das. 1. Febr. 1870. Auch er war ein tüchtiger Fachschriftsteller u. gab u. A. mit dem Folgenden heraus: „Allgemeine Encyklopädie für Kaufleute“ (fortges. von Steger, 12. Aufl., Lpz. 1859 ff.). — Friedr. Eduard **N.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Krefeld 28. Febr. 1815; war Mitbegründer u. Mitleiter der Berliner Handelslehranstalt, wurde 1849 Direktor derjenigen in Chemnitz, leitete seit 1863 die Handelsschule in Dresden, zog sich 1870 ins Privatleben zurück u. nahm 1874 seinen Aufenthalt in Berlin. Außer den mit seinem Vater u. seinem Bruder gemeinschaftlich ausgeführten Arbeiten sind von ihm zu nennen: „Der Kaufmann als Lehrling, Commis u. Prinzipal“ (3 Bde., Lpz. 1842—44; 2. Aufl. 1860); „Systematisches Lehrbuch der Handelswissenschaften“ (Berl. 1848 f.); „Vollständige Handelskorrespondenz in engl. u. deutscher Sprache“ (mit J. Pond, 5. Aufl., 2 Theile, Lpz. 1873).

Nobbe, Karl Friedrich August, Philolog u. Schulmann, ein Abkömmling Martin Luther's in weiblicher Linie, geb. zu Pforta 7. Mai 1791; studirte seit 1810 in Leipzig, wurde 1814 Hülfslehrer an der Thomasschule, 1816 Tertius am Nikolaigymnasium daselbst u. habilitirte sich 1817 zugleich bei der Universität. Seit 1820 Konrektor der Nikolaischule, reorganisirte er mit Forbiger dieses Gymnasium u. übernahm 1828 das Rektorat desselben, um es erst 1866 wieder niederzulegen; doch blieb er noch an der Universität wirksam, an welcher er 1827 außerord. Professor geworden war u. im Jan. 1875 zum ord. Honorarprofessor ernannt wurde. N. hat insbes. die Parallelstellen aus den lat. Dichtern zusammengestellt (Lpz. 1819), über Metrik geschrieben (ebd. 1820 f.), Studien über die Geographie des Ptolemäos veröffentlicht (ebd. 1843), Ausgaben verschiedener alter Klassiker besorgt, wie nam. eine solche des Xenophon (ebd. 1825) u. drei des Cicero (ebd. 1826, 1850 u. 1869) u. viele lat., griech. u. deutsche Gedichte erscheinen lassen. Noch ist sein „Stammbaum der Familie des Dr. Martin Luther“ (ebd. 1846; 2. Aufl. 1856; Nachtrag 1867) zu erwähnen. Auch begründete er 1846 eine Lutherstiftung.

Nobelgarden (vom franz. noble, edel), d. s. fürstliche Leibgarden, die sich aus den Söhnen des betr. Landesadels rekrutiren u. in denen die Gemeinen Leutnants-, die Unteroffiziere Hauptmanns- &c., die Kommandeurs Generalsrang haben.

Nobiles (lat., Mehrzahl von nobilis, edel, vornehm) hießen bei den Römern, seitdem auch den Plebejern der Zutritt zu den curulischen Aemtern (s. „Magistratus“) zugestanden war, die Nachkommen Derjenigen, welche curulische Würden bekleidet hatten: die Nobilität, d. h. die Gesammtheit der N., zu denen die Ignobiles od. die Plebs schlechtweg den Gegensatz bildeten, bildete also gewissermaßen einen erblichen Amts- od. Verdienstadel. Ein gesetzliches Aemtermonopol stand den N. aber keineswegs zu, nur das Ehrenvorrecht des jus imaginum, d. h. die aus Wachs gefertigten Bilder (imagines) od. Wachsmasken (cerae) mit darunter angebrachten tituli, d. h. Namen, Würden u. Thaten der Verstorbenen, wurden im Atrium in kleinen Schränken (armaria) an der Wand aufbewahrt u. durch Laubgewinde derart verbunden, daß sie in ihrer Gesammtheit einen Stammbaum (stemma) der Familie bildeten. Die imagines wurden auch bei großen Leichenbegängnissen vorangetragen. Ein ignobilis, der zu curulischen Aemtern sich aufschwang (wie z. B. der ältere Cato, Marius, Cicero u. A.), hieß homo novus, Neuling; er begründete für seine Nachkommen die Nobilität. — Nobilissimus war in der Kaiserzeit der Ehrentitel der Mitregenten u. Thronfolger. Im Mittelalter war Nobilis s. v. w. Adliger. Nobili hießen in Venedig die Mitglieder des höheren Adels (1200 an Zahl u. in 5 Klassen gesondert), die an der Regierung Theil nehmen durften; ihre Namen waren in das Goldne Buch der Republik, das amtliche Adelsregister, eingetragen; 30 von

ihnen waren vom 21., die übrigen vom 25. Jahre an berechtigt, den Großen Rath zu besuchen. Nobility ist auch in England der Gesammtname für den hohen Adel od. die Peerage.

Noblesse (franz., spr. Nobläß'), die Vornehmheit, der Adel. N. oblige (spr. oblihsch'). Vornehmheit verpflichtet, d. h. man muß sich standesgemäß benehmen, ein Adeliger muß adelig handeln.

Nodier (spr. Nodiēh), Charles Emmanuel, franz. Schriftsteller, geb. zu Besançon 29. April 1783; wurde daselbst 1797 Bibliothekgehülfe, ging dann nach Paris, zog sich aber durch seine Polemik gegen Bonaparte, wie z. B. in dem durch engl. Blätter veröffentlichten Gedicht „La Napoléone" (1802), Verfolgungen zu, die ihn veranlaßten, mehrere Jahre verborgen im Jura u. dann in der Schweiz zu leben. Seit 1809 Stadtbibliothekar in Laibach u. Redakteur des offiziellen „Télégraphe illyrien", kehrte er 1814 nach Paris zurück, um wieder als Gegner Napoleon's aufzutreten.



Nr. 4335. Jakob Nöggerath (geb. 10. Okt. 1788).

Deshalb wurde er später von den Bourbons geadelt u. 1824 als Bibliothekar beim Arsenal angestellt. Später zum Oberbibliothekar ernannt u. 1834 auch in die Akademie aufgenommen, starb er zu Paris 26. Jan. 1844. In seiner Geburtsstadt wurde ihm ein Denkmal errichtet. N. war nam. als Kritiker, Grammatiker u. Lexikograph höchst bedeutend, aber auch auf dem Gebiete der schönen Literatur hat er zum Theil Hervorragendes geleistet. Bes. zu erwähnen von seinen zahlreichen Werken sind: „Dictionnaire des onomatopées de la langue française" (Par. 1808; 2. Aufl. 1828); „Examen critique des dictionnaires de la langue française" (ebd. 1829); „Dictionnaire universel de la langue française" (2 Bde., ebd. 1822; 6. Aufl. 1839); „Eléments de linguistique" (ebd. 1834); „Souvenirs, épisodes, portraits, pour servir à l'histoire de la révolution" (2 Bde., ebd. 1831); „Souvenirs de jeunesse" (ebd. 1832); „Mémoires de Maxime Odin" (ebd. 1832); „Jean Sbogar" (2 Bde., ebd. 1818); „Thérèse Aubert" (ebd. 1819); „Trilby" (ebd. 1822); „Le roi de Bohème et ses sept châteaux" (ebd. 1830). Letztere u. andere belletristische Schriften enthalten seine „Oeuvres" (12 Bde., ebd. 1832).

Noël (franz.), d. i. Weihnachten; Noëls (Mehrzahl), Weihnachtslieder oder Weihnachtsspiele.

Nogaier, türk.-tatar. Volksstamm, s. „Tataren".

Nogent ist der Name mehrerer franz. Ortschaften, von denen im Deutsch-franz. Kriege nam. bekannt geworden sind: **N. sur Marne**, im Dep. der Seine 8 Km. im O. von Paris an der rechten Seite der Marne gelegen, im N. überragt vom Fort N. u. im W. begrenzt durch den Park von Vincennes, mit 3482 E. (1872), zahlreichen Villen u. Gärten, ein beliebter Sommeraufenthaltsort wohlhabender Pariser, u. **N. le Rotrou**, Arrondissementshauptstadt im Dep. Eure-et-Loir mit 6065 E. (1872), an der Huisne gelegen, Schauplatz eines Gefechts 21. Nov. 1870 zwischen franz. Mobilgarden u. Truppen der Armee des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin u. eines zweiten 7. Jan. 1871 zwischen Truppen des Prinzen Friedrich Karl u. der franz. Loirearmee.

Nöggerath, Jakob, berühmter Geognost, geb. zu Bonn 10. Okt. 1788; wurde 1814 Bergwerkskommissar für das damalige franz. Ourthedepartement u. 1815 für die Roer-, Rhein- u. Moseldepartements, trat 1816 ins Oberbergamt in Bonn, erhielt 1818 eine außerord. u. 1822 eine ord. Professur der Mineralogie u. Bergwissenschaften an der dortigen Universität, ward 1820 Bergrath, später Geheimer Bergrath u. ließ sich 1864 als Berghauptmann pensioniren, behielt aber seinen Lehrstuhl u. die Stelle eines Direktors am Naturhistorischen Museum bei. N. hat sich insbes. um den rhein. Bergbau, die Ausbildung preuß. Bergbeamten u. die naturwissenschaftliche Erforschung der Rheinlande u. Westfalens hoch verdient gemacht, bes. auch durch seine fruchtbare literarische Thätigkeit. Er schrieb: „Das Gebirge in Rheinland-Westfalen" (7 Bde., Bonn 1821 bis 1826); „Der Bau der Erdrinde nach dem heutigen Standpunkte der Geognosie" (ebd. 1838); „Die Entstehung der Erde" (ebd. 1843) u. „Die Entstehung u. Ausbildung der Erde" (Stuttg. 1847) ꝛc.

Nola, eine der ältesten Städte Campaniens, Hauptstadt eines Kreises der ital. Provinz Terra di Lavoro mit 11,395 E. (1871); liegt 3 M. im NO. Neapels zwischen dem Vesuv u. Apennin u. ist Sitz eines Unterpräfekten u. eines Bischofs. Ueberreste eines Amphitheaters u. die Inschriftensammlung des Seminars erinnern an die Bedeutung der Stadt im Alterthum, indem 215 v. Chr. hier Claudius Marcellus Hannibal schlug u. Kaiser Augustus auf seiner Durchreise starb. In der Nähe sind viele campanische Vasen von vorzüglicher Arbeit ausgegraben worden. Walafried Strabo berichtet, daß in N. zuerst Glocken angefertigt worden sind, von denen die größeren nach der Landschaft „Campanae", die kleineren nach der Stadt „Nolae" benannt worden sind. N. ist Geburtsort des großen Naturphilosophen Giordano Bruno.

Nöldeke, Theodor, einer der bedeutendsten Orientalisten der Jetztzeit, geb. 2. März 1836 zu Harburg; studirte zu Göttingen u. habilitirte sich daselbst 1861 für semitische Sprachen, wurde 1864 außerord. u 1868 ord. Professor derselben zu Kiel, bis er 1872 in gleicher Eigenschaft nach Straßburg übersiedelte. Von Schriften N.'s, die sich sämmtlich durch umfassende Gelehrsamkeit wie durch scharfe u. selbständige Kritik auszeichnen, nennen wir die in Hannover gekrönte lat. Preisschrift „Ueber den Ursprung u. die Zusammenstellung der Suren des Koran" (Gött. 1858); von derselben ist die „Geschichte des Koran" (Gött. 1860, 1859 von der Pariser Akademie gekrönt) eine Erweiterung; ferner „Ueber die Mundart der Mandäer" (Gött. 1862); das „Leben Mohammed's. Nach den Quellen populär dargestellt" (Hann. 1863); „Beiträge zur Kenntniß der Poesie der alten Araber" (Hann. 1864); „Grammatik der neusyrischen Sprache am Armiasee u. in Kurdistan" (Lpz. 1868); „Die alttestamentliche Literatur, in einer Reihe von Aufsätzen dargestellt" (Lpz. 1868) u. „Untersuchungen zur Kritik des Alten Testaments" (Kiel 1869); endlich die „Mandäische Grammatik" (Halle 1875) ꝛc.

nolens volens (lat.), d. i. nicht wollend od. wollend, oder: man mag wollen od. nicht.

noli me tangere (lat.), d. i. rühr' mich nicht an. Name mehrerer Mimosen (s. d.). In der Malerei bezeichnet „n. m. t." die Darstellung der Scene, in welcher der auferstandene Christus der Magdalena erscheint (s. Ev. Joh. 20, 17). — Noli turbare circulos meos (lat.), d. i. störe meine Kreise nicht! Die Sage legt diese Worte dem Archimedes in den Mund.

Nomaden (a. d. Griech., d. h. Hirtenvölker) heißen solche Völkerschaften, deren Mitglieder nicht an bestimmten Wohnplätzen seßhaft sind, vielmehr in größeren od. kleineren Trupps durch Umherziehen an verschiedenen Stationen ihren Lebensunterhalt suchen. Die klimatischen Verhältnisse, die Gestaltung des Bodens, die Eigenthümlichkeit der Pflanzen- u. Thierwelt sind für diese Lebensweise vor Allem bedingend. Vorzugsweise ist Innerasien die Heimat des Nomadenlebens; Ostjaken, Kalmüken, Tataren ꝛc. schweifen in jenen Gegenden umher, treiben Viehzucht u. wandern mit ihren Herden von einem Weideplatze zum andern. Doch auch die Lappen sind zum Theil mit ihren Renthierherden auf zeitweisen Wechsel ihrer Wohnplätze im Verlaufe eines Jahres angewiesen. Die N. stehen auf der zweiten Stufe der Kulturentwicklung: höher als die Jäger- u. Fischervölker, aber tiefer als die Ackerbauer od. Gewerbetreibenden.

Nomarchie (vom griech. νομός, Bezirk), Bezirksbehörde, Landvogtei.

Nomen (lat., Name) ist die grammatische Bezeichnung derjenigen Wörter (nomina), welche ein Ding benennen (nomina substantiva) od.

Eigenschaften eines Dinges angeben (nomina adjectiva). N. proprium, Eigenname. N. est omen, der Name ist eine Vorbedeutung, bedeutungsvoll; n. et omen, Name u. Bedeutung, d. h. der Name verbindet sich mit der That.

Nomenclator (lat.), Namenrufer, bei den alten Römern ein Sklave, dem es oblag, zu Hause wie auf der Straße seinem Herrn die Namen der anwesenden od. begegnenden Personen zu nennen. In übertragener Bedeutung ist N. s. v. w. Namenbuch, Namenregister, häufiger Titel kurzer biographischer Nachschlagebücher, z. B. „N. philologorum" (von Eckstein). Nomenclatur (lat.), Benennung, Namensverzeichniß, Namenkunde.

nominal (lat.), im Gegensatz zu real, dem Namen nach, angeblich.

Nominalismus (vom lat. nomen, Name) heißt diejenige philosophische Richtung, welche die allgemeinen Gattungsbegriffe (die sog. universalia) für bloße Namen erklärt, die erst aus der Betrachtung der einzelnen Erscheinung hergeleitet seien. Der N. steht damit in schroffem Gegensatz zu dem Realismus, welcher eine Wesenhaftigkeit der Gattungsbegriffe u. die Existenz derselben vor der einzelnen Erscheinung behauptet. Der Streit beider ist fast so alt wie die Philosophie selbst. Der Realismus hat seine Grundlage in der Lehre Platon's, daß die Einzeldinge nach Urbildern (Ideen) entstanden seien, die von Anfang an in der göttlichen Vernunft existirten u. die auch dem Menschengeiste den Maßstab für die Betrachtung des Einzelnen abgeben; dagegen wurde der N. von der stoischen Philosophie vertreten. Als Parteinamen kamen übrigens beide erst seit Ende des 11. Jahrh. auf, bezeichneten aber seitdem den großen Gegensatz innerhalb der sog. scholastischen Wissenschaft, der zu endlosen Kämpfen führte; denn mit der Hinneigung zum N. hing in der Regel eine freiere Stellung gegenüber dem Kirchenglauben zusammen. Nach der fast unbeschränkten Herrschaft des Realismus im 12. u. 13. Jahrh. siegte um die Mitte des 14. Jahrh. wiederum der N. u. behauptete sich seitdem trotz wiederholter Anfeindungen. Die Verdammung des Joh. Hus z. B. ist zu nicht geringem Theile dem Haß der Nominalisten gegen den Realisten zuzuschreiben.

Nominalwerth, der Nennwerth einer Münze od. eines Werthpapiers, im Gegensatz zu dem sehr verschiedenen Real- od. Kurswerth.

Nominativus od. Nennfall ist derjenige Casus (s. d.), welcher das Subjekt irgend eines beliebigen Satzes angiebt u. überhaupt eine Sache ohne ihre Beziehung benennt.

Nona (lat.), die Neunte, nämlich hora (Stunde), in den Klöstern die 9. Tagesstunde, die 5. der sog. horae canonicae, Nachmittags 3 Uhr; auch das um diese Zeit abzuhaltende Gebet.

Nonae (lat., die Neunten), bei den alten Römern jedesmal der 9. Tag vor den Idus (diese eingeschlossen), also die 7. Tage im März, Mai u. Juli, in den übrigen Monaten die 5. Tage. Sie gehörten zu den sog. dies nefasti, an welchen nicht öffentlich geredet u. auch keine Gerichtsverhandlung vorgenommen werden durfte.

None (Musik), ein dissonirendes Intervall von neun Stufen, das in dreierlei Arten gebraucht wird: a. als kleine N. (z. B. C-des, H-c od. E-f); b. als große N. (C-d, H-cis od. D-e) u. c. als übermäßige N. (C-dis, F-gis etc.). Uebrigens sind alle diese N.n, als einzelne Intervalle betrachtet, im Grunde nichts als Sekunden, die nur um eine Oktave höher von ihrem Grundton entfernt sind, u. die Ursache der verschiedenen Benennung liegt blos in der Verschiedenheit ihres harmonischen Gebrauches. — Nonenakkord ist derjenige fünfstimmige Akkord, welcher durch den terzenweisen Aufbau von Grundton, Terz, Quinte, Septime u. N. entsteht.

Nonett (ital. Nonetto), ein Tonstück für neun Stimmen.

Nonius ist eine Vorrichtung zur Messung kleiner Winkel, genannt nach ihrem Erfinder, dem Portugiesen Petro Nunez (latinisirt Petrus Nonius), Professor der Mathematik zu Coimbra, welche jedoch besseren Methoden hat weichen müssen. Ihr Prinzip hat der Niederländer Vernier auf lineare Maße angewandt u. wird dessen Meßvorrichtung deshalb auch noch N. genannt, obwol sie besser Vernier (s. d.) heißen soll.

non multa, sed multum (lat.), d. i. nicht vielerlei, sondern viel, d. h. man beschäftige sich nicht mit vielen Gegenständen, sondern nur mit wenigen, aber mit diesen sorgfältig.

Nonne, wahrscheinlich von dem koptischen nonna, d. h. „die Reine, Keusche", wurde ausschließlich für die weiblichen Mitglieder geistlicher Orden üblich. Doch kannte noch das Mittelalter auch die Form nonnus für „Mönch". Das Gelübde beständiger Jungfräulichkeit findet sich schon im 2. Jahrh. n. Chr.; einen Verein von N.n gründete zuerst die Schwester des heil. Antonius (s. d.) zu Koma in Unterägypten, das erste Nonnenkloster aber der heil. Pachomius unter der Leitung seiner Schwester (um 340). Die Vorsteherinnen hießen im Orient Anfangs ammas, d. i. Mutter, im Occident nachmals Aebtissin (s. „Abt"). Wie die Mönchsorden, so kennen auch die Nonnenklöster das Institut der Novizen (s. d.). Der unwiderrufliche Eintritt in den Orden erfolgt durch die Ceremonie der Verschleierung, das Sinnbild der Verlobung mit Christo; daher man auch sagt „den Schleier nehmen" für „in ein Nonnenkloster eintreten". Ueber die Ausbreitung u. Geschichte der Nonnenklöster s. „Geistl. Orden" u. „Klöster".

Nonne, s. „Fichtenspinner".

Nonnengeräusch (murmur jugulare) ist ein mittels des Stethoskopes bes. am Halse, seltener am Arme od. am Oberschenkel, hörbares sausendes od. summendes Geräusch. Es kommt fast nur bei blutarmen Leuten vor (ist also ein charakteristisches Anzeichen für Blutarmuth) u. soll in den großen Venen (Blutadern) durch den Lauf des Blutes entstehen. Sobald man diesen hemmte, soll es aufhören. Ein ähnliches Geräusch ist das Uterin- od. Placentargeräusch, was bei manchen Frauen in den ausgedehnten Gefäßen der schwangeren Gebärmutter od. des Mutterkuchens zu Stande kommt u. hier gehört wird.

Nonnos, griech. Dichter, aus Panopolis in Aegypten, Ende des 4. od. Anfang des 5. Jahrh. n. Chr. lebend; schrieb zwei epische Gedichte, die „Διονυσιακά" über den Zug des Bakchos nach Indien (herausgeg. u. A. von Köchly, 2 Bde., Lpz. 1857—58) u. die „Μεταβολὴ τοῦ κατὰ Ἰωάννην Εὐαγγελίου", eine Metaphrase des Johannisevangeliums (herausgeg. u. A. von Passow, Bresl. 1828). Beide Werke sind höchst phantastisch u. schwülstig, aber von strenger Technik u. haben nach beiden Seiten hin auf die Folgezeit nicht unbedeutenden Einfluß geübt.

Nonpareille (franz., spr. Nonparelj), d. h. was ohne Gleichen ist; in der Typographie führen zwei besondere Schriftgattungen diesen Namen: kleine N. u. große N.

non plus ultra (lat.), d. i. nichts darüber, s. v. w. das Höchste, Erreichbarste in einer Sache.

non possumus (lat.), d. i. wir können nicht, ablehnende Phrase auf gemachte Vorschläge.

Nonsens (lat.), d. i. Unsinn.

nonum prematur in annum (lat.), d. i. es werde neun Jahre lang zurückgehalten; eine zum Sprüchwort gewordene Maxime des Horaz (Epist. ad Pison. 388), an einem literarischen Werk jahrelang zu feilen.

Noorden, Karl v., Historiker, geb. als Sohn eines preuß. Hauptmanns zu Bonn 11. Sept. 1833; studirte daselbst sowie in Marburg, Paris u. Berlin, habilitirte sich 1863 als Privatdozent in Bonn, wurde 1868 ord. Professor der Geschichte in Greifswald, folgte 1868 einem Rufe nach Marburg, das er 1873 mit Tübingen vertauschte, u. wirkt seit Ostern 1876 wieder an der Universität seiner Vaterstadt. Von seinen Schriften verdienen besondere Erwähnung: „Hinkmar, Erzbischof von Rheims. Ein Beitrag zur Staats- u. Kirchengeschichte des westfränk. Reiches in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh." (Bonn 1863) u. „Europ. Geschichte im 18. Jahrh." (1. Abth. „Der span. Erbfolgekrieg", 2 Bde., Düsseld. 1870—73).

Norbert von Gennep, der Stifter des Prämonstratenserordens, geb. um 1084 zu Xanten; führte als Inhaber hoher Pfründen u. Hofkaplan Heinrich's V. ein ziemlich weltliches Leben, bis er 1114 zu innerer Umkehr gelangte u. nun als Bußprediger zu wirken begann, 1118 vom Papste ausdrücklich als solcher bestätigt. Barfuß u. in ärmlicher Tracht durchzog er Frankreich, erzielte ungeheuere Erfolge durch seine glühenden Predigten u. ließ sich endlich von der päpstl. Partei, die ihn klug für ihre Zwecke zu brauchen wußte, zur Niederlassung in einem Walde bei Laon bewegen. Er nannte den Ort pratum monstratum, d. i. die (durch ein Gesicht) gezeigte Wiese; mit 7 Gefährten baute er hier 1121 das Kloster, das unter dem Namen Prémontré der Stammsitz des Ordens der Prämonstratenser geworden ist. Die Ordensregel für die in ganz weißer Tracht einhergehenden Mönche war überaus streng; der Orden kam dadurch bald in solches Ansehen, daß es N. u. seinen Genossen 1124 gelang, einen Aufstand in den Niederlanden zu bewältigen. 1126 holte sich N. die Bestätigungsbulle für seinen Orden beim Papste in Rom u. wurde in gleichem Jahre, wenn auch wider Willen, von Kaiser Lothar zum Erzbischof von Magdeburg erhoben. Seine Strenge gegen die entartete Geistlichkeit zog ihm die bittere Feindschaft des Klerus u. des Volkes zu. Desto höher stieg er in der Gunst des Kaisers, den er sich durch wichtige politische Dienste verpflichtet hatte. Als Erzkanzler für Italien begleitete er Lothar 1132 auf dem Krönungszuge nach Rom. Er starb kurz nach seiner Rückkehr nach Magdeburg 6. Juni 1134. 1582 wurde er von Gregor XIII. heilig gesprochen; seine Reliquien erhielt 1626 das Prämonstratenserkloster Strahow in Prag.

Nord, s. „Norden".

Nord (spr. Nohr), das nördlichste Dep. Frankreichs, 103,17 □M. mit 1,447,764 E. (1872); besteht aus dem ehemaligen franz. Flandern u. hat im NW. den Kanal, im N. u. O. Belgien, im S. das Dep. Aisne, im SW. das Dep. Somme u. im W. das Dep. Pas de Calais zur Grenze. N. ist größtentheils Hügelland, das im O. in Gebirge, im NW. in Tiefebene übergeht. Die Küste wird von Dünen eingesäumt, welche der Stadt Dünkirchen den Namen gegeben haben. Das überaus fruchtbare Land bewässern zahlreiche Flüsse, die zu den Gebieten der Schelde (Lys) u. Maas (Somme) gehören. Reich an Kohlen, Torf u. Eisen, mit einem dichten Netz von Kanälen u. Eisenbahnen versehen, ist N. nicht nur eines der am dichtesten bevölkerten, sondern auch der industriell am meisten entwickelten Departements Frankreichs; die Eisenindustrie, Spinnerei, Weberei, Spitzen-, Oel-, Mehl- u. Bierfabrikation sind die wichtigsten Gewerbszweige der Bevölkerung, die außerdem noch Butter u. Käse in bedeutenden Quantitäten exportirt. In Betreff der Volksbildung behauptet dies Departement einen hervorragenden Platz unter den franz. Landestheilen. Die Bevölkerung im nördl. Theile des Departements ist deutsch (vlämisch). N. zerfällt in die Arrondissements Lille, Avesnes, Cambrai, Douai, Dunkerque, Hazebrouk u. Valenciennes.

Nordalbingia, der von einem Zweige des sächs. Volksstammes, den Nordleuten (Nordliudi) od. Nordalbingern (Nordalbingi), bewohnte, im O. durch die Trave von den slavischen Obotriten, im N. durch die Eider von den Dänen geschiedene Landstrich nördl. von der Elbe, daher auch Saxonia transalbina genannt. Von Karl d. Gr. erobert, ward er von diesem in drei Gaue, Holstein, Stormarn u. Dithmarschen, getheilt u. als eine Mark zum Herzogthum Sachsen geschlagen.

Nordamerika, die nördl. Hälfte Amerika's (s. d.), welche mit Südamerika durch die schmale centralamerik. Landbrücke zusammenhängt, hat mit Ausschluß Grönlands ein Areal von 375,888 □M. u. eine Bevölkerung von 52 Mill. Seelen. Die Form dieses Erdtheils, zu welchem geographisch Centralamerika mit gehört, ist die eines Dreiecks, dessen Spitzen durch die Bai von Tehuantepec im S., das Kap Prince of Wales im NW. u. das Kap Charles, das östlichste Vorgebirge (52° 11′ n. Br.), bezeichnet werden; die Nordspitze ist Kap Murchison unter 72° n. Br. Weit mehr gegliedert als Südamerika kommt N. an Küstenentwicklung von allen Erdtheilen Europa am nächsten; die Küsten, die eine Gesammtlänge von 6010 M. besitzen, bilden im W. den Golf von Kalifornien u. zahlreiche Buchten u. Busen im N. des 50. Breitengrades; im N. die Hudsonsbai, im O. den St. Lorenzbusen, die Fundy- u. die Chesapeakebai u. im S. den Golf von Mexiko mit der Campechebai. Von den Gliedern dieses Erdtheiles, die zusammen ein Areal von 25,390 □M. bedecken, sind die größten die Halbinseln Labrador (20,000 □M.), Kalifornien (2800 □M.), Florida (1100 □M.), Neuschottland (700 □M.), Alaska (400 □M.) u. Maryland-Delaware (290 □M.). Zwei große Archipele sind der nördl. u. südl. Küste, dort in der arktischen Inselflur, hier in den Inseln Westindiens vorgelagert, während die Küsten im O. u. W. nur von einer geringen Anzahl von Inseln begleitet werden. Vom Hochlande von Mexiko (s. d.), das die südl. Spitze N.'s erfüllt, zieht sich nach NW. fast bis an das Eismeer das große, aus mehreren Parallelketten bestehende System der Felsengebirge od. Rocky Mountains; die Küste des Stillen Ozeans wird aber von der ebenfalls zu alpinen Regionen ansteigenden Sierra Nevada mit dem Küstengebirge in Oberkalifornien, dem Kaskadengebirge in Oregon u. Washington u. deren Fortsetzungen auf brit. Gebiete u. in Alaska begleitet. Weite, theilweise in Wüsten übergehende Plateaux verbinden diese beiden Gebirgssysteme u. in weitgestreckten Prairienterrassen fallen die Felsengebirge zu dem großen Mississippithale ab, das N. in eine westl. u. östl. Hälfte scheidet. Letztere wird von dem Gebirgssystem der Alleghanies (s. d.) in nordöstl. Richtung durchzogen u. die Küste des Atlant. Ozeans u. des Golfes von Mexiko von Tiefebenen umgeben, die am Unterlauf des Mississippi am weitesten in das Land hineinreichen. Der Norden N.'s wird bedeckt von einer großen Seenplatte, welche die Hudsonsbai umgiebt u. von der Quelle des Mississippi bis zum nördl. Eismeer sich erstreckt. Die große Anzahl von Seen dieser Region wird hauptsächlich durch den Mackenzie- u. Kupferminenfluß, welche zum Gebiet des Eismeeres gehören, durch die in die Hudsonsbai mündenden Ströme Churchill u. Nelson u. den in den Atlant. Ozean sich ergießenden St. Lorenzstrom (s. d.) entwässert. Connecticut, Hudson, Delaware, Susquehanna, Potomac, Savannah u. Alabama sind die wichtigsten Küstenflüsse, die von den Alleghanies dem Atlant. Ozean zuströmen; fast der sechste Theil N.'s ist dem wunderbar verzweigten Gebiete des Mississippi (s. d.) tributär, außer dem der Golf von Mexiko nur noch in dem Rio Grande einen bedeutenden Strom aufnimmt. Rio Colorado, Sacramento, Columbia u. Jukon entsendet die Westabdachung N.'s zum Stillen Ozean. — Politisch zerfällt N. in die brit. Besitzungen: Canada 165,250 □M. mit 3,718,745 E. (1871), New-Foundland 1891 □M. mit 161,386 E. (1874) u. Bermudainseln 1,9 □M. mit 15,309 E. (1871); die franz. Kolonien St. Pierre u. Miquelon 3,8 □M. mit 4750 E. (1871); die Vereinigten Staaten 169,509,4 □M. mit 38,925,598 E. (1870) u. Mexiko 34,891,8 □M. mit 9,158,247 E. (1872). Die Urbevölkerung der Indianer (s. d.) bildet jetzt nur noch etwa 10 % der Gesammtbevölkerung N.'s; sie nimmt fast in allen Landestheilen mit rapider Schnelligkeit ab u. hat im O. des Mississippi nur wenige versprengte Reste zurückgelassen; in den Vereinigten Staaten finden sich noch 316,000 Indianer (1876), von denen ¾ ganz od. halb civilisirt sind; die brit. Besitzungen zählten 1874 deren 128,679. Der äußerste N. wird nur von Eskimos bewohnt.

nordamerikanische Literatur. Wenn man von einer solchen im engsten u. strengsten Sinne des Wortes reden wollte, so müßte man sich mit einzelnen, uns überlieferten dichterischen Reden indian. Eingeborener (wie z. B. mit denen des Tekumseh, Ong-pathonga, Ridge, od. der in Amerika geborenen Negerin Philis Wheatley) begnügen; gemeiniglich aber wird unter n. L. die englischer Wurzel entsprossene od. nach engl. Mustern ausgebildete verstanden, u. daher auch oft anglo-amerikanische Literatur genannt. Die ersten u. bedeutendsten von eingeborenen Verfassern geschriebenen Werke waren, wie leicht begreiflich, theologischer u. politischer Art. Unter den Gottesgelehrten nimmt unstreitig Jonathan Edwards (1703—85) mit seinen Abhandlungen über den freien Willen, Geschichte der Erlösung, über die Erbsünde 2c. den ersten Platz ein. Cotton Mather's (geb. 1662 in Boston) Buch „Magnalia" ist ein seltsames Gemisch von großer Gelehrsamkeit, Frömmelei u. Aberglauben, u. enthält u. A. ein System der Sterndeuterei, der Wissenschaft, der Hexerei u. andere Ungereimtheiten mehr. John Eliot, der sog. Indianerapostel, hatte die Bibel in die Sprache der Ureinwohner übersetzt u. zeichnete sich durch große Duldsamkeit aus. Nicht minder wegen religiöser Duldsamkeit beliebt war der Jesuitenpater, nachheriger Erzbischof von Baltimore, Charles Carroll (1743—1815), dessen Schriften u. Reden (wie z. B. die Rede beim Tode Washington's) sowol ihrer Gelehrsamkeit wie ihres blühenden Stils u. der Wärme der Empfindung wegen hochgepriesen werden. Ellery Channing, einer der trefflichsten Stilisten, versuchte sich mit gleich großem Erfolg in der Gottesgelehrtheit, der Sittenlehre u. der Politik. Seine Schriften über Milton, über Napoleon Bonaparte, Fénelon, über Religion, über das Christenthum, über Wunder 2c. verdienten in Deutschland bekannt zu sein. Zu diesen berühmten Geistlichen gehören noch Furneß (über die vier Evangelien), Skinner (Religion der Bibel), Dewey u. A. m. Wie nun aber die Theologen auch über Politik u. Moral, so schrieben in Amerika Staatsmänner u. Philosophen von Fach auch über geistliche Angelegenheiten, wie z. B. Benjamin Franklin (1706—98) zugleich geistliche, philosophische, sprachwissenschaftliche, naturgeschichtliche u. andere Werke verfaßte. Vielleicht könnte man auch zwei weibliche Schriftsteller: Frau Sigourney („Der Familienvater", „Oriana", „Der Patriarch", „Der Trunkenbold") u. Miß Hannah Adams („Ueber religiöse Sekten", „Ueber Religion", „Briefe über das Evangelium", „Geschichte der Juden", „Geschichte Neu-Englands"), hierher rechnen. Eine andere Schriftstellerin, Miß Katharine Sedgewick, lehrte in ihren Schriften („Reicher Armer u. armer Reicher", „Hope Leslie", „Redwood", „Amerika vor 60 Jahren", „Leben u. leben lassen", „Ein Liebeszeichen für Kinder", „Geschichten für die Jugend") die Jugend Religion, Sittlichkeit u. Vaterlandsliebe. Zu den Sittenlehrern u. Philosophen gehören auch Ralph Waldo Emerson („Methode der Natur"), der Sozialist Henry James, Mistreß Clevers („Skizzen aus dem amerikan. Leben"), Miß Leslie („Sitten- u. Charakterskizzen"), William Wirt („Der engl. Kundschafter", „Der alte Junggeselle") 2c. Hierher gehört auch Washington Irving (s. d.), der zugleich Sittenschilderer, Geschichtschreiber u. Romanschriftsteller ist. Unter den berühmten Rednern, an denen Amerika reich, man möchte sagen überreich ist, glänzen als Sterne erster Größe der Gesandte Daniel Webster (1782—1852), Eduard Everett (1794), gleichfalls Gesandter, Alex. Hamilton († 1804 im Duell), Generalleutnant u. Advokat, sowie Franklin, Jefferson, Livingstone, Sullivan, Madison u. m. A. Von Kritikern u. Literaturgeschichtschreibern sind bes. zu erwähnen Alexander Everett, Henry Tuckerman („Skizzen der amerikan. Literatur"), Edwin Whipple, Rufus Griswold („Kritische u. biographische Geschichte der Literatur Amerika's", „Dichter u. Dichtkunst in Amerika", „Amerikanische Dichterinnen"), Allibone („Amerikan. u. engl. Schriftsteller"), Hart („Amerikan. Dichterinnen"), James Paulding, Kritiker u. Satiriker („John Bull in Amerika"), auch Romanschriftsteller („Koningsmark", „Der holländische Herd") 2c. An Geschichtschreibern hat Amerika mehrere sehr berühmte aufzuweisen, wiewol viele unter ihnen nur die Geschichte einzelner Staaten schrieben u. daher kein allgemeines od. wenigstens nur ein bedingtes Interesse haben. Einen weiteren geschichtlichen Gesichtskreis umfassen: Holmes („Amerikan. Annalen", die vom J. 1492—1826 reichen); David Ramsay († 1815 durch Mord), schrieb eine „Geschichte der Verein. Staaten

von ihrem Ursprung bis 1808", eine „Allgemeine Weltgeschichte", die von den ältesten Zeiten bis auf den Anfang dieses Jahrhunderts reicht, eine „Geschichte der amerikan. Revolution", eine „Lebensbeschreibung Washington's" 2c.; George Bancroft, Geschichtschreiber, Diplomat u. Dichter („Geschichte der Kolonisation Amerika's"); William Prescott („Geschichte Ferdinand's u. Isabel's", „Die Eroberung Mexiko's", „Die Eroberung Peru's", „Geschichte Philipp's von Spanien"); er starb 1859 gänzlich erblindet; Henry Wheaton („Geschichte Skandinaviens", „Geschichte der Nordmänner", bes. aber seine trefflichen Abhandlungen über das Völkerrecht); John Lothrop Motley (s. d.), sowie zwei Romandichter: Washington Irving („Leben u. Reisen Columbus'"), J. Fenimore Cooper („Geschichte der amerikan. Marine"). Die bekanntesten Reisebeschreibungen sind W. Irving's „Astoria", Bonneville's „Rocky Mountains" (von W. Irving bearbeitet), Adam's „Briefe aus Schlesien", Slidell's „Ein Jahr in Spanien", General Cass' „Reise nach Aegypten u. Palästina" 2c. Unter den Biographen zeichnete sich Jared Sparks, der Verfasser der Lebensbeschreibungen Washington's u. Franklin's u. einer Sammlung amerikan. Biographien, aus. Die Tageblätter, Zeitschriften u. Reviews zu nennen, die in Amerika erscheinen, würde zu weit führen, u. es genüge hier die Erwähnung des „Spiegels", der „Nordamerikan. Revue" u. vor allen des berühmten „Knickerbocker" (von W. Irving). An Romanen ist die amerikan. Literatur erst in späteren Jahren durch talentvolle Verfasser bereichert worden. Von den älteren ist hauptsächlich Charles Brockden Brown (1771—1810) zu nennen. Sein Roman „Wieland" schildert in spannender u. ergreifender Weise die Ausschreitungen des Mystizismus u. religiöser Ueberspanntheit; gleich interessant, wenn auch auf die Spitze getrieben, sind seine Erzählungen: „Arthur Mervyn", „Jane Talbot", „Edgar Huntley" u. a. m.; James Fenimore Cooper (1789—1856), der eigentliche Vater des Seeromans („Pilot", „Wasserhexe", „Red Rover", dann „Der Spion", „Der letzte der Mohikaner", „Die Prairie" 2c.); John Pendleton Kennedy („Swallow Barn", „Horseshoe Robinson"); Mistreß Harriet Beecher Stowe, vorzüglich durch ihren übertrieben sentimentalen Roman „Onkel Tom's Hütte" bekannt; Nathaniel Hawthorne, einer der ausgezeichnetsten Romanschriftsteller Amerika's („Scarlet letter", „The house of the seven gables", „Monte Beni"), dessen Schriften einerseits an die alten Schauerromane erinnern, andererseits Muster von Menschenkenntniß, Charakterstudium sind u. von Meisterschaft des Stils zeugen. Washington Irving (1783—1859) gehört durch seine „Bracebridge Hall", „The Wife", „The broken heart", „Tales of a traveller" ebenfalls den Romanschriftstellern an, u. schließlich noch Bret Harte (s. d.) u. Mark Twain („Das vergoldete Zeitalter"), zwei humoristische Erzähler. Von den amerikan. Dichtern ist wol nur Henry Wadsworth Longfellow (geb. 1807), u. zwar hauptsächlich durch sein treffliches Heldengedicht, „Das Lied von Hiawatha", u. einige kleinere, zum Theil übersetzte Gedichte bekannt; doch verdienen auch noch einzelne andere Dichter dieses Landes Erwähnung, wie z. B. Freneau, Ralph, Dwight („Die Eroberung Kanaan's"), Barlow („Die Columbiade"), Paine („Adam u. die Freiheit"), Trumbull, Poe (auch Romandichter), Halleck u. Drake, die gemeinschaftlich humoristische Gedichte herausgaben, William Cullen Bryant, der beste unter den amerikanischen Lyrikern dieses Jahrhunderts, Lowell, ein guter Satirendichter; bes. aber als Kenner u. Beurtheiler der Literatur („Ueber die alten Dramatiker", „Unter meinen Büchern") sind nennenswerth: Hill („Die Ruinen von Athen"), Peabody, Dana, Clifton, Percival, Braynard, Holmes, Willis, Simms, u. von Frauen: Miß Sarah Clark („Ariadne"), Mistreß Sigourney, Mistreß Brooks („Zophiel") 2c. Am dürftigsten bebaut ist das Feld der Bühnenliteratur, u. die wenigen Schauspiele, die wir haben, sind von keiner besonderen Bedeutung. Wenn wir also hier Barker's „Marmion" u. desselben Verfassers „Aberglauben", Willi's „Sterben für einen Mann" u. „Sterben, um keinen Mann zu bekommen", Hillhouse's „Demetria" u. Bird's „Orolbosa" u. seinen „Gladiator" erwähnen, so geschieht dies nur, um einige Namen u. Werke dieses im Allgemeinen, wie schon bemerkt, in Amerika vernachlässigten Zweiges der Dichtkunst zu nennen. — Vgl. Brunnemann, „Geschichte der n. L." (2. Aufl., Lpz. 1868).

Nordbrabant, die größte der niederländ. Provinzen, 93,13 □M. mit 447,632 E. (1874); wird durch die Maas im N. von Südholland, Utrecht u. Gelderland geschieden u. grenzt im O. an Limburg, im W. an Seeland u. im S. an Belgien. Der Boden, durchaus Flachland, ist nam. im N. fruchtbar; doch finden sich auch Heiden vor, u. im O. liegt der 6 M. lange Sumpf de Peel, welcher nur auf künstlichen Wegen durchschritten werden kann, aber an Torf reich ist. Viehzucht u. Fischfang ist von Bedeutung; Getreide u. Flachs gelangen in ansehnlichen Mengen zur Ausfuhr; die Industrie ist reich entwickelt in Spinnerei, Weberei Gerberei, Teppichfabrikation, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei u. a. m. Die Hauptstadt der Provinz ist Herzogenbusch mit 24,747 E. (1874), die größten Städte nach dieser sind Breda u. Tilburg, beide durch Gewerbfleiß sehr hervorragend.

Norddeutscher Bund. Nachdem durch die Ereignisse des J. 1866 der Deutsche Bund aufgelöst, die Oesterr. Monarchie auch mit denjenigen ihrer Theile, welche früher Bundesländer gewesen u. genannt waren, aus dem staats- u. bundesrechtlichen Verhältniß zu den übrigen Theilen Deutschlands in ein blos völkerrechtliches übergetreten, das Machtgebiet Preußens bis an den Main erweitert war, hatte der Name Deutschland vorläufig nur eine geographische Bedeutung. Doch wurden in dem Prager Frieden vom 23. Aug. 1866 nicht blos die Einverleibungen von Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau u. Frankf. a. M. in den Preuß. Staat von Oesterreich (u. Frankreich) anerkannt, sondern es wurde auch vorgesehen, daß Preußen mit den Staaten nördl. vom Main in ein engeres Bundesverhältniß treten würde. Das wurde der N. B. Zu seiner Gründung traten schon vor Ablauf des J. 1866 Bevollmächtigte der einzelnen Staatsregierungen zusammen, zur Berathung seiner Verfassung im Anfange des J. 1867 ein durch Wahlen der Bevölkerungen gebildeter Reichstag hinzu. Die Verfassung wurde am 16. April angenommen, am 25. Juni publizirt u. trat mit dem 1. Juli in Kraft. Im Unterschiede von dem Deutschen Bunde, welcher theoretisch als ein Staatenbund bezeichnet zu werden pflegte, sollte der N. B. ein Bundesstaat werden. Ein solcher war, aus monarchischen Gliedern gebildet, bisher noch nicht da gewesen. Er blieb auch während seiner kurzen Dauer etwas Unfertiges. Das Verhältniß zwischen der Regierung des Preuß. Staates u. der Bundesregierung, jetzt auch der Reichsregierung, hat noch nicht eine bestimmte Gestalt angenommen; eben so wenig die Organisation der Bundesregierung, jetzt Reichsregierung. Der Bundesregierung trat ein Bundesrath u. ein Reichstag zur Seite. Aber ein Bund ist nicht ein Reich u. ein Reich ist nicht ein Bund. Zu der Schwierigkeit eines aus monarchischen Gliedern gebildeten Bundesstaates trat thatsächlich die weitere hinzu, daß einer der Partikularstaaten an Umfang u. Bevölkerung sehr viel größer war, als alle anderen zusammen. Preußen hatte im Bundesrathe die Leitung, den überwiegenden Einfluß, aber nicht die Majorität; im Reichstage dagegen die ganz überwiegende Majorität. Gewisse preuß. Gesetze wurden in Bausch u. Bogen für Bundesgesetze erklärt, nam. alle auf das Militärwesen bezüglichen. Aber die Einheit der Wehrverfassung zog gleich nach sich, daß auch die höheren Schulen der verschiedenen Kategorien in allen Partikularstaaten gleichförmig eingerichtet werden mußten. Gewisse Institutionen wurden gleich mit der Verfassung vereinbart, z. B. Freizügigkeit; aber die Freizügigkeit zog auch u. A. gleichförmige Bestimmungen über die Verpflichtung zur Armenversorgung u. über die Ausübung mancher Berufsarten nach sich. Die Verfassung wies den Organen des Bundes gewisse Angelegenheiten als ihre Kompetenz zu; die anderen verblieben den Partikularstaaten. Aber Art. 78 der Verfassung gewährte ihnen, d. i. der Bundesregierung in Uebereinstimmung mit den Majoritäten des Bundesrathes u. des Reichstages, die Möglichkeit, ihre Kompetenz durch einfachen Beschluß beliebig zu erweitern. Selbst Vorbehalte, welche bei der Stiftung des Bundes einzelnen Staaten zugestanden waren, wurden dadurch beseitigt. So wurde der Tendenz zu der sog. Omnipotenz der Staats-, Bundes- u. Reichsgewalten ein sehr bedenklicher Vorschub geleistet. Die vier süddeutschen Staaten blieben vorläufig unter sich unverbunden. Doch wurde zwischen ihnen u. dem N. B. der Zollverein neu konstruirt, in Sachen desselben der Reichstag des N. B. zu einem Zollparlament erweitert. Nur konnte noch fraglich werden, ob nicht gewissen Berathungen u. Abstimmungen desselben die süddeutschen Abgeordneten fern bleiben müßten. Baden wünschte ganz in den N. B. aufgenommen zu werden, aber der Bund ging mit Baden allein nicht darauf ein. Doch waren zwischen Preußen u. den süddeutschen Staaten schon 1866 Bündnisse für gewisse Fälle geschlossen. Als diese mit der franz. Kriegserklärung von 1870 eingetreten waren u. gemeinschaftlich ein siegreicher Krieg geführt war, war die Zusammenfassung von Nord- u. Süddeutschland zu einem Deutschen Reiche die natürliche Folge. Seitdem giebt es auch rechtlich u. politisch wieder ein Deutschland, wenn auch nur Kleindeutschland. Die Unfertigkeit des N. B. ist auch auf das Deutsche Reich übergegangen. Die deutsche Wissenschaft hat bisher sehr viel mit dem Begriffe des Staats operirt, sehr wenig mit dem eines Reiches. Daher werden einestheils vielfach staatliche Begriffe unbesehens auf die Verhältnisse des Reiches angewendet u. wird es schwer, die für ein Reich natürlichen Formen zu finden; anderentheils wird dadurch unvermerkt od. mit Absicht den vorhandenen Tendenzen zum Einheitsstaate, zur Centralisation u. Uniformität Vorschub geleistet. Doch ist schon seit der Stiftung des N. B. ein guter Anfang dazu gemacht, daß in politischen Dingen nicht mehr die thatsächlichen Verhältnisse nach bloßen Schulbegriffen zugeschnitten werden, die Theorie nur das thatsächlich Gegebene wissenschaftlich zu begreifen,

Widersprüche, Lücken, Mängel zur Erkenntniß zu bringen, sondern dadurch auch zur thatsächlichen Fortbildung anzuregen hat.

Norden od. Nord bezeichnet alle Richtungen, welche von einem Standpunkte aus nach irgend einem Punkte desjenigen Quadranten der Meridianebene gezogen werden können, der gegenüber dem Mittagspunkte vom Horizonte bis zum Nordpol sich erstreckt.

Nordenskjöld, Nils Adolf Erik v., schwed. Naturforscher (insbes. Geognost) u. Polarreisender, geb. 18. Nov. 1832 zu Helsingfors, wo sein Vater, Nils N., Prof. der Mineralogie war; studirte daselbst, ging 1857 nach Stockholm u. wurde dort 1858 Prof. u. Vorstand der Mineralogischen Sammlungen. Er nahm 1859 u. 1861 an den von Otto Torell geleiteten Spitzbergenfahrten Theil u. führte zwei folgende (1864 u. 1868) selbst an. Auf der dritten sah er, vom Weißen Berg nach Osten schauend, das sagenhafte Gillisland, welches heute auf unseren Karten als König-Karl-Land bezeichnet wird, zuerst wieder; auf der vierten erreichte er bei 81° 42′ nördl. Br. den nördlichsten, bis dahin von einem Fahrzeuge besuchten Punkt. Die während dieser vier Sommerfahrten ausgeführten 80 astronomischen Ortsbestimmungen ermöglichten eine völlige Umgestaltung der Karte des Spitzbergischen Archipels, so daß für später nur noch die Kunde seines Ostens zu erweitern blieb. In der zwischen den Reisen liegenden Zeit bearbeitete N. die reiche wissenschaftliche, insbes. geologische Ausbeute u. lieferte zahlreiche Monographien über Spitzbergen.



Nr. 4336. Norderney.

(Vgl. „Die schwed. Expedition nach Spitzbergen u. Bäreneiland.“ Aus dem Schwed. von L. Passarge, Jena 1869.) Zur Vorbereitung einer neuen besuchte er 1870 Grönland, wo er auf dem Binneneise weiter als irgend Einer vor ihm vordrang, an der Südseite der Disko-Insel die drei größten, bis jetzt bekannten Meteorsteine (5,000, 10,000 u. 25,000 Kg. schwer) entdeckte u. wieder große Sammlungen anlegte (vgl. seine unter dem Titel „Redogörelse för en expedition till Grönland år 1870“, Stockh. 1871, erschienene Beschreibung dieser Reise). Die fünfte schwed. arktische Expedition selbst unternahm er im Sommer 1872, hauptsächlich um die Westküste Grönlands geologisch aufzunehmen. Die ruhmvollen Leistungen N.'s auf seinen bisherigen Reisen kamen in erster Linie der Naturwissenschaft zugute. 1875 war ihm aber auch ein effektvolles Entdeckerstück vergönnt, indem er eine lange ventilirte u. oft erfolglos in Angriff genommene Frage mit einem Schlag glücklich zum Abschluß brachte. Mit Lindström, Sturberg u. A. verließ N. 8. Juli 1875 Tromsö in einem vom Göteborger Kaufmann Dickson ausgerüsteten Segelschiffe, machte v. 23. Juni bis 2. Aug. Forschungen auf Nowaja-Semlja, lief durch die Jugorische Straße ins Karische Meer ein, durchschnitt dasselbe seiner ganzen Breite nach, erreichte 15. Aug. die Jenissei-Mündung, fuhr in einem Boot diesen sibirischen Riesenstrom hinauf u. ging auf dem Ueberlandweg (Krasnojarsk, Tomsk, Jekaterinburg, Perm, Moskau) nach Petersburg. Damit hatte er den Seeweg von Europa's nördl. Häfen zu den Mündungen der sibirischen Ströme aufgefunden u. das Vorurtheil über das Karische Meer als „Eiskeller“ völlig zerstört. Bereits 1876 wurden auch vom „Verein für die deutsche Nordpolfahrt“ die deutschen Geologen Finsch u. Brehm, denen sich Graf Waldburg-Zeil anschloß, zur wissenschaftlichen Erforschung des Mündungsgebietes des Ob u. Jenissei abgesandt.

Norderney, eine der ostfries. Inseln, zur preuß. Provinz Hannover (Landdrostei Aurich) gehörig, $^1/_4$ □M. groß, $1^1/_2$ Stunde lang u. $^1/_2$ St. breit; liegt nur 7 Km. vom Festlande entfernt u. ist mit diesem durch Watten verbunden, welche zur Zeit der Ebbe fast trocken liegen u. den Wagenverkehr zwischen der Stadt Norden u. der Insel gestatten. Auf 3 Seiten von mehrfachen Reihen bis 16 m. hoher Dünen umgeben, zwischen denen sich einzelne grüne Thäler befinden, bietet N. der Gras- u. Ackerkultur nur geringe Flächen dar, doch sind in neuester Zeit einige Gartenanlagen entstanden. Die 1400 E. bewohnen das einzige in der südwestl. Ecke der Insel gelegene Dorf u. ernähren sich vorzugsweise vom Fischfang u. der Beherbergung der Seebadgäste. N. ist das älteste (seit 1797) u. besuchteste Seebad an der deutschen Nordseeküste; außer den kalten Seebädern, die sich durch bes. starken Wellenschlag auszeichnen, kann man hier auch warme Bäder in einem bes. dazu eingerichteten Hause gebrauchen. Die Hauptpunkte des Bades sind der Herrenstrand, das Konversationshaus, die 1811 von den Franzosen errichtete Schanze u. die aussichtsreiche weiße Düne. Zum Schutze der Insel gegen Stürme, welche 1855 u. 1858 ansehnliche Landstriche abrissen, sind an der Westseite Steindämme u. Deiche errichtet worden. N. steht während der Badesaison (15. Juli bis 15. Okt.) in regelmäßiger Dampfschiffverbindung mit Emden, Geestemünde, Wilhelmshaven u. Norddeich (Norden).

Nordhausen, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Erfurt (Provinz Sachsen) mit 20,183 E. (1871); liegt zwischen den südl. Vorbergen des Harzes, am westl. Ende der Goldenen Aue an der Zorge, einem kleinen Nebenfluß der Helme, u. an den Eisenbahnlinien N.-Erfurt, Halle-N.-Kassel u. N.-Northeim. Die Stadt, welche Sitz eines Kreisamtes, Kreisgerichtes, Hauptsteueramtes u. einer Handelskammer ist, zeigt zum Theil noch ein alterthümliches Gepräge u. besteht aus der Altstadt od. Oberstadt mit den 3 Märkten, dem Rathhause, vor dem eine Rolandssäule steht, u. den wichtigsten Kirchen, der Neustadt od. Unterstadt u. mehreren Vorstädten. Außer dem Dom, welcher den Katholiken gehört, hat N. noch 6 Kirchen u. an höheren Unterrichtsanstalten ein Gymnasium u. eine Realschule 1. Ordnung. Sehr bedeutend ist der Gewerbfleiß der Bewohner, nam. die Branntweinbrennerei (Nordhäuser), welche 50 Etablissements beschäftigt, die Fabrikation von Cichorien, Chemikalien, Oel, Tabak, baumwollenen u. wollenen Waaren, Tuch, Watte, Leder, Tapeten u. A. m., Eisengießerei, Maschinenbau, Bleicherei u. bes. noch die Bierbrauerei. Die in großartiger Weise betriebene Viehmast liefert beträchtliche Mengen Fleischwaaren zum Export. Die Umgegend treibt ausgedehnten Gemüsebau. — N., wo 943 die Kaiserin Adelheid ein Kloster stiftete, wurde 1220 Reichsstadt, kam 1802 an Preußen, 1807 an Westfalen u. 1815 abermals an Preußen. — Der Kreis N. umfaßt 9 □M. mit 62,977 E. (1871) u. den Städten N., Ellrich, Sachsa, Benneckenstein u. Bleicherode.

nordische Mythologie, s. „deutsche Mythologie“.

Nordischer Krieg heißt der Krieg, welcher, auf den Rath des flüchtigen Livländers Patkul (s. d.) unternommen, 1700—21 von Friedrich IV. von Dänemark, August II. von Polen u. Peter d. Gr. von Rußland gegen den jugendlichen König Karl XII. von Schweden geführt wurde, um ihm die von Gustav Adolf u. seinen Nachfolgern eroberten Gebiete wieder zu entreißen. Da Karl XII. (s. d.) sich begnügte, seine Gegner durch eine Reihe von glänzenden Siegen niederzuwerfen u. zu demüthigen, aber seine Eroberungen nicht befestigte, erreichten sie ihren Zweck vollkommen. Während er nach dem Frieden zu Travendahl im Aug. 1700, nach dem Siege bei Narwa im Nov. 1700, bei Clissow 1702, bei Pultusk 1703, nach der Erhebung Lesczinsky's zum Könige von Polen 1704, bei Fraustadt 1706 sich in Schlesien u. Sachsen aufhielt, besetzte Peter Ingermannland, erbaute (seit 1703) Petersburg, warf dann durch die Vernichtung der schwed. Armee bei Pultawa im Juli 1709 den königlichen Abenteurer als Flüchtling über die türk. Grenze u. erkaufte, am Pruth von den Türken eingeschlossen, den Frieden mit Achmet III. 1711 durch die Abtretung Asows. Der sächs. Kurfürst nahm wieder den polnischen Thron ein (1709), die Dänen besetzten Bremen u. Verden u. Friedrich Wilhelm I. von Preußen Pommern, da Karl selbst das Haager Konzert

von 1710 verwarf, welches seine deutschen Besitzungen für neutral erklärte. Zu spät kam er (1714) aus der Türkei zurück, konnte Stralsund gegen die Preußen nicht vertheidigen, fand in Georg von Hannover u. England, dem man Bremen u. Verden versprochen, einen neuen Gegner, hoffte jedoch Peter durch große Zugeständnisse von seinen Feinden zu trennen, als er 1718 vor Friedrichshall in Norwegen den Tod fand. Im Frieden zu Stockholm, den seine Nachfolgerin Ulrike Eleonore 1720 abschloß, erhielt Dänemark den Besitz von Schleswig u. das Recht, den Sundzoll von schwed. Schiffen zu erheben, Hannover Bremen u. Verden, Preußen Vorpommern bis an die Peene mit Usedom u. Wollin u. Friedrich August die Anerkennung der poln. Krone. Rußland erlangte im Frieden zu Nystad 1721 die Abtretung der schwed. Ostseeprovinzen außer Finnland. Schweden hörte auf Großmacht zu sein, Rußland wurde es.

nordische Sprache u. Literatur, s. den Artikel „skandinavische Sprache u. Literatur".

Nordkap, der nördlichste Punkt Europa's, unter 71° 11′ 40″ n. Br., auf der norweg. Insel Mageröe gelegen, fällt fast senkrecht über 300 m. in 3 Felsen zu dem brandenden Eismeer ab.

Nordlicht, Nordschein, heißt das auf der nördl. Hemisphäre sich bildende Palarlicht im Gegensatze zu denen, welche sich in der Nähe des Südpols bilden u. Südlichter heißen (s. „Polarlicht").

Nördlingen, Stadt im bayer. Kreise Schwaben u. Neuburg mit 7079 zu 6/7 protestant. E. (1871) an der Eger, im fruchtbaren Ries gelegen u. mit Stuttgart, Augsburg u. Nürnberg durch Eisenbahnen verbunden; ist noch mit Mauern u. Thürmen umgeben u. hat in der protestant. Hauptkirche, außer der sich noch eine protestant. u. eine kathol. Kirche in der Stadt befinden, ein sehenswerthes Baudenkmal spätgoth. Stiles; dieselbe umschließt ein großes Wandgemälde von Hans Schäufelin (1515). N. ist Sitz eines Bezirksamtes u. eines Stadt- u. Landgerichtes u. hat eine Landwirthschafts- u. Gewerbeschule u. ein ansehnliches Rathhaus. Die Bevölkerung treibt Viehzucht u. nicht unbedeutende Industrie, nam. Maschinenfabrikation, Lein-, Teppich- u. Wollweberei, Wollspinnerei, Gerberei u. Bierbrauerei u. bringt außerdem noch Vieh, Federn u. Getreide in den Handel. Von Wichtigkeit ist die jährliche Messe der Stadt. N. wird 898 zuerst erwähnt, wurde wahrscheinlich unter Rudolf I. reichsunmittelbar u. ist historisch bes. bekannt durch die Schlacht 6. u. 7. Sept. 1634, in welcher das zum Entsatz der von den Kaiserlichen belagerten Stadt heranrückende schwed. Heer unter Bernhard von Weimar von jenen unter Ferdinand von Oesterreich völlig geschlagen wurde; 1803 kam N. an Bayern. — Vgl. Mayer, „Die Stadt N., ihr Leben u. ihre Kunst im Lichte der Vorzeit" (Nördl. 1876).

Nordostseekanal. Da der Seeweg zwischen den beiden Deutschland bespülenden Meeren, Kattegat u. Skagerrack, für die Schiffahrt deshalb sehr gefährlich ist, weil sich zwischen Skandinavien u. Jütland die Ausflußströmung der Ostsee mit der Nordseeflut begegnet u. gerade dieser Meerestheil von Stürmen häufig heimgesucht wird, ist eine Kanalverbindung zwischen diesen Meeren von großer strategischer u. kommerzieller Bedeutung. Weder der Stecknitzkanal, der Elbe u. Trave verbindet, noch der Eiderkanal ist für größere Seeschiffe fahrbar; es ist deshalb von Seiten der preuß. Regierung in den letzten Jahren die Frage vielfach erwogen worden, welche Linie sich wol am besten zur Anlage eines solchen N.s eignen würde, u. man hat da vorzüglich zwei Linien näher ins Auge gefaßt: die eine verbindet Kiel mit St. Margarethen bei Hamburg u. hat den Vortheil, daß an ihren Endpunkten kommerziell u. strategisch wichtige Orte liegen; die andere will die Eider benutzen. Die Mündung dieses Flusses ist aber versperrt durch eine Barre, welche für größere Fahrzeuge nur bei Hochwasser zu passiren ist, u. durch Watten, die aus feinem Sande bestehen u. sich beständig verändern. Vom Juli bis Sept. 1875 hat nun die preuß. Regierung die Außeneider vermessen, das Fahrwasser zwischen den Watten gerade legen, die Prielen (Rinnsale), welche das Eiderwasser in den Sand der Watten gerissen hat, mit dem Hauptfahrwasser vereinigen u. diese Rinne durch Maschinen vertiefen lassen. Diese Arbeiten sollen bis 1877 fortgesetzt werden u. ihr Resultat wird dann entscheiden, ob die Eider für den N. nutzbar zu machen ist oder nicht.

Nordpol, s. „Pol" u. „Magnetismus".

Nordpolarländer, s. „Arktische Länder".

Nordpolfahrten. Die Fahrten nach dem hohen Norden haben in den letzten Jahren wenig Unterbrechung erlitten. Indem wir an die Bd. I. S. 968—78 gegebenen Darstellungen anknüpfen, betrachten wir die neuesten N. in kurzem Ueberblick nach ihrer räumlichen Vertheilung.

Der nördl. von Nordamerika gelegene Archipel ist alljährlich von Schiffern besucht worden, theils des Walfanges wegen, theils weil noch immer die Bestrebungen rege sind, genauere Nachrichten über den Untergang der Franklin'schen Expedition zu erlangen, theils im Interesse geographischer Forschungen überhaupt. Eine „nordwestl. Durchfahrt" giebt es nicht, Franklin hat eine solche so wenig gefunden als Mc Clure; jener ist bei dem Versuche, durchzudringen, mit Schiffen u. Mannschaft verunglückt; dieser hat die Mannschaft, nicht aber das Schiff von der Beringsstraße zum Lancastersund durchgeführt. Sollte aber auch unter bes. günstigen Verhältnissen einmal einem Schiffe eine einzelne Durchfahrt gelingen, so wäre damit immer noch nicht die Wahrscheinlichkeit eines zweiten glücklichen Erfolges erwiesen!

Während Hall mit zahlreichen Reliquien der Franklin-Expedition aus den Gegenden um King-William-Land zurückkehrte, war im gleichen Sommer der amerikan. Maler William Bradford mit dem „Panther" in die Baffins- u. Melville-Bai gefahren u. hatte dort künstlerische Studien ausgeführt. Der unermüdliche Hall aber rüstete eine neue Expedition, um direkt gegen den Nordpol vorzudringen. Am 10. Juni 1871 verließ er mit seinem gut ausgestatteten Dampfer „Polaris" Washington, nahm auch den deutschen Naturforscher Dr. Emil Bessels mit sich, passirte den Smithsund u. gelangte in beispiellos glücklicher Fahrt am 3. Sept. 1871 bis 82° 16′ n. Br., wo Packeis die Weiterfahrt hemmte. Hall richtete sich zur Ueberwinterung in Thank-God-Hafen ein, unternahm noch eine Schlittenfahrt gegen Norden, starb aber plötzlich am 8. Nov. 1871. Die Ueberlebenden versuchten im folgenden Jahre einen neuen Vorstoß nach Norden, kehrten aber bald mit der „Polaris" nach Süden um. In der Sturmnacht vom 12. Okt. gerieth das Schiff in Noth, die Hälfte der Mannschaft, aufs Eis ausgesetzt, wurde von den Uebrigen getrennt, u. diese 19 Mann gelangten nach einer wunderbar glücklichen Fahrt auf der treibenden Eisscholle bis in die Baffinsbai, wo am 29. April 1873 ein Schiff sie aufnahm. Die Uebrigen bauten nach Untergang des Schiffs zwei kleine Boote, fuhren gegen Süden u. wurden am 23. Juni 1873 vom „Ravenscraig", einem schott. Walfänger, aufgenommen. Zwei Schiffe waren von Nordamerika zur Hülfe gesandt worden, doch war nun ihre Hülfe nicht mehr nöthig. Von den Walfängern kehrten nam. der „Arctic", der unter Kapitän Albert Hastings Markham im J. 1873 vom Lancaster-Sund weit gegen Südwesten vorgedrungen war, u. der „Camperdown" im J. 1874 mit reicher Beute zurück; letzterer hatte 32 Wale erlegt u. 175 Tonnen Oel an Bord. Kein Wunder, daß solche Fahrten eifrige Nachahmer finden! — Der Eifer, noch weitere Nachrichten von den Geschicken der Franklin'schen Expedition zu erlangen, hat die Nordamerikaner veranlaßt, im J. 1876 eine neue Expedition in die Gewässer um King-Williams-Land zu entsenden, nachdem im J. 1875 der Engländer Allen Young mit der „Pandora" schon beim Eingange in jene Gewässer vom Eise zurückgewiesen worden war. Nachdem in England, vorzugsweise von Seiten der königl. Geographischen Gesellschaft, der dringende Wunsch laut geworden war, daß die engl. Nation in den Polarforschungen sich nicht von anderen Nationen überflügeln lasse, beschloß die Regierung die Ausrüstung einer neuen Nordpolexpedition auf Staatskosten. Der erfahrene Leopold Mac Clintock erhielt Befehl, die Ausrüstung zu leiten, der „Alert" u. die „Discovery", zwei Dampfer von 540 u. 440 Tonnen, wurden im Hafen von Portsmouth mit allem Nöthigen reichlich ausgestattet u. fuhren, von den Kapitänen Albert Markham u. H. N. Stephenson befehligt, am 29. Mai 1875 ab; Kommandant der ganzen Expedition war Kapitän Mac Nares. Den nöthigen Kohlenbedarf lieferte theils der vorausgesandte westgrönländ. Dampfer „Valorous", theils entnahm man denselben den Kohlenschichten der westgrönländ. Felsenufer bei der Insel Disco. Auch der Grönländer Hans u. zahlreiche Hunde wurden mitgenommen. Der „Alert" u. die „Discovery" legten am 27. Juli auf den Carey-Inseln im Norden der Baffinsbai Nachrichten nieder u. drangen dann durch den Smithsund vor; die niedergelegten Nachrichten aber fand der obengenannte Kapitän Allen Young mit der „Pandora" bei seiner Rückkehr aus dem Lancastersund. Young kam im Oktober nach England zurück u. fuhr am 15. Mai 1876 abermals aus, um womöglich Nachrichten von der engl. Expedition zu erlangen, deren Thätigkeit bis zum Herbste 1877 dauern soll. Wir wenden uns nun einem zweiten Gestade polarer Forschungen zu, den Ostküsten von Grönland. Kapitän Koldewey hatte mit der „Germania", dem Hauptschiffe der zweiten deutschen Nordpolarexpedition, die längs jener Küsten treibenden Eismassen durchbrochen, die Küsten so weit als möglich zu Schiffe u. dann wiederholt in Kähnen u. beschwerlichen Schlittenfahrten zu erforschen versucht, war aber, durch Eis gehindert, nicht über 77° nördl. Br. hinausgekommen. Die „Germania" überwinterte nun an der Sabine-Insel, die an der Fahrt Theil nehmenden Gelehrten führten zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten aus; im folgenden August wurde weiter südwärts der schöne Kaiser-Franz-Josef-Fjord entdeckt; das Schiff durchbrach nochmals glücklich die treibenden Eismassen u. kehrte im Herbst 1870 nach Deutschland zurück. Schlimmer war es dem Begleitschiffe, der „Hansa", ergangen, welche von jenen treibenden Eismassen eingeschlossen u. machtlos gegen

Südwest getrieben wurde. Das Schiff ging in dieser Lage zu Grunde, die Mannschaft rettete sich aufs Eis u. gelangte schließlich, nachdem sie die immer kleiner gewordene Scholle verlassen hatte, mit den Booten an die



Nr. 4337. Die „Germania“ im Eise.

Südspitze von Grönland. Sämmtliche Mannschaften waren wohlbehalten; ein weiteres Vordringen gegen den Nordpol hatte freilich nicht ausgeführt



Nr. 4338. Das Kaiser-Franz-Josefs-Fjord.

werden können, aber für die Erdkunde wie für die verschiedenen Naturwissenschaften hatte die Fahrt doch reichen Gewinn gebracht. – Im Sommer 1872 fuhr der Schotte David Gray auf den Walfang u. erreichte an der Ostküste Grönlands den 79.° nördl. Br. Das Meer war frei, die Eismassen trieben nach O.; leider benutzte er diese Gelegenheit nicht, sondern kehrte um, ohne die grönländ. Küsten aufgesucht zu haben! Der Engländer Leigh Smith dagegen fand kurze Zeit darauf die grönländ. Küste nicht offen. Beide Kapitäne führten Tiefseemessungen aus. In den Gewässern um Spitzbergen u. Nowaja-Semlja sind schwedische, britische u. deutsche Schiffe unausgesetzt thätig gewesen. Zwar galten die Fahrten dorthin hauptsächlich dem Robbenschlag u. wo möglich auch

dem Walfang, doch haben in lobenswerthem Eifer für die Wissenschaft nam. einige bremische u. schott. Rheder ihren stark gebauten Schiffen (fast ausschließlich Dampfern) auch gelehrte Forscher auf die Fahrt mitgegeben, so daß manche in praktischem Interesse unternommene Fahrt auch für die Wissenschaft von großem Werthe geworden ist. Der Afrikareisende Theodor v. Heuglin u. Graf Waldburg-Zeil-Trauchburg sammelten im Sommer 1870 im Süden u. Osten von Spitzbergen Naturalien aller Art u. nahmen Küsten u. Inseln trigonometrisch auf. Im J. 1871 fuhren die Oesterreicher Payer u. Weyprecht nordöstlich von Spitzbergen bis zum 79.° nördl. Br. u. sahen u. A. auch das seit langer Zeit für unnahbar geltende Gillisland (König-Karl-Land, nach Anderen Wyche-Land), welches bald darauf auch von den norwegischen



Nr. 4339. Wanderungen im Eismeer in der Winternacht. (Aus Julius Payer's Nordpolwerk.)



Nr. 4340. Schneetreiben im Packeise während der Winternacht. (Aus Julius Payer's Nordpolwerk.)

Schiffern Altmann mit der „Elvina Dorothea" u. Johnsen mit der „Lydiana" besucht wurde (im Sommer 1872); auch J. Nilsen befuhr dessen Küsten. In demselben Jahre fuhren Payer u. Weyprecht mit einer zweiten österr. Expedition, dem Dampfer „Tegetthoff", nach dem Norden, Graf v. Wilczek begleitete sie mit dem „Isbjörn" bis an die Küste von Nowaja-Semlja; der „Tegetthoff" aber wurde, ehe er zur Ueberwinterung an der Insel landen konnte — die beabsichtigte Ueberwinterung an der Nordküste Asiens war ganz unmöglich! — vom Eise eingeschlossen u. mit demselben von der Strömung hin- u. hergeführt, bis unter 80° nördl. Br. Land in Sicht kam u. das Schiff (vom Nov. 1873 an) still liegen blieb. Das Land, aus mehreren großen u. vielen kleinen Inseln bestehend, wurde von Payer eingehend auf Schlittenfahrten untersucht u. in seiner Gesammtheit Franz-Josefs-Land genannt; Payer kam bis über den 82.° hinaus u. konnte noch Land bis zu 83° erblicken. Da das Eis nicht wieder aufging, mußte endlich der „Tegetthoff" verlassen werden, u. mit Schlitten u. Booten trat die Mannschaft die mühsame Reise nach dem Süden an. Im Sept. 1874, nach einer mehr als zweijähr. Abwesenheit, kehrten die nordischen Länderentdecker in ihre Heimat zurück — der Hauptplan, ein weites Vordringen gegen Osten, hatte nicht verfolgt werden können; aber auch diese Reise war für die Wissenschaft von hohem Gewinn. (Vgl. Payer, „Die österr.-ungar. Nordpolexpedition in den Jahren 1872 bis 1874 ꝛc.", Wien bei Hölder 1875). — Unterdessen hatte auch Prof. Nordenskiöld, nachdem er im vorhergehenden Jahre sich in Grönland umgesehen, auch Hunde von da herübergeholt hatte, sich im Sommer 1872 mit dem Dampfer „Polhem" u. einigen Begleitschiffen aufgemacht, um im Norden von Spitzbergen zu überwintern u. mit dem ersten Frühjahr 1873, wenn nicht zu Schiffe, doch auf Eisschlitten, gegen Norden vorzudringen. Aber er konnte die Parry-Insel nicht erreichen, sondern mußte, frühzeitig vom Eise eingeschlossen, an der Nordwestküste von Spitzbergen überwintern. Leider waren auch seine Begleitschiffe u. mehrere Fischerschiffe demselben Schicksale verfallen, der reichlich berechnete Proviant war nun unzureichend, der Winter brachte viele Entbehrungen, eine bedeutende Anzahl von Männern starb an Hunger u. Kälte, u. Nordenskiöld blieb nichts übrig, als im J. 1873 heimzukehren. Mehrere Schiffe, nam. große Dampfer von Bremen (Rosenthal's „Albert" u. „Grönland", auch der bereits genannte „Isbjörn"), hatten versucht, im Winter 1872—73 gegen Spitzbergen vorzudringen, um den dort Nothleidenden Hülfe zu bringen, allein dem Eis u. dem Sturm u. der Polarnacht gegenüber hatten sich alle diese lobenswerthen Anstrengungen als ohnmächtig erwiesen. Den unermüdlichen schwed. Professor Nordenskjöld aber sehen wir im Juni 1875 abermals ausfahren, u. zwar von Tromsöe aus in das Karische Meer; er erreichte ungehindert am 15. Aug. die Mündung des Jenissei, sendete sein Schiff wieder heim u. fuhr den Jenissei aufwärts bis Jenisseisk, von wo er zu Lande über Kasan u. Petersburg zurückkehrte. Ob es sanguinische Hoffnungen sind, wenn man glaubt, es sei damit ein „neuer Seeweg" nach Sibirien gefunden? Die Eisbedeckung des Karischen Meeres ist bisher als sehr wechselnd befunden worden! Doch ist Nordenskiöld im Sommer 1876, nachdem er die Weltausstellung in Philadelphia besucht hatte, mit dem Dampfer „Ymer" abermals nach dem Karischen Meere gefahren: es gilt, den Jenissei nun eingehender zu untersuchen u. mit Handelsgeschäften einen Anfang zu machen. Das lange verschlossene u. als völlig unzugänglich bezeichnete Karische Meer, der „Eiskeller" zwischen Nowaja-Semlja u. den Mündungen des Ob u. Jenissei, hatte sich mehrere Jahre hindurch zugänglich gezeigt u. den Fischern u. Robbenschlägern reiche Beute gegeben. Im J. 1868 fischten 25, im J. 1870 bereits 60 norwegische Schiffe in den Gewässern westl. u. nördl. von Nowaja-Semlja; in letztgenanntem Jahre umfuhr Kapitän Johannesen auf dem „Nordland" jene Insel, kreuzte das Karische Meer bis an die Mündungen jener Ströme, fuhr nordwärts bis 77° nördl. Br. u. kehrte mit reicher Beute heim. Andere Schiffe folgten ihm nach, die Küsten von Nowaja-Semlja wurden von Kapitän Mack richtiger aufgenommen, auch die Meerenge Matotschkin Scharr wurde wiederholt durchfahren. Doch fand Kapitän Melsom im J. 1871 den Zugang zum Karischen Meere durch Eis geschlossen, ebenso Jensen, Svend Foyn u. Mack. Dagegen überwinterten fünf russ. Jäger nebst einem Samojeden auf Nowaja-Semlja unter 72° 30′ nördl. Br. u. erlegten zahlreiche Renthiere. Gleich ungünstig erwies sich das Karische Meer in den J. 1872 u. 1873; erst im J. 1874 gelang es dem Engländer Wiggans, mit der „Diana" durch die Waigats-Straße u. längs der Küste des Samojedenlandes bis zur Weißen Insel zu fahren u. bis 103° 40′ östl. von Ferro vorzudringen; den Plan, weiter nach Payer u. Weyprecht zu suchen, gab er auf u. kam am 3. Sept. nach Hammerfest zurück; eine Stunde später langten die Vermißten, deren Boote bei Nowaja-Semlja von einem russ. Schiffe aufgenommen worden waren, gleichfalls in Hammerfest an. Im Norden der Beringsstraße treiben jährlich mehrere Hundert nordamerikan. Walfahrer ihr gefährliches Gewerbe. So wurden im Sept. 1871 unweit der Wainwright-Bai im Norden von Alaska 33 Schiffe vom Eise eingeschlossen u. zerdrückt, die aus 90 Offizieren u. 1200 Matrosen bestehende Mannschaft konnte glücklicherweise von den übrigen Schiffen aufgenommen werden. Die Franzosen Lambert u. Pavy, welche nach einander dort einen Angriff auf den Nordpol wagen wollten, haben ihr Unternehmen nicht ausgeführt; Lambert starb, als er die Mittel zur Bezahlung seines großen Schiffs noch nicht zusammen hatte; sein Nachfolger Ambert dachte zuerst seine Pläne durchzusetzen, blieb aber daheim, eben so blieb Pavy in Kalifornien; der Franzose Pinart beschränkte sich auf Fahrten zwischen den Aleuten u. im Beringsmeer. Der Dampfer „Saranac", den die nordamerikan. Regierung im J. 1875 zur näheren Erforschung des Wrangell-Landes ausgesendet hatte, litt Schiffbruch. Von dem Bremer Verein für Nordpolarfahrt war für das Jahr 1876 eine dritte Expedition geplant worden. Die kaiserlich deutsche Regierung, welcher die Pläne vorgelegt wurden, beschloß aber, nachdem ein Rath von Sachverständigen zusammenberufen worden war, es nicht auf das ungewisse Ergebniß einer Einzelfahrt ankommen zu lassen, sondern mehrere feste meteorologische Stationen im hohen Norden zu gründen u. für Ueberwinterung einzurichten, denselben auch ein Schiff zur Verfügung zu stellen, welches die Verbindung zwischen den Stationen unterhalten u. vorkommenden Falls die Gelegenheit nach Norden vorzudringen benutzen soll. Solche Stationen würden auf Ostgrönland, Spitzbergen u. Jan Mayen zu errichten sein. Sollten die übrigen bei den Polarfahrten betheiligten Staaten, wie England, Schweden, Rußland u. Nordamerika, den Plan gutheißen u. Anlegung ähnlicher Stationen beschließen, so würde dadurch den arktischen Forschungen für die Zukunft eine sichere Basis gegeben sein. Denn nicht das Entdecken einzelner neuer Länder u. Inseln, sondern die Erkenntniß aller der physikalischen Erscheinungen des hohen Nordens u. ihrer Verbindung mit den klimatischen Verhältnissen der Erde ist es, worauf es hier hauptsächlich ankommt.

Nordsee od. Deutsches Meer (engl. German Ocean) heißt der zwischen Großbritannien, den Niederlanden, Deutschland, Dänemark u. Norwegen gelegene Theil des Atlantischen Ozeans, welcher ungefähr einen Flächenraum von 12,000 □M. bedeckt u. durch die Straße von Calais mit dem Kanal (s. d.) u. dem Westeuropa bespülenden Theil des Atlantischen Ozeans, durch Skagerrack u. Kattegat mit der Ostsee in Verbindung steht. Die Tiefe des Meeres ist nicht bedeutend, am geringsten an der niederländ., deutschen u. dän. Küste, am größten zwischen Schottland u. Norwegen u. unmittelbar an dessen Küste, an welcher der Grund der N. steil bis zu einer Tiefe von 430 Faden abstürzt. Von dem Helder in den Niederlanden bis zu Blaavands Huk dehnt sich zwischen den Fries. Inseln u. dem Festlande das 8—16 Km. breite Wattenmeer aus, welches zur Ebbezeit wasserfrei ist, mit Ausnahme der Tiefen od. Wattenströme, durch welche die Flut u. die kontinentalen Ströme ein- u. ausdringen. Die größten Busen haben die Niederlande im Zuidersee, Deutschland im Dollart u. Jade-Busen u. Großbritannien im Dornoch-, Moray-Firth, Firth of Forth, The Wash u. im Mündungsbusen der Themse aufzuweisen, während die norweg. Küste von zahlreichen Fjorden zerrissen ist; außerdem vereinigen sich die deutschen u. engl. Ströme in golfähnlichen Mündungen mit der N.; Elbe, Weser u. Ems strömen ihr im S., Rhein im SW., Themse u. Humber im W. zu. Die Strömungen hängen größtentheils von den Winden ab; doch flutet das Meer aus dem Skagerrack nach W. u. führt so die Gewässer der Ostsee, welche durch den Zufluß großer Ströme mehr Wasser erhält, als sie verdunsten kann, der N. zu; eine zweite Strömung geht an der brit. Ostküste nach S. u. hebt an der Meerenge von Calais die von W. kommende Kanalströmung auf. Die Flut, welche am stärksten an der engl. u. niederländ. Küste auftritt, wird dann bes. gefährlich, wenn sich zu ihr ein starker Nordweststurm gesellt u. große Wassermassen in die N. wälzt, die, da sie nur durch die Straße von Calais abfluten können, sich an den südl. Küsten der N. aufstauen müssen. Derartige Springfluten haben nicht nur die Ost- u. Westfries. Inseln vom Kontinent getrennt, sondern sind auch Ursache der Entstehung des Zuidersees, des Dollarts u. Jade-Busens gewesen.

Nordstrand, die südlichste der Ostfries. Inseln an der Westküste Schleswigs, 8 Km. lang u. ebenso breit, mit 2400 E., unter denen 300 Katholiken sind; wird vom Festlande durch den Heversstrom, von der Insel Pellworm durch die Pellwormer Tiefe geschieden. Ihre Bevölkerung, die vorzugsweise in dem Orte Odenbüll wohnt, treibt auf dem fruchtbaren, durch große Deiche gegen die Meeresfluten geschützten Marschboden Landwirthschaft u. hat tüchtige Seefahrer. Ursprünglich ein Theil des Festlandes, bildete N. mit Pellworm u. den Halligen (s. d.) im Mittelalter eine 9—11 M. lange u. 3—8 M. breite Insel gleiches Namens, auf der nicht weniger als 162 Kirchen gestanden haben sollen; 1300 spülte das Meer den Flecken Rungholt mit 7 Kirchspielen weg; andere Springfluten in den folgenden Jahrhunderten, nam. die gewaltige

vom 11. Okt. 1634, zerspalteten die Insel in jene Theile u. brachten vielen Tausenden von Menschen den Untergang.

Nordwestliche Durchfahrt, s. „Arktische Länder".

Norfolk, Grafschaft im östl. England, 99,7 □M. mit 438,656 E. (1871); wird im N. u. O. von der Nordsee bespült u. grenzt im S. an Suffolk, im W. an Cambridge u. Lincoln u. besteht zum größten Theile aus vielfach versumpftem Tieflande, das nach W. zu dem niedrigen Plateau der Anglican Heights ansteigt. Soweit das Land nicht mit Moor u. Heide bedeckt ist, bringt es reiche Ernten von Weizen, Gerste u. Rüben hervor u. gestattet eine ausgedehnte Geflügel- u. Viehzucht. Die Flüsse, unter denen Ouse, Yare u. Waveney die bedeutendsten sind, u. die Küsten sind reich an Fischen. Makrelen- u. Heringsfang bildet eine sehr einträgliche Beschäftigung der Bewohner; Getreide, Mehl, Hühner u. Gänse sind die wichtigsten Ausfuhrartikel. Die Industrie ist auf die Hauptstadt Norwich (s. d.) beschränkt; der bedeutendste Hafenplatz ist Yarmouth (s. d.), Lynn-Regis (16,562 E.) eine blühende Handelsstadt.

Norfolk, Hafenstadt im nordamerikan. Unionsstaat Virginia mit 19,229 E. (1870), am rechten Ufer des Elizabeth River, 7 M. von der See gelegen u. durch den Dismal-Swamp-Kanal mit der Chesapeake-Bai verbunden, hat einen geräumigen, durch Forts vertheidigten Hafen u. ist eine wichtige Flottenstation der Vereinigten Staaten.

Norfolk als Grafentitel erscheint zunächst der engl. Familie Bigod eigen, deren letzter Sproß, der Marschall Roger Bigod, 1297 als eifriger Vertheidiger des Steuerbewilligungsrechtes gegen Eduard I. auftrat. Titel u. Würde empfing dann der Bruder Eduard's II., Thomas von Brotherton, dessen Urenkel Thomas Mowbray 1397 der erste Herzog von N. wurde, ein kecker Gegner Richard's II. u. Heinrich's IV. Sein Schwiegersohn war der erste Howard, der jene Würde empfing u. von dem alle späteren Herzöge v. N. abstammen, einige von weltgeschichtlicher Bedeutung. Da John Howard Herzog v. N. bei Bosworth 1485 mit Richard III. gefallen war, wurde seinem Sohne Thomas Howard von Heinrich VII. der Titel entzogen, aber für manche Verdienste, bes. für seinen Sieg über die Schotten bei Flodden, 1513 von Heinrich VIII. zurückgegeben. Er starb 1524 als Lordschatzmeister. Sein Sohn Thomas Howard (geb. 1474) zeichnete sich in den Kriegen gegen Frankreich u. Schottland aus u. führte als geschmeidiges Werkzeug des Königs den Vorsitz in der Gerichtskommission, die seine Nichte Anna Boleyn (1536) verurtheilte, verfolgte die Reformirten wie die Katholiken, blieb auch nach der Hinrichtung seiner Nichte Katharina Howard treuer Anhänger des Königs, wurde aber trotzdem mit seinem ältesten Sohne 1546 eingekerkert, weil er die Dynastie habe stürzen wollen, u. wäre diesem auf das Schoffot gefolgt, wenn nicht der König am Tage zuvor gestorben wäre. Unter Maria der Katholischen erhielt er als eifriger Katholik seinen ganzen Einfluß wieder u. starb 1554. Sein Enkel Thomas Howard, H. v. **N.** (geb. 1536), büßte für den Plan, mit Hülfe Spaniens Maria Stuart zu befreien u. an ihrer Hand den Thron zu besteigen, am 2. Juni 1572 mit dem Tode. Fast 2 Jahrhunderte blieben seine Nachkommen wegen ihrer Konfession von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen, bis Bernhard Edward Howard (geb. 1765) nach der Emanzipationsbill 1829 als erster kathol. Lord in das Oberhaus eintrat. Sein Enkel Henry Granville Howard (geb. 1815), eifriger Vertheidiger der kathol. Interessen im Parlamente, starb 25. Nov. 1860; die Güter des Hauses wie der Titel eines Herzogs v. N. gingen an seinen Sohn Henry Fitzalan Howard (geb. 27. März 1847) über.

Noricum war im Alterthum der Name eines Landes südl. der Donau, im W. von Rhätien u. Vindelicien, im N. von Germanien, im O. von Pannonien, im S. von Pannonien u. Italien begrenzt; N. umfaßte demnach das heutige Ober- u. Niederösterreich, Salzburg, Steiermark u. Kärnten. Die Bewohner waren Kelten u. hießen Taurisker (d. h. Bergbewohner); das Land hatte seinen Namen vermuthlich von der Hauptstadt Noreja (wahrscheinlich bei dem steierischen Neumarkt); zu den Tauriskern kamen später noch die Bojer. Hauptprodukt des Landes war das in den norischen Bergen gewonnene Eisen, welches schon im 2. Jahrh. v. Chr. die Römer zur Anknüpfung von Handelsverbindungen mit N. bewog. Zum Schutze des Reiches gegen die einbrechenden Cimbern sandte Rom 113 v. Chr. den Konsul Papirius Carbo, der aber bei Noreja von den Cimbern besiegt wurde. Im J. 14 v. Chr. wurde N. röm. Provinz; der östlichste Theil wurde zu Pannonien geschlagen. Zur Zeit der röm. Kaiser hatte N. viel von den Einfällen germanischer Stämme zu leiden. Nach der Vernichtung des Weström. Reiches gehörte ein großer Theil des Landes zum Ostgoth. Reiche; hier ließen sich im 6. Jahrh. die slav. Karantanen (daher der Name Kärnten) nieder, während den Nordwesten die Bajuvaren (Bayern), den Nordosten die Avaren inne hatten. An bedeutenden Städten in N. werden außer Noreja genannt: Petavio (Pettau) an der Drau, Vindobona (Wien), Carnuntum (Deutsch-Altenburg), letztere drei später zu Pannonien gehörig; ferner Virunum (bei Klagenfurt), Celeja (Cilly), Laureacum (Lorch), Lentia (Linz) u. Juvavia (Salzburg).

Norische Alpen, s „Alpen".

Norium. Im J. 1845 glaubte Svanberg gefunden zu haben, daß die in den Zirkonen enthaltene Erde, die Zirkonerde, aus zwei verschiedenen Erden bestehe; er nannte daher die eine neue Erde Norerde u. das darin enthaltene Metall N. Nach neueren Untersuchungen von Berlin u. Hermann existirt jedoch diese Norerde nicht, sondern ist nur eine durch Thonerde verunreinigte Zirkonerde. Das N. ist demnach aus der Reihe der chemischen Grundstoffe wieder gestrichen.

Norm (vom lat. norma, Richtmaß), Regel, Richtschnur, Muster; beim Buchdruck der unten auf die erste Seite jedes Bogens gesetzte abgekürzte Titel eines Werkes; normal; vorschriftsmäßig, regelrecht; normiren, nach der Vorschrift regeln, anordnen, bestimmen.

Normanby (spr. Norrmännbi), Constantine Henry Phipps, Graf **v. Mulgrave,** Marquis v., engl. Staatsmann, geb. zu London 15. Mai 1797; studirte in Cambridge, trat 1819 ins Unterhaus, gerieth aber durch seine feurigen Reden zu Gunsten der Katholikenemanzipation in Zwiespalt mit seinem Vater, einem Hochtory, u. zog sich deshalb aus dem öffentlichen Leben wieder zurück. 1822 nahm er jedoch seinen Sitz im Parlamente aufs Neue ein, um Lord John Russel's erste Anträge auf eine Reform desselben zu unterstützen. 1831 folgte er seinem verstorbenen Vater als Graf Mulgrave u. saß seitdem im Oberhause, wurde 1833 Gouverneur von Jamaica, wo er, trotz des Widerstrebens der dortigen Gesetzgebenden Versammlung, die Aufhebung der Negersklaverei vorbereitete, kehrte 1834 zurück, um das Amt eines Siegelbewahrers zu übernehmen, u. ging 1835 als Lordleutnant nach Irland. Hier machte er sich durch seine gerechte Verwaltung bald populär, zog sich aber auch den Haß der Orangepartei zu. 1838 zum Marquis v. N. erhoben, trat er im Aug. 1839 als Kolonialminister an Lord Glenelg's Stelle, erregte aber wegen seiner energischen Maßregeln, nam. gegen die Gesetzgebende Versammlung von Jamaica, einen solchen Widerspruch im Parlament, daß er schon im Dez. sein Ministerium mit dem des Innern vertauschte. Durch die Niederlage der Whigpartei im Aug. 1841 verdrängt, gehörte er seitdem zu den Führern der Opposition im Oberhause. 1846 wurde er Botschafter in Paris, gerieth aber nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 durch die Instruktionen Palmerston's in eine schiefe Stellung u. wurde Ende Jan. 1852 abberufen. Nachdem er noch 1855—58 seine Regierung in Florenz vertreten hatte, beschränkte er seine politische Thätigkeit wieder nur auf das Parlament, wo er aber nunmehr gegen die Whigs stimmte, u. starb zu London 28. Juli 1863. N. hat sich als Schriftsteller vortheilhaft bekannt gemacht, insbes. durch die Romane „Matilda" (Lond. 1825), „Yes and no" (2 Bde., ebd. 1828) u. „The contrast" (3 Bde., ebd. 1832) sowie durch „A year of revolution" (die Franz. Revolution von 1848, ebd. 1858). In der Peerswürde folgte ihm sein Sohn George Augustus Constantine Phipps, 2. Marquis **v. N.,** früher Graf v. Mulgrave, geb. 23. Juli 1819, 1851 Mitglied des Geh. Raths, 1853 Schatzmeister des königl. Hofes, 1858 Leutnantgouverneur von Neuschottland u. jetzt Gouverneur von Queensland.

Normandie, ehemalige Provinz im NW. Frankreichs, grenzte im N. u. W. an den Kanal, im O. an die Picardie u. Isle de France, im S. an Orléannais u. Maine u. im SO. an die Bretagne u. umfaßt gegenwärtig die Dep. Seine inférieure, Eure, Orne, Calvados u. Manche. Dieppe, Rouen, Le Hâvre, Caen u. Cherbourg sind die bedeutendsten Städte dieser Provinz, welche durch die Seine mit dem Innern Frankreichs in Verbindung steht. Die Normannen, welche noch Mancherlei von ihren alten Sitten u. Trachten bewahrt haben, sind ein intelligentes u. fleißiges Volk; sie zeichnen sich ebensowol durch Gewerbfleiß (Hüttenwesen, Baumwollen- u. Leinenweberei, Spinnerei, Bergbau) wie durch treffliche Bewirthschaftung des Bodens aus, treiben sehr bedeutenden Fischfang u. gelten bes. für gute Seeleute. Das Land hatte 1872 auf 536,43 □M. 2,564,934 E. N. heißt es von den Normannen (s. d.); 1036 ward das Land zum Herzogthum erhoben u. 1449 definitiv mit Frankreich vereinigt.

Normannen od. Nordmannen, in England auch Dänen, nannte man jene kühnen skandinavischen Abenteurer, welche schon seit der Völkerwanderung, am großartigsten u. häufigsten aber seit Anfang des 9. Jahrh. „Wikingerzüge" nach den Küsten Deutschlands, Frankreichs u. Englands unternahmen. Getrieben von der Wanderlust, gelockt durch die Gefahr u. die Beute, drangen sie unter der Führung von Seekönigen durch die Flußmündungen in das Land ein, raubten, verheerten u. brachten den Gewinn nach der Heimat. 841 zerstörten solche Scharen Rouen u. Amboise u. belagerten Tours, andere eroberten Nantes, plünderten Bordeaux, bedrohten Toulouse. Paris fiel ihnen dreimal (845, 857 u. 861) in die Hände u. mußte ihren Abzug erkaufen. 859 wurden selbst Nîmes u. Arles geplündert, früher schon Lissabon, Sevilla, das ital. Spezzia, Pisa, ja Griechenland u. Kleinasien. — In Deutschland fanden sie Anfangs tapfere Gegner an den Friesen u. Sachsen. Dennoch schlugen sie in Gent u. Nimwegen ihr Hauptlager auf, zerstörten nach Ludwig's des Deutschen Tode eine Anzahl rhein. Städte bis Worms hinauf, auch Trier u. Metz, Antwerpen, Mecheln, Utrecht u. Aachen. Noch 887 erkaufte Karl der Dicke ihren Abzug von Paris, aber sein Nachfolger Arnulf schlug sie bei Löwen a. d. Dyle 891, daß sie nicht wiederkamen. In Frankreich erhielt Rollo die Tochter Karl's des Einfältigen 911 zur Gemahlin, die Normandie (s. d.) zu Lehn u. ward Christ. — In England erschienen die N. zuerst unter der Regierung Egbert's von Wessex, bedrängten auf ihren kleinen u. zahlreichen Schiffen die ganze flache Ostküste u. sicherten sich den Besitz der östl. Landschaften so vollkommen, daß Alfred d. Gr. selbst nach dem Siege von Eddington 880 ihren König Guthrun, der sich taufen ließ, nur zu seinem Lehnsmanne machte. Nun konnte er 884 u. 886 auch Rochester u. London den Dänen abnehmen u. durch die Erbauung von Burgen u. Gründung einer Flotte fernere Angriffe abwehren. Dennoch entrissen die Dänenkönige nach der Vertreibung Ethelred's dem angelsächs. Hause die Herrschaft von 1014—1041, u. mit Wilhelm dem Eroberer kam 1066 nach dem Tode des Angelsachsen Eduard eine franz.-normänn. Dynastie auf den Thron. — Auch in Unteritalien faßten franz. N. im 11. Jahrh. Fuß. Als bewaffnete Pilger auf der Rückkehr von Jerusalem kämpften sie zuerst für die Griechen gegen die Sarazenen in Apulien, dann, als neue Scharen herbeigeholt waren, unter den heldenmüthigen Söhnen Tancred's von Hauteville für eigene Rechnung. Die erste unabhängige Grafschaft gründete Rainulf 1027 in Aversa, weitere Eroberungen nahmen sie schon 1054 von Papst Leo IX. zu Lehn, Robert Guiscard ward als Herzog von Apulien Lehnsmann u. Beschützer Gregor's VII., sein Neffe Roger II. empfing 1130 aus der Hand Anaklet's II. die Königskrone Beider Sizilien. Seinen Urenkel Wilhelm III., den letzten Erben dieses normänn. Stammes, ließ der Hohenstaufe Heinrich VI. 1194 absetzen u. blenden. — Auch in Rußland erschienen 860 die N. unter dem Namen Waräger od. Varinger, da Nowgorod einem Führer derselben, Rurik, die Herrschaft anbot, u. bildeten fortan die gefürchtete Leibgarde der Großfürsten, wie später auch als Söldner der byzantinischen Komnenen. — Die merkwürdigste Gründung der N. ist wol die des Freistaates auf Island (s. d.). Als um 900 Harald Harfagar in Norwegen u. Gorm der Alte in Dänemark alle Gewalt an sich gerissen hatten, segelten Unzufriedene nach dem fernen Eislande, das Normänner zuerst entdeckt, N. von den Faröerinseln zuerst besucht hatten. Durch vortreffliche Staats- u. Rechtsordnung, durch sorgsame Bewältigung des rauhen Bodens kam ihr Gemeinwesen in Blüte. Durch Erich den Rothen wurde am Ende des 10. Jahrh. auch Grönland, durch seinen Sohn Leif Winland (s. d.) kolonisirt. Bis in die Gegend des heutigen Carolina scheint dieser unternehmendste deutsche Stamm vorgedrungen zu sein. — Vgl. M. Büdinger, „Ueber die N. u. ihre Staatengründungen" (in Sybel's „Historischer Zeitschrift", Bd. IV, 1860).

Normannische Inseln (franz. Iles Normandes, engl. Channel Islands, d. h. Kanalinseln), eine zu Großbritannien gehörige Inselgruppe im Kanal im W. der Küste der Normandie, bestehen aus Jersey (s. d.), Guernsey (s. d.) u. Alderney (s. d.), zusammen 3,55 □M. mit 90,596 E. (1871), welche normann. Abkunft sind, aber auch engl. u. franz. sprechen u. eine eigene, der engl. ähnliche Verfassung haben.

normännischer Baustil, s. „Baukunst".

Normatage heißen vorzugsweise in Oesterreich diejenigen hohen Feiertage, an welchen alle Schauspiele, Bälle, Konzerte u. sonstige öffentliche Lustbarkeiten untersagt sind. Zu denselben gehört die Charwoche bis zum Ostersonntag inclusive, der Aschermittwoch, Mariä Verkündigung, der Pfingstsonntag, Frohnleichnamstag, Mariä Geburt u. um Weihnachten die vier Tage 22.—25. Dez. Es giebt auch eine Anzahl weniger streng gehaltener N., an welchen z. B. die Theater nicht geschlossen werden. Andererseits bestimmt der Hof gewisse N., welche zu den kirchlichen Festen in keiner Beziehung stehen. Zu diesen Hofnormatagen gehören nam. auch gewisse Sterbetage, an deren Vorabenden das Burgtheater geschlossen bleibt. Aehnlichen Einrichtungen, nur nicht unter demselben Namen, begegnet man auch in andern Ländern.

Nornen sind die drei Schicksalsgöttinnen der nord. Mythologie, Jungfrauen aus dem Riesengeschlecht; sie heißen Urdr, Verdandi u. Skuld (d. h. das Gewordene, das Werdende u. das Werdensollende), repräsentiren also Vergangenheit, Gegenwart u. Zukunft. Die N. bestimmen jedem Menschen seine Lebenszeit; jedem neugeborenen Kinde nahen sie u. fällen ihr Urtheil über dasselbe. Eine von ihnen, gewöhnlich die jüngste, wird übelwollend u. böse, dem Willen der andern Schwestern entgegenwirkend, gedacht. Eine spätere Zeit nahm eine große Anzahl von N. an u. vermengte sie mit den Walküren; allmählich wurden dann die N. überhaupt zu geisterhaften Frauen.

Noroña, Don Gaspar Maria Nava Alvarez, Graf v., span. Dichter, wurde 6. Mai 1760 zu Castellon de la Plana geb. u. starb nach einem vielbewegten Leben, in welchem er seinem Vaterlande als Militär u. Diplomat in hohen Stellungen gedient hatte, 1816 zu Madrid. N. hat sowol die lyrische als auch die epische Poesie (nam. die Ode u. das philosophische Lehrgedicht) gepflegt u., wenn seine Dichtungen auch durchaus nicht Schöpfungen ersten Ranges sind, so zeichnen sie sich doch durch Formengewandtheit u. Natürlichkeit aus. Seine „Poesias" (2 Bde., Madrid 1799—1800) enthalten eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte sowie das philosophische Lehrgedicht „La muerte" u. die heroisch-komische Dichtung „La Quicaida". Das Epos „La Ommiada" erschien 1816 (2 Bde., Madrid), seine Nachahmungen u. Uebersetzungen oriental. Gedichte erst 1833 zu Paris unter dem Titel „Poesias asiaticas."

Norrbotten od. Luleå-Län, die nördlichste u. größte Provinz Schwedens, zählt auf 1931,68 □M. nur 81,987 E. (1874); grenzt im SO. u. S. an den Bottn. Meerbusen, im O. an Finnland, im N. an Norwegen, im W. an Westerbotten u. gehört zu der Landschaft Norrland (s. d.). Von der Küstenniederung steigt das zu 3/4 mit Waldungen bedeckte Land terrassenförmig zu den norweg. Grenzgebirgen an u. bietet bes. in seinem mittleren u. nördl. Theil mit den langgestreckten Seen u. den prachtvollen Wasserfällen die großartigen Reize einer alpinen Natur dar. Zahlreiche Flüsse strömen der Ostsee zu, unter ihnen der russ.-schwed. Grenzfluß Torneå-Elf, der Kalix-Elf, der Luleå-Elf, der Abfluß des langgestreckten Sees Luleå-Jaur, u. der Skellefteå-Elf, der den Stor-Afvansee entwässert. Die Flüsse sind reich an Fischen, nam. Lachsen, die Wälder an Wild u. die Gebirge an Erzen, bes. Eisen, das aber wegen des Mangels an Verkehrswegen nur in sehr beschränkter Weise abgebaut wird. Von der Bevölkerung sind 4600 Lappen, die Renthierzucht, Jagd u. Fischfang treiben. Pelze, Eisen, Holz u. Theer sind die wichtigsten Ausfuhrartikel. Die bedeutendsten Orte liegen am Meere, so Haparanda an der finn. Grenze mit 936 E., u. Luleå, die Hauptstadt, mit 2470 E.

Norrköping, eine der schönsten Städte Schwedens mit 26,365 E. (1874), an der Mündung des Motala in den Ostseebusen Bråviken gelegen u. mit großen, breiten Häusern regelmäßig gebaut. Von den Plätzen ist der schönste der Johannsplatz mit der von Schwanthaler modellirten Statue König Karl's XIV. Johann, von den 3 Kirchen die St. Olafskirche bes. sehenswerth. Die reißende Motala, über die 4 Brücken führen, gewährt der Industrie eine außerordentlich reiche Wasserkraft u. hat N. nach Stockholm zur bedeutendsten Fabrikstadt Schwedens gemacht; das Hauptprodukt der Stadt ist Tuch, nächstdem Baumwollwaaren, Strumpfwaaren, Zündhölzer, Zucker, Tabak, Mehl, Leder, Seife, Oel u. A. m. Von Wichtigkeit sind die Schiffswerften. Der rege Handel wird durch den guten Hafen begünstigt, für den jetzt neue Docks gebaut werden. Kupfer, Eisen, Eisenwaaren, Getreide u. Holz sind die wichtigsten Ausfuhrartikel. Im N. liegt das großartige Eisenwerk u. die Kanonengießerei Finspång mit schönem Schloß. — N. wird schon 1185 erwähnt; 1604 ward hier ein Reichstag abgehalten, der Karl IX. die schwed. Krone übertrug u. seinem Sohne Gustav Adolf die Erbfolge sicherte.

Norrland, die nördlichste der schwed. Landschaften, 4774 □M. mit 561,051 E.; grenzt im W. u. N. an Norwegen, im NO. an Finnland, im O. an die Ostsee u. im S. an Sveåland u. besteht aus den Länen Gefleborg (s. d.), Jemtland (s. d.), Westernorrland (s. d.), Westerbotten (s. d.) u. Norrbotten (s. d.).

Norte (Rio del), Rio Bravo del N. od. Rio Grande del N., nach dem Mississippi der größte der in den Golf von Mexiko mündenden Ströme; entspringt im nordamerik. Unionsterritorium Colorado, in dem San-Luis-Park, einer Hochebene der Felsengebirge, durchfließt den versumpften San-Luis-See u. durchströmt dann den Staat Neu-Mexiko in einem von zwei parallelen Gebirgsketten begrenzten, schmalen Thale, das sich im S. verbreitert. Indem er seinem bis dahin südl. Laufe eine südöstl. Richtung giebt, bildet er bis zu seiner Mündung die Grenze

zwischen den mexikan. Republiken Chihuahua, Cohahuila u. Tamaulipas u. dem nordamerik. Unionsstaate Texas u. mündet unterhalb Matamoros. Da er seinen Lauf fast nur durch Steppenlandschaften nimmt, ist er an Nebenflüssen arm; links strömt ihm der Pecos, rechts der Conchos, Sabinas u. San Juan zu. Bei im Ganzen sehr niedrigem Wasserstande ist nur der untere Theil seines Laufes schiffbar; größere Schiffe gelangen bis Reynosa, wo der Strom noch 2 m. Tiefe hat, kleinere Dampfer zur Regenzeit bis Laredo, etwa 60 M. von der Mündung. Bei 370 M. Stromlänge bewässert der Strom nur ein Gebiet von etwa 10,000 □M.

North (spr. Nohrs), 2. Graf **v. Guilford**, Frederik, Lord, engl. Staatsmann, geb. 24. April 1732; studirte in Oxford, trat 1754 ins Unterhaus, war bereits 1759—65 einer der Lords der Schatzkammer, wurde 1766 Zahlmeister der Armee, 1767 Lordschatzkanzler u. trat 1770 an die Spitze der Regierung. Indem er sofort das Schicksal Irlands milderte, die zerrüttete Ostind. Compagnie der Oberaufsicht der Krone unterwarf, die Verfassung Canada's reformirte u., um die Händel mit den amerik. Kolonien beizulegen, alle Kolonialzölle mit Ausnahme des Theezolls in Wegfall bringen ließ, machte er sich sehr populär. Aber gerade das Aufrechterhalten des Theezolls führte zu jenem Kampfe der amerik. Kolonien mit dem Mutterlande, der die Losreißung jener u. die Gründung ihres freien Staatenbundes zur Folge hatte. Trotz aller ungeheueren Schwierigkeiten, die ihm dieser unglückliche Krieg u. eine von Männern, wie die beiden Pitt, Fox, Burke u. Norfolk, geleitete parlamentarische Opposition bereiteten, wußte sich N. doch mit großem Geschick bis 19. März 1782 am Staatsruder zu behaupten. Um dann das Ministerium seines unversöhnlichen Nebenbuhlers Pitt (s. d.) stürzen zu helfen, verband er sich sogar mit seinem Gegner Fox (s. d.) u. trat 20. April 1783 als Staatssekretär für das Innere in das sog. Ministerium der Talente, das sich aber nur bis 18. Dez. desselben Jahres halten konnte, um einem neuen Kabinet Pitt Platz zu machen. Seitdem saß er wieder im Unterhause auf Seite der Opposition, bis er 1790 als Erbe seines Vaters ins Oberhaus trat. Er starb zu London 5. Aug. 1792. — Vgl. „Histoire de l'administration de Lord N." (2 Bde., Lond. 1794) u. „Correspondence of George III with Lord N." (2 Bde., Lond. 1867).

Northampton (spr. Nohrßämpt'n), Grafschaft im mittleren England, 46,3 □M. mit 243,891 E. (1871), ist eine wellenförmige, fruchtbare u. reich bewaldete Ebene, welche im S. u. W. zu Hügellandschaften ansteigt u. von den Thälern der Ouse, des Nen u. Welland durchschnitten wird. N. ist ein vorzugsweise Viehzucht treibendes Grasland, das aber auch beträchtliche Mengen von Getreide zur Ausfuhr bringt. Der Mangel an Kohlen hat die Entwicklung der Industrie gehemmt. Die Hauptstadt N. mit 41,168 E. (1871), am nördl. Ufer des von hier schiffbaren Nen, 15 M. im NNW. von London, ist sehr regelmäßig gebaut, hat einen sehr großen Marktplatz u. in der im griech. Stile erbauten Grafschaftshalle (Shire Hall) u. im Theater hervorragende Bauwerke. Die Industrie ist beträchtlich, nam. die Gerberei, die Schuh- u. Stiefelfabrikation, außerdem aber auch die Eisen- u. Messinggießerei, Bierbrauerei u. Spitzenfabrikation. Für den Pferdehandel ist N. einer der wichtigsten Plätze in England. In der Nähe der Stadt ward 10. Juli 1460 Heinrich VI. von Herzog Richard v. York besiegt u. gefangen genommen. Die zweitgrößte Stadt der Grafschaft ist Peterborough (s. d.).

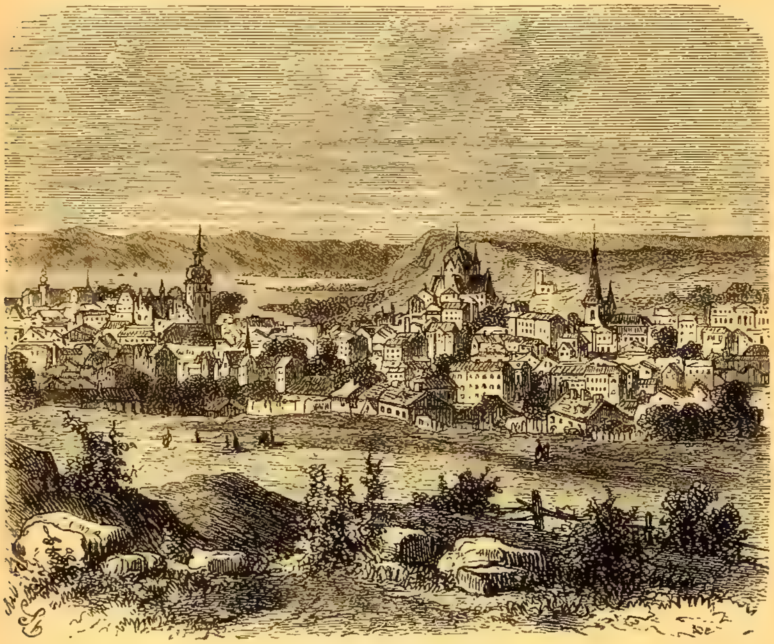
Northumberland (spr. Nohrßömberländ), die nördlichste der engl. Grafschaften, 94,8 □M. mit 386,646 E. (1871); wird von der Nordsee, Durham, Cumberland u. den schott. Grafschaften Berwick u. Roxburgh begrenzt u. hat seinen Namen von dem Humberfluß, an dessen Nordseite es liegt. Die Küste ist flach, die Mitte u. der S. wellig, der N. erhebt sich in Moorlandstrichen an der schott. Grenze zu den Cheviot-Hills. Gegen Durham bildet der Tyne, gegen Schottland der Tweed die Grenze. Der Boden ist größtentheils fruchtbar, ganz bes. in dem schönen Thale von Hexham; die Hügel- u. Berglandschaften bieten treffliche Weiden dar. In den S. der Grafschaft reicht ein großes Steinkohlenfeld von Durham hinüber u. hat diesen Theil sich industriell außerordentlich entwickeln lassen. Auch ist N. reich an Eisen, Blei u. Zink, an letzterem bes. im Bezirk von Allendale. Die Industrie, welche ihren Hauptsitz in Newcastle upon Tyne (s. d.) hat, beschäftigt nam. Hohöfen, Kupfer- u. Bleihütten, Eisengießereien, Maschinenbauanstalten, Schiffswerften, Glashütten, Fabriken für Schiffsbedürfnisse u. Chemikalien. Von Wichtigkeit ist die Fischerei, die Lachs, Hummer u. Seefische zur Ausfuhr nach London liefert. Nach der Hauptstadt Newcastle (s. d.) sind die größten Städte der Grafschaft Tynemouth (s. d.) mit North-Shiels u. Berwick on Tweed (s. d.). Bei dem Dorfe Wallsend am Tyne fängt die große Römermauer an, welche Agricola begonnen, Hadrian befestigt u. Severus beendet hat, u. die bis zum Solway Firth quer durch England hindurchführte. Von derselben sind noch einzelne Ueberreste vorhanden.

Northumberland ist Grafen- u. Herzogstitel der engl. Familie Percy. Ein Graf Robert v. N. nahm 1093 unter Wilhelm II. den König Malcolm von Schottland gefangen; ein Anderer zwang 1297 William Wallace bei Stirling, Unterhandlungen anzuknüpfen; ein Dritter, Heinrich Percy, machte für Eduard III. 1346 bei Nevils Croß den schott. König David Bruce zum Gefangenen u. trat 1377 für John Wycliffe auf. Sein Sohn gleichen Namens spielte die trügerische Unterhändlerrolle für Heinrich IV. v. Lancaster mit Richard II., glaubte sich aber für seine Dienste von König Heinrich nicht genügend belohnt u. empörte sich 1403. Während sein Sohn Heinrich Percy, genannt Heißsporn, bei Shrewsbury getödtet wurde, kam er selbst mit einer Geldbuße davon, fiel aber 1408 bei Bramham, als er nochmals die Fahne des Aufruhrs erhoben hatte. Seinen Enkel Heinrich Percy setzte trotzdem Heinrich V. wieder in seine Grafschaft ein; sowol er wie sein Sohn fielen als Anhänger Heinrich's VI. 1455 bei St. Albans gegen Richard u. 1461 bei Towton gegen Eduard IV. v. York. Obwol sein Sohn in der Schlacht bei Bothworth 1485 von Richard zu Heinrich VII. übergegangen war u. dessen Sieg entschieden hatte, so wurde der Familie Percy der Titel „Graf v. N." abgesprochen, als ein Mitglied derselben sich an der Verschwörung der Katholiken betheiligt hatte u. 1536 enthauptet wurde; er ging an den später allmächtigen John Dudley (s. d.) über, der Johanna Gray zur Königin erklärte u. 1554 hingerichtet wurde. Maria die Katholische erhob nun 1557 Thomas Percy, den Sohn jenes 1536 Enthaupteten, zum Grafen v. N., aber auch er büßte den Versuch, Maria Stuart aus dem Gefängniß auf den Thron zu führen, 1572 mit dem Leben. Als ein Jahrhundert später die männliche Linie der Percy ausstarb, ernannte Karl II. 1674 seinen Sohn George Fitzroi zum Herzog v. N. Nach dem Tode desselben kehrte der Titel zwar zur Familie Percy zurück, wurde aber mehrmals mit dem Familiennamen in Ermangelung männlicher Nachkommen auf den Schwiegersohn übertragen. Die Herzöge von N. standen seitdem meistens in hohen militärischen u. Staatsämtern.

Norton, Caroline Elizabeth Sara, geb. 1808, Enkelin Richard Brinsley Sheridan's u. mit dem höchsten engl. Adel verwandt, wurde von ihrem Gatten, der sie 1827 heirathete, 1836 getrennt, aber nicht gerichtlich geschieden. Ihr erstes Buch: „Dandys rout", eine bissige Satire, schrieb sie im Alter von 12 Jahren; diesem folgte eine Reihe Gedichte. Das erste ihrer Werke, welches Aufsehen erregte, war „The sorrows of Rosalie" (Lond. 1829), an das sich ein anderer Roman, „Der ewige Jude" (Lond. 1830), schloß. Ein größeres poetisches Werk, „The child of the islands" (Lond. 1845), dessen Held der damals noch sehr junge Prinz von Wales ist, fand lebhaften Beifall. Einen nicht geringeren Erfolg hatte der zwei Jahre später erschienene Roman „Stuart von Dunleath" (Lond. 1847 u. öfter). Einer außerordentlichen Beliebtheit erfreuten sich ihre Balladen für Kinder: „Anet Cary's ballads" (Lond. 1846); ein Trauerspiel, „The martyrs" (2. Aufl., Lond. 1849), zeugt dagegen von sehr geringer Bühnenkenntniß. Im Allgemeinen sind ihre Romane spannend u. interessant, aber ihr künstlerischer Werth wird durch das Haschen nach Effekt beeinträchtigt; ihre Gedichte jedoch zeugen von tiefer Empfindung, u. Sprache u. Versbau sind gleich untadelhaft.

Norwegen (norweg. u. dän. Norge, schwed. auch Norrige, d. h. Nordreich), ein mit Schweden durch Personalunion verbundenes Königreich; nimmt den nordwestl. Theil der Skandinavischen Halbinsel ein, erstreckt sich vom Kap Lindesnäs (57° 57′) bis zum Nordkap (71° 11′) u. grenzt im N. an das nördl. Eismeer, im SW. an den Atlant. Ozean, im W. an die Nordsee u. das Skagerrack u. im O. an Schweden u. Rußland. Von der durch Fjorde außerordentlich zerrissenen Küste, der nam. im N. zahlreiche Inseln vorgelagert sind, erhebt sich das Land steil zu einem alpinen Gebirgsrücken, welcher ein im Ganzen 900 m. hohes Plateau darstellt, auf dem die höheren Gipfel domförmig aufsitzen. Diese weiten Hochebenen heißen Kjölen, die auch im Sommer mit Eis u. Schnee bedeckten Gipfel Fjell. Unter letzteren ist wahrscheinlich der Snöhättan (2322 m.) der höchste. Von dem Gesammtareal N.s, 5751,48 □M., liegen 20,5 % 0—160 m., 22,5 % 160—320 m., 26 % 320—630 m. u. 32 % mehr als 630 m. über dem Meere. Zahlreiche Seen, die zusammen

einen Flächenraum von 141,2 □M. bedecken, erfüllen langgestreckte Hochgebirgthäler von großer Naturschönheit; eine große Menge von Flüssen, von denen die meisten prächtige Wasserfälle bilden, entsenden sie zum Meere; kein einziger von diesen ist jedoch schiffbar, alle aber reich an Fischen. Das Klima ist in den Küstenlandschaften ein durchaus gemäßigtes, eine Folge des Golfstromes, der die norweg. Küste bespült u.



Nr. 4341. Christiania.

das Hinabdringen des Treibeises verhindert; selbst im N. des Landes rückt die Schneegrenze nicht unter eine Meereshöhe von 710 m. hinab, u. noch unter 70° n. Br. ist Getreidebau möglich, der in Sibirien z. B. schon unter 60° aufhört. Die Wintertemperatur von Bergen gleicht derjenigen Ofens in Ungarn; auf den Inseln u. in den Küstendistrikten im S. kann



Nr. 4342. Dorfkirche Norwegen.

sogar das Vieh den ganzen Winter über im Freien bleiben. Die Bevölkerung N.s, welche 1874 auf 1,796,000 Seelen berechnet wurde, ist bis auf einen kleinen Bruchtheil german. Nationalität u. aufs Engste verwandt mit den Dänen. Die dänische Sprache herrscht auch im Verkehr der Gebildeten u. ist Schriftsprache, während die norweg. Sprache, die in einen südl., mittleren u. nördl. Dialekt zerfällt, zur Mundart geworden ist. Der Norweger (Normann) ist von kräftigem Körperbau, mit meist blonden Haaren u. blauen Augen; sein Geist zeichnet sich durch lebhafte Auffassungsgabe, Offenheit u. Klugheit aus; sein Charakter ist freimüthig, ehrlich, treu, am Alten hängend, aber doch unternehmend, ausdauernd, gastfrei u. höflich. Liebe zum Branntwein u. in einzelnen Distrikten Unreinlichkeit sind seine Hauptfehler. Eine tiefe Religiosität geht durch das ganze Volk. Die Häuser sind meist aus Holz erbaut, die Fugen der auf einander gelegten Stämme mit Moos ausgefüllt u. die Wände oft mit Brettern verkleidet. In den Alpengegenden bestehen die Dörfer häufig aus weitverstreuten Hütten. Die Provinzialtrachten sind mannichfaltig u. sehr gefällig, bes. im Stifte Bergen. Außer etwa 22,000 Fremden, größtentheils Schweden, die sich in N. aufhalten, weist das Land noch an fremden Nationen auf 7700 Quäner, Finnländer, die vorzugsweise in Finnmarken leben, 15,600 ansässige u. 1600 nomad. Lappen (s. d.). Der Ackerbau beschränkt sich fast ganz auf die Thäler u. hat im ganzen Lande nur 46,3 □M. kultivirt. Die trockenen Sommer u. die feuchten Herbste machen auf dem wenig fruchtbaren Boden die Ernte stets unsicher, u. oft tritt unter der im Ganzen armen, aber sehr genügsamen Bevölkerung große Noth ein. Mit großer Ausdauer hat die Bevölkerung durch Anlage von Wasserrinnen neues Kulturland zu erwerben gesucht. Kartoffeln, Hafer u. Gerste sind die wichtigsten Feldfrüchte N.s, Weizen wird nur in einzelnen bes. günstigen Landschaften produzirt, Roggen muß noch in großen Quantitäten eingeführt werden. Schwarzes Roggenbrot, dem in nördl. Gegenden häufig pulverisirte Fichtenrinde zugesetzt wird, ist das Hauptnahrungsmittel der Landbevölkerung. Der größte Theil des Bodens befindet sich im eigenen Besitz des Bebauers. Die Gesammtproduktion des Ackerbaues belief sich 1870 auf 7,262,750 HL. Kartoffeln, 2,895,370 HL. Hafer, 1,363,590 HL. Gerste, 674,150 HL. Mengkorn, 305,800 HL. Roggen u. 95,215 HL. Weizen. Außerdem wird noch Flachs u. Hopfen in geringeren Mengen erbaut. In Gebirgsgegenden steht der Ackerbau weit hinter der Viehzucht, in den Küstenlandschaften wird er über der Fischerei vernachlässigt. Der Obstbau ist gering, obgleich an den Fjorden bis 64° n. Br. selbst bessere Sorten noch gedeihen. Die Viehzucht ist von der größten Bedeutung für die Gebirgsgegenden, wo Sennenwirthschaft vorherrscht. Nach der Schneeschmelze wird das Vieh auf die gewöhnlich jenseit der Baumgrenze gelegenen Alpenweiden (Sätern) getrieben u. oft zieht die ganze Familie mit hinauf. Geschieht dies nicht, dann hat eine Sennerin die einsame Säterhütte, die, aus Steinen aufgeführt u. mit Erde bedeckt, nur in den seltensten Fällen Fenster u. Thüren hat, zu beziehen u. den Käse zu bereiten, der aber trotz der trefflichen Weide nur sehr mittelmäßig wird. Im Herbst wird dann die Herde im Festzuge in die Ställe der im Thale gelegenen Dörfer gebracht. Die Stallfütterung während des Winters ist oft sehr dürftig u. besteht hauptsächlich aus Heu, vermischt mit Stroh, Baumzweigen, Laub u. Moos. Nach bes. trocknen Jahren wird an den Küsten das Vieh häufig sogar mit gekochten Fischköpfen gefüttert. Die norweg. Pferde sind klein, aber stark u. für die Gebirge sehr brauchbar. 1870 zählte man in N. 1,700,000 Schafe, 930,000 Rinder, 260,000 Ziegen, 110,000 Pferde, 100,000 Schweine u. 90,000 den Lappen gehörige Renthiere, mit deren Zucht man aber auch in dem südl. N. neuerdings erfolgreiche Versuche gemacht hat. Die ehedem fast unermeßlichen Wälder, deren wichtigste Bäume Birken u. Fichten sind, haben in den letzten Zeiten beträchtlich abgenommen, so daß viele Eisenwerke zu arbeiten aufgehört haben u. die Einfuhr von Steinkohlen von Jahr zu Jahr steigt. Mit der Verarbeitung der Stämme beschäftigen sich ungefähr 3300 Sägemühlen, denen eine stets ausreichende Wasserkraft zu Gebote steht. Holz wird in großen Mengen, nam. von Drammen ausgeführt; Waldwirthschaft u. Flößerei setzen viele Tausende in Nahrung. Von größter Wichtigkeit ist an dem küstenreichen Lande die Fischerei, welche 1870: 27,000 Menschen beschäftigte u. fast den ausschließlichen Erwerbszweig der Bevölkerung von Nordland u. Finnmark bildet. In der Seefischerei spielen Kabeljau od. Dorsch u. Hering die Hauptrolle. Der Kabeljaufischfang wird hauptsächlich in den ersten Monaten des Jahres betrieben; der Hauptfangort ist der große Vestfjord zwischen den Lofoden u. dem Festlande. Dort finden sich 4—5000 Boote zusammen, jedes mit etwa 5 Mann besetzt. Die Fischer theilen sich in sog. Baadlage od. Bootvereine, welche auf gemeinsame Rechnung fangen, u. leben dabei in den Hütten der Strandbewohner, vor denen die gefangenen Fische

entweder auf Gerüsten getrocknet od. eingesalzen werden. Der Fischfang geht nach ganz bestimmten Regeln u. dauert bis zum 14. April. Kein Dampfschiff darf in dieser Zeit in die Fischgründe einfahren. Durchschnittlich werden im Jahre 20 Mill. Stück Kabeljau's erbeutet; 1871 ergab der Fischfang in dem Vestfjord sogar 21,750,000 Stück im Werthe von 1,640,000 Speziesthlr. Als Nebenprodukt wird der Leberthran gewonnen. Die Heringsfischerei wird je nach den Küstenstrichen fast das ganze Jahr hindurch getrieben, doch ist der Winterfang der ergiebigste. Für die Frühlingsfischerei, die in den einzelnen Jahren einen so unregelmäßigen Ertrag liefert, daß sich deshalb ein Theil der südl. Küstenbevölkerung von derselben ab- u. dem Ackerbau zugewendet hat, ist Stavanger der Hauptplatz; 1874 wurden nur 17,000 Tonnen erbeutet. Der Sommerhering wird im August u. September an den Küsten von Bergen u. Throndhjem bis Nordland gefangen, im Herbst u. Winter der sog. Großhering an den nördlichsten Küsten von Nordland u. Tromsöe. Der Ertrag der Heringsfischerei beläuft sich jährlich auf ungefähr $3\frac{1}{2}$ Mill. Speziesthlr. Sprotten, Makrelen, Hellbutten, Hummern, Austern werden in den verschiedensten Theilen des norweg. Meeres gefangen u. nam. über Bergen ausgeführt. In den Binnengewässern ist die Lachsfischerei von Bedeutung. Die Produktion des norweg. Fischfanges hatte 1870 einen Werth von 29 Mill. Kronen (à 1,14 Mark); hiervon kamen 16 Mill. auf die Dorschfischerei, 12 Mill. auf die Heringsfischerei u. 1 Mill. auf die übrigen Zweige des Fischfanges. Nicht unbeträchtlich ist der Gewinn, welchen die norweg. Schiffer aus dem Robbenschlag u. dem Walfischfang im arkt. Meer, nam. bei Jan Mayen u. Novaja-Semlja, ziehen. Die großen Gebirgswälder des Landes sind noch reich an wilden Thieren u. machen die Jagd, bes. in den nördl. Landschaften, zu einem einträglichen Gewerbe; Pelzwerk u. Eiderdunen bilden einen nicht unbedeutenden Ausfuhrartikel. — Die Industrie N.s hat in neuester Zeit einen großen Aufschwung genommen; in vielen Zweigen geht sie aber über das Hausgewerbe nich hinaus. In der gewerblichen Thätigkeit der Bevölkerung nimmt der Bergbau eine der ersten Stellen ein; 1870 förderten 7 Silbererzgruben (in Kongsberg) 44,000 Ctr. Erz; an Kupfererzen wurden durch 27 Gruben 944,000 Ctr. gefördert (Röros, Alten, Vigsnäs auf Karmöen), an Nickelerzen in 10 Gruben (Modum u. Bamble) 88,000 Ctr., an Schwefelkies in 14 (Ytteröen u. Hardanger) 986,000 Ctr. u. an Eisenerz in 16 Gruben (Nedenäs, Jäderen, Bamble) 390,000 Ctr. gewonnen.



Nr. 4343. Norwegische Bauerntrachten am Hardanger-Fjord.

Je eine Grube lieferte Chromerz (Röros) 6000 u. Kobalterz (Buskerud) 209,000 Ctr.; außerdem wird in N. auch noch Zink gewonnen



Nr. 4344. Fjord von Vedlungsnaeset.

Die 18 Eisenwerke des Landes beschäftigten 1870: 1300 Arbeiter; in den 10 anderen Hüttenwerken waren 350 Mann thätig. In gleichem Jahre gab es in N. 9 Gießereien mit 232 Arbeitern, 8 Walzwerke,

Nagelschmieden u. Drahtziehereien mit 145 Arbeitern. Außer der Metallindustrie sind die Holzschneiderei, Müllerei, Zündholzfabrikation, Gerberei, Branntweinbrennerei, Glasfabrikation, Spinnerei, Tabaksfabrikation, Thransiederei u. bes. der Schiffsbau die hervorragendsten Gewerbszweige der Bevölkerung. Die Unwegsamkeit des Landes, welche die Anlage von Straßen u. Eisenbahnen erschwert, die dünne Bevölkerung u. der Mangel an Wasserwegen einerseits, andererseits die maritime Lage N.s u. der Reichthum seiner Küsten an Fjorden u. Buchten weisen die Bevölkerung auf die See; zu allen Zeiten der Geschichte sind die Norweger treffliche Seefahrer gewesen, u. noch heute nimmt die Handelsflotte des Landes im Verhältniß zur Bevölkerungszahl eine höchst beachtenswerthe Stelle unter denen der europäischen Staaten ein. Ende 1873 wies dieselbe 7447 Schiffe von 592,997 Kommerzlasten (je zu 2 engl. Tons) u. 56,147 M. Besatzung auf; sie war von fast 7000 M. mehr besetzt als 3 Jahre vorher u. hatte nam. in der Zahl der Dampfer bedeutend zugenommen; letztere zählten 199 Schiffe von 8835 Pferdestärken. Die Schiffsbewegung umfaßte in demselben Jahre 12,349 angekommene Schiffe von 771,583 Lasten, während der Gehalt der 13,404 abgegangenen Schiffe 865,776 Lasten betrug. Christiania, Bergen, Throndhjem u. Stavanger sind die bedeutendsten Seehandelsplätze u. Großbritannien, Deutschland, Dänemark, Rußland u. Schweden die für den norweg. Seeverkehr wichtigsten Länder. Die Hauptausfuhrartikel bestehen in Holz u. Holzwaaren, Fischen, Thran, Speck u. anderen Nebenprodukten der Fischerei u. Erzen. Nicht unwichtig ist in einzelnen Jahren der Export von Eis. Unter den eingeführten Artikeln steht Getreide obenan. Der ziemlich lebhafte Binnenhandel liegt vorzugsweise in den Händen von Hausirern; der bedeutendste Markt hierfür wird zu Levanger im N. Throndhjems abgehalten u. nam. stark von Schweden besucht. An Eisenbahnen waren Ende 1874: 502 Km. in Betrieb; die Länge der Staatstelegraphen betrug zu gleicher Zeit 10,276 Km. Draht. Eine Telegraphenlinie längs der Südküste schließt sich an die schwed. an. Einzelne von den Seen werden mit Dampfschiffen befahren, u. von Staatswegen ist in den letzten Jahren auch viel für die Schiffbarmachung der größeren Ströme im S. gethan worden. Vom Swinesund gehen regelmäßig Dampfer um N. bis Vadsöe am Varanger-Fjord. Die Armuth des Landes u. die Vertrautheit der Bevölkerung mit der See sind die Ursachen einer starken Auswanderung; 1872 wanderten 13,865, 1873: 10,352, 1874 dagegen nur 4601 Personen aus. Die meisten wenden sich nach Nordamerika, wo die in Klima u. Bodenproduktion ihrem Vaterlande ähnlichen Staaten Wisconsin, Minnesota, Jowa u. Illinois bes. Anziehungskraft ausüben; in den Vereinigten Staaten lebten 1870: 114,436 Norweger von Geburt, davon allein 40,046 in Wisconsin. Die Norweger bekennen sich fast ausschließlich zur Luther. Kirche, die hier noch die bischöfliche Verfassung u. im Kultus viele kathol. Elemente beibehalten hat. Die Kirche steht unter 5 Bischöfen u. dem Staatsrathe; die einzelnen Kirchspiele haben häufig eine, durch die Bodenverhältnisse bedingte, sehr große Ausdehnung. Jeder Sekte u. den Juden seit 1851 ist freie Religionsübung gewährt. Die Volksbildung steht auf einer hohen Stufe; bei der Verstreutheit vieler Güter sind ambulante Schulen eingerichtet worden; außerdem muß jedes industrielle Etablissement, das mehr als 30 Arbeiter beschäftigt, für Schulunterricht selbst sorgen. Das wissenschaftliche Leben beschränkt sich fast nur auf Christiania (s. d.). Hier besteht eine Universität, welche 1870 von 1026 Studenten besucht wurde, eine Militärschule, ein Lehrerseminar, eine Kunstschule; Ackerbauschulen giebt es fast in jedem größeren Landdistrikt. Von den 80 Zeitungen, welche in letzterem Jahre im Lande verbreitet waren, kamen auf Christiania 19, auf Bergen 4. Selbst Hammerfest, der nördlichste Ort Europa's, hat eine Druckerpresse.

N. ist nach der Konstitution vom 17. Mai 1814 eine konstitutionelle Monarchie, an deren Spitze der König von Schweden steht. Die Verfassung selbst ist eine streng demokratische, erkennt keine Vorrechte der Geburt od. des Standes an, gewährt aber den Bauern ein Uebergewicht, das in einzelnen Fällen für die Kulturentwicklung des Landes von entschiedenem Nachtheil gewesen ist. Der König wird durch einen Vizekönig od. Statthalter in Christiania vertreten; neben diesem steht der aus zwei Staatsministern u. 7 Staatsräthen zusammengesetzte Staatsrath, von dem die eine Abtheilung, aus einem Staatsminister u. 2 jährlich wechselnden Staatsräthen bestehend, bei dem Könige residirt, so lange sich derselbe in Schweden befindet, die übrigen aber die Regierung in Christiania bilden. Der Landtag, Storthing, kommt seit 1873 alle Jahre zusammen; seine Mitglieder bestehen aus 112 Vertretern des Landes u. 37 der Städte; das Stimmrecht ist an Grundeigenthum mit 690 Mk. jährl. Einkommen gebunden. Der Storthing spaltet sich nun wieder in zwei Kammern, indem er $^{1}/_{4}$ seiner Mitglieder für den Lagthing auswählt, während die übrigen den Odelsthing bilden. Letzterer hat die Gesetze vorzuschlagen u. anzunehmen, dann gehen dieselben an den Lagthing u. endlich an den König. Versagt dieser die Zustimmung, so erhält dennoch ein 3mal durch den Storthing gegangenes Gesetz Geltung. Der König hat die höheren Beamten zu ernennen, darf aber keinen Titel ohne Amt, noch den Adel, der seit 1821 abgeschafft ist, verleihen; er ist der oberste Befehlshaber der bewaffneten Macht, als welcher er aber ohne Zustimmung der Volksvertretung weder fremde Truppen in das Land ziehen noch norweg. Truppen außerhalb des Landes verwenden darf. Ihm steht die Gewalt zu, nach Vernehmung des Staatsrathes, Krieg zu erklären, Frieden zu schließen u. Bündnisse einzugehen. Die richterliche Gewalt ist unabhängig. Es giebt 3 Instanzen: Untergerichte, 4 mittlere od. Stifts-Obergerichte u. das Obertribunal zu Christiania. — Die Armee wird nach dem 1867 erlassenen Gesetze eingetheilt in Linientruppen mit Reserve, Train, Landwehr, Bürgerbewaffnung u. Landsturm. Die Linientruppen sollen in Friedenszeiten 12,000 M. stark sein u. auf dem Kriegsfuß ohne Zustimmung des Storthing nicht über 18,000 M. vermehrt werden. Die Landwehr ist nur zur Vertheidigung des eigenen Landes, die Bürgerwehr nur zur Ortsvertheidigung bestimmt, der Landsturm wird blos im Kriege organisirt. Die Ergänzung der Armee geschieht durch Konskription nach zurückgelegtem 22. Jahre. Die Dienstzeit dauert bei der Kavallerie 7, bei den übrigen Truppengattungen 10 Jahre, dann kommt der Soldat bis zum 45. Jahre zur Bürgerwehr u. darüber hinaus ist er zum Landsturm verpflichtet. Die Seebewaffnung wird aus den konskribirten Seefahrenden gebildet; sie besteht im Frieden aus 2000, im Kriege aus 3500 M. u. hat 10jährige Dienstzeit. Die Kriegsflotte N.s bestand 1873 aus 27 Dampfern von 2670 Pferdestärken u. 151 Kanonen u. 98 Segel- u. Ruderschiffen mit 173 Kanonen. Flottenstation ist Horten gegenüber von Moß. Die meist unbedeutenden Festungen sind Fredriksesten, Fredrikstad, Akershuus bei Christiania, Kaholmen, Horten, Bergenhuus u. Wardöhuus. Die Staatseinnahmen beliefen sich für 1874 auf 9,053,000 Speziesthlr., die Ausgaben auf 8,013,000 Speziesthlr., die Staatsschuld auf 9,660,000 Speziesthlr. Der norweg. Speziesthaler = 4 Kronen = 4 Reichsmark 56 Pf. — N. zerfällt in die Stifter **Christiania** mit 472,88 □M. u. 448,374 E. (1865), **Hamar** mit 926,88 □M. u. 245,422 E., **Christiansand** mit 724,67 □M. u. 328,742 E., **Bergen** mit 699,37 □M. u. 267,354 E., **Throndhjem** mit 919,9 □M. u. 256,529 E. u. **Tromsöe** mit 2007,48 □M. u. 155,335 E.; es hatte 1870 folgende Städte mit mehr als 10,000 E.: **Christiania** mit 66,657 E., **Bergen** mit 30,252 E., **Throndhjem** mit 20,858 E., **Stavanger** mit 17,053 E., **Drammen** mit 15,458 E. u. **Christiansand** mit 11,468 E. Die Hauptstadt des Landes ist **Christiania** (s. d.).

Geschichte. Die sagenhafte Urgeschichte des Landes zeigt uns die Bevölkerung geschieden in eine große Anzahl von Stämmen, deren Häuptlinge mit einander vielfach in Fehde lebten, die Bewohner der Küste aber als seekundige Normannen (s. d.), die sich bald weithin an den nord- u. westeurop. Küsten als Seeräuber furchtbar machten. Da gründete König Halfdan durch Unterwerfung mehrerer Stammkönige ein größeres Reich im südl. N., u. sein Sohn **Harald Harfagr** (d. h. Schönhaar) unterwarf um 900 ganz N.; dies veranlaßte Viele zur Auswanderung. Island, die Faröer, die Orkaden u. die Shetlandsinseln wurden damals theils entdeckt, theils neu bevölkert; schon 874 hatten die Normannen die erste Kolonie auf Island gegründet. Das geeinigte Land ward jedoch unter die Söhne Harald's getheilt u. Erich Blutaxt, der älteste, als Oberkönig eingesetzt. Dessen Streben, die noch bestehenden Vorrechte der ehemaligen Stammeshäuptlinge zu beseitigen, veranlaßte eine Reaktion von deren Seite; diese riefen den jüngsten Sohn Harald's, Hako den Guten, aus England, wo er am Königshofe erzogen worden war, nach N. u. stürzten Erich. Hako der Gute, der 951 im Kampfe gegen Erich's Söhne fiel, suchte, freilich mit wenig Erfolg, das Christenthum in N. einzuführen; sein Sohn, Hako der Reiche, konnte (960) nur dadurch zur Herrschaft über N. gelangen, daß er die Lehnshoheit Dänemarks anerkannte; als aber der Dänenkönig Harald Blauzahn der Oberhoheit des deutschen Königs Otto I. sich gebeugt hatte, machte sich N. von Dänemark wieder frei. Unter Olaf Tryggwason († 1000) u. bes. unter Olaf dem Heiligen wurde das Christenthum nicht ohne Gewalt im Lande verbreitet, doch wußte Letzterer seine Herrschaft gegen Knut d. Gr. von Dänemark nicht zu behaupten; er fiel 1030 im Kampfe gegen Letzteren, der nun seinen Sohn Sueno den Jüngeren als Regent in N. einsetzte. Sueno ward aber schon 1035 von Magnus, einem Sohne Olaf's d. Heiligen, vertrieben. Von nun an blieb das Land bis 1319 unter einheimischen Königen, unter denen sich bes. die norweg. Seemacht kräftig entwickelte u. die Bevölkerung, nam. unter Magnus VII. (1253—1281), in lebhaften Handelsverkehr mit der Hansa trat. Mit Hako VII. starb 1319 der Mannesstamm des norweg. Königsgeschlechtes aus u. die Krone fiel an dessen Tochtersohn, den schwed. König Magnus Eriksson. Sein Enkel Olaf IV., dessen Mutter Margaretha die einzige Tochter des dän. Königs Waldemar III. Atterdag war, vereinigte die beiden Königreiche, indem

er 1376 von seinem Großvater Dänemark, 1380 von seinem Vater Hako N. erbte; seine Mutter, welche die Vormundschaft über den unmündigen König führte, der 1387 ohne Erben starb, fügte diesen beiden Kronen 1397 durch die Kalmarische Union noch die schwed. hinzu. Schweden trennte sich 1524 von dem vereinigten Reiche, das doch nur unter fortwährenden Kämpfen hatte zusammengehalten werden müssen. N. blieb aber bis 1814 unter dän. Herrschaft, welche schwer auf dem Lande lastete. Schweden hatte 1812 als Entschädigung für das an Rußland abgetretene Finnland u. für den Beitritt zu einem Bündniß mit Rußland u. England gegen Frankreich die norweg. Krone zugesichert erhalten u. erzwang auch durch den Frieden von Kiel 14. Jan. 1814 die Abtretung des Landes, mußte dasselbe aber gegen den Prinzen Christian von Dänemark (s. „Christian VIII."), der Statthalter von N. gewesen war u. sich im Mai 1814 von den Abgeordneten des Volkes zum Könige hatte wählen lassen, mit Waffengewalt behaupten. Das dän.-norweg. Heer ward geschlagen u. Christian verzichtete in der Konvention von Moß 14. Aug. auf die Krone, die nun auf König Karl XIII. überging. Das Storthing huldigte dem neuen Könige, nachdem derselbe 4. Nov. 1814 die noch unter Christian beschlossene Verfassung angenommen hatte. Die Versuche dieses u. des folgenden Königs, Karl's XIV. Johann, die demokrat. Verfassung zu beschränken u. die Kronrechte zu erweitern, begegneten stets einem entschlossenen Widerstande des Storthings u. führten zu mannichfachen parlamentarischen Kämpfen, welche erst aufhörten, als Oskar I. (1844—59) u. Karl XV. (1859—72) aufrichtig konstitutionell regierten. Letzterem folgte 18. Sept. 1872 auf dem Throne Schwedens u. N.s sein Bruder Oskar II. — Vgl. v. Buch, „Reise durch N. u. Lappland" (2 Bde., Berl. 1810); v. Schubert, „Reise durch Schweden, N., Lappland, Finnland u. Ingermannland" (3 Bde., Lpz. 1823—24); Broch, „Statistik Årbog for Kongeriget Norge" (Christiania 1871); Nielsen, „N., Handbuch für Reisende" (Hamb. 1874); Munch, „Det norske Folks Historie" (6 Bde., Christiania 1851—59); Faye, „Norges Historie" (Christiania 1831; deutsch Lpz. 1851).

Norwich (spr. Norritsch), Hauptstadt der engl. Grafschaft Norfolk mit 82,824 E. (1875); liegt an dem Wensum, unweit dessen Mündung in die Yare, u. ist durch letzteren schiffbaren Fluß mit dem Hafen Yarmouth verbunden. Die alterthümlich gebaute Stadt hat noch Festungsmauern, innerhalb derselben aber auch viele Gärten, durch welche die meist engen u. unregelmäßigen Straßen in angenehmer Weise unterbrochen werden. Von den 10 Brücken ist die 1295 erbaute Bischofsbrücke die älteste. Die Häuser werden überragt von dem Schlosse, das zur Zeit Wilhelm's des Eroberers auf einem künstlichen Hügel erbaut wurde u. einen imponirenden Eindruck macht; jetzt dient es theilweise als Gefängniß u. Gerichtshof. N. zählt 36 Kirchen; unter denselben ist die 1096—1510 erbaute Kathedrale eines der größten u. schönsten kirchlichen Bauwerke Englands; außerdem ist noch die Mancroftkirche u. die St. Andrews-Hall, eine ehemalige Klosterkirche, in der jetzt Versammlungen u. Konzerte abgehalten werden, sehenswerth. Hervorragende öffentliche Gebäude sind noch das Rathhaus (Guildhall), 1453 erbaut, das Museum, die Kornbörse, das neue Gefängniß, die großen Hospitäler u. die 16 Morgen bedeckenden Kavalleriekasernen. N. ist Sitz eines Bischofs u. eine der bedeutendsten Industriestädte im östl. England; die gewerbliche Bedeutung dieses Platzes stammt von Vlämingern, die als Flüchtlinge hier unter Königin Elisabeth Aufnahme fanden u. zuerst die Tuchfabrikation begründeten; an deren Stelle trat später Weberei von seidenen u. wollenen Stoffen, die nach einem 19 Km. entfernten Dorfe Worsteds genannt worden sind. In der Webwaarenfabrikation wird N. jetzt von vielen andern engl. Städten übertroffen, doch ist die Produktion von Shawls, Fransen, Borten, Gaze, Krepp, Damast, die Schuhmacherei, Eisengießerei, Garnspinnerei, Brauerei u. der Getreide- u. Viehhandel noch von großer Bedeutung. In der Nähe liegen die Dörfer Thorpe mit einem großen Irrenhause, Mousehold, Heath u. Costessey-Hall mit schönen Schlössern.

Norwich, gewerbfleißige Stadt im nordamerikanischen Unionsstaate Connecticut mit 16,653 E. (1870); liegt an der Thames, nahe der Mündung des Yantic-River, u. hat Fabriken in Wolle, Baumwolle, Papier, Waffen, Maschinen u. a. m.

Nörz, s. „Nerz". **Nostalgie**, s. v. w. Heimweh (s. d.).

Nostitz, ein altes Adelsgeschlecht der Lausitz, das sich aus derselben schon sehr frühzeitig nach Böhmen, Schlesien, Polen u. weiter verbreitete. Heute blüht es noch in 3 Hauptlinien, deren Glieder sich übrigens sämmtlich **N.-Rieneck** nennen. Diese Linien sind: 1. Die (kath.) ältere Linie, zu **Rokitnitz**, welche 27. Juli 1675 in den böhm. u. 27. Nov. 1692 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde; ihr gehören die Herrschaften Plan, Gottschau u. Rokitnitz in Böhmen. — 2. Die (katholische) mittlere Linie, zu **Rieneck**, welche die böhmische Grafenwürde seit 10. Juli 1641 u. die Reichsgrafenwürde seit 29. Dez. 1673 besitzt u. wieder in einen älteren u. jüngeren Zweig zerfällt; ihr Stifter war Hartwig Joh. **v. N.**, geb. 1610, gest. 1683 als kaiserl. Wirkl. Geh. Rath u. oberster Kanzler von Böhmen, dessen Urenkel, Graf Friedrich Moritz **v. N.**, geb. 1721, im Jahre seines Todes, 1796, Feldmarschall u. Präsident des Hofkriegsrathes geworden war. Die Herrschaften Falkenau, Heinichsgrün, Graslitz ꝛc. sind Majorate dieser Linie. — 3. Die (luth.) jüngere Linie, in Preuß.-Schles., welche seit 18. Juli 1711 gleichfalls reichsgräflich ist. Ihr entstammte der preuß. General Graf August Ludwig Ferd. **v. N.**, geb. zu Zessel bei Oels 27. Dez. 1777. Nachdem derselbe in Halle studirt hatte, trat er 1802 als Leutnant in preuß. Dienste u. ward 1805 Adjutant Blücher's, als welcher er demselben in der Schlacht bei Ligny das Leben rettete; er schied 1847 aus der aktiven Armee aus, war 1850—60 preuß. Gesandter in Hannover u. starb zu Berlin 28. Mai 1866.

Nostitz u. Jänckendorf, Gottlob Adolph Ernst v., als Dichter unter dem Namen Arthur **v. Nordstern** bekannt, geb. auf seinem väterlichen Gute See in der Oberlausitz 21. April 1765; war 1785 bis 1789 Finanzrath im königl. sächs. Staatsdienste, lebte dann auf seinem Gute Oppach in der Oberlausitz, wo er sich als Landesältester, Oberamtshauptmann u. Präsident der Oberlaus. Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz um die Provinz verdient machte, kehrte aber 1806 als Oberkonsistorialrath nach Dresden zurück, wurde 1809 Konferenzminister, 1816 Direktor der Landeskommission, 1817 Mitglied u. später Präsident des neuerrichteten Geheimen Raths, behielt seit 1831 nur noch das Amt eines Ordenskanzlers u. starb auf dem Gute Oppach 15. Okt. 1836. Auf literar. Gebiete hat er sich einen Namen bes. durch seine „Sinnbilder der Christen" (Lpz. 1818), sein Gedicht „Irene" (ebd. 1818) u. seine „Hinterlassenschaft geistlicher Gedichte" (ebd. 1840, herausgeg. von v. Ammon) erworben. Auch der „Liederkreis für Freimaurer" (2 Bde., Dresd. 1810—28) u. der „Kreis sächs. Ahnfrauen" (1819) verdienen der Erwähnung. Mehrere seiner Gedichte sind nam. durch die Komposition Himmel's populär geworden.

Nostitz-Wallwitz, Hermann v., sächs. Staatsmann, Sohn des sächs. Generalleutnants u. Kriegsministers Gustav v. N.-W. (geb. zu Dresden 4. Okt. 1787, gest. daselbst 5. Dez. 1858); ward geb. zu Oschatz 30. März 1826, studirte in Leipzig, fungirte seit 1851 als Landesbestallter in der Oberlausitz, wurde 1857 Amtshauptmann in Löbau u. 1858 in Bautzen, rückte hier 1862 zum Kreisdirektor auf, gehörte seit 1857 zu den Mitgliedern der II. Kammer u. ist seit Okt. 1866 Minister des Innern. Unter seiner Verwaltung wurden u. A. eine neue Behördenorganisation, eine Landgemeindeordnung, ein Gesetz über die Bildung von Bezirksvereinen u. eine Städteordnung mit den Ständen vereinbart u. diese für die innere Entwicklung des sächs. Staatslebens wichtigen Reformen 15. Okt. 1874 in Kraft gesetzt. Im Deutschen Reichstag, in den v. N.-W. gewählt wurde, hat er sich keiner Fraktion angeschlossen.

Nostoc (Nostoc commune, Tremella Nostoc *L.*); eine Algenart, welche häufig auf Viehweiden, auf Mauern od. anderem trockenen Boden als eine gekräuselte grüne Masse vorkommt, welche nach dem Regen gallertartig aufschwillt u. einen oft bedeutenden Umfang annimmt. Da sie in trockenem Zustande leicht übersehen wird u. deshalb nach Regen zauberhaft schnell erscheint, so fanden die Alten darin so viel Sonderbares, daß das Volk die verschiedensten Meinungen daran knüpfte, wie aus den vielen Namen, welche die Pflanze im Volksmunde führt, hervorgeht: Glasgallerte, Sternschnuppengallerte, Kuckucksspeichel, Himmelsblume u. a. An sich selbst ist der N. aber eines der einfachsten kryptogamischen Gewächse, das in seiner durchsichtigen Gallerte von einer Menge Schnüre durchsetzt ist, welche sich aus einzelnen grünen Körnern (Zellen) bilden.

Nostradamus (eigentlich Michel de Notredame) ward den 14. Dez. 1503 zu St. Remi in der Provence als Sohn eines Notars geb. u. stammte aus einer zum Christenthum übergetretenen jüdischen Familie; sein Großvater, Leibarzt des Königs René, war sein erster Lehrer, dann bezog er die Schule zu Avignon u. die medizinische Universität Montpellier, wo er sich durch außerordentliche Geistesgaben hervorthat. Als 1525 dort die Pest ausbrach, fing er an mit Glück zu praktiziren, wurde alsbald Professor, ging auf Veranlassung

J. C. Scaliger's nach Agen, wo er sich verheirathete, führte aber, als er seine Frau u. seine Kinder durch den Tod verloren hatte, jahrelang ein unstetes Wanderleben, bis er in seine Heimat zurückkehrte, wo er 1544 sich wieder vermählte u. danach zu Salon bei Aix niederließ. Als 1545 wiederum die Pest ausbrach, leistete er sowol hier wie in Lyon, wohin man ihn berufen hatte, Wunder mit einem von ihm erfundenen u. in seinem „Traité des fardements“ (Lyon 1552) beschriebenen Mittel. Inzwischen hatte er sich noch mehr Ruf durch seine Prophezeiungen erworben, u. ließ dieselben (d. h. zuerst nur 7 Centurien) im J. 1555 zuerst (zu Lyon) drucken. Diese machten ungeheueres Aufsehen, u. allgemein betrachtete man selbige als Orakel, deren tiefen Sinn man eben nur richtig ergründen müsse. Katharina v. Medicis ließ ihn nach Paris kommen u. schickte ihn nach Blois, um ihren Söhnen das Horoskop zu stellen, u. da er angeblich im 35. Quatrain der 1. Centurie der 2. Ausgabe seiner „Prophéties“ (10 Centurien, Lyon 1558) den Tod Heinrich's II. von Frankreich vorausgesagt hatte, so war sein Glück gemacht. Indessen gab es auch Leute, die ihn für einen Betrüger erklärten, u. Beza machte auf ihn das berüchtigte Distichon:

„Nostra damus cum falsa damus, nam fallere nostrum est.
Cum falsa damus, nil nisi nostra damus.“

Gleichwol machte ihn Karl IX. zu seinem Leibarzt, u. bis an seinen den 2. Juli 1566 zu Salon erfolgten Tod galt er dem Volke für einen untrüglichen Wahrsager. Es ist ein Irrthum, zu behaupten (s. E. Bareste, „Nostradamus“, Par. 1842), daß er wirklich ein mit der Gabe der Weissagung begnadigter exaltirter Mann gewesen sei; er stand nur weit über seiner Zeit u. beging das verzeihliche Vergehen, durch Täuschung des Publikums sich einen großen Namen u. Reichthum zu verschaffen. Seine Prophezeiungen sind sehr oft gedruckt u. mit vielen unechten Anhängseln versehen worden; eine deutsche Uebersetzung von Rösch erschien zu Stuttgart 1850 in 2 Bänden. Unter seinen medizinischen Schriften haben sich seine Abhandlungen über Schönheitsmittel („Bastiment de plusieurs receptes pour faire diverses senteurs et lavemens pour l'embellissement de la face etc.“, Par.) am längsten in Ruf erhalten. Uebrigens legte er auch durch einen „Almanach“ den Grund zu jenen zahlreichen astrologischen Kalendern, die sich bis auf unsere Tage unter dem Namen der „Almanachs de Liège“ bei den Bauern in Frankreich u. Belgien großes Ansehen erworben haben.

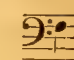
Nota, Alberto, namhafter ital. Lustspieldichter, geb. 15. Nov. 1775 zu Turin; absolvirte in noch sehr jugendlichem Alter das Studium der Rechtswissenschaft u. bekleidete verschiedene Staatsstellungen, nam. im Verwaltungsfache. Von 1818 ab lebte u. wirkte er als hoher Provinzialbeamter in Nizza, Bobbio, San Remo, Pinerolo, Casale u. endlich zu Coni. Er starb 18. April 1847 zu Turin. In seinen zahlreichen Lustspielen, welche er vom J. 1802 an veröffentlichte, zeigt sich N. als Schüler Goldoni's u. bekundet offenbar das Bestreben, eine nationale ital. Komödie zu erschaffen, ein Ziel, das er freilich, da ihm durchaus die dichterische Originalität fehlte u. er unbewußt immer in franz. Traditionen u. Anschauungen befangen blieb, auch nicht entfernt erreicht hat. Seine Stärke liegt durchaus nur in der Charakterzeichnung, in dieser hat er aber allerdings Vorzügliches geleistet, u. darf ihm deshalb, nam. bei dem Mangel an Bewerbern, immerhin der erste Platz unter den modernen Lustspieldichtern Italiens zuerkannt werden. Einige der bekanntesten u. beliebtesten Stücke N.'s sind z. B. „La fiera“ (Der Jahrmarkt), „Il progettista“ (Der Projektenmacher), „Gli amorosi“ (Die Verliebten), „La duchessa de la Valliera“ (Die Herzogin von Lavallière) ꝛc. Ausgaben der Komödien N.'s erschienen Turin 1837—42, 4 Bde., 1842 ff. 8 Bde. u. öfter.

Notabeln (franz. Notables, vom lat. notabiles, angesehene Männer). In Frankreich waren solche zuweilen berufen, um mit ihrer Einsicht, ihrem Ansehen u. ihrem moralischen Einfluß die Regierung zu stärken u. zu stützen. Als die Sünden des ancien régime Krankheiten des Staatswesens erzeugt, insbesondere die Finanzen zerrüttet hatten, die gewöhnlichen Hausmittel der Regierung zur Besserung nicht mehr ausreichten od. versagten, eine Berufung der allgemeinen Stände des Reichs gescheut, an eine Vertretung des Volkes noch nicht gedacht wurde, berief man zur Berathung zu zweien Malen (1787 u. 1788) Versammlungen von N. Der Meinung nach sollten sie zugleich für Vertrauensmänner des Königs u. der Nation gelten. Aber es gab nicht mehr Viele, die in Wahrheit Beides waren; noch schwieriger war es, sie zu finden u. auszuwählen; die Mehrzahl der Berufenen verlangte wol Opfer, aber sie wollte selbst keine bringen. Die N. richteten nichts aus u. konnten auch die Revolution nicht mehr abwenden.

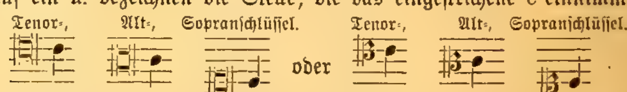
Notar, Notariat. Wichtigere Rechtsgeschäfte bedürfen, um sie gegen willkürliche Nichtachtung u. Anfechtung zu sichern, besonderer Formen. Insbesondere empfiehlt es sich, rechtskundigen u. in allgemeinem Ansehen stehenden Personen die Befugniß zu übertragen, dergleichen Handlungen u. Rechtsgeschäfte vor sich vornehmen zu lassen u. hierüber eine feierliche Urkunde auszufertigen, deren Echtheit bei Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften eben so wenig als die Richtigkeit ihres Inhaltes bezweifelt werden kann. In dieser Beurkundung pflegt meist das Geschäft der Notare zu bestehen u. mögen hier nur die Niederschrift von Testamenten, Kaufverträgen, Familienabkommen sowie die Bestätigung der Echtheit von Urkundenunterschriften Erwähnung finden. Das Notariat pflegt bald mit der Advokatur verbunden zu sein, bald die Betreibung der letzteren auszuschließen.

Note od. Nota (lat.), Zeichen, Merkzeichen, Merkmal; Bemerkung, Anmerkung; diplomatisches Schreiben; bei Kaufleuten s. v. w. Rechnung. Sich Etwas ad notam nehmen, sich Etwas merken, hinter's Ohr schreiben. Nota bene (abgek. NB.), merke wohl!

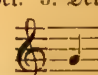
Noten (musikalische), die Zeichen der Tonschrift, durch welche sowol die Höhe od. Tiefe jedes einzelnen Tones als die Dauer desselben bezeichnet wird. Hierzu bedient man sich des Liniensystems, od. fünf gleichlaufender horizontaler Linien, unter, auf, zwischen u. über welchen die N. geschrieben werden. Da jedoch auf diese Weise nur elf N. dargestellt werden können, der Tonumfang der meisten Stimmen u. Instrumente diese Zahl aber oft überschreitet, so wendet man Hülfslinien an, welche kurze Striche sind, deren man zuweilen vier, fünf u. noch mehr zu gleicher Zeit gebraucht, u. die sowol über als unter dem Liniensystem angewendet werden, um höhere od. tiefere Töne zu bezeichnen als die durch das Liniensystem dargestellten. Die N. werden auf u. unter diese Hülfslinien geschrieben. Um bei so viel Tönen nicht gar zu viel Hülfslinien nöthig zu haben, hat man Zeichen erfunden — Schlüssel (Notenschlüssel) — welche die gleichen N. des Liniensystems nach Beschaffenheit der Stimmen, von welchen sie vorgetragen werden sollen, beträchtlich erhöhen od. erniedrigen. 1. Für die tiefen Stimmen od. Töne der F- od. Baßschlüssel, der einem umgekehrten C gleicht, in neuerer Zeit immer auf der vierten Linie des Liniensystems steht u. die Stelle, die das kleine f einnimmt, bezeichnet.

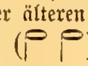
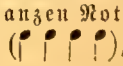
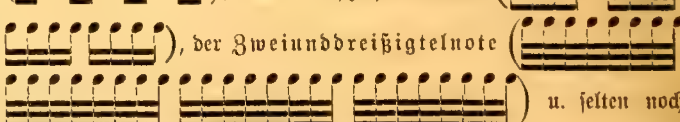


2. Für die mittleren u. höheren Gesangstimmen sowie für einige höhere Instrumente der C-Schlüssel, der in seiner einfachen Gestalt aus zwei senkrechten Strichen besteht, die durch zwei horizontal gezogene verbunden werden; letztere schließen bei dem Tenorschlüssel die vierte, bei dem Altschlüssel die dritte u. bei dem Sopranschlüssel die erste Linie des Liniensystems von unten herauf ein u. bezeichnen die Stelle, die das eingestrichene c einnimmt.



Eine andere Form des C-Schlüssels ist neben jener abgebildet. 3. Der Violinschlüssel od. G-Schlüssel endlich ist der höchste, gleicht einem gerade in die Höhe gezogenen lat. & u. bezeichnet die Stelle des Tones g_1. Vor Zeiten gebrauchte man



für den Bariton den F-Schlüssel auf der dritten, für den hohen Alt den C-Schlüssel auf der zweiten u. den Violinschlüssel auf der ersten Linie; doch genügen die erstgenannten, die jetzt allein angewendet werden. — Was die Geltung der N. betrifft, so bedient man sich in der neueren Musik, welcher die Bindungszeichen u. Punkte einen bedeutenden Vorzug vor der älteren geben, nur mehr der ganzen Note (), der halben Note (), der Viertelnote (), der Achtelnote (), der Sechzehntelnote (), der Zweiunddreißigtelnote () u. selten noch der alten Brevisnote, die aus zwei horizontalen Strichen besteht, welche von zwei senkrechten begrenzt werden. Jede dieser Notengattungen gilt nur die Hälfte der unmittelbar vorhergehenden, die ganze Note aber vier Viertelnoten od. einen ganzen Viervierteltakt. — Unser Notensystem scheint sich allmählich aus den Neumen (s. d.) entwickelt zu haben, deren Unsicherheit man bei nur einigermaßen fortgeschrittener Entwicklung der Musik sehr bald inne werden mußte. Durch Höher- od. Tieferstellen der

einzelnen Zeichen zwar wurde die Anschauung einigermaßen erleichtert; um sie aber mehr zu sichern, wurde (im 9. od. 10. Jahrh.) eine Linie gezogen; dann nahm man deren zwei, eine rothe u. darüber eine gelbe, u. konnte mit ihrer Hülfe den Neumen bestimmtere Plätze zur Bezeichnung der Höhe u. Tiefe anweisen. Guido von Arezzo fügte über jeder dieser Linien noch eine schwarze Linie zu u. stellte seine Neumen schon mit großer Bestimmtheit auf u. zwischen die vier Linien. Allein daneben wurden mancherlei andere Tonschriften theils beibehalten, theils neu versucht. Hucbald ahmte die altgriechische Tonschrift nach, mit einem wunderlich geformten u. verschieden gestellten F für so viel Töne, als eben im ganzen System im Gebrauch waren. Ihm schloß sich u. A. Hermannus Contractus an, doch bediente dieser sich auch abbreviirter Wörter, z. B. e für equalis (aequalis), s für semitonium (Halbton), t für tonus (Ganzton), ts für tonus u. semitonium (kleine Terz), tt für ditonus (große Terz), die er zur Bezeichnung des Tonschrittes über die Textsilben setzte. Schon aus dem 10. Jahrh. will man in alten Chorbüchern statt der Neumen schwarze Punkte auf parallel laufenden Linien gefunden haben. Die Anwendung irgend eines einfachen Zeichens, z. B. des Punktes od. der Note, lag in der That nahe, sobald man begonnen, die Neumen in verschiedene Höhen zu setzen u. die Höhen durch Linien zu bestimmen. So berichten Einige (z. B. Athanasius Kircher u. Vincenzo Galilei) von Handschriften mit einer Art von N. (ungeschwänzte Punkte od. schwarze Kreise in einem System von 7, 8 u. 10 Linien) aus dem 10. Jahrh.; im Kloster zu Corvey in Westfalen zeigte sich um 986 eine Tonschrift mit fünf zum Theil unseren ähnlichen Zeichen. Allein im 11. u. 12. Jahrh. war diese Erfindung noch keineswegs verbreitet; dies wurde sie erst, wie es scheint, zu Ende dieses u. zu Anfang des folgenden Jahrhunderts, u. erst im 14. Jahrh. fand das Noten- mit dem Mensuralsystem Aufnahme in die röm. Liturgie. Die Mensuralnoten hießen: die Maxima, welche acht zweitheilige Takte od. Schläge galt, die Longa, Brevis, Semibrevis, Minima, Semiminima, Fusa u. Semifusa. Letztere entspricht unserer sechzehntheiligen Note, die anderen haben immer die Hälfte der Geltung der unmittelbar vorhergehenden. Die Figuren dieser N. näherten sich vielfach der Gestalt der heute noch gebräuchlichen.

Nothadresse, s. „Wechsel“.

Nothhelfer werden im kathol. Deutschland eine Reihe von 14 Heiligen genannt, die als bes. zuverlässige Helfer aus der Noth gelten. Diese 14 N. sind die Heiligen Achatus, Aegidius, Blasius, Christophorus, Cyriacus, Dionysius, Erasmus, Eustachius, Georg, Pantaleon u. Veit, sowie die heilige Barbara, Katharina u. Margaretha.

Nothwehr. Im Staate soll sich regelmäßig der Einzelne bei drohenden od. bevorstehenden Rechtsverletzungen nicht selbst helfen, sondern sich wegen Schutz u. Beistand an den Richter od. sonstige Behörden wenden. Dies kann dann nicht erfordert werden, wenn die Verletzung so unmittelbar bevorsteht, daß eine Anrufung derartiger Hülfe nicht erfolgen kann. Diesfalls kann sich Jeder gegen einen rechtswidrigen Angriff, mag er gegen ihn selbst od. gegen Andere gerichtet sein, Leib, Leben, Ehre, Keuschheit, Freiheit, Besitz od. Vermögen bedrohen, selbst vertheidigen, so gut er vermag, u. ist solchenfalls eine dem Angreifer zugefügte Verletzung völlig straflos, ja nach §. 53 des Reichsstrafgesetzbuches sogar dann, wenn der Angegriffene in Bestürzung, Furcht od. Schrecken über die Grenzen der Vertheidigung hinausgegangen ist. Eine Anzeige der in N. verübten Handlung ist nicht vorgeschrieben, liegt aber im Interesse des Thäters.

Nothzucht ist der von Seiten eines Mannes durch Drohung od. Gewalt erzwungene außereheliche Beischlaf; desselben Verbrechens der N. macht sich schuldig, wer eine Frauensperson zu solcher Handlung mißbraucht, nachdem er sie zu diesem Zwecke in einen willen- od. bewußtlosen Zustand versetzt hat (Chloroform 2c.). N. wird mit Zuchthausstrafe bis zu 15 Jahren bestraft, nach Befinden mit lebenslänglichem Zuchthaus, wenn durch die od. bei der N. der Tod der Genothzüchtigten verursacht worden ist.

Notker, Name mehrerer St. Galler Mönche, von denen bes. hervorzuheben sind: **N.** Balbulus (d. h. der Stammler) od. der Heilige, gest. 912, war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Von Wichtigkeit für die Geschichte der Poesie waren nam. seine Bemühungen um den Kirchengesang; den bis dahin textlosen Melodien od. Modulationen des Neuma (s. d.) od. der Jubilation des Alleluja legte er rhythmisch gegliederte u. gereimte Texte unter, die sog. Prosen od. Sequenzen (s. d.), welche allgemeine kirchliche Geltung erhielten u. in der Folge weiter ausgebildet wurden. — **N.** Labeo (d. h. mit den großen Lippen) od. Teutonicus (d. h. der Deutsche) leitete unter Abt Burkart II. die Klosterschule zu St. Gallen, die unter ihm ihre höchste Blüte erreichte; er starb 1022. Für Lehrzwecke verfaßte er selbst od. ließ durch seine Gehülfen verfertigen eine Anzahl von Uebersetzungen od. Erläuterungsschriften in Prosa, von denen allerdings viele verloren sind; die erhaltenen gehören zu den wichtigsten althochdeutschen Denkmälern. Wir besitzen von ihnen: eine Uebersetzung u. Erklärung der Psalmen u. anderer lyrischer Stücke der Bibel („N.'s Psalmen“, herausgeg. von Heinzel u. Scherer, Straßb. 1876), Uebersetzungen der Kategorien des Aristoteles nebst dessen Schrift „Περὶ ἑρμηνείας“, der Schrift des Boëthius „De consolatione philosophiae“, der beiden ersten Bücher von Marcianus Capella's „De nuptiis Philologiae et Mercurii“ (letztere Werke herausgeg. von Graff, Berl. 1837) 2c.

notorisch (a. d. Lat.), offenkundig, allgemein bekannt. Notorietät, Offenkundigkeit, Allbekanntheit. Notorische Thatsachen brauchen im Prozeß nicht bewiesen zu werden.

Notre Dame (franz., spr. Not'r Dahm'), unsere Frau, d. h. die Jungfrau Maria. Den Namen N. D. führen auch die der Jungfrau Maria gewidmeten Kirchen.

Nottingham, Grafschaft im mittleren England, 38,7 □ M. mit 317,758 E. (1871), begrenzt von York, Lincoln, Leicester u. Derby; ist eine wellenförmige Ebene, in der theilweise mit Wald bestandene Höhen mit breiten, fruchtbaren Thälern abwechseln, u. die sich zum Ackerbau eben so gut wie zur Viehzucht eignet. Das schönste der Thäler ist das von Belvoir. Der große Wald von Sherwood, der durch Robin Hood eine romant. Berühmtheit erlangt hat, ist ausgerodet. In den Trent, den größten Fluß von N., der die Grafschaft von SW. nach NO. durchfließt, münden Crewash u. Idle, Soar u. Devon. Die Schätze des Bodens bestehen in Steinkohlen, Blei, Galmei, Gips u. Alabaster. — Die Hauptstadt N. mit 86,621 E. (1871), unweit des linken Trentufers am Lene gelegen u. durch den Grand-Trunk-Kanal mit Liverpool, London u. Hull verbunden, erhebt sich mit alterthümlichen, unregelmäßigen u. steilen Straßen terrassenförmig auf einem Sandsteinfelsen, dessen Gipfel von einem Kastell eingenommen wird. Der dichtbevölkerte untere Stadttheil heißt der Marsh. Von den Kirchen ist die Marienkirche bes. sehenswerth; Rathhaus, Börse, Grafschaftshalle u. Theater sind die schönsten unter den öffentlichen Gebäuden. N. ist eine der bedeutendsten Fabrikstädte Englands, nam. in Strumpfwirkerei, Bobbinet- u. Spitzenmanufaktur; außerdem bestehen hier aber noch große Maschinenfabriken, Baumwollwebereien, Bleichereien u. Bierbrauereien (berühmtes Ale). Gewerbfleißige u. volkreiche Vororte von N. sind Snenton u. Radford. Außer der Hauptstadt sind die größten Städte der Grafschaft Basford mit 13,038 E. u. bedeutender Strumpfwirkerei u. Kohlenproduktion, Mansfield (s. d.) u. Newark upon Trent (s. d.).

Notturno (franz. Nocturne, spr. -türn') wird im Allgemeinen jedes Tonstück genannt, das zunächst für den Vortrag im Freien, u. zwar bei nächtlicher Weile, bestimmt ist. Im Besondern versteht man darunter a. ein aus drei, vier od. mehr Sätzen bestehendes, in Sonaten- od. Serenadenform (auch mit Tänzen vermischt) quartettmäßig (doch mit mehr dominirender Oberstimme) behandeltes Tonstück, gewöhnlich für drei, vier od. mehrere einfach besetzte Instrumente. Der Charakter des N. pflegt eine sanfte u. ruhige Schwärmerei zu sein, ohne die Heiterkeit darum auszuschließen; b. Tonstücke für Klavier allein, in der Lied- od. Romanzenform gesetzt u. meist zart u. elegisch gehalten. Field u. Chopin haben meisterhafte Stücke dieser Art geliefert.

Nouveautés (franz., spr. Nuwotheh), Neuheiten, in der Kaufmannssprache neue Waare.

Novalis, Dichtername des Frhrn. F. v. Hardenberg (s. d.).

Novara, Hauptstadt der gleichnamigen nordital. Provinz, mit 29,516 E. (1871); liegt 11 M. im ONO. Turins zwischen dem Terdobbio u. der Agogna u. ist noch mit alten Festungsmauern umgeben, doch haben weder diese noch das Kastell eine strategische Bedeutung. Die im Ganzen ziemlich regelmäßig gebaute Stadt ist Sitz eines Bischofs, einer Prätur u. eines Civil- u. Korrektionstribunals u. hat ein Lyceum, ein Gymnasium, ein Seminar mit großer Bibliothek u. eine technische Lehranstalt. Das schönste Bauwerk der an Palästen reichen Stadt ist die Kathedrale, zu der antike Säulen verwendet worden sind. Auf dem von Arkaden umgebenen Marktplatz erhebt sich das Standbild König Karl Emanuel's III. u. am Eingange in die Stadt vom Bahnhofe auf dem Corso Cavour ein Denkmal dieses Staatsmannes. — Seit dem Mittelalter ist die Umgegend von N. sehr oft der Schauplatz blutiger Schlachten gewesen, deren letzte 23. März 1849 zwischen den Piemontesen u. den Oesterreichern geschlagen wurde. Nachdem Radetzky drei Tage vorher über den Tessin gegangen war, faßte die Avantgarde seines Heeres unter Erzherzog Albrecht die piemontes. Armee Karl Albert's 23. März bei Olengo, u. es entspann sich ein außerordentlich hitziges Frontalgefecht,

währenddessen Radetzky den rechten feindlichen Flügel umgehen ließ u. so den Sieg entschied. König Karl Albert dankte infolge dessen zu Gunsten seines Sohnes Viktor Emanuel ab, u. dieser schloß 26. März einen Waffenstillstand u. 6. Aug. Frieden mit den Oesterreichern. Die zu Ehren dieses Sieges benannte österr. Fregatte N. unternahm 1857—59 unter Commodore v. Wüllerstorf-Urbair eine an wissenschaftlichen Resultaten außerordentlich reiche Weltumsegelung (Novara-Expedition). — Die Provinz **N.** umfaßt 118,83 □M. mit 624,985 E. (1871) u. zerfällt in die Kreise N., Vercelli, Biella, Valsesia, Pallanza u. Ossola.

Novelle, eigentlich Neuigkeit, nannte man zuerst eine kleine einfache Erzählung, meist erotischen od. scherzhaften Inhalts, oft selbst eine einfache Anekdote, kurze Geschichte, einen heitern Einfall, der, leicht u. in fließender, gefälliger Sprache dargestellt, durch Neuheit anziehen u. unterhalten sollte. Als Muster dieser Gattung von leichter Prosa gelten noch heute die „Cento novelle antiche" der Italiener. Allein der eigentliche Schöpfer dieser Dichtungsform ist Boccaccio in seinem „Decamerone". Unter den Nachahmern Boccaccio's in Italien haben diese Form der Prosadichtung Bandello, Sacchetti, Ser Giovanni, Masuccio, Giraldi Cinthio, Grazzini, Parabosco, Firenzuola, selbst Macchiavelli mit mehr od. weniger Glück gepflegt, obwol sie durchaus nicht alle die Bedingungen, welche Boccaccio am Schlusse seines „Decamerone" einem Novellendichter stellt, erfüllt haben. In der span. Literatur hat Cervantes diese Form der Prosadichtung durch seine „N." (1613) eingeführt, von denen er in der Vorrede selbst sagt, daß sie sich sämmtlich auf wahre Begebenheiten gründeten; sie nähern sich jedoch schon in ihrer Ausdehnung mehr dem eigentlichen Romane, u. deshalb könnte der viel frühere Timoneda mit seinen „Patrañas" eher als er für einen Nachahmer Boccaccio's gelten, wogegen des Infanten Don Manuel „Conde Lucanor" wieder mehr im Geschmacke der alten lat. Exempelbücher des Mittelalters geschrieben ist. Als glückliche Nachahmer der Manier des Cervantes können nach ihm Lope de Vega, J. Perez de Montalban, Donna Maria de Zayas y Sotomayor u. die Verfasser der sog. Schelmenromane, welche kleinere Novellen ihren größeren Romanen einfügten, wie das auch später wieder ihr Nachahmer Lesage that, genannt werden. Bei den Portugiesen sehen wir uns in der früheren Zeit (vor 1700) vergeblich nach Novellisten um, eben so wenig findet sich in der früheren holl., deutschen u. schwed. Literatur etwas dergleichen, nur in England hat sich die witzige Aphra Behn zu Ende des 17. Jahrh. Anspruch auf den Namen einer Novellistin erworben. In Frankreich haben wir aus der älteren Literatur einige Prosaerzählungen, die als nouvelles bezeichnet werden; so aus dem 13. Jahrh. „L'empereur Constant", „Amis et Amiles", „Le roi Flore et la belle Johanne", „La comtesse de Ponthieu" u. „Aucassin et Nicolette" u. aus dem 14. die „Histoire de Foulques Fitz Walin" u. „Le roman de Troilus"; allein im Sinne des Boccaccio sind dies keine N.n, sondern als solche kann man nur die „Cent nouvelles nouvelles" u. „Heptaméron" der Marguérite de Valois, die „Contes et nouvelles recréations et joyeux devis" des Bonav. des Periers, die „Contes du monde aventureux" eines Ungenannten u. den „Printemps" des Jacques d'Yver, sämmtlich dem 16. Jahrh. angehörig, bezeichnen. In neuester Zeit kann gewissermaßen Balzac hierher gerechnet werden, vielleicht auch Töpfer. Die ältere deutsche Literatur kennt diese Form der Prosadichtung nicht, doch können die von Aeneas Sylvius im J. 1444 lateinisch geschriebene Geschichte der Lucretia u. des Eurialus, die dessen Freund Nicolaus v. Wyle in deutscher Sprache wiedergab, u. die Geschichte von Camillus u. Emilia in Feyerabend's „Buch der Liebe" sowie eine interessante Erzählung in Albrecht's v. Eyb Abhandlung „Ob einem Manne sey zu nehmen ein ehelich Weib" mit diesem Namen bezeichnet werden. Nachdem im 17. Jahrh. Moscherosch in seinen Geschichten (Soldatenleben) u. Grimmelshausen im „Simplicissimus" (Der stolze Melcher) bereits einige Anklänge von N.n gegeben hatten, finden wir bei dem Verfasser der „Insel Felsenburg", jenes abenteuerlichen Romans, schon einige recht gut konzipirte, aber langweilige N.n, ebenso in einem gleichzeitig (Anfang des 18. Jahrh.) vielfach gelesenen erotischen Romane, „Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier" genannt. Das einzige deutsche Werk des 18. Jahrh., welches aber einigermaßen auf den Namen „Novellensammlung" Anspruch machen kann, sind die von einem Ungenannten herausgegebenen „Komischen Erzählungen im Geschmacke des Boccaz" (6 Thle., Halle 1788—90). Nachdem nun zu Anfang des 19. Jahrh. Heinrich v. Kleist N.n im Geiste der alten geschrieben hatte, folgten ihm dann auf demselben Wege viele Andere, z. B. Hauff, Hofmann, Waiblinger 2c., allein Dichter, welche den Geist dieser Dichtungsart zuerst am richtigsten erkannten, waren Tieck u. Goethe. Ersterer legte seine Ansichten über das Wesen der N. in der Vorrede zum 11. Bande seiner Schriften, Letzterer in seinen Gesprächen mit Eckermann (Th. I. S. 319) u. in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" (S. 108) klar vor. Unter den Novellisten der neuesten Zeit haben sich P. Heyse, Th. Mügge, R. Waldmüller-Duboc, Temme, Sacher-Masoch u. A. viele Freunde erworben, doch hat eigentlich der größere soziale Tendenzroman die N. jetzt in den Schatten gestellt.

Novellen (lat.) nennt man in der Rechtskunde Gesetze, durch welche eine vorausgegangene größere organische Gesetzesarbeit in einzelnen Punkten abgeändert wird, so z. B.: N. zum Reichsstrafgesetzbuch sind eine Anzahl Vorschriften, durch welche Bestimmungen des Gesetzbuches abgeändert od. ergänzt worden sind. — Besondere Erwähnung verdienen noch die N. des Kaiser Justinian aus den J. 535—65. Sie sind nicht von ihm selbst gesammelt, meist in griech. Sprache verfaßt u. enthalten gewisse Zusätze zum Codex (s. d.).

Novello, Clara Anastasia, berühmte Sängerin, geb. 10. Juni 1818 zu London als die Tochter des Organisten bei der portugies. Gesandtschaft Vincenzo N. (geb. 1781 zu London, gest. zu Nizza 1861). Ihren ersten musikalischen Unterricht erhielt sie in York, 1829 kam sie nach Paris in das von Choron geleitete Gesangsinstitut u. erhielt endlich, nach England zurückgekehrt, von 1830 ab ihre letzte gesangliche Ausbildung von Ronconi u. der Malibran, sowie auch Costa in der Harmonielehre u. Moscheles im Klavierspielen ihre Lehrer wurden. Von 1833 ab trat sie mit großem Erfolg zu London in Konzerten auf, sang bis 1839 in England u. in Deutschland, brachte den Winter 1839 in Petersburg zu u. ging hierauf nach Italien, wo sie mit Glück die Bühne betrat. 1843 nahm sie bei der Ital. Oper im Drurylanetheater ein Engagement an, verheirathete sich 1848 mit dem Grafen Gigliucci u. zog sich aus der Oeffentlichkeit zurück, nahm jedoch 1850 ihre Theaterlaufbahn wieder auf, sang seitdem in Italien u. Madrid u. besuchte 1858 auch Deutschland wieder, jedoch nur als Konzertsängerin. Nicht lange darauf hat sie ihre öffentliche Thätigkeit ganz eingestellt. Schöne Stimme nebst vollendetster Gesangstechnik wurden ihr stets u. allseitig nachgerühmt.

November (vom lat. novem, d. i. neun) war im früheren altröm. Kalender der neunte Monat, wurde aber nach Hinzufügung von Januar u. Februar zum elften. Er hat 30 Tage, ist bei uns der erste der drei Wintermonate u. zeichnet sich durch häufige Niederschläge, darunter auch Schnee, u. trüben Himmel aus. Althochdeutsch hieß er „Harbistmânôth", d. i. Herbstmonat. Die Sonne tritt am 21. od. 22. N. in das Zeichen des Schützen.

Noverre (spr. Nowähr), Jean Georges, franz. Choreograph, Schöpfer des neuen franz. Tanzes u. des Ballets; geb. zu Paris 29. April 1727, bildete er sich unter Dupré zum Ballettänzer aus, lebte nach 1740 in Berlin u. dann in London, bis er 1749 nach Frankreich zurückkehrte. In der Folgezeit finden wir ihn am württemb. Hofe, von wo er nach Wien, Mailand, Neapel u. Lissabon ging. Endlich erster Balletmeister bei der Académie royale de musique in Paris, trieb ihn die Revolution nochmals nach London. Er starb zu St. Germain-en-Laye 19. Nov. 1810. N.'s Werke, unter denen insbes. die „Lettres sur la danse et sur les ballets" (2 Bde., Lyon 1760; deutsch, Hamb. u. Lpz. 1769) u. die „Lettres sur les arts imitateurs" (Par. 1807) seinen Ruf vermehrten, ließ er in Petersburg (4 Bde., 1803) gesammelt erscheinen.

Novi, Kreisstadt in der nordital. Provinz Alessandria mit 12,162 E. (1871), an der Eisenbahn von Turin nach Genua gelegen; hat ein altes festes Bergschloß, ein Lyceum u. ein Gymnasium u. dient mit seinen prächtigen Villen u. Palästen vielen Genuesen zum Herbstaufenthalte. Die Bewohner treiben starke Seidenzucht u. Seidenweberei u. einen bedeutenden Handel mit Seide. 15. Aug. 1799 siegten hier die verbündeten Oesterreicher u. Russen unter Suworow über die Franzosen.

Novibazar, Yenibazar od. Rascien, ein Sandschak (Kreis) des türk. Vilajet (Generalstatthalterschaft) Bosnien, 135 □M. mit 125,000 E.; scheidet Serbien von Montenegro u. der Herzegowina u. ist durchaus Gebirgsland, welches sich bis zu Höhen von mehr als 2000 m. erhebt. Die sich meist zu Hochebenen verbreiternden waldarmen Gebirge streichen von SO. nach NW. in drei Hauptparallelketten, von denen die Javor-Golia-Planina die Grenze gegen Serbien bildet. Letztere wird von der Ibar, einem Nebenflusse der serb. Morawa, bei Raska in einem schmalen Querthale durchbrochen. Der O. des langgestreckten Sandschaks gehört zum Gebiet dieses Flusses, der W. zu dem des Lim, welcher der Drina zuströmt. Die Bevölkerung, welche zu $^4/_5$ der griech.-orthodox. Konfession, zu $^1/_5$ dem Islam angehört, ist arm u. beschäftigt sich mit Ackerbau, Viehzucht u. Handel. Die einzige Straße des Landes, die aber auch nur theilweise mit Wagen befahren werden kann, führt aus dem Thal des Lim über Novavaros u. Sjenica nach N. Mitrowitza an der Ibar, an der Ostgrenze des Sandschaks, ist Endpunkt der bis jetzt

gebauten Strecke der Eisenbahnlinie, die Belgrad mit Saloniki zu verbinden bestimmt ist. — Die Hauptstadt Sjenica mit 800—1000 E. liegt in einer von kahlen Höhen umrahmten Ebene u. ist durch eine alte Citadelle u. schlecht aufgeführte Erdwerke geschützt. Der wichtigste Ort des Kreises ist N., am Raška gelegen, der in die Ibar sich ergießt, u. umgeben von den felsigen Bergausläufern der Javor-Golia-Planina. Die Bevölkerung, zum größten Theil aus albanes. Mohammedanern (Arnauten) bestehend, zählt 12,000 Seelen; sehr bedeutend ist der Handelsverkehr mit Albanien, während der ehemals wichtige Viehhandel mit Serbien sehr nachgelassen hat. Die Messen der Stadt werden stark besucht. Eine ausgedehnte, vom Despoten Georg von Rascien erbaute Citadelle schützt den strategisch wichtigen Ort. In der Nähe liegt ein Römerbad u. die Petrovakirche, welche im J. 62 v. Chr. als heidnischer Tempel erbaut worden ist.

Noviziat heißt die Probezeit Derer, die sich zum Eintritt in ein Kloster gemeldet haben, bis zur Ablegung des Ordensgelübdes. Da erst dieses die Eingetretenen dauernd bindet, so steht den Novizen (vom lat. novicius, Neuling) der Austritt noch frei. Das N. ist je nach den Regeln der einzelnen Orden sehr verschieden, auch hinsichtlich der Dauer; während desselben stehen die Novizen unter der Leitung eines besonderen Novizenmeisters.

Nowaja-Semlja (d. h. Neuland), ein arktischer, zu dem russ. Gouvernement Archangelsk gehöriger Archipel, erstreckt sich von 70° 30′ bis 77° 8′ aus u. bedeckt ein Areal von 1667,43 □M., von denen auf die Südinsel 743,78 □M., auf die Nordinsel 970,14 □M. u. der Rest auf kleinere Nebeninseln kommen. Die beiden Hauptinseln werden durch den nur ¼—½ M. breiten Matotschkin-Scharr, eine fjordartige gewundene Meerenge, getrennt. Die südlichste Spitze ist das Schwarze Kap, die Nordspitze das Kap Nassau od. Große Eiskap. Die Karische Pforte scheidet die Südinsel von der Insel Waigatsch u. führt in das Karische Meer (s. d.), welches die Ostküste N.-S.'s bespült. Die nam. im W. von zahlreichen Fjorden zerrissenen Küsten erheben sich steil zu dem Plateau des Innern; so weit in dasselbe Jäger vorgedrungen sind, trägt es zwischen Berggipfeln einzelne im Sommer grüne Flächen, auf denen Renthiere weiden, u. entsendet nicht selten Gletscher zum Meere. Gebirge, welche in den höchsten Gipfeln 1000 m. überragen, treten bes. auf der Nordinsel nahe an die Westküste. Die von letzterer im Durchschnitt nur 15 M. entfernte Ostküste war in ihrem nördl. Theile vollständig unbekannt, bis der norweg. Kapitän Johannesen im Sommer 1870 die kühne Umfahrt um N.-S. vollendete u. die Ostküste entschleierte. Die klimatischen Verhältnisse machen dauernde Ansiedelungen der Menschen auf diesen Inseln unmöglich; der Winter ist zwar infolge des Golfstromes, der N.-S. im W. antrifft, verhältnißmäßig weniger rauh als Nordsibirien u. hat eine Durchschnittstemperatur von 19,66° C., der Sommer jedoch mit durchschnittlich 2,53° C. zeigt fast die tiefste Temperatur von allen bisher bekannten Erdstrichen. Trotzdem bringt N.-S. Pflanzen in genügenden Mengen hervor, um Scharen von Renthieren zu ernähren. Neben denselben erscheinen Lemminge, Polarfüchse, Wölfe, u. bes. Eisbären als die vornehmsten Vertreter der Landsäugethiere. Die felsigen Küsten sind belebt von Seevögeln u. die Meere von Walthieren. Die Jagd der letzteren zieht alljährlich norweg. u. russ. Schiffe an die Küsten; einzelne von den Waljägern überwintern dann auch dort an geschützten Plätzen. Die Renthierjagd wird nam. von Samojeden betrieben, die aus dem nördl. Rußland herüberkommen. An mineralischen Schätzen birgt N.-S. nam. Eisenerze, die jedoch nicht ausgebeutet werden. Dieser Archipel wurde wahrscheinlich schon 1553 von dem engl. Seefahrer Hugh Willoughby entdeckt; zum zweiten Mal gelangte Burrough begleitet von russ. Schiffen 1556 dorthin. Am meisten wurde jedoch die Kenntniß von dieser Inselgruppe durch die vier Fahrten Lütke's 1821 bis 1824, durch Johannesen's Umfahrt 1870 u. Rosenthal's Expedition 1871 gefördert. — Vgl. J. Spörer, „N.-S. in geographischer, naturhistorischer u. volkswirthschaftlicher Beziehung" (Gotha 1867).

Nowgorod, großruss. Gouvernement, 2221,77 □M. mit 1,011,445 E. (1870), begrenzt im N. von Olonez, im O. von Wologda, im SO. von Jaroslaw, im S. von Twer, im SW. von Pskow u. im W. von St. Petersburg, umschließt das Waldaiplateau (s. d.) u. ist fast zu ⅔ mit Wald bedeckt, unter den sich an den Flüssen ausgedehnte Sumpfniederungen mischen. Die Flüsse des W., unter denen die Msta der wasserreichste ist, vereinigen sich in dem Ilmensee, aus dem die Wolchow zum Ladogasee führt. Der O. gehört mit dem See Bielo-osero zum Gebiet der Onega, der S. zu dem der Wolga, deren Quellsee, der Seligersee, von der südl. Grenze des Gouvernements durchschnitten wird. Von der schwachen Bevölkerung wird nur ⅐ des Gesammtareals kultivirt u. mit Getreide, Flachs u. Hanf bestellt. Die Waldungen sind an Wild reich; Viehzucht u. Gewerbe haben nur eine geringe Bedeutung. — Die Hauptstadt N. od. N.-**Weliki** (d. h. die große Neustadt) mit 17,093 E., eine der ältesten russ. Städte, liegt unweit des Ausflusses des Wolchow aus dem Ilmensee u. wird von diesem Flusse in die Sophien- u. Handelsstadt geschieden, welche durch eine schöne steinerne Brücke verbunden sind. Die Sophienstadt, der älteste Theil, ist noch mit Mauern u. Thürmen umgeben u. umschließt den Kreml mit der uralten Kathedrale, die durch die hier aufbewahrten Gebeine des heil. Iwan von N. eine der bedeutendsten Wallfahrtsstätten Rußlands geworden ist. Die Handelsstadt ist sehr verfallen, wie denn auch die Einwohnerzahl N.s in stetem Rückgange sich befindet. Von Rurik 864 gegründet u. im 12. Jahrh. Freistaat, ward N. zur Zeit der Hansa, die hier ein berühmtes Kontor besaß, die wichtigste Handelsstadt des Russ. Reiches u. soll 400,000 E. gehabt haben; 1478 verlor N. seine Freiheit durch Iwan d. Gr. u. ward 1570 durch Iwan den Schrecklichen fast vernichtet. Das Aufblühen von St. Petersburg hat wesentlich zur Verkümmerung des N.er Handels beigetragen.



Nr. 4345. Karte von Nowaja-Semlja.

Nowo-Tscherkask (d. h. Neu-Tscherkask), die Hauptstadt u. einzige Stadt im südruss. Gouvernement des Don'schen Heeres mit 27,918 E. (1870); liegt am Akssai, einem Arme des Don, 11 M. von dessen Mündung, u. wird überragt von einer schönen Kathedrale. Die 1805 erbaute Stadt ist Sitz des Ordnungsrichters des Heeres u. eines Erzbischofs u. hat einen großen öffentlichen Garten mit dem Denkmal des Grafen Platow, des Hetman des donischen Kosakenheeres. Der Handel ist nicht unbedeutend. Die alte, wegen ihrer ungesunden Lage aufgegebene Stadt war Staro-Tscherkask (d. h. Alt-Tscherkask).

Noyaden (vom franz. noyer, ersäufen), die massenhaften Ertränkungen politisch Beschuldigter zur Zeit der Schreckensherrschaft in Frankreich, wie sie nam. Carrier (s. d.) in Nantes anordnete.

Noyon (spr. Noajong), Stadt in dem franz. Dep. Oise, an der Verse unweit deren Mündung in die Oise gelegen, mit 5585 E. (1872); hat eine große Kathedrale, die von Pipin dem Kleinen gegründet, 1180 aber umgebaut worden ist, u. ist Geburtsort Calvin's u. des Bildhauers Sarrazin, dem man auf dem Marktplatze ein Denkmal errichtet hat. Fabrikation von Web- u. Strumpfwaaren, Gerberei u. Handel mit Landesprodukten sowie Gemüsebau sind die Hauptbeschäftigungen der Bevölkerung. — N., die kelt. Stadt Noviomagus in dem Lande der Veromanduer, wurde 531 Sitz eines Bisthums durch den heil. Medardus,

der in dem nahen Dorfe Salency geboren ist; hier ward Karl d. Gr. 9. Okt. 768 zum König gesalbt u. 987 Hugo Capet zum König gewählt.

n. St., Abkürzung für „neuen Stils."

N. T., Abkürzung für „Neues Testament".

Nuance (franz., spr. Nüangß'), Schattirung, Farbenabstufung, Farbenspielung; nüanciren, abstufen, verschatten.

Nubar-Pascha, ägypt. Staatsmann, geb. von armen. Christen zu Smyrna im Jan. 1825, gebildet in der Schweiz u. in Frankreich; wurde 1842 Sekretär seines Oheims Bogos-Bey, der damals ägypt. Minister des Auswärtigen war, begleitete dann Ibrahim Pascha als Dolmetscher auf dessen Reisen in Europa u. nach Konstantinopel u. trat 1848 in den Dienst des Vizekönigs Abbas Pascha, für den er 1850 Schutz gegen die Zumuthungen des Sultans bei der engl. Regierung erwirkte. Vom Sept. 1853 bis Juli 1854 Gesandter in Wien, bekleidete er unter dem neuen Vizekönig, Said-Pascha, die Stellung eines Direktors der ägypt. Eisenbahnen. Unter Ismaïl-Pascha 1863 vom Sultan zum Pascha erhoben, ging er 1864 nach Paris, um die hinsichtlich des Suezkanals früher mit Lesseps (s. d.) eingegangenen Verbindlichkeiten für Aegypten günstiger zu gestalten. Nachher eine Zeit lang Minister der öffentlichen Arbeiten, erhielt er 1866 eine Mission nach Konstantinopel, wo er den Sultan dazu vermochte, durch die Verordnung vom 27. Mai für Aegypten statt des bisher giltigen türk. Erbrechts die direkte Nachfolge zu bewilligen. Ebenso gelang es ihm 1867, für den Vizekönig den Titel Khedive (Stellvertreter, nämlich des Sultans) u. eine Ermächtigung auszuwirken, nach welcher derselbe fortan Spezialdekrete bezüglich der inneren Landesverwaltung u. Fremdenpolizei sowie der Regelung der Zölle, des Durchgangsverkehrs u. der Posten erlassen durfte. Seit Sept. 1867 Minister des Auswärtigen, war N. fortwährend bestrebt, Aegypten immer unabhängiger zu machen, das Land u. dessen Bevölkerung nach europ. Muster zu civilisiren u. in dem gegenseitigen Verkehr zwischen den Eingeborenen u. den Europäern die Jurisdiktionsfrage zum endlichen Austrag zu bringen. In ersterer Beziehung erzielte er keinen Erfolg weiter; ja als der Khedive in seiner Begleitung 1869 die Höfe von Wien, Berlin, Paris u. Brüssel besucht u. deren Souveräne zur Eröffnung des Suezkanals eingeladen hatte, konnte er den Zorn des Sultans darüber nicht beschwichtigen u. seinem Herrn die Demüthigung nicht ersparen, daß er, der Khedive, im Dez. 1869 eine förmliche Erklärung des Verzichts auf seine selbstherrlichen Absichten u. seiner unbedingten Unterwerfung unter die Pforte abgeben mußte. 1873 war N. Vizepräsident der ägypt. Abtheilung für die Wiener Weltausstellung. Im Mai 1874 mußte er sein Ministerium an Riaz-Pascha abgeben. Zwar erhielt er es 1875 zurück, behauptete sich jedoch diesmal nur bis 4. Jan. 1876.

Nubien, der mittlere Theil des ägyptischen Gebietes, erstreckt sich von Assuan bis Chartum u. umfaßt 15,700 □M. mit 1 Mill. E. Im N. vom eigentlichen Aegypten, im S. vom ägypt. Sudan, im W. von der Lybischen Wüste u. im O. vom Rothen Meer begrenzt, ist dieses Land ein Wüstenplateau, das im S. in der Region der periodischen Regen Steppencharakter annimmt u. von dem Sförmigen Thale des Nil in der Mitte durchschnitten wird. Die meist in der Richtung von SW. nach NO. streichenden Gebirge, die das Plateau überragen, erreichen in der Nähe des Meeres eine Höhe von 2000 m. Abgesehen von einzelnen Oasen, die jedoch eine nur geringe Ausdehnung haben, beschränkt sich das Gebiet des Ackerbaues u. der seßhaften Bevölkerung nur auf das Nilthal; doch ist auch dieses nur eine 1—2 M. breite Schlucht mit Steilrändern u. kann nur an wenigen Stellen vom Nil überschwemmt werden, weshalb die Bewohner gezwungen sind, ihre Felder gewöhnlich durch Schöpfräder zu bewässern. Am reichsten kultivirt ist das Thal der Provinz Dar-Dongola. Die Nubische Wüste im O. des Nil besteht aus Felsenbergen, welche durch tiefeingeschnittene Wadi's von einander getrennt sind. Auf der linken Seite des Stromes zwischen der großen Krümmung liegt die Wüste Bejuda, benannt nach dem gleichnamigen Brunnen; sie ist mehr eine sandige Steppe, welche weite Kameelweiden darbietet. Das Klima ist nam. im N. des Landes zwischen Aegypten u. der Grenze des trop. Regens außerordentlich heiß; Mimosen, Dattel- u. im S. Dumpalmen, Senna, Zuckerrohr, Durrah u. Tabak sind die wichtigsten Vertreter des Pflanzenreiches. Die Ausfuhrartikel bestehen nam. in Gummi, Datteln u. Sennesblättern. Der Sklavenhandel kann jetzt nur noch im Geheimen betrieben werden. Massaua, Berber, Dongola, Abu Hammed u. Korosko sind die wichtigsten Städte der Provinz, ersteres der Haupthandelsplatz am Rothen Meere. — Die Bevölkerung besteht aus Nubiern, welche im O. des Nil vielfach mit arab. Elementen vermischt sind, u. im SO. aus Negern, die dem Stamme der Fundj angehören. Die Nubier nennen sich selbst Berâbra u. wohnen hauptsächlich zwischen den beiden letzten Katarakten. Sie sind von mittlerer Größe, haben eine rothbraune Hautfarbe, leicht gelocktes Haar, ein graziöse Haltung u. oft, nam. die Männer, eine fast europ. Gesichtsbildung. Die Muskulatur ist schwach entwickelt, die Fettbildung fehlt beinahe ganz. Der Schädel ist nicht groß, die Stirne hoch, die Nase gerade u. schön, das Auge groß u. schwarz. Sie sind arbeitsam, mäßig, wahrheitsliebend u. ehrlich u. werden in Aegypten sehr gern als Diener verwendet. Bis zum 8. od. 10. Jahre gehen beide Geschlechter völlig nackt; dann tragen die Knaben ein Hemd od. ein um die Hüften geschlungenes Stück Leinwand, die Mädchen bis zur Verheirathung einen sog. „Rachat", welcher aus einem Gürtel besteht, von dem ringsum dünne Riemen von verschiedener Länge herabhängen. Die Frauen legen weite Beinkleider an u. tragen lange blaue, mantelartige Tücher, die zugleich den Kopf bedecken. Die Männer scheren das Haupt bis auf ein Büschel Haare am Scheitel, die Weiber u. Mädchen lassen das mit Ricinusöl reichlich getränkte Haar in vielen dünnen Flechten auf Hals u. Schultern fallen. Die Berâbra heirathen früh, die Mädchen schon mit dem 11. od. 12. Jahre, doch nehmen nur die Reicheren mehrere Frauen. Die Wohnungen bestehen aus kleinen viereckigen Häusern mit plattem Dache, aus lufttrockenen Lehm- od. Schlammziegeln erbaut. Das Hausgeräth ist sehr einfach; in großen bombenförmigen Krügen wird das Wasser aufbewahrt; Matten von Dumpalmblättern dienen als Thürvorhänge u. werden über das Schlafgestell gebreitet. Das Hauptnahrungsmittel ist Sorghum, aus dessen Mehl auch das Merosabier bereitet wird. Ihre Sittlichkeit soll nicht gerade auf hoher Stufe stehen, doch sind die Berâbra heiterer u. sorgloser Gemüthsart u. lieben Gesang u. Tanz. Sie bekennen sich durchaus zum Islam u. sind Ackerbauer u. Viehzüchter. Außer den Berâbra gehören in weiterem Sinne zu den Nubiern die unter dem Namen Bedschah zusammengefaßten Stämme, nam die Schâïkieh im S. von Dongola, die Bescharin im S. des 23.° in der Wüste mit ihren Stammverwandten, den Schukuriah, die sich bis zum Atbara hinziehen, u. die Bewohner der Bejuda-Wüste, die Hasânieh u. die Kababîsch, deren Gebiet bis Kordofan reicht. — Um die Mitte des 5. Jahrh. hatten die Nubier ein großes Reich begründet, das sich bis zu dem abessin. Hochlande erstreckte u. seine Hauptstadt in Dongola hatte. Im 6. Jahrh. drang in dasselbe das Christenthum, zu dem sich bald die Mehrzahl der Bevölkerung bekannte, u. es entstanden zahlreiche Klöster nam. im Nilthal, von denen jetzt nur noch Trümmer vorhanden sind. Dem Vordringen der Araber erlag N. im 14. Jahrh. u. mit deren Herrschaft breitete sich auch der Islam über dasselbe aus; 1820 ward N. von Ismail-Pascha erobert u. mit Aegypten vereinigt.

Nucha, Kreisstadt in dem russ. Gouvernement Baku (Transkaukasien) mit 23,371 E. (1870); liegt am Kisch-Tschai, der in den Alasan, einen Nebenfluß des Kur, fällt, u. in den Vorbergen des Kaukasus; ist Sitz eines Erzbischofs u. hat eine halb tatar., halb armen. Bevölkerung, welche eine sehr bedeutende Seidenzucht u. Seidenmanufaktur treibt. Die Umgegend ist mit Waldungen von Maulbeerbäumen bedeckt.

Nugent (spr. Nuhdschent), Baron **v. Delvin** u. Graf **v. Westmeath**, Laval, Graf, österr. Feldmarschall, geb. zu Ballynacor (Irland) 3. Nov. 1777; gehörte jener Linie des ursprünglich aus der Normandie stammenden, seit dem 12. Jahrh. aber in Irland ansässigen Geschlechts N. an, welche nach der Vertreibung des Hauses Stuart sich nach Oesterreich gewandt hatte u. dort noch heute blüht. Frühzeitig ins österr. Heer eingetreten, ward er bereits 1809 Generalstabschef des Erzherzogs Johann, befehligte 1813 als Generalmajor eine Brigade im Kampfe gegen den Vizekönig Eugen u. schloß, als Murat sich von Frankreich losgesagt hatte, den Vertrag vom 7. Febr. 1814 mit demselben ab, rückte aber 1815, nachdem Murat wieder auf Seite Napoleon's getreten, gegen Neapel vor u. erreichte dasselbe nach verschiedenen Siegen gleichzeitig mit Bianchi. Nach der Restauration der Bourbons trat N. 1817 als Generalissimus in neapolit. Dienste, kehrte jedoch infolge der Revolution im Juli 1820 nach Oesterreich zurück, wo er als Feldmarschallleutnant eine Division in Padua erhielt. Später ward er nach einander als Feldzeugmeister u. Wirklicher Geh. Rath Befehlshaber in Illyrien, Innerösterreich u. Tirol, Mähren u. Kroatien, nahm 1848 u. 49 an den Kämpfen in Italien u. Ungarn Theil, rückte schließlich zum Feldmarschall auf u. starb zu Bosiljevo bei Karlstadt in Siebenbürgen 21. Aug. 1862. Er war mit der Herzogin Johanna von Sforza-Riario (gest. 1855) vermählt u. vom Papste zum röm. Fürsten erhoben worden.

Nugget nennt man in Kalifornien (woher das Wort stammt) u. Australien einen Klumpen od. ein größeres Stück Goldes.

Nuits (spr. Nüih), Stadt im franz. Departement Côte d'Or mit 3574 E. (1872); liegt 3 M. im SW. von Dijon am Muzin zwischen Weinbergen, in denen einige der vorzüglichsten Burgundersorten gebaut werden, u. war 18. Dez. 1870 Schauplatz eines erbitterten Gefechts zwischen der 1. u. 2. bad. Brigade unter General v. Werder u. einer franz. Armeeabtheilung unter General Cremer. Bei demselben mußte N. zuletzt selbst mit Sturm von den Deutschen genommen werden.

Nuka-Hiwa, eine der Marquesas-Inseln (s. d.).

Null (vom lat. nullus, d. i. keiner, nichts) ist ein für unser dekadisches Zahlensystem sehr nothwendiges Zahlzeichen, bekanntlich von der Form eines kleinen Ringes, welches zur Bezeichnung der etwaigen leeren Stellen der Einer, Zehner od. Hunderte 2c. dient.

Nüll, Eduard van der, mit August v. Siccardsburg (s. d.) einer der Baumeister, die den ersten Impuls zu dem architektonischen Emporblühen des jetzigen Wien gaben u. dort eine neue Bauepoche hervorriefen. Geb. zu Wien 9. Jan. 1812, bildete er sich im dortigen Polytechnischen Institut für die Baukunst aus u. eignete sich die gründlichste Kenntniß aller Baustile an. Da aber das, was er dort sah, ihm nicht weiter förderlich sein konnte u. die Lösung einer Preisaufgabe ihm u. seinem genannten Freunde u. Geistesverwandten 1839 den Weg nach Italien öffnete, so verschaffte er sich dort während eines vierjährigen Aufenthalts die Kenntniß der romanischen Architektur des Südens, wo er vorzugsweise das Dekorative ins Auge faßte. Nach Wien zurückgekehrt u. zum Professor an der Akademie ernannt, waren die ersten, beiden Freunden gemeinschaftlichen Schöpfungen das Karltheater, die Halle des Sophienbades u. das große Aktienbad (bei Wien), worauf später die Umfassungsbaulichkeiten mit dem Kommandanturgebäude des Arsenals u. 1861 bis 1869 das neue Opernhaus folgten. N. offenbarte sein dekoratives Talent bes. in der Ausstattung der Altlerchenfelder Kirche, deren Bau er nach dem 1849 erfolgten Tode des Schweizers Joh. George Müller ganz in dessen Stilgefühl vollendete. Diese Kirche u. das 1849—56 im spätromanischen Stil erbaute Arsenal wurden die bedeutungsvollen Grundlagen des gewaltigen Aufschwunges, den die Wiener Architektur seitdem mit der Erweiterung der Stadt, d. h. mit der Anlegung der Ringstraße, genommen hat, wobei N. nebst Siccardsburg nur mit dem Bau des erwähnten Opernhauses betraut wurde. Mancherlei hierbei erfahrene wirkliche od. vermeintliche Kränkungen veranlaßten ihn leider zum Selbstmorde 3. April 1868.

nulla dies sine linea (lat.), d. h. kein Tag ohne eine Linie, ein dem Apelles (s. d.) beigelegtes Wort mit der Bedeutung: „Man lasse keinen Tag ganz ohne nutzbringende Thätigkeit verstreichen."

Numantia, berühmte Stadt im tarraconensischen Hispanien, am oberen Laufe des Durius (Duero) auf einem fast unzugänglichen Felsen erbaut u. so fest durch ihre natürliche Lage, daß sie der Mauern nicht bedurfte. In den Ruinen bei Puente de Don Guarray in Altcastilien glaubt man die Reste von N. zu finden. Durch römische Heere mehrfach vergeblich belagert, erlag N. endlich 133 v. Chr. nach 15monatlicher Belagerung u. heroischem Widerstande dem jüngeren Scipio u. wurde von diesem zerstört. Die heldenmüthige Vertheidigung der Stadt hat Cervantes in seiner Tragödie „Numancia" dichterisch verherrlicht.

Numa Pompilius, der sagenhafte zweite König von Rom (715 bis 672 v. Chr.). Als Privatmann zu Cures im Sabinerlande lebend, wurde er als Herrscher nach Rom berufen. Seine friedfertige Regierung (der Janustempel blieb unter ihm stets geschlossen) steht im Gegensatz zu der seines Vorgängers Romulus: wie dieser durch Krieg Rom gegründet u. die neue Schöpfung zu sichern u. zu befestigen gesucht hatte, so wirkte N. P. für den inneren Ausbau Roms durch Einrichtung u. Ordnung der gottesdienstlichen Gebräuche, Erbauung von Tempeln, Einsetzung der wichtigsten Priesterkollegien (Flamines, Fetialen, Auguren, Vestalinnen, Pontifices), Stiftung der Zünfte (collegia) der Handwerker, Förderung des Feld- u. Weinbaues, Setzen der Grenzsteine (termini) 2c. Die Sage läßt ihn in vertrautem Umgange mit der Nymphe Egeria (s. d.) stehen u. nach deren Rathschlägen handeln. Ebenso sagenhaft ist die Erzählung, daß in sein Grab auf dem Janiculus auch seine Schriften gelegt seien, daß man bei der Ausgrabung der Leiche 181 v. Chr. dieselben gefunden habe, daß aber der Senat sie verbrennen ließ, weil sie Dinge enthielten, die man nicht bekannt lassen werden wollte. Seine Tochter Pompilia wurde die Gattin des Numa Marcius u. von diesem Mutter des Ancus Marcius, des vierten Königs von Rom.

Numeri (lat., d. h. die Zahlen), Benennung des 4. Buches Mosis, weil darin die Volkszählung der Israeliten enthalten ist.

numerisch, s. v. w.: mit Ziffern, der Zahl nach.

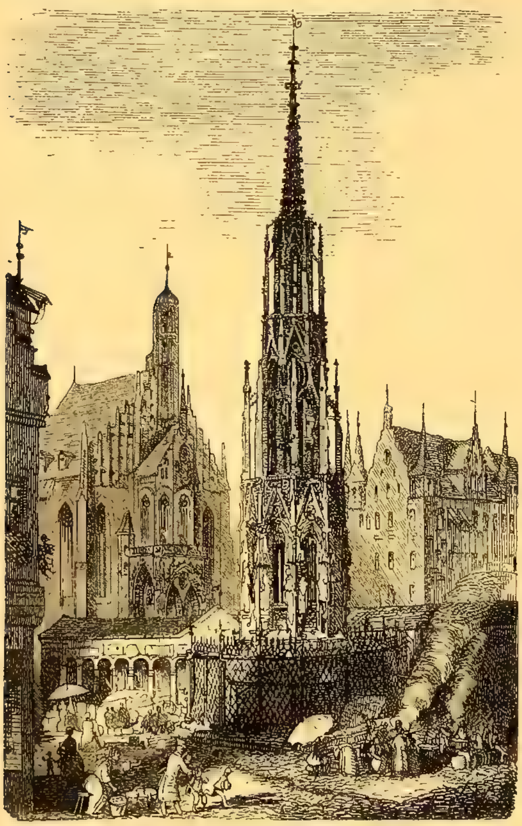
Numerus ist das lat. Wort für Zahl u. wird in der Mathematik zuweilen, aber ganz unnöthiger Weise, für dieses deutsche Wort gebraucht, z. B. in der Logarithmenrechnung für die zu einem Logarithmus gehörige Zahl. In der Grammatik bezeichnet N. die Zahlform in der Deklination wie in der Konjugation, u. zwar unterscheidet man 3 Numeri: Singularis (Einzahl), Pluralis (Mehrzahl) u. Dualis (Zweizahl); letzterer ist nur in wenigen Sprachen erhalten (s. „Dual").

Numidien (lat. Numidia, griech. *Νουμιδία*, *Νομαδία*, d. h. das Land der Nomaden) hieß im Alterthum der etwa dem heutigen Algerien entsprechende Theil der Nordküste von Afrika. N. grenzt im O. gegen das Gebiet von Karthago (unter den Römern Africa propria genannt), von welchem es durch den Fluß Tusca (heute Zaine) geschieden wurde; im S. trennte es der Große Atlas von Gätulien u. dem innern Libyen, im W. bildete die Grenze gegen Mauritanien der Ampsaga (heute Wed-el-Kebir), im N. stieß es an das Mittelmeer. Das Land wurde durchzogen von den Ausläufern des Atlas, nam. dem Thambas im O. (jetzt Dschebel Edugh), dem Aurasios im SW. (jetzt Dschebel Aures); Hauptflüsse waren im O. der Tusca, der Armoniacus (j. Mafragg), der Rubricatus (j. Seybouse), im W. der Ampsaga. Das an Getreide u. Früchten gleicherweise wie an Metallen reiche Land, welches treffliche Pferde, Schafe u. Ziegen, aber auch Löwen, Elefanten u. andere wilde Thiere, hervorbrachte, wurde durchzogen von den wol aus Asien stammenden Numidiern, die in die beiden Hauptstämme der Massylier östlich im Ampsaga im eigentlichen N. u. der Massäsylier westlich vom Ampsaga in dem später zu Mauritanien geschlagenen Lande zerfielen; sie gelangten erst spät zur Gründung von Städten, von denen die wichtigsten waren: Tabraka am Tusca (j. Tabraca), Hippo Regius (Ruinen in Hippone bei Bona), Rusicada (j. Philippeville), Collu (j. Collo) mit Purpurfärbereien; im Innern Cirta (j. Constantine), Lambesa (j. Lambèse), Sicca Veneria (j. Keff), Zama (j. Jama) u. Theveste (j. Tebessa). Die verschiedenen Stämme der bes. als Reiter berühmten Numidier vereinigte zuerst, von den Römern begünstigt, Masinissa (s. d.), König der Massylier. Durch Cäsar, der 46 v. Chr. den König von N., Juba I., besiegte, wurde N. röm. Provinz. Vergl. auch „Mauritania".

Numismatik (Münzkunde) heißt die Wissenschaft, die es mit der Kenntniß der Münzen, nach deren Metall, Form, Größe, Schrot, Korn, Werth, Gepräge u. Bestimmung zu thun hat (s. „Münze"). Sie wird eingetheilt in die antike u. in die moderne N., zu welcher auch die des Mittelalters gezählt wird. Die antike behandelt zuvörderst die Münzen des alten Griechenland u. der griech. Inseln u. Provinzen in Europa u. Asien, überhaupt alle diejenigen, welche griech. Aufschriften haben, u. sodann die Münzen des alten Rom, die man wiederum eintheilt in republikanische, auch Konsular- od. Familienmünzen genannt, u. in solche, die unter den Kaisern geprägt wurden, u. zwar bis zum Untergange des Weström. Reiches im J. 476. Die moderne N. beschäftigt sich mit den Münzen der orientalischen u. occidentalischen Völker seit dem 6. Jahrh. n. Chr. Letztere ist bei weitem später wissenschaftlich behandelt worden als die erstere; der Grund liegt hauptsächlich darin, daß die antiken Münzen zu allen Zeiten in großer Menge gefunden wurden, was die Veranlassung bot, sie schon frühzeitig zu sammeln, zu erläutern u. ihren Werth u. ihre Bedeutung für die Archäologie od. die klassische Alterthumswissenschaft zu erkennen u. zu würdigen. Doch wurde erst von der Mitte des 16. Jahrh. an das Studium der antiken N. eingehender u. wissenschaftlicher betrieben, u. zwar berücksichtigte man vorzugsweise die römischen Münzen. Es entstanden in den einzelnen europäischen Staaten immer mehr u. mehr Münzsammlungen; nam. zeichnet sich Frankreich durch solche aus, welches schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. 200 theils öffentliche, theils Privatmünzkabinete besaß. Der Erste, der die antike N. in ein wissenschaftliches System brachte, war Joseph Eckhel, Vorstand des kaiserlichen Münzkabinets zu Wien (geb. 1737, gest. 1798), der in seinem klassischen Werke „Doctrina nummorum veterum" die antike Münzkunde zu einem solchen wissenschaftliche Range erhob, wie sie ihn vorher noch nicht eingenommen hatte. Nächst Eckhel haben sich nam. Sestini, Mionnet, Millingen, Lenormant, Cohen, Mommsen u. Friedländer um die Erforschung der antiken Münzen große Verdienste erworben. Das Studium der mittelalterlichen u. modernen N. ist von Mader, Grote, Dannenberg, Köhne, Leitsmann u. A. in vortrefflicher Weise gepflegt worden. Das wichtigste Hülfsmittel für das Studium der N. sind Münzsammlungen; als die größten gegenwärtig existirenden

öffentlichen Sammlungen mögen hier nur die zu Paris, London, Rom, Kopenhagen, Petersburg, Wien, Berlin, Dresden, München, Gotha u. Leipzig genannt werden.

Nummuliten (übersetzt: kleine Münzen) nennt man linsenförmige od. scheibenförmige Fossilien, die in ungeheurer Anzahl in gewissen Kalksteinen der unteren Tertiärformation (Eocen) eingebettet vorkommen, weshalb man diesen Kalksteinen auch den Namen Nummulitenkalk gegeben hat. Die N. treten in verschiedenen, schwer zu bestimmenden, vollständig ausgestorbenen Spezies auf, die zur Klasse der Foraminiferen od. Polythalamien gehören u. weder vor noch nach der Eocenzeit wieder angetroffen werden. Interessant ist es, daß diese Fossilien auf ein ganz bestimmtes, aber sehr weit hin sich erstreckendes Verbreitungsgebiet angewiesen sind, welches bei Spanien u. Marokko beginnt u. sich zu beiden Seiten des Mittelländischen Meeres, also durch die ganzen Alpen u. Karpathen, durch die Apenninen, Griechenland u. die Türkei, durch Aegypten, Kleinasien bis nach Ostindien, China u. Japan hin erstreckt, während in den nördlich von diesen Gegenden liegenden Gebieten der Eocenformation nichts von N. zu finden ist. Der Durchmesser dieser außen fast wie Knöpfe od. Münzen aussehenden Thiergehäuse beträgt gewöhnlich 1—2 cm.; das Innere derselben zeigt zahlreiche zierliche Spiralwindungen u. innerhalb dieser Gänge wieder kammerartige Abtheilungen.

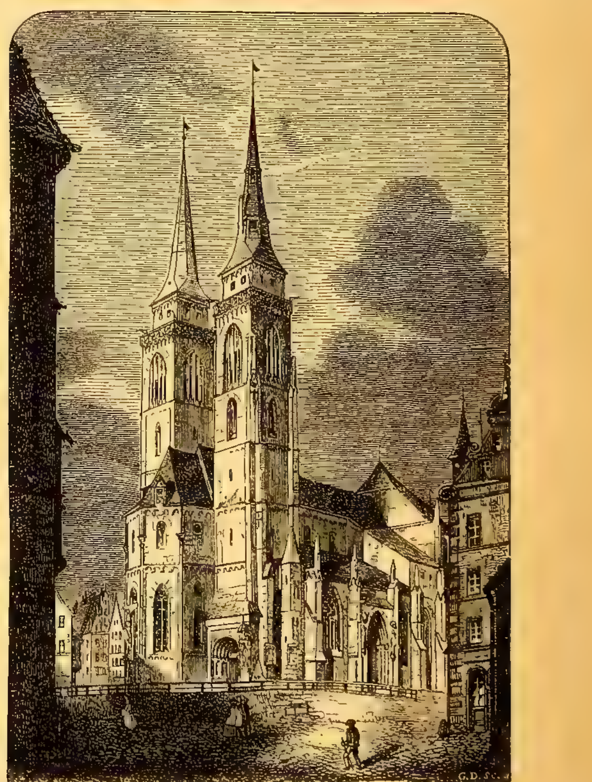


Nr. 4346. Der Marktplatz in Nürnberg.

Nuñez (spr. Nunjes), gewöhnlich **Nonius** genannt, Pedro, port. Mathematiker, geb. 1492 zu Alcaçar do Sal, gest. 1577 zu Coimbra, wo er zuletzt Professor war. Er machte sich insbes. um die Vervollkommnung der Schiffahrtskunde verdient u. soll auch die Loxodromische Linie erfunden u. eine seinen Namen tragende neue Eintheilung des Kreises auf den astronomischen Instrumenten eingeführt haben. Seine „Opera math." erschienen 1566 zu Basel (n. A. 1599).

Nuntius, s. „Legaten".

Nürnberg, zweitgrößte Stadt des Königreichs Bayern, Kreis Mittelfranken, mit 83,214 E. (1871), in einer wenig fruchtbaren, aber wohlangebauten Ebene unweit des Ludwigskanales (s. d.) gelegen, wird von der Pegnitz durchschnitten u. in die nördl. Sebalder u. südl. Lorenzer Seite geschieden. Der Fluß selbst bildet 4 Inseln innerhalb der Stadt, unter denen die Insel Schütt die größte ist. Während die Vorstädte, nam. die nach SO. sich ausdehnende Marienvorstadt, ein durchaus modernes Gepräge tragen u. eine Menge schöner Villen u. Gärten aufweisen, hat die innere Stadt mit ihren goth. Kirchen u. Klostergebäuden, den Giebelhäusern u. den gewaltigen Stadtmauern, deren runde Thürme nach Dürer's Plänen erbaut worden sind, den Charakter der alten freien Reichsstadt treu bewahrt u. besitzt in ihren kirchlichen Bauwerken ebenso ausgezeichnete Denkmäler des goth. Stiles, wie in den Profanbauten eine Fülle großartiger Werke der Renaissancezeit. Die Lorenzer Seite, deren breiteste u. schönste Straßen die Königs- u. Ludwigsstraße sind, hat ihren Namen von der St. Lorenzkirche. Diese schönste Kirche N.s wurde vom Ende des 13. bis in die Mitte des 14. Jahrh. erbaut, zeichnet sich nam. im Aeußeren durch ihre schlanken Thürme, das Hauptportal u. die Brautpforte, im Innern durch prächtige Glasgemälde, Adam Krafft's Sakramentshäuschen (1496—1500) u. den Engl. Gruß von Veit Stoß aus. Bei der Kirche steht ein vorzüglich gearbeiteter Brunnen im Renaissancestil, unweit derselben das aus dem 14. Jahrh. stammende stattliche Nassauer Haus, das Theater u. das Bankgebäude. Auf der Lorenzer Seite befinden sich noch die Marthakirche, in welcher die Meistersänger häufig ihre Singschulen abgehalten haben, ihr gegenüber die Clarakirche, zu dem 1278 gestifteten Kloster gehörig, in dem die Schwester des berühmten Pirkheimer, Charitas, Aebtissin gewesen, die Jakobskirche aus dem 13. Jahrh. mit werthvollen Holzschnitzereien, nahebei das jetzt in eine Kaserne umgewandelte Deutsche Haus mit unvollendeter Kuppelkirche u. das Germanische Museum. Letzteres, 1852 vom Freiherrn v. Aufseß gegründet, nimmt die Räume des 1382 erbauten Karthäuserklosters ein, dem man das wegen Neubauten abgetragene Augustinerkloster in den letzten Jahren angebaut hat; es enthält



Nr. 4347. Die Sebalduskirche in Nürnberg.

außer einer bedeutenden Bibliothek u. einem reichen Archive höchst werthvolle Sammlungen zur deutschen Kunst- u. Kulturgeschichte u. ist in seiner großen Halle durch Kaulbach's berühmtes Wandgemälde: „Otto III. öffnet das Grab Karl's d. Gr.", geschmückt. Die Hauptkirche der Sebalder Seite ist die Sebalduskirche, in ihren ältesten Theilen der roman. Periode angehörend, im 15. Jahrh. vollendet; ihr schönstes Kunstwerk ist Peter Vischer's Sebaldusgrab (Abb. Bd. IV, S. 879), 1508—19 gegossen, das großartigste Werk deutscher Bildnerei aus der Zeit der Frührenaissance. Am Chor u. an den Außenmauern befinden sich schöne Skulpturen Adam Krafft's. Gegenüber der Sebalduskirche steht das 1619 von Holzschuher im ital. Renaissancestil aufgeführte Rathhaus, das in seinem älteren Theile einen großen Saal mit Wandgemälden Dürer's, im 2. Stock die städtische Kunstsammlung u. auf dem Hofe einen schönen Brunnen von 1556 enthält. Nördlich von der Kirche liegt die Moritzkapelle mit einer werthvollen Gemäldesammlung u. der Albrecht-Dürer-Platz mit der von Rauch entworfenen, von Burgschmied gegossenen Statue des großen Künstlers. Zwischen dem Gänsemarkt, auf dem das originelle Brunnenstandbild des Gänsemännchens steht, u. dem Hauptmarkte steht die Frauenkirche, 1354—61 von den Brüdern

Schonhover erbaut, im W. von dieser Kirche in einem Seitengäßchen das Wohnhaus von Hans Sachs, dem 1874 ein Denkmal errichtet worden ist, u. in der Nähe am Spitalmarkte die Heilige-Geist-Kirche, in welcher früher die Reichskleinodien aufbewahrt wurden. Die Aegidienkirche am Aegidiplatz stammt in ihren ältesten Theilen aus dem 14. Jahrh., wurde nach einem Brande 1711—18 in italien. Stile wieder aufgebaut u. enthält außer kunsthistorischen werthvollen Skulpturen ein herrliches Altarbild von Van Dyck. Am Hauptmarkte erhebt sich der 20 m. hohe sog. Schöne Brunnen, eine 1385—96 errichtete goth. Spitzsäule. Die Sebalder Seite schließt nach NW. die Burg ab. Sie überragt mit ihren Zinnen u. Thürmen auf einem Sandsteinfelsen die Stadt u. gewährt auf dieselbe u. ihre Umgebung eine herrliche Aussicht; 1024 von Konrad II. gegründet, zeigt sie den Baustil dieser Zeit in dem Heidenthurm u. der in demselben befindlichen Margarethenkapelle; 1854—56 wurde sie in goth. Stile restaurirt u. die Gemächer zur Aufnahme der königl. Familie hergerichtet. Die große Linde im Burghofe, welche die Sage durch die Kaiserin Kunigunde vor 8 Jahrh. gepflanzt worden sein läßt, umgeben 4 lebensgroße Statuen in mittelalterlicher Tracht als Lichtträger (von Kreling). Das Innere enthält interessante Kunstschätze. Von älteren Bürgerhäusern sind, außer dem schon genannten Nassauer Haus, bes. interessant das Peller'sche (jetzt Fuchs'sche), das v. Scheuerl'sche, das Sandrart'sche Haus u. das Tucher'sche Landhaus. Ein Theil der Stadtmauer ist in den letzten Jahren dem Bedürfniß nach Verkehrserleichterung zum Opfer gefallen; in den Räumen des Landauerklosters befindet sich die Kunstschule, in dem ehemaligen Dominikanerkloster das Maximiliansmuseum u. die Stadtbibliothek. Außerhalb der Stadt liegt der Johanniskirchhof mit den Gräbern von Veit Stoß, Hans Sachs, Albrecht Dürer, Sandrart, Pirkheimer u. A. u. der Rochuskirchhof mit dem Grabe Peter Vischer's.

N., mit Fürth, Bamberg, Würzburg, Ansbach, Pleinfeld (wo sich die Bahnen nach Ingolstadt u. Nördlingen trennen), Regensburg u. Schwandorf durch Bahnen verbunden, ist eine der wichtigsten Industriestädte Deutschlands u. hat das vorzügliche Verdienst, in den Bestrebungen zur Hebung der Kunstindustrie, die hier am Ende des Mittelalters u. im 16. Jahrh. eine so ausgezeichnete Pflege genossen hatte, den anderen deutschen Städten thatkräftig vorangegangen zu sein. In industrieller Hinsicht bildet N. mit dem benachbarten Fürth (s. d.) ein Ganzes; jede dieser beiden Städte ergänzt die andere. Die wichtigsten Zweige der Gewerbthätigkeit sind die Fabrikation von Kurzwaaren (Nürnberger Waaren), Lebkuchen, Tischler-, Buchbinder- u. Drechslerwaaren, Metalldrähten u. Saiten, die Erzgießerei, der Maschinenbau u. die Ultramarin- u. Bleistiftfabrikation. Die Umgegend treibt ausgedehnten Gartenbau u. exportirt bes. viel Spargel. Von großer Bedeutung ist der Geld- u. Wechselverkehr der Stadt. N. ist Sitz des Appellationsgerichtes für Mittelfranken u. Oberpfalz, eines Handelsappellations-, Handels-, Bezirks-, Stadt- u. Landgerichtes, eines Bezirksamtes, Oberpostamtes u. Hauptzollamtes u. hat 14 Kirchen, darunter 1 reformirte u. 1 katholische Pfarrkirche, eine neuerbaute Synagoge, ein Gymnasium, 1526 von Melanchthon eröffnet, dem vor demselben ein Denkmal errichtet ist, ein Realgymnasium, eine Polytechnische, Kunstgewerbe-, Handels-, Kreis-, Gewerbe- u. Industrieschule, ein Kunstgewerbemuseum, ein Taubstummen- u. ein Blindeninstitut, eine Irrenanstalt, zahlreiche Hospitäler u. Stiftungen. — Urkundlich erscheint N. zuerst in der Mitte des 11. Jahrh.; der um die Burg entstandene Ort erhielt durch Kaiser Heinrich III. Stadtrecht, kam mit den Besitzungen des salischen Kaiserhauses an die Hohenstaufen, von denen es vorübergehend an Bayern gelangte, u. erweiterte sich unter Konrad III. über die Pegnitz. Friedrich II. verlieh 1219 der durch Handel rasch emporgeblühten Stadt wichtige Freiheiten. Unter Heinrich VI. erscheinen zuerst Grafen von Zollern als Burggrafen von N., verkaufen aber mit Erwerbung der Mark Brandenburg die Stadt- u. Waldrechte an die Stadt, unter Vorbehalt der Landrechte, was im 15. u. 16. Jahrh. zu erbitterten Kriegen der Stadt mit den Markgrafen von Ansbach Veranlassung gab. In den Jahren 1324, 1356, 1390, 1522 u. 1523 wurden zu N. Reichstage abgehalten u. 1532 hier der erste Religionsfriede abgeschlossen. Am Ende des 15. u. im 16. Jahrh. stand N. in Kunstübung über allen anderen deutschen Städten. Hier waren geboren u. wirkten die Maler Albrecht Dürer (1471—1528), Michel Wohlgemuth (1434—1519), Christoph Amberger (1490—1563), der Bildhauer Adam Krafft (1450—1507), der Kupferstecher Barthel Beham (1496—1540), der Erzgießer Peter Vischer (1455—1529), der Kosmograph Martin Behaim (1459—1506), die Dichter Hans Sachs (1494—1576) u. Jakob Ayrer († 1605); hier war außerdem der Bildschnitzer Veit Stoß († 1533) thätig; Peter Hele verfertigte hier 1509 die ersten Taschenuhren („Nürnberger Eier") u. Ebner erfand 1553 eine bessere Methode zur Herstellung des Messings. Nach dem Dreißigjähr. Kriege (Lager der Schweden 1632) sank N.'s Bedeutung u. Wohlstand außerordentlich rasch; 1796 bot die Stadt freiwillig ihre Unterwerfung unter Preußen an, blieb aber bis 1806 freie Reichsstadt u. kam dann mit einem Gebiet von 23 □M. an Bayern.

Nürnberger Trichter. Es giebt ein Sprüchwort: „Es will ihm nicht ein, man muß den Nürnberger Trichter holen", u. das Volk erzählt sich als Erklärung das Märchen, ein Schulmeister habe einst zu Nürnberg einen Trichter konstruirt, durch welchen man lernenden Schülern das, was sie zu lernen gehabt, in das Gehirn habe einfiltriren können. Dies ist selbstverständlich ein Scherz- u. Spottsprüchwort, wie es deren viele giebt. Es hat seine Entstehung dem Stifter des Blumenordens an der Pegnitz, Georg Philipp Harsdörffer (s. d.), zu danken (geb. 1607 zu Nürnberg, gest. 1658), der einen „Poetischen Trichter" (Nürnb. 1648 ff.) herausgab, der durch die darin vorkommenden Pedanterien schon zu seiner Zeit sprüchwörtlich ward u. schließlich jede Lernmethode, wobei keine selbständige Bemühung nothwendig ist, bezeichnen soll. Es ist übrigens möglich, daß diese figürliche Anwendung von jener bekannten u. noch heute gebrauchten trichterförmigen Hörmaschine für Schwerhörende, die zu Nürnberg erfunden worden sein soll, herrührt.

Nuß (nux); im botanischen Sinne jede trockene Schließfrucht mit einer dicken, harten u. holzigen Schale, welcher der Kern (Same) innig anliegt. Das Muster einer solchen Frucht bildet z. B. die Haselnuß, während Edelkastanie, Buche u. Eiche eine zähe, lederartige Schließfrucht (caryopsis) haben, welche auch vielen anderen Gewächsen (Gräsern z. B.) zukommt. In obigem Sinne haben deshalb nur wenige Pflanzen bei uns eigentliche Nüsse; außer der Hasel z. B. die Pinien (Pignole, Zirbel u. a.). Dagegen ist die Walnuß sowie die Mandel keine N., sondern eine Steinfrucht wie die Pflaume, weil deren Nußfrüchte noch von einer fleischigen od. anderen Hülle umgeben werden. Von ausländischen Gewächsen tragen z. B. die Palmen echte Nüsse. Im gewöhnlichen Leben nennt man aber alle Früchte mit harter Samenschale Nüsse, weshalb auch die wälsche N. vorzugsweise der Nußbaum (s. „Juglans") heißt.

Nußbaum, Johann Nepomuk v., berühmter Chirurg u. Augenarzt, geb. zu München 2. Sept. 1829; studirte daselbst, praktizirte seit 1851 im dortigen Kinderhospital, wurde 1852 Assistent der chirurgischen Abtheilung im Allgemeinen Krankenhause, habilitirte sich 1857 als Privatdozent u. ließ sich 1859 durch seine Ernennung zum ord. Prof. der Chirurgie u. Augenheilkunde bestimmen, einen Ruf nach Zürich abzulehnen u. in seiner Vaterstadt zu bleiben. Seitdem gewann seine Praxis eine solche Ausdehnung, daß er außer dem Allgemeinen Krankenhause noch eine große Privatklinik einrichten mußte. Ueberdies wurde er 1866 bayer. Gen.-Stabsarzt à la suite u. begleitete 1870 die bayer. Truppen nach dem Kriegsschauplatz, wo er ungemein segensreich wirkte. Nach dem Kriege behandelte er noch eine große Anzahl Schwerverwundeter in seiner Privatklinik, wobei er entdeckte, daß man durch Bloßlegung u. mechanische Behandlung der Nerven oft Krämpfe heilen könne. Die erstaunliche Zahl seiner verschiedenartigsten Operationen hat ihm nam. auch einen Schatz von Erfahrungen verschafft, auf Grund derer er die Lehre von schmerzlindernden Mitteln zu einer großen Ausbildung gebracht hat. Von seinen sonstigen Schriften sind zu nennen: „Cornea artificialis" (Münch. 1853), worin er nachwies, daß Menschen, welche durch Trübung der Hornhaut erblindet sind, durch Einsetzen eines Krystallknöpfchens ihr Sehvermögen wieder erhalten; „Die Behandlung der Hornhauttrübungen" (ebd. 1856); „Die Pathologie u. Therapie der Ankylosen" (ebd. 1862); „Chirurgische Briefe an seine in den Krieg ziehenden ehemaligen Schüler" (ebd. 1866); „34 Ovariotomien" (ebd. 1869) u. a. Die vielfachen Verdienste N.'s, insbes. auch um die Armen seines Vaterlandes, wurden bereits 1867 durch Verleihung des bayer. Civilverdienstordens gewürdigt, mit welcher der persönliche Adel verbunden ist.

Nußhäher, s. „Häher".

Nutation od. Wanken der Erde, s. „Erde I."

Nutzeffekt nennt man die von einer Maschine wirklich geleistete Arbeit, nach Abzug aller derer, welche zur Ueberwindung von Reibung u. anderen Hindernissen verwendet werden muß.

Nutznießung, s. „Nießbrauch".

Nux vomica, s. v. w. Brechnuß (s. d.).

Nyanza od. Nyandscha bedeutet in der Sprache der im äquatorialen Binnenlande Afrika's wohnenden Völker „See"; daher Victoria-Nyanza (richtiger: der Ukerewe-See) u. Albert-Nyanza (richtiger: Mwutan- od. Luta-Nsigé, der Mwutan-See). Anfänglich hielt man diesen Namen für einen Eigennamen u. legte ihn dem Nyassa-See bei.

Nyassa-See, auf älteren Karten Nyandscha od. Niinjesi, von Dr. Laws neuerdings Livingstone-See genannt; großer See im Binnenlande von Südafrika, von 11° bis 14° 40′ südl. Br., 5–15 M. breit, mit einem Flächenraum von 300—350 □M., gegen Süden hin durch eine Annäherung beider Ufer gegliedert, am Südende in zwei Spitzen verlaufend; der größere nördl. Theil, mit Tiefen von mehr als 200 m., wird als Nyandscha Kuba, d. i. großes Wasser, der kleinere südl. Theil, bis über 70 m. tief, als N. Ndogo, d. i. kleines Wasser, bezeichnet. Das Wasser ist klar, nicht salzig, fischreich, die Wellen gehen hoch, die Brandung ist stark; für die Befahrung mit größeren Schiffen ist der See sehr geeignet. Der N. liegt über 464 m. über dem Meere, sein Niveau verändert sich höchstens um 1 m.; sein Abfluß, der wasserreiche Schiré, hat 20 M. abwärts starke Wasserfälle u. ergießt sich, in seinem Unterlaufe bequem schiffbar, bei Schupanga in den Sambesi. Der See ist hin u. wieder mit kleinen Felseninseln geschmückt, seine Ufer sind hügelig, waldreich, mit zahlreichen Dörfern besetzt, aus denen indessen der Friede gewichen ist, seit arab. Händler das Binnenland westl. vom See zum Schauplatz ihrer Sklavenjagden gemacht haben; 5 arab. Schiffe führen jährlich (1875) etwa 20,000 Sklaven in östl. Richtung über den See. — Entdeckt wurde der See 1859 von David Livingstone, der ihn 1861—63 wieder besuchte; Albrecht Roscher war Ende 1859 an seinen Ufern u. wurde am 19. März 1860 östl. vom See ermordet. Livingstone's Gedanke, an diesem See eine Missionskolonie anzulegen, ist 1875 von seinem Freunde Young verwirklicht worden, der den zerlegbaren Dampfer „Ilala" über die Wasserfälle transportiren ließ u. am 18. Sept. auf demselben in den See einfuhr; auf der Halbinsel am Südende, unweit Kap Maclear, ist seitdem die Kolonie Livingstonia gegründet worden; eine zweite Kolonie wird am Nordende des Sees vorbereitet.

Nyborg od. Nyeborg, befestigte Seestadt auf der dän. Insel Fünen im Amte Svendborg mit 4812 E. (1871); liegt an der Ostküste am Großen Belt, hat einen trefflichen Kriegshafen u. steht mit Korsör auf Seeland in regelmäßiger Dampfschiffsverbindung. Die Einwohner treiben Ackerbau u. Schiffahrt. N. war bis in das 17. Jahrh. eine der wichtigsten Städte des Reiches u. häufig Residenz der Könige.

Nyerup, Rasmus, ausgezeichneter dän. Literarhistoriker u. Bibliograph, geb. 12. März 1759 in Nyerup auf Fühnen; wurde 1778 zum Amanuensis der großen königl. Bibliothek zu Kopenhagen, 1803 zum Bibliothekar der Universitätsbibliothek ebendas. ernannt u. bekleidete seit 1804 eine Zeit lang das Amt eines Sekretärs an der königl. Bibliothek, deren Katalog er bearbeitete. Er war auch Vizepräsident der dän. „Gesellschaft für vaterländische Geschichte u. Sprache" u. Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, nam. deutscher. Die Zahl seiner Schriften ist überaus groß; die meisten u. wichtigsten derselben betreffen Sprach-, Geschichts- u. Alterthumskunde. Es mögen hier nur genannt werden: „Antiquarische Reise durch Fühnen" (Kopenh. 1814); „Charakteristik Friedrich's IV." (Kopenh. 1816); „Wörterbuch der skandinavischen Mythologie" (deutsch von Sander, Kopenh. 1816); „Dänisch-norweg. Literaturlexikon" (Kopenh. 1818 bis 1819), „Catalogus librorum sanscritorum, quos bibliothecae Havniensi dedit Wallich" (ein dänischer Orientreisender, Kopenh. 1821); „Auswahl dänischer Lieder aus dem 16. bis zur Mitte des 18. Jahrh." (2 Bde., Kopenh. 1821) ꝛc. N. war auch Mitarbeiter an vielen Zeitschriften, wie z. B. am „Bürgerfreund", der „Minerva" ꝛc., u. Redakteur der „Kopenhagener Nachrichten von gelehrten Sachen" (Kopenh. 1790—97) ꝛc. Wichtig sind seine Schriften: „De litteraire Bergmänd i Indien", eine Abhandlung über die Fortschritte der Sanskritliteratur in Europa (Kopenh. 1820) u. die sogenannte „Erichs-Chronik" in dem „Neuen dänischen Magazin" (Kopenh. 1827). N. starb 28. Juni 1829.

Nyköping, Hauptstadt des schwed. Läns Södermanland mit 5016 E.; liegt malerisch an der Ostsee u. hat 3 Kirchen u. ein altes, ehemals befestigtes Schloß. Maschinenbauanstalt, Mahlmühlen u. Sägewerke sind die hervorragendsten Etablissements der gewerbreichen Stadt, die auch einen nicht unbedeutenden Seehandel treibt.

Nymphaea, Wasserrose, Wasserlilie; Pflanzengattung der Nymphäaceen mit schild- od. palettenartigen Blättern, rosen- od. lilienartiger Blume, welche in einem mehrblätterigen, unter dem Fruchtknoten stehenden, hinfälligen Kelche zahlreiche Blumenblätter trägt, die allmählich in die Staubgefäße übergehen, während der Fruchtknoten eine vielfächerige Kapsel entwickelt, auf der sich eine gestrahlte Scheibe wie bei dem Mohnkopfe ausbildet. Die Samen heften sich zerstreut auf den beiden Flächen der Scheidewände an u. liegen in dem die Fächer erfüllenden Fruchtbreie. Die Nymphäen sind krautartige Gewächse mit kriechendem od. knolligem Wurzelstocke, der oft eine bedeutende Stärke erreicht u. mit Amylum erfüllt ist, weshalb er auch bei manchen Völkern zur Nahrung dient. Sie verbreiten sich in verschiedenen Gattungen von der kalten Zone bis in die heiße. Die hervorragendsten Nymphäen sind Victoria (s. d.), Euryale u. Nelumbium (s. „Lotosblume"). Das Nelumbium ist nicht zu verwechseln mit der eigentlichen Lotosblume, N. Lotus, welche auch in Indien im Ganges vorkommt, wo sie als die heil. Padma hochverehrt wird u. eine Menge hochpoetischer Sagen u. Mythen hervorrief. Hier war sie die Blume des Werdens u. ebenso des Verborgenseins, des Schweigens. Sie wuchs aus dem Nabel Wischnu's, als derselbe die Welt erschuf, u. aus ihr ging Brahma mit vier Gesichtern (die vier Jahreszeiten!) hervor. Sie war das Attribut der Göttin Ganga (Fluß Ganges). Uebrigens giebt es in Aegypten noch eine blaublumige N. coerulea, so daß wir weiß-, roth-, gelb- u. blaublumige Wasserrosen kennen. Sonderbar genug nimmt unsere inländische N. im hohen Norden eine tiefrothe Färbung an. Die inländischen gelbblumigen Arten gehören der Gattung Nuphar an. Alles in Allem genommen besitzen wir in Deutschland nur eine weißblumige Nymphäe (N. alba) mit vielen Formen u. zwei gelbblumige Nuphar-Arten (Mummel, Nixblume), nämlich N. luteum u. pumilum.

Nymphen (griech. νύμφη, eigentlich jedes heirathsfähige mannbare Mädchen, auch jede verheirathete Frau in jugendlichem Alter) sind in der griech. Mythologie weibliche Naturgottheiten niederen Ranges, Personifikationen der webenden u. schaffenden Naturkräfte. Sie wohnen im Meere, in Strömen, auf Bergen, in Grotten, Quellen, Hainen, Wiesen u. Bäumen u. sind die wohlthätigen Geister dieser Orte; einigen von ihnen, nam. den Quellnymphen, schrieb man die Gabe der Weissagung zu u. machte sie zu Göttinnen des Gesanges u. der Dichtkunst. Je nach den Orten, die man von den N. bewohnt glaubte, unterschied man verschiedene Klassen: die Okeaniden waren die N. des Okeanosstromes, die Nereïden die des Meeres, die Najaden die N. der Landgewässer; auf den Bergen hausen die Oreaden, in Bäumen die Dryaden u. Hamadryaden. Endlich gab es N. einzelner Orte, z. B. von Dodona, Nysa, Lemnos ꝛc. Ihre Heiligthümer befanden sich gern an Quellen, in Hainen, Grotten ꝛc.; Ziegen, Lämmer, Milch u. Oel, nicht aber Wein, wurden ihnen geopfert. Die bildende Kunst stellte die N. dar als anmuthige nackte od. nur halb bekleidete Mädchen.

Nymphenburg, Lustschloß des Königs von Bayern, 5 Km. im NW. von München mit prachtvollen Parkanlagen, großen Gewächshäusern u. ausgedehntem Thiergarten. Bei demselben befindet sich ein engl. Fräuleinstift mit Erziehungsanstalt u. eine der ältesten Porzellanmanufakturen. Das Schloß wurde 1663 begonnen u. von Maximilian III. vollendet.

Nymphenburger Bund, ein am 18. Mai 1741 zwischen dem franz. Gesandten, Grafen v. Belleisle u. dem bayr. Grafen Törring zu Nymphenburg (s. d.) abgeschlossener Vertrag, welcher bezweckte, dem Kurfürsten Karl Albert die Kaiserkrone u. den Besitz der österr. Erblande zu verschaffen; er gab nachmals den Anstoß zum Oesterreich'schen Erbfolgekriege. Daß Bayern, wie nur von Schlosser behauptet ist, in geheimen Artikeln die Abtretung deutschen Gebietes an Frankreich dafür versprochen habe, ist von Th. Heigel (Augsb. „Allg. Ztg." 1873 Nr. 248 f.) auf Grund archivalischer Studien widerlegt worden.

Nymphomanie (Mannstollheit, Andromanie, Erotomanie) ist eine bei Frauen u. Mädchen vorkommende Geisteskrankheit, die sich durch hohe geschlechtliche Aufregung charakterisirt. Bisweilen zeigen die Kranken in diesem Zustande nicht sofort ein schamloses Verhalten, vielmehr benehmen sie sich im Allgemeinen decent u. geben ihre Affekte nur durch verliebte u. schmachtende Geberden kund. Nur in seltenen Fällen steigert sich die ruhige Manie, die ohne merkliche Ideenstörung verläuft, zu furiöser Wuth, verbunden mit schmutzigen u. unfläthigen Worten sowie mit unanständigen Handlungen. Manchmal folgt die N. der religiösen Melancholie. Der krankhaft gesteigerte Geschlechtstrieb zeigt sich in mannichfachen Extravaganzen u. macht es nöthig, die Kranken sofort vor jedem Umgange mit männlichen Personen zu bewahren.

Ende des Buchstaben N.

O

O, o, O, o, der 15. Buchstab im deutschen Alphabet sowie auch in den meisten anderen abendländ. Alphabeten (im lat. der 14.), ist einer der 5 Vokale der neuhochdeutschen Sprache. Im griech. Alphabet hat dieser Vokal eine zweifache Aussprache, als ο (ὂ μικρόν) kurz u. als ω (ὦ μέγα) gedehnt. Bei den Griechen bedeutete ο' 70, ͵ο 70,000; das ω' 800 u. ͵ω 800,000; bei den Römern o 11 u. o' 11,000; auf neueren franz. Münzen bezeichnet O die Münzstätte Riom. Als Abkürzung steht O. auf dem Kompaß u. in geographischen Schriften für Osten; in der Chemie für Oxygen. Das O vor den irischen Eigennamen, wie z. B. O'Brien, wird von Vielen für das abgekürzte of (von) gehalten.

Oase (koptisch Ouah, d. h. Wohnung) ist ein altägyptischer, von den Griechen adoptirter Name für bewohnte Stellen in der Wüste, ursprünglich beschränkt auf die O.n der Liby'schen Wüste. Eine O. erfordert Wasser. Dasselbe wird entweder durch Steppenflüsse zugeführt, deren Lauf sich häufig unterirdisch fortsetzt, so in den am Südabhange des Atlas gelegenen O.n, od. es entquillt in oft bedeutender Fülle der Erde u. bildet dann gewöhnlich kleine Teiche od. sogar Flüsse, welche durch Kanäle die Gärten u. Felder der Bewohner bewässern. Die O.n Libyens haben warme Quellen, deren Temperatur Rohlfs 1874 in Farafreh auf 26°, in Dakhel auf 33,5—36°, in Siuah, der altberühmten O. des Jupiter Ammon, auf 28—29° bestimmte. Viele Quellen haben brackiges Wasser, welches bei starkem Salzgehalte ungenießbar wird (s. „Natronseen"). Datteln sind das Hauptprodukt dieser isolirten Kulturstellen der Wüste. Viele kleinere O.n, deren Brunnen nur eine spärliche Wassermenge liefern, sind unbewohnt, werden aber gern von den Karawanen als Nachtstationen benutzt; die größeren O.n bestehen gewöhnlich aus einer Reihe von kleineren, die durch steppenähnliche Landschaften mit einander verbunden sind. Die wichtigsten O.n der Sahara sind die von Tafilet, Tuat, Ksur, Wargla, Fessan mit Mursuk (s. d.), Audschila, Siuah, Farafreh, Dakhel, Chargeh, Tibesti, Bilma u. Air.

Oaxáca (spr. Oachäca), einer der südlichsten Staaten der Bundesrepublik Mexiko, 1579 □M. mit 662,463 E. (1873); grenzt im S. an den Stillen Ozean, im O. an Chiapas, im N. an Veracruz u. im W. an Puébla u. Guerréro u. besteht aus einem Theile der Südterrasse des mexikan. Hochlandes. Den O. des Staates erfüllen Ausläufer der Gebirge von Chiapas, den W. ein Hochland, das sich im Cerro de Zempualtepec zu 3500 m. erhebt, von tiefen, heißen Thälern durchschnitten wird u. den Rio Verde zum Stillen, den Rio Alvarado zum Atlantischen Ozean entsendet. Das Klima ist verhältnißmäßig mild u. gesund, mit Ausnahme der schmalen, an Lagunen reichen Küstenebene. Erdbeben treten aber häufig u. in großer Stärke auf. Der fruchtbare Boden giebt reichen Ertrag an Mais, Reis, Maguey (für Pulquebereitung), Nopalpflanzen (für Kochenillezucht), Zuckerrohr, Kaffee, Indigo, Tabak u. Kakao; die einst bedeutende Baumwollenkultur ist dagegen beträchtlich zurückgegangen. Trotz der mineralischen Schätze des Landes, das reich ist an Gold, Silber, Blei, Eisen u. Steinkohlen, hat doch nur der Bergbau auf Eisenerze u. deren Verhüttung einige Bedeutung. Die Mehrzahl der Bewohner besteht selbst in den Städten aus Indianern. Die Bevölkerung beschäftigt sich mit Viehzucht u. Ackerbau, fabrizirt Webwaaren, Cigarren, Chokolade, Matten u. Pulque für den eigenen Bedarf u. bringt nur Matten u. Kochenille an die Hafenplätze von Tabasco zur Ausfuhr. Die **Hauptstadt O.** mit 25,000 E. liegt 1514 m. hoch in dem fruchtbaren Thale des Rio Atoyac, ist Sitz der Regierungsbehörden, eines Bischofs u. einer Art Universität. Gegründet 1528 auf der Stelle der alten Hauptstadt der Zapoteken, hat die Stadt u. ihre Umgegend noch zahlreiche Trümmer von Tempeln u. Palästen. Die Bewohner treiben Ackerbau u. fabriziren Cigarren u. Chokolade.

Ob od. Obi, der zweitgrößte Strom Asiens, der größte Sibiriens, entsteht aus der Katunja u. Bija. Beide Flüsse entspringen im Altai; ersterer im Großen Altai am Bjeluha-Berge, letzterer im Tannuola-Gebirge. In großartigen Gebirgsthälern strömen diese Quellflüsse nach Norden, verbreitern sich zu Seen u. vereinigen sich bei Bijsk, wo der Lauf ein westlicher wird, um bald wieder nach Norden umzubiegen. Bei Barnaul, wo der O. auch für größere Fahrzeuge schiffbar wird, tritt er in die Tiefebene, doch begleiten sein rechtes Ufer bis Dubrowna die nördlichsten Ausläufer des Altaigebirges. Nach der Mündung des auf der rechten Seite einströmenden, 77—80 M. langen u. schiffbaren Tom wird der Lauf des O. ein westlicher, nach der Vereinigung mit dem ebenfalls rechten Nebenfluß Tym ein ziemlich westlicher. Bei Samarowsk verstärkt der links einfallende Irtysch die Gewässer des Hauptstromes so, daß derselbe 2600 m. breit wird. In zunächst nordwestl. Richtung spaltet sich der O. in mehrere Parallelströme, wie den kleinen O., den Ssobi u. a., die durch Querarme mit einander verbunden sind u. zum Theil die Fortsetzung der links einmündenden Uralströme, z. B. der Ssoswa, sind. Der von da an nördl. Stromlauf wird von Obdorsk bis zur Mündung östlich. Bei letzterer Stadt haben sich fast alle Parallelläufe wieder vereinigt, u. in gewaltiger Breite strömt er dem Obischen Busen (Obskaja-Guba) zu u. mündet durch diesen in das Nördl. Eismeer. Die Länge des Laufes beträgt 570 M.; sein Stromgebiet umfaßt 61,384 □M. Obgleich der O. 160—170 Tage im Jahre mit Eis bedeckt ist, so bildet er doch mit seinen Nebenflüssen, nam. dem Irtysch, für Westsibirien ein wichtiges System von Handelsstraßen; schon jetzt existirt auf dem O. eine regelmäßige Dampfschiffahrt. Um das Gebiet des O. näher zu erforschen, ist, beauftragt von dem Verein für deutsche Nordpolfahrt in Bremen, eine aus Dr. Finsch, Dr. Brehm u. Graf Waldburg-Zeil bestehende Expedition im Frühjahr 1876 nach Sibirien entsendet worden.

Obadja. Unter dem Namen dieses sonst unbekannten Propheten haben wir in der Sammlung der 12 kleinen Propheten eine kurze Drohrede wider Edom, deren Verse sich zum Theil in veränderter Reihenfolge im 49. Kapitel des Jeremias wiederfinden. Es ist nun streitig, ob O. den Jeremias ausgeschrieben hat, od. ob etwa Beide das Wort eines älteren Propheten in ihre Weissagungen verwoben haben. Das Letztere ist das Wahrscheinlichere.

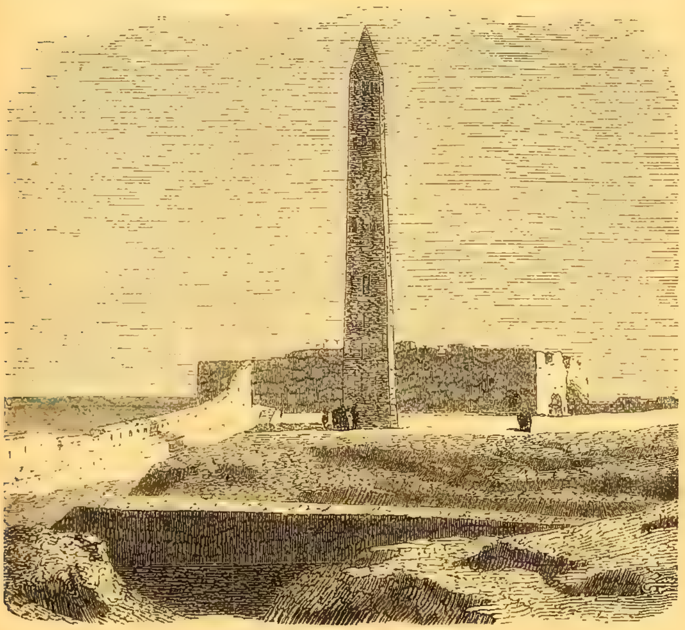
Obduktion (lat.) nennt man die Besichtigung u. Sektion von Leichen, nam. wenn dieselbe auf gerichtliche Anordnung u. in Gegenwart von Gerichtspersonen vorgenommen wird. Dieselbe beginnt mit der Besichtigung des Aeußeren des Leichnams, wobei hauptsächlich auf äußere Verletzungen u. Wunden Rücksicht zu nehmen ist. Darauf werden die drei großen Körperhöhlen, die Schädel-, Brust- u. Bauchhöhle, geöffnet u. die einzelnen Organe derselben genau untersucht. Der Zweck der O. ist die Ermittelung der Todesursache.

Obduktionsprotokoll wird das über den Befund bei einer Obduktion aufgenommene Protokoll genannt, welches die Grundlage für das gerichtsärztliche Gutachten über die Todesursache bildet.

Obedienz (a. d. Lat.), Gehorsam gegen Vorgesetzte.

Obelisk (griech. ὀβελίσκος, ist Verkleinerungswort von ὀβελός, Spieß, also: Spießchen), ungenauer Spitzsäule, ein hoher, vierseitiger,

nach oben sich verjüngender Pfeiler, der, auf niedriger Basis stehend, oben mit einer kurzen Pyramide abschließt. Die Verjüngung beträgt gewöhnlich $^1/_3$ u. das Verhältniß der unteren Breite zur Höhe 1 : 9 bis 12. Die O.en, welche bes. im alten Aegypten zu monumentalen Zwecken errichtet wurden, bestanden in der Regel aus Granit von Assuan u. sind meistens aus Einem Stück gehauen (Monolithe) u. an allen vier Seiten od. nur theilweise mit eingegrabenen Bildwerken od. Hieroglyphen bedeckt, die, da sie als Denkpfeiler od. Stelen dienten, angeben, welche Ehren u. Titel die einzelnen Könige des Landes als Erbauer von Tempeln von der Priesterschaft empfangen hatten. Ihre Errichtung fällt vom Anfang des 2. Jahrtausends v. Chr. bis zur Eroberung des Landes durch die Perser. Die berühmtesten dieser O.en fanden sich bei Heliopolis, wo noch jetzt der bedeutendste steht (errichtet von Usertesen I. aus der 12. Dynastie, die 2354—2194 v. Chr. regierte), u. bei Theben. Mehrere wurden unter den röm. Kaisern nach Alexandrien (s. „Nadel der Kleopatra"), Konstantinopel u. Rom geschafft; z. B. brachte Augustus im J. 10 v. Chr. zwei große O.en von Heliopolis nach Rom, von denen der eine, 24 m. hohe, nachdem er in zwei Stücke zerbrochen war, unter Sixtus V. 1587 auf der Piazza del Popolo wieder aufgerichtet wurde;



Nr. 4349. Die Nadel der Kleopatra.

ein anderer, unter Caligula im J. 39 n. Chr. nach Rom gekommen, steht als Monolith ($25^1/_2$ m. hoch) auf dem Petersplatz. Der bedeutendste ($45^1/_2$ m. hoch) u. älteste O. Roms ist der auf dem Lateranplatz (gleichfalls durch Sixtus V. aufgerichtet), der von Tutmes IV. aus der 18. Dynastie (1597—1445 v. Chr.), vor dem Sonnentempel zu Heliopolis aufgestellt, unter Konstantin d. Gr. nach Rom gekommen war. Rom zählt überhaupt 12 antike O.en. Zwei der schönsten waren die Thebäischen bei Luxor, von denen der eine sich seit 1833 auf der Place de la Concorde in Paris befindet. Andere O.en befinden sich in Arles in Frankreich, in Konstantinopel u. im Britischen Museum.

Obentraut, auch Obertraut, Hans Michael Elias v., ein Held des Dreißigjähr. Krieges, geb. in der Pfalz 1574; machte sich als Reiteroffizier des Kurfürsten Friedrich V., bezw. der Protestant. Union, gefürchtet, plünderte u. a. 1621 Speier, nahm 1622 Basel u. siegte bei Hagenau. 1625 trat er als Reitergeneral in die Dienste des Herzogs von Weimar, erzwang 2. Sept. dess. Jahres die Aufhebung der Belagerung von Nienburg, ward aber 4. Nov. 1625 bei Kalenberg geschlagen u. fiel, tödlich verwundet, beim Dorf Selze, wo ihm ein Denkmal errichtet ist. Fälschlich hat man den Spottnamen unsres Volkes, „der deutsche Michel" (s. d.), auf O. zurückgeführt.

Oberammergau, s. „Ammergau".

Oberbayern, der größte von den bayer. Regierungsbezirken, umfaßt 309,58 □M. mit 841,707 E. (1871), grenzt im W. an Schwaben u. Neuburg, im N. an Niederbayern u. Oberpfalz, im S. an Tirol u. im O. an Salzburg; es gehört vollständig der oberbayer. Hochebene u. dem Gebiete der nördl. Kalkalpen an. Gebildet zum größten Theil aus dem Gebiete des alten Herzogthums Bayern u. aus denen der Hochstifte Freising u. Passau, der Propstei Berchtesgaden sowie der Grafschaft Ortenburg, zerfällt O. in die unmittelbaren Städte München, Ingolstadt, Freising u. Rosenheim u. in die Bezirksämter Schongau, Weilheim, Werdenfels, Tölz, Miesbach, Rosenheim, Trauenstein, Berchtesgaden, Laufen, Altötting, Mühldorf, Wasserburg, Ebersberg, Erding, Freising, München rechts der Isar, München links der Isar, Landsberg, Friedberg, Aichach, Bruck, Dachau, Schrobenhausen, Pfaffenhofen u. Ingolstadt.

Oberer See (engl. Lake Superior, franz. Lac Supérieur), mit einem Areal von 1518,7 □M. der größte Süßwassersee Nordamerika's, ist der westlichste der 6 Durchgangsseen des St. Lorenzstromes u. scheidet Canada von den nordamerikan. Unionsstaaten Wisconsin u. Michigan, während Minnesota ihn im Westen begrenzt. 80 M. lang, 32 M. breit, 219 m. über dem Meere gelegen u. 160—400 m. tief, bildet er an der Küste der Union die Busen Fond du Lac, die Chaqwamegon- u. Keweenaw-Bai, welche durch die Keweenaw-Halbinsel geschieden sind, an der Küste Canada's die Black- u. Nipigon-Bai u. an seinem östl. Ende die Tequamenen-Bai. Die bedeutendsten u. wasserreichsten seiner zahlreichen, aber nur kurzen Zuflüsse strömen ihm von N. zu u. führen in sein Becken die Gewässer von einer Menge canad. Seen, so bes. der Nipigon, der Ausfluß des gleichnamigen Sees. Durch den St. Marys-River steht der O. S. mit dem Huron-See in Verbindung. Von den Inseln, die er umschließt, sind Isle Royale (Minnesota), Apostle Islands (Wisconsin) u. Michipicoten (Canada) die bedeutendsten. Die Fischerei auf dem See ist beträchtlich; die Schiffahrt hat erst an Bedeutung gewonnen, seitdem der durch Stromschnellen theilweise unpraktikable St. Marys-River von einem Kanal begleitet wird, welcher den O. S. mit dem Huron-See u. dadurch mit dem St. Lorenzstrom u. dem Ozean in Verbindung setzt. Die Entdeckung des O. S.s erfolgte 7. Sept. 1641 durch die franz. Missionäre Raymbault u. Jogues.

Oberfranken, s. „Franken". **Obergährung,** s. „Bier".

Obergerichte nennt man höhere Richterkollegien, Gerichte zweiter u. dritter Instanz, welche über Berufungen von den Gerichten unterer Instanz erkennen, also Appellationsgerichte od. Oberappellationsgerichte (Obertribunale, Kassationshöfe). Die neuere Rechtsentwicklung drängt dazu, diese Oberbehörden zu beschränken u. für ganz Deutschland einen obersten Gerichtshof für die wichtigeren Sachen einzurichten. Bei der Verschiedenheit der in Deutschland geltenden Rechte ist dies aber nur in beschränktem Maße durchführbar u. sind daher neben einem Deutschen Reichsgerichte eine Anzahl oberster Landesgerichte in den deutschen Prozeßentwürfen vorgesehen. An beide Arten von O.n sollen indeß nur die schwereren Verbrechensfälle u. Rechtssachen, bei denen es sich um bedeutendere Beträge handelt, eingesendet werden.

Oberhaus u. Unterhaus, s. „England" (Verfassung 1405—6).

Oberhessen, s. „Hessen-Darmstadt".

Oberlahnstein, alterthümliches Städtchen in der preuß. Provinz Hessen-Nassau mit 4214 E. (1871); liegt in herrlicher Umgebung am Rhein, ist Station der Rheinischen u. der Nassauischen Eisenbahn, noch von Mauern u. Thürmen umgeben, hat ein altes Schloß u. wird überragt von der auf steilem Felsen sich erhebenden, 1854 restaurirten Burg Lahneck. Außer dem Fischfang u. Weinbau sind die Blei-, Silber- u. Kupferhütten, die Maschinengießerei u. zwei Sauerbrunnen Erwerbsquellen der Bevölkerung. In der Nähe liegt das Hütten- u. Hammerwerk Ahl an der Lahn u. die Marienkapelle, in welcher die Kurfürsten 20. Aug. 1400 König Wenzel absetzten. Die Stadt selbst wird schon 890 erwähnt. Der 2 Km. entfernte Flecken Niederlahnstein an der Mündung der Lahn in den Rhein hat ein Eisenhütten- u. Hammerwerk u. eine vielbesuchte Wallfahrtskapelle auf dem Allerheiligenberge. Die alte, am Rhein gelegene Johanniskirche wurde 1857 restaurirt.

Oberlausitz, mit Niederlausitz als Lausitz zusammengefaßt, ist der Name eines ehemaligen Markgrafenthums, welches aus dem östl. Theile Sachsens, der Kreishauptmannschaft Bautzen (44,84 □M.) u. dem nordwestl. Theile der preuß. Provinz Schlesien (Kreise Lauban, Görlitz, Rothenburg u. Hoyerswerda mit Theilen von den Kreisen Sagan u. Bunzlau, 62 □M.) bestand. Der nördl. Theil dieses Gebietes wird noch von Wenden in einer Stärke von 76,078 Seelen bewohnt. Der überwiegend größere Theil der Bevölkerung ist protestantisch; doch bestehen noch in dem sächs. Theile der O. zwei Nonnenklöster: Marienstern u. Marienthal. Die Industrie, deren Mittelpunkte im sächs. Antheil Zittau, im preuß. Görlitz sind, hat sich außerordentlich reich entwickelt, nam. Lein-, Baumwollen- u. Wollenweberei, Tuchfabrikation, Maschinenbau, Papierfabrikation ꝛc. — Die O. wurde seit dem 7. Jahrh. von dem slav. Stamme der Milzener bewohnt, von welchen die noch jetzt daselbst lebenden Wenden die unvermischt gebliebenen Nachkommen sind. Im 10. Jahrh. ward dieselbe von Meißen aus erst dem Deutschen Reiche tributpflichtig gemacht, dann völlig unterworfen u. einverleibt. Die Verwaltung des neuen „Gau Milsca", bald auch nach der damals einzigen Stadt im

Lande „Gau Budissin" genannt, wurde den Markgrafen von Meißen übertragen. So ward die nachmalige O. zunächst Pertinenzstück von Meißen. Nach dem Tode Markgraf Konrad's d. Gr. (1156) gab Kaiser Friedrich Barbarossa dieselbe dem Herzog von Böhmen zu Lehn; bald nach 1253 aber wurde sie bei der Vermählung einer böhm. Prinzessin mit einem Markgrafen von Brandenburg aus dem Hause Askanien diesem statt der üblichen Mitgift überlassen. 1268 theilten die Markgrafen von Brandenburg, ebenso wie ihre Erbländer, so auch die O. in eine westl. Hälfte, „das Land Budissin", u. in eine östl., „das Land Görlitz". Hierdurch ward die Stadt Görlitz die Hauptstadt der östl. Landeshälfte. Zwar wurden 1317 beide Hälften wieder vereinigt, als aber 1319 Markgraf Woldemar d. Gr. von Brandenburg kinderlos starb, bemächtigte sich Herzog Heinrich von Jauer des Landes Görlitz, während das Land Budissin sich freiwillig wieder unter die Krone Böhmen stellte. An diese fiel 1346 nach dem kinderlosen Tode Heinrich's v. Jauer auch der letzte Rest des Landes Görlitz, u. so ist seitdem bis 1635 die ganze O. eins der Nebenländer Böhmens geblieben. Da niemals ein Landesherr auf die Dauer in derselben residirt hat, so wurde sie stets von Statthaltern verwaltet, welche Anfangs „Burggrafen (od. Kastellane, Präfekten) von Budissin", seit den Askaniern „Landvögte" od. „Vögte", seit der zweiten böhm. Epoche auch „Hauptleute" hießen u. vom Landesherrn fast immer aus dem Adel desjenigen Landes gewählt waren, mit welchem die O. eben politisch verbunden war. Diese Vögte nun waren ziemlich machtlos gegenüber denjenigen oberlausitz. Adligen, welche von ihren Burgen u. festen Höfen aus, zumal um die Mitte des 14. Jahrh., offenen Straßenraub trieben. Da verbanden sich 1346 die fünf königl. Städte des Landes: Budissin, Görlitz, Kamenz, Löbau u. Lauban, mit dem damals noch zum Lande Böhmen gehörigen, ebenfalls unmittelbar unter dem Könige stehenden Zittau zu dem sog. „Sechsstädtebund". Sie verpflichteten sich, einander gegen Straßenräuber u. andere Verbrecher beizustehen. Diesem Städtebund verlieh Kaiser Karl IV. bald darauf die weittragenden Befugnisse, „alle schädliche Festen u. Höfe" zu brechen u. zu zerstören, über die geächteten Frevler seine, des Kaisers, Acht zu verhängen u. die Erbauung irgend neuer fester Burgen od. Höfe in Zukunft gänzlich zu verhindern. Seitdem hielt sich Zittau mit seinem Weichbild zu den oberlausitz. Städten u. wurde nach u. nach gänzlich zu diesem Lande gerechnet. Seitdem erlangten aber auch diese sechs königl. Städte eine dem Adel vollkommen ebenbürtige Stellung im Lande. „Land (d. h. Adel) u. Städte" bilden seitdem die beiden gleichberechtigten Stände in der O., die sich nach u. nach eine fast völlig autonome, von der Regierung unabhängige Stellung zu erwerben wußten. Während der lang andauernden hussitischen Wirren in Böhmen hielt die O. (vereint mit der Niederlausitz u. Schlesien) treu zu den rechtmäßigen Herrschern u. zu dem alten kathol. Glauben. Im 16. Jahrh. aber verbreitete sich von den Städten aus die Reformation schnell fast über das ganze Land. Im Schmalkaldischen Kriege beschuldigte König Ferdinand I. von Böhmen die Städte, angeregt durch den denselben feindlichen Adel, des Hochverraths u. beraubte sie durch den sog. „Pönfall" (1547) all ihrer Güter, Privilegien, Einkünfte u. Waffen. Er beabsichtigte die Macht der Städte zu brechen, die des Adels u. der Regierung im Lande zu erhöhen u. durch die den Städten abgenommenen Güter die Einkünfte des Fiskus zu vermehren. Große Umsicht, Klugheit u. opferfreudiger Bürgersinn führten indeß die meisten der Sechsstädte alsbald wieder zu neuem Wohlstande u. alter Bedeutung. Bei Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges stellte sich auch die O. auf Seite der ihren protest. Glauben wahrenden Böhmen u. erkannten Friedrich von der Pfalz als König an. Deshalb wurde sie 1620 von Joh. Georg I. von Sachsen für Kaiser Ferdinand II. unterworfen u. darauf von diesem 1623 als Pfand, 1635 aber als Erblehn an Kursachsen abgetreten, jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß der Katholizismus im Lande da, wo er noch bestehe, in seinem Bestande nicht alterirt werden dürfe. Daher bestehen noch bis heute in der sächs. O. die beiden Frauenklöster Marienthal u. Marienstern sowie das Domstift St. Petri in Bautzen. Die Theilung Sachsens im J. 1815 hatte die Abtretung auch der östl. u. nördl. O. an Preußen zur Folge.

Oberlin, Johann Friedrich, berühmt als das vollendete Muster eines protest. Pfarrers, geb. 31. Aug. 1740 zu Straßburg u. auf der Akademie daselbst vorgebildet; fungirte zuerst (s. 1762) als Hauslehrer, übernahm im April 1767 die Pfarrei Waldbach im Steinthal u. entfaltete hier in armen u. verwilderten Gemeinden bis zu seinem Tode (1. Juni 1826) eine überaus großartige Wirksamkeit, die ihn als eine Art Patriarchen („Vater O.") fast sprüchwörtlich gemacht hat. Durch die unermüdliche Pflege aller leiblichen u. geistigen Interessen seiner Gemeinden erregte er die Bewunderung der Zeitgenossen. Einen fast schwärmerischen Glauben (schon 1760 hatte er sich ausdrücklich Gott verschrieben) wußte er mit heiterer Milde u. kluger Festigkeit, bes. in den Stürmen der Franz. Revolution, zu vereinigen u. hinterließ seine Gemeinden in vierfacher Seelenzahl u. in blühendstem Zustande.

Oberlin, Jeremias Jakob, Philolog u. Archäolog, geb. zu Straßburg 7. Aug. 1735; studirte daselbst seit 1750 Philologie u. Geschichte, wurde dann Kollaborator am Straßburger Gymnasium, 1763 Privatdozent, 1770 Adjunkt des Professors der Beredsamkeit, 1778 außerord., 1782 ord. Professor der Logik u. Metaphysik, 1787 Gymnasiarch u. starb in seiner Vaterstadt 10. Okt. 1806. Er schrieb u. A.: „Artis diplomaticae primae lineae" (Straßburg 1788); „Literarum omnis aevi fata" (ebd. 1789) u. „Orbis antiqui monumentis suis illustrati primae lineae" (ebd. 1790) u. besorgte eine vervollständigte Ausgabe von Scherz' „Glossarium Germanicum medii aevi" (2 Bde., ebd. 1781—84), beschrieb das „Museum Schoepflinianum" (ebd. 1770—73), bearbeitete die „Alsatia literata" (ebd. 1782) u. gab den Horaz, Tacitus u. Cäsar heraus. Vgl. über ihn Spach, „Biographies alsaciennes" (ebd. 1866).



Nr. 4350. Johann Friedrich Oberlin (geb. 31. Aug. 1740, gest. 1. Juni 1826).

Obernitz, Hugo v., preuß. Generalleutnant, geb. zu Bischofswerder (Westpreußen) 16. April 1819; trat im Aug. 1836 aus dem Kadettencorps als Secondeleutnant in die preuß. Armee ein, wurde 1853 als Hauptmann dem Generalstab zugetheilt, kommandirte als Major seit März 1857 verschiedene Bataillone des 1. Garderegiments zu Fuß, fungirte seit 1858 als persönlicher Adjutant beim nachmaligen Kronprinzen von Preußen, rückte 1861 zum Oberstleutnant u. 1863 zum Obersten auf, als welcher er 1866 im Kriege gegen Oesterreich die 1. Garde-Infanteriebrigade führte u. mit derselben bei Soor-Burkersdorf, Königinhof u. Königgrätz focht. In letztgenannter Schlacht ward O. beim Sturm auf die Höhen u. das Dorf Chlum schwer verwundet. Im Sept. 1866 zum Generalmajor ernannt, war er seitdem interimistischer Kommandant von Potsdam, bis er im Mai 1867 den Generalen à la suite des Königs zugetheilt u. als Militärbevollmächtigter nach Stuttgart geschickt ward, wo er bis Jan. 1868 eine äußerst erfolgreiche Thätigkeit entfaltete. Hierauf zur Inspektion der preuß. Jäger u. Schützen sowie zur Führung des reitenden Feldjägercorps berufen, ward O. im Juli 1870 beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich an die Spitze der württemberg. Felddivision gestellt. Mit derselben kämpfte er aufs Rühmlichste bei Wörth, bei Sedan u. vor Paris (hier nam. bei Villiers-Champigny). Nach dem Frieden führte er sie zurück u. wurde 3. Okt. 1871 Kommandeur der 14. Division in Düsseldorf, schon vorher zum Generaladjutanten des Kaisers ernannt.

Obernzell od. Hafnerzell, gewerbfleißiger Flecken an der Donau im bayer. Reg.-Bez. Niederbayern (Bezirksamt Wegscheid) mit 1400 E. (1871), welche nam. Baumwollspinnerei u. die Fabrikation der bekannten „Passauer" Schmelztiegel u. Bleistifte treiben.

Oberon (eigentlich Auberon, Alberon, Alberich, Elferich) wird zuerst in einem noch ungedruckten franz. Heldengedicht, „Huon de Bordeaux" von Huon de Villeneuve, als Fürst der Elfen u. Gemahl einer Elfenkönigin Titania genannt. Ein Zwist mit dieser u. ihre Wiedervereinigung durch ein liebendes Paar, Hüon, einen franz. Ritter, u. Amanda, die Tochter des Sultans von Babylon, die dieser nach vielen Mühseligkeiten mit Hülfe O.'s heimführt, bildet den Gegenstand dieser Dichtung, die in einen Prosaroman (Par. 1516) überging. Nach einem vom Grafen Tressan in der „Bibl. Univ. de Romans" 1778 (Februar) aus diesem gemachten Auszuge schuf nun Wieland sein berühmtes gleichnamiges Heldengedicht (1780), worin er jedoch seinen Helden ganz idealisirt u. umgestaltet hat; nam. läßt er gänzlich weg, daß O. wie alle Elfen eigentlich winzig klein, ein allerdings niedlicher Zwerg ist. Wieland's „O." ward von Busch für das Theater bearbeitet (Riga 1794), von Seyler zu einem Singspiel (Hamb. 1792) u. von Wranitzky zu einem Operntexte (Wien 1806), ja von einem Ungenannten (Goethe) sogar zu einem Festspiel (Weimar 1783); allein volksthümlich ward der Stoff erst durch die von C. M. v. Weber zu dem von Planché gedichteten Operntexte komponirte Musik, den Schwanengesang des großen Tonkünstlers. In anderer, freilich viel geschmackvollerer Weise, als dies von Wieland geschah, haben die Engländer Chaucer (in der Erzählung des Kaufmanns), Shakespeare („im Sommernachtstraum") u. Spenser (in der „Feenkönigin") die jenem Heldengedicht zu Grunde liegende hochpoetische Sage zu verwerthen gewußt.

Oberösterreich, s. „Oesterreich".

Oberpfalz u. Regensburg, bayer. Reg.-Bez., 175,52 □M. mit 497,861 E. (1871); wird im S. von Niederbayern, im W. von Mittelfranken, im N. von Oberfranken u. im O. durch den Böhmerwald von Böhmen begrenzt. Den südl. Theil durchströmt die Donau mit der Altmühl, die Mitte die Nab u. der Regen. Außer den altbayer. Gebieten, welche den größten Theil des Regierungsbezirkes bilden, besteht derselbe aus dem ehemaligen Fürstenthum Sulzbach, den gefürsteten Grafschaften Leuchtenburg u. Sternberg, den Herrschaften Sulzburg u. Breiteneck u. dem Hochstift mit der ehemals freien Reichsstadt Regensburg. Zu diesen althistorischen Bestandtheilen kommen noch Bruchstücke anderer benachbarter Territorien. O. u. R. wird jetzt eingetheilt in die unmittelbaren Städte Regensburg, Amberg u. die Bezirksämter Regensburg, Stadt am Hof, Roding, Cham, Waldmünchen, Neunburg vorm Walde, Nabburg, Vohenstrauß, Neustadt an der Waldnab, Tirschenreuth, Kemnath, Eschenbach, Sulzbach, Amberg, Burglengenfeld, Velburg, Hemau u. Neumarkt.

Oberrechnungskammer. Das meist sehr umfangreiche Rechnungswerk über die Ausgaben u. Einnahmen einer Behörde, das in vielen Staaten nicht nach kaufmännischen Grundsätzen angelegt u. aufgestellt, sondern zum Theil nach altem Herkommen u. veralteten Regeln der Buchführung verwaltet wird, muß geprüft (kontrolirt) werden, theils um Unterschleife u. Lüderlichkeiten der Rechnungsbeamten zu entdecken, theils um in konstitutionellen Staaten den Ständen gegenüber einen genauen Nachweis über die erzielten Einnahmen u. voraussichtlichen Ausgaben zu besitzen. Diese Kontrole, welche oft eine peinlich genaue ist, wie die Zusammenstellung der schließlichen Rechnungsergebnisse bildet die Aufgabe der O., welche die Untergebenen zur Beseitigung wahrgenommener Mißstände u. Ausgleichung von Rechnungsirrthümern u. sonstigen Ordnungswidrigkeiten in Form sog. Erinnerungen (monita) anhält.

Oberrheinkreis, einer der 10 Kreise des Deutschen Reiches, dessen Kreistage erst zu Worms, später zu Frankfurt abgehalten wurden u. dessen ausschreibende Direktoren der Bischof von Worms u. der Pfalzgraf am Rhein waren, umfaßte die freien Reichsstädte Worms, Speier, Frankfurt a. M., Friedberg u. Wetzlar u. die Gebiete der Hochstifter Worms u. Speier mit den Propsteien Fulda, Weißenburg, Straßburg u. Basel, die gefürstete Abtei Prüm, Pfalz, Kurpfalz, die Fürstenthümer Hersfeld, Heitersheim, Nassau-Weilburg, Nassau-Usingen, Nassau-Idstein, Nassau-Saarbrücken nebst Ottweiler u. 21 Grafschaften u. 4 Herrschaften.

Obersachsen od. obersächs. Kreis, einer der ehemaligen 10 Kreise des Deutschen Reiches, umfaßte ungefähr 2000 □M. mit 3,700,000 E. u. zählte 22 Stände; derselbe wurde 1512 organisirt u. der kreisausschreibende Fürst war der Kurfürst von Sachsen; die Kreistage, deren letzter 1683 stattfand, wurden meist zu Leipzig, mehrmals auch zu Frankfurt a. d. O. u. zu Jüterbogk abgehalten.

Oberst ist ein vollständig deutsches Wort u. bezeichnet heutzutage in der Regel den Befehlshaber eines Regiments, ohne jedoch völlig gleichbedeutend mit Regimentskommandeur zu sein. Der Titel O. steht zwischen Oberstleutnant u. Generalmajor u. ist in der Weise unabhängig von der Dienstverrichtung des damit bekleideten Offiziers, daß der Regimentskommandeur Major, Oberstleutnant od. O., der Brigadekommandeur O. od. Generalmajor sein kann. Offiziere des Generalstabes od. des Kriegsministeriums, überhaupt nicht regimentirte Offiziere, erhalten die Titel, z. B. O., Generalmajor 2c., mit den im Dienstalter ihnen gleichstehenden regimentirten Offizieren. Zur Zeit Karl's V. u. in dessen Heere, also im 16. Jahrh., hieß der Befehlshaber eines „Haufens" (2—12 Fähnlein) Fußvolk O., im 17. Jahrh. schon war der Regimentskommandeur in der Regel ein O. u. sein Stellvertreter der Oberstleutnant. Wie oben erwähnt, können Oberstleutnants jetzt auch schon Regimentskommandeure sein, ja selbst Majore. Oberstwachtmeister ist der alte Titel für den Grad, welchen wir heutzutage Major nennen. Er kommt im schriftlichen Dienstverkehr nicht mehr vor, wol aber im mündlichen, indem die Untergebenen des Majors in der Anrede von diesem Titel noch heute Gebrauch machen.

Oberwesel, Stadt in dem preuß. Reg.-Bez. Koblenz (Rheinprovinz) u. im Kreise St. Goar mit 2589 E. (1871); liegt malerisch am Rhein, 1 M. im S. von St. Goar, hat 2 kathol. Kirchen, von denen die Liebfrauenkirche Grabmäler der Grafen von Schönberg enthält, u. treibt Schiffahrt, Fischerei (Lachsfang), Weinbau, Müllerei u. Branntweinbrennerei. Der noch vorhandene „Ochsenthurm" ist ein Rest der ehemaligen Festungswerke. Oberhalb der Stadt erheben sich die Ruinen des 1689 von den Franzosen zerstörten Schlosses Schönberg.

Objekt (vom lat. objicere, entgegenstellen) heißt im Allgemeinen etwas dem Subjekt od. der Person u. ihrem Denken Gegenübergestelltes, sei es zum Behufe der Betrachtung u. Beurtheilung od. der Bearbeitung. Daher heißt auch in der Grammatik die Person od. Sache, die von einer Handlung betroffen wird, das Objekt od. der Gegenstand derselben. Für den Geschichtschreiber bilden vor Allem die Ereignisse, für den Bildhauer Körper das O. seiner Thätigkeit 2c. — Objektiv od. gegenständlich verfährt die Betrachtung od. Beurtheilung (z. B. einer Geschichtsquelle), wenn sie sich rein an den Gegenstand selbst hält, ohne Einmischung persönlicher (subjektiver) Neigungen u. Vorurtheile. Die Fähigkeit eines solchen objektiven Verfahrens heißt Objektivität. In der Wissenschaft kommt die letztere als Objektivität des Urtheils u. des methodischen Verfahrens in Betracht, in der Kunst aber als die Fähigkeit, sich so in den Stoff der Darstellung zu versenken, daß dabei die Persönlichkeit des Künstlers ganz in den Hintergrund tritt.

Objektiv od. Objektivglas nennt man bei optischen Instrumenten (z. B. beim Fernrohr, Mikroskop, der Camera obscura u. Laterna magica) diejenige Glaslinse, welche dem betrachteten od. abzubildenden Gegenstande, dem Objekte, zunächst steht.

Oblaten (vom lat. oblata, dargebrachte Gaben) hießen zunächst in der ältesten Kirche die von den Christen zum Behuf der Abendmahlsfeier mitgebrachten u. auf den Altar gelegten Gaben an Brot u. Wein. Der Name blieb dann in der Katholischen Kirche die stehende Bezeichnung für die dünnen, runden Brotchen od. Scheiben aus gesäuertem, seit dem 9. Jahrh. ungesäuertem Weizenmehl, die man zum Gebrauch beim Abendmahl buk u. deshalb gewöhnlich mit einem Kreuz, Lamm od. Kruzifix versah. Genauer übrigens unterscheidet man die O. als ungeweihtes Abendmahlsbrot von dem geweihten od. der Hostie. In übertragenem Sinne heißen endlich auch andere Brotchen von gleicher Form (z. B. zum Verschließen von Briefen) O. In ganz anderem Sinn heißen O. od. „Dargebrachte" in der Katholischen Kirche Solche, die schon als Kinder in ein Kloster gebracht od. für ein solches bestimmt werden. Einen weiblichen Orden der O. zum Behuf der Krankenpflege stiftete 1433 zu Rom die heil. Franziska auf Grund der Benediktinerregel, bes. für vornehme Frauen u. ohne dauernd bindendes Gelübde.

Obligat (ital. obligato, franz. obligé, spr. -scheh), in der Musik die Bezeichnung für eine dem Hauptgesange eines Tonstückes beigegebene, seinen Ausdruck unterstützende u. vervollständigende Stimme, die so mit ihm verflochten ist, daß sie ohne Verstümmelung des ganzen Tonbildes nicht fortbleiben darf. So z. B. die in der älteren Arie sehr gewöhnliche, mit dem Gesange duettirende Instrumentalsolostimme, die man auch konzertirende Stimme nennt, in welchem Sinne dann der Ausdruck con Violino, Flauto etc. obligato zu verstehen ist.

Obligation (a. d. Lat.). Alle Vermögensrechte eines Privaten bestehen entweder in Rechten an Sachen (dinglichen Rechten) od. Forderungen wider Personen (O.en). Man bezeichnet durch O. nun sowol das Rechtsverhältniß überhaupt, Inhalts dessen eine Person einer anderen eine Leistung, mag dieselbe nun in einem Geben od. Handeln bestehen, zu gewähren hat. Das nämliche Wort drückt aber auch das Recht des Gläubigers u. die Verbindlichkeit des Schuldners aus. Endlich braucht man den Ausdruck nam. auch zur Bezeichnung eines Schriftstückes, in dem eine Schuld übernommen od. anerkannt wird; so spricht man z. B. von Pfand-, Prioritäts- u. Darlehnsobligationen. Bei einer O. kommen

regelmäßig nur zwei Personen, der Gläubiger u. der Schuldner, vor; dagegen ist es möglich, daß Jeder von Beiden zugleich zu fordern u. zu leisten hat, sog. zweiseitige O., wie dies nam. bei Kauf, Miethe, Pacht, Gesellschaftsvertrag, Tausch 2c. der Fall ist. Nur diejenigen Leistungen können regelmäßig Gegenstand von O.en sein, welche sich auf einen bestimmten Vermögenswerth, insbes. eine gewisse Geldsumme, zurückführen lassen; es darf auch Das, was geleistet werden soll, nicht völlig unbestimmt, insbes. nicht der Willkür des Schuldners anheimgestellt sein, denn alsdann ist ein verpflichtendes Schuldverhältniß überhaupt nicht vorhanden. Durch Leistung des geschuldeten Gegenstandes erlischt die O. Außer der Erfüllung aber giebt es noch eine große Menge anderer Erlöschungsgründe, wie z. B. Kompensation, Vergleich, Verzicht, Erlaß 2c. Die Existenz u. Giltigkeit einer O. ist nur ausnahmsweise an bestimmte Formen geknüpft, wie z. B. der Wechsel, die übermäßige Schenkung, die Verbürgung von Frauenspersonen. Doch steht nichts entgegen, daß die Parteien eine besondere Form unter sich vereinbaren, nam. Schriftlichkeit od. Zuziehung von Zeugen.

Obligo (ital.), Garantie, Verbindlichkeit, Bürgschaft. Dieser Ausdruck kommt nam. im Wechselverkehr häufig vor u. zwar dergestalt, daß dem Indossanten eines Wechsels freisteht, dem ihm infolge der Weiterbegebung eines Wechsels etwa drohenden Regreß seines Nachmannes od. des Wechselinhabers dadurch zu begegnen, daß er seiner Namenszeichnung auf dem Wechsel die Buchstaben o. O. od. die Worte „ohne Obligo", „ohne Gewährleistung" beifügt. Er will damit besagen, daß er keine Garantie dafür übernehme, daß der Wechsel zur Verfallzeit werde gedeckt werden, od. daß der Bezogene den Wechsel acceptire. Der Artikel 14 der „Allgemeinen deutschen Wechselordnung" räumt dieses Recht aber nur dem Indossanten eines Wechsels in dieser seiner Eigenschaft ein. Ist er zugleich Aussteller des Wechsels, so haftet er trotz jenes Zusatzes für Annahme u. Zahlung jedem späteren Inhaber wechselmäßig.

Oblongum od. Rechteck ist in der Geometrie ein rechtwinkliges Viereck mit zwei Paar parallelen Seiten, von denen das eine Paar länger ist als das andere.

Obmann. Da, wo Geschworenengerichte bestehen, macht sich der Leitung der Berathung u. Eröffnung der Wahrsprüche halber die Auswahl eines Geschworenen als O. erforderlich. Ihn wählen zumeist die Geschworenen selbst, er hat nur die Leitung der Berathungen zu besorgen u. nach Befinden Namens der Geschworenen zu sprechen, steht im Uebrigen aber jedem einzelnen Geschworenen hinsichtlich der Rechte u. Pflichten gleich. Bei Schiedsrichtern u. Sachverständigen macht sich die Wahl eines O.s nöthig, wenn eine gerade Zahl derselben ernannt worden u. unter ihnen ein Mehrheitsbeschluß nicht zu erzielen ist. Bei den Sachverständigen wählen den O. das Gericht od. die bisherigen Sachverständigen.

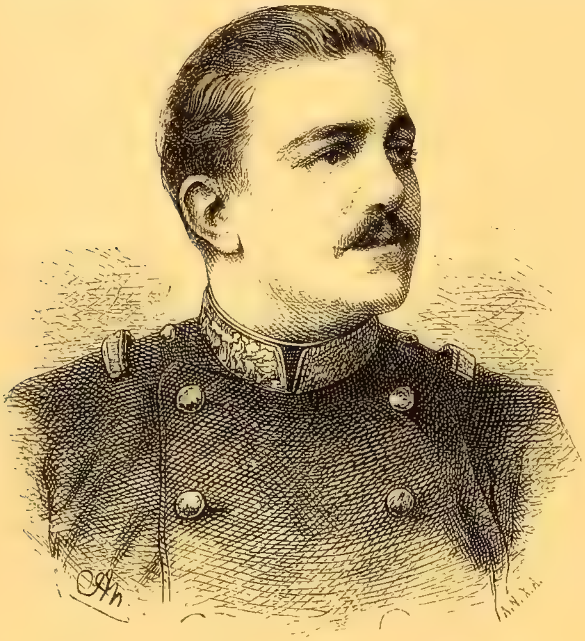
Oboe (Hoboe, franz. hautbois), bekanntes Holzblasinstrument, sowol zum Solo wie auch im Konzert- u. Theaterorchester u. in der Militärmusik sehr gebräuchlich. Die stets aus hartem Holz (Buchs-, wildem Birnbaum- od. Ebenholz) gedrehte u. gebohrte Röhre ist gegen 58 cm. lang, wovon jedoch 5 cm. für den Schallbecher abgehen, so daß die Länge der eigentlich schwingenden Luftsäule auf etwa 53 cm. anzunehmen ist. Die Röhre erweitert sich konisch vom Mundstück bis zum Schallbecher von 6 mm. bis auf 19 mm. (der Durchmesser der Stürze beträgt am unteren Rande gegen 5 cm.) u. ist in neuerer Zeit aus vier Theilen, Kopfstück, oberes u. unteres Mittelstück u. Schallbecher zusammengezapft. Intonirt wird die O., gleich dem zu ihrer Familie gehörenden Fagott, mittels eines doppelten Rohrblattmundstückes, des sog. Rohres. Dieses besteht aus zwei dünnen Blättchen feinen Schilfrohres, die, unten um ein in das Kopfstück hineingestecktes Messingröhrchen (Stift) gebunden, am oberen Ende breiter werden u. sich schwach wölben, so daß sie, während sie mit den Längenrändern dicht aneinander anliegen, oben einen schmalen, ganz flach ovalen Spalt lassen, durch den die Luft beim Anblasen in den Körper des Instrumentes eintritt. Die Beschaffenheit des Rohres ist auf die Güte des Klanges von bedeutendstem Einfluß, u. je nachdem die Rohrblättchen mehr Steifigkeit haben od. schlaffer sind, sprechen die höheren od. tieferen Töne besser an; auch sonst noch stehen ihre Schwingungen mit der Luftsäule im Körper in nahen Beziehungen. Im oberen Mittelstück befinden sich drei Tonlöcher für die Finger der linken Hand u. zwei Klappen (As u. F); das untere Mittelstück enthält außer den drei Tonlöchern für die Finger der rechten Hand noch drei, bisweilen vier Klappen (fis-es-c, nach Befinden auch cis). Die ältesten O.n hatten im Ganzen nur zwei Klappen, für cis_2 u. dis_2; um 1727 fügte Gerhard Hoffmann (Bürgermeister zu Rastenburg) eine gis- u. b-Klappe hinzu; nach u. nach stieg ihre Zahl bis auf vierzehn; doch kommen nicht immer so viele Klappen in Anwendung, manche O.n haben deren nur neun, andere zwölf od. dreizehn. Der Umfang erstreckt sich von c_1 bis d_3 chromatisch, mit Ausnahme des cis_1 an solchen Instrumenten, denen die Klappe für diesen Ton fehlt. Konzertspieler übersteigen das d_3 wol noch um eine kleine Terz, u. neuere Instrumente haben noch h u. b in der Tiefe; diese Töne sind aber schlecht. Die O. ist ein sehr schwierig zu behandelndes Instrument. Ihr Klang ist scharf u. durchdringend, nam. in der höchsten Lage leicht etwas schneidend, dabei aber ungemein fein, hell, keusch, edel u. des seelenvollsten Gesanges fähig, ohne eigentlich leidenschaftlich zu sein. — Entstanden ist die O. aus der alten Schalmei, wie der Fagott aus dem Pommer. Wann u. durch wen diese Umwandlung vor sich gegangen, weiß man nicht. Um 1720 war ihre Technik schon bedeutend entwickelt, wie man aus den ungefähr um diese Zeit entstandenen (aber erst 1738 gedruckten) Konzerten für O. von Händel ersehen kann; der ausgezeichnete Oboist Galliard blühte schon zu Anfang dess. Jahrh. In Paris brachten die Gebrüder Besozzi die O. 1735 zuerst in Ruf. Sie war damals in zwei Größen gebräuchlich, 1. als O. piccola (kleine O.), unsere gewöhnliche O., für Sopran u. Alt, 2. eine größere, eine Terz tiefer, in A stehende, O. bassa (tiefe O.), grand Hautbois (große O.) genannt, als Tenor. Außer diesen beiden Größen gab es zwei hinsichts der Konstruktion von jenen etwas verschiedene Arten, nämlich: 1. die O. da caccia (Jagdoboe), in vervollkommneter Gestalt unter dem Namen Engl. Horn (s. d.) noch gebräuchlich; 2. die O. d'amore, d'amour (Liebesoboe), longa (lange O.), schon seit 1680 bekannt, an Klang etwas schwächer, aber noch angenehmer u. lieblicher als die gewöhnliche O.; daß sie deßungeachtet ganz in Vergessenheit gerathen, ist wahrscheinlich der schwer zu besiegenden Unreinheit ihrer Intonation zuzuschreiben. Sebastian Bach hat sie oft angewendet. Gleich der O. bassa stand sie eine kleine Terz tiefer als die piccola, ihr Umfang ging von klein a bis a_2 h_2.

Obŏlos, eine attische Silbermünze im Werthe von 13 Pf.; der O. wurde getheilt in 8 Chalkus, der Chalkus in 7 Lepta. Auf den O. folgte als nächsthöhere Münze die Drachme; 6 Obolen bildeten 1 Drachme.

Obotriten, s. „Wenden".

Obrenowitsch ist der Name der in Serbien regierenden Fürstenfamilie. Der Stammvater der Familie hieß Obren u. war Landmann in Brusnitza im Rudnikaer Kreise; seine Gattin hieß Wischnja, mit welcher er zwei Söhne: Milan u. Jakob, u. die Tochter Stana hatte. Nach seinem Tode heirathete die verwittwete Wischnja den Landmann Tescha (Theodor) aus Dohinje im Uschitzaer Kreise u. gebar ihm drei Söhne: Milosch, Jefrem u. Johann. Die Familie nährte sich kümmerlich, so daß die Söhne bei fremden Leuten dienen mußten. Milan war der Erste, der sich eine selbständige Wirthschaft begründete, er ward Viehhändler zu Brusnitza. Ihm gesellte sich Milosch zu. Einen geschichtlichen Namen haben sich aus dieser Familie erworben: 1. Milan **O.**, der älteste Sohn des Obren. Als der Aufstand gegen die Türken im J. 1804 ausbrach, fiel Milan O., der zu dieser Zeit als angesehener u. reicher Viehhändler in Brusnitza lebte, eine hervorragende Rolle zu; er stellte sich nämlich an die Spitze des Aufstandes in der Gegend von Rudnik, Uschitza u. Poschega. Als bei dem glücklichen Vorgange des Aufstandes der Zwist um die Oberherrschaft zwischen den Führern losbrach, stand Milan O. auf der Seite der Gegner des Karageorg. Dieser schickte ihn als außerordentlichen Gesandten nach Bukarest ins russische Hauptlager, wo er starb, angeblich an Gift, das ihm sein Sekretär eingemischt haben soll. Seine Güter u. das Wojwodenamt erbte 2. Milosch **O.**, erster Fürst aus dieser Familie. Er wurde 17. Febr. 1784 im Dorfe Dobrinja geboren. Nachdem er eine Zeit lang gedient hatte, kam er zu seinem Bruder Milan, mit dem er gemeinschaftlich den Viehhandel betrieb u. den er beerbte. In dem Aufstande 1804—1813 that er sich rühmlichst hervor, u. als Karageorg nach den blutigen Niederlagen, welche dem serbischen Heere von den Türken 1813 beigebracht wurden, nach Oesterreich flüchtete, war Milosch unter den Wenigen, die im Vaterlande verblieben. Es gelang ihm, die Türken zu besänftigen, u. diese, einsehend wie groß sein Einfluß sei, ernannten ihm zum Knesen des Rudnikaer Distriktes. Im Stillen bereitete sich Milosch zum erneuten Aufstande vor, den er auch am Palmsonntage 1815 zu Takowa praklamirte. In einigen Gefechten schlug er die Türken, welche, einen schlimmen Ausgang befürchtend, mit ihm unterhandelten u. ihn zum Landesadministrator erhoben. Die errungene Freiheit wußte Milosch mit diplomatischem Takte u. großer Umsicht immer weiter auszubreiten. Längst hatte ihn die Nationalversammlung zum Landesoberhaupte gewählt, doch erst 1834 wurde er auch von der Pforte als Fürst von Serbien anerkannt u. wurden Serbiens Grenzen durch die Einverleibung von 6 südlichen

Kreisen namhaft erweitert. Sein despotisches Wesen aber führte seinen Sturz herbei. Von Wutschitsch u. seinen eigenen Verwandten hart bedrängt u. bedroht, mußte M. am 12. Juni 1839 die Abdankungsakte zu Gunsten seines älteren Sohnes Milan unterzeichnen u. ins Ausland ziehen. Er lebte abwechselnd auf seinen Gütern in der Walachei u. in Wien u. suchte mit allen Mitteln den Thron wieder zu erlangen; jedoch erst nach der Vertreibung des Fürsten Alexander Karadjodjewitsch wurde Milosch von der Nationalversammlung in Belgrad 23. Dez. 1858 wieder zum Fürsten von Serbien gewählt. Sein vorgeschrittenes Alter u. die während seines Exils total veränderten Regierungsformen verbitterten ihm das Ende seines Lebens. Er starb 26. Sept. 1860. Ihm folgte als Fürst sein zweiter Sohn Michael (s. u.). 3. Milan **O. II.**, der ältere Sohn Milosch's, geb. 19. Okt. 1819 zu Brusnitza; bestieg den serbischen Thron, als sein Vater 12. Juni 1839 abdankte.



Nr. 4351. Milan Obrenowitsch IV. (geb. 22. Aug. 1854).

Schwach an Körper wie an Geist, war er sich nicht einmal bewußt, daß er Fürst war; man sagte ihm, der Vater sei verreist u. er solle ihn nur vertreten. Milan starb schon 8. Juli 1839 u. ihm folgte auf den Thron sein Bruder (4.) Michael **O. III.**, geb. zu Kragujewatz 16. Sept. 1823, wurde ihm eine der Zeit angemessene Erziehung zu Theil; eben sollte er eine Bildungsreise durch Europa antreten, als in Serbien Unruhen ausbrachen, durch welche sein Vater Milosch zur Abdankung gezwungen wurde, u. Michael folgte seinem Vater ins Exil. Nach dem frühen Tode seines Bruders Milan wurde er zum Fürsten gewählt. Die Partei des Karageorgiewitsch trat inzwischen immer offener auf, organisirte einen Aufstand, der im August 1842 ausbrach u. mit der gänzlichen Absetzung der Obrenowitsch endete. Michael begab sich ins Ausland. Als Ende 1858 die Nationalversammlung in Belgrad die O. wieder auf den Fürstenthron berief, kehrte Michael zurück, u. nach dem Tode seines Vaters bestieg er den Thron 26. Sept. 1860. Er bildete sein Kabinet aus jungen gebildeten Männern, schuf ein 150,000 Mann starkes Nationalheer u. durch kluge diplomatische Verhandlungen gelang es ihm, von der Pforte die Räumung der Festungen in Serbien zu erlangen; er traf Vorbereitungen zur endlichen Befreiung der Stammverbände in Bosnien, der Herzegowina u. Alt-Serbien, als er mitten in diesen seinen Bestrebungen am 10. Juni 1868 zu Toptschider meuchlerisch ermordet wurde. In Michael verlor Serbien einen seiner besten u. edelsten Fürsten. Ihm folgte auf den Thron sein Neffe (5.) Milan **O. IV.**, geb. 22. Aug. 1854 auf einem Gute seines Vaters in der Walachei, wo sein Vater eine Bojarin geheirathet hatte. Seine Bildung erhielt er in Paris u. sollte eben seine höheren Studien beginnen, als ihn die Nachricht von dem Tode des Fürsten Michael traf u. er von dem Staatsmanne Ristitsch nach Belgrad abgeholt wurde, wo ihn die Nationalversammlung am 2. Juli 1868 zum Fürsten wählte, u. weil er minderjährig war, wurden ihm drei Regenten (Blasnawatz, Ristitsch u. Gawrilowitsch) zur Seite gestellt, die bis zu seiner Volljährigkeit die Regierungsgeschäfte führten. Am 22. Aug. 1872 feierte Milan die feierliche Thronbesteigung u. am 17. Okt. 1875 die Vermählung mit der jugendlichen Fürstin Natalie v. Keschko. Der junge Fürst hat bis jetzt große Energie bei der Führung der Regierung an den Tag gelegt, vermochte aber doch nicht, dem Drängen seines Volkes, welches nach Theilnahme am Kampfe der aufständischen Bewohner von Bosnien u. der Herzegowina u. nach Selbständigmachung Serbiens verlangte, Widerstand zu leisten, sondern erklärte trotz der dringendsten Abmahnungen der europäischen Mächte 1. Juli 1876 der Türkei den Krieg. An demselben Tage überschritten die serbischen Truppen an drei Punkten, an der Drina im W., bei Alexinatz im S. u. am Timok im O. des Landes, die türkische Grenze. (Weiteres s. unter „Serbien, Geschichte.") Während Fürst Milan im Felde stand, wurde ihm 14. Aug. 1876 ein Sohn, Miloso Alexander, geboren.

O'Brien, ein altirisches Geschlecht, das von dem berühmten Kriegshelden Boru Brian od. Boroimhe (gefallen 1014 in der Schlacht von Clontarf bei Dublin gegen die Dänen) abstammt. Die zwar den Engländern zinspflichtigen Nachkommen desselben nannten sich Könige von Thomond, bis Murrough **O'B.** 1543 seine Erbbesitzung gegen den Titel eines Grafen v. Thomond u. Barons v. Inchiquin an Heinrich VIII. von England abtrat. Ein gleichnam. Abkömmling ward 1800 zum Marquis v. Thomond erhoben, doch erlosch das Marquisat mit James **O'B.**, 3. Marquis **v. Thomond,** einem Seehelden, der, geb. 1767 u. seit 1847 Admiral der Rothen Flagge, 3. Juli 1855 bei Bath starb. Die Baronie Inchiquin erbte Lucius **O'B.**, seitdem Lord **Inchiquin,** geb. 5. Dez. 1800 u. seit 1843 Lordleutnant der Grafschaft Clare, die er auch als Konservativer im Parlament vertritt. — William Smith **O'B.**, Bruder des Letztgenannten, Gründer des „Jungen Irland", geb. zu Cahirmoyle (Grafschaft Limerick) 17. Okt. 1803, war seit 1832 Mitglied des Unterhauses, wo er, anfänglich Tory, später Whig wurde, um sich schließlich der von O'Connell (s. d.) hervorgerufenen Repealbewegung anzuschließen, deren Tendenzen er mit eben solcher Heftigkeit als Uneigennützigkeit u. Ueberzeugungstreue verfocht. Allmählich scharte sich um O'B. eine unter dem Namen des Jungen Irland bekannte Partei, welche die gewaltsame Losreißung Irlands von England sich zum Ziel setzte u. deren Einfluß nach O'Connell's Tode vorherrschend wurde. Als daher 1848 die Unruhen in Irland einen immer gefährlicheren Charakter annahmen u. O'B. einen bewaffneten Aufstand zu organisiren begann, hob das Ministerium mit Bewilligung des Parlaments die Habeas-Corpus-Akte auf u. ließ O'B. verhaften. Am 9. Okt. 1848 als Hochverräther zum Tode verurtheilt, von der Krone aber zu lebenslänglicher Verbannung begnadigt, bestritt O'B. die Berechtigung hierzu, infolge dessen das Parlament im Juni 1849 dieselbe erst durch eine besondere Bill ertheilte. Hierauf ward O'B. nach Australien gebracht, doch durfte er schon 1854 nach Irland zurückkehren. Er starb zu Bangor in der Grafschaft Carnarvon 18. Juni 1864.

obscön (a. d. Lat.), d. i. unanständig, unzüchtig.

Obsequenz od. Obsequium (v. lat. obsequi, willfahren) heißt in der Kathol. Kirche der unbedingte Gehorsam gegen die geistlichen Oberen, bes. der Mönche u. Nonnen gegen die Leiter des Ordens. — Von der ursprünglichen Bedeutung des obsequi, nämlich „nachfolgen", heißen Obsequien auch die Feierlichkeiten, die in Begleitung einer Leiche stattfinden, speziell das kirchliche „Todtenamt", endlich die sog. Seelenmessen überhaupt, also gleichbedeutend mit Exequien (s. d.).

Observanz (v. lat. observare, beobachten, befolgen) heißt die Einhaltung herkömmlicher Gebräuche, ohne daß die letzteren auf einer ausdrücklichen Verpflichtung beruhen. Man sagt, es habe sich eine O. gebildet, wenn durch stillschweigendes Uebereinkommen wiederholt z. B. eine bestimmte Rangordnung eingehalten worden ist. Im Orden der Franziskaner (s. d.) hießen Observanten od. Brüder von der strengen O. Diejenigen, welche in genauer Befolgung der Ordensregel auf alles Eigenthum verzichtet wissen wollten.

Observationscorps (Beobachtungscorps) nennt man eine Armee, welche in der Nähe des Kriegsschauplatzes aufgestellt wird, um, sofern der Staat, dem sie angehört, mit in den Krieg verwickelt wird, sofort eingreifen od. etwaigen Neutralitätsverletzungen begegnen zu können.

Observatorium od. Warte nennt man ein zur Aufstellung wissenschaftlicher Beobachtungsinstrumente eingerichtetes Gebäude. Man hat astronomische Observatorien od. Sternwarten (s. „Astronomie"), magnetische u. meteorologische. Die letzteren sind oft mit der Sternwarte verbunden.

observiren (v. lat. observare, beobachten), genau betrachten, wahrnehmen.

Obsidian, ein schwarzes od. braunschwarzes, amorphes, durchsichtiges Mineral von ausgezeichnetem muschligen Bruche u. Glasglanz u. einer Härte von 6—7. Dieses in seinem Aeußeren einem Stücke schwarzen Glases ganz ähnliche Mineral ist in der That ein natürliches, vulkanisches Glas u. findet sich theils in Form von Strömen, theils in losen Auswürflingen in vulkanischen Gegenden, nam. auf Island, Teneriffa, in Italien 2c. Man schleift den O. in manchen Gegenden zu allerhand Gegenständen, die ganz schwarzen Varietäten unter anderen auch zu Spiegeln für Polarisationsapparate.

obskur (a. d. Lat.), d. i. dunkel, unbekannt, unberühmt. Obskurantismus (vom lat. obscurare, verfinstern) heißt das Bestreben, welches der Aufklärung der Volksmassen (bes. in religiöser Hinsicht) durch Begünstigung der Unwissenheit, der Vorurtheile u. des blinden Autoritätsglaubens entgegenarbeitet. Insbesondere ist dem Jesuitenorden nicht ohne Grund trotz des gegentheiligen Scheines Obskurantismus vorgeworfen worden. Der Obskurantismus ist immer ein Ausfluß entweder der Herrschsucht od. des Fanatismus u. der eigenen Unwissenheit. — In der Studentensprache heißen Obskuranten Diejenigen, welche sich von den Verbindungen fernhalten.

Obst, Obstbäume, Obstbau. Das Obst gehört zu denjenigen Erzeugnissen der Landwirthschaft, welche bei uns in Deutschland nicht in genügender Menge produzirt werden, aber weit über den Bedarf gewonnen werden könnten. Außer 70—80,000 Ctrn. Apfelsinen, Citronen u. dergl., an 30,000 Ctr. Kastanien, Johannisbrot, Maronen 2c., fast 300,000 Ctr. getrockneten Datteln, Feigen, Korinthen, Mandeln 2c. werden aus Oesterreich (Böhmen, Tirol), Frankreich (incl. Algier) u. a. Ländern noch an 140,000 Ctr. frische Früchte u. zwischen 3- u. 400,000 Ctr. getrocknetes u. gebackenes Obst eingeführt, während die Ausfuhr — nach England u. Rußland bes. — zwar auch sehr ansehnliche Ziffern erreicht, doch aber den obigen Verhältnissen bei weitem nicht gleichkommt. Ueber den Konsum lassen sich genaue Zahlen nicht geben; er ist am größten in Süd- u. Westdeutschland. Wohl aber kann Zuverlässiges über die Rentabilität mitgetheilt u. auf glänzende Beispiele verwiesen werden. Von Lucas („Die Taxation der hochstämmigen Obstbäume", Lpz. 1873) wird angegeben: für Aepfel- u. Birnbäume, sehr hoher Ertrag durchschnittlich pro Jahr 9 Mk., entsprechend 180 Mk. Kapitalwerth, hoher Ertrag $2^3/_4$—$4^1/_2$ Mk., entsprechend 75—90 Mk. Kapitalwerth, mittlerer Ertrag 1,8 bis 2 Mk., entsprechend 36 Mk. Kapitalwerth, u. niedriger Ertrag 0,9 bis 1,8 Mk., entsprechend 21 Mk. Kapitalwerth; für Kirschen 10 Mk., entsprechend 200 Mk. Kapitalwerth, für Zwetschen 60 Pf., entsprechend $13^1/_2$ Mk. Kapitalwerth. Im Königreich Württemberg zählte man im J. 1852 im Ganzen 4,724,102 Kernobstbäume u. 3,223,572 Steinobstbäume; die mittlere Ernte derselben ist 3,231,100 Ctr. Obst à 8,077,750 Mk. od. pro Baum etwas über 1 Mk. Erträgniß. Für die Schweiz rechnet man $8^1/_2$ Mill. Obstbäume mit etwa 15 Mill. Frcs. Gewinn od. 1 Mk. pro Baum. Württemberg ist 354,3 □M. groß u. hat viel für Obstbau nicht geeignetes Land; in gleichem Verhältnisse aber wie Württemberg bepflanzt, müßte ganz Deutschland (jetzt 9948,7 □M.) etwa 28mal so viel, also rund 224 Mill. Obstbäume haben u. 230 Mill. Mk. daraus erlösen können. Von einzelnen Bäumen sind Erträgnisse bis zu 180 Mk. in einem Jahre bekannt. Als Anlagekosten rechnet Lucas durchschnittlich pro Kernobstbaum 2 Mk. u. pro Steinobstbaum $1^1/_2$ Mk., als Betrag der jährlichen Erhaltungskosten bis zur Tragbarkeit, incl. Zins der Anlage, pro Jahr 20 Pf. u. an Erhaltungskosten von da an jährlich für Kernobst 20 u. für Steinobst 10 Pf. pro Baum. Die durchschnittlich sichere Rentabilität, welche in hohem Grade freilich nur da möglich ist, wo in Bezug auf Sorte, Klima, Boden u. Verkauf des Obstes die günstigsten Verhältnisse herrschen, müßten zu vermehrtem Obstbau schon längst geführt haben, wenn nicht Unkenntniß, Vorurtheil, Mangel an Pflege, freilich aber auch die oft sehr großen u. plötzlichen Schäden durch Frost, Nässe od. Trockenheit, Schneefall, Windbruch 2c. fast allerwärts so viele traurige Erfahrungen u. zerstörte Hoffnungen veranlaßten. Die meisten Fehler werden in der Wahl der Sorten gemacht; fast alle unsere Obstarten bieten in der großen Zahl der uns zu Gebote stehenden Sorten wol für alle Breitegrade, welche Deutschland berühren, u. für weitaus die Mehrzahl der Lagen mindestens einige passende Sorten zur Auswahl, u. jedenfalls kann die Mehrzahl unserer öffentlichen Wege mit Obstbäumen bepflanzt werden. Auf den hannoverschen Chausseen ergaben nach O. Beck 35,390 Obstbäume im J. 1858 rund 10,806 Thlr. Pacht, d. i., pro tragbaren Baum berechnet, 0,6 Mk.; auf den Hannover-Kasseler Chausseen aber ergab sich pro Baum 1,8 Mk. (5559 Stück — 3150 Thlr. Erlös). An öffentlichen Wegen dürften nur Bäume mit hohen Kronen u. hohem Ansatz der ersten Aeste u. nur solche Sorten, welche rauhe Winde u. Trockenheit vertragen, gepflanzt werden. Unkenntniß ist es auch, welche in der Regel die Meinung hervorruft, als verursache der Obstbau zu viel Arbeit. In den württembergischen Gemeinden giebt es spezielle Obstwärter, welche die gesammte Pflege der Bäume gegen eine Zahlung von 10—20 Pf. pro Baum übernehmen. Das Statut der Stadt Rottenburg z. B. (6000 Bäume) führt als von dem Baumwärter zu machende Arbeiten an: allgemeine Aufsichtführung, regelmäßige periodische Umgänge, Berichterstattungen, Schutz der neuen Pflanzungen u. Hülfe bei Krankheiten u. Unfruchtbarkeit, Aufsicht bei der Ernte, Löcher auszeichnen u. ausgraben, Pfähle putzen, hinausfahren, aufstellen, Bäume setzen, anbinden, verdornen, beschneiden u. nach Befund verjüngen, umhacken od. umgraben, ausputzen u. an Wunden vertheeren, Abscharren der abgestandenen Rinde, Bestreichen der Stämme mit Kuhmist u. Lehm (alle 6 Jahre wenigstens einmal), Astholz lesen u. auf Haufen schaffen, Umpfropfen, wenn nöthig, Abraupen, Umlegung von Theergürteln, Wasserabzugsgräben öffnen, Bäume einflechten, Baumstützen hinausfahren u. aufstellen, Bäume aufbinden bei zu großer Last, den Boden, der auf die Baumscheiben geführt wird, ausebnen u. begießen, endlich das Düngen der Bäume. Das Alles, womit zugleich das Bild der zu machenden Arbeiten gezeichnet ist, muß kontraktlich gegen $4^1/_2$ Kr. pro Baum gemacht werden; die Gemeinde liefert alles Material (Bäume, Weiden zum Anbinden, Dornen, Pfähle, Stützen 2c.); mit diesem kommt der Gesammtaufwand auf 7 Kr. pro Baum (20 Pfennige). Abgesehen von der Wahl der Sorten begeht man in der Regel weitere Fehler: a. beim Pflanzen. Wo der Boden nicht tiefgründig u. reich genug ist, muß man Löcher ausgraben; wo nicht reich genug, diese mit guter Erde u. Dünger versehen (Stroh, Schilf 2c., übergossen mit Kloake od. gerottetem Mist od. Kompost). Für Kernobst sind die Dimensionen 216 Kubikfuß (6×6×6) od. rund 6,64 Kubikmeter, für Steinobst 125 Kubikfuß (5×5×5) od. 3,87 Kubikmeter. Als Normalentfernung gelten 6,8 bis 10 m. im Quadrat. b. im Düngen u. Begießen. Der Boden um den Stamm darf nicht aufgehackt u. begossen werden, weil er dadurch verhärtet. Man macht in den Reihen 1 m. vom Baume rechts u. links Löcher, füllt diese alljährlich mit gerottetem Miste u. so oft nöthig im Sommer mit Wasser. c. in der ganzen Anlage. Obstgärten müssen so angelegt werden, daß kein Baum dem anderen die Sonne nimmt. Wenn irgend möglich, müssen auf der Nordseite außerhalb der Anlagen hohe, gut belaubte Bäume zum Abhalten der rauhen Winde stehen (Kastanien, Linden, Tannen 2c.) u. dann die Baumreihen, nach der Größe geordnet, sich folgen, bis herunter zur Strauchzucht od. Erdbeere, welche der Sonne am nächsten stehen. Je feiner die Sorte u. je rauher Klima u. Lage, um so nöthiger wird die Schutzwand (Spalierobst legt man an Quermauern mit Nischen 2c.). d. in der Pflege — Krieg dem Ungeziefer vor Allem! e. im Baumschnitt. Wer diesen nicht versteht, muß Sachverständige zu Hülfe nehmen. Der Schnitt bezweckt, dem Baume die gewünschte Form zu geben (luftige Krone, hohl im Innern, gewölbt nach außen), die Entfernung aller sich hindernden Zweige u. überflüssiger Triebe, den Schnitt auf Fruchtholz, die Beseitigung kranker Theile 2c. Neuerdings sind die französischen Cordon-, Pyramiden- 2c. Zuchten beliebt; sie gewähren den Vortheil geringerer Arbeit beim Beschneiden u. den früheren Ertrags, sind aber auch bald abgenutzt. Die bei uns gebräuchlichsten Obstarten sind: Apfelbäume, unterschieden am besten in Herbst-, Winter- u. Sommerobst; von jeder Sorte giebt es Tafel- u. Wirthschaftsobst, Sorten I., II., III. Ranges; die Zahl der Sorten ist sehr groß, beschrieben von Lucas sind über 800, klassifizirt in Calvills, Schlotteräpfel, Gulderlinge, Rosenäpfel, Traubenäpfel, Ramboure, Reinetten, Goldreinetten, Streiflinge, Spitzäpfel, Plattäpfel. Birnbäume, ähnlich in Abtheilung u. Sortenzahl; klassifizirt in: Butterbirnen, Halbbutterbirnen, Bergamotten u. Halbbergamotten, Langbirnen, Flaschenbirnen, Apothekerbirnen, Rousseletten, Muskatellerbirnen, Schmelzbirnen, Gewürzbirnen, Kochbirnen, Weinbirnen; auch hier ist die Zahl der Sorten sehr groß. Kirschbäume: Süßkirschen, Baum-Weichsel u. Strauch-Weichsel (Sauerkirschen), Klassen: Herzkirschen, Knorpelkirschen, Süßweichsel, Glaskirschen, Weichsel, Amarellen. Pflaumenbäume, Zwetschenbäume (wahre Zwetschen, Damascenerartige, zwetschenartige Damascener, wahre Damascener — Eier-, Kaiser-, Kirsch-, Königs-, Gold-, Herren-, Jungfern-, Weinpflaumen 2c.). Reine Claude, Mirabelle, Aprikose, Pfirsich, Walnuß u. Haselnuß, Maulbeerbaum, Quitte, Mispel, echte Kastanie

u. Mandel (diese beiden nur in warmen Lagen), Himbeere, Johannisbeere, Stachelbeere — wenn man will, auch noch Erdbeere. Die meisten der genannten Arten werden in hohen u. Zwerg-, selbst in Topfbäumen, als freie Bäume u. Spalierobst gezogen, mit u. ohne Schutz, an Mauern, in Gärten u. in freiem Lande. An vortrefflichen Anweisungen fehlt es nicht. Die Schriften von Lucas, Jäger, Lauche u. Goethe sind alle empfehlenswerth.

obstinat (a. d. Lat.), d. i. eigensinnig, halsstarrig.

Obstruentia (lat.) heißen diejenigen Arzneimittel, welche die Leibesöffnung hemmen, Obstruktion (s. d.) verursachen. Die wichtigsten derselben sind Opium u. Morphium, ferner verschiedene Metallsalze, wie essigsaures Bleioxyd, schwefelsaures Zinkoxyd, schwefelsaures Kupferoxyd u. eine Anzahl gerbsäurehaltiger Vegetabilien, z. B. Campecheholz 2c.

Obstruktion (lat.), d. i. Verstopfung, derjenige Zustand, bei welchem die Entleerung des Darminhaltes seltener als gewöhnlich od. gar nicht erfolgt. Dieselbe ist entweder nur ein vorübergehender od. ein dauernder Zustand u. wird dann auch habituell genannt. In ersterem Falle kann sie die Folge von Diätfehlern, Magenkatarrh od. Einnahme von Obstruentien (s. d.) sein u. leicht durch milde Abführmittel od. Klystiere gehoben werden. Von weit größerer Bedeutung ist die plötzlich bei Einklemmungen von Darmbrüchen, Verdrehungen der Därme, Verschließungen derselben durch Geschwülste, vorzugsweise Krebs, eintretende Verstopfung. Diese hat, wenn es nicht gelingt sie zu beseitigen, den Tod zur Folge. Ursachen der habituellen Verstopfung sind geringe Körperbewegung, Gewöhnung, unpassende Ernährung, übertriebener Gebrauch von verstopfenden Mitteln, vorzugsweise von Opium u. Morphium, Einführung von Blei durch bleihaltige Genußmittel, wie Schnupftabak, Wein 2c.; ferner bei Leuten, welche sich, wie die Schriftsetzer, dauernd mit bleihaltigen Gegenständen beschäftigen; schließlich Schwäche u. Lähmung der Darmmuskulatur. Bei habitueller Verstopfung ist der Gebrauch von starken Abführmitteln nicht rathsam, sondern Anwendung von Klystieren u. milden Abführmitteln, vor Allem aber Regelung der Lebensweise u. fleißige Körperbewegung. Leute, deren Beruf es erfordert, mit bleihaltigen Gegenständen umzugehen, müssen durch größtmögliche Vorsicht u. Reinlichkeit zu vermeiden suchen, Blei in ihren Körper einzuführen.

Obstwein, s. „Cider".

Occam, Wilhelm von, einer der größten Scholastiker des Mittelalters, geb. gegen Ende des 13. Jahrh. in dem engl. Dorfe Occam, trat frühzeitig in den Orden der Franziskaner ein. Nachdem er bereits Archidiakonus zu Stowe geworden, sandte ihn sein Orden nach Paris, wo er den Unterricht des Duns Scotus genoß u. nachmals selbst als gefeierter Lehrer auftrat. In dem damaligen Streit der Scholastik wurde er der Neubegründer des sog. Nominalismus (s. d.). Seine Schlagfertigkeit erwarb ihm den Beinamen des Doctor invincibilis (des „Unbezwinglichen"). An dem Streite der Dominikaner u. Franziskaner über das Recht des Besitzes nahm er als Provinzial seines Ordens in England lebhaften Antheil u. klagte sogar Papst Johann XXII., der die mildere Ansicht in Schutz nahm, offen der Ketzerei an. Schon 1323 wurde er deshalb vom Papst mit dem Bann bedroht u. 1329 in Avignon gefangen gesetzt, floh aber zum deutschen König Ludwig dem Bayer u. trat von München aus kräftig für die Hoheitsrechte desselben gegen den Papst ein, wie er schon früher für Philipp den Schönen von Frankreich gegen Bonifacius VIII. aufgetreten war. Vom Papste gebannt u. 1331 deshalb auch von den Franziskanern ausgestoßen, starb O. wahrscheinlich 1347 zu München. Mit Recht hat man in ihm immer einen Hauptvertreter des Protestantismus vor der Reformation erblickt. O. hinterließ zahlreiche, bes. kirchenpolitische Schriften. — Vgl. Riezler, „Die literarischen Widersacher der Päpste zur Zeit Ludwigs des Bayers" (Lpz. 1874).

Occident (v. lat. occidere, untergehen), die Gegend, wo die Sonne scheinbar untergeht, der Westen od. Abend; in weiterem Sinne das Abendland, die Länder im Westen der europäischen Türkei, das christliche Europa im Gegensatze zum Orient.

Oceanus, Oceaniden, s. „Okeanos".

Ocelot, s. „Panther". **Ocher**, Mineral, s. „Ocker".

Ochlokratie (griech.), wörtlich Herrschaft der niedrigsten Volksklasse, des Pöbels. Sie kann nach der Natur der Dinge niemals eine rechtlich geordnete Form des Staatslebens sein, sondern nur die Ausartung einer demokratischen Verfassung u. auch als solche niemals von langer Dauer. Thatsächlich aber tritt sie nicht blos zeitweise in Revolutionen hervor, sondern auch momentan in der Geschichte der sog. freien Verfassungen. Das neueste Beispiel davon gab die Pariser Commune 1871.

Ochotsk, Hauptstadt eines Distriktes des ostsibir. Küstengebietes mit nur 200 E., liegt an der Mündung der Ochota in die Kuchtuibai des Ochotskischen Meerbusens auf einer 5 Km. langen, fast vegetationslosen Landzunge. Einst Hauptstadt der gleichnamigen russ. Seeprovinz, die auf 8718 □M. jedoch blos 5000 E. zählte, ist der Ort durch das Emporkommen anderer, besser gelegener Küstenplätze sehr herabgekommen. Im Sommer steigt die Temperatur bis 23 ° C., im Winter ist sie bis —46 ° C. herabgesunken. Die Bevölkerung, aus Tungusen, Jakuten u. Korjäken bestehend, beschäftigt sich nam. mit Fischerei. Seit 1866 hat O. eine Telegraphenstation. — Das Ochotskische Meer ist ein weiter Busen des Stillen Ozeans, der im N. vom sibir. Festlande, im O. von Kamtschatka, im W. von Sachalin u. Jesso u. im S. von den Kurilen begrenzt wird u. mit dem Japan. Meere durch den Tatarsund u. die Straße de la Perouse in Verbindung steht. Zwischen Kamtschatka u. dem Festlande bildet es die Bai von Penschinsk. Die Küsten sind größtentheils gebirgig, das Meer häufig stürmisch, aber die meisten Monate des Jahres eisfrei. Dasselbe wurde 1639 von Iwan Moskwitin entdeckt u. wird gegenwärtig bes. von Walfischfängern aufgesucht.

Ochs, s. „Rind".

Ochsenauge nennt man die kleinen runden od. ovalen Dachfenster, welche im Mansardenstile häufig angewendet werden.

Ochsenfrosch (Brüllfrosch, Rana mugiens), ein $^3/_8$ Kg. schwerer, 21 cm. großer Frosch der Verein. Staaten Nordamerika's, oberseits von olivengrüner Grundfarbe mit dunkeln Flecken u. gelber Längsrückenlinie, unten gelblichweiß. Er lebt bes. an mit Buschwerk überschatteten Flüssen, frißt Schnecken, Insekten u. Fische, wagt sich aber auch an junges Geflügel. Seine dem Ochsengebrüll ähnelnde Stimme ist weit vernehmbar.

Ochsenzunge, s. v. w. Anchusa.

Oechslin, Johann Jakob, schweiz. Bildhauer, geb. 1796 zu Schaffhausen; erhielt seine Ausbildung unter Dannecker in Stuttgart u. setzte dann seine Studien in Rom u. Neapel fort. Er arbeitete für die Kirchen in St. Gallen, für mehrere öffentliche Gebäude in Winterthur (Statuen Geßner's u. Sulzer's), für das Museum in Basel sieben Basreliefs, die Entwicklung der Kunst u. der Industrie darstellend, u. für Schaffhausen die Büsten Joh. v. Müller's u. Georg v. Müller's. Auch als Aquarellmaler verfertigte er sehr charaktervolle Genrebilder. Er starb in Schaffhausen 28. April 1873.

Ocker od. Ocher, eine Erdfarbe, aus mehr od. weniger Eisenoxydhydrat enthaltendem Thon bestehend, dessen Farbe je nach seinem Eisengehalt u. sonstigen Beimengungen entweder hellgelb (Gelbocker), dunkelgelb (Goldocker) bis braungelb (Dunkelocker) ist; beim Glühen wird aller O. braunroth od. roth, gebrannter O., u. führt dann je nach der Nuance verschiedene Namen, wie Nürnberger Roth, Preußisch Roth, Braunroth 2c. Man benutzt den O. als ordinäre Anstrichfarbe.

O'Connell, Daniel, Hauptführer der kathol.-nationalen Agitation in Irland, geb. 6. Aug. 1775 zu Cahirciveen in der irischen Grafschaft Kerry als Sohn eines reichen Pächters, welcher der Familiensage nach aus königl. Geschlechte stammte; er gelangte durch die Beerbung eines Onkels zu 4000 Doll. Jahreseinkünften, die er durch seine Praxis als Rechtsanwalt später verdoppelte. Erfüllt von glühender Vaterlandsliebe, von treuester Anhänglichkeit an den Glauben u. die Eigenheit seiner Väter, begabt mit schlagfertigem Witz, derbem Humor u. gleicher Redegewandtheit in der erfischen wie in der engl. Sprache, geschult von den Dominikanern in Löwen u. von den irischen Jesuiten in St. Omer, durch mannichfaltigen Verkehr mit dem Volke ein Menschenkenner seltener Art, trat er schon 1799 als ein entschiedener Gegner der Union seines Vaterlandes mit Großbritannien auf den Kampfplatz. Seit 1815 stand er an der Spitze des kathol. Agitationsklubs zu Dublin, reichte als Führer eines von ihm begeisterten Pöbelhaufens Georg IV. bei seinem Besuch in Irland einen Kranz von heimischem Lorber, begrüßte mit Devotion den Statthalter, Lord Wellesley, 1823 u. trat, da diese Huldigungen sich erfolglos zeigten, als offener Gegner der engl. Regierung auf, indem er mit Shiel die „große kathol. Association" gründete, in welcher auch die niedrigsten Schichten des Volkes geschult wurden, um innerhalb der gesetzlichen Schranken zur nachdrücklichsten Agitation verwendbar zu werden. Als das Parlament im März 1825 jene Vereinigung durch eine eigene Bill unmöglich machte, wußte O. sie unter anderem Titel dennoch zu erhalten. Die Aufhebung des Testeides durch die Emanzipationsakte 1828 gab die Möglichkeit, daß O. 1830 als Abgeordneter der Grafschaft Clare in das Parlament eintreten

u. den Antrag für Aufhebung der Union (repeal [spr. ripihl], d. h. Widerruf) einbringen konnte. Seine Wahlagitation für 1832 war, trotzdem er vorübergehend verhaftet wurde, so wirksam, daß er mit einem „Schweif" von mehr als 40 Abgeordneten in das Parlament trat, die sich verpflichtet hatten, stets wie er zu stimmen u. „repeal" zu ihrem Losungswort zu machen. Wenn auch die Repealbill 1834 mit großer Majorität verworfen u. der Zehnte an die Anglikanische Kirche in Irland nicht aufgehoben, sondern 1838 nur in eine feste Landrente umgewandelt wurde, so fuhr O. doch fort, in Monster-Meetings Petitionen um Aufhebung der Union beschließen zu lassen. Zwar ließ die Regierung 1843 eine solche Versammlung durch Militär auseinander treiben u. O. den Prozeß machen, aber ein Peersgericht erklärte 1844 das gerichtliche Verfahren wegen Formverletzungen für nichtig u. setzte O. nach einvierteljähriger Haft in Freiheit. Bedenklicher für seine Machtstellung wurde eine Spaltung innerhalb seiner Partei, als er den Gedanken einer Föderativunion zwischen Irland u. Großbritannien auf seine Fahne schrieb. Auf einer Pilgerreise nach Rom starb O. 15. Mai 1847 zu Genua. — Sein Sohn John schrieb „Life and speeches of D. O." (Dublin 1846 u. 47). Vgl. Pauli, „Geschichte Englands seit 1814 u. 15" (Lpz. 1864 f.).

O'Connor, Feargus, aus königl. Geschlechte (sein Ahnherr, König Roderich O. von Connaught, wurde Heinrich II. tributär), geb. 1796 in der Nähe von Cork, wurde Advokat u. 1832 Abgeordneter des Parlaments für Cork. Obwol Protestant, trat er energisch für die nationalen u. katholischen Interessen der Iren auf. Von Natur heftiger u. noch weniger wegen der Mittel bedenklich als O'Connell (s. d.), wandte er sich mit seinen Volksreden fast ausschließlich an die niederen Klassen, denen er ihre Rechtlosigkeit vor Augen hielt u. an der Spitze der engl. Chartisten durch eine „Volkscharte" Hülfe verschaffen wollte. Einzelne Aufstände, die er erregte, scheiterten an dem Widerstande der Soldaten u. der Polizei. 1843 wurde er als Mitagitator für die Repealbill in den Prozeß O'Connell's verwickelt, aber ebenfalls freigesprochen. Als Abgeordneter für Nottingham berief er zum 10. April 1848 einen Chartistenkonvent, um durch eine Riesenpetition eine Volkscharte zu erlangen, hatte aber hiermit eben so wenig Erfolg wie mit einem kommunistischen Aktienunternehmen zur Hebung der unteren Klassen. In Anklagezustand versetzt, fiel er in Geisteszerrüttung u. starb 30. Aug. 1855 in einer Irrenanstalt.

Octavia, Name zweier in der röm. Geschichte viel genannter Frauen: **O.**, zum Unterschiede von einer gleichnamigen älteren Schwester auch minor (d. h. die Jüngere) genannt, war die Tochter des im J. 58 v. Chr. gestorbenen Cajus Octavius (s. d.) u. Schwester des nachmaligen Kaisers Augustus. O. war zuerst vermählt an Cajus Marcellus, dem sie einen (23 v. Chr. gestorbenen) Sohn gebar, dann an Antonius. In den Streitigkeiten zwischen ihrem Bruder u. ihrem Gatten war sie 37 v. Chr. mit Erfolg als Vermittlerin thätig. Sie blieb in Rom, als Antonius nach Asien u. dann nach Aegypten ging, wo er sich der Kleopatra ergab. Im J. 32 ließ sich Antonius von O., die er unwürdig behandelt hatte, scheiden; trotzdem fuhr sie fort, seine Kinder zu erziehen. Von ausgezeichneter Schönheit, ihrer Tugenden wegen als Muster einer röm. Frau gepriesen, starb O. 11 v. Chr. — **O.**, Tochter des Kaisers Claudius u. der Messalina, wurde 52 n. Chr. an Nero vermählt. Seiner sittenstrengen Gattin bald überdrüssig, verstieß Nero dieselbe. Zwar nöthigte ihn der Unwille des Volkes über diese Handlung, O. zurückzurufen, allein bald darauf ließ er sie umbringen.

Octavianus, s. „Augustus".

Octavius. Mehrere Glieder des ursprünglich volskischen Rittergeschlechtes der Octavier (lat. Octavii), welches schon in der Königszeit nach Rom kam, aber erst viel später zu Bedeutung gelangte, haben sich in der röm. Geschichte einen Namen gemacht. Bes. zu nennen sind: Cnejus **O.**, befehligte die röm. Flotte im Kriege gegen Perseus von Makedonien (168 v. Chr.), den er auf Samothrake gefangen nahm. Nach Rom zurückgekehrt, erbaute er die Porticus Octavia. Im J. 165 ward er Konsul, ging 162 nach Asien, um Roms Interessen bei den einheimischen Fürsten zu vertreten, diese zu überwachen u. Streitigkeiten zu schlichten, zog sich aber durch sein rücksichtsloses Benehmen den Haß der Bevölkerung zu u. wurde zu Laodicea von einem Griechen ermordet. — Marcus **O.** war 133 v. Chr. Kollege des Tiberius Gracchus im Volkstribunat, unterstützte anfänglich dessen Ackergesetze, ging aber alsbald zur Partei der Optimaten über u. wurde auf Antrag des Gracchus aus dem Tribunate ausgestoßen. — Marcus **O.**, Konsul im J. 85 v. Chr., war während Sulla's Abwesenheit das Haupt der Adelspartei, vertrieb seinen Kollegen Cinna aus Rom, vermochte aber, als Cinna mit Hülfe der Marianer gegen Rom heranrückte, die Ruhe nicht aufrecht zu erhalten u. wurde in einer öffentlichen Versammlung von Censorinus ermordet. Marcus **O.**, Aedil im J. 50 v. Chr., stand im Bürgerkriege auf Seiten des Senates, befehligte die Flotte des Pompejus, nahm den Antonius gefangen, suchte sich nach der Schlacht bei Pharsalus (48 v. Chr.) in Illyrien zu behaupten, mußte aber fliehen u. ging nach Afrika. In der Schlacht bei Actium (31 v. Chr.) scheint er als Führer einer Flottenabtheilung thätig gewesen zu sein. — Cajus **O.**, ein seiner Herzensgüte u. Gerechtigkeit wegen hoch angesehener Mann, war Aedil, vernichtete im J. 62 die Reste der Catilinarier in Italien, war 61 Prätor, kämpfte 60 u. 59 mit dem Titel eines Prokonsuls in Makedonien ruhmreich gegen die Thrakier u. starb, aus seiner Provinz zurückgekehrt, zu Nola im J. 58 v. Chr. Er ist der Vater der Octavia (s. d.) u. des nachmaligen Kaisers Augustus.

Oculi (lat., d. h. Augen) heißt der dritte Sonntag in den Fasten nach dem ersten Worte von Psalm 25, 15, mit welchem Verse die lat. Messe dieses Sonntags beginnt.

Od ist ein vom Freiherrn von Reichenbach, dem Entdecker des Kreosot u. Paraffin, hypothetisch angenommenes, imponderables Fluidum, welches der magnetischen u. elektrischen Kraft ähnlich wirken, doch als eigenthümliche „Naturkraft" ganz besonderen physikalischen Gesetzen folgen soll. Nach Reichenbach wäre diese feine Substanz zwar überall in der Natur vorhanden, könne aber nur von eigenthümlich disponirten Individuen, den sog. „Sensitiven", wahrgenommen werden. Die Sinne dieser Persönlichkeiten sollen, wie er behauptete, durch das O. in solcher Weise affizirt werden, daß beispielsweise die verschiedenen Pole eines Magnetes für die Sensitiven verschiedene Empfindungen erzeugen; u. letztere wären wiederum für die linke Hand gerade die umgekehrten wie für die rechte. Selbstverständlich erfuhr diese auf mangelhafte Beobachtungen gestützte Hypothese seitens der strengen Forschung von Anfang an die entschiedenste Zurückweisung, u. mit dem Tode des Freiherrn v. Reichenbach, der im 81. Lebensjahre starb, fiel die Odlehre fast ganz der Vergessenheit anheim, indem man sich bald allgemein überzeugte, daß sich das sog. O. lediglich auf eine Reihe blos subjektiver Phänomene, keineswegs auf ein physikalisches Agens, zurückführen lasse. — Vgl. v. Reichenbach, „Untersuchungen über die Dynamide des Magnetismus, der Elektrizität &c. (2 Bde., Braunschw. 1849); Derselbe, „Der sensitive Mensch" (2 Bde., Stuttg. 1854); Derselbe, „Odische Erwiederungen &c." (Wien 1856); G. Th. Fechner, „Erinnerungen an die letzten Tage der Odlehre u. seines Urhebers" (Lpz. 1876).

Odaliske (türk. Odalik), Beischläferin; bes. diejenige Sklavin im Harem des türk. Sultans, die demselben noch keinen Sohn geboren hat u. auch sonst noch nicht zum Range einer Favoritin erhoben worden ist.

Ode (griech.), eigentlich Lied od. Gesang, nannten die Griechen jedes für den Gesang geeignete, also jedes lyrische Gedicht; der Begriff umfaßt also gleicherweise die feierlichen Chorgesänge der Tragödie, die schwungvollen Gedichte des Pindar wie die leichten Lieder des Anakreon. Neuerdings hat das Wort O. einen rein formalen Sinn bekommen, insofern man als O.n diejenigen lyrischen Gedichte bezeichnet, welche in den im Alterthum für die O. bestimmten od. ähnlichen Versmaßen (z. B. alkäische, sapphische &c. Strophe) gedichtet sind. Die vorzüglichsten deutschen Odendichter sind Klopstock, Hölderlin u. Platen.

Oedem (a. d. Griech.) nennt man denjenigen krankhaften Zustand eines Körpertheils, bei welchem eine Anhäufung von wässeriger, dem Blutserum gleichender Flüssigkeit unter der Haut stattfindet. Man erkennt dasselbe daran, daß die Haut der betreffenden Körperstelle ausgedehnt ist, blau aussieht, sich kälter anfühlt als die normale Haut u. einen mit dem Finger gemachten Eindruck, welcher bei letzterer sogleich wieder verschwindet, längere Zeit bewahrt. Das Oed. beschränkt sich entweder nur auf einen einzigen Körpertheil u. hat eine örtliche Blutstauung zur Ursache, oder dasselbe findet sich gleichzeitig an mehreren Orten u. ist das Zeichen einer allgemeinen Störung im Blutstrome, wie sie vorzugsweise bei Herzfehlern, Nierenkrankheiten u. chronischen Lungenleiden vorkommt. Endlich können Oed.e noch durch Kachexie, d. h. einen Zustand, bei welchem der Körper herunter gekommen u. das Blut überreich an Wasser ist, bedingt sein. Das Oed. kann dadurch heilen, daß die Flüssigkeit

von den Lymphgefäßen aufgesaugt u. dann theils durch den Harn, theils durch den Schweiß aus dem Körper entfernt wird.

Oedenburg (ungar. Soprony), Komitat im ungar. Kreise jenseit der Donau, 60,06 □M. mit 230,158 E. (1869); grenzt im W. an Niederösterreich, im N. an das Komitat Wieselburg, im O. an das Komitat Raab, theilweise durch den gleichnamigen Fluß, u. im S. an Eisenburg. Der östl. Theil des Komitates ist eben, aber fruchtbar an Getreide u. Tabak; im W. steigt an der Grenze das Leithagebirge zu reich bewaldeten malerischen Höhen an, deren Abhänge treffliche Weine produziren u. deren Fuß jetzt wieder von den Wellen des Neusiedlersees (s. d.) bespült wird. Kastanien, Mandeln, Pfirsichen, Aprikosen, Aepfel u. Birnen sind wichtige Ausfuhrartikel. Die Bevölkerung, von der etwa $^6/_7$ der kathol. Konfession angehören, ist größtentheils deutsch; im SO. magyarisch; unweit der österr. Grenze zieht sich eine Reihe kroat. Kolonien hin. Ackerbau, Wein- u. Obstkultur sind die vornehmsten Erwerbszweige. Die Wälder, die $^1/_3$ des Bodens bedecken, sind reich an Wild; Steinkohlen u. Torf werden in ansehnlichen Mengen abgebaut u. erstere nam. nach Wien exportirt. Die Hauptstadt **Oed.**, mit 21,108 fast ausschließlich deutschen E. (1869), ist eine der ältesten u. schönsten Städte Ungarns, an den östl. Vorbergen des Leithagebirges gelegen, u. hat drei große Kirchen, mehrere Klöster, ein Theater, ein evangel. u. ein kathol. Obergymnasium. Der Stadtthurm gilt für den höchsten in Ungarn. Der in der Umgegend erbaute Wein ist eine der besten ungar. Sorten, u. eingemachtes u. getrocknetes Obst sowie Steinkohlen, die in der Nähe am Brennberge abgebaut werden, bilden wichtige Handelsartikel der Stadt, deren Jahr- u. Viehmärkte stark besucht werden. Die Industrie beschränkt sich im Wesentlichen auf Tuch- u. Zuckerfabrikation. — Im Komitate Oed. liegen außerdem noch Eisenstadt mit 2476 E., im W. des Neusiedler Sees mit prächtigem Esterhazy'schen Sommerschloß u. der Wallfahrtskirche Maria-Einsiedel, in der sich Haydns' Grab befindet, Rust mit 1240 E. an dem Südufer des Neusiedler Sees, einer der bedeutendsten Weinplätze Ungarns, u. das Dorf Eßterhaz, 2 M. im S. Oed.s mit dem schönen Stammschloß der Esterhazy.

Odense, dän. Amt auf der Insel Fünen, 32$^1/_2$ □M. groß u. mehrere Inseln im Großen u. Kleinen Belt umfassend, mit etwa 113,000 E. — **O.**, Hauptstadt des gleichnamigen Amtes u. der Insel Fünen, an der O.-Aa, mit etwa 16,000 E.; ist Sitz eines Stiftsamtmanns u. des Bischofs von Fünen, besitzt ein Schloß, eine Stiftsbibliothek, ein Fräuleinstift, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, eine Kathedralschule u. drei Kirchen, unter denen sich die 1086—1301 erbaute St. Knudskirche bes. auszeichnet u. Gräber dän. Könige enthält. Die Einwohner beschäftigen sich mit Handel, Fabrikation von Tuch u. Rübenzucker u. Eisengießerei. O., Geburtsort des dän. Dichters Andersen, ist nicht nur die älteste Stadt, sondern auch die größte Provinzialstadt Dänemarks; ihr Name kommt her von Odins-Eye, d. h. Odin's Insel.

Odenwald, ein zwischen Neckar u. Main gelegenes, im W. von der oberrhein. Tiefebene begrenztes, im O. sanft in das schwäb.-fränk.-Terrassenland übergehendes Gebirge von 10 M. Länge u. 4—7 M. Breite; bildet ein durchschnittlich 400—450 m. hohes Plateau, das von flachen Kuppen überragt u. von theils fruchtbaren, theils wilden Thälern durchfurcht wird. Der Katzenbuckel (628 m.) u. der Hardtberg (590 m.) sind seine höchsten Gipfel, der 519 m. hohe Melibocus der schönste Aussichtspunkt. Die herrlichen Laubwälder, welche seine Höhen bedecken, die zahlreichen Schlösser u. Burgruinen an seinen Abhängen, die malerischen, wasserreichen Thäler, durch welche die Gersprenz, Mümling u. Modau dem Main, zahlreiche kleinere Bäche dem Neckar u. Rhein zufließen, u. viel Originelles in Sitten u. Tracht seiner Bewohner machen den O. zu einem der interessantesten deutschen Gebirge, das für die Touristen durch die von Darmstadt nach Erbach führende Eisenbahn erst aufgeschlossen worden ist. Die durch ihre landschaftlichen Reize wie durch ihren Reichthum an Obst u. Wein gleich berühmte Bergstraße (s. d.) führt an dem Westabhange hin. Der O. gehört zum größten Theile der großherzogl. hess. Provinz Starkenburg an u. reicht nach S. in bad., nach Osten in bayer. Gebiet hinein. Der Name O. wird von einigen Gelehrten von Odin (s. d.) abgeleitet.

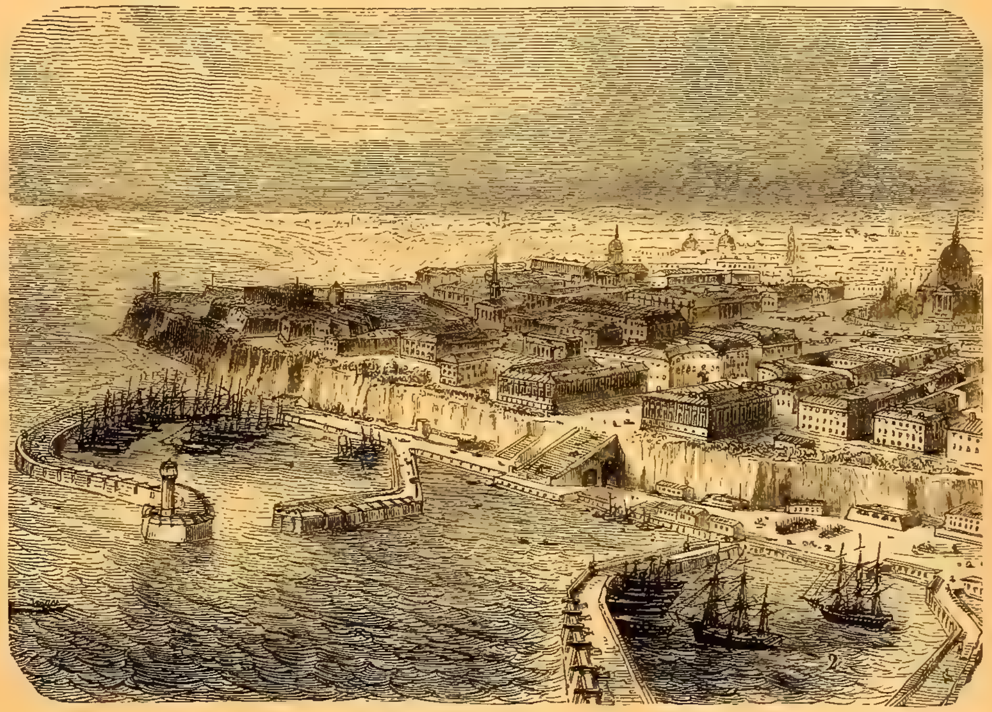
Oder (lat. Viadrus, slav. Odra), einer der größten deutschen Ströme, entspringt am nördl. Abhange des Odergebirges bei dem Dorfe Koslau, Kreis Olmütz in der österr. Provinz Mähren, 627 m. über dem Meere, durchschneidet dann in einem nach S. offenen Bogen den südl. Theil der österr. Provinz Schlesien, deren westl. Theil sie auf nordöstl. Laufe von Mähren scheidet, u. bildet von der Mündung der ihr links zuströmenden, 16 M. langen Oppa an bis Oderberg die Grenze zwischen preuß. u. österr. Schlesien u. Mähren. Hier endet das eigentliche Quellgebiet des Stromes, der bis dahin außer der Oppa noch die Ostrawitza u. die Olsa aufgenommen hat, u. es beginnt sein Mittellauf, der bis Malsch reicht, wo die O. den Damm des Trebnitzer u. Katzengebirges durchbricht. Unterhalb Oderberg tritt die O. vollständig auf preuß. Gebiet u. bleibt demselben bis zu ihrer Mündung treu. Bis zur Einmündung in die Görlitzer Neiße behält sie im Allgemeinen nordwestl. Richtung, um sich dann im Großen u. Ganzen nach N. zu wenden. Bei Ratibor beginnt die Schiffbarkeit des Stromes, der hier eine Meereshöhe von 179,68 m. hat, doch nur für Segelkähne; Dampfschiffe fahren erst von Breslau an stromabwärts. Oberhalb dieser Stadt nimmt die O. links die Glatzer Neiße (s. d.) u. die Ohlau (s. d.), rechts die kanalisirte Klodnitz u. Malapane, unterhalb, wo der Strom von Auras bis Malsch eine fast westl. Richtung inne behält, links die Weistritz u. rechts die Weida auf. Von Malsch an strömt die O. in zwischen N. u. W. wechselnder Richtung u. verstärkt ihre Gewässer auf der rechten Seite durch die Bartsch u. die faule Obra, welche mittels des Obrakanales eine Verbindung mit der Warthe darstellt. Oberhalb Krossen tritt die O. in die Provinz Brandenburg ein, nimmt bei dieser Stadt links den Bober, weiter unten die Görlitzer Neiße auf u. ist im S. Frankfurts durch den Friedrich-Wilhelms-Kanal mit der Spree verbunden. Bei Küstrin, wo rechts der größte Nebenfluß der O., die Warthe, einmündet, beginnt der Oderbruch, eine 7$^1/_2$ M. lange, 1$^1/_2$—4 M. breite Niederung, die einst von Flußarmen u. Seen bedeckt, sumpfig u. unfruchtbar war, bis Friedrich d. Gr. 1746—53 durch Anlage des Oderkanales od. der Neuen O. dieselbe zu entwässern begann. Kanal- u. Deichbauten haben seit 1760 die ganze Landschaft der Kultur gewonnen. Bei Güstebiese, unterhalb Zellin, hat sich die O. in zwei Arme getheilt, deren westl. den Namen der Alten O. führt u. die sich bei Hohen-Saathen, zwischen Oderberg u. Zehden, wieder vereinigen. Durch die Anlage jenes Kanales ist aber demselben die größte Wassermenge des Stromes zugeführt worden, während die Alte O., nur noch 4 M. von Wriezen ab schiffbar, bei Güstebiese aber zugedämmt ist; letztere nimmt bei Liepe die Finow auf, von welcher der Finowkanal zur Havel führt. Unterhalb Schwedt tritt die O. in einem breiten, von hohen Rändern eingeschlossenen Thale auf das Gebiet der Provinz Pommern über u. theilt sich zwischen Fiddichow u. Garz in zwei Arme; der östl., der Kranichstrom, weiterhin die Reglitz genannt, mündet in den Damm'schen See, dessen Abfluß, die Damansch, sich wieder mit dem Hauptstrom vereinigt; letzterer theilt sich wiederum in mehrere Arme u. ergießt sich in das Papenwasser, die südl. Weitung des Stettiner Haffs. Aus diesem 11,44 □M. großen Mündungssee führen zwischen dem Festlande u. den Inseln Usedom u. Wollin die Dievenow, Swine u. Peene in die Ostsee; von diesen Mündungsarmen ist die Swine am wichtigsten. Die O., welche bei einer Länge von 120,75 M. ein Gebiet von 2098 □M. bewässert, ist mit ihren Nebenflüssen eine wichtige strategische Linie zur Vertheidigung Norddeutschlands gegen Rußland, hat aber noch größere Bedeutung als Handelsstraße, indem sie die östl. Provinzen Preußens u. das westl. Polen mit der Ostsee verbindet u. durch ihre Nebenflüsse u. Kanäle nicht minder wichtige Wasserverbindungen zwischen den Gebieten der Weichsel u. der Elbe gewährt. — Vgl. C. Becker, „Die O. u. ihre Gebietsfläche“ (Bresl. 1864); „Die deutschen Wasserstraßen“ (Statistik des Deutschen Reiches, herausgeg. vom Kaiserl. Statistischen Amte, Berl. 1876).

Oderberg, Flecken in österr. Schlesien mit 1600 E.; liegt am rechten Ufer der oberen Oder, hart an der preuß. Grenze, u. ist Kreuzungspunkt der Eisenbahnen Kosel-O., O.-Oswiecim-Krakau, O.-Teschen-Ruttka-Kaschau u. O.-Prerau-Wien; hat ein schönes Schloß mit gleichnamiger Herrschaft. In der Nähe befinden sich die großen Steinkohlenlager von Polnisch-Ostrau u. eine bedeutende Chemikalienfabrik zu Hruschau.

Odermennig, s. „Agrimonia“.

Odessa, bedeutendste russ. See- u. Handelsstadt am Schwarzen Meere, die vierte Stadt des Reiches; liegt an der schönen Odessa-Bai zwischen den Mündungen des Dnjester u. Bug, von Gärten u. Weinbergen umgeben, u. ist mit dem Dnjepr durch einen 1872 begonnenen Kanal verbunden. Mit den Vorstädten Moldawanka u. Peressip zieht sich die regelmäßig gebaute Stadt etwa $^3/_4$ M. lang hin. Die Häuser, aus Steppenkalkstein aufgeführt, haben meist flache Eisendächer u. sind auch vielfach mit Balkons u. Säulen verziert. Die Straßen sind gepflastert, jedoch sehr staubig, u. gutes Trinkwasser wird erst seit 1874 durch eine Wasserleitung aus dem Dnjestr zugeführt. Der schönste, an Palästen reichste Stadttheil zieht sich längs des Marine-Boulevards hin, einer herrlichen Promenade, die am hohen Meeresufer angelegt ist u. von der eine großartige Treppe zum Meere selbst führt. Eine bes. geschmackvolle Parkanlage ist der Alexanderprospekt. O. ist Hauptstadt des Gouvernements Cherson u. des Militärbezirkes O. u. Sitz eines Erzbischofs, hat eine Kathedrale, 21 Kirchen, eine Synagoge u. zahlreiche höhere Bildungsanstalten, deren bedeutendste die 1865 gegründete Universität ist. Mit derselben ist außer andern wissenschaftlichen Anstalten eine große Bibliothek u. eine Sternwarte verbunden. Die Bevölkerung belief sich 1873 auf 162,814 Seelen; davon sind ungefähr 6000 Deutsche. Der Hafen O.'s ist dreigetheilt in einen Handels-, Quarantaine- u. Kriegshafen; letzterer

mit seinen Gebäuden aber streng abgeschlossen. Das rasche Aufblühen dieser Stadt ist nicht nur durch den Ausbau des südruss. Eisenbahnnetzes, sondern ganz vorzüglich durch die nahen Mündungen großer schiffbarer Ströme bedingt worden, welche O. zu dem wichtigsten Aus- u. Einfuhrplatze für das südwestl. Rußland gemacht haben. Mit Konstantinopel, Galatz, Taganrog, Berdiansk, Nikolajeff u. Cherson steht O. in regelmäßiger Dampferverbindung. Von der Ausfuhr, welche 1873 einen Werth von 41,417,816 Rbl. hatte, kamen allein $^3/_4$ auf Weizen; nächstdem sind Wolle, Mais, Roggen, Weizenmehl, Lein- u. Rübsamen die hervorragendsten Artikel des Exportes, während die Einfuhr, die 1873: 51,311,285 Rbl. repräsentirte, vorzugsweise in Leinen- u. Wollenwaaren, roher Baumwolle, Eisen- u. Eisenwaaren, Tabak, Papier, Thee, Wein, Leder, Oel u. Steinkohlen besteht. An dem Handel O.'s, der vorzugsweise in den Händen ital., griech. u. deutscher Häuser liegt, nimmt Großbritannien die erste Stelle ein, wie denn auch fast die Hälfte der ankommenden u. abgehenden Dampfer diesem Staate angehört. Nicht minder bedeutend als der große Seehandel ist der von O. aus betriebene Binnenhandel den Dnjestr, Bug u. Dnjepr hinauf u. nach den Hafenplätzen am Asowschen Meere. Endlich hat auch noch der überseeische Handel, nam. nach China u. Japan, durch den Sues-Kanal einen großen Aufschwung genommen. Die in den letzten Jahren sehr erheblich gestiegene Industrie O.'s liefert nam. Mehl, Schiffsbedarf, Stricke, Maccaroni ꝛc.; bedeutend ist der Schiffsbau. — In der Nähe von O. lag im Alterthum die von den Milesiern gegründete Kolonie Odessus; die Türken errichteten hier die Festung Hadschibei, an deren Stelle unter der Regierung der russ. Kaiserin Katharina II. 1794 durch den Vizeadmiral Joseph de Ribas O. angelegt wurde.



Nr. 4352. Odessa.

Odeum (griech. Ὠιδεῖον), bei den Griechen u. später auch bei den Römern der Name für ein Konzerthaus, ein für musikalische Aufführungen u. Wettkämpfe bestimmtes Gebäude. Vom Theater unterschied sich ein O. nur durch die geringere Größe u. dadurch, daß es aus akustischen Gründen bedeckt war; sonst hatte es, wie das Theater, halbkreisförmige Sitzreihen, eine über die andere erhöht, ferner eine Orchestra für den Chor u. eine Bühne für die Musiker, nur war die Bühne flacher als im Theater. Zuweilen wurde dieser Aehnlichkeit halber das O. auch kurzweg Theater genannt. Das erste O. erbaute Perikles, u. zwar zunächst für die musikalischen Wettkämpfe an den Panathenäen. Bei dem Aufstande der Athener gegen Sulla abgebrannt, wurde dieses O. von König Ariobarzanes von Kappadokien wieder aufgebaut. Das größte u. schönste aller Odeen errichtete südwestlich von der Akropolis in Athen Herodes Attikos zu Ehren seiner 160 n. Chr. verstorbenen Gemahlin Regilla. In Rom wurde das erste O. von Domitian erbaut.

Odeur (frz., spr. Odöhr), Geruch (in der Mehrzahl Odeurs), d. i. Wohlgerüche, Parfümerien.

Odin od. Odhin ist in der altnordischen Mythologie der oberste der Asen, der Vater der Götter, der die Einheit der Asen vertritt u. vor der Allmacht u. Geistigkeit des alten einigen Gottes den größten Theil bewahrt u. in sich aufgenommen hat. Seinem Wesen liegt die Luft, das verbreitetste u. zugleich geistigste der Elemente, zu Grunde, od. genauer die Luft in ihrer Bewegung, vom leisesten Beben bis zum wüthendsten Orkan. Er lebt in jeder Gemüthsbewegung, vor Allem auch in der Wuth, die sich im Kampfe bethätigt, im Sturm der Elemente. In den altdeutschen Mythen führt er den Namen Wuotan, Wodon, den Simrock mit dem Partizip wuotant, durchwatend, durchschreitend, zusammenstellt u. als den alldurchdringenden Geist der Natur auffaßt. O. führte viele Beinamen. Er hieß u. A. Alfadur (Allvater), nachdem er sich die Herrschaft des Himmels u. der Erde erkämpft hatte; er hieß Hrafnagud (Rabengott), weil zwei Raben, Hugin u. Munin (Gedanke u. Erinnerung), welche täglich die Erde umfliegen, sich dann auf seine Schultern setzen u. ihm Alles verkünden, was sie gesehen; er hieß Gautr, weil er die Welt aus sich ergossen hat ꝛc. O. erscheint in herrlicher Gestalt mit dem Goldhelm, dem schönen Panzer (Brünne) u. dem Spieß (Gungnir) u. reitet an der Spitze der Einheriar begeistert in den Kampf; doch nimmt er auch bisweilen unscheinbare Gestalten an u. erforscht, z. B. als müder Wandrer um ein Obdach bittend, der Menschen Sinn. Von dem breiten Hute, den er bei solchen Verkleidungen, um unerkannt zu bleiben, tief in das Gesicht drückt, heißt er Sidhhöttr. Ferner gehört Einäugigkeit zu seiner wahren Gestalt; denn, um Weisheit zu erlangen, gab er Mimir für einen Trunk aus dem Weisheitsbrunnen in Jotunheim das eine seiner Augen. In Walhall nimmt O. den Hochsitz (Hlidskialf) ein, von dem er die ganze Welt übersieht. Nur seine Gemahlin Frigg theilt diesen Sitz mit dem Gatten. Zu seinen Füßen liegen die Wölfe Geri u. Freki, welchen er das für ihn bestimmte Fleisch des Ebers reicht, da er selbst keiner Kost bedarf. Man hat, wie bei den Raben an O.'s Allwissenheit, so bei den Wölfen wol an sein Walten als Kriegsgott zu denken. Sein Roß hieß Sleipnir. Dieses wie sein Mantel wird in deutschen (nicht in nordischen) Sagen öfters seinen Günstlingen verliehen. Freilich pflegt dann auch bei diesen Ritten auf dem Zauberroß u. den Luftfahrten auf dem Mantel bald der Teufel, bald ein Engel an die Stelle O.'s zu treten. Seinen Lieblingen lehrt O. auch die von ihm selbst erfundene keilförmige Schlachtordnung, den Swinfylking. Als Geber alles Guten konnte er, wie die Sage vom Auszuge der Langobarden ausdrücklich sagte, kein höheres Gut verleihen als den Sieg. Darum kommt auch Niemand in seinen Himmel, der nicht in der Schlacht gefallen od. an Wunden gestorben ist. Seine himmlische Halle heißt darum Walhall (s. d.), wie er selbst Walvater, weil Wal den Inbegriff der in der Schlacht Gefallenen bezeichnet. Nicht selten nahm O. auch unmittelbar an den Schlachten der Menschen Theil. Er ist der Gott, quem adesse bellantibus credunt (vgl. Tacitus, „Germania" 7). Auf O. als Kriegsgott ist auch die unter dem Namen des wüthenden Heeres bekannte Lufterscheinung streitender od. zum Kampfe ausziehender Krieger zu beziehen, obgleich ihr sowol als der verwandten wilden Jagd der dahinbrausende Sturmwind ursprünglich zu Grunde lag. Ferner ist noch hervorzuheben, daß O. als Gott des Geistes u. Wissens durch seine Beziehungen zur Poesie u. zur Erfindung der Runen erscheint. Dem Runenzauber legt aber die Mythe eine unbeschränkte Macht bei, u. somit wird auch hierdurch wieder O.'s Allmacht symbolsirt. Grimm hat in O.'s Beinamen Wunsch

u. seinem Bruder Wili (Wille) den Begriff der allmächtigen Liebe nachzuweisen gesucht. Diese Seite in seinem Wesen ist aber eben so wenig klar wie sein Verhältniß zur Unterwelt. Er soll das Verbrennen der Todten, das Aufwerfen von Hügeln zum Andenken an große Helden (Aettahägr), die Errichtung von großen Denksteinen (Bautasteine) sowie die Einrichtung großer Opferfeste eingeführt haben. Bei diesen Opferschmäusen wurde ihm in Skandinavien der Odinsfall, der erste, volle, von den Priestern gesegnete Becher geweiht u. gespendet. Auch einen Odinsmonat gab es (vom 22. März bis zum 23. April, also zu Frühlingsanfang), u. im englischen Wednesday ist der Odins- od. Wodanstag noch heute erkennbar. Vergl. Simrock's „Handbuch der deutschen Mythologie" (4. Aufl., Bonn 1874), Holtzmann's „Deutsche Mythologie" (herausgeg. von Holder, Lpz. 1874), Menzel's „Odin" (Stuttgart 1855) ꝛc.

Oedipus ist der Held einer der ergreifendsten Sagen des griech. Alterthums. Schon bei Homer erwähnt u. wahrscheinlich frühzeitig dichterisch bearbeitet, ist diese Sage bes. bekannt in der Gestalt, in welcher sie bei Sophokles in dessen „König Oed." auftritt. Demnach war Oed. Sohn des Königs Laïos von Theben, Urenkels von Kadmos (s. d.), u. seiner Gemahlin Jokaste (s. d.). Da Laïos von Apollon das Orakel erhalten hatte, sein u. der Jokaste Sohn werde ihn tödten, so ließ er den neugeborenen Knaben mit gebundenen u. durchstochenen Füßen auf dem Kithäron durch einen Sklaven aussetzen. Der Sklave aber gab das Kind einem auf dem Kithäron seine Herde weidenden korinthischen Hirten u. Letzterer brachte es seinem Könige Polybos, der von seiner Gemahlin Merope (auch Medusa od. Periböa) keine Kinder hatte. Polybos nahm sich des Knaben an, nannte ihn wegen seiner geschwollenen Füße Oed. (d. h. Schwellfuß) u. ließ ihn als seinen Sohn erziehen. Als Oed. herangewachsen ist, wird ihm bei einem Gelage von einem Korinther vorgeworfen, er sei gar nicht des Polybos u. der Merope Kind, sondern ein Findling. Darüber Auskunft zu suchen, geht Oed. ohne Vorwissen seiner Pflegeeltern nach Delphi zum Orakel u. erfährt hier, es sei ihm bestimmt, seinen Vater zu tödten, seine Mutter zu heirathen u. ein dem Menschen grauses Geschlecht zu erzeugen. In dem Glauben, wirklich der Sohn des Polybos u. der Merope zu sein, beschließt O., nicht nach Korinth zurückzukehren, um nicht an diesen seinen vermeintlichen Eltern den vom Orakel verkündeten Frevel zu begehen; vielmehr wendet er sich nach Theben. Auf einem engen Wege begegnet ihm auf einem Wagen sein wirklicher, ihm unbekannter Vater Laïos. Da der Wagenlenker den Oed. mit Gewalt aus dem Wege drängen will, entspinnt sich ein Zwist, bei welchem Oed. den Laïos u. dessen Begleiter bis auf einen, der entflieht, tödtet. Er gelangt nach Theben u. löst das Räthsel des Sphinx (s. d.), der sich infolge dessen in den Abgrund stürzt. Dafür empfängt Oed. die Herrschaft über Theben u. die Hand der verwittweten Königin Jokaste, seiner eigenen Mutter; er erzeugt mit ihr zwei Söhne, Eteokles u. Polyneikes, u. zwei Töchter, Antigone u. Ismene, u. regiert viele Jahre glücklich über Theben. Da aber bricht eine Pest u. Mißwachs über das Land herein, u. das Orakel des Apoll verheißt Befreiung von diesen Plagen nur dann, wenn der im Lande weilende Mörder des Laïos verbannt od. getödtet wrde. Als die Nachforschungen nach demselben den wahren Sachverhalt rgeben, erhängt sich Jokaste u. Oed. blendet sich. — Ueber die weiteren Schicksale des Oed. gab es verschiedene Sagen. Nach dem „Oed. auf Kolonos" des Sophokles gelangt Oed., von seiner Tochter Antigone geführt, nach langer Irrfahrt endlich in den Hain der Eumeniden in Kolonos bei Athen u. findet hier auf geheimnißvolle Weise den Tod. Andere Sagen lassen ihn nach der Entdeckung seiner Frevelthaten in Theben fortregieren u. dort sterben; nach wieder anderen Erzählungen wird Oed. von seinen Söhnen u. dem Kreon, dem Bruder der Jokaste, der die Regierung übernommen, gefangen gehalten; dafür belegt er sie mit seinem Fluche, infolge dessen sie in Streit um die Herrschaft gerathen u. sich endlich gegenseitig morden.

Odium (lat.), Haß.

Odoaker (Otachar, Odovakar), Beherrscher Italiens von 476 bis 493, vielleicht ein Sohn des Rugierfürsten Edeko, der einst in Diensten Attila's gestanden hatte, war Anführer deutscher Söldnerscharen im Weströmischen Reiche. Als ein anderer General, Orestes, seinen Sohn Romulus Augustulus 475 auf den Thron erhob u. das Begehren O.'s nach einem Drittheil des italischen Bodens zurückwies, erschien O. mit einem großen Heere von deutschen Ostseevölkern, Herulern, Rugiern, Turcilingen u. Skiren vor Pavia, erstürmte die Stadt, ließ den gefangenen Orestes enthaupten u. verwies den letzten Schattenkaiser auf die Villa Lucull's in Campanien. Unter dem Titel eines römischen Patricius u. Herzogs der Deutschen in Italien herrschte O., dem Namen nach für den vertriebenen Kaiser Julius Nepos u. nach dessen Ermordung für den oströmischen Kaiser Zeno, von Ravenna aus mit Gerechtigkeit u. Milde u. unterwarf das Rugierreich an der österreichischen Donau. Dennoch unterlag er dem Ostgothenkönig Theoderich 489 am Isonzo u. bei Verona, 490 an der Adda, u. mußte nach dreijähriger Einschließung seine Hauptstadt u. sich selbst 493 an den Sieger überliefern. Anfangs mit Milde behandelt, wurde O. 5. März 493 bei einem lärmenden Gelage von des Königs eigener Hand getödtet. Vgl. Dahn, „Könige der Germanen" (Bd. 1 u. 2, Würzb. 1861 f.).

O'Donell od. O'Donnell, altirische Familie, welcher einst die Landschaft Tyrconell (jetzt Grafschaft Donegal) gehörte. Rory od. Roderick O'D. ward 10. Febr. 1604 von Jakob I. zum Baron v. Donegal u. Grafen v. Tyrconell erhoben. Auch hielten die O'D. nach der Vertreibung Jakob's II. vom engl. Thron treu zu den Stuarts, weshalb sie nach der Schlacht am Boynefluß fast alle ihr Vaterland verlassen mußten. Zum Theil wandten sie sich nun nach Oesterreich, wo ihr Grafenstand 11. Nov. 1763 anerkannt wurde, nachdem sich der Kavalleriegeneral Graf Karl **O'D. v. Tyrconell**, geb. 1715, gest. zu Wien 26. März 1771, als tüchtiger Heerführer ausgezeichnet hatte. Das gegenwärtige Haupt des österr. Zweiges, Graf Maximilian Karl Lamoral **O'D. v. Tyrconell**, k. k. Kämmerer u. Generalmajor ad hon., geb. 29. Okt. 1812, rettete dem Kaiser Franz Josef als dessen Flügeladjutant beim Attentat vom 18. Febr. 1853 das Leben. — Ein anderer Zweig blüht in Spanien. Zu diesem gehören: Joseph Heinrich **O'D.**, Graf **v. Abispal**, geb. 1769 in Andalusien, stieg im Kriege gegen Napoleon I. zum General auf, erhielt wegen eines Sieges bei La Bispal den Grafentitel, ward jedoch 1810 bei Levido u. 1811 bei Vich gänzlich geschlagen u., nachdem er mit den Cortes in Zwiespalt gerathen war, eingekerkert. 1814 von Ferdinand VII. zum Generalkapitän von Andalusien u. 1818 zum Gouverneur von Cadix ernannt, sollte er 1819 ein Truppencorps nach den südamerikanischen Kolonien führen, wurde aber durch eine Verschwörung auf der Insel Leon daran verhindert u. erhielt nun das Kommando über die Truppen der Provinz Mancha, mit denen er nach der aufständischen Provinz Galicien rücken sollte. Unterwegs erklärte er sich für die Konstitution, verhinderte aber durch sein zweideutiges Benehmen, daß ihm die Konstitutionellen Zutrauen schenkten. 1823 mit dem Befehl über das zur Deckung Madrids gegen die Franzosen bestimmte Reserveheer betraut, trat er mit der royalistischen Partei in Unterhandlung u. veranlaßte dadurch eine Meuterei seiner Truppen, infolge deren er entfliehen mußte. Er wandte sich nach Frankreich u. ließ sich in Limoges nieder. Als er 1834 nach Spanien zurückkehren wollte, starb er 16. Mai zu Montpellier. — Leopoldo **O'D.**, Graf **v. Lucena**, Herzog **v. Tetuan**, 2. Sohn des Vorigen, geb. zu Santa-Cruz (Insel Teneriffa) 12. Januar 1809; begann bereits 1819 seine Laufbahn als Leutnant u. that sich im Karlistenkriege auf Seiten der Christinos so sehr hervor, daß er schon im Sept. 1837 als Brigadegeneral an die Spitze der Armee von Catalonien gestellt wurde, mit der er 20. Febr. 1838 die Karlisten bei Urieta schlug u. Oyarzun einnahm. Dafür zum Generalkapitän von Aragonien, Valencia u. Murcia ernannt, brachte er 17. Juli 1839 dem General Cabrera (s. d.) bei Lucena eine Niederlage bei, die zur Beendigung des Bürgerkriegs wesentlich beitrug. Sein Lohn war der Grafentitel u. der Rang eines Generalleutnants. Das Mißglücken eines mit Narvaez (s. d.) u. Concha (s. d.) gegen Espartero (s. d.) unternommenen Aufstandes nöthigte ihn, in Frankreich eine Zuflucht zu suchen. Auch von dort aus setzte er seine Umtriebe gegen Espartero unermüdlich fort. Nach dem Sturze desselben 1843 zum General-Gouverneur von Cuba ernannt, soll er diese Stellung hauptsächlich zur Beförderung des verbotenen Sklavenhandels benutzt haben; jedenfalls kehrte er 1848 mit einem großen Vermögen nach Spanien zurück, wo er sich im Senat der Opposition gegen das Ministerium anschloß. Ende Juni 1854 leitete er das Pronunciamento, welches damit endete, daß dies verfassungsfeindliche Kabinet gestürzt wurde u. O'D. mit Espartero 29. Juli 1854 in Madrid einzog. Eine Koalition also zwischen den Moderados u. den Progressisten, zwischen

den ehrgeizigen Generälen u. den aus Prinzip konstitutionellen Anhängern Espartero's hatte die Bewegung zum Siege geführt, u. den Charakter dieser „liberalen Union" trug auch das neue Ministerium, in welchem O'D., nun Marschall geworden, das Kriegs-Departement übernahm. Bald aber kam es in dessen Schoße zu Differenzen, die zur Beseitigung Espartero's führten: an seine Stelle trat 14. Juli 1856 O'D. selbst als Ministerpräsident. Die deshalb zum Ausbruch kommenden Volksaufstände unterdrückte er, dann schaffte er die Nationalmiliz ab u. löste die Cortes auf, lenkte überhaupt immer mehr auf die Bahn einer rein konservativen Politik ein, u. es war nur eine natürliche Folge davon, daß er schon 12. Okt. 1856 dem eigentlichen Vertreter derselben, dem Marschall Narvaez, Platz machen mußte. Indeß verfolgte er hierauf eine so glückliche Taktik, daß er schon 30. Juni 1858 als Kriegs- u. Kolonialminister wieder ans Ruder kam. Seine Hauptstütze suchte er nach wie vor im Heere, u. um zugleich die Aufmerksamkeit des Volkes von den inneren Angelegenheiten abzulenken, begann er einen Krieg gegen Marokko, in dem er selbst den Oberbefehl übernahm. Seinem Siege bei Tetuan folgte bald ein für Spanien sehr günstiger Friede, wofür O'D. zum Herzog v. Tetuan erhoben ward. Im März 1863 schied derselbe zwar aus dem Ministerium aus, doch erhielt er 21. Juni 1865 zum 3. Mal den Vorsitz des Ministerraths u. das Portefeuille des Kriegs, um freilich schon 11. Juli 1866 infolge eines von Prim (s. d.) geleiteten Militäraufstandes u. anderer Tumulte abermals Narvaez zu weichen. Die nun folgende Schreckensherrschaft gefährdete seine eigene Sicherheit, er zog sich daher wieder nach Frankreich zurück, wo er 5. Nov. 1867 zu Biarritz starb.

Odontine, ein bekanntes, gegen Zahnschmerzen vielfach empfohlenes Mittel, welches aus einer Auflösung von Cajeputöl, Nelkenöl u. Wachholderbeerenöl in Aether besteht.

Odysseus (lat. Ulysses, richtiger Ulixes), ein Held der griech. Sage, von Homer (s. d.) in seiner „Odyssee" verherrlicht; der Name wird als „Der Zürnende" od. passivisch als „Der vom Zorn der Götter Verfolgte" gedeutet. O. ist der Sohn des Laërtes u. der Antikleia; er herrscht über Ithaka, vermählt mit Penelope (Penelopeia), die ihm einen Sohn, Telemachos, gebiert. Dieser war noch ein Säugling, als O. nach langem Widerstreben sich von Agamemnon zur Theilnahme am Zuge nach Troja bereden ließ. Zuvor hatten er u. Menelaos in Troja einen vergeblichen Versuch gemacht, die Auslieferung der Helena (s. d.) zu erlangen. Im Trojanische Kriege zeichnet sich O. in gleicher Weise durch klugen Rath, List u. Verschlagenheit wie durch Muth u. Tapferkeit aus; daher ist er nach dem Tode des Achilleus, dessen Waffen ihm auch zuerkannt werden, die Hauptperson im griech. Lager. Da Troja nicht erobert werden kann, so lange es das Palladium in seinen Mauern birgt, so rauben es O. u. Diomedes; O. gehört auch zu Denen, die sich im Bauche des hölzernen Pferdes verbergen. Nach der Zerstörung Troja's begiebt sich O. auf die Heimreise, aber erst nach 20jähriger Abwesenheit von Ithaka gelangt er dahin zurück, nachdem er durch eine phantastische Welt der Wunder hindurch gegangen ist. Zunächst wird er in die Stadt der Kikonen an der thrakischen Küste verschlagen, dann zu den Lotophagen (d. h. Lotosesser) u. hierauf zum Lande der Kyklopen. Mit 12 Gefährten betritt O. die Höhle des riesigen Polyphem; sechs derselben verschlingt der Kyklop, mit dem Reste entrinnt O., der den Polyphem trunken gemacht u. geblendet hat. Polyphem fleht um Rache zu seinem Vater Poseidon, der nunmehr den O. mit seinem Hasse verfolgt u. von der Heimat fern hält. Von den Kyklopen gelangt O. zur Insel des Aeolos, weiter zu den menschenfressenden Lästrygonen u. nach Aeäa, der Insel der Zauberin Kirke, die einen Theil der noch übrigen Gefährten des O. in Schweine verwandelt u. erst auf Bitten des Helden ihnen ihre menschliche Gestalt zurückgiebt. Nach einjährigem Aufenthalte fährt O. auf Kirke's Rath in den äußersten Westen, um dort am jenseitigen Ufer des Okeanos im Vorhofe der Unterwelt den Seher Teiresias in Betreff seiner Heimkehr zu befragen. Aus dem Dunkel des Hades sieht O. die Schatten vieler Helden u. Heldinnen hervortauchen, auch seine Mutter erscheint ihm. Von Teiresias wird ihm die Kunde, daß die Heimkehr trotz Poseidon's Zorn endlich gelingen werde, wenn er u. seine Genossen die Rinder des Helios auf Thrinakria schonen würden. O. kehrt zur Kirke zurück u. setzt dann seine Fahrt fort. An den Inseln der Sirenen (s. d.) vorbei, zwischen Skylla u. Charybdis hindurch, gelangt er nach Thrinakria, wo seine Gefährten trotz des von O. ihnen abgenommenen Eides sich an den Rindern des Helios vergreifen, weshalb Zeus das Schiff der Abziehenden durch einen Blitzstrahl zerschmettert: Alle kommen um bis auf O., der auf Trümmern des Schiffes sich nach Ogygia, der Insel der Nymphe Kalypso (s. d.), rettet. Sieben Jahre weilt er hier, von Sehnsucht nach der Heimat verzehrt; endlich setzt Athene im Rathe der Götter, während Poseidon abwesend ist, es durch, daß Zeus die Heimkehr des O. gestattet. Dieser zimmert sich selbst ein Schiff u. gelangt in die Nähe von Scheria, der Insel der Phäaken; da aber erblickt ihn Poseidon, der sein Schiff zertrümmert, doch rettet Leukothea ihn an das Land, wo ihn Nausikaa (s. d.) findet u. zu ihren Eltern, Alkinoos u. Arete führt, die ihn gastlich aufnehmen u. endlich in die Heimat senden. Hier wird unterdeß Penelope von Freiern umworben, die des O. Gut verprassen; Laërtes lebt traurig in Zurückgezogenheit auf dem Lande. Lange hatte Penelope die Werbungen mit List hingehalten; endlich wird sie zur Entscheidung gedrängt u. verspricht Denjenigen zu wählen, der bei einem Wettschießen mit dem Bogen des O. Sieger bleiben werde. Am Tage vor der Entscheidung kommt O. in sein Haus zurück, nachdem er, von Athene mit der Gestalt eines alten Bettlers bekleidet, inzwischen auf dem Meierhof des treuen Eumäos, des „göttlichen Sauhirten", seinen Sohn Telemachos getroffen u. mit diesem das Werk der Rache an den Freiern beredet hat. Beim Wettschießen vermag keiner der Freier den Bogen zu spannen; zuletzt spannt ihn der Bettler O., thut den Preisschuß u. tödtet dann, von Athene, Telemachos u. einigen Getreuen unterstützt, sämmtliche Freier. Dann giebt er sich seiner Gemahlin zu erkennen u. sucht auch seinen Vater Laërtes auf. Die Verwandten der getödteten Freier erregen zwar einen Aufstand gegen O., aber Athene tritt als Vermittlerin auf u. besänftigt die Zürnenden. Dem O. hatte Teiresias einen friedlichen Tod in hohem Alter verkündet. — Spätere Sagen, in denen O. immer mehr als falsch, ränkevoll u. feig auftritt, lassen ihn im Kampfe gegen seinen u. der Kirke Sohn Telegonos, der, seinen Vater suchend, nach Ithaka verschlagen wird u. dort Lebensmittel raubt, getödtet werden. Auch legte man ihm später eine zahlreiche Nachkommenschaft bei, die er mit Kirke, Kalypso, Nausikaa ꝛc. erzeugt haben sollte.

Oeil de boeuf, s. v. w. Ochsenauge.

Oeil de perdrix (frz., spr. Oelj de Perdrih), eigentlich Rebhuhnsauge, ein feiner Champagnerwein von der Farbe des Rebhuhnauges.

Oerebro, schwed. Län in Svealand, 164,74 □M. mit 177,084 E. (1874); liegt auf der südl. Seenplatte des Landes u. wird im S., wo es noch die Nordspitze des Wetternsees umfaßt, von Skaraborg u. Oestergothland, im O. von Nyköping u. Westerås, im N. von Kopparberg u. im W. von Wermland begrenzt. Die Oberfläche des Landes ist eine wellenförmige Ebene, gut bewässert, reich an Seen u. fruchtbar. Neben dem Ackerbau u. der Viehzucht beschäftigen sich die Bewohner nam. auch mit Bergbau auf Eisen-, Zink- u. Kupfererze u. dem Abbau von Marmor u. Alaunschiefer. Bei dem Orte Porla befindet sich eine stark besuchte Mineralquelle. — Die Hauptstadt **Oer.** mit 8990 E. liegt nahe dem westl. Ufer des Hjelmar-See's, besteht zum größten Theil nur aus hölzernen Häusern, hat aber ein stattliches Rathhaus, eine schöne Stadtkirche u. ein alterthümliches großes Schloß auf einer Insel des See's. Historisch merkwürdig ist der Ort durch 15 hier abgehaltene schwedische Reichstage; auf dem von 1540 wurde der Thron für erblich erklärt u. 1814 hier Bernadotte zum schwed. König erwählt.

Ofen (ungar. Buda), mit dem auf dem linken Donauufer gelegenen Pest als Buda-Pest vereinigte Hauptstadt des Königreichs Ungarn; liegt malerisch am rechten Stromufer zum Theil auf 153 m. hohen Bergen, deren höchster die Festung u. das Schloß trägt, u. hat 6 Vorstädte: Wasserstadt, Landstraße, Neustift, Christinenstadt, Taban od. Raitzenstadt u. Altofen. Der wichtigste u. schönste Theil der Stadt ist die Festung, deren Auflassung mit Ausnahme der Blocksberg-Citadelle 19. Okt. 1875 erfolgte. Das bedeutendste Gebäude dieser besonderen Stadt ist das von Karl VI. erbaute Schloß, das der Donau seine lange Front zukehrt u. in dessen Kirche die ungar. Reichskleinodien u. die unverweste Hand des heil. Stephan aufbewahrt werden. Während dreier Jahrh. hat die Festung 20 Belagerungen auszuhalten gehabt u. ist im Revolutionskriege 4. bis 21. Mai 1849 von Hentzi gegen Görgei tapfer vertheidigt worden; Ersterem u. den während der Belagerung gefallenen Oesterreichern ist hier oben 1851 ein 21 m. hohes goth. Denkmal errichtet worden. Vier Thore u. bedeckte Treppen führen in die übrigen Stadttheile herab, von denen die Christinenstadt in einem schönen Thale hinter der Festung, die übrigen nach der Donau zu liegen. Die belebteste, aber auch schmuzigste Vorstadt ist die Raitzenstadt; hinter derselben erhebt sich der Blocksberg mit der Citadelle. Auf dem Grunde der röm. Kolonie Acincum od. Aquincum, von welcher noch ein Bad u. ein Amphitheater übrig sind, steht Altofen mit Winterhafen, Schiffswerften u. einer sehr schönen Synagoge. O. besitzt 16 Kirchen u. 5 Klöster. Im N. des Schloßberges erhebt sich auf dem Josephberge auch eine türk. Moschee mit dem Grabe des Derwisches Gül Baba, zu dem noch jetzt türk. Wallfahrer kommen. Von den fünf warmen Quellen war das zwischen der Wasserstadt u. Altofen gelegene Kaiserbad schon den Römern bekannt u. wurde unter der türk. Herrschaft

umgebaut; außer diesem werden viel besucht das Raitzenbad in der Raitzenstadt u. das Königsbad in der Wasserstadt. O. besitzt an höheren Lehranstalten ein kathol. Hauptgymnasium u. eine Realschale. Die Bevölkerung zählt 53,998 E. (1869), zu 4/5 Katholiken u. Deutsche. Die Hauptbeschäftigungen sind Weinbau, der jährlich 140—200,000 Eimer einer sehr geschätzten Rothweinsorte trägt. Außer dem Schiffsbau sind Weberei, Spinnerei, Gerberei, Maschinenbau u. Mehlfabrikation die hervorragendsten Zweige der Industrie. In der prächtigen Umgebung sind der engl. Park u. die Margaretheninsel die reizendsten Punkte. Mit Pest ist O. durch eine Kettenbrücke verbunden, die aber für den Verkehr nicht mehr ausreicht, weshalb zwei andere Brücken über die Donau erbaut werden sollen. Von jener führt ein Tunnel durch den Schloßberg zur Christinenstadt. — König Bela IV. baute hier im J. 1247 auf dem Festungsberge ein Schloß, das seit 1351 ständige Residenz der Ungarnkönige wurde. Der an dasselbe sich anlehnende Ort verband sich mit der weiter nördlich gelegenen Stadt Buda u. nahm deren Namen an, war aber von jeher eine Hauptstütze des Deutschthums in Ungarn. 1541 bis 1686 war O. in der Gewalt der Türken.

entwickelt, liefert bes. Maschinen, Eisengußwaaren, Silberwaaren, Silber- u. Goldstickereien, Wagen, Bijouterien, Borten, Pappwaaren, Chemikalien, Wachstuch, Leder, Tabak, Hüte, Dünger, Knochenmehl 2c. O. wird schon 970 erwähnt, kam 1257 an die Herren von Falkenstein, 1419 an die Herren v. Sayn u. die Grafen v. Isenburg-Büdingen, welche es 1486 in alleinigen Besitz erhielten, u. 1815 nach der Mediatisirung an Hessen-Darmstadt. Gegenwärtig ist es Hauptort der Standesherrschaft Isenburg-O.-Birstein u. hat ein fürstlich Isenburgisches Palais. — Der Kreis O. umfaßt 6,77 □M. mit 64,620 zur Hälfte evangel. E. u. den Städten O., Seligenstadt, Groß-Steinheim u. Langen.

Offenbach, Jakob, Komponist, geb. zu Köln am 21. Juni 1819 von jüdischen Eltern. Nachdem er in seiner Vaterstadt seinen ersten musikalischen Unterricht erhalten hatte, kam er nach Paris, war hier 1833—34 Zögling des Konservatoriums u. wirkte nachher in verschiedenen Theaterorchestern als Violoncellist. Von 1841 ab fing er an, seinen Namen als Violoncellvirtuos wie als Komponist bekannter zu machen; es waren z. B. einige von ihm in Musik gesetzte



Nr. 4353. Ofen und Pest (Buda-Pest).

Oefen, Ofen, nennt man alle diejenigen feuerfesten Behälter, in denen durch Verbrennung von Brennmaterialien Wärme entwickelt wird; je nach dem Zwecke, zu welchem diese Wärme dienen soll, unterscheidet man 1. Heizöfen, Stuben- od. Zimmeröfen, 2. Kochöfen u. 3. Oefen zu technischen Zwecken. Was die ersteren beiden anlangt, so ist darauf schon im Artikel „Heizung“ Rücksicht genommen u. die zu technischen Zwecken dienenden sind, soweit sie allgemeineres Interesse darbieten, an den betreffenden Stellen des Werkes besprochen, so z. B. Hohöfen, Blauöfen, Puddelöfen u. Kupolöfen im Artikel „Eisen“; Glasschmelzöfen im Artikel „Glas“; Porzellanöfen bei „Porzellan“; Ziegelöfen unter „Ziegel“; Kalköfen unter „Kalk“ 2c.

Ofenbruch od. Tutia nennt man ein bei der Zinkgewinnung nebenbei sich bildendes, unreines, zinkoxydhaltiges Hüttenprodukt, welches früher als Augenheilmittel in der Volksmedizin im Gebrauch war.

Offenbach, Kreisstadt in der großherzogl. hess. Provinz Starkenburg mit 22,670 E. (1871); liegt in ebener Gegend am linken Ufer des Maines, 7 Km. im O. Frankfurts, u. ist mit Hanau, Frankfurt, Mainz u. Darmstadt durch Eisenbahnen verbunden. Die freundlich gebaute Stadt, welche Sitz eines Kreisamtes, Landgerichtes u. Hauptzollamtes ist, hat 3 evangel., 1 kathol. u. 1 deutschkathol. Kirche, eine Synagoge (1100 Juden), eine Realschule, eine Handelsschule u. ein altes Schloß. Die bedeutende Industrie O.s, begründet nam. durch franz. Emigranten u. in großartiger Weise nach Anschluß Hessens an den Zollverein

Lafontaine'sche Fabeln, welche von jenem drastisch-komischen Talent, dem er später so viele Erfolge verdanken sollte, die ersten Spuren zeigten. 1848 ging er nach Deutschland, kehrte aber 1850 wieder nach Paris zurück u. wurde hier Musikdirektor am Théâtre-Français, wo er hauptsächlich für die Hebung der bis auf ihn schmählich vernachlässigten Zwischenaktsmusiken sorgte, indem er gute Ouverturen u. Sinfoniesätze an Stelle der bisherigen Trivialitäten spielen ließ u. gelegentlich wol auch eine passende Musik zu einem neuen Stücke komponirte. Im J. 1855 erbaute er sich selbst ein Theater, „Les Bouffes-Parisiens“. Durch einige glückliche Würfe gleich zu Anfang wußte er das Publikum zu gewinnen; der Zudrang wuchs mehr u. mehr, u. schon im Winter 1855/56 mußte er sein Theater in den Champs-Élysées mit dem größern in der Passage Choiseul vertauschen. Seit dieser Zeit hat er in der Verfertigung von burlesken Operetten eine erstaunliche Thätigkeit entwickelt; erwähnt seien hier nam.: „Les deux Aveugles“, „La Nuit blanche“, „Ba-ta-clan“, „Le Mariage aux Lanternes“, „La Chanson de Fortunio“, „Le Pont des soupirs“, „Les Dames de la Halle“, „Les Bavards“, „Daphnis et Chloë“, „Il Signor Fagotto“, „Le Voyage de Dunanan père et fils“, „La Princesse de Trébizonde“, „Les Géorgiennes“, „La Vie Parisienne“, „Orphée aux enfers“, „Barbe-

Bleue", „Geneviève de Brabant", „La belle Hélène", „La Grande-Duchesse de Gérolstein", „L'Ile de Tulipatan", „Le Château-à-Toto", „Madame l'Archiduc" 2c., welche sämmtlich auch auf außerfranzösischen Bühnen festen Fuß gefaßt haben. In allen diesen Sachen findet sich eine ansehnliche Sammlung gelungener musikalisch-komischer Darstellungen u. nam. eine starke parodistische Begabung, sowie ferner auch viel leichtfließende Erfindung; leider aber ist die letztere allzuhäufig von abstoßender Trivialität u. Vulgarität. Dieser letztere Umstand hat O. auch bei seinen Versuchen auf dem Gebiete der größeren u. feinern komischen Oper — z. B. bei „Barkouf", „Robinson Crusoë", „La Créole", „Vert-Vert", „La Périchole", „Les Brigands", „Fantasio" 2c. — sehr geschadet. Seit 1866 ungefähr hat er sein Theater in andere Hände übergehen lassen, ist dann vor einigen Jahren Direktor des Pariser Gaîté-Theaters geworden, hat aber auch diese Funktion seit einiger Zeit wieder aufgegeben u. 1876 eine Reise nach Amerika (behufs Direktion von Konzerten während der Dauer der Ausstellung in Philadelphia) unternommen.



Nr. 4354. Jakob Offenbach (geb. 21. Juni 1819).

Offenbarung heißt im theolog. Sprachgebrauch jede Mittheilung über Gott u. göttliche Dinge, speziell über solche, von denen auf anderem Wege keine Kunde zu erlangen gewesen wäre. Da solche Mittheilung nur als von Gott selbst ausgehend gedacht werden kann, so ist alle O. ihrer Natur nach göttliche Veranstaltung. Wie die übrigen höheren Religionen (Judenthum u. Mohammedanismus) beruft sich auch das Christenthum auf göttliche O. als die oberste Bürgschaft für seine Wahrheit, indem es zugleich die vorbereitende O. im Judenthum von der abschließenden in Jesu Christo unterscheidet. Ein weiterer Unterschied besteht zwischen der sog. allgemeinen od. mittelbaren O., die dem Menschen aus der Betrachtung der Natur (vgl. schon Röm. 1, 19 ff.), der Geschichte u. dem Gewissen (Röm. 2, 14 ff.) zu Theil wird, u. der speziellen od. unmittelbaren O., die aus direktem Verkehr mit Gott, aus Träumen od. prophetischer Begeisterung, od. endlich aus den Aussprüchen Christi u. seiner Apostel geschöpft ist. Die Kirchenlehre erkennt nur die Schriftsteller der Bibel als Träger der O. in strengerem Sinne an, indem nur diese auf unmittelbare göttliche Eingebung (Inspiration) sich berufen konnten. Alle anderen besitzen nur eine abgeleitete O., wenn auch einzelne Sekten, z. B. die Quäker, Mormonen 2c., eine fortgehende O. durch das sog. innere Licht od. prophetische Eingebungen geltend gemacht haben. Die Frage nach der Möglichkeit u. Tragweite einer unmittelbaren O. hat von jeher einen Hauptstreitpunkt unter den verschiedenen theologischen Richtungen gebildet. — Im engsten Sinne hießen O.en (Apokalypsen) solche Schriften des urchristlichen Zeitalters, welche — oft in phantastischer Einkleidung — Aufschlüsse über das Ende der Welt, das Jüngste Gericht 2c. zu geben suchten. Die alte Kirche hat nur eine dieser Schriften, die Offenbarung Johannis (s. „Apokalypse") vom J. 68 od. 69 n. Chr. in die Sammlung der neutestamentlichen Schriften aufgenommen.

Offensive (vom lat. offendere) nennt man das angriffsweise Vorgehen bes. in der Kriegführung (vgl. „Defensive").

Oeffentlichkeit u. Mündlichkeit sind die Schlagworte, in denen die praktischen Ergebnisse des Grundsatzes sich aussprechen, daß die Aufgaben des Staats am besten in fortgehender Beziehung zu der Gesammtheit seiner Bürger sowie unter deren Mitwirkung u. Kenntnißnahme durchgeführt werden. Nach engl. Vorbilde ist zunächst die Strafrechtspflege allgemein dahin verbessert worden, daß die Gerichtshöfe nicht mehr über einen aktenmäßigen, innerhalb eines geheimen Untersuchungsverfahrens entstandenen Bericht erkennen, sondern in offener Sitzung, bei schweren Fällen unter Zuziehung von Geschworenen, den Ankläger u. den Angeklagten, die Zeugen, Sachverständigen u. sonstige Beweismittel vernehmen u. nach der unmittelbaren Wirkung dieser Vorgänge auf ihr Urtheil entscheiden. Bei der Gesetzgebung war die Mitwirkung von Volksvertretern u. die Oeffentlichkeit der Verhandlungen schon früher gesichert, u. auch bei der Verwaltung wird die Verwerthung des in den Gemeinden, Kreisen u. Provinzen thätigen Gemeinsinns immer mehr als Bedürfniß anerkannt. In der großen Politik u. im Verhältniß zu andern Staaten kann das Verbergen der Mittel u. Zwecke allerdings geboten sein. Wo aber das konstitutionelle System, wie in England, unbeschränkte Anerkennung erlangt hat, veröffentlicht das Ministerium, wenn eine Geheimhaltung nicht mehr geboten scheint, alle einschlagenden Aktenstücke, um dem Parlament die Beurtheilung seiner Schritte u. Verhandlungen zu ermöglichen.

Offertorium, eine in der Messe nach dem Credo vom Chor gesungene Antiphonie (in der neueren Zeit gewöhnlich eine länger ausgeführte Motette od. ein Chorsatz mit Instrumentalbegleitung) über einen dem Feste entsprechenden Text, während der Priester die Hostie u. den Kelch opfert (in der alten Kirche die Christen ihre aus Brot u. Wein bestehenden Opfergaben auf den Altar niederzulegen pflegten). Der Gebrauch des Singens einer Antiphonie unter dem O. bestand schon zu Augustin's Zeiten in Afrika, ist daher wol nicht erst von Gregor dem Großen, dessen Antiphonal für jede Messe ein O. enthält, überhaupt eingeführt. Auf das O. folgt die das Sanctus einleitende Praefatio.

Officium (lat.), Pflicht, Amt, Obliegenheit, Amtsverrichtung; auch Bezeichnung für den kathol. Gottesdienst.

Offizial (vom lat. officialis, Diener eines höheren Gerichtsbeamten) hieß seit dem Mittelater der Stellvertreter des Bischofs bei Handhabung der geistlichen Gerichtsbarkeit u. Verwaltung. Bei weltlichen Behörden war dieser Titel ebenfalls nicht blos in der allgemeinen Bedeutung eines Beamten, sondern hin u. wieder bis auf die neuere Zeit herab zur Bezeichnung bestimmter Organe, nam. der Gerechtigkeitspflege, in Gebrauch.

Offizialien sind Arbeiten, welche die Beamten, theilweise selbst Advokaten, vermöge ihrer Stellung (ex officio, von Amtswegen) verrichten müssen, ohne dafür Anspruch auf besondere Vergütung erheben zu dürfen.

Offiziant, s. v. w. Unterbeamter.

offiziell, offiziös. Das lat. Wort officium, Pflicht, Dienst, hat in der späteren Zeit u. in den Töchtersprachen die Bedeutung Amt angenommen. Darnach nennt man offiziell, was von Beamten, insbesondere von Regierungsbeamten, in Ausübung ihres Berufes geschieht. Man unterscheidet davon als offiziös, was in Ausübung od. im Interesse des Amtes, aber nicht in amtlicher Form geschieht. So ist es offiziös, wenn einem Staatsdiener von seinem Vorgesetzten der Rath gegeben wird, seinen Abschied zu nehmen. Besonders gebräuchlich ist es geworden, von einer offiziösen Presse zu reden. Auch wenn die Regierung sich nicht von der sog. öffentlichen Meinung abhängig machen will, muß ihr doch daran gelegen sein, auf das Verständniß ihres Verhaltens u. ihrer Maßnahmen im Volke zu wirken. Das geschieht durch die Presse. So ist es zuweilen nothwendig, oft sogar löblich. Aber es wird gefährlich, wenn das Volk nicht in den Stand gesetzt wird, zu unterscheiden, was amtlichen Ursprungs ist, u. was bloße Privatmeinung eines Namenlosen. Dann wird der Regierung in die Schuhe geschoben, was von Zeitungsschreibern gesündigt worden ist.

Offizier ist die allgemeine Benennung für diejenigen Vorgesetzten der Armee, welche den wissenschaftlichen u. dienstlichen Erfordernissen für die höhere Laufbahn im Kriegsdienste genügt haben. In den meisten Armeen besitzen sämmtliche O.e, vom Sekondeleutnant bis zum höchsten General, Patente, d. h. von dem Allerhöchsten Kriegsherrn eigenhändig vollzogene Ernennungsurkunden. Die O.e zerfallen in die Subalternoffiziere (Sekondeleutnant, Premierleutnant, Hauptmann od. Rittmeister), Stabsoffiziere (Major, Oberstleutnant, Oberst) u. Generale (Generalmajor, Generalleutnant, General der Infanterie od. Kavallerie, Feldmarschall 2c.). Im vorigen Jahrh. gehörte auch der Fähnrich zu den O.en.

Offizin bedeutet s. v. a. Werkstätte; gewöhnlich gebraucht man diesen Ausdruck nur bei Buchdruckereien u. Apotheken u. bezeichnet mit Rücksicht auf letztere Anwendung mit dem Worte „offizinell" alle diejenigen

Stoffe, welche nach den betreffenden Landesgesetzen in Apotheken vorräthig gehalten werden müssen.

Osterdingen, Heinrich v., s. „Heinrich“.

Oger der Däne od. Othgerius, Antcharius ist der Name eines tapferen Kämpfers u. Streiters, der unter Karl d. Gr. im höchsten Ansehen stand u. zuletzt in das Kloster des heil. Faro in Meldi ging, — so lautet die erste geschichtliche Notiz über ihn aus dem 11. Jahrh. Ob Othger, der die Wittwe Karlmann's zu den Langobarden führte, derselbe sei, ist nicht erwiesen. In der Sage u. Dichtung Frankreichs, Hollands, Deutschlands u. Englands ist Ogier der Däne ein um so größerer Held; er kämpfte mit Roland gegen die Sarazenen u. wurde später dän. König. Uebertragungen eines niederländischen Epos, das ihn behandelt, aus dem Ende des 15. Jahrh. besitzt die Heidelberger Bibliothek u. der Vatikan, auch spielt O. eine Hauptrolle in dem Reisebuche Mandeville's (s. d.) u. in einem deutschen Volksbuche aus dem 16. Jahrh. — Vgl. S. Abel, „Jahrbücher des fränk. Reiches unter Karl d. Gr.“ (Bd. 1, Berl. 1866).

Oginski, alte lithauische Fürstenfamilie, aus deren Streitigkeiten mit der Familie Sapieha (s. d.) König Karl XII. von Schweden großen Vortheil zog. Berühmt sind: Graf Michael Kasimir **O.**, geb. zu Warschau 1731; stellte sich 1771 als Großhetman an die Spitze der gegen die Russen in Lithauen gebildeten Konföderation, ward aber von Suworoff geschlagen, mußte fliehen u. verlor durch Konfiskation seine Güter, erhielt sie aber, 1776 begnadigt, großentheils zurück. Er ließ auf eigene Kosten einen nach ihm benannten, 6½ Meilen langen Kanal bauen, durch den indirekt eine Verbindung der Ostsee mit dem Schwarzen Meere hergestellt ward. Durch seine Parteinahme für die poln. Konstitution vom 3. Mai 1791 verlor er seine Hetmanswürde. Er starb auf seinem Schlosse Slonin 3. Mai 1799. O. besaß ein bedeutendes Talent für Musik u. Malerei; Virtuos auf einigen Instrumenten, hat er sehr hübsche Nationallieder u. Volksmelodien komponirt. — Graf Michael Kleophas **O.**, Neffe des Vorigen, geb. zu Guzow bei Warschau 25. Sept. 1765; trat früh in den Staatsdienst u. wurde 1793 Großschatzmeister, trat aber bei der Erhebung Polens unter Kosciuszko 1794 zurück, um als Chef eines von ihm selbst ausgerüsteten Jägerregiments am Kampfe Theil zu nehmen. Durch das Scheitern des Aufstandes zur Flucht genöthigt, versuchte er dann in Paris u. Konstantinopel für die Wiederherstellung Polens zu wirken u. erst nachdem ihm alle Hoffnungen genommen waren, kehrte er 1802 mit Erlaubniß des Kaisers Alexander zurück. Auf seinem Landgute Zalesie bei Wilna lebte er nun den Wissenschaften, der Musik u. dem Gartenbau, bis er nach dem Tilsiter Frieden nach Frankreich u. dann nach Italien ging. Im J. 1810 trat er als Senator u. Geh. Rath in russ. Dienste, doch nahm er 1815 seinen Aufenthalt wieder in Italien, wo er im Oktober 1833 zu Florenz starb. Er hat sich als Klavier- u. Harfenspieler wie als Komponist von Liedern u. Polonaisen bekannt gemacht. Interessante Aufschlüsse brachten seine „Mémoires sur la Pologne et les Polonais depuis 1788 à 1815“ (2 Bde., Par. 1826; deutsch von Pipitz u. Finke, Bellevue 1845).

Ogowe od. Ogowai, westafrikan. Strom in Niederguinea, entspringt in unbekanntem Quellgebiete auf dem inneren Hochlande u. erhält nach den Berichten der Eingeborenen in seinem oberen Lauf aus Seen bedeutende Zuflüsse. Bekannt ist der Strom erst vom 12.° 35.' östl. von Greenwich, dem Endpunkte der Flußfahrt der franz. Reisenden de Compiègne u. Marche, welche im März 1874 bis zu dem Einfluß des Jvindo vordrangen, durch die Angriffe der Eingeborenen aber zur Rückkehr gezwungen wurden. Der mittlere u. untere Lauf ist nam. durch die Reisen des Dr. Lenz 1874—75 erforscht worden. Der O. wendet sich bei dem Endpunkte der genannten franz. Expedition von S. nach W. u. durchströmt in einem waldreichen Thale das Gebiet der Osieba-Neger. Der Lauf des Okanda — so heißt der O. in seinem Mittellauf — wird schon hier durch Katarakte unterbrochen, die sich weiter unten im Lande der Okota in größerer Anzahl wiederholen u. durch welche der Strom die Randgebirge des centralafrikan. Tafellandes durchbricht. Nachdem derselbe auf seinem nördlichsten Punkte den Aequator fast berührt hat, wendet er sich nach SW. u. tritt unterhalb der Mündung des Ngunië in die Tiefebene ein. Letzterer, der größte Nebenfluß des O., fließt ihm links von S. zu u. ist in seinem unteren Lauf durch Dr. Lenz, in seinem mittleren durch Du Chaillu (1856—65) aufgenommen worden. Schon beim Beginn der Küstenniederung bildet der O. durch Nebenarme den Sile- u. Jonanga-See, Wasserbecken von großer Ausdehnung, u. erreicht dann in einem 15 M. breiten Delta, zwischen dessen drei Hauptarmen sich weite Mangrovewälder u. Sümpfe ausbreiten u. dessen südlichster Arm, der Bango, mit dem Nschongenschine-See, einer Strandlagune, in Verbindung steht, beim Kap Lopez den Atlantischen Ozean. In der Nähe der Mündung liegen am O. einige, auch von Deutschen unterhaltene Faktoreien, welche nam. Palmöl u. Kautschuk ausführen. Auf dem Unterlauf des Stromes, der jedoch in der trockenen Jahreszeit nicht schiffbar ist, wird ein starker Sklavenhandel, auch von Portugiesen, betrieben. Durch Verträge mit eingeborenen Häuptlingen hat sich Frankreich im August 1873 das Gebiet am O. von der Vereinigung dieses Stromes mit dem Ngunië bis zu seiner Mündung abtreten lassen.

Ogyges, nach der griech. Sage der erste König von Böotien. Zu seiner Zeit überschwemmte eine Sintflut, die sog. Ogygische Flut, Attika u. Böotien u. vernichtete die Bevölkerung.

Ohio (spr. Oheio), einer der nördlichsten Binnenstaaten der nordamerikan. Union mit einem Areal von 1879,7 □M. Im N. von Michigan u. dem Eriesee, im O. von Pensylvanien u. Westvirginia, im S. von Kentucky u. im W. von Indiana begrenzt, trägt das Land im Großen den Prairien-Charakter; obgleich die Mitte von einem etwa 300 m. hohen Landrücken durchzogen wird, der nach N. zu den theilweise versumpften, ebenen Uferlandschaften des Eriesees abfällt, so befindet sich doch im ganzen Staate keine Anhöhe, welche den Namen Berg verdient. Dieser Landrücken bildet die Wasserscheide zwischen dem Eriesee u. dem O.; jener hat an der Küste mehrere für den Schiffsverkehr wichtige Baien u. nimmt eine Anzahl Flüsse auf, von denen zwar nur der Maumee schiffbar ist, die aber der Industrie eine sehr werthvolle Wasserkraft darbieten. Die Hauptverkehrsader des Staates ist der Ohio (s. d.). Der reich bewässerte Boden ist ungemein fruchtbar u. das Klima gesund, mit Ausnahme einiger versumpfter Landstrecken am See u. an den Flüssen. Die Sommer sind häufig recht trocken, die Winter am Eriesee lang u. hart, im Ohio-Thale dagegen mild u. kurz u. gestatten in letzterer Gegend sogar noch den Anbau von Baumwolle u. Indigo. Die Bevölkerung zählte 1870: 2,665,260 Seelen, darunter waren 2,601,946 Weiße, 63,213 Farbige, 100 Indianer u. 1 Chinese. Von den 372,493 Fremden waren 82,674 in Irland u. 182,897 in Deutschland geboren. In der numerischen Stärke des deutschen Elements stand O. nur dem Staate New-York nach. Nach Illinois ist O. der bedeutendste Getreidestaat der ganzen Union. Die ungeheuren Wälder, die noch am Anfang des 19. Jahrh. den größten Theil des Landes bedeckten, sind bis auf wenige Ueberreste geschwunden u. mehr als die Hälfte des Grund u. Bodens für den Ackerbau gewonnen. Unter den Vereinigten Staaten behauptet O. in der Weizenproduktion, die 1870 einen Ertrag von 27,882,159 Bushels lieferte, den ersten Platz; nur Illinois u. Jowa liefert mehr Mais, dessen Ernte für 1870: 67,501,144 Bushels einbrachte; sehr ausgedehnt ist der Anbau des Hafers, u. von dem in der Union erbauten Flachse liefert O. fast ⅔. Außerdem sind Tabak, Hülsenfrüchte, Obst, nam. Pfirsichen, Aepfel u. Birnen, Ahornzucker, der in den Wäldern noch in großen Mengen gewonnen wird, u. Gemüse wichtige Artikel der Ausfuhr. Die Weinkultur, fast ausschließlich mit einheimischen Reben, wird in großer Ausdehnung in den Uferlandschaften, auf den Inseln des Eriesees u. in der Umgegend von Cincinnati betrieben. Auf gleicher Höhe mit dem Ackerbau steht die Viehzucht, die durch vortreffliche Weiden, durch gute Bewässerung u. die klimatischen Verhältnisse begünstigt wird. O. übertrifft alle anderen Unionsstaaten in der Pferde- u. Schafzucht. Wolle, von welcher O. ⅕ der Gesammtproduktion der Union liefert, Butter, Milch, Käse u. Fleischwaaren werden in großen Mengen ausgeführt; von außerordentlicher Bedeutung ist das „Porkgeschäft“ Cincinnati's, d. h. die Versendung von Schweinefleisch u. Speck. Die Ergiebigkeit des kultivirten Bodens vereinigt sich mit einem großen Reichthum des Landes an nutzbaren Mineralien. Der S. u. SO. des Landes enthalten große Steinkohlenlager, welche ziemlich das doppelte Areal wie diejenigen Englands einnehmen, die Fortsetzung der Kohlenflötze Pennsylvaniens u. Westvirginiens bilden u. eine jährliche Ausbeute von 60 Mill. Bushels geben. Am Ohio-Fluß befinden sich bedeutende Lager von Eisenerzen; Petroleum u. Salz wird in ansehnlichen Mengen gewonnen. Diese Bodenschätze haben naturgemäß die Industrie des Staates in reichem Maße entwickelt. Die wichtigsten Industriedistrikte sind die Counties Hamilton (Cincinnati), Cuyahoga (Cleveland), Montgomery (Dayton) u. Summit (Akron) u. der vornehmlichste Erwerbszweig die Eisenindustrie, deren Gesammtproduktion 1870 einen Werth von 35,625,157 Doll. hatte. Ein ausgedehntes Netz von Eisenbahnen, die 1871 eine Länge von 822 M. hatten, der Ohio-Strom u. mehrere Kanäle, deren bedeutendster den Ohio mit dem Eriesee verbindet, begünstigen die Entwicklung eines sehr lebhaften Handelsverkehrs.

Der Volksunterricht, für den O. nach New-York unter allen Staaten der Union die meisten Mittel aufwendet, steht auf einer nach nordamerikan. Verhältnissen hohen Stufe; von der schulpflichtigen Bevölkerung genossen 1870 ziemlich 4/5 Unterricht. An höheren Lehranstalten u. Fachschulen hat der Staat keinen Mangel. Die kirchlichen Verhältnisse zeigen eine außerordentliche Zersplitterung. Methodisten, Presbyterianer u. Baptisten haben die meisten Anhänger; zahlreich sind auch die Katholiken, die unter dem Erzbischof von Cincinnati u. den Bischöfen von Cleveland u. Columbus stehen. Für einzelne minder wichtige Sekten, wie für die Christians u. die Mährischen Brüder, bildet O. den Mittelpunkt in den Vereinigten Staaten. — Das Gebiet von O. wurde zuerst 1680 von dem Franzosen Robert de la Salle erforscht u. für die franz. Krone in Besitz genommen. Die ersten Europäer, welche sich hier niederließen, waren die Herrnhuter Missionäre Post (1761), Zeisberger u. Heckewelder (1768); 1788 ward der Ort Marietta am Ohio gegründet, 1789 das Land als ein Theil des „Westterritoriums“ unter einen besonderen Gouverneur gestellt u. 1802 dasselbe als Staat in die Union aufgenommen. Im Bürgerkriege stand O. auf Seite des Nordens. O. zerfällt in 88 Counties, hatte 1. Okt. 1873 eine Staatsschuld von 22,241,988 Doll. u. ist gegenwärtig im Kongreß von Washington durch 2 Senatoren u. 20 Repräsentanten vertreten. Der eigene Kongreß zählt 32 Senatoren u. 128 Repräsentanten. Die Hauptstadt des Staates ist Columbus mit 31,274 E. (1870); die größten Städte außerdem Cincinnati (s. d.), Cleveland (s. d.), Toledo mit 31,584 E. u. Dayton mit 30,473 E.

Ohio (indian., d. h. Schöner Fluß), der bedeutendste östl. u. nach dem Missouri der größte Nebenfluß des Mississippi; entsteht in Pennsylvanien aus der bei Pittsburg (s. d.) erfolgenden Vereinigung des im Unionsstaate Westvirginia entspringenden Monongahela u. des aus dem Staate New-York kommenden Alleghany; fließt zuerst nach S., indem er die Staaten Ohio u. Westvirginien scheidet, dann nach W., die Grenze zwischen Ohio u. Kentucky bildend, u. endlich nach SW., indem er letzteren Staat von Indiana u. Illinois trennt. Bei Kairo mündet er in den Mississippi. Kanawha, Big Sandy, Kentucky, Cumberland u. Tennessee sind links, Scioti, Miami u. Wabash rechts seine bedeutendsten Zuflüsse, mit denen er ein reichverzweigtes System von Wasserstraßen darstellt. Bei Pittsburg beginnt die Schiffbarkeit dieses 142 M. langen Stromes, der ein Gebiet von 8852 □M. bewässert, für größere Fahrzeuge; dieselbe wird bei Louisville zwar durch Stromschnellen unterbrochen, doch sind dieselben durch einen Kanal umgangen worden. Außer diesen beiden ist die größte am O. gelegene Stadt Cincinnati.

Ohlau, linker Nebenfluß der Oder in der preuß. Provinz Schlesien; entspringt im S. von Münsterberg, hat bis Strehlen eine nördl. u. dann eine nordöstl. Richtung, erreicht die Oder fast bei Ohlau, fließt ihr dann aber parallel u. mündet bei Breslau nach einem 13 M. langen Laufe.

Ohlau, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Breslau (Prov. Schlesien); liegt in ebener Gegend 3½ M. im SO. von Breslau zwischen der Oder u. ihrem Nebenflusse, der Ohlau, u. an der Oberschles. Eisenbahn. O., 1203 zur Stadt erhoben u. zum Herzogthum Brieg gehörig, hat 7484 E. (1871), darunter etwa 5000 Protestanten, besitzt zwei katholische u. eine protest. Kirche, ein Gymnasium u. ein Schloß, ist Sitz eines Kreisamtes u. Kreisgerichtes u. fabrizirt Tabak, Cigarren, Maschinen, Knochenmehl, Bleiweiß, Seife ꝛc. — Der Kreis O. umfaßt 11,16 □M. mit 55,014 E. (1871) u. den Städten O. u. Wansen.

Oehlenschläger, Adam Gottlob, dän. Dichter, geb. 14. Nov. 1779 auf Vesterbro (Vorstadt Kopenhagens); betrat als 18jähriger Jüngling die Bühne, die er aber nach zwei Jahren verließ, um die Universität zu besuchen, von wo aus er 1805 mit königlicher Unterstützung Reisen durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz u. Italien machte, von denen er nach vier Jahren in sein Vaterland zurückkehrte u. die er später zu öfteren Malen wieder unternahm. Im J. 1809 wurde er Professor, 1839 wirklicher Etatsrath u. starb 21. Jan. 1850 in Kopenhagen. Er war der größte dän. u. einer der bedeutendsten Dichter dieses Jahrhunderts. Hauptsächlich glänzte er als dramatischer Dichter, u. seine von ihm selbst deutsch geschriebenen od. ins Deutsche übersetzten Dramen haben ihn auf unseren Bühnen so eingebürgert, daß man ihn auch zu den deutschen Dichtern gezählt hat. Unter diesen Bühnenstücken sind die bekanntesten u. besten: „Correggio“, „Palnatoke“, „Axel u. Walburg“, „Erich u. Abel“, „Hagbarth u. Signe“, „Hakon Jarl“, „Aladdin od. die Wunderlampe“, „Balder“, „Stärkodder“, „Hugo von Rheinsberg“, „Karl der Große“, „Die Räuberburg“, „Tordenskiold“, „Sokrates“, „Dinah“, „Die Ludlamshöhle“ (Operntext mit Musik von Weiße) ꝛc. Von seinen übrigen Werken verdienen besondere Erwähnung: „Nordens Götter“ (Lpz. 1829), „Die Vaulundursaga“, „Helge“, „Die Hroars-Saga“, „Yrsa“ (deutsch von Leinburg, u. „Fragmente in Wollheim's „Nationalliteratur der Skandinavier“, Bd. 2), „Märchen u. Erzählungen“ (Stuttg. 1816—17), „Briefe in die Heimat“ (deutsch von Lotz, Altona 1820), „Morgenländische Dichtungen“ (2 Bde., Lpz. 1831); „Die Insel in der Südsee“ (Roman, 4 Bde., Kopenh. 1824—25, von O. selbst auch deutsch herausgeg., Stuttg. 1826); „Meine Lebenserinnerungen“ (Nachlaß, 4 Bde., Lpz. 1850) ꝛc. O. hat auch viele deutsche Werke ins Dänische übertragen, wie z. B. Goethe's „Reinecke Fuchs“ (Kopenh. 1806); „Götz von Berlichingen“ (Kopenh. 1803); „Hermann u. Dorothea“ (Kopenh. 1841); „L. Tieck's Gedichte“ (2 Bde., Kopenh. 1838—39); Deinhardstein's „Hans Sachs“ (Kopenh. 1830) u. „Garrick in Bristol“ (Kopenh. 1833) ꝛc. Seine gesammelten Werke erschienen am vollständigsten als „Samlade Värker“ (38 Bde., Kopenh. 1848—52); deutsche Ausgaben erschienen zweimal (18 Bde., Breslau 1829—30, u. 21 Bde. 1839). Eine vollständige kritische Ausgabe der „Poetiske Skrifter“ veranstaltete Liebenberg (32 Bde., Kopenh. 1857—65).

Ohlmüller, Daniel Joseph, namhafter Baumeister, geb. zu Bamberg 10. Jan. 1791; besuchte die dortige Ingenieur- u. Zeichenschule u. begann 1811 seine Architekturstudien in München unter Karl v. Fischer. Nach einem längeren Aufenthalt in Italien u. Sizilien (1815—19) leitete er, noch ganz in klassischen Bahnen wandelnd, unter Leo v. Klenze den Bau der Münchener Glyptothek bis 1830 u. begann dann, durch die damalige Restauration des Bamberger Domes zur mittelalterlichen Kunst geführt, 1831 sein Hauptwerk, die Mariahilfkirche in der Vorstadt Au bei München, einen hauptsächlich durch seine Glasmalerei wirkenden Hallenbau aus Backstein mit Hausteindetail u. durchbrochenem Thurmhelm. Während dieses Baues beschäftigte er sich noch mit vielen anderen Plänen u. Arbeiten in Oberbayern, z. B. mit der Ausführung des Nationaldenkmals bei Ober-Wittelsbach, der Theresienkirche ital. Stils in Hallbergmoos, der Ottokapelle bei Kiefersfelden u. der Vollendung der Burg Hohenschwangau. Sein Entwurf zu einer bayer. Ruhmeshalle kam der Kosten wegen nicht zur Ausführung. O. starb zu München kurz vor Einweihung der Mariahilfkirche 22. April 1839.

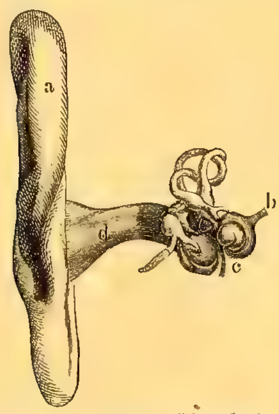
Ohm (franz. tierçon, engl. tierce, dän. ahm, schwed. åm, schweizer. saum u. holländ. aam), ein Flüssigkeitsmaß von sehr abweichendem Inhalte: z. B. 1 preuß. O. = 137½ Liter, 1 engl. = 190⅘ Liter, 1 dän. = 149¾ Liter, 1 schwed. = 157 Liter, 1 schweiz. = 150 Liter, 1 franz. = 152 Liter u. 1 holländ. = 155 Liter.

Ohm, Georg Simon, Mathematiker u. Physiker, geb. zu Erlangen 16. März 1787; wurde zuerst Lehrer der Mathematik in Nidau (Kanton Bern), dann in Neufchâtel u. 1815 an der Realschule in Bamberg, war seit 1817 Oberlehrer der Physik u. Mathematik am Gymnasium in Köln u. seit 1826 an der Kriegsschule in Berlin, folgte 1833 einem Rufe als Professor u. Direktor der Polytechnischen Schule nach Nürnberg, erhielt 1849 eine Professur der Physik an der Universität in München, wo er 1850 auch Konservator der Mathematisch-physikalischen Sammlung ward, u. starb daselbst 6. Juli 1854. Er hat sich insbes. durch Auffindung des nach ihm benannten **O.'schen Gesetzes** (s. d.) bekannt gemacht. Entwickelt ward es von O. zuerst in seiner Schrift „Die galvanische Kette“ (Berl. 1827). Außer dieser veröffentlichte er: „Beiträge zur Molecularphysik“ (Nürnb. 1849) u. „Grundzüge der Physik“ (ebd. 1853 f.). — Martin **O.**, Bruder des Vorigen, Mathematiker, geb. zu Erlangen 6. Mai 1792; habilitirte sich daselbst 1811 als Privatdozent, ging 1817 als Lehrer der Mathematik ans Gymnasium in Thorn, von wo er 1821 nach Berlin übersiedelte, um wieder zur akademischen Lehrthätigkeit zurückzukehren, ward daselbst 1824 außerordentlicher u. 1839 ord. Professor, wirkte seit 1826 zugleich an der Kriegsschule, u. seit 1833 an der Artillerie- u. Ingenieurschule; er starb zu Berlin 1. April 1872. Sein Hauptwerk bildet der „Versuch eines vollkommen konsequenten Systems der Mathematik“ (Bd. 1—9, Nürnb. 1822—52; Bd. 1 u. 2, 3. Aufl. 1853—55). Außerdem aber hat er eine Anzahl vortrefflicher Lehrbücher verfaßt.

Ohm'sches Gesetz heißt in der Elektrizitätslehre ein zuerst im J. 1827 von G. S. Ohm in Erlangen ausgesprochenes Gesetz, welches

das Verhältniß der elektrischen Stromstärke zu der vorhandenen elektromotorischen (d. i. elektrizitäterregenden) Kraft u. zum Leitungswiderstande ausdrückt. Es läßt sich kurz in Worten so formuliren: Die Stromstärke steht mit der elektromotorischen Kraft in direktem u. mit dem Leitungswiderstande in indirektem Verhältnisse.

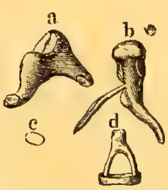
Ohnmacht ist derjenige krankhafte Zustand, bei welchem das Bewußtsein schwindet u. Bewegungs- u. Empfindungslosigkeit eintritt. Der O. geht Blässe des Gesichts u. Hinfälligkeit voraus, dann schwinden allmählich die Sinne u. es folgt ein Zustand, in welchem der Kranke nicht im Stande ist sich zu bewegen u. keine Empfindung mehr hat; es wird zugleich die Athmung stockend u. die Herzthätigkeit äußerst schwach. Dieser Zustand kann kürzere od. längere Zeit dauern u. geht bisweilen in den Tod über. Derselbe tritt ein nach körperlichen Ueberanstrengungen, heftigen Gemüthsbewegungen, großen Blutverlusten 2c. Oder die Ohnmacht ist nur ein Symptom anderer Krankheiten, vorzugsweise von Gehirnerkrankungen, Hysterie 2c. Das Bewußtsein kehrt entweder von selbst od. nach Anwendung von Belebungsmitteln zurück. Zu diesen gehören bes. Erleichterung der Athmung durch Oeffnung der Kleider, Hautreize, wie Besprengen mit kaltem Wasser, Reiben, Auftröpfeln von heißem Siegellack, Senfteige 2c., u. Sinnenreize, wie Riechenlassen an Ammoniak, Essig, Eau de Cologne 2c. Den höchsten Grad von O. bezeichnet man mit Scheintod.



Nr. 4355. Das Ohr. a Ohrmuschel, b Gehörnerv, c Schnecke, d Gehörgang.



Nr. 4356. Das Labyrinth. a Gehörnerv, b Schnecke, c ovales Fenster.



Nr. 4357. a Ambos, b Hammer, c Linse, d Steigbügel.

Ohr, Gehörorgan, der Vermittler der Wahrnehmung des Schalles, d. h. der Luftschwingungen; besteht in seiner einfachsten Form bei den wirbellosen Thieren in einem mit Flüssigkeit erfüllten Bläschen (Gehörbläschen), das entweder unmittelbar mit dem obern Schlundganglion in Verbindung steht (wie bei den Würmern u. vielen Weichthieren), od. aus diesem einen besonderen Nerv (Gehörnerv, Acusticus) erhält, der sich in seinem Innern ausbreitet. In der Flüssigkeit der Gehörbläschen finden sich kleine krystallinische Bildungen od. größere rundliche Kalkkonkretionen, sog. Gehörsteinchen (Otolithen). Bei den Krebsen sitzt das Gehörorgan am Grunde der innern Fühler, bei vielen Insekten (Gryllen, Heuschrecken) in Form einer in einem hornigen Ringe ausgespannten Membran, eines „Trommelfelles", zu welcher vom dritten Brustganglion ein Nerv tritt, oberhalb des letzten Fußpaares. Das O. der Wirbelthiere ist zusammengesetzteren Baues, indem neben dem der Gehörblase der Wirbellosen entsprechenden „häutigen Labyrinth" hohle knöcherne Apparate auftreten, zuerst in Form halbzirkelförmiger Kanäle, zu denen sich später eine „Schnecke" u. als Schallleitungsapparat Gehörknöchelchen (Hammer, Amboß, Steigbügel, Linsenknöchelchen od. Linse) gesellen. Schon bei den Amphibien erscheint ein Trommelfell, gewissermaßen als Wiederholung der schwingenden Haut der Heuschrecken, neben dem knöchernen Gehörgang. Endlich kommt bei den Säugethieren auch ein äußerer Gehörgang mit einem, aus Knorpel gebildeten, trichterförmigen Anhang nach außen (der Ohrmuschel, dem äußern O.) hinzu, der beim Esel jene so verdächtige Länge erreicht, ein Anhang, der zum Auffangen der Schallstrahlen dient. Das O. des Menschen hat den zusammengesetztesten Bau; man unterscheidet bei demselben 1. das zum Auffangen, Sammeln u. Verstärken der Schallstrahlen bestimmte äußere O., schlechtweg O. genannt, die mit Haut überkleidete knorpelige Ohrmuschel sammt ihrem Ohrläppchen u. dem Eingang in den äußeren Gehörgang, der durch das Trommelfell (Paukenfell) geschlossen ist, u. dessen auskleidende Haut die den Ohrenschmalz (Cerumen) absondernden Drüsen enthält; 2. das durch das Trommelfell von ihm getrennte mittlere O., gebildet von der lufthaltenden Paukenhöhle, worin die Gehörknöchelchen eine Verbindungskette vom elastischen Trommelfell zu dem mit sehniger Haut verschlossenen, ins innere O. führenden „ovalen Fenster" herstellen, während sie durch die Eustachische Röhre od. Ohrtrompete ein Verbindungsrohr zum Schlundkopf hat; u. 3. das mit Gehörwasser (Perilymphe) gefüllte, im Felsenbein des Schläfenknochens gelegene innere O. (Labyrinth), das die hautartige Ausbreitung des Gehörnervs u. die sog. akustischen Endorgane einschließt; es zerfällt in den durch das ovale Fenster mit dem mittleren O. verbundenen Vorhof, enthaltend kalkige Gehörsteinchen (Ohrsand) zur Verstärkung des Schalles; ferner die dem Gehäus einer Gartenschnecke gleichende Schnecke mit durch eine „Spiralplatte" in zwei über einander gelegene Gänge (Treppen) geschiedenen Kanälen, deren oberer, die Vorhofstreppe, in den Vorhof mündet, während der untere, die Paukentreppe, durch eine Membran vom „runden Fenster" der Paukenhöhle getrennt ist; endlich 4. die drei Bogengänge (halbzirkelförmige Kanäle), die in den Vorhof münden, u. von denen ein jeder an dem einen Ende eine flaschenförmige Erweiterung (Ampulle) hat; sie enthalten mit Ohrwasser gefüllte Schläuche, die in ihrer Gestalt den knöchernen Bogengängen gleichen u. als Fortsetzung des länglichen Vorhofsäckchens anzusehen sind, von woher die Ampullen auch ihre Nervenfasern erhalten. Die auf zarten elastischen Membranen



Nr. 4358. Vertikaldurchschnitt des Ohres.
a Ohrmuschel, b Gehörgang, c Ohrläppchen, d Unterkiefergelenk, e Trommelfell, f Eustachische Röhre, g Paukenhöhle, h Schnecke, i Gehörnerv, k Vorhof, l Labyrinth u. die halbzirkelförmigen Kanäle, m Schläfenbein.

ausgebreiteten Hörnervenenden sind mit besonderen schwingungsfähigen Gebilden, den akustischen Endorganen (Hörfäden, Corti'sches Organ), verbunden, welche, allseitig von Flüssigkeit umspült, durch äußere Impulse in Bewegung versetzt werden können, die die Nerven mechanisch erregt.

Ohrdruf, gewerbfleißige Stadt im Herzogthum Sachsen-Koburg-Gotha mit 5562 E. (1871), 2 M. im S. von Gotha an der Ohre gelegen; ist Sitz eines Justiz- u. Landrathsamtes, hat eine Gewerbeschule u. eine Realschule. Von den beiden Kirchen zeichnet sich bes. die Michaeliskirche aus. Das Schloß sowie die dazu gehörige Grafschaft Gleichen, deren Hauptort O. ist, gehört dem Fürsten Hohenlohe-Langenburg. Die Bewohner beschäftigen sich mit Kammgarnspinnerei, Porzellan-, Bleiweiß-, Spielwaarenfabrikation, Bergbau u. lassen eine große Anzahl Mühlen für Mehl, Graupen, Düngemehl, Breter 2c. arbeiten. Der Handel mit Holz ist bedeutend. O. verdankt seine Entstehung einem durch Bonifacius hier gegründeten Kloster.

Ohrenbeichte heißt das Bekennen einzelner Sünden ins Ohr des Beichtvaters. Seit dem 5. Jahrh. in der Kathol. Kirche üblich, obschon nicht nothwendig einem Priester abgelegt, wurde sie 1216 zum Kirchengesetz erhoben u. gilt als nothwendiger Bestandtheil des Sakraments der Beichte (s. d.). Wegen des häufigen Mißbrauchs des Beichtgeheimnisses u. des damit verbundenen Gewissensdruckes wurde die O. von den Reformatoren abgeschafft, wenn auch als nützliche freiwillige Uebung empfohlen. An ihre Stelle trat die allgemein gehaltene Privatbeichte, die indeß neuerdings gleichfalls fast überall beseitigt worden ist.

Ohrenkrankheiten. Die O. zerfallen nach ihrem Sitze in Krankheiten der Ohrmuschel, des äußern Gehörganges, des Trommelfells, der Gehörknöchelchen, der Paukenhöhle, der Eustachischen Trompete, des Warzenfortsatzes u. des inneren Ohres. Die wichtigsten Krankheiten sind Entzündungen. Bes. häufig ist das Trommelfell u. die Paukenhöhle Sitz der Entzündung, welche entweder zur Durchbohrung des Trommelfells od. zur Verdickung u. Verkalkung desselben mit gleichzeitiger Verknöcherung des Gelenks zwischen den einzelnen Gehörknöchelchen führen kann. Allen O. ist ein Symptom gemeinsam: verminderte Hörfähigkeit,

welche von den leichtesten Graden bis zu vollständiger Taubheit alle Erkrankungen des Gehörorgans begleitet. Die Lehre von den O. ist erst neuerer Zeit durch die Verdienste ausgezeichneter Spezialisten, wie Tröltzsch in Würzburg u. Politzer in Wien, zu einer Wissenschaft ausgebildet worden.

Ohrensausen nennt man ein Geräusch, welches im Ohre wahrgenommen wird, ohne daß dasselbe dem Gehörorgane von außen zugeführt worden ist, u. welches auf einer krankhaften Reizung des Hörnerven beruht. Dasselbe kann durch heftigen Andrang des Blutes zum Kopfe, gesteigerte Herzthätigkeit od. Fieber bedingt sein; vorzugsweise kommt es aber bei Ohrenkrankheiten vor u. ist oft das Zeichen einer beginnenden Schwerhörigkeit. Es ist bald vorübergehend, bald fortwährend vorhanden u. kommt entweder auf beiden Ohren od. auf einem allein vor. Unter Umständen kann es einen so hohen Grad erreichen, daß es dem Kranken den Schlaf raubt u. ihn in einen melancholischen Zustand versetzt. Das O. bei Erkrankungen des Gehörorgans erfordert keine besondere Behandlung, sondern diese ist dieselbe, wie die der Krankheiten selbst. Da es aber vorzugsweise nervöse Störungen sind, welche von O. begleitet werden, u. gegen diese bis jetzt die Therapie noch ziemlich machtlos ist, so läßt sich auch gegen dies O. nur sehr wenig thun. Anders verhält es sich bei dem O., welches seinen Grund im Andrang des Blutes zum Kopfe hat. Leute, welche hieran leiden, können dasselbe durch Vermeidung körperlicher Ueberanstrengungen u. geistiger Aufregungen, bes. durch erhitzende Getränke (Spirituosen, starken Kaffee u. Thee, scharfe Gewürze 2c.), ferner durch Einhaltung strenger Diät verhüten. Das bei Fieber entstehende O. verschwindet mit Aufhören des Fiebers.

Oehringen, Oberamtsstadt im Jagstkreis des Königreichs Württemberg mit 3412 E. (1871); liegt in schöner u. fruchtbarer Gegend an der Ohrn u. an der Kocherbahn; hat ein Progymnasium, eine prächtige Stiftskirche u. ein schönes Schloß der Fürsten von Hohenlohe-Oehr., für deren $34\frac{1}{2}$ □M. u. 120,000 E. umfassende Standesherrschaft Oehr. Hauptort ist. Dieses Gebiet verlor 1806 seine Reichsunmittelbarkeit u. ward zum größten Theil unter württemberg., zum kleineren unter bayer. Herrschaft gestellt. Die Umgegend von Oehr. treibt viel Wein- u. Obstbau, die Stadt selbst außerdem noch Fabrikation von Drainröhren u. Bierbrauerei; hält auch besuchte Schafmärkte ab. — Das Oberamt Oehr. zählt auf 6,50 □M. 30,810 E. (1871) mit den Städten Oehr., Waldenburg, Neuenstein, Sindringen u. Forchtenberg.

Ohrwurm (Oehrling, Forficula), eine Insektengattung aus der Ordnung der Orthopteren mit umgekehrt herzförmigem Kopfe, kurzen, lederartigen Flügeldecken, fächerförmigen, dünnhäutigen Hinterflügeln, dreigliedrigen Tarsen u. am Hinterleibe mit zwei zangenförmigen Endanhängen. Dies ekelhaft riechende, nächtliche Thier verbirgt sich in Höhlungen, Blüten, unter Steinen; es nährt sich von Früchten u. kommt häufig in menschliche Wohnungen. Das Weibchen bewacht seine Eier u. Jungen.

Oïdium, s. „Traubenkrankheit".

Oignon od. Ognon (spr. Onjong), ein linker Nebenfluß der Saône; entspringt in den franz. Vogesen am Ballon de Servance, fließt nach SW. u. bildet mit einem breiten, fruchtbaren Thale die Grenze zwischen den franz. Departements Haute Saône auf der rechten u. Doubs u. Jura auf der linken Seite. Der vielfach gewundene Lauf hat eine Länge von 15 M. In dem Deutsch-franz. Kriege ist der O. als Angriffslinie im Okt. 1870 u. als Rückzugslinie, nam. in den Kämpfen bei Héricourt 15.—17. Jan. 1871, durch die Armeeabtheilung des Generals v. Werder, in den betr. Kriegsberichten viel genannt worden.

Oil City (spr. Eul-Szitti, d. h. Oelstadt), Ortschaft im nordamerik. Staate Pensylvanien mit 2276 E. (1870); liegt an der Mündung des Oil-Creek in den Alleghany-River u. ist Hauptplatz für die Gewinnung von Petroleum in den Verein. Staaten. 1857 wurde hier das Petroleum entdeckt u. wird seit 1859 in großen Massen mit regelmäßig verkehrenden Dampfern nach Pittsburg exportirt.

Oise (spr. Oahs'), rechter Nebenfluß der Seine; entspringt an der franz.-belg. Grenze auf den westl. Ardennen, fließt zuerst nach W., dann nach SW. u. mündet nach 160 Km. Lauflänge unterhalb Pontoise, im W. von Paris, in die Seine. Ihr bedeutendster Zufluß ist die Aisne, die im Argonner Wald entspringt u. links bei Compiègne mündet. O. sowol wie Aisne sind auf dem größten Theile ihres Oberlaufes kanalisirt u. durch Kanäle mit Schelde, Sambre, Maas u. Seine in Verbindung gesetzt.

Oise, Dep. im nordwestl. Frankreich, 110,73 □M. mit 396,804 E. (1872); besteht aus Theilen der Picardie u. der Isle de France u. aus den Territorien Beauvaisis u. Valois; grenzt im N. an das Dep. Somme, im O. an Aisne, im S. an Seine-et-Oise u. Seine-et-Marne u. im W. an Eure u. Seine-Inférieure. Das fruchtbare Hügelland wird von der O. durchflossen, die hier die Aisne aufnimmt. Der Handel mit Getreide, Gemüse, Wein, Wolle, Leder u. Manufakturwaaren ist beträchtlich. Die wichtigsten Industriezweige sind Leinweberei, Teppichfabrikation, Strumpfwirkerei, Gerberei, Woll- u. Baumwollspinnerei u. Schuhfabrikation. Das Dep. zerfällt in die Arrondissements Beauvais, Clermont, Compiègne u. Senlis u. hat zur Hauptstadt Beauvais.

Oka, türk., abgeleitet von dem arab. ukijah (Unze), ein Gewicht in der europ. sowie in der asiat. Türkei, in Aegypten, Griechenland, Rumänien u. Serbien. Die O. hat stets 400 Drachmen, doch ist ihr Gewicht etwas verschieden. Die türk. O. = $1278\frac{1}{2}$ Gr., die rumän. = $1262\frac{7}{8}$ Gr., die serb. = 1260 Gr. od. $2\frac{1}{4}$ Wiener Pfund, die Smyrnaer = 1285 Gr., die ägypt. = $1235\frac{1}{3}$ Gr. u. die griech., Stadera genannt, = 1280 Gr.

Oka, rechter Nebenfluß der Wolga; entspringt an der Südgrenze des centralruss. Gouvernements Orel, durchfließt in nördl. Richtung, begleitet von 200—240 m. hohen Ufern, dieses u. die Gouvernements Tula u. Kaluga u. wendet sich nach der Mündung der ihr links zuströmenden, 55 M. langen Ugra bei der Stadt Kaluga nach O. Darauf bildet sie die südl. Grenze des Gouvernements Moskau, wo sie sich bei Kolomna durch die Moskwa links verstärkt, durchströmt in großen Windungen das Gouvernement Rjäsan u. den nördl. Theil von Tambow u. wendet sich dann nach NO. der Wolga zu, die sie, nachdem sie das Gouvernement Wladimir in seinem nördl. Theil durchschnitten hat, bei Nishnij-Nowgorod (s. d.) erreicht. Unterhalb der Moskwamündung nimmt die O. noch rechts die Pronja (26 M. lang) u. die Mokscha (80 M.), links die Pra (30 M.) u. die Kljäsma (80 M. lang) auf. Bei ihrer Mündung ist sie 975 m. breit; auf einem Laufe von 202 M. Länge beherrscht sie ein Stromgebiet von 4100 □M. Mit ihrem weitverzweigten Netz von Nebenflüssen bildet die O. für das centrale Rußland ein überaus wichtiges System von Wasserstraßen u. hat wesentlich zur Bedeutung Nishnij-Nowgorods als Handelsplatz beigetragen. Obgleich weder die O. selbst noch ihre Nebenflüsse Stromschnellen aufweisen, so wird doch die Schiffahrt auf denselben theils durch den langen Winter, welcher die Flüsse 130—150 Tage mit Eis bedeckt, theils durch die Trockenheit des Sommers vielfach gehemmt.

Okeanos, nach der ältesten griech. Weltanschauung der große Weltstrom, der Erde u. Meer umfließt; er ist der Urquell, aus dem alle Meeresfluten, Flüsse u. Quellen herströmen. Schon bei Homer erscheint der O. personifizirt; er ist der Urvater aller Götter u. Titanen; bei Hesiod heißt er Sohn des Uranos u. der Gäa. Mit seiner Gemahlin Tethys (d. h. Nährmutter) erzeugt O. 3000 Söhne u. 4000 Töchter, die Okeaniden. — Die spätere Zeit (Aristoteles) verstand unter dem O. das große Weltmeer, insbes. den Atlantischen Ozean, im Gegensatz zum Mittelländischen Meere.

Oken, eigentlich **Ockenfuß,** Lorenz, deutscher Naturforscher u. Naturphilosoph von stupender Gelehrsamkeit u. gestaltender Kraft auf den mannichfachsten Gebieten, geb. zu Bohlsbach bei Offenburg im bad. Rheinkreise 1779; studirte in Würzburg u. Göttingen, habilitirte sich dann an letztgenannter Universität als Privatdozent, folgte 1807 einem Rufe als außerord. Prof. der Medizin nach Jena, wo er unter rasch wachsendem Beifall über Naturphilosophie, allgemeine Naturgeschichte, vergleichende Anatomie, Pflanzen-, Thier- u. Menschenphysiologie las. Im J. 1810 erhielt er den Hofrathstitel u. wurde 1812 ord. Prof. der Naturwissenschaften. Seit 1817 gab er die Zeitschrift „Isis" (bis 1848, 32 Quartbde.) heraus, ein literarisch-historisch bedeutendes Dokument seines vielwendigen Geistes u. zugleich patriotischen Freimuths. Da er durch diesen das Mißfallen auswärtiger Regierungen erregte u. ihm infolge ihrer Beschwerden die Alternative gestellt wurde, entweder die „Isis" od. seine Professur aufzugeben, wählte er 1819 das Letztere u. ließ das Blatt eine Zeit lang in Rudolstadt drucken, während er selbst als Privatgelehrter in Jena wohnen blieb. Die Untersuchung, in die auch er wegen des Wartburgfestes verwickelt wurde, führte zu seiner Freisprechung. 1827 ging O. als Privatdozent nach München, wo er in folgendem Jahre wieder ord. Prof. ward, nahm aber, da er sich nicht an eine andere bayer. Universität versetzen lassen wollte, 1832 einen ihm an der neuerrichteten Universität in Zürich angebotenen Lehrstuhl an u. wirkte nun hier, bis er 11. Aug. 1851 starb. In Jena wurde 1853 seine von Drake modellirte Kolossalbüste auf dem Fürstengraben aufgestellt, in Zürich 1854 auf seinem Lieblingsplatze, dem sog. Pfannenstiel über dem See, ein O.-Denkmal aus einem Findlingsblocke errichtet. In dem Entwicklungsgange der deutschen Naturwissenschaft u. Naturphilosophie nimmt O., der auch den ersten Anstoß zu den seit 1822 regelmäßigen Jahresversammlungen der deutschen Naturforscher u. Aerzte gegeben, eine bedeutungsvolle Stelle ein. Sein geistiges Wirken ist immer charakterisirt durch das vorwaltende Bestreben nach Einheit, sei es auch nur die eines mit Witz u. Geist

durchgeführten Schematismus, der es unternimmt, das große Ganze des Wissens wenigstens im Rahmen zu beherrschen, u. wenn O. auch als exakter Forscher nicht von großer Bedeutung war, so hat er durch seine Darstellung, auch da, wo sie irrthümlich war, doch in hohem Grade anregend gewirkt. Seine ersten naturphilosophischen Schriften erschienen zu Anfang dieses Jahrh., ihnen folgten einige Spezialuntersuchungen, worauf O. sein eigenthümliches Natursystem in einem „Lehrbuch der Naturphilosophie" (Jena 1808—11; 3. Aufl. 1843, 3 Bde.) philosophisch begründete, u. in einem „Lehrbuch der Naturgeschichte" (3 Bde., Lpz. 1813—27) vollständig entwickelte. Die von ihm geschaffene Nomenklatur mit ihren meist neugebildeten Benennungen hat sich nur zu einem geringen Theil einbürgern können. Mit dem großen Werke einer „Allgemeinen Naturgeschichte" (13 Bde. nebst Atlas, Stuttg. 1833—41), worin er mit wunderbarem Fleiße die Summen der Einzelforschung aus allen Naturgebieten, in seinem Sinne gegliedert, zusammenfaßt, schloß O. seine liter. Thätigkeit ab.



Nr. 4359. Lorenz Oken (geb. 1779, gest. 11. Aug. 1851).

Oker, ein 15 M. langer linker Nebenfluß der Aller; entspringt an dem 911 m. hohen Okerkopf im Oberharz, durchströmt das reizende Okerthal u. tritt unterhalb Goslar in die Ebene, wo sie auf ihrem weiteren, nördlich gerichteten Laufe die Ilse aufnimmt, bei Wolfenbüttel u. Braunschweig vorüberfließt u. bei Börsum mündet.

okkupiren (v. lat. occupare, einnehmen, besetzen), in Besitz nehmen, sich einer Sache bemächtigen; daher Okkupationsarmee, eine Heeresabtheilung, die einen Theil feindlichen Landes od. letzteres ganz besetzt hält, um die Erfüllung eingegangener Verpflichtungen zu sichern od. Rechtsansprüche geltend zu machen.

Oekolampadius, Johannes, hervorragender Reformator, geb. 1482 zu Weinsberg in Württemberg, hieß eigentlich Hußgen, während Oek. die griech. Uebersetzung des ähnlich klingenden Husschin (Hausschein) ist. Zu Heilbronn vorbereitet, studirte er zuerst in Bologna die Rechte, seit 1499 aber zu Heidelberg Theologie, wurde 1503 Baccalaureus u. vorübergehend Hofmeister bei den Söhnen des Pfälzer Kurfürsten Philipp. Bis 1512 verwaltete er sodann eine Predigerstelle in Weinsberg, ging aber zu seiner weiteren Ausbildung nochmals auf Reisen, befreundete sich in Tübingen mit Melanchthon, in Stuttgart mit Reuchlin u. trat in Heidelberg selbst auch lehrend auf. In sein Amt zu Weinsberg zurückgekehrt, wurde er 1515 als Prediger an den Münster in Basel berufen u. trat so in nahe Beziehung zu Erasmus (s. d.). Nochmals aber kehrte er nach Weinsberg zurück, u. auch als es Erasmus gelungen war, ihn 1518 wieder nach Basel zu ziehen, folgte er doch Ende desselben Jahres einem Ruf als Prediger nach Augsburg. Obwol hier offen auf die Seite Luther's tretend, ließ er sich trotzdem, von innerer Unruhe getrieben, im April 1520 in das Brigittenkloster zu Altmünster bei Augsburg aufnehmen; aber schon Ende Februar 1522 verließ er dasselbe u. fand nach kurzem Aufenthalt in Heidelberg als Kaplan der Ebernburg bei Franz v. Sickingen eine Zuflucht. Hier trat er offen der Reformation bei u. siedelte noch im Nov. 1522 abermals nach Basel über, um das Werk der Reformation daselbst in die Hand zu nehmen. Er wirkte zuerst als Vikar an der Martinskirche, seit 1523 auch als Lehrer der heil. Schrift an der Universität trotz des Widerspruchs der strengkatholischen Partei u. selbst des Erasmus, der ihm seitdem abhold war. Eine öffentliche Disputation in deutscher Sprache, die Oek. 30. u. 31. Aug. 1523 veranstaltete, brach der Reformation die Bahn. Oek., seit 1525 Pfarrer zu St. Martin, gewann ihr unter endlosen Reibungen mit der Universität immer mehr Anhänger, sich selbst freilich immer mehr erbitterte Feinde. Am 9. Febr. 1529 kam es endlich zum Bildersturm u. einer Umwandlung der Regierung im Sinne der Reformation; Oek. ging aus der Bewegung als Vorstand der Geistlichkeit u. Hauptpfarrer am Münster hervor. Als solcher rief er die treffliche Reformationsordnung vom 1. April 1529 hervor u.



Nr. 4360. Johannes Oekolampadius (geb. 1482, gest. 24. Nov. 1531).

sorgte für die Hebung der verödeten Universität. Im Okt. dess. J. spielte er eine wichtige Rolle als Theilnehmer am Religionsgespräch zu Marburg über das Abendmahl (zwischen Luther, Zwingli 2c.). 1531 wurde ihm von Ulm u. anderen süddeutschen Städten die Einführung der Reformation übertragen. Er starb 24. Nov. 1531, nachdem er kurz zuvor die Stellung Zwingli's in Zürich abgelehnt hatte. Die beste Biographie ist die von Hagenbach („Joh. Oek. u. Osw. Mykonius' Leben u. ausgewählte Schriften", Elberf. 1850); eine Gesammtausgabe der zahlreichen Schriften desselben fehlt noch.

Oekonom (a. d. Griech.), ein Haushalter, Wirthschafter, Landwirth, Verwalter eines Landgutes od. eines Institutes; Oekonomie, Haushaltung, Landwirthschaft, auch Wirthschaftlichkeit.

Oktaëder od. Achtflächner ist in der Geometrie eines der fünf regelmäßigen Polygone (Tetraëder, Hexaëder, Oktaëder, Dodekaëder, Ikosaëder). Es ist von acht gleichseitigen Dreiecken umschlossen u. stellt in der Krystallographie die Grundform des oktaëdrischen Systems dar.

Oktant. a. in der Geometrie der achte Theil des Umkreises u. mißt 45°; b. ein nautisches Winkelmeßinstrument, dessen Limbus 45° hält.

Oktav (a. d. Lat.), als Buchform die Achtelgröße eines Papierbogens, so daß der Bogen in acht Blätter zusammengelegt ist.

Oktave (ital. ottava), in der Musik ein Intervall, welches in seiner Höhe durch das Verhältniß von 1:2 der Schwingungszahlen der beiden Töne charakterisirt wird; hat ein Ton also 240 Schwingungen, so bezeichnet ein Ton von 480 Schwingungen in der Sekunde seine höhere, dagegen ein Ton von 120 Schwingungen seine tiefere O. Aus diesem einfachsten Verhältniß entspringt die qualitative Uebereinstimmung zweier solcher Töne, zufolge deren sie auch gleich benannt u. nur durch ihre höhere od. tiefere Stellung im Notensystem unterschieden werden (G, g, g 2c.). In unserer diatonischen Tonleiter hat die O. acht

Stufen u. ist in zweierlei Größen gebräuchlich, als vollkommene od. reine O. mit acht diatonischen Stufen, u. als verminderte O., welche einen chromatischen (kleinen) halben Ton weniger als die vollkommene O. enthält. Im Raume der O. sind alle in der Musik gebräuchlichen Intervalle enthalten, daher alle über sie hinausgehenden sog. zusammengesetzten Intervalle nichts als Wiederholungen der über dem Grundton liegenden (einfachen) mit Hinzurechnung der O. darstellen. Der Tonumfang unserer Musik wird nach O.n eingetheilt, u. es zerfällt derselbe durch die siebenmalige Wiederkehr des Grundtons C 32 Fuß in 8 O.n. In der für die Praxis angenommenen sog. gleichschwebenden Temperatur enthält die O. zwölf Halbtöne, die theils als diatonische, theils durch ein Kreuz (♯) erhöhte od. durch ein Bee (♭) erniedrigte chromatische Halbtöne erscheinen. — Weil die O. nichts als ein Abbild des Grundtons in verjüngtem Maßstabe ist, eignet ihr unter allen Intervallen zwar der höchste Grad vollkommener Konsonanz; da sie aber keine wesentliche Verschiedenheit des Tones äußert, so erscheint ihr Zusammenklang mit dem Grundton weder als harmonische Mannichfaltigkeit, noch ihre Fortschreitung zu ihm (od. umgekehrt) als inhalts- u. ausdrucksvolle melodische Bewegung. Endlich versteht man unter O. in der Röm. Kirche auch diejenigen religiösen Gebräuche, welche acht Tage hindurch dauern u. sich auf ein Hauptfest in dieser Zeit beziehen. So hat man z. B. die Osteroktave, die Weihnachtsoktave, Fronleichnamsoktave ꝛc.

Oktett (ital. otetto), ein für acht obligate Stimmen, vokale u. instrumentale, komponirtes Musikstück. Als Instrumentalstück ist es gemeiniglich in der Form des Quartetts od. der Sonate gehalten.

Oktober ist nach unserm Kalender der zehnte Monat, nach dem frühern röm. Kalender der achte, daher auch sein Name vom lat. octo, acht. Er hat 31 Tage u. ist für unsere Zone der eigentliche schöne Herbstmonat, obwol er zu Ende mitunter schon Frost u. Schnee bringt.

Oktogon (griech.), Achteck.

Oktroi (franz., spr. Oktroá) bedeutet eine von Seiten der obersten Gewalt ertheilte Bewilligung (s. „oktroyiren"); dann die Ermächtigung bestimmter Körperschaften zu gewissen Verwaltungsmaßregeln, bes. zur Belegung von zugeführten Eß- u. Trinkwaaren mit Eingangsabgaben; endlich eine solche Abgabe selbst. Schon im 14. Jahrh. erhob die Stadt Paris solche Verbrauchssteuern, deren Ertrag sie mit dem König theilte. Dieses auch auf andere Ortschaften ausgedehnte System bestand bis zur franz. Staatsumwälzung, die aber den O. keineswegs aufhob. Durch die bedeutenden Einkünfte, welche der O. aufbringt, ließen sich die Städte zu großen Ausgaben u. kostspieligen Einrichtungen verleiten, in deren Folge die Abgabe immer mehr gestiegen ist. Hierdurch werden aber den untern Klassen wichtige Genußmittel verkümmert u. der Schmuggel u. die Fälschung herausgefordert.

oktroyiren hieß in der franz. Geschäftssprache (Kanzleisprache): in Gnaden Etwas bewilligen od. gewähren. So wurden Privilegien oktroyirt; so bei der Restauration des bourbonischen Königthums im J. 1814 von Ludwig XVIII. eine Verfassung (Charte), durch welche der franz. Nation Rechte u. Freiheiten bewilligt sein sollten. Weil man aber vielfach auf dem Grunde naturrechtlicher Anschauungen davon ausging, daß die Nation ihre Freiheiten nicht als eine Gnadenbewilligung empfangen, sondern als ihr natürliches Recht in Anspruch nehmen solle, so wurde einer oktroyirten Verfassung ein übler Sinn angehängt im Vergleiche mit einer solchen, welche die Nation sich selbst gegeben hätte od. die zwischen dem König u. einer Vertretung des Volkes vereinbart wäre. Von da aus wird zuweilen der Sinn des Wortes verallgemeinert, dasselbe von Bewilligungen od. Anordnungen gebraucht, welche von den Betreffenden nicht begehrt, vielleicht nicht einmal erwünscht sind.

Okularglas heißt bei den Fernröhren u. Mikroskopen im Gegensatz zum Objektiv (s. d.) dasjenige Linsenglas, welches sich zunächst dem Auge befindet. Auch beim O. wendet man, wie beim Objektiv, lieber Linsenkombinationen an Stelle einfacher Linsen an.

Okuliren (Aeugeln, Propfen mit dem Auge, Anschilden), das, ist diejenige Vermehrungsart edler Obstsorten, mittels welcher man Wildlingen od. Kernlingen das sorgsam ausgeschnittene Auge eines Sommertriebs so in die Rinde einsetzt, daß dasselbe hier fortwachsen u. sich zu kräftigem Wuchse entwickeln kann. Zum O. bedient man sich besonderer Instrumente u. muß alle erforderlichen Operationen mit Genauigkeit u. äußerster Behutsamkeit vornehmen. Man kann mehrere Sorten auf ein u. denselben Stamm okuliren, das Verfahren bei großen u. kleinen Bäumen anwenden, ohne Schädigung des Trägers in den Stamm od. in Aeste die Augen einsetzen, am besten bei trockner, kühler Witterung, bes. nach Regen u. Abends. Die Okulirreiser wählt man nur von gesunden, vollsaftigen Bäumen, am liebsten aus deren Spitze u. von der Sonnenseite, u. schneidet die Augen am besten sofort aus; die Wildlinge müssen frei u. luftig stehen. Die beim O. vorzunehmenden Arbeiten folgen sich nun in nachstehender Ordnung: a. Ausschneiden des Auges; geschieht in Form eines V od. U aus der Rinde; soll das gut gelungen sein, so darf auf der Rückseite des Ausschnittes kein Loch sich finden, sondern der ganze Keimling muß gut ausgeschält worden sein; b. Schließen der Rinde an der Stelle des Ausschnittes; c. Auswahl der passendsten Stelle zum Einsetzen am Wildlinge (Stelle mit glatter Rinde, Sonnenseite); d. Einschneiden eines T in die Rinde, um das Auge einschieben zu können; e. Einschieben des Auges; f. Verbinden durch Darüberlegen der abgeschälten, aber im Zusammenhalt gebliebenen Rindentheile, u. festes Umschnüren der Stelle über das Kreuz mit Bast. Man unterscheidet das O. auf das schlafende Auge, im zweiten Safte, Mitte Juli bis Ende August, so lange noch der Saft fließt, u. das O. auf das treibende Auge um Johanni od. im Frühjahr. Bei jenem erzielt man schöne Frühjahrstriebe, bei diesen sichereres Anwachsen. Das O. geschieht, ohne daß die Kronen der Wildlinge, wie beim Pfropfen nothwendig ist, eingestutzt, bez. „abgeworfen" werden müssen.

ökumenisch (a. d. Griech.) bezeichnet das für die ganze Erde Giltige, ist also s. v. w. „allgemein". Daher nennt sich die Kathol. Kirche die „ök.e", als die einzig wahre auf der Erde. Andererseits nannten sich ök. die Patriarchen u. andere hohe Würdenträger der Kirche; am gebräuchlichsten ist der Name für die ök.en (d. h. von der ganzen Kirche beschickten) Synoden u. Konzilien (s. „Konzilien").

Oel, s. „Oele".

Olaf, der Dicke od. der Heilige, König von Norwegen (1017 bis 1029); vereinigte das ganze Land unter seiner Herrschaft, eroberte Island, Schottland, die Orkneys- u. Faröerinseln u. führte überall das Christenthum ein. Da Knut d. Gr. (s. d.) die Unzufriedenen im Lande unterstützt hatte, bedrängte O. im Bunde mit seinem Schwager, dem Könige von Schweden, Dänemark während des Königs Pilgerreise. Dafür vertrieb ihn Knut nach seiner Heimkehr 1029 aus Norwegen u. stellte die dort beliebte Jarlsherrschaft wieder her. Als O. 1033 wieder an der Küste seiner Heimat erschien, fand er in der Schlacht von Stiklestad (an dem Drontheimer Fjord) den Tod, wahrscheinlich von der Hand des Königs Knut. Sein Sohn Magnus erlangte später die Königsherrschaft wieder. O. selbst wurde 1164 heilig gesprochen u. Schutzpatron Norwegens. Sage u. Dichtung haben sein Leben mannichfach ausgeschmückt.



Nr. 4361. Blüten- u. Fruchtzweig des Oelbaums.

Oeland, eine langgestreckte, zum südschwed. Län Kalmar gehörige Ostseeinsel, durch den Kalmarsund vom Festlande getrennt; ist zwischen Oelandspitze im S. u. Björnnabben im N. 20 M. lang, 2¼ M. breit u. bedeckt ein Areal von 25 □M., auf dem 45,000 Menschen wohnen. Das Innere der nur mit dürftiger Ackererde bedeckten Insel erhebt sich zu einem niedrigen Höhenzug, der mit zahlreichen Windmühlen besetzt ist. Prächtige Laubholzhaine wechseln mit dem Kulturlande ab. Die meisten Ortschaften liegen an der Westküste, an der sich auch die einzige Landstraße durch die Länge der Insel hindurchzieht. Die Bevölkerung beschäftigt sich mit Ackerbau u. Viehzucht u. führt Steine, Alaun, Pferde u. Esel aus. Die Hauptstadt Borgholm mit 829 E. ist 1817 neben der alten Ruine des prächtigen Schlosses gleiches Namens angelegt.

Oelbaum (Olea Europaea), auch Olivenbaum; ein seit den ältesten Zeiten bekannter schöner Baum Südeuropa's u. der Mittelmeerzone überhaupt, welcher im Freien noch an den nordital. Seen ausdauert. Von weitem gesehen macht er ganz den Eindruck einer graublätterigen Weide, mit zunehmendem Alter erlangt er einen sehr knorrigen Stamm. Man hat einen wilden (Oleaster) u. einen zahmen Oe. zu unterscheiden; ersterer wächst nur strauchartig mit Aesten, welche in einen Dorn endigen, die Blätter sind kleiner, in der Jugend allein grau, die Früchte klein; letzterer wird Baum ohne dornige Aeste u. trägt lanzettliche, lange, derbe, weidenartige Blätter mit silbergrauer Unterseite u. große, pflaumenartige

Früchte, welche ein öliges, grünes, bei der Reife sich schwärzendes Fruchtfleisch um eine knochenharte Kernschale bilden, in der Regel aber nur einen Kern in ihren beiden Fächern entwickeln. Bei beiden Formen des Oe.s treten die weißgrünen Blumen vom April bis Juni unscheinbar in dichten Trauben zwischen den Blattachseln hervor u. stehen in einem becherförmigen, viertheiligen Kelche. Von dem Baume wird fast Alles benutzt. Die kurzgestielten, immergrünen Blätter mit einem Bitterstoff u. Gerbsäure dienen gleich der bitteren Rinde als Fiebermittel od. gegen Skropheln; das feine, dichte Holz eignet sich vortrefflich zu künstlichen Drechslerarbeiten; der Stamm sondert im Alter ein vanillenartig duftendes Harz aus, das man in Südeuropa zum Räuchern verwendet; die Hauptsache ist u. bleibt aber die Frucht, die Olive. Unreif wird dieselbe mit Salz eingemacht u. in den Handel gebracht; die meisten Früchte dienen jedoch zur Oelbereitung (s. „Baumöl") u. sind solcherart für südl. Länder eines der wichtigsten Naturerzeugnisse. Bei dieser außerordentlichen Bedeutung des Oe.s war es kein Wunder, daß er im frühsten Alterthum schon hohe Verehrung genoß; er galt als Baum des Friedens u. war der Minerva heilig. Man trifft von ihm sowol in Spanien wie im Orient noch uralte Bäume von stattlichstem Wuchs u. höchst ehrwürdigem Aussehen; selbst die Oasen der Wüsten hegen u. pflegen den Oe. noch heute, wie man ihn vor Jahrtausenden hegte. Diese lange Kultur hat, wie bei allen Fruchtbäumen, eine Menge von Abarten erzeugt. Sonst giebt es aber auch noch andere wirkliche Arten des Oe.s in Indien, Südafrika, Nordamerika ꝛc., von denen jedoch keine einzige die Bedeutung der europ. erreicht hat.

Oelberg, der aus Kreidekalk bestehende Hügel östl. von Jerusalem u. von diesem durch die tiefe Einsenkung des Kidronthals abgetrennt. Die höchste Kuppe des Oe.s, die nördl., erhebt sich 830 m. über das Mittelländische Meer, 46 m. über den höchsten Punkt der Stadt. Die mittlere Kuppe, der eigentliche Oe., trägt das erbärmliche „Oelbergdorf" (Kefr-et-Tûr), die südlichste heißt auch der Berg des Aergernisses, als angeblicher Schauplatz von 1. Kön. 11, 7. Mit Recht berühmt ist die Aussicht vom Oe., theils auf die Stadt, bes. dem Tempelberg gegenüber, theils auf die Schluchten des Gebirges Juda, das Jordanthal u. einen Theil des Todten Meeres sowie auf die Gebirge von Moab. Die frühere Kahlheit u. Verödung des Berges weicht jetzt wieder vor dem Anbau von Terebinthen, Feigen-, Johannisbrot- u. Oelbäumen; insbes. bilden die alten Oelbäume des Gartens Gethsemane (s. d.) am westl. Fuße u. die Obstbäume um Bethanien am südöstl. Fuß eine liebliche Oase; der ganze Westabhang ist mit Gräbern bedeckt sowie von uralten Felsgräbern durchlöchert. Denn für Juden u. Mohammedaner ist das Kidronthal der Schauplatz der Auferstehung u. eine Grabstätte daselbst jeder andern vorzuziehen. Für die Christen ist der Berg bes. durch die Erinnerung an die letzten Tage Jesu geweiht. Auf dem Oe. weinte er über Jerusalem vor seinem Einzug am Palmentage (Luk. 19, 29 ff.; jetzt zeigt man diese Stelle in der Mitte des Westabhangs) u. weilte öfter auf demselben (Mark. 13, 3) od. in dem nahen Bethanien. Der Oe. ist endlich auch die Stätte der Himmelfahrt, u. zwar hat man dieselbe gegen Luk. 24, 50 nach Apostelgesch. 1, 12 auf die Spitze der mittelsten Kuppe verlegt. An der Stelle der einst von Konstantin d. Gr. daselbst erbauten Kirche, die nachmals von zahlreichen Klöstern umgeben war, steht jetzt eine kleine Kapelle, in der man noch den Abdruck des Fußes Jesu zeigt.

Olbers, Heinrich Wilh. Matth., ausgezeichneter Astronom, geb. zu Arbergen (Herzogthum Bremen) 11. Okt. 1758; studirte seit 1777 in Göttingen Medizin, ließ sich dann als praktischer Arzt in Bremen nieder u. starb daselbst 2. März 1840. So angesehen er als Arzt war — 1811 gewann er mit Jurine in Genf den von Napoleon ausgesetzten Preis für die beste Abhandlung über die häutige Bräune —, seine Bedeutung liegt doch in seinen Leistungen auf dem Gebiete der Astronomie, deren Studium er allmählich zu seiner Hauptaufgabe machte, u. zwar beschäftigte er sich vornehmlich mit den Kometen. Er fand „eine leichtere u. bequeme Berechnungsart der Kometenbahnen" (Weim. 1797), lieferte ein vollständiges Verzeichniß der berechneten Kometenbahnen u. entdeckte 1815 einen nach ihm benannten Kometen, nachdem er schon 1802 u. 1807 die Planeten Pallas u. Vesta entdeckt u. in erstgenanntem Jahre auch die Ceres wieder aufgefunden hatte. In Zach's „Monatliche Korrespondenz", Schuhmacher's „Astronomische Nachrichten" u. andere Zeitschriften lieferte O. viele wichtige u. interessante Abhandlungen. 1850 ward in Bremen sein von Steinhäuser modellirtes Standbild errichtet.

Oldenbarneveldt, Jan van, das Haupt der republikanischen Partei in den Niederlanden, geb. 1549 zu Amersfoort (Provinz Utrecht); später Pensionarius von Rotterdam u. Großsyndikus von Holland, begann O. seine Rolle als treuer Patriot nach der Eroberung von Antwerpen, indem er rieth, den 17jährigen Sohn des Ermordeten, Wilhelm von Oranien, zum Statthalter Hollands zu berufen, u. stand ihm als väterlicher Freund u. Berather zur Seite. Dadurch, daß er Leicester's Absichten, der im Auftrage der Königin Elisabeth das Land unterwerfen wollte, rechtzeitig entdeckte u. ein Komplot zur Verhaftung des Prinzen von Oranien vereitelte, nöthigte er den engl. Statthalter 1587 zur Abreise u. verschaffte Moritz den Oberbefehl über Heer u. Flotte. Am fruchtbarsten wurde die patriotische Thätigkeit O.'s durch die Vermittelung des 12jährigen Waffenstillstandes mit Spanien, in welchem der königl. Statthalter Erzherzog Albrecht die Unabhängigkeit der Verein. Staaten am 9. April 1609 anerkannte. Aber dieser Friede war nicht nach dem Sinne Oranien's, dem der Kampf zur Alleinherrschaft verhelfen sollte, u. der unselige Streit zwischen den Arminianern (s. d) od. Remonstranten u. den Gomaristen (s. „Gomarus") od. Kontraremonstranten gab ihm Gelegenheit, den ehemaligen Freund u. Rathgeber zu verderben. Weil O. sich für die Ersteren erklärte, wurde er als Ketzer, weil er die Erhaltung der öffentlichen Ruhe dem Kriegsvolke entzogen u. an besoldete Stadtwachen gegeben hatte, als Feind der Verfassung u. des Vaterlandes angeklagt. Während die Synode zu Dordrecht vom Herbst 1618 bis zum Frühjahr 1619 thätig war, alle Arminianer zu verdammen,



Nr. 4362. Jan van Oldenbarneveldt (geb. 1549, gest. 24. Mai 1619).

erkannte ein Gerichtshof, der aus religiösen u. politischen Gegnern bestand, O. für schuldig. Da weder O. noch seine Gemahlin die Gnade Oranien's anflehen wollten, so wurde er 24. Mai 1619 enthauptet. Moritz vermochte es über sich, die Hinrichtung mit anzusehen. Ein Komplot, das O.'s Söhne eingeleitet hatten, um den Vater zu rächen, wurde entdeckt; Wilhelm entkam aus der Gefangenschaft, René wurde 1623 hingerichtet.

Oldenburg, Großherzogthum, besteht aus drei weit von einander gelegenen Gebieten, dem Herzogthum O. (97,6 □M. mit 244,247 E.), dem Fürstenthum Lübeck (s. d.; 9,43 □M. mit 34,353 E.) u. dem Fürstenthum Birkenfeld (s. d.; 9,13 □M. mit 36,128 E.) u. hatte 1871 einschließlich des in Frankreich befindlichen Militärs auf 116,17 □M. 314,591 E. Das Herzogthum O., das Hauptland, grenzt im N. an die Nordsee mit dem Jadebusen u. der Wesermündung u. wird auf allen anderen Seiten von der preuß. Provinz Hannover umschlossen, mit Ausnahme einer kurzen Strecke im Osten, wo das Gebiet der Freien Stadt Bremen angrenzt. Von den Westfries. Inseln gehört nur Wangeroog zum Großherzogthum. Der Boden desselben ist durchaus eben u. hat nur im S. einzelne bis 100 m. hohe Hügel. Der größte Theil des Landes besteht aus Geestland, auf dem sandige, mit Heidekraut überzogene Flächen abwechseln mit Mooren u. kultivirten Gegenden, die jedoch nur einen verhältnißmäßig geringen Ertrag liefern. Die ausgedehntesten Moorlandschaften weist der W. O.s, das Saterland, auf. Dagegen sind die Marschen an der See u. den Flüssen überaus fruchtbar u. bes. gesegnet

das Butjadinger Land zwischen Jade u. Weser, das Stedinger Land u. die Herrschaft Jever. Ein weites Deichsystem schützt die nur wenig über das Meer erhobenen Marschen gegen die Gewalt der Fluten; an diese Dämme legen sich durch Anspülungen des Meeres außerhalb allmählich die Groten an, d. i. Schlammboden, der nach u. nach durch Eindeichung u. Anlage von Entwässerungskanälen in fettes Ackerland umgewandelt wird. Weiter in die See hinaus folgen die durch die Ebbe trockengelegten Wadden (s. d.). Der Hauptfluß des Landes ist die Weser, welche den größten Theil der nordöstlichen Grenze bildet u. hier die Hunte aufnimmt; durch Leda u. Vechta gehört der W. u. S. zum Gebiete der Ems. — Die Bevölkerung ist zur überwiegenden Mehrheit niedersächs. Stammes; das Saterland u. die Herrschaft Jever werden von Friesen bewohnt. Wie das Land, so hat auch das Volk in seinem Charakter eine große Aehnlichkeit mit den Niederländern. Sein Geist besitzt eine gewisse Schwerfälligkeit, mit der aber auch Ausdauer, Tapferkeit u. Ordnungsliebe gepaart sind. Das feuchte Klima, die reichliche Bewässerung u. der fette Boden verleihen den Marschen eine außerordentliche Fruchtbarkeit, u. mit Geringschätzung blickt der Marschbewohner auf den weniger begüterten Geestbauer, zu dem er sich in entschiedenem Gegensatze fühlt; stammt doch die Bevölkerung der Marschen von den Friesen ab, während die Geeste von Sachsen besiedelt worden ist. Die prächtig grünen Felder werden häufig von Eichengruppen unterbrochen, welche die einzeln stehenden Bauernhäuser beschatten; diese sind noch durchaus in niedersächs. Weise erbaut, wie denn auch die Dorfanlage noch deutlich den Charakter urgerman. Markverfassung trägt.

Uebersicht über das Haus Oldenburg seit Dietrich dem Glücklichen.

Dietrich der Glückliche, Graf von Oldenburg. † 1440. Gemahlin: Adelheid von Delmenhorst.

Christian I., König von Dänemark, Schweden u. Norwegen, erster Herzog von Schleswig-Holstein 1460. † 1481. · Gerhard der Streitbare, Graf von Oldenburg. † 1500. · Moritz V., Graf von Delmenhorst. † 1464.

Johann, König von Dänemark u. Norwegen, Herzog von Schleswig-Holstein 1481, in Segeberg 1490. † 1513. · Friedrich I., Herzog von Schleswig-Holstein 1481, in Gottorp 1490, König von Dänemark u. Norwegen 1523—24. † 1533. · Johann XIV. † 1526. · Heilwig. Gemahlin: Edo Wimken v. Jever. · Jakob. † nach 1483.

Christian II., König von Dänemark, Norwegen u. Schweden. † 1559. · Königliche od. Glückstädtische Linie. Christian III., König v. Dänemark u. Norwegen 1534—35, Herzog von Schleswig-Holstein in Segeberg (später Glückstadt) 1544. † 1559. · Johann der Aeltere, Herzog v. Schleswig-Holstein in Hadersleben 1544. † 1580. · Herzogliche od. Gottorp'sche Linie. Adolf, Herzog v. Schleswig-Holstein in Gottorp 1544. † 1586. · Johann XV. † 1548. · Anton I. † 1573. · Marie, Erbin von Jever. † 1575.

Aeltere königliche od. Dänische Linie. Friedrich II. † 1588. · Jüngere königliche od. Sonderburger Linie. Johann der Jüngere. † 1622. · Friedrich II. † 1587. · Philipp. † 1590. · Johann Adolf, Erzbischof von Bremen u. Bischof von Lübeck. † 1616. · Johann Friedrich, Erzbischof von Bremen u. Bischof von Lübeck. † 1634. · Johann XVI. in Oldenburg 1577, in Jever 1575, in Kniphausen 1592. † 1603. · Anton II. in Delmenhorst, 1577. † 1619.

Christian IV. † 1648. · Christian zu Arröe. † 1633. · Alexander zu Sonderburg. † 1627. · Friedrich zu Norburg. † 1658. · Philipp zu Glücksburg. † 1663. · Joachim Ernst zu Plön. † 1611. · Friedrich III. † 1659. · Johann, Bischof von Lübeck. † 1655. · Anton Günther. † 1647. · Magdalene, Erbin v. Jever. † 1657. Gemahl: Rudolf v. Anhalt-Zerbst. † 1621.

Frdr. III. † 1670. · Joh. Christian zu Franzhagen. † 1653. · Alexander Heinrich, Stifter d. kathol. Linie. † 1667. · Ernst Günther, zu Augustenburg. † 1689. · August Philipp, Stifter der Beckischen (Glücksburgischen) Linie. † 1675. · Philipp Ludwig, zu Wiesenburg. † 1689. · Johann Bogisl. † 1679. · Christian August. † 1687. · Rudolf Frdr. † 1688. · Christian. † 1698. · Johann Adolf zu Plön. † 1704. · August zu Norburg. † 1699. · Joachim Ernst, zu Rethwisch. † 1700. · Joh. Georg, Koadjutor v. Lübeck. † 1655. · Christian Albrecht, Bischof v. Lübeck. † 1694. · August Frdr. Bischof von Lübeck. † 1705. · Johann August. † 1686. · Anton, Graf von Kniphausen. † 1681. · Johann von Anhalt-Zerbst, Herr in Jever.

Christian V. † 1699. · Christian Adolf. † 1702. · Alexander Rudolf. † 1727. · Friedrich Wilhelm. † 1714. · August. † 1689. · Ludwig Friedrich † 1728. · Friedrich. † 1724. · Ernst Leopold. † 1722. · Philipp Ernst † 1729. · Adolf August. † 1704. · Joach. Frdr. † 1722. · Christian Karl. † 1706. · Joh. Ernst Ferd. † 1729. · Russische Linie. Friedrich IV. † 1702. · Bischöfliche od. jüngere Linie. Christian August, Bischof v. Lübeck. † 1726.

Frdr. IV. † 1730. · Ludwig Karl. † 1708. · Christian August. † 1754. · Friedrich Wilh. † 1719. · Friedrich Wilh. † 1749. · Karl Ludwig. † 1774. · Peter Aug. Friedrich. † 1775. · Leopold. † 1744. · Friedrich. † 1766. · Leopold August. † 1706. · Friedrich Karl. † 1761. · Karl Friedrich. † 1739. Gemahlin: Anna, Tochter Peter's I., Kaisers v. Rußland. · Schwedische Linie. Adolf Friedr., Bischof v. Lübeck, König v. Schweden. † 1771. · Friedr. Aug., Bischof v. Lübeck, Herzog v. Oldenburg 1777. † 1785. · Johanna. † 1760. Gemahl: Christian v. Anhalt-Zerbst. · Großh. od. Oldenb. Linie. Georg Ludwig. † 1763.

Christian VI. † 1746. · Christian Adolf. † 1709. · Friedrich Christian. † 1794. · Friedrich. † 1757. · Karl Anton August. † 1759. · Friedrich Heinrich Wilh. † 1799. · (Karl Peter Ulrich) Peter III., Kaiser v. Rußland. † 1762. · Gustav III. † 1792. · Karl XIII. † 1818. · Wilhelm. † 1823. · Katharina II., Kaiserin v. Rußland. † 1797. · Peter I. † 1829.

Friedrich V. † 1766. · Friedrich Christian. † 1814. · Emil. † 1841. · Christian, Kronprinz v. Schweden. † 1810. · Friedrich. † 1816. · Paul. † 1801. · Gustav IV. † 1837. · August, Großherzog v. Oldenburg. † 1853. · Georg. † 1812.

Christian VII. † 1808. · Friedr. † 1805. · Christian, geb. 1798. · Friedr. † 1865. · Friedrich. † 1843. · Erich. † 1849. · Woldemar, geb. 1810. · Wilhelm v. Glücksburg 1825. † 1831. · Alexander I. † 1826. · Nikolaus I. † 1855. · Gustav, Prinz von Wasa, geb. 1799. · Peter II., geb. 1827. · Peter, geb. 1812.

Frdr. VI. † 1839. · Christian VIII. † 1848. · Ferdin. † 1863. · Frdr., geb. 1829. · Christian, geb. 1831. · Frdr., geb. 1830. · Karl, geb. 1813. · Friedrich, geb. 1814. · Wilhelm, geb. 1816. · Christian IX., geb. 1818, König v. Dänemark. 1863. · Julius, geb. 1824. · Johann, geb. 1825. · Alexander II., geb. 1818. · Konstantin, geb. 1827. · Nikolaus, geb. 1831. · Michael. † 1849. · August, geb. 1852. · Ludwig, geb. 1855. · Nikolaus, geb. 1840. · Alexander, geb. 1844. · Georg, geb. 1848. · Konstantin, geb. 1850.

Friedrich VII. † 1863. · Ernst Günther, geb. 1863. · Friedrich, geb. 1855. · Albert, geb. 1863. · Christian, geb. 1843. · Wilhelm, geb. 1845, als Georg I. König v. Griechenland 1863. · Waldemar, geb. 1858. · Nikolaus. † 1865. · Alexander, geb. 1845. · Wladimir, geb. 1847. · Alexei, geb. 1850. · Nikolaus, geb. 1850.

Die Häuser der Bauern stehen nam. in den Marschen häufig auf kleinen künstlichen Hügeln, manche sind ganz von Wassergräben umgeben, über welche Brücken führen. Um die Felder, Kampe, ziehen sich Hecken auf Erdwällen u. durch dieselben Entwässerungsgräben, Sieltiefen. — Das Fürstenthum Lübeck wird ausschließlich von Niedersachsen, das Fürstenthum Birkenfeld von Rheinfranken bewohnt. Ackerbau u. Viehzucht sind die Hauptnahrungsquellen der Bevölkerung, obgleich auf das nichtkultivirte Land 38 % des Gesammtareals fallen; Aecker u. Gärten nehmen ebenfalls 38, Wiesen u. Weiden 17 u. Waldungen 7 % ein. Während alle Theile der Marsch kultivirt sind, ist nur die Hälfte der Geest Kulturland u. auch dieses wird meist in einer wenig rationellen Weise bewirthschaftet. In den Marschen gewinnt man hauptsächlich Weizen, Gerste, Hafer, Raps u. Hülsenfrüchte, im Geestlande Gerste, Hafer, Kartoffeln, Hopfen, Flachs, Hanf, Tabak u. Buchweizen, für dessen Kultur der Moorbrand noch in ziemlich allgemeinem Gebrauche ist. Der Roggenbau ist überall verbreitet; in Birkenfeld herrscht wegen des steinigen Bodens die Kultur von Kartoffeln u. Flachs vor. Die Viehzucht ist für das Land von großer Bedeutung; bes. geschätzt sind die Rinder der Marschlandschaften; die oldenburg. Pferde zeichnen sich nam. durch ihre Stärke aus. — Der Großgrundbesitz nimmt verhältnißmäßig wenig Areal in Anspruch; bei Vererbungen des Grund u. Bodens gilt unter den Bauern meist das Majorats-, in einzelnen Gegenden auch das Minoratsrecht. — Von mineralischen Produkten wird im Herzogthum O. nur Torf gewonnen, der dort das Hauptfeuerungsmaterial abgiebt; die großen Lager von Raseneisenstein, die sich auf der Geest unter der Ackerkrume ausbreiten, werden nicht abgebaut. In Birkenfeld finden sich dagegen Eisen-, Kupfer- u. Bleierze, Kalksteine, Achate u. Karneole, Dachschiefer u. Steinkohlen. An der Küste wird Seesalz gewonnen, in den Mooren Blutegelzucht getrieben, die Seefischerei ist ansehnlich. Die Industrie ist noch wenig entwickelt; ihre Hauptzweige sind Schiffbau (Elsfleth, Varel), Eisengießerei (O., Varel), Achatschleiferei (Birkenfeld), Baumwollspinnerei u. -Weberei, Leinweberei, Gerberei, Branntweinbrennerei, Brauerei u. Tabaksfabrikation. Der Handel, im Innern, nam. in den Moorlandschaften, durch mangelhafte Straßen gehemmt, wird nach außen durch eine nicht unbedeutende Anzahl trefflicher Häfen gefördert; Jever u. Varel, die durch Kanäle mit dem nahen Meere verbunden sind, Brake u. Elsfleth sind die wichtigsten Plätze für die Aus- u. Einfuhr, von denen erstere nam. in Getreide, Vieh, Butter, Käse, Schinken u. Leinwand, letztere bes. in Woll- u. Seidenstoffen, Eisen- u. Töpferwaaren, Wein, Salz, Früchten, Steinkohlen 2c. besteht. Der Schiffsverkehr umfaßte 1874: 2454 angekommene u. 2630 abgegangene Schiffe, jene von 307,519, diese von 144,838 Tonnen; die Rhederei 432 Schiffe von 53,374 Tonnen, davon jedoch nur 1 Dampfer. Die Eisenbahnen hatten im J. 1875 bereits eine Länge von 138 Km. Sehr bedeutend sind die Pferde- u. Viehmärkte in den größeren Städten.

Von der Bevölkerung sind 76,6 % protestant., 22,6 % kathol. Im Herzogthum O. hat der Oberkirchenrath seinen Sitz in der Hauptstadt; in Lübeck steht die Kirche direkt unter der Regierung, in Birkenfeld unter einem Konsistorium. Eine allgemeine Synode wird jährlich abgehalten. Trotzdem daß die zerstreute Lage der ländlichen Wohnhäuser dem Volksunterricht nicht eben günstig ist, steht derselbe doch auf einer ziemlich hohen Stufe; Gymnasien besitzen Oldenburg, Jever, Vechta (katholisches) u. Eutin, ein Progymnasium Birkenfeld; das ganze O.'sche Gebiet weist 9 Realschulen auf, eine Navigationsschule besteht zu Elsfleth, eine Ackerbauschule zu Neuenburg.

O. ist nach dem Staatsgrundgesetz vom 18. Febr. 1849 eine konstitutionelle, im Mannsstamme erbliche Monarchie. Die Landesvertretung bildet der aus indirekten Wahlen hervorgehende Landtag, welcher in einer Kammer tagt. Derselbe wird gebildet aus 33 Mitgliedern, von denen 25 im Herzogthum O., 4 im Fürstenthum Lübeck u. 4 im Fürstenthum Birkenfeld gewählt werden, u. wird alle 3 Jahre berufen. In der Zwischenzeit fungirt ein ständiger Landtagsausschuß von 6 Mitgliedern. Außerdem besitzen die beiden Fürstenthümer noch Provinzialräthe. Das Staatsministerium setzt sich aus dem Ministerium des Innern, mit dem die Departements des Großherzogl. Hauses u. der Auswärtigen Angelegenheiten gegenwärtig vorläufig vereinigt sind, u. 2 Staatsräthen zusammen, die den anderen Departements vorstehen. Gemeinschaftliche Oberbehörden für das ganze Land sind der Staatsgerichtshof, das Oberappellationsgericht, der Gerichtshof zur Entscheidung der Kompetenzkonflikte u. die Oberstaatsanwaltschaft. Für die innere Verwaltung zerfällt das Herzogthum O. in die Bezirke der Städte Oldenburg, Varel u. Jever u. die 17 Aemter Oldenburg, Elsfleth, Berne, Delmenhorst, Westerstede, Friesoythe, Varel, Brake, Ovelgönne, Stollhamm, Landwührden, Jever, Wildeshausen, Vechta, Damme, Kloppenburg, Löningen, das Fürstenthum Lübeck in den Stadtbezirk Eutin u. die Aemter Eutin u. Schwartau, das Fürstenthum Birkenfeld in die Amtsgerichtsbezirke Birkenfeld, Oberstein u. Nohfelden. — In der Finanzverwaltung giebt es ein Budget der Generalkasse des Großherzogthums, welches für 1875 an Ausgaben u. Einnahmen 1,023,900 M. auswies, u. außerdem noch getrennte Budgets der einzelnen Landestheile. Auf das Herzogthum O. fielen 1875 an Einnahmen 5,002,312 M., an Ausgaben 5,290,312 M., auf das Fürstenthum Lübeck an Einnahmen 605,550 M., an Ausgaben 667,620 M., auf das Fürstenthum Birkenfeld an Einnahmen 472,388 M., an Ausgaben 564,488 M., so daß das Budget der Landestheile bei 6,080,250 M. Einnahme u. 6,522,420 M. Ausgabe ein Defizit von 442,170 M. aufwies. Die Summe der gesammten Staatsschuld belief sich 1875 auf 34,575,942 M.; hiervon kamen auf das Herzogthum O. 34,218,097 M., auf Lübeck 337,967 M. u. auf Birkenfeld 19,878 M. — Residenz u. Hauptstadt ist Oldenburg, großherzogl. Lustschlösser befinden sich zu Rastede bei Oldenburg u. zu Eutin; außerdem noch ein Schloß zu Jever. Die Landesfarben sind Blau u. Roth. Die größten bez. bedeutendsten Orte des Großherzogthums sind nach der Volkszählung von 1871: Oldenburg (s. d.) mit 14,928 E., Varel mit 4858 E., Jever mit 4721 E., Oberstein mit 4327 E., Brake mit 3800 E., Eutin mit 3700 E., Elsfleth mit 2299 E. u. Birkenfeld mit 2245 E.

Geschichte. Der historische Kern des Großherzogthums ist die Grafschaft O. mit der Hauptstadt u. Elsfleth, deren Besitzer ihre Abstammung von Wittekind ableiteten. Elimar I., der 1088 u. 1108 urkundlich erwähnt wird, war der erste geschichtlich sichere Graf. Infolge des Sturzes Heinrich's des Löwen u. der Zerstückelung seines Herzogthums wurde diese Herrschaft reichsunmittelbar, vergrößerte sich 1234 nach Besiegung der Stedinger Bauern durch einen großen Theil von den Besitzungen derselben u. erwarb 1247 die Herrschaft Delmenhorst. Darauf spaltete sich das gräfl. Haus in die Linien O., Wildeshausen u. Delmenhorst; unter Graf Dietrich dem Glücklichen († 1440) ward aber der Familienbesitz wieder vereinigt. Als dessen Sohn Christian 1448 zum König von Dänemark erwählt worden war, überließ er O. seinen Brüdern Gerhard dem Streitbaren u. Moritz, welche sich 1458 in das Land theilten. Die von Moritz gestiftete zweite Delmenhorster Nebenlinie starb aber bald aus, während Gerhard's Stamm bis 1667 regierte. Gerhard selbst erwarb 1481 Varel; sein Sohn Johann XIV. das Butjadinger u. den Rest des Stedinger Landes; dessen Nachfolger Anton I. (1526—73), welcher die Reformation durchführte, nahm sein Land von Karl V. zu Lehen u. kam 1547 wieder in den Besitz von Delmenhorst. Die Theilung der Grafschaft, die nach Anton's I. Tode erfolgte, wurde durch Anton Günther (1603—67) wieder aufgehoben, u. zwar für immer; durch denselben ward auch Kniphausen mit O. (1623) vereinigt, nachdem 1573 schon Jever (s. d.) durch Erbschaft erworben worden war. Mit Anton Günther starb die regierende Linie des gräfl. Hauses aus; schon 1571 war vom Kaiser Dänemark u. Holstein-Gottorp die eventuelle Erbnachfolge in O. zugesichert u. diese Rechte durch den Vertrag von Rendsburg (13. Aug. 1649) von Seite des Grafen von O. bestätigt worden. Dänemark nahm jedoch 1667 das ganze Land in Besitz u. erlangte 1776 dazu auch die kaiserl. Zustimmung, nachdem der Herzog von Schleswig-Holstein-Plön entschädigt worden war. Die Herrschaft Jever kam aber 1663 an den Fürsten von Anhalt-Zerbst, den Neffen Anton Günther's, 1793 an Rußland u. erst 1814 wieder an O.; Varel u. Kniphausen (s. d.) erhielt der Reichsgraf Anton von Oldenburg, von dessen Linie es 1733 an das Haus Bentinck gelangte. Die dän. Herrschaft dauerte bis 1773, wo König Christian VII. die Grafschaften O. u. Delmenhorst für die Ansprüche des Hauses Gottorp auf Schleswig-Holstein an den Großfürsten Paul von Rußland, das Haupt der älteren Gottorp'schen Linie, abtrat. Dieser überließ aber sogleich O. der jüngeren Linie Gottorp unter Friedrich August (1773—1785), Fürstbischof zu Lübeck. Letzterer gehörte dem jüngeren Aste jener Linie an, während der ältere in Schweden residirte u. gegen diesen Vertrag protestirte. Kaiser Josef II. bestätigte aber jenes Abkommen u. erhob 1774 O. zum Herzogthum. Auf Andringen der Stadt Bremen wurde im Reichsdeputationsreceß von 1803 der Elsflether Zoll, der jährlich gegen 150,000 Mk. eintrug, aufzuheben beschlossen, dieser Beschluß aber erst 1820 vollzogen, O. dafür aber durch das hannover. Amt Wildeshausen, einen Theil des Bisthums Münster u. das säkularisirte Bisthum Lübeck entschädigt. 14. Okt. 1808 trat O. zwar dem Rheinbunde bei, wurde aber 1810 durch Napoleon mit Frankreich vereinigt, weil der Herzog sich weigerte, sein Land gegen Erfurt zu vertauschen. Die Schlacht bei Leipzig vernichtete auch hier die franz. Herrschaft, u. bald darauf konnte Peter Friedrich Ludwig, welcher die Regentschaft für seinen geisteskranken Vetter Peter Friedrich Wilhelm führte, die Regierung wieder antreten. O. trat 1815 dem Deutschen Bunde bei, durch das hannov. Amt Damme u. das Fürstenthum Birkenfeld vergrößert u. zum Großherzogthum erhoben. Doch nahm den Titel Großherzog erst August (1829—53) an. Unter diesem kam 18. Febr. 1849 das Staatsgrundgesetz zu Stande. Dessen Sohn, der gegenwärtig

noch regierende Großherzog Nikolaus Friedrich Peter, trat mit seinem Lande, das zuvor mit Hannover u. Braunschweig einen Steuerverein gebildet hatte, 1854 dem Zollvereine bei, während Birkenfeld schon 1830 mit Preußen einen Zollverein geschlossen hatte. Nachdem O. schon 1853 kleinere Gebietstheile am Jadebusen (s. d.) zu Hafenanlagen an Preußen abgetreten hatte, wurde dieses Terrain 1864 u. 1873 durch weitere Abtretungen vergrößert, u. es entstand dort der große Kriegshafen Wilhelmshafen (s. d.). Die standesherrlichen Rechte Kniphausens wurden 1854 vollständig abgelöst, nachdem O. 1825 schon die Hoheitsrechte über dieses Gebiet erlangt hatte. Nach dem Kriege von 1866, in welchem O. auf preuß. Seite stand, trat das Großherzogthum 18. Aug. dem Norddeutschen Bunde bei u. gewann von Preußen das holsteinische Amt Ahrensböck, nachdem es gegen eine Entschädigungssumme von 3 Mill. Mk. seine Ansprüche auf Schleswig-Holstein aufgegeben hatte. — Vergl. Runde, „O.s Chronik“ (3. Aufl., Oldenb. 1863).

Oldenburg, Haupt- u. Residenzstadt des Großherzogthums O. mit 14,928 E. (1871); liegt an der schiffbaren Hunte, $2\frac{1}{2}$ M. oberhalb deren Mündung in die Weser, in durchaus flacher Gegend u. an den Eisenbahnlinien Bremen-O.-Leer u. O.-Wilhelmshafen; es ist Sitz der Landesbehörden, eines Oberappellations-, Ober- u. Amtsgerichtes u. einer Oberpostdirektion. Zu den hervorragendsten Gebäuden der im Ganzen modern u. weitläufig gebauten Stadt gehört die evangelische Lambertuskirche, ein schöner Kuppelbau von 1791, das Schloß mit bedeutender Bibliothek u. anderen Sammlungen, das Augusteum für Kunstausstellungen, die Synagoge u. die großherzogl. Begräbnißkapelle. Die Stadt besitzt ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar, eine Gewerbeschule u. eine werthvolle öffentliche Bibliothek. Die alten Wälle sind in schöne Promenaden verwandelt; auf dem Friedhofe befindet sich ein Denkmal der Räthe Berger u. Fincke, welche als Opfer Vandamme's starben, in der Stadt ein im Juni 1876 enthülltes Denkmal des hier geborenen Philosophen Herbart (s. d.). Die Industrie erstreckt sich auf Fabrikation von Tabak, Cement, Leder, Mehl, Steingutwaaren, Handschuhen, auf Eisengießerei u. Spinnerei. Wichtig ist der Handel auf der Hunte.



Nr. 4363. Der Stau zu Oldenburg.

Oldham (spr. Ohldhäm), Fabrikstadt in der nordengl. Grafschaft Lancaster mit 113,100 E. (1871); liegt $1\frac{1}{2}$ M. nordwestl. von Manchester an einem Hügel u. ist gut gebaut, bes. die Vorstadt Greenacres' Moor; hervorragende Gebäude sind nam. das Rathhaus u. eine 1830 erbaute goth. Kirche, neben der die Stadt noch 12 andere Kirchen besitzt. An höheren Unterrichtsanstalten hat O. ein Lyceum u. eine Lateinschule aufzuweisen. Die Industrie trägt ganz ähnlichen Charakter wie die des benachbarten Manchester; 1871 beschäftigten sich von der Bevölkerung 20,293 mit Baumwoll-Spinnerei u. -Weberei, 3767 mit Eisenindustrie u. Maschinenbau, 1677 mit Kohlenbergbau, 755 mit Barchentweberei, 361 mit Hutmacherei, 353 mit Spindelfabrikation u. 218 mit Kattundruckerei.

Oele. Dieser Name wird für eine große Anzahl von zum Theil sehr verschiedenen Flüssigkeiten gebraucht, die jedoch alle darin übereinkommen, daß sie sich nicht mit Wasser mischen, sich schlüpfrig anfühlen u. auf Papier gebracht einen Fettfleck machen. Hinsichtlich ihres chemischen Verhaltens u. ihrer anderweiten Eigenschaften lassen sich aber diese Oele in zwei große Abtheilungen bringen, die man mit dem Namen der fetten Oe. (lat. olea pinguia, franz. huiles grasses, engl. fat oils) u. der ätherischen Oe. (lat. olea aetherea, franz. essences; engl. volatile oils) bezeichnet; hieran schließen sich dann noch die durch trockene Destillation entstehenden brenzlichen Oe. od. Brenzöle. 1. Die fetten Oe. sind sowol Produkte des Pflanzen- als auch des Thierreichs u. werden entweder durch Auspressen der betreffenden Substanzen od. durch Auskochen od. Ausschmelzen derselben erhalten. Sie sind sämmtlich dadurch charakterisirt, daß sie sich verseifen lassen u. hierbei Glycerin liefern; sie sind chemisch betrachtet die Triglyceride verschiedener Fettsäuren (s. „Fette“). Da die fetten Oe. gewissermaßen flüssige Fette sind, so haben sie auch alle anderen, den übrigen Fetten zukommenden Eigenschaften, sind unlöslich in Wasser, sehr wenig löslich in Alkohol, leicht löslich in Aether, Benzin u. ähnlichen Flüssigkeiten; sie sind ferner nicht flüssig, sondern werden in stärkerer Hitze unter Entwicklung brennender Gase zersetzt. Nach ihrem Verhalten an der Luft unterscheidet man die fetten Oe. in trocknende u. nichttrocknende Oe. Erstere sind solche, die, wenn man sie auf eine Fläche streicht, allmählich ganz dick u. trocken werden, während die andern immer feucht bleiben. Das Trocknen beruht jedoch nicht auf einer Verdampfung, denn jene Oe. sind nicht flüssig, sondern beruhen auf einer Absorption von Sauerstoff aus der Luft. Alle trocknenden Oe. eignen sich daher zur Bereitung von Firniß. Die wichtigsten fetten Oe. sind Mandelöl, Olivenöl, Mohnöl, Leinöl, Sesamöl, Baumwollensamenöl, Sonnenblumensamenöl, Erdnußöl, Rüböl, Nußöl u. von thierischen Oe.n Fischthran, Leberthran, Walrathöl (vgl. die betr. Art.). 2. Die ätherischen Oe. sind mit wenig Ausnahmen Produkte des Pflanzenreiches u. die Ursache des mehr od. weniger angenehmen Geruches der Pflanzen. Von den fetten Oe.n unterscheiden sich die ätherischen Oe. nicht allein durch ihre chemische Zusammensetzung, sondern auch durch ihre Flüchtigkeit, leichte Entzündlichkeit, durch ihren Geruch u. ihre Löslichkeit in starkem Alkohol. Der Fettfleck, den sie auf Papier hervorbringen, verschwindet beim Erwärmen. Verseifen lassen sich die ätherischen Oe. nicht, da sie ganz anders konstituirt sind als die fetten. Ueberhaupt hat die Bezeichnung ätherische Oe. für diese Gruppe von Stoffen keinen wissenschaftlichen Werth, da die ätherischen Oe. in chemischer Hinsicht Verbindungen von den verschiedenartigsten Charakteren repräsentiren u. gewöhnlich Gemische verschiedener Substanzen sind; sie enthalten außer Kohlenwasserstoffen häufig Aldehyde, Alkohole, Aetherarten, Säuren 2c. — Nur selten enthalten die Pflanzentheile so viel ätherisches Oe., daß dasselbe durch Auspressen gewonnen werden kann; diese Methode der Darstellung läßt sich nur bei den Fruchtschalen der Citronen, Apfelsinen, Bergamotten u. Pomeranzen anwenden; bei allen anderen Pflanzentheilen kann das ätherische Oe. nur durch Destillation mit Wasser od. Wasserdampf gewonnen werden. — Die Fabrikation dieser ätherischen Oe. hat nach u. nach einen bedeutenden Umfang angenommen; abgesehen von den oben genannten, aus Italien kommenden Oe.n der Orangenbäume liefern das südliche Frankreich u. Deutschland große Mengen anderer ätherischer Oe.; Hauptsitze der Fabrikation sind in Frankreich Nizza, Grasse u. Cannes, in Deutschland dagegen Leipzig, Cölleda, Berlin u. einige andere Orte. England liefert hauptsächlich feines Pfefferminz- u. Lavandelöl, Amerika nur Pfefferminz- u. Wintergrünöl. Das ätherische Oel findet sich in den verschiedensten Theilen der Pflanzen; bei einigen nur in der Wurzel (z. B. Kalmus u. Baldrian), bei anderen in den Blättern (z. B. Krauseminze u. Pfefferminze), ferner in dem Splint u. der Rinde (z. B. Zimmt u. Cascarillrinde), in den Blüten (Rosen u. Orangenblüten), in den Samen (Kümmel, Fenchel, Anis 2c.). Zuweilen finden sich sogar in ein u. derselben Pflanze mehrere verschieden riechende Oe., so z. B. ist in den Blättern der Orangenbäume ein anderes Oel (Neroliöl) als in den Blüten u. Fruchtschalen. Benutzt werden die ätherischen Oe. zu sehr vielen Zwecken, die feineren zu Parfümerien, ferner zu Likören sowie auch in der Medizin; die billigen, wie Terpentinöl u. Rosmarinöl, zur Lackbereitung.

Oleander (Nerium Oleander), auch Lorberrose od. Rosenlorber (Rhododaphne); bekannter u. beliebter Zierstrauch aus der Familie der Apocyneen, der ganzen Mittelmeerflora u. dem Orient bis nach Nordafrika angehörig, wo er an Stelle unsrer Weiden die Flußufer umsäumt. Von diesem Vorkommen stammt auch der Name Nerium, von νηρός, griech., feucht. Im Freien hält der O. noch an den norditalienischen Seen aus, wo man ihn gern an Mauern zieht, zwischen denen er zur Blütezeit mit seiner schönen, tief rosenrothen od. weißen Blume prachtvolle Wirkungen übt. Bei uns ist er nur noch Topf- od. Kübelpflanze, die in fetter sandiger Düngererde an sonnigen Orten ihre einfachen od. gefüllten Blumen leicht treibt, wenn sie täglich mit klarem, mitunter auch mit

Dungwasser begossen wird. Im Winter muß der O. zwar in frostfreien, aber nicht zu warmen Räumen untergebracht werden, weil sich sonst leicht die bekannten weißen Schildläuse auf seinen Blättern entwickeln. Man verpflanzt ihn im Frühling als junge Stecklinge od. Ableger in das freie Land in sonnige Lagen u. versetzt sie im September mit Ballen in Töpfe. Bekannt ist, daß der O. als Steckling in hohen Gläsern mit Wasser leicht Wurzeln treibt; solche Stecklinge müssen bis zur Gewöhnung an trockenere Erde fleißig begossen werden. An sich ist der O. eine Giftpflanze, deren Blätter man, zu Pulver zerrieben, als Niesemittel gebraucht, früher sogar gegen Schlangenbiß verwendete; Rinde u. Holz braucht man in Südeuropa als Rattengift od. zur Insektenvertilgung. Alle Theile schmecken bitter. Aehnliche Eigenschaften besitzen auch die übrigen Oleanderarten, z. B. N. odorum u. Piscidium in Ostindien.

Ole Bull, s. „Bull".

Oleron, eine 4 □M. große Insel im Meerbusen von Biscaya, gehört zum westfranz. Departement Charente-Inférieure u. liegt vor der Mündung der Charente, durch ein schmales Wattenmeer vom Festlande getrennt. Die Bevölkerung, etwa 20,000 Seelen, treibt auf dem gutbewässerten Boden beträchtlichen Ackerbau u. Gemüsezucht, gewinnt an den Küsten Seesalz, beschäftigt sich mit Fischerei u. Schiffbau u. bringt viel Bordeauxwein in den Handel. Die bedeutendsten Orte der Insel sind St. Georges d'O. mit 4569 E. (1872), Le Château mit 2059 E. u. St. Pierre d'O. mit 1575 E. Das Oleronische Recht (Rôles, Lois d'O.) ist eins der ältesten u. wichtigsten französischen Rechtsdenkmäler aus dem mittelalterlichen Justizwesen.

Olevianus, Kaspar, der Pfälzer Reformator, geb. 10. Aug. 1536 zu Trier; studirte seit 1550 in Paris u. Orleans die Rechte u. widmete sich infolge eines Gelübdes, das er in der Gefahr des Ertrinkens gethan hatte, seit 1556 ganz der Sache des Evangeliums. Nachdem er in Bourges Doktor der Rechte geworden, kehrte er Ende 1557 nach Trier zurück, fand daselbst bereits ein Häuflein evangelisch Gesinnter vor, die ihn zum Führer begehrten, u. begab sich deshalb Anfangs 1558 zum Studium der Theologie nach Genf zu Calvin u. trat danach Mitte 1559 als Lehrer u. Prediger in Trier auf. Der große Erfolg seines Wirkens führte bald zu heftigen Parteiungen in der Stadt, ja zur Belagerung derselben durch den Kurfürst-Erzbischof von Trier, bis sich O. mit den übrigen Reformatoren freiwillig als Gefangener stellte. Durch eine Gesandtschaft von Seiten evangelischer Fürsten vor Härterem geschützt, mußte er Ende 1559 für immer auswandern. Er fand Zuflucht bei Friedrich III. in Heidelberg, war daselbst als Lehrer u. Prediger thätig u. wurde des Kurfürsten rechte Hand bei der Umgestaltung der Pfälzer Kirche aus einer Lutherischen in eine Calvinische. Sein Hauptwerk dabei war der mit Ursinus ausgearbeitete berühmte „Heidelberger Katechismus" u. die Liturgie, beide von 1563. Die lutherische Gegenreformation durch Ludwig VI. von der Pfalz bewirkte die Entfernung O.' von allen seinen Aemtern (1576). Er fand bei dem Grafen Ludwig von Sayn-Wittgenstein-Berleburg eine Zuflucht u. arbeitete — Anfangs in letzterer Stadt, seit 1584 von Herborn aus — eifrig an der Reformirung des umliegenden Gebiets. O. starb 15. März 1587. — Vergl. Sudhoff „K. O.' u. Z. Ursinus' Leben u. ausgewählte Schriften" (Elberf. 1857).

Oelfarben sind mit Oel od. Oelfirniß angerührte pulverförmige Farbstoffe, die theils zu ordinärem Anstrich auf Wände u. Holzgegenstände, theils zur feinen Oelmalerei verwendet werden.

Oelfrüchte, Oelpflanzen. Trotz Petroleum u. Gas behält, bes. des stets sich steigernden Bedarfs für Maschinen wegen (Eisenbahnen 2c.), der Oelbau auch heute noch seine große Bedeutung, u. die Klage vieler Landwirthe über nicht mehr genügende Rente ist nicht durch Preis od. Ertrag, sondern dadurch bedingt, daß dieselben den Oelpflanzen noch wie vor Zeiten eine Brache opfern od., wo sie das nicht mehr thun, die Vortheile, welche man durch Brachen in Bezug auf Bodenvorbereitung erlangen kann, nicht in entsprechendem Grade zu ersetzen wissen. Von 1849—66 schwankte der Preis pro Ctr. Rüböl allerdings zwischen 33 u. 54 Mk., aber Anfangs u. Ausgangs dieser Zeit nur zwischen 47 u. 42 Mk. u. 1876 kostete er 45 Mk. Im J. 1848 kostete 1 HL. Raps durchschnittlich 14,7 Mk., 1866 durchschnittlich 19 Mk. u. Sept. 1876 notirt man ihn auf dem Leipziger Produktenmarkte mit 32 Mk. à 100 Kg. Speiseöl aber zeigt noch günstigere Verhältnisse. Der Markt für Oelfrucht zeigt also nur die natürlichen Veränderungen, die Vortheile aber, welche die Oe. bieten, sind dieselben geblieben. Sie bestehen vor Allem in der Möglichkeit, starke Düngungen zu vertragen u. zu bezahlen, so daß das darauf folgende Getreide rentabler wird; sie liefern der Wirthschaftskasse das erste Geld, ihre Rückstände sind alle verwerthbar u. bei Rückkauf der Oelkuchen wird mit ihrem Anbau dem Felde nichts entzogen; sie bieten eine Auswahl für fast jeden Boden u. jede Lage u. ihre Pflege ist eine weit einfachere wie bei anderen Handelspflanzen. In erster Linie bleiben die Brassica-arten Raps u. Rübsen mit ihren Abarten Awehl u. Biewitz, welche alle als Sommer- u. Winterfrucht gebaut werden können; für Speiseöl steht obenan der Mohn (Papaver somniferum), Dotter (Camelina sativa), Oelrettig (Raphanus raphanistrum), Rapsdotter, Senf (Sinapis sativa), Sonnenblume (Helianthus annuus) sind noch in ihrem Anbau weit verbreitet, seltener sind chinesischer Oelrettig (Raphanus sativus chinenis), Erdmandel (Cyperus esculentus), Goldbachia, Hornmohn (Glaucium flavum), Kresse (Lepidium sativum), Oelerbse, Sesam (Sesamum orientale), das Täschelkraut (Thlaspi arvense), Nachtviole (Hesperis matronalis). Störend für den Rapsbau sind die vielen Feinde aus der Thierwelt; der Mohn leidet davon u. von Krankheiten am wenigsten, die Sonnenblume verträgt die magersten Standorte. Madia u. dgl. Oelpflanzen sind ganz aus dem Gebrauch gekommen.

Olga, russische Heilige, war die Gemahlin des Großfürsten Igor u. ließ sich nach dessen Tode 955 zu Konstantinopel unter dem Namen Helena taufen, ohne indeß ihren Sohn Swatoslaw zur Nachfolge bewegen zu können. Daß sie von Kaiser Otto I. deutsche Glaubensboten erbeten habe, ist jedenfalls eine Sage. O. starb 969.

Oligarchie (griech.). Aristoteles unterschied von der Aristokratie als eine Ausartung derselben die O. (d. h. die Herrschaft Weniger). Thatsächlich wird das Regiment im Staate immer nur von Wenigen ausgeübt. O. aber ist diejenige Form der Staatsverfassung, in welcher nach dem bestehenden Rechte nur Wenige an das Regiment gelangen, alle Uebrigen es niemals zu einem Antheil an demselben bringen können. Die O. kann geschichtlich sehr verschiedenen Ursprunges sein; erhalten wird sie am leichtesten, wenn die Herrschaft der Wenigen sich dem Volke wohlthätig erweist, ihm möglichst wenig Lasten auferlegt; sie nimmt nach der Natur der Dinge ein Ende, wenn im Laufe der Entwicklung in dem, worauf die Herrschaft der Wenigen beruhte, Viele ihnen gleich werden od. Einer sie Alle überragt. Am meisten ausgebildet, befestigt u. von Dauer war die O. in der Republik Venedig.

Oligocenformation, eine zwischen Eocen u. Miocen noch eingestellte Etage der Tertiärformation (s. d.).

Oligoklas, ein zur Gruppe der Feldspathe (s. d.) gehöriges Mineral, in 100 Theilen aus 62,8 Kieselsäure, 23,1 Thonerde (Aluminiumoxyd) u. 14,1 Natron bestehend; doch ist gewöhnlich $^1/_4$ des Natrons durch Kali od. Kalk ersetzt. Der O. ist demnach im Wesentlichen ein Natronfeldspath; er krystallisirt triklinisch; die Farbe ist gewöhnlich graulich, gelblich- od. grünlich-weiß, an den Kanten durchscheinend, selten halbdurchsichtig; er besitzt einen fettartigen Glanz. Der O. ist ein häufig vorkommender Bestandtheil vieler Granite, Gneiße, Porphyre 2c.

olim (lat.), ehemals; „zu Olim's Zeiten", s. v. a. vor vielen Jahren.

Oliphant, Lawrence, engl. Reisender u. Schriftsteller, geb. 1832 auf Ceylon, wo sein Vater Oberrichter war; machte 1840 mit Jung-Bahadur eine Reise nach Nepal u. studirte dann die Rechte. Nachdem er 1852 das südliche Rußland, den Kaukasus u. die Krim bereist hatte, ward er Privatsekretär des Lord Elgin, General-Gouverneurs von Canada. Im Orientkriege begleitete er Omer-Pascha auf dessen Zuge nach Kutais u. 1857—59 wiederum den Lord Elgin als Privatsekretär auf dessen Gesandtschaftsreise nach China u. Japan. Hierauf zum brit. Konsul in Jedo ernannt, wurde er daselbst bei einem meuchlerischen Ueberfall des Konsulatgebäudes 5. Juli 1861 verwundet u. kehrte infolge dessen nach England zurück. Seit 1865 vertritt er Stirling im Unterhause. O. beschrieb seine verschiedenen Reisen in „A journey to Katmandu" (Lond. 1852); „Russian shores of the Black-Sea" (ebd. 1853; 4. Aufl. 1854); „Minnesota and the Far West" (ebd. 1855); „The Caucasian campaign of Omer-Pasha" (ebd. 1856); „A narrative of the Earl of Elgin's mission to China and Japan" (ebd. 1860).

Oliva, Flecken, im Landkreis Danzig (Prov. Preußen) mit 3139 E. (1871), 9 Km. im NW. von Danzig am Fuße des 106 m. hohen Karlsberges u. an der Hinterpommer. Eisenbahn gelegen; ist berühmt durch sein von schönen Gartenanlagen umgebenes Schloß u. die schöne Kirche, welche zu dem ehemaligen Cisterzienser-Mönchskloster gehört. Dasselbe wurde 1170 als Mons olivarum von dem pommerschen Herzog Sobislaw, der mit seinen Söhnen im Chore der Kirche begraben liegt, gestiftet, 1234 von den Preußen, 1432 von den Polen, 1576 von den Danzigern verwüstet u. 1829 aufgehoben. Die Kirche selbst zeichnet sich durch die große Anzahl prächtiger Kapellen, den Hochaltar u. die Kanzel aus.

Eine Marmortafel nahe an ihrem Eingange erinnert an den 1660 hier abgeschlossenen Frieden zwischen Polen, Schweden u. Brandenburg, durch welchen Preußens Unabhängigkeit bestätigt wurde. Der Flecken selbst hat eine Maschinenfabrik, Eisenhämmer u. Mühlen; das nahe gelegene Pelonken eine Kaltwasserheilanstalt u. das ½ M. nördlich von O. liegende, von letzterem durch Alleen, Gärten u. Landhäuser geschiedene Zoppot ein nam. von Danzigern vielbesuchtes Seebad.

Oliva, Maestro Fernan Perez de, berühmter span. Gelehrter u. Schriftsteller, geb. 1497 zu Cordova; lebte, nachdem er auf den Hochschulen von Salamanca, Alcala u. Paris philosophischen Studien in weitem Umfange obgelegen hatte, als Lehrer der Philosophie in Rom, später in Paris u. endlich in Salamanca. An letzterem Orte starb er 1533, noch ehe er einer Berufung an den Hof Kaiser Karl's V. als Lehrer des Prinzen Philipp (des späteren Königs Philipp II.) hatte Folge leisten können. O. wurde für die Entwicklung der span. Literatur weniger durch den Inhalt als durch die Form seiner Schriften bedeutend, indem er es mit vielem Erfolge versuchte, die span. Prosa nach dem Muster der lateinischen zu bilden u. ihr dadurch Klarheit u. Bestimmtheit zu verleihen; bes. that er dies in einer Reihe moralphilosophischer Dialoge, welche ganz nach ciceronianischem Muster geschrieben sind u. unter denen das Gespräch über die Menschenwürde („Dialogo de la dignidad del hombre") der interessanteste u. bekannteste ist. Auch als Dichter versuchte sich O.; indessen besitzen seine Dichtungen weder eine höhere Bedeutung noch fanden sie nachhaltigen Beifall (eine Gesammtausgabe der Werke O.'s erschien in Cordova 1586, eine Ausgabe der Poesien in Madrid 1787).

Olivarez, Don Gasparo de Guzman, Graf von O., Herzog von San Lucar, ein Sohn des span. Gesandten in Rom u. daselbst 6. Jan. 1587 geb.; war der Liebling des trägen u. geistesschlaffen Königs Philipp IV. u. nach dem Sturze der Herzöge von Uzeda u. von Ossuna der allmächtige Minister Spaniens von 1621—43. Von kleinlichem Charakter, eitel, bigott, gewinnsüchtig, neidisch u. intriguant, hielt er doch mit Zähigkeit an der Großmachtspolitik Philipp's II. fest. Obwol Flotte u. Heer verkommen, das Land verarmt u. entvölkert war, erzwang er die drückendsten Steuern u. hob unbarmherzig Rekruten aus, um Habsburg u. den Katholizismus zum Siege über Holland, Frankreich u. Schweden zu führen. Vergebens kämpfte er im mantuanischen Erbfolgekriege gegen den franz. Prätendenten, den Herzog von Nevers; vergebens unterstützte er die Hugenotten 1628 in La Rochelle u. den Herzog Gaston von Orleans 1632 gegen Richelieu u. den König Ludwig XIII.; vergebens unterhandelte er 1633 über einen großen Bund mit dem Kaiser, den italienischen, den katholischen deutschen Fürsten, Maria v. Medici, Gaston v. Orleans u. dem Herzog von Lothringen, um die Franzosen aus Italien, Graubünden, Lothringen u. dem Elsaß zu vertreiben: alle seine Anstrengungen vermehrten nur das Ansehen des französischen Siegers u. die grenzenlose Noth Spaniens. Vorübergehend empörten sich Neapel, Sizilien, Valencia, Viscaya, Navarra u. Aragonien; Catalonien erklärte sich seit 1640 für Frankreich, Portugal rief im Dez. dess. Jahres Johann v. Braganza auf den Thron, die Niederlande wurden frei u. raubten Spanien in Ost- u. Westindien einige der einträglichsten Kolonien. Als die Noth u. die Erbitterung des Volkes überhand nahmen, gab der schwache König dem Drängen der Königin, der Granden u. des Hohen Rathes nach, entließ O. u. verbannte ihn nach Toro, wo er 12. Juli 1645 starb.

Oliven, Früchte des Oelbaumes.

Olivenöl, Provenceröl, s. „Baumöl".

Olivier (spr. Oliwieh), Guillaume Antoine, franz. Entomolog, geb. zu Les-Arcs bei Fréjus 19. Jan. 1756; studirte Medizin u. Naturwissenschaften, widmete sich dann ausschließlich den letzteren, bereiste England u. Holland u. war von 1783 bis zur Revolution Naturforscher bei der Intendanz von Paris. Mit Bruguières 1793 vom Minister Roland nach der Türkei u. nach Persien gesandt, um Handelsverbindungen anzuknüpfen u. Naturalien zu sammeln, konnte er, da bald darauf Roland gestürzt wurde, nur den letztgenannten Zweck verfolgen. Das Ergebniß waren reiche Sammlungen, mit denen er 1798 nach Paris zurückkehrte. Seit 1800 Mitglied des Instituts, ward O. später Prof. der Zoologie an der Thierarzneischule in Alfort u. starb zu Lyon 11. Aug. 1814. Seine bedeutendsten Werke sind die „Entomologie, ou histoire naturelle des insectes" (6 Bde., Par. 1789—1808, mit 363 Kpfrn.; deutsch von Illiger, 2 Bde., Braunschw. 1800—1802) u. das „Dictionnaire de l'histoire naturelle des insectes de l'encyclopédie méthodique" (9 Bde., Par. 1789—1819). Auch ist seine „Voyage dans l'empire ottoman, l'Égypte et la Perse" (3 Bde., ebd. 1801—1807, mit Atlas; deutsch von Meth. Müller, Lpz. 1806—1808) hervorzuheben. Seine berühmte Insektensammlung ward von Latreille katalogisirt.

Olivier, Louis Henri Ferd., Erfinder einer nach ihm benannten Lesemethode, geb. zu La Sarraz (Kanton Waadt) 19. Sept. 1759; ging 1779 als Hofmeister nach Livland, wurde dann Lehrer der franz. Sprache am Basedow'schen Pädagogium in Dessau, leitete nach dessen Auflösung 1793—1801 eine von ihm selbst errichtete Erziehungsanstalt, widmete sich nachher ausschließlich der Ausbildung u. Ausbreitung seiner Lesemethode, die eine wissenschaftlich begründete Lautirmethode ist (vgl. den Art. „Leseunterricht"), ging 1811 nach Wien u. starb daselbst 31. März 1815. Sein Hauptwerk ist das „Orthoepographische Elementarwerk od. Lehrbuch über die in jeder Sprache anwendbare Kunst, rechtsprechen, lesen u. rechtschreiben zu lehren" (Dessau 1804).

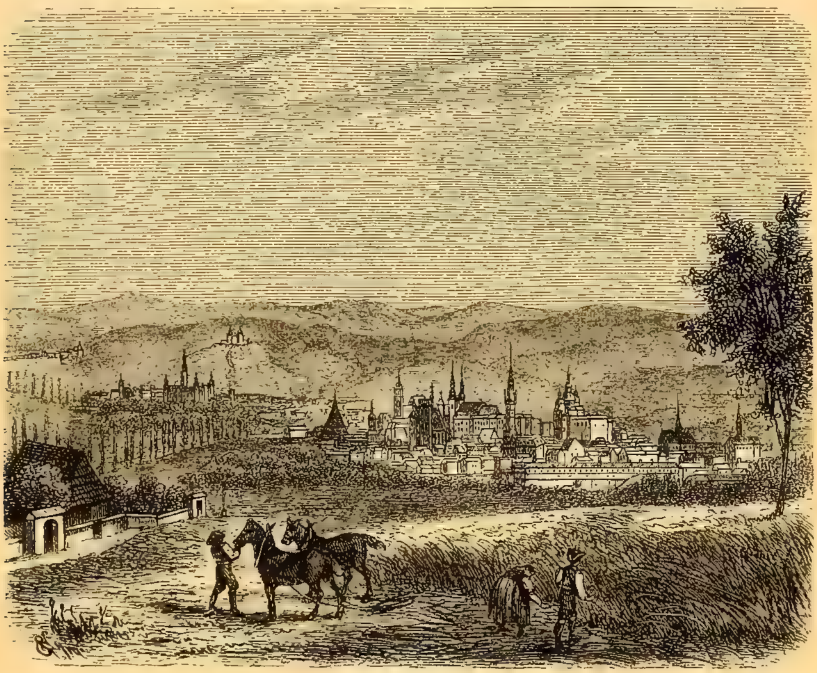
Olla potrida (span., spr. Olja—), wörtlich: fauliger Topf, ein Gefäß, in welches Fleisch- u. andere Speisereste zusammen geworfen werden; dann aber auch ein Lieblingsgericht der Spanier, eine Mischung von Schweine- u. Hammelfleisch mit Knoblauch, Zwiebeln, Gurken, Safran &c. In übertragener Bedeutung bezeichnet O. p. Allerlei, Miscellen &c.

Ollivier (spr. Olliwieh), Emile, franz. Advokat u. Staatsmann, geb. zu Marseille 2. Juli 1825; studirte die Rechte u. praktizirte seit 1847 als Advokat in Paris, kehrte auch schon 1849 zu seiner Praxis zurück, nachdem er 1848 von der republikanischen Regierung als Generalkommissär nach seiner Vaterstadt geschickt u. dann zum Präfekten in Langres ernannt worden war. Seit 1857 Mitglied des Gesetzgebenden Körpers, gehörte er zur Opposition, verlor aber das Vertrauen seiner Partei, als er seit 1863 mit der Regierung stimmte. 1865 zum Mitglied des Generalraths im Departement Var u. zum juristischen Beirath u. Kommissar des Vizekönigs von Aegypten ernannt, legte er infolge dessen seine Advokatur nieder. Als sich 1867 Napoleon III. angeblich zur Einführung liberalerer Institutionen entschlossen hatte, wendete sich O. der Regierung ohne Rückhalt zu, trat an die Spitze einer sog. Mittelpartei (tiers-parti) u. wurde, nachdem das Ministerium Forcade la Roquette 27. Dez. 1869 seine Entlassung genommen, mit der Bildung eines neuen (des ersten parlament.) Ministeriums betraut, in welchem er selbst als Siegelbewahrer u. Justizminister 3. Jan. 1870 den Vorsitz übernahm; doch vermochte er weder das Vertrauen des Kaisers zu gewinnen noch das der liberalen Partei sich wieder zu erwerben. Er war nicht scharfsichtig genug, um zu erkennen, daß ihn Napoleon nur gebrauchte, um sich für seine Politik zu decken, u. ließ sich auch nicht durch den Austritt seines klügeren u. ehrlicheren Kollegen Daru warnen; vielmehr suchte sich O. mit dem Kriegsminister Leboeuf u. dem Marineminister Rigault, welche der Kaiser aus dem früheren Kabinet in das neue herübergenommen, aufs Beste zu vertragen u. blieb sogar, als das Ministerium im Mai 1870 durch die Berufung des Herzogs v. Gramont (s. d.) ergänzt wurde. Auch ließ er sich so sehr in die Politik der Hofpartei hineinziehen, daß er, obgleich er noch Ende Juni im Gesetzgebenden Körper versicherte, daß für die Erhaltung des Friedens nichts zu befürchten sei, wenige Tage darauf in Gemeinschaft mit Gramont Kammern u. Land über eine angeblich dem franz. Botschafter Benedetti vom König von Preußen zugefügte Beleidigung täuschte u. 15. Juli „leichten Herzens" den Krieg für nothwendig erklärte. Indeß schon die ersten Niederlagen stürzten sein Kabinet, indem er 9. Aug. infolge eines ihm von der Kammer ertheilten Mißtrauensvotums seinen Platz an den Grafen v. Palikao (s. „Montauban") abtreten mußte. Hierauf verließ er sofort Frankreich u. wandte sich nach Florenz, wo er noch jetzt lebt. Nach dem Kriege veröffentlichte er „Ma justification" (1871). Wie in dieser Schrift, hat O. auch bei späteren Gelegenheiten, zuletzt in der Wahlbewegung vom Jan. 1876, jegliche Mitschuld am Kriege von sich gewiesen u. alle Schuld an dessen Ausgange auf die „unversöhnlichen" Gegner des Kaisers

gewälzt, welche denselben verrathen hätten. Außer seiner Selbstvertheidigung hat er unter dem Titel „Démocratie et liberté 1861—67" eine Sammlung von Reden u. kleinen Schriften herausgegeben (Par. 1867). Am 7. April 1870 ward er an Stelle Lamartine's in die Franz. Akademie gewählt.

Olm, s. „Proteus". **Oelmalerei**, s. „Malerei", Bd. VI, S. 88.

Olmütz (slav. Holomauc), Festung u. zweite Hauptstadt der österr. Markgrafschaft Mähren mit 15,229 E. (1869) ohne die etwa 6000 Mann Militär; liegt auf einer Insel der March, ist gut gebaut u. hat schöne große Plätze. Der Obermarkt ist durch eine 38,3 m. hohe Dreifaltigkeitssäule u. einen schönen Brunnen geziert. Von den 13 Kirchen sind die hervorragendsten der goth. Dom zu St. Wenzel u. die Mauritiuskirche von 1412 mit einer berühmten Orgel. An dem hohen Thurm des prächtigen Rathhauses ist eine kunstvolle Uhr (von 1574) angebracht. O. ist Sitz eines Erzbischofs, eines Bezirksamtes u. einer Berghauptmannschaft u. hat an höheren Lehranstalten eine theologische Fakultät, den Rest der 1581 gestifteten, aber 1853 aufgehobenen Universität mit bedeutender Bibliothek, ein erzbischöfliches Seminar, eine Lehrerbildungsanstalt, ein Obergymnasium u. eine Oberrealschule; außerdem bestehen hier eine allgemeine Landesversorgungsanstalt, ein großes Armeninstitut u. 3 Klöster;



Nr. 4364. Olmütz.

auf einem nahe gelegenen Hügel erhebt sich das 1074 gestiftete Prämonstratenserstift Hradisch, jetzt ein Militärhospital. Die Viehmärkte der Stadt haben auch für Polen, Rußland u. Ungarn große Bedeutung. Das Bisthum, angeblich von Cyrill u. Method begründet, wurde 1777 zum Erzbisthum erhoben; 1640 war aber der Sitz der Regierung nach Brünn verlegt worden. O., dessen Festungswerke jetzt durch detachirte Forts verstärkt sind, wurde 1642 von Torstenson, 1741 von den Preußen eingenommen; Letztere räumten die Stadt im nächsten Jahre wieder u. konnten sie bei der zweiten Belagerung nicht nehmen; 2. Dez. 1848 legte hier Kaiser Ferdinand I. die Krone zu Gunsten seines Neffen Franz Josef nieder u. 28. u. 29. Nov. 1850 wurden hier Konferenzen zwischen Preußen (v. Manteuffel), Oesterreich (Fürst Schwarzenberg) u. Rußland (Graf Meyendorff) abgehalten, in denen sich diese Mächte über die deutsche Politik einigten.

Olonez (spr. Alonez), ein 2701,65 □M. großes, aber nur von 302,490 E. (1871) bewohntes großruss. Gouvernement; wird im W. vom Großfürstenthum Finnland u. St. Petersburg, im S. von Nowgorod, im O. von Wologda u. im NO. u. N. von Archangelsk begrenzt. Das wellenförmige Land bildet eine Fortsetzung des finnischen Plateaus u. zeigt einen ähnlichen Wechsel von Seen (Onega-, Segosero-, Wyg-, Wodlo-See u. der östl. Theil des Ladoga-Sees), Wäldern, Sümpfen u. unfruchtbarem Steinboden; nur 3 % des Areals ist Kulturland, auf dem nam. Flachs u. Hanf gebaut wird; für Getreide ist das Klima zu rauh. Die Bevölkerung, Finnen, Russen u. Lappen, nährt sich von Holzschlag, Jagd u. Fischerei. Die Hauptstadt Petrosawodsk mit 10,900 E., am westl. Ufer des Onega-Sees gelegen, ist Sitz eines Erzbischofs u. eines Bergamtes, hat eine große Kanonengießerei u. einen Kupferhammer. Die alte Hauptstadt **O.** mit 1341 E., an der Olonka u. Megraga, stammt aus dem 13. Jahrh.

Olózaga, Salustiano, span. Staatsmann, geb. zu Logrono 1803; betrieb das. die advokatorische Praxis, als er 1831 wegen Theilnahme an einer Verschwörung gegen Ferdinand VII. verhaftet wurde, doch entfloh er 1832 nach Frankreich, wo er bis nach dem Tode Ferdinand's blieb. Zurückgekehrt, trat er bald darauf in die Cortes, um hier als einer der Vorkämpfer der Opposition schnell zu Einfluß zu kommen. 1840—43 Gesandter in Paris, übernahm er nach der Mündigkeitserklärung Isabella's den Vorsitz im Ministerrath, gerieth jedoch bald mit den Moderados, bez. mit Narvaez u. Serrano, in Mißhelligkeiten, u. da auch seine politischen Freunde, die Progressisten, gegen ihn mißtrauisch geworden waren, glaubte er sein Kabinet nur durch Auflösung der Cortes halten zu können, wozu die Königin in der Nacht vom 28. zum 29. Nov. 1843 das betreffende Dekret unterzeichnete. Das war indeß vergeblich, denn die Intriguen der Hofpartei vertrieben ihn doch aus seinem Amte u. sogar auch aus dem Lande. Erst 1847 durfte er wieder zurückkehren, worauf er abermals in die Kammer gewählt ward u. an die Spitze der Progressisten trat. Nach der Revolution im Juli 1854 näherte sich O. dem General Espartero, der ihm wieder den Pariser Gesandtschaftsposten gab. Damit endete jedoch keineswegs seine Wirksamkeit in den Cortes, da er sich einen großen Theil des Jahres in Madrid aufzuhalten pflegte. Dieselbe wurde zwar eine für die bourbonische Dynastie immer feindseligere, war aber nie gegen die Monarchie an sich gerichtet, denn O. war ein ehrgeiziger u. prachtliebender Mann. Er mißbrauchte daher auch seinen Gesandtschaftsposten, den er bis 1865 u. dann von Neuem seit 1868 inne hatte, zu vielfachen Umtrieben u. Eigenmächtigkeiten, so nam. 1870 durch seine Betheiligung an den Ränken u. Zettelungen Prim's, an der Schaffung der span. Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern u. durch seine voreilige Anerkennung der Französischen Republik des 4. Sept. Er starb zu Enghien bei Paris 25. Sept. 1873.

Oelpalme (Elaïs Guineensis), eine der werthvollsten Palmenarten der afrikan. Westküste, von wo sie sich nach dem Innern verbreitet; im heißen Amerika hat sie eine zweite Heimat gefunden. An der Goldküste ist sie dem Neger Alles. Die Blattstiele dienen ihm zum Bauen der Hütten, die netzartigen Fasern am Grunde der Blattstiele zur Bereitung von Bürsten, die jungen Blätter zur Nahrung für Schafe u. Ziegen. Der Saft giebt ihm Wein, der, so lange er eine süße, helle Flüssigkeit ist, nicht berauscht, aber schon an demselben Tage in weinige Gährung übergeht u. trunken macht. Am werthvollsten ist das Oel der Nuß, ohne welches der Neger keine Mahlzeit kennt. Man bereitet es aus den jung abgenommenen Nüssen, die man in mit Steinen ausgelegte Gruben schüttet, um sie in denselben mit Stöcken zusammen zu stampfen, bis sich das Oel, im Wasser schwimmend, gänzlich von dem Zellgewebe getrennt hat. Die Kerne selbst bleiben noch keimfähig. Dieses Oel ist das bekannte Palmöl, welches zur Bereitung von Stearinkerzen ein höchst wichtiger Handelsartikel wurde. Die Palme selbst hat einen dicken Stamm von mittlerer Höhe, der durch die Reste von Blattstielen ein zottiges Ansehen bekommt, wenn dieselben nicht von selbst abgefallen sind, in welchem Falle nur Narben zurückbleiben. Die Blattstiele sind dornig gezähnt, die Blätter gefiedert; letztere bedecken oft den ganzen Stamm. Die Blumen brechen in ästigen Kolben, strohgelb gefärbt u. trockenhäutig aus dem Gipfel hervor u. bringen dunkelgelbe od. rothe Nüsse von der Größe eines Taubeneies, deren Fruchtfleisch das bekannte butterartige Oel enthält.

Oelpflanzen, s. „Oelfrüchte".

Oels, Kreisstadt des preuß. Reg.-Bez. Breslau (Provinz Schlesien), mit 8164 E. (1871); liegt am linken Ufer der Oelse, 3½ M. nordöstl. von Breslau, an der rechten Oderuferbahn u. an den Bahnen Breslau-Warschau u. Oe.-Gnesen. Die Stadt hat 3 evangel. u. 1 kathol. Kirche, eine Synagoge, ein evangel. Gymnasium, ein großes Schloß mit alten Befestigungen, einer bedeutenden Bibliothek u. einem schönen Park u. treffliche Armenanstalten; ist Sitz eines Kreisamtes u. Kreisgerichtes u. treibt Tuchfabrikation, Flachs-, Gemüse- u. Obstbau. Oe. ist Hauptort

der gleichnamigen fürstlichen Standesherrschaft, welche ein Areal von $35^1/_4$ □M. umfaßt u. aus dem Herzogthum Oe. hervorgegangen ist. Dieses war anfänglich in den Händen schles. Dynasten, aus dem Hause der Piasten, kam später an Böhmen, dann durch Tausch an die Herzoge von Münsterberg u. 1647 durch Erbschaft an den Herzog Silvius Nimrod von Württemberg, welcher die Linie Württemberg-Oe. stiftete. Mit dem Aussterben dieser Linie gelangte Herzog Friedrich August von Braunschweig, der Schwiegersohn des württemb. Herzogs Karl Christian Erdmann, in den Besitz des Herzogthums (Braunschweig-Oe.), das 13. Jan. 1824 durch Vergleich an den regierenden Herzog Wilhelm von Braunschweig fiel, den zweiten Sohn des 1815 in der Schlacht von Quatrebras gefallenen Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oe.



Nr. 4365. Die Oelpalme (Elaïs Guineensis).

Oelsäure, Oleïnsäure, findet sich mit Glycerylozyd verbunden in allen Fetten u. fetten Oelen des Thier- u. Pflanzenreichs; man erhält diese Säure bei der Fabrikation der Stearinsäure als Nebenprodukt u. bringt sie in großer Menge unter dem Namen Oleïn od. Elaïn in den Handel; sie erscheint als helle ölige Flüssigkeit u. wird u. A. namentlich zur Fabrikation von Seife benutzt.

Olshausen, Hermann, hervorragender protestantischer Theolog u. Bibelerklärer, geb. 21. Aug. 1796 zu Oldesloe; studirte seit 1814 in Kiel, dann in Berlin unter Schleiermacher's u. Neander's Leitung Theologie u. wurde, nachdem er sich 1820 in Berlin habilitirt, im folgenden Jahre außerord. Prof. zu Königsberg. Hier entfaltete O. eine reiche persönliche Wirksamkeit, vertauschte aber die 1827 erhaltene ordentliche Professur mit einer gleichen in Erlangen (1834) u. starb daselbst 4. Sept. 1839. O. ist der Hauptvertreter u. in gewissem Sinne der Schöpfer der sog. „geistlichen Auslegung" in der neueren Theologie, deren Methode bes. auf die Gewinnung des „tieferen Schriftsinns" ausgeht. Von diesem Standpunkte unternahm O. einen „Biblischen Kommentar über sämmtliche Schriften des Neuen Testamentes" (Königsb. 1830 ff., nach seinem Tode von Ebrard u. Wiesinger fortgesetzt u. zum Theil neu aufgelegt, zusammen 7 Bde.).

Olten, gewerbfleißiges Städtchen, im schweiz. Kanton Solothurn mit 2998 E. (1871) an der Aare gelegen, über welche eine lange, bedeckte Brücke führt, u. überragt von der Oberwartburg od. dem Sälischloß; steht auf der Stelle der Römerkolonie Ultinum, ist alterthümlich gebaut u. hat sich als Kreuzungspunkt der Eisenbahnlinien Basel-O.-Bern, O.-Luzern u. O.-Aarau-Zürich außerordentlich gehoben. Hier befinden sich die großen Werkstätten der schweiz. Centralbahn; außerdem beschäftigen sich die Einwohner mit Strumpfwirkerei, Drahtzieherei u. Parquetteriefabrikation. Sehenswerth ist die Pfarrkirche.

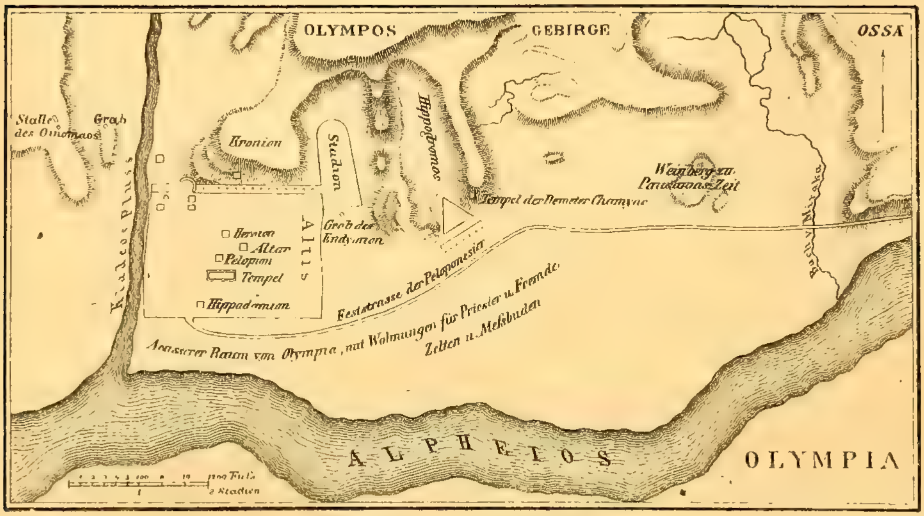
Oelung, s. „Letzte Oelung".

Oelweide, Oleaster, Elaeagnus, falscher, wilder od. böhmischer Oelbaum, Paradiesbaum; ein strauchartiger Baum, von welchem wir in unsern Anlagen u. Gärten die südeurop. Art (E. angustifolia) hegen. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß sie auf der einen Seite an die Weide, auf der andern an den Oelbaum erinnert, dessen Blätter sie trägt, während ihre unscheinbare Blüte den durchdringenden Geruch des falschen Jasmins (Philadelphus) besitzt. Infolge dessen verwerthet man diese letzteren als Thee bei nervösen Fiebern. Die kirschenartigen, ovalen u. saftigen Früchte enthalten einen Stein u. sind eßbar, sowie das Holz des Stammes zu Drechslerarbeiten u. zum Braunfärben benutzt wird. Der Baum gehört zu denjenigen, welche dem ausdauernden Sonnenbrande des Südens am meisten widerstehen u. durch die silberfarbigen Blätter der Landschaft ein höchst eigenthümliches Bild aufdrücken. Man kennt übrigens die Baumgattung, wenn auch in anderen Arten, noch in Aegypten, Persien, Ostindien, auf den Philippinen u. in Japan. Sie bildet den Typus einer eigenen Familie **Elaeagneae,** zu der auch unser einheimischer Sand- od. Audorn (Hippophaë rhamnoides) gehört.

Olympia. Im Westen des Peloponneses liegt im mittleren Theile der Landschaft von Elis, in der sog. Pisatis, welche vielleicht schon vor der dorischen Wanderung od. doch bald nach derselben von Achäern okkupirt worden war, am nördl. Ufer des Alpheios, der durch das Heiligthum des Zeus Olympios u. die sich daran knüpfenden Olympischen Spiele zu höchstem Ruhm gelangte Festraum der Hellenen, die ringsum von einer Mauer umschlossene sog. Altis od. der heilige Hain des Zeus: jetzt eine ungesunde, feuchte, größtentheils mit Gebüsch u. Weideland bedeckte, von niedrigen Anhöhen umgebene Niederung ohne eine Spur menschlicher Ansiedelungen, ehemals aber vom 8. Jahrh. v. Chr. bis zum 4. Jahrh. n. Chr. ein Sammelplatz Tausender, aus den fernsten Gegenden gekommener Besucher, die die mit zahlreichen Bauten u. Kunstwerken geschmückte Stätte, auf welcher täglich regelmäßige Opfer statthatten, während des aller vier Jahre am ersten Vollmond nach der Sommersonnenwende gefeierten großen Festes der Olympien im buntesten Durcheinander bedeckten. Anfänglich hatten die pisatischen Achäer, die Einwohner der ganzen Landschaft Pisatis, die alleinige Leitung des Festes; bald aber nahmen die mit der dorischen Wanderung aus dem südl. Aetolien herübergekommenen Eroberer, welche zuerst in der nördl. Landschaft von Elis, in der sog. „hohlen Elis", festen Fuß gefaßt u. dann den Namen Eleer angenommen hatten, mit der größeren Ausbreitung ihrer Herrschaft auch über das mittlere u. südl. Elis die Leitung des Festes für sich in Anspruch. Im Laufe der Zeiten betheiligten sich neben den Pisaten u. Eleern nach einander zuerst die Messenier u. Lakedämonier, dann die übrigen Peloponnesier, endlich die außerpeloponnesischen Griechen, die kleinasiatischen Jonier, die sizilischen Kolonien &c. an den Olympischen Festen, O. als ihren geistigen Mittelpunkt erkennend u. den das Heiligthum u. die Feste betreffenden Satzungen von Seiten der elischen Behörden sich unterordnend. Wie Delphi, so wurde also auch Elis durch das olympische Heiligthum mit der Zeit eine Art Kirchenstaat.

O. war nur ein mit Tempeln u. andern zum Zweck der großen Feste hergerichteten Bauten bedeckter Raum, an dem dauernd nur das nöthigste Kult- u. Aufseherpersonal angesiedelt war. O. selbst bestand aus zwei scharf gesonderten Theilen; der eine Theil lag innerhalb der um die Altis gezogenen Mauer, der andere außerhalb derselben. Den Mittelpunkt der Altis bildete der auf einem steinernen Unterbau von 39 m. Umfang unter freiem Himmel errichtete Altar des Zeus, auf welchem nicht nur während der großen Feste, sondern auch sonst wöchentlich u. täglich von Eleern, Privatleuten u. Fremden geopfert wurde. Jährlich wurde um die Zeit der Frühlings-Tag- u. Nachtgleiche eine neue Lage von der im Laufe des Jahres angesammelten Asche, vermischt mit dem Wasser des Alpheios, aufgestrichen, so daß die Höhe des Altars immerfort zunahm. Zur Zeit des Pausanias betrug dieselbe $7^1/_4$ m. In der Nähe dieses Altars standen gegen Westen in gleicher Entfernung von demselben zwei alte Heiligthümer: ein dorischer, mit vielen kostbaren Weihegeschenken angefüllter Tempel der Hera u. ein dem Pelops (von dem sich die durch die Eleer unterdrückten achäischen Pisaten ableiteten) gewidmeter, von einer Mauer umschlossener, mit Bäumen u. Statuen angefüllter heiliger Raum, das sog. Pelopion. Südlich von letzterem erhob sich der große Tempel des Zeus, der, schon früher erbaut, mehrmals restaurirt u. auch vergrößert worden zu sein scheint. Seinen völligen Abschluß erhielt der Bau des Tempels erst ungefähr um 436 v. Chr., während der Anfang desselben auf 572 v. Chr. gesetzt wird. Der Bau galt als das Denkmal

des um die zuletzt genannte Zeit erfochtenen Sieges der Eleer über die Pisaten. Es war ein dorischer Peripteros, der auf den Schmalseiten 6, auf den Langseiten 13 mit feinem Stuck überzogene, aus Muschelkalk gearbeitete Säulen hatte. Der Unterbau war aus feinkörnigem Kalkstein errichtet; das Dach, die innere Cella-Architektur, der plastische Schmuck der Giebelfelder u. die Metopen über den Schmalseiten der äußeren Cellamauer waren von weißem Marmor. Das Dach der Cella war in der Mitte nach Art der Hypäthral-Tempel geöffnet. In diesem Tempel befand sich die bald nach 437 v. Chr. aufgestellte weltberühmte goldelfenbeinerne Kolossalstatue des Zeus von der Hand des Pheidias, dem Eingange in den Tempel gegenüber (die Eingänge in die griech. Tempel pflegten auf der Ostseite des Gebäudes zu sein). Westlich vom Tempel, nahe demselben, stand ein uralter, der Sage nach von Herakles gepflanzter Oelbaum, von dessen Zweigen mit einem goldenen Messer die für die Sieger in den Kampfspielen bestimmten Kränze geschnitten wurden. In seiner Nähe war den „Nymphen der schönen Kränze" ein Altar errichtet. Zwischen dem Zeus-Tempel u. dem großen Hauptaltare des Gottes stand unter einem von vier Säulen getragenen Dache eine uralte, durch viele Heftbänder zusammengehaltene hölzerne Säule, die als der Rest des durch einen Blitz zerstörten Hauses des alten Königs Oinomaos bezeichnet wurde, jenes mythischen Pelasgerkönigs von Pisa, dem Pelops,



Nr. 4366. Plan von Olympia.

der sagenhafte Stammvater der Achäer, die als Preis des Wagenrennens gesetzte Tochter Hippodameia abgewann. In der Nähe des in der Südmauer der Altis gelegenen Prozessionsthores lag das der ebengenannten Hippodameia zum Gedächtniß geweihte Hippodameion, ein mit einem Altar versehener u. von einer Mauer umschlossener Raum von 1000 □m. Flächeninhalt, der nur einmal im Jahre von opfernden Frauen betreten werden durfte. Im nördl. Theile der Altis fanden sich folgende Gebäude: das Prytaneion, welches zwei Gemächer enthielt, nämlich das Heiligthum der Herdgöttin Hestia mit einem Altar u. dem Speisesaal, in welchem den Siegern ein Festmahl gegeben wurde. Dem Prytaneion gegenüber stand ein Rundbau, in welchem goldelfenbeinerne Statuen des makedonischen Königs Philipp, seines Vaters Amyntas, ferner Alexander's d. Gr., der Olympias u. Eurydike aufgestellt waren. Zwischen beiden Gebäuden war der Ausgang nach dem außerhalb der Altis belegenen Gymnasion, der offiziellen Ringschule O.'s, wo sich auch Wohnungen für die den Uebungen obliegenden Athleten befanden. In der Nähe des genannten Rundbaues, des sog. Philippeions, befand sich ein der Göttermutter geweihter dorischer Tempel, das Metroon, in dem aber zur Zeit des Pausanias kein Götterbild mehr vorhanden war, sondern in dem Statuen röm. Kaiser aufgestellt waren. Es lag westlich od. südlich vom Philippeion. Dem Metroon gegenüber, also südlich vom Prytaneion, lag das Bouleuterion, das Rathhaus, in welchem der olympische Rath, dem die Verwaltung des Ganzen oblag, seine Sitzungen abhielt; in demselben stand eine Statue des Zeus Horkios (des Schwurgottes), vor der Athleten mit ihren Angehörigen u. Lehrern u. ferner die Kampfrichter bezüglich Innehaltens der Kampfgesetze u. Ordnungen aller Art vereidigt wurden. In der Nähe des Rathhauses scheint auch ein Theater gelegen zu haben, das aber zur Zeit des Pausanias nicht mehr da war. Oestlich von den eben genannten Gebäuden erhoben sich am Fuße des Kronionhügels auf einer Art Terrasse, die mit 17 aus Strafgeldern (die bei Gelegenheit der Uebertretung der Kampfordnungen erhoben wurden) gestifteten Erzstatuen des Zeus geschmückt waren, zehn tempelartige Gebäude, die von verschiedenen, meist außergriechischen Städten zur Aufbewahrung kostbarer Weihgeschenke errichtet waren u. daher Thesauren (Schatzhäuser) genannt wurden. Pausanias (VI, 19) beschreibt sie der Reihe nach. Außer diesen gab es in der mit bepflanzten u. so von schattigen Wegen durchzogenen, mit Statuen, Bäumen Weihgeschenken u. Denkmälern aller Art überreichlich geschmückten Altis eine ganze Reihe nicht mehr im Einzelnen zu fixirender Hallen, die für Spaziergänge bestimmt u. zum Theil mit Gemälden geschmückt waren.

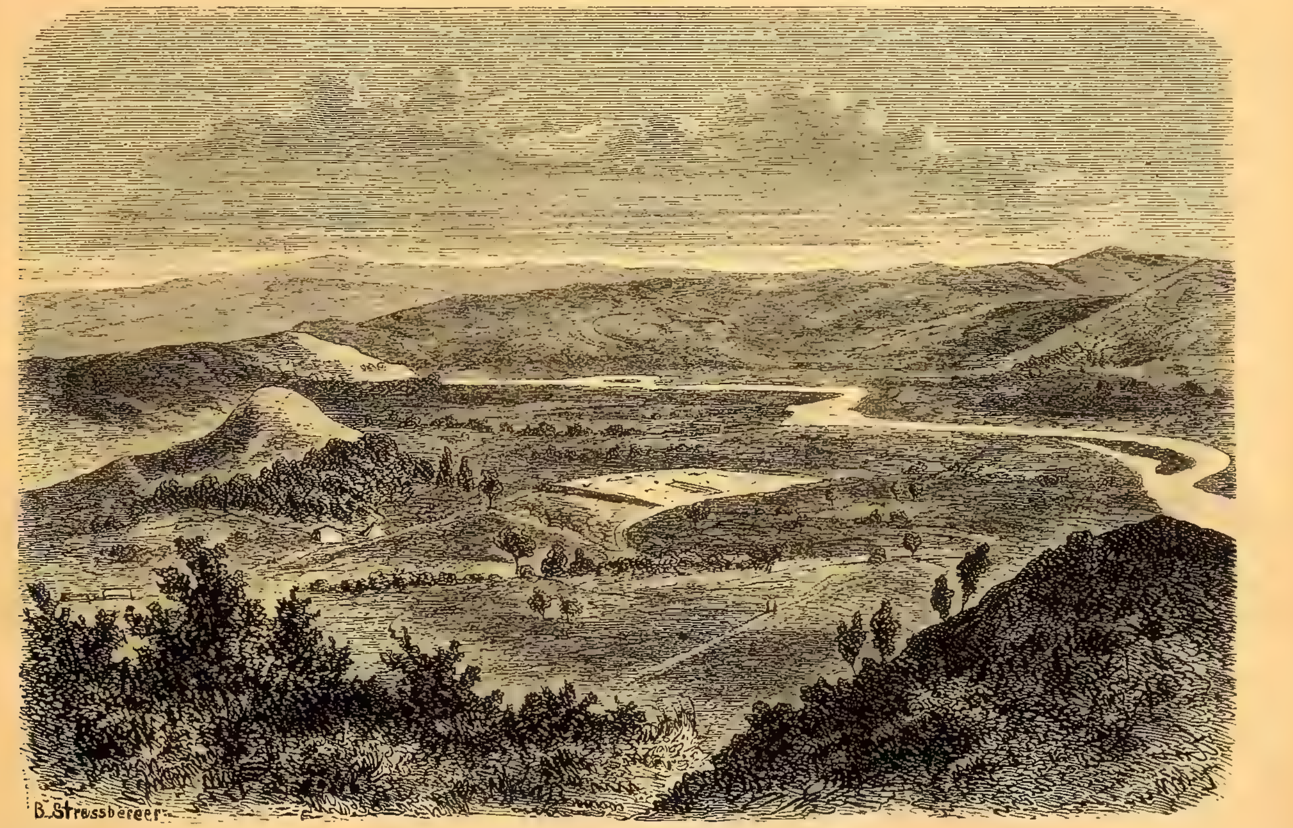
Außerhalb der Altismauer, u. zwar nordöstl. sich an diese anschließend, lag das Stadion, die 188 m. lange Rennbahn für den Wettlauf u. die übrigen, zu diesem ältesten u. ursprünglich einzigen Kampfspiel hinzugefügten gymnischen Agone der Athleten, der Sprung, der Ringkampf, der Faustkampf, der Wurf der Diskosscheibe, der Speerwurf u. die zusammengesetzten Kampfarten. Wieder östlich vom Stadion lag der größere Hippodrom für Wettrennen u. Wettfahrten mit Rossen u. Wagen. An den Langseiten desselben befanden sich eben so wie an denen des Stadions Sitze für die Zuschauer auf künstlich aufgeschütteten Erdwällen, u. am südl. Ende der Bahn stand eine Halle, die verschiedenen Zwecken diente.

Außerhalb der Altis sind ferner noch zu suchen ein Demeter-Tempel, das Grab des Endymion, ein Heiligthum der Eileithyia u. des Kronion, das schon erwähnte Gymnasion, das sagenhafte Grab u. die Ställe des Oinomaos, das für die Aufnahme röm. Großen bestimmte Leonidaion, das vornehmste Gasthaus, ferner die mit aller Pietät erhaltene Werkstätte des Pheidias u. zahlreiche andere Häuser zur Bewirthung der Festgäste, zur Aufnahme der Kampfwagen, Rosse u. Maulthiere, zu Wohnungen für die Priester u. priesterlichen Beamten, Opferschlächter, Flötenbläser, Holzverwalter, Aufseher, Fremdenführer, Diener 2c., die immer an Ort u. Stelle sein mußten.

Der Raum zwischen der Altismauer u. dem Alpheiosflusse diente während der Festzeit zur Errichtung von Verkaufsbuden, Zelten u. andern provisorischen Gebäuden, denn während jener Zeit entfaltete sich hier, ähnlich wie in Delphi, auf dem Isthmos u. auf der Insel Delos, eine Art von Jahrmarktsverkehr, dem unserer Messen ganz ähnlich. An den großen Festen selbst durften alle Hellenen Theil nehmen; ausgeschlossen waren nur Die, welche öffentlich als mit Schuld beladen angesehen wurden. Die geladenen Städte schickten Deputationen, die am großen Altar des Zeus im Namen ihrer Bürger zu opfern hatten. Alles, was die Gesammtheit der Hellenen betraf, wurde hier durch Herolde bekannt gegeben, so z. B. später die Verordnungen Makedoniens u. Roms. Die Kampflustigen selbst hatten Zeugnisse über ihre gesetzmäßige Ausbildung in einem hellenischen Gymnasium beizubringen, Probeübungen durchzumachen u. wurden auf die Kampfordnung vereidigt. Ursprünglich war es nur ein Festtag, im Laufe der Jahre wurden es deren fünf. Die Spiele im Stadion waren die ältesten, unter diesen wieder war das hervorragendste der Wettlauf. Wer von Bewerbern um den Kranz des Zeus durch irgend einen der anwesenden Hellenen einer Schuld angeklagt wurde, der mußte sich sofort vor Richtern verantworten u. konnte nur Theil nehmen, wenn er freigesprochen war. Die würdig befundenen Kämpfer traten an eine silberne Urne mit Losen, beteten zum Zeus u. zogen das Los, das ihre Stellung im Paar od. in der Gruppe bestimmte. Soviel Gruppen da waren, so oft wurde das Wettspiel erneuert; die Sieger der einzelnen Gruppen — beim Wettlauf liefen immer vier mit einander — vereinigten sich zum letzten u. höchsten Preiskampf. Wie der Wettlauf, so wurden auch die anderen schon genannten Kampfarten des Stadions gehandhabt. Später überstrahlte der Glanz des Reichthums u. die Pracht der Viergespanne im Hippodrom die Spiele des Stadions. Ein Sieg im Hippodrom galt als die höchste Ehre. Am vierten Festtage fanden die Rennen statt. Zwölfmal mußte die Bahn durchmessen werden. Der Sieger wurde in den Tempel des Zeus geführt u. empfing vor der Statue des Gottes vom heiligen Tische den frischgeschnittenen Kranz des Oelbaums. Es folgte das Dankopfer am Altar des Zeus, dann das Festessen im Prytaneion, u. wer dreimal gesiegt hatte, durfte in der Altis eine in Lebensgröße ausgeführte Bronzestatue von sich aufstellen lassen, die häufig vervielfältigt wurde, um auch noch die geehrte Vaterstadt des Siegers zu schmücken. Als höchste Ehre aber galt dem Sieger das Lob aus dem Munde ruhmreicher Dichter, die seinen Namen der Nachwelt aufbewahrten. Kehrte der Sieger heim in die Vaterstadt, so gab es neue Feste, an denen das von einem Chore eingeübte Lied des Dichters erscholl.

So gingen z. B. die Lieder Pindar's über die Meere in alle Lande griechischer Zunge. Bis ins 4. Jahrh. n. Chr. hinein ragte der Glanz der Olympischen Spiele. Die Stürme der Völkerwanderung, das Christenthum, die Ueberschwemmungen des nicht mehr regulirten Alpheiosbettes sind die Ursachen zur allmählichen Verödung der Stätte geworden.

Unter den Denkmälern O.'s war das berühmteste die auf einem Throne sitzende, $12^1/_2$ m. hohe goldelfenbeinerne Statue des Zeus im großen Haupttempel der Altis. Der Thron war von Cedern- u. Ebenholz u. mit edlen Steinen u. Skulpturen reichlich verziert. Die mit Reliefs geschmückte Basis des Thrones war $3^3/_4$ m. hoch. Antlitz, Brust u. entblößter Oberleib, ebenso die Füße, waren aus Elfenbeinplatten gearbeitet, die Locken des Haupt- u. Barthaares waren von Gold, ebenso die Statue der Nike, welche der Gott auf seiner ausgestreckten Rechten hielt. Das Scepter in der Rechten war von verschiedenen Metallen hergestellt. Das Gewand, das den Unterkörper umhüllte, war ebenfalls aus Gold u. mit Blumen bedeckt, die wir uns in einer Art von Email ausgeführt denken müssen. Im 2. Jahrh. sah Pausanias die Statue noch wohlerhalten. Unter Theodosius II. der seit 408 n. Chr. regierte, soll im Tempel zu O. ein Brand gewüthet haben, bei dem die Statue möglicherweise zu Grunde ging. Andere melden, daß die Statue nach Konstantinopel geschafft u. dort im Palast des Lausos 475 n. Chr. durch einen Brand zerstört worden sei. Die ersten Ausgrabungen in O. wurden durch die Franzosen im J. 1829 angestellt; man fand die Stelle des Zeus-Tempels, legte die Fundamente desselben zum Theil frei u. brachte einige Fragmente von Marmorreliefs, die als Metopen über den Schmalseiten der Cella saßen, wie man der Beschreibung bei Pausanias entnimmt, in das Museum des Louvre. Die auf Anregung von Ernst Curtius (s. d.) im J. 1875 aufs Neue begonnenen Ausgrabungen haben schon in der eben verflossenen ersten Campagne wahrhaft großartige Ergebnisse gehabt. Zwar ist der Tempel noch nicht ganz frei gelegt, aber schon sind die Entdeckungen derart, daß es möglich wäre, den Tempel wieder herzustellen. Zahlreiche Säulen, der Reihe nach wahrscheinlich durch Erdbeben umgestürzt, Gebälkstücke aller Art von allen Theilen des Tempels, desgleichen zahlreiche Ornamente der Architektur sind aufgefunden. Selbst der untere Theil der Basis von der Zeus-Statue ist zum Vorschein gekommen. Dazu ist fast die ganze Statuengruppe, welche das östl. Giebeldreieck füllte, größtentheils in Torsen, zum Theil auch in ganz erhaltenen od. doch wieder zusammenzusetzenden Figuren zum Vorschein gekommen. Nach der Beschreibung dieser Gruppe bei Pausanias darf dieselbe wol als der Moment aufgefaßt werden, in welchem vor der ebenfalls dargestellten Statue des Zeu. zwischen Oinomaos u. Pelops ein Treuvertrag bezüglich des eben beginnen sollenden Wagenrennens statt hat, als dessen Preis die Tochter des Oinomaos, die Hippodameia, gesetzt war. In der Mitte der Gruppe thront die Statue des Zeus, jederseits von ihm steht eine Gruppe von 2 Figuren, auf der einen Seite Oinomaos mit seiner Gattin Sterope, auf der andern Pelops mit der zu gewinnenden Hippodameia. Hinter Oinomaos, vor seinen vier Pferden auf dem Boden kauernd, sitzt Myrtilos, der Wagenlenker des Oinomaos, ihm entsprechend auf der andern Seite Sphairos, der Wagenlenker des Pelops. Hinter Pferden u. Wagen auf jeder Seite sind zwei Diener, u. in den Ecken liegen zwei Flußgötter, auf der einen Seite der Alpheios, auf der andern der bei O. in den Alpheios mündende Kladeos. Von der Giebelgruppe auf der Westseite, welche den Kampf der Lapithen u. Kentauren bei der Hochzeit des Peirithoos darstellte, ist erst ein einziges Bruchstück gefunden worden. Dagegen sind die von den Franzosen hervorgezogenen Metopen-Fragmente durch weitere, alle mit einander der Beschreibung des Pausanias sich fügende od. auch sie ergänzende Funde vervollständigt worden. Außer diesen, speziell zum Zeus-Tempel gehörenden Stücken wurden zahlreiche andere, zum Theil höchst werthvolle Alterthümer gefunden, unter denen besonders eine von den in Naupaktos 455 v. Chr. angesiedelten Messeniern gestiftete Nike aus Marmor auf einem $4^3/_4$ m. hohen Postamente hervorragt, von demselben Paionios gearbeitet, von dem laut Inschrift u. Bericht des Pausanias auch die eben beschriebene Gruppe im östl. Giebel des Zeus-Tempels hergestellt worden. Auch eine ganze Zahl höchst wichtiger Inschriften, Verträge, Ehrendekrete, Weihinschriften 2c. sind ausgegraben. Die Ausgrabungen sollen Ende Sept. 1876 aufs Neue begonnen werden.



Nr. 4367. Blick auf die Ebene von Olympia von Druva aus.

Olympia, ein von Chacornac in Paris 12. Sept. 1860 entdeckter, zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisender, das Zeichen (59) führender Planetoid.

Olympiade hieß bei den Griechen ein Zeitabschnitt von vier vollen Jahren; der Name stammt von den nach je vier Jahren im Sommer wiederkehrenden Olympischen Spielen (s. „Olympia"). Die Aera der O.n beginnt 776 v. Chr. u. schließt mit der 293. O. (394 n. Chr.); der erste Historiker, der nach O.n rechnete, war der Sizilier Timäos um 264 v. Chr.

Olympias, Tochter des Königs Neoptolemos von Epeiros, wurde 358 od. 357 v. Chr. mit König Philipp von Makedonien vermählt, dem sie im J. 356 Alexander (den Großen) u. später eine Tochter gebar. Nachgehends entzweite sie sich mit ihrem Gatten, der an ihrer Stelle die Makedonierin Kleopatra heirathete. Von Rachsucht getrieben, wirkte sie mit zur Ermordung Philipp's (336) u. trieb die

Kleopatra in den freiwilligen Tod. Alexander behandelte sie mit kindlicher Ehrfurcht, verweigerte ihr aber die gewünschte Regentschaft während seiner Abwesenheit. Nach Alexander's Tode nahm sie lebhaften Antheil an den Streitigkeiten um den Thron, den sie für sich zu erwerben gedachte. Unterstützung für ihre Pläne fand sie bei Polysperchon, dem Feldherrn Philipp's u. Alexander's, der in Makedonien kommandirte. Sie ließ Alexander's Stiefbruder Philippos Arrhidäos u. dessen Gattin Eurydike nebst 100 vornehmen Makedoniern grausam hinrichten (317), wurde aber bald (316) von Polysperchon's Gegner Kassander in Pydna belagert, gefangen genommen u. auf Kassander's Befehl getödtet.

Olympische Spiele, s. „Olympia".

Olympos hießen mehrere Berge in Griechenland u. Kleinasien. Bes. berühmt ist der von den Griechen als Wohnsitz der Götter betrachtete O. (heute Elymbos, türk. Semavat Evi, d. h. Sitz der Himmlischen), der äußerste Theil des Gebirges an der Nordgrenze Thessaliens, welches sich der Küste Pieria's parallel von NW. nach SO. zog, hier durch das Thal Tempe vom Ossa (s. d.) geschieden. Der O. ist über 3000 m. hoch; die Alten schildern ihn als bis zu den Wolken reichend u. schneebedeckt; doch ist der Schnee nicht ewig. — Erwähnenswerth ist auch der mysische O., ein Gebirgszug im nordöstl. Kleinasien; seine Hauptmasse erhebt sich südl. von der Stadt Brussa (s. d.).

Omajjaden, erste Khalifendynastie, regierte nach den vier Wahlkhalifen (den sog. „rechtmäßigen", s. „Khalif" u. „Imam") 661 bis 750 in Damaskus. Ihr Ahnherr, Abu Sofjan, war der Hauptgegner Mohammed's, mußte sich ihm aber zuletzt unterwerfen. Sein Sohn Moāwija, Statthalter von Syrien unter dem dritten Khalifen Othman, machte nach dessen Sturze (656) dem von den Empörern gewählten Ali die Herrschaft streitig u. wurde nach dem Tode desselben (661) allgemein anerkannt. Er legte den Grund zu den staatlichen Einrichtungen des Khalifenreichs. Gegen seinen Sohn Jesīd (680—683) erhoben sich gleichzeitig Hosein, der Sohn Ali's, in Babylonien u. Ibn-es-Sobeir in Arabien; Ersterer fiel 681 bei Kerbelā, Letzterer aber behauptete sich als Gegenkhalif bis 692. Merwan I. (683—685), mit welchem eine andere Linie auf den Thron kam, war auf den Besitz von Syrien u. Aegypten beschränkt. Sein Sohn Abdelmelik (685—705) erlangte durch Vernichtung des Ibn-es-Sobeir wieder die Alleinherrschaft; die unruhigen Ostprovinzen hielt sein energischer Statthalter Haddschadsch im Zaume. Welīd I. (705—14) führte glänzende Bauten aus (Moschee von Damaskus) u. sorgte für die Kultur des Landes; auch wurden unter ihm neue Eroberungen gemacht (Spanien durch Tārik u. Musa 711). Unter seinen Nachfolgern, die zum Theil wüste Schlemmer waren, trat rascher Verfall ein, den auch bessere Regenten, wie der fromme Omar II. (717—720) u. Hischām (724—743) nicht aufhalten konnten. Verschiedene Aufstände der Nachkommen Ali's wurden zwar niedergeschlagen, 747 aber erhoben die Perser unter Führung der Abbassiden (der Nachkommen von Mohammed's Oheim Abbas) die Fahne des Aufruhrs; der tapfere Merwan II. (744—750) unterlag ihnen am Sab u. wurde auf der Flucht in Aegypten erschlagen. Nach dem Einzuge der Abbassiden in Damaskus wurde fast das ganze Geschlecht Omajja grausam vernichtet. — O. in Spanien. Einer der wenigen Omajjadenprinzen, welche den Verfolgungen der Abbassiden entrannen, Abderrahman, ein Enkel Hischam's, gelangte unter mancherlei Abenteuern 755 nach Spanien (Andalusien). Von den uneinigen arab. Stämmen als gemeinsames Oberhaupt (Emir) anerkannt, gründete er dort eine neue omajjadische Dynastie mit der Residenz Cordova. Er sowol wie seine Nachfolger hatten gegen beständige Rebellionen zu kämpfen, die bald von der arab. Aristokratie, bald von ihren christlichen Unterthanen u. den Renegaten ausgingen. Die Letzteren hielten unter Omar b. Hafsun († 917) im S. Andalusiens die Regierung 30 Jahre lang im Schach. Erst dem tapfern u. weisen Abderrahman III. (912—961), einem der größten mohammedanischen Regenten, gelang es, alle diese widerstrebenden Elemente vollständig zu brechen u. eine unumschränkte Monarchie herzustellen. Unter ihm u. seinem gelehrten Sohne el-Hakem II. (961—976) befand sich Andalusien im blühendsten Zustande u. auf einer das christliche Europa weit überragenden Stufe geistiger Bildung. Der allmächtige Minister u. Regent Almanzor (976—1002) vollendete das Werk, indem er die Armee bes. aus berberischen u. europ. Elementen reorganisirte u. Andalusien für eine Zeit lang zu einer furchtbaren politischen Macht erhob. Nachher rissen freilich die fremden Söldner die Herrschaft an sich u. das Reich zerfiel in eine Anzahl kleiner Staaten. Der letzte Omajjade, Hischām III., starb verachtet u. vergessen in Cordova 1036. — Vgl. R. Dozy, „Histoire des Musulmans d'Espagne" (4 Bde., Leyden 1861; deutsch: „Geschichte der Mauren in Spanien", 2 Bde., Lpz. 1874).

Ombrometer (griech.), Regenmesser; ein Apparat, um die Menge des herabgefallenen Regens zu bestimmen, bestehend aus einem trichterförmigen Gefäß, welches auf einem andern cylindrischen Gefäß von gleicher Weite steht. In diesem letzteren Gefäße ist ein Wasserstandsrohr mit einer Skala angebracht, an welcher man ablesen kann, wie hoch das niedergeschlagene atmosphärische Wasser die Erdoberfläche bedecken würde, wenn es nicht verdunstet od. in den Boden eingedrungen wäre.

Omelette (franz., spr. Omelett'; nach Einigen entstanden aus oeufs mêlés, gemischte Eier, im 14. Jahrh. als alumelle vorkommend, bei Rabelais homelaicle genannt), Eier- od. Pfannkuchen.

Omen (lat.), Vorbedeutung, Vorzeichen; ominös, vorbedeutend.

Omer Pascha, türk. General, ein Renegat, der ursprünglich Michael **Lattas** hieß, aus einer kroat. Familie stammte u. zu Plaski, einem Dorfe im Oguliner Bezirk der österr. Militärgrenze, 24. Nov. 1806 geb. wurde. Als Sekretär beim Auditor des Oguliner Grenzregiments beschäftigt, gab er 1833 diese Stelle auf, trat in Bosnien zum Islam über u. wurde bei einem türk. Kaufmann Hauslehrer. Mit dessen Söhnen nach Konstantinopel geschickt, ward er bald Schreiblehrer an einer Militärschule, dann beim Prinzen u. nachmaligen Sultan Abd-ul-Medschid. Unter dessen u. des Seraskiers Gunst ging nun die Laufbahn O.'s rasch aufwärts. 1834 zum Major ernannt, wurde er bereits 1839 Oberst, als welcher er den Feldzug gegen die Drusen mitmachte u. dann wichtige Kommandos in Bulgarien, Albanien u. Kurdistan erhielt. In der Zwischenzeit arbeitete er fleißig an den neuen Reformen, bes. bei der Organisation des stehenden Heeres. Er war Generalmajor u. Militärgouverneur von Aleppo, als er 1848 den Befehl über das türk. Heer erhielt, welches gemeinschaftlich mit den Russen in die Moldau u. Walachei einrückte. Von Okt. 1848 bis April 1850 Militärgouverneur in Bukarest, zog er dann gegen die Rebellen in Bosnien u. in der Herzegowina, konnte aber erst im Mai 1851 den Aufstand völlig unterdrücken. Bei der hierauf von ihm durchgeführten Entwaffnung des Landes legte er nam. den ganz unbetheiligten Christen gegenüber eine rücksichtslose Strenge an den Tag. 1852 an die Spitze der von ihm selbst u. der alttürk. Partei betriebenen Expedition gegen Montenegro gestellt, vermochte er nicht das Geringste auszurichten. Im folgenden Jahre erhielt er den Oberbefehl über sämmtliche türk. Streitkräfte in Europa, konnte aber die Russen nicht aus den Donaufürstenthümern vertreiben. Auch im Krimkriege leistete er so wenig, daß er in Ungnade fiel u. auf einige Zeit in Ruhestand versetzt ward. Seit 1857 Generalgouverneur in Bagdad, wurde er 1859 wegen seines willkürlichen Verfahrens dieses Postens enthoben u. nach Kutahia verbannt. Als es indeß 1861 abermals zum Kriege gegen Montenegro kam, ward O. P. wieder mit der Führung desselben betraut, u. diesmal hatte er das Glück, den Feind zum Frieden u. zur Anerkennung der Souveränetät der Pforte zu zwingen (1862). Hierauf befehligte er das 3. Armeecorps in Schumla, bis er im April 1867 den Auftrag erhielt, den Aufstand auf Kreta zu unterdrücken; doch hier machte er großartiges Fiasco. Infolge von Meinungsverschiedenheiten mit dem Großwessier Aali Pascha, der mit den Kandioten verhandelte, legte er den Oberbefehl nieder u. kehrte im Nov. 1867 nach Konstantinopel zurück. Bald darauf erhielt er den Rang eines Serdar Ekrem od. Generalfeldmarschalls, als welcher er das Gardecorps befehligte u. auch eine Zeit lang das Kriegsministerium verwaltete. Zu Anfang Dez. 1869 verabschiedet, starb er zu Konstantinopel 18. April 1871.

omne nimium nocet (lat.), alles Zuviel schadet, deutsch: allzuviel ist ungesund.

omnia mea mecum porto (lat.), s. „Bias".

Omnibus (lat.), eigentl.: Allen od. für Alle; gewöhnliche Bezeichnung großer Lohnwagen.

omnipotent (lat.), allvermögend, allmächtig. **Omnipotenz**, Allgewalt, Allmacht.

Omphale, s. „Herakles". **Omri**, s. „Samaria".

Omsk, Stadt in Westsibirien mit 20,000 E., am rechten Ufer des Irtysch gelegen; ist stark befestigt u. Sitz des Generalgouverneurs von Westsibirien. Unter den Einwohnern befinden sich viele Verbannte.

Oenanthäther, Pelargonäther, Weinbeeröl, ist ein Produkt der Gährung des Weinmostes u. wird durch Destillation der Weinhefe als ölige, eigenthümlich stark riechende Flüssigkeit gewonnen. Die Ausbeute ist nur gering u. der Preis daher ein sehr hoher. Man benutzt den Oe. zur Bereitung von künstlichem Cognac, daher auch der Name Cognacöl, unter dem der Oe. zuweilen im Handel vorkommt. Ein weniger feines, aber billigeres Produkt, welches diesen Namen führt, wird künstlich dargestellt.

Onanie (Selbstbefleckung, Masturbation) ist eine nach Onan (im 1. Buch Moses 38, 9) benannte, meist schon im Kindesalter entstehende, dann gewohnheitsgemäß fortgesetzte Unzucht am eignen Körper, die in einem wollusterregenden Spiel mit den Geschlechtstheilen besteht, wie ein geheimes Laster selbst bis ins höhere Lebensalter dauernd beibehalten wird u. in nicht geringem Grade die Gesundheit des Geistes u. Körpers zu zerrütten im Stande ist. Nicht selten kommt das unglückliche Kind in unbelauschten Augenblicken ganz von selbst, gleichsam durch Zufall, zu dieser Verirrung; sehr häufig durch Verführung. Eine unzweckmäßige, das Kind ohne genügende Beaufsichtigung lassende, auch zu einer krankhaften Nervenreizbarkeit disponirende Erziehung bringt die Gefahr mit sich, daß das jugendliche Alter dem geheimen Laster sich ergiebt. Vorzugsweise ist darauf zu achten, daß in den Schulen gar nicht selten ein Kind das andere mit der O. bekannt macht. In einzelnen Fällen sind wol auch juckende Ausschläge an den Geschlechtstheilen, Würmer, ferner unzweckmäßige Bekleidung Gelegenheitsursachen. Wenn sich dann das Kind ungewarnt insgeheim fernerhin dem fortgesetzten Ausüben der O. ergiebt, so treten allmählich die Folgen der Geschlechtsverirrung am Aeußeren u. am Benehmen des Unglücklichen auf u. können zunächst den Verdacht erwecken. Die Kennzeichen sind: krankhafte, bleiche Gesichtsfarbe, Blässe der Lippen, bläuliche od. grünliche Ringe um die tiefliegenden Augen, matter Blick, Magerkeit, Mattigkeit, Reizbarkeit der Stimmung, scheues Betragen, Mißmuth, Aengstlichkeit, Hang zur Einsamkeit, Trägheit, Gedächtnißschwäche. Es ist gewissermaßen das Bild frühen Greisenthums, welches der jugendliche Onanist darstellt. Eine Rettung vor der mehr u. mehr eintretenden Nervenschwäche ist nur durch schnelle Umkehr möglich. Findet ein Jüngling, welcher einmal auf den Abweg gerathen ist, nicht Kraft u. Stärke genug in sich, so ist die Gefahr am sichersten dadurch abzuwenden, daß er sein Uebel einem Arzte mittheilt, der ihm sagen kann, in welcher Weise man die Schwäche bemeistern, dabei aber den vielleicht schon geschwächten Körper wiederum kräftigen kann. Ein Kind muß dagegen von den Angehörigen beim Verdacht des Uebels gehörig beaufsichtigt u. seine Lebensweise streng geregelt werden. Alles das, was die Diät reizender u. nahrhafter machen könnte, ferner das zu große Warmhalten, das späte u. reichliche Abendessen, der Mangel an Bewegung u. rüstiger Arbeit, das lange Schlafen ꝛc. muß mit der größten Aufmerksamkeit entfernt gehalten werden. Nicht blos jede Betastung der Geschlechtstheile, sondern auch alle sinnlich erregende Unterhaltung sind ebenso schädlich, wie Alles, was die geschlechtliche Begierde durch den Sinnenreiz üppiger Bilder od. lüsterner Lektüre erregen kann. Kalte Waschungen u. kalte Bäder, gymnastische Uebungen, der richtige Wechsel zwischen ernster Arbeit u. frohem Spiel der Jugend helfen am sichersten über den Mangel an Charakterstärke hinweg u. wecken die wahre Freude am Leben u. das Selbstvertrauen, welches nam. in späterer Zeit dem Onanisten fehlt, wenn er in einer bis zur Melancholie gesteigerten Verstimmung fürchtet, einer mit Verlust der Zeugungskraft verbundenen Rückenmarksverzehrung u. der geistigen Störung anheimzufallen. Allerdings sind derartige Leiden als Folgen einer in hohem Grade getriebenen O. zu fürchten; allein die mannichfachen Schriften über diesen Gegenstand stellten in fehlerhaftem Eifer die schlimmsten Schreckbilder in den Vordergrund; sie übertrieben die Größe der Gefahr in einer Weise, daß Angst u. Hoffnungslosigkeit einzelne Onanisten sogar zum Selbstmord führten.

on dit (franz., spr. ong di), d. i. man sagt; als Substantiv gebraucht: ein Gerücht, eine Sage.

Onega, nach dem Ladogasee der größte See Europa's; bedeckt ein Areal von 228,39 □M. u. liegt im nordruss. Gouvernement Olonez. Die Ufer sind flach, nur im SW. steigen sie bis zu 100 m. Höhe an; nach N. erstrecken sich drei vielfach gegliederte Arme 5—10 M. weit in das Land hinein. Gespeist durch die Wodla, Wytegra u. Schuja, steht er durch den Swir mit dem Ladogasee u. durch die Kumsa mit dem Segosersee in Verbindung u. entsendet so seine Gewässer sowol zum Finn. Meerbusen (Ostsee) als zum Weißen Meer. Swir u. Wytegra sind durch den Onegakanal verbunden, der das südl. Ufer des Sees begleitet. Die größte seiner Inseln ist Klimezkoi, die wichtigste an seinem Ufer gelegene Stadt Petrosawodsk. — Der 57 M. lange nordruss. Fluß O. entströmt im Gouvernement Olonez dem Latschasee, nimmt rechts u. a. Gewässern die Moscha auf u. mündet bei der Stadt O. in den Golf von O., einen Theil des Weißen Meeres.

Oneida-Community od. Bibelkommunisten nennt sich eine christlich-kommunistische Sekte, die ihren Hauptsitz zu Lenox am Oneidabach im Staate New-York hat. Der Stifter derselben, John Humphrey Noyes, wurde als Schreiber eines Advokaten in Putney in die große „Erweckung" des J. 1831 hineingezogen, studirte Theologie u. trat alsdann mit der Lehre auf, Christus habe bei seiner geistigen Wiederkunft kurz nach der Zerstörung Jerusalems das „Reich Adams" abgeschafft u. die wahre Kirche gestiftet, die nun von Noyes wieder erneuert werde. Zum Eintritt in dieselbe bedarf es nur des Glaubens der Auserwählten; alle anderen Gesetze sind abgeschafft, denn die Heiligen können nicht mehr sündigen. Güter, Weiber u. Kinder sind der „Bibelfamilie" gemeinsam; durch gemeinsame Arbeit wird der Unterhalt gewonnen. Noyes entwickelte diese Grundsätze 15. Jan. 1837 zu Philadelphia in dem „Brief von der Streitaxt" u. fand mit dieser religiösen Begründung der in Amerika verbreiteten Idee der freien Liebe u. der „Seelenbrautschaften" großen Anklang. Mit Hülfe eines reichen Mädchens, Harriet Holton, stiftete er zuerst eine Niederlassung zu Putney, dann zu Lenox mit ca. 100 Gliedern, als deren Prophetin bes. Mary Cragin hervorragte. Der Grundsatz des unbedingten Kommunismus wurde hier praktisch verwirklicht. Doch hatten frühere schlimme Erfahrungen dazu geführt, dem „Prinzip der Gnade" (nach welchem Allen Alles erlaubt ist) das der „Sympathie" an die Seite zu stellen, d. h. die Forderung, der Einzelne habe sich der gemeinsamen Anschauung der Familie zu unterwerfen, wie solche in gemeinsamer Sitzung festgestellt wird. Die freie Liebe („zusammengesetzte Ehe" nach dem Ausdruck der Bibelkommunisten) hat ihre Schranken in der Freiheit der Frauen, gemachte Anträge zurückzuweisen, u. in einer gewissen Beaufsichtigung durch die Gemeinde. Uebrigens wurde die Kolonie durch energische Arbeit in Ackerbau u. Industrie zu blühendem Zustande erhoben u. auch die Pflege der geistigen Interessen keineswegs vernachlässigt.

Onera (lat., Mehrzahl von onus), Lasten, Abgaben, Leistungen.

Ongaro, Francesco dall', ital. Schriftsteller, Dichter u. Patriot, geb. 1808 zu Tromeacque bei Oderzo im Venetianischen; wurde für den geistlichen Stand bestimmt u. in einem Priesterseminare erzogen, studirte in Padua Theologie u. empfing danach die Priesterweihe. Bald jedoch brachten ihn seine freisinnigen Predigten in Konflikt mit seinen Oberen, infolge dessen er dem geistlichen Stande entsagte u. sich nach Triest begab, wo er als Redakteur der Zeitung „Favilla" u. durch zahlreiche politische u. nationalökonomische Broschüren lebhaft für den ital. Nationalitätsgedanken agitirte. Der österr. Regierung durch seine Bestrebungen verdächtig geworden, mußte er Triest verlassen, kehrte nach Italien zurück u. betheiligte sich unter Manin u. Garibaldi an den revolutionären Erhebungen in Venedig u. Rom. Nach dem Scheitern derselben lebte er als politischer Flüchtling in der Schweiz, in Brüssel u. in Paris. Erst der 1859 erfolgte Umschwung der politischen Verhältnisse ermöglichte ihm die Rückkehr nach Italien. Er wirkte als Professor der Literaturgeschichte erst in Mailand, dann in Neapel, wo er 10. Jan. 1873 starb. In Triest ist ihm ein Denkmal errichtet. Größere Bedeutung noch als durch seine politische u. journalistische Thätigkeit erwarb sich O. durch seine lyrischen Poesien, welche in Form u. Inhalt volksthümlich im besten Sinne des Wortes sind; seine dramatischen Dichtungen hingegen u. seine zahlreichen literaturgeschichtlichen Prosaschriften besitzen einen höhern Werth nicht, so beifällig manche derselben auch bei ihrem Erscheinen vom Publikum aufgenommen worden sind. Eine Gesammtausgabe der Schriften O.'s existirt nicht.

Onobrychis, die Esparsette, s. „Hedysarum".

Oenologie (griech.), die Lehre vom Weinbau.

Onomastikon (vom griech. ὄνομα, der Name), Namen- od. Wortverzeichniß; bes. ein in systematischer Anordnung der Namen od. Sachen (ursprünglich ohne Berücksichtigung der alphabetischen Reihenfolge) gearbeitetes Wörterbuch. Auch ein Gedicht auf den Geburts- od. Namenstag einer Person nannte man O.

Onomatik od. Onomatologie (a. d. Griech.), die Lehre von der Bedeutung u. Bildung der Eigennamen.

Onomatopöie (a. d. Griech.) nennt man die Bildung von Wörtern nach dem Naturlaut od. Klange eines Gegenstandes, z. B. miauen, blöken,

quaken, meckern, rasseln, knattern ꝛc. Die so gebildeten Wörter nannten die Alten Onomatopoietika od. Onomatopoiemena. Zu den phonetischen Figuren in der Rhetorik rechnet man die schallnachahmenden längeren Sätze bei Beschreibungen. So bildete Voß den homerischen Vers, der das Zurückrollen des Steines des Sisyphos beschreibt, im Deutschen also nach: „Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor"; ein Vers des Ovid ahmt das Geschrei der Frösche nach: „Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere tentant"; einen rasenden Ritt malt Bürger in der „Leonore":

„Und hurre, hurre, hopp hopp hopp
Ging's fort im sausenden Galopp" ꝛc.

Oenothéra, Nachtkerze; Pflanzengattung der Onagrariaceen mit vielen Zier- u. Nutzpflanzen, welche sich sämmtlich durch meist große u. schöngefärbte (in der Regel gelbe) Blumen auszeichnen, die ganz an die Weidenröschen (Epilobium) erinnern, nur daß sie eine verlängerte Kelchröhre haben u. eine am Grunde dicke längliche Kapsel erzeugen, deren Samen keinen seidenhaarigen Schopf tragen. Als Nutzpflanze dient die zweijährige O. (O. biennis), auch als Rapontika od. Rapunzelsellerie bekannt, aus Virginien stammend u. häufig bei uns verwildert. Die durch Anfangs elliptische Wurzelblätter u. einen über 1 m. hohen ästigen Blumenstiel, an dem die Blattstiele herablaufen, ausgezeichnete Pflanze treibt aus den Blattachseln der Spitze große gelbe, in Aehren gestellte Blumen u. eine eßbare süße Wurzel. Dieselbe ist weiß u. hat röthliche Ringe bei einem markigen Fleische, das gleich den Möhren genossen werden kann u. durch seinen Schleim- u. Zuckergehalt ausgezeichnet ist. Zahlreich sind die Zierpflanzen dieser Pflanzengattung, die wir meist aus Nordamerika, Mexiko u. Chile empfangen haben. Zu den gelbblumigen gehören z. B. O. Frasir, Lamarckiana, spectabilis u. a.; zu den rosablumigen: O. acaulis, purpurea, Whitneyi u. a.; zu den weißblumigen: O. Lindleyana, speciosa, taraxacifolia u. a.

Onslow (spr. Onslo), George, bedeutender Instrumentalkomponist, geb. zu Clermont-Ferrand in Frankreich 27. Juli 1784. Aus einer adligen engl. Familie stammend, u. obwol in seiner Jugend von ausgezeichneten Musikern in London unterrichtet, war er doch schon fast 20 Jahre alt, als durch das Anhören der Ouverture zu „Stratonice" von Méhul die musikalische Natur in ihm zum Durchbruch kam. Bald sprach sich seine besondere Vorliebe für die Kammermusik, u. nam. für das Streichquartett u. Quintett aus. Er lernte Violoncell spielen u. schrieb sein erstes Streichquintett, als er 22 Jahre alt war. Diesem folgten bald verschiedene andere Kompositionen, u. erst 1807, nachdem bereits verschiedene seiner Arbeiten im Druck erschienen waren, machte er in Paris bei Reicha einen eigentlichen Kursus in der Tonsetzkunst durch. Sein ferneres Leben verfloß äußerlich ziemlich abwechslungslos; O. verbrachte es in Clermont od. auf einem nahegelegenen Gute u. kam nur ab u. zu — vornehmlich im Winter — auf einige Zeit nach Paris. Im J. 1842 wurde er zum Mitglied der Pariser Akademie ernannt. Gest. ist er zu Clermont 5. Okt. 1853. — Man hat von O. 34 Streichquintette u. 36 Streichquartette, Quintette u. Trio's für Klavier u. Streichinstrumente, ein Sextett für Klavier u. Blasinstrumente u. eins für Klavier u. Streichinstrumente, ferner ein Septett, Nonett, vier Sinfonien, Sonaten für Klavier allein (zwei- u. vierhändig) u. für Klavier mit Begleitung, Variationen u. Toccaten für Klavier; endlich auch die Opern „L'Alcade de Véga", „Le Colporteur" u. „Guise, ou les Etats de Blois".

Ontariosee, der östlichste u. kleinste der zum Gebiete des St. Lorenzstromes gehörenden 5 großen Seen Nordamerika's; trennt den Unionsstaat New-York von dem brit. Obercanada u. bedeckt ein Areal von 228,4 □M. bei einer Länge von 35 M. u. einer Breite von 14 M. Die größte Tiefe beträgt 190 m. Das fruchtbare, stark bevölkerte Küstenland, welches sich von der 3—4 Km. breiten Uferebene zu einem 50—60 m. hohen Plateau erhebt, hat auf der südl. Seite in Rochester u. Oswego, auf der nördl. in Hamilton, Toronto u. Kingston wichtige Handelsplätze mit geräumigen u. sicheren Häfen. Vom Staate New-York strömen dem O. der Oswego, Genesee u. Black-River, von Canada der Trent zu. Mit dem Eriesee steht der O. durch den Niagara (s. d.) u. den Wellandkanal in Verbindung; nach NO. verengt er sich zu einer langgestreckten Bucht, deren Abfluß den Lorenzstrom bildet.

Ontologie (a. d. Griech.) heißt die Kunde von dem wahrhaft Seienden (im Gegensatz zu den äußeren Erscheinungen). Als die Lehre von den letzten Grundlagen der Dinge bildet die O. zugleich die Grundlage der Metaphysik (s. d.). — Ontologischer Beweis, s. „Gottesbeweise".

Onus (lat.), Last, Beschwerde, Verpflichtung, Verbindlichkeit.

Onyx heißen diejenigen Arten des Chalcedons, welche aus abwechselnden weißen od. grauen u. schwarzen od. braunen Schichten bestehen, so daß sie auf dem Querschnitt verschiedenfarbig, auf der Schichtungsfläche aber einfarbig erscheinen. Der O. wird nam. als Stein für Siegelringe u. zum Schneiden von Kameen benutzt, wo dann die Figuren in Weiß auf dunklem Grunde hervortreten.

Oolith, oolithischer Kalkstein, ein aus hirsekorn- bis erbsengroßen Kalkkörnern bestehendes Gestein, welches sich auf die Weise gebildet hat, daß in kohlensäurehaltigem Wasser gelöster kohlensaurer Kalk sich nach u. nach um kleine Sandkörner od. Muschelfragmente abgelagert hat. Wenn die Oolithkörner Erbsengröße erreichen u. ohne zwischengelagerte Kalkmasse sich gegenseitig berühren, so nennt man das Gestein Pisolith od. Erbsenstein (z. B. bei Karlsbad); wenn jedoch die Oolithkörnchen durch ein thonigmergliges Bindemittel verbunden sind, Rogenstein. Der O. findet sich in der Juraformation, der Rogenstein in der Trias.

Oost, Jakob van, der Aeltere, Historienmaler aus Brügge, geb. 1600; bildete sich zwar in Italien nach Annibale Carrucci, aber seine realistische Auffassung u. seine warme, kräftige Färbung zeigen, daß er der Schule des Rubens treu geblieben ist. Er hat gewöhnlich nur wenige Figuren, eine wohlverstandene Perspektive u. eine frische, natürliche Farbe des Fleisches. Unter seinen verschiedenen Bildern, die sich in den Kirchen von Brügge befinden, ist wol sein bestes eine Darstellung der Maria im Tempel aus dem J. 1655 in der Kirche St. Jacques, mehrere andere befinden sich in St. Sauveur. Er starb 1671 in seiner Vaterstadt. Sein Sohn u. Schüler, Jakob van **O.** d. J., geb. 1637, der, in Paris u. Rom ausgebildet, sich in Lille niederließ, hat die Manier seines Vaters, aber einen freieren, markigeren Pinsel u. sehr ausdrucksvolle Gestalten. Von seinen seltenen Bildern befinden sich die besten in den Kirchen zu Lille. Er starb 29. Dez. 1713 in Brügge.

Opal ist wasserhaltige amorphe Kieselsäure, nicht durchsichtig, sondern nur durchscheinend; man unterscheidet den edlen O., durch graue Farbe mit prächtigem bunten Farbenspiel ausgezeichnet, u. den gemeinen od. unedlen O., dem dieses Farbenspiel mangelt. Der edle O., welcher sich nur in Ungarn (zwischen Kaschau u. Eperies) findet, wird als werthvoller Edelstein für Brochen, Ringe ꝛc. en cabochon geschliffen. Die lebhaft roth gefärbten Arten des O.s werden Feueropal, die anders gefärbten, braunen ꝛc. Halbopal genannt. Holzopal ist verkieseltes Holz.

opalisiren nennt man die Eigenschaft gewisser Substanzen, ein dem edlen Opal ähnliches Farbenspiel zu zeigen.

Oper (franz. Opéra, ital. Opera, auch Dramma per musica), ein Kunstwerk, in welchem Ton, Wort u. sichtbare, zuweilen mit Tanz untermischte Aktion, zur Darstellung auf öffentlicher Schaubühne sich verbinden. Der Stoff ist entweder ernster Art: große O., Opera seria; od. heiterer u. komischer Natur: komische O., Opera buffa. Die Handlung gruppirt sich, wie bei jedem dramatischen Werke, in Akte u. Scenen. Die Musik ist Vokal- u. Instrumentalmusik, jene behauptet der Sache gemäß die bevorzugte Stellung; diese bethätigt sich sowol als Begleitung u. Unterstützung jener wie auch in selbständigen Sätzen (Ouverture, Zwischenspiele, Einleitungen zu den Akten ꝛc.). — Die Vereinigung der verschiedenen Künste macht die O. zu einem Werke von außerordentlicher Wichtigkeit, über dessen Kunstgeltung deßungeachtet die Meinungen sehr getheilt sind u. voraussichtlich auch bleiben werden. Eine Verschmelzung aller Künste, der redenden, tönenden u. darstellenden, zu einem Produkte, an welchem sämmtliche gleiche Rechte haben, ist eine Idee, deren Realisirung schon den Griechen als eine hohe Aufgabe erschien, die bis jetzt aber noch ihrer Verwirklichung harrt, welche allerdings in desto weitere Ferne gerückt erscheint, zu je größerer Vollkommenheit jede der Künste für sich gediehen ist. Jede der Künste hat ihr besonderes Gebiet, von welchem sie, sobald sie auch nur zu einiger Entwicklung gelangt ist, die andere ausschließt; eine vollkommene dramatische Dichtung u. ein eben so selbständig u. kunstgemäß entwickeltes Tonwerk verschmelzen sich nicht, sondern bekämpfen einander sogar, denn beide folgen ganz anderen Gesetzen. Entweder benimmt das Drama der Musik die kunstgemäße Ausgestaltung des Gefühlsinhaltes, od. diese treibt jene aus den Fugen. Die Musik in der O. wird stets nur einen solchen Text dulden, der ihr wesentlich nur als Grundlage ihrer darzustellenden Gemüthsbewegungen dient, nicht als vollständig ausgebildetes Drama Selbstständigkeit für sich haben könnte, womit jedoch eben so wenig die Plattheit vieler Operndichtungen entschuldigt, als gesagt sein soll, ein Operntext müsse nicht eben so gut nach dramatischen Gesetzen angelegt sein wie jede andere dramatische Dichtung. Dramatische Anlage u. vollkommenes Drama aber ist zweierlei. Die O. wird jederzeit O. bleiben, d. h. ein

musikalisch dramatisches Kunstwerk, niemals ein volles Drama werden. Die Musik wird bei Entwicklung eines Charakters immer nur den vorwaltend lyrischen Momenten Geltung verschaffen. Ferner verbindet sich die Musik nur gezwungen mit körperlicher Bewegung, die nicht ebenfalls ein musikalisches Element, den Rhythmus, in sich aufnimmt, die also nicht Orchestik, theatralische Tanz- od. Geberdenkunst ist. Die Körperbewegung, u. demnächst Kostüm u. Dekoration, sind aber zugleich auch das ganze den plastischen Künsten sich eröffnende Gebiet in der O., u. es bedarf wol kaum einer Frage an den Maler u. Bildhauer, ob er einer solchen Thätigkeit zuliebe sein selbständiges Schaffen aufzugeben u. in dem von Rich. Wagner geträumten „Kunstwerk der Zukunft" aufgehen zu lassen geneigt sein wird. Die Vereinigung aller Künste im Drama wird demnach wol ein ungelöstes Problem bleiben, u. man wird sich (trotz aller Bestrebungen Wagner's u. seiner Partei) doch entschließen müssen, in der O. einer Kunst, natürlich der Musik, den Vorrang einzuräumen. Daß die Musik in der Charakterzeichnung von Personen nicht zur begrifflichen Bestimmtheit des Wortes gelangen kann, versteht sich von selbst; aber sie giebt die Summe der einen Charakter ausmachenden u. unterscheidenden Merkmale als eine eigenthümliche, individuell gefärbte u. schattirte tonliche u. rhythmische Bewegtheit, deren Stetigkeit bei aller Modifikation uns ein immerhin ziemlich festes Bild von der gesammten Gefühlsweise u. Art der Leidenschaftlichkeit der betreffenden Person, also von dem Boden, in dem auch ihre Handlungen wurzeln, darbietet. Die wechselseitigen Einwirkungen der Charaktere machen die dramatische Bewegung aus; dieses Alles wird dem Kunstgefühl des Hörers durch die Musik in bei weitem eindringlicherer Weise vergegenwärtigt, als durch den Text allein möglich ist. Es kommt in der O. nicht so genau wie im Drama auf eine durchaus streng psychologische Motivirung der Charaktere u. vernunftmäßige Entwicklung der Handlung an; denn eine solche würde die Musik nicht zur vollen kunstmäßigen Geltung kommen lassen, sondern in eine nur ganz untergeordnete dekorative Rolle herabdrücken. Der Zweck der O. ist ein anderer, obwol kein höherer, u. zwar in erster Reihe ein musikalischer. Demnach waltet die Musik in der O. auch formbestimmend; ihren inneren Gesetzen der Steigerung u. Entwicklung müssen auch Anlage, Eintheilung u. Gruppirung der Scenen entsprechen. Die Formen, deren die Operndichtung sich bedient, sind zu dem, was sie sind, insbes. durch die Musik geworden, od. der Dichter ist wenigstens an die Art der musikalischen Gestaltung u. Verwendung gebunden. Dies gilt ebenso von der Arie wie vom rezitirenden Einzelgesange, von dem in die Handlung eingeflochtenen Chore wie von den Ensemblestücken, u. nicht minder von der Anlage des sog. Finale der verschiedenen Akte. — Von den frühesten mit Musik verbundenen theatralischen Darstellungen geistlicher u. weltlicher Stoffe abgesehen, zeigen sich die ersten Spuren eines musikalischen Drama in den letzten Jahren des 16. Jahrh. zu Florenz. Bis zu dieser Zeit herrschte in der Kunstmusik, geistlichen wie weltlichen Inhalts, durchaus die polyphone kontrapunktische Schreibart für äußerst selten weniger als vier obligate Stimmen. Unter solcher ausschließlichen Herrschaft der Vielstimmigkeit blieb sowol der Volksgesang als auch die Melodie überhaupt u. der wahre Empfindungsausdruck durch dieselbe unbeachtet u. unentwickelt. Als nach der um die Mitte des 15. Jahrh. erfolgten Zerstörung des griech. Kaiserthums viele Abkömmlinge der alten Griechen in Italien sich niederließen u. mit dem daselbst wieder erweckten Verständniß der griech. Sprache auch die Schätzung der alten griech. Schriftsteller u. griech. Kunst aufs Neue belebten, wurde auch der Versuch einer Wiederherstellung des alten griech. Drama mit Musik gemacht. Gegen Ende des 16. Jahrh. gerieth eine Gelehrten- u. Künstlergesellschaft in Florenz auf den Einfall, die Herstellung eines der alten Tragödie der Griechen möglichst ähnlichen Drama zu versuchen. Da man aber die Art, wie die Alten ihre Verse zu rezitiren pflegten, nicht kannte, jene polyphone Gesangsweise aber als hierzu nothwendigerweise unpassend befand, versuchte Vicenzo Galilei (Vater des Galileo Galilei), ein Mitglied dieser Gesellschaft u. guter Lautenspieler, einige Strophen des Dante sowie die Klagelieder Jeremiä für eine Stimme, u. zwar auf eine dem Gesang der alten Griechen vermeintlich entsprechende Art, zu setzen. Sein Vortrag dieses im Wesentlichen noch mit der Psalmodie übereinkommenden Einzelgesanges, den er mit der Laute begleitete, fand Beifall u. regte mehrere andere Tonkünstler, Jacopo Peri, Giulio Caccini u. Emilio del Cavalieri, zu weiteren Versuchen an. Caccini begann eine Menge solcher monodischen Gesänge zu verfertigen, u. somit war die erste Anlage zum Rezitativstil (den man damals nuova musica, auch musica in stilo rappresentativo nannte) gegeben. Diese Erfindung bahnte den Weg zum ersten Versuche einer O. in Florenz, zu welchem sich der Dichter Ottavio Rinuccini u. der genannte Jacopo Peri verbanden; die erste Frucht war das Schäferspiel „Dafne" im Jahre 1597 (nachdem jedoch bereits 1590 als mehr oder weniger mißlungene Versuche die von Emilio del Cavalieri mit Musik versehenen Schäferspiele „Il Satiro" u. „La Disperazione di Fileno" sowie Orazio Vecchi's „Anfiparnasso" vorausgegangen waren). Im J. 1600 traten zu Florenz Peri u. Caccini mit der von Rinuccini gedichteten „Euridice" ans Licht. Hierauf folgte zu Florenz um 1600 die „Arianna" von Rinuccini u. Peri u. „Il rapimento di Cefalo" des Chiabrera mit Musik von Caccini; 1606 zu Mantua jene „Arianna" mit Musik von Claudio Monteverde, 1607 „Orfeo" von Rinuccini, ebenfalls von Monteverde komponirt. Das Recitativ, dessen Entstehen man am sichersten den gemeinsamen Bestrebungen des Emilio del Cavalieri, Peri u. Caccini zuschreiben darf, war in jenen O.n nach unseren Begriffen noch ungemein steif u. ausdruckslos; die in der Handlung vorkommenden Chöre haben weder hinsichts des Tonsatzes noch der Erfindung viel zu bedeuten; von kunstgemäß entwickelten Sologesängen findet sich noch nichts. — Zu hoher Blüte gelangte die O. zuerst in Venedig, wo 1637 die erste öffentliche Singbühne eröffnet wurde. Von den Komponisten dieser Zeit zeichneten sich bes. Francesco Cavalli u. Marcantonio Cesti aus. Das Recitativ gewinnt an Wahrheit des Ausdrucks, Freiheit des Tonganges u. einiger Bewegung in der Modulation; auch die Arie fängt an sich zu entwickeln. In Betreff der Operntexte war Apostolo Zeno Derjenige, welcher gegen Ende des 17. Jahrh. dem bisher üblichen Mischmasch von Komischem u. Wunderbarem eine vernünftige Handlung u. den olympischen Göttern realere Gestalten entgegensetzte. Ihm schloß sich Metastasio, bekanntlich der größte ital. Operndichter, an. Einen noch höhern Aufschwung nahm, wie die Tonkunst überhaupt, so auch die O. durch Alessandro Scarlatti (1650—1725); Recitation u. Große Arie sind bei ihm schon vollkommen entfaltet; seine Werke zeugen von höchster u. edelster Erfindungskraft u. ungemeiner Gewandtheit in Handhabung des Tonsatzes. Die Scarlatti'sche Erbschaft ging auf die neapolitanische Schule über, welche das Ueberkommene noch mehr ausbildete u. ausbeutete, u. als sie ihre Mission, für die Opera seria wenigstens, erfüllt hatte u. in einen leeren Formalismus, in gleißnerische Aeußerlichkeit u. Unwahrheit verfallen war, trat Gluck als Reformator auf. Wenn er auch mit seinen Ideen auf die spezifisch ital. O. nicht groß einwirkte, so brach er doch die Ketten, mit welchen das Italienerthum nach u. nach das Opernwesen der ganzen Welt gefesselt hatte. Der bis in den Anfang des 19. Jahrh. allgemach immer seichter gewordenen ital. O. selber wurde erst durch Rossini wieder frisches Blut zugeführt. — In Frankreich wurde 1645 durch Mazarin die O. eingeführt. Cambert war der Erste, welcher (1647) eine franz. O. schrieb, u. 1669 wurde die Académie royale de musique (Große O.) in Paris gegründet, deren Privilegium eben diesem Cambert u. dem Dichter Perrin übertragen wurde. 1672 wurden sie von Lully (s. d.) verdrängt, u. dieser war es auch, welcher die franz. Große O. als nationales Kunstwerk schuf u. durch seine Musiktragödien u. Ballette unumschränkte Herrschaft über die Bühne erlangte, von der ihm erst später Rameau (s. d.) einen Theil entzog. Die Unterbrechung der Handlung durch eingeflochtene Chöre u. Tänze verlieh der franz. Musiktragödie eine Abwechslung, welche die damalige Ital. O. nicht darbot; in der musikalischen Deklamation zielte Alles auf Pathos u. momentanen Ausdruck der Leidenschaften ab, die Recitation war mit ariosen Partien u. Instrumental-Ritornellen untermischt, Takt u. Bewegungsart wechselten unaufhörlich, wie es augenblicklichen Gemüthsbewegungen gerade entsprach. Hierdurch wurde der Zuhörer in einer gewissen ununterbrochenen Spannung u. Aufregung erhalten, aber von Entfaltung einer breiten, selbständigen Musikform konnte keine Rede sein. In letzterer Beziehung geschah durch Rameau eine Aufbesserung; aber die hauptsächlichste u. folgenschwerste Umwandlung wurde durch Gluck (s. d.) bewirkt, der denn auch Rameau sowol wie Lully fast vollständig verdrängte. Noch extensivere Weiterbildung erfuhr die franz. Große O. vornehmlich durch Spontini (s. d.) u. Meyerbeer (s. d.). Außer der ernsthaften od. Großen O. ward zu Paris 1678 auch eine andere eingeführt, welche man auf den Messen von St. Laurent u. St. Germain vorstellte u. welche 1715 den Namen Opéra comique (komische O.) erhielt. Sie war ursprünglich im Wesentlichen eine Komödie mit eingelegten Gesängen (daher auch Komödie mit Gesang genannt), erweiterte sich nach u. nach in musikalischer Beziehung, nam. durch die Produktionen Philidor's, Monsigny's u. Gretry's (s. d.) u. wurde schließlich die erfreulichste Erscheinung auf dem Gebiete der spezifisch-franz. Musikliteratur; vielmehr als die Große O., die in Frankreich zumeist von Ausländern bearbeitet wurde u. noch wird, spricht sie (die Opéra comique, deren Text übrigens trotz der Benennung nicht immer komisch zu sein braucht) echt Französisch-Nationales u. Liebenswürdiges aus, wie neben den älteren Werken die neueren u. neuesten Dalayrac's, Nicolo Isouard's, Boieldieu's, Auber's, Adam's &c. beweisen. — In Deutschland wurden schon sehr früh, zu den Zeiten des Hans Sachs (s. d.), gesungene Fastnachtsspiele aufgeführt.

Den ersten eigentlichen Operntext aber verfaßte Martin Opitz (s. d.); er hieß „Daphne" u. ist eine Nachbildung des weiter oben erwähnten Rinuccini'schen Gedichtes. 1628 komponirte ihn Heinrich Schütz (s. d.) zu Dresden; die Komposition ist aber nachgehends verloren gegangen. Die ganze Gattung der O. indeß wurde erst später in Deutschland heimisch. So wurde 1693 zu Leipzig in der Ostermesse Thiemich's „Alceste" aufgeführt; in Augsburg wurde 1697 zum ersten Male eine deutsche O. gegeben, wogegen in Nürnberg schon 1667 ein Opernhaus erbaut worden war, in welchem aber die erste deutsche O. nicht früher als 1697 zur Aufführung kam. Sie hieß „Arminius". Einen großen Aufschwung bekam die deutsche O. in Hamburg, wo 1687 das erste Opernhaus erbaut wurde, u. wo Komponisten wie Reinhardt Keiser (s. d.) u. nachgehends Mattheson (s. d.) u. Händel (s. d.) wirkten. Die Form der franz. Komödie mit Gesang — in Deutschland auch Operette od. Singspiel genannt — fand daselbst in der Mitte des 18. Jahrh. Eingang u. wurde vorzüglich von Weiße (Dichter) u. Adam Hiller (Komponist, s. d.) mit großem Beifall bearbeitet; in musikalischer Beziehung erweitert u. bereichert (nam. durch die von den Italienern erfundenen Finale's), wurde sie nach u. nach immer mehr zur komischen O., wie wir sie heute noch besitzen u. wie sie Dittersdorf (s. d.) u. vor Allen Mozart (s. d.) durch seine „Entführung" für uns Deutsche als Muster hingestellt haben. Spezifisch deutsches Eigenthum ist die romantische O. Als ihre Stammmutter kann man Mozart's „Zauberflöte" ansehen u. die kompositorischen Hauptvertreter dieser Gattung sind C. M. v. Weber (s. d.) u. Marschner (s. d.). Die neueste Phase des deutschen Opernwesens — das Richard Wagner'sche Musikdrama, das eine Verschmelzung der tönenden, redenden u. darstellenden Künste zu einem Produkte anstrebt, an welchem diese sämmtlichen Künste gleiche Rechte haben — diese Phase, sagen wir, ist ihrem Abschluß noch so fern, daß sie für die eigentlich historische Betrachtung noch keinen Gegenstand abgeben kann. — In der ital. O., sowol in der Opera seria als buffa (letztere durch Piccini insbes. entwickelt), desgleichen in der franz. Opéra, der Großen O., seit Lulli u. Rameau, kommt kein gesprochener Dialog vor, sondern Alles, was nicht wirklicher Gesang ist, ist Recitation, indem von der ersten Entstehung dieser Kunstgattung an das die Musik abwechselnde gesprochene Wort für unstatthaft erkannt worden ist. Das Sprechen in der O. kam erst durch das Einlegen von Gesängen in Komödien, in der sog. Komödie mit Gesang od. Opéra comique (s. oben) um Mitte des 18. Jahrh. in Frankreich auf; doch hat auch der Mißbrauch, die Recitation durch das gesprochene Wort zu ersetzen, bei Werken, die ihrem sonstigen Kunstgehalte nach nichts weniger als Operetten sind, Eingang gefunden, wie z. B. „Fidelio", „Der Wasserträger", die man aber eben deshalb doch nicht zur Gattung der eigentlichen Opera seria zählen kann.

Opera (lat.), Mühe, Arbeit; als Plural des lat. opus (Werk), die Werke; o. omnia, sämmtl. Werke, o. posthuma, nachgelassene Werke.

Operation (vom lat. operari, unternehmen), Verrichtung, Verfahrungsart, Unternehmung; operiren, verrichten.

Operation, militärische, ist jede Bewegung, welche ein Heer od. Heerestheil ausführt, um den vorgesetzten Kriegszweck zu erreichen. Operationsbasis nennt man eine Linie von Festungen, Magazinen, einen Landstrich rc., welcher alle für den Unterhalt des Heeres nöthigen Mittel an lebendem u. todtem Material enthält, sowie diejenigen Einrichtungen in sich birgt, welche dem etwa geschlagenen Heere einen gesicherten Rückzug u. Wiederherstellung gestatten. Operationsobjekt ist der Ort, das Ziel, welches durch die O.en erreicht werden soll. Die Linien von der Operationsbasis nach dem Operationsobjekt heißen die Operationslinien. — In der Wundarzneikunde versteht man unter O. jede Hülfsleistung, die in mechanischem Eingreifen in den Organismus des Körpers besteht, um darin gewisse, zur Heilung führende Veränderungen zu bewirken. Zumeist finden dabei Instrumente Anwendung. Man unterscheidet blutige u. unblutige O.en. Am häufigsten kommen vor: Schnitt (Incision), Einstich (Punktion), Ausziehung (Extraktion, z. B. der Zähne, der Projektile od. anderer fremder Körper), die Vereinigung durch Naht, die Kompression (durch Bandagen u. a. Apparate), das Brennen (Cauterisation), die Unterbindung der Adern, die Amputation, die Exartikulation, die Resektion rc. Auch trennt man von den eigentlich chirurgischen O.en die geburtshülflichen. Ferner hat man plastische O.en, bei welchen es darauf ankommt, durch Verpflanzung organischer Substanz fehlende od. mißgestaltete Körpertheile neu zu bilden od. in ihrer Form zu verbessern. Ebenso spricht man von subkutanen O.en, bei denen es gilt, unter der Haut mit möglichster Schonung u. nur geringer Verletzung derselben zu operiren. Unter die unblutigen O.en gehören z. B.: Katheterisiren, Steinzertrümmerung, Reposition der Gelenke nach Verrenkung u. Zurückbringen eingeklemmter Brüche (durch die sog. Taxis). Der Operateur, d. h. der eine O. ausführende Chirurg, hat sich mit Kaltblütigkeit zu rüsten, muß einen nicht geringen Grad von Geschicklichkeit besitzen u. sich durch Uebung an Leichen u. lebenden Thieren eine Summe von Erfahrungen verschaffen (Operationskursus für Medizin Studirende). Bei jeder O. ist auf zahlreiche Nebenumstände Rücksicht zu nehmen; unter Anderem darauf, daß dem Kranken Schmerzen u. Blutungen möglichst erspart werden; das Anästhesiren durch Chloroformiren (auch durch Luftgas) sowie durch subkutane Morphium-Injektionen hebt den Schmerz; die Einwickelung der Extremitäten mit elastischen Binden (nach Esmarch), die Anwendung der Galvanokaustik (nach Middeldorpf), die Torsion u. Unterbindung der Arterien rc. mäßigt die Blutung. Viele blutige O.en werden, um die Wunde vor Infektion zu schützen, unter der Einwirkung von Karbolsäurelösung (Karbol-Sprühregen nach Lister) u. anderer desinfizirenden Mittel (Salicylsäure) vorgenommen.

Operette, s. „Oper". **operiren,** s. „Operation".

Operment, s. „Auripigment".

Opfer, in religiösem Sinne, heißt jede der Gottheit dargebrachte Gabe. Der Ursprung des O.s, das wir seit dem grauesten Alterthum bis auf den heutigen Tag in allen heidnischen Religionen verbreitet finden, ist — ebenso wie das Gebet — als ein nothwendiger Ausdruck des religiösen Gefühls anzusehen. Das Bewußtsein, von einem höheren Wesen abzuhängen, ihm Alles zu verdanken, führt von selbst zu dem Verlangen, der Gottheit gleichsam ein Gegengeschenk darzubringen, sei es zur Bezeugung des Dankes, sei es zur Gewinnung ihrer Huld od. der Abwendung ihres Zornes. Auf der rohesten Stufe des religiösen Denkens herrscht dabei die Anschauung vor, es müsse der Gottheit etwas sie bes. Erfreuendes dargebracht werden, vor Allem Speise u. Trank. Bei weitem die gewöhnlichere Form des O.s war indeß von jeher die Schlachtung u. Verbrennung des Opferthieres, dessen „süßen Geruch" man alsdann zu der Gottheit emporsteigend u. wohlgefällig von ihr aufgenommen dachte, daneben aber auch die unblutige Gabe durch Anzünden von Weihrauch, Auflegen von Brot u. Früchten, Ausgießen von Wein rc. Die fernere Annahme, daß bes. schwere Verschuldungen u. der dadurch veranlaßte schwere Zorn der Götter besondere Sühne erforderten, hat vielfach zur Darbringung von Menschenopfern als den wirkungsvollsten geführt, sei es durch die Opferung von Gefangenen u. Sklaven od. durch die der eigenen Kinder, wie im Molochsdienst (s. „Moloch"). Die reichste u. tiefste Ausbildung erfuhr der Opferkultus im Mosaischen Gesetz. Zwar wirkt auch hier noch die alte naive Ansicht vom O. als einer Speise der Gottheit nach, indem nur solche Dinge geopfert werden dürfen, die dem Menschen zur Nahrung dienen können, zugleich aber wird das O. dadurch vergeistigt, daß es nur als der äußere Ausdruck der inneren Gesinnung (als Symbol) einen Werth hat. Der Opfernde bekennt damit, daß er eigentlich sich selbst u. alle seine Habe Gott schuldig sei; aus Gnaden läßt sich jedoch Gott an einem Theil seiner Habe u. dem Leben eines Thieres genügen. Der Schwerpunkt des O.s liegt darnach in der Darbringung des Lebens des Thieres, genauer in der Hinsprengung seines Blutes an u. auf den Altar; die unblutigen O. (sog. Speisopfer) an Getreide, Oel, Wein rc. sind eigentlich immer nur Zugaben zum blutigen O. — Alle die zahllosen einzelnen Bestimmungen über die O. beruhen durchweg auf einer tiefsinnigen Ausführung des obigen Grundgedankens. Die Hauptformen des O. sind: das Brandopfer od. Ganzopfer, der allgemeinste Ausdruck religiöser Gesinnung u. daher bes. jeden Morgen u. Abend durch die Verbrennung eines ganzen Thieres dargebracht; das Dankopfer, bei dem ein Theil des Thieres zur Opfermahlzeit u. für die Priester übrig gelassen wird, u. das Sühn- od. Schuldopfer, von dem nur die Priester im geheiligten Bezirk genießen dürfen. Das Christenthum beseitigte die O. ganz, indem es das einmalige Selbstopfer Christi am Kreuze als endgiltigen Ersatz für alle anderen erklärte (nur daß die Katholische Kirche eine Wiederholung dieses O.s im sog. „Meßopfer" lehrt). Im Judenthum erloschen die blutigen O. mit der Zerstörung Jerusalems, denn das Schlachten des Passahlammes hat mit dem O. nichts zu thun. Im Röm. Reich wurden die O. von Theodosius dem Großen (392 n. Chr.) abgeschafft; doch hat sich der Opfertrieb selbst noch in der Katholischen Kirche in Gestalt der Weihgeschenke immer wieder einen Ausdruck verschafft.

Ophikleïde, ein ursprünglich aus dem Fagott hervorgegangenes, jetzt aber aus Messingblech gefertigtes, weitmensurirtes, mit 6 Tonlöchern u. 4 Klappen versehenes Orchester-Baßinstrument. Der Körper desselben besteht aus zwei ähnlich wie beim Fagott neben einander liegenden weiten Röhren, die unten in einem kurzen Bogen mit einander verbunden sind, während die eine oben in einen weiten Becher (Stürze), die andere in eine gewöhnlich noch einmal geschlungene enge Röhre ausläuft, woran das Mundstück steckt. Der Klang der O. ist sehr stark, aber rauh u. dumpf, ihre Beweglichkeit nur gering. Sie kommt in drei

Größen vor: als Baß-O., mit einem Umfange von Contra-B chromatisch bis zum eingestrichenen g, a u. darüber; als Contrabaß-O., eine Oktave tiefer stehend, u. als Alt-O. Die erstgenannte ist die gebräuchlichere.

Ophir ist der Name eines Südlandes, wohin von Eziongeber am Schilfmeere, dem heutigen Akaba, aus, zu Salomo's Zeit, zwei, Salomo u. Hiram von Tyrus gehörige, mit Hebräern u. phönikischen Seeleuten bemannte Schiffe zu fahren pflegten, um Gold, Edelsteine, Elfenbein, kostbare Hölzer, Affen u. Pfauen einzukaufen. Dieses Land O. hat man an sehr verschiedenen Punkten gesucht. In neuerer Zeit suchen es Viele in Indien. Allerdings tragen mehrere der aus O. geholten Produkte indische Namen. Allein es ist sehr zweifelhaft, ob die Hebräer so weit zu Schiffe gekommen sind, denn ihre geographische Kenntniß von allen Südländern ist sehr ungenau. Diese indischen Namen würden sich auch erklären, wenn die Fahrt etwa bis zu einem in Südarabien gelegenen Stapelplatze ging, wohin indische od. arabische Seeleute die Produkte Indiens brachten. Und daß man bei O. lediglich an ein arabisches Land zu denken hat, sieht man aus 1. Mos. 10, 29, wo dasselbe neben arabischen Stämmen aufgezählt wird. Auch daß die nach O. fahrenden Schiffe erst im dritten Jahre nach Eziongeber zurückkamen, erklärt sich bei der schwierigen Fahrt im Rothen Meere u. den dort wehenden konstanten Winden völlig, wenn wir das Land in Südarabien suchen, so daß die Schiffe die Meerenge Bab-al-mandeb passiren mußten. Die griechische Bibelübersetzung für O. schreibt Sopheir u. da dieses mit Sofala lautliche Aehnlichkeit zu haben scheint, so suchen Viele O. in Afrika. Allein jene lautliche Aehnlichkeit ist gar nicht vorhanden. Und hieran ändert auch der Umstand nichts, daß unlängst durch Mauch (s. d.) in Südostafrika die Ruinen einer großen Stadt u. große Goldfelder entdeckt worden sind.

Ophiuchos (Schlangenträger) ist ein aus nicht sehr hellen Sternen bestehendes Sternbild in der Nähe des Aequators u. der Ekliptik zwischen Skorpion, Wage, Krone u. Hercules.

Ophthalmos (griech.), Auge; davon Ophthalmie, Augenentzündung; Ophthalmoskop, Augenspiegel (s. d.) 2c.

Opiate nennt man die verschiedenen in Apotheken gebräuchlichen, aus Opium bereiteten pharmazeutischen Präparate, die Opiumtinkturen u. das Opiumextrakt.

Opitz, Martin, von Boberfeld, deutscher Dichter u. einer der Hauptbegründer der neueren deutschen Kunstpoesie, geb. 23. Dez. 1597 zu Bunzlau, empfing seine gelehrte Bildung auf den Gymnasien von Breslau u. Beuthen, den Universitäten zu Frankfurt a. O. u. Heidelberg. Der beginnende Dreißigjährige Krieg trieb ihn nach Holland u. veranlaßte ein gelehrt poetisches Wanderleben des Dichters. 1622 als Lehrer an das Gymnasium zu Weißenburg in Siebenbürgen berufen, 1623 Rath des Herzogs von Liegnitz, 1628 Sekretär des Kammerpräsidenten von Dohna zu Breslau, 1630 in Paris, 1634 nach Thorn u. noch später nach Danzig übergesiedelt, starb er 17. Aug. 1639 in letzterer Stadt an einer der pestartigen Seuchen, die der Krieg im Gefolge hatte. O. ward von seinen Zeitgenossen u. den nachfolgenden Generationen als der „Vater" der deutschen Dichtkunst gefeiert, weil er die Grundsätze u. Bestrebungen der ausschließlichen Gelehrtenpoesie, welche von einem Zusammenhang mit dem Leben gänzlich absah u. sich auf ein schulmäßiges Nachahmen antiker u. fremdländischer Dichter beschränkte, die für mustergiltig angesehen wurden, mit Bestimmtheit u. Ausschließlichkeit vertrat. In seiner „Prosodia germanica od. Buch von der deutschen Poeterey" (Brieg 1624) brachte er die Anschauungen seiner Zeitgenossen über Wesen u. Aufgabe der Dichtkunst in eine Art Zusammenhang; in seinen deutschen Gedichten mannichfacher Art war es ihm immer u. überall nur um die formelle Korrektheit u. sprachliche Gewandtheit zu thun. Der Inhalt seiner Gedichte richtete sich zumeist nach den Vorbildern, die O. gerade vor Augen hatte. Selbst bei Stoffen, die er durchlebt hatte, wie in den „Trostgedichten in Widerwärtigkeiten des Krieges", überwog eine hohle u. frostige Rhetorik. Fruchtbar war er als poetischer Lobredner fürstlicher u. sonst hervorragender Persönlichkeiten; für sein Gedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl krönte ihn Kaiser Ferdinand II. zum Dichter u. erhob ihn 1628 unter dem Namen O. von Boberfeld in den Adelsstand. Die deutsche Poesie des 17. Jahrh., nam. die von den schlesischen Dichterschulen gepflegte, die überall O.' Beispiel folgte, suchte hauptsächlich durch rhetorisch bombastische Lobgedichte, platte Schmeicheleien in Versen eine gewisse Wichtigkeit u. Geltung zu erlangen. Nächst seinen Gedichten hinterließ O. die Oper „Dafne" (vom kursächsischen Kapellmeister Heinrich Schütz komponirt), ein Schauspiel mit Chören „Judith", poetische Uebersetzungen des „Hohen Liedes", der „Psalmen" 2c., auch zahlreiche Gedichte u. Epigramme in lateinischer Sprache.

Opium (Meconium) ist der an der Luft eingetrocknete Milchsaft der unreifen Samenkapseln der Mohnpflanze, welche für die Zwecke der Gewinnung des Opiums in Kleinasien, Aegypten, Persien u. Ostindien in großer Menge angebaut wird. Einige Wochen nach dem Abfallen der Blütenblätter macht man in die jungen, noch grünen Mohnköpfe mittels eines Messers einen horizontalen Querschnitt, welcher aber nicht durch die Wand der Kapsel dringen darf, u. wiederholt dieses Einschneiden mehrere Tage hinter einander des Nachmittags; jedes Mal am anderen Morgen schabt man den aus der verwundeten Stelle hervorgequollenen, verdickten Saft mit einem Messer ab u. knetet das so gesammelte Produkt, nachdem es noch einige Zeit an der Luft eingetrocknet ist, zu einer gleichmäßigen Masse zusammen, aus der man kleine dicke, runde Kuchen od. Kugeln formt. So kommt das O. in den Handel u. erscheint dann als eine braune, außen harte, innen noch weiche, stark narkotisch riechende Masse, die sehr häufig absichtlich od. unabsichtlich Samen, Blattheile 2c. beigemengt enthält. Im Handel unterscheidet man das O. nach den Produktionsländern in türkisches, indisches 2c.



Nr. 4368. Martin Opitz (geb. 23. Dez. 1597, gest. 17. Aug. 1639).

Auch in Frankreich u. Deutschland hat man in einigen Gegenden mit gutem Erfolg angefangen, Mohn behufs der Opiumgewinnung zu bauen. Das O. wirkt innerlich genossen in kleinen Mengen betäubend u. schlafbringend, in größeren Dosen giftig; bei uns wird es nur medizinisch verwendet; in der Türkei, in China u. einigen anderen Ländern ist leider die Unsitte eingerissen, das O. zu kauen od. zu rauchen, was mit den nachtheiligsten Folgen für den Gesundheitszustand der Betreffenden verknüpft ist; allgemeine Apathie, Energielosigkeit, Schwächung des Nervensystems, geistige Stumpfheit 2c. sind die unheilvollen Folgen dieser verdammenswerthen Unsitte. — In gewissen Fällen ist das O., in geringer Menge verordnet, dann u. wann gegeben, ein vortreffliches Heilmittel; man verordnet es theils in Form von Pulver, theils als Extrakt (Opium extract) od. als Tinktur (Tinctura opii simplex u. Tinctura opii crocata od. Laudanum liquidum Sydenhami). — Das O. gehört hinsichtlich seiner chemischen Zusammensetzung zu den interessantesten Droguen, denn es enthält neben einer charakteristischen Säure, der Meconsäure, eine ganze Reihe eigenthümlicher, krystallinischer Stoffe, denen es seine Wirksamkeit verdankt u. die zu den organischen Basen (Alkaloiden) gehören: das Morphium (im guten O. zu 11, 12 u. mehr Prozenten vorhanden) u. das Narceïn; dies sind die beiden schlafbringenden Stoffe; ferner das Narcotin, Thebaïn, Codeïn, Papaverin u. die nicht in allen, sondern nur in einigen Opiumsorten vorkommenden Alkaloide; Pseudomorphin, Porphyroxin u. Opianin. Außerdem findet sich in O. noch eine flüchtige, kampherartige Substanz, das Meconin.

Opodeldok (Linimentum saponato-camphoratum), ein bekanntes, in Apotheken bereitetes Mittel zum Einreiben gegen Verrenkungen, rheumatische Schmerzen 2c. Der O. ist eine mit Kampher u. einigen

ätherischen Oelen versetzte Lösung von Seife in Alkohol in einem solchen Verhältnisse, daß das Ganze beim Erkalten zu einer gallertartigen, durchscheinenden Masse erstarrt.

Opopanax, Panax-Gummi, von Opopanax Chironium, einer Doldenpflanze aus Südeuropa u. Kleinasien, einer 2 m. hoch wachsenden perennirenden Staude mit langer, rübenartiger, fleischiger, außen brauner, innen weißer Wurzel, die einen Milchsaft enthält. Dieser hat, wie beim Schöllkraut, eine goldgelbe Farbe u. erhärtet an der Luft zu einem Gummiharze von graubrauner od. gelblichrother Färbung. Es enthält: Harz, Gummi, Stärkemehl, Extraktivstoff, Wachs, Aepfelsäure, ätherisches Oel u. Spuren von Kautschuk. Schon seit uralter Zeit bekannt, wurde das Panax als Panacee der Gesundheit verwerthet, äußerlich als zertheilendes Mittel, innerlich gegen Krankheiten der Athmungs-, Unterleibs- u. Geschlechtsorgane.



Nr. 4369. Johannes v. Oppolzer (geb. 3. Aug. 1808, gest. 16. April 1871).

Oporto od. Porto, Hauptstadt der portug. Provinz Minho u. zweite Stadt des Landes, mit 89,194 E. (1864); liegt malerisch am rechten Ufer des Douro, ½ M. von dessen Mündung u. steigt amphitheatralisch mit den stattlichen, reinlichen Straßen u. zahlreichen Thürmen, Kirchen u. Klöstern an den Abhängen zweier Höhen empor, durch eine Drahthängebrücke mit der gegenüberliegenden Villa nova de Porto od. de Gaya verbunden. Der schönste Platz der Stadt ist die Praça de San Oviedo, deren Terrasse eine herrliche Aussicht auf das Flußthal u. das Meer gewährt. Von den 7 Pfarrkirchen zeichnet sich nam. die alterthümliche Cedofeita u. die Kirche dos Clérigos durch ihren hohen Thurm aus. Neben dem bischöflichen Palast steht die Kathedrale. Von den höheren Bildungsanstalten sind das Priesterseminar, die Medizin.-chirurg. Akademie, das Lyceum u. die Lateinschule die wichtigsten; die öffentliche Bibliothek ist reich an Handschriften. Der Hafen, durch das Fort São João da Foz geschützt, hat eine Barre u. ist durch Felsen gefährlich. Die bedeutende Industrie liefert bes. seidene u. baumwollene Gewebe, Goldstoffe, Gold- u. Silberdraht, Leder, Spitzen, Knöpfe u. Stahlwaaren. Von größter Wichtigkeit ist der Handel, nam. mit Portweinen (s. d.), an denen O. 1874: 56,531 Pipen (= 30,201,300 L. exportirte. Mehr als ¼ ging davon nach Brasilien, ⅔ nach Großbritannien; unter den übrigen Bestimmungsländern dieses Ausfuhrartikels nimmt Deutschland die erste Stelle ein. Außerdem werden noch Korke u. Mandeln in beträchtlichen Mengen exportirt. Im Alterthum lag hier der Portus Cale, welcher dem ganzen Lande den Namen gegeben hat; aus Cale hat sich das heutige Gaya entwickelt. Für die neuere Geschichte Portugals ist O. besonders dadurch wichtig geworden, daß die unruhige Bevölkerung dieser Hafenstadt sowol 1820 wie 1842 Veranlassung zu Revolutionen gegeben hat; 1832 u. 33 vertheidigte sich die Stadt gegen Dom Miguel.

Opossum, s. „Beutelthier".

Oppeln, Hauptstadt des gleichnamigen Reg.-Bez. der preuß. Prov. Schlesien mit 11,879 E. zu ⅘ kath. E. (1871); liegt am rechten Ufer der Oder u. an der Oberschles. u. Rechten-Oderuferbahn u. der Eisenbahn O.-Neiße u. ist Sitz der Regierung, eines Kreisamtes, eines Kreis- u. Schwurgerichtes, einer Oberpostdirektion u. einer Forstinspektion. Die Stadt hat 4 kath. Kirchen, von denen die St. Adalbertskirche schon im 10. Jahrh. gegründet worden ist, eine evangelische dgl., eine Synagoge, ein kathol. Gymnasium u. ein wohlerhaltenes Schloß auf einer Oderinsel, treibt Tabak-, Watten- u. Cementfabrikation, Dampfbretschneiderei, Bierbrauerei, Seilerei, Kalkbrennerei u. Schiffahrt. Ihre Vieh- u. Getreidemärkte sind bedeutend. O. war 1200—1532 Residenz der piastischen Herzöge von O. u. Ratibor, deren Herrschaft mit ihrem Aussterben an den Markgrafen Georg von Brandenburg kam; 1556 reklamirte sie aber Kaiser Ferdinand I. u. sie blieb mit Böhmen bis zur preuß. Besitznahme durch Friedrich d. Gr. vereinigt. Der Reg.-Bez. O. umfaßt auf 239,94 □M. mit 1,309,661 E. (1871) die Kreise Ratibor, Kosel, O. (25,93 □M. mit 102,090 E.), Falkenberg, Kreuzburg, Rosenberg, Lublinitz, Groß-Strehlitz, Tost-Gleiwitz, Beuthen, Pleß, Rybnik, Leobschütz, Neustadt, Neiße u. Grottkau.

Oppenheim, Kreisstadt in der großherzoglichen Provinz Rheinhessen unweit des Rheines u. an der Eisenbahnlinie Mainz-Worms gelegen, überragt von Weinbergen, mit 3085 E. (1871); ist Sitz eines Kreisamtes u. eines Friedensgerichtes. Das schönste Bauwerk der alten Stadt ist die evangelische Katharinenkirche, in goth. Stil 1262—1317 erbaut, aber halb zerstört, eine herrliche Nachbildung des Kölner Domes; der östliche Theil wurde 1838—43 restaurirt. Ueber der Stadt erheben sich die Ruinen der im 11. Jahrh. erbauten, 1689 durch die Franzosen zerstörten Burg Landskron, in der 1410 Kaiser Ruprecht verschied. Weinbau, Handel u. Schiffahrt sind die Haupterwerbszweige der Bevölkerung. O. steht auf dem Grunde der Römerkolonie Bonconica od. Bauconica, war im Mittelalter eine wichtige Reichsstadt, litt sehr im Dreißigjähr. Kriege u. ward 1689 von den Franzosen unter Melac verwüstet. Auf der Ebene zwischen O. u. Guntersblum erfolgte 1024 die Wahl Konrad's II. zum deutschen König. — Der Kreis O. umfaßt 6,05 □M. mit 41,626 zu ⅗ evangel. E. (1871); in demselben liegen noch die Weinorte Nierstein, Nackenheim u. Bodenheim.

Oppermann, Heinrich Albert, Jurist, Politiker u. Schriftsteller, geb. zu Göttingen 22. Juli 1812; studirte daselbst 1831 bis 1835 die Rechte, praktizirte als Anwalt seit 1842 in Hoya u. seit 1852 in Nienburg, wo er 16. Febr. 1870 starb. Einer der eifrigsten Wortführer der demokrat. Partei in Hannover, war er 1849—66 fast unausgesetzt Mitglied der hannov. Zweiten Kammer; nachher ins preuß. Abgeordnetenhaus gewählt, schloß er sich hier der nat.-liberalen Partei an. Seine politisch-literarische Thätigkeit, in der seine Stärke lag, begann er mit dem entstehenden hannov. Verfassungskampfe. Als erste Aufsehen erregende That gelang ihm die damals unbegreiflich rasche Mittheilung des Protestes der Göttinger Sieben an ein halbes Hundert deutscher Zeitungen. Lange Jahre redigirte er das „Nienburger Wochenblatt". Von seinen Schriften sind zu nennen: „Studentenbilder od. Deutschlands Germanen u. Arminen 1830 bis 1833" (unter dem Pseud. Herm. Frosch, Hamb. 1835); „Zur Geschichte der Thätigkeit u. Wirksamkeit der allgemeinen Ständeversammlung in Hannover von 1814—32" (Lpz. 1842); „Die Göttinger gelehrten Anzeigen während einer hundertjährigen Wirksamkeit" (Hann. 1844); eine im Sinne der Krause'schen Lehren abgefaßte „Encyklopädie der Philosophie" (ebd. 1844); „Zur Geschichte des Königreichs Hannover" (2 Bde., Lpz. 1860—62; 2. Aufl., 1868); „Trostbriefe für Hannoveraner" (Hamb. 1866); „Tagebuch eines Annektirten" (in Auerbach's Volkskalender); „Der Weg zum Jahre 1866 u. seine Nothwendigkeit für das Heil Deutschlands" (Berl. 1869); „Hundert Jahre, 1770—1870" (kulturhistorischer Roman, 9 Thle., Lpz. 1870).

Oppolzer, Johannes v., berühmter Mediziner, vorzüglicher Arzt u. akademischer Lehrer, geb. zu Gratzau im Kreise Budweis (Böhmen) 3. Aug. 1808; studirte bis 1834 in Prag, war dann daselbst klinischer Assistent bei den Professoren Fritz u. v. Krombholz, bis er 1838 selbständig zu praktiziren anfing. Seit 1841 Professor u. Direktor der Med. Klinik in Prag, folgte er 1848 einem Rufe als Prof. der spez. Pathologie u. Therapie nach Leipzig, wo er zugleich Direktor des Jakobshospitals ward, kehrte aber 1850 nach Oesterreich zurück, übernahm eine Professur an der Universität in Wien, erwarb sich zugleich als prakt. Arzt einen europ. Ruf, wurde für seine Verdienste u. A. geadelt u. starb zu Wien 16. April 1871. O. war einer der bedeutendsten Vorkämpfer der physiologischen Medizin, der die große Aufgabe sich stellte u. löste, die ärztliche

Praxis im Geiste der neuen Lehre zu reformiren. Der schroffe Gegensatz zwischen der Schule der physikalischen Diagnostik u. der anatom. Pathologie einerseits u. der alten Schule der Empirie andererseits wurde durch ihn ausgeglichen, u. er war es auch, der die neue Methode dem Bedürfniß der ärztlichen Alltäglichkeit zurecht legte, die Errungenschaften Rokitansky's (s. d.) u. Skoda's (s. d.) in der med. Welt populär machte u. das Publikum für diese Lehre gewann. Seine „Vorlesungen über spez. Pathologie u. Therapie" bearbeitete v. Stoffela (2 Bde., Erl. 1866—72); derselbe gab auch die „Vorlesungen über die Krankheiten des Herzens u. der Gefäße" bes. heraus (ebd. 1867). Vergl. „Joh. O. u. die moderne Medizin" in „Unsere Zeit" (Lpz. 1872, 1. Hlfte.). — Theodor, Ritter **v. O.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Prag 26. Okt. 1841; studirte in Wien zuerst gleichfalls Medizin, wendete sich aber dann ausschließlich den astronomischen Studien zu u. wurde Professor der Mathematik u. Astronomie in Wien. 1868 nahm er an der österr. Expedition nach Aden zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß Theil. Von seinen Schriften ist das „Lehrbuch zur Bahnbestimmung der Planeten u. Kometen" (2 Bde., Lpz. 1870 ff.) hervorzuheben.

opponiren (a. d. Lat.), sich widersetzen, Einwürfe machen; Opponent, ein Gegner, Widersprecher; Opposition, Widerstand, Entgegensetzung, Auflehnung.

opportun (a. d. Lat.), rechtzeitig, gelegen, günstig.

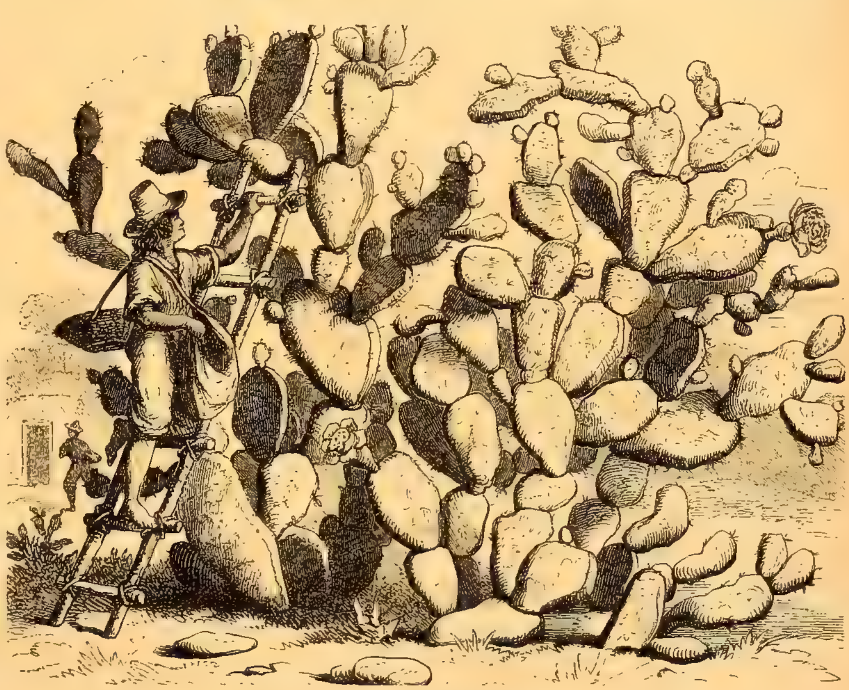
Opposition in politischem, insbes. parlamentarischem Sinne giebt es mit Naturnothwendigkeit überall, wo es politisches Leben giebt u. diesem durch die Staatsverfassung Raum u. Einfluß gewährt wird. Durch die Verfolgung u. Sicherung der Staatszwecke werden allemal persönliche u. gesellschaftliche Interessen beeinträchtigt. Eine O. dagegen würde an sich unberechtigt sein, aber sie ist oft natürlich. Die Beeinträchtigung individueller u. gesellschaftlicher Interessen kann nicht immer u. im Einzelnen eine gleichmäßige sein. Dann ist es nicht blos natürlich, sondern auch berechtigt, wenn auf Ausgleichungen gedrungen wird. Es wird ungerecht nur, wenn statt einer Ausgleichung die umgekehrte Uebervortheilung gesucht wird. Die Staatszwecke sind unendlich mannichfaltig u. verschlungen. Es gelingt der Regierung nicht allemal, alle Momente zusammenzufassen od. auszugleichen. Dann ist es wohlgethan, daß die unbeachteten od. vernachlässigten Seiten, nöthigenfalls auch gegen die Regierung, zur Geltung u. zu ihrem Rechte gebracht werden. Die Regierung kann auf Abwege gerathen. Dann ist es Pflicht, sie zu warnen, ihr die Mitwirkung zu versagen, ihr O. zu machen. Aber die O. wird fehlerhaft, wenn sie eine grundsätzliche wird, gegen jede Regierung, wie R. v. Mohl es im Wesen der liberalen Partei begründet findet. Es darf nicht an sich eine Ehre sein, zur O. zu gehören, — eine Unehre, mit der Regierung zu gehen. Die O. wird fehlerhaft u. nachtheilig, wenn sie eine systematische wird, sich auf alle Handlungen der Regierung erstreckt. Dadurch wird die Regierung auch daran gehindert, ihre guten Absichten ins Werk zu setzen. Die O. wird verderblich, wenn sie eine faktiöse wird, blos vom Parteiinteresse geleitet, u. die Regierung zu stürzen unternimmt. Dann werden unsittliche Mittel angewendet, das Volk wird beirrt, das öffentliche Leben korrumpirt; alle Wahrheit u. alle Sittlichkeit nimmt dabei Schaden. In Frankreich hieß es vor Zeiten: „Wenn der Marschall Soult in der O. ist, so hat er die Schlacht bei Toulouse gewonnen, u. wenn er nicht in der O. ist, so hat er sie verloren." In Sachsen sprach ein Abgeordneter: „Ich kenne die Motive der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie." Im Reichstage sprach ein Abgeordneter aus Mecklenburg: „Ich habe gar nicht das Bedürfniß, mit der mecklenburgischen Regierung in Frieden zu leben." Wiederum kann es zu einer verderblichen O. kommen durch Schuld der Regierung, wenn dieselbe zu einer bloßen Parteiregierung wird. In England betrachtet sich die O. ebenso, wie die Regierung, als im Dienste des Königs u. des Landes stehend. Auf dem Kontinent u. auch uns Deutschen ist leider der englische Begriff von Sr. Majestät getreuer O. schwer eingänglich. Daher kommt so vielfach entweder die pflichtmäßige Treue u. Loyalität od. die pflichtmäßige O. zu Schaden.

Optik ist die Lehre vom Lichte, ein wichtiger Zweig der Physik. Man theilt sie in Optik in engerem Sinne (Lehre von der geraden Fortpflanzung des Lichtes), Katoptrik (Lehre von der Spiegelung des Lichtes) u. Dioptrik (Lehre von der Brechung des Lichtes), s. „Licht", „Lichtbrechung", „Farben", „Fernrohr", „Mikroskop" 2c.

Optimaten (a. d. Lat., eigentlich die Besten, Bestgesinnten) war ein Parteiname in den späteren Zeiten der röm. Republik. Die O., deren Kern der Senat u. die Nobilität bildeten, vertraten die konservativen od. aristokratischen Interessen; die Gegenpartei, die Popularen (d. h. Volksfreunde), waren die demokratisch gesinnten Männer der Bewegung, welche vorzugsweise auf eine Reform der Verfassung hinarbeiteten.

Optimismus (von lat. optimus, der beste) heißt diejenige philosophische Anschauung, nach welcher die bestehende Welt vollkommen od. doch unter den möglichen Welten die beste ist. Den Gegensatz zu dieser Ansicht bildet der Pessimismus (z. B. Schopenhauer's), nach welchem diese Welt vielmehr unter allen denkbaren die schlechteste ist. Als Lebensanschauung ist O. die Auffassung aller Dinge u. Zustände im günstigsten Lichte. Wer dieser Anschauung huldigt, der betrachtet die Dinge optimistisch u. heißt selbst ein Optimist, im Gegensatz zu dem Pessimisten u. einer pessimistischen Betrachtung.

Option (lat. optio), Wahl, optiren, wählen, bezeichnet jetzt vorzugsweise die Entscheidung für od. gegen die neue Herrschaft, wenn ein Staat Landschaften od. Provinzen an einen andern Staat abtritt. Für das Ganze des abgetretenen Landes ist zwar der souveräne Wille der



Nr. 4370. Opuntia Ficus indica.

bisherigen obersten Gewalt entscheidend, um aber bei solchen Gelegenheiten auch das Recht der Individuen zu wahren, pflegt man in der Neuzeit den in ihren politischen Beziehungen gestörten Bürgern die Befugniß vorzubehalten, sich binnen einer bestimmten Frist darüber zu erklären, ob sie nach wie vor unter der älteren od. unter der neuen Herrschaft stehen wollen. Wählen sie das Erstere, so unterwerfen sie sich damit äußerstenfalls einem Ausweisungsbeschluß, denn der erwerbende Staat kann sich nicht der Gefahr aussetzen, daß eine widerwillige Menge von Bewohnern des neuen Gebiets nicht blos der Gesinnung, sondern auch dem Rechte nach von ihm abgewendet bleibt. Nach diesen Grundsätzen versagte die deutsche Reichsregierung 1872 u. 1873 den Elsaß-Lothringern, welche aus Furcht vor der allgemeinen Wehrpflicht u. in der Erwartung einer baldigen Rückeroberung für Frankreich „optirt" hatten, den Aufenthalt in den neuen Reichslanden.

optisch (a. d. Griech.), was sich auf das Sehen bezieht. Optische Täuschungen, s. „Sinnestäuschungen".

Optometer (griech.), gewisse Vorrichtungen zu dem Zwecke, die Sehweite des Auges zu bestimmen.

opulent (lat.), vermögend, wohlbegütert, reich.

Opuntia, Kakteen-Gattung mit strauchartigen Pflanzen, die sich aus zusammengedrückten fleischigen Gliedern zusammensetzen, deren Oberfläche mit Stacheln od. Borsten bedeckt ist, während die Blüte aus den Rändern od. den Büscheln dieser Glieder entspringt. Sie bildet eine Art Kelch mit kurzen, flachen, äußeren u. blumenblattartigen, rosenähnlichen inneren Blättern, einem dicken cylindrischen Griffel u. sehr vielen

fleischigen, aufrechten Narben. Die Frucht ist eine eiförmige Beere, deren Fruchtschale fleischig, häufig mit Warzen od. mit Stacheln bedeckt wird. Die Opuntien stammen zwar aus Amerika, gedeihen aber in einigen Arten auch in Südeuropa, wo man sie theils zur Kultur der Cochenille (O. cochenillifera), theils als Obstpflanzen (O. vulgaris u. O. Ficus indica = indische Feige), theils als Heckenpflanzen (O. tomentosa, Dillenii u. Tuna) zieht, u. von wo aus einige auch verwilderten.

Opus (lat.), Werk, bes. ein schriftstellerisches; die Komponisten pflegen auf dem Titelblatt ihrer Kompositionen durch den Buchstaben O. u. eine Zahl die Reihenfolge ihrer Werke zu bezeichnen.

Oer, der 100. Theil des ehemaligen schwed. Reichsthalers, jetzt der Krone. 8 Oere = 9 deutschen Pfennigen. 400 O. = 1 norweg. Spezies. 10 O. = 3 norweg. Schilling.

ora et labora (lat.), bete u. arbeite.

Orakel (lat.), Ausspruch, bes. ein Götterspruch, wie er nach dem Glauben der alten Welt, bes. der Griechen u. Römer, den Menschen auf besondere Anfrage zu Theil wurde, um ihnen entweder die Zukunft zu enthüllen od. in schwierigen Fällen den rechten Weg zu zeigen. Im weitern Sinn ist O. auch der Ort, wo solche Göttersprüche ertheilt wurden. Seine Hauptstütze hatte der Glaube an die O. in dem Bedürfniß, gleichsam ein höchstes göttliches Schiedsgericht zu besitzen. Daher läßt sich das Bestehen solcher Orakelstätten bis in das graueste Alterthum zurückverfolgen. Hochberühmt war das O. zu Meroe in Oberägypten, sodann das des Jupiter Ammon in einer Oase der Libyschen Wüste, endlich das des Zeus zu Dodona (s. d.). Als der eigentliche Orakelgott galt indeß später Apollon, u. das O. desselben zu Delphi (s. d.) stellte alle anderen in Schatten. Die Dunkelheit u. Zweideutigkeit der pythischen od. delphischen O. war schon im Alterthum sprüchwörtlich. Die Römer besaßen zwar auch einige eigene O., unter denen die Sibylle von Cumä am berühmtesten war, bedienten sich aber meist der griechischen. Nur in sehr beschränktem Sinne können die Aussprüche der alttestamentlichen Propheten O. genannt werden, theils weil sie sich fast nur auf religiöse, nicht weltliche Angelegenheiten beziehen, theils weil sie fast ausnahmslos ohne Anfrage u. ohne Beschränkung auf bestimmte heilige Orte erfolgten.

Oran, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz der franz. Kolonie Algier mit 40,674 E. (1872); liegt am Golf von O., an welchem der Hafen von Mers-el-Kebir als Nebenhafen der Stadt betrachtet werden kann, u. steht mit Algier in Eisenbahnverbindung. O. ist befestigt u. Sitz eines Militärgouvernements; ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung besteht aus Spaniern. Erbaut auf den Ruinen der röm. Militärkolonie Unica colonia kam die Stadt erst unter der Herrschaft der Spanier, die sich ihrer 1509 bemächtigten, sie aber 1708 wieder an die Türken verloren, 1732 aufs Neue eroberten u. 1792 abermals an die Türken übergeben mußten, zu Blüte u. Wohlstand, der sich seit 1831 unter franz. Herrschaft bedeutend gesteigert hat. Die Provinz O. wird von dem westl. Theile Algeriens gebildet u. zählte 1872 auf 5260 □M. 513,492 E., unter denen 51,729 Franzosen, 47,433 Fremde u. 411,874 Mohammedaner waren. Die bedeutendsten Städte außer der Hauptstadt sind noch Tlemcen mit 18,722 E. (1872) mit bedeutendem Handel nach dem Innern u. Blei- u. Kupferminen u. Sidi-Bel-Abbès mit 8787 E.

Orange heißt die süße Pomeranze, Citrus Aurantium, s. „Citrus“.

Orange (spr. Orangsch'), Arrondissementshauptstadt im südfranz. Departement Vaucluse mit 6608 E. (1872) im Ort, 10,064 E. in der Gemeinde; liegt in einer fruchtbaren Ebene an der Meyne, unweit der Rhone, an der Bahn Lyon-Marseille, ist alterthümlich gebaut u. treibt Krapp u. Weinbau, Bergbau auf Braunkohlen, Seidenspinnerei, Holzschneiderei, Oelfabrikation u. bedeutenden Handel mit Wein, Krapp, Saffran, Wachs, Trüffeln, Branntwein, Honig 2c. Entstanden aus dem röm. Arausio, bei dem 105 v. Chr. die röm. Heerführer Q. Servilius Cäpio u. Cn. Manlius von den Kimbern geschlagen wurden, hat O. noch jetzt bewundernswürdige Ueberreste antiker Baukunst, nam. einen Triumphbogen u. ein röm. Theater. Bis 1531 war O. Haupt- u. Residenzstadt des gleichnamigen Fürstenthums, das darauf an das Haus Nassau u. 1713 an Frankreich kam. In den franz. Religionskriegen war die Stadt ein wichtiger Stützpunkt der Protestanten u. noch gegenwärtig gehört ein guter Theil der Bevölkerung dieser Konfession an.

Orangelogen. Die Eroberung Irlands durch die Engländer, von König Heinrich II. 1159 begonnen, wurde erst in den letzten Tagen der Königin Elisabeth 1603 vollendet. Jakob I. nannte sich zuerst König von Großbritannien u. Irland. Das Land wurde als eine eroberte Provinz behandelt, den Eingeborenen zum größten Theile selbst ihr Besitzrecht entzogen. Die Unterjochung u. Unterdrückung wurde von Cromwell mit der äußersten Härte durchgeführt. Jakob II. bediente sich der Iren in seinem Bestreben, England wieder katholisch zu machen; daher mußte das Land von Wilhelm III. aufs Neue erobert werden. Das geschah 1690 in einem kurzen Feldzuge u. durch die entscheidende Schlacht am Boynefluß. — Zwischen den herrschenden, auch durch ihre Civilisation überlegenen Engländern u. den keltischen Eingeborenen bestand von Alters her ein nationaler Haß; seit der Reformation auch ein religiöser. Aber auch unter den engl. Grundbesitzern bestand ein Unterschied. Die Kolonisten aus älterer Zeit wollten unter der Herrschaft der engl. Rasse ein selbständiges Irland; von ihnen waren auch manche kathol. geblieben. Die neueren wollten die Unterwerfung unter die engl. Gesetze u. auch die Herrschaft der Anglikan. Kirche. Diese vornehmlich erklärten sich gleich u. unbedingt für Wilhelm von Oranien u. wurden davon Orangemen, Orangisten genannt. Sie behaupteten ihre Herrschaft, die Eingeborenen blieben unterdrückt, Gewaltsamkeiten aller Art wurden täglich geübt. Noch aber war Irland nicht staatsrechtlich in Verwaltung u. Gesetzgebung mit Großbritannien vereinigt; Irland hatte noch sein eigenes Parlament. Die Vereinigung wurde erst 1800 vollzogen. Schon vorher hatten die Katholiken, zu denen auch Engländer zählten, in Irland manche Vortheile errungen. Dagegen sträubten sich die Orangisten; zum Theil mußten sie jetzt sich gegen das kathol. Landvolk schützen. Dazu schlossen sie 1795 einen Bund, der 1798 den Namen der Großen Loge von Irland annahm. Seit der Union von 1800 saßen auch in dem brit. Parlament irische Mitglieder, aber noch nicht Katholiken. Um so gewisser mußte auch den eingeborenen Irländern die zum Theil durch ihre Agitation veranlaßte Emanzipation der Katholiken von 1829 zugute kommen. Dieser widersetzten sich die Orangisten auch dann noch, nachdem sie Gesetz geworden war. Ihre Logen wurden 1832 verboten, bestanden aber insgeheim fort u. vervielfältigten sich noch. Infolge einer für sie ungünstig ausgefallenen Untersuchung wurden 1836 ihre Mitglieder von allen Staatsämtern ausgeschlossen u. die meisten lösten sich auf. Ob einzelne insgeheim noch jetzt bestehen, od. ob die Orangisten nur formlos ihre Bestrebungen fortsetzen, ist schwer zu sagen. Doch haben sie von ihrer Bedeutung viel verloren, seit der wirthschaftliche u. soziale Gesammtzustand Irlands bedeutend verbessert ist.

Orangerie in weiterem Sinne nennt man alle diejenigen strauch- u. baumartigen Gewächse, die man in Winterhäusern gegen die Kälte schützt, im Sommer aber ins Freie bringt, wo sie in ihren Kübeln gepflegt werden, indem man sie gewöhnlich innerhalb eines eigenen Raumes aufpflanzt; in engerem Sinne versteht man unter O. nur die der Gattung Citrus (s. d.) angehörenden Pflanzen, welche ihres schönen Laubes wegen sowie wegen ihrer Blüten u. Früchte als Dekorationsgewächse in kälteren Ländern auf diese Weise gezogen werden, u. unter denen die Orange (Citrus Aurantinum) eine Hauptrolle spielt. Die Zucht geschieht in nahrhafter, lockerer Erde, die man aus Heideerde, Kuhmist, lehmhaltiger Wiesenerde u. Buchenlauberde mit scharfem Sande u. Hornspänen mischt u. in den folgenden Jahren mit Guano, Kuh- u. Schafmist u. Hornspänen düngt; am besten, wenn der Dünger flüssig ist. Im Sommer sind die Bäume gegen Zugluft, im Winter gegen zu grelle Sonne zu schützen. Im April müssen sie beschnitten werden, ehe die neuen Triebe kommen.

Orangisten hießen in der ehemaligen Republik der vereinigten Niederlande die Anhänger des Erbstatthalters, des Prinzen von Oranien; in Irland sind O. s. v. w. Orangemen (s. „Orangelogen“).

Orangutan (Pongo, Mias, Waldmensch, Pithecus satyrus *Geoffr.*, Simia satyrus *Lin.*), einer der großen, ungeschwänzten, menschenähnlichen (anthropomorphen) Affen, indeß nicht der größte, da er nur 1,38 m. mißt u. die Spannweite seiner ausgestreckten langen, herabhangend bis zu den Knöcheln reichenden Arme 2,57 m. beträgt. Er hat ein bleifarbiges Gesicht, kleine, flach anliegende Ohren u. eine rostbraune od. braunschwarze Behaarung, die am Unterarm nach rückwärts gerichtet ist. Nach Europa werden nur junge Exemplare gebracht; sie zeichnen sich nicht durch bes. hohe Begabung aus u. gehen gewöhnlich an Tuberkulose zu Grunde. Während die Geschichte des O. durch leichtgläubige Reisende bisher vielfach von Fabeln umhüllt gewesen, ward dieser Affe neuerdings in seiner Heimat Borneo durch Wallace mit Sorgfalt beobachtet. Der O. lebt in feuchten Wäldern von Knospen, Blättern, jungen Schößlingen, fast ausschließlich aber von Baumfrüchten u. zwar bes. gern von unreifen. Durch seine Nahrung an das Baumleben geknüpft, bewegt er sich, obschon im Allgemeinen träge, doch mit Leichtigkeit in den Wipfeln, ohne herabzusteigen; er vermag das mit solcher Schnelle, daß man ihm unten im Walde kaum nacheilen kann. Zum Nachtlager baut er sich in der Höhe von etwa 7 m. in einer Astgabel ein Nest aus abgebrochenen Zweigen u. schützt es durch Laubwerk vor Nässe. Gesellig ist er nicht, doch hat die Mutter große Zuneigung zu ihren Jungen. Bei seiner Körperkraft u. seinem starken Gebiß fürchtet der O. keinen Feind, auch Krokodile u. Schlangen nicht. Die im Kindesalter merkwürdig scharf hervortretende Menschenähnlichkeit verliert sich später nach der physischen wie psychischen Seite hin immer mehr, der Gesichtswinkel sinkt von 65° auf 30° herab, nur das Auge bleibt seltsam menschenähnlich.

Oranien ist der Name eines kleinen Fürstenthums an der unteren Rhone, dessen ersten Eigenthümer, Wilhelm von Oranse, die Sage als Feldherrn Karl's d. Gr. gegen die Araber feiert. In der Geschichte erscheinen die Besitzer von O. als lehnsabhängig vom Königreich Burgund, dann von der Provence, bis Ludwig von Chalons, der es von seiner Mutter erbte, sich im 15. Jahrh. die Souveränetät erkaufte. Durch seine Urenkelin Claudia, die mit Heinrich v. Nassau vermählt war, kam O. 1530 an dieses deutsche Grafengeschlecht, dessen berühmteste Sprossen Wilhelm der Schweigsame, der Befreier der Niederlande († 1584), sein Sohn Moritz († 1625) u. sein Urenkel Wilhelm III. sind, der 1702 kinderlos als König von England verstarb. Da er in seinem Testamente Johann Wilhelm Friso v. Nassau-Dietz zum Erben eingesetzt hatte, so führte dieser fortan den Titel „Prinz v. O." u. ebenso seine Nachkommen, die späteren Erbstatthalter u. Könige der Niederlande. König Friedrich I. v. Preußen aber, der Sohn einer Enkelin von Wilhelm dem Schweiger, trat seine näheren Ansprüche an den Besitz von O. im Frieden zu Utrecht 1713 an Frankreich ab u. führte ebenfalls nur Titel u. Wappen von O.

Oranjefluß od. Garib, einer der größten Ströme Südafrika's, entsteht aus der Vereinigung zweier Quellströme. Der südliche von diesen, welcher speziell den Namen O. od. Noka-Sinku führt, entspringt an der Westseite der Drachenberge, fließt mit seinem oberen Nebenfluß Cornet Spruit durch Längenthäler zwischen jenem Gebirge u. den Malutibergen u. bildet hierauf zuerst nach W., dann nach NW. strömend die Grenze zwischen dem Kaplande u. dem O.-Freistaat, indem er die zahlreichsten Nebenflüsse, unter ihnen den Zeekoe links, rechts von größeren Gewässern nur den Caledon od. Mogokara aufnimmt. Nach den Stromschnellen unterhalb Hopetown vereinigt er sich mit dem durch den Modder od. Kaiba verstärkten nördl. Quellstrom, dem Hai Garib od. Vaalfluß, welcher den O.-Freistaat von der Transvaal-Republik scheidet u. dessen ausgedehntes Quellgebiet in diesen beiden Staaten ebenfalls an der Westseite der Drachenberge liegt. Die nördl. Grenze des Kaplandes bildend, hat sich der O. auf seinem zumeist nach W. gerichteten Laufe ein tiefes Thal in das südafrikan. Plateau gewühlt, seine grünen Ufer werden von öden Steppen begrenzt u. nur periodische Zuflüsse, wie der Hartebeestfluß im S., der zum größten Theil noch unbekannte Molopo u. der große Fischfluß im N., vereinigen zur Regenzeit ihre Gewässer mit den seinigen. Nach der Mündung des letzteren durchbricht der O. in bedeutenden Stromschnellen die westl. Grenzgebirge u. ergießt sich in die Alexanderbai. Die Länge seines Laufes wird auf 272 M., sein Gebiet auf 16,429 □M. berechnet. Der O. ward 1777 von Gordon entdeckt u. dem Hause Oranien zu Ehren benannt.

Oranjefluß-Republik (engl. Orange River Sovereignty), ein Freistaat in Südafrika, mit einem Flächenraum von ungefähr 2000 □M., wird im N. durch den Vaalfluß von der Transvaal-Republik, im S. durch den Oranjefluß vom Kaplande u. im O. durch die Drachenberge von Natal geschieden u. grenzt im W. an Westgriqualand, welches früher bis zur Vereinigung des Oranje- u. Vaalflusses zur O.-R. gehörte, seit 27. Okt. 1871 aber von Großbritannien annektirt worden ist. Das in neuester Zeit nam. durch Thomas Baines (1869) u. Adolf Hübner (1870) näher erforschte, zum größten Theil aber noch wenig bekannte Gebiet ist eine baumarme Hochebene von durchschnittlich 1500 m. Erhebung, die im SO. zu den Drachenbergen u. mehreren diesen parallel laufenden Gebirgen (Witte-Bergen u. Roode-Bergen) ansteigt u. von einzelnen isolirten Tafelbergen unterbrochen wird. Die Wasserscheide zwischen den beiden Grenzflüssen durchschneidet die Mitte des Landes; nach N. strömen dem Vaalfluß der Wilge- u. Yet-Rivier, nach W. der Modder mit dem Riet-Rivier zu, während der Caledon-Rivier im S. sich mit dem Oranjefluß vereinigt. Der Winter, die trockene Jahreszeit, in welcher Schnee nur in den östl. Landschaften fällt, das Thermometer aber nicht selten in der Nacht bis —5° R. sinkt, dauert vom Mai bis gegen Ende August, dann kommt der regenreichere Sommer; die Regengüsse sind heftig, aber kurz, u. die im Winter häufig vollständig ausgetrockneten Flüsse schwellen dann schnell an, verlaufen sich aber auch in kurzer Zeit wieder. Kleine Wälder finden sich nur in den Flußthälern u. auch der Ackerbau, der auf den Plateaulandschaften fast überall künstliche Bewässerung erfordert, hat nur geringe Ausdehnung, mit Ausnahme des zwischen dem Caledon- u. Oranjefluß gelegenen wasserreicheren Landestheiles, der im letzten Basutokriege (1865—68) den Kaffern abgenommen worden ist u. der schon jetzt die Kornkammer des Freistaates bildet. Die grasreichen Hochebenen, soweit sie außerhalb der menschlichen Kultur liegen, ein Aufenthaltsort von Gnus, Antilopen, Straußen u. Löwen, gewähren dagegen treffliche Weiden, denen nur die häufig allzutrockenen Winter schaden. Die Bevölkerung, ungefähr 65,000 Seelen umfassend, besteht aus 20,000 Eingeborenen (Kaffern u. Hottentotten) u. 45,000 Weißen; letztere sind holländ. „Boers", die sich aber, da der meiste Handel über Natal u. das Kapland geht, des Englischen als Geschäftssprache bedienen. Die bedeutendsten Geschäftshäuser sind jedoch in den Händen von Deutschen. Der Haupterwerbszweig der Bewohner ist die Schafzucht; 1874 wurde die Zahl der im Lande weilenden Schafe auf 7,200,000 berechnet; an Wolle wurden über Port Natal u. Port Elizabeth etwa 60,000 Ballen im Werthe von 900,000 Pfd. Sterl. ausgeführt. Außerdem gehen noch Pferde u. Ochsen als Zugvieh nach der Kapkolonie; der Export von Fellen u. Straußfedern hat sich infolge der Abnahme des Wildes in den letzten Jahren stark vermindert, doch fängt der Bauer seit einiger Zeit selbst an Strauße zu züchten. Die mineralischen Produkte des Landes werden nur in beschränkter Weise ausgebeutet; Diamanten sind an verschiedenen Stellen gefunden worden, doch werden nur wenige Diamantgruben bearbeitet, da die reicheren Lager auf brit. Gebiete größere Anziehungskraft besitzen. Kohlen treten nicht selten zu Tage u. werden dann auch technisch ausgenutzt, zu einer vortheilhafteren Verwerthung der Flötze fehlt es jedoch an Arbeitskräften u. vor Allem an Straßen; der Ochsenwagen ist noch das einzige Transportmittel im Lande. — Nach der 10. April 1854 proklamirten u. nach der Revision vom 9. Febr. 1866 aufs Neue sanktionirten Verfassung steht an der Spitze der Republik ein auf 5 Jahre gewählter Präsident, welcher mit dem Regierungssekretär, dem Landdrost von Bloemfontein u. 3 anderen Mitgliedern den Exekutivrath (Uitvoerende-Raad) bildet. Die aus etwa 50 Mitgliedern bestehende Kammer „Volksraad" hat die Legislative. Die 13 Distrikte werden von „Landdrosten" verwaltet. Das Recht basirt auf dem Holländ.-röm. Gesetzbuch. Die Republik hat kein stehendes Heer, doch werden im Kriegsfall alle Bürger aufgeboten. Die Staatseinnahmen betrugen im Finanzjahr 1874—75: 103,091, die Ausgaben 95,682 Pfd. Sterl., die öffentliche Schuld bestand Mai 1875 aus dem Reste der 1866 in Cirkulation gesetzten Banknoten (s. d.) an 32,923 Pfd. Sterl. — Nachdem Großbritannien 1842 Natal als Kolonie reklamirt hatte, zog ein großer Theil der Boers unter Prätorius' Leitung zum Vaal, wo sie eine neue Republik gründeten, deren Gebiet aber 1848 ebenfalls von den Briten beansprucht wurde; da kam es zur Schlacht bei Boomplaats u. zu neuen Auswanderungen nach N.; die Briten gaben aber 1854 diesen Besitz auf u. erkannten die Selbständigkeit der O.-R. an, die nun, nam. 1865—68, bedeutende Kämpfe mit den Kaffern zu bestehen hatte. Die Diamantenfunde im W. des Landes 1869 zogen eine Menge Menschen in jene Gegenden am Vaalfluß u. richteten die Aufmerksamkeit der engl. Regierung wieder auf jenes Gebiet. Es ward der Griquahäuptling Waterboer zu einer Petition bewogen, in welcher er Großbritannien um Annexion seines Landes bat; 27. Okt. 1871 wurden die Diamantenfelder mit einem großen umgebenden Gebiet als „Griqualand West" mit der Kapkolonie vereinigt u. 5. Juli 1873 zu besonderer Provinz (782 □M. mit 25,477 E. [1873]) gemacht. Die Hauptstadt des Landes ist Bloemfontein mit 2000 E., 3 Kirchen u. 1 Theater; andere Städte sind Smithfield u. Fauresmith im S. der Republik.

ora pro nobis (lat.), d. i. bitte für uns.

oratorisch (a. d. Lat.), rednerisch.

Oratorium (ital., auch franz. u. engl. Oratorio), eine der großen Hauptgattungen der Tonkunst, in welcher Vokal- u. Instrumentalmusik zur Darstellung eines vorzugsweise der biblischen od. heiligen Geschichte entlehnten u. in dramatische Form gebrachten Textes sich verbinden, doch ohne wirklich sichtbare Bühnenaktion hinzuzuziehen. Das O. erfordert von Seiten der Poesie Handlung, wenn auch nicht in dem strengen Sinne des theatralischen Dramas, noch vielmehr aber Vergegenwärtigung einer Handlung od. Begebenheit, es sei unmittelbar durch die zur Handlung u. Begebenheit gehörigen Personen, od. mittelbar durch erzählende Personen, welche sich an deren Stelle versetzen, u. durch den eingreifenden Chor, als die musikalische Aeußerung der Masse von Individuen. Der äußeren Form nach setzt sich daher das O. aus Chören, Recitativen, Arien u. mehrstimmigen Solosätzen zusammen. — Die ziemlich landläufige Einreihung des O.s in die Kirchenmusik entspricht nicht der Sache, denn die Kirchenmusik in eigentlichem Sinne ist liturgische Musik u. als solche für den Gottesdienst bestimmt u. an ihn gebunden; das O. keineswegs, indem es mit keiner der gottesdienstlichen Handlungen direkt irgend Etwas zu schaffen hat, u. die Aufführung desselben auch nicht mit Nothwendigkeit in der Kirche vor sich gehen muß, sondern in jeder beliebigen Tonhalle erfolgen darf. Die allerersten Spuren des O.s finden sich bereits tief im Mittelalter, wenn man die Mysterien u. späteren Moralitäten (s. „Geistliche Spiele") als mit Gesang verbundene dramatisirte Schaustücke aus der heiligen Geschichte mit in sein Gebiet hineinziehen will. Den ersten Boden für eine edlere Entfaltung des geistlichen Singspiels gaben die Anfang des 16. Jahrh. in ital. Klöstern entstandenen Zusammenkünfte zum Zwecke geistlicher Erbauung; bes. der heilige Neri bildete diese Erbauungsstunden, in denen er seiner Gemeinde die heilige Geschichte erklärte, mehr aus, u. zog den Animuccia, Kapellmeister an der Peterskirche, herbei, ihn mit seiner Musik dabei zu unterstützen.

Letzterer setzte zu diesem Zwecke vierstimmige hymnenartige Gesänge (sog. Laudi), in denen dann u. wann wol auch einzelne Soliloquien den Chor abwechselten. Von dem Betsaale od. Oratorio des Klosters, in welchem diese geistlichen Unterredungen stattfanden, schreibt sich die Benennung O. für die in ihren ersten Anfängen daher stammende Kunstgattung her. Doch beschränkte man sich nicht auf diesen Ort allein, sondern zog an gewissen Tagen auch zu anderen heiligen Plätzen, sowol während der Wallfahrt selbst als auch auf den Stationen, an jenen mit Musik untermischten Unterhaltungen sich erbauend. Diese nahmen alsbald dialogisirende Form an u. gruppirten sich zu Scenen, u. bereits im Febr. des J. 1600 wurde auf einer in der Kirche Sta. Maria in Valicella errichteten Bühne ein solches geistliches Musikdrama aufgeführt. Es hieß „L'Anima ed il Corpo", war von Emilio del Cavalieri in Musik gesetzt u. ist (nach dem Musikhistoriker Burney) das erste regelmäßige geistliche Musikdrama mit durchaus recitativisch behandeltem u. mit Chören u. theatralischen Tänzen untermischtem Dialog. Die fernere Geschichte des O.s bis auf Händel ist sehr dunkel; die Fähigkeit der Musik zu dramatischem Ausdruck sowie auch die einzelnen Formen, Recitativ, Arie, ferner die begleitende Instrumentalmusik, bildeten sich fort an der Oper u. Passion, im Konzert, vorzugsweise in der Cantate durch Carissimi; von eigentlichen Oratorien aber weiß man sehr wenig. Von Carissimi werden zwei Oratorien genannt: „Jephta" u. „Das Urtheil Salomon's"; zwei fernere, welche unseren heutigen Begriffen von dieser Kunstform schon im Wesentlichen entsprechen sollen, kannte Burney: sie sind aus dem J. 1776, von Francesco Federici u. heißen „Oratorio di Santa Cristina" u. „Santa Catarina di Siena". Ebenso fand er eins von Alessandro Scarlatti in der Chiêsa nuova zu Rom (sonst werden als Oratorienkomponisten aus dem 17. u. dem Anfang des 18. Jahrh. noch erwähnt: Alessandro Stradella, Giacomo Antonio Perti, Benedetto Marcello, C. A. Badia 2c.). Von großer Bedeutung für das O. wurde Heinrich Schütz, von 1615 bis 1672 Kapellmeister zu Dresden, ungeachtet er kein solches Werk in unserem Sinne hinterlassen hat, denn seine „Auferstehung" u. „Sieben Worte" schließen sich ihrer Beschaffenheit nach mehr der Passion an. Aber viele seiner Chöre zeigen eine Gestaltungsweise, die man weit mehr als alles ihnen Vorausgegangene sehr wohl oratorischen Stil nennen kann. So fand Händel für sein O. doch nur Elemente, kein festes Vorbild, u. wurde der Schöpfer dieser edelsten Kunstgattung im höchsten u. eigensten Sinne. Ausgezeichnetes im O. haben nach Händel nam. Joseph Haydn, Spohr, Friedr. Schneider u. Mendelssohn-Bartholdy geleistet.

Oratorium (a. d. Lat.), Ort zum Reden od. Beten, hieß im Mittelalter jede Nebenkirche od. Kapelle. Von ihren Zusammenkünften in einer solchen sind benannt die Priester des O.s od. der Orden der heil. Dreieinigkeit zu Krankenpflege u. gemeinsamem Bibelstudium (s. „Neri").

Orbigny (spr. Orbinji), Alcide Dessalines d', franz. Naturforscher, insbes. Paläontolog, geb. zu Couëron (Loire-Inf.) 6. Sept. 1802; studirte zu La Rochelle u. überreichte 1824 der Pariser Akademie der Wissenschaften eine Denkschrift über die mikroskopische Thierklasse der Foraminiferen, worauf er 1826 den Auftrag erhielt, im naturhistorischen Interesse Südamerika zu bereisen; von dieser Reise kehrte er 1833 nach Frankreich zurück. Die von ihm mitgebrachte überaus reichhaltige Naturaliensammlung wurde später dem Naturhistorischen Museum in Paris einverleibt. O. starb daselbst 30. Juni 1857. Außer seiner „Voyage dans l'Amérique méridionale" (7 Bde., Straßb. u. Par. 1835—49) verfaßte er u. A.: „Paléontologie française" (Par. 1836 ff.); „Galerie ornithologique" (ebd. 1836 ff.); „L'homme américain" (2 Bde., Straßb. 1840); „Paléontologie universelle" (Par. 1846); „Mollusques vivants et fossiles" (ebd. 1846); „Cours de paléontologie élémentaire" (ebd. 1850); „Prodrome de paléontologie" (3 Bde., ebd. 1858); „Histoire naturelle générale des céphalopodes (mit Férussac, ebd. 1834—42). — Charles Dessalines **d'O.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Couëron 2. Dez. 1806, ist seit 1835 Assistent am Naturhistorischen Museum in Paris u. hat sich nam. als Geolog einen Namen gemacht. Von ihm rühren folgende Werke her: „Description géologique des environs de Paris" (Par. 1838); „Tableau général des terrains et des principales couches du bassin parisien" (ebd. 1849); „Manuel de géologie" (ebd. 1852); „Géologie appliquée aux arts, aux mines et à l'agriculture" (ebd. 1855); „Description des roches composant l'écorce terrestre et des terrains cristallins constituant le sol primitif" (ebd. 1868) u. a. m.

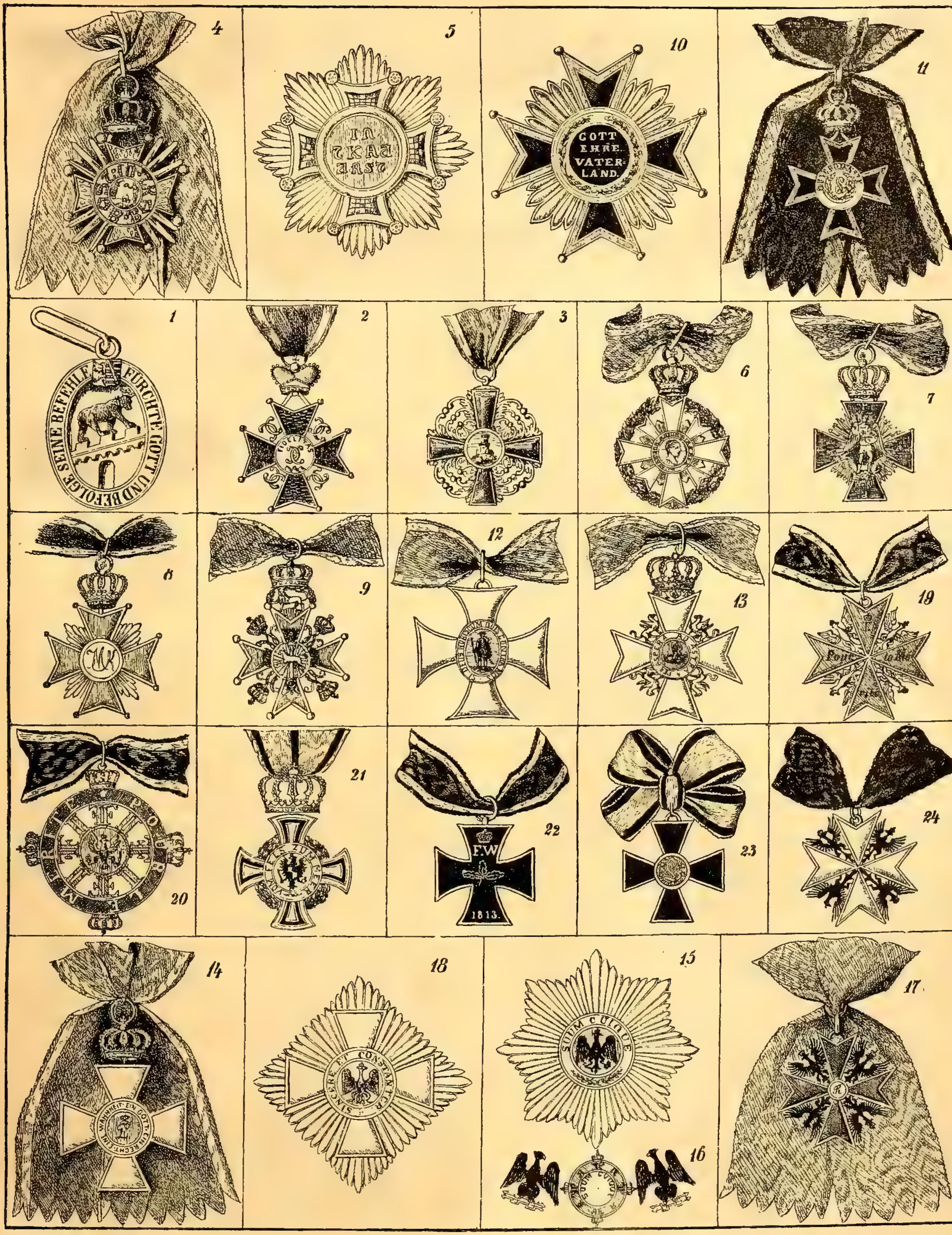
Orbis, d. i. Kreis; jede Rundung: der Himmel, die Erde, die Welt, der Erdkreis; wie die alten Römer ihr damals über die bekannten Länder der Erde ausgedehntes Reich nannten; „O. pictus", eine gemalte Welt, der Titel jener Jugendschriften, in denen die Erde, die auf ihr lebenden Menschen u. Thiere, sowie das Merkwürdigste u. Wissenswertheste beschrieben u. in Abbildungen dargestellt sind. Verfasser des ersten „O. pictus" ist Comenius (s. d.).

Orcagna, Andrea, eigentlich l'Arcagnolo, der Sohn des trefflichen Goldschmieds Cione in Florenz, einer der hervorragendsten Baumeister, Bildhauer u. Maler des 14. Jahrh., der in letzterer Eigenschaft am meisten in den Geist seines großen Vorgängers Giotto eindrang u. allen Künsten einen neuen Aufschwung gab. Seine Richtung bildet einerseits das Mittelglied zwischen Giotto u. Masaccio, andererseits zeigt er sich aber auch in den feineren Zügen beeinflußt von den Sienesen Simone Martini u. Lorenzetti. In der Bildhauerei war er ein Schüler Andrea Pisano's; wer in der Malerei, in der er sich später am meisten hervorthat, sein Lehrer war, ist ungewiß. Den Anfang seiner malerischen Thätigkeit bilden, soviel wir wissen, die Fresken im Chor von S. Maria Novella in Florenz, die schon bald nachher zu Grunde gingen, was ihn aber nicht abschreckte, 1357 in der dortigen Kapelle Strozzi ebenfalls a fresco ein Jüngstes Gericht mit den Seitenbildern des Paradieses u. der Hölle zu malen, ein Werk, das, soviel man es bei seinem jetzigen Zustande beurtheilen kann, einen durchgebildeten Sinn für Komposition, eine treffliche symmetrische Vertheilung des Stoffes u. eine hohe Würde in den Gestalten zeigt. Fast gleichzeitig entstand auch als Altarbild jener Kapelle: ein thronender Christus mit Maria, Engeln u. Heiligen auf Goldgrund, u. ein zweites, noch sehr wohlerhaltenes Altarbild des heil. Zenobius im Dom daselbst. Diese u. einige weniger bedeutende Altarbilder sind die einzigen Gemälde, die wir von O. kennen, denn die ihm früher allgemein beigelegten großen Frescobilder im Campo santo zu Pisa, „Das Jüngste Gericht", „Die Hölle" u. „Der Triumph des Todes", sind nicht von ihm, sondern von einem sienesischen Maler, vielleicht von Lorenzetti. An seine Thätigkeit als Baumeister knüpft sich zugleich seine bildhauerische. Jene scheint um 1356 zu beginnen, als er, nach Taddeo Gaddi's Rücktritt mit der Fortführung des Dombaues in Florenz beauftragt, den Bau weiter nach Osten förderte, ihm die großartige Seitenfaçade verlieh u. das Kranzgesims mit den Kragsteinen u. der Rosettengalerie darüber. Deneben war er auch mit dem Umbau der jetzigen Kirche Or San Michele beschäftigt, die durch ihn die mit Maaßwerk reich ausgestatteten Arkaden nebst ihren eckigen, schlanken Säulen, die Fenster, die spitzbogigen Nischen u. das großartige Kranzgesims erhielt. Dagegen ist die ihm gewöhnlich zugeschriebene bekannte Loggia de' Lanzi wol nur nach seinen Plänen, aber nicht mehr von ihm selbst ausgeführt worden. An jenen Bau von Or San Michele schließt sich das Hauptdokument seiner bildnerischen Thätigkeit: das herrliche Tabernakel der Kirche, das in weißem Marmor eine Fülle von Gestalten u. Darstellungen enthält, deren Ausführung ein halbes Leben zu erfordern scheint. Er vollendete es der Inschrift zufolge im J. 1359; aber außer diesem Meisterwerk, das, den Geist Giotto's athmend, einen wunderbaren Sinn für Gruppirung, einen harmonischen Fluß der Linien u. eine ungemeine Lebendigkeit der Darstellung zeigt, läßt sich kein zweites plastisches Werk von ihm nennen. Ueber das Jahr seines Todes (ob 1376 od. 1378) herrscht Ungewißheit.

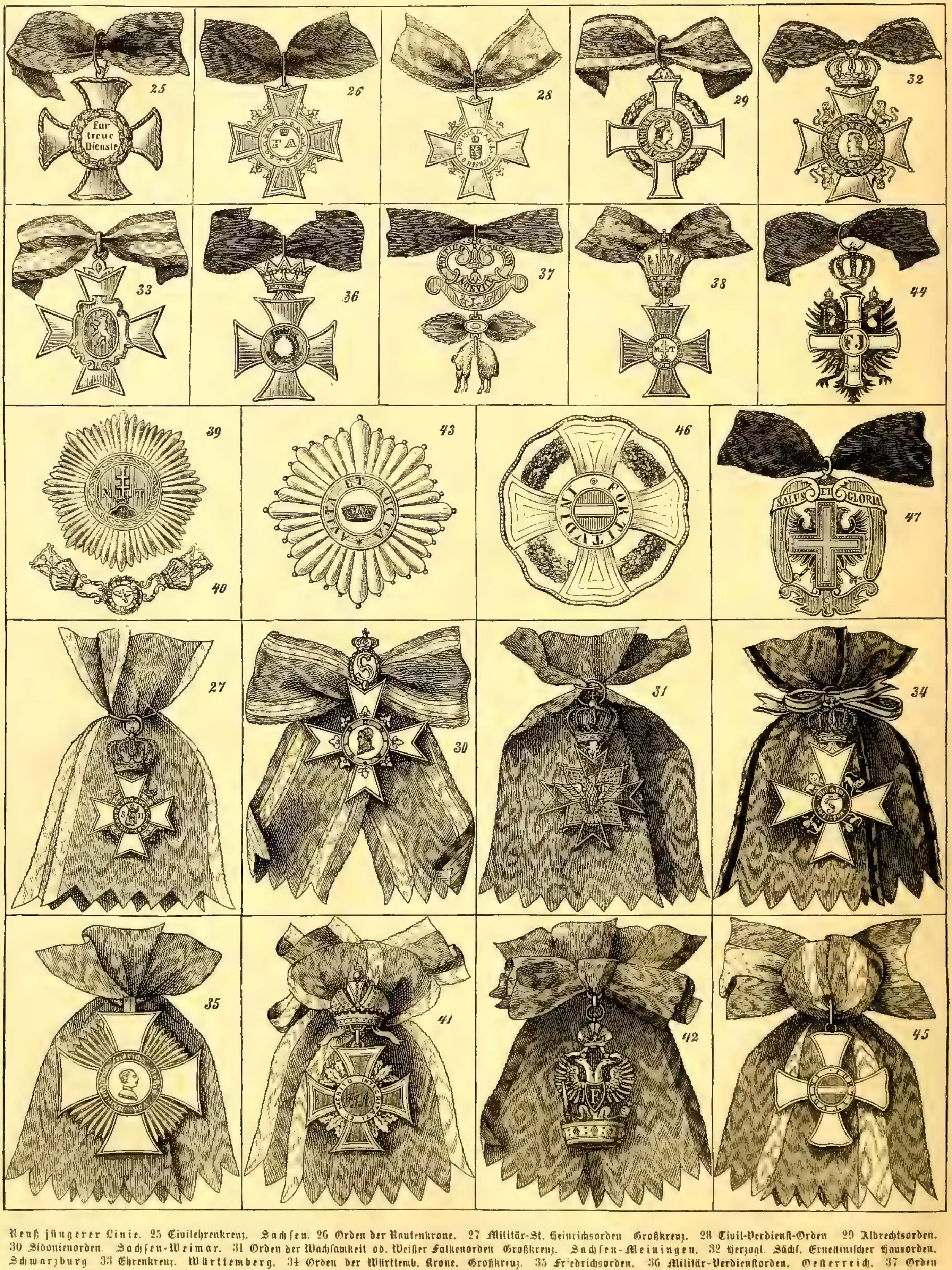
Orchester (Orchestra), a. im alten griech. Theater der Ort vor der eigentlichen Hauptbühne, an welchem der Chor sich aufhielt u. die theatralischen Tänze ausgeführt wurden; b. im modernen Theater der zwischen Bühne u. Parterre befindliche, mit letzterem auf ebener Erde, also tiefer als jene belegene Platz, den die Kapelle der Instrumentisten einnimmt; c. im Konzertsaal der durch ein Podium erhöhte Ort, an welchem die Instrumentalmusiker, wie auch bei Vokalmusiken der Chor u. die Solosänger, aufgestellt sind; d. die Korporation der Instrumentalisten in der Oper od. im Konzert, die Instrumentalkapelle; e. die Vereinigung von Instrumenten verschied. Gattung, welche die Darstellung eines Instrumentalwerkes erfordert, wie man denn auch den Ausdruck Orchestration in dieser Beziehung als mit Instrumentation gleichgeltend gebraucht.

Orchestik od. Orchesis, bei den Griechen die höhere theatralische Tanzkunst, d. h. die Kunst der ausdrucksvollen Geberden u. rhythmischen Bewegungen bei dramatischen Darstellungen.

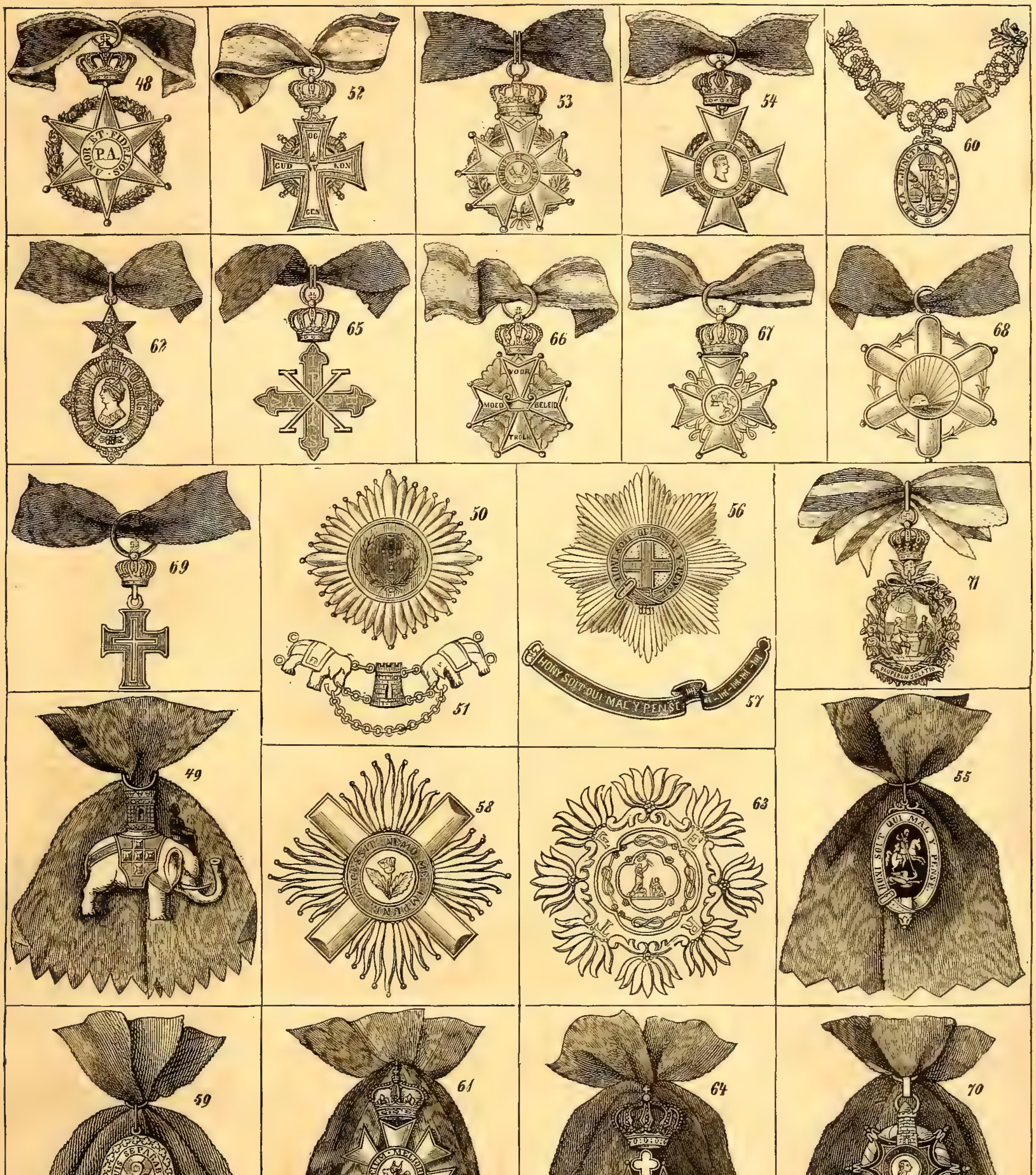
Orchestrion, ein Name, den verschiedene Instrumente führen. 1. Eine vom Abt Vogler erfundene, nach seiner Angabe in Holland



Anhalt. 1 Gesammt-Hausorden Albrecht's des Bären. **Baden.** 2 Hausorden der Treue. 3 Orden vom Zähringer Löwen. **Bayern.** 4/5 Ritterorden vom heil. Hubert. 6 Verdienstorden der Bayr. Krone. 7 Verdienstorden vom heil. Michael. 8 Maximilianorden. **Braunschweig.** 9 Herzogl. Orden Heinrich's des Löwen. **Hessen** (Großherzogth.). 10, 11 Ludwigsorden, Großkreuz. 12 Verdienstorden Philipp's des Großmüthigen. **Mecklenburg-Schwerin.** 13 Großherzogl Hausorden der Wendischen Krone. **Oldenburg.** 14 Großherzogl. Haus- und Verdienstorden des Herzogs Peter Friedrich Ludwig. **Preußen.** 15/17 Schwarzer Adlerorden. 18 Rother Adlerorden zweiter Klasse mit dem Stern. 19 Orden „Pour le mérite" (Militär-Verdienstorden). 20 Orden „Pour le mérite" (Friedensklasse). 21 Hausorden der Hohenzollern. 22 Eisernes Kreuz. 23 Luisenorden. 24 Johanniterorden.

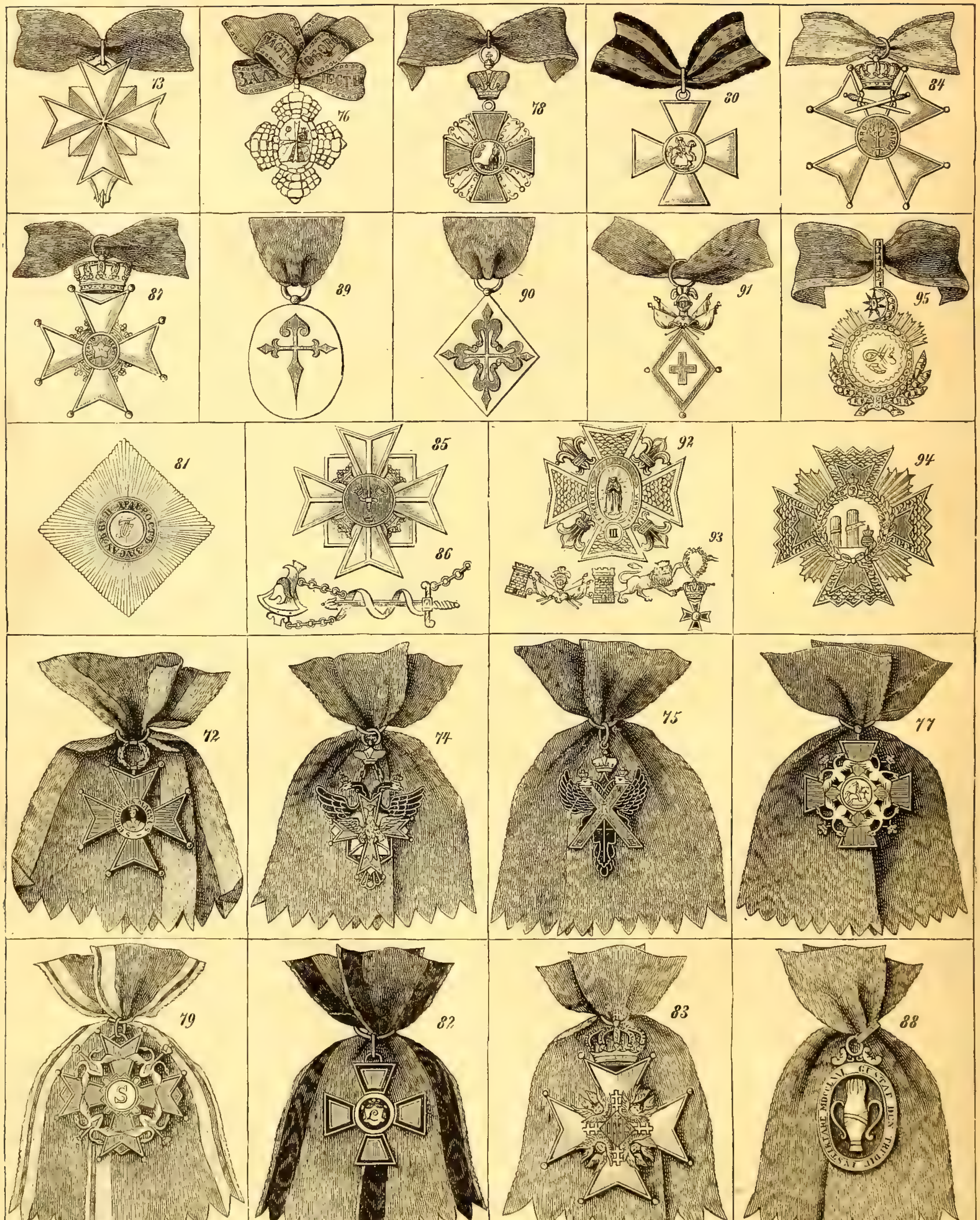


Reuß jüngerer Linie. 25 Civilehrenkreuz. **Sachsen.** 26 Orden der Rautenkrone. 27 Militär-St. Heinrichsorden Großkreuz. 28 Civil-Verdienst-Orden 29 Albrechtsorden. 30 Sidonienorden. **Sachsen-Weimar.** 31 Orden der Wachsamkeit od. Weißer Falkenorden Großkreuz. **Sachsen-Meiningen.** 32 Herzogl. Sächs. Ernestinischer Hausorden. **Schwarzburg** 33 Ehrenkreuz. **Württemberg.** 34 Orden der Württemb. Krone. Großkreuz. 35 Friedrichsorden. 36 Militär-Verdienstorden. **Oesterreich.** 37 Orden vom Goldenen Vließ. 38 Königl. Ungar. St. Stephansorden. 39 40 Stern und Kette zu demselben. 41 Leopoldsorden. Großkreuz. 42 43 Orden der Eisernen Krone. Großkreuz und Stern. 44 Franz-Josef's-Orden. 45 46 Maria-Theresiaorden. Großkreuz und Stern. 47 Sternkreuzorden.



Brasilien. 48 Orden der Rose. Dänemark. 49 Elefantenorden, Großkreuz. 50/51 Stern und Kette zu demselben Orden. 52 Danebrogorden. Frankreich. 53 Orden der Ehrenlegion. Griechenland. 54 Orden des Erlösers. Großbritannien. 55/57 Hosenbandorden. 58 Orden der Distel. 59 Orden des heil. Patricius, Großkreuz. 60 Der Bathorden, Großkreuz. 61 St. Michaelis- und St. Georg-Orden. 62 Orden des Indischen Sterns. Italien. 63 Annunciaten-Orden. 64 Orden des heil. Mauritius und Lazarus. 65 Konstantin-Orden. Niederlande. 66 Militär-Wilhelmsorden. 67 Orden des Niederländischen Löwen. Persien. 68 Sonnen und Löwenorden. Portugal. 69 Christusorden. 70 Orden vom Thurm und Schwert. 71 Orden der heil. Isabelle.

 Verlag von Otto Spamer in Leipzig.



Rom. 72 St. Gregoriusorden, Großkreuz. 73 Orden vom heil. Sylvester od. vom Goldenen Sporn. Rußland. 74 Orden des Weißen Adlers. 75 Andreasorden. 76 Orden der heil. Katharina. 77 Orden des heil. Alexander Newsky. 78 Orden der heil. Anna. 79 Stanislausorden. 80 Orden des heil. Georg. 81 Stern zum Großkreuz dess. Ordens. 82 Orden des heil. Wladimir, Großkreuz. Schweden und Norwegen. 83 Seraphinenorden. 84 Schwertorden. 85 86 Stern und Kette zu demselben Orden. 87 Nordsternorden. 88 Wasaorden. Spanien. 89 Militärorden des heil. Jakob vom Schwert. 90 Militär-Ritterorden von Alcantara. 91 Orden unserer lieben Frau zu Montesa. 92 93 Orden Karl's III., Stern und Kette. 94 Königl. Amerik Orden Isabella's der Katholischen. Türkei 95 Nischan-iftihar.

erbaute tragbare Orgel, worauf er im Nov. 1789 zu Amsterdam zum ersten Male öffentlich sich hat hören lassen. O. nannte sie der Erfinder, weil in ihren Stimmen alle Instrumente nachgeahmt waren, so daß sie ein ganzes Orchester vorstellte. — 2. Ein mit Orgelstimmen verbundenes Pianoforte, von einem Prager Tonkünstler, Thomas Anton Kunz, bereits 1791 erfunden, aber erst, nachdem er seinen ursprünglichen Plan vervollkommnet, in den J. 1796—98 von den Instrumentenmachern Gebrüder Still in Prag ausgeführt. 3. Ein selbstspielendes Musikwerk, von Friedrich Theodor Kaufmann erfunden, 1851 vollendet, nachgehends aber noch umgearbeitet u. vergrößert. Das Aeußere des in seinem Mechanismus sehr kunstvollen u. komplizirten Werkes hat eine Höhe von 4 m. u. eine Breite von beinahe 2½ m. u. es vereinigt in sich Flöten, Klarinetten, Fagotte, Flageolets, Hörner, Trompeten, Cornets, Tuba, Pauken, Tamtam, große u. kleine Trommel, Becken, Triangel &c. Der Klang dieser gesammten Instrumentenmasse ist dem eines guten Harmoniemusikorchesters ganz gleich u. nam. frei von jenen schnarrenden u. schreienden Tönen, die sonst so oft aus Musikspielmaschinen herausschallen. Dann hat auch das O. ein vortreffliches Crescendo u. Decrescendo, ein Accelerando u. Ritardando, welche Modifikationen auf eine sehr ausgedehnte Weise zur Anwendung gebracht sind; da jede besondere Gattung von Instrumenten durch besondere Bälge mit Wind versehen wird, so wird es möglich, irgend ein Instrument bes. hervortreten zu lassen, während die anderen leiser erklingen.

Orchideen, s. „Knabenkräuter".

Orchŏmenos, Name zweier griech. Städte: 1. **O.**, hochgelegene u. feste Stadt im östl. Arkadien, gleichwol im Peloponnesischen Kriege von den Athenern eingenommen; später gehörte O. zum Achäischen Bunde. Als die obere Stadt verfiel, entstand unterhalb derselben eine neue, welche sehenswerthe Heiligthümer des Poseidon u. der Aphrodite aufzuweisen hatte. — 2. **O.**, alte u. berühmte Stadt, in den Zeiten vor dem Trojanischen Kriege Hauptstadt eines mächtigen Reiches, welches das ganze westl. Böotien umfaßte, aber später von Theben vernichtet wurde. Ursprünglich am Einfluß des Kephissos in den Kopaïssee gelegen, wurde O. wegen zunehmender Versumpfung der Gegend weiter nordwestl. am Abhange des Akontion aufgebaut, auf dessen Gipfel die Akropolis stand. Lange böotische Bundesstadt, wurde O. 367 v. Chr. von den Thebanern zerstört u. erholte sich auch nicht wieder, obwol Philipp II. od. Alexander die Stadt wiederherstellten. Von dem uralten Schatzhause des Minyas, des ersten Königs von O., haben sich Trümmer erhalten; Spuren der Akropolis finden sich bei dem Dorfe Skripu.

Orcus, röm. Name für Unterwelt. **Ordalien**, s. „Gottesurtheile".

Orden, geistliche, s. „geistliche Orden".

Orden, weltliche (Ritterorden). Durch Uebertragung u. Einengung des Begriffes ist das Wort O. (lat. ordo = Rang, Stand, Verbrüderung &c.), womit ursprünglich die geistlichen, später die ritterlichen Vereinigungen bezeichnet wurden, für die äußerlich sichtbaren Unterscheidungsmerkmale u. endlich sogar bis zur Bezeichnung der Dekorationen, welche von Souveränen unter diesem Namen verliehen werden, abgeschwächt worden. Die geistlichen Ritterorden (s. d.) gaben das Vorbild zu den von den Monarchen gestifteten weltlichen Ordensverbindungen. Mit der Entwicklung des Hof- u. Etiquettewesens, welches nach span. Vorbilde unter Ludwig XIV. von Frankreich seine höchste Blüte erreichte, gestalteten sich die Ordensverbindungen zu Dem, was sie noch heute sind: Vereinigungen im Interesse des Staatsoberhauptes u. Stiftungen zum Zwecke der Belohnung für die dem Monarchen u. dessen Regierung geleisteten Dienste. Die einzelnen Ordensassociationen unterschieden sich durch äußere Kennzeichen an Kleidung, Farben u. Schmuck; das christliche Kreuz u. der Stern wurden in verschiedenen Modifikationen als Dekoration beibehalten u. die Ordenszeichen kurzweg „O." genannt.

Groß ist die Anzahl der erloschenen O. Einige derselben verdienen, weil sie sittliche u. wissenschaftliche Zwecke im Auge hatten, hier erwähnt zu werden, z. B. der O. gegen Fluchen u. unzüchtige Reden, gestiftet von Herzog Friedrich Wilhelm I. von Weimar, der Todtenkopforden, gestiftet vom Herzog Silvius Nimrod von Württemberg, der deutsche Palmenorden u. der hessische Temperanzorden. Unter den erloschenen O. sind weniger bekannt, aber wegen ihrer sonderbaren Tendenzen u. Namen noch zu nennen: der O. der alten Hacke (Fürstenthum Liegnitz), vom Stiefel (Venedig), der Damen vom Strick (Frankreich), der Sklavinnen der Tugend (Oesterreich), vom Zopf (Oesterreich), vom Stachelschwein (Frankreich), u. die Löffelgesellschaft (gestiftet 1527 von 60 savoyischen Edelleuten gegen die Republik Venedig; dieselben vermeinten ihre Ritter aufzunehmen wie die Speisen des bei der Begründung stattfindenden Gastmahls, weshalb sie einen hölzernen Löffel auf dem Hute trugen. Selbst in einigen Republiken, u. zwar ganz entgegengesetzt den republikanischen Grundsätzen über Gleichheit aller Stände, werden O. u. Ehrenzeichen verliehen. Außer dem O. der Ehrenlegion, welcher seit seiner Stiftung unter allen Regierungsformen u. bis auf den heutigen Tag in Frankreich erhalten worden ist, finden wir in der Argentinischen Republik einen Sonnenorden, in Bolivia einen O. der Ehrenlegion (gestiftet 1836 vom Präsidenten Santa Cruz), in Honduras einen Ritterorden der heiligen Rose (5 Klassen), in San Marino den O. von San Marino (5 Grade), in Venezuela den Verdienstorden (gestiftet 1831, 3 Klassen). Auch wird in der Schweiz eine Kriegsdenkmünze, in Bremen ein Dienstkreuz, in Hamburg ein Dienstehrenkreuz als Ehrenzeichen verliehen. Im Allgemeinen kann man die O. in zwei Klassen eintheilen, in 1. Hausorden, bestimmt für fürstliche Familienglieder, hohe fürstliche Beamte u. Staatsdiener (gewisse hohe Ritterorden sind nur für Souveräne bestimmt) u. 2. in Civil- u. Militär-O. — Außer einigen hohen Ritterorden hat jede Ordenskategorie verschiedene Klassen u. Unterabtheilungen mit meist verschiedenen Benennungen. Die höchste u. 1. Klasse werden meist „Großkreuze" (grands-croix), die 2. darauf folgende, niedrigere „Komthure" (commandeurs) u. die 3. „Ritter" (chevaliers) genannt. Bei einigen O. werden mehr od. weniger Klassen unterschieden, bei anderen findet man noch Großoffiziere (grands-officiers) zwischen Großkreuz u. Komthur, u. Offiziere (officiers) zwischen Komthur u. Ritter, sowie Unterabtheilungen (affiliirte Ehrenzeichen), Verdienstkreuze, Dienstmedaillen &c. In Vorstehendem sind nur generelle Gesichtspunkte der Klassifikation angedeutet; die große Verschiedenheit der Ordensarten gestattet wenigstens nicht hierin, allgemein anwendbare Gesetze nachzuweisen. — Jede mit einem O. beliehene Person (in amtlichem Stil der „Begnadigte") erhält mit der Ordensdekoration ein Verleihungs-Dekret (Beweisdokument) mit der Unterschrift des Souveräns, worin Namen u. Stand des Beliehenen, oft auch die Gründe der Verleihung angegeben werden, sowie die Statuten des O. eingehändigt, in welchen der Zweck der Stiftung, die Rechte u. Pflichten der Begnadigten, die Beschreibung der Ordenszeichen u. Ordenskleidung, zuweilen auch eine kurze Geschichte des Ordens enthalten sind. In früheren Zeiten wurden Ordensangelegenheiten, die Ernennung von Rittern, die Wahl des Großmeisters &c. in besonderen Versammlungen, Ordenskapitel genannt, nach Stimmenmehrheit verhandelt. Wo solche Kapitel heute noch bestehen, haben dieselben höchstens eine berathende od. vorschlagende Stimme; dem Souverän als Großmeister des O.s steht allein das beschließende Recht zu. Die Verleihung von O. geschieht gegenwärtig entweder nach eigenem Beschlusse des Souveräns od. auf den Vorschlag von Staatsbehörden. Für Besorgung der in Ordensangelegenheiten erwachsenden Geschäfte ist eine eigene Ordensbehörde (Ordenskanzlei, Ordenskommission u. A. genannt) eingesetzt, welche gemeinlich dem Hausministerium unterstellt ist. Außer dem Vorsitzenden dieser Behörde, dem Ordenskanzler, nebst den ordentlichen Mitgliedern u. dem Ordenssekretär finden wir bei größeren O. noch die Hofchargen: Ordensmeister, Ordensherold, Schatzmeister, Wappenkönig u. a.

Einige O. gewähren dem Inhaber ein bestimmtes Einkommen, bisweilen auch Pensionen an dessen Angehörige; mit der Ertheilung anderer O. ist für bürgerliche Personen die Erhebung in den Adelsstand verbunden. So verleiht z. B. der österr. Maria-Theresia-Orden u. der russ. Wladimir-Orden den Erbadel, der württembergische Civilverdienst-O. u. der bayerische Kronenorden den persönlichen Adel. Nach dem Tode des Besitzers sind die Ordensdekorationen an die Ordensbehörde zurückzugeben, vorausgesetzt, daß die Statuten des O.s keine andere Vorschrift hierüber enthalten. Gewisse Ordenszeichen, z. B. das Eiserne Kreuz, verbleiben nach dem Tode des Beliehenen als Erinnerung in den Händen der Familie. Eben so verschieden wie die O. selbst sind die Vorschriften über das Anlegen u. Tragen derselben, doch lassen sich folgende allgemeine Unterscheidungsmerkmale beobachten: Das Großkreuz wird meist an einem breiten Ordensband, welches von der linken Schulter nach der rechten Hüfte geht (od. umgekehrt), der dazu gehörige Stern (franz. crachat) aber auf der linken (auch der rechten) Brust; das Komthurkreuz an einem um den Hals gehenden Bande (en sautoir) od. auf der Brust, das Ritterkreuz, das Ehrenzeichen u. die Medaille auf der Brust od. im Knopfloch getragen. Inwieweit durch Verleihung von O. einerseits wirkliche Verdienste sowie Treue u. Anhänglichkeit an Fürst u. Vaterland belohnt, andererseits oft rein dynastischen Interessen hierdurch direkt od. indirekt gedient wird, diese Vortheile u. möglichen Nachtheile sind wiederholt Gegenstand eingehender u. ernster Erörterungen gewesen. Unbestreitbar dürfte aber sein, daß der innere Werth eines O.s durch zu häufiges Verleihen in seinem Werthe sinkt.

Das nachstehende möglichst vollständige Verzeichniß giebt im engsten Rahmen eine Beschreibung der jetzt noch existirenden O. Hierbei sind auch einige ausgestorbene O.: z. B. die hannov. u. kurhess., berücksichtigt worden, weil dieselben einestheils ein nicht geringes geschichtliches Interesse bieten, anderntheils noch in großer Anzahl getragen werden.

Anhalt. Herzogl. Anhalt. Hausorden Albrecht's d. Bären; gestiftet von den Herzögen Heinrich zu Anhalt-Köthen, Leopold Friedrich zu Anhalt-Dessau u. Heinrich Karl zu Anhalt-Bernburg 18. Nov. 1836. Ordenszeichen: Bär mit Krone u. Halsband auf einer mit Zinnen u. Pforte versehenen Mauer. Devise: „Fürchte Gott u. befolge seine Befehle." Band: grün, mit zwei ponceaurothen Streifen eingefaßt. 3 Klassen.

Baden. Hausorden der Treue; gestiftet von Markgraf Carl Wilhelm von Baden-Durlach 17. Juni 1715. Ordenszeichen: roth emaillirtes, achtspitziges Kreuz, in dessen vier Winkeln vier goldene doppelte C (Carl) mit der Ueberschrift „Fidelitas" stehen. 6 Klassen.

Militär. Carl-Friedrich-Verdienstorden; gestiftet von Großherzog Carl Friedrich 4. April 1807. Ordenszeichen: achtspitziges, unter einer goldenen Krone angebrachtes, weiß emaillirtes Kreuz, mit Lorberkranz umgeben. Inschrift: „Für Badens Ehre." Band: roth u. gelb gestreift mit weißem Randstreifen. 3 Klassen.

O. des Zähringer Löwen; gestiftet von Großherzog Carl 26. Dez. 1812. Ordenszeichen: goldenes (5. Klasse silbernes) Kreuz, auf der Vorderseite das Stammschloß Zähringen, auf der Rückseite ein streitfertiger goldener Löwe auf rothem Grund. Band: grün mit orangefarbener Einfassung. 5 Klassen.

Bayern. Ritterorden vom heil. Hubert; gestiftet von Gerhard V., Herzog von Jülich u. Berg 1444, erneuert 1708 von Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz, wird nur an Souveräne, fürstliche Personen u. hohe Würdenträger verliehen. Ordenszeichen: achtspitziges goldenes, weiß emaillirtes Kreuz mit dem Bilde des heil. Hubertus u. der Legende: „In trau vast" (in gothischer Schrift). Band: ponceauroth mit grüner Einfassung.

Ritterorden vom heil. Georg; ursprünglich aus den Zeiten der Kreuzzüge, von Kurfürst Carl Albrecht, nachmaligem Kaiser Karl VII., erneuert u. endlich reorganisirt von König Ludwig II. 27. April 1871. Zweck: Stiftung u. Unterhaltung von Wohlthätigkeitsanstalten, Spitälern 2c. Ordenszeichen: emaillirtes Kreuz, auf einer Seite blau mit dem Bilde der heil. Jungfrau, auf der andern Seite roth mit dem Bilde des heil. Georg. Band: himmelblau, welches einen weißen Rand hat u. einwärts dunkelblau wird. 3 Klassen.

Königl. Militär-Max-Josephs-O.; gestiftet von König Maximilian Joseph I. 1. März 1806. Ordenszeichen: goldenes, weißemaillirtes Kreuz, darüber Krone. Aufschrift des Schildes: „Virtuti pro patria." Band: schwarz, auf beiden Seiten durch einen weißen u. einen blauen schmalen Streifen begrenzt. 3 Klassen. Mit dem O. sind Pensionen u. andere Vorzüge verbunden.

Verdienstorden der bayr. Krone; gestiftet von König Maximilian Joseph I. 19. Mai 1808. Ordenszeichen: achteckiges, weiß emaillirtes Kreuz, von einem Eichenkranz umgeben u. mit der Königskrone bedeckt. Inschrift: „Virtus et honos." Auf der andern Seite befindet sich das Brustbild des Stifters in Gold mit der Umschrift: „Max Joseph Rex Bojoariae." Band: blau, auf beiden Seiten durch einen schmalen weißen Streifen begrenzt. 3 Klassen.

Verdienstorden vom heil. Michael; gestiftet von Joseph Clemens, Herzog von Bayern (Kurfürst von Köln), 29. Sept. 1693, von König Ludwig I. zu einem Verdienstorden erhoben. Ordenszeichen: lasurblau emaillirtes Kreuz mit 8 breiten Spitzen u. der Krone. Inschrift: „P. F. F. P." (Principi Fidelis Favere Patriae). Die Ritterkreuze enthalten die Worte „Quis ut Deus?" u. „Virtuti." Band: dunkelbau u. rosa eingefaßt. 5 Klassen.

Maximiliansorden für Wissenschaft u. Kunst; gestiftet von König Maximilian 28. Nov. 1853. Ordenszeichen: dunkelblau emaillirtes gothisches Kreuz mit weißem Rande u. vier Strahlen in den Winkeln, umgeben von einem goldenen Kranze von Lorber u. Eichenlaub. Vorn das Bild des Stifters mit der Umschrift: „Maximilian I., König von Bayern"; hinten das Symbol der Eule (Wissenschaften) od. des Pegasus (Kunst) mit der Umschrift: „Für Wissenschaft und Kunst." Band: dunkelblau mit weißer Randeinfassung. 1 Klasse mit 2 Abtheilungen: für Wissenschaft u. für Kunst.

Militär-Verdienst-O.; gestiftet von König Ludwig II. 19. Juli 1866. Ordenszeichen: dunkelblau emaillirtes, goldenes Kreuz mit der Namenschiffre des königl. Stifters. Inschrift: „Merenti" auf der einen, u. dem bayrischen Löwen sowie der Jahreszahl 1866 auf der andern Seite. Band: weiß mit blauer Einfassung. 5 Klassen.

Königl. Ludwigsorden; gestiftet von König Ludwig I. 25. Aug. 1827 für Civil- u. Militärdiener, welche 50 Jahre gedient haben. Ordenszeichen: goldenes Kreuz mit Krone mit dem Brustbild des Stifters in Gold u. der Umschrift: „Ludwig, König von Bayern." Auf der Rückseite: grün emaillirter Eichenkranz um die Inschrift: „Für ehrenvolle 50 Dienstjahre." Band: carmoisinroth mit himmelblauer Einfassung.

Außer diesen königl. O. verdienen die nachstehend verzeichneten vier Frauenorden noch erwähnt zu werden:

O. der heil. Elisabeth; gestiftet von der Kurfürstin Elisabeth Auguste 18. Okt. 1766 zum Zwecke der Mildthätigkeit gegen die Armen. Ordenszeichen: weiß emaillirtes Kreuz mit dem Bilde der heil. Elisabeth auf der einen u. dem Namenszug der Stifterin auf der anderen Seite; über dem Kreuze der Kurhut. Band: blau, roth eingefaßt. Die Zahl der Inhaberinnen, welche dem katholischen Glauben anzugehören u. einen Adel von 16 Ahnen nachzuweisen haben, ist ausschließlich der Fürstinnen des Landes u. Frauen anderer altfürstlicher Häuser sowie der Oberst-Hofmeisterin u. sämmtlicher Hofdamen auf sechs verehelichte od. verwittwete Damen beschränkt.

St. Annenorden des Damenstifts zu München; gestiftet von der Kurfürstin Maria Anna Sophia 6. Dez. 1784 zum Besten des bayr. stiftsfähigen Landadels. Stiftszeichen: goldenes, weiß emaillirtes, an den äußeren breiten Seiten abgerundetes Kreuz mit blauer Einfassung u. goldenen Ringen in den Winkeln der Spitzen. Vorn das Bild der heil. Jungfrau Maria; auf den Armen des Kreuzes die Devise „Sub Tuum Praesidium"; hinten das Bild des heil. Benno u. auf den Kreuzesarmen die Worte „Patronus noster." Ordenskleid: schwarz, mit Spitzen u. Blonden besetzt. Die Präbendinnen (Offizierstöchter), 67 an der Zahl, beziehen je 400—800 Gulden jährl. Einkünfte.

St. Annenorden des Domstifts zu Würzburg; gestiftet von Kurfürst Maximilian Joseph 12. Juli 1803 zum Besten des erbländisch-landsässigen Adels u. der Staatsdiener in den Entschädigungslanden (den Bisthümern Würzburg, Bamberg, Augsburg, Kempten, Freising, Passau, Eichstädt, 12 Reichsprälaturen u. 15 Reichsstädten) des Stifters. Ordenszeichen: weiß emaillirtes, an den äußeren breiten Seiten abgerundetes Kreuz mit rother Einfassung. Vorn das Bild der heil. Anna in Gold; auf den Spitzen des Kreuzes die Devise: „In Ihren Edlen Töchtern"; hinten das Wappen der ursprünglichen Stifterin der Gräfin Anna Maria von Dernbach, geb. Freiin Voit von Rieneck. Band: roth mit silberner Einfassung. Kleidung: schwarz. Die Bestätigungsurkunde vom J. 1811 bestimmt 21 Stiftsfräulein: 7 aus adligen Familien des (damaligen) Großherzogthums Würzburg u. 14 aus nicht adligem Stande. 12 Präbenden mit je 400 bis 800 Gulden jährlichen Renten.

Theresienorden; gestiftet von Königin Therese 12. Dez. 1827 zum Zwecke der Ehrenauszeichnung u. einer die Vermögensumstände verbessernden Jahresrente für unverheirathete adlige Töchter. Ordenszeichen: goldenes, hellblau emaillirtes, mit der Königskrone bedecktes Kreuz. Vorn ein T in Gold auf weißem Schmelze, umgeben von einem Rautenkranze; hinten das Stiftungsjahr „1827", umgeben von der Devise: „Unser Erdenleben sei Glaube an das Ewige"; zwischen jeder der vier Abtheilungen des Kreuzes weiße u. blaue liegende Wecken. Band: weiß mit zwei himmelblauen Streifen. Ordenskleidung: hellblauer Seidenstoff. 6 Präbenden zu je 300 u. 6 zu je 100 Gulden jährlich.

Belgien. Leopoldsorden; gestiftet von König Leopold I. 11. Juli 1832. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: weiß emaillirtes Kreuz, dessen vier Arme durch einen Eichen- u. Lorberkranz verbunden sind; im schwarzen Mittelschild, umgeben von einen rothen Kreise zwischen zwei schmalen goldenen Kreisen, befinden sich zwei L u. zwei R; auf der Rückseite die Devise: „L'union fait la force." Band: ponceauroth. 4 Klassen. Jede Militärperson, die nicht Offiziersrang hat, erhält eine jährliche Pension von 100 Francs.

Brasilien. Kaiserl. Kreuzorden (O. des südlichen Kreuzes); gestiftet 1. Dez. 1822 von Kaiser Dom Petro I. Ordenszeichen: weiß emaillirter Stern mit der kaiserl. Krone. In der Mitte Kreuz aus 19 weißen Sternen auf blauem Grunde, umgeben von der Umschrift: „Benemerentium praemium"; auf der Rückseite die Inschrift: „Petrus I. Brasiliae Imperator D." Band: himmelblau. 4 Klassen.

O. Pedro I.; gestiftet 16. April 1826 von Kaiser Dom Pedro I. Ordenszeichen: silberne Krone, worauf ein goldener Adler auf einer Kaiserkrone. Auf dem Brustschild des letzteren die Buchstaben „P. I." Stern: weiß emaillirt, dazwischen goldene Strahlen; in der Mitte ein goldener Adler auf einer Kaiserkrone mit der Umschrift: „Fundator do Imperio de Bresil." Band: grün mit zwei weißen Randstreifen. 3 Klassen.

O. der Rose; gestiftet 17. Okt. 1829 von Kaiser Dom Pedro I. Ordenszeichen: weiß emaillirter Stern, mit Gold eingefaßt, auf einem Kranz rother Rosen. Im goldenen Mittelschild: Namenszug, umgeben von der Devise „Amor e fidelidade." Band: weiß u. rosa. 6 Klassen.

Christusorden; reorganisirt 9. Sept. 1843 (nach Aufhebung der religiösen Militärorden Christi, St. Bento d'Aviz und St. Jacob). 3 Klassen. (S. „Portugal".)

Braunschweig. Herzogl. O. Heinrich's des Löwen; gestiftet 25. April 1834 von Herzog Wilhelm. Ordenszeichen: achteckiges goldenes, hellblau emaillirtes Kreuz mit rothem Mittelschild. Vorn der Helm des braunschweig'schen Wappens mit seinen Insignien, darüber ein schreitender goldener Löwe. Zwischen den Flügeln der Namenszug des Stifters W mit einer Krone. Auf der Rückseite in rothem Schilde die Devise: „Immota Fides." Band: hochroth, mit gelben Streifen eingefaßt. 4 Klassen. Außerdem Verdienstkreuz desselben O.s, bestehend aus einem goldenen Kreuz mit grünem Eichenkranze für die 1., u. einem silbernen Kreuz für die 2. Klasse.

China. Außer einem 1864 gestifteten Drachenorden (goldene Medaille zur Erinnerung an den Kampf gegen die Taipings) existirt in China ein O. in europäischem Sinne nicht; doch sind die Pfauenfedern, welche auf den Hüten getragen werden, den Ordenszeichen

zu vergleichen, da sie als besondere Gnadenbezeichnungen verliehen werden u. die Größe der Federn u. die Anzahl der darauf befindlichen Augen den Grad der Ehre andeutet. Die Rangstufen der Mandarinen (Beamten) werden durch Knöpfe, Schnallen u. dergl. äußerlich unterschieden.

Dänemark. Elefantenorden; gestiftet von König Erich VII. in der ersten Hälfte des 15. Jahrh.; in seiner jetzigen Gestalt von König Christian V. 1. Dez. 1693. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: weiß emaillirter Elefant mit goldenen Hauzähnen, blauer Decke, einem Thurm u. a. auf dem Rücken. Band: blau. Ordensstern: silbern mit einem Diamantkreuz. Devise: „Magnanimi pretium.“ 1 Ritterklasse.

Danebrogorden; gestiftet von König Waldemar II. 1219. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: längliches Kreuz von Gold, weiß emaillirt mit einer rothen Kante; in der Mitte Namenszug des Königs u. darüber eine goldene Krone. Auf der Vorderseite ein goldenes W. Band: weiß mit rothen Kanten. Ordensstern: achtstrahlig, darauf ein silbergesticktes Kreuz mit einem W, einer Krone u. der Devise: „Gud og Kongen“ (Gott u. König). 3 Klassen. — Hierzu die 28. Jan. 1809 gestifteten Danebrogkreuze, deren Inhaber „Danebrogsmänner“ heißen. Ordenszeichen: silbernes Kreuz mit Krone, in jeder der vier inneren Ecken eine kleine Krone.

Frankreich. O. der Ehrenlegion; gestiftet vom Konsul Bonaparte 19. Mai 1802. Letzterer vertheidigte die Einführung dieses O.s im Staatsrathe gegen Berbier u. sagte u. A.: „man müsse dem den Franzosen innewohnenden Gefühle der Ehre Nahrung u. den zerstreuten Anhängern der Republik Auszeichnungen geben.“ Die Statuten Ludwig Philipp's sagen einfach: „Die Ehrenlegion hat zum Zweck Belohnung wichtiger Dienste in Militär- u. Civilsachen.“ Seine Statuten u. Dekorationen haben unter den verschiedenen Regierungen mehrfache Veränderungen erfahren (Dekret über die Organisation der Ehrenlegion vom 16. März 1852), aber keine nachfolgende Regierung hat diesen O. aufzuheben gewagt. Ordenszeichen: weiß emaillirter Stern von fünf Doppelstrahlen, umgeben von einem Eichen- u. Lorberkranze. Devise: „Honneur et Patrie.“ Band: scharlachroth. 5 Klassen. Die Inhaber beziehen seit 22. Jan. 1852 folgende Einkommen: die Großkreuze je 3000, die Großoffiziere 2000, Komthure 1000, Offiziere 500 u. Ritter 250 Frcs. jährl.

Griechenland. O. des Erlösers; gestiftet von König Otto 20. Mai (1. Juni) 1834. Ordenszeichen: weiß emaillirtes, achtspitziges Kreuz mit der Königskrone. In der Mitte das Bildniß des Erlösers auf Goldgrunde mit der (griechischen) Umschrift: „Herr, deine rechte Hand ist verherrlicht gewesen in ihrer Kraft.“ Band: blau mit weißem Rande. 5 Kl.

Großbritannien. O. des Hosenbandes, s. „Hosenbandorden“.

O. der Distel (of the thistle); gestiftet von König Jakob V. von Schottland. Hoforden. Ordenszeichen: ovales Medaillon mit goldener Einfassung u. dem Bildnisse des heil. Andreas u. der Devise: „Nemo me impune lacessit.“ Band: grün. Auf der linken Seite des Kleides tragen die Ritter ein gesticktes goldenes Andreaskreuz mit einer silbernen Distel auf goldenem Grunde. Ordenskette: goldene Disteln u. Rautenzweige abwechselnd. Ordenskleidung: Beinkleider u. Wams von Silberstoff, grün u. silberne Knie- u. Schuhbänder, purpurner Sammtüberwurf.

O. des heil. Patricius (St. Patrik); gestiftet von König Georg III. 5. Febr. 1783. Hoforden. Ordenszeichen: ovales goldenes Schild, in dessen Mitte auf weißem Grunde das rothe Patrikkreuz unter einem grünen Kleeblatte, dessen drei Blätter goldene Kronen tragen. Band: himmelblau. Ordensdevise: „Quis separabit?“ Ordenskleidung: blauatlasner Mantel, weiß u. blau besetzte Stiefeln mit goldenen Sporen.

Der (sehr ehrenwerthe) Bathorden (Most honorable Order of the Bath); gestiftet 1399 von König Heinrich IV. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: ovales goldenes Schild, auf dessen Grund ein Scepter zwischen drei goldenen Kronen, eine Rose, eine Distel u. ein Kleeblatt; wird an einer Kette getragen. Devise: „Tria juncta in uno.“ Der Dekoration für Militärs ist die deutsche Devise „Ich dien'“ beigefügt. Band: carmoisinroth. Ordenskleidung: hochroth, weiß aufgeschlagener Rock, rother Mantel. 3 Klassen.

St. Michaelis- u. St. Georg-O.; gestiftet von König Georg III. 12. Aug. 1818. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: goldenes, weiß emaillirtes Kreuz mit 7 Armen u. 14 Spitzen mit dem Bilde des Erzengels Michael. Band: blau mit einem rothen Streifen in der Mitte. Devise: „Auspicium melioris aevi.“ Ordenskleidung: blauer Mantel mit scharlachseidenem Futter. 3 Klassen.

(Erhabenster) O. des Indischen Sterns (Most exalted Star of India); gestiftet von der Königin Victoria 26. Juni 1861 (für Indier). Ordenszeichen: Oval mit dem Brustbilde der Königin Victoria, umgeben von der Devise: „Heavens light our guides“, darüber ein fünfeckiger Stern aus Diamanten. Der dazu gehörige Ordensstern hat goldene Strahlen u. in der Mitte einen Brillantstern auf einem hellblauen Bande. 3 Klassen.

Victoriakreuz; gestiftet 1856. Ordenszeichen: bronzenes Maltheserkreuz mit dem königl. Wappen u. einer Schleife darunter. Band: für die Flottenmannschaft blau, für die Landarmee roth. Für jeden neuen Beweis von Tapferkeit erhält der Dekorirte eine Spange am Ordensband. Pension: 10 Pfd. Sterl. u. für jede Spange 5 Pfd. Sterl. jährl.

Haiti. O. des heil. Faustin (Militärorden) u. O. der Ehrenlegion (Civilorden); beide gestiftet von Kaiser Soulouque.

Hawai. Kamehameha-O.; gestiftet von König Kamehameha V. im J. 1865. Ordenszeichen: achtspitziges, weiß emaillirtes Kreuz mit Goldstrahlen; im Mittelschild ein goldenes K mit der Umschrift: „Kamehameha I.“, auf der Rückseite die Devise: „E hoohanaka“ (Sei ein Mann). Band: siebenstreifig, wovon vier roth u. drei weiß. 3 Klassen.

Hessen (Großherzogthum). Ludwigsorden; gestiftet vom Großherzog Ludwig I. 25. Aug. 1807. Ordenszeichen: schwarzes, rothgeränderte s, emaillirtes, mit Gold eingefaßtes Kreuz mit acht Spitzen, mit einem L in weißer Umfassung. Devise: „Gott, Ehre u. Vaterland.“ Band: schwarz, roth eingefaßt. 5 Kl.

Verdienstorden Philipp's d. Großmüthigen; gestiftet von Großherzog Ludwig II. 1. Mai 1840. Ordenszeichen: achteckiges silbernes Kreuz von weißer Emaille mit dem Bildnisse des Stifters; auf der Rückseite der schwerttragende hessische Löwe. Devise: „Si Deus nobiscum, quis contra nos?“ Band: roth, blau eingefaßt. 6 Klassen.

Italien. Annunciaten-O. (O. der Verkündigung); gestiftet von Amadeus VI., Grafen von Savoyen, zwischen 1360 u. 1363. Ordenszeichen: goldenes Medaillon mit 8 breiten goldenen Flammenbüscheln; in der Mitte eine Darstellung der Verkündigung Mariä. Devise: „F. E. R. T.“ (angeblich: „Fortitudo Ejus Rhodum Tenuit“ = Sein Muth hat Rhodos gerettet). 1 Klasse (Ritter).

O. des heil. Mauritius u. Lazarus; gestiftet von König Victor Emanuel I. von Sardinien 27. Dez. 1816. Ordenszeichen: weißes Kreuz mit in Lilienform ausgehenden Balken; zwischen demselben ein grün emaillirtes Kreuz. Band: grün. Devise: „Al merito ed al valore.“ 5 Klassen.

Civilorden von Savoyen; gestiftet von König Karl Albert 29. Okt. 1831. Ordenszeichen: blau emaillirtes Kreuz; im Mittelschild der Namenszug des Stifters; auf der Rückseite die Inschrift: „Al merito civile, 1831.“ Band: blau mit zwei weißen Streifen. 1 Klasse (Ritter).

Savoyischer Militär-Verdienst-O.; gestiftet von König Viktor Emanuel I. von Sardinien 15. Aug. 1815, erneuert 28. Sept. 1855. Ordenszeichen: weißes Kreuz auf einem grünen Lorberkranze; im rothen Mittelschild zwei gekreuzte Schwerter u. die Buchstaben V. E. sowie 1855. Band: blau mit einem rothen Streifen in der Mitte. 5 Klassen. Die Inhaber beziehen jährliche Einkünfte.

O. der Krone Italiens; gestiftet von König Viktor Emanuel II. 20. Febr. 1868. Ordenszeichen: abgerundetes, goldenes, weiß emaillirtes Kreuz mit vier Liebesknoten in den Ecken; im blauen Mittelschild die eiserne Krone in Gold; auf der Rückseite der schwarze Adler mit dem savoyischen Kreuz auf der Brust. Band: roth mit einem weißen Streifen in der Mitte. 5 Klassen.

O. der ehemals selbständigen, jetzt dem Königreich Italien einverleibten Staaten:

Parma. Konstantin-O.; angeblich gestiftet von Kaiser Konstantin i. J. 317; erweitert vom Kaiser von Byzanz Isaac Angelus Flavius Comnenus i. J. 1190. Ordenszeichen: goldenes, roth emaillirtes Kreuz, dessen Arme in Liliensterne ausgehen u. in dessen vier Spitzen die Buchstaben I. H. S. V. („In hoc signo vinces“) vertheilt sind; auf den beiden Querarmen befinden sich noch die (griech.) Buchstaben A u. Ω. Ein großes X sowie ein langes P (Namenszug des Erlösers) treffen sich im Mittelpunkte des Kreuzes. Band: himmelblau. 3 Klassen.

O. des heil. Ludwig für Civilverdienst; gestiftet von Herzog Karl Ludwig von Lucca 22. Dez. 1836. Ordenszeichen: Kreuz, mit Lilien verziert; in der Mitte das Bild des heil. Ludwig; auf der Rückseite das bourbonische Wappen. Band: hellblau, gelbgestreift. 3 Klassen.

Sizilien. O. des heil. Ferdinand u. des Verdienstes; gestiftet von König Ferdinand IV. 1. April 1800. Ordenszeichen: Stern von Gold, zwischen dessen Spitzen 6 silberne bourbonische Lilien; vorn das Bild des heil. Ferdinand, das Schwert in der Rechten, mit der Umschrift: „Fidei et Merito.“ Band: dunkelblau mit purpurnen Streifen an der Seite. 3 Klassen.

O. des heil. Januarius; gestiftet von König Karl (nachherigem König Karl III. von Spanien) 6. Juli 1738. Ordenszeichen: achtspitziges, weiß u. roth emaillirtes Goldkreuz mit goldenen Lilien in den Winkeln; vorn das Bild des heil. Januarius mit einem Buch u. dem Bischofsstab; hinten die Devise: „In sanguine foedus.“ Band: ponceauroth. 1 Kl.

Militärorden des heil. Konstantin (s. „Parma“).

Militärorden von St. Georg der Wiedervereinigung; gestiftet von Joseph Napoleon 24. Febr. 1808. 6 Klassen.

O. Franz I.; gestiftet von König Franz I. 28. Sept. 1829. Ordenszeichen: weiß emaillirtes Goldkreuz mit dem Namenszug F. I. u. der Krone in einem grünen Eichenkranze; Umschrift: „De rege optime merito.“ Band: roth mit zwei blauen Randstreifen. 5 Klassen.

O. Beider Sizilien; gestiftet von Joseph Napoleon 24. Febr. 1808. Ordenszeichen: fünfspitziges rothes Kreuz mit einer goldenen Königskrone u. den Wappenbildern Beider Sizilien sowie der bourbonischen Lilie. Inschrift: „In sanguine foedus.“

Toscana. St. Stephansorden; gestiftet von Großherzog Cosmos I. von Medici 1562. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen:

goldenes, dunkelroth emaillirtes Kreuz (in der Form des Johanniterkreuzes); in den vier Winkeln goldene Lilien. Devise: „Publicum Meritorum Premium.“ Band: roth. 4 Klassen. Dieser O. ist von König Viktor Emanuel aufgehoben u. das Ordensvermögen eingezogen worden (Dekret vom 16. Nov. 1859).

O. des heil. Joseph; gestiftet vom Großherzog von Würzburg Ferdinand III. 19. März 1807. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: sechsarmiger, weiß emaillirter Stern mit 12 goldenen Kugeln, dahinter ein roth emaillirter Stern mit goldenen Streifen. Vorn das Bild des heil. Joseph mit der Devise „Ubique similis“, hinten die Buchstaben S. J. F. Band: roth mit breiten weißen Rändern. 3 Klassen. (Durch Dekret v. 18. März 1860 aufgehoben.)

Militär-Verdienst-O.; gestiftet von Großherzog Leopold II 19. Dez. 1853. Ordenszeichen: Stern von 5 Strahlen auf einem goldenen Eichenkranze mit der Inschrift: „Merito militare, L. II. u. 1853.“ Band: roth u. schwarz. 3 Klassen.

Kambodja. O. von Kambodja; gestiftet 1864. Ordenszeichen: goldener Stern mit ovalem goldenen Medaillon, mit dem Zeichen dieses Königreichs auf blau emaillirtem Grunde. Band: roth, mit zwei grünen Streifen eingefaßt. 5 Klassen.

Lippe-Detmold u. Schaumburg-Lippe. Ehrenkreuz des Fürstlich Lippe'schen Gesammthauses; gestiftet von Leopold, Fürst zur Lippe, u. Adolph Georg, Fürst zu Schaumburg-Lippe, 25. Okt. 1869. Ordenszeichen: achtspitziges goldenes, weiß emaillirtes Kreuz, in dessen Mitte ein goldener Stern, auf diesem die Lippe'sche Rose. Devise: „Für Treue u. Verdienst.“ Band: roth u. mit Gold eingefaßt. 3 Klassen. Das Kreuz der dritten Klasse ist von Silber.

Mecklenburg-Schwerin u. M.-Strelitz. Großherzogl. Hausorden der Wendischen Krone; gestiftet von den Großherzögen Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin u. Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz 12. Mai 1864. Ordenszeichen: weiß emaillirtes, achtspitziges Kreuz; über demselben die großherzogl. Krone u. die Chiffre F. F. (respekt. F. W.). Ordenszeichen: blau emaillirtes rundes Mittelschild mit der Wendischen Krone in Erz od. in Gold. Devise (für Schwerin): „Per aspera ad Astra“, (für Strelitz): „Avito viret honore.“ 4 Abtheilungen. Auch Damenorden. Hierzu gehört als Ehrenzeichen das Verdienstkreuz. Band: blau, roth u. gelb eingefaßt.

Mexiko. O. Unserer lieben Frau von Guadelupe; gestiftet vom Präsidenten Antonio Lopez de Santa-Anna 11. Nov. 1853; neu errichtet von Kaiser Maximilian 10. April 1865. Ordenszeichen: goldenes Kreuz, grün, weiß u. roth emaillirt; in der Mitte das Bild der Jungfrau Maria von Guadelupe mit der Umschrift: „Religion, Independencia, Union.“ Auf der Rückseite die Devise: „Dem Verdienste u. den Tugenden.“ Band: blau u. violett. 5 Klassen.

O. des mexikanischen Adlers; gestiftet von Kaiser Maximilian 1. Jan. 1865. Ordenszeichen: der mexikanische Adler mit ausgebreiteten Flügeln, auf einer Nopalpflanze die Schlange der innern Zwietracht zerreißend. Band: grün u. roth. 6 Klassen.

San Carlos-O.; gestiftet von Kaiser Maximilian 13. Juli 1865. Damenorden. Ordenszeichen: grün emaillirtes Kreuz mit der Inschrift „Humilitas“ in einem weißen Kreuze mit verzierten Enden. Band: carmoisinroth. 2 Klassen.

Ehrenkreuz der Beständigkeit; gestiftet 25. Juni 1841; erneuert von Kaiser Maximilian 10. April 1865. Ordenszeichen: weißes Kreuz auf einem Kreise von grüner Emaille (zweite Klasse rothe Emaille) mit der Inschrift „Constancia“. Band: roth mit einem weißen Mittelstreifen. 2 Klassen. — Kaiser Maximilian verbot durch Dekret vom 7. Nov. 1864 alle früher verliehenen O. u. Ehrenzeichen, welche an Bürgerkriege u. innere Zerwürfnisse erinnern.

Monaco. O. des heil. Karl; gestiftet vom Fürsten Karl III. 15. März 1858. Ordenszeichen: goldenes Kreuz mit vier Flügeln, weiß emaillirt mit rothen Rändern; in der Mitte ein doppeltes C mit der Krone u. der Inschrift: „Princeps et patria“; auf der Rückseite ein rothes Wappenschild mit der Inschrift: „Deo juvante.“ Band: roth u. weiß. 5 Klassen.

Montenegro. Tschernagorischer Unabhängigkeits-O.; gestiftet vom Fürsten Danilo 1853. Ordenszeichen: silbernes Kreuz mit schwarz emaillirten Flügeln; im rothen Mittelschilde die goldene (slavische) Inschrift: „Daniel I. Tscherngorski.“ Das Großkreuz ist blau, roth eingefaßt u. trägt im Mittelschild die (slav.) Chiffre D. I. in Gold. Band: weiß mit schmalen rothen Kanten. 3 Klassen.

Niederlande. Militär-Wilhelmsorden; gestiftet von König Wilhelm I. 30. April 1815. Ordenszeichen: weiß emaillirtes Kreuz mit acht goldenen Kugeln an den Spitzen. Devise: „Voor moed, beleid, trouw“ (für Muth, Eifer, Treue). Zwischen dem Kreuz das burgundische Kreuz aus Lorberzweigen. Rückseite: ein W auf blauem Grunde, von einem Lorberkranze umgeben. Ueber dem Kreuz eine goldene Krone. Band: orangefarben mit schmalen blauen Rändern. 4 Klassen. — (Nichtoffiziere der 3. u. 4. Klasse erhalten Solderhöhungen, bez. Soldverdoppelungen).

O. des Niederländischen Löwen; gestiftet von König Wilhelm I. 29. Sept. 1815. Civilorden. Ordenszeichen: weiß emaillirtes Kreuz mit goldenem W zwischen jedem Balken. Devise: „Virtus nobilitat.“ Rückseite der Löwe des Reichswappens. Band: blau mit zwei orangefarbenen Streifen. 3 Klassen. Dieser O. wird auch an Personen verliehen, welche sich durch nützliche Thaten, durch Aufopferung u. dgl. ausgezeichnet haben. Diese Personen, „Brüder“ genannt, erhalten eine silberne Medaille mit der Devise u. eine jährliche Pension von 200 Gulden.

O. des goldenen Löwen des Hauses Nassau; gestiftet vom König-Großherzog (Wilhelm III.) u. dem Herzog Adolph von Nassau 29. Jan. u. 16. März 1858. Ordenszeichen: weiß emaillirtes Kreuz mit einem goldenen N zwischen jedem der vier Balken; im blauen Mittelschilde vorn der nassauische goldene Löwe, hinten die Devise: „Je maintiendrai.“ Band: orange mit blauen Randstreifen. 4 Ritterklassen.

Luxemburgischer O. der Eichenkrone; gestiftet von König Wilhelm II. 29. Dez. 1841. Civil- u. Militärorden. Ordensdekoration: vierstrahliger silberner Stern, in dessen grün emaillirtem Mittelschilde ein goldenes W unter der königl. großherzogl. Krone befindlich ist. Devise: „Je maintiendrai“ auf rothem Grunde, umgeben von einem Eichenkranze. Ordensjuwel: vierstrahliges, weiß emaillirtes, mit Gold eingefaßtes Kreuz, das in der Mitte auf grünem Grunde ein goldenes W unter der großherzogl. Krone hat. Band: orangegelb mit drei dunkelgrünen Streifen. 5 Klassen.

Oesterreich. O. vom goldenen Vließ, s. „Goldenes Vließ“.

Königl. Ungarischer St. Stephansorden; gestiftet von der Kaiserin Maria Theresia 5. Mai 1764. Civil-Verdienstorden. Ordenszeichen: achteckiges, grün emaillirtes Kreuz mit goldenen Randstreifen; im roth emaillirten Schild eine goldene Krone mit dem silbernen apostolischen Kreuz auf einem grünen Berge; daneben die Buchstaben M. T. u. die Devise: „Publicum meritorum praemium.“ Band: roth, grün geränder̈t. 3 Klassen. Ordenstracht: grün u. rothe Uniform.

Kaiserl. Oesterr. Leopoldsorden; gestiftet von Kaiser Franz I. 6. Jan. 1808. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: achteckiges, roth emaillirtes Goldkreuz mit weißer Einfassung; im Mittelschild die Buchstaben F. I. A., umgeben von der Devise: „Integritati et merito.“ Auf der Rückseite in einem Eichenkranze die Worte: „Opes regum corda subditorum.“ Band: roth, weiß eingefaßt. Ordenstracht: roth u. weiß, Mantel von weißem Sammt. 3 Klassen.

Kaiserl. Oesterr. O. der Eisernen Krone; gestiftet von Kaiser Napoleon I. als König von Italien 5. Juni 1805; erneuert von Kaiser Franz I. 12. Febr. 1816. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: Eiserne Krone, darauf der doppelt gekrönte österr. Adler; letzterer hat zu beiden Seiten auf der Brust ein dunkelblau emaillirtes Herzschild, in dessen Mitte ein F, auf der Rückseite die Jahreszahl „1815.“ Devise: „Avita et aucta.“ Band: goldgelb mit dunkelblauen Randstreifen. 3 Klassen Ritter.

Kaiserl. Oesterr. Franz-Josefsorden; gestiftet von Kaiser Franz Josef 2. Dez. 1849. Civilorden. Ordenszeichen: goldenes, roth emaillirtes Kreuz; in dem weißen, mit goldenen Streifen umgebenen Mittelfelde die Buchstaben F. J.; zwischen den Kreuzesarmen der goldene, schwarz emaillirte, zweiköpfige Adler; um die untere Hälfte des Kreuzes die Devise: „Viribus unitis.“ Ueber dem Kreuz die österr. Kaiserkrone. Band: roth. 3 Klassen. Hierzu Civilverdienstkreuz in Gold u. Silber; gestiftet 16. Febr. 1850. 4 Klassen.

K. K. Militärischer Maria-Theresien-O.; gestiftet von der Kaiserin Maria Theresia 18. Juni 1757. Militärorden. Ordenszeichen: achteckiges Kreuz mit breiten Enden, weiß emaillirt u. mit Gold eingefaßt; im Mittelschild das österr. Wappen mit der Devise „Fortitudini“. Band: ponceauroth mit einem weißen Streifen in der Mitte. Mit diesem O. ist der persönliche Adel (Herrenstand, Baronat) verbunden; außerdem beziehen seine Inhaber jährliche Pensionen von 400—1500 Gulden. 3 Klassen.

Der (hochadlige) Sternkreuzorden; gestiftet von Eleonore, Gemahlin Kaiser Ferdinand's II., 18. Sept. 1668. Frauenorden. Ordenszeichen: achteckiges goldenes Kreuz, worauf ein kleines, braun emaillirtes Kreuz liegt; über demselben ein goldener zweiköpfiger, schwarz emaillirter Adler; um das Ordenszeichen ein goldener Zirkel, in welchem die Devise „Salus et gloria“ sich befindet; zwischen den Spitzen des Kreuzes vier rothe, achtspitzige Sterne. Band: grün mit goldener Einfassung. Ordenskleidung: schwarz mit goldenem Stern u. Kreuz auf der Brust nebst schwarzem Mantel. 1 Klasse.

Oldenburg. Großherzogl. Haus- u. Verdienstorden des Herzogs Peter Friedrich Ludwig; gestiftet von Großherzog Paul Friedrich August 27. Nov. 1838. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: weiß emaillirtes Kreuz, in Gold (u. Silber) gefaßt, in dessen Mitte der Namenszug P. F. L. (verschlungen) mit der Krone. Devise: „Ein Gott, ein Recht, eine Wahrheit.“ Band: dunkelblau. 4 Klassen. Zu diesem O. gehört ein allgemeines Ehrenzeichen, welches 3 Klassen hat, von dem die 1. Klasse ein dem Ritterkreuz ähnliches Kreuz in Gold, die 2. Klasse in Silber u. die 3. Klasse in Eisen trägt.

Persien. Sonnen- u. Löwenorden (Nischân-ischir-u-khorschid); von Schah Feth-Ali 1808 gestiftet. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: Medaille mit dem Bilde der Sonne u. darunter der pers. Löwe. 2 Klassen (erste mit dem Stern u. zweite mit der Krone). Band: blau für den Hausorden, grün für Fremde u. bisweilen roth u. weiß.

Portugal. Christusorden; gestiftet von

König Dionys von Portugal 1317; bestätigt durch Papst Johann XXII. 1319. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: goldenes, roth emaillirtes Christuskreuz mit goldener Einfassung, dessen Enden in zwei Zacken auslaufen. Band: ponceauroth. 3 Klassen.

O. des heil. Benedikt von Aviz; gestiftet von König Alphons I. 13. Aug. 1162. Militärorden. Ordenszeichen: grün emaillirtes Kreuz mit lilienförmigen Enden; im Mittelschild ein rothes Herz in grünem Kranze. Band: grün. 3 Klassen.

O. des heil. Jacob vom Schwert, gestiftet von König Alphons I. 1177. Militärorden. Ordenszeichen: roth emaillirtes Kreuz (wie Avizorden), dessen unterer Arm eine Lanzenspitze bildet. Band: violett. 7 Grade.

(Der alte u. sehr edle) O. vom Thurm u. Schwert für Tapferkeit, Ergebenheit u. Verdienst; gestiftet von König Alphons V. 1459. Militärorden. Ordenszeichen: sechsarmiges Kreuz mit 12 Spitzen, in dessen oberem Arme ein Thurm. Auf der Vorderseite ein Schwert auf einem Eichenkranze. Inschrift: „Valor, Lealdade e Merito.“ Auf der Rückseite ein offenes Buch mit dem portug. Wappen mit der Umschrift: „Pelo rei e pelo lei.“ Band: dunkelblau. 6 Grade. Dieser O. wurde von König Johann VI. 29. Nov. 1808 zu Rio de Janeiro u. Dom Pedro (Kaiser von Brasilien) 28. Juli 1832 wiederhergestellt.

O. Unserer lieben Frauen von Empfängniß von Villa Viçosa; gestiftet von König Johann VI. 10. Sept. 1819 zu Rio de Janeiro. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: neunspitziger, weiß emaillirter Stern, mit Gold durchstrahlt, umgeben von goldenen Strahlen; auf den letzteren kleine Sterne von weißer Emaille, darüber eine goldene Krone. Im Mittelschild auf mattem Goldgrund das verschlungene M. A., umgeben von der Devise: „Padroeira do Reino.“ Band: hellblau mit zwei weißen Streifen. 4 Klassen. Dieser O. hat seinen Namen von dem Orte Villa Viçosa, dem Stammsitze des Hauses Braganza.

O. der heil. Isabelle (od. Elisabeth); gestiftet vom Prinz-Regenten Johann 4. Nov. 1801 zu Ehren seiner Gemahlin D. Carlota Joaquima. Frauenorden. Ordenszeichen: goldene Medaille mit dem Bildniß der heil. Elisabeth von Portugal, umgeben von einem Lorberkranz u. der Devise: „Pauperum solatio.“ Auf der Rückseite J. C. mit der Umschrift: „Real Ordem de Santa Isabel 1801.“ Band: rosa, weiß gestreift. Dieser O. wird nur an 26 Damen des höchsten Adels verliehen.

Preußen. Schwarzer Adlerorden; gestiftet von König Friedrich I. 18. Jan. 1701. Verdienstorden. Ordenszeichen: achtspitziges hellblaues Kreuz, in jedem der vier Winkel ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln; im Mittelschild F. R. Band: orange. Stern: schwarzer Adler in orangenem Felde mit der Devise: „Suum cuique.“ 1 Klasse mit 2 Unterabtheilungen: 1) mit der Kette u. 2) ohne Kette. Die Ritter dieses O. sind zugleich im Besitze des Großkreuzes des Rothen Adlerordens.

Rother Adlerorden; gestiftet vom Markgrafen von Brandenburg Georg Wilhelm 1705 u. 1712. Verdienstorden. Ordenszeichen: weiß emaillirtes, achtspitziges Kreuz. Im Mittelschilde der gekrönte rothe Adler sowie der Namenszug W. R. mit der Königskrone. Band: weiß mit orangenen sowie schmalen schwarzen Streifen an den Rändern. Devise: „Sincere et constanter.“ 5 Klassen, 38 Unterabtheilungen, z. B. mit Eichenlaub, Schwertern, Schwertern am Ringe, Stern, Schleife, Eichenlaub u. Schwertern, mit dem Stern ohne Eichenlaub am Ringe rc.

Pour le mérite; als O. „de la générosité“ gestiftet vom Prinzen Friedrich im Mai 1667; in den O. pour le mérite umgewandelt von König Friedrich II. 1740. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: goldenes, blau emaillirtes, achtspitziges Kreuz mit einem goldenen F u. der Inschrift „Pour le mérite.“ Band: schwarz mit silberner Einfassung. 5 Abtheilungen: mit Krone u. Eichenlaub rc. sowie einer von König Friedrich Wilhelm 31. Mai 1842 gestifteten Friedensklasse für Wissenschaften u. Künste. Ordenszeichen: runde goldene Medaille, deren innerstes Mittelschild in goldenem Felde einen goldenen Adler zeigt; um dasselbe ein breiter, weiß emaillirter Reif, um welchen viermal die goldenen Buchstaben F. II. wiederholt sind; um diesen Reif ein eben so breiter, blau emaillirter Reif mit der Inschrift „Pour le mérite“ in Gold. Auf dem Rande 4 goldene Kronen. Band: schwarz mit silberner Einfassung. Dieser O. ist für 30 Deutsche u. 25 Ausländer bestimmt.

Kronenorden; gestiftet zur Erinnerung an den Krönungstag 18. Okt. 1861. Ordenszeichen: weiß emaillirtes Kreuz mit goldenem Rande; auf der Vorderseite goldene Königskrone, umgeben von dem Wahlspruch: „Gott mit uns.“ Band: dunkelblau. 4 Klassen u. 21 Unterabtheilungen, z. B. mit Schwertern, mit Emailleband, mit Schwertern am Ringe, mit rothem Kreuz in weißem Felde rc.

Hausorden der Hohenzollern; gestiftet von Hermann Konstantin, Fürst von Hohenzollern-Hechingen, u. Karl Anton Friedrich, Fürst von Hohenzollern-Siegmaringen, 5. Dez. 1841. Unter die königl. O. aufgenommen durch Dekret vom 23. Aug. 1851. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: goldenes, weiß u. schwarz emaillirtes Kreuz, in der Mitte der Wappenadler auf weißem Felde u. die Devise: „Vom Fels zum Meere.“ Auf der Rückseite die Inschrift: „Den 18. Januar 1851“ (Datum der Stiftung). Band: weiß, dreimal schwarz gestreift. 4 Klassen, 21 Unterabtheilungen, z. B. mit Stern, Kreuz, Adler, Schwertern rc. — Hierzu: Hohenzollern'sche Denkmünze; gestiftet 27. April 1852. Inschrift: „Seinen bis in den Tod getreuen Kriegern.“

Eisernes Kreuz (s. d.).

Johanniterorden. Ritterorden, gestiftet zu Anfang der Kreuzzüge 1048 zu Jerusalem. Hauptsächlicher Zweck: Krankenpflege u. Kampf gegen die Ungläubigen. Durch Edikt vom 30. Okt. 1810 u. 23. Jan. 1811 aufgehoben; darauf stiftete der König 23. Mai 1812 zu ehrenvollem Andenken den preuß. Johanniterorden, eine blos für den Adel bestimmte Dekoration. Insignien: ein achtspitziges goldenes, weiß emaillirtes Kreuz, in den vier Winkeln der goldgekrönte schwarze Adler; ferner ein weißes Kreuz, auf der linken Seite des Kleides zu tragen. Band: schwarz. Ordenskleidung: scharlachrothe Uniform mit weißem Kragen u. Aufschlägen, weiße Beinkleider u. goldene Epauletten mit dem weißen Ordenskreuze. Jeder Ritter hat bei der Aufnahme 300 Mk., der Ehrenritter 900 Mk., ein jeder außerdem einen jährlichen Beitrag von 36 Mk. zu zahlen. Dieses Geld wird zur Errichtung u. Erhaltung von Krankenanstalten verwendet. Ehrenkomthure u. Komthure, Ehrenritter u. Rechtsritter.

Louisenorden; gestiftet von König Friedrich Wilhelm 3. Aug. 1814 zur Anerkennung des edlen Strebens der Frauen rc. (Frauenorden). Ordenszeichen: kleines goldenes, schwarz emaillirtes Kreuz; im himmelblauen Mittelschild ein L, umgeben von einem Sternenkranze. Auf der Rückseite die Inschrift: „1813/1814“ (nach der Erneuerung des O.s am 15. Juli 1850: 1848/1849). Band: weiß mit schwarzen Rändern. 2 Abtheilungen. 1. Abth. a. mit Eichenlaub, b. ohne Eichenlaub. 2. Abth. mit 4 Unterabtheilungen, z. B. mit goldener, mit silberner Krone rc. — Hierzu: Verdienstkreuz für Frauen u. Jungfrauen, gestiftet 22. März 1871.

O. der seit 1866 zu Preußen gehörigen Staaten:

Hannover. Königlicher St. Georgsorden; gestiftet von König Ernst August 23. April 1839. Hausorden. Ordenszeichen: dunkelblau emaillirtes, achtspitziges Kreuz mit der Königskrone; in der Mitte das Bild des Ritters St. Georg; auf der Rückseite der Namenszug des Stifters. Band: dunkelroth. Wahlspruch: „Nunquam retrorsum.“ 1 Klasse.

Guelphenorden; gestiftet von Georg, Prinz-Regent von England, 12. Aug. 1815. Ordenszeichen: goldenes (4. Klasse silbernes) Kreuz mit Krone; auf der einen Seite in rothem Grunde ein springendes weißes Pferd mit der Devise „Nec aspera terrent“; auf der andern Seite der Namenszug des Stifters. Band: lichtblau. 4 Klassen.

Ernst-August-Kreuz; gestiftet von König Ernst August 15. Mai 1844. Dieses Ehrenzeichen für Offiziere u. Militärbeamte ist ein goldenes, mit der Königskrone u. den Buchstaben E. A. R. Band: dunkelroth mit dunkelblauer Einfassung.

Hessen (Kur-). Hausorden vom goldenen Löwen; gestiftet von Landgraf Friedrich II. 14. Aug. 1770. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: ovaler goldener Ring mit aufrecht stehendem Löwen. Devise: „Virtute et Fidelitate.“ Band: carmoisinroth. 1 Klasse.

Wilhelmsorden; gestiftet von Kurfürst Friedrich Wilhelm II. 20. Aug. 1851. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: goldenes, roth emaillirtes Kreuz mit weißem Rande; in der Mitte der hessische goldene Löwe auf blauem Grunde, umgeben von der Devise „Virtute et Fidelitate.“ Auf der Rückseite die Namenschiffre W. K. Band: carmoisinroth u. weiß. 4 Klassen.

Militär-Verdienst-O.; gestiftet von Landgraf Friedrich II. 25. Febr. 1769. Ordenszeichen: achteckiges, auf Gold emaillirtes Kreuz mit Fürstenhut u. Namenschiffre. Inschrift: „Virtuti.“ Band: himmelblau mit silbernen Streifen an beiden Kanten. 1 Klasse.

O. vom eisernen Helm; gestiftet von Kurfürst Wilhelm 18. März 1814. Ordenszeichen: schwarzes Brabanter Kreuz in Silber gefaßt mit dem offenen Helme, an dessen beiden Seiten der Namenszug W. K. u. unten die Jahreszahl 1814 steht. Band: roth, weiß gerändert. 3 Klassen.

Nassau. Nassauischer Hausorden vom goldenen Löwen, s. „Niederlande“.

Herzogl. Militär- u. Civil-Verdienst-O. Adolph's von Nassau; gestiftet von Herzog Adolph 8. Mai 1858. Ordenszeichen: weiß emaillirtes Kreuz mit acht Spitzen; über dem Kreuz die Herzogskrone; in der Mitte ein altdeutsches A mit der goldenen deutschen Kaiserkrone, umgeben von goldenen Lorberzweigen u. dem Worte „Virtuti“. Die Rückseite trägt die Jahreszahlen 1292 u. 1858. Band: blau mit orangefarbenen Streifen eingefaßt. 5 Klassen.

Reuß, ältere Linie. Civil-Ehrenkreuz; gestiftet von Fürst Heinrich XX. 15. Sept. 1858. Ordenszeichen: Kreuz (1. Klasse in Gold, 2. Klasse in Silber), welches im weißen Schilde, umgeben von einem Eichenkranze, die Aufschrift „Für treue Dienste“ trägt. Band: ultramarinblau, amaranthroth gerändert.

Reuß, jüngere Linie. Civil-Ehrenkreuz; gestiftet von Fürst Heinrich LXVII. 1. Jan. 1858. Ordenszeichen wie das vorige. Band: amaranthroth. 2 Klassen.

Ehrenkreuz; gestiftet 24. Mai 1869. 3 Kl.

Rom (päpstliche O.). Christusorden; entstanden durch den von Papst Johann XXII. gelegentlich der Abänderung der portugiesischen Templer in „Christusritter“ gemachten Vorbehalt, diesen O. zu vergeben (s. „Portugal“). 1 Klasse.

Piusorden; gestiftet von Papst Pius IX. 17. Juni 1847. Ordenszeichen: goldener achtstrahliger Stern, in dessen Mitte ein kleines weißes Schild mit der Inschrift: „Pius IX.“,

umgeben von einem goldenen Kreise, in welchem die Worte stehen: „Virtuti et Merito." Band: dunkelblau mit doppelten rothen Streifen. 2 Ritterklassen. Mit der Ertheilung des Ritterkreuzes 1. Klasse ist der Erbadel, mit dem der 2. Klasse der persönl. Adel verbunden.

St. Gregoriusorden; gestiftet von Papst Gregor XVI. 1831. Ordenszeichen: achtspitziges, goldenes, roth emaillirtes Kreuz; im blauen Mittelschilde das Bild des heil. Gregor mit der Umschrift: „S. Gregorius Magnus." Devise: „Pro Deo et Principe." Band: roth mit gelben Rändern. 3 Klassen.

O. vom heil. Silvester od. vom goldenen Sporn; gestiftet von Papst Pius IV. 1559; wiederhergestellt von Papst Gregor XVI. 1840. Ordenszeichen: weiß emaillirtes Kreuz, in vier Felder getheilt; in den Winkeln goldene Strahlen u. im unteren Winkel ein goldener Sporn. Im Mittelschild die Figur des heil. Silvester, um diese die Inschrift: „Sanctus Silvester Pont. Magnus." Band: roth u. schwarz gestreift. 2 Klassen.

O. des heil. Grabes von Jerusalem; gestiftet angeblich von Papst Alexander VI. um 1496. Ordensinsignien: rothes Kreuz mit vier ähnlichen kleinen Kreuzen in den Winkeln. Band: schwarz. 3 Ritterklassen.

O. der heil. Cäcilie; gestiftet von Papst Pius IX. 17. Juni 1847. Ordenszeichen: Kreuz von weißer Emaille, die Flügel zweispitzig u. mit Gold eingefaßt; darauf ein Lorberkranz von grüner Emaille mit goldenem Bande. Im Mittelschild eine dreifache Krone, umgeben von der Inschrift: „Pius IX. Pont. instituit anno 1847." Auf der Rückseite die Inschrift: „Sodalitas et accademia Pontificia S. Caeciliae urbis."

Rußland. Die meisten russischen O. gewähren den erblichen Adel. Von den Beliehenen wird eine besondere einmalige Steuer, z. B. vom Andreasorden 2000 Rubel, vom Alexander-Newsky-O. 1500 Rubel ꝛc., erhoben u. zur Versorgung von Offiziersinvaliden verwendet. Ausländer sind von dieser Steuer frei. Viele Ordensinhaber beziehen Pensionen von 40—1000 Rubel jährlich. Großmeister sämmtlicher O. ist der Kaiser.

Kaiserl. Königl. O. des Weißen Adlers; gestiftet von König Wladislaw IV. von Polen 1325. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: achtspitziges, roth emaillirtes Kreuz mit dem zweiköpfigen schwarzen Adler, darauf ein rothes Kreuz mit dem einköpfigen weißen Adler. Devise: „Pro fide, rege et lege." Band: blau. 1 Klasse.

O. des heil. Andreas; gestiftet von Zar Peter I. 30. Nov. (11. Dez.) 1698. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: goldener, schwarz emaillirter, zweiköpfiger Adler, auf demselben ein dunkelblaues Andreaskreuz mit dem Bilde dieses Heiligen u. den Buchstaben S. A. P. R. („Sanctus Andreas, Patronus Russiae"). Ordenskette: schwarz emaillirter zweiköpfiger Adler, abwechselnd mit einem dunkelblauen Kreuz in goldenen Strahlen u. einem dunkelblauen Schild mit Kriegsemblemen. Band: himmelblau. Devise: „Für Glauben u. Treue." 1 Klasse.

O. der heil. Katharina; gestiftet von Zar Peter I. 24. Nov. (6. Dez.) 1714. Damenorden. Ordenszeichen: Brillantkreuz mit ovalem, roth emaillirtem Schilde, auf diesem ein weißes Kreuz, davor ein halbes Rad, die heil. Katharina u. A. Inschrift: „Aequat munia comparis." Band: hochroth mit silberner Einfassung. Devise: „Für Liebe zum Vaterland." 2 Klassen. Großmeisterin dieses O.s ist die jedesmalige Kaiserin.

O. des heil. Alexander Newsky; gestiftet von Kaiser Peter I. 1722 u. der Kaiserin Katharina 1725. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: goldenes, achtspitziges, roth emaillirtes Kreuz, dazwischen vier goldene zweiköpfige Adler, in der Mitte der heil. Alexander Newsky (Großfürst Alexander Jaroslawitsch, † 1626 als Mönch) zu Pferde. Band: ponceauroth. Devise: „Für Arbeit u. das Vaterland." 1 Klasse.

O. der heil. Anna; gestiftet von Herzog Karl Friedrich von Schlesw.-Holstein-Gottorp 3. Febr. (14. Febr.) 1735. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: goldenes viereckiges, roth emaillirtes Kreuz mit goldenen Arabesken u. dem Bilde der heil. Anna. Devise: „Amantibus Justitiam, Pietatem, Fidem." Band: ponceauroth mit gelber Einfassung. 4 Ritterklassen.

Kaiserl. Königl. Stanislausorden; gestiftet von König Stanislaus II. von Polen 7. Mai 1765. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: goldenes, roth emaillirtes Kreuz, in dessen Ecken vier goldene Adler; im Mittelschild zwei verschlungene S. Devise: „Praemiando incitat." Band: roth mit weißen Kanten. 3 Klassen.

O. des heil. Georg; gestiftet von der Kaiserin Katharina II. 26. Nov. (7. Dez.) 1769. Militärorden. Ordenszeichen: weiß emaillirtes Kreuz mit dem Bilde des heil. Georg. In dem Mittelschilde die russ. Chiffre des Heiligen (G) mit der Devise: „Für (Militär-) Dienst u. Tapferkeit." Band: orange u. schwarzgestreift. 4 Klassen. Die Ritter sämmtlicher Klassen erhalten jährl. Pensionen.

O. des heil. apostelgleichen Wladimir; gestiftet von der Kaiserin Katharina II. 22. Sept. (3. Okt.) 1782. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: goldenes, roth emaillirtes Kreuz mit abwechselnd schwarzer u. gelber Einfassung mit der (russ.) Initiale B (=W) auf einem Hermelinmantel. Devise: „Nutzen, Ehre, Ruhm." Band: carmoisinroth mit zwei schwarzen Streifen. 4 Klassen. Sämmtliche Klassen beziehen jährliche Pensionen.

Sachsen (Königreich). O. der Rautenkrone; gestiftet von König Friedrich August 20. Juli 1807. Hausorden zur öffentlichen Auszeichnung verdienter Staatsmänner höheren Ranges u. Merkmal königl. Huld. Ordenszeichen: achtspitziges hellgrünes Kreuz mit weiß emaillirter Einfassung; im Mittelschild vorn die Buchstaben F. A. mit der Königskrone; hinten die Devise „Providentiae memor", umgeben von einem 16blättrigen Rautenkranz. Band: grasgrün. 1 Klasse.

Militär-St. Heinrichsorden; gestiftet von König August III. 7. Okt. 1736. Ordenszeichen: achtspitziges goldenes Kreuz mit weiß emaillirter Einfassung; im gelb emaillirten Mittelschild das Bildniß Kaiser Heinrich's mit beigefügtem Namen S. Henricus, umgeben von der Inschrift: „Fridericus Augustus D. G. Rex Saxoniae instauravit." Auf der Rückseite das sächsische Wappen, umgeben von der Devise: „Virtuti in bello." Band: himmelblau. 4 Klassen.

Civil-Verdienst-O.; gestiftet von König Friedrich August 7. Juni 1815. Ordenszeichen: goldenes, weiß emaillirtes, achteckiges Kreuz, in dessen Mitte ein weißer Schild mit goldenem Reifen. Auf der Vorderseite das sächsische Wappen u. die Umschrift: „Friedrich August, König von Sachsen, den 7. Juni 1815"; auf der Rückseite ein Eichenkranz um die Devise: „Für Verdienst u. Treue" (für Ausländer: „Dem Verdienste"). Band: weiß mit zwei grünen Streifen. 5 Klassen (5. Klasse Ehrenkreuz).

Albrechtsorden; gestiftet von König Friedrich August II. 31. Dez. 1850. Ordenszeichen: goldenes (silbernes), weiß emaillirtes Kreuz mit goldener Einfassung auf einem grün emaillirten Eichenkranze; im weiß emaillirten Mittelschilde das goldene Bildniß des Herzogs Albrecht, umgeben von der Inschrift „Albertus animosus"; auf der Rückseite das sächsische Wappen u. im blauen Rande das Stiftungsjahr 1850. Band: grün mit zwei weißen Streifen. 6 Klassen. Das seitherige Ritterkreuz zerfällt (laut Statutennachtrag vom 31. Jan. 1876) in 1. u. 2. Klasse, u. die seitherigen Inhaber des Ehrenkreuzes werden als Ritter 2. Klasse bezeichnet.

Sidonienorden; gestiftet von König Johann 31. Dez. 1870 „für die von dem weiblichen Geschlechte auf dem Gebiete der freiwilligen helfenden Liebe im Kriege od. im Frieden erworbenen Verdienste". Ordenszeichen: achtspitziges, weiß emaillirtes Kreuz mit goldenen Kanten u. einer gekrönten Agraffe mit der Namenschiffre S.; im Mittelschild das Bildniß der Herzogin Sidonie in weißem Felde. Auf der Rückseite das sächs. Wappen u. die Jahreszahl 1870. Band: (Schleife) violett mit zwei weißgrünen Streifen. 1 Klasse (jedoch für außerordentliche persönliche Leistungen breites Ordensband, nach Art der Großkreuzdekoration).

Sachsen-Altenburg u. **Sachsen-Koburg-Gotha,** s. „Sachsen-Meiningen".

Sachsen-Meiningen. Herzogl. Sachsen-Ernestinischer Hausorden; gestiftet von Friedrich I., Herzog zu Sachsen-Gotha u. Altenburg 1690 unter dem Namen „O. der deutschen Redlichkeit"; wurde nach der Verordnung vom 25. Dez. 1833 von den regierenden Herzögen zu S.-Meiningen, S.-Altenburg u. S.-Koburg-Gotha erneuert. Ordenszeichen: achtspitziges, weiß emaillirtes Kreuz mit goldener Einfassung u. goldenen Kugeln an den Spitzen, dazwischen goldene Löwen, von denen zwei roth, zwei schwarz sind; im goldenen Mittelschild das Brustbild Herzog Ernst's des Frommen, umgeben von einem Eichenkranze u. der Devise: „Fideliter et constanter." Auf der Rückseite das sächs. Hauswappen der Rautenkrone. 5 Klassen. — Diesem O. ist (laut Statutennachtrag vom 13. Febr. 1864) das Verdienstkreuz affiliirt.

Sachsen-Weimar. O. der Wachsamkeit od. Weißer Falkenorden; gestiftet von Großherzog Karl August 2. Aug. 1732. Ordenszeichen: goldener, weiß emaillirter Falke auf einem achteckigen, goldenen, grün emaillirten Kreuze; hinter diesem Kreuze ein viereckiger rother Stern mit weißen Spitzen. Ueber dem Kreuze eine goldene Krone. Devise: „Vigilando ascendimus." Band: hochroth. 3 Klassen.

San Marino (Republik). Ritterorden für Civil- u. Militärverdienst; gestiftet von dem souveränen Rathe der Republik 13. Aug. 1859. Ordenszeichen: goldenes, weiß emaillirtes Kreuz mit Goldknöpfen, an den Enden zweispaltig, mit vier goldenen Thürmen in den Ecken; im runden, mit einem blauen Reifen umgebenen Mittelschild befindet sich das Bildniß des heil. Marinus u. die Umschrift „S. Marino Protector"; auf der Rückseite das marinesische Wappen u. eine goldene Krone. Band: abwechselnd in der Länge in vier blaue u. drei weiße Streifen getheilt u. mit weißen Rändern versehen. 5 Grade.

Schwarzburgische Fürstenthümer. Gemeinschaftliches Ehrenzeichen des Gesammthauses Schwarzburg: Fürstlich Schwarzburgisches Ehrenkreuz; gestiftet von Friedrich Günther, Fürsten zu Schwarzburg-Rudolstadt, 9. Juni 1857, u. von Günther Friedrich Karl, Fürsten zu Schwarzburg-Sondershausen, 28. Mai 1857. Ordenszeichen: goldenes, achtspitziges, weiß emaillirtes Kreuz mit goldener Einfassung (für die 3. Klasse silbernes Kreuz); im blauen Mittelschild der goldene Löwe. Band: blau u. gelb gestreift. 3 Klassen.

Schweden u. Norwegen. Seraphinenorden (od. „Das blaue Band"); angeblich gestiftet von König Magnus I. 1260 od. 1285. Hausorden. Ordenszeichen: weiß emaillirtes, in acht Spitzen ausgehendes Kreuz; zwischen dessen vier Theilen goldene Seraphsköpfe; im hellblauen Mittelschild drei Kronen u. die Buchstaben „I. H. S." (Jesus Hominum Salvator). Auf der Rückseite blauer Globus

mit den Buchstaben „F. R. S.“ (Friedericus Rex Sueciae). 1 Klasse.

Schwertorden (od. „Das gelbe Band“); gestiftet von König Gustav Wasa 1522, erneuert 1784. Militärorden. Ordenszeichen: weiß emaillirtes, achtspitziges Andreaskreuz mit goldenen Kronen in den vier Winkeln u. gekreuzten Schwertern; in der Mitte ein goldenes Schwert, umgeben von drei Kronen. Auf der Rückseite die Devise: „Pro patria.“ Band: gelb mit blauer Einfassung. Ordenskleidung: hellblau mit Weiß. 4 Klassen. — Hierzu gehört: das Schwertzeichen (dessen Inhaber Schwertmänner genannt werden); gestiftet von König Oskar 26. Juni 1850. Ordenszeichen: silbernes Andreaskreuz mit dem Schwert u. drei Kronen. Band: gelb.

Nordsternorden (od. „Das schwarze Band“); gestiftet von Friedrich I. 28. April 1748. Civilorden. Ordenszeichen: goldenes, weiß emaillirtes, griech., gespaltenes Kreuz; im blauen Mittelschild der weiße Polarstern, umgeben von fünf Strahlen u. der Devise: „Nescit occasum.“ Zwischen den Flügeln des Kreuzes sind Kronen. 3 Klassen.

Wasaorden (od. „Das grüne Band“); gestiftet von König Gustav III. 26. Mai 1772 zur Belohnung der Verdienste um Landwirthschaft, Bergbau, Handel u. Fabrikwesen. Ordenszeichen: goldenes Oval, in dessen Mitte eine Garbe, umgeben von den Worten: „Gustav den tredje insticktare MDCCLXXII.“ 3 Klassen.

O. Karl's XIII.; gestiftet von König Karl XIII. 27. Mai 1811 zur Aufmunterung u. Belohnung der Bürgertugend; wird nur an ausgezeichnete Mitglieder des Freimaurerordens der schwedischen Logen verliehen. Ordenszeichen: rubinrothes, in Gold gefaßtes Kreuz unter der Königskrone; in der Mitte zwei verschlungene C um die Zahl XIII. Auf der Rückseite in einem goldenen Dreieck der Buchstabe G (Freimaurerzeichen u. Devise des O.s). Band roth. 1 Ritterklasse.

Norwegischer St. Olafsorden; gestiftet von König Oskar 21. Aug. 1847. Civilorden. Ordenszeichen: weiß emaillirtes Kreuz mit dem gekrönten goldenen Löwen mit der Streitaxt des St. Olaf in rothem Felde. In den vier Ecken das gekrönte goth. O in Gold. Band: hochroth mit blau u. doppeltweißer Kante. Devise: „Ret och sandhed“ (Recht u. Wahrheit). 3 Grade.

Siam. Weißer Elefantenorden; gestiftet von König Sombet Phra Paramendo Maha-Mongkut 1861 (?). Ordenszeichen: zwölfstrahliger Goldstern, worauf ein kleinerer rother, ähnlicher Stern; auf dessen blauem Schilde ein weiß emaillirter Elefant; darüber die siamesische Krone in grüner u. rother Emaille.

Spanien. O. vom goldenen Vließ, s. „Goldenes Vließ“.

Militärorden des heil. Jakob vom Schwert; gestiftet von König Ferdinand II. von Leon u. Galicien 1170. Hof- u. Militärorden. Ordenszeichen: ovaler goldener Schild mit dem Bilde eines rothen Schwerts, dessen Griff in ein Herz u. dessen Kreuzstangen in Lilien auslaufen. Band: roth. 1 Klasse.

Militär-Ritterorden von Calatrava; gestiftet von Don Sancho, König von Castilien, 1158. Geistlicher Ritterorden. Ordenszeichen: Kreuz mit einem rothen, in Lilienform ausgeschnittenen Kreuze auf silbernem Felde. 1 Klasse.

Militär-Ritterorden von Alcantara; gestiftet von Papst Alexander III. 1177. Ordenszeichen: ähnlich dem vorigen; grünes, in Lilienform ausgeschnittenes Kreuz auf gelbem Felde. Band: grün. 1 Klasse.

O. Unserer lieben Frau zu Montesa; gestiftet von König Jakob II. von Aragonien 1316. Hof- u. Verdienstorden. Ordenszeichen: rothes Kreuz in einem verschobenen goldenen Viereck mit rothem Rande. Band: roth. 1 Klasse.

O. Karl's III.; gestiftet von König Karl III. 19. Sept. 1771. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: achtspitziges goldenes Kreuz, hellblau u. weiß emaillirt; in der Mitte das Bild der heil. Jungfrau auf einem silbernen Halbmond; auf der Rückseite die Namenschiffre des Stifters, umgeben von der Devise: „Virtuti et merito.“ Band: an beiden Seiten blau, in der Mitte weiß. 2 Klassen.

Königl. u. Militär-O. des heiligen Ferdinand; gestiftet von den General-Cortes des Reichs 31. Aug. 1811. Militärorden. Ordenszeichen: goldenes, weiß emaillirtes, achtspitziges Kreuz; im goldenen Mittelschild das Bild des heil. Ferdinand (od. ein goldener Kranz auf einem goldenen u. rothen Kreuze), umgeben von der Devise: „Al merito militare.“ Band: roth mit gelben Randstreifen. Die Inhaber erhalten jährliche Pensionen. 5 Klassen.

Militärorden der heil. Hermenegildo; gestiftet von König Ferdinand VII. 27. Nov. 1814. Ordenszeichen: achtspitziges goldenes Kreuz mit silbernen Strahlen; auf dem blau emaillirten Mittelschild das Bild der heil. Hermenegildo zu Pferde, umgeben von der Devise: „Premio a la constancia militar.“ Band: in der Mitte carmoisin, an den Seiten weißgestreift. Die Inhaber erhalten jährliche Pensionen. 3 Klassen.

Königl. Amerikan. O. Isabella der Kathol.; gestiftet von König Ferdinand VII. 24. März 1815. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: roth emaillirtes Kreuz, in dessen Winkeln goldene Strahlen; im goldenen Mittelschild zwei Säulen sowie zwei Erdkugeln mit der Krone, umgeben von der Inschrift: „A la lealtad acrisolada“ sowie: „Por Isabel la Catolica.“ Band: weiß mit zwei orangefarbenen Randstreifen.

Königl. O. der Königin Marie Luise; gestiftet von König Karl IV. 21. April 1792. Frauenorden. Ordenszeichen: goldenes, weiß emaillirtes, achtspitziges Kreuz mit blauen Rändern, zwei goldenen Löwen u. zwei goldenen Mauerzinnen zwischen den vier Armen; im weißen Mittelschild das Bild des heil. Ferdinand; auf der Rückseite ein Namenszug mit der Umschrift: „Orden de la Reyna Maria Luisa.“ Band: weiß mit blauen Randstreifen (od. nach den Statuten: weiß mit zwei äußeren rothbraunen Streifen). 1 Klasse.

Maria-Isabella-Luisen-O.; gestiftet von König Ferdinand VII. 19. Juni 1833. Militärorden. Kreuz am blauen Bande.

Militär-Verdienst-O.; gestiftet 3. Aug. 1864. Ordenszeichen: vierarmiges Kreuz; in der Mitte das königl. Wappenschild, darüber die Krone auf einem goldenen Rechteck (rothes Kreuz am Bande mit zwei rothen u. einem weißen Streifen für kriegerisches Verdienst; weißes Kreuz am Bande mit zwei weißen u. einem rothen Streifen für anderes Verdienst).

O. des Verdienstes zur See; gestiftet 3. Aug. 1866. Ordenszeichen: weiß emaillirtes Kreuz, darauf ein goldener Anker; am oberen Arme des Kreuzes auf einem goldenen (silbernen) Rechteck die Krone. Band: dreistreifig, zwei rothe am Rande, ein gelber in der Mitte. 4 Klassen.

Civilorden der Wohlthätigkeit; gestiftet 17. Mai 1865. Ordenszeichen: sechsspitziger, weiß emaillirter Stern mit schwarzer u. goldener Einfassung; in der Mitte das Bild der Charitas (?) mit der Umschrift: „A la caridad.“ Band: weiß mit schwarzem Randstreifen. 3 Klassen.

Tunis. O. Nischan-ifithar (O. der Ehre); gestiftet in seiner jetzigen Gestalt von Bei Ahmed 1857 (?). Ordenszeichen: Stern von zehn Spitzen, von denen fünf grün, fünf roth emaillirt sind; dazwischen Strahlen; im Mittelschild arab. Inschrift. Band: grün mit zwei rothen Streifen. Die Grade entsprechen denen des franz. O.s der Ehrenlegion.

Türkei. Nischan-iftihar (Zeichen des Ruhms); gestiftet von Sultan Mahmud 19. Aug. 1831. Ordenszeichen: Stern, in dessen Mitte die Tughra (Namenschiffre des verleihenden Herrschers). Auf der Rückseite der Halbmond mit dem Stern. Farbe des Bandes u. Anzahl der Klassen sind nicht bestimmt.

Ehrenzeichen des Halbmonds; gestiftet von Sultan Selim III. 1796. Ehrenzeichen: Halbmond mit einem Stern in der Mitte, mit Diamanten umgeben. Band: roth mit zwei schmalen grünen Randstreifen.

Medjidiéorden; gestiftet von Sultan Abdul Medschid 1268, Statuten vom August 1852. Ordenszeichen: Sonne von Silber mit sieben Strahlen; zwischen jedem Strahl das kaiserl. Wappen in einem Stern, bedeckt mit einem halben Monde; im Mittelpunkt die Tughra, umgeben von den (türkischen) Worten: „Eifer, Ergebenheit, Treue“ sowie von der Jahreszahl 1268 (Datum der Gründung des O.s). Band: purpurroth mit grünem Randstreifen. 5 Klassen.

Osmanieorden; gestiftet von Sultan Abdul Aziz 1862. Ordenszeichen: silberne Sonne von acht Strahlen od. siebenspitziger grüner Stern; im roth emaillirten Mittelschild die (türkische) Inschrift in goldenen Buchstaben: „Abdul Aziz, türkischer Herrscher, welcher sein Vertrauen auf Gott setzt;“ darunter der goldene Halbmond. Band: grün, an den Seiten roth gestreift. 4 Klassen.

Waldeck. Militär-Verdienst-Kreuz für Offiziere; gestiftet vom Fürsten Georg Victor 14. Jan. 1854. Ordenszeichen: weiß-emaillirtes achtspitziges Kreuz; im rothen Mittelschild der Namenszug **G. V.** mit der Krone. Band: schwarz mit gelb u. rothem Randstreifen. 1 Klasse.

Württemberg. O. der Württemberg'schen Krone; gestiftet von König Wilhelm I. 23. Sept. 1818. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: weiß emaillirtes, mit Gold eingefaßtes, achtspitziges Kreuz, in dessen Winkeln vier Löwen. In dem weiß emaillirten Schild ein gekröntes F., umgeben von der Devise: „Furchtlos u. trew.“ Auf der Rückseite eine goldene Krone in weißem Felde. Band: karminroth, schwarz eingefaßt. 4 Klassen. Dieser O. (mit Ausnahme des Ritterkreuzes 2. Klasse) verleiht persönlichen Adel u. Hoffähigkeit.

Friedrichsorden; gestiftet von König Wilhelm I. 1. Jan. 1830. Civil- u. Militärorden. Ordenszeichen: achtspitziges goldenes Kreuz mit weißer Emaille u. goldenen Strahlen. In der Mitte das Bild Friedrich's I. od. die Namenschiffre F u. eine Krone, umgeben von der Inschrift: „Friedrich, König von Württemberg.“ Auf der Rückseite die Devise: „Gott u. mein Recht“ u. die Worte: „Dem Verdienste.“ Band: königsblau. 5 Klassen.

Militär-Verdienst-O.; gestiftet von Herzog Karl Eugen 11. Febr. 1759. Ordenszeichen: achteckiges goldenes, weiß emaillirtes Kreuz mit weißem Mittelschild u. der Devise: „Furchtlos u. trew.“ Band: dunkelblau. 3 Klassen. Dieser O. gewährt persönlichen Adel u. Hoffähigkeit sowie jährliche Präbenden von 300 bis 2000 fl.

Olgaorden; gestiftet von König Karl 27. Juni 1871, um die Handlungen freiwilliger u. aufopfernder Nächstenliebe während des Krieges 1870/71 zu ehren. Ordenszeichen: mattsilbernes Kreuz mit in Kleeblattform auslaufenden Armen. In mattsilbernem Mittelschild der Namenszug des Königs u. der Königin; auf der Rückseite die Zahl 1870/71. Band: schwarz mit breiter karminrother Einfassung. 1 Klasse. Dieser O. wird ohne Unterschied an Männer, Frauen u. Jungfrauen verliehen.

Ordinalien (lat.), Ordnungszahlen.

ordinär (a. d. Lat.), ordnungsmäßig; sodann: gemein.

Ordinarius (lat., eigentlich ordnungsgemäß) war ursprünglich ein Titel der Bischöfe in der Katholischen Kirche als der ordentlichen Leiter eines Sprengels. Dieser Titel wurde dann übertragen auf die vom Staate berufenen u. besoldeten Lehrer an den Universitäten, die sog. ordentlichen Professoren. Denselben liegt immer die Vertretung eines bestimmten Fachs (Lehrstuhls) ob, wenngleich sie auch zu Vorlesungen über andere Fächer berechtigt sind. Sie stehen im Gegensatz zu den außerordentlichen Professoren (extraordinarii), die der Staat je nach Bedürfniß außer der feststehenden Ordnung der Lehrstühle ernennt. In Deutschland sind jedoch nur die Ordinarien wirkliche Mitglieder der Fakultäten (s. d.). — Endlich ist O. an einigen Universitäten noch der besondere Titel des jeweilen ältesten Mitgliedes einer Fakultät.

Ordinaten, s. „Koordinaten".

Ordination (lat., s. v. w. Einsetzung in die Reihe) heißt die feierliche Einweihung in das geistliche Amt. Die Katholische Kirche betrachtet die O., welche mit der Salbung des Ordinandus (des zu Ordinirenden) u. anderen Ceremonien verbunden ist, als eines der sieben Sakramente (Sakrament der Priesterweihe). Als solches verleiht die O. dem Priester unverlierbare Eigenschaften (character indelebilis) im Gegensatz zu den Laien. Die Evangelische Kirche hingegen leugnet die sakramentale Geltung der O.; doch kann auch nach evangelischen Grundsätzen nur der Ordinirte kirchliche Handlungen giltig verrichten. Die einmal vollzogene O. wird beim Antritt neuer Aemter nicht wiederholt.

Ordnung. Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch bezeichnet O. einen solchen Zustand der Dinge, in welchem das sachlich Zusammengehörige auch räumlich zusammengestellt ist. In diesem Sinne spricht man z. B. von einer wohlgeordneten Bibliothek. Häufig verbindet sich damit zugleich der Begriff der Reinlichkeit, Unversehrtheit u. zweckmäßigen Aufstellung (Anordnung); so, wenn wir von der guten Ordnung in einem Zimmer, Hause od. einer Sammlung reden. In O. bringt man die Dinge entweder durch zweckmäßige Nebeneinanderstellung od. Aufeinanderfolge; wird dabei Rücksicht genommen, daß die einander entsprechenden Theile einer Fläche od. Reihe von gleicher Größe sind, so wird die O. zur Symmetrie od. dem Gleichmaß. In anderem Sinne ist O. der Inbegriff aller der Dinge, die denselben Gesetzen u. Eigenschaften unterworfen sind; so redet der Naturforscher von verschiedenen O.en (Klassen) innerhalb der einzelnen Naturreiche. Endlich bezeichnet O. auch den Inbegriff der Gesetze, die für ein größeres Ganze gelten (vgl. die Ausdrücke: sittliche Weltordnung, Polizeiordnung, Kirchenordnung rc.).

Ordonnanz (frz.), Verordnung. Im militärischen Sprachgebrauch bezeichnet O. einen Soldaten, welcher kommandirt wird, Befehle, Briefe rc. zu besorgen, einen Offizier zu begleiten, um jederzeit zur Ausführung u. Besorgung seiner Befehle bereit zu sein. Ordonnanz-Anzug nennt man den vollständigen militärischen Anzug, welcher zu bestimmten Dienstverrichtungen angelegt werden muß. — Ordonnanz-Compagnien (compagnies d'ordonnance) hießen die von Karl VII. von Frankreich durch Verordnung vom 2. Nov. 1439 errichteten adeligen Reiterfahnen, in denen man die Anfänge der stehenden Heere sieht.

Ordonnanzen (frz., ordonnances) sind Verordnungen, u. zwar Verordnungen der Staatsgewalt. In Frankreich hießen vor der Franz. Revolution von 1789 alle Erlasse des Königs od. Regenten so, mochten sie nun Gegenstände des öffentlichen Rechts betreffen, wie die eigentlichen O., od. die Finanzen angehen, wie die Edikte, od. die Erläuterung, Bestätigung u. Anwendung der Gesetze zum Gegenstande haben, wie die Deklarationen, offenen Briefe (lettres patentes) u. Reglements. Alle diese Erlasse hatten die Eigenschaft von Gesetzen; selbst wenn das Parlament die Registrirung u. Publikation verweigerte, konnte durch offene Briefe den Provinzialbeamten die Publikation, den Unterthanen die Beobachtung der O. anbefohlen werden. Die O. im engeren Sinne waren, wie die Edikte u. Deklarationen, vom Könige unterzeichnet, von einem Staatssekretär kontrasignirt, mit dem großen Siegel beurkundet u. vom Siegelbewahrer visirt; sie schlossen mit den Worten: „Car tel est notre plaisir" (denn so beliebt es uns). Seit der Einführung der Charte ist der Charakter der O. ein anderer geworden; ihr Verhältniß zu den Gesetzen ist dasselbe wie anderswo das der Verordnungen. In dem Verfassungsstaate werden Verordnungen allgemeinen Inhalts unterschieden von Gesetzen. Verbindlich für die Unterthanen sind beide. Aber der Erlaß von Gesetzen ist verfassungsmäßig an die Beobachtung von Formen u. die Erfüllung von Bedingungen gebunden, meist an die Zustimmung einer Landes- od. Volksvertretung. Verordnungen werden erlassen zur Ausführung der Gesetze, zur Regelung dessen, was in den Gesetzen nicht vorgesehen ist; sie müssen auch erlassen werden können zur augenblicklichen Abwendung außerordentlicher Nothstände od. Gefahren. Auch dafür gab die franz. Verfassung von 1814 (Art. 14) einen ausdrücklichen Anhalt. Indem aber Karl X. seine Verordnungsgewalt brauchte, durch die berühmten O. vom 26. Juli 1830 Grundlagen der Verfassung zu ändern u. die Preßfreiheit, welche von den Franzosen als Grundrecht betrachtet wurde, aufzuheben, gab er den Anstoß zu der Julirevolution.

Ordre (frz., spr. Ordr'), Ordnung; Befehl. Auf einem Wechsel bezeichnet das Wort „O." Denjenigen, an welchen für einen Andern der Betrag des Wechsels zu zahlen ist.

Ordre de bataille, Schlachtordnung, bezeichnet die am Anfang eines Feldzuges od. für ein größeres Manöver zusammengestellte Uebersicht sämmtlicher betheiligter Truppentheile. Aus ihr geht die Beziehung der einzelnen Truppenverbände u. Behörden neben u. über einander hervor. Keineswegs ist die O. d. b. der Schlachtplan od. dergl.

Oreaden, s. v. w. Bergnymphen.

Oregon, einer der pacifischen Staaten der Nordamerikan. Union, mit einem Flächenraum von 4481,3 □M.; liegt zwischen 42° u. 46° 20′ n. Br. u. 116° 40′ u. 124° 25′ westlich von Greenwich, im N. durch den Columbia-River von Washington, im O. von Idaho, im S. von Kalifornien u. Nevada u. im W. vom Stillen Ozean begrenzt. In der Bodenformation Kalifornien (s. d.) ähnlich, besitzt O. eine nur wenig gegliederte Küste, die blos an den Flußmündungen günstige Hafenplätze aufweist u. theilweise durch Riffe u. Nebel der Schiffahrt gefährlich ist. Parallel der Küste durchzieht die 600—1300 m. hohe Coast Range den Staat von S. nach N., durch das 22 M. breite Thal des Willamette, eines Nebenflusses des Columbia, von dem Kaskadengebirge getrennt, der Fortsetzung der kalifornischen Sierra Nevada. Letztere, ebenfalls von S. nach N. streichende Kette erhebt sich in den mit ewigem Schnee bedeckten Mt. Hood, Mt. Jefferson u. Three Sisters über 3000 m. Im O. fällt das Kaskadengebirge zu einem wasserarmen, öden Plateau ab, das sich nach Idaho fortsetzt u. dessen Einförmigkeit nur durch die Blue Mountains, ein System paralleler, nach NO. streichender Gebirgsketten, u. durch schluchtenartige Einschnittsthäler unterbrochen wird. Den Ostabhang des Kaskadengebirges begleitet der Des Chuttes River; zwischen diesem u. dem Snake-River, der die Grenze gegen Idaho zum größten Theil bildet, fließt dem Columbia kein irgendwie bedeutender Fluß mehr zu. Der S. des Plateau's weist eine große Anzahl Seen mit süßem u. brackigem Wasser auf. Durch das Kaskadengebirge werden die feuchten S.- u. W.-Winde gebrochen u. von den inneren Hochebenen abgehalten. Deshalb hat der W. des Landes ein ausgesprochenes Seeklima, einen milden Winter mit geringem Schneefall in den niederen Gegenden, feuchten Frühling u. Herbst u. mäßig warmen Sommer, wogegen das Plateau einen überaus schroffen Wechsel zwischen Sommer- u. Wintertemperatur u. große Trockenheit zeigt. Die Besiedelung des Landes begann 1839; im J. 1870 betrug die Zahl der Bewohner 101,883, davon waren 86,929 Weiße (darunter 1875 in Deutschland geboren), 346 Farbige, 3330 Chinesen u. 11,278 Indianer. Von Letzteren sind die Stämme der Chinooks an dem unteren Columbia, der Walla-Walla im N. u. der Schoshoni in der Mitte u. im S. des Staates die volkreichsten. Die seßhafte Bevölkerung beschränkt sich fast ausschließlich auf die Thäler des Columbia, Willamette, Umpqua u. Rogue, von denen die beiden letzteren Flüsse im SW. des Staates vom Kaskadengebirge zum Stillen Ozean strömen. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist der Ackerbau, für welchen sich die feuchten, milden Landschaften im W. vortrefflich eignen, u. der überaus reiche Ernten an Weizen u. Hafer gewährt. In den Flußthälern wird auch bedeutender Obstbau getrieben, u. nam. Aepfel bilden einen wichtigen Ausfuhrartikel nach San Francisco. Indianerüberfälle haben bis jetzt die Ausnutzung der mittleren u. östlichen Plateaulandschaften für die Viehzucht vereitelt, dieselbe hat aber in den westl. Counties eine von Jahr zu Jahr sich steigernde Bedeutung erlangt u. allein an Wolle 1870: 540,319 Kg. zur Ausfuhr gelangen lassen. Ein wichtiger Erwerbszweig für die Bewohner der Thäler des Columbia u. seiner Nebenflüsse ist der Lachsfang, welcher dort von 7 Kolonien betrieben wird, die allein 1873 gegen 2 Mill. Kg. exportirten. Die großen Wälder an den Abhängen der Küstenkette u. des Kaskadengebirges, welche nam. aus Tannen, Fichten, Cedern, Eichen, Ulmen, Linden, Nußbäumen rc. bestehen, liefern treffliches Nutzholz; Holzschläge u. Sägemühlen finden sich deshalb häufig, u. große Mengen von Holz werden die Flüsse abwärts geflößt u. für den Schiffsbau exportirt. Außerdem hat der Wildreichthum dieser Wälder einen nicht unbeträchtlichen Pelzhandel sich entwickeln lassen. Die Industrie, welche durch Eisenbahnanlagen sehr gefördert worden ist, hatte 1870 durch 969 Etablissements eine Gesammtproduktion von 6,877,387 Doll.; sie beschränkt sich noch vorzugsweise auf die Verarbeitung der Produkte des Ackerbaues, des Waldes u. des Bergbaues. Goldwäschen sind seit 1852 in den südlichen Counties, bes. am Roguefluß u. im Kaskadengebirge, betrieben u.

durchschnittlich jährlich für 1½ Mill. Doll. Gold gewonnen worden, obgleich die Quarzpochmühlen u. die Amalgamirwerke nur sehr mangelhaft konstruirt sind. Der Mineralreichthum der östl. Landschaften ist fast ganz unbekannt; Goldlager sollen sich jedoch in den Blauen Bergen noch vorfinden. Am unteren Willamette dehnt sich ein großes Eisenerzlager aus; Kupfer birgt das Calapooya-Gebirge; Salzquellen sind im O. des Kaskadengebirges häufig u. Steinkohlen im Ueberfluß an der Loosabai vorhanden. Die Eisenbahnlinien des Staates hatten 1871 eine Länge von 34 M. — Das Unterrichtswesen ist in erfreulicher Entwicklung begriffen; 1870 wurden schon 637 Schulen von 22,593 Schülern besucht; an höheren Unterrichtsanstalten besaß O. 2 Universitäten, 6 Colleges, 10 Akademien, eine medizinische u. eine landwirthschaftliche Lehranstalt u. 2 Handelsschulen. Von den verschiedenen christlichen Sekten bilden die Methodisten 97, die Baptisten 28, die Christians 26, die Presbyterianer 20, die Katholiken 10 u. die Mähr. Brüder 10 Gemeinden. — Der Name O. umfaßte ursprünglich das an der Küste des Stillen Ozeans gelegene Gebiet zwischen 42° u. 54° 40′, auf welches die Vereinigten Staaten Ansprüche erhoben, die jedoch von Großbritannien nicht anerkannt wurden (O.-Grenzfrage); die östl. Grenze zwischen den Gebieten dieser beiden Mächte ward 1842 zwar auf den östl. Abhang der Rocky-Mountains verlegt, doch blieb die Frage über die nördl. Grenze noch offen, bis 15. Juni 1846 zu Washington von den Vertretern beider Staaten der 49.° n. Br. als solche anerkannt wurde (O.-Vertrag). Durch Ausscheidung des Territoriums Washington beschränkte sich das Gebiet O.s, das 1859 zum Staate erhoben wurde, auf das gegenwärtige Areal. Im 42. Kongreß zu Washington (1876) ist O. durch 2 Senatoren u. 1 Repräsentanten vertreten. Der eigene Kongreß besteht aus 36 Senatoren u. 105 Repräsentanten. Der Staat ist in 25 Counties getheilt u. hatte 1. Okt. 1873 eine öffentliche Schuld von 218,486 Doll. — Die Hauptstadt Salem, am rechten Ufer des schiffbaren Willamette gelegen, hat 1139 E. (1870), treibt nicht unbedeutende Industrie u. hat eine Universität, eine Taubstummenanstalt u. das Staatszuchthaus. Der größte Ort des Landes u. die wichtigste Handelsstadt ist Portland (s. d.).

Orel (spr. Arjol), Gouvernement im mittleren Rußland, 848,59 □M. mit 1,596,881 E. (1870); liegt im S. von Moskau u. ist ein fast ebenes, reichbewässertes u. fruchtbares Land, in welchem die Oka (s. d.) entspringt u. das die Desna zum Dnjepr u. die Sosna zum Don entsendet. Die Bevölkerung führt nicht nur große Mengen von Getreide, Obst, Hopfen u. Hanf aus, sondern züchtet auch treffliches Vieh, nam. Pferde u. Rinder, u. treibt eine beträchtliche Industrie, bes. Hanfölfabrikation, Talgsiederei, Glasfabrikation, Gerberei u. Tuch- u. Leinweberei. Die Waldungen bedecken ¼ des Areals. — Die Hauptstadt **O.** mit 44,281 E., an der Oka gelegen, ist Sitz des Gouverneurs u. eines Bischofs u. besteht fast nur aus Blockhäusern. Doch ist Handel u. Fabrikwesen von großer Bedeutung; letzteres vorzugsweise in Talgsiederei, Leinweberei u. Gerberei. Die zweitgrößte Stadt des Gouvernements ist Jelez mit 30,540 E. u. bedeutendem Handel mit Weizenmehl.

Orelli, Johann Kaspar v., schweiz. Philolog u. Kritiker, geb. zu Zürich 13. Febr. 1787; wuchs in Wädenschwyl auf, wo sein Vater als Landvogt funktionirte, besuchte seit 1799 das Carolinum in Zürich, ging dann nach Yverdun zu Pestalozzi, nahm 1807 eine Hauslehrerstelle in Bergamo an u. wurde dort bald darauf reformirter Prediger. Während seines Aufenthaltes in Italien verschaffte er sich die vollständigste Kenntniß der ital. Literatur, studirte aber auch eifrigst die alten Sprachen. Seine freien Ansichten in religiösen Dingen ließen ihn 1813 um so lieber einem Rufe als Professor an die Kantonschule in Chur folgen, von wo er 1819 als Professor der Beredsamkeit u. Hermeneutik nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, auch an der neu errichteten Universität eine ordentliche Professur erhielt u. eine Zeit lang Mitglied des Erziehungsraths war. Seine Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten begann mit der Theilnahme an dem von ihm mitbegründeten Griechenverein behufs der Unterstützung griech. Flüchtlinge. Bloße Geldbeiträge genügten aber seinem edlen Eifer nicht: er übersetzte auch die „Sammlung der Verfassungsurkunden des befreiten Griechenlands" (Zür. 1822) u. „Korais' politische Ermahnungen an die Neugriechen" (ebd. 1823). Nach der Bewegung von 1830, bei der er dem Uebergreifen des Radikalismus entgegentrat, wirkte er für die politischen Reformen seines Vaterlandes u. für die Umgestaltung des höheren Schulwesens. Von seinen philologischen Arbeiten sind hauptsächlich seine Ausgaben des Horaz (2 Bde., Zür. 1837 f., 3. Aufl., besorgt von Baiter, 1850—52), des Tacitus (2 Bde., ebd. 1846 f.) u. des Cicero (4 Bde., ebd. 1826—31; 2. Aufl. 1845 ff.) nebst den Scholiasten des Cicero (ebd. 1833) u. einem „Onomasticon Tullianum" (3 Bde., ebd. 1836—38) sowie die „Inscriptionum Latinarum selectarum collectio" (2 Bde., ebd. 1828) hervorzuheben. Die Ausführung seines großen Planes, eine Geschichte der italienischen Literatur zu verfassen, beschränkte sich auf 2 Hefte von „Beiträgen zur Geschichte der ital. Poesie" (ebd. 1810). Mit Takt u. großer Pietät besorgte er die Ausgabe der „Ausgewählten Schriften Lavater's" (8 Bdchn., ebd. 1841—44). Er starb zu Zürich 6. Jan 1849. Vgl. Adert, „Essai sur la vie et les travaux de J. G. O." (Genf 1849).

oremus (lat., laßt uns beten), das Wort, mit welchem beim katholischen Gottesdienst der Priester die Gemeinde zum Gebet auffordert.

Orenburg, südöstlichstes Gouvernement Rußlands, 3475,37 □M. mit 900,547 E. (1873); wird von den südl. Parallelketten des Uralgebirges durchzogen, im S. theilweise vom Uralfluß begrenzt u. liegt zum größten Theil auf der asiatischen Seite des Gebirges. Die Flüsse strömen theils dem Ural, theils dem Tobol zu, welch letzterer auf eine kurze Strecke die Ostgrenze bildet. Soweit das Land nicht gebirgig ist, trägt es einen ausgeprägten Steppencharakter u. eignet sich in den Niederungen vortrefflich zur Viehzucht; von allen russ. Gouvernements besitzt O. die größte Anzahl von Pferden. Ackerbau wird nam. in den Flußniederungen getrieben. Bedeutend ist der Metallreichthum des Landes; bei Mijaskoi, am Ostabhange des Ural, befinden sich sehr ergiebige Goldseifen; außerdem gewinnt man bedeutende Mengen von Kupfer u. Eisen; Fletzkij-Gorodok besitzt ein wichtiges Steinsalzwerk. Die Mehrzahl der Bevölkerung besteht aus Nomaden; außer den Russen leben hier ungefähr 500,000 Baschkiren, Meschtscherjäken u. Teptjären, 40,000 Tschuwaschen, 17,000 Mordwinen, 3000 Tscheremissen u. 1500 Deutsche. Die Grenze wird durch kleine, von Kosaken besetzte Forts geschützt. Das Land, im 16. Jahrh. als Baschkirei bekannt, unterwarf sich 1556 dem Zar; 1744 wurde das Gouvernement O. gebildet u. 1866 hiervon das meiste im W. des Ural gelegene Gebiet als bes. Gouvernement Ufa abgetrennt. — Die Hauptstadt **O.**, mit 35,623 E., liegt am Uralfluß in dürrer Steppe u. ist der wichtigste Platz in der als Orenburger Linie bezeichneten Reihe von Grenzfestungen u. zugleich auch ein bedeutender Handelsplatz für die Karawanen aus dem Kirgisenlande u. aus Turkestan. Die Straßen sind breit u. ungepflastert, die Häuser liegen einzeln u. häufig unterbrochen von Feld, der große Kaufhof hat ein asiat. u. ein europ. Thor. O. besitzt eine Kathedrale, 5 griech. Kirchen, 1 luth. Bethaus u. ein Gymnasium.

Orense, Provinz im nordwestlichen Spanien, 128,81 □M. mit 402,796 E. (1870); bildet den südöstlichen Theil des ehemaligen Königreichs Galicien, grenzt im S. an Portugal u. ist fast durchaus reichbewaldetes Gebirgsland, das im W. vom Miño durchschnitten wird u. die Lima direkt zum Atlant. Ozean sendet. Ein großer Theil der Bevölkerung, in Sprache u. Sitte den Portugiesen nahe verwandt, verläßt in gewissen Zeiträumen das Land, um sich in anderen Gegenden Spaniens u. in Portugal als Arbeiter zu verdingen. Der Landbau erzeugt Wein, Gemüse, Hanf, Gartenfrüchte u. Kastanien zur Ausfuhr; beträchtlich ist die Viehzucht. Die mineral. Schätze des Bodens bestehen in Zinnerzen u. Gold. — Die Hauptstadt **O.** mit 11,000 E. liegt auf einem Hügel am linken Ufer des Miño, über den eine imponirende Steinbrücke führt, u. ist Sitz eines Bischofs. Das schönste Gebäude der sonst gut gebauten Stadt ist der goth. Dom. Am Fuße des Stadthügels entspringen die heißen Schwefelquellen Las Burgas; ähnliche Quellen finden sich auch zu Caldas u. Mende in der Nähe der Stadt. Die Umgegend treibt ausgedehnten Weinbau.

Orestes, ein Held der griech. Sage, einziger Sohn u. jüngstes Kind des Agamemnon (s. d.) u. der Klytämnestra (s. d.). Nach der Ermordung des Agamemnon rettete ihn seine Schwester Elektra zu König Strophios, der zu Phanote in Phokis herrschte. Dort wuchs O. in innigster Freundschaft mit des Strophios Sohne Pylades auf. Von Apollon zur Rache seines Vaters aufgefordert, ging O. nach Mykenä u. erschlug den Aegisthos u. die Klytämnestra, lud aber dadurch das Verbrechen des Muttermordes auf sich, fiel in Raserei u. wurde von den Erinnyen verfolgt. Doch bewirkte Athene, an die er sich auf Apollon's Rath gewandt hatte, seine Freisprechung durch ein auf dem Areopag zu Athen eingesetztes Gericht. Nach anderer Sage, wie sie bei Euripides auftritt, befahl Apollon dem O., nach dem Taurischen Chersonnes zu gehen u. von dort das Bild der Artemis nach Griechenland zu holen, dann werde er von seinem Wahnsinn geheilt werden. In Begleitung des Pylades nach Tauris gekommen, wo Thoas herrschte, wurde O. ergriffen u. sollte der Artemis geopfert werden. Seine Schwester Iphigenia (s. d.) aber, die als Priesterin der Artemis in Tauris weilte u. das Opfer vollbringen sollte, erkannte O., war ihm bei der Entführung des Götterbildes behülflich u. entfloh mit ihm. Zurückgekehrt, herrschte O. über Mykenä, später auch über Argos u. Sparta. O. vermählte sich mit des Menelaos Tochter Hermione, die

ihm den Tisamenos gebar; mit Erigone, der Tochter des Aegisthos u. der Klytämnestra, erzeugte er den Penthilos. Elektra wurde die Gattin des Pylades. Seinen Tod fand O. in Arkadien durch den Biß einer Schlange. Auf Geheiß des Orakels wurden seine Gebeine von Tegea nach Sparta gebracht u. dort beerdigt. — Die Sage von O. hat im Alterthum häufige dichterische Behandlung erfahren: so durch Aeschylos in seiner Trilogie „Oresteia", durch Sophokles in der „Elektra", durch Euripides in dessen „Elektra", „Orestes" u. „Iphigenia in Taurien".

Orfila, Matthieu Joseph Bonaventura, Arzt u. Chemiker, insbes. als Toxikolog berühmt, wurde zu Mahon auf der span. Insel Minorca 24. April 1787 geb. u. von seinem Vater, einem Kaufmann, zum Seedienst bestimmt. Er folgte aber seinem wissenschaftlichen Drange, studirte seit 1805 in Valencia, Barcelona, Madrid u. Paris Medizin u. Naturwissenschaften, begann 1811 in Paris zu praktiziren, sowie öffentliche Vorträge über Chemie, Anatomie u. Botanik zu halten, u. erwarb sich bald großen Ruf. Sein Hauptstudium bildete die Natur der Gifte. Gleich sein erstes Buch, „Traité des poisons, ou toxicologie générale" (2 Bde., Par. 1813 f.; neu bearbeitet als „Traité de toxicologie", ebd. 1831; 5. Aufl., ebd. 1852; deutsch von Kühn, Lpz. 1829 f. u. A.) gesellte ihn sofort den Autoritäten der Wissenschaft bei. O. ließ sich 1818 in Frankreich naturalisiren, ward bald darauf Professor der gerichtlichen Medizin u. Toxikologie an der Pariser Universität u. Mitglied der Medizinischen Akademie, 1823 auch Leibarzt des Königs.



Nr. 4371. Iphigenia im Begriff den Orest und Pylades zu opfern. (Nach einem Relief in der Villa Albani in Rom.)

Louis Philipp ernannte ihn zum Großoffizier der Ehrenlegion, Dekan der medizinischen Fakultät, Mitglied des Generalraths der Hospitäler, des Generalraths des Seine-Departements, des öffentlichen Unterrichtsraths 2c. Nach der Februar-Revolution (1848) wurde O. aber durch die republikanischen Gewalthaber seiner Aemter enthoben; dazu kamen andere trübe Lebensschicksale u. nam. ein quälendes Körperleiden, dem er 12. März 1853 zu Paris erlag. Auf dem Gebiete der gerichtlichen Medizin u. Toxikologie hat O. ungemein segensreich gearbeitet. Durch seine Thätigkeit vor Gericht wurde er übrigens auch in manche Streitigkeiten verwickelt, die sich dann in der Presse fortsetzten. Außer jenem, selbst ins Türkische u. Arabische übersetzten Hauptwerke verfaßte O.: „Elémens de chimie médicale" (2 Bde., Par. 1817; 8. Aufl., 3 Bde. 1851; deutsch von Trommsdorf, Erf. 1819); „Secours à donner aux personnes empoisonnées" (Par. 1818; 6. Aufl. 1832; deutsch von Rochet, Bas. 1818; von Schuster, Pest 1819; von Brosse, Berl. 1819); „Leçons de médecine légale" (2 Bde., Par. 1828; 4. Aufl. als „Leçons de chimie légale", 4 Bde., 1846; deutsch von Krupp, Lpz. 1848 ff.); „Traité des exhumations juridiques" (2 Bde., Par. 1830; 3. Aufl. 1836; deutsch von Günz, Lpz. 1832 ff.) u. a. m. Sein wissenschaftliches Museum vermachte O. der Stadt Angers u. 120,000 Frcs. der Medizinischen Akademie zu Preisvertheilungen.

Organ. Das griechische ὄργανον bedeutet überhaupt ein Instrument od. Werkzeug. Im neueren Sprachgebrauch jedoch bezeichnet O. nur ein solches Werkzeug, welches zugleich das Glied eines lebendigen Ganzen ist u. nur durch den engen Zusammenhang mit demselben die Fähigkeit besitzt, seine Verrichtungen (Funktionen) auszuüben. So besitzt der Mensch u. das Thier O.e der Bewegung, der Verdauung 2c., nicht minder die Pflanze O. der Befruchtung 2c. — Im engsten Sinn wird O. bes. von den Stimmwerkzeugen gebraucht, z. B. ein Prediger hat ein gutes O. Hierher gehört auch die Bezeichnung einer Zeitung u. dergl. als des O.s (Sprachmittels) einer politischen od. religiösen Partei. — Alle Wesen nun, welche O.e in oben erwähntem Sinne besitzen, heißen organische, d. h. ihre Glieder werden von derselben inneren Kraft (Lebenskraft) in Bewegung gesetzt u. üben andererseits Einfluß auf einander aus. Den Gegensatz zu den organischen Wesen (der Thier- u. Pflanzenwelt) bilden die anorganischen od. unorganischen, deren Wachsthum nicht von innen heraus, sondern nur durch äußere Hinzufügungen erfolgt, wie bei den Mineralien. Der organischen Thätigkeit aber steht die „mechanische" gegenüber. Denn die Bewegung einer Maschine beruht auf einem äußeren Anstoß, der sich zwar durch alle Theile fortpflanzen kann, nicht aber eine Wechselwirkung zwischen denselben zu erzeugen vermag. Jedes Ganze, das aus einer Verbindung von O.en besteht, heißt ein Organismus (Mehrzahl: Organismen); ein solcher ist z. B. jeder einzelne Menschen- u. Thierleib sowie jede einzelne Pflanze, u. zwar ein lebendiger Organismus, so lange die O.e in Thätigkeit sind; ein todter Organismus, wenn sie ihre Wirksamkeit u. Wechselbeziehung eingestellt haben. Denn ein Organismus kann nur so lange bestehen, als wenigstens die wichtigsten (die sog. „unentbehrlichen") O.e ihren inneren Zusammenhang behaupten. Das eigentliche Wesen des Organismus kann freilich so wenig wirklich erklärt werden, wie das Wesen der Lebenskraft, die ihm zu Grunde liegt. — Nur in uneigentlichem Sinne spricht man z. B. auch von einem Organismus des Staates, einer Wissenschaft 2c., indem alle Thätigkeit in denselben auf gemeinsamem Antrieb u. auf der Wechselwirkung der einzelnen Glieder beruht. Die Thätigkeit endlich, durch welche auf irgend einem Gebiet eine solche lebendige Wechselbeziehung der Glieder (O.e) hergestellt wird, heißt Organisation. So spricht man von einem wohlorganisirten Staat, der Organisation einer Gemeinde, Gesellschaft 2c.

Organist, öffentlich angestellter Orgelspieler.

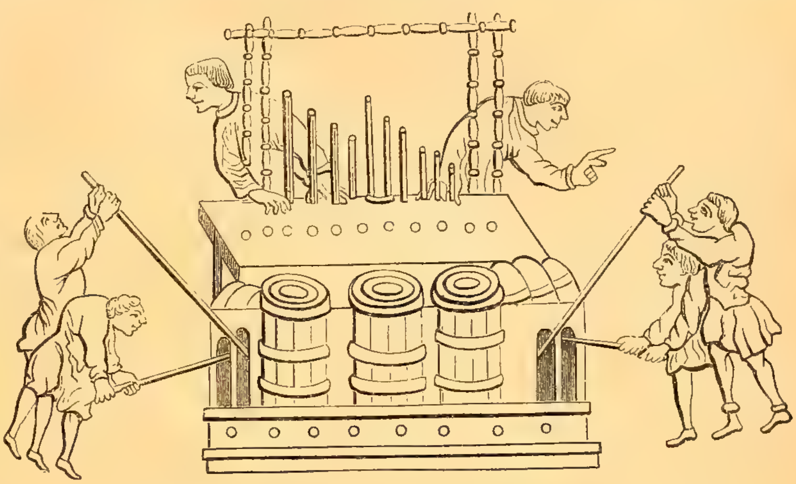
Organon (griech.), eigentlich jedes Instrument od. Werkzeug (bei den Lateinern speziell die Wasserorgel), dann auch der Stoff, aus dem man Etwas macht od. baut. In der Geschichte der Philosophie ist der Name O. bekannt als die Zusammenfassung der Schriften des Aristoteles, die sich auf die Logik od. Denklehre beziehen.

Organsin, Kettenseide, s. „Seide".

Orgeade (spr. Orschahd), ein aus süßen Orangen u. dgl. bereitetes u. mit Zucker versetztes Getränke.

Orgel (lat. Organum, ital. Organo, franz. Orgue [spr. Orgh']), das bekannte, der Kirche u. der kirchlichen Kunst dienende musikalische Instrument, dessen Name aus dem griech. ὄργανον — das Werkzeug, Instrument — abgeleitet ist u. dessen Töne vermittels einer Tastatur durch einen künstlich bereiteten Wind in hohlen, Pfeifen genannten Körpern hervorgebracht werden. Es ist daher die O. zu den Blasinstrumenten zu zählen; in Hinsicht auf mechanische Einrichtung stellt sie zugleich das kunstreichste u. großartigste aller Tonwerkzeuge dar. — Die vornehmsten Theile einer O. sind: I. das Windwerk; dahin gehören 1. die Bälge, 2. die Kanäle, 3. die Windkasten, 4. die Windladen, 5. die Cancellen, 6. die Pfeifenstöcke. Die Bälge (Windbälge) dienen zur Hervorbringung des Windes, indem der durch ihre Bewegung hervorgebrachte Druck die eingesogene Luft (den Wind) durch größere od. kleinere, weitere od. engere viereckige Röhren, Kanäle, in die entfernteren Theile der O. treibt. Aus den Kanälen geht der Wind in den Windkasten, aus diesem in die Windlade, von dort aus durch die Cancellenöffnungen in die Cancellen, aus diesen in den Pfeifenstock, von wo er endlich in die Pfeifen strömt. Als Mittel, den Wind abzuhalten, wo er nicht hingelangen soll, dienen die Cancellenventile, welche durch die mit den Tasten verbundenen Abstrakten verschlossen od. geöffnet werden. Den Mechanismus, durch den die Bälge u. Ventile in Thätigkeit gesetzt werden, nennt man: II. das Regierwerk. Zu diesem gehören: 1. Die Klaviatur, welche in drei Theile zerfällt: a. die Balgklaviatur (Calcatur od. Balgclavis), die Tritte nämlich, vermittels welcher die Bälge niedergetreten werden, um Luft einzuziehen; b. das Manual; es hat gewöhnlich vier Oktaven Umfang, vom großen C bis zum dreigestrichenen c;

doch findet man diesen Umfang in neueren O.n auch zuweilen bis zum dreigestrichenen f erweitert. Hat eine O. mehrere Manuale, so heißt dasjenige, in welchem die Hauptstimmen enthalten sind, das Hauptmanual (Hauptwerk). Sind drei Klaviaturen vorhanden, so liegt die des Hauptwerkes gewöhnlich in der Mitte, die des Oberwerks über, die des Unterwerks unter derselben; durch eine besondere Vorkehrung — die Koppel — können nicht nur alle diese Klaviaturen mit einander, sondern auch das Pedal mit ihnen verbunden werden, so daß sich beim Spielen der einen die Tasten der andern, ohne daß sie berührt werden, von selbst niederdrücken u. ihre Pfeifen erklingen lassen; c. das Pedal (die Fußklaviatur) hat in der Regel den Umfang der beiden tiefsten Oktaven; selten findet man es darüber hinaus ausgeführt. 2. Das Angehänge. Unter dieser Benennung versteht man alle mechanischen Vorkehrungen, welche die Tasten mit den Ventilen so verbinden, daß durch den Niederdruck der ersteren die letzteren in die Höhe gehoben werden. Der wichtigste Theil einer O. ist endlich III. das Pfeifenwerk. Die Pfeifenkörper sind entweder von reinem Zinn, welches das dauerhafteste Material ist, od. metallene, aus einer Mischung von Zinn u. Blei, od. hölzerne, entweder aus Fichten-, Kiefern-, Eichen- od. Birnbaumholz; andere Materialien werden selten verwendet. Ihrer äußeren Gestalt nach kann man sie in Säulen-, Kegel- u. Pyramidenpfeifen theilen; ihrer inneren Einrichtung nach in Labialpfeifen od. Flötenwerk u. in Rohr- od. Zungenwerk. Die Pfeifen beider Werke können entweder offen od. gedackt (gedeckt) sein. Die Größe der Pfeifen sowie auch die davon abhängige Höhe od. vielmehr Tiefe des Tones wird nach Fußen u. Zollen benannt u. bestimmt. Diejenigen Stimmen z. B., welche die Tonregion unserer Klaviere darstellen, d. h. wo das tiefe C od. das kleine c eben so tief, so hoch klingt wie auf dem Fortepiano, heißen 8füßige, weil eine offene Pfeife, welche das tiefe C angeben soll, eine Länge von 8 Fuß haben muß. In 4füßigen Stimmen klingen alle Töne eine Oktave höher, in 2füßigen zwei Oktaven höher; in 16füßigen hingegen alle um eine Oktave tiefer. Die Bestimmung der Körpergröße der Pfeifen erleidet indessen durch die größere u. geringere Weite derselben manche Modifikation. So klingt eine Pfeife, welche weiter ist als eine andere von gleicher Länge, tiefer als die letztere. Je weiter eine Pfeife ist, desto kürzer muß sie sein. Dieses Verhältniß der Pfeifen in Ansehung ihrer Länge zur Weite bei einem gegebenen Tone wird die Mensur genannt; man hat eine weite u. eine enge Mensur. Bei den Zungenstimmen ist das Verhältniß der Pfeifen anders als bei den Labialstimmen gestellt, weil die Höhe u. Tiefe des Tones nicht von dem Körper (corpus), sondern vom Mundstück abhängt. Man hat Rohrwerke, deren Pfeifen ganz kurz sind u. die doch einen 8füßigen Ton geben. — Eine bestimmte Anzahl Pfeifen von ununterbrochener Tonfolge, einerlei Struktur u. Größe nennt man eine Stimme od. ein Register. Man theilt die Register ein in a. Grundstimmen, solche, die auf jeder Clavis nur einen Ton angeben; zu diesen gehören alle Prinzipal-, Oktaven-, Flöten-, Gedackt- u. Rohrwerke; b. in Nebenstimmen, bei welchen die Pfeifen so gestellt sind, daß sie die Terz od. Quinte der angegebenen Clavis zu Gehör bringen; c. in gemischte Stimmen, solche, die aus mehreren Pfeifen mehrere verschiedene Töne zugleich hören lassen, z. B. Mixtur, Sesquialter, Cymbel. Diese verschiedenen Stimmen erhalten ihren Namen entweder 1. von ihrer Struktur, äußern Gestalt, z. B. Spitzflöte, Rohrflöte ꝛc., od. 2. von irgend einem Instrument od. einer Stimme, die sie nachahmen, z. B. Violoncello, Posaune, Vox humana ꝛc.; od. 3. von einem besonderen, sie auszeichnenden Klange, z. B. Scharf, Quintatön ꝛc.; od. auch 4. von ihrer Größe u. ihrem Verhältniß gegen die Prinzipalstimme, z. B. Oktave, Superoktave, Subbaß ꝛc. Sämmtliche innere Pfeifen der O. stehen oberhalb der Windlade auf einem Pfeifen- od. Windstock, auf verspundeten Cancellen od. auf einem Fundamentalbret; den Gesichts- od. Prospektpfeifen hingegen, welche nicht auf der Windlade, sondern auf dem Gesimse stehen, wird der Wind durch die Kondukten zugeführt. — Alle diese angegebenen Theile, die Bälge ausgenommen, welche in einem abgesonderten Behältniß, der sog. Balgkammer, sich befinden, sind von einem Gehäuse umgeben, welches man das Orgelgehäuse nennt u. am Prospekt oftmals mit Bildsäulen von Engeln, Heiligen ꝛc., künstlichem Schnitzwerk u. reicher Vergoldung geschmückt ist. — Die Größe einer O. bestimmt man nach der Länge der größten Pfeife der Prinzipalstimme u. spricht von einem 16füßigen, 8füßigen od. 4füßigen Orgelwerke, je nachdem die größte Pfeife der Prinzipalstimme 16, 8 od. 4 Fuß lang ist. — Ueber Struktur, Einrichtung u. Beschaffenheit der O.n schrieben u. A.: Adlung, Bedos de Celle, Förner-Güntersberg, Kittel, Müller, Rink, ferner Schlimbach, Wilhelm Schneider, Silbermann, Sorge, Töpfer, Werkmeister, Wilke, Wolfram. Die Zeit der Erfindung der O. läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, was wol hauptsächlich daher rührt, daß man sich an das bloße Wort Organon hielt u. die vielerlei Instrumente, welche damit bezeichnet wurden, verwechselte od. vermengte. Der Legende nach wird die O. der heiligen Cäcilia zugeschrieben; unstreitig aber hat wol die Panflöte (Syrinx), welche man nach u. nach in immer größeren Dimensionen verfertigte u. deswegen mit künstlich hervorgebrachtem Winde zum Klingen zu bringen genöthigt wurde, die erste Idee zur Erfindung der O. gegeben. Schon die Hebräer haben



Nr. 4372. Orgel mit Windkessel nach einer Abbildung aus dem 12. Jahrhundert.

ähnliche Instrumente — Migrepha u. Maschrokita — bei ihrem Gottesdienste gebraucht, u. die Hydraulen (Wasserorgeln) der alten Griechen scheinen ebenfalls Aehnlichkeit mit unseren älteren O.n gehabt zu haben, da in ihnen der Wind durch den Druck des Wassers gleichfalls in Pfeifenkörper geleitet wurde. Indessen finden wir das, was wir vorzugsweise heutzutage O. nennen, nicht eher, u. zwar noch in großer Unvollkommenheit, als um das 7. u. 8. Jahrh. im abendländischen Kaiserthum. Die Erfindung war aber nicht dort, sondern im morgenländischen Reiche gemacht, von wo sie durch Griechen herübergebracht wurde. Nach einigen Nachrichten soll bereits 640 eine O. in England beim Gottesdienste gebraucht worden sein. Um 670 führte der Papst Vitalianus die O. in den Kirchen ein, u. 758 bekam König Pipin eine O. mit bleiernen Pfeifen aus Konstantinopel von dem griech. Kaiser Konstantin Kopronymos zum Geschenk, welche in der Kirche zu Compiegne aufgestellt wurde. 822 ließ Ludwig der Fromme eine O. in Venedig für die Kirche von Aachen verfertigen, u. um diese



Nr. 4373. Große Orgel aus dem 14. Jahrhundert.

Zeit gelangte auch die Kunst des Orgelbaues nach Deutschland, bald solche Fortschritte machend, daß bereits 880 Papst Johannes VIII. den Bischof Anno von Freisingen ersuchte, ihm eine sehr gute O. nebst einem Künstler zu schicken, der sowol im Stande sei sie zu machen, als auch darauf zu spielen. Das 14. Jahrh., wo die Windorgeln mit Bälgen die Wasserorgeln verdrängten, brachte sie zu allgemeinerer Aufnahme. 1312 ließ der Venetianer Marino Sanuto, mit dem Zunamen Torcello, von einem deutschen Künstler eine O. mit Bälgen für die Kirche San Rafaele zu Venedig bauen. 1350 ward zu Thorn an der Weichsel von einem Mönch, dessen Name aber unbekannt geblieben ist, eine O. von 22 Pfeifen aufgestellt, u. 1359 verfertigte ein Priester, Nikolaus Faber, die Orgel im Dom zu Merseburg, die bereits ein ziemlich großes Werk zu nennen ist,

1470 brachte der Deutsche Bernhard das Pedal nach Venedig; lange Zeit galt er als der Erfinder desselben; doch fand der Orgelbauer Marx in der alten Orgel zu Beeskow zwei Prinzipalpfeifen mit der Jahreszahl 1418, wonach zu vermuthen, daß schon gegen Ende des 14. Jahrh. das Pedal in Gebrauch gewesen. Das Pedal blieb übrigens geraume Zeit hindurch ein charakteristischer Vorzug deutscher O.n, u. das Instrument erhielt dadurch erst seine ganze Kraft u. Würde; deshalb ist es seltsam, daß diese Erfindung sehr spät erst Eingang in England fand. Daselbst hatten noch 1809 nur wenige O.n ein Pedal. Obgleich die älteren O.n aus mehreren Registern, bes. aus Mixturen, bestanden, welche eine große Menge Pfeifen in sich faßten, so sind sie doch wahrscheinlich in Hinsicht des Tones Anfangs nur klein, dabei äußerst unvollkommen u. keineswegs mit dem kunstreichen Mechanismus ausgerüstet gewesen, wie wir dieselben heutzutage in unseren Kirchen erblicken. Die Tasten waren 13—18 cm. breit, standen 1,6 cm. von einander ab u. wurden mit der Faust niedergeschlagen, woher noch der Ausdruck „Orgelschlagen" für „Orgelspielen" übrig geblieben ist. Erst im 16. u. 17. Jahrh. erhielten die O.n, u. zwar von Deutschen, die wichtigen Verbesserungen, durch welche sie nach u. nach zu ihrer jetzigen Vollkommenheit gediehen, z. B. Vergrößerung u. Vermehrung der Pfeifen, sowol in der Höhe wie in der Tiefe, Verkleinerung der Tasten u. Zwischenschiebung der Obertasten, Trennung der einzelnen Stimmen, Hinzufügung der Windlade, Windprobe, der gedackten Pfeifen, Schnarrwerke 2c., Verminderung der vielen kleinen Bälge (manche O.n hatten 30—40) u. Ersetzung derselben durch größere sowie auch Ersetzung der komplizirten Springladen durch die jetzt gewöhnlichen Schleifladen 2c. So entstanden die schönen u. umfangreichen Werke, welche jetzt noch allgemeine Bewunderung erregen, nam. die Silbermann'schen u. Casparini'schen O.n, die von Trost u. Serassi sowie endlich viele Orgelwerke der neuesten Zeit in Deutschland, Frankreich u. England.

Orgelpunkt (Musik), auch angehaltene Kadenz genannt, eine Folge von Zusammenklängen über einem angehaltenen Basse. Die Intervalle der Zusammenklänge müssen unter sich stets ein (gleichviel ob konsonantes od. dissonantes) Akkordverhältniß ausmachen, worin jedoch der liegende Baß nicht immer mit eingeschlossen zu sein braucht. Denn es dürfen Akkorde vorkommen, zu denen er in keinem Dreiklangs- od. Septimenverhältniß steht, nur muß die ganze Harmoniefolge immer hin u. wieder mit Akkorden untermischt sein, denen er allerdings als akkordeigner Bestandtheil angehört, damit sein Verhältniß zur Harmoniefolge nicht aufgehoben wird. Orgelpunktartige, liegende Stimmen, über welche andere Stimmen einen auf- u. absteigenden Gesang ausführen, kommen schon in sehr alter Zeit vor. Der Name O. (Punctus organicus) aber mag erst später entstanden sein als die Sache selbst, nämlich als man anfing, bei den in gebundener Schreibart abgefaßten vielstimmigen Kirchenstücken den letzten Schlußfall in den Hauptton mittels der in der Grundstimme fortklingenden Dominante aufzuhalten u. dazu in den Oberstimmen entweder einen Theil des Hauptsatzes noch einmal kurz durchzuführen, od. die zuletzt vorangehende Melodie noch durch eine Verwicklung verschiedener Akkorde auszuspinnen, um einen recht breiten u. gewichtigen Schluß zu erhalten, wobei die begleitende Orgel auf der Dominante einen Ruhepunkt macht, während die anderen Stimmen sich fortbewegen. Hieraus erklärt sich auch der Ausdruck angehaltene Kadenz. — Die Anwendung, welche man vom O. zu machen pflegt, beschränkt sich übrigens nicht auf die Schlußkadenz der Tonstücke, wenngleich er an dieser Stelle immer seine wesentliche Bedeutung behält; sondern er kommt außerdem noch sowol im Verlauf als auch ganz besonders am Anfang vor. Fast obligatorisch ist der O. in der Fuge.

Orgien, bei den Griechen geheime religiöse Gebräuche, zu denen nur Eingeweihte den Zutritt hatten; sodann heilige Verrichtungen, verbunden mit Einweihung in die Mysterien der Demeter u. Persephone. Bei der Feier der O. des Dionysos od. Bakchos rief zuweilen der zu reichliche Genuß des Weines eine an Ausgelassenheit grenzende Fröhlichkeit hervor u. deshalb übertrug man den Namen O. ebenfalls auf alle mit Ausschweifungen aller Art verbundenen Trinkgelage. Das von O. gebildete Adjektivum ist „orgiastisch".

Oriani, Graf Barnaba, ital. Astronom, geb. als Kind einer armen Bauernfamilie zu Garignano bei Mailand 17. Juli 1752; trat in den Orden der Barnabiten, trieb sehr eifrig u. erfolgreich mathematische u. astronomische Studien, wurde 1777 Astronom auf der Brera-Sternwarte u. ging 1786 im Auftrage der Regierung nach London, um astronomische Instrumente anfertigen zu lassen. Dort lernte er auch Herschel persönlich kennen, mit dem er dann in stetem Briefwechsel blieb. Nach seiner Rückkehr betheiligte er sich an der Messung eines Meridianbogens u. leitete mit Reggio u. de Cesaris, seinen ehemaligen Lehrern, die Triangulirung der Lombardei für die Herstellung einer neuen Karte derselben. O. war ferner einer der Ersten, welche die Bahn des Uranus bestimmten, u. wies die 1801 von Piazzi entdeckte Ceres, die derselbe für einen Kometen hielt, als Planet nach. Fast alle seine werthvollen Arbeiten finden sich in den Mailänder „Ephemeriden" von 1778—1831. Seine Hauptwerke sind: „Observatio et tabulae planetae Urani" (1785); „Theoria planetae Mercurii" (1798) u. seine klassischen „Elementi di trigonometria sferoidica" (Bol. 1806). Bei der Errichtung des Instituts von Italien zum Mitgliede desselben u. von Napoleon I. zum Grafen u. Senator des Königreichs Italien ernannt, starb O. zu Mailand 12. Nov. 1832. Dort u. in Brescia wurde ihm ein Denkmal gesetzt.

Orient (vom lat. oriens, d. h. aufgehend) bezeichnet zunächst die Gegend, wo die Sonne aufgeht, den Osten. Daher unterscheidet der Astronom den sog. „wahren O." vom scheinbaren; der letztere beruht auf dem Wechsel des Ortes, an dem die Sonne, von einem bestimmten Standpunkte aus gesehen, aufzugehen scheint. Gewöhnlich aber versteht man unter O. die Länder des Sonnenaufganges, das Morgenland, speziell Vorderasien; in letzterer Beziehung deckt sich der Begriff O. mit dem Namen „Levante". Die Bewohner des O.s heißen Orientalen.

Orientalische Frage. Seit dem langsamen Verfall des Türkischen Reichs ist nicht mehr die Zurückweisung der asiat. Eroberer, sondern die Theilung der von ihnen besetzten u. brach gelegten Länder zu einer fast unlösbar scheinenden Aufgabe der hohen Politik erwachsen. In Durchführung seiner Weltreichspläne hat Rußland sich auf Kosten Persiens u. der Hohen Pforte unabläßig vergrößert, von Turkestan aus den Fuß des gewaltigen Alpenstocks erreicht, der Centralasien von Britisch-Indien trennt, das Schwarze Meer, den Pontus Euxinus, durch Erwerbung von mehr als zwei Drittheilen des Küstengebiets nahezu in einen russischen Binnensee verwandelt u. mittels langgepflegter Beziehungen zu den slavischen Volksstämmen u. den sonstigen Anhängern der christlich-orientalischen Kirche in der Europ. Türkei anhängliche Bundesgenossen herangezogen. Die Erwerbung Konstantinopels u. des engen Zugangs aus dem Mittelländischen zum Schwarzen Meere durch die Russen würde nicht blos den Pontus u. die gesammten Besitzungen der Osmanen in Asien dem westeurop. Handel sperren, sondern auch einer Kriegsflotte des Selbstherrschers an der Newa jederzeit unvorhergesehene Ausfälle durch die Straße der Dardanellen in das Mittelmeer verstatten. Oesterreich-Ungarn, das vermöge seiner Lage zum natürlichen Erben der Europ. Türkei bestimmt wäre, will von einer Vermehrung seiner Reichsangehörigen um einige Millionen halbverwilderter Slaven eben so wenig etwas wissen, als von einer Umklammerung durch die Russen an den Südostgrenzen, u. England betrachtet außerdem Kleinasien als eine Etappenstraße nach Ostindien, die nur in der Hand einer schwachen Macht wohlaufgehoben sei. Bei den anderen, nicht so unmittelbar betheiligten christlichen Mächten tritt die Sorge für das europ. Gleichgewicht den russ. Absichten entgegen. Es handelt sich also bei der O. F. jetzt weniger um Theilungspläne als um Verhinderung des Anfalls der ganzen türk. Erbschaft an das nordische Riesenreich, u. wie 1855 während des Krimkrieges hat England auch gegenwärtig (1876) durch Absendung einer starken Kriegsflotte an die Pforte der Dardanellen sowie durch diplomatische Schachzüge der Meinung das Uebergewicht verschafft, daß der Bestand des Osmanenreichs vor der Hand möglichst aufrecht zu erhalten sei (s. „Türkisches Reich").

Orientalischer Krieg, s. „Rußland", Geschichte.

orientalische Sprachen nennt man heute gewöhnlich alle in Asien u. im nördl. Afrika heimischen, lebenden od. todten Sprachen. Früher bezeichnete der Name nur die mit dem Bibelstudium zusammenhängenden Sprachen: Hebräisch, Chaldäisch, Syrisch, Arabisch, deren Erforschung durch die Reformation in Aufschwung kam. Allmählich erweiterte sich der Gesichtskreis, bes. durch die Verdienste der katholischen Mission, der Jesuiten u. des 1627 in Rom gegründeten Collegium pro fide propaganda. Ein wirklich wissenschaftliches Studium begann seit der Mitte des 18. Jahrh. u. nam. seit Sir W. Jones (s. d.) die indische Welt erschloß. In Deutschland begründeten W. v. Humboldt u. Bopp die vergleichende Sprachwissenschaft, welche in erster Linie die sog. indogermanische Sprachfamilie ins Auge faßt. Die hauptsächlichsten o.n S. sind folgende: 1. das Chinesische u. 2. das Japanische; 3. das Mandschu u. 4. das Mongolische; 5. die möglicherweise mit den beiden vorhergehenden verwandte große Familie, welche oft unter dem Namen tatarische od. turanische, besser ural-altaische Sprachen zusammengefaßt wird; ihr Hauptvertreter ist das Türkische mit seinen 3 wichtigsten Dialekten: a. dem Uigurischen, b. dem Dschagataischen u. c. dem Osmanischen; 6. das Tibetische; 7. das Malayische; 8. das Javanesische u. die übrigen Sprachen des ostindischen Archipels; 9. die

hinterindischen Sprachen: a. Siamesisch, b. Birmanisch; 10. die südindischen od. dravidischen Sprachen (Tamil, Telugu ꝛc.): 11. die arischen Sprachen: a. das Sanskrit mit seinen Töchtern, dem Prakrit, Pali u. den neuind. Dialekten, unter denen das Hindi u. Hindostani als Kultursprachen hervorragen; b. die iranischen Sprachen: α. das Afghanische (Paschto), β. das Persische in seinen verschiedenen Stufen: Zend (auch Altbaktrisch genannt), Altpersisch (der Keilinschriften), Pehlewi, Neupersisch; γ. das Kurdische; c. das Armenische (bildet den Uebergang zu den europ. Sprachen); 12. das Georgische u. die kaukasischen Sprachen; 13. die semitischen Sprachen: a. Aramäisch (Syrisch, Chaldäisch), b. Assyrisch (Keilschrift), c. Phönikisch, d. Hebräisch, e. Samaritanisch, f. Arabisch (seit der mohammedanischen Eroberung auch die Volkssprache Syriens, Mesopotamiens, Aegyptens u. der Küstenstriche Nordafrika's, wie auch einst Andalusiens); g. Himjarisch (Südarabisch); h. Aethiopisch mit den jüngeren Sprachen Abessyniens, Amharisch ꝛc.; mit den semitischen Sprachen möglicherweise verwandt: 14. das Aegyptische der Hieroglyphen mit seiner Tochter, dem Koptischen; 15. das Berberische.

Orientalist, derjenige Gelehrte, der irgend einen Zweig der orientalischen Sprachen (s. d.) zu seinem besonderen Studium gemacht hat.

orientiren, sich, eigentlich sich morgenwärts richten, den Aufgangsort der Sonne aufsuchen, um danach die drei übrigen Himmelsgegenden bestimmen zu können; in übertragener Bedeutung, sich in irgend einer Sache zurecht finden, sich mit der Lage u. den Verhältnissen eines Ortes bekannt machen.

Oriflamme (vom lat. aurea flammula, „goldnes Flämmchen") hieß die durch viele Sagen verherrlichte Kriegsfahne der franz. Könige. Nach den Einen war sie ursprünglich ein mit Lilien bedecktes Wappenschild, das ein Einsiedler von einem Engel erhalten hatte, nach Anderen das rothe Leichentuch des heil. Dionys u. ursprünglich die Kirchenfahne der Abtei St. Denis, die seit Philipp I. (im 11. Jahrh.) bis auf Karl VII. († 1461) in die Schlachten vorangetragen worden sei. Auf den Krieg Karl's VII. gegen die Engländer bezieht sich auch die Erwähnung der O. in Schiller's „Jungfrau von Orleans" im ersten Monolog derselben.

Origenes, der geistvollste u. gelehrteste der sog. Kirchenväter, geb. um 185 n. Chr., wahrscheinlich in Alexandrien; erhielt von seinem frommen Vater Leonidas eine vorzügliche weltliche u. christliche Bildung. Er selbst ermuthigte in der Christenverfolgung 202 seinen Vater zur Standhaftigkeit bis zum Märtyrertode u. wurde dann, 18 Jahre alt, der Versorger seiner Mutter u. seiner sechs Geschwister. Bereits 203 übernahm er die Leitung der berühmten Katechetenschule in Alexandrien. Die Strenge des äußeren Lebens trieb er (aus Mißverstand von Matth. 19, 12) bis zur Selbstentmannung; sein eiserner Fleiß verschaffte ihm nachmals den Beinamen Adamantios, d. i. der Eherne. Obwol selbst schon ein berühmter Lehrer, scheute er sich nicht, bei dem Philosophen Ammonius Sakkas als Schüler einzutreten, um so der christlichen Lehre eine tiefere philosophische Grundlage geben zu können. Nachdem er schon früher eine Missionsreise nach Arabien ausgeführt, mußte er 216 einer heidnischen Verfolgung weichen u. weilte einige Zeit in Jerusalem u. Cäsarea. Sein Auftreten als Lehrer daselbst erregte indeß den Unwillen seines Bischofs Demetrius u. er kehrte deshalb nach Alexandrien zurück. Auf einer zweiten Reise 218 predigte er in Antiochien vor dem Kaiser Severus u. dessen Mutter Julia Mammäa, die nachmals seine eifrige Beschützerin wurde. Als er sich aber 228 auf einer dritten Reise in Cäsarea zum Presbyter (Priester) weihen ließ, erklärte sein auf ihn eifersüchtiger Bischof Demetrius diese Weihe für ungesetzlich u. ließ ihn auf zwei Synoden zu Alexandrien (231 u. 32) aus nichtigen Gründen aus der Kirche stoßen. O. hatte sich indeß schon vorher entfernt u. wurde jetzt zu Cäsarea das Haupt einer berühmten theologischen Schule, indem er zugleich eifrig als Schriftsteller arbeitete. Diese Thätigkeit wurde zwar einige Male durch Flucht u. Reisen in kirchlichem Interesse (nach Athen, Arabien ꝛc.) unterbrochen, seit 244 aber erfreute er sich in Cäsarea der Gunst des Kaisers Philippus Arabs u. damit einer ungestörten Wirksamkeit. Die Christenverfolgung des Decius (s. 249) zog endlich auch ihm das oft gewünschte Märtyrerthum zu; er starb an den Folgen standhaft ertragener Folterqualen 254 zu Tyrus. Die hohe Bedeutung des O. für alle Zeiten ist bes. darin zu suchen, daß er durch die Fruchtbarmachung der griech. Philosophie u. Bildung eine Wissenschaft vom Christenthum angebahnt u. so zur christlichen Theologie den Grund gelegt hat. Die nachfolgende Kirche hat den großen Denker theils nicht verstanden, theils zu kühn gefunden u. daher (in den sog. Origenistischen Streitigkeiten seit Ende des 4. Jahrh.) schließlich für einen Ketzer erklärt. Als Schriftsteller aber hat sich O. auf verschiedenen Gebieten außerordentliche Verdienste erworben: so durch seine Vertheidigung des Christenthums gegen den Heiden Celsus, durch seine Kommentare u. Homilien (Predigtvorträge) über die Bibel u. an erster Stelle durch die Hexapla (s. d.). Die beste Gesammtausgabe des O. ist von de la Rue (4 Bde., Par. 1733—59; neu herausgeg. von Lommatzsch, 25 Bde., Berl. 1831—48).

Original (vom lat. origo, Ursprung) bedeutet als Hauptwort (das O., eigentlich originale) etwas Ursprüngliches im Gegensatz zu dem Nachgeahmten u. Abgeleiteten (z. B. O. eines Kunstwerkes im Gegensatz zur Kopie, O. einer Urkunde im Gegensatz zur Abschrift od. Kopie derselben). In besonderem Sinne nennt man auch einen Menschen, dessen Denk- u. Handlungsweise eine durchaus selbständige, nicht von Andern entlehnte ist, ein O., oft freilich mit dem Nebenbegriff des Seltsamen u. Sonderbaren (wie „Sonderling"). Als Eigenschaftswort braucht man daneben originell (z. B. ein origineller Einfall, ein origineller Künstler, d. h. der nicht nach fremden Mustern, sondern selbständig nach Eingebung seines Genies schafft). Die betreffende Eigenschaft selbst heißt Originalität.

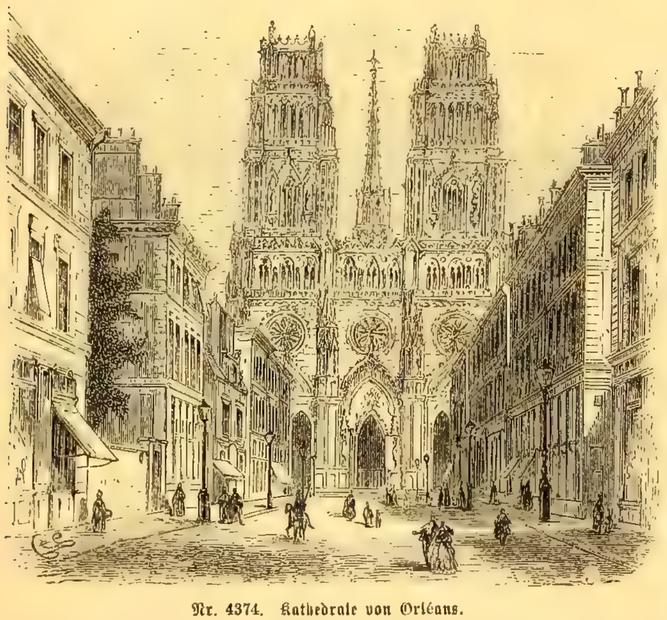
Orinoco od. Orenoco, Strom im N. Südamerika's, hat seine noch unerforschten Quellen im Hochlande von Parime an der Grenze von Venezuela u. Brasilien u. gehört ersterem Staate bis zu seiner Mündung an. Bald tritt er mit größtentheils westl. Laufe in die Tiefebene ein, von Gebirgsausläufern an seinem östl. Ufer begrenzt, u. giebt unterhalb der Missionsstation Esmeralda durch die merkwürdige Bifurkation des Casiquiari etwa $^1/_3$ seiner Wassermenge an den zum Stromgebiete des Marañon gehörigen Rio Negro ab. Während er auf der rechten Seite nur kleinere Zuflüsse erhält, empfängt er links von den Cordilleren Neu-Granada's den 126 M. langen Rio Guaviari, nach dessen Mündung der Lauf des Hauptstromes eine nördl. Richtung einschlägt, u. die ebenso lange Meta, auf der bis 20 M. unterhalb Bogota Dampfschiffe gehen. Oberhalb der Metamündung wird die Schiffahrt auf dem O. selbst durch Stromschnellen unterbrochen. Nachdem er in mehreren Engen Aeste des Parimegebirges durchsetzt hat, nimmt der O. links den ebenfalls schiffbaren, 128 M. langen Apure auf u. wendet sich dann nach O., welche Richtung er bis zu seiner Mündung beibehält. Rechts begleiten ihn nun Urwälder, links Llanos (s. d.); einzelne Stromschnellen bilden für die Dampfschiffahrt kein Hinderniß mehr. Der 1 M. breite, durch die Caura verstärkte Strom erreicht bei der Enge von Angostura (Bolivar) die Grenze der Einwirkung der maritimen Ebbe u. Flut u. kann unterhalb dieser Stadt auch von Seeschiffen befahren werden; rechts verstärkt er sein Gewässer dann noch durch den Caroni u. spaltet sich, selbst 4 M. breit, 30 M. von seiner Mündung in ein 700 □M. umfassendes Delta, durch welches er in 17 Hauptarmen dem Atlantischen Ozean zuströmt. Der westlichste von diesen mündet in den Golf von Paria; der südlichste ist der Hauptstrom, $^2/_3$ M. breit. Der O. bewässert bei einer Länge von 264 M. ein Gebiet von etwa 17,000 □M.

Orion, nach der Sage ein gewaltiger Jäger, u. zwar in Böotien. Nach Einigen war er ein Sohn des Hyrieus, nach Anderen des Poseidon. Er war so groß, daß er das tiefste Meer durchschreiten konnte; wenn er auf der Erde ging, reichte er bis in die Wolken. In Chios verliebte er sich in die Aëropo od. Merope, die Tochter des Oenopion, u. wollte ihr Gewalt anthun, doch Oenopion rief den Dionysos zu Hülfe, der den O. blendete. Das Orakel aber rieth Letzterem, immerfort gegen Osten zu gehen u. seine Augen den Sonnenstrahlen auszusetzen; O. folgte dem Rathe u. ward wieder sehend. Um sich an Oenopion zu rächen, kehrte er nach Chios zurück, fand denselben aber nicht, weil ihn die Seinigen in der Erde verborgen. Ueber sein Ende gab es verschiedene Sagen. Einige lassen ihn durch den Stich eines Skorpions sterben; Andere berichten, die Eos habe sich in O. verliebt gehabt u. Artemis habe ihn auf Geheiß der darüber erzürnten Götter getödtet; nach wieder anderer Ueberlieferung erlegte ihn Artemis, weil er der Hyperboreerin Upis Gewalt angethan od. weil er die Artemis zum Diskoswerfen aufgefordert hatte. Nach einer eingeschobenen Stelle in der Odyssee jagt er in der Unterwelt; die Ilias kennt ihn schon als Sternbild. Sein Grab wurde zu Tanagra gezeigt.

Orion, eines der schönsten Sternbilder in der Nähe des Aequators; es ist sehr sternreich u. zählt 2 Sterne von der ersten Größe, 4 von der zweiten, 4 von der dritten, 9 von der vierten, 24 von der fünften, 1 von der sechsten, unzählige noch kleinere sowie einen berühmten Nebelfleck. Die beiden hellsten Sterne sind Rigel (Fuß) u. Beteigeuze (Schulter); an der andern Schulter steht Bellatrix (zweite Größe). Am Gürtel stehen drei helle, auch unter dem Namen des Jakobsstabes od. der Drei

Könige bekannte Sterne. Der O. liegt zwischen Zwillingen, Fuhrmann, Stier, Eridanus, Hase u. Einhorn.

Orissa od. Urissa heißt eine 2500 □M. umfassende Landschaft in Vorderindien, welche aus dem Distrikte Kattack, einem Theile von Midnapur u. noch wilden Berglandschaften im W. besteht u. sich vorzugsweise zwischen den Ostghats u. dem Bengal. Meerbusen ausdehnt. Im SW. wird O. vom Godavery begrenzt, im NO. gehört zu ihm noch das Thal u. Delta des Mahanuddy. Von der vielfach versumpften Küste erhebt sich eine mit ungeheueren Urwäldern bedeckte Berglandschaft, die nach W. in das Plateau von Dekan übergeht. Das Klima ist überaus heiß u. die große Feuchtigkeit der Luft macht O. zu einem der ungesundesten Landstriche Indiens. Die Bevölkerung, etwa 4½ Mill. Seelen, besteht theils aus Hindu's, theils aus Ureingeborenen, zu denen vorzugsweise die Koles, Khonds u. Sauras gehören. Schwächlich u. träge u. der traurigsten Form des Brahmaismus unterworfen, haben die Bewohner nur wenig zur Kultivirung dieses Landes beigetragen, das infolge dessen zu den wildreichsten Theilen der Halbinsel zählt. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Holz, Diamanten u. Rubinen; an Edelsteinen ist nam. die Umgegend von Sambulpur am Mahanuddy im Innern reich. Die Hauptstadt ist Kattack od. Cuttack mit 50,878 E. (1871), am Anfang des Mahanuddydelta gelegen; die nächstgrößten Städte sind Pooree mit 22,695 E. u. Balasore mit 18,263 E. — O. kam zum größten Theil 1765, Kattack erst 1803 an die Ostind. Compagnie.



Nr. 4374. Kathedrale von Orléans.

Orizaba, Stadt im mexikan. Staate Veracruz mit 37,695 E. (1869); liegt am südöstl. Abhange des Citlaltepetl (Vulkan von O.) u. an der Eisenbahn Veracruz-Mexiko. Das Klima ist nicht ungesund, aber feucht. Die Einwohner beschäftigen sich mit Baumwollspinnerei u. Leinweberei u. bauen in der Umgegend Zuckerrohr, Tabak, Reis u. Kaffee. Der Handelsverkehr mit Veracruz ist beträchtlich.

Orkadische Inseln od. Orkney heißt ein aus 49 Inseln u. vielen Klippen bestehender Archipel, der von der Nordspitze Schottlands durch den Pentland-Firth getrennt wird u. einen Flächenraum von 21 □M. bedeckt. Die größte der Inseln, Pomona od. Mainland, 4 M. lang, hat 17,193 E. (1870) u. trennt die O. J. in eine nördl. u. südl. Gruppe; auf ihr liegt Kirkwall mit 3500 E., die ehemalige Residenz der Grafen von Orkney. Von sämmtlichen Inseln sind nur 27 bewohnt, doch dienen viele andere zur Weide. Die Küsten sind steil u. das Innere besteht aus wellenförmigen Plateaux, die sich in einzelnen Bergen zu Höhen von 300—500 m. erheben u. in ihren muldenförmigen Thälern vielfach mit großen Torfmooren bedeckt sind. Das rauhe u. feuchte Klima gestattet den Ackerbau nur in sehr beschränktem Umfange u. läßt selbst Bäume nur in geschützter Lage gedeihen. Die Bevölkerung, 65,000 Seelen, treibt vorzugsweise Fischfang u. Viehzucht; einträglich ist außerdem auch die Vogeljagd u. der Robbenfang. An die kelt. Ureinwohner erinnern noch großartige Ueberreste von Druidentempeln; seit dem 9. Jahrh. — 876 eroberte sie Harald Haarfaggr — siedelten sich hier Normannen an, deren Häuptlinge sich gar bald selbständig machten, 1098 aber unter die Oberhoheit Norwegens kamen; im J. 1498 erwarb Jakob III. von Schottland die O. J. durch Erbschaft.

Orkan nennt man einen äußerst heftigen u. deshalb sehr verheerenden Sturm. Nach den verschiedenen Windskalen bildet er den höchsten od. die beiden höchsten Grade der Windstärke mit 80—100 engl. Meilen Geschwindigkeit der Luft in der Stunde.

Orlamünde, Stadt im Westkreis des Herzogthums Sachsen-Altenburg mit 1200 E. (1870); liegt in schöner Gegend an der Saale u. der Saalbahn. Noch sind Ueberreste der Stammburg der Grafen von O. vorhanden, deren Mannsstamm 1112 ausstarb. Ihre bedeutenden Besitzungen in Thüringen u. Franken kamen darauf an den Grafen Siegfried von Ballenstedt, welcher der weiblichen Linie entstammte; im 14. Jahrh. eigneten sich die Landgrafen von Thüringen einen Theil dieser Güter an u. 1447 erlosch jenes Grafengeschlecht mit Sigismund von O.

Orlando di Lasso, s. „Lassus".

Orlando furioso (ital.), d. i. der „rasende Roland", Titel eines Epos von Ariosto (s. d.).

Orlean, der gelbrothe Farbstoff der Bixa Orleana, s. „Bixa".

Orléans, Hauptstadt des mittelfranz. Dep. Loiret mit 48,976 E. (1872); liegt am nördlichsten Punkte des Loirelaufes, am rechten Ufer des Stromes, in einer reich kultivirten Ebene, u. ist durch eine 1751—61 erbaute, 333 m. lange Brücke mit der jenseit der Loire gelegenen Vorstadt St. Marceau verbunden. Das Innere hat meist enge Straßen u. alterthümliche Häuser mit vielfach kunsthistorisch werthvoller Holzarchitektur; am treuesten hat den Charakter bürgerlicher Baukunst des 15. u. 16. Jahrh. die Rue Tabourg bewahrt. In dem älteren, tiefer gelegenen Stadttheil werden noch die Häuser der Jeanne d'Arc u. Agnes Sorel gezeigt. Jener sind auf der Place Martroy an dem Brückenende auf dem linken Stromufer u. auf dem Perron des schönen Rathhauses Denkmäler errichtet worden. Der obere Theil der Stadt ist moderner erbaut u. wird überragt von der 1601—1790 errichteten Kathedrale, neben welcher noch die Kirchen St. Aignan u. St. Euverte bes. sehenswerth sind. Ausgezeichnete Gebäude sind außerdem der Justizpalast, die Präfektur, das großartige Hôtel-Dieu, die Mairie, welche in ihren ältesten Theilen aus dem 13. Jahrh. stammt, u. die Getreidehalle. O. ist Sitz eines Bischofs u. eines Appellhofes u. hat ein Lyceum, das aus der 1312 gegründeten, in der Revolutionszeit aufgehobenen juristischen Hochschule hervorgegangen ist, eine medizinische Mittelschule, ein Priesterseminar, ein Lehrer- u. Lehrerinnenseminar, eine protest. Primärschule, Zeichen-, Architektur- u. Musikschule u. andere höhere Bildungsanstalten. Werthvoll u. sehenswerth sind endlich noch die Museen für Kunst, Alterthümer u. Naturgeschichte, die reichhaltige öffentliche Bibliothek, der Botan. Garten 2c. Die bedeutend entwickelte Industrie produzirt wollene u. baumwollene Gewebe, Zucker, Essig, Wachs, Leder, Chemikalien, Farben, Fayence. Der Strom, der Kanal von O., welcher Loire u. Seine verbindet, u. die Eisenbahnen, durch welche O. mit Paris, Chartres, Tours, Vierzon, Nevers u. Troyes in Verbindung steht, befördern einen überaus lebhaften Handelsverkehr, bes. mit Paris, dem die Umgegend der Stadt nam. große Mengen von Gemüse, Getreide, Wein, Branntwein u. A. zuführt. — Schon die gall. Carnuten hatten an diesem strategisch u. kommerziell bedeutsamen Knie der Loire eine Stadt, Genabum, die Cäsar zerstörte; an ihrer Stelle entstand die röm. Kolonie Aureliani, welche ihre Bedeutung im Mittelalter sich bewahrte u. schon 451 von Attila nicht eingenommen werden konnte. Später ward O. Hauptstadt eines Merowingerreiches u. unter Hugo Capet Frankreich einverleibt. Die Jungfrau von O., Jeanne d'Arc, befreite 1428 die Stadt von der Belagerung durch die Engländer; 18. Febr. 1563 im Hugenottenkriege fiel hier bei der Belagerung Franz v. Guise. Eine hervorragende strategische Bedeutung gewann O. wieder im Deutsch-franz. Kriege. Der Besitz dieser Stadt u. des Stromüberganges war von gleicher Wichtigkeit für die den Entsatz der Hauptstadt anstrebende franz. Loirearmee wie für das Paris belagernde deutsche Heer. General v. d. Tann erhielt den Auftrag, mit dem 1. bayer. Armeecorps, der 22. Infanterie- u. der 2. u. 4. Kavalleriedivision die deutsche Hauptarmee gegen einen Angriff von der Loire her zu sichern; nach dem glücklichen Gefechte von Artenay (10. Okt. 1870) schlug er den Feind am nächsten Tage nochmals u. eroberte O., das er bis 9. Nov. behauptete, dann aber vor den weit überlegenen Kräften des Feindes unter Aurelle de Paladines infolge des Gefechtes von Coulmiers räumen mußte. Als die franz. Loirearmee aber einen Vorstoß gegen Paris unternahm, erlitt sie neue Niederlagen durch die unter dem Kommando des Großherzogs von Mecklenburg stehende Armeeabtheilung 28. Nov. bei Beaune-la-Rolande u. 3. Dez. bei Neuville-aux-Bois, u. 4. Dez. war O. wieder von den Deutschen genommen u. wurde das Hauptquartier der II. Armee.

Orléans (spr. Orleang), Haus, heißt die jüngere Linie der Bourbons (siehe deren Stammtafel Bd. II. S. 1273 f.) nach der Stadt Orléans, die mit ihrem Gebiet früher ein Lehn der Krone von Frankreich war u. seit 1343 unter den Königen aus den Häusern

Valois u. Bourbon an Seitenzweige des königl. Hauses als Herzogthum u. Apanagegut verliehen wurde. Zu erwähnen sind aus dem Hause Valois: König Karl's VI. Bruder **Ludwig**, geb. 1371, früher Graf v. Valois u. seit 1392 Herzog v. O.; bemächtigte sich, nachdem der König wahnsinnig geworden, der Regentschaft, zog aber durch seine schlechte Verwaltung den Haß des Volkes auf sich u. wurde auf Geheiß seines Nebenbuhlers, des Herzogs Johann von Burgund, 23. Nov. 1407 zu ermordet. — **Karl**, Herzog **v. O.**, vorher Graf v. Angoulème, Sohn u. Erbe des Vorigen; geb. zu Paris 26. Mai 1391, fiel 1415 in der Schlacht von Azincourt schwer verwundet in die Gefangenschaft der Engländer, aus der er erst 1439 zurückkehrte, zog sich dann auf sein Schloß zu Blois zurück u. starb daselbst 4. Jan. 1465. Er hinterließ treffliche Gedichte (zuletzt herausgegeben von Guichard u. Champollion, Par. 1842). — Als der Bourbonenfamilie angehörig ist zunächst zu nennen: Johann Baptist **Gaston**, Herzog **v. O.**, der 3. Sohn Heinrich's IV. u. der Maria v. Medici, geb. zu Fontainebleau 25. April 1608; erhielt bei seiner Vermählung mit Marie v. Bourbon, Herzogin v. Montpensier, 1626 das Herzogthum O. zur Aussteuer, verband sich mit seiner Mutter zum Sturze Richelieu's, fiel mit niederländischen Söldnern in Frankreich ein, wurde 1. Sept. 1632 vom Marschall Schomberg geschlagen u. floh nach Lothringen. Zwar kehrte er im Okt. 1634 an den franz. Hof zurück, doch kam es erst nach Richelieu's Tode zu einer Aussöhnung mit Ludwig XIII., der ihn in seinem Testament für die Zeit der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. zum Generalstatthalter ernannte. Da indeß die Königinmutter u. Mazarin die Gewalt an sich rissen, hielt es der Herzog im Bürgerkrieg, der 1684 ausbrach, anfänglich mit der Fronde, bis ihn sein Wankelmuth sich wieder mit dem Hofe versöhnen ließ. Trotzdem sammelte er nachher Truppen für den Prinzen Condé. Deshalb nach Beendigung der Unruhen auf sein Schloß Blois verbannt, starb er daselbst ohne männliche Erben 2. Febr. 1660. Aus seiner 1. Ehe stammte die berühmte Mademoiselle de Montpensier (s. d.). — Das jetzige Haus O. stammt ab von **Philipp I.**, dem einzigen Bruder Ludwig's XIV., von dem derselbe außerdem die Herzogthümer Valois, Chartres u. Nemours sowie die Herrschaft Montargis erhielt. Hierzu erbte er 1693 von seiner Tante Anne Marie Louise das Herzogthum Montpensier. Von diesen verschiedenen Besitzungen rühren die Titel der Prinzen u. Prinzessinnen von O. her. Geb. zu St. Germain 21. Sept. 1640, war Philipp zuerst, bis 1660, Herzog v. Anjou, seit 1661 mit der Prinzessin Henriette Anna (s. d.) von England vermählt. Nach dem Tode derselben (1670) gab ihm, dem entarteten Schwächling, der König 1671 die Prinzessin Elisabeth Charlotte (s. d.) von der Pfalz zur Gemahlin, die durch ihr männliches Wesen u. ihre strenge Sitte einen merkwürdigen Gegensatz zum Herzog bildete, der übrigens in den niederländischen Feldzügen eine unerwartete Tapferkeit an den Tag legte; in der Schlacht bei Kastel schlug er 1677 den Prinzen von Oranien. Er starb zu St. Cloud 9. Juni 1701. Von seinen Kindern zweiter Ehe überlebte ihn außer der mit Herzog Karl Leopold v. Lothringen vermählten Elisabeth Charlotte, Mademoiselle de Chartres, sein Sohn u. Erbe **Philipp II.**, Herzog **v. O.** (vorher Herzog v. Chartres), während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. Regent von Frankreich, geb. zu St. Cloud 2. Aug. 1674, ein Mensch von glänzenden Geistesgaben, den aber der eifersüchtige Ludwig XIV. geflissentlich verderben ließ. Kaum 18jährig, that sich der Prinz in Flandern durch seltene kriegerische Talente hervor, er mußte aber auf Befehl seines königl. Oheims die Armee verlassen, um fortan unter Führung von Dubois (s. d.) in schnöder Sinnenlust die Gedanken an politische u. militärische Auszeichnung zu ertränken. Auch drang ihm 1692 Ludwig XIV. eine seiner natürlichen Töchter, Mademoiselle de Blois (s. u. Montespan), zur Gemahlin auf. 1701 durch den Tod seines Vaters Herzog v. O. geworden, trieb er es womöglich noch wüster, bis er, als sein Schwager König Karl II. von Spanien gestorben war, erfuhr, daß er keine Anwartschaft auf die span. Krone haben sollte. Diese Mißachtung seiner Rechte stachelte seinen Ehrgeiz auf: er protestirte hiergegen u. warf sich mit Eifer auf das Studium des Kriegswesens. Die Niederlagen der franz. Waffen im Span. Erbfolgekriege (s. d.) bewogen endlich den König 1706, seinem Neffen den Oberbefehl in Italien anzuvertrauen; er gab ihm jedoch den Marschall Marsin an die Seite, so daß der Herzog v. O. den Verlust der Schlacht bei Turin nicht verhindern konnte. 1707 nach Spanien geschickt, zeichnete er sich aber dort so sehr aus, daß er den übrigens nicht unbegründeten Argwohn Ludwig's XIV. u. Philipp's V. erweckte, er strebe nach dem Throne Spaniens. Deshalb ward er abberufen u. mußte eine Akte unterzeichnen, worin er seinen Ansprüchen auf denselben für immer entsagte. Nunmehr lebte er, fern vom Hofe, von Neuem den widerstrebenden Neigungen, die sich in seinem Wesen mischten: einer unbändigen Genußsucht u. der Lust an künstlerischen u. wissenschaftlichen Beschäftigungen, wie nam. an Musik u. Malerei, an Mathematik u. Chemie. Letztere Beschäftigung brachte ihn, als 1711 schnell nach einander der Dauphin, der Herzog u. die Herzogin v. Bourgogne wie deren Sohn starben, in den Verdacht der Giftmischerei, doch gestattete der König die von dem Angeschuldigten selbst verlangte Untersuchung nicht. Nach Ludwig's XIV. Ableben (1715) ward Philipp statt des durch das Testament des Königs dazu bestimmten Herzogs von Maine (s. d.), indem vom Parlament das Testament umgestoßen wurde, Regent von Frankreich u. nahm seine Residenz in dem seinem Vater von Ludwig XIV. überlassenen Palais Royal in Paris. Die ersten Maßregeln des Regenten erregten die Hoffnungen des Volkes. Er verwarf die autokratische Centralisation seines Oheims u. überwies die einzelnen Verwaltungsabtheilungen an eine Anzahl von Ausschüssen od. Conseils; er machte der Verfolgung des Jansenismus ein Ende, entließ einen Theil des Heeres, versprach einen genauen Staatshaushalt u. ließ durch eine eigene Untersuchungskammer, die sog. Chambre ardente, 4470 Personen, welche als Finanzbeamte, Pächter u. Unternehmer der öffentlichen Gefälle, Lieferanten 2c. das Volk ausgesogen hatten, 220 Mill. als unrechtmäßig erworbenes Vermögen wieder abnehmen. Aber von einer wirklichen Erleichterung des Steuerdrucks u. Elends der Nation war keine Rede. Weder jene Millionen noch andere, die er sich zu verschaffen wußte, flossen in den Staatssäckel, sondern wurden vom Regenten u. seinen Günstlingen verpraßt. Die „parties fines" od. Orgien, welche Philipp mit seinen Maitressen, mit Komödiantinnen u. einigen seiner Vertrauten (von ihm roués, d. h. Galgenvögel, genannt u. mit charakteristischen Spitznamen belegt), mit Abenteurern u. Industrierittern aller Art Abend für Abend feierte, nicht selten auch unter Betheiligung seiner eigenen Tochter, der Herzogin v. Berri, die dem Vater in Zügellosigkeit den Rang streitig machte, gelangten bald zu einem traurigen Weltruf. Zur Beschaffung der Mittel für diese Ausschweifungen wurden die unsinnigsten Finanzmaßregeln getroffen, so daß in wenigen Jahren der Nothstand noch überboten war, aus dem das Land durch den Regenten erlöst zu werden gehofft hatte. Den Projekten gewissenloser Spekulanten lauschend, leistete er einem unheilvollen Börsenschwindel Vorschub. Alles wurde von einer blinden Spielwuth gepackt, als John Law (s. d.) mit seinen verführerischen Plänen hervortrat, u. Niemand hörte auf die Warnungen des Parlaments. Schon 26. Aug. 1718 hatte Philipp in einem berühmten Lit de justice dem Parlament die Einmischung in Finanz- u. Staatssachen verboten sowie die legitimirten Prinzen des Thrones für unfähig erklärt. Gleich darauf folgte die Wiederaufhebung des Conseils u. die Ernennung Dubois' zum ersten Minister. Als dieser 4. Jan. 1717 die Tripelallianz zwischen Frankreich, England u. Holland, der sich 2. Aug. auch der Kaiser anschloß, zu Stande gebracht hatte, zettelte der span. Minister Alberoni (s. d.) eine Verschwörung gegen Philipp an. Dubois aber, dem sie entdeckt ward, vereitelte den Anschlag u. wußte im Januar 1719 eine Kriegserklärung Frankreichs u. Englands an Spanien herbeizuführen. Die Folge war die Besiegung Spaniens. Bald darauf brach durch den Zusammensturz der Law'schen Finanzgebäude eine furchtbare Geld- u. Handelskrisis in Frankreich aus, u. eben so maßlos, wie der Taumel gewesen, war nun die Empörung des Volks, die sich nach Law's Flucht gegen den Regenten richtete. Dieser aber spottete des öffentlichen Ingrimms, ließ Dubois für sich herrschen u. ließ es ruhig geschehen, daß der zuchtlose Kirchenfürst, weil ihn auch noch nach dem Kardinalshute gelüstete, die von ihm, dem Herzog v. O., eingeschlagene Politik der religiösen Versöhnung in ihr direktes

Gegentheil verkehrte u. das Parlament zur Anerkennung der Bulle „Unigenitus" zwang. Um die Regierungsbürde ganz los zu werden, beeilte sich Philipp, den König schon 15. Febr. 1723 krönen zu lassen, wobei er die Regentschaft niederlegte. Als indeß Dubois 10. Aug. dess. J. starb, ließ er sich bewegen, das Amt eines ersten Ministers zu übernehmen. Er starb aber schon 2. Dez. 1723 in den Armen seiner neuen Maitresse, der Herzogin v. Phalaris. Seiner Ehe entsprossen sieben Kinder: Marie Louise Elisabeth d'O., geb. 1695, zuerst mit dem Herzog von Berri, später insgeheim mit dem Obersten Riom vermählt, gest. 1719; Louise Adélaide, Mademoiselle de Chartres, geb. 1698, gest. 1743, Aebtissin von Chelles u. eifrige Jansenistin; Charlotte Aglaë, Mademoiselle de Valois, geb. 1700, gest. 1761, Gemahlin des Prinzen Franz Este von Modena; Herzog Ludwig v. O. (s. u.); Louise Elisabeth, Mademoiselle de Montpensier, geb. 1709, gest. zu Paris 1742, Gemahlin des Prinzen Ludwig v. Asturien, späteren Königs von Spanien; Philippine Elisabeth, Mademoiselle de Beaujolais, geb. 1714, gest. 1734; Louise Diane, geb. 1716, gest. 1736, Gemahlin des Prinzen Louis de Bourbon-Conti. Außerdem hinterließ der Herzog zwei anerkannte natürliche Söhne, den Chevalier d'O., Großprior des Malteserordens, u. den Abbé St. Alban, späteren Bischof v. Cambrai. — Vgl. St. Simon, „Mémoires" (15 Bde., Par. 1829); Piossens, „Mémoires de la régence" (5 Bde., ebd. 1749); „Vie du duc d'O." (angeblich vom Jesuiten Lamotte, 2 Bde., ebd. 1737; deutsch, Frankf. 1739); Lemontey, „Histoire de la régence etc." (2 Bde., ebd. 1832); Capefigue, „Philippe d'O." (2 Bde., ebd. 1838); de Vallée, „Le duc d'O. et le chancelier d'Aguesseau" (ebd. 1860), u. Scheube, „Frauen des 18. Jahrh." (Lpz. 1876). — **Ludwig,** Herzog **v. O.**, Sohn des Vorigen, geb. 4. Aug. 1703; vermählte sich 1724 mit einer Prinzessin von Baden, nach deren frühem Tode (1726) er sich in die Abtei St. Geneviève zurückzog; hier starb er 4. Febr. 1752. — **Ludwig Philipp,** Herzog **v. O.**, einziger Sohn des Vorigen, Anfangs Herzog von Chartres, geb. zu Paris 12. Mai 1725; machte die Feldzüge von 1742—57 mit, war seit 1743 mit Louise Henriette v. Bourbon-Conti vermählt, zog sich, 9. Febr. 1759 zum Wittwer geworden, nach Bagnolet zurück, heirathete 1773 die Marquise v. Montesson (gest. 1806) u. starb 18. Nov. 1785. Aus seiner 1. Ehe hinterließ er außer dem Folgenden eine Tochter, Louise Marie Thérèse Bathilde, geb. zu St. Cloud 9. Juli 1750, welche, seit 1770 mit dem Herzog Bourbon-Condé vermählt, die Mutter des Herzogs v. Enghien (s. d.) wurde u. 10. Jan. 1822 zu Paris starb. — **Ludwig Philipp Joseph,** Herzog **v. O.**, genannt Bürger **Egalité**, einziger Sohn des Vorigen, geb. zu St. Cloud 13. April 1747; hieß bis zum Tode seines Großvaters Herzog v. Montpensier, bis zum Tode seines Vaters Herzog v. Chartres. In jeder Beziehung reich ausgestattet, verdarb er durch ein ausschweifendes Leben schon als Jüngling seinen Charakter u. sein Aeußeres. Zum Hofe trat auch er in die bei den O. übliche Opposition, u. seine Abneigung wuchs, als ihm Ludwig XVI. die erbetene Stelle eines Großadmirals im Kriege gegen England abschlug, worauf er als Freiwilliger unter d'Orvilliers mit Auszeichnung an der Seeschlacht von Quessant (27. Juli 1778) Theil nahm. In seiner Entlassung aus dem Seedienst erblickte er trotz der Ernennung zum Generaloberst der Husaren vollends eine Beschimpfung seiner Person, weshalb er sich immer mehr vom Hofe entfernte, um dagegen nach der Volksgunst zu haschen. Wegen des Protestes, den der Herzog 1787 in der Notabelnversammlung den königl. Maßregeln zur Beseitigung des Widerstandes der Parlamente entgegensetzte, verbannt, erreichte er durch Bitten bei seiner persönlichen Feindin, der Königin, die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris. In der zweiten Notabelnversammlung bekämpfte er jedoch wieder die Minister aufs Heftigste, erschien in der Nationalversammlung auf der äußersten Linken u. half sowol die Pariser Volksbewegung im Juli 1789 als auch die Ereignisse vom 5. u. 6. Okt. durch geheime Agenten u. Geld in Scene setzen. Deshalb unterm Schein einer diplomatischen Sendung nach England verwiesen, kehrte er im Juli 1790 von dort nur zurück, um seine Umtriebe von Neuem zu beginnen. Auch ward er Mitglied des Jakobinerklubs u. zog sich aus demselben erst zurück, als er inne wurde, daß ihn die revolutionäre Partei um seiner Stellung u. seiner Reichthümer willen nur als Werkzeug benutzte. Infolge dessen söhnte er sich im Jan. 1792 sogar mit dem König aus, der ihn nunmehr zum Großadmiral ernannte. Die Verachtung aber, mit der ihm die Höflinge begegneten, trieb ihn doch wieder den Revolutionsmännern in die Arme. Ohne alle Kraft u. klare Zielpunkte, verzichtete er zwar nach dem Sturze des Thrones ausdrücklich u. öffentlich auf das Thronfolgerecht, machte sich aber dadurch noch verächtlicher, daß er, als Bürger Egalité vom Dep. Seine-Marne in den Nationalkonvent gewählt, für die Hinrichtung des Königs stimmte, ja derselben persönlich beiwohnte. Sich selbst konnte er damit nicht retten. Den Girondisten u. auch der Bergpartei verdächtig, wurde er nach der Flucht seines Sohnes, des Herzogs von Chartres, in das Dekret, welches die Verhaftung sämmtlicher Bourbons befahl, mit einbegriffen. Im April 1793 ward er nebst seiner Familie zunächst nach Marseille geschafft, nach dem Sturze der Gironde aber nach Paris zurückgebracht, 6. Nov. 1793 vom Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt u. noch an demselben Tage guillotinirt. Wie er übrigens sich mit Fassung vertheidigt hatte, so starb er auch mit großer Kaltblütigkeit. — Vgl. Montjoie, „Conjuration d'O." (3 Bde., Par. 1793); Tournois, „Histoire de Louis Philippe Joseph d'O. et du parti d'O." (2 Bde., ebd. 1842 f.); „Correspondence de Louis Phil. Joseph d'O." (ebd. 1800). Vermählt war der Herzog seit 25. April 1769 mit Louise Marie Adélaide de Bourbon-Penthièvre (gest. zu Paris 23. Juni 1821), die sich aber 1792 von ihm getrennt hatte. Aus ihrer Ehe stammten 3 Söhne: **Ludwig Philipp** (s. d.), 1830—48 König der Franzosen; Anton Philipp, Herzog v. Montpensier, geb. 1775, gest. zu London 1807; Alphons Leodgar, Graf v. Beaujolais, geb. 1779, gest. zu Malta 1808, u. 1 Tochter: Adelaide (s. d.). — **Ferdinand,** Philipp Ludwig Karl Heinrich Joseph, Herzog **v. O.**, ältester Sohn König Ludwig Philipp's, vor dessen Thronbesteigung Herzog von Chartres, geb. zu Palermo 3. Sept. 1810; kam 1814 mit seinen Eltern nach Frankreich, wo er später, gleich seinen Brüdern, öffentliche Lehranstalten besuchte, erwarb sich eine vielseitige Bildung u. machte sich als Kronprinz durch sein freimüthiges Benehmen, sein ritterliches u. menschenfreundliches Wesen, nam. beim Heere, außerordentlich beliebt, so daß sein frühzeitiger Tod — er starb infolge eines Sprunges aus dem Wagen, dessen Pferde auf dem Wege von Paris nach Neuilly durchgingen, 13. Juli 1842 — allgemein als ein Unglück für das Land beklagt wurde. Er war seit 1837 mit der Prinzessin Helene (s. d.) von Mecklenburg-Schwerin vermählt u. hinterließ aus dieser Ehe 2 Söhne: **Ludwig Philipp Albert v. O.**, Graf **v. Paris**, geb. zu Paris 24. Aug. 1838, jetziger Chef des Hauses O.; lebte seit März 1848 mit seiner Mutter u. seinem Bruder in der Verbannung, zuerst in Koblenz, dann in Eisenach, später in England; machte viele Reisen, ging nebst seinem Bruder nach Ausbruch des nordamerik. Sezessionskrieges nach den Vereinigten Staaten u. nahm als Stabshauptmann u. Flügeladjutant des Generals Mac Clellan am Feldzuge der Potomacarmee Theil, kehrte aber, als die Beziehungen zwischen Frankreich u. Nordamerika wegen Mexiko gefährdet erschienen, nach Twickenham zurück. Von hier aus schrieb der Prinz, der bereits in dem Buche „Damas et le Liban" (Lond. 1858) als Reiseschriftsteller aufgetreten war, unter dem Namen Eugène de Forcade verschiedene Aufsätze für die „Revue des deux Mondes". Aufsehen machte seine 1869 erschienene Schrift über „Die Gewerkvereine in England" (deutsch von Lehmann, Berl. 1870). Nach dem Sturze des zweiten Kaiserreiches kam der Prinz als Thronprätendent wieder nach Frankreich, um zunächst wieder festen Fuß zu fassen, u. hierin sind die Agitationen des Prinzen u. seiner Partei nicht ohne Erfolg geblieben. Hervorzuheben ist nam. die erlangte Rückgabe der von Ludwig Philipp 7. Aug. 1830 durch gerichtliche Schenkungsakte auf seine Kinder übertragenen, unter Napoleon III. aber durch ein Dekret vom 22. Jan. 1852 eingezogenen O.'schen Güter, soweit sie nicht bereits durch Veräußerung an dritte Besitzer gekommen waren. Verschiedene Versuche, zwischen den beiden Bourbonenlinien eine Annäherung zu Stande zu bringen, mißglückten, bis sich endlich der Graf v. Paris 4. Aug. 1873 dem Grafen v. Chambord (s. d.) in Frohsdorf doch unterwarf. Seit 30. Mai 1864 vermählt mit Maria Isabella, des Herzogs v. Montpensier ältester Tochter (geb. zu Sevilla 21. Sept.

1848), hat der Prinz aus dieser Ehe 2 Töchter u. 1 Sohn, Prinz Ludwig Philipp Robert, geb. zu York-House bei Twickenham 6. Febr. 1869. Robert Philipp Ludwig Eugen Ferdinand **v. O.**, Herzog **v. Chartres**, geb. zu Paris 9. Nov. 1840 u. vermählt seit 11. Juni 1863 mit Franziska v. O., des Prinzen von Joinville Tochter (geb. 14. Aug. 1844); hat aus dieser Ehe 2 Töchter u. 3 Söhne, deren ältester Prinz Robert, geb. zu Ham 11. Jan. 1866, ist. Der Herzog kämpfte 1870 u. 71 unter dem Namen Robert Lefort gegen die deutschen Truppen u. ist jetzt Offizier in einem franz. Regiment der Jäger zu Pferd. Er schrieb „Une visite à quelques champs de bataille du vallée du Rhin" (Brüss. 1869). Mit seinem Bruder gemeinschaftlich verfaßte er „Duc d'O. Campagnes de l'armée d'Afrique, 1835—39" (Par. 1870). — **Ludwig** Karl Philipp Raphael **v. O.**, Herzog **v. Nemours**, 2. Sohn des Königs Ludwig Philipp, geb. zu Paris 25. Okt. 1814, ist franz. Divisionsgeneral. Aus seiner 27. April 1840 geschlossenen Ehe mit Viktorie (geb. 14. Febr. 1822, gest. 10. Nov. 1857), der Tochter des Prinzen Ferdinand von Sachsen-Koburg-Gotha, leben noch 2 Söhne u. 2 Töchter. Von Ersteren ist Prinz **Ludwig** Philipp Maria Ferd. Gaston **v. O.**, Graf **v. Eu**, geb. zu Neuilly 29. April 1842 u. vermählt 15. Okt. 1864 mit der Kronprinzessin Isabella von Brasilien (geb. 29. Juli 1846), kaiserl. brasil. Marschall der Armee; 1868—69 befehligte er die brasil. Truppen im Kriege gegen Paraguay. Sein Bruder, Prinz **Ferdinand** Philipp Marie **v. O.**, Herzog **v. Alençon**, geb. 12. Juli 1844 u. seit 28. Sept. 1868 vermählt mit Sophie, des Herzogs Maximilian in Bayern Tochter (geb. 22. Febr. 1847), dient in der franz. Artillerie. — **Franz** Ferdinand Philipp Ludwig Maria **v. O.**, Prinz **v. Joinville**, dritter Sohn König Ludwig Philipp's, geb. zu Neuilly 14. Aug. 1818, nahm, gleich seinen Brüdern mit den „Söhnen des Volks" erzogen, die demokratische Tendenz dieser Erziehung in vollem Ernst an. Trotz seiner Anfangs nur schwächlichen Gesundheit u. seiner Schwerhörigkeit widmete er sich seit 1834 dem Seewesen u. holte 1840 auf der Fregatte „Belle-Poule" die Asche Napoleon's I. von St. Helena nach Frankreich. Zur Zeit der Februarrevolution (1848) befand sich der Prinz in Algerien, wo er u. sein Bruder, der Herzog v. Aumale, über ein Heer u. eine Flotte verfügten. Nichtsdestoweniger gehorchten Beide der Aufforderung, den franz. Boden zu verlassen, u. gingen nach England. Nach Frankreich endlich zurückgekehrt, bot der Prinz im Dez. 1870 dem General Aurelle de Paladines seine Dienste bei der Loirearmee an, erhielt aber von diesem sowol als auch dann vom General Chanzy eine ausweichende Antwort, wurde im Lager von Conlie als „Colonel Lutherod" auf Befehl der Regierungsdelegation von Bordeaux verhaftet, 5 Tage in Le Mans gefangen gehalten u. hierauf wieder nach England eingeschifft. Am 8. Febr. 1871 von den Dep. La Manche u. Haute-Marne in die Nationalversammlung gewählt, optirte er für das erstgenannte Departement; auch wurde 8. Juni nach Aufhebung der die Familie O. betreffenden Verbannungsgesetze die Wahl für giltig erklärt, doch nur nachdem Joinville sowol als auch Aumale den Vertrauensmännern Thiers' u. der Nationalversammlung das schriftliche Versprechen gegeben, auf ihren Sitzen nicht zu erscheinen u. auch nirgends anders mehr sich od. ein anderes Mitglied ihrer Familie als Kandidaten aufstellen zu lassen. Statt aber ihr Wort zu halten, zogen die Prinzen vor, es für widerruflich zu erklären u. 19. Sept. 1871 ihre Sitze in der Nationalversammlung einzunehmen. Erst die definitive Konstituirung der Republik (1875) bestimmte sie, auf eine Wiederwahl zu verzichten. Im Febr. 1872 erhielt übrigens Joinville auch seinen Rang als Vizeadmiral zurück. Aus seiner 1. Mai 1843 geschlossenen Ehe mit Franziska (geb. 2. Aug. 1824), des Kaisers Pedro I. von Brasilien Tochter, stammt außer der Gemahlin des jetzigen Herzogs v. Chartres Prinz Peter **v. O.**, Herzog **v. Penthièvre**, geb. zu St. Cloud 4. Nov. 1845. Derselbe gehört gleichfalls dem Offiziercorps der franz. Marine an. — **Heinrich** Eugen Philipp Ludwig **v. O.**, Herzog **v. Aumale** (s. d.), geb. zu Paris 16. Jan. 1822; erbat während des Deutsch-franz. Krieges, wie Prinz Joinville, sein Bruder, vergeblich die Erlaubniß zum Wiedereintritt in das franz. Heer u. konnte erst im Juni 1871 aus England nach Frankreich zurückkehren, trat Ende dess. J. in die Nationalversammlung, wurde 30. Dez. an Montalembert's Stelle in die Akademie gewählt u. erhielt im März 1872 auch seinen Rang als Divisionsgeneral zurück. Er war Präsident des Gerichtshofes, der 1873 in Trianon über Marschall Bazaine (s. d.) aburtheilte. Seit 1876 hält er sich äußerlich der Politik fern. Sein einziger Sohn, Prinz Franz v. O., Herzog v. Guise, geb. zu Twickenham 5. Jan. 1854, starb zu Paris 25. Juli 1872. — **Anton** Maria Philipp Ludwig **v. O.**, Herzog **v. Montpensier**, geb. als jüngster Sohn König Ludwig Philipp's zu Neuilly 31. Juli 1824; vermählte sich 10. Okt. 1846 mit der Infantin Maria Luisa Ferdinanda von Spanien (geb. 30. Jan. 1832), einer Schwester der Exkönigin Isabella II., wurde daher 1857 span. Marschall u. erhielt 10. Okt. 1859 den Rang eines Infanten. Während der letzten Regierungsjahre Isabella's agitirte er vielfach gegen ihre Regierung u. wurde deshalb im Juli 1868 ausgewiesen, kehrte aber nach dem Sturze der Königin (Sept. 1868) nach Spanien zurück, um als Thronkandidat aufzutreten. Seine Kandidatur scheiterte, da er 12. März 1870 auf der Venta de Alcorcon bei Madrid den Infanten Don Enrique, einen jüngeren Bruder des Gemahls der Königin Isabella, im Duell erschoß, dafür vom Gerichtshofe in Madrid zu einem Monat Gefängniß verurtheilt u. dann wieder ausgewiesen wurde. Nach König Amadeo's Thronbesteigung (Jan. 1871) nahm er zuerst eine Wahl in die Cortes an, söhnte sich aber dann mit seiner Schwägerin aus, agitirte zu Gunsten des Infanten Alfonso (des jetzigen Königs) u. stellte nam. in einem Schreiben an den Marquis v. Campo-Sagrado 17. April 1872 ein vollständiges Programm der Alfonsistischen Partei auf. Von seinen Kindern leben 3 Töchter u. die beiden Söhne: Prinz Ferdinand, Infant von Spanien, geb. zu San Lucar de Barameda 29. Mai 1859, u. Prinz Anton, Infant von Spanien, geb. zu Sevilla 23. Febr. 1866. — Im Juni 1876 wurden die Ueberreste der in England verstorbenen Glieder der Familie O. durch den Grafen von Paris nach Frankreich gebracht u. in einer besonderen Grabkapelle in Dreux (Eure-et-Loire) beigesetzt. Vgl. Marchal, „La famille d'O." (Par. 1844; deutsch von Hermann, Grimma 1846); Flobert, „Histoire des ducs d'O." (6 Bde., Par. 1845 f.); Yriarte, „Les princes d'O." (ebd. 1872).

Orleans, Jean, Graf v. Dunois u. Longueville (spr. Dünoa u. Longhwil), genannt Bastard v., natürlicher Sohn Herzog Ludwig's v. O. (s. d.) u. der Mariette d'Enghien, der Gattin des Ritters Albret de Cany, geb. 23. Nov. 1402; begann seine kriegerische Laufbahn mit der Besiegung der Engländer unter Warwick u. Suffolk, behauptete dann die Stadt Orleans, bis dieselbe 1429 von Jeanne d'Arc (s. d.) entsetzt ward, vertrieb nachher die Engländer aus der Normandie u. Guyenne u. sicherte durch die Schlacht bei Castillon 1451 dem König Karl VII. den franz. Thron. Von Ludwig XI. seiner Aemter u. Güter beraubt, trat er an die Spitze des gegen denselben gerichteten Bundes „Pour le bien public". Er starb 24. Nov. 1468. Karl IX. u. Ludwig XIV. erhoben seine Nachkommen, die Dunois u. Longueville, zu Prinzen des königl. Hauses. Mit Herzog Ludwig I. (gest. 1516) wurden sie souveräne Fürsten von Neufchâtel. Mit dem Herzog Karl, der als franz. General 1672 beim Uebergang über den Rhein fiel, erlosch ihr Geschlecht.

Orleans heißen gewisse halbwollene, glatte, taffetartige Gewebe, welche sowol einfarbig als klein gemustert vorkommen u. in Deutschland, bes. in der sächsischen Lausitz, Berlin u. Schlesien fabrizirt werden.

Orley, Barend od. Bernhard v., geb. 1471 zu Brüssel, ein durch die Nachahmung der Italiener gebildeter niederländischer Maler, der sich während seines längeren Aufenthalts in Rom vorzugsweise an Rafael anschloß, sich aber zuweilen auch dem Stil Michelangelo's näherte. Um die Aufsicht über die nach Rafael's Cartons in Arras gewirkten Tapeten zu führen, begab er sich in seine Heimat zurück, wo er Hofmaler Karl's V. wurde u. in den Dienst der Statthalterin Margaretha von Oesterreich trat. Er starb 1541 zu Brüssel. Seine fleißig ausgeführten, aber im Kolorit etwas kühlen Bilder sind von tiefem Gefühl u. wohlgezeichneten Formen; nur zuletzt verfiel er in allzu manierirte Nachahmung Rafael's. Eins seiner bedeutendsten Werke ist ein gemalter Altarschrein mit doppelten Flügeln in der Marienkirche zu Lübeck; ein anderes, vielleicht schon vor dem

Aufenthalt in Italien gemaltes, in zwei Abtheilungen im Belvedere zu Wien; schon sehr manierirt ein „Jüngstes Gericht" in der Kapelle des Waisenhauses zu Antwerpen; andere im Museum zu Brüssel u. in der Pinakothek zu München.

Orloff, russ. Adelsfamilie, stammt ab von Iwan **Orel** (d. h. der Adler), einem Strelitzen, der, als er wegen Theilnahme an einer Empörung 1689 in Moskau hingerichtet werden sollte, durch seine große Kaltblütigkeit u. Todesverachtung dem anwesenden Zaren Peter d. Gr. so sehr imponirte, daß derselbe ihn begnadigte, zum Offizier ernannte u. adelte. — Fürst Grigory Grigorjewitsch **O.**, Enkel des Vorigen, geb. 5. Febr. 1734, ward im Siebenjähr. Kriege als Escorte-Offizier mit dem gefangen genommenen Grafen Schwerin nach Petersburg geschickt, erregte durch seine Schönheit die Leidenschaft der Großfürstin Katharina u. wurde deren Günstling. Für die Palastrevolution vom 9. Juli 1762 gewann er die Garden, u. nachdem durch dieselbe Peter III. beseitigt worden war, überhäufte ihn die Kaiserin mit Ehren u. Würden. Nebst seinen 4 Brüdern 22. Sept. 1762 in den Grafenstand erhoben u. zum Zahlmeister der Artillerie ernannt, erhielt er selbst einen Sitz neben dem Throne u. eine Wohnung im Winterpalast; sein anmaßendes u. rohes Benehmen aber verschaffte ihm nicht nur viele Feinde, sondern machte ihn schließlich auch der Kaiserin lästig. Daher schickte sie ihn 1771 erst nach Moskau, damit er persönlich Vorkehrungen gegen die dort ausgebrochene Pest treffe, u. dann nach Fokschani (Walachei), wo ein Kongreß zur Beendigung des Türkenkriegs stattfinden sollte. Daß sich dieser zerschlug, war die Schuld O.'s, der übrigens noch in Fokschani erfuhr, daß sich die Kaiserin bereits einen neuen Günstling gewählt hatte. Eiligst kehrte er infolge dessen nach Petersburg zurück u. er erreichte nach dreimonatlichen Unterhandlungen wenigstens soviel, daß ihm die Kaiserin ihr Lustschloß Zarskoje-Selo überließ; ja im Dez. 1772 erfolgte eine vollständige Versöhnung, worauf O., 4. Okt. 1772 auch zum deutschen Reichsfürsten erhoben, in seine früheren Verhältnisse wieder eintrat. Bald nachher schenkte ihm Katharina den Marmorpalast, wogegen sie von O. den nach ihm benannten berühmten Diamanten (s. Bd. III., S. 1014 u. 1016) erhielt; auch ließ er auf seine Kosten das Petersburger Arsenal erbauen. Während einer Reise durch Deutschland u. Frankreich von Potemkin abermals aus der Gunst Katharina's verdrängt, vermählte sich O. aus Verdruß 1777 u. reiste wieder ins Ausland, wo seine Gemahlin 1781 starb. Er starb, schließlich wahnsinnig geworden, zu Moskau 25. April 1783. Aus seiner Ehe hatte er keine Kinder; ein Sohn, den ihm 1762 die Kaiserin geboren, erhielt erst den Namen Romanoff, durch Kaiser Paul aber den eines Grafen Bobrinski; die Familie desselben blüht noch heute. — Graf Alexei Grigorjewitsch **O.**, Bruder des Vorigen, geb. 1735, ein kühner u. riesenstarker Mann; spielte bei der Thronumwälzung 1762 eine Hauptrolle, soll sogar Peter III. eigenhändig erdrosselt haben; schon vorher hatte er die Garden in Petersburg der Kaiserin huldigen lassen u. in der Kasan'schen Kirche ihre Thronbesteigung verkündet. Seit 1768 General-Admiral der ganzen russ. Flotte im Archipel, besiegte er 1770 die türk. Flotte bei Tschesme, weshalb er den Beinamen **Tschesmenskij** erhielt u. ihm in Zarskoje-Selo eine Denksäule errichtet wurde. Kaiser Paul berief ihn aus Moskau, wohin sich O. zurückgezogen, nach Petersburg u. ließ ihn, als Peter's III. Leiche aus dem Alexander-Newski-Kloster nach der Festungskirche gebracht ward, zur Strafe einen Zipfel des Bahrtuchs halten. Hierauf vom Hofe u. auch aus Moskau verbannt u. in Deutschland, wohin er sich infolge dessen wandte, nur ungern geduldet, kehrte O. erst nach Paul's Ermordung 1801 nach Moskau zurück u. starb daselbst 30. Jan. 1808. Er hinterließ nur eine Tochter. — Graf Wladimir Grigorjewitsch **O.**, Bruder des Vorigen, liebte, wie sein anderer Bruder, der „Philosoph" Iwan **O.** (geb. 1735, gest. 1791), die Wissenschaften, wurde 1766 Präsident der Petersburger Akademie u. starb hochbetagt erst 1832. Sein einziger Sohn, Graf Grigorij Wladimirowitsch **O.**, geb. zu Petersburg 1777, seit 1812 Geh. Rath u. Senator, beschäftigte sich gleichfalls vorzugsweise wissenschaftlich, lebte meist in Paris u. in Italien u. zuletzt wieder in Petersburg. Er schrieb u. A.: „Mémoires historiques, politiques et litteraires sur le royaume de Naples" (2 Bde., Par., 2. Aufl. 1825) u. „Voyages dans une partie de la France" (3 Bde., ebd. 1824). Mit ihm starb 4. Juli 1826 das Haus O. in legitimer männlicher Linie aus, doch pflanzten den Namen zunächst die 4 natürlichen Söhne des Grafen Feodor Grigorjewitsch **O.** fort, der, geb. 1741, sich u. A. 1770 durch die Einnahme von Navarin hervorgethan hatte u. 1796 zu Moskau gest. war. Von seinen Söhnen sind zu nennen: Michail Feodorewitsch **O.**, geb. 1785; schloß 1814 als Flügeladjutant Kaiser Alexander's die Kapitulation von Paris ab, machte sich aber später durch seine konstitutionellen Gesinnungen mißliebig, ward nach dem Aufstande vom 26. Dez. 1825 als kompromittirt auf seine Güter verbannt u. starb 1841. Von seinen interessanten Denkwürdigkeiten sind nur Bruchstücke veröffentlicht worden. — Fürst Alexei Feodorewitsch **O.**, Bruder des Vorigen, geb. 1787; trug als Kommandant des Regiments der Garde zu Pferd viel zur Vereitlung des 1825er Dezember-Aufstands bei, ward infolge dessen gegraft, zum Generaladjutanten ernannt u. an die Spitze einer Reiterdivision gestellt, mit der er sich 1828 im Kriege gegen die Türken hervorthat. Nachdem er 14. Sept. 1829 den für Rußland so günstigen Frieden von Adrianopel abgeschlossen, ging er als außerord. Botschafter nach Konstantinopel u. 1831 zur Enthebung des Feldmarschalls Diebitsch vom Kommando nach Polen. 1832 Bevollmächtigter Rußlands auf den Londoner Konferenzen, erhielt er 1833 eine abermalige Mission nach Konstantinopel u. schloß hier 5. Mai den Vertrag von Hunkiar-Skelessi, in dem die Türkei den russ. Kriegsschiffen allein den Durchgang durch den Bosporus u. die Dardanellen gestattete, ein Vortheil, der freilich 1841 wieder verloren ging. Für seine Dienste u. A. durch Ernennung zum General der Kavallerie u. Mitglied des Reichsraths belohnt, ward O. 1844 auch mit dem Oberkommando des Gendarmencorps u. mit der Leitung der geheimen Polizei betraut. 1853 begleitete er den Kaiser nach Berlin u. Olmütz. Seine Mission nach Wien 1854 war erfolglos, dagegen errang er, der 1856 bei den Pariser Friedenskonferenzen Rußland vertrat, für dieses die möglich günstigsten Bedingungen. Bei der Kaiserkrönung 7. Sept. 1856 zum Fürsten erhoben u. bald darauf zum Präsidenten des Reichs- u. Ministerraths ernannt, trat er 1860 in Ruhestand u. starb 21. Mai desselben Jahres zu Petersburg. — Fürst Nikolai Alexejewitsch **O.**, einziger Sohn des Vorigen, Generalleutnant u. Generaladjutant des russ. Kaisers, verlor 1854 bei der Belagerung von Silistria einen Arm u. ein Auge, wurde 1860 Gesandter in Brüssel, 1869 in Wien u. im Juni 1870 Botschafter in Paris, wo er im Jan. 1872 aufs Neue akkreditirt ward. Er schrieb in russ. Sprache die Geschichte des preuß. Feldzugs von 1806 (Petersb. 1856). — Graf Wladimir Petrowitsch **O.-Dawydoff**, Sohn des Generals Peter Dawydoff u. einer Tochter des Grafen Wlad. Grigorj. O. (s. d.); erhielt 1856 mit dem Erbe eines Theils der O.'schen Güter die Erlaubniß, den Namen O. mit dem Grafentitel zu dem seinigen anzunehmen. Als Widersacher der Aufhebung der Leibeigenschaft mußte er den russ. Staatsdienst verlassen, doch kam es zu einer Aussöhnung mit dem Kaiser, der ihn hierauf 1862 zu seinem Oberceremonienmeister ernannte. Auch diesen Posten verlor O.-D. wieder, als er sich 1865 an der Adresse betheiligte, in der der Moskauer Adel eine Konstitution verlangte. Seit März 1866 Adelsmarschall des Gouv. Petersburg, präsidirte er dem Provinziallandtag, welcher 28. Jan. 1867 aufgelöst wurde. Er veröffentlichte eine Beschreibung seiner „Reise durch Griechenland u. Kleinasien" (2 Bde., 1840). — Nicht verwandt mit diesen O.s ist die Donische Kosakenfamilie **O.-Denissoff**. Ihr gehörte jener Graf Wassilji Wassiljewitsch O.-D. an, der sich im Kriege von 1812 durch seine unermüdliche Verfolgung des Feindes hervorthat u. 1813 bei Leipzig durch den Angriff mit seinen Gardekosaken auf die franz. Reiterei die Entscheidung des ersten Schlachttags herbeiführen half. 1777 geb., starb er 1843.

Orloff'sches Gestüt in Rußland, seit einigen Jahren im Besitze des Kaisers, züchtet vorzugsweise Traber. Die Grundlage für den Orloff'schen Traberstamm bildeten holländische Hardtraber, welche um Mitte des vorigen Jahrhunderts in Rußland eingeführt, dann nam. durch arabisches Blut u. neuerdings durch englisches Vollblut veredelt wurden. Die Veranlassung zur vorzugsweisen Züchtung von Trabern war der in Rußland eigenthümliche Sport des Schlittenrennens.

Orlog (ein allen german. Sprachen gemeinsames, im Neuhochdeutschen verlorenes Wort), d. i. Krieg; Orlogschiff, Kriegsschiff.

Ormus od. Hormuzd, eine kleine pers. Insel; liegt an der 6—11 M. breiten Straße von O., welche den Pers. Golf mit dem Ind. Ozean verbindet. Das nur 0,6 □M. bedeckende Eiland ist ein kahler, fast vegetationsloser Felsen, reich an Schwefel, Steinsalz, Eisen u. Kupfer u. bewohnt von nur 300 Arabern. Zu Alexander's d. Gr. Zeit führte die Küste des benachbarten Festlandes den Namen Harmozon u. trug eine Stadt Harmozia. Unter den Arabern wurde dieselbe Hauptstadt des Reiches O., das 1302 durch die Turktataren zerstört u. darauf auf der von den Arabern Dscherun genannten Insel O. eine neue Stadt gegründet, die durch den Handel mit Indien u. Persien bald zu außerordentlichem Wohlstande gelangte, aber 1507 unter Portugals Herrschaft kam. Dieses verlor die stark befestigte Insel 1622 an Persien; um die Mitte des 17. Jahrh. kam jedoch der Imam von Maskat in deren Besitz u. erst 1870 fiel O. wieder an Persien, das O. als Deportationsplatz verwendet.

Ormuzd, s. „Ahriman".

Ornament, Verzierung od. Schmuck, ein nothwendiger Bestandtheil der Erzeugnisse der Kunst, insbes. der Baukunst, die, da die Natur im Allgemeinen u. im Einzelnen auch für sie Vorbild ist, die Naturformen dazu insoweit nachzubilden hat, als es für die geometrisch konstruktiven Formen des Baues nothwendig ist. Sie nimmt daher die ihr von der Natur gebotenen Formen vorzugsweise aus der Pflanzenwelt, aus den Blättern, Blüten u. dem Rankenwerk, u. verwendet diese in mehr od. weniger geometrischer Weise u. künstlerischer Anordnung; od. sie wählt dazu animalische Formen, Thier- u. Menschengestalten, od. deren phantastische Nachbildungen als Masken u. Phantasieköpfe; od. endlich geometrische, dem Charakter u. Stil des Baues angemessene Formen u. Linienverbindungen, wie z. B. Maßwerk, Netzwerk, Zickzack, Mäander, Perlstab u. unzählige andere, den einzelnen Perioden der Baukunst eigenthümliche O.e. Die Ausführung der O.e geschieht sowol plastisch als malerisch durch Farbe. Ornamentik nennt man sowol das System der Ornamentirung, die Gesammtheit aller verwendbaren u. verwendeten O.e, als auch im weiteren Sinne die gesammte Verzierungskunst od. Dekoration.

Ornat (von lat. ornatus, Schmuck) heißt die besondere Amtskleidung eines Standes. Doch ist das Wort im Sprachgebrauch auf bestimmte Fälle beschränkt, nämlich den „Krönungsornat" der Fürsten (Mantel, Krone, Scepter 2c.), ferner die Amtstracht der Rektoren, Dekane 2c. bei akademischen Feierlichkeiten, u. ganz bes. die Amtskleidung der christlichen Geistlichen.

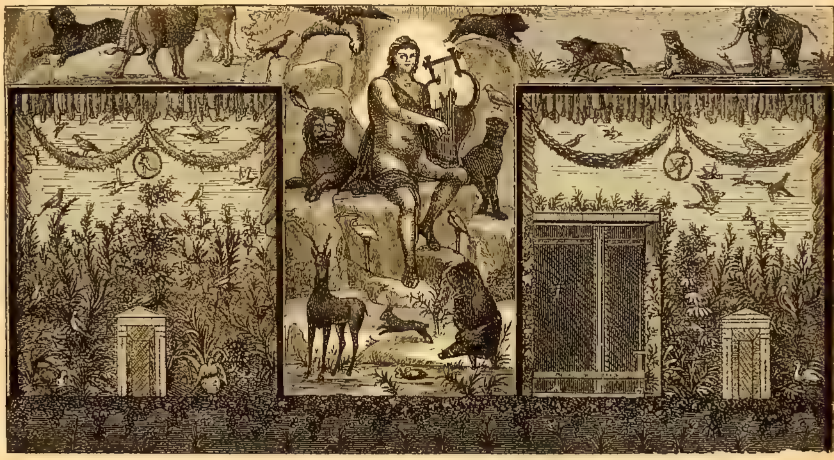
Orne (spr. Orn'), Depart. im nordwestl. Frankreich, 110,73 □M. mit 398,250 E. (1872), aus einem Theile der Normandie, bes. dem Herzogthum Alençon, gebildet; gehört zu dem Plateau der Normandie. Das Hügelland, welches das ganze Departement erfüllt, ist wenig fruchtbar u. strichweise mit ausgedehnten Heiden bedeckt; in den Flußthälern ist der Boden jedoch ertragreich u. erzeugt bes. Hafer, Kartoffeln, Hanf, Flachs, Zuckerrüben u. Obst. Den Namen hat das Departement nach dem 22 M. langen Fluß O. erhalten, der hier entspringt, bei Caen schiffbar wird u. in den Kanal mündet. Von den südlichen Bergen strömt die Eure zur Seine u. die Sarthe zur Loire. Einen Haupterwerbszweig der Bevölkerung bildet die Viehzucht; Rinder u. Pferde sind wichtige Ausfuhrartikel; außerdem spielt auch die Bienen- u. Gänsezucht eine große Rolle. Der hervorragendste Zweig der Industrie ist die Gewinnung u. Verarbeitung von Eisen. Außer den Eisenerzen birgt der Boden noch Bergkrystalle, Granit, Porzellanerde u. a. nutzbare Mineralien. Von Wichtigkeit sind die zahlreichen Mineralquellen, von denen die von Bagnoles sich des größten Gebrauchs erfreuen. Außer den Produkten der Landwirthschaft u. Viehzucht bringt das Departement Zucker, Eisenwaaren, Leinwand, Spitzen, Fayencewaaren, Leder u. nam. den hier in großen Mengen produzirten Cider in den Handel. O. zerfällt in die Arrondissements Alençon, Argentan, Domfront u. Mortagne u. hat zur Hauptstadt Alençon (s. d.) mit 15,080 E. (1872); nach dieser sind die volkreichsten Städte La Ferté-Macé mit 6361 E., ein gewerbfleißiger Ort im Süden des Departements, u. Flers mit 8011 E., die einen lebhaften Handel mit Paris unterhalten.

Ornithologie (a. d. Griech.), die Naturgeschichte der Vögel, Vogelkunde; ornithologisch, die Vogelkunde betreffend.

Orognosie, d. h. Erdkenntniß, d. i. derjenige Theil der Geologie (s. d.), welcher von dem gegenwärtigen Zustande der unbelebten Masse unsers Planeten handelt.

Orographie, d. h. Höhenbeschreibung, ein Theil der Erdkunde, beschäftigt sich mit der Darstellung der vertikalen Entwicklung der festen Erdoberfläche u. ist also hauptsächlich Gebirgskunde (s. „Gebirge").

Orpheus, ein mythischer Sänger in Thrakien, der vornehmste Vertreter der Dichtkunst des Saitenspiels, Sohn des thrakischen Flußgottes Oeagros (nach anderer Angabe des Apollon) u. der Muse Kalliope. Die Macht seines Gesanges bezähmte die wildesten Thiere u. bewegte selbst Bäume u. Felsen. Als seine Gattin Eurydike infolge eines Schlangenbisses gestorben war, stieg O. selbst in die Unterwelt hinab u. rührte durch Gesang u. Saitenspiel Pluton so sehr, daß er der Eurydike gestattete, ihrem Gatten wieder auf die Oberwelt zu folgen, unter der Bedingung, daß O. sich unterwegs nicht umsehe. Als aber O. gegen dieses Gebot verstieß, mußte Eurydike zum Hades zurückkehren. O. wird auch als Begleiter der Argonauten genannt. Er wurde, als er sich dem orgiastischen Kultus des Dionysos widersetzte, von Mänaden zerrissen; sein Haupt u. seine Leier warfen sie ins Meer u. dieselben schwammen nach



Nr. 4375. Orpheus. (Nach einem in Pompeji aufgefundenen Wandgemälde.)

Lesbos, einem Hauptsitz der lyrischen Poesie, hinüber. — Zur Zeit der Pisistratiden machte man O. zum Stifter einer Geheimlehre u. mystischer Kultusgebräuche (Orphische Mysterien) u. legte ihm eine Anzahl von Dichtungen mystisch-theologischen Inhalts bei (Fragmente derselben gesammelt in Lobeck's „Aglaophamus"); vergl. Gerhard, „Ueber O. u. die Orphiker" (Berl. 1861). Doch leugnete schon Aristoteles die Existenz dieses O. Den Namen des O. tragen fälschlich auch verschiedene Gedichte einer späteren Zeit, vermuthlich des 4. Jahrh. n. Chr., die sog. Orphischen Gedichte („Orphica", herausgeg. von Hermann, Lpz. 1805); es sind dies das Epos „Ἀργοναυτικά" über den Argonautenzug (deutsch von J. H. Voß, Heidelb. 1806), Hymnen (deutsch von Dietsch, Erl. 1822) u. das Gedicht „Λιθικά" von der magischen Kraft der Steine.

Orseille, ein in der Seiden- u. Wollfärberei in Anwendung kommender Farbstoff, der dadurch gewonnen wird, daß man gewisse aus Zanzibar, den Kanarischen u. Azorischen Inseln u. von den Küsten des Mittelmeeres kommende Flechten (fälschlich Orseillemoos genannt) in ein feines Pulver verwandelt u. dieses mit Ammoniakwasser, faulendem Harn, übergossen längere Zeit der Luft aussetzt. Hierdurch werden die in den betreffenden Flechten enthaltenen Säuren zersetzt u. in einen prächtigen violettrothen Farbstoff verwandelt. Der so entstandene farbige Brei ist die O. Man bereitet daraus auch ein Orseilleextrakt, welches nur den Farbstoff enthält, indem man die Holzsubstanz der Flechten von diesem trennt.

Orsini od. Ursini, in Frankreich **Ursins** (spr. Ürsäng), altes u. berühmtes ital. Fürstengeschlecht, von dessen 3 Linien gegenwärtig noch die jüngste, **O.-Gravina**, blüht. Den Titel eines Grafen von Gravina (Stadt in der neapolit. Landschaft Bari) erhielt 1417 Francesco O., den eines Herzogs von Gravina 1463 dessen Sohn Jacopo. Bes. nennenswerth sind: Niccolò **O.**, Graf **v. Petigliano**, geb. 1442, gest. 1510; eroberte u. vertheidigte 1509 als venezian. Feldherr Padua gegen Kaiser Maximilian I. — Lorenzo **O.**, Herr **v. Ceri**, Vetter des Vorigen, stand im Kriege gegen die Ligue von Cambray gleichfalls in venezianischen Diensten; seit 1515 im Dienste Leo's X. u. dann Franz' I. von Frankreich, starb er 1536. — Anne Marie, Fürstin **v. O.**, Tochter des Louis de la Tremouille, Herzogs von Noirmoutiers, geb. 1637; war seit 1659 mit Adrien Blaise de Talleyrand, Fürsten v. Chalais, u., 1670 zur Wittwe geworden, seit März 1675 mit Flavio O., Herzog v. Bracciano (geb. 4. März

1620) verheirathet. Ihr zweiter Gemahl starb als der Letzte seiner Linie 5. April 1689 zu Rom. Am 6. Aug. 1701 wurde die „Princesse des Ursins" die camerera mayor der jungen Königin Marie Luise von Spanien, deren Zuneigung sie derart zu gewinnen wußte, daß sie durch Marie Luise auch König Philipp V. vollständig beherrschte. Im Bestreben, Spanien in die Bahnen des Fortschrittes zu leiten, stieß sie mit der von ihr bekämpften Inquisition zusammen, u. diese bewerkstelligte schließlich ihren Sturz. Denn zwar blieb sie nach dem frühen Tode der Königin (14. Febr. 1714) nicht blos die Gouvernante der Kinder, sondern auch der weibliche Mentor des Königs, aber als sie in dessen Auftrage eine zweite Gattin für ihn suchte, ward sie durch einen Abbé, der es heimlich mit dem Groß-Inquisitor hielt, getäuscht u. empfahl die Prinzessin Elisabeth von Parma (vermählt 16. Aug. 1714), deren erstes Werk dann die Verabschiedung u. Landesverweisung der Fürstin O. war. Diese lebte hierauf zuerst in Genua u. zuletzt in Rom, wo sie sich den Stuarts anschloß u. 5. Dez. 1722 starb. — Pietro Francesco O. trat 1667 das Herzogthum Gravina an seinen Bruder Domenico O. ab u. bestieg als Benedikt XIII. (s. d.) 1724 den päpstlichen Stuhl. Auch sein Nachfolger, Clemens XII. (s. d.), war ein O. — Letzterer erhob seinen Vetter, Beroaldo O., dem Kaiser Karl VI. 1724 bereits die deutsche Reichsfürstenwürde verliehen, zum zweiten Fürsten des päpstlichen Stuhles (principe assistente al sôglio). — Das deutsche Fürstenhaus Rosenberg in Kärnten stammt von den O. ab u. nennt sich daher auch **O. u. Rosenberg.**



Nr. 4376. Hans Christian Oersted (geb. 14. Aug. 1777, gest. 9. März 1851).

Orsini, Graf Felice v., ital. Demagog u. Verschwörer, aus einer Seitenlinie der vorigen Familie stammend, geb. 1819 zu Meldola (ital. Provinz Forli); bildete sich zum Rechtsanwalt, ward 1844 als Mitglied des von den Brüdern Bandiera zur Republikanisirung Italiens gestifteten Geheimbundes zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt, infolge der von Pius IX. erlassenen Amnestie aber begnadigt; hierauf Mitglied der Konstituante u. Gouverneur von Ancona, floh er nach Unterdrückung der Revolution nach England, war dann als Agent Mazzini's in Frankreich, Italien u. Oesterreich thätig, wurde in Wien gefangen gesetzt u. zum Tode verurtheilt, entkam jedoch 1857 abermals nach London. Nun verband er sich mit Rubio u. Pieri zu einem Komplot gegen das Leben Napoleon's III. Die Folge war das Attentat, welches auf diesen 14. Jan. 1858 in Paris mittels besonderer Sprenggeschosse (Orsinibomben) zur Ausführung gebracht wurde, aber mißlang; O. ward am nächsten Tage verhaftet, vor Gericht gestellt u. mit Pieri 13. März 1858 zu Paris hingerichtet.

Orsowa (spr. Orschowa) heißen zwei Ortschaften an der unteren Donau, deren Festungswerke die Donau am Eisernen Thore sperren. Alt-O. od. Veka O., ein am Einfluß der Bela in die Donau gelegener Marktflecken mit 1200 E.; gehörte bis 1873 zur Banater Militärgrenze, seitdem zum ungar. Komitate Torontál; ist eine Hauptstation der Donaudampfschiffahrt, hat ein Hauptzollamt u. treibt wichtigen Handel mit den Donaufürstenthümern. Neu-O. od. Ada-Kalek liegt weiter stromaufwärts auf einer Donauinsel u. ist noch von den Türken besetzt. Die von Kaiser Leopold I. angelegten Festungswerke, welche in den Türkenkriegen eine nicht unwichtige Rolle gespielt haben, bestehen aus bastionirten Mauern, die bis an die Donau reichen, u. umschließen eine Kirche, die in eine Moschee umgewandelt ist. Der auf dem linken Stromufer gelegene Landstrich von der Tschernamündung bis zur Woditzer Mühle in Rumänien ist seit dem Sistower Frieden neutrales Gebiet.

Oersted, Hans Christian, berühmter Physiker, der seinen Namen insbes. durch die Entdeckung des Elektromagnetismus verewigt hat, geb. zu Rudkjöbing 14. Aug. 1777; ging bei seinem Vater, einem Apotheker, in die Lehre, studirte dann in Kopenhagen Medizin u. Chemie, gewann hier auch im Umgang mit seinem Freunde Oehlenschläger ein lebhaftes Interesse für die Dichtkunst u. die schönen Wissenschaften, wurde 1800 Adjunkt der medizinischen Fakultät, übernahm zugleich die Verwaltung einer Apotheke u. hielt Vorträge über Chemie u. Naturmetaphysik. Ein königl. Stipendium setzte ihn in den Stand, 1801—1803 das Ausland zu bereisen u. sich nam. in Deutschland u. in Paris aufzuhalten. Seit 1806 Universitäts-Professor der Physik u. seit 1810 auch Lehrer an der Landkadettenakademie in Kopenhagen, ward er 1829 überdies Direktor des auf sein Betreiben errichteten Polytechnischen Instituts u. des Magnet. Observatoriums daselbst. Die Gründung der „Gesellschaft zur Verbreitung der Naturlehre", auf deren Kosten in allen größeren Städten des Landes öffentliche Vorlesungen gehalten werden, ist gleichfalls hauptsächlich das Verdienst O.'s. Er starb zu Kopenhagen 9. März 1851. O. war bereits durch mehrere Entdeckungen über die Klangfiguren, das Licht, das Mariotte'sche Gesetz ꝛc. unter seinen Fachgenossen vortheilhaft bekannt, als ihm die 1819 gemachte Entdeckung der Wechselwirkung zwischen elektrischen Strömen u. Magneten, die er in den „Experimenta circa efficaciam conflictus electrici in acum magneticam" (Kopenh. 1820) veröffentlichte, einen Weltruf erwarb. Als Lehrer war er weniger begabt als für die schriftliche Ausarbeitung der Ergebnisse seines Nachdenkens; seine gediegenen u. doch populär gehaltenen Werke haben nam. auch in Deutschland, das übrigens Oe. wiederholt besuchte, einen ungewöhnlichen Beifall gefunden. Zu nennen sind: „Ansicht der chemischen Naturgesetze" (Berl. 1812); „Naturlärens mechanske Deel" (Kopenh. 1844; „Tilläg", 1847; deutsch Braunschw. 1851); „To Capitler af det Skjönnes Naturläre" (Kopenh. 1845; deutsch von Zeise, Hamb. 1845); „Aanden u. Naturen" (Kopenh. 1850; deutsch als „Der Geist in der Natur" von Kannegießer, Lpz. 1850; 4. Aufl. 1852; „Neue Beiträge" dazu, 2 Bde., ebd. 1851); „Die Naturwissenschaft in ihrem Verhältniß zur Dichtkunst u. Religion" (deutsch von Kannegießer, ebd. 1850); „Die Naturwissenschaft u. die Geistesbildung" (deutsch von Kannegießer, ebd. 1850) u. „Schriften über allgemeine menschliche Verhältnisse" (deutsch von demselben, ebd. 1851). Seine „Charaktere u. Reden" gab Möller heraus (ebd. 1851); eine Prachtausgabe seiner gesammelten Schriften erschien in 9 Bdn. 1850 f. zu Kopenhagen, u. sein Leben beschrieben Hauch u. Forchhammer (deutsch von Sebold, Spand. 1853). — Anders Sandöe II. **Oe.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Kopenhagen 21. Juni 1816; widmete sich der Botanik, wurde gleichfalls Professor an der Universität seiner Vaterstadt u. starb daselbst 3. Sept. 1872. Er beschäftigte sich bes. mit der merikan. Flora u. machte verschiedene wichtige Entdeckungen über das Leben der Schmarotzerschwämme.

Ort od. Viertel heißen mehrere Silbermünzen; so die norwegische O. od. Mark, $^1/_5$ des Speziesthalers = 90 Pf.; in Dänemark rechnete man früher 4 O. = 1 Rigsdaler, demnach ist ein O. = 56 Pf. Viertelgulden, Viertelkronen ꝛc. wurden hier u. da auch bei uns Ortsgulden, Ortskronen genannt. In Kleve rechnete man 240 O., auch Füchse genannt, auf den Thaler. — Als dän. Gewicht ist die O. = 976 mgr.

Oertel, Philipp Friedrich Wilhelm, Volks- u. Jugendschriftsteller, geb. 15. Aug. 1798 zu Horn im Hunsrück (Rheinprovinz), weshalb er sich später auf seinen Schriften W. O. v. **Horn** nannte; studirte 1815—18 Theologie in Heidelberg, wurde 1819

Pfarrer in Mannebach u. war 1835—63 Superintendent zu Sobernheim im Nahethal, privatisirte dann in Wiesbaden u. starb daselbst 14. Okt. 1867. In seinen Schriften, deren vollständigste Sammlung 1853 ff. in Wiesbaden (75 Bdchn.) erschien, schildert er das Volksleben mit liebevollem Verständniß; seine Erfindungen sind einfach, die Darstellung schlicht u. allgemein verständlich. In weiteren Kreisen machte ihn zuerst die Erzählung „Friedel" (Darmst. 1847) bekannt. Seit 1846 gab er den Volkskalender „Die Spinnstube" (Frankf. a. M.), worin sich die später von ihm unter dem Titel „Des alten Schmied-Jakob's Geschichten" gesammelten Erzählungen befinden, u. seit 1858 das Volksblatt „Die Maje" heraus.

Orthodoxe Kirche nennt sich als die allein wahrhaft „rechtgläubige" (s. „Orthodoxie") die Griech.-kathol. Kirche (s. d.).

Orthodoxie (griech.), Rechtgläubigkeit, genauer das strenge Festhalten an dem Lehrbegriff einer bestimmten Kirche. Daher hießen seit Anfang des 4. Jahrh. die Anhänger der strengen kathol. Kirchenlehre, seit dem 16. Jahrh. bes. die Strenggläubigen im Sinne der lutherischen u. reformirten Bekenntnißschriften „Orthodoxe". Der O. steht entgegen die Heterodoxie, d. i. der Glaube an Anderes (griech. ἕτερος) als die strenge Kirchenlehre. Alle O. legt den Hauptnachdruck auf das verstandesmäßige Erfassen des Lehrbegriffs u. ist daher ganz verschieden von dem Pietismus (s. d.), obschon beide gewöhnlich vermengt werden.

Orthographie, s. v. w. Rechtschreibung (s. d.).

Orthoklas ist monoklinischer Kalifeldspath, aus 65,2 Kieselsäure, 18,1 Thonerde (Aluminiumoxyd) u. 16,7 Kali bestehend; man unterscheidet wieder: Adular (s. d.), Pegmatolith (od. gemeinen Feldspath) u. dichten, feinkörnigen Feldspath (Feldstein), wie er die Grundmasse vieler Gesteine bildet (s. „Feldspathe").

Orthopädie (griech.). Die O. ist ein Zweig der Heilkunde u. bedeutet die Kunde von der Erkennung u. der vorbeugenden sowol als der heilenden Behandlung von Mißgestaltungen am menschlichen Körper, so weit dieselben auf Veränderungen am Knochengerüst u. seinen Verbindungen beruhen. Die Muskeln können dabei als ein den Formfehler veranlassendes od. unterhaltendes Moment in Betracht kommen u. haben außerdem bei der Behandlung eine wichtige Rolle zu spielen. Die Formfehler können sowol am Rumpf als an den Gliedern vorkommen. Am Rumpf ist es gewöhnlich die Wirbelsäule (das Rückgrat), von wo die Mißgestaltungen ausgehen. Dieselben können hier als Knickungen od. bogenförmige Verkrümmungen auftreten. Die Knickung (Kyphose) ist die Folge einer Wirbelentzündung u. kann sich vom schwachen Hervortreten eines Wirbels allmählich bis zum Spitzbuckel u. zum vollständigen Zusammensinken der Wirbelsäule steigern. Hier ist während der Dauer der Entzündung Entlastung der Wirbelsäule durch wagerechte Lagerung, nöthigenfalls mit Zuhülfenahme mechanischer Vorrichtungen, die nächste Aufgabe; die eigentlich orthopädische Behandlung darf erst längere Zeit nach Ablauf des Entzündungsprozesses zur Anwendung kommen, findet aber dann nur geringen Spielraum. Die Verkrümmung der Wirbelsäule (Skoliose) hat in den häufigsten Fällen ihren Ursprung entweder in einer (meist ererbten) Ungleichheit des Wachsthums auf beiden Körperhälften, od. in einer häufigen u. andauernden, bez. gewohnheitsmäßigen schiefen Haltung des Körpers. An erster Stelle ist gewöhnlich die Wirbelsäule bei diesem Formfehler betheiligt, welche entweder in einer der normalen Richtungen zu stark od. in einer falschen Richtung, seitlich, gekrümmt ist u., sobald diese Krümmung aus der Breite der Norm heraustritt, eine Verkrümmung bildet. Die nächste Veranlassung solcher Gewohnheitsskoliosen ist einseitige Belastung der Wirbelsäule. Viel seltener geht die Skoliose von den Rippen aus. Früher glaubte man die Skoliose durch rein mechanische Einwirkungen heilen zu können; man erfand daher sowol solche Vorrichtungen, welche den liegenden Körper beeinflussen sollten, als auch tragbare Maschinen. Erst neuerdings ist wenigstens bei den Kundigen die Ueberzeugung maßgebend geworden, daß ein Formfehler, welcher durch falsche Haltung entstanden ist, nur durch richtige Haltung beseitigt werden kann, u. daß es daher Aufgabe der Behandlung ist, in dem Verkrümmten die genaue Erkenntniß seiner Haltungsfehler zu erwecken u. ihn in den Stand zu setzen u. zu gewöhnen, die richtige Haltung anzunehmen. Direkt, ohne weitere Vorbereitung, ist dies allerdings nur bei leichtem Grade des Formfehlers ausführbar; in den meisten Fällen ist das Ziel nur dadurch erreichbar, daß die verkrümmten Theile durch Druck — sowol mit der Hand als durch Hülfe von Stahlfedern — nachgiebig gemacht u. daß die Muskeln durch spezifisch-gymnastische Uebungen in die volle Herrschaft des Verkrümmten gebracht werden. Zugleich ist durch tragbare Stütz- od. Druckapparate dafür zu sorgen, daß während der aufrechten Haltung des Verkrümmten die Wirkung der Belastung der Wirbelsäule durch Kopf u. Arme, also die Ursache steter Zunahme der Verkrümmung, möglichst fern gehalten werde. — An den Gliedern sind es meist abnorme Veränderungen der Stellung od. Hemmungen der normalen Bewegung, welche in den Bereich der O. fallen. Die häufigsten Ursachen solcher Gebrechen sind entweder Hemmungsbildungen od. Lähmungen od. Gelenkentzündungen. Eigentlich gehören nur die krankhaften Zustände dieser Art zu den Behandlungsaufgaben des Orthopäden; doch hat er oft auch den veranlassenden Vorgängen, also bes. der Gelenkentzündung während ihres Verlaufes, seine ärztliche Sorge zu widmen. Die bekanntesten Arten dieser Stellungs- u. Funktionsanomalien sind die Fußdeformitäten (Klumpfuß etc.) u. die Kontrakturen, bes. die des Hüftgelenks. Zur Heilung derselben haben gewöhnlich Mechanik u. Gymnastik, oft auch Chirurgie, zusammenzuwirken. Die Mechanik bedient sich hier meist der Maschinen od. erstarrenden Verbände. Neuerdings ist dabei an Stelle der früher fast allein üblichen starren Einwirkung die Elastizität der Stahlfeder od. des Kautschuk zu vielseitigerer Anwendung gelangt u. der anhaltende Zug durch Gewichte u. Streckschienen (Distraktion) neu eingeführt worden. Auch gelangt jetzt die Gymnastik in der Form von Manipulationen, selbständigen u. Widerstandsbewegungen als Mittel zur Wiederherstellung der normalen Funktionsfähigkeit des betreffenden Gliedes zu immer allgemeinerer Geltung. Die Anwendung dieser Heilmittel ist bis jetzt fast nur in besonderen, orthopädischen Anstalten erfolgt, u. es ist nicht zu leugnen, daß nur in solchen die O. schwereren Fällen gegenüber zu voller Wirksamkeit gelangen kann. Es würde aber viel weniger schwere Fälle geben, wenn die Kenntniß des orthopädischen Verfahrens allgemeines Eigenthum der praktischen Aerzte u. jeder derselben im Stande wäre, die Anfangsstadien der Rumpf- u. Gliederdeformitäten richtig zu erkennen u. zu behandeln. Zur Erreichung dieses Zieles ist jetzt wenigstens ein Anfang gemacht worden durch Errichtung einer orthopädischen Poliklinik an der Universität Leipzig. Die spezifische Gymnastik ist bes. durch Schreber („Kinesiatrik", Lpz. 1852) in die O. eingeführt u. später durch Schildbach weiter ausgebildet u. in der Schrift „Die Skoliose" (Lpz. 1872) in ihrer besonderen Anwendungsweise dargelegt worden. Die ebenfalls in den fünfziger Jahren von Neumann u. Rothstein als „alleinseligmachende" Lehre verkündete schwed. Gymnastik hat die spezifische Gymnastik mit einigen Verfahrungsweisen bereichert, aber in ihrer exklusiven Theorie u. Anwendung nicht dauernd Boden gewinnen können. Die einzige neuerdings aus dieser Schule erschienene Schrift (Ulrich, „Pathologie u. Therapie der muskulären Rückgratsverkrümmungen", Bremen 1874) zeigt durchaus keinen Fortschritt. — Die ausschließliche Maschinenanwendung in der O. vertreten Langgaard, „Zur O." (Berl. 1868) u. Schilling, „Die O. der Gegenwart" (Erl. 1860), womit die von Wildberger in Bamberg gemeint ist. Die „Reform der O." von Helmke (Helmstedt 1871) empfiehlt allerdings Verbindung von Mechanik u. Gymnastik, kennt aber nur allgemeine, nicht spezifische Gymnastik, u. die vom Vater des Verfassers erfundenen Maschinen. Eine gute Uebersicht der ganzen Spezialität giebt Kormann in seinem „Compendium der O." (Lpz. 1874). — Erfreulicherweise haben sich neuerdings auch namhafte Chirurgen eingehend u. erfolgreich mit der O. beschäftigt, so Häter in seiner „Klinik der Gelenkkrankheiten" (Lpz. 1870) u. Volkmann in dem „Handbuch der allgemeinen u. speziellen Chirurgie von Pithe u. Billroth" (2. Bd. 2. Abtheilung, Erl. 1872).

Orthoptera (Geradflügler), eine Insektenordnung mit beißenden Mundtheilen u. einer entweder unvollkommenen od. ganz fehlenden Verwandlung. Eine Gesammtcharakteristik der Orthopteren zu geben ist kaum möglich. Im Allgemeinen charakteristisch aber ist die Unterlippe, indem dieselbe die ursprüngliche Gestalt eines zweiten Unterkieferpaares ganz od. doch annähernd bewahrt u. mit den eigentlichen Maxillen bei den meisten formell übereinstimmt. Die meist ansehnlichen Netzaugen werden in einzelnen Fällen durch zusammengehäufte Einzelaugen ersetzt u. gehen zuweilen ganz ein. Die sehr allgemein vorkommenden Nebenaugen sind zu 3, seltener zu 2 vorhanden. Die Fühler treten (wie bei den Dipteren) in zwei scharf gesonderten Entwicklungsgraden auf, indem theils langgestreckte, vielgliedrige, theils kurze, borstenförmige, nur wenig gliedrige vorkommen. Das in seiner Form u. Größe außerordentlich schwankende Vorderbruststück ist den folgenden Ringen stets freibeweglich eingelenkt. Die Vorderflügel sind eben so oft in Deckflügel umgewandelt (Schaben, Heuschrecken, Ohrwürmer), als den hinteren in Form u. Konsistenz gleich geblieben (Eintagsfliegen, Libellen, Afterfrühlingsfliegen), diese letzteren eben so oft zusammenfaltbar als flach ausgebreitet. Bisweilen fehlen beide Paare ganz (Borstenschwänze, Springschwänze). Die Zahl der Fußglieder schwankt von 5—2 herab. Am schärfsten charakterisirt ist die Ordnung der O. durch die ihr unter den beißenden Insekten allein zukommende Art der Verwandlung, die durch den Mangel einer Puppenform gekennzeichnet ist. Vom Ei bis zum geschlechtsreifen Zustande nimmt die Entwicklung der O. meist beinahe ein Jahr, bei manchen mehrere Jahre in Anspruch. Die Nahrung ist theils vegetabilisch,

theils animalisch, stets aber für Larve u. entwickeltes Thier die nämliche; die Mehrzahl ist sehr gefräßig u. wird dadurch schädlich (Termiten, Schaben, Heuschrecken). Obwol mehrere Familien ausschließlich den warmen Zonen angehören, ist doch die Verbreitung der O. eine allgemeine; ihre Artenzahl ist im Vergleich zu der anderer Insektenordnungen gering: sie überschreitet kaum 5000. Fossil treten sie unter allen Insekten am frühesten, bereits in der Kreide auf, wo sie alle übrigen an Zahl überwiegen; auch im lithographischen Schiefer sind ihre Abdrücke nicht selten, besonders zahlreich aber findet man sie im Tertiärgebirge u. im Bernstein. Zu den O. gehören die Termiten, Schaben, Heuschrecken, Grillen, Ohrwürmer, Holz- u. Bücherläuse, Afterfrühlingsfliegen (Perla), Eintagsfliegen, Libellen, Blasenfüße, Borstenschwänze (Fischchen) u. Springschwänze (Schneeflöhe). Hauptforscher auf diesem Gebiete sind Burmeister, Erichson, Rambur, Léon Dufour, L. H. Fischer, Charpentier, Pictet u. de Sélys-Longchamps.

Ortleralpen od. Ortlesalpen heißt einer der gewaltigsten Gebirgsstöcke der Centralalpen, welcher, im W. Tirols gelegen, von der ital. Grenze durchschnitten u. durch das Wormser Joch (2782 m.) von der Berninagruppe, durch den Tonalpaß (1876 m.) von der Adamellogruppe geschieden wird u. seine Ausläufer zu den Thälern der Etsch u. Adda vorschiebt. Dieses höchste Gebirge Oesterreichs, das durch Julius Payer 1865 u. 66 gründlich erforscht worden ist, hat seine größte Erhebung in der 1804 zum ersten Mal bestiegenen Ortelesspitze (3905 m.), neben welcher die Zufallspitze (Monte Cevedale 3773 m.) u. die Königsspitze (3856 m.) in schlanken Pyramiden aus der wilden Gletscherwelt emporragen. Die Besteigung der einzelnen Gipfel erfolgt Seiten der meisten Touristen von Trafoi od. vom Suldenthale aus.

Ortnit (richtiger als Otnit) ist der Held eines 1225 od. 1226 gedichteten deutschen Epos, dessen unbekannter Verfasser den volksthümlichen Stoff frei behandelt. Das Gedicht (am besten herausgegeben von Amelung im „Deutschen Heldenbuch“, Thl. 3, Berl. 1871; neuhochdeutsche Uebertragung in Simrock's „Kleinem Heldenbuch“) zeigt starke Spuren der Einwirkung, welche die Verbindung Deutschlands mit Italien u. die Kreuzzüge auf den Geist der abendländischen Volkspoesie ausgeübt haben. Der Inhalt ist folgender: König O. von Lamparten, Sohn des Zwerges Alberich, raubt mit dessen Hülfe die Tochter des Königs Machorel von Montabur, die in der Taufe den Namen Sidrat erhält. Der erzürnte Machorel sendet unter dem Schein von Geschenken durch den Riesen Hella Würmer (Drachen) in O.'s Land, die herangewachsen Alles verwüsten. O. zieht aus, sie zu bekämpfen, wird aber, während er schlafend liegt, von einem der Drachen verschlungen. — Die Sage wurde später mit der von Wolfdietrich verbunden. Im „Heldenbuche“ (s. d.) ist das Gedicht ziemlich entstellt, auch aus der vierzeiligen Strophe in eine achtzeilige gebracht. Jakob Ayrer hat die Sage in seinem Trauerspiel „Otnit“ behandelt.

Ortolan, s. „Ammer“.

Orvieto, Kreisstadt in der ital. Provinz Umbrien mit 8000 E.; liegt auf einem steilen Berge unweit der Vereinigung der Paglia, eines Nebenflusses des Tiber, u. der Chiana; hat noch alte Befestigungswerke u. ist Sitz eines Bischofs, eines Unterpräfekten u. eines Civil- u. Korrektionstribunals. Das großartigste Bauwerk der Stadt ist der aus weißem Marmor in goth. Stile aufgeführte Dom, aus einer Basilika 1290 umzubauen begonnen u. Ende des 16. Jahrh. vollendet; er zeichnet sich bes. auch durch seine Mosaik- u. Marmordekoration aus. Die Basreliefs an der herrlichen Façade stammen theilweise aus der Schule des Niccola Pisano, das Innere schmücken Fresken Luca Signorelli's. Außerdem ist noch eine Reihe alter Paläste in der Stadt von hervorragendem kunsthistorischen Werthe. An der Stelle O.'s stand die altetruskische Stadt Volsinii; im 10. Jahrh. residirten hier mehrmals Päpste.

Oryktognosie (griech.), s. v. w. Mineralogie.

Os, Jan van, holländ. Maler, geb. 1744 zu Middelharnis auf der Insel Osterflakken, gest. 1808 im Haag, der sich vorzüglich als Blumen- u. Früchtemaler hervorthat, worin er sich Jan v. Huysum (s. d.) zum Vorbild nahm, den er an Kraft des Kolorits manchmal übertraf. Auch seine beiden Söhne, Peter Gerhard, geb. im Haag 1776, gest. 1839, u. Georg Jakob Johannes, geb. daselbst 1782, waren Maler, Ersterer zunächst ein Schüler seines Vaters, dann in den Thierstücken Nachahmer Paul Potter's u. Dujardin's; Letzterer war ebenfalls Blumenmaler, arbeitete aber auch in der Porzellanfabrik zu Sèvres u. betrieb später auch die Landschaftsmalerei.

Osagen, Osages, ein nordamerikan. Indianerstamm, der jetzt nur noch im Indianerterritorium (s. d.) seine Reservationen besitzt u. 1876 noch 3956 Köpfe zählte. Die Reservation im südl. Theile von Kansas wurde 1870 aufgehoben, von der Regierung als Unionsgebiet erklärt u. Ansiedlern zugänglich gemacht.

Osaka od. Ohosaka, drittgrößte Stadt Japans u. Vertragshafen mit 373,000 E. (1872); liegt ½ M. von der Südküste der Insel Nipon, unweit der Mündung der Flüsse Yodo u. Yamato in einer fruchtbaren, reich kultivirten Ebene, welche von zahlreichen Kanälen durchzogen ist. Die Straßen sind schmal, die Häuser sehr niedrig. Unter den Tempeln sind 1380 für den Buddhismus, 538 für den altnationalen Sintokultus bestimmt. In O. befindet sich die große kaiserl. Münzstätte, die 1871 eröffnet wurde, u. ein musterhaft eingerichtetes, von einem Holländer geleitetes Arsenal. Geschützt ist die Stadt durch zwei Forts u. eine Citadelle, auf der sich aber 1874 nur 2 Kanonen befanden. Die Industrie ist sehr bedeutend, nam. die Metallverarbeitung, Holzschnitzerei, Weberei ꝛc. Eine Eisenbahn zwischen O. u. Kobe wurde 1874 eröffnet, andere nach Kioto u. Jedo sind in Angriff genommen. Der Vorhafen O.'s, Hiogo, wurde mit O. dem europ. Handel erschlossen, u. seitdem hat dieser Platz nach Yokohama die größte kommerzielle Bedeutung erlangt; 1874 betrug die Einfuhr 6,080,000, die Ausfuhr 4,957,000 Doll. Die Wichtigkeit O.'s für den Handel Japans hat natürlich auch die Zahl der Fremden, nam. der Engländer, Nordamerikaner u. Deutschen, hier vermehrt; 1873 bestand die Fremdenkolonie in O. u. Hiogo aus 518 Seelen. Die Stadt ist auch Sitz eines deutschen Konsuls.

Osborne, s. „Wight“.

Oschatz, Stadt in der königl. sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig mit 7243 E. (1875); liegt an der Döllnitz, über welche die Leipzig-Dresdener-Eisenbahn auf einem 500 m. langen Viadukte geführt worden ist, hat durch den Neubau nach dem großen Brande von 1842 ein sehr freundliches Ansehen erhalten, besitzt ein schönes Rathhaus u. in der Aegidikirche ein prächtiges, nach Heideloff's Plänen 1846 neu aufgeführtes goth. Bauwerk. O. ist Sitz einer Amtshauptmannschaft u. treibt Kammgarnspinnerei, Fabrikation von Tuch u. wollenen Webwaaren, Gerberei, Färberei u. andere Gewerbszweige. 1 M. im W. der Stadt liegt der 314 m. hohe aussichtsreiche Kolmberg, auf dem ein Thurm errichtet ist.

Oscillation, s. v. w. Schwingung.

Oesel od. Oesell, Kurre-Saari, Saari-Ma, eine 47,54 □M. große, zum russ. Gouvernement Livland gehörige Insel; ist dem Riga'schen Meerbusen vorgelagert u. durch den Sölasund von der Insel Dagö getrennt, während der schmale Kleine Sund sie von dem Eilande Mohn scheidet. Nach SW. endet Oe. in die Halbinsel Sworbe. Der Strand ist flach u. nur stellenweise mit Wald bestanden, das Innere theilweise hügelig, gut bewässert u. fruchtbar. Die Bevölkerung, etwa 35,000 Seelen, gehört mit Ausnahme der deutschen Edelleute u. städtischen Bürger dem Stamme der Esthen an u. beschäftigt sich mit Ackerbau, Fischerei, Seehundsfang u. Schiffahrt. Die einzige Stadt der Insel ist Arensborg mit 4000 E., an einer Bucht der Südküste gelegen; in der Nähe erhebt sich die herrliche Ruine des alten bischöflichen Schlosses. Die Herrschaft über O. ging im Mittelalter von Dänemark auf den Deutschen Ritterorden u. die Bischöfe von Esthland über, die 1559 die Insel wieder an Dänemark verkauften; 1645 kam sie an Schweden u. 1721 an Rußland.

Osenbrüggen, Eduard, Rechtsgelehrter u. Kulturhistoriker, geb. zu Uetersen (Holstein) 24. Dez. 1809; studirte seit 1830 in Kiel u. Leipzig, habilitirte sich 1835 in Kiel als Privatdozent, erhielt 1843 eine Professur des Kriminalrechts, der Rechtsgeschichte u. juristischen Literatur in Dorpat, ging aber 1851 als Professor der staatswissenschaftlichen Fakultät nach Zürich, wo er noch jetzt kriminalistische u. rechtsgeschichtliche Vorlesungen hält. Außer zahlreichen juristischen Schriften, unter denen hervorzuheben sind: „De jure belli et pacis Romanorum“ (Kiel 1836); „Das alte Parricidium“ (Lpz. 1841); „Theorie u. Praxis des livländ., esthländ. u. kurländ. Kriminalrechts“ (Dorp. 1846); „Kasuistik des Kriminalrechts“ (Schaffh. 1854); „Deutsche Rechtsalterthümer aus der Schweiz“ (Zür. 1859); „Das alemannische Strafrecht im deutschen Mittelalter“ (Schaffh. 1860); „Rechtsalterthümer aus österr. Pantaidingen“ (Wien 1863); „Studien zur deutschen u. schweiz. Rechtsgeschichte“ (Schaffh. 1868). Ferner schrieb er: „Nord. Bilder“ (Lpz. 1853); „Kulturhistorische Bilder aus der Schweiz“ (2 Bde., ebd. 1863—65); „Wanderstudien aus der Schweiz“ (4 Bde., ebd. 1869—74); „Die Urschweiz“ (Bas. 1870 f.); „Die Schweizer daheim u. in der Fremde“ (Berl. 1874) u. A. Auch bearbeitete er für die Kriegel'sche Ausgabe des „Corpus juris“ die Novellen (Lpz. 1840).

Oeser, Adam Friedrich, ein vielseitiger Künstler, der, geb. zu Preßburg 1717, gest. zu Dresden 18. März 1799, in der Kunstgeschichte weniger durch hervorragendes Talent als durch sein Verhältniß zu Winckelmann, der ihn zum Studium der Antike veranlaßte,

u. zu Goethe bekannt geworden ist. Er besuchte Anfangs die Akademie in Wien, konnte aber seine Studien erst fortsetzen, als er in Ungarn vielfache Beschäftigung gefunden hatte. Dann begann er auch das Modelliren, u. als er 1739 nach Dresden gekommen war, die Miniatur- u. Emailmalerei. In Leipzig wurde er 1763 Direktor der Akademie u. in Dresden Hofmaler. Als Künstler zeigt er eine vielseitige Bildung u. einen guten, dem damaligen Manierismus durchaus abholden Geschmack, aber seine von einem schönen Talente eingegebenen Erfindungen waren, wie Goethe von ihm sagt, zu leicht u. nebelhaft ausgeführt. Eins seiner Hauptwerke sind die Fresken in der St. Nikolaikirche zu Leipzig. In der Kunst des Modellirens schuf er z. B. die Statue des Königs Friedrich August I. auf dem Königsplatze zu Leipzig u. das Denkmal der Königin Mathilde in Celle.

Osiander, Andreas, eigentlich **Hosemann,** hervorragender luther. Theolog, geb. 19. Dez. 1498 zu Gunzenhausen im Ansbach'schen; studirte in Ingolstadt Theologie, trat als Lehrer in Nürnberg auf die Seite der Reformation u. wirkte dann von 1522 an als evangel. Prediger an der Lorenzkirche in Nürnberg. Als einer der hervorragendsten Stimmführer des Lutherthums wurde er 1548 wegen seines Widerstandes gegen das sog. Augsburger Interim vertrieben, aber bereits 1549 als Professor der Theologie u. Prediger nach Königsberg berufen, wo er 17. Okt. 1552 starb. Von den endlosen erbitterten Streitigkeiten, in die ihn sein hochmüthiger u. rechthaberischer Charakter verwickelte, ist bes. bekannt der sog. Osiandrische Streit über die Rechtfertigung, der 1549 ausbrach u. noch nach seinem Tode bis 1556 von seinen Anhängern, den sog. Osiandristen, fortgesetzt wurde. O. lehrte nämlich, der Mensch werde zufolge des Versöhnungstodes Christi nicht gerecht erklärt, sondern wirklich gerecht gemacht, so daß also die Rechtfertigung nicht ein juristischer, sondern ein physischer (medizinischer) Vorgang sei. Die Erbitterung seiner Königsberger Kollegen, bes. Mörlin u. Stancarus, regte die ganze Kirche wider ihn auf, bis seine Lehre, die sogar politische Spaltungen in Preußen hervorgerufen hatte, allerseits verdammt wurde.

Osiris war ursprünglich ein Lokalgott zu This in Aegypten, sein Kultus wurde aber später nebst dem seiner Schwester u. Gemahlin Isis, mit welcher er den Horos erzeugte, der allgemeinste im ganzen Lande. Nach griech. Quellen verbreitete O. als Herrscher von Aegypten im ganzen Lande umherziehend Ackerbau (nam. durch Erfindung des Pflugs), Gesittung (durch Einführung von Gesetzen) u. Verehrung der Götter. Auch im Auslande verbreitete er auf langen Zügen durch Aethiopien, Arabien, Indien, Kleinasien, Thrakien, Makedonien u. Attika höhere Kultur. Sein Bruder Set od. Typhon, den er zum Statthalter eingesetzt hatte, brachte ihn durch List in eine Kiste, vernagelte sie, goß geschmolzenes Blei hinein u. warf sie dann in den Nil. Die Kiste schwamm den Nil hinunter ins Meer u. wurde in Byblos ans Land getrieben. Dort fand sie Isis u. brachte sie nach Aegypten zurück. Aber Typhon fand den Leichnam, den die Schwester verborgen hatte, u. zerstückelte ihn in 14 Theile, die er überallhin zerstreute. Isis begrub aber alle die einzelnen Stücke, wo sie dieselben gefunden, nur das männliche Glied hatten die Fische verzehrt. O. wurde nun zum Gott der Unterwelt, aus der er öfter dem Horos erschien, um denselben im Kampfe gegen Typhon zu üben, der auch endlich besiegt wird. Die wahrscheinlichsten Deutungen dieses Mythos sind folgende: Isis ist das Nilland, O. der befruchtende Nilgott; nach allgemeinerer Auffassung ist Isis die Erde als allerzeugende Mutter, O. dagegen die auf die Erde wirkende Zeugungskraft der Sonne. Der zwischen Tod u. Leben wechselnde Kreislauf in der Natur ist der Lebenslauf des Gottes. Wenn das Leben auf der Oberwelt durch Typhon ertödtet ist, so herrscht O. mit Isis in der Unterwelt u. in ihrem Sohne Horos bricht das neue Leben wieder hervor. Attribute des O. sind ein Krummstab u. eine Geißel; auf dem Kopfe trägt er eine Mütze mit Straußenfedern (bildliche Darstellung s. Bd. I Tafel V).

Oskar I., Johann Franz, König von Schweden u. Norwegen, geb. zu Paris 4. Juli 1799 als einziger Sproß der Ehe des Marschalls Bernadotte (s. d.) mit Désirée Clary, der Tochter eines Marseiller Kaufmanns, deren ältere Schwester sich mit Joseph Bonaparte vermählte; trat, als 1810 sein Vater zum Kronprinzen von Schweden erkoren worden, mit demselben zur protest. Konfession über u. wurde zum Erbprinzen von Schweden u. Herzog von Södermanland ernannt. In Stockholm gebildet, erhielt er 1818 den Titel eines Kanzlers der Universität Upsala, die er 1819 selbst bezog. Mit seiner wissenschaftlichen Ausbildung hielt seine militärische Schritt, u. schon als sein Vater 1818 den Thron bestieg, ward er Großadmiral der schwed. u. norweg. Flotte. Seit 1824 Vizekönig von Norwegen, seit 1826 Großmeister der Artillerie u. seit 1828 infolge andauernder Kränklichkeit des Vaters Regent beider Königreiche, erbte er 4. März 1844 den Thron u. ein persönliches Vermögen von 80 Mill. Francs, das der verstorbene König Karl XIV. Johann bei einer Civilliste von nur 3 Mill. jährlich erspart hatte. O. I. regierte gerecht u. weise, zeigte sich freisinnig, ging aber bei allen Reformen sehr vorsichtig zu Werke u. war auch in seiner auswärtigen Politik sehr zurückhaltend. Seine charakteristischen Vorzüge ließen ihn eher für einen Nordländer als für einen Franzosen gelten. Seine musterhafte Thätigkeit erstreckte sich auf alle Verwaltungszweige u. außerdem auf Manches, was dem Königsamte fern liegt. Er trat auch als Schriftsteller (über Volkserziehung, Strafe u. Strafanstalten 2c.) u. als Komponist auf. In letzterer Beziehung sind seine Lieder u. Märsche u. die Oper „Rino" zu nennen. Nachdem er schon 1857 wegen schwerer Erkrankung die Regierung dem Kronprinzen hatte überlassen müssen, starb er zu Stockholm 8. Juli 1859. Aus seiner 19. Juli 1823 geschlossenen Ehe mit der Prinzessin Josephine Maximiliane Eugenie (geb. 14. März 1807, gest. zu Stockholm 7. Juni 1876), einer Tochter des Herzogs Eugen v. Leuchtenberg (s. d.), hinterließ er vier Söhne u. eine Tochter, von denen ihm der älteste als Karl XV. Ludwig Eugen (s. d.) folgte.



Nr. 4377. Oskar II., König von Schweden u. Norwegen (geb. 21. Jan. 1829).

Oskar II., Friedrich, König von Schweden u. Norwegen, 2. Sohn des Vorigen, geb. zu Stockholm 21. Jan. 1829; trat schon als 11jähriger Knabe in den Seedienst, unternahm als Jüngling auf einem schwed. Kriegsschiffe weite Reisen u. studirte seit 1850 in Upsala. Früchte seiner großen Begabung u. seines seltenen Fleißes sind verschiedene militärwissenschaftliche u. historische Arbeiten, so insbes. der von ihm zur 150jährigen Feier des Todes Karl's XII. in der Militärischen Gesellschaft zu Stockholm gehaltene Vortrag über „Karl XII. als König, Krieger u. Mensch" (deutsch von Jonas, Berl., 2. Aufl. 1875). Auch hat er nicht blos Originaldichtungen, wie „Erinnerungen der schwed. Flotte" u. „Neues u. Altes", veröffentlicht, sondern auch deutsche Meisterwerke (Goethe's „Tasso" u. Herder's „Cid") vortrefflich ins Schwedische übersetzt. Als sein Bruder, König Karl XV., am 18. Sept. 1872 ohne männliche Nachkommen gestorben war, übernahm O., da auch sein zweiter Bruder, Prinz Gustav, bereits aus dem Leben geschieden, die Regierung u. ließ sich 12. Mai 1873 in Stockholm u. 18. Juli dess. J. in Drontheim krönen. Seit seinem Regierungsantritt ist er seinem Versprechen, „für das Wohl der beiden Brudervölker unablässig Sorge zu tragen", durch die segensreichste Thätigkeit nachgekommen. König O. II. ist

seit 6. Juni 1857 mit der Prinzessin Sophie Wilhelmine Marianne Henriette von Nassau (geb. 9. Juli 1836) vermählt u. hat 4 Söhne; es sind: Kronprinz O. Gustav Adolf, Herzog v. Wermland, geb. zu Schloß Drottningholm 16. Juni 1858; Prinz O. Karl August, Herzog v. Gotland, geb. daselbst 15. Nov. 1859; Prinz O. Karl Wilhelm, Herzog v. Westgotland, geb. zu Stockholm 27. Febr. 1851, u. Prinz Eugen Napoleon Nikolaus, Herzog v. Nerike, geb. 1. Aug. 1865.

Osker (lat. Osci od. Opsci) od. Opiker (griech.), ein in Campanien angesessenes italisches Volk; der Name O. blieb auch bestehen, als seit 423 v. Chr. die Samniter von Norden her in Campanien eindrangen, u. wurde die Gesammtbezeichnung für sämmtliche samnitische Stämme, die Samniter, Frentaner, nördl. Apuler, Hirpiner, Campaner, Lucaner, Bruttier u. Mamertiner. Reste der oskischen Sprache besitzen wir in den Legenden von Münzen u. in Inschriften; sie war mit den übrigen Ursprachen Italiens, also auch dem Lateinischen, verwandt u. starb erst im 1. Jahrh. n. Chr. gänzlich aus. Eine den O.n eigenthümliche poetische Schöpfung waren die Atellanen (s. d.); die Derbheit derselben mochte es verschulden, daß den späteren Römern „oskisch" gleichbedeutend mit plump, unzüchtig galt; auch nannte man so den röm. Bauerndialekt. — Vgl. Friedländer, „Die oscischen Münzen" (Lpz. 1850); Lepsius, „Inscriptiones linguae umbricae et oscae" (ebd. 1841); Huschke, „Die oscischen u. sabellischen Sprachdenkmäler" (Elberf. 1856); Mommsen, „Oskische Studien" (Berl. 1845, Nachtrag 1846) u. „Die unterital. Dialekte" (Lpz. 1850).

Osman (Othman) ist ein häufig vorkommender arabischer Name, den vor Allen zwei geschichtlich bedeutende Männer tragen: 1. O., Khalif 644—56; war einer von den ältesten u. treuesten Anhängern Mohammed's, der Anfangs vor den Verfolgern nach Abessinien fliehen mußte, 623 in Medina Schwiegersohn des Propheten u. nach Omar's Tode Khalif wurde. Während seine Statthalter in Nordafrika, Kleinasien u. Persien siegreich vordrangen, gerieth O. selbst durch Neider u. Gegner in Bedrängniß. Man warf ihm die Begünstigung habgieriger Verwandten vor, unter denen nur Moawia von Syrien tüchtig war, u. die Schriftgelehrten tadelten, daß er nach der Redaktion des Koran, die er vornahm, durch Vernichtung aller älteren Exemplare eine kritische Vergleichung unmöglich gemacht hatte. Als die Gegner seine Altersschwäche merkten, mißhandelten sie ihn in der Moschee u. erschlugen ihn 17. Juni 656 in seiner Wohnung zu Medina. — 2. O., nach dem sich die Osmanischen Türken nennen; trat als ältester Sohn Ertoghrul's, der mit seiner aus Khorasan ausgewanderten Horde den Seldschuken gegen die Mongolen diente, 1288 an die Spitze des Stammes u. dehnte, ein tapferer, gläubiger Fürst von einfachen Sitten u. edlem Sinn, aber grausam gegen „die Ungläubigen", seine Herrschaft auf Kosten der Byzantiner bis zum Hellespont u. Bosporus, ja bis auf die Seestädte des Peloponnes aus. Er starb 1326.

Osmanisches Reich, s. „Türkisches Reich".

Osmium, ein sehr seltenes metallisches Element, welches mit Iridium verbunden einen häufigen Begleiter des Platinerzes ausmacht u. zuerst von Tennant im J. 1804 erkannt, von Berzelius aber seinem chemischen Verhalten nach hauptsächlich untersucht wurde; in neuerer Zeit haben nam. Deville u. Debray die Eigenschaften dieses Metalles genauer beschrieben. Es ist weißglänzend, für sich unschmelzbar, läßt sich aber mit anderen Metallen zusammenschmelzen u. ist 21mal schwerer als Wasser; sein Aequivalent ist 99,5, sein Atomgewicht 199, sein chemisches Zeichen Os. Beim Glühen an der Luft verbrennt das O. leicht unter Verbreitung eines höchst stechenden, chlorähnlichen Geruches zu Osmiumsäure, welche sich zu farblosen Krystallnadeln verdichten läßt. Die Dämpfe dieser Säure sind im höchsten Grade giftig; ihre wässrige Lösung färbt u. A. die Haut schwarz.

Osmunda, Traubenfarrn; eine Gattung der Farrnkräuter, welche ihre Fruchtkapseln in Form von Trauben zusammendrängt, indem sie die Substanz des Wedels zusammenzieht u. sie zu Früchten u. Sporen umformt, wie das auch bei einer ganzen Reihe von Gattungen der Farrne (z. B. bei Ancimia, Botrychium ꝛc.) geschieht. Ursprünglich verstand man unter O. die Mondraute (O. Lunaria, jetzt Botrychium *L.*), ein kleines im Grase verstecktes Farrnkraut mit halbmondförmigen Blättern, die sich fiederartig zu einem Wedel anordnen u. aus ihrer Mitte ein Fruchtährchen auf längerem Stiele emporsenden. Diese in Gebirgsgegenden nicht allzu seltene Pflanze war auch als St. Walpurgiskraut bekannt, wodurch sie sich sofort als alte Zauberpflanze darstellt, mit deren zarten Samen der Aberglaube sich unsichtbar machen zu können glaubte. Heutzutage kommt der Name O. nur noch dem stattlichen Königsfarrn (O. regalis) zu.

Osnabrück, Hauptstadt der gleichnamigen Landdrostei u. eines Kreises in der preuß. Provinz Hannover mit 23,306 zu $^2/_3$ evangel. E. (1871); liegt an der Hase u. an den Bahnen Rheina-O.-Minden u. Oberhausen-Bremen-Hamburg, ist Sitz der Landdrostei, eines Amtes, eines Ober- u. Amtsgerichtes, eines katholischen Konsistoriums, eines Bischofs u. eines Domkapitels. Die Stadt, deren alte Befestigungswerke sich theilweise noch erhalten haben, hat enge Straßen u. nur einen einzigen Platz, die Domfreiheit, auf welchem sich das Denkmal Justus Möser's (s. d.) erhebt. O. besitzt 2 evangel. u. 2 kathol. Pfarrkirchen; unter jenen ist die 1306—1420 erbaute Marienkirche ein schöner goth. Bau, der durch ein prächtiges Portal geziert ist u. Möser's Grab umschließt, unter letzteren der roman. Dom mit den Grabmälern der Bischöfe u. des heil. Crispin bes. nennenswerth. Außer den Kirchen sind hervorragende Gebäude das ehemalige bischöfliche Schloß, das aus dem 15. Jahrh. stammende Rathhaus, dessen Saal (Friedenssaal) die Portraits der zum Westfälischen Friedensschluß versammelten Gesandten enthält, das Krankenhaus u. die Irrenanstalt. Außer dem evangel. u. dem kathol. Gymnasium besteht in O. noch eine Realschule erster Ordnung, eine Handelsschule, ein evangelisches u. ein katholisches Schullehrerseminar, eine Ackerbauschule u. eine Taubstummenanstalt. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist der Ackerbau; neben diesem hat aber auch die Gartenkultur u. die Industrie in den letzten Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen. Flachsspinnerei, Fabrikation von Tabak u. Cigarren, Nägeln, Papier, Chemikalien, musikalischen Instrumenten, Wagen, Orgeln u. Tapeten, Leinen- u. Baumwollweberei, Eisengießerei, Maschinenbau, Gerberei, Färberei, Bierbrauerei u. Branntweinbrennerei sind die wichtigsten Zweige der gewerblichen Thätigkeit; bedeutend ist der Handel der Stadt mit Pferden, Rindvieh, Schinken, Leinwand, Getreide, Schwarzbrot u. A. m. — O. ward wahrscheinlich schon 783 durch Karl d. Gr. zum Bischofssitze erhoben; bald gewann die Stadt durch die Domschule u. den Handel an Bedeutung u. erhielt von König Arnulf Stadtrechte; im späteren Mittelalter, wo O. eine der wichtigsten Städte der westfälischen Leinenindustrie war, fanden vielfache Streitigkeiten zwischen den Bürgern u. den Bischöfen statt. Die Reformation fand hier 1521 Eingang u. bis 1543 Durchführung. Infolge des hier mit abgeschlossenen Westfälischen Friedens erhielt O. abwechselnd einen kathol. u. einen evangel. Fürstbischof, letzteren aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg. Der letzte evangel. Bischof, Friedrich v. York, trat 1803 das Bisthum an Hannover ab; die Diöcese desselben kam unter die Verwaltung des Bischofs von Hildesheim, erhielt aber 1857 einen eigenen Bischof wieder. — Die Landdrostei O. hat auf 113,73 □M. 268,665 E. (1871) u. zerfällt in die Kreise O. (12,4 □M. u. 60,499 E.), Melle, Bersen, Brück, Lingen u. Meppen.

Ossa, jetzt Kissovo-Gebirge, ein 1954 m. hohes Massengebirge welches sich steil von der Ostküste Thessaliens erhebt u. durch das vom Peneus (jetzt Salamoria) durchflossene berühmte Thal Tempe vom Olympos geschieden wird. Nach SO. bildet der niedrige Gebirgszug der Mavrovuni, an deren Westabhange der schöne Karlá-See liegt, die Verbindung mit dem Pelion (s. d.), jetzt unter dem Namen Plessidi-Gebirge bekannt, das die Halbinsel Magnesia erfüllt.

Ossegk, ein Dorf mit einer reichen Cistercienserabtei im ehemaligen Saazer Kreise; liegt am Fuße des böhm. Erzgebirges. Das Kloster, 1193 gestiftet, erwarb große Besitzungen, namentlich auch die Bergstadt Klostergrab, kam zwar im 18. Jahrh. bedeutend herab, hat sich aber seitdem wieder erholt u. gilt für eins der reichsten böhm. Stifter. Demselben unterstehen auch die beiden sächs. Cisterciensernonnenklöster Marienstern u. Marienthal in der Oberlausitz.

Ossenbeeck, Jan van, Maler u. Radirer, der, geb. 1627 zu Rotterdam, sich in Rom ausbildete, in Wien Hofmaler wurde u. sich später in Regensburg niederließ, wo er 1678 starb. In seinen landschaftlichen Bildern, die meistens mit Grotten, Wasserfällen ꝛc. ausgestattet sind, ahmte er Peter von Laar (s. d.) mit Glück nach. Eins seiner bekanntesten ist im Belvedere zu Wien die Landschaft mit der Reise Jakob's nach Mesopotamien. Seine Radirungen werden als von sehr verschiedenem Werthe bezeichnet.

Osseten od. Ossen, ein kaukas. Volksstamm iranischer Abkunft, sitzen in den wilden Gebirgsthälern des oberen Terek u. seiner Nebenflüsse u. an den nördl. Abhängen des mittleren Kaukasus u. zerfallen in die vier Familien: Digor, Kurtati, Alaghir u. Tagáur, welche zusammen etwa 30,000 Seelen zählen. Von schönem Körperbau u. bes. stolzen Gesichtsformen wetteifern sie im Ritt u. Kampf mit den Tscherkessen, denen sie auch in ihrer Tracht gleichen; die Jagd lieben sie leidenschaftlich u. überlassen den Weibern, die an körperlichen Vorzügen hinter den Männern weit zurückstehen, die häuslichen Geschäfte. Sie selbst nennen sich Ironier

u. ihr Land Ironistan; den Namen O. haben sie von den Georgiern nach einer von ihnen bereiteten eigenthümlichen Käseart erhalten. Seit 1865 ist ein Theil von ihnen nach der Türkei übergesiedelt. Zur Hälfte sind sie Christen, zur Hälfte Mohammedaner.

Ossian od. richtiger Oisin, ein Sohn des berühmten Barden u. Feldherrn Fin (bekannter unter dem Namen Fingal), welcher in einer Schlacht gegen die Römer fiel. O. u. sein Bruder Feargus (Fergus) werden von Einigen in das 3. Jahrh. n. Chr. Geburt versetzt, während Andere das J. 500 angeben; letzteres dürfte vielleicht annähernd richtiger sein, da die berühmten Barden Aneurin, Verfasser des Gedichts „Gododin", u. Euhelyn, der Sohn Caw's, um diese Zeit lebten u. als Altersgenossen Fin's (Fingal's) genannt werden. O.'s Existenz scheint außer Frage zu sein, während die Echtheit der Gedichte, die im vorigen Jahrhundert von Macpherson (s. d.) als von ihm herrührend in die europ. Literatur eingeführt wurden, von vielen Seiten u. zwar von urtheilsfähigen Richtern angezweifelt wurde (vgl. bes. Talvj, „Die Unechtheit der Lieder O.'s u. des Macpherson'schen O. insbesondere", Lpz. 1840). Gesammelt erschienen diese (ob von O. gedichtete od. gesammelte od. im Volksmunde fortlebende u. in Ermangelung eines andern berühmten Vertreters alter hochländischer Sagen dem in der Volkserinnerung selbst als Held einer Sage bekannten O. zugeschriebenen) merkwürdigen Ueberbleibsel einer untergegangenen od. im Erlöschen begriffenen Volkspoesie im J. 1764 (2 Bde.) u. 1773 (2 Bde.). Diese Gedichte, welche den europ. Kennern u. Freunden der Dichtkunst einen neuen Horizont eröffneten, wurden in fast alle Sprachen unseres Welttheils übersetzt u. am häufigsten ins Deutsche, am besten wol von Rhode (3 Bde., Berl. 1800) u. vom Grafen Fried. Ludw. v. Stolberg (Hamb. 1806).

Ossolinski, eine alte u. angesehene poln. Familie, welcher insbes. angehörten: Jerzy (Georg) **O.**, geb. zu Grätz 1595; machte, nachdem er fast ganz Europa bereist hatte, 1617 den Krieg gegen Rußland mit u. wurde seit 1621 mit mehreren wichtigen diplomatischen Sendungen betraut. Mehrere seiner durch dieselben veranlaßten Reden (herausgeg. von Forster, Danzig 1640) erregten so große u. allgemeine Bewunderung, daß sie aus dem Lat. in verschiedene neue Sprachen übersetzt wurden. Als Gesandter in Rom ward er 1633 vom Papste zum Fürsten v. Ossolin, als Gesandter in Wien 1634 in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben, doch verbot ihm 1638 der Reichstag, davon Gebrauch zu machen. Auch hob derselbe den von O. gestifteten Ritterorden der unbefleckten Empfängniß auf. Seit 1643 Krongroßkanzler u. seit 1645 auch Krongroßfeldherr, richtete er 1647 die erste Post in Polen ein, präsidirte 1648 dem Religionsgespräch in Thorn, setzte dann die Königswahl des Prinzen Johann Kasimir durch u. starb zu Warschau 3. Aug. 1650. — Jozef Maximilian **O.**, Graf **v. Tenczyn**, Urenkel des Vorigen, geb. 1748 zu Wola Mielecka bei Sandomir; widmete sich früh dem Studium der poln. Literatur u. Geschichte, nahm seinen Aufenthalt 1789 in Wien, wurde 1809 Präfekt der k. k. Hofbibliothek, 1817 Oberstlandmarschall in Galizien, 1825 Oberstlandhofmeister in Lodomerien u. starb erblindet zu Wien 17. März 1826. Seine bedeutenden Sammlungen slav. Alterthümer, insbes. Denkmäler altpoln. Schriftwesens, vermachte er den galiz. Ständen u. ließ sie als **O.'sches Institut** in Lemberg aufstellen. Auch hat er durch Linde ein poln.-slav. Wörterbuch abfassen lassen u. in Zamosc eine Bildungsanstalt gegründet. Sein Hauptwerk bilden die „Wiadomosci hist.-krytyczne etc." („Historisch-kritische Nachrichten zur Literaturgeschichte Polens", 4 Bde., Krakau 1815—22). Ausgezeichnet in jeder Beziehung sind auch seine unter dem Titel „Wieczory badeńskie" („Badener Abende", Krakau 1852) erschienenen Erzählungen im Genre des „Decamerone" Boccaccio's.

Ossuña (spr. Ossunja), Pedro Tellez y Giron, Herzog v., Vizekönig von Sizilien u. dann von Neapel, geb. zu Valladolid 8. Jan. 1579; studirte in Salamanca, fiel dann wegen seiner sarkastischen Witze über König Philipp II. u. dessen Hof in Ungnade u. lebte, aus Madrid verwiesen, in Frankreich u. Portugal. Nach des Königs Tode kehrte er zwar nach Madrid zurück, worauf er die Tochter des Herzogs von Alcala heirathete u. den Titel eines Herzogs v. O. annahm; doch gelang es seinen Feinden, seine abermalige Verbannung zu bewirken. Er ging nun nach Flandern, wo er mit Auszeichnung am Kriege Theil nahm, u. hielt sich dann in Paris u. London auf, erhielt 1607 die Erlaubniß zur Rückkehr u. wurde Geh. Rath u. Kammerherr Philipp's III. Auf sein Betreiben erfolgte 1609 die Anerkennung der Unabhängigkeit Hollands, wie er es auch war, der 1610 von der Vertreibung der Mauren abrieth. 1611—15 Vizekönig von Sizilien, stellte er dort die Ordnung her u. machte sich allgemein beliebt. Letzteres gelang ihm dagegen nicht, als er 1616 Vizekönig von Neapel geworden war; vielmehr regte er hier durch sein Bestreben, den auf dem Volke lastenden Steuerdruck zu mindern, den Adel u. die Geistlichkeit gegen sich auf. Noch schwieriger machte er seine Stellung, als er sich der von Philipp III. beabsichtigten Einführung der Inquisition in Neapel widersetzte, u. er würde schon früher abgerufen worden sein, hätte man ihn nicht in Spanien zu sehr gefürchtet; so ward erst 1620 Kardinal Borgia zu seinem Nachfolger bestimmt. Den Ansprüchen Venedigs auf die ausschließliche Herrschaft über das Adriatische Meer war O. ebenso entschieden als erfolgreich entgegengetreten, während er sich vollständig von der Anklage zu reinigen wußte, daß er sich zum souveränen König von Neapel hätte aufwerfen wollen. Trotzdem ließ ihn 1621 Philipp IV. im Schlosse Alameda gefangen setzen, u. hier starb er 25. Sept. 1624.

Ostade, Adrian van, der bedeutendste holländische Maler des 17. Jahrh. im Fache des niederen Genres. Geb. 1610 zu Haarlem (nicht, wie man lange geglaubt hat, in Lübeck), gest. daselbst 27. April 1685, scheint er schon früh zur Malerei gekommen u. Schüler von Franz Hals geworden zu sein, von dem er, angeblich mit Adrian Brouwer, im Zeichnen wie im Malen u. in der scharfen Beobachtung des holländ. Kneip- u. Wirthshauslebens unterrichtet wurde, so daß Keiner diese Lebenssphäre so gemüthlich darzustellen verstand wie er. Denn bei ihm herrscht nicht wie bei Brouwer u. Teniers das tolle u. rüde Bauernleben, noch die kecke, brutale Lebenskraft, sondern ein Gefühl für das Idyllisch-Heimliche u. Träumerisch-Helldunkle, für die Seelenruhe der in ihrer Beschränkung u. Beschränktheit zufriedenen niederen Sphäre der menschlichen Gesellschaft. Dabei ist er bes. im Kolorit ein ausgezeichneter Meister; seine Farben sind satt, saftig u. schmelzend u. zeigen das feinste Gefühl für die Abstufungen. Anfangs hat er einen leichten Goldton, der später, als zugleich der Einfluß Rembrandt's sich bei ihm geltend machte, allmählich ins Röthliche fällt u. sich daher gern mit der violetten Farbe der Kleider verbindet; erst in seinen spätesten Arbeiten wird dieser röthliche Ton etwas kalt. Mit seinen Bildern, deren Zahl sich auf 364 belaufen soll, sind bes. die Museen in München u. Dresden, der Louvre in Paris, die Eremitage in Petersburg, die Museen im Haag u. in Amsterdam u. die Privatgalerien in England reichlich versehen. Zu seinen größten Meisterstücken gehören z. B. der Künstler selbst an der Staffelei (1665) im Museum zu Dresden, u. der „Rechtsanwalt mit einem Dokument" (1671) in der Bridgewatergalerie in London. Zu den seltenen Gegenständen gehört z. B. eine „Anbetung der Hirten" im Privatbesitz in London. Auch als Radirer that sich O. hervor u. lieferte eine Reihe von geistvollen Blättern. — Geringern Ruhm erwarb sich als Maler sein jüngerer Bruder u. Schüler Isaak **v. O.**, der 1621 ebenfalls zu Haarlem geboren, wahrscheinlich schon 1657 gestorben, das Helldunkel weniger zu behandeln verstand u. einen weniger röthlichen Fleischton hat. Er bewegt sich meist in demselben Kreise von Gegenständen wie sein Bruder. Doch malte er auch Winterbilder mit Staffage. Seine meisten Bilder befinden sich in England; zu den besten gehören z. B. ein „Kanal mit Schlittschuhläufern" im Louvre u. ein ähnliches in der Eremitage in Petersburg.

Ostende, Stadt in der belg. Provinz Westflandern mit 16,736 E. (1871); ist der zweite Hafenplatz des Landes u. besitzt ein Handelsgericht u. eine Seeschule. Wichtiger als die hier betriebene Segeltuch- u. Tabaksfabrikation ist für die Stadt Handel, Schiffsverkehr u. Seebad. Durch Kanäle mit Dünkirchen, Nieuport, Gent u. Brügge verbunden u. Endpunkt mehrerer wichtiger Eisenbahnlinien, bildet O. einen wichtigen Punkt für den Handels- u. Personenverkehr zwischen Deutschland u. Belgien einerseits u. England andererseits; belg. Postdampfer u. engl. Dampfer vermitteln den regelmäßigen Verkehr von O. nach Dover u. London. Der Schiffsverkehr des Hafens wies 1873: 689 eingelaufene Schiffe von 171,834 Tonnen auf, u. zwischen England u. dem Festlande verkehrten

in demselben Jahre über O. 39,801 Personen. Wichtige Ausfuhrartikel sind die hier in eigenen Parks gezogenen Austern u. Hummern. Die Fischerei beschäftigte 1873: 142 Boote. Die Seebäder werden jährlich im Durchschnitt von 12,000 Personen besucht. Der einzige Spaziergang ist der ungefähr 1000 m. lange u. 1 m. hohe Damm, welcher aus mächtigen Quadern aufgeführt u. mit Klinkers gepflastert ist. Auf ihm steht der Kursaal, der Pavillon royal, der Leuchtthurm u. der Cercle du Phare; an ihm befinden sich auch die Badeplätze. Die jetzt größtentheils abgebrochenen Festungswerke wurden durch Wilhelm von Oranien errichtet, 1601—1604 von den Spaniern belagert u. auch eingenommen.

Osten-Sacken, von der, ein altes pommersches Adelsgeschlecht, welches sich nach Mecklenburg, Polen, den nachmals russ. Ostseeprovinzen, Dänemark u. Preußen verbreitete u. seit etwa 1500, um welche Zeit ein Heinrich v. d. Osten die Erbtochter eines Ritters v. Sacken heirathete, den Doppelnamen führt. Gegenwärtig blüht noch ein freiherrliches u. ein gräfliches Haus in Kurland u. Livland. Von historischem Interesse sind insbes.: Fürst Fabian Gottlieb **v. d. O.-S.**, geb. in Kurland 1754; trat in russ. Kriegsdienste, zeichnete sich in den Feldzügen gegen die Türken u. Polen, 1799 unter Suworoff in Italien, 1807 unter Bennigsen bei Pultusk u. Eylau, 1812 in Volhynien u. 1813 bei Leipzig aus, nach welch letztgenannter Schlacht er General der Infanterie wurde; war 1814 Gouverneur von Paris, führte 1815 unter Barclay de Tolly das 5. Armeecorps u. erhielt nach dem Kriege den Rang eines Feldmarschalls, als welcher er bis 1833 die Westarmee mit dem Hauptquartier in Kiew befehligte. 1831 in den Fürstenstand erhoben u. 1833 pensionirt, starb er zu Kiew 19. April 1837. — Graf Demetrius Heinrich, russ. Dmitri Jerofejewitsch **v. d. O.-S.**, geb. 1790; betrat 1804 im russ. Heer die militärische Laufbahn, that sich 1812—14, nam. in den Schlachten bei Borodino, Wjasma, Dresden, Bautzen, Kulm u. Leipzig, durch persönliche Tapferkeit hervor, wurde bereits 25. Dez. 1824 Generalmajor, zeichnete sich während der folgenden Feldzüge (des pers., türk. u. poln.) an der Spitze besonderer Truppenabtheilungen durch glänzende Thaten des Muthes u. durch Umsicht aus u. ward 1843 General der Kavallerie. Im Krimkriege zuerst mit der Vertheidigung der Nordküste des Schwarzen Meeres u. dann mit dem Oberbefehl über die Garnison von Sebastopol betraut, erntete er durch die glänzende Abwehr der engl.-franz. Flotte von der Stadt Odessa u. die heldenmüthige Vertheidigung der Festung Sebastopol neuen Ruhm. Am 10. April 1855 in den Grafenstand erhoben, wurde er 1856 unter Entbindung von militär. Diensten zum Mitglied des Reichsraths ernannt.

ostensibel (vom lat. ostendere, zeigen), vorzeigbar, für das Publikum bestimmt, absichtlich. — Ostensiv, anschaulich, zeigend, in die Augen springend, auch prunkend, prahlerisch. — Ostentation, geflissentliches Sehenlassen, Großthuerei, Prahlerei, Prunksucht.

Osteologie (griech.), Knochenlehre; Osteomalacie, Osteomyelitis, s. d. Art. „Knochenkrankheiten".

Oestergothland, Oestergötland od. Linköpingslän, Län im südl. Schweden; 194,96 □M. mit 262,872 E. (1874), zwischen der Ostsee u. dem Wettersee gelegen, ist ein reichbewässertes, fruchtbares Land, das vom Göthakanal (s. d.) durchzogen u. nam. im S. von zahlreichen Seen bedeckt ist. Zwischen diesen ist die Landschaft gebirgig u. erhebt sich im Oneberge unweit des Wettersees zu einer Höhe von 250 m.; im N. wird die Provinz von dem felsigen Bergrücken Kolmård begrenzt. Die von vielen Fjörden zerrissene Küste bietet trotz der vorgelagerten Scheren eine Anzahl guter Hafenplätze; die Flüsse gewähren der Industrie eine treffliche Wasserkraft. Holz u. Eisen sind wichtige Ausfuhrartikel. Die Industrie, deren Hauptsitze Norrköping (s. d.), die größte Stadt der Provinz, u. Motala (7630 E.) sind, hat sich großartig entwickelt, nam. die Tuchfabrikation u. Eisengießerei; außerdem fabrizirt die Bevölkerung noch Zündhölzer, Leder, Papier, Rübenzucker, Baumwollwaaren, Seife ꝛc. Hauptstadt von O. ist Linköping (s. d.).

Osterland, d. h. das Ostland, war im Mittelalter die Bezeichnung vom Orient im Allgemeinen, spezieller bei einigen Dichtern von Oesterreich; als historischer Begriff heißt O. das östl. von der Saale bis zur Pleiße gelegene Land, dessen Besitz zwischen Thüringen u. Meißen wechselte u. als dessen Hauptstadt Altenburg galt.

Oesterley, Karl, Historien- u. Portraitmaler u. Kunstgelehrter, geb. zu Göttingen 22. Juni 1805. Zuerst von Fiorillo im Zeichnen unterrichtet, bezog er auf Wunsch seines Vaters die Universität u. trat dann erst nach erlangter Doktorwürde in Dresden in die Schule Matthäi's, wo er 1826 sein erstes bedeutendes Bild, „Götz von Berlichingen im Kerker", malte. 1827 ging er nach Italien. 1829 nach Göttingen zurückgekehrt, wurde er dort Professor u. gab mit K. O. Müller die „Denkmäler der alten Kunst" heraus; dann aber widmete er sich der Historienmalerei u. begab sich, um in der Farbe sich zu vervollkommnen, nach Düsseldorf, wo er z. B. die „Tochter Jephthah's" malte. Nachdem er darauf noch in der Schloßkirche zu Hannover das Frescobild der „Himmelfahrt Christi" ausgeführt u. Paris besucht hatte, wandte er sich wiederum nach Düsseldorf u. vollendete hier sein geschätztestes Bild, „Christus vor der Thüre des Ahasverus". Unter seinen Arbeiten erwähnen wir noch „Moses in der Schlacht gegen die Amalekiter von Hur u. Aaron unterstützt" (1835); „Christus, die Kinder segnend" (1841); „Lenore mit der Mutter" nach Bürger's Ballade (1847); „Kommet her zu mir, die ihr mühselig u. beladen seid" (1851); „Christus am Kreuz" (1852) ꝛc. Auch ist O. ein geschätzter Portraitmaler.

Osterloh, Ernst Robert, namhafter Rechtsgelehrter bez. Prozessualist, geb. zu Dresden 13. März 1813; studirte in Leipzig, begann daselbst 1841 als Advokat u. Notar zu praktiziren u. wurde 1850 ord. Prof. des gemeinen Prozesses an der dortigen Universität. Seinen Ruf als Civilprozessualist begründete er durch sein „Handbuch des ordentlichen bürgerlichen Prozesses nach königl. sächs. Rechte" (Lpz. 1843; 4. Aufl. 1860), welchem er folgen ließ: „Die summarischen bürgerlichen Prozesse nach königl. sächs. Rechte" (ebd. 1845 bis 1847; 3. Aufl. 1857); „Lehrbuch des gemeinen deutschen ordentl. Civilprozesses" (ebd. 1856); „Die Reform der Civilprozeßgebung in Sachsen u. in Deutschland" (ebd. 1865); „Kommentar zur königl. sächs. Civilprozeßnovelle vom 30. Dez. 1861" (ebd. 1870); „Gutachten über den Entwurf einer Prozeßordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten für den Norddeutschen Bund ꝛc." (ebd. 1870). O. ist zugleich außerordentlicher Beisitzer im Appellationsgericht, Direktor des Konviktoriums u. der Leipziger Lebens-Versicherungs-Gesellschaft.

Osterluzei, s. „Aristolochia".

Ostermann, Heinrich Joh. Friedrich, od. russ. Andrei Iwanowitsch, Graf, russ. Staatsmann, geb. als Predigerssohn zu Bockum in Westfalen 30. Mai 1686; trat, nachdem er in Jena studirt, 1704 in russ. Seedienste, wurde unter Peter d. Gr., dem ihn der Vizeadmiral Cruys empfohlen hatte, Staatsminister u. war eine Reihe Jahre die Seele des politischen Lebens Rußlands. Daß es der späteren Kaiserin Katharina I. gelang, den Zar aus seiner gefährlichen Lage am Pruth 1711 zu befreien, war wesentlich O. zu verdanken. Ein anderes wichtiges Ergebniß seiner Geschicklichkeit war der 31. Aug. 1721 abgeschlossene Friede von Nystadt, der dem Nordischen Kriege ein Ende machte. Von Peter d. Gr. zum Geh. Rath u. in den Freiherrenstand erhoben, ward O. unter Katharina I. Reichs-Vizekanzler u. Wirkl. Geh. Rath; auch ernannte ihn diese Kaiserin kurz vor ihrem Tode zum Oberhofmeister ihres Sohnes Peter II. u. zum Mitglied der Regentschaft während dessen Minderjährigkeit. 1730 erhielt er von demselben den Grafentitel u. 1740 von der Kaiserin Anna den Rang eines Großadmirals. Dagegen ließ ihn Elisabeth nach ihrer Thronbesteigung 1741 verhaften u. begnadigte ihn erst, nachdem er schon das Blutgerüst bestiegen, zur Verbannung nach Sibirien, wohin ihm auch seine Gemahlin folgte. Er starb zu Beresow 25. Mai 1747. O. war einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner u. Administratoren, die Rußland je gehabt, u. hielt sich mitten in der ärgsten Sittenverderbniß des Hoflebens rein in seinem Lebenswandel, unbestechlich u. treu. Seine kinderlosen Söhne adoptirten später die Söhne ihrer an den Artillerie-General Iwan Tolstoi verheiratheten Schwester Anna, u. so entstand die Familie **O.-Tolstoi**. Zu erwähnen ist: Graf Alexander Iwanowitsch **O.-T.**, geb. 1770 zu Petersburg, zeichnete sich seit 1787 in kriegerischer Beziehung mehrfach aus. Seine rühmlichste That war, daß er mit dem russ. Gardecorps das fünfmal stärkere Corps Vandamme's 29. u. 30. Aug. 1813 bei Kulm schlug. In dieser Schlacht verlor er den linken Arm. Als die Verbündeten gegen Leipzig vorrückten, blieb O.-T. vor Dresden stehen, u. nach seiner Vereinigung mit Klenau bewirkte er später die Uebergabe der Stadt.



Uniformirung der österreichischen Landmacht.
Dragoner. Ulan. Infanterie im Felde. Feld-Artillerie. Infanterie im Frieden. Technische Artillerie. Jägeroffizier.



Uniformirung der österreichischen Seemacht.
Mannschaft. See-Offizier in Galla — in großer Dienstuniform.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig



Volkstrachten aus Kärnten und Krain.



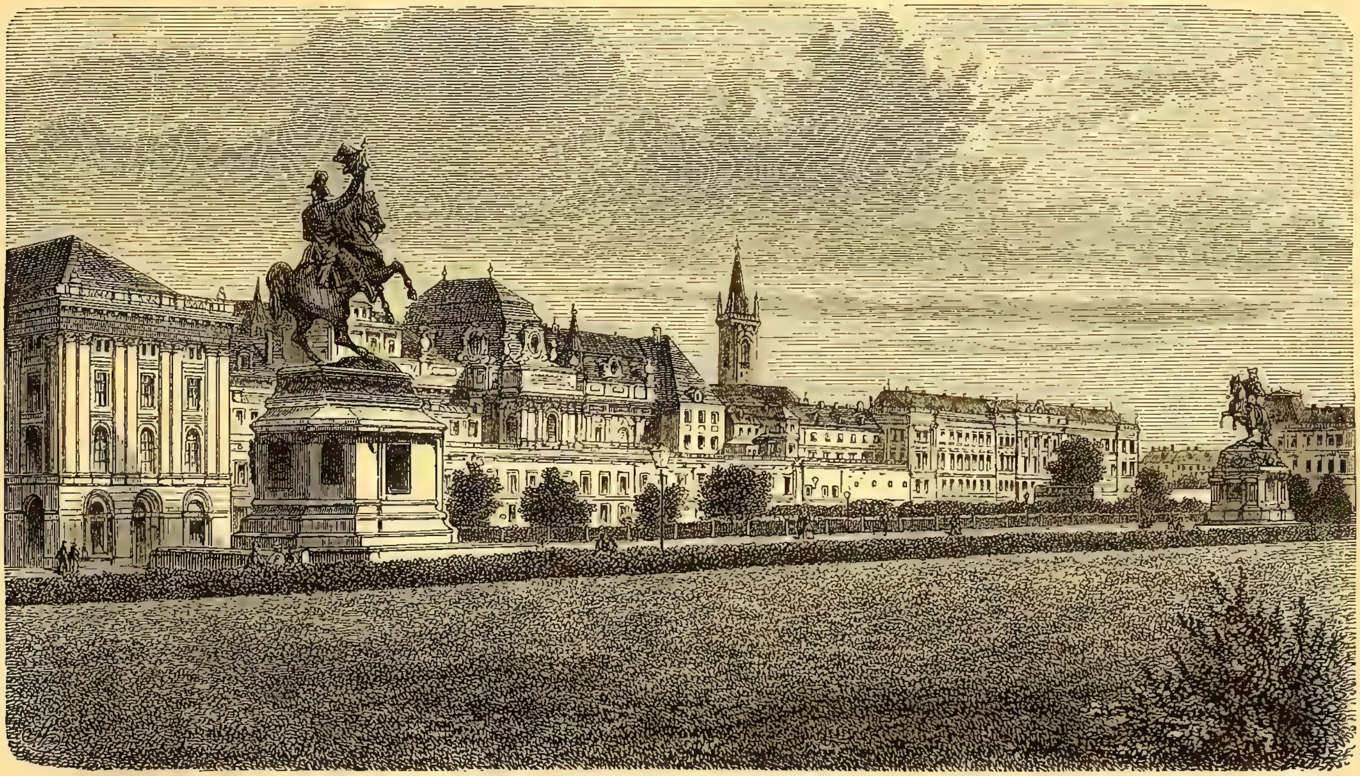
Volkstrachten aus Ungarn.



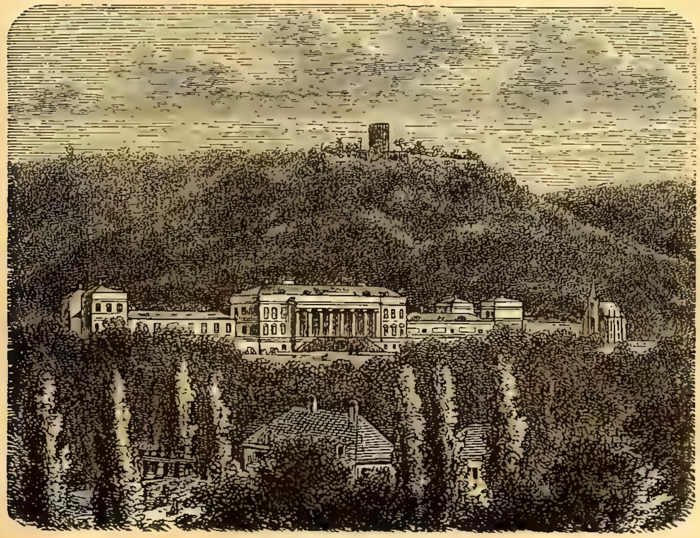
Schloß Miramare am Golfe von Triest.



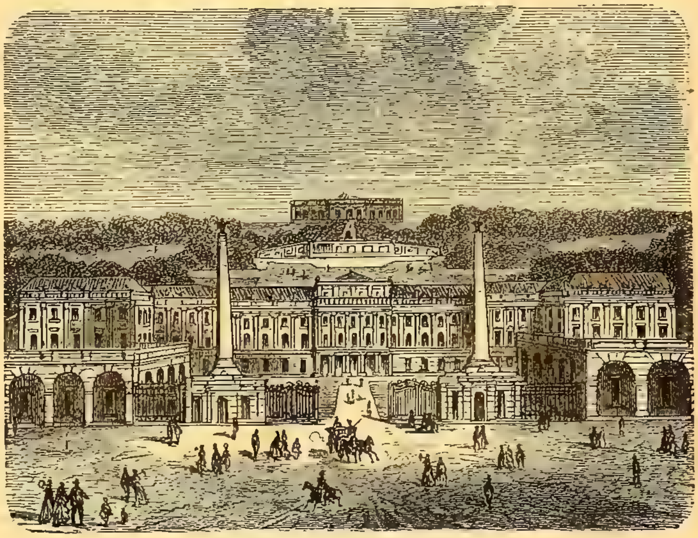
Schloß Laxenburg.



Die k. k. Hofburg mit dem Heldenplatz in Wien.

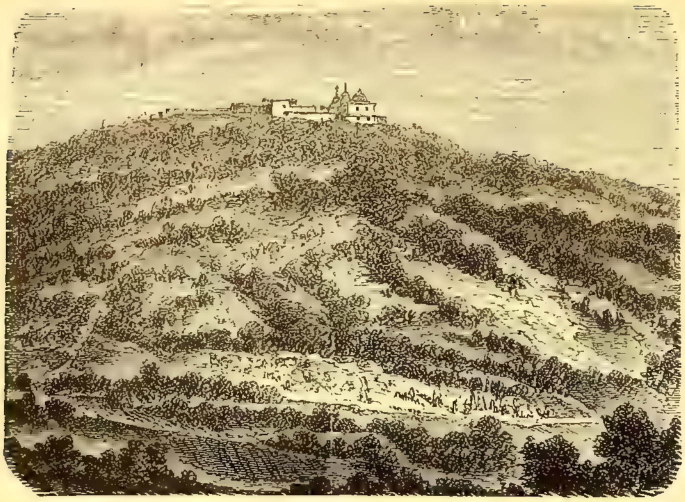


Schloß Weilburg bei Baden.

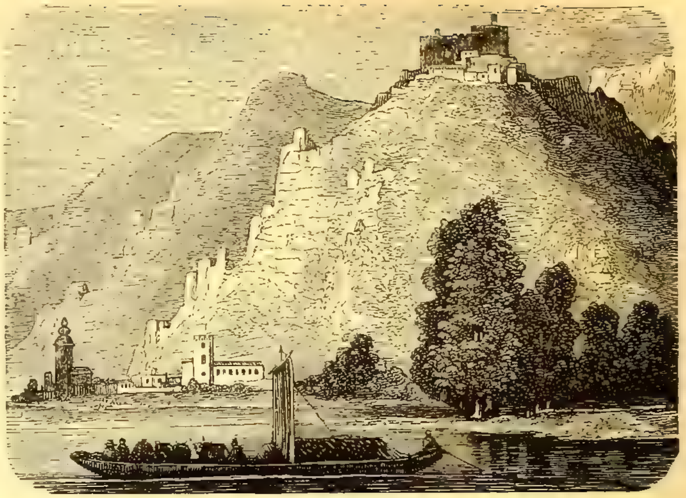


Schloß Schönbrunn mit der Gloriette.

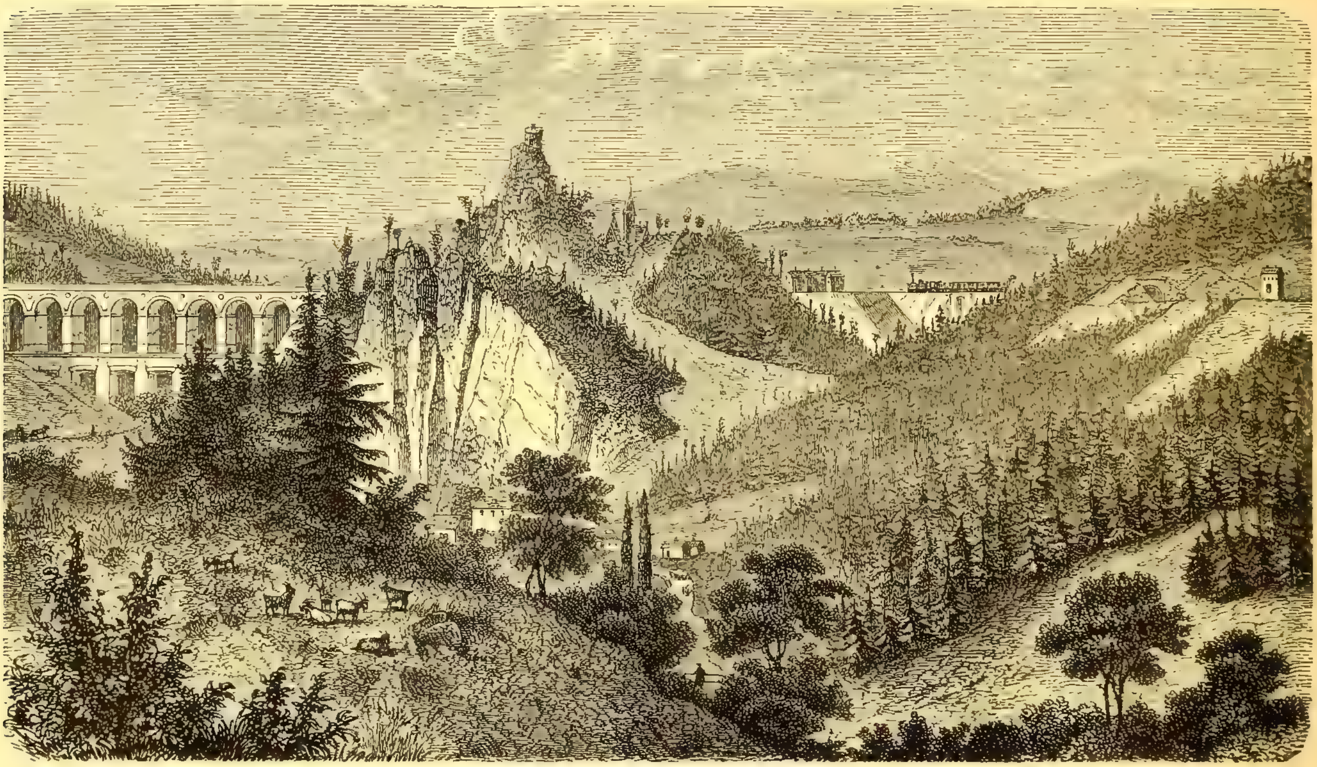
Verlag von Otto Spamer in Leipzig.



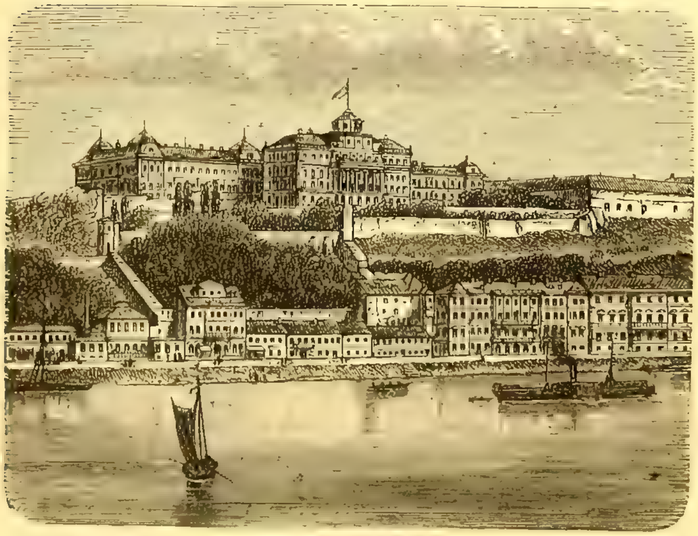
Der Leopoldsberg bei Wien.



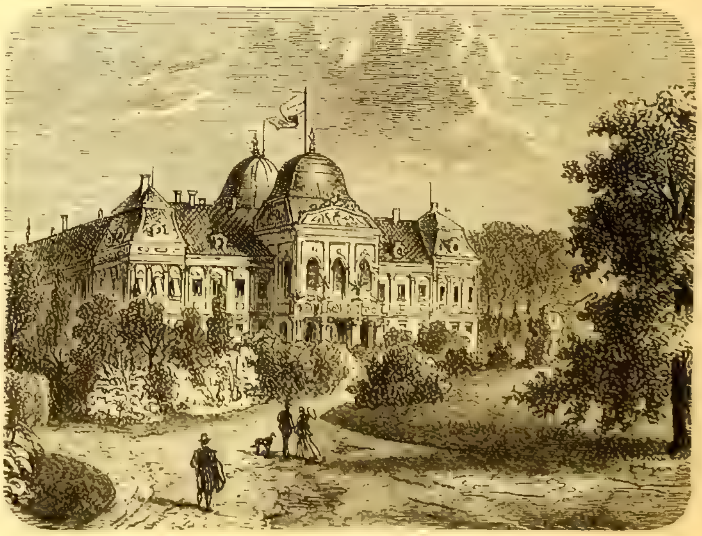
Dürrenstein an der Donau.



Viadukt der Semmering-Eisenbahn bei Schottwien.



Das königl. Schloß in Ofen.



Schloß Gödöllö.

1817 zum General der Infanterie ernannt, schied er bald darauf aus dem russ. Dienst, lebte dann in Frankreich u. Italien, bereiste 1831 mit Fallmerayer (s. d.) den Orient, ließ sich 1837 im Kanton Genf nieder u. starb auf seiner Villa in Petit-Saconnex 11. Febr. 1857. Bei Kulm ward ihm 1835 ein Denkmal errichtet.

Ostern, das Fest der Auferstehung Jesu u. als solches von der christlichen Kirche am frühesten gefeiert; hat seinen Namen wahrscheinlich von der altsächs. Frühlingsgöttin Ostara, deren Fest bei den heidnischen Sachsen in die Zeit des christlichen Festes fiel. Ueber die Geschichte des Osterfestes u. seine allmähliche Erweiterung zum Osterfestkreis s. „Feste". Nachzutragen sind hier noch einige mit dem Osterfeste zusammenhängende Gebräuche, die zum Theil bis in die heidnische Zeit zurückreichen; so die Osterfeuer am Abend des ersten Ostertags, die bunten Ostereier (ursprünglich Sinnbilder des erschienenen Frühlings), die Osterspiele (ursprünglich Waffenspiele zu Ehren des Frühlings), die dann in der Kirche zu den Ostermärlein, d. h. vom Pfarrer statt der Predigt erzählten Schwänken, ausarteten; — war doch selbst rohes Ostergelächter als Antwort darauf u. tolles Possenspiel mit dem Heiligen am Osterfeste als ein Theil der Osterfreude gestattet. Altchristlich ist dagegen der Osterkuß, begleitet von dem Ostergruß („Er ist auferstanden!", worauf der andere: „Er ist wahrhaftig auferstanden").

Osterode, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Königsberg (Provinz Preußen) mit 4478 E. (1871) am Einfluß der Drewenz in den Drewenz-See u. an der Thorn-Insterburger Bahn gelegen; ist Sitz eines Kreisamtes u. Kreisgerichtes u. treibt Ackerbau, Schiffahrt u. Holzhandel. Das alte Schloß stammt aus dem 13. Jahrh. Der Kreis O. umfaßt 27,9 □M. mit 63,346 zu $^2/_3$ poln. E. (1871) u. den Städten O., Liebemühl, Gilgenburg u. Hohenstein. — O. am Harz, Kreisstadt in der Landdrostei Hildesheim (preuß. Provinz Hannover) mit 5421 E. (1871); liegt am südwestl. Abhange des Harzes in dem schönen Thale der Söse u. an der Eisenbahn Herzberg-O. Die theilweise noch alterthümliche Stadt ist Sitz eines Kreisamtes, Amtes, Amtsgerichts u. einer Handelskammer u. hat 3 evangel. u. 1 kathol. Pfarrkirche, eine Realschule erster Ordnung u. ein altes Schloß der Fürsten von Grubenhagen, deren letzte Glieder hier u. in Herzberg residirten; außerdem befinden sich hier große Getreidemagazine für die Bergleute im Harz. O. mit Umgebung gehört zu den industriellsten Distrikten dieses Gebirgslandes; es giebt hier bedeutende Fabriken für leinene, baumwollene u. wollene Waaren, Maschinen, Drahtstifte, Bleiweiß, Holzwaaren u. Blech, einen Kupferhammer u. ein Kupferwalzwerk u. Gerbereien; die großen Gipsbrüche in der Nähe, nam. bei dem unmittelbar an O. anstoßenden Orte Freiheit, beschäftigen mehrere Gipsmühlen u. liefern Annalin für die Papierfabrikation. — Der Kreis O. zählt auf 12,26 □M. 64,226 E. (1871) u. enthält die Städte O., Herzberg, Lauterberg u. Duderstadt.

Oesterreich, Erzherzogthum; das Stammland der Oesterr. Monarchie, liegt im Herzen derselben, begrenzt im N. von Böhmen u. Mähren, im O. von Ungarn, im S. von Steiermark u. im W. von Salzburg u. Bayern; es besteht aus den 2 Kronländern Oe. unter u. Oe. ob der Enns.

1. Oe. unter der Enns od. Niederösterreich, 360,03 □M. groß, liegt zwischen Böhmen, Mähren, Ungarn, Steiermark u. Oe. ob der Enns u. wird durch das Donauthal in eine nördl. u. südl. Hälfte geschieden. In ersterer bilden die südl. Ausläufer des Böhm.-mähr. Grenzgebirges stark bewaldete Hochflächen, die sich nach O. zu den Mannhardsbergen erheben u. nach SO. zu der Niederung des Marchfeldes abfallen. Der S. gehört mit Ausnahme der Leithatiefebene zum Gebiete der nördl. Kalkalpen, die hier im Wiener Schneeberg zu 2070 m. u. im Oetscher zu 1885 m. emporsteigen, zur Donau das Sandsteingebirge des Wiener Waldes mit dem 542 m. hohen Kahlenberge vorschieben u. an dem Ufer dieses Stromes von einem weinreichen Hügellande umsäumt werden. Außer den Grenzflüssen Enns, Leitha u. March nimmt hier die Donau noch die Ips, Erlaf, Traisen, Wien u. Krems auf. Die Bevölkerung von 1,990,708 Seelen (1869) ist mit Ausnahme einiger slav. Dörfer im March- u. Leithathale u. der nichtdeutschen Elemente der Hauptstadt ganz deutsch u. zerfällt den Konfessionen nach in 1,903,595 röm., 2323 griech. Katholiken, 53,350 Israeliten u. 25,586 Evangelische augsburgischer u. 4368 helvet. Konfession. Der größte Theil der Oberfläche des Erzherzogthums besteht aus Berg- u. Hügelland, doch sind 41 % unter dem Pfluge, 32,5 % Wald, 13 % Wiesen; nur 4,23 % sind unproduktiver Boden. Den reichsten Ertrag liefert der Ackerbau im Tulner- u. Marchfeld, ohne daß jedoch der Ertrag von Körnerfrüchten für den Bedarf des Landes u. nam. der Hauptstadt ausreicht. Unter den Handelspflanzen sind Flachs, Hanf, Senf u. Safran bes. hervorzuheben. Von allen cisleithanischen Ländern der Monarchie liefert Niederösterreich die besten Weine; der Weinbau, welcher 8,3 □M. in Anspruch nimmt u. als bes. geschätzte Sorten Gumpoldskirchner, Vöslauer, Retzer u. Klosterneuburger produzirt, hat durch die Weinbauschule des Stiftes Klosterneuburg an rationeller Kultur sehr gewonnen. Die Viehzucht, in dem alpinen Theil des Kronlandes meist als Sennenwirthschaft betrieben, zeigt keine bes. nennenswerthen Resultate; von großer Ausdehnung ist die Zucht von Schafen, Rindern u. Geflügel, doch muß der große Bedarf der Residenz an Fleisch durch Viehimport von Galizien u. Ungarn, an Geflügel durch Zufuhr aus Böhmen u. Mähren gedeckt werden. Der Waldreichthum des Landes gestattet eine bedeutende Holzausfuhr; die Kohlenproduktion ist gering u. steht in keinem Verhältniß zu der reich entwickelten Industrie, deren Kohlenbedarf durch Schlesien, Mähren, Böhmen u. Steiermark befriedigt werden muß. Eisen, Alaun, Graphit, Kalk, Gips u. Mühlsteine sind die wichtigsten mineralischen Produkte Niederösterreichs, das außerdem noch in Pirawart auf dem Marchfelde, in Deutsch-Altenburg u. nam. in Baden bei Wien stark besuchte Mineralquellen besitzt. Die Jagd ist ansehnlich, vorzüglich auf Hirsche, Rehe u. Geflügel; in den Alpen kommen auch Gemsen, meist in geschützten Revieren, vor. Von Wichtigkeit ist der Fischfang in der Donau u. den Alpengewässern. In der Industrie nimmt das Erzherzogthum eine der ersten Stellen unter den österr. Kronländern ein; der Mittelpunkt derselben, die eine Jahresproduktion von durchschnittlich 450—500 Mill. fl. erreicht, bildet Wien u. seine Umgebung, nächstdem ist sie bes. stark entwickelt in dem östl. Gebiete zwischen Wien u. dem Semmering. In der Großindustrie sind die Baumwollspinnerei, welche fast $^1/_3$ der Feinspindeln der Gesammtmonarchie aufweist (Pottendorf, Krumau, Waltersdorf, Schwadorf, Felixdorf, Neunkirchen rc.), die Eisengießerei u. der Maschinenbau (Wiener-Neustadt, Neunkirchen, Gloggnitz), die Eisenwaarenfabrikation (im Ibbsthale) u. die Bierbrauerei (Schwechat, Liesing, Wien) die hervorragendsten Zweige. Außerdem stehen hier noch in Blüte die Fabrikation von leinenen, seidenen, schafwollenen u. gemischten Waaren (Wien), Papier, Holzwaaren, Chemikalien, Rübenzucker, Oel, Glas, Spiegel u. a. m. Bes. zeichnet sich auch durch die Fülle u. Mannichfaltigkeit des Kleingewerbebetriebs Wien aus. Die Hauptstadt, als Kreuzungspunkt der wichtigsten österr. Eisenbahnen, welche hier stromauf- u. abwärts u. von dem Gebiet der Donau nach dem der Elbe, Oder u. Weichsel u. nach dem Adriatischen Meer (Triest) führen, ist zugleich Mittelpunkt des überaus lebhaften Handelsverkehres, der durch die Anlage des neuen Donaukanales einen weiteren Aufschwung zu nehmen verspricht. Für die geistige Bildung der Bevölkerung sorgten, abgesehen von den militärischen Instituten, die Universität (Wintersemester 1875/76: 3809 Studirende u. 278 Dozenten) u. die technische Hochschule (1875/76: 1400 Studirende u. 79 Dozenten) zu Wien, 9 Staatsgymnasien, 8 Realgymnasien, 12 Realschulen, 11 Handelslehranstalten u. 1267 Volksschulen mit 201,391 Schülern (1871); außerdem besteht noch eine große Anzahl von Speziallehranstalten, öffentlicher Bibliotheken, gelehrter Vereine u. Sammlungen für Kunst, Alterthum u. Industrie, nam. in der Hauptstadt. In kirchlicher Beziehung steht die kathol. Bevölkerung Niederösterreichs unter dem Erzbischof von Wien u. dem Bischof von St. Pölten; der Regularklerus zählte 1870: 1321 männliche u. 1058 weibliche Mitglieder, an Mönchsklöstern bestanden 50, an Nonnenklöstern 35 in gleichem Jahre. Der Landtag wird aus 68 Mitgliedern zusammengesetzt, nämlich aus dem Fürsterzbischof von Wien, dem Bischof von St. Pölten, dem Rektor der Universität Wien, 15 Großgrundbesitzern, 25 Vertretern der Städte, Märkte u. Industrialorte, 4 Vertretern der Handels- u. Gewerbekammern u. 21 Vertretern der Landgemeinden. In den Reichsrath entsendet das Erzherzogthum nach dem Wahlgesetz vom 2. April 1873: 37 Abgeordnete, nämlich 8 für den Großgrundbesitz, 17 für die Städte, 2 für die Handelskammern u. 10 für die Landgemeinden. Die innere Verwaltung, für welche Niederösterreich in die Stadt Wien u. 20 Bezirksämter eingetheilt ist, leitet der Statthalter zu Wien; für die höhere Leitung des militärischen u. administrativen Dienstes im Heere besteht das Generalkommando zu Wien. Nach der Zählung vom 31. Dez. 1869 waren die volkreichsten Orte dieses Kronlandes Wien mit 833,855 E. (1875: 1,020,770 E.), Wiener-Neustadt 19,173 E., Krems 8155 E., St. Pölten 7779 E., Penzing 7683 E., Baden 7590 E., Inzersdorf 7504 E. u. Stockerau 5018 E. Von der ländlichen Bevölkerung Niederösterreichs haben die Holzknechte, die Waldbauern, u. zu Letzteren gehörig die Köhler u. Kohlenbauern, noch die meisten Eigenthümlichkeiten in der Tracht bewahrt. Die Holzknechte tragen eine graue Tuchjoppe mit grünem Kragen u. dergl. Aufschlägen, grünen Hut u. grüne Strümpfe. In der rechten Tasche der grauen Kniehose steckt in ledernem Futteral das Eßbesteck, bestehend in Messer, Gabel u. Löffel. Kurze Halbstiefeln u. zur täglichen Beschäftigung auf den schroffen Felsen an die Stiefeln befestigte Steigeisen dienen zur Fußbekleidung. Im rauhesten Wetter aber bekleiden sich Holzknecht u. Köhler noch außerdem mit einem dickwollenen Regenmantel, welcher aus nicht viel mehr als einem viereckig geschnittenen Stück Wollenstoff besteht, in dessen Mitte eine Oeffnung geschnitten ist, um diese über den Kopf zu ziehen u. so den

Mantel vorn u. am Rücken herabfallen zu lassen. Der Waldbauer ist dagegen viel schmucker in seiner Tracht, das rothe Brusttuch mit den grünen Hosenträgern darüber, die dunkle Jacke mit den blanken Knöpfen,



Nr. 4378. Trachten aus Niederösterreich. (Originalzeichnung von Albert Kretschmer.)

der Lederleibgurt, die prallen schwarzen Lederbeinkleider u. hohe glatt anliegende Stiefeln sowie endlich der breitrandige Hut sind in ihrer Zusammenstellung sehr kleidsam. Die älteren Männer tragen noch



Nr. 4379. Trachten aus Oberösterreich. (Originalzeichnung von Albert Kretschmer.)

zuweilen Schnallenschuhe u. Strümpfe, eine Weste mit vielen Knöpfen u. die Pelzkappe; die Kohlenbauern auch lange Tuchröcke von dunkler Farbe. Alle diese Waldarbeiter u. die dazu gehörige weibliche Bevölkerung binden bei rauhem Wetter zum Schutz des Gesichts ein Tuch um dasselbe, welches auf der Höhe des Hutkopfes in Schleifen geknüpft ist. Die Tracht der Frauen besteht aus einem rothen Wollenrocke, dazu kommt eine breite Schürze, einen Spenzer mit hochbauschigen, recht ungraziösen Aermeln, einem über Kreuz gebundenen Brusttuche u. niedrigen Schuhen od. Halbstiefeln zu weißen Strümpfen.

II. Oe. ob der Enns od. Oberösterreich, 217,87 □M. groß, wird von Niederösterreich durch die Enns, von Bayern durch Inn u. Salzach geschieden, von Böhmen, Salzburg u. Steiermark begrenzt u. von der

Donau, die hier im S. die Traun noch aufnimmt, in der Richtung von NW. nach SO. in einem meist schmalen Thale durchschnitten. Den kleineren Theil des Kronlandes im N. dieses Stromes erfüllen die Vorberge des Böhmerwaldes u. die südl. Ausläufer des böhm.-mähr. Grenzgebirges, welche beiden Gebirgssysteme durch jene Senke getrennt sind, welche die Eisenbahn Linz-Budweis benutzt. Im S. der Donau liegt zunächst ein Hügelland, aus dem sich der kohlenreiche, 800 m. hohe Hausruck als selbstständiges Gebirge entwickelt u. das dann weiter nach S. in die gewaltige Kalksteinerhebung der Salzkammergut- u. Ennsalpen übergeht. Die schroffen Felsabstürze, einzelne schon mit Schnee u. Gletschern bedeckte Gipfel (Dachstein 3002 m., Thorstein 2944 m., Große Priel 2511 m.), prächtige Thäler u. zahlreiche Seen (Traun-Gmunden-Hallstätter, Atter-, Mond- u. Wolfgangsee) machen nam. den südlichsten Theil dieses Kronlandes zu einem vielbesuchten Reiseziel. Das Klima, im Ganzen kälter als in Niederösterreich, zeigt im Donauthal die größte Milde. Die durchweg deutsche Bevölkerung, welche Ende 1869: 736,557 Seelen zählte u. unter der 15,699 Protestanten waren, zeigt in allen Zweigen der materiellen Kultur eine erfreuliche Entwicklung. Der Ackerbau, welcher 34,6 % des Gesammtareals beansprucht u. am lohnendsten in der Umgegend von Linz u. im W. des Landes betrieben wird, deckt mehr als den eigenen Bedarf der Bevölkerung u. gestattet einen bedeutenden Export von Weizen u. Roggen. Der Wiesenbau, mit 17,9 % des Areals der stärkste unter allen Kronländern, u. treffliche Alpenweiden befördern die Viehzucht, u. der rationelle Wirthschaftsbetrieb könnte sogar allen österr. Alpenländern als Muster dienen. Die Waldungen nehmen 32,2 % des Bodens ein. Obstbau wird nam. in den Donaugegenden stark betrieben; die Weinkultur ist gering. Die Wälder sind noch reich an Wild u. die Flüsse u. Seen an Fischen. Von hervorragender Bedeutung ist die Industrie des Landes, wenn auch dieselbe nicht auf ders. Höhe wie in Niederösterreich steht, wo dieselbe schon durch die Weltstadt Wien eine außerordentliche Entwicklung erfahren hat. Braunkohle (Wolfsegg) u. Salz (Hallstadt, Ischl, Ebensee) sind die wichtigsten Produkte des Bergbaues; die Fabrikation von Eisenwaaren, für welche Steiermark das Rohmaterial liefert, nam. von Sensen, Sicheln, Messern, Nägeln, Waffen, Handwerkszeugen u. Geräthschaften, ist der hervorragendste Zweig der gewerblichen Thätigkeit u. hat seinen Mittelpunkt in Steier. Eine großartige Entwicklung hat die Baumwollspinnerei genommen, neben der noch die Fabrikation von Leinen- u. Schafwollwaaren, Teppichen, Leder, Papier u. Bier u. der Schiffbau zahlreiche Etablissements beschäftigen. Für einzelne Alpenthäler ist die Holzschnitzerei ein nicht unwichtiger Erwerbszweig. Von den Mineralquellen, deren Oberösterreich gegen 30 zählt, haben nam. die Solbäder von Ischl u. die Jodquellen von Hall großen Ruf. Außer den Produkten des Bergbaues, der Industrie u. der Landwirthschaft führt Oberösterreich noch Gips von Ischl, Mühlsteine von Perg u. Dachsberg, Schleifsteine aus der Gosau u. Granit von Mauthausen aus. In administrativer Beziehung zerfällt das Erzherzogthum in die Stadt Linz u. 13 Bezirksämter u. steht unter der Statthalterei zu Linz; in kirchlicher Hinsicht bildet es das Bisthum Linz, in militärischer ist es mit Salzburg unter dem Generalkommando von Linz vereinigt. Der Regularklerus des Landes zählte 1870: 510 männliche u. 470 weibliche Mitglieder. Von höheren Lehranstalten besaß Oberösterreich 1871: je 2 Gymnasien, Realgymnasien u. Realschulen; die 506 Volksschulen des Landes wurden von 41,577 Schülern u. 41,897 Schülerinnen besucht. Die stärkste Bevölkerungszahl wiesen auf nach dem Census vom 31. Dez. 1869 die Provinzialhauptstadt Linz (s. d.) mit 33,384 E., Steier mit 13,392 E., Wels mit 6673 E., Urfahr mit 6275 E., Gmunden mit 6062 E., Ried mit 3866 E. u. Enns mit 3658 E. Die Tracht der Oberösterreicher, die freilich in ihrer ganzen Erscheinung durch die neuen Zeitströmungen u. die Verbreitung der Mode schon Einbuße erlitten hat, war ehedem außerordentlich malerisch, ein Mittelding zwischen Hochgebirgstracht u. der Tracht flacher Gegenden. Die hochgewachsenen Männergestalten in der Tuchjoppe, mit schwarzen Schnüren besetzt, in den kurzen ledernen Beinkleidern u. den kniehohen, hellbraunen Juchtenstiefeln, mit dem Spitzhut, geschmückt mit Goldquasten u. Birkhahnfeder, sind noch immer eine stattliche Erscheinung. Dazu läßt sich der Oberösterreicher gern den Schnurrbart wachsen u. steckt die Blutnelke über das Ohr. Der ältere Mann trägt gewöhnlich einen langen Tuchrock u. zu der genannten Unterkleidung noch hohe Bindeschuhe od. Schnürstiefeln mit Strümpfen, welche häufig von gesponnenem Seidenhasenhaar gestrickt sind. Die Frauen kleiden sich in wollene od. Kattunröcke von heller Farbe, aus deren Mieder die langen weißen, am Handgelenk geschlossenen Hemdärmel hervortreten; dazu kommen rothes Brusttuch mit Franzen (Pfeffertüchle), farbige Schürze u. ein wollener od. halbwollener Spenzer mit hoch aufgebauschten Aermeln. — Bes. bezeichnend ist die Kopftracht, die zunächst aus einem schwarzen Kopftuch besteht, welches oft mit bunter Blumenborde geschmückt ist; die Art, dasselbe dreizipflig zusammenzulegen u. so in leichter Windung der Zipfel im Nacken zusammenzubinden, ist ebenso einfach als kleidsam. Das Kopftuch ist für sich Haustracht; bei Ausgängen wird aber häufig ein Stroh- od. Filzhut aufgesetzt, in seiner Form ähnlich dem modernen Cylinderhut der Männer; der Schmuck des Haares kommt also dabei gar nicht zur Geltung. Die geschmackvollste Kopftracht ist aber das „Linzer Flügelhäubchen" mit der keck oben überfallenden Spitze, nach Art der antiken phrygischen Mütze u. den nach hinten abstehenden gefalteten Flügeln, von denen schwarze Seidenbänder herabhängen. Gewöhnlich ist dieser Aufsatz von Goldstoff, in der Trauer aber von schwarzem Krepp. Gleich charakteristisch u. Gegenstand kostbarer Herstellung ist auch der silberne Kettenschmuck mit dem goldenen, mit Steinen besetzten Schlosse.

Oesterreich, Kaiserthum; seit 14. Nov. 1868 offiziell Oesterr.-Ungar. Monarchie genannt, mit einem Flächenraum von 11,333,30 □M. u. 35,904,435 E. (1869), dem Umfange nach der zweitgrößte Staat Europa's, besteht seit 1867 aus zwei durch die Einheit der Dynastie u. einige gemeinsame Regierungsverhältnisse verbundenen Ländergruppen: I. Die im Reichsrathe vertretenen Landestheile, auch wol Oe. im engeren Sinne od. Cisleithanien genannt, umfassen ein Areal von 5451,78 □M. mit 20,394,980 E. u. folgende Kronländer: Oe. unter der Enns (Niederösterreich), 360,03 □M. mit 1,990,708 E.; Oe. ob der Enns (Oberösterreich), 217,87 □M. mit 736,557 E.; Salzburg, 130,14 □M. mit 153,159 E.; Steiermark, 407,79 □M. mit 1,137,990 E.; Kärnten, 188,39 □M. mit 337,694 E.; Krain, 181,40 □M. mit 466,334 E.; Oesterr.-Illyr.-Küstenland, 145,08 □M. mit 600,525 E.; Tirol u. Vorarlberg, 532,60 □M. mit 885,789 E.; Böhmen, 943,57 □M. mit 5,140,544 E.; Mähren, 403,71 □M. mit 2,017,274 E.; Schlesien, 93,48 □M. mit 513,352 E.; Galizien, 1425,58 □M. mit 5,444,689 E.; Bukowina, 189,80 □M. mit 513,404 E., u. Dalmatien, 232,33 □M. mit 456,961 E. II. Die Länder der Ungar. Krone, mit einem Areal von 5881,58 □M. u. 15,509,455 E., bestehend aus Ungarn, 4094,25 □M. mit 11,530,397 E.; Siebenbürgen, 997,92 □M. mit 2,115,024 E.; Fiume, 0,35 □M. mit 17,884 E.; Kroatien u. Slavonien, 789 □M. mit 1,846,150 E. (1869).

Oe. liegt zwischen 42° 10′ u. 51° 3′ n. Br. u. zwischen 27° 11′ u. 44° 1′ östl. von Ferro; die entferntesten Punkte liegen in der Richtung von N. nach S. 133 M., von W. nach O. 252 M. von einander ab. Im O. von Rußland, im S. von Rumänien, Serbien, der Türkei, Montenegro, dem Adriat. Meer u. Italien, im W. von der Schweiz u. Bayern u. im N. von Sachsen, Preußen u. Russ.-Polen begrenzt, bildet dieses Reich den Uebergang von Central- zu Osteuropa u. gehört Südeuropa nur mit den Ländern am Adriat. Meere an, die eine Küstenlänge von 220 M. aufweisen u. mit ihren zahlreichen Buchten, Häfen u. Inseln für die maritime Entwicklung dieses Großstaates von der höchsten Bedeutung sind. Nach der Schweiz ist Oe. das gebirgigste Land Europa's; ungefähr 73½ % des Bodens gehören dem Berglande an. Tirol, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain u. der Süden von Ober- u. Niederösterreich werden von den Alpen (s. d.) erfüllt, die hier zwar nicht so gewaltige Massenerhebungen zeigen wie die Schweiz im Berner Oberland, Graubünden u. Wallis, aber doch nam. in Tirol („Ortler", „Oetzthal", „Zillerthal") u. an der Grenze von Salzburg u. Kärnten („Tauern") eine große Anzahl von Gipfeln tragen, welche die Höhe von 3500 m. übersteigen (Ortler 3940 m., der höchste Berg Oe.s, Großglockner 3727 m., Wildspitze 3675 m.) u. von riesigen Schnee- u. Eisfeldern umgürtet sind. Während die Alpen nach NO. u. O. in dem Wiener Walde, Leithagebirge u. Bakony-Walde ihre Aeste bis an die Donau u. tief in die ungar. Tiefebene ausstrecken, setzen sie sich nach SO. in dem öden Karstplateau u. den kroat.-dalmat. Küstengebirgen fort u. erfüllen mit ihren vegetationsarmen Kalkgebirgen Krain, Istrien, den westl. Theil Kroatiens u. Dalmatien. Gegen Bayern bildet der umfangreiche Böhmer Wald, gegen Sachsen das Erzgebirge, gegen Schlesien das Riesengebirge die natürlichen Grenzen; als riesige Wälle umgeben sie auf 3 Seiten Böhmen, in dessen südöstl. Theile das plateauartige, von vielen Flußthälern durchschnittene Böhm.-Mähr.-Grenzgebirge sich erhebt u. seine Ausläufer nach S. bis an die Donau, nach O. bis an das Thal der March entsendet. Im O. dieses Flusses, an der Grenze zwischen Mähren u. Ungarn, steigen die Karpaten empor, das zweite Hochgebirge Oe.s, das sich vollständig auf das Areal dieses Reiches beschränkt u. nicht weniger als 4400 □M. bedeckt. Indem die Karpaten bei Presburg u. Waitzen zweimal bis an die Donau rücken, trennen sie mit dem von SW. nach denselben Punkten vorrückenden Leithagebirge u. Bakony-Walde die niederungar. von der oberungar. Tiefebene u. letztere wiederum von den Niederungen an der March u. Leitha. In einem gewaltigen Bogen umspannt dieses Gebirge Ungarn, erfüllt mit seinen östl. Ausläufern Galizien, umschließt das Hochland von Siebenbürgen u. läßt den Fuß seiner südlichsten Berge bei Orsowa von den Fluten der Donau bespülen. — Die Lebensader Oe.s ist die Donau; fast ¾ vom Gesammtareal Oe.s gehört ihrem Gebiete an; sie hat

wesentlich die Kulturgeschichte dieses Landes bestimmt, wie von keinem anderen Faktor hängen von ihr die volkswirthschaftlichen Interessen Oe.-Ungarns ab; sie weist die Politik dieses Staates nach Oe. Der kleinere nördl. Theil Oe.s gehört durch die Elbe zum Gebiete der Nordsee u. durch Weichsel u. Oder zum Gebiete der Ostsee. Zum Schwarzen Meere strömt aus Galizien der Dnjestr; Südtirol entsendet die Etsch, Istrien u. Dalmatien eine Anzahl kleinerer Küstenflüsse zur Adria. Der Rhein bespült österr. Gebiet nur auf einer 3½ M. langen Strecke. An Kanälen ist Oe. arm, obgleich gerade die ungar. Tiefebene sich zur Anlage dieser überaus wichtigen Kommunikationsmittel vortrefflich eignen würde; Niederösterreich besitzt den Donaukanal bei Wien u. den Wiener-Neustädter-Kanal, Ungarn den Bacser- u. Franzenskanal zwischen Donau u. Theiß u. den Begakanal zwischen Bega, Temes u. Theiß. Dagegen vermehrt eine große Anzahl der herrlichsten Seen die landschaftlichen Reize der Alpen Tirols, Oberösterreichs u. Kärntens u. der ungar. Karpaten. Der größte aller österr. Seen ist der Plattensee in Ungarn; derselbe hat 17 □M. Flächenraum. Moräste von größerer Ausdehnung weist nam. Ungarn an der Donau u. Theiß auf.

Die **klimatischen Verhältnisse** Oe.s zeigen eine große Mannichfaltigkeit infolge der bedeutenden Ausdehnung des Staates von S. nach N. u. von O. nach W. u. der starken Gegensätze zwischen Hochland u. Tiefland. Die südliche der 3 klimatischen Regionen (42—46° n. Br.) umfaßt Südtirol u. die adriat. Küstenländer u. hat eine mittlere Jahrestemperatur von 12° C. (Trient) bis 16,6° C. (Lesina). In dieses Gebiet, dem der kurze Winter nur vorübergehend Eis u. Schnee bringt, reicht die Mittelmeerflora noch hinein; hier gedeihen Feigen, Oliven u. Orangen, der Maulbeerbaum, Mais u. Reis; selbst die Palme wächst in Dalmatien an geschützten Stellen. Die mittlere Region erstreckt sich über den größten Theil des Kaiserstaates (46—50° n. Br.) u. weist eine mittlere Jahreswärme von 9° (Brünn) bis 12° auf. Während die von den Alpen u. den Mittelgebirgen erfüllte westl. Hälfte des Landes in klimatischer Beziehung sich wenig von Mitteleuropa unterscheidet u. vor der südl. Region nam. eine größere u. gleichmäßiger über das Jahr vertheilte Menge atmosphärischer Niederschläge aufweist (Maxima: Kitzbühel 112 cm., Salzburg 111 cm.), läßt das ungar. Tiefland in seinen scharfen Gegensätzen zwischen Sommer- u. Wintertemperatur u. seiner geringen Regenmenge (Ofen 46 cm.) einen durch die Karpaten zwar abgeschwächten, aber trotzdem sehr deutlichen Einfluß des kontinentalen Klima's Osteuropa's erkennen. Alle Getreidearten u. auch der Mais gedeihen hier in Fülle u. in einigen Gegenden vortrefflicher Wein u. edles Obst. Zu der nördlichen Region (über den 50.° n. Br.) gehören Nordböhmen u. der nördl. Theil von Schlesien u. Galizien. Mais- u. Weinbau hört hier auf, u. an die Stelle von Weizen tritt Roggen als wichtigstes Getreide; dagegen ist die Kultur von Hanf u. Flachs von Bedeutung. Die mittlere Jahrestemperatur schwankt hier zwischen 6,5° (Hohenelbe) u. 9° C. (Minimum, Schneekoppe, 0,2° C.).

Die **Bevölkerung** der Oesterr.-Ungar. Monarchie zählte nach dem letzten Census (31. Dez. 1869) 35,943,234 Seelen; hiervon entfielen 20,419,683 auf Cisleithanien, 15,523,551 auf Ungarn. Da in der 12jährigen Periode zwischen der letzten u. vorletzten Volkszählung der Bevölkerungsstand in der westl. Reichshälfte um 1,004 %, in der östl. dagegen um 0,921 % jährlich zugenommen hat, so ergiebt die Berechnung, daß die Gesammtmonarchie 1. Jan. 1876: 37,820,550 E. besessen hat, von denen auf Cisleithanien 21,680,057, auf die Länder der Ungar. Krone 16,140,493 kommen. Nach der Zählung von 1869 leben in der westl. Reichshälfte durchschnittlich 3881, in Ungarn 2724 Menschen auf 1 □M. Nach der Volksdichtigkeit folgen nun die einzelnen österr. Kronländer so auf einander, daß Niederösterreich 5529, Schlesien 5490,



Nr. 4380. Ethnographische Karte der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie.

Böhmen 5446, Mähren 4994, das Küstenland 4070, Galizien 3844, Oberösterreich 3375, Steiermark 2791, Ungarn 2816, Kroatien 2777, Bukowina 2704, Krain 2566, Siebenbürgen 2076, Dalmatien 1966, Kärnten 1790, Tirol mit Vorarlberg 1657, Salzburg 1173 E. auf 1 □M. zählen. Geschichte u. geographische Lage haben über Oe. ein so wunderbares Gemisch der verschiedensten Nationen u. Volksstämme ausgebreitet, wie es in ähnlicher Weise in Europa nur noch Rußland u. die Türkei aufweisen, ein Umstand, der außerordentlich hemmend auf die staatliche Konsolidirung der Gesammtmonarchie eingewirkt hat u. dessen Nachtheile nur unwesentlich durch die Zweitheilung Oe.s abgeschwächt worden sind, durch welche das politische Uebergewicht in Cisleithanien in die Hände der Deutschen, in Ungarn in die der Magyaren gelegt werden sollte. Besitzt doch keine einzige Nation in diesem Völkergemisch die Majorität. Nach Brachelli lebten Ende 1869 in der Gesammtmonarchie 10,227,100 Deutsche, 16,144,900 Slaven, u. zwar 11,926,600 Nordslaven u. 4,218,300 Südslaven, 3,488,800 Romanen, u. zwar 2,891,600 Ostromanen u. 607,200 Westromanen, 5,853,000 Magyaren, 1,376,000 Juden, 151,400 Zigeuner, 10,100 Armenier, außerdem noch Albanesen, Griechen u. andere ausländische Europäer. — Die Deutschen, welche in Cisleithanien 40,2 %, in Ungarn 13,1 % der Gesammtbevölkerung bilden, nehmen Tirol bis an die Etsch zwischen Botzen u. Trient ein; die Sprachgrenze tritt dann im westl. Tirol u. in Kärnten mit der politischen Südgrenze, in letzterem Kronlande ungefähr mit dem Drauthale zusammen u. geht von Klagenfurt aus fast in gerader Linie östlich bis zur Mur in Steiermark, der sie bis zur ungar. Grenze folgt. In Ungarn selbst sitzen die Deutschen in kompakten Massen in den westl. an Steiermark u. Niederösterreich angrenzenden Komitaten u. erstrecken ihr Gebiet bis zur Donau. Unterbrochen wird das Deutschthum der westl. Reichshälfte von jener südl. Grenze nach N. erst wieder in Böhmen, wo die Deutschen nur die westl., nördl. u. östl. Grenzstriche inne haben. Die Deutschen am Riesengebirge setzen sich in geschlossenen Massen durch Schlesien u. das nördl. Mähren fort; in letzterem Kronlande bildet dann noch Iglau mit seiner Umgebung eine größere deutsche Oase inmitten tschechischen Gebietes; im S. Cisleithaniens ist die größte deutsche Sprachinsel das Gottschee'er Ländchen im Karst. In Ungarn sind 4 Gruppen deutscher Sprachinseln zu unterscheiden: die Bergwerkskolonisten in den Karpaten um Probau, Kremnitz, Kesmark, Metzenseifen, Kaschau u. Neusohl, die Kolonisten im W. der Donau, nam. in den Komitaten Veszprim, Pest, Tolna u. Baránya, die Ansiedelungen im Banat u. die Sachsen Siebenbürgens. Galizien hat nur deutsche Sprachinseln von kleinem Umfange, dagegen eine starke deutsche Städtebevölkerung. In den Ländern der Ungar. Krone nimmt das Deutschthum bes. auf den kleineren Sprachinseln schnell ab; die höheren Stände magyarisiren sich leicht, während die niederen Volksklassen je nach der ethnographischen Umgebung sich zu Slaven od. Rumänen umwandeln. Diese Entnationalisirung hat sich bes. stark in den Nordkarpaten gezeigt, wo eine große Anzahl jetzt slowakischer Dörfer ursprünglich deutsche Ansiedelungen gewesen sind. Das Verhalten der ungar. Regierung hat in der jüngsten Zeit wesentlich zur Schwächung der deutschen Nationalität in der östl. Reichshälfte Oe.s beigetragen. Im Ganzen umfaßt das Gebiet der deutschen Sprache in Oe. 2500 □M. In der Gesammtbevölkerung der einzelnen Kronländer betragen die Deutschen in Oberösterreich 99 %, Niederösterreich 90 %, Kärnten 68 %, Steiermark 63 %, Tirol 60 %, Schlesien 51 %, Böhmen 38 %, Mähren 26 %, Ungarn 11,4 %, Bukowina 8,6 %, Krain 6,5 %, Küstenland 4,3 %, Galizien 3,1 %. Der Sprache nach gehört der größte Theil der österr. Deutschen zum bayer. Stamm; sind doch die Landschaften an der Donau hin von letzterem besiedelt worden. Die alemann. Mundart herrscht im westl. Tirol u. in Vorarlberg vor; fränkisch ist die Bevölkerung des Egerlandes, zum thüring. Sprachstamm sind die Nordböhmen zu zählen. Nieder- u. oberdeutsche Elemente mischen sich in der seltsamsten Weise in den Kolonien Ungarns u. Siebenbürgens, welche im Laufe von 6 Jahrh. theils von Niedersachsen, theils von Franken, Schwaben u. Bayern gegründet worden sind (vgl. „Deutschland", deutsche Mundarten Bd. III, 915 ff. mit Proben). — Die an Zahl stärkste Nation Oe.s bilden die Slaven, welche sich in Nord- u. Südslaven scheiden u. ein Gebiet von 4465 □M. innehaben. Die Nordslaven schieben sich als Tschechen (4,645,000 Seelen) in Böhmen, Mähren, Schlesien u. Niederösterreich weit nach W. keilförmig in das Gebiet des Deutschthums ein u. gehen in zusammenhängenden Massen in Nordungarn in die Slowaken (1,856,800 Seelen) u. in Galizien in die Polen (2,463,000 Seelen), an welche sich dann im mittleren u. südl. Theil Galiziens u. in der Bukowina der kleinruss. Stamm der Ruthenen (3,061,800 Seelen) anschließen. Deutsche, Magyaren u. Rumänen trennen die Nordslaven von den Südslaven. Letztere zerfallen in die Slovenen in Kärnten, Krain, Steiermark u. Küstenland mit 1,257,000 Seelen u. in den serbisch-kroat. Stamm in Istrien, Kroatien u. Slavonien, der ehemaligen Militärgrenze u. Dalmatien mit 3,000,300 Seelen. In der Bevölkerung der einzelnen Kronländer machen die Slaven in Galizien 98 %, in Kroatien-Slavonien 94 %, in Krain 93,5 %, in Dalmatien 90 %, in der ehemal. Militärgrenze 80 %, in Mähren 72 %, im Küstenland 63 %, in Böhmen 60,5 %, in Schlesien 47,9 %, in der Bukowina 40 %, in Steiermark 36,7 %, in Kärnten 31,2 %, in Ungarn 14,9 % u. in Niederösterreich 6 % aus. — Die Magyaren bilden in keinem Lande der Ungar. Krone die Majorität, in Ungarn nur 44,2 %, in Siebenbürgen ungefähr 25,5 % der Gesammtbevölkerung; sporadisch kommen sie dann noch in der Bukowina, der ehemaligen Militärgrenze u. in Niederösterreich vor. — Romanen umfassen in Tirol als Italiener (Etschthal) u. Ladiner (Nonsberg, Grödner-, Fassa- u. Ennebergerthal) mit 330,000 Seelen ungefähr 37,5 %, im Küstenland als Friauler, d. i. eine Mischung von Italienern u. Slaven, 31 %, in Dalmatien als Italiener in den Küstenplätzen 9,5 % der Gesammtbevölkerung. Die Ostromanen (Rumänen od. Walachen) nehmen in Siebenbürgen u. in der Bukowina, im östl. Ungarn u. im Banat ein Gebiet von 1782 □M. mit 2,891,600 Seelen ein. Von den kleineren Stämmen sind die Juden u. Zigeuner die ethnographisch wichtigsten; Erstere zählten 1869: 1,376,000 Seelen; sie nehmen an Zahl in der Richtung nach Osten zu, sind am schwächsten in den rein deutschen Kronländern u. am stärksten in Galizien mit 575,000, in Ungarn mit 520,000, in Böhmen mit 90,000, in Niederösterreich (vorzüglich in Wien) mit 50,000 u. in der Bukowina mit 48,000 Seelen vertreten. Oe. beherbergt 150,000 Zigeuner, deren größter Theil Ungarn u. Siebenbürgen durchzieht.

Materielle Kultur. Die wichtigste Nahrungsquelle der Bevölkerung ist die Landwirthschaft, mit deren Produkten Oe. einen großen Theil der Bedürfnisse Centraleuropa's zu befriedigen im Stande ist u. die ungefähr 2/3 der Bevölkerung Unterhalt gewährt. Trotz der großen Ausdehnung des Gebirgslandes sind 87,73 % (in Cisleithanien 92,64 %, in Ungarn 83,11 %) der Gesammtoberfläche des Staates produktiver Boden, u. von diesem sind wiederum 29,84 % (in Cisleithanien 6,040,660 Hekt. = 33,56 %, in Ungarn 4,994,900 Hekt. = 27 %) dem Getreidebau gewidmet. Von dem Gesammtareal waren 1872 in Mähren allein 50,3 %, in Böhmen 48 %, in Schlesien 47 % u. in Galizien 46 % unter dem Pfluge, während die Aecker in den Alpenländern Salzburg nur 9 %, in Tirol u. Vorarlberg 5,5 % in Anspruch nahmen. Dalmatien, das Küstenland u. die Alpenländer besitzen die größten Weideflächen; die ausgedehntesten Waldungen finden sich in der Bukowina, in Steiermark, Kärnten, Krain, Siebenbürgen u. Kroatien. Trotz der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens nimmt Oe. in Betreff der Getreideproduktion unter den europ. Staaten erst die vierte Stelle ein u. wird von Rußland, Deutschland u. Frankreich noch übertroffen, eine Folge der in großen Theilen der Monarchie noch ziemlich irrationellen Bodenbewirthschaftung. Auf der höchsten Stufe befindet sich der Ackerbau in den nördl. Kronländern Cisleithaniens, den besten Getreideboden besitzen aber das Banat u. ein großer Theil des ungar. Tieflandes überhaupt, Slavonien, das Marchthal, die Landschaften an der mittleren Elbe u. der Eger, der NO. Galiziens u. das Alluvialland der Donau. Im jährlichen Durchschnitt erzeugt die Monarchie 215,015,000 HL. Getreide u. führt davon nam. aus Ungarn u. Galizien beträchtliche Mengen aus. In der Gewinnung von Weizen u. Spelt, dessen Ernte 1872 in Cisleithanien einen Werth von 108,149,467 fl., in Ungarn u. Siebenbürgen von 14,185,814 fl. hatte, steht Ungarn an erster, Böhmen an zweiter Stelle. In der Roggenproduktion (Cisleithanien 1872: 146,361,414 fl., Ungarn u. Siebenbürgen 11,122,226 fl.) übertrifft Böhmen alle anderen Kronländer; ihm folgen zunächst Mähren u. Niederösterreich, die auch an der Gewinnung von Gerste u. Hafer sich am stärksten betheiligen. Die größten Mengen von Mais liefern Ungarn, Kroatien-Slavonien, Siebenbürgen, Steiermark u. die Bukowina. Die Buchweizenkultur beschränkt sich auf die Hochgebirgsländer; Hirse wird nam. in Oberkrain, Dalmatien u. Kroatien-Slavonien gewonnen; Reis liefert der Bezirk Grádiska u. das Torontaler Komitat in Ungarn. Der Kartoffelbau ist fast in allen Kronländern von großer Bedeutung; an Hülsenfrüchten haben Böhmen, Mähren u. Galizien Ueberfluß, u. die Zuckerrübe wird nam. in Böhmen, Mähren, Schlesien, Niederösterreich u. Galizien kultivirt. Der Anbau von Flachs u. Hanf verbreitet sich über alle Theile der Monarchie, doch überwiegt im österr. Staatsgebiet der Flachs (nam. in Böhmen, Mähren, Schlesien, Steiermark), im ungar. der Hanf. Der Hopfenbau hat seine Hauptstätte im nördl. Böhmen (Saaz), tritt aber auch in größerem Umfange in Oberösterreich, Galizien u. Steiermark auf u. gestattet eine bedeutende Ausfuhr seines Produktes. Die Tabakskultur, beschränkt in beiden Reichshälften durch das Staatsmonopol, liefert im Durchschnitt jährlich 950,000 Ctr., von denen 850,000 auf ungar., 100,000 auf österr. Gebiet entfallen. Der Rapsbau ist nam. für Ungarn von großer Wichtigkeit. — Der Gemüsebau ist, abgesehen von der näheren Umgebung größerer

Städte, bes. in Mähren sehr bedeutend. Die Obstkultur wird durch die klimatischen Verhältnisse sehr begünstigt; Südtirol u. die adriat. Küstenländer liefern Citronen, Orangen, Feigen, Johannisbrot u. Kastanien, letztere auch Steiermark, Krain, Ungarn u. Kroatien in den Handel; für die anderen Obstsorten sind die Umgebung von Bozen (Tirol), Marburg (Steiermark), Leitmeritz u. Melnik (Böhmen), Oedenburg u. die Gegenden am Plattensee (Ungarn) die wichtigsten Produktionscentren; die Ausfuhr, in der Aepfel u. Pflaumen die ersten Stellen einnehmen, betrug 1872: 410,720; 1873: 256,825 Ctr. Der Maulbeerbaum wird in großer Ausdehnung in Südtirol u. den Küstenländern angepflanzt, dort hat auch die Olivenkultur Bedeutung gewonnen; 1874 ergab die Olivenernte allein in Dalmatien 258,982 HL. Oel. In Betreff der Menge des erzeugten Weines steht Oe. nur Frankreich u. Italien nach; es werden durchschnittlich jährlich 23,000,000 HL. Wein gewonnen, von denen ungefähr 3/4 auf das an vorzüglichen Traubensorten außerordentlich reiche ungar. Gebiet kommen. Als die besten Weinlagen Oe.s gelten in Ungarn das Hegyallyagebirge nächst Tokay mit seinen Fortsetzungen bis Erlau, die Umgebung des Neusiedler Sees mit Rust u. Oedenburg, die Höhen an der mittleren Donau mit St. Georgen, Neszmely, Ofen, Villány bis nach Schomlau u. Menesch, in Kroatien u. Slavonien die Landschaften zwischen der Drau u. Kulpa bis Karlowitz, in Siebenbürgen die Thäler der Maros u. Kokel, in Niederösterreich die Gegenden von Vöslau, Gumpoldskirchen u. Klosterneuburg, in Steiermark die Umgebung von Luttenberg u. Radkersburg u. die Gegend am Bacher, in Tirol das Etschthal von Meran aus abwärts, in Mähren die Gegend von Bisek u. in Böhmen das Elbthal von Melnik abwärts. Der Weinexport hat seit 1864, bes. infolge der angelegten Eisenbahnen, von Jahr zu Jahr zugenommen, doch beeinträchtigt ihn vielfach eine gewisse Sorglosigkeit in der Behandlung auch der besseren Sorten.

Die Viehzucht Oe.s steht auf keiner bes. hohen Stufe, obgleich das Land an Weiden u. Wiesen sehr reich ist. In Betreff der Zahl der auf je 1 □M. gezüchteten Pferde, Rinder u. Schafe wird Oe. von allen anderen größeren europ. Staaten mit Ausnahme Rußlands übertroffen, nur in der Schweinezucht folgt es auf das Deutsche Reich u. Großbritannien. Berühmt ist die kleine Pferderasse Ungarns, das 3/5 aller Pferde der Gesammtmonarchie besitzt; nächstdem sind Galizien, Siebenbürgen u. Böhmen die an Pferden reichsten Länder Oe.s. Eine bes. schwere Rasse liefert Salzburg, Steiermark u. Kärnten. Für die südl. Alpenländer u. die Küstengebiete sind Esel u. Maulthier von großer Bedeutung. An Rindvieh haben die Alpenländer bes. schöne Rassen; Galizien u. das ungar. Staatsgebiet liefern gutes Mastvieh, doch wird die Zucht bes. im Osten sehr vernachlässigt. In Siebenbürgen u. Ungarn wird vielfach der Büffel mit Vorliebe gezogen. In den Karpaten herrscht eine ähnliche Sennenwirthschaft wie in den Alpen. Die Schafzucht, die nam. nach der 1763 durch Maria Theresia erfolgten Einführung von Merinos einen beträchtlichen Aufschwung genommen hat, wird in Mähren, Schlesien, Böhmen u. Ungarn, also in den Ländern, wo sich noch große Wirthschaftskomplexe vorfinden, in großartigem Maßstabe u. mit bedeutendem Erfolge betrieben; nam. ist die ungar. Wolle von vorzüglicher Qualität. In den südl. Gegenden zieht man dagegen das Schaf fast ausschließlich als Schlachtvieh. Die Schweinezucht ist nam. in den Gegenden, welche Eichenwaldungen haben, zu großer Ausdehnung gelangt, so im eigentlichen Königreich Ungarn u. in Kroatien u. Slavonien, in welch letzteren Ländern auf 1000 E. 400 Schweine kommen. Die durch große Fettproduktion ausgezeichneten Schweine dieser Landestheile bilden einen sehr wichtigen Ausfuhrartikel. Federvieh ist bes. zahlreich in Böhmen, Mähren u. Niederösterreich. Kärnten, Krain, Niederösterreich, Ungarn u. Galizien treiben große Bienenzucht; die Seidenraupenzucht ist in Südtirol, im Görzer Gebiet, in Istrien, Dalmatien u. im Banat zu einem wichtigen Erwerbszweig der Bevölkerung geworden. — Der Wildstand ist immer noch sehr groß, obgleich er in der neuesten Zeit beträchtlich abgenommen hat. An Hasen u. Rothwild ist nur in wenigen Landestheilen, so bes. in den südl. Alpenländern, Mangel; Bären finden sich noch in den Alpen u. Karpaten, in Dalmatien u. im Küstenlande; Wölfe fast in allen Theilen der ungar. Länder, nam. in Galizien, Siebenbürgen u. der ehemaligen Militärgrenze. Gemsen werden in den Alpen u. Karpaten gejagt. Die Binnenfischerei ist in fast allen Theilen des Reiches sehr beträchtlich, nam. zeichnet sich die Theiß durch ihren weltbekannten großen Fischreichthum aus; von der größten Bedeutung ist die Seefischerei für Istrien u. Dalmatien, bes. der Fang von Thunfischen u. Sardellen.

An Reichthum mineral. Produkte wird Oe. von keinem anderen europ. Staat übertroffen; deshalb hat auch der **Bergbau** nach dem Erlasse der allgemeinen Berggesetze von 1854, durch welche zahlreiche Hemmnisse beseitigt wurden, nam. in Steiermark, Kärnten, Krain, Ungarn, Siebenbürgen, Böhmen, Mähren, Schlesien u. Galizien, einen großen Aufschwung genommen. Trotzdem sind aber die Lagerstätten noch nicht gehörig ausgebeutet u. leidet der Verhüttungsprozeß vielfach noch unter irrationellem Verfahren. Gold wird vorzugsweise in Ungarn u. Siebenbürgen, in kleinen Quantitäten auch in Salzburg (im Rauriser Thale), Böhmen (bei Eule) u. Kärnten (am Seebühel) gewonnen (1873 in Cisleithanien für 7480 fl., in Ungarn u. Siebenbürgen 1872 für 1,936,142 fl.); Silber liefern ebenfalls Ungarn u. Siebenbürgen (1872 für 1,542,270 fl.), Böhmen (bes. Přibram u. Joachimsthal) u. in unbedeutenden Mengen Tirol, Steiermark u. die Bukowina (1873 Cisleithanien für 1,800,000 fl.). Quecksilber kommt in Krain (Idria u. St. Anna bei Neumarkt) u. außerdem noch in Kärnten (Buchholzgraben) u. an einzelnen Stellen in Ungarn vor (Cisleithanien für 1,600,000 fl., Ungarn für 51,980 fl.); Eisenerze finden sich mit Ausnahme von Oberösterreich u. dem illyr. Küstenlande in allen Theilen der Monarchie in abbauwürdigen Massen vor; bes. bedeutend ist die Roheisenproduktion in Steiermark (1873: 2,574,759 Ctr.), im ungar. berghauptmannschaftlichen Bezirk Neudorf (1873: 1,679,709 Ctr.), in Böhmen (1,410,230 Ctr.), in Kärnten (1,376,322 Ctr.) u. in Mähren (973,164 Ctr.). Die Roheisenproduktion der gesammten Monarchie betrug 1873: 10,700,000 Ctr., u. zwar entfallen hiervon 2/3 auf Cisleithanien u. 1/3 auf Ungarn. Das kupferreichste Land Oe.s ist Ungarn (1873: 21,123 Ctr. Rohkupfer); nächstdem wird dieses Metall noch in der Bukowina, in Tirol u. Böhmen gewonnen (Cisleithanien: 8205 Ctr.). Die größten Bleibergwerke finden sich in Kärnten, minder bedeutende in Böhmen, Krain, Tirol, Steiermark, Galizien u. Ungarn (1873 Cisleithanien 117,878 Ctr., Ungarn 32,380 Ctr. Blei u. Glätte). Die Hälfte der Produktion an Zinkerzen entfällt auf Westgalizien (bei Krakau), der Rest auf Kärnten, Tirol, Steiermark, Krain u. Kroatien (1873 Cisleithanien 45,694 Ctr., Ungarn 12,317 Ctr. Rohzink); gering ist die Zinngewinnung, welche sich auf das böhm. Erzgebirge beschränkt (1873: 471 Ctr.). Am Kohlenbergbau, welcher 1873: 238,081,476 Ctr. förderte, sind mit Ausnahme Salzburgs u. der Bukowina alle österr. Landestheile betheiligt, am meisten Böhmen (durch die Steinkohlenbecken von Schlan-Kladno-Rakonitz, Pilsen u. Schatzlar-Schwadowitz u. die Braunkohlenbecken von Saaz-Teplitz u. Falkenau-Karlsbad) 1873 mit 122,400,000 Ctr., Steiermark mit 29,100,000 Ctr., Schlesien mit 21,600,000 Ctr., Mähren mit 12,300,000 Ctr., Galizien mit 6,300,000 Ctr. u. Oberösterreich mit 5,900,000 Ctr. Ein großer Theil der österr. Kohlenlager ist trotz dieser bedeutenden Produktion noch gar nicht in Abbau gekommen. Außer diesen Produkten liefern Ungarn noch Antimon, Galizien Schwefel, Böhmen, Mähren u. Steiermark Graphit, Böhmen Eisenvitriol u. Alaun, Tirol u. Dalmatien Asphalt, Galizien Petroleum. In der Salzproduktion steht Oe. unter den europ. Staaten an vierter Stelle, obgleich die gewaltige Ausdehnung der Steinsalzlager in den Karpaten eine weit stärkere Produktion gestatten würde, wenn nicht auf dieselbe das Staatsmonopol hemmend einwirkte. Das Steinsalz wird vorzüglich in Galizien bei Wieliczka u. Bochnia u. in der ungar. Marmaros bergmännisch abgebaut, das Sudsalz bei Hallstadt, Ischl, Hallein, Aussee u. Hall aus künstlicher, in Galizien, der Bukowina u. Ungarn (Sóvár) aus natürlicher Sole hergestellt, das Meersalz an den Küsten Dalmatiens u. Istriens u. nam. auf der Insel Pago gewonnen. Die gesammte Salzproduktion der Monarchie umfaßte 1873: 8,870,809 Ctr., von denen 5/8 auf die westl. u. 3/8 auf die östl. Reichshälfte kamen. Der Werth der Bergwerkprodukte Oe.s beträgt durchschnittlich jährlich etwa 100,000,000 fl.; die Zahl der beim Bergbau beschäftigten Arbeiter 140,000 Mann. Von nutzbaren Steinen sind bes. nennenswerth Mühl- u. Sandsteine in Böhmen, Schiefer in Böhmen, Mähren u. Tirol, Halbedelsteine in Ungarn, Böhmen u. Tirol, Marmor in den Alpen, Gips in Salzburg, Schwerspath in Tirol. Endlich hat Oe. noch eine so große Menge berühmter Mineralquellen aufzuweisen, wie kein anderes europ. Land: hier seien nur erwähnt Franzensbad, Marienbad, Karlsbad, Teplitz, Püllna, Seidschitz, Gießhübel, Johannisbad in Böhmen, Baden in Niederösterreich, Gastein in Salzburg, Hall u. Ischl in Oberösterreich, Ofen, Gran, Szalatnya, Ribár, Töplitz-Trentschin in Ungarn, Mehadia im Banat, Töplitz-Krapina, Töplitz-Warasdin in Kroatien ꝛc. — Die gewerbliche **Industrie** hat in Oe. während der letzten 25 Jahre weit bedeutendere Fortschritte gemacht als die Bodenkultur u. sich, nam. in den westl. Kronländern, in einzelnen Zweigen zu einer Großindustrie entwickelt, die ihren Produkten ein immer mehr sich ausdehnendes Absatzgebiet, nam. im Oriente, erobert hat. Obenan stehen Böhmen, Mähren, Niederösterreich, Schlesien, Steiermark u. Oberösterreich. In der östl. Reichshälfte herrscht dagegen noch das Kleingewerbe u. die Hausindustrie vor. In der erfreulichsten Weise ist Oe. gerade im letzten Jahrzehnt bestrebt gewesen, die Kunstgewerbe auszubilden, u. Wien steht in vielen Beziehungen hierin würdig neben Paris. Die Eisenindustrie vertheilt sich auf zwei Hauptgruppen, von denen die eine, die alpine, Ober- u. Niederösterreich, Steiermark, Kärnten u. Krain,

die zweite Böhmen, Mähren, Schlesien u. Galizien umfaßt. Die Stahlproduktion ist in Obersteiermark am bedeutendsten. Sensen u. Sicheln liefern Steier u. Waidhofen an der Ybbs, Gewehre Wien, Steier u. Ferlach in Kärnten, Maschinen Wien, Wiener-Neustadt, Pest, Prag, Brünn, Triest, Schlosserwaaren Prag, Nägel u. Schrauben Neunkirchen in Niederösterreich, Horzowitz in Böhmen, Nadeln Karlsbad, feuerfeste Kassen Wien, Eisenbahnwagen Wien u. Prag 2c. Bedeutend sind die Werften für Seeschiffe zu Triest, Pola u. Lussin piccolo, für Flußschiffe zu Linz, Prag u. Ofen. Für die Fabrikation von wissenschaftlichen Instrumenten sind Wien u. Prag die Hauptorte; musikalische Instrumente fertigen Wien, Prag, Königgrätz, Graslitz u. Schönbach im Erzgebirge. Die Spinnerei setzt 115,000 Spindeln für Seide (Roveredo, Görz, Bregenz u. Cattaro), 600,000 für Streichgarn (Brünn, Reichenberg u. Eger mit Umgebung, Biala), 80,000 für Kammgarn (Böhmen- u. Niederösterreich) u. 1,560,000 für Baumwollgarn (45 % Böhmen, 30 % Niederösterreich, 11 % Vorarlberg) in Bewegung. Die Tuchmanufaktur u. Wollweberei blüht bes. in Brünn, Reichenberg, Bielitz, Biala, Jägerndorf, Neutitschein, Weißkirchen, Iglau u. beschäftigt in der Gesammtmonarchie 30,000 Webstühle (44 % Mähren, 27 % Böhmen, 19 % Schlesien). Für die Herstellung gemischter Waaren sind in Oe. 15,500 Stühle thätig, nam. in Reichenberg, Böhm.-Aicha, Warnsdorf, Aussig, Asch, Mattersdorf, Linz, Wien, Pest. Die gewerbsmäßige Baumwollweberei zählt 85,000 Stühle, die meisten im nördl. Böhmen: Reichenberg, Warnsdorf, Rumburg; in Mähren: Zwittau, Mähr.-Trübau, Sternberg, Mistek, Proßnitz; in Schlesien: Friedek, Freudenthal; in Niederösterreich: Wien; in Vorarlberg: Bludenz, Bregenz, Dornbirn; in Oberösterreich: Kleinmünchen. Die Leinweberei, für welche über 400,000 Feinspindeln arbeiten, ist ein wichtiger Erwerbszweig für Böhmen, Mähren u. Schlesien. In Porzellan u. Glas genießt Böhmen einen Weltruf; Lederwaaren liefern Wien, Prag u. Münchengrätz in großer Menge u. vorzüglicher Qualität zum Export; Handschuhe werden fabrikmäßig in Prag, Wien, Salzburg u. Tirol fabrizirt; in der Herstellung von Chemikalien haben Wien u. Liesing in Niederösterreich, Prag, Aussig u. Chlumetz in Böhmen, Klagenfurt u. Wolfsberg in Kärnten, Idria, Triest u. Pest große Bedeutung. Von den 133 Papierfabriken (1873), zu denen noch 100 Büttenpapiermühlen kommen, sind die größten zu Schlözlmühl, Pitten u. Klein-Neusiedl in Niederösterreich, Wels in Oberösterreich, Gratz, Laibach, zu Arnau in Böhmen, Bielitz in Schlesien, Fiume u. Tyrnau in Ungarn. Die in den letzten Jahren außerordentlich gestiegene Rübenzuckerfabrikation beschäftigte 1874: 244 Etablissements, nam. in Böhmen, Mähren u. Schlesien, u. produzirte mit 65,482 Arbeitern 32,344,060 Ctr. Einen Weltruf hat das österr. Bier, das in bedeutenden Quantitäten exportirt wird; 1874 produzirten in ganz Oe. 2543 Bierbrauereien 12,269,000 HL.; 2296 im österr., 247 im ungar. Staatsgebiete. Mehr als 68 % der Gesammtproduktion entfällt allein auf Niederösterreich u. Böhmen, wo die Brauereien zu Schwechat, Wien, Liesing u. Pilsen zu den größten Etablissements dieser Art auf dem Kontinente gehören. In Ungarn ist das in Budapest gebraute Bier am geschätztesten. Die Branntweinbrennerei, meistentheils eine landwirthschaftliche Nebenbeschäftigung, wird in Galizien, der Bukowina u. Ungarn am umfangreichsten betrieben. Die größten Kunstmühlen besitzen Ungarn (Budapest), Niederösterreich, Böhmen, Mähren u. Galizien. Die bedeutendsten Tabaks- u. Cigarrenfabriken befinden sich im österr. Staatsgebiet zu Hainburg (Niederösterreich), Sedletz (Böhmen), Göding u. Iglau (Mähren), Fürstenfeld (Steiermark), Sacco (Tirol) u. Linz (Oberösterreich); im ungar. Staatsgebiete zu Fiume, Budapest u. Kaschau. — In den Jahren 1873 bis 1876 haben sich die wirthschaftlichen Zustände Oe.s sehr verschlechtert u. manche Industriezweige, nam. die Eisen- u. Textilindustrie u. die Zuckerfabrikation, haben sich durch die Ueberproduktion der Jahre 1871 bis 1873 außerordentlich geschädigt.

Nach dem zwischen den beiden Reichshälften 1867 abgeschlossenen Zoll- u. Handelsbündnisse bilden die zwei Staatsgebiete der Monarchie zusammen ein Zoll- u. Handelsgebiet, dem auch das Fürstenthum Liechtenstein (s. d.) einverleibt ist, von dem aber Istrien, die Quarnerischen Inseln, die Freihäfen Triest, Fiume, Buccari, Zengg, Portoré, Carlopago, die galiz. Stadt Brody u. die tirol. Gemeinde Jungholz ausgeschlossen sind. Dalmatien bildet ein Handelsgebiet für sich. Mit dem Deutschen Reiche ist durch den Zollvertrag vom 9. März 1868 eine engere Verbindung hergestellt u. der Handel mit anderen Staaten ebenfalls durch Verträge (Rußland 1860, Türkei 1862, Großbritannien 1865 u. 1869, Frankreich 1866, Belgien, Niederlande, Italien 1867, Schweiz 1868, China, Japan 1869, Spanien 1870, Siam 1871, Portugal 1872, Schweden-Norwegen 1873, Rumänien 1874) geregelt worden. Im Allgemeinen befolgt Oe. in der Handelspolitik noch das System des gemäßigten Schutzzolles. Der Gesammtwerth des Waarenverkehrs im allgemeinen österr.-ungar. Zollgebiet belief sich 1874 in der Einfuhr zu Lande auf 553,300,000 fl., zur See auf 94,100,000 fl., in der Gesammteinfuhr auf 647,400,000 fl., in der Ausfuhr zu Lande auf 428,200,000 fl., zur See auf 93,600,000 fl., in der Gesammtausfuhr auf 521,800,000 fl. u. in der Durchfuhr auf 255,900,000 fl.; Dalmatien führte in gleichem Jahre für 10,300,000 fl. ein, für 6,500,000 fl. aus u. für 4,300,000 fl. durch. Der Handel Triests wies endlich noch 1874 eine Einfuhr von 128,400,000 fl. u. eine Ausfuhr von 92,700,000 fl. auf. Die wichtigsten Artikel der im allgemeinen Zollgebiet eingeführten Waaren haben 1874 folgende Werthe gehabt: Getreide u. Hülsenfrüchte 78,500,000 fl., Baumwolle 34,500,000 fl., Kaffee u. Kaffeesurrogate 33,600,000 fl., Tabak u. Tabakfabrikate 32,100,000 fl., Schafwolle 31,600,000 fl., Schlacht- u. Zugvieh 31,600,000 fl., Baumwollengarne 23 Mill., Schafwollwaaren 20,500,000 fl. Ausgeführt wurden Getreide u. Hülsenfrüchte für 45,600,000 fl., Kurze Waaren für 39 Mill. fl., Holz für 35,200,000 fl., Schafwolle für 24,600,000 fl., Schlacht- u. Zugvieh für 24,300,000 fl., Schafwollwaaren für 21,100,000 fl.; außerdem noch mit absteigenden Werthen Zucker, Glas, Mehl u. Mahlprodukte, Eisen u. Eisenwaaren, Leinenwaaren, Leder u. Lederwaaren u. a. m. Die Eisenbahnen, deren Netz nam. in Böhmen u. Ungarn in dem letzten Jahrzehnt durch den Neubau vieler Linien außerordentlich vervollkommnet worden ist, hatten 1. Jan. 1875 in Cisleithanien 9823, in Ungarn 6415, zusammen 16,238 Km. (= 2165 M.) in Betrieb. Die Telegraphenlinien hatten in Oe. 1874 eine Länge von 31,731,8 Km., in Ungarn von 13,709,7 Km., zusammen von 45,441,5 Km. (= 6006 M.). Am 1. Jan. 1875 gab es in der Gesammtmonarchie 6117 Postanstalten, durch welche im vorhergegangenen Jahre 314,609,000 Briefe u. dergl. befördert worden waren. Die österr.-ungar. Handelsmarine bestand zu Anfang 1875 aus 7203 Schiffen von 332,005 Tonnen mit 27,381 M. Bemannung. Seit 1870 hat die Zahl der Segelschiffe alljährlich abgenommen, die Zahl der Dampfer langer Fahrt ist dagegen von 74 auf 78 (57,265 Tonnen u. 2452 M.) gestiegen; von letzteren waren allein 63 im Besitz des „Oesterr.-Ungar. Lloyd in Triest", der auf dem Adriat. Meer u. in der Levante die österr. Handelsflagge am stärksten vertritt. Der wichtigste Seehafen der Gesammtmonarchie ist Triest, dessen Handel freilich seit 1871 in stetem Rückgang begriffen ist; für Aus- u. Einfuhr Ungarns hat außerdem noch Fiume große Bedeutung. Der Binnenhandel hat an der Donau einen ausgezeichneten Verkehrsweg; die Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft befährt diesen Strom von Passau bis Galacz, die Theiß bis Tokay, die Save bis Sissek u. die Drau bis Essegg mit 146 Dampfern u. 551 Schleppbooten; auf der Elbe u. Weichsel sowie auf dem Boden-, Gmundener-, Platten- u. Wörthersee besteht ebenfalls entsprechende Dampfschiffahrt.

Geistige Kultur. Durch die Verfassung ist Jedermann die volle Glaubens- u. Gewissensfreiheit gewährleistet u. jeder gesetzlich anerkannten Kirche u. Religionsgenossenschaft das Recht der gemeinsamen öffentlichen Religionsübung gewährt. Doch trägt Oe., vorzugsweise Cisleithanien, den Charakter eines kathol. Staates. In dem österr. Staatsgebiete gehören 91,9 % zur Röm.-kathol. Kirche, u. zwar 80,4 % zum lat. u. 11,5 % zum griech. u. armen. Ritus. Von der Bevölkerung der ungar. Reichshälfte sind 59,1 % röm. Katholiken, davon 48,7 % vom lat. u. 10,4 % vom griech. u. armen. Ritus. Die Röm.-kathol. Kirche beherrscht also 77,7 % der Gesammtbevölkerung der Oesterr.-Ungar. Monarchie, welche in Oe. in die neun Erzbisthümer Wien, Salzburg, Görz, Prag, Olmütz, Zara u. Lemberg, das außer dem lat.-kathol. auch Sitz eines griech.- u. armen.-kathol. Erzbischofs ist u. in 25 lat., 1 griech.-unirtes u. 2 griech.-nichtunirte Bisthümer zerfällt. Bischöfliche Jurisdiktion üben endlich noch die Generalvikare zu Feldkirch u. Teschen u. der Feldvikar der k. k. Armee aus; in Ungarn bestehen fünf Erzbisthümer in Gran (Primas von Ungarn), Erlau, Kalocza, Agram u. das griech.-kathol. zu Blasendorf in Siebenbürgen, 16 lat. u. 5 griech.-kathol. Bischöfe u. außerdem 34 Titularbisthümer. Dort steht noch die Ausübung bischöflicher Jurisdiktion dem Generalvikar zu Tyrnau u. dem Erzabt der Benediktinerabtei zu Martinsberg zu. In Cisleithanien betrug 1872 die Zahl der Klöster 767 mit 6060 männlichen u. 6001 weiblichen Insassen u. 4,027,350 fl. jährlichen Einkünften, wozu noch 298,929 fl. aus dem Religionsfonds kamen; mit Ausnahme von 14 griech.-oriental. Klöstern mit 85 Mönchen, die sich in Dalmatien u. der Bukowina befinden, gehören diese sämmtlich dem lat.-kathol. Ritus an. Die Anzahl der Säkularkleriker Cisleithaniens belief sich 1870 auf 18,983 mit 7,442,460 fl. Einkünften, in Ungarn (1872) auf 8018. Die östl. Reichshälfte hatte 1872: 259 Klöster mit 2297 Mönchen u. 915 Nonnen. Die Evangel. Kirche, zu der sich in den österr. Kronländern 1,2 % Augsburg. u. 0,6 % Helvet. Konfession, in Ungarn 7,2 % Augsburg. u. 13,1 Helvet. Konfession bekennen, steht in den deutsch-slav. Ländern unter dem Oberkirchenrath, einer Generalsynode, 9 Superintendenzen u. 22 Senioraten, in Ungarn für die Augsburg. Konfession unter einem weltlichen Generalinspektorat, einem Generalkonvent u. 5 Superintendenzen, für die Helvet. Konfession

unter einem Generalkonvent u. ebenfalls 5 Superintendenzen. Die Griech.-oriental. Kirche steht unter dem Erzbischof von Czernowitz, als Metropolit für Cisleithanien, u. den Bischöfen von Zara u. Cattaro, sowie unter dem Erzbischof-Patriarchen von Karlowitz, als Metropolit für die Serben, u. dem Erzbischof von Hermannstadt, als Metropolit für die Romanen in den Ländern der Ungar. Krone; jenem sind 6, diesem 2 Bischöfe untergeben. Die höchste geistliche Behörde der Unitar. Kirche Siebenbürgens ist die Synode u. das Oberkonsistorium. Die Angelegenheiten des israelit. Kultus sind den einzelnen Kirchengemeinden überlassen.

Das Volksschulwesen, der Schulbesuch u. als Folge hiervon die allgemeine Volksbildung ist in den einzelnen Ländern Oe.-Ungarns sehr verschieden; im Allgemeinen gilt das Gesetz, daß die Volksbildung eine um so geringere wird, je weiter die Länder nach O. liegen. Obgleich der gesetzliche Schulzwang den Kindern vom 6.—12. Jahre den Schulbesuch obligatorisch macht, so findet diese Forderung thatsächlich eine nur sehr beschränkte Erfüllung. Während (1871) in der Schweiz 155, im Deutschen Reiche 152 Schüler auf 1000 E. kommen, steht Oe. mit 91 Schülern (Cisleithanien 89, Ungarn 94) selbst hinter Frankreich u. Belgien zurück; Böhmen, Mähren, Schlesien u Tirol-Vorarlberg stellen auf 1000 E. 139—136 Schüler, Ober- u. Niederösterreich u. Salzburg 113—105; Galizien aber nur 29, Dalmatien 23 u. die Bukowina gar nur 19 Schüler. Sehr anerkennenswerth ist der Schulbesuch israelit. Kinder, von denen 232 Schüler auf 1000 Seelen kommen (1871). In der Gesammtmonarchie gab es 1871—72: 31,069 Volksschulen mit 3,285,485 Schülern; in Cisleithanien 14,769 mit 1,820,710 Schülern u. in Ungarn 16,300 mit 1,464,775 Schülern. Einen weiteren Maßstab für die Volksbildung der verschiedenen im Reichsrathe vertretenen Länder giebt die offizielle Erhebung der Zahl schreibkundiger Rekruten im J. 1872: unter 1000 Rekruten konnten schreiben in Unterösterreich 943, Schlesien 925, Salzburg 902, Böhmen 840, Oberösterreich 807, Steiermark 729, Mähren 692, Ungarn 471, Kärnten 469, Tirol 367, Kroatien u. Slavonien 228, Küstenland 217, Siebenbürgen 174, Galizien 128, Krain 104, Bukowina 55 u. in Dalmatien 24. An Mittelschulen besaß die westliche Reichshälfte 1875: 93 Gymnasien mit 22,686 Schülern, 62 Realgymnasien mit 11,451 Schülern u. 74 Realschulen mit 21,552 Schülern; Ungarn 1872: 156 Gymnasien mit 29,030 Schülern, 1 Realgymnasium mit 130 Schülern u. 40 Realschulen mit 6655 Schülern. Die 10 österr. Universitäten, Wien, Graz, Innsbruck, Prag, Lemberg, Krakau, Czernowitz, Budapest, Klausenburg u. Agram, zählten im Wintersemester 1875/76: 1018 Lehrende u. 12,268 Studirende; von denselben sind Prag (1348), Wien (1365) u. Krakau (1364) über 500, Klausenburg (1872), Agram (1874) u. Czernowitz (1875) noch nicht 5 Jahre alt. Außerdem giebt es noch folgende wissenschaftliche Spezriallehranstalten; für die röm.-kathol. Theologie das k. k. höhere Weltpriesterbildungsinstitut zu Wien, die k. k. theologischen Fakultäten in Salzburg u. Olmütz u. 71 bischöfliche Lehranstalten u. Klosterstudien; für die evangel. Theologie die k. k. evangel.-theologische Fakultät zu Wien, 8 luther. Lyceen u. theologische Lehranstalten u. 5 reformirte Kollegien in den ungar. Ländern; das theologische Kollegium der Unitarier zu Klausenburg, Thierarzneischulen in Wien u. Budapest, Rechtsakademien zu Preßburg, Kaschau, Großwardein, Raab, Erlau, Fünfkirchen, Kecskemet, Eperies u. Hermannstadt, die evangel.-juridischen Kollegien zu Sáros-Patak, Debreczin, Marmaros-Sziget u. Papa, die k. k. oriental. Akademie u. die öffentliche Lehranstalt für oriental. Sprachen zu Wien. Außerdem hat Oe.-Ungarn noch 7 technische Hochschulen: in Wien, Graz, Prag (2, eine tschechische u. eine deutsche), Brünn, Lemberg u. Budapest, die im Wintersemester 1875/76 327 Dozenten u. 4405 Studirende aufwiesen, ein k. k. technisches Institut in Krakau, eine Handelshochschule in Wien, Handelsakademien in Prag, Graz u. Budapest, 60 Handelsschulen, 6 Gewerbeschulen, eine höhere Webschule zu Brünn, 42 gewerbliche Fortbildungs- u. 52 gewerbliche Fachschulen, 8 nautische Lehranstalten, eine k. k. Hochschule für Bodenkultur in Wien, eine k. k. landwirthschaftliche Akademie in Ungar.-Altenburg, eine k. k. Forstakademie in Schemnitz u. zahlreiche mittlere u. niedere Lehranstalten für Land- u. Forstwirthschaft, k. k. Bergakademien zu Leoben, Přibram u. Schemnitz, 8 Bergschulen, eine k. k. Akademie der bildenden Künste u. eine Kunstgewerbeschule in Wien, eine landschaftliche Zeichnungsakademie in Graz, die k. k. Kunstschule in Krakau, Musikkonservatorien in Wien, Prag u. Budapest u. endlich für militärische Ausbildung in Wien eine Kriegsschule u. eine technische Militär-Akademie, bes. Kurse für höheres Artillerie- u. Geniewesen, Infanterie u. Intendanz, die königl. Landwehrkavallerie-Offiziersschule u. die Ludovica-Akademie zu Budapest, die Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt, die Marine-Akademie zu Fiume u. mehrere Vorbereitungsschulen, die den deutschen Kadettenhäusern entsprechen. Die bedeutendsten wissenschaftlichen Vereine sind die kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien, die königl. ungar. Akademie in Budapest, die königl. böhm. Akademie der Wissenschaften in Prag, die südslav. Akademie in Agram u. die Gesellschaft der Wissenschaften in Krakau. Unter den Bibliotheken sind die größten die k. k. Hofbibliothek in Wien, die Universitätsbibliotheken in Wien, Prag, Krakau, Budapest u. die Bibliothek des Nationalmuseums zu Budapest. Reiche Bücherschätze bergen auch viele Klöster u. Schlösser. Weltberühmt ist die Gemäldegalerie im kaiserl. Belvedere zu Wien.

Die **Verfassung** des österr.-ungar. Staates ist eine konstitutionell-monarchische. Der Kaiser von Oe. u. König von Ungarn führt das Prädikat „Kaiserl. Königl. Apostol. Majestät"; die Prinzen sind Erzherzöge von Oe., das Kaiserhaus bekennt sich zur kathol. Religion. Nach der Pragmatischen Sanktion vom 6. Dez. 1724 erbt der Thron nach dem Rechte der Erstgeburt u. der gemischten Lineal- u. Successionsordnung in dem männlichen Stamme u. in Ermangelung desselben im weiblichen Stamme des Hauses Habsburg-Lothringen fort. Zugleich begründet dieses, von den ungar. Ständen damals angenommene Staatsgrundgesetz die Zusammengehörigkeit u. Untrennbarkeit aller Länder der Monarchie. Durch den 12. Artikel des ungar. Reichstages 1865—67 u. durch das Grundgesetz vom 21. Dez. 1867 wurde aber der Dualismus in Oe. durchgeführt u. bestimmt, daß die Dynastie, die Auswärtigen Angelegenheiten, das Kriegswesen, die Kriegsmarine u. die darauf bezüglichen Finanzangelegenheiten gemeinsame Gegenstände der Gesetzgebung u. Verwaltung seien, u. daß die kommerziellen Angelegenheiten, bes. die Zollgesetzgebung, die Gesetzgebung über die mit der industriellen Produktion in enger Verbindung stehenden indirekten Abgaben, die Feststellung des Münzwesens u. Geldfußes, die Verfügung über jene Eisenbahnlinien, welche das Interesse beider Reichshälften berühren, sowie die Feststellung des Wehrsystems, zwar nicht gemeinsame Angelegenheiten, aber nach gleichen, von Zeit zu Zeit zu vereinbarenden Grundsätzen zu behandeln seien. Der Kaiser-König ist bei Ausübung der gesetzgebenden Gewalt durch die Volksvertretungen, nämlich durch den österr. u. den ungar. Reichstag u. die Landtage, eingeschränkt (Diplom vom 20. Okt. 1860; Staatsgrundgesetze vom 21. Dez. 1867 u. Landesordnungen u. Landtagswahlordnung vom 26. Febr. 1861), so daß ohne deren Zustimmung kein Gesetz gegeben, abgeändert od. aufgehoben werden kann. Der österr. Reichsrath besteht aus dem Herrenhause u. dem Hause der Abgeordneten. Die vom Kaiser ernannten Mitglieder des Herrenhauses sind die großjährigen Prinzen des kaiserl. Hauses, die großjährigen Häupter der inländischen Adelsgeschlechter, denen vom Kaiser die erbliche Reichsrathswürde verliehen worden ist, alle Erzbischöfe u. Fürstbischöfe u. endlich ausgezeichnete Männer, die sich um Staat od. Kirche, Wissenschaft od. Kunst verdient gemacht haben u. vom Kaiser auf Lebenszeit in den Reichsrath berufen werden. Das Haus der Abgeordneten setzt sich nach dem Gesetz vom 2. April 1873 aus 353 Mitgliedern zusammen, welche aus den Wählerklassen des Großgrundbesitzes (85) der Städte, Märkte u. Industrialorte, der Handelskammern (zusammen 137) u. der Landgemeinden (131) direkt auf 6 Jahre gewählt werden. Wahlberechtigt ist jeder eigenberechtigte österr. Staatsbürger männlichen Geschlechtes, welcher das 24. Lebensjahr zurückgelegt hat u. vom Wahlrecht nicht ausgeschlossen worden ist; zur Wählbarkeit ist erforderlich, daß der Betreffende mindestens drei Jahre lang das österr. Staatsbürgerrecht besitzt u. das 30. Lebensjahr zurückgelegt hat. Der Reichsrath wird vom Kaiser alljährlich einberufen; ihm sind die Minister für die durch jene vertretenen Länder verantwortlich. Für die Wahrung der Landesinteressen bestehen im österr. Staatsgebiete 17 Landtage, in denen die hohen kirchlichen Würdenträger, die Rektoren der Universitäten u. die Abgeordneten des Großgrundbesitzes, der Städte, Märkte u. Industrialorte, der Handels- u. Gewerbekammern u. der Landgemeinden Sitz u. Stimme haben. Von den 1020 Mitgliedern der Landtage sind 44 Vertreter von Virilstimmen u. 650 Vertreter des großen u. kleinen Grundbesitzes. Die Abgeordneten werden auf 6 Jahre u. nur von den Landgemeinden indirekt gewählt; in Stadt u. Gebiet Triest versieht der dortige Stadtrath die Funktionen eines Landtages. Das verwaltende u. ausführende Organ der jährlich vom Kaiser einzuberufenden Landesvertretung ist der Landesausschuß, welcher aus dem Vorsitzenden des Landtages u. aus mehreren vom Landtage aus seiner Mitte gewählten Mitgliedern zusammengesetzt ist. — Im Staatsgebiet der Ungar. Krone bestehen als Landesvertretungen nur der ungar. Reichstag u. der kroat.-slav. Landtag, welcher hinsichtlich der inneren Verwaltung, der Kultus- u. der Unterrichtsanstalten u. des Justizwesens vollständige Autonomie genießt. Der ungar. Reichstag besteht aus der Magnatentafel u. der Repräsentantentafel. Erstere, das Oberhaus, zählt zu Mitgliedern die in Ungarn begüterten Erzherzöge, die kirchlichen Würdenträger, die Fürsten, Grafen, Freiherren, Reichsbarone, die Obergespane, die Oberkapitäne, den Oberkönigsrichter, den Comes des Sachsenlandes u. den Gouverneur von Fiume, die siebenbürg. Regalisten u. 2 Repräsentanten des kroat.-slavon. Landtages. Die Repräsentantentafel (Unterhaus) besteht aus 444 Abgeordneten der Komitate, Stühle, freien Distrikte u. Städte. Die Abgeordneten werden auf 3 Jahre gewählt u. der Reichstag alljährlich vom König

nach Budapest einberufen; ihm ist das ungar. Ministerium verantwortlich. Siebenbürgen ist in legislativer u. administrativer Beziehung vollständig in Ungarn aufgegangen. Delegationen üben das den beiden Reichsvertretungen zustehende Gesetzgebungsrecht insoweit aus, als es sich um die gemeinsamen Angelegenheiten handelt; jede der beiden Delegationen besteht aus 60 Mitgliedern, von welchen je 20 vom Herrenhause, resp. der Magnatentafel, u. je 40 vom Abgeordnetenhause, resp. der Repräsentantentafel, auf ein Jahr gewählt werden; die Delegationen treten abwechselnd in Wien u. Budapest zusammen; ihre Sitzungen sind öffentlich. Jedes der beiden Staatsgebiete hat sein eigenes Ministerium; für die gemeinsamen Angelegenheiten besteht ein „gemeinsames Ministerium". Letzteres, mit dem Sitze in der Reichshaupt- u. Residenzstadt Wien, besteht aus den Ministerien des kaiserl. Hauses u. des Aeußeren, des Krieges u. der gemeinsamen Finanzen. Die im Reichsrathe vertretenen Länder haben Ministerien für das Innere, für Kultus u. Unterricht, für Finanzen, für Handel, für Justiz, für Ackerbau, für Landesvertheidigung, außerdem einen Minister ohne Portefeuille u. einen Minister für Galizien. In Ungarn bestehen Ministerien für das Innere, für Kultus u. Unterricht, für Ackerbau, Gewerbe u. Handel, für öffentliche Arbeiten u. Kommunikationen, für Landesvertheidigung, für Justiz, für Finanzen, daneben ein Minister am allerhöchsten Hoflager u. ein solcher für Kroatien-Slavonien. Die politische Verwaltung der Länder der westl. Reichshälfte wird von 9 Statthaltereien u. 5 Landesregierungen, 324 Bezirksämtern u. 33 Kommunalämtern für die Städte mit eigenen Gemeindestatuten geführt. Ungarn dagegen ist für die Administration in 58 Komitate, 14 Stühle, 7 freie Distrikte u. 71 königl. Freistädte, das kroat.-slavon. Grenzgebiet in 6 Distrikte u. 7 Städte eingetheilt. Die Stadt Fiume aber wird von einem den ungar. Ministerien unmittelbar unterstehenden königl. Gubernium verwaltet. Die Militärgrenze ist durch Gesetzesartikel vom J. 1873 provinzialisirt; das Peterwardeiner Regiment zu Kroatien-Slavonien u. die Banater Militärgrenze theils den ungar. Komitaten Bács, Temes, Torontal u. Krasso zugeschlagen, theils unter dem Namen Szörényer Komitat als neues Municipium konstituirt worden. — Das Gemeinsame Budget der Gesammtmonarchie für 1876 stellte Einnahmen u. Ausgaben in die Höhe von 121,088,505 fl., von denen 70 % von Cisleithanien u. 30 % von Ungarn zu tragen sind; hiervon forderte das Kriegsministerium für die Landarmee 104,751,785 fl., für die Marine 9,996,844 fl. Das Budget der im Reichsrathe vertretenen Länder für 1875 wies Bruttoeinnahmen von 373,089,899 fl. (direkte Steuern 87,770,000 fl., indirekte Steuern 228,091,500 fl. [darunter Tabaksmonopol 58,278,200 fl., Salzmonopol 19,180,000 fl., Lotto 17,293,700 fl.], Ertrag des Staatseigenthums 1,807,380 fl., der Postverwaltung 16,500,000 fl., der Telegraphen 3,160,000 fl., der Domänen u. Forsten 4,432,300 fl., der Bergwerke 5,939,200 fl.), Ausgaben von 382,231,049 fl. auf (Civilliste 4,650,000 fl.); es ergab sich also ein Defizit von 9,141,150 fl. Das Budget für die Länder der Ungar. Krone verzeichnete 1875 eine Gesammteinnahme von 212,138,518 fl., eine Gesammtausgabe von 233,804,075 fl., also ein Defizit von 21,665,557 fl. Die Erfordernisse der inneren Autonomie des Königreichs Kroatien u. Slavonien machten 1875 Einnahmen von 3,159,395 fl. u. Ausgaben von 3,107,650 fl. nothwendig. Die Staatsschuld bestand Anfang 1875 aus der gemeinsamen schwebenden Schuld: 411,999,902 fl., der Staatsschuld der im Reichsrathe vertretenen Königreiche u. Länder: 2947,799,605 fl. u. der ungar. Staatsschuld von 488,717,830 fl.

Das Wehrsystem ist in beiden Staatsgebieten der Monarchie nach gleichartigen Grundsätzen gebildet u. beruht seit 1868 auf allgemeiner Wehrpflicht; dieselbe beginnt mit dem vollendeten 20. Lebensjahre u. dauert in der Linie 3 Jahre, in der Reserve 7 Jahre, in der Landwehr 2 Jahre, für die unmittelbar in die Landwehr eingereihten Wehrpflichtigen 12 Jahre. Nach dem Vorbilde der preuß. Armee hat auch die österr. das Institut der einjährig Freiwilligen. Das Landheer hat im Frieden 301,524 Mann, im Kriegsstande als stehendes Heer 783,843 u. als Landwehr 351,752 Mann, zusammen also 1,135,595 Mann; die ungar. Landwehr (Honveds) zählt 206,707 M. In Ungarn, Tirol u. Vorarlberg kann auch der Landsturm organisirt werden. Das Offiziercorps zählte 1872: 192 Generale, 1202 Stabsoffiziere, 3575 Hauptleute u. Rittmeister, 10,277 Oberleutnants u. Leutnants, zusammen 15,186 Offiziere. Für die Militärverwaltung ist die Monarchie in 16 Militärterritorialbehörden eingetheilt, welche entweder den Titel Generalkommando od. Militärkommando führen. Festungen u. Forts zählt Oe. 45, von denen die vorzüglichsten Josephstadt u. Theresienstadt in Böhmen, Olmütz in Mähren, Krakau in Galizien, Komorn, Arad, Leopoldstadt, Temesvar, Munkacz in Ungarn, Essek in Slavonien, Karlstadt in Kroatien u. Franzensfeste in Tirol sind. Die Kriegsmarine bestand im Okt. 1875 aus 47 Dampfern von 100,260 Tonnen, 17,385 Pferdekraft, 263 schweren u. 87 leichten Geschützen; davon wird die Panzerflotte durch 8 Kasemattschiffe u. 3 Panzerfregatten gebildet; 2 Monitors sind für die Donau bestimmt; die 16 Segelschiffe der Kriegsmarine hatten 12,860 Tonnen. Der Präsenzstand des Matrosencorps beträgt im Frieden 5836, im Kriege 11,532 Mann.

Städte Oe.-Ungarns mit mehr als 25,000 Einwohnern
(nach der Zählung vom 31. Dez. 1869).

Wien mit Vororten 833,855 E.; nach der Zählung vom 17. April 1875 umfaßte der Polizeibezirk Wien 1,020,770 E.

Budapest (Ungarn) . . .	270,476 E.	Preßburg (Ungarn) . .	46,540 E.
Prag (Böhmen)	189,949 „	Debreczin (Ungarn) . .	46,111 „
Triest (Küstenland) . . .	109,324 „	Keczkemét (Ungarn) . .	41,195 „
Lemberg (Galizien) . . .	87,109 „	Czernowitz (Bukowina)	33,884 „
Gratz (Steiermark) . . .	81,119 „	Linz (Oberösterreich) . .	33,384 „
Brünn (Mähren)	73,771 „	Temesvár (Ungarn) . .	32,223 „
Szegedin (Ungarn) . . .	70,179 „	Großwardein (Ungarn)	28,698 „
Maria-Theresiopel (Ung.)	56,323 „	Kronstadt (Siebenb.) . .	27,766 „
Krakau (Galizien) . . .	49,835 „	Klausenburg (Siebenb.)	26,382 „

Geschichte. Das Land zwischen Enns u. March, welches den Ausgangspunkt der österr. Geschichte u. gleichsam den Krystallisationskern für die verschiedenen Bestandtheile der Monarchie bildet, wurde ursprünglich von Kelten bewohnt, auf die manche Bronzefunde von Wien, Brühl, Dürnstein, Eggenburg hindeuten. Während die Römer das Land der nor. Taurisker bis an die Donau (14 v. Chr.) unterwarfen, konsolidirten sich im N. der Donau die Reiche der Markomannen u. Quaden, die in späteren Zeiten verheerende Einfälle in die röm. Grenzprovinzen machten, u. leiteten die Völkerwanderung ein, die in diesem Durchgangsthal zwischen Mittel- u. Osteuropa einen überaus häufigen Wechsel der Bevölkerung hervorrief. Den Abschluß dieser Völkerbewegung bildet die Besitzergreifung des Landes im O. der Enns durch die Avaren, an welche im W. das Gebiet der Bayern grenzte. Mit der Absetzung des Bayernherzogs Thassilo (788) vereinigte Karl d. Gr. die mittleren Donauländer mit dem großen Fränk. Reiche u. machte dann (791—96) dem Avarenreich ein Ende. So entstand hier auf dem eroberten Gebiete die Ostmark od. avar. March (definitiv seit 803), in welche bald deutsche Kolonisten einzogen u. die später ebenso gegen die Magyaren wie damals gegen die Avaren eine Schutzwehr wurde. Jene eroberten zwar 907 das Land bis zur Enns, mußten dasselbe aber nach der Niederlage auf dem Lechfelde (955) wieder aufgeben. Die Ostmark kam 976 an den Babenberger Leopold, der Graf im Donaugau gewesen war u. Stifter des Babenbergischen Herrscherhauses wurde. Leopold I. (976—994) soll den Ungarn die Festung Mölk abgenommen u. in ein Stift für weltliche Kleriker verwandelt haben. Dort residirte auch sein Nachfolger u. Sohn Markgraf Heinrich I. (994—1018), unter dem der Name „Oe." (Osterrichi) zum ersten Male urkundlich erscheint. Ihm folgte sein Bruder Adalbert I. (1018—55), der in den Kriegen gegen Ungarn der Markgrafschaft das Marchfeld hinzufügte u. deren Gebiet auch nach W. ausdehnte, u. diesem sein Sohn Ernst (1055 bis 1075), der in der Schlacht an der Unstrut sein Leben verlor. Leopold II. (1075—96) u. Leopold III. (1096—1136) betheiligten sich am Kampfe der Reichsfürsten gegen Heinrich IV., Leopold IV. (1136—41) stand aber als Stiefbruder König Konrad's III. auf Seite der Hohenstaufen im Streite gegen die Welfen u. erwarb sich dadurch das Herzogthum Bayern, dessen Heinrich der Stolze verlustig erklärt worden war. Von seinem Bruder u. Nachfolger Heinrich II. Jasomirgott (1141—77) forderte aber Heinrich der Löwe das Herzogthum Bayern zurück u. Friedrich Barbarossa schlichtete 1156 den Streit zu Regensburg, indem er Bayern an Heinrich den Löwen gab u. mit den beiden Marken ob u. unter der Enns Heinrich II. als Herzog belehnte. Der erste österr. Herzog begleitete den Kaiser mehrmals nach Italien, machte Wien zur Residenz u. baute die Stephanskapelle um; er starb im Kriege gegen die Böhmen 13. Jan. 1177 u. hinterließ das Reich seinem ältesten Sohne Leopold V. (1177—94), der 1182 u. 1190 sich an Kreuzzügen betheiligte u. durch Erbschaft 1192 Steiermark mit Oe. vereinigte. Während sein Sohn Friedrich I. (1194—98) Oe. beherrschte, succedirte dessen Bruder Leopold in Steiermark, vereinigte aber beide Länder, als er nach dem plötzlichen Tode Friedrich's auch in Oe. als Leopold V. (1198—1230) zur Herrschaft kam; er nahm an dem Kreuzzuge (1217—19) Theil u. erwarb Güter in Krain, die Grafschaft Retz u. die Städte Linz u. Wels. Mit Friedrich II., dem Streitbaren (1230—46), der schwere Kämpfe mit Böhmen, Bayern u. den Ungarn zu bestehen hatte, starb der Mannesstamm der Babenberge aus.

Die Periode 1246—82 wird als das österr. Interregnum bezeichnet. Kaiser Friedrich II. betrachtete nämlich Oe. u. Steiermark als erledigtes Reichslehen u. schickte einen Statthalter nach Wien, das zur freien Reichsstadt erhoben worden war. Der Papst, welcher den Kaiser gebannt hatte, verlieh die österr. Länder aber dem Markgrafen Hermann von Baden, der auch 1248 in Wien einzog, jedoch 1250 starb; sein Sohn Friedrich nannte sich zwar Herzog von Oe., fand aber keine Anerkennung u. starb mit dem letzten Staufen Konradin auf dem Schaffot zu Neapel (1268).

Da besetzte der Přemyslide Ottokar von Böhmen im wohlvorbereiteten Einverständniß mit der päpstl. Partei in Oe. 1251 das Land u. suchte durch die Verheirathung mit Margaretha, der kaiserl. Wittwe, seine Ansprüche auf Oe. noch mehr zu befestigen. Dieses Land machte ihm aber Bela IV. von Ungarn streitig, der 1252 mit 3 Heeren einfiel u. durch den Frieden 1254 die Abtretung Steiermarks erzwang. Durch Erbschaft erwarb Ottokar nach dem Tode seines Vetters, des Herzogs Ulrich III. von Kärnten, 1270 Kärnten u. einen Theil von Friaul, fiel aber in der Schlacht auf dem Marchfelde 26. Aug. 1278 im Kampfe gegen Rudolf von Habsburg (s. d.), der seinen ältesten Sohn Albrecht zum Statthalter ernannte u. seine Söhne Albrecht u. Rudolf 27. Dez. 1282 mit den Herzogthümern Oe., Steiermark u. Kärnten belehnte. Letzteres wurde dann Albrecht's Schwiegervater, dem Grafen Meinhard von Tirol, überlassen u. durch Vergleich kam Albrecht 1283 in den Alleinbesitz dieser Lande.

Unter der Habsburg. Dynastie gelangte Oe. zu dem größten Länderbesitz u. der bedeutendsten Machtentwicklung. Albrecht I. (1283—1308) mußte zwar Meinhard von Tirol 1286 Kärnten abireten u. gegen den österr. u. steier. Adel u. den Erzbischof von Salzburg, Bayern u. Böhmen seine Waffen kehren; seine Herrschaft war aber in Oe. nur auf Zwang gegründet u. die Adolf von Nassau entrissene Königskrone verlor er mit seinem Leben durch die Mordthat seines Neffen Johann von Schwaben 1. Mai 1308. Von Albrecht's fünf Söhnen, welche schon 1298 mit Oe., Steiermark, Krain, der Windischen Mark u. Portenau belehnt worden waren, übernahmen die beiden mündigen Friedrich u. Leopold die Verwaltung, jener die von Oe. u. Leopold die der Vorlande: Elsaß, Schweiz u. Schwaben. Während von Bayern Neuburg gewonnen wurde, verlor Leopold die Hoheitsrechte über die schweiz. Waldstätte (s. „Schweiz", Geschichte) u. Friedrich, 1314 von der päpstlichen Partei zum König gewählt, im Kriege mit dem Gegenkönig Ludwig dem Bayern in der Schlacht bei Mühldorf (22. Sept. 1322) auch seine Freiheit. Als er 13. März 1325 zu Trausnitz in einem mit Ludwig abgeschlossenen Vertrage auf die Krone verzichtete, wurde er aus der Gefangenschaft entlassen, stellte sich aber wieder freiwillig, da sein Bruder Leopold dem Vertrage nicht zustimmte u. den Krieg gegen Ludwig fortzusetzen willens war. Da nahm ihn dieser, von der Worttreue seines Gegners hoch erfreut, zum Mitregenten an. Dem schwankenden Zustand im Reiche machte aber der Tod Leopold's (1326) u. Friedrich's (1330) ein Ende. Von den Söhnen Albrecht's I. lebten noch Albrecht II. u. Otto; von diesen starb Otto 1339 u. Albrecht II. vereinigte nun wieder die österr. Länder, zu denen auch 1335 Kärnten gekommen war. Diesem Herzog verdankt Wien den Ausbau der Stephanskirche. Ihm folgte sein Sohn Rudolf IV. (1358—65), welcher 1363 von Margaretha Maultasch Tirol erwarb u. 1365 die Universität Wien stiftete. Nach seinem kinderlosen Tode übernahmen seine Brüder Albrecht III. u. Leopold III. gemeinsam die Regierung der österr. Länder, theilten dieselbe aber 25. Juli 1373 so, daß die Besetzung der obersten Aemter in Nieder- u. Oberösterreich u. Steiermark dem Herzog Albrecht, die in den übrigen Landestheilen Leopold zustehen sollte, u. theilten 1379 daraufhin auch definitiv die Länder selbst. Leopold erwarb 1375 durch Kauf den größten Theil vom jetzigen Vorarlberg, 1381 die Herrschaft Hohenberg, 1382 die Stadt Triest u. 1386 die Herrschaft Lauffenburg, zugleich auch von König Wenzel pfandweise die Landvogteien in Ober- u. Niederschwaben, verlor jedoch 1386 in der Schlacht bei Sempach gegen die Eidgenossen Sieg u. Leben. Albrecht III. führte nun die gemeinschaftliche Regierung zugleich auch als Vormund für die minderjährigen Söhne Leopold's III. Nach seinem Tode einigten sich die beiden ältesten Söhne dieser Brüder im Vertrag zu Hollenburg 22. Nov. 1395 u. 1396 so, daß Albrecht IV. in Oe., Wilhelm in Steiermark, Kärnten, Krain, der Windischen Mark, Triest u. Istrien u. Leopold in Tirol, Schwaben, Elsaß u. Burgund die Herrschaft führen sollte; als aber die beiden Brüder Ernst u. Friedrich mündig geworden waren, wurde 1402 bestimmt, daß Wilhelm mit Ernst, Leopold mit Friedrich gemeinsam regieren sollten. Albrecht IV. starb 14. Sept. 1404 zu Klosterneuburg u. hinterließ einen Sohn, Albrecht V., über den Herzog Wilhelm die Vormundschaft führte. Nach Wilhelm's Tode fiel diese 1406 Leopold zu, der nun in Wien residirte, während Ernst Steiermark u. Friedrich Tirol verwalteten. Mit dem Tode Leopold's 1411 kam Albrecht V. zur selbständigen Regierung in Oe. Friedrich von Tirol, der sich für Papst Johann XXIII. u. gegen Kaiser Sigmund erklärt hatte, verlor sein Land 1415 an seinen Bruder Ernst u. konnte es erst durch den Beistand der Bauern u. Städte 1416 zu einem Frieden bringen, in dem er Tirol zurückerhielt u. Ernst die übrigen Lande zugewiesen wurden, mit Ausnahme der gemeinsam zu verwaltenden Vorlande. Albrecht V. erhielt 1423 von seinem Schwiegervater, dem Kaiser Sigmund, Mähren als Fürstenlehen der Krone Böhmen u. die Zusicherung der Erbfolge in Ungarn u. Böhmen; 1438 ward er denn auch in Ungarn u. Böhmen gekrönt, erlangte zugleich auch die deutsche Königskrone, starb aber schon 1439. Der Tod seines nachgeborenen Sohnes Ladislaus 1457 löste das Band wieder, das die österr., böhm. u. ungar. Ländergruppe zum ersten Mal einigte. Böhmen kam unter die Herrschaft Georg's von Podèbrad, in Ungarn ward Matthias Corvinus zum König gewählt u. auch die Reste der habsburg. Besitzungen in der Schweiz gingen verloren. Friedrich IV., das Haupt der steier. Linie, der 1439—93 zugleich auch als deutscher König u. Kaiser herrschte u. 1456 Oe. zum Erzherzogthum erhob, kam nach Ladislaus' Tode über den Besitz der Stammlande mit Albrecht in Streit, der 1464 durch dessen Tod beendigt wurde; Friedrich gelangte in den Alleinbesitz von Oe., verlor aber Niederösterreich 1485 im Kriege gegen die Ungarn u. konnte dasselbe erst nach des Matthias' Tode wiedergewinnen. Sein Sohn Maximilian, der nach Friedrich IV. zugleich auch Deutscher Kaiser wurde, erwarb durch die 1477 erfolgte Vermählung mit Maria, der Tochter Karl's des Kühnen, die Niederlande, deren Regierung er nach seiner Kaiserwahl Philipp überließ, vereinigte nach dem Tode Herzog Sigmund's Tirol wieder mit Oe. u. verschaffte durch die Verheirathung seines Sohnes Philipp mit Johanna von Spanien dem Hause Habsburg die span. Krone. Als Maximilian's Enkel, Karl (I. in Spanien, V. in Deutschland) zum Deutschen Kaiser gewählt worden war, überließ er durch die Verträge von Worms (1521) u. Gent (1540) die deutschen Erblande seinem Bruder Ferdinand I. u. behielt selbst die Niederlande.

Als Ludwig II., König von Böhmen u. Ungarn, 1526 kinderlos in der Schlacht bei Mohacs gefallen war, wählten die Böhmen u. Ungarn seinen Schwager Ferdinand zu ihrem Könige, jene durch die Ständekammer einstimmig, die Ungarn jedoch im Gegensatz zu der Partei Johann Zapolya's, der bei den Türken Unterstützung seiner ehrgeizigen Pläne fand. Soliman II. rückte 1528 mit einem Heere von 150,000 Mann in Ungarn ein, nahm Ofen u. belagerte Wien (1529), das von nur 20,000 Mann unter dem Pfalzgrafen Philipp, den Grafen Niklas Salm u. Wilhelm von Roggendorf vertheidigt ward. Der Winter u. der Mangel an grobem Geschütze zwang die Türken jedoch zum Abzuge; in Ofen ernannte Soliman den Zapolya noch zum Könige von Ungarn. Ein zweiter Versuch der Türken, in Ungarn vorzudringen, scheiterte 1532 durch die heldenmüthige Vertheidigung der Festung Güns, mit Zapolya kam aber 1538 zu Großwardein ein Frieden zu Stande, nach welchem ihn Ferdinand als König von Ungarn u. Dalmatien anerkannte u. ihm Ungarn jenseit der Theiß u. Siebenbürgen überließ, während die ungar. Länder diesseit der Theiß mit Kroatien u. Slavonien bei Oe. verblieben; nach dem Tode Zapolya's sollte Ungarn an Ferdinand fallen. Dieser trat 1540 ein; die nationale Partei rief jedoch seinen Sohn Sigmund zum König aus u. fand Unterstützung bei den Türken; erst 1547 ward der Frieden geschlossen; Ferdinand blieb im Besitz des westl. Theiles von Ungarn, mußte dafür aber an die Türken einen jährlichen Tribut von 30,000 Dukaten zahlen; Isabella von Polen, die Gemahlin Zapolya's, beherrschte den Osten des Landes in Vormundschaft über ihren Sohn u. die Türken hielten die Mitte inne; 1551 übergab endlich durch Vertrag Isabella ihre Landestheile auch an Ferdinand u. erhielt dagegen für ihren Sohn die Herzogthümer Oppeln u. Ratibor; der Krieg mit den Türken ward erst 1562 durch einen achtjährigen Frieden beigelegt. Vorübergehend kam auch Württemberg durch den Schwäbischen Bund in den Besitz Oe.s, mußte jedoch 1534 wieder an Herzog Ulrich abgetreten werden. Der Rücktritt Karl's V. von der Regierung brachte Ferdinand I. 1556 auf den Kaiserthron; 1564 starb er u. sein ältester Sohn Maximilian erhielt die Königreiche Böhmen u. Ungarn u. das Erzherzogthum Oe.; Ferdinand bekam Tirol u. Vorderösterreich; Karl, der jüngste, Steiermark, Kärnten, Krain u. Görz. Maximilian II. (1564—76) begünstigte in seinen Ländern den Protestantismus, den Ferdinand I. nur geduldet hatte; Karl u. Ferdinand suchten jedoch mit Entschiedenheit die evangel. Lehre in ihren Ländern zu unterdrücken. Die Kriege mit den Türken dauerten bis 1568 fort, Johann Zapolya wurde 1570 u. nach seinem Tode 1571 Stephan Bathory von Maximilian im Besitz von Siebenbürgen u. einem Theile Ungarns anerkannt. Maximilian's Sohn u. Nachfolger Rudolf II. (1576—1612) war schon zu Lebzeiten des Vaters zum Könige von Ungarn u. Böhmen gekrönt u. 1575 zum röm. Kaiser gewählt worden; nach dem Tode Ferdinand's von Tirol (1595) wurde 1602 ihm auch die Regierung dieses Landes für beide erbberechtigte Linien übertragen. Der Krieg mit den Türken wurde unentschieden fortgesetzt u. Ungarn nur mit Mühe behauptet. Verfassungsverletzungen u. Religionsbedrückungen riefen in letzterem Lande jedoch einen Aufstand unter Bocskai hervor, infolge dessen zu Linz 1605 die habsburg. Prinzen zusammentraten u. Matthias zum Haupte der Familie erklärten; Rudolf mußte diesem 25. Juni 1608 Ungarn, Mähren, Ober- u. Niederösterreich abtreten u. die Nachfolge in Böhmen zusichern; 1611 verlor Rudolf auch Böhmen an seinen Bruder Matthias, der ihm im nächsten Jahre (1612), in dem Kaiser Rudolf starb, auch auf dem deutschen Kaiserthrone folgte.



Die OSTMARK (OSTARRICHI) vom X^ten bis XII^ten Jahrhundert.



Habsburgsche Besitzungen beim Tode RUDOLPHS v HABSBURG 1291.



Besitzungen des Hauses HABSBURG in der Schweiz um die Mitte des XIV^ten Jahrhunderts.



OESTERREICH von 1740-1795.



OESTERREICH von 1526-1618



OESTERREICH-UNGARN 1876.

Dieser überlebte jedoch den Ausbruch des Dreißigjähr. Krieges nur kurze Zeit u. hinterließ sein Reich 1619 seinem Vetter Ferdinand, dem ältesten Sohne des 1590 verstorbenen Erzherzogs Karl von Steiermark. Dieser ward als Ferdinand II. auch zum röm. Kaiser erwählt. Tirol überließ er seinem jüngeren Bruder Leopold, dessen Linie aber 1665 ausstarb, worauf das Land an die Stammlande zurückfiel u. Oe. nach dem von Ferdinand II. erlassenen Primogeniturgesetz eine ungetheilte Monarchie blieb. Ferdinand's II. Streben ging daraufhin, in seinen Landen dem Absolutismus durch Beseitigung der ständischen Vorrechte u. dem Katholizismus durch Unterdrückung der evangel. Konfessionen zum Siege zu verhelfen. Dies führte zu der Wahl Friedrich's V. von der Pfalz als böhm. König u. zu jenem entsetzlichen Elend, das der Dreißigjähr. Krieg über Oe brachte. Im Großen u. Ganzen gelang dem Kaiser die innere Politik, freilich unter Vernichtung des Wohlstandes u. unter schwerer Schädigung der geistigen Bildung in den westl. Kronländern, die 1635 durch die Abtretung der Lausitz an Sachsen noch dazu verringert worden waren. Unter seinem Nachfolger Ferdinand III., der im Geiste seines Vaters weiter regierte (1637—57), folgte jenem Verluste noch der Verzicht der elsässischen Besitzungen zu Gunsten Frankreichs. Der Gegensatz Ungarns zu Oe. schärfte sich unter Leopold I. (1657—1705), der 1658 zum Deutschen Kaiser erwählt wurde, noch mehr, trotzdem daß der Kaiser die siebenbürg. Fürsten Rakoczy u. Johann Keménÿ (1663—64) gegen die Türken vertheidigt hatte. Eine Verschwörung, halb politische, halb religiöse Ziele verfolgend, wurde jedoch entdeckt u. ihre Häupter, Zriny, Nadasdy, Tattenbach u. A., hingerichtet; die Religionsverfolgungen u. die Beseitigung der Verfassung, welche nun folgte, führten aber zu neuen Bewegungen, an deren Spitze sich Graf Emerich Tökölÿ (1673) stellte. Dieser trat in Verbindung mit den Türken, die ihn als König von Mittelungarn anerkannten, dieses Land schnell eroberten, 1683 aber ihre Macht an den Mauern Wiens brachen; nach dem Falle von Ofen (1686) war Ungarn u. Siebenbürgen wieder unter österr. Herrschaft gebracht; jenes Land ward 1687 in ein österr. Erbreich umgewandelt, u. 1696 entsagte der Fürst von Siebenbürgen Apafi II. definitiv zu Gunsten des Kaisers. Im Frieden von Karlowitz 1699 blieb nur das Temeser Komitat bei der Türkei. Der span. Erbfolgekrieg (s. „Spanien", Geschichte), während dessen Leopold 5. Mai 1705 starb, vereitelte jedoch den Plan des Kaisers, seinen zweiten Sohn Karl auf den span. Thron zu erheben, trotzdem daß sich das österr. Heer unter Prinz Eugen vortrefflich schlug. Kaiser Josef I. (1705—11), der Sohn u. Nachfolger Leopold's, hatte sich nam. gegen die Ungarn zu wenden, die unter Franz Rakoczy die Selbständigkeit ihres Landes u. Siebenbürgens zu erkämpfen suchten u. in dem Szathmarer Frieden (1708) auch die neue Bestätigung ihrer konstitutionellen Freiheiten erlangten. Das kinderlose Hinscheiden des Kaisers führte seinen Bruder Karl von Spanien nach den Erblanden zurück, der nun auch als Karl VI. (1711—40) die deutsche Kaiserkrone empfing u 1714 in den Friedensschlüssen zu Rastatt u. Baden den span. Erbfolgekrieg beendete. Oe. behielt die habsburg.-ital. Besitzungen: Neapel, Mailand, Mantua, Sardinien, das 1720 gegen Sizilien vertauscht ward, einige Häfen an der toscan. Küste u. die Niederlande, verzichtete aber auf die Erbrechte in Spanien; das ganze Gebiet der Monarchie umfaßte damals über 9000 □M. mit 29 Mill. E. Der erste Türkenkrieg (Friede zu Passarowitz 1718) fügte dem noch das Banat, die Walachei bis zur Aluta u. einen Theil von Serbien u. Bosnien hinzu, Länder, die freilich im Belgrader Frieden 1739 wieder an die Türkei zurückfielen. Der Friede zu Wien (1735) hatte schon die mailänd. Gebiete Novara u. Vigevano an Sardinien, Neapel u. Sizilien mit Elba an den span. Prinzen Don Carlos übertragen u. Oe. für diese Verluste nur durch Parma u. Piacenza entschädigt. Diese ungünstigen Friedensbedingungen schienen aber aufgehoben zu sein durch die von den europ. Staaten vollzogene Anerkennung der Pragmatischen Sanktion (s. d.), durch welche der Tochter des Kaisers, Maria Theresia, die Erbfolge gesichert werden sollte.

Als nun aber der Kaiser 20. Okt. 1740 ohne männliche Nachkommen starb u. Maria Theresia (s. d.) die Regierung übernahm, erhoben Bayern, Sachsen, Preußen u. Spanien Erbansprüche, zu denen sich Frankreich gesellte, dessen Politik auf eine möglichste Schwächung Oe.s hinauslief. Kurfürst Max Emanuel von Bayern stützte seine Ansprüche auf die urkundlich falsche Behauptung, daß in dem Testament Ferdinand's I. bestimmt sei, nach dem Aussterben der männlichen Descendenz der Habsburger solle die österr. Gesammtmonarchie an die männliche Nachkommenschaft der mit dem bayer. Prinzen Albrecht V. vermählten Tochter des Erblassers, Anna, fallen; zugleich trachtete der Kurfürst nach der Kaiserkrone. Preußen machte nach alten Erbverbrüderungen Rechte auf Schlesien geltend; Sachsen stellte die Kurfürstin Maria Josefa, die älteste Tochter Josef's I., als Erbin auf; Spanien forderte Ungarn u. Böhmen in der Hoffnung, dem Infanten Philipp ein Gebiet in Italien zu verschaffen; Sardinien endlich trachtete nach dem Besitz der Lombardei. Maria Theresia sollte auf Niederösterreich, Steiermark, Kärnten, Krain u. Ungarn beschränkt werden. So entstand der Oesterr. Erbfolgekrieg. Die österr. Truppen wurden 10. April 1741 von den Preußen bei Mollwitz geschlagen; die vereinigte Armee der Bayern u. Franzosen brach in Oberösterreich u. Böhmen ein u. der bayer. Kurfürst ließ sich 2. Okt. 1741 in Linz von den Ständen huldigen, in Prag zum König ausrufen u. 20. Jan. 1742 zum Deutschen Kaiser wählen. Das persönliche Erscheinen Maria Theresia's auf dem Reichstage zu Preßburg (11. Sept. 1741) bewog jedoch Ungarn zu umfänglichen Rüstungen; die Franzosen u. Bayern mußten Oberösterreich räumen u. deutsche u. kroatische Regimenter unter Menzel, Bernklau u. Trenck besetzten Bayern. Da vermittelte England den Frieden mit Preußen, das 17. Mai 1742 die Schlacht bei Czaslau gewonnen hatte; derselbe kam zu Breslau zu Stande u. brachte Preußen Schlesien mit der Grafschaft Glatz ein. Sachsen trat diesem Frieden bei u. bald darauf auch auf Oe.s Seite. Böhmen wurde nun von den Feinden gesäubert u. die bayer. Landstände gezwungen, Oe. zu huldigen. Zudem nahm jetzt auch England thatsächlich am Kriege Theil u. es kam zu Worms 13. Sept. 1743 ein Vertrag zu Stande, in dem England, Sardinien u. die Generalstaaten den Besitzstand Oe.s im Sinne der Pragmatischen Sanktion garantirten. Der Krieg richtete sich nun im Wesentlichen gegen Frankreich u. Preußen, das, die Fortschritte Oe.s fürchtend, im zweiten Schles. Kriege in Böhmen einfiel u. dadurch den Franzosen ermöglichte, über den Rhein zu rücken u. Kurfürst Karl Albert nach München zurückzuführen. Dieser starb schon 20. Jan. 1745 u. sein Sohn Max Josef schloß mit Oe. den Frieden zu Füßen (22. April), der die Verhältnisse dieser beiden Staaten auf denselben Stand wie vor dem Kriege zurückführte. Mit Preußen ward 25. Dez. 1745 zu Dresden der Frieden geschlossen, welcher den Frieden von Breslau bestätigte, nachdem der Gemahl Maria Theresia's, Franz von Lothringen, 4. Okt. 1745 zum Deutschen Kaiser gekrönt worden war. Den Krieg mit Frankreich u. Spanien beendete der Frieden von Aachen (18. Okt.) 1748), in dem Oe. Parma, Piacenza u. Guastalla an den span. Infanten Don Philipp abtreten mußte. Zur Wiedereroberung Schlesiens verband sich Maria Theresia mit Frankreich u. Rußland gegen Preußen; Friedrich II. kam aber dem Angriffe der Verbündeten zuvor, indem er 29. Aug. 1756 in Sachsen einrückte; nach siebenjähr. Kampfe (s. „Siebenjähriger Krieg") behauptete Preußen im Frieden zu Hubertusburg 1763 Schlesien. Nach dem Tode Franz' I. (18. Aug. 1765) wurde sein ältester Sohn Josef II. (s. d.) Mitregent seiner Mutter u. Deutscher Kaiser; 1772 gewann Oe. in der ersten Theilung Polens Galizien u. Lodomerien, 1775 von den Türken die Bukowina u 1779 das Innviertel; 1780 wurden die schwäb. Herrschaften Tettnang u. Argen mit Vorderösterreich vereinigt. Die Regierung Josef's II. (1780—90, s. d.) war bei aller idealen Gesinnung des Kaisers doch wenig glücklich; die von ihm versuchten Reformen fanden theils bei der Bevölkerung nicht das richtige Verständniß, theils einen offenen Widerstand der dadurch Geschädigten, u. wie er in der inneren Politik nur wenig erreichte, so scheiterte auch seine Absicht, die Niederlande an den Kurfürsten von Pfalz-Bayern gegen Bayern zu vertauschen, an dem von Friedrich II. gegründeten Deutschen Fürstenbunde, u. der von ihm begonnene, aber erst durch seinen Nachfolger beendete Türkenkrieg (Friede von Szistowa 1791) brachte Oe. nur einen sehr unbedeutenden Gebietszuwachs ein.

Kaiser Leopold II. (1790—92), der Bruder Josef's II., verstand die durch seines Vorgängers Reformen zur Revolution getriebenen Belgier zu beruhigen; die Sorge um das Schicksal seiner Schwester Maria Antoinette u. deren Gemahls Ludwig XVI. bewog ihn aber, 25. Juli 1791 zu Wien eine Konvention mit Preußen abzuschließen, in welcher sich beide Mächte ihr Gebiet garantirten u. versprachen, eine Koalition der europ. Mächte gegen Frankreich zu Stande zu bringen, ein Vertrag, dem 7. Febr. 1792 das definitive Bündniß zwischen Oe. u. Preußen folgte. Doch schon 1. März starb Leopold II., die Regierung seinem Sohne Franz II. (1792—1835) hinterlassend, der 5. Juli darauf zum Deutschen Kaiser erwählt wurde. Der nun ausbrechende Krieg mit Frankreich (s. „Revolutionskriege") ward durch den Frieden von Campo Formio (17. Okt. 1797) beendet; in demselben trat Oe. Belgien u. die Lombardei an Frankreich ab u. verpflichtete sich, den Herzog von Modena, dessen Land zu der Cisalpinischen Republik verwendet werden sollte, durch den Breisgau zu entschädigen; dagegen erhielt es Istrien, Dalmatien, Venedig u. einen Theil des Festlandes. In der Theilung Polens von 1795 war Westgalizien dem Kaiserreiche hinzugefügt worden. Mit Rußland verbunden, eröffnete Oe. den Krieg von 1799 unter Erzherzog Karl mit großen Erfolgen, um schlecht zu enden, nachdem Bonaparte an die Spitze der franz. Armee in Italien getreten war; der Frieden von Luneville (9. Febr. 1801) ging im Allgemeinen auf den von Campo Formio zurück; durch den Reichsdeputations-Hauptschluß (25. Febr. 1803) wurden dagegen Oe. die Bisthümer Brixen u. Trient einverleibt. Als Bonaparte den

Titel eines Kaisers der Franzosen angenommen hatte, fand sich Kaiser Franz veranlaßt, in einer 10. Aug. 1804 zusammenberufenen Staatskonferenz zu erklären, daß er sich den Titel eines erblichen Kaisers von Oe. beilege, doch so, daß die sämmtlichen Königreiche, Fürstenthümer u. Provinzen ihre bisherigen Titel, Verfassungen u. Vorrechte fernerhin unverändert beibehalten sollten. Der dritte Koalitionskrieg, welchen Oe. mit England, Rußland u. Schweden 1805 begann, führte die Franzosen (13. Nov.) nach Wien u. Oe. sah sich durch den Frieden von Preßburg (26. Dez. 1805) gezwungen, die ital. Besitzungen an Frankreich, die Markgrafschaft Burgau, die bisherigen salzburg. Antheile an Eichstädt u. Passau, die Grafschaft Tirol, Vorarlberg, die Grafschaften Hohenembs u. Königseck, die Herrschaften Tettnang u. Argen u. die Stadt Lindau mit ihrem Gebiete an Bayern, die Grafschaft Hohenberg, die Landschaft Nellenburg, Landvogtei Altorf, die Donaustädte Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen u. Sulgau, die Städte Villingen u. Bräunlingen u. den vom württemb. Gebiete umschlossenen Theil des Breisgau's an Württemberg u. den Rest der vorderösterr. Besitzungen an Baden abzutreten; dafür wurde das bisherige Kurfürstenthum Salzburg mit Berchtesgaden als Herzogthum mit Oe. vereinigt. Die Bildung des Rheinbundes hatte endlich zur Folge, daß Kaiser Franz 6. Aug. 1806 die deutsche Kaiserkrone niederlegte u. nur noch die Würde eines Kaisers von Oe. beibehielt. Im Kriege vom J. 1809 stand Oe. allein gegen Frankreich; in Tirol erhoben sich die Bauern gegen die verhaßte bayer. Herrschaft. Trotz heldenmüthiger Kämpfe rückten die Franzosen zum zweiten Mal in Wien ein u. nach der unglücklichen Schlacht von Wagram mußte sich der Kaiser 14. Okt. 1809 zum Friedensschlusse von Schönbrunn verstehen. Oe. trat in demselben an Bayern Salzburg, Berchtesgaden, das Innviertel u. einen Theil des Hausruckviertels ab; Görz, Triest, Krain, der Villacher Kreis von Kärnten u. alle Gebiete auf dem rechten Saveufer wurden mit dem vom Königreich Italien getrennten Dalmatien, Istrien u. Ragusa zu den illyrischen Provinzen vereinigt; Sachsen erhielt einige früher zu Böhmen gehörige Enklaven; an das Großherzogthum Warschau kamen Westgalizien, Krakau u. der Zamosker Kreis, an Rußland der Tarnopoler Kreis. Schlimmer als dieser Verlust von 2035 □M. mit 3,300,000 E., wodurch Oe. auf ein Gebiet von 9042 □M. mit 20 Mill. Einw. reduzirt wurde, war die finanzielle Zerrüttung des Reiches, das 1810 eine konsolidirte Schuld von 727 Mill. fl. u. Bankozettel im Nominalwerth von 730 Mill. fl. besaß; 26. März 1811 ward der Staatsbankrott dadurch perfekt, daß die Regierung den Werth des bereits auf 1060 Mill. fl. angewachsenen Papiergeldes auf $1/5$ herabsetzte; die hierdurch auf 212 Mill. reduzirte Summe war aber 1816 schon wieder auf 639 Mill. angewachsen. Graf Metternich, welcher Sept. 1810 die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, war ein eifriger Förderer der Verheirathung Napoleon's mit der Tochter des Kaisers, der Erzherzogin Marie Luise, gewesen, die 17. März 1810 die Ehe mit dem franz. Kaiser vollziehen ließ. Als Bundesgenosse Napoleon's ließ Kaiser Franz 1812 ein österr. Hülfscorps am Kriege gegen die Russen Theil nehmen; der Rückzug der franz. Armee bestimmte aber Oe. zur Neutralitätserklärung u. 27. Juni 1813 im Vertrage zu Reichenbach zum Beitritt zum russ.-preuß. Bündniß. Der erste Pariser Friede (30. Mai 1814) brachte die Lombardei, Venetien u. Dalmatien mit den anderen abgetretenen Ländern wieder unter österr. Herrschaft, u. auf dem Wiener Kongreß (1815) überließ Oe. Belgien dem neugebildeten Königreich der Niederlande, Westgalizien an Polen, das mit Rußland vereinigt ward; es erhielt dagegen von letzterem Staate den Tarnopoler Kreis u. das Gebiet von Wieliczka zurück. Krakau mit einem Gebiete von 20 □M. ward eine unabhängige Stadt, deren Selbständigkeit von Oe., Preußen u. Rußland garantirt ward. Die früher mit Graubünden vereinigten Landschaften Veltlin, Bormio u. Chiavenna, sowie die von Bayern okkupirten Länder: Tirol, Vorarlberg, Inn- u. Hausruckviertel u. Salzburg (ohne Berchtesgaden), kamen wieder an Oe., sowie im Süden Alles, was es zu den illyrischen Provinzen abgetreten hatte, zugleich noch das Gebiet, das die ehemalige Republik Ragusa bildete.

Der Abschluß der Heil. Allianz (26. Sept. 1815) zwischen Franz I., Friedrich Wilhelm III. u. Kaiser Alexander bezeichnete den Beginn der Reaktion gegen den Geist der Franz. Revolution u. machte zugleich Metternich, den 1821 zum Fürsten erhobenen österr. Haus-, Hof- u. Staatskanzler, zu der bestimmenden politischen Persönlichkeit in Deutschland u. Italien. Als Präsidialmacht des Deutschen Bundes war Oe. wesentlich betheiligt an der Verfolgung jeder Regung des freisinnigen Volksgeistes (Kongreß zu Aachen 1818, Konferenzen in Karlsbad 1819, Kongreß zu Troppau 1820, zu Laibach 1821, zu Verona 1822). Oe.s Waffen hielten 1822 die revolutionären Bewegungen in Neapel u. Piemont nieder u. in dem griech. Befreiungskriege stand Oe. mit seinen Sympathien entschieden auf Seite der Pforte. Die infolge der Julirevolution in Modena, Parma u. im Kirchenstaate ausgebrochenen Revolutionen wurden 1831 von österr. Truppen niedergeschlagen u. im poln. Aufstande eine Rußland freundliche Neutralität bewahrt. Ferdinand I. (1835—48) führte die Regierung im Geiste seines Vaters weiter; Metternich blieb an der Spitze der Regierung u. das Einverständniß mit Rußland wurde auf der Kaiserzusammenkunft in Teplitz 19. Sept. 1835 aufs Neue befestigt. Doch erlitt dasselbe vorübergehend eine Störung durch Oe.s Haltung in der Orientalischen Frage (1840); als Mehemed Ali von Aegypten der Türkei Syrien u. Palästina entreißen wollte, segelte eine österr.-engl. Flotte zum Schutze der Türkei nach der syrischen Küste ab u. österr. Truppen betheiligten sich in ehrenvoller Weise bei der Erstürmung von Saida. Die Versuche poln. Emigranten, den Kampf für die Wiederherstellung Polens auch in Galizien zu entzünden, führte 1846 zu einem Aufstand der Bauern gegen die national-poln. Edelleute u. 16. Nov. zur Okkupation u. Annexion Krakau's, das als Herd der poln. Revolution angesehen wurde. Die revolutionären Bewegungen, welche sich bald in allen Theilen der Monarchie bemerklich machten, drohten für Oe. um so gefährlicher zu werden, als sie hier nicht nur politische, sondern auch nationale Ziele verfolgten, nicht allein Verfassungsänderungen anstrebten, sondern an dem Bestande der Gesammtmonarchie rüttelten. In Böhmen mischten sich panslavistische Tendenzen in das Streben der nationalen Partei nach einem nur durch Personalunion mit Oe. verbundenen tschechischen Königreich Böhmen; in den südslav. Ländern regte sich der Gedanke an ein großes slav. Reich Illyrien, in Ungarn stand die Verfassungspartei in schroffem Gegensatze zu der Regierung u. gewann die Opposition, die bis dahin vorzugsweise vom Adel ausgegangen war, durch Ludwig Kossuth (s. d.) einen entschieden demokratischen Charakter; zudem spitzte sich dort der nationale Gegensatz zwischen Magyaren u. Slaven immer mehr zu; in Italien lehnte sich der nationale Gedanke gegen die Fremdherrschaft auf. Die Revolution von 1848 ward durch Petionen von Prag u. der Studeutenschaft in Wien (11. März) eingeleitet; 13. März brach die Bewegung gegen das herrschende System, nam. gegen Metternich, in Wien thatsächlich aus; Metternich mußte ein neues Preßgesetz gewähren u. abdanken u. es folgten nun schnell Bewaffnung der Studenten, Bildung einer Nationalgarde, Versprechung einer Konstitution (15. März), Aufhebung der Hofkanzlei u. Bildung eines selbständigen Ministeriums für Ungarn. Das verantwortliche Ministerium für Oe. ward 21. März unter Graf Kolowrat gebildet, der aber schon 3. April den Vorsitz an den Grafen Ficquelmont abtrat; nach dessen Abdankung trat Freiherr von Pillersdorf an die Spitze der neuen Regierung. Die Verfassung, welche 25. April verkündet ward, fand aber weder in Böhmen noch in Galizien günstige Aufnahme, u. da die Regierung ein aus Studenten u. Nationalgardisten zusammengesetztes politisches Comité nicht anerkennen wollte, kam es 15. Mai zum Aufstande, durch den die Regierung gezwungen wurde, die Berufung einer konstituirenden Reichsversammlung zu versprechen, die denn auch im Juli eröffnet wurde. Da floh die kaiserliche Familie 17. Mai nach Innsbruck u. überließ die Hauptstadt der Volksherrschaft. In Venedig u. Mailand waren unterdeß die Truppen durch Volksaufstände zum Abzuge gezwungen worden; Venedig hatte sich unter Manin zur Republik erklärt u. Karl Albert, König von Sardinien, war in Mailand eingerückt. In Prag hatte sich eine provisorische Regierung gebildet u. der Slavenkongreß forderte vom Kaiser die Vereinigung Böhmens, Mährens u. Schlesiens zu einem von der Wiener Regierung unabhängigen Reiche; ein Aufstand (11. Juni) ward aber durch den Kommandanten von Prag, Fürsten Windischgrätz, bald niedergeschlagen. Im südl. Ungarn u. in Siebenbürgen wüthete zu gleicher Zeit ein entsetzlicher Nationalitätskampf. In Wien regierte aber neben dem Ministerium ein aus Studenten, Gemeinderäthen u. Nationalgarden bestehender u. von Dr. Fischhof geleiteter Sicherheitsausschuß, der das Ministerium zur Abdankung zwang, worauf unter dem Präsidium von Wessenberg ein neues zusammentrat. Der durch den Stellvertreter des Kaisers, Erzherzog Johann, 22. Juli eröffnete Reichstag erwarb sich durch die Aufhebung der Feudallasten (26. Juli) ein dauerndes Verdienst. Die demokratische Partei in Wien schloß einen Bund mit den ungar. Revolutionären, als Jellachich, der Ban von Kroatien, in Ungarn eindrang; als zu dessen Unterstützung der österr. Kriegsminister Latour Truppen aus Wien absenden wollte, stellten sich diesen an der Taborbrücke Abtheilungen der Nationalgarde u. der akademischen Legion entgegen u. es kam zum Kampfe, in welchem Latour an einem Gaskandelaber aufgeknüpft u. das Zeughaus erstürmt wurde (6. Okt.). Der Hof, der am 12. Aug. aus Innsbruck zurückgekehrt war, begab sich 7. Okt. von Schönbrunn nach Olmütz. Wien rüstete sich aber zur Vertheidigung unter Messenhauser u. Bem gegen den Fürsten Windischgrätz, welcher von Prag mit seinen Truppen heranzog u. 20. Okt. vor Wien stand. Gegen die eng umschlossene Stadt ward 28. Okt. ein allgemeiner Angriff vorgenommen, welcher die Landstraße u. Leopoldstadt in die Hand der

Belagerer brachte. Als ein ungar. Hülfsheer unter Moga bei Schwechat geschlagen worden war, wurde Wien 31. Okt. erobert u. mit blutiger Rücksichtslosigkeit gegen alle Führer der Bewegung u. Verdächtige vorgegangen. In Italien hatte die Regierung unter engl. Vermittlung die Unabhängigkeit der Länder zugestanden, wenn die Lombardei einen Theil der Staatsschuld zu übernehmen u. mit Oe. einen Handelsvertrag abzuschließen sich verpflichtete. Die Lombarden verwarfen aber diese Anträge u. nun rückte Radetzky vor, erstürmte die Höhen von Sommacampagna, schlug die Sardinier vollständig bei Custozza (25. Juli), Volta u. Goito u. zog 6. Aug. in Mailand ein; 9. Aug. ward der Waffenstillstand mit Karl Albert abgeschlossen. Das neue Ministerium unter Fürst Felix Schwarzenberg konstituirte sich 21. Nov.; am nächsten Tage ward der Reichstag zu Kremsier eröffnet u. 2. Dez. dankte Kaiser Ferdinand zu Gunsten seines Sohnes Franz Josef ab, der in der Proklamation seine Absicht verkündete, alle Länder u. Stände der Monarchie zu einem großen Staatskörper zu vereinigen. Ungarn sollte nun von Oe., Mähren, Galizien, Steiermark u. Siebenbürgen aus angegriffen u. Oe. wieder unterworfen werden. Dies gelang aber erst mit Unterstützung Rußlands; Görgei streckte 13. Aug. 1849 vor den Russen bei Vilagos die Waffen u. General Klapka kapitulirte darauf in Komorn. Das Land ward nun als ein erobertes betrachtet u. seiner Verfassung für verlustig erklärt (s. „Ungarn", Geschichte).

Der Krieg in Oberitalien begann von Neuem, da Karl Albert den Waffenstillstand kündigte; 20. März 1849 überschritten die Oesterreicher den Ticino u. nach den Siegen bei Mortara u. Novara hatte Radetzky die Fortsetzung des Krieges in 3 Tagen den Piemontesen unmöglich gemacht; 24. März dankte Karl Albert ab u. sein Sohn u. Nachfolger Victor Emanuel schloß 26. März einen Waffenstillstand u. 6. Aug. den Frieden. Sardinien behielt sein Gebiet, zahlte aber an Oe. 75 Mill. Lire als Kriegsentschädigung. Venedig ergab sich 22. Aug. u. Manin, das Haupt der Bewegung, ging in die Verbannung. Der Reichstag zu Kremsier wurde nun 7. März aufgelöst u. eine Verfassung oktroyirt, in welcher ein Reichstag mit zwei Kammern, Provinziallandtage, Trennung der Verwaltung von der Justiz, Verantwortlichkeit der Minister 2c. zugesagt wurden. Die Wahlen für die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt hatten in Oe. große Begeisterung hervorgerufen, nur die Tschechen verhielten sich dagegen ablehnend. Obgleich nun 29. Juni 1848 der Erzherzog Johann von Oe. zum deutschen Reichsverweser ernannt worden war, so legte doch die österr. Regierung den Beschlüssen dieses Volksparlamentes keine praktische Bedeutung bei u. erklärte auch nach der Kaiserwahl, sich einer preuß. Führung in Deutschland nicht unterordnen zu wollen, wie denn auch Oe. gegen den von Preußen nach Erfurt ausgeschriebenen Reichstag Protest einlegte. Im Innern begann nun die Umgestaltung des Reiches nach durchaus reaktionären Grundsätzen. Die Censur wurde verschärft, der Unterricht dem Klerus überliefert, der Verkehr der Bischöfe mit Rom freigegeben u. die Einverleibung Ungarns ins Reich durch eine Reihe von Gesetzen vollzogen. Am 20. Aug. 1851 hob ein kaiserliches Handschreiben die Ministerverantwortlichkeit, drei andere Handschreiben 31. Dez. die Verfassung auf.

Dem Gegensatz zu Preußen, der infolge der kurhess. Verfassungswirren (s. „Kurhessen") fast zu einem Kriege zwischen den beiden deutschen Großmächten geführt hätte, ward dadurch vorläufig die Spitze abgebrochen, daß sich Preußen in Olmütz (29. Nov. 1850) den österr. Forderungen fügte, Konferenzen in Dresden zur Wiederherstellung des alten Bundestages annahm, die Union auflöste u. die Exekution in Hessen u. Holstein bewilligte. Da in Preußen hiermit derselbe reaktionäre Geist zur Herrschaft gebracht worden war, konnte die Regierung in Oe. an die Wiederherstellung der alten Zustände mit um so größerer Entschiedenheit gehen. Die Kriegsgerichte arbeiteten mit großer Hast; es fanden nachträglich noch zahlreiche Verhaftungen statt, ein neues Preß- u. Strafgesetz (27. Mai 1852), ein Vereins- u. Paßgesetz (Dez. 1852, Mai 1853) trugen wesentlich zur Befestigung des Absolutismus bei; Ungarn ward in 5 Verwaltungsgebiete zerschlagen u. erhielt deutsche u. böhm. Beamte. Doch ist anzuerkennen, daß bei allen diesen reaktionären Maßregeln die materielle Kultur Oe.s durch die Regierung ganz bedeutend gefördert wurde; große Verdienste erwarb sich in dieser Beziehung nam. der Handelsminister Bruck (s. d.). Es wurden Straßen u. Eisenbahnen gebaut, Ströme regulirt, die Zollschranken im Innern des Reiches beseitigt u. 2. Jan. 1852 ein Zollkongreß nach Wien berufen, um eine Zolleinigung mit Deutschland zu erzielen, der aber Preußen wesentlich aus politischen Gründen widerstrebte. Nach langen Verhandlungen kam es endlich 19. Febr. 1853 zu einem Handelsvertrage zwischen dem Zollverein u. Oe., der sehr bedeutende Zollermäßigungen aufwies. Auf kirchlichem Gebiete zeigte sich die reaktionäre Strömung in derselben Stärke wie in der inneren Politik. In Ungarn wurden freisinnige Bischöfe u. niedere Geistliche entsetzt, zahlreiche Klöster wurden gegründet u. 18. Aug. 1855 mit Rom ein Konkordat abgeschlossen, das nam. dem Kardinalerzbischof Rauscher u. dem Minister Thun seine Entstehung verdankte. Durch dasselbe wurde der Unterricht u. die Ehegesetzgebung vollständig in die Hände des Klerus gelegt. Auch in der äußeren Politik war Oe. nicht glücklich. Ein von Mazzinisten in Mailand angestifteter Aufstand (6. Mai 1853) u. die Vertreibung von österr. Kapuzinern aus dem Tessin führte zu Differenzen mit der Schweiz u. Sardinien. In dem Streite zwischen Montenegro u. der Türkei, welche die Thronbesteigung des Fürsten Danilo nicht anerkennen wollte (1851—53), stellte sich Oe. auf Seite Montenegro's u. erzwang den Abzug der türk. Truppen aus dem besetzten Lande; hiermit that Oe. der orientalischen Politik Rußlands einen unzweifelhaften Dienst, eine größere Dankbarkeit zeigte es aber dem Reiche nicht, das den ungar. Aufstand niedergeschlagen hatte. Vergeblich war die nach Wien (Juni 1853) berufene Konferenz, welche den Krieg verhindern sollte, u. auch die Zusammenkünfte der beiden Kaiser in Olmütz u. Warschau konnten keine Aenderung in der österr. Politik herbeiführen. Ohne an dem Krimkriege Theil zu nehmen, stellte sich Oe. doch vollständig auf Seiten der Feinde Rußlands, zwang dieses zur Räumung der Donaufürstenthümer u. behielt diese Länder selbst bis zum Abschluß des Friedens besetzt. In der Orientpolitik hatte sich Oe. Rußland damit zum Feinde gemacht, ohne den Westmächten Grund zur Dankbarkeit zu geben. — Das Verhalten Sardiniens zeigte schon während des Krimkrieges, daß es für einen Krieg mit Oe. nach Bundesgenossen suchte; die beste Bundesgenossenschaft war die Unzufriedenheit der Lombardo-Venetianer mit der österr. Regierung, die hier absolutistisch schaltete u. waltete, u. nachdem die Versuche, in den ital. Provinzen das Papiergeld in Umlauf zu bringen, gescheitert waren, die Grundsteuer erhöht u. auf die Güter aller Amnestirten, welche nicht zurückgekehrt waren, Sequester gelegt hatte. Der Minister Cavour hatte schon auf dem Friedenskongresse zu Paris (1856) diese Mißstände zur Sprache gebracht u. dagegen im Namen Italiens protestirt. Die Politik Sardiniens traf mit derjenigen Frankreichs zusammen; Napoleon III. wollte seinen Einfluß in Italien an die Stelle des österr. setzen. Der Ital. Krieg (s. „Italien", Geschichte) kostete Oe. die Lombardei (11. Juli 1859 Präliminarfriede zu Villafranca), leitete die Einheit Italiens ein u. isolirte Oe. unter den europ. Großmächten; es hatten aber die schlimmen Ergebnisse dieses Kampfes einen inneren Umschwung zur Folge; das kaiserl. Diplom vom 20. Okt. 1860 bestimmte, daß das Recht der Gesetzgebung von der Krone künftighin nur unter Mitwirkung der Landtage u. des Reichsrathes ausgeübt werden solle; zu dem Ressort des letzteren sollten die Staatsfinanzen, die Handels- u. Verkehrsverhältnisse, das Kriegs-, Post- u. Eisenbahnwesen u. die auswärtigen Angelegenheiten gehören u. der Reichsrath selbst außer den vom Kaiser ernannten Mitgliedern aus 100 von den einzelnen Landtagen zu ernennenden Abgeordneten zusammengesetzt sein. Zugleich wurden die siebenbürg. u. ungar. Hofkanzlei wieder hergestellt u. ein Judex curiae für Ungarn bestellt; mit Ausnahme Venetiens erhielten die alten Kronländer ihre Landesvertretungen wieder. Doch fand dies Oktoberdiplom weder bei den Ungarn, welche die Verfassung von 1848 zurückforderten, noch bei den föderalistisch gesinnten Galiziern, Tschechen, Südslaven u. Italienern freundliche Aufnahme, u. auch die Deutschen vermißten in demselben einen liberalen Geist. Das Februarpatent vom 26. Febr. 1861 sollte diesen Wünschen der Bevölkerung mehr entgegenkommen; es war dies vorzugsweise ein Werk des Staatsministers Schmerling u. schied den Reichsrath in ein Abgeordneten- u. ein Herrenhaus. Letzteres hatte die noch gegenwärtig bestehende Zusammensetzung, ersteres sollte 343 Deputirte der einzelnen Landtage zählen. Venedig, Ungarn u. Kroatien lehnten die Beschickung des neuen Reichstages ab u. der ungar. Reichstag protestirte sogar dagegen, daß der Reichsrath sich irgend eine Gewalt über Ungarn anmaße. Die 1. Mai 1861 eröffnete erste Session des Reichsrathes ward von den Ungarn, Kroaten, Siebenbürgern u. Venetianern nicht beschickt; die ablehnende Haltung Ungarns verleitete dagegen die Regierung, den ungar. Landtag aufzulösen, die ungar. Munizipal- u. Kommunalverfassung zu suspendiren u. Militärgerichte einzusetzen. Die zweite Session des Reichsrathes (1863) sah wol die Siebenbürger eintreten, dagegen fehlten die Tschechen. Die so erwachsenen inneren Schwierigkeiten, nam. auch das von Jahr zu Jahr sich steigernde Defizit, machte den Hof geneigter, die Bestrebungen der nationalen Partei in Ungarn mehr zu berücksichtigen. Das Ministerium Schmerling dankte (Juli 1865) ab u. Graf Belcredi wurde Staasminister; Graf Larisch übernahm die Finanzen u. Graf Buol-Schauenstein das Auswärtige. Dieses klerikal-föderalistische Ministerium ließ durch den Siebenbürger Landtag die Union mit Ungarn vollziehen u. verwies den kroat. Landtag nach Pest. Die 17 cisleithanischen Landtage wurden dagegen (20. Sept. 1865) sistirt bis zur Beendigung der Verhandlungen mit Ungarn u. Kroatien. In dem nun folgenden ungar. Landtage erkannte der Kaiser in der Thronrede selbst die „formelle

Giltigkeit" der Gesetze vom J. 1848 an; die Verhandlungen mit Ungarn mußten aber infolge der Kriegsereignisse, die die Vertagung des Reichstages nöthig machten, abgebrochen werden.

Seit 1859 war das Verhältniß der beiden deutschen Großstaaten ein gespanntes geblieben; Oe. suchte den Einfluß Preußens zu schwächen u. nach dem Abschluß des deutsch-franz. Handelsvertrages (1862) sogar den Zollverein zu sprengen. Die großdeutsche Partei u. die meisten Mittelstaaten standen entschieden auf Seiten der Präsidialmacht, doch scheiterte die von Oe. projektirte Bundesreform, für welche Kaiser Franz Josef (17. Aug. 1863) einen Fürstentag nach Frankfurt a. M. eingeladen hatte, an der Ablehnung Preußens. Da kam der dän.-deutsche Konflikt (s. „Deutschland", Geschichte); Oe. u. Preußen schlossen 16. Jan. 1864 eine Konvention, um diese Frage ohne Mitwirkung des Deutschen Bundestages zu lösen, u. Oe. entfremdete sich hierdurch die Sympathien gerade jener mittelstaatlichen Regierungen, die am treuesten zu ihm gestanden hatten; zugleich legte es aber auch den Keim zu einem offenen Bruche mit Preußen, das die Siegesbeute für sich selbst beanspruchte. Oe. erklärte auf die Einladung zu einem Friedenskongreß nach Paris, es würde denselben beschicken, wenn bei den Verhandlungen jede Kombination ausgeschlossen würde, die eine Gebietsvergrößerung für irgend einen der einzuladenden Staaten zur Folge haben könnte. Die Entscheidung über die Herzogthümer (1. Juni 1866) gab Oe. dagegen an den Bundestag zurück, was Preußen als Vertragsbruch ansah u. mit der Besetzung Holsteins beantwortete, wo die österr. Truppen unter dem Statthalter v. Gablenz widerstandslos sich zurückzogen. Preußen erklärte 17. Juni, Italien 20. Juni den Krieg an Oe., das an den Mittelstaaten Bundesgenossen fand. Das Kriegsglück der Oesterreicher über die Italiener (Siege bei Custozza 24. Juni u. bei Lissa 20. Juni) konnte das Unglück auf dem nördl. Kriegsschauplatze (Niederlage bei Königgrätz 3. Juli) nicht aufwiegen (s. „Preußisch-österr. Kriege" u. „Deutschland", Geschichte); nach dem Präliminarfrieden von Nikolsburg (26. Juli) schied Oe. aus Deutschland aus u. gab seine Zustimmung zu einer Neugestaltung Deutschlands ohne Oe.; zugleich ward hier konstatirt, daß Napoleon III. sich bereit erklärt habe, Venetien, welches Oe. während des Krieges an ihn überlassen hatte, an Italien abzutreten. Der definitive Friede mit Italien ward 3. Okt. in Wien unterzeichnet.

Oe. hatte seine Stellung in Deutschland u. seine ital. Besitzungen verloren u. war nun im Wesentlichen auf innere Reformen angewiesen. Der bisherige sächs. Ministerpräsident Freiherr v. Beust trat, nachdem 30. Okt. 1866 die Minister Mensdorff, Pouilly u. Esterházy entlassen worden waren, in das österr. Ministerium ein, indem er das Auswärtige übernahm u. nach der Entlassung der Minister Belcredi, Larisch u. des ungar. Hofkanzlers Mailáth auch die ganze Leitung der inneren Politik in die Hand bekam; 7. Febr. 1867 wurde er zum Ministerpräsidenten u. 23. Juni zum Reichskanzler ernannt. Seine Aufgabe erkannte er vorzugsweise im Ausgleiche mit Ungarn (s. d.), welcher durch die Einsetzung eines ungar. Ministeriums, das 14. März 1867 dem „König" Franz Josef den Diensteid leistete, u. durch die Herstellung des gegenwärtigen staatsrechtlichen Verhältnisses der beiden Hälften der Monarchie (s. „Oe.", Verfassung) zu Stande kam. Durch den hierdurch herbeigeführten Dualismus war aber auch die Berufung des cisleithanischen Reichstages nothwendig geworden; derselbe wurde 22. Mai eröffnet u. 8. Juli erfolgte die feierliche Krönung des Kaisers als König von Ungarn; 21. u. 24. Dez. 1867 sanktionirte der Kaiser die vom Reichsrathe u. den Delegationen beschlossenen Ausgleichsgesetze u. bestimmte durch Handschreiben vom 14. Nov. 1868, daß der Name des Staates künftighin „Oesterr.-Ungar. Monarchie" u. „Oesterr.-Ungar. Reich" lauten solle.

Die konstitutionellen Freiheiten, deren sich Ungarn zu erfreuen hatte, mußten ihre Rückwirkung auch auf die deutsch-slav. Länder ausüben. Der Reichstag beschloß die Wiederherstellung des bürgerlichen Eherechtes u. die Emanzipation der Schule von der Kirche, u. 30. Dez. 1867 bildeten die bedeutendsten Führer der liberalen Partei im Abgeordnetenhause das erste parlamentarische Ministerium, das gewöhnlich als Bürgerministerium bezeichnet wird (Präsident Fürst Carlos Auersperg, Giskra Inneres, Herbst Justiz, v. Hasner Kultus u. Unterricht). Die vom Kaiser 25. Mai 1868 sanktionirten Gesetze über Schule u. Ehe fanden beim höheren Klerus u. Papste die heftigste Opposition; Letzterer protestirte gegen diese Verletzung des Konkordates u. erklärte die Gesetze für nichtig u. ungiltig. Der Staatsminister Beust wies in seiner Depesche vom 3. Juni 1868 diese Anmaßungen energisch zurück, u. der bes. hitzige Bischof Rudigier von Linz ward vom Gericht zu einer Gefängnißstrafe von 12 Tagen verurtheilt, die ihm jedoch vom Kaiser auf dem Gnadenwege erlassen wurde. Das neue Wehrgesetz, welches die allgemeine Wehrpflicht zu Grunde legte u. die Kriegsstärke des Heeres bedeutend erhöhte, ward auch vom Reichsrath angenommen u. erhielt 5. Dez. 1868 die kaiserl. Sanktion. Das Ministerium, aus dem Fürst Auersperg schon 26. Sept. 1868 geschieden war u. dessen Ministerpräsident Graf Taaffe 17. April 1869 wurde, spaltete sich jedoch bald, indem eine Minorität (Potocki, Taaffe, Berger) sich den föderalistischen Bestrebungen der Tschechen u. Polen günstig zeigte u. eine Verfassungsrevision durch einen neuen Reichstag herbeiführen wollte, während die Majorität die Verfassungsrevision dem bestehenden Reichstag zuweisen wollte. Da die Majorität den Reichstag für sich hatte, so trat die Minorität aus dem Ministerium, das in Stremayr (Unterricht), Banhans (Ackerbau) u. Wagner (Landesvertheidigung) neue Kräfte erhielt. Giskra schied 20. März aus dem Kabinet. Als die poln. Abgeordneten wegen der Nichtannahme ihrer Forderungen aus dem Abgeordnetenhause geschieden waren, folgten ihnen die Vertreter von Görz, Triest, Istrien, der Bukowina u. alle Slovenen, weil die Regierung ein Nothwahlgesetz vorlegte, u. da der Kaiser die Auflösung der Landtage, deren Mitglieder im Abgeordnetenhause nicht erschienen, verweigerte, nahm das Ministerium (4. April) seine Entlassung u. der Reichstag wurde vertagt (8. April). Während die Deutschen in dieser Beziehung mit Entschiedenheit auf den Standpunkt der Regierung sich stellten, waren die Tschechen u. Südslaven um so erbittertere Gegner derselben, so daß (10. Okt. 1868 bis 28. April 1869) der Belagerungszustand über Prag verhängt ward u. in Dalmatien ein offener Aufstand wegen der Ausführung des Landwehrgesetzes (7. Okt. 1869) ausbrach; durch den Feldmarschallleutnant Rodich kam 11. Jan. 1870 endlich der berüchtigte Friede zu Knezlac zu Stande, in welchem Oe. seine Niederlage dadurch zugab, daß es das Landwehrgesetz in Dalmatien thatsächlich außer Geltung setzte. Das neue Ministerium Potocki (12. April 1870 bis 7. Febr. 1871) strebte eine Reform auf verfassungsmäßigem Wege im Sinne größerer Länderautonomien an, versuchte sich aber vergeblich mit Tschechen u. Polen zu verständigen. Der böhm. Landtag hielt am sog. böhm. Staatsrecht fest. Beust hatte unterdeß in Rom den Zurücktritt vom Konkordate erklärt u. während des Deutsch-franz. Krieges eine vielleicht mehr durch die Verhältnisse erzwungene als ganz freiwillige Neutralität bewahrt.

Da die Reformpläne des Ministeriums Potocki bei keiner Partei Zustimmung fanden, trat das Kabinet Anfangs 1871 zurück u. wurde durch ein neues föderalistisches Ministerium unter dem Präsidenten Graf Hohenwart (7. Febr. bis 30. Okt. 1871) ersetzt (Hohenwart Inneres, Fireczek Kultus u. Unterricht, Habietinek Justiz, Schäffle Handel u. Ackerbau, Holzgethan Finanzen, Scholl Landesvertheidigung). Dies Ministerium zeigte sich bes. in Böhmen als ein entschieden deutschfeindliches u. neigte sich außerdem den Feudalen u. Klerikalen zu. Hohenwart löste das Abgeordnetenhaus u. jene Landtage auf, in denen er keine Majorität für seine föderalistischen Bestrebungen u. nam. für die tschechischen Ausgleichsprojekte erwarten durfte. Die Neuwahlen sicherten zwar dem Ministerium im Abgeordnetenhause eine ziemlich starke Majorität; fünf verfassungstreue Landtage waren ihm aber ungünstig u. am gereiztesten die Stimmung gegen das Kabinet Hohenwart unter den Deutschböhmen, welche das neue Wahlgesetz, das Nationalitätengesetz, nach dem in Böhmen nur Beamte angestellt werden sollten, die beider Sprachen mächtig waren, u. vor Allem die vom böhm. Landtage als Ultimatum aufgestellten 18 Fundamentalartikel, nach denen Böhmen in Cisleithanien eine ähnliche Stellung wie Ungarn in der Gesammtmonarchie beanspruchte, aufs Aergste bedrohten. Von Andrassy unterstützt, machte Beust den Kaiser auf das Gefährliche der Experimente Hohenwart's aufmerksam u. dieser sah sich gezwungen, mit seinem Kabinet 26. Okt. die Entlassung zu nehmen, die er erst 4 Tage später erhielt. Aber auch Beust fiel; er nahm 6. Nov. seine Entlassung als Reichsminister u. ging als Botschafter nach London. Der Titel „Reichskanzler" ward abgeschafft u. Andrassy zum gemeinsamen Minister des Auswärtigen ernannt. Der Kaiser beauftragte den Fürsten Adolf Auersperg mit der Bildung eines neuen Ministeriums, das 25. Nov. 1871 zusammentrat (Lasser Inneres, Glaser Justiz, Stremayr Unterricht, Banhans Handel, Chlumetzky Ackerbau, Holzgethan Finanzen, Horst Landesvertheidigung, Unger Minister ohne Portefeuille). Die Verfassungspartei hatte gesiegt; die Landtage von Böhmen, Oberösterreich, Mähren, Vorarlberg u. von der Bukowina, welche bei Hohenwart's Partei gewesen waren, wurden aufgelöst u. neu für 18. Dez., der Reichsrath auf 27. Dez. berufen. Doch wurden die Erwartungen der liberalen Partei durch den Erlaß des Kultusministeriums 20. Febr. 1872 getäuscht, worin allen Akten der Altkatholiken sowie allen Handlungen ihrer Priester die staatliche Giltigkeit abgesprochen wurde. Andrassy war es in der äußeren Politik gelungen, ein volles Einverständniß zwischen Oe., Deutschland u. Rußland herzustellen, u. die Friedenszuversicht wurde noch durch die persönliche Zusammenkunft der drei Kaiser in Berlin erheblich verstärkt. Der 12. Dez. 1872 wieder zusammengetretene Reichstag hatte sich vor Allem mit der Wahlreformfrage zu beschäftigen; nach derselben sollten die 353 Mitglieder des Abgeordnetenhauses direkt gewählt werden. Da auch Galizien in die Wahlreform mit hineingezogen worden war, also keine Sonderstellung erhalten hatte, so erklärten bei der Berathung

6. März 1873 die Polen unter Grocholski, an den Sitzungen nicht mehr Theil nehmen zu wollen, u. verloren deshalb ihre Mandate; die neue Wahlordnung ward aber vom Abgeordnetenhause gegen eine Stimme angenommen u. 3. April vom Kaiser sanktionirt. Am 1. Mai 1873 fand die feierliche Eröffnung der Weltausstellung zu Wien statt, welche alle vorhergegangenen Ausstellungen an Größe u. Pracht übertraf u. nam. auch ein imponirendes Bild von Oe.s Leistungen auf dem Gebiete der Kunst u. Industrie gewährte. Wenige Tage später folgte freilich auch jener kolossale Zusammenbruch des großen Schwindelgebäudes, welches Oe., wie die meisten anderen Industrieländer, in den vorhergegangenen Jahren aufgeführt hatte, die naturgemäße Reaktion gegen die Gründerwirthschaft u. jene in der Geschichte der Handelskrisen einzig dastehende Panik an der Wiener Börse, die sprichwörtlich mit dem Namen des „Wiener Kraches" bezeichnet worden ist. In engem Zusammenhange hiermit stand die bes. vom Minister Banhans betriebene Anklage wegen Betrugs gegen den Ritter von Ofenheim, den Direktor der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn; als der lange Prozeß endlich 27. Febr. 1875 doch mit der Freisprechung des Angeklagten durch die Geschworenen endete, betrachtete der Handelsminister Banhans, trotzdem daß das allgemeine Rechtsgefühl sich tief verletzt fühlte, dies als eine persönliche Niederlage u. nahm seine Entlassung; seine Stellung wurde hierauf durch Chlumetzky besetzt, während dessen Ackerbauministerium Graf Mansfeld übernahm. Für die Stellung der österr. Regierung zur röm. Kurie war es entscheidend, daß 21. Jan. 1874 dem Reichsrathe konfessionelle Gesetzesvorlagen zugingen, durch welche das Konkordat auch formell aufgehoben, die Rechtsverhältnisse der klösterlichen Genossenschaften u. die Beiträge aus dem Vermögen der Pfründen zu dem Religionsfonds geregelt, sowie Bestimmungen über die gesetzliche Anerkennung der noch nicht anerkannten Religionsgenossenschaften festgestellt werden sollten. Durch die Annahme dieser Gesetze (Abgeordnetenhaus 20. März, Herrenhaus 13. April) u. die kaiserliche Sanktion (20. Mai) erklärte die österr. Staatsgewalt, daß sie nicht willens sei, sich auf ihrem Gebiete von der Kirche beschränken zu lassen. Trotzdem daß diese konfessionellen Gesetze von ähnlicher Bedeutung sind wie die preuß. Maigesetze, so war doch die Opposition des österr. Klerus eine bei weitem weniger schroffe, u. Rom wirkte selbst dahin, daß die österr. Bischöfe ihren Eifer mäßigten. In der Handelspolitik machte sich eine immer stärkere Agitation für höhere Einfuhrzölle geltend, weil die industriellen Kreise von einem stärkeren Schutzzoll sich eine Hebung der darniederliegenden Gewerbe versprechen. Für die äußere Politik wurde als eine neue Bürgschaft für den Weltfrieden die Zusammenkunft des Kaisers mit dem König von Italien in Venedig (5.—7. April 1875) angesehen, durch welche die Aussöhnung Oe.s u. Italiens als vollendete Thatsache hingestellt wurde u. Italien seinen Beitritt zum Dreikaiserbündniß dokumentirte. Dieses sollte seine schwerste Prüfung in der seit Juli 1875 infolge des Aufstandes in der Herzegowina wieder brennender werdenden Orientalfrage bestehen. Oe. verhielt sich in Dalmatien u. Kroatien Anfangs in einer den Aufständigen ziemlich wohlwollenden Neutralität, u. Andrassy entfremdete sich sogar die Sympathien der Ungarn durch ein zweifelloses Hinneigen zur russ. Politik; die Zusammenkunft der Kanzler der drei Kaiserreiche in Berlin, wie die persönliche Begegnung der Kaiser von Oe. u. Rußland in Reichstadt (8. Juli 1876), wo auch Andrassy u. der russ. Reichskanzler Gortschakow konferirten, glichen die Differenzen der beiden Mächte aus u. führten zur Annahme des Nichtinterventionsprinzipes. Oe. schloß infolge dessen allerdings den Türken den an der dalmat. Küste gelegenen Hafen von Kleck, trug aber auch durch Truppenkonzentrationen Sorge, daß der auf der Balkanhalbinsel entfachte Brand nicht auch seine südslav. Provinzen entzünde.

Vgl. A. Steinhauser, „Geographie von Oe.-Ungarn" (Prag 1872); F. Umlauft, „Die Oesterr.-ungar. Monarchie. Geograph.-statistisches Handbuch mit besonderer Rücksicht auf politische u. Kulturgeschichte" (Wien 1876); H. Fr. Brachelli, „Statistische Skizze der Oesterr.-ungar. Monarchie nebst Liechtenstein" (5. Aufl., Lpz. 1875); V. F. Klun, „Statistik von Oe.-Ungarn" (Wien 1876); v. Czoernig, „Ethnographie der Oesterr. Monarchie" (3 Bde., Wien 1855—57); A. Ficker, „Die Völkerstämme der Oesterr.-ungar. Monarchie (Wien 1869) u. die „Publikationen der k. k. statistischen Centralkommission in Wien u. des statistischen Departements des k. k. Handelsministeriums"; Mailath, „Geschichte des österr. Kaiserstaates" (5 Bde., Hamb. 1834—50); Lichnowsky, „Geschichte des Hauses Habsburg" (8 Bde., Wien 1836—44); Fr. Mayer, „Geschichte Oe.s mit besonderer Rücksicht auf Kulturgeschichte" (2 Bde., Wien 1874); Büdinger, „Oesterr. Geschichte bis zum Anfange des 13. Jahrh." (Lpz. 1858); Springer, „Geschichte Oe.s seit dem Wiener Frieden" (2 Bde., Lpz. 1864—66); Rogge, „Oe. von Vilagos bis zur Gegenwart" (erster Bd., Lpz. 1872); Helfert, „Geschichte Oe.s vom Ausgange des Wiener Oktoberaufstandes 1848" (4 Bde., Prag 1869—76); Exner, „Beiträge zur Geschichte der Gewerbe u. Erfindungen Oe.s von der Mitte des 18. Jahrh. bis zur Gegenwart" (2 Bde., Wien 1873); Krones, „Handbuch der Geschichte Oe.s" (Berl. 1876 f.).

Oesterr.-Ungar. Monarchie, s. „Oesterreich, Kaiserthum".

Ostfalen, die, waren der östlichste Stamm der Sachsen, wohnten zwischen Harz u. Elbe u. wurden 775 von Karl d. Gr. unterworfen. Ihr Name verschwindet seit dem 12. Jahrh.

Ostfriesland, ein ehemaliges Fürstenthum, umfaßte mit dem Harlingerlande die jetzige preuß.-hannov. Landdrostei Aurich, 54,56 □M. mit 195,262 E. (1871) fries. Stammes, deren nationale Sprache jedoch durch das Niedersächsische verdrängt worden ist u. nur noch in Ueberresten auf den Inseln gesprochen wird. Das ebene, auf weite Strecken mit Moor u. Sand (Geest) bedeckte, theilweise tiefer als die Meeresoberfläche gelegene Land erstreckt sich zwischen Oldenburg, dem Dollart u. der niederländ. Grenze u. wird von der Ems u. Leda durchflossen. Die Marschen sind außerordentlich fruchtbar, näm. an Getreide u. Raps. Die Viehzucht steht auf einer hohen Stufe; zahlreich u. vortrefflich sind die Pferde u. Rinder, die Schafe gehören dagegen meist zur Rasse der Heidschnucken. Butter u. Käse bilden bes. wichtige Ausfuhrartikel. Die Moore werden theils abgebrannt u. zur Buchweizenkultur verwendet, theils zum Torfstich benutzt, theils auch entwässert u. so für die Landwirthschaft zu gewinnen gesucht. An den mitunter schiffbaren Entwässerungskanälen (Tief), welche durch Schleusen od. Siele durch die Deiche in die Ems od. das Meer führen, haben sich Moorkolonien gebildet, wie Papenburg, Westrhauderfehn, Großefehn, Warsingsfehn ꝛc. Die Ostfriesen, ein geistig u. körperlich kräftiger Stamm, wohnen meist in nicht geschlossenen Ortschaften u. haben in ihren Sitten sich viel Alterthümliches bewahrt. Sie sind ausgezeichnete Landwirthe u. tüchtige Seeleute. Schiffbau u. Fischerei sind außerdem noch wichtige Erwerbszweige der Küstenplätze. Aurich, Emden, Leer u. Norden sind die wichtigsten ostfries. Städte. Von den Küsteninseln haben Borkum u. Norderney durch ihre Seebäder Bedeutung. — Während des Mittelalters behaupteten die Friesen ihre Freiheit, selbst gegen den Grafen Reinhold von Geldern, welcher 1290 von Rudolf I. mit ihrem Lande belehnt worden war. Unter den ostfries. Häuptlingen erlangte im 15. Jahrh. Edzard Cirksena einen größeren Einfluß; sein Bruder Ulrich nahm 1454 das Land vom Kaiser zu Lehen u. wurde Reichsgraf; 1645 wurden die Grafen in den Reichsfürstenstand erhoben. In dem Vertrage vom 10. Dez. 1694 hatte Brandenburg von Leopold I. die Anwartschaft auf O. erhalten u. 1727 war dieselbe nochmals bestätigt worden, so daß sich schon Friedrich Wilhelm I. 1732 „Fürst von O." nannte. Als 1744 mit Karl Edzard der Mannsstamm der Cirksena erlosch, nahm Friedrich II. von dem Lande Besitz, das 1806 an Holland, 1810 unter franz. Herrschaft kam, 1815 von Preußen an Hannover überlassen u. 1866 wieder mit Preußen vereinigt wurde.

Ostgothen, s. „Gothen".

Ostheim, Städtchen am Ostabhange der Hohen Rhön, an der Streu, in einer von bayer. Gebiet umschlossenen Exklave des Großherzogthums Sachsen gelegen, mit 2430 E. (1871); ist Sitz eines Justizamtes u. hat viele Mühlen u. Gerbereien. Bekannt ist der Ort durch die Ostheimer Kirschen, eine säuerliche Schwarzkirsche, welche 1714 durch den Arzt Klinghammer aus der Sierra Morena in Spanien eingeführt worden ist, aber durch die Ungunst des Klima's schon recht gelitten hat. In der Nähe liegt die Ruine des Bergschlosses Lichtenberg.

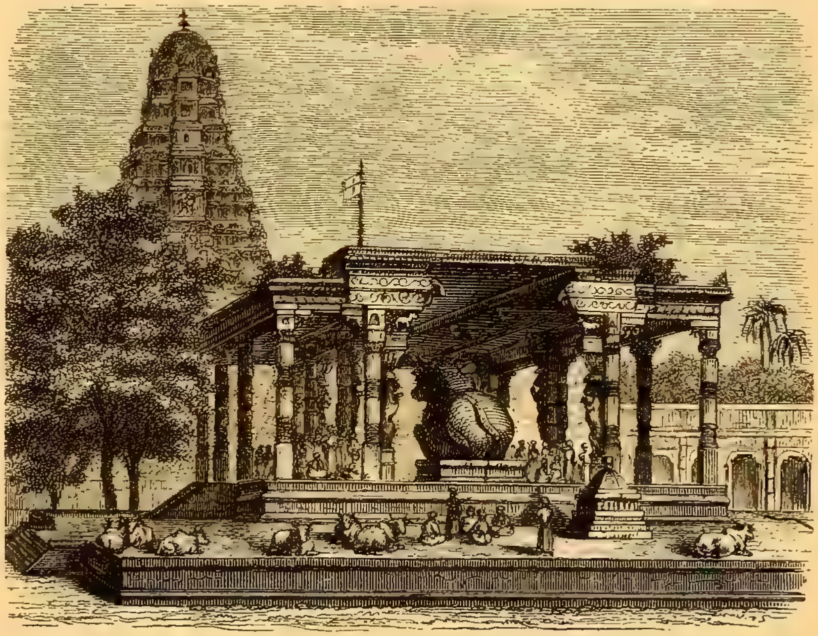
Ostia, jetzt ein Dorf von 250 E. in der ital. Provinz Rom, in ungesunder, sumpfiger Umgebung, $^1/_2$ M. vom Meere u. von der Tibermündung entfernt, war im Alterthum die volkreiche Hafenstadt Roms, welche in ihrer Blütezeit mehr als 80,000 E. gezählt haben soll. Eine der ältesten latin. Kolonien, lag sie unmittelbar am linken Mündungsarme des Tiber. Nach der Verwüstung durch Marius hob sich dieser Handelsplatz schnell wieder, sank aber, als Kaiser Claudius unmittelbar an der Strommündung einen großen Hafen anlegen ließ (Portus Romanus od. Augusti), u. wurde im Mittelalter von den Sarazenen arg mitgenommen. Die Ruinen des alten O. sind in der neuesten Zeit durch Ausgrabungen näher erforscht worden.

Ostindien ist der im Gegensatz zu Westindien entstandene Name für den vor der Entdeckung Amerika's als Indien bezeichneten u. jetzt noch oft so benannten südlichsten Theil Asiens, welcher die Vorderindische u. Hinterindische Halbinsel u. die indische Inselflur umfaßt. — Die Halbinsel Vorderindien erstreckt sich vom Himalaja (s. d.) bis zum Kap Comorin im Süden, wird durch die Soliman- u. Brahuik-Ketten vom Hochlande von Iran u. durch das Patkoi-Gebirge im Osten von der Hinterind. Halbinsel geschieden; es zählt auf 71,515 □M. 238,445,000 E. Der größte Theil dieses gewaltigen Länderdreiecks wird von dem Hochlande von Dekan erfüllt, das in den Ost- u. Westghats zu den schmalen Küstenebenen am Meerbusen von Bengalen u. an dem arab.-ind. Meer

abfällt u. im Norden durch das Vindhyagebirge zu der Tiefebene von Hindostan (d. h. Land der Hindu) sich absenkt. Dieses vom Ganges mit seinen Nebenflüssen u. im Osten vom Unterlauf des Brahmaputra bewässerte, überaus fruchtbare u. sehr stark bevölkerte Tiefland erstreckt sich bis zu den Vorbergen des Himalaja, dem der versumpfte, an Dschungeln reiche Waldgürtel des Terrai vorgelagert ist, u. geht im NW. in das Industiefland über, die Sindebene, die nur in der Ueberschwemmungsregion dieses Stromes fruchtbar, außerhalb derselben aber von Steppen u. Wüsten, nam. der Sandwüste Thurr, bedeckt ist. Mahanaddy, Godavary u. Kistna sind die bedeutendsten Ströme, die dem Hochlande von Dekan nach Osten entströmen, während nach W. der Nerbudda fließt. Letzterer mündet in den Golf von Cambaja, welcher mit dem in die Morastniederung des Rinn übergehenden Golf von Katscha im S. u. N. die Hauptinsel Gudscherat bespült. — Die klimatischen Verhältnisse sind je nach der Höhe der einzelnen Landschaften sehr mannichfaltig. Das Hochgebirge des Himalaja trägt einen durchaus alpinen Charakter mit kalter u. trockener Luft; in den Ebenen unterscheidet man eine heiße, eine kalte u. eine regnerische Jahreszeit; die größte Hitze zeigen die Monate Mai u. Juni, während Dezember u. Januar die niedrigste Temperatur aufweisen. Die durchschnittliche Jahrestemperatur beträgt in Kalkutta 20,75° R., in Madras 22,38°. Sehr ungleich vertheilt sich der Regen über die einzelnen Theile Vorderindiens. Der mit Wasserdünsten reich gesättigte Südwestmonsun bringt in den Monaten Juni bis August der ind. Westküste gewaltige Gewitter, während die Koromandelküste in derselben Zeit regenlos ist u. erst mit dem Eintreten der Nordostmonsuns im November u. Dezember Niederschläge aber in bedeutend geringerer Menge empfängt. Die Wetterscheide wird von den Ghats gebildet, welche den Wolken nur in beschränkter Weise durch die Thäler Zutritt zu dem Innern gestatten u. bewirken, daß sich die Regen in gleichmäßigerer Weise über das Hochland von Dekhan als über die Küstenregionen verbreiten. Dieses Hochland ist mit Ausnahme der theilweise versumpften Flußthäler der gesündeste Theil Vorderindiens.

Ueberaus reich ist die Zahl nutzbarer Produkte aus dem Pflanzenreiche. Die großen Wälder in den Tiefebenen Hindostans u. auf den Plateaux des Innern liefern bedeutende Mengen köstlicher Hölzer, nam. das für den Schiffbau so wichtige Teakholz, Sandel-, Eben- u. Sâlholz. Ueber alle Theile Indiens ist die Baniane verbreitet. Die Banane findet sich in einzelnen Landschaften wild u. gedeiht als Kulturpflanze in ganz Indien. Zuckerrohr wird bes. in Gudscherat, Malabar, in verschiedenen Distrikten Dekhan's u. in Bengal angebaut. Mangobäume, Kohl-, Sago- u. Dattelpalmen, Brotfruchtbäume, Woll- u. Gewürzbäume, Reis, Mohn, Thee u. Indigo sind nebst den verschiedenen Getreidearten die wichtigsten ind. Kulturpflanzen. Die ind. Fauna ist nicht minder reich an Arten als die Flora; der Elefant, welcher nam. in den Wäldern Dekhan's wild lebt, läßt sich leicht zähmen u. wird dann zu einem der wichtigsten Hausthiere. Rhinoceronten, Tiger, Leoparden, Wildschweine, die den Reispflanzungen großen Schaden zufügen, bergen sich in den Sumpfwaldungen. Der Löwe kommt in den nördl. Gegenden vor; zahlreich sind Bären, Hirsche, Antilopen, wilde Esel in den nordwestl. Wüsten, Büffel u. nam. Affen, welche von den Hindu für heilig gehalten werden. Zu den in Indien einheimischen Hausthieren gehören noch der Yak u. die Maycay, eine langbeinige Ziege im südl. Indien, u. der Pfau, welcher aus O. zu uns gekommen ist. Die Vögel stehen an Farbenpracht denen anderer trop. Gegenden nach. An gefährlichen Schlangen, von denen einige Arten von Fakirs in bewundernswürdiger Weise gezähmt werden, u. an schädlichen Insekten hat Indien keinen Mangel. Die Metalle sind fast sämmtlich vertreten, doch werden nicht alle in großen Mengen gewonnen, wie denn auch die im Alterthum berühmte Goldausbeute u. der Ertrag der Diamantgruben ein sehr unbedeutender geworden ist.

Die Bevölkerung Vorderindiens, welche auf 238,445,000 Seelen geschätzt wird, besteht aus einer großen Anzahl von Stämmen; nördl. vom Vindhya-Gebirge in den Ebenen Hindostans wohnen die **Hindu**, das arische Kulturvolk, welches nicht blos in der Sprache, sondern auch in seinem leiblichen Typus den Urcharakter der indogerman. Völkerfamilie am besten bewahrt zu haben scheint; sie sind von mittlerer Größe, schlank u. wohl gebaut, u. besitzen ein ausdrucksvolles Gesicht, schwarze Augen u. ein heiteres, einnehmendes Wesen. Ihre Kleidung besteht meist aus zwei Stücken Baumwollzeug; das eine, Dhoti genannt, wird um die Hüften, das andere, Tamah, um die Schultern geschlungen u. beide durch einen Gürtel um die Hüften zusammengehalten. Unter dem letzteren bedeckt den Oberkörper eine Art Hemd, an den Füßen werden Sandalen od. hinten offene Schuhe getragen. Die Frauen lieben bes. den Schmuck u. durchflechten ihr herrliches, langes schwarzes Haar mit Perlenschnüren u. anderem Zierrath; Fingerspitzen u. Nägel werden von ihnen orange, die Augenbrauen u. Wimpern glänzend schwarz gefärbt. Ihr Geist ist aufgeweckt; die Werke indischer Dichter zeigen, welch eine Fülle von Phantasie in diesem Volke lebt. Die Religion (s. „Indische Religion") hat einen ungemeinen Einfluß auf das häusliche u. gesellschaftliche Leben der Hindu, welche in demselben überall ein starres Festhalten an überlieferten Formen zeigen, großes Gewicht auf Ceremonien legen u. Rangabstufungen peinlich berücksichtigen. Die herrschende Aristokratie bilden die Brahmanen, ein schöner, kräftiger Menschenschlag, der über alle Theile Bengalens, aber in ungleicher Dichtigkeit, vertheilt ist u. sowol für die Industrie als für das Militär sich trefflich eignet. Die Dschât, welche den hauptsächlichsten Theil der Bevölkerung im oberen Sindh u. Pendschab ausmachen, sind in ganz Indien wegen ihrer Tapferkeit berühmt u. zeichnen sich auch als Ackerbauer aus; indem sie sich von dem Brahmaismus frei gehalten haben, hat ihr Gemeindeleben einen mehr demokratischen Charakter bewahrt. Die Radschputen erstrecken ihr Gebiet von der Wüste Thurr bis zum Gangesnebenfluß Tschumbal, die Mahratten bewohnen nam. die Länder der Präsidentschaft Bombay u. die Provinz Nagpur; die Gudschar, ein größtentheils nomadisirender Hirtenstamm, bilden in Gudscherat, die Kurmi od. Kunbi in den mittleren u. östlichen Theilen der sog. nordwestl. Provinzen einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung; als Handelsleute weit verbreitet finden sich die Banianen in den meisten Landschaften Indiens, die Khatri bes. zahlreich im Pendschab. Außer diesen Hauptstämmen gliedert sich aber die Nation der Hindu noch in eine Menge anderer Völkerzweige, welche meist durch strenge Kastenunterschiede von einander getrennt sind.



Nr. 4385. Die heilige Kuh der Inder im Tempel zu Tandschor.

Die zweite Rasse Indiens wird von den Dravida-Völkern gebildet. Ursprünglich wol von dem Himalaja bis zum Kap Comorin ausgebreitet, sind diese Aboriginer von den arischen Stämmen in den Tiefebenen entweder unterworfen od. in die Hochländer verdrängt worden u. haben sich nur dort unabhängig u. in den höchsten Gegenden unvermischt erhalten. Ihr physischer u. psychischer Charakter unterscheidet sie wesentlich von den Hindu. Ihre Hautfarbe ist dunkel, oft beinahe schwarz, das Haar lockig, der Körperbau meist muskulös, die Nase lang, die Stirn niedrig, der Bart spärlich. Die in den Wäldern lebenden Stämme, welche den Rassentypus am reinsten bewahrt haben, nähern sich auf der einen Seite den Mongolen, auf der anderen den Australnegern. Sprachlich zerfallen die Dravida-Völker in den Mundastamm, zu dem die Kolh auf dem Hochlande von Tschota-Nagpur gehören, die reinen Dravida-Stämme der Tamulen, Telinga, Kanaresen, Malabaren, Gond, Ku u. a., und in die singhales. Urbevölkerung Ceylons. In der materiellen Kultur stehen diese Dravida-Völker tief unter den Hindu, doch wird ihnen Tapferkeit u. Treue nachgerühmt. Endlich treten in diesem ind. Völkergemisch noch die mongol. Nachkommen der mohammedanischen Eroberer, Parsen, Juden, welche sich in weiße u. schwarze scheiden u. von denen Erstere echte Semiten, Letztere bekehrte Eingeborene sind, Europäer u. Malayen auf, abgesehen von den mongolischen Elementen der Küstenplätze.

Islam u. Brahmanenthum sind die Hauptreligionen der Hindu; der größte Theil der Dravida hat an seinem ursprünglichen Polytheismus festgehalten, während der Buddhismus vorzugsweise am Himalaja u. auf Ceylon Anhänger gefunden hat.



Nr. 4386. Häuptlinge der Mahratten.

Mit Ausnahme der ind. Besitzungen Frankreichs (9,24 □M. mit 266,308 E., 1872, s. „Pondichéry") u. Portugals (75,5 □M. mit 527,517 E., 1872, s. „Goa") steht Vorderindien unter brit. Herrschaft u. bildet mit einem Theile Hinterindiens das Indobrit. od. Angloind. Reich, über welches seit 1876 die Königin von England als Kaiserin herrscht.



Nr. 4387. Vornehme indische Frauen im Harem.

Britisch-O. umfaßt 42,622,1 □M. mit 190,563,048 E. (1871) u. zerfällt in das General-Gouvernement von Indien mit dem Distrikt Ajmere (125,2 □M. u. 316,032 E.), der Provinz Berar (815,3 □M. u. 2,231,565 E.), der Provinz Coorg (94,1 □M. u. 168,312 E.) u. der Provinz Mysore (1273,6 □M. u. 5,055,412 E.), in die Präsidentschaft Bengalen (7412,7 □M. u. 60,467,724 E.) mit der Provinz Assam (2533,2 □M. u. 4,132,019 E.), in die Nordwestprovinzen (3828,8 □M. u. 30,781,204 E.), Oude (1128,5 □M. u. 11,220,232 E.), Pendschab (4789,5 □M. u. 17,611,498 E.), die Centralprovinzen (3996,2 □M. u. 8,201,519 E.), Britisch-Birma (4165,2 □M. u. 2,747,148 E.), die Präsidentschaft Madras (6505,8 □M. u. 31,281,177 E.) u. die Präsidentschaft Bombay (5854,1 □M. u. 16,349,206 E.). Die halbsouveränen, von brit. Gebiete umschlossenen Schutzstaaten zerfallen in drei Klassen: 1. Die mit England in Subsidien-Alliance stehenden, die von der brit. Regierung mit regulärem Militär versehen werden u. dafür jährlich eine bestimmte Summe zu zahlen haben; 2. die tributpflichtigen Schutzstaaten, die sich durch einen Tribut den brit. Schutz im Kriegsfalle sichern; 3. tributfreie Schutzstaaten. Einzelne dieser thatsächlich unter brit. Lehnshoheit stehenden Staaten, deren es in Vorderindien über 300 giebt, sind verpflichtet, Militär zu halten u. dieses den Engländern eventuell zur Verfügung zu stellen; auch steht Letzteren das Recht zu, bei schlechtem Verhalten der Fürsten die Regierung selbst zu übernehmen. Die wichtigsten dieser Schutzstaaten sind Haiderabad u. die Radschputen-Staaten. An Tributen u. Kontributionen hat Großbritannien von denselben 768,544 Pfd. Sterl. in dem Finanzjahre 1873—74 eingenommen. Nachdem die Ostind. Compagnie (s. d.) ihre Ländereien an die englische Krone übertragen hat, werden die Kronrechte von einem Hauptstaatssekretär für Indien ausgeübt, dem der aus 15 Mitgliedern bestehende Rath von Indien zur Seite steht. Dem Staatssekretär ist der von der Krone zu ernennende Generalgouverneur od. Vizekönig untergeordnet, dem die Exekutive zusteht. Er präsidirt dem Obersten Rath in Kalkutta, der ostind. Regierung, welche aus 50 ordentlichen u. 6—10 außerordentlichen Mitgliedern zusammengesetzt ist. Die Gesetzgebende Versammlung u. der Oberrichter haben ihren Sitz in Kalkutta. In den Einnahmen von 1873—74, welche sich auf 49,598,253 Pfd. Sterl. beliefen, waren als höchste Posten die Grundsteuer mit 21,037,912, die Opiumsteuer mit 8,324,879 u. das Salzmonopol mit 6,150,662 Pfd. Sterl. eingestellt. Die Ausgaben beliefen sich im gleichen Finanzjahre auf 54,959,228 Pfd. Sterl.; hiervon beanspruchte die Armee allein 15,228,429. Die gesammte ind. Staatsschuld belief sich 31. März 1874 auf 115,326,826 Pfd. Sterl. Das ind. Heer zählt 190,000 Mann, von denen $^1/_3$ Europäer u. $^2/_3$ Indier sind. Die einheimischen Truppen werden in der Regel auf 3 Jahre geworben u. von engl. u. eingeborenen Offizieren beschligt. Letztere können jedoch nur bis zum Hauptmann steigen u. sind selbst in diesem Grade den Leutnants aus Europa untergeordnet. Die ind. Schutzstaaten sind ungefähr 20,000 Mann Hülfstruppen zu stellen verpflichtet. — Nach den Resultaten des Census von 1871 bestand die Bevölkerung der brit. Besitzungen in O. aus 139,248,568 Hindu, 1,174,436 Sikh, 40,882,537 Mohammedanern, 2,832,851 Buddhisten, 896,658 Christen, 5,102,823 Bekennern anderer Religionen u. 425,175 unbekannter Religion. Der Abstammung nach gab es endlich noch 75,734 Briten, ausgenommen die 66,825 Offiziere u. Soldaten europäischen Ursprungs, u. gegen 40,000 andere Europäer. Die materielle Kultur des Landes hat unter der Herrschaft der engl. Krone sehr bedeutende Fortschritte gemacht; insbes. hat es sich die ind. Regierung angelegen sein lassen, den Eisenbahnbau zu fördern, theils durch Gewährung von Zinsgarantie an Privatbahnen, theils — seit 1869 — durch Staatsbau; 31. Dez. 1874 standen 10,095 Km. Eisenbahnen in Betrieb, davon waren 9043 Km. Privatbahnen u. 1052 Km. Staatsbahnen. Diese gesammten Schienenwege hatten 97,000,000 Pfd. Sterl. zu bauen gekostet; 1873 hatten die Telegraphenlinien eine Länge von 24,970 Km. Der ind. Handel wies 1872—73 eine Einfuhr von 35,818,000 Pfd. Sterl. (darunter Garne u. Gewebe für 18,513,000 Pfd. Sterl.) u. eine Ausfuhr von 56,525,000 Pfd. Sterl. (darunter Spinnstoffe, bes. Baumwolle, Jute, Seide u. Wolle für 20,581,000, Opium für 11,426,000, u. Getreide, bes. Reis u. Paddy, für 6,031,000 Pfd. Sterl.) auf. In gleichem Jahre umfaßte die Schiffsbewegung 22,053 eingelaufene Schiffe von 4,337,000 Tonnen u. 21,582 ausgelaufene von 4,473,000 Tonnen.

Geschichte. Nachdem die Dravida-Stämme in den Gangesniederungen in der Zeit von 2000—1500 v. Chr. durch die von NW. eindringenden Arier unterworfen waren, bildete sich in Hindostan eine Anzahl größerer u. kleinerer Staaten, welche von Königen (Radschas) beherrscht wurden u. von denen wol auch mehrere in einer Art von Staatenbund unter einem Oberkönig (Maharadscha) standen. In den ersten Jahrhunderten nach der arischen Eroberung fanden vielfache Mischungen zwischen den beiden Rassen statt; später aber, als der Brahmaismus eine schärfere soziale Gliederung des Volkes bedingt hatte, schieden sich die hellfarbigen Arier streng von den dunkleren, auf einer tieferen Kulturstufe stehenden Aboriginern u. es bildete sich das Kastenwesen aus, dessen Sanskritname varna, d. h. „Farbe", auf diese ethnologischen Unterschiede schon hindeutet. In die Geschichte wurde O. erst durch Alexander's d. Gr. Eroberungszug eingeführt, durch den zugleich auch der griech. Kultur Einfluß auf die Völker im nordwestl. Indien verschafft ward. Dieselbe fand den besten Stützpunkt in dem um 230 v. Chr. gegründeten indobaktrischen Reiche, nach dessen Verfall die ind. Kunst u. Literatur nam. unter dem Könige Wikramaditja ihre schönsten Blüten trieb. Nach der Eroberung Persiens drang der Islam durch die Araber auch in O. ein u. bald entstanden im Norden große mohammed. Reiche, unter denen das Timur's (s. d.) bes. hervorragte. Sein Nachkomme, Babur (s. d.), richtete 1526 den Thron des Großmoguls in Delhi auf u. begründete ein Reich, das sich dann über den größten Theil der Vorderind. Halbinsel ausdehnte. — Ein lebhafter Handelsverkehr mit Europa konnte erst infolge der Entdeckung des Seeweges um das Kap der Guten Hoffnung eintreten; derselbe führte im Anfang des 16. Jahrh. zu portugies. Kolonien an der Westküste (s. „Goa"), die einen bedeutenden Handel mit dem Mutterlande trieben; die Holländer, welche den Portugiesen am Ende des 16. Jahrh. einen Theil ihrer ind. Besitzungen entrissen, konnten sich jedoch nur geringe Zeit der daraus erwachsenen kommerziellen Vortheile erfreuen, da die 1600 gegründete Ostindische Compagnie (s. d.) der Engländer bald den ind. Handel monopolisirte; 1617 ward die dän. Niederlassung von Tallangambadi (Tranquebar) gegründet, 1687 Pondichéry von den Franzosen kolonisirt; 1717 erfolgte die Gründung der Ostind. Compagnie in Ostende, 1731 die einer ähnlichen Compagnie in Schweden. Der 1746 begonnene Kampf der Franzosen u. Engländer um die Oberherrschaft in O. endete 1763 durch den Frieden von Paris, in dem zwar Pondichéry u. andere Forts, welche 1707 den Briten in die Hände gefallen waren, den Franzosen zurückgegeben, aber zugleich auch die engl. Macht in O. definitiv befestigt wurde, zumal da unterdessen das Reich der Großmoguls zerfallen war u. die Briten über immer größere Länderstrecken in Bengalen ihre Herrschaft ausdehnen konnten. Der Krieg zwischen Engländern u. Franzosen infolge der nordamerikanischen Revolution übertrug sich auch auf O. u. wurde von Hyder Ali (s. d.), dem Sultan von Mysore, u. seinem Sohne u. Nachfolger Tippo Sahib (s. d.) benutzt, einen gewaltigen Kampf gegen die Briten zu erregen; Letzterer verlor aber bei dem Sturme von Seringapatam 4. Mai 1799 Thron u. Leben; der Krieg gegen die Maharatten endete 1818 mit deren vollständiger Unterwerfung. So hatte die Ostind. Compagnie unter den Generalgouverneuren Warren Hastings (s. d.), Lord Cornwallis u. Marquis Wellesley (s. d.) sich zu der größten europ. Macht in Asien emporgeschwungen. Der Krieg gegen Birma 1824—26 fügte ihrem Gebiete noch beträchtliche Theile Hinterindiens hinzu. Das 18. Jahrh. hatte den Gegensatz zwischen England u. Frankreich in der Orientpolitik gelöst, das 19. Jahrh. stellte Großbritannien u. Rußland in Asien feindlich gegenüber. Der Krieg mit den durch die russ. Diplomatie gegen England aufgereizten Afghanen (1838—42) endete mit dem Rückzuge der Briten, die zuvor Kabul zerstört hatten; die darauf ausbrechenden Empörungen ind. Fürsten hatten jedoch die Unterwerfung des Maharadscha von Sindh 1843 zur Folge, dessen Land nun dem Gebiete der Ostind. Compagnie einverleibt wurde. Nach zweijährigem Kampfe mußten 1846 auch die Sikh die engl. Oberhoheit anerkennen, doch fand 1848 wieder eine allgemeine Erhebung dieses mit den Moslemin verbündeten Volkes statt; die große Schlacht bei Gudscherat 21. Febr. 1849 vernichtete aber das feindliche Heer u. 29. März ward die Vereinigung des Pendschab u. Peschawers mit Britisch-Indien vollzogen. Ein zweiter Krieg mit Birma führte 1852 zur Annexion von Pegu, 1854 ward das Königreich Nagpur, 1855 das Fürstenthum Tanjore, 1856 das Königreich Oude besetzt. Trotzdem daß die materielle Kultur des Landes u. nam. das Verkehrswesen durch die Briten bedeutend gefördert worden waren, so stieß doch die Verwaltung auf die stärksten Antipathien der Hindu, welche, theilweise auch durch russ. Agenten aufgereizt, die Fremdherrschaft zu stürzen trachteten. Die Entthronung des Königs von Oude hatte die Mißstimmung vermehrt, u. schon im Febr. u. März 1857 zeigte sich in einzelnen Meutereien die Unzuverlässigkeit der einheimischen Truppen. Die Einführung neuer mit Schweine- u. Kuhfett bestrichener Patronen, durch welche das religiöse Gefühl der Hindu u. Mohammedaner verletzt wurde, bildete den Vorwand zum Ausbruch der Empörung, die 10. Mai 1857 mit dem Aufstande der Sipahis in Meerut begann; Delhi mit seinen großen Waffenvorräthen ward bald überrumpelt u. in kurzer Zeit waren die Nordwestprovinzen u. das Pendschab in voller Empörung begriffen. Doch betheiligten sich nur wenige von den eingeborenen Fürsten an dem Aufstande, unter ihnen bes. Nena Sahib, u. auch das Volk zeigte demselben nur in geringer Ausdehnung thatkräftige Sympathien. Nachdem Delhi 20. Sept. 1857 von den brit. Truppen erstürmt worden war, ward Lucknow der Mittelpunkt der Insurrektion. Der Krieg ward mit der ärgsten Grausamkeit von beiden Seiten geführt, nahm aber, obgleich im Juni u. Juli auch in Mittelindien der Aufstand ausbrach u. die engl. Truppen sich in den Schlachten meist in der Minderheit befanden, doch für die Aufständischen keinen günstigen Fortgang, zumal da die Bergvölker des Himalaja, nam. die Gorkha, den Briten zu Hülfe kamen. Nach dem Siege bei Unas u. Bupirgandsch 29. u. 30. Juli ward auch die Garnison von Lucknow gerettet u. die Insurrektion im Pendschab unterdrückt; Lucknow selbst konnte aber erst 19. März 1858 durch Campbell genommen u. Oude von den brit. Truppen besetzt werden. Hiermit war der Herd des ganzen Aufstandes in den Händen der Engländer; der Kampf nahm aber nun den Charakter des Guerillakrieges an, der nam. in Nena Sahib einen sehr gefährlichen Führer hatte, u. endete mit dem Jahre 1858, nachdem Oude von den letzten Insurgentenscharen gesäubert u. die letzten Banden der Rebellen in die Gebirge von Nepal zurückgedrängt worden wären. Die wichtigste Folge dieses Krieges war die Auflösung der Ostind. Compagnie u. die Uebertragung ihres Besitzes u. ihrer Rechte auf die engl. Krone, welche dieselbe 1. Nov. 1858 übernahm. Die königl. Regierung hat seitdem in rühmenswerther Weise die Wunden zu heilen gesucht, welche der Krieg dem Lande geschlagen, u. nam. den berechtigten Wünschen der Bevölkerung durch Verwaltungsreformen Rechnung getragen. Der Wohlstand des Landes litt, obgleich die Ruhe nie gestört wurde, durch die Hungersnoth der Jahre 1866 u. 1874; der Handel nahm dagegen infolge der Eröffnung des Suezkanals einen beträchtlichen Aufschwung u. wurde außerdem durch die Eröffnung der direkten Telegraphenlinie von Europa über Syrien u. Persien gefördert. Die Ermordungen des Oberrichters Norman (Jan. 1872) u. des Generalgouverneurs Grafen Mayo (Febr. 1872), welchem Lord Northbrook folgte (Anfang 1876 durch Lord Lytton ersetzt), waren Thaten mohammedan. Fanatiker, ohne aber Anzeichen einer tiefgehenden Mißstimmung des Volkes gegen die engl. Herrschaft zu sein.

Städte Vorderindiens mit mehr als 100,000 E. nach dem Census von 1871.

Kalkutta	892,429 E.	Patna	158,900 E.	Amritsur	135,813 E.
Bombay	644,405 „	Delhi	154,417 „	Cawnpore	122,770 „
Madras	397,552 „	Agra	149,008 „	Puna	118,886 „
Lucknow	284,779 „	Allahabad	143,693 „	Ahmedaba	116,873 „
Benares	175,188 „	Bangalore	142,513 „	Surat	107,149 „
		Bareilly	102,982 E.		

Die Halbinsel **Hinterindien** umfaßt 41,308 □M. mit 25,555,300 E.; sie erstreckt sich von dem südchinesischen Alpenlande, welches eine Anzahl paralleler Gebirgsäste nach Süden sendet, bis zum Kap Romania u. scheidet das zum Stillen Ozean gehörige Chines. Meer von dem Meerbusen von Bengalen. Ersteres bildet hier die Meerbusen von Tongking u. Siam, letzteres den Golf von Martaban. Die Halbinsel Malakka (s. d.), in welche Hinterindien nach Süden ausläuft, schließt in SW. mit der parallelen Küste der Insel Sumatra die Straße von Malakka ein, den wichtigen Verbindungsweg zwischen dem Ind. u. Stillen Ozean. Politisch zerfällt Hinterindien in Britisch-Birma (4405 □M. mit 2,562,323 E.) u. die brit. Kolonie der Straits Settlements (56,73 □M. mit 308,097 E.), Birma (8961 □M. mit 4,000,000 E.), Siam (14,535 □M. mit 5,750,000 E.), Annam (9315 □M. mit 10,500,000 E.), das Franz. Cochinchina (1021 □M. mit 1,335,842 E.), Kambodja (1523 □M. mit 890,000 E.) u. die unabhängigen Staaten von Malakka (1491 □M. mit 209,000 E.).

Die **Inseln** O.s zerfallen in die zu Vorderindien gehörigen Archipele der Lakkadiven (35 □M. mit 6800 E.) u. Malediven (123 □M. mit 150,000 E.), Ceylon (1150 □M. mit 2,405,287 E.), deren Flächeninhalt u. Einwohnerzahl schon in den obenangeführten Zahlen Britisch-Ostindiens inbegriffen worden, u. in den Ind. Archipel (s. d.) mit den größtentheils unter niederländ. Herrschaft stehenden Sundainseln u. Molukken (31,364 □M. mit 25,000,000 E.), den zum größten Theil span. Philippinen u. Suluinseln (5368 □M. mit 7,450,000 E.) u. den engl. Andamanen (120 □M. mit 13,500 E.) u. Nikobaren (34 □M. mit 5000 E.). Ueber Bodengestalt, Klima, Bevölkerung u. Produkte s. die Artikel, welche die einzelnen Inseln u. Staaten behandeln.

Ostindische Compagnien hießen Handelsgesellschaften, welche für den Handel mit Ostindien vom Staate mit sehr bedeutenden Vorrechten begabt waren. Die älteste u. bedeutendste von ihnen, die Englische O. C., ward von 101 Londoner Kaufleuten begründet, welche sich 1599 an die Königin Elisabeth wegen eines Handelsprivilegs für Indien wandten, das ihnen auch 31. Dez. 1600 verliehen wurde. Die Gesellschaft, „Governor and Company of merchants of London trading to the East-Indies" genannt, erhielt auf 15 Jahre das Monopol auf den Handel in Asien, Afrika u. Amerika zwischen dem Kap der Guten Hoffnung u. der Magalhaesstraße u. das Recht, sich ihren Gouverneur u. ihre Direktoren selbst zu wählen. Das Grundkapital bestand aus 72,000 Pfd. Sterl. Trotz der Feindschaft der Portugiesen u. Holländer hob sich die Compagnie bald zu einer bedeutenden Macht, vergrößerte ihren Länderbesitz in Indien, den sie durch die Faktoreien auf Sumatra u. Java (1601) u. die Kolonien zu Surat, Ahmadabad, Khambayat u. Gazo auf dem Festlande (1611) begründet hatte, immer mehr u. setzte sich 1640 in Madras u. im Gangesdelta fest. Von der Regierung wurden die Privilegien dieser Compagnie nicht nur verlängert, sondern auch durch das Recht der Civilgerichtsbarkeit, des Festungsbaues, der Kriegführung u. der bes. Militärgewalt vermehrt. Die bedeutenden Geschäfte dieser Handelsmacht erregten aber unter den nichtbetheiligten Kaufleuten Londons eine starke Opposition, welche die Regierung benutzte, um 1698 von den Hauptopponenten 2 Mill. Pfd. Sterl. zu leihen u. dafür, ehe der gesetzliche Termin für die Privilegien der ersten Compagnie abgelaufen war, unter Zustimmung des Parlamentes eine zweite O. C., ebenfalls mit ausschließlichem Handelsmonopol für Ostindien, zu gründen. Die Rivalität dieser beiden Handelsgesellschaften führte endlich 1708 zu ihrer Vereinigung unter dem Namen „United East-India Company". Aus der ursprünglichen Handelsgesellschaft wurde jedoch bald eine sehr bedeutende politische Macht, so daß die Regierung sich veranlaßt sah, 1773 ein ind. Ministerium zu errichten, dem die Direktoren in bürgerlichen u. militärischen Verhältnissen untergeordnet waren. Die Verwaltung war aber so theuer, daß 1798 die O. C. ein Defizit von 1,4 Mill. Pfd. Sterl. aufwies, das 1805 sich auf fast 2 Mill. steigerte. Trotzdem daß das Grundkapital u. die Zahl der Schiffe vermehrt wurde, mußte die Compagnie 1813 doch erklären, daß sie ihren Export nicht zu steigern vermöchte, u. die Regierung gab darauf den Handel mit Indien frei, vorläufig unter einigen Beschränkungen, die aber 1833 ebenfalls in Wegfall kamen. Die Konkurrenz der Privaten, zu der noch der Umstand kam, daß Beamte der O. C. mit deren Schiffen für eigene Rechnung Handel trieben, die Minderung der Einnahmen der Gesellschaft, die Klagen der Eingeborenen über Bedrückungen u. Erpressungen, die in England immer mehr zur Herrschaft kommenden Theorien der Freihändler u. endlich die gewaltige Insurrektion in Indien selbst (s. „Ostindien, Geschichte") waren die Ursachen, welche zu der 8. Juli 1858 vom Unterhause, 2. Aug. vom Oberhause beschlossenen Aufhebung der O. C. u. der Uebertragung ihrer Rechte auf die Krone führten. — Fast gleichzeitig mit der engl. (20. März 1602) entstand die Holländische O. C., welche durch eine treffliche Finanzwirthschaft u. außerdem dadurch, daß sie sich auf die Inseln beschränkte, bald zu einem ebenso großen Reichthum an Mitteln als an Landbesitz kam; 1605 wurde Batavia erbaut, 1605 die Molukken, 1641 Malakka, 1658 Ceylon, 1663 Celebes erworben u. Portugiesen u. Engländern bedeutende Konkurrenz gemacht. Die Kriege, in welche die Niederlande verwickelt wurden, schwächten aber im 18. Jahrh. die Einnahmen bedeutend, u. da durch die Unehrlichkeit der Beamten sich die Verwaltung immer mehr vertheuerte, so erfolgte 15. Sept. 1795 die Aufhebung der Monopole dieser Handelsgesellschaft u. die Uebernahme ihrer Schulden auf den Staat, wofür dieser in den Landbesitz der Compagnie eintrat. — Die 1664 begründete französische O. C. hatte 1675 in Surat ein Kontor errichtet u. 1679 Pondichéry erbaut, doch kam ihre Handelsthätigkeit nie zu großer Bedeutung; ihre Auflösung erfolgte 13. Aug. 1769. Die dänische O. C. bestand 1618—1729 u. übertrug dann ihre Rechte auf den Staat, der 1732 die Dänisch-Asiatische Compagnie errichtete, welche aber nur sehr geringe Geschäfte machte. Endlich wäre noch die schwedische O. C. zu erwähnen, die es jedoch ebenfalls zu keiner größeren Entwicklung bringen konnte. Dieselbe wurde 1741 zu Gothenburg errichtet u. 1806 neu organisirt.



Nr. 4388. Wappen der englischen Ostindischen Compagnie.

Ostjaken, ein finnisches Volk in Sibirien, etwa 32,000 Seelen stark, durchziehen meist als Jäger u. Fischer nam. das Gebiet des Ob u. Irtysch u. scheiden sich auch dialektisch in die Stämme am oberen u. unteren Ob. Ihre Gesichtsfarbe ist gelblich, das Auge klein, die Nase platt, das Haar schwarz u. kraus; den Bart pflegen sie sich auszureißen. Mangel an Reinlichkeit u. Trunksucht sind ihre Hauptfehler; im Ganzen sind sie aber gutmüthig u. heiter. Obgleich die O. der Griech.-orthodoxen Kirche angehören, so ist das ursprüngliche Schamanenthum bei ihnen noch nicht beseitigt. Ihre im Aussterben begriffene Nationalität hat sich vielfach mit russ. u. tatar. Elementen vermischt.

Ostpreußen, der östlichste Theil der Provinz Preußen (s. d.).

Ostracismus (griech. ὀστρακισμός von ὄστρακον, die Scherbe, daher auch Scherbengericht genannt) war eine vorzugsweise in Athen, aber auch in andern griech. Staaten mit demokratischer Verfassung beliebte Art politischer Maßregelung, um hervorragende Bürger, deren übermächtiges Ansehen Gefahren für die Rechtsgleichheit im Staate besorgen ließ, für einige Zeit unschädlich zu machen, zu verbannen. Der Volksversammlung wurde die Frage vorgelegt, ob ein solches Verfahren gegen Einzelne nöthig erscheine, u. wenn die Frage bejaht wurde, erhielt jeder Abstimmungsberechtigte eine Scherbe, um darauf den Namen Desjenigen zu schreiben, den er verbannt zu sehen wünschte. Wer 6000 Stimmen gegen sich hatte, mußte die Stadt auf 10, später auf 5 Jahre verlassen, konnte aber durch Volksbeschluß früher zurückberufen werden. Uebrigens war die Verbannung durch O. keine Strafe u. hatte für den Betroffenen keinerlei nachtheilige Folgen. Der Erste, der von dieser Maßregel, die durch Kleisthenes begründet war, betroffen wurde, war Hipparchos, ein Verwandter der Pisistratiden, der Letzte Hyperbolos (417 v. Chr.).

Ostrolenka, Stadt im russ.-poln. Gouvernement Lomsha, am linken Ufer der Narew gelegen; hat 5408 E., welche Ackerbau u. Tuchfabrikation treiben, u. ist bekannt durch die Schlacht 26. Mai 1831, in der der russ. General Diebitsch über die Polen unter Skrzynecki siegte; auch fand hier 16. Febr. 1807 ein Treffen zwischen Franzosen u. Russen statt.

Oströmisches Reich od. Byzantinisches od. Griech. Kaiserreich nennt man denjenigen Theil des Röm., welcher 395 durch die Erbtheilung des Kaisers Theodosius seinem älteren Sohne Arkadius zufiel u. außer den asiat. Provinzen Aegypten u. Lybien in Afrika, Griechenland, Makedonien, Thrakien u. Mösien in Europa umfaßte, so daß er von dem Adriatischen Meere bis zum Tigris, von der Donau bis zur Libyschen Wüste reichte. Für den schwachen u. der Sinnenlust ergebenen Arkadius (395—408) herrschte der blutdürstige Gallier Rufinus, der geldgierige u. käufliche Eunuch Eutropius, der Gothe Gainas u. die sittenlose Kaiserin Eudoxia, während hunnische Scharen den europ., isaurische Räuberbanden den asiat. Theil des Reiches straflos verwüsteten. Es folgte im Alter von 7 Jahren der fromme u. später gelehrte Sohn des Kaisers, Theodosius II. (408—50), Anfangs unter der Führung des tapferen Präfekten Anthemius, seit 415 seiner feingebildeten Schwester Pulcheria, deren Milde u. Freigebigkeit vor allen die Geistlichen priesen. Der andauernde Friede brachte der Kirche u. der Jurisprudenz Vortheil. Der Kaiser sandte zum Schutze der Christen ein Heer gegen die Perser, das ihm ohne Kampf 422 die Hälfte von Armenien gewann, u. ließ 538 durch eine Kommission die seit Konstantin gegebenen Gesetze sammeln u. ordnen (Codex Theodosianus). Doch brandete noch die Woge der hunnischen Völker Attila's unter den Mauern Konstantinopels u. mußte noch bei Lebzeiten des Kaisers, der infolge eines Sturzes vom Pferde starb, durch Tribut besänftigt werden. Sein Schwager Marcianus (450—57), der das Konzil von Chalkedon (451) berief, blieb ebenso wie der Thrakier Leo I. (457—474), den der Senat vom Kriegstribunen zum Kaiser erhob u. der Patriarch feierlich krönte — die erste Krönung durch die Hand eines Geistlichen — von Angriffen durch Barbaren verschont. Auf den Sohn seiner Tochter, Leo II., folgte schon im ersten Jahre der eigene Vater, Zeno der Isaurier (474—91), dem man das rasche Hinsterben des Vorgängers Schuld gab. Palastintriguen, die seit seiner Regierung beständig den Thron erschütterten, bekämpfte er glücklich durch die Hülfe des Ostgothen Theoderich, den auch sein Nachfolger Anastasius (491—518), welchem die Kaiserin Ariadne ihre Hand u. den Thron übergab, als König von Italien anerkannte. Während die Provinzen durch drückende Steuern, durch die Habgier der Statthalter u. durch Einfälle der Barbaren verarmten, schützte sich der Kaiser Anastasius durch eine Steinmauer von dem Marmora- bis zum Schwarzen Meer u. verwilderte die träge Volksmasse der Hauptstadt bei den rohen Freuden des Hippodrom u. dem blutigen Streite der religiösen u. Rennbahnparteien, der Grünen u. Blauen, über die göttliche u. menschliche Natur Christi. An Stelle des kaiserlichen Neffen Hypatius erhob die Leibwache den ungebildeten Sohn eines dacischen Bauers, Justinus I. (518—27) auf den Thron, der durch Besiegung der räuberischen Isaurier, der Perser u. Bulgaren zu Ansehen u. Reichthum gelangt war. Sein kluger Neffe Justinian I.

[s. d.] (527—65), der durch seine Prachtliebe, Baulust u. Verschwendung die Mittel des Staats erschöpfte u. mit der Abschaffung des Konsulates die letzte Spur republikanischer Formen vernichtete, gab der Regierung, obwol selbst ohne Charaktergröße, durch geschickte Benutzung bedeutender Talente einen unerhörten Glanz. Nachdem ihm Belisar (s. d.) 532 durch Bekämpfung des Nika-Aufstandes der Grünen u. Blauen den Thron gesichert, herrschte er als unumschränkter Despot, ließ jedoch 533 durch seinen Kanzler Tribonian in 14 Monaten ein Gesetzbuch (Codex Justinianeus) zusammenstellen, schmückte die Hauptstadt mit 24 neuen Kirchen, unter denen die Sophienkirche das Muster byzantinischer Baukunst wurde, gewann durch Belisar 534 die Provinz Afrika, durch Narses 555 ganz Italien u. ließ vorübergehend sogar den S. Spaniens in Besitz nehmen; doch konnte er von dem Perserkönig Chosroës nur mit schweren Geldopfern Frieden erhalten. Sein Neffe Justinus II. (565—78) verlor den größten Theil Italiens an die Langobarden, die span. Besitzungen an die Westgothen u. ließ die übrigen Provinzen durch Steuerdruck u. Räuberwesen verkümmern. Die kurze Regierung seines Mitregenten u. Nachfolgers Tiberius (578—82) vermochte den Schaden nicht zu bessern u. die Strenge u. Kargheit seines Schwiegersohnes Mauritius (582 bis 603, gest. 605) bewog den Hauptmann Phokas (603—10), ihn mit Hülfe der Legionen abzusetzen u. zu tödten. Dieser wollüstige u. unmenschliche Tyrann wurde nach wenigen Jahren abgethan durch den Statthalter von Afrika, Heraklius (610—41), der das byzantinische Asien bis nach Antiochia von den Persern besetzt, die Hauptstadt von den Avaren, von Hungersnoth u. Pest bedrängt fand. Kühn warf sich der ehemals träge u. wollüstige Kaiser in den Rücken der Feinde u. gewann 627 durch die Vernichtung des pers. Heeres auf den Ruinen von Ninive die alten Grenzen u. die geraubten Trophäen wieder, verlor aber Syrien u. Aegypten an die Araber. Nachdem Gift u. a. Mord der Herrschaft seiner Wittwe Martina u. seiner Söhne (Constantinus III., Herakleonas) ein schnelles Ende gemacht hatten, folgte sein Enkel Constans II. (641—68), der die letzten Kunstschätze Roms nach Konstantinopel schleppte u. für sein Lasterleben in Syrakus im Bade erstickt wurde. Gegen den Willen der Leibwache u. der Heere erhob der Senat seinen Sohn Constantinus IV. Pogonatus (den Bärtigen [668—85]), welcher zuerst sich durch Verstümmelung vor der Herrschsucht seiner Brüder sicherte, u. dann dessen Sohn Justinian II. (685—95 u. 705—11). Wegen seiner Grausamkeit ward er von dem Feldherrn Leontius (695—98) gestürzt u. im Hippodrom der Nase beraubt, aber als Tiberius (698—705) jenen gestürzt u. eingekerkert, sich selbst aber verhaßt gemacht hatte, gewann er an der Spitze von Bulgaren die Hauptstadt wieder, ließ beide Vorgänger hinrichten u. herrschte mit Beil, Strick u. Folter, bis auch ihn u. seinen Sohn, die letzten Abkömmlinge des Heraklius, das Schwert des Mörders erreichte. Während ein Feldherr nach dem andern (Philippikus 711—13, Anastasius II. 713—16, Theodosius II. 716—17) erhoben u. gestürzt ward, drangen die Araber, welche sich schon der afrik. wie der asiat. Provinzen bemächtigt hatten, bis zum Bosporus vor u. bedrängten die Hauptstadt. Der Isaurier Leo III. (717—41), das griech. Feuer, Stürme, Winterkälte, Hungersnoth u. Pest wurden 718 ihre Retter. Der Kampf gegen die Verehrung der Heiligenbilder kostete den Kaiser u. das Reich die letzten Besitzungen in Italien (733), die sich dem Langobardenkönige unterwarfen; aber sein grausamer u. tapferer Sohn Konstantin V. (741—75) warf muthig den Aufstand der Bilderdiener (Ikonodulen) unter seinem Schwager Artavasdes nieder (742), bewältigte die wilden Bulgaren (762) an der Donau, besiegte die Sarazenen am Euphrat u. bevölkerte die verödeten Städte Thrakiens durch Ansiedler aus Griechenland. Nach der kurzen Regierung seines schwächlichen Sohnes Leo's IV. (775—80) folgte der zehnjährige Konstantin VI. (780—97) unter der Vormundschaft seiner leidenschaftlichen u. herrschsüchtigen Mutter Irene, welche durch die Synode zu Nikäa 787 die Verehrung, wenn auch nicht die Anbetung der Bilder gut hieß u. sich dadurch von den Bilderdienern den Beinamen einer zweiten Helena erwarb. Als sie den eigenen Sohn nach erlangter Großjährigkeit im Gefängniß festhielt, um allein zu regieren, befreiten ihn zwar die armenischen Legionen (791), aber 797 ließ die Unnatürliche ihn dennoch im Schlafe blenden u. bestieg den Thron (797 bis 802), von dem sie schon nach 5 Jahren der Großschatzmeister Nikephorus (802—11) verdrängte, so daß sie auf der Insel Lesbos ihr lasterhaftes Leben in Armuth u. Elend beschloß (803). Als ihr Nachfolger im Kampfe gegen die Bulgaren gefallen, sein Schwiegersohn, Kaiser Michael I. (811—13), nach feiger Flucht in ein Kloster gesperrt war, schuf der tapfere Leo V., der Armenier (813—20), durch den glänzenden Sieg bei Mesembria 814 Frieden u. Sicherheit, erlag aber den Streichen der Mörder, als er eben das Verbot des Bilderdienstes erneut hatte. Der Anstifter der Verschwörung, Michael II. Psellos (der Stammler, 820—29), bestieg den Thron u. vererbte ihn auf Theophilos (829—42), der Wissenschaften, Künste u. Justiz förderte, während die Araber wieder bis zum westl. Kleinasien vordrangen. Die Bilder, welche er aus den Kirchen entfernt hatte, führte seine Wittwe Theodora (842—55) wieder zurück. Als ihr Sohn Michael III. Porphyrogennetos (856—67) sie verdrängt hatte, überließ er sich selbst der Wollust u. den Freuden des Hippodrom, die Regierung seinem Oheim Bardas, einem Förderer von Kunst u. Wissenschaft, dem Gönner des gelehrten Patriarchen Photius, das Land aber den Angriffen der Bulgaren, Russen u. Araber, bis sein tapferer Günstling Basilius I. (867—86) ihn tödtete, als der erste Kaiser der makedonischen Dynastie (867—1057) den Thron bestieg u. wieder Ordnung u. Gesetzlichkeit zur Herrschaft brachte. Unter seinen Nachfolgern (Leo VI. 886 bis 911, Konstantin VII. 911—59, Romanus II. 959—63, Nikephorus 963—69, Johannes Tzimisces 969—76, Basilius II. 976—1025, mit Konstantin VIII. 976—1028, Romanus III. 1028—34, Michael IV. 1034 bis 1041, Michael V. 1041—42, Konstantin IX. 1042—54, Theodora 1054 bis 1056 u. Michael VI. 1057) blieb Konstantinopel fast die einzige Stätte der gebildeten Welt, in welcher den Künsten u. der Gelehrsamkeit Gunst u. Pflege zu Theil wurde, obwol von den Herrschern selbst nur Leo VI., der Philosoph, der Wissenschaft wahrhaft förderlich war, u. nur Nikephorus als tapferer Feldherr die Feinde des Reiches in Schrecken jagte. Nach wie vor befleckten Wollust u. Mord den Thron, während die Masse des Volkes in dumpfer Gleichgiltigkeit dem Treiben zusah u. höchstens an religiösen Streitigkeiten Theilnahme zeigte. Als im Anfange des 11. Jahrh. die Russen am Bosporus erschienen, die Petschenären die Provinzen an der Donau plünderten u. die gefährlichsten Feinde des Reiches, die Seldschuken, aus Asien herbeizogen, erhoben die Führer des Heeres den Besten aus ihrer Mitte, Isaak Komnenus (1057—59), auf den Thron, der wenigstens mit den Petschenären Frieden machte u. die Finanzen ordnete. Unter seinem Verwandten u. Nachfolger, Konstantin X. Dukas (1059—67), eroberten die Seldschuken den größten Theil Kleinasiens. Als der Gemahl seiner Wittwe Eudoxia, Kaiser Romanus IV. Diogenes (1067—71), aus ihrer Gefangenschaft heimkehrte, wurde er durch Blendung getödtet, u. der gelehrte Michael VII. (1071—78) bestieg den Thron, den er bald dem Feldherrn Nikephorus Botoniates (1078 bis 1081) überlassen mußte, um im Kloster allein den Wissenschaften zu leben. Der kluge Alexius Komnenus (1081—1118), der jenen ebenfalls in ein Kloster verstieß, verlor zwar den Rest von Italien u. Sizilien an die Normannen, hielt aber durch ein Bündniß mit den Kumanen die Petschenären fern u. lockte gegen die Seldschuken Hunderttausende von Kreuzfahrern (s. „Kreuzzüge") herbei. Seine Lebensgeschichte schrieb seine gelehrte Tochter Anna Komnena, welche vergeblich ihren edlen Bruder Johannes (1118—43) zu stürzen versuchte, der durch Tapferkeit u. Gerechtigkeit dem O. R. eine kurze Blüte verschaffte, die noch unter seinem ritterlichen Sohne Manuel I. (1143—80) eine Zeit lang fortdauerte. Gegen den 13jährigen Alexius II. (1180—83) wurde sein grausamer Vetter Andronikus (1183—85) auf den Thron berufen, gegen ihn ein Verwandter der Komnenen, Isaak Angelos (1185—95), der den Henker erschlug, welcher ihn tödten sollte. Die Regierung überließ er den Eunuchen u. lebte den Freuden des Palastes, während sich die Walachei u. Bulgarien losrissen u. einen eigenen König wählten. Als sein Bruder, Alexius III. (1195—1204), ihn blenden u. einkerkern ließ, rief sein Sohn Alexius die Hülfe der Venetianer u. franz. Kreuzfahrer an, die 1203 vor der Hauptstadt erschienen (s. d. „vierten Kreuzzug"). Als Alexius III. entflohen, der kaum befreite Isaak gestorben, sein Sohn Alexius IV. verrätherisch von Murzulus getödtet war, erstürmten die Kreuzfahrer Konstantinopel (12. April 1204) u. stifteten das lat. Kaiserthum (1204—61). Die Eroberer theilten den Raub. Bonifacius v. Montferrat erhielt Makedonien, Villehardouin Achaja, die Venetianer die Vorstadt Pera, die besten Häfen u. viele Inseln. Nur scheinbar erkannten sie den lat. Kaiser Balduin (von Flandern), der von einem päpstlichen Legaten in der Sophienkirche gekrönt wurde, als ihren Lehnsherrn an. Die Hülf- u. Machtlosigkeit seiner Nachfolger, welche von den Bulgaren, den Griechen u. den eigenen Baronen bedrängt wurden, war so groß, daß Balduin II. (1237—61) sich zu einem Bündniß mit den heidnischen Kumanen u. dem Sultan von Ikonium entschließen mußte, während drei Verwandte des griech. Kaiserhauses in Trapezunt u. Nikäa Kaiserreiche, in Epirus (Durazzo) ein Fürstenthum errichteten. Mit Hülfe der auf Venedig eifersüchtigen Genuesen gelang es Michael Paläologus von Nikäa, 1261 Konstantinopel zu erobern u. das byzantinische Kaiserthum wieder herzustellen. Gegen seinen Wunsch nöthigte ihn die Geistlichkeit, jede Verbindung mit der Röm. Kirche aufzuheben u. dadurch jene Zwietracht der beiden Kirchen zu erneuern, die das Ende des O.en R.es beschleunigte. Michael's Sohn Andronikus II. (1282—1328) war schon der Zeitgenosse des Türkensultans Osman, der seine Residenz in Ikonium aufschlug u. von der Insel Chios aus Furcht u. Schrecken im Archipel verbreitete. Als ihn sein Enkel Andronikus III. (1328—41) verdrängte, hatte Orkhan bereits das nahe Brussa zu seiner Hauptstadt gemacht;

1330 hielt er bereits seinen Einzug in Nikäa. Schon riefen die streitenden Parteien des Kaiserhauses, der junge, schwelgerische Kaiser Johann VI. Paläologus (1341—91) u. sein Vormund Kantakuzenos die Genuesen u. die Türken abwechselnd zu Hülfe. Als dieser 1356 vom Throne in ein Kloster verwiesen war, ging das schutzlose Reich auch in Europa stückweise verloren; Murad I. schlug seine Residenz in Adrianopel auf u. Makedonien, Serbien, Bulgarien, ja Stücke von Thrakien gehorchten ihm. Vergebens bat Johann in Person den Papst um Hülfe; er erhielt Versprechungen u. blieb wegen seiner Schulden eine Zeit lang in venetian. Gefangenschaft. Die allgemeine Empörung der Serbier, Bosnier, Walachen u. Albanesen gegen Murad zu benutzen versäumte er ebenso, wie sein Sohn Manuel II. (1391—1425) die Bedrängniß Bajesid's durch den König Sigismund von Ungarn, dessen zahlreiches Heer 1396 bei Nikopolis geschlagen wurde; als Sklave des Sultans, dessen Befehlen er gehorchte, theilte er vielmehr seine Herrschaft mit seinem abtrünnigen Neffen Johannes u. bettelte 1400 in Italien vergebens um die Hülfe der westl. Christen, während die Türken schon seine Hauptstadt bedrängten. Das Herannahen des schrecklichen Timur, sein Sieg bei Angora (1402), die Gefangennahme Bajesid's u. ein Bruderkrieg zwischen seinen Söhnen Mohammed I. u. Suleiman schoben die Sterbestunde des O.en R.es nur hinaus. Schon stürmte 1422 Murad II. die Stadt Konstantin's, als ihn Aufstände nach Asien riefen. Den Frieden erkaufte Johannes VII. (1425 bis 1448) durch Abtretung des ganzen Reiches außer der Hauptstadt u. einigen Stücken des Peloponnes. Während Murad mit den Ungarn kämpfte, erschien der Kaiser bei Eugen IV. in Ferrara u. Florenz u. sanktionirte 1439 die Union der Griech. mit der Röm. Kirche, die von den gläubigsten Bekennern jener dennoch verworfen wurde. Wol bewirkte die Ermahnung des Papstes u. die Ueberredungskunst des diplomatischen Kardinals Cesarini, daß 1444 ein gewaltiges Heer unter Wladislaw von Ungarn u. Polen bis nach Varna heranrückte, aber seine vollkommene Niederlage am 10. Nov. vernichtete jede Hoffnung auf Rettung. Konstantin XI., ein Bruder seines Vorgängers (1448—53), bestieg den Thron nur, um ihn zu verlieren. Während über die Einführung der röm. Liturgie durch einen päpstlichen Legaten (1452) die Bevölkerung der Hauptstadt in Zorn u. Verzweiflung gerieth, erbaute Mohammed II. eine starke Burg dicht an der Mauer derselben, verheerte das Land umher u. vollendete mit 300,000 Mann u. 400 Schiffen die Einschließung. Dennoch versagten der Kaiser u. sein genuesischer Feldherr Giustiniani an der Spitze von weniger als 10,000 Streitern die Uebergabe. Selbst die entartete Bevölkerung ward sich in letzter Stunde ihrer Würde als Christen u. Griechen bewußt. Mit Todesmuth wehrte man sich gegen den letzten gewaltigen Sturm am 29. Mai 1453. Als Giustiniani verwundet entfloh, stürzte sich der Kaiser in die dichtesten Massen u. fand seinen Tod. — Vgl. Gibbon, „History of the decline and the fall of the Roman empire" (Lond. 1776 ff.; deutsch von Sporschill, Lpz. 1843); Finley, „History of the Byzantin and Greek Empires" (Lond. 1854); Hopf in Ersch u. Gruber's Encyklopädie I. 85. 86, Lpz. 1867.

Ostsee (Baltisches Meer) ist ein 7267 □M. bedeckendes Binnenmeer, welches von Schweden, Rußland, dem Deutschen Reiche u. den dän. Inseln umgeben wird u. mit dem Atlantischen Ozean, speziell mit der Nordsee, durch den Sund, den Großen u. Kleinen Belt, Kattegat u. Skagerrack in Verbindung steht. Etwa 200 M. lang, 24—28 M. breit u. an ihren tiefsten Stellen nur 143 Faden tief, wird die O. auf allen Seiten von Tiefland umgeben, aus dem nur, wie auf Rügen, an einzelnen Stellen Kreideplateaux in schroffen Felsen abfallen. Der Bottnische, Finnische u. Riga'sche Meerbusen, die Danziger u. Neustadter Bucht sind, abgesehen von zahlreichen Fjorden an der Küste der Skandinavischen u. Jütischen Halbinsel, den dän. Inseln u. Rügen, die wichtigsten u. für den Verkehr werthvollsten Busen dieses Binnenmeeres, das außer den dän. Inseln u. den zahlreichen, die Küsten Schwedens u. Finnlands begleitenden Scheren noch in den Ålandsinseln, in Dagö, Oesel, Gottland, Oeland, Bornholm u. Rügen größere Inseln besitzt. Die Menge von Flüssen, welche vom skandinav. Hochlande dem Bottnischen Busen zuströmen, die Abflüsse der zahlreichen Seen des südl. Schwedens, Oder, Weichsel, Pregel, Niemen, Düna, Newa u. eine große Anzahl von Küstenflüssen führen der O. eine so große Wassermenge zu, daß sich nicht nur im Kattegat eine starke Strömung nach N. bemerklich macht, sondern auch der Salzgehalt der O. beträchtlich geringer als derjenige der Nordsee, ja in der Nähe der größeren Flußmündungen, wie z. B. der Newa (s. d.), das Seewasser unmittelbar trinkbar werden kann; demnach schwankt auch das spezifische Gewicht des Ostseewassers von 1,0003—1,0232, während dasjenige des Nordseewassers 1,0261 beträgt. Für den Handel der angrenzenden Staaten, welchem die projektirte Anlage des deutschen Nordostseekanals (s. d.) eine beträchtliche Steigerung verspricht, ist die O. von der größten Wichtigkeit, wenn auch Sturmfluten die Schiffahrt häufig gefährlich machen u. die südwestlichen Küstenlandschaften durch große Ueberschwemmungen verheert haben. Auf das Klima der die O. umgebenden Länder übt dieselbe im Winter insofern einen mildernden Einfluß aus, als sie den arktischen Eismassen keinen Zugang gewährt. Ein interessantes Phänomen ist die säkular. Hebung der schwed. Küste; dieselbe erfolgt nicht gleichmäßig, hat aber seit 100 Jahren im Durchschnitt von Kalmar bis Torneå 0,70—1,6 m. betragen.

Ostseeprovinzen od. Baltische Provinzen heißen die russ. Gouvernements Kurland (s. d.), Livland (s. d.), Esthland (s. d.) u. St. Petersburg (s. d.) od. Ingermanland; unter den deutschen O. Rußlands versteht man aber gew. nur die drei erstgenannten; sie umfassen 2494 □M. mit 3,071,670 E. (1871), St. Petersburg eingerechnet, ohne dieses Gouvernement 1691 □M. mit 1,910,740 E. Als deutsche O. werden diese Landestheile nicht blos deshalb bezeichnet, weil sie Christenthum u. Kultur dem Deutschen Ritterorden zu verdanken gehabt haben, sondern auch, weil jetzt noch die Majorität der Städtebewohner u. des Adels unserer Nation angehört u. die geistige u. materielle Kultur trotz aller offiziellen Russifizirungsversuche immer noch auf dem Deutschthum beruht. Um 1865 rechnete man in den drei O.: 704,680 E. finnischer Nationalität, 832,854 Letten, 83,147 Slaven, 136,752 Deutsche u. 29,841 Juden. Die Luther. Kirche ist noch die vorherrschende, doch trachtet die russ. Regierung, wie sie in den letzten Jahrzehnten die Sonderrechte dieser Provinzen immer mehr der Centralisation zu Liebe beschränkt hat, auch auf Kosten der evangel. Konfession die Griech.-orthodoxe Kirche stets weiter auszubreiten.

Osuña, Stadt in der span. Provinz Sevilla, mit 16,000 E.; liegt an den Vorbergen der Terrasse von Granada, 10 M. im O. von Sevilla, umgeben von Olivengärten, ist alt u. unregelmäßig gebaut, besitzt aber eine schöne goth. Kollegiatkirche u. ein großes Schloß, den Stammsitz der Herzöge von O. Die 1549 gegründete Universität wurde 1824 aufgehoben. Die Einwohner treiben Weberei u. einen nicht unbedeutenden Handel mit Landesprodukten. In der Nähe von O. wurden 14. April u. 24. Juli 1812 den Franzosen blutige Schlachten geliefert.

Oswego, Stadt im nordamerikan. Unionsgebiet New-York mit 20,910 E. (1870), unter denen sich etwa 1000 Deutsche befinden; liegt am südöstl. Ufer des Ontariosees an der Mündung des O.-Flusses u. am O.-Kanal, der den Ontariosee mit dem Eriekanal verbindet. Die regelmäßig gebaute Stadt hat 18 Kirchen; unter den öffentlichen Gebäuden sind nam. „City-Hall", „Market-House", „Court-House" u. „City-Custom-House" zu nennen. Die Industrie ist in Eisengießerei, Mehl- u. Stärkefabrikation sehr bedeutend. O. ist der wichtigste Hafenplatz New-Yorks am Ontariosee u. nam. der größte Weizenmarkt dieses Staates.

Otaheiti, s. „Tahiti".

o tempora, o mores (lat.), d. i.: o Zeiten, o Sitten!

Otfried, ein Benediktinermönch in Weißenburg im Elsaß, ist der Verfasser eines „Leben Christi", das er 868 n. Chr. König Ludwig dem Deutschen mit einer Zuschrift in deutschen Versen widmete. Dieses in 5 Bücher getheilte Gedicht sollte nach dem Plane O.'s den weltlichen Gesang der Laien verdrängen; demgemäß war es selber zum gesanglichen Vortrag bestimmt. Gleichwol ist diese Evangelienharmonie, die man als „Krist" zu betiteln pflegt, kein volksthümliches, sondern ein Kunstgedicht. Die große Bedeutung des in fränk. Mundart mit alemannischen Anklängen geschriebenen „Krist" liegt aber darin, daß er zuerst an Stelle der bis dahin in der deutschen Dichtung üblichen Alliteration (s. d.) den Endreim u. Strophenform braucht. Ausgaben des Gedichtes lieferten Graff (Königsb. 1831) u. Kelle (2 Bde., Regensb. 1856—59), Uebersetzungen Rapp (Stuttg. 1858), Rechenberg (Chemnitz 1862) u. Kelle (Prag 1870).

Othello (Verkleinerungswort von Otho) ist der Name jenes afrik. Feldherrn, der angeblich einst von der Republik Venedig zu höchsten Ehrenstellen erhoben ward u. sogar zur Belohnung seiner Tapferkeit eine vornehme Venetianerin, Desdemona genannt, heirathen durfte, die er aber aus Eifersucht tödtete. Dieses tragische Sujet hat bekanntlich Shakespeare, der es einer Erzählung des ital. Novellisten Giraldi, genannt Cinzio, entlehnte, durch sein gleichnamiges Drama unsterblich gemacht, u. ebenso ist es von Rossini zu einer Oper benutzt worden. Neuerlich hat aber ein Engländer, Rawdon Brown, in seinem „Ragguagli sulla vita e sulle opere di Marino Sanuto" (Venedig 1837) nachzuweisen gesucht, daß unter jenem O. wahrscheinlich ein gewisser Cristofalo Moro, der zu Anfang des 16. Jahrh. in Diensten Venedigs Luogotenente von Cypern war u. von dieser Insel im J. 1508 zurückkehrte, weil er dort seine Gemahlin auf geheimnißvolle Art verloren hatte, zu verstehen ist u. also Giraldi's Novelle wol ein wirkliches Faktum zu Grunde liegen mag.

Oetinger, Friedrich Christoph, einer der bedeutendsten Theosophen, geb. 6. Mai 1702 zu Göppingen; studirte seit 1722 im theologischen Stift zu Tübingen u. lebte von 1728 an auf Reisen in Norddeutschland, bes. bei Zinzendorf in Herrnhut u. als Privatdozent in Halle. 1738 wurde Oe. Pfarrer zu Hirsau, 1743 zu Schnaitheim, 1746 zu Walddorf bei Tübingen, bekleidete seit 1752 das Dekanat zu Weinsberg, seit 1759 zu Herrenberg u. wurde endlich 1765 Prälat zu Murrhard, wo er 10. Febr. 1782 starb. Erst das 19. Jahrh. hat Oe.'s Bedeutung gewürdigt, während er seinerzeit vielfach angefeindet wurde, bes. wegen seiner Hinneigung zur Alchymie. Sein vielfach dunkles System, auf welches außer Jakob Böhme (s. d.) bes. auch Bengel von Einfluß war, beruht auf dem Bestreben, durch gleiche Berücksichtigung der Geheimnisse in der Natur wie derer in der Bibel zur „Grundweisheit der Dinge" zu gelangen. Beide enthalten dieselbe mystische Offenbarung, zu der man indeß mehr durch unmittelbares Fühlen u. Anschauen als durch Denken gelangt. „Leben" ist die letzte Grundlage aller Dinge u. nicht denkbar ohne Leiblichkeit; eine solche schreibt Oe. daher auch den Geistern zu, nur in vollkommenerer Gestalt. Oe.'s Selbstbiographie gab Hamberger (Stuttg. 1845), die „Sämmtl. Schriften" (Stuttg. 1852 ff.) Ehmann heraus.

Oetker, Friedrich, Jurist u. Politiker, Schriftsteller u. Publizist, bekannt insbes. als treuer Anwalt des kurhess. Volkes, geb. zu Rehren (Grafschaft Schaumburg) 9. April 1809 als Sohn schlichter Landleute; besuchte das Gymnasium in Rinteln u. studirte seit 1831 in Marburg die Rechte, worauf er 1835 als Rechtspraktikant zu Kassel in den Vorbereitungsdienst trat. Schon damals brachte er durch das von ihm mit Dingelstedt, Heinrich König u. anderen Schöngeistern gegründete „Poetenkränzchen", dem das „Hess. Album" sein Entstehen verdankte, u. durch die von ihm ins Leben gerufene „Abendunterhaltung" (im Publikum „Oetkerei" genannt) in das Leben der Hauptstadt eine heilsame Bewegung. Auch übernahm er 1842 die Redaktion des Dingelstedt'schen „Salon". Inzwischen (1838) war er Obergerichtsanwalt geworden, als welcher er bald die Kniffe u. Schliche des Scheinkonstitutionalismus kennen u. bekämpfen lernte; doch blieb er ein entschiedener Gegner aller revolutionären u. unklaren Forderungen, denen er 1848 in Flugschriften u. dann in seiner „Neuen Hess. Zeitung" standhaft u. energisch entgegentrat. So wurde die genannte Zeitung der Mittelpunkt, um den sich alle besonnenen Freiheitsfreunde im Lande scharten. Als sie 1850 in ehrenvollem Kampfe fiel, kam Oe., der übrigens auch Mitglied des Frankfurter Vorparlaments gewesen u. seit 1848 Abgeordneter im kurhess. Landtage war, auch bei den Demokraten wieder zu Ehren. Die Hassenpflug'sche Verfolgungswuth nöthigte ihn, das Vaterland zu verlassen. Krank u. mittellos lebte er drei Jahre auf Helgoland, dann in Belgien, von wo er erst 1859 nach Kassel zurückkehrte, um sofort wieder in den Kampf einzutreten, den selbst die von Hassenpflug oktroyirten Stände fortgesetzt hatten. Die von Oe. gegründete „Hess. Morgen-Zeitung" wußte er, allen Chikanen zum Trotz, aufrecht zu erhalten, u. selbst als ihn 1861 Krankheit nach der Südschweiz trieb, blieb er die Seele der Verfassungspartei, bis diese den endlichen Sieg errang. Nach dem Kriege von 1866 ward Oe. infolge gerichtlicher Klage in das ihm 1852 rechtswidrig entzogene Amt eines Obergerichtsanwaltes wieder eingesetzt, doch machte er von seinem Rechte keinen Gebrauch. Seit 1867 ist er Mitglied des Reichstages u. des preuß. Abgeordnetenhauses, wo er sich zur nationalliberalen Partei hält. Er schrieb: „Helgoland" (Schilderungen u. Erörterungen, Berl. 1855); „Helgoland" (Sonette, Lpz. 1857); „De vlaemsche taelstryd" (Gent 1857) ꝛc.

Otnit, s. „Ortnit".

Ottava rima nennt man eine aus acht elfsilbigen Versen bestehende Strophe (Stanze), in welcher die sechs ersten Verse alternirend u. die beiden letzten unmittelbar auf einander reimen (a b a b a b c c). Ausgebildet u. für die epische Dichtung verwendet wurde die O. r. zuerst von Boccaccio in der „Teseide". Seitdem ist sie die übliche Strophe des ital. Epos geblieben. In die deutsche Literatur wurde die O. r. allerdings mit freierer Reimstellung, nam. durch Wieland's „Oberon" u. durch Schiller's Uebersetzung der „Aeneide", eingeführt.

Ottawa, Stadt in der brit.-nordamerik. Provinz Ontario u. seit 1865 Hauptstadt der Dominion of Canada mit 21,545 E. (1871); liegt am rechten Ufer des Flusses O. od. Grand River, des bedeutendsten Nebenflusses des St. Lorenzstromes. Der O. entspringt im Grand Lake in der kanad. Provinz Quebec, durchströmt in westl. Richtung mehrere Seen u. wendet sich dann nach SO., indem er die Grenze der Provinzen Quebec u. Ontario bildet. Sein inselreicher Unterlauf erweitert sich häufig seeartig u. besitzt große landschaftliche Reize durch die zahlreichen Stromschnellen u. Wasserfälle. Unter letzteren ist die Chaudière in der Nähe der Stadt O. einer der größten der Erde. Der O., für die Schifffahrt von geringer, für Industrie u. Flößerei aber von großer Bedeutung, mündet, nachdem er sich auf der letzten Strecke seines 108 M. langen Laufes nach O. gewendet, als Lake of two Mountains oberhalb Montreal (s. d.) in den St. Lorenzstrom.

Ottensen, Stadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein mit 9041 E. (1871); schließt sich unmittelbar im W. an Altona an, zu dessen Stadtkreis es auch gehört, ist freundlich gebaut u. besitzt viele Landhäuser u. Gärten reicher Hamburger. Die ansehnliche Gewerbthätigkeit liefert Tabak, Cigarren, Seife, Baumwollenwaaren, Glas, Maschinen ꝛc. Auf dem berühmten Kirchhof von O. beschattet eine alte Linde das gemeinsame Grab Klopstock's u. seiner beiden Frauen Meta († 1758) u. Johanna Elisabeth († 1821); unweit davon liegt der Dichter Schmidt von Lübeck begraben. In O. starb auch Herzog Karl Wilh. Ferd. von Braunschweig 10. Nov. 1806 an seinen in der Schlacht bei Jena erhaltenen Wunden.

Otter, s. „Viper". **Otterköpfchen,** s. „Kauri".

Oettingen, Stadt im bayer. Kreis Schwaben u. Neuburg (Bezirksamt Nördlingen) mit 2868 E. (1871); liegt an der Wörnitz u. der Bahn Augsburg-Nürnberg, hat eine protest. u. eine kathol. Pfarrkirche, eine lat. Schule u. zwei Schlösser u. treibt Lein- u. Baumwollweberei u. Gemüsebau. Ehemals Hauptort einer 1806 mediatisirten Grafschaft, ist es jetzt Residenz der Linie Oe.-Spiegelberg.

Oettingen-Wallerstein, Ludwig Kraft Ernst, Fürst v., bayer. Staatsmann, ward auf dem Stammschlosse Wallerstein 31. Jan. 1791 als Erbe eines reichsunmittelbaren Fürstenthums geb., dessen Verwaltung sein vielseitig gebildeter Vater, **Kraft Ernst** (gest. 6. Okt. 1802), nach den freisinnigsten Grundsätzen einrichtete, das aber 1806 mediatisirt u. der bayer. Krone unterworfen wurde. Während derselbe noch in Landshut studirte (1807—10), ward er 1809 mit dem Amte eines Oberhofmeisters, dem ersten bayer. Kronamte, bekleidet u. dadurch Mitglied des bayer. Staatsraths. 1812 legte er auf seinen Besitzungen den Grund zu seiner bekannten reichhaltigen Sammlung mittelalterlicher Kunstwerke. Im J. 1813 übernahm der Fürst unter dem Oberbefehl des Kronprinzen die Leitung der Landesbewaffnung in Schwaben, Südfranken u. einem Theil des westl. Altbayern. Sein parlamentarisches Wirken begann er 1815 als Mitglied der württemb. Kammer, in welcher er eifrigst für die Umgestaltung des bureaukratischen in ein konstitutionelles Regiment stritt. Der bayer. Kammer der Reichsräthe gehörte er 1819—49 an. Nach seinem freiwilligen Austritt in die II. Kammer gewählt, saß er hier 1850—58. Infolge seiner Heirath mit einer Bürgerlichen, Crescentia Bourgin, der Tochter eines emigrirten franz. Gärtners, verzichtete er 14. Okt. 1823 auf das Fürstenthum zu Gunsten seines jüngeren Bruders Friedrich, verlor auch seinen Sitz in der Kammer der Reichsräthe, wurde aber nach Ludwig's I. Regierungsantritt restituirt. Seit 1828 Regierungspräsident in Augsburg, führte er das Ministerium des Innern 1831 bis nach dem Landtage von 1837, auf welchem er sich in der berüchtigten Erübrigungsfrage mit der Krone überwarf. 1843 u. 44 mit diplomatischen Sendungen an die Höfe in London u. Paris betraut, setzte er dann seine landständische Opposition gegen die ultramontane Partei fort, bis er Ende Nov. 1847 selbst wieder für das Departement des Auswärtigen ins Ministerium berufen wurde. Ungünstige Sterne leuchteten aber seinem Kabinet. Zwar gewann Oe.-W. als Vermittler zwischen dem Kronprinzen u. dem König einen günstigen Einfluß auf den letzteren; dagegen scheiterte er mit seinen Ansichten in der deutschen Frage, insofern er das Unglück Bayerns in dessen Großmachtspolitik erblickte. Er mußte 11. März 1848 sein Portefeuille niederlegen u. nahm nun als Leiter der oppositionellen Linken seine parlamentarische Wirksamkeit wieder auf. Die letzten 10 Jahre seines vielbewegten Lebens verbrachte er in tiefster Zurückgezogenheit zu Luzern, wo er 22. Juni 1870 starb.

Oettinger, Eduard Maria, Schriftsteller u. Dichter, geb. von jüdischen Eltern zu Breslau 19. Nov. 1808; betrat in Wien, wo er sich auch taufen ließ, die literarische Laufbahn als Theaterrezensent,

wandte sich im Dez. 1828 nach Berlin u. gründete daselbst 1. April folgenden Jahres sein erstes humoristisch-satirisches Blatt, den „Eulenspiegel“. Da ihn aber seine Feder in häufige Konflikte mit der Censur u. Polizei brachte, so hatten seine journalistischen Unternehmen, von denen noch „Das schwarze Gespenst“, der „Figaro“, der „Argus“, der „Rhein. Postillon“ u. der „Charivari“ genannt werden mögen, meist keinen langen Bestand, u. er mußte selbst, wiederholentlich ausgewiesen, seinen Aufenthaltsort (Berlin, München, Hamburg, Mannheim, Leipzig 2c.) mehrfach wechseln. Neben den Zeitschriften ließ er Feuilletons-Artikel, einen „Narren-Almanach“ (Lpz. 1843—48), Novellen, dramatische Arbeiten u. Romane erscheinen, welche seinerzeit viel gelesen u. auch in andere Sprachen übersetzt wurden. Auch als lyrischer Dichter trat Oe. schon früh auf; gesammelt ließ er Gedichte erscheinen unter dem Titel: „Liebesblicke“ (Berl. 1831); „Buch der Liebe“ (ebd. 1832; 5. Aufl. 1859) u. „Blutende Lieder“ (Lpz. 1854). Oe. war zugleich ein autodidaktischer Encyklopädist von erstaunlicher Produktivität, wie die „Geschichte des dän. Hofes“ (8 Bde., Hamb. 1858 f.); „Archives historiques“ (Karlsr. u. Par. 1841); „Bibliotheca Shahiludii“ (Bibliothek des Schachspiels, Lpz. 1844); „Bibliographie biographique universelle“ (2 Bde., Brüss. 1854) u. nam. das biographisch-historisch-genealogische Lexikon „Moniteur des dates“ (Dresd. 1866—68, 6 Quart-Bde.; Supplement dazu von Hugo Schramm, 2 Bde., Lpz. 1873 ff.) beweisen. Oe. lebte seit 1861 in Dresden u. starb in Blasewitz 26. Juni 1872.

Otto I., der Große, Deutscher Kaiser (936—73), geb. 22. Nov. 912, der Sohn König Heinrich's I. u. seiner zweiten Gemahlin Mathilde; wurde nach dem Wunsche des Vaters zu Aachen einstimmig gewählt u. durch den Erzbischof von Mainz gekrönt. Friedlich bedienten die Herzöge von Lothringen, Schwaben, Franken u. Bayern den neuen Herrscher beim Königsmahle, aber schon 937 begann eine Reihe von Empörungen. Bayern mußte nach dem Tode des Herzogs Arnulf erst unterworfen werden; der eigene Halbbruder O.'s, Thankmar, fiel als Empörer am Altar der Kirche zu Eresburg 938; der alte Eberhard von Franken, der für eigenmächtige Selbsthülfe gegen den Sachsen Bruning hatte Strafe zahlen müssen, u. mit Giselbert v. Lothringen zusammen sich erhob, um den jungen, liebenswürdigen u. herrschgierigen Bruder O.'s, Heinrich, auf den Thron zu erheben, fiel 939 in der Nähe von Andernach, Giselbert ertrank auf der Flucht im Rhein; Heinrich selbst aber, der noch 941 den Bruder zu ermorden gedachte, ward erst eingekerkert, dann doch nach reuevoller Abbitte im Dom zu Frankfurt begnadigt u. erhielt 945 das Herzogthum Bayern. Da O. das Herzogthum Sachsen seinem tapferen Freunde Hermann Billung, Lothringen u. die Hand seiner Tochter Luitgard 944 Konrad dem Rothen, Schwaben 948 seinem Sohne Ludolf gegeben hatte, in den slavischen Marken durch den Markgrafen Gero die Herrschaft, durch Glaubensboten das Christenthum bis über die Havel getragen war, u. selbst Boleslaw von Böhmen 950 den Lehnseid leistete, so hoffte er seinem Vorbilde, Karl d. Gr., auch in Italien nacheifern zu können. Auf den Hülferuf Adelheid's, der jungen u. anmuthigen Wittwe König Lothar's († 950), die durch Berengar v. Ivrea u. dessen Gemahlin Willa grausam bedrängt wurde, eilte er nach Pavia, vermählte sich mit ihr, nannte sich König von Italien u. gab dennoch 952 zu Magdeburg dem Markgrafen Berengar das Reich zu Lehen, indem er nur das Herzogthum Friaul für Heinrich von Bayern abtrennte. Ludolf aber, O.'s Sohn aus der ersten Ehe mit Editha, fürchtete für sein Erbtheil, gewann Konrad von Lothringen u. den Erzbischof Friedrich von Mainz u. rief sogar die Ungarn zum Kampfe wider den Vater u. den Oheim Heinrich herbei. Dennoch bereute Einer nach dem Andern. Konrad u. der Erzbischof unterwarfen sich 954 auf der Tagfahrt zu Nürnberg, Ludolf nach vergeblicher Vertheidigung von Regensburg bei Berka in Thüringen. Inzwischen zogen die Ungarn vor Augsburg, dessen Vertheidigung der tapfere Bischof Udalrich leitete, bis O. mit den Reichsvölkern herbeikam. In der blutigen Schlacht auf dem Lechfelde 10. Aug. 955 vertrieb od. vernichtete er ihre Scharen, so daß sie fortan das Gebiet der Ostmark nicht mehr betraten. Während O.'s Bruder Brun, Erzbischof von Köln, in Lothringen die Ordnung herstellte, ging Ludolf nach Italien, um die Untreue Berengar's zu strafen, erlag aber 957 dem Fieber. Auf den Hülferuf des Papstes Johann XII. begab sich O. selbst nach Italien, empfing 2. Febr. 962 die Kaiserkrone u. ordnete dann die Verhältnisse der Lombardei. Als aber der Papst sich mit Berengar u. dessen Sohne Adalbert zum Verderben des Kaisers verband, kehrte dieser 963 zurück, ließ jenen ab-, Leo VIII. an seine Stelle setzen u. erhob das Kaiserthum über das Papstthum. Berengar u. Willa starben als Gefangene in Bamberg. 966 zog O. zum dritten Male nach Rom, um Rache für die Vertreibung Johann's XIII. zu nehmen u. seinen Sohn Otto mit der byzantinischen Prinzessin Theophano zu vermählen (972). Am 7. Mai 973 starb O. zu Memleben. Seine Leiche ward in der Moritzkirche zu Magdeburg niedergesetzt, das er 968 zum Sitze eines Erzbischofs erhoben hatte. — Vgl. Köpke u. Dönniges in den „Jahrbüchern des Deutschen Reiches“ (Berl. 1840) u. Giesebrecht, „Deutsche Kaisergeschichte“ (Bd. 2, 4. Aufl. 1875).

Otto II., Deutscher Kaiser (973—83), geb. 955, war der Sohn des Vorigen u. der Königin Adelheid. Im Alter von 9 Jahren von den deutschen Fürsten zum Könige gewählt, folgte O. 18 Jahre alt dem Vater auf dem Throne. Obwol von kleiner Gestalt, bedeutender Bildung u. sanfter Gemüthsart, der Mutter u. der byzantinischen Gemahlin Theophano fast zu sehr ergeben, bewies er doch Tapferkeit u. Geschick in der Bekämpfung von Schwaben, das er seinem Neffen Otto, dem Sohne Ludolf's, übergab, u. von Bayern, das sich unter Heinrich dem Zänker empörte. Nachdem er den Herzog gefangen genommen, das Land zum Theil mit Schwaben vereinigt u. 976 die Mark Oesterreich an Liutpold I. von Babenberg (s. d.) gegeben hatte, bekämpfte er eben so schnell den König Lothar von Frankreich (s. d.), welcher bis Aachen vorgedrungen war, u. bedrohte Paris vom Montmartre aus. Lothar gab 980 alle Ansprüche an Lothringen auf, das sein Bruder Karl als deutsches Lehn empfing. Nachdem ihm auch die Herzöge Boleslaw von Böhmen u. Miecziślaw von Polen gehuldigt hatten, brach O. im Nov. 980 nach Italien auf, dessen Südhälfte er als ein Erbe seiner Gattin in Anspruch nahm, um von hier aus den Kampf gegen die Mohammedaner u. Heiden zu beginnen. In wenigen Monaten entriß er den Byzantinern Neapel, Amalfi, Salerno, Bari u. Tarent, schlug die Araber bei Cotrone, verlor aber die ganze Blüte seiner deutschen u. italien. Mannschaft durch den Hinterhalt bei Squillace 13. Juli 982 u. rettete nur durch Schwimmen sein Leben. Dennoch hoffte er die geträumte Vereinigung der ital. u. deutschen Landschaften u. Nationen noch zu erreichen. Auf dem Reichstage zu Verona 983 gab er Bayern an Heinrich zurück, um des Friedens sicher zu sein, u. bestimmte seinen 3jähr. Sohn Otto zum Nachfolger. Aber auf der Zurüstung zu einem Rachezuge gegen Griechen u. Araber traf ihn die Kunde von den Einfällen der Dänen u. Obotriten an der Niederelbe sowie der Wenden in die Marken wie ein tödlicher Schlag. Im Alter von 28 Jahren verstarb O. zu Rom 7. Dez. 983. — Vgl. Giesebrecht in den „Jahrb. des Deutschen Reiches“ (Berl. 1840) u. „Geschichte des Deutschen Kaiserreiches“ (Bd. 2).

Otto III., Deutscher Kaiser (983—1002), geb. 980, war der Sohn des Vorigen u. der Byzantinerin Theophano, welche, unterstützt von dem staatsklugen Erzbischof Willigis von Mainz, Heinrich dem Zänker die Regentschaft entriß, durch kluge Wahl geschickter Markgrafen die Grenzen des Reichs sicherte u. 989 selbst von dem röm. Patricius Crescentius den Eid der Treue empfing. Als sie 991 starb, trat O.'s Großmutter Adelheid an ihre Stelle. Der junge König, von dem sächs. Grafen Hoiko zum Krieger u. Führer gebildet, erwarb durch den Unterricht des Johannes v. Calabrien, des Bischofs Bernward von Hildesheim u. Gerbert's von Ravenna so umfangreiches Wissen, daß man ihn ein „Weltwunder“ nannte. Kaum 15 Jahre alt, übernahm er die Regierung, erhob seinen Verwandten Bruno, den 23jähr. Sohn Otto's von Kärnthen, zum Papste (Gregor V.) u. empfing aus seiner Hand 21. Mai 996 in Rom die Kaiserkrone. 998 kam er zum zweiten Male nach Italien, um Rache zu nehmen an seinem ehemaligen Lehrer Johannes, der als Johann XVI. Gregor V. verdrängt, u. an Johann's Helfer Crescentius. Jener endigte grausam verstümmelt in einem Kerker, dieser ward auf den Zinnen der Engelsburg enthauptet. 999 bestieg Gerbert von Ravenna als Silvester II. den päpstlichen Stuhl u. hoffte eine geist-

liche Weltherrschaft zu gründen, wie O. gleichzeitig die altröm. Weltherrschaft von dem „goldenen Rom" aus zu erneuern u. mit dem Prunke des byzantinischen Hofes, den Theophano ihn bewundern gelehrt hatte, zu bekleiden gedachte. Andrerseits trieb O. die Angst seines Zeitalters vor dem Untergange der Welt im J. 1000 zu mönchischen Bußübungen, u. als ihn der Tod seiner Tante Mathilde, der Aebtissin von Quedlinburg, welche in seiner Abwesenheit Deutschland regierte, aus Italien abrief, ging er im J. 1000 nach Gnesen an die Grabstätte des heil. Adalbert u. errichtete dort ein Erzbisthum. Um seiner glühenden Verehrung für Karl d. Gr. einen Ausdruck zu geben, ließ er dessen Gruft zu Aachen aufs Neue herrichten u. verschönern. Noch einmal nach Italien zurückgekehrt, wohnte er auf dem Aventin bei Rom u. dann in Ravenna, schmerzlich berührt durch die Feindseligkeit der Italiener, die er liebte u. die ihn haßten; sie sahen in ihm nur den Deutschen, während die Deutschen O. als Romanen wiederum mißtrauisch betrachteten. Am 23. Jan. 1002 raffte ihn zu Paterno am Fuße des Soracte das Fieber hin. Mit dem Schwert mußten seine Krieger der Leiche den Weg nach Aachen bahnen, wo der „thatenärmste" neben dem „thatenreichsten" Manne die Ruhe des Grabes gewünscht hatte. — Vgl. Wilmans in den „Jahrb. des Deutschen Reichs" (Berl. 1840) u. Giesebrecht's „Kaisergeschichte".

Otto IV., Deutscher Kaiser (1198—1215), geb. 1174, der dritte Sohn Heinrich's des Löwen u. der engl. Prinzessin Mathilde, wurde nach Heinrich's VI. Tode 1198 von der welfischen Partei auf den Thron berufen. Erzogen von seinem Oheim, Richard Löwenherz, der ihn mit Poitou u. Aquitanien belehnte, von heftiger Gemüthsart u. dem deutschen Wesen abhold, verlor er im Kampfe mit Philipp von Schwaben fast alle seine mächtigsten Anhänger: zuerst den charakterlosen Hermann von Thüringen, dann den Erzbischof von Köln, endlich den Herzog von Brabant, als er kein engl. Geld mehr zu verschenken hatte. Nach der Niederlage bei Goslar 1206 war er nur in Braunschweig noch König. Dennoch fiel ihm nach der Ermordung seines Gegners 1208 u. nach seiner Verlobung mit Philipp's Tochter Beatrix ganz Deutschland zu; selbst Walther von der Vogelweide sang ihm seine Lieder. Aber kaum hatte Papst Innocenz III. mit ihm zu Neuß ein Konkordat abgeschlossen u. 4. Okt. 1209 ihn zum Kaiser gekrönt, so fühlte sich O. mächtig genug, jenes zu verletzen u. sein volles Kaiserrecht auch in den Mathildischen Gütern zu behaupten. Innocenz that ihn 1210 in den Bann u. ein Fürstentag zu Nürnberg erklärte sich 1211 offen für Friedrich, den Sohn Heinrich's VI. Als dieser 1212 über die Alpen zog, trat ganz Deutschland auf seine Seite und O., der den Bundesgenossen des Hohenstaufen, Philipp von Frankreich, zu bekämpfen mit Johann von England sich verband, kehrte 1214 aus der Niederlage bei Bouvines als Flüchtling nach der Harzburg zurück, wo er verlassen u. vergessen 10. Mai 1218 starb. Vgl. Abel, „Kaiser O. IV. u. König Friedrich II." (Berl. 1856).

Otto I., König von Griechenland (1833—62), geb. 1. Juni 1815; war der zweite Sohn König Ludwig's von Bayern u. wurde durch die Londoner Konferenz 7. Mai 1832 zum Könige von Griechenland gewählt, als Leopold von Koburg der eben empfangenen Krone wieder entsagte. Am 30. Jan. 1833 landete er in Nauplia, verlegte aber seine Residenz schon im Dez. nach Athen, welches eine Universität nach deutschem Muster erhielt, u. übernahm 1. Juni 1835 die Regierung selbst, die bis dahin durch einen Regentschaftsrath geführt worden war. Weder seine deutschen noch seine griech. Minister, noch die Gewährung einer Repräsentativverfassung im J. 1843 vermochten jedoch die Unzufriedenheit des Volkes, das nach einer Befreiung aller Griechen strebte, zu stillen, u. die Verstimmung gegen O. steigerte sich, als er auch den Russisch-türk. Krieg 1854 nicht zur Erweiterung der Nordgrenze benutzte. Als Italien sich zu befreien anfing, brach ein Aufstand nach dem andern aus. Während O. mit seiner Gemahlin Amalie von Oldenburg im Okt. 1862 den Peloponnes besuchte, erwählte die Bevölkerung in Athen eine provisorische Regierung. O. bestieg im Piräus ein engl. Schiff u. kehrte nach Bayern zurück, nahm seine Residenz in Bamberg u. starb hier 26. Juli 1867.

Otto der Reiche, Markgraf von Meißen (1156—90), geb. 1125, war der älteste Sohn Konrad's des Großen von Wettin u. wurde Markgraf, als dieser in das Augustinerkloster auf dem Petersberge bei Halle ging. Auf Wunsch seiner Gemahlin Hedwig legte O. 1175 zu Altcelle bei Rossen ein Cisterzienserkloster an u. bestimmte es zum Erbbegräbniß seiner Familie; bald darauf zum Schutze der neuentdeckten Silberminen eine Burg, die später zur Stadt Freiberg wurde. Für Friedrich I. war er eifriger Parteigänger gegen Heinrich den Löwen, aber mit dem eigenen Sohne Albrecht gerieth er in Kampf, als er die Mark an den jüngeren, Dietrich, vererben wollte. Als der Friede eben durch König Heinrich (VI.) vermittelt war, u. O. gegen Ottokar von Böhmen ziehen wollte, der Albrecht unterstützt hatte, ereilte ihn 18. Febr. 1190 der Tod.

Otto von Freising, einer der bedeutendsten deutschen Geschichtschreiber des 12. Jahrh., war ein Sohn des Markgrafen Leopold des Frommen von Oesterreich mit Agnes, der Tochter Kaiser Heinrich's IV., der Wittwe Friedrich's von Staufen. Schon frühzeitig wurde er von seinem Vater, der ihn zum geistlichen Stande bestimmte, seiner Ausbildung wegen nach Paris geschickt. Nach mehrjähr. Aufenthalte daselbst trat er in das Cisterzienserkloster Morimund in Burgund, wurde bald Abt desselben u. Ende 1137 Bischof von Freising. Dieses Amt verwaltete er bis zu seinem 21. Sept. 1158 erfolgten Tode mit Umsicht u. großer Gewissenhaftigkeit. Aber nicht nur als Kleriker zeichnete sich O. aus, sondern auch als Staatsmann nahm er, gemäß seiner Verwandtschaft mit dem Staufen'schen Kaiserhause, eine nicht unbedeutende Stellung ein u. war vollständig eingeweiht in die wichtigsten Verhältnisse des Reiches u. der Regierung. Das tritt deutlich in seinen beiden Geschichtswerken, die uns überliefert sind, nämlich in seiner „Chronik" u. in seinem „Buche von den Thaten Kaiser Friedrich's (V.)" hervor. Die Chronik, zwischen 1143 u. 1146 verfaßt, verbreitete sich rasch u. nam. im südöstl. Deutschland, insofern sie vielfach gelesen u. von Kompilatoren benutzt u. ausgeschrieben wurde, u. übte dadurch großen Einfluß auf die ganze Auffassung der Geschichte aus. Sie wurde von Otto von St. Blasien bis zum J. 1209 fortgesetzt. Vom höchsten Werthe als Geschichtsquelle ist aber Otto's zweites Werk, das Buch von den Thaten Kaiser Friedrich's. Da er selbst an vielen Dingen Antheil gehabt hatte, so konnte es nicht fehlen, daß er über eine genaue Kenntniß des Gegenstandes verfügte; nam. zeigt sich dies bei der Schilderung des Zwistes zwischen Kaiser Friedrich u. Heinrich dem Löwen, der im J. 1156 zur Stiftung des Herzogthums Oesterreich führte. O. hatte hierbei als Vermittler eine wichtige Rolle gespielt. Zugleich schloß er mit der Geschichte des J. 1156 sein Werk ab, übergab aber dasselbe kurz vor seinem Tode zur weiteren Fortsetzung seinem Schüler u. Notar Ragewin in Morimund, der es dann selbständig bis 1160 fortgeführt hat. Ausgabe der Chronik bei Urstisius, „Germaniae historici illustres" (Bd. 2), der Geschichte Friedrich's I. bei Muratori, „Scriptores" (Bd. 6).

Otto, Ernst Julius, deutscher Komponist, geb. am 1. Sept. 1804 zu Königstein in Sachsen, woselbst sein Vater Apotheker war; kam im J. 1814 auf die Kreuzschule nach Dresden, wo ihm der damalige Kantor Theod. Weinlig den ersten Unterricht in der Theorie der Tonsetzkunst gab. Der Beifall, den einige Motetten u. Cantaten fanden, u. der Rath C. M. v. Weber's bestimmten O., die Musik zu seinem Lebensberufe zu machen. Er ging 1822 nach Leipzig, wo er auf der Universität Philosophie studirte u. sich unter Schicht u. dessen Nachfolger Theod. Weinlig in der Komposition vervollkommnete. 1825 wandte er sich wieder nach Dresden, wo er erst als Gesang- u. Klavierlehrer thätig war, dann folgeweise Kantor u. Musikdirektor an der Kreuzkirche u. an den evangel. Hauptkirchen Dresdens wurde u. diese Aemter bis 1875 bekleidete, wo er pensionirt wurde. In weiteren Kreisen ist O. besonders bekannt u. beliebt geworden durch seine größeren u. kleineren Kompositionen auf dem Gebiete des Männergesanges sowie durch seine für Dilettantenkreise bestimmten komischen Opern (z. B. „Die Mordgrundbruck"). Von seinen sonstigen Arbeiten sind noch anzuführen: die Oratorien „Hiob", „Der Sieg des Heilands", „Die Feier der Erlösten am Grabe Jesu", die Opern „Das Schloß am Rhein" u. „Der Schlosser von Augsburg", Messen, Kirchen-Cantaten, einstimmige Lieder, Klaviersachen &c.

Otto, Friedrich Julius, ausgezeichneter Chemiker, geb. zu Großenhain in Sachsen 8. Jan. 1809; erlernte in der dortigen Apotheke die Pharmazie u. studirte seit 1829 in Jena Chemie, wurde

1831 in der Nathusius'schen Gewerbeanstalt u. Porzellanfabrik zu Althaldensleben Chemiker u. im J. 1834 für chemische u. pharmazeutische Angelegenheiten beim braunschw. Obersanitätskollegium angestellt. Außerdem erhielt er 1835 eine außerord. Professur am Carolinum. Seit 1841 ord. Assessor bei dem genannten Kollegium u. seit 1842 ord. Prof. am Carolinum, wurde O. 1866 zum Direktor dieser inzwischen in ein Polytechnikum verwandelten Anstalt ernannt. Den Titel eines Medizinalraths führte er seit 1846. Er starb zu Braunschweig 12. Jan. 1870. In weitesten Kreisen ward er bekannt durch sein treffliches „Lehrbuch der Chemie" (3 Bde., Braunschw.; 4. Aufl. 1863 ff.), welches sich in der ersten Aufl. (1840—43) an Graham's „Elements of chemistry" anlehnte, u. durch sein unübertroffenes „Lehrbuch der rationellen Praxis der landwirthschaftlichen Gewerbe" (2 Bde., ebd. 1838; 6. Aufl. 1865—67). Auch von seiner „Anleitung zur Ausmittelung der Gifte" erschienen 4 Aufl.

Ottokar II., König von Böhmen (1253—78), geb. 1228, war ein Sohn Wenzel's I. u. durch seine Mutter Kunigunde ein Enkel Philipp's von Schwaben. Schon 1248 erhoben ihn die Böhmen, durch Friedrich II. u. Konrad dazu bewogen, auf den Thron, so daß der Vater fliehen mußte, aber 1249 eroberte dieser das Land wieder u. beschränkte jenen auf die Markgrafschaft Mähren. Im Nov. 1251 wählten die österr. Stände, da der letzte Babenberger 1246 gestorben war, O. zu ihrem Markgrafen, der sich zur Befestigung seiner Stellung mit Margarethe, der 50jähr. Schwester des Verstorbenen, vermählte; Steiermark bis zur Mur mußte er jedoch 1254 an König Bela von Ungarn abtreten. Anfang 1255 unternahm O. einen mehr prunk- als erfolgreichen Kreuzzug nach Preußen, gelangte aber nur bis in die Gegend von Kulm, war bei der Taufe samländischer Häuptlinge zugegen u. ließ es sich gefallen, daß die deutschen Ordensritter eine Burg u. Stadt am Pregel ihm zu Ehren Königsberg nannten. Seine Chronisten dehnten infolge dessen seine Herrschaft vom Adriatischen bis zum Baltischen Meere aus. Doch erwarb O. durch den Sieg bei Kroissenbrunn 1260 über Bela von Ungarn ganz Steiermark u. vermählte sich 1261 mit Kunigunde, der Enkelin seines Gegners, nachdem der Papst die kinderlose Ehe mit Margarethe getrennt hatte. 1269 erbte O. von Herzog Ulrich Kärnthen u. Krain; aber die Tage seines Glückes waren gezählt, seitdem man ihn bei der Königswahl 1273 übergangen u. Rudolf v. Habsburg erhoben hatte. Als er die Herausgabe der österr. Lande verweigerte, ward er 1276 von Rudolph in die Reichsacht, von dem Erzbischof von Salzburg in den Bann gethan, u. Steiermark u. Kärnthen fielen von ihm ab. Im Okt. stand der deutsche König in Wien u. empfing 25. Nov. den Lehnseid O.'s für Böhmen u. Mähren sowie die Verzichtleistung auf die österr. Länder. Allein kaum war das königl. Heer abgezogen, so bereute O. den gethanen Schritt u. sammelte Bundesgenossen zu neuer Empörung. Am 26. Aug. 1278 kam es zur letzten Entscheidung. Auf dem Marchfelde wurde das böhm. Heer zersprengt u. O. selbst fand den Tod im dichtesten Kampfgewühle. — Vgl. Lorenz, „Deutsche Geschichte im 13. u. 14. Jahrh." (Wien 1863).

Ottokar von Steiermark, fälschlich Ottokar von Horneck genannt, bekannter deutscher Reimchronist, lebte Ausgang des 13. u. Anfang des 14. Jahrh., ungefähr bis nach dem J. 1309. Er war ein Dienstmann des Ritters Otto von Liechtenstein in Steiermark, des Sohnes Ulrich's von Liechtenstein (s. d.). Ueber sein Leben wissen wir sehr wenig. Sein Lehrer in der Dichtkunst war Meister Conrad von Rotenburg, der am Hofe König Manfred's in Italien gelebt hatte, durch welchen O. ein vollständiger Kenner der poetischen Literatur u. ausübender Dichter wurde. Wann er sein großes Werk, die „Reimchronik", begonnen hat, läßt sich nicht bestimmt angeben; nur soviel wissen wir, daß er bald nach dem Sturze König Ottokar's II. von Böhmen im J. 1276 u. nach der Ankunft der Habsburger in Oesterreich zu seinem Werke aufgefordert wurde u. dasselbe auch bis 1291 förderte. Später scheint er die Geschichte des letzten Jahrzehnts des 13. u. des ersten des 14. Jahrh. aus verschiedenen gelegentlichen Arbeiten zusammengefügt u. mit dem ersten Theile vereinigt zu haben. O.'s Reimchronik zeichnet sich zwar dadurch aus, daß ihre Erzählungen den Eindruck der Unmittelbarkeit gewähren wie kaum eine andere Quelle, u. seit 1745, wo sie zuerst gedruckt wurde (in Peg's „Scriptores rerum Austriacarum", Bd. 3), hat sie unbedingt die Geschichtswerke über die damalige Zeit beherrscht; in neuerer Zeit dagegen hat man sie einer kritischeren Untersuchung unterworfen u. dabei gefunden, daß die größte historische Treue u. die unglaubwürdigste Fabelei dicht neben einander vereinigt sind, daß überhaupt die eigene Kritik ihres Autors nicht sehr streng gewesen sei.

Otway (spr. Otweh), Thomas, engl. Dichter, geb. 1651 zu Woolbedding (Sussex); studirte in Oxford, betrat in London die Bühne, aber ohne besonderen Erfolg, u. legte sich dann aus Noth auf die dramatische Schriftstellerei. Sein Erstlingswerk war das Trauerspiel „Alcibiades" (1675); das nächste, das 1676 gegebene Trauerspiel „Don Carlos", erregte das größte Aufsehen. Unter den zehn od. elf dramatischen Arbeiten, die man von ihm besitzt, hatten sich neben dem „Don Carlos" bes. zwei: „Die Waise", ein Trauerspiel, (1680) u. „Das gerettete Venedig" (1681) der günstigsten Aufnahme sowol von Seiten des Publikums wie der Kritik zu erfreuen, indem sie sich durch vollendete Charaktermalerei u. eben so spannende wie ergreifende Scenen auszeichneten, aber leider durch unsittliche Reden entstellt wurden. O., der infolge seiner verschwenderischen Lebensweise sich immer in mißlichen Verhältnissen befand, starb, 34 Jahre alt (1685), nach Einigen an einem durch Lungenentzündung herbeigeführten Fieber; nach Anderen an Erstickung durch zu heißhungrig verschlungene Speisen. Die beste Ausgabe von O.'s Werken lieferte Thornton (3 Bde., Lond. 1812).

Oetzthal, eins der großartigsten Alpenthäler Tirols, ein Seitenthal des Inn; öffnet sich $1\frac{1}{2}$ M. südöstl. von Imst auf der südl. Seite dieses Stromes, wo die Oetzthaler Ache sich durch Schuttberge zum tiefer liegenden Bette des Inn Bahn bricht. In dem unteren Thalkessel, wo rechts der Stuibenfall zur Ache hinabrauscht, liegt das schöne Dorf Oetz mit 1300 E. Die Thalenge bei Habichen, das „Gesteig" genannt, durch die die Ache in wilden Strudeln braust, gelangt man zur zweiten Thalweite, deren Sohle aber durch Felsstürze u. Murbrüche theilweise in eine traurige Wüstenei verwandelt worden ist. Herrliche Staubbäche stäuben über dem Dorfe Dumpen nieder; den malerischsten Wasserfall birgt aber eine Schlucht hinter Umhausen, dem Hauptdorfe dieser Thalstufe, den Großen Stuibenfall (150 m.). Die „Maurach", eine überaus wilde, von alten Moränentrümmern erfüllte Thalenge, durch die sich der Weg zwischen Felswand u. Ache hindurchwindet, führt zu dem schönen Thalkessel von Lengenfeld mit niedlichen weißen Häusern u. Flachsfeldern, deren Produkt in zahlreichen kleinen Mühlen gebrochen wird. Durch eine düstere Schlucht gelangt man weiter aufwärts im O. zur Thalweite von Sölden, in der noch trotz einer Meereshöhe von 1400 m. Gerste, Hafer, Roggen u. Kartoffeln gedeihen u. wo die großartige Gletscherwelt des hintern Oe.s sich aufthut. Die Thalenge zwischen Sölden u. Zwieselstein, dem letzten Dörfchen des Hauptthales, ist die wildeste des ganzen Weges; bei letzterem Orte theilt sich das Oe. nach S. in das Gurgler, nach SSW. in das Venter Thal, beide benannt nach den an ihren Enden 1901 u. 1867 m. über dem Meere gelegenen Pfarrdörfern. Die gewaltigsten Erhebungen, z. B. die 3776 m. hohe Wilspitze u. der 3743 m. hohe Weißkugel, schließen das Venter Thal ab. Vom Gurgler Thal kann man auf dem 2481 m. hohen Timblerjoch nach dem oberen Passeyer-, von Vent aus über das vergletscherte, aber ziemlich gefahrlose Hochjoch (2760 m.) nach dem Schnalserthale gelangen.

Oude, s. „Audh".

Oudenaarde (franz. Audenarde), gewerbfleißige Stadt in der belg. Provinz Ostflandern mit 4835 E. (1871), welche Gerberei, Seilerei u. Fabrikation von Chemikalien u. Cichorie treiben; liegt an der Schelde u. ist geschichtlich merkwürdig durch die Schlacht vom 11. Juli 1870, in welcher die Franzosen unter Vendôme u. dem Herzog von Bourgogne von Prinz Eugen u. Marlborough geschlagen wurden.

Oudinot (spr. Udinoh), Herzog **v. Reggio**, Charles Nicolas, franz. Marschall, geb. als Kaufmannssohn zu Bar-le-Duc 26. April 1767; trat 1783 als Freiwilliger unter die Fahnen u. that sich durch seine kriegerischen Eigenschaften u. Talente so glänzend hervor, daß er schon 1793 Brigade- u. im Okt. 1799 Divisionsgeneral wurde. Hierauf von Massena (s. d.) zu seinem Generalstabschef erwählt, trug er das Meiste zu den Siegen bei Zürich u. am Mincio bei. Im Feldzuge von 1805 bildete er mit 10,000 Grenadieren die siegreich vordringende Avantgarde, 1806 die Reserve. Als er 1807 die russ.-preuß. Armee bei Friedland so lange aufgehalten, bis Napoleon mit der Hauptmacht ankam, ward O. zum Grafen erhoben, u.

nach dem Tilsiter Frieden erhielt er noch eine Dotation. Wieder an der Spitze seines Grenadiercorps, eröffnete er mit Glück den Feldzug von 1809, rückte 13. Mai in Wien ein, übernahm in der Schlacht bei Eßling an Lannes' Stelle den Befehl über das 2. Armeecorps u. half die Schlacht bei Wagram gewinnen. Diesmal war sein Lohn die Ernennung zum Marschall u. die Verleihung des Herzogstitels mit einer abermaligen Dotation von 100,000 Frcs. Rente. 1810 besetzte O. Holland u. 1812 führte er, nachdem er kurze Zeit Gouverneur von Berlin gewesen, das 2. Armeecorps nach Rußland, wo er 17. Aug. schwer verwundet wurde, schon Anfang Nov. aber das Kommando wieder in die Hand nehmen mußte u. auf dem Rückzuge von Moskau wenigstens einen Theil des Heeres rettete. 1813 entschied er mit dem 12. Armeecorps die Schlacht bei Bautzen, ward aber dann bei Großbeeren u. bei Dennewitz geschlagen, befehligte bei Leipzig zwei Gardedivisionen u. beim Rückzug die Nachhut, fiel jedoch, von Wunden bedeckt u. erschöpft, in eine schwere Krankheit, so daß er bis 1814 in Bar-le-Duc verweilen mußte. Genesen, übernahm er abermals die Führung eines Corps junger Garden, wurde bei Arcis zum 23. Mal verwundet u. unterwarf sich erst nach der Abdankung Napoleon's, worauf ihn Ludwig XVIII. zum Gouverneur von Metz ernannte. Während der Hundert Tage blieb O. auf seinen Gütern, was nach des Königs Rückkehr durch seine Ernennung zum Chef der Pariser Nationalgarde, Majorgeneral der Garde, Pair u. Staatsminister anerkannt wurde. 1823 führte er zum Verdruß der liberalen Partei ein Corps nach Spanien, wo er für einige Zeit Gouverneur von Madrid war. Nach der Julirevolution schloß er sich der neuen Dynastie an, ward 1839 Großkanzler der Ehrenlegion u. 22. Okt. 1842 Gouverneur des Invalidenhauses, als welcher er 13. Sept. 1847 zu Paris starb. — Sein ältester Sohn Nicolas Charles Victor O., Herzog **v. Reggio**, geb. zu Bar-le-Duc 3. Nov. 1791 u. gest. ebend. 7. Juli 1863, befehligte im J. 1849 das Interventionsheer gegen Rom, das er 30. Juni einnahm. Von ihm rühren einige militärische Schriften her.

outriren (a. d. Franz., spr. utriren), übertreiben.

Ouverture, ein vollstimmiges, aus einem Satze von gleicher od. verschiedener Bewegung bestehendes Orchesterstück, welches den musikalisch-dramatischen Tonwerken (Oper, Oratorium, Cantate, auch Ballet 2c.) zur Eröffnung od. Einleitung dient, mit der Absicht, den Hörer zu erwartungsvoller Empfänglichkeit anzuspannen, u. den im nachfolgenden Drama zur Darstellung kommenden Ereignissen einen geeigneten Boden durch Erweckung entsprechender Vorempfindungen zu bereiten. — Die neueren Ou.n sind in der Form eines dreitheiligen ersten Sonaten- od. Sinfoniesatzes gehalten, mit erstem u. zweitem Thema, Durchführung u. Repetition, nur daß der erste Theil (vor der Durchführung) nicht zweimal gespielt wird, sondern am Schluß des ersten Vortrags sogleich in die Durchführung übergeht; auch haben sie gemeinhin eine kurze Einleitung von gemessener Bewegung u. spannender, ernster Haltung. Die Hauptthemata sind entweder Melodien aus der Oper, die nachher eine besondere Bedeutung gewinnen, od. frei gewählt u. sammt ihrer Verarbeitung nur in innerer Beziehung zur nachfolgenden Handlung stehend, so daß die Ou. als ein musikalisches Spiegelbild des Drama, od. auch nur eines besonders wichtigen Moments desselben, ohne direkte tonliche Anklänge, erscheint. Häufig wird diese Art Ou. vom Drama abgelöst als Konzertstück für sich aufgeführt, od. unter dem Namen Konzert-Ouverture zur Eröffnung von Musikfesten, Konzerten od. anderen Feierlichkeiten (Festouverture) komponirt. Die gewöhnliche Opernouverture ist ohne eigentliche Form, oft weiter nichts als eine quodlibetartige Aneinanderreihung der in der Oper besondere Geltung habenden Melodien. Die älteren Ou.n zerfallen in zwei Arten: a. französische Ou., bes. durch Lully in eine bestimmte Form gebracht. Sie besteht aus einem nicht gar breit ausgeführten Satze im Viervierteltakte von langsamer Bewegung, aber erhabenem u. feurigem Charakter, das Grave genannt, dem eine (meist frei behandelte) Fuge von lebhafter Bewegung u. willkürlicher Taktart folgt; nach Schluß der Fuge wird meistentheils das Grave (entweder ganz od. nur theilweise) wiederholt; im letzten Viertel des 17. Jahrh. kam diese Ou. auch nach Deutschland; b. die ital. Ou., hauptsächlich durch Aless. Scarlatti in Form gebracht; bestand ebenfalls aus drei Theilen, von denen aber der erste u. dritte schnelle Sätze waren, während ein langsamer Satz (meist von anderer Taktart u. schwächer instrumentirt) in der Mitte stand.

ouvrier (franz., spr. uw'rjeh), Handwerker.

oval, d. h. eiförmig, nennt man jede länglichrunde, geschlossene Linie.

Ovarium, s. v. w. Eierstock.

Ovation (vom lat. ovare, frohlocken, zujauchzen), bei den Römern für die Feldherren, welche weniger bedeutende Siege erfochten hatten, ein Triumphzug geringerer Art, bei welchem der Triumphator nicht auf einem Wagen, sondern zu Pferde od. zu Fuß, mit der Toga prätexta bekleidet u. mit myrtenbekränztem Haupte in Rom einzog. In weiterem Sinne bezeichnet O. eine von einer Menge dargebrachte Ehrenbezeigung.

Overbeck, Joh. Friedr., eine der bedeutendsten Erscheinungen der neueren deutschen Kunst, der Schöpfer u. Repräsentant der Nazarenischen Richtung der Malerei (s. „Nazarener") während der Epoche ihres Wiederauflebens. Geb. zu Lübeck 3. Juli 1789 als Sohn des als Richter bekannten Chr. Adolf O., hatte er kaum die Gymnasialstudien begonnen, als der Anblick des herrlichen Passionsbildes von Memling (s. d.) im dortigen Dom in dem mit reichem künstlerischen Talente begabten Jüngling den Wunsch, Maler zu werden, erregte.



Nr. 4389. Johann Friedrich Overbeck (geb. 3. Juli 1789, gest. 12. Nov. 1869).

Zu weiterer Ausbildung begab er sich auf die unter Jäger's Leitung stehende Akademie in Wien. Weil er sich aber in den Schematismus des akademischen Zeichnens u. Komponirens nicht finden konnte, wurde er „wegen Talentlosigkeit" exkludirt. Glücklicherweise fand er in Pforr aus Frankfurt, L. Vogel aus Zürich u. Wächter aus Stuttgart theilnehmende Freunde, die ihn zum Ausharren aufmunterten. So entschloß er sich, mit anderen Schicksalsgenossen 1810 nach Rom zu gehen, das seine neue Heimat werden sollte. Was die damaligen Repräsentanten der Romantik, die beiden Schlegel u. Tieck, in der Literatur wurden, das war O. beschieden in der Malerei zu werden; gleich mehreren der Romantiker trat auch er (1813) zur Katholischen Kirche über. In Rom hatte er eine Klosterzelle in S. Isidoro bezogen, wo er jene Gesinnungsgenossen um sich sammelte, mit denen er ein Leben tiefster Abgeschiedenheit u. ausschließlich religiösen Kunststrebens führte. Hier vollendete er zunächst sein erstes, bereits in Wien begonnenes größeres Werk, den figurenreichen „Einzug Christi in Jerusalem" (Marienkirche in Lübeck), in welchem sich bereits seine ganze künstlerische Eigenthümlichkeit kundgab: demuthsvolle Hingebung, Tiefe der Empfindung, klar ausgebildeter Sinn für Schönheit, aber auch eine gewisse innere Unbeholfenheit in der Anordnung. Milde, Sanftmuth u. Liebe bilden die Grundzüge seines persönlichen Charakters u. seiner Kunst; vielleicht nur ein einziges Mal, in einer Zeichnung von der Kreuztragung, hat er die Bosheit der Feinde des Erlösers mit Dürer'scher Derbheit ausgedrückt. Bei der Ausführung seiner Bilder legte er auf die Illusion der Rundung der Gestalten so wenig Gewicht, daß die Zeichnung oft hart u. trocken erscheint; so war ihm die Farbe auch nur das Mittel, um die Gegenstände deutlich zu sondern, nicht um ihnen den Schein der Wirklichkeit zu verleihen. Denn ihm war das

Wesentliche der Kunst nur die Auffassung, die Charakteristik u. der Ausdruck, nicht die durch Licht- u. Farbenwirkung hervorgebrachte Naturnachahmung u. Illusion. Eine neue heilsame Anregung erhielt der Künstlerkreis 1811, als Cornelius nach Rom kam u. sich ihm andere Gesinnungsgenossen anschlossen. Es entstand ein förmlicher Künstlerbund, dessen Mittelpunkt die gar bald innig mit einander befreundeten O. u. Cornelius wurden. Und dieser Bund legte die erste Probe gemeinsamer Thätigkeit in dem Freskencyklus der Casa Bartholdy ab (vgl. „Cornelius" Bd. III S. 533), in welchem O. den „Verkauf Joseph's" u. „Die sieben mageren Jahre" ausführte. Er hatte bekanntlich zur Folge, daß der Marchese Massimo seine Villa mit Fresken aus Dante, Ariost u. Tasso schmücken ließ, wobei O. in Gemeinschaft mit Führich die Darstellungen aus Tasso's „Befreitem Jerusalem" übernahm. Bald darauf wurde Cornelius nach München berufen, O. aber blieb dem neuen Vaterlande treu, besuchte nur einmal (1831) München u. kehrte bald wieder nach Rom zurück, wo er bis zu seinem Ende (12. Nov. 1869) als Professor an der Accademia di San Luca thätig war. Unter seinen übrigen Werken erwähnen wir als die bedeutendsten das Bild „Italia u. Germania" (in der Münchener Pinakothek), eine „Auferweckung des Lazarus" (Privatbesitz in Frankfurt), die Zeichnungen der Predigt des Johannes, des die Kinder segnenden Christus u. der Himmelfahrt des Elias (1827), das Frescobild der „Indulgenz des heil. Franciscus" in S. Maria degli Angeli bei Assisi (1829), die Zeichnungen zur biblischen Geschichte, „Christus am Oelberg" (Krankenhaus in Hamburg) u. das streng katholische Bild im Städel'schen Institut zu Frankfurt a. M.: „Der Bund der Kirche mit den Künsten", das, zwar von großer Klarheit der Komposition, doch an manchen inneren Widersprüchen leidet, aber das sprechendste Denkmal der romantischen Kunst im Geiste des „Klosterbruders" ist. Gleich nach Vollendung dieses Bildes (1840) begann O. für die Marienkirche seiner Vaterstadt „Die Klage um den Leichnam Christi" (erst 1847 vollendet), die an Größe u. Reinheit des Stils wie an Wärme u. Harmonie der Stimmung wol sein Meisterwerk ist. In den fünfziger Jahren folgten dann die 40 Zeichnungen zu den Evangelien u. die 14 Stationen des Leidens Christi, das Glasfenster „Gebet des Vaterunser" in der Katharinenkirche zu Hamburg, das weniger befriedigende Oelbild der Himmelfahrt Mariä im Kölner Dom, die Cartons zu Wandbildern für die Kirche zu Diakovar in Kroatien u. als letztes größeres Werk die halbfarbigen Zeichnungen der sieben Sakramente, die er sich in Form von Kirchenteppichen ausgeführt dachte u. mit einer seine ganze Anschauung vom Wesen der Kunst offen darlegenden Erklärung versah, deren Kernpunkt enthalten in seinen Worten: „Mir ist die Kunst eine Harfe David's, auf der ich allezeit Psalmen möchte ertönen lassen zum Lobe des Herrn."

Overbeck, Johannes Adolf, Neffe des Vorigen, Archäolog u. Kunsthistoriker, geb. zu Antwerpen 27. März 1826; besuchte seit 1840 das Gymnasium in Hamburg, studirte 1845—48 in Bonn, habilitirte sich daselbst 1850 als Privatdozent, wurde 1853 außerord. u. 1858 ord. Prof. der klassischen Archäologie in Leipzig. Zugleich Vorstand der Archäol. Sammlung der Leipziger Universität, hat er sich um deren Vermehrung sehr verdient gemacht; er beschrieb diese bereits 1859. Von seinen Werken sind zu nennen: „Katalog des königl. Rhein. Museums vaterländischer Alterthümer" (Bonn 1851); „Die röm. Villa bei Weingarten" (ebd. 1851); „Galerie heroischer Bildwerke der alten Kunst" (Bd. 1, Halle 1852—53); „Kunstarchäologische Vorlesungen" (Braunschw. 1853); „Pompeji" (Lpz. 1855; 3. Aufl. 1875); „Geschichte der griech. Plastik" (2 Bde., ebd. 1858 f.; 2. Aufl. 1869 f.); „Die antiken Schriftquellen zur Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen" (ebd. 1868); „Griechische Kunstmythologie" (ebd. 1871 ff.; Atlas dazu 1872 ff.).

Overweg, Adolf, geb. 24. Juli 1822 in Hamburg; erhielt seine Vorbildung auf dem Johanneum daselbst, studirte zu Bonn u. Berlin Naturwissenschaften, bes. Geologie, u. schloß sich nebst Heinrich Barth der von England nach dem Sudan ausgesendeten Erforschungsexpedition an. Die Reisenden landeten 11. Dez. 1849 in Philippeville, gingen von da nach Tunis u. weiter über Susa u. Sfar nach Tripolis. Von hier erfolgte nach manchen kleineren vorbereitenden Reisen der Aufbruch am 23. März 1850. Die beiden Deutschen trennten sich aber schon im November von dem bisherigen Führer, dem Engländer James Richardson, der den geraden Weg nach dem Tsadsee einschlug, aber 4. März 1851 zu Unguratua, 6 Tagereisen von Kuka, starb; u. nachdem sie über Rhat u. Tin Telluſt die Sahara in ihrer ganzen Breite durchzogen hatten, schlugen sie von Tessaua (am nördlichen Rande des Sudan) 11. Jan. 1851 verschiedene Wege ein, um eine möglichst vollständige Kenntniß des Landes zu erlangen. Während Barth nach Katschena u. Kano ging, wendete sich O. zuerst westwärts über Mariadi nach Guber, dann wieder ostwärts zurück nach Sinder u. erreichte über Maschena 7. Mai 1851 Kuka, die Hauptstadt von Bornu, wo er mit Barth zusammentraf. Theils allein theils mit Barth unternahm O. von hier aus eine Anzahl kürzerer Ausflüge, wie nach Kanem u. Musgo, u. legte, indem er sich vorzugsweise mit astronomischen, meteorologischen, hypsometrischen u. geologischen Beobachtungen beschäftigte, den Grund zu unserer Bekanntschaft mit dem Tsadsee u. den ihn umgebenden Ländern. Leider erkrankte O. u. wurde ein Opfer des afrikanischen Klima's; er starb zu Maduari am Tsad 27. Sept. 1852. Barth brachte, nachdem er in den Jahren 1853 u. 1854 seine große Reise nach Timbuktu ausgeführt hatte, O.'s Papiere heim, welche A. Petermann bearbeitete. Vgl. Barth, „Reise u. Entdeckungen in Nord- u. Centralafrika" (5 Bde, Gotha 1855—58; Auszug in 2 Bdn., Gotha 1859—60).

Overyssel u. Overijssel, niederländ. Provinz, 60,33 □M. mit 263,008 E. (1874); liegt zwischen dem Zuider-See u. den preuß. Prov. Hannover u. Westfalen u. wird von den niederländ. Provinzen Friesland u. Drenthe im N. u. von Gelderland im S. begrenzt, welches von O. theilweise durch den Yssel geschieden wird. Außer diesem ist die Vechte der Hauptfluß der Provinz. Das Land ist fast durchaus eben, nam. im O., mit weiten Mooren bedeckt u. mit Ausnahme der am Yssel gelegenen Marschen nicht sehr fruchtbar. Unter den Industriezweigen steht die Baumwollspinnerei obenan, neben welcher noch Teppich- u. Leinweberei schwunghaft betrieben wird. Die Hauptstadt der Provinz ist Zwolle (s. d.), außer dieser die wichtigsten Städte Deventer (s. d.) u. Kampen (s. d.).

Ovidius, Publius, mit dem Beinamen **Naso,** der produktivste u. phantasiereichste Dichter des röm. Alterthums, geb. zu Sulmo 20. März 43 v. Chr., erhielt in Rom eine gelehrte Bildung, stand kurze Zeit im Staatsdienst, besuchte Athen u. Kleinasien u. lebte dann in Rom nur den Musen u. dem heiteren Lebensgenusse. Durch seine dritte Gattin, eine junge Wittwe, trat er in nähere Verhältnisse zum Hause des Augustus, an dessen Hofe er schon vorher gern gesehen war. Im J. 7 n. Chr. ward er aber plötzlich aus nicht ganz aufgeklärten Gründen nach der Stadt Tomi in Mösien am Schwarzen Meere verbannt, wo er auch im J. 17 starb, da ihm die wiederholt erbetene Erlaubniß zur Rückkehr nicht ertheilt worden war. Unter seinen Dichtwerken, die sich im Allgemeinen durch Anmuth u. Leichtigkeit im Versbau auszeichnen, stehen obenan die „Metamorphoses", deren 15 Bücher die mythologischen Verwandlungen von Menschen in Thiere u. allerlei Naturkörper, von der Entwicklung des Weltalls aus dem Chaos an bis zu Cäsar's Tode zum Gegenstand haben (herausgeg. u. A. von Bach, 2 Bde., Hann. 1831—36, u. von Lörs, Lpz. 1843; für Schulen von Siebelis u. Polle, Lpz., 8. Aufl. 1873 f.; erklärt von Haupt, Lpz. 1853; übersetzt u. A. von J. H. Voß, 2 Bde., Berl. 1798; von Pfitz, 5 Bde., Stuttg. 1833; von Ulschner, Berl. 1857, u. am besten, sowie kommentirt, von W. v. Tippelskirch, ebd. 1873; frei nachgebildet von Abr. Voß, Mainz 1844). Durch ihren ähnlichen Inhalt reihen sich die „Fasti" an, deren 6 Bücher den Festkalender in seinen ersten 6 Mtn. erklären (u. A. herausgeg. von Conrad, Lpz. 1839, u. von Merkel, Berl. 1841; deutsch von Geib, Erl. 1828, u. von Metzner, 3 Bde., Stuttg. 1838). Der elegisch-didakt. Poesie gehören als eine von O. zuerst ausgebildete eigenthümliche Gattung die 21 „Heroides" an, Liebesbriefe von Heroinen an ihre abwesenden Geliebten (u. A. herausgeg. von Terpstra, Leyd. 1829, u. von Lörs, 2 Bde., Köln 1829 f.). In den „Amores" (3 Bücher, deutsch, Tüb. 1820) werden die Erlebnisse eines Liebhabers geschildert u. in der „Ars amandi" od. „Ars amatoria" (3 Bücher, deutsch von Strombeck, 2. Aufl., Braunschw. 1831, u. von Torney, Gött. 1834; in einer Nachdichtung von Adler, Lpz. 1843) wird die Kunst, Liebesverhältnisse anzuknüpfen u. zu erhalten,

gelehrt, während die „Remedia amoris“ (deutsch von Strombeck, Braunschw. 1796) die Mittel gegen ein unwürdiges Liebesjoch nennen. Des Dichters Verbannung veranlaßte die „Tristia“, Klagelieder od. Trauergesänge in 5 Büchern (krit. Ausg. von Jahn, Lpz. 1829, u. von Merkel, Berl. 1837; deutsch von Strombeck, Braunschw. 1835), die „Epistolae ex Ponto“ (4 Bücher, Ausg. mit den Tristien von Oberlin, Straßb. 1778) u. einige andere Poesien. Neuere Ausgaben der sämmtlichen Werke O.'s besorgten Merkel (3 Bde., Lpz. 1850—52), Lindemann (6 Bde., ebd. 1854—67) u. Riese (3 Bde., ebd. 1873 f.). Vollständige deutsche Uebersetzungen lieferten Osiander u. Schwab, sowie Suchier, Berg u. Clußmann. Vgl. Zingerle, „O. u. sein Verhältniß zu den Vorgängern u. gleichzeitigen röm. Dichtern“ (3 Hefte, Innsbr. 1869—71).

Oviedo, Hauptstadt der gleichnam. span. Provinz, welche das ehemalige Fürstenthum Asturien (s. d.) umfaßt, mit 29,000 E.; liegt in der Mitte des Landes in einer fruchtbaren, gut bewässerten Ebene u. macht in einzelnen ihrer Straßen durch die Paläste span. Großen einen bedeutenden Eindruck. Unter den Kirchen sind die bedeutendsten die 760 gegründete Kathedrale u. die 774 gestiftete Kirche S. Salvador, welche eine große Menge von Kunstschätzen enthalten. Sehenswerth ist außerdem noch die große, auf 41 Bogen ruhende Wasserleitung u. das Hospiz. O. ist Sitz eines Bischofs u. einer 1580 gegründeten Universität, welche eine nicht unbedeutende Bibliothek besitzt. Die Industrie beschränkt sich auf Fabrikation von Leder, Hüten u. Waffen. Für die Umgegend hat jedoch die Eisenindustrie Bedeutung. Nahe an der Stadt liegt das Warmbad Caldas de Priorio. Der Hafenplatz von O. ist Gijon (s. d.).

Owahu, eine der Sandwichsinseln (s. d.). **Owaihi,** s. „Hawai.“

Owen (spr. Oh'n), Richard, engl. Anatom u. Naturforscher, der „Cuvier Englands“, geb. 20. Juli 1804; studirte in Edinburgh, trat 1826 als Assistenzarzt in die Flotte, wurde 1836 Prof. der Anatomie u. Physiologie am College of surgeons in London u. ist seit 1855 zugleich Superintendent der naturhistorischen Abtheilung im Brit. Museum. O. hat sich insbes. durch seine Forschungen u. Entdeckungen auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie eminente Verdienste erworben. Seine literar. Thätigkeit begann er mit den Katalogen des dem College of surgeons gehörigen Hunter-Museums, von denen der erste 1830 erschien. Dieselben gehören zu den hauptsächlichsten seiner ungemein zahlreichen Werke. Andere sind: „Odontography, or: A treatise on the comparative anat. of the teeth“ (2 Bde., Lond. 1840—45); „Lectures on the comparative anat. and physiology of the invertebrate animals“ (ebd. 1843; 2. Aufl. 1855); „Lectures on the comparative anatomy and physiology of the vertebrate animals“ (3 Bde., ebd. 1846 ff.; 2. Aufl. 1866—68); „History of british fossil mammals and birds“ (ebend. 1846); „On parthenogenesis“ (ebd. 1849); „History of british fossil reptiles“ (5 Thle., ebd. 1849—51); „Palaeontology“ (ebd., neue Aufl. 1869) ꝛc.

Owen, s. „Jones“.

Owen (spr. Oh'n), Robert, engl. Sozialreformer, geb. zu Newtown in der Grafschaft Montgomery 14. Mai 1771; heirathete 1801 die Tochter des reichen Manufakturisten David Dale in Manchester u. übernahm bald darauf die Leitung der seinem Schwiegervater gehörigen großen Baumwollspinnerei in New-Lanark (Schottland), die durch ihn rasch zu großem Aufschwung kam. Sein Streben war um so erfolgreicher, als er auch unablässig für das sittliche u. intellektuelle Wohl seiner Arbeiter besorgt war. Insbes. verband er mit der Spinnerei eine große Fabrikschule, u. die segensreichen Folgen dieser Gründung veranlaßten sogar das Parlament, ihn 1816—18 bei der Gesetzgebung über die in den Fabriken beschäftigten Kinder zu Rathe zu ziehen. Zu gleicher Zeit führte er in England die Kleinkinderschulen ein u. unterstützte die Bell-Lancaster'sche Methode. O. war es ferner, der zuerst die Macht der Selbsthülfe (Selfhelp) in Wort u. Schrift pries u. lehrte u. auch selbst ihrer Idee, wennschon ohne Erfolg, Leben zu geben versuchte. Vielfach, nam. von der Geistlichkeit, verdächtigt u. angefeindet, ging er 1823 nach Nordamerika, wo er von dem Württemberger Georg Rapp die Kolonie New-Harmony am Wabash in Indiana kaufte, um hier nach seiner eigenen Theorie eine kommunistische Gemeinde zu gründen. Als dieselbe scheiterte, kehrte er 1827 nach England zurück, um nun hier, nam. in London, durch die Presse u. in Volksversammlungen für sein System zu wirken. Mit seinen Schülern, den **Oweniten,** aus denen sich später die Chartisten (s. d.) entwickelten, bildete er die Seele der Arbeitervereine. 1834 durch eine Arbeitseinstellung kompromittirt, wendete sich O. nach Manchester, doch verlor er hier nach u. nach seinen Einfluß auf das Volk. Er starb zu Newtown 17. Nov. 1858. Vgl. Reybaud, „Etudes sur les réformateurs contemporains ou socialistes modernes, Saint-Simon, Fourier, O.“ (Brüss., 6. Aufl. 1849); Packard, „Life of O.“ (1866). — Von seinen Söhnen war der älteste Robert Dale **O.**, geb. zu Glasgow 1801; er widmete sich in Amerika der publizistischen u. politischen Thätigkeit u. war 1853—58 nordamerikan. Ministerresident in Neapel. — David Dale **O.**, Bruder des Vorigen, geb. zu New-Lanark im Juni 1807, ging gleichfalls mit nach Amerika, machte sich daselbst als Geolog einen Namen, wurde Staatsgeolog in Kentucky, dann in Arkansas, u. starb zu New-Harmony 13. Nov. 1860.



Nr. 4390. Richard Owen (geb. 20. Juli 1804).

Oxălis, Sauerklee; Pflanzengattung der Oxalideen mit ein paar einheimischen od. verwilderten Arten, von denen O. acetosella mit kriechendem Wurzelstock, kleeartig-dreizähligen sensitiven Blättern, einblütigen Blumenstielen u. weißen Blüten, häufig im Moose versteckt, an feuchteren Orten der Laubwälder vorkommt. Als Unkräuter, zum Theil eingeschleppt aus Nordamerika, erscheinen die gelbblumigen O. stricta u. corniculata. Zahlreiche Arten sind als Zierblumen aus fremden, heißen Ländern in die Gärten gekommen, nam. vom Kap der guten Hoffnung, aus Mexiko u. Chili. Die älteste von ihnen (O. versicolor) kam schon 1774 vom Kap nach England. Manche Arten entwickeln eßbare Knollen, z. B. O. esculenta aus Mexiko. Man verwendet diese oft prächtig blühenden Arten sowol im Freilande wie auch in der Topfkultur, indem sie in sandiger Lauberde leicht ihre doldenartigen Blumen treiben. Eigenthümlich ist den Sauerkleearten der Gehalt an oxalsaurem Kalk, weshalb auch ihre Blätter sauer schmecken. Man gewinnt diese Kleesäure aus einigen Arten (z. B. O. compressa vom Kap) bes. reichlich.

Oxalsäure, Kleesäure, Sauerkleesäure, Zuckersäure, eine starke organische Säure, die sich in mehreren Pflanzen zum Theil an Kali od. Kalk gebunden findet u. zuerst von Savary (1773) als Bestandtheil des aus dem Safte des Sauerklees (Oxalis acetosella) darstellbaren Sauerkleesalzes nachgewiesen wurden. Später fand man, daß die O. sich nicht nur aus dem Zucker durch Behandeln mit Salpetersäure darstellen läßt (daher der Name Zuckersäure), sondern ein ganz allgemein auftretendes Zersetzungsprodukt vieler organischer Stoffe ist; jetzt erhitzt man Stärkemehl od. Sägespäne mit einem Gemenge von Aetzkali u. Aetznatron, um die oxalsauren Salze dieser Basen zu bilden, welche man dann mit der nöthigen Menge Schwefelsäure zersetzt u. so die O. abscheidet. Die O. erscheint in farblosen, durchsichtigen, geruchlosen Krystallen, die sich leicht in Wasser lösen, sehr sauer schmecken u. **höchst giftig** sind. Auch das Sauerkleesalz, Bitterkleesalz od.

zweifach oxalsaure Kali schmeckt sauer u. ist sehr giftig; es ist dasselbe Salz, welches man häufig zum Entfernen von Tinteflecken aus Wäsche benutzt. Die O. wird u. a. in der Färberei u. Kattundruckerei viel benutzt.

Oxenstierna, Graf Axel von O., schwedischer Reichskanzler, geb. 16. Juni 1583 zu Fånö in Upland; machte seine Studien auf deutschen Universitäten, vor Allem in Wittenberg, bewährte sich unter Karl IX. als ausgezeichneter Diplomat u. Mitglied des Reichsrathes u. wurde von Gustav Adolf, dessen Mündigkeitserklärung er bei dem Reichstage zu Nyköping durchsetzte, 1612 zum Reichskanzler erhoben. Während der König im Felde stand, leitete er die Geschäfte u. vermittelte nach dem Abschluß des Kampfes den Frieden, so 1613 mit Dänemark, 1617 mit Rußland, 1629 mit Polen. Seit 1631 verwaltete er von Frankfurt aus alle von den Schweden besetzten Landestheile Deutschlands u. empfing nach des Königs Tode die Gesammtleitung der Politik u. des Krieges. Seinem diplomatischen Geschick, seiner genauen Kenntniß deutscher Verhältnisse gelang es auf der Konvention zu Heilbronn 1633, die Streitkräfte der vier oberdeutschen Kreise zum gemeinsamen Kampf für die protestantische Sache unter seiner Führung zu vereinigen u. zugleich von Frankreich Subsidiengelder zu erlangen. 1635 reiste O. selbst nach Paris u. bewog Richelieu zu thätiger Mitwirkung im Kampfe gegen Oesterreich; allein außer Stande, der französischen Eroberungssucht, andrerseits der Zuchtlosigkeit der schwedischen Soldaten zu steuern, kehrte er 1636 nach der Heimat zurück u. gewann durch wissenschaftliche u. politische Erziehung einen bedeutenden Einfluß auf die junge Königin Christine. Trotzdem zeigte sie bald einen sehr selbständigen Willen. Wol ernannte sie ihn zum Grafen von Sedermere u. zum Kanzler der Universität Upsala, aber sie drängte ihn 1645 gegen seinen Wunsch, daß er seinen Sohn Johann auf den Friedenskongreß nach Osnabrück sende, u. legte endlich ohne Rücksicht auf seinen Widerspruch 1654 die Regierung in die Hand ihres Vetters Karl X. nieder. Dennoch blieb O. in allen sonstigen Angelegenheiten der erste Rath der Krone bis zu seinem 28. Aug. 1654 erfolgten Tode.

Oxford, Grafschaft im inneren England, 34,5 □M. mit 177,975 E. (1871); zieht sich lang am Mittellauf der Themse (hier Isis genannt) hin, welche die südl. u. südwestl. Grenze bildet, Windrush, Evenlode, Cherwell u. Thame aufnimmt u. durch den Oxfordkanal mit dem Trent verbunden ist. Im SO. erheben sich die Chiltern-Hills zu einem plateauartigen Hügelland, die Mitte ist eine theilweise mit Wald bedeckte Tiefebene, im N. wird die Grafschaft wieder bergig u. steinig u. hat nur geringe Fruchtbarkeit. Da der Ackerbau die Hauptbeschäftigung der Bewohner bildet, so hat die Industrie nur geringe Bedeutung. — Die **Hauptstadt O.** mit 32,447 E. (1871) liegt von Bäumen umgeben am Zusammenfluß von Cherwell u. Themse, über welche die 160 m. lange Magdalenenbrücke führt. Unter den meist engen u. alterthümlichen Straßen der inneren Stadt imponiren High-Street u. Broad-Street durch Breite u. Regelmäßigkeit u. die an ihnen liegenden prächtigen Kirchen u. Kollegien. Zwischen beiden liegt ein großes Viereck mit Akademiegebäuden u. Sammlungen. Von den Kirchen ist St. Peter-in-the-East wahrscheinlich die älteste; die Krypta soll aus der Zeit Alfred's d. Gr. stammen; die ganze Kirche ist 1835 sorgfältig restaurirt worden. Die in Kreuzesform erbaute Kathedrale ist 1180 eingeweiht, in späteren Jahrhunderten aber vielfach umgebaut worden. Die Universitätskirche St. Mary's Church wurde 1300—1498 erbaut. Allerheiligen ist in griech. Stile aufgeführt. Die Bedeutung O.s liegt in der Universität, der ältesten der Welt. Ihren Ursprung führt man auf König Alfred (890) zurück, u. als ihren ältesten Theil betrachtet man Merton College. Obgleich die Oxforder Schule sich schon unter Eduard dem Bekenner durch die Pflege der Gelehrsamkeit auszeichnete, so wird die Universität doch erst 1201 erwähnt; ihre Statuten rühren vom Erzbischof Laud 1636 her, die Einrichtungen haben noch vollständig ihren mittelalterlichen Charakter bewahrt. Die Universität bildet keinen einheitlichen Organismus, sondern besteht unter Abtheilungen von 4 Fakultäten aus 24 Kollegien, in welchen Studirende u. die „Fellows" wohnen; letztere haben schon einen akademischen Grad erlangt, setzen aber ihre Studien im Genusse von oft recht bedeutenden Pfründen weiter fort u. sind theilweise die „Tutors", d. h. Aufseher u. Lehrer der Studenten. Jedes Kolleg hat sein eigenes Gebäude, seinen besonderen Vorstand u. ein oft bedeutendes Vermögen. Die in der Stadt gelegenen Studentenwohnungen stehen unter Aufsicht der Universitätsbehörden, ebenso ist den Studenten eine besondere Tracht vorgeschrieben. Um 9 Uhr Abends ruft eine Glocke die Schüler in ihre Kollegien zurück. Die Zahl der Studenten O.s beträgt etwa 1300. Die Jahreseinnahmen der Universitätsanstalten betragen etwa 200,000 Pfd. Sterl. Die meist in gothischem Stile errichteten Gebäude dieser Schulen geben den Straßen O.s ein überaus charakteristisches Gepräge. Mit der Universität sind 2 bedeutende Bibliotheken verbunden: die an Manuskripten sehr reiche Bodleyanische u. die Radcliffe-Library, letztere aus dem Vermächtniß des 1718 verstorbenen Dr. Radcliffe errichtet u. bes. werthvoll für Medizin u. Naturwissenschaften. Die wichtigsten Sammlungen sind in dem seit 1860 in griech. Stile erbauten Museum aufgestellt. Außerdem gehört zur Universität noch eine Sternwarte, ein botan. Garten, die Clarendon-Druckerei mit einem großartigen Bibeldepartement, eine Bildergalerie u. Archive. Die Industrie O.s ist nicht beträchtlich. Kohlen u. landwirthschaftliche Produkte bilden die wichtigsten Artikel des Handels.

Oxhoft, deutsch, franz. barrique, engl. hogshead, holländ. okshoofd, dän. oxehoved u. schwed. oxhufvud, ein bekanntes Weinmaß von $1\frac{1}{2}$ Ohm (s. d.) Inhalt. In England wird das O. selten für Wein, sondern hauptsächlich für Rohzucker angewendet.

Oxyde sind in der weitesten Bedeutung des Wortes Verbindungen der chemischen Elemente mit Sauerstoff, gleichviel ob dieselben mehr od. weniger von letzterem enthalten. Ihrem chemischen Charakter nach können die O. entweder indifferent sein od. sie sind basisch od. zeigen einen saueren Charakter; in letzterem Falle pflegt man die O. gewöhnlich Säuren zu nennen u. gebraucht dann, im Gegensatz zu diesen Säuren, das Wort O. in engerem Sinne nur für die basischen Verbindungen des Sauerstoffs. — Da der Sauerstoff sich mit vielen Elementen in mehr als einem Verhältnisse zu verbinden vermag, so nennt man die niedrigeren Oxydationsstufen, d. h. diejenigen mit weniger Sauerstoff, Suboxyde u. Oxydule, ohne daß jedoch mit der einen od. anderen dieser Bezeichnungen eine bestimmte Anzahl von Sauerstoffäquivalenten angedeutet werden soll. Zweckmäßiger bezeichnet man die O., basische sowol als sauere, so, daß man aus dieser Bezeichnung sogleich das Zahlenverhältniß der darin enthaltenen Aequivalente des Elementes zu den Aequivalenten des damit verbundenen Sauerstoffes erkennt. Die am häufigsten vorkommenden Verhältnisse sind folgende: Semioxyde (2 : 1), Monoxyde (1 : 1), Sesquioxyde (2 : 3), Bioxyde (1 : 2), Trioxyde (1 : 3), Tetroxyde (1 : 4), Pentoxyde (1 : 5) u. Heptoxyde (1 : 7).

oxydiren heißt, einen Körper mit Sauerstoff chemisch verbinden; der Vorgang, der hierbei stattfindet, heißt Oxydation.

Oxygen, s. „Sauerstoff".

Oybin ist der Name eines glockenförmigen, 519 m. hohen Sandsteinberges, welcher 1 M. im Süden der Stadt Zittau (sächs. Oberlausitz) in einem rings von Bergen eingeschlossenen Thale des Lausitzer Gebirges sich fast isolirt erhebt u. auf seinem Gipfel die weitläufigen Ruinen einer Burg u. eines Klosters trägt. Letzteres, 1369 für die ersten Cölestiner in Deutschland durch Kaiser Karl IV. gegründet, ward 1545 von den Mönchen verlassen u. 1577 u. 1681 durch Brand zerstört. Noch sind der Kreuzgang u. die Kirchruine, vor der dem Historiker des O., Dr. Chr. A. Peschek, ein Denkmal errichtet ist, von großer Schönheit. Das am Fuße des Berges liegende Dorf O. ist ein vielbesuchter Sommerfrischort.

Oeynhausen, Stadt in dem preuß. Reg.-Bez. u. Kreis Minden (Prov. Westfalen) mit 1951 E. (1871); liegt 2 M. im SW. von Minden u. an der Köln-Mindener u. der Halle-Vienenburg-Löhne-Bahn, treibt Thonwaaren-, Ziegel- u. Chemikalienfabrikation u. hat ein jährlich durchschnittlich von 3700 Kurgästen besuchtes Solbad unter königl. Verwaltung. Die Sole kommt aus dem 697 m. tiefen Bohrloche als eine 27° R. warme kohlensaure Salzquelle, welche wie der Karlsbader Sprudel Inkrustationen bildet. Das Kurhaus ist von schönen Anlagen umgeben. Zwischen O. u. dem ½ Stunde entfernten Dorfe Rehme liegt die Saline Neusalzwerk, welche 1871 durch 46 Arbeiter 72,000 Ctr. Salz produzirte.

Ozean, s. „Meer". **Ozeanien,** s. „Polynesien".

Ozokerit, Erdwachs, eine grünlichgelbe bis gelblichbraune, durchscheinende, in der Wärme leicht schmelzbare Masse von angenehm aromatischem Geruch, nur aus Kohle u. Wasserstoff bestehend; findet sich in der Erde, bes. bei Baku am Kaspisee u. bei Boryslaw in Galizien; an letzterem Orte erreicht die tägliche Ausbeute 800—1000 Ctr., welche aus 60—80 m. tiefen Schächten gewonnen werden. In besonderen Fabriken wird das O. gereinigt u. als Material zu Kerzen verwendet. Auch in England hat man O. gefunden u. es zu demselben Zwecke benutzt.

Ozon, s. „Sauerstoff".

Ende des Buchstaben O.

P

P, p, P, p, der 16. Buchstab im deutschen, lat., griech. u. den neueren abendländischen Alphabeten, gehört zur Klasse der Lippenlaute (s. „Laut" Bd. V, Sp. 1207). Als Zahlzeichen war im Griech. $\pi = 16$, $\pi' = 80$ u. $,\pi = 80,000$; bei den Römern P = 400 u. p' = 400,000; auf neueren franz. Münzen bezeichnet P die Münzstätte Dijon. Als Abkürzung steht P für Publius, auf röm. Münzen für pater, pecunia, pietas, plebes, pontifex, populus, post posuit, princeps, pro, provincia, publicus etc. p. p. im Kaufmännischen gilt für per procura, P. ist Abkürzung für Papst, Professor, Pastor, Pater, Pandekten, p. für (franz.) père, pied od. pouce, auf ärztlichen Rezepten für (lat.) pugillus u. in der Musik für (ital.) piano.

Paalzow, Henriette v., deutsche Romanschriftstellerin, geb. 1788 zu Berlin, Schwester des Malers Wach, in dessen Hause zu Berlin sie nach mannichfachen Schicksalen lebte u. in reiferem Lebensalter, 1836, ihre schriftstellerische Laufbahn mit dem Roman „Godwie Castle" (Breslau 1836) begann. Der außerordentliche Beifall, mit dem derselbe aufgenommen wurde, begleitete auch die nachfolgenden Romane „St. Roche" (ebd. 1839) u. „Thomas Thyrnau" (ebd. 1843). In allen diesen Werken bewies die Verfasserin ein außerordentliches Talent, Charaktere zu schildern u. in den Einzelheiten die äußere Erscheinung u. die Stimmung historischer Begebenheiten wiederzugeben, welche sie zum Hintergrunde ihrer Erfindungen wählte. Es gelang ihr jedoch nicht, das eigentliche Wesen historischer Vorgänge darzustellen od. Menschen von großer Leidenschaft zu schildern. Ihre weibliche Neigung für maßvolle u. aristokratisch angehauchte Zustände ließ sie das gesammte Leben, welches sie zu schildern unternahm, in einem verschönernden Lichte erblicken. Der Stil ihrer Romane ist klar u. sorgfältig, obschon von einer gewissen Breite. Henriette v. P. starb 30. Okt. 1847 zu Berlin; aus ihrem Nachlaß erschienen außer dem ziemlich schwachen Roman „Jakob van der Nees" ihre „Briefe an ihren Verleger" (Berl. 1855) u. „Ein Schriftstellerleben" (ihre Biographie, ebd. 1855). In demselben Jahre erschien auch eine Gesammtausgabe ihrer Werke (36 Bde., Berl.).

Päan (auch Päon, d. i. der Heilende) einer der vielen Beinamen des Apollon, später auch ein Lobgesang, ursprünglich zu Ehren dieses Gottes; endlich versteht man auch darunter einen für diese Lobgesänge charakteristischen Versfuß (–⏑⏑⏑ u. ⏑⏑⏑–).

Pabst, Heinrich Wilhelm, verdienter Agronom, geb. 1798 zu Maar bei Lauterbach (Oberhessen); erlernte die Landwirthschaft auf den Gütern des Freiherrn v. Riedesel im Hessischen u. Weimar'schen, wurde 1823 Lehrer u. Buchhalter am Landwirthschaftlichen Institut in Hohenheim, 1831 Oekonomierath u. beständiger Sekretär der landwirthschaftlichen Vereine im Großherzogthum Hessen, errichtete bald darauf in Darmstadt eine Lehranstalt für Studirende seines Faches u. pachtete dazu das großherzogliche Chatoullengut Kranichstein. 1839 folgte er einem Rufe als Direktor der Staats- u. Landwirthschaftlichen Akademie nach Eldena bei Greifswald, vertauschte diesen Wirkungskreis 1843 mit dem eines vortragenden Rathes im preuß. Hausministerium u. Mitglieds des Landes-Oekonomie-Kollegiums, übernahm jedoch schon 1845 die Direktion der Akademie in Hohenheim. Auch diese behielt er nur bis 1850, in welchem Jahre er nach Oesterreich ging, um eine höhere landwirthschaftliche Reichslehranstalt in Ungar.-Altenburg zu errichten; mit dem Range eines Sektionsrathes im Ministerium für Landeskultur bekleidet, leitete er dieselbe bis 1861; dann ward er Vorstand des Departements für Landeskultur im österr. Ministerium für Handel u. Volkswirthschaft. Nachdem er von diesem Posten 1867 zurückgetreten, starb P. zu Hütteldorf bei Wien 10. Juli 1868. Die von ihm geleiteten Anstalten hatten einen schnellen u. hohen Aufschwung genommen. Von seinen Schriften sind anzuführen: „Beiträge zur höheren Schafzucht" (Stuttg. 1826); „Anleitung zur Rindviehzucht" (ebd. 1829); „Lehrbuch der Landwirthschaft" (2 Bde., Darmst. 1837; 6. Aufl., Wien 1865 f.); „Anleitung zum Kartoffelbau" (Stuttg. 1845; 2. Aufl. 1846); „Anleitung zur zweckmäßigen Kultur u. Bereitung des Flachses" (ebd. 1847); „Landwirthschaftliche Erfahrungen von Hohenheim" (ebd. 1849); „Neue Anleitung zur Rindviehzucht" (ebd. 1850; 3. Aufl. 1859); „Landwirthschaftliche Taxationslehre" (ebd. 1853; 2. Aufl. 1863); „Ueber landwirthschaftliche Fortbildungsschulen" (Wien 1867). Auch gab er Schwerz' „Literarischer Nachlaß" (Stuttg. 1845) heraus.

Pacht (s. auch „Miethe"). Wenn fruchttragende Sachen, insbes. zur Feld- u. Gartenwirthschaft bestimmte Grundstücke, gegen Entgelt vermiethet werden, so gebraucht man hierfür nicht den Ausdruck Miethe, sondern bezeichnet derartige Verträge durch P. Es wird die gleiche Bezeichnung aber auch für die Vermiethung solcher Gebäude u. Anstalten angewendet, die vorzugsweise zum Erwerbe durch Ueberlassung des Gebrauches während kurzer Zeit dienen, z. B. bei Gasthöfen, Restaurationen, Theatern, Badeanstalten 2c. Im Wesentlichen kommen hier die nämlichen Grundsätze wie bei der Miethe zur Anwendung. Nur pflegen die Fristen, auf welche im Mangel einer Vereinbarung der Vertrag als geschlossen gilt, längere zu sein u. sich nam. bei Landgrundstücken nach der Bewirthschaftung zu richten. Besondere Bestimmungen pflegen noch für den Fall von Kriegsschäden od. durch Naturereignisse verursachte Vernichtung der Früchte durch die Gesetze getroffen zu werden. Unter Theilpacht (colonia partiaria) versteht man insbes. den Fall, wenn die Entschädigung für die überlassene Benutzung nicht in Geld, wie gewöhnlich, sondern in einem Theile der gezogenen Früchte entrichtet wird.

Pachydermen, s. „Dickhäuter".

Pacificbahnen (engl. Pacific-Rail-Roads) heißen jene nordamerik. Eisenbahnlinien, welche die Küsten des Atlantischen u. Stillen Ozeans zu verbinden bestimmt sind. Der Gedanke, eine Eisenbahn vom Mississippithal bis nach der Küste Kaliforniens zu führen, ging im Anfang der 50er Jahre von dem Senator Thomas Benton von Missouri aus; doch bildeten sich zur Verwirklichung dieses Projektes erst 1860 u. 61 drei Compagnien in Sacramento, St. Louis u. Chicago, welche 1862 durch den Kongreß als „Central-Pacific-Co.", „Union-Pacific-Co." u. „Missouri-Pacific-Co." inkorporirt wurden; zugleich gewährte die Union bedeutende

Länderschenkungen u. hypothekarische Darlehen. Der Bau begann für die Centralpacificbahn 1863, u. 10. Mai 1869 konnte dieselbe auf ihrer ganzen Strecke (717 M.) eröffnet werden; sie verbindet New-York mit San Francisco. Folgende sieben verschiedene Bahnkörper setzen diese großartigste der bis jetzt gebauten Bahnen zusammen: Centralbahn von New-Jersey (New-York-Easton), 16,27 M.; pennsylvanische Bahnen über Allentown, Reading, Harrisburg bis Pittsburg, 77,21 M.; Pittsburg, Fort Wayne u. Chicago, 101,50 M.; Chicago, Rock-Island and Pacific über Davenport u. Desmoines nach Council Bluffs u. Omaha am Missouri, 107,4 M.; Union-Pacific, von Omaha nach Ogden in Utah, 223,86 M.; Central-Pacific, von Ogden bis San Sacramento in Kalifornien, 161,09 M.; u. Western-Pacific, von San Sacramento über Stockton nach San Francisco, 29,93 M. In 80 Stunden kann jetzt der Reisende von dem einen Weltmeere zum andern gelangen, indem er die Fabrikdistrikte Pennsylvaniens, die großen Getreideregionen der Mississippistaaten, die unendlichen Prairien im O. dieses Stromes, wo die Eisenbahn auf einer Strecke von fast 300 M. keinen einzigen Ort berührt, durchfliegt, die Felsengebirge in Wyoming auf dem Evanpaß (2725 m.), das Wahsatchgebirge im N. der großen Salzseestadt überschreitet u. nach den öden Salzsteppen Utah's u. Nevada's über die Sierra Nevada durch 15 Riesentunnel (Summit-Tunnel 2145 m. über dem Meere) zum Thal des Sacramento hinab gelangt u. über die niedrigen Ketten des kalifornischen Küstengebirges endlich San Francisco erreicht. Die rasche Vollendung der Union-Pacificbahn bestimmte die „Union-Pacific-Co.", ihren Schienenweg als Kansas-Pacificbahn durch Kansas bis nach Denver (Colorado) u. von da nordwestl. bis Cheyenne (Wyoming) zum Anschluß an jene Hauptroute fortzuführen. Mit geringeren, aber immerhin noch mit sehr großen Schwierigkeiten hat die Northern-Pacificbahn zu kämpfen, welche den Oberen See mit dem Pugetsund (s. d.) zu verbinden bestimmt ist; sie beginnt bei Duluth, durchschneidet Minnesota, dann in fast gerader Linie Dacota, folgt dem Yellow-Stone durch Montana, tritt durch den 1700 m. hohen Deer-Lodge-Paß in das Thal des Columbia u. führt durch Idaho u. Washington nach Kolama am Pugetsund. Der 2. Juli 1864 konzessionirte Bau wurde 1. Juli 1870 begonnen u. sollte 1876 vollendet sein. Weit ungünstiger haben sich die Aussichten für die Vollendung der beiden südl. P. gestaltet; die eine, die Atlantic-Pacificbahn, welche vom Missouri durch das Indianerterritorium, Neumexiko u. Arizona nach Südkalifornien führen soll, ist zwar schon während des Bürgerkrieges in Angriff genommen, durch allerhand Zwischenfälle aber am vollständigen Ausbau bis jetzt verhindert worden; die andere, ebenfalls noch unvollendete Linie, die Southern-Pacificbahn, nimmt Marshall an der Grenze von Louisiana u. Texas zum Ausgangspunkte, durchschneidet dann letzteren Staat bis El Paso, um durch Neumexiko u. Arizona am 32. Breitengrad entlang bis San Diego in Südkalifornien weitergeführt zu werden. — Die Centralpacificbahn hat trotz der kurzen Zeit ihres Bestehens schon einen gewaltigen Einfluß auf die Entwicklung der kommerziellen Verhältnisse der Union ausgeübt. Einer günstigen Zukunft scheint auch die Northern-Pacificbahn entgegen zu gehen, da sie das für den Handel überaus wichtige Gebiet des St. Lorenzstromes u. seiner Seen mit den trefflichen Häfen am Pugetsund verbindet. — Vgl. R. v. Schlagintweit, „Die Pacificbahn in Nordamerika" (Lpz. 1870).

Pacifikation (lat.), d. i. Friedensstiftung, Versöhnung, Herstellung des Friedens, der Ruhe in einem kriegerisch aufgeregten Lande.

Pacini (spr. Patschini), Giovanni, fruchtbarer ital. Opernkomponist, geb. 11. Febr. 1796 zu Syrakus (als der Sohn des verdienten Sängers Luigi P.), kam sehr jung nach Rom, wo er seine musikalischen Studien begann; ging dann nach Bologna, wo er in der Komposition ein Schüler des Pater Mattei u. im Gesange des Tommaso Marchese wurde. Später begab er sich nach Venedig, um Furlanetto's Unterweisungen zu genießen. Zuerst sich selbständig in Kirchensachen versuchend, wandte er sich doch bald dem Theater zu u. schrieb, 18 Jahre alt, seine erste Oper „Anetta e Lucindo", welche in Venedig aufgeführt u. beifällig aufgenommen wurde. Dieser folgten gegen 60 theils komische, theils ernste u. im Großen u. Ganzen in der Manier Rossini's gehaltene Opern, von denen „Niobe" u. „Saffo" wol die bekanntesten geworden sind, außerdem aber noch „Il Matrimonio per procura", „Piglia il mondo come viene", „La Gelosa corretta", „Adelaide e Comingio", „L'ultimo giorno di Pompeia", „Gli Arabi nelle Gallie", „I Crociati in Tolemaïde", „La Vestale" genannt sein mögen. Außerdem schrieb er Cantaten, Kirchen- u. Instrumentalsachen. Im J. 1836 wurde er Direktor des Konservatoriums zu Viareggio bei Lucca (eine Stelle, die vor ihm sein Vater innehatte) u. starb in Pescia 11. Dez. 1867.

Packeis heißen die großen Eismassen der polaren Meere, wenn sie aus übereinander geschobenen u. zusammengefrorenen Treibeismassen bestehen. Gewöhnlich ragen diese Eisfelder 1—2 m. über das Wasser hervor u. sind 6—9 m. stark. Felder von 20—30 M. Länge sind nicht selten, ja die von zusammenhängendem P. bedeckte Oberfläche des Meeres im O. Grönlands hat man auf Tausende von Quadratmeilen geschätzt.

Packfong, s. „Neusilber".

Pactum (lat.), Vertrag, Uebereinkunft; paktiren, übereinkommen in einer Sache, diese vertragsmäßig feststellen.

Pädagog (griech., s. v. a. Knabenführer) hieß bei den alten Griechen u. Römern ursprünglich der Sklave, der die Kinder auf dem Schulwege zu begleiten u. sonst zu beaufsichtigen hatte. Bei einer sorgfältigen Erziehung wählte man zu diesem Geschäft möglichst gebildete (bei den Römern griech.) Sklaven; so erhielt das Wort schon bei den Alten die Bedeutung eines Führers u. Leiters überhaupt. In letzterem Sinne, dem eines „Erziehers" (einschließlich des Unterrichts), wird P. in der Neuzeit ausschließlich gebraucht.

Pädagogik (griech.), die Kunst der Erziehung u. des Unterrichtes. Ueber die Geschichte u. die wichtigsten Fragen der P. vgl. „Erziehung".

Verzeichniß der hervorragendsten Pädagogen aller Zeiten
(mit Ausschluß der Philosophen, die nur Theorien der Erziehungskunst veröffentlicht haben, sowie solcher Lehrer, die nur durch höheren wissenschaftlichen Unterricht ausgezeichnet waren).

42 bis ca. 100 n. Chr. **M. Fabius Quinctilianus** aus Spanien; seit ca. 69 in Rom als Anwalt, Erzieher kaiserl. Prinzen u. öffentlicher Lehrer der Beredsamkeit thätig, empfing als der Erste staatliche Besoldung. Seine 12 Bücher über die Ausbildung des Redners enthalten zugleich eine wichtige Theorie der ersten Jugendbildung.

330—378. **Basilius d. Gr.**, Bischof von Cäsarea, nahm die Pflicht der Kindererziehung in die Mönchsregel auf; er fordert Erziehung in besonderen Häusern unter geeigneter Lebensweise u. väterlich milder Behandlung. Lehrstoff: die Bibel, bes. Sprüche Salomonis.

ca. 470. **Marcianus Felix Capella** aus Afrika; Verfasser des „Satirikon" in neun Büchern über die sieben freien Künste, welches viele hundert Jahre das wichtigste Schulbuch blieb.

470—563. **Magnus Aurelius Cassiodor**, Staatsbeamter, zuletzt Mönch des Klosters Vivarium; war neben Boëtius der Hauptbegründer der sog. scholastischen Unterrichtsmethode. Sein Buch über die sieben Lehrgebiete verschaffte sich durch knappe Fassung u. Uebersichtlichkeit im ganzen Mittelalter Eingang.

475—524. **Boëtius** zu Rom; Verfasser der weitverbreiteten Schulbücher über den Trost der Philosophie, die Arithmetik, Musik u. Geometrie, mit trefflichen psychologischen u. pädagogischen Winken.

719—779. **Sturm** aus Bayern, der Liebling des heil. Bonifacius; im Kloster zu Fritzlar erzogen, gründete er 744 das Kloster u. die Klosterschule zu Fulda, einen Hauptherd für die Kultivirung Deutschlands.

ca. 735—804. **Alcuin** aus York in England u. Anfangs Vorsteher der Schule daselbst; seit 782 am Hofe Karl's d. Gr. u. Vorsteher der Hofschule, der berühmten schola palatina. Hauptgrundsatz: Verbindung des biblischen Unterrichts mit dem in den klassischen Sprachen.

ca. 776—856. **Rhabanus Maurus**, Schüler Alcuin's, seit 813 Vorsteher der Klosterschule zu Fulda, hochgefeiert als der „erste Lehrer Deutschlands". Die Knabenschule von der engen Berührung mit den Mönchen getrennt; Grundsatz des individuellen Unterrichts.

ca. 806—849. **Walafrid Strabo**, im Kloster Reichenau, dann zu Fulda erzogen, seit 842 Abt zu Reichenau. Sein Tagebuch über seine Schülerzeit daselbst (815—825) ist eine der wichtigsten Quellen zur Pädagogik dieses Zeitalters.

ca. 810—890. **Joh. Scotus Erigena**, bes. als Philosoph berühmt; erneuert den Ruhm der schola palatina unter Karl dem Kahlen.

ca. 1097—1141. **Hugo v. St. Victor**, Scholastiker zu Paris, Verfasser des „Didascalium" (Lehrbuch), gab eine der ersten Theorien der P.

ca. 1200—1264. **Vincent v. Beauvais**, franz. Dominikaner; Verfasser des berühmten Buches über die Erziehung der Prinzen u. Edlen, sowie vielgebrauchter Lehrbücher, der sog. „Spiegel".

1340—1384. **Gerhard Groote** zu Deventer, Stifter der „Brüder vom gemeinsamen Leben", macht diesen die Gründung von Schulen, bes. für Arme, zur Pflicht. Verbesserte Methode des lat. Unterrichts.

1350—1415. **Manuel Chrysoloras** aus Griechenland; seit 1391 Neubegründer der griech. Studien in Italien.

ca. 1400. **Giovanni Malpaghino** aus Ravenna; Neubegründer der klassischen Studien (bes. des Lat.) als wandernder Lehrer.

1407—1458. **Maphäus Vegius** aus Lodi, wirkte zu Rom. Verfasser der „Sechs Bücher über die Erziehung der Kinder", der bedeutendsten pädagogischen Leistung des ital. Humanismus.

1443—1485. **Joh. Agricola** (Hausmann) aus den Niederlanden; gebildet in Zwoll, berühmter Humanist u. Lehrer in Heidelberg u. Worms; bildete eine große Zahl namhafter Schulmänner.
1455—1522. **Joh. Reuchlin**, berühmter Gelehrter; für die P. als Lehrer vieler hervorragender Schulmänner von Bedeutung.
1467—1536. **Disiderius Erasmus v. Rotterdam** zu Basel; obschon nie öffentlich thätig, doch von unermeßlichem Einfluß auf Geschmack u. Methode in der P. durch seine Schriften, bes. die „Adagia" (1500) u. die „Colloquia" (1518), beide nachmals als Lehrbücher weit verbreitet in den Schulen. Eine besondere Schrift über die Methode des Studiums gab er 1512 heraus.
1483—1546. **Martin Luther**; der Reformator auch des Schulwesens durch die Begründung der Volksschule (sogar für das weibliche Geschlecht) neben der Lateinschule. Luther's „Kleiner Katechismus" 1529 u. sein Vorbild in der Familienerziehung.
1484—1531. **Ulrich Zwingli.** Seine Anregung zum Volksunterricht, bes. durch das Lehrbüchlein „Wie man die Knaben christlich unterweisen u. erziehen soll."
1485—1558. **Joh. Bugenhagen**; Begründer des Volksunterrichts im Norden Deutschlands bei der Reformirung desselben.
1488—1540. **Eoban Hesse**, gelehrter Humanist; von großem Einfluß auf die Reformation des Gelehrtenschulwesens im Geiste des Humanismus.
1490—1556. **Valentin Friedland Trozendorf**, Rektor der berühmten lat. Musterschule zu Goldberg.
1491—1556. **Ignaz Loyola**, Begründer des Jesuitenschulwesens.
1497—1560. **Philipp Melanchthon**, der „praeceptor Germaniae"; Reformator der Philologie durch seine Lehrbücher u. seine Lehrthätigkeit, bes. in der Privatmusterschule in seinem Hause.
1499—1582. **Thomas Platter** aus Wallis, Rektor zu Basel. Seine „Selbstbiographie" eine Hauptquelle für die pädagog. Zustände des Zeitalters.
1500—1574. **Joachim Camerarius**, Rektor zu Nürnberg u. Leipzig; berühmter Schüler Melanchthon's.
1503—1558. **Jakob Micyllus** zu Frankfurt u. Heidelberg; gleichfalls gefeierter Schüler Melanchthon's. Hervorhebung des Sachlichen neben dem Sprachlichen bei dem Studium der alten Klassiker.
1507—1589. **Joh. Sturm**, Rektor zu Straßburg; der selbständigste u. bedeutendste Pädagog seiner Zeit. Pflege der klassischen Studien um ihrer selbst willen als eines Bildungsmittels außerhalb der Religion.
1515—1572. **Petrus Ramus**; bahnt die Reformation des franz. Schulwesens an durch das Dringen auf allgemeine Bildung im Gegensatz zur Scholastik.
1516—1580. **Hieronymus Wolf**, Rektor zu Augsburg. Sein Grundsatz: das Gymnasium soll lediglich zu späterem selbständigen Studium erziehen.
1525—1595. **Michael Neander**, Rektor zu Ilfeld.
1533—1592. **Michel de Montaigne**; franz. Schriftsteller, von nachhaltigem Einfluß auf die Umgestaltung der P. durch die Forderung, Körper u. Geist gleichmäßig zu bilden, den letztern mehr durch Uebung als durch Wissensstoff.
1571—1635. **Wolfgang Ratichius** zu Köthen; Begründer einer neuen Methode des Unterrichts (Entwicklung u. Uebung des Geistes gegenüber dem mechanischen Lernen).
1586—1654. **Joh. Valentin Andreä**, Reformator des württemberg. Schulwesens. Betonung der Muttersprache u. des religiösen Unterrichts gegenüber dem mechanischen Sprachstudium.
1592—1671. **Joh. Amos Comenius**, Bischof der Brüderkirche zu Lissa; der Altvater moderner pädagogischer Methode nach psychologischen Grundsätzen. Die Erziehung hat durch die harmonische Verbindung der geistigen u. sittlichen Bildung die Beglückung des Menschengeschlechts zum Endzweck.
1600—1669. **Joh. Michel Moscherosch**; Vorkämpfer für christlich volksthümliche Erziehung, bes. in der Familie.
1610—1661. **Joh. Balthasar Schuppius**, Pfarrer zu Hamburg; gleichfalls Vorkämpfer für naturwüchsig volksthümliche Erziehung.
1635—1705. **Philipp Jakob Spener.** Einführung der pietistischen Grundsätze in die Erziehung (Bildung des religiösen Gefühls u. Gemüthes gegenüber dem orthodoxen Kopfchristenthum).
1638—1707. **Christoph Cellarius** zu Halle; Reformator des gelehrten Schulwesens, bes. der philologischen Methode.
1651—1715. **Fénelon**, François de Salignac de la Mothe, Erzbischof von Cambray; Erzieher der Enkel Ludwig's XIV., Verfasser des berühmten Kinderbuchs „Die Abenteuer des Telemach".
1655—1728. **Christoph Thomasius** zu Halle; Vorkämpfer für den Gebrauch der Muttersprache im gelehrten Unterricht u. für Denkfreiheit.
1661—1731. **Daniel Defoë** in England; wirkte für seine Grundsätze der religiösen Freiheit u. der naturgemäßen Erziehung durch das unsterbliche Kinderbuch „Leben u. Abenteuer des Robinson Crusoe" (1719).
1661—1741. **Charles Rollin**; bedeutender franz. Erziehungsschriftsteller.
1662—1742. **Richard Bentley** in England; der geistvollste Bahnbrecher der modernen Alterthumswissenschaft.
1663—1727. **Aug. Herm. Francke**; der Stifter des hall. Waisenhauses u. seiner großartigen Schulanstalten im Geiste des milden Pietismus.
1669—1740. **Christoph Semler** zu Halle; Stifter der ersten Realschule.
1685—1766. **Tiberius Hemsterhuis**; der Reformator der Alterthumswissenschaft in Holland.
1687—1752. **Joh. Albert Bengel**, württemberg. Prälat; trefflicher Erzieher im Geiste eines kräftigen Pietismus.
1691—1761. **Joh. Matthias Gesner**, zuletzt in Göttingen; von bahnbrechender Bedeutung für das moderne Gymnasialwesen im Anschluß an die Methode des Comenius u. A.
1693—1735. **Joh. Jak. Rambach** in Jena u. Gießen; las zuerst pädagogische Kollegien.
1707—1768. **Joh. Julius Hecker**, berühmter Stifter der Berliner königlichen Realschule.
1707—1781. **Joh. Aug. Ernesti** in Leipzig; einer der bedeutendsten Pädagogen seiner Zeit. Der „Humanismus" (als Verbindung der klassischen mit allgemeinen Studien) ist die Grundlage des Gymnasialunterrichts.
1712—1778. **Jean Jacques Rousseau** aus Genf; stellt in seinem „Emil" 1757 das Ideal der rein auf die Vernunft gegründeten Erziehung auf, die lediglich an den Naturzustand des Kindes anknüpft. Vollständiger Bruch mit allen pädagogischen Grundsätzen u. Ueberlieferungen der Vergangenheit.
1713—1797. **Joh. Friedrich Flattich**, Pfarrer in Württemberg; höchst origineller Erzieher in christlichem Geiste u. mit feiner Rücksicht auf die Individualität des Zöglings. „Zucht" ist das Wesen der Erziehung.
1723—1790. **Joh. Bernhard Basedow** zu Dessau; der Begründer des sog. Philanthropinismus, der „allgemein menschlichen" Erziehung, bes. vom Standpunkt der Nützlichkeit aus.
1724—1788. **Joh. Ignaz v. Felbiger**; der Begründer des katholischen Volksschulwesens in Oesterreich.
1724—1793. **Anton Friedrich Büsching** in Berlin; pädagogischer Schriftsteller u. Begründer des geographischen Unterrichts.
1724—1803. **Joh. Gottfried Herder**; bedeutender Einfluß auf das weimar. u. deutsche Schulwesen im Geiste der christlichen Humanität.
1725—1806. **Friedrich Gabriel Resewitz.** Forderung besonderer Anstalten zur Ausbildung für die praktischen Berufsarten des Bürgers u. Landmanns.
1726—1804. **Christ. Felix Weiße**, der „Kinderfreund"; verdienter Jugendschriftsteller.
1729—1790. **Samuel Heinike** in Leipzig; Volksschulpädagog u. Begründer der ersten deutschen Taubstummenanstalt zu Leipzig.
1729—1812. **Christ. Gottl. Heyne** in Göttingen; der größte Philolog seiner Zeit, zugleich bedeutend als Bildner zahlreicher praktischer Schulmänner.
1734—1805. **Friedr. Eberhard v. Rochow**; der Reformator des Dorfschulwesens.
1735—1811. **Robert Raikes**; Begründer des niederen Volksunterrichts in England, bes. durch die Sonntagsschule.
1741—1792. **Karl Friedr. Bahrdt**; Vertreter des einseitigsten Philanthropinismus im Sinne der seichtesten Aufklärung.
1741—1801. **Ferdinand Kindermann** (geadelt v. Schulstein); hochverdient durch die Verbreitung der Schulreformen Felbiger's in Böhmen.
1741—1825. **Christ. Heinr. Wolke**; Hauptmitarbeiter Basedow's in Dessau.
1742—1800. **Ludwig Meierotto**; berühmter Rektor des Joachimsthaler Gymnasiums zu Berlin u. Reformator des gelehrten Unterrichts.
1744—1811. **Christ. Gotthilf Salzmann**; Begründer der berühmten Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal nach den geläuterten Grundsätzen Rousseau's u. Basedow's.
1745—1818. **Ernst Christian Trapp**, Vorsteher des Instituts zu Salzdahlum; neben Salzmann u. Campe Hauptvertreter des geläuterten Philanthropinismus.
1745—1822. **Valentin Hauy**; stiftet 1784 zu Paris die erste Anstalt für Blindenunterricht.
1746—1818. **Joachim Heinrich Campe**; Hauptvertreter des veredelten Philanthropinismus u. verdienstvoller Jugendschriftsteller („Robinson Crusoe der Jüngere", 1779).
1746—1827. **Joh. Heinrich Pestalozzi**, der Urheber der modernen Erziehungskunst, bes. auf dem Gebiet des Elementarunterrichtes. Grundsatz des Anschauungsunterrichts, der vom Nächstliegenden aus stufenweise fortschreitet. Ziel der Erziehung: die Herausbildung der reinen Menschlichkeit auf christlich humaner Grundlage.
1746—1830. **Stephanie v. Genlis**; die bedeutendste Erzieherin u. pädagogische Schriftstellerin ihrer Zeit in Frankreich.

1751—1832. **Joh. Mich. Sailer**, Bischof von Regensburg; hochverdient um die Hebung des kathol. Schulwesens in Bayern.
1753—1832. **Andreas Bell** in England. Hebung des Volksunterrichts durch die Methode des gegenseitigen Unterrichts der Kinder unter Aufsicht des Lehrers.
1754—1803. **Friedr. Gedike**, Reformator des Friedrichwerder'schen Gymnasiums in Berlin u. Oberschulrath daselbst, bedeutender Gymnasialpädagog.
1754—1828. **Aug. Herm. Niemeyer** zu Halle, einflußreicher Erzieher u. pädagogischer Schriftsteller. Grundsatz der „vernünftigen" Erziehung, die das Menschliche im Menschen herauszubilden sucht.
1755—1803. **Ernst Gedike**; berühmter Direktor der Leipziger Bürgerschule u. Reformator des betreffenden Zweiges der P.
1759—1824. **Friedr. Aug. Wolf**; Begründer der heutigen Alterthumswissenschaft u. von hohem Einfluß auf die P. der Gelehrtenschule.
1759—1839. **Christ. Friedr. Guts-Muths**, Lehrer zu Schnepfenthal; Verbesserer der Methode im Realunterricht u. eifriger Pfleger der Gymnastik.
1760 1831. **Gustav Friedrich Dinter** aus Borna; einflußreich für die Verbesserung des Seminarunterrichts, bes. auf dem Gebiet der Katechese u. für die Hebung des Schulwesens in Ostpreußen als Schulrath zu Königsberg.
1761—1850. **Heinrich Stephani**; Reformator des Schulwesens in Bayern nach Pestalozzi's Grundsätzen u. (wie Dinter) im Geiste der Aufklärung.
1763—1834. **Karl David Ilgen**, der „Fürst unter den Rektoren"; berühmter Pädagog u. Rektor zu Schulpforta.
1766—1837. **Friedr. Heinrich Christian Schwarz**, Professor in Heidelberg; bedeutender Pädagog im Geiste Pestalozzi's u. Kant's, Verfasser des berühmten „Lehrbuchs der Erziehung u. des Unterrichts".
1766—1841. **Joh. Baptist Graser**, Schulrath in Bayreuth. Zweck der Erziehung ist nicht die Herausbildung des allgemein Menschlichen, sondern die Fähigkeit, selbständig die göttliche Bestimmung zu erfüllen.
1766—1848. **Friedr. Immanuel Niethammer**, Oberschulrath zu München; Vertreter des Humanismus als der allgemein menschlichen Erziehung gegenüber dem Nützlichkeitsprinzip des Philanthropinismus.
1768—1826. **Joh. Falk** aus Danzig; der Begründer der ersten deutschen Rettungsanstalt für Verwahrloste zu Weimar u. vieler ähnlicher Anstalten.
1768—1854. **Christ. v. Schmid**, Domkapitular zu Augsburg; ausgezeichneter Jugendschriftsteller (die „Ostereier", 1821).
1769—1820. **Aug. Ferdinand Bernhardi**, Rektor in Berlin; bedeutender Gymnasialpädagog.
1769—1631. **James Hamilton** in England; der Begründer des sog. analytischen Sprachunterrichts.
1769—1843. **Joh. Christ. Dolz**; seit Plato's († 1833) Tode Direktor der Rathsfreischule zu Leipzig; weitbekannt als Redakteur der „Jugendzeitung" u. pädagogischer Schriftsteller.
1770—1840. **Joh. Jacotot** in Paris; Erfinder der nach ihm benannten Methode, die auf möglichste Selbstthätigkeit des Schülers u. Uebung des Gedächtnisses durch Wiederholung ausgeht.
1771—1844. **Philipp Emanuel v. Fellenberg**; der Stifter von Hofwyl in der Schweiz u. der berühmten Arbeitsschule daselbst.
1771—1858. **Robert Owen**, der Sozialist; stiftete 1816 zu New-Lanark in Schottland die erste Kleinkinderbewahranstalt.
1772—1848. **Joh. Gottfried Hermann** in Leipzig; berühmter Philolog u. Bildner von gelehrten Schulmännern.
1773—1838. **Bernhard v. Denzel**; hochverdient um das Volksschulwesen in Nassau u. Württemberg.
1776—1839. **Henrik Ling** in Lund; Begründer der sog. schwed. Gymnastik.
1776—1841. **Joh. Friedr. Herbart**, als philosophischer Schriftsteller von tiefgreifendem Einfluß auf die Pädagogik, praktisch für dieselbe thätig als Leiter eines trefflichen pädagogischen Seminars.
1778—1838. **Joseph Lancaster** in London; Stifter der sog. Lancasterschulen nach der verbesserten Bell'schen Methode des Unterrichts der schwächeren Schüler durch die fähigeren (daher Bell-Lancaster'sche Methode genannt).
1778—1852. **Friedr. Ludwig Jahn**; der „Altvater" des deutschen Turnwesens.
1779—1868. **Henry Brougham**; hochverdienter Förderer der Bildung in den niederen Volksklassen Englands.
1780—1852. **Karl Christoph Gottlieb Zerrenner** in Magdeburg; Reformator des Schulwesens daselbst u. trefflicher Methodiker.
1780—1867. **Heinr. Friedr. Theodor Kohlrausch**, Oberschulrath in Hannover; Verfasser mehrerer trefflicher Lehrbücher.
1782 1852. **Friedr. Wilh. Aug. Fröbel**; Schöpfer der „Kindergärten".
1784—1860. **Friedrich Thiersch** in München; Hauptreformator des Gelehrtenschulwesens.
1787—1864. **Wilhelm Harnisch**, Seminardirektor zu Weißenfels (später Pfarrer); ausgezeichneter Methodiker u. Verfasser vieler weitverbreiteter Lehrbücher.
1790—1866. **Friedrich Adolf Diesterweg**, Seminardirektor zu Mörs u. Berlin; bahnbrechender Förderer des Seminarunterrichts, Schöpfer einer durchdachten Methode für die Volksschule u. unermüdlicher Vorkämpfer für die Befreiung der Schule von geistlicher Bevormundung.
1791—1864. **Christian Gottlob Scholz**, Vorsteher des Lehrerinnenseminars zu Breslau; trefflicher Schüler von Harnisch.
1795—1842. **Thomas Arnold**, Rektor zu Rugby; Reformator des Gymnasialunterrichts in England.
1795—1862. **Joh. Karl Christian Vogel**; hochverdienter Rektor der Leipziger Realschule u. 1. Bürgerschule.
1795—1876. **Gustav Nieritz** in Dresden; beliebter Jugendschriftsteller.
1798—1854. **Friedrich Eduard Beneke** in Berlin; bedeutender Psycholog u. von Einfluß auf die P. durch die Anwendung seines Systems auf dieselbe.
1799— . **Joh. Gottl. Dreßler**, Seminardirektor em. in Bautzen; eifriger Vorkämpfer für die Ideen Beneke's auf dem Gebiete der P.
1800— . **Heinrich Wichern**; Stifter der großartigen Rettungsanstalt zum „Rauhen Hause" bei Hamburg.
1801—1870. **Thomas Ignatius Scherr**; verdienter Förderer des Volksschulwesens in der Schweiz.
1802—1868. **Heinrich Gräfe**, Direktor der Realschule zu Bremen; Vorkämpfer für die Gemüthsbildung gegenüber der einseitigen Verstandesbildung.
1803—1873. **Thomas Guthrie**; der Stifter der sog. „Lumpenschulen" in England für die verkommene Jugend.
1804— . **Karl Adolf Schmid** in Stuttgart; Herausgeber der trefflichen „Encyklopädie des gesammten Erziehungs- u. Unterrichtswesens".
1804—1873. **Aug. Lüben**, ausgezeichneter Schüler von Harnisch; Seminardirektor in Bremen (vorher Rektor in Merseburg), Reformator des Unterrichts in der Naturkunde, Herausgeber trefflicher Lesebücher u. Zeitschriften (der „Praktische Schulmann").
1806—1859. **Karl Friedrich Nägelsbach** in Erlangen; hervorragender Gymnasialpädagog.
1808—1866. **Ernst Innocenz Hauschild**; Stifter des „Modernen Gesammtgymnasiums" zu Leipzig (Verbindung des humanistischen u. realen Unterrichts).
1810—1858. **Karl Mager**; hervorragender Förderer des modernen Bürgerschulwesens.
1810— . **Friedrich August Eckstein**, Rektor zu Halle u. Leipzig; bedeutender Gymnasialpädagog.
1811—67. **Friedrich Lübker**, Rektor in Flensburg, Parchim u. Schleswig; Verfasser des trefflichen „Reallexikons des klassischen Alterthums".
1816— . **Ferdinand Schmidt**, hervorragender Jugendschriftsteller.
1817— . **Tuisko Ziller** in Leipzig; Vertreter der Herbart'schen Grundsätze, Stifter eines pädagogischen Seminars für Studenten. Praktische Durchführung des Herbart'schen Systems des „konzentrirten Unterrichts" im Institut von Fr. Barth zu Leipzig, sowie in dem K. V. Stoy's zu Jena (geb. 1815).
1819—1864. **Karl Schmidt** in Gotha; Vorkämpfer für die Idee des „anthropologischen" Unterrichts, Verfasser der ausgezeichneten „Geschichte der P.".
1829— . **Friedr. Dittes**, Direktor des Lehrerpädagogiums in Wien (vorher Schulrath in Gotha); verdient um die Hebung des gothaischen u. österr. Schulwesens u. Verf. vielgebrauchter Lehrbücher.

Pädagogium (lat., a. d. Griech.) hieß bei den Griechen der Ort, wo sich Schüler um einen Lehrer sammelten, od. auch die Gesammtheit der Schüler, also s. v. a. Schule. Bei den Römern dagegen nannte man P. bes. eine Anstalt zur Erziehung von Pagen. In neuerer Zeit ist dies Wort an manchen Orten für höhere Schulen (Gymnasien) in Gebrauch, bes. wenn die Schüler außer dem Unterricht auch die Wohnung u. somit die Erziehung in demselben Hause genießen.

Paddy (engl. spr. Päddy), Spottname für die Irländer, entstanden aus St. Patrik, dem Schutzheiligen der Iren.

Paderborn, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Minden (Prov. Westfalen) mit 13,727 E. (1871), unter denen etwa 1200 Evangelische u. 370 Juden sind; liegt an der Königl. Westfälischen Eisenbahn u. an der Pader, die unter dem Dome in zahlreichen Quellen entspringt. Die theilweise alterthümliche Stadt besitzt 4 kathol. u. 1 evang. Pfarrkirche; von ersteren ist der Dom das bedeutendste Bauwerk der Stadt. Dieser frühromanische Bau steht auf der Stelle des von Karl d. Gr. errichteten Domes, der 1000 abbrannte; der gewaltige Hauptthurm u. die große Krypte wurden 1058—78 aufgeführt, die übrigen Theile bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts in romanisch-gothischem Uebergangsstile vollendet.

Außer zahlreichen Grabmonumenten von Bischöfen umschließt der Dom die Gebeine des h. Liborius in silbernem Sarkophage. Interessante Bauwerke P.s sind außerdem noch die jetzt restaurirte Benediktinerkirche, welche der evang. Gemeinde dient, u. das Rathhaus, ein stattliches Renaissancewerk. P. ist Sitz eines Kreisamtes, Appellations-, Kreis- u. Schwurgerichtes, eines Bischofs u. Domkapitels u. hat ein Priester- u. königl. Lehrerinnenseminar, ein Gymnasium u. ein Blindeninstitut. Die Industrie ist nam. stark in Bierbrauerei, Dampfmüllerei, Oel-, Tabak-, Wachstuch- u. Stärkefabrikation. Sehr besucht sind die Wollmärkte der Stadt. ¼ Stunde von derselben entfernt liegt das Inselbad mit einer erdig-muriatischen Stickstoffquelle (Ottilienquelle) u. einer erdig-salinischen Stahlquelle (Marienquelle), die von Lungenkranken viel benutzt werden. P. ist von Karl d. Gr., der hier persönlich 777 einen wichtigen Reichstag abhielt, gegründet worden; das Bisthum, 782 gestiftet u. seit 795 selbstständig, war das erste im Sachsenlande; hob sich nam. durch Meinwerk (1009—35) u. wurde nach dem Sturze Heinrich's d. Löwen reichsunmittelbar. Das fast ganz protest. Hochstift führte Bischof Theodor von Fürstenberg (1585—1618) wieder zum Katholizismus zurück. Unter der Regierung Franz Egon's von Fürstenberg (seit 1789) ward das Hochstift 1802 säkularisirt u. das 45 □M. große Territorium kam an Preußen, das es, nachdem P. 1807—13 zu Westfalen gekommen, 1815 wieder erhielt. — Der Kreis P. umfaßt auf 10,84 □M. 40,362 E. (1871) mit den Städten P. u. Delbrück.

Päderastie (griech.), s. v. w. Knabenschändung.

Padilla, Juan de, aus altem castilischen Adel, war das Haupt der Verschwörung, welche sich 1522 von Toledo aus gegen Karl V. erhob u. sich bald über einen großen Theil Spaniens verbreitete. Er bemächtigte sich Segovia's, Tordesilla's, Valladolids u. erklärte die Mutter des Kaisers, die unglückliche Johanna, für vollkommen genesen u. geneigt, die Regierung zu übernehmen. Johanna aber gerieth in die Hand der Kaiserlichen, der aufständischen Junta gingen die Geldmittel aus, die P.'s Gemahlin Maria Pacheco den Schätzen des Doms von Toledo entnommen hatte; die Schlacht bei Villalar 23. April 1522 wurde verloren u. P. selbst verwundet, endlich gefangen u. Tags darauf hingerichtet.

Padilla (gewöhnlich „el Cartujano", d. h. der Karthäuser, genannt), span. Dichter, geb. 1468 zu Sevilla, gest. 1518. P.'s Hauptwerk ist eine allegorisch-epische Dichtung religiösen Inhaltes, betitelt „Die zwölf Triumphe der zwölf Apostel („Los doce triumfos de los doce apostoles"), in welcher er die Sprache u. die Darstellungsweise der „Göttlichen Komödie" Dante's u. der „Triumphe" Petrarca's nachzuahmen versuchte (neue Ausg., Lond. 1843).

Padilla, Pedro, berühmter span. Volksdichter u. Improvisator, Freund des Cervantes, starb 1599. Gedruckt erschienen von ihm „Eglogas, sonetos etc." (Sevilla 1582); „Tesoro de varias poesias" (Madr. 1580 u. 1587) u. „Romancero" (ebd. 1583).

Padischah (pers.), Oberkönig u. Kaiser, bes. Titel des türk. Sultans.

Padua (ital. Padova, lat. Patavium), Hauptstadt der gleichnamigen nordital. Provinz mit 44,607 E. (Gesammtgemeinde 66,107 E. 1871); liegt in einer fruchtbaren, wohlangebauten Ebene am Bacchiglione an der Eisenbahn Verona-Venedig u. an den Kanälen di Brenta u. di Bataglia, ist alterthümlich gebaut mit engen, düsteren Straßen, Wällen u. Thoren, besitzt aber eine Anzahl schöner Paläste aus der Renaissancezeit u. unter den 47 Kirchen sehenswürdige Bauwerke; bes. zeichnen sich aus die 1256—1307 erbaute Basilika des heiligen Antonius von P.; ferner Sta Giustina, 1521—49 erbaut, auf dem größten, mit 74 Statuen geschmückten Platze Prato della Valle neben einem jetzt in ein Invalidenhaus umgewandelten Kloster, der unvollendete Dom mit der Büste Petrarca's u. prachtvollen Gemälden u. die Augustinerkirche mit dem Grabmale Wilhelm's von Oranien. Vor der Kirche S. Antonio steht die Reiterstatue des venet. Generals Erasmo da Narni. Unter den Profanbauten sind bes. nennenswerth der Palazzo della Ragione mit einem sehr großen, durch Wandgemälde Miretto's geschmückten Saale u. dem Denkmal des zu P. geborenen röm. Historikers Livius, der Palazzo del Capitanio mit kolossalen Fresken unter dem Eingange, der Palazzo municipale mit Gemäldesammlung, die Loggia del Consiglio auf der Piazza dei Signori u. das aus Marmor erbaute Kaffeehaus Perdrochi, das größte Etablissement dieser Art in Italien. P. ist Sitz eines Bischofs u. nach Bologna der ältesten Universität Italiens. Diese, 1222 gegründet, zählte im Schuljahre 1874—75: 52 Docenten u. 1217 Studirende; mit ihr sind eine bedeutende Bibliothek, eine Sternwarte, ein botan. Garten u. andere wissenschaftliche Anstalten verbunden. An höheren Schulen besitzt P. noch zwei Gymnasien, ein Seminar u. eine Rabbinerschule. Die Industrie ist beträchtlich in Seidenspinnerei u. Weberei, Gerberei u. Darmsaitenfabrikation. In der Nähe der Stadt, an den Euganeischen Bergen, liegen die schon im Alterthum berühmten Schwefelbäder von Albano. — Die Provinz P., welche auf 35,51 □M. 364,430 E. (1871) zählt, umfaßt die Distrikte P., Camposanpiero, Cittadella, Piove di Sacco, Conselve, Monfelice, Este u. Montagnana.

Padua, Herzog von, s. „Arrighi".

Paër, Ferdinando, berühmter ital. Komponist, geb. 1. Juni 1771 zu Parma; erhielt seine hauptsächlichste musikalische Bildung durch einen Organisten u. durch den damals in Parma als Violinist angestellten Ghiretti. Mit 16 Jahren fing er an für das Theater zu arbeiten. Die erste größere Komposition, mit der er öffentlich auftrat, war die mit Beifall aufgeführte Buffa-Oper „La Locanda de' vagabondi" (1789); ihr folgte bald eine zweite — „I Pretendenti burlati" —, welche ebenfalls Glück machte. 1791 wurde P. Kapellmeister an einem Theater in Venedig u. schrieb hier 23 theils komische, theils ernste Opern. 1797 wurde er nach Wien berufen, wo er bis Ende 1801 blieb, dann aber einem Rufe nach Dresden als Nachfolger Naumann's folgte u. daselbst bis ins J. 1806 fungirte. In Wien wie in Dresden hat er eine große Zahl von Opern geschrieben, die jedoch jetzt alle vergessen sind. Seine Frau, eine geb. Riccardi, die sich später von ihm trennte, war eine vortreffliche Sängerin. Als Napoleon nach der Schlacht bei Jena 1806 nach Dresden kam, bewog er P. u. dessen Gattin, ihm nach Posen u. Warschau zu folgen. Nach dem Frieden von Tilsit (1807) trat P. als Kapellmeister förmlich in Napoleon's Dienste, wirkte von 1812 ab als Musikdirektor an der Ital. Oper zu Paris u. behielt auch diese Stellung nach der Restauration. 1826—27 führte er auch die technische Direktion der Ital. Oper, wurde 1832 Dirigent der neuorganisirten Kammermusik Ludwig Philipp's u. starb 3. Mai 1839. Der Aufenthalt P.'s in Paris hat zur Vermehrung seines Ruhmes wenig beigetragen; von den Opern, die er in diesem Zeitraume schuf, gehören „Agnese" u. der „Maître de chapelle" zu seinen besten Werken. — Außer den Opern hat P. Oratorien, Motetten, Offertorien, ferner Cantaten, viele ital. Arietten u. Canzonetten, franz. Romanzen u. einige Instrumentalsachen geschrieben.

Paez (spr. Paës), José Antonio, wiederholt Präsident, bez. Diktator von Venezuela, geb. zu Arragua in Neu-Barcelona 1780, war indian. Abkunft, wuchs bei den Viehherden auf u. stand wegen seiner Gewandtheit, seiner Stärke u. seines Muthes bei den Llaneros in großem Ruf, als 1811 in Venezuela ein Aufstand gegen die span. Gewaltherrschaft ausbrach. So sammelte er schnell eine Bande seiner halbwilden Genossen um sich, mit der er sich zum Schrecken der Spanier machte. Nach verschiedenen anderen Siegen, die P. herbeiführen half, schlug er 1821 die Spanier bei Carabobo u. wurde wegen dieses Erfolgs, der die Existenz des Freistaates Columbia sicherte, von Bolivar (s. d.) zum Generalkapitän ernannt. Als sich dann Bolivar gegen Peru wandte, blieb P. in Venezuela. Da Bolivar in den Verdacht kam, sich zum Diktator od. gar Kaiser Columbia's machen zu wollen, riß sich Venezuela von den anderen Provinzen los, u. P. wurde von den Truppen 29. April 1826 zum Präsidenten der Republik ausgerufen. Zwar gelang es Bolivar nach seiner Rückkehr im Dez. dess. Jahres, P. zur Resignation zu bewegen u. das frühere Verhältniß Venezuela's zur Centralregierung wieder herzustellen, aber im Nov. 1829 trat P. aufs Neue an die Spitze der Partei, welche eine völlige Trennung Venezuela's von Columbia bezweckte, u. nachdem dieselbe erklärt worden, bestieg er abermals den Präsidentenstuhl. Unter seiner damaligen Verwaltung, die er bis 1835 führte, war er für das materielle Aufblühen der jungen Republik überaus thätig. Schon weniger rühmlich war seine nächste Amtsführung 1839—42, obgleich ihm während derselben der Kongreß den Titel des „berühmten Bürgers" verlieh. Unter seinem Amtsnachfolger Soublette, einem bloßen Strohmann, blieb P. der eigentliche Regent. Seine Popularität schwand aber in demselben Maße, als bei ihm die Rücksicht auf die Nationalwohlfahrt in den Hintergrund trat, u. P. hatte es nur der Erinnerung an seine früheren Verdienste zu danken, daß er 1846 als Diktator wiederum in den Besitz des Staatsruders gelangte. Nach Beendigung des Krieges zwischen der farbigen u. der europ. Bevölkerung ward ein Präsident, Monagas, gewählt, der sich

der Leitung P.' entzog. Dadurch wurde dieser zum Rebellen; jede seiner Schilderhebungen endete indeß mit seiner Verbannung. Erst seit 1854 verhielt er sich ruhig in New-York. Im Okt. 1860 zum Gesandten Venezuela's bei den Vereinigten Staaten ernannt, ward er im März 1861 heimberufen, um den Oberbefehl über die Truppen zu übernehmen, u. Ende August wurde ihm noch einmal die Präsidentschaft mit diktatorischer Gewalt anvertraut. Es dauerten aber die Parteikämpfe fort u. P. mußte im Juni 1863 zurücktreten. Er ging wieder nach New-York, wo er 7. Mai 1873 starb.



Nr. 4392. Nicolo Paganini (geb. 18. Febr. 1784, gest. 27. Mai 1840).

Paganini, Nicolo, der außerordentlichste Violinvirtuos, der je gelebt hat, geb. zu Genua 18. Febr. 1784. Sein Vater Antonio hatte ein kleines Kommissions- u. Maklergeschäft, trieb aber dabei eifrig Musik u. war Nicolo's erster Lehrer in dieser Kunst. Sehr früh brach das außergewöhnliche Talent bei dem Knaben hervor; sechs Jahre alt, spielte er schon in den Kirchen Violinsolo's, u. in seinem neunten Jahre ließ er sich zum ersten Male in einem der Theater seiner Vaterstadt hören. Sein letzter Violinlehrer war, als er zwölf Jahre alt war, Alessandro Rolla in Parma, wo er auch bei Ghiretti eine Zeit lang die Komposition studirte. Mit ungefähr 13 Jahren machte er in Begleitung seines Vaters seine ersten Kunstreisen durch Italien, die ihm schnell einen bedeutenden Ruf verschafften. 1805 wurde er in Lucca als Hofmusikus (Solo-Violinist) angestellt, blieb drei Jahre lang in dieser Stellung u. reiste dann unstet in Italien umher, bis er 1828 nach Wien ging, woselbst er Alles elektrisirte; darauf bereiste er ganz Deutschland u. kam 1831 nach Paris, hier grenzenlosen Enthusiasmus erregend. Dasselbe war der Fall in den Konzerten, die er dann in England, Schottland u. Irland, in den franz. Provinzen, in den Niederlanden u. wiederholt in England gab. Mit Reichthümern beladen kehrte er 1834 nach Italien zurück, kaufte sich in der Nähe von Parma eine Villa u. lebte hier, sowie abwechselnd in Genua u. Mailand, bis 1836. In diesem Jahre war er wiederum in Paris, konnte sich aber nicht hören lassen, da seine Gesundheit (infolge seines wüsten Lebenswandels) zerrüttet war. Er wechselte noch mehrmals seinen Aufenthaltsort u. starb zu Nizza 27. Mai 1840. — P. war ein wunderbarer Künstler u. ein seltsamer Mensch zu gleicher Zeit: von einem eminenten Talent, hatten Gestalt, Gesicht, Bewegung ꝛc. etwas Unheimliches, Dämonisches. So kam es, daß seine Lebensbeschreibungen bald zu Legenden wurden, daß die albernsten Dinge erfunden, verbreitet u. geglaubt wurden, um die mannichfachen Räthsel seiner Erscheinung u. Leistungen zu lösen. Aber nicht blos die Albernheit, auch Neid u. Bosheit hefteten sich an seine Fersen u. verfolgten ihn viele Jahre lang mit Andichtung von Verbrechen u. Schändlichkeiten. P.'s Kompositionen, die an sich ziemlich schwach sind, aber für den Violinisten speziell durch die darin niedergelegten Effekte ein technisches Interesse haben, bestehen in Konzerten, Variationen, Etuden u. Capricen für Violinsolo; außerdem kennt man von ihm noch Sonaten für Violine u. Guitarre u. Quartette für Violine, Viola, Guitarre u. Violoncell.

Page (vom mittellat. pagius, das mit dem griech. παιδίον, Knäblein, zusammenhängt) ist ein Edelknabe, der an Höfen der Fürsten ꝛc. zu kleinen Dienstleistungen verwendet wird. Eine besondere Ausbildung gewann das Pagenwesen in Spanien. Es wurden eigene Pagenhofmeister gehalten, um ihnen eine ritterliche Erziehung zu geben. In neuerer Zeit hat man diese Pageninstitute, in denen mancher Muthwille (Pagenstreiche) verübt wurde, meist abgeschafft. Man nimmt bei größern Hoffesten junge Adelige aus den Kadettenhäusern u. Militärschulen. Auf der Bühne werden die P.n meist durch junge Damen dargestellt.

pagina (lat.), abgekürzt pag. od. p., Seite, Blattseite, Seitenzahl; paginiren, mit Seitenzahlen versehen.

Pagode (vielleicht korumpirt aus Dagop [s. d.], od. entstanden aus dem ind. Worte Bhaguwati, d. h. heiliges Haus), bei den Hindu Vimána, heißen die Tempelanlagen des Brahmaismus, welche, bes. für die Wallfahrten bestimmt, meist aus großen Gruppen von Gebäuden bestehen, von Höfen umgeben u. von oft mit Thüren versehenen Ringmauern eingeschlossen sind. Die P.n enthalten außer den Haupt- u. Nebentempeln noch Kapellen, Säle für die Pilger, Säulenhallen u. gewöhnlich mehrere Dagop. Die hervorragendsten Gebäude haben eine hohe Kuppel- od. Pyramidenform, letztere nam. bei den Portalbauten, so daß das Ganze ein seltsam phantastisches Aussehen hat. Die meisten u. wichtigsten P. befinden sich auf der Südspitze des Dekan, z. B. die von Chillambrom, die der Insel Ramisseram, die von Madura an der Koromandelküste, die sich in zwölf Geschossen bis auf 45 m. erhebt, u. die noch höhere von Tandjore. Die Erbauungszeit dieser P.n reicht schwerlich bis über das 12. Jahrh. hinaus. Etwas anders, aber eben so phantastisch, sind in dem nördlichen Theile von Oberindien die P.n, in denen die Hauptgebäude fast die Form von kolossalen Fässern mit vier konvexen Seiten haben. Derartige giebt es in Bobaneswar noch mehr als hundert, von denen die älteste aus dem J. 657 n. Chr. stammt. Nach den in jeder P. sich befindenden Götzenbildern nannte man P.n auch die kleinen unförmlichen Figuren mit beweglichem Kopf, die man, aus Porzellan nachgebildet, in der Rococozeit auf Kamingesimsen, Schränken ꝛc. aufzustellen pflegte.

Pahlitzsch, Johann Georg, ein durch seine naturwissenschaftlichen, insbes. astronomischen Kenntnisse berühmter Bauer, geb. im Dorfe Prohlis bei Dresden 11. Juni 1723; widmete schon seit seinem 13. Jahre dem Sternenhimmel seine Aufmerksamkeit, gewann aber erst nach Uebernahme seines väterlichen Erbes (1744) Mittel u. Freiheit zum ersprießlichen Betreiben seiner Studien. Dadurch machte er dann die Bekanntschaft vieler Gelehrten. Er erlernte auch die lat. Sprache. Außerhalb seiner Heimat ward er zuerst dadurch bekannt, daß er 25. Dez. 1758 den erwarteten Halley'schen Kometen mittels eines ihm vom Prinzen Heinrich von Preußen geschenkten Tubus früher erblickte, als irgend ein Astronom. Seitdem setzten sich sogar Pariser u. Londoner Fachgelehrte mit ihm in Verbindung. 1782 konstatirte er, gleichzeitig mit Goodrick, die periodische Veränderlichkeit des Sternes Algol im Perseus. Ueber seine wissenschaftlichen Studien vernachlässigte er keineswegs seinen eigentlichen Beruf: er bebaute stets sein Land mit eigener Hand, u. wie seine naturhistorischen Sammlungen, zeigte auch sein einfaches Hauswesen von einem Geiste strenger Ordnung. P. starb 22. Febr. 1788 u. ward im Dorfe Leubnitz begraben, wo ihm später ein kleines Denkmal errichtet wurde. Seine astronomischen Beobachtungen veröffentlichte er in der „Leipziger Zeitung" u. im „Gelehrten Dresdner Anzeiger."

Pair, Pairie, Pairskammer. Für die Erweiterung, welche der königlichen Macht den Landes- u. Volksgemeinden gegenüber aus dem Lehnwesen (s. „Lehn") erwuchs, gelangten die großen Vasallen der Krone zu einem bestimmenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Sie waren dem König in Bezug auf die Standesverhältnisse gleich (pares regni, daher im Französischen pairs, im Englischen peers) u. versagten die Beihülfe zu wichtigen Staatshandlungen, wenn solche ohne ihren Rath od. gegen ihren Vortheil beschlossen worden waren. In Frankreich kam die Pairswürde (Pairie) ursprünglich den Oberhäuptern der verschiedenen Volksstämme zu, u. als der Herzog von Francien, Hugo Capet, 987 seine Dynastie begründete, hatte er die Herzöge von Aquitanien, Burgund u. der Normandie sowie die Grafen von Flandern, Toulouse u. der Champagne als P.s gelten zu lassen. Gleichen Rang behaupteten in der Eigenschaft von geistlichen Fürsten außer dem Erzbischof von Rheims die Bischöfe von Laon, Beauvais, Noyon, Châlons

u. seit Ludwig VII. der Bischof von Langres. Thatkräftige Herrscher, unter denen schon im ersten Drittel des 12. Jahrh. Ludwig VI. hervorragt, wußten jedoch die verschiedenen Herzogthümer u. Grafschaften an die Krone zu bringen, so daß, als zu Ausgang des 13. Jahrh. nur noch die sechs geistlichen Pairien bestanden, Angehörige des königlichen Hauses, seit 1551 aber auch andere Mitglieder des abhängig gewordenen hohen Adels aus königlicher Gnade zu weltlichen P.s ernannt wurden. Unter Ludwig XVI. gab es 67 P.s. Ihre Würde war erblich; außer den sonstigen Privilegien des Adels hatten sie aber nur das Recht des freien Zutritts zum Könige u. einen befreiten Gerichtsstand vor dem Parlament zu Paris. Nachdem die Pairie den Stürmen der Französischen Revolution erlegen u. Napoleon's Plan, aus dem noch vorhandenen alten Adel u. den Nachkommen der Marschälle, Staatsminister u. andrer Würdenträger eine höhere Aristokratie zu bilden, nicht zur Ausführung gekommen war, suchten die zurückgekehrten Bourbonen durch zahlreiche Ernennungen eine das Königthum stützende erbliche Pairie nach dem Vorbilde der engl. Einrichtung zu schaffen. Louis Philipp mußte jedoch nach der Julirevolution im J. 1830 dem Widerwillen des Volks wenigstens die Erblichkeit zum Opfer bringen, u. die Februarrevolution von 1848 machte der ganzen Einrichtung ein Ende. Innerhalb der jetzigen republikanischen Verfassung erinnern wieder die auf Lebenszeit ernannten Mitglieder des Senats an die P.s des Julikönigthums. — In England konnten die großen Vasallen (Lords), nachdem die Lehnsabhängigkeit des Adels durch die normannische Eroberung verschärft worden war, allerdings keine weitgehende Sonderherrlichkeit begründen. Dafür gewann aber der hohe Adel (die nobility) im Bunde mit dem kleinen Landadel u. den hervorragenden Bürgern der wichtigeren Städte (der gentry) jene noch heute fortdauernde Bedeutung des ersten politischen Standes, welcher die Grundrechte des Landes bewahren hilft u. im Oberhause die wichtigsten Angelegenheiten des Staats mit behandelt u. entscheidet. Das Recht, neue P.s zu ernennen, steht dem Könige zu; aus der vormals durchgehenden Beziehung dieser Würde auf großen Landbesitz schreibt sich aber der Grundsatz her, daß die Pairie nach dem Tode eines Lords nur auf den ältesten Sohn, od., wenn keine Söhne vorhanden sind, auf den nächsten Bruder des Verstorbenen, Oheim ꝛc. übergeht. Geschwister u. sonstige bei früheren Erbfolgen ausgeschlossene Angehörige des P.s nehmen blos in der Gentry eine Stelle ein. Daß die Lords dem Range nach Barone, Vizegrafen (viscounts), Grafen (earls), Markgrafen (marquis) od. Herzöge (dukes) sind, kommt bei Bemessung ihrer politischen Vorrechte nicht in Betracht. Die Stimme des Barons gilt im Oberhause eben so viel wie die des Herzogs. — Aus ähnlichen Anfängen wie in Frankreich u. England waren im alten Römisch-deutschen Reiche ganz andere Zustände hervorgegangen. Dadurch, daß hier das Lehnwesen sich bis in die letzten Folgerungen hinaus entwickelte, war das Anfangs erbliche Kaiserthum zur Wahlmonarchie geworden, in der die mächtigsten Reichsvasallen als Kurfürsten über die Thronfolge entschieden u. mit ihren vormaligen Standesgenossen, welche noch die Reichsstandschaft bewahrt hatten, eine nach außen größtentheis kraftlose Souveränität behaupteten, nach innen aber durch die eifersüchtige Bewahrung ihrer Vorrechte jede Weiterentwicklung hemmten. Ob bei dem Ausbau der neuen deutschen Reichsverfassung eine der englischen ähnliche Pairie sich bilden werde, ist noch nicht zu übersehen. Aus den am Bundesrath Theil nehmenden Fürstenhäusern könnte indessen, wenn ihre politische Wirksamkeit die Beziehung auf das Reich u. seine Verfassung stetig festhält, eine noch viel glänzendere Pairie erstehen. — Bei Entwerfung der meisten neueren Grundgesetze ist die Vereinigung aller erhaltenden Elemente zu einer bedeutenden, die Ungeduld der Massen u. vorschnelle Umschläge der öffentlichen Meinung mäßigenden Körperschaft nach dem Vorbilde des englischen Oberhauses erstrebt worden. Im Vergleich mit dem Hause der Lords fehlt aber den so geschaffenen Pairskammern (Senaten, Herrenhäusern, ersten Kammern) die altgeschichtliche Berechtigung der englischen Aristokratie.

Paisiello (auch Paesiello), Giovanni, berühmter ital. Tonsetzer, geb. als Sohn eines Thierarztes zu Tarent 9. Mai 1741; wurde im Jesuiten-Kollegium seiner Vaterstadt erzogen. Auf Rath des Kapellmeisters Guarducci ließen die Eltern dem musikalisch begabten Knaben ordentlichen Musikunterricht ertheilen, u. 1754 wurde Giovanni auf das Konservatorium San Onofrio zu Neapel gethan, wo Durante u. späterhin Cotumacci u. Abos seine Kompositionslehrer wurden. 1763 wurde P. nach Bologna berufen, wo er durch die beiden Buffa-Opern „La Pupilla“ u. „Il mondo al rovescio“ seinen Ruf begründete. Bis 1777 lieferte er für verschiedene ital. Bühnen an die vierzig, theils ernste, theils komische Opern u. folgte dann in genanntem Jahre einer Berufung nach Petersburg, wo er beinahe acht Jahre im Dienste der Kaiserin Katharina II. blieb u. während dieser Zeit wiederum eine bedeutende Anzahl von Opern (andere Sachen ungerechnet) produzirte. Auf der Rückreise nach Italien schrieb er in Warschau für König Stanislaus Poniatowski das Oratorium „La Passione di Gesù Cristo“ u. dann in Wien die Oper „Il Rè Teodoro“ (eine seiner besten Arbeiten) sowie für den Kaiser Josef zwölf Sinfonien. Nach Neapel zurückgekehrt, wurde er von König Ferdinand IV. zum Direktor der Kapelle ernannt (1799). Die republikanische Regierung machte ihn zum Direktor der Nationalgarden-Musik, welche Anstellung ihm aber nach Eintritt der Restauration die Ungnade des Hofes zuzog, so daß er erst nach zwei Jahren wieder in seine frühere Stellung eingesetzt wurde. Nicht lange nach seiner Wiederanstellung in Neapel berief ihn Napoleon 1802 nach Paris, um ihm seine Kapelle einzurichten. Von demselben mit höchster Auszeichnung behandelt, schrieb P. für dessen Kapelle zunächst 16 vollständige Officien (aus Messen, Motetten, Antiphonien ꝛc. bestehend), dann brachte er 1803 die Oper „Proserpine“ auf die Bühne (welche aber beim Publikum kein Glück machte) u. komponirte endlich zur Krönung Napoleon's eine Messe u. ein Te Deum für zwei Chöre u. zwei Orchester. Da P. aber in Paris dennoch nicht den rechten Boden zu finden meinte, ging er 1804 in seine alte Stellung nach Neapel zurück u. behielt diese auch unter den Thronwechseln der nächsten Jahre bei. Er starb 5. Juni 1816. — Der Hauptvorzug in P.'s Arbeiten besteht in ungemeiner Anmuth u. Reichhaltigkeit der Melodie bei großer Angemessenheit des Ausdrucks. Seine Fruchtbarkeit war so erstaunlich, daß er zuletzt selbst nicht mehr wußte, wie viel er eigentlich geschrieben habe. Die Zahl seiner Opern beträgt über 100; außerdem verfaßte er fürs Theater noch viele Ballets, Farcen (einaktige komische Opern), Intermezzi ꝛc. Auch die Zahl seiner Kirchenkompositionen, Streichquartette, Konzerte, Sonaten, Kammer-Cantaten ꝛc. ist eine sehr bedeutende.

Paisley (spr. Pähsleh), eine der bedeutendsten Industriestädte Schottlands; liegt in der Grafschaft Renfrew am Flusse White-Cart, $1^3/_4$ M. im W. von Glasgow, u. ist mit seinem Hafenplatz Renfrew, mit Glasgow, Greenock u. Ardrossan durch Kanäle verbunden. Zu den hervorragendsten Bauwerken der Stadt, welche 48,257 E., mit den Vorstädten über 60,000 E. (1871) zählt, gehören die Ruinen der schönen Abteikirche u. das Rathhaus. Der wichtigste Gewerbszweig ist die Fabrikation von Shawls u. Tuchen; außerdem ist Färberei, Druckerei, Seidenspinnerei, Maschinenbau, Eisen- u. Messinggießerei, Gerberei, Seifensiederei, Bleicherei, Bierbrauerei, Sago- u. Stärkefabrikation von Bedeutung. In der Nähe liegt ein großes Vitriol- u. Alaunwerk.

Paixhans (spr. Pähsang), Henri Joseph, franz. Ingenieur, geb. zu Metz 22. Jan. 1783; trat aus der Polytechnischen Schule in die Marine-Artillerie über, rückte bis zum Divisionsgeneral (1845) auf, vertrat auch seit 1830 die Stadt Metz in der Kammer, zog sich 1848 nach der Februar-Revolution auf seine Besitzung Jouy-aux-Arches bei Metz zurück u. starb daselbst 19. Aug. 1854. Er hat sich durch verschiedene Verbesserungen bei der See- u. Küstenartillerie bekannt gemacht; insbes. betrieb er die Einführung der auch oft nach ihm „canons à la P.“ benannten Bombenkanonen. Auch verfaßte er mehrere Fachschriften.

Palacky (spr. Palazki), Franz, böhm. Geschicht- u. Sprachforscher sowie Schöpfer u. Führer der tschech. Opposition, geb. als Sohn eines calvin. Schullehrers 14. Juni 1798 zu Hotzendorf (Hodslavice) in Mähren; besuchte seit 1807, um Deutsch zu lernen, die Dorfschule in Kunewald, erhielt seit 1809 seine wissenschaftliche Vorbildung in Trentschin u. Preßburg u. trat 1817 mit der Uebersetzung einiger Gesänge des Macpherson'schen „Ossian“, der die mit Schafarik (s. d.) verfaßten „Anfangsgründe der böhm. Dichtkunst“ (Preßb. 1818), Bruchstücke seiner „Theorie des Schönen“ (ebd. 1821) u. eine „Allgemeine Geschichte der Aesthetik“ (ebd. 1823) folgten, zuerst an die Oeffentlichkeit. 1823 ward er Erzieher im Hause des Grafen Chotek in Prag u. gewann damit Einfluß in den Adelskreisen, in welchen er fortan lebhaft für die Wiedererweckung des tschechisch-nat. Bewußtseins agitirte. Auch durchforschte er seit 1824 unermüdlich die Archive Böhmens u. gründete mit Jos. Jungmann u. Presl die „Matice Czeska“, einen Verein für Herausgabe böhm. Bücher. Alsbald mit der Leitung des böhm. Museums u. mit der

Redaktion der deutschen u. tschechischen Zeitschrift desselben betraut, wußte er es bald dahin zu bringen, daß die deutsche Zeitschrift aufgelassen u. die tschechische den nationalen Zwecken dienstbar gemacht wurde. 1827 stimmten die Stände seinem Vorschlag zu, die böhm. Geschichte quellenmäßig u. wissenschaftlich zu bearbeiten, doch ward erst nach Erscheinen des 1. Bandes seiner „Geschichte Böhmens" (6 Bde., Prag. 1836—75, bis zum Anfalle Böhmens an Oesterreich reichend) die Bestallung P.'s zum Historiographen der böhm. Stände genehmigt. Seine Beziehungen zu letzteren wußte er in politischer Beziehung trefflich auszubeuten. Vom Fünfziger-Ausschuß des Frankfurter Vorparlaments 1848 aufgefordert, für die Beschickung des Parlaments zu wirken, antwortete er ablehnend. Seine Proklamation an die Mährer zur Wiederherstellung des Länderverbandes der Böhm. Krone u. der Slavenkongreß, dem er in demselben Jahre präsidirte, waren erfolglos. Nachdem P. noch auf den Reichstagen von Wien u. Kremsier eine hervorragende Thätigkeit entwickelt hatte, blieb er der Politik öffentlich fern, bis er 1860 wieder an die Spitze der tschechischen Opposition trat, die er mit seinem Schwiegersohn Ladisl. Rieger (s. d.) organisirte. Von Schmerling ins österreichische Herrenhaus berufen, erschien er hier nur bis Ende Sept. 1861. Der erste große Erfolg seines verhängnißvollen Wirkens war 1865 die Berufung Belcredi's (s. d.) zum Minister u. die Verfassungs-Sistirung. Nach Wiederherstellung der Verfassung gab P. die Führung der Opposition im böhm. Landtage an Rieger u. Clam-Martinitz ab. Seitdem trat er nur von Zeit zu Zeit mit politisch-historischen Broschüren auf. Unter Anderem gab er in der Schrift „Zur böhm. Geschichtschreibung" (Prag 1871) Aufschlüsse über seine Thätigkeit als Historiograph u. versuchte darin eine Rechtfertigung seiner Angriffe auf die Deutschen. 1874 veröffentlichte er sein „polit. Testament" u. ein „Schlußwort zur Sammlung seiner deutschen Aufsätze, worin er ein Verdammungsurtheil gegen die Jungtschechen aussprach. Von seinen Werken sind noch hervorzuheben: die seit 1840 unter dem Titel „Archiv cesky" erschienene Sammlung von Urkunden zur böhm. Geschichte; die mit Schafarik herausgeg. „Aeltesten Denkmäler der böhm. Sprache" (Prag 1842) u. die „Urkundlichen Beiträge zur Geschichte des Hussitenkriegs" (2 Bde., ebd. 1873 f.). P. starb zu Prag 26. Mai 1876.

Paladin (vom lat. palatinus), eigentlich Beamter des kaiserlichen Palastes, der Pfalz, in weiterem Sinne ein Ritter, welcher dem engeren Hofhalte eines mittelalterlichen Kaisers od. Königs angehörte. Bes. werden P.e diejenigen Ritter genannt, welche der Sage nach die Tafelrunde Kaiser Karl's d. Gr. u. des König Artus bildeten u. deren wechselvolle Abenteuer in den mittelalterlichen Heldengedichten gefeiert werden.

Palafox (spr. Palafoch) **y Melzi**, Herzog **v. Saragossa**, José de, span. General, geb. im Schlosse Palafox (Aragonien) 1780; begleitete Ferdinand VII. nach Bayonne, entfloh aber nach dessen Gefangennahme nach Saragossa u. machte sich durch die Vertheidigung dieser Stadt gegen die Franzosen für alle Zeiten berühmt. Als er schließlich doch hatte kapituliren müssen, ward er, krank u. kriegsgefangen, nach Frankreich gebracht, von wo er erst im Dez. 1813 nach Spanien zurückkehren durfte. 1814—20 General-Kapitän von Aragonien, unterdrückte er energisch verschiedene Aufstandsversuche. Nach Ferdinand's VII. Tode schloß er sich den Christinos an, wurde 1836 zum Herzog von Saragossa erhoben, war 1837—41 Mitglied des immerwährenden Ausschusses der Granden u. General-Kapitän der Garden in Madrid u. starb zu Paris 16. Febr. 1847.

Palais-Royal, s. „Paris".

Palankin, ein in Ostindien u. China gebräuchlicher Tragsessel.

Paläo-Castro, s. „Eretria".

Paläographie ist die Wissenschaft von den alten schriftlichen Denkmälern (Handschriften, Inschriften); sie lehrt dieselben nach ihrer äußern u. innern Beschaffenheit beurtheilen u. hinsichtlich ihres Ursprunges u. historischen Werthes kritisch prüfen.

Paläologen heißen die Herrscher der letzten Dynastie des Oström. Reiches (s. d.) nach ihrem Stifter Michael Paläologos, der schon in Nikäa den jungen Kaiser Johannes Laskaris, dessen Vormund er war, 1259 stürzte u. 1261 nach Konstantinopel zurückkehrte. Der letzte Paläologe, Konstantin, fiel 29. Mai 1453 bei der Vertheidigung der Hauptstadt gegen die Türken. Sein Neffe Andreas flüchtete nach Frankreich, wo noch heute Abkömmlinge der P. leben.

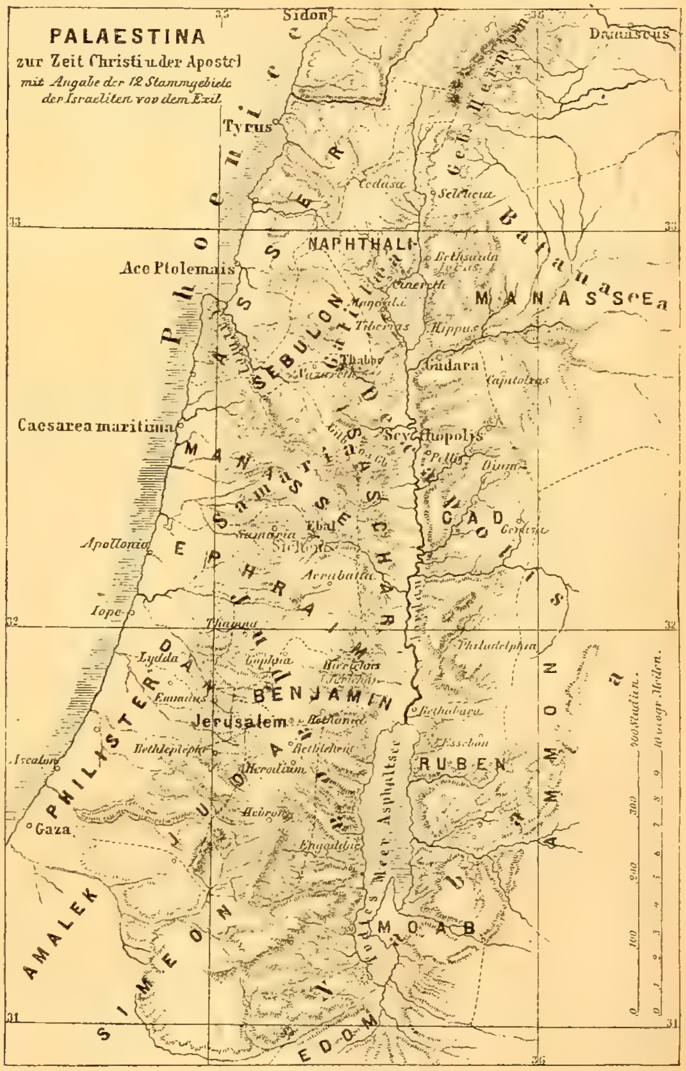
Paläontologie ist die Wissenschaft von den in den Gebirgsschichten sich vorfindenden Ueberresten einer vorzeitigen Pflanzen- u. Thierwelt. Die P. bildet eine Hauptgrundlage des geologischen Studiums, da man mit ihrer Hülfe allein im Stande ist, das relative Alter verschiedener Gebirgsschichten zu bestimmen u. die Zusammengehörigkeit od. Verschiedenheit derselben nach den Zeitperioden festzustellen. Während man mit dem Namen P. die Wissenschaft von den organischen Ueberresten im Allgemeinen u. in allen ihren Beziehungen zur Geologie versteht, bezeichnet man mit dem Worte Paläontographie die spezielle Beschreibung der verschiedenen Pflanzen- u. Thierreste nach den botanischen u. zoologischen Unterschieden derselben.

Palaeotherium, eine ausgestorbene, tapirähnliche Säugethiergattung (Ordnung der Vielhufer), deren fossile Reste sich in Tertiärschichten, bes. im Pariser Gipse finden. Die erhabenen, abstehenden Nasenbeine lassen auf einen kurzen, beweglichen Rüssel schließen, wie ihn die Tapire haben. Die Größe der Arten schwankt zwischen der des Pferdes (P. magnum) u. der des Hasen.

Palästina. Der seit dem ersten christlichen Jahrhundert bei den Römern gebrauchte Name P. ist entstanden aus dem hebr. Peläschät, d. h. Philisterland. Letzteres umfaßte eigentlich nur den schmalen Küstenstreifen zwischen der Südostecke des Mittelländischen Meeres u. dem Karmelgebirge; doch übertrug man den Namen dieser Küstenstrecke zugleich auf das ganze Land zwischen dem Libanon, dem Jordan u. der Arabischen Wüste. Noch heute nennen es die eingeborenen Araber Filistin u. betrachten es als einen Theil von Syrien. Die Grenzen von P. waren allezeit schwankend. Nehmen wir P. als gleichbedeutend mit Kanaan (s. d.), so verstehen wir darunter das Land, das im W. vom Mittelmeer, im S. (ungefähr unter dem 31.° nördl. Br.) von der Arabischen Wüste, im O. (jenseit des Todten Meeres u. des Jordans) von Moab, Ammon u. den damascenischen Syrern begrenzt wurde, von den Letzterern u. den Phönikiern im N. u. NW. Diese Grenzen umschreiben die eigentlichen Wohnsitze der 12 Stämme des Volkes Israel u. ergeben bei einer Länge des Landes von ca. 33 M. u. einer durchschnittlichen Breite von 15 M. (von W. nach O.) ca. 495 □M. Doch hatte das Israelitische Reich unter David u. Salomo durch die Unterwerfung der Philister im Westen, der Edomiter im Süden, der Moabiter u. Ammoniter im Osten u. der Syrer im Norden zeitweilig eine viel größere Ausdehnung. Wir beschränken uns jedoch hier auf P. in engerem Sinne. Dieses war zur Zeit der Eroberung durch die Israeliten unter Josua von einer größeren Zahl theils kanaanitischer, theils ureingeborener Stämme bewohnt (vgl. „Kanaan"), so daß fast jede Stadt ihren eigenen König hatte. Unter Vertreibung der Kanaaniter setzten sich die 12 Stämme so im Lande fest, daß drei (Ruben, Gad u. die Hälfte von Manasse) das Ostjordanland, die übrigen das Land zwischen Jordan u. Mittelmeer in Besitz nahmen. Doch scheinen auch die Grenzen der Stämme mehr od. weniger fließend gewesen zu sein, bes. gegen die Wüste im Süden u. Osten. Ueber die Geschichte P.'s zur Zeit des jüdischen Volkes bis ca. 130 n. Chr. s. die Taf. zu dem Art. „Bibel" in Bd. II. Schon unter der Regierung des Salomo ging ein Theil der auswärtigen Eroberungen wieder verloren, u. mit der Theilung des Reichs (975 v. Chr.) zerfiel P. in die beiden Reiche Juda im S. ($1\frac{1}{2}$ Stamm) u. Israel im Norden. Nach der Eroberung Israels durch die Assyrer (722) blieb nur Judäa noch in den Händen der Juden, überdies im Westen stark durch die Philister eingeengt. 588 fiel auch Judäa mit der Eroberung Jerusalems an die Chaldäer, 538 an die Bezwinger derselben, die Perser. Weil unter diesen großentheils von Aramäern (Syrern) bewohnt, bildete P. jetzt einen Theil Syriens od. wurde auch nach dem noch immer mächtigen Volke der Phönikier Phönice genannt. Die seit 538 aus dem Exil zurückgekehrten jüdischen Kolonien besetzten nur einen Theil des ehemaligen Stammes Juda, während der mittlere Theil P.'s von dem Mischvolk der Samaritaner bewohnt war. Mit der seit Alex. d. Gr. beständig wechselnden Herrschaft fand auch ein beständiger Wechsel der Grenzen statt; zu bemerken ist dabei hauptsächlich die Besetzung des Südens durch die Idumäer (Edomiter) u. des Ostjordanlandes durch die Nabatäer. Noch einmal vereinigte Herodes d. Gr. (s. d.) fast das ganze davidische Königreich unter seiner Herrschaft; nach seinem Tode aber zerfiel es in eine Anzahl von Fürstenthümern unter röm. Oberhoheit. Zur Zeit Jesu tritt uns hauptsächlich die Eintheilung des Westjordanlandes in die Landschaften Judäa (im Süden), Samaria (in der Mitte) u. Galiläa (im Norden) entgegen. Seit dem 2. Jahrh. n. Chr. wird bei den Römern neben Judäa u. Syria der Name P. herrschend; die einzelnen Provinzen hießen P. I—III (Anfangs IV). Nach der Theilung des Röm. Reichs fiel P. an die Oströmer, wurde diesen jedoch 614 vorübergehend von den Persern unter Chosroës, seit 635 für immer von den Arabern entrissen. Wir übergehen den endlosen Wechsel der verschiedenen moslemitischen Herrscher u. bemerken nur, daß der kurzen christlichen Herrschaft der

Kreuzfahrer (seit 1099) bereits 1187 durch Sultan Saladin ein Ende gemacht wurde; ihre letzten Reste wurden 1291 aus P. vertrieben. Nach zahllosen blutigen Fehden unter den mohammedanischen Herrschern u. zahlreichen Plünderungen wurde endlich P. seit 1516 von den türk. Osmanen erobert. Ihre Herrschaft ist seitdem nur durch die ägyptische Besetzung des Landes durch Ibrahim Pascha (s. d.) vorübergehend (1831—40) unterbrochen worden. Gegenwärtig zerfällt das eigentliche P. in zwei Paschaliks, das direkt von der Pforte abhängige zu Jerusalem u. das von dem Wali (Gouverneur) von Damaskus abhängige zu Nablus. Der Libanondistrikt steht unter einem (seit 1860 nothwendig christl.) Wali.

Der größte Theil des eigentlichen P. besteht in einem Hochlande, welches als die südl. Vorstufe des Libanon (s. d.) u. des mit demselben parallelen Antilibanon u. Hermon betrachtet werden kann. In alter Zeit unterschied man westl. vom Jordan das Gebirge Juda im Süden u. das Gebirge Ephraim in der Mitte des Landes, zu dem u. a. die Berge Ebal u. Garizim bei Sichem gehören; nordöstl. schließt sich daran das Gebirge Gilboa, während nordwestl. der Karmel in einem ca. 530 m. hohen Vorgebirge ins Meer verläuft. Den Norden des Landes nehmen die Berge von Galiläa ein, von denen ein Theil im Alterthum als Gebirge Naphtali erscheint. Merkwürdig ist bes. der oben abgestumpfte Kegel des Tabor (ca. 530 m.) auf dem Plateau westl. vom See Genezareth. Jenseit des Jordan steigt das Hochland, das ehedem im Süden „Gebirge Moab", in der Mitte „Gebirge Gilead", im Norden „Hochland von Basan" hieß, bis zu 1570 m. an; dagegen steigt die Kammhöhe des Gebirges westl. vom Jordan selten über 630 m. (Garizim 739 m., Oelberg 788 m., Berge um Hebron 833 m.). Von Tiefebenen, die das gesammte Plateau unterbrechen, sind zu nennen: die schmale Küstenebene am Mittelländischen Meere (ehedem Philistäische Ebene od. Ebene Saron), durch den Karmel im N. von der phönikischen Tiefebene getrennt; die Ebene Jesreel (jetzt Merisch ibn amir) nordöstl. vom Karmel u. vor Allem die tiefe Einsenkung des Jordanbettes, das sog. Ghor, mit den vom Jordan durchflossenen Seen, dem Huleh (im Alterthum Merom), dem See Genezareth (s. d.) u. dem Todten Meer. Da letzteres $392\frac{1}{2}$ m. unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegt, so beträgt der Abstieg vom Kamm des Gebirges Juda zum Todten Meer ca. 1146 m. gegen 753 m. Aufstieg vom Mittelmeere her. — Bei weitem der größte Theil der Gebirge P.'s besteht in Kreidekalk, der im Norden u. Nordosten dem Basalt weicht; nur in einigen Strichen am Karmel, Ebal u. Garizim herrscht der Nummulitenkalk, während das westl. Tiefland in Alluvium besteht. Von Gewässern ist heute nur noch der Jordan (s. d.) mit den zugehörigen Seen von Bedeutung. Dagegen haben die zahlreichen, zum Theil sehr tief eingerissenen Wasserläufe (Wadis) des Westjordanlandes, wie z. B. der Kidron, heutzutage wegen der gänzlichen Abholzung des Landes höchstens in der Regenzeit einmal fließendes Wasser; am längsten noch der nördl. vom Karmel mündende Bach Kison u. der bei Jericho in den Jordan mündende Wadi Kelt. Bedeutender sind die Zuflüsse des Jordan vom Osten her: der Mandhur (der Jarmuk od. Hieromax der Alten), der 1 M. südl. vom See Genezareth mündet; der Zerka od. blaue Fluß (der Jabok des Alten Testamentes) in der Mitte zwischen dem Mandhur u. dem Todten Meer. In das letztere münden der Zerka Main u. weiter südl. der Modschib, der Arnon des Alten Testaments. — Das Klima P.'s ist bei der geschilderten Verschiedenheit des Bodens ein sehr verschiedenes. Jahreszeiten giebt es nur zwei, die Regenzeit u. die regenlose Zeit. Erstere beginnt gegen Ende Oktober mit dem sog. Frühregen, nach welchem man das Feld bestellt. Unsere Wintermonate pflegen alsdann stürmisch u. kalt zu sein u. auf dem Gebirge fällt sogar oft reichlicher Schnee. Nach dem Spätregen im März u. April tritt 6 Monate hindurch fast ununterbrochen klares u. heißes Wetter ein. Die mittlere Temperatur des Westjordanlandes beträgt ca. $13\frac{1}{2}$ ° R.; höher ist dieselbe an der Küste u. fast tropisch in der Jordanniederung, bes. nördl. vom Todten Meere, wo sie bis zu 33 ° R. beobachtet worden ist. Die Ernte fällt daher in diesen Strichen ca. 14 Tage früher als im übrigen P., wo die Gerste Anfang Mai, der Weizen um Mitte u. Ende Mai geerntet werden. Was die Thierwelt in P. anlangt, so werden von Hausthieren in erster Linie noch immer Schafe u. Ziegen gezüchtet, weniger das Rind. Als Reit- u. Lastthier dient vor Allem der äußerst ausdauernde Esel, daneben das Pferd. Kameele werden fast nur von den Beduinen im Ostjordanlande gezüchtet. Der Hund gilt dem Mohammedaner als unreines Thier u. ist daher in den Städten meist herrenlos u. halbwild, aber durch die Vertilgung des Aases höchst nützlich. Von wilden Thieren ist bes. häufig der Schakal, zwei Fuchsarten, die Hyäne im Jordandickicht u. im nördl. Gebirge auch der Wolf, überall endlich das Wildschwein u. von Rothwild die Gazelle sowie am Todten Meere der Steinbock. Von Raubvögeln sind der Adler u. Geier, von eßbaren Vögeln wilde Enten, eine große Art von Rebhühnern, eine solche von Schnepfen sowie die zahlreichen wilden Tauben u. Wachteln zu nennen. Sehr häufig sind ferner in den Niederungen der Storch u. der Kranich. Von Kriechthieren kommt bes. das Chamäleon u. eine kleine Art von Schildkröten in Betracht. Reich ist das Land an allerlei Ungeziefer sowie an Skorpionen u. Schlangen. — Die Flora betreffend, so zeigt noch heute der Boden überall, wo Wasser ist, eine ungeheure Triebkraft. An der Küste herrscht dieselbe Flora wie sonst am Mittelmeer; neben der Citrone ist von besonderer Schönheit die Orange (um Jafa) u. der Oelbaum. Auf dem Gebirge herrscht neben dem Oelbaum die Eiche, Terebinthe u. Sykomore, vieler Orten auch die Feige u. der Nußbaum. Eine eigenthümliche u. wiederum fast tropische Vegetation hat die Jordanniederung. Das Sinken der ehemals so berühmten Weinkultur erklärt sich aus dem Weinverbot bei den Mohammedanern. Die Pflege des Tabaks, der Baumwolle u. des Maulbeerbaums zur Seidenzucht gehört mehr dem Libanondistrikt an.



Nr. 4393. Karte von Palästina.

Die grauenvolle Verödung des heutigen P., die sich unter der türk. Wirthschaft fast immer gesteigert hat, ergiebt sich am besten aus der Thatsache, daß das ganze Land außer Jerusalem (ca. 25,000 E.) keine Stadt mit mehr als 8—10,000 E. aufzuweisen hat; u. auch diese Zahl erreicht nur Hebron (s. d.). Noch existiren zwar fast alle die altberühmten Städte, aber meist in Ruinen u. Elend mit höchstens 3—5000 E. Wir nennen als die bedeutendsten: die Häfen Jafa u. Haifa (am Karmel); im ehemaligen Juda, dessen größter Theil jetzt eine traurige Wüste ist, von Süden nach Norden: Hebron, Bethlehem, Jerusalem; im ehemaligen Samarien: Nablus (s. d.) u. Dschenin; in Galiläa: Nazareth (s. d.) u. Tiberias am See Genezareth. — In Betreff der Bevölkerung sind erst in neuester Zeit von den Türken Erhebungen angestellt worden. Dieselben zeigen, wie stark die Volkszahl gegen ehedem abgenommen hat. Während sie nach verschiedenen Angaben des Alten Testaments gegen 4 Millionen betragen haben muß, erreicht sie heute höchstens die Zahl von 600,000. Davon sind ca. $\frac{4}{5}$ arabisch redende Mohammedaner, die übrigen aber griech. Christen, Lateiner (d. h. röm. Katholiken), ca. 10,000 Juden u.

wenige Protestanten u. Türken. — Seit 1865 wird auf die Erforschung P.'s in jeder Hinsicht großer Eifer verwendet durch eine engl. u. amerikan. Gesellschaft, deren Vermessung des Landes nächstens veröffentlicht werden soll. Bis jetzt sind die besten Karten die von Kiepert zu Robinson's Reisewerk (Halle 1841 ff.) u. die von v. d. Velde (Gotha 1856). Die Literatur zur Palästinakunde enthält vollständig Tobler, „Bibliographia geographica Palaestinae" (bis 1867; Ergänzung dazu 1875). Vgl. auch Bädeker's „P. u. Syrien" (Lpz. 1875).

Palästra, Bezeichnung des griech. Turnplatzes, daher gleichbedeutend mit Gymnasium (s. d.); diese Plätze, von Gebäuden u. Säulenhallen umgeben, wurden sowol von Turnenden wie auch von Zuschauern besucht, ein Beweis, welchen Werth die Griechen auf Leibesübungen legten.

Palatinus war im Mittelalter der lat. Titel des Pfalzgrafen (comes p.), welcher im Namen des Königs die richterliche Gewalt ausübte. In Ungarn war der P. bis zur Aufhebung der alten Verfassung im März 1849 erster Magnat des Reichs, Statthalter in Abwesenheit des Königs u. Vermittler zwischen ihm u. den Ständen, die ihn aus vier vom Könige vorgeschlagenen Kandidaten wählten. Seit dem Anfange des 18. Jahrh. war der P. gewöhnlich ein Mitglied der kaiserlichen Familie. Nach Herstellung der ungarischen Verfassung im Febr. 1861, selbst nach dem Ausgleich vom J. 1867, unterblieb die Ernennung eines P. Als der Reichstag wünschte, daß Deak bei der Krönung am 8. Juni 1867 diese Würde bekleide, lehnte er selbst ab.

Palatinus, der höchste unter den sieben Hügeln Roms, ein Plateau von fast viereckiger Gestalt südöstl. vom Forum; hier stand das älteste Rom (Roma quadrata), von dessen Mauern noch Reste erhalten sind. Schon in republikanischer Zeit gehörte der P. zu den vornehmsten Stadttheilen; Cicero, Clodius, Antonius, die hier wohnten, mußten ihre Paläste mit enormen Summen bezahlen. In der Kaiserzeit wurde der P. Residenz. Die ersten Kaiser wohnten am westl. Abhang; den östl. Theil bedeckte erst Nero's Goldenes Haus, dann die Prachtbauten der Flavier. Seitdem wohnte hier nur der Kaiser mit seinem Hofe, u. palatium, das ursprünglich Weideplatz bedeutet, wurde gleichbedeutend mit Residenz. In dieser Bedeutung ist es in fast alle modernen Sprachen übergegangen. Im Deutschen haben wir es in der doppelten Form von Palast u. Pfalz. — Der Palatinische Hügel gehörte bis 1870 Napoleon III., der sich durch umfassende Ausgrabungen bedeutende Verdienste erworben hat.

Palembang, niederländ. Residentschaft auf der ostind. Insel Sumatra, 2912 □M. mit 577,085 E. (1873); umfaßt das ehemalige, 1821 annektirte Königreich P. u. besteht größtentheils aus Niederungen, welche sich nach W. zu den reichbewaldeten Bergen im Innern erheben u. viel Reis, Baumwolle, Tabak u. Gewürze liefern. In den ausgedehnten Waldungen werden Dammargummi, Guttapercha, Harze u. Bambus gewonnen; nicht unbedeutend ist außerdem die Ausfuhr von Elfenbein u. Wachs. Die Bewohner bestehen in der Tiefebene überwiegend aus Malayen. Das interessanteste Volk des noch unkultivirten Inneren sind die mit den Batta verwandten Orang=Kubu. Die schiffbaren Ströme des Landes befördern den Handel. — Die Hauptstadt **P.**, am schiffbaren Musi gelegen, mit 42,000 E., wird von vielen Kanälen durchzogen, welche einen Theil der chines. Bevölkerung auf Bambusflößen tragen. Die Häuser stehen zumeist auf Pfählen. Der Palast (Kraton) des ehemaligen Sultans von P. wird jetzt theilweise als Wohnung des Residenten benutzt. P. exportirt außer den genannten Landesprodukten nam. noch vorzügliches Benzoëharz u. Vogelnester.

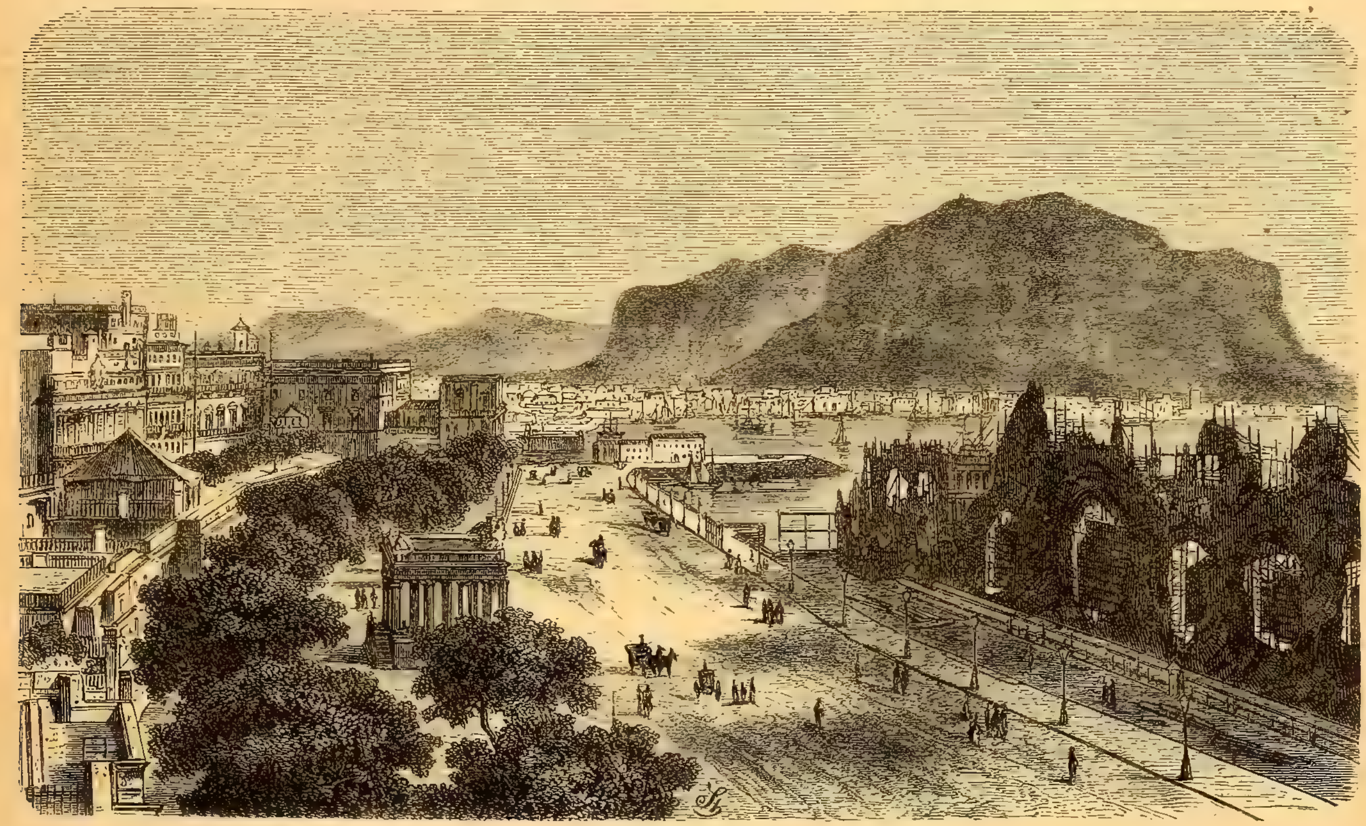
Palencia, eine zum ehemaligen Königreich Altcastilien gehörige span. Provinz, 147,05 □M. mit 184,668 E. (1870); umfaßt den nordwestl. Theil des Plateaus von Altcastilien u. grenzt im N. an die Provinz von Santander, im O. an die von Burgos, im S. an die von Valladolid u. im W. an die von Leon. Der Norden der Provinz steigt zu den Asturischen Gebirgen an; im S. beginnen die großen Hochflächen von Altcastilien, welche dort, wo sie gut bewässert sind, große Ernten von Getreide u. Wein liefern. Der Holzmangel des Landes wird einigermaßen durch die im N. aufgeschlossenen Steinkohlenlager ausgeglichen. Die Flüsse der Provinz, die sich in dem Pisuerga vereinigen, gehören zum Gebiet des Duero. Für den Getreide=Export sind der castilianische Kanal u. der Kanal von Campos, welche aus dem Pisuerga abgeleitet sind, von großer Bedeutung. — Die Hauptstadt **P.**, am linken Ufer des Carrion gelegen, hat 14,000 E., ist von Mauern umgeben u. von alterthümlichem Charakter; ein vorzügliches Bauwerk ist die Kathedrale San Antolin. Die in P. 1209 gegründete erste span. Universität wurde 1239 nach Salamanca verlegt. Die Bevölkerung treibt beträchtlichen Handel mit Getreide, Wein, Leder u. hier gewebten wollenen Decken.

Palenque, ein Dorf im NO. des mexikan. Staates Chiapas mit den Ruinen einer großen altamerikan. Stadt, welche wahrscheinlich schon zur Zeit der span. Eroberung verlassen war, deren Ursprung aber auf die Maya, das alte indian. Kulturvolk von Yukatan, zurückgeführt wird. Dieses „amerikan. Pompeji" wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vom Urwalde überwuchert aufgefunden u. nam. durch Dupaix (1806) u. Stephens (1840) untersucht. Nach Letzterem soll die Stadt ursprünglich gegen 20 engl. M. im Umfange gehabt haben. Man kann noch die Ueberreste von 14 prächtigen steinernen Gebäuden zwischen unzähligen Schutthaufen, Bäder, Tempel u. Kanäle erkennen.

Palermo, die Hauptstadt der Insel Sizilien, einer gleichnamigen ital. Provinz u. eines Kreises mit 186,145 E. (1871); liegt an der Nordküste der Insel im Hintergrunde des herrlichen Golfs von P., überragt von dem Monte Pellegrino u. umgeben von Orangegärten u. Weinbergen. Die Stadt wird kreuzförmig von den beiden Hauptstraßen, dem Corso Vittorio Emanuele (vom Volke überwiegend mit dem alten Namen Cassaro od. Toledo genannt) u. dem Corso Garibaldi (früher Via Macqueda) durchschnitten, welche sich in der achteckigen Piazza Quatro=Cantoni kreuzen. Hier liegen die schönsten Paläste u. glänzendsten Läden, während die Nebenstraßen vielfach eng, winklig u. finster sind. Die vielen Plätze werden durch Springbrunnen belebt, denen aus der Zeit arabischer Herrschaft stammende Wasserleitungen, wie den Privatgebäuden, Wasser zuführen. Das interessanteste Gebäude ist der Palazzo Reale, der in seinen Fundamenten sarazenischen Ursprungs ist u. von den Normannen u. Hohenstaufen weiter ausgebaut wurde. Derselbe ist ein großer, festungsähnlicher Gebäudekomplex, in dessen ältestem Theile auf einem Thurme sich die Sternwarte befindet u. dessen zweites Stockwerk die herrliche, von Roger II. 1132—40 erbaute Schloßkapelle (Cappella Palatina) umschließt. Von den zahlreichen Palästen sind nam. ausgezeichnet das Stadthaus (Palazzo Senatorio) mit antiken Statuen, der Palazzo dei Tribunali, 1307 auf den Grundmauern einer arab. Villa erbaut, der erzbischöfliche Palast u. der Finanzpalast. Nahe der Stadt stehen zwei alte maurische Paläste, der ganz verfallene Palazzo della Ziſa mit arab. Grottengewölben, schönen Säulen u. Mosaiken, u. das jetzt als Kaserne benutzte alte Schloß Cuba, in Form eines mächtigen Würfels erbaut. Von den 60 Pfarrkirchen ist die prächtigste die Kathedrale (Duomo della Sta. Rosalia), 1170—85 erbaut, aber in den späteren Zeiten vielfach restaurirt. Außer dem Sarkophage der heil. Rosalia befinden sich hier schöne fürstliche Grabmäler, so König Roger's II. u. seiner Tochter Konstanze, der Kaiser Heinrich VI. u. Friedrich II. Zu den ältesten Bauwerken P.'s gehört die in der Nähe des königl. Palastes gelegene Kirche S. Giovanni degli Eremiti, von welcher 31. März 1282 das erste Glockenzeichen zur Sizil. Vesper gegeben wurde. Die Klosterkirche della Martorana zeigt eine seltsame Mischung arab., normann. u. byzantinischen Baustils u. besitzt vorzügliche Mosaiken. Auf dem Monte Pellegrino steht eine Kirche u. ein Kloster vor der Höhle, in welcher zu Anfang des 17. Jahrh. die Gebeine der heil. Rosalia, der Schutzpatronin P.'s, gefunden worden sind. Bei dem Kapuzinerkloster befinden sich die berühmten Katakomben. Eine theilweise ziemlich verfallene Stadtmauer, welche von 16 Thoren durchbrochen ist, schließt sich im N. an die Citadelle (Castella mare) an, welche mit dem gegenüberliegenden Fort della Galita den schmalen Eingang des inneren Hafens beschützt. Ein großer, 1570 erbauter Molo mit Leuchtthurm u. Kastell dient zum Schutze des äußeren Hafens. — P. ist Sitz einer Präfektur, eines Erzbischofs, eines Kassations= u. Appellhofes, eines Civil= u. Korrektionstribunals, 6 Präturen u. zahlreicher anderer Behörden; an höheren Unterrichtsanstalten befinden sich hier eine 1394 gegründete, 1804 von Ferdinand IV. erneuerte Universität (1874—75 von 340 Studenten besucht), mit der neben anderen Sammlungen auch ein Museum verbunden ist; eine Ingenieurschule, ein Lyceum, zwei Gymnasien, ein Gewerbeinstitut, ein Institut für die Handelsmarine u. zwei technische Schulen; außerdem bestehen hier ein Kollegium der schönen Künste, eine Akademie der Wissenschaften, eine medizinische Akademie, eine bedeutende städtische u. eine Nationalbibliothek u. vier Archive. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten ist nam. hervorzuheben ein großes Krankenhaus, eine Irrenanstalt, ein Taubstummeninstitut u. ein bedeutendes Armenhaus. — Die Bevölkerung fabrizirt Seiden=, Baumwoll=, Gold=, Silber= u. Eisenwaaren, treffliche Tischler= u. Korallenarbeiten u. treibt Steinschleiferei, Schiffbau u. starken Fischfang, bes. auf Thunfische u. Sardellen. Der beträchtliche Handel P.'s liegt nam. in den Händen engl., genues. u. livornes. Häuser. Der Schiffsverkehr des Hafens umfaßte 1873: 10,134 Schiffe von 1,507,067 Tonnen. P., im Alterthume Panormos, ist eine phönik. Kolonie, welche später unter die Herrschaft der Karthager kam u. 254 v. Chr. von den Römern erobert ward; 835—1072 war die Stadt Sitz des arab. Oberstatthalters von Sizilien, darauf Hauptstadt der Insel unter den normänn., hohenstauf., franz., span. u. a. Herrschern. 1799—1815 residirte hier Ferdinand IV.; 1820, 1836, 1848, 1849 u. 1860 brachen hier Aufstände aus, deren letzter 19. Juni 1860 die Königlichen zum Abzug zwang. — Vgl. A. Oppermann, „P." (Bresl. 1860) u. Gregorovius, „Siciliana" (3. Aufl., Lpz. 1872).

Pales, ein von Goldschmidt in Paris am 19. Sept. 1857 entdeckter, zwischen Mars u. Jupiter kreisender, das Zeichen (49) führender Planetoid.

Palestrina, Giovanni Pierluigi od. Giovanni Pietro Aloisio da, der berühmteste Meister der röm. Tonschule, von seinen Zeitgenossen durch den Beinamen „Musicae princeps" (Fürst der Tonkunst) ausgezeichnet, wurde 1524 (nach Einigen bereits 1514) in der kleinen Stadt Palestrina geboren, u. soll sein eigentlicher Name Sante gewesen sein, weshalb er richtiger Giovanni Pierluigi Sante — mit dem Beisatze da Palestrina — genannt werden müßte. Zur Vervollkommnung in seinen literarischen u. musikalischen Studien wurde er um 1540 nach Rom geschickt, wo er in die Musikschule Goudimel's (s. d.) eintrat. 1551 wurde er an der von Papst Julius II. nach ihm benannten Cappella Giulia als Lehrer der Singknaben mit dem Titel Kapellmeister angestellt u. 1554 gab er sein erstes Werk, vier vierstimmige Messen u. eine fünfstimmige, heraus. Er dedicirte es Julius III. u. wurde durch diesen 1555 in dem Kollegium der päpstlichen Kapellsänger angestellt; einigen andern dem König Philipp II. von Spanien gewidmete berühmte sog. „Missa papae Marcelli", den Preis davon. Inzwischen war P. 1565 vom Papste zum Komponisten seiner Kapelle ernannt worden, u. 1571, nach Animuccia's Tode, trat er wieder in seine frühere Stellung an der Cappella Guilia, sowie er um diese Zeit auch Animuccia's Nachfolger als Musikdirektor an der Kongregation des Oratoriums wurde u. die Leitung der von Giovanni Maria Nanini errichteten Musikschule übernahm. Um 1580 wurde er Musikmeister des Fürsten Giacomo Boncompagni; sein an Ruhm, aber auch an unausgesetzten Entbehrungen reiches Leben beschloß P. 1. Febr. 1594. — Von P.'s sehr zahlreichen Werken: Sammlungen von Messen, Motetten, Lamentationen, Hymnen, Offertorien, Litaneien, Magnificaten, geistlichen u. weltlichen Madrigalen 2c., ist nur der kleinste Theil gedruckt. Die Erhabenheit des Stils in seinen kirchlichen Produktionen wird für alle Zeiten Gegenstand der Bewunderung bleiben; aber auch anmuthig u. fein kann er sein, wie seine Madrigalen beweisen. Ein Zögling der Niederländischen Schule,



Nr. 4394. Palermo.

Julius III. aber starb wenige Wochen darauf; auch sein Nachfolger Marcellus II. regierte nur wenige Tage, u. der neue Papst Paul IV. nahm Anstoß daran, daß unter den Sängern der päpstlichen Kapelle einige sich befanden, welche nicht geistlichen Standes u. sogar verehelicht waren. Zu diesen gehörte P., welcher daher mit einer spärlichen Pension aus der Kapelle entlassen wurde, aber noch in demselben Jahre die Kapellmeisterstelle an San Giovanni in Laterano, als Nachfolger Lupacchino's, erhielt. Dieses gering besoldete Amt vertauschte P. 1561 mit der einträglicheren Stelle an der Kirche Sta. Maria Maggiore. In das J. 1560 fällt eine seiner wundervollsten Kompositionen — die „Improperien", welche bis zur Stunde noch alljährlich am Charfreitag in der päpstlichen Kapelle aufgeführt werden. Als 1562 das Konzil von Trient sich die Reformirung der Kirchenmusik angelegen sein ließ, bestellte die zu diesem Zwecke eingesetzte Kommission bei P., dessen „Improperien" die Hoffnungen der frommen Väter erweckt hatten, ein Probewerk einfachen u. edlen Stils, u. P. schrieb im Geiste der ihm gewordenen Aufgabe drei neue sechsstimmige Messen. Sie wurden aufgeführt u. die Aufgabe als gelöst betrachtet; insbes. trug die dritte Messe, die 1567 mit noch hat er diese auch in seinen besten Werken nie verleugnet, wohl aber deren Stil durch seinen Geist veredelt. Man findet bei ihm alle Abstufungen der kontrapunktischen Kunst: von der einfachsten Gattung, Note gegen Note, bis zu den künstlichsten Kombinationen kanonischer u. fugirter Satzart. Alles aber bewegt sich vom Feuer des Genius durchglüht, frei u. zwanglos auch inmitten der beengendsten polyphonen Schranken. — P. hatte vier Söhne, welche ebenfalls Tonsetzer waren u. von denen drei vor ihrem Vater starben; der vierte, Hygin, gab mehrere der Werke P.'s nachträglich heraus.

Palette, die dünne ovale Scheibe aus Holz, Porzellan od. auch aus Elfenbein, auf welche der Maler die Oelfarben setzt u. nach dem jedesmaligen Bedürfnisse während der Arbeit mischt. Daher auch P. so viel bedeutet wie die einem Maler eigenthümliche Farbenmischung.

Pálffy v. Erdöd, ein altes, weitverzweigtes ungar. Adelsgeschlecht, das sich ursprünglich nur Pálffy (d. h. Paul's Sohn) nannte. Der Name Erdöd kam hinzu, als sich ein Pálffy mit der Erbtochter des Geschlechts Erdöd verheirathet hatte. Heute blüht das Geschlecht noch in zwei Linien: der **Nikolaischen** u. der **Johannischen** od. **Jüngeren** Linie. Der ältere Zweig der Nikolaischen Linie ist seit 4. Nov. 1807

fürstlich u. hat jetzt zum Haupt den Fürsten Anton Karl **P. v. E.**, Erbobergespan des Preßburger Komitats, geb. 26. Febr. 1793. Der mittlere u. der jüngere Zweig derselben Linie sowie die übrigens nur noch auf zwei Augen ruhende Johannische Linie sind seit 6. April 1630 gräflich. Das gegenwärtige Haupt des mittleren Zweiges nennt sich infolge der Beerbung des verstorbenen Grafen Joseph Daun seit 11. März 1853 Graf **Pálffy-Daun v. Erdöd, Fürst zu Thiano.** Hervorzuheben ist: Graf Johann **P. v. E.**, geb. 20. Aug. 1663; trat sehr jung in österr. Militärdienste, tödtete 1693 den Prinzen Johann Friedrich von Württemberg im Duell, ward 1704 Banus von Kroatien, Dalmatien u. Slavonien, kämpfte seit 1706 gegen die ungar. Rebellen, konnte aber trotz mehrerer Siege erst 1711 die Ruhe in Ungarn vollständig wieder herstellen. 1716, bei Ausbruch des Türkenkrieges, mit dem Befehl über die gesammte Reiterei unter Prinz Eugen betraut, focht er mit großer Auszeichnung. Seit 1741 Palatin von Ungarn, wirkte er mit Begeisterung für das Interesse Maria Theresia's. Er starb zu Preßburg 24. März 1751.

Pali ist der Name der heil. Sprache der Buddhisten; es war in der Gegend, wo der Buddhismus entstand, in dem heutigen Behár, dem alten Mâgadha (vgl. Spence Hardy's „Manual of Budhism") einst die volksthümliche Mundart u. ist dem Sanskrit nahe verwandt. Die Singhalesen nennen sie Mungata, die Birmanen Magadabâsâ. In der Paliliteratur sind bes. Werke über Religion u. Philosophie des Buddhismus u. Lebensbeschreibungen buddhistischer Heiligen stark vertreten. Eine recht brauchbare Grammatik u. ein Wörterbuch des P. lieferte Clough, „A compendious Pali grammar with a copious vocabulary" (Colombo 1824); Burnouf u. Lasser haben einen vortrefflichen „Essai sur le P." (Par. 1826) verfaßt. Vgl. auch Max Müller's „Sprachwissenschaftliche Vorlesungen" (bearbeitet von Böttger, 1. Serie).

Palikao, Charles Guillaume, Graf, s. „Montauban".

Palikaren war der Name der unregelmäßigen, aus Albanesen u. verwandten Stämmen bestehenden Truppen Griechenlands, die aber seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht (1867) in Wegfall gekommen sind. Sie waren der Landessitte gemäß mit der türk. Flinte, großen Pistolen u. dem Handschar bewaffnet.

Palimpseste nennt man diejenigen Handschriften, deren ursprüngliche Schrift durch Waschen, Schaben od. Radiren beseitigt od. fast unkenntlich gemacht worden ist, um auf dem theuren Pergament eine neue Schrift darüber führen zu können. Sie werden Codices rescripti genannt, wenn der Inhalt ganzer Bücher auf solche Weise ausgelöscht u. durch neuen ersetzt worden ist. Schon im Alterthum waren die P. häufig, u. bes. zahlreich entstanden sie im Abendlande während der letzten Zeiten des untergehenden Römerreiches u. der zunächst folgenden Jahrhunderte. Die meisten u. fast allein werthvollen lat. P. stammen aus den Zeiten des 7.—9. Jahrh., in welchen man die schönen u. alten Codices mit ihrem guten, starken Pergamente, deren Schrift leicht zu vertilgen war, noch in Fülle besaß. Später radirte man gründlicher u. gebrauchte das schadhaft gewordene, oft löcherige Pergament meistens zu Konzepten. Es ist eine besondere Kunst, die ursprüngliche Schrift der P. zu entziffern. Am wenigsten Schwierigkeiten verursachen diejenigen P., auf welchen die ältere Schrift nur abgewaschen od. leicht mit Bimsstein abgerieben worden ist. Sie sind verhältnißmäßig leicht wieder in lesbaren Zustand zu versetzen. In den meisten Fällen ist aber ohne die Anwendung von chemischen Reagentien nichts od. doch nicht genug mit der Kenntlichmachung der ursprünglichen Schrift zu erreichen.

Palindrom (griech.), wörtlich ein Rückwärtsläufer, d. h. ein Vers, der vorwärts od. rückwärts gelesen dieselben Worte u. denselben Sinn zuläßt; ferner ein Räthsel über ein Wort, welches vor- u. rückwärts gelesen verschiedene Bedeutung hat, wie z. B. Mais—Siam, Roma—Amor, Rebe—Eber 2c. — **Palingenesie** (griech.), Wiedergeburt, Wiedererscheinen in veränderter Form, z. B. bei Raupe u. Schmetterling; im theologischen Sinne Auferstehung der Menschen od. auch geistige Wiedergeburt. — **Palinodie** (griech.), ein Lied, in welchem der Inhalt eines früheren Liedes widerrufen wird, überhaupt ein Widerruf.

Palissaden sind starke, oben zugespitzte Holzstücke von mehr als Manneshöhe, welche zur Verstärkung von Befestigungsanlagen, zum Abschließen von Zugängen, zu schneller Herstellung von Vertheidigungslinien, Erschwerung der Ersteigung des Walles 2c. dienen. Sie sind in großen Festungen vorräthig zu halten, weil ein großer Theil der Palissadirung erst vorgenommen wird, wenn die Angriffsfront einigermaßen bekannt ist.

Palissy, Bernard, ein äußerst vielseitiger Künstler, geb. zu Saintonge (nach Andern zu Agen) um 1510; erlernte Anfangs das Töpferhandwerk, erwarb sich aber dann so viel technische u. chemische Kenntnisse, daß er ein trefflicher Fayencearbeiter, Glasmaler, Bauzeichner u. Bildner wurde. Begünstigt durch Katharina v. Medici u. in Paris zum Hoftöpfer ernannt, erfand er die emaillirte Fayence u. verfertigte im Laufe von 10 Jahren die verschiedensten Gegenstände, die sich durch technische Vollendung u. durch eine ganz eigenthümliche Formbehandlung auszeichneten. Es waren entweder Schmucktafeln mit Malereien od. Reliefdarstellungen, od. Platten, Schüsseln, Teller, Tafelaufsätze, Figuren 2c. mit Reliefs aus der heimischen Thier- u. Pflanzenwelt. Viele seiner Arbeiten besitzt das Musée de Cluny. Infolge mehrerer Anklagen, die er sich als Protestant zuzog, wurde er in die Bastille u. nachher ins Châtelet verwiesen, wo er 1590 starb. Seine Brüder Nicolas u. Mathurin setzten den Betrieb bis in die Zeit Heinrich's IV. fort, ohne ihn aber weiter zu fördern.

Palladio, Andrea, berühmt als Baumeister des ital. Renaissancestils u. als Kunstschriftsteller. Geboren zu Vicenza 30. Nov. 1518, studirte er in Rom u. anderen Städten Italiens sowie in Nîmes die Bauwerke der klassischen Zeit. Nach seiner Rückkehr begann er in Vicenza u. dessen Umgegend sowie in Venedig, wo er Baumeister der Republik wurde, seine Thätigkeit u. führte eine Menge von Bauten aus, die durch wohldurchdachte Anordnung u. edle Verhältnisse, Gesetzlichkeit u. Harmonie der Façaden wahrhafte Meisterwerke sind. Zu seinen schönsten Bauten gehören in Vicenza zunächst sein frühester, die Basilika (aus dem J. 1549), in welcher er das alte goth. Rathhaus im Geiste der Renaissance als großartigen Marmorbau umgestaltete; ferner der Palast Chieregati (jetzt Museum), der einzige, der eine freie Lage hat, mit einer Fronte, deren Mittelbau in beiden Stockwerken unten dorische, oben ionische Halbsäulenstellungen hat, die sich nach beiden Seiten als offene, lichte Hallen fortsetzen u. dem Ganzen ein festlich heiteres Ansehen geben; ebenso unter seinen Villen nahe der Stadt die sog. Rotunda. Unerquicklicher sind dagegen durch die Sucht nach Kolossalem der Palast Tiane (1556—58), durch übertriebenen Reichthum der Dekorationen der Palast Barbaro (1570) u. durch eine etwas prahlerische Anordnung der Palast Valmarana (1566). Von seinen Kirchenbauten, an deren Façaden er stets nur eine einzige Säulenstellung hat, sieht man die besten zu Venedig in S. Giorgio maggiore (1560) u. S. Redentore (1576). Als Kunstschriftsteller ist P. bekannt durch seine „Quattro libri dell' Architettura" (beste Ausg. Vicenza, 4 Bde. 1776—83). Er starb 19. Aug. 1580. Sein Leben beschrieben Tommaso Temanza (Vened. 1762) u. Antonio Magrini, „La vita e le opere di A. P." (Padua 1845).

Palladium, ein sehr seltenes, von Wallaston im J. 1803 im rohen Platinerze entdecktes Metall, welches in Glanz u. Farbe dem Platin ähnlich, nur ein wenig dunkler ist. Es ist geschmeidig u. läßt sich zu Blech auswalzen; beim Erhitzen an der Luft läuft es in dunkler Glühhitze blau an, erhält aber, stärker geglüht, seinen Metallglanz u. seine weiße Farbe wieder. Ueber seinen Schmelzpunkt erhitzt verdampft das P. in grünen Dämpfen. Das spezifische Gewicht ist 11,4, das Aequivalent 53, das Atomgewicht 106, das chemische Zeichen Pd. Eine allgemeinere Verwendung hat das Metall wol wegen seines hohen Preises bis jetzt noch nicht gefunden; nur das Chlorpalladium wird in der analytischen Chemie zur Trennung von Jod u. Brom benutzt.

Palladium, ein roh geschnitztes Holzbild der Pallas, das der Sage nach vom Himmel gefallen war u. in Troja als ein Heiligthum aufbewahrt wurde, weil es diese Stadt uneinnehmbar machte. Erst nachdem Odysseus u. Diomedes heimlich das P. geraubt hatten, konnte Troja zerstört werden. In späterer Zeit rühmten sich viele Städte, im Besitz dieses uralten Götterbildes zu sein. — Heute nennt man daher in übertragener Bedeutung P. eine heilig gehaltene Sache, welche als Unterpfand od. Schutz eines anderen werthvollen Besitzes gilt.

Palladius, Rutilius Taurus Aemilianus, röm. Schriftsteller; lebte wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr.; er gab in seinem Werke „De re rustica" (14 Bücher; herausgeg. u. A. von Schneider, „Scriptores rei rusticae etc.", Bd. 3) dem Landmanne Vorschriften, was er in jedem Monat vorzunehmen habe.

Pallanza, Kreisstadt in der nordital. Provinz Novara mit 3600 E.; liegt malerisch am Westufer des Lago Maggiore unweit der Mündung der Tosa u. gegenüber den Borromeischen Inseln, ist Sitz einer Unterpräfektur, eines Civil- u. Korrektionstribunals, einer Prätur u. eines Gymnasiums. Auf einem felsigen Vorsprunge erhebt sich am See die uralte Kapelle St. Remigio auf dem Grunde eines röm. Tempels;

zahlreiche röm. Alterthümer finden sich in der Umgebung. Der Mauer der Kirche S. Stefano ist ein röm. Relief mit Inschrift eingefügt. Die reizende, vor kalten Winden geschützte Lage der Stadt macht sie zu einem beliebten Winteraufenthalt für Leidende.

Pallas, s. „Athene".

Pallas, ein von Olbers in Bremen am 28. März 1802 entdeckter, zwischen Mars u. Jupiter kreisender, das Zeichen (2) führender Planetoid.

Pallas, Peter Simon, berühmter Naturforscher u. Forschungsreisender in Rußland, geb. zu Berlin 22. Sept. 1741; studirte daselbst Medizin u. Naturwissenschaften, ging dann nach den Niederlanden, wo er die reiche Naturaliensammlung des Erbstatthalters ordnete, war hierauf in ähnlicher Weise vielfach in England thätig u. folgte 1768 einem Rufe als Inspektor des akademischen Naturalienkabinets nach Petersburg. In demselben J. wurde unter seiner Leitung eine wissenschaftliche Expedition unternommen, welche bis 1774 den Ural, die Kirgisensteppe, das Altaigebirge u. die unteren Wolgaländer durchforschte u. großartige Sammlungen mitbrachte. Seit 1777 Mitglied eines Ausschusses zur Ausmessung u. vollständigen Topographie des Russ. Reichs, ward P. 1785 ordentliches Mitglied der Petersburger Akademie sowie 1787 Historiograph des Admiralitätskollegiums.



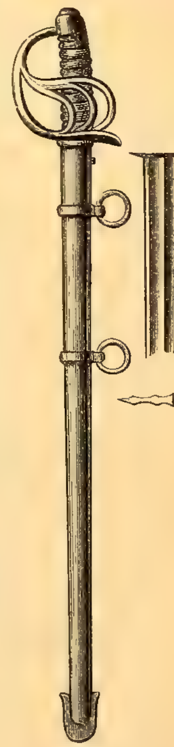
Nr. 4395. Peter Simon Pallas (geb. 22. Sept. 1741, gest. 8. Sept. 1811).

Nachdem er 1793—94 auch das südl. Rußland, insbes. die Krim, bereist hatte, zog er nach Simferopol, wo durch Kaiserin Katharina II. für ihn aufs Großherzigste gesorgt worden war. Nur die Gesetzlosigkeit der Tataren verleidete ihm schließlich das Leben in Taurien, u. so verkaufte er 1810 seine Besitzungen daselbst u. kehrte nach Berlin zurück, wo er 8. Sept. 1811 starb. Von seinen zahlreichen Werken sind anzuführen: „Elenchus zoophytorum" (Haag 1766; deutsch von Wilkens, Nürnb. 1787); „Miscellanea zoologica" (ebd. 1766); „Spicilegia zoologica" (2 Bde., Berl. 1767—1804); „Reisen durch verschiedene Provinzen des Russ. Reichs" (3 Bde., Petersburg 1774—76); „Sammlungen historischer Nachrichten über die mongol. Völkerschaften" (2 Thle., ebd. 1776—1801); „Neue nordische Beiträge zur physikalischen u. geographischen Erd- u. Völkerbeschreibung (7 Thle., ebd. 1781—96); „Icones insectorum praesertim Rossiae Siberiaeque peculiarium" (2 Thle., Erl. 1781 bis 1783; Fortsetzung 1796); „Flora Rossica" (2 Bde., Petersb. 1784 bis 1788, gr. Fol.); „Linguarum totius orbis vocabularia comparativa" (2 Bde., ebd. 1787—89; 2. Aufl., 4 Bde., 1790 f.); „Tableau physique et topographique de la Tauride" (ebd. 1795; Par. 1799; deutsch, ebd. 1806); „Species astragolorum" (14 Hefte, Lpz. 1800—1804); „Bemerkungen auf einer Reise in die südl. Statthalterschaften des Russ. Reiches" (2 Bde., ebd. 1799 u. 1801).

Pallasch heißt der große Korbsäbel mit gerader Klinge, welchen noch heute Kürassiere führen. Er stammt aus Spanien u. kam in der Zeit des 16. u. 17. Jahrh. bei den Kürassieren an Stelle des breiteren, mit Kreuzgriff versehenen Schlachtschwertes in Gebrauch. Der damalige P. war degenartig, hatte schmälere Klinge als das Schlachtschwert u. Sförmige Parirstange. Nr. 4396 stellt einen P. nebst Durchschnitt der Klinge dar.

Palleske, Emil, Schriftsteller, geb. zu Tempelburg (Pommern) 5. Jan. 1823; studirte Philologie u. Geschichte in Berlin u. Bonn, wurde aber später Schauspieler u. war 1845—51 Mitglied des Hoftheaters in Oldenburg. Hierauf hielt er in Berlin u. anderen Städten Deutschlands dramatische Vorlesungen u. wendete sich der literarischen Thätigkeit zu. Seinen Wohnsitz hat er jetzt in Weimar. Hauptsächlich durch sein treffliches Buch über „Schiller's Leben u. Werke" (2 Bde., Berl. 1858 f.; 5. Aufl. 1871 f.) bekannt geworden, hat er sich auch durch dramatische Arbeiten Achtung erworben. Von diesen seien angeführt: „König Monmouth" (Berl. 1853); „Achilles" (Gött. 1855); „Oliver Cromwell" (Berl. 1857); „Die Braut von Korinth" (ebd. 1860) 2c.

Palliativ (auch Palliativmittel) ist eine die Symptome einer Krankheit, nicht diese selbst heilende Arznei. Die Palliativkur steht im Gegensatz zur Radikalkur, welche gegen das Wesen der Krankheit gerichtet ist. Die erstere ist bei allen unheilbaren Uebeln fast die einzig mögliche; es handelt sich dabei zumeist darum, eine Menge Nebenzufälle, z. B. Schmerz, Angst, Schlaflosigkeit, üble Gerüche 2c. zu beseitigen. Doch auch bei heilbaren Uebeln ist die Palliativkur häufig am Platze, indem es gilt, bald den Auswurf zu fördern, bald den Fieberdurst zu mäßigen 2c.



Nr. 4396. Pallasch.

Pallium, bei den Römern eigentlich das weite Oberkleid, der Mantel (im Gegensatz zu der Tunica od. zum Leibrock), galt seit dem 4. Jahrh. n. Chr. als die eigentliche Amtstracht der Bischöfe. Seit dem 6. Jahrh. begannen die röm. Päpste, die Ertheilung des P. (gegen immer höhere Taxen, die sog. Palliengelder) an die Bischöfe u. bes. die Erzbischöfe des Abendlandes als ein Recht für sich in Anspruch zu nehmen; seit Innocenz III. (1215) galt die Verleihung des P. sogar als die unumgängliche Bestätigung der bischöflichen Gewalt durch den Papst. Ueber Stoff u. Aussehen des P. vgl. „Bischof" (Bd. II. S. 987).

Palm. 1. ein früheres Längenmaß in England von 3 Inches od. Zoll = 76 mm.; 2. in Holland die Benennung für den franz. Decimeter; 3. in Norwegen ein Maß zum Messen der Rundhölzer von $3\frac{1}{2}$ engl. Zoll Länge = 88 mm.; ferner in Holland der Diameter-P. = 304 u. der Rond-P. = 94 mm.

Palm, Johann Jakob Philipp, deutscher Buchhändler, ein Opfer Napoleon'scher Tyrannei, geb. zu Schorndorf (Württemberg) 9. Jan. 1766; lernte bei seinem Oheim J. J. Palm in Erlangen, konditionirte dann in der Andreä'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. u. bei Vandenhök in Göttingen, heirathete die Tochter des Buchhändlers Stein in Nürnberg u. übernahm hierauf dessen Geschäft. Im Frühjahr 1806 versendete die Stein'sche Buchhandlung (P. hatte diese Firma beibehalten) die Flugschrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", als deren Verfasser der Physiker Johann Konrad v. Yelin gilt, der, gest. 1826 zu Edinburgh, damals Gymnasialprofessor in Ansbach war. Diese Broschüre, welche in ziemlich gemäßigtem Tone die innere u. äußere Politik Frankreichs besprach u. nur sehr bittere Bemerkungen über das Verhalten der franz. Truppen in Bayern enthielt, gerieth zufällig in die Hände franz. Offiziere, auf deren Denunziation beim General Davoust sofort die strengste Untersuchung angeordnet u. P. verhaftet wurde. Am 22. Aug. 1806 nach Braunau geschafft, wo eine außerordentliche militärische Kommission zur Untersuchung u. Aburtheilung des in Deutschland begangenen Verbrechens, „Schandschriften gegen Seine Majestät den Kaiser" verfaßt u. verbreitet zu haben, 12. August zusammengetreten war, wurde P., der ohne Vertheidiger geblieben, 26. Aug. zum Tode verurtheilt u. auch gleich an demselben Tage auf dem sog. Glacis außerhalb des sog. Salzburger Thores in Braunau erschossen. Für seine Familie (Frau, zwei Töchter u. ein Sohn) wurde durch eine Sammlung gesorgt, zu der auch die Höfe in London

u. Petersburg beisteuerten. König Ludwig I. ließ 1842 eine Gedenktafel an P.'s Haus in Nürnberg anbringen; vier Bürger Braunau's errichteten auf dem Platze, wo er gefallen, 1862 einen Denkstein, u. seit 1866 steht in Braunau auch ein Monument P.'s. Sein Schicksal ist von L. Eckardt u. A. Ringler dramatisch behandelt worden. Vgl. seine „Biographie" (München 1842).

Palma, eine der Kanarischen Inseln, 12,2 □M. mit etwa 30,000 E.; liegt im NW. von Teneriffa u. ist durchaus gebirgig. Die vulkanischen Erhebungen, welche im Roque de los Muchachos zu 2345 m., im Pico de la Cruz zu 2358 m. u. im Pico del Cedro zu 2278 m. ansteigen, bilden den großartigen Thalkessel der Caldera, in welchen fast senkrechte Felswände 1200 m. tief abstürzen u. der durch die tiefe Thalschlucht des Gran Barranco de las Angustias entwässert wird. Zahlreiche, aber minder wilde Schluchten (Barrancos) schneiden in die Seiten dieses centralen Gebirgsstockes ein. Am fruchtbarsten sind die reich bewässerten Thäler im NO. der Insel; die Abhänge sind theilweise gut bewaldet u. bes. die Ostseite durch ihre Lorberwaldungen ausgezeichnet. Die Bevölkerung treibt bes. Zucht von Rindern, Schweinen, Schafen u. Ziegen, baut Weizen, Roggen, Gerste u. Mais an. Weinbau wird vorzugsweise im SW., Baumwollenkultur im SO. von P. getrieben. Der wichtigste Ausfuhrartikel ist Kochenille. Guten Ertrag gewährt der Fischfang. Die Hauptstadt Santa Cruz de P. hat 5400 E. u. einen guten Hafen.



Nr. 4397. Johann Jakob Philipp Palm (geb. 9. Jan. 1766, gest. 26. Aug. 1806).

Palma, Hauptstadt der Balearischen Inseln (s. d.).

Palma od. Palmo, ein Längenmaß in Italien, Spanien, Portugal, Brasilien u. Rumänien, gewöhnlich in 12 Zoll à 12 Linien eingetheilt, entspricht mit nur wenigen Abweichungen der Länge des Fußes. Die P. od. Spanne von Rumänien zu 100 Linien = 198 mm. Der Palmo von Barcelona ist 194, der von Cagliari 262, der von Genua 249, von Lissabon u. Rio 220, von Madrid 210, von Neapel u. Nizza 264, von Palermo 258 u. von Rom 249 mm. lang.

Palma, Jacopo, il vecchio (der Alte), Maler der venet. Schule, einer der frühsten u. begabtesten Schüler Tizian's. Geb. um 1480 zu Serinalto bei Bergamo, bildete er sich Anfangs nach Giovanni Bellini u. kam dann in die Schule Tizian's nach Venedig, wo er im besten Mannesalter um 1530 starb. In Komposition u. Behandlung seiner Bilder, bes. der dramatischen, ist er streng, ernsthaft u. ruhig, in den Frauengestalten edel u. anziehend; im Kolorit weniger frei u. gewandt als seine Schulgenossen, aber voll Wärme u. Schönheit. Sein Hauptwerk ist in Venedig die heil. Barbara (in S. Maria Formosa); andere, frühere befinden sich in der dortigen Akademie, in S. Zaccaria, sowie in den Museen von Dresden, Wien u. Paris. — Vermuthlich sein Großneffe war der als Maler u. Kupferstecher bekannte Jacopo P. il giovine (der Junge), der den ersten Unterricht von seinem Vater Antonio erhielt. Geb. 1541 od. 1544, blieb er bis zu seinem 15. Jahre in Venedig, lebte dann abwechselnd in Urbino u. in Rom, wandte sich später zur venet. Schule zurück u. schloß sich bes. an Tintoretto an. Er arbeitete in seinen späteren Jahren ziemlich handwerksmäßig, verräth aber dabei viel Talent. Seine besseren Werke befinden sich fast nur im Dogenpalast u. in einigen Kirchen Venedigs. Seine Radirungen in Kupfer sind leicht u. geistreich ausgeführt. Er starb vermuthlich 1628.

Palmarum, eigentl. dies palmarum, d. h. „Tag der Palmen", auch Palmensonntag od. Grüner Sonntag, heißt der letzte Sonntag vor Ostern zur Erinnerung an den Einzug Jesu in Jerusalem über die auf den Weg gestreuten Palmenzweige (Matth. 21, 8). In der Griech. Kirche wurde der Palmentag schon seit dem 4. Jahrh. gefeiert, in der Römischen erst seit dem 7. Jahrh. Noch jetzt verbindet die Katholische Kirche mit der Feier dieses Tags die sog. Palmenweihe (in Ermangelung von Palmen werden auch andere grüne Zweige geweiht u. dann an die Gemeinde vertheilt).

Palmblad, Wilhelm Friedrich, geb. 16. Dez. 1788 zu Liljested in Ostgothland; einer der fleißigsten u. vielseitigsten schwedischen Schriftsteller, ausgezeichnet in seinen prosaischen, aber ziemlich schwach in seinen dichterischen Schriften. Seine Uebersetzungen des Aeschylos u. Sophokles erfuhren eine strenge, abweisende Beurtheilung, wogegen seine Novellen „Amala", „Der Werder im Dall-See" ꝛc. u. die Romane: „Die Familie Falkensvärd" u. „Aurora Königsmark" einen der vornehmsten Plätze in der schwedischen Literatur einnehmen. Er stiftete auch in Gemeinschaft mit Atterbom im J. 1807 den sich an die deutsche neuromantische Schule der beiden Schlegel, Tieck u. Novalis anschließenden Aurorabund, der seine Ansichten in den Zeitschriften „Polyphem", „Phosphoros" (nach welcher die Anhänger dieser Schule die Phosphoristen genannt wurden) u. später (1813 bis 1824) in der „Schwedischen Literaturzeitung" aussprach. Ein sehr beachtungswürdiges Werk ist sein mit Wieselgrén gemeinschaftlich herausgegebenes „Biographisches Lexikon berühmter Schweden" (in 23 Bdn. 1835—57). Auch das Gebiet der Politik berührte P., indem er als Kämpe der sog. historischen (d. h. konservativen) Schule auftrat. Sein mit Recht berühmtestes Werk aber ist das in der schwed. Literatur einzig dastehende „Handbuch der physischen u. politischen, älteren wie neueren Geographie" (5 Bde., Upsala 1826—37, unvollendet). P. starb 2. Sept. 1852 als Professor in Upsala.

Palme, ein Längenmaß in Belgien, Holland u. Frankreich = 1 Dezimeter; ferner ein Maß zur Ermittelung des Umfangs der Schiffsmasten. In Hamburg ist die P. = $\frac{1}{3}$ Fuß od. 95 mm., in Amsterdam 94 mm.

Palmeirim, Luis Agosto, berühmtester portug. Dichter der Gegenwart, geb. 9. Aug. 1825 zu Lissabon. P. hat sich, obwol er auch eine Anzahl trefflicher Lustspiele u. Novellen geschrieben hat, doch vorzugsweise durch seine lyrischen Dichtungen („Poesias", zuerst 1851 gesammelt erschienen) die große u. wohlverdiente Beliebtheit erworben, deren er bei seinen Landsleuten genießt. Sehr passend hat man ihn den Béranger Portugals genannt, denn wie dieser franz. Dichter versteht er es, in seinen Liedern die echt volksthümlichen Weisen zu treffen, u. wie dieser vertritt er mit beredtem Freimuthe die freiheitlichen Ideen, denen der bessere Theil der portugiesischen Nation seit längerer Zeit huldigt.

Palmen, die edelste Form der monokotylischen Gewächse; meist von baumartiger Struktur, mit einem einfachen, selten getheilten Stamme (Schafte), welcher von einer üppigen u. malerischen Blattkrone begrenzt, von strangartigen Wurzelfasern an die Erde geheftet, meist cylindrisch od. auch nach unten, in der Mitte sowie nach oben verdickt erscheint, statt der Rinde sich mit ringförmigen Blattnarben od. auch mit einer Hülle bekleidet, die, von den Blattscheiden gebildet, bald faserig, bald dornig ist. Die Blätter, häufig die Grenze der Ausbreitung blattartiger Substanz erreichend, bilden sich aus scheidenartig umfassendem Grunde zu einer gefiederten od. hand- u. fächerförmigen Fläche mit parallelen Rippen aus. Aus ihrer Mitte bricht die Blumenrispe seitlich hervor, indem sie Anfangs mit einer derben, oft holzigen, immer kahnartigen Scheide umgeben ist u. als Blumenkolben erscheint. An demselben befinden sich die unscheinbaren Blumen auf besonderen Aestchen, stets eingeschlechtig, so daß die Geschlechter getrennt entweder auf einem u. demselben od. auf zwei verschiedenen Schaften vorkommen. Die Blumentheile gehören noch einer sehr einfachen Bildung an, indem sie aus sechs kleinen Blättern bestehen, von denen die drei äußern als Kelch betrachtet werden können; innerhalb derselben befinden sich meist sechs Staubgefäße od. drei Narben auf einem 1—3fächerigen Fruchtknoten, der sich entweder zu einer Beere od. einer Steinfrucht ausbildet u. dann mit einer faserigen od. fleischigen Hülle umgiebt. Unter einer zarten

Samenhaut liegt eine Fülle von öligem, fleischigem od. hornartigem Eiweiß, das an seiner Außenseite unter einer dünnen Schicht den Embryo trägt. Sämmtliche P. gehören den Wendekreisen od. doch in einigen Arten der warmen gemäßigten Zone an, die sie auch innerhalb der Tropenzone aufsuchen können, wo es die Erhebung des Gebirges erlaubt. Die einzelnen Arten gruppiren sich zwar nach ihren Blättern u. Früchten unter bestimmte Rubriken, nehmen aber im Ganzen einen höchst ähnlichen Ausdruck an, nur durch Form u. Höhe des Stammes sowie durch Form u. Breite des Blattes abweichend. Der Stamm kann ²/₃—65 m. Höhe erreichen, wodurch er in ersterem Falle mehr baumartigen Gräsern ähnelt, in letzterem Falle als stolze Säule emporwächst; nur kletternde Rotang-Arten erlangen als Lianen die unglaubliche Länge von etwa 165 m. Dieser Stamm bildet keine eigentliche Rinde, ebenso hat er auch keinen eigentlichen Splint, keine zusammenhängende dichte Holzschicht, sondern er scheint wie aus holzartigen, mit Zellgewebe umgebenen Fasern (Gefäßen) zu bestehen. Nichtsdestoweniger kann er doch eine große Festigkeit, ein hohes Alter erreichen, das man z. B. bei der Oelkokos (Cocos oleracea) auf 6—700 Jahre schätzt. In solchen Fällen wird das Holz mehr od. weniger elastisch, während es bei anderen Arten ein weiches, mit Stärkmehl erfülltes Gewebe (Sagopalmen, Sagus) entwickelt. Mitunter ist den P. ihre Grenze durch ihre Blumen- u. Fruchtbildung gesetzt, dann stirbt der Baum ab; so bei der Talipotpalme (Corypha umbraculifera) Indiens, die nach Einigen im 25., nach Anderen im 80. Lebensjahre zum ersten u. letzten Male blüht u. fruchtet. Schon v. Martius, der Monograph der P., zählte 580 Arten, von denen 310 der Alten, 270 der Neuen Welt angehören, so daß von denselben 194 die Inseln der Alten, 41 die Inseln der Neuen Welt, 113 das Festland der Alten, 234 das der Neuen Welt bewohnen. Europa kennt nur die Zwergpalme (Chamaerops humilis) als einheimisch am Saume des Mittelmeeres; die dort ebenfalls vorkommende, nur auf dem Festlande von Spanien um Elche wirklich fruchttragende Dattelpalme gehört dem Orient an. Wie die P. zu den schönsten, edelsten Gebilden des Pflanzenreichs zählen, ebenso sind sie zu den nützlichsten zu rechnen. Es giebt kaum einen Theil an ihnen, der nicht bei dieser od. jener Art seine Verwerthung fände. Die Wurzel der Kokospalme benutzt man häufig nicht nur zum Flechten von Wannen u. Körben, sondern von mehreren andern Arten auch als Arzneimittel. Der Stamm wird zum Häuserbau, zu Backtrögen u. anderem Hausgeräth verwendet, der Stamm der Sagopalmen zur Bereitung des Sago, der mancher anderen (Cocos) zur Gewinnung des Palmweines od. Palmzuckers, indem man hierbei den Schaft in der Nähe des Blumenkolbens anbohrt. Die Fasern der Blattstiele verarbeitet man zu Besen u. Bürsten (z. B. bei der brasilian. Piacaba, Attalea funifera), zu Stricken, Bindfaden, Netzen, selbst zu Kleidern (z. B. bei der indischen Pankotpalme, Arencha saccharifera) od. als Zunder. Das Blatt dient zu allerlei Flechtwerk, zu Körben, Hüten, Matratzen, selbst zu Garn u. Geweben, in gedrehtem Zustande zu Fackeln, während die Blattrippen Nadeln, Fischreusen u. Stöcke liefern. Selbst Sonnenschirm, Fächer u. Dach, sogar Brief- u. Schreibpapier (wie in Indien die Palmyra-Fächerpalme, Borassus flabelliformis) kann das Palmblatt werden, wenn man nicht vorzieht, es in seiner jüngsten Entwicklung als Palmkohl zu verspeisen, der von manchen Arten selbst dem Spargel nicht nachstehen soll. Die Knospe der Kokos, etwa 15 Kg. schwer, ist im Stande, eine ganze Gesellschaft zu sättigen. Alles aber übertrifft die Frucht, die man von der Größe einer Flintenkugel bis zur Größe eines Kinderkopfes od. darüber, bald kugelförmig, bald eiförmig, bald als dreiseitige Frucht kennt. Fast alle Nährstoffe, welche in Früchten überhaupt vorkommen, kehren in ihr wieder, bes. fettes Oel u. Wachs; letzteres wird selbst auf der Rinde der Wachspalme (Ceroxylon andicola) durch einfache Umwandlung der Zellenhäute gebildet. Kokos- (s. d.) u. Dattelpalme (s. d.) vertreten in Bezug auf die Nützlichkeit der Frucht die Palmenwelt auf das Glänzendste. Darum sind die P. im Allgemeinen nicht nur das Wahrzeichen der heißen Erdstriche, sondern auch die Hauptträger des menschlichen Daseins, das sie gewiß schon bei seinem ersten Auftreten auf der Erde nebst Bananen hauptsächlich stützten. Die wichtigsten Geschlechter bald für die eine, bald für die andere Benutzung sind: Chamaedorea, Kunthia, Leopoldina, Euterpe, Oenocarpus, Oreodoxa, Oncosperma, Areca, Iriartea, Ceroxylon, Arenga, Caryota, Wallichia, Calamus, Mauritia, Borassus, Sagus, Metroxylon, Manicaria, Corypha, Livistonia, Copernicia, Licuala, Sabal, Chamaerops, Rhapis, Thrinax, Phoenix, Desmoncus, Bactris, Guilielma, Acrocomia, Astrocaryum, Attalea, Elaeis, Maximiliana, Jubaea, Cocos.

Palmenfarrne, s. „Cycus". **Palmenzucker**, s. „Zucker".

Palmer, Christian v., namhafter evangelischer Theologe, geb. 27. Jan. 1811 zu Winnenden bei Stuttgart; studirte zu Tübingen Theologie u. trat 1836 daselbst als Repetent in der theologischen Fakultät auf. Nachdem er noch als Diakon in Marbach gewirkt, wurde er 1843 zweiter Diakon zu Tübingen, 1845 außerord. u. 1852 ord. Prof. der praktischen Theologie daselbst; er starb in Tübingen 29. Mai 1875. Seiner theologischen Richtung nach war P. ein Vertreter des sog. positiven Christenthums, doch in mildem u. wissenschaftlichem Geiste. Als geschätzter Lehrer hat er nicht wenig zu der Blüte der theologischen Fakultät in Tübingen beigetragen. P. schrieb mehrere treffliche Lehrbücher: „Evangelische Homiletik" (5. Aufl., Stuttg. 1867); „Evangelische Katechetik" (5. Aufl., Stuttg. 1875); „Evangelische Pastoraltheologie" (2. Aufl., Stuttg. 1863); „Evangelische Pädagogik" (4. Aufl., Stuttg. 1869); außerdem „Die Moral des Christenthums" (Stuttg. 1864) u. „Die evangelische Hymnologie" (Stuttg. 1865) sowie zahlreiche Predigten.

Palmerston (spr. Pahmerst'n), Henry John Temple, dritter Viscount of P., britischer Staatsmann, geb. zu Broadlands bei Romsey (Hampshire) 20. Okt. 1784 als der älteste von drei Brüdern;



Nr. 4398. Henry John Temple Viscount of Palmerston (geb. 20. Okt. 1784, gest. 18. Okt. 1865).

erhielt seine erste Schulbildung in Harrow, dessen Lateinschule er fast gleichzeitig mit Sir Rob. Peel u. Lord Byron bezog; dann studirte er nach einander in Edinburgh u. in Cambridge. 1802 erbte er seines Vaters Titel u. schon 1806 trat er ins Unterhaus, wurde 1807 im Torykabinet des Herzogs von Portland Lord der Admiralität, 1809 Kriegsminister u. behielt dieses Amt unter verschiedenen Ministerien bis 1829, wo er austrat. Daß er sich zu freieren Anschauungen durchgearbeitet hatte, bewies er durch seine denkwürdige Rede zu Gunsten der damals heftig bekämpften Katholiken-Emanzipation. Am 11. März 1830 legte er durch eine glänzende Oppositionsrede über die Angelegenheiten Portugals den Grund zu seiner nachherigen Laufbahn als Minister des Auswärtigen, welches Amt er in dem im Herbste desselben Jahres gebildeten Whigministerium übernahm. Die erste große Frage, deren Berücksichtigung an ihn herantrat, war das Schicksal Belgiens, u. zwar war P. für diejenige Lösung thätig, welche dann zur geschichtlichen Thatsache wurde. Im April 1834 brachte er die Quadrupelallianz zwischen England, Frankreich, Spanien u. Portugal zu Stande, welche die Hoffnungen der Karlisten u. der Miguelisten vernichtete. Als dann Sir Rob. Peel ans Ruder kam, dankte P. ab, nahm aber 1835 seine Funktionen unter Lord Melbourne wieder auf. Der Zwiespalt zwischen Mahmud II. u. Mohammed Ali, welchem mit der Einnahme von St. Jean d'Acre durch Sir Charles Napier (s. d.) ein Ende gemacht wurde, führte zum Abschluß jenes Vertrags vom Juli 1840, welcher als einer der größten Erfolge P.'s anzusehen ist, u. nicht mit Unrecht hat man denselben als eine gleichzeitige Demüthigung Frankreichs, Rußlands

u. Mohammed Ali's bezeichnet. Zu erwähnen sind auch die vierzehn Handelsverträge, welche P. unter Grey u. Melbourne abschloß. Das zweite Ministerium Peel, 1841—46, sah ihn wieder auf den Bänken der Opposition. Im Juli 1846 resignirte Peel u. Lord John Russell folgte ihm als Premier; da übernahm P. zum dritten Male das Ministerium des Auswärtigen. Einer seiner ersten Schritte war der Protest gegen die Unterdrückung der Republik Krakau. In der Schweiz verschaffte er den liberalen Kantonen Zeit, den Sonderbund niederzuwerfen, ehe es zu der beabsichtigten Einschreitung Frankreichs u. der nordischen Mächte kam. Bald darauf gaben die 48er Ereignisse auf dem Kontinent den Ermahnungen zu einer freisinnigen Politik Recht, die P. den kontinentalen Staatsmännern zukommen zu lassen nicht müde geworden war. Daß die Türkei die ungar. Flüchtlinge nicht auslieferte, hatten dieselben P. zu verdanken, dessen Interesse für die politischen Flüchtlinge aller Länder sich auch nach ihrer Niederlage nicht gleich verlor. Sein brutales Auftreten gegen Griechenland im Nov. 1849 (Pacifico-Affaire) sollte nicht diesen schwachen Staat treffen, sondern war mit der Spitze gegen Rußland gerichtet. Nichtsdestoweniger verurtheilte das Oberhaus den Minister, doch stieß das Unterhaus das Tadelsvotum um. So führte erst die übereilte Anerkennung, welche P., der in der letzten Zeit ein erbitterter Gegner Ludwig Philipp's gewesen war, hinter dem Rücken der Königin u. der anderen Minister den durch den Napoleonischen Staatsstreich geschaffenen Verhältnissen in Frankreich zu Theil werden ließ, seinen Sturz herbei (22. Dez. 1851). Nach dieser Ausstoßung durch seine eigenen Freunde sich grollend in Unthätigkeit zurückzuziehen war nicht P.'s Art. Er rächte sich vielmehr, indem er gelegentlich der Debatte über die Milizenbill (im Febr. 1852) seine früheren Kollegen in seinen Sturz nachzog. Eine neue Sphäre der Thätigkeit brachte ihm das Koalitionskabinet vom Dez. 1852, in welches P. unter Graf Aberdeen als Minister des Innern eintrat. Bescheidener war dieser Wirkungskreis, aber um so lobenswerther der Eifer, den der frühere Inhaber höherer Aemter in ihm entfaltete; vorzüglich waren es die gesundheitspolizeilichen Verhältnisse Londons, denen er seine Aufmerksamkeit widmete. Als der Krimkrieg im Febr. 1855 dem Koalitionsministerium das Verderben brachte, war es P., der aus dem Zusammensturz als Premier hervorging. Durch den Pariser Frieden ward der Krimkrieg zu einem glücklichen Ende geführt; bald aber bürdeten der furchtbare Sipahi-Aufstand in Ostindien u. Kriege mit China u. Persien dem P.'schen Kabinet eine neue schwere Last auf. Um daher nicht auch noch mit Frankreich in Konflikt zu gerathen, brachte er nach dem Attentat Orsini's (s. d.) eine Bill zur Verhinderung von Mordverschwörungen ein. Das Unterhaus wies aber dieselbe zurück, u. P. ward dadurch 26. Febr. 1858 zum Rücktritt gezwungen. Schon im Juni 1859 sah sich indeß die Königin abermals genöthigt, in P. ihre Stütze zu suchen, denn Angesichts des Italien. Krieges fühlte sich die Nation unter dem Toryministerium nicht sicher. Seitdem blieb P. bis an seinen Tod die Seele der Verwaltung. Nach dem Frieden von Villafranca suchte er England als Italiens Verbündeten an die Stelle Frankreichs zu setzen, doch gelang es ihm nur, Italien vor zu weitgehenden Forderungen der Tuilerien zu schützen, während er weder die Abtretung Savoyens u. Nizza's, noch die allgemeine Abhängigkeit der ital. Politik von der französischen verhindern konnte. Ueberhaupt feierte er in der letzten Periode seiner Ministerwirksamkeit nur noch einen Triumph, indem er die Räumung Syriens durch die Franzosen durchsetzte. Aber trotzdem blieb Lord P. bis zuletzt der Liebling der engl. Nation. Er starb 18. Okt. 1865 in seinem Schlosse Brocket Hall in Hertfordshire u. ward in der Westminsterabtei zwischen Fox u. Will. Pitt beigesetzt; hier wurde 1870 auch seine Marmorstatue aufgestellt. Außerdem steht seit 2. Febr. 1876 ein Denkmal P.'s auf dem Parliament-Square in London. Wenn indessen auch seine lange u. wechselvolle Laufbahn zahlreiche außerordentliche Leistungen aufzuweisen hat, die seinen Namen mit dem Begriff unersättlicher Thätigkeit u. schrankenloser Kühnheit verschwisterten, so ist doch keine durchgreifende Schöpfung während seines Lebens in das Statutenbuch Englands einzuzeichnen gewesen, welcher man zunächst seinen Namen beifügen könnte. Er verbrauchte eine erstaunliche Summe von Talent u. Kraft in der Verfolgung einer auswärtigen Politik, die ihn der Reihe nach mit jedem Lande der Welt (zuletzt noch mit Nordamerika) verwickelte; er leitete die Unterhandlungen mit unermüdlichem Fleiß u. vollendeter Geschicklichkeit, aber stets schien er sich mehr durch die Heftigkeit seines persönlichen Gefühls u. das Ungestüm eines eigensinnigen Charakters (daher „Lord Feuerbrand" genannt), als von einer erhabenen Auffassung der öffentlichen Pflicht leiten zu lassen. Bis ins vorgerückte Alter ein Lebemann u. Verehrer des schönen Geschlechts („Old Cupid"), hatte er sich erst 1839 mit Emily Mary, der verwittw. Gräfin Cowper, Schwester des Lords Melbourne, vermählt. — Vgl. die von H. Lytton Bulwer verfaßte Lebensbeschreibung (deutsch von Ruge, 2 Bde., Berl. 1871); „The life of H. J. Temple, Viscount P. etc." (3 Bde., Lond. 1874) u. Ashley, „The life of P. 1846—65" (2 Bde., ebd. 1876).

Palmesel, s. „Eselsfeste".

Palmette, eine palmblattähnliche Verzierung, die bes. im griech. Stil an den Ecken u. auf der Spitze der Giebelfelder häufig angewandt wurde, auch als Gliedbesetzung in ganzen Reihen vorkommt.

Palmitinsäure, eine in den meisten Fetten als Palmitin (palmitinsaures Glycerylorhyd) vorkommende organische Säure, die der Stearinsäure ähnlich ist, nur einen etwas niedrigeren Schmelzpunkt als diese besitzt. Man fertigt diese Säure jetzt fabrikmäßig in großen Quantitäten als Palmöl u. Kokosnußöl, allerdings nicht in chemisch reinem Zustande, sondern noch stearinsäurehaltig, u. benutzt sie als Material für Kerzen.

Palmöl, ein weiches, butterähnliches Fett von orangegelber Farbe, süßlichem Geschmack u. veilchenartigem angenehmen Geruch; es schmilzt schon bei 27° C. u. besitzt im Uebrigen alle den Fetten überhaupt zukommenden Eigenschaften. Das P. besteht aus ungefähr 66 % Palmitin neben Oleïn u. etwas Stearin. Man gewinnt dieses Fett in großen Mengen an der Westküste von Afrika u. in Australien aus den Früchten der Oelpalme, Elais Guineensis *L.*, sowol durch Auspressen als auch durch Auskochen derselben, u. benutzt es gegenwärtig besonders zur Herstellung billiger Seifen u. der Palmitinsäure.

Palmsonntag, s. „Palmarum".

Palmyra. In einer wasserreichen Oase der Syrischen Wüste, 5½ M. von Damaskus, eine Tagereise vom Euphrat entfernt, finden sich die ausgedehnten Ruinen der berühmten Handelsstadt P., des Tadmus der Araber. Dort wohnen jetzt armselige Araber, deren gebrechliche Lehmhütten Raum haben im Hofe des großen Sonnentempels, dessen Inneres in eine Moschee umgewandelt worden ist. Mit dem Glanze der Stadt ist auch der Name P. erloschen. Die Anfänge dieser Stadt gehen in die graue Vorzeit zurück. Nach einer sich schon 2. Chron. 8, 3—5 findenden Ueberlieferung soll sie Salomo gebaut haben. Ihr alter orientalischer Name ist Tadmor. Unter dem Namen P. wird sie zuerst zu den Zeiten der Antonine im Abendlande als reiche Handelsstadt bekannt u. berühmt wegen ihrer günstigen Lage, ihres fruchtbaren, wohlbebauten Bodens. Die erste Beschreibung von ihr giebt Plinius' Naturgeschichte. Damals ging der Zug des Großhandels über P. Von den röm. Kaisern begünstigte sie bes. Hadrian, weshalb sie ihm zu Ehren auch Hadrianopolis genannt wurde. Ihre ruhmvollsten Zeiten waren die Zeiten ihrer Unabhängigkeit u. ihrer Kämpfe gegen das Röm. Reich. Als die Stadt, in welcher die Königin Zenobia nach der Schlacht von Emesa (272) von Aurelian eingeschlossen worden war, trotz muthiger Vertheidigung sich nicht mehr halten konnte, entfloh Zenobia auf einem Dromedare u. P. kapitulirte. Es erhielt Sardonius als röm. Statthalter. Kaum jedoch war Aurelian abgezogen, als die Palmyrener sich gegen diesen empörten. Voll Zornes kehrte Aurelian um, überfiel die Palmyrener, richtete ein gräßliches Blutbad an u. ließ die Stadt zerstören. Seitdem hat sie sich nicht wieder erholen können, wiewol die Byzantiner mehrfache Versuche gemacht haben, ihr aufzuhelfen. Allmählich gerieth sie in ihren jetzigen Zustand, ja ihre Lage ist eine Zeit lang vergessen gewesen. Die Ruinen P.'s, welche noch jetzt durch ihre Ausdehnung, ihre Statuen u. ihre gewaltigen Säulenreihen die Bewunderung der Reisenden erregen, wurden 1678 durch engl. Kaufleute wieder aufgefunden. Seitdem sind sie wiederholt besucht u. untersucht worden, am gründlichsten durch die Vogüé. Eine reiche Ausbeute an griech. u. aramäischen Inschriften ist dort gewonnen worden, welche uns über die Lokalgeschichte P.'s manche Auskunft geben.

Palpen, s. v. w. Taster.

Paludan-Müller, Frederik, einer der bedeutendsten neueren dän. Dichter, geb. 7. Febr. 1809 auf der Insel Fühnen, zeichnete sich eben so sehr durch den in seinen Schriften enthaltenen Witz u. tiefsittlichen Ernst wie durch wahrhaft dichterische Wärme aus.

Seine hauptsächlichsten Werke sind „Dandserinden“ („Die Tänzerin“; Kopenh. 1833, deutsch Kiel 1833); „Trochäen u. Jamben“, eine Polemik in Versen (Kopenh. 1837); „Adam Homo“, ein von ihm selbst fälschlich „Epos“ genanntes Lehrgedicht (3 Bde., Kopenh. 1841—49 u. öfter); „Venus“, ein dramatisches Gedicht (Kopenh. 1841), welches eben so wie sein „Amor u. Psyche“ (Kopenh. 1834 u. öfter) sehr viele dichterische Schönheiten enthält, aber durchaus nicht für eine Bühnenaufführung geeignet ist. Dagegen ist sein Lustspiel „Kiärlighed ved Hoffet“ („Die Liebe am Hofe“, 1832), welches durch Witz, elegante Sprache, wirksame Verwicklungen u. treffende Charakterzeichnung an Moreto's „Comedias“ erinnert, eines der besten Erzeugnisse der dän. Bühne. P.-M. lebt als Professor in Kopenhagen.

Pampas (indian., s. v. w. Ebenen) heißen die weiten Ebenen im La-Plata-Gebiete Südamerika's, welche sich von den Anden bis zu den westl. Ausläufern der brasil. Gebirge u. von Bolivia bis Patagonien erstrecken. Sie bestehen aus angeschwemmtem Lande, durchzogen von einzelnen Gebirgszügen u. Hügelreihen, unterbrochen von wenig zahlreichen Flußthälern u. stehenden, durch Regenwasser gebildeten Lagunen, theils mit mannshohem Grase bestanden u. an den Flüssen dünn bewaldet, theils aus hartem, grasarmen Erdreich, auf dessen sonnverbranntem Boden nur Kakteen gut gedeihen u. im NW. von Argentinien in Salzsteppen übergehend, welche das Becken eines ehemaligen Binnensees erfüllen. In der Nähe von Ortschaften gewähren die P. treffliche Weiden; fern der Kultur durchstreifen sie aber nur die Pampasindianer.

Pampasgras, s. „Cinonium argenteum“.

Pamphlet ist eine Flugschrift, eine kleine, bes. politische od. Streitschrift, häufig auch mit dem besondern Sinn eines beleidigenden Inhalts, also eine Schmähschrift wie Libell, Pasquill. Das griechisch scheinende Wort P. stammt nach Einigen aus dem ältern Englischen (bei Chaucer pamflet, bei Caxton paunflet, in der Bedeutung „Klagschrift“), nach Anderen von einem altfranz. palme-feuillet (Handblatt, Blatt, das man leicht in der Hand halten kann); wahrscheinlicher aber ist es vom span. papelete (Papierzettel) herzuleiten.

Pamphylien, Name des schmalen Küstenstriches an der Südküste Kleinasiens. Von Pisidien im N. trennte es das Taurosgebirge, von Kilikien im O. der Fluß Melas, von Lydien im W. das Klimaxgebirge. Flüsse waren der Katarrhaktes (jetzt Dudensu), der Kestros (j. Aksu), der Eurymedon (j. Kaprisu) u. der Melas (j. Menavgatsu), Städte das stark befestigte Olbia (vielleicht das heutige Adalia), Perge am Kestros, das hochgelegene Aspendos am Eurymedon, die Festung Syllion u. die von Aeoliern kolonisirte Hafenstadt Side. Die aus Urbewohnern, Kilikiern u. Griechen gemischten Bewohner trieben Schiffahrt u. waren gefürchtete Seeräuber. In früheren Zeiten die Schicksale seiner Nachbarn theilend, kam P. später an das Pergamenische Reich u. dann mit diesem an die Römer.

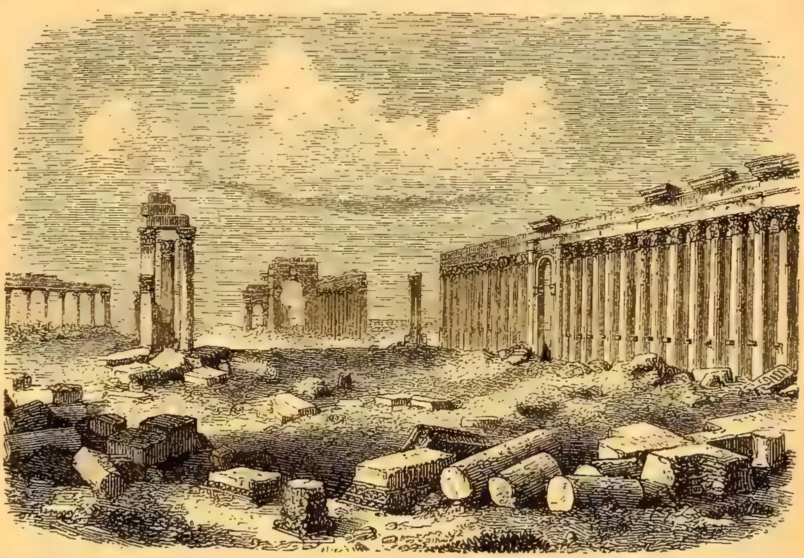
Pamplona, Hauptstadt der span. Provinz Navarra mit 23,000 E.; liegt am Agra auf einer rings von Gebirgen umgebenen, gut kultivirten Hochebene, ist gut u. ziemlich regelmäßig gebaut; von den drei schönen Plätzen ist die Plaza di Castillo der stattlichste. Eine großartige Wasserleitung versorgt die Stadt u. die zahlreich über die Plätze u. Straßen vertheilten Brunnen. Die Kathedrale, ein großes goth., 1397 durch König Karl III. von Navarra gegründetes Bauwerk, umschließt die Gräber navarres. Könige u. den Saal, la preciosa genannt, in dem sich früher die Cortes des Königreiches versammelten. Hervorragende Gebäude sind außerdem noch der Justizpalast u. der Gouvernementspalast. Ein Lehrerseminar, ein Instituto, ein medizin.-pharmazeut. Kollegium u. eine mathematische Schule sind die wichtigsten Lehranstalten. Den stärksten Theil der ziemlich unregelmäßigen Befestigungswerke bildet die unter Philipp II. erbaute, auf einem Hügel gelegene Citadelle. Die nicht gerade bedeutende Industrie erzeugt Tuch, Leder, Wachs, Guitarrensaiten 2c.

Pan, ein arkadischer Wald- u. Weidegott, Sohn des Hermes od. nach Andern des Zeus. Er wird geschildert als rauhbehaart, bocksfüßig, krummnasig, gehörnt u. geschwänzt. Er ist ein Freund von Gesang u. Tanz, zudringlicher Liebhaber der Nymphen u. besitzt die Gabe der Weissagung. Da er der Erfinder der Syrinx ist, so erdichtete man die Fabel, P. habe die Nymphe Syrinx mit seiner Liebe bis zum arkadischen Flusse Ladon verfolgt, wo sie in Schilfrohr verwandelt wurde, aus dem sich dann P. die Pansflöte schnitt. Mit furchtbarer Stimme begabt, gilt P. auch als Dämon plötzlichen Grauens (panischer Schrecken) u. als siegreicher Bezwinger der Feinde. Mißverstand des Namens (πᾶν s. v. w. das All) hat in späterer Zeit den Weidegott zum Symbol des Weltalls gemacht u. den Ton der Syrinx als Harmonie der Sphären erklärt. Von den Römern wurde P. vielfach mit Faun identifizirt.

Panacea (lat., griech. Πανάκεια, d. h. die Allheilerin), Göttin der Genesung, Tochter des Asklepios. In übertragener Bedeutung: ein Mittel von allgemeiner Heilkraft, eine Universalmedizin.

Panaché (franz. [spr. Panascheh], d. i. buntstreifig, marmorirt), Gefrornes von verschiedenen Farben.

Panamá, Isthmos von, der schmalste Theil des amerikan. Kontinentes, eine 6 M. breite Landenge, verbindet Nord- u. Südamerika u. wird von einem etwa 3—400 m. hohen, mit Urwald bedeckten Hügellande durchzogen, das eine tiefe Senke zwischen den central- u. südamerikan. Cordilleren darstellt, trotz seiner geringen Erhebung aber einem interozean. Kanale unübersteigliche Hindernisse entgegenzustellen scheint. Dieser zuerst 1513 von Balboa überschrittene Isthmos ward, als die Westküste Südamerika's u. die Route Chagres-Europa von Dampfern befahren wurde, nam. von den nach den Goldfeldern Kaliforniens ziehenden Auswanderern als Transitweg benutzt, u. der starke Personenverkehr zwischen Aspinwall u. Chagres einerseits u. der Stadt P. andrerseits veranlaßte eine New-Yorker Gesellschaft, 1850 den Bau der Panamaeisenbahn zwischen Aspinwall u. P. (10 M.) zu beginnen, der 1855 vollendet war. Der in den ersten Jahren sehr bedeutende Verkehr auf dieser Route ist in den letzten Zeiten immer mehr zurückgegangen.



Nr. 4399. Die Ruinen von Palmyra.

Panamá od. Istmo, einer der 9 Staaten der südamerikanischen Föderativrepublik Colombia od. Neugranada, 1485,3 □M. groß; umfaßt den schmalsten u. östlichsten Theil von Mittelamerika, mit der nach ihm benannten Landenge, u. liegt zwischen 7° 20′ u. 9° 60′ u. zwischen 77° u. 83° westl. v. Gr. Ein mit der üppigsten Vegetation bedecktes Gebirge, das an der Landenge von P. zum Hügellande herabsinkt, an der Grenze von Costa Rica aber im Vulkan von Chiriqui sich über 3000 m. erhebt, durchzieht das Land u. entsendet in dem Rio Chagres u. Rio Bayano die einzigen schiffbaren Flüsse zum Meere. Obgleich die Küsten, nam. die vom Stillen Ozean gebildete Panamá-Bai, an guten Häfen reich sind, so erschwert doch das im höchsten Grade ungesunde Klima die Ansiedelung. Die Bevölkerung zählte nach dem Census von 1870: 220,542 E., in welcher Zahl jedoch die uncivilisirten Indianer nicht inbegriffen sind; die Mehrzahl wird von Mischlingen gebildet; die Weißen machen nur etwa 6% der Volkszahl aus. Die durch die Savannen im Innern begünstigte Viehzucht ist bedeutender als der Ackerbau; Indigo, Häute, getrocknetes Fleisch u. Perlen sind die wichtigsten Artikel der Ausfuhr. Der ehemals sehr ansehnliche Goldreichthum der Flüsse hat beträchtlich abgenommen. Der in 7 Departements getheilte Staat P. steht nur in sehr losem Zusammenhange mit den anderen Staaten der Bundesrepublik u. ist von der Centralregierung nur in Betreff der auswärtigen Verhältnisse, der Naturalisation der Fremden, der nationalen Einnahmen u. Ausgaben u. der öffentlichen Ländereien abhängig. — Die Hauptstadt P., an der gleichnamigen Bai auf einer Halbinsel gelegen, an deren Ende sich ein Fort erhebt, hat 18,378 E. (1870), darunter 3160 Fremde, u. ist Sitz der Staatsregierung u. eines Bisthums. Im Ganzen schlecht gebaut, hat sie nur in der Kathedrale ein hervorragendes Bauwerk. Der ungünstige Hafen zwingt die größeren Seeschiffe, an der Insel Tabago anzulegen. Der Mangel an gutem Trinkwasser u. das fieberbringende

Klima macht P. zu einer der ungesundesten Städte Centralamerika's; der Handel, vornehmlich gehoben durch die Isthmusbahn u. regelmäßige Dampferverbindungen mit Südamerika, ist aber bedeutend u. wies 1872 bis 1873 eine Einfuhr von 3 Mill. u. eine Ausfuhr von 2 Mill. Pesos auf. — Die zweitgrößte Stadt des Staates ist Santiago mit 7000 E., der wichtigste Handelsplatz am Atlantischen Ozean Aspinwall (s. d.).

Panathenäen, das größte u. wahrscheinlich auch das älteste Fest des athenischen Staates zu Ehren der Athene Polias, dessen Einsetzung bis auf den mythischen König Erichthonios zurückgeführt wird. Die großen P. wurden in jedem dritten Olympiadenjahre gefeiert durch Festspiele, Fackellauf 2c., den Höhepunkt aber bildete der großartige panathenäische Festzug, wie er von Phidias' Meisterhand an dem Fries des Parthenon verewigt wurde. Die gesammte attische Bürgerschaft aus der Stadt u. vom Lande betheiligte sich an dieser Prozession, deren Mittelpunkt ein auf Rollen ruhendes Schiff bildete mit dem von attischen Jungfrauen gewebten u. reich gestickten Peplos (Gewand) für die uralte Statue der Athene auf der Akropolis. Dieser Zug durchschritt die schönsten Straßen der Stadt; bei den berühmtesten Tempeln wurde geopfert; so kam man an den Burghügel, der in feierlicher Prozession umgangen wurde, um ihn im Westen bei den Propyläen zu betreten. Den Schluß bildete endlich die Uebergabe der Weihgeschenke, zugleich mit feierlichem Gesang u. Brandopfer für die Gottheit.

Panax, s. „Ginseng".

Panckoucke (spr. Pangkuk), berühmte franz. Buchhändlerfamilie, deren Stammvater der zu Lille 1700 geborene u. daselbst 17. Juli 1753 gestorbene Buchhändler u. Schriftsteller André Joseph P. war. Dessen Sohn Charles Joseph P., geb. zu Lille 26. Nov. 1736, siedelte in seinem 28. Jahre nach Paris über, wo er eine Druckerei errichtete u. später den Verlag des „Mercure de France" erhielt, dem er eine außerordentliche Verbreitung gab. Ferner erschienen bei ihm: die Werke Buffon's, die Memoiren der Akademie der Wissenschaften, das große franz. „Vocabulaire", die Fortsetzung der „Encyclopédie méthodique" (seit 1782) 2c. Auch gründete er den „Moniteur" (s. d.), schrieb selbst Einiges u. übersetzte den Lucrez, Ariost u. Tasso. Sein Haus war ein Sammelplatz der geistreichsten Männer u. Frauen. Er starb zu Paris 19. Dez. 1799. — Charles Louis Fleury P., Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 26. Dez. 1780, setzte das Geschäft des Vaters fort u. starb zu Fleury-sur-Meudon bei Paris 11. Juli 1844. Von den großartigen Werken, die er verlegte, sind bes. hervorzuheben: „Dictionnaire des sciences médicales", „Victoires et conquêtes des armées françaises" u. „Description de l'Égypte" (25 Bde. mit 900 Kupfern in Fol.) u. „Bibliothèque française-latine" (174 Bde.), für welch letztere er selbst die Uebersetzung des Tacitus lieferte. Außerdem schrieb er einen „Essai sur l'exposition, la prison et la peine de mort", worin er sich für die Abschaffung des Prangers u. der Todesstrafe erklärte. Zu seiner „Voyage pittoresque aux iles Hébrides etc." zeichnete er die 25 Kupfer selbst. — Ernest P., Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 1806, übernahm nach des Vaters Tode das Buchdruckerei- u. Verlagsgeschäft u. wurde Directeur-Gérant des „Moniteur". Auch er hat sich überdies als Schriftsteller, bez. als Uebersetzer aus dem Lateinischen bekannt gemacht. Schon Mitarbeiter an der „Bibliothèque latine-française", gab er u. a. eine Uebersetzung des Horaz (Par. 1834) u. der Fabeln des Phädrus (1839) heraus. Auch hat er verschiedene, durch ihn edirte Werke, wie „Victoires, conquêtes, revers et guerres civiles des Français" (24 Bde., Par. 1834 f.), mit Anmerkungen u. Erklärungen versehen.

Pancratius u. Servatius; Name mehrerer Heiligen. Bes. bekannt ist der Heilige des 12. Mai, weil nach altem Volksglauben P. u. S. (d. i. 12. u. 13. Mai) die letzten Fröste bringen sollen. Dieser P. soll unter Diocletian (um 305) als 14jähr. Knabe in Rom enthauptet worden sein u. nachmals durch seine Reliquien viele Wunder gewirkt haben. Außerdem gilt er als Rächer des Meineides. — Was die meteorologische Bedeutung der Tage des 12. u. 13. Mai, P. u. S., anbelangt, welche unter den sog. Lostagen der Volksmeteorologie eine große Rolle spielen, so ist allerdings eine sehr beträchtliche Temperaturerniedrigung während derselben u. bes. zur Nachtzeit Regel. Und zwar prägen sich die Nachtfröste des Mai dem Gedächtniß um so tiefer ein, je größer ihr Einfluß auf die Vegetation ist, d. h. wenn sie mit der Entwicklung der so zarten u. empfindlichen Blüten zusammenfallen. Für das nördliche Deutschland ist dies mit den genannten Tagen in der That der Fall, u. man nennt daher in den Marken Mamertus (11. Mai), P. u. S. die drei gestrengen Herren. In Thüringen dagegen bringen P., S. u. Bonifaz (12.—14. Mai) die gefürchtetsten Frostnächte u. erst nach Urban (25. Mai) hält man sich sicher vor Nachtfrost. In Süddeutschland heißen P., S. u. Bonifaz zwar noch „die drei Eismänner", aber ihr Einfluß ist hier minder verderblich, da die Blüte bereits vorüber zu sein pflegt. Jenseit der nordöstlichen Grenzen des preuß. Staates tritt die Blüte erst später ein u. können die genannten Tage deshalb ihren schädlichen Einfluß nicht so bemerklich machen. Uebrigens gedenkt man auch noch in Frankreich in den Frostnächten des Mai der „trois saints de glace". In Italien ist nach Toaldo der 8. u. 9. Mai durch Häufigkeit des Reifes ausgezeichnet. Wissenschaftlich ist die Erscheinung schon von Toaldo, Pilgram, dann von Schübler, Mädler u. Erman untersucht, von Dove die Untersuchung gewissermaßen zum Abschluß gebracht worden. Nach Süden scheint, wie Dove zeigt, die Centralalpenkette die Grenze zu sein, westlich ist in London die Abkühlung noch zu bemerken, in Nordamerika nicht mehr, nach Osten läßt sich eine scharfe Grenze noch nicht erkennen. Durch diese Beschränkung der Erscheinung auf einen so kleinen Theil der Erdoberfläche ist auch die von A. Erman gegebene kosmische Erklärung, daß nämlich durch einen um diese Zeit vor der Sonne vorübergehenden Sternschnuppenschwarm der Erde ein Theil der Sonnenstrahlen entzogen würde, ganz ausgeschlossen. Der Kälterückschlag im Mai rührt vielmehr nach Dove allein von einer sehr vermehrten Bodenausstrahlung her, wie sie nur bei ganz heiterem Himmel eintreten kann. Solche Heiterkeit tritt aber nur bei den östlichen Winden ein, welche sich regelmäßig um die Mitte des Mai über das mittlere Europa zu ergießen pflegen.

Pancsova (spr. Pantschowa), Stadt im südl. Ungarn (Banat) mit 13,408 E. (1869); unweit der Mündung der schiffbaren Temes in die Donau, 4 M. im NO. von Belgrad gelegen u. zumeist von Serben bewohnt, hat eine griech.-orientalische u. eine kathol. Pfarre u. treibt Seidenkultur u. bedeutenden Handel mit Getreide u. Vieh. Hier siegten die Oesterreicher 30. Juli 1739 über die Türken u. 2. Jan. 1849 über die ungar. Insurgenten unter Kiß.

Pandämonion (griech.), ein allen Dämonen geweihter Tempel, auch Gesammtheit aller bösen Geister, das Reich des Satan.

Pandanus (Pandang), eine kleine, den Palmen nahe verwandte monokotylische Pflanzenfamilie der Tropenzone, deren Arten am liebsten auf Inseln od. an den Küsten auftreten u. hier fast immer Luftwurzeln bilden, auf denen sie wie auf Stelzen zu stehen scheinen, während sich der palmenartige Schaft auch mit einem palmenartigen Blattschopfe bekrönt. Die unzertheilten, meist sägezähnigen Blätter sind schraubenartig an einander gereiht, weshalb man die Pandanen wol auch Schraubenbäume nennt. Die ein- od. zweihäusigen Blumen ordnen sich in Zapfen an, die bei der weiblichen Blume, wenn diese fruchtet, oft eine bedeutende Größe annehmen u. als eine aus vielen Feldern bestehende Kugel erscheinen, wie das etwa bei der Ananas der Fall ist. Die einzelnen Arten haben als landschaftliche Charakterpflanzen eine größere Bedeutung, als sie in Bezug auf Nützlichkeit ausüben. Doch liefern einzelne (P. utilis von Madagascar) dauerhafte Pflanzenfasern, während andere Arten eßbare Blätter, Blüten u. Früchte zeugen. Am bekanntesten ist der wohlriechende P. (P. odoratissima) der Südseeinseln u. Südasiens.

Pandekten. Kurze Zeit nach seinem Regierungsantritte beschloß Justinian (s. d.) die damals vorhandenen Rechtsgrundsätze u. Gesetze sammeln (kodifiziren) zu lassen. Besonderes Ansehen genossen damals die Schriften derjenigen römischen Juristen, welche in den ersten drei Jahrh. n. Chr. über römisches Recht geschrieben hatten. Diese wurden geheftet u. dann materienweise zusammengestellt, u. weil sie den hauptsächlichsten Kern der damaligen Rechtswissenschaft enthielten, so wurde das so zusammengestellte Rechtsbuch als ein solches bezeichnet, in welches Alles aufgenommen u. zusammengestellt worden sei. Hiervon rührt der Name P. (griech.) od. Digesten (lat.) her. Dieses aus 50 Büchern bestehende Rechtsbuch bildet noch heute den Grundstock der gesammten Rechtswissenschaft. Es wurden endlich hierüber Vorlesungen gehalten u. besondere Lehrbücher geschrieben, auf welche der Name P. gleichfalls mit übertragen wurde. Noch heute ist die Pandektenvorlesung die wichtigste aller juristischen Vorlesungen.

Pandemos (griech.), Beiname der Aphrodite mit zweifacher Bedeutung, einmal als die einem Jeden sich Hingebende (Venus vulgivaga) u. zweitens als die Volksvereinende.

Pandora, ein von Searle am 10. Sept. 1858 entdeckter, zwischen Mars u. Jupiter kreisender Planetoid, der das Zeichen (55) führt.

Pandora ist nach der griech. Sage der Name des ersten Weibes auf Erden. Als Prometheus den Göttern das Feuer gestohlen u. den Menschen zurückgebracht hatte, ließen die erzürnten Götter durch Hephästos zum Unheil für die Menschen ein Weib bilden, welches von allen Göttern mit verführerischen Gaben ausgestattet wurde (P. bedeutet die Allbegabte). Zugleich gab Zeus der P. eine Büchse mit, in welcher alle Uebel für die Menschen eingeschlossen waren. Durch Hermes wurde P. dem

Epimetheus zugeführt, welcher trotz der Warnung seines Bruders Prometheus das Geschenk der Götter annahm. P. hob nun den Deckel der Büchse u. sogleich flogen alle Arten Uebel heraus u. verbreiteten sich unter den Menschen, nur die Hoffnung blieb am Boden zurück.

Panduren, eine Art von leichter Infanterie im Siebenjährigen Kriege. Sie bildeten Freicorps, welche von Ungarn, Dalmatien u. Serbien gestellt wurden, u. aus denen später die sog. Grenzer od. Grenztruppen hervorgingen. Der Freiherr v. d. Trenk hatte im Oesterr. Erbfolgekrieg zuerst ein solches Freicorps errichtet.

Panegyricus ist ursprünglich eine vor der Versammlung des ganzen Volkes (z. B. in Olympia) gehaltene Rede; bei solchen Prunkreden kam es dem Redner darauf an, seinen Gegenstand zu verherrlichen, daher gewinnt das Wort schon sehr früh die Bedeutung Lobrede; bes. aber pflegt man eine Reihe von Lobreden auf die römischen Kaiser mit dem Namen P. zu bezeichnen, die sich anschließen an den P. des jüngern Plinius auf den Kaiser Trajan. Die Redner, meist gallischer Herkunft, zeichnen sich aus durch Glätte u. Korrektheit des Ausdrucks, die aber für Inhaltlosigkeit, Uebertreibungen u. Phrasengeklingel nicht entschädigen kann. Erhalten sind Lobreden auf einzelne Kaiser von Maximian bis auf Theodosius (zuletzt herausgeg. von E. Bährens, Lpz. 1874).

Panem et Circenses (lat.), Brot u. Circensische Spiele, s. v. w. Unterhalt u. Vergnügen; es waren die täglichen Losungsworte des gemeinen römischen Volkes zur Kaiserzeit.

Panier, s. „Banner".

Panin, Nikita Iwanowitsch, Graf v., russ. Staatsmann, geb. 15. Sept. 1718; wurde, nachdem er Gesandter in Kopenhagen u. Stockholm gewesen, 1760 Gouverneur des Großfürsten Paul Petrowitsch u. 1762, nach der Thronbesteigung Katharina's II., Minister des Auswärtigen. Als solcher leitete er den durch die poln. Unruhen veranlaßten Krieg gegen die Türken, vertauschte zum Vortheil der jüng. Linie Holstein-Gottorp das Herzogthum Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg u. Delmenhorst, schloß 1774 den Frieden mit der Pforte, vermittelte beim Frieden von Teschen u. war die Hauptstütze der preuß. Politik am russ. Hofe. Zuletzt sank sein Einfluß bei der Kaiserin, die ihn 1767 in den Grafenstand erhoben hatte. Er starb zu Petersburg 11. April 1783. — Graf Viktor Nikititsch **P.**, Enkel des Vorigen, lange Jahre russ. Justizminister; hat sich insbes. als Präsident des Comités für die Redaktion des Gesetzes über die Aufhebung der Leibeigenschaft hochverdient gemacht. Er starb, 74 Jahre alt, zu Nizza 23./24. April 1874.

Panisbriefe od. Brotbriefe (lat. panis, Brot) hießen im Mittelalter u. noch bis Ende des 18. Jahrh. vom Kaiser od. den Landesherren ausgestellte Vollmachten, in Klöstern, Stiften, Spitälern ꝛc. Unterhalt zu fordern, entweder vorübergehend (bes. auf Reisen) od. auf Lebenszeit. Das Recht, P. auszustellen, bestand ehedem in allen europäischen Ländern u. beruhte meist auf besonderen Verträgen bei der Stiftung od. Gestattung von Klöstern u. wohlthätigen Anstalten, wurde aber auch, weil oft mißbraucht, die Quelle vieler Streitigkeiten.

Panischer Schrecken, s. „Pan".

Pankreas, s. v. w. Bauchspeicheldrüse.

Pannonia, klassischer Name für das Land zwischen Sau u. Drau bis nördlich (u. östlich) an die Donau; nach langen u. heißen Kämpfen wurde P. zugleich mit Dalmatien besiegt u. zur römischen Provinz gemacht durch Augustus u. Tiberius.

Pannotypie (auch fälschlich Panotypie) heißt die Photographie auf Wachstuch (pannus, lat., das Tuch), welche darin besteht, daß auf das wie gewöhnlich auf einer Kollodiumschicht hervorgerufene u. fixirte Bild, so lange die Kollodiumschicht noch feucht ist, ein Stück erwärmten, schwarzen, völlig glatten Wachstuches gelegt, angedrückt u. getrocknet wird, welches beim Abheben vom Glase die Kollodiumschicht mitnimmt u. die Stellen, an denen das Silbersalz zersetzt worden ist, mehr od. weniger undurchsichtig u. weiß erscheinen läßt, während an den Stellen, wo keine Lichtstrahlen aufgetroffen sind, das Silbersalz weggewaschen worden ist, hier also der dahinter liegende schwarze Grund zum Vorschein kommt u. die natürliche Schattirung, wie sie ein positives Bild zeigt, bewirkt.

Panorama (vom griech. πᾶν, Alles, u. ὁρᾶν, sehen), eine bildliche u. durch strenge Berücksichtigung der Luft- u. Linearperspektive möglichst täuschende Darstellung aller Gegenstände, die man von einem gewählten Standpunkte aus rings um sich herum sehen kann. Wenn dieser Punkt als feststehend angenommen wird u. der Beschauer sich auf diesem festen Mittelpunkt befindet, so erhält man ein Rundgemälde, z. B. eine Gegend, wie sie sich vom Gipfel eines Berges aus zeigt. Wird dagegen der Standpunkt beweglich gedacht, als ob sich das Auge des Beschauers vor den Gegenständen langsam vorüber bewegte, so erhält man das Längenbild einer Gegend; dieser Art sind z. B. die bekannten Panoramen der Rhein- u. Donauufer ꝛc. Als Erfinder der Panoramen in ersterem Sinne des Wortes gilt Prof. Breisig in Danzig im vorigen Jahrh. In der Neuzeit hat aber auch der 1866 verstorbene Prof. Karl Enslen vortreffliche Panoramen gemalt. Vgl. auch „Diorama".

Panotypie, s. „Pannotypie".

Pansen heißt die erste Abtheilung des Magens der Wiederkäuer.

Panslavismus, d. h. Allslaventhum, nennt man das Bestreben, alle slav. Völkerschaften aufs Engste mit einander zu verbinden u. womöglich in einem großen Gesammtreiche zu vereinigen. Diese Idee ist erst ein Kind unseres Jahrh. Erst seitdem der Deutsch-Ungar Paul Jos. Schafarik (eig. Schaffer) 1826 in seiner „Geschichte der slav. Sprache u. Literatur" die ursprüngliche Einheit aller slav. Völker behauptet u. dann der ungar. Slave Kollar über die „Wechselseitigkeit der Slaven" geschrieben hatte, entstand eine panslavistische Bewegung, u. zwar war ihr erstes Stadium ein rein literarisches. In das politische Stadium trat der P. nach der poln. Revolution von 1830. Auf die Polen war auch jenes 1839 zu Leipzig anonym erschienene merkwürdige Buch „Die europ. Pentarchie" berechnet, welches der aus Sachsen gebürtige russ. Hofrath u. Warschauer Polizeidirektor Goldmann (gest. zu Berlin 1863) verfaßt hatte. Der Pentarchist u. der ihm sekundirende poln. Graf Gurowski setzten nach dem Vorbilde Napoleon's I. an die Stelle reeller Freiheit das Trugbild des Ruhms, indem sie aufs Verlockendste die Herrlichkeit eines Slavenreichs schilderten, welches das Eismeer, die Ostsee, das Schwarze Meer u. das Mittelmeer zu Grenzen haben, sich von Danzig bis Konstantinopel, von Archangel bis Prag erstrecken u. durch seine bloße Existenz alle übrigen Staaten Europa's ohnmächtig machen würde. Dem politischen P. als solchem ist die russ. Regierung gewiß nicht fremd, aber sie hat keineswegs alle Fäden in ihrer Hand; außer u. neben dem offiziellen P. giebt es noch einen revolutionären, der die Slaven außerhalb Rußlands (wie 1875 u. 1876 die auf der Balkan-Halbinsel) zum Kampfe für ihre Nationalität aufruft u. erst in zweiter Linie daran denkt, entweder auf dem Kreml die panslavistische Fahne aufzupflanzen od. ein eigenes Südslavenreich zu gründen. Doch ist dies nur eine anscheinend feindliche Abzweigung des P., da der natürliche Schwerpunkt der Slavenwelt in Petersburg ist. Daß übrigens der P. ein künstliches Produkt ist, zeigen die Geschichte u. die gegenwärtigen Völkerverhältnisse. Erstere weiß von einem allgemeinen Slavenreiche nichts u. in den letzteren ist sehr viel dem P. Feindliches. Insbes. sind die Stammverschiedenheiten, die Sprachunterschiede bei den Slaven eben so groß, ja noch größer, als die bei den germanischen Nationen.

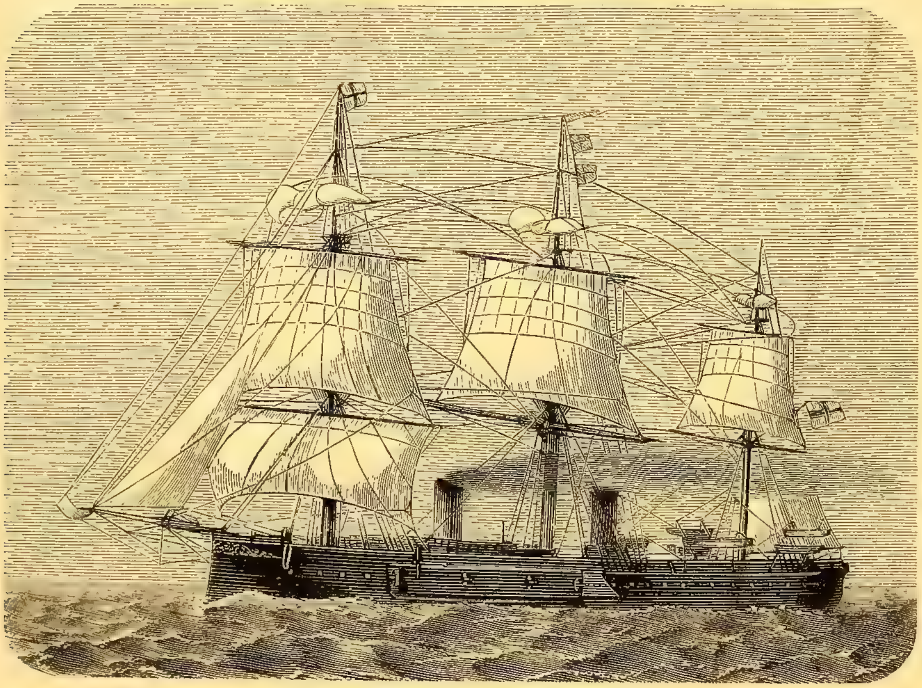
Pantalone, von Pantaleone, dem Schutzpatron der Venetianer, mit dessen Namen sie häufig getauft wurden, weswegen sie den Spitznamen pantaloni erhielten; danach eine ursprünglich venetianische Maskenrolle in dem italienischen Volkslustspiele „Der reiche, gewöhnlich geizige, eifersüchtige, verliebte, aber stets betrogene Alte." Das Kostüm ist das altvenetianische; den Mantel od. Ueberwurf, der ursprünglich roth, später schwarz war, trägt der P. durch den linken Arm gezogen, enganliegende Beinkleider (später auch weite, über die Stiefeln gehende Matrosenbeinkleider), ein kurzes Wamms, einen Gürtel, in welchem außer der Tasche u. dem Messer auch oft ein Schreibzeug steckte, heruntergetretene Pantoffeln u. eine Greisenmaske mit langem spitzen Bart.

Pantelegraph, s. „Telegraphie".

Pantellaria od. Pantelleria (im Alterthum Cossyra), eine 2,6 □M. große, zur sizilischen Provinz Trapani gehörige Insel des Mittelländ. Meeres; liegt zwischen Sizilien u. der afrikanischen Nordküste u. ist von dem afrikanischen Kap Mustafa nur 7 M. weit entfernt. Das Eiland, welches sich im Innern zu einem 650 m. hohen erloschenen Vulkan erhebt, besteht ganz aus vulkanischen Gebilden u. besitzt zahlreiche heiße Quellen u. Solfataren. Der fruchtbare Boden trägt reiche Kulturen von Getreide u. Südfrüchten. Von den 6000 E. lebt fast die Hälfte in der an der Nordwestküste gelegenen befestigten Hauptstadt **P.**, welche nebenbei zugleich als Strafkolonie dient.

Pantheismus (vom griech. πᾶν, Alles, u. θεός, Gott) heißt diejenige philosophische Anschauung, nach welcher die übliche strenge Scheidung von Geist u. Materie, also auch von Gott u. Welt, irrig u. vielmehr eine Einheit beider, also ein Erfülltsein des Alls von Gott, anzunehmen ist. In der Näherbestimmung, wie die Göttlichkeit des Alls zu denken sei, weichen nun allerdings die verschiedenen pantheistischen Systeme sehr von einander ab. Die einen legen eine höchste geistige Kraft zu Grunde (die sog. Weltseele), die nicht nur in allem Stoff innerlich wirksam ist, sondern auch den Stoff (gleichsam als Mantel, ihre äußere Erscheinungsform) aus sich geboren hat. In allem Stoff ist dann zwar Göttliches, aber um so mehr, je weniger grobsinnlich er uns entgegentritt.

Dieser Form des P., die noch nicht in völlig unversöhnlichem Gegensatz zu der religiösen Forderung eines persönlichen Gottes steht, gehören sowol einige religiöse Systeme der Inder an, wie das der Neuplatoniker (s. d.), in gewissem Sinne auch das der Eleaten (s. d.) u. vor Allem die Systeme der großen deutschen Philosophen Fichte u. Hegel (wenigstens der sog. Hegel'schen Rechten; s. „Hegel"). Die andere Form des P., die zu jeder positiven Religion in unversöhnlichem Gegensatz steht, weil sie den Begriff des persönlichen Gottes u. damit auch die Möglichkeit eines unverbrüchlichen Sittengesetzes aufhebt, behauptet zunächst eine gänzlich bewußtlose (todte) Materie. Indem aber der dem Stoff (zuerst als ein Unbewußtes) innewohnende Weltgeist darnach ringt, seiner selbst bewußt zu werden, entstehen verschiedene Stufen des Denkprozesses (z. B. in dem noch halb unbewußten Instinkt der Thiere, im Nachahmungstrieb des Naturmenschen ꝛc.), bis sich endlich auf der höchsten Stufe der Weltgeist selbst erfaßt im denkenden Menschengeiste. Die Folgerung, daß demnach der Mensch selbst die oberste Darstellung des Göttlichen ist, weil nur in ihm das Göttliche selbstbewußt wird, ist von den Anhängern der sog. Hegel'schen Linken wirklich aufgestellt worden (s. „Feuerbach"). Zu dieser zweiten Art von Pantheisten können außer den Junghegelianern in gewissem Sinne auch Spinoza, der ein Auseinandergehen der ursprünglich einen Substanz in die beiden Erscheinungsformen des Denkens u. Seins lehrte, sowie Schopenhauer, der die Welt als Wille u. Vorstellung auffaßte, u. Ed. v. Hartmann gerechnet werden.



Nr. 4400. Die deutsche Panzerfregatte „Kaiser"

Pantheon, im röm. Alterthum ein Tempel, der allen od. wenigstens den Hauptgottheiten geweiht war, obgleich Dio Cassius den Namen des von Agrippa, dem Freunde u. Verwandten des Augustus, durch den Baumeister Valerius aus Ostia im J. 27 v. Chr. in Rom erbauten P.s davon ableiten möchte, daß es, kuppelförmig gebaut, dem Himmelsgewölbe gleiche. Geweiht den Göttern des Julischen Geschlechts, deren Kolossalstatuen in Nischen standen, war dieses ursprünglich ein zu den Thermen des Agrippa gehörender Nebenbau, ein Schwimmhaus (natatorium), bestehend aus einem gewaltigen Mauercylinder von nahe an 40 m. im inneren Durchmesser, bedeckt von einer vollständigen Kuppel, deren Scheitelhöhe vom Boden an jenem Durchmesser gleich ist. Oben befindet sich eine Lichtöffnung von 8 m. Durchmesser. Die Wand im Innern hat acht theils halbkreisförmige, theils rechteckige Nischen; in der nördl. liegt der Eingang, vor welchem sich eine Vorhalle befindet, zu der man ehemals sechs Stufen emporstieg. In einer Tiefe von 16 u. einer Breite von 35 m. enthält sie 16 Säulen von ägypt. Granit, mit herrlichen korinth. Kapitälen. Acht Säulen bilden die Fronte, die Seitensäulen u. die innern tragen drei kassettirte Tonnengewölbe, so daß die Vorhalle drei Schiffe bildet. Der Bau wurde im J. 609 unter Hadrian IV. in eine christliche Kirche verwandelt, geweiht der Maria u. allen Märtyrern (Sancta Maria ad Martyres), hieß aber nachher immer gewöhnlich la Rotonda. Unter Alexander VIII. (1690) wurden die zwei ungehörigen Glockenthürme (Bernini's Eselsohren) aufgesetzt. — Ein zweites P. des Alterthums war das von Hadrian in Athen erbaute, auf 120 Marmorsäulen ruhende, das zum Olympieion gehörte. — Ein drittes modernes P. ist die in Paris unter Ludwig XV. von Soufflot erbaute Kirche der heil. Genovefa, die, in der Revolutionszeit zur Grabstätte großer Männer geweiht, später abwechselnd wieder als Kirche u. als Ruhmestempel diente u. gegenwärtig in ein Nationalheiligthum verwandelt werden soll.

Panther heißen im Allgemeinen die großen od. mittelgroßen gelblichen Katzenarten mit dunkeln, ringförmigen Seitenflecken, so zunächst der Jaguar (s. d.), dann der Parder (Felis pardus) od. afrik. Tiger, dessen jederseits 6—7 Ringfleckenreihen meist keine Mittelflecke haben; von ihm unterscheidet sich der Leopard (Felis leopardus) durch 10 Fleckenreihen. Die Parder bewohnen Afrika, von wo aus sie im Alterthum häufig zu den röm. Kampfspielen gebracht wurden, u. das südl. u. westl. Asien, bes. Persien; ihr Pelz kommt als „Tigerfell" in den Handel. Aehnlich, aber länger geschwänzt, ist der langschwänzige Parder (Felis variegata) Südasiens. Pardel dagegen (Pardelkatze, Ozelot, Felis pardalis) ist eine große Katzenart Mittelamerika's, mit 4—5 Längsreihen breiter, schwarzgesäumter Bandflecken. Während der Jaguar das furchtbarste Raubthier Amerika's ist, läßt man den Pardel gezähmt frei herumlaufen.

Pantograph (s. v. w. Alleszeichner), eine bes. vervollkommnete Art des zum Kopiren, Vergrößern od. Verkleinern von Zeichnungen, Schrift u. s. w. dienenden Storchschnabels.

Pantomime (griech., d. h. Allnachahmung) ist die Darstellung irgend einer Handlung od. einer Situation durch bloßes Mienen- u. Geberdenspiel, ohne Hülfe der Sprache. Diese P.n stammen aus Italien, wo schon zur Zeit des Augustus Bathyllus in komischen u. Pylades in ernsten Sujets als Pantomimiker glänzten. In neuester Zeit ist die P. fast ganz in das Ballet (s. d.) aufgegangen. Vgl. „Mime".

Panzer heißt jeder Anzug zum Schutze des Körpers gegen Verletzung durch feindliche Waffen (s. „Harnisch"). Panzerwerk in engerem Sinne nennt man das Eisengewebe od. Geflecht, immer vier Ringe durch einen fünften zusammengehalten, welches im Orient schon lange bekannt, zur Zeit des dritten Kreuzzuges nach Europa kam u. nach der Erfindung des Drahtziehens im 14. Jahrh. allgemeiner wurde. Man machte daraus Panzerhemden, welche unter den eigentlichen Rüstungen getragen wurden zum Schutze von Stellen, welche der Plattenharnisch nicht bedeckte. Solche Panzerhemden wurden noch im ersten Schles. Kriege von einem Theil der ungar. Kavallerie getragen, den sog. Panzerstechern. — Panzerkette heißt eine Eisenkette, deren Glieder derartig gebogen u. geordnet sind, daß sich die Kette zu einer glatten Fläche ausdehnen läßt.

Panzer, Georg Wolfgang, einer der ersten deutschen Bibliographen, geb. zu Sulzbach 16. März 1729; wurde 1751 Landprediger in Etzelwang bei Nürnberg, 1760 Diakonus an der Sebaldus-kirche u. 1772 Hauptpastor (Schaffer) in Nürnberg, war zugleich Aufseher der dortigen Stadtbibliothek, seit 1789 Vorsteher des Pegnitzordens u. starb zu Nürnberg 9. Juli 1804. Im Besitze einer von ihm selbst angelegten reichhaltigen Bibelsammlung, die er 1780 an Herzog Karl Eugen von Württemberg abtrat, lieferte er einen „Entwurf einer vollständigen Geschichte der Deutschen Bibelübersetzung Luther's von 1517—81" (Nürnb. 1783; neue Ausg. 1791). Weiter wandte er sein Interesse alten Drucken zu u. beschränkte sich auch hierbei nicht darauf, eine starke u. werthvolle Privatbibliothek zusammenzubringen, sondern verfaßte auch „Annalen der älteren deutschen Literatur" (2 Bde., ebd. 1788—1805), denen er unter dem Titel „Annales typographici" (11 Bde., ebd. 1793—1803) den Versuch einer allgemeinen Registratur aller bekannten Drucke seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis 1536 folgen ließ. Von seinen zwei Söhnen machte sich Georg Wolfgang Franz **P.**, geb. zu Etzelwang 31. Mai 1755, gest. als Stadtphysikus zu Hersbruck bei Nürnberg 28. Juni 1829, bes. als Entomolog einen Namen. Sein Hauptwerk bilden die „Faunae insectorum Germaniae initia" (110 Hefte, Nürnb. 1796—1830, fortgesetzt von Herrich-Schäffer).

Panzerplatten sind die großen gewalzten Eisen- od. neuerdings Eisenhartguß- od. Stahlplatten, mit welchen die Schiffswände zum

Schutze gegen die Geschosse der feindlichen Artillerie bedeckt werden. Solche Schiffe heißen **Panzerschiffe.** Die Eisenpanzerung hatte General Paixhans in Frankreich schon 1824 vorgeschlagen, aber erst die Erfahrungen des Krimkrieges verschafften den Panzerschiffen allgemeinen Eingang. Der Wettkampf zwischen Stärke der Platte u. Durchschlagkraft der Geschosse ist noch nicht ganz abgeschlossen, obwol man jetzt schon zu Panzerstärken von 26 cm. u. mehr, zu Geschützkalibern von 26 cm., ja, wenn man die Küstengeschütze mit betrachtet, von fast 36 cm. gelangt ist. Schiffe von schwächerem Panzer als 20 cm. können in heutiger Zeit nicht mehr als Schlachtschiffe gelten, da sie auch von den geringeren Kalibern der heutigen Marineartillerie durchschlagen werden. Wenn man die Panzerstärke, das Hauptmoment für diese Art Schiffe, zu Grunde legt, so ändert sich bei Betrachtung der Panzerflotte der europ. Großmächte das Zahlenverhältniß u. die daraus abzuleitende Ueberlegenheit der älteren, nam. der engl. Marine, sehr zu Gunsten der neueren. England zählt nämlich 55 Panzerschiffe, einschließlich der Thurm- u. der Widderschiffe u. der Kanonenboote; Frankreich zählt 60 Schiffe dieser Art, Rußland 30, Deutschland 15, Oesterreich 7, Italien 8; bei den letzteren beiden Staaten ist die Zahl der Kanonenboote nicht angegeben, ebenso sind die im Bau begriffenen Panzerschiffe weggelassen. Legt man aber eine Panzerstärke von 20 cm. als geringste Stärke für ein Schlachtschiff zu Grunde, so sind in England verfügbar 10, in Frankreich 6, in Deutschland 5, in Oesterreich u. Italien je 2, in Rußland 1. Werden alle seegehenden Panzerschiffe, auch solche unter 20 cm. Panzerstärke gerechnet, so zählt England 18, Frankreich 22, Deutschland 8, Oesterreich 6, Italien 3 u. Rußland 2. — Man verwendet P. neuerdings auch als Bekleidung an Festungswerken u. zwar da, wo der Raum zur Deckung durch Erdwälle nicht ausreicht. Eines der interessantesten Beispiele solcher Eisenpanzerungen auf dem Lande ist das für die Sperrung der Wesermündung bestimmte eiserne Thurmreduit.

Paoli, Pasquale, Diktator Korsika's, geb. als Sohn eines kors. Generals zu Morosaglia 1726; folgte 1740 seinem Vater ins Exil nach Neapel, wo er eine vortreffliche Erziehung erhielt, zeichnete sich später als Gardeoffizier des Königs von Neapel in den Kämpfen von Kalabrien aus u. wurde im Frühjahr 1755 von der kors. Nationalregierung zurückgerufen, um als Diktator an die Spitze Korsika's zu treten. Nachdem ihn auch das Volk in einer Landesversammlung als Generalkapitän u. alleinigen Regenten bestätigt hatte, trat der von einem edlen Ehrgeiz erfüllte Patriot 15. Juli 1755 die Regierung an. Er begann die Regeneration seines Vaterlandes mit der Verfehmung der Vendetta (Blutrache) u. gab ihm dann eine im Allgemeinen von echt demokratischen Prinzipien getragene Verfassung. Sparsam u. für Hebung der Volksbildung besorgt, gründete er 1765 in der Stadt Corte sogar eine Universität; die Stadt Isola Rossa verdankt ihm ihren Ursprung. Aber mitten in der Blüte seines glücklichen Daseins kam über den kors. Freiheitsstaat das Verderben. Genua verkaufte seine überlebten Herrschaftsrechte an Frankreich, u. dieses sandte 1768 daraufhin Truppen aus, Korsika zu besetzen. Bei Ankunft der Franzosen griffen die Korsen zu den Waffen, u. erst durch Uebermacht u. Verrath ward P. am Golofluß bei Ponto Nuovo 9. Mai 1769 besiegt, worauf er in die Verbannung nach England ging. 1794 entriß er zwar mit engl. Hülfe Korsika der franz. Macht, da sich aber seitdem statt der Franzosen die Engländer zu „Herren" aufwarfen, verzichtete er auf seine Scheinregierung u. begab sich 1796 abermals nach England. Er starb in der Nähe von London 5. Febr. 1807. — Vgl. Klose, „Leben P. P.'s" (Braunschw. 1853).

Paoli, Betty, eigentlich Elisabeth **Glück,** Dichterin u. Schriftstellerin, geb. zu Wien 30. Dez. 1815; verlor frühzeitig ihren Vater, einen geachteten Arzt, wechselte später mit ihrer Mutter häufig den Wohnort, lebte 1832—35 in Rußland, von wo sie nach Wien zurückkehrte, war 1843—48 Gesellschafterin der Fürstin Schwarzenberg, Wittwe des berühmten Feldmarschalls, bereiste dann Deutschland u. Frankreich u. lebt seit 1850 wieder in Wien. Sie schrieb u. A.: „Gedichte" (2 Bde., Pest 1841—43; neue Aufl. 1850); „Romanzero" (Lpz. 1845, 2. Aufl. 1856); „Lyrisches u. Episches" (ebd. 1855); „Die Welt u. mein Auge" (3 Bde., Novellen, Pest 1844); „Wiens Gemäldegalerien in ihrer kunsthistorischen Bedeutung" (Wien 1865); „Grillparzer u. seine Werke" (Stuttg. 1875); „Parallelen" (Rousseau, Schopenhauer u. Grillparzer, Wien 1875) 2c.

Paolo (ein Paul od. ein Pauliner), eine Silbermünze im ehemaligen Kirchenstaat = $^1/_{10}$ Scudo = 10 Bajocchi, ungefähr 43 Pfennige; im Großherzogthum Toscana = $^1/_{10}$ des Francescono, ist er eingetheilt in 8 Crazie (Kreuzer) u. 20 Denari u. hat einen Werth von 45 Pfennigen.

Paolo Veronese, s. „Caliari".

Paeonia, Päonie, Putennie, gemeine Gicht-, Pfingst-, Pfund-, Beningrose, Königsblume 2c.; Pflanzengattung der Ranunculaceen u. gewissermaßen deren schönstes kraut- u. strauchartiges Erzeugniß, mit großen rosenartigen, durch die Kultur oft gefüllten Blumen in einem grüngefärbten fünfblätterigen Kelche, während die stattlichen Fruchtbälge glänzendschwarze, Anfangs korallenrothe Samen tragen, die man bis auf die neueste Zeit abergläubisch zu Perlschnüren gegen Zahnkrämpfe der Kinder aufreiht. Die P.n gehören der gemäßigten u. kalten Region an, deren Schmuck sie sind, weshalb sie auch schon früh in die Gärten als beliebte Ziergewächse kamen u. selbst in den Bauergärten hoch geehrt werden. Die beiden einheimischen Arten sind: P. corallina u. peregrina. Die erstere, mit rübenförmigen Wurzelfasern, bewohnt die salzburgischen Alpen; die letztere, mit knollenförmigen Wurzelfasern, die Gebirge am Südabhange der Alpen. Sie auch ist die Mutterpflanze der in den Gärten gezogenen P. officinalis *L.* Alle zeichnen sich durch die Stattlichkeit ihrer Stauden mit derben, nießwurzartigen, üppigen Blättern u. durch tiefrothe Blumen aus. In dieser Beziehung tritt jedoch die P. tenuifolia Sibiriens mit ihren blutrothen Blumen noch mehr hervor; während die gleichfalls aus Sibirien stammende P. albiflora weiß blüht. Sonst besitzen auch Spanien, Sizilien, Kreta, Griechenland 2c. ihre eigenthümlichen Arten. Als bes. geschätzt prangt in unsern Gärten die strauchartige P. arborea od. der Moutang China's, dessen scharlachrothe Blumenblätter am Grunde einen schwarzen Fleck tragen. Diese prachtvolle Art wird in China u. Japan seit undenklichen Zeiten gepflegt. Eigentlich soll sie Botan heißen u. daselbst eine große Menge von Spielarten haben, deren Blumenfarben sogar blau u. gelb werden können. Den Moutang vermehrt man durch Samen, Ableger, Pfropfen u. Zertheilung, während die krautartigen P.n nur durch Samen od. Zertheilung vermehrt werden können. Sonst haben die P.n keine große Bedeutung.

Päonius, ein Bildhauer aus Mende, der an den Giebelfiguren (Nike) des Zeustempels in Olympia arbeitete; eine Künstlerinschrift mit seinem Namen gehörte zu den ersten Funden der neuesten Ausgrabungen in Olympia (s. d.).

Papa, lat. Form des griech. πάππας, d. i. Vater, war ursprünglich Bezeichung aller höheren Geistlichen, wurde aber seit ungefähr Mitte des 5. Jahrh. von den röm. Bischöfen als Titel bevorzugt, weil man dadurch dem Schein einer Gleichstellung mit den übrigen Häuptern der Kirche, den Patriarchen (s. d.), auswich. Doch ist P. (deutsch Papst, s. d.) erst seit Gregor VII. alleiniger Titel des Bischofs von Rom.

Papageien (Psittacini), eine sehr artenreiche Familie der Klettervögel mit kurzem, dickem, mit einer Wachshaut bekleidetem Schnabel, dessen Oberkiefer über den sehr kurz abgestutzten Unterkiefer stark hakig übergreift, mit dicker, fleischiger Zunge. Die Schienen sind bis zur Ferse befiedert u. haben je zwei Vorder- u. zwei Hinterzehen. Die P. klettern sehr geschickt u. bedienen sich ihrer Füße auch als Greiforgan, um Baumfrüchte zum Schnabel zu führen. Ihr meist lebhaft gefärbtes Gefieder wie ihr munteres Naturell — man hat sie die Affen unter den Vögeln genannt — sowie ihre leichte Zähmung u. die merkwürdige Fähigkeit, mit ihrem Stimmorgane alle möglichen Geräusche u. Töne nachzuahmen, sogar Worte u. ganze Sätze nachsprechen zu lernen, machte sie schon bei den Damen des alten Rom als Luxusvögel beliebt; wilden Völkern liefern sie Federschmuck, auch soll ihr Fleisch wohlschmeckend sein. Sie bewohnen fast nur die heiße Zone, in Nordamerika gehen sie bis 43° n. Br., in Südamerika bis gegen 55° südl. Br., in Asien nicht über 27° n. Br. Die größte Artenzahl hat Amerika aufzuweisen, nächstdem sind die Molukken u. Australien anzuführen; erst in dritter Reihe stehen Neuseeland, Polynesien, Asien u. Afrika. Fossil kennt man nur einzelne Reste aus südamerik. Knochenhöhlen u. eine Art im Diluvium von Mauritius. Neuerdings aber sind ein paar Arten ausgestorben, Nestor productus u. norfolcensis von der Philipps- u. Norfolksinsel. Eine monographische Bearbeitung hat O. Finsch geliefert in „Die Papageien".

Papalsystem heißt der Inbegriff der Grundsätze, welche von der strengkirchlichen Partei in der Kathol. Kirche bezüglich der Macht u. der Vorrechte des Papstes aufgestellt werden u. welche 1870 in dem Dogma der Unfehlbarkeit ihren Gipfelpunkt erreicht haben. Vgl. „Kirchengewalt u. Kirchenverfassung", „Hierarchie" u. „Papismus".

Papaver, der Mohn (s. d.).

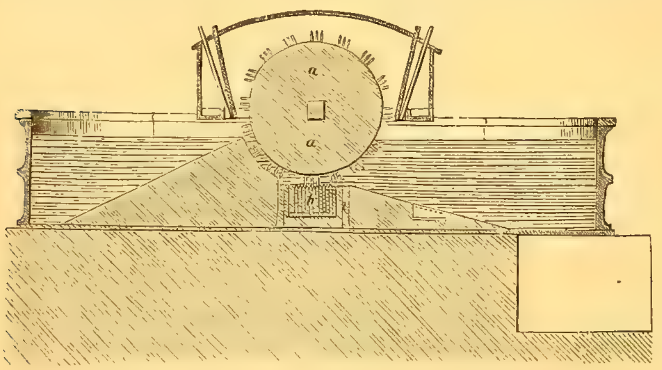
Papaverin, Pflanzenbase im Opium (s. d.).

Pape, Heinrich Eduard, ausgezeichneter Jurist, geb. zu Brilon, in Westfalen 13. Sept. 1816; trat nach vollendeten Rechtsstudien 1840 in den preuß. Justizdienst, wurde 1843 Oberlandesgerichts-

assessor in Westfalen, 1850 Kreisrichter in Stettin, wo er auch Mitglied des See- u. Handelsgerichts war, 1856 Appellationgerichtsrath in Königsberg u. 1859 als Geheimer Oberjustizrath vortragender Rath im preuß. Ministerium. Nach den Ereignissen des J. 1866 war er auch Mitglied des Norddeutschen Bundesraths, bis im Aug. 1870 seine Ernennung zum Präsidenten des Norddeutschen Bundesbez. Deutschen Reichs-Oberhandelsgerichts in Leipzig erfolgte. Seit Dez. 1873 hat P. den Rang eines Wirklichen Geheimen Raths. 1858—61 nahm er mit an der Ausarbeitung des „Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuches" Theil.

Papeiti, Hauptort u. Haupthafen von Tahiti (s. d.).

Papenburg, Stadt in der preuß.-hann. Landdrostei Osnabrück (Kreis Meppen) mit 6076 E. (1871), in einer weiten Moorlandschaft $2^1/_2$ M. im S. von Leer gelegen, mit letzterer Stadt u. Meppen durch Eisenbahn u. mit der Ems durch schiffbare Kanäle verbunden; ist 1675 durch Dietrich von Veelen gegründet u. jetzt die blühendste Fehnkolonie der Provinz. Die nach holländ. Weise gebaute Stadt zieht sich über 1 M. lang an den Kanälen hin, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine evangel. u. zwei kathol. Kirchen, eine höhere Bürgerschule u. eine Navigationsschule. Die Einwohner treiben bedeutende Schiffahrt (1873: 185 Seeschiffe von 33,949 Tonnen), Schiffbau u. Holzhandel u. unterhalten Segeltuch-, Tabaks- u. Cichorienfabriken, Ankerschmieden, Dampfschneide- u. Oelmühlen, Kalkbrennereien u. Gerberei. In der Nähe sind große Torfstechereien.



Nr. 4401. Papierfabrikation. Holländer vertikal durchschnitten.

Papeterie (franz.), Papier- u. Pappwaaren, auch Papierhandel.

Paphlagonien, die nördlichste unter den kleinasiat. Landschaften an der Südküste des Schwarzen Meeres; wurde im Alterthume im W. durch den Fluß Parthenios (jetzt Bartan Tschaï) von Bithynien, im S. durch das Gebirge Orminion (jetzt Ala Dagh) von Galatien, im O. durch den Fluß Halys (jetzt Kisil Irmak) von Pontos geschieden. Der nördlichste Theil des Landes enthält fruchtbare Ebenen, den südl. füllt das vom Halys zum Orminion in südwestl. Richtung streichende Olgassysgebirge (jetzt Ilkas) mit seinen Ausläufern Skorobas u. Kytöros (jetzt Sagra). Dem Meere strömen nur unbedeutende Küstenflüsse zu, im Innern ist bemerkenswerth der Aminas (jetzt Gök Irmak), ein Nebenfluß des Halys. An Städten werden genannt an der Küste Sesamos od. Amastris (jetzt Amasre), Kytoros (jetzt Kidros), Stephane (jetzt Istafan), Karusa (jetzt Gerzeh) u. als die weitaus mächtigste Sinöpe (jetzt Sinub); im Innern Pompejopolis u. Gangro (jetzt Kiankereh). Die Bewohner, syrischen Stammes, waren als Krieger, nam. als Reiter ausgezeichnet. P., früher selbständig, wurde von Krösos unterworfen, kam mit dessen Lande an Persien, wurde später abermals selbständig, fiel dann in die Hände des Mithridates, der es mit Nikomedes von Bithynien theilte. In röm. Zeit herrschten Anfangs tributpflichtige Fürsten, seit dem 1. Jahrh. n. Chr. bildete P. einen Theil der Provinz Galatien.

Paphos, eine Stadt an der Westküste Cyperns, berühmt durch Kultus u. Tempel der Venus. Man unterschied eine Altstadt auf dem Hügel u. eine Neustadt in der Ebene.

Papier u. Papierfabrikation. Das P. ist von den Chinesen ungefähr zur Zeit von Christi Geburt erfunden u. über Persien u. Damaskus wol schon im 6. Jahrh. nach Europa gebracht worden, wo es im 12. Jahrh. bereits gefertigt wurde. Der jetzt gebräuchliche Name stammt von Papyrus (s. d.), dem altägypt. Schreibmateriale, das jedoch mit dem heutigen P. in nichts weiter übereinstimmte. Anfangs nur aus roher Baumwolle gefertigt, wurde das P. im 12. Jahrh. in Frankreich schon aus alten Lumpen dargestellt. Das Leinenpapier datirt aus dem 13. Jahrh. Jetzt verwendet man Lumpen aus den verschiedensten Pflanzenfasergeweben, von Baumwolle, Flachs, Hanf, Jute 2c., u. ersetzt sie auch der Wohlfeilheit wegen ganz od. zum Theil durch die Fasern des Holzes u. Strohes, durch Espartogras 2c. Weiches, weißes Holz, z. B. Aspen- od. Tannenholz, wird durch Andrücken an einen rasch rotirenden Schleifstein unter Wasserzulauf in Fasern zerschlissen (Holzstoff) od. durch Kochen mit konzentrirter Aetznatronlauge unter hohem Druck in die sog. Cellulose verwandelt. Aehnlich wird auch der Strohstoff dargestellt, nur daß man für geringe Papiersorten beim Kochen das Natron durch Kalk ersetzt. Diese Surrogate dienen jetzt als Zusatz zu dem Hadernstoff. Was nun die jetzt übliche Herstellung des P.s anlangt, so werden die Lumpen (Hadern) zuerst nach Material, Feinheit u. Farbe sortirt. Manche Fabriken unterscheiden dabei bis zu 40 Sorten, welche zu den verschieden feinen P.en dienen. Mit dem Sortiren ist meistens ein Zerschneiden der Lumpen verbunden, indem man dieselben über ein auf dem Tische festgemachtes Sensenblatt zieht; ebenso werden gleichzeitig Knöpfe, Nähte 2c. entfernt u. auch ein Theil des anhängenden Schmuzes beseitigt. Seltener bedient man sich einer scherenartig wirkenden Schneidemaschine. Nachdem man die Stücke im Lumpenwolf, einer Siebtrommel, in welcher eine Achse mit hölzernen Schlägern sehr rasch rotirt, vom locker anhängenden Staube befreit, schreitet man zum Bleichen derselben. Dadurch, daß man sie mit Soda, Aetznatron od. gelöschtem Kalk oft in einer rotirenden Trommel mittels hochgespannten einströmenden Dampfes kocht, werden anhängendes Fett u. Harz, das den Schmuz bindet, aufgelöst, die meisten Farben zerstört u. das Bleichen vorbereitet.

Bevor das Letztere geschieht, wird indessen eine vorläufige Zerkleinerung zu sog. Halbzeug eingeschoben. Man bedient sich dazu ausschließlich des Holländers, einer zuerst von den holländischen Fabrikanten statt der früheren, bei den sog. Hammergeschirren üblichen Stampfen angewendeten Maschine (Nr. 4401). Dieselbe besteht aus einem länglich-ovalen Troge mit einer in der Längsachse liegenden, indessen nicht bis zur Außenwandung reichenden Scheidewand, welche einen in sich selbst zurückkehrenden Kanal bildet. In der einen Hälfte desselben ist am Boden ein sattelförmiges Holzstück befestigt, der sog. Knopf, dessen eine Fläche langsam ansteigt, während die andere steil abfällt. In ersteren ist das Grundwerk h bestehend aus einer Anzahl stumpfer Stahlschneiden eingesetzt. Nahezu in Berührung damit dreht sich in einem Mantel eine Walze aa aus Eichenholz, in welcher ringsherum ähnliche Schneiden eingelassen sind, die durch ihre Neigung zur Achse mit denen des Grundwerks scherenartig wirken. Passirt nun ein Lumpenstück, im Wasser des Trogs schwimmend u. von der durch obenher immer frisch zuströmendes Wasser hervorgerufenen Strömung fortgezogen, zwischen diesen Schneiden hindurch, so wird es zerrissen u. endlich in immer feinere Fasern zertheilt. Das Bleichen des abgepreßten Halbzeugs kann durch Chlorgas in Steinkammern od. im Holländer selbst durch eine schwach angesäuerte Chlorkalklösung erfolgen. Der Holländer dient dann gleichzeitig zum Auswaschen des überschüssigen Chlors. Durch Drahtsiebe od. eine Siebwalze wird nämlich das unreine Wasser kontinuirlich entfernt u. durch reines ersetzt. Der Ganzzeugholländer, bei dem mehr Schneiden wirken, die auch dichter an einander vorbeistreichen, verwandelt endlich die Fasern in einen feinen, dicklichen Brei. Wird dieser auf ein feines Sieb in gleichmäßiger Schicht aufgelassen, so läuft ein Theil des Wassers ab, ein anderer wird durch Pressen, der Rest durch Trocknen entfernt; das zurückbleibende Faserngewirre giebt schließlich das Papier.

Früher geschah diese Formung mit der Hand in einzelnen Bogen, indem Siebrahmen von der Größe des Bogens u. mit so niedrigem Rande, daß sie gerade die für einen Bogen erforderliche Quantität Papierbrei faßten, damit vollgeschöpft wurden; nachdem das Wasser durchgelaufen, wurde der schon zusammenhängende Bogen erst zwischen Wollenzeug, dann für sich getrocknet, für Schreibpapier nachträglich noch mit Leimwasser u. Alaun getränkt u. aufs Neue getrocknet. Dies ergab das Schöpf- od. Büttenpapier, dessen sog. Wasserzeichen durch größere Maschen im Siebnetz hervorgebracht wurde. Jetzt wendet man meist die von Bryan Donkin 1804 konstruirte Papiermaschine an. Hier fließt der Papierbrei, nach mehrfachem Reinigen von Knoten 2c., auf ein sich langsam fortbewegendes, sehr feines Drahtsiebband ohne Ende. Das Wasser läuft zum Theil freiwillig ab, zum Theil wird es durch Luftdruck, zum Theil durch Durchgehen des Papiers zwischen stark belasteten Druckwalzen, endlich durch Trocknen auf dampfgeheizten Trockenwalzen beseitigt; gleichzeitig wird das P. komprimirt u. geglättet (Maschinenpapier od. P. ohne Ende). So lange der Papierfilz noch weich ist, muß er vom Drahtsiebe od. von Wellentüchern getragen u. geführt werden, später schlingt er sich freischwebend um die Druck- u. Trockenwalzen. Dadurch, daß man dem Papierbrei in der Bütte Harzseife u. ein Thonerdesalz (z. B. Alaun) zufügt, setzt sich auf die Fasern unlösliche harzsaure Thonerde ab, die dann auf den Trockenwalzen erweicht u. die Fasern verkittet. Schließlich wickelt sich das Papierband auf einer langsam gedrehten Achse auf. Solche Rollen werden jetzt direkt zum Druck der großen Zeitungen verwendet. Sollen dagegen einzelne Bogen erzeugt werden, so läuft das endlose P.

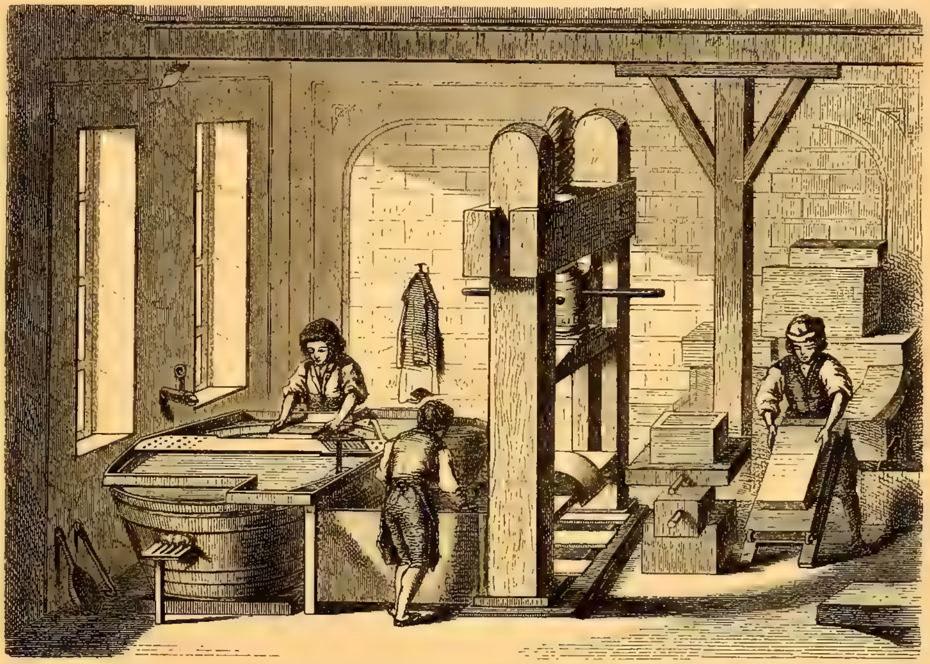
durch Schneiderollen, welche es in Längsstreifen zerlegen, die weiterhin durch ein sägeartig gezahntes Messer auch in der Breitenrichtung zertheilt werden. Das Auslesen der fehlerhaften Bogen, das Pressen zwischen glatten Pappen od. polirten Zinktafeln macht die Waare marktfertig. Um das P. weiß u. schwer zu machen, setzt man dem Brei pulverförmige weiße Stoffe, Kaolin, gefällten Gips 2c., zu. Natürlich kann man es eben so gut durch farbige Zusätze in der Masse färben. — Außer den schon oben genannten Surrogaten, die man zur Papierfabrikation verwendet, giebt es noch eine große Zahl andere, u. außer daß alle Faserpflanzen P. geben können, werden in China bes. die Rinde der Broussonetia papyrifera, die Sprossen von Bambus u. einige Nesselarten dazu benutzt. Das sog. Reispapier soll aus dem Wurzelmarke eines Baumes, Nenufar, bereitet werden. Bei uns sind Kartoffelstengel, Mais, Brennesseln u. a. Pflanzen auch schon zu P. verarbeitet worden, selbst Tabaksblattrippen, indessen bieten die damit erzielten Papiersorten nichts wesentlich Interessantes. Anders ist es mit dem **Pergamentpapier**, das durch Behandeln des Baumwollenpapieres mit Schwefelsäure erhalten wird. Dadurch erleidet die Pflanzenfaser eine gallertartige Aufquellung, welche die Festigkeit des P.s sehr erhöht u. ihm eine Beschaffenheit giebt, welche es der thierischen Membran ähnlich macht u. entsprechende Verwendungen zu dichten Verschlußmitteln gestattet.

Papiergeld ist eine Anweisung auf einen jederzeit zahlbaren Geldwerth. An u. für sich werthlos, da das Papier u. selbst eine künstlerische Ausführung des Drucks, der Zeichnung 2c. von zu geringem Belange sind, erlangt das P. nur erst durch die Ueberzeugung des Publikums seinen Werth, daß die darauf verzeichnete Geldsumme jederzeit von dem Aussteller zu erlangen ist. Es gleicht darin dem Sichtwechsel, während es sich von den andern Wechseln mit bestimmten Verfallterminen wiederum dadurch unterscheidet, daß eine Einlösungsfrist gar nicht genannt ist, vielmehr jederzeit auf Verlangen die Währung in Baar geleistet werden muß. Mit den Banknoten nahe verwandt, unterscheidet sich das P., nam. das des Staats u., wo dies ausnahmsweise noch vorkommt, das der Gemeinden u. einzelner bevorzugter Korporationen dadurch, daß die Banknoten gesetzlich durch deponirtes Edelmetall u. hinterlegte Wechsel gedeckt sein müssen, während dies bei dem P. in der Regel nicht verlangt wird. Die Banknote ist auf den Realkredit, das P. auf den Personalkredit des Staats, der Gemeinde basirt 2c. — Die Ausgabe von P., die man einzig u. allein dem Staate, auch diesem nur mit möglichster Beschränkung, gestatten sollte, ist deshalb sehr bedenklich, weil in Zeiten von Krisen, unglücklichen Kriegen, überhaupt sehr starker Inanspruchnahme von Geldmitteln seitens des Staats die Versuchung nahe liegt, von dem vorübergehend wirksamen Mittel der Geldbeschaffung durch die Notenpresse zu umfassenden Gebrauch zu machen. Da aber naturgemäß das P. nur so lange zu seinem vollen Nennwerth genommen wird, so lange es jederzeit gegen die gleichhohe Menge von Edelmetall eingelöst werden kann, so kann leicht der Fall eintreten, daß, wenn die Staatskassen nicht im Stande sind, mit Silber od. Gold einzulösen, die Annahme seitens des Publikums verweigert wird. In der Regel antwortet darauf der bedrängte Staat mit der Verfügung des **Zwangskurses**, d. h. mit der Anordnung, das P. jederzeitig vollgiltig als Zahlung anzunehmen. Dann verschwindet sofort das Edelmetall aus dem Verkehr, im Inlande verkehren nur die Papierscheine, im Handelsumsatz mit dem Auslande bildet sich dagegen für das P. ein schwankender Kurs, der für die wirthschaftlichen Verhältnisse des betreffenden Landes fast ausnahmslos sehr nachtheilig ist. Durch die Assignaten (s. d.) hat Frankreich in den Jahren 1792—97 entsetzliche Verluste erlitten, u. heute erfreuen sich die Staaten, wie Oesterreich, Rußland u. Italien, für deren Noten Zwangskurs besteht, gerade deshalb keineswegs einer gesunden Entwicklung. — Im Deutschen Reiche besteht neben den Noten der Banken gleichfalls P. (die Scheine von 5, 20 u. 50 Mark), es ist jedoch Niemand sie als Zahlung anzunehmen verpflichtet, vielmehr kann der Gläubiger auf der Zahlung in Gold bestehen. Da jedoch die Reichskassenscheine überall u. jederzeit voll eingelöst werden können, so kursiren sie gleich dem baaren Gelde als noch dazu sehr beliebtes Ausgleichsmittel. Das P. ist übrigens nicht erst eine Erfindung der modernen Kulturvölker — schon die Chinesen sind, wie auf Alles, so auch auf dieses Verkehrsmittel gekommen.

Papiermaché, Steinpappe, ist eine zum Abformen von diversen Spielwaaren, Attrapen, Dosen, Ornamenten 2c. geeignete plastische Masse, deren Grundlage aus grobem Papierbrei besteht, den man aus Makulaturpapier durch Anfeuchten u. Stampfen od. durch Zermahlen in einem kleinen Holländer darstellt. Man preßt daraus das überflüssige Wasser, macht die Masse alsdann mit Leimwasser, Stärke- od. Mehlkleister an u. setzt ihr wol auch noch beschwerende pulvrige Substanzen zu: Thon, Kreide, gemahlenen Schwerspath 2c. (Steinpappe, Similipierre). Schließlich preßt man sie in geölten Holz-, Gips- od. Metallformen, trocknet erst an der Luft, tränkt mit Leinölfirniß, trocknet sie dann nochmals in einer Art Backofen u. vollendet die Waaren durch Bemalen, Ueberziehen mit Kopallack, Auflegen von Metallblättern, Bronzepulver 2c. Bei dem sog. Similibois ersetzt man den Thon durch feingesiebte Sägespäne.

Papiernautilus, s. „Argonauta, Argo".

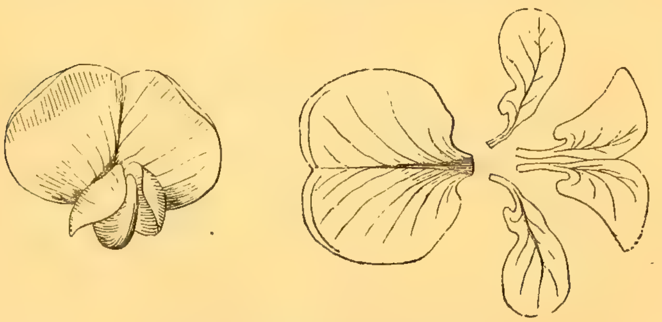
Papilionaceen, auch Leguminosen od. Hülsengewächse u. Schmetterlingsblütige; eine der artenreichsten u. nützlichsten Pflanzenfamilien, nur den Kompositen an Zahl der Arten nachstehend, sie aber durch ihren vielfachen Nutzen weit übertreffend. Eigentlich bildet sie unter den Hülsengewächsen eine eigene Familie, indem ein paar andere Familien (Mimoseen u. Swartzieen) keine eigentlichen Schmetterlingsblüten haben.



Nr. 4402. Papierfabrikation. Arbeiten an der Schöpfbütte.

Eine solche wird bekanntlich aus fünf verschiedenen Blättern gebildet: dem obersten größten (Fahne), zwei seitlichen kleineren (Segel) u. den unter ihnen liegenden, zu einem Schiffchen verwachsenen beiden Blättern (Abbildung Nr. 4403, bei welcher die erste Blume mit unzerlegtem, die zweite mit zerlegtem Schiffchen dargestellt ist). Die Staubgefäße liegen in dem Schiffchen eingehüllt, u. zwar in zwei Bündel verwachsen zu 10, welche entweder frei (monadelphisch od. einbrüderig) od. so stehen, daß 9 unter einander zu einer Röhre verschmelzen, während das zehnte, oberste, frei bleibt (diadelphisch, zweibrüderig); seltener erscheinen mehr als 10 Staubgefäße. Der Fruchtknoten wächst zu einer Hülse aus, die aus zwei Hälften (Fruchtblättern) besteht u. die Sameneier an der Bauchnaht trägt. In den meisten Fällen ist die Hülse einfächerig, manchmal zweifächerig, aber durch Querwände auch mehrfächerig. In letzterem Falle kann sie bei der Reife in einzelne Glieder zerfallen (**Gliederhülse**, lomentum). — Schon die Hülse wird in einzelnen Fällen genießbar, vielmehr aber werden es die Samen, welche häufig das Endprodukt prachtvoller Blumen sind. Außer Zucker enthalten sie viel Stärkemehl u. eine eigene stickstoffhaltige Substanz, das **Legumin**, durch welches z. B. weiße Bohnen an der Spitze aller vegetabilischen Nahrungsmittel stehen. Das Legumin ist vorzugsweise der Bestandtheil krautartiger Leguminosen-Samen: Erbsen, Linsen, Platterbsen, Kichererbsen 2c. Infolge dessen bilden die Schmetterlingsblütigen auch den Hauptbestandtheil unsrer Futterkräuter: Klee, Luzerne, Esparsette, Wicken, Lupinen u. a. Bei andern krautartigen Formen entwickeln die Samen reichlich fettes Oel; z. B. bei der deshalb so wichtig gewordenen Erdmandel (Arachis hypogaea), die ihre Früchte in die Erde senkt. Außerdem erzeugen die P., je nachdem sie krautartige od. holzige sind, — denn

sie zählen neben winzigen Krautformen die erhabensten Baumgestalten unter sich — Gerbstoff, Balsame, Gummi, Harze, Süßholzzucker, Farbstoffe (darunter Indigo), purgirende Substanzen (Sennesblätter), auch einige giftige Stoffe, z. B. schon in den Samen unsrer einheimischen Coronilla varia u. des Goldregens, in hohem Maße jedoch in der Calabarbohne (Physostigma venenosum). Die Gruppe der Cäsalpiniaceen liefert feine Hölzer &c. Eines der eklatantesten Beispiele der Familie, u. speziell der letzten Sippe, ist die Mora (Mora excelsa) Guyana's, ein gegen 40—50 m. hoher Baum von kolossalem Umfange. Zahlreich auch sind die Zierpflanzen, welche wir aus der Familie der P. besitzen; in dieser Beziehung treten nam. die Sträucher hervor, z. B. Cytisus, Colutea, Genista, Erythrina u. a. Man schreibt den P. über 400 Gattungen mit mehr als 4000 Arten zu, welche sämmtlich die Neigung haben, gefiederte Blätter zu bilden, weshalb man eine hierher gehörige Art auch leicht schon an ihrer äußeren Tracht erkennt. Die P. in engerem Sinne mit regelmäßigen Schmetterlingsblumen zerfallen in die Hauptgruppen der Podalyrieen, Loteen (mit Ginster, Wundklee, Klee, Traganthkräutern u. a.), Vicieen (Wicken), Hedysareen (mit Kronenwicken, Esparsettpflanzen u. a.), Phaseoleen (mit Erythrineen, Bohnen u. a.), Milletieen, Dalbergieen, Sophoreen u. Kramerieen. Die Cäsalpiniaceen entfernen sich von ihnen bereits durch häutig unregelmäßige Blumen u. meist freie Staubgefäße, die Mimoseen durch gänzlich anders gestaltete regelmäßige Blumen u. zahlreiche Staubgefäße. Faßt man diese drei großen Gruppen als Leguminosen im Allgemeinen zusammen, so neigen einige Systematiker dahin, sie an die Spitze der Pflanzenwelt als die vollendetsten Typen aller Gewächse zu stellen.



Nr. 4403. Schmetterlingsblüte, zergliedert.

Papilloten (vom franz. papillon, Schmetterling), Haarwickel von Papier, so genannt wegen ihrer Aehnlichkeit mit Schmetterlingen.

Papin (spr. Papäng), Denis od. Dionys, Arzt u. Physiker, geb. zu Blois (Loire-et-Cher) 22. Aug. 1647; ließ sich als Arzt in Paris nieder, wandte sich aber dem Studium der Physik u. Mathematik zu, mußte als Calvinist infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes sein Vaterland verlassen, wurde nach einem längeren Aufenthalt in England 1688 Prof. in Marburg (ehemals Kurhessen) u. starb daselbst um 1715 od. 1716. Von seinen Erfindungen ist am bekanntesten die des **Digestors** od. **P.'schen Topfes** (s. d.). Ferner erfand P. den Teller der Luftpumpe, hatte die erste Idee einer Hochdruckmaschine (s. „Dampfmaschine“) u. erbaute 1707 auch ein Dampfboot (s. „Dampfschiff“). Vergl. L. de la Saussaye u. A. Péant, „La vie et les ouvrages de D. P.“ (Par. 1869 ff.).

Papinianus, Aemilius, ein berühmter Jurist aus der Zeit des Septimius Severus, der ihn nicht nur zu den höchsten Staatsämtern beförderte, sondern auch mit seiner persönlichen Freundschaft beehrte. Nach dem Tode seines kaiserlichen Freundes wurde P. von dessen Sohne als Anhänger des Geta (212 n. Chr.) ermordet. Die bedeutendsten unter seinen Schriften sind 37 Bücher „Quaestiones“ u. 19 Bücher „Responsa“, die wir allerdings nur durch die zahlreichen Citate u. Fragmente, nam. im „Corpus juris“ Justinian's, kennen.

Papinischer Topf, s. „Digestor“ u. „Dampfkochapparate“.

Papismus heißt der Inbegriff der kirchenrechtlichen Grundsätze, nach welchen dem Papst (s. d.) besondere Machtbefugnisse theils in der Kirche, theils gegenüber dem Staate zustehen. In erstgenannter Hinsicht ist das Wort gleichbedeutend mit Papalsystem (s. d.).

Pappe, eine Art dickes Papier, welche zu Büchereinbänden, Cartonnagen, zum Aufziehen von Zeichnungen, Photographien, als Preßspäne für das Glätten von Geweben, als Dachdeckungsmaterial u. dgl. verwendet wird. Man unterscheidet geschöpfte P., bei welcher ein dicker Papierbrei auf eine Form mit entsprechend hohem Rande geschöpft wird, gekautschte P., die man durch das Aufeinanderlegen mehrerer frisch geschöpfter Papierblätter auf einen Filz u. durch nachträgliches Pressen erhält, u. endlich geleimte P., welche durch das Aufeinanderleimen mehrerer Bogen fertigen Papiers entsteht. Außer Lumpen verwendet man auch deren Surrogate zur Pappefabrikation. Das Trocknen erfolgt im Freien an der Luft, durch Pressen, auch durch das Passiren zwischen Walzen; durch Abreiben mit glatten Feuersteinen endlich werden die P.n dichter u. glänzend. Zu den Dachpappen wird eine möglichst lockere, geringe P. angewendet, welche im Stande ist, den Theer beim Eintauchen begierig aufzunehmen. Sie ist biegsam genug, um in Rollen aufgewunden zu werden. Spielkarten werden aus dünner, geleimter P. angefertigt, die bes. weiß, fein u. gut geglättet sein muß.

Pappel (Populus), Pflanzengattung der weidenartigen (Salicaceen) mit mehreren einheimischen u. eingeführten Arten. Mit den Weiden theilen sie die kätzchenartige Anordnung der Blumen, welche auf zweierlei Stämmen vorkommen, daher die 22. Klasse Linné's anzeigen; sie unterscheiden sich aber durch eine becherförmige Blumenhülle außer einer Schuppe, welche bei den Weiden allein vorhanden ist; ebenso haben P. u. Weide eine kapselartige Frucht, deren Samen einen Haarschopf entwickeln, welcher zur Zeit der Fruchtreife die Luft mit einer zarten Wolle erfüllt. Beiden Geschlechtern ist auch das leichte, weiche Holz eigenthümlich, während das Blatt der P. durch seine zum Kreisrunden neigende Form u. den langen, leicht beweglichen Blattstiel wesentlich von dem kurz gestielten, lanzettlichen Weidenblatte zurücktritt. Auch erlangen die P.n eine weit bedeutendere Stammentwicklung als die zum Strauchförmigen neigenden Weiden; fast alle Arten, nur Espe u. ähnliche ausgenommen, erreichen nach Stamm u. Krone die größte Ausdehnung unter allen einheimischen Bäumen; dabei zeichnen sie sich durch schnellen Wuchs aus, der sie befähigt, auch auf den sterilsten Bodenarten sich noch zu entwickeln. In dieser Beziehung sind die P.n recht eigentlich noch Steppenbäume, die sowol in Asien wie in Nordamerika (hier meist als cotton-wood = Baumwollbäume, wegen der Fruchtwolle!) die steppenartige Landschaft beleben. Aus gleichem Grunde gehören sie, trotz des weichen Holzes, zu den nützlichsten Bäumen, deren Stämme man gern als Nutzholz verarbeitet. Die nahe Verwandtschaft mit den Weiden zeigt sich auch in der Rinde, die bei manchen P.n bes. reich an dem chininartigen Weidenbitterstoff Salicin ist. Je rascher das Wachsthum der P. übrigens ist, um so früher stirbt dieselbe ab, indem sie gipfeldürr wird; sie ist so recht ein Erzeugniß der nördlichen Erdhälfte, wo sie die gemäßigte Zone bewohnt, während die Weiden tief in die arktische Zone hineingehen. Einheimisch bei uns sind: die Silberpappel (P. alba), Zitterpappel (P. tremula) u. Schwarzpappel (P. nigra), alle drei gern feuchte Wälder od. Flußufer suchend. Eingeführt sind: die Pyramiden- od. italienische P. (P. pyramidalis), die canadische od. Rosenkranzpappel (P. monilifera), Balsampappel (P. balsamifera). Erstere ist sicher nur ein Kunstprodukt, das sich allermeist als männlicher Baum fortpflanzte; weibliche kennt man ganz vereinzelt. Die übrigen beiden Arten stammen aus Nordamerika, wo auch noch andere vorkommen. Bis auf die Espe vertragen die P.n sämmtlich sehr leicht das Abhauen des Stammes u. schlagen, da ihre Wurzeln sich weithin erstrecken, leicht wieder aus. Da sie dem Boden sehr energisch ihre Nährstoffe entziehen, so pflanzt man sie nicht gern an die Felder, um so weniger, als sie zugleich von vielem Ungeziefer heimgesucht werden.

Pappenheim, ein altes schwäb. Adelsgeschlecht, das sich nach der 3,5 □M. umfassenden Standesherrschaft Pappenheim im bayr. Kreise Mittelfranken nennt; dieselbe war früher reichsunmittelbar u. gehörte zu dem schwäb. reichsritterschaftlichen Kanton Kocher. Von den vier Linien, in welche sich die Familie seit 1439 theilte: der Gräfenthal'schen, Algöw'schen, Treutlingischen u. Altzheimischen, sind die drei erstgenannten ganz erloschen u. von der vierten blüht nur noch der protest. Zweig. Für den Verlust des Reichsmarschallamts, welches seit dem 12. Jahrh. in der Familie erblich war, ward sie durch den Pariser Frieden von 1815 durch Geld entschädigt. Seit 1818 ist der jedesmalige Senior der Familie erblicher Reichsrath der Krone Bayern; 1825 wurde das Geschlecht dem hohen Adel zugetheilt u. 1831 wurde dem jedesmaligen Familienhaupte vom König von Bayern das Prädikat Erlaucht verliehen. Am berühmtesten ist: Graf Gottfried Heinrich **v. P.**, geb. 29. Mai 1594, einer der kühnsten u. geschicktesten Führer im Heere Wallenstein's. Seit dem Sommer 1629 lagerte er, zum Feldmarschall ernannt, vor Magdeburg u. blieb dort nach der Absetzung Wallenstein's unter Tilly's Oberbefehl. P. war es, unter dessen Leitung am 10. Mai 1631 der Sturm auf Magdeburg gelang. Die Anzündung der Stadt hat er nicht befohlen. Nach Tilly's Niederlage bei Breitenfeld (7. Sept.) entzweite er sich

mit ihm u. ging nach Westfalen u. Hessen, wo er mit wechselndem Glück den kleinen Krieg gegen den Landgrafen Wilhelm V. führte. Als P. auf Bitten der Statthalterin Isabella nach den Niederlanden ging, mißlang sein Angriff auf Mastricht im August 1632, weil ihn die Spanier im Stiche ließen. Bald darauf rief ihn Wallenstein nach Thüringen zurück. Aus Halle, wohin ihn jener entsendet, eilte er 6. Nov. 1632 mit seiner Reiterei auf das Schlachtfeld von Lützen, zu spät, um den Sieg wieder zu gewinnen. Zwei Kugeln verwundeten ihn auf den Tod. Am 7. Nov. starb er zu Leipzig. — Vergl. Heß, „G.-F. Graf zu P." (Lpz. 1855).

Paprika, s. „Capsicum".

Papst (über die Entstehung dieses Namens s. „Papa") heißt das Oberhaupt der Römisch-kathol. Kirche in Rom. Ursprünglich an Rang allen anderen Bischöfen gleichgestellt, begannen doch die röm. Bischöfe schon um das Ende des 2. Jahrh. einen höhern Rang (zunächst in Italien) in Anspruch zu nehmen, gestützt auf die Würde Roms als der Welthauptstadt u. die Fabel, daß Petrus der erste Bischof Roms gewesen sei. War nun Petrus nach Matth. 16, 18 der Apostelfürst, so der Nachfolger u. „Statthalter Petri" der Fürst unter den Bischöfen. Doch haben sich diese Ansprüche nur langsam geschichtlich entwickelt, zugleich in Jahrhunderte langem Streit mit den Patriarchen von Konstantinopel. Noch das Konzil von Nikäa (325) gesteht dem Bischof von Rom nur die Oberhoheit über einen Theil Italiens zu. Aber klug wußten die Päpste den Umstand zu benutzen, daß man sich aus der ganzen Kirche um Gutachten an sie zu wenden pflegte; die Gutachten nahmen bald den Ton von Verfügungen an. Als 343 das Konzil von Sardica dem P. Julius (doch nur für seine Person) das Recht zugestanden hatte, die Appellation verurtheilter Bischöfe aus dem ganzen Reiche anzunehmen u., wenn nöthig, eine Erneuerung des Prozesses zu veranstalten, leiteten die Päpste daraus ein dauerndes Recht für den röm. Stuhl her, u. Innocenz I. (402—417) forderte bereits, daß alle wichtigeren Sachen dem P.e zur Entscheidung vorgelegt werden müßten. Die Berufung auf die Würde eines Nachfolgers Petri (s. o.) erscheint zuerst bei Leo d. Gr. 449. Der Anspruch auf einen höheren Rang überhaupt war damit in den Anspruch auf den **Primat**, d. h. den ersten Rang vor allen andern, übergegangen, u. die Päpste haben diesen Anspruch seitdem nie aufgegeben, wenn auch der Streit darüber 1054 zur endgiltigen Lostrennung der Griech.-katholischen Kirche führte. Desto siegreicher drang die Idee des **Papstthums**, d. h. der in der Person des P.es gipfelnden irdischen Macht der Kirche, im Abendlande durch. Zunächst allerdings wurde sie noch auf die innerkirchliche Gewalt beschränkt; in weltlichen Dingen sollte der P. dem Kaiser (als dem Erben der römischen Staatsgewalt) unterthan sein. Aber in allen Kämpfen mit den weltlichen Fürsten u. aufrührerischen Bischöfen erhob das Papstthum immer kühner den Anspruch, daß es so hoch über aller weltlichen Macht stehe, wie das Heilige über dem Irdischen. Seinen Höhepunkt erreichte dieses System der Hierarchie unter den großen Päpsten Gregor VII. u. Innocenz III. (s. d.), u. zwar in dem Grundsatz, daß alle weltliche Gewalt eigentlich als ein Lehen des P.es als des „Statthalters Christi auf Erden" anzusehen sei. Ueber den Verlauf dieses langwierigen Streits u. seine Erneuerung in unseren Tagen vgl. bes. „Katholische Kirche"; über die Geschichte der Papstwahlen s. „Conclave" u. „Kardinäle", über die weltliche Gewalt des P.es s. „Kirchenstaat" u. „Patrimonium". — Nachzutragen ist hier noch, daß die Katholische Kirche bis auf Pius IX. (der zuerst die Behauptung zu Schanden gemacht hat, kein römischer Bischof könne länger als Petrus, d. h. 25 Jahre, regieren) gewöhnlich 260 Päpste zählt (einschließlich der sog. Gegenpäpste); übrigens sind außer Petrus noch einige andere der ältesten Bischöfe sagenhaft. — Was endlich die **päpstlichen Insignien** anbelangt, so sind dies erstlich durchaus die des Bischofs (s. d.), nur daß der Krummstab dem geraden Stabe weicht; außerdem die dreifache Krone, die sog. Tiara, ursprünglich einfache spitze Bischofsmütze bis auf Nikolaus II. († 1061), dann Doppelkrone bis zu Clemens V. († 1314), seitdem dreifach.

Verzeichniß der römischen Päpste.

Die Bischöfe der drei ersten Jahrhunderte sind hinsichtlich der Zeitbestimmung sämmtlich unsicher. Die Gegenpäpste sind in Klammern eingeschlossen. Die Bischöfe bis Julius I. († 352) sind sämmtlich Heilige; die späteren Heiligen sind mit einem Sternchen bezeichnet.

1. Jahrh.
Petrus 42—67.
Linus 67—79.
Anaclet I. 79—92.
Clemens I. 92—103.
2. Jahrh.
Evaristus 103—109.
Alexander I. 109—116.
Sixtus I. 116—128.
Telesphorus 128—137.
Hyginus 137—141.
Pius I. 142—157.
Anicet 157—168.
Soter 168—177.
Eleutherus 177—193.
Victor I. 193—200.
3. Jahrh.
Zephyrinus 200—218.
Calixt I. 218—223.
Urban I. 223—230.
Pontian 230—235.
Anterus 235.
Fabian 236—250.
Cornelius 251—252.
Lucius I. 252—253.
Stephanus I. 253—257.
Sixtus II. 257—260.
Dionysius 260—269.
Felix I. 269—274.
Eutychian 274—283.
Cajus 283—296.
Marcellin 296—303.
4. Jahrh.
Marcellus I. 304—309.
Eusebius 309—311.
Melchiades 311—314.
Sylvester I. 314—335.
Marcus 336.
Julius I. 337—352.
Liberius 352—366.
[*Felix II. 355—358.]
*Damasus I. 366—384.
Siricius 385—398.
*Anastasius I. 398—402.
5. Jahrh.
*Innocenz I. 402—417.
*Zosimus 417—418.
*Bonifacius I. 418 bis 422.
*Cölestin 422—432.
*Sixtus III. 432—440.
*Leo I. 440—461.
*Hilarius 461—468.
*Simplicius 468—483.
*Felix III. 483—492.
*Gelasius I. 492—496.
*Anastasius II. 496 bis 497.
*Symmachus 498—514.
6. Jahrh.
*Hormisdas 514—523.
*Johannes I. 523—526.
*Felix IV. 526—530.
*Bonifacius II. 530 bis 532.
Johannes II. 532—535.
*Agapet I. 535—536.
*Silverius 536—537.
Vigilius 537—555.
*Pelagius I. 555—560.
Johannes III. 560—573.
*Benedict I. 573—578.
Pelagius II. 578—590.
*Gregor I. 590—604.
7. Jahrh.
Salbinian 604—606.
Bonifacius III. 606 bis 607.
*Bonifacius IV. 608 bis 615.
*Deusdedit 615—618.
Bonifacius V. 619—625.
Honorius I. 625—638.
Severinus 638—640.
Johannes IV. 640—642.
Theodor I. 642—649.
*Martin I. 649—654 († 655).
*Eugen I. 654—657.
*Vitalian 657—672.
Adeodat 672—676.
Donus I. 676—678.
*Agatho 678—682.
*Leo II. 682—683.
*Benedict II. 684—685.
Johannes V. 685—686.
Conon 687.
*Sergius I. 687—701.
8. Jahrh.
Johannes VI. 701—705.
Johannes VII. 705 bis 707.
Sisinnius 708.
Konstantin 708—715.
*Gregor II. 715—731.
*Gregor III. 731—741.
*Zacharias 741—752.
Stephanus (II.) 752.
Stephanus III. (II.) 752 bis 757.
*Paul I. 757—767.
Stephan III. 768—772.
Hadrian I. 772—795.
*Leo III. 795—816.
9. Jahrh.
Stephan IV. 816.
Paschalis I. 817—824.
Eugen II. 824—827.
Valentin 827.
Gregor IV. 827—844.
Sergius II. 844—847.
*Leo IV. 847—855.
[Päpstin Johanna der Sage.]
Benedict III. 855—858.
*Nikolaus I. 858—867.
Hadrian II. 867—872.
Johannes VIII. 872 bis 882.
Martin II. (auch Marinus I.) 882—884.
Hadrian III. 884—885.
Stephan V. 885—891.
Formosus 891—896.
Bonifacius VI. 896 bis 897.
Stephan VI. 897.
Romanus 897.
Theodor II. 897—898.
Johannes IX. 898—900.
10. Jahrh.
Benedict IV. 900—903.
Leo V. 903.
Christophorus 903 bis 904.
Sergius III. 904—911.
Anastasius III. 911 bis 913.
Landus 913.
Johannes X. 914—928 († 929).
Leo VI. 928—929.
Stephan VII. 929—931.
Johannes XI. 931—936.
Leo VII. 936—939.
Stephan VIII. 939 bis 942.
Martin III. (auch Marinus II. 943—946.
Agapet II. 946—955.
Johann XII. 955—964.
[Leo VIII. 963—965.]
Benedict V. 964—965.
Johannes XIII. 965 bis 972.
Benedict VI. 972—974.
Donus II. 974.
[Bonifacius VII. 974 bis 984.]
Benedict VII. 975—983.
Johannes XIV. 983 bis 984.
Johannes XV. 985 bis 996.
Gregor V. 996—999.
[Johannes XVI. 997 bis 998.]
Sylvester II. 999—1003
11. Jahrh.
Johannes XVII. 1003.
Johannes XVIII. 1003 bis 1009.
Sergius IV. 1009—12.
Benedict VIII. 1012—24.
Johannes XIX. 1024 bis 1033.
Benedict IX. 1033—44 († 1056).
Gregor VI. 1044—46.
[Sylvester III. 1044 bis 1046.]
Clemens II. 1046—47.
Damasus II. 1048.
*Leo IX. 1049—54.
Victor II. 1055—57.
Stephan IX. 1057—58.
Benedict X. 1058 († 1059).
Nikolaus II. 1058—61.
Alexander II. 1061—73.
[Honorius II. 1061—64 († 1072).]
Gregor VII. 1073—85.
Victor III. 1086—87.
Urban II. 1088—99.
Paschalis II. 1099 bis 1118.
12. Jahrh.
Gelasius II. 1118—19.
Calixt II. 1119—24.
Honorius II. 1124—30.
Innocenz II. 1130—43.
Cölestin II. 1143—44.
Lucius II. 1144—45.
Eugen III. 1145—53.
Anastasius IV. 1153 bis 1154.
Hadrian IV. 1154—59.
Alexander III. 1159—81.
Lucius III. 1181—85.
Urban III. 1185—87.
Gregor VIII. 1187.
Clemens III. 1187—91.
Cölestin III. 1191—98.
Innocenz III. 1198 bis 1216.
13. Jahrh.
Honorius III. 1216—27.
Gregor IX. 1227—41.
Cölestin IV. 1241.
Innocenz IV. 1243—54.
Alexander IV. 1254—61.
Urban IV. 1261—64.
Clemens IV. 1265—68.
Gregor X. 1271—76.
Innocenz V. 1276.
Hadrian V. 1276.
Johannes XXI. (XX.) 1276—77.
Nikolaus III. 1277—80.
Martin IV. 1281—85.
Honorius IV. 1285—87.
Nikolaus IV. 1288—92.
Cölestin V. 1294.
Bonifacius VIII. 1294 bis 1303.
14. Jahrh.
Benedict XI. 1303—4.
Clemens V. 1305 bis 1314.
Johannes XXII. 1316—34.
Benedict XII. 1334 bis 1342.
Clemens VI. 1342 bis 1352.
Innocenz VI. 1352 bis 1362.
Urban V. 1362—70.
Gregor XI. 1370 bis 1378.
(Clemens V. bis Gregor XI.: in Avignon.)
Päpstl. Schisma. 1378—1417.
In Rom:
Urban VI. 1378—89.
Bonifacius IX. 1390 bis 1404.
Innocenz VII. 1404—6.
Gregor XII. 1406—9 (dankt ab und stirbt 1417).
Alexander V. 1409—10.
Johannes XXIII. 1410 bis 1415 († 1419).
In Avignon:
Clemens VII. 1378—94.

Benedict XIII. 1394 bis 1417 († 1424).

Martin V. 1417—31.
Eugen IV. 1431—47.
[Felix IV. 1439—51.]
Nikolaus V. 1447—55.
Calixt III. 1455—58.
Pius II. 1458—64.
Paul II. 1464—71.
Sixtus IV. 1471—84.
Innocenz VIII. 1484 bis 1492.
Alexander VI. 1492 bis 1503.

16. Jahrh.

Pius III. 1503.
Julius II. 1503—13.
Leo X. 1513—21.
Hadrian VI. 1522—23.
Clemens VII. 1523—34.
Paul III. 1534—49.
Julius III. 1550—55.
Marcellus II. 1555.
Paul IV. 1555—59.
Pius IV. 1559—65.
*Pius V. 1566—72.
Gregor XIII. 1572—85.
Sixtus V. 1585—90.
Urban VII. 1590.
Gregor XIV. 1590—91.
Innocenz IX. 1591.
Clemens VIII. 1592 bis 1605.

17. Jahrh.

Leo XI. 1605.
Paul V. 1605—21.
Gregor XV. 1621—23.
Urban VIII. 1623—44.
Innocenz X. 1644—55.
Alexander VII. 1655 bis 1667.
Clemens IX. 1667—69.
Clemens X. 1670—76.
Innocenz XI. 1676—89.
Alexander VIII. 1689 bis 1691.
Innocenz XII. 1691 bis 1700.

18. Jahrh.

Clemens XI. 1700—21.
Innocenz XIII. 1721 bis 1724.
Benedict XIII. 1724 bis 1730.
Clemens XII. 1730 bis 1740.
Benedict XIV. 1740 bis 1758.
Clemens XIII. 1758 bis 1769.
Clemens XIV. 1769 bis 1774.
Pius VI. 1775—99.

19. Jahrh.

Pius VII. 1800—23.
Leo XII. 1823—29.
Pius VIII. 1829—30.
Gregor XVI. 1831—46.
Pius IX. seit 1846.



Nr. 4404. Die Papyrusstaude.

Papuas sind die zur ozeanischen Rasse gehörenden Völker, welche auch unter der Bezeichnung „Melanesier" Neuguinea u. von da an die Inselreiche gegen SO. bis Neucaledonien, auch die Philippinen, die Palau-Inseln, die Salomonsgruppe, die Neuen Hebriden, endlich den Fidschi-Archipel bewohnen. Manche bezeichnen die Bewohner Australiens (s. d.) als P., doch wird von den meisten Ethnographen der Australneger, weil derselbe durchgehends als „schlichthaarig" beschrieben wird, keineswegs zu den P. gerechnet. Ihren Namen erhielten die P. von dem malayischen Wort papuwah, d. h. „kraushaarig"; in dem stark abgeglatteten, üppigen langen Hauptthaar, welches zu Büscheln vereinigt wird u. das Haupt fast perrückenartig als eine 21 cm. hohe Krone umgiebt, besteht auch ihr charakteristisches Kennzeichen. Außerdem besitzen sie auch starken Bartwuchs u. sonst reichliche Behaarung. Die Haut ist fast schwarz, doch bei den P. in Neuguinea mehr braun od. chokoladefarbig, bei den Fidschi blauschwarz. Ihre Schädelform ist schmal u. hoch, der Unterkiefer vorstehend (prognath), die breite Nase krümmt sich nach unten u. giebt dem Gesicht einen jüdischen Ausdruck; die Lippen sind fleischig; der Körper ist im Allgemeinen mittelgroß. Auf mehreren Inseln (Philippinen, Sunda, Molukken) wurden diese Urbewohner von der die Küsten besetzenden malayischen Rasse in das Innere gedrängt; auf anderen Inseln haben sie sich mit Malayen vermischt, wobei sie ihre ursprüngliche Sprache mit der der Malayen vertauschten. Als reine P. sind zu betrachten die Bewohner Neuguinea's sowie die Bewohner der Kö- u. Aru-Inseln, von Mysöl, Salwatty u. Waigiou, die Negritos (genannt Aeta) auf den Philippinen; vielleicht sind auch die Völker im Innern von Borneo, Celebes 2c. zu ihnen zu zählen; auch gehören hierher die Semang im Gebiete von Kedah auf der Halbinsel Malakka sowie die Bewohner der Andamanen u. Nikobaren. Als gemischte P. gelten (nach Wallace) sämmtliche östl. von den Ursitzen der P. wohnenden Stämme der malayischen Rasse; auch schon auf den Philippinen fand starke Vermischung dieser beiden Rassen statt. Durch ihr lärmendes, geschwätziges, ausgelassenes, wißbegieriges Wesen u. ihre rastlose Beweglichkeit unterscheiden sich die echten P. Neuguinea's scharf von den verschlossenen u. bedachtsamen asiatischen Malayen. Sie stehen noch immer auf höchst niedriger Kulturstufe; ihre Werkzeuge sind undurchbohrte Steingeräthe, ihre Geräthe fertigen sie aus Bambusrohr, Kürbis u. Muscheln; Franzengürtel u. Lendentuch bilden ihre einzige Bekleidung; nur auf den Fidschi-Inseln waren sie etwas feineren Künsten zugänglich. Bogen u. Pfeile sowie zierlich geschnitzte Keulen sind zumeist ihre Jagdwaffen. Viele Papuastämme lieben die Haut zu tätowiren. Ihre Wohnungen ruhen auf Pfählen, u. mehrere solcher Hütten sind zu einem Dorf (Kampong) vereinigt. Ihre Kähne bestehen aus ausgehöhlten Baumstämmen (Prahu). Von Hausthieren fand man bei ihnen das Schwein u. den Hund. Beeren u. Früchte dienen ihnen außer der Jagdbeute zur Nahrung; auch bauen sie Tabak, Palmen u. andere Nutzpflanzen. Auf Neuguinea, Baladea u. den Fidschi-Inseln ist Menschenfresserei heimisch. Vgl. Wallace, „Der malayische Archipel" (deutsch von Meyer, Braunschweig 1869); Finsch, „Neuguinea u. seine Bewohner" (Bremen 1869); Waitz-Gerland, „Anthropologie" (Lpz. 1872, 6. Bd.); Semper, „Die Philippinen u. ihre Bewohner" (Würzb. 1869); A. B. Meyer, „Anthropologische Mittheilungen über die P. von Neuguinea" (Wien 1874); Patouillet, „Trois ans en Nouvelle Calédonie" (Par. 1873). (Abb. s. Bd. I Taf. XXVI Nr. 2, sowie Bd. IV Taf. LXV Nr. 36.)

Papyrus, eine ägypt. Binsenart Cyperus papyrus (s. d.), die schon im Alterthum wegen ihres großen Nutzens für den Menschen gerühmt u. aus deren eigentlichem (dreieckigem) Stengel das bekannte Schreibmaterial bereitet wurde. Man zerschnitt denselben mit einem haarscharfen Instrument in feine Streifen, die man parallel neben einander ausbreitete; dann legte man über Kreuz eine zweite Schicht darauf, feuchtete dieselbe mit Nilwasser an u. suchte nun durch Pressen od. Klopfen mit einem breiten Hammer die einzelnen Streifen fest mit einander zu verbinden. Der so dargestellte Bogen brauchte blos noch getrocknet u. geglättet zu werden; oft wurde er dann noch mit einem Safte getränkt, um ihn gegen Motten u. Würmer zu schützen. Der Gebrauch des P. als Schreibmaterial läßt sich auf den ägypt. Denkmälern zurückverfolgen bis ins 3. Jahrtausend v. Chr. In röm. Zeit war die Fabrikation des P. in Aegypten ein Vorrecht der Regierung, u. auch die Eroberung Aegyptens durch die Araber änderte in der Sache nichts. Man fuhr fort, dieses Schreibmaterial nach dem Abendlande auszuführen, bis zum 12. Jahrh., wo die letzten Spuren verschwinden. Die erhaltenen Papyrusurkunden zeigen ägyptische, griech. u. lat. Schrift. Sie bestehen immer aus einer einzigen, durch Zusammenfügen erzeugten Rolle u. wurden in entsprechenden cylindrischen Kapseln aufbewahrt. Eine der besterhaltenen ist der P. Ebers.

Para, türk. Kupfermünze, s. „Piaster".

Pará od. Grão Pará, Provinz im nordöstl. Brasilien, 19,400 □M. groß; umfaßt das Mündungsgebiet des Marañon u. Tocantins u. grenzt im N. an das brit.-niederländ. u. franz. Guayana, im W. an die brasil. Provinz Amazonas, im S. an Matto Grosso, Goyaz u. Maranhão u. im O. an den Atlantischen Ozean. Die Tiefebenen, welche den größten Theil der Provinz bedecken, im S. aber von Ausläufern des brasil. Hochlandes, im N. von den südl. Verzweigungen der Gebirge von Guayana durchzogen werden, sind von Urwäldern u. weiten Campos bedeckt. Die Hauptverkehrsader von P. ist der Marañon, der hier den Rio Xingu aufnimmt u. mit dem Rio Pará, dem Unterlaufe des Tocantins, die Insel Marajo bildet. Während der Regenzeit überschwemmen diese Ströme weithin die Niederungen. Die Bevölkerung zählte 1872, abgesehen von den freien Indianern in den Urwaldsregionen, 259,821 Seelen, darunter 27,199 Sklaven. Weiße haben sich fast ausschließlich in den Städten an den Strommündungen angesiedelt. Ackerbau wird in größerer Ausdehnung fast nur auf den Staatsdomänen betrieben; die wichtigsten Artikel der Ausfuhr bestehen in Waldprodukten, nam. in Kautschuk, Sarsaparilla, Paranüssen, Tonkabohnen u. endlich noch in Häuten, Baumwolle u. Kakao. — Die Hauptstadt P. od. Belem mit 25,000 E. liegt etwa 17 M. vom Meere am rechten Ufer des Rio P., ist regelmäßig gebaut u. hat in der Kathedrale die größte Kirche Brasiliens. Die schon 1615 gegründete Stadt ist Sitz eines Bischofs u. der Provinzialregierung u. hat an höheren Bildungsanstalten ein Gymnasium u. eine theol. Fakultät. Der treffliche, durch Redouten geschützte Hafen u. nam. die Lage der Mündungsgebiete des Tocantins u. Marañon machen P. zu einer der wichtigsten Handelsstädte Brasiliens. Die Bevölkerung besteht größtentheils aus Farbigen.

Parabase (griech. παράβασις, d. h. das „Hinübertreten" an eine andere Stelle) hieß der in sieben Abschnitten bestehende Theil der alten griech. Komödie, den der Chor ohne Beziehung auf die Handlung des Stückes im Namen des Dichters zu dem Publikum sprach, u. zwar

gewöhnlich nach dem ersten Chorgesang. Unter den neuern Dichtern hat Platen (s. d.) die P. in einigen seiner Komödien verwandt.

Parabel (vom griech. παραβολή, d. h. Nebeneinanderstellung) ist eigentlich jedes Gleichniß, insofern in einem solchen etwas Sinnliches neben etwas Uebersinnliches gestellt wird. Doch braucht man in der Rhetorik P. in engerem Sinne von einem in Form einer Erzählung ausgeführten Gleichniß, so daß der Nachdruck nicht blos auf einem Bilde, sondern auf den verglichenen Handlungen ruht. Von der Fabel unterscheidet sich die P. dadurch, daß sie ihren Stoff aus dem Bereiche des wirklichen Geschehens nimmt. Unübertroffene Muster der P. sind im Alten Testament Jesaja 5. u. 2. Sam. 12 (die P. Nathan's an David), vor Allem aber die Gleichnisse Jesu im Neuen Testament (vom Säemann, verlornen Sohn, barmherzigen Samariter rc.). Die Wirkung der P. beruht vor Allem auf der Durchsichtigkeit des Vergleichs, die das Gemüth des Hörers zur Deutung des Bildes anregt, ohne das Vergnügen an der bildlichen Einkleidung zu stören. Unter den neueren Dichtern hat sich bes. Krummacher (s. d.) zum Theil mit Glück in der P. versucht.

Parabel, s. „Kegelschnitte".

Paracelsus, Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus v. Hohenheim, geb. 1493 zu Einsiedeln als Sohn des Arztes u. Chemikers Wilhelm Bombast v. Hohenheim († zu Villach in Kärnthen 1534). In Einsiedeln wie in Villach erhielt P. vom Vater sorgfältigen Unterricht in den alten Sprachen u. in der Arzneikunde. Er begab sich frühzeitig ins Ausland u. besuchte fast alle bedeutenden Universitäten, hörte die Vorlesungen der berühmtesten Professoren eben so eifrig, als er die Barbierstuben, die Laboratorien der Goldköche u. die Werkstätten der Schwarzkünstler frequentirte, um in ihre Geheimnisse einzudringen. Hierdurch ward es ihm klar, daß die bisherige Methode der Aerzte eine falsche war u. die ganze Pathologie u. Heilmittellehre einer vollständigen Reform bedurfte, sowie daß die bislang so fleißig studirten Schriften der griech. u. arab. Aerzte gar keinen praktischen Nutzen hätten. Er beschloß daher, sich lediglich auf Empirie zu beschränken, u. zog nun mehrere Jahre als Chirurg mit Lanzknechtbanden in Italien, den Niederlanden u. in Dänemark herum; er scheint auf diesen Reisen mehrere sehr wirksame Mittel, unter andern das Opiat, Laudanum von ihm genannt, kennen gelernt zu haben. Nach Deutschland zurückgekehrt, machte er durch einige glückliche Kuren so viel von sich reden, daß man ihn zu einer Professur nach Basel (1527) berief, wo er nun seine Verdammungslehren der alten Medizin öffentlich predigte u. das Treiben der Apotheker u. Aerzte scharf geißelte. Dadurch aber zog er sich so viele Feindschaften zu, daß er es für gerathen hielt, schon im nächsten Jahre Basel zu verlassen u. abermals als Wanderarzt den Süden Deutschlands zu durchstreifen. Endlich nahmen sich die kärnthnischen Stände seiner an (1538) u. erlaubten ihm, unter ihrem Schutze seine Kunst zu betreiben; der Erzbischof Ernst von Salzburg berief ihn im J. 1541 in seine Residenz als seinen Leibarzt, allein er starb hier sehr bald an den Folgen eines Sturzes von einem Felsen, wie man glaubt, nicht ganz zufällig, sondern durch die Hand eines Feindes. Er ist nach seinem Tode vielfach falsch beurtheilt worden u. erst der neueren unbefangenen Kritik ist es zu danken, daß man seine Verdienste richtig würdigen lernte. Die Basis seines Systems ist die, daß der Arzt zuerst die Natur studiren, dieselbe nicht zwingen, sondern nur unterstützen soll. Deshalb soll er den in jedem Organismus vorhandenen geheimen Motor, von ihm Archeus genannt, das eigentliche Lebensprinzip, dessen Aufgabe es ist, alle Krankheiten auszuscheiden, möglichst in seinem Bestreben fördern. Aus demselben Grunde verwirft P. die starken Abführmittel sowie die leichtsinnige Anwendung des Mercur, dessen Einführung unter die Heilmittel er allerdings selbst bewirkt hat, wie denn die Anwendung chemisch bereiteter Mittel, nam. aus dem Mineralreich, statt der bisher so beliebten Pflanzenmittel hauptsächlich ihm zu verdanken ist. Die Auffassung P.s' ist eine durchweg theosophische, u. so erklärt es sich, daß bei ihm die allgemeine Wissenschaftslehre, auch neben der Naturlehre die Gotteskunde u. theilweise selbst der Spiritismus mit abgehandelt werden. Hierdurch gewann er aber eine Menge Anhänger, die sog. Paracelsisten, von denen die meisten der ihm zugeschriebenen Schriften herrühren (Ausgaben der Werke, mit vielem Untergeschobenen, erschienen in Basel 1568—73, 1575, 1598, 1603—5, in Straßburg 1616, deutsch in Frankfurt 1603 in 12 Bdn.; während seines Lebens sind nur drei seiner Schriften gedruckt). — Vergl. Lessing, „Leben des P." (Berl. 1839) u. Lindner, „Theophrastus als Bekämpfer des Papstthums" (Lpz. 1845).

Parade heißt jede militärische Schaustellung, welche außerdem den Zustand der Truppe in Bezug auf Putz, Reinlichkeit, stramme Haltung in der Aufstellung u. im Vorbeimarsch darlegen soll. Auch werden P.n zu Ehren von Fürsten, zur Feier von militärischen Festtagen rc. abgehalten. Die Truppen erscheinen dabei im Paradeanzug; die Linien werden, nachdem Honneurs gemacht worden, von dem die P. Abnehmenden abgeritten, worauf der Kommandeur der P. die Truppen vor dem die P. Abnehmenden im Parademarsch vorbeiführt. Wachtparade ist die tägliche Aufstellung u. Musterung der Wachen einer Garnisonstadt. Beim Fechten heißt P. die Deckung mit der eigenen Waffe gegen den feindlichen Hieb od. Stich. In der Reitkunst bezeichnet P. jeden Uebergang aus einer stärkeren Gangart in eine schwächere. — **Paradebett,** der zur Schau ausgestellte Sarg mit der Leiche eines Fürsten od. Vornehmen.

Paradies (entstanden aus dem griech. παράδεισος u. dieses hinwiederum aus dem altpersischen pairidaêça) bedeutet einen umhegten Ort, einen Park od. Lustgarten. Die Alexandriner übersetzten mit παράδεισος den Gottesgarten im Lande Eden, d. h. im Wonnelande, welchen nach 1. Mos. 2 Gott den Menschen zur Bebauung anvertraut hatte. Dadurch ist es in der ganzen christlichen Kirche die Bezeichnung jenes Gartens geworden. Da derselbe als eine Stätte seligen Verkehrs mit Gott gedacht wurde, so begann man im späteren Judenthume den Namen P. auch auf den himmlischen Aufenthaltsort Gottes zu übertragen u. versetzte dorthin die seligen Geister, welche nach der älteren Anschauung eine besondere Abtheilung der Unterwelt bewohnen. So gebraucht auch Christus in seiner Verheißung an den Schächer „Heute wirst du mit mir im P.e sein" dieses Wort vom Orte der Seligkeit.

Paradiesapfel (Lycopersicum esculentum), auch Gold- u. Liebesapfel od. Tomate; Pflanzenart der Kartoffelgewächse mit kartoffelähnlichem Kraute und großen scharlachrothen, fleischigen, saftigen u. säuerlichen Beeren, welche man im Süden mit Pfeffer, Oel u. Salz gleich Gurken, od. in Saucen od. als Ragout genießt. Die durch ihre Früchte mehr als durch ihre gelben Blumentrauben ausgezeichnete Pflanze entstammt aus Mexiko, ist aber schon bis nach Norddeutschland in Europa eingebürgert. Man säet die Samen im Frühjahr ins Mistbeet u. verpflanzt die jungen Gewächse später ins freie Land u. hält sie, wenn sie der Frucht wegen gezogen werden, kurz, um einen reichlicheren Fruchtansatz zu bewirken. — Sonst versteht man unter P. auch wol ein paar Orangearten, nämlich eine Limettensorte (Citrus Limetta var. Pomum Adami) u. die Pompelmus (Citrus decumana).

Paradiesbaum (Elaeagnus angustifolia); der als Oelweide od. Oleaster bekanntere Strauchbaum mit weidenartigen Blättern u. wohlriechenden grauen od. silberfilzigen gelben Blüten aus Südeuropa u. dem Orient, bei uns häufig als Parkbaum, meist strauchig gezogen. Seine Aeste sind etwas stachlig u. ebenfalls weißfilzig. Er gedeiht in jedem trocknen Boden. Die einen starken Wohlgeruch aushauchenden Blumen erscheinen in den Blattwinkeln u. besitzen vier Staubgefäße (IV. Klasse Linné's). Die Früchte sind eßbar, das Holz ist ein guter Drechslerstoff. Im Orient werden einige andere Arten, Elaeagnus orientalis, arborea, confuta rc., ihrer Früchte wegen kultivirt.

Paradiesfeige, s. „Banane".

Paradiesvögel (Paradiseadae), eine in Bau u. Gewohnheiten den Krähen u. Staaren verwandte Vogelgruppe Neuguinea's u. der benachbarten Inseln, welche durch brillante Färbung u. eigenthümliche Entwicklung des Gefieders ausgezeichnet ist. Ihre nähere Kenntniß verdanken wir nam. Wallace, der auch einige lebende Exemplare mit nach London brachte. Von den 18 Arten, die wir kennen, bewohnen 11 Neuguinea. Da ihr Fang Monopol der Häuptlinge der Küstendörfer ist, so sind sie von Reisenden schwer zu erlangen; ehemals waren nur fußlose Bälge bekannt, weshalb man fabelte, daß den P.n überhaupt die Füße fehlten. In der Sprache der Malayen heißen die P. manuk dewata, Göttervögel; die Portugiesen nennen sie passaros de sol, Sonnenvögel. Der Name, den ihnen Linné gab, Paradisea apoda, bezieht sich auf die oben gedachte Erscheinung. Die P. nähren sich außer von Früchten, bes. Feigen, auch von Insekten, z. B. Grashüpfern. Bei ihren wunderlichen Flügel- u. Kopfbewegungen zeigen sie ihr herrliches Gefieder u. nam. die fächerartig ausgebreiteten, seitlich unter den Flügeln entspringenden Federbüschel. Man schießt sie mit stumpfen Pfeilen u. fängt sie in Schlingen. P. werden als Tribut an den Sultan von Tidor bezahlt; als Damenhutschmuck bilden sie auch bei uns einen wichtigen Handelsartikel.

Paradigma (griech., s. v. a. Beispiel), Mehrzahl „Paradigmata", heißen in der Grammatik die zur Erlernung der Deklinationen u. Konjugationen (gewöhnlich in Tabellenform) aufgestellten Beispiele.

paradiren, prunken, Gepränge machen.

paradox (griech., s. v. a. gegen die Meinung) heißt ein Urtheil, das dem Hörer od. Leser gänzlich unerwartet kommt, weil es auf den ersten Blick einen Widerspruch enthält. Ein solcher Satz heißt auch eine Paradoxie (z. B. der bekannte Satz: „Die Extreme berühren sich"). Immer ist jedoch dabei vorausgesetzt, daß sich der Widerspruch bei tieferem Nachdenken als nur scheinbar erweist; bloße Uebertreibungen des Urtheils fallen keineswegs unter diesen Begriff.



Nr. 4405. Paradiesvögel.

Paraffin ist ein von Reichenbach im Holztheer entdeckter, blättrig krystallinischer, farbloser Kohlenwasserstoff; indessen begreift der im Handel unter diesem Namen vorkommende Stoff nicht blos eine, sondern eine ganze Reihe solcher Verbindungen, deren Schmelzpunkt von 44 ° bis 61 ° C. variirt. Das P. wird derzeit meist aus Braunkohlentheer dargestellt, den man aus erdiger, heller Braunkohle durch Destillation bei dunkler Rothglut erhält. Wird dieser butterartige Theer der Reinigung u. Rektifikation unterworfen, so gehen bei höherer Temperatur Oele über, aus denen beim Erkalten sich jene Stoffe als ein dichtes Gewirr feiner Krystallblättchen ausscheiden. Bei der höheren Sommertemperatur krystallisirt nur das harte, im Winter auch weicheres P. heraus. Durch Ablaufenlassen des Oels, Centrifugiren, kaltes u. warmes Pressen, endlich durch Umschmelzen mit wenig leichtflüssigem Theeröl u. erneutes Pressen erhält man das reine Produkt, welches durch Behandeln mit ein wenig konzentrirter Schwefelsäure, auch mittels Filtriren durch Knochenkohle, vollkommen farblos dargestellt werden kann. In ähnlicher Art, nämlich durch Knochen- od. Blutkohle, wird auch das galizische Erdwachs, der sog. Ozokerit, ein natürlich vorkommendes P., gereinigt. Früher destillirte man ihn u. erhielt dadurch ein Gemisch von Brennölen und P. Jetzt entfärbt man ihn blos u. wandelt ihn dadurch in ein bei weitem schwerer (nämlich bei 63 ° bis 65 ° C.) schmelzendes, wachsartiges Produkt um, Ceresin, welches dem Bienenwachs in vielen Richtungen seiner Verwendung schon jetzt lebhafte Konkurrenz macht. Das P. wird theils für sich, theils mit Stearinsäure gemischt zur Anfertigung von billigen, hellbrennenden Kerzen verwendet. Es wird von chemischen Reagentien nur schwierig angegriffen, daher sein Name (von para affinis).

Paragraph (griech., s. v. a. daneben [an den Rand] geschrieben) hieß bei den alten Griechen ein Zeichen, z. B. ein Strich mit einem Punkte darüber, durch welches man eine Stelle in einem Schriftstück hervorhob od. den Anfang eines neuen Abschnittes kenntlich machte. Letzterer Gebrauch, bes. bei der Eintheilung der Gesetzbücher üblich, ist nachmals auch auf wissenschaftliche Werke übergegangen, nur daß man den betreffenden (zugleich numerirten) Abschnitt selbst einen P. nannte. Das übliche Zeichen für P. ist §.

Paraguay (d. h. Papageienfluß), der bedeutendste Nebenfluß des südamerikanischen Stromes Paraná u. theils wegen seiner Richtung, theils wegen seiner Wassermenge der Anfang des ganzen La-Plata-Systems (s. d.); entspringt von allen Armen desselben am weitesten im N. in den Sandsteingebirgen der brasil. Provinz Matto Grosso u. soll dort in sieben Seen sein Quellgebiet haben. In seinem Oberlaufe nimmt er als bedeutendere Zuflüsse links den Rio Cuyaba, rechts den Rio Jaura auf u. tritt nach der Mündung des letzteren in die große Ebene der Xarayossümpfe, die er jedes Frühjahr überschwemmt. Unterhalb dieser Lagunenlandschaft mündet in den P. im O. der Rio Taquari; darauf bildet der Hauptstrom die Grenze zwischen Bolivia u. Brasilien, u. vom 22. ° n. Br. scheidet er in vielfach gewundenem Laufe, auf dem er links eine große Menge kleinerer Flüsse, rechts den in einem großen Delta mündenden Pilcomayo u. den Vermejo aufnimmt, den nach ihm genannten Freistaat P. im O. von dem seit 1872 zu der Argentinischen Bundesrepublik gehörigen Gebiete des Gran Chaco (s. d.); den Paraná erreicht der P. auf dessen rechter Seite unter 27 ° 12′ s. Br. bei dem Fort Itapiru. Der Unterlauf des Stromes, der auf seinem 300 M. langen Laufe ein Gebiet von 20,870 □M. bewässert, wird in der Regenzeit weithin überschwemmt. Der P. ist fast auf der ganzen Länge bis Cuyaba sogar für Dampfboote, die bis dorthin regelmäßig verkehren, schiffbar u. eine wichtige Wasserstraße für die La-Plata-Staaten u. Brasilien.

Paraguay, der einzige Binnenstaat u. die kleinste der Republiken Südamerika's; bedeckt ein Areal von 2667,6 □M., liegt zwischen 27 ° 30′ u. 22 ° südl. Br. u. 61 ° 22′ u. 53 ° 30′ westl. von Greenwich u. wird im N. u. NO. durch den Rio Apa, einen Nebenfluß des Paraguay, die Cordillera Amambaya u. den Paraná von Brasilien, durch letzteren Strom im SO. u. S. von Argentinien (Territorio de Misiones u. Republik Corrientes) u. im W. durch den Paraguay von dem argentinischen Territorium Gran Chaco geschieden. P. ist ein zum größten Theil ebenes Land, doch zweigt sich von dem brasil. Grenzgebirge ein Ast ab, welcher mit seinen Ausläufern die Mitte des Freistaates erfüllt u. seine Vorberge bei Asuncion nach W. bis an den Paraguay vorschiebt. Zahlreiche Nebenflüsse münden in die beiden Grenzströme, deren Ueberschwemmungsgebiet auch an Seen reich ist. In klimatischer Beziehung bezeichnet P. den Uebergang der gemäßigten zur heißen Zone. Die durchschnittliche Jahrestemperatur der Hauptstadt beträgt 19,45 ° R. Im Allgemeinen ist das Land nicht ungesund u. selbst den Niederungen fehlen endemische Fieber. Der Pflanzenwuchs zeigt noch nicht die ganze Fülle der Tropen; doch haben die Wälder eine überaus große Ausdehnung u. liefern vortreffliche Nutzhölzer, Harze, Kautschuk u. Balsame, bes. Copaivabalsam. Der wichtigste Strauch ist die Ilex Paraguayensis, die nam. in den östl. Wäldern

große Bestände bildet u. in dem aus ihren Blättern u. Zweigen hergestellten Maté (s. d.) od. Paraguaythee den bedeutendsten Ausfuhrartikel des Landes darbietet. Die Raubthiere sind durch Jaguar u. Cuguar vertreten; bes. charakteristische Thiere des Landes sind der Tapir, das Wasserschwein, große Fledermäuse, zahlreiche farbenprächtige Papageien, von den Amphibien eine Boa (Boyaguá) u. von den Insekten Termiten u. Wanderheuschrecken. Von den Metallen finden sich nur umfangreiche Lagerstätten von Eisenerzen. Die Bevölkerung, infolge des letzten Krieges bis auf 221,079 Seelen (1873) herabgesunken, zu denen aber noch die unkultivirten, in den Wäldern von Jagd u. Fischfang lebenden Indianer der Stämme Cayngua's u. Guadjana's gerechnet werden müssen, ist am dichtesten in der Mitte der Republik, zwischen den Städten Asuncion u. Villarica u. besteht zum größten Theil aus Mischlingen. Unter den Fremden sind Brasilianer u. Italiener stark vertreten. Die Paraguayos sind ein kräftiges, intelligentes u. muthiges Volk, welches auch für die Künste Anlagen zeigt u. im Allgemeinen fleißiger u. auch sittlicher ist als die übrigen Südamerikaner, revolutionären Bewegungen u. auswärtigen Verwicklungen abgeneigt. Die Sprache der Weißen u. Mischlinge ist spanisch; ihre Konfession der Katholizismus. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist der Ackerbau; kultivirt werden hauptsächlich Mandioca, das wichtigste Nahrungsmittel, Mais, Tabak, Baumwolle, Zuckerrohr, Reis u. Südfrüchte, doch bei weitem nicht in jenen Quantitäten, welche die Fruchtbarkeit des Bodens liefern könnte, u. obgleich so treffliche Wasserstraßen zur Verfügung stehen, doch weit mehr für den eigenen Bedarf als für die Ausfuhr. Die Viehzucht hat eine weit geringere Bedeutung als in den La-Plata-Staaten, weil das Klima zu heiß ist, das Land an Salzmangel leidet, häufige Dürren eintreten u. weite Gebiete noch von den Indianern heimgesucht werden. Die Rindviehzucht, welche auf einzelnen großen Estancias getrieben wird, wiegt vor. Die wenig belangreiche Industrie beschränkt sich fast nur auf Hausgewerbe; die vom Staate betriebenen Eisenwerke hat der letzte Krieg vernichtet, der auch dem Handel schwere Wunden geschlagen hat. Die Ausfuhr, deren Hauptartikel Maté, Tabak u. Cigarren, Häute, Leder, Holz u. Gerberrinden sind, repräsentirte 1873 einen Werth von 1,100,000 Pesos; die Einfuhr, nam. Webwaaren, Wein u. Zucker, betrug in gleichem Jahre 1,147,683 Pesos. Die einzige Eisenbahn des Landes verbindet die Hauptstadt Asuncion (s. d.) mit Villarica. Asuncion, das auf dem Paraguay auch von kleinen Seeschiffen erreicht werden kann, ist der wichtigste Handelsplatz der Republik. Die Schulbildung war vor dem Kriege eine sehr verbreitete, bes. infolge des 1865 eingeführten Schulzwanges, dessen keine andere südamerik. Republik sich rühmen kann. Die Kirche steht unter dem Bischof von Asuncion. Die gegenwärtige Verfassung datirt vom 25. Nov. 1870 u. ist nach dem Vorbilde der Argentinischen Republik entworfen worden. Ein aus Senat u. Deputirtenkammer bestehender Kongreß übt die gesetzgebende Macht aus; die Exekution liegt in der Hand des auf sechs Jahre gewählten Präsidenten, dem fünf verantwortliche Minister zur Seite stehen. Die Armee, für welche allgemeine Wehrpflicht eingeführt ist, zählt im Frieden nur 2000 Mann. Die Finanzen der Republik, welche sich vor dem Kriege in einem trefflichen Zustande befanden, haben sich infolge der Kriegskostenentschädigung sehr verschlechtert u. weisen jetzt jährlich ein Defizit auf; die Einnahmen betrugen 1874 nur 856,713 Pesos, von denen $^1/_4$ durch den Verkauf von Staatseigenthum eingebracht war, die Ausgaben dagegen 3,172,130 Pesos. Die Münzen, Maße u. Gewichte sind die altspanischen, im span. Südamerika üblichen. Die bedeutendsten Städte des Landes sind nach der Hauptstadt Asuncion (s. d.) Villarica, das vor dem Kriege 20,000 E. zählte u. beträchtliche Mengen von Gartenprodukten u. Tabak ausführt; San Pedro mit 7000 E., die viel Maté exportiren, u. Villa real de la Concepcion mit 3000 E.

Die **Geschichte** P.'s ist eine wunderbar wechselnde; 1516 von Juan de Solis als dem ersten Europäer betreten u. bald darauf am Paraguaystrom, wo 1533 Asuncion gegründet wurde, von Spaniern besiedelt, bildete das Land einen Theil des Vizekönigreichs Peru; 1608 erschienen hier die ersten Jesuiten u. gründeten jenen auf theokratisch-kommunistischen Grundlagen beruhenden Jesuitenstaat von P., welcher von der übrigen Welt hermetisch abgeschlossen wurde; 280,000 Indianer wurden in demselben dem Christenthum u. dem Ackerbau gewonnen u., in 30 „Reduktionen" getheilt, zu einem streng geregelten Leben gezwungen, in dem sie aber doch ihre nationalen Eigenthümlichkeiten u. auch ihre Sprache beibehalten konnten. Als aber 1768 die Jesuiten vertrieben wurden, verfiel dieses hierarchische Gemeinwesen u. Spanien u. Portugal theilten sich in das Land. Das heutige P. mit dem Gran Chaco blieb bei Spanien, während das Gebiet der Missionen 1801 an Brasilien kam. Gegen die span. Herrschaft brach 1811 die Revolution aus, die 1813 zur Unabhängigkeitserklärung u. republikan. Konstitution führte. Dr. Francia (s. d.), der sich an der Bewegung in hervorragender Weise betheiligt hatte, trat an die Spitze der Republik, zuerst auf 5 Jahre gewählt, 1817 aber als lebenslänglicher Diktator, u. blieb dies bis zu seinem Tode 1840. Indem er P. vollständig isolirte u. selbst Paraguayos, welche Reisen ins Ausland unternommen hatten, die Rückkehr versagte, konnte er seine unumschränkte Gewalt aufrecht erhalten; er schützte aber zugleich auch das Land gegen die Einfälle der Indianer, zwang die Bevölkerung mit rücksichtsloser Strenge zum Ackerbau, hob die Gewerbe u. regelte den Volksunterricht, indem er zu gleicher Zeit die Kirchengüter zu Gunsten des Staates einzog u. kirchliche Festlichkeiten verbot. Der Handel mit dem Auslande ward entweder untersagt od. für den Staat monopolisirt u. die Streitkraft des Landes vermehrt. Der Tod Francia's brachte nach verschiedenen Schwankungen einen Neffen des Diktators, Don Carlos Antonio Lopez, 1841 auf den Präsidentenstuhl; jetzt ward P. den Ausländern wieder geöffnet; Differenzen mit Rosas, dem Diktator von Argentina, endeten 1848 mit dem durch den Bund P.'s, Uruguay's u. Brasiliens herbeigeführten Sturze dieses Präsidenten, worauf Argentina 1852 die Selbständigkeit P.'s anerkannte; ihm folgten im nächsten Jahre auch England u. die übrigen europ. Mächte. Die Streitigkeiten über die Schiffahrt auf den Strömen wurden erst 1862 durch verschiedene Verträge beigelegt. In diesem Jahre folgte Carlos Antonio Lopez sein Sohn Francisco Solano Lopez als Präsident, der im Geiste seiner Vorgänger, d. h. als Alleinherrscher, weiter regierte u. vor Allem die militärischen Verhältnisse seines Landes ordnete. Die Einmischung Brasiliens in die Unruhen der Nachbarrepublik Uruguay führte 1864 zuerst zum Protest von Seiten P.'s, das die Selbständigkeit der Laplata-Freistaaten durch die brasilianische Monarchie bedroht sah, u. 15. Dez. zur Kriegserklärung, als die Brasilianer in Uruguay eingefallen waren. Die Paraguayos rückten in die brasilian. Provinz Matto Grosso ein; Brasilien erzwang aber in Uruguay die Wiedereinsetzung des Präsidenten Flores, schloß mit dieser Republik dann 22. Febr. 1865 ein Bündniß gegen P. u. erklärte den Rio P. in Blockadezustand; bald trat Argentina dieser Allianz bei. Die Armee P.'s, welche die brasilian. Stadt Uruguayana besetzt hatte, wurde hier von den Verbündeten 18. Sept. zur Kapitulation genöthigt u. gezwungen, auch Corrientes zu räumen. Auf sein eigenes Land beschränkt, mußte Lopez sich 1866 nach der Festung Humaitá zurückziehen u. unterlag im Treffen bei Estero-Velhaco 2. Mai den Alliirten, während die Schlacht bei Tuguty 24. Mai unentschieden blieb. Die Alliirten, deren Lager am Paraná 14. Juni von den Paraguayos bombardirt worden war, nahmen 3. Sept. ein in der Nähe von Humaitá gelegenes Erdfort u. bewogen dadurch Lopez, in Friedensverhandlungen zu treten, die aber resultatlos blieben. Nachdem die Alliirten Sept. 1867 durch die Besetzung von Villa-del-Pilar der Festung Humaitá die Verbindung mit dem Inneren abgeschnitten hatten, nahmen sie unter dem Oberbefehl des brasilian. Marschalls Caxias das zu dieser Festung gehörige Fort Estabelecimiento u. erzwangen dadurch die Passage ihres Panzergeschwaders auf dem P. an Humaitá vorbei, das nun nach überaus tapferer Vertheidigung 3. Aug. 1868 kapituliren mußte. Lopez zog sich mit seinem Heere nach Angostura, oberhalb Asuncion, zurück; von allen Seiten umschlossen, mußte sich das paraguitische Heer hier 30. Dez. nach verzweifelten Kämpfen ergeben. Lopez entkam, die Alliirten zogen aber im Anfang des Jahres 1869 in der Hauptstadt P.'s ein u. errichteten eine provisorische Regierung unter dem Präsidenten Riverolo. Der Krieg nahm nun den Charakter eines Guerrillakampfes an u. ward erst beendet, als Lopez mit dem Rest seiner tapferen Armee 1. März 1870 am Aquidaban von dem brasilian. General Camara erreicht u., nach einem entsetzlichen Blutbade tödlich verwundet, gefangen genommen ward. Ein 20. Juni datirter Vertrag der Alliirten erklärte den Krieg für beendet. Der Austausch der Ratifikationen des Definitivfriedens erfolgte 27. März 1872. Der schon früher von Brasilien beanspruchte nördlichste Theil der Republik ging definitiv in dessen Besitz über, so daß die Nordgrenze von P. im O. am Paraná beim Salto grande de siete Quedas beginnt, am Igatim-Fluß entlang nach der Serra Marcaju u. auf deren Rücken bis zur Quelle des Apá-Flusses geht, dem sie bis zur Mündung in den Paraguay folgt. Die Argentinische Republik ergriff von den Missionen u. dem Gran Chaco Besitz. Außerdem hat P. an Brasilien 200 Millionen, an Argentina 35 Mill. u. an Uruguay 1 Mill. Pesos als Kriegskostenentschädigung zu zahlen — Summen, welche das materiell ruinirte Land, dessen Bevölkerungszahl gegenwärtig nur $^1/_5$ derjenigen vor dem Kriege beträgt, aufzubringen außer Stande ist.

Parahyba od. Parahiba, Provinz im östl. Brasilien, 957 □M. groß, im O. vom Atlantischen Ozean bespült u. von den Provinzen Rio Grande do Norte im N., Ceará im W. u. Pernambuco im S. umschlossen; hat seinen Namen von dem gleichnamigen Flusse, welcher die Provinz der Länge nach von W. nach O. durchfließt u. bei der Hauptstadt in den Ozean mündet. Von der flachen, theilweise versumpften Küste steigt das Land nach W. zu unfruchtbaren Hügeln u. Gebirgen empor, die meist mit trostlosen niederen Caringawaldungen bedeckt sind. Das Klima ist

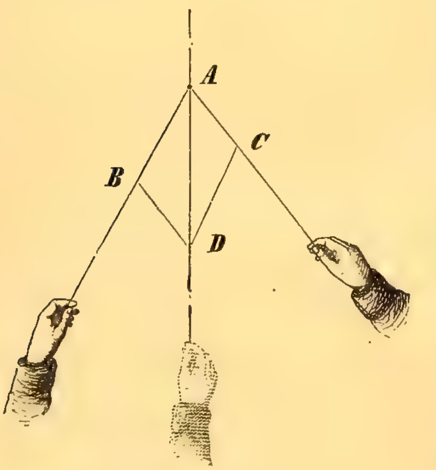
nicht gesund u. der Ackerbau leidet unter häufigen Dürren; doch baut die Bevölkerung, welche sich 1872 auf 362,557 Seelen belief u. darunter 20,914 Sklaven umfaßte, sehr viel Zucker, Baumwolle u. Tabak neben den gewöhnlichen tropischen Nahrungspflanzen u. führt außerdem Nutz- u. Farbehölzer aus. — Die Hauptstadt **P.** mit 13,000 E. liegt an dem Flusse P., 3 M. von der Mündung, u. hat eine schöne Hauptkirche u. ein Lyceum. Der Hafen wird durch ein halb verfallenes Fort vertheidigt.

Paraklet (griech. παράκλητος, d. i. der Herbeigerufene, der Helfer) bezeichnet ursprünglich jeden (bes. gerichtlichen) Beistand. Dagegen steht es im Neuen Testament, jedoch nur in den Schriften des Johannes, theils von Christus selbst (1. Joh. 2, 1), theils von dem Heiligen Geist, als dem Christum vertretenden Geiste der Wahrheit, den er nach seinem Hingang „den Seinigen vom Vater senden werde" (Ev. Joh. 14, 16 u. 26; 15, 26; 16, 7, wo Luther überall fälschlich „Tröster" übersetzt hat). Die grobsinnliche Auffassung des P. als einer besonderen Person bewirkte in der Kirchengeschichte mehrfach, daß sich Schwärmer für den verheißenen P. u. Vollender der Offenbarung ausgaben; so Montanus im 2. Jahrh., Manes im 3. Jahrh. ꝛc.

Paralipomena (griech., s. v. w. Ausgelassenes) wurden von den griech. Uebersetzern des Alten Testamentes die Bücher der Chronik genannt (s. d.), weil sie das in den anderen Geschichtsbüchern Ausgelassene ergänzten. In der neueren Literatursprache nennt man P. theils Nachträge u. Ergänzungen zu früheren Werken, theils bes. solche Entwürfe u. Abschnitte eines dichterischen Werkes, die der Dichter schließlich nicht mit in das Werk aufgenommen hat; vgl. z. B. die P. zu Goethe's „Faust".

Parallaxe heißt in der Astronomie, Geodäsie ꝛc. der Winkel, welchen die von zwei Standpunkten nach einem bestimmten entfernten Punkte hingezogenen Richtungslinien einschließen. Der Abstand dieser beiden Standpunkte, die sog. Standlinie, schließt mit den beiden Richtungslinien stets ein Dreieck ein. Mißt man die Länge der Standlinie u. die beiden Winkel an ihren Enden, so ist dadurch auch die P. bekannt u. man kann dann mit ihrer Hülfe die Länge der Richtungslinien od. die Entfernung des entfernten Punktes (z. B. eines Gestirnes) berechnen. Steht das Gestirn am Horizont u. nimmt man als Standlinie den Erdradius an, so heißt die P. Horizontalparallaxe, bei höherem Stande des Gestirns aber Höhenparallaxe. Die Horizontalparallaxe der Sonne beträgt 8″,6, die des Mondes 57′ 15″.

parallel (griech. παρ' ἀλλήλων, d. i. neben einander) nennt man zwei Linien, welche, trotzdem sie in einer Ebene liegen, sich doch bei beliebig weitgehender Verlängerung niemals durchschneiden, sondern stets gleichen Abstand von einander behalten.



Nr. 4406. Parallelogramm der Kräfte.

Parallelepipedon (vom griech. ἐπίπεδον, Fläche) nennt man in der Geometrie eine vierkantige, senkrechte od. schiefe Säule von zwei Paar parallelen Seitenflächen u. einem Paar paralleler Grundflächen. Das regelmäßigste P. ist der Würfel.

Parallelkreise heißen alle auf der Erd- od. Himmelskugel parallel mit dem Aequator gezogen gedachten Kreise. Auf der Erde heißen sie auch Breitenkreise, in der Schiffahrt Höhe. Alle Orte auf demselben P. haben gleichen Abstand vom Aequator u. eben so vom Pole. Nach den Polen zu werden die P. bekanntlich immer kleinern. kleiner.

Parallelogramm heißt in der ebenen Geometrie jedes Viereck mit zwei Paar parallelen Seiten; ist dasselbe rechtwinklig, aber ungleichseitig, so heißt es Rechteck, dagegen Quadrat, wenn es zugleich rechtwinklig u. gleichseitig ist. Ein schiefwinkliges gleichseitiges P. heißt Rhombus, ein schiefwinkliges ungleichseitiges Rhomboid.

Parallelogramm der Kräfte nennt man in der Mechanik eine Konstruktion zur Ermittelung der Gesammtwirkung zweier od. mehrerer auf einen Punkt (den Angriffspunkt) von verschiedenen Seiten her wirkender Kräfte. Man drückt dabei die relative Größe der Kräfte durch die relativen Längen von Linien aus. Wenn z. B. in Nr. 4406 A der Angriffspunkt ist u. die Größe der einen Kraft durch AB, die der andern durch AC ausgedrückt wird, so wird man die Größe u. Richtung der Gesammtwirkung dieser beiden Zugkräfte erfahren, wenn man das Parallelogramm ABCD vollendet u. nach D die Diagonale AD zieht. AD repräsentirt dann der Größe u. Richtung nach diese Gesammtkraft; sie heißt die resultirende Kraft, während man AB u. AC Theilkräfte od. Komponenten nennt.

Paramaribo, Hauptstadt von Niederländ. Guayana (Surinam) in Südamerika; liegt $3\frac{1}{2}$ M. oberhalb der Mündung des Surinam an dessen linkem Ufer; unter den nach holländ. Art gebauten, kleinen, aber reinlichen Häusern zeichnet sich das Stadthaus, das Gouvernementsgebäude u. das Gerichtshaus aus; die zahlreichen deutschen u. portugies. Juden, welche hier Handel u. Plantagenwirthschaft treiben, besitzen zwei Synagogen. Die Straßen sind regelmäßig angelegt, breit u. sauber, vielfach mit Bäumen bepflanzt u. theilweise von Kanälen durchzogen. Die Bevölkerung, welche 1872: 22,191 Seelen zählte, besteht nur zum geringsten Theile aus Weißen, für welche der Aufenthalt in P. wegen des überaus heißen Klima's u. des schlechten Trinkwassers ungesund ist; der farbigen Bevölkerung wirft man große Sittenlosigkeit vor. P., das früher den holländ. Namen Neu-Middelburg führte, ist der bedeutendste Handelsplatz der niederländischen Besitzungen in Guayana, der nam. Zucker, Rum, Baumwolle, Kaffee, Kakao u. a. Produkte ausführt. Der nur für mittlere Seeschiffe immerwährend zugängliche Hafen wird durch das Fort Zeelandia vertheidigt.

Paramente (vom lat. parare, schmücken), Prachtgewänder der kathol. Geistlichen, Altarbekleidungen, Kirchenschmuck überhaupt.

Parameter, s. „Kegelschnitte".

Paramythie (griech., s. v. w. Zureden, Ermahnung, Aufmunterung) nennt man seit Herder eine besondere Dichtungsgattung, welche durch Umbildung u. Weiterbildung von Stoffen aus der griech. Mythologie zu belehren sucht. Herder selbst („Zur schönen Literatur u. Kunst") leitet das Wort von παραμύθιον, d. i. Erholung, ab, nimmt aber auch auf den Mythos (die alte griech. Fabel) als Grundlage seiner P. Rücksicht.

Paraná, der zweitlängste Strom Südamerika's, der mit dem Paraguay (s. d.) u. dem Uruguay (s. d.) den La Plata bildet; entspringt als Rio Grande u. Pará in der brasilian. Provinz Minas Geraes, fließt nach Westen u. erhält seinen Namen P. erst nach der Vereinigung mit dem ihm rechts von den Montes Pyrenäos zuströmenden Paranahyba. Auf seinem nun nach SW. gerichteten Laufe scheidet der P. die brasilian. Provinzen São Paulo u. Paraná von der Provinz Matto Grosso u. der Republik Paraguay u. bildet deren östl. u. mit seinem nach W. gerichteten Lauf auch die südl. Grenze mit Brasilien u. der Argentinischen Republik. Nach seiner Vereinigung mit dem fast gleich wasserreichen Paraguay richtet sich sein Lauf nach S. u. bleibt bis zur La-Plata-Mündung auf argentinischem Gebiete. Auf dem Oberlaufe ist der links zuströmende Rio Paranapanema der bedeutendste Nebenfluß; im Mittellauf nimmt er von Brasilien noch den Rio Yguazu auf, bei dessen Mündung Brasiliens, Argentina's u. Paraguay's Grenzen zusammenstoßen. Nach der Vereinigung mit dem Paraguay erhält der P. auf dem unteren Laufe links nur Flüsse von geringer Länge; rechts mündet aber der Rio Salado, der in den Cordilleren des argentinischen Staates Salta entspringt, aber trotz seines langen Laufes nicht schiffbar ist. Der Mittellauf des Stromes ist durch eine Anzahl von Stromschnellen (Saltos) ausgezeichnet, durch welche der P. die westlichsten Ausläufer der südbrasilianischen Gebirge, nam. die Cordillera de Maracaya, durchbricht. Bis zu diesen Stromschnellen reicht die Schiffbarkeit dieses Stromes, der auf einem 480 M. langen Laufe 52,300 □M. bewässert.

Paraná, eine 5106 □M. große Provinz im südl. Brasilien; wird durch den gleichnamigen Strom im W. von der Republik Paraguay u. der Provinz Matto Grosso geschieden, grenzt im SW. an Argentina, im S. durch den Uruguay an die Provinz Rio Grande do Sul u. im SO. an Santa Catharina, im N. durch den Rio Paranapanema an São Paulo u. stößt im N. mit einer kurzen, aber reich gegliederten Küste an den Atlantischen Ozean. Die bis zur Sierra do Mar sich erstreckenden hügeligen Küstenlandschaften sind heiß u. besitzen eine durchaus tropische Vegetation (Baumwolle, Zuckerrohr, die verschiedensten Palmenarten ꝛc.). Im W. jenes Gebirges, das sich in seinen höchsten Gipfeln über 1600 m. erhebt, dehnen sich die weiten Plateaux des Innern aus, die sich zum P. abdachen u. mit ihren Gewässern dem Gebiete dieses Stromes u. des Uruguay angehören. Der größte Theil dieser Hochebenen ist mit ungeheueren Grasfluren bedeckt; nur die Flußthäler weisen schmale Waldungen auf. Die schwache Bevölkerung wurde 1875 zu 126,722 E. angegeben, von denen 10,560 Sklaven waren; Rindviehzucht ist ihre Hauptbeschäftigung; außerdem wird in den Waldungen Paraguaythee gesammelt, an einzelnen Stellen auch angebaut, u. Holz u. Getreide an die Hafenplätze zur Ausfuhr gebracht. Für den ausgedehnten Viehhandel ist Sorocabá in São Paulo der Mittelpunkt. Die Hauptstadt Curitiba mit 5000 E. liegt auf einer Hochebene unweit des gleichnamigen Stromes,

ist freundlich gebaut, hat 3 Kirchen u. bringt landwirthschaftliche Produkte u. Maté in den Handel. Die wichtigsten Handelsstädte Antonina u. Paranaguá liegen an der nach letzterer benannten Bai; die hervorragendsten Artikel ihres Exportes sind Getreide, Bauholz u. Paraguaythee.

Paränese (griech., s. v. w. Zureden, Ermunterung) nennt man die in die Predigt od. den religiösen Unterricht eingeflochtenen Ermahnungen; das von P. gebildete Eigenschaftswort ist paränetisch.

Paranuß, s. „Bertholletia“.

Paraphrase (griech.) heißt die Umschreibung eines Schriftstückes mit mehr Worten zum Zweck der Verdeutlichung. Die P. setzt an die Stelle des dunkeln Ausdrucks den üblicheren, erweitert die allzuknappe Satzfügung 2c., sei es in derselben, sei es in einer andern Sprache. Einen Text in solcher Weise verdeutlichen heißt: denselben paraphrasiren; Der Urheber einer P. heißt Paraphrast.

Parapluı, der Regenschirm.

Parasiten. Parasit (griech.) bezeichnet eigentlich einen Neben- od. Mitesser, einen Tischgenossen, nahm aber schon im alten Griechenland die schimpfliche Bedeutung eines Schmarotzers, der sich um freien Tisch u. sonstige Vortheile zum Schmeichler od. Speichellecker hergiebt. In naturwissenschaftlichem Sinne nennt man P. solche Geschöpfe, die in, an od. auf irgend einem lebenden Organismus Nahrung u. Wohnung finden. Es giebt hiernach Phytoparasiten (Schmarotzerpflanzen) u. Zooparasiten (Schmarotzerthiere), ferner P. an Pflanzen u. an Thieren. — Die thierischen P. leben innerlich od. äußerlich u. heißen hiernach Endoparasiten (Binnenschmarotzer, z. B. die Eingeweidewürmer) u. Ektoparasiten (z. B. die als „Epizoen“ zusammengefaßten Läuse 2c.). Manche, für gewöhnlich in abgestorbenen organischen Substanzen lebende Thiere (wie Fliegenlarven) werden gelegentliche P. (auch Pseudoparasiten) genannt, wenn sie in lebende Organismen gelangen. Eine scharfe Grenze zwischen P. u. freilebenden Thieren existirt nicht. Andere, wie z. B. die Blutegel, sind nur größeren, stärkeren Thieren gegenüber Schmarotzer, während sie unter ihres Gleichen als wahre Raubthiere leben. Der Parasit ist allezeit kleiner u. schwächer als sein Wohnthier (Wirth). Deshalb stellen auch nicht alle Abtheilungen des Thierreichs ein gleiches Kontingent zur Reihe der P., u. liefert nam. die Reihe der Wirbelthiere nur einige wenige. Es sind dies gewisse, der Ordnung der Rundmäuler gehörende Fische, die Myxinen, die sich an andere Fische ansaugen; sodann eine andere Fischgattung, Fierasfer, deren Arten an Seesternen u. Holothurien schmarotzen. Von Gliederthieren aber u. Würmern sind zum Theil ganze umfangreiche Gruppen ausschließlich aus P. gebildet: die Schlupfwespen, Biesfliegen od. Dasselfliegen, Flöhe, Läuse, Wanzen, Schmarotzerkrebse, Milben, Zecken, Egel, Eingeweidewürmer, u. an Pflanzen die Gallwespen, Gallmücken, Pflanzenläuse. Je nachdem ein Parasit nur gelegentlich auf kurze Zeit seinen Wirth besucht, der ihm Nahrung giebt — vielleicht nur auf die Dauer einer jedesmaligen Nahrungsaufnahme, od. aber kontinuirlich über längere Zeit, vielleicht eine ganze Lebensperiode denselben bewohnt, — unterscheidet man temporären u. stationären Parasitismus, wiewol beide Formen nicht scharf geschieden sind, indem auch die seßhaftesten P., wie die Eingeweidewürmer, in gewisser Lebensperiode ein freies Leben führen. Mit Rücksicht hierauf wird der stationäre Parasitismus als lebenslänglicher u. periodischer unterschieden. — Die Art u. Weise des Schmarotzerlebens bedingt gewisse Einrichtungen des Körpers. Während bei den lebenslänglichen stationären P. die Organisation auf den höchsten Grad der Vereinfachung herabsinken kann (z. B. bei Eingeweidewürmern), muß der periodisch stationäre wie der gelegentliche Parasit mit Bewegungswerkzeugen ausgerüstet sein: die Wanze mit kräftigen Beinen, die Mücke mit Flügeln, die Fischlaus mit Schwimmfüßen 2c. Ferner bedarf er Bohrwerkzeuge zu seinem Ein- u. Auswandern durch die Wände der Organe (z. B. des Darms) od. in ein Wohnthier überhaupt u. aus einem solchen heraus. Er bedarf weiter Haftwerkzeuge, sich, sei es nun äußerlich od. wie der Eingeweidewurm innerlich, etwa an der Darmwand festzusetzen, also Saugnäpfe, Krallen, Hakenkränze u. dgl. Gelegentlich kann ein u. derselbe Parasit mehrere Formen dieser Organe zugleich besitzen. So der Bandwurm (-Kopf); derselbe hat nicht blos einen Kranz von Haken, sondern auch eine Anzahl von Saugnäpfen; daher sein bekanntlich energisches Festhaften. Während besondere Mundwerkzeuge den Binnenschmarotzern bis auf wenige Ausnahmen ganz fehlen, besitzen die meisten Ektoparasiten eigenthümliche Stech- od. Nagewerkzeuge. — Es giebt vielleicht kein Thier, das nicht gelegentlich einen Schmarotzer beherbergte; ja gewisse P. sind ihrerseits selbst von Schmarotzern geplagt (Schmarotzerkrebse von Wassermilben u. Fadenwürmern, Schlupfwespenlarven von ihren Familienverwandten, den Pteromalinen). Bei manchen Thieren kommt die Anwesenheit von Schmarotzern fast normal bei jedem Individuum vor; die höheren Thiere sind am besuchtesten. So kennt man vom Menschen etwa 50 Arten, von Hund u. Rind vielleicht zwei Dutzend, vom Frosch etwa 20 2c. Die einen bewohnen die Haut, andere den Darm, noch andere die Muskeln, die Leber, die Nieren, die Lungen, das Hirn, ja das Auge, u. selbst der Embryo im Mutterleibe bleibt gelegentlich nicht verschont. In sehr vielen Fällen kommt der Parasit auf einer gewissen Entwicklungsstufe bei mehreren, selbst vielen Wirthen schmarotzend vor. Ehe man den Entwicklungsgang, das Wandern 2c. der P. kannte, wußte man sich ihr Vorkommen selbst in den abgeschlossensten Körperhöhlen nicht anders zu deuten, als daß man sie durch Urerzeugung (generatio aequivoca) entstehen ließ, während heute nachgewiesen ist, daß alle P. wie die anderen Thiere aus Eiern entstehen. — Als Schmarotzerpflanzen werden alle Pflanzen zusammengefaßt, die ihre Nahrung zum Theil od. ganz von einer andern lebenden Pflanze, also auf Kosten dieser, ihrer Nährpflanze, nehmen. Der Parasitismus tritt hier in verschiedenen Formen auf. Zunächst giebt es solche P., die von Anfang ihrer Entwicklung an an eine Nährpflanze gebunden u., so lange sie existiren, auch untrennbar mit ihr vereinigt sind. Zu ihnen zählen die Loranthaceen, eine bei uns durch die auf verschiedenen Laubhölzern schmarotzende Mistel (viscum) vertretene Familie; ferner die auf Cissuswurzeln schmarotzende tropische Rafflesia mit ihrer Riesenblume, die Orobanchen unserer Wiesen u. Felder 2c. Eine andere Gruppe von Schmarotzerpflanzen beginnt ihre Entwicklung selbständig, ohne an eine Nährpflanze gebunden zu sein, bedarf die Verbindung mit einer solchen aber, um weiter gedeihen zu können. So die Flachsseide od. der Teufelszwirn (Cuscuta) an Hecken u. Feldern, die Schuppenwurz (Lathraea) u. der Fichtenspargel (Monotropa) unserer Wälder, während manche Wald- u. Wiesenkräuter — wie der Wachtelweizen (Melampyrum), das Läusekraut (Pedicularis) — durch eine theilweise Wurzelverwachsung mit Nachbarpflanzen einen nur zufälligen Parasitismus zeigen. Als P. hat man endlich eine große Zahl von Pilzen zu betrachten, insofern sie nicht wie andere Pilze auf modernden Organismen, sondern wirklich auf u. in lebenden Pflanzen od. Thieren wohnen u. sich von deren Säften nähren. Sie verursachen in vielen Fällen Krankheiten ihrer Wirthe: „Brand“, „Rost“, „Mutterkorn“, „Rußthau“, „Taschenkrankheit“ der Pflaumen, „Traubenkrankheit“, die Krankheiten der Kartoffeln, der Zuckerrüben, der Zwiebeln sind hierauf zurückzuführen. Ebenso haben Raupen, Fliegen, ja selbst der Mensch von parasitischen Pilzen (Kopfgrind, Schwämmchen, Nagelpilz) zu leiden. Den merkwürdigsten Parasitismus im Pflanzenreiche aber zeigen die Flechten. Dieselben sind nämlich nach der neuen Schwendener'schen Auffassung Pilze (aus der Abtheilung der Schlauchpilze), die auf Algen schmarotzen, in der Art, daß durch Verbindung von Parasit u. Nährpflanze dasjenige Gebilde zusammengesetzt wird, das man bisher als selbständige Pflanze ansah.

Parasol (franz.), der Sonnenschirm.

Parcelle (lat.), Theilchen; parcelliren, in Stücke zertheilen, bes. von Ländereien gebraucht.

Parchim, Stadt im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin mit 7976 E. (1871), 6 M. südöstl. von Schwerin an der mehrarmigen Elde gelegen; ist unregelmäßig, zum Theil alterthümlich gebaut, hat noch Ringmauern u. wird von schönen Promenaden umgeben. Sehenswerth sind die aus dem 13. u. 14. Jahrh. stammenden Gebäude der Georgen- u. Marienkirche. Die Stadt besitzt ein Gymnasium u. treibt außer Ackerbau u. Getreidehandel auch ansehnliche Industrie, nam. Tuchmanufaktur, Wollweberei, Papier- u. Tabaksfabrikation u. Gerberei. P. ist Geburtsort des Generalfeldmarschalls Grafen v. Moltke, dem hier 1876 ein Denkmal errichtet worden ist.

Parcival, s. „Parzival“. **Parder**, s. „Leopard“.

Pardon heißt allgemein die Verzeihung. Im Kriegsleben heißt „P. geben“ so viel als das Leben schenken, u. „P. nehmen“ bezeichnet die Annahme dieses Geschenkes.

Pardubitz, Hauptort eines Bezirksamtes im Königreich Böhmen mit 7930 E. (1869); liegt am Einfluß der Chrudimka in die Elbe u. ist Knotenpunkt der österr. Nordwestbahn (P.-Chrudim-Deutschbrod), der nördl. Staatsbahn (Prag-P.-Brünn) u. der Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn (Reichenberg-P.). Die freundlich gebaute, gewerbfleißige Stadt besitzt ein Schloß, 4 Kirchen u. eine Oberrealschule. Die Umgebung weist zahlreiche Fischteiche auf.

Paré, lat. Paraeus, Ambroise, der Begründer der wissenschaftlichen Wundarzneikunst in Frankreich, geb. zu Laval (Mayenne) 1509; war zuerst Feldchirurg, wurde 1552 Leibwundarzt Heinrich's II., dann Franz' II. sowie später Karl's IX., der ihm später als Hugenotten in der Bartholomäusnacht das Leben rettete, u. Heinrich's III. Er starb zu Paris 22. Dez. 1590. Während der Belagerung von

Metz durch Karl V. erbat die Besatzung seine Hülfe, die er ihr auch gewährte. Die Aerzte haßten den nam. durch Einführung einer besseren Behandlung von Schußwunden u. verbesserter Operationsmethoden verdienten Mann u. suchten ihn auf jede Weise — indeß vergeblich — aus der Gunst des Hofes zu verdrängen. Seine „Oeuvres complètes“ (Par. 1561 u. ö.) wurden auch ins Lateinische u. Deutsche übersetzt.

Parentel (lat.), Verwandtschaft, bes. diejenige, an welche die Erbfolge sich erstreckt; Abkömmlinge einer Sippschaft.

Parenthese (griech., d. h. Nebeneinsetzung, Einschaltung) nennt man eine nicht streng in den Zusammenhang gehörige Bemerkung innerhalb einer Rede od. eines Schriftstücks. Ein solcher parenthetischer Satz od. Satztheil wird gewöhnlich durch das Zeichen der P., die sog. Klammern ( ) od. [ ], als Einschaltung kenntlich gemacht.

Parforcejagd, s. v. w. Hetzjagd, s. „Jagd“.

Parfum, Parfumerie vom franz. parfumer, durchräuchern, daher Parfum (spr. Parföng), das Räuchermittel, in specie der Wohlgeruch, u. Parfumerie, die Industrie der wohlriechenden Produkte sowie diese selbst. — Der Gebrauch wohlriechender Produkte, vornehmlich des Pflanzenreichs, ragt weit in das graueste Alterthum zurück; in der Neuzeit hat er eine ausgedehnte Luxusindustrie entstehen lassen, deren Produkte große Mannichfaltigkeit in Bezug auf Material u. Ausstattung zeigen. Seifen, Pomaden, Haaröle, Riechwässer, Essenzen, Riech- u. Räucheressige, Räucherkerzen, Riechkissen werden in den mannichfaltigsten Kombinationen des Wohlgeruchs dargestellt u. sind der Mode in hohem Grade unterworfen. Als Material für diese Artikel dienen vorzugsweise gereinigte Fette (Rindsmark, Schweinsfett, Oliven- u. Mandelöl), diverse, möglichst neutrale Seifen, reiner, fuselfreier Spiritus sowie reiner starker Essig, endlich die verschiedenen natürlich vorkommenden od. künstlich dargestellten Riechstoffe: in erster Reihe ätherische Oele, dann Harze, Balsame, Hölzer, Kräuter, Wurzeln, Früchte ꝛc. Aus dem Thierreiche stammen nur Moschus, Zibeth u. Ambra, aus dem Mineralreiche wird höchstens der Bernstein verwendet. Als Produkte der organischen Chemie finden diverse Aetherarten, Nitrobenzol, endlich in neuester Zeit das künstlich dargestellte Coumarin, Bittermandelöl u. das Vanillin in den Werkstätten der Parfumeure Verwendung. Da die feinen Blumengerüche durch den Prozeß der Destillation, den man sonst zur Darstellung wohlriechender Wässer u. Oele anwendet, nachtheilig verändert werden würden, benutzt man zu ihrer Isolirung die Fähigkeit der fetten Oele u. Fette, dergleichen Gerüche mit großer Energie anzuziehen u. zurückzuhalten. In Südfrankreich, besonders in der Umgegend von Cannes, Hyères, Grasse, werden daher wohlriechende Blumen, Veilchen, Reseda, Tuberosen, Jasmin, landwirthschaftlich kultivirt, ihre frischen Blüten auf Glastafeln aufgeschichtet, die vorher mit feinen Spänen von reinem Fett bestreut sind, od. auf Leinwandrahmen gebracht, deren Ueberzug mit reinstem Baumöl getränkt ist, u. derartige Rahmen kolonnenweise übereinander gelegt, so daß die Düfte auch von unten in die fettige Schicht eindringen. Durch mehrmaliges Aufbringen der Blüten reichert sich das Fett mit deren Geruche bis zur Sättigung an u. liefert nach dem Abschaben od. Auspressen mit starkem Alkohol übergossen die sog. Essenzen, welche den größten Theil der ätherischen Stoffe gelöst enthalten. Der Fettrückstand kann immer noch zu Pomaden u. Haarölen benützt werden. Seifen werden dadurch parfumirt, daß sie in Späne verwandelt u. diese mit dem wohlriechenden Oele kalt zusammengeknetet u. hierauf in Formen gepreßt werden. Wohlriechende Oele werden entweder durch Zusatz von ätherischen Oelen od. durch Ausziehen der oben erwähnten Pomaden bereitet u. durch mancherlei Farbstoffe, z. B. roth mittels Alkanna, gefärbt. Für die Duftwässer bildet ganz reiner Alkohol die Grundlage, während derselbe bei den Riechessigen durch starke Essigsäure ersetzt wird, welche ebenfalls Lösungsvermögen für ätherische Oele besitzt. Aus Harzen, Hölzern, Blüten, Wurzeln setzt man Räucherkerzen, Räucherpulver, Riechkissen ꝛc. zusammen. Die Kunst der P. besteht hauptsächlich darin, nicht einen einzelnen hervorstechenden Wohlgeruch anzuwenden, sondern durch Kombination zahlreicher verwandter Gerüche gewissermaßen einen harmonischen Duftakkord, ein Bouquet zu bilden, in dem kein einzelner Stoff bes. sich bemerklich macht. In vorzüglicher Art ist dies bei dem altberühmten, immer noch beliebten Kölner Wasser der Fall.

pari, soviel wie gleich, ist ein kaufmännischer Ausdruck, der aus dem Italienischen stammt u. bei Objekten mit veränderlichem Kurse (Wechseln, Aktien, Staatspapieren ꝛc.) gebraucht wird, wenn dieselben nach Kurs genau so viel an baarem Gelde repräsentiren als wofür sie ausgestellt sind. Sie stehen in diesem Falle p. od. al p.; über p. stehen sie, wenn man außer der Nominalsumme sogar noch ein Aufgeld (Agio) beim Verkauf erhält; im entgegengesetzten Falle dagegen ist ihr Stand unter p.

Paria (Paleja, Hutta, Tschudala, malayisch pareyar, auch Poliar) heißt in Ostindien der keiner Kaste Angehörende u. gleichsam außerhalb der Bevölkerung Stehende, der allgemeinen Verachtung Anheimgefallene. Die P.'s sind wahrscheinlich Nachkommen der Urbewohner jener Theile des Dekhan, welche von den nachrückenden brahmanischen Indiern unterworfen u. zu Sklaven gemacht worden waren. Diese Nachkommen der Urvölker, die Cäyeten od. Cayots, dürfen gleich den Palejas in Malabar eigentlich keine Wohnung besitzen u. müssen sich bei Annäherung eines Brahmanen verbergen. Wenn ein Brahmane od. Nair einem Paleah begegnete, so war es ihm früher erlaubt, ihn gleich einem wilden Thiere niederzuhauen. Direkte Berührung wurde streng vermieden u. selbst der Austausch von Erzeugnissen fand nur in der Weise statt, daß die Paleah ihre Produkte an dazu bestimmten Plätzen in der Nähe der Dörfer niederlegten, von wo sie die Bauern wegnahmen u. nach Gutdünken dafür Lebensmittel an deren Stelle legten. Die Zahl der P. in Indien ist gegenwärtig sehr groß. Die orthodoxen Brahmanen rechnen zu ihnen auch alle zum Christenthum Bekehrten. In einer Beziehung genießen die P. große Freiheit, da die Vorschriften der brahmanischen Religion für sie nicht vorhanden sind u. sie in Bezug auf ihre Nahrung keinerlei Einschränkungen unterliegen. Die englische Regierung hat auf die Zustände der P. übrigens sehr mildernd eingewirkt.

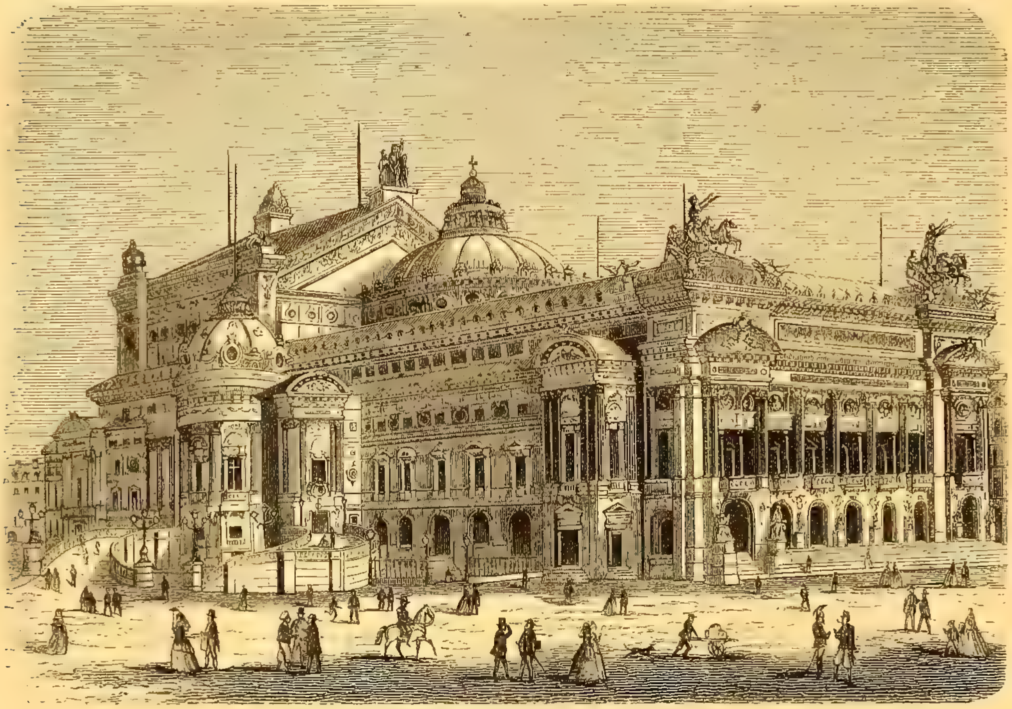
pariren (a. d. Lat.), einen Hieb od. Stoß auffangen; wetten.

Paris, Hauptstadt von Frankreich u. zweitgrößte Stadt Europa's; liegt auf zwei Inseln der unteren Seine u. auf beiden Seiten dieses Stromes, welcher die Stadt in einem weiten, nach S. offenen Bogen durchfließt u. in eine nördl. u. südl. Hälfte theilt. Nach O., S. u. W. von reizenden, mit Wald, Landhäusern u. Gärten bedeckten Höhen umgeben, öffnet sich das auch geologisch merkwürdige Becken von P. nur nach N. zu einer weiteren Ebene, in welche auch die Seine in nordöstl. Richtung eintritt, indem sie parallel mit der Westseite der Stadt fließt. Mit den Gemeinden, welche P. 1860 einverleibt worden sind, bedeckt diese Riesenstadt ein Areal von 1,4 □M., allerdings nur ¼ von dem Londons, welches viel weitläufiger gebaut werden konnte, weil es nicht durch einen Gürtel von Festungswerken eingeengt worden ist. Der Umfang von P. beträgt 36 Km., der größere Durchmesser von O. nach W. 9 Km., der kleinere von N. nach S. 7 Km. Die Zahl der Bewohner, welche 1817: 714,000 betrug, war nach der Zählung 1872 auf 1,851,792 gestiegen; dieselben hatten 682,110 Wohnungen in 61,622 Häusern inne; unter ihnen waren 642,718 geborene Pariser, 1,068,841 Franzosen aus der Provinz, 4032 naturalisirte Franzosen u. das Uebrige Fremde.

Die beiden Inseln, welche den Kern von P. u. die ältesten Theile der Stadt bilden, sind die Ile de la Cité u. die Ile St. Louis; letztere, durch vier Brücken mit dem rechten, durch zwei mit dem linken Stromufer u. durch eine mit der Citéinsel verbunden, hat wenig Leben; auf der Südseite der Ile de la Cité, von deren 9 Brücken der mit dem Standbilde Heinrich's IV. verzierte Pont Neuf eine Hauptverkehrsader von P. bildet, erhebt sich, eng umschlossen von niedrigen Häusern, Notre Dame, die bedeutendste goth. Kirche der franz. Hauptstadt; im 12. Jahrh. begonnen u. im 14. in ihrer jetzigen Gestalt im Wesentlichen ausgebaut, ist sie in ihren Thürmen noch nicht vollendet. Ihre Facade mit den drei Portalen, über welchen die Statuen von 28 franz. Königen stehen, u. die 13 m. im Durchmesser haltende Fensterrose machen einen bedeutenden Eindruck, das Innere ist aber sehr einfach; die 32 Kapellen enthalten zahlreiche Grabmonumente u. theilweise werthvolle Gemälde u. die Sakristei die Schatzkammer mit vielen Reliquien u. kirchlichen Kostbarkeiten. Am südöstl. Ende der Insel hinter der Kathedrale steht die Morgue (s. d.); im W. der Kirche liegt die Place Notre Dame, an deren nördl. Seite sich das Hôtel Dieu erhebt, das älteste Hospital von P., das schon 660 durch Chlodwig gegründet worden ist, jetzt aber durch ein neues Gebäude ersetzt werden soll. Die westl. Hälfte der Cité wird bedeckt von dem 1866 vollendeten großartigen Renaissancebau des Tribunal de Commerce, einer großen Kaserne u. dem gewaltigen Palais de Justice mit der Conciergerie u. der Préfecture de Police. Dieser riesige Gebäudekomplex wurde 22. Mai 1871 theilweise von den Communards eingeäschert u. ist jetzt im Wiederaufbau begriffen. Von dem alten Gebäude, das bis auf Karl VII. die gewöhnliche Residenz der Könige war, dann dem Parlamente überlassen wurde, sind nur noch 3 Thürme, ein Thor u. die 1245—48 erbaute Schloßkapelle, die sog. Sainte-Chapelle, übrig, das zierlichste gothische Gebäude von P. Der älteste Theil dieser Gebäudemasse, die Conciergerie, ist das berühmte Kriminalgefängniß, dessen Kapelle aber, in welche der von Marie Antoinette bis zu ihrer Enthauptung bewohnte Kerker umgewandelt worden war, 1871 durch Brand zerstört ist; die Préfecture de Police ist Centralstelle der Pariser Polizei, deren Chef über 7800 Menschen gebietet, von denen 6800 Sergents de ville sind; dazu kommen noch 6000 Gardes républicains u. eine Feuerwehr von 1500 Mann.

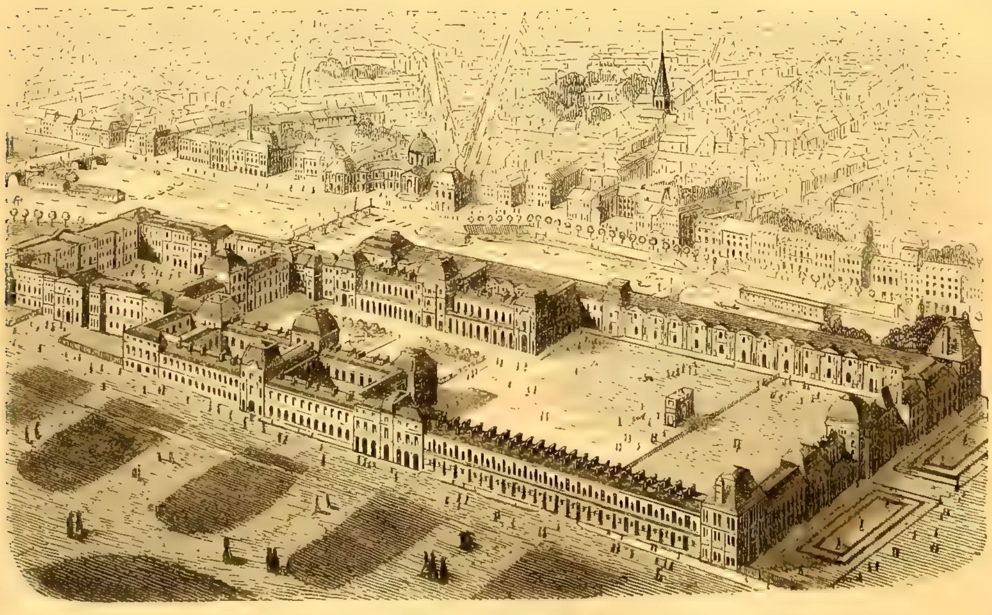
Rechtes Seineufer. Die Brücke von Arcole führt von der Mitte der Citéinsel auf den Grèveplatz od. Stadthausplatz (Place de l'Hôtel de Ville), der früheren Richtstätte. An ihm stand das 1533 begonnene, unter Heinrich IV. vollendete Stadthaus (Hôtel de Ville), bis es 24. Mai 1871 von den Kommunisten mit seinen Kunstschätzen, einer bedeutenden Bibliothek u. seinen großen Archiven vollständig zerstört ward. Die Trümmer sind jetzt abgetragen u. der Neubau hat begonnen. Stromauf- u. abwärts begleiten palastreiche Kais die Ufer der Seine; auf ihnen gelangt man nach W. zur Place du Châtelet, auf der sich ein von Napoleon I. 1807 errichtetes Siegesdenkmal erhebt u. an dessen nordöstl. Ecke der 53 m. hohe Thurm St. Jacques steht, der Ueberrest einer 1789 niedergerissenen Kirche, von dem sich die herrlichste Aussicht über P. eröffnet. Weiter nach W., zwischen Seine, Rivolistraße u. Louvrestraße, dehnt sich das großartige Palastviertel von P. aus, dem an historischer u. architekton. Bedeutung kein anderer Theil der franz. Hauptstadt gleichkommt. An der östl. Seite der Rue du Louvre steht die goth. Kirche St. Germain l'Auxerrois, die ehemalige Pfarrkirche der Könige, deren Glocke die schreckliche Bartholomäusnacht einläutete. Neben derselben ist die Mairie des 1. Arrondissements in gleichem Stile erbaut worden. Gegenüber ziehen sich die Kolonnaden des Louvre hin, des bedeutendsten der öffentlichen Gebäude von P., welches ein Quadrat bildet, mit seinen 4 Seiten einen großen Hof einschließt u. im W. unter Napoleon III. durch zwei Flügel mit den Tuilerien verbunden worden ist. An der Stelle dieses herrlichen Palastes stand ursprünglich eine unter Philipp August (1180—1223) erbaute Burg, die Karl V. (1361—80) vergrößern, Franz I. (1515—47) aber niederreißen ließ, um an ihrer Stelle den westl. u. südl. Flügel in vorzüglichem Renaissancestil aufführen zu lassen; die anderen Seiten wurden durch Ludwig XIV. (1643—1715) vollendet u. unter diesem Könige auch die vielgepriesene östl. Kolonnadenfaçade hergestellt. Gründliche Restaurationen u. Ausbauten erfolgten darauf noch unter Napoleon I. u. III. Der nach den Tuilerien zu gelegene Theil des südl. Flügels u. der Bibliothekspavillon, welcher von den Kommunisten 24. Mai 1871 in Brand gesteckt worden war, ist wieder aufgebaut. Die Franz. Revolution wandelte das alte Königsschloß in ein Museum um u. füllte es nam. mit den Kunstwerken, welche die siegreichen Truppen der Republik u. des Kaiserreichs aus allen Theilen Europa's als Kriegsbeute mit heimbrachten. Diese Bestimmung als größtes französisches Nationalmuseum hat der Louvre bewahrt mit Ausnahme jener Theile, welche die Bureaux des Finanzministeriums einnehmen. Das Erdgeschoß enthält assyrische, ägyptische u. kleinasiatische Alterthümer, Kunstwerke aus dem Mittelalter u. der Renaissancezeit, moderne u. antike Skulpturen (Diana mit der Hirschkuh, Borghesische Fechter, Silen u. Bakchos, Marsyas, Minerva von Velletri, vor Allem die Venus von Milo u. a.), das erste Stockwerk eine der großartigsten Gemäldegalerien der Welt, Handzeichnungen, Sammlungen antiker Bronzen, Thongefäße u. kleinerer Alterthümer, das zweite Stockwerk ebenfalls eine Gemäldesammlung, ein Marinemuseum u. ein ethnographisches Museum. An den Louvre schließen sich nach W. die Tuilerien (Palais des Tuileries) an. Katharina von Medici ließ sie seit 1564 an einem Platze aufführen, wo vordem Ziegeleien betrieben wurden, die dem großen, aber architektonisch ziemlich einförmigen Palaste ihren Namen hinterlassen haben. Zur ständigen Residenz der franz. Herrscher wurden sie erst 1800 durch den Konsul Bonaparte. Die Brandstifter der Commune legten 22. bis 24. Mai 1871 auch einen großen Theil der Tuilerien in Asche, u. aus den Trümmern ist bis jetzt nur der nördl. Flügel wieder neu erstanden. An Kunstschätzen sind die Tuilerien immer arm gewesen, um so reicher aber an historischen Erinnerungen. Louvre u. Tuilerien bedecken ein Areal von 107,200 □m. u. umschließen 3 mächtige Höfe: die Place Napoléon, die mit Anlagen bedeckt ist, die Place du Carrousel, benannt nach einem 1662 von Ludwig XIV. hier veranstalteten Tanzreiten, auf der sich ein 1806 von Napoleon errichteter, mit Marmorreliefs u. Standbildern geschmückter Triumphbogen erhebt, u. der Tuilerienhof. An die Tuilerien schließt sich nach Westen der große Tuileriengarten an, den der Quai des Tuileries von der Seine trennt. Unter Ludwig XIV. durch Le Notre (s. d.) angelegt u. durch zahlreiche Statuen u. Springbrunnen geschmückt, bildet dieser Park einen besuchten Spaziergang der Pariser. Eine Straße führt mitten hindurch nach dem Eintrachtsplatz (Place de la Concorde), auf dem während der ersten Franz. Revolution die Guillotine mehr als 3000 Menschenleben vernichtet hat. In der Mitte steht der 23,5 m. hohe Obelisk von Luqsor, der 1832 von Aegypten nach Frankreich gebracht u. 1836 hier aufgerichtet worden ist; rechts u. links vollenden zwei großartige Fontainen das prächtige Bild. Auf den Eintrachtsplatz folgen weiter nach NW. die Elyseischen Felder (Champs Elysées), ein 1616 von Maria von Medici angelegter Park, von einer 2 Km. langen Avenue durchschnitten, welche nam. Nachmittags von Spaziergängern u. Wagen belebt ist. Auf der Nordseite dieses engl. Parkes liegt das Palais d'Elysée, unter Ludwig XV. die Wohnung der Frau v. Pampadour, 1.—3. März 1871 Hauptquartier für die in Paris einrückenden deutschen Truppen, jetzt Wohnung des Präsidenten Mac-Mahon. Im Süden der Elyseischen Felder steht der für die Ausstellung von 1855 errichtete Industriepalast, welcher auch jetzt noch Expositionszwecken dient u. nam. alljährlich die unter dem Namen „Salon" bekannte Gemäldeausstellung aufnimmt. Die großartige Avenue des Champs Elysées, welche nach NW. weiter führt, wird durch den auf einer Anhöhe errichteten Triumphbogen abgeschlossen. Dieser 49 m. hohe, 35 m. breite u. 22 m. tiefe, mit Reliefs gezierte Bau, der 1836 unter Ludwig Philipp vollendet ward, sah 1. März 1871 den Einzug der deutschen Truppen in P. Von dem kreisrunden Platz dieses Triumphbogens gelangt man auf der Avenue de la Reine Hortense in nordöstl. Richtung zu dem reizenden Park von Monceaux, in dessen Nähe die Russ. Kirche mit ihren vergoldeten Kuppeln liegt, u. nach O. auf der Avenue de Friedland u. dem Boulevard Haußmann zur Neuen Oper, dem größten Schauspielhause der Welt, welches ein Areal von 11,237 □m. bedeckt u. mit einem Aufwand von mehr als 46 Mill. Frcs. 1861—74 aufgeführt worden ist. Der Rococostil ist hier mit einer wahrhaft verschwenderischen Pracht zur Anwendung gekommen, nam. machen die Hauptfaçade, die große Treppe u. die Foyers einen wahrhaft blendenden Eindruck. In Betreff der Zahl der Plätze, deren die Neue Oper 2156 zählt, steht sie allerdings hinter dem Scalatheater in Mailand u. S. Carlo in Neapel zurück. Mit der Südfront stößt das Opernhaus an den Opernplatz, welcher im W. von dem gewaltigen Gebäudekomplex des Grand Hôtel begrenzt wird u. im S. sich zu dem Boulevard des Capucines öffnet. Als dessen Fortsetzung führt der Boulevard de la Madeleine nach SSW. zu La Madeleine, einer in Form eines griech. Tempels erbauten Kirche der h. Magdalena; über die in entgegengesetzter Seite sich anschließenden Boulevards s. u. Nach SW. gelangt man vom Opernplatz durch die Rue de la Paix zum achteckigen Vendômeplatz, welcher von Palästen, die nach einheitlichem Plane erbaut sind, umgeben wird. In der Mitte erhebt sich die 43,50 m. hohe Vendômesäule, von Napoleon I. zum Andenken an seine 1805 über Oesterreicher u. Russen erfochtenen Siege errichtet, mit Bronzereliefs umwunden u. von dem Standbilde des Kaisers gekrönt. Diese Säule wurde 1871 von den Kommunisten umgestürzt, nach dem Frieden aber wieder aufgerichtet; im Dez. 1875 konnte die aus den Bruchstücken wieder zusammengesetzte Statue Napoleon's der Vendômesäule wieder aufgesetzt werden. Vendômeplatz u. Tuileriengarten verbindet die Rue Castiglione. Endlich führt noch vom Opernplatz die Rue du 4 Septembre zur Börse, eine 1826 vollendete Nachahmung des Tempels des Vespasian auf dem Forum zu Rom. Zwischen der Börse u. den Tuilerien liegen an der Rue Richelieu die Nationalbibliothek u. das Palais Royal. Die Bibliothèque nationale soll 1,700,000 Bücher u. 80,000 Manuskripte umfassen u. besitzt außerdem sehr bedeutende Sammlungen von Karten, Kupferstichen, Medaillen, Kameen u. anderen Alterthümern. In der Nähe der Bibliothek steht die schöne Fontaine Richelieu und ein Molièrestandbild. Das Palais Royal wurde vom Kardinal Richelieu 1636 erbaut; Ludwig XIV. schenkte es der Familie Orleans u. Philipp Egalité, der in demselben seine kostspielige Hofhaltung führte, ließ 1781—86 den großen Garten mit den jetzt vorhandenen Gebäuden umgeben u. letztere an Gewerbtreibende vermiethen. Die Februarrevolution 1848 verwüstete einen großen Theil des Palastes u. die Brandstiftungen der Kommunisten legten 22. Mai 1871 den südl. Flügel in Asche, der aber jetzt wieder aufgebaut ist. Die unteren Räume werden von Verkaufsläden, das erste Stock von Cafés u. Restaurationen eingenommen; sehr belebt ist nam. des Abends der 230 m. lange, 100 m. breite, mit Statuen geschmückte Garten. Im O. der Nationalbibliothek, von dieser nur durch eine schmale Gasse getrennt, liegt die Banque de France; in der Nähe von dieser die Place des Victoires mit einem 1822 errichteten Reiterstandbild Ludwig's XIV. Palais Royal u. die Tuilerien werden durch die 3 Km. lange Rue de Rivoli geschieden, eine der glänzendsten Straßen u. Hauptverkehrsadern von P. Mit ihrer östl. Fortsetzung, der Rue St. Antoine, verbindet sie die Place de la Concorde mit der Place du Trône, indem sie den Bastillenplatz durchschneidet. Auf letzterem stand bis 14. Juli 1789 die damals demolirte Bastille, das berüchtigte Staatsgefängniß; jetzt erhebt sich hier die 50 m. hohe, 4 m. starke Julisäule über den Gräbern der in den Revolutionen von 1830 u. 1848 gefallenen Barrikadenkämpfer. Unter den Kirchen der nördl. Stadttheile sind noch als bes. sehenswerth zu nennen St. Eustache am südl. Anfange der Rue Montmartre, 1637 vollendet, mit zahlreichen freskengeschmückten Kapellen, Notre Dame de Lorette, am nördl. Ende der Rue Laffitte 1823—37 in Basilikaform aufgeführt u. im Innern mit verschwenderischer Pracht ausgestattet; St. Vincent de Paul, ebenfalls im Basilikenbau, 1844 eingeweiht, an der Place Lafayette gelegen, u. St. Laurent, in der Nähe des Ostbahnhofes, des schönsten der Pariser Bahnhöfe; schon 593 errichtet, wurde diese älteste Kirche der Hauptstadt 1865—66

in goth. Stile völlig umgebaut. Ein großartiges Bauwerk sind die Centralhallen, im S. der Kirche St. Eustache; von den 12 Verkaufspavillons sind 10 vollendet; sämmtlich bedecken sie einen Flächenraum von 88,000 □m. Eine gleiche Ausdehnung haben die unterirdischen Gewölbe u. Lagerräume, deren Versorgung später durch eine unterirdische Eisenbahn erleichtert werden soll.



Nr. 4407. Die Große Oper.

Im J. 1860 wurden 11 vollständige Gemeinden u. von 13 anderen Theile zu P. geschlagen u. auf diese Weise das städtische Weichbild bis zur Festungsmauer hinausgeschoben. Diese äußeren Stadttheile sind von W. nach O. auf der rechten Seite der Seine: Auteuil, Passy, Chaillot, Les Batignolles, Montmartre, La Chapelle, La Villette



Nr. 4408. Louvre und Tuilerien nach ihrer Vereinigung.

Belleville, Charonne u. Bercy. Die größte historische Berühmtheit hat von diesen Vierteln der Montmartre (Mons Martyrum), welcher sich 100 m. über die Seine erhebt. Von hier aus bedrohten zum ersten Mal deutsche Heerscharen die fränk. Hauptstadt. Hier hatten York u. Blücher 1814 ihr Hauptquartier, u. 18. März 1871 begann in diesem Arbeiterviertel der Aufstand der Commune, deren Truppen erst 24. Mai von dem Regierungsheer vertrieben werden konnten. 1874 wurde hier der Grundstein zu der Kirche du Sacré Coeur gelegt, welche das größte Gotteshaus in P. zu werden verspricht. Am westl. Fuße dieser Höhe liegt der Montmartre-Kirchhof mit dem Grabe Heinrich Heine's u. in der Nähe desselben die Place de Clichy mit dem Denkmal des Marschalls Moncey. Belleville, ein außerordentlich dicht bevölkertes Arbeiterviertel, hat in Les Buttes Chaumont einen der prächtigsten Parks in P. Derselbe ist die letzte Schöpfung des ehemaligen Seinepräfekten Haußmann u. nimmt den Raum alter Steinbrüche ein. Zwischen Belleville u. Charonne dehnt sich der berühmte, jetzt geschlossene Kirchhof Père Lachaise aus. Unter seinen 18,000 Denkmälern hat eine große Anzahl einen bedeutenden Kunstwerth u. nicht wenige bezeichnen die Ruhestätten berühmter Todten. Hier hat auch Ludwig Börne sein Grab gefunden.

Linkes Seineufer. Geht man vom Pont Neuf stromabwärts, so gelangt man am Quai Conti zu dem 120 m. langen Gebäude der Münze (Hôtel des Monnaies), in welchem sich außer den Werkstätten auch interessante numismatische Sammlungen befinden. Hart daneben, gegenüber dem Louvre u. dem Pont des Arts, erhebt sich der Kuppelbau des berühmten Institut de France, mit der Büchersammlung des Institutes u. der werthvollen Bibliothèque Mazarin. Nur wenige Schritte führen von hier auf die Rue Bonaparte u. zur Ecole des Beaux arts, der 1648 begründeten Kunsthochschule, mit welcher sehr werthvolle Sammlungen vereinigt sind. Weiter am Strome hin, den Tuilerien gegenüber, folgen die großartigen Gebäude des Rechnungshofes (Cour des Comptes), das Palais der Ehrenlegion u. zahlreiche Paläste von Ministerien u. Gesandtschaften. Das ist das Stadtviertel St. Germain, das aristokratischste von ganz P. In ihm steht auch die reizende goth. Kirche Ste. Clotilde an der Place Bellechasse, von Gau 1846 begonnen u. von Ballu 1859 vollendet. Gegenüber dem Industriepalast in den Elyseischen Feldern leuchtet auf dem anderen Stromufer die hohe vergoldete Kuppel des Invalidenhauses (Hôtel des Invalides) weithin über die Hauptstadt. Eine von Bäumen bepflanzte Esplanade führt bis zur Seine; das Gebäude selbst, welches Raum für 5000 Mann hat, umschließt 15 Höfe; in dem Dome befindet sich unter der Kuppel das Grab des Kaisers Napoleon I., u. die Leichen zahlreicher Generäle sind in den Gewölben unter der Kirche beigesetzt. Seitenkapellen umschließen die Gräber von Jérôme u. Joseph Bonaparte, den einstigen Königen von Westfalen u. Spanien. An der vom Invalidenhause nach SW. sich hinziehenden breiten Avenue de la Motte Picquet liegt die 1751 von Ludwig XV. gegründete, aber seit 1792 in eine Kaserne umgewandelte Ecole militaire, deren Vorderseite das Marsfeld (Champ de Mars) begrenzt. Dieser jetzt vorzugsweise zu Truppenübungen benutzte, 1000 m. lange u. 500 m. breite Sandplatz war 14. Juli 1790 die Stätte des großen revolutionären Verbrüderungsfestes; 1867 fand hier die Weltausstellung statt. Der 1806–13 erbaute Pont d'Jena verbindet das Marsfeld mit dem rechten Seineufer. Zwischen ihm u. der Esplanade des Invalidenhauses liegen am Kai die ausgedehnten Gebäude der staatlichen Tabaksfabrik. — Wendet man sich wieder zum Institutsplatz am Pont des Arts zurück,

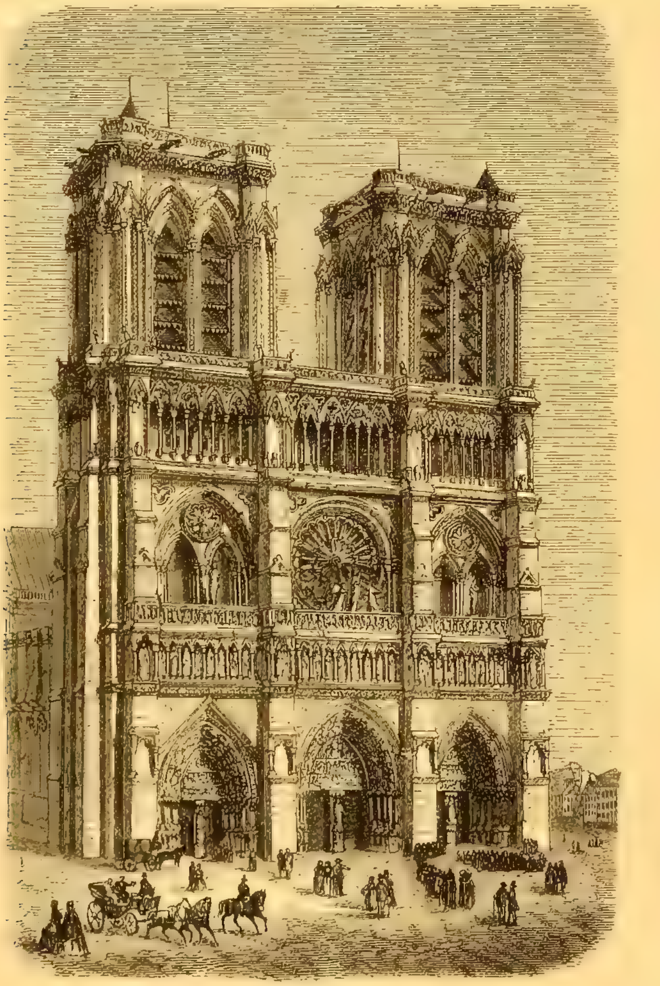
so führt von dort direkt nach S. die Rue de Seine u. ihre Fortsetzung, die Rue de Tournon, zum Palais du Luxembourg. Nach dem Muster des Palastes Pitti in Florenz 1615 von Maria v. Medici erbaut, hat dieses seinen Namen nach dem Besitzer des Schlosses beibehalten, das einst an dieser Stelle gestanden hat; unter Napoleon III. war das Gebäude Palais du Sénat, in welchem der Senat seine Sitzungen hielt, gegenwärtig befinden sich darin die Bureaux der Seinepräfektur. Die Hauptfaçade besteht aus drei durch Galerien verbundenen Pavillons, deren mittlerer von einer Kuppel überwölbt ist. Das darin enthaltene Musée du Luxembourg enthält im Erdgeschoß Skulpturen, im ersten Stock Gemälde lebender Meister. Die Südfaçade sieht nach dem großartigen, mit Statuen u. Springbrunnen reich geschmückten Garten des Luxembourg, an dessen Südostseite die Ecole des Mines liegt. Ihn durchschneidet die Avenue du Luxembourg, welche nach S. zum Denkmal des Marschalls Ney führt u. deren Fortsetzung, die Avenue de l'Observatoire, auf dem Sternwartenplatze endet. Durch die Kuppel des Gebäudes dieser 1672 gegründeten Anstalt geht der Meridian von P. Die Umgegend des Luxembourg weist eine Anzahl großer öffentlicher Gebäude auf: Hospitäler, Lehranstalten, Findel- u. Gebärhaus, Gefängnisse u. a. m. Unweit der Sternwarte, von derselben westl., liegt der große Südkirchhof von P. Die kurze Rue Soufflot führt vom Garten des Luxembourg nach O. zur Place du Panthéon. Dieses auf dem höchsten Punkte der Stadt stehende Gebäude, zu dem Ludwig XV. 1764 den Grundstein legte u. das ein von einer Kuppel überwölbtes griech. Kreuz bildet, war ursprünglich eine der heil. Genovefa gewidmete Kirche, wurde 1791 zu einem Pantheon berühmter Männer umgewandelt u. erhielt erst 1851 ihre alte Bestimmung wieder, ohne aber den seit der Franz. Revolution angenommenen Namen abzulegen. Nach Wiederherstellung der Franz. Republik hat man jedoch den Gedanken wieder aufgegriffen, das Pantheon in eine Nationalhalle umzugestalten u. die Wände mit Gemälden zu schmücken. In den Gruftgewölben befinden sich die Grabmäler Mirabeau's, Voltaire's u. Rousseau's. An der Nordseite des Pantheonplatzes steht das Gebäude der bedeutenden Bibliothèque Ste. Geneviève, an der Ostseite das Lycée Corneille, an der Westseite die Ecole de Droit, im NO. die Kirche St. Etienne du Mont, ein Renaissancebau, dessen Inneres sich vor den meisten Kirchen von P. durch eine sehr geschmackvolle Pracht auszeichnet. Wo der Boulevard St. Michel, der an der Ostseite des Palais Luxembourg hinführt, in den Boulevard St. Germain mündet, erhebt sich das Hôtel Cluny, ein Schloß in spätgoth. Stile auf den Mauern eines altröm. Palastes, dessen Erbauung man dem Kaiser Constantius Chlorus zuschreibt, u. von dem noch die Ueberreste von Bädern als einzige Spuren röm. Kolonisation in P. vorhanden sind. Erdgeschoß u. erstes Stockwerk umschließen eine reiche Sammlung röm. u. mittelalterlicher Alterthümer, welche nach dem Tode des einstigen Besitzers du Sommerard 1842 vom Staate angekauft worden ist. Steigt man die Straße gegenüber dem Hôtel Cluny hinauf, so gelangt man zur Sorbonne, der berühmten P.er Universität, welche im Mittelalter für die Feststellung des theologischen Lehrbegriffes von dem größten Einfluß gewesen ist; hinter der Sorbonne liegt das 1530 gegründete Collége de France, eine den Universitäten verwandte Staatsanstalt, an der unentgeltlich öffentliche Vorträge aus den verschiedensten Wissenschaften gehalten werden, u. in der Nähe der Thermen von Cluny die Ecole de Médecine. Im NW. des Palais Luxembourg erhebt sich die Kirche St. Sulpice, an dem gleichnamigen Platze, die reichste u. angesehenste unter den P.er Kirchen auf dem linken Ufer der Seine, bes. ausgezeichnet durch die Fresken, welche ihre Kapellen schmücken; während die in roman.-goth. Uebergangsstile erbaute Kirche St. Germain-des-Prés am Boulevard St. Germain das älteste von den Gotteshäusern der französ. Hauptstadt ist.



Nr. 4409. Boulevard Sebastopol mit dem Thurme von St. Jacques.

Dieser Boulevard führt nach NO. zur gleichnamigen Seinebrücke u. zum Kai St. Bernard, der sich die Seine aufwärts zieht u. im S. durch die großartigen Halles aux Vins begrenzt wird. Diese Riesenweinlager von P. füllen ein besonderes Straßenquadrat mit einer Länge von 800 m. u. einer Grundfläche von 134,000 □m. u. bergen lange Reihen von Kellern, in denen 450,000 Faß Wein bis zum Verbrauch steuerfrei lagern können. An diese Weinhallen grenzt gegenüber dem Pont d'Austerlitz nach O. der berühmte Jardin des Plantes, in dem fast sämmtliche naturwissenschaftliche Anstalten von P. vereinigt sind.

Wie der nördl. von der Seine gelegene Theil von P., so ist auch der südliche von einer Anzahl Vorstädten umgeben, welche seit 1860 mit der Stadt P. selbst vereinigt sind. Es sind dies von O. nach W. Austerlitz, Petit-Montrouge, Vaugirard u. Grenelle. — Die glänzendsten Straßen dieser Weltstadt sind unstreitig die großen **Boulevards** auf dem rechten Seineufer, hinter denen die seit 1761 angelegten neuen Boulevards der Südstadt an Pracht u. Leben bei weitem zurückstehen. Jene liegen an der Stelle der alten Festungswerke, welche Ludwig XIV. mit den Gräben



Nr. 4410. Notre-Dame.

1670 ebnen ließ, u. beginnen am Bastillenplatz, um an der Madeleine zu enden. Neben dem macadamisirten Fahrwege laufen breite asphaltirte Trottoirs zu beiden Seiten. Die luxuriösesten Schauläden u. Magazine, die reichste Architektur, die belebtesten Kaffeehäuser u. das größte Menschengewühl zeigen die Boulevards von der Neuen Oper bis zum Boulevard de Sébastopol; nam. Abends ist der Anblick der von vielen Tausend Gasflammen erleuchteten Straßen u. Palastreihen für den Fremden ein überwältigender. Nicht zu verwechseln mit diesen um die nördl. Altstadt sich halbkreisförmig legenden alten Boulevards sind die denselben Namen führenden breiten Straßen, welche vorzugsweise durch die großartigen städtischen Umbauten unter Napoleon III. entstanden sind. Durch diese vom Präfekten Haußmann mit ungeheueren Kosten durchgeführten Neubauten, durch welche ganze Stadttheile niedergelegt wurden, um neuen Straßen Platz zu machen, hat das neue P. unzweifelhaft mehr Licht u. Luft bekommen u. hat eine große Anzahl neuer wichtiger Verkehrswege erhalten; nicht zu verkennen war, daß bei dieser theilweise sehr radikalen Neugestaltung der Hauptstadt auch wichtige strategische Prinzipien maßgebend gewesen sind. Gerade die Stadttheile, deren enge Straßen u. überaus dichtbevölkerten Häuser sich von jeher als Hauptherde revolutionärer Bewegungen gezeigt hatten, wurden jetzt von breiten, geradlinigen u. viele Kilometer langen Straßen durchschnitten, welche den militärischen Kräften eine freie Entfaltung gestatten, u. 11 gewaltige, festungsähnliche Kasernen, in denen 80,000 Mann Unterkommen finden können, beherrschen die wichtigsten Knotenpunkte dieser Verkehrsadern.

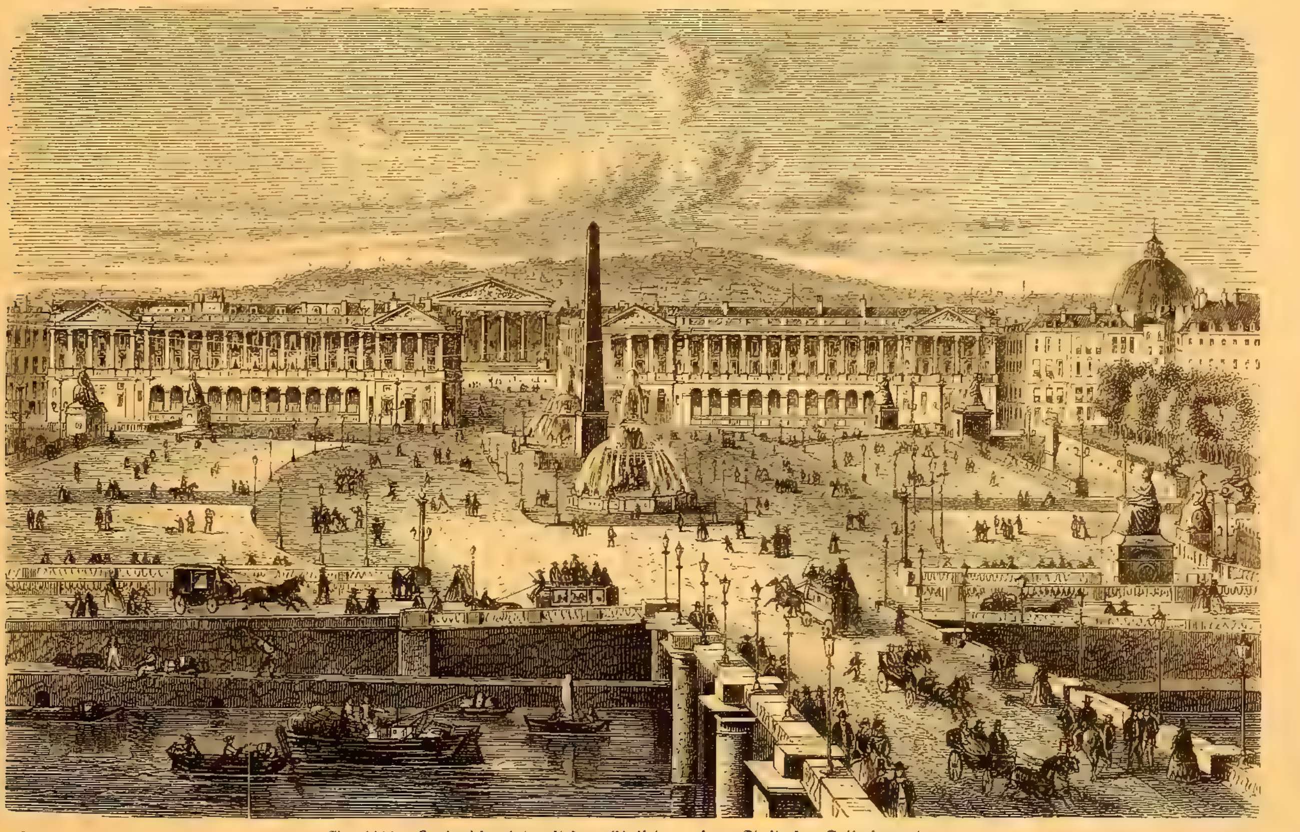
Die **äußeren Festungswerke** bilden die von 66 Thoren unterbrochene Umwallung (Enceinte) u. die detachirten Forts, welche seit 1841 angelegt worden sind. Jene besteht aus der Ringmauer mit 85 Bastionen, der Militärstraße, einem 35 m. breiten Graben u. Glacis. Die 16 detachirten Forts umgeben kreisförmig die Stadt. Sie beginnen im N. bei St. Denis mit dem Fort de la Briche u. der Double Couronne du Nord, an welche sich in der Ebene nach SO. das Fort de l'Est u. das Fort d'Aubervilliers anschließen. Der zwischen dem Ourcqkanal u. der Marne gelegene Höhenzug wird von den Forts von Romainville, Noisy, Rosny, Nogent u. Vincennes gekrönt. Die südl. Reihe von Forts umfaßt das an der Vereinigung der Marne u. Seine gelegene Fort von Charenton u. im O. der Seine die Forts von Ivry, Bicêtre, Montrouge, Vanves u. Issy. Die Westseite von P., welcher die große Serpentine der Seine einen bedeutenden natürlichen Schutz verleiht, weist nur die gewaltige Festung des Mont Valérien (s. d.) auf. Diese Festungswerke, deren Zwischenräume unter dem Feuer ihrer Geschütze stehen, umschließen einen Raum, der, gürtelförmig die Enceinte umgebend, für ein befestigtes Lager von 200,000 Mann Platz gewährt, u. sind durch eine Anzahl Redouten mit einander verbunden. Frankreich glaubte in seiner Hauptstadt eine unüberwindliche Festung zu besitzen, bis 28. Jan. 1871 die Kapitulation von P. erfolgte. Die Belagerung durch die Deutschen hatte die Möglichkeit bewiesen, auch eine solche Riesenstadt durch Umschließung auszuhungern u. sie selbst von den im O. u. S. der detachirten Forts gelegenen, dominirenden Höhen aus mit den weittragenden Belagerungsgeschützen der Gegenwart wirksam zu bombardiren. Nach dem Friedensschlusse mußte natürlich das franz. Kriegsministerium daran denken, über den ersten Fortsgürtel hinaus einen zweiten anzulegen, der vom Mittelpunkte der Stadt 16 Km. entfernt ist. Die im Bau begriffenen sechs neuen Forts kommen auf die Höhen von Orgemont, Montmorency, Ecouen, Ormes-de-Merles, Vaujours u. Chelles zu liegen. Auf diese Weise hofft man wenigstens die innere Stadt vor einem nochmaligen Bombardement zu sichern.

Mit Ausnahme Wiens hat wol keine der europ. Großstädte eine so reizvolle **Umgebung** wie P., welche im O., S. u. W. einen wunderbar schönen Wechsel von Fluß, Wald u. Hügelland zeigt. Die prächtigsten Landhäuser, Sommersitze der wohlhabenden Pariser, liegen dort überall zwischen schattigen Parks u. Gärten verstreut. Unmittelbar an die Stadt grenzend dehnt sich im W. das **Boulogner Wäldchen** (Bois de Boulogne) von der Enceinte bis zur Seine aus; diese Lieblingspromenade der Pariser, zu welcher vom Triumphbogen die 140 m. breite Avenue du Bois de Boulogne führt, ist in der jetzigen Gestalt erst seit 1852 angelegt u. bedeckt jetzt 900 Hektaren. Die Allée de la Reine Marguerite u. die Allée de Longchamp durchschneiden den Park kreuzweise; eine Anzahl von Gehölz umgebener Teiche, zahlreiche Restaurationen u. Café's, der am nördl. Ende gelegene Jardin d'Acclimatation, eine Art zoologischer Versuchsstation, mit der ein großes Aquarium verbunden ist, u. der nach der Seine zu liegende Hippodrome de Longchamp, der bedeutendste Rennplatz in der Nähe von P., machen diesen Park zu einem reizenden Vergnügungsaufenthalt. Die villenreichen Ortschaften Neuilly (s. d.) u. Boulogne (s. d.) stoßen im N. u. S. an dieses Gehölz. Gegenüber letzterem auf dem linken Ufer der Seine liegt das Städtchen St. Cloud mit seinem zerstörten Schlosse u. herrlichen Parke u. im S. des letzteren an der nach Versailles führenden Eisenbahn Sèvres mit seiner berühmten Porzellanfabrik. Unmittelbar daran stößt das hübsche Meudon (s. d.). Auf der Ostseite übt bes. der Park von Vincennes eine bedeutende Anziehungskraft auf die Einheimischen u. Fremden aus. In weiterer Entfernung sind Versailles (s. d.), St. Germain-en-Laye (s. d.), St. Denis (s. d.), Fontainebleau (s. d.) u. Compiègne (s. d.) vielbesuchte, durch Natur u. Kunst gleich ausgezeichnete Vergnügungsorte. Unter den 1,851,792 E., welche P. 1872 zählte, waren etwa 420,000 Arbeiter, deren Verdienst 3–6 Francs täglich betrug, u. 90–100,000 Dienstboten. An Wein konsumirt die Gesammtbevölkerung jährlich 390 Mill. L., an Branntwein 16 Mill. L., an Milch 120 Mill. L., an Brot 292 Mill. Kg., an Fleisch 142 Mill. Kg., an Gemüse 395 Mill. Kg., an Früchten 66 Mill. Kg., an Zucker 24 Mill. Kg., an Fischen 27 Mill. Kg., an Geflügel u. Wild für 18 Mill. Francs, an Austern für 2½ Mill. Francs, an Eiern für 12 Mill. Francs, an Butter für 25 Mill. Francs u. an Käse für 14 Mill. Francs. Der tägliche Gasverbrauch umfaßte 1874: 161 Mill. Kbm. Die Pariser Omnibusgesellschaft, welche ihren Betrieb auf das ganze, von der Bannmeile eingeschlossene Gebiet erstreckt, unterhält im Innern der Stadt

31 verschiedene Linien, woraus sie einen Gewinn von mehr als 20 Mill. Francs bezieht; sie stellt täglich 690 Wagen in Dienst, welche jährlich mehr als 20 Mill. Achskilometer zu durchlaufen haben; am Ende 1874 hatte sie einen Bestand von 8604 Pferden. Außer dieser allgemeinen Omnibusgesellschaft sorgen in P. noch zahlreiche Fiaker, Pferdeeisenbahnen, Eisenbahnen u. kleine Seinedampfer für die Personenbeförderung. Außer vielen Landestellen besitzt die Stadt an der Seine noch 7 Häfen, in denen 1874: 19,339 Fahrzeuge mit 1,802,081 Tonnen Waaren entladen u. 4781 Fahrzeuge mit 565,982 Tonnen beladen wurden. Getreide, Zucker, Oele, Branntwein, Wein, Bier, Früchte, Kohlen, Holz u. Baumaterialien sind die wichtigsten Artikel, welche der franz. Hauptstadt auf dem Wasserwege zugeführt werden. P. als wichtigster Knotenpunkt der franz. Eisenbahnen hat 6 Bahnhöfe (Gare du Nord, de l'Est, Montparnasse, St. Lazare, d'Orléans, de Lyon), unter denen der Ostbahnhof der schönste ist. Eine 37 Km. lange Gürtelbahn führt innerhalb der Forts rings um die Stadt; die Anlage einer zweiten Gürtelbahn innerhalb der zweiten Fortsperipherie ist 1875 von der Nationalversammlung beschlossen worden u. soll eine Länge von 140 Km. haben. P. ist zwar nicht mehr jener Centralpunkt abendländischer Gelehrsamkeit wie im Mittelalter, als die Sorbonne die Theologie Europa's beherrschte, aber doch auch noch in wissenschaftlicher Beziehung das Herz Frankreichs u. nam. bedeutend auch für das Ausland durch seine wissenschaftlichen Sammlungen u. Bibliotheken, zu deren bedeutendsten die Nationalbibliothek (1,700,000 Bände, 80,000 Manuskripte, 1,000,000 Kupferstiche u. Karten u. 120,000 Münzen), die Bibliothek des Arsenals (250,000 Bände, 8000 Manuskripte), die Bibliothek der Sorbonne (80,000 Bände), die Bibliothek der Medizinschule (35,000 Bände), die Bibliothek Mazarin (200,000 Bände u. 4000 Manuskripte) u. die Bibliothek St. Geneviève (160,000 Bände u. 35,000 Manuskripte) zählen. In der franz. Literatur u. Journalistik nimmt P. immer noch jene dominirende Stellung ein, zu welcher es im 16. u. 17. Jahrh. gelangt war; 1872 erschienen allein hier 785 Zeitschriften; davon waren 54 politischen u. 99 strengwissenschaftlichen Charakters, 121 beschäftigten sich mit Jurisprudenz, Verwaltung u. Volkswirthschaft, 82 ausschließlich mit der Literatur.

P. ist endlich aber auch die größte Fabrikstadt Frankreichs, doch weniger durch seine Großindustrie, als durch die Mannichfaltigkeit seiner mittleren u. kleineren Etablissements; in einzelnen Gewerbszweigen, nam. in solchen, deren Werth durch den Geschmack u. die Kunst der Ausführung bedingt ist, beherrscht die franz. Hauptstadt den Weltmarkt. Unübertroffen sind die Pariser in der Fabrikation von physikalischen u. mathematischen Instrumenten, Bekleidungsgegenständen, Möbeln sowie Bronzewaaren, Goldschmiedsarbeiten u. Gobelins. Einen höchst bedeutenden Ruf besitzt die Porzellanfabrik von Sèvres; in großer Ausdehnung wird Baumwoll- u. Wollspinnerei, Seidenweberei, Shawlfabrikation u. Maschinenbau getrieben. In jeder Beziehung ausgezeichnet sind die Produkte der P.er Buchdruckereien, u. einen hervorragenden Artikel der Ausfuhr bilden jene sog. „P.er Artikel“, zu welchen Handschuhe, Parfumerien, kleinere Lederarbeiten, Fächer, allerhand Spielwaaren, kurz jene Fülle von kleinen Gegenständen gehören, welche nam. die Augen des weiblichen Geschlechts bezaubern.

Geschichte. Die Citéinsel ist die Stätte der ältesten Ansiedelung; hier hatte das gall. Volk der P.er schon vor Cäsar's Zeiten einen Fischer- u. Schifferort, u. noch gegenwärtig ist ein Schiff das Wappenbild der franz. Hauptstadt. Hier hielt Cäsar einen Landtag nordgall. Völkerschaften ab u. baute hier seine Flotte zur brit. Expedition. Lutetia Parisiorum nannten die Römer die rasch aufblühende Handelsstadt, in welche die Straßen aus den Thälern der Marne, Seine u. Oise zusammenliefen u. die sich bald über die benachbarten Landstrecken am linken Seineufer ausdehnte; die Zunft der Schiffer war die mächtigste in dem gall.-röm. Municipium. In dem Palaste, welchen Kaiser Constantius Chlorus auf der Stelle des jetzigen Hôtels Cluny erbauen ließ, wurde Julian zum Augustus ausgerufen; ihn bezog auch Chlodwig, welcher P. zur Hauptstadt des Frankenreichs machte u. jene Kirche erbaute, an deren Stelle sich jetzt das Pantheon erhebt. Eine zweite Kirche, „Zu unserer lieben Frau“ (Notre Dame), ward in der Merovingerzeit auf der Citéinsel errichtet. Verderblich waren die Verwüstungen, welche die Normannen im 9. Jahrh. über die Stadt brachten, doch kam P. unter den Capetingern zu neuem Wohlstande; vergebens war die Belagerung durch den deutschen Kaiser Otto II. 978; das erste Mal, als die Deutschen vor den Thoren von P. standen, konnten sie die wohlbefestigte Stadt nicht gewinnen. Unter Ludwig VII. erwarben die beiden Ritterorden der Templer u. Johanniter beträchtlichen Grundbesitz in P.; als aber ersterer 1314 durch König Philipp IV. vernichtet ward, erhielten die Johanniter die Gebäude u. Gründe der Templerburg, die in der Gegend lag, welche noch heute den Namen Temple führt. Durch den Aufschwung der P.er Schulen seit Champeaux u. Abälard war die Stadt an Bevölkerung u. Bedeutung ungemein gestiegen, u. Philipp II. August mußte ein wenigstens fünfmal so großes Areal mit Mauern umgeben, als P. unter Ludwig VII. gehabt hatte. Derselbe König († 1223) legte den Grundstein zum Neubau der Notre-Dame-Kirche, ließ die Umgebung des Königsschlosses, das die Stelle des jetzigen Justizpalastes einnahm, mit viereckigen Steinen pflastern u. zum Verkauf von Lebensmitteln zwei Hallen bauen; ihm



Nr. 4411. Konkordienplatz mit dem Obelisk u. einem Theile des Tuileriengartens.

verdankt auch der Louvre seine Entstehung als Jagdschloß. Für Christi Dornenkrone, welche Ludwig der Heilige († 1270) erworben hatte, ward die herrliche Schloßkapelle (im südl. Hofe des Justizpalastes) errichtet, unter diesem König die Sorbonne gegründet u. das große Krankenhaus auf der Seineinsel wieder hergestellt. Die verfallenen Festungswerke ließ in dem gewaltigen Kampfe der Bürgergemeinde gegen das Königthum der „Danton des 14. Jahrh.", der Kaufmannsvogt Etienne Marcel, 1356—57 erneuern, u. in demselben Jahre wurde das Stadthaus zum Mittelpunkte der munizipalen Verwaltung von P. gemacht. Von hier aus beherrschte Etienne Marcel fast unbeschränkt P. u. einen großen Theil von Frankreich. Die von Karl VI. 1382 aufgehobene Stadtverfassung ward jedoch 1415 wieder hergestellt, u. seitdem hat der Prévôt des marchands mit seinen Schöffen bis 1789 an der Spitze des städtischen Wesens gestanden. Das Vertheidigungssystem von P. vollendeten Karl V. (1361—80) u. Karl VI. (1380—1422); Ersterer begann den Bau der neuen Ringmauern u. der Bastille, eines von acht Thürmen vertheidigten Schlosses; Letzterer machte auch das Hôtel des Tournelles, an dessen Stelle gegenwärtig die Place Royale liegt, zum königl. Residenzschloß, wo die Könige bis Heinrich II. residirten, dessen Wittwe, Katharina v. Medici, nach seinem Tode in den Louvre übersiedelte. — Ein neuer Geist kam in die Architektur von P. durch Franz I., mit dem hier die Renaissance zur Herrschaft gelangte; er gestaltete den Louvre in modernem Geiste um u. machte ihn zur Glanzstätte des Königthums der neuen Zeit; er gründete das Collége de France u. machte P. auch zum Brennpunkte der literarischen Bewegung von Frankreich. Der Platz der Tuilerien ward schon von Franz I. (1518) für ein Schloß erworben, doch kam er



Nr. 4412. Das Urtheil des Paris. (Nach einem Relief in der Villa Ludovisi in Rom.)

wieder in Privatbesitz, u. jenes Bauprojekt ward erst von Karl IX. u. Katharina v. Medici wieder aufgenommen. Die Vollendung des absoluten Königthums unter Ludwig XIV. machte die franz. Geschichte zugleich zu einer Geschichte von P. u. umgekehrt; P. selbst erfuhr aber durch diesen König bedeutsame Umwandlungen, nicht nur entwickelte sich der Faubourg St. Germain, der nach Versailles zu lag, zu dem Stadttheil des höheren Adels u. der größeren Beamten, sondern es traten an die Stelle der abgetragenen mittelalterlichen Festungsmauern breite Boulevards, u. eine große Anzahl von Dörfern wurde mit der Hauptstadt vereinigt. Zugleich wurde P. mehr als zuvor der Brennpunkt der franz Kunst, Literatur u. Wissenschaft. Schon unter Ludwig XIII. war das Palais Luxembourg erbaut, der Jardin des Plantes angelegt u. das Palais Royal von Richelieu als Palais Cardinal zu bauen begonnen worden; unter Ludwig XIV., dem P. mehr als 80 neue Straßen u. 33 neue Kirchen verdankte, wurden das Palais Royal, das Invalidenhaus, die Sternwarte u. die Kolonnaden des Louvre vollendet sowie die Gobelinsmanufaktur begründet. Fernerhin entstanden das Pantheon, die Münze, die Militärschule u. andere großartige Gebäude u. Anstalten; der Jardin des Plantes ward vergrößert. Trotzdem, daß durch die Verwüstungen der Franz. Revolution viele enge Straßen beseitigt u. für gesundere Wohnungen Platz geschaffen wurde, so blieb doch der alte Theil der Stadt immer noch unfreundlich u. übermäßig bevölkert; zwar schwanden unter dem Kaiserthum die ärmlichen Häuser, die an der Stelle der jetzigen Place du Carrousel standen, die Börse wurde gebaut u. Marktplätze, Brücken, Kais u. von neuen Straßen nam. die Rue Rivoli angelegt; eine durchgreifende Umgestaltung der Hauptstadt verhinderten aber die fortdauernden Kriege. Dagegen entfaltete sich unter Ludwig Philipp eine außerordentliche Bauthätigkeit, für welche nicht weniger als 100 Mill. Francs verausgabt wurden. Die damals ausgeführten Bauten ermangelten aber des einheitlichen Planes. In der großartigsten Weise entwarf nun einen solchen Napoleon III. u. fand für die Ausführung desselben im Seinepräfekten Haußmann die passendste Persönlichkeit. Durch die Anlage einer großen Anzahl neuer Boulevards, für welche viele Hunderte alter Häuser zum Opfer fallen mußten, durch die Verbreiterung alter Straßen u. den Bau prächtiger Paläste ist P. nicht allein die schönste, sondern auch eine der gesündesten Großstädte Europa's geworden. Der Ausbruch des Deutsch-franz. Krieges (s. d. über die Belagerung von P.) beseitigte zwar mehrere der noch nicht ausgeführten Projekte; doch griffen Staat u. Stadtverwaltung, nachdem die Verwüstungen, welche das Bombardement der Deutschen u. der Commune-Aufstand über die Stadt gebracht hatten, zum größten Theil wieder ausgeglichen waren, auf einzelne der Napoleonischen Pläne zurück, u. man bereitet jetzt (Aug. 1876) nicht nur eine große neue Straße zwischen der Großen Oper u. dem Théâtre français vor, sondern gedenkt auch die Seine für Seeschiffe von der Mündung bis P. schiffbar zu machen.

Paris, Graf v., s. „Orleans".

Paris, einer von den 50 Söhnen des Priamos. Weil seine Mutter vor seiner Geburt geträumt hatte, sie habe einen Feuerbrand geboren, u. man dies auf den Untergang von Troja deutete, so wurde das neugeborene Kind ausgesetzt, aber von einer Bärin gesäugt u. von Hirten erzogen; später erhielt der Knabe den Beinamen Alexander, da er Hirten u. Herden tapfer vertheidigte. Seine Abstammung wurde endlich entdeckt u. Priamos vermählte seinen Sohn mit der Oenone. Doch diese Ehe wurde bald getrennt. Auf Befehl des Zeus führte nämlich Hermes die Hera, Athene u. Aphrodite zum P., damit dieser den bei der Hochzeit des Peleus u. der Thetis unter den Göttinnen ausgebrochenen Streit, welche unter ihnen die Schönste sei, entscheide; P. erkannte der Aphrodite den Apfel der Schönheit zu; zum Dank dafür versprach sie ihm das schönste Weib, die Helena, welche P. darauf aus Sparta entführte u. dadurch den Krieg gegen ganz Griechenland heraufbeschwor. Im Kriege zeigte sich P. bald tapfer, bald feig u. weibisch; er war gefürchtet als ausgezeichneter Bogenschütze u. erschoß mit Hülfe des Apollon den Achilleus, doch ward er bald darauf selbst von Philoktet mit den Pfeilen des Herakles tödlich verwundet. Er wird auf alten Bildwerken dargestellt als unbärtiger Mann von jugendlicher Schönheit in barbarischer Kleidung.

Pariserblau ist gleichbedeutend mit Berlinerblau (s. d.).

Parish-Alvars (Pärisch-Aelwärs), Elie, der größte Harfenvirtuos, welcher je gelebt hat, auch tüchtiger Komponist, geb. 28. Febr. 1808 zu West-Eyemouth in England. Im Harfenspielen war er ein Schüler Dizi's u. Labarre's u. machte bereits mit 15 Jahren seine erste Kunstreise nach Deutschland, der 1834 eine nach Oberitalien u. 1836 wiederum eine nach Deutschland folgten. Von 1838 bis 1842 bereiste er den Orient, hielt sich 1844 in Neapel auf u. verweilte 1846 längere Zeit in Leipzig, wo ihm der Umgang mit Mendelssohn äußerst förderlich war. 1847 erhielt er eine Anstellung im Hofopernorchester zu Wien, wo er 26. Jan. 1849 starb. Seine zahlreichen Kompositionen für die Harfe zeigen Neuheit der Effekte, verbunden mit Solidität u. Geschmack. Auch schrieb P.-A. verschiedene gut gearbeitete Orchestertonstücke.

Parisienne (franz., spr. Parisienn'), auch Pariser Hymne, ein von Casimir Delavigne zur Verherrlichung der Julirevolution von 1830 gedichtetes u. sehr populär gewordenes Freiheitslied, dessen Anfangsworte lauten: „Peuple français, peuple des braves". Auch bezeichnet P. ein elegantes zweirädriges Fuhrwerk u. außerdem noch die zwischen Diamant u. Nonpareille stehende Sorte von Buchdruckerlettern.

Parität (vom lat. paritas, Gleichheit) heißt im Allgemeinen die rechtliche Gleichstellung verschiedener Personen od. Genossenschaften; insbes. aber versteht man unter P. die Gleichberechtigung zweier religiöser Bekenntnisse, bes. des katholischen u. evangelischen, innerhalb desselben Staates od. an einer Universität 2c. Weder der Augsburger Religionsfriede von 1555 noch der Westfälische Friede von 1648 hatte in den einzelnen Staaten P. geschaffen; dieselbe ist vielmehr meist eine Errungenschaft der Aufklärungszeit (Ende des 18. Jahrh.) u. der neueren Revolutionen. Staaten, in denen die P. völlig durchgedrungen ist, heißen paritätische.

Park ist desselben Stammes wie Pförch (althochdeutsch pfarrich) u. enthält den Grundbegriff einer „Umzäunung", eines „Geheges". Der P. nähert sich in seinem Begriffe aber auch dem „Garten", insofern als die Kunst der Natur in ihm zu Hülfe kommt. In neuerer Zeit haben sich vor Allen die Engländer durch Anlegung schöner P.s ausgezeichnet (vgl. auch „Landschaftsgärtnerei" unter „Gartenkunst"). Mit dem Namen P. belegt man auch sonstige eingeschlossene Plätze, z. B. vor den Seemagazinen für die Schiffszimmerleute. — In militärischem Sinne bezeichnet P. jede Ansammlung von Kriegsmaterial im Freien, also außerhalb von Zeughäusern 2c. Ein Geschützpark, ein Munitionspark ist demnach der Ort, wo die für eine Belagerung nothwendigen Geschütze vor ihrem Gebrauch aufgestellt, resp. die erforderliche Munition ordnungsmäßig niedergelegt ist. Dabei bleibt eine provisorische Bedeckung des betreffenden Materials durch Dächer od. Schuppen nicht ausgeschlossen. „Artilleriepark", „Belagerungspark" nennt man auch das gesammte Artillerie- od. Belagerungsmaterial einer Armee.

Park, Mungo, einer der kühnsten Entdeckungsreisenden in Afrika, geb. 10. Sept. 1771 zu Fowlshiels bei Selkirk; studirte in Edinburgh Medizin, fungirte kurze Zeit als Arzt in Benkulen auf Sumatra, von wo er schon 1793 zurückkehrte, u. erhielt bald darauf von der „Afrikanischen Gesellschaft" in London den Auftrag, den Lauf des Niger zu untersuchen, nachdem Major Houghton im J. 1791 bei einem gleichen Versuche von den Uled Amer ermordet worden war. P. verließ Portsmouth 22. Mai 1795, landete 21. Juni in Dschillifrei am Gambia, brach 2. Dez. von Pisania auf, wurde mehrere Monate von den Uled Amer gefangen gehalten u. gemißhandelt, entfloh u. kam unter unsäglichen Beschwerden an den Niger, den er über Segu u. Sansandig abwärts bis Silla verfolgte. Mangel u. Krankheit nöthigten den Vereinsamten zur Umkehr. Am 14. Juni 1797 kam er in Medina am Gambia, am 22. Dez. in England an. Hier arbeitete er nun an Abfassung seines Reisewerkes „Travels in the interior districts of Africa" (Lond. 1799, fast gleichzeitig deutsch in Hamburg u. Berlin). Einen Vorschlag der Regierung, im J. 1798 an Vermessungen in Australien Theil zu nehmen, lehnte er ab, verheirathete sich 1799 in Fowlshiels, ließ sich 1801 als Arzt in Peebles nieder, nahm aber den von Sir Joseph Banks ihm gemachten Antrag an, eine neue Entdeckungsreise nach dem Niger zu führen. So ging er im Herbst 1803 nach London, studirte Astronomie u. arab. Sprache u. fuhr 30. Jan. 1805 von Portsmouth ab. Am 28. März landete er in Gorée, am 11. Mai brach er mit einer starken Ausrüstung von Pisania auf. Ihn begleitete sein Schwager Anderson als Arzt, der Zeichner Scott, 35 Soldaten u. 4 Zimmerleute. Leider kam er vom 10. Juni an in die Regenzeit, deren Beschwerden er vorausgesehen, aber einem halbjährigen, eben so gefährlichen Warten in Pisania vorgezogen hatte; als er bei Bammaku an den Niger kam, hatte er noch 6 Soldaten u. 1 Zimmermann übrig! Scott starb u. 28. Oktober folgte ihm Anderson im Tode nach. P. hatte ein großes Fahrzeug mühsam hergestellt, mit welchem er trotz aller Beschwerden stromabwärts den 670 M. langen Strom zu fast zwei Dritttheilen befuhr. In einer Stromenge bei Jauri im Königreiche Haussa von überlegenen Feinden angegriffen, sah er seine Leute fallen u. sprang schließlich mit einem Begleiter in den Strom, wo Beide ertranken. Die letzten Thatsachen berichtete Isaaco, der in den J. 1810—11 auf Erkundigungen ausgeschickt wurde u. auch das Tagebuch des Amadi Fatuma erlangt hatte, des einheimischen Führers, welcher kurz vor P.'s Tode von diesem heimgesendet worden war. — P.'s zweite Reise erschien 1815 in London unter dem Titel „The journal of mission to the Interior of Africa in the year 1805" (Lond. 1815; deutsch Sondersh. 1821). In Selkirk wurde P. 1859 ein Denkmal gesetzt.

Parkesin, ein von dem engl. Chemiker Parkes zuerst dargestelltes plastisches Material, das nach dem Erhärten hornartig wird u. zur Imitirung von Schildpatt, Bernstein u. dgl. dient. Es soll aus einer rohen Sorte Schießbaumwolle, die man aus Lumpen bereitet, dargestellt werden, indem man dieselbe in Holzgeistäther auflöst.

Parlament (franz. parlement, engl. parliament). Die Fortbildung des monarchischen Prinzips verhalf dem Königthum in den germanischen Staaten keineswegs zu einer unumschränkten Gewalt. Wie in Deutschland der Kaiser auf die Reichs-, die Herren der größeren Territorien auf Landstände Rücksicht zu nehmen hatten, so entschieden auch in England u. Frankreich die Könige über wichtige Rechtsfälle u. Landesangelegenheiten nur unter dem Beirath der höheren Geistlichkeit u. der mächtigeren Vasallen, durch deren Mitwirkung die nach verschiedenen Orten ausgeschriebenen königlichen Hoftage zu P.en, also zu „Hofsprachen" wurden.



Nr. 4413. Mungo Park (geb. 10. Sept. 1771, gest. 1805).

Da die obersten Lehnträger der franz. Krone in ihren Besitzungen königliche Rechte ausübten, so hielten sie auch gleiche Hof- u. Gerichtstage ab, u. es gab demnach nicht blos ein P. für die königlichen Erblande, sondern auch P.e für die Normandie, Bretagne, Guienne, Burgund, Toulouse, die Champagne, Provence, welche jedoch allmählich auf die Erstattung von gutachtlichen Berichten in eigentlichen Rechtssachen beschränkt wurden. Im J. 1294 ward das P. zu Paris ständiger Gerichtshof für die unmittelbaren Kronlande, hielt aber alljährlich nur zwei eine Woche dauernde Sitzungen ab, bis es seit 1421 ohne Unterbrechung versammelt blieb. Nachdem die Könige den stetig verfolgten Plan, die großen Herzogthümer u. Grafschaften an sich zu bringen, siegreich durchgeführt hatten, übertrugen sie die Verfassung des Pariser P.s, dessen Urtheile nur noch von den rechtsgelehrten Mitgliedern ausgingen, auf die in den bisher mittelbaren Besitzungen vorgefundenen Oberhofgerichte gleiches Namens u. vermehrten dieselben noch nachgehends, so daß es bis zur franz. Staatsumwälzung auch P.e zu Rouen, Tours, Rennes, Bordeaux, Toulouse, Aix, Grenoble, Besançon, Dijon, Douay, Metz u. Nancy gab. Vorgesetzter sämmtlicher P.e war der Kanzler von Frankreich. Das P. von Paris hatte 5 Kammern, deren oberster, der grande chambre, 10 Präsidenten, 25 weltliche u. 12 geistliche Räthe zugetheilt waren. Den andern Abtheilungen standen nur je zwei Präsidenten vor, u. an der für Kriminalsachen errichteten chambre de la tournelle nahmen die Räthe der Reihe nach Theil. Außerdem gehörten zu den P.en eine Menge von Unterbeamten u. bestimmte, zum Erscheinen vor diesen Gerichtshöfen allein berechtigte Parlamentsadvokaten. Die Stellen der Parlamentsräthe waren nach dem damals in Frankreich allgemein herrschenden System für dazu befähigte Personen käuflich. Diese Einrichtung, welche nur vermögende u. deshalb nicht auf die Gunst des Hofes angewiesene Männer den P.en zuführte, galt als eine so wichtige

Gewährleistung der Unabhängigkeit, daß der drei Jahre lang fortgesetzte Versuch einer Abstellung des betreffenden Mißbrauchs 1774 von Ludwig XVI. nach seinem Regierungsantritt wieder zurückgenommen werden mußte. An die frühere politische Bestimmung der P.e erinnerte noch die zum leeren Vorrecht herabgesunkene Mitgliedschaft u. Stimmberechtigung der Pairs (s. d.) in diesen Körperschaften, u. die von Letzteren behauptete Befugniß, neue königliche Verordnungen auf deren Uebereinstimmung mit den allgemeinen Rechten des Landes od. mit den Rechten des besondern Gebiets, für welches sie ergingen, zu prüfen u. wegen deshalb beigehender Zweifel deren Aufnahme in die Gesetzesrolle (Registrirung) zu verweigern. Obschon der König durch sein außerordentliches Erscheinen in der Plenarversammlung (s. „Lit de justice“) diesen Widerstand brechen u. die Eintragung erzwingen konnte, so ließen sich doch die P.e, zumeist unter dem Beifall der nach Aufregung verlangenden Nation, selbst durch die zeitweilige Verbannung ihrer Mitglieder od. durch die Einsetzung neuer Gerichtshöfe nicht zur Nachgiebigkeit gegen Neuerungen bestimmen, u. die von der Krone beachtete Erklärung des P.s von Paris, daß seine Verfassung nur durch den Gesammtwillen des Landes geändert werden könne, veranlaßte schließlich die Einberufung der Generalstände (s. „Nationalversammlung“) u. den Anfang der franz. Staatsumwälzung, welche 1790 die P.e kurzweg beseitigte.

In England, wo die Könige schon zur angelsächs. Zeit mit einer Versammlung der vornehmsten Geistlichen u. Laien (witenagemote) Rath hielten, u. weiter nach dem Siege der Normannen zur Rücksicht auf die Meinung ihrer Kriegsgefährten genöthigt waren, hatte das seit Wilhelm dem Eroberer gesteigerte Lehnsystem zunächst den auf den Hoftagen erscheinenden Bischöfen, Aebten, Grafen u. großen Baronen einen ähnlichen Einfluß wie in Frankreich verschafft, welchen die Magna Charta von 1215 als gesetzlich anerkannte. Bald mußten indessen jene Höchstberechtigten eine Schmälerung ihres Privilegiums hinnehmen, da die Könige, um die Unabhängigkeitsgelüste ihrer mächtigeren Vasallen daniederzuhalten, seit der Mitte des 13. Jahrh. auch Abgeordnete des niederen Klerus, der angesehenen freien Grundbesitzer, der Städte u. Burgen in ihr Parlament beriefen. Hiermit ward der Unterschied zwischen dem Hause der Lords u. dem Hause der Gemeinen (commoners) begründet, zugleich aber die fortdauernde Theilnahme der Nation an den Staatsgeschäften gesichert. Die Handhabung der Rechtspflege durch das P. trat davor zurück, wiewol noch gegenwärtig das Oberhaus den Gerichtshof für wichtige Rechtsfälle, z. B. bei Anklagen gegen die Minister, bildet. Dadurch, daß in den Kriegen der Weißen u. Rothen Rose jede Partei sich um die Unterstützung des dritten Standes bewarb, gelangte das Haus der Gemeinen zu noch höherer Bedeutung, u. obgleich nachgehends der Despotismus der Tudors u. Stuarts sowie die Diktatur Cromwell's sich über die Rechte der Landesvertretung vielfach hinwegsetzten, so erkannten doch Karl II. nach der Wiederherstellung des Königthums u. Wilhelm von Oranien, als er 1688 nach Vertreibung Jakob's II. das Staatsruder ergriff, die Freiheiten des P.s ausgiebig an. Neben dem engl. P. bestand ursprünglich noch ein schottisches u. irisches, jenes ward aber 1706, dieses 1800 mit dem engl. vereinigt. Dem Oberhause (Haus der Lords, der Peers) gehören jetzt unter dem Vorsitze des Lordkanzlers die großjährigen Prinzen der königlichen Familie, die Reichsbarone von England u. Wales, ebenfalls nach erlangter Volljährigkeit, die protestantischen Erzbischöfe u. Bischöfe, ein für jedes P. zu erneuernder Ausschuß des schottischen u. irischen Adels u. einige Kronbeamte an, die aber, gleich dem Lordkanzler, für gewöhnlich nicht stimmberechtigt sind. Römisch-katholische Peers besitzen dagegen, nachdem 1828 die Parlamentsfähigkeit der Katholiken u. Dissenters durchgesetzt worden ist, das volle Stimmrecht. Die Mitglieder des Oberhauses können, wenn sie den Verhandlungen fernbleiben, ihre Stimmen dennoch durch Bevollmächtigte (by proxy) abgeben lassen. Im Unterhause berathen die Vertreter des Bürgerstandes. Von den Städten u. Grafschaften wird im Ganzen noch die 1833 durch die Parlamentsreform ihnen zugebilligte Anzahl von 658 Abgeordneten gewählt, doch ist seitdem die Wahlberechtigung nach unten hin noch erweitert worden. Der Vorsitzende, welchen das Unterhaus gleich nach der Eröffnung des P.s ernennt, führt den Titel Sprecher (Speaker). Die Sitzungszeit eines P.s ist auf 7 Jahre beschränkt, u. mit dem Tode des Souveräns erlöschen die Vollmachten der Gewählten von selbst. Von dem Rechte der Vertagung od. Auflösung kann die Krone auf höchstens 3 Jahre Gebrauch machen. Auch das Unterhaus ist eine wesentlich aristokratische Körperschaft. Nur die schottischen u. irischen Abgeordneten beziehen Tagegelder, u. da die Ehre der Mitgliedschaft im P., obgleich das Gesetz strenge Vorschriften gegen den Stimmenkauf enthält, durch bedeutende mittelbare Zuwendungen an die Wähler erlangt zu werden pflegt, so können gewöhnlich blos Männer, die ihre Wahl sich gegen 120,000 Mk. kosten lassen, dem Unterhause angehören. Der Schlüssel zu dem Geheimnisse, weshalb das engl. P. dennoch der Meinung des Landes Ausdruck verleiht, liegt in der altbewährten Politik der Aristokratie, sich gegen zeitliche Wandlungen des öffentlichen Urtheils von vornherein abwartend zu verhalten, aber bei einer nicht mehr zu verkennenden Stetigkeit des Verlangens demselben eine mäßigende Berücksichtigung angedeihen zu lassen. Durch das Beispiel der erfolgreichen Fürsorge, welche das engl. P. sowol den Gerechtsamen u. Bedürfnissen des Landes als seiner Machtstellung nach außen gewidmet hat, ist seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts auch das europ. Festland für den Parlamentarismus od. das konstitutionelle System gewonnen worden.

Parlamentär, ein Unterhändler zwischen feindlichen Parteien, die sich gegen einander in offenem Kampfe befinden, im Kriege gewöhnlich ein Offizier, welcher in Begleitung eines Trompeters u. mit einer weißen Fahne versehen vorgesendet wird, um mit dem feindlichen Kommandanten Unterhandlungen anzuknüpfen, selbstverständlich in höherem Auftrage. Das Völkerrecht verbietet, auf P.e zu schießen.

parlando, auch parlante (vom ital. parlare, sprechen), Vorzeichnung beim Singen, nach welcher der Gesang weniger pathetisch sein, vielmehr sich einem melodischen Sprechen nähern soll.

Parma, Hauptstadt einer gleichnamigen ital. Provinz, ehemals eines gleichnamigen Herzogthums; sie hat 44,915 E. (1871), liegt zu beiden Seiten der Parma, eines Nebenflusses des Po, u. in einer fruchtbaren Ebene. Die noch von Mauern umgebene Stadt besitzt mehrere großartige Paläste, unter denen der Palazzo Farnese, jetzt die Akademie der schönen Künste, mit einer Gemäldegalerie u. einer Bibliothek, der Palazzo San Vitale u. der Palazzo del Giardino im ehemaligen herzoglichen Garten mit schönen Fresken bemerkenswerth sind. Das große, 1618—28 erbaute Teatro Farnese geräth ziemlich in Verfall. Von den 35 Kirchen zeichnen sich nam. aus die 1106 eingeweihte dreischiffige Kathedrale mit einem Ehrendenkmal des Petrarca u. großen Frescogemälden an der Kuppel von Correggio, das 1196—1217 erbaute Baptisterium, die Benediktinerkirche S. Giovanni Evangelista aus dem Anfange des 16. Jahrh., ein stattlicher Renaissancebau mit vortrefflichen Fresken u. Oelgemälden von Correggio, Mazzuola u. A. u. die Kirchen Madonna della Steccata u. S. Lodovico mit schönen Denkmälern. P. ist Sitz eines Präfekten, eines Bischofs, eines Appellhofes, eines Assisenhofes, eines Civil- u. Korrektionstribunals u. besitzt eine 1599 gegründete Universität mit 3 Fakultäten, welche im Schuljahre 1874—75: 42 Dozenten u. 205 Studirende zählte, u. mit der außer anderen Anstalten eine Sternwarte u. eine Thierarzneischule verbunden sind, ein königliches Kollegium (Maria Luigia), ein Gymnasium, ein Lyceum, eine technische u. eine landwirthschaftliche Schule, in der Nationalbibliothek (120,000 Bde.) u. der Biblioteca Palatina (48,000 Bde.) werthvolle Büchersammlungen. Zahlreich u. zum Theil großartig sind die Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt. Die Industrie der Einwohner besteht hauptsächlich in Seiden- u. Wollweberei u. in der Fabrikation von Spitzen, Strümpfen, Thonwaaren, Papier u. Seife. Jährlich wird hier eine Seidenmesse abgehalten. — Die Provinz P. zählt auf 58,83 □M. 264,381 E. (1871) u. zerfällt in die Kreise P., Borgo San Donnino u. Borgotaro. — Das Gebiet des Herzogthums P. stand im Mittelalter unter der Herrschaft der Häuser Este u. Visconti u. wurde 1545 durch Papst Paul III. als Herzogthum an seinen natürlichen Sohn Pietro Luigi Farnese gegeben, dessen männliche Nachkommen 1731 mit dem Herzog Antonio ausstarben. Der Großneffe des Letzteren, Don Carlos, welcher auf Betrieb seiner Mutter Elisabeth, der Gemahlin König Philipp's V. von Spanien, mit P. belehnt worden war, trat das Land 1735 an Kaiser Karl VI. für das Königreich Beider Sizilien ab; 1748 ward aber der Besitz von P. durch Maria Theresia an Elisabeth's zweiten Sohn, Don Philipp, unter Wahrung der österr. Erbansprüche für den Fall, daß der Mannsstamm der Herzöge von P. aussterbe, übertragen; 1802 nahm Frankreich von diesem Gebiete Besitz u. vereinigte es 1805 mit dem franz. Kaiserreich. Der Kongreß von Wien überließ 1815 das Land mit Piacenza u. Guastalla der Erzherzogin Marie Luise (s. d.). Nach deren Tode 1847 übernahm Herzog Karl II. von Lucca die Regierung von P., indem mit Modena u. Toscana ein nicht unbedeutender Gebietsaustausch erfolgte. Die Regentschaft der Herzogin-Wittwe Luise Maria Theresia, welche sie für ihren minderjährigen Sohn Robert I. seit 1854 führte, endete 1859 durch die Einsetzung einer provisor. Regierung unter dem Diktator Farini, u. 18. März 1860 ward durch Plebiscit die Vereinigung des Landes mit dem Königreich Italien vollzogen.

Parma, Herzog v., s. „Cambacérès“.

Parmegiano od. Parmegianino, s. „Mazzuoli“.

Parmenides, griech. Philosoph aus Elea in Unteritalien, das eigentliche Haupt der sog. Eleatischen Schule (s. d.) u. wahrscheinlich ein Schüler des Xenophanes, des Begründers derselben; blühte um die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. u. soll um diese Zeit auch mit

Sokrates in Athen verkehrt haben. Ueber das Lehrgedicht des P., das im ersten Theile den Begriff des „Seins", im zweiten das „Nichtseiende" od. die Erscheinungswelt behandelt, s. „Eleatische Schule".

Parmentier (spr. Parmangtiëh), Antoine Augustin, franz. Pharmazeut u. Agronom, geb. zu Montdidier (Somme) 17. April 1737, ging als armer Apothekerlehrling nach Paris. Er war Apotheker am Invalidenhause, als er den während der Hungersnoth 1769 von der Akademie ausgesetzten Preis für die beste Abhandlung über die Vegetabilien, welche das Brot ersetzen können, durch eine Arbeit über den Werth u. den Anbau der Kartoffel gewann, u. erwarb sich große Verdienste um die Einführung des Kartoffelbaues in Frankreich durch die Versuche, die er auf einem ihm dazu von Ludwig XVI. geschenkten Stücke Landes anstellte. Außerdem aber vervollkommnete er die Rübenzuckerfabrikation u. wandte der Verbesserung der Lazarethseinrichtung seine Aufmerksamkeit zu. Seit 1800 Präsident des Gesundheitsraths für das Seine-Departement, starb er als Generalinspektor des Medizinalwesens u. Mitglied des Instituts von Frankreich zu Paris 17. Dez. 1813. In seiner Vaterstadt ward sein Andenken durch Errichtung eines Standbildes geehrt. Unter seinen vielen Schriften wurden als die wichtigsten ins Deutsche übersetzt: „Abhandlungen über die Kultur u. ökonomischen Eigenschaften der Kartoffeln" (Augsb. 1797); „Die Kunst, Brot aus Kartoffeln zu backen" (ebd. 1799); „Neueste Untersuchungen u. Bemerkungen über die verschiedenen Arten der Milch" (Jena 1800); „Ueber die Vortheile, welche man aus dem Getreide ziehen kann" (2 Bde., Hannov. 1806) u. „Ueber die Bereitung der Sirupe u. Salze aus Runkelrüben" (Wien 1812).

Parnassos hieß in weiterem Sinne das ganze zwischen Doris u. Phokis hinstreichende Waldgebirge, in engerem Sinne nur der bis 2500 m. sich erhebende höchste Kamm desselben mit den beiden Spitzen Tithorea im NW. u. Lykoreia od. Hyampeie im SO. Am Fuße des Gebirges grünten Myrthen, Lorbern u. Oelbäume, die mittlere Zone nahmen Fichtenwaldungen ein, die Gipfel bedeckte fast beständig Schnee. In den zahlreichen Klüften des vorzugsweise dem Apoll u. den Musen geheiligten P. lagen das Delphische Orakel u. die Quelle Kastalia.

Parochie (a. d. Griech.) hieß in der ältesten christlichen Kirche die Gesammtheit der Christen, die unter demselben Bischof standen. Doch nannte man schon damals einen Geistlichen, der vom Bischofssitz aus in eine Landgemeinde geschickt war, parochus od. Pfarrer. Seit dem 5. Jahrh. wurde der Name auf jede Einzelgemeinde übertragen, die sich um einen Pfarrer u. eine Hauptkirche sammelte. Diesem Sprachgebrauch folgt man noch jetzt, auch wenn dem Hauptpfarrer noch andere Geistliche (Diakonen) zur Seite stehen u. mit der Haupt- od. Mutterkirche noch Filial- od. Tochterkirchen verbunden sind. In der Katholischen Kirche bilden eine Anzahl von P.n den Sprengel eines Bischofs, in der Evangelischen Kirche gewöhnlich den eines Superintendenten od. Dekans. P. ist demnach jetzt gleichbedeutend mit „Kirchspiel".

Parodie (griech., d. i. Nebengesang) heißt in der Poetik diejenige Dichtungsart, welche irgend einem bekannten u. ernsten Gedicht unter möglichster Beibehaltung seiner Form einen anderen, komischen Inhalt unterschiebt. Die Wirkung der P. beruht auf dem Kontrast zwischen dem unbedeutenden Inhalt u. der hochpoetischen, feierlichen Form. Sie unterscheidet sich von der Travestie dadurch, daß sie eben nur den Schein der Form von dem ernsten Gedichte entlehnt, während die Travestie dieses selbst ins Lächerliche zieht. Schon das griech. Alterthum kannte P.n zu den Heldengedichten Homer's; eine solche ist z. B. der sog. „Froschmäusekrieg", den man einst Homer selbst zuschrieb. — In weiterem Sinne sagt man, es parodire Einer die Rede des Andern, wenn er sie spöttisch nachahmt.

Parole, s. „Feldgeschrei".

Paroli (ital.), schlagende Entgegnung, treffende Antwort. P. biegen im Pharaospiel: sich den auf eine Karte gemachten Gewinn nicht auszahlen lassen, sondern ihn dem Einsatz zufügen, so daß im erneuten Gewinnfalle der Bankier das Dreifache des ersten Satzes zu zahlen hat, im Verlustfalle aber der Einsatz mit verloren wird. Man markirt dies durch Umbiegen einer Ecke der Karte, die man besetzt hat.

Parömie (griech.), Sprüchwort, Sinnspruch, auch Fabel.

Paros, eine der Kykladischen Inseln, 4,53 □M., zeigt bes. im N. eine reich gegliederte Küste u. erhebt sich im Innern zu einem über 800 m. hohen Massengebirge, welches im Alterthume kostbaren Marmor in großen Quantitäten lieferte; von den Brüchen sind seit 1844 wieder zwei in Betrieb. Der wasserarme Boden bringt nur dürftige Ernten von Weizen, Gerste, Hülsenfrüchten, Sesam u. Baumwolle, von der ein Theil zur Ausfuhr kommt, hervor. Die 7000 E. treiben außer Ackerbau bes. noch Rhederei; sehr ergiebig ist die Jagd auf Rebhühner u. wilde Tauben. Auf der Insel befinden sich allein 17 griech. Klöster. Die Hauptstadt Parikia, an der Westküste gelegen, mit 1900 E. birgt noch vielfache Ueberreste der alten Stadt Paros, an deren Stelle sie liegt. Der zweitgrößte Ort ist Naussa od. Agusti mit 1300 E. an der Nordküste mit einem guten Hafen. Ein schmaler, klippenreicher Sund trennt P. im SW. von der Nachbarinsel Antiparos, ein breiterer im O. von Naxos.

Paroxismus ist bei einer hitzigen Krankheit die Krankheitssteigerung, der Anfall, somit die Zeit, in welcher die Symptome des fieberhaften Zustandes eintreten. Doch bezeichnet man als P. auch einen Krankheitsanfall überhaupt, selbst wenn derselbe vereinzelt u. nicht periodisch wiederkehrend ist, z. B. bei Hysterie, Epilepsie, Gicht 2c.

Parquet, Fußboden aus Tafeln von feineren Hölzern zusammengesetzt, in der Regel so, daß die verschiedenartig geschnittenen einzelnen Stücke ein Mosaikmuster bilden; im Theater die ersten Reihen der Parterreplätze; an der Börse der für die vereideten Makler reservirte Raum.

Parrhasios, berühmter griech. Maler der Jonischen Schule von Ephesos, der ungefähr um 420—380 v. Chr. blühte u. seinen Gestalten mehr plastische Rundung, mehr Feinheit des Ausdrucks u. schärfere Charakteristik zu geben wußte als seine Vorgänger u. Zeitgenossen. Seine zahlreichen Götter- u. Heroenbilder erlangten ein kanonisches Ansehen. In einer Darstellung des mit Odysseus um die Waffen des Achilleus streitenden Ajax wurde er von Timanthes besiegt, dagegen malte er einen Vorhang so natürlich, daß Zeuxis denselben für einen wirklichen hielt. In dem Bilde „Der Demos der Athener" versuchte er den widerspruchsvollen Charakter des Volkes darzustellen.

par renommée (franz.), dem Rufe nach.

Parricida, der Vater- od. Verwandtenmörder; in der Geschichte heißt z. B. so Johann von Schwaben (s. d.).

Parricidium (lat.), eigentl. Vatermord. Das Röm. u. Gemeine deutsche Recht bestrafte den Mord bes. streng, welcher von dem einen Verwandten an dem andern begangen wurde, od. wenn ein Ehegatte den andern tödtete, u. beschränkte den Begriff P. nicht auf die Tödtung des Vaters od. der Mutter durch das eigene Kind, sondern ahndete selbst die Tödtung von Vorgesetzten, hohen u. „fürtrefflichen" Personen 2c. als P. Als alte eigenthümliche Strafe galt das Ertränken, wobei der Verurtheilte mit einer Katze, einem Hahn u. einer Schlange in einen Sack genäht wurde — später das Rädern nach vorausgegangenem Reißen mit glühenden Zangen.

Parrot, Johann Jakob Friedrich Wilhelm, Sohn des Physikers Georg Friedr. P. (geb. zu Mömpelgard 15. Juli 1767, gest. zu Helsingfors 1. Aug. 1852), geb. zu Karlsruhe 14. Okt. 1792; bereiste im Interesse der Naturforschung schon 1811—12 mit Moritz v. Engelhardt die Krim u. den Kaukasus, übernahm dann die Professur der Physiologie u. Pathologie in Dorpat, folgte 1826 seinem Vater auf dem Lehrstuhl der Physik daselbst, unternahm 1829 eine Forschungsreise nach dem Ararat, 1837 eine solche nach dem Nordkap u. starb zu Dorpat 15. Jan. 1841. Von seinen Werken sind insbes. die Beschreibungen seiner „Reise in die Krim u. den Kaukasus" (2 Bde., Berl. 1815—18) u. seiner „Reise zum Ararat" (2 Bde., ebd. 1834) zu nennen.

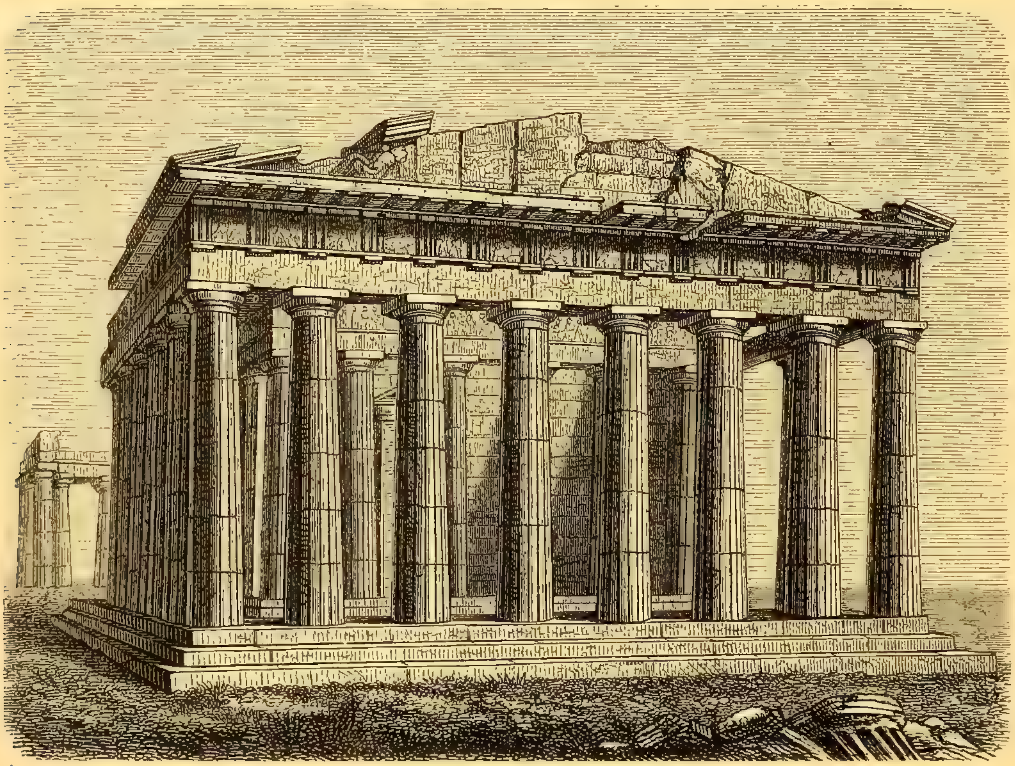
Parry (spr. Pärri), Sir William Edward, engl. Seemann, bekannt insbes. als kühner Nordpolfahrer, Sohn des Arztes u. medizinischen Schriftstellers Caleb Hillier P. (geb. 1756, gest. zu London 9. März 1822); ward geb. zu Bath 19. Dez. 1790, nahm als Midshipman 1803—6 an der Blockade der franz. Flotte in Brest Theil u. zeichnete sich 1808 als Schiffsleutnant in der Ostsee aus. Schon 1811 drang er auf einem zum Schutze des Walfischfangs ausgesandten Schiffe bis zu 76° nördl. Br. vor. Nachdem er 1813—17 in den amerikan. Gewässern gekreuzt hatte, ward er 1818 für die Nordwestpolfahrt des Kapitän Roß mit der Führung des zweiten Entdeckungsschiffs „Alexander" betraut. Im nächsten Jahre übernahm er selbst die Oberleitung einer Expedition, durch deren Ausführung er einen von der Regierung ausgesetzten Preis von 5000 Pfd. Sterl. erhielt. Weitere Nordpolfahrten machte P. 1821—24, 1825—26 u. 1827. Für seine Verdienste 1829 in den Ritterstand erhoben, ging er im Juni desselben Jahres als Kommissar der austral. Ackerbaugesellschaft nach Port-Stephens, von wo er erst 1832 nach England zurückkehrte. Seit 1852 Contreadmiral u. seit Dez. 1853

Gouverneur des Marinehospitals in Greenwich, starb er in Ems 7. Juli 1855. Seine Reisewerke erschienen unter dem Titel „Four voyages to the North Pole" (5 Bde., Lond. 1833). — Vgl. das von seinem Sohne herausgegebene „Memoir of Sir W. E. P." (Lond. 1857). P.'s Namen tragen einige Inselgruppen im arktischen Amerika nördl. von der Banksstraße u. dem Melvillesund.

Parsen sind eigentlich Perser, man versteht aber darunter speziell die gewöhnlich Quebern (Ungläubige) genannten Perser, welche nach dem Untergange des Sassanidenreiches trotz der fanatischen Verfolgungen der mohammedanischen Araber der uralten Religionslehre Zoroaster's treu blieben. Sie flüchteten theils in entlegene Gegenden Persiens, theils nach dem nordwestl. Indien, wo sie bis heute ihre Nationalität u. ihre Religion bewahrt haben. In Persien begegnet man den P. noch in Jezd, Taft, Teheran u. Kirman. Während hier ihre Zahl sehr abgenommen hat, ist sie in Indien infolge der von den Briten geübten Toleranz fortwährend im Steigen begriffen. Hier nehmen die P. wegen ihrer Rechtlichkeit eine geachtete Stellung ein u. sind durch ihre Handelsunternehmungen meist zu großem Wohlstande gelangt. Besonders viele P. findet man in Bombay u. an den Seeplätzen China's. Ueber die Religion der P. s. „Parsismus". Näheres s. in Graul's „Reise nach Ostindien" (Bd. I, Lpz. 1854), in dem Werke des P. Framji: „The Parsees in India" (Lond. 1859), in Petermann's „Reise in den Orient" (Berl. 1861) ꝛc. in ihren Häusern brennen. Ihre Feuertempel heißen Atesch-ga (s. d.). — Man vgl. noch Böttger, „Kulturgeschichte Indiens" (im 2. Bde. von v. Orlich, „Indien u. seine Regierung", Lpz. 1861).

Parteigänger od. **Partisan** heißt im Kriege der Kommandeur eines vorzugsweise aus Reiterei u. leichten Truppen bestehenden Corps, welcher, mit Vollmachten u. allgemeinen Vorschriften von dem Oberbefehlshaber eines Heeres versehen, in Flanke u. Rücken des Feindes entsendet wird, um die Verbindungen des Feindes zu gefährden, Transporte, Kuriere desselben aufzufangen, Eisenbahnen zu zerstören u. in allgemeinem Anschlusse an die Operationen des eigenen Heeres dem Feinde allen möglichen Abbruch zu thun. Bedeutende P. waren im Dreißigjähr. Kriege der Reitergeneral Johann de Werth, im Siebenjähr. Kriege der österr. Pandurenchef Frhr. v. d. Trenck, in den Befreiungskriegen der russ. General v. Löwenstern, der preuß. Rittmeister v. Colomb ꝛc. Auch Lützow u. Schill können hierher gerechnet werden.

Partenkirchen, Flecken im oberbayer. Bezirksamt Werdenfels mit 1300 E. (1871); liegt im breiten Loisachthale, im S. überragt von den steilen Wänden des Wettersteins u. der Zugspitze (2956 m.), war als Parthenum eine Station der alten Römerstraße Augsburg-Innsbruck u. ist jetzt mit dem 2 Km. weiter im W. gelegenen stattlichen Flecken **Garmisch** eine sehr beliebte Sommerfrische. Nach den Bränden von 1860 u. 1863 ist der Ort fast ganz neu aufgebaut worden, hat dadurch aber viel von seiner originellen Holzarchitektur verloren. In der Nähe liegt das **Kainzenbad** mit einer jodhaltigen alkalischen Quelle. Die Umgegend ist reich an lohnenden Ausflügen.



Nr. 4414. Der Parthenon (Ostseite).

Parterre heißt eigentlich Erdgeschoß. In den Gärten nennt man so einen am Fuße terrassenförmiger Anlagen liegenden Garten. In Theatern heißt derjenige Zuschauerplatz P., welcher sich zu ebener Erde zwischen dem Orchester u. den Logen befindet; die ersten Reihen desselben heißen gewöhnlich Parquet. In England heißt das Theater-P. Pit (Grube). P. nennt man auch die das P. einnehmenden Zuschauer.

Parthenogenesis (Jungfernzeugung), diejenige Form der Fortpflanzung, wonach sich ohne vorausgegangene Befruchtung gelegte Eier ausschließlich entweder zu männlichen od. zu weiblichen Thieren entwickeln. Nachdem diese Zeugungsform vor 20 Jahren durch die klassischen Untersuchungen v. Siebold's zunächst nur für die Bienen u. für gewisse Schmetterlinge (Psychiden) festgestellt worden war, haben weitere Beobachtungen ergeben, daß sie bei den Insekten ziemlich verbreitet ist u. das ausschließliche Vorkommen von nur einem Geschlechte bei vielen derselben entweder erklärt od. doch sehr wahrscheinlich macht (z. B. bei Blattwespen, Gallwespen). Unter den Hymenopteren werden bei den Bienen (Apis), Wespen (Vespa, Polistes), Blattwespen (Nematus) nur männliche Individuen durch P. produzirt (Leuckart's Arrenotokie), während bei den Schmetterlingen (Cochlophora u. Solenobia) wie auch bei gewissen Krustern (Phyllopoden), bei den Gattungen Apus, Artemia, Limnadia die P. im Gegentheil nur weibliche Individuen hervorzubringen im Stande ist (von Siebold's Thelytokie).

Parsismus heißt das Religionssystem der Parsen, welches in den heiligen Büchern „Zend Avesta" (veröffentlichte Kenntniß) niedergelegt ist. Schon Herder benutzte 1775 dieses höchst merkwürdige Buch zu einer Vergleichung mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte u. mit dem ersten Kapitel des Evangelisten Johannes. 1843 gab John Wilson, welcher das religiöse Leben der Parsen viele Jahre hindurch an Ort u. Stelle beobachtete u. die religiösen Pflichten in ihren heutigen Lehren durchforschte, sein vortreffliches Werk „The Parsi-Religion as contained in the Zand-Avesta etc." heraus. Weitere Aufhellungen des Dunkeln u. Geheimnißvollen des P. verdanken wir Haug (s. d.). Im Zend-Avesta wird Ahurô mazdâo (Ormuzd) als der Weltschöpfer u. Herrscher dargestellt, als gut, heilig u. wahr u. als kämpfend gegen alles Böse, Finstere u. Falsche. Die Macht der Finsterniß, welche dem Ahurô mazdâo gegenübersteht, heißt Angrô mainyus, das spätere Ahriman. Die Hauptlehre Zoroaster's gipfelt darin, daß der Mensch, da er zwischen diesen beiden Mächten des Lichtes u. der Finsterniß zu wählen habe, das Gute u. nicht das Böse ergreifen solle. — Die höchsten Priester der Parsen heißen Dasturs, diesen zunächst stehen die Mobeds, die niedrigsten sind die Herbads. Die Parsen beten zum **Feuer**, als dem Emblem Gottes, als dem Hauptwerkzeuge zur Bildung des Weltalls, weshalb ewige Feuer

Parthenon. Auf dem $148\frac{2}{3}$ m. hohen Plateau der Akropolis erheben sich heute neben anderen stattlichen Ueberresten alter athenischer Heiligthümer die großartigen Ruinen des P., des Haupttempels der Pallas Athene, der einst unter der Leitung des Perikles von den beiden Architekten Iktinos u. Kallikrates erbaut u. von Pheidias mit Skulpturen geschmückt wurde. Schon vor der Erbauung des P. stand ziemlich an derselben Stelle u. auch von demselben Umfange ein großer dorischer Tempel, der sog. Hekatompedos (d. h. 100 Fuß lange Halle). Er wurde während der persischen Invasion unter Xerxes verheert. Auf den Ueberresten desselben wurde nach der Wiederherstellung des alten politischen Glanzes der Stadt auf einer Fläche von 2444 □m. in den Jahren 454 bis 438 der neue Tempel erbaut, u. zwar mit so unglaublicher Feinheit der Technik in der Marmor-Architektur, daß man jede von den

62 großen u. 36 kleinen Säulen des Baues ein Kunstwerk genannt hat. Den Reichthum des bildnerischen Schmuckes aber mag man sich vorstellen, wenn man erwägt, daß für die Giebelfelder ungefähr fünfzig überlebensgroße Statuen, für die Metopen 92 Hochreliefs u. für den ringsum oben um die Cellamauern laufenden Fries 160 m. Flachrelief, endlich für das Innere noch das 15 m. hohe goldelfenbeinerne Kolossalbild der Pallas Athene selber auszuführen waren. Auf starken Substruktionen aus Quadern von piräischem Porosstein erhebt sich das aus drei Stufen von pentelischem Marmor gebildete Krepidoma des Tempels in einer Breite von nahezu 30 m. u. bei einer Länge von gegen 66 m. auf seiner oberen Fläche, dem sog. Stylobat. Auf den beiden Schmalseiten standen je 8, auf den beiden Langseiten je 17 Säulen. Innerhalb dieses Peripteros von 46 Säulen erhob sich der innere Tempel in Form eines auf zwei weiteren Stufen stehenden Amphiprostylos, d. h. einer Tempelcella, welche auf jeder Schmalseite eine vorstehende Säulenhalle hat, am P. jederseits sechs Säulen, sodaß dem von außen auf eine der beiden Schmalseiten Zutretenden eine doppelte Säulenreihe erschien. Wer durch die östliche Eingangshalle (den Pronaos) ins Innere des Tempels trat, der sah vor sich einen durch zwei Reihen von je 9 kleineren Säulen in drei Schiffe getheilten Raum, an dessen westlichem Ende in einer Nische die Statue der Göttin stand. Die beiden Seitenschiffe bestanden aus je zwei Galerien, einer unteren u. einer oberen, sodaß über den unteren beiden Säulenreihen, welche die Decken der unteren Galerien mit tragen halfen, noch zwei obere Säulenreihen angenommen werden müssen, welche die über drei Schiffe sich erstreckende, reich cassettirte Holzdecke trugen. Rechts u. links von der Nische des Götterbildes erhob sich jederseits ein zur oberen Galerie des Seitenschiffes hinaufführender Treppenbau. Hinter der großen Cella, welche wie der vorpersische Tempel den Namen Hekatompedos führte, kam man durch eine Thür jederseits in der unteren Galerie in den großen geräumigen Opisthodom (d. h. Hintergemach), dessen steinerne, ebenfalls cassettirte Decke von vier großen Säulen getragen wurde. Hier befanden sich zahlreiche Kostbarkeiten, Urkunden u. Weihgeschenke, die nicht zur öffentlichen Schau bestimmt waren. Aus dem Opisthodom trat man durch eine Thür in die westliche Vorhalle, das sog. Taminion, das ebenso wie der Pronaos von unten bis oben zwischen den Säulen vergittert war u. gleich diesem zur Aufnahme von Kunstwerken u. Weihgeschenken diente. Das Taminion führte seinen Namen deshalb, weil es zugleich das Amtslokal der Schatzmeister (griech. ταμίας, der Schaffner) war. Den Namen P. aber, d. h. Jungfrauengemach, führte der Tempel später von dem Raume vor der Nische des Bildes der Göttin, dem dieser Name ursprünglich zugekommen zu sein scheint.

Neben den Trümmern der Architektur auf der athenischen Akropolis selber sind die großartigen Torsi aus den beiden Giebelfeldern sowie die Metopen u. der Cellafries im Britischen Museum die werthvollsten Reste dieses alten Tempels. Die Bildwerke wurden zu Anfang unseres Jahrhunderts nach London geschafft. Die östl. Giebelgruppe stellte die Geburt der Athene in Gegenwart der übrigen olympischen Götter dar, die westliche dagegen den Kampf der Göttin mit Poseidon um den Besitz des attischen Landes. Die Metopen behandelten einzelne Scenen aus dem Kampfe mit Giganten, Kentauren, Amazonen u. Troern, also Kämpfe der Hellenen unter dem Schutze der Göttin gegen rohere u. uncivilisirtere Mächte. Der Cellafries endlich veranschaulichte in mehreren hundert Figuren den Festzug des ganzen attischen Volkes zu Ehren der Göttin, nicht aber den fertigen Festzug, sondern die an Einzelmotiven reichere Vorbereitung dazu. Von dem berühmten Goldelfenbeinbilde besitzen wir nur einige schwache Kopien aus anderem Material. Während des Mittelalters wurde der immer noch schön erhaltene P. in eine Kirche verwandelt. Zur Zeit der Belagerung Athens im J. 1687 durch die Venetianer schlug eine Bombe in das Pulvermagazin, das man in der Noth in einem Theile des P. errichtet hatte. Dadurch wurde das Gebäude zerstört. Vgl. Michaelis, „Der P." (Lpz. 1871).

Parthenope, Name einer Sirene, deren Wohnsitz die spätere Sage an den Golf von Neapel verlegte; hier zeigte man das Grab der P., das jährlich durch Fackellauf gefeiert wurde. Da auch eine Stadt, die vor Neapel hier gegründet war, diesen Namen führte, so wurde derselbe neuerdings wieder aufgefrischt durch die Franzosen, als sie 25. Jan. 1798 das Königreich Neapel in eine Parthenopeïsche Republik (s. d.) verwandelten.

Parthenope, ein von de Gasparis 10. Mai 1850 entdeckter, zwischen Mars u. Jupiter kreisender, das Zeichen (11) führender Planetoid.

Parthenopeïsche Republik war der Name des demokratischen Staates, welcher das vorherige Königreich Neapel (ohne Sizilien) umfaßte u. vom 23. Jan. bis 20. Juni 1799 bestand. Der voreilige Zug des Feldmarschalls Mack nach Rom im Nov. 1798 führte den Rachezug des französischen General Championnet herbei, vor welchem der feige König Ferdinand IV. eilends (21. Dezember) nach Sizilien entfloh, seine Hauptstadt den barbarischen Händen der Lazzaroni preisgebend. Franzosen u. Neapolitaner, selbst der greise Admiral des Königs, Fürst Caracciolo, verbanden sich, stellten die Ordnung her u. nannten die so entstandene Republik nach dem griechischen Namen der Stadt Neapel (Parthenope). Als jedoch der Russe Suworoff in Oberitalien eindrang u. Macdonald, Championnet's Nachfolger, ihm entgegenzog, bemächtigten sich die Räuberbanden aus dem Apennin unter Fra Diavolo u. Kardinal Ruffo, unterstützt von Russen, Engländern u. Türken der Hauptstadt u. bewogen die Republikaner in den Forts zur Uebergabe durch das Versprechen der Straflosigkeit. Aber Nelson, der mit der engl. Flotte herbeikam, vollzog die grausamen Strafgerichte des Königs Ferdinand, ließ den nur zu lebenslänglicher Haft verurtheilten Fürsten Caracciolo, seinen ehmaligen Freund, hinrichten u. die Leiche ins Meer werfen. — Vergl. Colletta, „Storia del reáme di Napoli" (1835; deutsch von Leber, 4 Bde., Grimma 1848).

Parther, ein kriegerisches Nomadenvolk, welches in ältester Zeit seine Wohnsitze südlich vom Ufer des Kaspischen Meeres hatte u. den Assyriern unterworfen war, dann mit diesen unter die Botmäßigkeit der Meder u. darauf der Perser kam. Nach der Zertrümmerung des Perserreiches durch Alexander d. Gr. huldigten die P. diesem, hielten es unter den Diadochen Anfangs mit Eumenes, dann mit Antigones, wurden später dem Seleukidenreiche unterthan, bis sie endlich abfielen u. unter Arsakes ein eigenes Reich gründeten, welches sich nach W. u. O. ausdehnte u. zur Zeit seiner größten Blüte unter den Arsakiden (s. d.) vom Euphrat bis zum Indus reichte. Nach der Unterwerfung der Nachbarländer gründeten sich die parthischen Könige feste Wohnsitze u. residirten abwechselnd in Rhagä, Ekbatana, Seleukia u. dem damit verbundenen Ktesiphon. Für die Verwandtschaft der P. mit den Altpersern spricht die Gleichheit der Religion, welche ein Naturdienst war, indem sie Sonne u. Gestirne verehrten; ihre Priester hießen Magier. Im J. 226 n. Chr. wurde Parthien durch Artaxerxes I., der das Reich der Neuperser gründete, unterworfen.

Parthey, Gustav Friedrich Konstantin, deutscher Buchhändler, bekannt insbes. als ein gründlicher Kenner des ägyptischen Alterthums u. als Kunstkenner, mütterlicherseits ein Enkel Chr. Friedr. Nicolai's (s. d), geb. zu Berlin 27. Okt. 1798; studirte daselbst wie in Heidelberg Philologie u. Archäologie, bereiste 1822 bis 1824 Frankreich, England, Italien, Aegypten u. die Levante u. übernahm 1825 die Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin, von der er ein Zweiggeschäft in der Casa Tarpea zu Rom gründete; hier starb er 1. April 1872. Seit 1857 war er Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin. Von seinen Schriften sind bes. zu nennen: „Wanderungen durch Sizilien u. die Levante" (2 Bde., Berl. 1834 bis 1840); „Das Alexandrinische Museum" (ebd. 1837); „Vocabularium copticum" (ebd. 1844); „Verzeichniß der Hollar'schen Kupferstiche (ebd. 1853; Nachtrag 1858); „Zur Erdkunde des alten Aegyptens" (2 Bde., ebd. 1859); „Das Orakel u. die Oase des Ammon" (ebd. 1862); „Aegyptische Personennamen" (ebd. 1864); „Zwei ägyptische Zauberpapyri des Berliner Museums" (ebd. 1866); „Die Theban. Papyrusfragmente im Berl. Museum" (ebd. 1869) 2c.

Participium (lat.) heißt in der Grammatik diejenige Form eines Zeitworts, welche die Handlung in Gestalt eines Eigenschaftsworts ausdrückt. Das P. steht also in der Mitte zwischen dem Eigenschaftswort u. Zeitwort u. bedeutet eigentlich „Antheil habend", nämlich an beiden Wortarten (im Deutschen „Mittelwort"). Während das Griechische u. theilweise auch das Lateinische eigene Formen für das P. in der Gegenwart, Vergangenheit u. Zukunft sowol in der thätigen, als in der leidenden Form haben, besitzt das Deutsche nur ein (wenig gebrauchtes) P. der thätigen Gegenwart (z. B. gebend, nehmend 2c.) u. ein P. der leidenden Vergangenheit (gegeben, genommen); andere Participien kann es nur durch künstliche Zusammensetzungen nachahmen.

Particulier (frz., spr. Partiküljeh), Privatmann.

partiell (von lat. pars, Theil), theilweise.

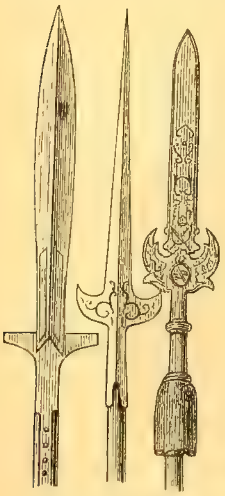
Partikeln (vom lat. particula, das Theilchen) heißen in der Grammatik diejenigen Wörtchen (gleichsam kleinsten Redetheilchen), die einer weiteren Veränderung nicht fähig sind. Die P. bilden nach den Nennwörtern u. Zeitwörtern die dritte Hauptklasse der Wörter u. zerfallen in 4 Arten: die Konjunktionen od. Bindewörter (und, weil, als, nachdem 2c.), die Präpositionen od. Verhältnißwörter (von, nach, bei 2c.), die Adverbien od. Umstandswörter (wol, recht, sehr 2c.) u. die Interjektionen od. Ausrufewörter (o! ach! ei!).

partikulär (lat. particularis), ein Eigenschaftswort, das die Beziehung auf einen bloßen Theil, etwas Absonderndes andeutet, kommt in den verschiedensten Zusammensetzungen u. Ableitungen vor. So spricht

man z. B. von Partikulärzahlung, Partikuläracceptation, wenn eine Forderung nur theilweise beglichen, ein Wechsel (s. d.) von dem Bezogenen nicht zu der vollen darauf angegebenen Summe angenommen, d. h. durch Zahlung zu honoriren versprochen wird. P.e Rechte sind in Deutschland die abweichenden Gesetze, Gewohnheiten u. Statuten einzelner Staaten, Provinzen u. Ortschaften im Gegensatze zu dem muthmaßlich durchweg giltigen gemeinen Rechte.

Partikularismus. Wie in Amerika die Wighs, Unionisten od. Republikaner den Tories, Föderalisten od. Demokraten die Wage halten, so stehen in andern zusammengesetzten Staatswesen, bes. auch im Deutschen Reiche, die Unitarier od. Einheitsstaatsmänner den **Partikularisten** gegenüber. Jene wollen die Befugnisse der Centralgewalt thunlichst erweitern, diese in Bewahrung des P. od. des Zugs nach vereinzelter Selbständigkeit die eigne Hausgewalt ihres bes. Staats soviel als möglich aufrecht erhalten.

Partirerei nennt man eine besondere Art der Begünstigung der Eigenthumsverbrechen u. der Hehlerei. Als Hehler nämlich wird bestraft (§. 258 des deutschen Strafgesetzbuches), wer seines Vortheils wegen einem Verbrecher bei Begehung eines Diebstahles, Raubes, raubähnlichen Verbrechens od. einer Unterschlagung wissentlich Beistand leistet, um ihn der Bestrafung zu entziehen od. um ihm die Vortheile des Verbrechens od. Vergehens zu sichern. Besteht hiernach die Hehlerei in einer Begünstigung der Personen, so gipfelt andererseits die P. in einem Ansichbringen von durch Eigenthumsvergehen dritter Personen erlangter Sachen. Denn Derjenige, welcher seines Vortheils wegen Sachen, von denen er weiß od. den Umständen nach wissen mußte, daß sie durch eine strafbare Handlung (Verbrechen, Vergehen od. Uebertretung) erlangt worden sind, verheimlicht, ankauft, zum Pfande nimmt od. sonst an sich bringt od. zu deren Vertrieb od. Absatz an Andere mitwirkt, begeht das Vergehen der P. u. wird nach §. 159 des Reichsstrafgesetzbuches mit Gefängniß von einem Jahre bis zu fünf Jahren bestraft. Außerdem kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte u. auf Stellung unter Polizeiaufsicht erkannt werden.



Nr. 4415. Partisanen.

Partisan, s. v. w. Parteigänger (s. d.).

Partisane ist eine Pike mit breiter Klinge. Sie entstand durch Erleichterung der Hellebarde u. wurde in den Zeiten des Uebergangs von Pike zur Feuerwaffe noch lange als Waffe von Offizieren u. Unteroffizieren geführt. Wallenstein wurde mit einer P. erstochen. Die P. verschwindet nach dem Siebenjährigen Kriege.

Partitur (ital. Partitura, Partizione, auch Sparta od. Spartito, franz. Partition), die schriftliche Uebersicht aller zu einem mehr- od. vielstimmigen Tonstücke gehörigen Stimmen, die Takt für Takt unter einander gesetzt werden, so daß man sowol die Bewegung jeder einzelnen Stimme verfolgen, als auch das Miteinander, das harmonische Zusammenwirken, überschauen kann. In der P. sollten eigentlich jederzeit die Stimmen nach Maßgabe der Höhe od. Tiefe ihres Umfangs geordnet sein, d. h. die höhere Stimme sollte eigentlich über die tiefere zu stehen kommen. Der bequemen Uebersicht wegen bringt man aber gern die Hauptstimmen eines Tonstückes zusammen, ohne die Füllstimmen dazwischen zu setzen; dadurch wird es nothwendig, daß die tieferen Füllstimmen sehr oft über die höheren Hauptstimmen zu stehen kommen. Die vier Singstimmen (bei Vokalsachen mit Orchester), od. die vier Hauptstimmen (meistentheils das Bogenquartett) werden dagegen niemals von einander getrennt, sowie die Grundstimme jederzeit auf dem untersten Liniensystem der P. ihren Platz finden muß.

Partnerschaft, s. „Industriel partnership“.

partout (frz., spr. partuh), überall, durchaus, schlechterdings. Partoutbillet, Einlaßkarte zu allen Vorstellungen od. zu allen Plätzen.

Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus (lat.), „Die Berge kreißen u. zur Welt wird kommen eine lächerliche Maus“, zum Sprüchworte gewordene, aus Horaz' „De arte poetica“ entnommene Phrase, entsprechend dem deutschen „Viel Geschrei u. wenig Wolle“.

parure (frz., spr. parühr), Putz, Prunk, Schmuck; en parure, im Festgewande; en grande parure, im größten Putz.

Parvenu (frz., spr. Parw'nü), ein Emporkömmling.

Parzen (lat. Parcae, griech. Μοῖραι) sind in der Mythologie der Alten die Schicksalsgöttinnen. In der ältesten Zeit ist die Moira das unpersönlich gedachte Schicksal, bald als über Göttern u. Menschen unumschränkt waltend, bald als abhängig von dem Willen der Götter aufgefaßt. Bei Homer erscheint die Moira gewöhnlich in der Einzahl, doch kommen auch bei ihm vereinzelt mehrere Moiren vor, die dem Menschen den Lebensfaden spinnen. Hesiod nennt drei Moiren: Klotho, die Spinnerin, die den Lebensfaden spinnt, Lachesis, die das Los Zutheilende, die die Länge des Fadens bestimmt, Atropos, die Unabwendbare, die ihn abschneidet. Alle drei sind Töchter der Nacht, od. des Zeus u. der Themis. Von späteren Dichtern werden sie geschildert als alte häßliche Frauen, von der bildenden Kunst aber dargestellt als ernste Jungfrauen, Klotho mit der Spindel, Lachesis mit einem Globus, an dem sie die Geschicke bezeichnet, od. mit einer Schriftrolle, auf der das Schicksal geschrieben steht, Atropos mit einer Schere, mit der sie den Lebensfaden abschneidet, od. mit einer Waage, od. mit einer Sonnenuhr, an der sie die Todesstunde zeigt. Die Römer hatten in älterer Zeit wahrscheinlich nur eine Parca, später waren die drei Parcae mit den griech. Moiren ganz identisch, wie sie auch im Wesentlichen mit den nordischen Nornen übereinstimmen.

Parzival ist der Held einer Sage bretonischen od. walisischen Ursprungs, in ihrer ältesten Gestalt in einem späten englischen Bänkelsängerliede erscheinend u. in dem walisischen „Märchen von Peredur“ (Peredur, d. h. Sucher des Gefäßes, des Beckens, ist der keltische Namen P.'s). Hier wird berichtet, wie Peredur, vom Drange nach Abenteuern getrieben, seine Mutter verläßt, die aus Sehnsucht nach dem Sohne stirbt. Erst im 12. Jahrh. bildeten sich die Erzählungen, in denen die Sage von P. mit der vom Gral (s. d.) u. mit noch anderen Sagen verbunden erscheint. In dieser in Frankreich vorgenommenen Verschmelzung behandelten die Sage Chrestien de Troies in seinem Epos „Li Contes del Graal“ u. kurz nach ihm, aber in polemischem Gegensatze zu ihm, ein gewisser Kyot (Guiot), dessen Werk noch nicht wieder aufgefunden ist. Beide Dichtungen benutzte Wolfram v. Eschenbach (s. d.) in seinem Epos, dessen Held P. ist. Dieser erscheint als der Vertreter des geistlichen Ritterthums gegenüber dem Repräsentanten glänzender weltlicher Ritterschaft, Gawein. Nach mancherlei Abenteuern u. geistigen Wandlungen wird P. Hüter des Grals. Von seiner Gattin Condwiramurs hat P. zwei Söhne, deren einer Loherangrin (Lohengrin) ist. Auf Chrestien's unvollendet hinterlassenem, aber im 13. Jahrh. von Mehreren fortgesetztem Werke beruht der franz. Prosaroman (Par. 1530). Eine etwas spätere Bearbeitung der Sage von ungenanntem Verfasser gab Rochat heraus („Ueber einen bisher unbekannten Parcheval li Galois“, Zür. 1855).

pas (frz., spr. Pah), Schritt, Tritt, bes. künstlicher Tanzschritt.

Pascal, Blaise, großer französischer Philosoph u. Mathematiker u. einer der größten Denker u. Charaktere aller Zeiten, wurde als Sohn des Parlamentspräsidenten Stephan P. 19. Juni 1623 zu Clermont geboren. 1631 siedelte sein Vater nach Paris über, um sich ausschließlich der Erziehung des frühreifen Knaben zu widmen. Das mathematische Genie des Letzteren offenbarte sich in fast wunderbarer Weise dadurch, daß er ohne jede Anleitung als 12jähr. Knabe die ersten 32 Lehrsätze des Euklid fast sämmtlich von sich aus auffand u. entwickelte. In seinem 16. Jahre schrieb er einen ausgezeichneten Aufsatz über die Kegelschnitte u. erfand 1639 zu Rouen, wo sein Vater nach kurzer Ungnade bei Richelieu als Intendant angestellt worden war, eine verwickelte Rechenmaschine. 1646 gewannen zwei Edelleute zu Rouen, die Brüder Bailleul, nachhaltigen Einfluß auf die Familie, die bis dahin einem strengen Katholizismus zugethan war. Jene beiden Brüder standen mit den Anhängern des Jansenismus (s. d.) in Verbindung u. flößten nun auch den Pascals, zuerst dem jungen Blaise, die Ideen der „Gerechtigkeit aus Gnaden“ u. der strengsten Weltverleugnung ein. Doch brach P., obschon bereits religiösen Uebungen hingegeben, noch nicht ganz mit der Wissenschaft; machte er doch zu vielen anderen Erfindungen 1648 auch hochwichtige Entdeckungen über die Wirkungen des Luftdrucks auf die Quecksilbersäule u. begründete od. förderte eine ganze Reihe der schwierigsten mathematischen Aufgaben. 1653 ward er indeß durch die Anforderungen seiner von Haus aus zarten u. jetzt auf das Aeußerste überreizten Gesundheit genöthigt, eine Zeit lang alle geistige Anstrengung zu meiden. Ein Unfall auf der Brücke zu Neuilly, bei welchem sich die Vorderpferde seines Wagens in die Seine stürzten (1654), zog eine dauernde Gemüthserschütterung für P. nach sich, so daß er seitdem beständig einen Abgrund zu seiner Linken zu sehen glaubte. Doch ist es eine (bes. von Voltaire verbreitete) Fabel, daß bei dieser Gelegenheit sein Gehirn gelitten habe. Denn bei allen Leiden u. immer härteren Büßungen, die er sich unter dem Einfluß seiner Nonne gewordenen Schwester Jacqueline auferlegte, gab er fort u. fort Proben des schärfsten Geistes, wie er z. B.

1658 in einer schlaflosen Nacht u. wider seinen Willen das lange gesuchte Gesetz der sog. Radlinie fand. Die größten Leistungen seines Lebens aber gehören in diesen letzten Jahren der Förderung des Jansenismus, obwol sich P. demselben nur äußerlich anschloß, indem er eine Zeit lang (s. 1656) in der Nähe der Einsiedler von Port-Royal eine Zelle bezog. Jene Leistungen waren erstlich die sog. „Les Provinciales etc.“ (angeblich an einen Freund in der Provinz geschriebene Briefe), die er Januar 1656 bis März 1657 unter dem Namen Louis de Montalte erscheinen ließ. Als ein Meisterstück des klassischen Stils u. der feinsten Ironie bei allem sittlichen Ernst erlebten diese Briefe gegen 60 Auflagen u. erregten die Wuth der Jesuiten in solchem Grade, daß sie nach der päpstlichen Verdammung schon 1657 in Frankreich vom Henker verbrannt wurden. Fast noch bedeutender ist das andere Hauptwerk P.'s, die „Pensées sur la religion“, die man nach seinem Tode aus einzelnen Aufzeichnungen zusammensetzte. Sie enthalten die Entwürfe u. den Stoff zu einer großartigen u. tiefsinnigen Vertheidigung des Offenbarungsglaubens gegen die Freigeister u. Gottesläugner. Lange Zeit nur in entstellten Bruchstücken verbreitet, wurden die „Pensées“ zuerst nach den Originalpapieren von Faugère (2 Bde., Par. 1844; deutsch von Merschmann, Halle 1865) herausgegeben. Schwere Leiden u. der Kummer über die Geschicke des Jansenismus trübten die letzten Jahre des großen Denkers. Seit Ende 1661 ganz vereinsamt, starb er gebrochenen Herzens 19. Aug. 1662 — „ein Protestant ohne es zu wissen“. Sein Leben beschrieb seine Schwester Gilberte; außerdem vergleiche bes. Reuchlin, „P.'s Leben u. der Geist seiner Schriften“ (Stuttg. u. Tüb. 1840). Von den zahlreichen Ausgaben der Werke P.'s erwähnen wir die deutsche Uebersetzung von Blech, „Sämmtliche Schriften über Philosophie u. Christenthum“ (2 Thle., Berl. 1840 bis 1841), u. die Uebersetzung von Schwartz, „P.'s Gedanken, Fragmente u. Briefe“ (2 Bde., Lpz. 1845, 2. Aufl. 1850).

Pascha, ein Titel, der in der Türkei hohen Militärs (vom Obersten an) u. unter den Civilbeamten, den Muschiren u. Mutesarrifs (Gouverneuren der Provinzen) verliehen wird. Aus letzterem Grunde heißen auch die Statthalterschaften gewöhnlich **Paschaliks**. Das charakteristische Zeichen der Paschawürde ist der Roßschweif, befestigt an einer Stange, auf deren Spitze ein vergoldeter Knopf sitzt. Je nach dem Rang giebt es P.s von einem, zwei u. drei Roßschweifen; Letztere haben den Rang eines Wessiers. Das Wort P. wird aus dem Persischen (pa-schah) abgeleitet, wo es so viel als Fußstütze des Königs bedeuten soll.

Paschalis ist der Name zweier römischer Päpste: **P. I.** aus Rom u. vorher Abt des Benediktinerklosters St. Stephan daselbst, war Papst 25. Jan. 817 bis 10. Febr. 824, ein schwacher u. dabei zweideutiger Charakter. — **P. II.**, eigentlich Rainerus aus Bieda bei Viterbo u. von Gregor VII. zum Kardinalpriester ernannt, wurde 13. Aug. 1099 wider seinen Willen zum Papst erhoben. Als solcher spielte er, abgesehen von seinen endlosen Streitigkeiten mit anderen Fürsten, eine Hauptrolle in dem sog. Investiturstreit (s. d.) mit Kaiser Heinrich V. Charakterlos nahm P. die in der Gefangenschaft (1110 u. 11) gemachten Zugeständnisse nachmals wieder zurück, starb aber mitten in Rüstungen gegen die kaiserl. Partei 21. Jan. 1118.

Pas de Calais (spr. Pah dö Kaläh), engl. Strait of Dover, nennen die Franzosen die schmalste Stelle des Kanals La Manche (s. „Kanal“), welche zwischen den Städten Calais u. Dover nur 5½ M. breit ist. — Das Dep. P. d. C., 119,97 □M. mit 761,158 E. (1872), liegt im nordöstl. Frankreich u. besteht aus Theilen von Artois u. der Picardie. Begrenzt im N. u. W. von der Meerenge, die ihm den Namen gegeben, von dem Departement der Somme im S. u. dem Norddepartement im O., bildet es ein niedriges, wellenförmiges, fruchtbares Plateau. Außer dem ergiebigen Ackerbau u. der Gärtnerei sind die Zucht von Hornvieh u. Schafen u. die Fischerei von Bedeutung. Der Boden liefert Steinkohlen, Marmor, Schiefer, Torf u. bes. Eisenerze, deren Verhüttung mit derjenigen eingeführter silberhaltiger Bleierze u. der Verarbeitung der Metalle den wichtigsten Industriezweig des Departements bildet. Die Bevölkerung beschäftigt sich weiterhin noch mit Baumwoll- u. Leinweberei, Strumpfwirkerei, Tuch- u. Tüllfabrikation, Töpferei, Gerberei u. Oel- u. Zuckerfabrikation. Sehr umfangreich ist der Handel, welcher durch die Häfen von Boulogne u. Calais u. ein enges Netz von Eisenbahnen u. Kanäle befördert wird. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Arras, Béthune, Boulogne, Montreuil, St. Omer u. St. Pol. Hauptstadt ist Arras (s. d.), der wichtigste Seehafen u. die größte Stadt Boulogne; außer diesen hat das Departement noch in Bapaume, Béthune, St. Venant, St. Omer, Montreuil u. Calais mehr od. minder bedeutende Festungen.

Pasdeloup (spr. Pahdeluh), Jules Etienne, franz. Musiker u. nam. ausgezeichneter Dirigent, geb. 15. Sept. 1819 zu Paris, wo sein Vater an der Opéra comique zweiter Kapellmeister war. 1829 bis 1833 war P. Zögling des Pariser Konservatoriums; dann gab er Lektionen, spielte in Konzerten u. schrieb im Auftrage der Verleger zahlreiche Klavier- u. andere Sachen. Nachgehends wurde er als Direktor des Gesangunterrichts an den Kommunalschulen zu Paris angestellt, u. 1851 gründete er den Orchesterverein „Société des jeunes artistes“, welchen er verschiedene Jahre hindurch gedeihlich leitete. Seine Hauptthat aber ist die 1861 erfolgte Gründung der „Concerts populaires“, d. h. Konzerte zu billigen Eintrittspreisen für das Volk zur Verbreitung u. Verallgemeinerung klassischer u. überhaupt guter Tonwerke älterer u. neuerer Zeit bestimmt. Diese Konzerte stehen unter P.'s Leitung noch heutigen Tages im besten Flor u. haben unleugbar großen Nutzen gestiftet. Okt. 1868 bis Jan. 1870 war er auch Direktor des Théâtre lyrique zu Paris.



Nr. 4416. Blaise Pascal (geb. 19. Juni 1623, gest. 19. August 1662).

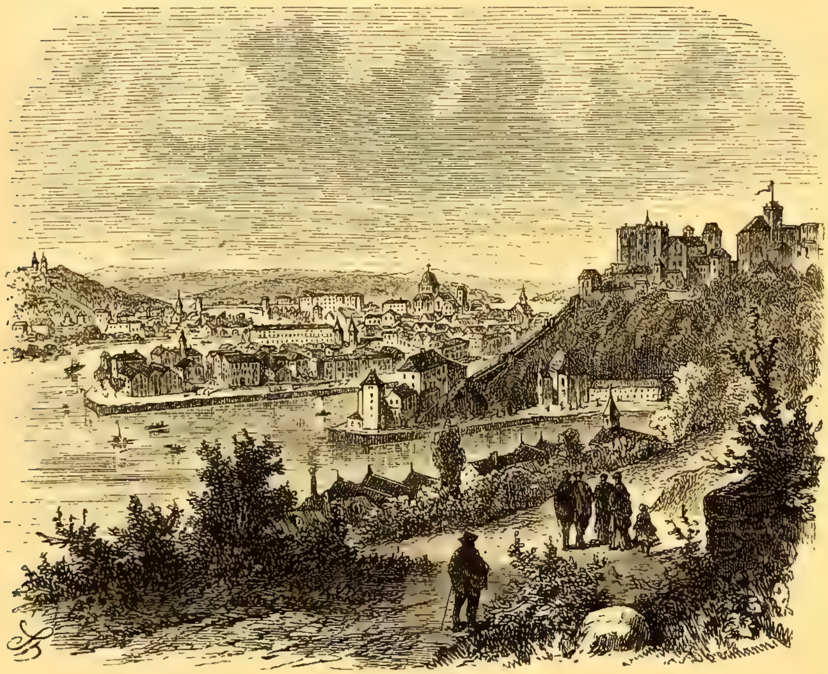
Pasewalk, alte Stadt im preuß. Reg.-Bez. Stettin (Provinz Pommern, Kreis Ukermünde) mit 8049 E. (1871), an der schiffbaren Uker gelegen; ist der Knotenpunkt der Eisenbahnen Stettin-Straßburg u. Berlin-Stralsund. Das schönste Gebäude ist die durch ihre vortreffliche Orgel ausgezeichnete Marienkirche. Außer Ackerbau u. Tabakskultur beschäftigt die Einwohner noch Schiffahrt, Getreidehandel, Leder- u. Tabaksfabrikation.

Pasigraphie (griech.), eine Universalschrift; die Kunst, in solchen Schriftzeichen zu schreiben, daß das Geschriebene allen Völkern lesbar u. verständlich ist.

Paskiewitsch, Iwan Feodorowitsch, russ. Feldmarschall, geb. 8. Mai 1782 zu Poltawa; ward Page Kaiser Paul's I., trat 1800 in das Garderegiment Preobraschensk ein u. zeichnete sich in den Kriegen gegen Napoleon derartig aus, daß er schon 1813 Generalleutnant wurde. Zum Feldherrn im pers. Kriege an Stelle Yermoloff's ernannt, zeigte er Kühnheit u. Geschick, nahm 13. Okt. 1827 Eriwan u. zwang den pers. Schah zu dem für Rußland vortheilhaften, 22. Febr. 1828 abgeschlossenen Frieden von Turmantschai. P., jetzt „Graf v. Eriwan“, entriß den Türken in demselben Jahre Kars, im Juli 1829 Erzerum u. bald darauf Trapezunt, so daß auch der Sultan zu dem ungünstigen Frieden von Adrianopel gezwungen wurde (Sept. 1829). Nach Diebitsch' Tode erhielt P. den Oberbefehl gegen die aufständischen Polen, zog 8. Sept. 1831 in Warschau ein u. wurde nach der vollkommenen Einverleibung Polens in Rußland als Fürst von Warschau Statthalter des Königreichs. Noch zweimal erschien er auf dem Kriegsschauplatze. Als Führer der russ. Hülfsarmee bewog

er Görgei 13. Aug. 1849 zur Kapitulation von Vilagos, welche dem Aufstande der Ungarn ein schnelles Ende machte. Beim Beginn des Krimkrieges stand er an der Spitze der russ. Armee in den Donaufürstenthümern, wurde aber 8. Juni 1854 bei Silistria verwundet, legte den Oberbefehl in die Hand Gortschakow's nieder u. starb 1. Febr. 1856 in Warschau.

Pasquill (franz. pasquin, pasquinade, engl. pasquil) nennt man eine ohne od. unter einem falschen Namen öffentlich verbreitete Schrift, die eine entweder namentlich od. wenigstens kenntlich gemachte Person eines Verbrechens beschuldigt. Es wäre sonach zwischen einem P. u. einer Schmähschrift, worin Jemand zwar keine verbrecherischen, wohl aber unmoralische Handlungen zur Last gelegt werden, wie zwischen der blos persönlichen Satire zu unterscheiden; allein gewöhnlich werden diese Begriffe nicht getrennt, u. man versteht unter P. überhaupt jede Schmähschrift. Der Ursprung des Wortes ist italienisch. An der Ecke des Palastes Orsini stand im 16. Jahrh. die Bude eines Schuhflickers Namens Pasquino, der durch seine Späße berüchtigt war. Als nun später an der Stelle, wo Pasquino's Bude gestanden hatte, eine Statue ausgegraben u. aufgestellt wurde, nannte man auch diese Pasquino u. behing sie mit Schmähschriften auf den Klerus u. den Adel, die dann am nächsten Morgen vom Volke gelesen wurden. Dieser Bildsäule, die ohne Arme u. Füße war u. einen Gladiator vorstellte, stand eine andere gegenüber,



Nr 4417. Passau.

Marforio genannt (jetzt zu einem Brunnen in einem Hofe eines der Flügel des Kapitols verwendet), an welche man die Antworten auf jene Ausfälle anzuheften pflegte. Die meisten dieser P.e fallen in den Anfang des 16. Jahrh. u. wurden bereits unter dem Titel „Pasquillus" (Rom 1510) gesammelt, dann aber vermehrt unter dem Titel „Pasquillorum tomi duo" von Cölius Secundus Curio (Basel 1544) veröffentlicht: sie sind in lat. u. ital. Sprache u. fast immer in Versen abgefaßt. In Deutschland rief die Reformation eine Menge ähnlicher Schriften unter dem Namen „Pasquillus" hervor (vgl. Gräße, „Trésor de livres rares", Bd. V S. 152 ff.). — Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich hat in §. 187, der von Verleumdung handelt, keine besondere Bestimmung über P. aufgenommen, weil der Thatbestand dieses Vergehens in dem allgemeinen Thatbestande der Verleumdung aufgeht u. das Strafmaß (Gefängniß nicht unter 1 Monat) ausreicht, um innerhalb desselben die erschwerte Strafbarkeit des P.s mit der angemessenen Strafe zu treffen. Den Urheber eines P.s nennt man **Pasquillant**.

Paß heißt ein tiefer, für den Verkehr nutzbarer Einschnitt in einen Gebirgskamm (s. „Gebirge").

Paß ist ein Legitimationspapier, durch welches die darin genannte u. beschriebene Person anderen Behörden als der Heimatsbehörde gegenüber als Derjenige sich ausweisen kann, welcher er zu sein behauptet. Nam. bedarf es vielfach der Pässe, um ungehindert einen auswärtigen Staat betreten u. sich daselbst aufhalten zu können. Der P. wird auf Ansuchen u. nach vorhergängiger genauer Feststellung der Persönlichkeit von der Heimatsbehörde, u. zwar zumeist nur auf Jahresfrist, ausgestellt u. auf demselben von jeder auswärtigen Behörde, welcher der P. vorgezeigt wurde, die Einsichtnahme bezeugt, sog. Visirung der Pässe. Eine minder ausführliche Legitimationsurkunde ist die sog. **Paßkarte**. Unter **Zwangspaß** versteht man eine von einer Polizeibehörde ausgestellte Urkunde, Inhalts deren der darin Genannte bei Strafe der Inhaftnahme u. zwangsweisen Transportirung angewiesen wird, auf einem ihm vorgeschriebenen Wege (sog. Zwangstour) an einen bestimmten Ort sich zu begeben.

Paß, eine Gangart des Pferdes, s. „Amble".

passabel (franz.), erträglich, mittelmäßig.

Passage (franz., spr. Passahsch'), der Durchgang, das Hin- u. Hergehen, -reiten u. -fahren, in der Reitkunst eine schulgerechte Gangart des Pferdes. In der Musik heißt P., auch Lauf, Gang, eine stufen- u. sprungweise durch beliebige Intervalle auf- u. abwärts schnell sich fortbewegende, mehrentheils aus ähnlicher Fortführung einer bestimmten Figur gebildete Tonreihe; entweder koloraturartige Zergliederung, Ausschmückung u. Umschreibung melodischer Hauptnoten mit zahlreichen Nebennoten, od. nur brillantes u. lebhaftes Tonspiel ohne allen eigentlich melodischen Inhalt, cantable Partien als Gegensatz abwechselnd u. unterbrechend. Bes. häufig sind P.n in Tonstücken, die auf glänzenden Vortrag u. Entfaltung virtuoser Bravour hinzielen; daher ihr Werth in den meisten Fällen allerdings auch ein blos technischer u. dann wesentlich nach den Vortheilen, die sie dem Vortragenden zur Erreichung eines möglichst guten Effekts gewähren, zu bemessen ist.

Passageinstrument ist ein wichtiges, auf jeder Sternwarte unentbehrliches, astronomisches Instrument, welches aus einem fein getheilten, genau in der Meridianebene aufgestellten Kreise, dem **Meridian-** od. **Mittagskreise**, u. einem um dessen horizontale Achse drehbaren astronomischen Fernrohre besteht. Die Achse des Kreises u. des Rohres ruht auf zwei festen steinernen Pfeilern, wie aus Bd. I Nr. 971 ersichtlich ist. Vor dem Rohre befindet sich in der Mauer u. dem Dache der Sternwarte eine mit einem Laden verschließbare Spalte, die sog. Meridianspalte. Das P. wird benutzt, um genau die Zeit zu bestimmen, wenn ein Gestirn den Meridian passirt.

Passah (richtiger Pascha, mit welcher aramäischen Form im Neuen Testament das hebr. päsach wiedergegeben wird) heißt eigentlich „Vorübergehung" od. „Verschonung" u. wird seit Mose's Zeiten von den Juden als eines der Hauptfeste zur Erinnerung an das Vorübergehen des Würgengels bei der Vertilgung der ägypt. Erstgeburt (2. Mose 12, 23) u. an den glücklichen Auszug aus Aegypten gefeiert. Nach 2. Mose 12, 1—28 soll Moses schon in der Nacht vor dem Auszuge das Fest angeordnet haben. Und zwar sollen die Israeliten am 10. Tag des 1. Monats (der nachmals Nisan hieß u. ungefähr unserem April entspricht) ein einjähriges männliches Schaf- od. Ziegenlamm aussondern, dasselbe am 14. Tage des Monats in der Abenddämmerung schlachten, das Blut mit einem Ysopbüschel an die Pfosten u. Oberschwelle des Hauses streichen, dann das gebratene Thier unter Beigabe von ungesäuertem Brot u. bitteren Kräutern aufessen. Ist eine Familie dazu zu wenig zahlreich, so soll sie noch Gäste hinzunehmen; etwa übrigbleibendes Fleisch muß am Morgen verbrannt werden. Auf die geschichtliche Veranlassung deutet auch die Vorschrift, das Mahl in Reisetracht zu halten. In engstem Zusammenhange damit (u. daher im Neuen Testament oft geradezu für P. gesetzt) steht das „Fest der süßen (ungesäuerten) Brote", während dessen vom Abend des 14.—21. Tages des ersten Monats kein Sauerteig in den Häusern bewahrt u. nichts Gesäuertes gegessen werden durfte; der erste u. siebente Tag sind zugleich zu heiligen Versammlungen bestimmt. Für den zweiten Tag der süßen Brote wurde die Darbringung einer Erstlingsgarbe von der neuen Ernte gefordert, woraus klar hervorgeht, daß die ursprüngliche Bedeutung des Festes der süßen Brote die einer Ernteweihe gewesen ist. Das P. (im engern Sinne) bildete dann zu dem Fest der ungesäuerten Brote gleichsam die Vorbereitung. Möglich wäre indeß, daß auch das P. vor seiner geschichtlichen Auffassung die Bedeutung eines Naturfestes, d. h. eines Sühnfestes am Jahresanfang gehabt hätte. Ueber die Passahfeier der Juden in der letzten Zeit vor der Zerstörung des Tempels u. seit derselben vgl. Schröder, „Satzungen u. Gebräuche des talmud.-rabb. Judenthums" (Bremen 1851).

Passarowitz (serb. Pošarevac), Kreisstadt im Fürstenthum Serbien mit 6900 E.; liegt in dem breiten, fruchtbaren Thale der unteren Morawa,

1 M. von dem rechten Ufer des Stromes u. 3 M. von seiner Mündung entfernt. Die Häuser sind nur zum geringsten Theile massiv gebaut u. mehrstöckig; dagegen besitzt P. das schönste Gymnasium in Serbien, dessen Gebäude erst vor wenigen Jahren vollendet ist. Außerdem sind noch 2 Kirchen u. die große Strafanstalt bemerkenswerth. Hier wurde 21. Juni 1718 zwischen Kaiser Karl IV., Venedig u. der Türkei Friede geschlossen, durch welchen Oesterreich den Banat, die Walachei bis zur Aluta u. Theile von Bosnien u. Serbien erhielt, Venedig aber Morea verlor.

Passate od. Passatwinde nennt man gewisse in der Nähe des Aequators über dem Atlantischen u. dem Stillen Ozean in beständiger Richtung wehende Winde (vgl. „Wind").

Passatstaub ist eine an den Westküsten des tropischen Afrika, nam. Kap Bojador u. Kap Blanco alltäglich auftretende Trübung der Luft durch einen zimmetfarbenen Staub, die stellenweise so intensiv auftritt, daß man von einer Nebelküste, einem atlantischen Dunkelmeer od. einem Meer der Finsternisse redet. An das Gebiet des beständigen Passatstaubfalles an der Westküste von Mittel- u. Nordafrika schließt sich ein solches des sporadischen Falles über Italien gegen Armenien, ja vielleicht bis China. Selten reicht es nördl. bis Schweden u. Rußland. In diesem Gebiet fällt der Staub seltener u. feiner, oft mit Regen od. Schnee gemischt u. giebt dann Veranlassung zu der Sage von Blut- u. Aschenregen ꝛc. Nach Ehrenberg's Untersuchungen enthält der P. Kieselerde, Thonerde, Eisenoxyd, Manganoxyd, Kalk, Talk, Kali, Natron, Kupferoxyd u. andere Organismen, Infusorien, von denen über 300 mikroskopisch unterschieden worden sind. Die Entstehung des P.es ist jedenfalls an keine bestimmte Lokalität geknüpft, wenngleich die Gegenden, wo er zur Erde kommt, von dem Lauf der großen Luftströmungen abhängen. Wahrscheinlich sind es die feinsten Staubtheilchen, die, auf der ganzen Erdoberfläche durch aufwärtsgehende Strömungen emporgerissen, nach längerem Verweilen erst wieder durch sich senkende Luftströme herabgeführt werden. Erklärt ist jedoch die Erscheinung noch nicht zur Genüge.

Passau, kreisunmittelbare Stadt im Kreise Niederbayern; liegt in reizender Gegend an der Donau, die hier von N. die Ilz u. von S. den Inn aufnimmt, auf schmaler felsiger Halbinsel u. amphitheatralisch am Inn aufsteigend u. besteht aus Altstadt, Innstadt, Ilzstadt u. Neumarkt mit dem Anger. P. besitzt außer andern stattlichen Gebäuden bes. hervorragende Bauwerke in dem 1284 gegründeten u. nach einem Brande 1662 bis 1680 wieder hergestellten Dom, vor welchem sich auf dem Domplatze das Erzstandbild Maximilian's I. erhebt, dem alten Kapitelhof (jetzt Post), der ehemaligen fürstbischöflichen Residenz, der 1852 restaurirten Kirche St. Paul u. der goth. protestantischen Kirche (seit 1859). Von den alten Festungswerken gewährt das 1219 vom Grafen Ulrich v. Diest als Burg erbaute Fort Oberhaus auf dem Georgsberge, das mit dem Fort Unterhaus als Strafanstalt benutzt wird, eine herrliche Aussicht. P. zählte 1871: 13,379 fast ausschließlich kathol. E. u. ist Sitz eines Bischofs, eines Appellations-, Bezirks- u. Handelsgerichtes, zweier Landgerichte u. einer Handelskammer u. weist an höheren Unterrichtsanstalten ein Gymnasium, eine Lateinschule, eine Kreisgewerbe- u. eine Webschule, ein Klerikal- u. Knabenseminar sowie mehrere mit Klöstern verbundene Erziehungsanstalten auf. Umfangreich u. vielseitig ist die Industrie P.'s; es bestehen hier Fabriken in Tabak, Leder, Porzellan u. irdenen Waaren (die P.er Tigel werden jedoch vorzugsweise im Bezirksamt Wegscheid verfertigt), bedeutende Bierbrauereien u. Schiffswerften. Der Handel mit Salz, Getreide u. Holz u. die Schiffahrt sind sehr lebhaft. Ueber die Donau führt eine 201 m. lange, über den Inn eine 223 m. lange Brücke. In der Nähe liegt die berühmte Wallfahrtskirche Mariahilf. — P. ist aus den Castra Batava der Römer entstanden; 739 ward hier ein Bisthum gegründet, dessen Macht nam. unter Bischof Mangold (1206—15) sehr erstarkte u. 1803 säkularisirt wurde. Bayern, welches damals die Stadt P. u. den westl. Theil des Bisthums erhalten hatte, während der östl. an den Großherzog von Toscana, späteren Kurfürsten von Salzburg gefallen war, kam 1805 in den Besitz des ganzen Gebietes, welches etwa 15 □M. umfaßte.

Passauer Kunst, die Kunst, sich schuß-, hieb- u. stichfest zu machen; so genannt nach einem Passauer Scharfrichter, der im Dreißigjährigen Kriege an die leichtgläubigen Soldaten Zettel (sog. Passauer Zettel) verkaufte, deren Besitz sie angeblich unverwundbar machte.

Passavant (spr. Passawang), Johann David, bedeutender Kunstschriftsteller u. geschätzter Historienmaler, geb. zu Frankfurt a. M. 18. Sept. 1787; vertauschte, nachdem er 1814 als Freiwilliger nach Paris gekommen, den Kaufmannsberuf mit dem Künstlerstand u. blieb in Paris, um sich unter David, dann unter Gros auszubilden. Später ging er nach Rom, wo er sich an Cornelius u. Overbeck anschloß. Nach Frankfurt a. M. zurückgekehrt, ward er Inspektor des Städel'schen Instituts und starb daselbst 12. August 1861. Seine literarischen Hauptwerke sind: „Kunstreise durch England u. Belgien" (Frankf. 1833); „Rafael von Urbino u. sein Vater Giov. Santi" (2 Bde., Lpz. 1839; 2. Aufl., ebd. 1858); „Die christliche Kunst in Spanien" (ebd. 1853) u. „Le peintre-graveur" (6 Bde., ebd. 1860—64). Seine besten künstlerischen Leistungen sind die „Entwürfe zu Grabdenkmälern" (Frankf. 1828) u. die Darstellung Kaiser Heinrich's III. im Kaisersaale des Römers zu Frankfurt.

Passe-partout (franz., spr. Paßpartuh), ein Hauptschlüssel, Dietrich, auch eine Legitimation, welche überall Eintritt od. Durchgang verschafft.

Passe-poil (franz., spr. Paßpoal), ein in die Näthe, bes. die der Uniformen eingelegter, ganz schmaler, andersfarbiger Tuchstreifen.

Passeier heißt ein von der Passer durchflossenes Thal Tirols im Brixener Kreise, welches durch das Timblerjoch mit dem Oetzthale (s. d.), durch den Laufenpaß mit dem Eisackthale verbunden ist u. bei Meran in das Etschthal ausmündet. Hauptort ist das am Abhange des Laufenberges gelegene, von der Laufenburg malerisch überragte St. Leonhard; nahe daran, thalabwärts dehnt sich der Sand aus, breite Geröllablagerungen des brausenden Passerbaches, u. an demselben steht der Sandhof. das Geburtshaus Andreas Hofer's (s. d.). Die P. sind ein außerordentlich kräftiger u. schöner Menschenschlag. An ihre ausgedehnten Gemeindefreiheiten erinnern die burgähnlichen Schilthöfe, deren es 11 im ganzen Thale giebt.



Nr. 4418. Passiflora.

Paßglas, ein Glas von bestimmtem Maßinhalt, mitunter durch Markirung halbirt od. in Viertel getheilt; gewöhnlich nennt man so die hohen cylindrischen Gläser, welche seit der Renaissancezeit in Gebrauch kamen u. häufig mit Emaillemalerei, Wappen, Devisen, Innungsemblemen ꝛc. verziert waren.

Passiflora, Passionsblume; Pflanzengattung einer kleinen Familie der Passifloreen, die sich durch die Seltsamkeit ihrer Blumen sowie durch deren Schönheit überhaupt, durch ihre häufig eßbaren Früchte von pflaumenartiger Gestalt u. durch kletternde Stämme auszeichnet. Die Passionsblumen gehören in vielen Arten der Tropenzone, bes. Westindiens u. Südamerika's an, wo sie den Schmuck der Wälder bilden helfen. In einem fünfblätterigen Kelche befinden sich fünf mehr od. weniger prachtvoll gefärbte Blumenblätter, welche am Grunde zusammenhängen u. einen Kranz von fadenförmigen Gebilden tragen, über dem sich die fünf Staubbeutel erheben, die ihrerseits wie bei den Malven in ein Bündel verwachsen. Der gestielte Fruchtknoten entwickelt sich zu einer dreifächerigen Beerenfrucht, welche bei manchen Arten von köstlichem

Geschmack ist u. ein erfrischendes Obst liefert. Bei uns züchtet man P. coerulea, alata, kermesina, quadrangularis, racemosa u. a., mit blauen, dunkelrothen, purpurnen, rosenrothen u. scharlachrothen Blumen.

Passini, Ludwig, einer der bedeutendsten Aquarellmaler der Gegenwart. Geb. zu Wien 9. Juli 1832, wurde er dort Schüler der Akademie u. später Karl Werner's in Italien, lebte seit 1851 in Venedig, nachher auch in Rom u. in Berlin, seit 1873 wieder in Venedig. Seine der Architektur, dem Genre u. dem Portrait angehörenden Bilder sind malerisch aufgefaßt, höchst vollendet ausgeführt u. bes. treffend in der Charakteristik der Köpfe.

Passion (lat.) bezeichnet zunächst ein Erdulden, dann aber auch eine krankhafte Empfindung, endlich so viel als „Leidenschaft". Im deutschen Sprachgebrauch bezeichnet man jedoch mit P. meist nur eine hochgesteigerte Vorliebe für Etwas. — Im kirchlichen Sprachgebrauch ist P. (nach der ursprünglichen Bedeutung) die Gesammtheit der Ereignisse, die mit dem Todesleiden Christi in Verbindung stehen; daher die Ausdrücke: Passionsgeschichte, so viel als Leidensgeschichte, wie sie am Schluß der 4 Evangelien erzählt wird; Passionszeit von dem kirchlichen Zeitabschnitt, der dem Andenken an das Leiden Christi gewidmet ist, von Aschermittwoch bis Ostersonnabend; Passionswoche, von der sog. Charwoche (Palmsonntag bis Ostersonnabend) 2c.

passionirt, leidenschaftlich, eifrig für Etwas eingenommen.

Passions-Musik, Passions-Oratorium, auch kurzweg Passion genannt, ein Oratorium, dessen Text die Passionsgeschichte (s. „Passion"), entweder wie die Evangelien sie erzählen od. in freier Nachdichtung, zum Inhalt hat u. welches gewöhnlich zu Aufführungen am Charfreitag bestimmt ist. Solche Oratorien sind z. B. die Passionsmusik nach dem Evangelium Matthäi von Seb. Bach, „Des Heilands letzte Stunden" von Spohr, „Der Tod Jesu" von Graun, „Das Ende des Gerechten" von Schicht, „Gethsemane u. Golgatha" von Fr. Schneider 2c.

Passionsspiele nennt man diejenigen geistlichen Spiele (s. d.), welche eine dramatische Darstellung des Leidens Christi (s. „Passion") bezwecken. Eine merkwürdige Nachblüte des mittelalterlichen P.s ist das berühmte Oberammergau'sche P. (s. „Bauernspiele").

Passirgewicht nennt man das Normalgewicht einer Goldmünze mit der gesetzlich gestatteten Abweichung (Remedium od. Toleranz). Alle diejenigen Dukaten, welche anstatt 66 nur 65½ As wiegen u. noch vollgiltig als Stücke passiren (durchgehen), heißen daher Passirdukaten.

Passiv (lat. passivum, von patior, leiden) heißt in der Grammatik die sog. leidende Form im Gegensatz zu der thätigen (dem Aktivum); so ist z. B. „ich werde geschlagen" das Passivum zu dem Aktivum „ich schlage". Im Deutschen kann das P., wie obiges Beispiel zeigt, nur durch Zusammensetzungen ausgedrückt werden, während das Griech. u. Lat. besondere Formen dafür besitzt. In der kaufmännischen Sprache heißen Passiva (Mehrzahl von passivum) die Schulden, die Jemand (gleichsam als zu Erleidendes) auf sich genommen hat, im Gegensatz zu den Activa, d. h. Guthaben od. Außenständen. — Als Eigenschaftswort heißt p. leidend od. unthätig; so ist z. B. Jemand p.es Mitglied einer Gesellschaft, wenn er zwar die Rechte u. äußeren Verpflichtungen derselben theilt, ohne aber selbst bei ihr thätig zu sein (Gegensatz: „aktives Mitglied"). Unter p.em Widerstand endlich versteht man die Beschränkung auf die bloße Abwehr des Gegners ohne eignen Angriff auf denselben, insbes. aber die hartnäckige Verweigerung seiner Forderungen.

Passow, Franz Ludwig Karl Friedrich, berühmter Philolog, geb. zu Ludwigsluft (Mecklenb.-Schwerin) 20. Sept. 1786; studirte, nachdem er das Gymnasium in Gotha besucht, seit 1804 in Leipzig unter G. Hermann (s. d.), ward 1807 Gymnasialprofessor in Weimar u. 1810 zweiter Direktor des Conradinums in Jenkau bei Danzig, das 1814 aufgelöst wurde, folgte 1815 einem Ruf als Professor der Alterthumswissenschaften u. Direktor des Philologischen Seminars nach Breslau, übernahm 1829 auch das Direktorat des akademischen Kunstmuseums u. starb daselbst 11. März 1833. Seine Wirksamkeit als Lehrer u. Fachschriftsteller war eine in jeder Beziehung höchst fruchtbare. Insbes. ward durch ihn die griech. Lexikographie planmäßig umgestaltet; hier ist sein Hauptwerk das „Handwörterbuch der griech. Sprache" (2 Bde., Lpz. 1819—24; 5. Aufl. von Rost, Palm, Kreußler u. A., 2 Bde., 1841—57). Durch eine großartige Auffassung u. geschmackvolle Behandlung zeichnen sich ferner seine „Grundzüge der griech. u. röm. Literatur u. Kunstgeschichte" (Berl. 1829) aus. Als Kritiker u. Exeget lieferte er mit deutschen Uebersetzungen versehene Ausgaben des Joh. Secundus (Lpz. 1807), Persius (ebd. 1809), Musäos (ebd. 1810) u. Longos (ebd. 1811) sowie Bearbeitungen der „Germania" des Tacitus (ebd. 1817), des „Corpus scriptorum eroticorum Graecorum" (2 Bde., ebd. 1824 bis 1833) 2c. Seine „Opuscula academica" (Lpz. 1835) gab Nikolaus Bach, seine „Vermischten Schriften" der Folgende heraus. — Vgl. Wachler, „P.'s Leben u. Briefe" (Bresl. 1839). — Wilh. Arthur P., Sohn des Vorigen, geb. zu Jenkau 20. März 1814; studirte seit 1832 gleichfalls Philologie in Breslau u. Berlin, wurde 1835 Gymnasiallehrer in Meiningen, 1854 Prorektor u. 1855 Direktor in Ratibor, 1858 in Thorn u. starb im Bade zu Streitberg 3. Aug. 1864. Er veröffentlichte eine Anzahl historischer, kritischer u. ästhetischer Forschungen, wie insbes. „Daniel Kaspar v. Lohenstein, seine Trauerspiele u. seine Sprache" (Meiningen 1852) u. „Lucian u. die Geschichte" (ebd. 1854), u. schrieb: „Zur Erinnerung an J. W. Süven" (Thorn 1860).

Paßwan Oglu, geb. zu Widdin 1758; empörte sich, um den Tod seines 1791 wegen seiner Reichthümer hingerichteten Vaters zu rächen, gegen die Pforte, bemächtigte sich mit Hülfe mehrerer Tausend Insurgenten 1797 der Stadt Widdin, wo sich ihm die Janitscharen anschlossen, u. erzwang 1798 nicht nur seine Begnadigung, sondern auch die Verleihung des Paschaliks Widdin. Er starb 1807.

Passy, einer der westl. Vororte von Paris, zwischen dem rechten Seineufer u. dem Boulogner Wäldchen gelegen u. von letzterem durch die Enceinte geschieden, durch welche die Porte de la Muette führt, trägt noch mit seinen prächtigen Landhäusern einen theilweise ländlichen Charakter, gehört aber jetzt zum 16. Arrondissement von Paris.

Pasta, Giuditta, eine der berühmtesten Sängerinnen der neuern Zeit, geb. von israelitischen Eltern zu Como (nach Anderen zu Soranno bei Mailand) im J. 1798. In ihrem 15. Jahre wurde sie in das Mailänder Konservatorium aufgenommen u. verließ dasselbe 1815, ohne daß man sich damals noch grade Sonderliches von ihr versprach. Nachdem sie auf mehreren ital. Theatern zweiten Ranges ihr Heil versucht hatte, kam sie 1816 an die Ital. Oper nach Paris, ohne auch hier großen Erfolg zu haben; ebenso erging es ihr das Jahr darauf in London. Nach Italien zurückgekehrt, fing sie an auf das Dramatische ihres Gesanges mehr Gewicht zu legen u. sich ihrer Fähigkeiten als Darstellerin mehr bewußt zu werden. Dadurch errangen ihre Gestaltungen, gehoben von ihrer schönen u. edeln äußern Erscheinung wie von der Macht ihres Organs, mehr u. mehr das Interesse des Publikums. 1819 u. 1820 machte sie in Venedig u. Mailand Aufsehen, sang dann während des Kongresses zu Verona (1822), nachdem sie im Herbst 1821 in Paris mit großem Beifall aufgetreten war, u. wurde von 1823 ab für Paris wieder engagirt. Abwechselnd sang sie nun in London u. in Paris bis 1827, wo sie nach Italien zurückkehrte u. in Neapel u. Mailand ihre größten Triumphe feierte. Pacini schrieb für sie seine „Niobe" Bellini die „Sonnambula". Bei ihrem späteren Auftreten in Paris (1833) ließ sich jedoch eine Abnahme ihrer Stimmmittel bemerken. Sie trat hierauf in Italien noch verschiedentlich auf, lebte aber in ziemlicher Zurückgezogenheit, bis sie 1840 nach Rußland ging. Auf dem Wege dahin ließ sie sich auch in Deutschland hören, z. B. in Berlin, bot aber kaum noch den Schatten ehemaliger Größe. Sie starb auf ihrer Villa am Comer See 1. April 1865.

Paste (vom ital. pasta, der Teig) nennt man in der Pharmazie u. Technik manche teigartigen Präparate.

Pastellmalerei, die seit dem 16. Jahrh. angewandte Malerei mit trockenen farbigen Stiften (Pastellfarben), die man, da die Zahl der natürlichen farbigen Kreiden eine sehr beschränkte ist, auf künstlichem Wege durch Mischung eines farbigen Teigs (Pasta) hervorbringt. Diese Stifte haben den Vortheil, daß man, da die Striche auf dem gewöhnlich dazu verwendeten rauhen Papier od. Pergament nicht fest haften, mit dem sog. Wischer die Linien in einander verreiben, also auch Flächen in den verschiedensten Farbentönen hervorbringen kann. Sie sind daher wegen des dadurch entstehenden Wolligen u. Markigen sehr geeignet zur Darstellung von Bekleidungsstoffen u. von Portraits. Indessen ist die P. nicht sehr dauerhaft.

Pastete (vom ital. pasta, Teig), ein von verschiedenem Fleisch, von Fisch, Leber, Trüffeln, Sardellen u. anderen meist sehr nahrhaften Substanzen zubereitetes Gericht in einem Umschlag von gebackenem Teig. Bekannt u. berühmt sind die in Straßburg verfertigten Gänseleberpasteten.

Pasteur (spr. Pastöhr), Louis, franz. Chemiker, bekannt u. verdient insbes. durch seine Untersuchungen über die Rolle der niederen

Organismen bei Gährungsprozessen, geb. zu Dôle 27. Dez. 1822; studirte in Paris, wurde 1840 Studienmeister in Besançon u. 1843 an der Normalschule in Paris, an der er 1846 eine Stelle als Hülfslehrer der Physik u. Präparator der Chemie erhielt, ging 1848 als Lycealprofessor der Chemie nach Dijon, folgte aber bald darauf einem Rufe als Professor nach Straßburg, hatte 1854—57 einen Lehrstuhl in Lille inne u. kehrte dann nach Paris zurück, wo er zuerst Studiendirektor an der Normalschule, 1863 Professor der Geologie, Physik u. Chemie an der École des beaux-arts u. später Prof. der Chemie an der Sorbonne ward. Als selbständige Werke ließ er erscheinen: „Nouvel exemple de fermentation déterminée par des animalcules infusoires pouvant vivre sans oxygène libre“ (Par. 1863); „Études sur le vin, ses maladies etc.“ (ebd. 1866); „Études sur le vinaigre, ses maladies etc.“ (ebd. 1868); „Études sur la maladie des vers à soie“ (ebd. 1870) u. a. m.

Pastillen (ital.), eine Mischung von Zucker, Traganth u. arabischem Gummi mit einem od. mehreren Arzneimitteln in platter od. einer andern Form.

Pastinake (Pastinaca sativa); Pflanzenart der Doldengewächse mit einem gegen 1 m. hohen krautartigen Stengel u. möhrenartiger Wurzel, gefiederten Blättern u. gelber Dolde. Sie wächst fast immer in Gemeinschaft mit der wilden Mohrrübe u. Cichorie an wüsten Orten od. Landstrecken u. ist von da seit langer Zeit in Kultur genommen.

Pastor (lat., s. v. w. Hirt) diente frühzeitig als Bezeichnung der christlichen Geistlichen als der Seelenhirten (vgl. schon im Neuen Testament Luk. 15, 4 ff. u. Joh. 21, 15 ff.); gegenwärtig hat sich P. als Amtstitel bes. in der Luther. Kirche erhalten. — Pastoral (vom lat. Eigenschaftswort pastoralis) heißt alles auf die Hirten od. das Hirtenamt bezügliche; so versteht man unter Pastoraltheologie den Inbegriff der Kenntnisse u. Fertigkeiten, deren der P. bei der praktischen Ausübung seines Amtes (im Gottesdienst, an der Seelsorge, in Verwaltungssachen 2c.) bedarf.

Pastoräle bezeichnet theils die sog. Schäferspiele, d. h. Wechselgespräche von Hirten u. Hirtinnen mit eingelegten Liedern, theils eine Gattung von Musikstücken, welche den idyllischen Charakter des Schäferspiels in der Musik nachahmt. Geistliche Musikstücke dieser Art (bes. auf Grund der Hirtengeschichte Luk. 2, 8 ff.) heißen Pastoralmessen, weltliche von kunstvollerer Zusammensetzung Pastoralsymphonien; das berühmteste Beispiel der letzteren ist die Pastoralsymphonie Beethoven's (Nr. 6), eine „Landschaft in Tönen“.

Pästum, eine von den Sybariten 524 v. Chr. an der Westküste Lucaniens gegründete Kolonie, früher Poseidonia genannt. Anfangs wenige Meilen vom Vorgebirge Poseidonion am gleichnamigen Meerbusen erbaut, wurde sie später aus Gesundheitsrücksichten weiter in das Innere verlegt. Um 430 v. Chr. verlor P. durch die Lucaner seine Selbständigkeit sowie seinen hellenischen Charakter u. Namen u. kam nach der Besiegung des Pyrrhos 273 v. Chr. unter die Herrschaft der Römer, welche es durch Latiner kolonisirten. Im 9. Jahrh. n. Chr. wurde die Stadt durch die Sarazenen verwüstet u. von den Bewohnern verlassen, im 11. Jahrh. durch Robert Guiscard ihrer Säulen u. Bildwerke beraubt. Heute bestehen von P. nur Ruinen, allerdings von seltener Großartigkeit. Gut erhalten sind die alten, aus Travertinblöcken erbauten u. 5 Km. im Umfange messenden Stadtmauern u. drei prächtige Tempel, von denen der eine dem Neptun, der zweite der Ceres geweiht war u. der dritte ohne zureichenden Grund die Basilika genannt wird. Auch Reste röm. Theaterbauten u. eines röm. Tempels sind vorhanden. Der Besuch von P. wird in der Regel von Salerno aus unternommen.

Patagonien, der südlichste halbinselförmig gestaltete Theil Südamerika's, grenzt im N. an Chile u. Argentina, im O. an den Atlantischen, im W. an den Stillen Ozean u. wird im S. durch die Magalhaës-Straße von dem Archipel des Feuerlandes geschieden. Der Flächenraum dieses ganzen ziemlich unbekannten u. in Wirklichkeit herrenlosen Gebietes, auf welches aber Chile u. Argentina Ansprüche erheben, wird auf 17,700 □M. geschätzt. Die reichgegliederten Küsten weisen auf der Ostseite eine große Anzahl von Buchten auf, die aber für den Verkehr von geringer Bedeutung sind; im W. werden sie von einer Reihe felsiger Inseln begleitet. Längs der Westküste ziehen sich die von tiefen Querthälern durchschnittenen Anfänge der Cordilleren hin; in ihnen erheben sich die Vulkane Curcovado zu 2147 m. u. Minchinmadon zu 2229 m., u. von ihnen erstrecken sich nach O. terrassenförmige, pampasähnliche Ebenen, auf denen Guanacos, Strauße u. wilde Rinder umherstreifen. Die auf 3000 Seelen geschätzte Bevölkerung besteht aus Indianern u. zerfällt in die Stämme der Huiliches im Norden u. der auch allgemein als Patagonier bezeichneten Tehuelches in der Mitte u. im Süden. Sie sind groß u. stark u. als vortreffliche Reiter bekannt; von unsteter Lebensweise haben sie in dem überaus wasserarmen Lande den Ackerbau nie gepflegt. Kolonisationsversuche haben sich stets als unfruchtbar erwiesen; nur Chile besitzt an der Magalhaës-Straße eine Strafkolonie Punta Arenas, die 1872: 749 Bewohner zählte. Zum ersten Mal wurde P. 1869—70 von dem Leutnant Musters quer durchreist. Vgl. außer dessen Reiseberichten A. Guinnard, „Trois ans d'esclavage chez les Patagons“ (2. Aufl., Par. 1864); V. G. Quesada, „La Patagonia y las tierras australes del continente americano“ (Buenos-Aires 1875).

Patchouli (spr. Pätschuli) od. Pucha-pat, der hindostan. Name der in der Botanik den Namen Pogostĕmon patchouli führenden, zu den Lippenblütlern gehörigen Pflanze, aus welcher das bekannte Parfum gewonnen wird. Das P. ist hoch u. staudenartig, ungefähr vom Habitus unserer Gartenmünze, hat eiförmige, entgegengesetzte, etwa 8 cm. lange Blätter u. dichte, aus kleinen, weißpurpurnen Blüten bestehende Aehren. Es ist einheimisch in Penang, Silhet u. der Malayischen Halbinsel, in Indien allgemein als Parfum gebräuchlich. Auf ihr ätherisches Oel ist die Pflanze schon 1842 im Liebig'schen Laboratorium zu Gießen untersucht worden, während das Parfum nach England erst 1844 gelangte, ohne anfänglich große Aufmerksamkeit zu erregen. In früheren Jahren erkannte man die echten ind. Shawls an einem eigenthümlichen Geruch, dessen Ursache lange verborgen blieb, bis franz. Fabrikanten entdeckten, daß derselbe vom P. herrührt; seit der Zeit ertheilten sie auch ihren eigenen Fabrikaten den Geruch der indischen. Derselbe Geruch haftet auch der indischen Tinte (Tusche) an. Eingeführt wird das P. bei uns als halbpfundschwere Bündel, welche aus den Stengeln u. Blättern bestehen. Die in den Läden feilgebotenen P.-Säckchen enthalten das grob gepulverte Kraut, untermengt mit Baumwolle, u. werden in Schränke u. Schubladen zur Vertreibung der Motten u. anderer Insekten benutzt. Das aus der Pflanze gewonnene ätherische Oel, der Träger des Aroma's, ist bräunlich u. besitzt nahezu das spezifische Gewicht des Wassers. Es wird zu Parfumeriezwecken dargestellt.

Patĕne (lat., d. i. flache Schüssel) heißt in der Kirchensprache der Teller, auf welchen die Hostien (s. d.) beim Abendmahl gelegt werden.

Patentwesen. Patente (patents, brevets d'invention) sind Schutzrechte für eine Erfindung, die sich gewerblich verwerthen läßt. Der Inhaber eines Patentes ist berechtigt, während der Dauer des ertheilten Schutzes den patentirten Gegenstand allein zu fertigen od. zu verkaufen, soweit nicht Andere von ihm die Erlaubniß dazu erwerben. Einführungspatente werden ertheilt für die Einführung einer bereits im Auslande bekannten u. patentirten Erfindung, Verbesserungspatente für Verbesserungen an Erfindungen, deren Patentdauer noch nicht abgelaufen ist. — Wer eine neue Erfindung patentirt wissen will, reicht bei der Patentbehörde (Ministerium des Handels od. des Innern) sein Gesuch mit genauer Beschreibung der Erfindung ein. Je nach der Patentgesetzgebung der einzelnen Staaten wird von der Behörde die Erfindung auf ihre Neuheit, Ausführbarkeit u. Zweckmäßigkeit geprüft (Vorprüfung) u. je nach der Entscheidung das Patent ertheilt od. verweigert. Oder es wird die Erfindung entweder nur generell, od. auch bis in die kleinsten Details veröffentlicht u. eine bestimmte Zeit festgesetzt, in der Andere über die etwaigen Ansprüche auf dieselbe Erfindung od. ihre sonstigen Einwendungen gegen die Patentirung geltend zu machen aufgefordert werden. Ob die Erfindung zweckmäßig u. wichtig, ob sie überhaupt ausführbar, wird dann kaum näher untersucht, es genügt meist zur Patentertheilung, daß von keiner Seite Widerspruch erfolgt ist. Will der Patentinhaber selbst nicht seine Erfindung praktisch verwerthen, so bleibt ihm der Ausweg, sein Patentrecht mit der ausschließlichen Benutzung an Andere zu verkaufen. — Die Zeit, welche für den Patentschutz gewährt wird, u. die dafür zu entrichtenden Gebühren (Patenttaxe) sind sehr verschieden. In England sind für ein Patent bis zu 14 Jahren Frist bis zu 200 Pfd. Sterl. zu zahlen — in Frankreich für 15 Jahre 1500 Frcs. — in Belgien für 20 Jahre 2100 Frcs. — in Holland für 15 Jahre 750 fl. — in Spanien für 15 Jahre ca. 1400 Mk. — in Nordamerika für 14 Jahre 30 Doll. (Ausländer bis zu 400 Doll.) — in Oesterreich für 15 Jahre 700 fl. — in Rußland für 10 Jahre 450 Rb. — in Preußen für durchschnittlich 3 Jahre nur die Prüfungs- u. Stempelkosten — in Bayern für 15 Jahre ca. 500 Mk. — in Württemberg für 10 Jahre bis 350 Mk. — in Sachsen bis zu 10 Jahren 240 Mk. — Die Schweiz u. die kleineren deutschen Staaten ertheilen keine Patente. — Meist gilt gesetzlich das Patent erloschen, wenn binnen einer gewissen Frist ($^1/_2$—3 Jahre) die Erfindung praktisch nicht zur Ausführung gelangt ist. Dagegen ist es hier u. da (z. B. in England) gestattet, daß Jemand für eine Erfindung, die er erst machen will, die Gewährung eines Patents im voraus mit Beschlag belegt (Caveat-System). — Die Zahl der durchschnittlich pro Jahr ertheilten Patente ist in den einzelnen Ländern gleichfalls sehr verschieden. In England beträgt sie pro Jahr ca.

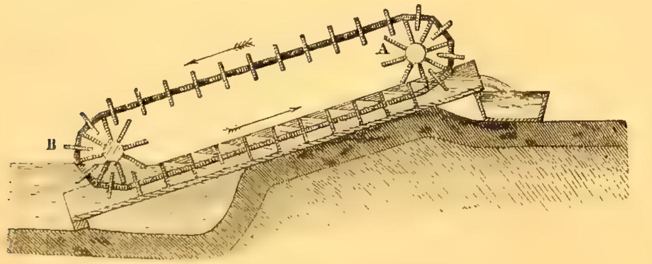
3500, in Nordamerika 4200, in Belgien 450, in Frankreich 4900, in Preußen 180, in Bayern 140, in Sachsen 120, in Württemberg 70. Im J. 1874 sollen in Frankreich gegen 45,000 Patente in Umlauf gewesen sein.

Die Ansichten über die Zweckmäßigkeit des P.s sind außerordentlich getheilt. Rechtlich begründen lassen sich Patente nur dann, wenn man ein „geistiges Eigenthumsrecht" für gerechtfertigt hält. Das letztere ist eben so lebhaft vertheidigt wie energisch angefochten worden, indessen fassen die modernen Anschauungen mehr u. mehr den Umstand ins Auge, daß ein freiwilliger Kontrakt, den Derjenige eingeht, welcher die Leistung eines Anderen sich für seine Zwecke anmaßt, zu einer Gegenleistung verbunden ist, die sich auch auf diejenige geistige Arbeit erstrecken muß, welche ihm von seinem Kontrahenten in dem erkauften Gegenstande, einem Kunstwerke, einer Maschine u. dgl., geboten wird. In vielen Fällen, bei Mittheilung von Rezepten, Darstellungsweise ꝛc., wird diese geistige Arbeit sogar das einzig zu Bezahlende sein. Wird der Urheber eines Kunstwerkes solcher Art gegen dessen unberufene Nachbildung od. Aufführung geschützt, so scheint folgerichtig auch der Erfinder eines nützlichen Apparates, der ja dem Abnehmer ohnehin Vortheile versprechen muß, wenn er ihn überhaupt erwerben soll, od. eines neuen Verfahrens, dessen Erfindung u. Ausbildung Zeit u. Mühe gekostet hat, gegen die unbefugte Nachbildung zu schützen zu sein. Und das geschieht durch das Patent, welches dem Urheber die Ausbeutung seiner Erfindung auf eine gewisse Zeit garantirt. Das Gegentheil, bei welchem ein solcher Schutz wegfällt, muß dahin führen, entweder daß Niemand sich bemühen wird, Fortschritte zu ersinnen, da ihm zwar die damit verbundenen Mühen u. Opfer zufallen, aber nicht der daraus möglicherweise entspringende Ertrag, od. daß eine ängstliche Geheimhaltung Platz greift, welche wirthschaftlich gewiß zum Nachtheile des großen Ganzen ausschlagen muß. Die Praxis bestätigt dies auch insofern, als diejenigen Staaten, in denen das P. u. der Musterschutz im weitesten Umfange zur Anwendung gelangt sind, Frankreich, England u. Nordamerika, in industrieller Beziehung die rapideste Entwicklung genommen haben, während die anderen Länder, in denen, wie in Deutschland, die Patentgesetzgebung der Kleinstaaterei wegen eine höchst unwirksame war, od. wo, wie in der Schweiz, ein Patentschutz gar nicht existirt, in dem allseitigen industriellen Aufschwunge zurückgeblieben sind u. es immer u. immer haben mit ansehen müssen, wie ihnen die erfinderischen Landeskinder den Rücken gekehrt haben, um ihre Gedanken in Ländern zu verwerthen, wo ihnen der Ertrag dafür durch Patente erfolgreich geschützt war. In Deutschland hat sich die öffentliche Meinung neuerdings mit großer Uebereinstimmung für das Erlassen eines Reichspatentgesetzes ausgesprochen, nachdem die Angelegenheit lange genug ein Spielball rein theoretischer Spekulationen gewesen.

Pater (lat.), Vater; in den Klöstern ein zum Diakon od. Priester geweihter Klostergeistlicher.

Paternität (a. d. Lat.), Vaterschaft.

Pater noster (lat., d. h. „Vater unser") ist der Anfang des bekannten Gebetes im Lateinischen, dann aber auch Bezeichnung dieses Gebetes selbst; vgl. den Ausdruck: „ein P. n. beten". Weiter heißen P. n. die größeren Kugeln des katholischen Rosenkranzes, bei welchen ein P. n. gebetet wird (bei den kleineren nur ein Ave Maria od. Sanctus), endlich auch der Rosenkranz selbst.



Nr. 4419. Liegendes Paternosterwerk.

Paternosterwerk heißt ein eigenthümliches älteres Wasserschöpfwerk, welches aus einer beiderseitig offenen Röhre bestand, die unten im Wasserreservoir auf eine gewisse Tiefe eintauchte, oben mit einem Ausguß versehen war. Im Innern dieser Röhre bewegte sich ein Seil od. eine Kette ohne Ende, auf welche in gewissen Abständen Kugeln von Holz aufgereiht od. auch nur Bretchen angebracht sind, die den Querschnitt der Röhre möglichst dicht ausfüllen u. also das unten eingetretene Wasser bei ihrer Aufwärtsbewegung bis zum obern Ausguß mitnehmen müssen. Der Aehnlichkeit dieser Kette mit einem Rosenkranze verdankt das P., welches die Holländer bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. von den Chinesen sollen kennen gelernt haben, seinen Namen.

Pater patriae (lat.), Vater des Vaterlandes, im alten Rom ein Ehrentitel um das Vaterland verdienter Männer, vom Senat zuerst dem Cicero für seine Entdeckung der Catilinarischen Verschwörung verliehen. Später erhielten ihn die Kaiser regelmäßig.

Pater peccavi (lat.), Vater, ich habe gesündigt. Reumüthiges Schuldbekenntniß, aus der Parabel (Lucä 15, 21) vom verlorenen Sohn entnommen.

Paterson (spr. Pähters'n), drittgrößte Stadt des nordamerikan. Unionsstaates Neujersey mit 33,579 E. (1870), von denen etwa 8000 Deutsche sind; liegt in dem schönen Thale des Passaic-River, welcher in der Nähe malerische Wasserfälle u. Stromschnellen bildet. Die rasch gewachsene Stadt hat bedeutende Lokomotivbauanstalten, Seidenfabriken, Spinnereien u. andere industrielle Etablissements.

Pathen heißen die Zeugen bei dem Vollzug einer christlichen Taufe. Der alte lat. Name sponsores, d. i. Bürgen, zeigt die ursprüngliche Bedeutung: sie waren Bürgen, daß die Absicht dessen, der sich zur Taufe meldete, eine redliche sei — in Zeiten der Verfolgung eine wichtige Sache. Erst mit der allgemeinen Verbreitung der Kindertaufe (seit Anfang des 3. Jahrh.) erhielten die P. eine andere Bedeutung als Bekenner des christl. Glaubens im Namen des Kindes u. als Uebernehmer der Bürgschaft für die christliche Erziehung. Daher wurde 813 verboten, daß die Eltern als P. auftraten; die geistliche Verpflichtung der P. wurde durch verschiedene Sinnbilder (das Halten über die Taufe u. das Heben aus derselben) dargestellt. Die Katholische Kirche behauptet sogar eine geistliche Verwandtschaft zwischen P. u. Täufling u. leitet aus derselben ein Ehehinderniß ab. Die Evangelischen Kirchen fordern nur, daß die P. mündige Christen u. Glieder derselben Kirche seien. Die in beiden Kirchen immer angestrebte Beschränkung der Zahl der P. auf höchstens 3—4 ist nie ganz durchgesetzt worden. Uralt ist die Sitte der *Pathenbriefe* mit frommen Wünschen für den Täufling u. der *Pathengeschenke*.

Pathologie (griech.) ist die Lehre von den Krankheiten. Dieselbe beschäftigt sich mit der Erforschung der Krankheitsursachen, der Veränderungen, welche im kranken Körper vor sich gehen, u. der Bedingungen, welche zur Heilung nöthig sind. Man unterscheidet eine allgemeine u. eine spezielle P. Erstere ist die Lehre vom Kranksein u. von der Krankheit im Allgemeinen, letztere umfaßt die Lehre von den einzelnen Krankheiten. Als Hülfswissenschaften der P. sind anzusehen die pathologische Anatomie, die pathologische Chemie, die Diagnostik, die Gesundheitslehre u. die Arzneimittellehre. Unter P. im Speziellen versteht man die Lehre von den inneren Krankheiten.

Pathos (griech.), s. v. w. Leiden, dann aber auch Leidenschaft, lebhafte Erregung des Gemüths; „mit vielem P. sprechen", d. h. mit lebhafter Erregung, erhobener Stimme ꝛc. Solche Reden od. Geberden heißen *pathetisch*. Doch braucht man letzteres Wort meist mit dem üblen Nebenbegriff des Uebertriebenen od. Geschraubten. Auf dem Gebiete der Kunst kommt das P. vor Allem für die Redekunst, die Poesie u. Musik in Betracht, während Bildhauerei u. Malerei nach der strengen Forderung, bes. Lessing's, das Pathetische nur so weit in Anwendung bringen sollen, als es ihre eigentliche Aufgabe, die Darstellung von Körpern, zuläßt.

Patience (spr. Paßiangs), franz. Ausdruck für Geduldspiele, welche von nur einer Person mit gewöhnlichen Spielkarten in den mannichfaltigsten Arten u. Touren gespielt werden. Man legt die P., indem man die vorher gut gemischten Karten nach den besonderen Vorschriften der gewählten Tour od. Spielart auf dem Tische aufdeckt, bez. ordnet, u. man gewinnt das Spiel, wenn die P. *aufgeht*, d. h. wenn die aufgedeckten Karten nach bestimmten Regeln sämmtlich wieder aufgenommen, zurück- od. beiseite gelegt werden können. Hierbei ist nicht nur das Glück infolge der Kartenmischung, sondern auch häufig das Geschick des P.-Legenden u. seine Vorausberechnung bei der Wahl der abzulegenden Karten von Einfluß. Die P. bildet daher eben so einen angenehmen Zeitvertreib für Personen, die sich, wie Kranke, einsame Gefangene u. dgl., in Geduldlagen des Lebens befinden, als sie andererseits dem Aberglauben Vorschub leistet, welcher an den glücklichen Ausgang eines P.-Spieles die Hoffnung auf das Gelingen irgend eines Vorhabens zu knüpfen liebt. Ein Orakel solcher Art soll bisweilen Napoleon I. in der nach ihm benannten Spielart („Napoleons-P.") benutzt haben. Man nimmt zu dieser Tour ein vollständiges Whistspiel, mischt es u. legt die erste Karte (es sei eine Sieben) vor sich hin, hierauf daneben zu einem zweiten Häufchen so lange weitere Karten, bis eine sich aufwärts od. abwärts anschließende Folgekarte (also eine Sechs od. Acht) kommt, welche nunmehr auf die zuerst aufgedeckte Karte (die Sieben) gelegt wird. In solcher Weise fährt man fort, bis sämmtliche Karten erschöpft u. zu *einem* Haufen nach ihrer natürlichen Reihenfolge (Sieben bis herab auf Zwei, bez. hinauf auf As, dann wieder aufwärts od. abwärts ꝛc.) zusammengelegt sind. Zu anderen, mit einem vollständigen Whistspiele zu legenden P.-Arten gehören die „Reihe", der „Stern", das „Farbenspiel", die „Elf", die

„Pyramide", das „Unterstecken", die sog. „Eigensinnige Peppi" (so genannt, weil sie nur selten aufgeht) ꝛc.; mit zwei Whistspielen werden die gewöhnliche (große u. kleine) P., der sog. „Doppelhaufen", die „Cabale" (sowol à la vue wie à la pyramide ꝛc.), auch der sog. „Halbmond", die schwierigste P.-Art, gespielt.

Patient (lat.), ein Leidender, Kranker.

Patkul, Johann Reginhald v., von altem livländischen Adel, geb. nach 1660; wurde wegen seiner vielseitigen Bildung, seiner Sprachkenntniß u. patriotischen Gesinnung 1689 nach Stockholm an König Karl XI. abgesandt, um Vorstellungen über die Schmälerung der altverbrieften Rechte der Livländer zu machen, verließ jedoch Schweden nur mit Hoffnungen, die nicht in Erfüllung gingen. Als er bald darauf wegen einer kecken Beschwerdeschrift über die schwed. Offiziere u. Soldaten in Livland zum Verlust seiner Güter u. seiner rechten Hand verurtheilt wurde, flüchtete er Anfang 1695 aus Stockholm, ging nach Polen, nach der Schweiz u. Italien, endlich nach Berlin u. Dresden, von wo er im Auftrage August's des Starken die sächs. Botschafter Bose nach Kopenhagen u. Carlowitz nach Moskau begleitete, um eine Alliance gegen Schweden herbeizuführen, immer in der Hoffnung, von einem neuen Herrscher die Rechte Livlands u. seine eigenen verbrieft zu erhalten. Ueberall wegen seiner kecken Offenheit u. Heftigkeit wenig beliebt, vermochte er nicht einmal den Adel Livlands u. die Stadt Riga gegen Schweden zu gewinnen. Sein Angriff auf diese 1700 schlug fehl, u. da er sich den allmächtigen Günstling des poln. Königs, den Grafen Flemming, zum Feinde gemacht hatte, trat er 1703 in russ. Dienste. Von Peter d. Gr. wurde P. mit diplomatischen Aufträgen am Wiener sowie am poln. Hofe betraut, doch waren seine diplomatischen Leistungen wenig erfolgreich. Dagegen erregte er durch die rückhaltlose Aufdeckung vieler Unterschleife u. durch Warnung vor dem Grafen Flemming den Haß dieses Allmächtigen in solchem Grade, daß er trotz seiner Stellung in russ. Diensten 20. Dez. 1705 verhaftet u. dann abwechselnd auf dem Sonnenstein u. dem Königstein gefangen gehalten wurde. Als August II. seine Auslieferung an den schwed. König im Frieden zu Altranstädt 1706 hatte versprechen müssen, schickte er zwar an den Kommandanten des Sonnenstein den Befehl, P. heimlich entfliehen zu lassen; doch verhandelte dieser mit dem Gefangenen so lange über ein hohes Lösegeld, bis die schwed. Soldaten 7. April 1707 den Unglücklichen abholten. Vergebens forderte Peter d. Gr. seine Auslieferung. Gefesselt an Händen u. Füßen wurde P. von dem schwed. Heere fortgeführt u. 10. Okt. 1707 bei dem Kloster Kasimir in der Gegend von Posen zuerst von unten auf gerädert u. dann geviertheilt. Die Stücke blieben auf Pfähle gesteckt, bis August II. sie später sammeln u. nach Warschau bringen ließ. — P.'s Leben beschrieb Wernich (Berl. 1849); zum Helden einer Tragödie machte ihn Gutzkow.

Patina, der grünliche od. schwärzliche Farbenton, welcher infolge von Oxydirung allmählich die goldartig glänzende Oberfläche der Bronze bedeckt u. einen so feinen Ueberzug bildet, daß er sich mit demselben förmlich zu einer Masse verbindet u. nur auf chemischem Wege entfernt werden kann. Die Römer nannten die P. aerugo nobilis. Sie schädigt den Eindruck des Kunstwerks keineswegs, vielmehr erhöht sie die Schönheit des letzteren durch ihren milden Glanz, welcher die Formen klar u. lebendig hervortreten läßt. Je nach der Mischung der Bronze ist die Farbe der P. verschieden. Auf neuen Bronzegegenständen wird sie oft künstlich durch Aetzmittel hervorgebracht, hat aber dann nicht die Feinheit u. Dichte der echten, alten P.

Patmos, jetzt Patmo, ein im SW. von Samos gelegenes, zu den südl. Sporaden gehöriges Felseneiland, auf dem angeblich der Evangelist Johannes in der Verbannung die „Offenbarung" geschrieben haben soll.

Patna, Hauptstadt der gleichnamigen indobrit. Provinz in der bengal. Landschaft Behar; liegt zwischen Benares u. Kalkutta an dem mit Sandbänken erfüllten, aber auch durch Tausende von Booten belebten Ganges u. zieht sich mit seinen dichtgedrängten Häusermassen u. unreinlichen Straßen fast 1 M. lang auf einer Anhöhe am rechten Ufer des Stromes hin, zu welchem zahlreiche Treppen hinabführen. Die alten Befestigungswerke sind verfallen. Von den 158,900 E. (1871) besteht etwa die Hälfte aus Mohammedanern. Zu der Hauptmoschee finden am Feste des Moharrem großartige Prozessionen statt. Die schönsten Gebäude u. große Märkte enthalten die Vorstädte. Der Gewerbfleiß der Bevölkerung ist nicht unbedeutend, nam. die Baumwollweberei, Kerzenfabrikation u. Töpferei. Der Handel mit Opium, Indigo ꝛc. ist von Wichtigkeit u. das Bankgeschäft hat eine große Ausdehnung. P. gegenüber auf dem anderen Gangesufer liegt Hajeepore (Hadschipur) mit 22,306 E. (1871), wo im Herbst ein großer Opiummarkt abgehalten wird. Von den Engländern ward P. 6. Nov. 1763 erobert.

Patois (frz., spr. Patoah), die Sprache des gemeinen Volkes, auch s. v. w. Mundart.

Patow, Erasmus Robert, Frhr. v., preuß. Staatsmann, geb. auf dem väterlichen Gute Mallenchen im Kreise Kalau (Niederlausitz) 10. Sept. 1804; studirte 1823—26 in Berlin, Leipzig u. Heidelberg die Rechte, betrat 1826 als Auskultator beim Stadtgericht in Frankfurt a. d. O. die Beamtenlaufbahn, in welcher er schnell aufrückte; 1845 war er Direktor im Ministerium des Aeußern, als welcher er 1846 der Zollvereins- u. 1847 der Wechsel-Konferenz in Leipzig präsidirte. Am 14. April 1848 übernahm er im Kabinet Camphausen das Ministerium für Handel ꝛc., von dem er jedoch schon 25. Juni dess. J. wieder zurücktrat. Seit 24. Juli 1848 Oberpräsident der Provinz Brandenburg, kam er 1849 als Mitglied der Zweiten Kammer in Konflikt mit dem Ministerium u. nahm daher im Dezember seine Entlassung aus dem Staatsdienst. Am Unionsparlament in Erfurt nahm P. als Mitglied des Staatenhauses Theil, u. 1852—58 saß er wieder in der Zweiten Kammer, bez. im Abgeordnetenhause, wo er nam. für die Aufhebung der Grundsteuerbefreiung kämpfte, die feudale Partei bei den Vorlagen über die Gemeindeordnung ꝛc. befehdete u. beabsichtigte Steuererhöhungen verhinderte. Vom Prinz-Regenten 6. Nov. 1858 zum Finanzminister ernannt, blieb er bis zum März 1862 auf diesem Posten. 1866 fungirte der kenntnißreiche u. menschenfreundliche Mann als preuß. Civilgouverneur in Nassau, Oberhessen, Frankfurt a. M. u. Franken; dann ward er in den Reichstag gewählt, dem er bis 1874 als Mitglied der liberalen Reichspartei angehörte, u. trat auch im Nov. 1867 von Neuem ins preuß. Abgeordnetenhaus. Er schrieb u. A.: „Die Grundsteuerausgleichung in Preußen" (Berl. 1850) u. „Die Wollproduktion des Deutschen Zollvereins" (ebd. 1851).

Patras od. Paträ, Hauptstadt der griech. Nomarchie Achaja u. Elis mit 16,641 E. (1871); liegt im nordwestl. Theile der Halbinsel Morea am Golf von P., von welchem die malerische Stadt amphitheatralisch an den Bergen aufsteigt, überragt von dem Kastell auf der Akropolis. Der Hafen ist geräumig u. sicher, das Zollhaus das bedeutendste in ganz Griechenland u. die Stadt der wichtigste Seehandelsplatz des Königreiches. An dem Handel nehmen England, Oesterreich u. die Türkei den bedeutendsten Antheil. Die Einfuhr, welche nam. aus Hanf u. Seilerarbeiten, Getreide, Mehl, Baumwolle, Holz u. Kolonialwaaren besteht, hatte 1874 einen Totalwerth von 15,993,941 Frcs. Die Ausfuhr betrug 14,361,484 Frcs., von denen allein 12,953,535 Frcs. auf Korinthen kamen. Für diesen Artikel ist P. der wichtigste griech. Exportplatz. P., an der Stelle des alten Paträ, war im Alterthum eine ionische Kolonie, hob sich jedoch erst unter röm. Herrschaft, als sie Augustus zu einem Haupthandels- u. Waffenplatze der Römer erhoben u. Nero sie vergrößert u. verschönert hatte.

Patria potestas, s. „Väterliche Gewalt".

Patriarch (a. d. Griech., s. v. w. erster Vater, Erzvater) heißen in weiterem Sinne die Erzväter der Menschheit nach biblischer Ueberlieferung (von Adam bis Jakob), in engerem Sinne nur die drei Ahnherren des jüdischen Volks, Abraham, Isaak u. Jakob. Endlich braucht man P. von jedem greisen Familienhaupte u. spricht von patriarchalischer Regierung, Sitte ꝛc., um die familienhafte Herzlichkeit u. Einfachheit derselben zu bezeichnen. — Als Titel hoher christlicher Würdenträger (Anfangs aller Bischöfe) ist P. seit dem Konzil von Chalkedon, 451 n. Chr., auf die vornehmsten Bischöfe des Orients beschränkt worden, nämlich auf die von Antiochia, Jerusalem, Alexandria u. Konstantinopel. Als Hofbischof nannte sich der P. letzterer Stadt seit 587 „ökumenischer P." Obwol von den Päpsten nie als solcher anerkannt, galt er doch der Griechischen Kirche als ihr eigentliches Haupt, bis sich im 16. Jahrh. die russische Kirche von ihm lossagte. Auch die übrigen Kirchen des Orients (Armenier, Jakobiten ꝛc.) nennen ihre Oberhäupter P.en.

Patrick, St., der Schutzheilige Irlands, soll um das Ende des 4. Jahrh. in Schottland geboren worden sein u. eigentlich Sukkat geheißen haben. 16 Jahre alt wurde er von Seeräubern an die irische Küste geschleppt u. als Hirt durch verschiedene Visionen zu dem wahren Glauben bekehrt. Wieder frei geworden, fühlte er sich gedrungen, den verkommenen Irländern das Evangelium zu predigen, u. errang seit 432 trotz des Widerstandes der heidnischen Druiden

(Priester) in wenig Jahren ungeheure Erfolge; er starb um 470. So groß nun seit dem 8. Jahrh. das Ansehen des P. als des Apostels u. Heiligen von Irland war, so ist doch die Ueberlieferung über ihn dergestalt sagenhaft, daß man schon an der Geschichtlichkeit der ganzen Person gezweifelt u. an eine Verwechselung mit dem römischen Diakon Palladius gedacht hat, der um 430 in Irland auftrat. Mindestens ist die Echtheit der Selbstbiographie des P. (der sog. „Confessio") sehr zweifelhaft. Eine Ausgabe der dem P. zugeschriebenen Werke veranstaltete Wilkins (Lond. 1656).

Patrimonialgerichtsbarkeit. Die unklare Vermengung des öffentlichen u. privaten Rechts ließ im Lehnstaate (s. „Lehn") obrigkeitliche Befugnisse mit der Grundherrschaft zusammenfallen u. die Gerichtsbarkeit wegen des damit verbundenen Einkommens als vererblichen u. veräußerlichen Bestandtheil des Vermögens (patrimonium, daher P.) ansehn. Diese Auffassung behauptete sich auch innerhalb der fortschreitenden Entwicklung des Staatsbegriffs mit großer Zähigkeit, u. in Deutschland bestanden so bis auf die Neuzeit herab Gerichte, die als Zubehör eines herrschenden Grundstücks od. eines geistlichen Amts od. als nutzbares, von ehemaligen Schutzherren erworbenes Recht städtischer Korporationen zu gelten hatten. Den Inhabern dieser Gerichtsbarkeit (Gerichtsherren) kam zwar nicht mehr die unmittelbare Gerechtigkeitspflege, wohl aber die Befugniß zu, einen für die richterlichen Obliegenheiten befähigten Gerichtsverwalter (Justitiar, Gerichtsdirektor, Stadtrichter u., wenn in größeren Städten das Gericht kollegialisch besetzt war, auch die Stadtgerichtsräthe) zu bezeichnen u. dessen landesherrliche Bestätigung als Richter erster Instanz zu verlangen. Desgleichen ergingen alle Ausfertigungen unter dem Namen u. Insiegel der Gerichtsherrschaft. Da letztere den Justitiar zu besolden u. zu vertreten, ingleichen, wenn die Gerichtseinkünfte nicht hinreichten, dem Bedürfniß der Rechtspflege aus der eigenen Tasche zu genügen hatte, so bildete die P., zumal bei den immer steigenden Ansprüchen an diesen Zweig des öffentlichen Dienstes, ein vielfach kostspieliges Vorrecht, das aber in den Städten als werthvoller Bestandtheil der Selbstverwaltung, von den Gutsherrschaften auf dem Lande als Ehrensache, zu den Zeiten freilich, wo die Unterthanen noch frohnpflichtig waren, auch als Druckmittel gegen Widerspenstige festgehalten wurde. Im modernen Staate, der seinen Aufgaben durch frei erwählte Organe gerecht wird, kann die Einflußnahme privater Zwischenunternehmer auf die Rechtspflege nicht fortbestehen, u. so ist denn die neuere Gesetzgebung mit Aufhebung der P. entschieden vorgegangen.

Patrimonium (lat., d. i. das vom Vater [pater] ererbte Vermögen) wird im Kirchenlatein bes. von den Kirchengütern (als dem Erbe von dem betreffenden Heiligen her) gebraucht, in engstem Sinne — als sog. Patrimonium Petri — von dem weltlichen Besitz der Päpste in Italien. Ueber die Geschichte dieses P. u. seine Herleitung aus einer angeblichen Schenkung Konstantin's d. Gr. s. „Kirchenstaat".

Patriot (a. d. Lat.), Vaterlandsfreund; Patriotismus, Vaterlandsliebe.

Patrize, s. „Matrize".

Patrizier (lat. Patricii) hießen im alten Rom eigentlich die Nachkommen der Senatoren (Patres), dann der Geschlechtsadel. Bis auf Servius Tullius waren die P. die einzigen Bürger, auch ingenui genannt; sie zerfielen in drei Tribus (Ramnes, Tities u. Luceres), jede zu 10 Curien. Von Servius Tullius an, der auch den aus den latinischen Ortschaften nach Rom Uebergesiedelten das Bürgerrecht verlieh, sind die P. der Erbadel im Gegensatz zu den Plebejern, den Gemeinen od. Neubürgern. Der P. konnte seinen Stand nur durch Adoption von Seiten eines Plebejers od. durch Mißheirath verlieren; der Plebejer konnte durch Beschluß des Senats od. der Curien in die Reihen der patrizischen gentes aufgenommen werden. Doch spricht für das seltene Vorkommen des Letzteren der Umstand, daß gegen Ende der Republik nur noch 50 gentes bestanden. In älterer Zeit behaupteten die P. mehrere Vorrechte. Privatrechtlich zwar waren ihnen die Plebejer schon von Servius Tullius gleichgestellt worden, aber die Magistraturen durften anfänglich nur mit P.n besetzt werden. Indessen in den langen Kämpfen beider Stände, welche einen großen Theil der älteren Geschichte Roms ausmachen, ging ein Vorrecht nach dem andern an die Plebejer verloren, welche den Zutritt zur Quästur, zum Militärtribunat, zum Konsulat, zur Diktatur, zur Censur, sogar zum Augurat u. Pontifikat erlangten, vermöge der von ihnen bekleideten Ehrenstellen in den Senat eindrangen u. demzufolge auch Richterstellen erhielten. Einzelne rechtlich anerkannte Vorzüge aber behaupteten die P. immer. Nur ihnen standen die Curiatcomitien (s. „Comitien") offen, ein freilich bald bedeutungslos gewordenes Recht; aber der Interrex (s. „Interregnum") konnte nur aus den P. genommen u. verschiedene Priesterämter durften nur von ihnen verwaltet werden, auch blieben die Plebejer stets ausgeschlossen von den patrizischen Gentilsacris u. dem Festspiel der Ludi trojani. — Seit Konstantin d. Gr. war das Patriziat eine persönliche, also nicht vererbbare Würde der höchsten Beamten, die als solche einige Privilegien (z. B. privigilirte Gerichtsbarkeit, mehrere Insignien ꝛc.) hatten. Neue Bedeutung erhielt das Wort Patricius durch Papst Stephan, der 754 König Pipin unter diesem Titel zum Statthalter Roms u. zum Schirmvogt der Kirche erhob. In den deutschen Städten bildete sich im 12. u. 13. Jahrh. ein Patriziat aus den angesehensten Geschlechtern, die in ausschließlichem Besitz gewisser obrigkeitlicher Aemter waren; das Ringen der Geschlechter mit den Zünften um die Gewalt bildet ein wesentliches Kapitel in der Geschichte der deutschen Städte.

Patroklos, in der griech. Heldensage bekannt als Busenfreund des Achilleus. P., aus Opus stammend, hatte in seiner Heimat unversehens einen Knaben beim Würfelspiel erschlagen u. war deshalb mit seinem Vater Menoitios zu dem ihm verwandten Könige Peleus geflohen, der den P. gemeinsam mit seinem Sohne Achilleus erziehen ließ. P. begleitete auch Achill in den Trojanischen Krieg. Als Achill, dem Agamemnon zürnend, sich des Kampfes enthielt u. inzwischen die Trojaner in das griech. Lager drangen, erlaubte er dem P., an der Spitze der Myrmidonen in den Kampf zu ziehen u. lieh ihm seine Rüstung. P. trieb die Troer zurück, fiel aber von Hektor's Hand.

Patron (lat. patronus), bei den Römern der Schutzherr über die Klienten (s. „Klientel"). Auch Demjenigen, der einen Sklaven freiließ, standen über den Freigelassenen u. dessen Nachkommen Patronaturrechte zu. Der P. u. dessen Angehörige waren zwar verpflichtet, den Freigelassenen zu schützen u. ihm nam. vor Gericht beizustehen, dafür aber wie infolge der dem Freigelassenen u. den Seinen geziemenden Dankbarkeit schuldeten diese dem P. wie einem Vater Gehorsam u. Ehrerbietung, Unterhalt u. sonstige Unterstützung im Falle der Noth; es erbte auch der P. u. seine Familie regelmäßig einen Theil des Vermögens des Freigelassenen, zuweilen auch das gesammte hinterlassene Vermögen. Dieses Abhängigkeits- u. Respektsverhältniß ist nach Aufhebung der Sklaverei auf mannichfache andere Verhältnisse übertragen werden, nam. kennt das Kirchenrecht ein ziemlich weitgehendes Patronat. Kirchenpatron kann eine Gemeinde, eine Familie od. auch ein Einzelner sein. — Uebrigens hat man den Ausdruck P. auf alle Personen übertragen, welche sich einzelner unter ihnen stehender Personen annehmen u. für sie sorgen.

Patrone, im Allgemeinen ein zur Nachbildung vorgerichtetes Muster, ein Vorbild, Model; bei den Feuerwaffen nennt man P. die in einer Hülse vereinigte Ladung für Flinten od. Pistolen. Anfänglich enthielten die P.n nur die Pulverladung, während die Kugeln in einem besonderen Beutel mitgeführt wurden. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges noch waren das Laden u. Abfeuern einer Muskete in 99 Tempos getheilt. Der kaiserliche Musketier trug ein Patronenbandelier, welches die Pulverladungen in einzelnen daran hängenden Kapseln enthielt. Gustav Adolf führte schon Patronentaschen von Leder ein. Der Gebrauch des Pulverhorns zum Aufschütten des Pulvers auf die Zündpfanne kommt seit 1744 ab, während Gewehrpatronen u. Patronentaschen immer allgemeiner werden. Die Musketenpatrone enthielt nunmehr auch die Kugel, während das gezogene Gewehr, die Büchse, noch lange Zeit Ladung u. Geschoß getrennt führte. Erst den Konstruktionen der neuesten Zeit war die Anfertigung der Einheitspatrone, d. h. derjenigen, welche Pulver, Geschoß u. Zündung enthält, vorbehalten. Die erste Einheitspatrone hatte das im Jahr 1840 in der preuß. Armee eingeführte Zündnadelgewehr. Gegenwärtig besitzen sämmtliche kleine Feuerwaffen Einheitspatronen, u. zwar meist solche in Metallhülsen, an Stelle der früheren Papierhülsen (s. „Feuerwaffen", „Mausergewehr").

Patrouille nennt man einen Trupp von 2, 3 u. mehr Soldaten, welche unter Führung eines Vorgesetzten zu verschiedenen Zwecken von dem Haupttrupp abgeschickt werden, um die Stellung des Feindes zu erkunden, die Wachsamkeit der eigenen Vorposten zu kontroliren, einzelne Posten abzulösen ꝛc. Größere Rekognoszirungspatrouillen gehen unter Führung eines Offiziers. Der Patrouillendienst gehört zum Sicherungsdienst überhaupt. Auch im Garnisonwachtdienst werden P.n verwendet.

Patterson (spr. Pätters'n), Elizabeth, erste Gattin des Hieronymus Bonaparte (s. d.), Tochter eines Kaufmanns in Baltimore; machte nebst ihrem Sohne 1860 Anspruch auf einen Theil des von Hieronymus hinterlassenen Vermögens, doch wies der kaiserliche Gerichtshof denselben im Febr. 1861 zurück, da laut früherer Urkunden die Ehe für ungiltig erklärt worden wäre.

Patti, Adelina (eigentlich Adela Giovanna Maria), berühmte Sängerin, geb. zu Madrid 19. Febr. (nach Anderen 9. April) 1843;

wurde in Amerika, wohin sich ihre Eltern, nachdem sie durch ein verunglücktes Theaterunternehmen ruinirt worden, geflüchtet hatten, erzogen u. trieb Musik von frühester Jugend an. Nachdem sie ihre gesangliche Ausbildung unter der Leitung ihres Schwagers Moritz Strakosch beendet hatte, betrat sie 1859 mit außerordentlichem Erfolg zu New-York als „Lucia von Lamermoor“ die Bühne, ließ sich dann in den bedeutendsten Städten der Vereinigten Staaten hören u. kam 1861 nach Europa, wo sie zunächst in England, Frankreich, Belgien, Holland, Oesterreich u. Deutschland Triumphe feierte. Von 1864 ab war sie eine Reihe von Jahren die Hauptzierde der Pariser Ital. Oper, machte aber inzwischen viele erfolgreiche Gastspielreisen. Seit 1866 mit dem Marquis de Caux, ehemaligem Stallmeister Napoleon's III., verheirathet, behielt sie doch als Künstlerin ihren Mädchennamen bei. — Der Enthusiasmus, den sie überall in den Hauptpartien der Ital. ernsten u. komischen Opern sowie auch in einigen Meyerbeer'schen u. Mozart'schen erregt hat u. noch erregt, ist vollberechtigt durch Schönheit ihres Organes, höchste Gesangsvirtuosität, dramatisches Gestaltungsvermögen u. anmuthvolle Persönlichkeit. — Ihre ältere Schwester, Carlotta P., ebenfalls eine ausgezeichnete Sängerin, geb. zu Florenz 1840, trat 1861 zu New-York zum ersten Male als Konzertsängerin vor die Oeffentlichkeit u. besuchte dann in dieser Eigenschaft die hauptsächlichsten Städte Nordamerika's. Nachher erschien sie, trotz eines kurzen Fußes, mit großem Erfolg auf der Ital. Oper in New-York u. ging hierauf nach Europa, wo sie noch als Konzertsängerin glänzt. Ihre Stimme ist von ungewöhnlichem Umfang nach der Höhe zu u. ihre Kehlfertigkeit sehr bedeutend.

Pattinsoniren, das, heißt nach seinem Erfinder ein metallurgischer Prozeß, um aus silberhaltigem Blei das edle Metall auszuziehen. Das P. besteht darin, daß man die geschmolzene silberhaltige Bleimasse langsam erkalten läßt, wobei sich bei einer gewissen Temperatur, nahe dem Schmelzpunkte, Krystalle von ganz reinem Blei ausscheiden, während die flüssig bleibende Schmelzmasse sich mit dem ganzen Silbergehalte angereichert hat, wodurch die folgende Treibarbeit sich wesentlich abkürzt.

Pau (spr. Poh), Hauptstadt des franz. Departements Basses Pyrénées mit 27,300 E. (1872); liegt zwischen den Vorbergen der Pyrenäen, am Gave de Pau an der Bahn Toulouse-Tarbes-Bayonne (Chemin de fer du Midi). In dem schönen, unter Napoleon III. restaurirten Schlosse wurde Heinrich IV. von Frankreich geboren, dem auf der Place Royale ein Denkmal gesetzt ist. P. hat ein Lyceum u. ein Seminar u. treibt beträchtlichen Handel nam. mit Leinwand, Teppichen, Vieh u. dem in der nächsten Umgebung (Jurançon) gebauten Wein. Die wichtigsten Produkte der ansehnlichen Industrie sind Leinwand, Leder, Mehl, Drechslerwaaren, Messer 2c. Ueber den Fluß führt eine prächtige Brücke mit 7 Bogen. Einst Residenz der Könige von Niedernavarra erhielt P. 1724 eine Universität, welche aber in der Revolutionszeit aufgehoben ward.

Pauer, Ernst, vorzüglicher Klavierspieler u. tüchtiger Komponist, geb. 21. Dez. 1826 zu Wien als Sohn eines protestantischen Geistlichen; zeigte schon frühzeitig bedeutende Anlagen u. wurde im Klavierspiel Schüler des jüngeren Mozart. Die Tonsetzkunst studirte er unter der Leitung Simon Sechter's. Nachgehends ließ er sich in den bedeutendsten Städten Deutschlands als Klavierspieler hören u. fand allenthalben ehrendste Anerkennung. Nachdem er einige Jahre in Mainz als Dirigent einer Liedertafel gewirkt hatte, ging er 1851 nach London, wo er noch lebt, als Virtuos u. Lehrer sowie seiner kunsthistorischen Vorlesungen wegen außerordentlich geschätzt. Von seinen Eleganz mit solidem musikalischen Wissen u. Können verbindenden Kompositionen kennt man zahlreiche Klaviersachen verschiedener Art, ein- u. mehrstimmige Lieder u. Gesänge, eine Sinfonie u. eine Oper: „Die rothe Maske“.

Pauke (ital. timpano, frz. timbale), das bekannte, seinem Grundwesen nach uralte Schlaginstrument, bestehend aus einem hohlen mit einer Haut überzogenen Körper, vom Toph od. Adufe der Hebräer, bis auf die ungeheuren Heerpauken des 16. u. 17. Jahrh. u. unsre bei weitem unschuldigere Konzertpauke herab, bei allen kultivirten u. rohen Völkerschaften in den verschiedenartigsten Gestalten u. Formen zu finden. — Die moderne Orchesterpauke (auch Kesselpauke genannt) ist ein aus Kupfer getriebener Kessel, über dessen oberen Rand an einem eisernen Reifen ein gegerbtes Kalbs- od. Eselsfell gespannt ist. In diesem Reifen befinden sich eine Anzahl gleichweit von einander abstehender Löcher, welche mit eben so vielen kurzen metallenen Schraubenspindeln am äußern Umkreise des Kessels korrespondiren. Durch Anziehen od. Nachlassen der Schraubenmuttern mittels eines Schlüssels wird die Spannung des Felles vermehrt od. vermindert, der Ton der P. höher od. tiefer gemacht, die Stimmung regulirt. Die sog. Maschinenpauken lassen die Umstimmung von einer einzigen Handhabe aus bewirken, indem durch dieselbe eine ganz gleichmäßige Veränderung der Spannung des Felles hervorgebracht werden kann. Im Orchester werden für gewöhnlich zwei P.n gebraucht, von denen die eine etwas kleinere (dem Spieler zur linken Hand stehend) in die Tonica, während die andere größere in die (tiefere) Dominante des betreffenden Tonstückes gestimmt zu sein pflegt. Doch kommen auch Stimmungen in anderen Intervallen vor. Geschlagen werden sie mit zwei Klöppeln od. Schlägeln, deren Kopf mit Leder, Tuch, Schwamm od. Filz, je nachdem der Klang härter od. weicher werden soll, überkleidet ist. Beim Schreiben der Noten für die P. setzt man diese entweder in G u. c, d. h. auf die erste u. zwischen die zweite u. dritte Linie des mit dem Baßschlüssel versehenen Systems, u. setzt nur über die Stimme, in welche Töne die P.n gestimmt werden sollen (Timpani in Es B, od. DA 2c.). — Im 18. Jahrh. stand die Paukenvirtuosität in vollster Blüte, wie denn fürstliche Hofpauker auf 14 Pauken Konzerte gaben, wobei sie unter dem Schlagen noch die Klöppel in die Luft warfen u. im richtigen Takt wieder auffingen. Noch früher durfte die P. außer im Kriege nur bei ganz besonderen Festlichkeiten, Ein- u. Auszügen, Tafel- u. Tanzmusiken 2c. großer Herren u. Fürsten gebraucht werden; an manchen Orten war ihre Anwendung geradezu verboten, wenn an dem Feste nicht wenigstens ein adliger Herr, ein Doktor od. doch ein Magister Theil nahm.



Nr. 4420. Adelina Patti (geb. 19. Febr. 1843).

Paul I., Kaiser von Rußland (1796—1801), geb. 1. Okt. 1754 war der Sohn Peter's III. u. Katharina's II., also eines Vaters, der ihn verleugnete u. einer Mutter, die ihm bis zu ihrem Tode die Regierung vorenthielt. Als Peter 1762 beiseite geschafft war, ließ Katharina sich selbst zur Kaiserin ausrufen, während ihre Mitverschworenen die Ausländerin nur zur Regentin für P. wünschten. Erzogen zu größter Willenlosigkeit, lernte P. gehorchen u. sich verstellen, obwol sein Erzieher u. Freund Panin ihm die Augen öffnete über die Handlungs- u. Lebensweise seiner Mutter. 1773 wurde P. mit der darmstädtischen Prinzessin Wilhelmine vermählt, u. als diese schon 1776 verstarb, 1777 mit der württembergischen Prinzessin Sophie Dorothee; er wurde Großadmiral, durfte aber die Uniform nicht tragen u. die Flotte nicht besuchen; er durfte 1780 durch Polen, Oesterreich, Italien, Frankreich u. Holland reisen, stand aber immer noch unter der strengsten Leitung seiner argwöhnischen Mutter u. erlangte nicht den geringsten Antheil an den Geschäften. Endlich, als Katharina eben im Begriff war, ein Testament zur Ausführung zu bringen, durch welches der Thron nicht an P., sondern an dessen Sohn Alexander kommen sollte, brachte ihr Tod 17. Nov. 1796 P. zum Besitze der Krone. Er begann die Regierung mit Beweisen seiner Milde,

gab wöchentlich zweimal Audienzen für Jedermann, reformirte das Militär, ließ die gefangenen Polen, selbst Kosciuszko frei, stellte die alte Gerichtsverfassung her u. ordnete die Finanzen. Kaum aber fühlte er sich sicher auf dem Throne, so wurde er hart u. eigensinnig. Gegen das Eindringen franzöf. Revolutionsideen suchte er Rußland durch strenge Büchercensur sowie durch ein hartes Abschließungssystem zu schützen. Als die Franzosen Malta genommen u. ein Theil der vertriebenen Malteser ihn zum Großmeister ihres Ordens erwählt hatte, gab er den Mahnungen des österreichischen u. englischen Gesandten 1799 nach u. schickte Suworoff mit einem Heere nach Italien, seine Flotten in die Ost- u. Nordsee ab. Allein trotz der glänzenden Siege bei Cassano, an der Trebbia u. bei Novi erhielt die russische Armee schon am Ende des Jahres den Befehl zur Rückkehr, als sie von den Oesterreichern mangelhaft unterstützt, bei Zürich geschlagen war, Malta von den Engländern erobert, Piemont von Oesterreich nicht an den sardinischen König zurückgegeben wurde u. die Vertreibung der Franzosen aus Holland mißlang. Verbittert gegen Oesterreich u. England ließ sich P. leicht für Napoleon einnehmen, der ihm einige Tausend gefangener Russen neu bekleidet u. beschenkt zurückschickte u. dessen Feldherrntalent er bewunderte. Er gedachte im Bunde mit Frankreich die Verhältnisse Italiens zu ordnen, im Bunde mit den Seemächten Englands Uebermuth Fesseln anzulegen. Schon hatte er seit dem Dez. 1800 einen Neutralitätsbund mit Dänemark, Schweden u. Preußen gegen England abgeschlossen, schon bedrängte er Preußen mit einem Projekt zur neuen Vertheilung der norddeutschen Ländereien, bei der es selbst Hannover bekommen sollte, als seine Katastrophe hereinbrach. P. war längst in eine dem Wahnsinn nahe kommende Gemüthsstimmung gerathen, welche sich in bedenklicher Weise äußerte. Eine Anzahl von Verschworenen, mit denen der Kronprinz Alexander nothgedrungen einverstanden war, beschloß P. zur Abdankung zu bewegen. Der Polizeiminister u. Günstling des Kaisers, Graf Pahlen, spielte die geschickteste Intrigantenrolle. Nachdem er P. von einer Verschwörung Mittheilung gemacht u. den Oberbefehl über alle Truppen erlangt hatte, umstellte er am Abend des 13. März 1801 den Palast des Kaisers, ließ aber einige 30 Verschworene, darunter die Subow's u. Bennigsen hinauf, damit sie von P. die Unterzeichnung der Abdankungsurkunde verlangten. Da P. beharrlich widerstand, weil er auf Pahlen's Hülfe wartete, kam es zum Handgemenge, in dem er mit einer Schärpe erdrosselt wurde. Von P.'s zehn Kindern überlebten ihn vier Söhne, Alexander, Konstantin, Nikolaus u. Michael, u. vier Töchter, Alexandra, Helena, Maria u. Anna.

Paul ist der Name von fünf römischen Päpsten. **P. I.** (757 bis 28. Juni 767), regierte unter beständigen Kämpfen mit den Langobarden u. dem oströmischen Kaiser, gegen welche er bei König Pipin von Franken Schutz fand; er wurde nachmals heilig gesprochen. — **P. II.**, eigentlich Petrus Barbo aus Venedig, regierte 30. Aug. 1464 bis 25. Juli 1471. Alle bei der Wahl übernommenen Verpflichtungen, so bes. die Berufung eines allgemeinen Konzils binnen drei Jahren, brach er eigenmächtig. Die für den Krieg gegen die Türken gesammelten Gelder verschwendete er in prachtvollen Bauten &c. Allenthalben stiftete er Händel u. Verwirrungen an; so durch den Bann über den böhmischen König Georg Podiebrad (1466) u. den Lehensstreit mit Ferdinand von Neapel, der 1469 sogar zum Kriege führte. — **P. III.**, eigentlich Alexander Farnese, geb. 1468 im Florentinischen, regierte 13. Okt. 1534 bis 10. Nov. 1549 als ein verschlagener Staatsmann, wie ihn damals die Katholische Kirche gegen die Reformation bedurfte. Anfangs stellte er sich, als ob er eine Verständigung mit den Protestanten wünsche u. schrieb in diesem Sinne für 1537 ein allgemeines Konzil nach Mantua aus. Bald aber warf er die Maske ab, verweigerte alle Zugeständnisse u. führte 1542 eine besondere Inquisition (s. d.) gegen die ital. Protestanten ein. Dem Konzil zu Trident (seit 1545) gab er von vorn herein eine solche Wendung, daß jede Betheiligung der Protestanten unmöglich war u. verlegte es überdies trotz des Zornes des Kaisers 1547 unter nichtigen Vorwänden nach Bologna. Seine diplomatische Kunst zeigte er bes. in der Aussöhnung zwischen Kaiser Karl V. u. Franz I. von Frankreich, da er die Macht Beider lieber gegen die Protestanten u. Türken zu verwenden wünschte. Dagegen hatten seine Bemühungen, Heinrich VIII. von England (s. d.) zu unterwerfen, keinen Erfolg u. vollends unglücklich war er mit dem Versuch, Parma u. Piacenza in die Hand seines natürlichen Sohnes Peter Aloysius u. nach dessen Tod in die seines Enkels Horaz zu bringen. — **P. IV.**, eigentlich Joh. Peter Caraffa aus Neapel, wurde Papst in seinem 79. Jahre (1555) u. starb 18. Aug. 1559. Ein leidenschaftlicher, finsterer Charakter hat er sich bes. durch die wüthende Verfolgung der Evangelischen mittels der Inquisition (bes. in Italien u. Spanien) berüchtigt gemacht, daher nach seinem Tode die Volkswuth in Rom gegen seine Schöpfungen losbrach. Auch die Begründung des Index librorum prohibitorum (s. d.) war sein Werk. — **P. V.**, eigentlich Camillo Borghese aus Rom, war Papst 16. Mai 1605 bis 28. Jan. 1621. Seine Einmischung in die Angelegenheiten der Republik Venedig zog ihm eine Niederlage zu; seine kirchliche Richtung zeigt sich darin, daß er 1610 Ignaz von Loyola (s. d.) heilig sprach.

Paul Friedrich Wilhelm, Herzog von Württemberg, bekannt als Naturforscher u. Reisender, ein Sohn des Herzogs Eugen (gest. 1822) u. der Gräfin Luise v. Stolberg-Gedern (gest. 1834), also Neffe König Friedrich's I., geb. zu Karlsruhe in Schlesien 25. Juni 1797; erhielt in Stuttgart eine militärische Erziehung, erscheint auch als Hauptmann 1806—15 in den württ. u. dann mehrere Jahre in den preuß. Ranglisten, trieb aber hauptsächlich mathematische u. naturwissenschaftliche Studien. 1822—24 bereiste er Nordamerika, wo er nam. die Flußgebiete des Mississippi u. Missouri durchforschte, u. Cuba. Dann lebte er theils in Württemberg, theils in Schlesien, bis er 1827 seinen Wohnsitz auf Schloß Mergentheim nahm. 1829 bis 1832 bereiste er Mexiko u. die südl. Staaten der nordamerikan. Union. In der Folgezeit nahm er an den Verhandlungen der Ersten württ. Ständekammer Theil. Die von Mohammed Ali 1839 angeordnete Expedition nach dem oberen Nil bot ihm Gelegenheit, auch Aegypten u. Nubien zu besuchen. 1849 ging er zum dritten Mal nach Amerika, wo er bis 1856 die Weststaaten der Union, fast ganz Südamerika, dann Canada, das Oregongebiet u. Florida durchforschte. Schon Ende 1857 unternahm er eine vierte Reise nach Amerika, um diesmal von New-Orleans aus die Länder des unteren Mississippi zu besuchen; dann begab er sich auch nach Australien u. kehrte über Ceylon u. Aegypten zurück. Er starb 25. Nov. 1860 zu Mergentheim, wo er seine reichen naturhistorischen Sammlungen aufgestellt hatte. Von seinen Reisen hat er nur die „Erste Reise nach dem nördl. Amerika" (Stuttg. 1835) beschrieben.

Paul Veronese, s. „Caliari".

Paula, Franz v., kathol. Heiliger, wurde 1416 zu Paula im Königreich Neapel geboren u. trat 1428 in das Franziskanerkloster zu San Marco in Calabrien. Im brennenden Eifer nach Einsamkeit u. strengster Enthaltsamkeit von allen irdischen Genüssen bezog er 1430 eine Felsenhöhle am Meer. Allmählich aber sammelten sich so viele Einsiedler um ihn, daß 1436 eine Kirche u. ein Kloster für dieselben erbaut wurde, u. dies führte zu der Stiftung eines Ordens, der sich „Eremiten des heil. Franz" nannte u. außer Armuth, Keuschheit u. Gehorsam noch möglichstes Fasten von seinen Gliedern forderte. Ende des 15. Jahrh. wurde der Name Eremiten des heil. Franz in den der Minimi (d. h. der Geringsten) verwandelt. Der Stifter lebte seit 1482 am franz. Hofe u. starb zu Plessis lès Tours 1507; 1519 wurde er heilig gesprochen.

Paula, Vincenz de, der Hauptbegründer der sog. „Inneren Mission" in Frankreich u. ein wahrhafter Heiliger, wurde 24. April 1576 zu Pouy in der Gascogne geboren, in einem Franziskanerkloster erzogen u. 1600 zum Priester geweiht. Von Seeräubern nach Tunis geschleppt, bekehrte er seinen Herrn, einen Renegaten, wieder zum Christenthum u. wurde nach einem wechselnden Leben Pfarrer zu Clichy u. Erzieher der Söhne des Grafen Gondy, 1617 Pfarrer zu Chatillon les Dombes. Unter Beihülfe der edlen Familie Gondy ging er nun an das Werk seines Lebens, die Pflege der inneren Mission, u. errang auf diesem Gebiet wahrhaft unglaubliche Erfolge. Seit 1618 stiftete er Schwesterschaften für Armenpflege, Hospitäler, wirkte seit 1619 als königl. Almosenier unter den Galeerensklaven, stiftete 1624 die Priester der Mission (vgl. „Lazaristen", wie sie nach ihrem Ordenhaus seit 1632 hießen), endlich mit Hülfe der edlen

Wittwe Luise Le Gras die barmherzigen Schwestern (auch graue Schwestern genannt), die sich nur je für ein Jahr binden u. bis heute unendlich segensreich gewirkt haben. Schließlich folgte noch eine Schwesterschaft der Matronen für das große Pariser Krankenhaus u. ein Missionsseminar (1635). Großartig war die Thätigkeit Vincenz' während des Dreißigjähr. Krieges in Lothringen u. die der Priester in fast allen europ. Ländern. Vincenz starb 27. Sept. 1660 u. wurde 1737 heilig gesprochen. Nach ihm sind auch die seit den fünfziger Jahren im katholischen Deutschland verbreiteten Vincentiusvereine für innere Mission benannt.

Paulding (spr. Pahlding), James Cirk, amerikanischer Schriftsteller, geb. 22. Aug. 1778 zu Pleasant-Valley in Dutcheß County (Amerika), ein Schwager William Irving's, zu dem er schon frühzeitig nach New-York kam. Hier offenbarte P. ein sehr bedeutendes Talent für die Satire, welches sich bereits in seiner Zeitschrift „Salmagundi Essays" (1809) zeigte, die einen außerordentlichen Erfolg hatte, während die zehn Jahre später erschienene Fortsetzung wegen ihres weniger an Witz als an Bosheit reichen Inhalts wenig Anerkennung fand. Desto mehr Glück machte P. mit anderen Werken, wie z. B. mit „Geschichte von John Bull u. Bruder Jonathan" (New-York 1813), „Das Lied der schott. Geige", Gedicht in fünf Gesängen (New-York 1813), „Briefe aus dem Süden" (2 Bde., New-York 1817; neue Aufl., 2 Bde., 1835), „Die Hinterwäldler", Gedicht (Philadelphia 1818), „Skizze von Altengland" (New-York 1822), „Koningsmarke" (2 Bde., New-York 1823), „John Bull in Amerika od. der neue Münchhausen" (New-York 1824), „Heitere Erzählungen der drei Weisen von Gotham" (New-York 1826), „Der Holländische Kamin" (2 Bde., New-York 1831), der unstreitig sein bestes Werk ist u. eine Reihe von Auflagen u. Uebersetzungen in fremde Sprachen erlebte. Viel gelesen wurde auch sein interessanter Roman „Westwards ho!" (2 Bde., New-York 1823). Aufsehen, wenn auch nicht eine sehr günstige Beurtheilung erregte seine Schrift „Die Sklaverei in den Verein. Staaten", zu Gunsten der Sklavenhalter geschrieben, u. „Washington's Leben" (New-York 1835 u. Aberdeen 1836). Ein auch von dichterischer Anlage zeugendes Buch ist sein „Gabe aus dem Feenland" (New-York 1838), welches aber nicht völlig vollendet ist. Ein Band „Amerikanische Schauspiele" von ihm u. seinem Sohne William Irving, vier Stücke enthaltend, kam in New-York 1849 heraus. Sein letzter Roman, der Beachtung verdient, ist „Der Puritaner u. seine Tochter" (2 Bde., New-York 1849). P. starb 4. April 1860 zu Tarrington (New-York). Seine ausgewählten Werke erschienen New-York 1867 (4 Bde.).

Pauli, Georg Reinhold, namhafter Historiker, geb. zu Berlin 25. Mai 1823; studirte seit 1842 dort u. in Bonn Philologie u. Geschichte, ging 1847 nach England, um Quellenstudien zu machen, u. war 1849—52 Privatsekretär des Freiherrn Christ. Karl Jos. v. Bunsen (s. d.). Nach Deutschland zurückgekehrt, habilitirte sich P. in Bonn, ging 1857 als Professor der Geschichte nach Rostock u. von dort 1859 nach Tübingen. Wegen einer schneidigen Kritik der politischen Verhältnisse Württembergs, die er im Aug. 1866 in den „Preuß. Jahrbüchern" veröffentlichte, ward er an das Seminar in Schönthal versetzt. Infolge dessen verließ er den württemberg. Staatsdienst u. folgte 1867 einem Rufe an die Universität Göttingen, wo er noch jetzt wirkt. Er hat sich bes. durch seine Beiträge zu den „Monumenta Germaniae historica" u. durch folgende Werke einen hervorragenden Rang unter den zeitgenössischen Geschichtschreibern erworben: „König Alfred" (Berl. 1851); Fortsetzung zu Lappenberg's „Geschichte von England" (Bd. 3—5, Gotha 1853—58); „Bilder aus Altengland" (ebd. 1860; 2. Aufl. 1876); „Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 u. 1815" (3 Bde., Lpz. 1864—75); „Simon v. Montfort, Graf v. Leicester" (Tüb. 1867); „Aufsätze zur engl. Geschichte" (Lpz. 1869) ꝛc. Auch hat er Gower's „Confessio amantis" (3 Bde., Lond. 1857) herausgegeben.

Paulicianer ist der Name einer christlichen Sekte, die durch ihren Dualismus (s. d.) mit den Manichäern (s. d.) verwandt ist. Ihr Stifter, Constantinus gehörte einer dualistischen Sekte zu Mananalis im nordöstlichen Syrien an. Die Schriften des Apostels Paulus befestigten in ihm den Entschluß, die wahre Kirche desselben wieder herzustellen. Unter dem Namen Sylvanus (vgl. 2. Kor. 1, 19) stiftete er zu Kibossa in Armenien um 660 eine Gemeinde, die er Makedonia nannte. Um 685 wurde er auf Befehl Kaiser Konstantin's gesteinigt; aber alle Anstrengungen, die unterdeß weit verbreitete Sekte zu bekehren, waren umsonst. In der blutigen Verfolgung durch Kaiser Leo (seit 813) gründeten die P. eine Kolonie zu Argaun (Colossä) auf sarazenischem Gebiet u. wurden durch Raubzüge der Schrecken der Byzantiner. Die entsetzliche Verfolgung der P. durch die Kaiserin Theodora (um 842) vermehrte nur ihre Wuth, bis sie nach vielen Siegen 871 von Kaiser Basilius geschlagen wurden. 970 wurden sie als Grenzwächter nach Thrakien versetzt, wo Philippopolis ihr Mittelpunkt wurde; erst dem Kaiser Alexius Comnenus gelang um 1115 ihre theilweise Bekehrung, wenigstens verschwinden sie seitdem aus der Geschichte. — Von ihren Lehren ist nur so viel sicher bekannt, daß sie alles Geistige vom guten Gott ableiteten, alles Leibliche vom bösen. Sie verwarfen das Alte Testament u. einen Theil des Neuen, ebenso die Verehrung der Jungfrau Maria, die sinnlichen Zeichen bei der Taufe u. dem Abendmahl, einen besonderen Priesterstand ꝛc. Doch pflegten sie das Gebet u. lehrten eine Erlösung, die Christus im Scheinleibe auf Befehl des guten Gottes vollbracht habe.



Nr. 4421. Vincenz de Paula. (Nach Edelink.)

Paulinzelle, thüring. Dorf u. Kammergut im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, in welchem ein ansehnlicher Orgelbau getrieben wird; liegt 1 M. südl. von Stadtilm u. ist berühmt durch seine schöne Klosterkirchruine. Diese romanische Säulenbasilika gehörte zu einem 1105 von Pauline, der Tochter des Grafen Moricho, gegründeten Cistercienser-Mönchs- u. Nonnenkloster, das in dem Bauernkriege arg geplündert, 1534 aufgehoben u. später durch den Blitz zerstört ward.

Paulus, der Apostel. Fast Alles, was wir über das Leben des P., des großen Heidenapostels u. des bedeutendsten der Apostel überhaupt, wissen, ist den eigenen Aussagen desselben (in seinen Briefen) u. der Apostelgeschichte entnommen. Im Voraus verweisen wir daher auf die Hauptstellen, die hier in Betracht kommen: Gal. 1 u. 2, Apostelgesch. 9 u. 22, 3 ff. Darnach war P. von jüdischen Eltern zu Tarsus in Kilikien geboren. Den griech. Namen Paulos hat er wol von Anfang an nach damaliger Sitte neben seinem hebr. Namen Saul geführt, obschon es nach Apostelgesch. 13, 9 scheint, als habe er sich erst nach der Bekehrung des röm. Landvogts Sergius Paulus auf Cypern so genannt. Als Sohn eines Pharisäers wurde der junge P. in echt hebr. Art u. in strenger Befolgung des mosaischen Gesetzes erzogen; von Einflüssen der griech. Bildung auf ihn kann nur in einem sehr beschränkten Sinn die Rede sein. Nach Apostelgesch. 22, 3 hatte er seine pharisäische Bildung in Jerusalem bei dem berühmten Gesetzeslehrer Gamaliel empfangen; daß sie eine echt rabbin. war im Geiste der damaligen pharisäischen Schriftauslegung, zeigt sich noch an vielen Spuren in den Briefen des Apostels. Von seinen sonstigen persönlichen Verhältnissen ist nur noch bekannt, daß er von Geburt röm. Bürger war, das Handwerk eines Zelttuchwebers betrieb u. in Jerusalem eine verheirathete Schwester hatte. Streitig ist dagegen, ob er vor seiner Bekehrung verheirathet war, wie Luther u. Andere aus 1. Kor. 7, 8 geschlossen haben. Daß er von kleiner Statur gewesen sei, scheint sich aus Apostelgesch. 14, 12 zu ergeben. Er selbst klagt häufig über die Gebrechlichkeit seines Leibes. Mit den Christen kam P. zuerst bei der Steinigung des Stephanus in Berührung. Wie er diese aus pharisäischem Eifer förderte, so zeichnete er sich auch danach im Auftrage des jüdischen Synedriums durch blutige Verfolgung der Christen aus, bis er plötzlich auf dem Wege nach Damaskus durch eine Erscheinung Christi aus einem Verfolger in den eifrigsten Apostel umgewandelt wurde. Es ist viel Scharfsinn aufgeboten worden, diesen räthselhaften Vorgang auf eine länger vorbereitete innere Umstimmung des Apostels zurückzuführen; gewiß ist jedoch, daß er selbst allezeit nachdrücklich behauptet hat, durch einen besonderen Ruf zum Apostel ausgesondert worden zu sein u. „sein Evangelium" nicht

von Menschen, sondern unmittelbar von Christus selbst empfangen zu haben. — Ueber die Missionsthätigkeit des Apostels sowie über die Entstehungszeit seiner Briefe s. d. Art. „Bibel" (Bd. II. S. 906 ff.). Was er in dieser ganzen Zeit gelitten u. geleistet hat, geht am besten aus seiner eigenen Schilderung 2. Kor. 11, 22 ff. hervor. Seinen Tod fand P. aller Wahrscheinlichkeit nach in der Neronischen Verfolgung (64). Die anderweitige Nachricht, daß er nachmals befreit worden u. nach Spanien gegangen sei, um endlich nach einer zweiten Gefangenschaft 67 zu Rom hingerichtet zu werden, ist offenbar nur eine Folgerung aus Röm. 15, 24. Die weltgeschichtliche Bedeutung des Apostels liegt vor Allem darin, daß ihm zuerst die Bestimmung des Christenthums nicht blos für die Juden, sondern als Weltreligion für alle Völker aufgegangen war. Es ist nicht zu viel behauptet, daß ohne ihn das kaum gestiftete Christenthum schwerlich über den Charakter einer jüdischen Sekte hinausgekommen wäre. Für P. aber gestaltete sich das Evangelium zu einem großartigen u. tiefsinnigen System, das er am vollständigsten im Römerbrief entwickelt hat. Durch den Sündenfall ist die ganze Menschheit unter den Fluch der Sünde gekommen; das mosaische Gesetz (das „Verdienst der Werke") hat diesen Fluch nicht lösen können, sondern nur offenbar gemacht, bis Christus von Gott gesandt ward, den Fluch durch seinen Kreuzestod als Unschuldiger auf sich zu nehmen, dadurch die Gerechtigkeit Gottes zu versöhnen u. Denen, die infolge dessen von Gott gerecht gesprochen worden sind, als Gliedern seines Leibes den Antheil am Reich Gottes zu sichern. Erlangt aber wird diese Gerechtigkeit ohne alles Verdienst der Werke nur durch den Glauben an die Heilskraft des Todes Christi u. die unbedingte Hingabe an das von ihm angebahnte „neue Leben" in der Gemeinschaft Gottes. — Vgl. u. A.: Baur, „P., der Apostel Jesu Christi" (Stuttg. 1845), u. Pfleiderer, „Der Paulinismus" (Lpz. 1873).

Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob, evangel. Theolog u. einer der Hauptstimmführer des sog. Rationalismus, wurde 1. Sept. 1761 zu Leonberg geboren, auf den Klosterschulen zu Blaubeuren u. Bebenhausen vorbereitet u. studirte 1779—84 zu Tübingen Theologie u. semitische Sprachen. Nach kurzer Thätigkeit an der Stadtschule zu Schorndorf nutzte er 1787 u. 88 ein Stipendium zu einer Reise durch Deutschland, England, Holland u. Frankreich u. trat nach seiner Rückkehr als Repetent in Tübingen auf. Bereits 1789 wurde er als ordentl. Prof. der oriental. Sprachen nach Jena berufen, trat 1793 in die theolog. Fakultät über, wirkte 1803—6 als Professor u. Konsistorialrath zu Würzburg, bis 1808 als Schulrath zu Bamberg, dann als Kreisschulrath u. seit 1809 als protest. Kirchenrath zu Nürnberg, endlich seit 1810 als Schulrath zu Ansbach. Erst 1811 fand er wieder dauernde Stellung als Professor der Exegese u. Kirchengeschichte zu Heidelberg; 1844 wurde er in den Ruhestand versetzt u. starb 10. Aug. 1851. Obwol persönlich ein durchaus ehrenwerther Charakter hat doch P. am meisten dazu beigetragen, den Rationalismus (s. d.) in Verruf zu bringen. Ebenso abgeschmackt u. philisterhaft, wie sein Stil, ist sein Bemühen, alle Wunder der Bibel natürlich zu erklären u. alle religiösen Ideen auf etliche dürftige moralische Wendungen zurückzuführen. Von dem Umschwung in der Theologie seit Schleiermacher hatte er keine Ahnung u. verfolgte alle Neuerungen mit wachsender Verbitterung. P. war fast bis zu seinem Tode ein unglaublich fruchtbarer Schriftsteller, aber fast alle seine Arbeiten sind jetzt verschollen; geschichtlich bedeutsam ist das „Exegetische Handbuch über die drei ersten Evangelien" (3 Thle., Heidelb. 1830—32) u. „Das Leben Jesu" (Heidelb. 1828). Von Zeitschriften gab er u. a. das „Neue Repertorium für biblische u. morgenländische Literatur" (3 Thle., Jena 1790 u. 91) sowie „Memorabilien" (Lpz. 1791 bis 1796) heraus, endlich eine „Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient" (7 Theile, Jena 1792—1803).

Paulus Diakonus (von seinem geistlichen Stande so benannt), langobard. Geschichtschreiber im 8. Jahrh., ein Sohn des Warnefried, stammte aus einem edlen Langobardengeschlecht, welches in Friaul begütert war. Er soll am Hofe des Königs Ratchis (744 bis 749) zu Pavia erzogen sein u. dort den Unterricht des Grammatikers Flavianus genossen haben. Nach dem Fall des Reiches von Pavia begab er sich nach Benevent an den Hof des Langobardenherzogs Arichis, für dessen Gemahlin Adelperga er eine „Historia Romana" schrieb. Unbestimmt ist, wann P. in den geistlichen Stand eintrat; er legte das Mönchsgelübde in Montecassino ab. Die politischen Ereignisse u. vor Allem das Auftreten Kaiser Karl's des Großen in Italien (781) zwangen P., das Klosterleben wieder aufzugeben. Derselbe verlebte längere Zeit an Karl's Hofe u. verfaßte auf des Kaisers Befehl unter Anderm eine Homiliensammlung. Ferner schrieb er während derselben Zeit auf Bitten des Bischofs Angilram von Metz die „Gesta episcoporum Mettensium" (herausgeg. im 2. Bde. von Pertz' „Monumenta Germaniae historica"), in welchen er mit besonderer Ausführlichkeit die Familie u. die Ahnen Karl's des Großen behandelte. Im J. 787 finden wir P. wieder in Montecassino, welches er auch bis zu seinem Tode (angeblich 797) nicht wieder verließ; hier schrieb er eine ausführliche Erläuterung der Klosterregel u. verfaßte die sechs Bücher seiner „Historia Langobardorum" (gedruckt u. A. bei Muratori, „Rerum Italicarum scriptores", Bd. I), die er aber leider unvollendet hinterlassen hat (sie reicht bis zum J. 744). Seine historischen Werke zeichnen sich weniger durch die historische Kunst u. tiefere Auffassung, als vielmehr durch die Leichtigkeit, Anmuth u. schmucklose Einfachheit der Sprache aus, wie denn überhaupt seine gelehrte u. sprachliche Bildung auf verhältnißmäßig hoher Stufe steht. Als Geschichtschreiber kommt ihm auch seine lautre Wahrheitsliebe zu Statten. — Vergl. Dahn, „Des P. D. Leben u. Schriften" (Lpz. 1876).

Paumotu-Inseln, s. „Tuamótu".

Pauperismus (vom lat. pauper, arm) würde etwa mit „Verarmung der Massen" zu verdeutschen sein. Der Ausdruck bezeichnet den Zustand der zunehmenden Armuth, in den nicht einzelne Personen, sondern ganze Klassen der Bevölkerung trotz aller Gegenanstrengungen, also weniger durch eigene Schuld, vielmehr durch die Ungunst der obwaltenden Zeitverhältnisse, mehr u. mehr hineingerathen. Die Ursachen dieser von Zeit zu Zeit auch in Kulturstaaten wiederkehrenden, sich dann aber auch wieder bessernden Erscheinung sind sehr verschieden. Mangel an lohnender Arbeit infolge von Krieg, Revolution, Handels- u. Industriekrisen, hohe Lebensmittelpreise, verursacht durch schlechte Ernten, mangelnde Zufuhr, falsche Zollgesetzgebung rc., Veränderung der Arbeits- u. Produktionsverhältnisse durch Dominiren des Großkapitals, falsche Handelspolitik u. A. m., verkehrte wirthschaftliche Gesetzgebung, welche die Freiheit der Arbeit, der Ortsveränderung, die selbständige Bewegung des Kapitals u. der Produktion einengt, — dies sind die wesentlichsten Ursachen der Massenverarmung, die sich in der Regel bessert, sobald darin eine Aenderung eintritt, aber auch wiederkehrt, wenn die Zustände sich nach vielen od. wenigen Jahren wieder einmal verschlimmern (s. „Armenwesen").

Pausanias aus Sparta, Sohn des Kleombrotos; war nach dessen Tode Regent für den unmündigen Pleistarchos, den Sohn des Leonidas, befehligte 479 v. Chr. die verbündeten Hellenen in der Schlacht bei Platää, in welcher Mardonios getödtet u. das pers. Heer vernichtet wurde, u. zog dann gegen Theben, welches er zwang, die Urheber des Bündnisses mit den Persern auszuliefern. Im J. 478 unterwarf er an der Spitze der hellenischen Bundesflotte Cypern u. Byzanz, machte sich aber durch gewaltthätiges u. übermüthiges Benehmen bei allen Bundesgenossen verhaßt. Durch Artabazos trat er in Verbindung mit Xerxes u. bethätigte öffentlich sein Wohlgefallen an pers. Sitte u. Tracht. Nach Sparta zurückgerufen, um sich wegen verschiedener Anklagen zu rechtfertigen, wurde P. zwar in der Hauptsache freigesprochen, aber nicht wieder in den Oberbefehl eingesetzt. Nun ging er wieder nach Byzanz u. setzte die Unterhandlungen mit Xerxes fort. Von den Athenern vertrieben, begab er sich nach Kolonä in Troas, von wo ihn die Spartaner abermals nach Hause entboten, weil Anzeichen hochverrätherischer Pläne vorlagen. Wieder wurde P. freigesprochen, aber bald gelangte man in den Besitz unzweifelhafter Schuldbeweise, wie seines Briefwechsels mit Artabazos. Vor Gericht gefordert, floh P. in den Tempel der Athene Chalkioikos, aber das Volk vermauerte die Thüren u. ließ P. Hungers sterben (467 v. Chr.). Diese bisher allgemein angenommene Darstellung von der Schuld des P., der mit Persiens Hülfe habe die spart. Aristokratie stürzen u. Griechenland erobern wollen, beruht auf den Angaben des Thukydides, die aber von neueren Historikern bezweifelt worden sind. — **P.**, Enkel des Vorigen, Sohn des Pleistoanax, wurde nach dessen Tode 408 v. Chr. König. Als in Athen Thrasybul gegen die

30 Tyrannen kämpfte, wurde P. von Sparta abgesandt, um jene zu unterstützen, schlug auch die Anhänger des Thrasybul im Peiräeus, bewilligte aber die Wiederherstellung der Demokratie. Deshalb in Sparta vor Gericht gestellt, wurde er freigesprochen. Im Böotischen Kriege sollte P. den Lysander (s. d.) unterstützen, traf aber zu spät ein, weshalb man ihm die Niederlage u. den Tod des Lysander bei Haliartos Schuld gab. Deshalb angeklagt entzog sich P. 394 der Verurtheilung durch die Flucht nach Tegea, wo er 385 starb.

Pausanias, griech. Reiseschriftsteller, der „Perieget" genannt, wahrscheinlich aus Lydien stammend, lebte zur Zeit Hadrian's u. der beiden Antonine. Er bereiste Griechenland, Kleinasien, Aegypten, Libyen u. Italien u. beschrieb Griechenland in seiner „Περιήγησις τῆς Ἑλλάδος" in 10 Büchern, gleich nach der Bereisung der einzelnen Landschaften, in großen Zwischenräumen (etwa 160—180 n. Chr.). Man kann ihn auffassen als einen antiken Cicerone, der Rechenschaft geben will von den künstlerischen u. religiösen Merkwürdigkeiten; dabei streut er eine Menge für uns sehr werthvolle historische, geographische u. naturwissenschaftliche Notizen ein, die für den Reisenden von Interesse sein konnten. Als Schriftsteller darf man P. nicht allzu hoch stellen; obwol wir nicht an seinen guten Willen u. seiner Aufrichtigkeit zweifeln können, so schadet er sich doch sehr durch den gänzlichen Mangel an Kritik, da er gläubig Alles nacherzählt, was ihm seine Fremdenführer vorgeschwindelt hatten. Seine Sprache ist, wenngleich sich manchmal Nachahmung berühmter Vorbilder nachweisen läßt, gewöhnlich u. oft trivial. — Neueste Ausgaben von Dindorf (Par. 1845) u. Schubart (2 Bde., Lpz. 1853); deutsche Uebersetzungen von Siebelis u. Reichardt (9 Bdchn., Stuttg. 1827—29) u. Schubart (9 Bdchn., Stuttg. 1857—66).

Pausilipp, s. „Posilipo".

Pauwels, Wilhelm Ferdinand, Historienmaler, geb. 13. April 1830 in Enkeren bei Antwerpen; besuchte seit 1842 die Akademie, erhielt aber seine eigentliche Ausbildung erst im Atelier von Wappers. Schon sein erstes Bild „Balduin u. seine Tochter Johanna" (1851) wurde mit Beifall aufgenommen, mehr noch das 1852 entstandene „Coriolan u. seine Mutter". P. wurde dadurch in den Stand gesetzt, nach Italien zu reisen, wo er bis 1857 blieb. Anfangs malte er noch einige alttestamentliche Bilder, widmete sich dann aber fast ganz, u. zwar mit entschiedenem Glück, der Geschichte seines Vaterlandes. Dahin gehören: „Die Wittwe Artevelde's" u. bes. die „Rückkehr der Verbannten des Herzogs Alba" (Privatbesitz in Berlin). 1862 wurde er Professor an der Kunstakademie zu Weimar. Hier entstanden die Bilder „Lebensrettung Levyn Pyns" (1862), „Genter Bürger vor Philipp dem Kühnen" (1865), „König Philipp den Armen der Stadt Gent Hülfe spendend", eine „Scene nach der Schlacht bei Leipzig", „Scene aus der Protestantenverfolgung in den Niederlanden", „Die Wiedereinsetzung einer niederländ. Familie in ihre Adelsrechte" 2c., die bei strenger Zeichnung u. echt historischem Gepräge eine sehr glückliche Auffassung des Volkscharakters u. eine ungemeine Wahrheit des Ausdrucks zeigen. Weniger befriedigend durch die ganze Auffassung war (1867) das kolossale Bild von der Abschaffung der Sklaverei in Amerika. Nachdem er mit Thumann die Bilder aus dem Leben Luther's auf der Wartburg ausgeführt hatte, gab P. 1872 seine Stellung in Weimar auf u. zog sich nach Antwerpen zurück, folgte aber im Herbst 1876 einem Rufe als Professor an der Kunstakademie in Dresden.

Pavia, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz mit 29,618 E. (1871), am Ticino u. einem nach Mailand führenden Kanale (Naviglio di P.) gelegen, ist noch von alten Festungswerken mit zahlreichen Thürmen umgeben. Die Straßen sind meist breit; Paläste besitzt P. weniger als andere gleich große ital. Städte, doch sind hervorragend nam. der Palazzo Malaspina u. das jetzt als Kaserne benutzte alte berühmte Schloß der Visconti. Von den Kirchen zeichnen sich aus die aus dem 15. Jahrh. stammende Kathedrale mit der Arca di S. Agostino u. trefflichen Skulpturen u. die Kirchen San Michele u. Sta. Maria Coronata durch ihre Kunstwerke. Berühmter ist die ½ M. von P. entfernte Certosa di P. (s. d.). Ein großartiges Bauwerk des Mittelalters ist die 1351 erbaute marmorne Ticinobrücke. P. ist Sitz eines Präfekten, eines Bischofs, eines Civil- u. Korrektionstribunals, zweier Präturen u. einer im Mittelalter hochangesehenen Universität, welche im J. 1874—75: 619 Studirende u. 51 Dozenten zählte. Mit der Kunstschule ist eine Gemäldegalerie u. ein Kupferstichkabinet vereinigt. P., das alte Ticinum, war von 568 bis 774, in welchem Jahre Karl d. Gr. die Stadt eroberte, Hauptstadt des Langobardenreiches; 951 wurde sie von Otto I. eingenommen; 1525 gerieth vor den Thoren der Stadt in der bekannten Schlacht von P. Franz I. von Frankreich in die Hände der kaiserlichen Truppen. In den Kriegen im 17. Jahrh. wurde die stark befestigte Stadt mehrmals belagert. Die Provinz P. zählt auf 60,75 □M. 448,435 E. (1871) u. zerfällt in die Kreise P., Lomellina, Voghera u. Bobbio.

Pavian, für Afrika charakteristische Affenform, nächst den Orangs die größten u. stärksten Vierhänder. Sie haben eine untersetzte Gestalt, einen Hundskopf (daher der schon aus dem Alterthum datirende Name Cynocephalus) mit langer, vorn abgestumpfter Schnauze, einem starken Backenbart u. glänzen an Gesicht u. Gesäß mitunter in sehr grellen Farben. Ihre Gangart gleicht beinahe der der Hunde, doch können sie auch aufrecht gehen u. geschickt klettern. Sie leben in Wäldern od. auf felsigen Höhen u. nähren sich von Früchten, Körnern, Knollen, wodurch sie bei ihrer Gefräßigkeit den Pflanzungen schädlich werden, verzehren aber auch Eier, Insekten, selbst Skorpione. Ihr starker Eckzahn dient ihnen aber mehr zur Waffe als zum Zerlegen von Fleischkost. Die Trupps, in denen sie leben u. bei denen die Menge der Weibchen die der Männchen oft ums Doppelte übertrifft, sind mitunter äußerst zahlreich (vgl. nach Mage's Beobachtung am Senegal den Affenfelsen, Artikel „Affe", S. 65, Fig. 67). Jung sind sie zähmbar u. werden oft in Menagerien u. Affentheatern gesehen, desto bösartiger sind die Alten. Am schlimmsten von allen ist der abessinische Mantelpavian (Cynocephalus Hamadryas) mit mähnenartigem grauem Haarmantel; wahrscheinlich derselbe, der als Gott Toth von den alten Aegyptern verehrt wurde, der bei Salomo Koph genannte Hundskopfaffe der alten Griechen u. Römer. In Hundekomödien sieht man bes. den Mandrill (Waldteufel, C. Mormon), am Kap wird der Chaorna als Hüter der Wohnungen nach Hundeart gehalten.

Pavillon (franz., spr. Pawijong) bedeutet nicht nur ein Zelt, zeltartigen Vorhang, sondern auch eine Flagge, gewöhnlich aber ein kleines Lusthaus in Gärten u. Parkanlagen, das entweder isolirt liegt, od. einem größeren Landhause od. Palast angebaut ist.

Pawnees (spr. Paunihs), ein etwa 2500 Seelen zählender Indianerstamm in der Mitte des nordamerik. Unionsstaates Nebraska, von dem ein Theil ansässig ist; ausgezeichnet durch Verschlagenheit u. Ausdauer liegen sie in häufigen Kämpfen mit den weißen Ansiedlern u. sind nam. als Pferdediebe gefürchtet.

Paxton, Sir Joseph, engl. Baumeister u. Landschaftsgärtner, geb. in Berwikshire 3. Aug. 1803. Als Gärtner trat er Anfangs in den Dienst des Herzogs von Devonshire. Er legte zu Chatsworth einen herrlichen Park an u. machte sich berühmt durch den großartigen Plan für den Industriepalast der ersten Weltausstellung zu London, zu welchem er die Idee der Eisen- u. Glaskonstruktion den von ihm erbauten Palmenhäusern entnahm. Wegen des ausgezeichneten Erfolges von der Königin zum Ritter geschlagen, wurde P. später Mitglied des Parlaments. Er starb auf seinem Landsitze Rockhills bei Sydenham 8. Juni 1865.

Payen (spr. Pajang), Anselme, franz. Chemiker, geb. zu Paris 6. Jan. 1795; besuchte seit 1814 die Polytechnische Schule daselbst, übernahm später die Leitung einer großen Runkelrübenzuckerfabrik in Vaugirard, machte sich bald durch die praktische Verwerthung wissenschaftlicher Fortschritte bekannt, wurde oft zu den Berathungen industrieller Kommissionen hinzugezogen, erhielt 1836 die Professur für industrielle Chemie an der Gewerbschule in Paris, ward 1842 Mitglied des Instituts von Frankreich u. starb in seiner Vaterstadt 13. Mai 1871. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hauptsächlich hervorzuheben: „Manuel du cours de chimie organique appliquée aux arts industriels et agricoles" (mit Gautier, Par. 1841—43); „Précis de chimie industrielle" (ebd. 1849; 5. Aufl., 2 Bde. mit Atlas, 1867 f.; deutsch von Fehling, Stuttg., 3. Aufl. 1855); „Traité complet de la destillation" (ebd., 5. Aufl. 1866; deutsch von Fromberg, Quedlinb. 1858; 2. Aufl. von Türk, Gotha 1863); „Précis théorique et pratique des substances alimentaires et des moyens de les améliorer" (ebd., 4. Aufl. 1868).

Payer, Julius, deutsch-österr. Topograph, Geognost u. Fachschriftsteller, berühmt insbes. als Erforscher der Alpen u. Nordpolfahrer, ward geb. zu Schönau bei Teplitz 2. Sept. 1841 u. widmete sich der militärischen Laufbahn. Schon auf der Militärakademie in Wiener-Neustadt zeigte er eine besondere Vorliebe u. Anlage zur

Erdkunde u. bildete sich zu einem tüchtigen Landkartenzeichner aus. Auch ließ gleich seine Erstlingsarbeit, die über seine Besteigung des Großglockners 1863 in Petermann's „Geograph. Mittheilungen“ erschien, einen hervorragenden Forscher in ihm erkennen. Er wandte darauf seine Thätigkeit hauptsächlich der Ortler- u. der 1864 eigentlich erst von ihm entdeckten Adamello-Presanella-Gruppe zu, über welche er in derselben Zeitschrift vorzügliche Arbeiten lieferte. Seit 1865 war P., der übrigens schon an der Schlacht bei Solferino als Offizier mit Auszeichnung Theil genommen hatte, Lehrer der Kartographie u. Hypsometrie am Wiener Kadetteninstitut; 1866 ward er dem Generalstabe in Italien zugetheilt, 1869 gewann ihn August Petermann (s. d.) für die von Koldewey (s. d.) geführte zweite große deutsche Nordpolexpedition (Juni 1869 bis Sept. 1870). Auf dieser leistete P., was die topographische Aufnahme neuer Länder anbelangt, zweifelsohne das Bedeutendste, was überhaupt seit 300 Jahren in den Polarländern in dieser Hinsicht geleistet worden ist. Als nach dieser Expedition die Polarforschung deutscherseits wieder aufgegeben werden sollte u. die beiden Expeditionsschiffe infolge dessen schon verkauft worden waren, war es P., der 1871 mit dem österr. Schiffsleutnant Weyprecht es zuerst wagte, mit einem kleinen Segelboot von



Nr. 4422. Julius Payer (geb. 2. Sept. 1841).

40 Tonnen eine Rekognoszirungsfahrt in das von Petermann seit langer Zeit empfohlene Meer im Osten von Spitzbergen auszuführen, von dem alle Engländer, Scoresby voran, behauptet hatten, daß sich hier das undurchdringliche Polareis bis zu $47\frac{1}{2}^0$ n. Br. erstreckte u. daß hier daher auch alle u. jede Schiffahrt ein Ende hätte. P. u. Weyprecht drangen jedoch bis 78^0 43′ n. Br. (in $42\frac{1}{2}^0$ östl. Länge) vor, erschlossen damit ein bis dahin als gänzlich unschiffbar erachtetes Eismeer 4 Grade weiter nach Norden u. fanden sogar in weiten Strecken keine Spur von Eis. Nur die knappe Ausrüstung ihrer norweg. Jacht „Isbjörn“ zwang die beiden kühnen Männer zur Umkehr. Das günstige Resultat ihrer Fahrt ließ aber den Plan einer neuen Expedition entstehen, deren Zustandekommen hauptsächlich durch die Opferwilligkeit des Grafen Hans Wilczek ermöglicht wurde (s. „Nordpolfahrten“, Sp. 959). Nach seiner glücklichen Rückkehr von der Expedition im Herbst 1874 nahm P. seinen Abschied aus der Armee, u. nach seiner Verheirathung im Aug. 1876 siedelte er von Wien nach Frankfurt a. M. über. In anziehendster Weise hat er theils in Petermann's „Geographischen Mittheilungen“, wie in anderen Zeitschriften u. nam. auch der Wiener „Neuen Freien Presse“, theils in einem besonderen Werke (Wien 1875) die österr.-ungar. Nordpolfahrt geschildert u. deren Ergebnisse bearbeitet.

Pb, chemisches Zeichen für Plumbum, Blei. **Pd**, chemisches Zeichen für Palladium.

Peabody (spr. Pibodi), George, nordamerik. Menschenfreund, Abkömmling einer früher in Leicestershire ansässigen Pilgerväterfamilie, geb. zu South-Dauvers (jetzt Peabody genannt) in Massachusetts 18. Febr. 1795; erlernte daselbst die Kaufmannschaft, assoziirte sich dann mit seinem Oheim John P. in Georgetown u. später mit Riggs in Baltimore. Zu Vermögen gekommen, siedelte er 1837 nach England über u. gründete 1843 ein großartiges Agentur- u. Wechselgeschäft in London, welches für die Finanzoperationen vieler amerik. Staaten sehr wichtig wurde. Bei der Londoner Weltausstellung im J. 1851 trug P. die Kosten der Einrichtung u. Ausschmückung der nordamerik. Abtheilung, u. im folgenden Jahre betheiligte er sich mit einer ansehnlichen Summe an der Ausrüstung der Nordpolexpedition unter Kane zur Auffindung Franklin's. 1862 zog er sich von den Geschäften zurück, u. 4. Nov. 1869 starb er zu London im Hause seines alten Freundes Sir Curtis Lampson, wo er zuletzt still u. zurückgezogen gelebt hatte. P. hat seinen Namen durch die großartigsten Stiftungen im Interesse gemeinnütziger u. wissenschaftlicher Unternehmungen verewigt. So gab er u. A. 500,000 Pfd. Sterl. zur Errichtung gesunder u. billiger Arbeiterwohnungen (P.-dwellings) in London, gründete 1866 mit 150,000 Doll. ein Museum u. eine Professur für amerik. Archäologie u. Ethnologie an der Harward-Universität in Cambridge, nachdem er schon wissenschaftliche Institute in seiner Vaterstadt u. Baltimore gestiftet hatte, spendete 2 Mill. Doll. für die Erziehung armer Weißer u. Neger in den Südstaaten ꝛc. Im März 1867 votirte ihm daher der Kongreß der Verein. Staaten einen Dank, u. im Juni 1869 ward die von Story modellirte Statue P.'s vor der Londoner Börse aufgestellt. Seine Leiche ruht in heimatlicher Erde.

Pecari, s. unter „Moschusthiere“.

Pech, das gekochte u. von seinem Gehalt an Terpentinöl befreite, daher erhärtete Harz der gewöhnlichen Nadelhölzer. Je nachdem es zu verschiedenen Verwendungen bes. zubereitet wird, erhält es verschiedene Benennungen. Gelbes, weißes, burgundisches P. ist nichts Anderes als mehr od. weniger Wasser enthaltendes Fichtenharz. Das gewöhnliche Schusterpech wird aus dem Holztheer der harzreichen Nadelhölzer durch Abdestilliren des sog. Kienöls u. weiteres Schmelzen in einem offenen Kessel gewonnen. Durch Zusammenschmelzen verschiedener dieser Harz- u. Pechsorten erhält man das Brauerpech, welches leicht u. dünnflüssig schmilzt u. gut am Holze haftet, weshalb man es zum Dichten von Fässern, hölzernen Bassins, zum Kalfatern von Schiffen (Schiffspech) ꝛc. verwendet. Auch bei der Destillation des Steinkohlengas-Theers bleibt eine pechartige Masse übrig, welche aber sehr spröde ist u. deswegen nur etwa zur Darstellung künstlichen Asphalts benutzt wird.

Pechnelke (Lychnis viscaria od. Viscaria vulgaris); Pflanzenart der Silenaceen, häufig auf waldreichen u. buschigen Gehegen, von nelkenartiger Tracht mit hellrothen, in Gärten auch mit gefüllten Blumen, an dem nackten Stengel unter den Gelenken einen klebrigen Leim absondernd.

Pechstein ist eine verglaste, gewissen Porphyren u. Trachyten nahestehende Gebirgsart von oliven- bis schwärzlich-grüner, häufig auch von gelber, rother u. brauner Farbe, zuweilen einfarbig, oft aber bunt, indem mehrere der genannten Farben in einander übergehen. Der P. ist glatt, glasartig, fettglänzend, besitzt einen muscheligen Bruch, aber nur geringe Härte; seine Kanten sind sehr scharf. Die Verwitterungskruste ist weiß. Er ist ein natürliches, wasserhaltiges Glas, welches man als eine besondere Erstarrungsmodifikation der Felsitporphyrmasse ansehen kann. In Deutschland findet er sich fast ausschließlich in dem Porphyrterrain bei Meißen (Triebischthal) u. als Pechsteinporphyr bei Zwickau, Chemnitz u. Lugau.

Pecht, Friedrich, Historien- u. Genremaler u. Kunstkritiker, geb. 2. Okt. 1814 zu Konstanz; erhielt seine künstlerische Ausbildung auf der Akademie in München, arbeitete dann in Dresden mit Hanfstängl an der Herausgabe des Galeriewerkes, lebte eine Zeit lang als Portraitmaler in Leipzig, bildete sich 1839 in Paris unter Delaroche noch weiter aus, verweilte dann wieder in München, Leipzig u. Dresden, 1851—54 in Italien u. hat seit 1854 sein Domicil in München. Nachdem er mit einem Bilde, „Der Wirthin Töchterlein“, seinen Ruf begründet hatte, schuf er 1860 den trefflich charakterisirten „Goethe am Hofe des Markgrafen Karl Friedrich von Baden“, dem er dann andere Darstellungen aus Goethe's u. Schiller's Leben sowie einige historische Genrebilder aus der engl. Geschichte folgen ließ. 1865 wurde er badischer Hofmaler u. führte von 1872 an ein größeres Frescobild im Rathhaussaale zu Konstanz, „Empfang Kaiser Wilhelm's

in Konstanz", aus. Fast noch bekannter als durch seine literar-historischen Oelbilder ist er als Schriftsteller durch seine von klarem Kunstverständniß zeugenden kritisirenden Berichte über Kunsterscheinungen auf Ausstellungen u. dgl. (meist zuerst als Feuilletons gedruckt, sind viele davon später gesammelt erschienen) sowie durch seine Stahlstiche zu Goethe, Schiller u. Lessing geworden.

Peculium (lat.) hieß bei den Römern Dasjenige, was der Herr den Sklaven vom Erwerbe seiner Arbeit behalten ließ. Dieser Ausdruck wurde auf diejenigen Vermögensbestandtheile übertragen, welche ein Kind von seinem Vater 2c. erhielt, die zwar Eigenthum des Vaters blieben, mit denen aber das Kind in beschränkter Weise schalten u. bezüglich dessen es sogar giltig Rechtsgeschäfte abschließen konnte. Diese Rechtsinstitute sind den neueren Gesetzbüchern, welche keine Sklaverei mehr kennen u. das Kind als gleichberechtigt mit dem Vater ansehen u. letzterem nur das Recht der Verwaltung u. des Nießbrauches am Kindesvermögen zugestehen, beseitigt od. doch nur in ganz beschränkter Weise beibehalten worden.

Pedal (vom lat. pes, der Fuß) bezeichnet: 1. diejenige Klaviatur der Orgel, welche mit den Füßen traktirt wird. Das P. enthält, weil meistens blos die Grundstimmen darauf gespielt werden, nur die große u. kleine Oktave u. hat sein eigenes Pfeifenwerk, also auch seine eigenen Registerzüge, bei ganz großen Orgeln auch wol seine besonderen Bälge. Im Uebrigen wird das P. mit den Manualen ganz gleich behandelt. Der Erfinder des P.s soll ein Deutscher Namens Bernhard (um 1470 zu Venedig) gewesen sein. Man hat auch an Klavierinstrumenten solche orgelartige Pedale, die in einem eigenen Gestelle unter dem Instrumenten-Corpus angebracht sind. Sie sind so eingerichtet, daß mit dem Niedertritt einer Taste ein starker, mit Leder überzogener Hammer an besonders starke u. unter dem Instrumente her gezogene Saiten schlägt, u. sollen vornehmlich dazu dienen, sich im Pedalspielen üben zu können. Weiterhin nennt man P. an Klaviatur-Saiteninstrumenten die Fußtritte, deren Niederdruck eine Klangveränderung vermittelt. Die neuen Flügel u. Pianinos haben deren zwei: eins zum Heben des Dämpfers, wodurch der Ton verstärkt u. nachklingend gemacht wird, ein zweites zur Bewegung der Klaviatur ein wenig von links nach rechts (Verschiebung), wodurch der Hammer nicht an alle Saiten des ihm zugehörenden Chores schlägt, der Ton also schwächer wird. An älteren Instrumenten kommen noch mehrere vor, deren Effekt aber meist auf eine unwesentliche Spielerei hinausläuft. Bei der modernen Harfe führen den Namen P. die Fußtritte unten am Kasten derselben, durch welche eine Maschinerie in Bewegung gesetzt wird, welche die mit dem Fußtritt in Verbindung stehende Saite um einen halben Ton erhöht.

Pedant (vom lat. pedaneus, d. i. ein Unterrichter, der nur Bagatellsachen zu entscheiden hatte) heißt ein engherziger, kleinlicher Mensch, der alle Geschäfte nach derselben umständlichen Regel erledigt. Das Verfahren eines solchen heißt Pedanterie od. Pedantismus.

Pedell, jetzt nur noch von den Gerichtsdienern der Universitätsgerichte gebraucht, geht auf das altsächs. bidele (althochdeutsch putil) zurück, woraus auch Büttel (von „bieten", wie Bote, der Etwas „entbietet").

Pedicularis, s. „Läusekraut".

Pedro I. de Alcántara, Kaiser von Brasilien, zweiter Sohn König Johann's VI. von Portugal u. der Infantin Charlotte von Spanien, geb. zu Queluz bei Lissabon 12. Okt. 1798, hieß seit dem Tode seines älteren Bruders (1801) Prinz von Beira u. nach dem Regierungsantritte seines Vaters (1816) Prinz von Brasilien. Bei Napoleon's I. Invasion 1807 floh er mit seinen Eltern nach Rio de Janeiro, wo er nach dem Tode seines trefflichen Erziehers Joh. v. Rademaker durch eigene Neigung u. reiche Begabung sich vielfache Kenntnisse erwarb. Als sein Vater nach Portugal zurückging, ward Dom P. 22. April 1821 mit der Regentschaft von Brasilien betraut, die er energisch u. nach konstitutionellen Grundsätzen führte. Denselben blieb er auch treu, nachdem ihn das Volk 12. Okt. 1822 zum Kaiser ausgerufen hatte, aber eine Aussöhnung der Brasilianer mit den Portugiesen gelang ihm nicht; auch gab er sich durch seine leidenschaftliche Natur manche Blöße. Seit des Vaters Tod (10. März 1826) zugleich als P. IV. König von Portugal, entsagte er hier 2. Mai desselben Jahres zu Gunsten seiner Tochter Maria da Gloria, indem er seinen Bruder Miguel (s. d.) bedingungsweise zum Regenten ernannte. Als in Brasilien durch Parteiumtriebe 6. April 1831 ein Aufstand hervorgerufen worden war, dankte hier Dom P. am folgenden Tage zu Gunsten seines Sohnes Pedro gleichfalls ab (s. den Art. „Brasilien" Bd. II S. 1325) u. schiffte sich als Herzog von Braganza nach Frankreich ein. Von hier aus eröffnete er im Febr. 1832 den Kampf gegen Dom Miguel, der ihn getäuscht u. den portug. Thron ohne Weiteres usurpirt hatte. Trotz der geringen Hülfsmittel blieb er in diesem Kampfe Sieger, so daß er 23. Sept. 1833 seine Tochter wieder einsetzen konnte. Hierauf führte er im Namen Maria da Gloria's den zerrütteten Staat zu geordneten Zuständen zurück, zwang Dom Miguel durch die Kapitulation zu Evora (26. Mai 1834), allen Ansprüchen auf Portugal zu entsagen, u. ward 23. Aug. 1834 von den Cortes zum Regenten gewählt. Doch starb er bereits 24. Sept. 1834 zu Lissabon. Am 25. März 1862 ward ihm in Rio de Janeiro ein von Louis Rochet modellirtes Denkmal errichtet. Seit 1817 vermählt mit der Erzherzogin Leopoldine (gest. 11. Dez. 1826), der Tochter Kaisers Franz' I. von Oesterreich, hatte Dom P. I. aus dieser Ehe folgende Kinder: Donna Maria II. da Gloria (s. d.), Donna Januaria (geb. 11. März 1822, vermählt 1844 mit dem neapolitan. Prinzen Ludwig, Grafen von Aquila), Donna Francisca (geb. 2. Aug. 1824, vermählt 1843 mit dem Prinzen Franz von Joinville), Dom P. II. de Alcántara (s. d.). Die zweite Ehe mit der Prinzessin Amalie von Leuchtenberg (gest. zu Lissabon im Jan. 1873) blieb kinderlos.



Nr. 4123. Pedro II. de Alcántara, Kaiser von Brasilien (geb. 2. Dez. 1825).

Pedro II. de Alcántara, konstitutioneller Kaiser u. beständiger Vertheidiger von Brasilien, wie sein offizieller Titel lautet, Sohn des Vorigen, geb. zu Rio de Janeiro 2. Dez. 1825; bestieg nach der Abdankung seines Vaters 7. April 1831 den Thron, regierte erst unter Vormundschaft (bis 1838 unter der des José Bonif. d'Andrada, s. d.), übernahm 23. Juli 1840 in Person die Regierung u. ward 18. Juli 1841 gekrönt. Unter ihm hat der brasil. Staat große Fortschritte gemacht, u. immer ist es Dom P. gewesen, der mit Hintansetzung seiner persönlichen Interessen entweder selber die erste Anregung dazu gab od. doch den von der Kammer ausgegangenen Reformen seine kräftige Unterstützung lieh. So insbes. bei der im Sept. 1871 zum Gesetz erhobenen Sklavenemanzipation, zu deren eifrigsten Vertretern u. Verfechtern er gehörte. Sein lebhaftes Interesse für Wissenschaft, Kunst u. Industrie, wie die Gediegenheit u. Vielseitigkeit seiner Bildung hat er nam. auch auf den großen Rundreisen an den Tag gelegt, welche er 1871—72 durch unsern Kontinent u. die asiat. u. afrikan. Nachbarländer u. 1876 durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika sowie wiederum durch Europa unternommen hat. Er ist seit 1843 vermählt mit der Prinzessin Therese Christine Maria (geb. 14. März 1822), der Tochter des 1830 verstorbenen Königs Beider Sizilien, Franz I., u. der Infantin Maria Isabella von Spanien. Von den beiden dieser Ehe entsprossenen Töchtern lebt nur noch die Kronprinzessin Isabella (geb. 29. Juli 1846), deren Gemahl seit 1864 Prinz Ludwig von Orleans, Graf v. Eu (s. d. unter „Orleans"), ist.

Pedro V. de Alcántara, König von Portugal, geb. zu Lissabon 16. Sept. 1837 als ältester Sohn der Königin Maria II. da Gloria (s. d.) aus deren Ehe mit dem Herzog Ferdinand zu Sachsen; folgte unter der Vormundschaft des Letztgenannten 15. Nov. 1853 seiner Mutter auf dem Throne, trat 16. Sept. 1855 die Regierung persönlich an, beobachtete streng die Verfassung, starb aber schon 11. Nov. 1861. Seine kurze Ehe mit der Prinzessin Stephanie von Hohenzollern-Sigmaringen (geb. 1837, gest. 1859) war kinderlos geblieben, weshalb ihm sein Bruder Ludwig folgte. — Vgl. E. v. Schelhorn, „Dom P. V." (Nürnb. 1866).

Peebles (spr. Pihbls) od. Tweed dale, Grafschaft im südöstl. Schottland, 16,75 □M. mit 12,330 E. (1871); umfaßt das Quellgebiet des Tweed u. besteht aus einem an Naturreizen reichen Gebirgslande, welches im Hartfell zu 758 m. u. im Broadlaw zu 784 m. sich erhebt u. treffliche Weiden darbietet. Der Norden der Grafschaft ist hügelig, aber fruchtbar an Getreide, Kartoffeln u. Flachs. Die Ausfuhr der Landschaft besteht aus Vieh, Käse, Butter, Eisen, Blei, Kohlen u. a. Die Hauptstadt P., 5 M. südl. von Edinburgh am Tweed gelegen, zählt nur 2640 E., war aber einst Residenz mehrerer schott. Könige. An der Mündung des Leith in den Tweed liegt der Badeort Inverleithen.



Nr. 4424. Robert Peel (geb. 5. Febr. 1788, gest. 2. Juli 1850).

Peel (spr. Pihl), Sir Robert, großer engl. Staatsmann, geb. zu Tamworth (Staffordshire) 5. Febr. 1788 als Sohn eines der reichsten Kattundrucker seiner Zeit. Letzterer, Robert P. sen. (geb. zu Peel's Croß bei Lancaster 25. April 1750, gest. zu Drayton Park in Staffordshire 3. Mai 1830), machte sich nicht blos um die Vervollkommnung des Maschinenwesens fast so verdient wie Arkwright, sondern war auch ein so aufopfernder Patriot, daß er 1800 zum Baronet erhoben wurde. Sein Sohn besuchte die Schule in Harrow, studirte in Oxford, trat bereits 1809 in das Unterhaus, wo er sich den Tories anschloß, u. ward 1810 Unterstaatssekretär der Kolonien. In dieser Stellung entfaltete er sogleich die Verwaltungstalente, die ihn während seiner ganzen Laufbahn auszeichneten, so daß er 12. Sept. 1812 einen Ruf in den Geh. Rath u. das Amt eines ersten Staatssekretärs für Irland erhielt. Als solcher zog er sich bald die Feindschaft der irischen Katholiken zu, die ihn persönlich mit allen strengen Verfügungen u. Verfolgungen der Regierung identifizirten. Sein ruhiger Gleichmuth ließ sich aber nicht beirren in der Durchführung seiner Maßregeln, unter denen eine geordnete Polizei obenan stand. P. blieb auf jenem Posten sechs Jahre, dann nahm er als Vertreter der Universität Oxford seinen Sitz im Unterhause wieder ein, wo er 1819 die hochberühmte „Currency-Bill" in Betreff der Wiederaufnahme der Baarzahlungen einbrachte. Am 17. Jan. 1822 trat P. als Minister des Innern von Neuem in die Verwaltung ein, der er diesmal mit einer kurzen Unterbrechung 8 Jahre angehörte. Die in dieser Zeit durch ihn bewirkten Reformen, nam. in der Kriminalrechtspflege, wurden für ihn zu einem unvergänglichen Denkmal. In das J. 1828 fällt die Emanzipation der Katholiken, durch deren Vertheidigung P. mit einer 20jähr. Vergangenheit seines Lebens brach, u. die er nun, wo er die Emanzipation als eine politische Nothwendigkeit, um ernstliche innere Unruhen zu vermeiden, ansah, mit derselben Kraft durchsetzte, mit der er sie bis dahin bekämpft hatte. Nicht so willig fand ihn die nächste große Frage: die der Parlamentsreform. Am 16. Nov. 1830 trat er daher mit dem Wellington'schen Kabinet zurück u. bekämpfte dann, von Tamworth wieder ins Unterhaus gewählt, die neue Whigverwaltung u. ihre Reformbill mit der ganzen Kraft seines Rednertalents. Dadurch mit den Tories wieder ausgesöhnt, organisirte er eine neue so kompakte, mächtige u. wohlgeschulte Partei (Peeliten), daß ihm im Nov. 1834 die Bildung eines konservativen Ministeriums übertragen wurde, doch konnte er sich trotz aller Anstrengung nur bis 8. April 1835 behaupten. Mit seltener Geschicklichkeit leitete er dann wieder die Opposition u. verschaffte ihr mehr u. mehr Boden, bis im Sept. 1841 die Whigpartei abermals gestürzt ward u. unter P.'s Leitung ein neues Torykabinet ans Ruder kam. Dasselbe ward emphatisch als ein protektionistisches verkündet, während den Schluß seiner Existenz die Annahme der Freihandelsgrundsätze im weitesten u. liberalsten Sinne bezeichnete. Indem P. seit 1842 als Reformator des Schutzzollwesens auftrat, um seine freihändlerischen Anträge nach hartem Kampfe gegen seine früheren Parteigenossen durchzusetzen, legte er ein so offenes Bekenntniß von den Irrthümern seines Lebens ab, vertheidigte er so einfach die Pflicht, sich besserer Erkenntniß zu unterwerfen, statt sie hartnäckig von sich abzuweisen, ertrug er so hochherzig die Vorwürfe Derjenigen, deren Vorurtheile er bis dahin getheilt hatte, daß er einen wahren Enthusiasmus für sich erweckte. Weniger die Niederlage, die seine irische Zwangsbill mit ihren Ausnahmemaßregeln zu Gunsten der Grundeigenthümer erfuhr, als die drohende Auflösung seiner eigenen Partei veranlaßte 29. Juni 1846 seinen Rücktritt. Sein Einfluß blieb aber auch außerhalb des Amtes ein gewaltiger. Bei allen Schwierigkeiten, welche seine Nachfolger im Amt zu überwinden hatten, lieh er ihnen seine ernstliche u. uneigennützige Unterstützung, u. gerade die letzten Jahre seines Lebens brachten seinen Ruhm auf den höchsten Gipfel. Eine jähe Katastrophe endete seine segensreiche Wirksamkeit. Noch am 28. Juni 1850 hatte sich P. an der Unterhaus-Debatte über Palmerston's Politik in der griech. Frage betheiligt, um dieselbe scharf zu verurtheilen (das erste Mal wieder, daß er sich von den herrschenden Whigs trennte), u. am nächsten Tag stürzte er so übel von seinem plötzlich scheuenden Pferde, daß er 2. Juli starb. 1852 wurden dem Wohlthäter Englands in Salford, Tamworth, Leeds, Manchester u. Bury, 1855 in Birmingham u. London Denkmale errichtet. P.'s Reden, ausgezeichnet durch überzeugende Kraft, klare u. würdige Sprache, wurden gesammelt. — Vgl. Künzel, „Leben u. Reden Sir Rob. P.'s" (2 Bde., Braunschw. 1851); Doubleday, „The politique life of Sir Rob. P." (2 Bde., Lond. 1856); Mahon u. Cardwell, „Memoirs of Sir Rob. P." (3 Bde., ebd. 1856); Guizot, „Sir Rob. P." (deutsch, Berl. 1856); Lord Dalling u. Bulwer-Greville, „Sir Rob. P." (Lond. 1874). — Sir Robert P., ältester Sohn des Vorigen, geb. zu London 4. Mai 1822; fungirte als Diplomat in Madrid u. in der Schweiz, war 1855—57 Lord der Admiralität u. 1861—66 Obersekretär in Irland. — Frederik P., Bruder des Vorigen, geb. zu London 1823; war vom Nov. 1851 bis Febr. 1852 sowie vom Dez. 1852—56 Unterstaatssekretär für die Kolonien u. 1855—57 für den Krieg. — Sir William P., Bruder des Vorigen, geb. 1824; that sich als Seemann u. Held im Krimkrieg u. bei der Unterdrückung des Seapoyaufstandes in Indien hervor u. erlag, von einer schweren Verwundung kaum genesen, den Blattern in Cawnpore 27. April 1858.

Peene, ein 24,4 M. langer deutscher Küstenfluß der Ostsee; entspringt bei Grubenhagen in Mecklenburg-Schwerin, tritt darauf in den 9 Km. langen u. 2 Km. breiten Malchiner See u. nachdem er bei Malchin selbst schiffbar geworden, durch ein im J. 1309 unter Herzog Otto I.

hergestelltes Bett in den Kummerow-See u. bildet hierauf eine Strecke lang die Grenze zwischen Mecklenburg-Schwerin u. Pommern. 32 m. breit u. bis Demmin für kleinere Seeschiffe fahrbar, ändert die P. in Pommern ihre nordöstl. Richtung in eine östliche um, nimmt hier links die schiffbare Trebel, rechts die Tollense auf u. mündet unterhalb Anklam in das Stettiner Haff. Die nach ihr benannte westl. Straße desselben scheidet die Insel Usedom vom Festlande u. tritt, nachdem sie in der Mitte sich im Achter-Wasser seenartig erweitert hat, bei Peenemünde in die Ostsee. Das Flußgebiet der P. umfaßt 82,4 □M.

Peer, s. v. w. Pair.

Peerlkamp, Pieter Hofmann, niederländ. Philolog, geb. zu Groningen 2. Febr. 1786; studirte das. u. in Leyden, wurde 1803 Gymnasiallehrer in Harlem, 1804 Rektor in Dockum, 1816 Rektor in Harlem u. war seit 1822 Prof. der Geschichte in Leyden, bis er sich 1848 wegen Kränklichkeit nach Hilversum, einem Städtchen bei Utrecht, zurückzog, wo er 27. März 1865 starb. Das Hauptverdienst dieses ausgezeichneten Gelehrten liegt in seinen trefflichen Ausgaben der Gedichte des Horaz (Harl. 1834) u. der Aeneide des Vergil (Leyd. 1843). Auch lieferte er u. A. neue Bearbeitungen der Horazischen Oden u. des Tacitus'schen Agricola (1827). Aus einer glücklich gelösten Preisaufgabe der Brüsseler Akademie entstand sein Werk „De vita, doctrina et facultate Niederlandorum, qui carmina latina composuerunt" (Harl. 1818; neue Ausg. 1838).

Pegasos, in der Mythologie der Alten ein geflügeltes Roß, welches, von Poseidon u. der Medusa gezeugt, aus dem Rumpfe der Letzteren hervorsprang, als Perseus sie enthauptete. Der P. schwang sich zum Himmel empor u. weilt im Palaste des Zeus, dem er Donner u. Blitz trägt. Mit seiner Hülfe besiegte Bellerophon (s. d.) die Chimära. Als der Helikon sich vor Entzücken beim Gesang der Musen himmelan hob, hemmte ihn P. durch einen Hufschlag am Aufsteigen; aus diesem Hufschlage entstand die begeisternde Musenquelle Hippokrene, u. insofern galt P. auch als Musenroß. Neuerer Zeit gehört die Vorstellung vom P. als dem Dichterroß, auf dem die Poeten sich in Begeisterung emporschwingen (daher die Redensart: den P. besteigen, s. v. w. dichten).

Pegasus, ein Sternbild in der Nähe des Aequators zwischen Wassermann, Fischen, Andromeda, Schwan, Delphin u. Füllen, hat außer vielen kleineren fünf Sterne zweiter Größe, von denen der an der Nase des Musenrosses stehende Enif heißt, die beiden am Rücken stehenden sind Algenib u. Markab.

Pegel nennt man in Flüssen den festen Maßstab, an welchem die Zu- u. Abnahme des Wasserstandes bestimmt wird.

Pegnitz, s. „Regnitz".

Pegnesischer Blumenorden od. der gekrönte Blumenorden an der Pegnitz, auch Gesellschaft der Pegnitzschäfer genannt, war der Name einer von Harsdörffer (s. d.) u. Joh. Clajus (s. d.) 1644 in Nürnberg (welches von der Pegnitz durchflossen wird) „zu Gottes Ehre, zur Tugendlehre u. deutscher Sprache u. Dichtkunst Ausübung u. Vermehrung" gegründeten Gesellschaft. Die zu ihr gehörigen Dichter hielten einerseits an der religiösen u. moralisirenden Richtung der meistersängerischen Poesie fest, andererseits ahmten sie italien. Vorbilder nach u. ergingen sich in ihren Dichtungen in gezierten Allegorien u. geschmacklosen Spielereien mit poetischen u. gesellschaftlichen Formen. In veränderter Gestalt, als einfache literarische Gesellschaft, besteht der P. B. noch heute. — Vgl. Amarantes (Herdegen), „Historische Nachricht von des löbl. Hirten- u. Blumenordens an der Pegnitz Anfang u. Fortgang 2c." (Nürnb. 1744) u. Tittmann, „Die Nürnberger Dichterschule" (Gött. 1847).

Pegu, ein Distrikt von Britisch-Birma in Hinterindien, 1336 □M. mit 1,524,422 E. (1871); umfaßt zum größten Theil die Niederungen am Irawaddi u. sein Deltagebiet. Bis in das 18. Jahrh. bildete es ein selbständiges Reich, wurde aber dann von Birma annektirt u. 1852 nach dem siegreichen Kriege der Engländer gegen diesen Staat den britisch-ind. Besitzungen einverleibt. Die Bevölkerung, mit Ausnahme weniger Europäer dem Stamm der Birmanen angehörend, treibt Ackerbau u. nicht unbedeutenden Handel. Die wichtigsten Ausfuhrartikel des Landes, dessen größter Hafenplatz u. bedeutendste Stadt Rangun (s. d.) ist, sind Reis, das in den Wäldern noch in reichen Beständen vorkommende Teakholz, Baumwolle u. Katechu. — Die alte Hauptstadt P., an dem gleichnamigen Küstenfluß gelegen, hat jetzt nur noch 4161 E. (1871), während sie zu ihrer Blütezeit u. vor der Zerstörung durch die Birmanen 1757 deren 150,000 gezählt haben soll.

Pehlevi, s. „Persische Sprache".

Peiho od. Payho (spr. Peho), ein 75 M. langer Fluß im nördl. China, der in den Gebirgen der Mongolei seinen Ursprung hat, bei Peking vorbeifließt, indem er diese Stadt mit dem Kaiserkanal verbindet, u. in den Meerbusen von Petschyli mündet.

peilen heißt in der Seemannssprache überhaupt etwas beobachten u. bestimmen, in welcher Richtung od. in welcher Entfernung vom Schiffe es liegt. Peilung der Sonne ist die Bestimmung ihres Azimuths; Landpeilungen, Winkelbestimmung der Visirungslinie nach gewissen Punkten mit dem magnetischen Meridian, dienen zur Bestimmung des Ortes, an dem sich das Schiff befindet.

Peipussee od. Osero Tschudskoje, d. h. See der Tschuden, ein 51,3 □M. bedeckender, zu den russ. Gouvernements Estland, Livland, Pskow u. St. Petersburg gehöriger See. In den südl. Theil, Pskow'scher See genannt, mündet als sein Hauptzufluß die Welikaja, im W. strömt ihm der Fluß Embach aus dem Wirzjarw-See zu u. nach N. sendet er die Naowo (s. d.) zum Finnischen Meerbusen.

Peirithöos, ein Lapithe, Sohn des Ixion (nach Andern des Zeus) u. der Dia. Zu seiner Hochzeit mit Hippodameia, der Tochter des Lapithen Atrax, hatte P. neben vielen hellenischen Helden auch die Kentauren geladen; als der Kentaur Eurytion, vom Weine berauscht, die Braut entführen wollte u. die anderen Kentauren sich auf die übrigen Frauen stürzten, entstand ein furchtbarer Kampf der Kentauren mit den Lapithen u. den hellenischen Helden, in welchem die Kentauren schließlich unterlagen. — Die Giebelgruppe auf der Westseite des Tempels von Olympia (s. d.) stellte diesen Kampf der Lapithen u. Kentauren dar.

Peissenberg, ein zwischen Lech u. Amper aus der Ebene emporsteigender, 3014 Par. Fuß hoher Berg, der durch seine isolirte Lage eine prachtvolle Aussicht auf die Bayerischen Kalkalpen u. darüber hinaus bis in die ostschweiz., Tiroler u. Salzburger Alpen gewährt. Er heißt deswegen auch der Bayer. Rigi. Auf seinem Kulm liegt der Wallfahrtsort Hohenpeissenberg mit einer meteorologischen Station.

Peitschenwurm (Trichocephalus dispar), ein menschlicher Eingeweidewurm (Klasse der Fadenwürmer) von 45—50 mm. Länge u. am Hinterleib 1 mm. Dicke, während die vorderen drei Fünftel des Körpers haarförmig ausgezogen sind. Er lebt im Dick-, bez. Blinddarm, seltener im Dünndarm des Menschen, der Affen u. Schweine u. gehört zu den häufigeren Parasiten, steht aber nicht zum Typhus, wie das behauptet worden, in Beziehung.

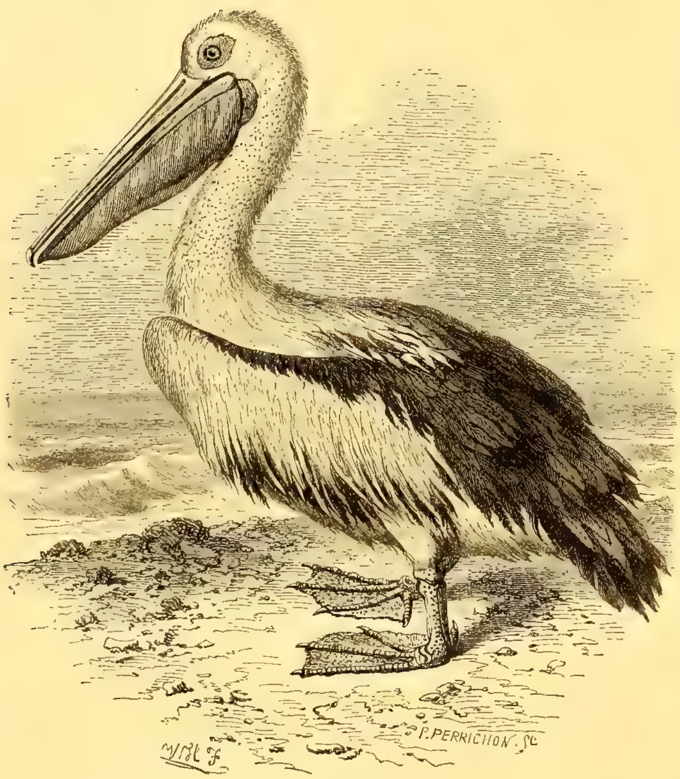
Pekannüsse, s. „Carya".

Peking, Haupt- u. Residenzstadt des Chines. Reiches, liegt in einer großen sandigen Alluvialebene der nördl. Provinz Petschyli, die im N. u. W. von Gebirgen begrenzt wird, zwischen den Flüssen Hunho u. Peiho u. steht durch letzteren mit dem Kaiserkanal in Verbindung. Die sehr weit ausgedehnte Stadt besteht aus zwei ziemlich regelmäßigen rechtwinkligen Vierecken, welche von einer hohen Mauer umgeben sind. Das nördliche, die Tataren- od. Mandschurenstadt (chines. Nei-cheng, d. h. innere Stadt) umschließt die ummauerte Kaiserstadt, von der vier Thore nach den verschiedenen Himmelsgegenden führen, u. in derselben die sog. „verbotene Stadt", die Residenz des Kaisers mit den Palästen der Minister u. Großwürdenträger des Reiches, der großen kaiserl. Bibliothek, Wohnungen für die Frauen, Tempeln 2c. Innerhalb der Kaiserstadt liegen außerdem noch ausgedehnte Gärten mit Seen u. Pavillons u. in denselben erhebt sich ein mehr als 30 m. hoher, schönbewaldeter Hügel, der „Kohlenberg". Europäern ist dieser Theil P.s zu betreten verboten. Die Chinesenstadt (chines. Wai-cheng, d. h. äußere Stadt) ist der Sitz des Handels- u. Gewerbfleißes u. stärker bevölkert als die Mandschurenstadt, doch werden von ihrer hohen Mauer, aus welcher sieben Thore nach außen führen, auch noch weite unbebaute Flächen mit Häuserruinen, Ackerland, Gärten u. große Kirchhöfe umschlossen. Die Häuser sind hier fast ausnahmslos einstöckig u. durch die geradlinigen Straßen meist in regelmäßige Quadrate getheilt. Zu den hervorragendsten Gebäuden P.s gehören außer den kaiserlichen Palästen noch die große Staatsdruckerei u. von den zahlreichen Pagoden die Tempel des Himmels, der Landwirthschaft, des Confucius u. der 1000 Lamas, hinter welchem ein großes Buddhistenkloster liegt. Die Mohammedaner besitzen hier 25 Moscheen, die Katholiken, griech. Orthodoxen u. engl. Protestanten Kirchen mit Friedhöfen. Die Universität von P. ist eine der bedeutendsten Stätten chines. Wissenschaft, die Sternwarte befindet sich aber in Verfall. P., dessen Bevölkerung höchstens ½ Million beträgt, war seit dem 5. Jahrh. v. Chr. Hauptstadt eines Fürstenthums Yen u. wurde 937 Residenz; 13. Okt. 1860 eroberten die Stadt die verbündeten Engländer u. Franzosen, welche 5 Tage später den im NW. gelegenen kaiserlichen Sommerpalast Yan-ming-yuen plünderten u. zerstörten.

Pektinstoffe heißen verschiedene, nur im Pflanzenreiche vorkommende Stoffe, denen man die Eigenschaft gewisser Früchte u. Wurzeln, beim Kochen mit Wasser eine Gallerte zu geben, zuschreibt.

Pelagianer hießen im 5. Jahrh. n. Chr. die Anhänger eines brit. Mönchs Pelagius (eig. Morgan), der um 410 in Rom mit der Lehre

auftrat, daß die Erbsünde zu verwerfen sei, vielmehr jeder Mensch ohne Sünde u. ohne Tugend geboren werde; daher könne auch Jeder durch eignes Streben u. Befolgung des Beispiels Christi zur Sündlosigkeit gelangen. Diese Lehre, welche das Erlösungswerk überflüssig machte u. dem Verdienst des Menschen Alles einräumte, stand in schroffem Widerspruch mit der Lehre Augustin's von der gänzlichen Verderbtheit der menschlichen Natur u. der Alleinwirksamkeit der Gnade Gottes. Als daher Pelagius u. sein Hauptanhänger Cölestius 411 nach Afrika kamen, wo Augustin wirkte, wurden Beide der Ketzerei angeklagt u. 412 auf einer Synode zu Karthago aus der Kirche gestoßen. Trotz dieser u. späterer Verfolgungen schlossen sich dem Pelagius zahlreiche Bischöfe an, u. der langwierige pelagianische Streit wurde erst 431 auf dem Konzil zu Ephesos mit der Verdammung der P. beigelegt. Unterdeß aber hatte sich bereits 427 eine neue Partei gebildet, welche wenigstens eine Mitwirkung des Menschen zur Erlangung der Seligkeit behauptete u. bes. die Lehre Augustin's von der Prädestination zur Verdammniß verwarf. Diese sog. Semipelagianer (d. i. halbe P.) hatten ihren Mittelpunkt an Joh. Cassianus (s. d.) u. wurden nach hitzigem Streit erst 529 auf der Synode zu Arausio verdammt. Seitdem aber bezeichnet man die immer wieder auftauchende theologische Anschauung, welche die Fähigkeit des Menschen zum Guten aus eignem Antrieb u. die Verdienstlosigkeit der sog. „guten Werke" behauptet (also die ganze spätere katholische Kirchenlehre!), als Pelagianismus.



Nr. 4425. Der Pelekan (Pelecanus).

Pelagius ist der Name zweier römischer Päpste: **P. I.** aus Rom, war Papst von 555—560 († 28. Febr.), wurde aber von den meisten abendländischen Bischöfen nicht anerkannt, weil er als Günstling Kaiser Justinian's der Hinneigung zu den Ketzereien des Origenes verdächtig war u. die Beschlüsse des 5. allgemeinen Konzils zu Konstantinopel (553) anerkannt hatte. — **P. II.**, der Sohn eines Gothen, aber zu Rom geboren, regierte vom 30. Nov. 578 bis 8. Febr. 590, ohne dem römischen Stuhl besonderes Ansehen verschaffen zu können.

Pelargonium; Pflanzengattung der Geraniaceen, mit vielen hundert Arten, welche allermeist Südafrika angehören u. gegenwärtig, wenigstens einem Theile nach, zu den werthvollsten Zierblumen gerechnet werden. Es giebt stengellose Arten mit knolliger Wurzel u. stengelbildende krautartige od. auch halbstrauch- u. strauchartige. Die Blätter umschreiben entweder eine Kreisform od. theilen sich drei- u. mehrfach, bis sie gefiedert erscheinen. Die Blumen ähneln ganz einem Geranium u. besitzen eine große Mannichfaltigkeit hinsichtlich der Form u. Färbung der Blumenblätter. Die beliebtesten sind die Scharlachblumen (Scarlet) bei hufeisenartiger Blattform. Außerdem unterscheidet man gärtnerisch gefleckte großblumige Schaublumen, Liliput-Geranien (Fancy- oder Phantasie-Geranien) mit kleinen Blumen u. auffallender Zeichnung, solche mit bunten od. wohlriechenden Blättern, knollen- od. strauchartige &c. Man pflegt dieselben bald in Töpfen, bald in freiem Lande, je nachdem Blumen u. Stengelfülle vorhanden sind, u. pflanzt sie leicht durch Stecklinge fort. Sie lieben einen sandigen mit Heide-, Moor- od. Düngererde vermischten Boden. Reine Arten sind u. a.: P. coronopifolium, tricolor, triste, inquinans, zonale, variegatum. Die letzteren drei mit bunten Blättern scheinen die Stammformen der Scarlet u. buntblätterigen P. unserer Gärten zu sein.

Pelasger ist der Name der Ureinwohner Griechenlands (s. „Griechenland, Geschichte"), doch begegnet der Name auch über Griechenland hinaus in Italien, Kreta, Kleinasien; noch in historischer Zeit hieß eine Landschaft Thessaliens Pelasgiotis. Die Ableitung des Namens ist unsicher u. die Geschichte der P. in Dunkel gehüllt. Doch hatten die P. eine gewisse Höhe der Kultur erreicht, trieben Ackerbau u. Viehzucht, kannten die Schiffahrt u. bewohnten feste Städte. Ueberreste ihrer Bauten glaubt man in den sog. Kyklopischen Mauern (s. d.) zu finden.

Pelekan (Pelecanus, Kropfgans, Eselsschreier), ein 1,7 m. großer (excl. Schnabel) u. 3,7 m. mit den Flügeln spannender Schwimmvogel aus der Familie der Pelekaniden od. Steganopoden od. Ruderfüßer, bei denen vier Zehen durch die Schwimmhaut verbunden sind. Der P. hat einen großen Kehlsack am Unterschnabel, eine nackte Kehle, weißes, im Alter rosenroth angeflogenes Gefieder, schwarze Schwingen u. große Ruderfüße. Er lebt in Südosteuropa, bes. an der unteren Donau, in der Krim bis nach Ostasien am Wasser u. nährt sich von Fischen, die er geschickt mit seinem Schnabel aufzuschöpfen versteht; in Ostindien wird er auch deshalb zum Fischfang abgerichtet. Früher wurde der P. als Symbol der Mutterliebe aufgestellt, indem sich das Weibchen angeblich die Brust aufritzen soll, um den Durst der Jungen mit seinem Blute zu stillen. — P. hieß auch ein jetzt nicht mehr gebräuchliches Instrument zum Ausziehen der Zähne.

Pêle-mêle (frz., spr. pähl-mähl), bunt durch einander; als Hauptwort: Wirrwarr.

Peleus, ein Held der griech. Sage, war der Sohn des Aeakos, Bruder des Telamon. Beide Brüder erschlugen ihren Halbbruder Phokos u. wurden deshalb von Aeakos verbannt. P. kam nach Phthia in Thessalien zu Eurytion, der ihm seine Tochter Antigone zum Weibe gab. Auf der Kalydonischen Eberjagd hatte er das Unglück, Eurytion mit dem Wurfspeer zu tödten. Deshalb floh er nach Jolkos zu Akastos. Dessen Gemahlin Astydameia faßte eine Neigung zu P., die dieser nicht erwiederte; aus Rache bewog Astydameia die Gemahlin des P. durch eine falsche Botschaft, sich selbst den Tod zu geben, u. verleumdete den P. bei Akastos, er habe nach ihrer Ehre getrachtet, so daß Akastos den Plan faßte, P. umzubringen. Er lud ihn zu einer Jagd auf dem Pelion, u. als P. eingeschlafen war, nahm er ihm sein Schwert u. ließ ihn liegen, in der Hoffnung, P. werde eine Beute wilder Thiere werden. Aber der Kentaur Chiron brachte ihm sein Schwert zurück. P. überzog nun im Verein mit Jason u. den Dioskuren den Akastos mit Krieg, vertrieb ihn u. tödtete die Astydameia. Zum Lohne für seine Keuschheit gaben die Götter dem P. die Nereïde Thetis zur Gattin u. wohnten Alle, mit Ausnahme der Eris, der Hochzeit bei. Thetis gebar dem P. den Achilleus (s. d.), der daher der Pelide genannt wird; P. überlebte denselben.

Pelikan, s. „Pelekan".

Pelion (jetzt Plessidi), ein rauhes Waldgebirge südöstl. vom Ossa in der thessalischen Landschaft Magnesia. Als die Giganten den Himmel stürmen wollten, thürmten sie den Ossa u. den Olymp auf den P. (od. den P. u. Ossa auf den Olymp). Auf dem über 1600 m. hohen Gipfel des P. stand ein Tempel des Zeus Akräos. Nahe demselben zeigte man die Grotte des heilkundigen Kentauren Chiron, dem die Sage wol deshalb hier seinen Aufenthalt angewiesen hat, weil der P. reich mit Heilkräutern bestanden war.

Pélissier (spr. Pelissjeh), Herzog **v. Malakoff,** Aimable Jean Jacques, franz. Marschall, geb. zu Maromme (Seine inférieure) 6. Nov. 1794; trat 1815 aus der Militärschule zu St.-Cyr als Unterleutnant in das Heer ein, machte 1823 als Adjutant des Generals Grundler den Span. Feldzug u. 1828—29 als Adjutant des Generals Durrieu den Feldzug in Griechenland mit, nahm 1830 an der Expedition gegen Algier Theil u. wurde Bataillonschef im Generalstabe. Nachdem er dann wieder in Frankreich gedient, ward er Ende 1839 als Stabschef der Division des Generals Schramm abermals nach Algerien beordert u. rückte dort zum Divisionsgeneral auf (April 1850). Auch war er 1848—54 Generalinspektor verschiedener Infanterie-Arrondissements u. 1850, 1851 u. 1854 interimistischer Generalgouverneur von Algerien. Die Art seiner

Kriegführung charakterisirte sich am drastischsten dadurch, daß er 800—1000 Araber in den Dahragrotten (1846) durch Rauch ersticken ließ. Im Jan. 1855 als Kommandant des 1. Corps der Orientarmee aus Algerien nach der Krim berufen, übernahm er 19. Mai den Oberbefehl über die Belagerungsarmee von Sebastopol u. wurde nach Eroberung dieser Festung 12. Sept. zum Marschall ernannt. Im Sommer 1856 nach Frankreich zurückgekehrt u. 22. Juli zum Herzog v. Malakoff mit einer Jahresrente von 100,000 Frcs. erhoben, begab er sich im März 1858 als Gesandter nach London, wurde aber schon 23. April 1859 durch Persigny (s. d.) ersetzt. Der Marschall, übrigens auch einer der Vizepräsidenten des Senats, erhielt nun das Kommando über die bei Nancy zusammengezogene Ostarmee, um während des Ital. Feldzugs den Rhein zu decken, war nach dem Frieden von Villafranca kurze Zeit Kanzler der Ehrenlegion u. ging Ende 1860 als Generalgouverneur wieder nach Algier, wo er 22. Mai 1864 starb. Seine Ueberreste wurden im Pariser Invalidenhotel beigesetzt.

Pellagra (Erythema pellagrosum) ist der Name einer in Oberitalien, Spanien u. Südfrankreich endemisch vorkommenden Krankheit, welche in einer Röthung der unbedeckt getragenen Hautstellen besteht. Dieselbe befällt nur die Landbewohner, welche sich mit viel Feldarbeit zu beschäftigen haben, u. zwar hauptsächlich Frauen, u. soll die schlechte Ernährung, bes. den fast ausschließlichen Genuß des Maises, welcher in jenen Länderstrichen herrscht, zur Ursache haben. Die Krankheit herrscht vorzugsweise in den wärmeren Jahreszeiten. In schweren Fällen gesellen sich zu der Hauterkrankung meist noch Verdauungsstörungen u. Nervenleiden hinzu; die Kranken fühlen sich matt u. abgeschlagen, klagen über Schmerzen in allen Gliedern, leiden an Schwindel u. Krämpfen, u. bisweilen bildet den Ausgang der Krankheit Verrücktheit u. Blödsinn. Nur die leichten Formen sind heilbar; zur Heilung genügt die Entfernung des Kranken aus den unangemessenen Verhältnissen u. eine milde aber kräftige Diät.

Pellegrini, genannt Tibaldi, Maler, Baumeister u. Bildhauer, geb. zu Bologna 1527, scheint Anfangs Schüler des Bagnacavallo gewesen zu sein. In Rom malte er von 1550 an, da er sich aber hierin selber nicht genügte, so wandte er sich auch zur Baukunst u. war hierfür in Bologna, Pavia u. Mailand thätig. In letzterer Stadt erbaute er die lange Zeit für ein klassisches Vorbild gehaltene Kirche S. Fedele u. wurde infolge dessen als Lieblingsbaumeister des Erzbischof Carlo Borromeo auch Baumeister des Doms, dem er aber ohne Verständniß der Gothik eine Menge unglücklicher Neuerungen verlieh. 1586 erhielt er einen Ruf nach Spanien, wo er für Philipp II. den Plan zum Escorial entwarf u. auch als Maler u. Bildhauer thätig war. Er starb zu Mailand im J. 1591. Seine Bilder sind nicht ohne Anmuth u. Gefühl, seine Bauwerke ziemlich nüchtern u. kahl.

Pelletan (spr. Pelletang), Pierre Clément Eugène, franz. Schriftsteller u. Politiker, geb. zu Royan (Charente inférieure) 29. Okt. 1813; studirte seit 1833 in Paris u. wurde, nachdem er Belgien, Deutschland u. Italien bereist hatte, Mitarbeiter verschiedener Blätter, u. a. der „Presse"; 1848 gründete er mit Lamartine u. Laguéronnière den „Bien public" als Organ des gemäßigten Republikanismus, doch ging dieses Blatt nach der Wahl Ludwig Napoleon's zum Präsidenten wieder ein u. P. kehrte zur „Presse" zurück. Seinem angesehenen Namen als Schriftsteller fügte er, seit 1863 Mitglied der äußersten Linken in der Abgeordneten-Kammer, auch den eines glänzenden Redners hinzu. 1868 ward er Chefredakteur der von ihm mitbegründeten Wochenschrift „La Tribune". Am 4. Sept. 1870 als Minister ohne Portefeuille in die Regierung der nationalen Vertheidigung aufgenommen, widmete P. seine Thätigkeit während der Belagerung von Paris hauptsächlich den Ambulancen u. der Nationalgarde, begab sich 6. Febr. 1871 mit Emm. Arago u. Garnier-Pagès nach Bordeaux, um die Einmüthigkeit zwischen der Pariser Regierung u. der Delegation wieder herzustellen, u. ward 8. Febr. in die Nationalversammlung gewählt. Wieder nahm er hier seinen Sitz auf der äußersten Linken, doch ergriff er niemals das Wort u. zog sich bald ins Privatleben zurück. Am bekanntesten unter seinen Werken ist „La nouvelle Babylone" (Par. 1862 u. ö., auch ins Deutsche übersetzt), für die Kulturgeschichte einmal eine literarische Quelle für die Darstellung der Sittenlosigkeit u. des Verfalls des 2. Kaiserreichs. Tiefer ist sein Buch „Les droits humains" (ebd. 1858; 3. Aufl. 1871). Außerdem sind zu nennen: „La lampe éteinte" (ein lit.-philos. Roman, 2 Bde., 1840); „L'histoire des trois journées de février 1848" (1848); „L'histoire du brahmanisme" (1846); „Profession de foi du 19me siècle" (gesammelte Artikel aus der „Presse", 1853; 2. Aufl. 1854); „Heures du travail" (desgl., 2 Bde. 1854); „Décadence de la monarchie française" (1860); „La comédie italienne" (1862); „La tragédie italienne" (1862); „Les fêtes de l'intelligence" (1863); „La charte du foyer" (1864) 2c.

Pellico, Silvio, berühmter, nam. auch durch sein trauriges Schicksal bekannt gewordener italienischer Dichter, geb. 24. Juni 1788 zu Saluzzo in Piemont; empfing seine Erziehung in Pignerol, lebte seit 1804 längere Zeit in Lyon, siedelte aber später nach Mailand über u. schloß sich hier, begeistert für die nationale Wiedergeburt Italiens u. für die zu erstrebende Befreiung desselben von der Fremdherrschaft, eng an die patriotisch-liberale Partei an. Der österr. Regierung verdächtig geworden, wurde er 1820 verhaftet u. hatte zunächst eine zweijährige qualvolle Untersuchungshaft in Sta. Margherita, unter den Bleidächern u. auf der Insel S. Michele bei Venedig zu erdulden, welche, obwol ihm eine wirkliche Schuld nicht



Nr. 4426. Silvio Pellico (geb. 24. Juni 1788, gest. 24. Jan. 1854).

nachgewiesen werden konnte, im Januar 1822 mit seiner Verurtheilung zum Tode endete; indessen wurde P. vom Kaiser zu fünfzehnjähriger Kerkerstrafe begnadigt. Zur Abbüßung derselben auf den Spielberg bei Olmütz abgeführt, mußte er hier in einem unterirdischen Kerker bei zum Theil (nam. vom J. 1824 ab) sehr strenger Behandlung über acht Jahre schmachten. Erst am 10. Aug. 1830 erhielt er durch eine Amnestie die Freiheit zurück, aber seine Gesundheit war für immer zerstört. Er lebte seitdem zu Turin im Hause der Marquise v. Barolo u. starb hier 24. Jan. 1854. Vor seiner Kerkerhaft bereits hatte sich P. durch eine meisterhafte Uebersetzung von Byron's „Manfred" u. durch seine patriotische Tragödie „Francesca da Rimini" (Mailand 1818; deutsch von Schädelin, Zürich 1836) einen geachteten Dichternamen erworben u. auch die dramatischen Dichtungen, welche er nach seiner Wiederbefreiung veröffentlichte, nehmen, obwol sie hinter der „Francesca da Rimini" weit zurückstehen, doch einen ehrenvollen Platz in der neueren italienischen Literatur ein. Am berühmtesten aber ist P.'s Prosawerk „Le mie prigioni", d. h. Meine Gefängnisse (Par. 1833; deutsch 1833 u. ö.) geworden, in welchem er seine zehnjährigen Gefängnißleiden, die er mit religiöser Ergebung ertragen hatte, zum Gegenstande einer anziehenden, obwol ruhigen u. leidenschaftslosen Erzählung machte.

Pelopidas, thebanischer Feldherr u. Staatsmann, aus vornehmer u. reicher Familie; schloß sich der demokratisch-nationalen Partei an, mußte daher, als 382 die Oligarchen mit Sparta's Hülfe siegten,

fliehen u. fand mit etwa 400 Gesinnungsgenossen Aufnahme in Athen. Im Herbst 379 kehrte er, nachdem Vorbereitungen zum Sturze der Oligarchen getroffen waren, mit 12 Anderen heimlich nach Theben zurück, die Oligarchen wurden ermordet u. P. zu einem der drei Böotarchen ernannt. In dem nun folgenden Kriege mit Sparta, bei welchem er Athen auf seine Seite zu ziehen wußte, sc[illegible] er die Spartaner erst 375 bei Tegyra, dann 371 bei Leuktra u. rü[illegible] 370 mit Epaminondas in den Peloponnes ein. Später stellte er seiner Politik hauptsächlich die Erweiterung des Einflusses Thebens im Norden zum Ziel, leistete den thessalischen Städten Hülfe gegen Alexander von Pherä u. war in den inneren Streitigkeiten Makedoniens mehrfach als Vermittler thätig. Im J. 368 als Gesandter nach Thessalien geschickt, wurde P. von Alexander gefangen genommen, aber durch ein anrückendes thebanisches Heer befreit. Gleich darauf ging er als Gesandter zum persischen Könige nach Susa. Im J. 364 unternahm er noch einmal einen Feldzug für die Städte Thessaliens gegen Alexander; bei Kynoskephalä kam es zur Schlacht, in der die Thebaner siegten, aber P. selber fiel.

Pelopium, der Name eines vermeintlichen chemischen Elementes, welches Heinrich Rose in einigen seltenen Mineralien, den amerikanischen Columbiten u. den Tantaliten von Bodenmais in Bayern zugleich mit einem anderen, dem Niob'ium, gefunden zu haben glaubte; später erkannte er jedoch, daß die vermeintliche Pelopsäure nichts weiter als eine andere Oxydationsstufe des Niobium sei; es wurde daher das P. aus der Reihe der chemischen Grundstoffe wieder gestrichen.

Peloponnes, s. „Griechenland, Geographie".

Peloponnesischer Krieg (431—404 v. Chr.) wird der 27jährige Kampf genannt, durch welchen die Hegemonie Griechenlands von Athen auf Sparta überging. Lange schon erweckte die Machtstellung des ionischen u. demokratischen Athens den Neid der dorischen u. aristokratisch regierten Festlandsstaaten, u. nur mit großer Mühe war es Perikles 445 noch gelungen, einen Frieden auf 30 Jahre zu Stande zu bringen. Als nun Athen die Korkyräer in der Seeschlacht bei den Syboten gegen Korinth unterstützte u. Potidäa, eine korinthische Kolonie, belagerte, weil es aus dem Bunde getreten war, klagte die Mutterstadt desselben in Sparta, Athen habe den Frieden gebrochen. Absichtlich verlangte man als Genugthuung Unmögliches: Athen solle die Alkmäoniden verbannen — denn Perikles gehörte zu ihnen —, den geächteten Megarensern wieder gestatten auf seinen Markt zu kommen, Potidäa verlassen, das seemächtige Aegina freigeben, endlich den Bund auflösen. Infolge dessen entstand zunächst der Archidamische Krieg (431—421), so genannt, weil der spartanische König Archidamas mit der Ueberzahl seiner Peloponnesier Attika verwüstete, während die Athener sich in ihrer Hauptstadt zusammendrängten, wo die Pest Tausende, unter ihnen auch Perikles († 429) wegraffte, od. mit der Flotte an den Küsten des Peloponnes landeten u. plünderten. 429 unterlag Potidäa, 427 die reiche Insel Mitylene, welche für ihren Abfall vom Bunde durch zahlreiche Hinrichtungen bestraft wurde (s. „Kleon"), 425 schlug Demosthenes im messenischen Pylos ein befestigtes Lager auf, u. Eurymedon schloß mit der atheniſchen Flotte eine Abtheilung der vornehmsten Spartiaten auf der Insel Sphakteria ein. Vergeblich bat Sparta jetzt um Frieden u. wandte sich an die Großmuth der Athener. Die Kriegspartei unter dem leidenschaftlichen Volksführer Kleon gewann die Oberhand u. man brachte die eingeschlossenen Spartaner als Gefangene nach Athen. Aber schnell wandte sich das Glück. Die Thebaner, Verbündete Sparta's, welche schon 427 Platää zerstört hatten, siegten 424 entscheidend bei Delion (s. „Alkibiades" u. „Sokrates"), u. als der kluge u. tapfere Spartaner Brasidas den Krieg nach den thrakischen Kolonien der Athener verlegte, gewann er 422 den glänzenden Sieg bei Amphipolis über Kleon. Der Tod beider Feldherren machte dem gemäßigten u. patriotisch gesinnten Aristokraten Nikias u. dem spartanischen Könige Pleistoanax 421 den Abschluß eines Friedens auf 50 Jahre möglich, der jedoch der kriegerischen Gesinnung des Volkes in beiden Hauptstaaten wenig entsprach u. von den kleineren Staaten Korinth, Argos, Mantinea u. Elis geradezu verworfen wurde. Schon standen diese in Waffen gegen Sparta, u. Alkibiades trug darauf an, sie zu unterstützen, als ihre Niederlage bei Mantinea 418 für kurze Zeit den Bestand des Friedens sicherte. — Wenige Jahre darauf gab das Gesuch der kleinen Stadt Egesta in Sizilien, es im Kampfe gegen Selinus u. Syrakus zu unterstützen, u. die von Alkibiades erweckte Hoffnung, die schöne Insel zu besitzen, den erwünschten Anlaß zu einem zweiten Zusammenstoß in der sizilischen Expedition (415—413). Eine glänzende Flotte segelte unter Alkibiades, Lamachos u. Nikias vor Syrakus, aber der Erste wurde alsbald wegen mehrerer Frevel (s. „Alkibiades") zurückgerufen, um vor Gericht gestellt zu werden, u. floh nach Sparta, Lamachos fiel im Kampfe u. Nikias, obwol verstärkt durch Eurymedon u. Demosthenes, unterlag vollständig, als der Spartaner Gylippos den Syrakusern zu Hülfe kam (s. „Nikias"). Tausende von Athenern wurden als Sklaven verkauft od. starben in den Steinbrüchen; die Feldherren tödteten sich selbst, als ihre Hinrichtung verfügt war. Zugleich begann der Dekeleikische Krieg (413—404). Der spartanische König Agis besetzte die Feste Dekeleia nach dem Rathe des Alkibiades u. schnitt auf diesem Wege der Stadt Athen alle Getreidezufuhr aus Böotien u. Euböa ab, während Alkibiades selbst einen Bund Sparta's mit den persischen Satrapen Kleinasiens, mit Tissaphernes u. Pharnabazos, abschloß, mit wenigen Schiffen in Chios der Aristokratenpartei zum Siege verhalf u. die ganze Insel nebst einem Theile Joniens zum Abfall von Athen bewegte. Schon hatte die oligarchische Partei unter Peisandros eine Beschränkung der Demokratie in der Hauptstadt (411) zu Stande gebracht, um einen Frieden mit Sparta zu vermitteln, als das Heer u. die Flotte in Samos dagegen protestirten, den verbannten Alkibiades zurückriefen, der schnell den Satrapen Tissaphernes für Athen gewann, u. Thrasybulos u. Thrasyllos nun (im Herbst 411) bei Abydos über die Spartaner siegten. Als Alkibiades selbst 410 durch den Sieg über Mindaros von Sparta, 409 durch die Einnahme von Chalkedon u. Byzanz den Weg nach dem Schwarzen Meere geöffnet hatte, rief ihn seine Vaterstadt zurück u. stellte ihn als alleinigen Feldherrn an die Spitze des Heeres u. der Flotte. Allein schon im folgenden Jahre verbannte sie ihn wieder, als sein Unterfeldherr Antiochos bei Notion durch den schlauen Lysander besiegt war, der Geld u. Schiffe von Kyros dem Jüngeren erhalten hatte. Wol errangen die Athener 406 noch einen glänzenden Seesieg bei den Arginusen über Kallikratidas, der gleich im Beginn der Schlacht ein Opfer seiner Tapferkeit wurde, aber sie befleckten ihren Ruhm, indem sie ihre eigenen Feldherren mit Ausnahme Konon's der Intrigue des oligarchisch gesinnten Theramenes preisgaben u. hinrichten ließen. Bei Aegospotamoi gerieth ihre letzte Flotte durch die Nachlässigkeit ihrer ungeübten Feldherren in die Schlingen, welche Lysander ihr gelegt hatte. Nur Konon entkam nach Cypern, um bessere Zeiten abzuwarten. Langsam segelte der Sieger von Stadt zu Stadt, von Insel zu Insel, setzte oligarchische Verfassungen ein u. zwang alle Athener nach ihrer Stadt zurückzukehren, damit sie die Zahl der Hungernden vermehrten. Endlich lagerte er selbst 404 vor Athen, das nach langen Verhandlungen, verrathen durch seine eigenen oligarchischen Unterhändler, sich bequemen mußte, seine Kriegsschiffe auszuliefern, seine Mauern niederzureißen, eine Regierung von 30 Oligarchen (Tyrannen) unter dem Harmosten Lysander anzunehmen u. eine spartanische Besatzung in der Akropolis zu dulden.

Pelops, in der griech. Sage ein Sohn des Tantalos (s. d.) u. der Dione, der Tochter des Atlas. Als die Götter bei Tantalos zum Mahle waren, schlachtete dieser den Knaben P. u. setzte ihn den Göttern als Speise vor; die Götter aber merkten den Trug u. gaben dem P. durch die Kunst des Hermes Gestalt u. Leben wieder; nur die Demeter hatte bereits die eine Schulter verzehrt, weshalb P. von den Göttern eine elfenbeinerne Schulter erhielt: seine sämmtlichen Nachkommen waren deshalb durch ein Mal auf der Schulter ausgezeichnet. Als Jüngling zog P. nach Pisa in Elis, um bei dem dortigen Könige Oenomaos um dessen Tochter Hippodameia zu werben. Oenomaos aber, dem ein Orakel den Tod geweissagt hatte, wenn seine Tochter sich vermähle, stellte allen Freiern derselben die Bedingung, mit ihm ein Wettrennen zu halten, u. wen er einholte, den tödtete er. Schon 13 Bewerber waren dem Oenomaos als Opfer gefallen, P. aber besiegte den König mit Hülfe der von Poseidon ihm geschenkten Rosse u. indem er den Myrtilos, den Wagenlenker des Königs, bestach: Oenomaos verlor beim Wettrennen das Leben u. P. erhielt die Hand der Hippodameia u. das Reich. Die Hälfte desselben hatte P. dem Myrtilos versprochen, aber er entledigte sich dieses Gelübdes, indem er Myrtilos ins Meer stürzte; Myrtilos fluchte ihm u. dieser Fluch ruhte seitdem auf dem Hause der Pelopiden. Außer Pisa gewann P. auch noch Olympia, wo er die Spiele prächtiger erneuerte, u. breitete seine Herrschaft auch über Arkadien aus; die ganze Halbinsel des südl. Griechenlands wurde nach ihm Peloponnes (d. h. Insel des P.) genannt. Mit Hippodameia zeugte P. eine Reihe von Kindern, darunter Atreus u. Thyestes; die Axioche (od. Danaïs) gebar ihm den Chrysippos, den der Vater den übrigen Kindern vorzog; deshalb erschlugen Atreus u. Thystes den Chrysippos, wurden aber dafür vom Vater vertrieben. In Olympia (s. d.) wurde P. als Heros hoch verehrt.

Peloton ist nach dem französischen Reglement die Benennung der Compagnie in der Front des Bataillons u. im Gefecht überhaupt, welche von den Rheinbunds-Contingenten, da sie lediglich das französische Reglement besaßen, für ihre Infanterie-Compagnien eingeführt wurde. Das P. zerfiel in zwei Sektionen. — Peloton-Feuer, das gleichzeitige Feuer eines P., also eine Salve. Der Ausdruck P. kommt in den deutschen Reglements nicht mehr vor.

Pelouze (spr. Peluhß), Théophile Jules, franz. Chemiker, geb. zu Valognes im Departement Manche 26. Febr. 1807; besuchte die Pharmazeutenschule in La Fère, kam 1827 nach Paris, wo er in das Laboratorium Gay-Lussac's eintrat, war 1830 Lehrer der Chemie in Lille, wurde dann Repetent Gay-Lussac's am Pariser Polytechnikum u. 1837, in welchem Jahre ihn auch die Akademie der Wissenschaften in ihren Schoß aufnahm, Professor am Collége de France, sowie Mitglied der Münzkommission, in der er seit 1848 den Vorsitz führte. 1846 eröffnete er zugleich ein eigenes Laboratorium mit einer Chemischen Schule. Er starb zu Paris 1. Juni 1867. P. hat sich durch mehrere neue Verfahren in der technischen Chemie verdient gemacht, bes. durch eine neue Methode, Schwefelsäure zu fabriziren. Die meisten seiner Abhandlungen hat er in den „Annales de physique et chimie" niedergelegt. Mit Fremy verfaßte er einen „Traité de chimie générale" (6 Bde., Par. 1853—56; 3. Aufl. 1860), von dem auch ein „Abrégé" (3 Bde., ebd., 4. Aufl. 1859) erschien.

Pelusium, im Alten Testament Sin, d. h. Kothstadt, Stadt an der östlichsten Nilmündung, die nach P. die pelusische genannt wurde. P., Osthafen u. Schlüssel von Aegypten, 20 Stadien vom Meere inmitten von Sümpfen gelegen, war als Grenzstadt gegen Arabien stark befestigt, hatte wiederholt Belagerungen auszuhalten u. sah in ihrer Nähe große Schlachten geliefert werden. Bei P. wurde das Heer des Sanherib von Sethon zurückgetrieben u. kämpften 525 v. Chr. Kambyses u. Psamenit; 374 wurde die Stadt von Pharnabazos u. Iphikrates angegriffen, 309 von den Persern belagert u. erobert u. fiel nach der Schlacht bei Actium 31 v. Chr. in die Hände Octavian's. Die große aber aller Denkmäler beraubte Trümmerstätte von P. liegt eine starke Tagereise südöstl. von Port Said; die Stelle der alten Festung bezeichnen die Trümmerhaufen von Tell el Her u. das Scherbenfeld der sog. Gezîret el Farama.

Pelzmotte (Haarschabe, Tinea pellionella), eine der schädlichsten Motten, mit weißem Kopf u. Halskragen, silbergrauen, in der Mitte dunkelpunktirten Vorderflügeln u. gelblichweißen Hinterflügeln; legt im Mai ihre Eier an Pelzwerk, Polster ꝛc., worin dann die Räupchen ihre verheerende Thätigkeit entwickeln. Oefteres Ausklopfen u. trockne Hitze sind die besten Schutzmittel.

Pelzwaaren, s. „Rauchwaaren".

Pelzwerk, heraldisches, s. „Heraldik".

Pembroke (spr. Pembrohk), die südwestlichste Grafschaft des engl. Fürstenthums Wales, 28,93 □M. mit 91,998 E. (1871); nimmt den äußersten Theil der am weitesten nach W. vorspringenden Halbinsel dieses Landes ein u. erhebt sich von den wellenförmigen Ebenen im S. nach N. zu einem Gebirgszuge, dessen höchster Gipfel der 502 m. hohe Preseley ist. Der reichgegliederten Küste sind zahlreiche Inseln vorgelagert. In den fjordartig tief in das Land einschneidenden Milford Haven mündet der Cleddy, der Hauptfluß der Grafschaft. Die Bevölkerung beschäftigt sich vorzugsweise mit Viehzucht, Seefischerei u. Handel. Der Hauptort, Haverfordwest, mit 6622 E. (1871) am Cleddy, ist ein wichtiger Markt für die Landesprodukte. Die Stadt **P.** mit 13,704 E. am Milford Haven besitzt große Werften u. ist stark befestigt.

Pembroke (spr. Pembrok), engl. Grafentitel, der dem gleichnamigen Schlosse u. Flecken an der Küste von Südwales entlehnt u. seit 1138 verschiedenen Geschlechtern beigelegt worden ist. Am bemerkenswerthesten sind: William **v. Hampstead**, seit 1202 Graf **v. P.**, Reichsmarschall von England; war seit 1216 als Vormund Heinrich's III. zugleich Reichsverweser, setzte die Bestätigung u. Revision der „Magna charta" durch, schlug die von der Volkspartei herbeigerufenen Franzosen 19. Mai 1217 bei Lincoln, schloß 11. Sept. den Frieden von Lambeth, infolge dessen die Franzosen das Land räumten, u. starb 16. Mai 1219. Sein Geschlecht erlosch 1245. Almeric **v. Valence**, Graf **v. P.**, Sohn des von seinem Halbbruder, dem König Heinrich III., 1247 zum Grafen v. P. erhobenen William v. Valence aus dem Hause Lusignan; erhielt für seinen Sieg über den König Robert Bruce von Schottland bei Methven (1306) die Würde eines Hüters der schott. Grenze, ward aber 1307 bei Londonhill von Bruce geschlagen u. theilte 1314 auch die Niederlage Eduard's II. bei Bannockburn. Seine Ermordung, 23. Juni 1325, war auch das Ende seines Geschlechts. Die Familiengüter fielen durch Heirath den Hastings zu. — John **v. Hastings**, Graf **v. P.**, für dessen Vater Eduard III. die Würde eines Grafen v. P. erneuert hatte, verheerte 1369 auf Befehl des Schwarzen Prinzen Poitou, wurde 1370 Statthalter von Guyenne, verlor 1372 die Seeschlacht bei La Rochelle gegen die vereinigte franz.-castil. Flotte u. starb 1375. Mit seinem gleichnamigen Sohne bereits erlosch 1389 auch sein Geschlecht wieder. — Jasper **Tudor**, seit 1452 Graf **v. P.**, mütterlicherseits ein Halbbruder Heinrich's IV., hielt es im Kampfe der beiden Rosen mit dem Hause Lancaster, floh nach dem Siege des Hauses York 1462 nach Schottland, ward, nachdem sein Neffe, der Tudor Heinrich VII., den Thron an sich gerissen, zum Herzog von Bedford u. Erbmarschall von England erhoben, ging als Vizekönig nach Irland, führte 1492 ein Heer nach Frankreich u. starb 21. Dez. 1495 kinderlos. — Anna Boleyn erhielt 1532 von Heinrich VIII. den Titel einer Marquise v. P. u. führte denselben bis zu ihrer Erhebung zur Königin. — William **Herbert**, seit 10. Okt. 1551 Graf **v. P.**, der Abkömmling eines Bastards von Heinrich I., dessen Nachkommen noch jetzt in Besitz des Titels sind; kam als Gemahl einer Schwester der Katharina Parr, der sechsten Gemahlin Heinrich's VIII., zu großem Ansehen bei Hofe, ward einer der Vormünder Eduard's VI., erklärte sich 1553 für die Thronerhebung der Lady Grey, fiel aber sehr bald von ihr ab u. rief die Prinzessin Maria zuerst als Königin von England aus, eroberte im Verein mit den Spaniern 1557 St. Quentin, konnte dagegen den Verlust Calais' nicht verhindern, nahm unter Elisabeth an den theologischen Konferenzen Theil, welche das heutige kirchliche System in England schufen, ward als Fürsprecher Maria Stuart's 1569 verbannt u. starb in Frankreich 17. März 1570. — Philipp **Herbert**, Graf **v. Montgomery**, seit 1630 auch Graf **v. P.**, ein Günstling Jakob's u. Karl's I.; gehörte dennoch zu denjenigen Lords, welche Jakob zu allererst verließen, trat sogar 1647 in das sog. lange Parlament u. stimmte 1649 für die Abschaffung des Oberhauses; er starb 23. Jan. 1650. — Sidney **Herbert**, Graf **v. P.**, s. unter „Herbert".

Pemmikan ist ein Fleischpräparat, das aus scharfgetrocknetem Muskelfleische durch Zermahlen desselben u. Vermischen mit Fett hergestellt wird, u. das in Form eines groben Pulvers den nordamerik. Indianern zur Winternahrung dient.

Penaten (lat. Penātes), die Hausgötter der Römer. Ihre Bilder standen in den sog. penetralia, d. h. in dem großen Saale, der als Mittelpunkt des Hauses galt u. der der gewöhnliche Aufenthalt der Familie war, in einem Schreine in der Nähe des Herdes, auf welchem ihnen eine immerwährende Flamme brannte. Bei allen wichtigen Familienereignissen brachte man ihnen Opfergaben dar. Zu den P., deren Zahl, Namen u. Geschlecht unbestimmt waren, gehörten alle Gottheiten, die als Schützer des Hauses gelten konnten, z. B. Jupiter, Vesta, die Laren ꝛc. Wie die Familie ihre P. hatte (die p. privati od. minores), so auch der Staat als eine große Familie die seinigen (p. publici od. majores), die in einem geheimen Theil der penetralia des Vestatempels verborgen sein sollten.

Penchant (franz., spr. Pangschang), Neigung, Hang, Liebhaberei.

Pencz od. Pens, Georg, einer der begabtesten Schüler Dürer's, geb. zu Nürnberg 1500, gest. zu Breslau 1556. Er besaß eine glückliche Erfindungsgabe u. viel Schönheitssinn, hatte sich ein klares, kräftiges Kolorit erworben u. veredelte späterhin seinen Geschmack in Komposition u. Zeichnung noch in Italien durch das Studium Rafael's. Seine nicht häufigen Historienbilder befinden sich fast nur in Nürnberg u. in der Pinakothek zu München, von seinen Portraits einige im Museum zu Berlin u. Wien. Wol noch bedeutender ist er als Schüler Dürer's u. Marcantonio Raimondi's im Kupferstich; auf zahlreichen Blättern (etwa 126) behandelte er hierin im Geist der Schule Rafael's geschichtliche, allegorische, mythologische Gegenstände u. Genrebilder.

Pendant (franz., spr. Pandang), Gegen- od. Seitenstück, Gegenbild.

Pendel heißt in der Mechanik ein an einem Faden od. Stabe aufgehängter schwerer Körper, der durch einen Anstoß in periodische Schwingungen versetzt werden kann. Wird der Aufhängungsfaden gewichtlos gedacht, so hat man ein mathematisches P., sonst ein physisches. Die Länge des Fadens heißt Pendellänge, der schwere Punkt der Schwingungspunkt. Ein mathematisches P. von 1 m. (genauer 0,996 m.) Länge braucht zur Schwingung 1 Sekunde Zeit u. heißt Sekundenpendel. Die Schwingungszeit ist bei gleicher Länge unabhängig von der Größe des Bogens, in welchem das P. schwingt, dahingegen schwingt ein viermal längeres doppelt so langsam, ein hundertmal längeres zehnmal so langsam. Man kann dies kurz durch das Gesetz ausdrücken: Die Schwingungszeiten verschieden langer P. verhalten sich wie die Quadratwurzeln aus den Pendellängen. Die Pendelgesetze sind zuerst von Galilei (s. d.) erforscht worden. Wegen der Unabhängigkeit

der Schwingungszeit vom Schwingungsbogen benutzt man seit Huyghens (s. d.) das P. zur Regulirung des Ganges von Uhren. Wie das P. durch die Hemmung in das Räderwerk eingreift, darüber siehe „Ankerhemmung“. Foucault's Pendelversuch s. d. Art.

Pendschab (d. h. Fünfstromland), engl. Punjâb, die nordwestlichste Provinz des Indobrit. Reiches mit 4797,6 □M. u. 17,596,752 E. (1868), bildete vor der Eroberung durch die Engländer den Hauptbestandtheil des Reiches der Sikhs (s. d.) od. von Lahore (s. d.) u. hat seinen Namen von den fünf hier fächerförmig zusammenfließenden Strömen Indus, Satledsch, Dschelam, Tschinâb u. Rawi. Im W. durch die Solimanketle von Afghanistan geschieden steigt es von der Tiefebene des Indus nach NO. in reichbewaldeten Terrassen zu den Vorbergen des Himalaja an. Wo das Land durch die Flüsse u. die von ihnen abgeleiteten Kanäle bewässert wird, ist es ungemein fruchtbar; über diese Kulturregion hinaus breiten sich aber zwischen den Strömen große Steppen u. Wüsten aus, deren einstige Kultur durch die Ruinen von Städten u. Tempeln u. verfallene Wasserläufe bewiesen wird, die jetzt aber nur von halbbarbarischen Ansiedlern bewohnt werden u. räuberische Nomaden bergen. Das Klima ist im Ganzen trocken, aber trotz der großen Sommerhitze gesund. In den kühlen Wintern findet nicht selten Eisbildung statt. An mineralischen Schätzen ist das Land sehr reich, bes. besitzt es gewaltige Steinsalzlager am Kalabaghgebirge im W. Gold führen alle Flüsse, u. Eisen, Blei, Kupfer, Silber u. Antimon findet sich in den Gebirgen in abbauwürdigen Lagern. Die Bevölkerung besteht aus den Stämmen der Dschats, Gudschars, Radschputen u. Patans; den NO. nehmen die Afghanen ein. Am wichtigsten sind die Dschats, Nachkommen tatarischtibetanischer Stämme, deren großes Reich durch die Türken seinen Untergang fand; $^2/_3$ der Bevölkerung sind Mohammedaner. Der Ackerbau wird selbst im Gebirge mit großer Sorgfalt betrieben. Seine wichtigsten Produkte sind Weizen, Reis, Thee, welcher seit 1850 in der Umgebung von Kangra in großer Ausdehnung kultivirt wird, Tabak, Opium, Zuckerrohr, Baumwolle. Die Waldungen liefern treffliches Fichten- u. Cedernholz. Die Steppen begünstigen die Viehzucht, welche Butter u. Wolle auch für die Ausfuhr gewährt. Bedeutend ist die Industrie der größeren Städte, nam. die Shawlweberei, die Fabrikation von Waffen, emaillirten Schmuckgegenständen u. wollenen u. seidenen Webwaaren. Der Handel hat sich, seitdem auf dem Indus u. Satledsch Dampfer regelmäßig verkehren u. die ind. Regierung Eisenbahnen baut, außerordentlich entwickelt, nam. nach Kaschmir, Tibet u. Centralasien. Im P., welches von einem Vizestatthalter regiert wird, haben über 50,000 E. die Städte Delhi (154,417 E.), Amritsur (135,813 E.), Lahore (98,924 E.), Mooltan (56,826 E.) u. Peschauer (58,555 E.) nach dem Census von 1871.

Pendule (franz., spr. Pangdühle), eine Pendeluhr, bes. heißen so die nicht zu hohen Standuhren welche nicht durch Gewichte, sondern durch Federspannung in Trieb erhalten werden u. die, weil sie eine Aufstellung auf Möbeln, Kaminen ꝛc. gestatten, oft als elegante Dekorationsstücke ausgeführt werden. Der Hauptfabrikationsort für P.n ist Paris.

Peneios (lat. Peneus, jetzt Salambria, türk. Kösten), der Hauptfluß Thessaliens; entspringt auf dem Pindos, fließt in östl. Richtung, aber einen großen südl. Bogen beschreibend, nimmt eine Anzahl von Nebenflüssen auf, drängt sich zwischen Olymp u. Ossa durch (Thal Tempe) u. mündet, auf seinem unteren Laufe schiffbar, in den Thermaïschen Meerbusen (Golf von Saloniki). Unter den vom P. berührten Städten war die bedeutendste Larissa (s. d.).

Penelōpe, Tochter des Spartaners Ikarios u. der Periböa, wurde die Gemahlin des Odysseus (s. d.) u. von diesem die Mutter des Telemachos. Während der Abwesenheit des Odysseus von Freiern umworben, hielt sie dieselben mit der Ausrede hin, sie müsse vor der Entscheidung noch das Leichentuch ihres Schwiegervaters Laërtes weben, trennte aber Nachts wieder auf, was sie am Tage gewoben hatte. Am Tage der endlichen Entscheidung kehrte Odysseus zurück.

pénible (franz., spr. penibel), peinlich, beschwerlich, mühsam.

Penig, Stadt in der königl. sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig mit 5950 E. (1875); liegt 3 M. im NW. von Chemnitz an der Zwickauer Mulde, der Muldenthalbahn u. einer Zweigbahn der Chemnitz-Leipziger Eisenbahn, ist Sitz eines Gerichtsamtes u. hat zwei schönburg. Schlösser. Die wichtigsten Zweige der regen Industrie sind Papierfabrikation, Weberei, Spinnerei u. Maschinenbau.

Penn, William, Gründer von Pennsylvanien, geb. 14. Okt. 1644 in London; war der Sohn des Vizeadmirals P., welcher 1655 Jamaica eroberte u. 1644 unter dem Oberbefehl des Herzogs v. York (Jakob II.) die holländ. Flotte zerstören half. Seine glänzenden Aussichten auf eine staatsmännische Carrière schienen vernichtet, als er in Oxford durch den Quäker Loe bewogen wurde, sich seiner Sekte anzuschließen. Zweimal trieb ihn der Vater aus dem Hause u. rief ihn doch wieder zurück, obwol er seiner Ueberzeugung treu blieb u. sich nicht entschließen mochte, weder vor ihm noch vor dem König den Hut abzunehmen. Als P. öffentlich predigte u. Traktate schrieb, sperrte man ihn bald in den Tower, bald in Newgate ein u. machte ihm den Prozeß, ja man verhaftete die Richter, welche ihn freigesprochen. Dennoch blieb er standhaft u. erlangte auch die Gunst des Vaters wieder, der ihm 1670 einen bedeutenden Besitz hinterließ. Durch Reisen u. Predigten in Holland u. Deutschland war er von nun an bemüht Glaubensgenossen zu werben; 1681 begründete er in jenem Landstrich, den König Karl II. ihm zur Tilgung einer Schuld in Nordamerika überwies u. selbst Pennsylvanien benannte, eine Kolonie, in welcher vollkommen religiöse Freiheit den obersten Grundsatz der Verfassung bildete u. selbst gegen die Indianer Menschlichkeit geübt wurde. In jenem Zeitalter religiöser Verfolgung wurde sein Land das Asyl für Tausende. Trotz seiner Frömmigkeit u. Menschenliebe entging P. den Mißdeutungen nicht, die seine Stellung am Hofe Karl's II. u. Jakob's II., dessen Günstling er war, mit sich brachte, um so weniger, da es ihm nicht gelang, auch seinen Glaubensgenossen Duldung in England zu verschaffen. Nach der Vertreibung der Stuarts wurde er viermal angeklagt, aber freigesprochen; drei Jahre hielt er sich jedoch in Frankreich verborgen u. erst, nachdem er sich 1694 vor dem König u. dem Conseil von der Anschuldigung des Hochverraths gereinigt, gab man ihm die Leitung seiner Kolonie wieder, die man ihm 1692 entzogen hatte. 1699 reiste er mit seiner Familie nach Pennsylvanien, verließ es aber schon 1701 wieder, um einem Antrage im Parlamente entgegen zu wirken, der allen Privatpersonen das Recht einer Kolonie vorzustehen entziehen u. auf die Krone übertragen wollte. Obwol ihm dies glückte u. er bei der Königin Anna in hoher Gunst stand, nöthigten ihn Geldverlegenheiten 1712 sein Anrecht für eine bedeutende Summe an die Krone zu verkaufen. Seitdem lebte er in Zurückgezogenheit u. starb 30. Okt. 1718 zu London. Seine Schriften erschienen 1728 in London (2 Bde.). Sein Leben schrieben Ellis (Bost. 1852) u. Hepworth Dixon (Bost. 1853).



Nr. 4427. William Penn (geb. 14. Okt. 1644, gest. 30. Okt. 1718).

Pennal (vom lat. penna, Feder) hießen seit dem 16. Jahrh. die jungen Studenten während des ersten Jahres ihrer Studienzeit, u. zwar bes. auf den deutschen protest. Universitäten. Die Art, wie dieselben von den älteren Studenten, den sog. Schoristen, behandelt, d. h. zu allen möglichen Diensten gebraucht, verhöhnt, u. auf das Unglaublichste mißhandelt wurden, heißt **Pennalismus**. Schon das Mittelalter hatte durch die Sitte der sog. Deposition, bei welcher der Neuling (Bachant) durch sehr derbe Ceremonien in einen Burschen verwandelt wurde, das Beispiel gegeben. Im 17. Jahrh. artete der Pennalismus in einer Weise aus, daß die strengsten Verordnungen dagegen erlassen werden mußten, aber immer umsonst. In neuerer Zeit ist der Pennalismus an den Universitäten ziemlich geschwunden, blüht aber noch auf manchen Gelehrtenschulen, bes. geschlossenen Anstalten.

Penni, Gian Francesco, geb. zu Florenz um 1488; war einer der besten Schüler u. vertrautesten Freunde Rafael's u. dessen Gehülfe u. Hausverwalter, woher er den Beinamen il fattore bekam. Am meisten half er ihm bei den Cartons für die Tapeten, verfertigte aber auch eine Kopie von seines Meisters Transfiguration. Nach dem Tode Rafael's, der ihn u. Giulio Romano zu den Erben seines künstlerischen Nachlasses eingesetzt hatte, lebte u. arbeitete er eine Zeit lang mit diesem, aber auch mit Perino del Vaga zusammen, der P.'s Schwager war; später entzweite er sich mit Giulio u. ließ sich in Neapel nieder, wo er schon 1528 starb. Seine Bilder sind nicht sehr zahlreich; einige derselben befinden sich im dortigen Museum.

Penninische Alpen, s. „Alpen“.

Pennsylvanien (Pennsylvania), nach dem Staate New-York (s. d.) der wichtigste von den Verein. Staaten Nordamerika's, mit einem Flächeninhalt von 2163,6 □M.; grenzt, ein ziemlich regelmäßiges Parallelogramm bildend, im N. an den Eriesee u. den Staat New-York, im O. an New-Jersey u. New-York, im S. an Delaware, Maryland u. Westvirginien u. im W. an Ohio. Durch den Delaware steht P. mit dem Meere in Verbindung u. hat in Philadelphia seinen Seehafen. Die wellenförmige Ebene, welche den größten Theil dieses Staates bedeckt, wird in der Mitte von den bis 1000 m. emporsteigenden Ketten der Alleghanies durchzogen u. von einer großen Anzahl von Flüssen durchschnitten, welche mit den zahlreichen Kanälen wichtige Verkehrswege zwischen dem Atlantischen Ozean u. dem Mississippi darbieten. Von diesen gehört der Susquehanna fast auf die ganze Länge seines schiffbaren Laufes P. an, der Delaware bildet seine östl. Grenze, der Alleghany u. der Monongahela, die sich bei Pittsburgh zum Ohio vereinigen, sind wie dieser auch für größere Fahrzeuge schiffbar. Das Klima, charakterisirt durch scharfe Gegensätze der Sommerhitze u. Winterkälte, ist im O. der Alleghanies unter dem Einflusse des Meeres milder als im W. An Reichthum der Bodenprodukte (Kohlen, Eisen u. Petroleum) steht P. allen anderen Staaten der Union voran. Das riesige Kohlenfeld, welches den ganzen im W. der Alleghanies gelegenen Theil des Staates bedeckt, hat bei Pittsburgh eine Mächtigkeit von 8 m. u. lieferte 1870 eine Ausbeute von 15,849,899 Tonnen. Der O. P.s hat dagegen die ausgedehntesten Eisenerzlager der ganzen Union; eine zweite Eisenregion erstreckt sich von New-Jersey nach P., eine dritte umfaßt dessen nordwestl. Counties. Mit einer Produktion von 1,330,000 Tonnen Eisen stand P. 1870 an der Spitze der Verein. Staaten. Die Hauptpetroleumregion liegt im Quellgebiet des Alleghanyflusses in Westpennsylvanien, nam. am Oil-Creek. Das Steinöl war schon den Indianern bekannt, wurde aber erst 1859 mit Erfolg erbohrt u. in kleiner Menge in den Handel gebracht; 1863 gab es schon 2000 Brunnen u. bis 1870 hatte die Gesammtproduktion die Höhe von 33,512,100 Faß erreicht. — P. ist nach New-York der volkreichste Unionsstaat; unter den 3,521,951 E. waren 1870 65,924 Farbige, 132 Indianer, 14 Chinesen, 235,798 Iren u. 160,146 Deutsche von Geburt. Die bedeutendsten deutschen Kolonien befinden sich in den Counties Philadelphia, Alleghany, Luzerne, Schuylkill, Erie u. Lancaster. Viele von den Deutschen P.s haben eine eigenthümliche deutsch-engl. Mischsprache angenommen, während die meisten aber den Dialekt ihrer Heimat treu bewahrt haben. Das sog. Pennsylvanisch-Deutsch ist nichts Anderes als der pfälz. Dialekt. Die ersten deutschen Ansiedler kamen 1683 unter Pastorius nach P. u. gründeten in der Nähe von Philadelphia den Ort Germantown; seitdem ist dieser Staat ein Hauptziel der deutschen Auswanderung geblieben. Ihnen ist es vorzugsweise zu verdanken, daß P. in Ackerbau u. Viehzucht eine so hervorragende Stellung unter den Staaten der Union einnimmt; fast $^2/_3$ des gesammten Grundes u. Bodens ist in Farmen eingetheilt. An Hafer produzirte P. 1871: 34,289,000 Bushels im Werth von 16,458,720 Doll., an Mais 38,866,000 Bushels im Werth von 29,149,500 Doll., an Roggen 3,148,000 Bushels im Werth von 2,801,720 Doll., außerdem noch große Mengen von Gerste, Kartoffeln, Heu, Flachs u. anderen Feldprodukten. Nicht unbedeutend ist auch die Produktion von Ahornzucker. Im ganzen Gebiete der Union ist nach New-York in P. die Zahl der Milchkühe am größten u. die Butterproduktion am bedeutendsten; im Ertrag an Wolle wird P. nur von Ohio übertroffen. Zu diesem Reichthum landwirthschaftlicher Erzeugnisse kommt nun noch eine überaus reich entwickelte Industrie, deren Hauptcentren Philadelphia u. Pittsburgh sind. In erster Linie steht die Eisenindustrie, deren Gesammtproduktion 1870 einen Werth von 122,605,296 Doll. repräsentirte; ihr folgt die Weberei (63,436,186 Doll.), die Mehlfabrikation (49,476,246 Doll.), die Lederindustrie (28,899,496 Doll.), Zuckerraffinerie (26,731,016 Doll.), Kleiderfabrikation (23,363,100 Doll.), Petroleumraffinerie, Fabrikation von Schuhwaaren, Tabak u. Cigarren, Branntweinbrennerei, Bierbrauerei, Bleicherei, Färberei ꝛc. Mit 1273 M. Schienenwegen besaß P. 1873 das ausgedehnteste Eisenbahnnetz der Verein. Staaten. Die Kanäle haben eine Länge von 270 M. Die Handelsflotte P.s bestand 1870 aus 3193 Schiffen von 417,780 Tonnen. Mit der Entwicklung der materiellen Kultur hat auch die der geistigen gleichen Schritt gehalten; die Schulen P.s gehören zu den besten der Union; nach New-York besitzt dieser Staat die meisten Zeitungen u. in seinen Bibliotheken die größte Anzahl von Büchern; 85 % der schulpflichtigen Jugend, in der Gesammtheit 834,614 Schüler, besuchten 1871 die 15,700 Schulen des Staates, ein Verhältniß u. Zahlen, denen kein anderer der Verein. Staaten gleichkommt. Von höheren Lehranstalten befinden sich hier 9 Universitäten u. 33 Kollegien. Unter den 5984 kirchlichen Gemeinden gehörten 1870: 1286 den Methodisten, 1028 den Presbyterianern, 630 den Baptisten, 904 den Lutheranern, 256 der evangel. Association u. 201 der Brüdergemeinde an. Letztere drei Sekten haben hier ihre Hauptsitze in den Vereinigten Staaten. Der Landeskongreß zählt 30 Senatoren u. 60 Repräsentanten; im gegenwärtigen 42. Kongreß zu Washington (1876) ist P. durch 2 Senatoren u. durch 27 Repräsentanten vertreten. Die allgemeine Staatsschuld betrug Oktober 1873: 89,027,131 Doll. P. zerfällt in 66 Counties u. hat zur Hauptstadt Harrisburg (s. d.). Die bedeutendsten Städte sind Philadelphia (s. d.), Pittsburgh (s. d.), Alleghany (s. d.) u. Scranton (s. d.). — Nachdem sich 1627 zuerst Schweden u. Finnen am Delaware angesiedelt hatten, die sich 1655 den Holländern u. 1664 den Engländern ergeben mußten, kam 1681 William Penn (s. d.) mit 2000 Quäkern in das Land u. gründete Philadelphia. Am Unabhängigkeitskriege nahm P. einen hervorragenden Antheil u. trat 1787 der Konstitution der Verein. Staaten bei.

pennsylvanisches System, s. „Gefängniß".

Penny, Plural Pence, s. v. w. Pfennig, engl. Kupfermünze zu 18,9 Gr. Gewicht; 12 = 1 Schilling u. 240 = 1 Pfd. Sterl. 12 Pence = 1 Mark. Der P. von Silber, welcher nicht für den Umlauf, sondern nur für besondere Zwecke geprägt wird, ist 925 Tausendtheile fein u. wiegt 471 mgr. Man nennt ihn die Mounday-Money (Gründonnerstagsmünze).

Pensa, Gouvernement im Inneren Rußlands, ein Theil des ehemaligen Zarenthums Kasan, 705,37 □M. mit 1,197,393 E. (1871), unter denen sich etwa 150,000 Mordwinen u. 45,000 Karakalpaken befinden, wird von dem Gouvernement Simbirsk im O., Saratow im S., Tambow im W. u. Nischegorod im N. begrenzt u. bildet eine wellenförmige, von dem Wolganebenfluß Sura u. dem Okazufluß Mokscha durchflossene Ebene, die im S. zu einem Hügellande ansteigt u. noch mit schönem Wald, bes. Eichenwäldern, theilweise bedeckt ist. Das Gouvernement zeichnet sich durch große Fruchtbarkeit aus. Es zerfällt in 10 Kreise u. hat zur Hauptstadt **P.** mit 30,462 E. an der Sura, eine schön gebaute, nam. an Gärten reiche Stadt, welche der Sitz eines Civilgouverneurs u. eines Bischofs ist u. bedeutende Fabriken von Leder, Seife, Lichtern, Leinwand ꝛc. unterhält. Die zweitgrößte Stadt ist Saransk mit 13,438 E., an der Jussara gelegen. Eisen- u. Glasindustrie blüht in anderen Theilen des Gouvernements.

Pensée (franz., spr. Pangseh'), Gedanke, Betrachtung; dann eine violette Farbe.

Pension (vom lat. pensio, u. dies von pendĕre, wägen) hieß im alten Rom ursprünglich jede Abwägung od. Bezahlung einer Geldsumme, nam. der Steuern od. Zinsen; heutzutage versteht man darunter ein Jahrgehalt, welches einem in den Ruhestand versetzten Beamten od. Diener gezahlt wird. P. bedeutet außerdem s. v. w. Kostgeld, daher Pensionat eine Anstalt, wo für den Unterhalt einer Person ein gewisses Kostgeld gezahlt wird, bes. eine Erziehungsanstalt. Sowol der Empfänger einer P. als der in einer Pensionsanstalt Befindliche heißt Pensionär. Pensionär war früher in den großen Städten Hollands der Titel des Syndikus; Groß- od. Rathspensionär od. Pensionär von Holland (advocatus generalis) hieß der oberste Beamte des Landes.

Pensum (eigentlich das Ab- u. Zugewogene, vom lat. pendĕre, wägen) hieß im alten Rom eigentlich die den Sklavinnen zur Verarbeitung zugewogene Wolle; das Wort bezeichnet aber heute überhaupt eine für eine bestimmte Zeit aufgegebene Arbeit, nam. die den Schülern gestellte wissenschaftliche Aufgabe.

Pentagondodekaëder, s. „Dodekaëder".

Pentagramm od. Pentalpha, s. „Drudenfuß".

Pentameter (griech., Fünffüßler), ein zur daktylischen Gattung gehöriger, aus fünf Gliedern zusammengesetzter Vers: er besteht aus zwei Hälften (Hemistichien), deren jede einen Archilochischen Vers (–◡◡–◡◡–) bildet, doch sind in der ersten statt der Daktylen auch Spondeen zulässig u. kann den letzten Fuß der zweiten Hälfte auch eine Kürze bilden. Die beiden Hemistichien sind durch eine unveränderliche Incision geschieden. Das Schema des P.s ist –◡◡ | –◡◡ | – ‖ –◡◡ | –◡◡ | ⏓. Der P. tritt nie allein, sondern nur in Verbindung mit dem Hexameter (s. d.) auf, mit dem vereint er ein Distichon (s. d.) bildet.

Pentateuch (d. h. Fünfbuch) ist die griech. Bezeichnung des ersten Theiles des Alten Testamentes, welchen die Juden Thora, d. h. Lehre, genauer Sepher Thorat Mosche, d. h. Buch der Lehre Moses, wir aber gewöhnlich die fünf Bücher Moses nennen. Letzterer Ausdruck kann dahin mißverstanden werden, als ob Moses diese Bücher verfaßt habe, was nicht der Fall ist. Dieselben stellen vielmehr eine am Ausgange des 7. Jahrh. v. Chr. zum Abschluß gekommene Kompilation aus älteren Quellenschriften dar. Und zwar sondern sich zunächst aus drei ältere Quellenschriften. a. Das Buch der Ursprünge, auch wol Grundschrift od. Gesetzesschrift genannt. Es ist eine Darstellung der Geschichte Israels von der Schöpfung der Welt bis zur Eroberung Kanaans vom jüdisch-priesterlichen Standpunkte aus, etwa 1050 v. Chr. zu Hebron verfaßt.

Bestandtheile dieser Quellenschrift finden sich auch außerhalb des P.s, was ebenso von den folgenden gilt. b. Das israelitische Erzählungsbuch, eine Darstellung derselben Gegenstände vom ephraimitischen Standpunkte aus. Aus diesem wegen seiner mythologischen Beziehungen hochinteressanten Buche sind leider vom Redaktor, abgesehen von der Josephsage, nur kleinere Stücke entlehnt worden. Verfaßt wurde es kurz nach der Trennung des Reiches. c. Das prophetische Buch, eine Darstellung der genannten Gegenstände von judäisch-prophetischem Standpunkte aus. Verfaßt wurde es um 800 v. Chr. Aus diesen drei Quellenschriften stellte ein Redaktor ein Buch der israelitischen Geschichte zusammen, welches jedoch den Haupttheil des jetzigen fünften Buch Moses noch nicht enthielt. Dieser Theil des P.s ist erst unter Josia verfaßt worden. Er ist im Großen u. Ganzen identisch mit dem unter diesem Könige im J. 624 im Tempel aufgefundenen Gesetzbuche u. noch später erst eingeschoben worden. Er giebt eine Darstellung der mosaischen Gesetzgebung vom prophetischen Standpunkte aus, welche er Mose in den Mund legt. Einzelne Widersprüche in der Darstellung, Verschiedenheiten des Sprachgebrauches u. der religiösen Anschauungen ermöglichen die Scheidung dieser Quellen. Der erste Gelehrte, welcher dieselbe — zunächst jedoch nur für das 1. Buch versuchte — war der franz. Arzt Astruc (1753).

Pentekoste (griech., s. v. a. der Fünfzigste) bezeichnet in der Kirchensprache den 50. Tag nach Ostern, also das Pfingstfest (s. d.).

Pentelikon (auch Brilettos genannt, jetzt Mendeligebirge) heißt ein südöstl. vom Parnes (s. d.) aus zwischen Athen u. Marathon sich hinziehendes Gebirge, gegen 1200 m. hoch, berühmt wegen seines prachtvollen weißen Marmors (penteliſcher Marmor).

Penthesiléa, in der griech. Sage Königin der Amazonen, Tochter des Ares u. der Otrera. Im Trojan. Kriege kämpfte sie auf Seite der Troer u. wurde von Achilleus getödtet. Heinrich v. Kleist (s. d.) hat P. zur Heldin einer Tragödie gemacht.

Penthièvre (spr. Pangthiäwr), eine jetzt das franz. Dep. Morbihan bildende alte Grafschaft in der Bretagne, welche nach mehrmaligem Besitzwechsel 1569 von Karl IX. in ein Pairieherzogthum verwandelt u. 1697 von Ludwig XIV. dem Grafen v. Toulouse, einem seiner mit der Montespan erzeugten Söhne, gegeben wurde. Daher nannte sich dessen einziger Sohn u. Erbe Louis Jean Marie de Bourbon, Herzog **v. P.** Geb. zu Rambouillet 16. Nov. 1725, erbte dieser auch die Würde eines Großjägermeisters u. Großadmirals, eines Gouverneurs der Bretagne u. eines Chefs zweier Infanterieregimenter, an deren Spitze er die Schlachten von Dettingen u. Fontenoi mitkämpfte. Nach dem Oesterr. Erbfolgekriege zog sich der sittenreine u. rechtschaffene Mann auf sein Schloß Sceaux zurück. In tiefe Schwermuth stürzte ihn der Verlust seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Este (gest. 1754). In der Revolution wurde zwar seine Person sogar von den Schreckensmännern respektirt, das tragische Ende seiner Schwiegertochter aber, der Prinzessin von Lamballe (s. d.), beschleunigte auch seinen Tod. Er starb als Bürger Bourbon zu Vernon (Eure) 4. März 1793. Seine Tochter Marie Louise Adélaide de Bourbon hatte den als Bürger Egalité bekannten Herzog Ludwig Philipp Joseph v. Orleans (s. d.) geheirathet u. wurde so die Mutter des Königs Ludwig Philipp. Jetzt führt den Titel eines Herzogs v. P. der Sohn des Prinzen v. Joinville (s. „Orleans").

Penultima (lat.), die vorletzte Silbe eines Wortes.

Pepe, Guglielmo, neapolitanischer Revolutionsmann, geb. zu Squillace (Calabr.) 15. Febr. 1783; im Kampfe gegen die Königlichen bei Portici 1799 verwundet, verhaftet u. nach sechsmonatigem Gefängniß verbannt, kehrte er dennoch 1801 zurück, suchte in Calabrien aufs Neue einen Aufstand zu erregen u. zog sich dadurch die Verurtheilung zu lebenslänglicher Kerkerhaft zu, entfloh jedoch nach einigen Jahren u. trat 1806 in die Dienste des Königs Joseph. Wiederum gefangen genommen u. diesmal zum Tode verurtheilt, gewann er durch Bestechung abermals die Freiheit wieder. Seit 1809 Ordonnanzoffizier des Königs Murat, führte er 1810 ein neapolitanisches Regiment nach Spanien, wo er Brigadegeneral wurde, sich aber als solcher oft mit den Franzosen überwarf. 1815 von Murat zum Generalleutnant ernannt, behielt er zwar diesen Rang auch unter Ferdinand, doch machte er sich der Regierung desselben durch seine Freisinnigkeit verhaßt, so daß er 1820 bei Ausbruch der Revolution verhaftet werden sollte. P. entkam indeß, übernahm die Führung der insurgirten Truppen, zog 9. Juli mit 20,000 Mann in Neapel ein u. ward zum Oberbefehlshaber u. Generalkapitän des Reichs ernannt. Da der König die Verfassung annahm, legte P. 1. Okt. den Oberbefehl nieder, trat dann in den Staatsrath u. organisirte die Nationalgarden. Beim Herannahen der Oesterreicher mit der Vertheidigung der Abruzzen betraut, sah er sich von seinen Truppen, zum Theil schlecht disziplinirten Milizen, verlassen u. entfloh nach der Niederlage bei Rieti (7. März 1821) nach Spanien, von wo er später, in Neapel in contumaciam zum Tode verurtheilt, nach London ging. 1848 amnestirt u. nach seiner Rückkehr an die Spitze eines gegen die Oesterreicher bestimmten Armeecorps gestellt, sollte er plötzlich auf Befehl König Ferdinand's am Po umkehren; P. gehorchte aber nicht, sondern ging mit 2000 Mann, die zu ihm hielten, nach Venedig, wo er den Oberbefehl übernahm u. denselben aufs Muthigste u. Umsichtigste während der ganzen Dauer der Belagerung führte. Nach der Kapitulation Venedigs begab er sich über Corfu nach Paris, kehrte jedoch 1850 nach Italien zurück u. lebte zuerst in Nizza, dann auf seiner Besitzung bei Turin, wo er 8./9. Aug. 1855 starb. Er hatte eine „Relation des événements politiques et militaires qui ont eu lieu à Naples en 1820 et 1821", ein „Mémoire sur la révolution du royaume de Naples" u. seine „Denkwürdigkeiten" (ital. u. franz., 6 Bde., Tur. 1850) veröffentlicht.

Peperin od. Peperino ist ein vulkanischer Tuff, der in mächtigen Schichten im Albaner Gebirge bei Rom vorkommt u. als ein festgewordener, eruptiver vulkanischer Schlamm anzusehen ist. Das Gestein zeigt eine schmuzig graubraune, feinerdige Grundmasse, in welcher zahlreiche Krystalle von Augit, Leuzit, Glimmer u. Magneteisenstein eingebettet sind; auch Bruchstücke von Kalkstein u. Basalt finden sich häufig darin.

Pépinière (franz.), die Baum- od. Pflanzschule. Der Ausdruck wurde übertragen auf „ärztliche Schule"; insbes. bezeichnete man mit demselben die Unterrichtsanstalt des medizinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelm-Instituts zu Berlin.

Pepita de Oliva, span. Tänzerin, geb. 1830 zu Madrid, wurde Mitglied des dortigen Balletchors u. unternahm 1852 eine Gastspielreise nach Deutschland, wo sie theils durch ihre Persönlichkeit, theils durch das Charakteristische ihres Tanzes („Madrileña" u. „El ole") glänzenden Erfolg hatte. 1856 spielte sie in München auch die Fenella in der „Stummen von Portici". Später ging sie nach Italien, wo sie im März 1868 zu Turin starb.

Peplos (griech.) hieß das große, faltenreiche, übergeworfene Gewand, welches die griech. Frauen bei feierlichen Gelegenheiten trugen.

Pepoli, Gioachimo Napoleone, Marchese, ital. Staatsmann, mütterlicherseits ein Enkel des Königs Joachim Murat, geb. zu Bologna 6. Nov. 1825; war schon seit 1846 im liberalen Sinne politisch thätig, kämpfte 1848 an der Spitze der Nationalgarde gegen die Oesterreicher, schloß 1849 die Kapitulation mit General Welden ab u. lebte dann bis 1852 in Toscana. Nach seiner Rückkehr 1859 trat er, nachdem die Oesterreicher Bologna verlassen hatten u. die Bologneser vom Papste abgefallen waren, an die Spitze der Regierung. Unter dem Diktator Cipriani Minister der Finanzen u. des Auswärtigen, übernahm dann P. auch in der Emilia unter Farini das Finanzministerium u. wurde von Cavour zum Generalkommissär für Umbrien ernannt, wo er alsbald die Mahlsteuer abschaffte u. somit den Grund zur finanziellen Zerrüttung Italiens legte. Nach Annexion Umbriens von Bologna in die Kammer gewählt, wo er sich dem linken Centrum anschloß, ward er im März 1862 unter Rattazzi Minister des Ackerbaues u. Handels. Von diesem Posten trat er im Dez. dess. Jahres mit Rattazzi zurück, worauf er als ital. Gesandter nach Petersburg ging. Im Frühjahr 1864 von dort abberufen, wurde P. nach Paris geschickt, um an den Verhandlungen über die Röm. Frage Theil zu nehmen, welche die Konvention vom 15. Sept. 1864 ergaben. Dann trat er wieder ins Parlament, war vom April 1868 bis März 1870 ital. Gesandter in Wien u. zog sich nachher ins Privatleben zurück. Er ist seit 5. Dez. 1844 mit der Prinzessin Friederike von Hohenzollern-Sigmaringen (geb. 24. März 1820) vermählt.

Pepsin ist ein Bestandtheil des Magensaftes, der die Fähigkeit besitzt, bei gleichzeitiger Gegenwart von Säure Eiweißkörper in löslichen Zustand überzuführen, zu verdauen, u. der deswegen aus dem Magen von Schafen u. Schweinen abgeschieden u. in Form von Pepsinessenz als ein die Verdauung beförderndes Arzneimittel verwendet wird. Der Magensaft enthält neben Wasser u. verschiedenen Salzen in 1000 Theilen ca. 17 Theile P. u. 3 Theile freie Salzsäure.

Pera, s. „Konstantinopel".

per acquit (franz., spr. —Akkih), richtiger pour acquit, Quittungsformel, s. v. w. Empfang bescheinigt, Zahlung erhalten.

Per aspera ad astra (lat.), auf rauhen Wegen zu den Sternen; deutsch etwa: durch Nacht zum Licht, durch Kampf zum Sieg.

Perception (a. d. Lat. von percipiren, empfangen, wahrnehmen, begreifen), die zum Bewußtsein gelangende Empfindung, die geistige Wahrnehmung.

Perche (Le), eine Grafschaft im Innern Frankreichs, deren Gebiet, im S. der Normandie gelegen, jetzt zu den Departements Eure-Loire, Eure u. Orne gehört, hatte Mortagne zur Hauptstadt. Der erste Graf war Rotran II. aus dem Hause Bellesme, der Stifter der berühmten Abtei La-Trappe. Nachdem schon 1226 Ludwig VIII. P. als erledigtes Lehen vorübergehend zum Kroneigenthum gemacht hatte, fiel das Land 1584 definitiv an die Krone. Von dieser Landschaft hat die schwere Pferderasse der Percherons ihren Namen erhalten.

percipiren, s. „Perception".

per contant (ital.), gegen baare Zahlung.

Percy, engl. Geschlecht, vgl. „Northumberland".

Perczel, Bela, ungar. Jurist u. Staatsmann, geb. zu Börzsöng im Tolnaer Komitat 15. Juni 1819; studirte in Fünfkirchen, begann seine Laufbahn 1839 als Rechtspraktikant im heimatlichen Komitat u. ward 1848 Vizegespan. Nach der Revolution widmete er sich der Landwirthschaft. 1860—61 Statthaltereirath u. seit 1866 Richter bei der königlichen Tafel, entsagte er später letztgenannter Stelle, um sich ausschließlich den Angelegenheiten des Reichstags zu widmen, dem er seit 1863 angehörte. Nachdem er eine Zeit lang dem Deak-Klub vorgestanden, ward er 1872 Vizepräsident u. dann Präsident des Abgeordnetenhauses. Am 1. März 1875 übernahm er im Kabinet Tisza das Justizministerium. — Moritz **P.**, geb. zu Tolna 14. Nov. 1811, hat sich als Mitglied des Preßburger Landtags 1843 u. nach der Märzrevolution 1848 sowol durch seine Wirksamkeit im Reichsrathe, bes. aber als Führer eines Freicorps (der Zrinyschar), mit dem er 6. Okt. das 10,000 Mann starke Armeecorps Roth-Philippovic bei Ozora zur Waffenstreckung nöthigte, als ein eifriger Patriot einen Namen gemacht. Den Oberbefehl über die mobilen Streitkräfte, den er 1848 zeitweilig führte, legte er zwar nieder als Bem zum Obergeneral ernannt worden war, kämpfte aber weiter u. gerieth zwar unter Dembinski bei Temesvár in Gefangenschaft, entkam indeß glücklich nach der Türkei, von wo er im Juli 1851 nach London ging. Seit Ende Juli 1867 wieder im Vaterlande, ward er alsbald ins Unterhaus u. Anfang März 1875 zum Präsidenten desselben gewählt. — Vgl. Kuppis, „Biographie des Honvédgenerals Moritz P." (Pest 1867).

Perdikkas, Name mehrerer Könige von Makedonien: **P. I.**, aus dem argivischen Geschlecht der Temeniden, floh mit zwei Brüdern nach Illyrien, kam von dort nach Makedonien u. gelangte um 700 v. Chr. zur Herrschaft über dieses Reich. — **P. II.**, Sohn Alexander's I., regierte nach dem Tode seines Vaters (454) gemeinsam mit seinen Brüdern, dann allein 436—413. In den Kämpfen der Athener u. Spartaner in Chalkidike stand er, je nachdem es sein Vortheil erheischte, bald auf dieser, bald auf jener Seite. Ihm folgte in der Regierung sein natürlicher Sohn Archelaos. — **P. III.**, Sohn Amyntas' II. u. älterer Bruder Philipp's von Makedonien, regierte 364—359. Er fiel im Kampfe gegen die Illyrier, nach Anderen wurde er auf Anstiften seiner Mutter Eurydike ermordet.

Perdikkas, einer der Diadochen (s. d.), stammte aus der Landschaft Orestis u. war der königl. Familie verwandt. P. zeichnete sich erst bei der Eroberung Thebens aus, war dann einer der Leibwächter Alexander's d. Gr., der ihm sterbend seinen Siegelring als Zeichen seines Vertrauens übergab. P. wurde Vormund des Arrhidäos u. des noch ungeborenen Sohnes der Roxane, auch Reichsverweser. Seine Pläne nach Befestigung der Herrschaft scheiterten an dem Streben der übrigen Generale nach Selbständigkeit, nur Eumenes hielt treu zu P. u. dem Königshause. Gegen Antigonos, der seinen Befehlen den Gehorsam verweigerte, zog er 322 v. Chr. u. vertrieb ihn; Antigonos aber entfloh nach Makedonien u. brachte mit Antipater u. Krateros ein Bündniß gegen P. zu Stande, dem sich auch Ptolemäos anschloß. P. überließ nun die Weiterführung des Krieges in Kleinasien dem Eumenes u. ging 321 nach Aegypten. Da er sich aber schon lange durch Stolz u. Strenge die Gemüther der Soldaten entfremdet hatte, ging ein Theil derselben zu dem klugen u. leutseligen Ptolemäos über; die anderen erregten einen Aufstand, u. P. ward in seinem Zelte ermordet.

pereat (lat.), d. h. er möge umkommen, er sterbe — ein Verwünschungsausruf. — Jemand ein P. bringen in der Studentensprache: Jemand den Tod wünschen od. Verderben über ihn herabrufen.

Peregrinus Proteus, ein kynischer Philosoph, Anfang des 2. Jahrh. n. Chr. zu Parion in Mysien von heidnischen Eltern geb., brachte seinen Vater um u. gelangte nach längerem Umherirren nach Palästina, wo er zum Christenthum übertrat u. durch mehrere christliche schwärmerische Schriften zu Ansehen gelangte. In seine Heimat zurückgekehrt, versank er in die niedrigsten Ausschweifungen, wurde von der Kirche exkommunizirt, durchzog als Kyniker Aegypten u. Italien, wurde hier wegen seiner Schmähungen auf Antoninus Pius ausgewiesen u. ging nach Athen, wo er Schüler um sich sammelte, unter denen auch Aulus Gellius genannt wird. Durch Angriffe auf den hochverdienten Herodes Attikos erregte er hier allgemeine Aufmerksamkeit. Aufsehen zu erregen war überhaupt sein vorzüglichster Zweck: so faßte er endlich den unsinnigen Entschluß, sich bei Gelegenheit der olympischen Feste feierlich zu verbrennen u. kündigte diesen Schritt öffentlich an. Zwar bereute er bald, aber bei dem Drängen seiner Anhänger konnte er sich schließlich der Ausführung nicht entziehen u. verbrannte sich wirklich 168 n. Chr. vor einer ungeheueren Menschenmenge. Lukian schrieb „De morte Peregrini" u. verspottete in dieser Schrift die Thorheit der Philosophaster u. die Gemeinheit der Pseudokyniker seiner Zeit. Wieland macht P. P. zum Helden eines satirischen Romanes, stellt ihn aber als einen edlen Schwärmer hin.

Perekop (d. h. Isthmusschanze), stark befestigte Hafenstadt am Golf u. Isthmus von P., welcher die Halbinsel Krim mit dem Festlande verbindet; hat 4331 E. (1871), welche bes. Karawanenhandel mit Salz treiben. P., an einer vielumkämpften Stelle gelegen, kam 1774 durch den Frieden von Kutschuk-Kainardsche an Rußland.

Père Lachaise, Kirchhof in Paris, s. „Paris" u. „Lachaise".

peremtorisch (a. d. Lat.), vernichtend, entscheidend. Eine p.e Frist od. Ladung ist eine solche, deren Nichteinhaltung od. Nichtbefolgung mit dem Verluste materieller od. prozessualer Rechte (z. B. Verlust des Eigenthums, einer Forderung, einer Einrede od. eines Beweismittels) bedroht wird.

perennirend od. ausdauernd, mit dem botanischen Zeichen ♃, nennt man alle krautartigen Pflanzen von mehrjähriger Dauer im Gegensatze zu ein- od. zweijährigen (⊙ u. ⚇) sowie holzartigen Gewächsen (♄).

Perez, Antonio, span. Staatsmann, geb. 1539, war der Sohn eines Staatssekretärs von Karl V. u. Philipp II. u. zeitig in Geschäften geübt. Seit 1567 erster Sekretär des Staatsraths, besaß P. das geheimste Vertrauen Philipp's u. einen Einfluß, der allein durch seine Anmaßung, seine Unvorsichtigkeit u. seine Ausschweifungen beeinträchtigt wurde. Als Escovedo, der Geschäftsträger Johann's von Oesterreich, ihn zu stürzen versuchte, wußte P. ihn dem Könige derartig verdächtig zu machen, daß dieser ihm selbst den Auftrag ertheilte, Jenen beiseite zu schaffen. Kaum aber war Escovedo (31. März 1578) ermordet, so beschloß der König, P. fallen zu lassen, den er mit Recht für den begünstigten Liebhaber der Fürstin Eboli hielt. Durch Verhaftung am 28. Juli 1581 u. durch Anklage auf Bestechung suchte der König ihm die Papiere abzugewinnen, die ihn selbst kompromittiren konnten. Erst nach vier Jahren fand die Verurtheilung statt zu 2 Jahren Gefängniß, 10 Jahren Verbannung u. kolossaler Geldstrafe. Als der König sämmtliche Papiere, die ihn kompromittiren konnten, in den Händen zu haben glaubte, sollte die Inquisition P. verderben. 1589 abermals verhaftet, wurde derselbe durch die List seiner Gattin gerettet, flüchtete nach Aragonien, veröffentlichte dort jene Briefe des Königs, die ihm die Ermordung Escovedo's befahlen, u. suchte den Schutz des Justizia von Aragonien. Abermals verlangte die Inquisition im Interesse des Königs 1591 seine Auslieferung. Aber die Aragonesen erhoben sich für P. u. ließen ihn nach Frankreich zu Heinrich IV. entrinnen. 1593 ging P., trotzdem ihn Philipp nach Spanien zu locken suchte, nach England, wo er 1594 in seinem „Rafael peregrino" die schlimmsten Enthüllungen über den König gab. Von Mörderhand bedroht, kehrte er 1595 nach

Frankreich zurück, erlangte nach Philipp's Tode die Befreiung seiner Familie u. starb fast in Dürftigkeit am 3. Nov. 1611 zu Paris. — Vgl. Mignet, „A. P. et Philippe II.“ (Par. 1846).

per fas et nefas (lat.), auf erlaubtem u. auf unerlaubtem Wege.

perfectum (lat., d. i. eigentlich „fertig gemacht, vollendet“) ist in der lat. Grammatik Bezeichnung der soeben vollendeten Handlung, z. B. „ich habe geschrieben“. — Perfekt als Eigenschaftswort bedeutet vollendet (im Sinne von vorzüglich) u. fertig (vollbracht, zur Thatsache geworden).

perfid (a. d. Lat.), treulos, verrätherisch).

Perforation (von perforiren, durchbohren, durchlöchern), in der Heilkunde die auf chirurgischem Wege erfolgende Oeffnung natürlich od. widernatürlich entstandener Höhlen u. Kanäle des menschlichen Körpers, um diese von ihrem Inhalt zu befreien. In der Geburtshülfe versteht man darunter die Anbohrung u. Entleerung des noch im Mutterleibe befindlichen Kindskopfes bei zu engem Becken der Mutter.

Perforations-Maschinen heißen diejenigen Apparate, welche das Durchlöchern einer größeren Zahl von Papierbogen bewirken, um dieselben leicht durch Abreißen in kleinere Formate zertheilen zu können; diese P.-M. wurden für die Briefmarken erfunden.

Pergament, ein nach der Stadt Pergamum (s. d.) genannter u. seit alter Zeit zum Schreiben dienender Stoff, der erst durch das Papier, wenigstens für den gewöhnlichen Gebrauch, verdrängt wurde u. jetzt nur noch zu Galanterieartikeln, Büchereinbänden u. dgl. verwendet wird. Man stellt das P. aus Kalb-, Schaf-, Ziegen- u. Eselsfellen dar, welche, nachdem man sie eingeweicht u. durch Schaben gereinigt hat, in Kalk eingelegt werden, um die Haare zu entfernen. Ist dies geschehen u. sind die Felle durch wiederholtes Einlegen in Kalkwasser u. erneutes Schaben gereinigt worden, so werden sie zum Trocknen scharf aufgespannt (in Rahmen mittels Bindfäden, die sich um Holzwirbel schlingen) u. in diesem Zustande vom Arbeiter mit Bimsstein möglichst glatt u. eben abgeschliffen u. so getrocknet. Einreiben mit Kreide giebt die weiße Farbe. Zu Schreibtafeln erhält das Pergament noch einen Anstrich mit Bleiweiß u. Leim u. wird endlich mit Leinöl abgerieben.

Pergamentpapier, s. „Papier“.

Pergamon (griech.) od. Pergamum (lat.), Stadt in der mysischen Landschaft am Kaïkos, in den sich hier der Selinus u. der Ketios ergossen. Auf steiler Höhe über der Stadt lag die Akropolis. Bedeutung erlangte P. erst unter Lysimachos (s. d.) u. nam. unter dessen Statthalter Philetäros, der um 280 v. Chr. ein eigenes Pergamenisches Reich gründete. Er u. sein Nachfolger Eumenes I. (263—241) verstanden ihre Unabhängigkeit gegen die Seleukiden zu behaupten, u. Attalos I. (241—197) nahm zuerst den Königstitel an. Attalos u. sein Sohn Eumenes II. (197—159) knüpften enge Beziehungen zu Rom an, u. dieses lohnte nach dem Kriege gegen Antiochos III. dem Eumenes seine Freundschaft dadurch, daß es ihm den übrigen Theil von Mysien sowie Phrygien, Lydien, Lykaonien, Pamphylien u. Pisidien überließ, so daß unter Attalos II. (159—138) u. Attalos III. (138—133) das Pergamenische Reich eines der mächtigsten in Kleinasien war. Attalos III. setzte bei seinem Tode die Römer zu Erben desselben ein, u. diese machten es 131 unter dem Namen Asia zur röm. Provinz. In P. fand unter den Attalern die Kunst wie die Wissenschaft liebevolle Pflege; berühmt war die Bibliothek, welche Antonius später nach Alexandrien schaffen ließ. Eines der vielen Erzeugnisse der gewerbfleißigen Bewohner war das Pergament (Charta Pergamena). Unter den Byzantinern verfiel P.; seine Eigenschaft als Hauptstadt der Provinz Asia mußte es an Ephesos abtreten. Das heutige Berghama hat noch großartige Trümmer von Prachtgebäuden aufzuweisen. — P. od. Pergama hieß auch die Burg von Troja.

perge (lat.), fahre fort.

Pergola (ital.), ein Wetterdach, offener auf Steinpfeilern ruhender Laubengang mit Lattendach, das wie die Steinpfeiler mit Laub umrankt ist. Wenn die P. auf Holzsäulen ruht, heißt ein solcher Laubengang gewöhnlich Veranda (span.).

Pergolese, Giovanni Battista, berühmter ital. Tonsetzer, geb. 3. Jan. 1710 zu Jesi (im Kirchenstaat), kam schon 1717 in das Konservatorium de' poveri di Gesù Cristo in Neapel, wo er zuerst bei Domenico de Matteis Violine lernte, dann unter Gaëtano Greco's, Durante's u. Feo's Leitung Kompositionsstudien machte. Ein Oratorium, „San Guglielmo d'Aquitania“, welches er 1731 komponirt u. im Kloster San Agnello Maggiore zur Aufführung gebracht hatte, verschaffte ihm einflußreiche Gönner u. viele Bestellungen. So schuf P. bis 1735 die Opern „Sallustia“, „Lo frate inamorato“, „Il Prigioniero superbo“, „Adriano in Siria“, „Il Flamino“, die Intermezzi „La Serva padrona“ u. „Lirietta e Tracollo“ sowie eine zehnstimmige Messe nebst Vesper für zwei Orchester. 1735 wurde P. nach Rom berufen; die hier entstandene Oper „Olimpiade“ fiel durch, u. der darüber verstimmte Komponist kehrte augenblicklich nach Neapel zurück, wo er durch den Beifall, den einige neu komponirte Kirchensachen fanden, für die röm. Niederlage theilweise entschädigt wurde. Seine zerrüttete Gesundheit zwang ihn aber bald, in Pozzuoli seinen Aufenthalt zu nehmen; hier starb er 16. März 1736, nachdem er noch die Cantate „Orfeo“, ein „Salve regina“ u. für die Minoriten des Klosters San Luigi sein berühmtes „Stabat mater“ gesetzt hatte. P. wird mit Recht zu den Sternen der neapolitanischen Tonschule gezählt.

perhorresziren (a. d. Lat.), ablehnen, verwerfen; Perrhorreszenz, Ablehnung, Verwerfen, insbes. die Erklärung einer Partei, daß sie einen in ihrer Angelegenheit entscheidenden Richter nicht für unparteiisch halte u. deshalb einen anderen verlange. Die Gründe der Perhorreszenz müssen bewiesen werden, auch ist nöthigenfalls ein Eid (Perhorreszenzeid) zu leisten, daß man nicht um die Sache zu verschleppen od. aus Chicane den Richter perhorreszire. Im Schwurgericht können Staatsanwalt wie Angeklagter eine gesetzlich bestimmte Anzahl von Geschworenen gleich bei der Auslosung, u. zwar ohne Angabe von Gründen, p.

Perí, altpers. Pairika, ist die allgemeine Benennung einer Klasse von Geistern, die in den pers., arab. u. malayischen Sagen heimisch sind, u. unseren „Feen“ ähneln. Sie werden als jugendlich schöne Wesen dargestellt u. sind den Menschen freundlich gesinnt. Ihre Feinde sind die bösen Geister, die in der pers. Götterlehre Darudsch's, Darwand's 2c. heißen. Trotzdem wurden sie auch vom Geiste der Finsterniß, Ahriman, zuweilen zur Verführung der Helden verwendet.

Pericardium, der Herzbeutel, s. „Herz“.

Périer (spr. Pehrieh), Casimir, franz. Staatsmann, geb. zu Grenoble 21. Okt. 1777 als Sohn eines Mannes, der als Bücherhausirer angefangen hatte u. als Millionär starb. Nachdem P. seit 1798 im Geniecorps die Feldzüge in Italien mitgemacht, gründete er 1802 mit seinem Bruder Antoine Scipion ein Bankhaus in Paris, das schnell emporblühte. Eine Flugschrift, in der er 1816 die Finanzpolitik der Regierung scharf kritisirte, veranlaßte im nächsten Jahre seine Wahl in die Kammer, wo die Reaktion einen entschiedenen u. beredten Gegner in ihm fand. In der Julirevolution (1830) rieth er Anfangs zu einer Verständigung mit dem Hofe u. war auch nach dem endgiltigen Sturze der Bourbons nicht sogleich für die Erhebung des Hauses Orléans auf den Thron. Vom 3.—11. Aug. 1830 Kammerpräsident u. dann bis 2. Nov. Minister ohne Portefeuille, bildete P. 13. März 1831 als Minister des Innern ein neues Kabinet. In dieser Stellung hat P. mehr als irgend ein Anderer dazu beigetragen, nam. durch das sog. System des Juste milieu (s. d.) die Krone auf dem Haupte des Bürgerkönigs zu festigen. P. starb an der Cholera 16. Mai 1832. Auf dem Père-Lachaise ist ihm ein prachtvolles Standbild errichtet. — Auguste Casimir Victor Laurent **P.**, zweiter Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 20. Aug. 1811, betrat die diplomatische Laufbahn, war 1830—46 Legationssekretär u. Geschäftsträger an verschiedenen Höfen, ließ sich dann in die Deputirtenkammer wählen, zog sich infolge der Revolution von 1848 auf seine Güter zurück, nahm aber doch 1849 ein Mandat in die Gesetzgebende Nationalversammlung an, protestirte gegen den Staatsstreich vom 2. Dez. u. ward deshalb verhaftet, aber bald wieder in Freiheit gesetzt. Seitdem beschäftigte er sich mit der Verbesserung seiner Güter u. mit glücklichen industriellen Unternehmungen, beobachtete aber dabei scharf jeden Vorgang im politischen Leben seines Vaterlandes. Die erste Studie, die er 1861 über das Budget veröffentlichte, mit ihren vernichtenden Ziffern war von ungeheurer Wirkung u. brachte dem Kaiserthum einen schweren Schlag bei. Diese Wirkung steigerte sich noch durch seine folgenden Publikationen, welche die Nothwendigkeit einer wahrhaft parlamentarischen Kontrole betonten. Im Kriege gegen Deutschland als Geisel aus dem Aube-Departement nach Rheims abgeführt, erhielt P. als Kandidat für die Nationalversammlung seine Freiheit zurück. In dieser wirkte er, obgleich im Herzen monarchisch gesinnt u. dem Hause Orléans zugethan, offen u. entschieden für die gesetzliche Anerkennung u. Sicherung der Republik. Am 11. Okt. 1871 wurde er Minister des Innern, gab aber 2. Febr. 1872 seine Entlassung, weil die Nationalversammlung ihren Sitz nicht nach Paris zurückverlegen wollte. Indessen hörte er nicht auf, für die Republik zu arbeiten, u. als sein Freund

Thiers ins Gedränge kam, übernahm er 16. Mai 1873 nochmals ein Ministerium, um wenige Tage darauf (24. Mai) mit ihm wieder zurückzutreten. Im Dez. 1875 wurde P. von der Nationalversammlung zum Senator ernannt, starb aber schon 6. Juli 1876 zu Paris.

Perigäum (griech.), Erdnähe, s. „Apogäum".

Périgord (spr. Perigohr), eine ehemalige Grafschaft im südwestl. Frankreich; zerfiel in Ober- u. Niederpérigord mit den Hauptstädten Périgueux (s. u.) u. Sarlat u. bildet jetzt einen Theil des Dep. Dordogne. Mit der Krone wurde das Land durch Heinrich IV. vereinigt.

Périgueux (spr. Perigöh), Hauptstadt des Depart. Dordogne; liegt an dem rechten Ufer der schiffbaren Isle, eines Nebenflusses der Dordogne, u. steigt mit seinen engen u. unsauberen Straßen amphitheatralisch an einem Hügel empor, zum Theil noch mit den alten Ringmauern umgeben. In der Cité, dem ältesten Theile der Stadt, befinden sich noch Ueberreste eines altröm. Amphitheaters. Das bedeutendste Architekturwerk ist die im 11. Jahrh. nach dem Stile der Markuskirche in Venedig erbaute Kathedrale. Auf verschiedenen Plätzen der Stadt sind Fénélon, Montaigne u. dem Marschall Bugeaud Denkmäler errichtet worden. Reich an Alterthümern ist das Museum. P. ist Sitz eines Bischofs, eines Obertribunals u. eines Assisenhofes u. hat ein Lyceum u. ein Priester- u. Lehrerseminar. Die Bevölkerung zählte 1872: 21,316 Seelen. Wichtige Handelsartikel derselben sind Trüffeln, Truthühner, Trüffelpasteten, Wein u. Vieh. Nicht unbedeutend ist die Eisenindustrie. An der Stelle von P. stand in gallischer Zeit Vesunna, die Hauptstadt der Petrocorier, welche von Augustus den Beinamen Augusta empfing.

Perihel (perihelium) od. Sonnennähe heißt in der Astronomie der Stand der Planeten u. Kometen in ihren Bahnen, in welchem sie der Sonne am nächsten stehen. Vgl. „Aphelium" u. „Astronomie", Fig. 952.

Perikles, Sohn des Xanthippos, durch seine Mutter Agariste auch mit dem fluchbeladenen Geschlechte der Alkmäoniden verwandt. Aus vornehmer u. reicher Familie stammend, genoß er eine sehr sorgfältige Erziehung. Erst nachdem er sich an mehreren Feldzügen rühmlich betheiligt, wendete er sich zuerst im J. 469 den Staatsgeschäften zu. Die demokratische Partei, ihrer Häupter durch die Verbannung des Themistokles u. den Tod des Aristides beraubt, überließ sich völlig seiner Führung, u. P. benutzte den Fehler seiner Gegner, welche den Spartanern Hülfstruppen gegen die Messenier geschickt hatten, um eine Entscheidung herbeizuführen. Da die Spartaner undankbar u. unklug genug gewesen waren, die athenischen Truppen nach Hause zu schicken (461), so war die Entrüstung allgemein, die spartafreundlichen Aristokraten verloren jeden Boden im Volke u. ihr Führer Kimon mußte in die Verbannung gehen; von jetzt an leitete P. den athen. Staat in der Weise, daß er sich jährlich zum Strategen wählen ließ. Sein Ideal in der auswärtigen Politik war ein allgemeiner hellenischer Bund mit Athen an der Spitze, u. als er sich von der Unmöglichkeit überzeugt, diesen Plan zu verwirklichen, strebte er wenigstens dahin, so viele Staaten wie möglich zum Beitritt zum Attischen Bunde zu bewegen. Da die Aristokraten stets zu Sparta hielten, so unterstützte er allenthalben die demokratische Partei. Die meisten der kleineren Staaten waren freiwillig dem Attischen Seebunde gegen die Perser beigetreten, zumal man ihnen erlaubte, ihrer Bundespflicht durch einen jährlichen Geldbeitrag zu genügen, während die Athener dafür Schiffe u. Mannschaft stellten u. so ihre Flotte in wunderbarer Weise ausbildeten, indessen die Bundesgenossen sich allmählich der Waffen entwöhnten; wenn daher einmal ein Aufstand ausbrach, so wurde er in der Regel rasch gedämpft, dann wurde die eroberte Stadt von attischen Kolonisten besetzt. So wurde nicht nur eine Menge athen. Bürger versorgt, sondern der Staat versicherte sich auch der militärisch wichtigen Punkte durch eine unbedingt zuverlässige Bevölkerung. Dadurch wurde allerdings der Einfluß Athens auf Kosten seiner Bundesgenossen bedeutend verstärkt; u. diese veränderten Machtverhältnisse zeigten sich zunächst im J. 460 in der Verlegung des Bundesschatzes von Delos nach Athen. Nun machte sich bald die Auffassung geltend, daß Athen diesen Schatz im eigenen Interesse verwenden könne u. zu nichts weiter verpflichtet sei, als zum Schutze der Bundesgenossen. Größtentheils mit diesem Gelde hat P. die Prachtbauten bes. auf der Akropolis (Propyläen, Parthenon, Erechtheion, Odeon 2c.) aufführen lassen. In seiner äußeren Politik war P. ein unerbittlicher Gegner der Spartaner; schon im J. 457 kam es zum Kriege, als diese auch im nördl. Hellas festen Fuß zu fassen versuchten. Die Athener verlegten ihnen den Rückweg, aber auch die größte persönliche Tapferkeit, die P. in der Schlacht bei Tanagra zeigte, konnte das Glück der Schlacht nicht wenden; die Lage des Staates war bedenklich, u. um alle Kräfte heranzuziehen, so beantragte P. selbst die Rückberufung seines Gegners Kimon. Nun wendete sich das Glück, fast alle mittelgriech. Staaten verbündeten sich mit Athen, u. im J. 451 kam bes. durch den Einfluß Kimon's ein fünfjähriger Waffenstillstand zu Stande. Der Attische Bund, der damals seine größte Ausdehnung erreichte, umschloß eine Menge widerstrebender Elemente, die er auf die Länge festzuhalten nicht vermochte. Zuerst erhoben sich in Böotien die verbannten Aristokraten gegen die bestehende Regierung, die von einem athen. Heere unter Tolmidas unterstützt wurde; Beide wurden in einer unvorsichtig angenommenen Schlacht bei Koroneia 447 vollständig geschlagen, u. diese Niederlage gab das Signal zur Auflösung der Landmacht des Attischen Bundes; fast alle Staaten des Festlandes im Peloponnes sowol wie in Mittelgriechenland fielen ab, u. zugleich drang ein spartan. Heer bis ins Herz von Attika, das aber von P. glücklich durch Bestechung der Führer wieder entfernt wurde; so gewann Athen freie Hand, wenigstens das wichtige Euböa wieder zu gewinnen; dann wurde ein 30jähriger Friede geschlossen (im J. 445), in welchem Athen auf die Rückeroberung der anderen Staaten verzichtete; aber keine von beiden Parteien hatte die Absicht, diesen Frieden ehrlich zu halten. Sparta betrachtete mit mißtrauischen Augen das Vorgehen des P. gegen Samos u. seine Fortschritte in Thrakien u. auch in Athen rüstete man sich zu dem Entscheidungskampfe gegen Sparta, über dessen Nothwendigkeit P. am wenigsten sich Illusionen machte. Der Krieg kam zum Ausbruch durch die Händel zwischen Korinth u. Corcyra. Die oligarchische Partei verabscheute den Krieg, u. da sie sich noch nicht an P. selbst heranwagte, richtete sie zunächst ihre Angriffe gegen Anaxagoras, Phidias u. Aspasia, u. nur mit Mühe konnte P. das Aeußerste abwenden. Erst als die Stimmung des Volkes durch die Noth des Krieges u. der Pest erbittert war, wagte man es, den P. anzuklagen, daß er die Staatsgelder schlecht verwaltet habe; er wurde allerdings zu einer Geldstrafe verurtheilt, behielt aber nach wie vor die Leitung des Staates; er erlebte noch den ganzen Jammer der Belagerung u. Pest, der er schließlich selbst im J. 429 zum Opfer fiel.

Perikopen (a. d. Griech.) heißen die Abschnitte der heil. Schrift, welche ursprünglich für die Vorlesung im Gottesdienst, später auch als Predigttexte ausgewählt wurden. In der Griech. Kirche ist die Festsetzung von P. im 4. Jahrh., in der Röm. Kirche im 5. Jahrh. nachzuweisen. Man faßte die P., die in die beiden großen Kreise der evangelischen u. epistolischen P. zerfielen, in besondere Evangeliarien u. Lektionarien (s. d.) zusammen, u. die Verbindlichkeit, diese Abschnitte zu lesen (der sog. Perikopenzwang), wurde auch von der Luther. Kirche (nicht der Reformirten) beibehalten. Erst Ende des 18. u. Anfang des 19. Jahrh. ist fast in allen Luther. Kirchen eine neue Festsetzung der P. erfolgt.

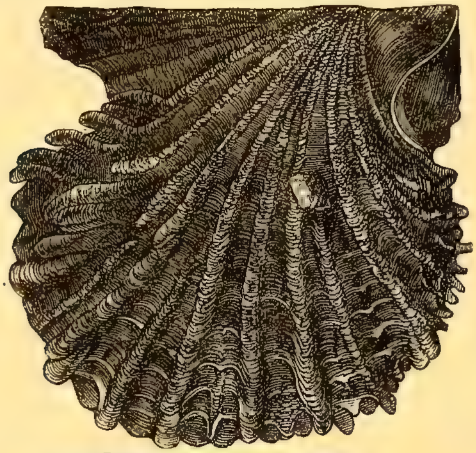
Periminsel, s. „Bab-el-Mandeb".

Periode (griech.), Herumgehen, Umlauf od. Kreislauf. In der Geschichte nennt man P.n Zeiträume, deren Beginn bezeichnet wird durch bes. einschneidende Begebenheiten, welche das nun Folgende von dem Vorhergegangenen deutlich scheiden u. dem neuen Zeitraum einen eigenthümlichen Charakter verleihen. In der Grammatik bezeichnet P. einen zusammengesetzten, aus mehreren Gliedern bestehenden Satz. In der Musik ist P. eine durch eine gewisse rhythmische, melodische u. harmonische Ordnung begrenzte u. gegliederte Tonform, die sowol für sich allein ein kleines Tonstück ausmachen, als auch, mit anderen P.n zu Periodengruppen verbunden, ein Glied im Zusammenhange eines größeren Tonsatzes sein kann. In Grammatik u. Musik ist die durch eigene Gesetze bestimmte Verknüpfung der P.n zu einem zusammenhängenden Ganzen der Periodenbau. — In der Physik nennt man die Schwingungszeit eines Pendels, einer Luftwelle, einer Lichtätherwelle, in der Astronomie die Umlaufszeit eines Planeten od. Nebenplaneten 2c. die P. der betreffenden Bewegung. Jede derartige Bewegung selbst heißt periodisch. Die großen astronomischen P.n spielen in der Chronologie (s. d.) eine große Rolle. So war für die alte ägypt. Zeitrechnung die „Sothische P." der Maßstab, ein Zeitraum von 1460 Jahren, in welchem der Jahresanfang einmal alle Jahreszeiten durchwandert hatte. Für die Berechnung der Finsternisse benutzte man die chaldäische P. „Saros" von etwa 18 Jahren 11 Tagen 8 Stunden, in welcher 223 synodische nahezu gleich

242 drakonitischen Mondmonaten sind, so daß nach derselben alle Mond- u. Sonnenfinsternisse in nahe gleicher Weise wiederkehren. Solche kleinere P.n wie der Saros od. der Meton'sche Mondzirkel von 19 Jahren, nach dessen Ablauf die Neumonde wieder auf dasselbe Datum fallen, heißen in der Chronologie auch „Cyklen" od. „Zirkel".

Peripatetiker hießen die Schüler des Aristoteles (s. d.), entweder von den schattigen Gängen (griech. *περίπατοι*) des Lyceums in Athen, in denen er lehrte, od. von seiner Gewohnheit, auf- u. abwandelnd (griech. *περιπατεῖν*) zu lehren. Darnach nennt man auch die Philosophie des Aristoteles u. seiner Anhänger überhaupt peripatetische Philosophie.

Peripetie (griech.), die plötzliche Umwandlung des Schicksals, nam. zum Schlechten; in der Poetik der Wendepunkt des Dramas.





Nr. 4428 u. 4429. Die Seeperlenmuschel (Meleagrina margaritifera).

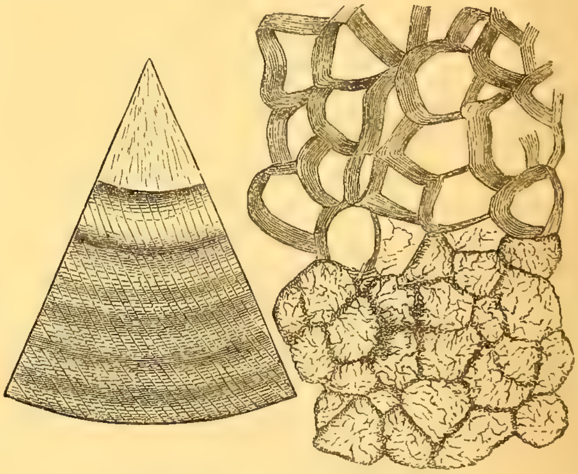
Peripherie (vom griech. *περιφέρεια*) heißt in der Geometrie der Umfang des Kreises. Das Längenverhältniß der P. zur Länge des Durchmessers wird durch π, die Ludolphsche Zahl (s. d.), ausgedrückt. Ein Peripheriewinkel wird von zwei geraden Linien gebildet, deren Durchschnittspunkt auf der P. eines Kreises liegt.

Peripneumonie, s. v. w. Lungenentzündung.

peristaltische Bewegungen, auch wurmförmige, heißen die in Zusammenziehungen der Wandmuskulatur bestehenden wellenförmigen Bewegungen des Magens u. die noch lebhafteren des Darmes. Sie dienen zur Weiterbeförderung des Magen- u. Darminhalts u. gehören ins Bereich der Reflexbewegungen. Am lebhaftesten werden sie beim Oeffnen der Leibeshöhle, infolge der Einwirkung der kühleren Außentemperatur. Die nervösen Centralorgane (Ganglien), welche den p.en B.en vorstehen, liegen in den Wänden des Magens u. Darmes selbst.

Peristyl (griech.), die ein Gebäude, z. B. einen griech. Tempel, auch einen Hof od. freien Platz umgebende, gewöhnlich bedeckte Säulenhalle.

Perkussion (von percutio, ich schlage) bezeichnet in der Waffentechnik jede Einrichtung, welche die Explosion des Zündmittels durch einen Schlag bewerkstelligt. Sie wurde erst möglich durch die in das Ende des vorigen Jahrhunderts fallende Darstellung knallsaurer Salze. Solche Präparate entweder aus miriatischem Pulver (chlorsaures Kali, Schwefel u. Kohle) od. Knallquecksilber (knallsaures Quecksilberoxyd) wurden in Kupferhütchen (Zündhütchen) eingebracht u. auf dem Zündkegel des Gewehrs durch den Schlag des Hahnes zum Explodiren gebracht. Der dadurch entstehende Feuerstrahl schlug durch den Zündkanal in das Gewehr u. entzündete die Ladung. Das Perkussionsschloß soll ein Schotte, Alexander Forsyth, 1807, die Zündhütchen Prélat, nach Anderen Deboubert 1820 angegeben haben. Die neuesten Gewehrschlösser beruhen ebenfalls großentheils auf der P. eines stumpfen Stiftes od. einer Nadel, welche die Zündmasse zur Explosion bringt (s. „Feuerwaffen"). Auch die Zündung der Granaten der heutigen Feldartillerie wird durch P. bewirkt, indem bei dem Aufschlag der Granate der Nadelbolzen vorwärts fährt u. durch einen Stich die Zündpille entzündet. — In der Medizin heißt P. diejenige Untersuchungsmethode, bei welcher man aus dem durch Anklopfen an einzelnen Stellen des Körpers erhaltenen Schalle auf die physikalischen Eigenschaften, nam. den Luftgehalt der untenliegenden Theile zu schließen sucht. Diese kommt hauptsächlich bei der Diagnostik der Lungen- u. Herzkrankheiten zur Anwendung. Man unterscheidet die unmittelbare u. mittelbare P. Bei ersterer klopft man mit einer od. mehreren Fingerspitzen auf die zu untersuchende Körperstelle, während bei letzterer eine Platte von Elfenbein, Glas od. anderen Stoffen (das Plessimeter) auf die Haut aufgelegt u. auf diese entweder mit den Fingerspitzen od. dem Wintrich'schen Perkussionshammer geklopft wird. Der Erfinder der P. ist Leopold Auenbrugger in Wien (1761); zu ihrer jetzigen Höhe aber ist sie von Skoda u. seinen Schülern ausgebildet worden.



Nr. 4430. Vergrößerte Durchschnitte durch Perlen.

Perleberg, Stadt im preuß. Reg.-Bez. Frankf. a. d. O. (Prov. Brandenburg, Kreis Westpriegnitz) mit 7390 E., liegt an der Stepenitz, $1^1/_2$ M. im NO. von Wittenberge, ist Sitz eines Kreisamtes, Kreis- u. Schwurgerichtes u. hat eine Realschule erster Ordnung. Bedeutend sind die hier abgehaltenen Flachsmärkte. In dieser alten Hauptstadt der Priegnitz ward 1420 zwischen Brandenburg, Mecklenburg u. Pommern Friede geschlossen.

Perlen, echte, sind konzentrisch gebildete Ablagerungen von Schalensubstanz im Mantel verschiedener Muschelarten, vor Allem der Seeperlenmuschel (Meleagrina margaritifera) u. der Flußperlenmuschel (Unio margaritifera). Erstere, welche an der Küste von Ceylon, im Rothen Meere, auch im Stillen Ozean bei Panama vorkommt u. die geschätztesten oriental. od. ind. P. liefert, hat eine abgerundet viereckige Schale mit Längsreihen von schuppigen Lamellen u. kettet sich mit Byssusfäden an ihr Unterlager. Sie wird zu gewissen Zeiten des Jahres durch Taucher gefischt; die Muscheln werden entweder direkt geöffnet, od. auch wol dem Absterben u. der Fäulniß überlassen u. die P. dann durch Abschlemmen gewonnen. Die Flußperlenmuschel, welche in vielen Bächen von Bayern (Passauer u. Bayreuther P.), Sachsen, im Vogtlande (Elsterperlen), von Schweden u. Norwegen vorkommt, läßt sich bei niedrigem Wasserstande leicht gewinnen; die darin enthaltenen P. sind indessen kleiner u. weniger schön als die orientalischen. Die Substanz der P. ist stark kalkhaltig u. wahrscheinlich mit der die Schale auskleidenden Perlmutter identisch. Die Bildungsweise der P. ist durch neuere Forscher, wie v. Heßling u. Pagenstecher, aufgeklärt worden; der Perlenbildung liegt ein Kern zu Grunde, der aus einem Schleimklümpchen od. aus einem von außen zwischen Mantel u. Schale eingedrungenen fremden Körper, etwa einem Sandkorn, einem Parasiten od. dgl., besteht. Dieser Perlenkern giebt durch seinen Reiz Anlaß zu der schichtenförmigen Ablagerung. Theils die Stelle des Mantels, wo diese Ablagerung erfolgt, theils die Beschaffenheit des Wassers ist von Einfluß auf Gestaltung, Größe, Färbung, Reinheit

(Wasser) der P. An der Schale angewachsene, nur mehr od. weniger halbkugelige Bildungen heißen **Halbperlen**. Die Flußperlen sind meist mehrfarbig u. erlangen mitunter Erbsen- bis Bohnengröße. Man rechnet auf etwa 100 Muscheln 1 Perle u. erst auf etwa 3000 eine gute. Die **Perlenfischerei** auf dem Meere wird durch Taucher betrieben, eine Arbeit, deren Gefährlichkeit mit der Tiefe des Wassers wächst. Die Perlenfischer von Ceylon gehen bes. nach der Bai von Condatchy, wo eine ausgedehnte Muschelbank den Meeresgrund bedeckt. Der Ertrag von Ceylon war früher (etwa vor 100 Jahren noch) sehr bedeutend, in manchen Jahren über 100,000 Pfd. Sterl., seit 1833 sind die dortigen Bänke ziemlich erschöpft. Noch heute berühmt dagegen ist die Perlenfischerei im Pers. Meerbusen u. im Rothen Meer. Im Pers. Meerbusen laufen jährlich (im Juli u. August) 4—5000 Boote (zu 10—32 Mann) aus, die zusammen einen Ertrag von gegen 400,000 Pfd. Sterl. geben. Hauptmärkte sind Bassorah u. Bagdad, von wo aus die P. nach Konstantinopel u. ins Abendland gehen. Berühmt waren einst auch die P. von Margarita u. Cubagna (Amerika), doch sind diese Lagerstätten wie die des Golfs von Panama fast erschöpft. Dagegen hat sich in den letzten Jahrzehnten eine bedeutende Perlenfischerei bei den Gesellschafts-, den Marquesasinseln, den Marianen ꝛc. entwickelt. In China soll man die Kunst verstehen, durch Einbringen kleiner aus Perlmutter gedrehter Kugeln od. geschnitzter Figürchen in die Muscheln nach Belieben die Perlenbildung hervorzurufen. Am meisten geschätzt werden die rein weißen, schwachgelblichen od. bläulichen P., welche vollkommen rund od. birnförmig sind. Unregelmäßig geformte P. heißen **Baroqueperlen**; größere werden einzeln als **Zahlperlen**, kleinere nach dem Gewichte als Unzenperlen, Saat- od. Staubperlen verkauft. Die P. werden meist gebohrt u. auf Schnüre gezogen, häufig auch halbirt u. dann in Gold gefaßt verwendet, die kleineren bes. häufig als Einfassung von Emaillen od. größeren Edelsteinen. — Ueber imitirte P. s. unter „Glasperlen".

Perlhuhn (Numida meleagris), ein afrik. Hühnervogel aus der Familie der Phasianiden, die „numidische Henne" der Alten. Das P. hat einen nackten Kopf u. Vorderhals, einen schwieligen Helm auf dem Scheitel u. zwei nackte Hautlappen am Unterkiefer. Das bläulichgraue Gefieder trägt weiße, dunkelbegrenzte Perlflecke. Im wilden Zustande lebt das P. in Scharen von 2—300 Stück; auf unsere Hühnerhöfe wurde es seines schmackhaften Fleisches wegen gebracht, in Amerika ist es verwildert.

Perlmuschel, s. „Perlen".

Perlmutter. Die Schalen der Perlenmuschel u. mancher Austernarten zeigen auf der inneren Seite oft ein prachtvolles Farbenspiel, das auf der Struktur, in feinen, stufenartig über einander liegenden Lamellen beruht, welches diesen Stoff, die P., zu einem geschätzten Materiale für die Industrie u. das Kunstgewerbe macht. Man unterscheidet weiße u. schwarze P.; letztere zeigt bes. intensive Farben u. wird auch künstlich aus der ersteren durch Tränken mit einer ammoniakalischen Chlorsilberlösung u. Einwirkung des Sonnenlichtes erhalten. Die P. läßt sich leicht schneiden u. abdrehen. Sie wird zu Knöpfen ꝛc., aber auch zum Einlegen von Holz verwendet. Die P. wird auch in schwarzen Lack eingedrückt u. schließlich das Ganze eben abgeschliffen u. polirt, mitunter auch bemalt. Besonders schöne Effekte, welche sich auf diese Weise hervorbringen lassen, zeigen die japanesischen Lackwaaren.

Perlmutterfalter (Argynnis), eine mehrere Arten umfassende Gattung von Tagfaltern mit oben rothbraunen, schwarz gefleckten, unten gelblichen od. grünlichen Flügeln mit Perlmutterflecken od. Streifen. Ihre am Halse dornigen Raupen leben bes. auf Veilchen. Hierher gehört u. a. der „Kaisermantel" (Paphia).

Perlschrift, auch **Perl**, die zweite übliche Größe der Buchdruckerlettern, von der kleinsten Sorte, Diamant, angefangen.

Perm, ein Gouvernement im östl. Rußland, mit einem Areal von 6032,31 □M. u. 2,173,501 E. (1871); liegt zu beiden Seiten des Uralgebirges u. grenzt im O. an Sibirien, im N. an Wologda, im W. an Wjatka u. im S. an Ufa. Der westl. Theil gehört zum Flußgebiet der Kama (s. d.), welche das Gouvernement in der Richtung von N. nach S. durchströmt, der O. zum Gebiet des Tobol. Fast $^3/_4$ des ganzen Gebietes ist Bergland, der Rest wegen der ausgedehnten Moore u. Sümpfe u. wegen des langen, strengen Winters, in dem nicht selten das Quecksilber gefriert, u. wegen des regenreichen Sommers nur wenig kultivirt. Dafür ist P. der wichtigste Bergbaudistrikt im europ. Rußland u. birgt nam. an Eisenerzen einen unermeßlichen Reichthum; außerdem finden sich aber noch hier in bedeutenden Mengen Kupfer, Gold, Platin, Halbedelsteine, Malachit u. Salz. Infolge dieser Bodenschätze hat sich denn auch hier Bergbau u. Hüttenwesen u. Eisengießerei sehr bedeutend entwickelt. Außer den Russen u. eingewanderten Deutschen leben in diesem Gouvernement noch 60,000 Baschkiren, Meschtscherjäken u. Teptjären, 55,000 Permier, 35,000 Karakalpaken, 15,000 Tschuwaschen u. 6000 Tscheremissen. Diese meist zu der finnischen Nation gehörenden Völker sind mit Ausnahme der mohammedanischen Meschtscherjäken Christen u. haben sich großentheils fest angesiedelt; groß ist aber noch die Zahl der Nomaden u. Jägerstämme. Die Hauptstadt **P.** mit 22,288 E. liegt am rechten Ufer der Kama, besteht aus Holzhäusern u. besitzt außer acht Kirchen auch eine Kathedrale. Lebhaft ist der Verkehr auf dem Flusse u. der nach der berühmten Bergstadt Jekaterinenburg (s. d.) führenden Straße. In der Nähe liegen Kupferbergwerke u. eine große Kanonengießerei. Im Gouvernement P. liegen noch die Bergstädte Nishnij-Tagilsk (s. d.), Bogoslowsk u. Solikamsk u. die große Meßstadt Irbit (s. d.).



Nr. 4431. Der Hafen von Pernambuco.

permanent (lat.), bleibend, ständig.

per mille (lat.), fürs Tausend.

Permische Formation od. auch **Dyas** nennt man diejenigen Gebirgsschichten, welche sich in der unmittelbar auf die Steinkohlenperiode folgenden Zeit abgelagert haben u. deren Bildung der Triasformation vorausgegangen ist. Der Name ist von dem Namen des russischen Gouvernements abgeleitet, in welchem diese Schichten in weiter Verbreitung u. besonderer Mächtigkeit ausgebildet sind. Die P. F. findet sich aber auch in Deutschland, England u. Nordamerika. Man kann sie in zwei deutlich unterscheidbare Etagen theilen, nämlich in die Gruppe des **Rothliegenden** u. des **Zechsteins** (s. d.).

Permission (lat.), Erlaubniß, Zulassung.

permutiren (lat.), umtauschen, verwechseln.

Pernambuco, eine der östl. Provinzen Brasiliens, umfaßt 2175,7 □M. mit 841,539 E. (1872), von denen 89,028 Sklaven sind, liegt im Süden

der Provinzen Parahyba u. Ceara, im O. von Piauhy u. im N. von Alagoas, Sergipe u. Bahia u. grenzt im O. an den Atlantischen Ozean. An den Flüssen, unter denen der die Südgrenze bildende Rio San Francisco der bedeutendste ist, ziehen sich an Baumwolle, Zuckerrohr, Kaffee u. Tabak reiche Landschaften hin. Im Innern dehnen sich aber weite Waldungen aus, welche früher Brasilholz (Pernambukholz) in weit größeren Mengen als jetzt zum Export lieferten, u. die Hochebenen sind mit steppenähnlichen Campos bedeckt, auf denen nur Viehzucht getrieben werden kann. — Die Hauptstadt P. mit 116,671 E. (1872), einer der bedeutendsten Handelsplätze Brasiliens, liegt an einem geräumigen Hafen, dem ein von 2 Zugängen durchschnittenes Riff vorliegt, u. besteht aus drei durch Brücken verbundenen Stadttheilen, der auf einer Halbinsel gelegenen Hafenstadt Recife, der Inselstadt S. Antonio u. der Festlandsstadt Boavista. 1534 von den Portugiesen gegründet, hob sich die Stadt nam. unter der Herrschaft der Holländer u. zeigt noch gegenwärtig in ihrer Bauart u. der Reinlichkeit der Straßen niederländischen Einfluß, vorzüglich in S. Antonio, wo die schönsten Gebäude, so die großartige Kathedrale, der Regierungspalast u. das Theater u. die prächtigste Straße P.'s, die Rua Imperial sich befinden. P. ist Sitz der Regierung u. eines Bischofs u. hat eine Rechtsfakultät, ein Gymnasium, ein großes Hospital, eine Gasfabrik u. mehrere Buchdruckereien. Von den Bewohnern kommt ein großer Theil auf die Neger. Im Hafen von P. kamen 1874 717 Schiffe an, während 731 abgingen; Zucker u. Baumwolle sind die wichtigsten Artikel der Ausfuhr. Die an Kokoswäldern u. Ananasplantagen reiche, malerische Umgebung der Stadt weist eine Menge schöner Landhäuser auf. In der Nähe P.'s weiter nach N. liegt an der Küste die alte Provinzialhauptstadt Olinda mit 7000 E. u. einer schönen Kathedrale.

Pernambukholz, s. „Brasilienholz".

Pernau, Hafenstadt im russ. Gouvernement Livland mit 9568 E. (1871); liegt an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Meerbusen von Riga, ist regelmäßig gebaut u. war einst stark befestigt. Die Stadt hat drei Kirchen u. ein Seebad u. treibt einen bedeutenden Handel. Die Ausfuhr, welche 1874 einen Werth von 7,920,922 S.-Rbl. hatte, besteht hauptsächlich aus Flachs, außerdem noch aus Leinsaat, Getreide u. Matten; eingeführt wurden in gleichem Jahre für 354,799 S.-Rbl. Waaren, nam. Salz, Steinkohlen u. Heringe. Der Schiffsverkehr bezifferte sich auf 298 Fahrzeuge von 24,305 Lasten.

Pernice, Ludwig Wilhelm Anton, deutscher Rechtsgelehrter ital. Abstammung, geb. zu Halle 11. Juni 1799; studirte seit 1817 Philologie u. Geschichte, dann ausschließlich die Rechte in Halle, Berlin u. Göttingen, ward 1822 Professor der Rechte u. Mitglied des Spruchkollegiums in seiner Vaterstadt, 1842 Ordinarius der Juristenfakultät, 1844 Geh. Oberregierungsrath u. Curator der Universität Halle, 1845 Direktor des dortigen Schöppenstuhls u. 1854 Kronsyndikus des Königs von Preußen sowie lebenslängliches Mitglied des preuß. Herrenhauses u. starb zu Halle 16. Juli 1861. Seine Fächer waren die Institutionen u. Geschichte des Römischen Rechts, deutsche Staats- u. Rechtsgeschichte, das Staats-, Völker- u. Lehnrecht. Er schrieb u. A.: „Geschichte der Alterthümer u. Institutionen des Römischen Rechts im Grundrisse" (Halle, 2. Aufl. 1823); „Quaestiones de jure publico Germanico" (ebd. 1828—35); „Codex juris municipalis Hallensis" (ebd. 1839); „De sancta confoederatione" (ebd. 1855); „Die staatsrechtlichen Verhältnisse des gräflichen Hauses Gleichen" (ebd. 1859). Vergl. „P., Savigny u. Stahl" (Berl. 1862).

Péronne (spr. Pehronn'), Arrondissementshauptstadt des nordfranz. Departements Somme mit 4027 E. (1872), am Einfluß der Cologne in die Somme, 6 M. im O. von Amiens gelegen; hat ein Collége, 5 Kirchen u. ein Schloß, in welchem Karl der Einfältige u. Ludwig XI. gefangen gehalten worden sind. Zucker, Oel, Branntwein, Eisenwaaren, Leder u. Mehl sind die wichtigsten Produkte des lebhaften Gewerbfleißes der Stadt. P. ist Sitz eines Tribunals erster Instanz u. Festung zweiter Klasse; 1815 wurde es von den Engländern erstürmt, u. 10. Jan. 1871 mußte es sich den Deutschen ergeben, welche Stadt u. Festungswerke seit 28. Dez. beschossen hatten.

peroriren (lat.), eine Rede halten.

per pedes (lat.), zu Fuß; p. p. apostolorum, zu Fuß, wie die Apostel gingen.

Perpendikel od. Loth, eigentlich nur die auf einer Horizontalen rechtwinklig stehende, mit der Richtung der Schwerkraft zusammenfallende Linie; in weiterem Sinne gebraucht man aber P. u. perpendikular für jede rechtwinklig auf eine andere Richtung bezogene Linie.

perpetuirlich (v. lat. perpetuus), unausgesetzt, fortdauernd.

Perpetuum mobile (d. h. ein fortwährend Bewegliches) nennt man eine Vorrichtung, welche, wenn einmal in Bewegung gesetzt, sich ohne Zuthun einer äußeren bewegenden Kraft ohne Aufhören fortbewegen solle u. die nicht nur den Kraftverbrauch, der infolge der Reibung erwächst, aus sich selbst ersetzen, sondern womöglich auch einen Ueberschuß als nutzbare Arbeitskraft ergeben soll. Da eine solche Vorrichtung, die Kraft aus Nichts erzeugte, eine Quelle unversiegbaren Reichthums sein müßte, so haben sich unklare Köpfe zu allen Zeiten mit ihrer Erfindung getragen, aber ebenso vergeblich wie die Alchemisten, welche den Stein der Weisen suchten. Denn ein P. m. zu konstruiren ist einfach unmöglich, u. alle darauf verwendeten Bemühungen beruhen auf einem völligen Mißverständniß der Wirkung mechanischer Potenzen. Wenn der Halbgebildete sieht, wie man mit Hebel, Flaschenzug 2c. einer großen Last durch eine kleine Kraft das Gleichgewicht halten kann, glaubt er ein Mittel gefunden zu haben, um Kraft gewissermaßen aus nichts zu erzeugen, indem er dabei vergißt, daß, wenn Bewegung eintritt, die Bewegung der kleinen Kraft durch den großen Weg genau dieselbe Arbeit darstellt, wie die Bewegung der großen Last durch den kleinen Weg, u. daß außerdem noch ein Theil der Kraft durch Bewegungshindernisse, wie Reibung, verbraucht wird. Durch derartige Umsetzungen ist also auf keine Weise Kraft zu gewinnen. Ebenso wenig aber auch, wie das Gesetz von der Erhaltung der Kraft lehrt, durch Heranziehung der Wärme, Elektrizität 2c. Man hat nun auch Apparate wie Thermometer u. Barometer, deren Quecksilbersäulen bekanntlich nie ganz still stehen, ebenso die Magnetnadel wegen ihrer fortwährenden kleinen Schwankungen Perpetua mobilia genannt, aber ebenso mit Unrecht, denn diese Vorrichtungen bewegen sich nicht von selbst, sondern nur unter dem steten Einfluß auf sie wirkender Kräfte, wie Wärme, Luftdruck, Magnetismus 2c.

Perpignan (spr. Perpinjang), Hauptstadt des südfranz. Departements der Pyrénées Orientales u. Waffenplatz 1. Klasse mit 24,362 E. (1872), liegt $2^1/_2$ M. von der span. Grenze, am Tet u. an einem Felsen, welcher eine weite, fruchtbare, mit Oliven- u. Orangengärten bedeckte Ebene beherrscht. Die alte Stadt wird von starken Festungsmauern umgeben u. durch eine Citadelle geschützt; das 1319 in maurischem Stile erbaute Schloß Le Chastillet, die Kathedrale, die große Kaserne, die Börse u. das Rathhaus sind die hervorragendsten Gebäude, ein Priester-, Lehrer- u. Lehrerinnenseminar u. ein Kommunalcollége die wichtigsten Lehranstalten. P., welches Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Albi u. eines Tribunals 1. Instanz ist, treibt bes. Wein- u. Oelbau, Seidenraupenzucht u. beträchtlichen Handel mit Landesprodukten u. fabrizirt nam. Tuch, Wollenzeuge, Korkpfropfen, Hüte, Oel, Leder, Seife 2c.

Perponcher-Sedlnitzky (spr. Perpongscheh), ein ursprünglich dynastisches, nach seinem im nordwestlichen Frankreich gelegenen Stammsitze Perponcher benanntes Adelsgeschlecht, welches seiner evangelischen Konfession wegen im 17. Jahrh. nach den Niederlanden übersiedelte u. in demselben Jahrh. nach Aussterben des ihm verwandten Geschlechts Sedlnitzky dessen Namen, Titel u. Wappen mit den seinigen verband, auch 1695 die Annahme des reichsgräflichen Titels bestätigt erhielt. Ueberdies ward der Familie 1825 der niederl. u. 1853 der preuß. Grafenstand verliehen. Bes. zu erwähnen sind: Graf Heinrich Georg **v. P.-S.**, geb. im Haag 19. Mai 1771; trat in holländ. Militärdienste, machte den Feldzug von 1793 u. 1794 als Rittmeister mit, stand später kurze Zeit in österr. Diensten, befehligte 1800 in Deutschland u. dann in Aegypten das im brit. Solde stehende, meist aus Niederländern gebildete Jägerregiment Löwenstein, erhielt 1804 den Befehl über das Regiment Dillon auf Malta, diente seit 1807 in der Lusitanischen Legion in Portugal u. leitete 1809 die engl. Expedition gegen Antwerpen, mußte aber nach der Vereinigung Hollands mit dem Kaiserreiche den engl. Dienst verlassen u. in sein Vaterland zurückkehren, wo er unter strenge Aufsicht gestellt wurde. Dennoch half er 1813 die Schilderhebung Hollands vorbereiten, bewog die Franzosen zum Abzug aus dem Haag u. ging dann mit J. Fagel nach England, um den Prinzen Wilhelm von Oranien zur Rückkehr einzuladen. Als Generalmajor übernahm er hierauf den Befehl über das neuerrichtete niederl. Heer u. schloß 1814 im Verein mit preuß. u. engl. Truppen Gorkum, Bergen-op-Zoom u. Antwerpen ein. Nach dem ersten Pariser Frieden Gesandter in Berlin, führte er im Feldzug von 1815 als Generalleutnant die 2. Division der Niederländer u. kämpfte mit Auszeichnung unter Wellington bei Quatrebras u. bei Waterloo. Nach dem zweiten Pariser Frieden kehrte er auf seinen Gesandtschaftsposten nach Berlin zurück u. blieb auf demselben bis 1842.

Er starb 29. Nov. 1856. Von seinen Söhnen ist Graf Wilh. Heinr. Ludw. **v. P.=S.**, geb. 17. Juli 1819, seit 1874 deutscher Gesandter in Brüssel, Graf Friedr. Wilh. Karl Aug. **v. P.=S.**, geb. 11. Aug. 1821, Hofmarschall des Deutschen Kaisers Wilhelm, u. Graf Ludw. Nik. Friedr. Ernst Gustav **v. P.=S.**, geb. 19. Juni 1827, erster dienstthuender Ceremonienmeister am Deutschen Kaiserhofe.

Perrault (spr. Perroh), Charles, franz. Dichter u. Schriftsteller, geb. 12. Jan. 1628 zu Paris, widmete sich Anfangs der Rechtswissenschaft u. praktizirte als Advokat, wendete sich aber später ausschließlich literarischen u. künstlerischen Studien zu u. erhielt infolge dessen durch des Ministers Colbert Gunst zunächst die Stellung eines Bibliothekars der 1664 gegründeten Kunstakademie u. später diejenige eines Generalkontroleurs der königlichen Bauten; 1671 wurde er Mitglied der Franz. Akademie. Ein bedeutender Dichter war P. nicht; seine langathmigen Epen „St. Paulin“ u. „Le siècle de Louis le Grand“ fanden schon bei ihrem Erscheinen nicht viele Bewunderer u. sind heute eigentlich nur noch dadurch bekannt, daß sie Boileau in seinen Satiren zum Zielpunkt seines Spottes gemacht hat. Eine bessere Aufnahme beim Publikum fand sein Mährchenbuch „Contes des fées“, dessen Stoff er, freilich mit manchen Entstellungen, der Volkspoesie entlehnte. Trotz seiner wenigen u. wenig bedeutenden poetischen Leistungen hat P. gleichwol in der Literaturgeschichte seiner Zeit eine hervorragende Rolle gespielt, weil er es wagte, der nam. von Boileau aufgestellten Lehre von der unbedingten Mustergiltigkeit der antiken griechischen u. römischen Dichtung mit Entschiedenheit entgegenzutreten u. das Recht der neueren Dichtung auf eine selbständige Entwicklung u. auf eine theilweise Loslösung von den Regeln der Antike zu behaupten. Er gab dadurch Anlaß zu dem so berühmt gewordenen, Jahrzehnte lang fortgeführten literarischen Streite zwischen den „Alten u. Neueren“ (querelle des anciens et des modernes). P. ist u. A. auch der Erste gewesen, welcher die Hypothese von der allmählichen Entstehung der homerischen Gesänge u. der Mehrzahl ihrer Verfasser aufgestellt hat. Außer den bereits genannten Schriften verfaßte P. noch „Elégies des hommes illustres du 17me siècle“ u. Memoiren u. starb 16. Mai 1703 zu Paris. Eine Gesammtausgabe der Werke P.'s existirt nicht, in einer Auswahl wurden sie in neuerer Zeit (1828) von Collin de Plancy herausgegeben. — Sein Bruder Claude **P.**, berühmter französ. Architekt, geb. 1613, gest. 1688, ist nam. als Uebersetzer des Vitruv u. als Erbauer der Colonnade des Louvre bekannt geworden.

Per risum multum debes cognoscere stultum, lat. Sprüchwort, deutsch: „An vielem Lachen erkennt man den Narren“.

Perron (frz., spr. Perrong), die bei Freitreppen unmittelbar vor der Thür sich ausdehnende Plattform; auf Eisenbahnstationen der in gleicher Höhe mit den Böden der Waggons hinlaufende Weg zum Ein- u. Aussteigen der Reisenden.

Perrücke (frz. perruque aus dem Keltischen od. Irischen von barr, Haar u. uc, hoch) bezeichnet eine Kopfbedeckung von fremden Haaren, welche dem natürlichen Haar mehr od. weniger ähnlich ist. Nach Winkelmann, „Denkm. d. Kunst“, Bd. I, S. 72 scheinen die Aegypter schon den Gebrauch der P. gekannt zu haben. Dann aber beschreibt Xenophon in der „Cyropädie“ I. 3 bereits die P. des Astyages, Aristoteles im 2. Buche der „Oekonomie“ (Op. T. V. p. 504) findet sie bei den Lydern u. Athenäus (XII, p. 523) schreibt ihre Erfindung den Kretern zu. Eine P. aus Ziegenhaaren, welche David's Weib anfertigte, wird im Alten Testament (1. Sam. 19, 13) erwähnt. Ob die Griechen wirklich verschiedene P.n für Männer (κρωβύλος), Frauen (κόρυμβος) u. Knaben (σκορπίος) hatten, ist jedoch zweifelhaft. Hannibal besaß ebenfalls mehrere P.n. Zur Zeit des Ovid („Amores“ I, 14, 45) ließen sich die röm. Damen (blonde) Haare zu falschen Frisuren aus Deutschland kommen, die Kaiser Nero, Caligula, Heliogabal trugen sämmtlich P.n, ebenso Otho. Diese nannte man galerus. Im Mittelalter finden sich wenige Nachweise über den Gebrauch falscher Haare, nur Ingold (1450) im „Guldin Spil“ erwähnt Zöpfe aus Todtenhaaren, welche Frauenzimmer trügen. In Italien brauchte man im 15. u. 16. Jahrh. das Wort parruca von natürlichem Haar, ebenso in Frankreich das Wort perruque. In England dagegen verbot Heinrich I. im 12. Jahrh. den Gebrauch der P.n, u. in Byzanz scheinen sie um dieselbe Zeit auch in Gebrauch gewesen zu sein. Zu Anfang des 16. Jahrh. trugen Fürsten schon P.n, so Herzog Johann von Sachsen (1518), u. in Nürnberg ist um dieselbe Zeit schon eine Perrückenmacherzunft nachzuweisen. In Frankreich kamen sie um 1626 auf, aber erst Ludwig XIV. führte die großen Allongeperrücken um 1650 ein, u. zwar wird das J. 1673 als das der Entstehung der Perrückenmacherzunft zu Paris angesehen. In Schweden kamen sie um 1670, in England unter Karl II., in Preußen unter Kurfürst Friedrich Wilhelm († 1688) auf; die erste Perrückenmacherinnung zu Berlin datirt aber vom J. 1716. Weil aber zu viel Luxus damit getrieben ward, legten die Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen (1694) u. Friedrich I. von Brandenburg (1698) eine Steuer auf dieselben. Eine besondere Art, die Beutelperrücken, kamen unter der Regentschaft in Frankreich auf (1716) u. hießen deshalb perruques à la régence; die Zwirnperrücken aber erfand man im Jahre 1778 zu Wien. Die erste Französische Revolution machte der Mode der P.n, die sich in Zopf- u. Stutzperrücken abgeschwächt hatten, ein Ende;



Nr. 4432. Perrücken.
1 Perrücke der Aegypter, 2 Allongeperrücke, 3 u. 4 à noeuds, 5 à deux queues, 6 Bandeau d'Amour, 7 en bourse, 8 carrée, 9 Römerin, 10 en bourse (Seitenansicht).

in neuester Zeit sind sie jedoch für das weibliche Geschlecht als Chignons u. sog. Mozartfrisuren wieder aufgetaucht (s. Nicolai, „Ueber den Gebrauch falscher Haare u. Perrücken“, Berl. 1801).

Perrückenaffe heißen zwei verschiedene Affen. Zunächst ein schlanker, langschwänziger, 1 m. hoher Stummelaffe, Colobus polycomos, Afrika's, der „Affenkönig“ Guinea's. Er sieht schwarz aus, hat am Kopfe sehr lange gelbliche, über den Nacken herabhängende Haare, eine weiße Schwanzspitze, an der Vorderhand keinen Daum, u. Backentaschen. P. heißt auch der Mantelpavian (Cynocephalus hamadryas, s. „Pavian“).

Perrückenbaum (Rhus Cótinus); bekannter Zierstrauch unserer Anlagen, einheimisch bereits am Südabhange der Alpen (Südtirol 2c.), mit zierlichen, runden, od. verkehrt-eiförmigen u. langgestielten, derben Blättern, ausgezeichnet aber bes. durch die perrückenartigen Fruchtrispen, die wollig od. federbuschartig den ganzen Strauchbaum zu überziehen pflegen. Die meisten der kleinen, unscheinbaren, grünlich-gelben Blüten bleiben nämlich unfruchtbar u. verlängern ihre Stielchen nach dem Verblühen nicht nur beträchtlich, sondern bekleiden sie auch mit zottigen Haaren. Die merkwürdige Pflanze gilt übrigens als giftig; ihre Blätter waren früher als aromatisch-adstringirend für Gurgelwasser gegen Halsleiden, ihre sehr adstringirende Rinde gegen Wechselfieber in Gebrauch. Das Holz ist bekannt als sog. Fiset-, Viset-, Pistel- od. Füßelholz, auch als Young Fustick, zum Gelbfärben des Saffians, während es wegen seiner Farbenschönheit auch zu Drechsler- u. Schreinerarbeiten gesucht wird. Auch das Laub sowie die Wurzeln können als Farbstoff gebraucht werden. Der Strauch gehört zu der Familie der Terpentingewächse u. verträgt unser Klima, indem er, selbst wenn er durch Frost abstarb, wieder ausschlägt.

Persano, Carlo Pellione, Graf v., ital. Admiral, geb. zu Vercelli (Piemont) 11. März 1806; studirte die Seewissenschaft in Genua, machte die sardinische Expedition gegen Tripoli mit, wurde 1841 Kapitän, segelte dann mit dem „Eridano" nach Montevideo, wo er ein rühmliches Rencontre mit dem Diktator Rosas hatte, u. nahm 1848 als Fregattenkapitän am Kriege gegen Oesterreich Theil. Da das Schiff, mit welchem P. 1851 den König von La Spezzia nach Sta. Maddalena übersetzen sollte, hierbei auf eine Klippe gerieth, ward P. des Hochverraths beschuldigt, vor ein Kriegsgericht gestellt u. verurtheilt, doch vom Kassationshof freigesprochen u. vom König zu seinem Flügeladjutanten ernannt. 1859 zum Contreadmiral u. 1860 zum Vizeadmiral befördert, operirte er mit der sardinischen Flotte vor Gaëta. Vom März bis Dez. 1862 leitete P. das Marineministerium, dann ward er Admiral u. 1865 auch Senator. Im Krieg von 1866 mit dem Oberbefehl über die ital. Flotte betraut, erlitt er von den Vizeadmiral v. Tegetthoff eine schwere Niederlage bei Lissa, welche eine Untersuchung nach sich zog, infolge deren ihn zwar der Senat von der Anklage der Feigheit frei sprach, aber wegen Fahrlässigkeit, Ungeschicktheit u. Ungehorsam zur Absetzung u. zum Verlust des Admiralsranges verurtheilte.

Persante, ein 22 M. langer u. 10 M. flößbarer Küstenfluß der Ostsee, entspringt in den Persanzigsee auf der Pommern'schen Seenplatte, 8 Km. westl. von Neustettin, fließt durchaus in nordwestl. Richtung, nimmt als bedeutendsten Nebenfluß rechts die ebenfalls flößbare Radüe auf u. mündet 2 Km. unterhalb Kolberg, dessen von Molen eingefaßten Hafen sie bildet.

Persephone, s. v. w. Proserpina.

Persepolis, die Hauptstadt der Perser, die vielleicht von Kambyses gegründet, aber von Darius u. Xerxes bedeutend verschönert u. vergrößert wurde; hier waren der Palast, das Grabmal u. die Schatzkammer der Könige, geschützt durch eine dreifache Mauer von 10⅔, 32 u. 40 m. Alexander d. Gr. nahm die Stadt ein u. zerstörte sie zum Zeichen, daß das Reich der Perser vernichtet sei. Doch noch heute gehören die Ruinen, die uns Carsten Niebuhr (s. d.) beschrieben hat, zu den großartigsten u. interessantesten des Alterthums.

Perseus, ein argivischer Heros, der Sohn des Zeus u. der Danae. Der Vater seiner Mutter, Akrisios, setzte, geschreckt durch ein Orakel, die Danae mit ihrem Kinde in einem Kasten im Meere aus; dieser wurde an der Insel Seriphos ans Land getrieben, wo P. erzogen wurde. Herangewachsen wurde er auf Abenteuer ausgeschickt, mit dem Befehl, das Haupt der Medusa zu holen. Geführt von Hermes u. der Athene kam er zu den Gräen u. den Nymphen, welche seine Ausrüstung vervollständigen mußten. Mit Flügelschuhen, einem unsichtbar machenden Helm u. einem sichelförmigen Schwerte (Harpe) machte er sich auf den Weg an den Okeanos zu den Gorgonen. Da ihr Blick versteinerte, so trat er mit abgewendetem Gesicht, während sie schliefen, an sie heran u. enthauptete die Medusa. Mit dem Gorgoneion verwandelte er in Afrika den Atlas in einen Berg u. befreite die Andromeda (s. d.). Mit ihr kehrte er nach Seriphos zurück, gerade in dem Augenblick, wo Polydektes die Danae zur Ehe zwingen wollte. P. versteinerte mit dem Gorgoneion die Feinde seiner Mutter, dann gab er seine Rüstung dem Hermes zurück, das Medusenhaupt aber der Athene, die es auf ihrem Schilde befestigte.

Perseus, der letzte König Makedoniens, der Sohn des Philippos u. einer Nebengemahlin. Obwol er von seinem Vater dessen ganzen Römerhaß geerbt hatte, zwang ihn der väterliche Auftrag, als röm. Bundesgenosse den Antiochos zu bekriegen; schließlich aber brachen Differenzen aus, die den Philippos zwangen, seinen zweiten Sohn Demetrios nach Rom zu schicken, der durch seine guten Beziehungen in Rom die Sache beizulegen verstand. Der Empfang des Demetrios von Seiten der röm. Vornehmen war ein so ausgezeichneter gewesen, daß er das Mißtrauen des Vaters u. des Stiefbruders erregen mußte, u. Beide vereinigten sich zum Untergang des Demetrios, der in Heraklea ermordet wurde. Bald folgte ihm sein Vater, der König Philippos, u. P. bestieg den Thron. Die ersten Regierungsjahre benutzte er zu umfassenden Rüstungen, die mit großer Energie betrieben wurden; zugleich suchte P. die Nachbarstaaten durch Bündnisse in sein Interesse zu ziehen, was ihm jedoch nur theilweise gelang. Im Jahre 171 v. Chr. begann der lange vorbereitete Krieg mit einem Sieg der makedonischen Phalanx über die römischen Legionen. Trotz Alledem bat P. um Frieden, der aber natürlich nicht zu Stande kam, weil die Römer Unterwerfung auf Gnade u. Ungnade forderten; diesen großen Worten folgten aber keine Thaten; es gelang P. in den nächsten Jahren nicht nur Makedonien zu behaupten, sondern auch erobernd in das Gebiet der röm. Bundesgenossen vorzudringen, bis die Römer schließlich zu der Einsicht kamen, daß sie einen tüchtigen Soldaten an die Spitze ihrer Heere stellen müßten. Im J. 168 erhielt der Konsul Aemilius Paullus den Oberbefehl, der zunächst die alte röm. Kriegszucht in dem stark demoralisirten Heere wieder herstellen mußte. P. hatte wahrscheinlich im Vertrauen auf seine bisherigen Erfolge nicht Alles gethan, was der Ernst der Lage erheischte, er suchte zu sehr seinen Schatz zu schonen u. entließ noch kurz vor der Entscheidung einen Theil der tapferen aber theuern Miethstruppen. Er wurde von Aemilius Paullus bei Pydna vollständig geschlagen u. flüchtete mit seiner Familie u. seinen Schätzen nach Samothrake, wo er sich, ehe noch Alles verloren war, muthlos den Römern ergab; natürlich mußte er den Triumphzug seines Ueberwinders zieren u. starb zwei Jahre darauf in der Nähe von Rom als Gefangener.

Perseus, Sternbild am nördl. Himmel in der Milchstraße zwischen Stier u. Cassiopeja mit 79 Sternen, darunter zwei Sterne zweiter Größe, Algenib u. der veränderliche Algol.

Perseveranz (lat.), Beharrlichkeit, Ausdauer.

Persien, ein ungefähr 30,000 □M. großes Reich in Vorderasien, dehnt sich zwischen dem Kaspischen See u. dem Persischen Golf aus u. wird im N. von dem russ. Transkaukasien u. von Turkestan durch die Flüsse Aras u. Atrek geschieden, im W. von den armenischen u. kurdischen Gebieten u. den Tigrisländern der asiat. Türkei, im O. von Afghanistan u. im SO. von Beludschistan begrenzt. Dies Gebiet bildet den größten Theil des rings von Gebirgen umgebenen Hochlandes von Iran (s. d.), auf welchem auch noch Afghanistan u. Beludschistan liegen, u. das nach N. von den Tiefebenen Turkestans durch die Ketten des Paropamisus (s. d.), von dem Becken des Kaspischen Sees durch das mit seinem Vulkan Demavend weit die Schneegrenze überragende Elbursgebirge (s. d.) geschieden wird. Im SW. nimmt P. an dem gewaltigen Hochlande Armeniens Theil, während es durch die Zagroskette u. die Kurdischen Gebirge von dem Thale des Tigris getrennt wird. Terrassenartig zum Persischen Golf abfallende Gebirge, welche die Zagroskette mit den südl. Gebirgen von Beludschistan verbinden, bilden den Südwall, u. niedrige Gebirge, welche von dem Hochlande von Khorasan nach S. abzweigen, begrenzen P. gegen Afghanistan. Die 1300—1500 m. hohen Plateaulandschaften im Innern werden außerdem noch von einzelnen Gebirgszügen durchschnitten, von denen jedoch nur die zwischen Teheran u. Schiras gelegenen, bis fast 4000 m. ansteigenden in der neuesten Zeit, nam. durch die Forschungen des engl. Reisenden St. Johns (1871) näher bekannt geworden sind. Eine reichliche Bewässerung hat nur der NW. u. W. des Landes; dort nimmt der Schahi-See in Azerbeidschan aus dem ihn umgebenden Alpenlande zahlreiche Flüsse auf, andere strömen nach N. dem Aras zu, u. der 110 M. lange Kizil Osen mündet als Sefid Rud in das Kaspische Meer. Auch aus dem Gebirge Luristans kommt eine nicht unbedeutende Anzahl von Flüssen, die sich in dem Kercha u. Kuren vereinigen u. in den Schatel Arab münden. Von geringer Ausdehnung, aber doch für die Kultur von großer Wichtigkeit sind die Küstenflüsse, welche von den südl. u. nördl. Grenzgebirgen zum Persischen Golf u. Kaspischen See abströmen. Trostlos öde ist der größte Theil des innern Landes; ⅔ des Gesammtareals sind baumlose Wüsteneien, nur an den kurzen Binnenflüssen u. an Brunnen von Oasen unterbrochen. Der Salzgehalt des Sandes u. der Binnenseen rechtfertigt die Bezeichnung dieser Wüste als Daryac Kabir, d. h. „großes Meer". Der größte dieser Salzseen ist der Bachtegan im O. von Schiras; an der östl. Grenze zieht sich der 40 M. lange Hamunsumpf tief nach Beludschistan hinein. Das Klima ist je nach der Lage der einzelnen Landestheile sehr wechselnd, aber fast überall trocken. Auf den Plateaulandschaften des Innern beginnt der Winter nicht selten schon im Oktober mit heftigen Schneestürmen u. dauert bis in den März; nach einem kurzen Frühling folgt ein heißer Sommer. Die südl. Küstenlandschaften haben geringere Differenzen zwischen Sommer- u. Wintertemperatur u. nur selten Schneefall. Im Ganzen sind die klimatischen Verhältnisse P.s gesund u. erklären theilweise mit die Körperkraft u. die lange Lebensdauer der Bewohner. — Die Bevölkerung P.s wird ziemlich übereinstimmend auf 5 Mill. Seelen angegeben; hiervon entfallen 1 Mill. auf die Städte, 2½ Mill. auf die Landbewohner u. 1½ Mill. auf die Nomaden. Die seßhafte Bevölkerung ist infolge der Bedrückung durch

Regierungsbeamte, der häufigen Hungersnoth u. Epidemien in steter Abnahme begriffen. Der Rasse nach besteht die Bevölkerung aus den eigentlichen Iraniern, dem alten Urstamme, der freilich jetzt vielfach mit Semiten, Tataren u. Kaukasiern vermischt ist u. sich vielleicht am reinsten in den Kurden erhalten hat, aus Turaniern, die die Hauptmasse der Nomaden bilden u. von N. eingewandert sind, Armeniern, deren Zahl — etwa 60,000 Seelen — abnimmt, Arabern, die mit dem Islam ins Land gekommen sind, Chaldäer-Nestorianern, Ueberbleibseln assyr. Kolonien am Urumiasee, Juden- u. Zigeunern. Die Europäer, ungefähr 150, sind meist Beamte. Als Sklaven sind Neger eingeführt worden, die aber hier nicht fortpflanzungsfähig sind. — Die Iranier od. Tadschiks bilden den Hauptheil der städtischen Bevölkerung u. die herrschende Klasse. Sie sind von ziemlich dunkler Hautfarbe; das dunkelbraune Haar ist schlicht, der Bart reichlich entwickelt, das Auge groß, die Lippen dünn u. der Körper mager, aber im Ganzen kräftig. Der Gesichtsausdruck ist intelligent u. ernst. Der Perser ist im Allgemeinen habgierig u. geizig, im Handel schlau u. nicht sehr wahrheitsliebend, dabei aber — bei aller Vorliebe für geistige Getränke — sehr mäßig. Schöne Charakterzüge sind seine Gastfreiheit, seine Anhänglichkeit an die Familie u. die hohe Fähigkeit, seine Leidenschaften zu beherrschen. Für Schauspiel, Musik, Tanz u. Poesie besitzt er viel Neigung u. Talent u. die Formen seines Umgangs sind angenehm. Ohne kriegerisch zu sein, haßt er jede Autorität, indem er sich aber jeder fügt u. auch den härtesten Druck willig erträgt. Die pers. Turanier gleichen im Ganzen den Bewohnern von Turkestan (s. d.), ihrer alten Heimat, nur haben sie, bes. in der Nähe der Städte u. in diesen selbst viele iranische Elemente in sich aufgenommen; bei ihrer Tapferkeit u. Entschlossenheit bilden sie vorzugsweise das Heer. Trotz ihres nomadischen Lebens stehen viele Stämme den seßhaften Tadschiks an Bildung nicht nach; selbst in den Zelten halten sie darauf, ihren Kindern Unterricht im Schreiben u. Lesen ertheilen zu lassen. Man zählt etwa 150 Stämme, von denen die Kaschgaren bei Schiras 35,000, die Schegaghi 15,000, die Kelhuren 11,000 u. die Zengeneh 10,000 Zelte besitzen. Die Mehrzahl der Perser sind schiitische Mohammedaner (s. „Schiiten"); Sunniten (s. d.) weisen in größerer Masse nam. die westl. Provinzen des Reiches auf. Die Gebern in den Städten Jezd u. Kirman haben den alten Glauben Zoroaster's (s. d.) bewahrt. Die Armenier sind größtentheils Christen. — Ackerbau u. Viehzucht sind die Hauptnahrungszweige der Bevölkerung; ersterer ist aber nur da möglich, wo dem trockenen Boden durch unterirdische u. überirdische Kanäle u. Brunnen die nöthige Feuchtigkeit zugeführt werden kann. Deshalb spielt der Wasserbau eine hervorragende Rolle, u. Hungersnoth ist die nothwendige Folge einer lang anhaltenden Trockenheit. Die Gegenden sind selten, in denen die Früchte nur unter dem Regen gedeihen. Die ackerbauende Bevölkerung wohnt in den Vorstädten u. in Dörfern, welche zum Schutze gegen räuberische Ueberfälle mit hohen Lehmmauern umgeben sind. Weizen u. Reis sind neben Hülsenfrüchten die wichtigsten Kulturpflanzen des Landes; allgemein verbreitet ist der Weinbau, der sich selbst in Höhen von 1500 m. lohnt u. dessen Trauben sowol frisch als getrocknet gegessen werden. Obst wird im ganzen Lande u. meist mit gutem Erfolg gezogen, nam. Granatäpfel, Pfirsichen, Pistazien, Orangen, Mandeln, Quitten u. bes. Melonen, welche der Perser außerordentlich liebt. Außerdem wird noch in vorzüglich begünstigten Lagen Baumwolle u. Zuckerrohr gebaut. Opium u. Tabak sind die wichtigsten einheimischen Narkotika. Schafe, Pferde, Esel u. Maulthiere werden von den Nomaden in großen Mengen gezüchtet; berühmt sind bes. die pers. Pferde durch Schönheit u. Ausdauer. Von geringer Bedeutung ist die Rindviehzucht, für welche das harte trockene Gras der Steppenweiden sich nicht gut eignet. In der Industrie, welche ausschließlich Hausindustrie ist, zeichnet sich P. vorzüglich durch seine Filigranarbeiten, Damascenerwaffen, Emaille- u. Fayencewaaren, Bronzen, Shawls, Teppiche, Lederarbeiten u. Seidenwaaren aus. Solidität der Ausführung u. geschmackvolle Formen beweisen das große Talent der Perser für kunstgewerbliche Arbeiten, ein Talent, das freilich durch die Regierung nicht im geringsten gefördert wird. Der Handel liegt sehr darnieder; im Innern wird er ausschließlich durch Karawanen betrieben. Für den Verkehr mit Europa ist Tabris (s. d.) der wichtigste Stapelplatz, am Meere sind Buschir u. Bender-Abbas die bedeutendsten Hafenstädte. Der Gesammtumsatz wird auf 3,7 Mill. Tomans (à 8 Mk.) berechnet; hiervon kommen $^2/_3$ auf die Einfuhr (nam. baumwollene Gewebe, Glaswaaren, Papier, Eisen, Kupfer, Zucker, Thee), $^1/_3$ auf die Ausfuhr (nam. Seide, Tabak, Felle, Holz, Teppiche u. Shawls). Eisenbahnen kennt P. noch nicht, u. außer der kurzen Strecke von Murdab bis Mandschil im Tieflande des Gelan'schen Gebietes entbehrt es auch jeder Straße. Dagegen hat die Anlage von Telegraphen in den letzten Jahren beträchtliche Fortschritte gemacht, so daß gegenwärtig die Länge der Linien 400 M. beträgt.

Die Staatsform ist die der unumschränkten Monarchie. An der Spitze der Regierung steht gegenwärtig Nassr-eddin-Schah (s. d.). Das Ministerium, Vezirat, wird gebildet aus dem Großvezier, der gegenwärtig auch Minister des Aeußern u. des Krieges ist, dem Minister des Kaiserlichen Hauses, der Justiz, des Innern u. der Finanzen, des Kultus, des Handels, der öffentlichen Arbeiten u. dem Geheimsekretär des Kaisers. Die Staatseinahmen werden auf 4,800,000 Tomans (à 8 Mk.), die Ausgaben auf 4,250,000 Tomans abgeschätzt; der Ueberschuß wird an die kaiserl. Schatzkammer abgeliefert. Staatsschulden existiren nicht. Nach dem Staatsgrundgesetz von 1875 sollen die Soldaten nicht mehr lebenslänglich, sondern nur 12 Jahre lang dienen, doch ist diese Maßregel bis jetzt nur in einigen Provinzen durchgeführt. Die Infanterie zählt im Kriege 70 Bataillone à 800—1000 Mann. Die Kavallerie ist irregulär; jede Tribus hat im Kriegsfalle eine bestimmte Anzahl Reiter zu stellen, deren Gesammtheit sich dann auf 50—60,000 beläuft u. die sämmtlich mit vorzüglichen Pferden versehen sind. Die Artillerie besteht aus dem 200 Mann starken Corps der Kameelartillerie mit einer gleichen Anzahl Zweipfünder, u. der fahrenden Artillerie, welche ohne regelmäßige Eintheilung 1200 Mann u. 400 Glattkanonen zählt. Seit 1850 besteht in Teheran eine Kriegsakademie. — P. wird eingetheilt in 23 Gouvernements: 1. Arabistan mit Burudschird (Hauptorte Schuster, Disful u. Burudschird), 2. Arak (Hauptorte Schehri-nan, Kedschas, Aschtian), 3. Azerbeidschan (Hauptorte Tabris, Khoi), 4. Chaswin, 5. Fars mit dem Tieflande Laar (Hauptort Schiras), 6. Gilan mit Talisch (Hauptort Rescht), 7. Gulpajigan mit Chunsar, 8. Isfahan, 9. Hamadan, 10. Teheran, 11. Kaschan mit Natans, 12. Kerman, 13. Kermanschah, 14. Khorasan (Hauptorte Meschhed, Nischapur), 15. Kum mit Chalidschistaan, Saveh, Karagan u. Zerend, 16. Kurdistan (Hauptorte Senna, Ardelan), 17. Chamseh (Hauptort Sendschan), 18. Luristan, häufig mit Arabistan zu einem Gouvernement verschmolzen, 19. Malajir u. Tusirkan, 20. Masanderan (Hauptorte Amel, Balafrusch, Aschref), 21. Astrabad, 22. Nehawend u. Kakewend, 23. Yezd. Diese Provinzen werden von Gouverneuren (Hakem) regiert, welche jährlich neu erwählt u. bestätigt werden müssen. Die Nomadenstämme stehen aber nur indirekt unter den Gouverneuren, direkt unter ihren Tribuskhanen. Die Bestechlichkeit, Willkür u. Raubsucht dieser Statthalter sind die Grundübel der pers. Staatsverwaltung u. die Hauptursachen der Verarmung des Landes. Die Justiz wird nach den Gesetzen des Koran von den Priestern geübt. Doch besteht auch eine Art weltliches Gericht, von dem geistlichen nicht streng geschieden, Urf genannt, welches im Namen des Kaisers ausgeübt wird u. nach welchem auch Prozesse zwischen Inländern u. Europäern durch Hülfe der Konsulate u. Gesandtschaften geschlichtet werden. Die bedeutendsten Städte P.s sind Tabris mit 120,000 E., Teheran, die Hauptstadt, mit 90,000 E., Meschhed mit 70,000 E., Ispahan mit 60,000 E., Yezd mit 40,000 E. u. Hamadan mit 30,000 E.

Geschichte. Die Perser, indogerman. Stammes, zerfielen zu Herodot's Zeiten in eine Anzahl von Stämmen, welche theils seßhaft als Ackerbauer, theils nomadisch als Hirten lebten u. von denen die Pasargaden der zahlreichste war. Ihre Religion war die allen iranischen Völkern gemeinsame Lehre Zoroaster's (Zarathustra). Lange Zeit waren sie den Assyrern unterthänig gewesen, als im 7. Jahrh. v. Chr. es ihnen gelang, unter Anführung des Stammes der Pasargaden ihre Selbständigkeit wieder zu erlangen. Dieser Stamm blieb seitdem der herrschende u. seine Fürsten aus dem Geschlechte der Achämeniden behielten selbst unter medischer Fremdherrschaft, in welche die Perser um 655 gerathen waren, die erbliche Würde von Statthaltern. Aus diesem Fürstengeschlechte ging auch Kyros (s. d.) hervor (559—529 v. Chr.), welcher das Medische Reich zerstörte, die Grenzen des Pers. Reiches vom Indus bis an die Westküste Kleinasiens ausdehnte u. Babylonien eroberte. Sein Nachfolger Kambyses (s. d.) 529—521 v. Chr. unterwarf Tyrus, Cypern u. Aegypten, u. Darius Hystaspis (s. d.) 521—485, einer Nebenlinie der Achämeniden entsprossen, brachte nicht nur die Länder bis zum Kaukasus, sondern auch die meisten Inseln des Griech. Archipels, die griech. Kolonien an der Propontis u. am Hellespont u. Theile von Makedonien u. Thrakien unter seine Botmäßigkeit, unterlag aber 490 bei Marathon den Griechen. Das auch durch großartige Reformen im Innern erstarkte u. geeinigte Reich hinterließ er Xerxes (s. d.) 485—465, dessen Rachekrieg gegen Griechenland durch die Niederlagen bei Salamis, Platää u. Mykale endete. Unter seinen Nachfolgern Artaxerxes I. Longimanus (s. d.) 465—425, Xerxes II., Sogdianus, Darius II. Nothos 423 bis 404, Artaxerxes II. Mnemon 404—359 u. Artaxerxes III. Ochos 359—338 zerfiel das Reich immer mehr u. mehr durch Palastrevolutionen u. Aufstände in den Grenzprovinzen; bes. suchte sich Aegypten vom Perserreich loszulösen. Darius III. Kodomannus 338—330 verlor Thron u. Leben im Kampfe gegen Alexander d. Gr. (s. d.). Unter dessen Herrschaft u. unter den Seleukiden, deren Stamm durch Seleukos I. Nikator (312—281)

begründet worden war, trat P. in innige Beziehungen zu der hellenischen Kultur. Diesem Herrschergeschlechte folgten die Arsakiden, welche um 256 ein unabhängiges Parthisches Reich gegründet hatten u. bis 226 n. Chr. auch über die Länder zwischen Euphrat u. Indus herrschten. Der letzte Herrscher aus diesem Geschlechte, Artabanus IV., ward damals durch den Perser Ardschir-Babekan (Artaxerxes), den Sohn Sassan's gestürzt, welcher das Königshaus der Sassaniden stiftete. Unter demselben dehnte sich das Pers. Reich, nam. durch die Eroberungen Chosroës' I. (531—579) u. Chosroës' II. (591—628) über Armenien, Syrien, Palästina u. Aegypten aus. Der letzte der Sassaniden, Jesdedjerd III., verlor 632 sein Reich an die Araber unter dem Khalif Omar.



Nr. 4433. Das Reichsthor zu Teheran.

Während der arab. Herrschaft, welche auch den Islam zur Staatsreligion erhob, zerfiel das Reich bald in selbständige Provinzen, indem sich die einzelnen Statthalter von dem Khalifat zu Bagdad unabhängig zu machen wußten. In Khorasan regierte das Haus der Thahiriden 820 bis 873, denen die Soffariden bis 901 u. die Samaniden bis 998 folgten.



Nr. 4434. Eine Brücke zu Tabris.

Darauf eroberte Mahmud, der Ghasnewide, Khorasan u. dehnte sein Reich über einen großen Theil des nördl. Indien aus. Sein Geschlecht ward aber 1183 durch den Sultan von Ghur gestürzt; 20 Jahre später vereinigte Takasch, der unabhängige Schah von Khowaresmien, welcher das Reich der Sedschuken zerstört hatte, Khorasan mit seiner Herrschaft, u. sein Sohn Mohammed bezwang den größten Theil P.s, das er aber 1220 an die Mongolen unter Dschingis-Khan verlor. Der westl. Theil P.s war im 11. Jahrh. den Sedschuken anheimgefallen, deren Gebiet sich aber bald in einzelne Provinzen auflöste u. theilweise von den angrenzenden Reichen erobert wurde. Die mongolische Herrschaft der Familie Dschingis-Khan's endete 1387 durch Timur (s. d.) od. Tamerlan, mit dessen Tode 1405 aber die Macht der Mongolen sank; P. fiel den Turkmanen anheim, u. die Reste alter Kultur gingen in wilden Parteikämpfen unter. Da trat 1507 der Perser Ismael aus dem Geschlechte der Sofis im nördl. P. auf; mit Hülfe des schiitischen Glaubensfanatismus gelang es ihm, bis zu seinem Tode (1523) fast das ganze Land zu erobern u. die Dynastie der Sofis zu begründen, welche nach vielfachen inneren Kriegen nam. durch Abbas I. d. Gr. 1587—1628 durch eine gründliche Reorganisation des Heeres u. weitere Eroberungen befestigt wurde u. bis 1722 regierte. Unter den Nachfolgern Abbas' war das Reich aber wieder verfallen, so daß es dem Anführer der aufständischen, Afghanen, Mir-Mahmud, 1722 gelang, den schwachen Schah Hussein zu stürzen u. sich selbst auf den Thron zu erheben. Sieben Jahre später aber errang mit russ. u. türk. Hülfe der Feldherr Nadir-Kuli-Khan für Hussein's Sohn Tamasp die Herrschaft, um 1736 selbst die Zügel der Regierung zu ergreifen. Dieser thatkräftige Usurpator eroberte Bahrein u. Balkh u. machte sogar den Großmogul in Delhi tributpflichtig. Nach seinem Tode (1747) zerfiel das Reich jedoch abermals; Afghanistan trennte sich von demselben, u. die kleineren Staaten, welche sich aus dem übrigen Theile bildeten, führten fortwährend verheerende Raubkriege unter einander, bis es dem kurd. Häuptling Kerim-Khan gelang, die staatliche Einheit u. die Ruhe wieder herzustellen. Sein Tod (1779) gab aber das Zeichen zu neuen Kämpfen unter seinen Nachkommen, welche der turkomanische Herrscher von Masanderan, Aga-Mohammed benutzte, um sich selbst des Thrones zu bemächtigen. Nach langen blutigen Kriegen hatte er 1789 den größten Theil von P. erobert, u. sein Neffe Feth-Ali, welcher nach Aga-Mohammed's Ermordung (1797) folgte, unterwarf auch Khorasan; an Rußland mußte er 1797 Derbend, 1802 Georgien u. 1813 nach einem 1811 begonnenen u. unglücklich beendeten Kriege die übrigen Länder am Kaukasus im N. von Armenien abtreten. Ein neuer Krieg 1826—28 setzte Rußland in den Besitz eines großen Theiles von Eriwan mit dem berühmten Kloster Etschmiadzin. Feth-Ali's Nachfolger u. Enkel Mohammed (1834—48) kam in immer größere Abhängigkeit von der russ. Politik, welche 1846 auch die Benutzung der Häfen Rescht u. Asterabad zu Kriegszwecken erzwang. Für innere Reformen des arg zerrütteten Reiches geschah unter diesem schwachen Schah nichts; mit großen Hoffnungen begrüßte deshalb das Volk die Thronbesteigung seines 1830 geborenen Sohnes Nassr-Eddin (s. d.). Während die Kriege P.s gegen Herat (1852 u. 1855) trotz der Eroberung dieses Landes bei dem Verhalten der engl. Politik zu einer Annexion nicht führten kam P. 1867 nach dem Tode des Sultans von Oman (s. d.) in den Besitz der zu dessen Reiche gehörigen Küstengebiete am Persischen Meerbusen. — Vgl. Polak, „P. Das Land u. seine Bewohner" (2 Bde., Lpz. 1865); Khanikoff, „Ethnographie de la Perse" (Par. 1861); Watson, „History of Persia" (Lond. 1866); Bellew, „From the Indus to the Tigris" (Lond. 1874).

Persiflage (franz., spr. Persiflahsch'), Spöttelei, feiner Spott; persifliren, Jemand aufziehen, sich über Einen od. Etwas lustig machen.

Persigny (spr. Persinjih), Jean Gilbert Victor Fialin, Graf, später Herzog v., der ergebenste Helfershelfer des dritten Napoleon u. Miturheber seines Sturzes, geb. zu Saint-Germain-Lespinasse (Loir-Dep.) 11. Jan. 1808, trat 1828 aus der Kavallerie-Schule von Saumur als Quartiermeister in das 4. Husarenregiment, ward aber 1831, da er aus einem Royalisten ein Republikaner geworden, ungnädig verabschiedet, ging dann nach Paris u. wurde Mitarbeiter am „Temps." Um diese Zeit nahm er den Titel u. Namen eines Vicomte de P. an, der seit 2 Jahrhunderten seiner Familie gehörte, aber von dieser seit lange nicht geführt worden war. Zum Bonapartismus bekehrt, gründete P. 1834 den „Occident français, von dem zwar nur eine Nummer erschien, der ihn aber durch eine darin gegebene Definition von der Napoleonischen Idee beim Prinzen Ludwig Napoleon in Arenenberg einführte. Beide schlossen innige Freundschaft u. planten künftige Thaten. Die erste war das Straßburger Unternehmen, bei dem P. mit dem Prinzen verhaftet wurde; indeß entkam er nach Deutschland u. dann nach England, wo er eine

Vertheidigung des Putsches unter dem Titel: „Relation de l'entreprise du prince Napoléon-Louis“ (Lond. 1837) veröffentlichte. Da er im Juli 1840 am Boulogner Putsch gleichfalls Theil nahm, erschien er diesmal als Angeklagter vor der Pairskammer, die ihn trotz seiner beredten Vertheidigung zu 20jähr. Gefängniß verurtheilte. Die Februar-Revolution gab ihm 1848 die Freiheit wieder, u. nun begann er mit unermüdlicher Thätigkeit die rasch wechselnden Verhältnisse für die Napoleon'sche Sache auszubeuten. Zur Belohnung für seine erfolgreiche Agitation ward er nach der Wahl des Prinzen Ludwig Napoleon zum Präsidenten der Republik als dessen Adjutant u. Generalmajor der Pariser Nationalgarde angestellt. 1849 auch in die National-Versammlung gewählt, vertheidigte er hier aufs Energischste die Politik des Elysée. In das Geheimniß des Staatsstreichs wurde er mit zu allererst eingeweiht; er war der General-Zahlmeister des Komplots, besetzte mit dem 42. Linienregiment das Lokal der National-Versammlung u. nahm an der Berathungs-Kommission Theil. Fortan gehörte P. zu dem einflußreichsten Werkzeuge für die politischen Pläne des Kaiserreichs. Seit 22. Jan. 1852 Minister des Innern, war er es, der allein von seinen Kollegen das Dekret über die Konfiskation der Orléans'schen Güter unterzeichnete. Nachdem er, 1853 in den Grafenstand erhoben, im April 1854 aus Gesundheitsrücksichten zurückgetreten, ging er im Mai 1855 als Botschafter nach London, wo er sich beliebt zu machen wußte. Vor seiner Ernennung zum Botschafter hatte er die Prinzessin de la Moskowa, eine Enkelin des Marschalls Ney, geheirathet. Im April 1858 ward P. in London durch Pélissier (s. d.) ersetzt, doch kehrte er im Mai 1859 nochmals dahin zurück. Am 24. Nov. 1860 übernahm er wieder das Ministerium des Innern, aber obwol er sich die Ueberwachung politisch verdächtiger Personen u. die Leitung der Wahlen bes. angelegen sein ließ, konnte er es nicht verhindern, daß 1863 eine größere Zahl der Oppositions-Kandidaten gewählt wurde. Infolge dessen gab er 23. Juni seine Entlassung. Am folgenden 13. Sept. ward er zum Herzog ernannt. Seitdem beschränkte sich seine öffentliche Thätigkeit auf seine Theilnahme an den Sitzungen des Senats, des Geh. Raths sowie der Generalräthe von St. Etienne. Er starb zu Nizza 13. Jan. 1872.

Persio Cudbear od. rother Indigo, unterscheidet sich von der Orseille (s. d.) nur dadurch, daß die Masse getrocknet, gemahlen u. außerdem durch Zusätze von kleinen Mengen Soda ꝛc. mannichfaltig ins Rothe, Violette u. Bläuliche nüancirt wird. Es ist ein röthlich violettes Pulver, welches seinen Farbstoff leicht im Wasser abgiebt. Durch die Einführung des Anilinvioletts hat der P. C. sehr an Bedeutung verloren.

Persischer Golf, ein 4400 □M. bedeckendes, zum Gebiet des Ind. Ozeans gehöriges Binnenmeer, liegt zwischen 24° u. 30° n. Br. u. scheidet Arabien von Persien. Durch die Straße von Ormuz (s. d.) mit dem Weltmeer verbunden, erstreckt sich der P. G. in nordwestl. Richtung bis zur Mündung des Schatel-Arab, des einzigen in ihn mündenden Stromes, der ihm die Gewässer des Euphrat u. Tigris zuführt. Von den zahlreichen Inseln ist das an der Straße von Ormuz gelegene, seit 1872 von den Engländern besetzte Kischm (31 □M.) die größte, Bahrein aber durch seine Perlenfischerei die wichtigste. Im O. der letzteren Insel schiebt sich die in dem Râs Ansir auslaufende Halbinsel Bahrein weit in den Meerbusen vor. Die arab. Küste zeigt meist öde, von vulkanischen Erhebungen unterbrochene Niederungen, welche nur wenige gute Ankerplätze darbietet. Die Nordküste, welche seit 1867 vollständig zu Persien gehört (s. „Oman“), hat dagegen zahlreiche gute Häfen, obgleich hier die südl. Abfälle des Hochlandes von Iran nahe an das Meer herantreten. Nach Vollendung der projektirten Euphratbahn wird der jetzt noch sehr stille P. G. auch dem großen Weltverkehr erschlossen werden; gegenwärtig sind die pers. Plätze Buschir od. Abuschehr u. Bender-Abbasi u. das am Schatel-Arab gelegene Basra die wichtigsten Handelsstädte für dieses vorderasiatische Binnenmeer.



Nr. 4435. Persische Trachten.

persische Sprache u. Literatur. Als pers. Sprachen im weitern Sinne haben folgende gewöhnlich als Iranisch bezeichnete Sprachen zu gelten (vgl. „orientalische Sprachen“): 1. das Zend, die Sprache der heiligen Bücher des Zoroaster, nach jetzt allgemeiner Annahme in Ostiran heimisch, daher auch Altbaktrisch genannt; 2. das Altpersische, die Sprache des eigentlichen Persiens (Westirans) zur Zeit der Achämeniden, erhalten in den Keilinschriften von Persepolis u. a. O.; 3. das Mittelpersische od. Pehlewi, welches auf den Münzen u. Inschriften der Sassaniden sowie in den gleichzeitigen u. späteren Religionsbüchern der Zoroastrier erscheint, in noch nicht völlig aufgeklärter Weise mit einer semitischen (aramäischen) Sprache gemischt u. in einem schwierigen semitischen Alphabet (einer Art Geheimschrift) geschrieben. Die spätere Umschrift derselben in reines Persisch u. ein einfaches Alphabet (das sog. Zendalphabet) wird Pazend (auch Parsi) genannt; 4. das Neupersische od. Persische schlechthin (Farsi), die allgemeine Sprache der

mohammedanischen Perser bis auf den heutigen Tag. — Das Zend u. Altpersische sind nahe Verwandte des Sanskrit, das Mittel- u. das nicht wesentlich davon verschiedene Neupersische sind dagegen vermöge ihres lautlichen Verfalls u. ihrer Formenarmuth als „moderne" Sprachen zu bezeichnen. Das Neupersische ist stark vom Arabischen beeinflußt u. wird nur mit der arab. Schrift geschrieben. Seiner großen Feinheit u. reichen literarischen Ausbildung einer-, u. den geschichtlichen Verhältnissen andererseits verdankt es, daß es bis in die neuere Zeit die Kultursprache von ganz Mittelasien u. Indien gewesen ist u. auch den seitdem an seine Stelle getretenen Landessprachen (Türkisch, Afghanisch, Hindustanisch) in zahlreichen Lehnwörtern bleibend seinen Stempel aufgedrückt hat.

Die pers. Literatur scheidet sich von selbst in zoroastrische u. mohammedanische. Die erstere beschäftigt sich — soweit sie uns erhalten ist — ausschließlich mit der religiösen Ueberlieferung u. der Auslegung der dem Zoroaster (Zarathustra) zugeschriebenen, aber nur zum kleinsten Theil erhaltenen heiligen Bücher, „Avesta" genannt. In die Zeit der ersten Sassaniden gehört die Pehlewi-Uebersetzung (od. vielmehr Paraphrase) des Avesta; jüngeren Ursprungs u. zum Theil erst von den etwa im 13. Jahrh. nach Indien (Guzerat, Bombay) ausgewanderten u. noch heute dort blühenden Zoroastriern (Parsen) abgefaßt sind die selbständigen Pehlewi- u. Pazend-Werke, wie „Minōkhired", „Ardavirafname", „Bundehesch" ꝛc. Der unternehmende Franzose Anquetil du Perron, welcher bei den ind. Parsen selbst in die Lehre gegangen, brachte die erste Kunde vom „Zend-Avesta" nach Europa (1771). Einen gründlichen Bearbeiter fanden dann Sprache u. Literatur in Eugène Burnouf (1829); diesem folgten Westergaard, Spiegel, Haug u. A. (vgl. bes. Spiegel, „Zend-Avesta, die heiligen Schriften der Parsen ꝛc.", herausgeg. Wien 1853 ff.; übers. Lpz. 1852 ff., u. „Die traditionelle Literatur der Parsen", Lpz. 1860; Haug, „Die fünf Gathas des Zarathustra", Lpz. 1858—61; „Essai on the Pahlavi-Language", Bombay u. Lond. 1870; „The book of Arda Viraf", ebd. 1872; Justi, „Handbuch der Zendsprache", Lpz. 1864; „Der Bundehesch, herausgeg. u. übers." (Lpz. 1868). Von der weltlichen Literatur der Sassanidenzeit, worunter Königsannalen, eine Uebersetzung der indischen Fabeln des Bidpai u. A., ist nichts erhalten. Die Inschriften u. Münzen der Sassaniden wurden entziffert von de Sacy (1793), Olshausen (1843), Dorn, Mordtmann u. A.

Mohammedanische Literatur. Die infolge der arab. Eroberung zum Islam bekehrten Perser mußten sich Anfangs des Arabischen als Schriftsprache bedienen. Erst mit dem Emporkommen nationaler Dynastien im 9. u. 10. Jahrh. beginnt eine neupers. Literatur. Am Hofe der Samaniden in Buchara sang der Lyriker Rodagi († um 950) u. übersetzte (963) der Staatsmann Belami die große arab. Chronik des Tabari. Auf Anregung des Sultan Mahmud von Ghazna gab zwar Firdusi in seinem „Schahname" den Persern ein nationales Epos in dem alterthümlichen Deri-Dialekt, frei von allen arab. Fremdwörtern, er fand jedoch wenig Nachahmer; die pers. Dichtung behielt im Wesentlichen ihren höfischen Charakter u. ihre vom Arabischen beeinflußte Kunstform. Neben der vorherrschenden Lyrik (Ghazel) u. Panegyrik (Kasside) entwickelten sich als selbständige Gattungen noch die romantische Erzählung u. das Lehrgedicht. Mehr u. mehr nimmt auf allen Gebieten der Mystizismus überhand u. der Ausdruck wird immer gesuchter u. geschraubter. Gleichwol gehört die pers. Dichtung, was Tiefe des Gedankens u. Feinheit der Empfindung, was Phantasie u. Witz anlangt, zu dem Besten u. Schönsten, was der mohammedanische Orient aufzuweisen hat. Die Zahl der Dichter ist außerordentlich groß. Die kleineren, bes. lyrischen Gedichte jedes Einzelnen sind gewöhnlich in eine alphabetisch geordnete Sammlung, einen sog. „Diwan", gebracht. Als die größten Dichter sind zu nennen: im 12. Jahrh. der Panegyriker Enweri u. der Romantiker Nisami; im 13. der tiefsinnige Mystiker Dschelaleddin Rumi u. der Moralist Sadi; im 14. Hafis; im 15. der vielseitige Dschami, mit dem das klassische Zeitalter der pers. Dichtung abschließt. — Allein unter allen mohammedanischen Völkern haben die Perser auch einen Ansatz zum Drama gemacht, in den sog. „Tasie's", d. i. scenischen Darstellungen des Märtyrertodes ihres großen Heiligen Imam Hosein, welche mit unsern mittelalterlichen Mysterien zu vergleichen sind. — Als Muster poetischer Prosa gilt Hosein Wäïs Käschifi's Bearbeitung der indischen Fabeln (s. o.), „Anwäri Soheili" („Lichter des Canopus") genannt. — Nächst der Poesie hat die Geschichtschreibung den größten Aufschwung genommen, bes. an den Höfen der mongolischen Beherrscher Persiens u. Indiens. Die Verfasser sind oft hochgestellte Staatsmänner, deren Schilderungen ihrer eigenen Zeit von hohem Werthe sind. Hier ragen hervor Dschoweini, Reschideddin, Wassaf (13.—14. Jahrh.) u. A. in Persien, Abulfasl u. Ferischte (16. Jahrh.) in Indien; am gelesensten u. in Europa fast ausschließlich bearbeitet ist Mirchond's († 1498) Universalgeschichte, „Rausat-as-safa". Um das Studium der neupers. Sprache u. Literatur haben sich zuerst die Engländer in Indien, Sir W. Jones, Lumsden (1810) u. A., dann in Europa bes. de Sacy, Vullers u. A. verdient gemacht. — Vgl. Vullers, „Institutiones linguae Persicae" (Gießen 1840—50; 1. Bd. 2. Aufl. 1870); „Lexicon Persico-Latinum" (Bonn 1855—64); Mirza Mohammed Ibrahim, „Grammatik der lebenden pers. Sprache", übers. von Fleischer (Lpz. 1847; 2. Aufl. 1875); J. v. Hammer, „Geschichte der schönen Redekünste Persiens" (Wien 1818).

Persius, ein röm. Dichter des 1. Jahrh. n. Chr. Sein Vater, ein röm. Ritter, starb sehr früh, die Mutter leitete die Erziehung des Knaben; er wurde früh aus seiner Vaterstadt Volaterrä nach Rom geschickt, um hier grammatische u. rhetorische Studien zu treiben; von da kehrte er auf seine Güter zurück u. starb hier noch nicht 28 Jahre alt im J. 62 n. Chr. Außer einigen Jugendversuchen, die von seiner Mutter auf den Rath seines Freundes Cornutus vernichtet wurden, hinterließ er nur 6 Satiren. Von den Anschauungen der stoischen Schule ausgehend, geißelt er die sittlichen Gebrechen seiner Zeit ganz in der Weise, wenn auch nicht mit dem Genie des Horaz; dieser kannte das Leben u. seine Satiren entsprechen Dem, was er wirklich erlebt hat, während Jener sich künstlich in die Stimmung hineinversetzt. — Am besten sind die Satiren des P. herausgeg. von O. Jahn (Lpz. 1843).

Person (vom lat. persōna, d. i. eigentlich die Gesichtsmaske der Schauspieler) bezeichnet das menschliche Einzelwesen (Individuum), aber immer mit dem Nebenbegriff, daß es mit Selbstbewußtsein u. freier Selbstbestimmung ausgerüstet ist. In diesem Sinne spricht man sogar von einem persönlichen Gott u. der P. Gottes als einer selbstbewußten. Dagegen sind persönliche Rechte, Pflichten ꝛc. solche, die an einer einzelnen P. (im Gegensatz zu einer größeren Gesammtheit) haften. Der Inbegriff der persönlichen Eigenschaften eines Menschen macht die Persönlichkeit desselben aus; doch braucht man dieses Wort auch im philosophischen Sinne von dem Begabtsein mit Selbstbewußtsein (z. B. Gotte kommt die Eigenschaft der P. zu). Moralische P., s. „juristische P.".

Personalsteuer, s. „Steuern".

Personalunion. Wenn zwei übrigens politisch von einander unabhängige u. getrennte Staaten gemeinsam einen Regenten besitzen, so nennt man dieses Verhältniß P.; dasselbe besteht z. B. zwischen Schweden u. Norwegen. Den Gegensatz bildet die Realunion, wenn zwei Länder von einer obersten Staatsbehörde gemeinschaftlich verwaltet werden, dergestalt, daß sie in vielen Beziehungen (rücksichtlich des Militärs, der Steuern, der Gesetzgebung) wie ein Staat behandelt werden, wie das der Fall ist zwischen Oesterreich u. Böhmen, Frankreich u. Algier.

Personenrecht. Alle rechtsfähigen Wesen in einem Staate nennt man Personen. Jede derselben hat einen bald größeren, bald kleineren Kreis der verschiedenartigsten Rechte, welche theils dem öffentlichen, theils dem Privatrechte angehören. Es giebt aber auch eine Anzahl von Rechten u. Verbindlichkeiten, die allen Personen mehr od. weniger gemeinsam sind, die sie eben haben, weil sie Personen sind. Hierher gehören in civilisirten Staaten das Recht auf Freiheit, Leben, Eigenthum u. Ehre, die Pflicht, die Rechtsordnung zu achten, die Gesetze zu befolgen, Kriegsdienste zu leisten, Steuern zu bezahlen ꝛc. Von diesen sog. absoluten P.en u. -Pflichten handelt nam. der allgemeine Theil des bürgerlichen Rechts; sie bilden nämlich die Grundlage aller anderen Rechte u. Verbindlichkeiten, sind daher bes. geschützt u. können meist nicht aufgegeben werden. Ihre Ausübung wird zumeist von der Staatsangehörigkeit, dem Wohnsitze, dem Geschlechte, Alter ꝛc. abhängen; früher war wol auch das Glaubensbekenntniß u. der Stand von wesentlicher Bedeutung für den Umfang dieser P.e. Seit der ersten Franz. Revolution sind bei den civilisirten Nationen die allgemeinen Menschenrechte (s. d.) Allen in gleicher Weise zugestanden worden. Die Beschränkungen, welche unser Recht noch hinsichtlich weiblicher u. jugendlicher Personen kennt, sind zumeist in deren wohlverstandenem Interesse begründet u. deshalb andauernd beibehalten worden.

personifiziren, einen Gegenstand als Person darstellen; Thiere od. leblose od. gedachte Dinge wie Menschen redend u. handelnd einführen.

Persoz (spr. Persoß), Jean François, franz. Chemiker, geb. in der Schweiz 9. Juni 1805, ward 1826 Hülfslehrer am Collège de France u. 1833 Prof. der Chemie an der philosophischen Fakultät in Straßburg, wo er auch die von ihm 1835 organisirte Apothekerschule leitete. Seit 1852 lehrt er die Färberei u. Druckerei der Gewebe sowie die angewandte Chemie am Konservatorium der Künste u. Gewerbe in Paris u. ist Direktor der Gesellschaft für Seiden- u. Wollenbearbeitung. Seine Hauptwerke sind: „Introduction à l'étude de la chimie moléculaire" (Par. 1839) u. „Traité théorique et pratique de l'impression des tissus" (4 Bde., ebd. 1846).

Perspektiv, s. v. w. Fernrohr (s. d.).

Perspektive ist die auf der Optik beruhende Lehre von der Darstellung der Gegenstände in der Natur, wie sie nach ihrer Gestalt sowie nach ihrer Entfernung u. ihrer Farbe von einem gegebenen Standpunkte aus dem Auge erscheinen. Dieser Standpunkt (od. Augenpunkt), der das Sehen mit einem Auge voraussetzt, liegt in der Regel in solcher Höhe wie das Auge eines stehenden Mannes (Feldperspektive); er kann aber auch etwas höher angenommen werden (Cavalierperspektive), wobei eine zwischen Beschauer u. Gegenstand lothrecht stehende Glastafel angenommen wird, auf welcher sich die Contouren des Gegenstandes darstellen, od. das Auge des Beschauers ist viel höher u. vor einer nach hinten geneigten Glastafel angenommen (Vogelperspektive), od. dasselbe befindet sich sehr tief unten bei nach vorn geneigter Glastafel (Froschperspektive), od. es liegt tief unter einer wagrecht liegenden Glastafel (Plafondperspektive). Andere Methoden projiciren auf eine Glaskugel statt auf eine Glastafel 2c. Derjenige Theil der P., welcher die Gestaltung des Gegenstandes u. seiner durch Linien konstruirbaren Beschattung betrifft, heißt die mathematische od. Linearperspektive; derjenige Theil dagegen, welcher die je nach der Entfernung des Körpers entstehenden Modulationen in der Schärfe des Schattens, Lichtes, in der Farbe u. zufälligen Beleuchtung derselben behandelt, heißt Farben- od. Luftperspektive. Die Kenntniß der P. ist dem bildenden Künstler, nam. aber dem Maler, nicht allein wegen der mit der Landschaft häufig verbundenen Architektur, sondern auch als leitender Maßstab für die freien Gegenstände in der Natur unentbehrlich; denn der mit den Grundsätzen u. praktischen Regeln der P. vertraute Künstler wird das nach der Natur, ja selbst das nach seiner Phantasie entworfene Bild viel leichter u. richtiger darzustellen im Stande sein, als ohne Kenntniß dieser Regeln. So lange daher die mathematischen Gesetze, auf denen die Theorie der P. beruht, unbekannt waren, mußte auch die Zeichenkunst in ihrer Kindheit bleiben.

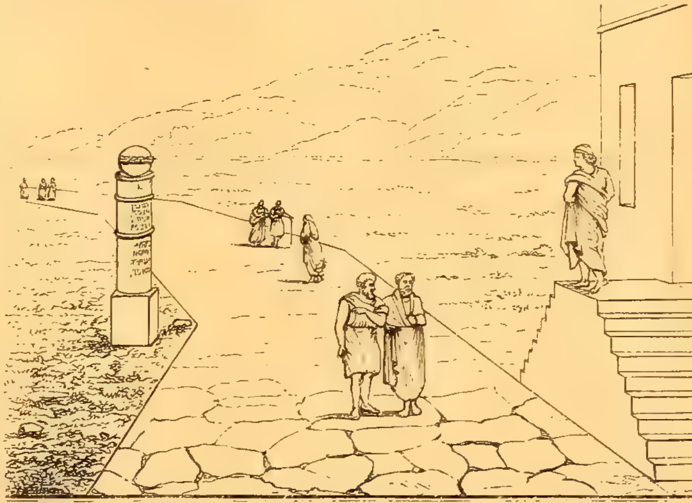


Nr. 4436. Perspektivische Darstellung von gewöhnlicher Höhe des Auges (Feldperspektive).

Daß die richtige Anwendung der P. dem Alterthum völlig unbekannt war, läßt sich nicht behaupten, denn wenn auch die Malereien in Herculanum u. Pompeji nur eine geringe Kenntniß in der Anwendung der P. auf Gebäude u. Landschaften zeigen, so verstand das Alterthum doch wenigstens die perspektivisch richtige Darstellung der Menschengestalten, aber wahrscheinlich ohne wissenschaftliche Begründung. Man arbeitete nur nach dem Augenschein u. gelangte auf rein empirischem Wege zur Naturwahrheit. Aehnlich verhielt es sich aber auch fast im ganzen Mittelalter. Erst im 15. Jahrh. wurde nach Vasari's Behauptung die P. durch Paolo Uccelli u. Piero della Francesca begründet. Nach des Letzteren Handschrift gab dessen Bruder Luca da Borgo in den J. 1494 u. 1508 zu Venedig zwei Werke über Meßkunst, Proportionen u. P. heraus. Etwas später (1525—28) trat Albrecht Dürer mit seinen „Vier Büchern von der menschlichen Proportion" hervor, deren Vorrede die für den damaligen Standpunkt der Kunst bezeichnenden Worte enthält: „Es ist offenbar, daß die deutschen Maler mit ihrer Hand u. im Gebrauch der Farben nicht wenig geschickt sind, wiewol es ihnen bisher an der Kunst der Messung, der P. u. Anderem dergleichen gemangelt hat", u. 1538 erschien von demselben: „Underweysung der Messung mit dem Zirkel u. Richtscheyt", welche einen Abschnitt über P. enthält. Seit diesen die Kenntniß des Gegenstandes begründenden Werken ist die Theorie der P. in umfangreicher Literatur in allen Kultursprachen entwickelt u. befestigt worden.

persuadiren (lat.), überreden, bereden.

Perth (spr. Perß), Grafschaft im mittleren Schottland, 122,54 □M. mit 127,768 E. (1871), gehört mit seinem nördl. Theile dem Hochgebirge der Grampians an, welches in der Mitte zu einem malerischen, reichbewaldeten Hügellande abfällt, während im S. sich weite fruchtbare Ebenen ausdehnen. Die großen landschaftlichen Reize der seenreichen Gebirge u. die Menge durch Sage u. Geschichte bedeutsamer Oertlichkeiten machen P. zu einer der besuchtesten Landschaften Schottlands. Der wichtigste Fluß ist der Tay. Die Fabrikation von wollenen u. baumwollenen Geweben, Bleicherei u. Lachsfischerei beschäftigt neben Ackerbau u. Viehzucht die Bevölkerung, welche theils der gälischen, theils, bes. im S., der angelsächs. Nation angehört. — Die Hauptstadt P. liegt am rechten Ufer des Tay, der unterhalb in den Firth of Tay mündet u. bei der Flut für Schiffe von 100 Tonnen bis hierher fahrbar ist.



Nr. 4437. Perspektivische Darstellung aus übertriebener Höhe des Auges (Cavalierperspektive).

Eine 280 m. lange Brücke verbindet P. mit der Vorstadt Bridgend. Die alterthümliche Stadt, welche schon von den Römern angelegt u. bis 1437 Hauptstadt Schottlands war, besitzt in der Pfarrkirche St. John ein schönes Denkmal goth. Baukunst; an dem Hochaltare erstach 1336 König Eduard III. von England seinen Bruder, den Herzog von Cornwall. Die Marshall-Buildings enthalten die städtische Bibliothek u. ein werthvolles Alterthumsmuseum. Das Gymnasium war ehedem die berühmteste schott. Gelehrtenschule. P. zählt 25,606 E., welche Weberei, Bierbrauerei, Eisengießerei u. beträchtliche Lachsfischerei treiben. Der ½ M. oberhalb der Stadt am linken Ufer des Stromes gelegene Scone Palace, ein Landsitz des Grafen Mansfield, ist aus dem alten Krönungspalaste der schott. Könige umgebaut worden.

Perthes, Friedrich Christoph, einer der namhaftesten u. verdientesten deutschen Buchhändler u. zugleich einer der edelsten u. durch ausgebreitete Wirksamkeit hervorragenden deutschen Männer, geb. in Rudolstadt 21. April 1772, gest. zu Gotha 18. Mai 1843.



Nr. 4438. Perspektivische Darstellung aus verminderter Höhe des Auges.

In dürftigen Verhältnissen aufgewachsen, mit wenig Schulkenntnissen ausgerüstet, hat er aus sich selbst Großes gemacht. Er wußte nicht viel, aber er konnte viel. 1796 gründete er seine Buchhandlung in Hamburg. Er war der Erste, der ein Sortiment guter Schriften auf Lager hielt, neue Schriften zur Ansicht ausgab. Zur Vervollkommnung des buchhändlerischen Betriebes hat er Manches beigetragen; 1834 gehörte er mit zu den Begründern der Buchhändlerbörse in Leipzig. Nach dem Tode seiner ersten Frau überließ er 1822 das Hamburger Geschäft seinem Schwager u. Compagnon Besser u. dessen Schwiegersohn Mauke, siedelte nach Gotha über u. begründete dort ein neues Verlagsgeschäft. Sein Leben lang hat er den Buchhandel den geistigen, sittlichen, nationalen Aufgaben der Nation dienstbar gemacht. Seine Persönlichkeit u. sein Glück hatten ihm geistig u.

gesellschaftlich bedeutende Häuser, wie von Reimarus, Sieveking u. A., geöffnet. Durch sein Geschäft wurde er gleich in der ersten Zeit mit F. H. Jacobi bekannt; dieser führte ihn bei M. Claudius ein, dessen Schwiegersohn er bald wurde, u. dadurch erschlossen sich ihm intime Verbindungen: einestheils mit hervorragenden Persönlichkeiten des holstein. Adels, den Grafen Reventlow, Moltke, auch F. L. Stolberg, anderentheils mit dem geistlich geweckten Kreise im Münsterlande, dessen Mittelpunkt die Fürstin Galitzin war. Beide Kreise standen in lebhaftem Verkehr. Die religiöse Wärme ließ die konfessionelle



Nr. 4439. Friedrich Christoph Perthes (geb. 21. April 1772, gest. 18. Mai 1843).

Verschiedenheit nicht zu einer Scheidewand werden. Für P.' ganz aufs Praktische angelegte Persönlichkeit wurde der Glaube an Christum die bewegende sittliche Lebenskraft. Seine persönlichen Verbindungen u. sein Briefwechsel erstreckten sich weiter auf Männer, wie Niebuhr, J. v. Müller, Schleiermacher, F. v. Gentz, Görres ꝛc. Er war schon in der Franzosenzeit einer der angesehensten Bürger Hamburgs, wurde mit großen Opfern u. Gefahren der thätigste bei der Befreiung Hamburgs, nach der Befreiung Deutschlands mit Sieveking, Smidt u. Gildemeister Vertreter u. Fürsprecher der Hansestädte bei den verbündeten Monarchen. Dadurch kam er mit den hervorragenden Patrioten, den leitenden Staatsmännern, den Führern der geistigen Bewegung in mehr od. weniger nahe Beziehungen. In seinem Briefwechsel mit ihnen spiegelten sich alle Bewegungen der nächstfolgenden Jahrzehnte. Nicht blos sein Verlagsgeschäft wurde ein sehr bedeutendes, sondern er regte auch namhafte Männer an zu literarischen Unternehmungen. — Sein zweiter Sohn, **Clemens Theodor P.**, geb. zu Hamburg 2. März 1809, wurde Prof. der Rechte in Bonn, schrieb kleinere, aber schätzbare staats- u. völkerrechtliche Schriften, z. B. „Der Staatsdienst in Preußen.“ Zu seiner Lebensaufgabe machte er eine Geschichte der politischen Parteien in Deutschland, behandelte sie aber in Bruchstücken. Als solche bezeichnete er selbst „Das deutsche Staatsleben vor der Revolution“ (Hamb. u. Gotha 1845), das „Leben meines Vaters“ (3 Bde., Gotha 1848—50), „Politische Zustände u. Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft“ (2 Bde., Gotha 1862—69). Praktisch hat er sich ein besonderes Verdienst erworben um die Gründung u. Ausbreitung der „Herbergen zur Heimat.“ Er starb 25. Nov. 1867. — **Johann Georg Justus P.**, Oheim des Friedr. Chr. P. u. gleichfalls aus Rudolstadt gebürtig, trat in die Ettinger'sche Buchhandlung in Gotha, gründete aber im Sept. 1785 das. ein eigenes, unter der Firma „Justus P.“ noch heute blühendes Verlagsgeschäft u. starb zu Gotha 2. Mai 1816. In seinem Verlag erschienen: Schlichtegroll's „Nekrolog der Deutschen“, Lossius' „Jugendschriften“ u. a.; auch erhielt er aus dem Ettinger'schen Verlag den Vertrieb des Gothaischen Hofkalenders. Von seinen Söhnen setzte zunächst Wilhelm P. (geb. zu Gotha 18. Juni 1793, gest. 10. Sept. 1853) das Geschäft fort. **Bernhard Wilhelm P.**, geb. zu Gotha 3. Juli 1821; lernte in der Buchhandlung seines nachmaligen Schwiegervaters Mauke zu Hamburg, bildete sich auch durch Reisen, wurde 1845 Theilhaber am Geschäft seines Vaters u. trat nach dessen Tode an die Spitze desselben. Um einen Einigungspunkt für die gesammte Erdkunde zu schaffen, gründete P. 1854 ein „Geographisches Institut“, für das er die geeignetsten Männer, vor Allen Aug. Heinrich Petermann (s. d.), zu gewinnen wußte. In diesem Institut erschienen u. erscheinen bez. noch die Kartenwerke von Stieler, H. Berghaus, Spruner, Sydow, die „Geographischen Mittheilungen“ (seit 1855), das Barth'sche Reisewerk u. a. m. Einen besonderen Eifer widmete P. auch der Vervollkommnung der kartographischen Darstellung durch Anwendung der Galvanoplastik, der Chemitypie ꝛc. P. starb 27. Okt. 1857 zu Gotha.

Pertinax. Der Sohn eines ligurischen Freigelassenen, kam **Publius Helvius P.** früh nach Rom, um sich hier sein Brot als Lehrer der Grammatik zu verdienen; da ihm dieses nicht gelang, so wurde er Soldat. P. zeichnete sich bes. in den Kämpfen gegen die Parther aus u. erhielt den Oberbefehl in Britannien u. später in Afrika. Beim Tode des Kaisers Commodus war er praefectus urbi u. wurde am 31. Dez. 192 von den Verschworenen zum Kaiser ausgerufen. Als solcher suchte er sich auf den Senat zu stützen u. die Prätorianer u. Freigelassenen in Schranken zu halten. Das war sein Unglück: Beide verschworen sich zu seinem Sturze u. tödteten ihn nach einer Regierung von kaum 3 Monaten am 26. März 193.

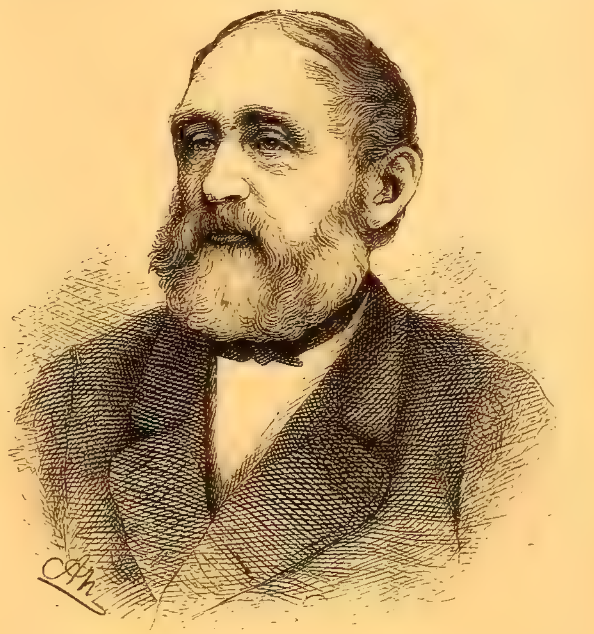
Pertinenz (lat.), s. v. w. Zubehörung. Juristisch bezeichnet P. ein durch das Recht anerkanntes u. geschütztes Zusammengehörigkeitsverhältniß, u. man versteht darunter diejenigen Sachen, welche, ohne Bestandtheil einer andern Sache zu sein, doch zu einer anderen Sache in dem Sinne gehören, daß sie nur um dieser Sache willen vorhanden sind u. deren Zwecken ausschließlich dienen (z. B. der Schlüssel zu einem Schranke, der Cylinder zu einer Lampe, das Vorgelege zu einer Maschine, die Untertasse zu einer Obertasse ꝛc.). Der Begriff P. hat seine rechtliche Bedeutung darin, daß jede rechtliche Verfügung, welche über eine Sache getroffen wird, im Zweifel, d. h. wenn nicht das Gegentheil ausdrücklich ausbedungen worden ist, auf die Nebensache sich mit erstreckt.

Perturbationen od. Störungen nennt man in der Physik u. Astronomie gewisse kleine Abweichungen von einem ohne dieselben einfach regelmäßigen Verlaufe. So zeigt der tägliche, ohnedies schon kleine Gang der Magnetnadel nach Ost u. zurück während dieses Ganges noch kleinere Zuckungen nach rechts u. nach links, die bedeutender werden, wenn Nordlichter am Himmel stehen. Aehnlich spricht man in der Astronomie von Störungen des Planetenlaufs u. nennt so die Abweichungen der Himmelskörper von ihrem regelmäßigen elliptischen Laufe, welcher dann stattfinden würde, wenn nach der von Kepler gemachten Annahme die Planeten sich lediglich unter dem Einfluß einer von der Sonne ausgehenden Anziehung bewegten; da aber infolge der allgemeinen Gravitation alle Massen im Verhältniß ihrer Größe u. im umgekehrten Verhältniß der Quadrate ihrer Entfernungen einander anziehen, so werden auch zwei Planeten auf einander diese Anziehung ausüben, u. je mehr sie sich nähern u. je größer ihre Massen sind, um so mehr auch sich beide aus ihren elliptischen Bahnen ablenken, d. h. „stören“. Die genaue Berechnung der P. beruht auf der sog. „Aufgabe von drei Körpern“, welche die Gesetze untersucht, nach welcher sich drei gegenseitig gravitirende Körper bewegen. Newton gelang die Lösung dieser Aufgabe wegen der damaligen Unvollkommenheit der höheren Rechnungsmethoden nur unvollkommen. Erst späteren Mathematikern, Clairaut, d'Alembert, Euler, Lalande, gelang die Lösung, am vollkommensten aber Laplace. Das interessanteste Beispiel gelungener Störungsberechnungen ist die Auffindung des Planeten Neptun (s. d.) durch scharfsinnige Berechnung seines Ortes aus gewissen P. des Uranus.

Perty, Joseph Anton Maximilian, deutscher Zoolog, Anthropolog u. Psycholog, geb. zu Ohrnbau in Mittelfranken 1804; studirte in Landshut u. München Medizin u. Naturwissenschaften, habilitirte sich an letztgenannter Universität als Privatdozent der Zoologie u. folgte 1833 einem Rufe als Professor an die Akademie u. jetzige Universität in Bern. Mit Kenntnissen vielfacher Art u. erstaunlicher Belesenheit verbindet dieser Gegner des Materialismus u. Darwinismus philosophische u. ästhetische Bildung, so daß sich die meisten seiner Schriften durch Reichthum des Inhalts wie durch Anmuth der Form auszeichnen; doch fehlt in seinen Ansichten vom Verhältniß

des Leibes zur Seele Klarheit u. Schärfe. Seine außerordentliche Thätigkeit förderte u. a. folgende Werke zu Tage: „Allgemeine Naturgeschichte“ (4 Bde., Bern 1838—45); „Zur Kenntniß kleinster Lebensformen“ (ebd. 1852); „Vorschule der Naturwissenschaften“ (Stuttg. 1853); „Lehrbuch der Zoologie“ (ebd. 1857); „Grundzüge der Ethnographie“ (Lpz. 1859); „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur“ (ebd. 1861; Suppl. dazu: „Die Realität der magischen Kräfte“, ebd. 1862); „Anthropologische Vorträge“ (ebd. 1863); „Ueber das Seelenleben der Thiere“ (ebd. 1865); „Blicke in das verborgene Leben des Menschengeistes“ (ebd. 1869); „Die Natur im Lichte der philosophischen Anschauung“ (ebd. 1869); „Die Anthropologie als Wissenschaft von dem körperlichen u. geistigen Wesen des Menschen“ (2 Bde., Heidelb. u. Lpz. 1874).

Pertz, Georg Heinrich, verdienter deutscher Geschichtsforscher, geb. 28. März 1795 zu Hannover, widmete sich von 1813 bis 1818 dem Studium der Philologie u. Geschichte zu Göttingen. Bereits 1819 trat er mit einer größeren historischen Arbeit: „Geschichte der merovingischen Hausmeier“ (Hann.), vor die Oeffentlichkeit, welche von Heeren durch eine Vorrede warm empfohlen wurde. Zur selben Zeit hatte der Minister Freiherr v. Stein den großen Plan gefaßt, die deutschen Geschichtschreiber des Mittelalters in kritischen Bearbeitungen gesammelt herauszugeben, u. forderte 1819 P. auf, sich an diesem Unternehmen mit zu betheiligen. Dieser erbot sich, die Annalen u. Chroniken der merovingischen u. karolingischen Periode zu bearbeiten, u. trat zu diesem Zwecke 1820 eine Reise nach Oesterreich u. Italien an, um in den dortigen Archiven u. Bibliotheken nach Handschriften zu forschen, welche Reise auch eine reiche Ausbeute gewährte. In seinen Reiseberichten zeigte sich P. so entschieden als ein Meister der historischen Kritik, daß ihm nach seiner Rückkehr 1823 sowol die Redaktion der ganzen Sammlung, die „Monumenta Germaniae historica“ genannt wird, als auch die Leitung der von der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zu Frankfurt a. M. 1819 begründeten Zeitschrift (unter dem Namen „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“) übertragen wurde. Gleichzeitig war er zum Sekretär am königlichen Archiv zu Hannover ernannt worden. Im J. 1826 veröffentlichte er den ersten Band der „Monumenta Germaniae“, enthaltend eine Anzahl Geschichtswerke des 8. u. 9. Jahrh., zum ersten Male kritisch bearbeitet. Ueber 50 Jahre hat P. sodann die Leitung dieses großartigen Unternehmens in den Händen gehabt (Bd. 1—23, Hann. 1826—74), u. mit Hinzuziehung ausgezeichneter Historiker wahrhaft mustergiltige Ausgaben der deutschen Geschichtsquellen geliefert. Erst Anfang der 70er Jahre trat er gänzlich von der obersten Redaktion der „Monumenta“ zurück, die gegenwärtig in den Händen einer Centraldirektion ruht, welcher er jedoch bis zu seinem Tode als Mitglied angehörte. König Georg IV. von England ernannte P. nach dem Erscheinen des ersten Bandes zum königl. Bibliothekar u. Archivrath in Hannover. Im J. 1842 nahm P. einen Ruf als Oberbibliothekar der königl. Bibliothek in Berlin an, welche Stellung er bis vor Kurzem innegehabt hat. Seine ungemein reiche Thätigkeit wurde nur hier u. da durch größere wissenschaftliche Reisen, wie z. B. 1843 nach Oesterreich, 1844, 1853 u. öfter nach England, 1859 u. 1863 nach Paris unterbrochen. Nächst den Arbeiten für die „Monumenta Germaniae“ u. für das „Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde“ (Bd. 5—11, Hann. 1824—58) gab er in Gemeinschaft mit Grotefend u. Gerhardt „Leibniz' gesammelte Werke“ heraus u. betheiligte sich an der von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen veranlaßten Sammlung von Uebersetzungen der wichtigsten mittelalterlichen Geschichtswerke Deutschlands, die unter dem Titel „Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit“ noch gegenwärtig fortgeführt wird. Außerdem veröffentlichte er die Biographien des Ministers Freiherrn v. Stein (Bd. 1—6, Berl. 1849—55) u. die des Feldmarschalls Grafen Neithardt v. Gneisenau (Bd. 1—3, Berl. 1864—67), zwei Werke, die zu den hervorragendsten Leistungen in der neueren deutschen Geschichtschreibung gehören. Als Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin lieferte er auch noch für deren Abhandlungen mehrere Arbeiten, so z. B. über „Die Bruchstücke des 98. Buches des Livius“, über „Die Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Bayreuth“, über „Die politische Bedeutung des Jahres 1810“ &c.; endlich veröffentlichte er in seiner Eigenschaft als Bibliothekar 1853 den ersten Band der Handschriftenverzeichnisse der königl. Bibliothek zu Berlin u. eine Schrift über die Verwaltung derselben: „Die königl. Bibliothek zu Berlin in den J. 1842—67“ (Berl. 1867). P. starb 7. Okt. 1876 zu München, wohin er zur Theilnahme an der jährlichen Versammlung der Historischen Kommission bei der Münchener Akademie gereist war.



Nr. 4440. Georg Heinrich Pertz (geb. 28. März 1795, gest. 7. Okt. 1876).

Peru, eine der südamerik. Republiken, zwischen 3° 35′ u. 21° 48′ südl. Breite u. zwischen 65° 10′ u. 81° 30′ westl. Länge von Greenwich gelegen; grenzt im N. an Ecuador, im O. an Brasilien, im SO. u. S. an Bolivia u. im W. an den Stillen Ozean; sie bedeckt ein Areal von 23,676,6 □M. Von der wenig gegliederten Küste, die theils von schmalen Sandebenen, theils von niedrigem, bewaldetem Berglande begleitet wird, erhebt sich das Land zu den Cordilleren (s. d.), welche P. der Länge nach von SO. nach NW. durchziehen. Zwischen den bald zwei, bald drei Ketten derselben liegen Hochebenen von 3—4000 m. Meereshöhe, u. über dem Kamm der Cordilleren erheben sich als die höchsten, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel der 6400 m. hohe Nevado de Chuquibamba u. der 5600 m. hohe Vulkan von Arequipa. Nur beschwerliche Pässe führen über die Küstencordillere auf die inneren Plateaulandschaften, welche wiederum den Verkehr durch eine Menge tief einschneidender, steiler Querthäler wesentlich hemmen. Nach O. verzweigen sich diese riesigen Gebirgszüge vielfach u. fallen endlich zu der mit ungeheueren Urwäldern bedeckten Tiefebene des Marañon od. Amazonenstromes ab. Zu dessen Stromgebiet gehört mit Ausnahme des Westabhanges der Anden, welche dem Stillen Ozean etwa 60 kürzere u. im Sommer meist ausgetrocknete Küstenflüsse zusenden, ganz P. Der Marañon entspringt selbst hier als Rio Tunguragua u. nimmt bald die gewaltigen Nebenflüsse Ucayali u. Yavari auf; von den anderen Nebenflüssen des Marañon haben der Jutay u. Purus in dem südl. Theile der Republik ihre Quellen. Unter den zahlreichen Bergseen, welche die Cordillerenplateaux tragen, ist der Titicacasee (s. d.) der bedeutendste Binnensee Südamerika's. Von den kleinen, meist unbewohnten Inseln, welche zu P. gehören, sind viele wegen ihres Reichthums an Guano werthvoll. Ein in seiner horizontalen Gliederung so mannichfaltig gestaltetes Land wie P. zeigt auch sehr bedeutende klimatische Kontraste. Die Küstenregion mit einer Durchschnittstemperatur von 15—21 ° R. ist charakterisirt durch ihre im Winter häufig auftretenden Nebel, welche den Regen ersetzen u. der Vegetation die nöthige Feuchtigkeit zuführen. Die Sierraregion mit einer Temperatur von 15—17 ° R. umfaßt die Westabhänge der Anden von 1300 bis 3500 m. Höhe, ist waldarm u. entspricht mit ihren Bodenprodukten der gemäßigten Zone Europa's. Die 3300—4500 m. hoch gelegene Gebirgs- u. Plateauregion hat ein rauhes, naßkaltes Klima, während die klimatischen Verhältnisse der östl. Tiefländer denen Brasiliens u. Bolivia's gleichen. Abgesehen von der Punakrankheit, welche die an den niedrigen

Luftdruck nicht Gewöhnten in Höhen von mehr als 4000 m. häufig ergreift, sind die Plateaulandschaften die gesündesten Theile P.'s u. tragen deshalb auch viele volkreiche Städte; an der Küste u. in den östl. Flußthälern sind Fieber nicht selten.



Nr. 4441. Cholo (Packträger) in Peru.

Die Bevölkerung P.'s zählte 1876, die wilden Indianer ungerechnet, 2,720,705 Seelen, von denen 900,000 als Weiße gelten; der Rest besteht aus Indianern, Chinesen, Negern u. Mischlingen. Die Weißen sind Spanier u. span. Kreolen; die Indianer gehören der Ando-Peruan. Völkerfamilie an u. zerfallen in die Stämme der Chinchas od. Yungas an der Küste, der Huancas auf dem Hochlande von Mittelperu, der Aymarás



Nr. 4442. Elegante Dame in Cuzco.

auf dem Plateau des Titicacasees u. in die wilden Stämme der östl. Urwälder, unter welchen sogar noch Menschenfresser gefunden worden sind. Die Masse der Bevölkerung hat sich, seitdem das altperuan. Reich durch die Spanier vernichtet worden ist, bei weitem noch nicht auf die Höhe der Kultur wieder gehoben, welche sie unter der Herrschaft der Inkas (s. d.) besaß. Die Fruchtbarkeit des Bodens würde den Ackerbau noch in weit größerer Ausdehnung u. einen reicheren Export tropischer Bodenprodukte zulassen. Mais, Weizen, Bohnen u. verschiedene Knollengewächse sind die wichtigsten Nahrungspflanzen der Bevölkerung; von tropischen Kulturpflanzen wird bes. Zuckerrohr an der Küste, Baumwolle u. Kaffee in den warmen Gebirgsthälern im W., u. Coca (s. d.) in den östl. Regionen angebaut. Ein wichtiger Exportartikel ist Chinarinde (s. d.). Bekannt ist der ursprünglich aus P. zuerst bei uns eingeführte Peruan. Balsam (s. d.). Auf die Bodenkultur hat der Arbeitermangel immer sehr hemmend eingewirkt; demselben hat man im letzten Jahrzehnt durch massenhafte Einfuhr chines. Kuli's (s. d.) abzuhelfen versucht, freilich aber unter Umständen, welche dem Lande nur eine neue Art von Sklaverei gebracht haben. Das chines. Element ist vorzugsweise in der Küstenregion stark vertreten. Am ansehnlichsten ist die Viehzucht in Schafen u. den Auchenia-Arten: Lama, Guanaco u. Vicuña, welche theils als Lastthiere, theils wegen ihres Fleisches u. ihrer Wolle gezüchtet werden. Die Industrie ist von sehr geringer Bedeutung u. selbst die früher sehr umfangreiche Hausindustrie der Indianer, nam. die Weberei, ist durch die Konkurrenz des Auslandes u. bes. Nordamerika's außerordentlich gesunken. Wichtig ist dagegen immer noch der Bergbau u. vorzüglich der Silberbergbau, obgleich der Betrieb ungemein irrationell ist u. fast ausschließlich in den Händen von Indianern liegt. Die reichsten zur Zeit bearbeiteten Silberminen sind die von Cerro de Pasco (s. d.) u. jene in den Provinzen Pataz, Huamachuco, Caxabamba, Puno, Azangaro, Carabayo u. die Bergwerke von Castro-Vireyna, Huantajaya u. Santa Rosa. Seit 1830 sind über die Silberproduktion P.'s keine statistischen Nachrichten vorhanden; von 1630 bis 1830 sind im Ganzen für 5094 Mill. RMk. gewonnen worden. Gegenwärtig wird das Silber außer in Münzen auch in bedeutenden Mengen als Erz ausgeführt. Die Flußthäler des Ostabhanges der Binnencordilleren sind reich an Gold, wenn auch dessen Ausbeute vor Ankunft der Spanier viel größer gewesen sein muß. Die ehemals hochberühmten Quecksilberminen von Huancavelica sind jetzt fast erschöpft, dagegen sind reiche Kupferlager in der Küstencordillere erschlossen worden. Das Salz von Huallaga liefert den Hauptartikel für den Handel auf dem oberen Amazonenstrome, u. für die Ausfuhr des Landes sind die außerordentlich reichen Salpeterlager in der Provinz Tarapacá von der größten Wichtigkeit. Die großen Guanolager der Chincha-Inseln sind erschöpft; dafür liegen aber noch auf den Lobosinseln u. auf Küsteninseln der Provinz Tarapacá sehr bedeutende Quantitäten. Kohlenlager sind 1874 in der Provinz Huaylas aufgefunden u. abzubauen begonnen worden.

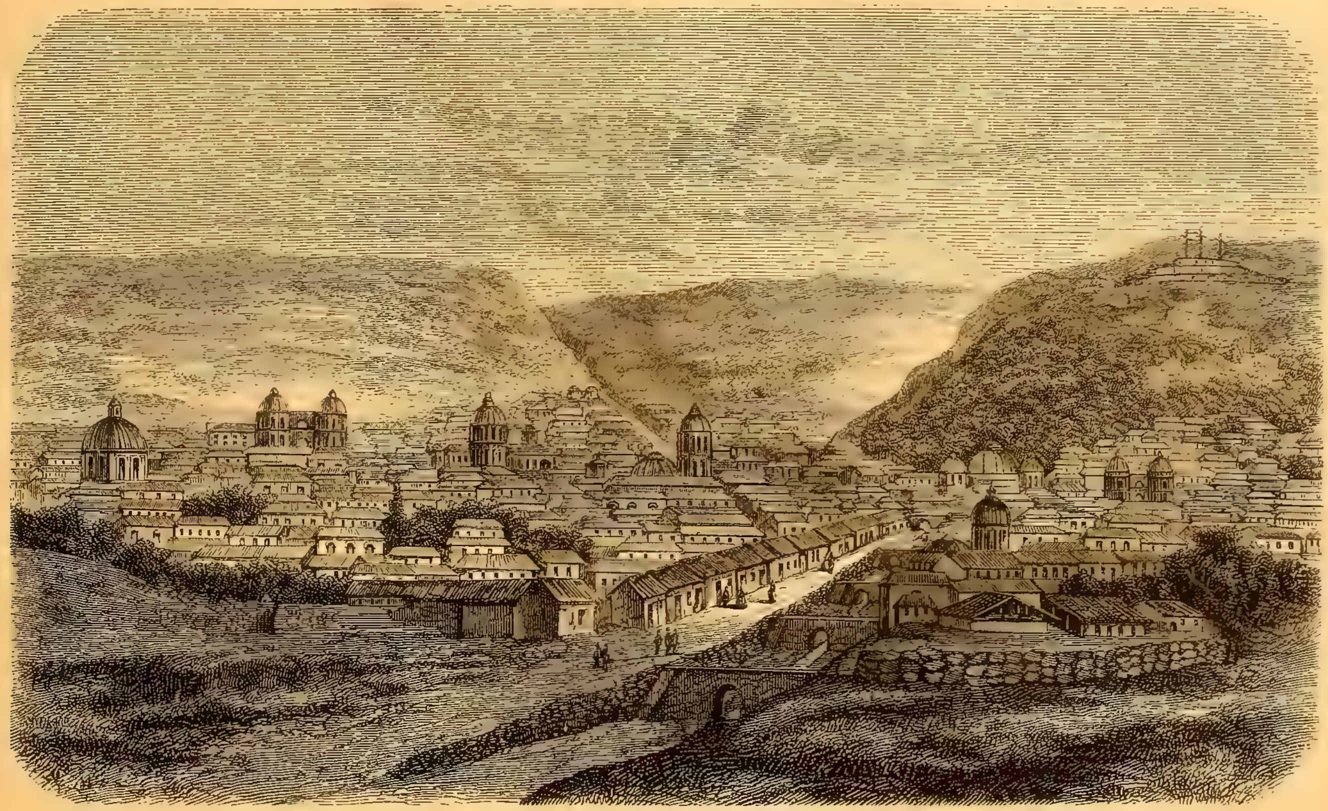
Der Handel leidet außerordentlich durch den Mangel fahrbarer Wege; die alten, vortrefflichen Inkastraßen sind verfallen u. die über das Gebirge führenden Pässe nur mit Saumthieren zu benutzen, mit Ausnahme weniger Straßen, welche in der Küstenregion seit 1869 angelegt sind. Großen Eifer hat die Regierung dagegen in der letzten Zeit im Eisenbahnbau entwickelt, so daß 1875 nicht weniger als 1549 Km. im Betrieb u. 514 Km. im Bau begriffen waren. Während Callao, Iquique, Payta, Islay u. Arica die wichtigsten Hafenplätze P.'s am Stillen Ozean sind, gewährt der Amazonenstrom mit seinen jetzt auch von Dampfern regelmäßig befahrenen Nebenflüssen Huallaga u. Ucayali den mittleren u. östl. Landestheilen der Republik eine vortreffliche, freilich bis jetzt im Verhältniß zu ihrem Werthe noch nicht genügend ausgenutzte Wasserstraße zum Atlantischen Ozean. Hauptausfuhrartikel sind Guano (1870: 482,299 Tonnen), welcher vorzugsweise von Callao exportirt wird, Salpeter (1870: 2,944,000 Ctr.), nam. von Iquique, Chinarinde (1870: 11,921 Ctr.), Kupfer, Silber u. Wolle. Die Handelsflotte P.'s zählte 1869: 90 Schiffe von 9556 Tonnen. — Die Staatsreligion ist der Katholizismus. Die Republik zerfällt in das Erzbisthum Lima u. sieben Bisthümer. Der Klerus ist noch sehr zahlreich u. wenig gebildet, die Zahl der Klöster hat aber in der letzten Zeit bedeutend abgenommen. Der Unterricht liegt fast vollständig in den Händen der Geistlichkeit u. die Volksbildung steht nam. unter der indian. Bevölkerung auf sehr niedriger Stufe. Die Universitäten von Lima, Truxillo, Ayacucho, Cuzco u. Puno bestehen nur dem Namen nach. Die Deutschen von Lima unterhalten eine eigene Schule. — Die 1858 erlassene, 1860 umgeänderte Staatsverfassung bezeichnet P. als eine demokratische, repräsentative Republik, in welcher die legislative, exekutive u. richterliche Gewalt vollständig getrennt sind. Die Legislative liegt in den Händen eines Senates von 40 u. einer Kammer von 80 Mitgliedern. An der Spitze der Exekutive steht der vom Volke auf vier Jahre gewählte u. vom Kongreß proklamirte Präsident. Die höchste Gerichtsinstanz bildet der oberste Gerichtshof von Lima. Die Staatseinnahmen, welche zu $^3/_4$ aus der von der Regierung monopolisirten Ausbeute der Guanolager fließen, betrugen in der Finanzperiode 1871—72: 58,982,851 Sol (1 Sol = 4 Mk.), die Ausgaben 57,913,764 Sol. Die innere Schuld soll sich 1872 auf 2,500,000 Lstr., die äußere 1875 auf 34,713,980 Lstr. belaufen haben.

Die Armee zählte 1872: 7800 Mann, die Flotte 6 Panzerschiffe, 3 ungepanzerte Kriegsschiffe u. 6 Dampfer. P. zerfiel 1871 in 18 Dep., welche nach dem in jenem Jahre angestellten, aber sicher zu hoch ausgefallenen Census folgende Bevölkerung hatten:

	□M.	Einw.		□M.	Einw.
Piura	655,3	172,000	Huanuco }	1590,9	90,000
Caxamarca	667,4	273,000	Junin }		282,000
Amazonas	664,6	44,000	Ica	296,1	68,000
Loreto	6243,1	58,000	Ayacucho	1138,9	210,000
Libertad	736,1	56,000	Cuzco	4494,3	464,000
Ancacho	818,7	317,000	Puno	1869,4	305,000
Lima }	694,3	350,000	Arequipa	1305	200,000
Callao }			Moquegua }	1993,8	85,000
Huancavelica	508,7	160,000	Tarapacá }		25,000

Zusammen 23,676,6 □M. mit 3,199,000 Einw.

Die größte Stadt des Landes ist die Hauptstadt Lima (s. d.) mit 100,073 E. (1876); andere Städte von Wichtigkeit sind Callao, Truxillo, Caxamarca, Pasco, Huancavelica, Ayacucho, Cuzco, Puno, Arequipa u. Moquegua.



Nr. 4443. Cuzco.

Geschichte. Die älteste Kultur der Peruaner, welche sich an die Geschichte des Fürstengeschlechts der Inkas (s. d.) knüpfte, stammte aus der Gegend um den Titicacasee; von dort brachten die Inkas dieselbe nach der alten Hauptstadt Cuzco u. aus dieser verbreitete sie sich in die vier Provinzen, in welche das Reich getheilt war, zugleich mit der Sprache des herrschenden Stammes der Quichua, welche die Unterworfenen anzunehmen gezwungen wurden. Jede Provinz hatte ihre bestimmte Tracht; das ganze Land war Staatseigenthum u. von dem Staate unter die einzelnen Familien vertheilt. Kriegsheer u. Rechtspflege waren wohlorganisirt. Die Richter entschieden nach feststehenden Gesetzen. Ein Chor von Schnellläufern war bestimmt, auch aus den entferntesten Theilen des Reiches wichtige Nachrichten an den Hof zu bringen, u. die Ruinen großartig angelegter Gebirgsstraßen, gewaltiger Tempel u. Paläste beweisen, daß die alten Peruaner größere Architekten gewesen als die jetzigen Bewohner des Landes. Die Metallarbeiten u. Gewebe der Eingeborenen erregten die Bewunderung der Eroberer. Die geistige Bildung war aber ein ausschließlicher Besitz der vornehmen Klassen. Das Reich der Inka mit seiner Kultur wurde 1532 durch Pizarro (s. d.) u. dessen span. Raubscharen vernichtet u. an die Stelle des Sonnenkultus die kathol. Religion durch fanatische Priester eingeführt. Bald nach der Eroberung des Landes brachen aber unter den Conquistadoren selbst Kämpfe aus, welche zu einer faktischen Unabhängigkeit P.'s von Spanien führten u. erst ein Ende nahmen, als 1547 Gonzalo Pizarro, Sohn des Eroberers, von Don Pedro de la Gasca geschlagen worden war. P. wurde nun eines der vier spanischen Vizekönigreiche, in welche das span. Amerika eingetheilt war. Der 1780 unter einem Inkaprätendenten ausgebrochene Indianeraufstand ward bald niedergeschlagen; 1788 wurden die bis dahin zu dem Vizekönigreich P. gehörigen Provinzen La Plata, Potosi, Charcas, Chiquitos u. Paraguay losgetrennt u. einer gemeinsamen Regierung von Buenos-Aires untergeordnet. Der Unabhängigkeitskrieg gegen Spanien, der 1810 in den Laplatastaaten begonnen u. auch P. ergriffen hatte, nahm eine entscheidende Wendung, als 1820 der General San Martin mit einer von Chile u. Buenos-Aires ausgerüsteten Heeresmacht in Oberperu einfiel, die Spanier zurücktrieb u. 28. Juli 1821 zu Lima die Unabhängigkeit des Landes proklamirte. Mit wechselnden Erfolgen dauerte der Krieg mit den Spaniern bis 1826, in welchem Jahre von ihnen Callao, ihre letzte Position in Südamerika, aufgegeben werden mußte. Bürgerkriege u. Revolutionen hinderten aber eine gedeihliche Entwicklung der jungen Republik, von deren Präsidenten die größte Zahl durch Revolution zur Regierung kam u. durch solche wiederum auch gestürzt wurde. Diese Bürgerkriege hatten wenigstens den Vortheil im Gefolge, daß 1854 der Expräsident Echénique, um seine Partei zu stärken, allen jenen Sklaven die Freiheit gewährte, welche in das Regierungsheer eintreten würden, worauf sein Gegner, der Präsident Castilla, die Emanzipation sämmtlicher Sklaven proklamirte. Die von der span. Regierung erhobenen u. von P. unberücksichtigt gelassenen Beschwerden über Gewaltthätigkeiten, welche an einer Kolonie ausgewanderter Basken in P. verübt worden waren, hatten 14. April 1864 eine Besetzung der Chincha-Inseln durch die Spanier zur Folge. Da die peruan. Flotte see- u. kriegstüchtig war u. der in Lima zusammengetretene Kongreß von Vertretern südamerik. Republiken eine Unterstützung P.'s im Kriegsfalle verweigerte, mußte die Regierung 27. Jan. 1865 einen Friedenskontrakt mit Spanien abschließen u. sich zu einer Kriegskostenentschädigung von 60 Mill. Realen verpflichten, worauf ihr die Chincha-Inseln wieder ausgeliefert werden sollten. Das darüber entrüstete Volk stürzte den Präsidenten Pezet u. setzte an dessen Stelle zuerst Canseco, dann als Diktator Ignacio Prado, welcher die Chincha-Inseln durch eine Schar Freiwilliger besetzen ließ u. 14. Jan. 1866 im Bunde mit Ecuador, Bolivia u. Chile Spanien den Krieg erklärte. Die span. Flotte bombardirte zwar 2. Mai Callao, verließ aber dann die peruan. Gewässer, u. so endete der Krieg ohne formellen Friedensschluß. Prado, welcher durch eine Verfassungsreform eine Verbesserung der Verwaltung herbeiführen wollte, wurde Jan. 1868 gestürzt; an seine Stelle trat José Balta, welcher 22. Juli 1872 von den Brüdern Gutierrez ermordet wurde. Einer von den Mördern desselben ließ sich darauf als Diktator ausrufen, fiel aber drei Tage später der Volkswuth selbst zum Opfer.

Der Kongreß übertrug darauf 27. Juli 1872 die Präsidentenwürde M. Pardo; eine Verschwörung wurde im Dez. 1872 rechtzeitig entdeckt u. ein gegen ihn von einer Anzahl Offiziere 22. Aug. 1874 unternommenes Attentat vereitelt. — Vgl. Tschudi, „P." (2 Bde., St. Gallen 1845—46) u. dessen „Reisen durch Südamerika" (5 Bde., Lpz. 1866 bis 1869); Grandidier, „Voyage dans l'Amérique du Sud" (Par. 1871); Soldan, „Geographia del Perú" (2 Bde., Par. 1862); Raimondi, „El Perú" (1 Bd., Lima 1874); Prescott, „History of the Conquest of Peru" (2 Bde., Boston 1847; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1848); Tschudi u. Rivera, „Antiguedades Peruanas" (Wien 1851).

Peruanischer Balsam stammt von Myroxylon pubescens oder peruiferum u. soll entweder durch Einschnitte in die Rinde des Baumes od. durch Auskochen der Zweige u. Eindampfen der Flüssigkeit zur Extraktkonsistenz erhalten werden. Der P. B. ist rothbraun, von sehr angenehmem, vanilleartigem Geruche, u. soll daher auch bei sehr geringen Chokoladesorten statt der Vanille verwendet werden. Außerdem dient er in der Pharmazie u. Parfumerie in ausgedehntem Maße. Er enthält Zimmtsäure u. Cinnameïn, das durch Oxydation ebenfalls in Zimmtsäure übergeht, endlich das krystallisirbare Metacinnameïn. Der weiße P. B. wird durch Auspressen der Früchte gewonnen, er hat einen noch feineren Geruch.

Perugia (spr. Perudscha), Hauptstadt der mittelital. Provinz Umbrien od. P.; liegt auf Hügeln gebaut im Tiberthale, am Fuße der Apenninen, u. hat mit den Vororten 49,503 E. (1871), 42 Kirchen u. eine große Anzahl von Palästen, deren prächtigste an dem breiten, schönen Corso liegen. Derselbe verbindet zwei Plätze, auf deren einem der Dom u. ein schöner Brunnen von Nicolaus u. Joh. Pisano steht. Die Kirche San Domenico enthält das Grabmal Benedikt's XI. Die ehemalige Citadelle wurde 1849 geschleift u. die Festungsgräben in Promenaden umgewandelt, welche ein dem Ballspiele gewidmetes Amphitheater enthalten. In Kirchen u. Palästen befinden sich noch zahlreiche Gemälde von Pietro Perugino (s. d.), dessen Wohnhaus noch gezeigt wird, Rafael u. anderen Meistern der Umbrischen Malerschule, welche hier ihren Hauptsitz gehabt hat. P. ist Sitz eines Präfekten u. eines Bischofs u. weist an höheren Bildungsanstalten eine ziemlich unbedeutende Universität, eine medizinische Akademie, ein Lyceum, ein Gymnasium u. eine Akademie der schönen Künste auf, mit welcher noch eine Malerschule verbunden ist. In der Nähe von P., dem altetrurischen Perusia, finden sich viele etrurische u. röm. Alterthümer. P. ging im Bürgerkriege zwischen Antonius u. Octavianus unter, im 15. Jahrh. war sie mehrmals Residenz von Päpsten.

Perugino, Pietro, eigentlich Pietro Vannucci, Hauptmeister der Umbrischen Malerschule, geb. in Cita della Pieve 1446, gest. in Fontignano bei Perugia 1524. Ueber seine Bildungsgeschichte u. seine künstlerische Entwicklung ist man bei den unsicheren Angaben Vasari's, der ihn einen Schüler des Andrea del Verrocchio od. auch des Pietro della Francesca nennt, um so mehr im Unklaren, da die frühesten seiner Werke, die Fresken in der Sixtinischen Kapelle zu Rom, mit dem Stil der Werke seiner Blütezeit nur wenig übereinstimmen. Zwar haben „Die Himmelfahrt Mariä", „Die Findung Moses" u. „Die Geburt Christi", die P. auf die ihm von Sixtus IV. ursprünglich angewiesene Chorwand malte, nachher unter Paul III. dem „Jüngsten Gericht" Michelangelo's weichen müssen, dagegen sind an den Seitenwänden ein zweites Bild aus der Geschichte des Moses sowie „Die Taufe Christi" u. „Die Uebergabe der Schlüssel" noch vorhanden. Aus seiner Blütezeit, insbesondere aus dem letzten Jahrzehnt des 15. Jahrh., stammt eine Reihe herrlicher Werke, die durch den Ausdruck reinster Frömmigkeit u. seelischer Tiefe hervorragen; so aus dem J. 1491 ein Altarbild mit der Geburt Christi in der Villa Albani zu Rom, eine thronende Madonna von 1493 in den Uffizien zu Florenz, das große Fresco des Gekreuzigten mit Nebenfiguren im Kapitelsaal von S. Maria Maddalena de Pazzi in Florenz; ferner ein Altarwerk mit der thronenden Madonna in S. Agostino zu Cremona, ein Altarbild im Museum von Lyon, eine trefflich gruppirte „Grablegung Christi" im Palast Pitti aus dem J. 1495 u. eine heil. Sippschaft im Museum zu Marseille ꝛc. 1495 ließ sich P. in Perugia nieder u. begann eine große Menge von Schülern zu bilden; allmählich aber gerieth er, wie es scheint gegen das Ende des Jahrh., mehr ins handwerksmäßige u. manierirte Arbeiten; Zeugnisse dessen sind z. B. eine „Himmelfahrt Mariä" in der Akademie in Florenz u. die seiner künstlichen Richtung keineswegs entsprechenden berühmten Fresken im Gerichtssaal des Cambio zu Perugia aus dem J. 1500, deren Gegenstand dem Künstler vorgeschrieben war. Wol keiner unter den ital. Malern seit Giotto's Zeit bildete eine so große Anzahl von Schülern heran wie P.; der bedeutendste derselben war Rafael Santi.

Peruzzi, Baloassare, bekannt als Maler, aber bedeutender noch als Baumeister, geb. 1481 in Accajano unweit Siena, schloß sich in Rom an Rafael an. Zu seinen Hauptwerken in Rom gehören die durch Rafael's Fresken bekannte Villa Farnesina (aus dem J. 1509), die er für den reichen Kaufmann u. Kunstfreund Agostino Chigi erbaute, der Palast Massini, der Hof des Palastes Altemps u. der kleine Palast Linolte. Nachdem er nach Rafael's Tode von 1520—27 den Bau der Peterskirche geleitet hatte, war er als Baumeister der Republik Siena thätig u. wandte sich dann zur Weiterführung der Peterskirche nach Rom zurück. Seine nicht zahlreichen Gemälde haben Anfangs noch die naive Anmuth der Meister des 15. Jahrh., z. B. die Wandgemälde an der Altartribüne in S. Onofrio in Rom, später huldigte er mehr dem Stil der Röm. Schulen u. einer kalten Formenschönheit. Sein Hauptwerk aus dieser Zeit ist die jetzt leider übermalte Sibylle von dem Kaiser Augustus in der kleinen Kirche Fontegiusta zu Siena. Er starb 1537 in Rom, angeblich durch Gift.

Per varios casus, per tot discrimina rerum (lat.), d. h. „Durch mannichfache Zufälle, durch so viele Widerwärtigkeiten"; bekannter Hexameter aus Vergil's „Aeneide".

Pesāro, Hauptstadt der mittelital. Provinz Urbino-P. (53,85 □M. mit 213,072 E.) mit 11,952 E. (1871); liegt an der Mündung der Foglia in das Adriatische Meer, ist Sitz eines Präfekten u. eines Bischofs u. hat mit Basteien versehene Mauern, breite Straßen u. einen Hauptplatz mit der Marmorstatue des Papstes Urban VIII. Unter den Gebäuden der Stadt ist nam. der alte Palast der Herzöge von Urbino sehenswerth. Mehrere Kirchen sind reich an trefflichen Gemälden. Hier wurde Rossini geboren, dem 1864 ein Denkmal gesetzt worden ist. — P. ist das alte Pisaurum. Die anmuthige Umgebung ist berühmt durch ihre Feigen, Oliven u. Trüffeln, die Stadt selbst produzirt Fayence- u. Seidenwaaren.

Pescara, ein mittelital. Küstenfluß des Adriatischen Meeres, entspringt als Aterno (lat. Aterus) in den Abruzzen am Monte della Laga, durchbricht, bei Solmona durch den Gizio verstärkt, in einem der wildesten Thäler der Apenninen das Gebirge zwischen dem Gran Sasso u. dem Monte Morrone u. mündet nach einem 22 M. langen nordöstl. Laufe bei der Stadt P. Letztere zählt 4500 E. u. ist noch mit alten Festungswerken umgeben. Der Hafen ist unbedeutend. In der Nähe befinden sich Ueberreste eines antiken Tempels u. einer Gräberstraße.

Pescara, Fernante Francesco d'Avalos, Marquese v., Anführer der span. Söldner Karl's V., war von span. Familie, aber in Italien 1489 geboren. Nachdem er Mailand 1521 für den Herzog Franz Sforza erobern geholfen, vertheidigte er es 1523 gegen die Franzosen, welche es belagerten, u. vertrieb Bonnivet aus Italien. Am 24. Febr. 1525 durchbrach P. bei Pavia das Centrum der Franzosen u. Schweizer u. erwies seinem Kaiser den größten Dienst, als er im Oktober desselben Jahres ihm den Antrag des mailänd. Kanzlers Morone, Karl V. aus Italien vertreiben zu helfen, verrieth; er haßte die Italiener als feig u. unredlich, sein Vorbild war Cid. Er starb 27. Nov. 1525. Vermählt war P. mit Vittoria Colonna.

Peschawer od. Pischaur, Peschaur, Peshawur ist der Name eines Commissionerships der anglo-brit. Provinz Pendschab, welcher 365,3 □M. mit 1,035,785 E. (1871) umfaßt u. von den Engländern 1849 als Theil des Reiches der Shiks annektirt worden ist. P. bildet den nordwestl. Theil Vorderindiens, wird von den Ausläufern des Himalaja u. Hindukusch erfüllt, von Kafiristan im N., Kabul im W. begrenzt u. vom Indus, der hier den Kabul aufnimmt, durchflossen. Das Thal des letzteren Flusses bildet einen überaus wichtigen Zugang von Indien zu Afghanistan u. verleiht P. eine große strategische Bedeutung. Die überwiegend mohammedanischen Bewohner treiben Ackerbau, Viehzucht u. Handel; die Bergvölker sind wegen ihres kriegerischen u. ungezügelten Charakters berüchtigt. — Die befestigte Hauptstadt P. mit 58,555 E. (1871) liegt an einem südl. Nebenflusse des Kabul u. an einer Straße, welche westl. über den Großen Kheiberpaß nach Afghanistan führt. Unter den Gebäuden ist die alte Residenz der Kabulfürsten das bedeutendste; 1823 wurde die Stadt von den Shiks, 1849 von den Engländern erobert.

Peschel, Oskar Friedrich, geb. 17. März 1826 in Dresden, Sohn eines Offiziers u. Lehrers an der Kadettenschule; hatte Anfangs die Absicht, sich dem Handelsstande zu widmen, u. trat als Lehrling in ein kaufmännisches Geschäft ein, wendete sich aber bald den Wissenschaften zu, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte 1845 bis 1848 in Leipzig u. Heidelberg die Rechte u. beabsichtigte in

Berlin als Dozent der Rechte aufzutreten. Allein sein Interesse für Politik u. Völkerleben drängte ihn in jenen vielbewegten Jahren mehr zu publizistischen Arbeiten, u. so trat er 1851 in die Redaktion der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" ein. Am 1. Dez. 1854 übernahm er, obwol er sich bis dahin noch nicht mit naturgeschichtlichen u. geographischen Studien beschäftigt hatte, die Redaktion des 1828 von Cotta in Stuttgart u. München begründeten, zuletzt von Eduard Widenmann geleiteten „Ausland", welche Zeitschrift er bald zur ersten ihrer Art erhob. Er verwandelte die „Wochenschau für Kunde des geistigen u. sittlichen Lebens der Völker" in eine „Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- u. Völkerkunde", schrieb eine große Reihe eigener Aufsätze, welche sich durch Schärfe der Auffassung u. Klarheit der Darstellung auszeichneten, u. bildete sich, indem er durch jene Arbeiten eine große Vielseitigkeit gewann, zum bedeutendsten Geographen seiner Zeit aus. 1870 erhielt P. einen Ruf an die Universität Graz, bald darauf einen Ruf nach Leipzig u. leistete letzterem Folge; er wurde, als er 1871 einen Ruf nach München ablehnte, von der sächs. Regierung mit dem Titel eines Geheimen Hofraths geehrt. In seinen akademischen Vorträgen, die er auch unter schweren körperlichen Leiden mit Gewissenhaftigkeit bis Ende Juli 1875 fortsetzte, behandelte er nam. Völkerkunde u. physische Erdkunde; auch las er über europ. Staatenkunde u. Geographie des Deutschen Reichs u. leitete ein geographisches Seminar. Ein lang andauerndes Rückenmarkleiden lähmte allmählich seine physische, nicht aber seine geistige Kraft; er starb 31. Aug. 1875, fast bis an sein Ende geistig thätig. Er war streng u. gewissenhaft gegen sich selbst, anspruchslos in seinem Auftreten, kritisch streng u. gerecht in seinem Urtheil über Andere; öffentliches Hervortreten auf Kongressen 2c. liebte er wenig. Seine Schriften zeugen von Klarheit, Reichthum der Gedanken, Geschmack, Gewandtheit im Ausdruck u. Vielseitigkeit. Unter ihnen sind bes. zu nennen: „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen" (Stuttg. 1858); „Geschichte der Erdkunde bis auf Alexander v. Humboldt u. Karl Ritter" (Münch. 1865; 2. Aufl. in Arbeit durch Sophus Ruge); „Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde 2c." (Lpz. 1870; 2. Aufl. 1876); „Völkerkunde" (Lpz. 1874; 3. Aufl. 1876). Von ihm stammt auch in der wissenschaftlichen Biographie A. v. Humboldt's der 3. Band (Lpz. 1872): über v. Humboldt's Wirksamkeit auf dem Gebiete der Erd- u. Völkerkunde, der Staatswirthschaft u. Geschichtschreibung 2c. Im Erscheinen begriffen ist der von P. in Gemeinschaft mit Richard Andree begonnene physikalisch-statistische Atlas des Deutschen Reichs" (Lpz. 1877).

Pescheräh, s. „Feuerland".

Peschiera (spr. Peskiera), Festung u. Flecken in der nordital. Provinz Verona, am Südende des Gardasees gelegen, dem hier der Mincio entströmt; bildet den nordwestl. Punkt des ital. Festungsvierecks Verona-Legnago-Mantua-P. u. verdankt seine Festungswerke nam. Napoleon I. Die österr. Besatzung kapitulirte hier 31. Mai 1848 an die Piemontesen; 1866 kam P. endgiltig an Italien. Die 1800 E. des Fleckens treiben Landbau u. Fischerei im Gardasee.

Pessimismus (vom lat. pessimus, der Schlechteste), s. „Optimismus".

Pest (Pestis, Pestilentia). Mit diesem Namen bezeichnete man während des Alterthums jede epidemische Krankheit, bei welcher die Sterblichkeit eine sehr große war. Allmählich wurde jedoch diese Bezeichnung vorzugsweise auf eine bestimmte Krankheit beschränkt; jetzt versteht man darunter ausschließlich die **Bubonen-Pest**, eine Krankheit, die schon vor Beginn unserer Zeitrechnung in Aegypten, Libyen u. Syrien vorkam, in der Mitte des 6. Jahrh. zum ersten Male sich über Europa ausbreitete u. seit dieser Zeit, insbesondere während des Mittelalters, öfters auf europäischem Boden als ausgedehnte Seuche auftrat. Sie war vielleicht die schlimmste der unsern Kontinent heimsuchenden Volkskrankheiten. Die P.-Epidemien wurden seit Mitte des 17. Jahrh. seltener; Westeuropa blieb seit der schweren Epidemie in den Jahren 1720 u. 1721 ganz verschont; in unserem Jahrh. traten P.-Epidemien nur noch in den Ländern an der unteren Donau einige Male auf; dagegen hauste die P. noch während der letzten Decennien mit mehr od. weniger Ausbreitung in einzelnen Gegenden von Afrika u. Asien; im J. 1875 drang sie in Kleinasien ein, ohne jedoch Europa zu betreten. — Die Sterblichkeit ist bei der P. eine größere als bei irgend einer anderen epidemischen Krankheit, da die überwiegende Mehrzahl der davon Befallenen hinstirbt. Unter den ungünstigen hygieinischen Verhältnissen, die noch während des Mittelalters in vielen europäischen Städten herrschten u. die noch immer unter der Bevölkerung Afrika's u. Asiens heimisch sind, konnte es geschehen, daß von den Einwohnern eines Ortes mehr als die Hälfte der P. erlag. Da man im Mittelalter noch keine regelmäßigen Volkszählungen vornahm, so sind auch genauere Angaben über die Größe der Verluste an Menschenleben durch P. aus dieser Zeit nicht bekannt; doch weiß man, daß beispielsweise im J. 1721 die Stadt Toulon bei einer Bevölkerung von 26,000 Menschen 16,000 durch P. verlor, während man in der ganzen Provence die Zahl der Gestorbenen auf 200,000 veranschlagt. Eine der fürchterlichsten Epidemien ist die unter der Bezeichnung der „schwarze Tod" od. „das große Sterben" im J. 1348 fast über die ganze Erde dahinziehende Pestform; nachdem sie im Orient etwa 23 Millionen Menschen dahingerafft hatte, brach sie von der Krim aus über Konstantinopel in Europa ein, um bis nach Island u. Grönland vorzudringen; in jenem Jahre starben 40,000 Menschen in Wien, 50,000 in Paris, 100,000 in London an der P.; Schleswig verlor $^4/_5$ seiner Bewohner, Danzig 13,000, Straßburg 16,000. Als schlimme Folge dieses massenhaften Sterbens bemächtigte sich der Bevölkerung eine schreckliche Verzweiflung, welche sich bei dem allgemein herrschenden religiösen Fanatismus in Bußfahrten, auf der anderen Seite aber bei der Roheit u. Nahrungslosigkeit des Volkes in Raub u. Mord, insbes. in Judenverfolgung kund gab.



Nr. 4444. Oskar Friedrich Peschel (geb. 17. März 1826, gest. 31. Aug. 1875).

Die P. ist eine kontagiös-miasmatische, durch Ansteckung theils von Person zu Person, theils durch Vermittelung von Kleidungsstücken u. anderen Effekten übertragbare Krankheit. Von dem Moment der Ansteckung bis zum Ausbruch der Krankheit können 2—7 Tage vergehen. Durch diesen Umstand ist es möglich, die Vorkehrungen zum Schutze eines Landes vor Einschleppung der P. aus infizirten Gegenden auf das System der Quarantaine (s. d.) zu basiren. Jahreszeit u. Klima scheinen auf Verbreitung der P. keinen Einfluß zu haben, wohl aber Unreinlichkeit u. soziales Elend; auch steigern alle schwächenden Einflüsse, vorausgegangene Krankheiten 2c. die individuelle Disposition zur Erkrankung. — Die P. verläuft als schwere fieberhafte Krankheit äußerst akut; sie tritt meist plötzlich mit großer allgemeiner Schwäche, Kopfschmerz u. Schwindel ein, das Gesicht wird blaß, schlaff, der Gang taumelnd, wie der eines Berauschten, u. alsbald gesellt sich Fieber hinzu. Im zweiten Stadium erreicht der fieberhafte Zustand eine bedeutende Höhe, die Haut wird heiß u. trocken, der Durst unlöschbar, Athmung u. Puls sehr beschleunigt; häufig kommt Erbrechen vor; es stellen sich Delirien u. Bewußtlosigkeit wie bei Typhus ein. Nach einer Dauer von 2—3 Tagen beginnen die charakteristischen Bubonen, d. h. die Anschwellungen der Leistendrüsen, aufzutreten, die bis zur Größe eines Hühnereies u. darüber fortschreiten u. sehr schmerzhaft werden. Häufig gehen diese Geschwülste in jauchige Eiterung über (Eiterbeulen); seltener kommen Karbunkel vor. Bei Ausbruch dieser Lokalerscheinungen wird das Fieber geringer, die psychische Funktion freier. In schweren Fällen kommen meist erst kurz vor dem Tode Blutunterlaufungen unter die Haut (Petechien) vor. Am häufigsten erfolgt der Tod schon am 3. bis 5. Tage; wenn der 7. Tag überschritten ist, so ist die Gefahr vorüber. Als besondere Form ist der „schwarze Tod" zu betrachten, indem sich diese Epidemie dadurch auszeichnete, daß sich den Gesammterscheinungen noch eine Lungenaffektion zugesellte.

Im Allgemeinen zeigt sich die P. als Infektionskrankheit, bei der die Blutalteration Lymphdrüsenanschwellungen nicht nur in der Leistengegend, sondern auch im Innern des Körpers hervorruft.

Die Behandlung der P. beschränkt sich hauptsächlich auf die Vorkehrung (Prophylaxis). Das beste Resultat ist durch streng durchgeführte Absperrungs- u. Quarantainemaßregeln erzielt worden. Denselben ist es ganz bes. zu danken, daß man diese Seuche auf das Gebiet des Orients bannte. Auch für einzelne Ortschaften od. einzelne Häuser hat sich die Absperrung häufig wirksam erwiesen. Als zweites Schutzmittel ist durchgreifende Desinfektion anzuordnen. Das dritte Moment sind Verbesserungen der allgemeinen sanitarischen Zustände. Infolge solcher Verbesserung hat nunmehr selbst Aegypten aufgehört, eine Brutstätte der P. zu sein. Allein die Gefahr einer größeren Verbreitung ist noch nicht vorüber; während des Jahres 1875 drohte ein Einbruch der P. von Mesopotamien, Bagdad 2c. her. Die Behandlung des einzelnen Erkrankungsfalls beschränkt sich bei dem rapiden Verlaufe auf ein zuwartendes, den Erscheinungen angemessenes Verfahren; insbes. wird man bei dem Umstande, daß der Tod am häufigsten durch Schwäche u. Lähmung des Herzens eintritt, starke Kräftigungsmittel, bes. Alkohol, in Gebrauch zu ziehen, sowie bei hohem Fieber Chinin u. kalte Uebergießungen anzuwenden haben.



Nr. 4445. Johann Heinrich Pestalozzi (geb. 12. Jan. 1746, gest. 17. Febr. 1827).

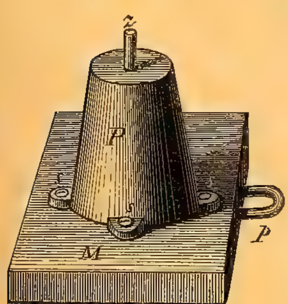
Pest od. Pesth, mit Ofen zusammen Budapest, Hauptstadt des Königreichs Ungarn, Sitz des Reichstags u. des größten Theils der Regierung; liegt am linken Ufer der hier 570 m. breiten Donau, Ofen (s. d.) gegenüber u. mit diesem durch eine Kettenbrücke verbunden. Die in den letzten Jahren durch großartige Neubauten sehr vergrößerte u. verschönerte Stadt zerfällt in die innere od. Altstadt, die von jener durch die Landstraße getrennte Leopold- od. Neustadt, den schönsten Theil, die Theresien-, Josefs- u. Franzstadt. P. ist schön gebaut u. wetteifert durch den Luxus seiner Neubauten mit Wien; bes. zeichnen sich Donauzeil durch ihren lebhaften Verkehr u. Waitzenerstraße durch ihre glänzenden Läden aus. Die bedeutendsten Gebäude der an Palästen reichen Stadt sind das Nationalmuseum mit Sammlungen u. Bibliothek, das neue Rathhaus, das Gebäude der Ungar. Akademie der Wissenschaften, die 1857 vollendete Synagoge, die schönste Ungarns, das Invalidenhaus, das Nationaltheater, die Leopoldstädter kathol. Kirche, das neue Schlachthaus u. das Postgebäude. P. besitzt 10 kathol. Kirchen u. 5 anderer Konfessionen u. an höheren Lehranstalten eine Universität, welche im Winter 1875/76: 150 Dozenten u. 2630 Studirende zählte, eine Thierarzneischule, 4 Gymnasien, eine Handelsakademie, eine Ober- u. Unterrealschule u. eine Militärakademie (seit 1872) in dem Ludoviceum. Durch die Akademie der Wissenschaften u. die Kisfaludy-Gesellschaft ist P. zum Mittelpunkte der ungar. Literatur u. Wissenschaften geworden. Zu den schönsten Promenaden der Stadt gehören die Széchény-Promenade in der Leopoldstadt, der Orczy-Garten am Ludoviceum u. das Stadtwäldchen am Ende der Königsstraße. — Die Bevölkerung von P., ein Gemisch der verschiedenen Nationalitäten Ungarns, zählte 1870: 200,476 E. (gegen 12,000 vor 100 Jahren); davon waren 136,892 röm. Katholiken, 39,384 Israeliten, 11,874 Lutheraner u. 10,470 Reformirte. Im Geschäftsverkehr herrscht die deutsche Sprache immer noch vor. Durch die Donauschiffahrt u. als wichtigster Knotenpunkt des ungar. Eisenbahnnetzes hat sich P. zur bedeutendsten Handels- u. Industriestadt des Königreichs emporgeschwungen. Von großer Bedeutung sind die Mühlen u. Branntweinbrennereien; außerdem giebt es noch Seidenspinnereien u. Fabriken von Tuch, Leder, Oel, Tabak, Hüten, Gold- u. Silberwaaren 2c. Getreide, Mehl, Wein, Vieh, Wolle, Pflaumen, Schweinefett, Holz u. Soda sind die Hauptartikel des ausgedehnten Handels, welcher durch die vier hier jährlich abgehaltenen Messen sehr gefördert wird. Im O. der Stadt, in der Nähe eines großen Sandsteinbruches u. trefflicher Weinberge, liegt die Ebene Rákos, auf welcher von 1268—1525 die Reichsversammlungen abgehalten u. die Königs- u. Palatinwahlen vorgenommen worden sind; jetzt dient sie zu Wettrennen; der Krönungshügel befindet sich aber auf dem Franz-Josefs-Platze vor der Kettenbrücke u. ist aus Erde von allen Theilen Ungarns aufgeschüttet worden. — Das Pester Komitat, 197,39 □M. mit 775,030 E. (1869), liegt mit Ausnahme der Umgegend von Ofen auf dem linken Ufer der Donau u. ist nur im N. u. NW. gebirgig, im Uebrigen flach u. theilweise auch sandig u. unfruchtbar. Doch gedeihen alle Arten Getreide, Hirse, Obst u. Wein im Ueberfluß u. treffliche Weiden befördern die Viehzucht; mehr als $1/4$ des Bodens, nam. im N., ist mit Wald bedeckt. Die überwiegende Mehrzahl der Bewohner besteht aus Katholiken u. Magyaren. Das deutsche Element ist bes. in den Städten stark vertreten, deren größte P. u. Ofen (s. d.), Waitzen (s. d.), Kecskemét (s. d.), Groß-Körös u. Kalocsa (s. d.) sind.

Pestalozzi, Johann Heinrich, einer der Hauptbegründer des modernen Erziehungswesens, wurde 12. Jan. 1746 als Sohn eines Arztes zu Zürich geboren. Nach dem frühzeitigen Tode des Vaters fiel die Erziehung ganz der Mutter zu, u. dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, daß in P. die Gefühlsnatur fast ganz die Oberhand gewann. Nachdem er bereits längere Zeit Theologie u. dann Jura studirt, gab er, durch eine schwere Krankheit veranlaßt, die Studien ganz auf u. ging als Landwirth nach Kirchberg. Auf einem Landgute in der Nähe der Habsburg, dem Neuhof, gründete P. 1775 eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder, da ihm das Elend in seiner Umgebung tief zu Herzen ging. In der Erziehung der 50 Kinder, die er bald um sich gesammelt hatte, entfaltete P. die wunderbare Gabe seiner Persönlichkeit, die Herzen zu gewinnen; da es ihm jedoch an allen Eigenschaften gebrach, eine solche Anstalt zu organisiren, so brach der ökonomische Ruin über dieselbe herein u. sie mußte 1780 geschlossen werden. Trotzdem ließ sich P., obwol von Allen verlassen u. von Vielen verspottet, in seiner glühenden Liebe zu den Armen nicht irre machen. Durch die „Abendstunde eines Einsiedlers“, die 1780 in Iselin's „Ephemeriden“ erschien, lenkte er die öffentliche Aufmerksamkeit auf seine Erziehungsgrundsätze: Herausbildung des allgemein Menschlichen u. zwar auf dem Wege der Anschauung u. Uebung, die von dem Nächstliegenden ausgeht u. sich von da in immer größeren Kreisen erweitert. Hauptsache ist P. nicht die Fülle der Kenntnisse, sondern die Uebung des Verstandes, vor Allem aber die Entwicklung der dem Kinde von Natur innewohnenden Gottesfurcht u. des Familiensinnes; aus diesen ergeben sich die Bürgertugenden u. andere von selbst. Umfassender legte P. seine Grundsätze in „Lienhard u. Gertrud“ nieder (Basel 1781 u. ö.), einem unsterblichen Buche, das er mitten in der drückendsten Noth in wenig Wochen schrieb. Aber trotz des Aufsehens, welches dieses Buch machte, u. trotz vieler äußeren Anerkennung lebte P. noch bis 1798 in größter Dürftigkeit auf dem Neuhof; andere Schriften aus dieser Zeit, wie „Christoph u. Else“ (1782), errangen nicht den gleichen Erfolg. 1798 aber erhielt er nach dem Abzug der Franzosen aus Unterwalden von seinem Freunde Legrand, einem der fünf Direktoren der Schweizer Republik, den Auftrag, in einem Kloster zu Stanz die verlassenen Kinder des ganz verwüsteten Kantons zu sammeln. Bald hatte er 80 Kinder beisammen, zum Theil in entsetzlich verkommenem Zustande; aber die Rückkehr der Franzosen im Sommer 1799 machte seinen aufopfernden Bemühungen ein schnelles Ende. P. ging als Elementarlehrer nach Burgdorf im Kanton Bern u. eröffnete daselbst 1800 in Verbindung mit Anderen eine Erziehungsanstalt. Sein Hauptaugenmerk war jetzt auf die Ausbildung des Elementarunterrichts gerichtet, wobei er nächst der Anschauung besonderes Gewicht

auf das Sprechenlernen u. die Ausbildung des Zahlen- u. Raumsinnes (durch Rechnen u. Geometrie) legte. Bei ihm selbst rächte sich allerdings der Mangel einer formalen u. methodischen Vorbildung insofern, als sein eigner Unterricht gänzlich der festen Methode ermangelte u. mehr durch den Zauber seiner Persönlichkeit wirkte. Seine Grundsätze über den Elementarunterricht hat er in dem Buche niedergelegt: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" (1801), sowie in dem „Buch der Mütter" (1803) u. in der „Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse" (1804). 1802 wurde er von dem Volke als Deputirter nach Paris gesandt, ohne indeß bei Napoleon (damals Erstem Konsul) für seine Zwecke Etwas erreichen zu können. Im Aug. 1804 mußte er seine Anstalt nach München-Buchsee verlegen, um bereits 1805 in das alte Schloß von Yverdun überzusiedeln. Hier erreichte die Anstalt in den folgenden zehn Jahren ihre höchste Blüte, zog junge Männer aus ganz Europa zum Studium der Pädagogik an u. machte den Namen P.'s zu einem der berühmtesten der Zeit. In der That gebührt ihm der Ruhm, großartige Anregungen gegeben zu haben; die Verwendung derselben zu einer wirklichen Methode fand aber weniger im Institute selbst als außerhalb desselben statt. Kein Wunder, daß daher die Anstalt seit 1810 starke Anfeindungen zu erfahren hatte u. daß unter den Lehrern selbst endloser Zwiespalt ausbrach. Dazu wurde P.'s Kraft 1815 durch den Tod seiner Gehülfin, der edlen Anna Schultheß aus Zürich, mit der er seit 1769 verbunden war, gebrochen. Geldverlegenheiten beschleunigten den Sturz der Anstalt, die auch innerlich immer mehr herabgekommen war; 1825 mußte sie ganz geschlossen werden. P. kehrte jetzt nach dem Neuhof zu einem Enkel zurück, schrieb daselbst 1826 noch seinen „Schwanengesang" u. „Meine Lebensschicksale als Vorsteher meiner Erziehungsanstalten in Burgdorf u. Iferten" u. starb 17. Febr. 1827 zu Brugg, wohin man ihn zwei Tage zuvor vom Neuhof gebracht hatte. War auch das Meiste von Dem, was er unternommen hat, praktisch gescheitert u. methodisch unbrauchbar, so reiht er sich doch durch zwei Eigenschaften unter die wahren Wohlthäter der Menschheit: durch die unerschütterliche Liebe zu den Armen u. Elenden im Volke u. sodann durch die Betonung des Satzes, daß wahre Bildung am Herzen anfängt u. ihrem Inhalte nach auf dem wirklichen Verstehen der Gegenstände beruht. — Eine Sammlung der Werke P.'s erschien Stuttgart u. Tübingen 1819—26 (15 Bde.).

Pestwurz, Huflattich (Petasites), s. „Tussilago".

Petarde diente zum Aufsprengen von Thoren, Palissaden 2c. im Festungskriege. Sie bestand aus einem eisernen od. bronzenen glockenähnlichen Gefäß (P), welches mit Pulver gefüllt, durch eine Korkscheibe verschlossen, verpicht u. auf ein Bret, das Madrilbret (M), befestigt (b, s, s) u. bei z mit einer Brandröhre versehen wurde. Die P. wurde an das zu sprengende Thor gehängt u. die Brandröhre angezündet. Die P. wurde im Dreißigjähr. Kriege noch häufig verwendet; die heutige Kriegführung macht keinen Gebrauch mehr von ihr, wenn man nicht die Torpedos als P.n ansehen will, welche unter Wasser angewendet werden.



Nr. 4446. Petarde.

Peter I. od. der Große, Alerejewitsch, Kaiser von Rußland (1689—1725), geb. 30. Mai a. St. 1672; war der dritte Sohn des Zaren Alerei u. wurde 1682 nach dem Tode seines ältesten Stiefbruders Feodor durch die Bojaren zum Zaren u. seine Mutter Natalia Narischkin zur Regentin bestimmt, da Iwan, sein älterer Bruder, blöden Geistes war; aber seine Stiefschwester Sophia stürzte mit Hülfe der Strelitzen (Strjeltzi) die Familie der Narischkin, wurde Regentin für ihre beiden Brüder u. bedrohte sogar durch einen zweiten Aufstand der Strelitzen das Leben P.'s. Während sie, geleitet durch ihren Günstling Galitzin, eine wohlthätige Herrschaft führte, empfing P. durch den Genfer Lefort (s. d.) u. durch den Straßburger Timmermann eine vielseitige europäische u. vor Allem militärische Ausbildung. Obwol zu Trunk u. wüstem Leben geneigt, besaß P. noch Kraft u. Energie genug, um sich aus einer Schar von Spielgenossen auf den Gütern Preobraschensk u. Ssemenowsk zwei Compagnien europäisch geschulter Soldaten heranzubilden, aus denen später die russischen Garderegimenter hervorgingen. Nachdem er durch seine Vermählung mit Eudoria Lapuchin einen bedeutenden Anhang im russischen Adel gewonnen hatte, trat er 1689 energisch der Herrschsucht seiner Schwester Sophia entgegen, dämpfte eine von ihr angezettelte Verschwörung der Strelitzen, gewann die Geistlichkeit u. die Bojaren u. verwies Galitzin nach Sibirien, die Schwester in das Kloster Susdahl. Nach seinem Einzuge in Moskau im Sept. 1689 führte er die Alleinherrschaft, ungehindert durch Iwan, der noch bis zu seinem Tode (1696) den Titel eines Zaren führte. Um Rußland mit Gewalt der Barbarei zu entreißen, zog P. zahlreiche Ausländer herbei, schickte junge Bojaren zu ihrer Ausbildung auf Reisen, lernte selbst 14 Handwerke u. befuhr auf dem ersten russischen Staatsschiffe 1693 einen Theil des Weißen Meeres, des einzigen, das Rußlands Küsten bespülte. Um so werthvoller war ihm die Einnahme von Asow, das er 1696 durch eine Flotille u. ein Landheer den Türken entriß. Nachdem er im Febr. 1697 noch eine Verschwörung der Strelitzen blutig niedergekämpft hatte, unternahm er jene denkwürdige Reise nach dem Westen, die ihn nach Berlin, Holland, London, Dresden u. Wien führte. Obwol er unter fremdem Namen als Mitglied einer


Nr. 4447. Peter I. (der Große), Kaiser von Rußland (geb. 30. Mai a. St. 1672, gest. 28. Jan. 1725).

Gesandtschaft unter Führung Lefort's reiste, fiel er überall auf durch seine Sonderbarkeiten, seine Lernbegier u. seinen athletischen Körperbau. In Berlin nahm er Exerzierunterricht, in Zaandam lernte er die Schiffsbaukunst u. sandte vor Allem aus Holland unzählige Modelle u. Handwerker in die Heimat. Eine Verschwörung der Strelitzen, die seine Reformen haßten u. neue fürchteten, rief ihn zurück; die Schuldigen tödtete er zum Theil mit eigener Hand, das Corps löste er auf (1699). Im Verein mit seinem Günstling Menschikoff (s. d.) drang er seinem Volke die äußeren Formen europäischer Gesittung auf. Der Julianische Kalender wurde eingeführt, die Würde des Patriarchen (1700) abgeschafft u. vor Allem Gewerbe u. Handel gefördert. Seeküste zu gewinnen u. die ehemals an Gustav Adolf abgetretenen Landschaften am Finnischen Meerbusen zurückzuerobern lockte die Jugend des schwedischen Königs Karl XII. (s. d.). Trotz der Niederlage bei Narwa 30. Nov. 1700 (vergl. „Nordischer Krieg") drang P. in Polen ein, eroberte Ingermanland u. legte 27. Mai 1703 den Grund zu seiner in europäischem Stil zu erbauenden Haupt- u. Handelsstadt Petersburg (s. d.). Nach dem glänzenden Siege bei Poltawa 27. Juni 1709 unterwarfen sich Esthland, Livland, Karelien, u. selbst als es der Kriegskunst seines Gegners geglückt war, ihn am Pruth mit Hülfe der Türken einzuschließen, gewann er durch Bestechung des Veziers in einem Vertrage

vom 12. Juli 1711 die Freiheit wieder u. mußte nur Asow zurückgeben. Zum Dank für die Hülfe, welche Katharina (s. „Katharina I.") dabei geleistet hatte, erklärte er sie 1714 öffentlich als seine Gemahlin an Stelle der verstoßenen Eudoria Lapuchin u. unternahm mit ihr 1717 eine zweite Reise nach Deutschland, Holland u. Paris. Während er durch Errichtung eines Regierungskollegiums zur Beaufsichtigung der Beamten u. Gouverneure das Staatswesen ordnete, durch Anlegung von Posten den Verkehr erleichterte, durch Errichtung von Schulen, Waisen- u. Findelhäusern für die Bildung sorgte u. in jeder Weise Handel u. Gewerbe förderte, ergab P. sich selbst immer mehr der Trunksucht, Ausschweifung u. Grausamkeit. Die letztere hat ihn sogar in den Verdacht gebracht, daß er seinen einzigen Sohn Alexei (s. d.) 1718 habe tödten lassen. Der Friede zu Nystad 10. Sept. 1721 brachte ihm auch den Besitz von Wiborg u. Kerholm, sowie der Inseln Dagö u. Oesel, außer den oben angeführten Landschaften ein. Der Senat u. die dirigirende Synode der Kirche, welche 1720 an die Stelle der seit 20 Jahren unbesetzten Patriarchenwürde getreten war, ertheilten P. den kaiserlichen Titel. Im folgenden Jahre nahm er für den russischen Kaiser das Recht in Anspruch, ohne Rücksicht auf die Erbfolge seinen Nachfolger zu ernennen, schuf den noch bestehenden Dienstadel u. begann einen Krieg mit Persien, der einen Theil der Küste des Kaspischen Meeres an Rußland brachte. Obwol ein Schöpfer u. Reformator ersten Ranges, der sein Land aus asiatischer Unbildung zu einer europäischen Machtstellung emporhob, vermochte P. kaum mit Hülfe der barbarischen „Geheimen Kanzlei", welche er 1717 errichtete, über die beständigen Verschwörungen Herr zu werden, die gegen seine Grausamkeit u. Tyrannei unternommen wurden. Als seine Kräfte abnahmen, ließ er Katharina im Mai 1724 krönen u. starb 28. Jan. 1725. Von den drei Töchtern, welche er aus der zweiten Ehe hinterließ, Anna, Elisabeth u. Natalie, starb die Letzte schon zwei Monate nach ihm. — Sein Leben beschrieben u. A.: Halem (3 Bde., 1803—1805), Bergmann (6 Bde., 1829), Ségur (1829), Welp (1848). Vgl. E. Herrmann, „Rußland unter Peter dem Großen" (Lpz. 1872).

Peter II., Alexejewitsch, Sohn des 1718 verstorbenen (od. hingerichteten) Alexei u. der württembergischen Prinzessin Charlotte Sophie, geb. 12. Okt. 1715; folgte seiner Stiefgroßmutter Katharina I. 1727 auf dem russischen Throne unter einem Regentschaftsrathe, der aber durch Menschikoff, welcher sich des jungen Kaisers bemächtigte, nur einmal versammelt wurde. Als Menschikoff jedoch P. mit seiner Tochter verlobte u. zugleich durch seine Herrsch- u. Habsucht selbst P. gegen sich aufbrachte, gelang es Iwan Dolgorucki, ihn zu stürzen u. an seine Stelle zu treten. Die Bojaren, einverstanden mit der friedlichen Regierung, die P. von Moskau aus führte, während Armee u. Seewesen in Verfall geriethen, aber der Handel durch einen Vertrag mit China erweitert wurde, begannen erst gegen die Machtstellung der Dolgorucki zu eifern, als Iwan seine Schwester mit dem Kaiser verlobte; aber der plötzliche Tod des jungen P. II., der 18. Jan. 1730 an den Pocken starb, machte der drohenden Verwirrung ein Ende. Ihm folgte Anna von Kurland, eine Nichte Peter's d. Gr.

Peter III., russischer Kaiser 1762, geb. 21. Febr. 1728, war ein Sohn des Herzogs Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, durch seine Mutter Anna Petrowna ein Enkel P.'s d. Gr. u. hieß vor seinem Uebertritt zur Griechischen Kirche Karl Peter Ulrich. Obwol seine Tante, die Kaiserin Elisabeth, ihn 18. Nov. 1742 zum Thronfolger erklärte u. 1. Sept. 1745 mit Katharina (s. „Katharina II.") vermählte, so hielt sie ihn doch von den Regierungsgeschäften fern, da er ein wüstes Leben führte u. ein begeisterter Verehrer ihres Feindes Friedrich d. Gr. war. Als P. 5. Jan. 1762 den Thron bestiegen hatte, begann er mit der Abschaffung der Tortur, hob die „Geheime Kanzlei" auf, rief viele Verbannte, darunter Biron u. Münnich, aus Sibirien zurück u. ließ ein russisches Hülfscorps unter Tschernitscheff zu Friedrich d. Gr. stoßen. Aber durch die Einziehung aller kirchlichen Güter erbitterte er die Geistlichkeit, durch Reformen nach preußischem Muster das Militär u. durch die Huldigungen, welche er der Gräfin Elisabeth Woronzow darbrachte, seine Gemahlin. Als er die Absicht kund gab, sich mit jener zu vermählen, Katharina zu verstoßen, ihren Sohn Paul für unecht u. entweder den gefangenen

Zaren Iwan od. seinen Onkel, den Herzog Georg Ludwig von Holstein, zum Thronfolger zu erklären, da verbanden sich der dänische Gesandte, Graf Ranzau, der Oberhofmeister des Großfürsten Paul, Graf Panin, u. der Direktor des Artilleriewesens, Georg Orloff, zu seinem Sturze. Während P. sich in Oranienbaum befand, führten sie in der Nacht des 28. Juni Katharina von Peterhof nach Petersburg u. ließen sie durch die Garden u. die Geistlichkeit zur regierenden Kaiserin erklären unter dem Vorgeben, der Kaiser sei gestorben. Als P. selbst von den Wachen in Kronstadt mit dem Rufe „Der Kaiser ist todt!" zurückgewiesen wurde, verlor er den Muth, entsagte von Peterhof aus dem Throne u. sprach den Wunsch aus, nach Holstein zurückkehren zu dürfen. Allein getäuscht durch die Verheißung, Katharina verlange nur einen Antheil an der Regierung, ging er nach Oranienbaum, von wo man ihn sofort auf einer Kibitke gefangen fortführte. Am 3. Juli (a. St.) wurde P. auf dem Landhause Robcak von Alexei Orloff u. einigen Offizieren erdrosselt.

Peter, Nikolaus Friedrich, Großherzog von Oldenburg, Sohn zweiter Ehe des Großherzogs August (s. d.), geb. 8. Juli 1827, folgte 27. Febr. 1853 seinem Vater in der Regierung (s. „Oldenburg, Geschichte"). Seine Gottorp'schen Erbansprüche an Schleswig-Holstein trat er durch einen Vertrag vom 27. Sept. 1866 gegen das Amt Arensböck u. 3 Millionen Mark an Preußen ab, in dessen Armee er den Rang eines Kavalleriegenerals bekleidet. Vermählt ist er seit 10. Febr. 1852 mit der Prinzessin Elisabeth von Sachsen-Altenburg (geb. 26. März 1826), die ihm zwei Söhne geboren hat: den Erbgroßherzog August (geb. 16. Nov. 1852) u. den Herzog Georg (geb. 27. Juni 1855).

Peter der Grausame, König von Castilien u. León (1350—69), geb. 1334, Sohn Alfons' XI., war von unersättlicher Blutgier. Die zahlreichen Feinde seines Günstlings Alfons von Albuquerque, die Anhänger seiner edlen Gemahlin Blanca von Bourbon, die er drei Tage nach der Hochzeit einkerkern ließ, später verstieß u. endlich 1361 vergiftete, die Verwandten seiner zweiten Gemahlin Johanna da Castro, die er ebenfalls verstieß, die Gegner seiner Geliebten, Maria Padilla, spanische Granden, Abgeordnete der Cortes, den Großmeister des Ordens von Calatrava, die Wittwe des Königs von Aragonien, welche er gefangen nahm — Alle ließ er hinrichten od. lebendig verbrennen. Endlich gelang es seinem Halbbruder Heinrich von Trastamare, mit Hülfe französischer Ritter unter Bertrand du Guesclin den grausamen P. trotz seiner 40,000 Mauren, die er in das Feld führte, zu besiegen u. einzuschließen. Durch die Hoffnung auf Flucht lockte ihn ein Franzose in sein Zelt, wo P. den Dolchstößen Heinrich's erlag, der nun der Erbe seiner Kronen wurde.

Peter, aus dem Bezirke von Amiens, Anfangs Soldat, dann Einsiedler, kehrte 1094 von einer Wallfahrt nach Jerusalem zurück u. bewog durch seine glühenden Schilderungen von den Leiden der Pilger, sowie durch einen Brief des Patriarchen von Jerusalem u. die Berufung auf eine Christuserscheinung, den Papst Urban II. zur Betreibung des ersten Kreuzzugs. P. selbst zog im Frühjahr 1096 mit ca. 40,000 Mann voran; das zuchtlose Volk wurde jedoch meist von den Ungarn u. Bulgaren erschlagen, der Rest von den Türken bei Nikäa aufgerieben. P. rettete sich nach Konstantinopel u. schloß sich dann den Kreuzfahrern an, floh aber nochmals aus dem Lager von Antiochien. Zurückgebracht, wohnte er der Eroberung von Jerusalem bei, kehrte aber später nach Europa zurück, erbaute das Kloster Hey bei Lüttich u. starb daselbst 8. Juli 1115.

Peterhof, eines der glänzendsten kaiserl. russ. Lustschlösser, gegenüber Kronstadt am Finnischen Meerbusen bei der gleichnamigen Stadt (7875 E.) gelegen, wurde von Peter d. Gr. angelegt u. unter Katharina II. in seiner jetzigen Gestalt vollendet. Das Schloß enthält eine schöne Gemäldesammlung u. ist von einem großartigen Park umgeben.

Petermann, August, verdienstvoller Geograph, geb. 18. April 1822 zu Bleicherode im Reg.-Bez. Erfurt; besuchte das Gymnasium in Nordhausen u. trat 1839 in die von Berghaus zu Potsdam gegründete geographische Kunstschule ein. Hier zeichnete er u. a. die Karte zu A. v. Humboldt's Werke über Centralasien u. war Mitarbeiter an Berghaus' physikalischem Atlas. 1845 ging er nach Edinburgh, wo er sich an Johnston's englischer Bearbeitung jenes

physikalischen Atlas betheiligte, auch den erläuternden Text schrieb. Von 1847 an arbeitete er in London weiter, war am „Athenäum" u. an der „Encyclopaedia Britannica" als Mitarbeiter beschäftigt u. nahm regen Antheil an den afrikanischen Entdeckungsreisen von Barth, Overweg, Vogel ꝛc., wie an den Expeditionen zur Aufsuchung Franklin's. Nachdem er in London mit Milne einen physikalischen Atlas u. selbständig einen Bericht über die Expeditionen nach Centralafrika herausgegeben hatte, siedelte er 1854 nach Gotha über u. übernahm dort die Leitung des Geographischen Institutes von Justus Perthes. Unter dem Titel „Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt" begründete er hier die bedeutendste unter allen geographischen Zeitschriften, deren vortreffliche kartographische Leistungen zum größten Theil von P.'s eigner Hand sind. Daneben verstand es P., eine Anzahl ausgezeichneter Mitarbeiter heranzubilden, unter denen Ernst Behm u. Hermann Wagner (jetzt Professor in Königsberg) die bekanntesten sind. Unermüdlich war P. in Anregung u. Förderung wissenschaftlicher Expeditionen, wie der von Heuglin'schen u. der von Beurmann'schen Expedition nach Inner-Afrika, der ersten u. zweiten deutschen Nordpolar-Expedition, der Nordpolar-Expeditionen von Payer u. Weyprecht u. a. Mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgte er die Untersuchungen im Nördlichen Eismeer u. hat denselben in seinen „Mittheilungen" mehr als 100 Artikel gewidmet. Unter seinen zahlreichen kartographischen Arbeiten zeichnen sich eine Karte von Australien in 9 Blättern, eine Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika in 6 Blättern u. zahlreiche Karten zu Stieler's Atlas rühmlich aus.

Petermann, Julius Heinrich, Orientalist, geb. zu Glauchau 12. Aug. 1806; studirte in Leipzig Theologie u. Orientalia, welch letzteren er sich mit bes. Vorliebe zuwandte, u. erhielt 1837 eine außerord. Professur an der Berliner Universität, der er bis zuletzt angehörte. Er starb im Bade Nauheim 10. Juni 1876. Namentlich ist es die armenische Sprache u. Literatur, um die er sich verdient gemacht hat. Er verfaßte eine armenische Grammatik (Berl. 1837); eine „Porta linguarum orientalium" (ebd. 1840 f.), welche das Arabische, Chaldäische u. Armenische behandelt; ferner eine „Armenische Chrestomathie" (ebend. 1847) u. die Beschreibung einer „Reise in den Orient" (Lpz. 1860).

Peters, Christian Heinrich Friedrich, Astronom, geb. zu Koldenbüttel bei Friedrichstadt (Schleswig) 19. Sept. 1813; war früher in Neapel u. Palermo beschäftigt, betheiligte sich an der Küstenvermessung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, arbeitete dann an der Sternwarte bei Cambridge u. ist seit 1862 Direktor des Observatoriums in Clinton. Er hat sich bes. als Beobachter der Kometen u. als Entdecker von Planetoiden bekannt gemacht. Von letzteren entdeckte er seit 1861 bis Ende August 1876 im Ganzen 26, unter diesen den 144. u. 145. in zwei auf einander folgenden Nächten u. den 165., 166. u. 167. innerhalb weniger Wochen. — Wilhelm Karl Hartwig **P.**, Bruder des Vorigen, Anatom u. Zoolog, geb. zu Koldenbüttel 22. April 1815; studirte seit 1834 Naturwissenschaft u. Medizin in Kopenhagen u. Berlin, bereiste das südl. Frankreich u. Italien, um die Thierwelt des Mittelalters zu erforschen, u. ward, zurückgekehrt, 1840 Gehülfe am Anatomischen Institut der Universität Berlin. Im Auftrag König Friedrich Wilhelm's IV. unternahm er im Sept. 1842 eine Reise nach Afrika, besuchte die noch unbekannten Gegenden von Mozambique, Zanzibar, die Comoren u. Madagascar sowie das Kapland u. mehrere Küstenplätze Indiens, u. kehrte 1848 nach Berlin zurück. Hierauf zum Prosektor am dortigen Anatomischen Institut ernannt, wurde er 1850 außerord. Professor der Medizin u. 1857 ord. Professor der Anatomie u. Zoologie sowie Direktor sämmtlicher Zoologischen Sammlungen an der Berliner Universität. Außer seiner „Naturwissenschaftlichen Reise nach Mozambique" (Berl. 1853—68, 5 Abth.) haben seine zahlreichen zoologischen Arbeiten hauptsächlich in systematischer Hinsicht Werth.

Petersberg (im Mittelalter lat. Mons Serenus, d. h. Lauterberg), ein 241 m. hoher, 1½ M. nördl. von Halle gelegener isolirter Porphyrkegel, trägt auf seinem Gipfel eine 1127 von Graf Dedo von Wettin gestiftete, dem heiligen Petrus geweihte Pfeilerbasilika, welche 1565 niederbrannte u. 1853—57 auf Befehl König Friedrich Wilhelm's IV. wieder aufgebaut wurde. Sie enthält die Grabstätten mehrerer Markgrafen von Meißen aus dem Hause Wettin. Das dazu gehörige, 1124 gestiftete u. 1540 säkularisirte Kloster regulirter Chorherren des Augustinerordens ist für die Geschichtschreibung durch das „Chronicon Montis Sereni", welches den Zeitraum 1124—1225 umfaßt, von Bedeutung.

Petersburg od. St. Petersburg, erste Residenz u. zweite Hauptstadt des Russ. Reiches u. Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, liegt an der Mündung der Newa (s. d.) in den Finnischen Meerbusen u. wird von 10 Stromarmen u. mehreren schiffbaren Kanälen durchschnitten. Die Stadt, welche ein Areal von fast 2 □M. bedeckt, dehnt sich zum größten Theil auf dem Süduferder Großen Newa aus, wo der Admiralitäts-, der Kasan'sche, Spasky'sche, Kolonna-, Roschdestwensky'sche, Moskauer, Lithenaja- sowie der Narwa'sche Stadttheil liegen.



Nr. 4418. August Petermann (geb. 18. April 1822).

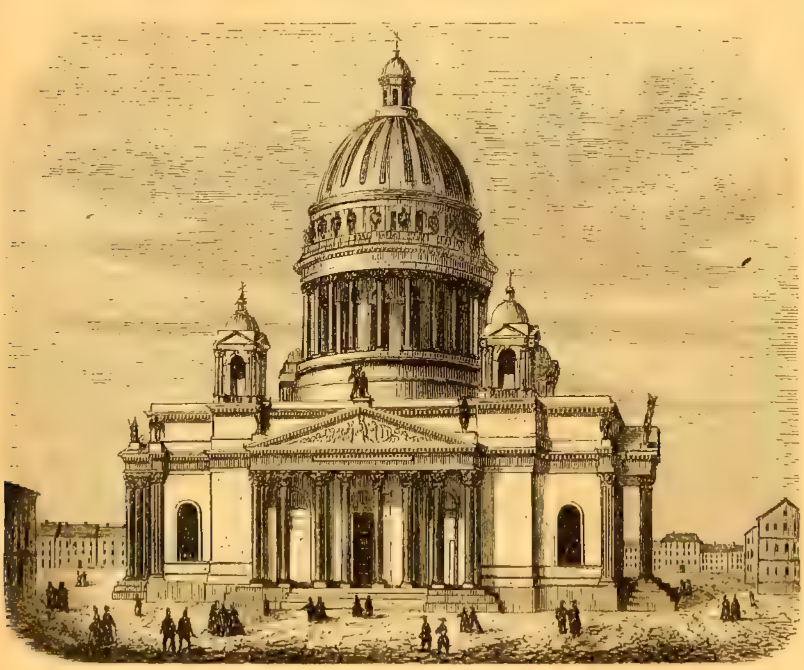
Zu letzterem gehört auch noch der angebaute Theil der am Ausfluß der Großen Newa gelegenen Gutujew-Insel. Die Galodai-Insel u. Wassili-Ostrow (d. h. Basilius-Insel) umfassen den Wassiljewsky'schen, die von der Großen u. Kleinen Newka u. der Großen u. Kleinen Newa umschlossene Petrows'sche-, Apotheker- u. Festungsinsel den P.er Stadttheil, zu dem auch noch die durch die Große, Mittlere u. Kleine Newka von einander geschiedenen, meist mit waldartigen Parkanlagen bedeckten 3 nördl. Eilande, die Krostowskoi-, Jelagin- u. Kamenoi-Insel gehören; auf dem rechten Ufer der Großen Newa u. Newka zieht sich der Wyborger Stadttheil u. Groß- u. Klein-Ochta hin; letztere Vororte geschieden durch die hier in die Newa mündende Ochta. — Den Mittelpunkt der palastreichen Stadt bildet das Admiralitätsgebäude, welches, unter Alexander I. erbaut, die eine Front der Newa, die andere dem von großartigen Luxusbauten umgebenen Admiralitätsplatz zukehrt. Auf demselben Platze erhebt sich im O. der nach dem Brande von 1837 zwei Jahre später neu aufgeführte Winterpalast, ein quadratischer, 137 m. langer Prachtbau, das mit verschwenderischer Pracht ausgestattete Residenzschloß des Kaisers. Dasselbe steht mit der ebenfalls an der Newa liegenden, 1840—50 von Klenze in griech. Stile erbauten Eremitage, in der sich großartige Kunst- u. Alterthumssammlungen befinden, durch bedeckte Galerien in Verbindung. Zwischen dem Winterpalast u. dem imposanten Generalstabsgebäude dehnt sich der Palastplatz aus mit der Alexandersäule, einem 27,3 m. langen, auf einem 9,75 m. hohen Sockel stehenden Monolith. An der Westseite des Admiralitätsplatzes stehen die gewaltigen, durch die Galeerenstraße getrennten Gebäude des dirigirenden Senates u. des Heiligen Synodes; im SW. stößt an jenen Platz der Petersplatz mit der prächtigen Reiterstatue Peter's d. Gr. u. der 1859 vollendeten Kathedrale des heil. Isaak, der schönsten Kirche Rußlands. Radienförmig laufen vom Admiralitätsplatz die drei großartigsten Straßen P.s aus: nach SSO. die auf beiden Seiten von Baumreihen u. Palästen eingefaßte Newski-Perspektive, die große Verkehrsader der Hauptstadt u. die Promenade der eleganten Welt, nach SO. die Erbsenstraße u. nach S. die Auferstehungsstraße. Auf der Ostspitze der Insel Wassili-Ostrow, wo sich die Kleine von der Großen

Newa trennt, liegt gegenüber der Admiralität eine Anzahl bedeutender öffentlicher Gebäude, unter denen die wichtigsten sind: das Zollamt, die Börse, das Museum, welches hauptsächlich ethnographische u. naturhistorische Sammlungen enthält, das Gebäude der 1728 von Peter d. Gr. gegründeten Akademie der Wissenschaften mit seiner großen Bibliothek,



Nr. 4449. Die Börse in Petersburg.

die 1819 gestiftete Universität, welche 1875: 86 Dozenten u. 1196 Studirende zählte, das erste Kadettenhaus, die Peter-Pauls-Schule u. weiter unterhalb an der Großen Newa das 1764 gegründete u. von einer kolossalen Minerva überragte Gebäude der Kunstakademie, eine großartig angelegte Anstalt. Oestlich von der Abzweigung der Großen u. Kleinen Newa liegt auf einer kleinen Insel die 1708 von Peter d. Gr. erbaute Festung, welche die Münze, das alte Arsenal, die Staatsgefängnisse, die Gebäude der Militärverwaltung u. die Peterpaulskirche, das älteste Gotteshaus der Hauptstadt, mit der kaiserl. Gruft umschließt.

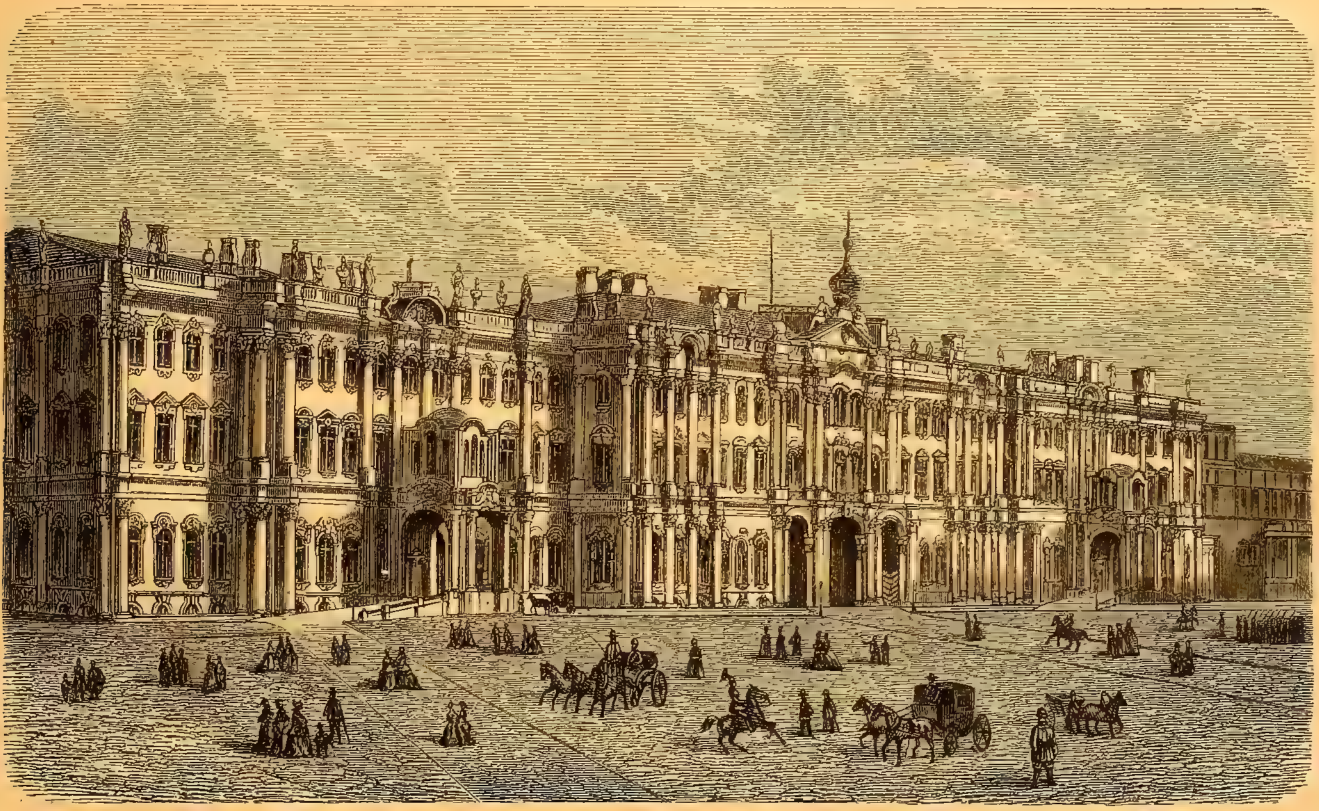


Nr. 4450. Die Isaakskirche in Petersburg.

Auf der nur durch einen Flußarm von der Festungsinsel geschiedenen St. P.er Insel befindet sich noch ein zur Festung gehöriges Kronwerk, welches von dem prächtigen Zoologischen Garten u. dem Alexanderpark umgeben wird. Unfern des letzteren liegt das kleine Steinhäuschen des kaiserl. Stadtgründers. — P. hat gegen 500 Straßen, von denen der größte Theil 18—37 m. breit ist u. die theils mit Steinen, theils mit Holzblöcken gepflastert sind. Die meisten Häuser sind weiß od. gelb gestrichen u. werden sauber gehalten; doch finden sich auch in den inneren Stadttheilen noch viele Holzhäuser, welche in den äußeren Vierteln vorherrschen. Das Menschengewühl, welches die großen Verkehrsadern von Paris u. London charakterisirt, fehlt P., mit Ausnahme des Heumarktes; zu Studien des Volkslebens eignet sich nam. die große Gartenstraße. Außer den genannten Plätzen sind noch nennenswerth auf Wassili-Ostrow der jetzt in einen engl. Square verwandelte, von Prachtbauten umgebene Romanzow-Platz mit dem Denkmal des Grafen Romanzow, der Zarizyn-Platz od. das Marsfeld, auf dem sich die kolossale Bronzestatue des Feldmarschalls Ssuwarow-Rimnißki erhebt u. wo 40,000 Mann manövriren können, der Platz vor dem Ingenieur-Palast mit einem zweiten Denkmal Peter's d. Gr., der Platz vor der Kasan'schen Kathedrale mit den Kolossalstandbildern der Feldmarschälle Kutusow-Ssmolenskij u. Barclay de Tolly, der Marienplatz mit der Statue des Kaisers Nikolaus, der Nikolaiplatz mit der Kathedrale des heil. Nikolaus u. der Jsmaelow'sche, Ssemenow'sche, Preobraschenski- u. Alexanderparadeplatz. Der Kaiserin Katharina II. ist auf dem Alexanderplatze 1873 ein Denkmal errichtet worden u. die Großthaten der russ. Armee ehren mehrere Triumphbogen. Von den 150 Brücken, welche über die verschiedenen Newaarme u. Kanäle führen, zeichnen sich nur die nach Wassili-Ostrow führende Nikolaibrücke durch ihre Bauart u. die den Fontonka-Kanal überspannende Anitschkow'sche Brücke durch 4 bronzene Pferde von Klodt aus. Wol keine zweite Hauptstadt Europa's hat eine solche Menge großartiger Paläste aufzuweisen wie P. Kaiserl. Palais sind außer dem schon erwähnten Winterpalast Peter's Palais, im Sommergarten ein anspruchsloses zweistöckiges, von Bäumen beschattetes Haus, das Anitschkow-Palais an der Newsky-Perspektive u. am Fontanka-Kanal, das Residenzschloß des russ. Thronfolgers, das jetzt dem Großfürsten Konstantin gehörige Marmorpalais an der Großen Newa, das Palais des Großfürsten Wladimir, das neueste Schloß der Stadt, welches seine Façade ebenfalls der Newa zukehrt, das Palais des Großfürsten Michael Nikolajewitsch, in der Nähe des Marmorpalais an der Newa gelegen, eins der großartigsten Bauwerke P.s, der Taurische Palast im O. der Stadt, an welches sich ein ausgedehnter Park anschließt, 1784 von Katharina für Potemkin erbaut u. später wieder zurückgekauft, der festungähnliche, am Fontanka-Kanal gelegene Michaels-Palast, die ehemalige Residenz Kaiser Paul's, der Leuchtenberg'sche Palast am Moika-Kanal u. a. m. P. hat 139 Kirchen, von denen 95 aus Stein u. 44 aus Holz erbaut sind; russ.-griech. Kapellen giebt es 51, lutherische u. reformirte 16, katholische 6, armenische u. mohammedanische 2, Bethäuser der Raskolniken 3, Synagogen 3. Außer der schon erwähnten Isaakskathedrale zeichnen sich durch Bauart u. Pracht der inneren Ausstattung aus die Kathedrale der Mutter Gottes von Kasan in der Newsky-Perspektive, welche außer einer Menge kirchlicher Schätze auch zahlreiche Kriegstrophäen enthält, die Verklärungskirche auf dem Preobraschensky-Platz, deren Hof 300 türkische u. franz. Kanonen umschließt, u. die Kirche der heil. Mutter von Wladimir mit 5 vergoldeten Kuppeln. Das bedeutendste Kloster der Stadt ist das Alexander-Newsky-Kloster, im östlichsten Theile an der Großen Newa gelegen u. im S. vom neuen Obmody-Kanal begrenzt, welches eine kleine, von Thürmen überragte Stadt für sich selbst bildet, 4 Kirchen, eine bedeutende Bibliothek u. eine von etwa 1000 Zöglingen besuchte geistliche Akademie umschließt u. der Sitz eines Erzbischofs ist. Zu den bedeutendsten Bildungsanstalten gehören die Universität, die Kunstakademie, die Bergakademie mit einer ausgezeichneten mineralogischen Sammlung, die Akademien des Generalstabes, der Artillerie u. des Ingenieurwesens, eine griech.-kathol. u. eine röm.-kathol. Akademie, eine juristische, militärjuristische u. medizinische Akademie, ein historisch-philologisches Institut, eine Lehranstalt für orientalische Sprachen u. a. Die wichtigsten der zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten sind das Findelhaus, welches an der Moika fast einen kleinen Stadttheil bildet, u. das Obuchow'sche u. Nikolai-Krankenhaus. Endlich besitzt P. nicht weniger als 25 Friedhöfe. Zu den Vergnügungslokalen gehören 6 kaiserliche u. 2 private Theater; das 1783 erbaute u. 3000 Personen fassende Große Theater ist für die Italienische Oper u. das Ballet bestimmt; das Marientheater für russ. Dramen u. Opern faßt 2000 Personen, das Alexandertheater 1700 Plätze. Als Promenaden der eleganten

Welt dienen die Newsky-Perspektive u. die großartigen Quais an der Newa. Zahlreich u. geschmackvoll sind die öffentlichen Gärten u. bes. beliebt der Sommergarten, der Alexanderpark bei der Admiralität, der neueste u. schönste Garten P.s, der Taurische, Botanische u. Zoologische Garten. Prächtige Parkanlagen tragen auch die von den P.ern vielbesuchten nördl. Inseln in der Nähe.

Die Bevölkerung P.s zählte 1869: 667,963 Seelen, davon waren 524,329 Russen, 45,515 Deutsche, 13,749 Finnen, 9796 Polen u. 5001 Schweden; der Religion nach gab es 557,173 griech. Orthodoxe, 76,831 Protestanten, 20,882 röm. Katholiken, 6654 Israeliten, 3138 Raskolniken u. 2071 Mohammedaner; 54,398 besaßen den erblichen, 40,186 den persönlichen Adel, 207,000 waren Bauern u. 38,363 gehörten dem Militärstande an. Die Zahl der öffentlichen Fuhrwerke betrug 1874: 14,105 leichte Droschken u. Wagen u. 5000 Frachtfuhrwerke. P. hat 5 Bahnhöfe, in welche die Baltische, Zarsko'sche, Moskau'sche, Wiburger u. Warschauer Bahn münden; 3 Pferdebahnlinien u. eine große Anzahl von Dampfbooten vermitteln den lebhaften Verkehr zwischen den einzelnen Stadttheilen. P. ist eine der wichtigsten Fabrikstädte des Russ. Reiches; 1872 bestanden hier 621 Fabriken mit 41,164 Arbeitern u. einer jährlichen Produktion von 83,796,359 Rubel Werth. Baumwollspinnerei u. -Weberei, Fabrikation von Gobelin-Tapeten, Spiegel, Bronzewaaren, Lokomotiven, Glas u. Porzellan, Seife, Leder, Stearin, Flachs- u. Kammgarnspinnerei sind die wichtigsten Zweige der P.er Gewerbsthätigkeit. Viele der größeren Etablissements sind Staatsanstalten. Sehr bedeutend ist der Handelsverkehr, obgleich die Schiffahrt nur von Mitte April bis Mitte November währt. Die Gesammtzahl der 1874 in P. u. seinem Außenhafen Kronstadt (s. d.) angekommenen Schiffe belief sich auf 2899, abfuhren im gleichen Jahre 2823, von ersteren waren 945 englische, 517 deutsche, 350 niederländische, 295 schwedische, 260 dänische, 249 norwegische u. nur 184 russische. Die wichtigsten Exportartikel sind Getreide, Flachs, Leinsaat, Spiritus, Holz, Knochen, Oelkuchen, Chromerz. Die Umgegend von P., in welcher trotz der ungünstigen klimatischen Verhältnisse viel Obst- u. Gemüsebau getrieben wird, ist reich an Landsitzen u. prächtigen Gärten. In weiterer Entfernung liegen die kaiserl. Lustschlösser von Zarskoje-Selo, Pawlowsk, Strelna, Gatschina, Peterhof u. Oranienbaum u. das Dorf Pulkowa mit seiner berühmten Sternwarte. P. wurde 1703 auf einem den Schweden kurz vorher entrissenen Gebiete durch Peter d. Gr. als Festung gegründet; die Stadt wuchs aber nam. unter der Regierung Alexander's I., welcher eine beträchtliche Anzahl von Brücken bauen ließ u. sich große Verdienste durch Austrocknung von Sümpfen u. Morästen erwarb. — Das Gouvernement P. umfaßt 976,46 □M. (810 ohne Wasser) mit 1,160,930 E. u. setzt sich aus den Kreisen P., Schlüsselburg, Nowaja-Ladoga, Zarskoje-Selo, Peterhof, Jamburg, Luga u. Gdow zusammen.



Nr. 4451. Der kaiserliche Winterpalast in Petersburg.

Petersburg, Handelsstadt im nordamerikan. Unionsstaat Virginien mit 18,950 E. (1870); liegt am rechten Ufer des Appomattaxflusses, 2 M. von dessen Mündung in den James-Fluß, ist gut gebaut u. besitzt Baumwoll-, Woll- u. Tabaksfabriken; Tabak u. Baumwolle sind hervorragende Handelsartikel. Im Bürgerkriege (10. Juni 1864 bis 2. April 1865) war die damals stark befestigte Stadt Schauplatz blutiger Kämpfe.

Petersilie (Petroselinum sativum), Doldenpflanze aus Südeuropa, seit uralter Zeit in allen Gärten als Suppenkraut gepflegt u. daraus bisweilen verwildert. Alle Theile, selbst die spindelförmige Wurzel, die einen eigenthümlichen Stoff (Apiin) enthält, schmecken u. riechen sehr aromatisch u. wirken bes. auf die Harnwerkzeuge, weshalb man sie auch häufig als Hausmittel gegen Leiden dieser Organe anwendet. Die Samen liefern ein aromatisches Oel von gleichen Eigenschaften. Von der P. unterscheidet sich die giftige Hundspetersilie (Aethusa Cynapium) leicht durch die glänzenden Blätter, durch ihren geringen Geruch, welcher mit dem der P. gar keine Aehnlichkeit hat u. nur an wilde Kräuter erinnert, durch ihre hohen, kräftigen Stengel u., wenn diese blühen, durch drei Blättchen am Grunde der Dolde, während bei der P. nur 1—2 vorhanden sind. Jene drei Blätter haben linealische Form, sind zurückgeschlagen u. länger als die Döldchen. Ueber die Verwechslung der P. mit dem ähnlichen Schierling s. „Conium“.

Peterspfennig nennt man seit dem 11. Jahrh. eine Abgabe an den päpstlichen Stuhl, die bereits seit dem 8. Jahrh. von England aus jedem Hause gezahlt worden war, angeblich zur Erhaltung der sog. Sachsenschule, einer Anstalt für die Ausbildung engl. Geistlicher. Die Päpste gründeten darauf das Lehensrecht über England, bis 1533 der P. von Heinrich VIII. aufgehoben wurde. Auch in anderen nordischen Ländern (Dänemark, Schweden u. Norwegen, Preußen, Polen) wurde der P. mehr od. weniger regelmäßig bis zur Reformation entrichtet. — Gegenwärtig bezeichnet man mit dem Namen P. alle freiwilligen Gaben von Katholiken an den päpstlichen Stuhl; dieselben sollen seit dem Verlust des Kirchenstaats u. der Zurückweisung der ital. Apanage durch den Papst jährlich im Durchschnitt 13 Millionen Franken betragen.

Peterwardein, die stärkste Festung Ungarns mit 5497 Civilbewohnern (1870), liegt am rechten Ufer der Donau, Neusatz gegenüber u. mit diesem durch eine Schiffbrücke verbunden. Die Festungswerke liegen theils auf einem steilen Serpentinfelsen, theils umgürten sie die eigentliche Stadt. Geschichtlich bedeutsam ist der hier vom Prinzen Eugen 5. Aug. 1716 über die Türken erfochtene Sieg; 1848 fiel P. in die Hände der Insurgenten, welche erst 6. Sept. 1849 an die Oesterreicher kapitulirten.

Petherick, John, Afrikareisender, geb. um 1820, trat 1845 als Bergingenieur in ägyptische Dienste; ließ sich 1849 als Kaufmann in Khartum nieder, wurde zum brit. Konsul daselbst ernannt u. erwarb sich um die Entdeckung der Binnenländer am oberen Nil wesentliche Verdienste. Er unternahm 1857—58 eine Reise nilaufwärts u. drang von der Meschra el Rek südwestwärts bis ins Gebirgsland Mundo am oberen Dschur vor. Eine zweite größere Reise unternahm er 1861, um den von Sansibar her nach dem Ukerewe-See vordringenden Reisenden Speke u. Grant entgegenzugehen. Indessen blieb er auch diesmal nicht auf dem Weißen Nil, sondern ging am Nam Rohl u. Aji aufwärts nach Neangara u. Wajo, wo er seine Leute bis Wanja in der Richtung des Mwutan Nsigé vorschickte, u. wendete sich erst dann ostwärts nach Gondokoro (20. Febr.), von wo er im März 1863 nach Khartum zurückkehrte. Unterdessen trafen Speke u. Grant 3. Dez. 1862 mit den Truppen des Elfenbeinhändlers De Bono zusammen u. erreichten Gondokoro 15. Febr. 1863. Wir verdanken P. u. seinem Begleiter auf der zweiten Reise, Dr. Murie, eine Reihe geogr. Orts- u. Höhenbestimmungen, auch Messungen der Wassermenge in den Flüssen des Nilsystems.

Petinet, ein spitzenähnliches Gewebe.

Pétion de Villeneuve, franz. Revolutionär, geb. 1753 in Chartres u. später Advokat daselbst; nahm 1789 seinen Platz auf der Linken der Nationalversammlung, hielt seine glänzendste Rede im Sept. 1790 für das suspensive Veto, trat im Nov. desselben Jahres als heftiger Gegner der Geistlichkeit auf u. saß 22. Juni 1791 kalt u. theilnahmlos im Wagen des Königs, als dieser von dem vergeblichen Fluchtversuch zurückkehrte. Schon damals brachte er, aber ohne Erfolg, den Antrag auf Absetzung des Königs ein. Durch den Einfluß der Jakobiner wurde er 16. Nov. 1791 Maire von Paris, aber den König ließ er absichtlich 20. Juni 1792 stundenlang in der peinvollsten Bedrängniß durch den Pöbel von Paris u. entfernte diesen erst am Nachmittag durch Schmeichelreden u. durch das Lob seiner Mäßigung. Als das Direktorium des Departements ihn deshalb suspendirte, erlangte die Menge mit gewaltsamem Drängen seine Wiederanstellung. Am 3. Aug. 1792 stellte er den Antrag auf Absetzung des Königs zum zweiten Male, gab aber dennoch 10. Aug. der Nationalversammlung die Versicherung, daß zum Schutze der Person des Königs die nöthigen Anstalten getroffen seien, u. ließ sich dann selbst durch den neuen jakobinischen Stadtrath verhaften, um aller Verantwortung überhoben zu sein. Seitdem überholten ihn die Männer, welche auf seinen Schultern emporgestiegen waren: Danton, Robespierre, Marat ꝛc. Nachdem er für den Tod des Königs gestimmt, schlug auch seine Stunde. Gleich den anderen Girondisten 2. Juni 1793 geächtet, flüchtete P. nach dem Süden. Am 7. Juli 1794 fand man seine Leiche in einem Getreidefelde bei St. Emilion von Wölfen angefressen. Seine Reden u. Schriften erschienen 1793 (4 Bde., Par.).

Petiotisiren, das. Petiot, ein Weinproduzent zu Chaminy in Burgund, beobachtete, daß der Gesindewein, die sog. Piquette, welcher aus den Trestern nach Abpressen des Weines durch Uebergießen mit Wasser u. Gährenlassen erhalten wird, einmal besser schmeckte, als der zuerst abgepreßte Wein, weil statt reinen Wassers Zuckerwasser auf die Trebern gegossen worden war. Wiederholte Versuche mit einer Zuckerlösung von 20 % Zuckergehalt, etwa dem Gehalte guten Traubenmostes entsprechend, ergaben gleiche Resultate, so daß man annehmen muß, daß in den Trestern Weinextraktivstoffe im Ueberschusse enthalten sind, welche durch die Gährung mit dem Zuckerwasser in Lösung übergeführt werden. Das darauf gegründete Verfahren der Weinvermehrung nennt man P. Gewöhnlich wird es wol mit dem sog. Gallisiren (s. d.) kombinirt.

Petition, Petitionsrecht (d. h. Bitte, Recht der Bitte). In konstitutionellen Staaten gilt es als ein Recht jedes einzelnen Staatsbürgers wie als ein Recht ganzer Klassen u. Stände, die Bedenken, welche ihnen gegen die Staatsleitung od. gegen einzelne Akte der Staatsverwaltung beigehen, zur Kenntniß des Regenten od. der Stände od. einer einzelnen Kammer in Form einer Bittschrift (Petition) zu bringen. Dergleichen Petitionen werden bei Abgeordnetenversammlungen meist einer hierzu — sei es im Voraus, sei es im Hinblick auf den einzelnen Fall — gewählten Kommission vorgelegt, welche die angezeigten Beschwerden zu prüfen, die gestellten Anträge in Erwägung zu ziehen u. unter Vorschlagung einer hierauf zu fassenden Entschließung dem Wahlkörper Vortrag zu erstatten hat. Nur ausnahmsweise werden Petitionen sofort in voller Versammlung berathen u. beschlossen. Verboten sind sog. Massendeputationen, bei denen die Unterzeichner in Person u. in zahlreicher Menge derartige Bittschriften überreichen. Das Petitionsrecht ist in den meisten Verfassungen noch bes. garantirt.

Petition of right (spr. Petisch'n of reit), d. i. Bitte um Recht, heißt eine Beschwerdeschrift des engl. Parlamentes vom J. 1628, in welcher den Zusagen Heinrich's I. u. Johann's gemäß verlangt wurde, daß der König in Friedenszeiten das Kriegsgesetz nicht gelten lasse u. keine Einquartierung in die Häuser lege, nicht ohne gerichtliches Verfahren Verhaftungen vornehme, nicht unbewilligte Anlehen u. Steuern eintreibe. Durch die Drohung, daß man den Herzog von Buckingham als Hochverräther anklagen werde, ließ Karl I. sich bewegen, 7. Juni die P. o. r. anzunehmen. Obwol oft übertreten, wurde sie immer wieder als eine besondere Hauptstütze der engl. Freiheit gegen die despotischen Gelüste der Könige in Anwendung gebracht.

Petitio principii (lat., d. h. Vorausnahme des Urtheils, deutsch gewöhnlich „Erschleichung") nennt man den logischen Fehler bei einer Beweisführung, infolge dessen man das zu Beweisende schon als Wahrheit voraussetzt u. für die Bildung des Urtheils mit verwendet, so z. B. wenn man das Dasein Gottes durch die Berufung auf Gottes Wort beweist. Auf diese Weise entsteht der sog. Cirkelbeweis, in welchem das erste u. letzte Urtheil zusammenfallen, während der richtige Schluß eine Folgerung aus zwei Vordersätzen ergeben muß.

Petit-maitre (franz., spr. Ptih-mähtr'), Stutzer, Zierbengel.

Petöfi, Alexander, der nationalste Dichter Ungarns, geb. zu Kiskörös in Kumanien 31. Dez. 1822, war erst Soldat, dann Schauspieler, wurde 1843 Mitredakteur des „Divatlap" in Pest u. 1847 des „Eletképek", betheiligte sich 1848 an der ungar. Revolution, ward Adjutant des Generals Bem u. fiel in der Schlacht bei Schäßburg 31. Juli 1849. Er war gleich ausgezeichnet im Vaterlandsgesang wie im Liebesliede u. in der poetischen Erzählung. In letzterer Beziehung sind nam. „Der Dorfhammer" u. „Held János" (deutsch von Kertbeny, Stuttg. 1850) zu erwähnen. Seine lyrischen Gedichte erschienen unter dem Titel: „Gedichte", „Neue Dichtungen", „Liebesperlen", „Cypressenblätter", „Sternenlose Nächte" u. „Wolken." Uebersetzt ins Deutsche wurden diese u. a. von Kertbeny (Frankf. 4. Aufl. 1866), von Szarvady u. Hartmann (Darmst. 1851) u. von Opitz (2 Bde., Frauenfeld, 2. Aufl. 1868). Opitz übersetzte auch P.'s letzte Dichtung „Der Apostel" (ebd. 1873). Sein Leben beschrieben Chassin (Par. 1861), Opitz (Frauenf. 1868) ꝛc.

Petra (d. i. griech. „Fels"), merkwürdige Ruinenstätte im Wadi Musa, einem engen Seitenthal der sog. Arabah, ca. 10 M. südl. vom Todten Meer u. ca. 14 M. nördl. vom Nordostende des Rothen Meeres. Ohne Zweifel eine uralte Handelsstadt an der Karawanenstraße zum Rothen Meer u. Pers. Golf, war P. unter dem Namen Sela (d. i. Fels) die Hauptstadt der Edomiter, wurde nach 2. Kön. 14, 7 um 838 v. Chr. von Amazjah von Juda erobert u. Jokteel genannt, erhielt aber nachmals den alten Namen in griech. Uebersetzung wieder. Die höchste Blüte erlangte P. durch die Nabatäer (s. d.). P. wurde von den Römern stark befestigt u. mit den herrlichsten Bauwerken geschmückt; frühzeitig nahm sie auch das Christenthum an. Doch schon vor der Eroberung durch die Araber im 7. Jahrh. verfiel sie rasch u. gerieth seitdem in Vergessenheit. Erst Burckhardt besuchte sie wieder (1812), seitdem mehrere andere Reisende, deren Bewunderung durch die großartigen Gräber, Tempel, Theater ꝛc., sämmtlich aus dem Felsen herausgehauen, erregt wurde. — Vgl. Leon de Laborde, „Voyage dans l'Arabie Pétrée" (Par. 1830—33).

Petrarca, Francesco, berühmtester ital. Lyriker u. Humanist, wurde 20. Juli 1304 in Arezzo geb., wo seine Eltern, infolge der Parteiunruhen aus Florenz vertrieben, in der Verbannung lebten. Seine ersten Kindheitsjahre verlebte er theils in Incisa, theils in Pisa, bis er 1313 mit seinen Eltern nach Avignon (damals Residenz des Papstes) u. bald darauf (1315) nach Carpentras übersiedelte. In der letzteren Stadt empfing er seine Schulbildung. Im J. 1319 bezog er die Universität von Montpellier u. 1323 diejenige von Bologna, um sich dem Wunsche seines Vaters gemäß dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen; indessen entsagte er, als er 1326 seine Eltern verlor, völlig dem juristischen Studium, kehrte nach Avignon zurück u. widmete sich dort ausschließlich der literarischen u. dichterischen Thätigkeit. Um seinen äußeren Lebensunterhalt zu sichern, trat er in den geistlichen Stand ein, ohne daß dieser Umstand irgend welchen Einfluß auf seine Geistesrichtung gehabt hätte; denn wenn er auch die Einkünfte geistlicher Pfründen bezog, so übernahm er doch

keinerlei geistliche Amtspflichten. Von Avignon aus, wo er vielfach am päpstlichen Hofe verkehrte, unternahm P. häufige, meist wissenschaftlichen Zwecken gewidmete Reisen, welche ihn einerseits bis nach Rom u. Neapel, andererseits bis in die Niederlande u. die deutschen Rheinlande führten. Am liebsten aber weilte er auf seinem Landgütchen zu Vaucluse in der Nähe von Avignon, welches er 1337 erworben hatte. Im J. 1353 verließ er jedoch Frankreich u. lebte seitdem abwechselnd in verschiedenen oberitalien. Städten (Mailand, Padua, Mantua, Venedig, Parma), meist an den Höfen der kleinen italien. Fürsten, in deren sowie in des Papstes Auftrage er auch wiederholt mit diplomatischen Sendungen betraut wurde. Seine letzte Wohnstätte wählte sich P. in Arqua auf den Euganeischen Hügeln, wo er auf einer eigenen ländlichen Besitzung in stiller Zurückgezogenheit die letzten Jahre seines Lebens verbrachte. Er starb 18. Juli 1374. P. hat in doppelter Richtung hin gewirkt: als Humanist u. als Dichter. Die erstere Wirksamkeit ist die an sich bedeutendere u. folgenreichere gewesen, die letztere aber die berühmtere geworden. P. ist der erste Gelehrte gewesen, welcher mit der mittelalterlichen Denk- u. Anschauungsweise vollständig u. entschieden brach; der erste, welcher sich mit voller Seele in das Studium des Alterthums versenkte u. das Alterthum neu zu beleben u. die Anschauungsweise desselben mit der christlichen in Einklang zu setzen sich bestrebte. Dadurch ist P. der Stammvater der Renaissance u. der erste modern empfindende Mensch geworden, u. hierin liegt seine hervorragende Bedeutung nicht blos für die italienische, sondern auch für die allgemeine europäische Kulturgeschichte, eine Bedeutung, welche dadurch nicht geschmälert werden kann, daß seine lat. Dichtungen u. Prosaschriften, von dem Standpunkte einer vorgeschritteneren Zeit aus betrachtet, große materiale u. formale Mängel aufweisen. Es sind dies eben Erzeugnisse einer Uebergangszeit, eines nothwendigen Schwankens zwischen dem Mittelalter u. der durch die Erinnerung an das Alterthum geborenen Neuzeit. Unter den lat. Schriften P.'s nimmt sein Epos „Africa" (den zweiten Punischen Krieg behandelnd, aber unvollendet) die erste Stellung ein, denn von ihm erwartete er die Unsterblichkeit u. ihm hauptsächlich verdankte er seine auf des Königs Robert von Neapel Veranlassung feierlich vollzogene Dichterkrönung auf dem Kapitol (1341). Die Dichtung enthält, obwol in ihrer Anlage nicht fehlerlos u. im Einzelnen Vergil u. Statius zu weit nachahmend, Episoden von wunderbarer Schönheit u. Formvollendung (1. kritische Ausg. von Corradini, Padua 1874). Minder bedeutend sind die „Bucolica" u. die poetischen Episteln, Dichtungen, in denen P. der Allegorie einen zu großen Spielraum vergönnt, „Petrarchae poemata minora", herausgeg. von Rossetti, 2 Bde., Mail. 1829—31). Unter den lat. Prosaschriften nehmen der philosophische Traktat „De remediis utriusque fortunae" u. die weitschichtig angelegte, aber unvollendet gebliebene Sammlung historischer Anekdoten „Rerum memorandarum libri IV" die erste Stelle ein. Das große Werk „De viris illustribus", eine Geschichte der röm.-republikanischen Zeit in Biographien, ist nur in einzelnen Abschnitten vollendet worden (Gesammtausgaben der lat. Werke erschienen zu Basel 1495—1568). — In engem Zusammenhange mit P.'s Alterthumsstudien, denen wir übrigens die Auffindung mehrerer wichtigen Handschriften („Cicero ad familiares, Quinctiliani institutiones") verdanken, stehen seine politischen Bestrebungen, in denen er, freilich unklar u. phantastisch, die Wiederherstellung des Röm. Reiches als Ziel verfolgte. Ungleich berühmter als durch seine lat. Schriften ist P. durch seine ital. Dichtungen geworden. Die weitaus bekanntesten derselben sind die unter dem Namen „Canzoniere" zu einem Ganzen vereinigten Sonette, Canzonen u. sonstigen „rime" (lyrische Lieder), in denen er seine Geliebte Laura (s. d.) feiert. In dieser Liebe zu Laura vereinigten sich Sinnlichkeit, ideale Schwärmerei u. fast krankhafter Ehrgeiz nach dem Dichterlorber zu einem so seltsamen Gemisch von Gefühlsempfindungen, daß sie psychologisch wol immer ein Problem bleiben wird u. daß man zu begreifen vermag, wie einige Gelehrte Laura schlechthin für ein mythisches Wesen u. eine bloße Allegorisirung des Lorbers (lauro) haben erklären wollen. Jedenfalls aber hat P. in seinen „rime" die höchste Formvollendung u. den vollkommensten Wohllaut des Verses erreicht u. dadurch der italien. Lyrik — freilich nicht zu ihrem Heile — bis auf diesen Tag die Bahnen vorgezeichnet u. ihr das Ziel der Formschönheit, nicht die Tiefe des Gedankeninhaltes angewiesen. In dieser Beziehung hat P. demnach auf die italien. Lyrik einen unheilvollen Einfluß ausgeübt. Ueberdies ist P. in seinen poetischen Formen nicht originell, sondern nur Nachahmer der späteren provençalischen Troubadours; doch bleibt ihm immerhin das große Verdienst, die noch unentwickelte u. rohe italien. Volkssprache zur Verwendung für feinere Dichtungsformen herangebildet zu haben. — Außer dem „Canzoniere" dichtete P. noch ein allegorisches Epos „Trionfi", welches nur geringen poetischen Werth besitzt u. im Wesentlichen nicht viel mehr als eine ungeschickte Nachahmung der „Divina commedia" Dante's ist (beste Ausgabe der ital. Gedichte von Marsand, 2 Bde., Padua 1819; übersetzt von Förster, Lpz. 1851). P. hat uns selbst sehr ausführliche Nachrichten über sein äußeres u. inneres Leben hinterlassen in der Schrift:



Nr. 4452. *Francesco Petrarca* (geb. 20. Juli 1304, gest. 18. Juli 1374).

„De contemptu mundi", in seinem „Briefe an die Nachwelt" (eine Art Selbstbiographie) u. in seinen umfangreichen Briefsammlungen („De rebus familiaribus", herausgeg. von Fracassetti, Flor. 1859 bis 1863) u. „De rebus senilibus" (herausgeg. in ital. Uebersetzung von Fracassetti, Flor. 1869 u. 1870). Unter den zahlreichen ital. Biographen P.'s ist der bedeutendste Baldelli („Del P. e delle sue opere libri IV", Flor. 1797), unter den französischen de Sade („Mémoires pour servir à l'histoire de Pétrarque", Amsterd. 1764) u. unter den deutschen Geiger („P.", Lpz. 1874).

Petrefacten sind Versteinerungen, d. h. solche Thiere u. Pflanzen od. Theile derselben, die sich in Gebirgsschichten als Ueberreste einer früheren Fauna od. Flora finden u. welche durch Eindringen von kalk- od. kieselhaltigen Wässern mehr od. weniger in eine steinartige Masse verwandelt worden sind, dabei aber noch ihre ursprüngliche Form u. Struktur erkennen lassen. Die Abdrücke in umgebenden Gesteinsmassen zählen in weiterem Sinne des Wortes ebenfalls zu den P.

Petrikau od. Petrokow, Piotrkow, Gouvernement in Russ.-Polen, 222,45 □M. mit 635,473 E. (1870); liegt im SW. des Landes, grenzt im W. an die preuß. Provinz Schlesien, im NW. an das Gouvernement Kalisch, im N. an Warschau u. wird im S. u. O. durch die Pilica von den Gouvernements Kielce u. Radom geschieden. Das Hügelland, welches fast durchgängig der Charakter des Bodens ist, trägt theilweise ausgedehnte Waldungen u. ist ziemlich fruchtbar. Der Reichthum an Steinkohlen hat dieses Gouvernement zu dem industriereichsten Theile Polens gemacht; sehr bedeutend ist die Spinnerei u. Weberei, welche in Lodz (s. d.) ihren Mittelpunkt hat, die Tuch- u. Eisenwaarenfabrikation u. a. Ein reiches Silberbergwerk befindet sich bei Sludzowka. Das Gouvernement zerfällt in acht Kreise u. hat zur Hauptstadt P. an der Stradra, mit 13,633 E., unter denen die Juden vorzüglich stark vertreten sind.

Von der früheren Blüte dieser alten Stadt, in der im 15. u. 16. Jahrh. mehrere Reichstage gehalten u. Könige gewählt wurden, zeugen noch zahlreiche Kirchen u. Klöster. Die Glanzperiode P.s war bedingt durch den im J. 1578 hierher verlegten obersten Gerichtshof des Poln. Reiches. Wichtiger sind die Industriestädte Lodz, Sgjersch u. Tomaschow u. der Wallfahrtsort Czenstochowa.

Petri Ketten- u. Stuhlfeier, zwei Feste der Kathol. Kirche zu Ehren des Apostelfürsten Petrus: 1. Kettenfeier 1. Aug., zur Erinnerung an die Ketten, in die Petrus entweder durch Herodes od. durch Nero geschlagen wurde; dieselben sollen nach den Einen im 2. Jahrh. zu Rom aufgefunden, nach Anderen 439 aus Jerusalem gebracht u. deshalb das Fest gestiftet worden sein. 2. Stuhlfeier 18. Jan., zur Erinnerung an die angebliche Gründung des röm. Bischofsitzes durch Petrus. Seit dem 5. Jahrh. nachweisbar, wurde die Stuhlfeier erst durch Paul IV. (gest. 1559) zum allgemeinen kirchlichen Fest erhoben. Dagegen gilt die Stuhlfeier 22. Febr. der Gründung des Bisthums Antiochien durch Petrus (kirchliches Fest seit Gregor XIII. im 16. Jahrh.).

Petrographie, s. v. w. Gesteinslehre, s. „Geologie".

Petroleum (lat., auf Deutsch Steinöl), doch nennt man so jetzt nur die spezifisch schwereren u. schwerer flüchtigen, über 140 ° C. siedenden Oele des natürlichen Steinöls od. Erdöls. Man erhält das P. dadurch, daß man das rohe Steinöl einer Destillation unterwirft u. die zuerst übergehenden flüchtigeren Theile für sich auffängt. Gutes P., wie es zum Brennen in Lampen jetzt ganz allgemein verwendet wird, darf sich nicht entzünden, wenn man es in eine Untertasse ausgegossen mit einem brennenden Hölzchen berührt; findet hierbei Entzündung statt, so enthält es noch leichtflüchtige Theile u. ist dann seine Verwendung zum Brennen in den Lampen gewöhnlicher Konstruktion gefährlich. Ueber die Gewinnung u. Eigenschaften des Rohpetroleums s. „Steinöl".

Petronius, ein röm. Dichter u. Zeitgenosse des Nero. Als Prokonsul von Bithynien u. als Konsul zeigte er sich im günstigsten Lichte, gab aber die politische Carrière auf u. zog vor, am Hofe zu leben u. den Ton anzugeben in Allem, was Mode u. Geschmack betraf. Nero nannte ihn daher „elegantiae arbiter"; so erklärt man wenigstens den Beinamen Arbiter, den der Dichter führt. Durch die Eifersucht des Tigellinus wurde er in die Untersuchungen über die Pisonische Verschwörung verwickelt u. in Cumä ins Gefängniß geworfen; hier gab er sich selbst den Tod. Dieser P. ist nach der gewöhnlichen Annahme der Verfasser des „Satyricon", das ursprünglich aus 20 Bänden bestanden haben soll; davon sind aber nur unzusammenhängende Fragmente auf uns gekommen, z. B. das prächtige Gastmahl des Trimalchio, in dem das Treiben eines reichen Parvenu humoristisch geschildert wird. Neueste Ausg. v. Bücheler (Lpz. 1862).

Petropawlowsk od. Peterpaulshafen, ein ehemals wichtiger Handelsplatz an der Ostküste der Halbinsel Kamtschatka u. im Hintergrunde des Awatschabusens gelegen; zählt jetzt nur noch etwa 600 E. u. hat seine Bedeutung in gleicher Weise verloren, als die kommerzielle Wichtigkeit der Amurgegenden gestiegen ist. Die Festungswerke wurden im Krimkriege geschleift. Die im sibir. Gouvernement Tobolsk, am Ischimflusse, gelegene Stadt P. mit 9000 E. ist stark befestigt u. treibt einen beträchtlichen Handel mit den Kirgisen u. Turkmanen.

Petrowitsch Njegosch, s. „Njegosch".

Petrus, der Apostel Jesu, der immer an erster Stelle genannt wird, hieß eigentlich Simon, Sohn Jona's, u. war bei der Berufung durch Jesus Fischer zu Kapernaum am Galiläischen See, wo er mit seinem Bruder Andreas u. seiner Schwiegermutter dasselbe Haus bewohnte. Als der Erste von Jesus zum „Menschenfischer" berufen, bildet er seitdem mit Johannes u. Jakobus den engsten Kreis um Jesus u. erscheint vermöge seines feurigen Charakters u. schnellbereiten Wortes als der Stimmführer der Apostel. Der Name P. ist die griech. Uebersetzung des aramäischen Kepha (Fels), welchen Beinamen ihm Jesus nach Matth. 16, 18 ff. selbst beigelegt zu haben scheint. Trotzdem zeigt sich in verschiedenen Erzählungen der Evangelien der Charakter des P. raschem Wechsel u. dem Wankelmuth unterworfen (vgl. Matth. 14, 28 ff.; 16, 21 ff.), der sich nach der Gefangennehmung Jesu sogar zur völligen Verleugnung desselben steigert. Nach der Himmelfahrt aber erscheint P. als eine der drei „Säulen" der urchristlichen Gemeinde zu Jerusalem (Gal. 2, 9), zu deren Stiftung er an erster Stelle durch seine Pfingstpredigt (Apostelgeschichte 2) beigetragen hatte, u. zwar bes. durch das kräftige Zeugniß von der Auferstehung Jesu. Nach den bekannten Erzählungen der Apostelgeschichte (1—5; 8—12), die den Wundern und der Lehrthätigkeit des P. gewidmet sind (vgl. bes. Kap. 10), scheint er sich fast von Anfang an zu der Erkenntniß emporgeschwungen zu haben, daß das Evangelium auch für die Heiden bestimmt sei. Nach den älteren u. bei weitem wichtigeren Zeugnissen des Galaterbriefes (2, 7 ff.) jedoch ersieht man, daß P. vielmehr das Haupt der judenchristlichen Partei war u. blieb, welche die Mission des Paulus unter den Heiden mit großen Bedenken ansah; hatte doch Paulus nach Gal. 2, 11 ff. noch in Antiochien Veranlassung, die Verirrung des P. (aus judenchristlichem Eifer) scharf zu rügen. Auch 1. Kor. 1, 12 erscheint P. offenbar als der Repräsentant des gesetzestreuen Judenchristenthums, u. als solchen betrachtet ihn ein ganzer Literaturzweig der urchristl. Kirche, die sog. Pseudoclementinen (s. „Ebioniten"). Aus diesen stammt ein großer Theil der Sagen, die nachmals über P. in Umlauf waren. Mit besonderem Eifer bemächtigte sich derselben die Röm. Kirche, um die Behauptung zu begründen, daß P. 42—67 der erste Bischof von Rom gewesen sei; folglich sei der röm. Bischof als „Nachfolger Petri", dem ja Christus selbst die Schlüssel des Himmelreichs gegeben, als der alleinige Statthalter Christi auf Erden anzusehen. Jene Behauptung, die sich zuerst ausdrücklich bei Eusebius findet, ist indeß geschichtlich gänzlich unmöglich. Wenn P. überhaupt jemals nach Rom gekommen ist, so kann dies erst nach Pauli Tode (64) geschehen sein. Allerdings soll P. nach einem sehr alten Zeugniß 67 unter Nero zu Rom den Märtyrertod am Kreuze erlitten haben; vielleicht aber erschloß man dies nur aus Joh. 21, 18 u. der Annahme, daß 1. Petr. 5, 13 mit Babylon eigentlich Rom gemeint sei. — Was die beiden Briefe des P. anbelangt, so unterliegt die Echtheit des ersten an die Juden in der Zerstreuung starken Bedenken, obwol er allerseits als ein bedeutsames Denkmal des urchristlichen Geistes anerkannt ist. Dagegen ist die Unechtheit des zweiten, der unmöglich vor dem 2. Jahrh. entstanden sein kann, jetzt fast allgemein zugegeben. Zweifellos ist endlich nach den ältesten Zeugen, daß P. auf die früheste Gestaltung der Evangelienliteratur einen wichtigen Einfluß ausgeübt hat; bes. wird Markus als Begleiter u. Gehülfe des P. mit den Aussagen desselben in Verbindung gebracht.

Petrus de Vinea (auch de Vineis, eigentlich Pietro delle Vigne) aus Capua, Kanzler Kaiser Friedrich's II.; spielte in dem Streit desselben mit Papst Gregor IX. eine wichtige Rolle, theils als Verfasser eines Gesetzbuches für Sizilien, theils als warmer Vertheidiger des gebannten Kaisers zu Padua (1239) u. Lyon (1245). Auf die Beschuldigung hin, P. habe den Kaiser vergiften wollen, ließ ihn dieser 1246 gefangen nehmen u. blenden; 1249 zerschmetterte er sich selbst den Kopf an einem Pfeiler im Gefängniß zu Pisa. Etliche seiner Schriften, bes. Briefe, sind noch vorhanden (z. B. „Epistolarum libri VI", neueste Ausgabe von Iselin, 2 Bde., Basel 1740; die Abhandlung „De potestate imperiali" &c.).

Petrus Lombardus, s. „Lombardus".

Petschenegen od. Petschenären, ein türk. Nomadenstamm, erscheint in dem Nibelungenliede als dem König Etzel unterthänig (Petsenäre). Die Geschichte kennt ihre ersten Einfälle in Rußland im 9. Jahrh. Dann nahmen sie Jahrhunderte lang als ein ungebändigtes, bewegliches Räubervolk, das kein Haus- noch Staatswesen kannte, zwischen den Russen, Chazaren, Uzen, Bulgaren u. Byzantinern eine gefürchtete Machtstellung ein, so daß sie den durchziehenden Kreuzfahrern bes. unbequem wurden; aber im 13. Jahrh. verschwand ihr Name (wie der der stammverwandten Kumanen) in Ungarn u. Siebenbürgen unter den Magyaren.

Petschili, nordöstl. Provinz von China (s. d.).

Petschora, der größte Strom, welchen das europ. Rußland in das Eismeer sendet; entspringt im Gouvernement Perm an der Ostseite des südl. Ural u. am Berge Jany-Hatsched-Ur, durchströmt dann in nördl. Richtung die Gouvernements Wologda, wo er rechts den Ilytsch aufnimmt, u. Archangelsk, bis er sich nach der Einmündung seines größten Nebenflusses, der ihm ebenfalls vom Ural zuströmenden Ussa, zuerst nach SW., dann nach W. wendet. Nachdem die P. links durch die Ischma u. Zylma sich verstärkt hat, nimmt sie wieder die nördl. Richtung an u. behält dieselbe bei bis zu ihrer Mündung in die Petschorabai, in welche sie in einem breiten Delta einströmt. Der Unterlauf ist reich an Inseln. Für den Handel hat die P., deren 243 M. langer Lauf meist durch Einöden führt, keine Bedeutung, doch liefert sie den an ihren Ufern streifenden samojedischen u. syrjänischen Fischervölkern in ihren Lachsen ein wichtiges Nahrungsmittel. Das Stromgebiet der P. umfaßt 5500 □M.

Pettenkofer, Max v., berühmter Mediziner u. Chemiker, Neffe des 1850 als königl. bayerischer Leib= u. Hofapotheker verstorbenen Chemikers Franz Xaver P., geb. zu Lichtenheim in Bayern 3. Dez. 1818; studirte Medizin u. Chemie, ward 1845 Assistent beim bayer. Hauptmünzamt, erhielt 1847 eine Professur an der medizinischen Fakultät in München u. 1850 zugleich die Leitung der dortigen Hofapotheke. Schon 1866 persönlich geadelt, erhielt er im März 1876, nachdem er Berufungen nach auswärts wiederholt abgelehnt hatte, den Geheimrathstitel. P. ist ein vielseitig verdienter Gelehrter. Hauptsächlich bekannt durch seine werthvollen Studien über die Verbreitungsweise der Cholera u. des Typhus, insbes. durch die Entdeckung ihrer Beziehungen zum Stand des Grundwassers, wie überhaupt durch seine erfolgreichen Bestrebungen für die Ausbildung der öffentlichen Gesundheitslehre, lieferte er auch zahlreiche chemische Untersuchungen, erfand das Hämatinon= u. Aventuringlas, die Leuchtgasbereitung aus Holz, ein Restaurationsverfahren für Oelbilder (mit Alkoholdämpfen) 2c., stellte wichtige Untersuchungen über Heizung u. Ventilation an, erforschte mit Voit die Vorgänge bei der Ernährung u. konstruirte für diesen Zweck einen großen Respirationsapparat u. A. m. Von seinen Veröffentlichungen heben wir hervor: „Untersuchungen u. Beobachtungen über die Verbreitungsart der Cholera" (Münch. 1855); „Ueber Luftwechsel in den Wohngebäuden" (ebd. 1858); „Ueber Oelfarben" (ebd. 1870); „Vorlesungen" (Braunschw. 1873) 2c. Auch ist P. Mitherausgeber der „Zeitschrift für Biologie" (Münch. seit 1865).

Petunia, Petunie, eine sehr beliebte Zierpflanze aus der Familie der Kartoffelgewächse, von welcher zwei Arten (P. nyctaginiflora u. violacea) bes. gepflegt werden, während andere (z. B. parviflora) für die Gartenkultur nicht in Betracht kommen. Jene zeichnen sich durch eine große, trichterförmige, aber aufrechtstehende u. in rothen u. violetten Farben prangende Blumenkrone aus, die sie den ganzen Sommer hindurch, ja, durch zweckmäßiges Zurückschneiden bis in den Spätherbst hinein mit großer Ueppigkeit entwickeln. Statt der Stammarten zieht man jetzt vorwiegend die durch Kreuzung beider Arten massenhaft erzeugten Formen, von denen viele durch gefüllte Blumen od. durch bes. schöne Färbung, selbst grün, sich auszeichnen. Jene Stammarten gehören ursprünglich dem La Platagebiete an. Ihre Zucht macht nicht viel Mühe; man bringt den Samen im Frühjahr zeitig auf lauwarme Beete, Töpfe od. auch ins freie Land, worauf er bei gehöriger Feuchtigkeit leicht aufgeht. Bes. schöne Varietäten werden durch Stecklinge fortgepflanzt, die man vom Frühjahr an bis zum Herbst machen kann.

peu à peu (franz., spr. pöh a pöh), d. i. allmählich, nach u. nach.

Peucer, Kaspar, Melanchthon's Schwiegersohn u. Führer der sog. Philippisten od. Kryptocalvinisten in Kursachsen, geb. 6. Jan. 1525 zu Bautzen; studirte seit 1540 als Melanchthon's Hausgenosse zu Wittenberg Mathematik u. Medizin u. heirathete 1550 dessen jüngste Tochter Magdalene. 1554 wurde er ord. Prof. der Mathematik zu Wittenberg, 1560 solcher der Medizin u. 1570 zugleich kurfürstlicher Leibarzt. In allen diesen Stellen hat P. für die Hebung der Universität Wittenberg Ausgezeichnetes geleistet. Seine Begünstigung der milderen Richtung Melanchthon's, die sich in der Abendmahlslehre zu Calvin hinneigte, erregte schließlich den Haß der strengen Lutheraner, die auch den Kurfürsten umzustimmen wußten. P. wurde mit Anderen verhaftet u. von 1574—86 zu Dresden, Rochlitz u. Leipzig in hartem Gefängniß gehalten. Mit ungebrochener Kraft ging er 1586 aus demselben hervor, wurde Leibarzt des Fürsten von Dessau u. starb daselbst 25. Sept. 1602.

Peucker, Eduard v., preuß. General der Infanterie, hochverdienter Militärpädagog u. hervorragender Theoretiker der Kriegskunst, geb. zu Schmiedeberg (Schlesien) 19. Jan. 1791; trat mit seinem 18. Jahre in die Artillerie ein, machte 1812 mit dem preuß. Hülfscorps den Russ. Feldzug mit, aus dem er als Adjutant beim Artilleriekommando dieses Corps zurückkehrte, nahm in gleicher Stellung beim York'schen Corps an den folgenden Kriegen Theil u. ward nach dem Frieden im Kriegsministerium angestellt, wo er nam. die Verbesserung der Schußwaffen betrieb. Seit 1822 Major, leitete er später als Vorstand der Artillerieabtheilung die Versuche mit dem Zündnadelgewehr. 1834 zum Oberstleutnant u. 1842 zum Generalmajor befördert, ging er 1848 als preuß. Militärkommissar nach Frankfurt a. M., wo er vom 15. Juli bis 5. Aug. dess. J. das Reichskriegsministerium verwaltete, im September den Aufstand energisch unterdrückte u. dann bis 10. Mai 1849 nochmals Kriegsminister bei der Centralgewalt war. Später befehligte er das gegen Baden bestimmte Okkupationscorps der Bundestruppen, wurde Generalleutnant, trat 1850 an die Stelle des Generals v. Radowitz in die Bundescentralkommission u. ging im Dezember dess. Jahres als preuß. Bundeskommissar nach Kassel. 1854 mit der Generalinspektion des Militärerziehungs= u. Bildungswesens betraut u. seit 1858 General der Infanterie, erwarb er sich durch Neugestaltung des preuß. Kriegswesens, bez. durch Aufhebung der Divisionsschulen u. Einrichtung von Kriegsschulen (seit 1859), sowie durch die Einführung einer neuen (der applikatorischen) Lehrmethode für Offiziersaspiranten außerordentliche Verdienste. In literarischer Beziehung ist sein Hauptwerk: „Das deutsche Kriegswesen der Urzeit" 2c. (3 Thle., Berl. 1860—64). Seit 21. Nov. 1872 in Ruhestand u. seit 1873 Mitglied des preuß. Herrenhauses, starb P. zu Berlin 10. Febr. 1876.

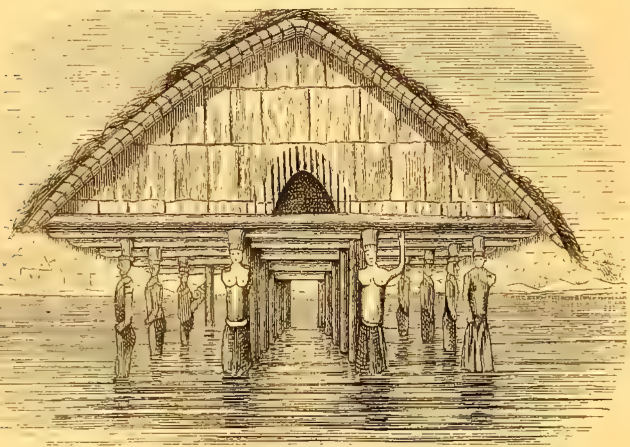


Nr. 4453. Max v. Pettenkofer (geb. 3. Dez. 1818).

Peutinger, Konrad, verdienter Humanist u. Alterthumsforscher, entstammte einer Augsburger Patrizierfamilie u. wurde 15. Okt. 1465 in Augsburg geboren. Nachdem er in Padua, Bologna, Florenz u. Rom sich eine tüchtige humanistische u. juristische Bildung erworben hatte, trat er 1490 in die Dienste seiner Vaterstadt, wurde 1497 Stadtschreiber auf Lebenszeit u. vertrat die Interessen Augsburgs bei den wichtigsten Gelegenheiten. Kaiser Maximilian I., mit dem er in vielfache Berührung kam u. der ihn hoch schätzte, verlieh ihm den Titel eines kaiserl. Rathes. Im J. 1534 nahm P., da er die entschiedene Durchführung der Reformation in Augsburg nicht billigte, seinen Abschied aus städtischen Diensten u. starb 28. Dez. 1547. — P.'s Haus war ein Mittelpunkt für den Verkehr der angesehensten Humanisten; hier hatte er auch große Schätze an Büchern, Inschriften u. Münzen aufgespeichert. Er selbst war schriftstellerisch thätig in dem Sinne, daß er klassisch=antike mit deutsch=geschichtlicher Forschung verband. Eine Sammlung römischer Inschriften aus Augsburg u. dessen Umgebung veröffentlichte er als „Romanae vetustatis fragmenta in Augusta Vindelicorum et ejus dioecesi" (Augsb. 1508); in den „Sermones convivales, in quibus multa de mirandis Germaniae antiquitatibus referuntur" (Straßburg 1506) führte er mit seltener Belesenheit den Beweis, daß schon vor Cäsar's Zeit das linke Rheinufer von den Germanen besetzt wurde. Auch erwarb er sich Verdienste durch Herausgabe von des Jornandes Schrift „De rebus Geticis" u. des Paulus Diakonus (Augsb. 1515) u. der wichtigen „Chronik des Abtes von Ursperg" (ebd. 1515). An P.'s Namen knüpft sich die Erhaltung der sog. P.'schen Tafel (Tabula Peutingeriana), einer Karte der Militärstraßen durch den größten Theil des Weström. Reichs. Konrad Celtes (s. d.) fand sie

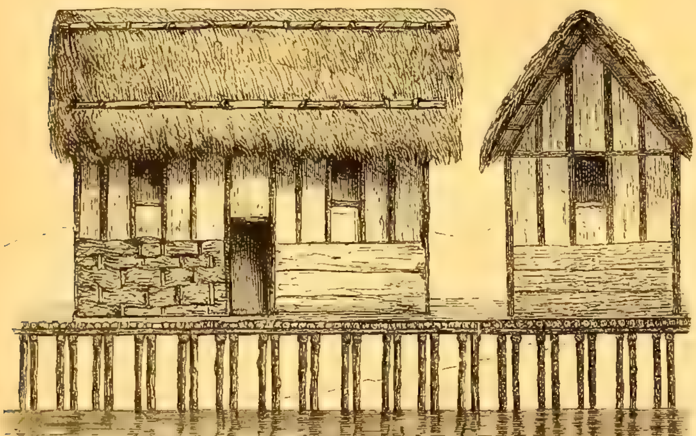
in Tegernsee u. schenkte sie an P.; die erste Bekanntmachung einzelner Bruchstücke veranstaltete Markus Welser (Vened. 1591); eine neue Ausgabe der jetzt in der kaiserl. Bibliothek in Wien befindlichen Karte gab Mannert („Tabula itineraria Peutingeriana", Lpz. 1824). — Unter P. vgl. Veith, „Historia vitae atque meritorum Conradi Peutingeri" (Augsb. 1783) u. Herberger, „K. P. in seinem Verhältnisse zum Kaiser Maximilian I." (ebd. 1831).

Pfaffe (vom griech. πάπας, d. h. Vater), war ursprünglich ehrenvolle Bezeichnung jedes christlichen Geistlichen. Jetzt braucht man dies Wort nur noch von heidnischen Götzenpriestern (z. B. Baalspfaffen) od. in üblem Sinn von christl. Geistlichen, mit dem Nebenbegriff des Eigennutzes u. der Ränkesucht (z. B. pfäffisches Wesen, Pfaffenbetrug 2c.).



Nr. 4454. Ein Pfahlbauhaus aus der Bucht von Dorey (Neu-Guinea).

Pfaffenhofen, Stadt u. Hauptort des gleichnamigen Bezirksamtes in Oberbayern mit 2448 E. (1871); liegt an der Ilm u. der Staatsbahn München-Ingolstadt u. treibt bedeutenden Handel mit Hopfen. Am 15. April 1745 siegten hier die Oesterreicher unter dem General Batthyanyi über die verbündeten Bayern u. Franzosen u. 19. April 1809 die Franzosen unter Oudinot über die Oesterreicher.



Nr. 4455. Pfahlbauhütten nach der Konstruktion von Messikomer.

Pfaffenhütchen (Evónymus Europaea), auch korrumpirt Pfaffiedel, Pfaffenkäppchen, Pfefferhütlein, Spindel-, Spill- u. Spuhlbaum, Matzen-, Anis-, Pfaffen-, Schuster-, Zwick-, Zweck-, Pfefferreisel-, Waschel- od. Witschelins- u. Mitschelinsholz, ferner Hundsbaum, Rothkehlchenholz, Kleinrüster, Pfaffenröschen, Pfaffenpfötchen, Käpplein 2c. Schon diese lange Reihe von Volksnamen deutet genugsam an, daß der strauchartige Baum von jeher u. überall für das gesammte Volk eine merkwürdige Charakterpflanze war. Offenbar erlangte er diese Bedeutung durch seine allerdings sonderbaren Früchte: rosenrothe, etwas saftige Kapseln, welche bei der Reife in 4 Klappen aufspringen, in dieser Form ein aufgestülptes Priesterbarett darstellen u. einen weißen Samen umhüllen, der seinerseits von einem schönen, orangerothen Samenmantel bekleidet ist. Diese eigenthümliche Fruchtform stellt den Strauch in die Familie der Celastergewächse. Dafür sind seine Blumen um so unscheinbarer; dieselben sind grünlich-weiß u. stellen sich in gabeligen Trugdolden zusammen. Ausgezeichnet erscheinen auch die viereckigen grünen Aeste. Die Blätter sind länglich-elliptisch, zugespitzt u. gesägt. Das Holz ist gelb u. hart, weshalb es zu Drechslerarbeiten, bes. zu Spindeln, Schuhzwecken, Nadeln, Orgelpfeifen 2c., verwendet wird. Alle Theile der widerlich riechenden u. schmeckenden Pflanze wirken purgirend od. Erbrechen erregend. Aus diesem Grunde benutzt man bes. die ekelhaft bitteren Früchte gepulvert gegen Ungeziefer bei Krätze u. Grind. Schafe u. Ziegen sollen von ihrem Genusse sterben, während doch das „Rothkehlchenbrot" auch vom Gegentheil zu sprechen scheint. Sonst liefert das Holz eine vortreffliche Kohle zum Zeichnen (Reißkohle) u. zur Pulverbereitung, der Same ein rothbraunes Brennöl, seine Kapselumhüllung einen gelben Farbstoff. — Seltener ist eine zweite Art mit stielrunden, warzigen Aesten (E. verrucosa), die aber so häufig von Spinnen heimgesucht wird, daß der Strauch oft über u. über mit ihren Geweben höchst unschön bedeckt ist. Eine dritte Art mit breitem Laube (E. latifolia) u. stielrunden Aesten gehört Süddeutschland an, kommt aber häufig in unsern norddeutschen Parkanlagen als Zierstrauch ebenso vor, wie einige nordamerikanische Arten, z. B. E. obovata, americana u. atropurpurea.

Pfäffers, s. „Ragatz".

Pfahlbauten sind Ansiedelungen, welche in Seen, Flüssen od. in Moorboden so angelegt wurden, daß die Wohnungen auf einem von eingerammten Pfählen gebildeten Rost stehen. Noch jetzt giebt es Völker, die ihre Hütten in solcher Weise begründen, um sich vor den Angriffen wilder Thiere u. feindlich gesinnter Menschen zu schützen. Dergleichen Seedörfer findet man nam. häufig im Ostindischen Archipel, auf Borneo, Celebes, Neu-Guinea, Neu-Seeland, auch in Südamerika. Aus früherer Zeit berichtete schon Herodot, daß die Päonier, eine asiatische Völkerschaft, ihre Wohnungen mitten im Wasser auf einem von Pfählen getragenen Verdeck anlegten. Allein davon, daß mitten in Europa in vorgeschichtlicher Epoche lange Zeit ein gleicher Brauch in Anlegung der Wohnungen herrschte, hatte man vor wenig Jahrzehnten noch keine Ahnung. Erst in den fünfziger Jahren machte man die Entdeckung, daß nicht blos in der Schweiz, sondern auch in Oberitalien sowie in mehreren Gegenden Deutschlands u. Frankreichs Jahrhunderte lang ein großer Theil der Bevölkerung Pf. bewohnt hat. Für unsere Kenntniß der Kulturentwicklung der Menschheit sind diese Funde insofern hochwichtig, als wir durch die dem Grunde der Seen u. Moore enthobenen Zeugnisse menschlicher Thätigkeit einen ziemlich genauen Einblick in das Thun u. Treiben jener Vorfahren erhielten, von welchen kein Buch der Geschichte berichtet. Selbst Cäsar, der zuerst in Gallien u. Helvetien eindrang u. Land u. Leute beschrieb, erwähnt nichts von Pf.

Die Uferbewohner mancher Schweizer Seen hatten schon häufig unter dem Wasserspiegel alte Pfähle wahrgenommen, auch einzelne Steinwerkzeuge vom Boden der Seen heraufgehoben, indessen hatte Niemand bes. auf diese Erscheinungen geachtet, bis im Winter 1853—54 bei niedrigem Wasserstande zu Meilen am Züricher See Uferbauten vorgenommen wurden, bei welcher Gelegenheit mehrere solcher alten Reste zum Vorschein kamen. Dem Scharfblick des Alterthumsforschers Dr. F. Keller zu Zürich entging die Bedeutung dieser Funde keineswegs, die er als die Hinterlassenschaft einer uralten Bevölkerung ansprach. Die Pfähle waren offenbar in besonderer Weise mit der Absicht eingerammt, um Wohnungen u. Vorrathshäuser zu tragen, u. eine zwischen denselben liegende, $^1/_2$ m. dicke, mit Waffen u. Geräthen reichlich gemischte Schicht, die sog. „Kulturschicht", wies darauf hin, daß hier einst auf sehr niedriger Kulturstufe stehende Menschen gehaust haben mußten. Kaum war durch die Untersuchungen Keller's diese Thatsache hergestellt u. das merkwürdige Ergebniß in den Mittheilungen der Züricher antiquarischen Gesellschaft veröffentlicht, so begannen zunächst in der Schweiz, dann auch in anderen Ländern die Alterthumsforscher mit regem Eifer nach weiteren Pf. zu suchen. Dabei wurden denn ziemlich schnell hinter einander ähnliche Entdeckungen gemacht u. eine so reichliche Menge von Hausgeräth, Waffen, Nahrungsstoffen, Küchenabfällen 2c. gewonnen, um mit Hülfe der aus Jahrtausende altem Grabe hervorgeholten Gegenstände ein ziemlich deutliches Bild über die Lebensweise, die Industrie, sogar über die allmählich steigende künstlerische Thätigkeit der Urbewohner Europa's aus der Pfahlbau- (Lacuster-) Periode zusammenzustellen. So unvorhergesehen der Gewinn für die Kulturgeschichte der Menschheit war, so bedeutend war er auch. — Insbesondere konnte festgestellt werden, daß in allen drei Perioden, welche man nach dem Vorgange skandinavischer u. norddeutscher Alterthumsforscher im kulturhistorischen Entwicklungsgange der Menschheit unterscheidet, in der Steinzeit, Bronzezeit u. Eisenzeit die Pf. in der Schweiz existirt haben. Die Schweizerfunde sind überhaupt die zahlreichsten u. ergiebigsten gewesen. Man konnte aus denselben ganz evident ersehen, daß die Herstellung der Pf. zum größten Theil in folgender Weise geschehen war. Eichen-, Buchen-, Birken- u. Tannenbäume

wurden entweder ungespalten od. auch 3—4mal gespalten in der Länge von 2—3 m. u. in der Dicke von 12 cm. in Abständen von etwa 40 cm. in den Seeboden eingerammt, nachdem die unteren Enden durch Steinbeile od. mittels Feuers grob zugespitzt waren. Auf die über den Seespiegel hervorragenden oberen Enden dieser Pfähle wurde ein Gerüst von Balken gelagert, das wieder ganz mit Rundholz u. leichteren Holzstücken bedeckt war, so daß sich hiermit ein Fußboden darstellte, auf welchem die Hütten errichtet wurden. Ein Steg führte von diesen in Form einer Brücke auf das Land. Bei Zunahme der Bevölkerung wurden immer neue Vierecke von Pf. angebaut; so fand man beispielsweise zu Meilen in dem aus der Steinzeit stammenden Pf. wol 100,000 Stück eingerammte Pfähle; bei Wangen am Bodensee bildeten 30—40,000 Pfähle ein Rechteck von 700 Schritt Länge u. 120 Schritt Breite; bei Robenhausen (Bodensee) bedeckte der Pfahlrost eine Fläche von 13,000 □m., die Station von Morges am Genfersee sogar eine Fläche von 60,000 □m., diejenige von Chambray am Neuenburger See eine Fläche von 50,000 □m. Offenbar haben hier viele Generationen gebaut u. gearbeitet. Wo der Grund felsig war u. man die Pfähle nicht tief einrammen konnte, suchte man ihnen dadurch die nöthige Festigkeit zu geben, daß man zwischen dieselben u. um sie herum Steine aufschüttete. Solche Stationen werden auf der Südseite des Neuenburger Sees Téneviéres, in Cortaillod Parvous u. am Bielersee Steinberge genannt. Eine wesentliche Abweichung von dieser Bauart fand man im Torfmoor bei Niederwyl unweit Frauenfeld u. im See beim Dorfe Wanwyl (Luzern); hier war der Pfahlrost durch Faschinen ersetzt, der Unterbau bestand aus abwechselnden Schichten von übereinander gelegten Knitteln u. von Lehm u. Kies (Packwerkbau). Die Hütten, welche auf dem Boden aufgeführt wurden, hatten zumeist die Form eines länglichen Rechtecks; ihre Wände waren aus senkrecht gestellten Stangen gebildet, die mit Ruthen durchflochten waren. Das Flechtwerk war innen u. außen mit einer Lehmschicht bedeckt. Das Dach ruhte auf Pfählen u. war mit Binsen, Rinde od. Reisern gedeckt. Der innere Raum war ein einziges großes Gemach für die Schlafstätten u. für den Kochherd. Die Entfernungen der Ansiedelungen vom Ufer sind verschieden; die Pf. der Bronzezeit stehen vom Ufer entfernter als die der Steinzeit. Mit höchst einfach gefertigten Kähnen, d. h. ausgehöhlten Baumstämmen, wurde von den Pf. aus der See befahren.

Die zahlreichen Gegenstände, die man bei den Pf. auf dem Grunde des Sees od. in den Mooren der sog. Kulturschicht fand, die Waffen u. Geräthe 2c., deuten auf einen ähnlichen Kulturzustand, wie der der Wilden auf den Inseln des Stillen Meeres ist. Die Pfahlbauer benutzten Steinhaken mit Befestigung in Hirschhorn, Steinsägen mit Hirschhorngriff, steinerne Pfeilspitzen, beinerne Nadeln, Pfriemen aus Knochen, Lanzenspitzen aus Feuerstein, Steinmeisel u. Steinhammer mit Holzstiel (Abb. s. unter „Kultur", Bd. V, Fig. 3835/3837) — ganz ähnlich den Waffen der Steinzeit, die man auch in nordischen Grabhügeln gefunden hat. Dasselbe gilt von den Geräthen u. Geschirren aus Thon, der kaum geschlämmt u. durchgearbeitet, dagegen mit Kalk u. Steinstückchen vermischt u. mittels der Hände (ohne Töpferscheibe) in die Form von Kochtöpfen, Trinkgefäßen u. Kannen gedrückt war. Diese Thonsachen sind höchst einfach (meist durch Zickzacklinien) verziert (vgl. Abb. Fig. 3828/29, 3833). Einen etwas höheren Grad der Bildung jedoch als den der Wilden zeigen die in vielen Pf. gefundenen Produkte der Weberei u. Gerberei, sowie der Viehzucht u. des Ackerbaues. Aus Lindenbast stellten die Schweizer Urbewohner Seile u. Matten her, aus Flachs Schnüre, Netze, Decken u. Gewänder. Das Gespinnst, zu dessen Herstellung die aufgefundenen Spinnwirtel (Abb. Fig. 3868) dienten, wurde auf einem Webstuhle gewebt; die zuerst bei Robenhausen gefundenen Leinwandstücke (Abb. Fig. 3838—44) waren sogar Produkte einer ziemlich entwickelten Industrie.

Wie der Anbau des Flachses wurde auch der Getreidebau von den Pfahlbauern schwunghaft betrieben, denn verkohlte Getreidekörner gehören zu den häufigsten Vorkommnissen der Kulturschicht. Die kleine sechszeilige Gerste u. der kleine Pfahlbauweizen, der Binkelweizen (Triticum vulg.) wurden damals häufig gebaut, seltener der ägyptische Weizen (Triticum turgidum), dessen Vorkommen in den Pf. ganz merkwürdig ist, da er jetzt nur in Aegypten u. einigen Gegenden des Mittelmeers angebaut wird. Ferner fand sich, wie O. Heer nachwies, Emmer (Triticum dicoccum), Rispenhirse (Panicum miliaceum) u. Kolbenhirse (Setaria italica). Das Brot wurde nur aus Weizen u. Hirse bereitet u. Leinsamen zugesetzt. Die Getreidekörner wurden nicht gemahlen, sondern nur auf Reibeplatten mittels Steinen zermalmt (Abb. Fig. 3825). Für den Wintervorrath trocknete man zerschnittene Holzäpfel u. Holzbirnen; auch sammelte man Himbeeren, Ahlkirschen, Brombeeren, Hagebutten, Heidelbeeren, Hasel- u. Wassernüsse. Die Schweizer Thierwelt, auf welche der Einwohner damals Jagd machte, bestand nach Rütimeyer's Bestimmung der aufgefundenen Knochen aus Urochs, Wisent, Elk, Bär, Wildschwein, Reh, Hirsch, Wolf, Steinbock, Biber. Als Hausthiere wurden gezüchtet außer dem Hund die kleine zahme Torfkuh, das Torfschwein, also Rassen, die ausgestorben sind, dann die Ziege, das Schaf, der Esel u. das Pferd; Lachs, Hecht, Karpfen u. zahlreiche andere Fischarten bevölkerten die Seen. Den Pf. fehlt der Roggen, der Hanf, viele Gemüsearten u. das Haushuhn.

Zwischen den Stationen der Steinzeit u. denen der Bronzezeit besteht ein wesentlicher Unterschied. Die letzteren sind ausgedehnter u. zahlreicher, finden sich, wie schon erwähnt, in größerer Entfernung vom Ufer, ihre Pfähle sind schwächer u. die in den Zwischenräumen der Pfähle gefundenen Geräthe, Waffen, Schmucksachen u. Gefäße deuten sämmtlich auf höhere Kultur u. weiter ausgedehnten Verkehr. Das Geschirr (Abb. Fig. 3863—67) ist noch immer ohne Töpferscheiben gefertigt, doch feiner, schöner geformt u. mit zierlicheren Ornamenten versehen als in der Steinzeit, nach unten zu oft kegelförmig, so daß es auf eigens hierzu bestimmte Thonringe gestellt werden mußte. Manche der Gefäße sind mit einer Glasur von Graphit versehen. Während die Spinnwirtel der Steinzeit aus Stein bestehen, kommen in der Bronzezeit solche aus gebrannter Erde vor. Ferner entdeckte man in Pf. der Bronzezeit aus Thon hergestellte Mondbilder, denen man eine religiöse Bedeutung zuschreibt. Das Charakteristische aber sind die zahlreichen Bronze-Gegenstände: Beile, Paalstäbe (Aexte mit Schaftlappen), Kelte (Aexte mit runder Büchse als Schaftloch), Meisel, Messer, Schwerter, Sicheln, Dolche, Lanzen- u. Pfeilspitzen, Fischangeln, Heftnadeln (Fibeln), Haarnadeln, Armringe, Kämme (Abb. Fig. 3850—57). Die Formen u. Verzierungen



Nr. 4456. Getreidearten aus der Pfahlbautenzeit (1/3 natürlicher Größe).
1 kleiner Pfahlbauweizen (Triticum vulgare antiquorum), 2 dichte sechszeilige Gerste (Hordeum hexastichum densum), 3 kleine sechszeilige Gerste (Hordeum hexastichum sanctum), 4 ägyptischer Weizen (Triticum turgidum), 5 Emmer (Triticum dicoccum *Schr.*), 6 Rispenhirse (Panicum miliaceum *L.*), 7 Kolbenhirse, Fennich (Setaria italica).

vieler dieser Gegenstände gleichen völlig denjenigen, welche die Bronzezeit der Skandinavier charakterisiren. Im Einklange mit diesen Zeichen einer fortgeschritteneren Industrie stehen auch die Erscheinungen, daß durch den regeren Verkehr mit der Außenwelt sich gewisse Verbesserungen in der Thierzucht zeigen, indem die in der Bronzezeit gezüchtete Rindvieh- u. Schweinerasse derjenigen entspricht, welche noch heute der Landbauer züchtet. Von den Getreidearten tritt Hafer nicht früher auf als in der Bronzezeit; man machte also seine Bekanntschaft erst gemeinschaftlich mit dem Erz. Als Schmuck fand sich hie u. da Bernstein, ein Zeichen, daß der Handel solche Dinge nach der Schweiz brachte. Daß es den Künstlern jener Epoche weder an Geschick noch an Geschmack fehlte, geht aus den Zierrathen u. Schmucksachen hervor; selbst Gegenstände des täglichen Gebrauchs, die thönernen Geschirre, die Messer u. Sicheln aus Erz, hatten elegante Formen. Vielleicht erhielten die Bewohner der Pf. diese Dinge von den Bewohnern des Mittelmeeres. Allem Anschein nach bestanden einige der Pf. ziemlich lange u. wurden selbst noch während der Eisenzeit bewohnt, denn es finden sich mitunter in den Ueberresten neben Bronze- auch Eisengeräthe u. Waffen: Schwerter, Wurfspieße, Sicheln, Beile, Pferdegebisse, Steigbügel 2c. Weiterhin kommen auch Glas u. Perlen von Email, Münzen (gallische) zum Vorschein, sowie als Töpferwaare Gefäße, die auf der Töpferscheibe gefertigt, von rother Farbe u. gebrannt sind, so daß bis in ziemlich späte Zeit sich diese Art der Ansiedelung erhalten zu haben scheint.

Man hat verschiedene Versuche gemacht, das Alter der Pf. zu bestimmen. Die Tiefe der Aufschwemmungen u. der verschiedenen Bodenlagen, welche

die Pf. überdecken, schien nach der Berechnung Einiger die Ansicht zu rechtfertigen, daß die Bronzezeit hier in 29—42, die Steinzeit in 47 bis 70 Jahrhunderte hinaufreicht. Eine genauere Bestimmung wird überhaupt wol kaum möglich sein. Jedenfalls ist anzunehmen, daß die Pf. der Schweiz ziemlich gleichalterig mit den Crannoger (d. s. Steinberge in den Seen Schottlands u. Irlands), dagegen weit später entstanden sind, als die Kjökkenmöddinger (Küchen-Abfälle, s. d.) Schleswigs. Die Rasse, zu welcher die Bewohner der Pf. gehörten, läßt sich kaum bestimmen, da nur wenige Skelettheile des Menschen bisher zum Vorschein kamen. Höchst wahrscheinlich waren die Bewohner Kelten, die noch bis zu der Zeit, wo die Römer zur Weltherrschaft gelangten, ihre Wohnsitze in der Schweiz hatten, jedoch, noch bevor Cäsar eindrang, ihre Seedörfer mit Landansiedelungen vertauschten.



Nr. 4457. Der Pfau (Pavo cristatus).

Ganz ähnliche Seedörfer, wie in der Schweiz, nam. im westl. u. nördl. Theile derselben, wo Keller, Messikomer, Schwab, Suter, Desor u. A. mehrere Hundert entdeckten, wurden auch in anderen Gegenden Europa's aufgefunden: in den Seen u. Torfmooren der Lombardei, in Bayern, im Salzkammergut, in Kärnthen u. Steiermark; dann auch in Mecklenburg u. Pommern; ferner in Frankreich, sowol in den Seen Savoyens als auch in denjenigen der Pyrenäen. Die Funde, die an diesen verschiedenen Plätzen von Desor, Troyon, Morlot, Dechmann, v. Sacken, Graf Wurmbrand, Hochstetter, M. Wagner, v. Siebold, Lisch, Virchow, Krasicki, Garrigou u. A. gemacht wurden, stimmen mit wenig Abweichungen sehr mit den hier beschriebenen Schweizer Pfahlbaufunden überein. Es war somit eine in einem großen Theile Europa's lange Zeit ziemlich allgemein verbreitete Sitte, Pf. als Wohnungen zu errichten, welche eine gewisse Sicherheit gegen Feinde u. wilde Thiere darboten. Einige dieser Anlagen mögen wol auch als Magazine gedient haben. Literatur: F. Keller, „Die keltischen Pf. in den Schweizer Seen", in den „Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich" (Zür. 1854, 1858, 1860, 1861, 1863, 1866 ff.); Jahn u. Uhlmann, „Die Pfahlbaualterthümer von Moosseedorf" (Bern 1857); Troyon, „Sur les habitations lacustres des temps anciens et modernes" (Lausanne 1860); Rütimeyer, „Untersuchungen der Thierreste aus den Pf. der Schweiz" (Zür. 1861); Staub, „Die Pf. in den Schweizer Seen" (Fluntern bei Zürich 1864); O. Heer, „Die Pflanzen der Pf." (Zür. 1865); Pallmann, „Die Pf. u. ihre Bewohner" (Greifswald 1866); v. Sacken, „Der Pfahlbau im Garda-See" (Wien 1865); Desor, „Die Pf. des Neuenburger Sees" (Frankf. a. M. 1866); Lisch, „Pf. in Mecklenburg" (2 Berichte, Schwerin 1865 u. 67); Rabut, „Histoire des habitations lacustres de la Savoie" (Sabaudia 1873); Desor u. Favre, „Le bel âge du Bronce lacustre en Suisse" (Delémont 1873); W. Bär u. v. Hellwald, „Der vorgeschichtliche Mensch" (Lpz. 1874, S. 209).

Pfahlbürger. Seit dem Aufblühen der Städte im Zeitalter der Hohenstaufen wandten sich viele unfreie Leute vom Lande in die Städte; sie genossen den Schutz derselben, erlangten durch längeres Verweilen daselbst ihre Freiheit u. durften an Gewerbe u. Handel Theil nehmen. Doch waren diese Zugewanderten in mannichfachen Beziehungen hinter die Vollbürger zurückgesetzt u. wurden, weil sie sich zwar innerhalb der Grenzen der Stadtgemeinde, aber anfänglich in nächster Nähe der Grenzpfähle aufhalten u. anbauen mußten, Pfahl- od. Ausbürger genannt. Heutzutage ist diese Verschiedenheit vollständig verschwunden, der Unterschied zwischen Bürgern, Schutzverwandten u. flottirender Bevölkerung beruht auf ganz anderen gesetzlichen Bestimmungen u. gehört der modernen Städteentwicklung an.

Pfalz (lat. palatium) ist im deutschen Mittelalter eine Burg, auf welcher bisweilen der König od. Kaiser erschien, um Recht zu sprechen; der Name wurde auch auf das Land übertragen, das darum lag u. zum Unterhalte des Kaisers od. des Pfalzgrafen diente, der sein Verwalter war. Solche Pf.en gab es zerstreut durch ganz Deutschland. Seit der Gründung des Reichskammergerichtes besaß ein Pfalzgraf nur die nichtigen Rechte, Doktoren zu ernennen, den Adel zu ertheilen, Dichter zu krönen u. dergl. (vgl. Palatinus).

Pfalz, s. „Rheinpfalz".

Pfalzburg, Stadt im deutsch-lothring. Kreise Saarburg mit 4145 E. (1871); liegt auf einem Bergrücken der Vogesen, an einem wichtigen Paß u. war unter franz. Herrschaft ein Kriegsplatz zweiter Klasse. Die von Vauban angelegten Befestigungswerke sind seit 1872 abgetragen worden. Pf., 1580 vom Pfalzgrafen Georg Johann angelegt, war der Hauptort des gleichnamigen Fürstenthums, das 1583 durch Kauf an Lothringen u. 1661 an Frankreich kam. Im Deutsch-franz. Kriege seit 8. Aug. 1870 cernirt, mußte sich Pf. nach langer, tapferer Vertheidigung 12. Dez. übergeben, wodurch 52 Offiziere, 1838 Mann u. 65 Geschütze in die Hände der Sieger fielen. Die Stadt ist Geburtsort des franz. Marschalls Mouton Grafen von Lobau (1770—1838), des franz. Militärschriftstellers Charras (1810—65) u. des Romanschriftstellers Emil Erkmann (1822).

Pfalzgraf, s. „Pfalz".

Pfand (lat. pignus). Ein Gläubiger kann sich dafür, daß er von seinem Schuldner vollständig u. rechtzeitig Zahlung erhalte, Sicherheit verschaffen durch die Bürgschaft u. das Pf. Durch erstere erlangt er neben seinem bisherigen Schuldner, dem Hauptschuldner, einen anderen Schuldner, an den er sich bei unterbleibender Zahlung halten kann. Beim Pf. sind es Sachen, durch deren Verkauf der Gläubiger bei Zahlungsverzug sich decken u. befriedigen soll. Das Wesentliche beim Pfandrecht ist die Befugniß des Pfandgläubigers, die verpfändete Sache zu verkaufen, u. zwar mit der Wirkung, daß der Käufer voller u. unbeschränkter Eigenthümer der Pfandsache wird u. durch den Verkauf das Pfandrecht erlischt. Den Gegenstand des Pfandrechtes können alle Sachen bilden, welche in Verkehr sind, bewegliche sowol wie unbewegliche. Das gemeine Recht kannte nam. zwei Arten des Pfandrechtes, das Faustpfand u. die Hypothek. Bei dem ersteren war der Pfandgläubiger Derjenige, welcher die Pfandsache in Händen hatte, bei der letzteren hingegen verblieb das Pf. in der Innehabung des Schuldners. Beide Arten kamen sowol bei beweglichen als auch bei unbeweglichen Sachen vor. Die moderne Rechtsentwicklung hingegen ist hiervon eine wesentlich verschiedene. Die Form der Hypothek (s. d.) kommt nur noch bei Grundstücken vor u. ist an besondere Formen (Ingrossation, gerichtliche Bestätigung, Schriftlichkeit 2c.) geknüpft. Eine bewegliche Sache aber kann nur in Form des Faustpfandes, d. h. dergestalt, daß der Schuldner dem Gläubiger die Sache übergiebt, verpfändet werden, sodaß das Pfandrecht erlischt, wenn sie aus der Innehabung des Pfandgläubigers kommt. Die Pfandsache haftet ferner so lange, bis der letzte Pfennig der Pfandschuld getilgt ist. Zahlt der Schuldner zur Verfallzeit nicht, so kann der Pfandgläubiger zum Verkaufe des Pf.es verschreiten u. zwar je nach Bestimmung der einzelnen Rechte zum öffentlichen Gericht, zur Auktion 2c. od. zum Verkauf aus freier Hand. Dasjenige, was der Pfandgläubiger über den Betrag der Pfandschuld erlöst, muß er an seinen Schuldner abliefern.

Pfandbrief, Pfandobligation, heißt die Schuldverschreibung, in welcher der Schuldner bekennt, für eine Forderung gewisse Gegenstände verpfändet zu haben. Namentlich kommen dergleichen bei der Verpfändung von Grundstücken vor. Zu dieser Gattung gehören die von Hypothekenbanken, ritterschaftlichen Vereinen 2c. ausgestellten Schuldverschreibungen.

Pfändung. Dieses Institut ist durch das alte Deutsche Recht eingeführt worden u. soll zur Sicherung des Grundeigenthums gegen willkürliche Störungen u. Beeinträchtigungen dienen. Der Eigenthümer, Pachter, Nutznießer 2c. eines Grundstückes kann nämlich Personen, welche unbefugt den Erstgenannten gehörigen od. ihnen überlassenen Grund u. Boden betreten, anhalten u. von ihnen nicht nur Schadenersatz, sondern statt dessen od. neben dem Schaden einen Pfandschilling in baarem Gelde fordern, bei unterbleibender Zahlung aber dem Ertappten Sachen wegnehmen, welche zur Erlangung der erwähnten Forderungen geeignet erscheinen. Das gleiche Recht des Anhaltens besteht bez. der Thiere, welche auf dem Grund u. Boden des Pfändenden sich einfinden od. weiden. Ablieferung der Pfandsache od. der gepfändeten Thiere an das nächste Gericht ist vielfach vorgeschrieben. Auch soll die Pf. seitens des Berechtigten ohne Chicane ausgeführt werden.

Pfanne (anat., acetabulum) heißt die an der rechten u. linken Außenseite des Beckens gelegene halbkugelige Knochenaushöhlung mit knorpeliger Auskleidung, in welcher der Gelenkkopf des Oberschenkels eingelenkt ist.

Pfannenstein, s. v. w. Kesselstein (s. d.).

Pfarrer (vom griech. πάροχος) heißt ein christlicher Geistlicher, der selbständig einer Parochie (s. d.) vorsteht. Der Name ist in der Lutherischen Kirche meist durch Pastor verdrängt; in der Reformirten Kirche wird er meist auf alle Geistlichen, auch die Diakonen, ausgedehnt.

Pfarrius, Gustav, deutscher Lyriker, geb. 31. Dez. 1800 zu Heddersheim bei Kreuznach; studirte zu Halle u. Bonn Philosophie u. Philologie, ward als Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Köln angestellt, dem er in fruchtreicher Thätigkeit bis 1863, wo er in Ruhestand versetzt wurde, angehörte. P. trat zuerst mit dem Werkchen „Das Nahethal in Liedern" (Aachen 1845) in die Literatur, dem seine „Waldlieder" (Köln 1850, 2. Aufl. 1853) folgten. Einige erzählende Dichtungen, u. a. die Novelle „Schein u. Sein" (Köln 1853) erwiesen, daß das Talent des Dichters auf die Lyrik beschränkt sei, u. seine gesammelten „Gedichte" (Köln 1860), durch Frische, schlichte Volksthümlichkeit u. durch vollendete Form ausgezeichnet, haben Pf.' Namen mit Recht erhalten.

Pfau (Pavo cristatus), ein Hühnervogel aus der Familie der Phasianiden, ausgezeichnet durch sein schönes Gefieder. Der hochbeinige Vogel trägt auf dem Kopfe einen Federbusch, der Hals ist blau, das übrige Federkleid grau u. grünlich, die langen, grüngolden glänzenden Schwanzdeckfedern des Männchens tragen schillernde Augenflecke. Der Pf. kann diese Federn in der Weise aufrichten, daß sie sich wie Radspeichen im Kreise stellen (Radschlagen). Ende August fallen die schönen Federn aus, um erst im Frühjahr wieder zu wachsen. Der Pf. ist in Ceylon u. Vorderindien heimisch, dort lebt er gesellig in dichten Waldungen. In Europa wurde er zur Zeit Alexander's d. Gr. einführt, in der Krim ist er verwildert. Die Pfauhenne legt 20—30 Eier in ein Erdloch, zahme nur 6—10; das Brüten dauert 27—30 Tage. Die Stimme ähnelt der einer Katze. Der Name, lat. pavo, franz. paon, holl. paauw, drückt das Geschrei des Pf.es annähernd aus 2c. Während man Pf.en bei uns nur zum Schmuck auf Hühnerhöfen hält, war ihr Braten vor Einführung der Fasanen u. Truthühner sehr beliebt u. Pfauenzungen galten zur Zeit der röm. Kaiser als Delikatesse. Der Pf. selbst war Vogel der stolzen Juno.

Pfau, Ludwig, deutscher Dichter, geb. 25. Aug. 1821 zu Heilbronn, wurde ursprünglich zum Kunstgärtner bestimmt u. erlernte die Gärtnerei zu Rhuise in Frankreich. Von dem Triebe zu den Studien jedoch geleitet, bereitete sich P. nach Beendigung seiner Lehrzeit zum Besuch der Universität vor u. studirte zu Tübingen u. Heidelberg Philosophie. Bereits 1846 trat er mit der ersten Sammlung seiner „Gedichte" hervor, welche in ihrer echt lyrischen Innigkeit u. ihrem schlicht volksthümlichen Tone zu sehr von der damals herrschenden rednerischen u. hohlen Tendenzpoesie abstachen, um sein augenblickliches Glück zu machen; sie erfreuten sich aber bei ihren Neuveröffentlichungen in späteren Jahren um so größeren Beifalls. 1848 wurde Pf. in die Wirbel der Bewegung gerissen, gab das satyrische Wochenblatt „Eulenspiegel" zu Stuttgart heraus u. mußte schließlich 1849 als politischer Flüchtling Deutschland verlassen. Er lebte zuerst in der Schweiz, seit 1852 zu Paris, gab im Verein mit Moritz Hartmann die vortreffliche Uebertragung der „Bretonischen Volkslieder" heraus u. widmete sich ernsten u. eingehenden Kunststudien, als deren Hauptresultat jene „Freien Studien" (Stuttg. 1865) erschienen, welche nam. das Verhältniß der Kunst zum Staate in interessanter u. eigenthümlicher Weise erörterten.

Pfauenauge heißen mehrere durch Augenflecke gezeichnete Schmetterlinge, so das Tagpfauenauge (Vanessa Jo), ein braunrother Tagfalter mit großem Außenfleck auf jedem Flügel. Die schwarze, weißpunktirte, rothbeinige Dornraupe lebt gesellig auf Brennnesseln u. Hopfen. Ferner das Abendpfauenauge (Smerinthus ocellatus), ein Schwärmer mit röthlichgrauen, braun marmorirten Vorderflügeln u. einem großen, blau gezeichneten Augenfleck auf den an der Wurzel carminrothen Hinterflügeln (s. Fig. 2172). Seine grüne, weiß geperlte Raupe lebt auf Weiden. Nachtpfauenauge (s. d.) heißen gewisse Arten der Spinnergattung Saturnia.

Pfeffel, Gottlieb Konrad, deutsch-elsäss. Dichter, geb. 28. Juni 1736 zu Colmar, bezog 1751 die Universität Halle zum Studium der Rechte, interessirte sich hier lebhaft für den beginnenden Neuaufschwung der deutschen Literatur, nahm die literarischen Prinzipien Gellert's u. seiner Genossen von den „Bremer Beiträgen" in sich auf u. bethätigte sie in seinen ersten literarischen Versuchen. Nach dem Elsaß zurückgekehrt, hatte er das Unglück früh zu erblinden, mußte die juristische Laufbahn aufgeben u. begründete nach mannichfachen Sorgen u. Lebenskämpfen 1773 eine Art Erziehungsanstalt für junge Edelleute, welche sich dem Offiziersstande widmen wollten.



Nr. 4458. Gottlieb Konrad Pfeffel (geb. 28. Juni 1736, gest. 1. Mai 1809).

Fortwährend auch literarisch thätig, stand er dieser Anstalt bis zur Zeit der Franz. Revolution vor, ward 1803 Präsident des Konsistoriums in Colmar u. starb als solcher 1. Mai 1809. Pf.'s „Poetische Versuche" (Frankf. 1761) u. eine ganze Reihe seiner Arbeiten, unter denen zahlreiche theatralische Kleinigkeiten nach franz. Mustern, waren für ihre Zeit hauptsächlich durch eine gewisse Leichtigkeit, Anmuth u. Eleganz ausgezeichnet. Am glücklichsten bewährte Pf. sein Talent in seinen „Fabeln" (Basel 1783) u. den Fabeln verwandten poetischen Erzählungen, in denen er für einen der besten Nachahmer Gellert's gelten durfte. Seine Fabeln u. poetischen Erzählungen (neu herausgeg. von H. Hauff, Stuttg. 1840) waren es denn auch, welche seinen Namen bis heute lebendig erhielten.

Pfeffer (Piper nigrum), auch schwarzer Pf.; eine der wichtigsten Arten einer völlig tropischen Pflanzengattung, welche reich an Schlinggewächsen ist. Ein solches ist auch der schwarze Pf., der sich gleich einer Bohne an seiner Stütze emporrankt. In der Kultur giebt man ihm in Indien künstliche Pfähle, so daß eine Pfefferpflanzung etwa wie eine Hopfenanlage erscheint. Das frische, glänzende Grün des herzförmig ausgeschnittenen Blattes u. die traubenartig gestellten erbsengroßen Früchte, welche aus einer schlanken, wurstförmigen Blumenähre hervorgehen, sind charakteristisch für den Habitus der Pflanze, welche zu den perennirenden Gewächsen gehört u. wild an den Gehängen der südind. Gebirge, bes. von Malabar, vorkommt. Von da an verbreitete sie sich als Nutzpflanze über den Ind. Archipel, wo nam. Java, Provinz Bantam, ein Hauptkulturplatz ist. Stellenweise wird sie auch auf Sumatra gebaut. Beide Distrikte liefern gegenwärtig den größten Theil des Pf.s für den europ.

Markt, während Bantam noch im J. 1811 sich daran nur mit einem einzigen Pfunde betheiligte: ein Erfolg, welchen Holland dadurch errang, daß es die früher monopolisirte Kultur frei gab. Durch den General Bernard wurde später die Pfefferkultur auch in Cayenne eingeführt. Man pflanzt den Pf. durch Stecklinge fort, welche erst im vierten Jahre Frucht bringen u. von da an bis zum achten Jahre, selten noch 2 bis 3 Jahre länger, tragen. In voller Kraft hat eine seiner Trauben etwa 20—30 Beeren, während ein ganzer Stamm etwa 3—4 K. hervorbringt. Die Ernte fällt auf der Westküste von Sumatra in den September u. Oktober, eine Nachernte in den März u. April. Man zieht weißen u. schwarzen Pf. auf derselben Pflanze; jener entstammt den besten Beeren, welche von dem Stamme freiwillig herabfallen u., von Wind u. Wetter gebleicht u. von ihren Samenhüllen befreit, aufgelesen werden. Die Beeren sind zuerst grün, dann roth, zuletzt gelb; sie werden aber vor der gänzlichen Reife gesammelt u. auf Matten schnell gedörrt. Die Produktion des Pf.s ist außerordentlich bedeutend; man schätzt sie für Sumatra auf 14, für Siam auf 4, für Malabar auf 2, für Malacca u. die Inseln über $3^3/_4$, für Borneo auf $1^1/_2$ Mill. Kg. Der beißende Geschmack des Pf.s kommt nicht von dem Piperin, einem eigenthümlichen Alkaloide, das sowol im schwarzen als auch im weißen u. langen Pf. vorhanden ist, auch nicht von dem ätherischen Oele desselben, obwol dieses den Geruch u. Geschmack des Pf.s besitzt, sondern von einem Weichharze, das durch Alkohol, Aether u. Alkalien als löslich ausgezogen werden kann.



Nr. 4459. Die Pfefferpflanze (Piper nigrum).

Pfefferfresser, s. „Tukan".

Pfefferküste, ein Theil von Oberguinea, umfaßt die westafrik. Küste von St. Andrews bis zum Kap Messurado u. hat den Namen nach den Körnern des Malaguettapfeffers (Amomum granum paradisii) erhalten. Den größten Theil der Pf. nimmt die Negerrepublik Liberia (s. d.) ein.

Pfefferminze, s. „Mentha".

Pfeifergericht (judicium tibicinum) hieß vor Zeiten eine Feierlichkeit, unter welcher die Städte Nürnberg, Worms u. Bamberg (Altstadt) die Zollfreiheit bei den Messen zu Frankfurt a. M. erbitten mußten. Es erschienen nämlich am Gerichtstage vor Mariä Geburt die Deputirten dieser Städte mit einigen Nürnberger Stadtpfeifern vor dem Stadtgerichtsschultheißen, verlangten von ihm die Zollfreiheit u. gaben ihm einen weißen hölzernen Becher, ein Pfund Pfeffer, einen alten weißen Biberhut, zwei weiße Handschuhe u. ein weißes Stäbchen, von welchen Sachen jedoch der Hut, den die Stadt Worms allein gab, stets wieder mit einem Goldgulden eingelöst ward. Anfänglich hielt jede der drei Städte ihre eigenen Pfeifer, dann aber übernahm die Stadt Nürnberg für ein Entgelt die Stellung derselben. Früher hatten die Städte Hüningen u. Köln dasselbe Recht, verloren es aber, weil sie einige Male es auszuüben verabsäumt hatten.

Pfeifertag hieß eine Feierlichkeit, nach welcher der Pfalzgraf von Birkenfeld, als Graf v. Rappoltstein im Elsaß, als sog. König der Pfeifer jährlich durch seinen Königsleutnant im August zu Bischweiler im Niederelsaß, im September zu Rappoltsweiler im Oberelsaß u. im Sundgau zu Dhaun alle in diesen Bezirken wohnenden Spielleute versammeln ließ, ungefähr an 1000 Mann. Dieselben zogen in feierlichem Aufzuge, einen Herold u. den Königsleutnant mit einer Krone voran, sechs Mann hoch erst nach einer kathol. Kapelle, wo Jeder ein Stück Geld opfern mußte, u. dann nach dem Schloß zu Bischweiler. Hier machten sie in einzelnen Banden Musik, dann mußte Jeder einen vergoldeten silbernen, ein halbes Maß enthaltenden Becher Wein austrinken u. dann zogen sie Alle nach dem Wirthshause, wo für jede Person ein Mittagsessen für 3 Mk. bestellt war. Zuletzt ward Gerichts- u. Freveltag gehalten über die Spielleute, welche Etwas verbrochen hatten.

Pfeiffer, Ludwig Georg Karl, Arzt u. Naturforscher, insbes. Botaniker u. Conchyliolog, Sohn des kurhess. Oberappellationsgerichtsraths Burkhard Wilhelm P. (geb. 1777, gest. 1852), geb. zu Kassel 4. Juli 1805; studirte Medizin u. Naturwissenschaften in Göttingen, Marburg, Paris u. Berlin, fing 1826 in seiner Vaterstadt zu praktiziren an, trat 1831 als Militärarzt in poln. Dienste, kehrte 1832 nach Kassel zurück u. bereiste später Belgien u. Deutschland, 1838—39 mit E. Otto u. J. Gundlach die Insel Cuba, 1840 bis 1843 Frankreich u. einen Theil Oesterreichs sowie 1845 u. 51 England. Ein wahres Riesenwerk ist sein „Nomenclator botanicus" (Kassel 1873 ff.). Von seinen anderen Werken sind hervorzuheben: „Universalrepertorium der deutschen medizinischen 2c. Journalistik" (2 Bde., Kassel 1833); „Symbolae ad historiam Heliceorum" (3 Thle., ebd. 1841—46); „Abbildungen u. Beschreibungen blühender Cacteen" (2 Bde., ebd. 1843—50); „Uebersicht der kurhess. Flora" (mit Cassebeer, ebd. 1844); „Monographia Heliceorum viventium" (8 Bde., Lpz. 1847—76); „Flora von Niederhessen u. Münden" (2 Bde., Kass. 1847—54); „Monographia Pneumonopomorum viventium" (ebendas. 1852) 2c. Auch betheiligte er sich an der Bearbeitung von Philipp's „Abbildungen u. Beschreibungen neuer u. weniger bekannter Conchylien" u. gab mit Menke seit 1846 die „Zeitschrift für Malakozoologie" (später „Malakozoologische Blätter") heraus.

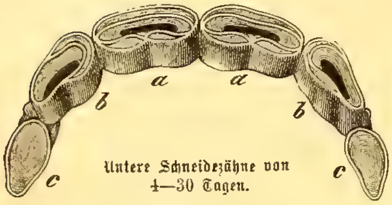
Pfeiffer, Franz, einer der vorzüglichsten germanistischen Philologen, geb. 27. Febr. 1815 zu Solothurn, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte 1836—40 in München, anfänglich Medizin, dann Philologie, unternahm darauf eine wissenschaftliche Reise zur Durchforschung handschriftenreicher Bibliotheken in der Schweiz, Süddeutschland u. Oesterreich, lebte seit 1842 als Privatgelehrter u. seit 1846 als Bibliothekar in Stuttgart u. wurde 1857 Professor der deutschen Sprache u. Literatur an der Universität in Wien; hier starb er 29. Mai 1868. — Pf. nimmt unter den Herausgebern mittelhochdeutscher Werke einen der allerersten Plätze ein; wir nennen seine Ausgaben der Weingartner Liederhandschrift (Stuttg. 1843), von Rudolf's v. Ems „Barlaam u. Josaphat" (Lpz. 1843); Boner's „Edelstein" (ebd. 1844); der „Livländischen Reimchronik" (Stuttg. 1844); die „Deutschen Mystiker des 14. Jahrh." (2 Bde., Lpz. 1845—57); „Mai u. Beaflur" (ebd. 1848), „Theologia deutsch" Stuttg. 1851); „Heinzelein von Konstanz" (Lpz. 1852); Konrad's v. Megenburg „Buch der Natur" (Stuttg. 1861); die „Predigten Berthold's von Regensburg" (Bd. 1, Wien 1862); Walther v. der Vogelweide (Lpz. 1864; 5. Aufl. 1877), Konrad's von Würzburg „Partonopier u. Meliur" (aus Pf.'s Nachlaß herausgeg. von Bartsch, Wien 1870), „Das Melker Marienlied" (herausgeg. von Strobl, Wien 1870) 2c. Eine Anzahl kleinerer Schriften, die immer anregend u. fördernd, zum Theil bahnbrechend gewirkt haben, sammelte Pf. unter dem Titel „Freie Forschung" (Wien 1867). Auch betheiligte er sich an der Herausgabe von Uhland's „Schriften zur Geschichte der Dichtung u. Sage" u. erwarb sich ein großes Verdienst durch die 1856 erfolgte Gründung der germanistischen Zeitschrift „Germania" (seit Pf.'s Tode von Bartsch redigirt), welche den Zweck verfolgt, die Ausschließlichkeit der Lachmann'schen Schule zu bekämpfen. Aus Pf.'s Nachlaß erschien auch noch „Briefwechsel zwischen Joseph Frhrn. v. Laßberg u. Ludwig Uhland" (Wien 1870); derselbe enthält eine Biographie Pf.'s von Bartsch.

Pfeiffer, geb. **Reyer**, Ida Laura, berühmte Reisende, geb. zu Wien 14. Okt. 1797, heirathete 1820 den dortigen Advokaten P., trennte sich aber später von demselben u. unternahm es, nachdem sie

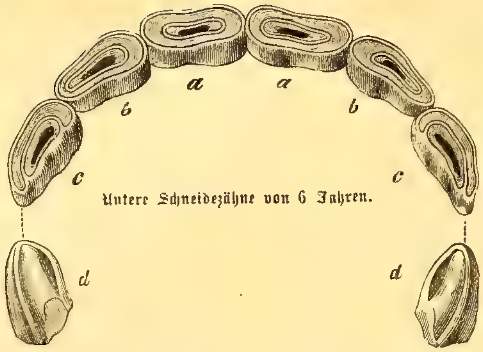


1 Tarpan. 2 Tangun. 3 Turkmainatti (Araber). 4 Tajar (Araber). 5 Marokkaner. 6 Tscherkesse. 7 russisches Steppenpferd. 8 russischer Harttraber. 9 Moldauer Rasse. 10 engl. Rennpferd (Vollblut). 11 engl. Jagdpferd (Hunter). 12 engl. Kutschpferd (Cleveland). 13 Suffolk Punch (Engl.). 14 Andalusier. 15 Limousin (Frankr.). 16 Mellerand (Frankr.). 17 Cotentin (Frankr.). 18 Percheron. 19 Boulogne. 20 Mecklenburger aus dem Alt-Ivenacker Gestüt. 21 u. 22 preußische Pferde (Familie des Roderich u. Rufus).

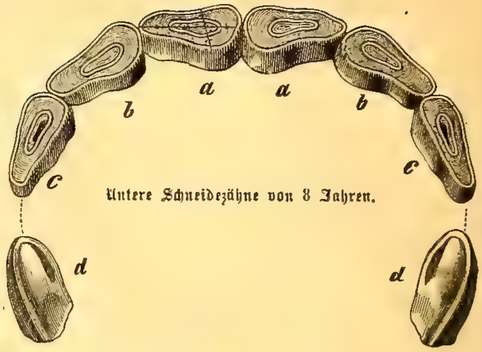
 Verlag von Otto Spamer in Leipzig.



Untere Schneidezähne von 4—30 Tagen.



Untere Schneidezähne von 6 Jahren.



Untere Schneidezähne von 8 Jahren.

aa Zangen od. Zangenzähne, bb Mittelzähne, cc Eckzähne (in der ersten Figur noch nicht durchgebrochen), dd Haken.
Die Kunden verschwinden nach 6 Jahren bei aa, nach 7 Jahren bei bb, nach 8 Jahren bei cc

I das Vordertheil od. die Vorhand.

Der Kopf besteht aus folg Theilen:
1 dem Genick,
2 dem Haarschopf,
3 den Ohren,
4 der Stirn,
5 den Schläfen,
6 den Augengruben,
7 den Augenbogen,
8 den Augen,
9 der Nase,
10 den Nüstern od. Nasenlöchern,
11 den Lefzen od. Lippen,
12 dem Kinn,
13 den Backen od. Vorderkinnbacken,
14 den Ganaschen od. den hinteren Kinnbacken,
15 dem Kehlgange,
16 dem Maule mit seinen inneren Theilen, nämlich der Zunge, dem Gaumen u. den Zähnen.

Der Hals hat folg drei Theile:
17 den Kamm od Nacken mit der Mähne,
18 die Kehle od. Drossel,
19 die Seitenflächen mit
20 den Ohrspeicheldrüsen.

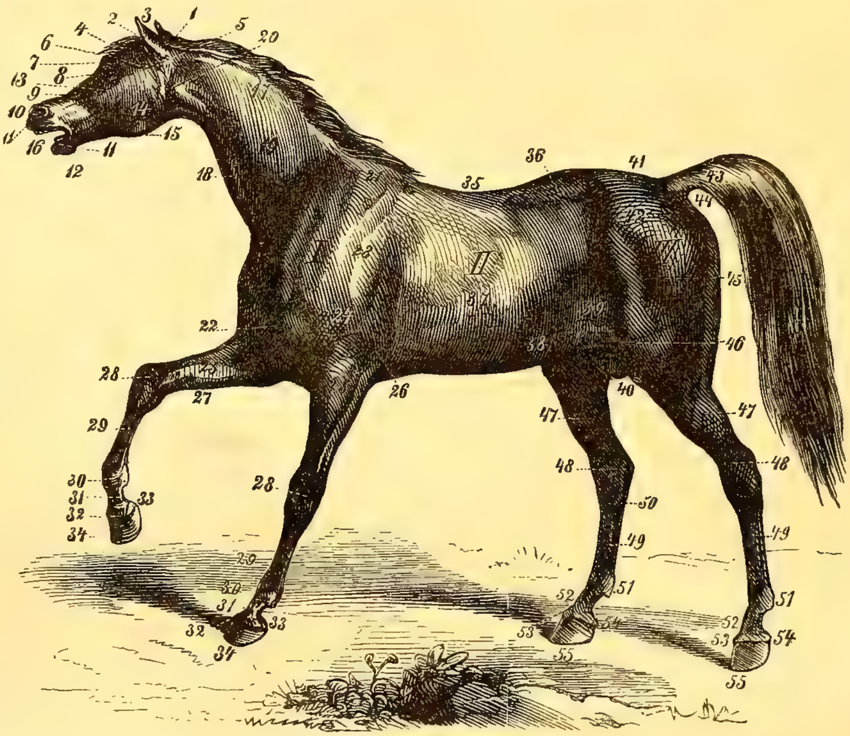
21 Der Widerrist.
22 Die Brust.

Eine jede vordere Gliedmaße zerfällt in
23 die Schulter,
24 den Oberarm,
25 den Vor- od. Unterarm mit
26 dem Elnbogen u
27 die Kastanie od. Hornwarze,
28 das Knie,
29 das Schienbein od. die Röhre,
30 die Köthe od. den Knöchel, auch Köthen- od. Fesselgelenk genannt, mit der Haarzotte,
31 den Fessel,
32 die Krone,
33 die Ballen,
34 den Huf.

II das Mitteltheil od die Mittelhand.
35 der Rücken,
36 die Lenden od. Nieren,
37 die Rippen,
38 der Bauch,
39 die Flanken od. die Weichen,
40 die Geschlechtstheile des Hengstes od. die Euter der Stute.

III das Hintertheil od die Hinterhand.
41 das Kreuz od. die Kruppe,
42 die Hüften od die Hanken,
43 der Schweif,
44 der After u die Scham der Stute.

Jede hintere Gliedmaße zerfällt in folgende Theile:
45 den Oberschenkel od. das Dick- od Backenbein,
46 die Kniescheibe,
47 den Unterschenkel od. die Hose,
48 das Sprunggelenk,
49 das Schienbein mit
50 der Kastanie,
51 die Köthe od. den Knöchel, auch das Köthen- od. Fesselgelenk genannt, mit der Haarzotte,
52 den Fessel,
53 die Krone,
54 die Ballen,
55 den Huf.

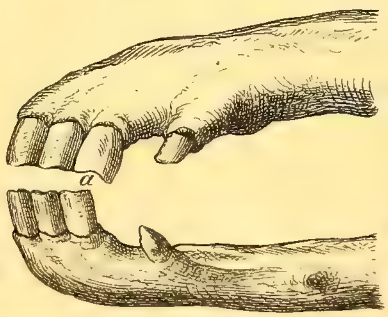


Das äußere Pferd.



Untere Schneidezähne von 13 Jahren.

(Die Gestalt der Zähne verändert sich von oval zu rund, dreieckig ꝛc.).



Ober- u. Unterkiefer eines Pferdes mit a, dem Einbiß, der mit dem neunten Jahre sichtbar wird.



Untere Schneidezähne von 25 Jahren.

(Die Zähne haben eine umgekehrt ovale Gestalt angenommen, gegenüber denen des jungen Pferdes).



Brandzeichen.

1 Neustadt a. d Dosse. 2 Schlesisches Landgestüt Leubus. 3 Brandenburgisches Landgestüt Lindenau. 4 Privatgestüt des Dr A Brandes zu Althof-Insterburg. 5 Hauptgestüt Trakehnen. 6 Lithauisches Landgestüt Trakehnen. 7 Zuchtgestüt Zirke. 8 Posen'sches Landesgestüt Zirke

ihre Kinder versorgt hatte, ihre von der Jugend her noch ungestillte Sehnsucht nach fernen Ländern durch großartige, gefahrvolle Reisen zu befriedigen, auf denen sie, obgleich nur mit bescheidenen Mitteln versehen u. allein auf sich angewiesen, 30—32,000 geographische M. zurückgelegt hat. 1842 besuchte sie zunächst Aegypten u. Palästina. Drei Jahre später ging sie über Kopenhagen nach Island, wo sie den Hekla bestieg, u. kehrte über Skandinavien nach Deutschland zurück. Ihre dritte Reise (1846—49) war eine Weltfahrt, die sich bis ins Innere Brasiliens u. in den Westen Südamerika's sowie bis zum chines. Küstenland u. nach Hindostan erstreckte; die Rückwanderung führte durch Persien, über den Kaukasus u. durch die Türkei u. Griechenland. Auf einer zweiten Weltreise (1851—54) begab sich die P. über das Kap der Guten Hoffnung nach den Sundainseln u. Molukken, nach anderthalbjährigem Aufenthalte in dieser Inselwelt über Australien nach Amerika, durchzog Kalifornien u. Oregon, besuchte Peru, Ecuador u. Neugranada, ging dann über den Isthmus von Panama nach Neuorleans, schiffte den Mississippi bis Minnesota aufwärts, bereiste die Binnenseen Nordamerika's u. nahm ihren Rückweg über New-York u. Hamburg. Im Mai 1856 verließ die unermüdliche Frau Wien abermals, ging über Berlin u. Paris, wo sie zum Ehrenmitglied der Geographischen Gesellschaft ernannt wurde; nach Rotterdam u. schiffte sich nach Madagascar ein. Hier Anfangs günstig aufgenommen, ward sie bald genug als vermeintliche Spionin aufs Heftigste verfolgt u. mehrere Monate lang in sumpfigen Wüsteneien als Gefangene herumgeschleppt; endlich entlassen, brachte sie mit dem Malariafieber den Todeskeim nach der Heimat zurück u. starb zu Wien 27. Okt. 1858. Ihre schlicht u. einfach geschriebenen, aber viel Interessantes enthaltenden Reiseschilderungen erschienen unter dem Titel: „Reise einer Wienerin in das heil. Land" (3 Bde., Wien 1845; 4. Aufl. 1856); „Reise nach dem skandinav. Norden u. der Insel Island" (2 Bde., Pest 1846); „Eine Frauenfahrt um die Welt" (3 Bde., Wien 1850); „Zweite Weltreise" (4 Bde., ebd. 1856).

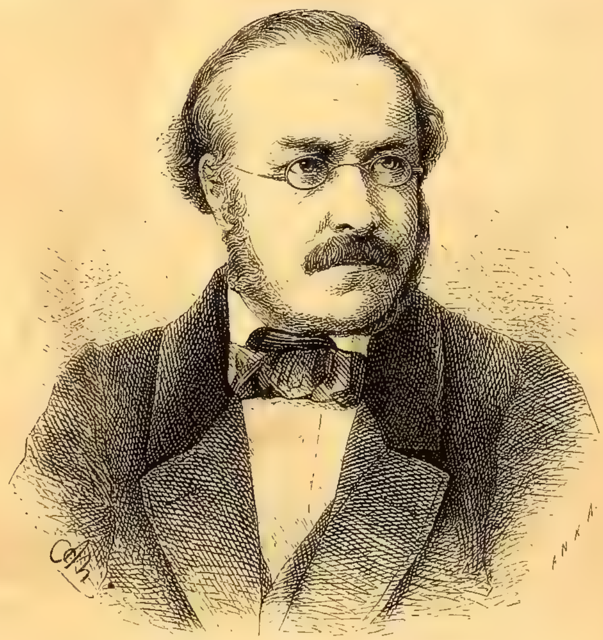
Pfeil ist das heute noch bei vielen wilden Völkern der außereurop. Erdtheile gebräuchliche Geschoß. Die treibende Kraft ist die Schnellkraft der Sehne u. des Bogens, an welchen die Sehne gespannt ist. Der Pf. selbst besteht aus einem meist hölzernen Schaft mit verschieden gestalteter Spitze u. ist an dem der Spitze entgegengesetzen Ende mit Federn besetzt, welche dazu dienen, ihn vor dem Ueberschlagen zu bewahren. Die Armbrustpfeile sind kürzer u. mit dünnen Bretchen an Stelle der Federn versehen. Die Spitzen der Pf.e, Anfangs von Stein, Knochen, werden auch bei den wilden Völkerschaften jetzt vielfach aus Eisen geschmiedet. Armbrustpfeile hatten öfters flach abgeschnittene Spitzen, um Rüstungen von Eisen durchschlagen zu können, eine Leistung, die sie noch auf 200 Schritt Entfernung ausführten. Zur Erhöhung der Wirkung hat man die Pfeilspitzen häufig in Gift getaucht. Das dazu nöthige Gift wird aus verschiedenen Strychnosarten bereitet, z. B. auf Panama das Corrovel, in den südl. Urwäldern das Curare od. Urari, auf den Sundainseln der Milchsaft des Upasbaumes mit verschiedenen Zuthaten, welche der Aberglaube der Wilden für nöthig hält. Pfeilschäfter, Pfeilschmiede, Pfeilsticker waren Gewerbe des Mittelalters, welche die Pf.e herstellten.

Pfeil, Wilhelm, verdienter Forstmann, geb. zu Rammelburg 28. März 1782, wurde 1804 auf den Gütern der Prinzessin von Kurland in Niederschlesien Forstassistent u. 1816, nachdem er als Hauptmann die Befreiungskriege mitgemacht, Verwalter der fürstlich Carolath'schen Forsten. 1821 erhielt er eine Professur an der Universität u. den Lehrstuhl der Forstwissenschaft an der Forstakademie in Berlin, organisirte 1824 die königl. preuß. höhere Forstlehranstalt in Neustadt-Eberswalde, wurde mit dem Titel eines Oberforstraths Direktor dieser Anstalt u. starb zu Warmbrunn (Schlesien) 4 Sept. 1859. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Ueber forstwissenschaftliche Bildung u. Unterricht" (Züllichau 1820); „Anleitung zur Behandlung, Benutzung u. Schätzung der Forsten" (2 Bde., ebd. 1820 f.; 4. Aufl., 5 Bde., Berl. 1854 ff.); „Grundsätze der Forstwissenschaft" (2 Bde., Züllichau 1822 f.); „Die Ablösung der Waldservituten" (ebd. 1822; 3. Aufl., Berl. 1854); „Forstbenutzung u. Forsttechnologie" (Züll. 1831); „Forstwirthschaft" (Lpz. 1839; 5. Aufl., ebd. 1857); „Forstschutz u. Forstpolizeilehre" (Berl. 1831); „Forstgeschichte Preußens bis 1806" (Lpz. 1839). Auch gab er heraus: „Kritische Blätter über Forst- u. Jagdwissenschaft" (2 Bde., Berl. 1820—23, u. Lpz. 1825 ff.).

Pfeiler, eine senkrechte, isolirte Stütze, die, wenn auch schon von den Griechen u. Römern angewendet, erst allmählich in der Baukunst des Mittelalters, bes. in der Gothik, ganz an die Stelle der Säule getreten ist u. die verschiedenartigsten Bildungen angenommen hat. Man unterscheidet runde, viereckige, polygone Pf., ferner einfache u. zusammengesetzte od. Bündelpfeiler. Der Pf. besteht, wie die Säule, aus Fuß (od. Basis), Schaft u. Kapitäl, doch fehlt letzteres in der Spätgothik sehr oft. Hat ein Pf. außer der Last auch einem Seitenschub zu widerstehen, so heißt er Strebepfeiler. Vergl. auch „Pilaster".

Pfeilgift, s. „Curare".

Pfennig od. Pfenning, eine seit den frühesten Zeiten vorkommende u. Jahrhunderte hindurch allein ausgeprägte Scheidemünze. Der Name wird hergeleitet von dem keltischen Worte „penn", Kopf, weil die Scheidemünze der Römer, die silbernen Denare, von den Galliern in Frankreich „Kopfstücke" genannt wurden, welches Wort die Deutschen dann später adoptirten. Während des Mittelalters wurde der lat. Name „denarius" für Pf. beibehalten. Karl d. Gr. ließ zuerst Ende des 8. Jahrh. Denare aus Silber für das gesammte Frankreich prägen, von denen 12 auf einen Schilling (solidus) u. 240 auf ein Pfund (libra) gingen. Schilling u. Pfund waren nur Rechnungsmünzen, d. h. man rechnete nach ihnen, zahlte aber in Pf.en. Diese Pf.e, die ursprünglich zweiseitig geprägt wurden, verfertigte man seit der Mitte des 12. Jahrh. nam. in Mittel- u. Norddeutschland, in Schwaben u. in Skandinavien aus ganz dünnem



Nr. 4460. Franz Pfeiffer (geb. 27. Febr. 1815, gest. 29. Mai 1868).

Silberbleche (sog. Bracteaten) mit einseitiger Prägung. Als sie vom 14. Jahrh. an neben zweiseitigen Silbermünzen (Groschen, Dickpfennigen) geprägt wurden, hießen sie „hohle Pf.e". Im Laufe der Zeit wurde der Silbergehalt der Pf.e mehr u. mehr verringert, so daß z. B. 1255 auf eine Mark Silber 660, 1344 schon 960 u. endlich um 1400 gar 1200—1400 Stück Pf.e gingen. In einigen Gegenden Deutschlands versetzte man die Pf.e stark mit Kupfer, woraus der Unterschied der weißen (Albus) u. der schwarzen Pf.e entstand. Die letzteren wurden im 16. Jahrh. schon aus purem Kupfer geprägt, jedoch verschieden, wie man denn im J. 1600 über 15 Sorten zählte, von denen von den besten 120 u. von den geringsten 576 auf einen Gulden gerechnet wurden. Erst 1738 wurde in Deutschland durch Reichstagsbeschluß entschieden, die Pf.e nach dem Beispiele anderer Länder aus Kupfer zu prägen. Es wurde dann später der Silber- od. Neugroschen theils zu 12, theils zu 10 Kupferpfennigen ausgemünzt. Seit 1871 wird im Deutschen Reiche die Rechnungseinheit „Mark" in 100 Pf.e eingetheilt u. es werden ausgeprägt 20- u. 50-Pfennigstücke in Silber, 5- u. 10-Pfennigstücke in Nickel u. 1- u. 2-Pfennigstücke in Kupfer.

Pferch, ein altdeutsches Wort, das gleichen Ursprunges mit Park (s. d.) ist u. einen abgegrenzten Raum bezeichnet, in welchem Weidethiere (Schafe, Rindvieh u. dgl.) über Nacht behufs Düngung der Felder od. Wiesen eingesperrt werden.

Pferd (in der Sprache der Poesie Roß, im gewöhnlichen Leben als Provinzialismus Roß, Gaul, im Mittelalter Roß, Mähre — wovon Marstall u. Marschall), equus, ist eine Gattung Säugethiere aus

der Familie der Einhufer (Solipedes, Solidungula), welche sich in drei Gruppen scheidet, nämlich: das Pf. (equus caballus), der Esel (s. d.) u. Halbesel (equus asinus) u. die gestreiften pferdeartigen Thiere, Zebra's (s. d.), (equus hippotigris). — Pf., equus caballus. Die äußere Erscheinung dieses unseres edelsten Hausthieres ist bekannt. Seine Sinne sind sehr empfindlich u. es versteht durch den Klang u. die Art des „Wieherns" verschiedene Empfindungen kundzugeben. — Das männliche Pf. heißt Hengst (franz. cheval entier, ganzes Pf.). Der zur Zucht verwendete Hengst heißt Beschäler (franz. étalon). Das weibliche Pf. heißt Stute, zur Zucht verwendet Mutterstute; das Junge heißt Füllen od. Fohlen. Die Stute ist 11—12 Monate trächtig. Da der Hengst durch Schreien, Toben u. Ungeberdigkeit zu den vielen Dienstverrichtungen, zu welchen das Pf. gebraucht wird, nam. in der Hand roher u. ungeschickter Leute, gefährlich u. unverwendbar sein kann, so beraubt man ihn der Hoden durch Kastriren. Ein kastrirter Hengst heißt ein Wallach, weil diese Sitte aus der Walachei zu uns gekommen sein soll. Wird das Kastriren nicht durch Ausschneiden, sondern durch Quetschen (Klopfen) der Hoden vorgenommen, so heißt der so behandelte Hengst ein Klopfhengst. Spitzhengst ist derjenige, welcher einen od. beide Hoden in der Bauchhöhle hat u. deshalb nicht kastrirt werden kann. In manchen Gegenden versteht man auch unter Klopfhengst einen solchen, dem nur ein Hode genommen werden konnte, weil der andere in der Bauchhöhle saß. — Da sich mit dem Alter das Pferdegebiß ziemlich regelmäßig verändert, so kann man an dem Gebisse das Alter des Pf.es mit mehr od. weniger Sicherheit erkennen. Das männliche Pf. besitzt 40, das weibliche in der Regel nur 36 Zähne. Davon sind 12 (6 obere u. 6 untere) Schneidezähne u. 24 (12 obere u. 12 untere) Backen- od. Stockzähne. Hengst u. Wallach haben auf etwa 2,5 cm. hinter den Schneidezähnen noch 4 (2 obere u. 2 untere) Hakenzähne od. Haken, welche den Stuten in der Regel fehlen. Das Pf. bekommt die Zähne entweder in Ober- u. Unterkiefer gleichzeitig, od. im Oberkiefer etwas früher als im unteren. Die vordersten beiden Schneidezähne oben u. unten heißen Zangenzähne, erscheinen in den ersten 8 Tagen nach der Geburt als Fohlenzähne u. sind nach den ersten $2\frac{1}{2}$ Jahren durch andere Zähne (Pferdezähne) ersetzt; die beiden zunächst stehenden heißen Mittelzähne, erscheinen in den ersten 6 Wochen als Fohlenzähne u. werden nach $3\frac{1}{2}$ Jahren durch Pferdezähne ersetzt; die beiden letzten Schneidezähne oben u. unten sind die Eckzähne; sie erscheinen als Fohlenzähne in den ersten 9 Monaten u. ersetzen sich durch Pferdezähne nach Ablauf von $4\frac{1}{2}$ Jahren. Die ersten 3 Backenzähne auf jeder Seite oben u. unten bringt das Pf. mit auf die Welt u. wechselt sie ebenfalls paarweise oben u. unten auf jeder Seite nach Ablauf von $2\frac{1}{2}$, $3\frac{1}{2}$ u. 4 Jahren, so daß also das 5jähr. Pf. seine sämmtlichen Fohlenzähne durch Pferdezähne ersetzt hat. Die übrigen 12 Backenzähne erscheinen ebenfalls paarweise oben u. unten auf jeder Seite nach 1, $2\frac{1}{2}$ u. $4\frac{1}{2}$ Jahren u. werden eben so wie die Haken od. Hakenzähne, welche bei den Hengsten u. Wallachen nach dem fünften Jahre zum Durchbruch kommen, nicht gewechselt. Auf der oberen Fläche eines jeden der Schneidezähne ist ein bohnenförmiger schwarzer Fleck, die Kunde, sichtbar. Diese Kunden nutzen sich nach u. nach ab u. verschwinden auf den unteren Zangen nach 6 Jahren, auf den unteren Mittelzähnen nach 7 u. auf den unteren Eckzähnen nach 8 Jahren, auf den korrespondirenden Reibeflächen der oberen Zähne dagegen immer etwa 3 Jahre später, also nach 9, 10 u. 11 Jahren. Außerdem zeigt sich, da der untere Eckzahn kleiner ist als der obere, nach 9 bis 12 Jahren in dem oberen eine Lücke, der sog. Einbiß. Eine weitere Veränderung des Pferdegebisses besteht darin, daß stets in der Reihenfolge Zangen-, Mittel-, Eckzähne, die Schneidezähne in ihrem oberen Querschnitt vom 6. bis zum 14. Jahre von der langgestreckten ovalen Form immer mehr zu der eiförmigen od. quer ovalen Form übergehen, aus welcher sodann bis zum 20. Jahre die rundliche, nach weiteren 6 Jahren die dreieckige u. schließlich über diese Periode hinaus die verkehrt ovale Form entsteht, bei welcher außerdem auch die Zähne bedeutend länger werden u. nicht mehr Zahn an Zahn geschlossen stehen. Während demnach bei dem jungen Pf.e die größte Achse der ovalen Reibefläche des unteren Schneidezahnes in der Kurvenrichtung des Kieferrandes liegt, durchschneidet sie diese Kurve des Kieferrandes bei dem alten Pf.e in radialer Richtung. Im Uebrigen tritt das Alter des Pf.es, wie das eines jeden anderen Geschöpfes, in seinem ganzen Aeußern, dem Exterieur, wie der Pferdekenner sagt, hervor. Größe, Farbe u. Abzeichen der Pf.e haben sich durch Kreuzung der verschiedenen Arten, Klima, Wartung, Pflege u. körperliche Ausbildung wesentlich geändert, seitdem das Pf. von dem wilden, in Herden lebenden Thiere zum Hausthiere geworden ist. Wilde Pf.e leben heute noch in Herden unter Anführung eines Hengstes in Asien u. Afrika u. auch im Nordosten Europa's. Die Ansichten der Schriftsteller über die Zahl der wilden Stämme sind verschieden. Wir folgen den Angaben Froriep's u. führen an: das wilde braune Pf. od. den Tarpan in Centralasien, das wilde zottige, weiße od. graue Pf. in den Steppen südl. des Kaukasus u. am Schwarzen Meere, das schwarze kraushaarige Pf., dessen Vorkommen als wildes Pf. nicht mehr mit Sicherheit nachweisbar ist. Es soll ursprünglich in Westeuropa in Skandinavien bis zur Tatarei einheimisch gewesen sein. Ein vierter Stamm ist das dunkelbraune Pf. mit schwarzem Rückenstreif im östl. u. nördl. Europa. Das scheckige Pf. (equus varius) wird von Froriep ausdrücklich als Stamm u. nicht als Spielart bezeichnet. Nach ihm lebt es an den Nordhängen des Himalaja u. wird dort, sofern es zahm gezüchtet ist, Tangun, wild dagegen Kiang genannt. Die Parther sollen sie bei ihrem Einfalle in Persien geritten haben, wie denn überhaupt die großen Kriegs- u. Eroberungszüge einestheils vielfach zur Verbreitung u. Veredelung der Pf.e (z. B. die Kreuzzüge), vielfach aber auch in späteren Zeiten (Dreißigjähr. Krieg) zur Zerstörung blühender Pferdezucht (Gestüte in Deutschland) beigetragen haben. Als sechsten Stamm bezeichnet Froriep das Koomrah (equus hippagrus) in Nordafrika, welches sich aber bereits dem Esel nähert. Von den wilden Stämmen zu unterscheiden sind die verwilderten Pf.e, d. h. solche, welche von zahmen, aus irgend einem Grunde sich selbst überlassenen Pf.en abstammen. Sie unterscheiden sich von den wilden durch verschiedene Farben, durch größere Zähmbarkeit u. dadurch, daß sie keine bestimmten instinktiven Wanderungen unternehmen mit dem Wechsel der Jahreszeiten, wie diese. In Asien nennt man die verwilderten Pf.e Muzins, während man sämmtliche wilden Pf.e vielfach mit Tarpans bezeichnet. In Amerika, welches das Pf. nur durch die europ. Einwanderungen kennen lernte, giebt es keine wilden, sondern nur verwilderte Pf.e, welche mit dem Namen Mustangs bezeichnet werden. Manche nennen auch nur die mexikanischen Pf.e so. Solche noch heute an die Abstammung von span. Pf.en erinnernde Herden finden sich in den ausgedehnten Steppen (Pampas) von Paraguay, Buenos-Ayres u. auch in Cuba, Domingo. In den Prärien Nordamerika's, in Illinois, finden sich ebenfalls Herden verwilderter Pf.e, welche sich leicht zähmen lassen. Sie sind klein u. heißen Indian ponies. In Europa sind nur noch in der Nähe des Asow'schen Meeres verwilderte Pf.e, die sog. Bachmatten, welche von einem Rudel zahmer, bei der Belagerung von Asow freigelassener Pf.e abstammen sollen. — Während das Haar des wilden Pf.es seine Farbe eben so gleichmäßig beibehält, wie dasjenige jedes anderen wilden Thieres, zeigt das Haar des zahmen Pferdes, außer den Grundfarben Weiß (Schimmel), Schwarz (Rappe), Gelb (Falbe u. Isabelle), Roth (Fuchs) u. Braun, eine solche Menge von Varietäten, daß wir deren vollständige Aufzählung um so mehr unterlassen müssen, als selbst die Pferdekenner in der Benennung der feineren u. weniger scharf ausgeprägten Abstufungen sehr verschiedener Meinung sind. Man hat unter den Schimmeln Atlas-, Sammt-, Silber- u. Milchschimmel, unter den Rappen Glanz-, Kohl-, Sommerrappen (im Sommer mattschwarz, bräunlich); Falben, wenn bei gelbem Haar Mähne u. Schweif schwarz, darunter wieder Semmel-, Silber-, Reh-, Mausfalben &c.; Isabellen, wenn bei gelbem Haar Mähne u. Schweif weiß, darunter: Blaß-Isabelle od. Hermelin, Gold-Isabelle, perlfarbene Isabelle &c.; Füchse, rothes Haar, Mähnen, Schweif u. Beine ebenfalls roth, auch weiß durchschossen u. braun, darunter: Gold-, Kupfer-, Dunkel-, Kohl-, Lehmfüchse, Schweißfüchse, wenn Mähne u. Schweif weiß od. gelbweiß &c.; Braune (Mähne, Schweif u. Beine sehr dunkel od. ganz schwarz), darunter: Goldbraune, Hell-, Kastanien-, Dunkel-, Kirsch-, Roth- &c. Braune. Die Zahl der gemischten Schimmel, als Grau-, Roth-, Eisen-, Muskat-, Honigschimmel, Mohrenkopf, &c. ist sehr groß. Dann kommen die Tigerpferde (gefleckt), endlich die Schecken, welche abwechselnd große Flächen von brauner, fuchsfarbener, schwarzer &c. Farbe zeigen u. danach Braunscheck, Fuchsscheck &c., auch Porzellan- u. Achatscheck, heißen. Tigerpferde u. Schecken waren früher sehr gesucht als Paradepferde großer Herren. Von Abzeichen — angeborenen weißen od. hellen Flecken an Kopf u. Gliedmaßen dunkler Pf.e — nennen wir an der Stirn: Blümchen, Stern, Spitzstern, Bläßstern; auf der Nase: Bläſſe, Schrammbläſſe u. Laterne (große breite Bläſſe); an den Lippen: Schnippe, Milchmaul, Krötenmaul (fleischfarbige Lippe mit schwarzen Flecken); am Auge: Ringauge (hellfarbiger Ring um das Auge); an den Gliedmaßen: weißgekrönt (Krone, d. h. Haare unmittelbar über dem Huf, weiß), weißgefesselt (die Fessel, d. h. das Verbindungsglied zwischen Bein u. Huf, weiß), halbgestiefelt, gestiefelt u. hochgestiefelt (weiß bis zur Mitte des Schienbeins, bis an das Knie, über das Knie, immer vom Huf an gerechnet) &c. Diese Abzeichen dienen zu genauer Beschreibung der Pf.e in den Gestütsbüchern, in den Pferdenationalen der Truppen, in gerichtlichen Fällen &c. Wilde Völker, nam. die Araber, legen den Farben u. den Abzeichen großen Werth bei u. beurtheilen vielfach danach die Eigenschaften des Pf.es schon bei der Geburt, wie sich aus dem sehr empfehlenswerthen Buche des franz.

Generals Daumas „Die Pf.e der Sahara" ergiebt. Auch unter den Reitern unserer Zeit u. unserer Länder giebt es solche, welche manche gute od. schlimme Eigenschaften der Pf.e als konstant mit bestimmten Abzeichen verbunden glauben, wie ja in der That weiße Farbe vielfach die Farbe schwächer u. zarter angelegter Thiere ist. — Das Pf. ist vielfachen Krankheiten, sowol inneren als äußeren, unterworfen. Bez. der Aufzählung derselben verweisen wir auf veterinärärztliche Schriften, z. B. auf das bekannte Werk der Professors Hertwig in Berlin, u. erwähnen deshalb nur im Allgemeinen, daß Reinlichkeit, Luft u. Licht auch hier die besten Hüter vor Krankheiten sind. Gegen den so störenden Druck von Satteln u. Geschirren hilft nur ein sorgfältiges Anpassen der Sättel ꝛc., gegen Lahmheit guter, sorgfältiger Hufbeschlag u. richtiges Reiten u. Fahren. Dem Hufe, als einem der wesentlichsten Arbeitsglieder des Pf.es, ist vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen (s. „Hufbeschlag"). Von ansteckenden Krankheiten wol die gefährlichste, weil in ihrer Natur am wenigsten genau erkannte, ist der Rotz (s. d.). Neben den Krankheiten der Pf.e stehen noch die sog. Fehler, wie sichtbare Knochen- u. Gliederfehler, auch chronische Krankheiten ꝛc. Die Gesetze bestimmen diejenigen Fehler, die sog. Hauptfehler, deren Erscheinen innerhalb einer gewissen Zeit (längstens vier Wochen) nach dem Verkauf — der Währzeit — den ganzen Handel rückgängig machen. — Neben der sorgfältigen Stallpflege steht die sachgemäße Ernährung. Die Hauptnahrungsmittel in unseren Gegenden sind Hafer, Heu u. Stroh. Kranke Pf.e erhalten auch Weizenmehl mit Wasser od. auf der Schrotmühle gequetschten Hafer, Haferschrot. Frisches Gras, Klee ꝛc. muß bei zahmen Pf.en, wenn sie nicht täglich lange arbeiten, mit Vorsicht gefüttert werden. An Stelle des Hafers tritt in vielen Gegenden, nam. im Süden, Gerste, Mais ꝛc. Alle anderen Getreidearten sind schwerer zu kauen u. zu verdauen als Hafer. Sie müssen also sämmtlich mit Vorsicht gefüttert werden, wo Pf.e u. Wärter nicht daran gewöhnt sind, da auch ihr Nahrungswerth ein anderer ist. Alle Körnerarten begreift man unter dem Namen Hartfutter; Heu u. Stroh heißt Rauhfutter; gequetschte Körner, Mehl ꝛc. mit Wasser sind Weichfutter u. frische Gräser, Klee ꝛc. heißen Grünfutter. — Bei der Behandlung der Pf.e muß man immer davon ausgehen, daß das junge Pf., von Natur gutmüthig, nur durch Roheit u. Unverstand seiner Pfleger verdorben wird u. daß man mit Ernst, Ruhe, Geduld u. Belohnungen weiter kommt, als mit Gewalt u. Mißhandlung. — Wenn auch die oben angeführten wilden Pf.e als die Stammeltern unserer zahmen Pf.e anzusehen sind, so haben doch, wie bereits angeführt, Klima, Nahrung, Pflege u. Uebung zu bestimmten Gebrauchszwecken einen so entscheidenden Einfluß im Laufe der Zeit geübt, daß wir jetzt in unseren zahmen Pf.en eine größere Zahl von Familien besitzen, als die Männer der Wissenschaft uns Stammeltern nachweisen können. Wir nennen diese Familien der zahmen Pferde Rassen u. bezeichnen mit diesem Worte nach Dr. v. Rueff eine Gemeinschaft von Thieren mit ähnlichen Eigenschaften, u. zwar mit solchen, welche sich vererben u. auch trotz entgegenstehender äußerer Einflüsse durch einige Generationen hindurch erhalten. Innerhalb der einzelnen Rassen können nun wieder verschiedene Schläge bestehen, da man das Wort Schlag als Kollektivbezeichnung für Pf.e anwendet, welchen ähnliche, vorzugsweise auf einen bestimmten Gebrauchszweck bezügliche Eigenschaften durch die Zucht übertragen worden sind. Wir haben demnach Reitschlag u. Zugschlag u. unterscheiden innerhalb dieser wieder leichte u. schwere Schläge. Bei Betrachtung der Rassen unterscheiden wir zunächst oriental. u. europ. Rassen. Wir beginnen mit den oriental. Rassen od. den Pf.en vom ersten Blute, da alle geschichtlichen Nachrichten darin übereinstimmen, daß im Orient die ersten Pf.e gezähmt u. gebraucht wurden. Salomo's Marställe, die Reiterei der Perser, Xenophon's Schriften ꝛc. beweisen dies. Die edelste oriental. Rasse ist die arabische. Ihre äußere Gestalt zeigen die Abbildungen unsrer Tontafel. Man unterscheidet edle u. gemeine arab. Rassen. Die ersteren sind die Elkoms, die wieder in fünf Stämme: Koheil, Seglawi, Maneki, Gilfi u. Toussy, zerfallen nach den fünf Stuten Mohammed's u. seiner Begleiter auf der Flucht von Mekka nach Medina. Ihre Abkunft wurde auf die Marställe Salomo's zurückgeführt; das Nedjed produzirt sie am häufigsten. Die gemeine arab. Rasse heißt Kadischi. Sie werden ohne besondere Rücksicht auf die Stammregister, welche der Araber bei seinen edlen Pf.en Jahrhunderte hindurch genau führt, gezüchtet u. sind weniger elegant u. edel in ihren Formen, nam. in Kopf, Hals u. Kruppe. Hadiki sind Kreuzungsprodukte der Kadischi mit den Elkoms. Edle Pf.e, nam. Stuten aus Arabien, kommen selten nach Europa, weil es sehr schwer ist, zu den Beduinenstämmen zu gelangen, welche sie züchten. Die meisten der nach Europa gelangenden Araberpferde gehören den Kadischi an. Das arab. Pf. ist nach Ansicht bewährter Kenner, z. B. des königl. preuß. Oberststallmeisters Grafen Lindenau (1786), das alleinige echte Verbesserungsmittel aller Pferderassen. Sein gelehriger Charakter, seine Kraft u. Mäßigkeit machen es zu einem vorzügl. Reitpferde. Die edlen Araber haben eine Größe von 1 m. 41 cm. bis 1 m. 67 cm., die gemeinen Araber sind etwas kleiner u. erreichen 1 m. 38 cm. bis 1 m. 52 cm. Interessante Aufschlüsse über Züchtung, Gebrauch u. Verkauf arab. Pf.e enthalten die Schriften des schon erwähnten franz. Generals Daumas, das Buch des österr. Obersten Brudermann über eine Reise zu den Beduinen ꝛc. Mit den Arabern verwandt u. ihnen ähnlich, aber in edlen Eigenschaften, Dauerhaftigkeit, Schönheit ꝛc., immerhin mehr od. weniger hinter ihnen bleibend, sind die pers. Pf.e, welche zwischen Euphrat u. dem Kaspischen Meere gezüchtet werden, dann die ägypt. Rassen, darunter das Dongolapferd aus Nubien, dessen schwarze Farbe, Größe u. Kopf mehr auf den schwarzen Urstamm als auf den braunen (Tarpan), von welchem man den Araber herleitet, hinzudeuten scheint. Die besten Pf.e der berber. Rasse findet man in Marokko. Man nennt diese wahrscheinlich mit span. Blute vermischte Rasse auch maurische Rasse. Eine Varietät der Berber bildet das leichte, dem Araber näherstehende numidische Pf. Die turkoman. Rasse, zu welcher man den eigentlichen Turkomanen, 1 m. 57 cm. bis 1 m. 67 cm. groß, den etwas kleineren, dem Perser nahestehenden Tscherkessen u. das starke, gute, sehr dauerhafte donische Kosakenpferd, in seinen edleren Schlägen auch in Gestüten des Kosakenlandes am Don gezüchtet, rechnet, steht zwischen der berber. u. tatar. Rasse. Letztere umfaßt das ukrainische, poln. u. russ. Pf. Auch diese Rasse ist dauerhaft, intelligent, aber vielfach unschön, wiewol es durch sorgfältige Zucht in Gestüten auch sehr edle u. schöne Thiere unter ihnen giebt. Die tartar. Rasse findet sich an der russ.-siebenbürg. Grenze bis zur Mandschurei. Der russ. Harttraber, ein großes, nam. zum Schlittenrennen verwendetes Thier, soll durch Veredlung des bei den wilden Pf.en erwähnten dunkelbraunen Stammes mit größeren europ. Pf.en entstanden sein (s. „Orloff"). Die Russen haben überhaupt wol den größten Pferdereichthum. Die Kalmüken verwenden das Pf. auch als Melkthier u. bereiten aus seiner Milch ein Getränk, den Kumiß od. Kumys, welcher durch die weinige Gährung der an Milchzucker reichen Pferdemilch entsteht. Livland, Esthland, Lithauen, die russ. Ostseeprovinzen überhaupt, produziren noch einen ziemlich kleinen Pferdeschlag, der zuweilen als Doppelponies im Handel erscheint. Mit Anführung der siebenbürger, ungar. u. moldauischen Rasse, von denen die ersteren in den edlen Züchtungen dem Araber, die moldauischen Pf.e den ukrainischen sehr nahe stehen, schließen wir nach Froriep die oriental., resp. von diesen mehr od. weniger direkt abstammenden Rassen u. gehen zu den edlen europ. Rassen od. Blutpferden über. Auch sie enthalten oriental., nam. arab. Blut, haben aber nach u. nach durch die mehrfach erwähnten Einflüsse eigene erbliche Eigenschaften angenommen, nam. sind sie vielfach größer u. mächtiger gebaut. Zunächst gehören hierher die engl. Rassen.

Die Vollblutrasse (thorough-breed) stammt von arabischen u. berberischen Eltern u. ist sowol von Seiten des Vaters als der Mutter fortgesetzt rein erhalten worden. Die gegen das arabische Pf. veränderte Gestalt der in unseren Illustrationen dargestellten Vollblutpferde muß also von Nahrung, Klima, Gebrauch u. Auswahl solcher Zuchtthiere herrühren, welche die gewünschte Eigenthümlichkeit, hier beispielsweise Schnelligkeit, in höchstem Maße besaßen. Als Grundlage für die Vollblutzucht dient das öffentliche Gestütsbuch, durch welches jedes Vollblutpferd seine Abstammung bis zu den 12 berberischen Stuten König Karl's II. (royal mares) u. zu den 3 Hengsten Byerly-Turk, 1689 nach England gebracht, Darley-Arabian, 1703, u. Godolphin-Arabian, 1730 eingeführt, nachweisen kann, von welchen die drei Hauptfamilien, die des Herod, des Eclipse u. des Matchem, abstammen. Das englische Halbblut ist durch Mischung des orientalischen mit dem englischen Blute entstanden, d. h. aus berberischen, arabischen od. auch englischen Vollbluthengsten mit veredelten eingeborenen Stuten; das eingeborene Pf. war bereits durch normannische u. spanische Pf.e veredelt. Man unterschied bei den englischen Blutpferden $^{3}/_{8}$ bis $^{1}/_{8}$ Blut. Diese Abstufungen, d. h. die Bruchtheile des Vollbluts, lassen sich jetzt nicht mehr feststellen. Während das Vollblutpferd früher zu verschiedenen Gebrauchszwecken gezüchtet wurde u. nam. neben Schnelligkeit auch Dauer unter schwerem Gewicht, Ueberwindung von Hindernissen ꝛc. als Prüfstein der Leistung galt, ist neuerdings den schon im 12. Jahrhundert in Smithfield aufgekommenen Rennen, d. h. der Schnelligkeitsleistung des Pf.es auf kurze Strecken, ein so großer Werth beigelegt worden, daß das Vollblutpferd diejenigen realen Eigenschaften, welche es einst zu vielseitiger Dienstbrauchbarkeit befähigte, nur noch in seltenen Exemplaren zeigt. Das Rennpferd ist ein Kapital, welches hohe Wettgewinne in kurzer Zeit u. bald einbringen soll. Die Pf.e, welche früher erst nach 4 Jahren auf die Bahn kamen, müssen jetzt schon mit $1^{1}/_{2}$—2 Jahren laufen, werden dadurch vorzeitig ruinirt u. können auch keine gute Nachzucht liefern. Die Reaktion gegen dieses Unwesen ist aber bereits im Gange u. der

Engländer, welcher zu jedem Zwecke ein besonderes Thier zu züchten versteht, wird auch wieder das alte Vollblutpferd herstellen. Das Jagdpferd (hunter) ist ein Produkt veredelter Landpferde mit starken Vollbluthengsten, zählt also zu den Halbblutpferden. Es verbindet Kraft in Ueberwindung von Hindernissen, Hecken u. Gräben, unter schwerem Gewicht mit Gewandtheit u. Ausdauer. Aus der Paarung von Ponies (s. „Pony") mit veredelten Landstuten entstand der als Gebrauchsreitpferd, Klepper, sehr beliebte Galloway. Hack nennt der Engländer ein Gebrauchsreitpferd, einen Klepper, das übrigens sehr edel sein kann. Cob ist ein gedrungenes, starkes, nicht großes Pf., ein Doppelpony, als Reitpferd schwerer älterer Herren sehr beliebt. Unter den schweren englischen Pf.en, dem Zugschlag, Wagenschlag, den Schlepppferden, sind hervorzuheben der Cleveland-Braune u. das Kutschpferd aus Lincolnshire, Halbblutpferde, u. sodann der Suffolk-Punch u. Clydesdale-Elephant, Produkte der schwersten flandrischen u. normannischen Rassen mit englischen Landpferden. Unter den spanischen Rassen, welche früher vielfach zur Veredlung der Zucht anderer Länder (Oesterreich, Ungarn) verwendet wurden, ist der als Schulpferd, Paradepferd, vormals beliebte Andalusier hervorzuheben, unter den italienischen der Neapolitaner, welcher, von Berbern u. Spaniern abstammend, früher ein geschätztes Wagenpferd war. Frankreich besitzt mehrere Rassen, darunter den Limousin, von Berberstuten u. Araberhengsten abstammend, ein gutes, lange brauchbares Reitpferd, den Auvergnat, einen Abkömmling desselben. Das Departement der Hautes Pyrenées züchtet noch ein edles Pf., den Navarrin, ursprünglich von Andalusiern abstammend, dann mit Arabern gekreuzt, wie denn überhaupt der Süden Frankreichs mit dem Norden Afrika's stets entweder direkt od. über Spanien in lebhaftem Handelsverkehr stand. Zu der normannischen Rasse zählen: das edle normannische Pf., der Melleraud, ein Abkömmling von Vollblut, welches vor den Kreuzzügen eingeführt, als race normande armoricienne bezeichnet wurde u. sich in den Ebenen von Alençon u. Caën, vorzugsweise in der Gegend von Bayeux findet. Der Cotentin, das gewöhnliche normannische Pf., von Landpferden u. Dänen abstammend u. gleichfalls in der Gegend von Alençon, in Cotentin gezüchtet, ist stärker als das vorige u. vorzugsweise Wagenschlag. Der Percheron, ein Produkt des schweren normannischen Pf.es, aus orientalischem u. Limousinblute, welchem er edlen Kopf u. schöne Glieder verdankt, u. durch die fetten Weiden der Gegend von Caën u. Argentan, der sog. Perche, zu seiner Masse u. Schwere gezüchtet, hat große Verbreitung gefunden. Doch sind manche Pferdeverständige der Ansicht, daß die Rasse noch keine feststehende sei u. sich ohne Auffrischung u. ohne die fetten Weiden bald wieder verlieren würde, was auch daher rühren mag, daß aus Belgien, Luxemburg ꝛc. schwere junge Pf.e auf die Weiden der Perche gebracht, in besonderen Anstalten aufgefüttert u. als Percherons verkauft werden, ohne deren edle erbliche Eigenschaften zu besitzen. Durch Kreuzung von engl. Vollblut mit der normannischen Rasse ist in neuerer Zeit der Anglonormanne entstanden, ein zu allen Diensten brauchbares u. sehr beliebtes Pf., um dessen Zucht sich Napoleon III. große Verdienste erworben hat. Als mehr od. weniger schwere Zugpferde sind noch anzuführen die Pf.e der Boulogne u. des angrenzenden Flandern u. Brabant, der Picardie, der Bretagne, Franche-Comté, die Pf.e aus Burgund u. Poitou. Sie dienen zum Ackerbau, als Postpferde u. zum schweren Schleppfuhrwerk. Der Burgunder hat die Grundlage für die oben erwähnten schweren englischen Karrenpferde, der Brabanter die Grundlage für den Anfangs in Holland, später in England u. Rußland (Orloff) ausgebildeten Traberstamm abgegeben. Anschließend an diese schweren französischen u. belgischen Rassen erwähnen wir die Friesländer Rasse, welche durch Kreuzung mit Normannen das flandrische Pf. erzeugte, sodann die sog. norische Rasse in Salzburg u. Steiermark als Pinzgauer u. Pongauer Schlag, in Bayern zwischen Regensburg u. Passau als Rotthalschlag bekannt. Im oldenburg. Fürstenthum Birkenfeld findet sich ein ähnlicher Schlag, der als Karren- u. schweres Zugpferd sehr beliebt ist u. in Figur ihnen nahe kommt, schweren Kopf, viel Masse, gespaltene Kruppe ꝛc. hat. Unter den nordeuropäischen Pf.en ist das schwedische, einem starken Pony, Doppelpony, ähnliche Pf. zu erwähnen. Es geht sehr sicher auf Gebirgswegen, trägt den schwersten Mann u. kommt in Schweden u. Norwegen vor. Das dänische Pf. ist in seinen edleren, aus Kreuzung von Andalusiern u. Landpferden entstandenen Schlägen ein schönes, nam. zu Schulpferden geeignetes Thier. Das gewöhnliche dänische Pf., der sog. Wasserdäne, ist ein nur wenig veredeltes eingeborenes Pf. von den Dänischen Inseln. Das Holsteiner Pf., noch als Reitpferd für schwere Kavallerie geeignet, bildet den Uebergang zum Friesländer. Von den edlen deutschen Pf.en nennen wir das württembergische, aus rein arabischem Blute gezüchtet, das Senner Pf., welches, in dem (fürstl. Lippe'schen) Teutoburger Walde bei Copshorn gezogen, schon zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges eine eigene, einem starken Araber ähnliche Rasse bildete, in neuerer Zeit aber durch engl. Vollblut sich ändert; das Mecklenburger, durch englisches Vollblut veredelte Pf., welches nam. in den Produkten des dem Fürsten Pleß gehörigen Ivenacker Gestütes, der sog. Altmecklenburger Zucht, vorzügliche Repräsentanten hatte. So lange man sich zur Auffrischung des Blutes an den alten soliden, durch Vier-Meilen-Rennen unter schwerem Gewicht erprobten Vollblutstamm hielt, von welchem bes. die Nachzucht des Hengstes Herodot berühmt geworden ist, blieb das Mecklenburger Pf. als großes Reitpferd u. gutes Wagenpferd sehr gesucht. Durch Einschlagen der oben erwähnten fehlerhaften Richtung, auf Erziehung bloßer Rennpferde, hat die Mecklenburger Zucht sehr abgenommen u. ist trotz Rückkehr zu den alten Prinzipien noch nicht wieder das geworden, was sie war. In allseitig brauchbaren Eigenschaften steht ihr der Anglo-normand gegenwärtig vor. Die hervorragendste Rolle unter den deutschen Pf.en nimmt das preußische Pf. ein. Der Deutsche Orden hatte schon die lithauischen Pf. (s. oben) durch Einführung holländischer u. dänischer Pf.e zu vergrößern u. durch orientalisches Blut, wol durch die Kreuzzüge eingeführt, zu veredeln gesucht. Nach langem Hin- u. Herschwanken in Verwendung neapolitanischer, spanischer, englischer u. persischer Hengste entschied man sich für arabische Hengste u. englische Vollblutstuten. Vorzügliches leistete der als Arabertypus abgebildete arabische Hengst Turkman-Atty. Ihn schenkte die Kaiserin Katharina von Rußland dem berühmten österr. Minister, dem auf seine Reitkunst so eitlen Fürsten Kaunitz, u. dieser machte wiederum dem preuß. Oberststallmeister Grafen Lindenau ein Geschenk damit. Das edle Thier kam 1791 nach dem Hauptgestüte Neustadt an der Dosse u. blieb daselbst bis 1806, wo ihn franz. Marodeurs mitschleppten u. er den Strapazen des Marsches erlag. Wir geben auf nebenstehender Tontafel das Portrait eines Neustädter Hengstes als Typus des edlen preuß. Pf.es, in welchem die Aehnlichkeit mit Turkman unverkennbar. Preußen züchtet Vollblut u. Halbblut. Seit 1833 hat man sich auch dem spezifisch englischen Blute zugewendet u. nicht blos arabische, sondern auch englische Vollbluthengste eingeführt. Die gesammte englische Vollblutzucht des Staates ist seit 1866 in dem ehemals sächsischen, seit 1815 an Preußen gefallenen Gestüte Graditz an der Elbe vereinigt worden, während in den anderen Hauptgestüten, dem bereits genannten Neustadt u. Trakehnen in Ostpreußen, auch das preuß. Vollblut fortgezüchtet wird. Das Hauptgestüt Trakehnen ist von Friedrich Wilhelm I. 1725 angelegt worden. Oberstallmeister Graf Lindenau (1786), Herr v. Burgsdorf (1814) u. Kriegsrath Wlömer haben sich große Verdienste darum erworben. Die Nachkommen Turkman-Atty's haben als Zuchtthiere sehr Gutes dort geleistet, u. die Gestalt dieses Hengstes ist in dem Trakehner Blute zu erkennen. Die Stuten sind in 4, eigentlich 5 Herden eingetheilt u. auf die verschiedenen Vorwerke vertheilt: In Gurdszen stehen die Rappen, in Kalpakin die Braunen, in Guddin die Füchse des Wagenschlags, in Trakehnen selbst u. in Bajohrgallen ohne Rücksicht auf Farbe die leichten, resp. schweren Stuten des Reitschlags. Ein weiteres, seit 1829 bestehendes u. seit 1856 zur Erzeugung von Zuchtthieren für schweren Wagenschlag bestimmtes Gestüt ist das königl. Zuchtgestüt zu Zirke in Posen, welches Percheron- u. Suffolkstuten verwendet. Daneben besteht das Posen'sche Landgestüt, welches ca. 165 Beschäler aller Schläge, vom leichten Reitschlag bis zum schweren Wagenschlag, besitzt, wie denn selbstverständlich das preußische Pf. in allen Schlägen für den Bedarf der Armee, der Arbeit u. des Luxus gezüchtet wird. — Wir haben hier die Hauptpferderassen angeführt, welche ihren Ursprung sämmtlich von der Zeit datiren, in welcher der Mensch in den einzelnen Ländern anfing, auf die Züchtung dieses edlen Thieres Einfluß zu üben. Die Anstalten zur Züchtung der Pf.e, soweit dieser Zweig der Thierzucht nicht von Privaten in geringerer Ausdehnung betrieben wird, wie bei den Arabern u. sonstigen orientalischen Reitervölkern u. auch bei unseren Landwirthen, nennt man Gestüte. Man unterscheidet zahme Gestüte u. wilde Gestüte. Bei ersteren leben die Pf.e, nam. Mutterstuten u. Fohlen, nur Tags über auf der Weide, bei letzteren sind sie wochen- u. monatelang im Freien, auch über Nacht. Wird bei letzterer Gattung von Gestüten die Wahl der Zuchtthiere bestimmt u. also seiters der Verwaltung auf die Fortpflanzung ein bestimmter u. begrenzter Einfluß geübt, so nennt man sie halbwilde Gestüte. Wir haben bereits oben einzelner Gestüte Erwähnung gethan. Sie alle aufzuführen verbietet uns der Raum. Wer sich über dieselben unterrichten will, den verweisen wir auf die Gestütsbücher der verschiedenen Staaten; auch Deutschland besitzt ein solches Buch, in welchem bes. die verschiedenen Brandzeichen enthalten sind, d. h. Zeichen, welche man den Pf.en mit glühenden Eisen auf eine Hinterbacke als Erkennungsmarke ihrer Abkunft aufbrennt. Der ungar. Bauer brennt seine Pf.e mit verschiedenen Zeichen, um sie in der Herde zu erkennen. In Deutschland unterscheidet man zwischen Hauptgestüten u. Landgestüten. Erstere pflanzen das edle Blut fort u. erzeugen die Zuchtthiere, Hengste u. Mutterstuten; letztere bestehen aus

einer Anzahl dem Staate gehöriger, in den Hauptgestüten gezüchteter od. eingeführter Beschälhengste, welche zum Bedecken der Stuten der Pferdebesitzer in der Zeit vom Februar bis Juni auf verschiedenen Stationen vertheilt stehen u. dann wieder in den Marställen des Landgestütes vereinigt werden. Meist übt man auch eine Kontrole über die Stuten, damit nicht elende Mutterthiere die Nachzucht trotz guter Hengste verderben. — An österr. Haupt- od. Stammgestüten müssen wir anführen die drei ungar. Gestüte Mezöhegyes mit etwa 1200 Mutterstuten u. 300 Hengsten aller Schläge, Babolna mit vorzugsweise orientalischem Blut, Kiß-Ber mit engl. Vollblut, sodann die kaiserlichen Hofgestüte Kladrus u. Holitsch in Böhmen u. Lipizza bei Triest, ersteres mit span. u. neapolitan., Holitsch mit engl. u. Lipizza mit orientalischen Zuchtthieren. — Viele der obenerwähnten Rassen sind in den Hintergrund getreten vor dem allgemeinen Streben nach engl. Blut. Wie erwähnt, besteht bereits eine heilsame Reaktion dagegen u. Agitation für Rückkehr zu reellen Leistungen. Auf den großen Pferdemärkten u. bei den Händlern findet man vorzugsweise engl. u. norddeutsche Reit- u. Wagenpferde, auch Anglonormannen, u. ferner als Arbeitspferde Percherons, Birkenfelder ꝛc. Man bezahlt gegenwärtig gute Reitpferde mit 1700—2000 Mk. u. höher, Arbeitspferde das Stück mit 1000—1200 Mk. Die Pf.e für die Armee werden meist 3- u. 4jährig aufgekauft u. dann 1—2 Jahre auf sog. Fohlenhöfen od. Remontedepots rationell behandelt u. geschont, bevor sie in die Regimenter gelangen. Die besten Remonten liefert die Pferdezucht Ostpreußens. — An Literatur über das Pf. ist anzuführen: Dr. v. Rueff, „Das Pf. in seinen Rassen"; R. Froriep, „Die Pferderassen"; v. Bally, „Ueber Pferdezucht". Letzteres Buch enthält ein Verzeichniß einer großen Zahl hippologischer Werke. — Ueber die Bastarde des Pf.es, Maulthier u. Maulesel, s. die betreffenden Artikel.

Pferdekraft nennt man in der Mechanik ein Maß für Arbeitsleistungen. Die als normal angenommene Arbeitskraft eines starken Pferdes beim gewöhnlichen Zuge od. Schritte u. 8—10 Stunden täglicher Arbeitszeit beträgt nämlich 60 Kg. Hubkraft bei einer Geschwindigkeit von $1^1/_4$ m. in der Sekunde. Da nun eine Leistung von 1 Kg. auf die Höhe von 1 m. in der Mechanik ein „Meterkilogramm" od. „Kilogrammmeter" genannt wird, so wäre nach Obigem die sekundliche Pferdeleistung gleich $60 \times 1^1/_4$, d. i. gleich 75 Meterkilogramm. Man benutzt diese Arbeitsgröße als Maß für die Leistung von Dampfmaschinen, Wasserkräften ꝛc. Nach dem alten Maße u. Gewichte nannte man eine Arbeitsleistung von 1 Pfund durch den Weg von 1 Fuß Länge ein „Fußpfund". Eine Pf. von 75 Meterkilogramm war dann gleich 480 Fußpfund preuß., 543 Fußpfund engl. ꝛc.

Pfingsten (vom griech. πεντηκόστη, d. i. der „fünfzigste", nämlich Tag nach Ostern) heißt in der christlichen Kirche das Fest zur Erinnerung an die Stiftung der christl. Kirche durch die Ausgießung des heil. Geistes (Apostelgesch. Kap. 2), während es bei den Juden der Vollendung der Ernte galt. Die Christen feierten Pf. ursprünglich als Anhang des Osterfestes, bis es als Fest des heiligen Geistes zu einem der drei hohen u. daher zwei- bis dreitägigen Feste erhoben wurde. — Vgl. auch „Feste".

Pfingstrose, s. v. w. Päonie (s. d.).

Pfingstvogel, s. „Pirol".

Pfinzing, Melchior, geb. zu Nürnberg 25. Nov. 1481, wurde Geheimschreiber Kaiser Maximilian's I., war seit 1513, ohne seine Stellung beim Kaiser ganz aufzugeben, Propst zu St. Sebald in Nürnberg, wurde kaiserl. Rath u. Pfründner an mehreren Stiftern, u. a. in Mainz, wohin er 1521 ganz übersiedelte u. wo er 24. Nov. 1535 starb. Pf. ist literarisch merkwürdig wegen seiner Theilnahme an dem sog. „Theuerdank", einem großen Gedichte, welches eine Reihe von Abenteuern aus dem Leben Maximilian's, anknüpfend an seine Brautwerbung um Maria von Burgund, behandelt, u. zwar, der Sitte der Zeit gemäß, in allegorischem Gewande. Den ersten Entwurf zu diesem Werke, welches seiner Zeit berühmt war u. hoch bewundert wurde, uns aber heute ungenießbar erscheint, da es ärmlich in der Anlage, farblos u. frostig in der Darstellung, durch seine Wiederholungen ermüdend ist, hatte Maximilian selbst gemacht u. theilweise schon ausgeführt, zur Ueberarbeitung u. Vollendung aber an P. gegeben, unter dessen Namen das Gedicht in der Regel geht. Die erste Ausgabe des „Theuerdank" (Nürnb. 1519; danach neu herausgeg. von Haltaus, Quedlinb. u. Lpz. 1836) ist wegen der prachtvollen Ausstattung u. der trefflichen Holzschnitte H. Schaufflein's bedeutsam für die Geschichte der Buchdrucker- u. Holzschneidekunst. Umarbeitungen des Gedichtes unternahmen Burkard Waldis (Frankf. a. M. 1553 u. öfter) u. Matth. Schultes (Ulm 1679), doch gereichen beide dem Werke nicht zum Vortheil.

Pfirsiche od. Pfirsche (Amygdalus Persica), das edelste Steinobst, das wir bei uns kennen. Der Baum zeigt schon in seinem lat. Namen seine Heimat an, soll jedoch, nach einigen Pflanzenforschern, nur ein durch Kultur veränderter Mandelbaum sein, dessen Schale sich in ein Fruchtfleisch verwandelte. Er wird darum auch in den Gärten wie ein Mandelbaum behandelt, mit welchem vereint er nur da noch die besten Früchte trägt, wo der Wein gedeiht. Aus diesem Grunde zieht man ihn in nördlicheren Gegenden am liebsten am Spaliere, wo er die Mittags- u. Abendsonne hat, folglich nicht von Nachtfrösten leiden kann. Mit der Zeit haben sich eine Menge von Spielarten auch bei der Pf. eingestellt. Im Allgemeinen unterscheidet man Pf. mit wolligen od. nackten Früchten; bei ersteren löst sich der Stein leicht (Pêches) od. schwer (Pavies, in Tirol Nagerl), von letzterer Art heißen die mit leicht löslichem Kern Nectarines, die mit schwer löslichem Brugnons. Im Besonderen giebt es von diesen Hauptsorten wieder eine große Menge von Spielarten. Auch als Zierbaum ist die Pf. von hohem Werthe, seitdem man nam. gefüllte Blumen ziehen lernte. Eine solche Spielart ist die gefüllte Rosenpfirsiche (A. pers. flore pleno); halbgefüllt dagegen ist A. pers. var. sinensis mit rothen u. weißen Blumen; eine dritte Spielart (A. p. var. sin. dianthiflora) hat nelkenartig geflammte Blumen, eine vierte (A. p. var. sin. cameliaeflora) kamelienartige, roth gefärbte; eine fünfte (A. pers. var. stellata) hat 15-blätterige weiße, dann rothe, eine sechste (A. rosaeflora) sogar rosenartige Blumen von hoher Pracht.

Pfister, Johann Christian v., Theolog u. Geschichtschreiber, geb. zu Pleidelsheim bei Marbach (Württemb.) 11. März 1772, erhielt 1813 das Diakonat in Untertürkheim, ward 1832 Prälat u. Generalsuperintendent in Stuttgart u. starb daselbst 30. Sept. 1835. Seine Hauptwerke sind: „Denkwürdigkeiten der schwäbischen Reformationsgeschichte" (mit Schmid, 2 Thle., Tüb. 1817); „Herzog Christoph von Württemberg" (2 Thle., ebd. 1819); „Die Evangel. Kirche in Württemberg" (ebd. 1821); „Herzog Eberhard im Bart" (ebd. 1822); „Geschichte von Schwaben" (5 Bde., Heilbr. 1820 bis 1827); „Geschichte der Deutschen" (5 Bde., Hamb. 1829—35; 6. Bd. von Friedr. Bülau, ebd. 1842).

Pfizer, Gustav, deutscher Dichter, geb. 29. Juli 1807 zu Stuttgart, ward nach dem Abschluß seiner philologischen Studien in Tübingen am Obergymnasium seiner Vaterstadt angestellt u. 1846 zum Professor an demselben ernannt. In vielseitiger literarischer Thätigkeit war er an der Redaktion des Cotta'schen „Morgenblattes" betheiligt, erlangte aber seinen Hauptruf als lyrischer u. epischer Dichter. Von den Poeten seines Heimatlandes, die sich als „schwäb. Dichterschule" um Ludwig Uhland geschart hatten, unterschied sich Pf. durch eine stärkere Hinneigung zum beschaulichen, lehrhaften Element in der Dichtung, zu größrer Breite u. zu einem gewissen Pomp u. Prunk der Sprache. Pf.'s Dichtungen zeichnen sich demgemäß hauptsächlich durch ihren gedanklichen Ernst u. ein farbenvolles Kolorit aus. Das einfache Lied gelingt ihm nicht in gleichem Grade wie in den „Gedichten" (Stuttg. 1835), den „Dichtungen epischer u. lyrischer Gattung" (Stuttg. 1840) die Ballade, die Romanze, das beschreibende Gedicht. Pf.'s größeres Epos „Der Wälsche u. der Deutsche" (Stuttg. 1844) behandelte Zeit u. Schicksale Gregor v. Heimburg's u. der deutschen kirchl. Reformbewegung des 15. Jahrh.

Pfizer, Paul Achatius, älterer Bruder des Vorigen, Politiker u. Schriftsteller, geb. zu Stuttgart 12. Sept. 1801, trat nach vollendeten Studien in den württemb. Justizdienst, mußte aber denselben verlassen, als er den epochemachenden „Briefwechsel zweier Deutschen" (Stuttg. 1831; 2. Aufl. 1832) veröffentlicht hatte, in welchem zum ersten Mal der Gedanke ausgesprochen war: die Schaffung eines deutschen Nationalstaates sei nur durch Preußen möglich. 1832 zum Vertreter der Stadt Tübingen in die Kammer gewählt, gehörte er derselben als einer der Hauptführer der Opposition bis 1838 an. Das J. 1848 berief ihn an die Spitze des Kultusdepartements im Märzministerium, auch ward er von Stuttgart in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt. Körperliche Leiden nöthigten ihn jedoch sowol zum Rücktritt von seinem Ministerposten (17. Aug. 1848), als auch zur Niederlegung seines Mandats für das Parlament. Seit Anfang Sept. 1851 Oberjustizrath beim Civilsenat des Gerichtshofes in Tübingen, mußte er sich wegen Zunahme seiner Kränklichkeit 1858 auch von diesem Posten zurückziehen. Er starb zu Tübingen 30. Juli 1867. Von seinen Werken mögen noch genannt werden;

„Deutschlands Aussichten im J. 1851" (Stuttg. 1851, in Berlin mit Beschlag belegt u. wegen angeblicher Majestätsbeleidigung vernichtet); „Ueber die Entwicklung des öffentlichen Rechts in Deutschland durch eine Verfassung des Bundes" (ebd. 1835); „Das Recht der Steuerbewilligung" (ebd. 1836); „Gedanken über Recht, Staat u. Kirche" (2 Bde., ebd. 1842).

Pflanze; derjenige lebende Organismus, welcher ohne willkürliche Bewegung an seine Unterlage geknüpft ist, aus der er seine Nahrung bezieht. Hierzu bedient er sich der Wurzeln. Sie sind nicht nur seine Haft-, sondern auch seine Nährorgane, in letzterer Beziehung oberirdische (Luft-, Adventiv-Wurzeln) u. unterirdische. Der über dem Boden emporragende Haupttheil heißt der Stengel; eben so wie er selbst gliedert sich auch die Wurzel in eine Hauptachse (Fig. 1) u. in Nebenachsen (Fig. 2); erstere als Fortsetzung des Stengels nach unten, diese als Verzweigungen. Die Hauptwurzel wird zur Pfahlwurzel, wenn sie senkrecht als starke holzige Achse abwärts geht; alle Verzweigungen sind Nebenwurzeln od., noch weiter verzweigt, Wurzelfasern. Diese treten in jenen Fällen sehr zurück, wenn die Pfahlwurzel fleischig u. damit zur Rübe wird. Die Wurzelfasern pflegen an ihren Spitzen eine Art schwammigen Mützchens zu besitzen, durch welches die Nährflüssigkeit aus dem Boden aufgenommen wird (Fig. 3). Meist wachsen die Wurzeln nach unten, doch kommen auch Fälle vor, wo sie nach oben wachsen (Rhizophoren). — Aus der Wurzel dringt die Nahrung in den Stengel od. die meist oberirdische Achse; denn viele Pfl.n haben auch einen unterirdischen Stengel, ein sog. Rhizom (Fig. 4), wie es bei kriechenden Pfl.n vorkommt. Beide Arten des Stengels nehmen in der Regel eine cylindrische Form an, von der sie aber in vielen Fällen auch bedeutend abweichen u. unter Anderem zu Knollen unterirdisch (Kartoffeln, s. d. Abb.) u. oberirdisch (Dioscoreen) in ihren Nebenachsen anschwellen. Auch die Zwiebeln gehören als solche Abweichungen hierher. Man spricht daher von Wurzel- u. Stengelknollen. Im Allgemeinen ist deshalb der Stengel Niederblattstengel, wenn er unterirdisch als Knolle, Zwiebel u. Wurzelstock auftritt; od. er wird, wenn er sich oberirdisch erhebt, Laubblattstengel u. erscheint als Stock (Palmen, Drachenbäume 2c.), wenn er holzig ist, unverzweigt bleibt u. sich mit einer Blattrosette abschließt; als Stamm, wenn er holzig als Baum od. Strauch verzweigt ist; als Halm, wenn er sich durch Knoten gliedert; als Krautstengel bei allen Kräutern u. Stauden. Der Laubblattstengel geht in den Hochblattstengel über, der seinerseits den Uebergang von der Laubregion in die Blütenregion bildet. Im höchstentwickelten Zustande setzt sich der Stengel als Stamm aus Mark, Holz, Splint od. Bast u. Rinde zusammen (s. „Baum"). Aehnlich wie bei dem Halme gliedern sich auch die übrigen Stengel, indem sie von Blatt zu Blatt od. besser von Ast zu Ast ein sog. Internodium (Zwischenglied) bilden, das, herausgeschnitten aus dem Verbande, weiter leben kann. Darum betrachtet man auch den Baum als einen Staat von Internodien od. Individuen, während das Thier untheilbar ist, sofern es ein Centralorgan besitzt, welches dem Baume od. dem Stamme als solchem nicht zukommt. Der Stamm ist gefäßlos bei den niederen Kryptogamen (Algen, Pilzen, Flechten, Lebermoosen, Laubmoosen), mit Gefäßen (Spiral-, Treppen-, Milchsaft-, Harzgefäßen 2c.) bei allen übrigen Gefäßpflanzen (plantae vasculares) versehen. Alles bisher Gesagte bezieht sich auf die Achsenorgane; im Gegensatze zu diesen bilden die blattartigen Organe als sog. Anhangsorgane (Appendicularorgane) eine tiefere Rangordnung, indem sie nicht aus Mark, Holz, Bast u. Rinde gleichzeitig hervorgehen, sondern nur Theilungen der Stengelperipherie sind. Diese Blattorgane tragen wesentlich zur Ernährung bei, da sie als „grüne Theile" viel Feuchtigkeit verdunsten, die sie aus dem Stengel bezogen, u. darum neue Feuchtigkeit bestimmen, wieder nachzudringen, wodurch das Aufsteigen des Nahrungssaftes bedingt ist. Aber eben so wichtig werden sie durch Ausscheidung od. Einathmung von Luftarten, wozu ihnen ihre poröse Beschaffenheit zu Statten kommt. Sie nehmen Kohlensäure am Tage auf u. zersetzen dieselbe unter dem Einflusse des Sonnenlichtes in Kohlenstoff (Zellsubstanz) u. Sauerstoff, den sie aushauchen, des Nachts dagegen hauchen sie Kohlensäure aus. Die Blätter sind solcherart gleichsam die Lungen der Pfl., ohne deren Dasein die auf sie angewiesene Art zu Grunde geht. Sie folgen von der Wurzel bis zur Blüte ganz bestimmten Formenkreisen. als Keimblatt (Fig. 5) bei der Keimpflanze, als Niederblatt am Fuße der Pfl., als Laubblatt am höheren Stengel, als Hochblatt an dessen Scheitel, als Blumenblatt in der Blüte, als Kelchblatt im Blumenkelch, als Blumenkronblatt in der Blüte, als Staubblatt in den Staubfäden u. Staubbeuteln, als Fruchtblatt in den Gehäusen der Früchte. Wie beim Stengel sind sie auch bei den einzelnen Pflanzenklassen verschieden: bei den Zellenpflanzen od. niederen Kryptogamen nur aus Zellgewebe ohne Gefäße bestehend, dagegen bei den Gefäßpflanzen auch Gefäße enthaltend. Von da an theilen sie sich wieder in drei Klassen: in solche, welche bei den Gefäßkryptogamen ein erstaunlich verschiedenes Rippen- od. Adernetz haben, od. solche, deren Rippen bei den einsamenlappigen Pfl.n (Monocotylen) parallel laufen, u. in solche, welche bei den zweisamenlappigen Pfl.n (Dicotylen) ein Adernetz erzeugen. Mitunter erscheint auch als Blatt, was nur eine blattartige Achse od. Zweig ist; daher Blattzweige od. Phyllodien, z. B. beim Mäusedorn (Ruscus). Am Blatte unterscheidet man: Blattscheide (vagina), Blattstiel (pedunculus) u. Blattspreite (lamina). Diese Theile kommen nicht immer gleichzeitig zur Entwicklung u. bedingen darum eine große Formenverschiedenheit. So gelangt oft nur die Blattscheide zur Entwicklung (Spargel, die frühesten Knospenblätter der Roßkastanie 2c., Fig. 6); Blattstiel u. Blattscheide fehlen häufig u. bedingen sitzende Blätter, od. umgekehrt der Blattstiel ist übermäßig entwickelt, die Blattspreite, der wichtigste u. auffallendste Theil des Blattes, liegt nebst Stiel u. Scheide, zunächst in sich höchst vielfach zusammengerollt u. auf den kleinsten Raum beschränkt, die Knospe bildend, welche entweder eine Endknospe sein kann, wenn sie den Zweig abschließt, od. zur Nebenknospe wird, sofern sie in den Blattachseln erscheint. Bevor sich diese Knospe entfaltet, ist sie in eigene Knospenblätter eingehüllt, welche bei der Entwicklung abfallen, nachdem sie die inneren Theile gegen Wind, Wetter u. Kälte geschützt hatten. Mitunter bilden sich die drei Bestandtheile des Blattes höchst auffallend um; statt ihrer erscheinen napf- u. urnenförmige Gebilde, bei denen die Spreite kaum noch als Deckel des Napfes od. Schlauches erkannt wird (Abb. s. unter „Nepenthes"). Oder die Spreite theilt sich in sog. Fiedern, um ein zusammengesetztes Blatt (Fig. 9) zu erzeugen. Aus allem diesen geht hervor, daß die blattartigen Organe der größten Umbildung fähig sind (Metamorphose). In der That geht die Verwandlung derselben bis zur Bildung der Fruchttheile vor sich, so daß die verschiedenen Blumen- u. Fruchtformen nur eben so viele Verwandlungen u. Verwachsungen der Blätter unter sich sind. Der Fortschritt in Form u. Leistung beruht immer auf einer Verfeinerung des Vorhergegangenen. Es tritt hier aber ebenfalls eine bestimmte Reihenfolge der Formen auf: die niedersten Blumenpflanzen beginnen ohne Kelch od. nur mit einer Andeutung desselben (Perigon), bis der Kelch in manchen Familien (z. B. Ranunculaceen) selbst wieder zur Blumenkrone wird. Auch diese durchläuft einen großen Kreis von Formen, zunächst freie Blätter zu einem Kreise sammelnd (freiblättrige Blumenkrone, Fig. 8), dann sie verschmelzend bis zu den abenteuerlichsten Gestalten (verwachsenblätterige Blumenkrone, Fig. 11). Die Zahl der einzelnen Blumenblätter ist dabei sehr einflußreich; denn diese stellen sich bei den Monocotylen im Allgemeinen nach der Zahl 3 in einen od. mehrere Kreise, bei den Dicotylen nach der Zahl 5. Bildete der Kelch in der Blume den ersten, die Blumenkrone den zweiten Blattkreis, so stellen die Staubblätter den dritten dar. Auch sie erleiden einen hohen Grad der Verwandlung. Im Allgemeinen lassen sie sich auf das Blatt mit Blattscheide, Blattstiel u. Blattspreite zurückführen (Fig. 10), nur daß die erstere meist fehlt, der zweite als Staubfaden (Fig. 7), die dritte als Staubbeutel auftritt. Letzterer (Anthere) zeigt abermals ein großes Gebiet der Formen, hat aber bei aller Verschiedenheit doch überall die Aufgabe, seine inneren Zellen in Blumenstaub (Pollen) aufzulösen. Dieser wird für die Centraltheile der Blume gebildet. Diese bestehen als weibliche Organe aus einem Fruchtknoten (Fig. 12), der sich hals- od. fadenartig zum Griffel verlängert, auf welchem die drüsige Narbe den Schluß bildet. Auf diese Narbe gelangt der Pollen als zartes Körnchen (Fig. 13), haftet in ihrem klebrigen Zucker, verlängert sich darin zu einem Schlauche, wächst so durch das Innere des Griffels (auch Stempel od. Pistill) zum Fruchtknoten vor, in welchem sich die Eier befinden, dringt in je eines derselben durch eine häutige Umgebung hindurch u. gelangt dann bis zu dem Centraltheile, dem Embryosacke, an welchen er sich anlegt, um an dessen Inneres einen Stoff für eine darin befindliche Zelle (Keimzelle) abzugeben, diese damit zu befruchten. Die Keimzelle ist der erste Anfang sämmtlicher Gewächse; selbst der riesigste Baum war Anfangs nichts weiter als Keimzelle, die nun in ihrem Innern Zellen bildet u. sie zu dem Keimling (Embryo, Fig. 17) anordnet, der, endlich ausgebildet, inmitten des Samens ruhen kann, bis der Same im Boden Feuchtigkeit u. Nahrung zu seiner Entwicklung findet, um wieder zu einer Pfl. zu werden, welche die bisher betrachteten Metamorphosen durchläuft. Die Blume ist zwitterig (Fig. 14), sobald sie beiderlei Geschlechtsorgane enthält; dieselben kommen jedoch auch in getrenntem Zustande, als männliche u. weibliche Blüte, entweder auf demselben Stamme (einhäusige od. monöcische, Fig. 15), od. auf verschiedenen Stämmen (zweihäusige od. diöcische Blüte) vor. Das Produkt der Befruchtung ist die Frucht. Sie durchläuft durch Verwachsungen ihrer Fruchtblätter u. deren Fleischigwerden od. deren anderweitige Textur wieder einen großen Formenkreis, entweder aus einem Blatte od. aus mehreren gebildet, aufspringend od.

geschlossen bleibend, woraus Hülsen, Balgfrüchte, Steinfrüchte, Nüsse, Schalfrüchte, Schließfrüchte, Kapseln, Schoten, Beeren u. Flügelfrüchte (Fig. 16) hervorgehen. Die in ihnen befindlichen Samen sind die umgebildeten Eier des Fruchtknotens, deren wenige Zellen die künftige Pfl. in konzentrirtem Zustande sind. Um sich zu dieser zu entwickeln, nimmt der Same, wie schon gesagt, Feuchtigkeit u. Nahrung, organische in Kohlen- u. Stickstoff-Verbindungen, anorganische od. mineralische in gelösten Salzen auf. Die organischen liefern den Stoff zum Wachsthum u. zur Vermehrung der Zellen, die mineralischen zur Festigung der Zellhäute, gleichsam um deren Skelet zu bilden. Alles Wachsthum beruht deshalb auf dem Wachsthume der einzelnen Zellen u. deren Vermehrung.

verschieden-chemisch wirkt, schließlich ein Zonenleben, weil die Sonne am Aequator fast senkrechte Einfallswinkel, gegen die Pole hin immer schiefere hat. Die Verbreitung der verschiedenen Pflanzengeschlechter ist einerseits an diese klimatischen Erscheinungen gebunden, andererseits durch die chemische Beschaffenheit des Bodens beeinflußt. Je mächtiger Licht u. Wärme, um so energischer der Ernährungsprozeß, so daß sich dieser leicht auf mechanische Vorgänge zurückführen läßt. Nach dem Maße der Ernährung richtet sich die größere od. geringere Entfaltung, Ausbreitung der einzelnen Pflanzentheile, weshalb die Pfl. der Tropenzone die riesigsten Gestalten in Stämmen, Blättern, Blumen, Früchten u. Samen zeugt, umgekehrt in der kalten Zone bis zur Zwerghaftigkeit herabgeht.



Nr. 4461. (Zu Artikel „Pflanze".)

1 Hauptwurzel. 2 Nebenwurzeln. 3 Wurzelspitze mit Wurzelhaube. 4 Wurzelstock od. Rhizom. 5 Keimblätter. 6 auseinandergelegte Knospe der Roßkastanie mit allen Uebergängen des Blattes bis zur Ausbildung der Blattspreite. 7 a—f Staubfäden u. Staubbeutel. 8 freiblättrige Blumenkrone. 9 a—c gefiederte Blätter. 10 Verwandlung des Blumenblattes in ein Staubblatt bei der Seerose. 11 a—c verwachsenblättrige Blumenkrone. 12 unterständiger Fruchtknoten der Fuchsie mit Stempel in der Mitte u. Staubgefäßen. 13 a—e verschiedene Pollenkörner. 14 Zwitterblüte des Weinstockes. 15 einhäusige Blüte der Eiche. 16 verschiedene Fruchtformen, a Schote einer Kreuzblume, b Flügelfrucht der Esche, c Kapsel der Dotterblume, d Flügelfrucht der Birke, e Hülse, f Gliederhülse. 17 Keimlinge, a Päoniensamen, b Berberitzensamen, c Kartoffelsamen, d Amaranthsamen. 18 a—d Bildung von Zellen in Mutterzellen.

Diese geschieht durch freie Zellbildung im Innern der Zelle (Fig. 18) od. durch Theilung der Mutterzelle. Jeder Theil der Zelle hat deshalb seine eigene Bestimmung; die äußere Haut (cuticula) ist eine Hülle, der Zellinhalt besitzt zwei wesentliche Theile: eine innere Zellhaut für Stickstoffverbindungen, u. Chlorophyll od. Blattgrün für Kohlensäure. In dieser Beziehung ist das Blattgrün für die Pfl., was die Blutkügelchen im Blute der Thiere für Aufnahme von Sauerstoff sind. Die Feuchtigkeit ist nur das Lösungsmittel für die Nahrung u. zugleich Mittel, die Zellhäute elastisch, dehnbar zu halten, wodurch die Pflanzentheile Bewegungen auszuführen im Stande sind. Zu dem Allen gehört das Sonnenlicht mit seiner Wärme. Ersteres zerlegt die Kohlensäure zur Bildung von Kohlenstoff u. Sauerstoff, so daß ersterer, mit Wasserstoff verbunden, Kohlenwasserstoffverbindungen od. neuen Pflanzenstoff bildet, während der letztere entweicht u. sich der Luft mittheilt, wodurch dieselbe für das Athmen der Thiere verbessert wird. Je nach den Einfallswinkeln der Sonne u. ihrer dadurch bewirkten Wärme beginnt nun zunächst ein Tag- u. Nachtleben der Pfl., wodurch sich die verschiedene Blütezeit, Pflanzenschlaf u. Pflanzenwachen, erklären, aber auch ein Jahreszeitenleben, weil die Sonne in verschiedenen Jahreszeiten

Je nach der Aehnlichkeit der Ernährungsbedingungen entsprechen sich aber auch die Formen der Pfl.n in verschiedenen Zonen u. Regionen, od. sie weichen umgekehrt von einander ab, worauf die Gleichheit, Aehnlichkeit u. Verschiedenheit der Florengebiete beruht. Der Pflanzenteppich der Erde ist folglich nichts weiter, als die Verarbeitung der Pflanzenidee nach verschiedenen Ernährungsbedingungen. Seine Verschiedenheit bedingt auch die der Thierwelt, indem diese in ihren meisten Gliedern auf die Pfl. angewiesen ist. So wird die Pfl. zur Mittlerin zwischen Mineral- u. Thierreich, ohne jedoch mit letzterem irgendwo zusammenzufallen. An den Grenzen beider Reiche allein ähneln sich die Formen, weil diese in beiden Fällen nur aus einzelnen Zellen, bei den Pfl.n in den sog. Protophyten od. Urpflanzen, bei den Thieren in den sog. Protozoen od. Urthieren bestehen. Deshalb giebt es zwischen diesen beiden Reihen an den Grenzpunkten nur physiologische Unterschiede: die Pflanzenzelle ist ternär aus Kohlen-, Wasser- u. Sauerstoff zusammengesetzt u. starr od. doch nicht kontraktil, während die thierische Zelle quaternär aus Kohlen-, Wasser-, Sauer- u. Stickstoff besteht u. kontraktil (willkürlich beweglich) ist. — Alle Pflanzenformen zusammengenommen sind das Endprodukt langer Zeiträume, in denen sie nach einem uns unbekannten Gesetze dem Boden entsproßten.

Viele davon sind bereits vor Jahrtausenden ausgestorben u. blieben uns nur durch ihre etwaigen Reste, in Versteinerungen, Abdrücken od. Kohlen erhalten. In dieser Entwicklung macht sich eine besondere Aufeinanderfolge der Formen bemerkbar, wobei, aber nur ganz im Allgemeinen betrachtet, die einfacheren Pfl.n vorausgingen, während die höchstentwickelten, die Dicotylen, erst in neueren Zeiten, etwa seit der Kreideepoche, häufiger auftreten. Die wissenschaftliche Behandlung des Pflanzenreichs ist Sache der Botanik (s. d.).

Pflanzengeographie; diejenige Wissenschaft, welche sich mit der Verbreitung der Gewächse über die Erde u. den hierbei thätigen Gesetzen der Natur beschäftigt. Sie stützt sich zunächst auf die botanische Systematik, welche ihr das Material liefert, indem sie den einzelnen Arten nicht nur Namen giebt, sondern dieselben auch nach ihren Verwandtschaftsgesetzen gruppirt. Denn die einzelnen Florengebiete stehen nirgends für sich allein abgeschlossen, sondern haben oft zu ganz entfernten Punkten der Erde Beziehungen durch gleiche, ähnliche od. verschiedene Arten, Gattungen u. Familien. Sofern es sich aber nun um die Gesetze handelt, nach welchen gleiche, ähnliche u. verschiedene Pflanzenformen da sind u. erhalten werden, so fühlt sie sich wiederum abhängig von denjenigen Wissenschaften, die sich mit Boden u. Klima beschäftigen, also von Geologie u. Geognosie für den Erdboden, von Meteorologie u. Physik, überhaupt für die klimatischen Bedingungen. Aber die Pfl. hat auch ihren eigenen Bezirk. Sie beschäftigt sich zunächst mit dem Vorkommen der Gewächse an bestimmten Punkten der Erde, um mit Hülfe der Geognosie ihr Verknüpftsein mit den Bodenarten zu prüfen sowie ihre gesellschaftlichen Verhältnisse zu erkennen, da viele Formen nur durch andere überhaupt vorhanden od. bedingt sind. Dann untersucht sie den Verbreitungsbezirk einer Pflanze nach ihrer Breiten- u. Längenzone für deren horizontale Ausbreitung, nach ihren Höhenverhältnissen aber für deren vertikale Ausbreitung. In ersterem Sinne erhält sie Zonen, in letzterem Regionen. Die Pfl. hat aber auch ein landschaftliches Moment zu berücksichtigen. In dieser Richtung wird sie eine schildernde Wissenschaft, indem sie das gemeindliche Zusammenleben der Pflanzen zur Kenntniß bringt. Hierdurch entwickelt sie sich zu einer Pflanzen-Physiognomik, die nicht nur auf einzelne Formen, sondern auch auf deren Gruppirung zu bestimmten Gemeinden eingeht, wodurch Landschaften charakterisirt werden. Im letzten Schritte wird sie hier eine vergleichende Pfl., sofern sie die verwandten Gemeinden, wie sie sich in Wäldern, Wiesen, Prärien, Savannen, Llanos, Steppen, Wüsten 2c. ausdrücken, schildert. Selbst die Kulturpflanzen, ihr Herkommen, ihre Vertheilung unter verschiedenen Völkerschaften, ihr Einfluß auf das Leben u. Gedeihen dieser sind ihrer Beobachtung unterworfen. Schließlich zieht sie das Geschichtliche in ihren Bereich, indem sie über den Ursprung der Gewächse, ihre Heimatsbezirke od. Florengebiete u. Schöpfungsherde, sowie über ihre Wanderungen u. künstliche Verbreitung durch Menschen, Thiere, Luft, Gewässer 2c. Aufklärung zu geben versucht. So wird sie zu dem, was Karl Müller von Halle „kosmische Botanik" nennt.

Pflaster (lat. Emplastra) sind pharmazeutische Präparate, die bei gewöhnlicher Temperatur starr sind, in der Wärme aber weich werden u. an der Haut ankleben, u. die auf Leinwand aufgestrichen u. auf krankhafte Körperstellen aufgeklebt werden, entweder um dieselben nur vor äußeren schädlichen Einflüssen zu schützen (engl. Pfl., s. d.), od. um durch ihre Vermittlung Arzneistoffe auf die Haut od. die Wunde wirken zu lassen. Die am häufigsten vorkommenden Pfl. sind Wachspflaster, Harzpflaster u. Bleipflaster (s. d.); bei den beiden ersteren (Heftpflaster) ist der vorwaltende Bestandtheil Wachs od. Harz u. Talg, während die Bleipflaster aus mit Bleioxyd verseiftem Baumöl bestehen. Die einzelnen Arten unterscheiden sich nur dadurch, daß verschiedene Zusätze gemacht werden, so z. B. von aromatischen Harzen u. Gummiharzen, Safran, Opium, span. Fliegen, Bleiweiß, Quecksilber 2c.

Pflasterung, eine Art des Wegbaues u. Fußbodenbelages zur Herstellung eines mehr od. minder glatten, festen, gegen Nässe widerstandsfähigen Grundes in den Straßen der Städte, in Höfen, bei Eisenbahnübergängen 2c. Man unterscheidet rauhe u. glatte Pfl. Zur ersteren werden größere u. kleinere feste Steine in mehr od. weniger regelmäßig bearbeiteter Form, zur zweiten regelmäßig geformte Steine (Ziegel) od. Steinplatten, Holzklötze, Gußeisenplatten od. ein kontinuirlicher Belag bes. von Asphalt verwendet. Die kunstvollste u. edelste Art der Pfl. sind die Mosaikfußböden. Bei der gewöhnlichen (trocknen) Pfl. werden die roh gebrochenen Steine (Granit, Syenit, Diorit, Basalt) in eine Sandschicht eingelegt u. festgerammt; seltener wendet man die nasse Pfl. an, wobei man die Steine in Mörtel od. Thon legt. Ziegelpflaster wird stets durch Verband in Mörtel hergestellt. Holzpflaster, zwar in der Anlage kostspielig, aber von großer Dauerhaftigkeit, ist neuerdings in den Straßen Londons in ausgedehnter Weise zur Anwendung gekommen; es hat, außer daß das Rasseln der Fuhrwerke fast gänzlich verschwindet, den nicht hoch genug anzuschlagenden Nutzen, keinen Staub zu verursachen. Gußeisenpflaster ist erst neuerdings zur Anwendung gekommen; es besteht aus länglich rechteckigen Stücken mit gefurchter Oberfläche, die mit der Langseite (ca. 1 m.) quer zur Straßenrichtung gelegt werden. Für Fahrstraßen soll sich das Gußeisenpflaster nicht, wohl aber für Eisenbahnübergänge bewährt haben. Die Asphaltpflasterung, womit man in Paris seit 1854 in großem Maßstabe vorging, hat sich durch ihre Reinlichkeit u. durch die Leichtigkeit u. Geräuschlosigkeit, womit sie sich befahren läßt, viele Freunde erworben. Bis 1871 waren in Paris schon ca. 120,000 □m. Asphaltwege hergestellt worden. Das Rohmaterial ist ein mit bituminösen (harzartigen) Stoffen durchtränkter kohlensaurer Kalk, der bei Erwärmung bis auf 100° zu Staub zerfällt, in diesem Zustande mittels Rammen komprimirt wird u. dann steinartige Härte annimmt. Die Masse wird zuerst zerkleinert u. dann in Maschinen, die großen Kaffeetrommeln ähnlich sind, erhitzt, worauf man die heiße Masse auf einer vorher hergestellten Grundlage von Ziegeln od. Beton ausbreitet u. feststampft. Seit 1872 hat eine Anglo-Germanische Pflasterungsgesellschaft die Asphaltgruben des Val de Travers bei Neufchatel erworben, um in den Städten Asphaltwege herzustellen; die Kosten zur Herstellung betragen pro □m. ca. 21—22 Mk. u. zur jährlichen Unterhaltung ca. 2 Mk. Für Fußwege (Trottoirs) bietet daher der Asphalt in vielen Fällen ein wohlfeileres Material als die schweren u. daher kostspielig zu transportirenden Granitplatten. Neuerdings sind zur Pfl. noch vielerlei Kompositionen aus Theer, Sand, Eisenschlacke 2c. in Vorschlag gebracht worden, jedoch liegen über so hergestellte Wege noch keine zuverlässigen Erfahrungen vor. In München hat man sehr gute Trottoirs aus gebranntem Thone mit Beimischung besonderer Bindemittel, wie Eisenschlacke u. Feldspath, hergestellt.

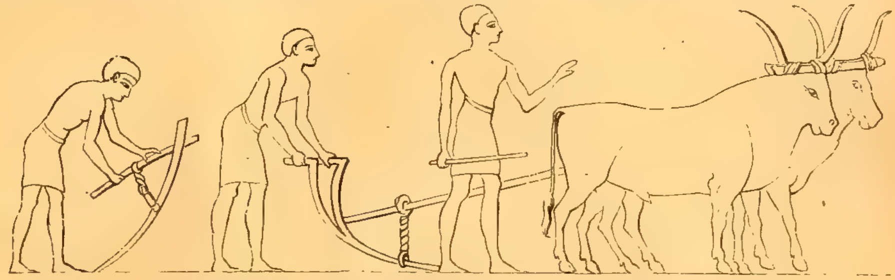
Pflaume od. Zwetsche (Prunus domestica), ein Obstbaum der Amygdaleen od. Mandelgewächse, dessen Frucht zu dem sog. Steinobst gerechnet wird. Ursprünglich in Südeuropa u. im Orient heimisch, unterscheidet sich der wilde Pflaumenbaum von dem kultivirten durch dornige Zweige, die an dem zahmen, wie bei fast allen unseren Obstbäumen, glatt u. dornenlos geworden sind. Ein Baum von mittlerer Größe, kaum 6 m. überschreitend, entwickelt er einen entsprechenden Stamm mit rissiger grauer Rinde u. schön roth geadertem Holze, glatte Aeste u. Zweige, kurzgestielte, eiförmige, am Rande gekerbte Blätter, schmuzig-weiße Blumen, welche einzeln, doppelt od. zu dreien stehen, ziemlich früh im Jahre sich entwickeln u. im Herbste längliche hängende blaue Früchte hervorbringen. Der Baum wird durch einen großen Theil von Deutschland u. Europa gepflegt, gedeiht aber nur in den wärmeren Gegenden der gemäßigten Zone, u. zwar auf allen Bodenarten, wenn dieselben weder zu mager noch zu feucht sind, am besten in fetter Gartenerde, welche von Zeit zu Zeit gedüngt wird. In engerem Verbande trägt er reichlicher als in Alleen gepflanzt. Man pflanzt ihn durch Samen u. Wurzelschößlinge fort; im ersten Falle entwickeln die jungen Bäume dornige Triebe, welche man so lange verschneidet, bis sich dornenlose zeigen. Am besten veredelt man die jungen Bäume durch Pfropfreiser. Im Allgemeinen unterscheidet man 1. die gemeine Hauspflaume (violette Dattel-, blaue Kaiser-, gelbe u. rothe Eierpflaume); 2. die Damascenerpflaume (Königs-, Herren-, rothe u. violette Damascenerpflaume); 3. die länglich runden Mirabellen u. 4. die meist herzförmigen Diapré. Die Verwendung der Pfl. ist sehr bedeutend: als nahrhaftes Obst mit den Bestandtheilen der Birnen u. Aepfel, aber mit sehr großem Zuckergehalt, zur Bereitung des Pflaumenmußes, zu gedörrten Früchten, zur Bereitung eines Branntweins, den man in Kroatien u. Slavonien „Sliwowitz" nennt. Das Holz wird seiner schönen Politur wegen von Drechslern gesucht, die Rinde dient zum Gerben u. Gelbfärben. — An manchen Orten versteht man unter Pfl. nur die Frucht der Prunus insititia, d. h. des Spillings (auch Haferschlehe od. Kriechen), von welchem die Reineclauden stammen, so daß man Pfl.n nur die runden, Zwetschen dagegen die länglichen Früchte zu nennen hätte. Dieser Baum (Pr. insititia) ähnelt dem vorigen ganz u. gar, unterscheidet sich aber durch weichhaarige, sammetartige Zweige, meist zweiblütige Blütenknospen, weichhaarige Blumenstiele u. kleinere kugelige Früchte. Er gehörte ursprünglich auch Deutschland an, dringt aber weiter nach Norden vor. — Wesentlich verschieden ist die ebenfalls einheimische Schlehe od. der Schwarzdorn (Pr. spinosa). Derselbe bleibt strauchartiger, entwickelt sehr dornige Zweige u. aus den ein- u. zweiblütigen Blumenknospen (mit kahlen Stielchen) aufrechte kugelige Früchte von sehr zusammenziehendem Geschmacke. Die Kirschpflaume (Pr. cerasifera), aus Nordamerika stammend, hat kahle Zweige u. Blütenstiele, einblütige Blumenknospen u. hängende kugelige Früchte von wässerigem Geschmack u. rother Färbung, woher der Name. — Außer diesen bei uns gezogenen od. wilden Arten giebt es noch verschiedene andere, die für uns keine Bedeutung

haben, z. B. die neapolitanische Schlehe (Pr. Cocumilio), eine nordamerikanische (Pr. maritima), eine japanische (Pr. Mume), eine des Libanon (Pr. prostrata) u. Antilibanon (Pr. ursina).

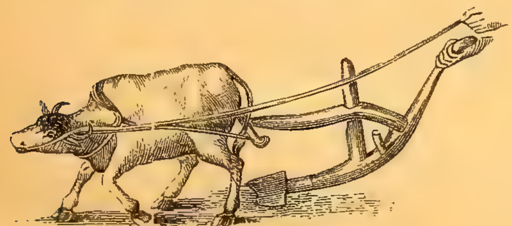
Pflicht (zusammenhängend mit „pflegen", d. h. eifrig betreiben u. besorgen) ist einerseits das Verbundensein, in einem gegebenen Fall nach bestimmten sittlichen Regeln zu handeln, andererseits der Inbegriff der Handlungen, die Jemand auferlegt sind (s. v. w. Obliegenheiten). Die letzteren können entweder auf allgemein menschlichen Sittengesetzen beruhen (Menschen-, Familien-, Bürgerpflichten) od. auf Verträgen (Amtspflichten, Lehnspflichten ꝛc.). Immer aber findet dabei die Voraussetzung statt, daß der Verpflichtete ein klares Bewußtsein von dem hat, wozu er verpflichtet ist, u. ferner, daß die einzelnen Handlungen auf feststehenden Regeln beruhen. Die Pflichtenlehre wird gewöhnlich als dritter Theil der Ethik (s. d.) behandelt u. beschäftigt sich bes. auch mit dem sog. Konflikt der Pfl.en, d. h. den Fällen, wo zwei Pfl.en in Widerspruch mit einander gerathen. Im Allgemeinen ist dann die zufällig u. vorübergehend eintretende Pfl. der allgemeinen unterzuordnen.



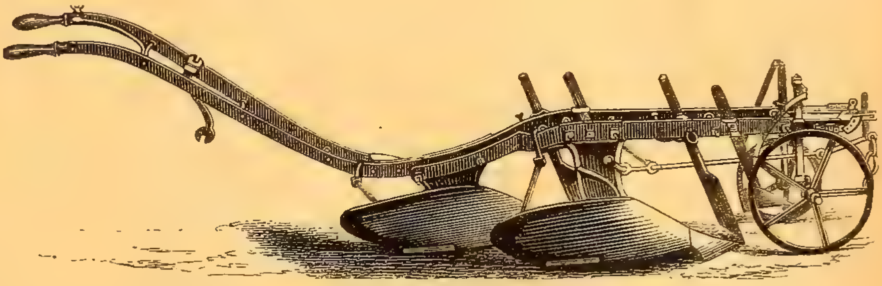
Nr. 4462. Aelteste Formen der Werkzeuge für Bodenbearbeitung.



Nr. 4463 Pflügen u. Hacken nach Darstellungen auf altägyptischen Bauwerken.



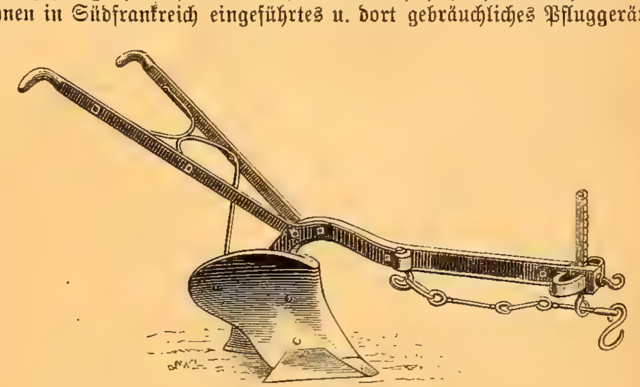
Nr. 4464. Altrömischer Pflug.



Nr. 4465. Doppelpflug.

Pflichttheil ist derjenige Theil einer Hinterlassenschaft, welchen gewisse Klassen von Intestaterben kraft Gesetzes für sich beanspruchen können, es wäre denn, daß ein gesetzlich anerkannter Enterbungsgrund vorläge u. von dem Erblasser als Grund der Nichtberücksichtigung bezeichnet würde. Den Pfl. haben regelmäßig der überlebende Ehegatte, die Kinder u. Kindeskinder sowie die Eltern u. Voreltern zu beanspruchen; er beträgt fast immer nur einen Theil der gesetzlichen Erbportion (zumeist die Hälfte od. ein Dritttheil). Hätte deßungeachtet der Erblasser in seinem Testamente seine Pflichttheilserben unberücksichtigt gelassen, so können diese den letzten Willen entweder ganz od. doch soweit, als sie durch selbigen benachtheiligt werden, umstoßen.

Pflug. Pfl. u. Haken sind seit den ältesten Zeiten die Geräthe zum Umbrechen des Bodens behufs Vorbereitung zur Saat. Noch heute findet man bei manchen rohen Völkern gekrümmte Baumäste dazu in Gebrauch, deren eines Ende zugespitzt, wol auch mit Eisen beschlagen wird, während das längere Ende mit der Vorrichtung zum Anspannen von Zugvieh versehen ist. Aus dieser primitiven Form haben sich nach u. nach alle verbesserten Pflugkonstruktionen bis zum Dampfpflug entwickelt. Der eigentliche Pfl. ist von den Römern verbreitet worden, während der Haken bei den slawischen Völkerschaften bevorzugt blieb; vielfach, auch heute noch, braucht man beide Geräthe neben einander. Der eigentlich wirkende Theil ist die schneidende, im Boden gehende Spitze, bei den Haken einen ganzen, bei den Pflügen als Schar einen halben Keil darstellend. Vor demselben brachte man später ein schräg gestelltes Messer, das Sech, an, dann verbesserte man das Werkzeug durch die Streichbreter, an welchen die Erde höher hinaufgehoben u. dadurch gewendet wird, u. schließlich wurden die Streichbreter gewölbt, um das Wenden vollständiger zu machen. Alle anderen Verbesserungen betreffen nur noch das Material (Eisen statt Holz), die Stell- u. Zugvorrichtungen, den Stützpunkt (Vordergestell, Stelze), für den sog. Grindel u. die Vervollkommnung der wirkenden Theile. Ohne das Streichbret, welches deshalb auch das eigentliche Charakteristikon für den Pfl. bildet, wird der Boden blos gelockert, gerührt (Stichehaken, Haken, Untergrundpflug ꝛc.), mit dem Streichbret dagegen erst richtig gewendet. Will man über Winter das Land nur auflockern u. in rauher Furche liegen lassen, so können hierzu gute Haken selbst bessere Dienste leisten als Pflüge. Die Bestandtheile des Pfl.es sind: das auf dem Boden der Furche gleitende Pflughaupt (Sohle, Kopf, Haupt, Heft, Höft), mit u. ohne Eisenbeschlag, od. ganz von Eisen, auf welchem das Ganze ruht u. durch welches die Gangart bedingt wird (je länger, je mehr Reibung, desto sicherer aber auch der Gang). Die auf demselben in der Regel schräg stehenden Griessäulen (Kriechsäulen, Gretsäulen), zur Stütze des Pflugbaumes (Balken, Grindel, Hakenbaum) parallel der Sohle laufend, in der Regel von hinten nach vorne ansteigend, ein längeres Stück Holz od. Balken, an welchem hinten die sog. Sterzen (Rüster, Hörner), Handhaben zum Regieren, vorn die Zugvorrichtungen od. Stützpunkte angebracht werden. Das Pflugschar (Pflugeisen, Hintereisen), vorn an der Sohle befestigt, verstählt od. geschärft, zungenförmig od. spitz zulaufend, od. rechtwinklig. Das Sech (Pflugmesser, Säge, Kolter, Vorder-, Voreisen), durch den Pflugbaum gesteckt od. seitlich angebracht, immer so, daß es schräg nach der Scharspitze steht; die Streichbreter (Rüsten-, Kehr-, Erdbret, Ohr). Die Römer sollen den Pfl. dem im Boden wühlenden Schweinskopfe nachgebildet u. das Ohr als Streichbret gefertigt haben; Binneur (binae aures) heißt heute noch ein von ihnen in Südfrankreich eingeführtes u. dort gebräuchliches Pfluggeräth.



Nr. 4466. Schwingpflug.

Das Molden (Molt-, Mühlbret), an der Griessäule u. linken Sterze befestigt, zum Festhalten der noch nicht losgeschnittenen Erde an der Landseite. Das Vor- od. Vordergestell (Pfluggestell, Pflugkarre) auf Rädern bei den Räderpflügen, hat vorn die Wage zum Anspannen, auf ihm liegt der Grindel u. wird der Regulator angebracht zum Regieren. Die Stelzpflüge haben statt dessen einen bloßen Stelzfuß, die Schwingpflüge gar keine Vorrichtung dieser Art. Man transportirt sie mittels Pflugkarren od. Pflugschlitten. Die Pflugschleife aber

dient zum Auflegen des Pflugkörpers beim Transport. Man unterscheidet Beetpflüge, mit welchen man immer nur nach einer Seite das Land abschneiden u. wenden kann, u. Wechselpflüge, bei welchen am Ende der Furche der wirkende Körper auf die entgegengesetzte Seite gestellt, also in derselben Furche zurückgefahren werden kann. Die Doppelpflüge haben zwei hinter einander gehende Pflugkörper; vielscharige Pflüge hat man nur noch beim Dampfpflug (s. d.). Einen Uebergang vom Pfl. zum Haken bilden die Pflughaken, welche Vorrichtungen nach Art der Streichbreter haben. Streichbret, Sech u. Schar aus einem Guß haben gewissermaßen die sog. Ruchadlo's. Zum bloßen Anhäufeln von Erde bei der sog. Drillkultur dient der Häufelpflug, zum Lockern der untern Erdschichten die Rajol- od. Untergrundpflüge, zum Ziehen von Abzugsrinnen in der Tiefe der Drain- od. Maulwurfspflug. Die besseren Pflugkonstruktionen kamen aus England u. Amerika; berühmt in Deutschland sind die belg. od. Hohenheimer od. Schwerz'schen Stelzpflüge. Neuerdings fertigt man sog. Universalpflüge mit festen Gestellen, an welche man verschiedene Theile anschraubt, so daß dasselbe Geräth mehrfachen Zwecken dienen kann. Die Pflugbearbeitung hat sich infolge der immer fortschreitenden Vervollkommnung der Geräthe immer mehr Boden unterworfen u. selbst in den Gärtnereien schon die Spatenbearbeitung verdrängt. Man bezeichnet jetzt die Pflüge meist nach dem Namen der Fabrikanten, u. sind in dieser Hinsicht die Kataloge der Ausstellungen sehr reichhaltig geworden.

Pfordten, Ludwig Karl Heinrich, Frhr. v. d., Rechtsgelehrter u. Staatsmann, geb. zu Ried in Oberbayern 11. Sept. 1811; studirte seit 1827 in Erlangen u. Heidelberg, habilitirte sich 1833 als Privatdozent in Würzburg, wo er schon in folgendem Jahre eine Professur erhielt, ward im Jan. 1841 durch Kabinetsbefehl als Appellationsrath nach Aschaffenburg versetzt, folgte 1843 einem Rufe als Professor des Pandektenrechts nach Leipzig u. wurde im März 1848 sächs. Minister des Auswärtigen u. des Kultus, nahm aber infolge der Kammerverhandlung über die sog. deutschen Grundrechte 24. Febr. 1849 seine Entlassung. Seit April desselben Jahres Minister des Aeußeren, des königl. Hauses, des Handels u. der öffentlichen Arbeiten in Bayern u. seit Dez. 1849 Ministerpräsident, zeigte er sich als einen entschiedenen Gegner der preuß. Hegemonie u. der Liberalen, suchte dagegen dem bayer. Staate durch ein engeres Anschließen an Oesterreich eine einflußreiche Stellung in Deutschland zu verschaffen. Eine immer mächtiger werdende Opposition führte endlich im April 1859 seinen Rücktritt herbei, worauf er im Mai bayer. Gesandter beim Bundestag in Frankfurt u. hier nunmehr die Seele der gegen die Politik Preußens u. Oesterreichs gerichteten mittelstaatlichen Bestrebungen (Triasidee) wurde. Infolge seiner abermaligen Ernennung zum bayer. Ministerprädenten, 4. Dez. 1864, trat Bayern sowol in der schleswig-holstein. Frage als auch in dem daraus entspringenden Konflikte zwischen Oesterreich u. Preußen in die Reihe der Gegner Preußens. Nach dem dann von bayer. Seite unglücklich geführten Kriege schloß v. d. Pf. den Frieden vom 22. Aug. 1866, blieb indeß noch bis 29. Dez. dess. J. im Amte. Seitdem ist er Staatsrath in außerordentlichem Dienst. In den erblichen Freiherrenstand ward er schon 11. Aug. 1854 erhoben. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Abhandlungen aus dem Pandektenrechte" (Erl. 1840); „De obligationis civilis in naturalem transitu" (Lpz. 1843); „Studien zu Kaiser Ludwig's oberbayer. Stadt- u. Landrecht" (Münch. 1875). Auch erschien 1851 eine Sammlung seiner Reden u. Proklamationen.

Pforr, Johann Georg, Thiermaler u. Radirer, geb. 4. Jan. 1745 zu Upfen in Niederhessen; arbeitete Anfangs als Maler in einer Porzellanfabrik zu Kassel, trat im Alter von 32 Jahren in die dortige Malerakademie ein u. zeichnete sich so aus, daß er nach wenigen Jahren Mitglied derselben wurde, siedelte aber 1781 nach Frankfurt a. M. über, wo er 9. Juni 1798 starb. Seine Pferdebilder, in der Weise Wouverman's, sowie seine Löwen u. Tiger, gewöhnlich nur leicht untermalt od. als Tuschzeichnungen ausgeführt, sind von wunderbarer Naturwahrheit; weniger glücklich war er in menschlichen Figuren. — Sein Sohn Franz **Pf.**, geb. zu Frankfurt 5. April 1788, ging 1810 mit Overbeck nach Rom, wo er sich an Cornelius anschloß. Er starb 1812 in Albano. Zeichnungen zu „Götz von Berlichingen" u. zur „Reformationsgeschichte" wurden später gestochen.

Pforta od. Schulpforte, eine berühmte, ½ M. im W. von Naumburg im Saalthale gelegene Fürstenschule, ist aus einem 1136 gegründeten u. 1540 durch Herzog Heinrich von Sachsen säkularisirten Cistercienserkloster entstanden. Die Gründung dieses Gymnasiums, das sich namentlich durch die Pflege altklassischer Philologie einen großen Namen gemacht hat, erfolgte 21. Mai 1543 durch den Herzog, späteren Kurfürsten Moritz von Sachsen.

Pfortader (vena portarum), ein Venenstamm, der das Blut aus den Verdauungsorganen der Leber zuführt u. in dieser sich in immer kleinere Zweige spaltet. Es wird hier aus dem Blute die Galle ausgeschieden, worauf das so gereinigte Blut durch die Lebervene in die untere Hohlvene abgeführt wird. Das Pfortaderblut zeichnet sich aus durch dunklere Farbe, geringere Neigung zum Gerinnen, geringeren Antheil von Faserstoff, Eiweiß u. Salz, dagegen durch größeren Gehalt an Blutroth u. Fett. Die Pf. bildet sammt den Capillaren, aus denen sie entspringt, wie den Gefäßästen, in welche sie in der Leber sich spaltet, das Pfortadersystem, welches gewissermaßen in das Blutgefäßsystem eingeschoben ist. Es findet sich bei allen Wirbelthierklassen wie beim Menschen; bei den Fischen, Amphibien, Reptilien u. Vögeln treten die Venen der hinteren Körpertheile zu den Nieren, um sich hier nochmals zu Capillaren aufzulösen (Nieren-Pfortadersystem).

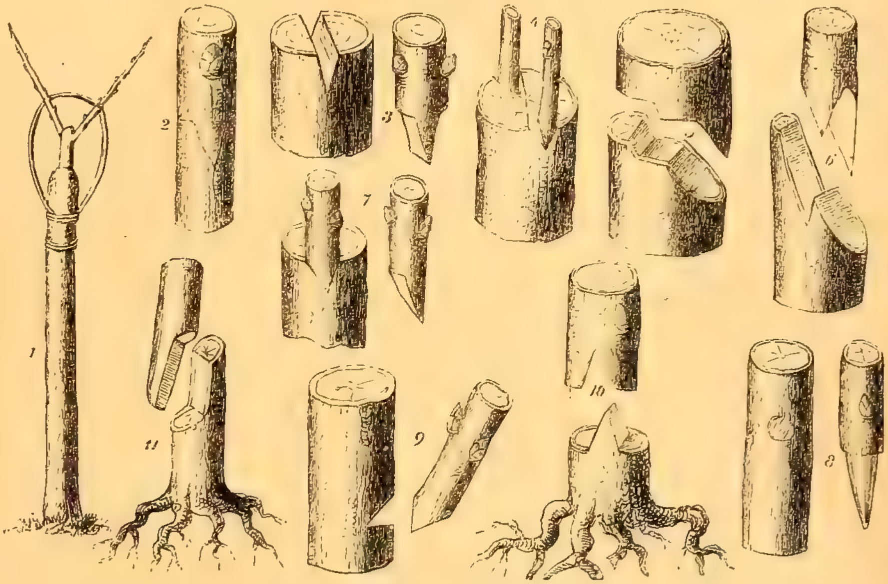
Pforte, Hohe, türk. Bab Ali, nennt der heutige Türke sowol die Gesammtheit der höchsten Würdenträger im Ottoman. Reiche als auch den Ort, wo diese ihre Berathungen abhalten. Von jeher galt im Orient die Pf. od. das Thor für den Herrenplatz des Hauses, so daß im Laufe der Zeit „Pf." gleichbedeutend mit Gerichtshof od. Residenz eines hohen Beamten wurde. Heutzutage umfaßt die „Pf.", in der Volkssprache „Pascha Kapisi" genannt, folgende Aemter: das Großwessierat (Wessier heißt eigentlich Lastträger), das Ministerium des Auswärtigen, den allerhöchsten Staatsrath, zu dem die Chefs der verschiedenen Ministerien gehören, u. den Rath des Obersten Gerichtshofs, zugleich Ministerium des Innern a. der Justiz, mit der Befugniß, die Gouverneure u. die unteren Offiziere zu ernennen u. abzusetzen. Die übrigen Theile der obersten Verwaltung, also die Ministerien der Finanzen, des Handels, des Krieges, der Marine, des Unterrichts, des Wakufs od. der frommen Stiftungen, der Polizei u. a. m., sind in verschiedenen Gebäuden untergebracht. Den Verkehr zwischen der Pf. u. der Privatkanzlei des Sultans vermittelt ein bes. Bureau. Außer diesem befinden sich auch noch einige andere Aemter, die eigentlich nicht dahin gehören, im Pfortengebäude im Serail, ja selbst eine staatliche Schule u. Bibliothek zum Unterricht im Französischen.

Pforzheim, bedeutendste Fabrikstadt des Großherzogthums Baden mit 15,723 zu ⅘ protest. E. (1871); liegt in angenehmer Gegend an der Mündung der Nagold in die Enz u. an der Eisenbahn Durlach-Mühlacker u. Pf.-Wildbad, 4 M. im SO. von Karlsruhe. Das ansehnlichste Gebäude der alten Stadt ist das schöne Rathhaus auf dem großen Markte, welcher mit einem Denkmal des Markgrafen Ernst geschmückt ist. Das alte Schloß war einst Residenz der Markgrafen von Baden-Durlach; in der Schloßkirche ehrt ein vom Großherzog Leopold errichtetes Denkmal den Heldenmuth von 400 Pforzheimern, welche in der Schlacht bei Wimpfen (6. Mai 1622) sich dem Tode weihten, um das Leben ihres Markgrafen Georg Friedrich zu retten. Pf. ist Sitz eines Amtes u. Amtsgerichtes, hat eine Gewerbeschule, ein Realgymnasium u. ein adeliges Fräuleinstift. In der Industrie hat die Stadt einen Weltruf durch ihre Bijouteriewaaren; außerdem bestehen hier Maschinenfabriken, Etablissements für Chemikalien, Tuch, Papier, Leder, ein Eisenhüttenwerk, ein Kupferhammer, Sägemühlen u. große Bleichen. Von Bedeutung ist der Handel mit Holz, Obst, Wein u. Oel.

Pfrille, Elritze, Bambel, Pfelle, (frz. véron, Phoxinus laevis), ein höchstens 13 cm. langer, walziger, äußerst kleinschuppiger, an einem zu beiden Seiten des Rückens ziehenden Goldstreif kenntlicher, aber in der Färbung sehr abändernder Süßwasserfisch der Karpfenfamilie, der sich von kleinen Wasserinsekten u. Gewürm nährt u. in allen Flüssen u. Bächen Mitteleuropa's findet, auch stehende Wässer, selbst hochgelegene Gebirgsseen bewohnt u. als Köderfisch von Anglern u. zur Nahrung für in Wasserbehältern gehaltene größere Fische gebraucht wird.

Pfropfen, das (Beizen, Impfen, Zweigen), diejenige Veredlungsart von (Obst-) Bäumen u. Sträuchern, bei welcher man ganze Zweige („Pfropfreiser", „Edelreiser") der edleren Sorte auf stärkere Grundstämme der gemeineren Pflanze überträgt, während bei dem Kopuliren (s. d.) die Uebertragung auf Zweige gleicher Stärke u. beim Okuliren (s. d.) mit bloßen Augen geschieht. Das Pfropfreis muß von Pflanzen derselben natürlichen Familie genommen werden; es lassen sich jedoch nicht alle Familien auf andere übertragen u. manche Obstarten können überhaupt nicht durch P. veredelt werden (z. B. Pfirsiche), bei manchen zieht man überhaupt das Kopuliren od. Okuliren vor (z. B. beim Steinobst, bes. bei Pflaumen u. Kirschen). Alte Bäume, krummgewachsene, welche an der Erde abgeschnitten werden müssen, u. starke Grundstämme kann man nur durch Pf. veredeln. Man pfropft „in den Spalt" od. „in die Rinde" („Pelzen"), bei zarten Gewächshauspflanzen

„in die Seite“ (Einspitzen) u. „auf die Wurzel“. 1. Beim Pf. **in den Spalt** wird das Edelreis entweder unten an der Erde od. oben an der Krone od. am Ende starker Zweige eingesetzt, u. zwar dadurch, daß man mit dem Pfropfeisen u. einem leichten Hammer in die Mitte des sorgsamst abgeschnittenen u. geglätteten Wildlings einen Spalt einschlägt, in diesen einen eisernen Keil zum Auseinanderhalten schiebt u. dann ein od. zwei spitz zugeschnittene Pfropfreiser so einsetzt, daß Bast an Bast zu liegen kommt; nachdem der Keil dann weggeschlagen ist, schließt sich der Spalt u. wird die Stelle mit Kitt, Lehm u. dgl. gut verbunden. Die beste Zeit ist die des richtig in Gang gekommenen Saftstroms in dem Wildling, nach der Frostperiode im Frühjahr. Das Edelreis kann schon im Herbste geschnitten werden u. zwar von gesunden Samentrieben; nur Holz-, nicht Fruchtreiser u. bes. nicht Wassertriebe od. sog. Räuber; sie müssen über Winter gut aufbewahrt werden. Die starke Verletzung des Wildlings bedingt oft starke Wülste, dürre Stellen u. infolge deren Brand od. Krebs, immer aber bleibt eine wulstige Erhöhung stets sichtbar. Hat man mit zwei Reisern gepfropft, läßt man sie (Zwergbaumzucht) beide stehen od. schneidet später den zurückgebliebenen Trieb weg; man pfropft auch wegen der Lage der Wachsthumszone (Cambium) nur seitlich. 2. Das Pf. **in die Rinde** (Krone) ist weniger gewaltsam, aber schwieriger. Man schält zu diesem Zwecke die Rinde nach gemachtem Einschnitt auf u. schiebt das keilförmig zugeschnittene Reis zwischen Rinde u. Holz ein, was im Vollsaft geschehen muß, da sonst die Rinde sich nicht gut löst. In der Regel schneidet man in die Rinde in der Form eines T u. zwar am Stamm ohne Abstutzen, seltener stutzt man ab u. schneidet von der glatten Schnittfläche an abwärts in die Rinde. Nach dem Einsetzen wird ein guter Verband gemacht. Werden alte Bäume auf diese Art veredelt, so nimmt man von der Krone die Zweige bis auf einige weg u. auch diese werden, nachdem die Edelreiser gut angegangen sind, entfernt. 3. Das Pf. **in die Seite**, welches im Februar u. März od. August geschieht, besteht darin, daß man in den zu veredelnden Stamm schräg bis zur Markröhre einschneidet u. dann das einseitig schräggeschnittene Edelreis so einsetzt, daß an einer Seite Rinde an Rinde sich anschließt. 4. Das **Wurzelpfropfen**, welches schnell gesunde, von der Erde an schlank aufrecht wachsende Stämme ohne Wülste sichert, kann auf jedem Stück guter, gesunder, reichlich mit Faserwurzeln versehener Wurzel vorgenommen werden, u. auch zu dem Zwecke stattfinden, um alten Bäumen verloren gegangene Hauptwurzeln zu ersetzen, was z. B. oft bei den Mandeln, Pfirsichen u. Aprikosen am Spalier geschieht. Man pfropft auf herausgenommene Wurzelstücke od. auf stehenbleibende Wurzeln; oft gräbt man alte Bäume ganz aus, zerlegt die Wurzeln in viele Stücke u. erhält so viele veredelte Bäumchen auf einmal. Das Einsetzen der Propfreiser geschieht so, daß dasselbe über die Erde herausragt u. die Pfropfstelle nicht zu tief liegt. Das Einsetzen u. Verbinden geschieht wie bei dem Pf. überhaupt. Man kann auch in schon erwachsene Bäume pf., wenn man denselben eine Wurzel ersetzen will, u. zwar dadurch, daß entweder ein Wurzelstück in den Stamm od. an den stehengebliebenen Stumpf einer abgeschnittenen Wurzel eingesetzt wird. Diese Arbeit muß rasch geschehen, damit nicht Wurzeln u. Wunden vertrocknen, also etwa bei bedecktem Himmel od. gegen Abend u. im zeitigen Frühjahr. Endlich lassen sich auch, was am meisten bei Reben geschieht, Zweige eines Stammes niederbiegen u. mit Erde bedecken, od. an einem Theile in einen Blumentopf, welchen man mit Erde vollfüllt, legen; sie bleiben mit dem Stamm in Verbindung, schlagen aber an den mit Erde bedeckten Stellen aus u. treiben Wurzeln, wie die Ausläufer der Erdbeeren ꝛc. Nach genügender Bewurzelung trennt man sie vom Mutterstamm u. hat so rasch u. ohne große Mühe einen andern Baum gewonnen, welcher weiterer Pflege nicht bedarf. Bei dem Pf. in Rinde od. Spalt ist die Pflege nach der Operation nicht minder wichtig, wie diese selbst, u. der Erfolg immer ein unsicherer. Da, wo die ganze Krone abgenommen wird, spricht man auch vom Verjüngen des Baumes. Besondere Bezeichnungen für das Pf. in die Seite sind noch Anplocken, Anblatten, Anpflastern, Pf. mit dem Klebereis, Anplocken mit dem Absatz, Anplocken mit dem Häckchen, Gabelpfropfen, Pf. in den Sattel.



Nr. 4467. Das Pfropfen.
1 Schutzvorrichtung nach dem Pfropfen, 2—7 Pfropfen in den Spalt, 8 Pfropfen in die Seite, 9 Pfropfen in die Rinde, 10 u. 11 Pfropfen auf die Wurzel.

Pfründe (vom lat. praebenda, d. h. das Darzureichende) ist das Einkommen aus kirchlichen Gütern, Stiftungen ꝛc., welches die Inhaber von Kirchenämtern genießen; bisweilen bezeichnet man darnach das Amt selbst mit Pf. (z. B. in der gebräuchlichen Redensart: er hat eine fette Pf.). Die Gewohnheit des Mittelalters, den Genuß mehrerer Pf.n auf dieselbe (oft sogar weltliche) Person zu vereinigen, hat endlich dem Wort den Nebenbegriff eines einträglichen Amtes ohne Amtspflichten gegeben. Solcherart sind noch jetzt zum Theil die sog. Domherrenpfründen in evangel. Ländern, d. h. die Erträge aus den aufgehobenen Domstiften.

Pfuel, Ernst v., preuß. General, geb. 1780 zu Berlin; trat 1797 aus der Militärschule ins Heer ein u. machte den Feldzug von 1806 im Generalstabe Blücher's mit. Da er zu jenen Offizieren gehörte, die Alles daran setzten, um die Schmach von Jena von sich abzuwaschen, ging er 1809 in österr. Dienste u. dann nach Rußland, unter dessen Fahnen er als Generalstabschef Tettenborn's bis 1814 ehrenvoll kämpfte. 1815 kehrte er in die vaterländische Armee zurück, erwarb sich unter Blücher das Eiserne Kreuz u. wurde nach der Einnahme von Paris neben Müffling Kommandant der Stadt. Wieder in Berlin, gründete Pf. daselbst eine große Militär- u. Civilschwimmanstalt, die erste dieser Art in Deutschland. 1821 wurde er Generalstabschef beim 8. Armeecorps, 1826 Generalmajor u. Brigadekommandeur, 1831 Gouverneur in Neuenburg, 1832 Generalleutnant, 1837 kommandirender General des 7. Armeecorps, 1843 General der Infanterie u. 1847 Gouverneur von Berlin. Im Mai 1848 mit unumschränkter Vollmacht zur Unterdrückung des Aufstandes nach Posen abgesandt, ward er 17. Sept. dess. J. als Kriegsminister mit dem Vorsitz im Ministerrathe betraut, doch war zu jener Zeit die Reaktion bereits zu sehr erstarkt, u. da Pf. kein Werkzeug der Junkerpartei sein wollte, nahm er schon 31. Okt. seine Entlassung. Seitdem lebte er als Privatmann in Berlin, wo er 3. Dez. 1866 starb. Sein Sohn, **Wolf v. P.**, geb. 1810, war im Kriege gegen Oesterreich als preuß. Generalmajor u. Kommandant der zweiten schweren Kavalleriebrigade 9. Aug. 1866 zu Großhof in Mähren gest. (s. auch den Art. „Phull“).

Pfullingen, Stadt im württemberg. Oberamt Urach (Schwarzwaldkreis), in dem schönen Thale der Echaz 4 Km. im S. von Reutlingen gelegen; hat 4288 E. (1871), welche Land-, Obst- u. Weinbau, Baumwoll- u. Wollspinnerei, Weberei, Müllerei, Tuch- u. Papierfabrikation u. Zwirnerei treiben. Die Stadt kommt urkundlich schon 822 vor.

Pfund, franz. Livre, engl. Pound, ital. Libbra, span. Libra, portug. Arratel, holländ. Pond, dän. u. schwed. Pund, poln. Funt, türk. Rottel, chines. Kätti u. japan. Kin: 1) Das bekannte Handelsgewicht von verschiedener Eintheilung u. Schwere. Das **deutsche** Pf. zu 50 Neuloth à 10 Gr. = 500 Gr., das alte **Pariser** zu 16 Onces = 489,5 Gr., das **engl.** zu 16 Ounces = 453,6 Gr., das **italien.** zu 1000 Denari = 1000 Gr., das **span.** zu 16 Onzas = 460,142 Gr., das **portug.** zu 16 Onças = 459 Gr., das **holländ** zu 1000 Wigtjes = 1000 Gr., das **dän.** zu 16 Unzes = 500 Gr., das **schwed.** zu 100 Ort = 425,076 Gr., das **poln.** zu 16 Unchi = 405,504 Gr., das **türk.** zu 176 Dirhems =

562,531 Gr., das chines. zu 16 Tales = 604,787 Gr., das japan. zu 160 Monme = 280 Gr. u. das Wiener zu 32 Loth = 560,012 Gr. — 2) Das Pf. des Medizinal- u. Apothekergewichts zu 12 Unzen à 8 Drachmen à 8 Skrupel à 20 Gran = 5760 Gran od. 350,783 Gr. Jetzt rechnet man in Deutschland nach Gramm, u. zwar 30 = 1 Unze, 3,45 = 1 Drachme, 1,25 = 1 Skrupel u. 6 Centigramm = 1 Gran. — 3) Das Bremer Frachtpfund zu 308 Pf. früheren Gewichts = 153,54 Kg. — 4) Das Lübecker Liespfund zu 14 Pf. à 32 Loth à 4 Quentchen = 6,811 Kg. Das Schiffspfund hatte 20 Liespfund. In Preußen u. Sachsen hat das Schiffspfund 3 Centner = 150 Kg. — 5) Das Münzpfund, zugleich zum Wiegen der Edelmetalle bestimmt, ist von verschiedener Eintheilung u. Schwere. Das deutsche Münzpfund (seit 24. Jan. 1857) ist in 1000 Theile à 10 As eingetheilt = 500 Gr. Das engl. (Troypound) zu 5760 Grains = 373,242 Gr. Das holländ. (Pond) zu 1000 Wigtjes = 1000 Gr. Das russ. zu 96 Solotnik à 96 Doli od. zu 9216 Doli = 409,512 Gr. Das schwed. (Skålpund) zu 100 Ort à 100 Korn = 425,01 Gr. Gleiches Gewicht mit 100 deutschen Münzpfunden haben 133,96 Pf. engl., 50 franz. Kg., 50 holländ. Ponds, 122,096 Pf. russ. u. 117,621 Pf. schwed. Frankreich u. Belgien haben das Doppelpfund (Kg.) u. die Schweiz das deutsche Münzpfund.

Als Rechnungsmünze unterscheidet man ferner: 6) das Pf. Sterling à 20 Schillinge à 12 Pence (d. h. Pfennige), als Goldmünze Sovereign genannt, ist das gesetzliche Zahlungsmittel Englands = 20,43 Mk. — 7) Das türk. Pfund (Lira od. Livre turque) zu 100 Piaster Gold = 18,50 Mk. — 8) Das italien. Pfund od. die Lira à 100 Centesimi = 1 Franc od. 80 Pfennige. — 9) Das ehemalige Pfund vlämisch zu 20 Schillinge à 12 Grot od. Pfennige vlämisch = 6 holländ. Gulden od. $7\frac{1}{2}$ Hamburger Bancomark = 10,25 resp. 11,25 Mk. — 10) Das frühere Schweizer Pfund zu $7\frac{1}{2}$ Batzen od. 30 Kreuzer = 85 Pfennige. — 11) Das Tourneser Pfund od. Livre tournois bis 1795 hatte 20 Sous à 12 Deniers = 79 Pfennige. Man rechnete 81 = 80 Francs.

p. f. v., Abkürzg. für das frz. pour faire visite, um Besuch zu machen.

Pfyffer, Kasimir, schweiz. Rechtsgelehrter u. Staatsmann, geb. 10. Okt. 1794 zu Rom, wo sein Vater Hauptmann in der päpstl. Schweizergarde war; kehrte 1798 mit seiner Familie nach Luzern zurück, studirte in Tübingen u. Heidelberg, ward 1821 Professor der Rechte in Luzern, vertauschte aber 1824 das Lehramt wieder mit der schon vorher betriebenen advokatorischen Praxis. Seit 1826 Mitglied des Großen Raths u. seit 1831 theils Tagsatzungsgesandter, theils Präsident des Appellationsgerichts in Luzern, als welch letzterer er das bürgerliche Gesetzbuch vollendete u. sich um die Verbesserung der Strafanstalten verdient machte, mußte er 1841 der ultramontanen Partei weichen. Nun kämpfte er an der Spitze einer kleinen Minderheit gegen die Berufung der Jesuiten u. gegen die Thätigkeit des Sonderbundes, ward deshalb von seinen Gegnern planmäßig verfolgt u. 1845 bei Gelegenheit des Prozesses über die Ermordung Leu's zur Untersuchung gezogen, ja sogar drei Wochen gefangen gesetzt. Nachher von der Tagsatzung als Großrichter in den eidgenöss. Dienst berufen, wurde Pf. 1847, nach Beendigung des Sonderbundskrieges, Nationalrath u. für das Triennium 1849—51 zuerst Vizepräsident, dann Präsident des Bundesgerichts, dem er auch für die nächsten drei Triennien, u. zwar 1853 wieder als Präsident, angehörte. Er starb zu Luzern 11. Nov. 1875. — Er schrieb u. A.: „Erläuterungen des bürgerlichen Gesetzbuches des Kantons Luzern" (3 Bde., Luz. 1832—39); „Der Sempacher Krieg" (ebd. 1844); „Meine Betheiligung an der Leu'schen Mordgeschichte" (Zür. 1846; „Nachtrag" 1848); „Geschichte der Stadt u. des Kantons Luzern" (2 Bde., ebd. 1850—52; 2. Aufl. 1859); „Der Kanton Luzern historisch-geographisch-statistisch geschildert" (2 Thle., St. Gallen 1859) ꝛc.

Phäaken, ein mythisches Volk, welches nach Homer anfänglich in Hypereia auf Sizilien angesessen war, dann aber, von seinen gewaltthätigen Nachbarn, den Kyklopen, bedrängt, unter Führung des Nausithoos nach Scheria übersiedelte, welches von den Alten übereinstimmend mit Kerkyra (Corfu) identifizirt wird. Als Odysseus (s. d.) auf seiner Irrfahrt zu den Ph. verschlagen wurde, herrschte über sie des Nausithoos Sohn Alkinoos. Homer schildert die Ph. als treffliche Seefahrer, geübt in allen Künsten u. mit allen Gütern des Lebens gesegnet, heiter u. genußliebend.

Phädon, griech. Philosoph, aus Elis gebürtig, war Sklave, wurde durch Vermittelung des Sokrates losgekauft u. dann eifriger Schüler desselben. Nach Sokrates' Tode soll er in seiner Heimat eine eigene Schule der Sokratischen Philosophie gegründet haben. Seine im Alterthum gerühmten Dialoge sind verloren. Ph. ist nam. bekannt dadurch, daß Platon seinem Dialoge über die Unsterblichkeit der Seele den Namen des Ph. gab, wie auch Moses Mendelssohn sein diesen Gegenstand behandelndes Gespräch „Ph." nannte.

Phädra, in der griech. Sage die Tochter des Königs Minos von Kreta, Schwester der Ariadne (s. d.), Gemahlin des Theseus (s. d.). Sie entbrannte in Liebe zu ihrem Stiefsohn Hippolytos, den sie zuvor noch nicht gesehen hatte u. nicht als Sohn des Theseus kannte. Da Hippolytos ihre Liebe verschmähte, verleumdete Ph. ihn bei Theseus, als habe er einen Angriff auf ihre Ehre gemacht, worauf Theseus den Sohn verfluchte. Diesen Fluch erfüllte Poseidon, indem er, als Hippolytos flüchtig geworden u. am Meere hinfuhr, aus den Fluten ein Ungeheuer auftauchen ließ, bei dessen Anblick die Pferde scheu wurden u. den Hippolytos schleiften. Auf die Kunde davon bekannte Ph. ihre Schuld u. erhängte sich. Sophokles u. Euripides haben Ph. zur Heldin von (verlorenen) Tragödien gemacht, auch Racine dichtete ein Trauerspiel „Phèdre" (übersetzt von Schiller).

Phädrus, lat. Fabeldichter, stammte aus Pierien, kam frühzeitig als Sklave nach Italien, wo er mit röm. Literatur bekannt wurde. Von Augustus freigelassen, veröffentlichte er unter Tiberius eine Sammlung von Fabeln in sechsfüßigen Jamben (Senaren) nach dem Muster der Aesopischen, mischte aber auch Anekdoten aus der Gegenwart u. jüngsten Vergangenheit bei, in denen man gehässige Anspielungen sah u. die dem Dichter viele Verfolgungen zuzogen. Fließende Darstellung u. korrekte Sprache zeichnen das Werk aus, welches übrigens nicht vollständig auf uns gekommen ist. Zu den früher bekannten fünf Büchern fügte Nik. Perotti in der Mitte des 15. Jahrh. ein sechstes Buch hinzu, versah dasselbe aber mit allerhand eigenen Zuthaten. Prosaische Paraphrasen der Fabeln existiren mehrere aus dem Mittelalter. Von den zahlreichen Ausgaben des Ph. nennen wir die von Orelli (Zürich 1830 u. 31), Eyssenhardt (Berl. 1867) u. Müller (Lpz. 1868; ferner ein Wörterbuch von Schaubach, ebdas. 1870); Schulausgaben veranstalteten Nauck (Berl. 1855), Eichert (Hann. 1865) ꝛc., Uebersetzungen Kerler (Stuttg. 1838), Siebelis (ebd. 1857) ꝛc.

Phaëton (d. h. der Leuchtende), Beiname des Sonnengottes Helios. — Ph. hieß auch der Sohn des Helios u. der Klymene. Als ihm sein Vater die Erfüllung eines Wunsches versprochen hatte, bat Ph., einen Tag lang den Sonnenwagen lenken zu dürfen. Da er aber die Sonnenrosse nicht zu zügeln vermochte, wichen diese aus der Bahn u. verbrannten Himmel u. Erde, bis Zeus den Ph. mit einem Blitzstrahl tödtete u. in den Eridanos (Po) schleuderte. Seine Schwestern, die Heliaden, beweinten ihn u. wurden in Erlen u. Pappeln verwandelt, ihre Thränen in Bernstein. Euripides machte Ph. zum Helden einer Tragödie, von der aber nur Bruchstücke erhalten sind. — Ph. nennt man endlich auch eine besondere Art hoher, leichter, eleganter offener Wagen.

Phalanx ist die Bezeichnung für eine taktische Form der Infanterie der Griechen u. der Perser, wie überhaupt der kriegführenden Völker der ältesten Geschichte. Die Phalanxordnung bestand in mehr od. weniger tiefen, meist dicht neben einander stehenden Kolonnen. Man unterschied die athenische u. die makedonische Ph. Erstere stand in engstem Zusammenhange mit der bürgerlichen Gliederung der Athener. Letztere, als deren Schöpfer König Philipp genannt wird, scheint regelmäßig 4000 Mann stark gewesen zu sein, also etwa so stark wie eine schwache Infanteriebrigade. Sie war gegliedert in 4 Chiliarchien, 16 Syntagmen u. 64 Tetrarchien, bei welch letzteren somit Frontlänge u. Tiefe gleich waren. Die Bewaffnung bestand in der 5 m. langen makedonischen Sarissa. Ihre Beweglichkeit war durch die Verdoppelung, Eindoppelung u. den Contremarsch gegen früher erhöht, reichte aber in den späteren Kriegen gegen die Römer der beweglicheren Legion gegenüber nicht mehr aus.

Phallus (griech. φαλλος, vom sanskrit. pal, zeugen) hieß das männliche Glied, welches bei allen oriental. Völkern mit Naturreligion als Symbol der schaffenden Natur diente u. Gegenstand religiöser Verehrung war; so nam. in Aegypten, wo sich der Phallusdienst an die Mythen von Isis u. Osiris knüpfte, u. in Phönikien beim Kultus des Adonis u. des Attys. Nach Griechenland soll der dionysische Melampus den Phallusdienst gebracht haben; hier trat er in Beziehung zum Kultus des Dionysos. Der feierliche Umzug mit dem Ph. hieß Phallagogia, die Träger hießen Phallophoroi, die dabei angestimmten Gesänge Phallikoi u. die Feste selbst Phallophoria.

Phallus, eine Pilzgattung der Bauchpilze od. Gasteromyceten, von welcher bei uns die „stinkende Giftmorchel" od. der „Gliedschwamm" (Ph. impudicus) am bekanntesten ist. Im ausgebildeten Zustande einer Morchel mit braungrünem Hute (Peridie) auf einem hohlen weißlichen Stiele, dessen Grund von einem kelchartigen Wulste gestützt wird, ähnelnd, entwickelt der auf sandigem u. lehmigem Boden wachsende Pilz einen ekelhaften, leichenartigen Geruch. Seiner Form wegen wurde er früher als Liebes- u. Zaubermittel verwendet, im Alterthum als Sinnbild der Zeugungskraft im „Phallusdienste" verehrt. Eine zweite Art ist der Hundegichtschwamm (Ph. caninus) auf faulenden Bäumen, kleiner als die vorige u. mit rothem Hute versehen.

Phanerogamen bezeichnet die sichtbar blühenden Gewächse im Gegensatze zu den Kryptogamen od. verborgenehigen Gewächsen, nach der Linné'schen Eintheilung, die sich bis heute erhalten hat. Diese Bezeichnung bezieht sich auf alle Blumenpflanzen mit mehr od. weniger ausgebildeten männlichen (Staubfäden) u. weiblichen (Narben) Geschlechtsorganen. Die Ph. sind sämmtlich Gefäßpflanzen, die man in Monocotylen od. Einsamenlappige u. Dicotylen od. Zweisamenlappige im Allgemeinen, im Besonderen in eine große Reihe von Familien zerfallen läßt, gegen welche die kryptogamischen weit zurücktreten.

Phänomen (vom griech. φαινόμενον, d. i. das sich Zeigende, Erscheinende) heißt jede Erscheinung, die sich entweder den Sinnen od. dem Bewußtsein darbietet, immer aber mit dem Nebenbegriff, daß beide durch die Erscheinung als eine unerwartete überrascht werden. Sinnliche od. „Naturphänomene" sind z. B. plötzliche Veränderungen an den Gestirnen, auffällige Witterungserscheinungen ꝛc.; geistige od. psychologische Ph.e z. B. das gleichzeitige Hervortreten entgegengesetzter Charaktereigenschaften ꝛc. — Die Lehre von den Erscheinungen, bez. von der Abspiegelung u. Auffassung der Erscheinungen im menschl. Bewußtsein, heißt Phänomenologie. Das berühmteste Werk dieser Art ist Hegel's „Ph. des Geistes."

Phantasie (griech.; eigentlich das Sichtbarmachen, Zeigen, dann das Sichtbarwerden, endlich die innere Empfindung) wird im Deutschen gleichbedeutend mit Einbildungskraft gebraucht, d. h. der Fähigkeit der Seele, sich sinnliche Bilder auf dem Wege der Empfindung (ohne direkte Vermittelung der Anschauung) vorzustellen. Die Ph. ist entweder reproduktiv (wiedererzeugend), wenn sie sich vergangene Sinneseindrücke, z. B. Bilder von Gegenden, aufs Neue vergegenwärtigt — od. produktiv (hervorbringend), wenn sie durch Verknüpfung verschiedener Bilder od. durch Ausschmückung u. Vergrößerung vorhandener neue Bilder schafft. Diese letztere, die sog. schöpferische Ph., kommt vor Allem auf dem Gebiete der Kunst in Betracht. In der Musik bezeichnet man mit Ph. ein Tonstück, in welchem sich der Komponist ohne vorher gefaßten Plan lediglich den augenblicklichen Eingebungen der musikalischen Einbildungskraft überlassen hat. Das Hervorbringen eines solchen Stücks auf einem Instrumente heißt phantasiren, welches Wort sonst meist nur für das bewußtlose Reden im Traume od. im Fieber gebraucht wird, indem dieses gleichfalls nur auf dem Spiel der Einbildungskraft ohne die ordnende Thätigkeit des Verstandes beruht.

Phantasmagorie (vom griech. φάντασμα, Erscheinung, Gespenst) heißt das Hervorbringen von Trugbildern durch optische Täuschung, z. B. durch den sog. Zauberspiegel; weiter aber nennt man auch ein solches Trugbild selbst eine Ph.; endlich bezeichnet man damit auch die Luftspiegelung, die sog. Fata Morgana (s. d.).

Phantast nennt man einen Menschen, der sich bes. gern in Phantasiebilder verliert od. denselben (bes. auf dem Gebiete der Politik u. des sozialen Lebens) Eingang in die Wirklichkeit zu verschaffen sucht. Phantastisch nennt man weiterhin theils die Gesinnung u. das Verfahren eines Ph.en, theils solche Kunstwerke, in welchen die Phantasie (s. d.) statt des künstlerischen Planes überwiegt.

Phantasus, nach der griech. Mythologie der Sohn des Schlafes, der Gott der Träume u. Bruder des Morpheus. Denselben Namen gab L. Tieck einer Sammlung seiner Erzählungen u. dramatischen Spiele aus den bekannten „Volksmärchen".

Phantom (Neubildung, aus dem Griech., eig. Scheinbild) bezeichnet theils ein wesenloses Trugbild, so viel als Gespenst — theils (in der Heilkunde) die künstliche Nachbildung körperlicher Organe zum Behuf der Vorübung auf ärztliche Operationen. Insbesondere wird die Geburtshülfe zuerst „am Phantom" erlernt.

Pharao. Mit dem Titel Ph. belegten die Hebräer die ägyptischen Könige, u. zwar die älteren ohne deren Eigennamen hinzuzufügen. Erst in den jüngeren Büchern des Alten Testamentes finden sich Eigennamen ägyptischer Könige. Wie de Rougé gefunden hat, lautet das Wort auf Aegyptisch per-äa u. bedeutet, wie schon Horapollon meldet, „großes Haus".

Pharao (Pharo, Faro), der vom früheren Kartenbilde des ägyptischen Königs Pharao stammende Name eines beliebten u. weit verbreiteten, aber auch verrufenen Hazardspieles mit Karten, zu den sog. Bankspielen gehörig. Der Bankhalter schlägt von einem vorher gemischten Spiele Karten (gewöhnlich 52 Blätter der franz. Karte) jemalig zwei Karten auf, u. legt von jedem solchen Abzuge die erste Karte, welche für ihn selbst gewinnt, zur Linken; die zweite, für den Spieler gewinnende, zur Rechten. Die übrigen Theilnehmer des Spieles führen ein Buch, d. h. eine Reihe der verschiedenen 13 Karten des Spieles, u. decken davon beliebige Karten auf, um sie mit Einsätzen zu belegen. Zur Vereinfachung der Abrechnung ist eine besondere Markirung (Zeichensprache), aus gewissen Biegungen der betreffenden Karten bestehend, üblich. Soll z. B. der ursprüngliche Gewinn mit dem Einsatz zusammen gelten, so biegt man die Kartenecke aufwärts (Paroli genannt); soll nur der einfache Satz fortgelten, so macht man durch Biegung der kurzen Kante der Karte ein sog. appé (abbé, faire la paix). Man vergl. die Art. „douze et le va" u. „Paroli". Will man von dem Paroli weiter gehen, so biegt man dazu entweder ein Pace od. noch ein Paroli. Jenes heißt ein „six et le va", dieses ein „sept et le va".

Pharaonsmaus, s. v. w. Ichneumon.

Pharisäer u. Sadducäer. Der hebräische Name Peruschim, aus welchem Ph. entstand, bezeichnet eigentlich „die Abgesonderten", d. h. die sich durch größeren Eifer für das Mosaische Gesetz u. ängstliches Streben nach gesetzlicher Reinheit über die gewöhnliche Menge erhoben. Die Ph. waren keine religiöse „Sekte", sondern eine religiöse Partei von großem Umfange inmitten des Volkes. Das Wesen der Ph. kann richtig nur im Gegensatz zu den Sadducäern erfaßt werden. Der Ursprung beider Parteien (wenn auch nicht der Name) reicht bis in die Zeit der Makkabäischen Freiheitskämpfe (Mitte des 2. Jahrh. v. Chr.) zurück. Nach dem Siege über die Syrer dauerte der einmal erwachte religiöse Eifer bes. im Kreise der Schriftgelehrten fort. Sie erblickten in der strengsten Beobachtung des Mosaischen Gesetzes die beste Bürgschaft für die Bewahrung der nationalen Selbständigkeit. Da ihnen der oft zu allgemeine Buchstabe des Mosaischen Gesetzes nicht genügte, so trachteten sie darnach, einen „Zaun" um das Gesetz zu machen, d. h. durch Aufstellung zahlloser kleinlicher Bestimmungen die Uebertretung des Gesetzes zu erschweren. Sie beriefen sich dafür auf die sog. Vorschriften der Aeltesten (vgl. Marc. 7, 3 ff.), die sie schließlich für eine mündliche Ueberlieferung von Moses her erklärten. Natürlich führte dieses Dringen auf das Aeußerliche u. Kleinliche leicht zu bloßem Werkdienst u. zu Heuchelei. Falsch aber ist es, die Ph. als eine herrschsüchtige Priesterpartei anzusehen; im Gegentheil waren sie eine echt demokratische Partei, bei dem Volke eben so wol wegen ihres gesetzlichen Eifers wie wegen ihres fanatischen Hasses gegen alles ausländische Wesen, bes. gegen die Herrschaft der Römer, hoch angesehen. Dazu kam, daß sie zu Gunsten des Volkes beständig auf die Milderung der strengen Strafgesetze wie auf die Minderung der religiösen Steuern hinarbeiteten, indem sie dazu den Tempelschatz heranzuziehen trachteten. Mit Alledem standen sie in schroffem Gegensatz zu den Sadducäern (d. h. wahrscheinlich „Söhne Sadok's", des Hohenpriesters zur Zeit David's), denn diese stellten die priesterliche Aristokratie dar, den Tempeladel der hohenpriesterlichen u. einiger verwandten Familien, die Inhaber der höchsten Würden u. des größten Reichthums. Aus politischen Rücksichten standen diese auf Seite der herrschenden Ausländer u. begünstigten sogar ausländische Sitte u. Bildung. Gegenüber den Uebertreibungen des religiösen Eifers durch die Schriftgelehrten hielten sie sich ausschließlich an das geschriebene Gesetz u. zum Abscheu des Volkes bes. an die strengen Strafgesetze. Daher verwarfen sie auch als unbiblisch die Lehre von einer Auferstehung u. von den Belohnungen in einer künftigen Welt sowie die Möglichkeit eines Verkehrs mit den Engeln. Geschichtlich trat der schroffe Gegensatz beider zuerst unter Joh. Hyrkan um 130 v. Chr. hervor u. entlud sich öfter in blutigen Kämpfen. Die Sadducäer blieben zwar immer im Besitz der höchsten Aemter, waren aber durch die demokratische Opposition der Ph. immer mehr in ihrer Macht beschränkt, bis gegen Anfang des Jüdischen Kriegs hin (66 n. Chr.) alle Schriftgelehrten auf Seite der Ph. standen. Mit dem Untergang des Tempels u. des jüdischen Staates (70 n. Chr.) verschwinden die Sadducäer, während die Ph., allerdings geläutert durch das nationale Unglück u. jetzt rein als theologische Schule auftretend, noch die geistige Wiedergeburt des jüdischen Volkes durch die Grundlegung zu dem Talmud vollbrachten.

Pharmacopoea ist dasjenige Buch, in welchem die in Apotheken stets vorräthig zu haltenden rohen u. zubereiteten Arzneimittel verzeichnet sind, sowie die Vorschriften, nach denen die Zubereitung der letzteren erfolgen soll. Während früher in Deutschland fast jedes Land eine verschiedene Ph. hatte, so besitzen wir jetzt, seit 1871, nur eine einzige, die Ph. Germaniae (Abkürzung Ph. G.), nach der man sich in ganz Deutschland jetzt richten muß. Dieselbe ist, wie dies auch bei fast allen ausländischen Pharmakopöen der Fall ist, in lat. Sprache geschrieben.

Pharmakologie, s. „Pharmazie".

Pharmazie, pharmazeutische Wissenschaft, ist die Lehre von den Arzneimitteln im weitesten Sinne des Wortes; sie zerfällt wieder in die Pharmakognosie od. Pharmakologie, d. i. die Lehre von der Abstammung, den Eigenschaften, Unterscheidungsmerkmalen u. Kennzeichen der Güte der natürlichen Arzneimittel; in die Pharmakodynamik, d. i. die Lehre von der Wirkung der Arzneimittel, u. in die Ars pharmaceutica od. Apothekerkunst, d. i. die Lehre von der Verarbeitung der rohen u. Zubereitung der zusammengesetzten Arzneimittel u. ihre Dispensation nach den Vorschriften des Arztes.

Pharnabāzos, pers. Satrap über das nordwestl. Kleinasien, griff in die Kämpfe zwischen Athen u. Sparta ein, u. zwar als Verbündeter Sparta's, wurde aber von Alkibiades geschlagen. Als später Sparta gegen Artaxerxes rüstete, setzte Ph. es durch, daß der aus Athen vertriebene Konon (s. d.) an die Spitze der pers. Flotte gestellt wurde, mit welcher er bei Knidos 394 v. Chr. einen vollständigen Sieg über die peloponnesische Flotte erfocht. Später wurde Ph. aus Kleinasien abberufen, mit einer Schwester des Königs vermählt u. 374 nach Aegypten gesandt; doch nahm der Zug ein schmähliches Ende. Seitdem verschwindet Ph. aus der Geschichte.

Pharnakes, Name zweier kleinasiatischer Könige. **Ph. I.,** König von Pontos, eroberte 183 v. Chr. die Stadt Sinope u. bekriegte die mit den Römern verbündeten Könige Eumenes II. von Pergamos, Ariarathes V. von Kappadokien u. Prusias von Bithynien, wurde aber von den Römern zur Herausgabe aller Eroberungen gezwungen. Er starb 157 v. Chr. — **Ph. II.,** Urenkel des Vorigen, Sohn Mithridates' d. Gr. (s. d.), trieb diesen 63 v. Chr. durch seine Empörung zum Selbstmord u. wurde durch Pompejus als unabhängig u. als Bundesgenosse der Römer anerkannt. Die Wirren des röm. Bürgerkrieges gedachte er zu benutzen, um die Reiche seines Vaters wieder zu erwerben, trat feindlich gegen die Römer auf, nahm Kappadokien u. Armenien ein, schlug Cäsar's Statthalter Calvinus bei Nikopolis, wurde aber von Cäsar selbst bei Zela 2. Aug. 47 mit leichter Mühe besiegt. In sein Bosporianisches Reich geflohen, wurde Ph. schließlich hier von einem seiner Sklaven ermordet.

Pharos od. Pharus, s. „Leuchtthurm".

Pharsālos (jetzt Fersalo), Stadt in Thessalien am Flusse Enipeus u. dem Nordabhange des Narthakios, ist bes. bekannt durch den hier erfochtenen Sieg Cäsar's über Pompejus 9. Aug. 48 v. Chr.

Phasen (vom griech. φάσις, Erscheinung) bezeichnet 1. in der Astronomie die wechselnden Erscheinungsformen, in denen sich uns die Planeten, der Mond ꝛc. darstellen (z. B. der Ausdruck „Mondphasen" von den sog. 4 Vierteln des Mondes); 2. allgemein die wechselnden Erscheinungsformen geschichtlicher od. gesellschaftlicher Zustände, z. B.: „Die Geschichte Deutschlands trat 1870 in eine neue Phase ein" (dann fast s. v. w. Periode).

Phaseolus, s. „Bohne".

Phasis, jetzt Rion, Fluß Kleinasiens, der auf den südl. Abhängen des Kaukasus entspringt, auf seinem Unterlaufe schiffbar ist u. nach einem Laufe von 30 M. bei Poti in Mingrelien sich in das Schwarze Meer ergießt. Im Alterthum bildete er die Grenze zwischen Kleinasien u. Kolchis. Unweit seiner Mündung stand die Stadt Ph., eine Kolonie der Milesier. Vom Flusse u. der Stadt haben die Fasanen (s. d.) ihren Namen.

Phelloplastik, s. v. w. Korkbildnerei.

Phenol, gleichbedeutend mit Phenylalkohol (Phenylsäure, Carbolsäure, s. d.); außerdem belegt man mit dem Kollektivnamen Phenole in der Chemie eine ganze Gruppe in ihrem Verhalten u. ihrer Zusammensetzung dem gewöhnlichen Ph. ähnlicher Körper, von denen die bekanntesten sind: Aethylphenol, Benzylphenol, drei isomere Cresylole, Phlorol, Thymol, Naphtol u. Guajacol.

Phenyl, ein aus Kohle u. Wasserstoff bestehendes, in farblosen, glänzenden Krystallen erscheinendes, organisches Radikal, das Veranlassung zur Bildung zahlreicher organischer Verbindungen giebt. Es ist das Radikal der Carbolsäure (Phenylalkohol).

Phenylsäure ist Carbolsäure (s. d. Bd. III, 78).

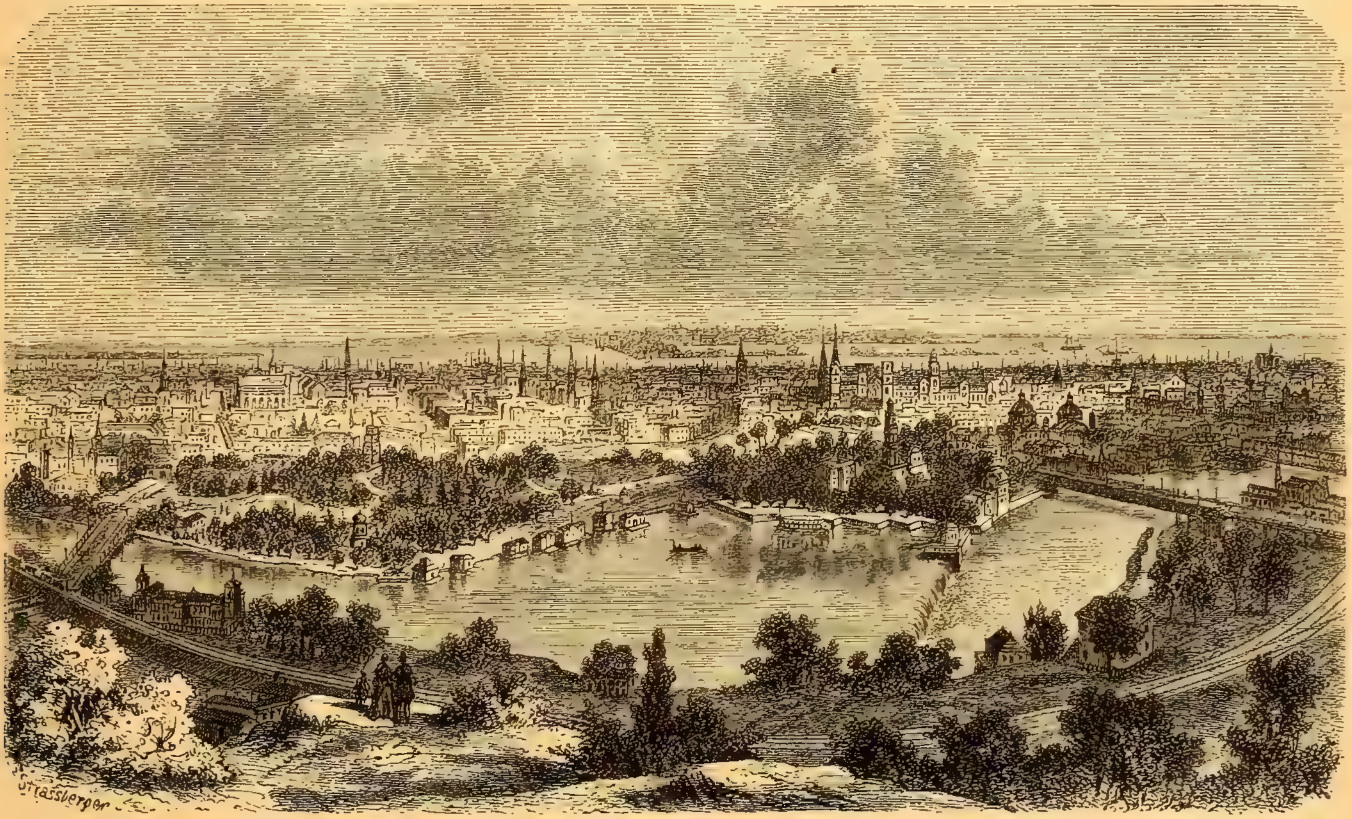
Pherä, eine im Alterthum mächtige Stadt Thessaliens, in der pelasgiotischen Ebene unfern der Stelle, wo Pelion u. Ossa zusammenstoßen, gelegen. Wichtig für die Geschichte Griechenlands wurde der Umstand, daß in Ph. im 4. Jahrh. v. Chr. sich eine selbständige Tyrannenherrschaft bildete u. wiederholt ganz Thessalien sich zu unterwerfen versuchte. Unter den Tyrannen von Ph. sind bes. namhaft geworden: Jason, der seit 378 mit Gewandtheit u. Mäßigung herrschte u. schon 375 den größten Theil Thessaliens inne hatte, aber 370 eines gewaltsamen Todes starb. — Alexander, Neffe des Tyrannen Polyphron, tödtete diesen u. erlangte die Tyrannis 369 v. Chr. Sein treuloses u. grausames Regiment bewog wiederholt die thessalischen Städte, sich an Theben um Hülfe zu wenden (vgl. „Pelopidas"). Nach der Schlacht bei Kynoskephalä (364 v. Chr.) mußte Alexander seine Herrschergelüste auf Ph. beschränken u. mit Theben ein Bündniß eingehen; 358 wurde er von den Brüdern seiner Gemahlin auf deren Antrieb ermordet.

Phidias, der größte Bildner des Alterthums u. eigentliche Vollender der griech. Plastik, der die Kunst nicht allein von der ihr noch anhaftenden Herbheit u. Strenge der Körperbildung u. von deren Mangel an charakteristischem Ausdruck des Antlitzes befreite, sondern auch die verschiedenartige Technik der Bildnerei zur höchsten Vollendung brachte. Als Sohn des Charmides wahrscheinlich ums J. 500 zu Athen geboren, wurde er in seiner Kunst ein Schüler des Hegias u. Ageladas u. begann zur Zeit der Schlacht bei Salamis (480 v. Chr.) seine künstlerische Laufbahn, die sich in drei Perioden theilen läßt: 1. die Zeit des Kimon, in welche die auf die Perserkriege bezüglichen Denkmäler, ein aus 13 Bronzestatuen bestehendes delphisches Weihgeschenk, die Statue der Athene Promachos u. die der Athene zu Platää gehören; 2. die Zeit des Perikles, also die Arbeiten, die mit den damaligen großartigen Bauunternehmungen in Athen in Verbindung standen u. deren Seele Ph. war; 3. die Zeit seines Aufenthaltes in Elis, also die Schöpfung des weltberühmten olympischen Zeus, bei welchem, wie bei jenen Bauten, ihm eine Reihe von Schülern u. Gehülfen zur Hand ging. Nach seiner Rückkehr aus Elis wurde er zu Athen aus Kabale gegen Perikles angeklagt, einen Theil des Goldes bei der Verfertigung der Athene Parthenos unterschlagen zu haben, dann aber, als er seine Unschuld klar bewies, der Gotteslästerung beschuldigt, weil er sein u. des Perikles Bild auf dem Schilde der Parthenos angebracht hatte. Er wurde in den Kerker geworfen u. starb dort entweder an einer Krankheit od. an Gift etwa ums J. 430. Die großartigsten unter den genannten Werken des großen Meisters sind: 1. das kolossale Erzbild der Athene Promachos, das, auf der Burg zu Athen zwischen dem Erechtheion u. dem Parthenon stehend, mit Helmbusch u. Lanzenspitze schon den von Sunion kommenden Schiffern sichtbar war, uns aber in seiner Art der Darstellung unbekannt ist; 2. die von den Bewohnern von Lemnos auf der Akropolis zu Athen geweihte Erzstatue der Athene, wegen ihrer Schönheit noch mehr gepriesen als die Promachos; 3. die Athene Areia zu Platää, ein Akrolith, d. h. Kopf, Hände u. Füße bestanden aus Marmor, alles Uebrige aus Holz, mit dünnen Goldplatten belegt; 4. die Athene Parthenos, der Hauptschmuck im Innern des Parthenon (s. d.). Die Statue bestand in den unbedeckten Körpertheilen aus Elfenbein, im Uebrigen aus Gold, mit Ausnahme einiger Details, die der Farbenwirkung wegen aus anderen Stoffen bestanden; 5. der wenigstens nach seinen Angaben u. Zeichnungen ausgeführte reiche Marmorschmuck des Parthenon, fast der einzige uns großentheils noch erhaltene Rest seiner Werke (s. „Parthenon" u. „Elgin Marbles"), der in einigen Metopen noch eine gewisse Strenge des Stils u. im Fries eine offenbare Verschiedenheit der technischen Behandlung verräth, während die Statuen der beiden Giebelfelder, sicher von Ph. selbst ausgeführt, von höchster Naturwahrheit u. edelster Schönheit sind; 6. der zu den 7 Wundern der Welt gezählte Olympische Zeus (s. „Olympia"). Außer diesen Schöpfungen wird von den Schriftstellern des Alterthums noch eine große Reihe von Götter- u. Heroenstatuen, Portraits, Thiergestalten u. allegorischen Darstellungen von der Hand des Ph. genannt. — Vgl. O. Müller, „De Phidiae vita et operibus" (Gött. 1827); Brunn, „Geschichte der griech. Künstler" (2 Bde., Stuttg. 1853—59); Overbeck, „Geschichte der griech. Plastik" (2. Aufl., Lpz. 1869 f.).

Philä (altägypt. P'Ilak, arab. Anas-el-Wogud, d. h. Wonne des [Königs] Wogud), eine anmuthige Nilinsel unfern Assuan, nur wenige Kilometer oberhalb der ersten Katarakte gelegen, etwa 400 m. lang u. 150 m. breit. Den größten Theil der unbewohnten Insel, die einst Sitz des Isisdienstes war u. auf welcher nach ägypt. Mythos Osiris begraben liegen sollte, bedecken zum Theil großartige Trümmer von Tempeln, Pylonen u. Säulenhallen, deren älteste von Nektanebos I. (378—360 v. Chr.) aus der 30. Dynastie stammen; die Ptolemäer u. späterhin die ersten röm. Kaiser haben neue Bauten hinzugefügt u. die vorhandenen erweitert u. verschönert (Abb. s. Bd. I, S. 129).

Philadelphia, die größte Stadt des nordamerik. Unionsstaates Pennsylvanien, an Bevölkerungszahl die zweite des amerikan. Kontinentes;

liegt auf einer Halbinsel zwischen dem Schuylkill u. dem Delaware, 22 M. von der Vereinigung der Delaware-Bai mit dem Atlant. Ozean. Mit Ausnahme einiger Theile im NO. der Stadt ist Ph. durch geradlinige, sich rechtwinklig schneidende Straßen in regelmäßige Häuservierecke getheilt; unter diesen Straßen, von denen die von S. nach N. führenden Nummern, die von O. nach W. streichenden Namen führen, sind die Market-Street, der Sitz des Großhandels, die Chestnut-Street, die Broad-Street, die Walnut- u. Spring-Garden-Street ausgezeichnet durch den Luxus ihrer Paläste. Das historisch merkwürdigste Gebäude ist das alte State-House, in welchem 4. Juli 1776 die Unabhängigkeit der engl.-nordamerik. Kolonien proklamirt wurde; imposant durch den Reichthum ihrer Architektur sind die Münze, das seit 1872 erbaute neue Rathhaus, der 1872 vollendete grandiose Freimaurertempel, die kathol. Kathedrale, die Baptistenkirche Beth Eden, die deutsche protestantische Zionskirche, die jüd. Kathedrale Rodef-Scholem, das 1872 eingeweihte Universitätsgebäude, das Girard-College, die Musikakademie, eins der größten Opernhäuser der Welt, das Zollamt 2c. Die größte Anzahl von Palästen weist die Chestnut-Street auf, an welcher auch die glänzendsten Hotels u. Theater der Stadt liegen. Die wichtigeren öffentlichen Gebäude sind meist Marmorbauten griech. Stiles, die Privathäuser aber nicht immer geschmackvoll. Innerhalb der Stadt befinden sich 12 Public squares, parkähnlich angelegte Plätze, von denen Washington-Square mit der Statue Washington's, Francklin-Square mit einer schönen Fontaine geschmückt sind; außerhalb liegt auf beiden Seiten des Schuylkill der herrliche Fairmount-Park, in dem sich die Statue Lincoln's erhebt; dieser 3218 Acres große, an landschaftlichen Reizen reiche Naturpark war der Schauplatz der großen Weltausstellung von 1876. Auf einem Hügel dieses Parkes liegen die Reservoirs der großartigen Wasserleitung, welche die Stadt mit dem aus dem Schuylkill abgeleiteten Wasser versorgt. Von den 450 Kirchen im J. 1872 gehörten 89 den Methodisten, 85 den Episkopalen, 69 den Presbyterianern, 50 den Baptisten, 40 den Katholiken u. 26 den Lutheranern. An Menge u. Güte der Bildungsanstalten übertrifft Ph. die meisten Städte der Union; einen hohen Rang nimmt die Universität ein, neben welcher allein sieben medizinische Kollegien, mehrere theolog. Seminare, literar. Institute u. andere Gelehrtenschulen bestehen. Eine großartige Stiftung ist das Girard-College, ein Waisenhaus, welches aus den Mitteln des Millionärs Stephen Girard 1833 im Bau begonnen u. 1848 eröffnet wurde, u. in dessen Marmorpalästen 550 Waisen Erziehung u. Unterricht zu Theil wird. Außer diesem ist die Zahl der Erziehungsanstalten Ph.'s noch sehr groß. Die Hauptstadt Pennsylvaniens gilt in Bezug auf Wissenschaft u. Buchhandel für die erste Stadt der Union; mit den gelehrten Akademien sind mehrere bedeutende Bibliotheken verbunden, von denen die Philadelphia Library gegen 100,000, die Mercantile Library gegen 75,000 Bände enthalten, u. unter den 43 hier erscheinenden Zeitungen, darunter mehrere deutsche, giebt es einzelne, welche zu den bedeutendsten politischen Organen der Vereinigten Staaten zählen. — Die Zahl der Bewohner, welche sich 1790 nur auf 45,250 belaufen hatte, betrug 1870: 674,022 E., darunter waren 22,147 Farbige u. 50,746 in Deutschland geboren. Im gesellschaftlichen u. politischen Leben, in Industrie u. Handel wie in der Wissenschaft nehmen die Deutschen unter den Bewohnern Ph.'s eine sehr einflußreiche Stellung ein; von ihrer gemeinnützigen Gesinnung legen die zum Schutze der Einwanderer gegründete „Deutsche Gesellschaft", das große deutsche Hospital u. die von ihnen ins Leben gerufenen Schulanstalten ein rühmliches Zeugniß ab. An deutschen Turn- u. Gesangvereinen u. Freimaurerlogen fehlt es auch in Ph. nicht. Während Ph. in der Handelsbewegung nicht nur von New-York, sondern auch von Boston, Baltimore, San Francisco u. New-Orleans überholt worden ist, behauptet es doch in der Industrie noch seinen ersten Platz unter den Städten der Union. Die Gesammtproduktion des Fiskaljahres 1870—71, in welchem in 8579 industriellen Anlagen 152,550 Personen beschäftigt u. 2177 Dampfmaschinen von 57,304 Pferdestärken thätig waren, hatte einen Werth von 362 Mill. Doll. Die bedeutendsten Etablissements sind Strumpfwaarenfabriken, Webereien, Färbereien u. Druckereien, Maschinenbauanstalten, Eisengießereien, Druckereien u. Buchbindereien, Petroleumraffinerien, Kleider-, Papier-, Tabak-, Bronzewaaren, Chemikalien-, Möbelfabriken u. Bierbrauereien. Für den Handel ist die Lage der Stadt sehr günstig; die zwei schiffbaren Flüsse gewähren ihr zwei Häfen, einen Kohlenhafen am Schuylkill, der für Fahrzeuge bis zu 300 Tonnen zugänglich ist, u. einen großen Handelshafen am Delaware, in dem die größten Seeschiffe dicht bei den Speichern anlegen können. Die Schiffsbewegung des Jahres 1874 wies einen Eingang von 1098 Schiffen mit 621,641 Tonnen u. einen Abgang von 1105 Schiffen mit 647,965 Tonnen auf; hierzu kamen noch 1528 ankommende u. 1653 abfahrende Küstenfahrzeuge. Am stärksten waren in Zahl u. Tonnengehalt die Amerikaner, Briten u. an 3. Stelle die Deutschen vertreten. Die Gesammteinfuhr hatte in gleichem Jahre einen Werth von 25,004,784 Doll., die Ausfuhr einen solchen von 29,878,911 Doll.; von letzterer kamen allein 9,648,064 Doll. auf Petroleum u. Naphtha, für welche Artikel Ph. einer der wichtigsten Exportplätze der Union ist. Die Handelsflotte Ph.'s umfaßte 1870: 2597 Fahrzeuge von 323,557 Tonnen. 15 Eisenbahnlinien münden hier u. 22 Pferdeeisenbahnen dienen auf fast allen größeren Straßen der Stadt dem



Nr. 4468. Philadelphia.

inneren Verkehr. — Ph. wurde 1682 von William Penn gegründet; das erste von ihm errichtete Haus steht heute noch; 4. Sept. 1774 trat hier der erste Kolonial-Kongreß zusammen u. 4. Juli 1776 erfolgte hier die Unabhängigkeitserklärung der Union. Doch behielten die Briten Ph. noch bis 1778 besetzt, nach ihrem Abzuge nahm aber der Kongreß die Sitzungen in der „Quäkerstadt" wieder auf, die Hauptstadt der Union blieb, bis 1800 die Regierung nach Washington verlegt wurde.

Philadelphia, Jakob, berühmter Taschenspieler des 18. Jahrh., geb. von jüd. Eltern um 1720 zu Philadelphia (Nordamerika); studirte daselbst Mathematik u. Mechanik, ging dann nach England, wo er zuerst längere Zeit zurückgezogen lebte, trat seit 1758 öffentlich auf u. bereiste, nachdem er außer in London auch in vielen anderen Städten Englands Vorstellungen gegeben, zu gleichem Zwecke den europäischen Kontinent. Die letzten seiner Vorstellungen, durch die er überall außerordentliches Aufsehen erregte, gab er 1781 in der Schweiz. Im J. 1797 war er noch in Kehl; seine weiteren Schicksale von da an sind unbekannt.

Philadelphus, Pfeifenstrauch, Kandelblüte; Pflanzengattung der Philadelpheen, bekannt durch den sog. „wilden Jasmin" (Ph. coronarius) unserer Anlagen aus Südeuropa. Derselbe ist ein Strauch mit großen, gegenüberstehenden, länglichen Blättern u. weißen, äußerst durchdringend riechenden Blüten, deren Kelch u. Blumenkrone vier- bis fünfblätterig sind, während die Kelchblättchen unten mit dem Fruchtknoten verwachsen sind; er gehört mit den Deutzia-Arten zu einer u. derselben Familie, bei Linné in dessen 12. Klasse, u. wird nur als Zierstrauch gezogen. Die stärkeren Ausläufer liefern gute Pfeifenröhren, woher der Name Pfeifenstrauch od. Flötenbaum. Die Blätter schmecken scharf bitter u. werden in Italien dem Salat als Würze zugesetzt, statt des Pfeffers od. Gurkenkrautes. Die Blumen erzeugen ein ätherisches Oel, mit dem man das echte Jasminöl verfälscht. Neben dieser kennt man verschiedene andere Arten aus Nordamerika (Ph. latifolius, grandiflorus, speciosus, Gordonianus u. a.), Japan (Ph. Satsumi), Nepal (Ph. tomentosus) ꝛc., die ebenfalls als Ziersträucher hochgeschätzt sind, da sie mit jedem Boden vorlieb nehmen, sich leicht verpflanzen u. durch Stecklinge od. Samen fortpflanzen lassen.

Philalethen (griech.), d. i. Wahrheitsfreunde (Chercheurs de la vérité), eine 1773 zu Paris gestiftete freimaurerische Gesellschaft mit mystisch-moralischer u. wissenschaftlicher Richtung; sie erlosch in den Stürmen der ersten Franz. Revolution. Auch später haben sich wiederholt Gesellschaften od. Parteien, die im Sinne religiöser Aufklärung wirkten, Ph. genannt.

Philanthrop (griech.), d. i. Menschenfreund, darnach Philanthropie, Menschenliebe. Philanthropisch heißen alle Bestrebungen, die — aus Menschenliebe hervorgehend — die Linderung menschlichen Elends u. die Erhöhung der menschlichen Glückseligkeit zum Zwecke haben. Einen engeren Sinn hatte das Wort im 18. Jahrh.: Ph.en od. Philanthropisten nannte man die Männer, welche eine Verbesserung der gedankenlosen Methode in der Jugenderziehung anstrebten. Menschenliebe sollte die alleinige Triebfeder bei dem Erzieher, die Ausbildung des heiter Menschlichen Zweck der Erziehung sein. An Stelle des mechanischen Auswendiglernens sollte Anschauung u. möglichste Berührung mit der Natur u. dem praktischen Leben treten, auf die Abhärtung des Körpers das größte Gewicht gelegt werden. Die Mittheilung abstrakter, bes. religiöser Ideen blieb auf ein reiferes Alter verspart. Diese Richtung, die wesentlich auf Rousseau's „Emil" beruht u. manches Verwandte mit den Bestrebungen Pestalozzi's (s. d.) hat, hieß Philanthropinismus u. hatte seinen Vorkämpfer an Basedow (s. d.). Zur Verwirklichung seiner Ideale stiftete er 1774 das Philanthropin zu Dessau, nach dessen Muster alsdann zahlreiche andere Erziehungsanstalten entstanden. Die ganze Richtung stand indeß so sehr in Abhängigkeit von der seichten Aufklärungssucht des Zeitalters u. erfüllte so wenig die hohen Erwartungen, die sie erregt hatte, daß sie nach der Auflösung des Dessauer Philanthropins (1793) nur noch von Campe (s. d.) u. Salzmann in der 1784 zu Schnepfenthal gestifteten Anstalt nachhaltig vertreten wurde. Die Gelehrtenschulen hatten sich beständig der ganzen Richtung widersetzt, da sich dieselbe zur Vorbereitung auf strengwissenschaftliche Thätigkeit ganz unzulänglich zeigte. Andererseits jedoch hat der Ph. für die Hebung des Volksschulwesens höchst segensreich gewirkt.

Philatelie, s. v. w. Briefmarkenkunde; daher Philatelist, Briefmarkenliebhaber, Briefmarkensammler.

Philemon, der älteste u. einer der bedeutendsten unter den Dichtern der neueren attischen Komödie, zu Syrakus (nach Anderen zu Soli) geboren, kam frühzeitig nach Athen u. trat hier im Wettstreit mit Menander (s. d.) als Dichter auf. Wenn Menander ihn an Feinheit der Charakterzeichnung übertraf, so hatte dagegen Ph. vor seinem Rivalen größeren Reichthum der Handlung u. komischer Situationen voraus, weshalb ihm häufig die Athener den Preis vor jenem zuerkannten. Ptolemäos lud ihn ein, nach Alexandrien zu kommen, wo Ph. auf einige Jahre verweilte; dann kehrte er nach Athen zurück, wo er 262 v. Chr., fast hundertjährig, starb. Er soll 97 Dramen geschrieben haben, doch sind nur Fragmente aus 56 Stücken erhalten (herausgeg. von Meineke in Bd. I u. II der „Fragmenta comicorum Graecorum", Berl. 1839, u. von Dindorf in seiner Ausgabe des Aristophanes, Par. 1838). Der „Mercator" u. der „Trinummus" des Plautus (s. d.) sind Stücken des Ph. nachgebildet.

Philemon u. Baucis, ein im Alterthum wegen ihrer treuen Liebe berühmtes hochbetagtes Ehepaar in Phrygien, von Ovid in einer der schönsten Erzählungen seiner „Metamorphosen" (VIII., 621 ff.) gefeiert. Als Zeus u. Hermes Phrygien durchwanderten u. in das Dorf, in welchem Ph. u. B. wohnten, kamen, wurden sie von den Bewohnern mit ihrer Bitte um Beherbergung überall abgewiesen, nur von den beiden Alten gastfrei aufgenommen. Beim Abschied nahmen die Götter die Beiden mit auf einen Berg u. zeigten ihnen, wie ihr Dorf von Wasserfluten zerstört, ihre Hütte aber in einen prächtigen Tempel verwandelt wurde. Als ihnen dann Zeus gestattete, eine Bitte zu thun, baten sie, Diener des neuen Tempels werden u. dereinst zu gleicher Zeit sterben zu dürfen. Als sie Beide einst vor der Thür des Tempels saßen, wurde Ph. in eine Eiche, B. dagegen in eine Linde verwandelt.

philharmonisch (griech.), die Tonkunst liebend.

Philhellenen (gr.), d. h. Griechenfreunde, nannten sich Diejenigen, welche die Griechen in ihrem Freiheitskampfe gegen die Türken unterstützten.

Philidor, François André Danican, berühmter franz. Opernkomponist, geb. zu Dreux 7. Sept. 1726; wurde im Alter von 10 Jahren unter die königl. Musikpagen aufgenommen u. von Campra in der Tonkunst unterrichtet, ging nach seiner Entlassung aus dem Musikpageninstitut nach Paris, wo er durch Stundengeben u. Notenabschreiben sich nothdürftig sein Brot verdiente, verließ aber 1745 Paris u. begab sich nach Holland, wo er sich jene Fertigkeit im Schachspielen erwarb, die ihn nachgehends weltberühmt machte. Doch war er 1754 wieder in Paris u. widmete sich ernstlicher, als er seit Jahren gethan, der Musik. So entstand u. A. ein „Lauda Jerusalem" für die Hofkapelle in Versailles; dann wandte er sich der dramatischen Komposition zu u. brachte 1759 seine erste Oper „Blaise le savetier" mit großem Glück zur Aufführung. Ihr folgten 1777 an 20 andere, von denen anzuführen sind: „Le Soldat magicien", „Le Jardinier de Sidon", „Le Maréchal ferrant", „Le Bûcheron", „Le Sorcier", „Tom Jones", „Zélime et Mélide", „L'Amant déguisé ou le Jardinier supposé", „Ernelinde", „Bélisaire", „Les Femmes vengées". Im J. 1777 reiste er nach London, gewann viel Geld im Schachspielen u. gab auch seine „Analyse du jeu des échecs" heraus, ein Werk, welches Aufsehen machte u. in mehrere Sprachen übersetzt wurde. 1779 nach Paris zurückgekehrt, schrieb er bis 1785 noch verschiedene Opern, z. B. „L'Amitié au village" u. „Thémistocle", hörte aber dann auf zu komponiren u. lebte von den Erträgnissen seines Schachspielens. Nach Ausbruch der Revolution ging er abermals nach London u. starb daselbst 24. Aug. 1795. — Das Glück, welches die meisten von Ph.'s Opern machten, war ein verdientes, denn es ist in ihnen, besonders in den komischen, viel anmuthige Erfindung u. pikante Charakterisirung.

Philipp von Schwaben, deutscher König (1197—1208), geb. um 1180, war der jüngste Sohn Friedrich's I. u. Anfangs für den geistlichen Stand bestimmt, weshalb er schon 1189 zum Propst von Aachen u. 1190 zum Bischof von Würzburg gewählt wurde. Doch entzog ihn sein Bruder Kaiser Heinrich VI. diesem Beruf, nahm ihn an seinen Hof, ernannte ihn 1195 zum Grafen, bald auch zum Herzog von Tuscien u. übergab ihm die Güter der Großgräfin Mathilde (s. d.). Kaum hatte Ph. 1196 das durch die Ermordung seines Bruders Konrad erledigte Schwaben erhalten u. sich im Frühjahr 1197 mit der byzantinischen Kaiserstochter Irene, seitdem Maria genannt, verheirathet, so sollte er nach Italien eilen, um den jungen Friedrich (II.), den Sohn des erkrankten Kaisers, nach Deutschland zur Krönung abzuholen. Aber schon auf dem Wege traf ihn die

Nachricht, daß Heinrich VI. gestorben u. Papst Cölestin III. ihn selbst in den Bann gethan habe. Um die Krone seinem Neffen zu sichern, kehrte Ph. nach Deutschland zurück, wo die welfische Partei, geführt vom Erzbischof Adolf von Köln, Anfangs vergeblich nach einem passenden Haupte suchte. Dem Verlangen der sächs. u. thüring. Fürsten nachgebend, die nur einem Manne, nicht einem Kinde ihre Stimme geben wollten, ließ Ph. sich zu Mühlhausen 8. März 1198 zum deutschen Könige wählen. Aber alsbald verwickelte ihn die Wahl eines Gegenkönigs, Otto's IV. (s. d.), in einen langwierigen Krieg. Lange wechselte das Glück, je nachdem sizil.-schwäb. od. engl. Geld die habgierigen deutschen Fürsten auf die eine od. die andere Seite lockte. Endlich gelang es Ph., den größten Theil Deutschlands für sich zu gewinnen; er ließ sich nochmals in Aachen wählen u. durch den Erzbischof Adolf, der von der Partei Otto's zu ihm übergegangen war, 6. Jan. 1205 krönen, so daß selbst Innocenz III., der anfänglich Otto anerkannt hatte, aber inzwischen mit dem Welfen zerfallen war, den Frieden mit Ph. suchte u. ihm 1207 die Kaiserkrone versprach. Der letzte Kampf, der einen entscheidenden Sieg Ph.'s über Otto IV. versprach, stand bevor, als er 21. Juni 1208 in dem bischöflichen Palaste zu Bamberg von dem bayer. Pfalzgrafen Otto v. Wittelsbach, dessen Verlobung mit seiner jüngeren Tochter Beatrix er aufgelöst hatte, ermordet wurde. Die Berichte der zeitgenössischen Geschichtschreiber wie die Lieder Walther's v. d. Vogelweide preisen seine Schönheit, Leutseligkeit, Tapferkeit u. Klugheit. — Vgl. Abel, „König Ph. der Hohenstaufe" (Berl. 1852), u. Winkelmann, „Ph. von Schwaben u. Otto IV. von Braunschweig" (Bd. I, Lpz. 1873).

Philipp II., König von Spanien (1556—98), Enkel Philipp's des Schönen, Erzherzogs von Oesterreich (geb. 21. Juni 1478, seit 1504 als Ph. I. König von Castilien, gest. 25. Sept. 1506), Sohn Karl's V. u. der Isabella von Portugal, war 21. Mai 1527 zu Valladolid geboren. Schon 1535, nach dem Aussterben der Sforza, belehnte ihn sein Vater mit Mailand, bemühte sich aber vergebens auf den Reichstagen von Augsburg (1648) u. Regensburg (1550), ihn zum römischen König wählen zu lassen. Doch erhielt Ph., dessen erste Gemahlin Maria von Portugal schon 1545 bei der Geburt des Prinzen Carlos (s. d.) verstorben war, 1554 mit der Hand der „blutigen" Maria (s. d.) den Titel eines Königs von England u. von dem Vater zugleich das Königreich Neapel. Da das engl. Parlament ihm einen Antheil an der Regierung erst zugestehen wollte, wenn ein Prinz geboren wäre, verließ Ph. schon 1555 das Land u. die Gemahlin u. trat nach der Verzichtleistung seines Vaters im Herbst 1555 zu Brüssel die Regierung der Niederlande, 1556 die von Spanien an. In dem Kriege mit Heinrich II. von Frankreich, den Papst Julius III. erregt hatte, siegten Ph.'s Feldherren, Herzog Philibert von Savoyen u. Graf Egmont, bei St. Quentin am 10. Aug. 1557, der Letztere 1558 auch bei Gravelingen; aber das mit Spanien verbündete England verlor in demselben Jahre Calais, seine letzte Besitzung auf dem Kontinente, u. mußte es auch im Frieden zu Câteau-Cambresis 1559 Frankreich überlassen. Ph., dessen engl. Gemahlin 1558 verstorben war, verband sich, da Elisabeth seine Bewerbung abwies, nach dem Frieden mit Isabella (Elisabeth) von Frankreich, der Verlobten seines Sohnes Carlos, nahm seinen Wohnsitz in Madrid, das von nun an Hauptstadt Spaniens wurde, u. gründete das Kloster Escorial (s. d.). Nur hierher u. nach Aranjuez begab er sich fortan noch zweimal im Jahre. Von Natur menschenscheu, stolz, argwöhnisch, sittenlos u. bigott, stellte er sich die Aufgabe, im Bunde mit der Inquisition seine weiten Lande, ja die Welt, in politische u. religiöse Fesseln zu schlagen. Der Tapferkeit u. dem Feldherrngeschick seines Halbbruders Don Juan d'Austria glückte es, die Morisco's in Südspanien zur kathol. Messe zu zwingen u. die mohammedanischen Seeräuber auf dem Mittelmeere in der Schlacht von Lepanto am 7. Okt. 1571 zu vernichten, der musterhaften Kriegführung Alba's 1580, Portugal in eine span. Provinz zu verwandeln, da der junge König Sebastian in der Schlacht von Alcazar 1578 verschwunden u. sein alter Oheim Heinrich zwei Jahre darauf verstorben war. Allein vergebens suchte Ph. den Niederlanden (s. d.), deren Verwaltung er seiner Halbschwester Margaretha von Parma (s. d.) übergeben hatte, ihre Privilegien u. ihr protestantisches Glaubensbekenntniß zu rauben. Weder Granvella's Inquisition noch Alba's tyrannische Grausamkeit (1567—73), noch Requesens' (1574—76), Don Juan's (1576 bis 1578), Alexander's von Parma (1578—92) Kriegskunst vermochte die empörten Provinzen zu unterjochen. Nur der Süden blieb seit der kunstvollen Eroberung von Antwerpen (1585) spanisch, u. Ph. hinterließ ihn seiner Tochter Isabella (Clara Eugenia) u. deren Gemahl Albrecht von Oesterreich, damit sie selbst mit Hülfe Spinola's u. seiner Söldnerscharen sich den Norden eroberten. Als er 1588 Medina Sidonia mit der großen Armada (s. d.) gegen England schickte, um Rache zu nehmen für die Unterstützung der Holländer u. die Enthauptung der Maria Stuart, kehrte nur ein winziger Rest der enormen Flotte zurück. Vier Jahre (1589—93) verwendete Ph. Truppen u. Geld, um den protest. Bourbon vom franz. Throne fern zu halten. Endlich mußte er doch 1598 zu Vervins Frieden schließen u. Heinrich IV. anerkennen. Alle seine gewaltsamen u. geheimen (s. „Perez") Anstrengungen zur Bekämpfung der politischen u. religiösen Freiheit hatten nur in Spanien selbst den Erfolg, daß es



Nr. 4469. Philipp II., König von Spanien (geb. 21. Mai 1527, gest. 13. Sept. 1598).

trotz der Silberflotten Amerika's dem Bankerott nahe kam, daß sich in Neapel das Banditenwesen ausbildete, daß der Handel u. die herrlichen Kolonien Portugals eine Beute der Niederländer u. Engländer wurden. Ph. aber, argwöhnischer u. menschenfeindlicher als je, ließ sich nur einmal im Jahre auf dem Balkon seines Schlosses sehen u. starb 13. Sept. 1598 mit Hinterlassung eines einzigen Sohnes von seiner vierten Gemahlin Anna von Oesterreich. — Vgl. Prescott, „History of Ph. II." (5 Bde., Lond. 1855 ff.), u. Ranke, „Die Osmanen u. die span. Monarchie" (3. Aufl., Berl. 1857).

Philipp V. v. Anjou, erster König von Spanien aus dem Hause Bourbon (1701—46), geb. 19. Dez. 1683, war zweiter Sohn des Dauphins u. Enkel Ludwig's XIV. Durch das Testament des letzten Habsburgers Karl's II. auf den span. Thron berufen, bestieg er denselben Anfangs unangefochten, verlor jedoch durch den Erbfolgekrieg alle europ. Nebenländer, mußte an England Gibraltar u. Menorca abtreten u. erhielt Catalonien, in welchem seit 1706 Karl von Oesterreich als König anerkannt war, erst nach schrecklichem Blutvergießen zurück. Selbst ohne Willen u. Einsicht, stand er unter dem Einfluß der Priester u. der intriganten Prinzessin Orsini (s. d.). Doch nahm seine Politik einen gewaltigen Aufschwung, als 1714 durch den Sturz der Orsini der staatskluge Kardinal Alberoni (s. d.) an die Spitze der Regierung gekommen war u. im Einverständnisse mit Elisabeth von Parma, Ph.'s zweiter Gemahlin, danach strebte, die verlorenen Nebenländer wieder zu gewinnen. Schon hatten span. Landungstruppen Sizilien u. Sardinien besetzt, schon sollte eine Verschwörung gegen den franz. Regenten Ph. v. Orleans dem span.

Könige den Weg zum Throne Frankreichs ebnen, als die Quadrupelallianz im Haag zwischen England, Oesterreich, Frankreich u. Holland 1718 diesen großen Plan vereitelte, den Sturz Alberoni's herbeiführte u. der ländergierigen Elisabeth nur die Aussicht ließ, für ihren ältesten Sohn Don Carlos Parma, Piacenza u. Guastalla zu erhalten. In einem Anfalle von Ermüdung u. Schwermuth legte Ph. 1724 die Regierung zu Gunsten Ludwig's, seines ältesten Sohnes aus der ersten Ehe mit einer Prinzessin von Savoyen, nieder, nahm sie aber nach dessen Tode schon im Aug. dess. J. wieder an sich u. überließ sich nun ganz der Führung seiner Gemahlin u. ihres Ministers Ripperda. Ihnen gelang es wirklich im Frieden zu Wien, der den Poln. Erbfolgekrieg abschloß, 1736 für Carlos statt Parma u. Piacenza das Königreich Neapel u. Sizilien zu erhalten. Als man, um weitere Erwerbungen zu machen, im Oesterr. Erbfolgekriege gegen Habsburg mitkämpfte, starb Ph. 9. Juli 1746. Ihm folgte sein zweiter Sohn aus erster Ehe, Ferdinand VI.

Philipp ist der Name von sechs Königen von Frankreich: **Ph. I.**, Sohn König Heinrich's I., schon 1059 im Alter von sechs Jahren auf einer Reichsversammlung zu Rheims zum Könige gewählt u. gesalbt, regierte 1060—1108, selbständig jedoch erst nach dem Tode seines Vormunds, des Grafen Balduin von Flandern. Während seine Ritterschaft 1066 seinem Vasallen Wilhelm von der Normandie England erobern half u. später in Scharen sich nach dem Heiligen Lande begab, lebte Ph. unthätig, zügellos u. im Streite mit der Kirche, die er doch immer wieder zur Vergebung seiner Sünden anrief. Als er nach 20jähriger Ehe Berta von Flandern verstieß, um Bertrade, die entführte Gemahlin Fulco's v. Anjou, zu heirathen, berief Urban II. jene berühmte Synode nach Clermont im Nov. 1095, welche Ph. in den Kirchenbann that u. zugleich den Anstoß zu den Kreuzzügen gab. Erst 1104 versprach Ph. auf einer Kirchenversammlung zu Paris Besserung, ohne jedoch dazu fähig zu sein. — **Ph. II. August** (d. i. Augustus, „Vergrößerer des Reichs", 1180 bis 1223), geb. 25. Aug. 1165, war ein Sohn Ludwig's VII. u. dessen zweiter Gemahlin Alice v. Champagne. Tapfer, thätig u. klug zugleich, ordnete er die Finanzen des Reichs u. strebte mit Eifer nach Vergrößerung der Königsmacht u. Ausdehnung seiner Herrschaft auf Kosten Englands. Schon mischte er sich in den Streit Heinrich's II. (s. d.) mit seinen Söhnen, als die Kunde von der Eroberung Jerusalems durch Saladin beide Könige zum Frieden u. zum Gelübde eines gemeinsamen Kreuzzuges (s. d.) bewog. Da Heinrich II. schon 1189 starb, unternahm Ph. ihn mit Richard Löwenherz, kehrte aber schon 1191 zurück, riß einen Theil Flanderns an sich, dessen Herzog vor Accon gefallen war, u. verband sich mit Johann von England gegen dessen Bruder, den abwesenden u. dann gefangenen König Richard, um dafür die Normandie zu gewinnen. Richard's Rückkehr aber u. Ph.'s Kampf mit dem Papste Innocenz III. vereitelten vorläufig seine Absicht. Ph. hatte nämlich nach dem Tode der Elisabeth von Hennegau sich 1193 mit Ingeborg von Dänemark vemählt, verstieß sie aber sofort u. ließ sich mit der schönen Agnes von Meran trauen. Erst als Ph. mit der hohenstaufischen Partei gegen den Welfen Otto IV. sich verband, nahm sich der Papst der verstoßenen Königin an u. ließ 1200 über Frankreich das Interdikt aussprechen. Auf den Rath seiner Pairs trennte Ph. sich 1201 von Agnes, versöhnte sich dadurch mit der Kirche u. nahm 1213 Ingeborg sogar wieder in sein Schloß auf. Der Friede mit Papst u. Geistlichkeit brachte ihm reichen Gewinn. Als Johann nach Richard's Tode den engl. Thron bestiegen hatte, trat Ph. zuerst für die Thronansprüche des jungen Arthur von Bretagne u. dann 1202 als Rächer für seine Ermordung auf, erklärte als Oberlehnsherr Johann aller franz. Lehne für verlustig u. eroberte 1204 die Normandie, Anjou, Maine, Touraine u. Poitou. Endlich empfing er 1213 von dem Papste sogar das Königreich des gebannten Johann zum Geschenk, rüstete sich, es zu erobern, u. behauptete wenigstens in der Schlacht von Bouvines 27. Juli 1214 den Sieg, aber die Aussöhnung Johann's mit dem Papste hinderte sein weiteres Vordringen. Riefen auch die empörten engl. Vasallen 1216 den Prinzen Ludwig herbei, so mußte dieser doch bald nach seiner Landung den Rückweg antreten, als Johann starb u. der Thron an Heinrich III. kam. Dafür brachte schon 1218 der Tod Simon's von Montfort u. die Aufforderung des Papstes an Ph. zum Kampf gegen die ketzerischen Albigenser Aussicht auf Gewinn im Süden. Im Inneren suchte er die Macht der Krone über Pairs u. Geistlichkeit zu erheben, indem er alle Angelegenheiten der ersteren allein nach den Lehnsgesetzen durch einen königl. Gerichtshof von 12 Pairs richten ließ, dem er selber vorstand, u. andererseits die Bürgerschaft durch Ertheilung von Privilegien sich ergeben machte. Paris ließ er mit Mauern u. Thürmen umgeben u. erbaute sich eine Residenz im Louvre. Ph. starb 14. Juli 1223. — **Ph. III.** (1270—85), Sohn u. Nachfolger Ludwig's IX., geb. 1244, war mit dem Vater auf der Flotte vor Tunis, als dieser starb. Sogleich schloß er Frieden mit den Belagerten u. kehrte in die Heimat zurück. Obwol er seinen Günstling, den intriganten Peter de la Brosse, 1276 dem Unwillen der Pairs opfern mußte, u. obwol er 1274 Venaissin freiwillig an den Papst abtrat, so erhöhte doch auch er im Sinne Ph.'s II. u. Ludwig's IX. die Königsgewalt durch Einziehung erledigter Lehne, wie Valois, Poitou, Auvergne, Toulouse, durch Gründung eines eigenen Parlamentes in Toulouse, durch die Einführung des röm. Rechtes bei dem Pariser Parlament, durch Zulassung von Bürgerlichen zu adligen Lehnen u. erwarb eine Aussicht auf den Gewinn des Königreichs Navarra sowie der Grafschaften Champagne u. Brie, indem er seinen Sohn mit deren Erbin Johanna vermählte. Unglücklich endigte sein Angriff auf Aragonien, dessen König Peter seinem Oheim Karl von Anjou Sizilien entrissen hatte. Geschlagen u. krank kehrte er über die Pyrenäen zurück u. starb 5. Okt. 1285 zu Perpignan. — **Ph. IV.**, der Schöne (1285 bis 1314), Sohn des Vorigen, geb. 1267; strebte mit Energie u. mit Staatsklugheit alle Schranken niederzuwerfen, die das königl. Belieben fesseln konnten, u. erhöhte dadurch zugleich Wohlfahrt u. Macht seines Landes. Als er 1295 seinem Sohne die einzige Tochter des Grafen Otto von Burgund vermählte, nahm er alle Besitzungen desselben, selbst das deutsche Reichslehn Burgund, für jenen in Anspruch u. unterstützte Albrecht I. von Deutschland gegen Adolf von Nassau, um der Bestätigung sicher zu sein. Die Bretagne machte er zum franz. Lehn, indem er den Grafen zum Herzog erhob u. dadurch zum Abfall von England bewog. Im Süden entriß er den Engländern alles Land bis zur Garonne, ja bis zum Adour, verband sich mit den Schotten, um Eduard I. die Rache unmöglich zu machen, lockte Eduard's Bundesgenossen, den Grafen von Flandern, nach Paris, um ihn gefangen zu halten, u. gab die Guienne u. Gascogne erst 1303 als franz. Lehn zurück, als ihm die Freundschaft u. Verwandtschaft mit Eduard — er vermählte ihm seine Schwester Margarethe — im Kampfe gegen das Papstthum nothwendig war. Ph. hatte zu seinen beständigen Kriegen auch von der Geistlichkeit den 50. Theil aller Habe in Anspruch genommen. Als nun Bonifacius VIII. der Geistlichkeit die Zahlung von Abgaben an Laien 1296 untersagte, verbot Ph. seinerseits die Ausfuhr aller Metalle u. Werthsachen ohne königl. Erlaubniß. Vorübergehend fand noch eine Einigung statt. Als jedoch der Papst wegen vielfältiger Eingriffe Ph.'s in die Rechte der Kirche Südfrankreichs sowol die höhere franz. Geistlichkeit zur Anklage als Ph. zur Vertheidigung 1301 nach Rom beschied, ließ der König 1302 durch eine Reichsversammlung sich Beihülfe versprechen, verbot den Geistlichen die Fahrt nach Rom u. entriß den ungehorsamen ihre Güter. Als Bonifaz mit dem Bannstrahl antwortete, appellirte Ph. im Namen der États généraux 1303 an ein allgemeines Konzil u. ließ durch seinen Schützling, den Kardinal Sciarra Colonna, u. durch den Professor der Rechte Wilhelm v. Nogaret, seinen spätern Kanzler, in Italien Söldner werben u. den Papst zu Anagni vorübergehend gefangen nehmen. Schon Benedikt XI. zeigte sich versöhnlicher, u. nach seinem baldigen Tode nahm Clemens V., durch die franz. Kardinäle gewählt, seinen Sitz in Frankreich. Ungünstiger endete 1304 der Kampf mit Flandern. Ph. mußte den empörten Bürgern ihren gefangenen Herzog wieder herausgeben u. sich mit der Oberhoheit begnügen. Dafür gelang es ihm mit Hülfe des Papstes u. des Konzils von Vienne 1312, den Templerorden (s. „Geistliche Ritterorden") zu vernichten. Endlich benutzte Ph. einen Streit der Bürgerschaft von Lyon mit dem Erzbischof, um diese Stadt einzunehmen. So zeigte er das Bestreben, gestützt durch die Bürgerschaft, fast alle

Gebiete der franz. Sprache seiner Krone u. dem Parlamente von Paris zu unterwerfen, das er in neuer Einrichtung zum höchsten Gerichtshof des Königreichs erhob. Ph. starb als der eigentliche Gründer des modernen Frankreich 29. Nov. 1314 zu Fontainebleau u. hinterließ drei Söhne, Ludwig X., Ph. V. u. Karl IV., mit denen die ältere capetingische Reihe 1328 abschließt. — **Ph. V.**, der Lange (1316—22), der zweite Sohn des Vorigen, bemächtigte sich nach dem Tode seines Bruders Ludwig X. (s. d.) der Regentschaft für dessen Tochter Johanna. Trotz des Widerspruches vieler Verwandten u. Rechtsgelehrten ließ Ph. sich von den ihm ergebenen Großen als König anerkennen, vom Erzbischof von Rheims krönen u. berief zum Jan. 1317 eine Reichsversammlung, welche nachträglich das Gesetz aufstellte, daß eine Frau den franz. Thron nicht besteigen dürfe. Ph., ganz im Sinne des Vaters bedacht, durch Begünstigung des dritten Standes im Reichstage u. durch Ausbildung des Parlamentes, von dem er die Geistlichkeit ausschloß, die Macht der Krone zu stärken, starb 3. Jan. 1322, ohne einen Sohn zu hinterlassen. — **Ph. VI.** v. Valois (1328—50), geb. 1293, war nach dem Tode Karl's IV. als Sohn von Karl v. Valois, dem Bruder Ph.'s IV., der nächste Erbe des Thrones u. eröffnet deshalb die Reihe der Könige des Hauses Valois (s. „Frankreich, Geschichte"). Der Pracht u. dem Luxus ergeben, schwelgte er mit seinen Großen in Hoffesten u. Turnieren, ohne den Ausbau des Staates fortzuführen. Als Eduard III. von England, durch seine Mutter Isabella ein Enkel Ph.'s IV., Erbansprüche an die Krone von Frankreich machte, erkannten ihn die Stadtgemeinden in Flandern u. Brabant, ja selbst die Großen der Bretagne, als franz. König an, u. ganz England unterstützte ihn mit Geld u. Truppen, desgleichen die Niederlande, in denen sich Eduard durch Ludwig den Bayer hatte zum Reichsvikar ernennen lassen. Gegen diese Heere mußte Philipp unterliegen. 1339 vermied er eine Schlacht, 1340 (24. Juni) wurde seine große Landungsflotte vor dem Hafen von Sluys vernichtet. Zwei Waffenstillstände 1341 u. 1343 gaben nur kurzen Aufschub. In der Schlacht bei Crecy (25. Aug. 1346) erlag Ph.'s Heer der Kriegskunst König Eduard's u. seines gleichnam. Sohnes sowie der Tapferkeit der bürgerlichen Armbrustschützen. 1347 kam Calais an England. Nur der Schrecken des Schwarzen Todes (1348) zwang für einige Jahre zur Ruhe. Dauernden Gewinn brachte Philipp der Ankauf der Dauphiné, welche der letzte Besitzer, Graf Humbert II., 1349 für 120,000 Goldgulden an Ph.'s Enkel Karl (V.) abtrat. Am 22. Aug. 1350 starb Ph. u. hinterließ die Krone seinem ältesten Sohne Johann.

Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, Enkel des Vorigen, geb. 1342; wurde 1356 in der Schlacht bei Poitiers zusammen mit seinem Vater von König Johann gefangen genommen u. nach Windsor gebracht. Bald nach seiner Heimkehr übergab ihm Johann 1363 das durch den Tod des letzten Herzogs aus der älteren capetingischen Linie (1361) erledigte Herzogthum Burgund. Durch Ph.'s Vermählung mit Margarethe von Flandern, die Réthel u. Nevers, später auch Brabant u. Limburg erbte, wie durch den Ankauf von Charolais, gewann er eine außerordentliche Machtstellung. Eine Zeitlang führte er die Regentschaft für seinen Neffen König Karl VI. (s. d.), mehr aber war er bedacht, durch Anlehnung an England eine selbständige Stellung zwischen Frankreich u. Deutschland einzunehmen. Er starb, trotz seines Reichthums tief verschuldet, 27. April 1404 auf dem Schlosse Hall im Hennegau.

Philipp der Gütige, Herzog von Burgund (1419—67), Enkel des Vorigen, Sohn Johann's des Unerschrockenen, geb. 1396; trat als Rächer für die Ermordung seines Vaters auf die Seite Englands u. erlangte dadurch die Regentschaft für König Heinrich VI. im Norden Frankreichs u. erwarb auch nach seinem Uebertritt zu Karl VII. im Frieden von Arras 1435 alles Land bis zur Somme, Mâcon, Auxerre, Ponthieu u. die vollkommene Befreiung von aller Lehnspflicht. Als er durch den Tod seiner Tante Jakobäa 1436 auch Hennegau, Holland u. Seeland erbte, u. Elisabeth, die Erbin von Luxemburg, auch diese Grafschaft 1443 an ihn abtrat, fehlte Ph. zum Besitze des alten Königreichs Lothringen (s. „Lothar II.") nur Elsaß, Lothringen u. Provence. Seitdem war dieses Reich die Stätte des blühendsten Handels, der einträglichsten Gewerbe u. zugleich der vollkommensten bürgerlichen Freiheit, der Hof ein Bild des höchsten Glanzes, feinster Eleganz u. Rittersitte. Bei seiner Verheirathung mit Isabella von Portugal stiftete Ph. den Orden des Goldenen Vließes. Einen Kreuzzug gegen die Türken, den er 1454 gelobt hatte, vereitelte der Tod Pius' II., der ihn führen wollte. Ph. starb 15. Juli 1467 zu Brügge mit Hinterlassung eines einzigen Sohnes, des historisch merkwürdigen Karl des Kühnen.

Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen, geb. 13. Nov. 1504; beerbte seinen Vater Wilhelm schon 1509 u. stand seitdem unter der Regentschaft des Kurfürsten Friedrich des Weisen, dann seiner Mutter Anna, einer geborenen Prinzessin von Mecklenburg, doch erklärte ihn Kaiser Maximilian schon 1518 für großjährig, u. Herzog Georg von Sachsen gab ihm 1523 seine Tochter Christine zur Ehe. Ph.'s erste That war die Bekämpfung der Reichsritter, bes. Sickingen's, den er 1522 im Bunde mit dem Kurfürsten von der Pfalz u. dem Erzbischof von Trier zur Flucht u. 1523 in Landstuhl zur Kapitulation zwang. 1525 eilte er den thüring. Fürsten gegen die Bauern zu Hülfe. Dann wandte er sich trotz der Abmahnungen seines Schwiegervaters mit ganzem Eifer der Sache Luther's zu, war im Bunde mit Kurfürst Johann auf dem Reichstage zu Speier (1526), reformirte in demselben Jahre die Kirche seines Landes u. gründete aus säkularisirten geistlichen Gütern 1527 die Universität Marburg. Als in Speier 1529 der Protest der evangel. Fürsten verworfen wurde, schloß Ph. zuvörderst mit Sachsen, dann mit den Städten Nürnberg, Ulm u. Straßburg ein geheimes Vertheidigungsbündniß u. wünschte auch die Schweiz dafür zu gewinnen. Obwol das Gespräch in Marburg den gewünschten Erfolg nicht hatte, unterschrieb er 1530 das Augsburgische Bekenntniß, schloß 1531 das Schmalkaldische Bündniß u. wurde der Bundeshauptmann desselben. Bald fühlte er sich stark genug, den vertriebenen Ulrich von Württemberg in sein Land zurückzuführen u. dem röm. Könige Ferdinand 1534 den Vertrag zu Cadan abzunöthigen; in demselben Jahre half er die Wiedertäufer in Münster vernichten. Einen lähmenden Einfluß auf seine eifrige Thätigkeit übte die Ehe mit Margaretha von der Saal, welche er 1540 im Einverständniß mit seiner noch lebenden Gemahlin einging. Sie lockerte das Bündniß mit den sächs. Fürsten, erregte bei vielen Evangelischen Anstoß u. ließ Ph. bereit werden, 1541 mit dem Kaiser ein Bündniß abzuschließen. Dennoch trat er 1545 entschieden gegen das Ansinnen auf, das Konzil zu Trident zu beschicken, rüstete für den Schmalkaldischen Bund u. wurde im Juli 1546 in die Reichsacht erklärt. Als der Verrath Herzog Moritz' den Kriegsschauplatz nach Sachsen verlegte, zog er sich in sein Land zurück u. erklärte sich auf Anrathen seines Schwiegersohnes Moritz u. des Kurfürsten Joachim von Brandenburg bereit, nach Halle zu kommen u. dort durch fußfällige Abbitte den Kaiser zu versöhnen, der ihm dann sein Land unverkürzt lassen wolle. Als aber Ph. 19. Juni 1547 knieend Abbitte gethan hatte, wurde er Abends von Alba verhaftet u. trotz aller Einreden u. Verwendungen zu Nördlingen, Heilbronn, Hall, Oudenarde, endlich seit 1550 zu Mecheln in harter, ja grausamer Gefangenschaft gehalten, bis der Vertrag zu Passau ihm im Sept. 1552 die Freiheit wiedergab. Er starb 31. März 1567. — Vgl. sein Leben von Rommel (Gießen 1830), Hoffmeister (Kassel 1846) u. Ranke, „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" (4. Aufl., Lpz. 1868).

Philippeville (spr. Philippwihl), ehemalige Festung in der belg. Provinz Namur, nahe der franz. Grenze mit 1543 E. (1871); wurde unter Kaiser Karl V. 1555 befestigt u. nach seinem Sohne Philipp II. benannt; von 1659—1814 war der Ort in franz. Besitz u. diente Napoleon nach der Schlacht bei Waterloo als Fluchtort. Die Preußen nahmen Ph. 3. Aug. 1815, u. 20. Nov. 1815 kam das Städtchen mit Festung an die Niederlande. — **Ph.**, befestigte Arrondissementshauptstadt in der algerischen Provinz Constantine, 1838 vom Marschall Vallée auf den Trümmern der Römerstadt Rusicada erbaut u. nach dem Könige Louis Philipp benannt, besteht aus zwei getrennten Ortschaften, Philippeville-Marché u. Ph.-Port, zählt 15,000 größtentheils europ. E. u. ist mit Stora, einem kleinen Flecken nordwestl. von Ph.-Port, der Hafen von Constantine. Eine Eisenbahn verbindet Ph. mit Constantine. Die Bewohner treiben lebhafte Korallenfischerei.

Philippi (jetzt Felibe), Stadt im Innern von Makedonien, früher zu Thrakien gehörig, auf steiler Höhe am Gebirge Pangäos, am Flusse

Gangas, in der Nähe wichtiger Goldbergwerke. Ihren Namen hatte die Stadt von Philippos II. von Makedonien, der sie auf dem Grunde einer früheren Kolonie von Thasos neu aufbaute. Bei Ph. wurden im J. 42 v. Chr. die Republikaner unter Brutus u. Cassius von Antonius u. Oktavianus geschlagen. Der Apostel Paulus gründete hier 53 n. Chr. eine Christengemeinde, an die sein Brief an die Philipper gerichtet ist.

Philippika (griech., lat. Philippicae orationes, d. h. Philippische Reden), die leidenschaftlichen Reden, mit denen Demosthenes den Anmaßungen Philipp's II. von Makedonien entgegentrat; denselben Namen gab Cicero seinen Reden gegen Antonius, daher Ph. sprüchwörtliche Bezeichnung geworden ist für heftige u. strafende Reden.

Philippinen heißt eine Gruppe von mehr als 400 Inseln, welche den nördl. Theil des Ostindischen Archipels bilden u., zwischen Borneo u. Celebes im S. u. Formosa im N. gelegen, das Chinesische Meer im O. von dem Stillen Ozean abtrennen. Sie bedecken zusammen ein Areal von 5358,2 □M., von denen die größte u. nördlichste Insel Luzon od.



Nr. 4470. Tagalen auf der Insel Luzon.

Manila 1934,2, die südöstlichste Mindanao 1569,9, Palawan 251,5, Samar 236,5, Panay 223,2, Mindoro 185,3, Leyte 168,9, Negros 163,7 u. Cebu 104,2 □M. einnehmen. Die zwischen Luzon u. Mindanao gelegenen Inseln bilden den Archipel der Visayas, der mit Palawan, dem nördl. Theile von Borneo u. dem von Mindanao nach Borneo sich erstreckenden Sulu-Archipel die Mindoro-See einschließt. Das Bindeglied zwischen Luzon u. Formosa stellen die Babuyanischen u. Batanischen Inseln dar. Die Ph. nehmen großen Antheil an dem Vulkanismus Ostasiens; bes. die östl. Inseln sind reich an thätigen u. erloschenen Vulkanen, von denen der 2660 m. hohe Pollok auf Mindanao einer der höchsten ist. Auf der im N. Luzons gelegenen kleinen Insel Camiguin hat sich 1871 ein neuer Vulkan gebildet. Das Klima ist bei der Lage der Ph. zwischen 5 u. 21° n. Br. ein durchaus tropisches, die Vegetation eine überaus üppige. Zucker, Tabak, dessen Verarbeitung u. Ausfuhr aber Regierungsmonopol ist, Kaffee u. Reis sind die wichtigsten Kulturpflanzen dieser Inseln; die ausgedehnten Waldungen liefern nam. Manilahanf aus den Fasern einer Bananenspezies (Musa textilis) u. eine reiche Anzahl von Bau-, Schmuck- u. Farbehölzern. Geringere Bedeutung hat die Kultur von Indigo, Baumwolle u. Kokospalmen. Reißende Thiere fehlen den Ph., Gefahr bringen nur die Büffel u. die in den Gewässern sehr zahlreich vorkommenden Krokodile. Die Zahl der Vögel ist außerordentlich groß. Gold, Eisen, Blei u. Kupfer sind in bedeutenden Massen vorhanden, aber bisher unvollkommen ausgebeutet; Gold findet sich nam. auf Mindanao, auch Steinkohlenlager sind erschlossen worden. Die Ph. bilden eine span. Kolonie, doch ist der Sulu-Archipel thatsächlich unabhängig u. viele Stämme im Innern haben sich auf fast allen größeren Inseln von der span. Herrschaft frei zu halten gewußt. Die span. Unterthanen u. tributzahlenden Völker umfassen ungefähr 7,450,000 Seelen, von denen 4,540,000 auf Luzon, 1,052,000 auf Panay wohnen. Die Urbevölkerung bilden die Negrito's, welche sich selbst Ahetas u. Etas nennen; von den Malayen in die Berge zurückgedrängt, leben sie nomadisch in den Wäldern von Früchten u. Wurzeln, Fischen u. kleineren Jagdthieren. In den Küstengegenden bilden die Malayen fast ausschließlich die Bevölkerung; zu ihnen gesellen sich noch zahlreiche Chinesen u. chinesische Mestizen. Die Spanier u. Kreolen beschränken sich auf die Städte. Die wichtigste Beschäftigung der Bewohner ist der Reisbau; von der Industrie hat nur die Tabak- u. Cigarrenfabrikation auf Luzon, nam. in Manila (s. d.), Bedeutung. Die dem Welthandel offenen Hafenplätze sind Manila, Cebu, Iloilo, Sual, Zamboanga, Legaspi u. Tadoban; die beiden letzten erst seit Anfang 1874. Die drei ersten Handelsstädte, die wichtigsten des ganzen Archipels, exportirten 1873 Waaren im Werthe von 17,309,300 Doll.; darunter Zucker für 4,985,300 Doll., Hanf für 4,928,100 Dollar, Blättertabak für 4,510,000 Dollar, Cigarren für 1,363,000 Doll., Kaffee für 918,400 Doll., Farbholz für 195,000 Doll., außerdem noch in größeren Quantitäten Tauwerk, Häute, Indigo, Perlmutter, Kupfer 2c. Für die Entwicklung der materiellen Verhältnisse sind die Monopole u. die überaus hohen Steuern das größte Hinderniß, für Unterricht wird vom Staate nur in der dürftigsten Weise gesorgt. Die Weißen u. ein großer Theil der Mischlinge sind Katholiken, welche unter einem Erzbischof u. mehreren Bischöfen stehen; unter den Malayen herrscht der Islam vor; die Negrito's sind Heiden. Die Spitze der Civil- u. Militärgewalt über die Ph. u. die mit diesen vereinigten Mariannen bildet der in Manila residirende Gouverneur (General Capitan); eine Neueintheilung der Ph., wonach Mindanao mit einigen kleineren Inseln eine besondere Verwaltung bekommen, die übrigen Inseln in 18 Provinzen eingetheilt werden sollten, ist seit 1872 projektirt, aber noch nicht durchgeführt. Die Staatseinnahmen fließen aus der Kopfsteuer der Eingeborenen, dem Tabaksmonopol, den Aus- u. Einfuhrzöllen u. mehreren indirekten Abgaben. Für die Entwicklung des Verkehrs ist bis jetzt außerordentlich wenig geschehen; doch hat die Regierung 1873 wenigstens das Projekt gefaßt, die wichtigsten Hafenstädte durch Telegraphenlinien mit einander zu verbinden. Selbst dem Seeraub zwischen den südl. Inseln, nam. im Suluh-Archipel, vermag Spanien nicht wirksam zu steuern. Die Ph. wurden 1521 durch Magalhaës entdeckt, der hier 27. April in einem Gefechte auf der Insel Mactan vor Zebu seinen Tod fand, u. 1569 von den Spaniern in Besitz genommen. — Vergl. Semper, „Die Ph. u. ihre Bewohner" (Würzb. 1869) u. „Reisen im Archipel der Ph." (3 Bde., Lpz. u. Wiesb. 1867 bis 1872); Jagor, „Reisen in den Ph." (Berl. 1873).

Philippopel (türk. Filibé, bulgar. Plowdi), Stadt im türk. Vilayet Adrianopel, Hauptstadt eines gleichnamigen Distriktes mit 30—40,000 größtentheils mohammedanischen E.; liegt am Fuße eines dreigetheilten, steilen Syenithügels u. an der von hier aus schiffbaren Maritza. Die zahlreichen Moscheen geben der Stadt ein sehr malerisches Ansehen; außer diesen giebt es 6 griech. (Ph. ist Sitz eines griech. Erzbischofs), 3 bulgar. u. 1 röm.-kathol. Kirche. Die einzelnen Stadtviertel sind nach den verschiedenen Nationen eingetheilt. Ph. ist eine der bedeutendsten Handelsstädte der europ. Türkei u. hält am 27. Aug. jährlich eine sehr stark besuchte Messe ab. Beträchtlich ist die im unteren Theile der Stadt sich konzentrirende Industrie bes. in Seiden- u. Baumwollweberei u. Lederfabrikation. Die Umgegend baut viel Reis u. Wein u. treibt bedeutende Seidenzucht. Ph. ist von Philipp, dem Vater Alexander's d. Gr., gegründet u. 1360 von den Türken erobert worden.

Philippos, der Name von fünf makedonischen Königen, von denen bes. wichtig sind: **Ph. II.**, Sohn König Amyntas' II. u. der Eurydike, geb. 382 v. Chr., wurde von Pelopidas, der in Makedonien Thronstreitigkeiten zu schlichten hatte, als Geisel nach Theben gebracht u. verlebte hier mehrere Jahre im Hause des Epaminondas od. Pammenes. Nach dem Tode seines Bruders Perdikkas (360) entwich er aus Theben, bemächtigte sich der Vormundschaft über seinen Neffen Amyntas III. u. schwang sich 359 selbst auf den Thron. Von nun an verfolgte er mit großer Klugheit u. Energie das Ziel, die

Grenzen seines Reiches zu erweitern u. die Hegemonie über ganz Griechenland zu gewinnen, welches letztere in politischem u. moralischem Verfall begriffen war. Zur Erreichung dieses Zieles diente ihm einmal die Verbesserung des Kriegswesens durch Einführung der Phalanx (s. d.), sodann der Umstand, daß um diese Zeit die reichen Goldbergwerke des Pangäos eröffnet wurden. Nach Befestigung der Herrschaft im eigenen Lande eroberte Ph. zunächst Amphipolis, dann die athenischen Besitzungen auf Chalkidike u. Pydna u. gewann die Olynthier, indem er für sie Potidäa einnahm (358 u. 357). Dem Gesuch der Thessalier um Hülfe gegen den Tyrannen Lykophron von Pherä leistete er bereitwilligst Folge u. behielt nach mehreren Niederlagen endlich die Oberhand, worauf Thessalien gänzlich als makedonische Provinz behandelt wurde (352). Dann wandte sich Ph. gegen Olynth, die mächtigste unter den griech. Küstenstädten in Thrakien. Auf Demosthenes' (s. d.) dringendes Mahnen sandte Athen zwar Hülfe, aber nicht genügend: Olynth fiel 348 durch Verrath in Ph.'s Hände, u. durch schlaue Unterhandlungen u. Bestechung der athenischen Gesandten kam 346 ein Friede mit Athen zu Stande. Während dieser Zeit hatte Ph. auch den thrakischen Fürsten Kersobleptes u. mehrere thrakische Städte unterworfen; bald danach rückte er, von den Thebanern zu Hülfe gerufen, in Phokis ein, verwüstete dasselbe u. ließ sich an Stelle der Phoker als Mitglied der delphischen Amphiktyonie aufnehmen. Nachdem er dann seine Herrschaft in Thessalien weiter befestigt u. 344 im Auftrage der Amphiktyonen einen Zug gegen Sparta unternommen hatte, begann Ph. den Krieg gegen Athen, zwar nicht direkt, aber indem er in Euböa Unruhen anzettelte u. die Städte auf dem Chersonnes angriff. Diesmal hatte er wenig Erfolg: Phokion unterwarf Euböa wieder, auf dem Chersonnes vertrat Diopeithes Athens Interesse, u. als Ph. auch Perinthos u. Byzanz belagerte, sandte selbst der Perserkönig den Byzantinern Hülfe u. Phokion rettete die bedrängte Stadt. Ph. wich einen Schritt zurück, ließ scheinbar Griechenland außer Acht u. kämpfte gegen die Skythen, wußte es aber schon 339 durch bestochene Verräther dahin zu bringen, daß ihn die Amphiktyonen zum Vollzieher einer über die Lokrer von Amphissa verhängten Strafe wählten. Sofort rückte Ph. in Lokris ein u. besetzte dasselbe, aber nicht nur Lokris, sondern auch im Frühjahr 338 Elatea auf der böotischen Grenze. Nun gelang es der Beredsamkeit des Demosthenes, einen Bund der griech. Staaten gegen Ph. zu Stande zu bringen: der Krieg begann, aber nach zwei günstigen Schlachten wurden die Verbündeten im Aug. 338 bei Chäroneia gänzlich geschlagen. Theben unterwarf sich sofort, Athen wurde mit Milde behandelt u. schloß Frieden, die übrigen Staaten bemühten sich wetteifernd um die Gunst des Siegers, der sogar auf einer Nationalversammlung der Griechen zu Korinth 337 feierlich zum Oberfeldherrn der Hellenen in einem Kriege gegen die Perser gewählt wurde. Aber mitten unter den Rüstungen zu diesem Kriege wurde Ph., schon lange in Unfrieden mit seiner Familie lebend, bei der Vermählung seiner Tochter Kleopatra mit Alexander von Epeiros zu Aegä beim Austritt aus dem Theater von Pausanias, einem Hauptmann seiner Leibgarde, angeblich auf Anstiften der Olympias (s. d.), ermordet (Aug. 336). Sein Nachfolger in der Herrschaft war sein Sohn Alexander d. Gr. — **Ph. III.**, Arrhidäos, Sohn des Vorigen von einem Nebenweibe, wurde von Alexander d. Gr., der seine übrigen unechten Brüder beseitigen ließ, verschont, weil er blödsinnig war. Nach Alexander's Tode (323) wurde Ph. neben dem Sohn der Roxane zum König ausgerufen u. unter die Vormundschaft des Krateros gestellt, auch mit der Eurydike, der Tochter des Amyntas, vermählt, aber auf Befehl der Olympias 317 ermordet. Von einigen Historikern wird er in der Reihe der makedonischen Könige nicht mitgezählt. — **Ph. V. (III.)**, Sohn Demetrios' II., folgte 221 v. Chr. dem Antigonos Doson in der Herrschaft. Sein Mangel an Scharfsinn, sein Unbedacht in der Herbeiführung kriegerischer Verwickelungen wurden für Makedonien, welches damals kräftig dastand u. an den Achäern zuverlässige Bundesgenossen hatte, verderblich. Trotz eines mit den Römern abgeschlossenen Vertrages beunruhigte Ph. das unter röm. Schutze stehende Illyrien u. schloß im zweiten Pun. Kriege ein Bündniß mit Hannibal, ohne ihn aber kräftig zu unterstützen. Die Antwort der Römer war der erste Makedon. Krieg (215—205 v. Chr.), der hauptsächlich in Illyrien geführt wurde. Bald nach dem Frieden bedrängte Ph. den König Attalos von Pergamos u. die Insel Rhodos, welche bei Rom Schutz suchten. Rom erklärte den Krieg (zweiter Makedon. Krieg, 200 bis 197 v. Chr.), führte ihn anfänglich zwar lässig, aber als Titus Quinctius Flamininus den Oberbefehl erhalten hatte, schlug dieser 197 bei Kynoskephalä den Ph. vollständig. Ph. mußte der Hegemonie über Griechenland entsagen, alle bisher besetzt gehaltenen griech. Landschaften u. Städte räumen, seine Flotte ausliefern, sein Heer vermindern u. eine große Kriegsentschädigung bezahlen. Auch an weiteren Demüthigungen ließ es Rom nicht fehlen, u. Ph., dessen Kraft gebrochen war, ließ Alles geschehen. Sein natürlicher Sohn



Nr. 4471. Der Majayjay, Berg auf der Insel Luzon.

Perseus (s. d.) brachte es durch Verdächtigungen dahin, daß Ph. seinen einzigen rechtmäßigen Sohn Demetrios vergiften ließ, aber bald darnach starb Ph. selbst aus Gram u. Reue darüber (197 v. Chr.).

Philippsburg, Stadt im Kreise Karlsruhe (Amtsbezirk Bruchsal) des Großherzogthums Baden mit 2330 E. (1871), welche nam. Tabak u. Hanf bauen u. Viehhandel treiben; liegt in einer sumpfigen Gegend an einem faulen Rheinarme. 1618 vom Bischof Philipp von Speier befestigt, war Ph. ein im Dreißigjähr. Kriege vielumstrittener Punkt am Oberrhein; der Westfäl. Friede gab das Besatzungsrecht den Franzosen, welche bis 1676, dann von 1688—97, 1734—35 u. seit 1799 Herren der Stadt waren u. 1800 die Werke schleiften; 1803 kam Ph. an Baden.

Philippus, der Apostel, stammte nach Joh. 1, 44 aus Bethsaida am Galiläischen See. Er wird zwar in allen Verzeichnissen der Apostel erwähnt, tritt aber nur im Evang. Joh. persönlich hervor (1, 44 ff.; 6, 5 ff.; 12, 21; 14, 8). Nach der Sage wirkte er bes. in Hierapolis in Phrygien, wo er auch starb. Seit der ältesten Zeit ist er oft verwechselt worden mit **Ph.**, dem Evangelisten, der nach Apostelgesch. 6, 5 zuerst als Diakon in Jerusalem wirkte, dann nach Kap. 8 als Reiseprediger u. Wunderthäter Samarien durchzog, u. A. den Zauberer Simon u. dann bei Gaza den ersten Heiden taufte, bis er sich bleibend in Cäsarea am Meere niederließ. Hier traf ihn nach Apostelg. 21, 8 der Apostel Paulus (58 n. Chr.), bei welcher Gelegenheit auch seiner vier weissagenden Töchter gedacht wird.

Philister (hebr. Pelischtim, nach welchen das heilige Land Palästina heißt) hießen die Bewohner der von jeher durch große Fruchtbarkeit ausgezeichneten Südküste des heiligen Landes von Gaza an bis zum Bache Aegyptens. Nach den Angaben des Alten Testamentes — 5. Mos. 2, 23;

Am. 9, 7; Jer. 47, 4 — sind die (semitischen) Ph. aus Kaphtor (wahrscheinlich Aegypten) nach Palästina gekommen u. haben das Volk der Avviter aus seinen Wohnsitzen verdrängt; wann dies geschah, ist nicht nachweisbar: schon zu den Zeiten Abraham's erwähnt sie die hebr. Sage. Genaueres über sie erfahren wir jedoch erst seit der Richterzeit. Sie erscheinen als ein selbstbewußtes, in Künsten des Friedens wie des Krieges wohlgeübtes, fest organisirtes Volk. Ihr Land zerfällt in fünf Stadtmonarchien: Gaza, Asdod, Askalon, Ekron u. Gath, an deren Spitze Fürsten stehen. Diese fünf Städte bilden einen Bund. Innerhalb des Bundes scheinen die einzelnen Städte wie die Fürsten gleiche Rechte gehabt zu haben. In der Richterzeit war fast ununterbrochen Kampf zwischen den Ph.n u. Hebräern. Ja, die südl. Stämme waren den Ph.n lange Zeit tributpflichtig u. gehalten, Heeresfolge zu leisten. Noch Saul erlag nach langen, wechselvollen Kämpfen den Waffen der Ph., erst David brach ihre Uebermacht. Die Kämpfe der Assyrer mit den Aegyptern brachten auch der Unabhängigkeit der Ph. den Untergang. Als besondere Nationalität werden die Ph. zum letzten Male zu Nehemja's Zeiten erwähnt; seitdem theilen sie die Geschicke der Aegypter, sie werden aus pers. zu griech. Unterthanen. Mit leichter Mühe wurden ihre Städte hellenisirt. Infolge der Makkabäerkämpfe kamen sie vorübergehend in jüd. Hände. Aber bei allen diesen Ereignissen ist von einer besonderen philistäischen Bevölkerung nicht mehr die Rede. — In der burschikosen Sprache heißt Ph. Jeder, der nicht Student ist, in engerem Sinne ein engherziger, spießbürgerlicher Mensch. Das Wort soll daher stammen, daß bei den blutigen Händeln, die 1693 in Jena zwischen Studenten u. Handwerksburschen stattfanden, ein Kanzelredner das Schriftwort: „Philister über dir, Simson!“ auf diese Händel anwandte. Wahrscheinlicher ist aber Ph. entstellt aus Balistarii od. Balistaei (Armbrustschützen), dem Namen der Stadtsoldaten, die in Wien schon im 17. Jahrh. den Spottnamen Ph. führten. Davon philiströs, beschränkt, spießbürgerlich.

Phillipps, Georg, bedeutender deutscher Rechtsgelehrter engl. Abkunft, ein Verfechter der konservativen Interessen in Kirche u. Staat, geb. zu Königsberg 6. Jan. 1804; studirte in Göttingen, habilitirte sich 1825 als Privatdozent in Berlin, wo er zum Katholizismus übertrat, u. folgte 1833 einem Rufe an die Universität München. Hier trat er sogleich als entschiedener Gegner des Protestantismus auf u. gründete 1838 im Verein mit Görres die „Historisch-polit. Blätter für das katholische Deutschland“ als Organ der Ultramontanen. Die Ereignisse des J. 1847 entfernten ihn von seinem Lehrstuhl. Infolge dessen privatisirte er, bis er 1849 als Prof. des Gemeinen Kirchenrechts u. der Rechtsgeschichte nach Innsbruck ging. Seit 1851 Prof. der Rechtsgeschichte u. Hofrath in Wien, starb Ph. zu Aigen bei Salzburg 6. Sept. 1872. Unter seinen zahlreichen Werken ist das bedeutendste das „Kirchenrecht“ (7 Bde., Regensb. 1845—69), an welches sich das „Lehrbuch des Kirchenrechts“ (2 Bde., ebd. 1859 ff.; 2. Aufl. 1871) anschließt. Außerdem sind zu nennen: „Deutsche Reichs- u. Rechtsgeschichte“ (Münch. 1845 ff.; 4. Aufl. 1859); „Vermischte Schriften“ (2 Bde., Wien 1855 f.); „Die deutsche Königswahl bis zur Goldenen Bulle“ (ebd. 1858); „Die große Synode von Tibur“ (ebd. 1865). Auch schrieb er „Ueber den Ursprung der Katzenmusiken“ (Münch. 1849).

Philo, der Hauptvertreter der sog. jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie, von den späteren Juden Jedediah genannt. Geb. um 20 v. Chr. zu Alexandrien als Abkömmling einer angesehenen Familie, brachte er sein ganzes Leben daselbst zu. Im J. 42 stand er an der Spitze einer jüd. Gesandtschaft, die bei dem Kaiser Claudius Schutz gegen die Angriffe der Heiden erwirken sollte; bald darnach muß er gestorben sein. Das Eigenthümliche der Philosophie Ph.'s, welche auf die nachmalige christliche Religionsphilosophie zu Alexandrien einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt hat, ist die Verschmelzung griech. (bes. platonischer) Philosophie mit den Aussagen des Alten Testamentes, bes. des Mosaischen Gesetzes. Allerdings gelang ihm die Eintragung der philosophischen Ideen Platon's in das Alte Testament nur durch die sog. allegorische (bildliche) Auslegung, die er mit schrankenloser Willkür übte, ganz im Geiste jenes Zeitalters. Echt platonisch ist die Unterscheidung Gottes als des wahrhaft „Seienden“ von dem Urstoff od. der Materie als dem „Nichtseienden“, obwol diese Lehre mit dem sonstigen strengen Monotheismus bei Ph. in Widerspruch steht. Sorgfältig unterscheidet er dabei Gott „an sich“ u. den sich offenbarenden Gott. Die Wirksamkeit Gottes auf die Welt erfolgt durch Mittelkräfte, ganz bes. durch den Logos (s. d.). Indem Ph. diesen fast zu einer Person erhob, bahnte er damit der christlichen Darstellung den Weg. — Die überaus zahlreichen Schriften Ph.'s sind am besten von Mangey (2 Bde., Lond. 1742) u. nach dessen Ausgabe von Pfeiffer (Erlang. 1785—92 u. 1820 in 5 Bdn., unvollendet), neuerdings von Richter (8 Bde., Lpz. 1828—30), am vollständigsten bei Tauchnitz (8 Bde., Lpz. 1851—53) herausgegeben.

Philoktetes, ein Held der griech. Sage, berühmter Bogenschütze, Sohn des Pöas u. der Demonassa. Er zog an der Spitze thessalischer Krieger in den Trojanischen Krieg, mußte aber, durch Schlangenbiß verwundet, unterwegs zurückbleiben; nach Troja's Fall kehrte er in die Heimat zurück. So berichtet Homer; die spätere Sage hat die Schicksale des Ph. reicher ausgestattet. Ihr zufolge wurde Ph. von Herakles in der Kunst des Bogenschießens unterrichtet u. erhielt dessen Bogen u. nie fehlende Pfeile zum Dank dafür, daß er den Holzstoß, auf dem sich Herakles selbst verbrennen wollte, anzündete. Dadurch zog sich aber Ph. den Zorn der Hera, der Feindin des Herakles, zu; als sich Ph. auf dem Zuge nach Troja befand, sandte Hera auf der Insel Chryse eine Schlange, welche ihn verwundete. Die Wunde verbreitete einen so schrecklichen Geruch, daß Ph. auf Rath des Odysseus auf Lemnos ausgesetzt wurde, wo er krank sein elendes Leben fristete. Da aber laut Orakelspruch Troja ohne die Pfeile des Ph. nicht genommen werden konnte, ging Odysseus mit Diomedes (od. Neoptolemos) nach Lemnos u. brachte Ph. zum Heere. Von Machaon geheilt, erlegte Ph. den Paris u. Troja fiel. Auf der Heimfahrt gelangte Ph. nach späterer Sage nach Italien, wo er Petelia u. Krimissa gründete.

Philologie (vom griech. φίλος, d. i. Freund, u. λόγος, Wort, Rede) bedeutet ursprünglich „Liebe zur Rede“. In diesem Sinne heißt noch bei Platon der Liebhaber eines gebildeten, bes. philosophischen Gesprächs ein Philolog. Bald aber gewann das Wort eine allgemeinere Bedeutung. Man verstand unter einem Philologen in der letzten vorchristlichen Zeit bei Griechen u. Römern einen Solchen, der sich mit der Geschichte, Literatur u. den Alterthümern der Vorzeit beschäftigte; Ph. war also fast gleichbedeutend mit „allgemeiner Bildung“. Während nun die Thätigkeit der Griechen, bes. der sog. alexandrinischen Grammatiker, vorzüglich eine literarische war u. auf die Sammlung u. Vervielfältigung der älteren Schriftsteller ausging, gewann bei den Römern die Beschäftigung mit der Ph. (d. h. vornehmlich mit der griech. Bildung) bes. Bedeutung für die Erziehung u. Jugendbildung. Diese Auffassung der Ph. als der allgemeinen Bildungsgrundlage, wie sie sich in den sog. sieben freien Künsten darstellt, blieb das ganze Mittelalter hindurch, nur daß sie lediglich zur Magd der Theologie u. der sog. Scholastik herabgesetzt wurde. Dabei trat das Griechische fast ganz in den Hintergrund u. auch das Lateinische wurde größtentheils aus späteren u. abgeleiteten Quellen geschöpft, so daß es sich immer weiter von den klassischen Mustern entfernte. Philolog hieß auch jetzt noch ein Solcher, der das Gebiet des allgemeinen Wissens beherrschte, also so viel wie „Polyhistor“. Die byzantinischen Griechen beschäftigten sich seit dem 9. Jahrh. zwar auch eifrig mit der altgriech. Literatur, aber lediglich in gelehrt literarischer Weise, d. h. mit Anfertigung von Abschriften, Auszügen 2c. Einen ungeheuern Aufschwung gewann die Ph. (wenn auch unter anderem Namen) durch den sog. Humanismus (s. d.). Aber die Thätigkeit der Humanisten war bei aller ihrer Bedeutung für die „Wiedererweckung der Wissenschaften“ u. die Förderung der Reformation keine schöpferische; sie beschränkte sich fast ganz auf die Nachahmung der klassischen Muster. Das Interesse an der schönen Form u. dem feinen lat. Stil überwog bald das Interesse am Stoff, bes. bei den ital. Humanisten. Dazu kam, daß die Ph. auch auf dem Gebiete des Protestantismus bald wieder in eine dienende Stellung gerieth u. wesentlich als Bildungsmittel für die Bibelforschung angesehen wurde. Daher trat die sog. heilige Ph. (philologia sacra) in den Vordergrund u. zog bes. das Hebräische u. das neutestamentliche Griechisch in ihren Bereich, daneben alle Arten von Alterthümern. So schwankend aber auch der Begriff der Wissenschaft war, so hat es doch dem 16. u. 17. Jahrh. nicht an hochbedeutenden Pflegern derselben gefehlt. Wir nennen bes. Joseph Scaliger (1540—1609) u. Daniel Heinsius (1580—1655) in Leyden; Isaak Casaubonus aus Genf (1559—1614) in London; Gerh. Vossius aus der Pfalz (1577—1649) in Amsterdam; Hugo Grotius aus Delft (1583—1645); aus dem 17. Jahrh. den Bearbeiter der späteren Gräcität u. Latinität Charles Dufresne od. Ducange (1610—88) in Paris, Pierre Dan. Hunt (1630—1721) zu Paris; die beiden Gronov (Joh. Friedr. 1611—71, Jakob 1645—1716) in Leyden; den großen engl. Kritiker

Richard Bentley (1662—1742); den großen Latinisten Egidio Forcellini (1688—1768) in Padua; den Polyhistor Joh. Matthias Gesner (1691—1761) in Göttingen. Während alle diese die Ph. als einen Bestandtheil der Gesammtwissenschaft (Polymathie) ansahen, u. zwar als den Theil, der sich mit dem Alterthum im weitesten Sinne beschäftigt, entstand durch Tiberius Hemsterhuys in Leyden (1685 bis 1766) eine neue Schule, welche vor Allem das sprachliche Studium od. noch enger die Kritik der alten, bes. griech. Schriftsteller als Aufgabe der Ph. ansah u. alle übrigen Studien der Kritik dienstbar machte. Hierher gehören auch Ludw. Kaspar Valckenär (1715—85) u. David Ruhnkenius (1723—98), Beide in Leyden. In Deutschland hat diese Anschauung an Joh. Gottfried Hermann in Leipzig (1772—1848) den letzten bedeutenden Vertreter gehabt. — Im 18. Jahrh. vollzieht sich zunächst mehr u. mehr die Beschränkung der Ph. auf das klassische Alterthum, sei es, daß man auf die sprachliche Seite das Hauptgewicht legte, od. auf die Alterthümer. Hierher gehören: Joh. Aug. Ernesti zu Leipzig (1707—81), der sich noch am meisten den älteren Polyhistoren nähert; Chr. Crusius zu Wittenberg (1715—67); der zugleich als Orientalist bedeutende Joh. Jak. Reiske zu Leipzig (1716—74); Christ. Gottl. Heyne zu Göttingen (1729—1812), der größte Philolog seiner Zeit, der zuerst eine eigene Fakultät für Ph. u. Aesthetik forderte; Chr. Ad. Klotz zu Halle (1738—71); der Däne Joh. Georg Zoega (1755—1809); der griech. Grammatiker Phil. Karl Buttmann zu Berlin (1764—1829); Karl Gottfr. Siebelis in Bautzen (1769—1843); August Matthiä in Altenburg (1769—1835); der große Latinist Heinr. Karl Eichstädt in Jena (1772—1848) u. der Gräcist Franz Passow in Breslau (1786—1833).

Unterdeß aber war im Bunde mit der Neublüte der deutschen Literatur, die jetzt wieder zu den klassischen Mustern zurückkehrte, eine neue Richtung in der Ph. aufgetaucht, die vor Allem die Kunst der Griechen zum Gegenstand hatte. Die nachhaltigsten u. vielseitigsten Anregungen gab in dieser Beziehung bes. Gotth. Ephraim Lessing (1729—81), während Joh. Heinr. Voß (1751—1826) durch vorzügliche Uebersetzungen bes. die Schönheiten der klassischen Poesie dem Zeitalter zugänglich zu machen suchte. Gleichsam der neue Entdecker der antiken Kunst war Joh. Joachim Winckelmann (1717—68). Durch ihn trat die Beschäftigung mit der klassischen Kunst längere Zeit in den Vordergrund u. beherrschte fast alle Heroen der neuen deutschen Literatur; so außer Lessing bes. auch Goethe (1749—1832), die Gebrüder Schlegel (Aug. Wilhelm 1767—1845 u. Friedrich 1772—1829); Georg Friedr. Creuzer zu Heidelberg (1771—1858) u. den großen Archäologen Ed. Gerhard zu Berlin (1795—1867); aus unserer Zeit gehört hierher noch Joh. Overbeck zu Leipzig (geb. 1826) u. Giovanni Battista de Rossi in Rom (geb. 1822). Bei all' der großartigen Förderung der einzelnen Gebiete, d. h. theils der sprachlichen theils der künstlerischen, gebrach es jedoch an einem einheitlichen Prinzip, durch welches alle die verschiedenen Seiten der Ph. zu einer wirklichen Wissenschaft zusammengefaßt wurden. Ein solches aufgestellt u. damit die Ph. zum Rang einer selbständigen Wissenschaft erhoben zu haben ist das unsterbliche Verdienst von Friedrich Aug. Wolf (1759—1824) in Berlin. Er nahm in seiner „Darstellung der Alterthumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck u. Werth" (1807) für die Ph. den Charakter einer geschichtlichen Wissenschaft in Anspruch u. beschränkte sie auf das Kulturgebiet des alten griech. u. röm. Volkes; auf dieses jedoch in seiner ganzen Ausdehnung. Mag seitdem auch über den Namen Alterthumswissenschaft u. über die Gliederung der einzelnen Zweige noch gestritten worden sein, so ist doch die Auffassung Wolf's bis heute die herrschende geblieben. Und zwar scheidet man im Allgemeinen zwischen 1. einleitenden Disziplinen (Encyklopädie u. Geschichte der klassischen Ph.); 2. formalen Disziplinen, d. h. der Wissenschaft von den literarischen u. künstlerischen Quellen (Literatur-, Inschriften- u. Münzkunde) u. dem Verständniß derselben (Grammatik, Kritik, Hermeneutik); 3. realen Disziplinen (alte Geographie, Geschichte, Religion, Staats- u. Privatalterthümer, Theorie der antiken Kunst u. Literatur). Alle diese Zweige sind seitdem mit großartigem Eifer einzeln bearbeitet worden; immer aber blieb für alle Vertiefung in das Einzelne als gemeinsamer Gesichtspunkt die geschichtliche Erforschung des gesammten klassischen Kulturgebiets. Wir geben zum Schluß eine Uebersicht über die vornehmsten Vertreter der klassischen Ph. in oben dargelegtem modernen Sinn des Worts, unter Beifügung des Gebiets, auf dem sie Epochemachendes geleistet haben.

1764—1847. **Friedrich Jacobs** in Gotha; Herausgeber griech. Schriftsteller u. geschmackvoller Uebersetzer.
1776—1831. **Georg Niebuhr** in Bonn. Röm. Geschichte.
1781—1860. **Chr. Aug. Lobeck** in Königsberg. Griech. Grammatik, Rhetorik u. Mythologie.
1784—1860. **Friedr. Thiersch** in München. Griech. Grammatik u. Kunst.
1784—1868. **Friedr. Gottl. Welcker** in Bonn. Griech. Literaturgeschichte u. Kunst.
1785—1867. **Aug. Böckh** in Berlin; Meister auf verschiedenen Gebieten u. zugleich der klarste Vertreter u. Förderer der Ideen Wolf's.
1785—1871. **Immanuel Bekker** in Berlin. Kritische Textausgaben.
1792—1829. **Karl Christian Reisig** in Halle. Textkritik.
1792—1849. **Karl Gottl. Zumpt** in Berlin. Lat. Grammatik.
1793—1851. **Karl Lachmann** in Berlin. Meister der Textkritik.
1797—1840. **Otfried Müller** († in Athen). Griech. Kunst- u. Literaturgesch.
1800—1875. **Gottfr. Bernhardy** in Halle. Klassische Literaturgeschichte.
Geb. 1804. **Joh. Nik. Madvig** in Kopenhagen. Röm. Schriftsteller.
1804—1855. **Karl Friedr. Hermann** in Göttingen. Griech. Antiquitäten.
1805—1876. **Ad. Stahr**; trefflicher Uebersetzer.
1806—1876. **Friedr. Wilh. Ritschl** in Leipzig. Lat. Klassiker.
1808—1874. **Moritz Haupt** in Berlin. Röm. Schriftsteller.
1808—1867. **Friedr. Haase** in Breslau. Encyklopädie der Ph. Lat. u. griech. Schriftsteller.
1809—1861. **Ludw. Preller** in Weimar. Klassische Mythologie.
Geb. 1809. **Karl Friedr. Halm** in München. Röm. Redner 2c.
Geb. 1809. **Herm. Sauppe** in Göttingen. Röm. Schriftsteller 2c.
1810—1856. **Friedr. Wilh. Schneidewin** in Göttingen. Griech. Tragiker.
Geb. 1812. **Karl Joachim Marquardt** in Gotha. Staatsalterthümer.
1813—1869. **Otto Jahn** in Bonn. Kunstgeschichte, bes. Vasenkunde.
Geb. 1813. **Herm. Weißenborn** in Erfurt. Röm. Schriftsteller.
Geb. 1814. **Ernst Curtius** in Berlin. Griech. Geschichte.
Geb. 1817. **Theodor Mommsen** in Berlin. Röm. Geschichte.
Geb. 1820. **Georg Curtius** in Leipzig. Griech. Grammatik u. Etymologie.
Geb. 1827. **Otto Ribbeck** in Heidelberg. Lat. Dichter.

Aus dem Obigen ergiebt sich, daß die Ausdehnung des Begriffs Ph. auch auf andere Sprachgebiete (germanistische, romanistische, slavische, orientalische Ph., allgemeine Ph. od. Sprachvergleichung) streng genommen unstatthaft ist. Ueber die betreffenden Gebiete s. „Sprachkunde".

Philomēle, nach der griech. Sage die Tochter des athen. Königs Pandion. Ihre Schwester Prokne war an den thrakischen Fürsten Tereus vermählt u. gebar diesem den Itys. Als nun einst Tereus nach Athen reiste, bat ihn Prokne, bei der Heimfahrt Ph. mitzubringen. Tereus that so, unterwegs aber entehrte er Ph. u. schnitt ihr die Zunge aus, damit sie es nicht melden könne. Ph. wußte die That trotzdem (durch ein Gewebe) der Schwester mitzutheilen, worauf Beide den Itys schlachteten u. dem Tereus vorsetzten. Dann flohen sie, von Tereus, der die Ueberbleibsel seines Sohnes erkannte, verfolgt. Auf der Flucht aber wurden die Schwestern von den Göttern verwandelt, Prokne in eine Nachtigall, Ph. in eine Schwalbe. Erst spätere Verwechselung machte Ph. zur Nachtigall u. Prokne zur Schwalbe.

Philopömen, „der Letzte der Hellenen", Feldherr des Achäischen Bundes, aus Megalopolis in Arkadien stammend, geb. um 252 v. Chr., gehörte zu Denen, die nach tapferer Vertheidigung ihrer Vaterstadt dieselbe verließen, als Kleomenes von Sparta dieselbe eroberte (222 v. Chr.), zeichnete sich bei Sellasia aus (221) aus, bildete seine militärischen Anlagen in Kreta aus u. wurde nach seiner Rückkehr erst Hipparch (Befehlshaber der Reiterei), 207 Strateg (Oberfeldherr) des Achäischen Bundes, dessen Kriegsmacht er außerordentlich verbesserte. Durch seinen Sieg über den Spartaner Machanidas bei Mantinea (207) erhielt er Arkadien dem Bunde. Darauf kämpfte er (um 200) in Kreta als Anführer der Gortynier. Zurückgekehrt zwang er, nachdem der Tyrann Nabis von Sparta umgekommen war, Sparta u. Messenien zum Eintritt in den Bund (192), der damit den Höhepunkt seiner Macht erreichte. Bald fielen die Spartaner wieder ab, aber Ph. eroberte Sparta, ließ die Mauern niederreißen u. die Lykurgischen Gesetze abschaffen (189). Nun wandten sich die Spartaner um Hülfe an die längst auf die Macht des Bundes eifersüchtigen Römer. Rom griff zwar nicht direkt ein, reizte aber die Messenier zum Abfall vom Bunde (183). Ph., damals zum achten Mal Strateg, lag krank in Argos, raffte aber sofort eine Truppenschar zusammen u. trat den Messeniern entgegen, war zuerst siegreich, wurde dann aber, schwer verwundet, in einem Thale bei Koronea gefangen genommen, nach Messene gebracht u. hier gezwungen den Giftbecher zu leeren. Die darauf siegreichen Achäer eroberten Messene u. bestatteten Ph.'s Asche feierlich in seiner Vaterstadt.

Philosophēm (griech.) heißt die Behandlung einer einzelnen philosophischen Frage, od. auch eine solche selbst (z. B. „ein schwieriges Ph."). Vgl. den Art. „Philosophie".

Philosophie (vom griech. φίλος, d. i. liebend [Freund], u. σοφία, Weisheit) heißt darnach im Allgemeinen „Liebe zur Weisheit". Als der Erste soll sich Pythagoras (um 540 v. Chr.) den Namen eines Philosophen od. „Freundes der Weisheit" beigelegt haben; dieser Name wurde dann bei den Griechen u. Römern herrschend, nur daß man damit (wie noch bei uns) zugleich auch einen Weisen u. Lebensklugen überhaupt bezeichnete. Eine genauere Bestimmung des weitschichtigen Begriffs Ph. läßt sich nicht in einem Worte geben. Als Wissenschaft betrachtet hat sie denselben Stoff, mit dem sich die anderen einzelnen Wissenschaften beschäftigen, zu ihrem Gegenstande; aber sie erforscht diesen Stoff nicht um seiner selbst willen, wie z. B. der Jurist die Gesetze, um daraus das Recht festzustellen, sondern um der Begriffe willen, die ihm zu Grunde liegen; diese sucht sie in möglichster Reinheit u. Klarheit ans Licht zu stellen u. zu einem System zu verknüpfen; sie sucht ferner diesem System unter anderen Begriffssystemen seinen richtigen Platz anzuweisen u. so zu der Erkenntniß von den letzten Gründen der Dinge (der Erscheinungswelt) hindurchzudringen. Somit ist Ph. kurz: denkende Betrachtung der Dinge auf ihre letzten Gründe u. Zusammenhänge hin, od. die Wissenschaft von den Begriffen u. Prinzipien. — Eben so streitig wie das Wesen der Ph. ist von Alters her die beste Eintheilung derselben. Das Einfachste wird immer die seit Platon übliche Unterscheidung bleiben: Dialektik (einschließlich der Logik), als die Lehre von den Begriffen u. Beweismitteln; Physik, als die Lehre vom Wesen der Dinge; Ethik, als die Lehre vom sittlichen Handeln. Darauf kommt auch die neuere Unterscheidung von formaler (Logik), theoretischer u. praktischer Ph. hinaus. Seit Aristoteles zweigte sich von der Ph. noch die Metaphysik (s. d.) als die Lehre von den letzten Gründen der Dinge ab; später wurden, je nach ihrem verschied. Gegenstande, die Psychologie (Seelenkunde), die Aesthetik (Wissenschaft vom Schönen), die Natur-, Religions- u. Rechtsphilosophie gesondert behandelt. Der neuesten Zeit gehört die Ph. der Geschichte an, d. h. eine philosophische Betrachtung der Geschichte zur Erforschung der in ihr waltenden Ideen u. Gesetze. Alles, was je den Gegenstand menschlichen Wissens ausgemacht hat, ist auch Gegenstand der Ph., ihr Gebiet also unendlich. Jede Bereicherung der Erfahrungswissenschaften führt auch der Ph. neue Hülfsmittel zu, u. umgekehrt bringt jeder Fortschritt des philosophischen Denkens neues Licht in die Erfahrungswissenschaften — ein Verhältniß der Wechselwirkung von unbegrenzter Dauer. Im Alterthum haben nur die Griechen selbständig philosophirt u. sind die Väter der Ph. überhaupt. In der Geschichte der Ph. (Näheres siehe in den einzelnen Artikeln über die hervorragenden Philosophen u. Schulen) unterscheiden wir als 1. Periode die von Thales bis Sokrates. Die Ph. ging bei den sog. ionischen Naturphilosophen **Thales, Anaximander, Anaximenes** (um 600 v. Chr.) von dem Suchen nach dem Urstoff aus, welchen z. B. Thales im Wasser, Andere in der Luft rc. erblickten. Die Pythagoräer dagegen (um 540 ff.) hielten das Maß u. die Zahl für das Prinzip (den Urgrund) der Dinge; die Eleaten behaupteten um dieselbe Zeit einen schroffen Gegensatz des reinen Seins, das nur durch das Denken erfaßt werden könne, u. der Materie als eines bloßen Scheines. Daran schloß sich **Heraklit** (um 460) mit dem Prinzip des „Werdens" als der Einheit von Sein u. Nichtsein, sodann die Atomisten, die Alles aus der durch blinde Nothwendigkeit erfolgenden Bewegung der kleinsten Stofftheilchen (Atome) erklärten. **Anaxagoras** endlich (um 450) that den großen Schritt, daß er den Stoff von einer weltbildenden Vernunft beherrscht sein ließ. Mit der Behauptung der sog. Sophisten, daß es keine festen Gegenstände des Erkennens gebe, Alles vielmehr von der jeweiligen Vorstellung des Denkenden abhänge, löste sich die vorsokratische Ph. selbst auf. — 2. Periode. Von Sokrates († 399) bis mit Aristoteles († 322). Mit **Sokrates** wendet sich die Ph. von der Naturbetrachtung auf die des menschlichen Geistes, die Selbsterkenntniß, u. sucht aus der Erforschung des Denkprozesses feste Regeln zu gewinnen, um im Gegensatze gegen die Sophisten die Begriffe des Wahren u. Guten endgiltig festzustellen. Sokrates' größter Schüler, **Platon,** gelangt so zur Lehre von den Ideen als den geistigen Urbildern der Dinge (Idealen), während Platon's Schüler, **Aristoteles,** sich umgekehrt auf die Erforschung des Wesens der Einzeldinge wirft u. so den ganzen Umkreis des damaligen Wissensstoffs in das Gebiet der Ph. hereinzieht. Neben diesen ging von Sokrates noch eine ganze Reihe von Schulen aus, welche die Lehre des Meisters irgendwie einseitig ausprägten: so die Kyniker **(Antisthenes)**, die Kyrenaiker **(Aristipp)** u. die Megariker **(Euklides)**. — In der 3. Periode, der nachsokratischen, ragen bes. hervor die Systeme des **Epikur** († 270), welcher die Empfindung ungestörter Glückseligkeit für das höchste Gut erklärte, u. der Stoiker (ihr Stifter **Zeno** † um 250), welche wahre Erkenntniß nur aus sinnlicher Erfahrung ableiteten, übrigens allen Nachdruck auf das sittlich strenge Handeln, die praktische Lebensweisheit, legten. Die ganze Bewegung lief endlich in das System des sog. Skeptizismus aus, die Ph. des Zweifels, die Ende des 4. Jahrh. schon mit **Pyrrhon** begonnen hatte u. sich statt der Wahrheit mit der Wahrscheinlichkeit begnügte. Durch **Arkesilaos** († 241) fand sie auch in der Schule Platon's Eingang, u. die so entstandene „neuere Akademie" hatte bes. unter den Römern Anhänger; ein selbständiges System haben die Römer nie geschaffen. Ueberhaupt zehrte man nun Jahrhunderte lang von der Geistesarbeit der Griechen. Von Platon war die jüdisch-alexandrinische Religionsphilosophie beherrscht (vergl. „Philo"), ebenso der Neuplatonismus, beide übrigens mehr religiöse als philosophische Systeme. Die christliche Ph. des Mittelalters dagegen, die sog. Scholastik (eigentlich eine begriffliche Rechtfertigung des katholischen Kirchenglaubens), stand unter der Herrschaft des Aristoteles, der durch die Araber zugänglich geworden war. Die neuere Ph. beginnt erst wieder mit **Baco von Verulam** († 1626), der die Erfahrung, wie sie durch Naturbeobachtung gewonnen wird, für das Prinzip der Ph. erklärte. Als den eigentlichen Vater der modernen Ph. aber betrachtet man mit Recht **Descartes** (Cartesius, † 1650), der die Gewißheit des Seins aus der Thatsache des Denkens zur Grundlage der Ph. machte. **Spinoza** († 1677) schritt zur Unterscheidung der „Substanz" als des Grundwesens von ihren Erscheinungsformen (Denken u. Sein) fort. Auf Spinoza folgt eine doppelte Reihe von Philosophen: die der sog. realistischen Schule **(Locke, Hume, Helvetius rc.)**, welche immer mehr den Stoff in den Vordergrund stellte, die sinnliche Empfindung für die einzige Quelle der Erkenntniß erklärte u. zuletzt im franz. Materialismus zur Leugnung des Geistes fortschritt, u. die der idealistischen Schule, der Ph. des Geistes **(Leibnitz**, der Urheber der Monadenlehre; **Wolff**, der Begründer der mathematischen Methode in der Ph.). Die neueste Ph. hebt an mit **Kant's** Kritizismus (Beurtheilung des Erkenntnißvermögens), erfuhr dann eine immer höhere Ausbildung in den großartigen Systemen **Fichte's** u. **Schelling's** u. erreichte in **Hegel** († 1831) ihren Höhepunkt u. vorläufigen Abschluß. Denn mit der Spaltung der Hegel'schen Schule nach dessen Tode ist unverkennbar eine gewisse Ermattung des philosophischen Triebes eingetreten u. die mannichfachen Ansätze zu einer Neubildung haben bis jetzt noch kein selbständiges neues System hervorgebracht. Doch erfreut sich zur Zeit bes. das System **Herbart's** (s. d.), das in selbständiger Weise an Kant anknüpft, zahlreicher Anhänger u. eifriger praktischer Verwerthung. Neben Herbart sind als Begründer selbständiger u. gegenwärtig einflußreicher Systeme noch zu nennen: **Krause** (1781—1832), der — am nächsten mit Schelling verwandt — die idealistischen Ziele der Menschheit mit den Zielen eines vielgliedrigen Geisterreichs in Verbindung setzt; **Arth. Schopenhauer** (1788—1860), der Begründer der sog. pessimistischen Ph. (s. „Pessimismus"), nach dessen Hauptwerk „die Welt als Wille u. Vorstellung" alle Dinge auf Vorstellungen zurückzuführen sind, in welchen sie vermöge des Willens zum Dasein existiren. Da nun das Nichtexistiren in dieser „schlechtesten aller Welten, die gedacht werden können", als das höchste Glück u. Ziel zu betrachten ist, so ist die „Erlösung" durch die „Verneinung des Willens zum Dasein" anzustreben. Große Verbreitung u. zum Theil Weiterbildung erfuhr die Ph. Schopenhauer's durch **Ed. v. Hartmann** in Berlin (geb. 1842), der in seiner „Ph. des Unbewußten" bes. mit Gründen aus den Naturwissenschaften zu beweisen versuchte, daß die Entwicklung der Dinge auf einem unbewußten Antriebe zu gewissen Zwecken hin in Verbindung mit unbewußten Vorstellungen beruht. — Selbständig steht unter den neueren Philosophen endlich auch **H. Lotze** in Göttingen (geb. 1817) mit seiner Zurückführung der Welt auf unkörperliche Einzelwesen (Hauptwerk „Mikrokosmus").

Philostratos, Flavius, Sohn des Sophisten Ph. u. gleichfalls Sophist, lebte erst in Athen, dann bis zur Mitte des 3. Jahrh. n. Chr. in Rom. Auf Anregen der Julia Domna, der Gemahlin des Kaisers Severus, schrieb er eine romanhafte Biographie des Apollonios von Tyana; dann die Lebensbeschreibungen der Sophisten, ein für die Geschichte der griech. Bildung in der röm. Kaiserzeit sehr wichtiges Werk; ferner (etwa 211—217) unter dem Titel „Ἡρωικός", ein Buch über die Thaten der Helden vor Troja; dann die „Εἰκόνες", eine Beschreibung von Gemälden aller Art; erotische Briefe u. endlich eine Schrift über Gymnastik. — Eine Gesammtausgabe seiner Werke veranstaltete Kaiser (Zürich 1844), eine Uebersetzung derselben gaben Jacobs u. Lindau (10 Bdchn., Stuttg. 1828—33).

Philtron, s. v. w. Liebestrank (s. d.).

Phiole, ein rundes gläsernes Gefäß mit langem engen Halse in den Laboratorien der alten Chemiker.

Phlegethon, nach der späteren griech. Mythologie einer der Ströme der Unterwelt, u. zwar ein Feuerstrom, daher auch Pyriphlegethon (von griech. πῦρ, Feuer) genannt.

Phlegma ist im Griechischen die Bezeichnung für Schleim, wird aber auch in der Chemie zur Bezeichnung des wässerigen Rückstandes bei der Spiritus-Destillation gebraucht. Bei Menschen nennt man Ph. die geistige, sich durch Mangel an Energie u. Leidenschaft auszeichnende Eigenthümlichkeit der körperlichen u. geistigen Konstitution, das sog. „phlegmatische Temperament", od. das „träge", das „kalte" Temperament mit seiner geringen Rezeptivität u. Reaktion, seinem schwachen Bestreben zur Aufnahme geistiger Einflüsse, seiner geringen psychischen Beweglichkeit u. Willenskraft. Leute mit phlegmatischem Temperament zeichnen sich aus durch kaltblütige Besonnenheit, wenig rege Phantasie, langsames, doch sicheres Urtheil, behagliche Stimmung, doch auch durch Neigung zu Müßiggang u. sitzender Lebensweise. Aeußerlich charakterisirt sich dieses Temperament durch kühle Haut, blonde Haare, blaue Augen, wenig lebhaften Gesichtsausdruck, schlaffe Muskulatur, reichliche Fettbildung.

Phlogiston, ein hypothetischer Stoff, den man früher annahm, um die Erscheinungen der Verbrennung erklären zu können. Stahl, der diese Theorie aufstellte, glaubte, daß alle verbrennlichen Körper einen gemeinschaftlichen Bestandtheil, das Ph., enthielten, welches beim Verbrennen entweichen sollte; je lebhafter die Verbrennung, desto mehr Ph. sei vorhanden. Die Verbrennungsprodukte waren danach einfacherer Natur als die verbrannten Stoffe. Schwefel z. B. dephlogistisirt bestand aus Schwefelsäure mit Ph., ebenso wie Eisen aus Eisenrost u. Ph. Obwol diese Ansicht die Thatsachen gerade auf den Kopf stellte, war die Theorie doch so scharfsinnig zurecht gemacht, daß sie anderthalb Jahrhunderte genügte, um die bekannten Erscheinungen zu erklären, bis Lavoisier ihr den letzten Stoß gab.

Phlox (gr. die Flamme, Flammenblume, sog. wegen der brennend rothen Farben ihrer Blüten); Pflanzengattung der Polemoniaceen, die in unseren Gärten als Zierpflanze in vielen Varietäten gezogen wird. Alle ihre Arten haben eine nelkenartige Tracht; sie entstammen Nordamerika: so Ph. acuminata, cordata, Drummondi, paniculata, pyramidalis, setacea, suaveolens, verna u. A. Der Ph. gedeiht mit Leichtigkeit auf jedem Gartenboden. Man vermehrt ihn durch Samen, Stecklinge u. Zertheilung. Die gemeinste Art unsrer Gärten ist Ph. paniculata mit wohlriechenden purpurrothen Blumen, welche häufig variiren, u. Ph. Drummondi aus Texas mit geruchlosen Purpurblumen.

Phöbe, nach der griech. Mythologie ein Beiname der Artemis als Mondgöttin; Phöbos, Beiname des Apoll als Sonnengott.

Phocäa, ein am 7. April 1853 von Chacornac in Marseille entdeckter, zwischen Mars u. Jupiter kreisender, das Zeichen (25) führender Planetoid.

Phokion, bedeutender athen. Feldherr, redlicher Charakter, politischer Gegner des Demosthenes, geb. um 400 v. Chr. in Athen aus geringem Bürgerstande; diente als Soldat zuerst unter Chabrias, trug 376 v. Chr. wesentlich zum Seesiege bei Naxos bei, schlug 349 bei Tamynä auf Euböa den von Philipp von Makedonien (s. d.) unterstützten Tyrannen Plutarchos von Eretria u. rettete 339 das von Philipp belagerte Byzanz. Dennoch rieth er beständig zum Frieden mit Makedonien u. stand auch bei Alexander d. Gr. in hohem Ansehen. Nach Alexander's Tode mahnte er dringend, aber vergeblich, von dem Kampfe ab, den die Griechen für ihre Unabhängigkeit begannen; als derselbe unglücklich endete (322) u. Antipater gegen Athen heranrückte, erschien Ph. als der Geeignetste, um mit dem Sieger zu unterhandeln, u. unterzog sich der Aufgabe, einen Frieden unter wenigstens erträglichen Bedingungen zu Stande zu bringen. Er stand nun als Strateg an der Spitze des Staates u. war nach Kräften bemüht, die seinem Vaterlande geschlagenen schweren Wunden zu heilen. Aber er erntete nur Undank u. Verfolgung u. sah sich nach Antipater's Tode (319) genöthigt, zu Polysperchon nach Phokis zu fliehen. Polysperchon lieferte ihn aus, Ph. wurde durch den Rhetor Agnonides des Verrathes angeklagt u. zum Giftbecher verurtheilt (317). Später bereuten freilich die Athener diese Handlungsweise gegen Ph., errichteten ihm ein Denkmal u. ließen Agnonides hinrichten.

Phokis, eine etwa 36 □M. große Landschaft im mittleren Griechenland, begrenzt im W. durch Doris u. das Land der ozolischen Lokrer, im N. an die epiknemidischen Lokrer, im O. an die opuntischen Lokrer u. Böotien, im S. an den Korinth. Meerbusen. Die Landschaft besteht aus dem breiten, fruchtbaren Flußthale des Kephissos u. aus Waldgebirgen, deren namhaftestes der Parnaß (s. d.) ist. Die bedeutenderen Städte in Ph. waren: Delphi (s. d.), Lykorea (jetzt Liakura), Liläa an den Quellen des Kephissos, Elatea (jetzt Elefta) am Rande des Kephissosthales, Abä mit berühmtem Apollontempel u. Orakel, Hyampolis, Parapotamioi u. Panopeus am Kephissos, Daulis am Ostabhange des Parnaß, Ambrysos (jetzt Dhistomo); Kirrha unfern der Küste, nahe der Mündung des Pleistos in fruchtbarer Ebene; Krissa westl. von Delphi am Pleistos, auf Befehl der Amphiktyonen zerstört, weil die Bewohner durch Beschatzung der nach Delphi Wallfahrenden sich verhaßt machten; Antikyra od. Antikirrha. — Die ältesten Bewohner des Landes waren die Leleger, mit Pelasgern u. Thrakiern gemischt; aus ihnen erwuchsen die Phoker, denen die Sage einen aus Korinth eingewanderten Aeoler Phokos zum Stammvater giebt. In der historischen Zeit waren die einzelnen Städte von Ph. zu einem Bunde vereinigt. Später führte Philippos II. von Makedonien, weil die Phoker sich einem Beschlusse der Amphiktyonen widersetzt hatten, den sog. Phokischen od. dritten Heiligen Krieg gegen sie (357 bis 346 v. Chr.), bei welchem fast alle Städte in Trümmer sanken. Doch wurden sie später mit Hülfe der Athener u. Thebaner wieder aufgebaut. Im heutigen Griechenland bildet Ph. mit Lokris u. Phthiotis zusammen einen Nomos mit der Hauptstadt Lamia.

phonetisch (vom griech. φωνεῖν, tönen), lautend, klingend, bes. die Laute der Sprache betreffend. Die ph.e Schrift bezeichnet mit bestimmten Zeichen die einzelnen Laute der Sprache. Nach dem ph.en Prinzip sollen die Worte so geschrieben werden, wie sie ausgesprochen werden. Phonetik ist die Lehre vom richtigen Gebrauch der Stimme beim Singen.

Phöniker (griech. Φοίνικες, d. h. die Rothen) heißen bei den Griechen die Bewohner der Küste Palästina's von Akko an nordwärts. Der Ursprung der griech. Benennung, aus welcher auch das lat. „Punier" entstanden ist, ist noch dunkel. Die Ph. selbst nannten sich Kenaanäer, d. h. Niederländer, häufiger jedoch nach ihrer Heimatsstadt, also z. B. Tyrier, Sidonier. Die Ursitze dieses für die Kultur des Abendlandes hochwichtigen Volkes sind nach der Ueberlieferung der Alten im Süden von Babylonien gewesen. Von da sind sie, wahrscheinlich allmählich, in ihre späteren Sitze eingewandert. Dieses Land, nach ihnen Phoenice, d. h. Phönikierland genannt, ist ein wohlbewässertes Hügelland u. gehört zu den fruchtbarsten Ländern Vorderasiens. Die wachsende Volkszahl scheint die Ph. zunächst veranlaßt zu haben, dem Handel u. der Schiffahrt obzuliegen. Die gerade verlaufende palästinensische Küste ist nämlich der letzteren nicht günstig. Nur wo eine vor der Küste liegende Insel od. Halbinsel ruhige Rheden bot od. ein Landvorsprung zur Anlage eines Hafens einlud, konnten Handelsstädte entstehen, u. nur dort sind sie entstanden. Die von der Natur gebotene Lage hat dann dieses fleißige Volk durch große Hafenbauten zu verbessern gewußt, mit deren Trümmern sich das heute dort hausende Geschlecht begnügt. Von der phönikischen Geschichte haben wir nur Kunde aus den Geschichtsbüchern der Griechen u. der Hebräer. Hieraus erklärt es sich, daß wir über viele Einzelheiten gar nicht od. nur sehr schlecht unterrichtet sind. Doch scheidet sich die phönikische Geschichte nach der Hegemonie der einzelnen Städte in nicht zu verkennende Abschnitte. Die älteste dieser Perioden kann man als die sidonische bezeichnen. Sidon (d. h. „Fischort", „Fischerstadt") war damals der Vorort des phönikischen Städtebundes. Deshalb heißen im Alten Testament wie bei Homer die Ph. geradezu „Sidonier". Schon zu Homer's Zeiten sind sie ein Kaufmanns- u. Seefahrervolk, welches seine Kolonien nicht nur auf den Inseln des Aegäischen Meeres, sondern in allen größeren griechischen Städten hat. Die noch im Zustande der Halbbarbarei befindlichen Völker des Mittelmeeres werden von den Ph.n nicht nur mit den eigenen Erzeugnissen, sondern auch mit denen Aegyptens, mit Purpur, Webereien, Glas u. allerhand ehernen Waaren versehen. Daneben verhandeln sie auch Sklaven, ja sie betreiben gelegentlich Seeraub. Auch auf die intellektuelle Entwicklung der Griechen haben sie großen Einfluß gehabt. Die griech. Mythologie zeigt deutlich diese Einwirkung, die Sagen von Herakles, Kadmos, Europa wurzeln in phönikischen Mythen. Es ward dieser Einfluß möglich durch den religiösen Eifer, den die Ph. mit allen Semiten theilen, u. den sie, wie zu Haus, so auch in den Kolonien entwickelten. Wo die Ph. festen Fuß faßten, u. geschah es auch nur in der Form einer privilegirten Kaufmannsgilde, da erhoben sich auch bald die Tempel ihrer Götter, so zu Athen, Massilia &c. Scharen von Priestern u. Hierodulen dienten dort den Göttern in heimischer Weise. So kamen mit den Genüssen einer feineren Kultur auch die grausamen Menschenopfer u. unzüchtigen Gottesdienste des Orientes zu den Griechen.

Die zweite Epoche der phönikischen Geschichte datirt von dem Emporkommen der Stadt Tyrus, welche an Stelle von Sidon die Hegemonie gewann. Diese zweite Periode reicht etwa von 1100—800. Jetzt breitet sich die phönikische Kolonisation über Nordafrika bis nach Spanien. Die Gründung von Cadix, Utica u. Karthago fällt in diese Periode. Die Handelsunternehmungen der Ph. erstrecken sich bis nach Britannien. Eifersüchtig wachen sie über ihre Monopole, blutig unterdrücken sie jeden Versuch einer Konkurrenz. Der Niedergang der phönikischen Macht wird in der letzten Periode der phönikischen Geschichte zunächst veranlaßt durch das Aufblühen des selbständig gewordenen Griechenland. Eine ganze Reihe phönikischer Kolonien erlag dem Eindringen griechischer

Elemente, die Inseln des Aegäischen Meeres gehen ganz verloren. Noch schlimmer wurde Phönikien mitgenommen durch den Kampf der Weltmächte Assyrien u. Aegypten, später Babylonien u. Aegypten, der zum Theil auf seinem Boden ausgefochten wurde. Führte doch der Weg von Aegypten nach den Euphratländern durch Phönikien. Zwar hatte Tyrus seine Kräfte zusammengenommen, es hatte aufgehört zu kolonisiren. Aber viele der alten Kolonien fielen ab u. Karthago zu, welches immer mehr den Rang einer phönikischen Metropole gewinnt. Sein Verdienst ist die Kolonisation Sardiniens. Noch einmal zeigt sich die phönikische Expansionskraft in der im J. 761 erfolgten Auswanderung sidonischer Geschlechter nach der Insel Aradus. Assyrien vermochte nicht, Phönikien auf die Dauer zu unterwerfen. Aber der assyrische Ansturm schwächte die phönikischen Städte abermals. Tyrus verlor die Hegemonie über Sidon. In der Zeit des Verfalles des Assyrischen Reiches begannen die phönikischen Städte, unterstützt von dem aufblühenden Aegypten, wieder zu erstarken, erlagen jedoch sämmtlich bis auf Tyrus dem Angriffe des Chaldäerkönigs Nebukadnezar (s. d.). Aus der Hand der Chaldäer kam die Herrschaft über Phönikien in die der Perser. Unter der Anfangs sehr milden Herrschaft dieses Volkes erlebten die phönikischen Städte eine Nachblüte, nam. Sidon hob sich. Die Städte zahlten nur geringen Tribut, mußten aber mit einem Kontingent von Schiffen den Perserkönigen dienstbar sein. So haben sie den Persern unter Kambyses Aegypten erobern helfen u. Xerxes in seinen Kriegen gegen Griechenland unterstützt. Eine Aenderung dieses freundlichen Verhältnisses, von welchem auch die Inschrift Eschmunazar's, Königs der Sidonier, zeugt, trat ein unter der Regierung des Artaxerxes Ochus. Damals betheiligte sich Phönikien an dem Aufstande der Aegypter, seiner alten Bundesgenossen. Der Kampf führte zur Zerstörung Sidons. Nun begann Tyrus von Neuem zu wachsen. So war die Lage, als Alexander d. Gr. auf seinem Zuge nach Aegypten in Phönikien anlangte. Alle phönikischen Städte bis auf Tyrus unterwarfen sich, aber auch dieses fiel nach siebenmonatlicher tapferer Gegenwehr. Es wurde zerstört, seine Bewohner gingen in die Sklaverei. Jetzt begannen hellenische Kultur u. griechische Sprache übermächtig in die Thore der phönikischen Städte einzuziehen, deren Kraft ohnedies durch die Gründung Alexandria's bereits gebrochen war. Die nationale Kultur u. Sprache schwanden schnell dahin, damit auch die Möglichkeit einer weiteren nationalen Entwicklung, einer Geschichte. Der Name u. die weltgeschichtliche Aufgabe der phönikischen Städte ging schließlich auf Karthago über.

Phönikische Sprache. Die Ph. haben nach den Zeugnissen der Alten eine sehr reich entwickelte Literatur besessen. Von derselben ist bis auf geringe Fragmente, welche in griechischer Uebersetzung vorliegen, nichts erhalten. Aber zahlreiche Inschriften sind in dieser Sprache verfaßt (phönikisches Alphabet s. unter „Alphabet"). Die größte u. wichtigste ist die Grabschrift Eschmunazar's, Königs der Sidonier. Nur wenige Inschriften sind im Mutterlande selbst gefunden worden, desto mehr in den Kolonien, nam. in den afrikanischen u. auf Cypern, doch auch auf Sardinien, Sizilien, Malta u. in Athen. Die auf diesen Steinen erhaltene Sprache ist die nächste Verwandte des Hebräischen. Mit diesem gehört sie zu dem nördlichen Aste des Semitischen u. bildet mit ihm den kananäischen Zweig. Beide Sprachen haben dieselben Laute u. theilen eine Reihe der wichtigsten Eigenthümlichkeiten. Länger als im Mutterlande erhielt sich die phönikische Sprache in den afrikanischen Kolonien. Dort entwickelte sich aus ihr durch Abschleifung der Laute die neupunische Sprache. Außer zahlreichen Inschriften, welche in dieser Sprachform abgefaßt sind, haben wir von ihr einen Rest im 5. Akte von Plautus' „Poenulus", wo ein punischer Kaufmann in seiner Muttersprache redet. Diese neupunische Sprache ist als Bauernsprache bis nach der Eroberung Nordafrika's durch die Araber gesprochen worden u. erst später dem Arabischen gewichen.

Phönix (griech., ägypt. Bennu), ein Wundervogel, über den es viele Sagen gab. Herodot, der ihn als dem Adler an Größe gleich u. von rothem u. goldenem Gefieder schildert, erfuhr zu Heliopolis in Aegypten, daß der Ph. alle 500 Jahre den Körper seines gestorbenen Vaters, in ein Ei von Myrrhen gehüllt, aus Arabien nach Heliopolis bringe u. dort im Tempel des Sonnengottes begrabe. Nach Anderen soll der alte Ph., wenn er seinen Tod nahen fühlt, sich in seiner Heimat ein Nest bauen, dem er seine Zeugungskraft mittheilt u. aus dem dann ein neuer Ph. hervorgeht. Die verbreitetste Sage giebt ihm Indien als Heimat u. berichtet, daß der Ph. in hohem Alter sich selbst verbrenne u. aus der Asche ein neuer Ph. entstehe; deshalb galt schon früh der Ph. als ein Bild der Unsterblichkeit od. der Neuverjüngung. Als Lebensdauer des Ph. werden 500, 1461 od. gar 7006 Jahre angegeben. Der ganze Mythos soll wol nur ein Symbol sein für eine bestimmte astronomische Periode.

Phonolith (Klingstein), eine eruptive Gebirgsart, die große Neigung zu dünnplattenförmiger Struktur besitzt, welche Platten beim Daranschlagen einen hellen Klang geben. Die Farbe des Ph. ist auf frischem Bruche meist dunkelgrünlich grau, an der Oberfläche bei anfangender Verwitterung weißlichgrau; die Struktur ist fein krystallinisch. Im Wesentlichen besteht der Ph. aus Sanidin u. Nephelin, welchen sich noch kleine Mengen anderer Mineralien, wie Magneteisen, Hornblende u. Zeolith anschließen. Seine Eruptionszeit fällt in die zweite Hälfte der Tertiärperiode. Die Phonolithberge bilden meist isolirte, dom- od. glockenförmige Kuppen, zuweilen auch Gänge von geringer Mächtigkeit. Sehr charakteristisch sind sie nam. in Böhmen (Milleschauer, Teplitzer Schloßberg), in der Lausitz bei Zittau (Lausche), im Rhöngebirge (Milseburg), im Hennegau am Bodensee (Staufen) u. in der Auvergne ausgebildet. Der Ph. ist ein guter Mauerstein; die dünnplattigen Varietäten eignen sich auch als Trottoirsteine.

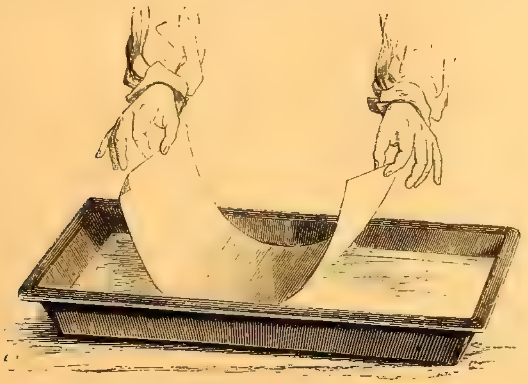
Phormium, Flachslilie, neuseeländischer Flachs; Pflanzengattung der Asphodeleen, heimisch auf Neuseeland u. ausgezeichnet durch agavenartigen Wuchs mit breiten, derben, gezähnten Blättern voll zäher Bastfasern. Dieser schöne Wuchs hat das Ph. bei uns zur beliebten Zierpflanze erhoben, während es in seinem Vaterlande seit uralter Zeit als Faserpflanze verarbeitet wird. Die Hauptarten sind Ph. tenax u. Ph. Cookianum, beide Harekeke, letztere auch noch Tihori von den Maoris genannt. Aus der Mitte der agavenartigen Blätter entwickelt sich ein hoher Blumenschaft mit lilienartigen Blüten auf vielverzweigten Aesten. Die Unterseite der Blätter besitzt eine Lage starker seidenartiger Fasern, die Oberseite nur grüne Masse, welche von den Eingeborenen mittels einer Muschel abgeschabt wird, worauf die zu Flecht- u. Webarbeiten benutzbaren Fasern zurückbleiben. Diese Fasern gehören zu den haltbarsten des Pflanzenreiches u. zeichnen sich gleichzeitig auch durch Glanz u. Weichheit aus. Die Eingeborenen kleideten sich früher sogar in die starren Blätter, welche panzerartig über einander gelegt eine Art Mantel bildeten. Neuerdings baut man die Flachslilien im Großen u. bearbeitet ihre Fasern durch Maschinen.

Phosphor u. Phosphorsäure (der Name Ph. stammt aus dem Griech. von φῶς, d. i. Licht, u. φορός, tragend, bedeutet also Lichtträger). Die Phosphorsäure gehört zu den für den menschlichen u. thierischen Organismus unentbehrlichen Stoffen. Im Blute, im Harne, in den Exkrementen, endlich in den Knochen finden wir diese Phosphorsäure wieder, u. selbst in den Nerven u. im Hirne ist phosphorhaltiges Fett in reichlicher Menge enthalten. Sie muß also dem Körper, dessen Bestandtheile sich in fortwährendem Wechsel befinden, auch immer wieder zugeführt werden, u. dies geschieht durch die Nahrung. Alle Getreidearten, Hülsenfrüchte 2c. enthalten Phosphorsäure in reichlicher Menge als phosphorsaures Kali, welches von der Pflanze dem Boden entnommen wird. Auf der Erde nun gehören Verbindungen der Phosphorsäure mit Kalk, Alkalien 2c. zu den sehr verbreiteten Mineralien. Trotzdem müssen wir auf unsern Getreidefeldern die durch die Ernten bewirkte Entnahme an Phosphorsäure auf künstliche Weise durch Düngung wieder zu ersetzen suchen. Alle unsere Düngersubstanzen verdanken ihren Werth zum größten Theile der darin enthaltenen Phosphorsäure. Diese Säure selbst ist eine Verbindung von Ph. u. Sauerstoff. Sie entsteht durch Verbrennen von Phosphor in trockener Luft als eine äußerst hygroskopische, weiße, flockige Substanz u. enthält auf 1 Atom Ph. 5 Atome Sauerstoff. An der Luft zieht sie sofort Wasser an u. verbindet sich damit in drei verschiedenen Verhältnissen, welche durch die Formeln PO_5HO, $PO_5\ 2HO$ und $PO_5\ 5HO$ ausgedrückt werden. Das Hauptmaterial zur Gewinnung der Phosphorsäure bilden die thierischen Knochen. Werden diese zur Zerstörung der organischen, leimartigen Stoffe weiß gebrannt, dann gepulvert u. mit 3 Aequivalenten Schwefelsäure, mit der doppelten Menge Wasser verdünnt, übergossen, so wird der phosphorsaure u. kohlensaure Kalk der Knochen zu schwefelsaurem Kalk od. Gips umgewandelt, welcher als unlöslich sich absetzt; die Phosphorsäure dagegen bleibt in Lösung, kann abfiltrirt u. durch Abdampfen als sirupartige Flüssigkeit gewonnen werden, die bei noch weiter fortgesetzter Verdampfung in eine glasige Masse übergeht. Auch manche Guanosorten, z. B. Baker- u. Navassaguano, sind sehr phosphorsäurereich u. können eben so wie der natürliche phosphorsaure Kalk, der Apatit u. Phosphorit, zur Gewinnung der Phosphorsäure verwendet werden. Für landwirthschaftliche Zwecke begnügt man sich aber, diese Substanzen mit Schwefelsäure aufzuschließen u. als sog. Superphosphat zum Düngen zu verwenden. Der Ph. wird ebenfalls aus dem sauren Kalkphosphat durch Glühen, nachdem dasselbe innig mit fein pulverisirter Kohle gemengt worden ist, dargestellt. Die Kohle verbindet sich mit dem Sauerstoff der Phosphorsäure u. der Ph. destillirt als Gas über u. wird unter Wasser aufgefangen.

Zuerst stellte Brand in Hamburg 1669 den Ph. aus eingedunstetem Harne her, indem er diesen mit Sand u. Kohle in Thonretorten destillirte. Die Unze Ph. wurde damals mit 20 Dukaten bezahlt. Durch Gohn in Schweden wurden die Knochen zur Phosphorerzeugung empfohlen.

Scheele endlich gab im J. 1771 die oben erwähnte Methode der Darstellung an. Der durch dieselbe erhaltene noch unreine Ph. wird entweder durch erneute Destillation in Glasretorten od. mittels Durchpressen durch Sämischleder gereinigt, endlich in Scheiben gegossen od. in die bekannten Stängelchen geformt. Er ist wachsgelb durchscheinend, schmilzt leicht u. entzündet sich an freier Luft beim Erwärmen sehr leicht, oft von selbst durch die langsame Oxydation, die sich durch das Leuchten im Dunkeln verräth. Man darf ihn daher nur unter Wasser handhaben u. aufbewahren. Gleichzeitig ist er in Substanz u. auch in Dampfform sehr giftig, worauf man bei der Verwendung zu Zündwaaren Rücksicht nehmen muß. Die Giftigkeit bedingt seine Benutzung zu den sog. Phosphorlatwergen u. Phosphorpillen, durch die man Ratten u. Mäuse, bes. auf den Feldern, vertilgt.

Ganz abweichend verhält sich der sog. rothe od. amorphe Ph., der im J. 1845 von Schrötter in Wien entdeckt wurde. Derselbe sieht fast wie Rotheisenstein aus, oxydirt nicht an der Luft, kann also ohne Anstand an der Luft aufbewahrt werden, leuchtet nicht im Dunkeln u. ist nicht od. nur in sehr geringem Maße giftig. Man erhält ihn aus dem gewöhnlichen Ph., indem man diesen in einer sauerstofffreien Atmosphäre längere Zeit auf 230—250° C. erhitzt; über 250° hinaus verwandelt sich der amorphe Ph. wieder in gewöhnlichen. Durch Digestion mit Kupfervitriollösung od. durch Kochen mit Aetznatron können aber die beiden Modifikationen von einander getrennt werden. Der rothe Ph. ist das Material der Reibfläche der schwedischen Zündhölzchen. Die Hölzchen selbst enthalten chlorsaures Kali, dies giebt mit der Spur amorphen Ph.s, die sich beim Reiben ablöst, die Entzündung. Wollte man ein Gemisch beider Stoffe anwenden, so würde man ein stark explosives Produkt erhalten, das z. B. in den sog. Amorces der Kinderpistolen vorliegt.



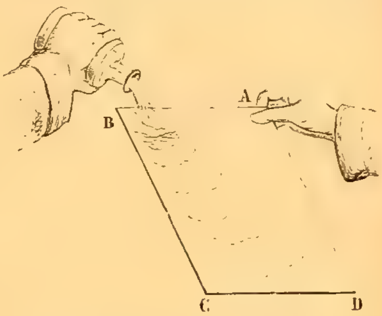
Nr. 4472. Zurichtung des photographischen Papiers.

Phosphorescenz nennt man in der Physik die Eigenschaft mancher Körper, bei gewöhnlicher Temperatur im Dunkeln zu leuchten. Die Stoffe selbst, die diese Eigenschaft besitzen, nennt man Phosphore. Der Grund u. die Bedingungen des Leuchtens sind bei verschiedenen derselben verschieden. Der eigentliche Phosphor (s. d.) leuchtet in einer sauerstoffhaltigen Atmosphäre infolge einer langsamen Verbrennung ohne merkliche Erwärmung. Die übrigen, gewöhnlich „Leuchtsteine" (s. d.) genannt, phosphoresciren im Dunkeln ohne jede Verbrennung, wenn sie vorher vom Sonnenlichte bestrahlt wurden; einige von ihnen auch nach starkem Erwärmen od. dadurch, daß man elektrische Funken darüber schlagen läßt. Außer den Leuchtsteinen phosphoresciren in dieser Weise noch stark ausgetrocknete thierische Stoffe, wie Vogelfedern, Käse, ferner gebleichtes Wachs, Hutzucker, Milchzucker, arab. Gummi, Leinwand, Papier rc. Der eigentliche Grund der Ph. ohne Verbrennung ist nicht ganz klar gestellt; man nimmt an, daß er ein durch die Schwingungen des Lichtäthers erregtes, einige Zeit noch nachdauerndes Schwingen der Molecule der betreffenden Körper sei. Ueber die „leuchtenden Thiere" s. d.

Phosphorit heißen die dichten, körnigen od. faserigen Varietäten des Apatites (s. d.). In größerer Menge wird der Ph. gefunden bei Logrosan in Spanien, bei Staffel unweit Limburg an der Lahn, u. als erdiger Ph. in dünnen Schichten der Braunkohlenformation bei Amberg in Bayern. Wegen seines hohen Phosphorsäuregehaltes benutzt man ihn als Düngemittel; da er jedoch schwer assimilirbar ist, wird er erst durch Behandlung mit Schwefelsäure in eine leicht lösliche Form übergeführt u. als Superphosphat in den Handel gebracht.

Photogen, der leichtflüchtigere Theil des bei der Destillation des Braunkohlentheers zuerst übergehenden Theeröles, ist eine farblose, leichtbewegliche Flüssigkeit von eigenthümlichem Geruche, die sich nicht mit Wasser mischt u. bei Annäherung eines brennenden Körpers leicht entzündlich ist. Sie wird als Leuchtstoff zum Brennen in besonders dazu konstruirten Lampen benutzt. Der Verbrauch des Ph.s hat aber bedeutend nachgelassen, seitdem das weniger feuergefährliche Petroleum sich allgemeinen Eingang verschafft hat. In chemischer Hinsicht ist das Ph. ein Gemenge mehrerer leichter Kohlenwasserstoffe.

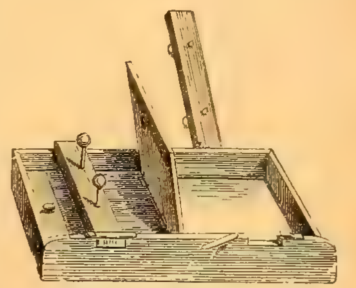
Photographie (aus dem Griech. von φῶς, das Licht, u. γράφειν, schreiben, zeichnen) nennt man die Kunst, Bilder durch die chemische Wirkung des Lichtes zu erzeugen. Nachdem schon um 1770 der schwedische Chemiker Scheele die Dunkelfärbung des weißen Chlorsilbers (s. „Silber") im Lichte entdeckt hatte, benutzten die Engländer Wedgewood u. Humphry Davy (1802) die damals bekannte Thatsache, daß organische Stoffe, wie Papier, Holz, Leder rc., mit einer Lösung von salpetersaurem Silber (Höllenstein) bestrichen, im Lichte sich schwärzen, dazu, um gemalte Glasbilder, die sie auf so präparirtes Leder legten, abzubilden. Doch schwärzte sich später das ganze Leder; die Bilder konnten noch nicht „fixirt" werden. Weiterhin hatte der Franzose Joseph Nicéphore Niepce (s. d.) gefunden, daß ein dem Lichte genügend lange ausgesetzter Asphaltüberzug auf einer Metallplatte sich nicht mehr durch ätherische Oele auflösen läßt (1814), u. sein Landsmann Daguerre (s. d.) zeigte, wie auf einer jodirten Silberplatte an belichtet gewesenen Stellen sich der Hauch od., weil dieser zu schnell wieder verschwindet, Quecksilberdämpfe leichter niederschlagen als an unbelichteten. Er benutzte dies (1839), um die Bilder der Camera obscura (s. d.) festzuhalten (s. „Daguerreotypie"). Hiermit war die Lichtbildnerei in den Brennpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit gerückt, u. bald wurden Methoden gefunden, diese bisher interessanten Experimente auch praktisch zu verwenden. Eine solche, von Daguerre's Verfahren ganz unabhängige war die des Engländers Fox Talbot (1841, s. „Talbot"). Sie besteht, wie alle anderen, aus vier wesentlichen Operationen. Diese sind: 1. die Herstellung der lichtempfindlichen Schicht; 2. die Aussetzung in der Camera obscura; 3. die Hervorrufung des Anfangs noch „latenten" Bildes u. 4. die Fixirung desselben. Ihre Praxis nimmt in der Hauptsache folgenden Verlauf: 1. Die lichtempfindliche Schicht wird dadurch hergestellt, daß ein Blatt weißen Papiers mit einer Auflösung von Jodkalium getränkt, getrocknet u. in einem dunklen Zimmer in eine Schale mit salpetersaurer Silberlösung (das Silberbad) getaucht wird. Hierdurch entsteht auf dem Papier eine Schicht gelblichen Jodsilbers. 2. Das noch vom Silberbade feuchte Papier wird auf eine reine Glasplatte gelegt, in die Camera obscura an die Stelle der matten Platte gesetzt, so daß das durch die Linse erzeugte Bild je nach der Helligkeit einige Sekunden od. Minuten, lang auf dieselbe wirken kann. 3. Das hierauf verdeckt in den Dunkelraum zurückgebrachte Papier selbst zeigt jetzt noch kein sichtbares Bild, sondern hat vielmehr erst die Anlage zu einem solchen erhalten. Uebergießt man es dagegen mit einer reduzirenden Flüssigkeit (Gallussäure, Pyrogallussäure od. Eisenvitriol), so wird sofort an den mehr od. weniger belichtet gewesenen Stellen, je nach dem Grade der Lichteinwirkung, metallisches Silber aus dem Silbersalze in pulverartiger Gestalt, also von schwarzer Farbe reduzirt, während die unbelichtet gewesenen Stellen ganz hell bleiben. 4. Aus dem Dunkelraume an das Tageslicht gebracht, würden sich aber auch die bisher hell gebliebenen Stellen schwärzen. Deswegen müssen jene noch veränderlichen Stoffe beseitigt,



Nr. 4473. Aufgießen des Kollodiums.



Nr. 4474. Abgießen des Kollodiums.



Nr. 4475. Kopirrahmen.

das Bild muß fixirt werden, was durch Eintauchen in eine Lösung von unterschwefligsaurem Natron od. Cyankalium geschieht, durch welches alles noch unveränderte gelbe Jodsilber aufgelöst wird. Das so erhaltene Bild, in welchem alle hellen Partien des abgebildeten Gegenstandes schwarz u. umgekehrt alle dunkeln hell erscheinen, heißt ein negatives Bild od. Negativ u. dient zur Herstellung einer beliebigen Anzahl positiver Bilder, d. h. solcher, in denen die Schatten des Objekts ebenfalls als solche, d. h. dunkel, u. die Lichter hell sich darstellen. Zu diesem Zweck bereitet man sich im Dunkeln durch Behandlung mit Chlornatrium (Kochsalzlösung) u. Silberbad lichtempfindliches Chlorsilberpapier. Legt man von diesem ein Stück unter das fertige Negativ u. das Ganze ins Tageslicht, so wird das Chlorsilber an den unter den hellen Partien (den Schatten) des Negativs liegenden Stellen geschwärzt, an den anderen bleibt es hell u. das neue so entstandene Bild ist ein positives. Man kann durch dieses Kopiren od. Drucken beliebig viele positive Bilder nach u. nach von einem Negativ erhalten. Die Färbung derselben wird kräftiger, wenn das dazu verwendete Papier vorher mit Eiweiß präparirt war (Albuminpapier).

Diese von Talbot angegebene Verfahrungsweise bildet in ihren Grundzügen auch heute noch den wesentlichen Kern der photographischen Praxis, freilich mit ganz bedeutenden sinnreichen Verbesserungen im Laufe der Zeit versehen. Im J. 1847 zeigte Niepce de St. Victor, der Neffe des obenerwähnten Niepce, wie man die zur Erzeugung des Negativs nöthige Jodsilberschicht, statt auf dem doch stets faserigen Papiere, mit



Nr. 4476. Negatives Bild, von der nicht mit der empfindlichen Schicht bedeckten Seite gesehen.



Nr. 4477. Positives Bild.

Eiweiß auf einer Glasplatte befestigen könne. Hiermit war für die Zartheit u. Genauigkeit der Bilder viel gewonnen; für das Portrait eignete sich jedoch das Verfahren nicht, da die trocknen Albuminplatten (wonach der ganze Prozeß das „Trockenverfahren" genannt wurde) viel länger exponirt werden mußten als die nassen Talbot'schen Jodsilberpapiere. Für Landschaftsaufnahmen hingegen war der Transport der Trockenplatten sehr bequem. Eine neue Aera für die Ph., bes. für die Portraitaufnahme, begann, als 1851 Legray u. Archer das „Kollodium" (s. d.) zuerst statt des Albumin zur Befestigung des Jodsilbers auf der Glasplatte anwendeten. — Die von Mungo Ponton schon in den Jahren 1838 u. 1839 gefundene wichtige Thatsache, daß eine mit doppeltchromsaurem Kali getränkte Leimschicht im Dunkeln sich nicht verändert, aber im Lichte bald in Wasser unauflöslich wird, gab Veranlassung zu dem von Poitévin, Swann u. A. verbesserten, sinnreichen, aber noch nicht sehr verbreiteten „Kohleverfahren" zur Herstellung von positiven Bildern. Das Papier wird mit einer Leimschicht überzogen, die durch Tusche (feinvertheilte Kohle) geschwärzt ist, u. vor dem Gebrauch in doppeltchromsaure Kalilösung getaucht. Unter einem Negativ dem Licht exponirt, wird die schwarze Leimschicht an den hellen Stellen (den Schatten) unlöslich; an den nicht berührt gewesenen Stellen kann sie durch heißes Wasser aufgelöst werden. Wenn man statt des Papiers eine lithographische Steinplatte od. eine Zinkplatte mit der empfindlichen Leimschicht überzieht, kann man das photographische Bild sogleich auf die Stein- od. Zinkplatte übertragen u., nachdem diese gehörig vorbereitet, das Bild direkt durch Pressendruck vervielfältigen; dies ist das Prinzip der Photolithographie. Auf Stahl- od. Kupferplatten kann man nach der Niepce'schen Methode durch Ueberziehen mit einer Asphaltschicht, Belichten unter einem Negativ, Auflösen der Asphaltschicht an den vor dem Licht geschützt gewesenen Stellen mit Lavendelöl u. Aetzen dieser Stellen druckfertige Platten erzeugen. Alle diese Prozesse zusammen nennt man auch Phototypie.

Photolithographie u. **Photozinkographie** nennt man die Erzeugung zum Pressendruck mit gewöhnlicher Schwärze fähiger Bilder auf lithographischen Steinplatten od. Zinkplatten auf photographischem Wege dadurch, daß man nach der Methode von Poitévin od. Swann (s. „Photographie" am Ende) ein photographisches Bild auf den betreffenden Platten hervorbringt u. diese dann in geeigneter Weise äzt od. sonst druckfähig macht.

Photometrie nennt man denjenigen Theil der Optik, welcher sich mit der Vergleichung u. Messung der Lichtstärke beschäftigt. Jeder Apparat, der zu diesem Zwecke dient, heißt ein Photometer (Lichtmesser). Die Ph. stützt sich auf den Satz, daß die Beleuchtungsstärken bei zunehmender Entfernung von der Lichtquelle ab in dem Verhältnisse abnehmen, wie die zweite Potenz (das Quadrat) der Entfernung zunimmt. Demgemäß wird z. B. eine Fläche durch ein bestimmtes Licht in 5 m. Entfernung 25 (d. i. 5×5) mal schwächer u. in 10 m. Entfernung 100 (d. i. 10×10) mal schwächer beleuchtet, als durch dasselbe Licht in 1 m. Entfernung. Will man die Lichtstärke zweier Beleuchtungsquellen, z. B. einer Gasflamme u. einer Wachskerze, photometrisch mit einander vergleichen, so rückt man die hellere so weit fort od. die dunklere so lange näher, bis sie beide gleich stark beleuchtend wirken, u. berechnet dann ihre Lichtstärke nach obigem Gesetze aus den beiden Entfernungen. Die Art, wie man die auf obige Weise bewirkte Gleichheit der Beleuchtung erhält, ist bei verschiedenen Photometern verschieden. Bei dem Photometer von Rumford sucht man die von den beiden Lichtern durch ein Stäbchen auf einem dahinter stehenden weißen Papierschirm geworfenen beiden Schatten gleich hell zu machen. Bei dem Photometer von Ritchie ändert man die Entfernungen der beiden Lichtquellen so lange, bis die beiden dachförmig geneigten Seiten eines mit weißem Papier beklebten Prisma gleich hell beleuchtet sind; bei dem Photometer von Bunsen wird die betreffende Entfernung gefunden, indem man zwischen den beiden Lichtquellen ein mit einem Fettfleck versehenes Papierblatt aufstellt u. den Abstand markirt, in welchem der Fettfleck unsichtbar wird; an dieser Stelle ist das Papier auf beiden Seiten gleich hell beleuchtet. Der Photograph mißt die Stärke der chemisch wirksamen Lichtstrahlen aus dem Grade der Färbung eines Streifens Chlorsilberpapier. Von Wichtigkeit ist die Ph. in wissenschaftlicher Hinsicht bes. zur Vergleichung u. Messung der Lichtstärke der Himmelskörper, als sog. „Astrophotometrie". Schon Bouguer u. Lambert haben derartige Bestimmungen gemacht; doch erst in neuerer Zeit ist es mit Hülfe scharfer Vergleichung u. sinnreicher Methoden Seidel in München u. J. C. F. Zöllner in Leipzig gelungen, einigermaßen genügende Resultate zu erzielen. Zöllner benutzte zu seinen astrophotometrischen Untersuchungen die Vergleichung mit der Lichtentwicklung galvanisch zum Glühen gebrachter Platindrähte.

Photophobie, s. v. w. Lichtscheu.

Phototechnik, s. v. w. Erleuchtungskunst.

Phrase (griech.), eigentlich Satz, dargestellter Gedanke; dann Redensart, bes. eine einer Sprache eigenthümliche Wortverbindung; häufig in verächtlichem Sinne gebraucht, s. v. w. leere, nichtssagende Worte. — **Phraseologie,** Lehre von den einer Sprache eigenthümlichen Redewendungen, sodann eine Sammlung von Redensarten.

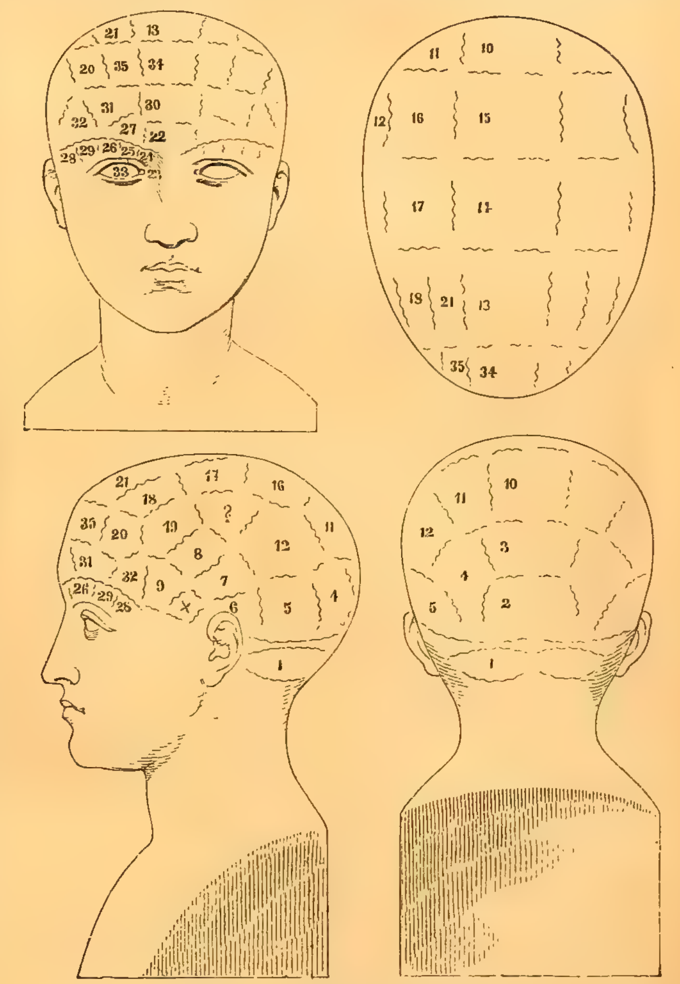
Phrasiren, das, beim Vortrag eines Tonstückes das (richtige) Auseinanderhalten der größeren u. kleineren Abschnitte u. Absätze (Perioden, Phrasen, Motive), überhaupt die gehörige Veranschaulichung der Satzgliederung sowie folglich auch die klare Darlegung der rhythmischen Theilgestaltung im Ganzen u. Einzelnen.

Phrenesie (griech.), der Irrsinn, Wahnsinn, die Verrücktheit.

Phrenologie ist die Lehre von den Funktionen des Gehirns, auch Geisteslehre insofern, als die geistigen Kräfte zu einem großen Theile von der Hirnthätigkeit abhängen. Franz Joseph Gall (s. d.) hat durch seine Forschungen die Ph. angebahnt, doch legte erst Forster der Lehre

Gall's, die derselbe „Organologie" nannte, den Namen Ph. bei. Gingen nun auch Gall u. sein Jünger Spurzheim in ihren Behauptungen viel zu weit, so hat man doch ihnen u. ihrer Lehre einen nicht unwichtigen Anstoß auf dem Gebiete der Geisteslehre zu danken. Gall trug diese Lehre bereits 1796 in Wien, u. als ihm dies schon im folgenden Jahre von der Regierung verboten wurde, in mehreren Städten Deutschlands vor u. suchte seine Sätze in Gefängnissen praktisch zu beweisen. Sein als Anatom verdienter Schüler Dr. J. C. Spurzheim fand in Paris großen Anklang, ging 1813 nach England, 1832 nach Amerika u. gründete eine Zeitschrift für Ph., deren Redakteure G. Combe in Edinburgh u. H. C. Watson waren. Infolge dieser Agitation bildeten sich sowol öffentliche als auch geheime phrenologische Vereine. Anfangs sprachen sich hervorragende Aerzte (J. A. Walther, Hufeland, Loder, Reil, Himly) im Allgemeinen günstig für die Sache aus, doch währte auch selbst beim größeren Publikum der Enthusiasmus, mit dem sie aufgenommen wurde, nicht lange. Gall ging nun zwar von der richtigen Ansicht aus, daß das Gehirn, insbes. die graue Substanz der Gehirnhemisphären, das Organ des Geistes sei. Allein er suchte nun nachzuweisen, daß jede einzelne Seelenthätigkeit die Funktionsäußerung eines bestimmten Gehirntheils sei. Er verglich die Geistesthätigkeiten u. den Hirnbau der verschiedenen Thierarten mit einander u. glaubte hier eben so wie beim Menschen gewisse Bezirke als Sitze ganz bestimmter Triebe bezeichnen zu können, indem er auch behauptete, daß, je ausgebildeter eine bes. geistige Befähigung in einer Thierart, so auch beim Menschen wahrzunehmen sei, um so mehr in der Regel ein entsprechender Hirntheil sich durch seine verhältnißmäßige Größe u. Ausbildung auszeichne. Gedächtniß, Verstand, Wille, Aufmerksamkeit, Lust u. Unlust, Einbildungskraft, Erfindung, Genie, Urtheilskraft 2c. mußten nach ihm als Vermögen des Geistes nur durch Vermittlung gewisser Hirnorgane zur Entwicklung u. Wirkung gelangen. Er blieb aber nicht blos bei dem Satze stehen: „Je größer die Organe des Geistes sind, um so größere Kraftentwicklung ist von ihnen zu erwarten", vielmehr schritt er bis zu der Behauptung vor: „Die Größe der einzelnen Organe wird am äußeren Schädel erkannt." In diesen Sätzen gipfelte seine Theorie, von welcher aus er nunmehr in praktischer Verfolgung seiner Studien die Stellen am Schädel zu bestimmen suchte, die, den einzelnen Hirntheilen entsprechend, durch größere od. geringere Ausbildung u. ihre Gestaltung auf die größere od. geringere Entwicklung bestimmter Geisteskräfte schließen lassen. Nach seiner Methode hat Gall folgende Grundvermögen des Geistes unterschieden u. ihre „Organe" an den verschiedenen Regionen des Schädels für lokalisirt gehalten: 1 Geschlechtstrieb, 2 Kinderliebe, 3 Freundschafts-, 4 Rauf-, 5 Mordsinn, 6 List u. Klugheit, 7 Diebssinn, 8 Stolz u. Hochmuth, 9 Ruhmsucht u. Eitelkeit, 10 Bedächtigkeit u. Vorsicht, 11 Sachsinn u. Erziehungsfähigkeit, 12 Orts- u. Raumsinn, 13 Personensinn, 14 Wortsinn, 15 Sprachsinn, 16 Farbensinn, 17 Tonsinn, 18 Zahlensinn, 19 Kunst- u. Bausinn, 20 vergleichender Scharfsinn, 21 metaphysischer Scharfsinn, 22 Witz, 23 Dichtergeist, 24 Gutmüthigkeit, 25 Nachahmungssinn, 26 Theosophie, 27 Beharrlichkeit.

Man erkennt wol leicht, daß unter der Reihe dieser sog. geistigen Kräfte u. Funktionen keine rechte Ordnung herrscht, u. daß Gall nicht nach richtigen psychologischen Prinzipien verfuhr. Seine Anhänger: Spurzheim, Combe, K. G. Carus, G. v. Struve, Scheve u. A., suchten dann dies Alles theils zu begründen, theils zu verbessern. So bildeten sie eine Kunst aus, am Schädel gewisse geistige Eigenschaften des Menschen zu erkennen, die sog. „Kranioskopie", Schädellehre. Wir geben in Bildern kranioskopisch eingetheilter Schädel (Nr. 4478) das praktisch ausgebildete System dieser vielumstrittenen Lehre wieder, wie es Dr. G. Scheve in seinem Katechismus der Ph. niedergelegt hat. Nach demselben gehören zu den niederen Sinnen: Nahrungssinn; 1 der Sinn der Geschlechtsliebe, 2 Sinn der Kindesliebe, 3 Einheitssinn, 4 Sinn der Anhänglichkeit, 5 Kampfsinn, 6 Zerstörungssinn, 7 Verheimlichungssinn, 8 Erwerbssinn, 12 Sinn der Vorsicht; ferner zu den Gemüthssinnen: 10 Sinn des Selbstgefühls, 11 Sinn der Beifallsliebe, 15 Sinn der Festigkeit, 16 Sinn der Gewissenhaftigkeit, 14 Sinn der Verehrung, 17 Sinn der Hoffnung, 13 Sinn des Wohlwollens, 21 Sinn der Nachahmung, 18 Sinn für Wunderbares, 19 Sinn für Ideales, 20 Sinn für Scherz; endlich zu den Verstandessinnen: 22 Gegenstandssinn, 23 Formensinn, 24 Raum- od. Fernsinn, 25 Gewichts- od. Wägesinn, 26 Farbensinn, 29 Ordnungssinn, 28 Zahlensinn, 27 Ortssinn, 30 Thatsachensinn, 31 Zeitsinn, 32 Tonsinn, 9 Kunst- od. Bausinn, 33 Wortsinn, 34 Vergleichungs- u. 35 Schlußvermögen. So viel steht jedoch fest u. wird wol von allen tüchtigen Physiologen der Neuzeit behauptet, daß (abgesehen von den unlogischen psychologischen Eintheilungen der Phrenologen) die Vertheilung der phrenologischen Organe auf bestimmte Stellen an Hirn u. Schädel zumeist auf unbewiesenen Voraussetzungen u. mißverstandenen Thatsachen der Anatomie beruht. Unbestritten ist nur, daß das Großhirn der Sitz der psychischen Thätigkeiten, das Kleinhirn dagegen das Nervencentrum für gewisse Bewegungserscheinungen ist. Allein sämmtliche Angaben über das Gebundensein bestimmter Geistesgebiete an besondere Hirnbezirke, vor Allem die phrenologischen, beruhen nach neueren genauen Ermittelungen auf Täuschungen. Ferner liefert die Außenseite des Schädels keinen genauen Abdruck der Gehirnoberfläche; demnach würde auch dann, wenn wirklich die Größe u. Hervorragung gewisser Hirnstellen auf eine besondere Begabung hindeuten sollten, was keineswegs der Fall ist, aus der äußeren Gestaltung des Schädels in konkreten Fällen nie ein richtiger Schluß auf die Geisteskräfte des Individuums gezogen werden können. Die bei den einzelnen Persönlichkeiten ungemein wechselnde Dicke u. die Ungleichheiten des Schädels sind ganz bedeutende, von den Phrenologen nicht genug beachtete Hindernisse. So sind denn alle Hoffnungen auf die Möglichkeit, die Menschen in ihrem ethischen u. moralischen Werth mit Hülfe der



Nr. 4478. Der phrenologische Kopf nach Scheve.

Ph. u. Kranioskopie beurtheilen zu können, unter dem negirenden Verhalten der modernen Physiologie aufs Tiefste gesunken. Zwar sind jetzt Richardson, Ferrier u. Hitzig damit beschäftigt, die Bedeutung der die Oberfläche des Gehirns bildenden Windungen, insoweit sie mit physischen Funktionen zusammenhängen, durch Experimente zu erforschen; allein die Phrenologen u. A. haben damit noch keineswegs den Nachweis gewonnen, daß Gedächtniß, Einbildungskraft 2c. an gewissen Provinzen des Gehirns haften. Ein Verzeichniß der Schriften über Ph. von Gall u. Spurzheim findet sich in: Choulant, „Vorlesungen über die Kranioskopie u. Schädellehre" (Dresden u. Lpz. 1844); „Geschichte u. Wesen der Ph." (aus dem Engl. von B. v. Cotta, Dresd. u. Lpz. 1838); R. R. Noel, „Grundzüge der Ph." (Lpz. u. Dresd. 1847); Derselbe, „Die Begründung u. das Wesen der Ph." (Dresd. 1852); Dr. G. Scheve, „Katechismus der Ph." (6. Aufl. Lpz., J. J. Weber); Derselbe, „Phrenologische Bilder" (3. Aufl., Lpz., J. J. Weber); R. R. Noel, „Die materielle Grundlage des Seelenlebens" (nach dem Engl. von Bernhard v. Cotta, Lpz., J. J. Weber, 1874).

Phrixos, nach der griech. Sage Sohn des böotischen Herrschers Athamas u. der Wolkengöttin Nephele. Als sich später Athamas mit der Ino, Tochter des Kadmos, vermählte, verschwand Nephele u.

der Fluch kam über das Haus des Athamas. Ino, deren Liebesanträge von Ph. zurückgewiesen worden, stellte ihm u. seiner Schwester Helle (s. d.) nach dem Leben u. brachte es dahin, daß Ph. geopfert werden sollte; aber Nephele entführte ihn u. Helle auf dem goldvließigen Widder. Helle ertrank, Ph. kam zum Könige Aeëtes, der ihn gastlich aufnahm u. ihm seine Tochter Chalkiope vermählte. Den Widder opferte Ph. dem Zeus Phyrios u. hängte dann das Vließ desselben im Tempel des Ares auf.

Phrygien, eine kleinasiat. Landschaft, deren Umfang u. Grenzen im Laufe der Zeiten oft gewechselt haben. Die Phrygier, wahrscheinlich von den thrakischen u. makedonischen Brygen abstammend, ließen sich zunächst in der Gegend von Nikäa am Flusse Sangarios nieder u. breiteten sich von da weiter nach S. aus, so daß Ph. das ganze Gebiet zwischen Paphlagonien, dem Flusse Halys, Kappadokien, Lykaonien u. dem Taurosgebirge umfaßte (Großphrygien), wozu dann noch die später zu Mysien gerechnete Südküste der Propontis bis zum Hellespont (Kleinphrygien od. Ph. am Hellespont) kam. Die Phrygier lebten von Ackerbau u. Handel. Ihre Hauptgottheiten waren Agdistis od. Kybele, Sabazios od. Bakchos u. Manes, doch drang später der orgiastische Naturdienst syro-phönikischer Stämme u. der Kultus der Astarte bei ihnen ein. Sie liebten es, Felsenwohnungen zu haben, u. höhlten ganze Städte aus Felsen aus. Anfangs hatten sie eigene Könige, bei denen die Namen Gordios u. Midas wechseln; später wurde Ph. von Krösos, dann von Kyros erobert u. theilte nachmals die Schicksale der kleinen, aus dem Reiche Alexander's d. Gr. entstandenen Staaten. Die größten Theile von Ph. kamen nachgehends zum Pergamenischen Reiche u. wurden 130 v. Chr. als römische Provinz zu Asia propria geschlagen. — Die Gebirge des Landes waren: Olympos (jetzt Tumandschi Dagh), Tauros, Kadmos (jetzt Baba Dagh), die Hauptflüsse Hermos u. Mäandros. Im S. des Landes lagen große Salzseen, Anara (jetzt Chardak Gieul) u. Askania (jetzt See von Buldur). Unter den Städten ragten an Bedeutung hervor: Kelänä an der Quelle des Mäandros, Sitz der alten Könige u. der pers. Satrapen von Großphrygien, Kolossä (jetzt Chonas), Kydrara (später Hierapolis), Doryläon (jetzt Eski Schehr), Kotyäon (jetzt Kutahiya); zur Zeit der Seleukiden kamen hinzu Apamea Kibotos (jetzt Dinēr od. Famia), Laodikea, Apollonia, Seleukia u. Synnada (jetzt Eski Karahissar mit großen Marmorbrüchen); die pergamenischen Könige bauten Eumeneia.

phrygische Mütze, eine Kopfbedeckung aus Filz mit nach vorn gebogener Spitze. Noch heute von den griech. u. ital. Fischern u. Schiffern getragen, war sie im Alterthum bei den Völkern Asiens gebräuchlich, die daher in bildlichen Darstellungen an dieser Mütze kenntlich sind.

Phryne, eine berühmte Hetäre, nach der man wol auch heute noch eine Hetäre eine Ph. nennt. Sie hieß eigentlich Mnesarete, stammte aus Thespiä in Böotien u. war anfänglich arm, bis sie nach Athen kam u. durch Entfaltung u. Preisgebung ihrer Reize es zu großem Reichthum brachte. Dem Pariteles u. dem Apelles diente sie als Modell für ihre Darstellungen der Aphrodite. Ihr konnte angeblich Niemand widerstehen, nur der Philosoph Xenokrates, den sie infolge einer Wette zu verführen versuchte, wurde nicht überwunden. Als Ph. einst durch den von ihr beleidigten Redner Euthias der Gotteslästerung angeklagt wurde, vertheidigte sie ihr Freund Hyperides, der Redner, anfänglich ohne Erfolg, bis er vor den Richtern ihre Reize enthüllte, worauf Ph. freigesprochen wurde.

Phtheiriasis (griech.), s. v. w. Läusesucht (s. „Läuse").

Phthisis (griech.), s. v. w. Schwindsucht.

Phull (ursprünglich in Urkunden Pul, Pull, Pfuel *rc.* genannt), Familie der Freiherren u. Herren v., ist eine der ältesten Adelsfamilien Deutschlands u. gehört wahrscheinlich zum eingeborenen wendischen Adel. In der Uckermark gehörte sie schon im 13. Jahrh. zu den schloßgesessenen Familien, die unter dem niederen Adel einen höheren Rang einnahmen. Zu den hervorragendsten Mitgliedern des Geschlechts gehörte außer Ernst v. Pfuel (s. d.) Freiherr Karl Ludwig August **v. Ph.**, Sohn des württemberg. Generalleutnants Freiherrn Karl Ludwig Wilhelm August v. Ph. (geb. 24. Aug. 1723, gest. zu Stuttgart 10. Febr. 1797) u. Enkel des württemberg. Generalfeldmarschallleutnants Johann August v. Ph. (geb. 5. Dez. 1669, gest. zu Ludwigsburg 19. Sept. 1746), geb. 6. Nov. 1757; ward in der Karlsschule zu Stuttgart erzogen, trat zuerst in preuß. u. 1806 in russ. Dienste, wo er, zum Generalleutnant u. Generalquartiermeister Kaiser Alexander's I. ernannt, von diesem Monarchen zu dessen Lehrer in der Kriegskunst gewählt wurde. Ph. war auch der Schöpfer des großen Feldzugs-, bez. Rückzugsplans für die russ. Armee im J. 1812, an dessen Ausführung Napoleon's I. Weltmacht zuerst scheiterte. Trotzdem wußten ihn die russ. Generäle, die ihn als einen Ausländer haßten u. beneideten, zu verdrängen, infolge dessen er nach England ging. Später zum russ. Gesandten im Haag ernannt, trat er 1820 in Pension u. verlebte seine letzten Jahre in Stuttgart, wo er 25. April 1826 starb. Sein bedeutender schriftlicher Nachlaß wurde gleich nach seinem Tode auf Reklamation des russ. Gesandten versiegelt u. diesem ausgehändigt. Seinen „Essai d'un système, pour servir de guide dans l'étude des opérations militaires" gab der württemberg. Oberst v. Batz zuerst deutsch (Stuttg. 1852), dann in der franz. Urschrift (Lpz. 1853) heraus.

Phylax (griech.), s. v. a. Wächter.

Phyle, d. h. Stamm, bezeichnete bei den Griechen die durch gemeinsame Abstammung zusammengehaltene Volksabtheilung. In den dorischen Staaten, wie Sparta, gab es seit den ältesten Zeiten drei Ph.n: Hylleer, Dymanen u. Pamphyler; in den ionischen Staaten, wie Athen, vier: Geleontes (Adlige), Hopletes (Krieger), Ergadeis (Bauern), Aegikoreis (Hirten), also hier als eine Art von Kasten (s. d.) aufzufassen. Solon ließ zwar diese alte Eintheilung bestehen, entzog ihr aber die politische Bedeutung durch Einführung des timokratischen Prinzips, indem er Rechte u. Pflichten der Bürger nach Maßgabe ihres Vermögens regelte. Doch wich diese Eintheilung in Athen 510 v. Chr. durch Kleisthenes einer neuen in zehn örtlich geschiedene Ph.n, die nach attischen Heroen benannt wurden; 307 v. Chr. kamen zwei neue Ph.n hinzu, die den Namen des Demetrios Poliorketes u. seines Vaters Antigonos trugen, später zu Ehren der Könige Ptolemäos Philadelphos von Aegypten u. Attalos I. von Pergamon umgetauft wurden; eine 13. Ph. entstand unter Hadrian u. wurde nach ihm genannt. Jeder Ph. wurde eine bestimmte Anzahl von Gemeinden (Demen) zugewiesen; an der Spitze einer Ph. stand der Phylarch, der später aber nur die von jeder Ph. zu stellenden Reiter zu befehligen hatte, während die Civilgeschäfte dem Epimelites zufielen. In den Rath (Bule) stellte jede Ph. 50 Mitglieder. — Vgl. Haase, „Die athenische Stammverfassung" (Bresl. 1857), u. Kutorga, „Essai sur l'organisation de la tribu dans l'antiquité" (Par. 1839).

Phylloxera vastatrix, s. „Reblaus".

Physharmonika, ein Tasteninstrument, dessen Töne durch Metallzungen, welche mittels eines Luftstromes in Schwingungen gesetzt werden, entstehen, angeblich durch Anton Häckel 1826 erfunden. Der Umfang der Klaviatur beträgt 4—6 Oktaven. Die Blasbälge, deren zwei vorhanden sind, werden vom Spieler selbst mit den Füßen regiert; der stärkere Druck des Fußes erzeugt natürlich ein Crescendo des Tones. Die Fülle des Klanges ist im Verhältniß zur Kleinheit des Instrumentes außerordentlich; doch trägt der Ton weniger in die Ferne u. die Stimmung ist sehr wandelbar; im Uebrigen eignet sich die Ph. mehr zum mäßig bewegten, gebundenen Vortrage als zu schnellen Sätzen. Um die Intonation der Zungen präziser u. rascher zu machen, verbindet man mit dem Windmechanismus häufig ein Hammerwerk; der Hammer schlägt beim Niederdruck der Taste ganz sanft an die Zunge, dem Winde seine Arbeit erleichternd, indem er die Zunge schon etwas in Schwingungen setzt. Hinsichtlich der Klangart ähnelt die Ph. der Orgel, doch hat sie viel Weichliches u. Sentimentales; trotzdem gebraucht man sie an manchen Orten als Surrogat für die etwa mangelnde Orgel beim Gottesdienst. Im Verlaufe der Zeit hat die Ph. mancherlei Modifikationen erfahren, woraus sich Instrumente ergaben wie z. B. das Aeolodikon, das Harmonium, die Orgue expressif *rc.*

Physik (vom griech. φύσις, d. i. Natur) bedeutet Naturlehre. Die oberste Hypothese der Ph. ist, daß alle Veränderungen mit Nothwendigkeit geschehen, d. h. daß zwischen den Naturerscheinungen das Verhältniß von Ursache u. Wirkung stattfindet. Alle Veränderungen, auch die qualitativen, erweisen sich zuletzt als reine Bewegung. Die Ursache der Bewegung bezeichnet man als Kraft. Aufgabe der Ph. ist also, die Bewegungen u. die sie verursachenden Kräfte zu erforschen. Ph. u. Mechanik (s. d.) sind demnach eigentlich identisch. Es wird dies noch klarer, wenn man bedenkt, daß alle Naturkräfte (s. „Kraft") als Kombinationen der einfachen Atomkräfte anzusehen sind, u. daß demnach alle komplizirteren Naturgesetze aus den einfachen Gesetzen der Mechanik des Atoms sich aufweisen lassen müssen, was natürlich nur auf mathematischem Wege möglich ist. Es ist demnach die letzte u. höchste Aufgabe der Ph., die Gesammtheit aller Erscheinungen als Resultate zu begreifen, die aus der Mechanik der Atome hervorgegangen sind. In der Ph. steckt, wie Kant ganz richtig sagt, gerade so viel Wissenschaft, als Mathematik darin steckt. Man hat zwar das Gebiet aller der stofflichen, qualitativen Veränderungen, die noch nicht ganz klar als rein quantitative od. Bewegungs-

erscheinungen haben nachgewiesen werden können, als besonderes Gebiet der „Chemie" (s. d.) aus der Ph. ausgeschieden; indessen wird dagegen von strengen Forschern geltend gemacht, daß deswegen auch der Chemie der Name einer Wissenschaft eigentlich gar nicht zukomme, bis nicht auch sie die Erscheinungen ihres Gebietes als rein mechanische Atomfunktionen aufzufassen gelehrt habe u. mit der Ph. zusammengefallen sei. Wenn dies eingetreten sein wird, muß natürlich auch der Ph. die gesammte Biologie (s. d.) zufallen, u. sie wird ihrem erhabenen Ziele einer wissenschaftlichen Erklärung der Welt aus mechanischen Prinzipien wesentlich näher gerückt sein. Das heutige Gebiet der Ph., vorläufig mit Aussonderung der Chemie, wird nach hergebrachter Weise in folgende Einzelgebiete getheilt: Mechanik der festen (Geomechanik), der flüssigen (Hydromechanik) u. der luftförmigen Körper (Aëromechanik), Akustik, Optik, Wärmelehre, Elektrizität u. Magnetismus. Die letzteren Gebiete, von der Akustik an, sind aber eigentlich nur Molecularmechanik u. die Zusammenfassung der Erscheinungen in Abtheilungen je nach den Sinnen, durch die sie wahrgenommen werden, ist streng genommen kein physikalischer Eintheilungsgrund. Die Hülfsmittel der Ph. sind die Beobachtung u. das Experiment (s. d.) od. der Versuch, u. zwar ist bei beiden die quantitative Seite, die genaue Messung, das Ausschlaggebende. Das Wesentliche ist aber die genaue Verknüpfung der Messungsergebnisse durch die mathematische Betrachtung. Handelt es sich darum, die Hauptthatsachen der Ph. durch erläuternde Experimente vorzuführen, so nennt man solche populäre Darstellungsweise „Experimentalphysik".

Das Alterthum benutzte wesentlich nur die Beobachtung; die Wichtigkeit des Experimentes war ihm völlig unbekannt. Wir finden es nur in einzelnen Fällen. Pythagoras wendete es einigermaßen bei seinen akustischen Untersuchungen an u. Archimedes bei seinen mechanischen. Erst vom 12. Jahrh. n. Chr. an wurden der Experimentirkunst neue Instrumente geliefert durch Einführung des Kompasses u. der Brillenfabrikation. Erst nachdem die Mathematik zu Anfang der neueren Zeit sich immer mächtiger entwickelte, gelang es auch der Ph., ihr Gebiet endlich immer mehr zu erweitern. Stevin u. Varignon bauten durch Einführung der schiefen Ebene u. des Kräfteparallelogramms die Statik aus. Galilei u. Huyghens schufen die Dynamik. Barometer u. Thermometer wurden erfunden; Boyle stellte das auch nach Mariotte genannte wichtige Gesetz auf; Otto v. Guerike erfand die Luftpumpe u. die Elektrisirmaschine; Mikroskope, Fernröhre u. Spiegelteleskope wurden konstruirt, von Hartmann der schon Columbus bekannten Deklination auch die Inklination der Magnetnadel hinzugefügt, Snellius fand das Brechungsgesetz, Barrow die Linsengesetze, Römer bestimmte die Geschwindigkeit des Lichtes, Grimaldi erkannte dessen Beugung, Bartholin die Doppelbrechung; Newton, der mit seinen „Mathematischen Prinzipien" den würdigen Abschluß dieser Periode bildete, fand die Farbenzerstreuung. In der neueren Zeit waren zunächst wichtig Young's u. Fresnel's optische Entdeckungen u. Begründungen der Wellentheorie. Lavoisier schuf die neuere Chemie, Lambert u. Bouguer die Photometrie, ebenso legte Lambert mit Lesage die Grundlage zur mechanischen Wärmetheorie, Chladni entdeckte die Klangfiguren, Montgolfier die Aërostaten, Malus die Polarisation des Lichts; Niepce, Daguerre u. Talbot waren die Schöpfer der Photographie; Wollaston, Fraunhofer, Kirchhoff vervollkommneten die optischen Instrumente u. erfanden die Spektralanalyse &c.; Watt Fulton, Seguin, Stephenson &c. konstruirten brauchbare Dampfmaschinen; Gauß u. Weber gaben die Theorie des Erdmagnetismus; Galvani u. Volta lenkten die Elektrizitätslehre in ganz neue Bahnen; Oerstedt, Faraday, Ampère, Steinheil u. Morse schufen u. entwickelten den Elektromagnetismus mit seiner wichtigen Anwendung u. lehrten die Induktionsströme kennen &c. Besonders wichtig wurde aber in der Neuzeit der Ausbau aller der Gebiete, welche heutzutage die sog. Molecularmechanik ausmachen, u. von diesen ist nahezu das wichtigste die mechanische Wärmetheorie, wie sie von Mayer, Joule, Clausius, Hirn u. A. geschaffen worden ist. Dadurch u. durch die Forschungen von Helmholtz wurde das Prinzip der Erhaltung der Kraft gewissermaßen zum Mittelpunkte der modernen Ph. gemacht u. diese somit ihrem Ideale immer näher gerückt.

Verzeichniß der bedeutendsten Physiker aller Zeiten u. Völker.

580—500 v. Chr. **Pythagoras** (s. d.), entdeckte die mathematischen Tonintervalle, konstruirte das Monochord.

384—322. **Aristoteles** (s. d.), Begründer der Meteorologie. Von seinen Werken berühren die Ph. besonders: „De coelo", „De mundo", „Quaestiones mechanicae", „De coloribus" u. „Meteorologica".

Um 300 v. Chr. **Euklides** (s. d.), berühmter Mathematiker zu Alexandrien, der auch ein Werk über „Optik" u. „Katoptrik" hinterließ.

287—212. **Archimedes** (s. d.), Begründer der Mechanik u. Statik.

284—221. **Heron** (s. d.), konstruirte verschied., noch jetzt nach ihm genannte aërostatische u. a. Apparate (Heronsball, Heronsbrunnen, Aëropile u. a.) u. beschrieb sie in dem noch vorhandenen Werke „Pneumatica".

Von ? bis 1038 n. Chr. **Alhazem**, geb. zu Bassora, gest. zu Kairo. Bedeutender arab. Mathematiker, bekannt durch seine „Abhandlung über Optik", worin er die Ansicht der Griechen, daß die Strahlen vom Auge ausgehen, widerlegte, das Einfachsehen mit zwei Augen, Reflexion u. Brechung, auch die atmosphär. Strahlenbrechung schon richtig erklärte.

1214—1294. **Roger Bacon** (s. d.), schrieb über physikalische, chemische u. andere Fragen das „Opus majus", „Opus minus" u. „Opus tertium".

Um 1270. **Vitello** (eigentlich Witelo), verderbt Vitellio, Magister, Thüringer von Geburt, schrieb ein berühmtes optisches Werk.

Von ? bis 1313. **Alessandro della Spina**, Predigermönch zu Pisa, starb 1313 an seinem Geburtsort Pisa. Wird neben dem sonst völlig unbekannten Salvino degli Armati als Erfinder der Brillen genannt.

1436—1476. **Johann Regiomontanus** (eigentlich Müller), geb. 6. Juni in Unfinden bei Königsberg in Franken, gest. 6. Juli zu Rom, berühmter Astronom, der sich auch mit physischen Fragen, wie Konstruktion von Brennspiegeln &c., befaßte.

1452—1519. **Lionardo da Vinci** (s. d.), weltberühmter Maler u. Bildhauer, beschäftigte sich auch mit physikalischen Forschungen, entdeckte die Kapillarität u. die Diffraktion, die Camera obscura ohne Linse, gründete darauf eine Theorie des Sehens, beobachtete das Gewicht der Luft, die Staubfiguren auf schwingenden Platten, die stehenden Wasserwellen, erfand ein Dynamometer &c.

1489—1564. **Georg Hartmann**, geb. 9. Febr. zu Eckoltsheim bei Bamberg, gest. 9. April zu Nürnberg. Studirte in Köln Theologie u. Mathematik, bereiste Italien, war Mechanikus in Nürnberg, zuletzt Pfarrvikar an der Sebalduskirche. Er entdeckte die magnetische Inklination sowie andere Eigenschaften des Magnetes.

1538—1615. **Giambattista della Porta**, geb. zu Neapel, gest. daselbst 4. Febr. Beschrieb zuerst in seiner „Magia naturalis" (Ausg. von 1589) den Winkelspiegel sowie die Camera obscura mit Sammellinse (ob er sie erfunden, ist ungewiß), lehrte auch die Brennweite bestimmen.

1540—1603. **William Gilbert**, geb. zu Colchester (England), gest. 30. Nov. zu London. Berühmt durch seine Untersuchungen über den Magnet, die er in dem Werke „De magnete etc." niederlegte.

1548—1620. **Simon Stevinus**, geb. zu Brügge, gest. zu Leyden. Sehr verdient um die Mechanik u. Hydrostatik: „De Beghinselen der Weegkonst" u. „De Beghinselen des Waterwichts" (1586). Er führte schon die Dezimaltheilung in den geodätischen Maßen ein.

Von ? bis 1619. **Hans Lippersheim**, geb. zu Wesel, gest. zu Mittelburg auf Zeeland. Brillenmacher zu Mittelburg. Muß als Erfinder des Fernrohres angesehen werden.

1561—1626. **Francis Bacon v. Verulam** (s. d.), berühmter Philosoph. Zeigte der Ph. den richtigen Weg der Forschung, indem er vom Experiment auszugehen lehrte.

1564—1642. **Galileo Galilei** (s. d.). Entdeckte die Gesetze des freien Falles u. des Pendels, der Wurfbewegung &c., konstruirte ein Fernrohr, mit dem er viele astronomische Entdeckungen machte, u. hat große Verdienste um die Mechanik.

1571—1630. **Johann Kepler** (s. d.), berühmter Astronom, um die Ph. verdient durch seine optischen Untersuchungen in seiner Schrift „Paralipomena ad Vitellionem", Erfinder des astronomischen Fernrohrs, erkannte die totale Reflexion.

1572—1634. **Cornelis Drebbel** (s. d.), machte Ansprüche auf Erfindung des Thermometers.

1588—1648. **Maria Mersenne**, franz. Minoritenmönch, geb. 8. Sept., gest. 1. Sept. zu Paris, hinterließ viel Schriften mathematischen u. physikal. Inhalts, darin auch die erste Idee zu einem Spiegelteleskop.

1591—1626. **Willebrord Snell** (Snellius) **van Roijen**, geb. zu Leyden, gest. das. 30. Okt., Prof. der Mathematik zu Leyden. Ermittelte zuerst das Lichtbrechungsgesetz.

1596—1650. **René Descartes** (Cartesius), s. d., berühmter Philosoph u. Mathematiker. Auf physikalischem Gebiete sind bes. seine mechanischen u. dioptrischen Untersuchungen werthvoll (Brechungsgesetz, Cartesianischer Taucher).

1601—1616. **Athanasius Kircher** (s. d.), schrieb mehrere Sammelwerke über physikalische u. andere Erscheinungen u. Kuriositäten, hatte auch eine große Instrumentensammlung.

1602—1686. **Otto v. Guericke** (s. d.), Erfinder der Luftpumpe, der Magdeburger Halbkugeln, des Sperrhahns, des Manometers u. der Elektrisirmaschine.

1608—1647. **Evangelista Torricelli** (s. d.), Schüler u. Nachfolger Galilei's in dessen Aemtern; erfand 1643 das Barometer, verfertigte zuerst einfache Mikroskope u. verbesserte die Fernröhre.

1618—1663. **Francesco Maria Grimaldi** (s. d.). Verdient um die Optik durch Entdeckung der Diffraktion u. Versuch einer Undulationstheorie des Lichtes.

1623—1662. **Blaise Pascal** (s. d.), genialer Mathematiker. Bewies zuerst durch das Quecksilberbarometer die Abnahme des Luftdruckes in der Höhe.

1625—1698. **Erasmus Bartholinus** (Rasmus Berthelsen), geb. 13. Aug. zu Roeskilde in Dänemark, gest. 4. Nov. zu Kopenhagen. Reiste viel, war Professor der Mathematik u. Medizin in Kopenhagen. Entdeckte die Doppelbrechung im Kalkspath.

1626—1691. **Robert Boyle** (s. d.). Erweiterte die Hydrostatik u. Aërostatik u. fand das öfter nach Mariotte (s. d.) als nach ihm benannte aërostatische Gesetz.

1629—1695. **Christian Huyghens** (s. d.). Erfand die Pendeluhren mit Ankerhemmung, entdeckte das Gesetz der Lichtpolarisation durch Doppelbrechung u. erfand das Centrifugalpendel.

1635—1703. **Robert Hooke,** geb. 18. Juli auf der Insel Wight, gest. 3. März zu London. Prof. der Geometrie am Gresham-College in London, geistreicher Naturforscher, zu manchen späteren Entdeckungen u. Theorien schon die ersten Ideen fassend, ohne sie jedoch weiter auszuführen, u. dadurch in manche Prioritätsstreitigkeiten verwickelt wurde.

1638—1675. **James Gregory,** geb. zu Aberdeen, gest. zu Edinburgh, Prof. der Mathematik zu St. Andrews; beschäftigte sich viel mit Optik u. konstruirte u. a. ein nach ihm genanntes Spiegelteleskop.

1643—1727. **Isaac Newton** (s. d.); unsterblich durch die Entdeckung des Gravitationsgesetzes u. durch seine opt. Untersuchungen der Farbenlehre.

1644—1710. **Ole** (Olof) **Römer,** geb. 25. Sept. zu Aarhuus in Dänemark, gest. 19. Sept. zu Kopenhagen. Astronom, lebte zu Paris. Später Bürgermeister zu Kopenhagen lehrte er die Geschwindigkeit des Lichtes messen aus der Verfinsterung der Jupitermonde.

1647—1716. **Denis Papin** (s. d.), geb. zu Blois, Schüler von Huyghens u. Boyle u. Prof. der Mathematik u. Ph. in Marburg. Erfand den Digestor (Papin'schen Topf) u. eine Dampfmaschine, mittels derer er ein Boot bewegte u. damit auf der Fulda von Kassel bis Münden fuhr.

Von ? bis 1736. **Stephen Gray,** geb. Ende des 17. Jahrh. in England, starb 15. Febr. zu London. Seine Lebensumstände unbekannt. Machte sich um Erforschung der Elektrizität sehr verdient.

1675—1757. **George Graham,** geb. zu Horspills in Cumberland, gest. 20. Nov. zu London. Uhrmacher u. Mechaniker. Bekannt durch die Erfindung der Kompensationspendel. Entdeckte die tägliche Variation der Magnetnadel.

1683—1757. **René Antoine Ferchault de Réaumur** (s. d.), geb. zu La Rochelle in Frankreich, gest. zu Bermondière. Thermometer-Skala, Réaumur'sches Porzellan.

1686—1736. **Gabriel Daniel Fahrenheit** (s. d.), war der Erste, der brauchbare Gewichtsaräometer sowie genau übereinstimmende Thermometer fertigte; gab eine Eintheilung der Thermometerskala.

1688—1742. **Wilhelm Jakob Storm van s'Gravesande,** geb. 27. Sept. zu Herzogenbusch, gest. 28. Febr. zu Leyden. Prof. der Mathematik daselbst. Erfand den Heliostaten (s. d.).

Von ? bis 1713. **Francis Hawksbee,** bekleidete die Stelle des „Curator of Experiments" bei der Royal Society in London. Fruchtbarer Schriftsteller über verschied. physikal. Gegenstände, verbesserte die Luftpumpe.

Von ? bis 1748. **Ewald Georg v. Kleist,** Geburtsjahr unbekannt, starb 11. Dez. 1748 zu Cöslin einige 40 Jahre alt. Domdechant zu Cammin in Pommern. Erfand 11. Okt. 1745 die elektrische Verstärkungsflasche (Kleist'sche, fälschlich auch Leydner Flasche genannt).

1692—1761. **Petrus Muschenbroek** (s. d.), bekannt durch seine „Elementa physicae" u. andere klassische Schriften u. vorzüglich um die Experimentirkunst verdient.

1698—1739. **Charles Francois de Cisternay-Dufay,** geb. 14. Sept. zu Paris, gest. 16. Juli ebenda. Kapitän in der Armee, dann Mitglied der Akademie. Erkannte zuerst 1733 die beiden entgegengesetzten (+ u. —) elektrischen Zustände.

1700—1782. **Daniel Bernoulli** (s. d.), durch viele optische u. akustische Untersuchungen verdient.

1703—1770. **Joh. Heinrich Winkler,** geb. 12. März zu Wiegendorf in der Oberlausitz, gest. 18. Mai zu Leipzig. Erst Lehrer an der Thomasschule das., zuletzt Prof. der Ph. an der Universität, machte sich um die Verbesserung der elektrischen Apparate verdient.

1706—1761. **John Dollond** (s. d.), Optiker. Erfand 1757 die achromatischen Fernröhre.

1706—1790. **Benjamin Franklin** (s. d.), Erfinder des Blitzableiters u. der Franklin'schen Tafel.

1707—1783. **Leonhard Euler** (s. d.), berühmter Mathematiker, um die Ph. verdient durch Begründung der Undulationstheorie, bewies auf mathematischem Wege die Möglichkeit, achromatische Linsen herzustellen.

1710—1761. **Georg Matthias Bose,** geb. 22. Sept. zu Leipzig, gest. 17. Sept. zu Magdeburg. Prof. der Ph. zu Wittenberg. Erfand den Konduktor der Elektrisirmaschine.

1728—1777. **Johann Heinrich Lambert** (s. d.), berühmt durch seine photometrischen Untersuchungen.

1733—1804. **Joseph Priestley,** geb. 13. März (A. St.) bei Leeds in England, gest. 6. Febr. zu Northumberland (Pennsylvanien), Dr. jur. Berühmter Chemiker, förderte er auch die Optik, Elektrizitätslehre &c.

1736—1806. **Charles Augustin Coulomb** (s. d.). Wichtig sind seine Schriften über Elektrizität u. Magnetismus; lehrte die elektrische Kraft durch die nach ihm benannte Drehwage messen.

1736—1819. **James Watt** (s. d.), geb. zu Greenock (Schottland), starb zu Heathfield bei Birmingham. Erfinder der eigentlichen, nur durch Dampf bewegten Dampfmaschine.

1737—1798. **Luigi** (Aloisio) **Galvani** (s. d.), berühmt durch die Entdeckung des nach ihm genannten Galvanismus.

1738—1822. **Friedrich Wilh. Herschel** (s. d.), berühmter Astronom. Verdient um die Optik durch die Konstruktion seiner Riesenteleskope.

1740—1799. **Horace Benedicte de Saussure** (s. d.), geb. 17. Febr. bei Genf, gest. 22. Jan. zu Genf, Prof. der Ph. in Genf. Machte sich vorzüglich um die Meteorologie verdient, erfand u. a. ein Hygrometer.

1742—1799. **Georg Christoph Lichtenberg** (s. d.), bekannt durch seine elektrischen Untersuchungen, Verbesserung der Elektrophors &c. (die Lichtenberg'schen Figuren).

1745—1807. **George Atwood,** gest. 11. Juli zu London. Fallmaschine (s. „Atwood's Fallmaschine").

1745—1827. **Alessandro Volta** (s. d.), geb. 19. Febr. zu Como in Italien, gest. 5. März ebenda. Entdecker der „Volta'schen Säule".

1746—1823. **Jacques Alexandre César Charles** (s. d.), gab die erste Theorie des Luftballons u. erfand den mit Wasserstoff gefüllten Aërostaten (Charlière).

1749—1827. **Pierre Simon, Marquis de Laplace** (s. d.), gab eine mathematische Theorie der Attraktion, Kapillarität &c.

1749—1832. **Johann Wolfgang v. Goethe** (s. d.). Unser klassischer Dichter hat in der Geschichte der Ph. eine Stellung durch seine zwar geistreiche, aber nicht stichhaltige „Farbenlehre".

1750—1837. **Martin v. Marum,** geb. 20. März zu Gröningen, gest. 26. Dez. zu Haarlem; prakt. Arzt, Direktor des Physikalischen (Teyler-schen) Museums daselbst. Elektrische Untersuchungen. Konstruirte riesige Elektrisirmaschinen.

1751—1795. **Johann Samuel Traugott Gehler,** geb. 1. Nov. zu Görlitz, gest. 16. Okt. zu Leipzig. Bekannt durch sein 22 Bände umfassendes „Physikalisches Wörterbuch".

1753—1814. **Sir Benjamin Thomson, Graf v. Rumford,** geb. 26. März zu Rumford (jetzt Concord, N. H., in Nordamerika), gest. 21. Aug. zu Auteuil bei Paris. Machte wichtige Unters. über Wärme u. konstruirte ein Photometer. Gründete 1800 die Royal Institution zu London.

1756—1827. **Ernst Florens Friedr. Chladni** (s. d.), berühmt durch seine akustischen Forschungen (Chladni'sche Klangfiguren).

1758—1815. **William Nicholson,** geb. zu London, gest. 21. Mai zu Bloomsbury, auch Chemiker u. Naturphilosoph. Konstruirte das nach ihm genannte Aräometer u. entdeckte mit Sir Anthony Carlisle (30. April 1800) zuerst die galvanische Wasserzersetzung.

1765—1831. **Joh. Gottl. Friedr. v. Bohnenberger** (s. d.), Prof. der Mathematik u. Astronomie zu Tübingen. Machte Fallversuche; ein Elektrometer führt seinen Namen.

1766—1828. **William Hyde Wollaston** (s. d.), geb. 6. Aug. zu East-Dereham (England), gest. 22. Dez. zu London. Durch optische Untersuchungen verdienstvoll, erfand das nach ihm benannte Reflexionsgoniometer, den Kryophor sowie die Schmiedbarmachung des Platin.

1768—1830. **Jean Baptiste Joseph, Baron Fourier** (s. d.), berühmter Mathematiker, förderte nam. die Wärmetheorie.

1769—1859. **Friedr. Heinr. Alex., Frhr. v. Humboldt** (s. d.), wurde durch seine physikal. Untersuchungen über Erdmagnetismus, Wärme- u. Luftdruckvertheilung auf der Erde, nam. aber durch die Anbahnung der meteorolog. Stationen epochemachend für die Witterungskunde.

1770—1831. **Johann Thomas Seebeck,** geb. zu Reval 9. April, starb zu Berlin 10. Dez., Privatmann u. zuletzt Mitglied der Akademie zu Berlin. Entdeckte das Wärmespektrum, die Thermoelektrizität &c.

1772—1847. **Georg Wilh. Muncke,** geb. 28. Nov. bei Hameln, gest. 17. Okt. zu Großkmehlen bei Ortrand. Prof. der Ph. zu Marburg u. Heidelberg. Gab mit Brandis u. A. Gehler's physikal. Wörterb. neu heraus.

1773—1829. **Thomas Young** (s. d.), geb. 13. Juni zu Milverton (England), gest. 10. Mai zu London, Dr. med., zuletzt Mitglied der Royal Society zu London u. der Pariser Akademie. Besonders berühmt durch seine optischen Forschungen.

1773—1852. **Christian Heinrich Pfaff,** geb. 2. März zu Stuttgart, gest. 23. April zu Kiel. Prof. der Ph. u. Chemie daselbst. Besonders verdient um die Lehre vom Galvanismus.

1774—1862. **Jean Baptiste Biot** (s. d.), Astronom; als Physiker berühmt durch seine Untersuchungen über Lichtbrechung in Gasen, Cirkularpolarisation, Messung der Geschwindigkeit des Schalles ꝛc.

1775—1812. **Etienne Louis Malus,** geb. zu Paris 23. Juni, gest. ebenda 23. Febr. Erst Unterleutnant, zuletzt Mitglied des Instituts. Entdeckte die Polarisation des Lichtes durch Spiegelung.

1775—1836. **André Marie Ampère** (s. d.), epochemachend durch seine Klarlegung des Gesetzes von den elektr. Strömen (Ampère'sches Gesetz).

1776. **Charles, Baron Cagniard de la Tour,** Ingenieur-Geograph, seit 1851 Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris. Untersuchungen über Wärme, Schall ꝛc. Erfand die nach ihm genannte Sirene.

1776—1846. **Giuseppe Zamboni,** geb. 1. Juni zu Verona, gest. 25. Juli ebenda. Prof. der Ph. am Lyceum zu Verona. Um die Elektrizitätslehre verdient durch die Konstruktion der nach ihm gen. „trockenen Säulen".

1777—1851. **Hans Christian Oerstedt** (s. d.), berühmt durch die Entdeckung des Elektromagnetismus.

1777—1855. **Karl Friedrich Gauß** (s. d.), einer der größten Mathematiker, Physiker u. Astronomen aller Zeiten. Förderte die Lehre vom Erdmagnetismus, stellte mit Weber (s. d.) den ersten elektromagnetischen Telegraphen auf, erfand das Helioskop ꝛc.

1778—1829. **Sir Humphry Davy** (s. d.), bedeut. Chemiker. Erfand die Sicherheitslampe u. entdeckte die chem. Wirkungen des elektr. Stromes.

1778—1850. **Louis Joseph Gay-Lussac** (s. d.), bes. durch chemisch-physik. Untersuchungen berühmt; konstruirte ein nach ihm gen. Aräometer.

1779—1857. **Joh. Salomon Christoph Schweigger** (s. d.), geb. zu Erlangen 8. April, gest. zu Halle 6. Sept. als Prof. der Ph. Durch seine galvanischen Untersuchungen u. die Erfindung des galvanischen Multiplikators verdient.

1781—1840. **Siméon Denis Poisson,** geb. zu Pithiviers 21. Juni, gest. 25. April zu Paris, Prof. der Mechanik. Gab vortreffliche mathemat. Arbeiten über Mechanik, Kapillarität, Wärmetheorie ꝛc. heraus.

1781. **Sir David Brewster** (s. d.), lieferte bedeut. Arbeiten über Polarisation des Lichtes ꝛc., erfand das Kaleidoskop u. verbesserte das Stereoskop.

1784—1846. **Friedr. Wilh. Bessel** (s. d.). Seine Untersuchungen über Pendel, Schwere, Fall ꝛc. sind klassisch.

1784. **Christopher Hansteen,** geb. 26. Sept. zu Christiania, Prof. der Astronomie u. Direktor der Sternwarte daselbst. Verdient um Erdmagnetismus, zu dessen Messung er einen eigenen Apparat erfand.

1786—1853. **Dominique François Jean Arago** (s. d.), hat sehr werthvolle Arbeiten über die mannichfachsten Zweige der Ph. ausgeführt: Lichtbrechung in Gasen, die Polarisation des Lichtes, Rotationsmagnetismus ꝛc.; berühmt zudem als ausgezeichneter Schriftsteller.

1787—1826. **Joseph v. Fraunhofer** (s. d.), Verfertiger ausgezeichneter optischer Instrumente. Entdeckte die Fraunhofer'schen Linien bei seinen Untersuchungen des Sonnenspektrums.

1787—1854. **Georg Simon Ohm** (s. d.), berühmt durch die Entdeckung des nach ihm genannten elektr. Grundgesetzes (s. „Ohm'sches Gesetz").

1788—1827. **Augustin Jean Fresnel** (s. d.), einer der Schöpfer der Undulationstheorie des Lichtes.

1788. **Antoine César Becquerel** (s. d.), beschäftigte sich bes. mit den chemischen Wirkungen der Elektrizität, über Magnetismus, die elektr. Fische ꝛc.

1789—1857. **Louis Augustin Cauchy** (s. d.), berühmter Mathematiker, der sich um die mathematische Untersuchung der Theorie des Lichtes u. der Wärme verdient gemacht.

1790—1845. **John Frederic Daniell** (s. d.), sehr bekannt durch die Konstruktion der nach ihm genannten konstanten galvanischen Batterie u. eines Hygrometers.

1791—1841. **Felix Savart,** geb. 30. Juni zu Mézières, gest. 16. März zu Paris. Prof. der Ph. u. Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris. Arbeiten über Akustik u. über den Ausfluß von Flüssigkeiten.

1791—1867. **Michael Faraday** (s. d.), machte bedeut. Entdeckungen auf elektr. Gebiete: Induktionselektrizität u. Diamagnetismus (Faradismus).

1791—1868. **Claude Servais Mathias Pouillet** (s. d.); machte ausgezeichnete Untersuchungen über Elektrizität, Wärmestrahlung ꝛc. Verfasser eines bekannten Lehrbuchs der Ph.

1792—1871. **Friedr. Magnus Schwerd,** geb. 8. März zu Osthofen (Rheinbayern), gest. 22. April zu Speyer als Prof. der Ph. am Lyceum das. Hat die Theorie der Lichtbeugungserscheinungen aus den Fundamentalgesetzen der Undulationstheorie geistreich entwickelt.

1796. **Joh. Chr. Poggendorff,** geb. 29. Dez. zu Hamburg. Anfangs Pharmazeut, später Prof. der Ph. an der Universität u. Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin; machte viele, bes. elektrische Untersuchungen. Herausgeber der „Annalen der Ph."

1798—1854. **Macedonio Melloni,** geb. 11. April zu Parma, gest. 11. Aug. zu Portici, Prof. der Ph. zu Parma, dann zu Neapel. Untersuchungen über strahlende Wärme. Konstruirte die nach ihm gen. „Thermosäule".

1799—1865. **Adolph Theodor Kupffer** (s. d.), hat nam. über Erdmagnetismus u. Meteorologie gearbeitet.

1799—1872. **Wilh. Friedr. Eisenlohr** (s. d.), Prof. der Ph. am Polytechnikum zu Karlsruhe, außer durch optische Untersuchungen bes. als Verfasser eines Lehrbuchs verdient.

1801—1867. **Ludwig Friedrich Kämtz,** geb. 11. Jan. zu Treptow (Pommern), gest. als Akademiker u. Direktor des Physikal. Centralobservatoriums zu Petersburg 20. Dez. Erst Prof. der Ph. zu Halle, dann zu Dorpat. Bekannt durch seine elektrischen Untersuchungen u. sein berühmtes Lehrbuch der Meteorologie.

1801—1870. **Karl Aug. Steinheil** (s. d.), geb. 12. Okt. zu Rappoltsweiler (Elsaß), gest. 14. Sept. in München, Prof. der Ph. u. Mathematik. Auch verdienter Astronom. Erfinder des ersten galvanischen Schreibtelegraphen u. mehrerer optischer Instrumente.

1801—1873. **Auguste Arthur de la Rive** (s. d.), geb. 9. Okt. in Genf, gest. das. 27. Nov. Prof. der Ph. an der Akademie zu Genf, förderte die Lehre von der Reibungselektrizität.

1801—1874. **Moritz Herm. v. Jacobi** (s. d.), Entdecker der Galvanoplastik.

1801. **Gustav Theodor Fechner** (s. d.), bearbeitete deutsch das Biot'sche Lehrbuch; außerdem durch elektrische u. magnetische Untersuchungen sowie später durch seine physikal. u. philos. Atomenlehre von Bedeutung.

1802—1870. **Heinrich Gustav Magnus** (s. d.), hat klass. Untersuchungen über die Ausdehnung der Gase u. die Spannkraft der Dämpfe angestellt.

1802—1875. **Charles Wheatstone** (s. d.), geb. zu Gloucester (England), gest. zu Paris 20. Okt. 1875. Prof. der Ph. u. Mitglied der Royal Society. Erfinder des Stereoskopes. Hat zuerst (mit Cooke) die elektromagnetische Telegraphie praktisch eingeführt.

1803. **Heinrich Wilh. Dove** (s. d.), berühmter Meteorolog (Gesetz über die Drehung der Winde) sowie ausgezeichneter Schriftsteller über physikalische Gegenstände (Maße u. Messen).

1803. **Peter Theophil Rieß,** geb. 27. Juni zu Berlin, ehem. Prof. u. Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin; hat zahlreiche u. wichtige Untersuchungen über Reibungselektrizität geliefert.

1804. **Wilh. Ed. Weber** (s. d.), geb. 24. Okt. zu Wittenberg, Prof. der Ph. zu Göttingen. Einer der größten Physiker unserer Zeit durch seine klass. Arbeiten über die Wellenlehre, Messung der Elektrizität u. des Magnetismus nach absolutem Maße, seine elektro-dynamische Untersuchung ꝛc. Mit Gauß richtete er den ersten elektro-magnetischen Telegraphen ein.

1804. **François Napoleon Marie Moigno,** schrieb viel über Optik, elektrische Telegraphie ꝛc.

1804. **Charles Louis Chevalier,** geb. zu Paris. Optiker in Paris, berühmt durch sein Mikroskop. Mikrometer für astronom. Instrumente.

1804. **Heinr. Friedr. Emil Lenz,** geb. 12. Febr. zu Dorpat. Prof. der Ph. in St. Petersburg. Untersuchungen über Erdmagnetismus, Elektromagnetismus, Induktionsströme ꝛc.

1805—1849. **Ludw. Friedr. Wilhelm August Seebeck,** geb. 27. Dez. zu Jena, gest. 19. März zu Dresden als Direktor des Polytechnikums daselbst. Ausgezeichnete Arbeiten über Akustik. Erfinder der Lochsirene.

1805. **Johann Lamont** (s. d.), geb. 13. Dez. zu Bracmar in Schottland. Prof. der Astronomie in München. Verdient um die Wissenschaft vom Erdmagnetismus.

1806. **Georg Adolph Erman,** geb. 12. Mai zu Berlin, außerord. Prof. der Ph. das. Meteorologische u. erdmagnetische Beobachtungen.

1809—1875. **Joh. Heinr. Jakob Müller** (s. d.). Optische u. elektrische Untersuchungen. Besonders bekannt durch sein Lehrbuch der Ph. (ursprünglich eine Bearbeitung des Pouillet'schen).

1810. **Henri Victor Regnault** (s. d.), geb. 21. Juli zu Aachen, Prof. der Chemie u. Ph. in Paris. Machte klass. Untersuchungen über die Wärmeausdehnung der Körper, die Giltigkeit des Mariotte'schen Gesetzes ꝛc.

1811. **Robert Wilhelm Bunsen** (s. d.), Prof. der Chemie zu Heidelberg. Konstruirte das nach ihm genannte galvanische Kohlenelement u. erfand mit Kirchhoff die Spektralanalyse.

1811. **William Robert Grove,** geb. 11. Juli zu Swansea (England). Prof. der Ph. an der London-Institution. Bekannt durch seine sehr wirksame konstante galvanische Batterie.

1814. **Wilhelm Gottlieb Hankel** (s. d.), lieferte wichtige optische u. thermo-elektrische Arbeiten.

1814. **Julius Robert Mayer** (s. d.), genialer Entdecker des Grundgesetzes von der Erhaltung der Kraft durch seine Arbeiten über das mechanische Wärmeäquivalent.

1816. **Ernst Werner Siemens** (s. d.), geb. 13. Dez. zu Lenthe bei Hannover, Leiter einer von ihm u. Halske errichteten Telegraphen-Bauanstalt in Berlin. Genialer Erfinder u. Konstrukteur auf dem Gebiete des elektrischen Telegraphenwesens.

1818. **James Prescott Joule,** geb. 24. Dez. bei Manchester. Berühmt durch seine Untersuchungen über das mechan. Aequivalent der Wärme.

1818. **Emil Heinrich du Bois-Reymond** (s. d.), Prof. der Physiologie u. Präsident der Akademie der Wissensch. in Berlin, förderte durch wichtige Untersuchungen die Lehre v. d. thierischen Elektrizität (Froschstrom 2c.).
1819—1868. **Jean Bernard Léon Foucault** (s. d.), bekannt durch seine Methoden der Messung der Lichtgeschwindigkeit u. die Beobachtung der Erdumdrehung durch den nach ihm genannten Pendelversuch.
1819. **Hippolyte Louis Fizeau** (s. d.), erfand Methoden zur Messung der Geschwindigkeit des Lichtes für irdische Distanzen, ebenso der Elektrizität.
1820. **John Tyndall**, geb. 21. Aug. zu London, Prof. der Ph., Mitglied der Royal Society. Ausgezeichneter Schriftsteller, auch durch elektr., magnetische, diamagnetische u. optische Untersuchungen verdient.
1820. **Alexandre Edmond Becquerel** (s. d.). Untersuchungen über Phosphorescenz, chemische Wirkungen des Lichtes u. der Elektrizität.
1821. **Hermann Ludwig Helmholtz** (s. d.), epochemachend durch seine Behandlung der Akustik sowie durch die Darstellung, die er der physiologischen Optik gab u. durch die mathematische Begründung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft. Behandelte außer seinen klassischen physiologischen Untersuchungen auch wichtige physikal. Fragen.
1822. **Jules Antoine Lissajous**, geb. 4. März zu Versailles, Prof. der Ph. am Collége St. Louis zu Paris, führte vortr. akust. Arbeiten aus.
1822. **Rudolph Julius Emmanuel Clausius** (s. d.), Prof. der Ph. in Zürich, später in Bonn. Einer der Hauptförderer der mechanischen Wärmetheorie u. damit der ganzen modernen Ph.
1824. **Gustav Robert Kirchhoff** (s. d.), jetzt Prof. der Ph. zu Berlin. Mit Bunsen Schöpfer der Spektralanalyse. Berühmt durch seine klass. Arbeiten über das Sonnenspektrum u. die Spektren der Elemente 2c.
1834. **Johann Karl Friedr. Zöllner**, geb. 8. Nov. zu Berlin, Prof. der physikalischen Astronomie zu Leipzig, einer der genialsten Physiker der Neuzeit. Bekannt durch seine astrophotometrischen Untersuchungen, Arbeiten über Pseudoskopie u. seine Bemühungen, der Ph. eine gesunde philosophische Grundlage zu geben. Erfinder des Revisionsspektroskops.

Physikus wurde im Mittelalter jeder Arzt genannt, der kein Kleriker war, aber eine gelehrte ärztliche Bildung erworben hatte; jetzt bezeichnet man damit einen Arzt, welcher von der Regierung als Medizinalbeamter zur Ausübung der Sanitätspolizei u. der gerichtlichen Medizin angestellt ist; Ph. ist also so viel als Bezirksarzt, Bezirksgerichtsarzt od. Gerichtsarzt.

Physiognomie nennt man in weiterem Sinne die Gesammtheit der äußeren Erscheinung eines belebten Wesens, nam. insofern aus derselben auf die Beschaffenheit des Innern geschlossen werden kann, also Gestalt, Gang, Haltung, Geberden 2c., in engerem Sinne die das Individuum charakterisirende Form u. Bewegung des Gesichtes, Gesichtsschnitt u. Mienenspiel. Indem die Ph. des Menschen durch ihr von einer sehr ausgebildeten Gesichtsmuskulatur durch Nerveneinfluß erzeugtes Mienenspiel zum Ausdrucke der Gemüthsbewegungen wird, ist die Physiognomik od. Kunst, aus der Betrachtung des Gesichts u. überhaupt aller äußeren Theile des Körpers (Symbolik der Gestalt), wie aus deren Aeußerungen, als Stimme, Gang 2c., Schlüsse auf den Charakter zu ziehen, durchaus keine bloße Spielerei u. steht zum Theil wenigstens auf einem sicherern Grunde als die Phrenologie (soweit nicht dieselbe wissenschaftliche Kranioskopie ist). Neigungen u. Leidenschaften geben durch Wiederholung gewisser Geberden u. die aus dem hierbei statthabenden häufigeren od. geringeren Gebrauch gewisser Muskeln hervorgehende Bildung von Falten 2c. dem Gesichte ein bestimmtes Gepräge, das sich durch keine Verstellung tilgen läßt. Indeß sind immerhin diese äußeren Zeichen mehr od. weniger unsicher, da sie ebensowol durch Vererbung überkommene od. durch Zufälligkeiten, wie Krankheit u. dgl., herbeigeführte sein können; einen wirklich wissenschaftlichen Werth wird deshalb die Physiognomik nie erlangen können. Dieselbe wurde übrigens bereits im Alterthume gepflegt u. sind als Physiognomiker u. A. Pythagoras u. Aristoteles anzuführen; unter den Neueren nennen wir Savonarola, Cocles, Taisner, Dryander, als bes. epochemachend aber Lavater, dessen „Physiognomische Fragmente" (1775—78) in vier prachtvollen Quartbänden durch zahlreiche, von Chodowiecki, Lips u. A. gestochene Portraits u. Schattenrisse u. einen kraftvollen poetischen Text einst ein bedeutendes Aufsehen machten, um jedoch sehr bald der Vergessenheit anheim zu fallen. Im 19. Jahrh. versuchte der als Anatom, Physiolog, Psycholog u. Naturphilosoph hierzu gleichbefähigte Karl Gust. Carus in seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt" u. anderen Schriften die Physiognomik naturwissenschaftlich zu begründen. Interessantes Material endlich für Physiognomik bietet Darwin's Schrift über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen.

Physiokratismus (physiokratisches System; physiokratische Schule) bezeichnet die Lehren eines staats- u. volkswirthschaftlichen Systems, das zuerst von dem franz. Minister Sully (s. d.) aufgestellt, später von François Quesnay (1694—1774) vervollständigt sowie auch in dessen Schriften („Tableau économique" u. „Physiocratie ou constitution naturelle du gouvernement le plus avantageux au genre humain") ausführlicher begründet worden ist, so daß Quesnay vielfach als Stifter des Ph. bezeichnet wird. Nach dieser Theorie ist „die Natur die Urquelle aller Güter, somit auch des Nationalreichthums". Es ist daher nur die Landwirthschaft, durch welche ein Ueberschuß von Erzeugnissen über die aufgewendeten Kosten als Geschenk der Naturkräfte gewonnen wird; alle anderen Erzeugnisse der Industrie sind trotz aller Umbildungen u. Veredlungen der Naturstoffe außer Stande, das Nationalvermögen zu erhöhen. Es ist deshalb auch nur die Landwirthschaft, welche ein Einkommen (produit net) als sog. Grundrente aufzuweisen vermag. Die Hauptfolgerungen des Ph. aus diesen Lehren lauten: 1. Nur die Landwirthschaft verdient die besondere Fürsorge der Regierung. 2. Alle die freie Bodenbenutzung erschwerenden Beschränkungen müssen beseitigt, der Absatz der landwirthschaftlichen Produkte im In- u. Auslande möglichst gefördert werden. 3. Handel u. Gewerbe sind gleichfalls frei zu geben, doch nur, um der Landwirthschaft ihren Bedarf so billig u. so reichlich als möglich zuzuführen. 4. Nur der Landwirth hat als Urproduzent Steuern zu zahlen, u. diese Abgabe ist nach dem reinen Einkommen zu entrichten. — In diesem System ist zunächst der Vordersatz falsch, daß die Natur Güter erzeuge. Güter zu erzeugen vermag nur der Mensch durch seine Arbeit, die Natur bringt vielmehr nur nützliche Dinge hervor, die erst durch die menschliche Thätigkeit zu Gütern werden. Hierbei ist es gleichgiltig, ob diese Arbeit sich auf die sog. Urproduktion (Landwirthschaft) od. auf die Veredlung u. Umwandlung (Gewerbe) od. auf die Vertheilung (Handel) erstreckt. Die Landwirthschaft repräsentirt dabei ein sehr wichtiges Glied der Gütererzeugung, jedoch nicht das allein wichtige. Damit fällt dann auch von selbst der Satz, daß die Landwirthschaft allein Steuern zu zahlen habe. Die anderen Folgerungen, u. zwar die Freiheit der Arbeit, des Kapitals, des Handels 2c, sind dagegen zu acceptiren, wenn man auch die obige Beweisführung nicht gelten lassen kann, u. das größte Verdienst des heute wol ganz vergessenen Ph. besteht gerade darin, daß vor mehr als 100—150 Jahren diese wichtigen wirthschaftlichen Forderungen von einflußreicher Stelle aus geltend gemacht u. damit einer spätern Zeit vorgearbeitet wurde.

Physiologie ist die Lehre von der Natur lebender Körper, wie die Physik von der Natur todter Körper. Natur wird hierbei aufgefaßt als Inbegriff der Erscheinungen der Körper u. der Ursachen dieser Erscheinungen. Sonach ist Ph. die Lehre von den Erscheinungen an lebenden Körpern u. den Ursachen dieser Erscheinungen. Während die Anatomie nur die Gestalt des Ganzen u. seiner Theile zu beschreiben hat, betrachtet die Ph. die Gestalt in Bezug auf die Ursache derselben, die Gestaltungsthätigkeit. Indem die lebenden Körper Pflanzen od. Thiere (bezüglich Menschen) sind, unterscheidet man Pflanzenphysiologie (Phytophysiologie, physiologische Botanik) u. Thierphysiologie (Zoophysiologie); zu letzterer gehört speziell die schlechtweg Ph. genannte Ph. des Menschen, deren Studium für den Arzt von der größten Wichtigkeit ist. Der Physiolog richtet Fragen an die Natur, indem er an Thieren od. Pflanzen künstlich gewisse Zustände hervorruft, um über die Vorgänge des Lebens Aufschluß zu erlangen, er experimentirt mit ihnen. Als „Versuchsthiere" dienen — da der Mensch selbst nur in sehr eingeschränktem Maße als Gegenstand des Versuchs verwendet werden kann — leicht zu beschaffende Säugethiere, wie Hunde, Katzen, Kaninchen, in großer Ausdehnung aber auch Frösche. Ebenso werden als „Versuchspflanzen" vorwiegend Erbsen, Bohnen, Mais, Cerealien 2c. verwendet. Datirt auch das physiologische Experiment schon seit Albr. v. Haller, so wurde die Ph. doch erst in neuerer Zeit zur Wissenschaft durch Verbesserung der Methode, durch Benutzung der Mathematik, Physik, Chemie u. deren eminente Fortschritte. Die vorwiegend mit Hülfe der einen od. der andern dieser Wissenschaften zu behandelnden Abschnitte der Ph. faßt man als mathematische od. physikalische Ph. od. physiologische Physik u. als chemische Physiologie od. physiologische Chemie zusammen. Wie die thierische Ph. die Grundlage bildet für die Heilkunde u. Thierzucht, so die Pflanzenphysiologie für Acker- u. Gartenbau. Zu den bedeutendsten Physiologen zählen: Johannes Müller, Blumenbach, Burdach, Rud. Wagner, die Gebrüder Weber, Magendie, Moleschott, Valentin, C. Gust. Carus, Max Schultze, Donders, Claude Bernard, Dubois Reymond, Helmholtz, Ludwig, und von Chemikern Lehmann, Voit, Pettenkofer, Scherer. Zweckentsprechende Hand- u. Lehrbücher schrieben Budge, Vierordt, Funke, Ranke, Hermann u. Wundt. — Als Pflanzenphysiologen sind u. A. Hales, Saussure, De Candolle, Meyen, Unger, Mohl, Schacht u. Sachs zu nennen.

physisch (griech.), d. i. sich auf die Natur beziehend, in der Natur begründet; physisch unmöglich ist daher z. B. das, was nach den Naturgesetzen nicht eintreten kann.

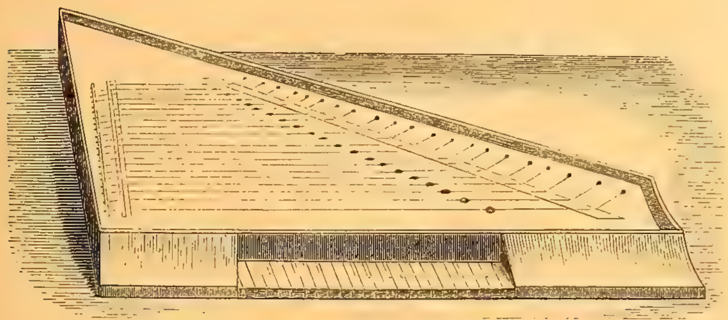
Piacenza (spr. Piatschénza), befestigte Hauptstadt der gleichnam. Provinz in Mittelitalien mit 34,908 E. (1871); liegt in einer fruchtbaren

Ebene nahe der Mündung der Trebbia in den Po, hat 57 Kirchen u. breite, palastreiche Straßen, von denen die Stradone eine der schönsten in den Städten Italiens ist. Unter den Kirchen zeichnen sich bes. die 1122—32 erbaute Kathedrale durch ihre trefflichen Fresken von Guercino u. San Sisto durch das Denkmal der Margaretha von Oesterreich, der Gemahlin Ottavio Farnese's aus; in letzterer befand sich auch bis 1754 die Sixtinische Madonna (jetzt in Dresden). Auf der Piazza de' Cavalli erheben sich die kolossalen bronzenen Reiterstatuen der Herzöge Alexander u. Ranuccio Farnese. P. ist Sitz eines Bischofs, eines Präfekten u. eines Tribunals erster Instanz. Als Placentia 218 v. Chr. von den Römern gegründet, war die Stadt im Mittelalter von verschiedenen Adelsgeschlechtern beherrscht, kam dann an die Visconti u. endlich an die Farnese, unter denen sie mit Parma vereinigt ward. — Die Provinz P., 45,4 □M. mit 225,775 E., zerfällt in die Kreise P. u. Fiorenzuola d'Arda.

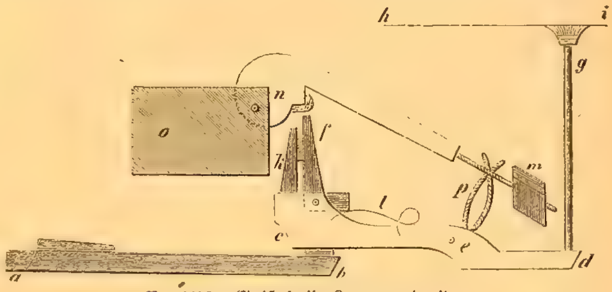
Piacenza, Herzog v., s. „Lebrun".

Pia desideria (lat.), fromme Wünsche.

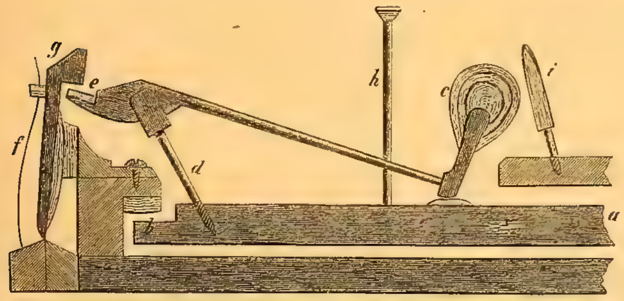
piano (ital.), leise, sanft.



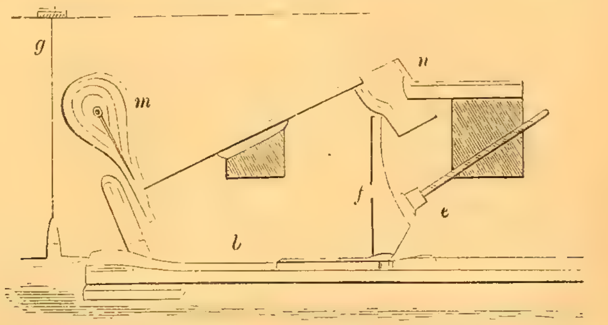
Nr. 4479. Clavi-Cymbalum aus dem Jahre 1520.



Nr. 4480. Christofori's Hammermechanik.



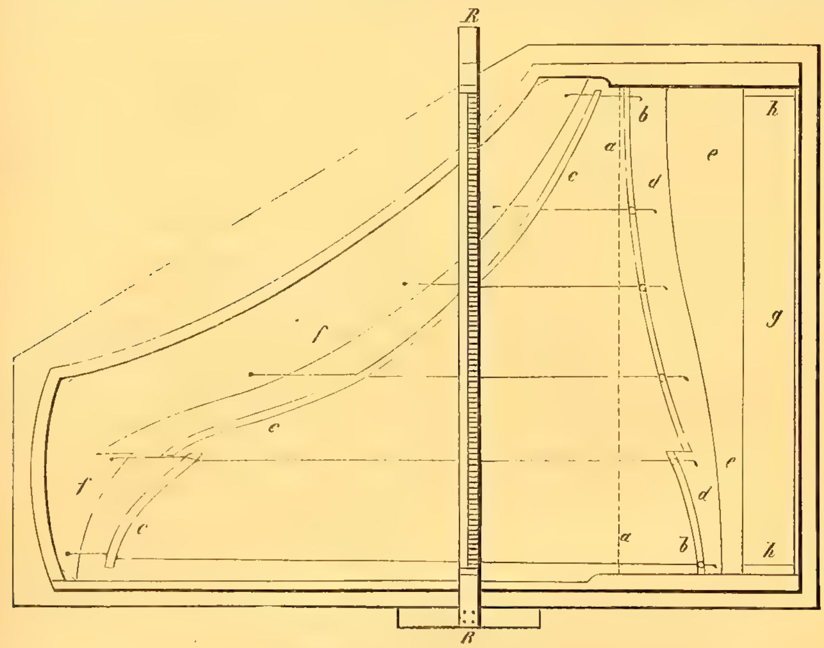
Nr. 4481. Alter Wiener Mechanismus.



Nr. 4482. System der englischen Mechanik.

Pianoforte, Fortepiano (auch abgekürzt Piano), Hammerklavier, das bekannte, in unserm modernen Musikleben eine ungemein wichtige Rolle spielende Klaviatur-Saiteninstrument, an welchem die Erregung der Saitenschwingungen durch Hämmer erfolgt, welche mittels Hebel, deren vordere Enden die Tasten sind, gegen die Saiten geschnellt werden u. nach vollzogenem Anschlag sogleich wieder zurückfallen; der Klang der Saite wird außerdem durch einen Dämpfermechanismus unterdrückt, sobald der Finger von der Taste genommen ist. P. heißt diese Gattung von Instrumenten, weil ihr Hammerwerk beliebig starkes u. schwaches Anschlagen der Saiten gestattet, was bei dem älteren bekielten Klavier nicht der Fall war. Alle gegenwärtig gebräuchlichen Klaviatur-Saiteninstrumente, der Flügel, das Quer- od. Tafelpiano u. das Pianino, sind Arten des P.; die wesentlichen mechanischen Theile wiederholen sich bei allen dreien. Diese, theils Erregung der Saitenschwingungen u. des Klanges, theils Verstärkung u. Regulirung des letzteren, sowie Aufnahme des ganzen Mechanismus bezweckenden Theile sind: Saiten, Stimmstock mit Zubehör, Anhängeplatte u. Rahmen, Resonanzboden mit dem Stege, Mechanik (Hammerwerk, Dämpfung, Tastatur), Kasten. — Die Saiten sind die Klangerreger; durch den Anprall des Hammers in Vibration gesetzt, übertragen sie ihre Schwingungen auf den Resonanzboden. Sämmtliche Saiten für alle Arten des P. werden gegenwärtig aus Stahl gefertigt (während man früher auch zum Theil Messingsaiten benutzte). Da der Saitenlänge gewisse Grenzen gesetzt sind, so werden die tiefsten Saiten, um durch Schwere zu ersetzen, was an Länge zur Hervorbringung der tiefsten Töne ihnen abgeht, mit Eisen-, Messing- od. Kupferdraht (letzterer zuweilen zu besserer Verhütung der Oxydation übersilbert) dicht umsponnen. Die Dicke der Saiten für die höchsten Töne beträgt nicht ganz $^1/_3$, für die tiefsten etwa $^3/_4$ Pariser Linie; da sie aber von der höchsten zur tiefsten nicht mit stetiger geometrischer Genauigkeit wachsen kann, sondern nur nach einer gewissen Anzahl (etwa 15) Nummern fortschreitet, so müssen die Uebergänge von einer Stärkenummer zur andern durch die Spannung ausgeglichen werden. Behufs Erregung einer größeren Schallmasse sind für jeden Ton mehrere gleichgestimmte Saiten aufgezogen, u. zwar beim Tafelpiano zwei (zweichörig), beim Flügel u. Pianino drei (dreichörig), mit Ausnahme ungefähr der anderthalb tiefen Oktaven, welche beim Tafelpiano des beschränkten Raumes wegen nur einchörig, beim Flügel u. Pianino zweichörig (die allertiefsten Saiten ebenfalls nur einchörig) sind. Gewöhnlich sind die Saiten am hinteren Ende mittels angedrehter Schlingen an Stiften, die in die Anhängeplatten (s. Nr. 4483 ff) eingelassen sind, eingehängt, am vordern Ende um die im Stimmstock dd eingefügten Stimmnägel gewunden. Der Stimmstock ist ein starker Balken von Ahornholz, beim Flügel liegt derselbe unmittelbar hinter der Klaviatur parallel mit derselben; beim Tafelpiano mit englischer Mechanik liegt er an der hinteren Breitseite des Corpus (hintenstimmige), bei deutscher Mechanik vornan, gleich hinter der Klaviatur (vornstimmige Tafelpianos). Die Stimmnägel selbst sind kurze, dicke Stahlstifte, oben vierkantig gefeilt, damit sie von dem mit ebenfalls vierkantiger Höhlung versehenen Stimmhammer erfaßt u. alsdann behufs Regulirung der Tonhöhen der Saiten beim Stimmen beliebig gedreht werden können. An dem unteren, im Stimmstock steckenden Ende sind sie nur ein klein wenig rauh im schraubenförmigen Striche nach unten gegen die Richtung des Saitenzuges gefeilt. Stimmnägel u. Stifte im Anhängestocke aber halten die Saite nur ausgespannt, ohne ihren eigentlich klingenden Theil zu bestimmen. Behufs fester Begrenzung dieses klingenden Theiles läuft die Saite im hinteren Ende über den (nachher näher zu besprechenden) auf dem Resonanzboden liegenden Steg cc u. vorn über eine auf dem Stimmstocke gleich hinter den Stimmnägeln befestigte schmale Leiste bb. Auf dieser Leiste liegen die Saiten fest auf, doch genügt dieses noch nicht zur festen Abgrenzung, deshalb machen sie noch eine kleine Biegung um eine Doppelreihe von kurzen Stiften (Schränkstiften), welche etwas schräg in die Leiste eingetrieben sind. Bei neueren Instrumenten wird, um dem Anprall des Hammers an die Saite zu begegnen u. ihr auch für den stärksten Anschlag eine absolut reine Schwingung zu sichern, in den oberen Oktaven statt der Schränkstifte ein fester Metallstock, Capotasto genannt, quer über die Saiten gelegt u. auf den Stimmstock fest aufgeschraubt. — Die Anhängeplatte od. der Anhängestock ff, eine starke, auf den Rahmen aufgeschraubte Holz- od. Metallplatte, mit kurzen, festen Stiften besetzt, an welchen die den Stimmnägeln entgegengesetzten hinteren Enden der Saiten angehängt werden, befindet sich dem Stimmstock gegenüber, die ganze geschweifte rechte Saite u. das hintere schmale Ende des Flügels einnehmend. Daß dieser ganze Apparat, an welchem die Spannung aller Saiten hängt, welche beim Flügel (beiläufig gesagt) etwa 220—230 Centnern, beim Tafelpiano etwa 140 Centnern entspricht, von ungemeiner Tüchtigkeit u. Dauerhaftigkeit sein muß, versteht sich wol von selbst. Um auch die kleinste Annäherung des Anhänge- u. Stimmstockes unmöglich zu machen, werden sie durch feste Stangen von Schmiedeisen (Spreizen), deren beim Flügel gewöhnlich drei vorhanden sind, aus einander gehalten. Der Resonanzboden, der

wichtigste Theil aller Saiteninstrumente. Die Saiten erzeugen zwar den Klang, der Resonanzboden aber verstärkt ihn wesentlich durch sein Mitschwingen, macht ihn musikalisch. Im P. ist der Resonanzboden eine gleich unter den Saiten liegende dünne Platte von geradfaserigem Tannenholz, beim Flügel nur an der vorderen, dem Stimmstock zugekehrten Seite frei, um den Hämmern den Durchgang zu den Saiten zu gestatten. Neuerdings hat man bei englischen Instrumenten auch die unter dem Diskant gelegene Saite des Resonanzbodens frei gelassen, um dem Diskant dadurch mehr Gesang zu geben. Beim Pianino ist der Resonanzboden an allen vier Seiten fest. Auf dem Resonanzboden, gleichlaufend mit dem Anhängestocke, befindet sich der schon genannte Steg cc, auf welchem die Saite, um zwei Reihen Schränkstifte zwei kleine Biegungen machend, fest aufliegt. An der nach unten gekehrten Fläche des Resonanzbodens sind in Zwischenräumen von je etwa 6½—8 cm. Holzleisten angebracht, die Rippen (Berippung), alle mit einander parallel laufend, die Holzfasern des Resonanzbodens aber rechtwinklig durchschneidend. Neben dem untergeordneten Zwecke, dem Resonanzboden mehr Widerstandsfähigkeit gegen den auf den Steg ausgeübten Saitendruck u. überhaupt mehr Festigkeit zu geben, haben die Rippen vorzugsweise den höheren, die Schwingungen des Resonanzbodens auszugleichen u. ihn zu einer fest verbundenen Platte zu machen, die geeignet ist, die Schwingungen aller Saiten anzunehmen u. den Klang mit ihrer ganzen Fläche gleichmäßig zu verstärken. Die Stärke des Resonanzbodens ist nicht in allen Theilen dieselbe, sondern beträgt im Diskant



Nr. 4483. Ansicht der Kasteneinrichtung.

etwa doppelt so viel als in der Baßgegend, nimmt am Flügel von 4,5 Linien in der Höhe, bis auf 2 Linien in der Tiefe, beim Tafelpiano von etwa 3—1,8 Linien ab. — Die **Mechanik**, Hammerwerk mit Dämpfung u. Klaviatur. Es giebt zwei Hauptgattungen derselben, die deutsche od. Wiener, ohne wesentlich verschiedene Abarten, u. die englische mit zahlreichen Abarten. Bei der deutschen Mechanik (Nr. 4481) befindet sich der Hammer c auf dem Tastenhebel a selbst, mittels einer seinen Stiel nahe dem Ende durchkreuzenden Achse, in einer auf dem Hebelende der Taste stehenden Messinggabel (Kapsel) sich bewegend. In das schnabelförmige Ende des Hammerstiels greift ein knieartig ausgeschnittenes, federndes Hölzchen, der Auslöser g. Wird die Taste niedergedrückt, so hebt sich das Hebelende mit dem Hammer, der Schnabel desselben drückt gegen das Knie des Auslösers u. der Hammerkopf schnellt gegen die Saite; unmittelbar nach dem Anschlage weicht der Auslöser zurück u. der Hammer bleibt nicht an der Saite stehen, sondern fällt wieder in seine Ruhelage. Bliebe er an der Saite stehen, so würde er den Klang ersticken. Mit dem Hammer zugleich wird die Dämpfung, ein auf den Saiten eines jeden Tones liegendes Polster, gehoben; verläßt der Finger die Taste, so senkt sich die Dämpfung h augenblicklich wieder auf die Saite nieder. Außerdem kann die ganze Dämpfung von allen Saiten zugleich durch ein Pedal beliebig gehoben u. wieder niedergelassen werden. Die englische Mechanik (Nr. 4482) hat vor der deutschen den Vorzug, daß der Hammer m nicht auf dem Tastenhebel sich befindet, sondern von ihm unabhängig an einer besondern Leiste (Hammerstuhl) in einer Achse sich bewegt; auf dem Ende des Tastenhebels b befindet sich eine Stoßzunge f, welche zugleich Auslöser ist, durch die der Hammer in die Höhe geschnellt wird. Infolge seiner Unabhängigkeit von der Taste verändert er seinen Anschlagepunkt nicht, sondern trifft die Saite immer genau an derselben Stelle, gleichviel ob stark od. schwach gespielt wird, während bei der deutschen Mechanik der Hammer bei starkem Anschlag sich etwas nach vorn schiebt, wodurch zwar beim Flügel, dessen Hämmer parallel mit den Saiten gehen, kein Nachtheil entsteht, für das Tafelpiano hingegen die deutsche Mechanik fast unbrauchbar wird, indem beim Staccato der Hammer häufig noch eine Saite des nächsthöheren Tones mitberührt, wodurch natürlich ein sehr häßlicher Mißklang entsteht. Pianinos haben nur englische Mechanik. Erard in Paris, von Abkunft ein Deutscher, ließ der englischen Mechanik eine wesentliche Vervollkommnung zu Theil werden; seine sog. Repetitionsmechanik hat den Vortheil, daß der Hammer, nachdem Anschlag u. Auslösung geschehen, nicht ganz herabfällt, sondern von einer zweiten Stoßzunge aufgefangen wird, daher aufs Neue zum Anschlag gelangen kann, wenn der Finger die Taste auch nur ein Wenig in die Höhe gehen läßt u. dann wieder niederdrückt. Im Vergleich zur deutschen hat die englische Mechanik im Allgemeinen Vorzüge für den Konzertspieler, indem die präzisere Auslösung die Ausführung schwieriger Passagen begünstigt u. auch nicht leicht plötzliche Störungen vorkommen können. Bei der deutschen Mechanik treten solche eher ein; ein übermäßiger Kraftaufwand des Spielers kann wol einmal einen Hammer aus der Kapsel schnellen, doch läßt sie eine regelrechte künstlerische Spielart übrigens eben so gut zu wie die englische; außerdem hat sie vor der letzteren den Vorzug größerer Dauerhaftigkeit u. einer weit leichter herzustellenden u. weniger kostspieligen Reparatur. — Eine eigene Mechanik mit Hammeranschlag von oben hat sich nicht bewährt. Beim Pianino erfolgt der Anschlag ähnlich dem von oben (gegen den Steg), da aber die Mechanik aufrecht steht, natürlich von vorn. — Von großer Wichtigkeit ist die Belederung od. Garnitur der Hammerköpfe. Wenn die Belederung zu dick u. weich ist, so wird der Klang matt u. dumpf; wenn zu hart, spitz u. scharf. Neben dem, daß hierin also ein richtiges Verhältniß getroffen werden muß, ist zu beachten, daß alle Hammerköpfe gleiche Elastizität haben, weil sonst eine gleichmäßige Skala durchaus unmöglich ist. Ueber den Scheitel des Holzes, welches den Kern des Hammerkopfes bildet, werden zuerst eine od. mehrere Lagen weichen u. wohlzubereiteten Leders gezogen, darüber ein ganz dicker u. weicher, aus Baum- u. Schafwolle gemischt verfertigter Filz, u. über diesen Filz mitunter noch amerikanisches Hirschleder (um den Filz vor Anziehung der Feuchtigkeit zu schützen). — **Pedale** sind am Flügel u. Pianino meist zwei, für die Dämpfung u. Verschiebung; am Tafelpiano nur eins für die Dämpfung. Die Verschiebung, wobei die Klaviatur etwas zur Seite gerückt wird, so daß die Hämmer nur an zwei, statt an drei Saiten anschlagen, läßt sich beim Tafelpiano seiner schräg liegenden Saiten wegen nicht anbringen. Der Flügel wird in mehreren Größen gebaut, als Konzertflügel u. als Stutzflügel (von etwas verkürzter äußerer Gestalt); nam. bei deutschem Mechanismus wird auch noch eine Mittelgröße angewendet. Der Konzertflügel ist die vollkommenste Art aller Klavier-Saiteninstrumente hinsichts der Stärke u. Fülle des Klanges sowie des Gesangreichthums (soweit von letzterem beim P. überhaupt die Rede sein kann); beim Stutzflügel wird die Mensur der Kontra- u. Klein-Oktavsaiten sehr verkürzt, deshalb lassen vollkommene Bässe sich schwer herausbringen. — Der erste Keim zum P. u. allen Klavier-Saiteninstrumenten überhaupt ist das Monochord (s. d.), schon bei den Griechen u. später im Abendlande zur Bestimmung der Tonverhältnisse dienend. Anfänglich war es nur mit einer Saite bezogen, welche, durch zwei feste Stege begrenzt, über einen Resonanzkasten hinlief; ein dritter, aber beweglicher Steg diente zur Bestimmung der gewünschten Tonhöhen, indem er über einem auf dem Resonanzboden verzeichneten Gradmesser hin- u. hergeschoben werden konnte u. die betreffenden klingenden Theile der Saite abgrenzte. Nach u. nach brachte man zur Vermeidung der mühseligen Verschiebung des Steges eine Art Klaviatur mit Stiften an, welche durch Niederdruck von Tasten sich erhoben u. die Saite an Stelle des Steges an gewissen Punkten theilten. Hieraus entwickelte sich nach u. nach das im ersten Viertel des 16. Jahrh. schon ziemlich vollkommene Clavichord, für welches das System des Anschlagens u. Schnellens der Saiten mit Rabenkielen (Flügel) schon vor Mitte des 16. Jahrh. erfunden worden zu sein scheint; Zarlino verbesserte bereits 1558 die Temperatur des Flügels. Das um 1690 erfundene Pantaleon dessen Saiten wie bei dem Cymbal od. Hackebret

mittels frei mit der Hand geführter Hämmer, demnach beliebig stark u. schwach, angeschlagen werden konnten, mag wol die erste Anregung gegeben haben, Hämmer statt der Tangenten mit einer Klaviatur zu verbinden. Ein sehr erheblicher Vorzug, den man damit vor dem Kielflügel gewann, war die Möglichkeit dynamisch verschiedener Stärkegrade im Vortrag, verbunden mit der Bequemlichkeit des Tastenmechanismus. Der Paduaner Bartolomeo Cristofori (Andere schreiben Cristofali) war (um 1711) der Erste, durch den ein sinnreicher Hammermechanismus hergestellt wurde, der bereits übertraf, was erst nach ihm der Organist Schröter u. Silbermann ausgeführt, u. der die Grundlage aller noch heute gebräuchlichen Klaviermechanismen geblieben ist. Dieser Cristofori'sche Mechanismus hatte bereits doppelte Hebel, Auslösung u. für jeden Ton einen freien Dämpfer. Fünf Jahre später, um 1716, soll ein Franzose Marius vor der Akademie der Wissenschaften in Paris mit drei Modellen von Hammerklavieren aufgetreten sein; erst 6 Jahre nach Cristofori faßte der Organist Schröter zu Nordhausen die Idee zu einem Hammerklavier u. legte 1721 dem Dresdener Hofe zwei noch sehr unvollkommene Modelle von Clavichorden, deren Saiten durch Hämmer angeschlagen wurden, vor. Erst nach ungefähr 25 Jahren, nachdem Hammerklaviere von bereits bedeutender Vollkommenheit in Italien gebräuchlich waren, wurde das von nun an Fortepiano genannte Instrument in Deutschland durch Silbermann einigermaßen brauchbar gemacht, welcher wahrscheinlich, da Schröter zu arm war, um ein vollständiges Modell seines Hammerklaviers herstellen lassen zu können, dessen Plan aufgenommen hatte. Doch vermochte auch sein Fortepiano, ungeachtet der vorgenommenen Verbesserungen, den Kielflügel noch nicht zu verdrängen, bis ein Schüler Silbermann's, Joh. Andreas Stein zu Augsburg, im letzten Viertel des vorigen Jahrh. dem Instrumente einen Grad von Vollkommenheit verlieh, der wenig mehr zu wünschen übrig ließ. Daß Lenker in Rudolstadt erst 1765 die Dämpfer erfunden habe, wie Einige angeben, muß wol auf einem Irrthum beruhen, da die Dämpfung schon bei Cristofori vorhanden war. Versuche zu Vervollkommnungen im Einzelnen sind zahlreiche gemacht worden; so baute Joh. Gottlob Wagner in Dresden 1774 tafelförmige Fortepianos mit sechs, durch drei Pedale regierten Veränderungen (Clavecin royal), Bauer, Hofrath u. Kastellan des Prinzen von Preußen, erfand 1786 eine Verschiebung der Klaviatur, mittels deren das Instrument einen, auch zwei Töne höher transponirt werden konnte; Streicher baute 1824 Fortepianos in Flügelform mit Hammeranschlag von oben u. aufrechtstehende mit Oktavenkoppelung, vermöge derer die höhere Oktave eines jeden angeschlagenen Tones mitklingt. Die ersten P.s in Deutschland wurden in Tafelform gebaut, die Flügelform fand erst später Anwendung; die ersten Pianinos, welche in den Handel kamen, lieferte wol die Firma Pleyel u. Kalkbrenner in Paris. Ursprünglich stellte man in England den ganzen Flügel, den Stimmstock nach oben gewendet, gerade auf (Kabinetflügel); nachgehends aber stutzte man ihn ab, woraus die sogenannten Cottages, Cottage-Pianos, entstanden; aus der noch weiteren Verkürzung des Corpus u. der Saiten ging endlich das Pianino (Semi Cottage, Piccolo) hervor.

Piaristen, eigentlich Patres piarum scholarum, d. h. Väter der frommen Schulen, heißt ein katholischer Orden von regulirten Weltgeistlichen, von dem Spanier Joseph Casalanza 1597 zu Rom gestiftet, dessen Glieder sich außer zu Armuth, Keuschheit u. Gehorsam noch zur Ertheilung von unentgeltlichem Unterricht verpflichten. Die Kongregation wurde 1607 von Paul V. bestätigt u. hat seitdem, obschon von den Jesuiten eifersüchtig befeindet, für Volksbildung u. die Interessen der Kathol. Kirche eifrig gewirkt — außerhalb Italiens bes. in Oesterreich.

Piast nennt die Sage den Stammvater der poln. Königsdynastie der P.en, welche als Herzöge u. Könige von Polen bis zum Tode Kasimir's d. Gr. (1370) herrschten. Der Stamm blühte noch fort in den Herzögen von Masovien bis 1526 u. in den schles. Herzögen, deren letzter, Herzog Wilhelm von Liegnitz, Brieg u. Wohlau, 1675 starb. Daß P. ein Bauer in Kujavien gewesen, 840 zum König erhoben worden u. 890 zu Gnesen gestorben sei, entbehrt jeder geschichtlichen Begründung.

Piaster, d. i. Metallplatte, die Benennung für die Silbermünze mehrerer Staaten. 1. Der span. P. (Peso duro od. nur Duro), eingetheilt in 20 Reales de Vellon (Billonrealen) od. in 8 Reales de Plata (Silberrealen), ist die bekannteste Weltmünze zum Werthe von 4 Mk. 35 Pfg. In Südamerika schwankt der Werth zwischen 4—5 Frcs. od. $3^1/_5$—4 deutsche Mk. In China werden die P. von Carolus IV. (Carolusthaler genannt) zum festen Werthe von 100 P. = 72 Taels od. Silberunzen als gesetzliches Zahlungsmittel angenommen. In Arabien rechnet man 5 span. P. od. Mogrebis = 6 Mokkathalern. In Japan hat der P. gleichen Werth mit dem einheimischen Rio od. Silberyen. In Indien heißt der span. P. Ringit u. ist entweder in 100 Pice od. in 24 Fanams eingetheilt. In Cochinchina ist der gesetzliche Werth desselben $1^1/_2$ Kwan. In Marokko ist derselbe 15 Ukien (Silberunzen) od. $1^1/_2$ Mitskel werth. Auf der Insel Madagascar rechnet man ihn = 1 Elle blauer Leinwand od. 2 Ellen weißer. In Australien ist er gesetzlich zu $4^1/_6$ engl. Schillingen od. zu 50 Dollar normirt. — Der Goldpiaster heißt Escudillo de oro od. Coronilla. — 2. Der türkische P. od. Grusch zu 40 Para à 3 Asper = 18 Pfg. — 3. Der ägyptische P. von gleicher Eintheilung = 21 Pfg., 21 solche P. = 1 span. P. od. Collonnato. — 4. Der tunesische P. od. Sbiglie à 16 Karuben à 3 Fels = 54 Pfg. 5. Der alte rumänische P. od. Lei zu 40 Para = 30 Pfg. Der neue Lei à 100 Bani (Pfg.) = 1 Franc od. 80 Pfg. — 6. Der neue serbische P. od. Dinar zu 100 Para (Pfg.) = 1 Frc. od. 80 Pfg. u. 7. der arabische Kurantpiaster od. Mokkathaler zu 80 Kabir = $3^1/_2$ Mk.

Piauhy, nordöstl. Provinz Brasiliens mit 3846,5 □M. u. 202,000 E., von denen 23,800 Sklaven sind; hat eine nur wenige Meilen lange Küste u. grenzt im W. an die Provinz Maranhão, im S. an Goyaz u. Bahia, im O. an Pernambuco u. Ceará. Das am Rio Paranahyba ebene Land steigt nach O. zu einer an Weideplateaux reichen Gebirgskette an, welche die Provinz in flachem Bogen umzieht. Die Hauptprodukte der Landwirthschaft sind Maniok, Mais, Reis, Zuckerrohr u. Baumwolle; wichtiger ist die Viehzucht, welche viel Schlachtvieh u. Häute für den Export liefert. Auch findet sich Silber, Blei, Eisen, Kupfer u. Salpeter. Das Innere des Landes bewohnen unabhängige Indianerstämme. Hauptstadt der Provinz ist seit 1852 Therezina od. Poti am Paranahyba mit 6000 E., der einzige Seehafen São Luiz de Paranahyba mit 8000 E. an der Mündung des gleichnamigen Flusses.

Piave, ein nordital. Küstenfluß des Adriatischen Meeres; entspringt am Paralba in der Nähe der Drauquelle, in den Kärntner Alpen, tritt bei Nervesa in die venetian. Ebene ein, wird bei Zensone schiffbar u. mündet nach einem Laufe von 25 M. bei Cortellazzo. Der Unterlauf ist kanalisirt u. verbindet ihn mit dem Sile u. der Livenza.

Piazzi, Giuseppe, ital. Astronom, geb. zu Ponte im Veltlin 16. Juli 1746; trat 1764 in das Mailänder Theatinerstift, studirte in Mailand, Turin, Rom u. Genua u. ward 1770 Prof. der Mathematik an der Universität in Malta. Nach deren Aufhebung ging er wieder nach Rom, dann nach Ravenna, war eine Zeit lang Prediger in Cremona, hierauf Prof. der Dogmatik in Rom u. seit 1780 Prof. der Mathematik in Palermo. Hier wurde 1789 auf seine Veranlassung eine Sternwarte errichtet, deren Direktion er erhielt. 1817 zum Generalinspektor der Sternwarten von Neapel u. Palermo ernannt, starb er zu Neapel 22. Juli 1826. P. entdeckte 1. Juni 1801 den Planetoiden Ceres, verfaßte ein paar Sternkataloge, machte sich um die Verbesserung der Maße u. Gewichte auf Sizilien u. nam. um den öffentlichen Unterricht das. verdient. Von seinen Schriften sind die „Lezioni elementari di astronomia" (2 Bde., Palermo 1817; deutsch von Westphal, Berl. 1822) hervorzuheben.

Pic (span. Pico, engl. Peak, in der roman. Schweiz Piz) ist der Name für hohe, kegelförmige Berge, entsprechend dem deutschen Horn.

Picadores (span.), die berittenen u. mit Lanzen bewaffneten Kämpfer bei den Stiergefechten (nur noch in Spanien).

Picard (spr. Pikahr), Jean, ein ausgezeichneter franz. Astronom, geb. zu La Flèche 21. Juli 1620 u. gest. 12. Juli 1682 zu Paris als Mitglied der Akademie der Wissenschaften, der er seit deren Gründung 1666 angehörte; war ein Schüler von Gassendi u. wird häufig auch als dessen Nachfolger in der Professur der Astronomie am Collége de France in Paris genannt. Er hat sich vorzüglich um die Ausbildung der Meßmethoden hohe Verdienste erworben u. u. A. in den J. 1669 u. 1670 zwischen Malvoisine u. Amiens eine ausgezeichnete Gradmessung ausgeführt.

Picard (spr. Pikahr), Louis Joseph Ernest, franz. Politiker, geb. zu Paris 24. Dez. 1821, begann das. 1844 die advokatorische Praxis u. wurde 1858 Mitglied des Gesetzgebenden Körpers. Hier gehörte er zu den entschiedensten Opponenten der Regierung, bis er nach 1868 anfing, sich dem Centrum zu nähern. Nach dem Sturze des Kaiserreichs im Sept. 1870 als Minister der Finanzen Mitglied der Provisorischen Regierung, übernahm er 19. Febr. 1871 unter Thiers das Ministerium des Innern, trat aber, da er sich in kurzer Zeit durch reaktionäre Maßregeln um sein Ansehen gebracht hatte, schon im Juni zurück u. sollte Gouverneur der Bank werden, was jedoch die öffentliche Meinung u. die Bank selbst hintertrieben, indem sie die Nationalversammlung zu dem Dekret veranlaßten, daß entlassene Minister fortan öffentliche Aemter nicht mehr bekleiden sollten.

Infolge dessen erhielt P. 10. Nov. desselben Jahres den Gesandtschaftsposten in Brüssel, den er bis 24. Mai 1873 bekleidete. Seitdem steht er nicht mehr im Staatsdienst. Er wurde wieder eines der eifrigsten Mitglieder des linken Centrums in der Nationalversammlung, die ihn im Dez. 1875 auf Lebenszeit in den Senat wählte. Mit J. Favre begründete P. 1868 den „Électeur", welches Blatt 1870 als „Électeur libre" in die Hände seines Bruders, Arthur **P. d'Ambcysis,** geb. 1824, überging.

Picardie, eine alte, im 13. Jahrh. mit der Krone vereinigte Grafschaft im nordöstl. Frankreich mit der Hauptstadt Amiens; bildete mit Artois eins von den 32 franz. Gouvernements.

Picardisten, s. „Adamiten".



Nr. 4484. Nicolo Piccini (geb. 1728, gest. 7. Mai 1800).

Piccini (spr. Pitschini) od. Piccinni, Nicolo, einer der berühmtesten Tonsetzer aus der sog. Neapolitanischen Schule, geb. im J. 1728 zu Bari im Königreich Neapel; trat 1742 in das Konservatorium di S. Onofrio zu Neapel, wo während seines 12jähr. Verweilens Leo u. nach dessen Tode Durante seine hauptsächlichsten Kompositionslehrer waren. 1754 kam seine erste Buffa-Oper „Le Donne dispettose" auf dem Theater de' Fiorentini zu Neapel zur Aufführung u. machte ungemeines Glück, obwol damals Logroscino als Buffo-Komponist noch der Günstling des neapolitan. Publikums war. Von 1755—58 folgten nun auf verschiedenen Theatern Neapels, aber durchweg günstig aufgenommen, „Le Gelosie", „Il Curioso del proprio danno", „Zenobia", „L'Astrologa", „L'Amante ridicolo", „La Schiava" u. „Cajo Mario". 1758 berief man P. nach Rom zur Komposition der Oper „Alessandro nell' Indie", welche Furore machte. 1760 folgte er wieder einem Rufe nach der Ewigen Stadt, u. hier erschien dann seine berühmte, auch außerhalb Italiens mit höchstem Beifall gegebene „Cecchina, ossia la buona figliuola". In dieser Oper war es auch, wo P. zum ersten Male ausgeführtere Finale's (od. Finale's in dem Sinne, wie wir sie noch heute haben) anbrachte. Glänzenden Erfolg im ernsten Genre hatte P. auch 1761 mit der „Olimpiade". Ueberhaupt nahm er um diese Zeit den ersten Platz unter den ital. Opernkomponisten ein u. entwickelte eine außerordentliche Fruchtbarkeit: nach der Versicherung seines Biographen Guingené soll er bis 1776 nicht weniger als 130 Opern, daneben viele Kirchenkompositionen verschiedener Art, geschrieben haben. Doch erblich sein Stern in Rom: 1773 fiel eine Oper von ihm durch u. mußte der „Incognita perseguitata" von Anfossi weichen. Erzürnt verließ P. Rom mit dem Vornehmen, nichts mehr für diese Stadt zu schreiben u. seine Kräfte vorwiegend Neapel zu widmen. Hier ließ er denn auch u. a. die Opern „Alessandro nell' Indie" (mit einer neuen Musik), „Radamisto" u. „I Viaggiatori felici" aufführen. Im J. 1776 wurde er — hauptsächlich auf Veranlassung u. durch Vermittelung des neapolitan. Gesandten in Paris, Marchese Carraccioli — vermocht, dorthin zu gehen. Unter der Leitung des Dichters Marmontel erlernte er hier das Französische u. schrieb dann seine erste franz. Oper „Roland". Mit dem Einstudiren dieser Oper begann jener berühmte Streit der Gluckisten u. Piccinisten (s. „Gluck"), indessen trug der „Roland" einen vollständigen Erfolg davon. Ihm folgte alsbald der „Phaon", u. 1780 ließ P., der inzwischen Gesanglehrer der Königin geworden war, die Oper „Atys" erscheinen. Noch vor Inscenirung derselben hatte die Administration der Académie de musique (Großen Oper) ungeschickterweise dem Streite der Gluckisten u. Piccinisten neue Nahrung gegeben, indem sie beide mit der Komposition von je einer Oper gleichen Sujets — der „Iphigénie en Tauride" — beauftragte. Gluck's Oper wurde 1779 mit großem Erfolg gegeben, während die P.'s, 1781 aufgeführt, sich nicht behaupten konnte. Dasselbe Schicksal hatte ebenfalls 1781, u. zwar dieses Mal mit Recht, „Adèle de Ponthieu". Nach Gluck's Weggange von Paris (1780) trat P. in Sachini wieder ein neuer Rival entgegen. Beide Komponisten erhielten vom Hofe den Auftrag zur Lieferung von je einer Oper: P. schrieb „Didon" u. Sachini „Chimène", doch trug nun P. den Sieg davon, wie denn auch seine „Didon" (aufgeführt 1783) als sein Meisterstück auf dem Gebiete der französischen Oper betrachtet werden muß. Auch die komischen Opern „Le Dormeur éveillé" u. „Le faux Lord" gefielen. Im J. 1784 wurde P. zum Gesanglehrer an der vom Baron de Breteuil gegründeten Ecole royale de chant et de déclamation ernannt, aber seitdem sollte er in Paris nur Mißerfolge erleben: die großen Opern „Lucette", „Diane et Endymion" u. „Pénélope" sowie die komische Oper „Le mensonge officieux" fielen durch; andere, wie die großen Opern „L'Enlèvement des Sabines" u. „Clytemnestre", kamen durch die Kabalen seiner Feinde gar nicht zur Aufführung, u. am Ende mußte er noch den größten Theil seines ersparten Vermögens verloren gehen sehen. So verließ P. 1791 Paris u. kehrte nach Neapel zurück, dessen König ihm eine Pension aussetzte u. dessen Publikum seine Buffa-Oper „La Serva onorata" beifällig aufnahm. Durch seinen Verkehr mit Franzosen kam aber P. 1792 in den Verdacht revolutionärer Gesinnungen, fiel beim König in Ungnade u. mußte seine Oper „Ercole al Termodonte" von dem wider ihn aufgehetzten Publikum auspfeifen sehen. Ein Sonnenblick des Glückes lächelte ihm wieder in Venedig, wo er während einer neunmonatlichen Anwesenheit die Opern „Griselda" u. „Il Servo Padrone" mit größtem Beifall in Scene brachte. Doch kaum nach Neapel zurückgekehrt, nahmen auch die Verfolgungen u. Verunglimpfungen wieder ihren Anfang, ja P. mußte sogar einen vom Minister Acton ihm zudiktirten mehrjähr. Hausarrest durchmachen. Erst durch den franz. Gesandten Garat wurde er befreit u. ging 1798 nach Paris, wo er von den Künstlern u. Kunstfreunden gut aufgenommen wurde u. vom Gouvernement auch eine Unterstützung erhielt; diese aber erwies sich als unzureichend, so daß er durch Herausgabe kleiner Vokalsachen u. durch Konzerte in seiner Wohnung seine Lage zu verbessern suchen mußte. Die endliche Ernennung zum Inspektor am Konservatorium im April 1800 traf P. als Sterbenden: eine schwere Krankheit raffte ihn bereits 7. Mai 1800 zu Passy (bei Paris) dahin. — P. darf wol als der Genialste u. Erfindungsreichste der Neapolitanischen Schule bezeichnet werden, u. wenn er im Kampfe gegen Gluck unterlag, so ist nicht etwa seine musikalische Unebenbürtigkeit daran Schuld, sondern die geistige Ueberlegenheit Gluck's u. die aus dessen neuem System sich ergebenden Tendenzen u. Ziele.

Piccoloflöte, Pickelflöte, s. „Flöte".

Piccolomini, Name eines ital. Adelsgeschlechtes, dessen in der Geschichte des Streits der Guelfen u. Ghibellinen oft Erwähnung geschieht. Im 15. Jahrh. herabgekommen, besaßen sie nur noch geringe Ländereien bei Siena. Der letzte P., Enea Silvio (s. „Pius II."), adoptirte die Söhne seiner Schwester u. sicherte dadurch dem Namen P. noch längere Dauer. — Ottavio **P.**, geb. 1599, stand mit ital. Söldnern bei Lützen in Wallenstein's Heere; auch später. Er brachte zuerst die Kunde von der „Rebellion in Pilsen" nach Wien u. empfing

mit Anderen den Auftrag, sich Wallenstein's Person zu bemächtigen. Als ein „malcontenter Italiener" haßte er jenen u. empfing von den Gütern des Ermordeten die Herrschaft Nachod. Später kämpfte P. noch lange als kaiserlicher Feldherr, bis er 2. Nov. 1642 bei Breitenfeld von Torstenson geschlagen wurde u. nun in span. Dienste übertrat. Noch 1648 kehrte er zurück, wurde nach dem Frieden in den Fürstenstand erhoben u. erhielt 1654 von dem span. Könige das Fürstenthum Amalfi. Er starb 10. Aug. 1656 kinderlos in Wien.

Picēnum, Landschaft des alten Mittelitalien, im O. vom Adriat. Meere begrenzt, im N. durch den Fluß Aesis (jetzt Esino) von Umbrien geschieden, welches auch im W. nebst dem Lande der Sabiner die Grenze bildete, endlich im S. durch den Fluß Aternus (jetzt Aterno od. Pescara) von den Gebieten der Vestiner od. Marruciner getrennt. Die Ausläufer der Apenninen durchzogen das Land u. sandten eine Anzahl von Flüssen zum Adriatischen Meere, wie Flusor (j. Chienti), Tinea (j. Tenna), Truentus (j. Tronto), Vomanus (j. Vomano). An Städten werden in P. genannt: Ancona, Numana (j. Umana), Firmum (j. Fermo), Castrum novum (j. Giulia nuova), Hadria od. Adria (j. Atri), Auximum (j. Osimo), Urbs Salvia (j. Urbisaglia), Asculum (j. Ascoli) am Truentus u. Interamnia (j. Teramo). Die Bewohner, Picentes, Piceni, auch wol Picentini genannt, waren sabinischen Stammes u. verdrängten die früher hier angesessenen Umbrer u. Urbewohner; der Name des Landes u. des Volkes soll daher stammen, daß den Einwanderern der dem Mars geheiligte Specht (lat. picus) voranflog. Anfänglich Feinde Roms u. Bundesgenossen der Senonen u. des Pyrrhos, wurden die Picentiner 268 v. Chr. durch den röm. Konsul Publius Sempronius unterworfen u. traten in das Verhältniß von Bundesgenossen, doch wurde ein Theil von ihnen in das südl. Campanien verpflanzt, wo die Stadt Picentia am Salernitanischen Meerbusen ihr Hauptort wurde.

Pichegru (spr. Pischgrüh), Charles, franz. Feldherr, geb. 16. Nov. 1761 zu Arbois in der Franche-Comté; empfing den Unterricht der Franziskaner, wurde dann Repetent an der Militärschule zu Brienne u. so Napoleon's Lehrer. Vor der Revolution Unteroffizier in der Artillerie, Präsident des Jakobinerklubs in Besançon u. als solcher zugleich Anführer eines Freiwilligenbataillons, wurde er in Straßburg mit Robespierre u. St. Just befreundet, die ihn 1793 zum Brigade- u. Divisionschef ernannten. Bekannt als unerschütterlicher Charakter, als kalt u. kenntnißreich, besaß er das volle Vertrauen seiner Untergebenen, als er Ende 1793 das Kommando der Rheinarmee, 1794 das der gesammten Nordarmee erhielt. Nach seinen Siegen bei Courtray u. Tournay 10. u. 11. Mai 1794 besetzte er einen Theil von Belgien, ging im Sept. über die Maas, verdrängte die Engländer aus Holland u. vollbrachte mit seinen zerlumpten u. hungernden Soldaten im Jan. 1795 die vollkommene Eroberung dieses Landes, das nun in eine „Batavische Republik" verwandelt wurde. Nach Paris zurückgekehrt, rettete er den Nationalkonvent 1. April (12. Germinal) 1795, als der Pöbel, geführt von Mitgliedern des Berges, „Brot u. die Konstitution von 1793" verlangte. Doch war er im Herzen der Republik überdrüßig. Als Feldherr der Rhein- u. Moselarmee ließ er sich im Aug. 1795 in Unterhandlungen mit Condé ein u. kämpfte zögernd, so daß er im März 1796 verdächtig u. abberufen wurde. Nachdem er eine Zeit lang zurückgezogen in der Heimat gelebt hatte, stand er 1797 als Präsident an der Spitze des Rathes der Fünfhundert. Da schickte Napoleon dem bedrängten Direktorium aus Italien Beweise von P.'s Verrath u. Augereau's Truppen zu Hülfe. P. wurde verhaftet u. 8. Sept. nach Cayenne deportirt. Von hier entkommen, begab er sich über England nach Deutschland, kämpfte mit dem russ.-österr. Heere 1800 in der Schweiz u. hielt sich nach dem Frieden zu Luneville in Bayreuth u. in London auf. Von hier aus kam er 1804 nach Paris, um im Bunde mit den Chouans Napoleon zu verderben. Am 28. Febr. 1804 nach tollkühner Gegenwehr verhaftet, wollte er den Urtheilsspruch nicht abwarten. Am 6. April 1804 fand man ihn todt. Er hatte sich mit einem Taschentuch erdrosselt.

Pichler, Karoline, geb. v. Greiner, deutsche Romanschriftstellerin, geb. 7. Sept. 1769 zu Wien; erhielt eine höchst sorgfältige Erziehung, verheirathete sich 1796 mit dem Regierungsrath v. P. in Wien u. begann bald darauf mit Erzählungen u. dramatischen Versuchen als Schriftstellerin aufzutreten. Ihre größeren Romane „Agathokles" (Wien 1808), „Die Belagerung Wiens" (ebd. 1824), „Die Schweden in Prag" (ebd. 1827), „Die Wiedereroberung von Ofen" (ebd. 1829) zeichneten sich durch große Klarheit der Erzählung u. künstlerische Abrundung des Stils vortheilhaft aus. In manchen kleineren Erzählungen entfaltete die Verfasserin noch mehr Wärme u. Lebensfrische als in den genannten größeren Werken. Gleichzeitig gelang es ihr, eine Art literarischen Salons in Wien zur Restaurationsperiode zu bilden, u. bis an ihren Tod (9. Juli 1843) wußte sie eine einflußreiche Stellung zu bewahren. Eine Ausgabe ihrer „Sämmtlichen Werke" (Wien 1828—44) ward noch durch die interessanten „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben" (Wien 1844, herausgeg. von Ferd. Wolf) vervollständigt.

Pickelhäring, der Name des holländ. Hanswurst.

Pickelhaube od. Bickelhaube (dieses für Beckelhaube statt richtiger Beckenhaube), beckenförmiger Helm, ursprünglich von Leder mit metallenen Beschlägen, oben mit einer Spitze, unten mit einem breiten Nackenschirme versehen. P. ist die volksthümliche Bezeichnung des im größten Theile des Deutschen Heeres u. in Rußland eingeführten Infanteriehelms.

Pico, Giovanni, s. „Mirandula, Picus von".

Picten heißen seit dem 4. Jahrh. mit einem Gesammtnamen die keltischen Völker Schottlands, wie Scoten, mit denen sie stets zusammen genannt werden u. später ganz verschmelzen, die Bewohner Irlands u. der Inseln. Die Befestigung, welche Hadrian u. Antonin gegen Schottland anlegten, ist erst später nach ihnen „Pictenmauer" genannt worden.

Pièce (franz., spr. Piäß'), Stück; in engerem Sinne ein Musik- od. Theaterstück, auch ein einzelnes Stück einer Wohnung: Stube od. Kammer.

Piedestal (franz.) od. Postament, das Fußgestell für Bildsäulen, Vasen, Figuren, bes. aber für Säulen.

Piemont (ital. Piemonte), die nordwestlichste Landschaft Italiens u. der Hauptbestandtheil des ehemaligen Königreichs Sardinien; besteht aus den Provinzen Alessandria, Cuneo, Novara u. Turin, umfaßt 531,55 □M. mit 2,899,564 E. (1871) u. grenzt im N. an die Schweiz, im W. an Frankreich, im S. an die ital. Landschaft Ligurien u. im O. an die Lombardei. Die Mitte des Landes bildet das fruchtbare wellenförmige Tiefland des Po, das im W. u. N. von den Alpen, im S. von den Ausläufern des Ligur. Apennin umrahmt wird. Oel, Wein, Reis, Getreide aller Art, Kastanien u. Obst sind die wichtigsten Produkte der Landwirthschaft; Weberei in Seide, Wolle, Baumwolle u. Leinen der hervorragendste Zweig der sehr entwickelten Industrie. Hauptstadt ist Turin. — Den Kern der Landschaft bildet das ehemalige Fürstenthum P. mit Turin, Carignano, Savigliano, Coni, Mondovi u. Pignerolo; dazu kamen noch die Marquisate Saluzzo u. Susa, die Grafschaften Nizza, Ivrea u. Asti, das Fürstenthum Oneglia, die Herzogthümer Aosta u. Monferrat u. die Herrschaft Vercelli u. durch die Verträge von Wien (1703 u. 1735) u. Worms (1743) Theile des Herzogthums Mailand. P. kam 1797 zur Ital. Republik, später zum Königreich Italien u. 1814 wieder an die sardin. Dynastie (s. „Italien, Geschichte", u. „Sardinien").

Pierce (spr. Pihrs), Franklin, 14. Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. zu Hillsborough in New-Hampshire 23. Nov. 1804 als Sohn des Benj. P., nachmaligen Gouverneurs von New-Hampshire; studirte in Brunswick (Maine) die Rechte, ward 1827 Advokat in seiner Vaterstadt, zog aber bald nach Concord, der Hauptstadt seines Heimatsstaates, u. wurde hier bald von der Politik ausschließlich in Anspruch genommen. Seit 1829 demokrat. Mitglied des Abgeordnetenhauses von New-Hampshire, ward er 1833 in den Unionskongreß u. 1837 in den Senat gewählt, aus dem er jedoch 1842 zu seiner advokatorischen Praxis zurückkehrte. An dem mexikan. Kriege nahm er 1846 an der Spitze eines Miliz-Regiments mit Auszeichnung Theil. 1850 betraute ihn der behufs einer Verfassungs-Revision in Concord zusammengetretene demokrat. Konvent mit dessen Leitung, u. 1852 sah er sich gegen seinen Willen als Kandidaten für die Präsidentenwürde der Vereinigten Staaten aufgestellt. Da sich auch das Volk für ihn entschied, so bestieg P. 4. März 1853 den Präsidentenstuhl, zeigte sich aber nachgehends ganz als Werkzeug der Südstaaten u. half so den Sezessionskrieg vorbereiten. Nachdem er 4. März 1857 sein Amt in die Hände Buchanan's (s. d.) niedergelegt, zog er sich nach Concord zurück, wo er 8. Okt. 1869 starb. Vgl. Hawthorne, „Life of F. P." (Boston 1852).

Pierer, Johann Friedrich, Arzt, Fachschriftsteller u. Verlagsbuchhändler, geb. zu Altenburg 22. Jan. 1767; studirte seit 1783 in Jena erst die Rechte, dann dort, in Erlangen, Berlin, Wien, Straßburg u. Göttingen Medizin, ließ sich 1790 als Arzt in seiner

Vaterstadt nieder u. wurde 1792 Landphysikus u. Lehrer am Anatomischen Institut. Nachdem er 1799 die Richter'sche Hofbuchdruckerei angekauft, begründete er 1801 ein buchhändlerisches Geschäft als „Literarisches Kontor", welches er 1816 an F. A. Brockhaus abtrat, 1823 aber wieder als „Literatur-Kontor" übernahm. 1814 vertauschte er das Landphysikat mit dem Stadt- u. Amtsphysikat. Seit 1823 Vorstand einer zur Regulirung des Medizinalwesens niedergesetzten Kommission, ward er 1826 Ober-Medizinalrath u. konsultirender Leibarzt des Herzogs u. starb zu Altenburg 21. Dez. 1832. Sein Hauptwerk ist das vom 4. Bde. an mit Choulant herausgegebene „Medizinische Realwörterbuch" (1. Abth. Anatomie u. Physiologie, 8 Bde., Altenb. 1821—29). Außerdem gab er heraus: „Medizinische Nationalzeitung" (1798 f.) u. als Fortsetzung: „Allgemeine medizinische Annalen" (1800 ff.; 1821—25 mit Choulant, seit 1833 von Papst als „Annalen der Medizin" fortges.); „Bibliotheca iatrica" (enthaltend den Hippokrates, lat., 3 Bde., Altenb. 1806). Auch arbeitete er 1823 u. 1824 die Medizinal-Ordnung für das Herzogth. Altenburg aus u. nahm Theil an dem vom Folgenden redigirten „Encyklopädischen Wörterbuch". — **Heinrich August P.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Altenburg 26. Febr. 1794; studirte seit 1811 in Jena Medizin, machte 1813 im Lützow'schen Corps die Schlacht bei Leipzig mit, stand dann im preuß. Militärdienst, kehrte 1820 nach Altenburg zurück, um in das väterliche Buchdruckerei- u. Buchhandlungsgeschäft einzutreten, übernahm dasselbe 1835 unter eigener Firma u. starb zu Altenburg 12. Mai 1850. Seit 1824 redigirte er das von ihm herausgegebene „Encyklopädische Wörterbuch" (26 Bde.), welches in der 2. Aufl. (34 Bde., Altenb. 1840 bis 1846) den Titel „Universal-Lexikon" erhielt, u. dessen 6. Aufl. unter dem Titel „Universal-Konversations-Lexikon" seit 1873 bei Spaarmann in Oberhausen u. Leipzig erscheint. Nach P.'s Tode wurde das Geschäft von seinen ältesten Söhnen, **Eugen P.** (geb. 16. Dez. 1824) u. **Viktor P.** (geb. 28. Aug. 1826, gest. 20. Dez. 1855), fortgesetzt, u. Juli 1859 wurde deren Bruder, **Alfred P.** (geb. 12. Febr. 1836), Miteigenthümer der P.'schen Verlagsbuchh. u. Hofbuchdruckerei. Letztere ging 1871 in andere Hände über u. firmirt jetzt: „P.'sche Hofbuchdruckerei (Stephan Geibel & Co.)".

Pieriden od. Pieriérinnen, Beiname der Musen (s. d.).

Pierrot (frz. [spr. Piërroh], d. h. eigentlich Peterchen) war der Name einer stehenden Maske der auf die franz. Bühne verpflanzten ital. Volkskomödie od. Pantomime. Es stellt diese einen bäuerischen, dummpfiffigen Bedienten vor, der von Allen Prügel bekommt. Diese Figur ist aus dem Harlekin u. Polichinell zusammengesetzt u. wird deshalb ganz wie letzterer in weiter weißer Jacke u. Hose, großem weißen Hute, zuweilen mit weiß gefärbtem Gesicht u. Händen dargestellt, während der Schritt derselben wie beim Harlekin als ein zierlich trippelnder, mit den Knieen eingeknickter, breitbeiniger od. schlürfender erscheint. Der Name P. für diese Rolle wurde zuerst von Molière in seinem „Don Juan" angewendet.

Pierson (spr. Pihrs'n), **Henry Hugh**, verdienter engl. Tonsetzer, geb. 12. April 1816 zu Oxford; erhielt eine gründliche musikalische Vorbildung u. entschloß sich, nachdem er die Universität Cambridge besucht hatte, endlich während eines Aufenthaltes in Paris, wohin er sich auf Wunsch seines Vaters, der ihn zur diplomatischen Laufbahn bestimmt hatte, behufs besserer Erlernung des Französischen begeben hatte, sich ganz der Musik zu widmen. Nach einer Reise durch Italien u. Deutschland wurde er 1844 als Professor der Musik an der Universität Edinburgh angestellt. Diese Stelle legte er aber bereits 1845 nieder u. begab sich zunächst nach Wien, wo verschiedene seiner unter dem Namen „Edgar Mansfeld" erschienenen Kompositionen Interesse erregten. Von 1846 ab lebte er vorwiegend in Deutschland u. starb zu Leipzig 28. Jan. 1873. Von feinem Geschmack u. tüchtige Bildung, wenn auch keine sonderliche Eigenartigkeit verrathenden Kompositionen sind bes. zu nennen: die Oratorien „Jerusalem" u. „Hesekias", die Opern „Leila" u. „Contarini" (nur in Hamburg gegeben) u. die Musik zum zweiten Theil von Goethe's „Faust".

Piesport, Dorf im preuß. Reg.-Bez. Trier (Rheinprovinz, Kreis Wittlich) an der Mosel gelegen, zählt 600 E., welche nam. Weinbau treiben; die besten Lagen sind Falkenlei, Güntherslei, Taubergarten u. Großwingert.

Pietà (ital.) nennt man die künstlerische Darstellung der über od. vor dem Leichname Christi trauernden Maria, bisweilen mit Hinzufügung neutestamentlicher Nebenpersonen oder wehklagender Engel. Zu den berühmtesten Darstellungen dieser Art gehören das Jugendwerk Michelangelo's in der Peterskirche zu Rom u. aus neuester Zeit die herrliche P. von Rietschel in der Friedenskirche zu Sanssouci.

Pietät (a. d. Lat.), Frömmigkeit, kindliche Zärtlichkeit, Anhänglichkeit.

Pietismus. Mit dem Namen **Pietist** (vom lat. pietas, Frömmigkeit) bezeichnet man im Allgemeinen einen Menschen, dessen Frömmigkeit eine krankhafte Richtung genommen hat. Gewöhnlich verbindet sich damit zugleich der Nebenbegriff des Scheinheiligen. In diesem Sinne ist der Name schon um 1674 in Frankfurt gebraucht worden; in der Kirchengeschichte aber hat er sich zunächst als Bezeichnung einer bestimmten Partei festgesetzt, die von Spener (s. d.) ihren Ausgang nahm. Und zwar hat man zu unterscheiden 1. die Periode des kräftigen P. Derselbe trat in Gegensatz zu der todten lutherischen Rechtgläubigkeit des 17. Jahrh. (vgl. „Orthodoxie") u. drang auf Wiederbelebung des Bibelstudiums u. aufrichtige Frömmigkeit des Wandels, um so das herrschende Kopfchristenthum in ein solches des Herzens zu verwandeln. Den Hauptanstoß gab Spener's Schrift „Pia desideria" od. „Herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche" (1675). Schon vorher hatte Spener in seinem Hause erbauliche Versammlungen, die sog. collegia pietatis, veranstaltet. Die ganze Bewegung erfaßte weitere Kreise, als 1686 drei junge Leipziger Magister, die von Spener angeregt waren, A. H. Francke, Anton u. Schade, an der Universität erbauliche Vorlesungen über die Bibel (sog. collegia philobiblica) zu halten begannen u. durch den unerhörten Gebrauch der deutschen Sprache auch zahlreiche Nichtstudenten anzogen. Die theologische Fakultät eiferte nachdrücklich gegen diesen „P." u. wußte 1690 die Ausweisung der drei Magister aus Leipzig durchzusetzen. Spener, 1691 aus Dresden vertrieben, gewann als Propst von Berlin den Kurfürsten von Brandenburg für seine Ideen, u. 1694 wurden Francke u. Anton neben dem gleichgesinnten Breithaupt zu Professoren der Theologie an der neugestifteten Universität Halle ernannt. Die letztere wurde dadurch der Mittelpunkt des P. u. wirkte in dieser ersten Periode sehr segensreich. Nach Francke's Tode (1727) folgte 2. die Periode des entarteten „P." mit endlosen Streitigkeiten. An die Stelle des milden, weitherzigen P. trat mehr u. mehr die engherzige Frömmelei, die nicht blos die kirchlichen Ordnungen, sondern auch die Wissenschaft verachtete u. durch die Pflege des Konventikelwesens viel Zwietracht im Volke säete. Trotzdem hat der P. befruchtend u. umbildend auf die Orthodoxie gewirkt durch Männer, die sich von den Einseitigkeiten desselben freihielten u. echte Frömmigkeit pflegten. Andererseits hat er ebenso dem Sektenwesen wie der Aufklärung Vorschub geleistet (vgl. „Lutherische Kirche"). Die dritte Periode des modernen P. ist mit den früheren Perioden bes. durch die Herrnhuter Brüdergemeinde u. die zahlreichen pietistischen Gemeinden Württembergs verknüpft. Er war eine Reaktion des tieferen religiösen Volksgeistes gegen die seichte Aufklärung in der Kirche. Viel trugen dazu die Erschütterung aller Verhältnisse durch die Französische Revolution u. die Kriege Napoleon's bei; bes. aber wurde Frau von Krüdener (s. d.) die Prophetin dieser „Erweckungszeit" seit 1814. Der P. hat sich seitdem in zahllosen Gestalten kräftig behauptet, theils in eifriger Frömmigkeit innerhalb der Kirche, theils in Sekten aller Art, bes. in Amerika, von wo auch die neuesten Apostel des P. ausgegangen sind. Jetzt fällt der Begriff des P. fast zusammen mit dem des Methodismus (s. „Methodisten").

Piffero od. **Pifferino** (ital.), d. i. Pfeife, Querpfeife; **Pifferari** (Mehrzahl), Pfeifer, Querpfeifer.

Pigalle (spr. Pigall'), **Jean Baptiste**, ein franz. Bildhauer, der die Berninische Richtung mit großer Kunstfertigkeit u. Eleganz zu einer äußerlich theatralischen Wirkung brachte. Geboren in Paris 26. Jan. 1714, lernte er die Anfangsgründe seiner Kunst schon mit 8 Jahren im Atelier des Bildhauers le Lorrain, ging 1734 nach Rom, wo er u. A. eine gelungene Nachbildung der antiken „Astragalenspielerin" schuf, u. kehrte dann nach Frankreich zurück. In Lyon führte er die Statue eines Merkur aus, welche in Paris den größten Beifall erwarb u. ihm den Auftrag verschaffte, die Façade der Kirche St. Louis du Louvre zu schmücken. Nach reger Thätigkeit u. an Ehren reich starb P. 21. Aug. 1785. Zu seinen besseren Arbeiten gehören die von Friedrich d. Gr. für Sanssouci erworbenen Statuen eines Merkur u. einer Venus, vor Allem aber das 1776 aufgestellte Hauptwerk seines Lebens, das Marmordenkmal des Marschalls Moritz von Sachsen († 1750) in der Thomaskirche zu Straßburg, welches zwar den verkehrten Geschmack seiner Zeit, daneben aber ein großes Talent u. große Sorgfalt der Arbeit verräth.

Pigment bedeutet soviel als färbender Stoff; man gebraucht diesen Ausdruck neuerdings hauptsächlich in der organischen Chemie, z. B. Harnpigment, Gallenpigment rc.

Pignerolo od. Pinerolo, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises der nordital. Provinz Turin mit 11,362 E. (1871), ehemals starke Festung; liegt an der Lemina am Eingange des Alpenthales Perosa im SW. Turins, hat eine schöne Kathedrale, einen bischöflichen Palast u. treibt regen Handel mit Seide, Woll= u. Lederwaaren, Wein u. Alpenkäse. Im Kreise P. finden sich zahlreiche Waldensergemeinden.

pikant od. piquant (vom franz. piquer, stechen), spitzig, stechend, scharf, prickelnd, sodann: durch Witz u. Munterkeit anziehend; pikirt, beleidigt, gekränkt; sich pikiren, sich beleidigt fühlen; sich pikiren auf Etwas, seinen Stolz in Etwas setzen, sich auf eine Sache etwas einbilden.

Pike (Spieß), war die Hauptwaffe des Fußvolkes im Mittelalter. Von Einführung der Feuerwaffen an schwand die P. immer mehr vor der Muskete, bis die Einführung des Bajonnets P. u. Feuerwaffe vereinigte. Pikenier war der mit der P. bewaffnete Fußsoldat, u. zwar unterschied man zur Zeit des Dreißigjähr. Krieges Musketiere u. Pikeniere; Letztere trugen Pickelhauben, eiserne Halskragen, Halbkürasse u. eiserne Schürzen u. waren die schwere Infanterie; ihre P. war 39—46 cm. lang u. hatte einen eisernen Schuh, um sie fest in die Erde stemmen u. gegen die Reiterei vorstrecken zu können.

Piket ist ein Trupp Infanterie od. Kavallerie, welcher im Sicherheitsdienst, zur Unterstützung der Feldwachen, zur Festhaltung wichtiger Punkte 2c. aufgestellt wird. Der Piketdienst entwickelte sich, als man anfing der Terraingestaltung mehr Aufmerksamkeit zu schenken u. sie bei Aufstellung der Truppen zum Gefecht zu benutzen. Der ganze Sicherungsdienst hieß damals Piketdienst u. wurde in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. zu Turenne's u. Montecuculi's Zeit allgemein. — Piketpfähle heißen die ziemlich starken Pfähle, an welche im Biwak die Stallleinen zum Aufschlagen des Stalles für die Pferde der Kavallerie u. Artillerie angeschlungen werden.

pikiren, s. „pikant".

Pikrinsäure (Trinitrophenylsäure od. Trinitrophenol); diese im J. 1788 von Hausmann entdeckte, stickstoffhaltige organische Säure entsteht durch Einwirkung von Salpetersäure auf verschiedene organische Stoffe, z. B. Indigo, Seide, Aloë, Harze 2c., sie wird jetzt aber ganz allgemein aus der Carbolsäure gemacht. Die P. erscheint in schönen gelben, glänzenden Krystallblättchen, die geruchlos sind, aber einen äußerst bitteren Geschmack haben; sie ist giftig. Man benutzt sie zum Gelbfärben von Wolle, Seide u. Leder, in Verbindung mit Blau auch zum Grünfärben. Von den Salzen der P. ist nam. das pikrinsaure Kali wegen seiner leichten Explodirbarkeit bekannt (die P. selbst explodirt für sich allein nicht); es war die Veranlassung zu der vor mehreren Jahren in Paris auf dem Sorbonneplatze stattgefundenen großen Explosion. Die Verwendung der P. zum Bittermachen von Bieren od. Likören ist ganz entschieden zu tadeln, weil der Gesundheit sehr nachtheilig.

Pikul od. Picol (die Bürde), ein Handelsgewicht in Ostasien u. Indien = 100 Catties od. Pfund = $133^1/_3$ Pfund englisch od. $60^1/_2$ Kg. Der batavische P. = 125 holländ. Troypfund od. $61^1/_2$ Kg.

Pilaster (mittellat.), ein flach aus der Wand hervortretender Pfeiler.

Pilâtre de Rozier (spr. Pilat'r de Rosiëh), Jean François, franz. Physiker, geb. zu Metz 30. März 1756; bildete sich zuerst für den Apothekerberuf aus, studirte dann Mathematik u. Naturwissenschaften, war eine Zeit lang Professor der Chemie in Rheims, wurde dann Aufseher der Naturaliensammlung des nachmaligen Königs Ludwig XVIII. in Paris u. gründete 1781 eine Anstalt, in der er das Studium der Physik u. Chemie durch Experimente erleichtern wollte. Nach dem Bekanntwerden der Montgolfier'schen Versuche war er der Erste, welcher 1783 dieselben wiederholte; als er aber 14. Juni 1785 mit dem Physiker Romain von Boulogne aus eine Luftschiffahrt unternommen hatte, um nach England überzusetzen, verunglückte er, denn der von ihm thörichterweise theils nach dem Montgolfier'schen, theils nach dem Charles'schen Verfahren gefüllte Ballon entzündete sich. Die Luftfahrer stürzten infolge dessen aus großer Höhe beim Thurm von Croy zur Erde u. fanden daselbst ihren Tod. — Vgl. Tournon de la Chapelle, „Vie et mémoires de P." (Par. 1786).

Pilatus, Pontius, römischer Prokurator (Landpfleger) von Judäa zur Zeit Jesu (26—36 n. Chr.), erbitterte durch seine Grausamkeit u. die Mißachtung der religiösen Vorurtheile die Juden so sehr, daß er 36 von dem Präfekten Syriens (Vitellius) abgesetzt u. zur Verantwortung nach Rom geschickt wurde. An der Kreuzigung Jesu trug er insofern die Hauptschuld, als er trotz seines anfänglichen Interesses für denselben Befehl dazu gab, nur um sich einmal dem jüdischen Fanatismus gefällig zu zeigen. Schon im 2. Jahrh. wollten die Christen die Akten besitzen, die P. über den Prozeß Jesu an Tiberius gesandt habe. Anderer Art sind die „Acta Pilati", die im 4. Jahrh. von den Heiden verbreitet wurden, nämlich eine Schmähschrift auf Jesus u. das Christenthum. Die Berichte über den Selbstmord des P. in Rom od. seine Hinrichtung unter Nero sind wahrscheinlich Sage. Eine anderweitige Sage ist die, daß er nirgends im Grabe Ruhe gefunden habe u. zuletzt in den See auf dem schweizerischen Pilatusberge geworfen worden sei.

Pilatus ist der Name eines der aussichtreichsten Berge der Centralschweiz, welcher seine sechs kahlen, wildzerrissenen Gipfel an der Grenze der Kantone Luzern u. Unterwalden 2123 m. über das Meer erhebt u. nach Osten zur Alpnacher Bucht des Vierwaldstätter Sees abfällt. Von Alpnach u. Hergiswyl führen zwei gefahrlose Wege in vier Stunden bequem hinauf; der höchste Gipfel ist das Tomlishorn, das von dem Klimserhornhôtel bestiegen wird; nur 10 m. niedriger ist der „Esel", welcher dieselbe Aussicht gewährt u. an welchem unmittelbar ein zweites Hôtel erbaut ist. Häufiger als der Rigi ist aber der als Wetterprophet im Lande berühmte P. von Wolken verhüllt. Wahrscheinlich ist der Berg wegen seiner stark hervortretenden Gestalt Mons pilatus, „Pfeilerberg" (vom lat. pila, Pfeiler), genannt worden.

Pilau, ein im Orient sehr beliebtes Gericht, Reis mit Wasser u. gehacktem Hammelfleisch gekocht u. mit zerlassener Butter übergossen.

Pilger od. Pilgerim (vom lat. peregrinus, Fremder) seit dem Mittelalter s. v. w. Wallfahrer.

Pillau, befestigte Seestadt im ostpreuß. Reg.=Bez. Königsberg (Kreis Fischhausen) mit 3215 E. ohne die Besatzung (1875); liegt an dem Pillauer Tief, dem Eingange in das Frische Haff, auf einer der Frischen Nehrung zugewandten Landzunge; die Nehrung selbst schließt hier mit einem kolossalen Granitmolo u. einem gewaltigen Leuchtthurm ab. Die jetzt durch zwei neue Forts verstärkte Festung ist der Schlüssel von Königsberg, dessen Vorhafen P. bildet u. mit dem es durch Eisenbahn in Verbindung steht. Die Stadt ist ein besuchtes Seebad u. besitzt eine Navigationsschule; die Einwohner treiben lebhaften Handel (1872 mit 15 eigenen Schiffen zu 3847 Lasten) u. bedeutende Fischerei, bes. Störfang zu Kaviarbereitung. Unter dem Großen Kurfürsten war P. Hafen für die neue brandenburgische Kriegsflotte; 1758 ward die Festung von den Russen genommen u. 24. Febr. 1812 bis 6. Febr. 1813 befand sie sich in den Händen der Franzosen.

Pillen sind ein pharmazeut. Präparat; dieselben werden nach Verordnung der Aerzte aus den verschiedensten Arzneimitteln bereitet, indem man zunächst durch Anstoßen in einem Mörser eine knetbare Masse darstellt, welche zu einem langen Faden ausgerollt u. dann mittels der Pillenmaschine in kleine Kugeln von gleicher Größe zertheilt wird. Letztere werden, um das Zusammenkleben zu verhüten, mit einem feinen Pulver (Lycopodium, Zimmtpulver 2c.) bestreut, zuweilen auch vergoldet od. versilbert.

Pillenkäfer heißen drei verschiedene Käfer. 1. Der in Südeuropa u. bes. in Nordafrika heimische, 3 cm. große Ateuchus sacer (s. d.), 2. ein nur 2 cm. großer Käfer der nämlichen Familie der Blatthörner, Copris lunaris, der auf unseren Viehweiden nicht selten ist. Er sieht glänzend schwarz aus u. hat punktirt gestreifte Flügeldecken; das Männchen trägt ein langes, aufrechtes Kopfhorn. Derselbe legt sein Ei in die Erde unter den Weidemist u. verstopft die Höhlung durch eine Mistpille. Ein dritter P. ist der bei uns häufige Fugenkäfer (Byrrhus pilula), aus der Familie der Keulenhörner. Er hat seinen Namen von der Gestalt, die er annimmt, wenn er durch Zurücklegen seiner Gliedmaßen in hierzu auf seiner Bauchseite liegende Fugen sich todt stellt, obwol er dann eher einer Kaffeebohne als einer Pille ähnelt.

Pillnitz, ein am rechten Elbufer, am Fuße des Borsberges $1^1/_2$ M. oberhalb Dresden gelegenes Dorf mit 658 E. (1875), welche Landwirthschaft u. Weinbau treiben; hat ein in verschiedenen Stilarten erbautes königl. Lustschloß, welches seit 1763 die gewöhnliche Sommerresidenz der königl. Familie ist. Das alte Schloß brannte 1818 ab u. an seine Stelle trat ein neues Gebäude, welches auf drei Seiten prächtige Gartenanlagen umgeben; nach der vierten Seite stößt es an den Strom. Hier wurde 27. Aug. 1791 die sog. Pillnitzer Konvention abgeschlossen, in welcher sich Kaiser Leopold II. u. König Friedrich Wilhelm II. von Preußen dem Grafen von Artois (späteren Karl X.) gegenüber verpflichteten, die Franz. Monarchie, nöthigenfalls auch mit Truppengewalt, gegen die Revolution zu unterstützen.

Pilot, s. v. w. Lootse (s. d.).

Pilot (Lootsenfisch, Naucrates ductor), ein etwa 32 cm. langer Mittelmeerfisch aus der Familie der Makrelen, von bläulich=weißer Färbung mit drei breiten dunkelblauen Querbinden u. mit vier kleinen Rückenstacheln vor der langen Rückenflosse. Er hat seinen Namen daher, daß er die Schiffe als ein steter Begleiter der durch Bordabfälle angezogenen Haifische umschwärmt, mit denen er in einem freundschaftlichen

Verhältniß zu stehen scheint, indem er wenigstens von ihnen geschont wird. Als Ursache dieses Zusammenhaltens wird angegeben, daß der P. sich in der Nähe des mächtigen Hai vor Nachstellungen sicher fühle. Andere lassen ihn vom Auswurf desselben sich nähren; die Matrosen halten ihn für den Führer der Haie. Vielleicht ist er der „Pompilus" der Alten.



Nr. 4485. Der Pilot (Naucrates ductor).

Piloty, Ferdinand, namhafter Lithograph, geb. zu Homburg in der Pfalz 28. Aug. 1788; zog schon früh nach München, widmete sich hier unter Kellerhoven der Kunst u. besuchte später die Akademie unter v. Mannlich's Leitung. Von 1836 an gab er mit Joseph Löhle die Gemälde der (alten) Pinakothek zu München u. der Galerie zu Schleißheim in trefflichen Lithographien heraus u. setzte nachher mit ihm (nach Bodmer's Tode) die Herausgabe der Lithographien desselben fort. Er starb 8. Jan. 1844. — Sein weit berühmterer Sohn ist Karl **P.**, der Historienmaler, geb. 1. Okt. 1826, der, mit großem Talent für die Kunst begabt, sich schon früh im Hause seines Vaters u. Lehrers auszeichnete. Vom 14. Jahre war er Schüler der Akademie, verließ dieselbe aber bald wieder. Seine erste, freilich noch sehr mangelhafte Komposition war „Saul's Tod" 1839. Der plötzliche Tod seines Vaters veranlaßte ihn, an dessen Stelle Mitarbeiter am Galerie-Werke zu werden. Fast alle seine Bilder zeigen einen



Nr. 4486. Karl Piloty (geb. 1. Okt. 1826).

tiefernsten, melancholischen Charakter, so z. B. „Die sterbende Mutter" (1849) u. die „Amme" (1853), die das kunstsinnige Publikum in hohem Grade fesselte. 1854 trat P. mit dem ihm aufgegebenen großen Ceremonienbilde „Gründung der katholischen Liga" (fürs Maximilianeum) auf, das, obgleich an den Fehlern aller Ceremonienbilder leidend, wegen der Kühnheit der Technik großes Aufsehen erregte. Infolge dessen wurde er 1856 Professor an der Akademie u. bildete als solcher eine Menge von Schülern aus, die aber nicht nach der alten akademischen Weise sklavisch in die Fußstapfen des Meisters traten, sondern, wenn auch seinem Realismus huldigend u. seinen Farbenton sich aneignend, doch völlig ihre geistige Selbständigkeit behaupteten. Dahin gehörten schon damals Theod. Schütz, Lerbach, Tacke, Conräder, Baumgartner, später auch Gabriel Max, Defregger, Makart u. A. Ungewöhnlichen Erfolg errang sein in die neue Pinakothek gekommener „Seni vor Wallenstein's Leiche" (1855), der bei dem tief erschütternden Inhalt eine hohe Meisterschaft der Technik, nam. in allen Details, u. einen eminenten Farbensinn zeigt. Weniger glücklich war er mit einem zweiten „Seni" 1858. Nachdem er 1856 u. 58 Paris u. zweimal Italien besucht hatte, wo er sich mit Vorstudien zu einem großen Bilde „Nero auf den Trümmern Roms" beschäftigte, trat er 1861 mit diesem Meisterwerke auf (jetzt im ungarischen Nationalmuseum zu Pest), das, trotz eines gewissen Mangels an Einheit der Komposition, doch im Gedanken wie in der Technik höchst vollendet ist. Gleich darauf ließ er die als historisches Genrebild großartige Einzelfigur Galilei's im Kerker folgen, der in der Bewegung der hereinfallenden Sonnenstrahlen die Bestätigung seiner großen Lehre erblickt. Unter den ferner von ihm geschaffenen größeren Werken erwähnen wir nur, abgesehen von vielen trefflichen Portraits, „Wallenstein auf seinem letzten Wege nach Eger" (1864), „Die Gründung des Klosters Ettal" (1865), „Die Entdeckung Amerika's durch Columbus" (1866), den bes. meisterhaften „Tod Cäsar's" (1866), „Die Aebtissin des Klosters Frauen-Chiemsee schützt dasselbe im Dreißigjährigen Kriege" (1868), endlich noch die bereits 1866 zuerst entworfene, aber erst 1873 vollendete „Thusnelda im Triumphzug des Germanicus". Schon inhaltlich von geringerer Bedeutung als dieses letztere ist die 1874 entstandene „Verhaftung der Anna Boleyn". 1874 wurde P. zum Direktor der Kunstakademie in München ernannt. — Auch sein jüngerer Bruder Ferdinand **P.**, geb. 9. Okt. 1828 zu München, der mit ihm das Streben nach Farbenglanz u. malerischem Effekt theilt, ihm aber an Großartigkeit der Konzeption wie an Farbentechnik nachsteht, ist Historien- u. Genremaler. Er hat sich durch mehrere Genrebilder u. durch seine monumentalen Wandmalereien im bayr. National-Museum hervorgethan, unter denen bes. „Die Blütezeit Augsburgs" von höchst gelungener Auffassung ist.

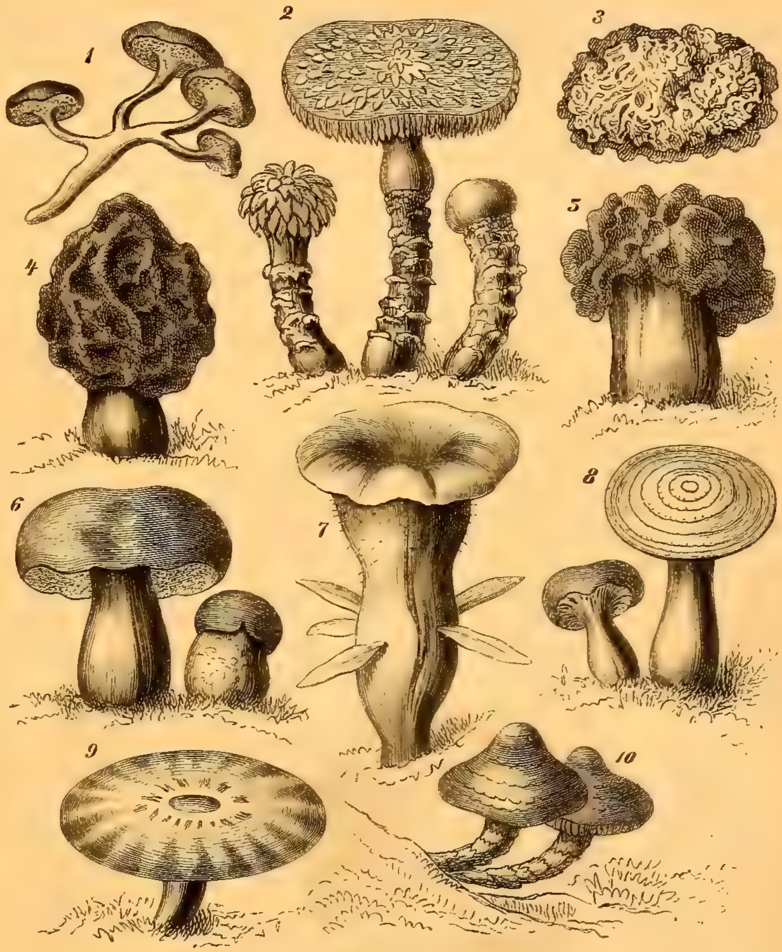
Pilpai od. Bidpai wird als Name des Verfassers einer Sammlung lehrreicher Fabeln u. Erzählungen genannt, eine Art „Fürstenspiegel", welche in Indien entstand u. von dort aus sich über das gesammte Morgen- u. Abendland verbreitet hat. In seiner ältesten Gestalt in Indien verloren, hat sich das Werk dort nur in verkürzter Form erhalten in dem sog. „Pantschatantra" (d. h. „Die fünf Bücher"; herausgeg. von Kosegarten, 2 Bde., Bonn u. Greifsw. 1848—59; von Kielhorn u. Bühler, Bombay 1868—69; deutsch von Benfey, 2 Bde., Lpz. 1859), dessen Abfassung dem Vischnusarman beigelegt wird. Vor seiner Reduzirung von ursprünglich 13 auf 5 Bücher wurde jedoch die Sammlung in das Pehlewi (s. d.) übertragen, unter dem pers. Könige Khosru Anuschirvân (531—79) durch dessen Arzt Barsuye. Zwar ist auch dieses Werk verloren, aber erhalten ist eine um dieselbe Zeit entstandene syr. Uebersetzung (nach den Namen der beiden Schakale, die im ersten Theil eine Hauptrolle spielen, „Kalilag u. Damnag" betitelt; herausgeg. von Bickell, Lpz. 1876) u. eine unter dem Khalifen Almansor (754—75) von Abdallah Ibn-Almokaffa († 760) verfaßte arab. Uebersetzung („Kalila u. Dimna"; herausgeg. u. A. von Silvestre de Sacy, Par. 1816; deutsch von Wolff, 2 Bde., Stuttg. 1837), welche letztere uns den Namen Bidpai als den des Hauptes der indischen Philosophen überliefert. Durch diese arab. Uebertragung fand nun das Buch seinen Weg in sämmtliche Literaturen des Orients wie weiterhin des Abendlandes, in letztere einmal durch die griech. Uebersetzung des Symeon Seth um 1080; sodann durch die hebr. Uebertragung des Rabbi Joel um 1250, auf welcher das weit verbreitete „Directorium

humanae vitae" des Johannes von Capua (um 1270 verfaßt) beruht, dieses dann wieder die Grundlage bildend für des Antonius v. Pforr „Buch der Byspel der alten Weisen" (Ulm 1483 u. ö.; neue Ausgabe von Holland, Stuttg. 1860); schließlich durch eine castilische Uebersetzung unter Alfons X. 1251 u. die auf ihr fußende lat. Bearbeitung des Raymond von Béziers (um 1310). Theils dem Johannes von Capua, theils dem Raymond v. Béziers folgen dann die Uebersetzungen in sämmtliche roman. u. german. Sprachen. — Ueber die zahllosen Wanderungen u. Wandlungen des Stoffes vgl. Benfey in der Einleitung zu seiner Uebersetzung des „Pantschatantra" u. Max Müller, „On the migration of fables" („Contemporary Review", Bd. 14, Lond. 1870).

Pils, Isidore Alexandre Augustin, einer der besten franz. Schlachtenmaler, daneben auch als Genre- u. Historienmaler bedeutend. Geboren zu Paris 1813, trat er trotz seiner realistischen Richtung in Picot's Atelier u. malte hier zuerst eine Reihe von Bildern ernsten Inhalts aus dem Leben der niederen Stände, in denen sich seine Beobachtungsgabe u. geschickte Hand kund giebt. Durch den Krimkrieg angeregt, wandte er sich zur Darstellung des Kriegs- u. Soldatenlebens, das er mit größtem Glücke bearbeitete. Dahin gehört sein erstes bedeutendes Bild dieser Art (1857): „Die Ausschiffung der Truppen in der Krim", mehr aber noch sein Meisterwerk (1859), „Die Schlacht an der Alma" (beide in Versailles). Weniger bedeutend ist er in Kirchenbildern u. in den Wandbildern des neuen Opernhauses zu Paris. P. starb 3. Sept. 1875.

Pilsen, zweitgrößte Stadt des Königreichs Böhmen, am Zusammenfluß der Mies, Radbusa u. Bradlenka gelegen, u. Kreuzungspunkt der Eisenbahn P.-Priesen u. der böhm. Westbahn u. Franz-Josefs-Bahn, hat 23,681 E. (1869) u. ist eine sehr gewerbfleißige, gut gebaute Stadt; P. hat 7 Kirchen, darunter die ansehnliche Bartholomäuskirche, 2 Klöster, ein neues Theater u. ein schönes Rathhaus mit beträchtlicher Waffensammlung, besitzt ferner eine Ober- u. Unterrealschule, ein Ober- u. Untergymnasium u. ein Kadettenhaus. Das Hauptprodukt der Industrie ist Bier; in zweiter Linie stehen Mehl, Maschinen, Leder, Farben, Preßhefen, Spiritus. Die an Steinkohlen reiche Umgebung weist namentlich Eisen- u. Alaunwerke u. Glasfabriken auf.

Pilze sind kryptogamische Gewächse der einfachsten Art, gleich den Algen u. Flechten blätterlos u. ohne Blattgrün, weshalb sie auch zu den Schmarotzergewächsen gehören, welche nicht im Stande sind, sich ihre Nährstoffe selbst zuzubereiten. Sie bestehen aus einem sog. Pilzgewebe (Mycelium) u. Fruchtträger, beide zusammen den Pilz-Thallus darstellend. Ersteres befindet sich gleichsam als Wurzel u. Stamm auf der Unterlage, u. zwar als ein Gewebe farbloser Fäden (Hyphen), das entweder flockig, häutig u. strangartig od. knollenförmig ist. Letzterer erhebt sich aus dem Mycelium in verschiedenster Gestaltung u. pflegt dem Laien die eigentliche Pilzpflanze allein zu sein. Er erscheint in Form von Hüten, Schirmen, Sträuchern, Keulen, Kugeln, Bechern 2c., die zur Bildung von Sporen od. Samen berufen sind. Die letzteren pflegen eine eigene Schicht, das Sporenlager (Hymenium), zu bilden, welches entweder nackt od. von einem Schleier bedeckt ist, od. auch in eigenthümlichen Säcken u. Behältern auftritt. Die Sporen bilden sich frei in Schläuchen od. durch Abschnürung auf sog. Basidien, bei denen sich ein Samenkörper an seiner Spitze in einige (meist 4) Zacken theilt, welche je eine Spore tragen, od. auch durch Zelltheilung. Aus diesen Sporen geht wieder ein Mycelium hervor. — Unendlich groß ist die Zahl der P., die man in Algenpilze (Phycomyceten), Unterhautpilze (Hypodermi), Basidiensporige (Basidiomyceten), Schlauchpilze (Ascomyceten) u. Schleimpilze (Myxomyceten) theilt, je nach ihrer Hyphengestaltung u. Sporenerzeugung. Dieselben zerfallen wieder in zahlreiche einzelne Gruppen u. Familien. Die Algenpilze stellen die Schimmelarten, die Unterhautpilze die als Pusteln u. Rost erscheinenden Blattpilze, die Basidiensporigen die Hutpilze, die Schlauchpilze die trüffelartigen P., die Schleimpilze die myceliumlosen, sich endlich in Schleim auflösenden kleinen P. mit sackartigen Behältern. — Wie die Formen der P. unendlich verschieden sind, so mannichfaltig ist auch die Bedeutung der P. im Haushalte der Natur. Gährung erzeugend od. in verwesenden Stoffen vorzugsweise gern gedeihend, führen sie die zerfallenden organischen Stoffe augenblicklich in neue Formen der Organismen über, wodurch sie einen eminenten Einfluß auf den Zustand ihrer Entwicklungsstätte od. des Wirthes, auf dem sie schmarotzen, ausüben. Der Zusammenhang im Auftreten gewisser epidemischer Krankheiten mit eigenthümlichen Pilzentwicklungen besteht zweifellos, wenngleich die Frage nach Ursache u. Wirkung zur Zeit noch nicht entschieden ist. Dagegen sind zweifellos schmarotzende kleine Pilzgebilde die Ursache krankhafter Erscheinungen einzelner Organe, wie der Haare, der Zunge 2c. Spricht man von P.n schlechtweg, so versteht man im gewöhnlichen Leben diejenigen Formen, welche sich meist in die Basidiensporigen od. die eigentlichen Hutpilze einreihen lassen, od. auch die trüffelartigen Schlauchpilze. Sie zerfallen in indifferente, giftige u. eßbare P. Letztere beiden liefern eine nicht geringe Anzahl von Arten. Unter den giftigen sind bes. hervorstechend: der Fliegenpilz mit rothem Hute



Nr. 4487. Pilze.
1 Semmelpilz, 2 Fliegenpilz, 3 Trüffel, 4 Morchel, 5 Speiselorchel, 6 Steinpilz, 7 Keulenpilz, 8 Reizker, 9 Habichtsschwamm, 10 Stockschwamm.

(Agaricus muscarius), Lilaschwamm (Ag. amethystinus) mit dunkelblauem Hute, der Beelzebub (Ag. rufus) mit chokoladebraunem Hute, der Waldteufel (Ag. pyrogalus) mit bleigrauem Zonenhute, der Schwefelkopf (Ag. lateritius) mit gelbem u. braunem Hute, der Speiteufel (Ag. emeticus) mit karminrothem Hute, der Grünling (Ag. viridis) mit weißgrünem Hute, der Schleimschwamm (Ag. viscidus) mit blauröthlichem Hute, der Dickfuß (Boletus pachypus) mit braunem, stark gewölbtem Hute, der Hexenpilz (B. luridus) mit einem karminrothen, dem Steinpilze ähnlichen Hute 2c. Unter den eßbaren treten bes. hervor: der Steinpilz (B. edulis), Musseron od. Mehlschwamm (Ag. prunulus), Eierschwamm od. Pfifferling (Merulius cantharellus), Schmeerling (B. granulatus), Runzelschwamm (Ag. caperatus), Brätling (Ag. volémus), Stockschwamm (Ag. mutabilis), Champignon (Ag. campester), Semmelpilz (B. confluens), Reizker (Ag. deliciosus), Maischwamm (Ag. Pomonae), Barfüßler od. Goldschwämmchen (Ag. puniceus), Parasolschwamm (Ag. procerus), Stoppelschwamm (Hydnum repandum), Habichtsschwamm (H. imbricatum), Kapuzinerpilz (B. scaber), Hallimasch (Ag. melleus), Morchel (Morchella esculenta), Speiselorchel (Helvella esculenta), Trüffel (Tuber) in verschiedenen Arten 2c. Diese eßbaren P. enthalten eine stickstoffreiche Nahrung, deren Werth bei uns vielfach unterschätzt

wird, während manche Völkerschaften, z. B. die Lappen, zum großen Theil von Beeren u. P.n leben, neben geringer Fleischkost (Fische 2c.).

Piment (Pimenta officinalis, Myrtus Pimenta *L.*), auch Nelkenpfeffer, Neugewürz, engl. Gewürz, Jamaika- od. Spezereipfeffer; die pfefferkornartigen graubraunen Samen eines Myrtengewächses der Westind. Inseln, von starkem nelkenartigen Geruch u. brennendgewürzigem Geschmack, werden außer als Würze auch als Arzneimittel gegen allerlei Magenleiden u. dgl. verwendet. Der Baum, vorzugsweise auf Jamaika heimisch, wird gegen 10 m. hoch u. besitzt eine buschige Krone, abwechselnd gestellte, große längliche Blätter von großem Wohlgeruch, aus deren Winkeln eben so wie an den Zweigenden kleine weiße, wohlriechende Blumen, in Doldentrauben od. Rispen gestellt, hervorbrechen, nach deren Verblühen erbsengroße schwarze, beerenartige Früchte erscheinen, die man rasch trocknet. Sie enthalten ein brennendes nelkenartiges Oel.

Pimpernuß (Staphylea pinnata), auch Blasen- u. Klappernuß, Maiblumenbaum, wilde Pistazie, Paternoster- od. Rosenkranzbaum; ein beliebter Zierstrauch aus der kleinen Familie der Staphyleaceen, der in Südeuropa u. im Orient, aber auch schon in Süddeutschland wild wächst u. in unseren Parkanlagen gepflegt wird. Er wird gegen 6 m. hoch u. treibt aus der Mitte der gefiederten Blätter im Frühjahr herabhängende Blumentrauben mit schönen maiblumenähnlichen Blüten, deren 5 Blumenblätter 5 Staubgefäße u. 2 Griffel umgeben. Die Frucht bildet eine häutig-aufgeblasene Kapsel, in welcher ein ziemlich großer, runder Same mit bräunlich-rother Oberfläche u. knochenhartem Gefüge ruht. Das Holz ist für Drechslerarbeiten geschätzt. Alle Theile schmecken höchst bitter u. wurden früher bei Wechselfiebern verwendet. Aus Nordamerika stammt die dreiblätterige P. (St. trifoliata), die kolchische P. (St. Colchica) wol aus dem Kaukasus; beide werden ebenfalls in unsern Anlagen gepflegt. — P. wird auch der Samenkern der Pinie genannt.

Pimpinelle, s. „Bibernelle".

Pinakothek (griech.), Gemäldesammlung. Bei den Römern hieß P. das Atrium, wenn es mit Gemälden, Gefäßen 2c. geschmückt war.

Pinasse ist die Schaluppe, welche zur Bequemlichkeit der Offiziere eines Kriegsschiffes dient u. niemals mehr als 8 Ruder führt. Man versteht darunter auch ein kleines Schiff mit Schooner-Takelage u. außerdem noch mit Einrichtung zum Rudern.

Pincette, eine kleine, aus zwei länglich geschnittenen Blättchen von Metall, Horn od. Elfenbein gebildete Zange zum Ergreifen feiner Gegenstände; wird bei verschiedenen technischen Arbeiten, vorzugsweise jedoch bei anatomischen Untersuchungen u. chirurgischen Operationen gebraucht.

Pindar, der größte unter den griech. Lyrikern, wurde 522 v. Chr. in Theben geboren. Den Traditionen seiner Familie folgend widmete er sich früh der Musik u. genoß den Unterricht des berühmten Lasos von Hermione. Schon als 20jähriger Jüngling trat er selbständig als Dichter auf mit einem Siegesliede auf den Hippokleas aus dem Hause der Aleuaden u. war bis an seinen Tod (442 v. Chr.) in dieser Richtung unabläßig thätig. Theben, wo er verheirathet u. begütert war, verließ er nur, um in Olympia od. Delphi 2c. den Festen beizuwohnen, u. besuchte bei dieser Gelegenheit auch seine in ganz Griechenland zerstreuten Gastfreunde. Wir besitzen von ihm Siegeslieder zu den olympischen, pythischen, nemeischen u. isthmischen Spielen. Diese Lieder, welche beim Opfer od. in feierlichen Prozessionen gesungen wurden, trugen einen doppelten Charakter, einen sakralen u. einen persönlichen. Der Dichter knüpft meist an bei dem Gotte od. seinem Heiligthum u. faßt die Person des Siegers als ein Glied von einem größeren Ganzen auf; er singt daher das Lob des ganzen Stammes od. der Ahnen des Siegers. Indem P. diese Gedanken nach allen Seiten hin verfolgt, krystallisiren sich gleichsam um diesen ideellen Mittelpunkt eine Menge von Strahlen nach allen Seiten, u. er versteht es, den Krystall durch eine kleine Wendung in ganz anderem Lichte schimmern zu lassen. Mag es für den Leser zuweilen schwierig sein, den kunstvollen Verschlingungen des Gedankens zu folgen, so erkennt man doch bald, daß P. sich keineswegs willenlos dem Schwunge seiner Begeisterung überlassen, sondern stets kunstvoll u. bewußt komponirt hat. Seine Sprache ist großartig u. imponirt durch die Fülle u. die Majestät der Bilder. Seinem Dialekte liegt der homerische zu Grunde, der aber durch dorische u. äolische Elemente ein anderes Aeußere erhalten hat. Unter den Ausgaben war epochemachend die von Böckh (2 Bde. in 4 Thln., Lpz. 1811—27); unter den Uebersetzungen ist die von Donner (Lpz. 1860) hervorzuheben.

Pindos war im Alterthum der Name jener Gebirgskette, welche Thessalien von Epeiros trennte u. deren nördl. Theil der Lakmon bildete; heute entbehrt dieses Gebirge eines einheitlichen Namens.

Pinel, Philippe, franz. Irrenarzt u. Patholog, geb. zu St. André bei Lavour (Dep. Tarn) 20. April 1745, studirte in Toulouse u. Montpellier, praktizirte seit 1778 in Paris, ward 1791 dirigirender Arzt an der Irrenanstalt Bicêtre u. 1794 an der Salpetrière, sowie später auch Prof. der Pathologie an der Medizinischen Schule; er starb zu Paris 25. Okt. 1826. Hochverdient machte er sich durch Einführung einer menschlicheren Behandlung der Geisteskranken u. überhaupt durch Aufstellung richtiger Grundsätze für die Psychiatrik. Auch als Patholog gewann er einen großen u. segensreichen Einfluß auf seine Zeitgenossen; indem er sich hauptsächlich an die sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen hielt, wirkte er unter vorzugsweiser Berücksichtigung der Naturheilkraft für eine einfachere Behandlung der Krankheiten. Die vortrefflichsten Eigenschaften zeichneten P. als Mensch aus. In den Schreckenstagen fand bei ihm Condorcet (s. d.) eine Zufluchtsstätte. Seine Hauptwerke sind: „Sur l'aliénation mentale" (Par. 1791 u. ö.; deutsch von Wagner, Wien 1801); die preisgekrönte „Nosographie philosophique" (2 Bde., Par. 1798; 3 Bde., 7. Aufl. 1828; deutsch von Pfeiffer, Kassel 1829 f.); „Médecine clinique" (Par. 1801; deutsch von A. v. Krauß, Par. 1802). Eine Zeit lang redigirte er die „Gazette de santé". — Scipion **P.**, Sohn des Vorigen, war gleichfalls Arzt in Bicêtre u. hat sich durch mehrere Werke bekannt gemacht.

Pinguin (vom lat. pinguis, fett; Fettgans, Fetttaucher, Aptenodytes), eine Gattung Schwimmvögel mit fast cylindrischem Körper, kleinem Kopf, kurzem Hals, geradem kantigen Schnabel, kurzen, säbelförmigen (statt der Schwungfedern), nur mit kurzen, schuppenartigen Federn bedeckten Flügeln (woher sie Illiger auch Impennes u. Cuvier Brachypteres nannte) u. ganz an den Steiß gerückten kurzen Beinen, deren Zehen durch Schwimmhäute verbunden sind. Sie sind die einzigen Vögel mit drei Tarsalbeinen (Laufknochen) für die drei Zehen. Ihre Färbung ist oben schwarz od. grau, unten weiß. Die größte Art (A. patagonica) erreicht ziemlich 1 m. Höhe, die anderen sind kleiner. Flugunfähig, wie sie sind, können sie auch auf dem Lande, das sie überhaupt nur zur Brütezeit besuchen, nur schwerfällig sich bewegen, wobei sie sich des kurzen, steifen Schwanzes als Stütze bedienen. Dagegen schwimmen u. tauchen sie mit großer Geschicklichkeit. Die eine Art (A. chrysocoma), die an den Südseeinseln lebt u. durch einen goldgelben Federbusch jederseits am Hinterkopf gezeichnet ist, springt zuweilen über's Wasser in die Höhe (daher „springender Hans"). Die P.n sind Bewohner des antarktischen Ozeans u. kommen zum Brüten in die kälteren Regionen von Südamerika u. an die Inseln des Stillen Meeres, wo man sie dann in langen Reihen aufrecht umherstehend ihr je ein Ei bebrüten sieht, das sie in ein Erdloch legen, aber auch, vom Federkleid umhüllt, zwischen den Schenkeln mit sich herumschleppen können. Die Eier gelten als schmackhaft, das Fleisch ist thranig, der dichte Federpelz, bes. das Halsstück, giebt Pelzschmuck, aus den Häuten werden Beutel gemacht.

Pinie (Pinus Pinea); der südeuropäische Vertreter unserer Kiefer od. Föhre, auch wol Piniole, Piniolenkiefer, italienische od. welsche Kiefer, welscher Zirbel- od. Zirmbaum. Ein überaus schöner u. schlanker Baum mit edelgewölbter Krone auf 20—25 m. hohem Stamme, von der Gestalt unserer gemeinen Kiefer, nur edler, mit außerordentlich großen, breiten, eiförmigen Zapfen, deren Früchte (Pignolen) gleich denen der Zirbel genossen werden. Der Baum erscheint bereits in Südtirol u. in allen am Südabhange der Alpen liegenden Gegenden u. gehört der ganzen Mittelmeerzone an. Er giebt den Landschaften ein höchst anmuthiges Gepräge u. wird deshalb auch gern in Parkanlagen gehegt. Die Nadeln sind länger als bei der gemeinen Kiefer.

Pinneberg, Flecken mit Stadtrechten in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein mit 3058 E. (1875); liegt an der Pinnau u. der Eisenbahn Altona-Flensburg-Wandrup, 2 M. im NW. von Altona, ist Hauptort des gleichnamigen Kreises (14,7 □M. mit 62,471 E. u. den Städten P., Wedel, Uetersen, Elmshorn u. Barmstedt) u. Sitz eines Kreisamtes u. Amtsgerichtes. P. war ehedem Hauptort der gleichnamigen 9½ □M. großen Herrschaft, welche bis 1640 von den Grafen von Schauenburg-P. regiert wurde; mit dem Aussterben derselben fiel das Amt Barmstedt an König Christian IV. von Dänemark als Herzog von Schleswig-Holstein, das Uebrige an Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp. Der dän. König überließ jenes Gebiet 1649 den Grafen von Rantzau als Reichsgrafschaft; 1664 wurde von der Herrschaft P. noch Altona u. 1671 die Herrschaft Herzhorn abgetrennt.

Pint (franz. pinte, engl. pint u. ital. pinta), ein Weinmaß von verschiedenem Inhalt. 1. Die franz. P. = 0,931 Liter, 2. das engl. P. = 0,57 Liter, 3. die lombard. P. = 1 Liter, 4. die genues. P. = 1,58 Liter, 5. die böhm. P. = 1,9 Liter, 6. die holländ. P.e = 0,6 Liter u. 7. die Pinta von Lugano = 1,72 Liter.

Pinturicchio (spr. Pinturikkio), eigentlich Bernardino Betti Biagi, Maler, geb. zu Perugia 1454; begann seine künstlerische Thätigkeit in Rom unter Papst Sixtus IV., wurde 1491 nach Orvieto berufen u. weilte später in mehreren Städten Italiens, mit Aufträgen reich bedacht, z. B. in Neapel, in Spello, in Siena, wo er von 1503 an die im Dom erbaute Bibliothek ausmalte. Erst 1506 scheint er sich in Siena angesiedelt zu haben, wo er 11. Dez. 1513 starb. Unter seinen Werken zeigen die früheren ein überaus vielseitiges Talent u. eine gelungene Darstellung der verschiedensten Charaktere; später wurde er, durch seine leichte Produktionsweise verführt, handwerksmäßig u. flüchtig. Zu seinen besseren Arbeiten gehören die Fresken aus dem Leben des heil. Bernardino von Siena in S. Maria in Araceli zu Rom u. die (nachher übermalten) aus der Geschichte der Kreuzfindung in S. Croce in Gerusalemme daselbst, eine Madonna im Palast der Konservatoren, ein großes Altarwerk aus dem J. 1495 in der Pinakothek zu Perugia u. die Malereien im Dom zu Spello aus dem J. 1501; dagegen stehen die erwähnten umfangreichen Wandgemälde in der Dombibliothek zu Siena mit den Begebenheiten aus dem Leben Pius' II. an Werth zurück.

Pinus, die reichste Gattung der Nadelhölzer od. Coniferen, welche, im weitesten Sinne (Linné) gefaßt, 153 verschiedene Arten umspannt, von denen 84 auf die westl., 69 auf die östl. Halbkugel kommen. In diesem Sinne genommen besteht die Gattung aus 6 größeren Gruppen: Tsuga mit 4, Abies mit 23, Picea mit 17, Larix mit 8, Cedrus mit 3, Pinus mit 98 Arten. Von ihnen kommen 24 auf Europa, nämlich: 5 Abies od. Edeltannen, 2 Picea od. Fichten, 2 Larix od. Lärchen, 15 Pinus od. Kiefern (Föhren). Die ersten zeichnen sich aus: durch zweireihig u. einzeln gestellte flache Nadeln, die zweiten durch einzeln gestellte pyramidalische Nadeln, die dritten durch bündelweise gestellte, bereits im ersten Jahre abfallende Nadeln, die vierten durch bündelweise gestellte mehrjährige Nadeln. Die Tsugagruppe bildet ein Mittelglied zwischen Edeltanne u. Fichte u. gehört nur Asien u. Nordamerika an; die Ceder mit schirmförmigem Wuchse u. lärchenartigen, bleibenden, in Bündel gestellten Nadeln kommt nur in Nordafrika u. Asien vor. — Faßt man dagegen P. im engeren (neueren) Sinne, so schließt sie nur die Föhren in sich, u. diese zerfallen dann in 6 Gruppen: Zirbeln (Cembra) mit 4 Arten, von denen eine Europa angehört; Strobus od. Weymouthskiefern mit 7 Arten, von denen eine aus Nordamerika auch nach Europa kam u. hier gedeiht; Pseudo-Strobus mit 20 amerikanischen, theilweise auch der Tropenzone angehörigen Arten; Taeda mit 27 über Amerika, Asien u. die Canarien verbreiteten Arten; Pinaster mit 32 über Europa, Asien, Afrika u. Amerika verbreiteten Arten; Pinea od. Pinien mit 7 Arten, nur der wärmeren gemäßigten od. der warmen Zone angehörig (s. „Fichte", „Föhre", „Lärche", „Tanne").

pinxit (lat.), d. i. er hat's gemalt; häufig von Malern ihrem Namen auf ihren Gemälden beigefügt.

Pinzgau heißt das obere Salzachthal im österr. Herzogthum Salzburg, welches als eins der entwickeltsten Längenthäler der Ostalpen von O. nach W. streicht u. im S. von den Tauern u. im N. von den Mittersiller u. Pongauer Alpen eingeschlossen wird. Es zerfällt in Oberpinzgau mit dem Hauptort Mittersill u. Unterpinzgau mit dem Hauptort Taxenbach. Das meist breite, an vielen Stellen versumpfte Thal hat seine größten Reize in der Gegend von Zell am See, von wo eine wichtige Paßstraße in das Thal der Saalach nördl. nach Saalfelden führt. Großartige Einblicke in die Gletscherwelt der Tauern gewähren die zahlreichen, nach dem P. sich öffnenden Querthäler, nam. das Krimler, Velber-, Fuscher-, Rauriser- u. Gasteinerthal. An Fremdenzufluß hat das P. durch die Eröffnung der Bahn Salzburg-Wörgl bedeutend gewonnen.

Piombino, Städtchen in der ital. Provinz Pisa mit 2812 E. (1871), am Meere u. an einem schlechten Hafen gelegen, der durch den Kanal von P. von der Insel geschieden ist; war Hauptort eines Fürstenthums, zu dem ein Theil von Elba mit gehörte. Dasselbe war vom Ende des 14. Jahrh. bis 1631 im Besitz der Familie Appiani, kam dann an die weibliche Linie dieses Hauses u. 1681 an die Buoncompagni; 1805 wurde P. von Napoleon an seine Schwester Elisa Bacciochi gegeben; 1815 erhielt es aber die Linie Buoncompagni-Ludovisi unter der Landeshoheit des Großherzogs von Parma zurück u. 1860 wurde P. endgiltig mit dem Königreich Italien vereinigt.

Piombo, Fra Sebastiano del, Maler der venetian. Schule, geb. zu Venedig 1485. Anfangs Schüler des Giovanni Bellini, lernte er nachher nam. durch seinen Freund u. ehemaligen Mitschüler Giorgione. Nach dessen Tode wurde er durch den Kunstfreund Agostino Chigi veranlaßt, nach Rom zu gehen, wo er sich an Michelangelo anschloß, der viele seiner Zeichnungen von ihm ausführen ließ, weil er P.'s treffliches Kolorit schätzte. Dort erhielt er die einträgliche Stelle eines Frate del P. (d. h. päpstlichen Siegelbewahrers), war aber als Maler seitdem wenig mehr thätig. Er starb 1547. Aus seiner früheren venetianischen Zeit stammt nur ein farbenglühendes Hauptbild in S. Giovanni Crisostomo zu Venedig; aus seiner späteren Zeit ist eins der edelsten die im Wettstreit mit Rafael's „Transfiguration" geschaffene, zum Theil von Michelangelo gezeichnete „Auferweckung des Lazarus" (Nationalgalerie zu London) von höchst gediegener Ausführung u. tiefem, gesättigtem Farbenton; vortrefflich ist auch ein todter Christus im Berliner Museum. Weit geringeren Werth besitzen dagegen schon das „Martyrium der heiligen Agatha" im Palast Pitti u. die sehr spät entstandene Malerei in der Kapelle Chigi von S. Maria del Popolo. Im Portrait ist P. einer der besten Venetianer.

Pionniere dienen zur Ausführung technischer Arbeiten aller Art im Gebiete des Feld- u. Festungskrieges. Die Pionnierbataillone des deutschen Heeres zählen zu den Ingenieurtruppen u. besorgen Wegbau, Bau von Erdwerken ꝛc. im Felde, Pontonierdienst, Mineur- u. Sappeurarbeiten. Die P. entwickelten sich aus den Schanzenbauern (Guastadoren, picconieri), welche sich bereits in dem Heere Karl's V. bei Pavia u. bei Metz als militärisch organisirtes Corps finden. In Frankreich hatte man im 16. Jahrh. Genietruppen. In Preußen wurden dieselben unter dem Großen Kurfürsten errichtet.

Pipe, span., portug. u. ital. pipa (d. i. die Pfeife od. Röhre), ein langes, schmales Faß für Wein u. Oel. Als Flüssigkeitsmaß enthält die Amsterdamer P. 340 Mengeln = 412 L., die Weinpipe in Barcelona 3 Bariles = 485 L., die Oelpipe 119 Cortans = 494 L. In Gallipoli (Italien) hat die P. $2^3/_5$ Salme = 382 Kg.; die dänische P. 2 Oxhoft = 450 L.; die englische P. 126 Gallons = $572^1/_2$ L.; die russische P. 360 Stoof = $442^1/_2$ L.; der schwedische Pipor 180 Kannor = 471 L.; die castilianische P. 27 Arobas = $435^1/_2$ L.; die Weinpipe zu Lissabon 26 Almudes = 435 L.; die Oelpipe od. Pipa de marca 30 Almudes = 502 L.; die P. von Livorno $9^2/_3$ Barile = 440 L.; die P. von Malaga 34 Arobas = 566 L.

Piper, s. „Pfeffer".

Pipette, ein kleines Instrument von Glas, welches in chemischen Laboratorien zur Verwendung kommt u. dazu dient, kleine Mengen von Flüssigkeiten aus einem Gefäße in ein anderes zu übertragen. Es geschieht dies mittels Ansaugen; demnach ist die P. weiter nichts als ein kleiner Stechheber. Gewöhnlich werden jedoch die P.n genau kalibrirt, d. h. ihr Kubikinhalt nach Kubikcentimetern wird durch feine Striche angegeben (Meßpipetten).

Pipin (richtiger Pippin) ist ein Name, den fast ausschließlich Mitglieder der karolingischen Königsfamilie führen. Die drei bedeutendsten Träger desselben sind: 1. **P.**, der älteste (fälschlich „von Landen" genannt), reich begütert an Mosel, Maas, Roer u. Rhein, war mit Arnulf von Metz am eifrigsten dafür thätig, daß Chlothar II., der Sohn der Fredegunde von Soissons, 613 auch in Austrasien als König anerkannt wurde. Dafür wurde er 622 daselbst Majordomus u. herrschte auch für Dagobert I. von Paris, später von Orleans aus, Anfangs selbst, später durch seinen Schwiegersohn Ansegisil. Er starb 639, nachdem er durch Verbesserung der Gesetzbücher der Ripuarier, Bayern u. Alemannen seinen Einfluß auch im Volke befestigt hatte. — 2. **P.**, der mittlere (früher fälschlich „von Heristal" genannt), Enkel des Vorigen durch seine Mutter Begga, huldigte zwar nach dem Tode Dagobert's II. 678 dem einzigen lebenden Merovinger Theuderich III., begann aber sogleich den Kampf gegen den Majordomus Ebruin von Neustrien u. Burgund u. siegte nach dessen Ermordung (681) auch über dessen Nachfolger Berthar (687) bei Tertry am Omignon so entscheidend, daß er bald allein die Würde eines Majordomus u. damit die unbeschränkte Macht im ganzen Frankenreiche besaß. Nachdem er die Friesen zum größten Theil zur Unterwerfung gebracht, die Alemannen u. Sachsen geschreckt hatte, starb er 16. Dez. 714. — 3. **P.** der Kurze, Enkel des Vorigen durch seinen Vater Karl Martel, theilte seit dessen Tode 741 die

Gewalt mit seinem älteren Bruder Karlmann, bekam aber die ganze, als dieser 747 in das Kloster Monte Cassino ging. Obwol er den Königsthron schon vier Jahre unbesetzt fand, erhob er, um vor inneren Unruhen sicher zu sein, 743 den schwachen Childerich III. Erst besiegte er die Sachsen u. die Bayern, welche nach dem Tode Herzog Odilo's sein eigener Stiefbruder Grifo gegen ihn aufgewiegelt hatte; dann entriß er im Einverständniß mit seinen Vasallen u. mit Papst Zacharias, der seiner Hülfe bedurfte, 751 dem Schattenkönige das Diadem u. verstieß ihn ins Kloster. Zu Soissons wurde P. mit seiner Gemahlin Bertrada gesalbt u. gekrönt, vielleicht von der Hand des Bonifacius, dessen Mission er unterstützt hatte. Als bald darauf Papst Stephan II. ihn persönlich aufsuchte, Krönung u. Salbung zu St. Denis wiederholte u. auch seine Söhne Karl u. Karlmann in gleicher Weise zu Königen der Franken weihte, zog P. 754 mit ihm nach Italien u. zwang den Langobardenkönig Aistulf, die eroberten Städte des Exarchats von Ravenna u. Theile des röm. Gebietes an den Papst herauszugeben. Da Aistulf nach P.'s Abzuge diese Gebiete abermals eroberte, kehrte P. zurück u. befestigte 756 Stephan in dem neuen Besitze, mit dem er ihn belehnte u. dafür die Würde eines Patricius von Rom erhielt. Nach Vertreibung der Mauren aus dem südl. Frankenlande u. Besiegung des abtrünnigen Herzogs Hunold von Aquitanien starb er 24. Sept. 768 u. hinterließ das Reich seinen Söhnen Karl (d. Gr.) u. Karlmann. — Vgl. Bonnel, „Anfänge der Karolinger" (Berl. 1866), u. H. Hahn, „Jahrbuch des Fränkischen Reiches 741—752" (Berl. 1862).



Nr. 1188. Willibald Pirkheimer (geb. 5. Dez. 1470, gest. 22. Dez. 1530).

Pippi, Giulio, s. „Giulio Romano".

Pips, Phipps od. Zipf, eine Krankheit des Federviehes, bes. der Hühner, bei welcher der Kamm erbleicht, die Augen trübe werden, Nasenlöcher u. Schleimdrüsen sich verstopfen u. die Zungenspitze hornartig sich verhärtet. Durch das Letztere wird das Thier am Fressen gehindert, es magert ab u. stirbt. Um es zu retten, schneidet man die verhärtete Haut auf der Zunge weg u. bestreicht die Wunde mit ungesalzner Butter.

Piqué nennt man ein Doppelgewebe, welches doppelte Ketten- u. doppelte Schußfäden hat u. hergestellt wird, indem die beiden Ketten von zwei verschiedenen Kettenbäumen erst vorn an dem Brustbaume zusammenkommen, aber so, daß jede Kette ihren besonderen Schußfaden bekommt; die feinere, beim Weben oben liegende Kette bildet die rechte Seite. Durch Bindung, d. h. dadurch, daß man einzelne Fäden aus der untern Kette in die obere mit heraufnimmt, kann man eine Musterung herbeiführen, die den Anschein hat, als ob das Zeug gesteppt (piqué) wäre, daher der Name. In der Regel aus Baumwolle, wird der P. doch auch aus Seide, leinenen u. wollenen Garnen gewebt.

Piqueur, s. „Jagd, Parforcejagd".

Piraterie, s. v. w. Seeräuberei.

Piräus od. Piräeus (griech. Πειραιεύς), Athens Hafenstadt auf der Halbinsel Munychia, wurde unter Themistokles angelegt u. mit Athen durch zwei Mauern verbunden, welche der Architekt Kallikrates unter Perikles vollendete; nach dem unglücklichen Ausgange des Peloponn. Krieges wurden dieselben niedergerissen, durch Konon später neu aufgebaut u. von Sulla abermals vernichtet. Außerdem war die Stadt noch durch gewaltige Mauern befestigt u. besaß eine große Waarenhalle, ein Kornmagazin, Zeughaus, Tempel, Säulenhallen, Bäder u. ausgedehnte Werften. Der große Hafen lag an der Nordseite, kleinere an der Südseite der Halbinsel, die Akropolis befand sich in dem nach Athen zu gelegenen Theile der Stadt. Von der alten blühenden Hafenstadt sind kaum noch Spuren vorhanden; an ihrer Stelle steht aber eine 1835 gegründete u. schnell emporgewachsene Stadt gleiches Namens, welche 10,963 E. (1871), 5 Kirchen u. 3 Schulen besitzt u. mit Athen durch die einzige Eisenbahn des Königreichs verbunden ist. P. ist auch gegenwärtig noch der Hafen Athens; viele wohlhabende Athener haben hier ihre Landhäuser. Im J. 1872 liefen im P. 47 Schiffe mit Waaren im Werthe von 89,419 Francs ein u. 49 Schiffe mit Waaren für 266,456 Francs aus, ungerechnet die Küstenfahrzeuge. Die Fabrikthätigkeit der Stadt besteht in Baumwollspinnerei, Eisengießerei, Glasfabrikation u. Müllerei. Der Hafen, dessen Eingang zwischen den beiden hohen Felsen sehr eng ist, hieß auch Porto Leone; u. zwar von den Marmorlöwen, welche einst an seiner Einfahrt lagen u. jetzt vor dem Eingange des Arsenals von Venedig stehen.

Pirkheimer od. Pirkhaimer, auch Pirckheimer, Willibald, berühmter Nürnberger Patrizier u. Rathsherr, geb. zu Eichstädt 5. Dez. 1470, stand 1488—90 im Kriegsdienste des Bischofs von Eichstädt, studirte bis 1497 in Padua u. Pisa die Rechts- u. andere Wissenschaften u. ward dann Senator in Nürnberg. 1499 führte er die Truppen dieser Reichsstadt im unglücklichen Kriege gegen die Schweizer. Maximilian I. u. Karl V. ernannten ihn zu ihrem Rathe. Nachdem er sich den Staatsangelegenheiten eine Reihe von Jahren aufs Verdienstlichste gewidmet hatte, zog er sich zurück u. lebte fortan nur den Wissenschaften, humanistischen Bestrebungen u. seinen Freunden, zu denen auch Konrad Celtes u. Albrecht Dürer gehörten. Insbes. fanden in ihm die Reformation, das Schulwesen u. der Buchdruck in Nürnberg einen eifrigen Förderer. Er starb als der Letzte seines Geschlechts in Nürnberg 22. Dez. 1530. Seine Schriften, herausgegeben von Goldast (Frkf. 1610), bestehen hauptsächlich aus historisch-politischen Aufsätzen u. satirischen Gedichten. Seine „Historia belli Suicensis" wurde von Münch ins Deutsche übersetzt (Basel 1826). Vgl. Campe, „Zum Andenken W. P.'s" (Nürnb. 1828), u. Mayer, „P.'s Aufenthalt in Neunhof" (ebd. 1828). Auch seine Schwester, Charitas **P.**, Aebtissin von St. Clara zu Nürnberg, geb. 1464, gest. 1532, war eine bedeutsame Persönlichkeit. Ihre Denkwürdigkeiten gab Höfler heraus (Bamb. 1853); ihr Leben beschrieb u. A. Binder (in der „Sammlung historischer Bildnisse", Freiburg i. Br. 1873).

Pirmasens, Stadt in der bayer. Pfalz mit 8563 E. (1871); liegt, von Bergen eingeschlossen, 2½ M. im SO. von Zweibrücken u. ist Sitz eines Bezirksamtes, einer Handelskammer u. einer lat. Schule. Die ansehnliche protest. Pfarrkirche enthält ein Denkmal des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen. Der Gewerbfleiß produzirt nam. Schuhwaaren, Uhrgläser u. Strohhüte. P. leitet seinen Namen vom heil. Pirmin ab, kam 1736 von der Herrschaft Hanau-Lichtenberg an Hessen-Darmstadt u. wurde durch den Landgrafen Ludwig IX., der hier residirte (1764—90), zur Stadt erhoben. 14. Sept. 1793 schlugen hier die Preußen unter dem Herzog von Braunschweig die Franzosen unter Moreau.

Pirna, Stadt des königl. sächs. Reg.-Bez. Dresden mit 10,581 E. (1875); liegt malerisch am linken Ufer der Elbe, über welche eine schöne neue Brücke führt, am Anfange der Sächs. Schweiz u. an der Sächs.-böhm. Eisenbahn sowie der Bahn P.-Kamenz; sie wird überragt von der ehemaligen Festung, dem jetzt als Irrenheilanstalt benutzten Schlosse Sonnenstein. Die Stadt ist Sitz einer Amtshauptmannschaft u. eines Gerichtsamtes u. hat eine Realschule zweiter Ordnung. Ein stattliches Gebäude ist die 1502—46 erbaute Hauptkirche; die alte Klosterkirche wird jetzt als Waarenniederlage benutzt. Die Einwohner betreiben nam. Weberei u. Wirkerei u. fabriziren eisernes Kochgeschirr; wichtig ist die Elbschifffahrt u. bes. der Handel mit Holz u. Pirnaischem Sandstein, welcher in gewaltigen Brüchen von hier an am Strome aufwärts bis zur böhm. Grenze u. in den Nebenthälern gebrochen u. auf der Elbe ausgeführt wird.

Pirogue sind die meist sehr langen u. schmalen, aus einem Stamme gearbeiteten Fahrzeuge der Wilden. P. ist dasselbe wie Kanoe.

Auch die bekannten Grönländer Kähne, welche nur für einen Mann eingerichtet sind, gehören zu den P.n.

Pirol (Pfingstvogel, Vogel Bülow, Golddrossel, Goldamsel, Oriolus galbula), ein Singvogel aus der Familie der Drosseln, der in Süd- u. Mitteleuropa in Laubwäldern u. Gärten lebt, in Deutschland vom Mai bis August u. in Kleinasien u. Nordafrika überwintert. Der P. ist einer unserer schönsten Vögel; das Männchen sieht hochgelb aus, mit schwarzen Flügeln, das Weibchen zeisiggrün, auf der Unterseite weißlich mit schwarzen Stricheln. An Bauart steht er zwischen dem Raben u. der Drossel u. ist von der Größe eines großen Krammetsvogels. Er frißt Raupen, bes. gern aber Kirschen (daher auch „Kirschvogel" genannt), u. webt nach Art der Webervögel sein Nest zierlich aus Faserwerk zusammen.

Pirouette heißt in der Reitkunst eine ganze Wendung, davon Drehpunkt, der entweder zwischen den Hinterhufen des Pferdes liegt, P. auf der Hinterhand od. zwischen den Vorderhufen, P. auf der Vorhand. In der Campagnereiterei wird im starken Galopp Kehrt en pirouette in der Art gemacht, daß das Pferd, mit einem Schwunge vom Reiter auf der Hinterhand herumgeworfen, seinen Lauf sofort nach der entgegengesetzten Richtung fortsetzen kann.

Pisa, eine der ältesten Städte Italiens, Hauptstadt der gleichnamigen mittelital. Provinz mit 33,985 E. (1871); liegt 1 M. vom Meere in einer fruchtbaren, vom Arno durchflossenen Ebene u. ist noch mit alten Mauern umgeben. Unter den breiten, gutgepflasterten Straßen ist der Lungarno am Ufer des Arno, über welchen drei Brücken führen, die schönste; von den zahlreichen Plätzen zeichnet sich nam. der Domplatz aus. An demselben erhebt sich der im 11. Jahrh. vollendete Dom, welcher 100 m. lang, 35,4 m. breit u. in der Kuppel 51,3 m. hoch ist, von drei Säulenreihen umgeben, mit Marmor bekleidet ist u. eine große Anzahl der vorzüglichsten Kunstschätze enthält. Neben ihm steht der 54,7 m. hohe cylindrische schiefe Thurm, 1174 von dem Pisaner Bonnano u. Wilhelm von Innsbruck absichtlich so gebaut, daß er außen um 4,87 m., innen um 3,3 m. überhängt. Der Façade des Domes gegenüber steht der imposante Kuppelbau des Battisterio, 1153 in edlem reinen Stile aufgeführt u. mit weißem Marmor bekleidet; zwischen beiden liegt der hochberühmte Campo Santo (s. d.). Die meisten der 70 Kirchen der Stadt sind interessant u. an Kunstschätzen reich; außer den genannten nam. noch S. Stefano dei Cavalieri, ein Gebäude der Spätrenaissance, S. Francesco aus dem 13. Jahrh., S. Pavola a ripa d'Arno, der Gründung nach die älteste Kirche P.'s, dem Bau nach eine Nachahmung des Domes u. die prächtige goth. Kirche S. Maria della Spina. Nahe der Stadt liegt die 1347 gegründete Karthause. P. ist Sitz eines Erzbischofs, einer Präfektur u. eines Tribunals erster Instanz u. besitzt eine Kunstakademie mit schöner Gemäldesammlung, ein erzbischöfl. Seminar, ein Lehrerseminar, ein königl. Lyceum u. Gymnasium u. eine Universität, welche, 1339 gestiftet, im Lehrjahre 1874/75: 67 Dozenten u. 532 Studenten zählte. Kaum 1 M. im NO. von P. liegen am Fuße des Berges San Giuliano die schon im Alterthum bekannten Pisan. Bäder, deren 36 Quellen eine Temperatur von 24—30° R. haben; nahe der Stadt befindet sich das große, von Cosmo I. begründete Landgut Cascine di San Rossore, in welchem gegen 2000 Kühe, 1500 Pferde u. 150 Kameele gezogen werden. Die Industrie der Bewohner besteht hauptsächlich in der Fabrikation von Terraglia, Seife, Papier- u. Glas. — P., im Alterthum Pisae, griech. Ursprungs u. älter als Rom, erhob sich im Mittelalter durch den Seehandel zu bedeutendem Reichthum u. großer Macht; 1022 eroberte es Sardinien, erhielt 1091 Korsika als päpstl. Lehen, gewann Livorno u. die Balearen u. war für die Seeherrschaft auf dem Mittelmeere ein gewaltiger Nebenbuhler Genua's, bis diese Republik in der Seeschlacht bei Molara 1288 die Pisaner schlug u. ihre Besitzungen ihnen abnahm; kräftig widerstand P. den Florentinern, die erst 1509 sich der Stadt bemächtigen konnten; seitdem blieb dieselbe bis 1860 unter der Herrschaft Toscana's.

Pisano, Nicola, berühmter Bildhauer, als Wiederhersteller der Kunst des Mittelalters gefeiert, wurde um 1200 wahrscheinlich in Siena geboren. Seine erste bekannte Arbeit ist das Marmorrelief einer Kreuzabnahme an der Façade des Doms zu Lucca aus dem Jahre 1233, das neben einzelnen Unbeholfenheiten ein feines Gefühl für Schönheit der Gruppirung u. eine der antiken Plastik verwandte Mäßigung im Ausdruck der Leidenschaften zeigt. Erst nach einem bedeutenden Zwischenraume folgt im J. 1260 die berühmte Kanzel des Baptisteriums zu Pisa mit fünf großen Reliefs, die uns den Meister auf einer Höhe der Entwicklung zeigen, auf der er einsam dasteht, bis der verwandte Genius des Michelangelo den gleichen Aufschwung nimmt. In seltsamer Mischung steht hier das in der Darstellung des Nackten u. der Bildung der weiblichen Köpfe herrschende antike Element mit der modernen Gedrungenheit der Körper u. der faltenreichen, vollen Gewandung. Die Freude der Pisaner über diese Kanzel weckte auch in Siena den Wunsch, eine ähnliche zu besitzen, welche P. 1266 in achteckiger Form mit einer Fülle von Reliefs ausführte, zwar oft etwas überladen, aber im Ganzen in modernerem Stile u. mit größerer Lebendigkeit des Ausdrucks. Ein drittes, ihm entweder allein od. mit seinem Sohne Giovanni sicher angehörendes Werk ist der große Brunnen vor dem Dom in Perugia mit einer Menge zum Theil allegorischer Reliefs. Dagegen sind die Arbeiten am Grabmal des heiligen Dominicus in S. Domenico zu Bologna wol nur nach seinen Entwürfen von Fra Guglielmo um 1266 ausgeführt. Dem Nicola schreibt Vasari auch eine ziemlich große bauliche Thätigkeit zu, aber von allen ihm beigelegten Bauwerken ist kein einziges als sein Werk nachgewiesen. P. starb 1274 od. 1275. In denselben Kunstzweigen that sich sein Sohn Giovanni **P.** hervor, geb. um 1240; zunächst Schüler u. Gehülfe seines Vaters bei dessen Arbeiten, trat er dann selbständig auf in den Reliefs am Hochaltar des Domes von Arezzo (1286; Hauptgegenstand die Legende des heil. Donatus), sodann in der ihn am besten charakterisirenden Kanzel von S. Andrea in Pistoja (1301), deren Reliefs zwar oft eine Ueberfülle von Figuren u. häßliche Gesichtszüge, aber eine große Energie des Ausdrucks haben. Größeren Ruhm denn als Bildhauer erwarb sich P. fast durchweg als Baumeister, nam. als Schöpfer des herrlichen Campo Santo (s. d.) in Pisa, der Façade des Doms von Siena (um 1284) u. des Vergrößerungsbaues vom Dom zu Prato. Er starb 1320. — Sein Schüler, aber nicht sein Verwandter, ist Andrea **P.**, eigentlich Andrea d'Ugolino, geb. 1270 in Pontedera, der, als Bildner die Fehler seines Lehrers wohl vermeidend u. eng befreundet mit Giotto, der Begründer der christlichen Plastik in Italien geworden ist. Sein Werk sind, vielleicht nach Giotto's Zeichnungen, die jetzt an der Südseite des Baptisteriums von Florenz befindlichen berühmten ehernen Thürflügel mit den Reliefs aus der Geschichte Johannis des Täufers; ferner, wenigstens zum Theil, die gleichfalls unter Giotto's Einfluß entstandenen Reliefs am Glockenthurm des dortigen Doms. Unsicher sind die Nachrichten über seine bauliche Thätigkeit, da manche Werke, z. B. das Baptisterium in Pistoja, ihm mit Unrecht zugeschrieben werden. Er starb wahrscheinlich um 1350. Von seinen beiden Söhnen Tommaso u. Nino **P.**, deren Geburts- u. Todesjahr unbekannt sind, nimmt bes. Letzterer eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte der Plastik ein; sein bestes Werk sind drei kolossale Marmorstatuen in der Kirche der Madonna della Spina in Pisa. Mit ihm erreichte die Bildhauerschule des Nicola P. ihr Ende.

Pisébau, Stampfbau, Erdbau, ist die Herstellung von Mauern u. ganzen Gebäuden aus gestampfter Erde od. Lehm od. einer Mischung von Erde, Sand u. Kalk. Die verwendete Masse darf weder zu fett noch zu mager sein, das Material wird mit Wasser zu einer plastischen Masse verarbeitet u. entweder in Formen zu Steinen od. Ziegeln eingestampft, die ohne Weiteres zur Herstellung der Mauern auf einander gelegt werden (Pisé-Steinbau), od. noch besser: man stampft die Masse direkt zwischen Holzwänden ein, durch welche die Mauerflächen begrenzt werden, die man aber nach der Herstellung einer gewissen Mauerhöhe wieder beseitigt, um sie nach u. nach höher anzubringen u. so die ganze Mauer auszuführen. Derartiges Mauerwerk ist bedeutend billiger als Backsteinbau u. eignet sich daher bes. zur Herstellung wohlfeiler Häuser.

Pisistratos, Tyrann von Athen, entstammte dem alten edlen attischen Geschlechte der Philaïden u. war mütterlicherseits mit Solon verwandt. Von seinem Vater Hippokrates erbte er ein bedeutendes Vermögen; seltene Fassungskraft, klarer Verstand u. große Beredsamkeit befähigten ihn, in seiner Vaterstadt jene bedeutende Rolle zu spielen, auf welche sein brennender Ehrgeiz von früh auf gerichtet war. Durch Freigebigkeit u. Verheißung bürgerlicher Freiheit wußte er sich unter den niederen Volksklassen großen Anhang zu verschaffen u. schließlich durch eine List die Herrschaft an sich zu bringen. Eines Tages erschien er nämlich, bedeckt mit Wunden, die er sich selbst beigebracht hatte, auf dem Markte u. flehte das Volk um Beistand gegen seine Feinde an. Das Volk ging in die Falle u. bewilligte, trotz Solon's Warnungen, dem P. eine Leibgarde von 50 Keulenträgern mit der Erlaubniß, dieselben nach Belieben zu vermehren. Mit dieser Leibwache nun bemächtigte sich P. der Burg von Athen u. machte sich

560 v. Chr. zum Herrn der Stadt. Infolge dessen zog sich Solon vom öffentlichen Leben zurück u. die Alkmäoniden, das berühmteste Geschlecht Athens, verließen die Stadt, unterhielten aber mit dem Führer der Adelspartei, Lykurgos, heimliches Einverständniß, um P. zu stürzen. Dies gelang, P. mußte aus Athen weichen u. seine Güter wurden konfiszirt. Nach 5jähriger Verbannung aber, als Lykurgos u. der Alkmäonide Megakles sich entzweit hatten, verhalf Megakles dem P. selbst wieder zur Herrschaft u. vermählte ihm seine Tochter. Doch trübte der Umstand, daß P. größere Zuneigung zu seinen schon erwachsenen Söhnen als zu seiner Gattin zeigte, sein Verhältniß zu Megakles: P. mußte Athen abermals verlassen u. lebte nun über 10 Jahre in Eretria auf Euböa. Endlich aber sammelte er ein Heer, landete bei Marathon, schlug die ihm entgegenrückenden Athener u. bemächtigte sich wieder der Herrschaft, in deren Besitz er nun bis zu seinem Tode (527 v. Chr.) blieb. Seine Regierung war für Athen segensreich; die Solonische Verfassung ließ er im Wesentlichen bestehen, steigerte die Staatseinnahmen, ohne das Volk zu bedrücken, verschönerte Athen durch prachtvolle öffentliche Bauten, förderte den Wohlstand durch Anlage von Kornfeldern u. Bepflanzung der kahlen Ebenen Attika's mit Oelbäumen, pflegte Kunst u. Wissenschaft, begründete eine Büchersammlung u. erwarb sich durch die im Verein mit mehreren Gelehrten unternommene Sammlung u. Textrezension der Homerischen Gedichte hohe Verdienste. Seinen Söhnen Hippias, Hipparchos u. Thessalos, die gewöhnlich die Pisistratiden genannt werden, hinterließ er die Herrschaft, welche dieselbe durch eigene Schuld 510 v. Chr. verloren.

Piso, Name einer Familie des plebejischen Geschlechtes der Calpurnier. Von den Gliedern der Familie der Pisonen ragen in der Geschichte Roms hervor: Cajus Calpurnius **P.**, kämpfte 216 v. Chr. bei Cannä, gerieth in Gefangenschaft u. wurde wegen Auswechselung der Gefangenen von Hannibal nach Rom gesandt. Er bekleidete 211 v. Chr. die Präfektur. — Cajus Calpurnius **P.** schlug 185 v. Chr. als Proprätor die Keltiberer u. Lusitaner u. starb 180 v. Chr. — Lucius Calpurnius **P.** mit dem Beinamen Frugi (d. h. der Biedere), ein Mann von großer Rechtschaffenheit u. Uneigennützigkeit, war 149 v. Chr. Volkstribun u. brachte zuerst ein Gesetz gegen Erpressungen (Lex Calpurnia repetundarum od. de pecuniis repetundis) ein, besiegte als Konsul 133 die empörten sizilischen Sklaven, war Gegner des Cajus Gracchus u. schrieb eine von Livius u. anderen röm. Historikern benutzte, aber für uns verlorene Geschichte Roms bis auf seine Zeit. Sein Enkel Cajus Calpurnius **P.** Frugi war zugleich mit Verres Prätor, aber sein Gegner. Vermählt mit der Tullia, der Tochter Cicero's, betrieb er vornehmlich dessen Zurückberufung, starb aber vor Erreichung dieses Zieles in jugendlichem Alter 57 v. Chr. — Cnejus Calpurnius **P.**, Anhänger Catilina's, war 64 v. Chr. Quästor in Spanien, wo er sich durch seine Härte verhaßt machte u. erschlagen wurde. — Cnejus Calpurnius **P.** kämpfte unter Pompejus im Seeräuberkriege, 67 v. Chr. gegen Jerusalem, 62 v. Chr. gegen Mithridates u. war 61 v. Chr. Konsul. Sein Sohn Cnejus Calpurnius **P.** focht als Anhänger der Aristokratie gegen Cäsar, schloß sich später an Brutus u. Cassius an, wurde von Augustus begnadigt u. war 23 v. Chr. Konsul. Dessen Sohn Cnejus Calpurnius **P.** war 7 v. Chr. mit Tiberius zusammen Konsul, erhielt von Tiberius nach dessen Thronbesteigung die Verwaltung von Syrien u. ließ, wahrscheinlich auf Antrieb des Kaisers, im J. 19 n. Chr. den Germanicus vergiften. Nach Rom zurückgekehrt, sah er sich von Tiberius, von dem das Volk Rache für den Tod des Germanicus verlangte, verlassen u. vor Gericht gestellt; er tödtete sich selbst 20 n. Chr. — Lucius Calpurnius **P.** Cäsonius, war 61 v. Chr. Prätor, verheirathete 59 seine Tochter Calpurnia an Cäsar u. wurde durch dessen Einfluß 58 Konsul. Seine Begünstigung des Clodius (s. d.), der in jenem Jahre Volkstribun war, zog ihm den Haß Cicero's zu, der 55 in einer Senatsrede die Verwaltung Makedoniens durch P. heftig angriff. Im J. 50 war P. Censor, versuchte 49 vergeblich einen Ausgleich zwischen Cäsar u. der aristokratischen Partei herbeizuführen u. trat nach Cäsar's Ermordung den Gewaltthätigkeiten des Antonius entgegen, hielt sich aber später doch zu dessen Partei. Sein Sohn Lucius Calpurnius **P.** Cäsoninus, ein Mann von vorzüglicher Tüchtigkeit, war 15 v. Chr. Konsul, unter Tiberius Präfekt von Rom u. starb, 80 Jahre alt, 32 n. Chr. Vermuthlich an ihn u. seine Söhne richtete Horaz seine „Epistola ad Pisones" od. „Ars poetica". — Cajus Calpurnius **P.**, von edlem Charakter u. bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen stehend, leitete 65 n. Chr. eine Verschwörung gegen das Leben Nero's u. tödtete sich selbst, als dieselbe entdeckt wurde. — Lucius Calpurn. **P.** Frugi Licinianus wurde von Galba adoptirt u. zu seinem Nachfolger bestimmt, aber 69 n. Chr. auf Anstiften Otho's mit Galba zugleich ermordet.

Pissevache (spr. Pißwasch') heißt einer der schönsten Wasserfälle der Schweiz (Kanton Wallis), den die Sallenche vor ihrer Mündung in die Rhone zwischen Martigny u. St Maurice bildet.

Pistacia, Pistazie; Pflanzengattung der Terebinthaceen od. Terpentingewächse, mit verschiedenen Arten, von denen P. Lentiscus den Mastix (s. d.) u. P. Terebinthus in Südeuropa u. Nordafrika den feinsten Terpentin, P. vera aus Persien u. Syrien, aber in Südeuropa gehegt, die ölreichen Pistazien-Mandeln liefert. Der letztgenannte Baum von mittlerer Größe trägt bei einer glatten grauen Rinde fünfzählig gefiederte od. auch dreizählige, eiförmige, abgestumpfte u. glatte Blätter. Seine Blumen stehen getrennt od. zweihäufig auf zwei verschiedenen Stämmen: die kleinen männlichen in sehr ästigen Trauben an den vorjährigen Zweigen, die weiblichen in einfachen Trauben. Die Frucht bildet eine längliche, grünliche od. röthliche Steinfrucht, unter deren trocknem dünnen Fleische ein holziger Kern ruht, welcher einen mandelartigen Samen birgt, der um seines Wohlgeschmackes willen genossen u. zu Konditereiwaaren verwendet wird. Diese Samenkerne schmecken angenehm ölig u. süßlich, werden aber leicht ranzig.

Pistazit od. Pistacit, ein Mineral, welches meist in stängligen, seltener in dichten, körnigen od. erdigen Massen von schwärzlich-grüner Farbe erscheint; er gehört zu den Silikaten u. besteht im Wesentlichen aus kieselsaurem Kalk, kieselsaurem Eisenoxyd u. kieselsaurer Thonerde. Schön krystallisirte Varietäten des P. findet man bei Schwarzenberg, im Erzgebirge, in der Dauphiné, bei Arendal in Norwegen, am Vesuv u. an anderen Orten. Wo er in größeren Mengen vorkommt, wird der P. als Zuschlag beim Ausschmelzen der Eisenerze benutzt.

Pistill od. Stempel; der centrale Theil der Blume, welcher, aus den Fruchtblättern od. Carpellen zusammengesetzt, nach oben in die Griffel u. Narben zur Befruchtung, nach unten in den Fruchtknoten ausläuft. Das P. ist theils einblätterig, wie bei den Hülsengewächsen (pistillum simplex), theils zusammengesetzt aus mehreren Blättern od. in verschiedene P.e aufgelöst, wie z. B. bei Nieswurz, Sturmhut ꝛc.

Pistoja (lat. Pistoria), Hauptstadt des gleichnamigen Kreises der ital. Provinz Florenz mit 12,966 E. (1861); liegt malerisch theils im Thale des Ombrone, theils am Abhange des Apennin u. ist noch mit Mauern u. Bastionen umgeben. Unter den zahlreichen Kirchen ist bes. merkwürdig die 1240 von Nic. Pisano restaurirte Kathedrale S. Jacopo mit einem herrlichen Silberaltar u. S. Andrea mit einer vorzüglichen Kanzel, einem Werke des Giov. Pisanino. Doch enthalten auch mehrere der anderen Kirchen treffliche Kunstwerke. Die ansehnliche Industrie liefert Flintenläufe, Nägel, Glas, Terragliawaaren, chirurgische u. musikalische Instrumente, Leder, Webwaaren ꝛc. Hier sollen die Pistolen erfunden u. nach der Stadt benannt worden sein. Bedeutend ist der Gartenbau der Umgebung, in der auch schöne Bergkrystalle gefunden werden.

Pistole ist ein kurzes, zum Gebrauch mit einer Hand eingerichtetes Feuergewehr, welches Herzog Alba schon 1507 bei seinen Reitern einführte (s. „Feuerwaffe"). Die P. blieb bis in unsere Tage die alleinige Feuerwaffe berittener Truppen, speziell bestimmt zur eigenen Vertheidigung. Heutzutage wird sie noch geführt: von den Unteroffizieren aller Kavallerieregimenter, von den Mannschaften der Kürassiere, Ulanen, reitenden Artillerie, von den Unteroffizieren u. Fahrern der Feldartillerie, während Husaren, Dragoner ꝛc. den Karabiner haben. Die Armeen der romanischen Staaten sind schon vielfach zum Revolver, der Drehpistole, übergegangen, dessen Konstruktion bei dem betreffenden Artikel dargelegt werden soll. Die P.n sollen in Pistoja erfunden u. nach dieser Stadt benannt worden sein. — P. heißt auch die unter dem allgemeinen Namen „Louisd'or" bekannte Goldmünze, welche im Durchschnitt $21^{7}/_{12}$ Karat od. 899,306 Tausendtheile fein u. 6,6625 Gr. schwer ist. Der Durchschnittswerth ist 16 Mk. 20 Pf. (s. „Münze").

Piston (franz., spr. Pistong), ein Stempel, dann auch eine Kolbenstange; bes. aber der stählerne Cylinder am Perkussionsgewehre, auf welchen das Zündhütchen aufgesetzt wird.

Pistrinum (lat.), Stampfmühle.

Pitaval, François Gayot de, franz. Rechtsgelehrter, geb. 1673 zu Lyon; wurde zuerst Soldat, studirte aber dann die Rechte, praktizirte seit 1713 als Advokat in seiner Vaterstadt u. starb das. 1743. Er hat sich am bekanntesten gemacht durch seine „Causes célèbres et intéressantes“ (20 Bde., Par. 1734 ff.; auch Basel 4 Bde., 1747—48; deutsch unter dem Titel: „Erzählungen sonderbarer Rechtshändel“, 9 Bde., Lpz. 1747—68). Neu bearbeitet u. vermehrt wurde diese Sammlung der berühmtesten u. interessantesten Kriminalgeschichten vom Parlamentsadvokaten François Richer (geb. zu Avranches 1718, gest. zu Paris 1790) unter gleichem Titel (22 Bde., Amsterd. 1772—88; deutsch von Franz, Jena 1792 ff.), u. François Alexandre de Garsault (gest. 1778) gab einen Auszug heraus („Faits des causes cél. et intér.“, Amst. 1757). Bei uns begründeten Julius Eduard Hitzig (s. d.) u. Wilh. Häring (s. d.) eine ähnliche Sammlung als „Neuer Pitaval“, den dann A. Vollert fortgeführt hat (36 Bde., Lpz. 1842—65; neue Folge 1868 ff.; 6 Bde., Auswahl, 1872).

Pitcairn (spr. Pitkärn), ein zu der polynes. Gruppe der Tuamotu- od. Niedrigen Inseln gehöriges, 1/2 M. langes u. 1/5 M. breites Felseneiland, dessen aus vulkan. Gestein bestehende Berge sich zu 339 m. erheben; wurde 1790 von 9 Meuterern des engl. Schiffes „Bounty“ u. 18 Bewohnern von Tahiti besiedelt; doch schmolz die kleine Bevölkerung infolge innerer Zwistigkeiten bald so zusammen, daß nur der Matrose Adams, 12 tahitische Frauen u. 9 Kinder am Leben blieben. Die Nachkommen derselben wußten den größten Theil der Insel für die Kultur zu gewinnen, wurden jedoch 1831 in einer Stärke von 87 Seelen auf ihren Wunsch von der engl. Regierung nach Tahiti gebracht. Dort starben die meisten in kurzer Zeit, u. die Ueberlebenden verlangten nach P. zurückgeführt zu werden. 1855 war ihre Zahl wieder auf 187 gestiegen, u. da P. für diese Bevölkerung zu eng schien, zog der größte Theil nach der Norfolkinsel. Ein Rest hat sich aber bis heute auf P. erhalten.

Pitha, Franz, Freih. v., ausgezeichneter Chirurg u. Fachschriftsteller, geb. zu Rakom in Böhmen 8. Febr. 1810 (n. A. 1808 od. 1811); begann 1830 seine med.-chirurg. Studien in Prag, war 1836 u. 1837 als Assistent in der zweiten Chirurg. Klinik u. als Sekundar-Chirurg im Allgemeinen Krankenhause daselbst thätig, versah 1838 bis 1841 die Assistentenstelle beim Prof. J. Fritz u. bewährte sich schon damals als vorzüglicher Operateur. Seit 1839 auch supplirender Professor in der Fritz'schen Klinik u. Dozent der Akologie sowie Primärchirurg u. Gerichtswundarzt im Prager Strafhause, bereiste er 1840—41 im Interesse der Wissenschaft einen großen Theil Europa's. Im Mai 1843 erhielt er als Fritz' Nachfolger die Prager Professur der theoretischen u. praktischen Chirurgie, 1857 aber folgte er einem Rufe als Professor der Chirurgie u. chirurg. Klinik nach Wien, wo er in diesem Amte bis Mai 1875 auf das Ersprießlichste wirkte. Ein bes. Verdienst erwarb er sich durch Ausbildung tüchtiger Feldärzte, wie er denn auch selbst in den Kriegen gegen Italien (1859) u. gegen Preußen (1866) die rühmlichste u. segensreichste Thätigkeit entfaltete. Infolge dessen ward er 1864 in das Militär-Sanitätscomité berufen u. 16. Juni 1866 zum Oberstabsarzt ernannt. Auch als Schriftsteller hat P. Hervorragendes geleistet. Außer werthvollen Abhandlungen in Fachzeitschriften gab er mit Billroth ein „Handbuch der allgemeinen u. spez. Chirurgie“ heraus u. veröffentlichte in Virchow's „Handbuch der spez. Pathologie u. Therapie“ seine Schrift über die „Krankheiten der männlichen Geschlechtsorgane“ (Erl. 1864). P. war 1859 in den Ritterstand, 1875 in den Freiherrenstand erhoben worden u. starb zu Wien in der Nacht zum 30. Dez. 1875.

Pitiscus, Bartholomäus, geb. 24. Aug. 1561 zu Schlauen in Schlesien, gest. 2. Juli 1613 zu Heidelberg als Oberhofprediger des Kurfürsten Friedrich IV. v. d. Pfalz, bekannt als Mathematiker u. Verfasser des „Thesaurus mathematicus“ (Frankf. 1613).

Pitman, Isaac, Erfinder der unter dem Namen Phonographie bekannten Geschwindschrift, ward geboren zu Trowbridge in England 4. Jan. 1813. Die Anfangsgründe einer gewöhnlichen Bildung empfing er in einer Nationalschule bis zum 12. Jahre, wo er als Schreiber in einer Tuchfabrik angestellt ward. Im folgenden Jahre lernte er die Stenographie, die er 7 Jahre lang nach Taylor's System übte. In seinem 19. Jahre nahm P. einen Ruf als Lehrer an u. war als solcher zuerst in Barton-on-Humber, Yorkshire, dann in Wooton-under-Edge, Gloucestershire, thätig, bis er 1840 auf eigene Rechnung eine Privatschule in Bath errichtete. Von buchhändlerischer Seite aufgefordert, ging P. daran, ein neues u. philosophisches System der Stenographie auszuarbeiten, welches in Bagster's Verlag die 1. Auflage der Phonographie unter dem Titel: „Stenographic Soundhand“ erschien. Die 2. Auflage erschien 1840 als „Phonography“; sie enthält das ganze System auf einer Seite, von der Größe gewöhnlichen Briefpapiers, klar u. deutlich zusammengestellt, in Stahl gestochen u. wurde für einen Penny verkauft. Durch den Erfolg seiner Publikationen bestimmt, gab P. 1843 seine Schule auf, um ausschließlich sich der Verbreitung seines Systems zu widmen. Sein „Manual of Phonography“ ist in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet u. sein „Phonetic Journal“ ist wol das Hauptorgan der ganzen Pitman'schen Schule in England. Bezüglich seines Systems vgl. „Stenographie“.



Nr. 4489. William Pitt, Graf von Chatham (geb. 15. Nov. 1708, gest. 11. Mai 1778).

Pitt, der Aeltere, William, Graf von Chatham, der größte Staatsmann Englands, geb. 15. Nov. 1708 als der zweite Sohn eines wohlhabenden Landedelmanns Robert P. von Boconnok; studirte in Oxford u. wurde, nachdem er aus Gesundheitsrücksichten (er litt zeitlebens an Gicht) Frankreich u. Italien bereist hatte, 1734 auf Betreiben seines älteren Bruders, der das väterliche Vermögen geerbt hatte, als Abgeordneter für Old Sarum in das Parlament gewählt, wo er 1736 zum ersten Male als Redner auftrat u. alsbald immer steigenden Einfluß u. die erste Stelle in den Reihen der Opposition gewann. Seine Angriffe gegen den Minister Walpole halfen 1741 mit zu dessen Sturz; 1744 erhielt er von der unerbittlichen Gegnerin der Tories, der Herzogin von Marlborough, ein Legat von 10,000 Pfund. 1746 wurde er zum Vizeschatzmeister von Irland, wenige Monate später zum Zahlmeister der Armee befördert. Dennoch blieb er ein entschiedener Gegner des Ministeriums Newcastle, welches fortfuhr, eine Majorität im Parlamente sich durch geschickte Verwendung der geheimen Gelder zu sichern, lehnte 1754 eine Ministerstelle ab u. trat im Nov. 1755 mit solcher Heftigkeit gegen das System der Subsidien auf, durch welche England die Angelegenheiten des Kontinentes beeinflußte, daß er seiner Aemter enthoben wurde. Allein die Niederlagen der englischen Flotte im Kampfe mit Frankreich nöthigten Georg II., seine Minister fallen zu lassen u. P. 1756 zum Staatssekretär u. zum ministeriellen Leiter des Unterhauses zu berufen, dessen Schwager Temple zum Lord der Admiralität. Zwar mußte er schon nach einigen Monaten dem Hasse seines Königs weichen, aber die Noth des Krieges u. seine unmeßbare Popularität

brachten ihn 1757 auf seine Stelle zurück. Die kriegerischen Erfolge, welche England seitdem in Deutschland, an der französischen Küste u. in Nordamerika errang, der Umstand, daß trotz des Krieges Handel u. allgemeiner Wohlstand einen immer größeren Aufschwung nahmen, waren eine Folge der neuen Eintracht zwischen Regierung u. Volk. P. war mit dem König versöhnt, beherrschte das Haus der Gemeinen, wurde von der Nation angebetet u. von Europa bewundert. Aber Georg III., welcher 1760 den Thron bestieg, folgte den Eingebungen des eitlen u. kurzsichtigen Grafen Bute. Als P., den Abschluß eines Familientraktates zwischen Frankreich u. Spanien vorausahnend, den Krieg an Spanien zu erklären rieth, wurde sein Vorschlag verworfen u. er nahm 5. Okt. 1761 seinen Abschied. Seitdem stand er an der Spitze der Opposition. Mehrmals machte der König den Versuch, ihn in das Ministerium zu ziehen, aber vergeblich; erst nachdem die Stempeltaxe, gegen welche sich die Kolonisten in Nordamerika sträubten, vor den Angriffen P.'s gefallen war, trat er 1766 als Minister an die Spitze der Regierung, verlor aber einen Theil seiner Anhänger, weil er sich die Würde eines Grafen von Chatham gefallen ließ u. durch andauernde Krankheit an erfolgreicher Thätigkeit gehindert wurde. 1768 legte er das Geheimsiegel in die Hand des Königs zurück.



Nr. 4490. William Pitt (der Jüngere) (geb. 28. Mai 1759, gest. 23. Jan. 1806).

Wider Erwarten genesen, betheiligte er sich wieder an den Debatten des Oberhauses, verfocht das Recht der Amerikaner zum Widerstande u. verlangte von der Regierung Nachgiebigkeit. Als jedoch Frankreich sich mit den Amerikanern verbündet hatte, erschien er noch einmal 7. April 1778, schon als ein sterbender Mann, an Krücken schleichend, im Hause der Peers, um für die Ehre des Vaterlandes gegen jeden Frieden zu sprechen. Infolge der Erregung wurde er im Parlamente vom Schlage getroffen u. starb 11. Mai auf seinem Landgute Hayes. Alle Parteien des Parlamentes vereinigten sich, ihm ein feierliches Leichenbegängniß u. ein Monument in der Westminsterabtei zu votiren. — Vgl. Thackeray, „History of W. P." (2 Bde., Lond. 1827) u. Macaulay's „Essays".

Pitt, William, der Jüngere, der zweite Sohn des Vorigen u. seiner Gemahlin Esther Grenville, Tochter des Grafen Temple, geb. 28. Mai 1759; entwickelte sich trotz der Kränklichkeit seines Körpers außerordentlich schnell u. erwarb sich in Cambridge eine ungewöhnliche Kenntniß des Alterthums u. der Mathematik. Bereits 1781 Mitglied des Parlamentes, zeigte er nicht nur die schlagfertige Rede seines Vaters, sondern auch eine Ruhe u. Selbstbeherrschung, die jenem nicht eigen gewesen war. 1782 wurde er Schatzkanzler, beantragte aber vergeblich eine Reform des Parlamentes, wie sie erst 1831 bewirkt wurde. Seit 1783 Lord des Schatzes u. erster Minister — im Alter von 24 Jahren — hatte er eine starke Opposition, welche von Männern wie Fox, Burke, North u. Sheridan angeführt wurde, zu bekämpfen. Er löste das Parlament auf u. die neuen Wahlen waren ihm günstig. Da der König ihm unbedingt vertraute, regierte P. fast unumschränkt. Durch die Ostindiabill vom J. 1784 ordnete er die Compagnie der Krone unter; durch Anlegung eines Tilgungsfonds (1786) gab er Hoffnung auf Schuldentilgung u. vermehrte den Kredit. Als 1788 der König in Wahnsinn verfiel u. Fox die Regentschaft des Prinzen von Wales betrieb, ließ P. eine den unbeliebten Prinzen beschränkende Regentschaftsordnung im Parlamente berathen, die erst fertig wurde, als Georg III. wieder genas. In demselben Jahre unterstützte er lebhaft ein Gesetz, das sein Freund Wilberforce zur Verminderung des Sklavenhandels einbrachte. Die Französische Revolution betrachtete er Anfangs mit Theilnahme; als jedoch die große Umstimmung im Parlamente erfolgte, wurde auch er der erbittertste Gegner der wilden Neuerungssucht. Seitdem führte er, vom Parlamente in ausgiebiger Weise unterstützt, einen unerbittlichen Krieg gegen Frankreich u. speziell gegen Napoleon. Er schuf die Koalition von 1793 u. hielt durch Suspension der Habeascorpusakte 1794 die revolutionären Neigungen in England u. vor Allem in Irland nieder, während er den Nationalstolz durch Eroberung französischer Kolonien in Westindien u. holländischer in Afrika u. Ostindien befriedigte. Er brachte schon 1798 die zweite Koalition zu Stande u. legte Irland durch die Union vom 12. Juli 1800 für immer in Fesseln. Als aber der König seinen Vorschlag verwarf, den irischen Katholiken bürgerliche Gleichberechtigung zu gewähren, u. überdies Alles zum Frieden mit Frankreich drängte, resignirte P. 10. Febr. 1801. Der Friede zu Amiens, den sein Nachfolger Addington abgeschlossen, kam nicht vollständig zur Ausführung, u. als P. im parlamentarischen Kampfe mit Fox eine neue Kriegserklärung (18. Mai 1803) an Frankreich bewirkt hatte, rief ihn der König 15. Mai 1804 nochmals an die Spitze der Regierung. Noch einmal brachte er eine Koalition zu Stande, aber die Nachricht der Kapitulation von Ulm, der Schlacht von Austerlitz, des Friedens von Preßburg brach seine letzten Kräfte. Er starb unvermählt auf seinem Landsitze Putney 23. Jan. 1806 u. wurde in der Nähe seines Vaters beigesetzt. Alle Parteien vereinigten sich, 40,000 Pfund zur Befriedigung seiner Gläubiger zu bewilligen. Obwol 19 Jahre lang sorgfältiger Verwalter des Schatzes, war er achtlos in den eigenen Angelegenheiten. — Vgl. Tomline, „Life of P." (Lond. 1821) u. Macauley's „Essays".

Pitta, Ananashanf, aus den Blattfasern der Ananaspflanzen gewonnen; vortreffl. Material zu Tauen, Netzen, Kleiderstoffen u. Strümpfen.

Pittäkos, einer der sog. „sieben Weisen Griechenlands", um 650 v. Chr. zu Mitylene geboren, befreite im Bunde mit dem Dichter Alkäos seine Vaterstadt von der Tyrannei des Melanchros. Bald aber brachen Streitigkeiten zwischen den Aristokraten, zu denen Alkäos gehörte, u. dem Demos unter P.' Führung aus, u. als Alkäos, der verbannt wurde, Mitylene belagern wollte, wurde P. auf 10 Jahre mit der obersten Gewalt bekleidet. Durch Uneigennützigkeit, weise Gesetzgebung u. verständige Verwaltung ausgezeichnet, trat er im Sigeischen Kriege auch als Feldherr auf u. wußte sich des athenischen Anführers durch List zu bemächtigen. Nachdem er um 580 die Regierung freiwillig niedergelegt hatte, lebte er als Privatmann u. starb hochbetagt, nach einigen Angaben über 100 Jahre alt. Er verfaßte eine Schrift über die Gesetze u. dichtete Elegien, doch haben sich nur ein kleines Gedicht u. ein Brief an Krösos erhalten. Die von Krösos ihm angebotenen Geschenke wies er zurück. Sein Wahlspruch war: „Erkenne die rechte Zeit!"

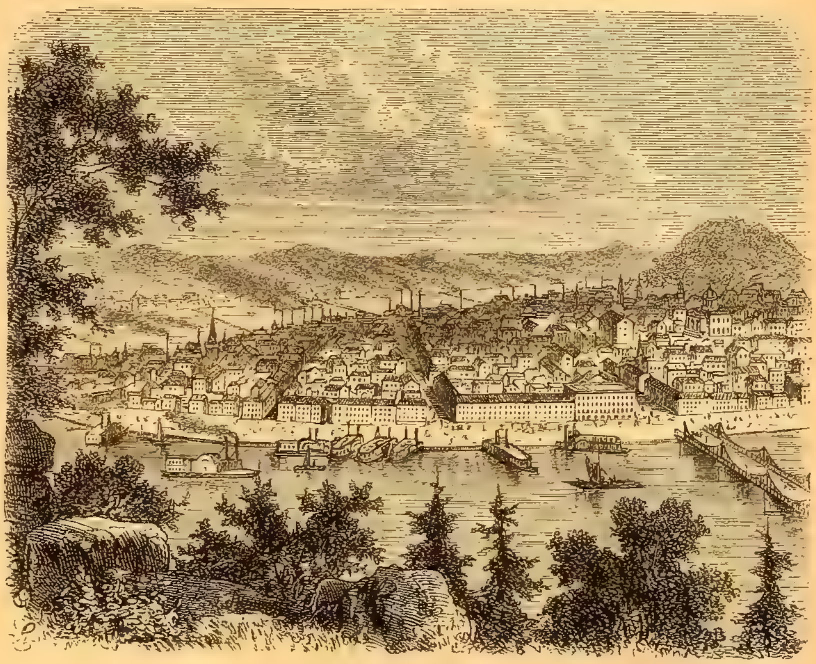
pittoresk (ital.), malerisch.

Pittsburgh od. Pittsburg, zweitgrößte Stadt des nordamerik. Unionsstaates Pennsylvanien u. eine der bedeutendsten Industriestädte Amerika's, welche 1870: 86,076 E. (darunter 1991 Farbige, 12,119 Iren u. 8703 Deutsche) zählte, nach 1873 durch Vereinigung mit 5 großen Vororten aber auf eine Bevölkerungszahl von mindestens 150,000 Seelen angewachsen ist; liegt auf einer Landzunge zwischen den Flüssen Alleghany u. Monongahela, die sich hier zum Ohio vereinigen, u. auf den gegenüberliegenden Ufern, an deren Hügeln die Häuserreihen amphitheatralisch emporsteigen. Die Hauptstraßen laufen in der Richtung der Flüsse u. werden rechtwinklig von Nebenstraßen durchschnitten. Die großartigsten öffentlichen Gebäude der Stadt sind u. a. das neue Stadthaus, das Zoll- u.

Postgebäude, das westpennsylvan. Zuchthaus u. unter den 120 Kirchen, deren größter Theil den Methodisten u. Presbyterianern angehört, die kathol. Kathedrale u. die bischöfliche St. Peterskirche. Zahlreich u. meist gut sind die Unterrichtsanstalten der Stadt, welche 1871 durch eine neue „High School" vermehrt wurden. Im Ganzen hat P. mit seinen verräucherten Häusern u. den über ihm lagernden Rauchwolken ein düsteres Aussehen. In einer an Steinkohlen u. Eisenerzen überaus reichen Gegend gelegen, hat P. die Industrie in großartiger Weise entwickelt u. 1870 für 170 Mill. Doll. Waaren produzirt; die wichtigsten Zweige der Gewerbthätigkeit sind die Eisen- u. Glasindustrie; außerdem giebt es große Spinnereien u. Webereien, Bierbrauereien, Sägemühlen, Gerbereien, Kupferwerke ꝛc. Bedeutend ist der Handel mit Kohle, Eisen, Petroleum, Getreide u. Mehl u. nicht unwichtig der Schiffsbau. P. ist aus einem 1754 von den Engländern angelegten Fort entstanden, unter dessen Schutze sich 1764 eine Stadt zu entwickeln anfing.

più (ital.), d. i. mehr.

Pius ist der Name von 9 röm. Päpsten. **P. I.**, angeblich aus Aquileja, wird als 10. Bischof von Rom gezählt u. soll um 150 n. Chr. 12—20 Jahre regiert haben. — **P. II.**, einer der klügsten, aber auch intrigantesten Päpste, regierte 1458 bis 15. Aug. 1464 u. hieß eigentlich Enea Silvio de'Piccolomini, geb. 18. Okt. 1405 zu Pienza in Italien. Nach gründlichen humanistischen Studien begann er seine Laufbahn 1432 als Sekretär eines Bischofs am Konzil zu Basel, schwang sich allmählich im Dienste verschiedener Herren zu einem Hauptführer der reformfreundlichen Partei (gegen Papst Eugen IV.) auf, wurde 1539 Sekretär des Gegenpapstes Felix' V. u. 1442 durch die Gunst Kaiser Friedrich's III. Sekretär des Reichskanzlers Kaspar Schlick. Trotzdem trat er 1445 in Rom heimlich auf die Seite des Papstes, brachte 1446 durch Ränke im Frankfurter Konkordat die Versöhnung der deutschen Kurfürsten u. des Papstes zu Stande (zur schweren Schädigung der deutschen Kirche) u. schwang sich 1456, obschon allgemein als Verräther gebrandmarkt, zum Kardinal u. 1458 zum Papste auf. Obwol infolge seines sittenlosen Lebenswandels körperlich bereits gebrochen, hat er das Ansehen des päpstlichen Stuhles nachdrücklich befestigt. Zur Zeit seines Todes beschäftigte ihn der abenteuerliche Plan, sich in Ancona an die Spitze einer Flotte zur Vertreibung der Türken aus Europa zu stellen. (Vgl. Voigt, „Enea Silvio de' Piccolomini als Papst P. II. u. sein Zeitalter", 3 Bde., Berl. 1856—63.) — **P. III.**, eigentlich Francesco Todeschini, ein Neffe P.' II., wurde Papst 22. Sept. 1503, starb aber bereits 18. Okt. — **P. IV.**, eigentlich Johann Angelo Medici aus Mailand, Papst 1560 bis 9. Dez. 1565, ein milder u. dabei geschäftsgewandter Regent; wußte durch Nachgiebigkeit u. kluges Entgegenkommen gegenüber den katholischen Fürsten die Reformbestrebungen seit der Reformation zu Gunsten des Papstthums zu enden; denn der Schluß des Konzils von Trient, welches endgiltig die festen Grundlagen des modernen Katholizismus schuf (1563), war sein Werk. — **P. V.**, eigentlich Michael Ghisleri, geboren zu Bosco in Oberitalien u. strenger Dominikaner; seit 1557 Kardinal u. zuletzt Generalkommissar der Inquisition, war Papst 8. Jan. 1566 bis 1. Mai 1572. Persönlich äußerst sittenstrenge, handhabte er auch eine strenge Kirchenzucht u. verhalf dadurch den Satzungen des Tridentischen Konzils zum Siege in allen katholischen Ländern. Doch trübte er seinen Ruhm durch die Erneuerung der Inquisition in Italien u. Spanien u. die Anstachelung des franz. Hofes zur Verfolgung der Hugenotten. Die 1568 versuchte Wiedereinführung der sog. Nachtmahlsbulle (s. d.) gelang ihm nicht, wohl aber die Vereinigung der katholischen Südmächte zum Türkenkriege, die 1571 zum Seesiege bei Lepanto führte. Anfang des 18. Jahrh. wurde P. V. von Clemens XI. heilig gesprochen. — **P. VI.**, eigentlich Giovanni Angelo Braschi aus Cesena, geb. 27. Dez. 1717; zeichnete sich als päpstlicher Jurist u. Geheimschreiber durch große Gewissenhaftigkeit aus, wurde 1773 Kardinal u. 15. Febr. 1775 Papst. Obschon wegen seiner Sittenstrenge u. Mildthätigkeit sowie seines Kunstsinnes beliebt, hatte P. doch auch gefährliche Gegner, obenan Kaiser Josef II., der durch das Toleranzedikt 1781 u. umfassende Reformen die Herrschaft der Kathol. Kirche zu brechen drohte. Vergebens suchte P. bei dem Besuche, den er, dem Eindruck seiner gewinnenden Persönlichkeit vertrauend, 1782 in Wien machte, den Kaiser umzustimmen. Glücklicher war er im Streite gegen die Unabhängigkeitsgelüste der deutschen geistlichen Kurfürsten (s. „Emser Punktation") u. die Reformen des Herzogs Leopold v. Toscana seit 1786. In den 85 Sätzen der Bulle „Auctorem fidei" von 1794 verdammte P. alle Neuerungen u. gab darin auch wichtige Zusätze zum



Nr. 4491. Pittsburgh.

Tridentischen Konzil. Unterdeß aber hatte die Französische Revolution seit 1789 der Katholischen Kirche durch Einziehung der Kirchengüter, Aufhebung der geistlichen Orden ꝛc. tödliche Schläge versetzt.



Nr. 4492. Pius II. (geb. 18. Okt. 1405, gest. 15. Aug. 1464).

P.' heftiger Widerstand u. seine Parteinahme für die Feinde Frankreichs trieb dieses zum Kriege. Im Febr. 1797 wurde P. von Bonaparte zum Frieden von Tolentino gezwungen, in welchem er 51 Millionen Franken zahlen u. die nördl. Provinzen des Kirchenstaates (Bologna, Ferrara ꝛc.) abtreten mußte. Ein Aufruhr in Rom führte 1798 zur Besetzung der Stadt durch die Franzosen u. zur Ausrufung der Republik. In der Nacht vor dem 20. Febr. wurde der Papst nach

persönlicher Beschimpfung gefangen abgeführt, zuerst nach Siena, dann nach Florenz, im Frühjahr 1799 endlich nach Valence in Südfrankreich, wo er nach schweren Leiden, aber ungebeugt, 29. Aug. 1799 starb; 1801 wurde er in der Peterskirche zu Rom beigesetzt u. nachmals durch die herrliche Statue von Canova geehrt. — **P. VII.**, eigentlich Barnabas Ludw. Chiaramonti, geb. zu Cesena aus gräflicher Familie 14. Aug. 1742, Benediktinermönch u. seit 1785 Kardinal, wurde 14. März 1800 zu Venedig zum Papst erwählt. Dem Ansehen, welches er wegen seines lautern Charakters genoß, kam die Staatskunst seines Ministers Consalvi zu Hülfe. 1801 gelang es diesem, Napoleon in einem Konkordat zur Herstellung der Kirche in Frankreich zu bewegen (vgl. „P. VI."). Dafür mußte P. einwilligen, Napoleon 1804 in Paris zum Kaiser zu krönen, erhielt aber erst im April 1805 die Erlaubniß zur Rückkehr, da ihn Napoleon lieber in Frankreich behalten hätte. Da P. auf die schmachvollen Zumuthungen des Kaisers nicht eingehen konnte, ließ der Letztere 1807 Rom besetzen u. vereinigte 1809 den Kirchenstaat mit Frankreich.



Nr. 4493. Pius IX. (geb. 13. Mai 1792).

Auf die Exkommunikation antwortete Napoleon, indem er 6. Juli 1809 P. gefangen nehmen u. erst in Savona, dann in Fontainebleau in Haft halten ließ, ohne ihn zur Nachgiebigkeit bewegen zu können; den im Jan. 1813 in einem Konkordate ausgesprochenen Verzicht auf den Kirchenstaat widerrief P. nach zwei Monaten als schweren Irrthum. Der Sturz Napoleon's gab ihm endlich die Freiheit wieder, u. 24. Mai 1814 zog er in Rom ein. Nun begann er mit der Herstellung des Jesuitenordens eine gründliche Erneuerung der päpstlichen Macht; der Wiener Kongreß von 1815 gab der Kirche mehr als sie verloren hatte, u. bei seinem Tode (20. Aug. 1823) ließ P. die Katholische Kirche fast in allen Ländern in der kräftigsten Entfaltung zurück. — **P. VIII.**, eigentlich Graf Franz Xaver Castiglioni, geb. zu Cingoli 20. Nov. 1761, Kardinal seit 1816 u. als gelehrter Kenner des Kirchenrechts bekannt, regierte 31. März 1829 bis 30. Nov. 1830. — **P. IX.**, eigentlich Graf Giovanni Maria Mastai Ferretti, geb. 13. Mai 1792 zu Sinigaglia u. Anfangs für den Soldatenstand bestimmt, wirkte nach einer wunderbaren Heilung von der Epilepsie im Dienste der Armen u. Kranken zu Rom (s. 1825, nachdem er vorher eine Reise nach Chile gemacht hatte) u. stieg 1840 zum Kardinal empor. Der Ruf seiner Tüchtigkeit, Liebenswürdigkeit u. nationalen Gesinnung war so groß, daß seine Wahl zum Papste 16. Juli 1846 mit Jubel in Italien begrüßt wurde. P. begann mit einer allgemeinen Amnestie u. den umfassendsten liberalen Reformen in dem zerrütteten Kirchenstaat. Aber selbst die bewilligte Konstitution befriedigte die revolutionären Anforderungen nicht. Als Freund Oesterreichs verfiel P. dem Hasse des Volkes; im November 1848 wurde sein Minister Rossi ermordet u. er selbst zur Flucht ins Neapolitanische genöthigt. Die Besetzung Roms durch die Franzosen (Juli 1849) machte indeß der Republik ein Ende. Im April 1850 kehrte P. zurück u. ging nun unter dem Schutze der franz. Besatzung u. mit Hülfe seines Staatssekretärs Antonelli (s. d.; gest. zu Rom 6. Nov. 1876) an die Herstellung der Zustände vor der Revolution. Die allgemeine reaktionäre Strömung war P. günstig u. er errang durch günstige Konkordate, selbst mit protestantischen Staaten, unerhörte Erfolge für die Katholische Kirche. Freilich verlor er den größten Theil des Kirchenstaates durch den Ital. Krieg 1859. Verbittert durch den Ausgang desselben, gerieth P. seitdem immer mehr in die Hände der Jesuiten; unter ihrem Einfluß kündigte er 1864 in der Encyklika (s. d.) u. dem begleitenden Syllabus der ganzen modernen Civilisation den Krieg an u. bereitete er das Vatikanische Konzil von 1869 vor, das durch die Erklärung der Unfehlbarkeit des Papstes das Gebäude der Hierarchie krönen sollte. Aber mit dem Abzuge der Franzosen im August 1870 sah P. auch seine weltliche Herrschaft zusammenstürzen: 20. Sept. desselben Jahres zogen die Italiener in Rom ein, u. P. hat seitdem den Vatikan nicht mehr verlassen, indem er sich darin gefällt, die Rolle eines Gefangenen zu spielen. Die Staatsdotation von jährlich $3^1/_4$ Millionen Franken wies er beharrlich zurück. P. ist der erste unter 259 Päpsten, der die alte Behauptung zu Schanden gemacht hat, kein Papst werde länger als Petrus (25 Jahre) regieren.

Piusvereine heißen freie Vereinigungen von katholischen Geistlichen u. Laien zur Förderung der kirchlichen Interessen, bes. der Selbständigkeit der Katholischen Kirche (d. h. im Sinne Pius' IX., dessen Namen die P. tragen). Solche Vereine entstanden mehrfach 1848 u. schlossen sich im Okt. desselben Jahres auf der Generalversammlung zu Mainz zu einem großen „Katholischen Vereine" zusammen; doch wurde bald die Bezeichnung P. üblich nach dem Namen des Mainzer Vereins. In trefflicher Organisation sammelte der P. allmählich die zerstreuten Kräfte in einem kräftigen Mittelpunkte, gründete zahlreiche Vereine für besondere Zwecke (bes. für innere Mission) u. wuchs so durch kluge Verwendung der Presse u. straffe Parteidisziplin in Deutschland, Oesterreich, den Niederlanden, Frankreich u. der Schweiz zu einer Macht an, deren Umfang erst beim Beginn des sog. Kulturkampfes zwischen der katholischen Hierarchie u. Preußen klar zu Tage trat. Schon auf der 17. Generalversammlung des Piusvereins zu Trier (1865) war die päpstliche Encyklika von 1864 als die größte That des Jahrh. gepriesen worden; die Generalversammlung zu Breslau (1872), die erste seit dem Gesetz über die Vertreibung der Jesuiten, bewies durch ihre Haltung, daß der Piusverein in dem begonnenen Kampfe zu den tödlichsten Feinden der Staatsgewalt gehöre.

Pizarro, Franz, Eroberer von Peru, wurde als natürlicher Sohn eines adligen Kriegsobersten 1478 zu Truxillo geboren. Von seinem Vater nicht anerkannt u. deshalb in Armuth u. Unwissenheit aufgewachsen, betheiligte er sich an mehreren Entdeckungsfahrten. In Panama verband er sich mit einem Kriegsmanne Almagro u. mit einem Geistlichen Luque, um das „Goldland" aufzusuchen, u. 1525 entdeckten sie das Land der Inka's von Peru (s. d.). Durch eine Audienz bei Karl V. in Sevilla erlangte P. 1529 den Rang eines Oberstatthalters u. eine geringe Unterstützung, um das neuentdeckte Reich zu erobern. Er machte sich 1533 zum Herrn der Hauptstadt Cuzko u. gründete selbst die neue Hafenstadt Lima. Bald aber entstand ein heftiger Streit zwischen den Unternehmern selbst. Almagro nahm P. gefangen, wurde jedoch 1538 von dem Entflohenen besiegt, ergriffen u. hingerichtet. P. selbst aber wurde 26. Juni 1541 von Almagro's Anhängern ermordet. Vgl. Prescott, „History of the conquest of Peru" (3 Bde., deutsch, Lpz. 1848).

pizzicato (ital., gekneipt, geschnellt), Spielart a. aller Saiteninstrumente ohne Klaviatur, deren Saiten nicht mit dem Bogen gestrichen, sondern stets mit den Fingern (resp. Plectrum od. Schlagring) geschnellt od. gerissen werden, als Guitarre, Zither, Harfe, Mandoline, Laute 2c.; b. der Bogeninstrumente in besonderen Fällen, wenn zur Hervorbringung eines harfenartigen Effekts nicht vom Bogenstriche, sondern von jenem Schnellen od. Reißen der Saiten mit dem Finger Gebrauch gemacht wird. Das Wort p. (abgekürzt pizz.) zeigt dann den Eintritt dieser Spielart an; die Stelle, von wo ab wieder mit dem Bogen gestrichen werden soll, wird mit coll' arco (abgek. arco, c. arc.) angemerkt.

Placenta, s. v. w. Mutterkuchen.

placet (lat., d. i. es gefällt, wird beliebt) ist der kirchenrechtl. Ausdruck für die Genehmigung eines Beschlusses od. Erlasses durch eine höhere od. wenigstens zustimmungsberechtigte Stelle. Man spricht so von einem bischöflichen u. päpstlichen Placet, bes. aber von einem placetum regium od. landesherrlichen Pl., vor dessen Ertheilung allgemeine Erlasse der katholischen Kirchenobern nicht veröffentlicht werden dürfen. Da der Heilige Stuhl aus sich selbst Rechte zu haben behauptet u. deshalb bei günstigen Gelegenheiten immer bereit ist, dem Staate die in seinem Begriff liegende Prüfung der äußern Wirksamkeit der Kirche zu bestreiten, so wahren eigene Landesgesetze, wie z. B. das preußische Landrecht 11. Tit. II. § 133, od. bes. Verträge mit der röm. Kurie (s. „Konkordat") der weltlichen Macht ausdrücklich jenes Pl. Neuerdings hat zwar die Ansicht, daß durch das den Gerichten vorbehaltene Einschreiten gegen die erreichbaren Urheber von Eingriffen in die äußere Rechtsordnung allen staatsgefährlichen Gelüsten hinreichend begegnet werde, zu grundgesetzlichen Verzichten auf das Pl. (z. B. in der belg., holländ., preuß. Verfassung u. in dem österr. Konkordat von 1855) geführt. Die seitdem gemachten Erfahrungen drängen jedoch wieder die Einsicht auf, daß der Staat sich des Rechts einer allgemeinen Abwehr gegen die feindselige Einflußnahme auswärtiger Kirchenoberer nicht begeben dürfe.

Plafond (franz.), eigentlich jede flache Zimmerdecke, bes. eine mit Malerei od. mit Stuck verzierte Decke.

Plagiarius hieß im röm. Alterthum eigentlich der Urheber eines Plagiums od. Menschenraubes (s. d.), aber auch ein Schriftsteller, der sich eines Plagiats (s. d.) schuldig macht.

Plagiat, ein literarischer Diebstahl, wird dadurch begangen, daß Jemand das Geisteswerk eines Anderen od. Theile dieses Werkes in gar nicht od. nur unwesentlich veränderter Form als von ihm herrührend bekannt macht. Das Pl. steht mit dem rechtswidrigen Nachdruck (s. d.) auf einer Linie u. gereicht auch nach Ablauf der für Geisteswerke angeordneten Schutzfrist dem Urheber zur höchsten Unehre.

Plaid (engl., spr. Plähd), Mantel der Bergschotten, aus einem einzigen Stück Tuch bestehend, je nach den Clans verschieden karrirt od. gewürfelt.

plaidiren (franz., spr. plädiren), beim mündlichen Gerichtsverfahren einen Angeklagten bei der Verhandlung vertheidigen. — Plaidoyer (spr. Plädoajeh), die Vertheidigungsrede des Anwalts.

Plakat (mittellat.), d. i. ein öffentlicher obrigkeitlicher Anschlag, überhaupt ein Maueranschlag irgend Jemandes.

plan, s. v. w. eben; plankonkav wie plankonvex, Körper, die auf einer Seite eben, auf der andern konkav od. konvex sind.

Planchette (franz., spr. Plangschät'), Meßtafel, Meßtischchen, auch eine Schnürleibschiene, ein Blankscheit.

Planck, Gottlob Jakob, hervorragender protestantischer Theologe, geb. 15. Nov. 1751 zu Nürtingen; studirte in Tübingen u. wirkte daselbst seit 1774 als Repetent, seit 1780 als Prediger u. Lehrer der Karlsschule in Stuttgart, endlich seit 1784 als Prof. der Theologie in Göttingen, wo er 31. Aug. 1833 starb. Pl. hat bes. als der Meister der sog. pragmatischen Geschichtschreibung Bedeutendes geleistet, indem er die Ereignisse fast ohne Ausnahme aus den sittlichen u. psychologischen Beweggründen der einzelnen handelnden Personen zu erklären unternahm, dabei allerdings häufig die geschichtliche Nothwendigkeit unterschätzte. Von den zahlreichen Schriften Pl.'s sind vor allen zu nennen: „Geschichte der Entstehung, der Veränderungen u. der Bildung unseres protestantischen Lehrbegriffs 2c." (6 Bde., Lpz. 1781—1800); „Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung" (5 Bde., Hannov. 1803—1809); „Das erste Amtsjahr des Pfarrers von S." (Gött. 1823).

Pläner nennt man in der Geognosie gewisse Schichten sedimentärer Kalksteine u. Mergel (Plänerkalk u. Plänermergel), welche in der mittleren Etage der Kreideformation der Sächs. u. Böhm. Schweiz, Schlesiens, Westfalens 2c. vorkommen. Der Plänerkalk hat eine lichtgraue Farbe, feinerdigen Bruch, ist zuweilen etwas thon- u. kieselsäurehaltig u. enthält gewöhnlich reichliche Ueberreste von versteinerten Muscheln u. anderen niederen Seethieren. Die Plänermergel sind meist lichtbläulichgrau bis aschgrau, an der Oberfläche mehr gelblichgrau, enthalten nicht selten Glaukonitkörner, zuweilen auch Glimmerschüppchen; sie sind Gemenge von kohlensaurem Kalk, Thon u. Sand u. enthalten ebenfalls ziemlich häufig organische Ueberreste; nur die Flammenmergel sind arm daran.

Planetarium, d. i. ein Apparat, welcher mit Hülfe kleiner, meist durch ein Räderwerk umgetriebener, an entsprechend langen Armen befestigter Kugeln die Bewegungen der Planeten u. Monde u. ihre gegenseitige Stellung, Bedeckungen u. Verfinsterungen darstellen soll. Schon Archimedes u. a. Forscher des Alterthums sollen solche Maschinen konstruirt aben. Jetzt werden sie bes. zu Unterrichtszwecken verfertigt.

Planeten (vom griech. πλανῆτες, d. i. Wandler, also Wandelsterne) nennt man die um die Sonne kreisenden festen, kugelförmigen Weltkörper zum Unterschiede von den gleichfalls um die Sonne laufenden, aber aus flüssigen od. dunstförmigen Massen od. aus Wolken von kleinen Bruchstücken od. kosmischem Staub bestehenden Kometen (s. d.). Die Zahl der bekannten Pl. beträgt bis jetzt gegen 170, wird aber fortwährend durch Entdeckung neuer vermehrt. Als Gestirne unterscheiden sie sich von den Fixsternen dadurch, daß sie kein eigenes Licht haben, sondern nur von der Sonne auf sie gestrahltes Licht zurückwerfen; sie haben infolge dessen auch ein ruhigeres Licht als jene: sie funkeln nicht, — u. vor Allem auch dadurch, daß sie ihren Platz unter den anderen Sternen ändern, daß sie „wandeln". Im Alterthum kannte man nur die fünf hellsten (Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn), zählte aber, da man auch Sonne u. Mond dahin rechnete, sieben, nach denen die Wochentage genannt wurden, u. nahm an, daß sie sich sämmtlich um die ruhende Erde als Mittelpunkt drehten. 1781 entdeckte Herschel noch den Uranus (s. d.), 1846 Galle den Neptun (s. d.), nachdem derselbe schon vorher durch Rechnung von Leverrier u. Adams nachgewiesen worden war. Interessant ist die Gruppe der kleinen Pl. (auch Planetoiden od. Asteroiden genannt) zwischen dem Mars u. Jupiter. Schon Kepler war der festen Meinung, daß in dieser Lücke sich noch ein Planet befinden müsse, aber erst im J. 1801 wurde daselbst ein sehr kleiner, später Ceres genannter Planet von Piazzi in Palermo gefunden, welcher Entdeckung 1807 die der ebenfalls zwischen Mars u. Jupiter liegenden kleinen Pl. Pallas, Juno u. Vesta durch Olbers u. Hording folgte. Nach langer Pause, erst nachdem 1845 durch Henke in Driesen der fünfte dieser Gruppe, die Asträa, entdeckt worden, begann die fast unausgesetzte Folge von Entdeckungen neuer Planetoiden. Dieselben sind insgesammt sehr klein. Der Durchmesser der Vesta, des größten derselben, beträgt nur 66 Meilen, der Hestia gar nur $3^1/_2$ Meile. Olbers hielt die Planetoiden für Trümmer einer großen Planetenmasse. Wenn man aber nach der Kant-Laplace'schen Theorie annimmt, daß die große rotirende kosmische Nebelmasse, aus der unser Planetensystem sich bildete, sich in einzelne konzentrische Nebelringe schied, welche infolge von Gleichgewichtsstörungen allmählich rissen u. ihre Massen zu dichten Körpern, den Pl., zusammenballten, so wird man weiterhin anzunehmen haben, daß der betreffende Nebelring an der Stelle, wo die Planetoiden kreisen, in viele kleine Stücke zerrissen sei, die als fortrotirende Nebelballen sich schließlich zu eben so viel Planetoiden verdichteten. — Die Nebenplaneten, Monde, Trabanten od. Satelliten, die man ihrerseits durch eine ähnliche Ringabsonderung von dem rotirenden Planetennebel entstanden zu denken hat, sind, abgesehen von unserem Erdmonde, erst seit Erfindung der Fernrohre allmählich entdeckt worden. Die Monde des Jupiter fanden schon Galilei u. Simon Marius (1610), die des Saturn u. Uranus wurden nach u. nach von Huyghens, Cassini, Herschel u. Lassell entdeckt. Der Letztere sowie Bond entdeckte auch den Neptunsmond (s. die nachfolgende Tabelle C). Der Saturn (s. d.) hat übrigens auch als Begleiter einen eigenthümlichen, dreitheiligen, schon von Galilei beobachteten Ring. Auch bei Neptun glaubt Lassell etwas Aehnliches bemerkt zu haben. Näheres über die Planetenbahnen u. die verschiedenen Ansichten über den Bau des Planetensystems s. in dem Artikel „Astronomie".

Tabellarische Uebersicht des Planetensystems.

A. Die Hauptplaneten.

Namen der Planeten.	Mittl. Entfernung v. der Sonne in Mill. M.	Siderische Umlaufszeit. 1 J. = 365¼ Tag.	Durchmesser in geogr. M.	Masse (Erdmasse = 1).	Dichtigkeit (Erdmasse = 1).	Gewicht eines Kilogr.
Merkur	7,8	— J. 88 T.	650	1/14	1,234	0,48
Venus	14,5	— „ 225 „	1640	17/19	0,940	0,92
Erde	20,0	1 „ — „	1719	1	1,000	1,00
Mars	30,5	1 „ 322 „	910	2/15	0,958	0,50
Jupiter	104,2	11 „ 315 „	19,380	343	0,243	2,72
Saturn	191,1	29 „ 167 „	16,680	103	0,140	1,22
Uranus	389,1	83 „ 271 „	8000	15	0,222	0,77
Neptun	602,4	163 „ 226 „	7400	24	0,672	1,10

B. Die Asteroiden od. kleinen Planeten zwischen Mars u. Jupiter.

Name.	Nummer nach der Zeit der Entdeckung.	Entfernung in Mill. Meilen.	Umlaufszeit 1 Jahr = 365¼ Tag.	Name.	Nummer nach der Zeit der Entdeckung.	Entfernung in Mill. Meilen.	Umlaufszeit 1 Jahr = 365¼ Tag.
Ceres	①	55,4	4 J. 221 T.	Asträa	⑤	51,8	4 J. 52 T.
Pallas	②	55,4	4 „ 223 „	Hebe	⑥	48,5	3 „ 284 „
Juno	③	53,4	4 „ 130 „	Iris	⑦	47,9	3 „ 251 „
Vesta	④	47,2	3 „ 229 „	Flora	⑧	44,0	3 „ 97 „

Name.	Nummer nach der Zeit der Entdeckung.	Entfernung in Mill. Meilen.	Umlaufszeit 1 Jahr = 365¼ Tag.	Name.	Nummer nach der Zeit der Entdeckung.	Entfernung in Mill. Meilen.	Umlaufszeit 1 Jahr = 365¼ Tag.
Metis	(9)	47,9	3 J. 251 T.	Jo	(85)	53,1	4 J. 118 T.
Hygiea	(10)	63,0	5 „ 220 „	Semele	(86)	62,2	4 „ 119 „
Parthenope . .	(11)	49,0	3 „ 299 „	Sylvia	(87)	79,8	6 „ 194 „
Victoria . . .	(12)	46,6	3 „ 207 „	Thisbe	(88)	55,4	4 „ 222 „
Egeria	(13)	51,7	4 „ 50 „	Julia	(89)	56,0	4 „ 26 „
Irene	(14)	51,8	4 „ 61 „	Antiope	(90)	62,7	5 „ 203 „
Eunomia . . .	(15)	52,8	4 „ 109 „	Aegina	(91)	51,8	3 „ 341 „
Psyche	(16)	58,1	4 „ 363 „	Undine . . .	(92)	63,7	5 „ 249 „
Thetis	(17)	49,4	3 „ 327 „	Minerva . . .	(93)	55,1	4 „ 208 „
Melpomene . .	(18)	46,0	3 „ 1 5 „	Aurora	(94)	63,2	5 „ 227 „
Fortuna . . .	(19)	48,8	3 „ 297 „	Arethusa . . .	(95)	61,6	5 „ 139 „
Massallia . . .	(20)	48,2	3 „ 270 „	Aegle	(96)	61,0	5 „ 123 „
Lutetia	(21)	48,7	3 „ 292 „	Clotho	(97)	53,4	4 „ 132 „
Calliope . . .	(22)	58,2	3 „ 353 „	Janthe	(98)	53,7	4 „ 145 „
Thalia	(23)	52,6	4 „ 98 „	Dike	(99)	55,9	4 „ 281 „
Themis	(24)	62,8	5 „ 205 „	Hekate	(100)	61,9	5 „ 164 „
Phocäa	(25)	48,0	3 „ 263 „	Helena	(101)	51,7	4 „ 46 „
Proserpina . .	(26)	53,2	4 „ 120 „	Miriam	(102)	65,2	4 „ 124 „
Euterpe	(27)	47,2	3 „ 218 „	Hera	(103)	54,0	4 „ 162 „
Bellona	(28)	55,5	4 „ 228 „	Clymene . . .	(104)	63,0	5 „ 245 „
Amphitrite . .	(29)	50,5	4 „ 30 „	Artemis . . .	(105)	47,5	3 „ 245 „
Urania	(30)	47,3	3 „ 234 „	Dione	(106)	63,2	5 „ 227 „
Euphrosyne . .	(31)	63,0	5 „ 217 „	Camilla	(107)	71,2	6 „ 287 „
Pomona . . .	(32)	51,8	4 „ 59 „	Hekuba	(108)	64,2	5 „ 277 „
Polyhymnia .	(33)	57,2	4 „ 308 „	Felicitas . . .	(109)	53,9	4 „ 154 „
Circe	(34)	53,7	4 „ 147 „	Lydia	(110)	54,7	4 „ 153 „
Leucothea . . .	(35)	59,9	5 „ 65 „	Ate	(111)	51,7	4 „ 48 „
Atalante . . .	(36)	54,9	4 „ 200 „	Iphigenia . .	(112)	58,7	3 „ 293 „
Fides	(37)	52,8	4 „ 108 „	Amalthea . . .	(113)	46,5	3 „ 242 „
Leda	(38)	54,8	4 „ 197 „	Cassandra . .	(114)	53,5	4 „ 137 „
Lätitia	(39)	55,1	4 „ 219 „	Thyra	(115)	47,6	3 „ 245 „
Harmonia . .	(40)	45,3	3 „ 151 „	Sirona	(116)	55,3	4 „ 220 „
Daphne	(41)	55,2	4 „ 213 „	Lamia	(117)	59,8	5 „ 61 „
Isis	(42)	48,8	3 „ 297 „	Peitho	(118)	58,8	3 „ 294 „
Ariadne	(43)	44,1	3 „ 99 „	Althäa	(119)	51,5	4 „ 46 „
Nysa	(44)	48,4	3 „ 281 „	Lachesis	(120)	62,6	5 „ 198 „
Eugenia . . .	(45)	54,4	4 „ 176 „	Hermione . . .	(121)	69,2	6 „ 158 „
Hestia	(46)	50,5	4 „ 6 „	Gerda	(122)	64,4	5 „ 286 „
Aglaja	(47)	57,5	4 „ 322 „	Brunhilda . .	(123)	53,8	4 „ 153 „
Doris	(48)	62,2	5 „ 175 „	Alceste	(124)	52,5	4 „ 92 „
Pales	(49)	61,6	5 „ 150 „	Liberatrix . .	(125)	60,7	5 „ 105 „
Virginia . . .	(50)	53,0	4 „ 116 „	Velleda	(126)	48,7	3 „ 293 „
Nemausa . . .	(51)	47,3	3 „ 233 „	Johanna . . .	(127)	54,6	4 „ 230 „
Europa	(52)	62,0	5 „ 167 „	Nemesis	(128)	55,0	4 „ 205 „
Kalypso	(53)	52,4	4 „ 89 „	Antigone . . .	(129)	57,4	4 „ 314 „
Alexandra . .	(54)	54,2	4 „ 168 „	Electra	(130)	62,6	5 „ 196 „
Pandora . . .	(55)	55,2	4 „ 215 „	Vala	(131)	48,4	3 „ 282 „
Melete	(56)	52,0	4 „ 68 „	Aethra	(132)	47,2	3 „ 227 „
Mnemosyne . .	(57)	63,1	5 „ 221 „	Cyrene	(133)	61,3	5 „ 133 „
Concordia . .	(58)	54,0	4 „ 158 „	Sophrosyne . .	(134)	51,3	4 „ 41 „
Elpis	(59)	54,3	4 „ 171 „	Hertha	(135)	48,6	3 „ 289 „
Echo	(60)	47,9	3 „ 256 „	Austria	(136)	46,1	3 „ 180 „
Danaë	(61)	59,7	5 „ 58 „	Meliböa . . .	(137)		
Erato	(62)	62,5	5 „ 197 „	Tolosa	(138)	48,4	3 „ 295 „
Ansonia . . .	(63)	47,9	3 „ 258 ,		(139)	56,3	4 „ 263 „
Angelina . . .	(64)	53,6	4 „ 142 „	Siwa	(140)	54,5	4 „ 184 „
Cybele . . .	(65)	68,1	6 „ 119 „	Lumen	(141)	54,2	3 „ 233 „
Maja	(66)	53,0	4 „ 116 „	Polana	(142)	47,7	3 „ 247 „
Asia	(67)	48,1	3 „ 281 „	Adria	(143)	55,0	4 „ 167 „
Leto	(68)	55,1	4 „ 232 „	Vibilia	(144)		
Hesperia . . .	(69)	59,6	5 „ 48 „	Adeona	(145)	53,8	4 „ 154 „
Panopäa . . .	(70)	52,3	4 „ 82 „	Lucina	(146)	54,0	4 „ 166 „
Niobe	(71)	55,0	4 „ 208 „	Protogeneia .	(147)	62,4	5 „ 192 „
Feronia	(72)	45,3	3 „ 150 „	Gallia	(148)	53,2	4 „ 122 „
Clytia	(73)	53,3	4 „ 128 „		(149)		
Galathea . . .	(74)	55,6	4 „ 233 „		(150)	58,2	5 „ 113 „
Euridice . . .	(75)	53,1	4 „ 132 „	Abundantia . .	(151)	51,6	4 „ 56 „
Freia	(76)	68,1	6 „ 86 „	Atala	(152)	62,6	5 „ 198 „
Frigga	(77)	53,5	4 „ 136 „	Hilda	(153)	72,8	7 „ 308 „
Diana	(78)	52,5	4 „ 89 „	Bertha	(154)	75,8	5 „ 352 „
Eurynome . .	(79)	48,9	3 „ 300 „		(155)		
Sappho	(80)	45,9	3 „ 175 „	Xanthippe . .	(156)		
Terpsichore . .	(81)	57,1	4 „ 300 „	Dejanira . . .	(157)	51,8	4 „ 59 „
Alkmene . .	(82)	55,3	4 „ 217 „	Koronis	(158)	59,8	5 „ 62 „
Beatrix . . .	(83)	48,6	3 „ 288 „	Aemilia	(159)		
Clio	(84)	47,2	3 „ 230 „	Una	(160)		

Nummer 149, 150 u. 155 haben noch keine Namen erhalten. Von Nummer 137, 144, 149, 155 u. 156 sind die Elemente noch nicht berechnet.

Von einigen weiteren Asteroiden, die bis Ende 1876 entdeckt wurden, sind bis jetzt weder die Elemente veröffentlicht noch sind denselben Namen gegeben.

C. Die Nebenplaneten od. Monde.

I. Der Mond der Erde.

Siderische Umlaufszeit . . . . 27 Jahre 7 Stunden 43 Minuten.
Mittlere Entfernung von der Erde . 51,805 geogr. Meilen
Masse in Theilen der Erdmasse . . . . $^1/_{81}$.
Durchmesser . . . . 469 geogr. Meilen.

II. Die Monde des Jupiter.

Nummer.	Siderische Umlaufszeit.	Entfernung von Jupiter in geogr. M.	Durchmesser in geogr. M.
I.	1 Tag 18 St. 27,5 Min.	56,500	510
II.	3 „ 13 „ 13,7 „	89,800	460
III.	7 „ 3 „ 42,5 „	143,300	750
IV.	16 „ 16 „ 32,2 „	252,100	640

III. Die Monde des Saturn.

Name.	Siderische Umlaufszeit.	Entfern. v. Saturn in geogr. M.
1. Mimas . . .	— Tag 22 St. 37 Min.	24,800
2. Enceladus . .	1 „ 8 „ 53 „	31,900
3. Thetis	1 „ 21 „ 18 „	39,500
4. Dione	2 „ 17 „ 41 „	50,900
5. Rhea	4 „ 12 „ 25 „	70,500
6. Titan	15 „ 22 „ 41 „	163,700
7. Hyperion . . .	21 „ 6 „ 19 „	198,200
8. Japetus . . .	79 „ 7 „ 54 „	466,900

IV. Die Monde des Uranus.

Name.	Siderische Umlaufszeit.	Entfern. v. Uranus in geogr. M.
1. Ariel	2 Tage 12 St. 29 Min.	27,700
2. Umbriel . . .	4 „ 3 „ 28 „	38,500
3. Titania . . .	8 „ 16 „ 56 „	63,100
4. Oberon	13 „ 11 „ 7 „	84,500

V. Mond des Neptun.

Siderische Umlaufszeit . . . 5 Tage 21 Stunden 4 Minuten.
Entfernung von Neptun . . 47,500 geogr. Meilen.

Planetoiden, s. „Planeten“.

Planiglobium nennt man die Verzeichnung einer Halbkugel (z. B. der Erdoberfläche od. des Himmelsgewölbes) auf einer Ebene. Man kann dies entweder nach der orthographischen od. nach der stereographischen Projektion thun. Bei jener wird angenommen, das Auge sei unendlich weit von der Bildfläche entfernt; solche Planiglobien sind für Mondkarten am geeignetsten. Bei der zweiten nimmt man an, man stehe in der Fläche der Kugel u. betrachte die gegenüberliegende hohle Halbkugel. Diese letztere, schon von Cl. Ptolemäus angewendete Projektion wird gewöhnlich für die Erd- u. Himmelsplaniglobien gewählt.

Planimetrie, s. „Geometrie“.

planiren, s. v. w. eben machen.

Planitz, ein 7 Km. im S. der königl. sächs. Bergstadt Zwickau gelegenes Dorf mit 9546 E. (1875); besteht aus Ober- u. Niederplanitz, hat ein Schloß u. treibt bedeutenden Bergbau auf Eisenerze u. Steinkohlen. Auf der Oberfläche eines seit 1506 brennenden, jetzt aber schon beträchtlich erkalteten Steinkohlenflötzes befinden sich ansehnliche Treibhäuser, welche durch jenen unterirdischen Brand erwärmt werden; 2 Km. von Pl. entfernt liegt Kainsdorf mit der Königin-Mariahütte, dem größten Eisenwerke Sachsens, u. sehr umfangreichem Kohlenbergbau.

Plantage (franz., spr. Plangtahsch'), Pflanzung, bes. die Kaffee-, Zucker- u. Baumwollpflanzungen ꝛc. in Ost- u. Westindien.

Plantagenet ist der Beiname des Hauses Anjou, das 1154 mit Heinrich II. auf den engl. Thron kam u., später in die Linien Lancaster u. York gespalten, bis 1485 herrschte. Er wird hergeleitet von der Ginsterpflanze (genista od. genesta), welche die Ahnherren der Familie als Abzeichen auf dem Helm zu tragen pflegten.

Plantin (spr. Plangtäng), Christophe, berühmter Buchdrucker, geb. zu St. Avertin (nach Anderen zu Mont Louis) bei Tours; kam frühzeitig nach Paris, wo er Buchbinder wurde, dann aber sich der Buchdruckerkunst widmete, die er in Paris, Caen u. an andern Orten übte. Später kam er nach den Niederlanden u. gründete 1550 zu Antwerpen eine Druckerei, deren Erzeugnisse seinen Namen dem der berühmtesten Drucker gleichstellen; auch ein Atelier für Holzschnitt u. Kupferstich war mit dem Geschäft verbunden. Unter den aus seiner Offizin hervorgegangenen Druckwerken ist das namhafteste die

neue Ausgabe der Polyglottenbibel von Alcala (8 Foliobände, 1569 bis 1573), die ihm von Philipp II. von Spanien den Titel eines Prototypographus regius eintrug, aber zugleich sein ganzes bis dahin erworbenes Vermögen verschlang. Eine Aufforderung Heinrich's III. von Frankreich, als Hofbuchdrucker nach Paris überzusiedeln, lehnte Pl. ab, wofür ihn die Generalstaaten 1581 zum „Architypographe des Provinces-Unies“ ernannten u. ihm ein unbeschränktes Druckprivileg ertheilten. Sein Druckerzeichen ist eine Hand mit einem Kompasse u. der Inschrift „Labore et constantia“. Als Pl. 1. Juli 1589 starb, besaß er außer der Antwerpener Druckerei eine in Leyden u. eine in Paris, so daß jede seiner drei Töchter eine Druckerei erbte. Schon bei seinen Lebzeiten hatte Pl. einen „Catalogus librorum qui in typographia Chr. Plantini prodierunt“ (Antw. 1584) erscheinen lassen; einen vollständigen Katalog seiner Druckwerke gaben Ruelens u. de Backer, „Annales Plantiniennes 1555—89“ (Par. 1866); ein chronologisches Verzeichniß seiner Nachfolger in der Druckerei steht im „Annuaire de la Bibliothèque royale de Belgique“ (1847). Das Haus in Antwerpen, in welches Pl. 1578 seine Offizin verlegte (auf dem Marché de Vendredi), ist noch im Besitz seiner Nachkommen; daselbst ist neuerdings ein typograph. Museum eingerichtet.

Plastik (griech.) od. **Bildnerei**, die Kunst, welche ihre Darstellungen, gewöhnlich Menschen- od. Thiergestalten od. eine Verbindung beider (seltener Pflanzen), im Allgemeinen Bildwerke genannt, in einem beliebigen, festen od. festwerdenden Stoffe ausarbeitet. In Bezug auf die Bearbeitungsweise der verschiedenartigen Stoffe theilt sich die Pl. ein in **Bildformerei**, welche sich weichen, nachher durch Trocknen od. Brennen sich verhärtenden Materials (meistens Thon, Gips od. Wachs) bedient, in **Bildhauerkunst** od. Skulptur in engerem Sinne, welche in Stein arbeitet, in **Gießkunst** od. Bildgießkunst, welche ihre Gebilde in Metall gießt, in **Toreutik** od. Kunst der Skulptur in Metallen u. der Verbindung der Metalle mit anderen Stoffen, u. in **Bildschnitzerei**, die ihre Darstellungen aus Holz (Holzbildhauerei) od. aus Elfenbein schafft. Nebenzweige der Pl. bilden die Steinschneide- u. die Stempelschneidekunst (s. auch „Skulptur“).

Platää, Stadt in Böotien am Nordabhange des Kithäron, unfern der Quellen des Asopos gelegen, hielt sich meist zu Athen u. wurde auf Antrieb der Thebaner von Xerxes zerstört. Unter ihren Mauern erfochten Pausanias u. Aristides 479 v. Chr. einen großen Sieg über die Perser. Pl. ward wieder aufgebaut, aber im Peloponnesischen Kriege 427 von den Spartanern abermals zerstört; die Nachkommen der nach Athen geflüchteten Bewohner erhielten erst nach dem Frieden des Antalkidas (387) die Erlaubniß, Pl. wiederherzustellen, welches aber in drückender Abhängigkeit von Sparta blieb, bis die Lakedämonier gezwungen wurden, Böotien zu räumen, worauf sich Pl. an Theben anschloß. Ein Versuch, sich mit Athens Hülfe unabhängig zu machen, führte 374 zur dritten Zerstörung, diesmal durch die Thebaner. Erst mit Unterstützung Alexander's d. Gr. wurde dann Pl. von Neuem aufgebaut. Berühmte Heiligthümer Pl.'s waren der Tempel der Hera vor der Stadt u. der infolge der Perserkriege errichtete Tempel der Athene Areia mit Wandgemälden von Polygnotos u. einem Kolossalbilde von der Hand des Phidias.

Platane (Platanus); Pflanzengattung u. Stammform einer eigenen kleinen, natürlichen Familie, der Plataneen, welche nur diese einzige Gattung besitzt. Sie gehört in die Verwandtschaft der Kätzchenträger od. Julifloren u. bes. in die Nähe der Artocarpeen u. Nesselgewächse. Ihre einhäusigen Blumen sind noch sehr unvollständig, da die Blütenhülle sowol bei männlichen wie bei weiblichen Blumen fehlt. Beide stellen sich in kugelige Kätzchen, die männlichen mit ihren gehäuften u. abgestutzten Staubfäden, die weiblichen mit ihren einsamigen Nüßchen, die sich zu einer mehr od. weniger großen Kugel entwickeln. Wir kennen bei uns eigentlich nur zwei Arten, die aber als Bäume zu den stattlichsten Holzpflanzen gehören: nämlich die orientalische Pl. (Pl. orientalis) u. die occidentalische Pl. (Pl. occidentalis) aus Nordamerika, wo sie **Sykamore** genannt wird, da sie den ersten Kolonisten eine große Aehnlichkeit mit der oriental. Sykomore zu haben schien. Beide zeichnen sich durch ihr ahornartig gelapptes, derbes Laub u. dadurch aus, daß sie alljährlich ihre Rinde abwerfen, wodurch die Stämme ein scheckiges Ansehen erhalten. Die Krone gehört zu den laubreichsten u. schönsten Baumkronen; um so mehr, als die Stämme, je nach der Fruchtbarkeit des Bodens, mächtige Verhältnisse annehmen. Sie wachsen deshalb auch am liebsten in freier Lage, wo sie ihre Krone ungehindert ausbreiten können. Im Norden jedoch bleibt das Laub der orientalischen Pl. bei aller Schönheit des Baumes nur klein, während es schon in Oberitalien fußbreite Flächen bildet. Infolge der langen Kultur in allen Lagen besitzen die Gärten eine Menge von Formen dieser orientalischen Art, die sich durch die Gestaltung des Laubes od. durch ihren Wuchs unterscheiden. Man kennt pyramidale, ahorn-, fächer-, weinreben-, geschlitzt-blätterige &c. Dieser Baum kann eine Höhe von 30 m. u. darüber bei einem Stammdurchmesser von 6 m. erreichen, während die occidentalische Pl. bei gleicher Höhe nur 2 m. dick wird. Das Holz ist zu Drechslerarbeiten sehr geschätzt.

Plateau (frz., spr. Platoh), d. i. Hochebene, auch ein Präsentirteller.

Plateforme (franz., spr. Plat'form') od. Plattform, ein flaches Dach; ein künstlich erhöhter u. geebneter Platz, der eine Aussicht bietet.

Platen, ein sehr altes, in Pommern (nam. auf Rügen), Holstein u. Schweden ansässiges Adelsgeschlecht. 1. Der Aelteren Linie gehörten u. A. an: Graf Baltzar Bogislaf **v. Pl.**, geb. auf Rügen 29. Mai 1766; diente seit 1779 in der schwed. Marine, begleitete 1786 eine Gesandtschaft nach Marokko, gerieth 1788, in der Seeschlacht bei Hoglaes verwundet, in russ. Gefangenschaft, wurde nach seiner Befreiung 1790 Kapitän, machte mehrere Expeditionen mit u. nahm 1799 seinen Abschied. Seit 1801 Mitglied der Direktion des Trollhättakanals, legte er 1809 den Reichsständen den Plan zur Verbindung der Ost- mit der Nordsee durch den Wenersee vor. 1809 trat er in den Staatsrath (bis 1812), 1810 ward er Contre-Admiral, als welcher er den Bau des Götakanals leitete, 1814 Vizeadmiral u. Generalgouverneur in Holstein, Schleswig u. Jütland u. 1827 Statthalter von Norwegen. Schon 7. Jan. 1815 in den Grafenstand erhoben, starb er zu Christiania 6. Dez. 1829. Sein Sohn, Graf Baltzar Julius Ernst **v. Pl.**, geb. 16. April 1804, gest. zu Stockholm 20. März 1875, war seit 1857 eine Zeit lang schwed. Gesandter in London, dann Marineminister u. Minister des Auswärtigen. — 2. Die Jüngere Linie, seit 1704 **Pl. zu Hallermund**, wurde 1630 in den Freiherren-, 1670 in den Pannerherren- u. 20. Juli 1689 in den Reichsgrafenstand erhoben; ihr Geschlechtsältester erhielt 1682 das General-Erbpostmeisteramt in Hannover, 1829 das Prädikat „Erlaucht“ u. 1840 einen erblichen Sitz in der Ersten hannov. Kammer. Dieser Linie entstammten: Graf Adolph Ludwig Karl **v. Pl. zu H.**, Sohn des Grafen Georg (geb. 7. Nov. 1785, gest. zu Weißenhaus in Holstein 13. Jan. 1873), geb. 10. Dez. 1814, war längere Zeit hannov. Geschäftsträger in Wien u. wurde 1855 Minister der auswärtigen Angelegenheiten, auf welchem Posten er bis zur 1866er Katastrophe blieb. — Graf Julius Wilhelm Ludwig **v. Pl. zu H.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Hannover 26. Dez. 1816; früher Flügeladjutant des Königs von Hannover u. Generalintendant des Hoftheaters in Hannover, trat nach dem Kriege von 1866 als Generaldirektor des Hoftheaters u. der Hofkapelle zu Dresden in sächs. Dienste; im Nov. 1872 erhielt er den Rang eines Wirkl. Geh. Raths. — Am berühmtesten ist der Dichter Graf August **v. Pl.-Hallermünde**, geb. als Sohn des preuß. Oberforstmeisters Grafen Aug. Phil. v. Pl.-H. zu Ansbach 24. Okt. 1796. Er wurde erst im Kadettenhause, dann im Pageninstitut zu München erzogen, machte 1815 als bayer. Leutnant den zweiten Feldzug gegen Frankreich mit, ging dann auf Reisen, studirte seit 1818 in Würzburg u. Erlangen Philologie u. Philosophie u. erwarb sich eine wissenschaftliche Bildung, durch die seine dichterische Thätigkeit wesentlich bedingt wurde. Im J. 1824 lernte er Italien kennen, nahm 1826 dort seinen dauernden Aufenthalt u. kehrte nur 1832 u. 1834 nach Deutschland zurück. Die Furcht vor der Cholera trieb ihn 1835 nach Sizilien; in Syrakus erkrankte er am Fieber u. erlag demselben 5. Dez. 1835. Auf seinem Grabe im Garten der Villa Landolina ließ der ihm befreundete Besitzer derselben ihm ein Denkmal errichten; als dieses verfiel, setzten ihm Freunde u. Verehrer 1869 ein neues. Schon 1858 war in Ansbach seine Bronzestatue aufgestellt. — Liebe zum Ernsten, Edlen, Erhabenen, ein kräftiger Wille u. ein entschiedenes Streben nach Selbständigkeit zeichnen Pl. aus; die Form seiner Dichtungen wußte er mit Kunst u. Sicherheit zu handhaben, auch fehlte es ihm weder an Wärme u. Tiefe des Gemüths, noch an Gedanken. Dennoch ist er unpopulär geblieben, was sich bes. aus seiner Vornehmheit, Schärfe u. Selbstüberhebung erklärt. Die Schicksalsdramatiker glaubte er nicht besser bekämpfen zu können, als indem er sie persiflirte. So entstanden seine insbes. gegen Müllner u. Immermann gerichteten Komödien im Aristophanischen Stil: „Die verhängnißvolle Gabel“ (1826) u. „Der romantische Oedipus“ (1829).

Reich an Witz u. Satire sind auch die Lustspiele: „Der gläserne Pantoffel" (1823) u. „Der Schatz des Rhampsinit" (1824). Seine lyrischen „Gedichte" sammelte er zuerst 1828 (4. Aufl., Stuttg. 1848); sein letztes größeres Gedicht war das romantische Epos in 9 Gesängen „Die Abassiden" (Stuttg. 1835); seine Oden zählen zu dem Vollendetsten, was die deutsche Literatur besitzt. Nach seinem Tode erschienen seine „Gesammelten Werke" (ebd. 1838 u. öfter). Vgl. „Briefwechsel zwischen Pl. u. Minckwitz" (Lpz. 1836); Minckwitz, „Graf Pl. als Mensch u. Dichter" (ebd. 1838); „Pl.'s Tagebuch" (herausgeg. von Pfeufer, Stuttg. 1860).



Nr. 4494. August von Platen-Hallermünde (geb. 24. Okt. 1796, gest. 5. Dez. 1835).

Plater, eine alte, aus Westfalen stammende poln. Familie, deren Grafenstand 1774 von Oesterreich u. 1816 von Preußen anerkannt wurde u. die sich in zwei Hauptlinien, die polnisch-livländische u. die samogitische Linie, theilt. Zu den namhafteren Gliedern dieses Geschlechtes gehören: Graf Ludwig **Pl.**, geb. zu Kraslaw in Livland 14. Aug. 1774; nahm 1794 am Polnischen Aufstande unter Kosciuszko (s. d.) als Adjutant des Generals Sierakowski Theil, war später Forstmeister in den russ.-poln. Provinzen, gehörte 1812 zu jenen Lithauern, welche, gleichsam als Geiseln, dem vor den Franzosen sich zurückziehenden russ. Heere folgen mußten, u. ward 1815 im poln. Staatsrath mit der Leitung des Rechnungswesens u. der Verwaltung der Forsten u. Domänen betraut. Nach der Poln. Revolution von 1830, für die er thätig gewesen war, wurden seine Güter konfiszirt u. er selbst ward verbannt. Er ging nach Paris, wo er Vizepräsident der poln. Literarischen Gesellschaft wurde, nahm aber 1840 seinen Wohnsitz im Posen'schen u. starb daselbst 6. Okt. 1846. Graf Stanislaus **Pl.**, Bruder des Vorigen, geb. 1782 zu Dawgieliszki (Lith.), gest. zu Wroniewy (Posen) 8. Mai 1851, hat sich nam. als Historiker u. Archäolog vortheilhaft bekannt gemacht. Er veröffentlichte u. a.: „Atlas historique de la Pologne" (Pos. 1827); „Plan de sièges et batailles en Pologne pendant le 17me et 18me siècles" (ebd. 1828) u. „Mala encyklopedya polska" (2 Bde., Lissa 1841—47). — Gräfin Emilia **Pl.**, geb. zu Wilna 13. Nov. 1806; bewirkte nach Ausbruch der Revolution von 1830 mit ihrem Vetter Cäsar Pl. (s. u.) einen Aufstand des Landvolkes bei Dünaburg in Lithauen, stellte sich selbst an die Spitze eines Jägercorps, das sie in allen Kämpfen mit Auszeichnung führte; suchte, als die Insurgenten über die preuß. Grenze gedrängt wurden, in Begleitung Cäsar Pl.'s zu Fuß u. als Bäuerin verkleidet durch die von den Russen besetzten Gegenden nach Warschau zu gelangen, starb aber unterwegs 23. Dez. 1831. — Vgl. Straszewicz, „E. Pl., sa vie et sa mort" (Par. 1834). — Graf Cäsar **Pl.**, Vetter der Vorigen, geb. zu Wilna 1810; stand 1830—31 seiner heldenmüthigen Cousine treu zur Seite, erreichte nach ihrem Tode Warschau, wo er als Landbote in den Reichstag trat, begab sich nach dem Falle Warschau's nach Paris, wurde hier Präsident der Literarischen Gesellschaft, lebte zuletzt im Posen'schen u. starb auf seinem Gute Gora bei Schrimm 8. Febr. 1869. — Die jetzt in Rapperswyl am Züricher See lebende ehemalige Schauspielerin Karoline Bauer (s. d.) ist mit dem Grafen Ladislaus **Pl.** verheirathet, der das Haupt der polnischen Emigration in der Schweiz ist.

Platin od. Platina (Diminutiv vom span. plata, d. i. Silber), ein Metall, welches seit 1741 bekannt ist, wo es zum ersten Male unter dem Namen Platina del Pinto nach Europa kam. Man hatte es in dem Goldsande des Flusses Pinto in Brasilien gefunden, zuerst für Silber gehalten u. als werthlos beiseite geworfen, als man den Irrthum erkannt hatte. Wood veröffentlichte 1750 die erste wissenschaftliche Abhandlung über das Pl., der bald weitere von Schaffer, Lewis, Marggraf, Vauquelin u. Fourcroy, Wollaston u. A. folgten. Das Pl. findet sich stets nur gediegen, gewöhnlich jedoch gemengt mit einigen anderen ihm nahestehenden Metallen, dem Iridium, Rhodium, Osmium, Ruthenium u. Palladium, sowie auch mit Gold. Man findet es in Form kleiner Körnchen od. Schüppchen, seltener in größeren Klumpen, sowol in den Alluvialsandablagerungen als auch eingesprengt in Grünstein u. Serpentin. Hauptfundorte des Pl. sind außer Brasilien die westl. Abhänge des Uralgebirges, Columbien, Oregon, Kalifornien, Borneo u. Australien. — Die Verarbeitung des rohen Pl. zu Geräthschaften war früher eine sehr umständliche, seitdem es aber Deville u. Debray gelungen ist, dieses Metall auch in großen Mengen zu schmelzen, ist die Herstellung solcher Geräthe sehr vereinfacht worden, nam. da man Iridium u. Rhodium nicht erst abscheidet, weil ein Gehalt des Pl.s an diesen Metallen dasselbe noch widerstandsfähiger gegen Säuren macht. Das Pl. wird nämlich von einfachen Säuren selbst in der Siedehitze nicht angegriffen, es ist daher zur Anfertigung von Geräthschaften für chemische Zwecke äußerst werthvoll: Plättchen, Tiegel, Schalen, Destillirblasen für Schwefelsäurefabriken, Bleche, Drähte für physikalische Zwecke 2c. werden aus Pl. gefertigt u. bestehen Fabriken dieser Art in London, Paris, Petersburg u. Hanau. Eine Zeit lang machte man in Rußland auch Münzen aus dem Pl.; dieselben sind jedoch wieder eingezogen worden. Reines Pl. hat einen starken Metallglanz u. eine ziemlich weiße Farbe; es ist hart, dabei aber sehr dehnbar u. geschmeidig, so daß man dünnes Blech daraus walzen u. sehr feinen Draht daraus ziehen kann. Nächst dem Iridium ist das Pl. der schwerste Stoff auf der Erde; sein spezifisches Gewicht ist = 21,1—21,5. Sein Aequivalent ist 99, sein Atomgewicht 198; das chemische Zeichen Pt. An der Luft hält es sich sowol bei gewöhnlicher Temperatur als auch in der Glühhitze unverändert, verbindet sich überhaupt nicht direkt mit Sauerstoff, sondern nur auf Umwegen. In einer Mischung von Salpetersäure u. Salzsäure löst es sich beim Erwärmen auf, die Lösung enthält Platinchlorid. Man kennt das Pl. auch als lockere graue, glanzlose Masse, in welcher Form es durch Glühen des Platinsalmiaks erhalten wird; es heißt dann Platinschwamm u. wird zu den Döbereiner'schen Feuerzeugen (s. d.) verwendet. Durch Ausfällen der Lösung des Platinchlorides mit Zink erhält man es als zartes schwarzes Pulver, Platinmoor; dasselbe zeichnet sich dadurch aus, daß es sehr bedeutende Mengen Sauerstoff (bis ins Hundertfache seines Volumens) aus der atmosphärischen Luft innerhalb seiner Poren auf seiner Oberfläche zu verdichten vermag, wodurch es als ein sehr energisches Oxydationsmittel wirken kann.

Platmenage, eigentl. Plat de menage (frz., spr. Plah d'menasch'), ein Tafelaufsatz, ein Gestell mit Gefäßen für Essig, Oel, Salz, Pfeffer 2c.

Platoff, Matwei Iwanowitsch, Graf, russ. General u. Kosakenhetman, geb. in Südrußland am Don 6. Aug. 1757; begann 1770 seine militärische Laufbahn, zeichnete sich in den Türkenkriegen bis 1790 aus u. ward 1801 Hetman des ganzen donischen Heeres, als welcher er auch ein großes Verwaltungstalent bethätigte u. die Hauptstadt der Kosaken nach Nowotscherkask verlegte. An der Spitze der Kosaken kämpfte er 1805—7 gegen die Franzosen sowie 1809 wieder gegen die Türken. Am meisten Ruhm erwarb sich aber P. in den Kriegen von 1812—14. Schon 29. Okt. 1812 in den Grafenstand erhoben, starb er in der Elantschizkischen Slobode am Don 3. Jan. 1818. Begraben ward er in Nowotscherkask, Hauptstadt des Gouvernements der Donischen Kosaken, wo man ihm 1853 auch ein Denkmal errichtete. Sein Leben beschrieb Smirnoff (Petersb. 1822).

Platon, der Sohn des Ariston, einer der tiefsinnigsten u. edelsten griech. Philosophen, wurde 429 v. Chr. als Abkömmling eines alten u. vornehmen Geschlechts zu Athen geboren. Sorgfältig erzogen, kam P. in seinem 20. Jahre zu Sokrates, schon damals entschlossen, die Philosophie zu seiner Lebensaufgabe zu machen u. sich von der Politik in der entarteten Athen. Republik fernzuhalten. Bei Sokrates verblieb er bis zu dessen Tode (399); was er dem persönlichen Einflusse desselben verdankte, hat er auf das Nachdrücklichste dadurch anerkannt, daß er ihn zum Mittelpunkte aller der Dialoge gemacht hat, in denen er seine eigene Philosophie niederlegte. Nach Sokrates' Tode übte der Aufenthalt bei Euklides in Megara neue Einflüsse auf ihn aus. Längere Reisen führten ihn nach Kyrene, Aegypten u. Unteritalien, wo der Umgang mit den Pythagoräern befruchtend auf ihn wirkte u. sein Interesse für das praktische u. staatliche Leben erweckte. In Sizilien endlich trat er mit dem Tyrannen Dionys I. u. dessen Schwager Dion in nähere Verbindung, bis der Unwille des Tyrannen über seine Freimüthigkeit ihn zur Abreise nöthigte. 389 kam Pl. nach Athen zurück u. gründete in seinem Garten nahe bei der Stadt eine Philosophenschule in der sog. Akademie, ursprünglich einem Gymnasium, das nach dem sagenhaften Akademos benannt war u. nachmals allen höheren Schulen u. Genossenschaften den Namen gegeben hat. Seine Lehrthätigkeit, die sich im Gegensatz zu Sokrates nur auf den engen Kreis seiner Schüler erstreckte, wurde nur durch zwei Reisen nach Sizilien zu dem jüngeren Dionys (368 u. 361) unterbrochen. Pl.'s Absicht war dabei, mit Hülfe des jungen Tyrannen sein Staatsideal praktisch zu verwirklichen; doch betrog Dionys diese Hoffnungen. In voller geistiger Frische wurde er 348 beim Schreiben, nach Anderen bei einem Hochzeitsmahl, sanft vom Tode überrascht u. im Kerameikos nahe der Akademie begraben. — Eine Uebersicht über die Philosophie Pl.'s ist deshalb schwer zu geben, weil er ein eigentliches System nicht hinterlassen hat u. die Entstehungszeit der zahlreichen Dialoge, in denen er immer einzelne philosophische Probleme auf dem Wege der fortschreitenden Untersuchung erörtert, streitig ist. In der Regel unterscheidet man bei Pl. die sokratische, megarische u. atheniсhe Periode (letztere seit der Gründung der Akademie). Einfacher ist ein Ueberblick über seine Lehren nach den drei Haupttheilen der Philosophie, die man nach ihm unterschied: der Dialektik (Logik), Physik u. Ethik. Die Dialektik ist die Wissenschaft vom richtigen Denken u. Beweisen. Da nun Pl. nur in den Ideen od. Urbegriffen, welche den Dingen der Erscheinungswelt zu Grunde liegen, das wahrhaft Seiende erblickt, im Gegensatz zu dem Nichtseienden, d. h. den sittlichen Abbildern jener Ideen, so fällt für ihn die Dialektik fast zusammen mit der Lehre von den Ideen (vgl. „Ideal" u. „Idee"). Ein Wissen kann man nach Pl. nur von dem Seienden haben, d. h. von den Ideen, indem sich nur diese in klaren Begriffen darstellen; das Nichtseiende dagegen fällt dem Gebiet des Meinens anheim. Als die höchste Idee galt dem Pl. die des Guten; sie ist auch in der Physik, dem Gebiete der Natur, das eigentlich Bestimmende u. Bildende; auf Zweckmäßigkeit laufen alle Ordnungen u. Gestaltungen in der Natur hinaus. Das Mittel aber, durch welches die ewige Idee der Welt im Einzelnen verwirklicht wird, ist die Weltseele, welche alle Theile des Universums beherrscht. In der Ethik (Sittenlehre) wird als das höchste Gut die Idee des Guten selbst hingestellt. Diese von den anhaftenden sinnlichen Schranken zu befreien, sich denkend u. sehnend in die ewigen Urbilder zu versenken, ist die höchste Aufgabe des sittlichen Strebens; vollständig wird dieses Ziel freilich erst von dem Weisen nach der Befreiung aus dem Kerker des Leibes erreicht. Diese Ansicht über die höchste Bestimmung des Menschen u. die Unsterblichkeit hat Pl. in einem seiner berühmtesten Dialoge, dem „Phädon", dem sterbenden Sokrates in den Mund gelegt. Höchst eigenthümlich ist auch die Ansicht Pl.'s von der besten Ordnung der menschlichen Gesellschaft, die er in den 10 Büchern „Vom Staate" niedergelegt hat. An der Spitze seines Staates stehen die Philosophen als unumschränkte Herrscher (natürlich nach den Vorschriften wahrer Weisheit), unter ihnen die „Wächter" als der Wehrstand, zuletzt die „Handwerker" od. der Nährstand. Sowol die Einzelehe wie die Erziehung der Kinder u. das persönliche Eigenthum werden der Idee des Staates zum Opfer gebracht. Mit Uebergehung der zahlreichen Ausgaben der Werke Pl.'s nennen wir als die besten deutschen Uebersetzungen derselben die von Schleiermacher (2. Aufl., 6 Bde., 1817—28) u. die von H. Müller (9 Bde., Lpz. 1850—73).

Platonische Liebe heißt ein solches Liebesverhältniß zwischen Mann u. Weib, welches von dem Verlangen nach sinnlichem Liebesgenuß frei ist. Platon erklärte nämlich den letzteren für die niedere Stufe im Gegensatz zu der auf Ideen gegründeten unsinnlichen Neigung.

Plattdeutsch, s. „Niederdeutsch".

Platte od. Nebraska River, s. „Nebraska".

Plattensee, richtiger Platensee, ungar. Balaton, der größte See Ungarns, gehört zu den Komitaten Veszprém, Zala u. Sümeg, ist 10 M. lang, 1—2 M. breit u. bedeckt ein Areal von 18 □M. Das nordwestl. Ufer wird von den weinreichen Ausläufern des Bakonywaldes begleitet, der die aus vulkanischem Gestein bestehende Halbinsel Tihany in den See vorschiebt; am südöstl. Ufer ziehen sich Hügelreihen hin u. im S. geht der Pl. in Sümpfe über. Seine Tiefe wechselt zwischen 4 u. 9 m., sein Wasser ist milchig-hellgrün u. süß u. steht durch einen Kanal mit dem Sio u. durch diesen mit der Donau in Verbindung. Bedeutend ist die Fischerei. Der bedeutendste an seinem Ufer gelegene Ort ist Keszthely im Komitat Zala mit 4888 E. (1869), einem gräfl. Festetics'schen Schlosse, einem großen Prämonstratenserkloster u. mehreren Lehranstalten. Stark besucht ist das Bad Füred, der Abtei Tihany gehörig.

Plattfuß heißt die Unterseite des menschlichen Fußes u. des Fußes gewisser Säugethiere überhaupt, also die den Boden mit Hacke u. Zehen betretende unterste Partie des Beines allgemein, insbes. aber diejenige Verunstaltung des Fußes, durch welche dieser verbreitert ist u. mit der ganzen Fläche den Boden berührt, während ein Mensch mit wohlgestaltetem Fuß außer mit Hacke u. Zehen nur mit einem kleinen Theil des äußeren Randes auftritt. Plattfüßige sind zum Springen u. anstrengenden Gehen unfähig, deshalb zum Kriegsdienste untauglich. In der Zoologie werden auch die Sohlengänger (s. „Fuß") od. Plantigraden (Bär 2c.) Plattfußgänger genannt.

Plattnasen, Platyrrhinen, eine Familie der Affen mit vorn breiter Nasenscheidewand, daher seitlich gerichteten Nasenlöchern; ist einzig auf den neuen Kontinent (innerhalb des 29.° nördl. u. südl. Breite) beschränkt u. unterscheidet sich von den Affen der Alten Welt, den Schmalnasen od. Katarrhinen, abgesehen von der Nase, auch durch die ganze Form des Schädels, indem der Gesichtswinkel bei ihnen verhältnißmäßig größer ist als bei jenen; ferner durch das Gebiß, indem sie statt je 5 Backzähne oben u. unten deren je 6 haben; auch ist ihr knöcherner Gehörgang sehr kurz, sie haben weder Backentaschen noch Gesäßschwielen, wohl aber hat die Mehrzahl einen Greifschwanz. Auch sind sie im Ganzen kleiner u. von milderem Naturell als die Affen der Alten Welt. Zu ihnen gehören u. a. Brüllaffen, Klammeraffen, Kapuzineraffen.

Plattner hießen die kunstreichen Gewerke, welche sich mit der Herstellung von Plattenrüstungen, wie die aus schmiedeisernen od. stählernen Platten getriebenen Harnische der Ritter (s. „Harnisch") genannt wurden, befaßten. Ihre Vollkommenheit erreichte diese Kunst zur Zeit Maximilian's I. in Augsburg, von wo die meisten jener herrlichen Rüstungen auch in ausländischen Sammlungen stammen, die man gewöhnlich als ital., span. od. franz. Arbeit bezeichnet.

Plattner, Karl Friedrich, höchst verdienter Metallurg, geb. zu Kleinwaltersdorf bei Freiberg 2. Jan. 1800; studirte 1816—18 auf der Freiberger Akademie, ward 1820 beim Amalgamirwerk Halsbrücke angestellt, fungirte daselbst seit 1828 als Gewerkenprobirer, ging 1838 zu weiterer Ausbildung nach Berlin, wurde 1840 Oberschiedsgardein u. Oberhüttenamtsassessor in Freiberg, 1842 Professor der Hüttenkunde an der dortigen Bergakademie, erhielt 1856 den Bergrathstitel u. starb daselbst 22. Jan. 1858. Er schrieb: „Die Probirkunst mit dem Löthrohr" (Lpz. 1835; 3. Aufl. 1853); „Beiträge zur Erweiterung der Probirkunst" (Freib. 1849); „Die metallurgischen Röstprozesse" (ebd. 1856 u. öfter).

Platzmajor heißt der erste Gehülfe des Kommandanten einer Stadt od. Festung. Er regelt nach den Direktiven des Kommandanten den innern Dienst der Garnison, kommandirt bei gemeinsamen Wachtparaden die vereinigten Wachen u. läßt sie nach ihren Bestimmungsorten abmarschiren. Seinem Range nach kann er sowol Leutnant als auch Hauptmann od. Stabsoffizier sein.

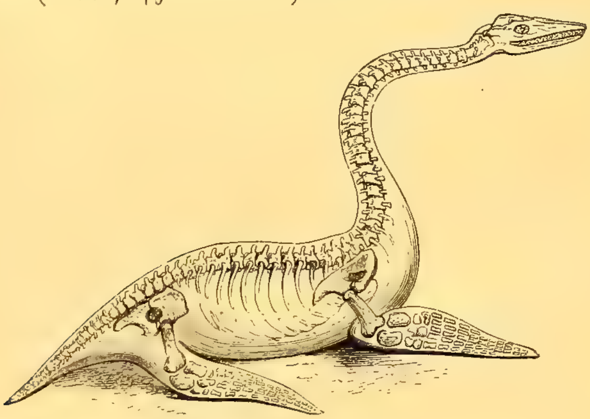
plaudite! (lat.) d. i. klatschet! gebt Beifall! ein Wort, mit welchem sich in altröm. Schauspielen der zuletzt redende Schauspieler am Schlusse des Stückes gewöhnlich zum Publikum wendete.

Plauen, gewerbfleißige Stadt des sächs. Voigtlandes in der gleichnamigen Amtshauptmannschaft des Reg.-Bez. Zwickau mit 28,756 E.

(1875); liegt in dem schönen Thale der Weißen Elster u. steht mit Reichenbach, Eger, Hof u. Gera in Eisenbahnverbindung. Die freundlich gebaute Stadt wird von dem alten Schlosse Hradschin überragt; unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich nam. die zweithürmige Johanniskirche aus. Pl. ist Sitz einer Amtshauptmannschaft, eines Gerichtsamtes, einer Handels- u. Gewerbekammer u. hat ein mit einer Realschule erster Ordnung verbundenes Gymnasium, ein Schullehrerseminar u. eine Baugewerkenschule. Einer der wichtigsten Mittelpunkte für die Fabrikation weißer Baumwollwaaren in Deutschland, produzirt Pl. nam. Musseline, Mulls, Jaconets, Batiste u. brochirte Waaren, treibt bedeutende Maschinenstickerei, Streichgarn-, Vigogne- u. Baumwollspinnerei u. unterhält Bleichen, Färbereien, Gerbereien u. Fabriken in Maschinen, Wachsleinen, Papier 2c.

plausibel (lat.), annehmbar, beifallswürdig, glaubwürdig.

Plautus, Titus Maccius, ein röm. Komiker, um 255 in dem umbrischen Städtchen Sarsina geboren. Obwol von freier Geburt, sah er sich doch nach Verlust seines kleinen Vermögens gezwungen, seinen Lebensunterhalt zeitweise durch Sklavenarbeit in der Mühle zu verdienen; zugleich bearbeitete er griech. Lustspiele für die röm. Bühne; er starb 184 wahrscheinlich in Rom. Während Terenz sich mehr an den feinen Menander anlehnte, schloß sich Pl. mehr an den derberen Philemon, steht aber seinem griech. Vorbild viel freier gegenüber als Terenz. In griech. Einkleidung tadelt er oft mit scharfem, derbem Witz Zustände u. Personen seiner Zeit. Natürlich sind bei seiner raschen Art zu arbeiten seine ziemlich zahlreichen Stücke von sehr verschiedener Güte. Für uns ist er von besonderer Wichtigkeit, weil er die Umgangssprache seiner Zeit anwendet; daher sind seine Stücke eine wichtige Urkunde für die Geschichte der lat. Sprache. Beste Ausgabe des Pl. von Ritschl (3 Bde., Bonn u. Lpz. 1848—54); neuere Ausgaben lieferten Spengel (Bd. 1—3, Berl. bis 1875) u. Ussing (Kopenh. 1875); eine Schulausgabe ausgewählter Komödien Brix (Bd. 1—4, Lpz. 1873—75); übersetzt wurde Pl. u. A. von Donner (3 Bde., Lpz. 1864—65).



Nr. 4495. Plesiosaurus dolichodeirus.

Plebiscite sind die Beschlüsse, welche die Plebejer in ihren Sonderversammlungen faßten auf Vorschlag eines Tribunen. Gesetzliche Kraft hatten dieselben für die Patrizier zunächst durchaus nicht; diese erhielt das Pl. erst durch das wichtige Gesetz des Tribunen Publilius im J. 471, jedoch mußte der Senat auch jetzt noch vorher seine Einwilligung ausgesprochen haben; diese letzte Schranke fiel erst unter der Diktatur des Hortensius, von da an war ein Pl. für den ganzen Staat bindend. — In Frankreich heißt Pl. eine Abstimmung des gesammten Volks, wie Napoleon I. sie zuerst zur Bestätigung des Staatsstreiches vom 18. Brumaire (9. Nov. 1799) u. später öfter, nach ihm Napoleon III. zur Anerkennung des Staatsstreichs vom 2. Dez. 1851 u. bei anderen Gelegenheiten zu Gunsten seiner Herrschaft in Scene setzten.

Plebs ist der Inbegriff derjenigen röm. Staatsangehörigen, welche kein Vollbürgerrecht besaßen; es waren entweder die Bürger unterworfener u. zerstörter Städte, die nach Rom verpflanzt waren, od. auch die Klienten u. früheren Sklaven der Patrizier, denen gegenüber die Plebejer ursprünglich rechtlos u. blos geduldet waren. — Als aber ihre Zahl u. ihr Wohlstand sich mehrte u. andrerseits die Zahl der Patrizier durch die unaufhörlichen Kriege mehr u. mehr zusammenschmolz, änderte sich auch die politische Stellung (vgl. auch „Patrizier"). Nach langen u. heißen Kämpfen, die noch bes. durch harte Schuldgesetze verbittert waren, erzwangen die Plebejer schließlich im J. 494 durch ihre Auswanderung nach dem Heiligen Berge die Einsetzung der Volkstribunen, welche sie gegen Uebergriffe der Patrizier schützen sollten. Diese Konzession wurde sofort weiter ausgebeutet für den Kampf der Stände, der schließlich das Resultat hatte, daß die Plebejer Schritt für Schritt sich den Zugang zu allen wichtigen Staatsämtern erkämpften, bis schließlich die Eintracht der Stände u. der innere Friede wieder hergestellt wurde durch die licinisch-sextischen Rogationen im J. 366, welche den Plebejern die wesentlichen Rechte der Vollbürger sicherten.

plein pouvoir (frz., spr. pläng puwoahr), unbegrenzte Vollmacht.

Pleiße, ein $11^1/_2$ M. langer Zufluß der Weißen Elster; entspringt bei Ebersbrunn in Sachsen, südwestl. von Zwickau, berührt die Städte Werdau, Krimmitschau, Gößnitz, Rötha u. Leipzig, verstärkt sich durch die Sprotte, Wyhra u. Parthe u. mündet unterhalb Leipzig in die Elster. — Pleißnerland ist der Name eines deutschen Gaues, welcher den westl. Theil den Königreichs Sachsen umfaßte u. sich von Altenburg bis Koldiß u. Leisnig ausdehnte. Entstanden aus dem sorbischen Gau Plisni, begriff diese Landschaft auch die Städte Zwickau, Chemnitz u. Altenburg nach dem Verluste ihrer Reichsunmittelbarkeit in sich u. fiel 1307 an die Markgrafen von Meißen.

Plejaden, nach der griech. Mythologie sieben Töchter des Atlas u. der Pleione, welche aus Schmerz über den Tod ihres auf der Jagd von einem Löwen zerrissenen Bruders Hyas sich selbst den Tod gaben u. von Zeus unter die Sterne versetzt wurden. Das Sternbild der Pl., auch Siebengestirn od. Gluckhenne, am Rücken des Stieres, besteht aus 40 Sternen, von denen jedoch nur sieben (darunter Alkyone, Stern dritter Größe), eng zusammengedrängt, dem unbewaffneten Auge sichtbar sind. In demselben nahm Mädler den Ort der hypothetischen Centralsonne an.

Plektron (griech.) hieß im Alterthum das Stäbchen, mit welchem der Spielende die Saiten der Phorminx, eines harfenähnlichen Instrumentes, od. der Kithara anschlug.

Plener, Ignaz, österr. Staatsmann, geb. 21. Mai 1810 zu Wien; studirte bis 1832 in Wien die Rechte u. trat 1836 als Kameralbezirkskommissar zu Eger in den Staatsdienst. Dann war er Finanzbeamter bei der Landesbehörde in Prag, seit 1854 Finanzhandelsdirektor in Preßburg u. seit 1857 in Lemberg, wurde 1859 Mitglied des Reichsrathes u. übernahm 22. April 1860 provisorisch u. im Dezember definitiv die Leitung des Finanzministeriums. Als Schmerling im Juli 1865 gestürzt ward, trat auch P. zurück. Dem cisleithanischen Ministerium (Bürgerministerium) gehörte er vom Ende Dez. 1867 bis April 1870 als Handelsminister an. Seit 13. Okt. 1873 lebenslängliches Mitglied des Reichsraths-Herrenhauses, hält er sich auch hier wie vorher im Abgeordnetenhause zur Verfassungspartei. Er hatte zuerst unter den österr. Staatsmännern auf die Schaffung politischer Verfassungsinstitutionen hingedrängt, u. von ihm war insbes. auch jenes kaiserl. Handschreiben vom 19. Juli 1860 entworfen worden, worin eine konstitutionelle Staatseinrichtung angebahnt u. die Einführung neuer sowie die Erhöhung bestehender Steuern u. Auflagen, desgleichen die Aufnahme von Staatsanlehen, an die Zustimmung des verstärkten Reichsraths gebunden ward. Sein einziger Sohn, Ernst, Edler **v. Pl.**, geb. zu Eger 18. Okt. 1841, seit 1865 Attaché bei der österr.-ungar. Botschaft in Paris u. 1867—73 Legationssekretär in London, vertritt die Handelskammer seiner Geburtsstadt im österr. Abgeordnetenhause u. hat sich durch mehrere Schriften auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete vortheilhaft bekannt gemacht, z. B. „Die engl. Fabrikgesetzgebung" (Wien 1871).

Plenum, abgekürzt für plenum consilium, die volle Versammlung. Wichtige Fälle können in Kollegien, welche bestimmte Gattungen von Sachen in besonderen Abtheilungen od. Senaten regelmäßig erledigen, der Berathung u. Entscheidung durch die Gesammtheit vorbehalten sein. In höheren Gerichtshöfen läßt sich dadurch noch eine Instanz (s. d.) gewinnen, daß von dem einen Senate Berufung an das Pl. verstattet ist. Für gesetzgebende Körperschaften ergiebt sich dagegen eine Abkürzung der Geschäfte, wenn leichter zu übersehende Vorlagen nicht erst einem Ausschuß zur Vorberathung u. Berichterstattung überwiesen, sondern sofort im Pl. behandelt u. der Abstimmung unterworfen werden.

plenus venter non studet libenter (lat.), d. i. ein voller Bauch studirt nicht gern, od. mit vollem Magen ist schwer arbeiten.

Pleonasmus (griech., eigentlich Ueberfluß) heißt die rednerische Figur der Wortfülle, d. h. die Zusetzung an sich überflüssiger Worte zur Vermehrung des Nachdrucks u. der Deutlichkeit, z. B. drei „lange" Tage habe ich gewartet! Ohne den Zweck des Nachdrucks ist der Pl. fehlerhaft. Für Pl. sagt man auch pleonastische Redensart.

Plesiosaurus, Seedrache, Schlangendrache, eine etwa $8^1/_2$ m. lange fossile Eidechse (Familie Sauropterygii) mit Krokodilzähnen, langem

Schlangenhalse, Säugethierrumpf, kurzem Schwanz u. Schwimmfüßen, wie sie der Walfisch hat. Von den zahlreichen bekannten Arten gehören achtzehn allein der Oolithperiode an; zu Anfang derselben (im Lias) waren sie Bewohner der europ. Meere nach Art der jetzigen Seeschildkröten.

Pleskau (russ. Pskow), Gouvernement im nordwestl. Rußland, 802,87 □M. mit 717,186 E. (1870); wird von den Gouvernements Petersburg im N., Livland im W., Witebsk im S., Smolensk im SO., Twer u. Nowgorod im O. begrenzt. Das von der Welikaja u. Lowat bewässerte Land ist eine wellenförmige Ebene, welche zur Hälfte etwa kultivirt, zu mehr als $^1/_3$ mit Wald bedeckt ist. Das Hauptprodukt der Landwirthschaft ist Flachs. Unter den Bewohnern gehören 10,000 dem esthnischen u. 1000 dem lett. Stamme an. Das Gouvernement zerfällt in acht Kreise u. hat zur Hauptstadt **Pl.** an der Welikaja unweit deren Mündung in den Pskowsee, den südl. Theil des Peipussees (s. d.). Pl. hat 18,331 E., einen Kanal, außer einer Kathedrale 41 Kirchen, 4 Klöster u. nicht unbedeutende Fabriken in Leder, Leinwand u. Segeltuch. Von Wichtigkeit sind die Märkte der Stadt u. ihr Handel mit den Ostseeplätzen. Pl. ist Sitz eines griech. Erzbischofs u. des Gouverneurs.

Pleß, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Oppeln (Provinz Schlesien) mit 3946 zu $^4/_5$ kathol. E. (1875); liegt an der Pßinka u. der rechten Oderuferbahn, hat 1 evangel. u. 2 kathol. Kirchen, ein Gymnasium u. ein schönes fürstliches Schloß mit prächtigen Garten- u. Parkanlagen; Pl. ist Sitz eines Kreisamtes u. Kreisgerichtes u. Hauptort des gleichnamigen Fürstenthums, zu welchem 1850 die Standesherrschaft Pl. erhoben wurde. Dieses Gebiet, im Mittelalter mit Ratibor u. Münsterberg verbunden u. der böhm. Krone unterworfen, kam 1548 durch Kauf an die Reichsgrafen von Promnitz, von welchen es 1765 an Anhalt-Köthen überging. Mit dem Aussterben der Linie Anhalt-Köthen-Pl. fiel die Standesherrschaft 1841 an den regierenden Herzog von Anhalt-Köthen u. 1847 nach dessen Tode an seinen Neffen, den Grafen Hans Heinrich X. von Hochberg, welcher 15. Okt. 1850 in den Fürstenstand erhoben wurde. Von diesem erbte 20. Dez. 1855 das Fürstenthum sein Sohn, Fürst Hans Heinrich XI., Reichsgraf von Hochberg, Freiherr zu Fürstenstein (geb. 10. Sept. 1833); das jedesmalige Haupt der Familie führt seit 22. Okt. 1861 das Prädikat „Durchlaucht". Der größte Theil des Fürstenthums umfaßt den Kreis Pl. mit den Städten Pl. u. Nicolai; derselbe zählt auf 19,26 □M. 94,443 zu $^5/_6$ poln. u. kathol. E. (1875).

Pletsch, Oskar, Maler, geb. zu Berlin 1830. Er machte seine Studien in Dresden unter Bendemann's Leitung u. wurde durch den Verkehr mit Ludwig Richter u. A. auf die Bahn geführt, auf der er seine größten Erfolge errungen hat: Zeichnungen aus dem Kinder- u. Volksleben, die, in Holz geschnitten, auch über die Grenzen Deutschlands hinaus den ungetheiltesten Beifall fanden. Dahin gehören „Die Kinderstube", „Jahr aus, Jahr ein", „Wie's im Hause geht, nach dem Alphabet", „Was willst Du werden?" „Gute Freundschaft", „Hausmütterchen" 2c. Lange in Berlin lebend, verlegte Pl. 1872 seinen Wohnsitz nach Niederlößnitz bei Dresden.

Pleyel, Ignaz, fruchtbarer, ehedem sehr beliebter Tonsetzer, geb. 1757 zu Ruppersthal bei Wien, als 24. Kind seiner Eltern. Seine Mutter starb bei seiner Geburt, worauf sein Vater, Schullehrer in genanntem Dorfe, wieder heirathete u. noch 14 Kinder zeugte. Frühzeitige Aeußerungen musikalischen Talentes bei dem Knaben bewogen den Vater, ihn zu weiterer Ausbildung nach Wien zu senden. Hier erregte er das Interesse eines Grafen Erdödy, der ihn durch Joseph Haydn unterrichten ließ, später ihn zu seinem Kapellmeister machte u. ihm auch die Mittel zu einer Reise nach Italien gewährte, wo Pl. mit kurzer Unterbrechung bis 1783 verweilte u. auch in Neapel eine Oper „Ifigenia" mit Glück auf die Bühne brachte. Dann folgte er einer Berufung nach Straßburg, als Kapellmeisteradjunkt am Münster neben dem alt gewordenen Franz Xaver Richter, dessen Nachfolger er auch 1789 wurde. Durch Instrumentalstücke verschiedener Art, nam. im Fache der Kammer- u. Kirchenmusik, hatte er sich bereits so bekannt gemacht, daß er Ende 1789 eine Einladung nach London erhielt, um für das dortige Professionalkonzert einige Sinfonien zu schreiben. Er nahm die Einladungen an u. machte mit seinen Produktionen viel Glück. Nach Straßburg zurückgekehrt, lebte Pl. seinem Amte u. seinen Arbeiten. Unter den Wirren der Revolution hatte Pl., aristokratischer Gesinnungen verdächtig geworden, viel zu leiden: er, der durch die Abschaffung des christlichen Kultus ohnehin sein Amt verloren hatte, wurde wiederholt verhaftet, entfloh, wurde wieder eingefangen u. konnte sich nur dadurch retten, daß er einwilligte, eine revolutionäre Cantate zu komponiren. Der Chikanen müde, ging Pl. 1795 nach Paris, wo er eine Musikalienhandlung u. Notendruckerei, später auch eine Klavierfabrik errichtete. Er starb auf einem Landgute bei Paris 14. Nov. 1831. — Der Grund der ungemeinen Beliebtheit, der sich Pl. als Komponist erfreute, liegt in der angenehmen u. fließenden Melodik, die ihm in reicher Fülle zu Gebote stand, in der klaren, übersichtlichen Anlage seiner Stücke u. in der höchst zweckmäßigen Anordnung derselben in Beziehung auf die Ausführbarkeit. Tiefbedeutsames hat er nie zu geben vermocht, auch sank er im Laufe der Zeit mehr u. mehr zu blos Fabrikmäßigem herab. Die Zahl seiner Werke ist sehr beträchtlich, aber nicht genau festzustellen. Man schreibt ihm allein 29 Sinfonien u. 45 Streichquartette zu. — Sein ältester Sohn, Camille **Pl.**, geb. zu Straßburg 1792, machte unter der Leitung seines Vaters musikalische Studien u. war im Klavierspielen eine Zeit lang Dussek's Schüler. Er lebte dann eine Reihe von Jahren in London u. trat später in seines Vaters Geschäft. Besondere Sorgfalt widmete er der Pianofortefabrik; 1824 wurde Friedrich Kalkbrenner sein Associé u. Beide brachten ihre Fabrikate zu großer Vollkommenheit (die Fabrik besteht noch heute unter der Firma Pl. & Wolf). Pl. starb 4. Mai 1855. In seinen jüngeren Jahren war Pl. ein feiner u. gewandter Klavierspieler, hat auch verschiedene Kompositionen veröffentlicht. Seine Frau, Maria Felicité Denise, geb. Moke, war eine der vorzüglichsten Klaviervirtuosinnen der neueren Zeit, daneben durch Geist u. Schönheit ausgezeichnet. Sie war 4. Juli 1811 in Paris geboren u. erhielt ihre Ausbildung durch Henri Herz u. Friedrich Kalkbrenner. Seit 1844 von ihrem Manne getrennt, lebte sie seit 1847 zu Brüssel als Klavierlehrerin am dortigen Konservatorium u. starb daselbst 30. März 1875.

Plinius. 1. Cajus Pl. Secundus aus Oberitalien, geb. 23 n. Chr.; fand bei seiner ausgedehnten Amtsthätigkeit als Finanzbeamter u. Flottenkommandant dennoch die Muße zu einer sehr ausgedehnten schriftstellerischen Thätigkeit. Als er in Deutschland Kriegsdienst leistete, faßte er den Entschluß, die Kriege zwischen den Römern u. Germanen zu beschreiben; diesem Werke folgte bald eine Geschichte seiner Zeit, die wahrscheinlich von Tacitus benutzt wurde. Uns ist nur sein Hauptwerk, die „Naturalis historia", erhalten, ein encyklopädisches Werk, das außer der Naturgeschichte auch Geographie, Medizin u. Kunstgeschichte umfaßt. Den Stoff hat er aus einer großen Anzahl verschiedener Werke zusammengetragen. Die Arbeit, obwol ungleich u. von Flüchtigkeit nicht freizusprechen, ist für uns von unschätzbarem Werthe, weil der größte Theil der benutzten Werke für uns verloren ist (herausgeg. u. A. von Detlefsen, 4 Bde., Lpz. 1867—71; von Mayhoff, Bd. 1 u. 2, Lpz. 1870—75; übersetzt u. A. von Külb, 35 Bdchn., Stuttg. 1840—56; von Strack, 3 Bde., Bremen 1854 bis 1855). Als im J. 79 n. Chr. der große Ausbruch des Vesuv erfolgte, ging Pl., damals Kommandant der röm. Flotte in Misenum, nach Pompeji, um dieses merkwürdige Phänomen aus der Nähe zu beobachten, fand aber dabei seinen Tod. — 2. Cajus Pl., Cäcilius Secundus, der Neffe des Vorigen, aus Oberitalien stammend, geb. 62 n. Chr., widmete sich frühzeitig den Staats- u. Gemeindeämtern. Trajan machte ihn im J. 100 zum Konsul u. schickte ihn reichlich 10 Jahre später als seinen Legaten nach Bithynien. Den Dank für Verleihung des Konsulats sprach Pl. dem Kaiser aus in dem noch erhaltenen u. für die Regierungszeit Trajan's wichtigen „Panegyricus". Ferner besitzen wir 9 Bücher von Briefen des jüngeren Pl. aus den J. 98—108 außer den amtlichen Briefen, die er an den Kaiser als Statthalter von Bithynien schrieb, um sich Verhaltungsmaßregeln zu erbitten, z. B. über sein Vorgehen gegen die Christen. Pl. behandelt in seinen Briefen eine Fülle von Gegenständen, die nur das Gemeinsame haben, daß sie den Verfasser in möglichst günstigem Lichte sollen erscheinen lassen. Pl. starb entweder in der Provinz Bithynien od. bald nach der Rückkehr im J. 113. — Gesammtausgaben der Werke des Pl. lieferten u. A. Keil (Lpz. 1870) u. Weise (Lpz. 1871); Uebersetzungen der Werke gaben Schott (5 Bde., (Stuttg. 1827—38) u. Thierfeld (2 Bde., Münch. 1828), der Briefe allein Klußmann u. Binder (Stuttg. 1873 ff.).

Plinthe od. Plinthus, im Griech. eigentlich ein quadratischer Ziegel, im jetzigen Sprachgebrauch die gewöhnlich quadratische Fußplatte einer Säule od. einer Statue.

Pliocän wird die oberste, jüngste Etage der tertiären od. Braunkohlenformation genannt; sie findet sich hauptsächlich in Süddeutschland u. der Schweiz, im Mainzer u. Wiener Becken, sowie in England u. Italien, dagegen nicht in der Tertiärformation Norddeutschlands. Die Pliocänformation enthält zahlreiche pflanzliche u. thierische Ueberreste.

Plock, Gouvernement in Russ.-Polen, 197,55 □M. mit 442,626 E. (1871); liegt zwischen der preuß. Provinz Preußen u. der Weichsel u. nimmt im N. Theil an dem ural-balt. Landrücken. Ausgedehnte Waldungen, welche im NO. sehr sumpfig sind, bedecken 20 % des Areals; 56 % sind Ackerland. Von der Bevölkerung sind 81 % Katholiken u. 9 % Israeliten. Getreide bildet einen Hauptausfuhrartikel, Branntwein, Leder u. Eisen sind die wichtigsten Produkte der Industrie. Die Hauptstadt **Pl.** mit 21,823 E., auf dem rechten Ufer der Weichsel, ehemals Residenz der Herzoge von Masovien, hat eine Domkirche aus dem 12. Jahrh., ein Gymnasium, ein Lehrerpädagogium u. ein bischöfliches Seminar; es ist Sitz des Gouverneurs u. eines Bischofs.

Plombe (franz. plomb, Blei), bleiernes Siegel; auch Metallmischung zur Ausfüllung hohler Zähne.

Plombières (spr. Plongbiähr), berühmter franz. Badeort im Dep. der Vogesen; ist ein Städtchen von 1500 E., welche Fabrikation von Eisen- u. Kurzwaaren treiben u. nam. von der Beherbergung der Kurgäste leben. Der freundlich gebaute, mit prächtigen Parkanlagen, großartigen Kurhäusern u. Hôtels geschmückte Ort wird von dem Flüßchen Augronne durchströmt u. besitzt 19 Mineralquellen, welche mit Ausnahme einer Eisenquelle salinisch-alkalische Wässer führen u. von denen 14 eine Temperatur von 30—52 ° R. besitzen. Das Wasser wird vorzugsweise zum Baden verwendet u. ist gegen Hautübel, Skrofeln, gichtische u. rheumatische Leiden u. Nervenkrankheiten wirksam. Die Saison währt vom 15. Mai bis 15. Okt. In der Nähe liegen außerdem noch die Kurorte Bains-les-Bains u. Luxeuil mit Eisenthermen.

Plön, Kreisstadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein mit 2897 E. (1875); liegt reizend auf einer Halbinsel zwischen dem großen u. kleinen Plöner See u. steht mit Kiel, Neumünster u. Eutin in Eisenbahnverbindung. Die freundliche Stadt ist Sitz eines Kreisamtes u. Amtsgerichtes u. hat 2 Kirchen, ein Gymnasium u. eine Kadettenanstalt in dem hochragenden Schlosse, welches den dän. Königen Christian VIII. u. Friedrich VII. als Sommerresidenz diente. Pl. war im Mittelalter Sitz der Pl.er Linie des Oldenburger Hauses; 1863 befand sich hier die königl. dänische Regierung für Holstein.

Plönnies, Luise v., deutsche Dichterin, Tochter des Naturforschers u. Arztes Achilles Leisler, geb. zu Hanau 7. Nov. 1803; verheirathete sich 1824 mit dem Hofmedikus Aug. v. Pl. in Darmstadt, wurde 1847 Wittwe, zog sich hierauf nach Jugenheim zurück, lebte später wieder in Darmstadt u. starb daselbst 22. Jan. 1872. Ihr poet. Talent bildete sie zuerst an engl. Dichtungen, deren Uebersetzungen sie auch in folgenden Sammlungen veröffentlichte: „Britannia" (Frankf. 1843); „Ein fremder Strauß" (Heidelb. 1844) u. „Engl. Lyriker des 19. Jahrh." (Münch. 1864). Eigene Schöpfungen sind: „Gedichte" (Darmst. 1844); „Abälard u. Heloise" (Sonettenkranz, ebd. 1849); „Oskar u. Gianette" (desgl., Mainz 1850); „Neue Gedichte" (Darmst. 1851); „Mariken von Nymwegen" (Berl. 1853); „Sawitri" (Münch. 1861); „Die sieben Raben" (ebd. 1862); „Ruth" (Stuttg. 1864); „Lilien auf dem Felde" (Stuttg. 1864); „Joseph u. seine Brüder" (ebd. 1866); „Marie von Bethanien" (ebd. 1867); „Die heilige Elisabeth" (Frankf. 1870); „Maria Magdalena" (geistliches Drama, Heidelb. 1870). Ihr Sohn Wilhelm **v. Pl.**, genannt **Sternerstraß**, geb. zu Darmstadt im Aug. 1828, trat 1847 als Offizier ins hessen-darmstädt. Militär, machte 1848 den Zug gegen Dänemark u. 1849 den gegen die Insurgenten in Baden mit, half 1852 das Scharfschützencorps organisiren, wurde 1856 Mitglied der Zeughausdirektion u. ging 1857 für längere Zeit auf Urlaub nach Rußland, wo er sich an technischen Arbeiten betheiligte. Krank von dort zurückgekehrt, nahm er 1862 seinen Abschied. Er starb als charakterisirter Major zu Darmstadt 21. Aug. 1871. Als militärisch-technischer Schriftsteller veröffentlichte er: „Neue Studien über die gezogenen Feuerwaffen der Infanterie" (2 Bde., Darmst. 1861—64; Suppl. dazu, ebd. 1865), „Neue Hinterladungsgewehre, nach offiziellen Versuchen beurtheilt" (ebd. 1867); als Dichter: „Immortellen des Schlachtfeldes" (Darmst. 1870), „Schwanenlieder" u. unter dem Pseudonym Ludwig Siegrist den burlesk-humoristischen Roman „Leben, Wirken u. Ende des oberfürstl. Winkelkram'schen Generals Leberecht vom Knopf (ebd. 1869).

Plotin, das Haupt der sog. Neuplatoniker (s. d.), geb. 205 n. Chr. in Aegypten, genoß lange Zeit den Unterricht des berühmten Philosophen Ammonius Sakkas in Alexandrien. Im J. 242 entschloß er sich, Kaiser Gordian auf dessen Feldzuge in den Orient zu begleiten, um die Weisheit des Ostens kennen zu lernen, begab sich aber nach Gordian's Ermordung nach Antiochien u. von da nach Rom, wo er um 245 als Lehrer der Philosophie auftrat. Vielbewundert u. von den Kaisern hochgeehrt starb Pl. 270 in Campanien. Seine 54 Schriften gab sein bedeutendster Schüler Porphyrius in sechs Enneaden (Abtheilungen zu neun Büchern) heraus. Die „Enneaden" sind das Hauptdenkmal des Neuplatonismus; nam. hat Pl. die Lehre ausgebildet, nach welcher die Weltseele durch Erzeugung aus sich heraus (Evolution) den Raum u. in ihm den Stoff erzeugt, der sich um so mehr der äußersten Wirkungsgrenze der Ideen nähert, je gröber sinnlich er ist.

Plüddemann, Hermann Freihold, Historienmaler der Düsseldorfer Schule, geb. zu Kolberg 17. Juli 1809; besuchte zunächst die Malerschule von Begas in Berlin, aus welcher Zeit ein Carton, „Hinrichtung Konradin's von Schwaben", stammt, u. zog 1831 nach Düsseldorf, wo er blieb, bis er 1848 nach Dresden übersiedelte. Sein Hauptgebiet ist die Sage u. Geschichte des Mittelalters. Seine Charaktere sind scharf markirt, seine Zeichnung sehr sorgfältig, aber das Kolorit oft kalt u. trocken. Zu seinen bedeutendsten Werken gehören außer seinen Fresken im gräflich von Spee'schen Schlosse in Haltorf u. im großen Saale des Rathhauses von Elberfeld eine „Loreley", „Der Tod Roland's bei Roncesval", „Columbus u. die Seinen erblicken Land" (1836), „Konradin von Schwaben auf dem Blutgerüste" (1838), „Der Tod des Columbus", „Ludwig der Eiserne od. der Acker der Edlen", „Kreuzfahrer kommen an eine Quelle" u. „Wallenstein u. Seni"; schwächer ist sein „Luther auf dem Reichstage zu Worms". Pl. starb in Dresden 24. Juni 1868.

Pluderhose, die um 1550 von den deutschen Landsknechten erfundene Hose, die aus einer Ueberfülle von dünnem, oft seidenem Stoffe bestand, der durch mehrere darüber gelegte Streifen festeren Zeuges von anderer Farbe zusammengehalten wurde, so daß jene massenhaft u. bauschig darunter hervorquoll. Diese Pl.n wurden von den Landsknechten ins Ungeheuerliche gesteigert u. so lang getragen, daß sie, obgleich bis zum Knie aufgenommen u. darüber befestigt, doch bis auf die Fersen herabhingen u. von übermäßiger Weite waren. Eine Nürnberger Chronik berichtet, daß die Pl. 1553 im Lager des Kurfürsten Moritz von Magdeburg erfunden worden sei u. daß ein Landsknecht zur eigentl. Hose 4—5 Ellen wollenes Tuch u. 20 Ellen Seidenzeug zur Unterlage verwendet habe. Von den Landsknechten aus ging die Mode auch in die höheren Stände über u. erhielt sich sogar bis nach dem Dreißigjähr. Kriege.

Plumage (franz., spr. Plümahsch'), das bekannte Federwerk auf Hüten u. Helmen, insbes. der aus Federn bestehende Besatz um den in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. getragenen dreieckigen Hut (à trois cornes) von schwarzer Seide od. Biber mit Randbesatz. Plumeau (spr. Plümoh), d. i. ein leichtes Federbett.

Plumbago, Bleiwurz; Pflanzengattung der Plumbagineen, einer kleinen, aus Kräutern u. Sträuchern bestehenden Familie der wärmeren gemäßigten Zone der Alten Welt mit vom sitzenbleibenden Kelche umschlossenen Hautfrüchten. Bekannt u. berüchtigt ist die europäische Bleiwurz (Pl. europaea) aus Südeuropa u. dem Kaukasus, ein Kraut mit lilafarbiger Blume, dessen Blätter eine blasenziehende Substanz (Plumbagin) erzeugen u. die deshalb im Orient gleich spanischen Fliegen benutzt werden. Englische Bettler sollen die Blätter deshalb zur Darstellung künstlicher Geschwüre gebrauchen, um Mitleid zu erregen. Sonst diente Pl. auch als Mittel gegen Zahnschmerz u. zur Bereitung einer gelben Farbe.

Plumpudding (engl., spr. Plömpödding), eine in England sehr beliebte, aus Mehl, geriebener Semmel, Eiern, Milch, Butter, Zucker, viel Rosinen, Mandeln u. Gewürz bestehende, in einer Serviette in Wasser gekochte u. dann mit Rum übergossene Speise.

Pluralis, s. „Numerus".

Plüsch, ein sammtartiges, geschorenes, wollenes od. seidenes, langhaariges, meist zu Möbelbezug verwendetes Gewebe.

Plusquamperfectum (lat., d. h. „mehr als vollendet") ist in der Grammatik die Bezeichnung der Zeitform, welche die in der Vergangenheit beendigte Handlung ausdrückt, z. B.: „ich hatte (damals bereits) geschrieben, als ꝛc." In der leidenden Form (Passiv) entspricht demſ.: „es war (bereits) geschrieben worden."

Plutarch (griech. Plutarchos), ein griech. Geschichtschreiber. Geboren in Chäronea um 46 n. Chr., besuchte er als Jüngling die

Vorlesungen des Philosophen Ammonios; später wurde er von seinen Landsleuten mit diplomatischen Missionen nach Rom betraut u. lernte hier bei seinem längeren Aufenthalte viele vornehme Römer persönlich kennen. Doch kehrte er schließlich wieder nach Griechenland zurück, wo er sich mit der Timorena verheirathete. Ein bestimmtes philosophisches System hat P. nie gehabt; er nahm von Anderen an, was ihm gerade passend schien. Dabei scheint er sich auch noch einen ziemlichen Rest des Volksglaubens bewahrt zu haben; jedenfalls bekleidete er in Delphi eine priesterliche Würde; er verhält sich auch in seinen Schriften gegen Wunder keineswegs unbedingt ablehnend. Als Schriftsteller zeigt er eine wunderbare Fruchtbarkeit: es werden über 200 Titel seiner Schriften erwähnt. Außer seinen kleinen Abhandlungen über alle möglichen Gegenstände des Lebens u. der Lebensphilosophie, der sog. „Moralia", hat er Biographien berühmter Römer u. Griechen geschrieben, die immer paarweise mit einander in Parallele gesetzt werden, mit der Absicht, seinen Landsleuten zu zeigen, daß ihre großen Männer nicht hinter denen Roms zurückständen. Bei diesen Biographien sind nicht eigentlich historische, sondern moralische u. philosophische Gesichtspunkte in Verbindung mit lehrhaften Sentenzen die Hauptsache für den Schreibenden, u. dieser Umstand hat den Biographien Pl.'s zu allen Zeiten viele Verehrer zugeführt; es gab eine Zeit, wo man Pl. für das Ideal eines Geschichtschreibers hielt, wie man auch Sammlungen von Biographien geradezu den Titel „Plutarch" gegeben hat, z. B. „Neuer Plutarch", herausgeg. von Gottschall. — Gesammtausgaben lieferten Henr. Stephanus (13 Bde., Par. 1572), Reiske (12 Bde, Lpz. 1774—82), Hutten (14 Bde., Tüb. 1791 bis 1805) rc. Uebersetzungen der „Moralia" veranstalteten u. A. Bähr, Reichardt u. Schnitzer (17 Bdchn., Stuttg. 1828—57), der Lebensbeschreibungen Klaiber, Fuchs u. Campe (19 Bdchn., Stuttg. 1827—29).

Pluton, s. „Hades".

plutonische Gesteine werden im Gegensatz zu den jüngeren vulkanischen Gesteinen die älteren Eruptivgesteine genannt, welche in Gängen, Stöcken, Kuppen od. weit ausgedehnten Decken vorkommen.

Plutonisten nennt man im Gegensatz zu den Neptunisten (s. d.) die Anhänger derjenigen geognostischen Ansicht, nach welcher Gesteine, über deren Bildungsweise man nicht vollständig im Klaren ist, aus dem feuerflüssigen od. geschmolzenen Zustande durch Erstarrung entstanden sind.

Plutos, in der griech. Mythologie die Personifikation des Reichthums, von Jasion u. der Demeter auf dreimal geackertem Brachfeld in Kreta erzeugt, — ein Mythos, dessen Sinn ist, daß Ackerbau Reichthum erzeugt. Da Reichthum ohne Rücksicht auf Verdienst dem Menschen zu Theil wird, so entstand der Mythos, Pl. sei von Zeus geblendet worden. Dargestellt scheint Pl. gewöhnlich als Knabe mit dem Füllhorn worden zu sein.

Pluviale (lat.), eigentlich Regenmantel. In der Katholischen Kirche nennt man so den den ganzen Körper umschließenden Chormantel, wie ihn der Priester z. B. bei der Einsegnung der Asche am Aschermittwoch trägt.

Plymouth (spr. Plimmauß), Seestadt u. Kriegshafen in der engl. Grafschaft Devon; liegt am Plymouthsund, dem Aestuar des Tamer u. Plym, bildet mit Stonehouse u. Devonport eine Stadt, welche 1870: 132,792 E. zählte. Pl. ist theilweise noch alterthümlich gebaut, während Devonport sich durch neuere Straßen auszeichnet. Das 1811 erbaute Theater, das große Seehospital in Stonehouse, das gewaltige Viktualienamt im Süden des letzteren Stadttheiles, über dessen Eingang sich eine Bildsäule des Gründers Wilhelm's IV. erhebt, sind die hervorragendsten öffentlichen Gebäude. Weit bedeutender sind aber die Kriegs- u. Marineanstalten dieses Stadtkomplexes. Der Plymouthsund mit den secartigen Mündungen seiner Zuflüsse bildet eines der trefflichsten Hafensysteme der Welt, geschützt durch einen 1600 m. langen Molo gegen den Andrang der Wellen. Das Aestuar des Plym dient den Segelschiffen, die Mündung des Tamer, Homoaze, den Kriegsschiffen; an letzterer befinden sich auch die großen Docks von Devonport, welche zu den schönsten Europa's gehören; sie ziehen sich bei einer Breite von 410 m. längs des Ufers 1104 m. weit hin u. gestatten durch ihre Wassertiefe auch den größten Linienschiffen, an die Speicher zu kommen. Am Eingange des Plymouthsund erhebt sich auf steiler Felsklippe das kühne Eddystone-Lighthouse, ein riesiger, 1759 vom Ingenieur Smeaton vollendeter Leuchtthurm. Alle diese drei Städte sind stark befestigt, Pl. durch eine Citadelle u. mehrere vorgeschobene Werke, Devonport u. Stonehouse durch die Festung Mount-Wise u. zwei Forts; ein von Franz Drake auf eigene Kosten angelegter Aquädukt versorgt Pl. mit Wasser. Sehr bedeutend ist die Industrie dieser Städte, nam. die dem Schiffswesen dienenden Zweige: Schiffbau, Ankerschmieden, Seilereien, Stückgießereien u. Segeltuchfabriken. Außerdem giebt es hier noch ansehnliche Zuckerraffinerien, Fabriken für Glas, Seife, Stärke rc. Von Wichtigkeit ist der Handel, bes. mit Holz. Die eigene Rhederei Pl.s umfaßte 1873: 359 Schiffe von 41,452 Tonnen, darunter 13 Dampfer von 767 Tonnen; im selben Jahre liefen 3803 Schiffe von 632,751 Tonnen ein u. 2931 Schiffe von 544,059 Tonnen aus. Der Werth der Einfuhr betrug 1,582,349 Pfd. Sterl., derjenige der Ausfuhr dagegen nur 118,343 Pfd. Sterl. Schon zu Ausgang des Mittelalters war Pl. eine bedeutende Handelsstadt u. wurde im Jahre 1512 stark befestigt. In den Seekriegen des 16. u. 17. Jahrh. spielte dieser Kriegshafen eine wichtige Rolle, bes. nachdem König Wilhelm III. ihn mit einem Seearsenal ausgestattet hatte.

Pneuma (griech., eigentlich Hauch, Geist) heißt im Neuen Testament bes. der göttliche Lebensgeist im Gegensatz zu der Psyche, der Seele (die durch die Verbindung des Pn. mit dem Leibe entsteht). Die Gnostiker (s. d.) faßten das Pn. als das von dem obersten Gott ausgehende, die Welt befruchtende Lebensprinzip u. unterschieden darnach Pneumatiker (die dieses Pn. besitzen), Psychiker (denen blos die niedere Seele innewohnt) u. Hyliker od. Stoffmenschen.

Pneumatik, die Lehre von den physikalischen Eigenschaften der gasförmigen Körper, s. v. w. Aërostatik u. Aërodynamik (s. d.).

pneumatische Kur nennt man die Behandlung von Lungen- u. Herzkrankheiten mittels Anwendung verdünnter od. verdichteter Luft. Dies geschieht entweder dadurch, daß in ersterem Falle die Kranken in hoch gelegene Gebirgsgegenden geschickt werden, wo außer der verdünnten Luft noch verschiedene andere klimatische Faktoren, wie Luftfeuchtigkeit, Temperaturverhältnisse, Reinheit der Luft, in Wirksamkeit treten. Im anderen Falle bringt man die Kranken in pneumatische Kabinete, luftdicht abgeschlossene Räume, in denen die Luft mit Hülfe von Kompressionspumpen verdichtet werden kann, so daß also die Veränderung des Luftdrucks nicht blos die äußere Körperfläche berührt, sondern ebensowol die Lungen unter veränderten Druckverhältnissen funktioniren. Um letztere unabhängig von der äußeren Luft einem wechselnden Drucke aussetzen zu können, dienen sog. Respirationsapparate.

Pneumonie (griech.), Lungenentzündung; s. „Lungenkrankheiten".

Pnyx, ein Hügel bei Athen im Südwesten der Akropolis, auf dem regelmäßig die Volksversammlungen abgehalten wurden. Von dort hatte man den freien Blick auf das Meer u. die Häfen Athens, ein Umstand, der von der Rednerbühne oft benutzt wurde, um das Volk auf seine ruhmreiche Vergangenheit hinzuweisen. Als deshalb nach Beendigung des Peloponnesischen Krieges die 30 Tyrannen an der Spitze des Staates standen, wollten sie mit dieser Vergangenheit brechen u. drehten die Rednerbühne auf der Pn. um, so daß der Redner gezwungen war, statt auf das Meer nach der Akropolis zu blicken.

Po (lat. Eridanus, Padus), der größte Strom Italiens; entspringt in den Westalpen an der nördl. Seite des Monte Viso u. tritt nach vier Meilen östl. Laufes zwischen Paesana u. Saluzzo in die norditał. Tiefebene. Auf seinem nun nordöstl. Laufe durchströmt er Turin, wo er schon eine Breite von 230 m. hat, u. wendet sich dann bei Cavasso nach Osten, welche Richtung er im Großen u. Ganzen bis zu seiner Mündung beibehält. Unterhalb Pavia beginnt sein Unterlauf, auf welchem der P. zahlreiche Inseln umschließt u. von bedeutenderen Städten Piacenza u. Cremona berührt. 12 M. oberhalb seiner Mündung in das Adriatische Meer beginnt das Delta. Bei Ficcarolo trennt sich rechts der Kleine P., auch Poatello od. P. von Ferrara genannt, weil er an letzterer Stadt vorbeifließt. Dieser, vor dem 12. Jahrh. der Hauptmündungsarm, theilt sich wiederum in den P. di Volano u. den P. di Marrara, von denen ersterer nördl., letzterer südl. in die Lagunen der Valli di Comacchio mündet. Der Hauptmündungsarm spaltet sich weiter unten links in den von der Schiffahrt am meisten benutzten P. di Goro, P. della Gnocca u. P. delle Tolle u. erreicht selbst als P. della Maestra das Meer. Auf der linken Seite steht der Strom durch die Fossa Polesella mit der Etsch in Verbindung. Zahlreiche Nebenflüsse entsenden Alpen u. Apenninen zum P.; auf seiner linken Seite nimmt er die Dora riparia, die Dora Baltea, aus dem Lago Maggiore den Ticino, aus dem Comersee die Adda, aus dem Jseosee den Oglio, aus dem Gardasee den Mincio auf; rechts wird er verstärkt durch den Tanaro, die Trebbia, den Taro, die Parma, die Secchia u. den Panaro. Eine Menge vom P. abgeleitete Kanäle, von denen der bei Chivasso oberhalb Turins beginnende u. bei Turbigo in den Tessin mündende Cavour-Kanal eines der großartigsten Werke des Wasserbaues ist, befruchten die umliegenden Landschaften. Bei Turin beginnt die Schiffbarkeit des Hauptstromes, welcher auf einer Länge von 85 M. ein Gebiet von 1351 □M. bewässert.

Pocci (spr. Pottschi), Graf Franz, Dichter, Zeichner u. Komponist, stammte als Sohn des Grafen Fabricius P. (geb. zu Viterbo 26. Okt. 1766, gest. als bayr. Generalleutnant u. Oberhofmeister

der Königin Therese zu München 1. Febr. 1844) aus einem alten röm. Patriziergeschlecht, das noch heute in Viterbo u. Toscanella angesessen ist. Geboren zu München 7. März 1807, studirte er 1825 bis 1828 in Landshut u. München Jurisprudenz u. Cameralia u. betrat dann bei der königl. Regierung in München die Beamtenlaufbahn, doch erhielt er schon 1830 den Posten eines Ceremonienmeisters, wurde 1847 Hofmusikintendant u. 1864 Oberstkämmerer, als welcher er zu München 7. Mai 1876 starb. Frühzeitig zur Zeichenkunst angeregt, stattete er schon seine ersten dichterischen u. musikalischen Erzeugnisse mit feinsinnigen Randzeichnungen aus, steuerte zu den „Fliegenden Blättern“ u. den „Münchener Bilderbogen“ vieles Hübsche bei (auch die stereotyp gewordene Figur des „Staatshämorrhoidarius“) u. lieferte phantasievolle Radirungen zu Grimm's „Volksmärchen“ u. Schreiber's „Märchen“, wie ansprechende Illustrationen zu Kobell's „Schnadahüpfln“, Andersen's „Tales from Denmark“, Güll's „Kinderheimat“ u. anderen Jugendschriften.



Nr. 4496. Franz Graf Pocci (geb. 7. März 1807, gest. 7. Mai 1876).

Als Komponist schuf er Sonaten, Lieder, Singspiele, Operetten u. die Oper „Der Alchymist“. Von seinen lit.-artist. Werken sind zu nennen: „Festkalender in Bildern“ (mit Guido Görres 1834—45); „Legende von Sankt-Hubertus“ (1840); „Soldaten-, Jäger- u. Studentenlieder“ (3 Bde., 1842—45); „Geschichten u. Lieder in Bildern“ (3 Bde., 1840—45); „Dramatische Spiele für Kinder“ (1850); „Lustiges Bilderbuch“ (1852); „Gevatter Tod, ein Drama“ (1855); „Neues Kasperltheater“ (1855); „Die Jahreszeiten, dramatische Spiele“ (1856); „Lustiges Komödienbüchlein“ (6 Bde., 1859—77); das Volksdrama „Karfunkel“ (1860); „Der Landsknecht“ (1861); „Todtentänze“ (1857—62); „Namenbilder“ (1865); „Herbstblätter“ (1866); „Viola tricolor“ (New-York 1875) ꝛc. Von seinen „Dichtungen“ ward eine entsprechende Sammlung 1843 zu Schaffhausen herausgegeben.

Pochwerke od. Pochen sind im Hüttenbetriebe Vorrichtungen, welche dazu dienen, die zur Ausschmelzung von Metallen bestimmten Erze zu zerkleinern, um sie dann durch Rösten, Schlämmen ꝛc. für den Schmelzprozeß vorbereiten zu können. Man hat zweierlei Arten von P.n, Trockenpochwerke, bei denen die Erze trocken gepocht werden, während bei den Naßpochwerken beständig ein Strom Wasser während des Pochens durch den Stampftrog fließt. Die Pochen selbst sind ähnlich wie die Oelmühlen eingerichtet: eine Daumenwelle, die durch Wasser- od. Dampfkraft bewegt wird, hebt die unten mit Eisen beschuhten Stampfen u. läßt sie dann auf eiserne Platten, die den Boden eines mit Erzen gefüllten Troges bilden, niederfallen.

Pocken (Blattern, lat. variola, das deutsche Wort „P.“ mit Buckel verwandt) nennt man eine ansteckende, in Epidemien auftretende, fieberhafte Krankheit, bei welcher sich auf der äußeren Haut u. den verschiedenen Schleimhäuten kleine Eiterbläschen (Pusteln) bilden. Alter, Herkunft u. Entstehung dieser Krankheit sind nicht sicher bekannt. Die ältesten Nachrichten gehören dem grauen Alterthum an u. stammen aus Indien u. Hindostan. Die erste historisch präzisirte Kunde datirt aus dem J. 581 n. Chr., wo Gregor von Tours von einer Epidemie im Süden Europa's berichtet. Gegen das 6. Jahrh. beschreiben arabische Aerzte sie als bekannte Krankheit. In Deutschland traten die P. zuerst gegen Ende des 15. Jahrh. auf; kurze Zeit nach der Entdeckung von Amerika wurden sie auch dorthin verschleppt. Von ihrem Auftreten an bildeten die P. eine der größten Plagen der Menschheit; kein Decennium verging, ohne daß diese Seuche die Bevölkerung ganzer Länderkomplexe dezimirte, so daß die P. mehr gefürchtet wurden als die Pest. Erst durch Jenner's Einführung der Kuhpockenimpfung wurden ihnen engere Schranken gesetzt. Die P. beginnen, nachdem 1—2 Wochen seit der erfolgten Ansteckung vergangen sind, mit Fieber, Kopfschmerzen, Schwindel, heftigen Kreuzschmerzen u. Schlingbeschwerden. Nach durchschnittlich 3 Tagen treten linsengroße rothe Knötchen auf der äußeren Haut auf, u. zwar zuerst im Gesicht, u. verbreiten sich von hier aus in den folgenden 3—4 Tagen über den ganzen Körper. Die Knötchen verwandeln sich allmählich in weiße, in der Mitte eingedrückte (Delle) Bläschen, welche eine Anfangs wasserhelle Flüssigkeit enthalten. Diese wird am dritten Tage des Bestehens der Knötchen trübe, molkig, am vierten u. fünften Tage gelb, eitrig (Pustel); zugleich steigt das Fieber, welches mit dem Ausbruche der ersten Knötchen gesunken ist, von neuem. Gegen den zehnten bis zwölften Tag beginnt der Inhalt der Eiterbläschen einzutrocknen u. es bilden sich braune Borken. Diese stoßen sich nach u. nach ab u. hinterlassen sehr oft Narben, welche Anfangs roth sind, später aber weißer als die übrige Haut werden u. während des ganzen Lebens bestehen bleiben. Aehnliche Knötchen u. Pusteln wie auf der Haut bilden sich auch auf den verschiedenen Schleimhäuten; finden sich solche in den Augen u. Ohren, so können sie Blindheit u. Taubheit zur Folge haben. Nach dem Verlaufe der Krankheit, hauptsächlich nach dem Grade der dieselbe begleitenden Fieber, unterscheidet man schwere u. leichte Formen der P. u. nennt erstere Variolen, letztere Varioloiden. Die schwersten, meist tödlich endenden Formen sind die schwarzen P., bei welchen nicht Eiter, sondern Blut den Inhalt der Pockenpusteln bildet. Als eine besondere, äußerst leichte Form der P. wurden früher auch die Spitz- od. Wasserpocken, Varicellen, angesehen, eine Krankheit, welche hauptsächlich kleine Kinder befällt, in dem Ausbruche von wasserhellen Bläschen besteht u. meist fieberlos, ohne schwereres Kranksein verläuft. Dieselben haben aber nichts mit den eigentlichen P. gemein u. bilden eine für sich bestehende Krankheit.

Die P. entstehen nie von selbst, sondern stets durch ein Kontagium. Träger desselben ist der Eiter der Pockenpusteln, welcher, auf Kleidungsstücken, Wäsche ꝛc. eingetrocknet, Jahre lang seine Ansteckungsfähigkeit bewahren kann. Das Pockengift kann sich auch in Dunstform den Kleidern anhängen u. so verschleppt werden. Die erste Aufgabe der Behandlung ist es, der Ausbreitung des Pockengiftes entgegen zu arbeiten. Dies geschieht durch möglichst strenge Isolirung des Kranken u. durch Impfen (s. d.). Das Impfen schützt zwar nicht immer vollkommen vor den P., dieselben nehmen aber bei Geimpften wenigstens nur die leichte Form, Varioloiden genannt, an. Die Behandlung der Krankheit selber ist hauptsächlich eine diätetische. Man hat für reine, kühle Luft u. Reinlichkeit im Krankenzimmer Sorge zu tragen, die Kost muß leicht verdaulich sein. Bei heftigen Kopfschmerzen werden kalte Umschläge od. Eisblasen auf den Kopf angewendet. Um das Entstehen von Narben zu verhüten, müssen die Kranken vom Zerkratzen der Pusteln, wenn nöthig durch Binden der Hände mit Tüchern, abgehalten werden.

Pockenholz, s. „Franzosenholz“.

poco (ital.), wenig. **Podagra**, s. „Gicht“.

Podbielski, Theophil v., deutscher General aus einem alten, ursprünglich polnischen Adelsgeschlecht, geb. zu Köpenick 17. Okt. 1814; trat 1831 in die preuß. Armee, stand 1841—49 als Adjutant bei verschiedenen Kavalleriebrigaden u. Divisionen, wurde 1850 Direktor der Divisionsschule in Torgau, trat 1853 als Adjutant zum Generalkommando des III. Armeecorps über, ward 1855 als Major dem Generalstabe desselben Armeecorps zugetheilt, erhielt 1858 das Kommando des 12. Husarenregiments u. 1863 als Oberst das der 16. Kavalleriebrigade. Nachdem er im schleswig-holst. Feldzuge (1864) zum ersten Mal den Posten eines Generalquartiermeisters des mobilen Heeres bekleidet, hatte er die Stellung des Stabschefs beim Oberkommando in den Elbherzogthümern inne. Mittlerweile auch zum Generalmajor befördert, ward P. zu Anfang 1866 Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium u. versah für den Feldzug gegen Oesterreich abermals das Amt eines

Generalquartiermeisters der mobilen Armee. Nach dem Frieden übernahm er seine frühere Stellung beim Kriegsministerium wieder u. rückte 1867 zum Generalleutnant auf, als welcher er im Kriege gegen Frankreich 1870/71 zum 3. Mal als Generalquartiermeister fungirte. Nach dem Kriege trat er in seine frühere Stellung zurück, wurde aber Dez. 1871 dem Generalstabschef der Armee beigegeben u. Febr. 1872 zum Generalinspektor der Artillerie ernannt.

Podestà (ital.), in ital. Städten die erste obrigkeitliche Person einer Stadt, demnach s. v. w. Bürgermeister.

Podiebrad, Georg, König von Böhmen (1458—71), geb. 6. April 1420; stammte aus der altmährischen Adelsfamilie der Kunstadt von P. Zwar begeisterter Hussit, aber Utraquist, kämpfte er schon 1434 gegen die Taboriten bei Lipan mit u. gewann an Einfluß u. Macht in der anarchischen Zeit, als Kaiser Albrecht II. u. sein nachgeborener Sohn Ladislaus den Titel eines Königs von Böhmen führten. Nachdem er im Sept. 1448 durch einen nächtlichen Ueberfall die katholische Partei in Prag bewältigt hatte, wurde er 1451 von Kaiser Friedrich III. zum Verwalter des Königreichs ernannt u. 1452 vom böhmischen Landtage als solcher bestätigt, auch nach dem Tode Ladislaus' (1457) zum Könige erwählt u. im Mai 1458 zu Prag gekrönt. Allein sein Bestreben, beiden Konfessionen gerecht zu werden, brachte ihn ebenso mit den katholischen Baronen wie mit dem trotzigen hussitischen Erzbischof Rockicana in Streit. Seine Verhandlungen mit den deutschen Kurfürsten, um römischer König u. Verwalter des Reiches für Friedrich III. zu werden (1459—61), hatten keinen Erfolg. Mit dem Papste (Pius II.) gerieth er in Streit, als dieser die Prager Compactaten nicht bestätigte. Zwar erlangte P. die Gunst des Kaisers, den er 1462 durch seinen Sohn Victorin aus der Gefangenschaft befreite, in der ihn der eigene Bruder Albrecht u. der Wiener Pöbel hielt, aber Papst Paul II. that ihn in den Bann u. ließ im Bunde mit dem katholischen Adel, welcher sich 1465 von Grünberg aus gegen den König erklärte, den Kreuzzug predigen. Nun trat selbst der Kaiser auf die Seite seiner Feinde. Vergebens waren die Siege, welche P. 1467 über den „Herrenbund" u. die bayrischen Kreuzfahrer erkämpfte; Papst u. Kaiser bewogen seinen eigenen Schwiegersohn Matthias Corvinus von Ungarn, gegen ihn in den Kampf zu rücken. Als dieser 1469 zu Olmütz u. zu Breslau die Huldigung empfangen hatte, knüpfte P. Friedensverhandlungen mit ihm an u. verhieß ihm die Nachfolge in Böhmen. Aber der böhmische Landtag wählte im Febr. 1471 den polnischen Prinzen Wladislaw u. verhandelte bereits mit dem Papste um die Aussöhnung, als P. 22. März verstarb. Seine Söhne Victorin u. Heinrich I. u. Heinrich II. nannten sich Herzöge von Münsterberg u. Glatz, seine drei Töchter waren an Matthias von Ungarn, an Georg den Beherzten von Sachsen u. an Friedrich I. von Liegnitz verheirathet. — Vergl. Jordan, „Das Königthum Georg's v. P." (Lpz. 1861), u. G. Voigt, „Georg v. Böhmen, der Hussitenkönig" (in Sybel's „Historischer Zeitschrift", Bd. XX, 1861).

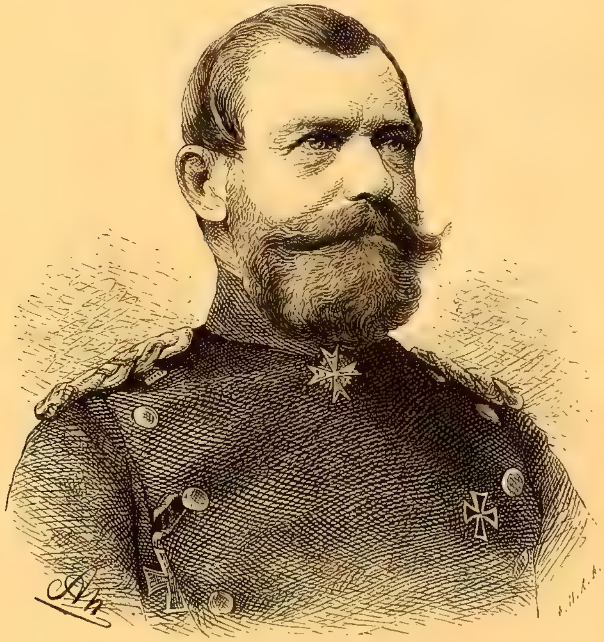
Podium (a. d. Griech.), eigentlich ein Erker, dann im Cirkus des alten Rom die untere Sitzreihe für die Vornehmen; jetzt bezeichnet P. den Raum vor dem herabgelassenen Vorhange der Bühne sowie einen erhöhten Raum zu musikalischen u. deklamatorischen Vorträgen od. Reden.

Podlachien od. Podlesien ist der Name einer alten poln. Wojwodschaft zwischen Masovien u. Lithauen, welche vom Bug durchströmt ward, u. deren wichtigste Städte Bielsk u. Drohiczyn waren; ein Theil derselben bildete bis 1844 die neue Wojwodschaft P. mit Siedlce als Hauptort.

Podol, Dorf im nördl. Böhmen, an der Iser u. der von Turnau nach Münchengrätz führenden Eisenbahn gelegen, war Schauplatz des ersten Gefechtes im Preuß.-österr. Kriege (26. Juni 1866), welches den Preußen das Dorf u. mit diesem die Iserlinie in die Hände gab.

Podolien od. Kamenez, westruss. Gouvernement, 763 □M. mit 1,946,761 E. (1871); wird durch den Dnjestr im S. von Bessarabien geschieden u. grenzt im W. an Galizien, im N. an Wolhynien, im O. an Kiew u. im SO. an Cherson. Das Land ist ein zum südruss. Landrücken gehöriges hügeliges Plateau, welches von den tiefen Thälern des Dnjestr, Bug u. ihrer Nebenflüsse durchschnitten wird. Das milde Klima, welches auch die Kultur von Wein, Melonen u. Maulbeerbäumen gestattet, u. der fruchtbare, gut bewässerte Boden gewähren reiche Ernten an Obst u. Getreide der verschiedensten Arten; die üppigen Weiden befördern die Viehzucht u. in den Wäldern wird eine ausgedehnte Bienenzucht getrieben. Getreide u. Vieh, bes. Ochsen, sind die Hauptausfuhrartikel. Den wichtigsten Zweig der Industrie bildet die Rübenzuckerfabrikation. Der Handel liegt meist in den Händen der Juden, deren P. 195,000 zählt. Der größte Theil der Bevölkerung besteht aus Rußniaken u. Kleinrussen, der Adel ist meist polnisch, der Beamtenstand großrussisch; außerdem giebt es als Kolonisten Rumänier, Deutsche u. Armenier u. endlich zahlreiche Zigeuner. P., das 1793 u. 1795 dem Russ. Reiche einverleibt worden ist, zerfällt in 12 Kreise u. hat zur Hauptstadt Kamenez-Podolski (s. d.).

Poe (spr. Pu), Edgar Allan, amerikan. Dichter, geb. 1811 zu Baltimore; war durch den frühzeitigen Tod seiner Eltern eine gänzlich unbemittelte Waise geworden, zeichnete sich aber in der Schule durch Talent u. Fleiß aus. Leider wurden diese guten Eigenschaften durch Rauflust u. Neigung zu unregelmäßigem Lebenswandel verdunkelt,



Nr. 4497. Theophil v. Podbielski (geb. 17. Okt. 1814).

so daß er bald das Gymnasium verlassen mußte, u. da auch sein Vormund nichts von ihm wissen wollte, faßte er den abenteuerlichen Entschluß, nach Griechenland zu gehen u. dort gegen die Türken zu kämpfen. Er kam aber nur bis Petersburg, wo er durch Vermittelung des amerikan. Gesandten in seine Heimat geschickt, von seinem Vormund wieder aufgenommen u. 1829 Zögling der Militärschule von Westpoint wurde. Sein erstes Werk war ein satirisches Pamphlet „Al Harun, Tamerlan" (Baltimore 1829). Im J. 1833 gewann er durch eine Erzählung „A manuscript found in a bottle" den für die beste Erzählung ausgeschriebenen Preis. 1838 schrieb er seine erste größere Erzählung „Arthur Gordon Pym" u. trat in folgendem Jahre als Mitarbeiter in Burton's „Gentlemans Magazine", redigirte 1840—42 „Graham's Magazine" u. gab seine gesammelten Erzählungen heraus. Bald darauf gewann er abermals einen Preis mit seiner interessanten Novelle „The gold bug". Seine berühmtesten Schriften sind: „The descent in the Maelstrom", „A premature burial", „The murders of the rue Morgue" u. die Fortsetzung dess. „The mystery of Maria Roget", vor Allem aber das vortreffliche Gedicht „The Raven" (New-York 1845; deutsch von Strodtmann in dessen „Lieder- u. Balladenbuch amerikan. u. engl. Dichter der Gegenwart", Hamb. 1862), in welchem er als der eigentliche Romantiker unter den angloamerikan. Dichtern erscheint. 1845 übernahm er auch das Journal „The Mirror", das aber bald wieder einging. Um diese Zeit verlor er seine Gattin, eine zweite Heirath zerschlug sich u. eine andere Bekanntschaft löste der Tod, den er sich durch unordentlichen Lebenswandel u. Trunksucht zuzog. Er starb 7. Okt. 1849 im Baltimore-Hospital. Seine gesammelten Werke sind von Verschiedenen herausgegeben, am besten von Griswold, Willis u. Lowell (4 Bde., New-York 1856).

Poesie (vom griech. ποίησις) bedeutet eigentlich das „Machen, Hervorbringen", insbes. das künstlerische Schaffen u. Hervorbringen. Schon die alten Römer brauchten jedoch das Wort in unserem Sinne von der Dichtkunst (vgl. poëta, der Dichter ꝛc.). Die P. gehört zu den sog. schönen Künsten, u. zwar steht sie als eine der redenden Künste den sog. bildenden Künsten (Baukunst, Bildhauerei, Malerei) gegenüber. Sie zerfällt in die drei Hauptgattungen der epischen, lyrischen u. dramatischen P. (s. „Epos", „Lyrik" u. „Drama"). Außerdem unterscheidet man Kunstpoesie, d. h. Dichtungen, die mit bewußter Anwendung der Kunstregeln geschaffen sind, u. Volkspoesie, d. h. Erzeugnisse des dichterischen Triebes, wie er unbewußt allen Völkern innewohnt. Auch eine Rede ohne Reime u. bestimmte Versmaße kann eine poetische heißen, denn Reim u. Versmaße sind nicht nothwendige Erfordernisse der P. Wohl aber eignet der echten P. ein höherer Schwung des Stils, die Vorliebe für Bilder u. Vergleiche u. eine gewisse Rücksicht auf den Wohlklang (der sog. Rhythmus). Den Gegensatz der P. als der „gebundenen" Rede bildet die „ungebundene" od. Prosa (s. d.). Die Lehre von den Regeln der P. (Darstellung der Dichtungsgattungen, Versmaße ꝛc.) heißt Poetik.

Poet, s. v. w. Dichter.

Poggendorff, Johann Christian, hochverdienter Physiker u. Chemiker, geb. zu Hamburg 29. Dez. 1796; widmete sich seit 1812 der Pharmazie, studirte seit 1820 in Berlin Physik u. Chemie, blieb seitdem rein wissenschaftlich thätig u. wurde 1834 außerord. Prof. an der Berliner Hochschule; 1838 nahm ihn die Akademie der Wissenschaften unter ihre Mitglieder auf. Seine erste Abhandlung veröffentlichte er 1821 in der „Isis": „Ueber den Magnetismus der Volta'schen Säule; darin entwickelte er zuerst die Prinzipien des Multiplikators u. seiner Anwendung. 1824 übernahm P. an Stelle Gilbert's die Redaktion der „Annalen der Physik u. Chemie", von denen bis mit 1876 unter P.'s Namen 159 Bde., bez. der 76. bis 235. Band der ganzen Folge nebst 7 Ergänzungsbänden erschienen sind. P.'s „Lebenslinien zur Geschichte der exakten Wissenschaften"



Nr. 4498. Johann Christian Poggendorff (geb. 29. Dez. 1796).

(Berl. 1853) wurden der Vorläufer zu seinem rühmlichst bekannten „Biographisch-literarischen Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften" (2 Bde., Lpz. 1858 ff.). Außerdem verband er sich mit Liebig (s. d.) zur Herausgabe eines „Handwörterbuchs der Chemie", nahm aber nur am 1. Bde. desselben Theil. In den „Annalen" hat P. auch die Resultate zahlreicher, von ihm selbst angestellter physikalischer Untersuchungen niedergelegt.

Pogodin, Michail Petrowitsch, russ. Historiker, geb. zu Moskau 11. Nov. 1800; studirte das., ward 1828 Adjunktprofessor, 1833 Professor der allgemeinen u. 1835 der russ. Geschichte, zog sich aber bald von seinem Lehramt zurück u. unternahm, um Geschichtsstudien zu machen, mehrere Reisen im In- u. Auslande. Nach Moskau zurückgekehrt, wurde er 1841 Mitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaften. Er starb in seiner Vaterstadt 20. Dez. 1875. Zu seinen in russ. Sprache verfaßten Werken gehören insbes.: „Ueber den Ursprung der Russen" (Mosk. 1825); „Historische Aphorismen" (ebd. 1836); „Ueber die Nestor'sche Chronik" (ebd. 1836); „Untersuchungen, Erläuterungen u. Vorlesungen" (über die russ. Geschichte, 7 Bde., ebd. 1846—54); „Ueber die histor. Grundlagen des Leibeigenschaftssystems" (ebd. 1838); „Die normannische Periode der russ. Geschichte" (ebd. 1859); „Ueber den Prozeß des Zarewitsch Alexis" (ebd. 1860) ꝛc. Auch schrieb P. Novellen u. Tragödien u. übersetzte Mehreres aus dem Deutschen ins Russische.

Poil (franz., spr. Poāl), das Haar an wollenen u. seidenen Zeugen, wodurch der Strich hervorgebracht wird. P. de chèvre (spr. d'Schäwer), ein Zeug, in welchem die Kette aus Baumwolle, der Einschlag aus langer Kammwolle besteht. P. de laine (spr. d'Lähn), wörtlich „Haar von Wolle", ist der Name für feine Straußfedern.

Point (franz., spr. Poäng, vom lat. punctum), d. i. Punkt, Stich, Stoß; im Kartenspiel: Stich; beim Würfeln: Auge; auch: nichts, daher à point (beim Billardspiel), zu nichts u. s. w.

Point de Galle (franz., spr. Poäng de Gall'), gewöhnlich nur Galle (ind. galla, s. v. w. Fels) genannt, zweitgrößte Stadt u. wichtigster Hafenplatz der indobrit. Insel Ceylon mit 47,954 E. (1871); liegt auf einem Vorgebirge der südwestl. Küste u. besteht aus dem Stadttheil der Weißen, welcher sich um die Citadelle gruppirt, u. den gartenreichen Quartieren der Eingeborenen. Das Klima ist weit gesünder als in Colombo u. Trincomale, u. der Hafen, wenn auch klein u. für den Schiffsverkehr nicht ausreichend, doch sicher u. zu jeder Jahreszeit zugänglich. Die kommerzielle Bedeutung von P. d. G. liegt darin, daß alle Dampfer, welche von Europa mit Ostindien, den Inseln des Malayischen Archipels, China u. Australien Verkehr unterhalten, hier anlegen. Die Hauptausfuhrartikel sind Kaffee, Zimmt, Chinarinde u. Arak. P. wurde 1518 von den Portugiesen gegründet.

Pointe (franz., spr. Poängt), Spitze, Stachel, Schärfe; witziger Gedanke am Schluß eines Epigramms od einer Anekdote.

Pointe à Pitre (spr. Poängt'-a-Pihtr), Hafenstadt auf der französischen Insel Guadeloupe mit 15,271 E. (1871); liegt auf sumpfigem Grunde, aber an einem guten Hafen, u. treibt beträchtlichen Handel. Die Stadt, welche durch zwei Forts vertheidigt ist, wurde 1843 durch ein Erdbeben fast vollständig zerstört.

Pointeur (franz., spr. Poängtöhr), beim Pharaospiel der Spieler im Gegensatz zum Bankhalter; bei der Artillerie heißt P. der die Kanone richtende Soldat bez. Unteroffizier. Pointiren, beim Pharaospiel eine od. mehrere Karten mit Geld besetzen.

Points, s. „Spitzen".

Poitiers (spr. Poatjeh), Hauptstadt des franz. Departements Vienne u. der ehemaligen Provinz Poitou mit 28,247 E. (1872); liegt am Clain, der sich hier mit der Boivre vereinigt, theils in den Thälern dieser beiden Flüsse, theils auf der zwischen ihnen sich hinziehenden Hochebene, ist Station des Chemin de fer d'Orléans (Paris-Bordeaux) u. außerdem mit Saumur, Niort u. Limoges durch Eisenbahnen verbunden. Die Stadt ist schlecht gebaut, hat steile, krumme Straßen sowie noch ihre mittelalterlichen, von Thürmen flankirten Ringmauern. Viele von den alterthümlichen Kirchen sind kunsthistorisch merkwürdig, so nam. St. Jean mit einem uralten Baptisterium, die goth. Kathedrale St. Pierre mit dem Grabmale Richard Löwenherz' u. die roman. Notre Dame la Grande. P. ist Sitz eines Suffraganbischofs, eines Appellhofes, eines Assisengerichtes, eines Tribunals erster Instanz u. einer Universitätsakademie; die 1431 hier begründete Universität ging in der Revolutionszeit ein. Die Bevölkerung unterhält Fabriken von Tuch, wollenen u. baumwollenen Decken, Stärke, Essig, Branntwein, Porzellan, Fayence, Töpferwaaren, Baumwoll-, Seiden- u. Wollspinnereien, Walkmühlen, Bierbrauereien u. Gerbereien u. treibt bedeutenden Handel mit Käse, Gänsebälgen, Getreide, Kleesamen, Kastanien, Wein, Branntwein ꝛc. — P., das alte Lemonum der Piktaver, war schon vor der Eroberung Galliens durch die Römer ein bedeutsamer Ort, was nam. die in der Umgegend häufigen Dolmen beweisen. Zwischen Tours u. P. wurden 13. Okt. 732 die Araber durch Karl Martell u. südöstl. von P. bei Beauvoir 19. Sept. 1356 die Franzosen von den Engländern geschlagen. Im Mittelalter war P. häufiger Schauplatz von Konzilen u. in den Hugenottenkriegen eine starke Burg der Reformirten.

Poitou (spr. Poatuh), eine ehemalige franz. Provinz mit der Hauptstadt Poitiers (s. d.); umfaßte mit 407 □M. die jetzigen Departements Vienne, Deux-Sèvres, Vendée u. Theile von Charente-Inférieure, Charente, Haute-Vienne, Indre-Loire u. Maine-Loire. Der Name stammt von ihrer gallischen Urbevölkerung, den Piktavern od. Piktonen.

bis zur Zeit Pipin's zu Aquitanien gehörig, wurde es von diesem mit der Krone vereinigt; seit Karl d. Gr. hatte das Land eigene Grafen, welche sich später als Herzöge von Aquitanien bezeichneten. Durch Eleonore von P. kam dieses an König Ludwig VII. von Frankreich, ihren ersten, u. Heinrich Plantagenet, ihren zweiten Gemahl, u. wurde so engl. Besitzung. Heinrich III. von England trat es 1259 an Frankreich ab. Oefter zur Apanage an königl. Prinzen vergeben, ward P. erst im J. 1436 für immer mit der franz. Krone vereinigt.

Pokal (franz. u. span. bocal, ital. boccale, mittellat. baucalis vom griech. βαύκαλις, welches ein Gefäß zum Abkühlen des Weines u. Wassers bezeichnet), ein großes, künstlerisch ausgestattetes u. oft sehr kostbares Trinkgefäß, aus dem bei Versammlungen od. Festlichkeiten von den Theilnehmern der Reihe nach der Wein getrunken wurde, wozu auch die altdeutschen sog. „Willkomme" gehörten, in welchen geehrten Gästen od. Fremden ein Trunk zur Begrüßung entgegengebracht wurde. In der Regel haben diese Gefäße eine kelchartige Form, doch wurden sie auch als kannenartige Humpen, bisweilen in absonderlicher Gestalt von Tonnen, Schiffen, Kanonen, Thieren u. dgl. ausgeführt.

Pökeln, das, ist diejenige Art der Konservirung von Fleischwaren, welche auf der Anwendung von Salzen beruht, demnach gleichbedeutend ist mit Einsalzen. Man benutzt hierzu das Chlornatrium (Kochsalz, Steinsalz, Seesalz), sehr häufig unter Zusatz von etwas Salpeter. Namentlich werden Schweinefleisch, Schinken, Speckseiten, Rindsfleisch, Rindszungen sowie die verschiedensten Fische eingepökelt. Obgleich durch das P. das Fleisch gut konservirt wird, so erleidet es doch eine nicht unbedeutende Einbuße an Nahrungswerth, da eine große Menge Bestandtheile des Fleischsaftes von der Salzlauge ausgezogen werden; aus diesem Grunde ist auch gepökeltes Fleisch schwerer verdaulich als frisches. Sehr häufig wird das Fleisch nach dem P. noch einer Räucherung unterworfen.

Pöklinge, s. „Heringe".

Pol (vom griech. πόλος, etwa s. v. a. Mittelpunkt der Umdrehung) wurde zunächst bei den alten Griechen derjenige Punkt am nördl. Himmel genannt, welcher bei der scheinbaren täglichen Umdrehung des Himmelsgewölbes in Ruhe blieb, u. dann auch ein zweiter ihm entsprechender, diametral entgegengesetzter, bei uns aber unsichtbarer ruhender Punkt am südl. Himmel. Der eine hieß Nord-, der andere Südpol. Weiterhin erhielten diese Namen auch die beiden Punkte der Erdoberfläche, an welchen die zwischen den Himmelspolen gedachte Achse durch die Erde hindurchgeht (Abb. s. unter „Erde"). Da diese Punkte sowol am Himmelsgewölbe als auch an der Erdkugel einander diametral gegenüberliegen, so nennt man überhaupt solche entgegengesetzt liegende Punkte, wie z. B. die beiden Endpunkte der Magnetnadel, od. die Enden der nicht geschlossenen galvanischen Säule 2c. P.e, u. weil solche Punkte oft ganz entgegengesetzte Eigenschaften zeigen, so bezeichnet man demgemäß solche Erscheinungen, bei denen derartige entgegengesetzte Eigenschaften zu Tage treten, mit „polar" u. die Gesammtheit solcher Erscheinungen selbst mit „Polarität" (Polarität der Magnete 2c.).

Pola, der bedeutendste Kriegshafen Oesterreichs in der Markgrafschaft Istrien; liegt 15 M. im SSO. von Triest an einer herrlichen Bucht des Adriatischen Meeres, welche die größte Flotte aufnehmen kann u. durch eine Citadelle, Forts u. Strandbatterien geschützt ist. Die Bevölkerung, welche 1869 mit Militär 16,473 E zählte, beschäftigt sich vorzugsweise mit Fischerei. In der röm. Kaiserzeit war P. als Pietas Julia u. Respublica Polensis einer der wichtigsten Seeplätze des Reiches, an deren Bedeutung außer zahlreichen kleineren Alterthümern noch die beiden ziemlich wohlerhaltenen, einander gleichen röm. Tempel, die Porta Gemina, Erculea u. Aurea u. namentlich das großartige Amphitheater erinnern, welches, 150 n. Chr. erbaut, gegen 15,000 Menschen hat fassen können. Die aus dem 9. Jahrh. stammende Kathedrale enthält viele Alterthümer. Werthvolle Antiquitäten werden noch immer ausgegraben. In dem Parke San Policarpo steht seit 29. Okt. 1876 ein Denkmal des Erzherzogs Max (Kaisers von Mexiko).

Polarfuchs, s. „Fuchs".

Polarisation nennt man in der Physik alle Einwirkungen, infolge deren eine Polarität (s. „Pol"), ein Gegensatz in den Kräfteerscheinungen, hervorgebracht wird; so unterscheidet man nam. eine P. des Lichtes u. eine galvanische P. 1. P. des Lichtes. Huyghens (s. d.) hatte bereits bemerkt, daß die beiden bei der Doppelbrechung (s. d.) auftretenden Strahlen einen gewissen Gegensatz in ihrem Verhalten nach rechts u. links zeigten, indessen verstand er die Erscheinung noch nicht zu deuten. Später (1808) fand der Franzose Malus, daß ein von einer Glasplatte, z. B. einer gewöhnlichen Fensterscheibe, unter einem Winkel von $35\frac{1}{2}$ Grad reflektirtes Lichtbündel sich ganz anders verhält als vor seiner Spiegelung; daß die Strahlen nämlich, wenn sie zum zweiten Male unter demselben Winkel auf eine Glasplatte fallen, von dieser unter Umständen entweder ganz od. nur zum Theil od. auch gar nicht reflektirt werden, je nachdem nämlich ihre durch die Lothe gelegten Spiegelungsebenen entweder parallel sind oder sich schiefwinklig, beziehentlich rechtwinklig, durchkreuzen. Malus wies nach, daß dieses Verhalten ein Beweis dafür ist, daß die Schwingungen der Aetherheilchen in einem solchen Lichtstrahle nicht in allen beliebigen, auf der Richtung des Strahles senkrechten Richtungen stattfinden, sondern nur in einer, u. zwar in der auf der Reflexionsebene senkrechten. Er zeigte ferner, daß ein durch die Glasplatte hindurchgegangener Strahl senkrecht zur Richtung des gespiegelten schwingen müsse, u. daß ähnlich wie hier durch die gewöhnliche Spiegelung u. Brechung so auch durch die Doppelbrechung stets zwei Strahlen sich bilden, deren Schwingungsebenen senkrecht auf einander stehen. Er nannte solche mit dieser Seitlichkeit behafteten Lichtstrahlen „polarisirte" u. die ganze Erscheinung „P. des Lichtes". Um ihre Erscheinungen darzustellen, bedient man sich der Polarisationsapparate. Am einfachsten (Nörremberg'scher Polarisationsapparat) verbindet man zwei unbelegte, auf der Rückseite geschwärzte Glasspiegel in entsprechender Winkelstellung zu einander an einem Gestell. Anstatt der geschwärzten Spiegel wendet man auch solche aus geschliffenen Obsidianplatten an. Der eine Spiegel heißt der Polarisator, der andere, der um die Verbindungsachse drehbar ist, der Analysator. Man kann auch den einen der beiden Spiegel od. beide durch Platten od. Prismen aus doppeltbrechenden Krystallen ersetzen, z. B. durch Turmalinplatten od. die sog. Nicol'schen Prismen (s. d.). Außer dieser von Malus entdeckten sog. geradlinigen od. „linearen" P. des Lichtes wurde bald nachher von Arago im Bergkrystall u. von Biot in gewissen Flüssigkeiten (Terpentinöl, Lösungen von Zucker, Dextrin, Weinsäure 2c.) eine andere Abänderung der Schwingungsweise des Lichtes entdeckt, die sog. „cirkulare" P., bei welcher die Aetherheilchen nicht wie bei der linearen geradlinig in derselben Ebene schwingen, sondern in kleinen, auf der Strahlrichtung senkrechten Kreisbahnen. Die hierbei auftretenden Farbenerscheinungen ändern sich mit der Dicke der Bergkrystallschicht od. der Konzentration der Lösungen. Dadurch hat die cirkulare P. für die Praxis in den Zuckerfabriken 2c. große Wichtigkeit erlangt, da nach Angabe Biot's von Soleil u. A. Sacharometer konstruirt wurden, mit welchen durch Hülfe der Cirkularpolarisation der Zuckergehalt einer Lösung schnell u. sicher ermittelt werden kann. 2. Galvanische P. nennt man eine eigenthümliche Modifikation der den galvanischen Strom in eine Flüssigkeit leitenden Poldrähte od. Polplatten. Schon nach kurzer Dauer des Stromes nämlich erhalten dieselben einen dünnen Ueberzug der elektrochemischen Zersetzungsprodukte des flüssigen Leiters, wodurch ihnen eine der ursprünglichen entgegengesetzte Polarität ertheilt u. eine Schwächung des Stromes hervorgebracht wird. Bei konstanten Batterien muß diese P. vermieden werden.

Polarkreis heißt die mit dem Aequator parallel laufende Linie der Erd- od. Himmelskugel, welche vom Pole um das Maß der Schiefe der Ekliptik, 23° 30′, u. demnach vom Aequator 66° 30′ absteht. Man unterscheidet einen nördl. u. südl. P.

Polarländer, s. „Arktische Länder".

Polarlicht nennt man ein Lichtphänomen in der Atmosphäre über den beiden Polen der Erdkugel, u. zwar heißt dasselbe Nordlicht od. Nordschein, wenn es über dem Nordpole, Südlicht od. Australschein, wenn es über dem Südpole beobachtet wird. Südlichter sind im Allgemeinen seltener beobachtet worden, doch ist sicher mit jedem Nordlichte auch gleichzeitig ein Südlicht verbunden. Die Erscheinung des Nordlichtes ist wol am treffendsten von A. v. Humboldt in seinem „Kosmos" geschildert. Die wesentlichen Züge dieser Schilderung sind die folgenden: „Tief am Horizont in der Nähe des magnetischen Meridians schwärzt sich der Himmel. Eine dicke Nebelwand erhebt sich bis zu 10 Grad. Zwischen dem dunklen, ins Violette übergehenden Segment, in welchem die Sterne sichtbar sind, u. dem rauchgrauen Segment bildet sich ein erst weißer, dann gelber hellleuchtender Lichtbogen, der immer aufwallend u. schwankend oft stundenlang steht, bis endlich Strahlenbündel aus ihm bis zum Zenith emporschießen, deren Farben vom Violetten u. bläulich Weißen bis ins Grüne u. Purpurrothe sich abstufen. Um den Punkt des Himmelsgewölbes, welcher der Richtung der Neigungsnadel entspricht, scharen sich endlich die Strahlen zusammen u. bilden die im milden Glanze ohne Wallung leuchtende „Krone" des Nordlichtes. Von da werden die Strahlen seltener, die Krone u. der Lichtbogen brechen auf u. man sieht bald nur blasse, grau-leuchtende, am Himmel zerstreute Flecke, die endlich ganz verschwinden. Zuletzt verschwindet auch das dunkle Segment." Der Verlauf der Südlichter ist nach der Schilderung von Cook, Forster, Roß u. A. ein ähnlicher, nur scheinen in ihnen viel weiße, ungefärbte Strahlen zu sein. Große Nordlichter werden auch über die Polargegend hinaus bis nach Deutschland, ja bis nach Rom beobachtet. Die Höhe der Nordlichter hat man aus ihrer Parallaxe zu

berechnen versucht, doch schwanken die Ergebnisse zwischen 1 bis 26 M. Ein knisterndes od. sausendes Geräusch, welches manche Beobachter beim Nordlicht wollen gehört haben, beruht wol auf Täuschung. In den Polargegenden sind Nächte ohne Nordlicht eine Ausnahme (Abb. s. Taf. XV, Nr. 1), bei uns kommen etwa 10 Nordlichter auf das Jahr. Wichtig ist die Beziehung des Nordlichtes u. des P.es überhaupt zum Magnetismus. Halley sprach es 1702 zuerst aus, daß es ein magnetisches Phänomen sei. Seine Lage entspricht immer der Richtung der Deklinations- u. Inklinationsnadel. Celsius u. Hiorter fanden 1740, daß die Magnetnadel bei Nordlichtern in Schwankung geräth. Bei starken Nordlichtern können diese Störungen bis zu 5 Grad betragen; bekannt ist ferner der störende Einfluß der Nordlichter auf die elektromagnetischen Telegraphen, so daß es wol in keiner Weise mehr zweifelhaft sein kann, daß das P. eine Störung im Zustande des Erdmagnetismus anzeigt, die sich unter Lichtentladung an den Polen ausgleicht, ein „magnetisches Ungewitter", wie es Humboldt nennt, nicht aber, wie Einige meinen, ein Spiegelungs- od. Phosphorescenzphänomen.

Polarmeere od. Eismeere heißen die beiden den Nord- u. Südpol umgebenden Ozeane, die zum größten Theil noch unerforscht sind. Das Nördl. Polarmeer od. der Arktische Ozean wird von den nördl. Landmassen Asien's, Europa's u. Amerika's (mit Grönland) fast vollständig umschlossen u. steht mit dem Atlantischen Ozean durch die Baffinsbai u. Davisstraße im Westen Grönlands, durch die Dänische Straße zwischen Grönland u. Island u. durch die breite, zwischen letzterer Insel u. Norwegen sich ausdehnende Meeresstraße, mit dem Stillen Ozean aber durch die Beringsstraße in Verbindung u. umschließt den Arktischen Archipel von Nordamerika, den größten Theil von Grönland, Jan Mayen, den Archipel von Spitzbergen, das neuentdeckte Franz-Josefs-Land, Nowaja-Semlja, die neusibirischen Inseln, Wrangelland u. wahrscheinlich noch andere unentdeckte Inselgruppen u. Landmassen (s. „Arktische Länder"). Das Südl. Polarmeer od. der Antarktische Ozean (s. d.) geht dagegen in breiten, unbegrenzten Wassermassen in den Atlantischen, Indischen u. Stillen Ozean über; seine Landgebiete sind noch weit weniger erforscht als diejenigen des Nördl. Eismeeres.

Polarstern heißt ein Stern zweiter Größe am Schwanze des Sternbildes des Kleinen Bären (s. „Bär"). Derselbe steht nur um 1° 21′ von dem Nordpol des Himmels entfernt. Man findet ihn leicht, wenn man die Verbindungslinie der beiden hintersten, helleren Sterne des Großen Bären nach oben hin verlängert; sie trifft dann auf den P., der scheinbar etwa 4½mal weiter von dem obersten entfernt ist, als jene von einander.

Polder auch Kooge, heißen in Holland u. an der friesischen Küste die durch Kanäle u. Wasserhebungsmaschinen (Poldermühlen) entwässerten u. dadurch in fruchtbares Land umgewandelten Niederungen, welche durch Dämme (Deiche) gegen den Einbruch der Nordsee geschützt werden.

Polemik (vom griech. πόλεμος, „Krieg") heißt das angriffsweise Vorgehen gegen die Meinungen Anderer, bes. auf literarischem Gebiete (z. B. in dem Ausdruck „Zeitungspolemik"). In engerem Sinne braucht man P. von einer theologischen Sonderwissenschaft, die auch Elenchtik, d. h. Ueberführung des Irrthums, genannt wird. Dieselbe sucht im Dienste des Christenthums überhaupt od. besond. Konfessionen desselben die Irrthümer des Gegners darzuthun. Gewöhnlich aber faßt man P. im engsten Sinne von der Streittheologie der Katholiken gegen die Protestanten u. umgekehrt. Dieselbe stand bis zur Mitte des 18. Jahrh. im Vordergrunde der Theologie überhaupt u. wurde meist als Theil der Dogmatik behandelt im Gegensatz zur Apologetik, d. h. der Vertheidigung der Kirchenlehre. Erst in neuester Zeit hat die P. eine wahrhaft wissenschaftliche Behandlung erfahren in Hase's „Handbuch der protestantischen P. gegen die Römisch-katholische Kirche" (Lpz. 1862, 3. Aufl. 1871).

Polen, bis 19. Jan. 1874 ein in der Verwaltung gesonderter Theil des Russ. Reiches, seitdem aber als Generalgouvernement Warschau den übrigen Provinzen dieses Reiches gleichgestellt; umfaßt 2220 □M. mit 5,705,607 E. (1867) u. besteht aus den Gouvernements Warschau, Piótrkow, Kalisch, Kjeletz, Plock, Suwalki, Radom, Lublin, Lomscha u. Siedletz. Der Nationalität nach setzt sich die Bevölkerung aus Polen (76,7%), Russen (8%), Lithauern, Deutschen u. Juden zusammen; der Konfession nach stehen 4,326,473 Röm.-Katholiken, 331,223 Luth.-Evangelische, 229,260 Griech.-Unirte, 783,079 Juden, 29,932 Rechtgläubige, 4552 Filiponen, 606 Mohammedaner u. 472 Heiden zusammen. Die Protestanten, meist Deutsche, wohnen nam. im Gouvernement Warschau, wo sie 11,8% der Bevölkerung bilden. Das russ. Regiment hat gerade in den Jahren nach dem Aufstande von 1863 durch Zwangsmaßregeln Tausende von Röm.-Katholiken zum griech.-kathol. Glauben zu bekehren gewußt. Die Nation der Polen zählt (nach Brachelli) 9,700,000 Seelen; hiervon kommen 4,772,000 auf Rußland, wo sie außerhalb des Generalgouvernements Warschau bes. stark noch in den Gouvernements Podolien, Grodno, Wolhynien u. Wilna, in geringerer Anzahl in Witebsk, Mohilew, Minsk, Kowno u. Kiew vertreten sind, 2,463,000 auf Oesterreich, wo sie die westl. Hälfte von Galizien, die an dieses Land grenzenden Bezirke von Schlesien („Wasserpolaken") u. einzelne Gegenden in der Bukowina einnehmen, u. 2,432,000 auf Preußen, wo sie in geschlossenen Massen in den Provinzen Schlesien, Posen u. Preußen sitzen. Von der Natur reich begabt, tapfer, patriotisch u. freiheitliebend, hat dieses Volk doch nur eine geringe Kultur entwickelt u. in dieser mehr von den Franzosen u. Deutschen empfangen, als selbst geschaffen. Die Macht der Geistlichkeit ist auch in den höheren Ständen sehr bedeutend u. die Volksbildung so gering, daß ⅘ von der Gesammtbevölkerung weder lesen noch schreiben können. Die Zahl der Städte (453) ist auffallend groß, Hunderte von ihnen sind aber nur mit Stadtrecht versehene Dörfer; in den größeren Städten indeß ist der gebildete u. wohlhabende Bürgerstand aber mehr deutsch u. jüdisch als polnisch, u. auf dem Lande trennt immer noch eine tiefe soziale Kluft den meist armen Bauer von dem Edelmanne. Auch in der Industrie u. im Handel spielen die Deutschen u. Juden durch Intelligenz, Kapital u. namentlich durch Fleiß eine weit hervorragendere Rolle als die Polen (vgl. auch „Rußland").

Geschichte. Die Bewohner der großen Ebene zwischen den Karpathen, dem Baltischen u. Schwarzen Meere werden von den ältesten Berichterstattern im 6. Jahrh. (Jornandes, Prokopius) Wenden, Slaven u. Esthen genannt. Während die ersteren ihre Wohnsitze nach Westen bis zur Elbe ausdehnten, die letzteren nach dem Finnischen Meerbusen verdrängt wurden, die slavischen Stämme der Tschechen u. Morawen um 623 n. Chr. Böhmen u. Mähren in Besitz nahmen, blieb das Land zwischen diesen u. den Russen von den slavischen Lechen, Lechiten od. Ljächen u. dem preuß.-lithauischen Volke besetzt. Nestor (s. d.) nennt als lechische Stämme die Polen, Lutizer, Masovier u. Pommern. Mit dem Urenkel des Bauernkönigs Piast (s. d.), mit Miesko od. Mieczyslaw I. (s. d.) beginnt die Geschichte P.s. Sein tapferer Sohn Boleslaw Chrobry (992—1025) riß Danzig u. Krakau an sich, drang bis zur Donau vor u. erlangte im J. 1000 die Lostrennung der polnischen Kirche von Magdeburg u. die Errichtung eines eigenen Erzbisthums in Gnesen mit den Suffraganbisthümern von Salzcholberg (Colberg), Krakau u. Breslau. 1002 eroberte er die Lausitz u. Meißen, benutzte 1003 einen Thronstreit, um sich Böhmens zu bemächtigen, mußte zwar 1005 im Frieden von Posen die Eroberungen herausgeben, aber nach langen Kämpfen behielt er schließlich doch durch den Frieden von Bautzen 1018 die Lausitz in seiner Gewalt. Wie er zuerst dem Vordringen der Deutschen nach Osten ein Ziel setzte, so hinderte er auch den Russen Wladimir († 1015) u. dessen Sohn Jaroslaw, ihre Herrschaft nach Westen über den Dniepr auszudehnen. 1025 ließ er sich zum Könige krönen u. starb bald darauf am 17. Juni. Sein Sohn Mieczyslaw II. (1025—34) verlor die Königswürde u. die Lausitz. Nach seinem Tode wurde P. der Schauplatz wilder Anarchie. Der Adel (die Szlachta) u. die Knechte (Kmeten), Christenthum u. Heidenthum wütheten gegen einander, die Russen drangen erobernd bis Masovien vor, der böhmische Herzog Bretislaw entführte 1039 die Gebeine des heil. Adalbert von Gnesen nach Prag. Da gelang es endlich dem vertriebenen Sohne Mieczyslaw's II., Kasimir I. (1041—58), mit Hülfe Kaiser Heinrich's III. das Reich wieder zu gewinnen, die abtrünnigen Masovier zu unterwerfen u. die Pommern zu besiegen; selbst Breslau u. einen Theil Schlesiens gab Bretislaw 1054 für einen Tribut an P. zurück. Kasimir's Sohn Boleslaw II. (1058—79) machte seinen Schwager Bela zum Könige von Ungarn, vertrieb die letzten Böhmen aus Schlesien, machte die Preußen zinspflichtig, siegte über die Russen u. setzte sich 1076 die Königskrone auf. Als er jedoch 1079 den Bischof Stanislaw von Krakau mit eigener Hand in der Kirche erschlug, wurde er durch den Adel vertrieben u. starb 1081 in Ungarn. Sein Bruder Wladislaw I. (1079—1102), der sich wieder Herzog nannte, lebte mit der Geistlichkeit, dem Adel u. den Nachbarn in Frieden. Desto kriegerischer war die Regierung seines Sohnes Boleslaw III. Krzywonsty (Krummmaul). Den Kaiser Heinrich V. zwang er zum Frieden von Bamberg 1110, den östlichen Theil Pommerns bis in die Nähe der Oder machte er zinspflichtig u. dehnte 1121 seine Herrschaft über die ganze pommersche Küste aus, für welche er 1133 dem Kaiser Lothar den Lehnseid leistete. Nachdem er sein Reich der alten Sitte gemäß unter seine 4 Söhne getheilt, aber zugleich verordnet hatte, daß stets der älteste Sohn als „Großherzog" von Krakau aus die Oberherrschaft führen sollte, starb er 1139. Jenes Senioratsgesetz bewährte sich schlecht. Wladislaw II. von Krakau (1139 bis 1146) erlaubte sich Uebergriffe in die Rechte der jüngeren Brüder, wurde in den Bann gethan u. zur Flucht nach Ungarn u. Deutschland genöthigt. Erst nach seinem Tode erhielten seine Söhne 1163 Schlesien, wo sie die Stammväter der herzoglichen Familien von Breslau, Ratibor u. Glogau wurden. Das Seniorat behauptete sein Bruder Boleslaw IV. (1146—73) u. kümmerte sich wenig um die demüthigenden Friedensbedingungen, die Friedrich I. ihm 1157 zu Krzyszkowo abgezwungen hatte.

Sein nächstjüngerer Bruder Mieczyslaw III. (s. d.) verlor das Reich an den jüngsten, Kasimir II., den Gerechten (1177—94), unter dem Pommern für immer von Polen abgetrennt, aber im Kampfe mit den Russen die Ehre der polnischen Waffen gewahrt wurde. Seinen Söhnen entriß Mieczyslaw III. die Herrschaft, ward wieder vertrieben, wieder eingesetzt u. starb 1203. Diese dynastischen Streitigkeiten hatten wesentlich dazu beigetragen, die Macht der selbstsüchtigen geistlichen u. weltlichen Großen zu stärken. Wladislaw III. (1203—1205) ward schon nach zwei Jahren verjagt, Leszek (1206—31) starb, verdrängt durch einen Neffen, in der Fremde, während sein Bruder Konrad von Masovien gegen die räuberischen Einfälle der heidnischen Preußen die Hülfe des Deutschen Ritterordens anrief, der sich nun einen selbständigen Staat im Norden von P. gründete (1226). Eine Zeit lang führten die schlesischen Herzöge die Oberherrschaft, doch zerfiel das Reich wieder, sobald die verheerenden Züge der Mongolen ein Ende erreicht hatten u. deutsche Kolonisten scharenweise sich in Schlesien niederließen (1242—76). Nur die Kirche P.s stellte sich als eine einheitliche nationale Macht dar. Durch ihren Einfluß glückte es dem Herzoge Przemyslaw, sich 1295 zum Könige von ganz P. u. Herzoge von Pommern krönen zu lassen, selbst Pomerellen mit dem Reiche zu vereinigen, aber seine Ermordung 1296 vereitelte wieder für Jahrzehnte jede Hoffnung auf Einheit u. Macht des Staates. Der 1300 auf den Thron berufene König Wenzel von Böhmen ward gleichfalls ermordet (1306). Wladislaw IV. Lokietek (1305—33), ein Enkel Konrad's v. Masovien, schon einmal (1296) erhoben u. wieder verjagt, kehrte nun zurück, wurde 1320 zum Könige gekrönt, trat im Bunde mit den heidnischen Lithauern als Vorkämpfer des Papstes gegen den Markgrafen Ludwig von Brandenburg auf (1326), wurde zurückgetrieben, sah Schlesien in die Hände Johann's von Böhmen fallen, P. von deutschen Ordensrittern verwüstet u. hinterließ sein Land zwar geeint, aber verkleinert, seinem Sohne Kasimir III., dem Großen, dem letzten männlichen Sproß des piastischen Stammes. Dieser (1333—70) schloß mit dem Orden 1343 zu Kalisz, mit Böhmen 1346 Frieden, eroberte Galizien, Volhynien u. Podolien u. arbeitete dann bis an sein Ende an der inneren Genesung seines Reiches. Durch die Thronbesteigung seines Schwestersohnes, König Ludwig's v. Ungarn (1370—82), der die Regentschaft seiner ränkesüchtigen Mutter Elisabeth überließ, gelangte der Adel zum alleinigen Besitz politischen Einflusses, den ihm die „Charte" von 1374, die erste Grundlage der Pacta conventa, zusicherte. Schlimmer noch gestaltete sich die Lage P.s, als nach dem Tode Ludwig's Thronfolgestreitigkeiten unter seinen beiden Töchtern blutige Parteikämpfe hervorriefen. Nach vierjährigem Interregnum wurde die 15jährige Hedwig durch den Willen des bestochenen Adels gezwungen, den heidnischen Großfürsten Jagiello von Lithauen zu heirathen, der sich u. seine Großen taufen ließ, seine gesammten Besitzungen, Lithauen u. Kleinrußland, mit P. vereinigte u. als Wladislaw V. od. II. (1386—1434) den Thron bestieg. Schon am Tage seiner Hochzeit gab er das „große Privileg", nach welchem alle Aemter, Lehen u. Würden nur unter dem Beirathe des Provinzialadels an Adlige desselben Landestheiles gegeben, alle Schlösser, Burgen u. Starosteien nur ihnen anvertraut werden sollten; jede Heeresfolge über die Landesgrenze hinaus versprach Wladislaw zu entschädigen u. die Gefangenen loszukaufen; jeder richterliche Einfluß sollte der Patrimonial- u. Gemeinde-Gerichtsbarkeit weichen. So wurde der Adel souverän, der gewählte König nur durch Bestechung u. Gunst mächtig. Dennoch war das Glück ihm günstig. Indem die Tataren sich mehr u. mehr nach dem Osten zurückzogen, erkannten auch Beßarabien u. die Moldau die Oberhoheit des Hofes von Krakau an. Der Deutsche Ritterorden, ein Jahrhundert hindurch der Rival P.s, verkümmerte, seitdem die Lithauer den Namen von Christen angenommen hatten u. der Papst ihm untersagte, sie weiter zu bekämpfen. Jagiello's Vetter Witold, der Fürst der Lithauer, beschwor 1401 die Union mit P., u. in der Schlacht bei Tannenberg 15. Juli 1415 wurde die letzte Blüte des Ordens vernichtet. Witold bemühte sich zwar, im Einverständniß mit Kaiser Sigismund Lithauen als eigenes Königreich von P. loszutrennen, aber inmitten der Vorbereitungen zur Krönung starb er 1430. Als 1434 auch Wladislaw starb, huldigte der zu einem „Reichstag" vermehrte „senatorische Theil des Gesammtadels" seinem neunjährigen Sohne Wladislaw III. (1434—44). Bald kam es wieder zu einer Vereinigung mit Ungarn, wo man 1439 nach dem Tode Albrecht's den jungen Polenkönig zum Herrscher gewählt hatte, allein die blutige Schlacht bei Varna gegen die Türken machte seinem Leben ein schnelles Ende. Nach dreijährigem Interregnum nahm Kasimir II. (1447—92), der Bruder des Vorigen, zögernd die Krone an, deren Machtlosigkeit ihm unwürdig erschien. Durch den Abfall der deutschen Kolonisten im Ordenslande gelang es ihm im zweiten Thorner Frieden 1466, ganz Westpreußen u. einen Theil Ostpreußens mit P. zu vereinigen, aber seine kostspieligen u. doch vergeblichen Bemühungen, die Throne seines Schwagers Wladislaw von Böhmen u. Ungarn nach dessen Tode (1457) in Besitz zu nehmen, zwangen ihn, die Hülfe des Adels häufiger als sonst in Anspruch zu nehmen u. dadurch die Macht des Senates u. der Landboten noch zu erhöhen. Unter seinen drei Söhnen Johann Albrecht (1492—1501), Alexander (1501—1506) u. Sigmund (1506—48) entwickelte sich vollkommen die polnische Adelsrepublik. Als der König 1537 ein Heer gegen die Walachen aufbot, welche die Grenzen des Landes beunruhigten, widerstand ihm die eigene Ritterschaft, u. Sigmund sah sich genöthigt, die Hülfe der Türken zu suchen. Sein Sohn Sigismund II. od. August I. (1548—72), der letzte männliche Sproß der Jagellonen, gerieth in die äußerste Gefahr, abgesetzt zu werden, als er sich ohne Befragung des Adels mit Barbara v. Radziwil vermählt hatte u. in Preußen, Lithauen u. Zator dieselbe Gesetzgebung wie in P. wollte gelten lassen. Allein seine Milde u. Gerechtigkeitsliebe wußte den Sturm zu beschwören u. seine religiöse Toleranz wie seine eigene Hinneigung zu den Lehren Calvin's beförderten die schnelle Verbreitung der Reformation in P.

Allmählich war die Hälfte des Adels den neuen Ideen zugewandt u. einigte sich auf der Synode zu Sandomir 1570 zu einem Glaubensbekenntniß, welches in unbestimmten Formeln die Lehren der drei nichtkatholischen Konfessionen vereinigte. Nach dem Tode des Königs beschloß man 1573 jene Pacta conventa, denen zufolge nie bei Lebzeiten eines Herrschers, sondern erst durch einen von dem Erzbischof Primas berufenen Reichstag, auf dem jeder Edelmann erscheinen durfte, der Nachfolger erwählt werden solle, abzuschaffen, u. gelobte durch die „Pax dissidentium", daß Alt- u. Neugläubige mit vollkommen gleichen Rechten in ewigem Frieden mit einander leben sollten. So war die Adelsrepublik mit einem Wahlkönige an der Spitze vollendet. Vergebens strebte der neugewählte Heinrich v. Anjou (1573—74) die beschworenen Privilegien zu umgehen. Vier Monate nach seiner Krönung zog er vor, nach Frankreich zu entfliehen. Schnell bemächtigte sich des erledigten Thrones der Bräutigam u. dann Gemahl von Sigismund's II. Schwester Anna, der protestantische Fürst Stephan Bathori (1574—86) von Siebenbürgen. Im Bunde mit seinem Schwager Johann Wasa von Schweden, unterstützt von den Kosaken der Ukraine, denen er Jahrgelder u. die freie Wahl ihres Hetmans bewilligte, besiegte er Iwan den Schrecklichen von Moskau in einem grausamen Kriege (1578 bis 1582) u. erlangte durch einen zehnjährigen Waffenstillstand den Besitz von Polozk u. von Livland. Als er jedoch zur Kathol. Kirche übertrat, den Kanzler Johann Zamoisk mit seiner Nichte verband, um ihm die Nachfolge zu verschaffen, den mächtigen Zborowski hinrichten ließ, dem er den Thron verdankte, die unitarischen Socinianer bedrängte, erhob sich der gekränkte Adel, um die Herstellung eines nationalen Erbkönigreiches zu verhindern. In dem wilden Kampfe, der nach des Königs plötzlichem Tode (zu Grodno 12. Dez. 1586) von den politischen u. religiösen Faktionen erhoben wurde, setzte Zamoisk die Wahl Sigismund's III. Wasa durch (1587—1632), der in Danzig die Pacta conventa unterzeichnete u. 28. Dez. 1587 zu Krakau gekrönt wurde. Zamoisk nahm Erzherzog Maximilian, den die Zborowski'sche Partei zum Könige gewählt, in Schlesien gefangen u. zwang ihn zur Entsagung. Als aber Sigismund sich anschickte, dem Katholizismus zur Herrschaft zu verhelfen u. Polen den Jesuiten zu überliefern, erhob Zamoisk Beschwerde, allein 1605 starb er u. die Adelskonföderation, welche 1607 eine Anklageakte (Rokosz) aufstellte, wußte der König zu beschwichtigen, u. wirklich leistete ihm der Adel Heeresfolge gegen das protest. Schweden, das ihm 1592 durch den Tod seines Vaters Johann zugefallen war u. sich 1604 von ihm losriß, um seinen protest. Oheim Karl IX. auf den Thron zu berufen. Aber seine Kämpfe gegen diesen wie gegen Gustav Adolf führten nur zu einem Waffenstillstand (bei Stuhm 1629) auf 6 Jahre, wie seine Bemühungen, sich selbst od. seinen Sohn zum russ. Zaren zu machen, zu einem Waffenstillstande (bei Dewulina 1617) auf 14 Jahre. Als er starb, hinterließ er Polen in Anarchie u. bedroht von Schweden u. Rußland seinem Sohne Wladislaw IV. (1632—48). Wol zwang dieser durch tapferes Vordringen bis in die Nähe von Moskau die Russen 1634 im Frieden von Palänowka, alle Eroberungen herauszugeben, wol erlangte er im Vertrage von Stuhmsdorf mit Schweden 1635 die Oberhoheit über das Herzogthum Preußen wieder, wol beschränkte er den Einfluß der Jesuiten u. hob 1634 ihre Schule zu Krakau auf; dennoch schien der Ruin des Reiches unvermeidlich, als sein Bruder Johann (II.) Kasimir (V.) den Thron erbte (1648—68). Durch die Gewaltthätigkeiten eines poln. Unterstarosten erbittert, erhoben sich 1648 die Kosaken u. stellten sich 1654 unter russ. Oberhoheit. In demselben Jahre brach Karl X. Gustav von Schweden von Pommern aus in Großpolen ein. Die Woiwoden von Posen u. Kalisz gingen zu ihm über, die Russen besetzten ganz Lithauen u. Johann Kasimir flüchtete nach Schlesien. Nun aber erwachte das Nationalgefühl: eine poln. Konföderation von Tyszowce (29. Dez. 1655) führte den Polenkönig zurück, drängte Karl Gustav bis nach Preußen, u. obwol der Schwedenkönig im Bunde mit Friedrich Wilhelm von Brandenburg

die dreitägige Schlacht bei Warschau am 18.—20. Juli 1656 gewann, blieb dieser Sieg bedeutungslos, da ein Einfall der Dänen in Schweden den siegreichen König zurückrief u. der Kurfürst von Brandenburg, nachdem er im Vertrage zu Labiau 1657 von jeder Lehnspflicht für das Herzogthum Preußen befreit war, Polen seinen Beistand gegen Schweden verhieß. Der Tod des schwed. Königs u. der Friede zu Oliva (1660) brachte zwar die Republik Polen wieder in den Besitz von Lithauen, Westpreußen u. Südlivland, auch trat ein Theil der Kosaken wieder „als dritte Nation" in den poln. Staatsverband zurück, aber das Land war verwüstet, die Großen lagen in beständiger Fehde mit einander. Nachdem Johann Kasimir nach einem unglücklichen Kriege mit Rußland durch den Frieden von Andrussow 1667 Smolensk, Tschernigow u. Severien eingebüßt hatte, legte er 16. Sept. 1668 die Krone nieder u. starb als Abt von St. Germain des Prés am 16. Dez. 1672 zu Nevers.



Nr. 4499. Polnische Nationaltrachten.

Von allen Höfen aus traten nun Bewerber auf um den machtlosen Königstitel von Polen, bis endlich der allgemeine Ruf des ärmeren Adels nach einem piastischen Herrscher unerwartet den armen, aber gebildeten Fürsten Michael Korybut (1669—73) auf den Thron erhob. Allein die Parteiungen dauerten fort, einig war man auf den Reichstagen nur im Widerstreben gegen den Willen des Königs. Die Türken, an welche sich ein Theil der Kosaken gewandt hatte, nahmen Kamieniec u. Podolien u. erzwangen einen Tribut von 22,000 Dukaten (1672). Eben eröffnete Johann Sobieski nochmals den Krieg, als der Tod des Königs das Drängen u. Markten um den erledigten Thron erneute. Alle Bewerber überlistete die Gemahlin des Großmarschalls Sobieski, u. Johann III. Sobieski (1674—96) begann 1675 mit einem Siege bei Lemberg über die Tataren, aber der Friede mit den Türken (1676) ließ doch den größten Theil Podoliens u. der Ukraine in ihren Händen. Unterworfen den Launen seiner Gemahlin Maria Kasimira, die Ludwig XIV. grollte, erklärte Sobieski sich für Leopold gegen die aufständischen Ungarn u. die Türken u. wurde so im Sept. 1683 vor Wien der Retter Oesterreichs u. der Christenheit. Dennoch verfiel auch er in den letzten Jahren seiner Regierung der unsauberen Geldgier, der seine Gemahlin fröhnte. Als er starb u. Maria selbst der Thronbesteigung ihres Sohnes Jakob widersprach, erlangte Friedrich August I. von Sachsen durch Geldspenden u. seinen Uebertritt zur Kathol. Kirche als August II. (1697—1733) die Krone P.s. Mit sächs. Gelde u. sächs. Truppen eroberte er Podolien u. Kamieniec, das durch den Frieden von Karlowitz 1699 dauernd mit P. vereinigt wurde, u. unternahm 1700 im Bunde mit Rußland u. Dänemark gegen Karl XII. den Nordischen Krieg (s. d.), um Livland wieder zu gewinnen. Aber Livland blieb trotz der Bemühungen Patkul's (s. d.) den Schweden treu, die Niederlagen bei Clissow (1702) u. Pultusk (1703) öffneten das Land dem Sieger, der den jungen Woiwoden von Posen, Stanislaus Leszczynski (1705—9), auf den Thron erhob. Wol eroberte August II. 1705 seine Hauptstadt Warschau wieder, aber der Friede zu Altranstädt zwang ihn 1706 zur Thronentsagung. Daß ein Theil P.s ihm dennoch treu blieb, vermehrte das Unglück des Landes durch Zwietracht, die noch schlimmer wurde, als August II. nach der Schlacht bei Poltawa 1709 zurückkehrte. Die Konföderation von Tarnogrod, welche sich seit 1715 gegründet hatte, kämpfte gegen die sächs. u. russ. Truppen im Lande, u. der König mußte 1717 auf dem Reichstage zu Warschau nicht nur in die Entfernung jener, sondern auch in die Zerstörung aller nicht röm.-kathol. Kirchen, 1718 in die Ausschließung der zahlreichen Dissidenten vom Reichstage, endlich 1733 von allen Aemtern u. Würden willigen. Dadurch gesellte sich zum politischen der religiöse Parteistreit. Trotz aller Nachgiebigkeit u. aller Geldspenden vermochte August das Lehnsherzogthum Kurland, dessen Stände seinen Sohn Moritz (s. d.), den Marschall von Sachsen, erwählt hatten, diesem nicht zu erhalten. Der poln. Adel verlangte die Einziehung u. Rußland erzwang die Belehnung des Fürsten Menschikoff, dem später Biron folgte. Der Poln. Erbfolgekrieg (s. d.) führte mit russ. u. österr. Hülfe den Sohn des Vorigen, August III. (1733—63), auf den Thron, welchen abermals Stanislaus Leszczynski eingenommen hatte. Der ruhe- u. genußliebende König, der während des zweiten Schlesischen u. des Siebenjährigen Krieges sich aus seinem Heimatlande verdrängt sah, schaute geduldig den Parteikämpfen des Adels gegen einander u. gegen die Dissidenten zu u. konnte nicht verhindern, daß russ. Heere 1738, 1739 u. 1748, im Kampfe gegen die Türkei u. Frankreich, u. später fortdauernd im Siebenjährigen Kriege das Land durchzogen, daß die Dissidenten des östl. Theils bei der russ. Kaiserin, die des westl. bei Friedrich d. Gr. Schutz u. Fürsprache suchten. Als eben sein Sohn Karl, der in Kurland an die Stelle Biron's getreten war, mit dem Wiederheimgekehrten in einen Streit gerieth, der zugleich den ganzen poln. Adel in offenen Kampf führte, starb der König am 6. Okt. 1763. Während die Oginski, Czartoryski, Branicki, Poniatowski u. Radziwil ihre Truppen rüsteten, Oesterreich für den Kurfürsten Friedrich Christian, der jedoch schon im Dezember starb, u. dann der sächs. Administrator für den jungen Friedrich August agitirte, rückten russ. u. preuß. Truppen in das Land, um Stanislaus August (IV.) Poniatowski (1764—95) auf den Thron zu setzen. Seitdem standen 15,000 Russen im Reiche, um diesen zu schützen u. den Juden u. Dissidenten beizustehen; in Wahrheit herrschte der gewaltthätige russ. Gesandte Repnin in Warschau. Als die nationalpolnische Partei auf dem Reichstage von 1766 das liberale Veto aufzuheben u. die Gesetze gegen die Dissidenten zu verschärfen suchte, sah Rußland darin einen willkommenen Grund, um abermals 40,000 Mann einrücken zu lassen. Als unter ihrem Schutze Fürst Radziwil im Juni 1767 die Generalkonföderation zu Radom abgeschlossen hatte u. auf dem Reichstage im Oktober die Ausarbeitung einer neuen Verfassung verlangte, die Rußland garantiren sollte, verlangte Repnin auch noch die Gleichstellung der Dissidenten u. ließ die widersprechenden Bischöfe nach Sibirien abführen. Noch war die neue Verfassung von Preußen u. Rußland nicht genehmigt (24. Febr. 1768), als zum Schutze der Röm. Kirche u. der nationalen Freiheit (20. Febr. 1768) die Konföderation von Bar gestiftet wurde, an deren Spitze der Marschall Krasinski stand. Obwol es ihr gelang, die Türkei zur Kriegserklärung an Rußland zu bewegen (30. Okt. 1768), besaß dieses noch Truppen genug, um gleichzeitig die südl. u. östl. Provinzen P.s zu besetzen, in denen schon Pest, Hungersnoth u. Aufruhr wütheten. Im Sommer 1770 nahm auch Oesterreich die ungar. Gespanschaft Zips, welche Sigismund im Anfange des 15. Jahrh. an P. verpfändet hatte, wieder in Besitz, u. Friedrich d. Gr. ließ „zur Ausübung der Grenzpolizei" 12,000 Mann über die Grenze rücken. Vergebens suchten die Barer Konföderirten, von Frankreich unterstützt, Warschau wegzunehmen, Lithauen zu insurgiren, den schwachen König (3. Nov. 1771) in ihre Gewalt zu bringen, um ihn zur Entsagung zu zwingen u. Pulawski an seine Stelle zu setzen. Alles mißlang. Schon beriethen in Petersburg u. Wien die Gesandten Preußens u. Oesterreichs die erste Theilung P.s. Obwol Oesterreich Anfangs den Gedanken mit Entrüstung abwies, machte es bald die weitgehendsten Forderungen. Nachdem zwischen Preußen u. Rußland am 17. Febr., zwischen Oesterreich u. Rußland 19. Febr., endlich 5. Aug. 1772 zwischen allen drei Mächten geheime Verträge abgeschlossen waren, trat man mit der Aufforderung zur Abtretung der verlangten Landestheile vor den Reichstag von Wilna. Rußland erreichte zuerst 23. Aug. 1773 die Abtretung von über 2000 □M., so daß Düna, Drujac u. Dniepr die Grenze wurden, Oesterreich 1. Sept. die von Galizien u. Lodomerien, über 1500 □M.; endlich erzwangen russ. Truppen, daß 18. Sept. Westpreußen, außer Danzig u. Thorn, u. der Netzedistrikt (im Ganzen 631 □M.) an

Preußen gegeben wurden. Friedrich d. Gr. benutzte sogar die Wehrlosigkeit P.s, um widerrechtlich auf dem linken Ufer der Netze 30 Städte u. 370 Dörfer zu besetzen, u. gab nur auf Rußlands Drängen 1776 den fünften Theil derselben wieder zurück. Dennoch erweckte jener gewaltige Schicksalsschlag das schlummernde Nationalgefühl u. machte dem Treiben der Adelsfaktionen ein Ende. Als Friedrich d. Gr. gestorben, Oesterreich u. Katharina mit einem neuen Türkenkriege beschäftigt waren, schuf sich der poln. Reichstag unter der Beistimmung u. dem Schutze Friedrich Wilhelm's II. von Preußen eine neue Verfassung, die am 3. Mai 1791 von König u. Reichstag beschworen wurde. Die Königswürde sollte erblich sein, der Senat, aus Bischöfen, Kastellanen, Woiwoden u. Ministern gebildet, einen Reichstagsbeschluß nur in einer Legislaturperiode ablehnen dürfen, auch bürgerliche Grundbesitzer im Reichstage vertreten sein. Jede Konföderation wurde untersagt, den Dissidenten Zutritt zu allen Aemtern u. Würden gewährt. Schon war der erste neue Reichstag versammelt, als der Friede Rußlands mit Schweden (1790) u. mit der Pforte (1792) die ganze Hoffnung vereitelte. Alsbald wußte Katharina einige ehrgeizige Adelshäupter, wie Potocki u. Branicki, zur Stiftung einer Konföderation zu Targowice gegen die neue Verfassung zu bewegen. Zum Schutze der alten poln. Adelsvorrechte rückten zwei russ. Armeen in P. ein u. die erwartete Hülfe Preußens blieb aus. Trotz aller Tapferkeit mußten die 4000 Polen, die unter Kosciuszko bei Dubienka 17. Juli 1792 gegen 15,000 Russen kämpften, überall der Uebermacht weichen. Ganz Lithauen wurde von Russen besetzt, der König gezwungen, in die Konföderation von Targowice einzutreten, u. preuß. Truppen rückten ein, um „die jakobinische Ansteckung" von Westpreußen fernzuhalten. Schon war man über eine zweite Theilung P.s einig, zu welcher im Juli u. Sept. 1793, bedroht u. gezwungen, der Reichstag zu Grodno schweigend seine Zustimmung gab. Während Preußen Danzig, Thorn u. Südpreußen mit Posen, Kalisz u. Plock erhielt, etwa 1000 □M., nahm Rußland weitere 4000 □M. in Besitz. Oesterreich hoffte sich in Frankreich zu entschädigen u. willigte in jene Abtretungen, ohne sich selbst daran zu betheiligen. Wieder erhob sich der Heldenmuth der unglücklichen Polen. Ueberall bildeten sich geheime Vereine zur Befreiung, der flüchtige Kosciuszko kehrte aus Böhmen nach Krakau zurück, ward zum Oberbefehlshaber proklamirt, drang siegreich nach Warschau vor, ließ durch den König selbst die Verfassung von 1791 für giltig erklären u. brachte durch allgemeines Aufgebot ein Heer von 70,000 Mann zusammen. Als jedoch die Preußen Kosciuszko bei Szczekocin zurückgeschlagen hatten, konzentrirte sich der Kampf um Warschau. Wol lagen jene vom Juli an wochenlang vergeblich davor; wol glückte es Dombrowski, hinter ihrem Rücken Bromberg einzunehmen, allein das Herannahen der Russen unter Suworow aus der Moldau, unter Fersen aus Lithauen mußte die Entscheidung herbeiführen. Als Kosciuszko 10. Okt. bei Maciejowice verwundet wurde u. in Gefangenschaft gerieth, stand das Ende P.s bevor. Zwar kämpften noch Josef Poniatowski, Madalinski u. Dombrowski auf das Tapferste, aber Suworow nahm 4. Nov. Praga mit Sturm u. zog 8. Nov. in Warschau ein. Zerstreut flüchteten die poln. Corps nach den Grenzen hin u. wurden überall zur Kapitulation gezwungen. In Wien verhandelten die drei Mächte über die dritte Theilung u. beschlossen schon 3. Jan. 1795 die Vernichtung der Republik P. Preußen erhielt Neuostpreußen bis an den Niemen mit Warschau, etwa 1000 □M., Oesterreich Neugalizien mit Krakau u. Sandomir, etwa 830 □M., Rußland den Rest von über 2000 □M. mit Wilna. Der König legte seine Würde nieder u. lebte von einer russ. Pension, P. verschwand von der Karte, aber nicht aus der Geschichte. Eine zahlreiche Emigration, die vor Allem in Frankreich Schutz suchte, bestrebte sich unermüdlich, den Gedanken der Befreiung in den 13 Mill. E. des ehemaligen P.s wach zu erhalten. Die erste Erhebung der P. setzte ihre Hoffnung auf Napoleon, der ihre Tapferkeit u. ihren Groll gegen die unterdrückenden Mächte gern benutzte. Schon bei Jena u. Auerstädt focht eine poln. Legion mit, u. ein Aufruf zur Befreiung führte im preuß. u. russ. P. zur allgemeinen Bewaffnung. Der Friede zu Tilsit brachte 1807 einen unvollkommenen Lohn in der Gründung des Herzogthums Warschau für den König von Sachsen, der Friede von Schönbrunn 1809 vergrößerte dasselbe bis zu 2700 □M., aber 1815 ward P. zum zweiten Male zerstückelt u. nur ein winziger Rest, den Niemand dem Andern gönnte, das Gebiet von Krakau mit 23 □M., wurde als Freistaat unter den Schutz der drei Nachbarn gestellt. Zu einer zweiten Erhebung kam es 1830. Das russ. P. stand damals unter einem eigenen Statthalter, dem Großfürsten Konstantin, hatte eine eigene Verwaltung u. ein eigenes Heer, einen Reichstag. Durch strenge Censur, geheime Polizei, Verbot aller geheimen Verbindungen, sorgfältige Bewachung von Schule u. Universität, rücksichtslose Bestrafung jeder Unordnung im Militär suchte Rußland unter Alexander u. seit 1825 unter Nikolaus P. an sich zu fesseln. Mehr aber hinderte den Ausbruch der Revolution die Uneinigkeit der Parteien. Während der hohe Adel unter Adam Czartoryski nur freiere Stellung u. inneren Ausbau unter einem nationalen Statthalter anstrebte, träumten die Männer der Intelligenz, wie Lelewel, Nabielak, Mochnacki u. Mickiewicz, von dem alten großen P., u. der niedere Adel unter Wysocki, Zaliwski etc. wünschte vor Allem loszuschlagen. Eine Einigung erfolgte erst, als Nikolaus zum Kriege gegen Frankreich auch die poln. Armee aufbot. Am 29. Nov. 1830 bemächtigte sich Zaliwski des Zeughauses; Konstantin, obwol der beabsichtigten Ermordung entronnen, mußte sich mit den russ. Truppen zurückziehen; Warschau war frei, das Land erhob sich, u. schon 5. Dez. ernannte eine provisorische Regierung unter Adam Czartoryski den General Chlopicki zum Oberbefehlshaber, er sich selbst zum Diktator. Doch wurde er schon nach wenigen Wochen abgesetzt, als er die Unterwerfung unter Rußland anrieth. 5. Febr. 1831 rückten die Russen über die Grenze u. näherten sich unter Kämpfen, in denen die P. ihre glänzende Tapferkeit bewährten, der Hauptstadt. Dennoch verwarf die Aristokratie auf dem Reichstage den Antrag, die Bauern frei zu geben; Pöbelexcesse nöthigten Czartoryski im August zur Flucht, am 8. Sept. 1831 hielten die Russen unter Paskewitsch ihren Einzug in Warschau, u. die poln. Heere traten verzweifelnd 17. Sept. u. 5. Okt. in österr. u. preuß. Gebiet über, um sich entwaffnen zu lassen. Ein organisches Statut vom 26. Febr. 1832 nahm P. seine Kokarde, sein Nationalheer, seinen Reichstag, seine Universitäten u. verwandelte es in eine russ. Provinz mit abgesonderter Verwaltung u. Rechtspflege. Eine dritte Erhebung, welche 21. Febr. 1846 im Großherzogthum Posen zum Ausbruch kommen sollte, wurde durch Verhaftung Mieroslawski's u. anderer Offiziere im Keime erstickt. Als trotzdem in Krakau eine provisorische Regierung unter Tyssowski ganz P. zur Bewaffnung aufforderte u. ein Aufstand des Adels in Galizien zu schrecklichem Kampfe mit den Bauern führte, die sich für die Regierung des Kaisers erklärten, wurde Krakau, als der Herd dieser ganzen Bewegung, seiner Freiheit beraubt u. im Nov. 1846 dem österr. Staate einverleibt. Dennoch dauerten die Versuche der Aufständischen in Posen weiter fort, so daß Friedrich Wilhelm IV. sich bewogen fand, die rein poln. Theile des Großherzogthums unter eine besondere nationale Verwaltung zu stellen. Da jedoch diese Nachgiebigkeit dem Aufstande neue Nahrung gab, so warf ihn General Pfuel Mai 1848 mit Waffengewalt nieder, u. die Zweite Kammer sprach 14. Febr. 1850 die ungetheilte Aufnahme der Provinz in den preuß. Staatsverband u. den Deutschen Bund aus. — Die Thronbesteigung des russ. Kaisers Alexander II. (1855), der durch Reformen u. manches Zeichen des Wohlwollens die P. zu gewinnen suchte, andrerseits die Begünstigung der Emigration in Paris durch Napoleon III. erweckten in P. neue Hoffnungen, um so mehr, als der Krieg in Italien u. die ungar. Bewegung 1859 dem Nationalitätsprinzip überall Nahrung gaben. Die Anfänge einer vierten Erhebung zeigten sich 1860 in der offenkundigen Feier der Gedenktage der Revolution von 1830, in der allgemeinen Annahme der Trauerfarbe als nationales Zeichen, endlich in dem Beschluß des landwirthschaftlichen Centralvereins zu Warschau, alle Erbzinsgüter der Bauern in freies Eigenthum zu verwandeln. Obwol Alexander II. 27. März 1861 P. einen eigenen Staatsrath mit Wielopolski an der Spitze wiedergab, wählbare Gouvernements-, Kreis- u. Munizipalräthe bewilligte, höhere Lehranstalten u. eine Rechtsschule errichtete, dauerten die Demonstrationen dennoch fort. Nun wurde 14. Okt. 1861 das ganze Land in Belagerungszustand erklärt u. eine große Zahl von Personen verhaftet. Dennoch hoffte der Kaiser, indem er seinen Bruder Konstantin zum Statthalter, Wielopolski zum Chef der Civilverwaltung, Lüders zum Kommandeur der Armee ernannte, die Ordnung zu erhalten u. die P. durch jene Zugeständnisse vielleicht doch zu gewinnen. Allein die Versuche, alle Drei zu tödten, bewiesen, daß dies nicht möglich sei. Als man nun im Jan. 1863 zu einer gewaltsamen Rekrutirung schritt, kam es zum Aufstande. Aber schon im Febr. wurde der Diktator Mieroslawski auf preuß., am 19. März sein Nachfolger Langiewicz auf österr. Gebiet gedrängt. Dauerte auch der Bandenkrieg u. der geheime, von der Nationalregierung dekretirte Mord der Gegner fort, so war Rußland doch schon im Juli im Besitz aller großen Städte, u. der militärische Statthalter General Berg machte der Insurrektion in P. ebenso entschieden wie Murawiew in Lithauen ein Ende. Obwol Frankreich, England u. Oesterreich im April u. Juni 1863 einstimmig für P. die Herstellung seiner Selbständigkeit nach den Bestimmungen von 1815 verlangt hatten, so blieben doch ihre Forderungen nun unberücksichtigt. Kerkerhaft, Hinrichtung u. Deportation räumten unter dem Adel auf, der durch Aufhebung der Leibeigenschaft 2. März 1864 jede Stütze bei den Bauern verlor; eine hohe Einkommensteuer wurde der Geistlichkeit auferlegt u. 60 Klöster aufgehoben. Seit 1865 besetzte man fast alle höheren Stellen mit Russen, ordnete die ganze Provinz P. dem Ministerium in Petersburg unter u. bekämpfte mit allen Mitteln das national-poln. wie das röm.-kathol. Element. Mit der Aufhebung der poln. Gerichtsbarkeit

schwand 1876 der letzte Schimmer einer nationalen Sonderstellung. — Vgl. Röpell-Caro, „Geschichte P.s bis 1455" (4 Bde., Gotha 1840—75); Bronikowski, „Die Geschichte P.s bis 1825" (4 Bde., Dresden 1827); Röpell, „P. um die Mitte des 18. Jahrh." (Gotha 1876); v. Smitt, „Suworow u. P.s Untergang" (Lpz. 1858); „Geschichte des Aufstandes von 1830 von Spazier" (1834); Smitt (1839), Mieroslawski (1847) u. die betreffenden Kapitel bei Bulle, „Geschichte der neuesten Zeit" (1875).

Polenta, eine nam. in Italien beliebte, aus Maisbrei u. gekochter Milch bestehende Speise.

Polhöhe nennt man in der Astronomie den Bogen am Himmelsgewölbe, welcher den Abstand des Himmelspoles vom Horizonte mißt. Derselbe wird immer von der Aequatorhöhe (dem Abstande des Aequators vom Horizonte) zu 90 Grad ergänzt. Wenn also die P. = 50° ist, so muß die Aequatorhöhe = 40° sein. Sieht man von der ellipsoidischen Gestalt der Erde ab, so ist übrigens die geographische Breite eines Ortes stets = der P. an demselben.

Polianthus, s. „Tuberose".

Police (franz.), die Urkunde über einen Versicherungsvertrag.

Polichinell, s. „Pulcinella".

Polignac (spr. Polinjack), ein altes franz. Adelgeschlecht, dessen Name u. Besitzthümer nach dem Erlöschen des Mannsstammes 1385 durch Heirath an die Familie Chalençon übergingen; diese erhielt 1780 die franz. Pairswürde, 1820 die Fürstenwürde des päpstl. Stuhls u. 1838 die erbliche bayer. Fürstenwürde. Melchior **de P.**, geb. zu Puy-en-Veloy 11. Okt. 1661, als Abbé von Ludwig XIV. zu verschiedenen diplomatischen Sendungen benutzt; wurde für seine Betheiligung am Friedenskongreß zu Utrecht Kardinal, war 1725—32 franz. Gesandter in Rom u. starb als Erzbischof von Auch 20. Nov. 1741. Er hinterließ das lat. Gedicht „Anti-Lucretius" (2 Bde., Par. 1747; Lpz. 1748 u. öfter). — Graf, später Herzog Jules **de P.**, war seit 1767 mit Yolande Martine Gabriele de Polastron (geb. 1750) vermählt. Diese wurde später die intimste Vertraute der Königin Marie Antoinette u. 1781 Gouvernante der königl. Kinder. Gleich beim Ausbruch der Revolution verließen die P.'s den franz. Boden. Als die Herzogin 9. Dez. 1793 in Wien gestorben war, ging ihr Gemahl mit den Kindern nach Rußland, wo ihnen der Hof bedeutende Ländereien schenkte; dort starb auch der Herzog 21. Sept. 1817. — Herzog Armand Jules Marie Héraclius **de P.**, ältester Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 17. Jan. 1771; ward mit seinem Bruder Jules wegen Theilnahme an der Verschwörung Cadoudal's (s. d.) u. Pichegru's (s. d.) gegen das Leben Bonaparte's im Febr. 1804 zu Paris verhaftet u. 9. Juni zum Tode verurtheilt, auf Fürbitte der Kaiserin Josephine aber zu Gefängniß begnadigt. Beim Einrücken der Verbündeten in Frankreich (1814) wieder frei geworden, zählte er fortan zu den leidenschaftlichsten Royalisten. Seit 1815 Kammermitglied u. Adjutant des Grafen Artois, wurde er nach dessen Thronbesteigung Großstallmeister, erbte 1817 die Pairswürde, begleitete Karl X. ins Exil u. starb 2. März 1847. — Graf, dann röm. Fürst Jules Auguste Armand Marie **de P.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Versailles 14. Mai 1780; kehrte mit seinen Brüdern aus Rußland nach Frankreich zurück, theilte als Mitverschworener Cadoudal's das Schicksal des Vorigen, zeigte sich nach der Restauration gleichfalls als entschiedener Ultraroyalist, ward im März 1816 Pair, als welcher er anfänglich den konstitutionellen Eid verweigerte, u. ging 1823 als Gesandter nach London. Die Absicht Karl's X., ihn zum Minister zu machen, stieß auf das heftigste Widerstreben des Kabinets u. der öffentlichen Meinung; erst 8. Aug. 1829, nach dem Rücktritt des Ministeriums Martignac, konnte P. in einem von ihm selbst gebildeten Kabinet das Portefeuille des Auswärtigen übernehmen; seit Nov. 1829 auch Ministerpräsident, stürzte der unfähige u. kenntnißlose Mann durch seine Maßregeln Frankreich in eine neue Revolution u. brachte das Haus der Bourbonen um den Thron (vgl. „Frankreich, Geschichte"). Auf der Flucht nach England unter der Verkleidung eines Bedienten in der Normandie erkannt, verhaftet u. nach Vincennes gebracht, hier 21. Dez. vom Pairsgerichte zum bürgerlichen Tode u. zu ewigem Gefängniß verurtheilt, wurde er nach Ham abgeführt, wo er bis Ende Nov. 1836 blieb. Von Ludwig Philipp amnestirt, lebte er seitdem meist in England, dem Vaterlande seiner beiden Gattinnen, der Barbara Campbell (gestorben 1819) u. der Marquise v. Choiseul, einer Tochter des Lords Rancliffe. Er starb zu St. Germain-en-Laye 29. März 1847. Während seiner Haft hatte er „Considérations politiques etc." (Par. 1832) geschrieben. — Sein Sohn, Fürst Armand Jules Jean Melchior, Herzog **de P.**, geb. zu Paris 12. Aug. 1817, ist gegenwärtig Haupt der Familie.

Polikliniken (griech., von πόλις, die Stadt), Institute in größeren Städten, welche den Zweck haben, unbemittelten Kranken unentgeltlich ärztlichen Rath u. Hülfe angedeihen zu lassen. Man unterscheidet ambulatorische P. für Kranke, welche im Stande sind, das poliklinische Lokal selbst aufzusuchen, u. solche poliklinische Anstalten (sog. Distriktpolikliniken rc.), von denen aus die Kranken in ihren Wohnungen besucht werden. Nach den einzelnen Disziplinen derselben giebt es medizinische u. chirurgische P., ferner P. für die verschiedenen Spezialfächer, wie Brust-, Kehlkopf-, ferner Ohrenkrankheiten rc. Eine der größten derartigen Anstalten ist die allgemeine P. in Wien, in welcher jährlich 10—15,000 Kranke behandelt werden.

poliren, das Verfahren, Gegenständen von Holz, Metall, Stein u. Glas durch Reiben mit verschiedenen Substanzen, wie Schellacklösung, Wachs rc., od. mit dazu bestimmten Werkzeugen, wie Polirstahl, Polirstein u. Polirfeile, eine glatte, glänzende Oberfläche zu geben.

Politik (vom griech. πόλις, Stadt, Staat) ist die Bezeichnung für die Klugheitslehre u. bes. für die Staatsklugheit, Staatskunst. Auf die verschiedenen Zwecke u. Obliegenheiten des Staats weist die Unterscheidung zwischen äußerer u. innerer P. hin. Während jene sich mit der Wahrnehmung der Rechte u. Ansprüche des Staats im Verhältniß zu anderen Nationen befaßt, fällt dieser die stetige Förderung des Gemeinwohls u. die Herstellung des dazu nothwendigen Zusammenhangs der Regierungsmaßregeln als Aufgabe zu (s. „Staat"). Im gewöhnlichen Leben begreift man unter P. die auf der Tagesordnung stehenden öffentlichen Angelegenheiten, namentlich die auswärtigen, u. unter dem Politisiren die Erörterung derselben.

politische Verbrechen u. **Vergehen** nennt man diejenigen vom Strafgesetz verpönten Handlungen, welche gegen die Existenz des Staates, seine Verfassung u. Gewalten od. gegen die Person des Staatsoberhauptes gerichtet sind, also nam. den Hoch- u. Landesverrath, die Majestätsbeleidigung, den Aufruhr u. den Widerstand gegen die Staatsgewalt. Da im Staate, als der Quelle aller Rechte, auch die Gesammtheit seiner Angehörigen bedroht wird, so belegt das Gesetz die p.n V. u. theilweise selbst die bloße Vorbereitung von solchen mit harten Strafen, deren Strenge rücksichtlich des Landes- u. Staatsverraths durch Unterstützung von auswärtigen Gegnern u. Feinden wol durchweg auf Beifall zu rechnen, im Uebrigen aber, zumal in politisch bewegten Zeiten, leicht Anfechtungen zu erleiden hat. Die Erhebung gegen fremde Eroberer, leidenschaftliche Versuche, um den Bann parteiischer Machthaber zu brechen, lassen sich dann auf die Eingebungen eines nicht unberechtigten Patriotismus zurückführen, u. vor so vielen Beispielen gewaltsamer Verfassungsänderungen, wo die Hochverräther von gestern am folg. Tage als große Bürger u. Retter der Gesellschaft belohnt werden, gelangt die Ansicht zur Geltung, daß p. V. nicht im Verhältniß zu der geschichtlichen Substanz des Staates, sondern blos den zeitweiligen Gewaltträgern gegenüber als straffällig erscheinen. Hiermit hängt zusammen, daß gegenwärtig eine Milderung der einschlagenden Strafgesetze u. deren genauere Fassung angestrebt, ingleichen auf der Aburtheilung politisch Angeklagter durch Geschworene bestanden, ähnlichen Erwägungen auch an höchsten Stellen insofern Einfluß verstattet wird, als den wegen solcher Ungesetzlichkeit Verurtheilten, wenn die Stimmung sich beruhigt, vielfach eine Begnadigung u. selbst Amnestirung zugute kommt.

politische Vereine sind freiwillige Verbindungen, welche auf das Staatsleben u. die bürgerliche Gesellschaft in einer bestimmten Richtung zu wirken suchen. Von den politischen Parteien unterscheiden sie sich durch Beschränkung auf einzelne Ziele u. durch den engeren Verkehr zwischen ihren Mitgliedern. Bemerkenswerthe Beispiele für die Wirksamkeit derartiger Vereine haben die engl. Liguen für die Abschaffung der Sklaverei u. der Korngesetze (Anti-Cornlaw-league) geliefert. Auf dem europ. Festlande ist mit dem Anbruch einer freieren Bewegung zwar der Widerwille der regierenden Kreise gegen solche Bethätigungen des Gemeinsinns in Abnahme begriffen, es suchen hier aber vorbeugende, der Polizei ein Aufsichtsrecht wahrende Gesetze nicht nur alle Vereinigungen zu Umsturzzwecken u. die Wahl ungesetzlicher Mittel, sondern auch, wie seiner Zeit der Deutsche Nationalverein (s. d.) erfahren mußte, überhaupt unliebsame Kundgebungen zu verhindern.

Pölitz, Karl Heinrich Ludwig, Schriftsteller auf dem Gebiete der Geschichte, Politik u. deutschen Sprache, geb. zu Ernstthal im Schönburg'schen 17. Aug. 1772; studirte seit 1791 in Leipzig Philosophie, Geschichte u. später Theologie, habilitirte sich 1794 daselbst,

wurde 1795 Professor der Moral u. Geschichte an der Ritterakademie in Dresden, kehrte 1803 als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Leipzig zurück, folgte 1804 einem Rufe auf den Lehrstuhl des Natur- u. Völkerrechts in Wittenberg, übernahm daselbst 1808 die Professur der Geschichte u. die Leitung des akademischen Seminars, ging nach Aufhebung der Wittenberger Universität 1815 als Professor der sächs. Geschichte u. Statistik wieder nach Leipzig, wo er 1820 die Professur der Politik u. Staatswissenschaft erhielt, u. starb daselbst 27. Febr. 1838. Seine an 30,000 Bände starke Bibliothek vermachte er der Stadt Leipzig. Die hauptsächlichsten seiner zahlreichen Schriften sind: „Handbuch der Weltgeschichte" (3 Bde., Lpz. 1805; 7. Aufl. von Bülau u. Zimmer, 4 Bde., 1851—53); „Geschichte u. Statistik des Königreichs Sachsen u. des Herzogthums Warschau" (3 Bde., ebd. 1808—10); „Handbuch der Geschichte der souveränen Staaten des Rheinbundes" (2 Bde., ebd. 1811), sowie „des Deutschen Bundes" (ebd. 1817 f.); „Geschichte des Königreichs Sachsen" (ebd. 1817); Geschichte Friedrich August's, Königs von Sachsen" (2 Bde., ebd. 1830); „Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit" (5 Bde., ebd. 1823; neue Aufl. 1827); „Grundriß für encyklopädische Vorträge über die gesammten Staatswissenschaften" (2 Bde., Meißen 1831); „Staatswissenschaftliche Vorlesungen ꝛc." (3 Bde., Lpz. 1831—33); „Die europ. Verfassungen seit 1789" (4 Bde., ebd. 1817—25; 2. Aufl., Bd. 1—3, 1833—34, 4. Bd. von Bülau, 1847); „Das Gesammtgebiet der deutschen Sprache" (4 Bde., ebd. 1825); „Praktisches Handbuch zur statar. u. kursor. Lektüre der deutschen Klassiker" (4 Bde., ebd., 2. Aufl. 1828) ꝛc.

Polizei (vom griech πολιτεία, Staatskunst) ist diejenige Gewalt des Staates, welcher die Sorge für das Gemeinwohl durch Fernhaltung u. Bekämpfung schädlicher Einflüsse sowie durch Pflege u. Förderung der Kulturaufgaben obliegt. Sie hat als hohe od. Staatspolizei darüber zu wachen, daß die territorialen Grenzen nicht verletzt, die vertragsmäßigen u. völkerrechtlichen Grundsätze über die Beziehungen zum Auslande innegehalten, etwa verhängte Repressalien durchgeführt, gefährliche Unternehmungen gegen die Souveränetät des Staates nicht ins Werk gesetzt, die Staatsgeheimnisse gewahrt u. die im Falle eines Krieges erforderlichen unterstützenden Anordnungen, wie Ausfuhrverbote, Grenzsperre, Embargo, Verhängung des Belagerungszustandes über bestimmte Plätze u. Gebiete, vollzogen werden (Kriegspolizei). In regelmäßigem öffentlichen Dienste ist die Landes- u. Ortspolizei berufen, Störungen des Rechtszustandes u. der moralischen Ordnung zu verhindern od. schon eingebrochene Gefährdungen durch rasches Einschreiten möglichst unschädlich zu machen. Sie übt als Sicherheitspolizei in der Aufsicht über Sträflinge, entlassene Verbrecher, heimatlose, dem Umherschweifen ergebene u. sonst verdächtige Polizeisubjekte sowie in der Daniederhaltung von erst vorbereiteten od. schon versuchten Uebertretungen des Strafgesetzes eine Präventivjustiz, unterstützt die Staatsbehörde bei der Erforschung begangener Verbrechen (gerichtliche P.), hält die Ruhe bei Tage u. zur Nachtzeit, die öffentliche Ordnung bei allen Anläßen zur Versammlung vieler Menschen aufrecht, trifft Vorkehrungen wider natürliche Gefahren, wie Feuer- u. Wassersnoth, das Auftreten u. die Weiterverbreitung von Krankheiten, beseitigt eingetretene Hindernisse des Verkehrs, sorgt für verkommende Personen (Armenpolizei) u. für die Zufuhr von Nahrungsmitteln zur Bekämpfung eines allgemeinen Nothstandes u. schreitet als Sittenpolizei gegen Unterbrechungen der sonn- u. festtäglichen Stille, gegen das über die Polizeistunde verlängerte Offenhalten von Schankstätten, gegen unerlaubte Glücksspiele u. gegen Verletzungen der Schamhaftigkeit durch anstößige Handlungen, Verbreitung von unzüchtigen Bildern u. Schriften ein. Die Benennungen Fremden-, Dienstboten-, Markt- u. Straßenpolizei sind von den der Aufsicht überwiesenen Personen u. Oertlichkeiten entlehnt. Neben der Sicherheitspolizei haben aber theils die gewöhnlichen Verwaltungsorgane, theils höhere Behörden auch die Wohlfahrtspolizei zu handhaben, d. h. die Vorschriften auszuführen, welche auf eine Steigerung der Lebenskraft, des Wohlergehens u. der Leistungsfähigkeit des Volkes abzielen. Den betreffenden kulturpolitischen Anliegen suchen die medizinische oder Sanitätspolizei, die Schul-, Gewerbs-, Landwirthschafts- u. Handelspolizei gerecht zu werden. — Während im röm. Alterthum die Obrigkeiten, denen die Polizeigewalt zustand, höheres Ansehen genossen, konnte im Mittelalter nicht einmal die Sicherheitspolizei sich genügend entfalten. Erst durch das Beispiel der größeren Städte u. einiger besser verwalteten Territorien wurden die Vortheile einer festen bürgerlichen Ordnung u. umsichtigen Fürsorge allmählich in ein helleres Licht gestellt, u. seit dem 16. Jahrh. erscheinen bezügliche Gesetze unter dem Namen von Polizeiordnungen od. Erledigungen der Landesgebrechen. Nur zu bald verfiel man aber in den entgegengesetzten Fehler einer unleidlichen Vielregiererei, mittels welcher der nunmehrige Polizeistaat auch die individuellen Verhältnisse der Bürger bevormunden wollte. Ihre höchste Stufe erreicht diese Verirrung in der geheimen P., die durch ein System unlauterer Spionage u. Angeberei die allgemeine Sicherheit wahrnehmen, bes. aber Verschwörungen u. politische Umtriebe an den Tag bringen sollte (daher auch hohe P.). Das hierdurch ausgesäete Mißtrauen wirkt heute noch insofern nach, als selbst rechtschaffene u. hochachtbare Leute mit der P. womöglich nichts zu thun haben wollen. Unter den neueren Reformen nimmt daher die Verbesserung der P. eine bemerkenswerthe Stelle ein. Man erkennt an, daß der Staat nur dann auszuhelfen habe, wenn die Thätigkeit der Einzelnen sich gegen Uebelstände u. Gefahren als machtlos erweist od. einer ausgiebigen Förderung gemeinnütziger Zwecke nicht gewachsen ist; ingleichen, daß polizeiliche Maßnahmen auf ein viel willigeres Entgegenkommen zu rechnen haben, wenn bei deren Durchführung die Gemeinden, bes. zu bildende Genossenschaften u. andere, dem davon berührten Lebenskreise angehörige Beistände, so weit es nur immer geht, herangezogen werden. Zur Erfüllung ihrer Aufgaben bedarf nam. die Sicherheitspolizei gutgeschulter Beamten u. Hülfsmannschaften. Nicht minder muß sie mit der Befugniß ausgerüstet sein, ihren Anordnungen durch Ordnungsstrafen u. sonstige Zwangsmittel Nachdruck zu verleihen. In äußersten Fällen hat sogar die bewaffnete Macht der P. Beihülfe zu leisten, z. B. wenn es sich um die Bewältigung eines Aufruhrs, die Verfolgung gefährlicher Banden, die Abwehr von verheerenden Volkskrankheiten u. Viehseuchen durch Orts- u. Grenzsperre handelt. — Mit der früheren Vermengung von Rechtspflege u. Verwaltung hängt es zusammen, wenn Polizeigerichte nicht blos die Uebertretung polizeilicher Anordnungen, sondern auch wirkliche Vergehen abzuurtheilen haben; ferner daß eigentliche Justizstellen den Namen von Zuchtpolizeigerichten (s. d.) führen. Nur die Gerichtspolizei zur Wahrung der geziemenden Achtung vor der Justiz u. zur Aufrechterhaltung der Ruhe u. Ordnung bei den gerichtlichen Verhandlungen ist unter den Befugnissen der Gerichte begriffsmäßig mit enthalten.

Poliziano, Angelo (eigentlich Angelo Ambrogini, meist lat. Angelus Politianus genannt), einer der bedeutendsten ital. Dichter u. Humanisten, geb. 1454 in dem Städtchen Montepulciano; kam in früher Jugend als armer Student nach Florenz u. erwarb sich rasch wohlverdienten Dichterruhm u. eine gesicherte äußere Stellung, als er ein prachtvolles Turnier, welches Lorenzo de' Medici 1468 zur Feier eines mit Venedig abgeschlossenen Friedens veranstaltete, in einem leider unvollendet gebliebenen Epos „Stanze per la giostra di Giuliano de' Medici") zu verherrlichen unternahm. Durch diese Dichtung, in welcher er den Typus des bald erblühenden ital. Nationalepos eines Ariost u. Tasso erschuf u. zuerst die achtzeilige Stanze (ottava rima) der epischen Poesie dienstbar machte, gewann sich P. die Gunst Lorenzo's de Medici u. den Eintritt in dessen glänzenden Gelehrten-, Dichter- u. Künstlerkreis. Seitdem aber, u. nam. seit er 1480 eine Professur der griech. u. röm. Literatur erhalten hatte, entsagte P. der Poesie fast gänzlich u. widmete sich beinahe ausschließlich gelehrten humanistischen Studien. So hat er nach seinen „Stanzen" (171 Oktave in 2 Büchern) nur Weniges noch gedichtet: einige lyrische Gedichte (Ballaten), welche den Stempel vollendeter Formenschönheit, Anmuth u. Leichtigkeit tragen, u. ein Drama „Orfeo", das erste weltliche Schauspiel der Italiener. Desto thätiger war P. auf dem Gebiete der klassischen Philologie, als Herausgeber u. Uebersetzer antiker Autoren (nam. des Kallimachos u. des Herodian), als Verfasser lat. Dichtungen u. als Forscher auf dem Felde der Alterthumskunde u. röm. Rechtsgeschichte, ohne daß freilich seine zu ihrer Zeit vielbewunderten gelehrten Werke einen höheren u. bleibenden Werth besäßen. P. starb 1494 in Florenz. Die beste Ausgabe seiner ital. Dichtungen lieferte Carducci (Florenz 1864); eine Gesammtausgabe der lat. Schriften erschien 1653 zu Basel. — Vgl. Mähly, „Angelus Politianus" (Lpz. 1864).

Polk, James Knox, 11. Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. zu Mecklenburg-County (Nord-Carolina) 2. Nov. 1795; ward 1820 Advokat in Columbia, 1823 Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung von Nord-Carolina u. 1825 des Repräsentantenhauses in Washington, wo er als eifriger Demokrat zur Opposition gehörte. Seit Dez. 1827 Mitglied des Comités für die auswärtigen Angelegenheiten u. seit 1829 Vorsitzender des Finanzausschusses,

fungirte P. seit Dez. 1835 als Sprecher des Repräsentantenhauses, bis er im März 1839 Gouverneur von Tennessee wurde. Im Kampfe gegen die Verein. Staaten-Bank hatte er mit Entschiedenheit zur Partei seines Freundes Jackson gehalten, im Sprecheramte war seine Unparteilichkeit selbst von den Gegnern anerkannt worden. Seine erste Kandidatur für das Amt eines Vizepräsidenten der Union hatte jedoch keinen Erfolg, auch ward ihm 1841 der Gouverneurposten entzogen. Dagegen siegte er im Mai 1844 als demokratischer Kandidat für die Präsidentenwürde über seinen Mitbewerber Clay (s. d.) u. bestieg 4. März 1845 den Präsidentenstuhl. Unter seiner trefflichen Verwaltung wurden durch den energisch geführten Krieg gegen Mexiko die wichtige Provinz Neu-Mexiko u. das reiche Goldland Kalifornien gewonnen u. die hinsichtlich des Oregongebietes mit England schwebenden Differenzen durch einen ehrenvollen Vergleich beigelegt. Nachdem P. 4. März 1849 das Präsidentenamt an Taylor übergeben, zog er sich nach Tennessee zurück u. starb zu Nashville 15. Juni 1849.

Polka, beliebter Tanz, zu Anfang der 30er Jahre dieses Jahrh. von einem Dienstmädchen in Elbteinitz (Böhmen) erdacht (vgl. Alfred Waldau, „Böhm. Nationaltänze", Prag 1859). Die Melodie der P. besteht aus zwei achttaktigen, im $^2/_4$Takt gesetzten Reprisen nebst ähnlich gestaltetem Trio. Der Charakter der Melodie ist munter u. leicht hüpfend u. der Rhythmus scharf eingeschnitten. Der Name P. kommt von dem czechischen pulka (d. h. die Hälfte), wahrscheinlich wegen des in dem Tanze waltenden Halbschrittes so genannt.

Polko, Elise, Schriftstellerin, Schwester des Afrikareisenden Eduard Vogel (s. d.), geb. zu Leipzig 31. Jan. 1823, lebte seit ihrer Verheirathung zuerst in Minden u. jetzt in Wetzlar. Diese emsige u. bes. in der Frauenwelt beliebte Schriftstellerin zeigte schon früh ein großes Talent für Musik u. Dichtkunst u. machte ernste u. fruchtbare Studien. Von ihren zahlreichen Schriften mögen bes. genannt sein: „Musikalische Märchen, Phantasien u. Skizzen" (1. Reihe, Lpz. 1852; 14. Aufl. 1874; 2. Reihe, 1859; 8. Aufl. 1874; 3. Reihe, 3. Aufl. 1874); „Ein Frauenleben" (2 Bde., ebd. 1854); „Novellen aus der Kinderwelt" (ebd. 1857); „Neue Novellen" (15 Folgen, ebd. 1860—74); „Faustina Hasse" (2 Bde., ebd. 1860); „Aus dem J. 1870" (Ratibor 1872); „Verklungene Akkorde" (Berl., 3. Aufl. 1873); „Aquarellskizzen" (Bremen 1874); „Unsere Pilgerfahrt von der Kinderstube bis zum eigenen Herd" (Lpz., 5. Aufl. 1874) 2c. Auch gab sie „Dichtergrüße" (ebd., 8. Aufl. 1874) heraus.

Pöllnitz, Karl Ludwig, Freiherr v., Memoirenschriftsteller, geb. 25. Febr. 1692 zu Issomin, einem Dorfe im Erzstift Köln; wurde in der Prinzenschule zu Berlin erzogen, machte 1708 den Feldzug in Flandern mit, wurde Kammerjunker am preuß. Hofe, kam dann an den Hof der Herzogin von Orleans, verlor beide Stellungen wegen seiner Liederlichkeit u. trieb sich seitdem unstet in allen Ländern Europa's umher, in Diensten verschiedener Herren stehend u. mehrmals die Konfession wechselnd. Endlich fand er an Friedrich d. Gr. einen Beschützer, der ihn wegen seines guten Humors lieb gewann u. ihn zum grand-maître des cérémonies ernannte. Als er, um eine reiche Erbin in Nürnberg heirathen zu können, um seinen Abschied bat, stellte ihm der König das Zeugniß aus: qu'il n'est ni brigand ni empoisonneur et qu'il sait par coeur toutes les anecdotes scandaleuses des châteaux royaux de l'Europe. Als indessen die beabsichtigte Heirath sich zerschlug, kehrte er zu Friedrich II. zurück, der ihn als eine Art Hofnarren behandelte, aber gleichwol zum Intendanten des Hoftheaters machte, als welcher P. 23. Juni 1775 starb. Seine Schriften („Mémoires", 3 Bde., Lüttich 1734; „Nouveaux Mémoires", 2 Bde., Amst. 1737; „Etat abrégé de la cour de Saxe sous le règne d'Auguste III.", Frankf. 1734; „Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg", 2 Bde., Berl. 1792) machten zu ihrer Zeit durch eine Menge in ihnen mitgetheilter Hofanekdoten u. Skandalgeschichten großes Aufsehen, allein sie ermangeln aller historischen Kritik u. können durchaus nicht als Geschichtsquellen dienen. Verfasser des berüchtigten Buches „La Saxe galante" (1737) ist P. nicht, sondern er hat nur das im Nachlasse Gundling's gefundene Manuskript desselben in Druck gegeben; eben so wenig sicher ist seine Autorschaft zu der „Histoire secrète de la duchesse d'Hanovre, épouse de George I." (Lond. 1732), ebenfalls ein politisches Pamphlet.

Pollutionen nennt man die unwillkürlichen Samenergüsse, welche bei jedem geschlechtsreifen u. geschlechtlich enthaltsamen männlichen Individuum von Zeit zu Zeit (etwa aller acht Tage) des Nachts im Schlafe unter wollüstigen Empfindungen eintreten. Ein krankhafter Zustand ist es, wenn die P. zu oft erfolgen u. infolge davon eine fühlbare Erschlaffung des Körpers u. Mattigkeit eintritt (Spermatorrhöe). Dagegen werden kalte Waschungen der Genitalien sowie enthaltsame Kost, nam. des Abends, mit Erfolg angewendet; auch soll der Kranke vermeiden, beim Schlafen auf dem Rücken zu liegen.

Pollux, s. „Dioskuren".

Polnischer Erbfolgekrieg (1733—38) wird die europ. Verwicklung genannt, welche der Tod August's II. od. des Starken von Polen hervorrief. Für Stanislaus Leszczinsky, den die Polen zum Könige wählten, rüsteten sein Schwiegersohn Ludwig XV. von Frankreich u. dessen Verwandter Philipp V. von Spanien, während Kaiserin Anna von Rußland u. Kaiser Karl VI. von Deutschland eine zweite Wahl durchsetzten, durch welche der Sohn des Verstorbenen, August III. (als Kurfürst von Sachsen Friedrich August II. genannt), auf den Thron erhoben wurde. Als der schlecht unterstützte Stanislaus aus dem belagerten Danzig hatte fliehen müssen, als Spanier u. Franzosen sich Italiens bemächtigt hatten, kam es schon 1735 zum Wiener Präliminarfrieden, der 1738 in einen Definitivfrieden verwandelt wurde. Danach blieb August III. König von Polen, der span. Prinz Don Carlos wurde König Beider Sizilien, Oesterreich erhielt Parma u. Piacenza als Entschädigung, der Schwiegersohn des Kaisers Franz Stephan erhielt das Großherzogthum Toscana, dessen letzter Beherrscher aus dem Hause Medici 1737 verstorben war, u. gab sein Herzogthum Lothringen an Stanislaus, nach dessen Tode (1766) es an Frankreich fallen sollte.

Poln. Sprache u. Literatur, s. „Slav. Sprachen u. Literaturen".

Polo, Marco, s. „Marco Polo".

Polo, eine Art Ballspiel, das von zwei Parteien zu Pferde (auf Ponnys) gespielt wird, u. bei welchem es darauf ankommt, einen Ball mittels etwas über meterlangen Pritschen nach einem bestimmten Ziele hin zu treiben. Die Partei, welche ihr Ziel trotz der gegnerischen Behinderung zuerst erreicht, hat gewonnen. Das Spiel stammt aus Innerasien, englische Offiziere machten es in Indien Anfangs der sechziger Jahre zum Sport, jetzt hat es auch in Europa Eingang gefunden.

Polozk od. Polozk, Stadt im russ. Gouvernement Witebsk mit 11,928 E. (1871), an der Mündung der Polota in die Düna gelegen, ehemals Hauptstadt eines Herzogthums, treibt lebhaften Handel auf der Düna u. ist Sitz eines griech.-unirten Erzbischofs. Das einst berühmte Jesuitenkollegium ist jetzt Kadettenanstalt.

Polonaise (ital. Polacca), polnischer Nationaltanz, immer im Dreivierteltakt gesetzt u. aus zwei Wiederholungen von je 8, 12, 16 od. noch mehr Takten bestehend u. fast jedesmal mit dem Niederschlage anfangend. Oft wird ein Trio (in einer verwandten Dur- od. Molltonart) von eben so viel Takten als die Hauptmelodie, ja bisweilen auch zwei Trios u. eine Coda angehängt. Dabei giebt man der Melodie gleich im Anfang die Accentuirung des schlechten Takttheils, vielleicht im zweiten Takte auch schon einen merklichen Einschnitt. Das Wesentlichste aber, wodurch die P. von allen übrigen Tonstücken sich unterscheidet, ist, daß sämmtliche Cäsuren u. Cadenzen auf den schlechten Takttheil fallen. Charakteristisch ist der Rhythmus in der Begleitung, welcher fast durchgehends in der Figur einer Achtel-, zweier darauf folgenden Sechzehntheil- u. wiederum vier Achtelnoten dargestellt wird. Der Charakter der P. (auch als Musikstück) ist eine gewisse Grandezza u. ihre Bewegung demnach eine mehr gemessene u. langsame. — P.n, die nicht für den eigentlichen Tanz bestimmt sind, sondern als Tonstücke für sich od. als Theile eines größeren Ganzen, z. B. als Satz in einem Konzerte, einer Sonate 2c., benutzt werden, haben eine erweiterte u. vielfach modifizirte Form, u. oft ist ein solches Stück blos in der Art einer P. (alla Polacca), mit nur leisen Andeutungen an deren Eigenthümlichkeiten, gesetzt. Die Rondoform ist für dergleichen Tonsätze die beliebteste.

Poltawa od. Pultawa, südruss. Gouvernement, 906,15 □M. mit 2,002,118 E. (1871); grenzt an die Gouvernements Kiew im W., Cherson u. Jekaterinoslaw im S., Charkow im O. u. Tschernigow im N., gehört zu dem süduralischen Landrücken u. zu dem Stromgebiet des Dnjepr, dem hier Sula, Psiol, Worskla u. an der südl. Grenze Orel auf der linken Seite zuströmen. Mit Ausnahme der theilweise versumpften Niederungen an den linken Seiten dieser Flüsse ist das Land sehr fruchtbar u. erzeugt große Mengen von Obst, Getreide, Tabak, Vieh u. Wolle. Nicht unbedeutend sind die Waldungen des Gouvernements. Dasselbe zerfällt in 16 Kreise. Die gleichnamige Hauptstadt P., mit 33,976 E. auf dem hohen rechten Ufer der Worskla gelegen, besteht aus der alten Stadt in der Mitte u. den fächerförmig um dieselbe gruppirten, von ihr

durch große freie Plätze getrennten Vorstädten. P. hat außer einer Kathedrale noch 12 Kirchen. Ein Siegesdenkmal erinnert an die Schlacht vom 8. Juli 1709, in welcher Karl XII. durch das Heer Peter's d. Gr. entscheidend geschlagen wurde. P. ist durch die hier 20.—31. Juli abgehaltene Messe nach Nischni-Nowgorod u. Irbit der 3. Binnenhandelsplatz des Russ. Reiches. Die Zufuhr hatte 1871 für 23,714,600 Silberrubel, der Verkauf für 16,693,000 Silberrubel Werth. — Bedeutenden Handel u. Gewerbfleiß entwickelt auch die Stadt Krementschug am Dnjepr, welche mit dem gegenüberliegenden Flecken Krjukkow 30,472 E. zählt.

Polterabend, der Abend vor dem Hochzeitstage, an welchem nach einem früheren, jetzt nur noch selten vorkommenden Gebrauche Töpfe u. anderes irdenes Geschirr vor der Thür im od. am Hause der Braut möglichst lärmend (polternd) zerschlagen wurde. Jetzt pflegt man die P.e mit Aufführungen scherzhafter Scenen, Verkleidungen, Ueberreichung von Brautgeschenken u. Schmausereien zu feiern.

Polyandrie (griech.), Vielmännerei.

Polybios, griech. Geschichtschreiber, geb. zu Megalopolis in Arkadien um 208 v. Chr. Sein Vater Lykortas war politischer Gesinnungsgenosse u. als Strateg des Achäischen Bundes Amtsnachfolger des Philopömen (s. d.). Ehe noch P. das gesetzliche Alter erreicht hatte, wurde er mit seinem Vater als Gesandter des Bundes an den Hof nach Alexandria geschickt, u. 11 Jahre später bekleidete er bereits das Amt eines Hipparchen der Achäer. Doch unterlag seine Partei nach der Schlacht bei Pydna gegen die Aristokraten, die sich ihrer einflußreichsten Gegner dadurch entledigten, daß sie 1000 derselben als Geiseln für die Treue des Achäischen Bundes nach Rom schickten; zu diesen Geiseln gehörte auch P.; so kam er nach Rom in den Kreis der Scipionen, mit denen er später durch aufrichtige Freundschaft verbunden war. Erst 150 v. Chr. erhielt P. mit seinen Leidensgefährten die Erlaubniß zur Rückkehr nach Hellas. Von jetzt an war P. die natürliche Mittelsperson zwischen seinem unglücklichen Vaterlande u. Rom. Nam. bei der Einrichtung der Provinz Achaia gelang es ihm, durch seine Sachkenntniß u. seine einflußreichen Verbindungen manche der schlimmsten Härten zu mildern. Natürlich unterhielt er die Beziehungen mit dem jüngeren Scipio, den er wahrscheinlich auf seinen Zügen nach Afrika u. Spanien begleitete; doch muß er auch selbständig ausgedehnte Reisen gemacht haben. — Hochbetagt kehrte er in seine Heimat zurück u. starb hier an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde 127 v. Chr. Bei seinem Aufenthalte in Italien hatte er den Plan gefaßt, zu schildern, wie die Römer zur Weltherrschaft gelangt seien. Wie die Verhältnisse damals lagen, war er gezwungen, zugleich auch die Geschichte der bis dahin unterworfenen Völker zu geben u. also eine Universalgeschichte zu schreiben, die aber leider nur theilweise erhalten ist. Die neueste Ausgabe des P. lieferte Hultsch (4 Bde., Berl. 1868—72); unter den Uebersetzungen sei genannt die von Haakh u. Kraz (Stuttg. 1857—76).

Polychromie (griech.), Vielfarbigkeit, insbes. die Bemalung einzelner Theile der Skulptur- wie der Bauwerke, wie sie bis zu einem gewissen, freilich noch nicht völlig ermittelten Grade schon bei den Griechen üblich war. Dieselben bemalten in ganzen Flächen fast nur die inneren Wände mit Darstellungen architektonischen od. figürlichen Inhalts; im Aeußeren wurden, wie es scheint, nur einzelne Bauglieder durch hellere od. dunklere Farben zur Geltung gebracht, ähnlich wie bei den Skulpturen, wo wenigstens vor der Blütezeit der Kunst einzelne Theile des menschlichen Körpers od. der Gewandung (z. B. die Ränder u. Säume) od. auch die Attribute durch farbige Bemalung od. durch Anwendung anderer farbiger Stoffe hervorgehoben wurden. Während nun die altchristliche Bauweise sich meistens mit buntem Mosaikenschmuck ihrer Kirchengebäude begnügte, erhebt sich die byzantinische u. romanische Bauweise zu überreicher Ausstattung der Wand- u. Gewölbeflächen, sowie der etwaigen Balkendecken mit figürlichen Darstellungen (Holzdecke der Michaeliskirche in Hildesheim). Und wie die Gothik es liebt, ihre Wohnhäuser äußerlich mit Malereien zu schmücken, so versah sie auch das Innere der Gotteshäuser nicht nur mit figürlichen Malereien an den Gewölbeflächen, sondern auch mit bunten Mustern an einzelnen Baugliedern, wie Hohlkehlen, Rundstäben ꝛc., u. mit Vergoldung od. Bemalung am Blattwerk der Kapitäle mit meistens tiefen, ruhigen Tönen. Aeußerlich dagegen finden sich fast nur an den Portalen Spuren von Bemalung. Auch die Renaissancezeit behielt die figürliche Ausschmückung der Bauwerke bei, ordnete sie aber in ihrer Begrenzung u. Eintheilung der Architektur unter. Anders verhält es sich mit den Holzbildwerken, die schon im Alterthum durch völlige Bemalung (auch durch Bekleidung mit wirklichen Stoffen) geschmückt wurden, u. die auch das Mittelalter in seinen geschnitzten Altarschreinen, Chorstühlen ꝛc. häufig bemalte, um das unedle Material zu bedecken u. durch die Lebendigkeit der Farbentöne dem Werke einen höheren künstlerischen Werth zu verleihen.

Polyeder nennt man in der Stereometrie jede körperliche Gestalt, welche von lauter ebenen geradlinigen Figuren (Polygonen) begrenzt wird. Sind diese Begrenzungen lauter regelmäßige Polygone derselben Art, so nennt man auch die P. „regelmäßig" od. „regulär". Außerdem unterscheidet man auch P. mit lauter „ausspringenden Ecken" u. solche, die auch „einspringende Ecken" haben od. „Sternpolyeder". Reguläre P. mit ausspringenden Ecken giebt es nur fünf: 1. das von 4 gleichseitigen Dreiecken umschlossene Tetraeder, 2. das von 8 gleichseitigen Dreiecken begrenzte Oktaeder, 3. das von 20 solchen begrenzte Ikosaeder, 4. das von 6 Quadraten umschlossene Hexaeder (Würfel) u. 5. das von 12 Rhomben begrenzte Dodekaeder. — Die zahlreichen übrigen P., welche die denselben entsprechenden Krystallformen darstellen, sind in geometrischem Sinne unregelmäßig.

Polygamia (Vielehige) nannte Linné solche Pflanzen, welche auf einem u. demselben Stamme einhäusige (monöcische) u. Zwitterblüten tragen. Sie bildeten in seinem Systeme die 23. Klasse, welche jedoch von Späteren entweder in die 21. od. 22. Klasse (Monoecia u. Dioecia) od. auch nach den Zwitterblüten in die betreffenden früheren Klassen eingereiht wurden. Es gehören bei uns hierher: Eiche, Maulbeerbaum, Glaskraut, Ulme, Roßkastanie, Ahorn u. a.

Polygamie (griech.), eigentlich vielfache Ehe, in gewöhnlichem Sinne Vielweiberei (griech. Polygynie).

Polyglotte (griech.) heißt eigentlich ein „vielsprachiges" Werk. Gewöhnlich braucht man es von Bibelausgaben, in denen zugleich mehrere alte Uebersetzungen der Bibel neben einander gestellt sind. Die berühmtesten P.n sind 1. die sog. Complutensische, von Kardinal Franz Ximenez herausgegeben (Alcala de Henares [lat. complutum] 1514—17, 6 Folianten; hebräisch, aramäisch, griechisch, lateinisch); 2. die Antwerpener des Arias Montanus (1569—77, 8 Folianten; außer den obigen noch mit syrischer Uebersetzung des Neuen Testamentes); 3. die Pariser des Michael le Jay (1629—45, 10 Folianten; zu obigen noch syrisch, arabisch, samaritanisch); 4. die Londoner des Brian Walton (1657, 6 Fol.), dazu das siebensprachige Lexikon des Castellus von 1669, die umfassendste von allen, mit 8 Uebersetzungen (noch äthiopisch u. persisch); 5. die viersprachige Bibel des Reineccius: das Neue Testament (syrisch, neugriech., lateinisch, deutsch), Lpz. 1713; das Alte Testament (hebräisch, griechisch, lateinisch, deutsch) 1750 u. 51; 6. die Polyglottenbibel von Stier u. Theile zum praktischen Handgebrauch (griechisch, lateinisch, deutsch, 4 Bde., Bielefeld 1847 ff.).

Polygnotos, der erste bedeutende Maler der alten Griechen, Sohn des Malers Aglaophon aus Thasos; er war ein Freund des Kimon u. ließ sich wahrscheinlich auf dessen Veranlassung in Athen nieder. Seine Blütezeit fällt 480—430 v. Chr. Für die Geschichte der Malerei ist er dadurch von großer Bedeutung, daß er zuerst den Figuren Ausdruck u. Leben, den Frauengestalten Reiz u. Anmuth verlieh u. die Charaktere scharf auszuprägen verstand. An seinen großen Tafelgemälden rühmte man ihre architektonische Anordnung. So malte er, vielleicht auch schon als Wandgemälde, mit mehreren Genossen in der „Poikile" genannten Halle zu Athen die Kämpfe der Athener gegen die Lakedämonier, des Theseus gegen die Amazonen, die Einnahme Troja's ꝛc. Den Tempel der Dioskuren schmückte er im Verein mit Mikon mit Darstellungen aus der Heroensage, ebenso nahm er Theil an den Malereien im Tempel des Theseus, die sicher Wandgemälde waren, u. an denen der Pinakothek in den Propyläen. Den höchsten Ruhm aber erwarb er sich durch seine Bilder in der sog. Lesche (Säulenhalle) zu Delphi, wo er in kolorirten Umrißzeichnungen nur in 4 Farben, ohne alle Perspektive als flache Reliefdarstellungen „Die Einnahme von Troja" u. den „Besuch des Odysseus in der Unterwelt" ausführte. Nach der uns von Pausanias überlieferten Beschreibung u. Goethe's Abhandlung über diese Gemälde versuchten die Brüder Franz u. Johannes Riepenhausen sie in Umrissen nachzubilden. — Vgl. Brunn, „Geschichte der griechischen Künstler" (Bd. 2, Stuttg. 1859).

Polygon od. Vieleck heißt in der Planimetrie jede ebene geradlinige Figur. Das einfachste P. ist das Dreieck. P.e mit lauter gleichen Seiten u. Winkeln nennt man „regulär"; solche reguläre P., die auch einspringende Winkel haben, „Sternpolygone".

Polyhistor (griech.), ein in vielen Wissenschaften in vorzüglichem Maße Bewanderter, ein Vielwisser.

Poly Henrion, s. „Kohl von Kohlenegg“.

Polyhymnia (d. i. „die Liederreiche“), die Muse des Gesanges, als solche schon zu Hesiod's Zeiten verehrt u. zugleich als Mutter der Sänger angesehen (wie z. B. Orpheus geradezu ihr Sohn genannt wird). Man schrieb ihr die Erfindung der Lyra zu.

Polyhymnia, ein von Chacornac in Paris 28. Okt. 1854 entdeckter, zwischen Mars u. Jupiter kreisender Planetoid mit dem Zeichen (33).

Polykarp, der heilige, Bischof von Smyrna, einer der sog. sieben apostolischen Väter, weil er angeblich ein Schüler des Apostels Johannes war. Um 160 vertrat er bei einem Besuch in Rom die kleinasiatische Praxis der Abendmahlsfeier u. erlitt 169 den Feuertod als Märtyrer. Sein Heiligentag ist in der Römischen Kirche der 26. Januar. Die Echtheit eines ihm zugeschriebenen Briefes an die Philipper ist noch ziemlich zweifelhaft.

Polyklet (griech. Polykleitos), einer der bedeutendsten griechischen Bildner, Schüler des Ageladas aus Argos, Gründer der neben der attischen Schule des Phidias blühenden Schule von Argos u. Sikyon. Seine Thätigkeit fällt etwa 450—410 v. Chr. Obwol seinem älteren Zeitgenossen Phidias in der Bildung der Götterstatuen nachstehend, soll er ihn doch in anderen Dingen übertroffen haben, nam. in der Technik der Toreutik, die er in seiner Kolossalstatue der Hera in Argos (aus Gold u. Elfenbein) noch vervollkommnete, jedenfalls aber in der im Peloponnes sehr geübten Kunst der ehernen Athletenstatuen, in denen die Darstellung der edelsten Formen u. ebenmäßigsten Verhältnisse des jugendlichen Körpers die Hauptsache war. Die bekanntesten der von ihm geschaffenen Statuen dieser Art waren der sog. Diadumenos, d. h. der Jüngling, der sich die Binde ums Haupt legt, von dem wir wol noch eine Nachbildung im Palast Farnese zu Rom besitzen, u. der ihm vielleicht als Gegenstück gegenüber gestellte Doryphoros (Speerträger), der aber vermuthlich nicht identisch ist mit einer anderen Statue, die man den Kanon nannte, weil sie als Musterbild für die Proportionen des menschlichen Körpers galt. Ueber diese letzteren verfaßte P. eine Schrift unter dem Titel „Kanon“. Und diesem seinem Kunstcharakter gemäß war er auch im Stande, in einem künstlerischen Wettstreit mit seiner Amazone den Phidias u. die drei anderen Bildner zu übertreffen. Neben jener Nachbildung des Diadumenos zeigt seine Künstlergröße auch der herrliche Kopf der Juno in der Villa Ludovisi zu Rom. — Vgl. Brunn, „Geschichte der griech. Künstler“ (Bd. 1, Braunschweig 1853).

Polykrates, der Sohn des Aeakos auf Samos, der sich um 580 v. Chr. erst mit zwei Brüdern, dann allein zum Tyrannen von Samos machte. In kurzer Zeit erhob er Samos zu einer ganz bedeutenden Seemacht, denn alle seine Unternehmungen waren von Erfolg gekrönt. Dieses unerhörte Glück veranlaßte seinen Freund Amasis von Aegypten zu dem Rathe, er möge sein Liebstes den Göttern opfern, um deren Neid zu sühnen. P. opferte einen kostbaren Siegelring, den jener bekannte Zufall (vgl. Schiller's Ballade „Der Ring des Polykrates“) ihm dann wieder in die Hände spielte; er herrschte übrigens noch lange Zeit nachher über Samos u. führte ein kraftvolles, energisches Regiment nach innen u. nach außen. Sein Hof war nicht nur prächtig, sondern zugleich ein Sammelpunkt für die Dichter u. Künstler der damaligen Zeit. Schließlich aber traf ihn doch der Neid der Götter. Zunächst scheiterten mehrere auswärtige Unternehmungen. Um seiner Vasallenpflicht gegen Persien zu genügen, mußte er eine Flotte gegen Aegypten schicken. Allzu fein berechnend, hatte er diese Flotte mit den Unzufriedenen von Samos bemannt, weil er hoffte, daß Keiner von ihnen zurückkehren werde. Statt dessen empörten sie sich u. belagerten ihn in seiner Burg. Nur mit großer Mühe wurde diese Gefahr von P. abgewendet. Schließlich fiel er seiner eignen Habsucht zum Opfer. Sein Feind, der Satrap von Sardes, spiegelte ihm vor, daß er sich mit unermeßlichen Schätzen in seinen Schutz begeben wolle; P. möge nur ans Festland kommen, die Schätze in Empfang zu nehmen. P. ging wirklich in die Falle; er wurde in Magnesia treulos überfallen u. ans Kreuz geschlagen.

polymer nennt man in der Chemie solche Körper, welche die elementaren Bestandtheile in demselben Verhältnisse, aber in verschiedener Anzahl besitzen, also trotz gleicher prozentischer Zusammensetzung verschiedenes Atomgewicht haben; so sind z. B. Aldehyd = $C_4H_4O_2$ u. Buttersäure = $C_8H_8O_4$ p.e Körper (s. „Isomerie“).

polymorph (griech.), vielgestaltig. Der Begriff kommt in der Chemie u. Mineralogie vor, wo er ausdrückt, daß eine chemische Verbindung in verschiedenen Krystallformen krystallisiren kann, im Gegensatz zu Isomorphismus (s. d.). In der Zoologie heißen p. gewisse Thierstöcke mit verschieden gestalteten Einzelthieren, die nach dem Prinzipe der Arbeitstheilung verschiedenen Lebensverrichtungen zu dienen haben. Es findet sich dieser Polymorphismus bes. bei gewissen Cölenteraten (s. d.), den Röhrenquallen od. Siphonophoren, bei denen gewisse Einzelthiere der Ernährung (als sog. Nährthiere, Saugröhren, Magenschläuche), andere wieder der Bewegung (Schwimmglocken), noch andere der Fortpflanzung (Geschlechtsthiere) zu dienen haben. Früher hielt man dergleichen p.e Thierstöcke für Einzelthiere u. die eigentlichen Einzelthiere für Organe, bis nam. durch Rud. Leuckart die richtige Deutung gegeben wurde.

Polyneikes (lat. Polynices), der blutschänderischen Ehe des Oedipus (s. d.) u. der Jokaste entstammend, sollte er mit seinem Bruder Eteokles dem Vater in der Regierung Thebens nachfolgen, wurde aber aus der Heimat vertrieben u. lebte als Flüchtling am Hofe des Adrastos, der ihn mit seiner Tochter vermählte. Um seinen Schwiegersohn wieder auf den väterlichen Thron zu setzen, begann Adrast den Krieg der Sieben gegen Theben, der schließlich beendigt wurde durch einen Zweikampf, in dem die feindlichen Brüder sich gegenseitig tödteten.

Polynesien heißen die meist über die tropische Region des Stillen Ozeans verstreuten Gruppen kleiner Inseln im N., NO. u. O. jener Inselkette, welche, sich von Neu-Guinea bis Neu-Seeland hinziehend, aus den Archipelen von Neu-Britannien, den Salomons-Inseln, den Neuen Hebriden u. Neu-Caledonien besteht, parallel mit der Ostküste des austral. Kontinentes läuft u. gewöhnlich als Melanesien bezeichnet wird. Es sind dies hauptsächlich die Archipele der Gilbert-Inseln, Lagunen- od. Ellice-Inseln, Viti- od. Fidschi-Inseln, Phönix-, Union-, Tonga-, Samoa-, Manihiki-, Gesellschafts-, Cooks-, Tubuai-, Marquesas- u. Tuamotu-Inseln im Süden des Aequators, im Norden desselben die Gruppen der central-polynesischen Sporaden, der Hawai- (Sandwich-), Gilbert- u. Marshall-Inseln, der Karolinen, Palaos-Inseln, Mariannen, der Magelhaës- u. der Anson-Archipel. Die sieben letztgenannten Archipele, welche über den zwischen Neu-Guinea, Japan u. den Philippinen gelegenen Theil des Stillen Ozeans verstreut sind, werden häufig auch von P. gesondert u. als Mikronesien bezeichnet. Diese Inseln, Hunderte an Zahl, sind mit wenigen Ausnahmen Koralleneilande von geringem Umfange mit einer überaus artenarmen Fauna u. einer Flora, die fast durchaus indischen Charakter trägt. Kokospalmen, Brotfruchtbäume, Yams, Bataten, Pandanus, Banianen u. Mangrovebäume sind die charakteristischen Pflanzen dieser Inseln; auf einigen derselben sind Zuckerrohr, Baumwolle u. Orangen mit Erfolg angepflanzt worden. Die Thierwelt ist nam. durch prächtig gefärbte Vögel, bes. Papageien, vertreten. Die Bewohner P.s, welchen der Ethnograph Fr. Müller auch die Urbevölkerung Neuseelands zugesellt, von denen er aber die Viti-Insulaner als einen melanesischen Stamm trennt, stehen in einem engen Rassenzusammenhang mit den Malayen; ihre Hautfarbe ist kupferroth od. hellbraun; die Gesichtszüge sind im Allgemeinen regelmäßiger u. schöner als bei den eigentlichen Malayen, die Haare schlicht. Bis zum Eintritt der Mannbarkeit gehen beide Geschlechter gewöhnlich nackt, während die Erwachsenen um die Hüften einen Schurz gürten. Die oft kunstvoll ausgeführte Tätowirung ist ihr Hauptschmuck u. hat wol eben so wie die allgemein verbreitete Beschneidung einen religiösen Ursprung. Die Häuser bestehen aus leichtgebauten, luftigen Hütten, welche in der Regel nur einen Raum umschließen. Fleischspeisen, die den eingeführten Hausthieren, Schweinen, Hühnern u. Hunden entnommen werden, sind in der Regel nur bei festlichen Gelegenheiten üblich; dann wird auch der Wurzelsaft der Ava- od. Kava-Pflanze (piper methysticum) getrunken, sonst nur Wasser u. Kokosmilch. Großes Geschick entwickeln die Polynesier in der Herstellung von Decken, Netzen, Körben u. geschnitzten Kokosnußschalen. Oft kunstvoll sind die Schnäbel der großen Doppelkähne verziert, obgleich die Handwerkszeuge bei den Völkern, welche weder von japanesischer noch von europ. Kultur beeinflußt worden sind, noch aus Knochen u. Stein bestehen. Unter den Waffen steht die Keule obenan, daneben spielt der Speer eine große Rolle, dessen Spitze mit scharfen Fischgräten besetzt ist. Sinnlichkeit u. in deren Gefolge große Zügellosigkeit der Sitten ist einer der hervorstechendsten Charakterzüge dieser Rasse, doch wird von den verheiratheten Frauen Keuschheit u. Eingezogenheit gefordert. Polygamie sowie Polyandrie sind nicht selten. Die Gesellschaft zerfällt in Adel, Volk u. Sklaven. Der erstere Stand ist im Besitz der politischen Rechte u. aller Macht; aus ihnen gehen die Häuptlinge hervor. Das Volk steht in ziemlich großer Abhängigkeit; die Sklaven werden aus den Kriegsgefangenen genommen. Die Religion der Polynesier besteht aus der Verehrung vieler Götter, theils

allgemeinen, theils lokalen Charakters, um welche sich eine theilweise sehr poetische Mythologie gebildet hat; die Seelen der Verstorbenen, deren Leichname man der Erde übergiebt, setzen im Jenseits das Leben fort, können aber auch die Oberwelt wieder besuchen, am Tage als Thiere, in der Nacht als Gespenster. Einen religiösen Hintergrund hat auch der Kannibalismus, welcher, einst über alle diese Inseln verbreitet, jetzt durch den Einfluß abendländischer Kultur mehr u. mehr beseitigt worden ist.

Polynome nennt man in der Arithmetik jeden Größenausdruck, der aus einer algebraischen Summe von mehreren Gliedern besteht. In diesem Sinne ist jede dekadische Zahl ein P., denn z. B. 325 ist die Summe von $300+20+5$.

Polypen (eigentlich Vielfüßer) hießen im Alterthum die Kopffüßer (s. d., Kephalopoden) wegen ihrer in einen Kreis gestellten Arme. Seit Réaumur aber ist der Ausdruck auf eine Abtheilung der jetzt als Cölenteraten zusammengefaßten Thiere übergegangen, auf die Anthozoen. Es sind dies meist festsitzende, oft durch Knospung u. Theilung sich vermehrende u. so Stöcke (Polypenstöcke, Polypanien) bildende Thiere, die in ihrem Innern oft durch ein Kalkgerüst gestützt werden, das in seiner Form der Struktur des Thierleibes selbst entspricht. Außer den Korallen gehören zu den P. die Actinien u. die Seefedern. Näheres s. d. u. bes. den Art. „Cölenteraten". Der „Süßwasserpolyp" (Hydra) gehört wie die „Schwimmpolypen" od. Röhrenquallen in eine andere Cölenteratenklasse, in die der Hydrozoen. — In der Medizin bezeichnet man als P. lokale Schleimhautwucherungen, bald von flacher Ausbreitung, bald mehr od. weniger erhaben, bis zur birnförmigen Gestalt. Nach ihrer Struktur werden sie als weiche od. Schleimpolypen u. als feste od. Fleischpolypen unterschieden. Von mehr od. minder besorgnißerregender Bedeutung sind diese Gebilde je nach dem Orte ihres Auftretens (Nasenpolypen, P. der Kieferhöhle, P. im Kehlkopf, P. im Mastdarm, in der Gebärmutter 2c.). Entfernt werden sie durch Abbinden, Abätzen, Brennen 2c., doch wachsen sie oftmals wieder von Neuem nach u. ist ihre Operation wegen der gefährlichen Blutungen, die mitunter eintreten, auch nicht in allen Fällen unbedenklich.

Polyphemos, der Sohn des Poseidon, ein Kyklop, der in den Bergen Thrinakia's hauste. Zu ihm wurde Odysseus mit seinen Gefährten verschlagen, doch gelang es seiner List, den Menschenfresser einzuschläfern u. ihm dann sein einziges Auge auszubohren, so daß er ihrer Flucht sich nicht mehr widersetzen konnte. — So erzählen Homer u. Euripides, letzterer in seinem Satyrdrama „Kyklops", nur daß hier noch Silen u. seine Satyrn hinzukommen, die ebenfalls durch den listigen Odysseus befreit werden. Die spätere Sage u. Kunst der Alexandriner schildert P. nicht so sehr als wilden Menschenfresser, sondern als ungeschlachten Riesen, der sich in die Galatea, eine zierliche Wassernixe, verliebt hat. Während P. am Ufer sitzt u. Liebesweisen auf seiner Hirtenflöte bläst zum Preise seiner Geliebten, tändelt diese mit ihrem Freunde Akis, der dann von P., als er endlich den Betrug merkt, mit einem Felsstück zerschmettert wird, — eine Geschichte, die mehr als einmal im Alterthum besungen u. gemalt worden ist. Etwas anders hat Rafael die Sache gewendet in seinem berühmten Gemälde „Raub der Galatea" im Palazzo Farnese in Rom.

polyphon, Polyphonie (griech.), in der Musik vielstimmig, Vielstimmigkeit, vielstimmige Schreibart, zum Unterschiede von der einstimmigen (einfachen, homophonen). Gegenwärtig nennen wir jeden auch noch so vielstimmigen Satz nur dann p., wenn seine Stimmen im gemischten Kontrapunkt geführt sind, jede derselben ihren selbständigen melodischen u. rhythmischen Gang hat, bez. als Hauptstimme anzusehen ist. Gegenüber steht der gleichfalls modifizirte Begriff der Homophonie, d. h. derjenigen Setzart, welche im Wesentlichen aus nur einer Hauptstimme u. mehreren Begleitstimmen besteht. Den alten Kontrapunktisten wäre das Wort P. in Hinsicht auf die Selbständigkeit der Stimmen überflüssig gewesen, da eine solche bei ihnen von selbst sich verstand; daher kann es seine gegenwärtige Bedeutung erst bekommen haben, als die von uns Homophonie genannte Setzart aufkam, also mit Entstehung der Monodie gegen Ende des 16. Jahrh. Doch ist auch damals das Wort noch nicht gebräuchlich gewesen, sondern scheint es erst in neuester Zeit, wahrscheinlich nicht viel vor Anfang dieses Jahrhunderts, geworden zu sein.

Polytechnische Schulen od. Polytechnika (Singular Polytechnikum) sind technische Hochschulen, welche die höchste Ausbildung für den technischen Beruf auf wissenschaftlicher, theilweise auch künstlerischer Grundlage zum Zwecke haben. Sie werden fast ausschließlich aus Staatsmitteln unterhalten u. zerfallen, analog der Eintheilung der Universitäten, in Fakultäten, in einzelne Fachschulen nach den verschiedenen Zweigen der Technik, gewöhnlich aber ohne daß diese Abtheilungen selbständige Körper bilden. Das Deutsche Reich besitzt zehn technische Hochschulen, welche sämmtlich Staatsanstalten sind u. zusammen im Wintersemester 1875—76 498 Dozenten u. 6644 Studirende zählten: die Bauakademie in Berlin (mit einem Kursus für künftige Bauführer u. einer höheren akademischen Abtheilung), die Gewerbeakademie zu Berlin (mit 3 Abtheilungen, für Maschinenbau u. Ingenieurwesen, für Chemie u. Hüttenkunde u. für Schiffsbau), die P. Sch. zu Hannover (mit einer Vor- u. Hauptschule, von denen letztere wieder selbständige Kurse für technische Chemiker, Landwirthe, Geometer, Maschinenbauer u. Fabrikanten mechan.-techn. Richtung u. Ingenieure des Wasser-, Weg- u. Eisenbahnbaues aufweist), die P. Sch. zu Aachen (mit einer allgemeinen Schule u. 3 Fachschulen für Bau- u. Ingenieurwesen, Maschinenbau u. mechan. Technik, chemische Technik u. Hüttenkunde), die P. Sch. zu München (mit 6 Abtheilungen: für allgemeine Bildung, für Ingenieure, Architekten, techn. Chemiker, Landwirthe u. Lehramtskandidaten der Naturwissenschaften u. Mathematik), die P. Sch. zu Dresden (mit einer allgemeinen Abtheilung u. Fachschulen für Mechaniker, Ingenieure, Chemiker, Lehrer für Naturwissenschaften u. Mathematik u. einer Abtheilung zur wissenschaftlichen Ausbildung von Telegraphenbeamten), die P. Sch. zu Stuttgart (mit Fachschulen für Architektur, Ingenieurwesen, Maschinenbau, chemische Technik, Mathematik u. Naturwissenschaften u. allgemein bildende Fächer), die P. Sch. zu Karlsruhe (mit Abtheilungen für Mathematik, Ingenieurwissenschaften, Maschinenbau u. mechan.-techn. Fächer, Architektur, Chemie u. Forstwissenschaft), die P. Sch. zu Darmstadt (mit Abtheilungen für Architektur, Ingenieurwesen, Maschinenbau, Chemie, Mathematik u. Naturwissenschaften) u. die P. Sch. zu Braunschweig (mit Fachschulen für das Bau- u. Ingenieurwesen, Maschinenbau, chemische Technik, Pharmazie u. Forstwissenschaft sammt einer Abtheilung für allgemein bildende Wissenschaften u. Künste). In der inneren Organisation weichen diese P. Sch. vielfach von einander ab, doch fordern sie meist von dem Aufzunehmenden ein Alter von mindestens 17 Jahren u. den Nachweis der bestandenen Maturitätsprüfung auf einem Gymnasium od. einer Realschule; die P. Sch. zu Darmstadt begnügt sich aber mit den Kenntnissen, welche zur Prüfung für die Berechtigung zum einjährigen Freiwilligendienst in der Armee erforderlich sind. Die meisten dieser Hochschulen haben regelmäßige Prüfungen, Kontrole des Besuches der Vorträge u. Zeugnisse über Fleiß u. Wohlverhalten abgeschafft, geben Zeugnisse über Fortschritte u. veranstalten Prüfungen nur auf Verlangen u. gestatten eine, wenn auch durch die praktischen Uebungen beschränkte Lernfreiheit. Die meiste Gelegenheit zu einer über die Fachwissenschaften hinausgehenden allgemeinen wissenschaftlichen Bildung gewähren die P. Sch. zu Dresden u. München. In ähnlicher Weise wie die deutschen sind die 7 österr.-ungar. P. Sch. (zu Wien, Graz, Prag [2], Brünn, Lemberg u. Budapest) organisirt, welche im Wintersemester 1875—76: 327 Dozenten u. 4405 Studirende zählten; einen großen Ruf besitzt das eidgenössische Polytechnikum zu Zürich. In Frankreich ist die militärisch organisirte P. Sch. in Paris nur eine Vorbereitungsanstalt für die höheren technischen Militär- u. Civillehranstalten, nam. für die Schule für Künste u. Gewerbe (École centrale des arts et manufactures), die Schule für Brücken- u. Straßenbau (École des ponts et chaussées) u. das Konservatorium für Künste u. Gewerbe zu Paris.

Polytheismus (griech.), Vielgötterei (Gegensatz zu „Monotheismus", s. d.). Der P. zeigt sich in seiner rohesten Form im Fetischdienst (s. „Fetisch"), der Anbetung von Dingen, die unter sich in keinem Zusammenhange stehen. Höher stehen die Religionen (z. B. die indische, griechische, altdeutsche), welche einen Zusammenhang der Götter unter einem Haupte lehren. Der P. beruht fast immer auf der Vergöttlichung einzelner Naturdinge u. -kräfte (z. B. der Gestirne, Ströme 2c.) od. der Personifikation von unsinnlichen Begriffen, d. h. es werden Begriffe, wie Glück, Tapferkeit, Reichthum 2c., zu persönlichen Göttern erhoben.

Pomaceen, Obstfrüchtler auch Apfelfrüchtler; eine Pflanzenfamilie, welche man früher zu den Rosenblütlern rechnete, sie aber davon trennte, um ihre Arten als Kernobst tragende selbständig hinzustellen. Ihr Frucht wird vom Kelchsaume gekrönt u. entwickelt innerhalb des Fruchtfleisches ein pergamentartiges Fruchtgehäuse mit weicheren od. steinigeren Samen (Karpellen). Zu den P. gehören folglich: Birne, Apfel, Quitte, Mispel, Fesenmispel, Weißdorn, Mehlbeere, Vogelbeere. Dagegen besitzen die Steinfrüchtler od. Drupaceen, welche das Steinobst liefern, weder jenes pergamentartige Gehäuse noch den emporgehobenen Kelchsaum, sondern eine Steinfrucht mit hartem Kerne, der durch Fehlschlagen des einen Eies immer einsamig ist. Die Rosaceen endlich, welche früher auch die Drupaceen mit einschlossen, erzeugen zahlreiche, auf der innern Seite der Kelchröhre befindliche u. gehäufte, zu beerenartigen Früchten meist heranreifende Samen: Rose, Brombeere, Erdbeere 2c.

Pomade ist eine mit verschiedenen Riechstoffen wohlriechend gemachte Fettmischung, die zum Einfetten der Haare dient. Meistens bilden Mischungen aus Schweinefett, Walrath, weißem Wachs, Mandelöl u. dgl.

die Hauptmasse der P. Den Namen „Pomades“ führen in Frankreich auch mit feinen Blumendüften imprägnirte Fette, die, mit reinem Spiritus behandelt, den Geruch an diesen abgeben. Auf diese Weise werden die feinen franz. Extraits bereitet. Der Name P. rührt davon her, daß man früher verfaulte Aepfel (lat. pomum, Apfel) ihres moschusartigen Geruches wegen mit Fett zusammenrieb.

Pomare, der Name der ehemaligen Königsfamilie auf Tahiti (s. d.), der nach Lutteroth („Geschichte der Insel Tahiti“) Nacht des Hustens bedeutet. Otu, der erste König dieses Namens, hatte denselben sich beigelegt, als er sich auf einer Reise ins Gebirge erkältet hatte. **P. I.** nahm zwar die 1797 aus England angelangten Missionäre günstig auf, hielt ihnen aber bald so wenig Wort, daß er seine eigenen Kinder morden ließ u. die gröblichsten Mißhandlungen der Missionäre duldete; er starb 3. Sept. 1803 plötzlich in seinem Boote. **P. II.,** Sohn des Vorigen, ließ sich 1812 taufen, half das Christenthum bei seinem Volke verbreiten, führte sogar eine Art von konstitutioneller Verfassung ein u. starb 30. Nov. 1821. Da bei seinem Tode der Erbe erst 18 Monate alt war, regierten für **P. III.** die Missionäre, u. da derselbe schon 1827 starb, setzten sie dessen Schwester Amatea als **P.-Wahine** auf den Thron. Diese ward aber im J. 1852 vertrieben, von den Franzosen zwar wieder eingesetzt, entsagte jedoch im Mai desselben Jahres der Herrschaft.



Nr. 4500. Volkstrachten aus Pommern.

Pombal, Sebastião José de Carvalho, seit 1756 Graf von Oeyras, seit 1770 Marquese von P., portug. Staatsmann, geb. 1699 in der Nähe von Coimbra; wurde, ausgebildet als Rechtsgelehrter u. Militär, später als Diplomat nach London u. nach Wien geschickt u. 1750 Staatssekretär König Josef's I. von Portugal. Um sein Vaterland aus seiner bisherigen Nichtigkeit zu erheben, reformirte er die Finanzen, bekämpfte durch eine neuerbaute Kriegsflotte die Seeräuber, hob den Verkehr durch Gründung von Handelsgesellschaften, ließ das Heer nach preußischem System reorganisiren u. nahm mit Entschlossenheit u. Härte den Kampf auf gegen den widerstrebenden Adel u. die bisher allmächtigen Jesuiten. Alle Anstrengungen seiner Gegner, seine zahlreichen Reformen u. ihn selbst aus dem Wege zu räumen, vernichtete er durch seine Wachsamkeit u. durch die Verbreitung von Denkschriften, in denen er die Verbrechen u. Thorheiten des Jesuitenordens an die Oeffentlichkeit brachte. Als man selbst die unseligen Folgen des großen Erdbebens vom 1. Nov. 1755 seiner Verwaltung zur Last legte, benutzte er ein Attentat, welches 1758 auf den König gemacht wurde, um die angesehensten Familien, die Tavoras, Aveiros, Alornos, verhaften zu lassen, deren Unzufriedenheit mit dem Könige u. dem Minister bekannt war. Den Jesuiten aber entriß er erst ihre Güter, nahm ihnen jeden Einfluß auf die Schulen u. ließ sie am 3. Sept. 1759 in 7 Fahrzeugen nach der Küste des Kirchenstaates schaffen. Die durch P. herbeigeführte Blüte Portugals wurde auch durch einen Krieg mit Frankreich u. Spanien 1762 nicht geknickt. Das Feldherrntalent des deutschen Grafen Wilhelm v. Lippe, der die portugiesische Armee befehligte, u. die Unterstützung Englands führten im August 1763 den Frieden herbei. Aber Maria Francisca, welche 1777 den Thron ihres Vaters erbte, entließ die Gegner P.'s aus den Kerkern, gestattete den Mitgliedern des aufgelösten Jesuitenordens die Rückkehr u. nahm P. nach einander alle Aemter u. Würden. Nach einem langwierigen Prozeß wurde er durch die Königin für schuldig erklärt u. aus der Hauptstadt verbannt. Er starb auf seiner Herrschaft P. 7. Mai 1782. — Vgl. J. Smith, „Memoirs of the marquis of P.“ (Lond. 1843).

Pomeranze, s. „Orange“. **Pomerellen,** s. „Pommern“.

Pommern, ehemaliges Herzogthum, jetzt preuß. Provinz, umfaßt mit den Wasserflächen ein Areal von $574{,}83$ □M. u. 1,431,508 E. (1871), wird von der Ostsee im N., von Preußen im O. u. SO., von Brandenburg im S. u. von Mecklenburg im W. begrenzt u. durch die Oder in den westl. Theil Vorpommern u. den östlichen Hinterpommern getheilt. Zu P. gehören außerdem noch die Inseln Rügen, Usedom u. Wollin. Der im W. der Oder gelegene Theil zeigt sehr zerrissene Küsten u. gehört vollständig dem Tieflande an; hier ist der Boden meist fruchtbar, doch fehlen auch nicht ausgedehnte Sand- u. Sumpfstriche. Bedeutendere Höhen finden sich nur auf der Insel Rügen (s. d.). Einförmiger gegliedert ist die Küste Hinterpommerns, u. das Land steigt dort von der schmäleren Küstenniederung im S. zu der Pommerschen Seenplatte an, einem Theile des nordural.-balt. Landrückens, der hier im Durchschnitt 150 m. über der Ostsee liegt; hier erheben sich in der lieblichen Berglandschaft, der sog. Pommerschen Schweiz, bei Polzin der Spitzberg zu 220 m. u. im O. von Bütow unweit der preuß. Grenze am Papenzin-See der Steinberg zu 267 m. Auf den Vorstufen dieses Plateaus ist der Boden großentheils ergiebig, auf der Höhe selbst meist sandig u. auf weite Strecken hin versumpft. Mit dem Hinterlande steht P. nur durch die Oder (s. d.) in Verbindung, welche unterhalb Stettins den Damm'schen See u. dann das Stettiner Haff bildet; in dasselbe mündet die Peene (s. d.), während der Damm'sche See die Plöne u. Ihna rechts aufnimmt. Die Küstenflüsse Hinterpommerns, Rega, Persante, Grabow, Stolpe, Lupow u. Leba, kommen von der Seenplatte, welche sie in tiefen Thälern durchschneiden, u. bilden auf dem Plateau, meist in ihren Quellgebieten, eine große Anzahl von Seen (Drazig-, Vilm-, Groß-Lübbe-, Pieleburger See 2c.). Viele von ihnen münden in Strandseen, welche vom Meere nur durch eine schmale Dünenreihe geschieden sind, so die Leba in den $1{,}46$ □M. großen Leba-See, die Lupow in den Garden'schen See. Von dem Gesammtareale der Provinz sind $54{,}7$ % Aecker, $0{,}3$ % Gärten, $10{,}2$ % Wiesen, $8{,}8$ % Weiden, $19{,}8$ % Holzungen.

P. zerfällt in die Regierungsbezirke Stettin ($235{,}60$ □M. u. 670,863 E.) mit der kreiseximirten Stadt Stettin u. 12 Kreisen, Köslin ($254{,}97$ □M. u. 552,369 E.) mit 12 Kreisen u. Stralsund ($84{,}27$ □M. u. 208,276 E.) mit 4 Kreisen. Mit Ausnahme von 3700 poln. Kassuben im Reg.-Bez. Köslin gehört die gesammte Bevölkerung der deutschen Nationalität an; der Konfession nach zerfällt sie in 1,397,467 Protestanten, 16,858 Katholiken, 4266 Anhänger anderer christl. Sekten u. 13,036 Israeliten. Von allen Gegenden Deutschlands ist P., das im Durchschnitt nur 2617 E., im Reg.-Bez. Köslin sogar nur 2166 E. auf 1 □M. zählt, am dünnsten bevölkert. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist der Ackerbau, der den reichsten Ertrag bes. in der Umgegend von Stralsund, Gützkow, Stettin u. Demmin u. in einzelnen Theilen der Insel Rügen liefert; außer den verschiedenen Getreidearten sind Buchweizen, Kartoffeln, Flachs, Hanf, Raps, Rübsen, Runkelrüben u. Tabak die wichtigsten Kulturpflanzen. Von großer Bedeutung ist die Viehzucht des Landes; in der Schafzucht steht P. allen anderen preuß. Provinzen voran; geringer sind die anderen Zweige der Viehzucht, doch bilden Rinder u. Schweine (Schinken) nicht unbeträchtliche Ausfuhrartikel. In einzelnen Gegenden wird eine ausgedehnte Geflügelzucht (Gänsebrüste) getrieben. Für die Küstenbevölkerung ist die Fischerei ein Haupterwerbszweig. An nutzbaren Mineralien ist P. arm, doch finden sich große Mengen von Torf, auch Sumpferz, Kalk, Kreide, Salz u. Bernstein. Die Industrie, welche ihren Hauptsitz in Stettin (s. d.) hat, ist verhältnißmäßig unbedeutend,

um so wichtiger dagegen der Seehandel. Der Haupthafenplatz der Provinz ist Stettin, nächstdem sind als Seehandelsstädte hervorzuheben Barth, Stralsund, Greifswald, Anklam, Swinemünde, Kammin, Kolberg, Köslin, Rügenwalde u. Stolpe. Besuchte Seebäder sind Rügen (Putbus, Krampas, Saßnitz, Aalbeck), Swinemünde, Heringsdorf, Misdroy u. Kolberg. P. hat eine Universität zu Greifswald mit der Landwirthschaftlichen Akademie zu Eldena, 17 Gymnasien, 2 Progymnasien, 5 Realschulen, 2 Provinzialgewerbeschulen, 8 Lehrerseminare u. ein Lehrerinnenseminar. — Die deutsche Urbevölkerung dieses Landes, die Sueven u. Vandalen, zog im 5. Jahrh. ab u. machte slav. Völkern Platz, welche von den andern Pomerani genannt wurden, da sie nahe am Meere (slav. po more) saßen. Im 11. Jahrh. kam unter diesem Volke die Herzogswürde auf, als deren Stifter Swantibor († 1107) angesehen wird; das Christenthum fand im nächsten Jahrhundert durch den Bischof Otto von Bamberg Eingang. Unter Swantibor's Nachfolgern ward P. getheilt u. trat zum Schutze gegen die Dänen, Polen u. Rugier unter die Lehnshoheit des Deutschen Reiches, wodurch zugleich auch die Germanisirung des Volkes befördert wurde. Das Herzogthum Slavien umfaßte Vorpommern, die Ukermark u. den Landstrich bis zur Persante u. Netze; von der Persante bis zur Weichsel reichte das Herzogthum Pomerellen od. das Kassubenland; ein besonderes Reich bildete außerdem noch Rügen, bis diese Insel 1325 durch Fürst Wratislaw IV. mit P. vereinigt ward. Pomerellen erreichte seine größte Ausdehnung unter dem Herzog Suantepolk (1220—1266), der aber schließlich dem Deutschen Orden unterlag; mit seinem Nachfolger Mestwin II. starb sein Stamm aus u. das Land zerfiel, indem die einzelnen Theile an Preußen, Brandenburg, Polen u. Slavien kamen. Die beiden Linien des pommerschen Hauptlandes, Stettin u. Wolgast, wurden 1464 vereinigt, doch blieb das Erbfolgerecht Brandenburgs durch den Vertrag von Pyritz (1493) ausdrücklich anerkannt. Eine neue Theilung des Landes in die beiden Linien Wolgast u. Stettin erfolgte 1531. Die Herzöge Barnim XI. von Stettin u. Philipp I. von Wolgast führten die Reformation durch. Nach mehrfachen Spaltungen beschränkte der Vertrag zu Jasenitz 1569 die herrschenden Linien auf zwei, Stettin u. Wolgast; letztere starb 1625, erstere 1637 aus. Unterdessen war P. durch die Schweden besetzt worden, welche auch im Westfälischen Frieden Vorpommern, Rügen u. von Hinterpommern Damm, Gollnow u. andere Theile behielten, während das erbberechtigte Brandenburg außer den anderweitigen Entschädigungen in den Besitz von Hinterpommern trat. Kleinere Erwerbungen machte der Große Kurfürst in P.; der Friede zu Stockholm 1720 vereinigte aber das schwed. P., mit Ausnahme des Landes nördl. von der Peene u. Rügens, mit Preußen, das den Rest erst 1815 erwarb. — Vgl. Sell, „Geschichte des Herzogthums P." (3 Bde., Berl. 1819—20); Barthold, „Geschichte von Rügen u. P." (5 Bde., Hamb. 1839—45); Fock, „Rügensch-Pommersche Geschichten aus 7 Jahrh." (6 Bde., Lpz. 1861—72); Berghaus, „Landbuch des Herzogthums P." (Brandenb. 1862); Bohlen, „Die Erwerbung P.s durch die Hohenzollern" (Berl. 1865); Grasso, „Topograph.-statist. Handbuch von Neu-Vorpommern u. Rügen" (Stralſ. 1859).

Volkstrachten sind in P. nur noch in der Gegend um Stargard u. Pyritz (dem sog. „Waitzacker") zu finden. Dort trägt der Bauer einen langen blautuchenen Rock mit rothem Futter u. Besatz, eine blautuchene Weste mit roth ausgenähten Knopflöchern u. blanken Knöpfen, ein dickes schwarzes Halstuch, weißlederne Kniehosen, weiße Strümpfe u. Bindeschuhe od. halbhohe Schaftstiefeln; den Kopf bedeckt ein breitrandiger Filzhut mit schwarzen Rüschen, Rosetten u. Bändern, od. ein Cylinderhut, mit breitem Bande so umwickelt, daß die vordere obere Hälfte eine breite Faltenlage bildet. Bei den jüngeren Burschen tritt an die Stelle des langen Männerrockes eine Jacke von übrigens gleicher Ausstattung; die Kopfbedeckung ist eine meist rothe Tuchmütze mit Goldtressen, Puscheln u. breitem Pelzrand. — Komplizirter ist das Festgewand der Frauen. Die elf sehr kurzen Röcke, welche über einander getragen werden u. von denen der oberste von rother Wolle, am Saume mit grünem Bande besetzt ist, geben in engster Faltenordnung der Gestalt der Bäuerin eine unförmliche Rundung. Ueber dem dunkeln Tuchmieder trägt man eine diesem ähnliche Jacke, deren Latz u. lange Aermel ein breites grünseidenes, verziertes Band schmückt. Brust, Rücken u. oberen Rand des Ausschnittes der Jacke deckt ein breites Brusttuch von verschiedenfarbigem Wollenstoff u. mit bunter Seide, Gold u. Silber reich gestickt. Oberhalb desselben tritt die wagerecht stehende Halskrause von Zwirnkante hervor, u. aus dieser wieder das Halsband von Bernstein od. Glasperlen, dessen schwarze Sammtbänder lang am Rücken hinabhängen. Das niedliche Mützchen mit Kantenstrich ist bei Mädchen von hellblauer, bei Frauen von schwarzer Seide; eine Fülle von Haubenbändern hängt am Rücken hinab. Die halbseidene Schürze ist stets länger als der Rock u. mit breiten golddurchwirkten Bändern u. Schleifen bedeckt. Die Strümpfe von rother od. schwarzer Wolle, unterhalb des Kniees durch lang hinabhängende Seidenbänder gehalten, sind ebenso wie die hellgrünen Handschuhe mit Buntstickerei bedeckt. Die Fußbekleidung bilden gestickte schwarze Sammtschuhe od. Pantöffelchen. Bei besonders festlichen Gelegenheiten fehlen selbst im Sommer nicht die Pelzmuffe mit grünen Schleifen. Zum Schutz gegen das Wetter wird ein dunkelblauer Tuchmantel mit dreifach ausgezacktem Kragen u. ein Strohhut mit schwarzen Bändern getragen.

Pommersfelden, Dorf im bayer. Bezirksamt Höchstadt an der Aisch (Reg.-Bez. Oberfranken) im S. von Bamberg, mit einem Anfangs des 18. Jahrh. in ital. Stile erbauten Schlosse des Grafen von Schönborn, das einst durch seine Gemäldegalerie berühmt war; letztere ist jedoch 1867 in Paris versteigert worden.

Pomologie, s. v. w. Obstkunde.

Pomona, die röm. Göttin der Baumfrüchte. Sie wird in Verbindung gesetzt mit den Göttern des Feldes Silvanus, Vertumnus, Priapus 2c. Es giebt wenige Statuen dieser Göttin; die meisten, welche diesen Namen tragen, verdanken ihn später einer falschen Restauration, od. den später hinzugefügten Attributen der Früchte.

Pomona, eine der Arkadischen Inseln (s. d.).

Pomona, ein von Goldschmidt in Paris 26. Okt. 1854 entdeckter, zwischen Mars u. Jupiter kreisender Planetoid. Sein Zeichen ist (32).

Pomp (a. d. Lat.), Gepränge, Pracht, Feierlichkeit.



Nr. 4501. Jeanne Antoinette Marquise von Pompadour (geb. 1722, gest. 15. April 1764).

Pompadour, Jeanne Antoinette **Poisson de,** Tochter eines Vieh- u. Fleischhändlers, seit 1745 Marquise von P.; war die erste bürgerliche Maitresse, welche Ludwig XV. nach dem Tode der Herzogin von Chateauroux an seine Seite zog. Obwol glücklich vermählt mit dem Finanzpächter d'Etioles u. bereits Mutter einer Tochter, drängte sie sich durch Bestechung der Kammerdiener an den König, den sie durch ihre Schönheit, ihr musikalisches Talent u. ihre Unterhaltungsgabe bis zu ihrem Tode so zu fesseln vermochte, daß sie nicht nur unermeßliche Reichthümer durch ihn erwarb, sondern bald auch auf die Staatsregierung theils selbst, theils durch ihre Kreaturen, den Kardinal Bernis u. den Herzog von Choiseul, einen unheilvollen Einfluß übte. Um sich Ansehen zu verschaffen, zog sie die Vertreter der Literatur durch Lohn u. geheucheltes Interesse in ihren Dienst, obwol weder sie noch der König Schönheitssinn besaßen. Mit ihm theilte sie, wenn auch umgeben von allem Luxus, den Aufenthalt beim Heere 1746 u. 1747 während des Oesterr. Erbfolgekrieges. Ihr politischer Einfluß wurde allmächtig, seitdem es ihr im Einvernehmen mit den österr. Geschäftsträgern Kaunitz u. Starhemberg gelungen war, Frankreich in den Kampf mit Friedrich d. Gr., den sie haßte, zu verwickeln. 1761 war sie behülflich, den Familientraktat mit Spanien gegen England zu Stande zu bringen. Um ihrer Machtstellung willen empfing sie Ehrenbezeigungen von den meisten Fürsten

Europa's, selbst Maria Theresia schickte ihr ihr Portrait. Sie starb 15. April 1764. — Vgl. Capefigue, „Madame de P." (Par. 1858).

Pompeji, eine Stadt an der Mündung des Sarnus am Fuße des Vesuv; sie war gegründet von den samnitisch-oskischen Bergvölkern u. wird bereits in der Zeit der Samniterkriege erwähnt. Sulla führte eine Veteranenkolonie (Colonia Veneria Cornelia) dorthin u. förderte dadurch ganz bedeutend die Romanisirung P.'s. In der Kaiserzeit merkten die Pompejaner zum ersten Male, daß man den Vesuv mit Unrecht für einen erloschenen Vulkan gehalten. Schon im Anfang des J. 63 wurden Herculanum u. bes. P. von einem Erdbeben zerstört, u. der Neubau der Stadt war noch nicht vollendet, als 24. Aug. 79 ein zweiter, viel schrecklicherer Ausbruch des Vesuv erfolgte, wie er uns in zwei interessanten Briefen des jüngeren Plinius geschildert wird. Der mächtige Lavastrom dieser Eruption hatte Herculanum vollständig bedeckt mit einer massiven Gesteinmasse, auf der später die Städte Resina u. Portici erbaut wurden, die umfassenden Nachgrabungen sehr hinderlich sind. P. dagegen war mit einem Aschen- u. Bimssteinregen bedeckt, durchschnittlich in einer Höhe von 4—6 m., so daß die Lage der höchsten Gebäude unter jener Schicht immer noch zu erkennen war. Trotz Alledem war der Name P. im Mittelalter vollständig verschollen, bis man 1748 beim Graben eines Brunnens auf altes Gemäuer stieß; dieser Umstand führte zur Wiederentdeckung der Stadt. Doch dauerte es lange, bis man anfing, planmäßig zu graben. Besonderes Verdienst erwarben sich die Franzosen im Anfang dieses Jahrhunderts. Nach der Rückkehr der Bourbonen fing der alte Schlendrian wieder an u. dauerte, bis Fiorelli an die Spitze gestellt wurde, der die Ausgrabungen mit neuem Eifer u. neuer Methode in Angriff nahm. Bis jetzt hat man allerdings erst $^1/_3$ der Stadt bloßgelegt, aber gerade denjenigen Theil, wo man die meisten öffentlichen u. monumentalen Bauten erwarten durfte. Die große Wichtigkeit, die P. durch sein Unglück für uns erlangt hat, besteht darin, daß hier ein Stück antiken Lebens unter dem schützenden Aschenmantel fast zwei Jahrtausende hindurch erhalten wurde. Man hat nicht nur von dort eine Menge einzelner, höchst bedeutender Kunstwerke zu Tage gefördert, die jetzt meistens im Museum von Neapel vereinigt sind, sondern unsere Kenntniß der realen Verhältnisse des antiken Lebens ist eine ganz andere geworden, seitdem wir Anschauung von Gegenständen gewonnen, die von Schriftstellern selten od. gar nicht erwähnt werden. — Doch auch auf die einzelnen Künste hat die Ausgrabung P.'s einen bedeutenden Einfluß ausgeübt, so z. B. auf Architektur, Skulptur, bes. aber auf die Malerei. Wir kannten bis dahin von der antiken Malerei so gut wie gar nichts, bis man in P. eine ganze Reihe von Wandgemälden in allen nicht ganz ärmlichen Häusern entdeckte; sie sind meistens al fresco, d. h. auf den frischen Kalk, gemalt u. haben unserer Dekorationsmalerei eine ganz neue Richtung gegeben. Abb. eines pompejanischen Wandgemäldes s. Bd. VI S. 1114. — Die beste Beschreibung der Stadt giebt Overbeck's „P." (3. Aufl., Lpz. 1875); vgl. auch v. Wedell, „P. u. die Pompejaner" (Lpz. 1876). — Abb. s. Bd. I S. 1313.

Pompejus, Name eines plebejischen röm. Geschlechtes, welches erst nach der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. zu Bedeutung gelangte. Der bedeutendste unter den Vertretern desselben ist Cnejus **P.**, mit dem Beinamen Magnus, geb. 106 v. Chr. Derselbe betheiligte sich noch als junger Mann an den Sullanischen Bürgerkriegen u. warb, als Sulla im J. 83 nach Italien zurückkehrte, auf eigene Faust drei Legionen, die er zu Sulla stoßen ließ, der ihn dafür als Imperator begrüßte. Dann begab er sich nach Afrika, Sizilien u. Spanien, um hier die aristokratische Reaktion durchzuführen, u. erhielt dafür den Beinamen Magnus; außerdem ertrotzte er im J. 81 gegen das Herkommen, ohne ein höheres Amt bekleidet zu haben, einen Triumph. Er ließ sich nun den Krieg gegen den Sertorius übertragen, wurde aber mehrmals empfindlich geschlagen, bis er schließlich die Oberhand gewann nach Ermordung seines Gegners durch den Perpenna. An der Spitze seines Heeres nach Italien zurückkehrend, forderte er vor dem gesetzlichen Alter Triumph u. Konsulat; beides wurde gewährt. Um seine Popularität noch mehr zu befestigen, beseitigte er die letzten sullanischen Beschränkungen des Tribunats. Zum Dank dafür beantragte A. Gabinius, ihn mit ganz außerordentlichen Vollmachten für den Seeräuberkrieg auszustatten, den P. durch seine energischen Mittel in kürzester Zeit beendigte. Dann entließ er in Brundusium sein Heer u. kehrte nach Rom zurück, wo er sich nun mit Cicero u. der Senatspartei verband, um die Bestätigung seiner asiatischen Verordnungen durchzusetzen. Dieses Ziel erreichte er schließlich durch seine Verbindung mit Cäsar u. Crassus, die sich später bei einer Zusammenkunft in Lucca im J. 60 zu einem festen Triumvirat gestaltete. P. hatte sich die Getreideversorgung der Hauptstadt u. die Provinz Spanien vorbehalten, blieb aber in Rom, während Cäsar Gallien eroberte. Kurz vor dem Ausbruch des Krieges zwischen ihm u. Cäsar stellte P. jenem die Zumuthung, sein Heer zu entlassen, während er seine span. Legionen behalten wollte. Darüber kam es zum Bruch; P. mit der Senatspartei mußte Italien räumen. Der erste Zusammenstoß bei Dyrrhachium im J. 48 war für Cäsar entschieden ungünstig, er mußte seine verschanzte Stellung aufgeben u. wendete sich, von P. verfolgt, nach Pharsalus, wo 9. Aug. 48 die entscheidende Schlacht geschlagen wurde, in der P. unterlag. Er verließ sein noch keineswegs vernichtetes Heer u. floh nach Aegypten. Allein der ägyptische Hof wollte seinen Frieden mit Cäsar schließen u. ließ deshalb P. bei der Landung hinterlistig ermorden (28. Sept. 48 v. Chr.).

Pompelmus, Frucht, s. „Citrus".

Pompiers, s. „Feuerlöschwesen".

pompös (lat.), prachtvoll, prunkend.

Ponceau (franz. [spr. Pongßoh], vom lat. puniceus, griech. φοινίκεος, dunkel- od. purpurroth), die Klatschrose; dann auch deren Farbe.

Ponce de Leon, Luis, span. Dichter, geb. 1527, ohne daß sich der Geburtsort genau angeben ließe; bereits 1544 trat er zu Salamanca in den Augustinerorden ein u. stieg in demselben — nachdem er sich von dem Verdachte der Irrgläubigkeit, den er sich durch eine Uebersetzung u. mystische Auslegung des Hohen Liedes zugezogen hatte u. infolge dessen er eine 5jähr. Haft in den Kerkern der Inquisition hatte erleiden müssen, gereinigt hatte — bis zur Würde eines Provinzialen empor, starb indessen noch vor Antritt dieses Amtes 1591 zu Madrigal. Seine Dichtungen, zum großen Theile religiösen Inhaltes, zeichnen sich durch Gefühlstiefe u. nam. durch eine melodische u. formvollendete Sprache aus. Er verfaßte auch eine Anzahl prosaischer Schriften über theologische u. asketische Gegenstände, zu welcher literarischen Thätigkeit er jedenfalls durch das theologische Lehramt, welches er an der Universität Salamanca mehrere Jahre lang bekleidete, angeregt wurde. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Madrid (6 Bde., 1804—16), eine fernere Ausgabe seiner Dichtungen mit beigefügter deutscher Uebersetzung lieferten Schlüter u. Storck (Münster 1853).

ponderabel (lat.), wägbar.

Pondichéry (d. h. Neustadt), franz. Besitzung an der Koromandelküste Vorderindiens; umfaßt ein Gebiet von 5,279 □M. mit 131,806 E. (1869), von denen etwa 40,000 auf die gleichnamige Stadt kommen. Die Stadt ist regelmäßig gebaut; der von den Europäern bewohnte Theil ist von dem, in welchem die Eingeborenen sitzen, durch einen Kanal geschieden. Der Hafen ist schlecht, durch eine Barre gesperrt u. der Brandung stark ausgesetzt, so daß die Waaren der Schiffe meist auf offener See noch auf die leichten Bambusboote der Eingeborenen verladen werden müssen. P. ist Hauptstadt u. Sitz der höchsten Behörden für das franz. Indien u. eine bedeutende Handelsstadt, welche bes. Reis, Indigo, Arrowroot, Curcuma, Farbehölzer, Oelsämereien u. blaugefärbte Baumwollstoffe ausführt. Die Umgegend baut viel Reis. P. wurde von den Franzosen 1672 dem Könige von Vijayapur abgekauft u. die Stadt 1761 durch die Briten fast gänzlich zerstört.

Poniatowski, eine poln., seit dem 18. Jahrh. fürstliche Adelsfamilie, die ihren Ursprung auf das von den Grafen v. Guastalla u. Montechiarugolo abstammende ital. Geschlecht Torelli zurückführt. Ihren Glanz begründete Graf Stanislaus **P.**, geb. zu Dereczyn in Lithauen 1678. Derselbe schloß sich der schwed. Partei an, zog mit Karl XII. nach Rußland, wo er bei Pultawa zu dessen Lebensrettung wesentlich beitrug, bewog dann als Karl's Gesandter die Pforte zum Kriege gegen Rußland u. setzte nachher Stanislaus Leszczynski zum Fürsten in dem damals schwed. Zweibrücken ein. Nach Karl's XII. Tode unterwarf er sich August II. u. ward von diesem zum Großschatzmeister von Litthauen, Feldmarschall u. Palatin von Masovien erhoben. Nach August's II. Tode hielt P. wieder zur Partei Leszczynski's, ward aber in der Nähe von Danzig von den Russen gefangen genommen u. söhnte sich nach seiner Freilassung mit August III. aus, um auch fortan demselben treu zu bleiben. Er starb zu Ryki im Lubliner Palatinat 3. Aug. 1762. — Von seinen Söhnen zweiter Ehe mit der Prinzessin Constantia Czartoryska ward Stanislaus August (s. d.) König von Polen. — Fürst Jos. Anton **P.**, Sohn

des Fürsten Andreas P. (geb. 16. Juli 1735, im J. 1765 mit der deutschen Reichsfürstenwürde bekleidet, gest. als österr. Generalfeldzeugmeister zu Wien 3. März 1773), geb. zu Warschau 7. Mai 1762; diente zuerst gleichfalls im österr. Heere, trat 1789 als Generalmajor in poln. Dienste, ward 1792 mit dem Oberbefehl betraut, nahm zwar infolge des Beitritts König Stanislaus August's zur Konföderation von Targowice seinen Abschied u. ging nach Italien, kehrte aber nach der Erhebung Polens unter Kosciuszko (s. d.) 1794 sofort zurück u. erhielt die Führung einer Division. Nach dem Falle Warschau's begab sich P. nach Wien, lebte 1798—1806 auf seinen Gütern bei Warschau u. übernahm dann das Kriegsministerium im neuerrichteten Herzogthum Warschau. Sein Vertrauen zu den Franzosen war nicht groß, vielmehr hielt er sich nach dem Frieden von Tilsit zur russ. Partei, bis ihn Davoust für Frankreich zu gewinnen wußte. 1809 befehligte er die Polen u. Sachsen gegen die Oesterreicher u. rückte in Galizien bis Krakau vor. Der Friede von Schönbrunn erregte aufs Neue sein Mißtrauen gegen Napoleon I., indeß blieb er Minister, traf die nöthigen Vorbereitungen zu einem Kampfe gegen Rußland, trat 1812 wieder an die Spitze des poln. Heeres u. nahm an allen wichtigen Ereignissen des Krieges bis zur Schlacht bei Leipzig Theil. Einige Tage vor derselben zum franz. Marschall ernannt, erhielt er 19. Okt. 1813 den Befehl, den Rückzug des franz. Heeres zu decken, aber noch an dem nämlichen Tage fand er seinen Tod, als er über die Elster setzen wollte u., bereits von einer feindlichen Kugel im Rücken getroffen, in den angeschwollenen Fluß sprengte, dessen Brücke die Franzosen schon hinter sich zerstört hatten. Erst 24. Okt. fand man seine Leiche; 26. Okt. ward sie mit entsprechenden Ehren beerdigt, 1816 aber in der Königsgruft zu Krakau beigesetzt. P.'s Waffenbrüder ließen ihm 1814 in Leipzig ein Denkmal errichten, das 1876 der galiz. Landesausschuß hat renoviren lassen. — Fürst Joseph Michael Xaver Franz Joh. **P.**, natürlicher Sohn des Fürsten Stanislaus P. (geb. 23. Nov. 1757, gest. als der letzte legitime Sproß seines Hauses zu Florenz 13. Febr. 1831), geb. zu Rom 20. Febr. 1816; betrat in seinen jungen Jahren als Tenorist die Bühne, wurde 1848 toscan. Gesandter in Paris u. unter dem zweiten Kaiserreich franz. Senator, sah sich auch wiederholt mit außerordentlichen diplomatischen Sendungen betraut, lebte seit 1870 in London u. starb daselbst 2. Juli 1873. Er hat mehrere Opern komponirt, die, wie „Pierre de Médicis", „Don Desiderio" 2c., nicht ohne entsprechenden Erfolg blieben.

Poenitentiale (vgl. „Pönitenz") heißt in der kathol. Kirchensprache eine Bußordnung od. ein Beichtbuch, welches Anweisungen für den Priester zur Handhabung des Sakramentes der Beichte enthält. Das gründlichste Werk über die P. ist: Wasserschleben, „Die Bußordnungen der abendländischen Kirche" (Halle 1851).

Pönitenz (vom lat. poenitentia, Reue, Buße) heißt in der kathol. Kirchensprache die Gesammtheit der Bußhandlungen, die einem Sünder als Kirchenstrafen auferlegt werden. Schon die alte Kirche legte das Pönitenzwesen zum Theil in die Hände eines besonderen Pönitentiarius (Bußpriesters). Seit dem Mittelalter hießen so die Geistlichen (Bischöfe 2c.), die in bes. schwierigen Fällen mit der Entscheidung beauftragt waren, ob Absolution zu ertheilen sei. An ihrer Spitze steht noch jetzt der Kardinal Großpönitentiarius.

Pons (spr. Pong), Louis, franz. Astronom, insbes. berühmt als Kometenentdecker, geb. zu Peyre im Dep. der Hochalpen 25. Dez. 1761; wurde 1789 Aufseher bei der Sternwarte in Marseille u. dann Adjunkt an derselben, leitete seit 1819 die von der Erzherzogin Maria Luise von Parma in Martia errichtete Sternwarte u. übernahm 1825 die Direktion der Sternwarte des Museums in Florenz, wo er 14. Okt. 1831 starb. Unterstützt von einem ungewöhnlich scharfen Auge u. ausgezeichneten Gedächtniß, entdeckte er 1801—27 nicht weniger als 37 Kometen, von denen er viele auch berechnete.

Ponsard (spr. Pongßahr), François, berühmter franz. Dramatiker, geb. 1. Juni 1814 zu Vienne in der Dauphiné; erhielt seine Schulbildung in Lyon, studirte in Paris die Rechtswissenschaft u. war hierauf eine Zeit lang in seiner Vaterstadt als Rechtsanwalt thätig, kehrte indessen bald nach Paris zurück, um sich, zunächst unterstützt von seinem Freund u. Landsmann Charles Reynaud, der literarischen Thätigkeit zu widmen. Seinen ersten großen Erfolg errang P. durch sein Trauerspiel „Lucrèce", welches, vom Théâtre Français zurückgewiesen, im Odéon unter rauschendem Beifall zum ersten Male aufgeführt wurde (1843). Die literargeschichtliche Bedeutung der „Lucrèce" liegt in der Rückkehr zu den bewährten klassischen Traditionen der franz. Bühne, welche in den Schöpfungen der romantischen Schule, nam. in denjenigen Victor Hugo's, allzu sehr mißachtet worden waren, u. in dem Bestreben, dieselben mit den Anforderungen der modernen Zeit in Einklang zu setzen. Die überwiegende Mehrzahl des gebildeten Publikums begrüßte diese Wiederbelebung des dem franz. Nationalcharakter so entsprechenden klassischen Dramas mit freudigem Beifalle. Es war deshalb erklärlich, daß, als P. in seinen folgenden Dramen „Agnès de Méranie" (1846), „Charlotte Corday" (1850) u. „Ulysse" (1852) dem Romanticismus sich näherte, dieselben eine kühlere Aufnahme fanden. Dagegen errangen P.'s Lustspiele „L'honneur et l'argent" (1852) u. „La bourse" (1854), welche eine glückliche Nachahmung Molière's zeigten u. von sittlichem Ernste erfüllt waren, glänzende Erfolge. Ebenso günstig, obwol vielleicht weniger ihres zweifelhaften poetischen Werthes wegen, als weil sie den herrschenden Tagesmeinungen beredten Ausdruck verliehen, wurden P.'s letzte Werke aufgenommen: das historische Drama



Nr. 4502. Fürst Joseph Anton Poniatowski (geb. 7. Mai 1762, gest. 19. Okt. 1813).

„Le lion amoureux" (1866), dessen Stoff der franz. Revolutionsgeschichte entnommen ist, u. die lehrhafte, handlungsarme dramatische Dichtung „Galilée" (1867). Wenige Monate nach Aufführung des letztgenannten Stückes starb P. (7. Juli 1867). Zum Mitglied der Franz. Akademie war P. im J. 1855 erwählt worden, u. wenn seine literarischen Gegner ihn zu verspotten glaubten, indem sie ihn als das „Haupt der Dichterschule des gesunden Menschenverstandes" (école du bon sens) bezeichneten, so ist gerade damit die beste Würdigung seiner dramatischen, der regellosen u. wüsten Romantik seiner Zeit mannhaft u. erfolgreich entgegenwirkenden Thätigkeit gegeben. Von P.'s „Oeuvres complètes" erschienen mehrere Ausgaben, u. a. deren eine Paris 1866 (2 Bde.).

Ponson du Terrail (spr. Pongßong düh Terraj), Pierre Alexis Vicomte de, franz. Romanschriftsteller, geb. 8. Juli 1829 zu Montmaur (Dep. Isère); widmete sich, nachdem er seine frühere Absicht, in die Marine einzutreten, aufgegeben hatte, seit 1850 in Paris ganz der literarischen Laufbahn, auf welcher er bis zu seinem zu Bordeaux 20. Jan. 1871 erfolgten Tode ausschließlich thätig war. P. ist trotz seines verhältnißmäßig kurzen Lebens der Verfasser einer unglaublich großen Anzahl von Romanen, welche, da sie allermeist zu dem beliebten Genre der Schauer- u. Sensationsromane gehörten, von der gewöhnlichen Lesewelt gierig verschlungen wurden, aber eben

deshalb auch jedes höheren, idealen Werthes entbehren. Die Titel einiger der bekanntesten Romane P.'s d. T. sind: „La tour des Gerfauts", „Diane de Lancy", „Les chevaliers du clair de lune", „Les bohèmes de Paris" ꝛc.

Pont-à-Mousson (spr. Pongt-a-Mussong), Stadt im ostfranz. Dep. Meurthe u. Mosel, 4 M. im SSW. von Metz am linken Ufer der Mosel gelegen, über welche eine steinerne Brücke führt, hat 7865 E. (1872), welche Oel, Essig, Pfeifen fabriziren, Eisenhütten unterhalten u. einen beträchtlichen Handel mit Eisenwaaren treiben. Die freundlich gebaute Stadt, welche große Kasernen u. ein schönes Hospital besitzt, war der Punkt, an welchem die II. deutsche Armee 14. Aug. 1870 die Mosel überschritt, u. 16. Aug. das Hauptquartier des Königs Wilhelm.

Pontanus, Johann Isaak, Philolog, Geschichtschreiber u. Mathematiker, geb. zu Helsingör (Dänemark) 21. Jan. 1571; unterstützte nach Vollendung seiner Studien Tycho de Brahe bei dessen astronomischen Arbeiten, wurde Professor der Mathematik u. Physik in Amsterdam, 1604 in Harderwijk, u. starb daselbst 6. Okt. 1639. Als Philolog lieferte er eine Ausgabe des Macrobius (Leyd. 1597) u. „Analecta" zum Plautus, Appulejus u. Seneca (Rostock 1600), als Historiker folgende ausgezeichnete Werke: „Historia urbis et rerum Amstelodamiensium" (Amst. 1611); „Rerum Danicarum libri IX" (Amst. 1631); „Discussionum historicarum libri II" (Harderwijk 1637) u. „Historiae Geldricae libri XIV" (ebd. 1639). Vgl. „Vita et obitus J. J. Pontani" (1640).

Pontarlier (spr. Pongtarliäh), Hauptstadt des gleichnamigen Arrondissements im franz. Dep. Doubs mit 4498 E. (1872), welche Kirschwasser, Absinth u. Käse produziren, Mehl- u. Schneidemühlen besitzen u. nach der nahen Schweiz einen beträchtlichen Handel treiben; liegt an einem wichtigen Jurapasse, durch welchen 1. Febr. 1871 die franz. Ostarmee unter General Clinchant, gedrängt durch die Deutschen unter Manteuffel, 84,000 Mann u. 10,000 Pferde stark nach der Schweiz übertrat.

Pontchartrain (spr. Pontscharträhn) ist der Name eines im nordamerik. Unionsstaate Louisiana, im N. von Neuorleans gelegenen, zum Delta des Mississippi gehörigen Sees, welcher im W. mit dem Lake Maurepas, im O. mit dem Lake Borgne in Verbindung steht u. von dem ein Kanal zum Mississippi führt.

Ponte, Lorenzo da, ital. Operndichter, geb. zu Canada im Venetian. 10. März 1749; ward daselbst 1771 Lehrer der Rhetorik, ging 1773 nach Venedig, kehrte zwar später nach Canada zurück, ward aber, wie schon früher, angefeindet u. als staatsgefährlich durch seine Lehren verdächtigt, so daß er flüchtig wurde. Er lebte dann in Görz, erhielt später die Stelle eines Theaterdichters in Wien, wo er u. a. die Texte zu Mozart's Opern „Figaro", „Cosi fan tutte" u. „Don Juan" lieferte. Von Kaiser Leopold verabschiedet, ging er zuerst nach Triest u. von dort nach London, wo er an der Ital. Oper beschäftigt wurde. Später gründete er in London einen Buchladen, gerieth aber so sehr in Schulden, daß er 1804 nach Amerika floh, wo er sein Fortkommen als Sprachlehrer, Kaufmann ꝛc. suchte. Er starb zu New-York 17. Aug. 1838. Selbstschilderungen enthalten seine „Denkwürdigkeiten" (4 Bde., New-York 1823 ff.; deutsch 6 Bde., Stuttg. 1847; 2. Aufl. 1864).

Ponte da, Francesco, s. „Bassano".

Pontevedra, Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz; liegt am linken Ufer des Lerez unweit seiner Mündung in die reizende Ria de P., eine der größten Buchten der galicischen Küste, zählt 7000 E. u. ist Sitz eines Bischofs. Die schon von den Römern gegründete Stadt hat noch ihre alten Befestigungswerke. Der Hafen ist unbedeutend. — Die Provinz P. mit 81,8 □M. u. 480,145 E. (1870), eine der kleinsten Spaniens, ist der fruchtbarste Theil Galiciens u. wird im W. vom Atlant. Ozean, im S. von Portugal (durch den Minho), im O. von den Provinzen Orense u. Lugo u. im N. von Santiago begrenzt.

Pontifex ist die röm. Bezeichnung für eine bestimmte Art von Priestern; ihr Name bezeichnet ursprünglich Brückenbauer u. in der That bildeten sie in ältesten Zeiten ein Kollegium, dem man Bau u. Erhaltung der Tiberbrücke anvertraut hatte; auch die Regulirung des Kalenderwesens ruhte in ihrer Hand. Doch traten in späterer Zeit ihre eigentlich gottesdienstlichen Funktionen mehr in den Vordergrund. Das Kollegium bestand früher aus fünf ausschließlich patrizischen Mitgliedern; erst später wurde die Zahl erhöht u. auch Plebejern der Zutritt gestattet. An der Spitze stand der pontifex maximus, der vom Volke gewählt wurde. Derselbe Titel hat sich noch heute erhalten als offizielle Bezeichnung der röm. Päpste als oberster Priester.

Pontificale, Pl. pontificalia (Pontifikalien), heißt in der kathol. Kirchensprache jedes dem Bischof (pontifex), bez. dem Papst, vorbehaltene Recht hinsichtlich der Person, Amtshandlungen u. Tracht. Genaue Bestimmungen darüber enthält das „P. Romanum" von 1596, revidirt 1644.

Pontifikat (lat. pontificatus, Priesterthum, von pontifex [s. d.]), wird jetzt fast nur vom Papstthum gebraucht. Die Erlasse, Inschriften ꝛc. der Päpste werden immer nach den einzelnen Jahren ihres P.s datirt.

Pontinische Sümpfe (ital. Paludi Pontine, lat. Pomptinae paludes) heißt die im SO. von Rom gelegene, zwischen Velletri u. Terracina sich ausbreitende Moraftlandschaft, welche ein Areal von 30,740 Hekt. bedeckt, von der Via Appia in gerader Linie durchschnitten u. vom Meere durch Sumpfwald geschieden wird. Entstanden durch die Verschlammung von Küstenflüssen, bieten diese weiten Sumpfebenen doch mit ihren saftiggrünen Wiesen, welche die von üppigen Wasserpflanzen u. hohem Schilfe bedeckten Lagunen unterbrechen, den Herden silbergrauer Stiere, gewaltiger Büffel u. halbwilder Pferde, den Scharen von Wasservögeln u. den Hirten u. Jägern, die sich auf kleinen Kähnen vorwärts arbeiten, mancherlei malerische Bilder dar; dauernde Niederlassungen von Menschen gestatten aber die Fieberlüfte der P. S. nicht. Zu den altlatinischen Zeiten waren diese Landschaften noch ein fruchtbares Kulturland, bedeckt von 23 volkreichen Städten. Die Versumpfung scheint eingetreten zu sein, als durch die Völkerkriege der Römer diese Gegenden entvölkert worden waren; schon im 5. Jahrh. v. Chr. suchten die Konsuln dem immer weiter um sich greifenden Uebel zu steuern, doch wurde auch unter den Kaisern die Aufgabe nicht energisch angegriffen u. die Trockenlegung beschränkte sich auf das Terrain der Via Appia, neben der ein schiffbarer Kanal nach Anxur (Terracina) führte. Auch viele Päpste suchten dem schädlichen Einflusse des Sumpfklimas auf die Umgegend zu steuern; eine systematische Melioration begann aber erst unter Pius VI. 1776, u. zwar mit dem ersten Zweck, den verschlammten antiken Kanal, der seitdem den Namen Linea Pio führt, wieder zu eröffnen. Diese Arbeiten wurden auch unter franz. u. später wieder unter päpstlicher Herrschaft fortgesetzt, u. bis 1857 hatte die Regierung des Kirchenstaates für dieselben 14 Mill. Lire aufgewendet u. große Strecken nutzbaren Ackerlandes geschaffen. Seitdem werden bis zur Gegenwart die Entwässerungsarbeiten durch ein Konsortium weitergeführt. Die bisherigen Meliorationsarbeiten erstrecken sich nur auf den zwischen den Flüssen Sisto u. Pedicata liegenden Theil der P. S., jedoch noch nicht auf die Sumpfwälder an der Küste, u. hat bis jetzt etwa 20,000 Hektaren umfaßt, so daß noch 10,000 Hektaren trocken zu legen sind. Aus dem bis jetzt meliorirten Terrain ist die Malaria vollständig verschwunden.



Nr. 4503. Ponton.

Ponton (frz., spr. Pongtong), ein großer, breit u. flach gebauter Kahn; in England nennt man so auch ein altes, abgetakeltes Kriegsschiff, in welchem die Kriegsgefangenen detinirt werden. Insbes. heißen P.s die Kähne, welche auf besonderen Fahrzeugen (haquets) den Heeren nachgeführt werden u. zum Schlagen von Schiffbrücken dienen. Die Pontonnierkunst soll ihren Ursprung bei den asiat. Völkern gehabt haben, wie man nach Xerxes' Brückenschlag über den Hellespont anzunehmen berechtigt ist. Auch Alexander d. Gr. nahm vielfache Ueberbrückungen von Flüssen auf seinen Zügen nach Asien vor. Bei den Römern finden wir später Pfahlbrücken, Tonnen- u. Schanzkorbbrücken, u. Kaiser Julian führte Brückenequipagen im Feldzuge gegen die Perser mit. Im Mittelalter weiß man nur, daß Ottokar von Böhmen u. Rudolf von Habsburg Schiffbrücken, Ersterer auf 100 Wagen, mitführten. In neuerer Zeit wird Karl XII. als Verbesserer des Pontonwesens genannt. Leichte P.s von Eisen- od. Kupferblech führten die Holländer zuerst u. nach ihnen die Franzosen. Die Oesterreicher machten in den ital. Kriegen jener Zeit vielfach von tragbaren P.s Gebrauch. In unserem Jahrh. sind die franz. Generale Drieu u. Haillot, in Oesterreich General v. Birago, in Preußen ein Ingenieurhauptmann v. Lynker als Verbesserer des Brückenwesens im Militär zu nennen. Birago nam. erfand die zerlegbaren P.s. Von Metallkonstruktionen wird vielfach Gebrauch gemacht. Jede europ. Armee

besitzt heutzutage Brückentrains, welche auch die größten europ. Flüsse zu überbrücken gestatten (s. auch „Brückenbau", „Geniecorps").

Pontormo, eigentl. Jacopo Carucci, geb. 1493 zu Pontormo; war Anfangs Schüler des Lionardo da Vinci u. des Pier di Cosimo u. (von 1512 an) des Andrea del Sarto, der auf die Fortschritte seines Schülers, dessen Arbeiten von Rafael u. Michelangelo bes. belobt wurden, so eifersüchtig blickte, daß dieser ihn wieder verlassen mußte. Eine großartige „Heimsuchung Mariä" von ihm (1515) befindet sich in der Vorhalle von S. Annunziata in Florenz, eine „heilige Familie" im Louvre, ein Bild der „10,000 Märtyrer unter Diocletian" im Palast Pitti u. eine „Venus von Amor geküßt" im Palast Kensington u. im Berliner Museum. Bes. ausgezeichnet sind die von ihm gemalten Portraits. Er starb 1558.

Pontresina, ein in großartiger Gebirgsumgebung gelegenes Dorf des Engadin (schweiz. Kanton Graubünden) mit zahlreichen Gasthöfen u. 381 E. (1870); ist wegen seiner hohen u. geschützten Lage (1803 m.) ein beliebter Luftkurort während der Sommermonate u. eines der berühmtesten Standquartiere der Schweizreisenden. Der großartige Blick, den man von P. auf die eisbedeckten Gipfel der Berninagruppe genießt, die leichte Erreichbarkeit gewaltiger Gletscher (Roseg- u. Mortaracciagletscher), die Nähe aussichtsreicher Hochgebirgsgipfel (Piz Languard) sowie wilder Thäler (Val Diavolezza) u. die bequeme Verbindung mit Italien über den Berninapaß führen jährlich Tausende von Fremden in dieses außer den Sommermonaten ziemlich stille Thal.

Pontus bezeichnet im Allgemeinen das Meer, dann aber im Speziellen das Schwarze Meer. Da seine Umwohner in der frühesten Zeit wegen ihrer Seeräubereien berüchtigt waren, so soll dieses Meer früher den Namen des Ungastlichen (ἄξεινος) geführt haben, der dann später in das Gegentheil (εὔξεινος) verwandelt wurde, als in der Mitte des 7. Jahrh. die Griechen u. bes. die Milesier hier festen Fuß faßten u. das ganze Meer mit einem Kranze blühender Pflanzstädte umgaben. Nach dem Meere wurde auch eine seiner Küstenlandschaften P. benannt im NO. der kleinasiat. Halbinsel. Dieser keineswegs breite Küstenstrich vom Halys bis zum Phasis zeichnete sich durch sein vortreffliches Klima u. seine ungemeine Fruchtbarkeit aus; eine ganze Reihe Kulturpflanzen ist von hier nach Europa eingeführt worden. Griech. Kolonisten finden wir schon früh an dieser Küste, aber meistens im Streite mit den Eingeborenen; diese waren unter einheimischen Fürsten beim Fall des Perserreiches so gut wie unabhängig u. konnten während der Diadochenkämpfe ihr Reich noch bedeutend vergrößern. Die größte Ausdehnung erreichte das Pont. Reich jedoch erst unter Mithridates d. Gr. (s. d.). Nach dessen Tode wurde sein mächtiges Reich absichtlich zersplittert, nur einen kleinen Theil ließen die Römer seinem Sohne Pharnakes (s. d.).

Pony ist ein kleines Pferd u. zwar das eingeborene Pferd Schottlands, welches durch Paarung mit größeren edlen Pferden zu verschiednen Schlägen ausgebildet worden ist. Nach manchen Schriftstellern soll der P. aus Java stammen, woselbst es heutzutage noch eine kleine Pferderasse giebt. Aus dem starken, für schweres Gewicht geeigneten schott. P. entstand der zierliche, noch kleinere u. schlankere, nur für leichtes Gewicht geeignete P. der Shetland-Islands, welcher wahrscheinlich durch die kümmerliche Vegetation auf den unwirthlichen Gebirgen dieser Inseln zu seiner kleinen Gestalt gekommen ist. Der niedliche wälische P. mit kleinem Kopf, starkem Widerrist u. guten Hufen ist in Wales durch Kreuzung des schott. P. mit Vollblut entstanden. Der Forester mit großem Kopf, kurzem Hals, flachen Gliedmaßen ist in New-Forest ebenfalls durch Kreuzung von P. u. Vollblut gezüchtet. Beide Ponyarten haben gutes Temperament, Kraft, Sicherheit u. Ausdauer. Der Galloway, ein Produkt der Paarung schott. Ponyhengste mit Vollblutstuten, bildet einen Mittelschlag, hat kurzen, starken Kopf, kurzen Hals, kräftige Glieder u. sehr sicheren Gang. Er wird als Reitpferd u. Klepper vielfach verwendet. Die irländ. Hoppies sind ebenfalls zierliche, kraftvolle, den P.s ähnliche Pferdchen. Auch Norwegen hat kleine, jedoch mehr zwischen Galloway u. P. stehende, ebenfalls sehr dauerhafte Pferde (vgl. „Pferd").

Popanz (roman. Ursprungs), ein Schreckensmann, ein Schreckbild.

Popayan, Hauptstadt des Staates Cauca der südamerik. Föderativrepublik Columbia mit 20,000 E.; liegt 1775 m. über dem Meere in einer schönen Ebene am Fuße der Cordilleren, in der Nähe des Rio Cauca, ist regelmäßig gebaut, wenn auch viele Gebäude, wie z. B. die alte Kathedrale, in Trümmern liegen, u. besitzt mehrere Klöster, ein Hospital u. ein Kollegium; seit 1547 ist die Stadt Bischofssitz. Die Umgegend produzirt viel Getreide, Obst u. Kaffee.

Pope, wie „Pfaffe" (s. d.) aus dem altgriech. πάπας (Vater) entstanden, ist in der Griech.-kathol. Kirche Amtstitel der Priester. Sie stehen über den Diakonen u. Archidiakonen, unter den Protopopen (Oberpriestern) u. bilden mit allen diesen die niedere Stufe der Weltgeistlichen, während die höheren Würden aus den Klöstern besetzt werden.

Pope (spr. Pohp), Alexander, berühmter engl. Dichter, geb. zu London 21. Mai 1688, also wenige Monate vor der Vertreibung König Jakob's II. Sein Vater, ein reicher Leinwaarenhändler, war strenger Katholik u. der Sache der Stuarts eifrig ergeben, weshalb P. von jedem Staatsdienst absehen mußte. Schon als Knabe übte er sich in der Dichtkunst; zuerst ahmte er Waller nach, dann Spenser, dann Dryden, u. bald hatte er die meisten engl., franz., ital., lat. u. griech. Dichter gelesen u. sich in den verschiedenen Manieren derselben geübt. 1709 veröffentlichte er zuerst seine „Pastorals" (Schäfergedichte), die aber schon 5 Jahre vorher geschrieben waren; noch früher fallen seine „Ode auf die Einsamkeit", seine „Verse auf die Schweigsamkeit" u. ein paar Uebersetzungen. Sein Lehrgedicht „Essay on criticism" (Lond. 1711) entstand 1706—9. Bedeutender als diese Nachahmung des Boileau'schen Gedichts über die Dichtkunst ist der „Essay on man" (ebd. 1734), worin er die Frage nach dem



Nr. 4504. Alexander Pope (geb. 21. Mai 1688, gest. 30. Mai 1744).

Ursprung des Uebels behandelt; doch hat Lessing in seiner Abhandlung „über P. als Metaphysiker" nachgewiesen, daß derselbe seine Gedanken größtentheils aus Shaftesbury u. einem 1702 erschienenen Buche des Erzbischofs King entlehnte. Die schönste Dichtung P.'s ist „The rape of the lock" („Der Lockenraub", 1712), ein komisches Heldenstück, zierlicher u. anmuthiger als seine Vorbilder (Tassoni's „Eimerraub" u. Boileau's „Chorpult"). Ziemlich auf gleicher Stufe steht die „Epistel from Eloisa to Abelard" (1716). Seine Homerübersetzung (6 Bde., 1715—25), die für England geradezu ein Ereigniß war, hat für uns nur noch insofern Werth u. Bedeutung, als sie schlagend beweist, welche Geschmacksverwirrung damals in ganz England herrschte. Der persönliche Charakter P.'s war nichts weniger als liebenswürdig. Er wird als zwerghaft, verwachsen, kränklich, spöttisch, geizig, ja sogar als gefräßig geschildert. Dazu kam noch ein brennender Ehrgeiz, der ihn oft zu den ärgerlichsten Fehlgriffen verleitete. Aus verletzter Eitelkeit entstand insbes. seine Satire „The Dunciad" („Die Dunciade od. das Lied von der Dummheit", 4 Bücher, Lond. 1728—42). P. starb zu London 30. Mai 1744. Die Engländer nennen ihn den „Fürsten der Reime". In der That gelang es ihm, eine Kunst des Versbaues zu erreichen, in der er selbst Dryden weit überragte; der kräftige, wohllautende Reim P.'s ist noch heute ein Stolz der engl. Dichtung, u. selbst Voltaire, dem die engl. Sprache ein Greuel war, verglich ihn mit dem Ton einer Flöte. Ausgaben der Werke P.'s besorgten u. A.: Roscoe (1824, 10 Bde. mit Lebensbeschreibung; neue Ausg., 5 Bde., 1857—59);

seine poetischen Werke erschienen 1804 u. 1815 in 3 Bden. (Lond.) sowie 1853, herausgeg. von Carry; deutsch von Böttger u. Oelckers (4 Bde., Lpz. 1842). Vgl. Warton, „Essay on the writings and genies of P." (2 Bde., Lond. 1753; neue Aufl. 1782); Carruthers, „Life of Alex. P." (mit Auszügen aus seinem Briefwechsel, 2 Bde., Lond., 2. Aufl. 1857); Deetz, „Alex. P." (Lpz. 1876).

Popocatepetl (d. h. rauchender Berg), nach dem Citlaltepetl der höchste Berg Mexiko's, dessen Gipfel sich zu 5391 m. Höhe erhebt; liegt 12 M. im SO. der Hauptstadt Mexiko u. auf der Grenze der Staaten Mexiko u. Puebla u. wurde 1522 zuerst durch einen Spanier, seitdem öfter bis zu seinem Gipfel erstiegen. Seit 1540 hat dieser Vulkan keinen Feuerausbruch gehabt, doch sind in seinem Krater periodische Eruptionen von Schwefeldämpfen u. Asche beobachtet worden. Die obere Grenze der Waldregion liegt in einer Höhe von 3500 m., darauf folgt die Region der Gräser u. endlich eine unabsehbare Wüste von schwarzem vulkanischen Sande ohne Vegetation. Nur an wenigen Stellen bedeckt Schnee die höchsten Abhänge, Gletscher fehlen gänzlich.

Pöppig, Eduard Friedrich, verdienter Naturforscher u. Reisender, geb. zu Plauen im Voigtlande 16. Juli 1798; besuchte seit 1810 die Fürstenschule in Grimma, studirte seit 1815 in Leipzig Medizin u. Naturwissenschaften, machte schon als Student mehrere größere Reisen, auf deren einer er in Begleitung Karl Schubert's den Glockner bestieg, u. bereiste im Auftrage eines behufs Einsammlung naturhistorischer Gegenstände in Südamerika von Leipziger Naturfreunden gegründeten Vereins 1822—32 die Insel Cuba, Nordamerika, insbes. Pennsylvanien, Chile u. Peru. Von dieser Reise brachte er u. a. 17,000 getrocknete Pflanzen, viele Hunderte von ausgestopften Thieren u. eine Menge anderer Naturprodukte, 3000 Pflanzenbeschreibungen, viele landschaftliche Ansichten u. botanische Zeichnungen mit. Auch hatte sie die Verbreitung mancher früher unbekannten, sehr interessanten Gewächse in unseren Gärten zur Folge. Nach seiner Rückkehr hielt P. öffentliche Vorträge in Dresden u. Leipzig u. veröffentlichte auch die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reisestudien in Fachblättern, wie Froriep's „Notizen" (Bd. 20—35). Seit 1833 außerordentlicher Professor in Leipzig, ward er im Nov. 1834 mit der Einrichtung u. Leitung eines Zoologischen Museums an der Universität betraut, das unter seiner aufopferungsvollen Pflege u. durch sein systematisches Verfahren sich schnell entwickelte, u. erhielt 1846 die ordentliche Professur der Zoologie. Er starb auf seiner Villa in Wahren bei Leipzig 4. Sept. 1868. In den weitesten Kreisen erwarb sich P. Freunde u. Verehrer durch seine anonym erschienene „Illustrirte Naturgeschichte des Thierreichs" (4 Bde., Lpz. 1847 f.). Einen ausführlichen Bericht über seine „Reise in Chile, Peru u. auf dem Amazonenstrome" gab er 1835 f. in 2 Bdn. (Lpz.) heraus, sowie mit Endlicher die Beschreibung einer Menge neuentdeckter Pflanzen: „Nova genera ac species plantarum, quas etc." (3 Bde. mit 300 Kupfern, ebd. 1835 bis 1845). Außerdem erschienen noch von ihm „Landschaftliche Ansichten u. erläuternde Darstellungen aus dem Gebiete der Erdkunde" (Lpz. 1839, ein Atlas von 18 Stahlstichen).

populär (lat. popularis, von populus, Volk) nennt man eine beim Volke beliebte Weise des Auftretens od. eine von ihm verständliche Redeweise; vgl. z. B. eine p.e Regierung, p.er Stil. Darnach heißt Popularität entweder Beliebtheit beim Volke, od. die volksthümliche, allgemein verständliche Ausdrucksweise eines Redners od. Schriftstellers.

Populationsstatistik, Bevölkerungsstatistik, auch politische Arithmetik genannt, ist die Bezeichnung für denjenigen Theil der Statistik (s. d.), welcher sich mit der Zu- u. Abnahme der Bevölkerung u. deren äußerlich erkennbaren Verhältnissen befaßt.

Porosität ist die Eigenschaft aller Körper, mit „Poren", d. i. Zwischenräumen (vom griech. πόρος, d. i. Durchgang), behaftet zu sein. Als Poren bezeichnet man sowol die zwischen den Atomen (s. „Atom" u. „Molecul") zu denkenden leeren Räume als auch die größeren, theils mit dem Mikroskope, theils mit bloßem Auge wahrnehmbaren Zwischenräume. Daß alle Körper nothwendig Poren besitzen müssen, geht daraus hervor, daß auch die dichtesten noch durch Temperaturerniedrigung sich zusammenziehen.

Porphyre nennt man alle diejenigen Gesteine, welche in einer dichten, wirklichen od. nur scheinbar gleichartigen Grundmasse kleinere od. größere, gewöhnlich gleichmäßig vertheilte Krystalle enthalten. Je nach der Art dieser Grundmasse u. der Art u. Größe der Krystalle haben die P. ein sehr verschiedenartiges Aussehen, u. man unterscheidet demnach viele Sorten, die man gewöhnlich in zwei Gruppen bringt: die quarzführenden u. die quarzfreien P. Die Grundmasse derselben hat meist braune, röthlichbraune, violettbraune od. gelbliche Farbe u. besteht am häufigsten aus mikroskopisch kleinen Feldspathkrystallen od. aus einer dichten, strukturlosen Feldspathmasse mit od. ohne freie Kieselsäure. Oft sind die Bestandtheile der Granite, Syenite u. Diorite in mikroskopischer Kleinheit das Material, aus denen diese Grundmasse der P. zusammengesetzt ist. Als eingesprengte Krystalle sind beobachtet worden: Orthoklas, Oligoklas, Quarz, Glimmer, Hornblende, Sanidin 2c., u. unterscheidet man je nach dem Vorhandensein od. nach dem Vorherrschen des einen od. anderen Bestandtheiles: Felsitporphyr, Granitporphyr, Syenitporphyr, Trachytporphyr, Dioritporphyr 2c. Einige P. zeigen eine auffallende kugelförmige Absonderung. Die P. gehören zu den Eruptivgesteinen; diejenigen, welche als schlammartige Massen hervorgebrochen sind, werden Porphyrtuffe genannt. In Begleitung der P. kommen auch Porphyrbreccien u. Porphyrkonglomerate vor. Die meisten Arten des P. lassen sich als Bau- u. Straßensteine gut verwenden; einige (bes. sibirische) Sorten nehmen auch eine schöne Politur an, u. hat man daher aus denselben Kunstgegenstände, wie Säulen, Vasen u. dgl., verfertigt.

Porpora, Nicolo, berühmter Tonsetzer der älteren neapolitan. Schule u. ausgezeichneter Gesanglehrer, geb. zu Neapel 19. Aug. 1686; machte seine Studien auf dem dortigen Konservatorium Sta. Maria di Loreto u. lieferte nach Beendigung derselben zunächst Kirchenkompositionen für verschiedene Kirchen u. Klöster Neapels, bis er seit etwa 1710 anfing, für die Bühne zu arbeiten. Mehrere Reisen ausgenommen, die er behufs Aufführung seiner Werke innerhalb Italiens u. nach Wien unternahm, blieb bis 1726 Neapel sein Aufenthaltsort, wo er eine berühmte Singschule errichtet hatte u. auch als Lehrer an den Konservatorien San Onofrio u. I Poveri di Gesù Cristo wirkte. In Neapel entstanden die Opern „Basilio Rè di Oriente", „Berenice", „Flavio Anicio Olibrio", „Faramondo", „Amare per regnare", „Adelaide", „Semiramide", „Eumene", „Issipile", „Germanico". 1726 übernahm P. die Leitung des Konservatoriums degli Incurabili (Andere meinen des Ospedaletto) zu Venedig u. hatte diese Stellung bis 1728 inne, während dieser Zeit verschiedene Opern — z. B. „Arianna e Teseo", „Siface", „Ezio" — auf die Bühne bringend. 1728 ging er als Gesangs- u. Kompositionslehrer der Prinzessin Maria Antonia nach Dresden u. 1729 nach London als Direktor der in Opposition gegen Händel errichteten Ital. Oper, richtete aber nicht eher Etwas aus, als bis er 1730 den berühmten Farinelli engagirte. Von seinen in London, wo P. bis gegen 1738 blieb, entstandenen u. aufgeführten Opern sind u. a. „Annibale", „Mitridate", „Arbace", „Ifigenia in Aulide" u. „Polifemo" namhaft zu machen. Nach Italien zurückgekehrt, lebte P. bis gegen 1750 in Venedig, wo er wahrscheinlich wieder die Leitung eines der Konservatorien übernahm u. auch verschiedene Opern auf die Bühne brachte, z. B. „Statira", „Temistocle", „Le Nozze d'Ercole e d'Ebe". Dann ging er mit dem venet. Gesandten nach Wien (hauptsächlich in der Eigenschaft als Gesanglehrer von dessen Maitresse), hielt sich verschiedene Jahre dort auf u. hatte 1754 Joseph Haydn eine Zeit lang zum Schüler. Hierauf wandte er sich nach Neapel, wirkte hier noch einige Jahre als Kapellmeister an der Kathedrale u. starb im Febr. 1766, nach Einigen in großer Dürftigkeit. Außer den bereits angeführten Opern sind von P.'s Arbeiten noch zu nennen: die Oratorien „Davidde", „Gedeone", „Il Verbo incarnato", „Il Trionfo della divina giustizia", viele Messen u. Motetten, ein „Stabat mater" für Frauenstimmen, Streichinstrumente u. Orgel u. eine große Menge vortrefflicher Kammermusiken.

Porsch od. Porst, s. „Ledum palustre".

Porsenna, König der etruskischen Stadt Clusium (jetzt Chiusi), der nach röm. Sage 507 v. Chr. gegen Rom zog, um die kurz vorher vertriebenen Tarquinier wieder einzusetzen, sich aber durch die Heldenthaten des Horatius Cocles (s. d.) u. Mucius Scävola (s. d.) zu einem günstigen Frieden bestimmen ließ. Der wirkliche Sachverhalt muß ein anderer gewesen sein, denn es steht fest, daß Rom einen Theil seiner Feldmark abtreten mußte, sich ferner die harte Bedingung auferlegen ließ, Eisen nicht mehr zu Waffen, sondern nur zu Ackergeräthen verwenden zu wollen, u. daß endlich der röm. Senat durch Uebersendung der Königsinsignien die Oberhoheit des Etruskers

anerkannt hat; lange Dauer u. viele Folgen scheint dieselbe aber wol nicht gehabt zu haben. Das Grabmal des P. wurde von den Alten als ein Wunder der Welt gepriesen.

Porson (spr. Pohrß'n), Richard, bedeutender Philolog, geb. 25. Dez. 1759 zu East-Ruston in Norfolk als Sohn eines Landpredigers; erhielt seine Bildung auf der berühmten Schule von Eton u. widmete sich unter dem Einflusse Bentley's (s. d.) den klassischen Studien. Er beschäftigte sich mit Vorliebe, wenn auch nicht ausschließlich, mit dem Griechischen, wurde 1790 Professor für diese Sprache in Cambridge, 1805 Bibliothekar in London u. starb daselbst 25. Sept. 1808. Als Gelehrter ist P. ausgezeichnet durch seine umfassenden Kenntnisse, gründliche Methode u. ein außergewöhnliches Gedächtniß. Schattenseiten in seinem Charakterbilde sind aber seine immer wachsende Liebe zum Wein u. seine Streitsucht, auch gegen deutsche Gelehrte. Seine Hauptwerke sind die Ausgaben der „Hecuba", „Medea", „Phönissen" des Euripides (Lond. 1797—81), sein „Aeschylos" (Glasgow 1795); die „Tracts and miscellaneous criticisms" u. seine „Adversaria" sind erst nach seinem Tode von Monck u. Bloomfield (Lond. 1812) herausgegeben worden.

Porta, Baccio della, s. „Bartolommeo".

Porta, Giacomo, begabter Architekt des 16. Jahrh., geb. um 1540 in der Lombardei, ein Schüler des Michelangelo u. des Vignola. Nach des Ersteren Entwurf vollendete er mit Domenico Fontana die Kuppel der Peterskirche in Rom u. den Bau des Kapitols, nam. die mächtige Treppe mit der schönen Balustrade; nach Vignola's Plänen führte er die dortige Kirche del Gesù aus. Nach eigenen Entwürfen schuf er den dortigen Hof der Sapienza, mehrere Paläste u. die großartige Villa Aldobrandini bei Frascati. — Sein älterer Bruder Guglielmo († 1577) war Bildhauer u. als solcher im Stil der Lombarden aus dem Anfang des 16. Jahrh. in Genua thätig. Sein Hauptwerk ist das unter Michelangelo's Einfluß entstandene, als Dekoration bedeutende Grabmal Paul's III. im Chor der Peterskirche in Rom.

Porta, Giuseppe, genannt Salviati, ein äußerst vielseitiger Künstler, geb. 1520 zu Castel Nuovo di Garfagnana. Er war Schüler des Francesco Salviate, den er von Rom nach Venedig begleitete, wo er mit Paolo Veronese u. A. die Decke der Markusbibliothek malte. Nachdem er dann in der Sala regia des Vatikans die Aussöhnung Kaiser Friedrich's I. mit der Kirche ausgeführt hatte, kehrte er nach Venedig zurück, malte dort für mehrere Kirchen u. war auch in der Holzschneide- u. in der Kupferstecherkunst thätig. Er starb nach dem J. 1572.

Portal (vom lat. porta, Thor), jede verzierte größere Thür, bes. der gewöhnlich an der Westseite befindliche Haupteingang einer Kirche, zu dem sich bisweilen auch ein zweiter an einer der Langseiten gesellen kann. Hat die Kirche zwei Thüren, so sind häufig drei P.e angebracht, von denen das mittlere Hauptportal ins Mittelschiff, die beiden seitlichen in die Seitenschiffe führen. Sowol die roman. als die goth. Baukunst liebte es, die P.e reich zu gliedern u. an den Seitenwänden od. auch im oberen Bogenfelde so weit möglich plastischen Schmuck anzubringen. Eins der schönsten dieser Art ist aus dem Mittelalter die Goldene Pforte in Freiberg in Sachsen u. aus der neuesten Zeit das P. der Südseite des Kölner Domes.

Portalegre od. Porto Alegre, Hauptstadt der südbrasil. Provinz São Pedro do Rio Grande do Sul mit 20—24,000 E.; liegt an der seenartigen, inselreichen Erweiterung des Rio Grande, der im S. der Stadt in den Patossee mündet; ist auf dem ansteigenden Ufer gut gebaut, Sitz der Provinzialregierung u. eines Bischofs u. hat einen guten Hafen, ein Zollhaus, das schönste Theater des Reiches, ein großes Stadthaus, ein prächtiges Ballhaus u. unter sieben Kirchen auch eine deutsche; außerdem noch ein bischöfliches Seminar u. ein Lyceum. Die starke deutsche Bevölkerung hat für den Handel der Stadt eine große Bedeutung, wie denn auch die hier erscheinende „Deutsche Zeitung" das hervorragendste deutsche Blatt in Brasilien ist. Die Industrie besteht in Tabaks- u. Cigarrenfabrikation, Maschinen- u. Schiffsbau, die Ausfuhr nam. in Maté, Gemüsen, Häuten, getrocknetem Fleisch, Talg, Fellen 2c. In der reich angebauten Umgebung liegen u. a. auch die blühenden deutschen Kolonien São Leopoldo u. Santa Cruz.

Portament (ital. Portamento, Portamento di voce), ein vorzugsweise dem Gesange angehörender, von da aber auch auf Instrumente hinübergenommener Ausdruck: das Tragen der Stimme von einem Tone zum andern, ein Aneinanderhängen od. -Schleifen der Töne, eine innige Verbindung u. gleichsam Verschmelzung derselben.

portativ (vom lat. portare, tragen), tragbar; auch ein kleines tragbares Orgelwerk führt den Namen P.

Port au Prince (spr. Port-oh-Prängß), Hauptstadt der westind. Negerrepublik Haiti mit 35,000 E.; liegt an der Bai von Gonave, ist Sitz der Regierung u. des Kongresses u. hat ein Lyceum, ein Arsenal u. ein Militärhospital. Die Ausfuhr aus dem geräumigen u. sicheren Hafen besteht nam. in Kaffee, Baumwolle, Blauholz, Mahagoni, Wachs, Gummi, Häuten, Honig u. dgl. Produkten.

Porta Westphalica, d. h. Westfälische Pforte, ist der seit dem 18. Jahrh. übliche Name des früher „Scharte" genannten engen Querthales oberhalb der preuß.-westfäl. Stadt Minden, durch welches die Weser das Wesergebirge durchbrochen u. sich einen Weg in die norddeutsche Tiefebene gebahnt hat. Der Strom mit der Köln-Mindener Eisenbahn auf dem rechten u. der Heerstraße auf dem linken Ufer füllt die Thalsohle dieses Einschnittes aus; den rechten Pfeiler bildet der 181 m. hohe Jakobsberg, den linken der 100 m. höhere Wittekindsberg, der einen Aussichtsthurm trägt u. seinen Namen von dem alten Sachsenherzog hat, der in der auf dem Rücken des Berges gelegenen Margarethenkapelle getauft worden sein soll. Die Steinbrüche dieser Höhen liefern in dem buntgestreiften Portasandstein ein vorzügliches Baumaterial.

Porte-Chaise (frz., spr. Portschähs), Sänfte, Tragsessel.

Port Elizabeth (spr. Pohrt Eleisabeß), bedeutendste Handelsstadt der Kapkolonie (Südafrika) mit 15,000 E.; liegt an einem trefflichen Hafen der Algoa-Bai unweit des Kaps Recife u. hat sein rasches Aufblühen vorzugsweise der Entwicklung der Wollproduktion in den östl. Distrikten der Kolonie zu verdanken. Die schön gebaute Stadt besitzt mehrere Kirchen. Mit England steht der Platz schon längst in regelmäßiger Dampferverbindung. Die Ausfuhr hatte 1874 einen Werth von 2,863,975 Pfd. Sterl.; davon kamen allein 2,358,493 Pfd. Sterl. (für 33,097,971 Pfd.) auf Wolle, der Rest auf Gold, Diamanten, Straußenfedern u. A. Die Einfuhr betrug 2,500,886 Pfd. Sterl. Einklarirt wurden 299 Schiffe von 166,479 Tonnen.

Porte-épée (frz., spr. Portepeh) heißt eine um das Säbel- od. Degengefäß zu tragende, gold- od. silbergewirkte, an einem schmalen Doppelband od. Riemen befestigte Troddel, die meist an eingezogenen bunten Seidenfäden die Landesfarben erkennen läßt. In der deutschen Armee u. Marine dient das silberne od. sog. „Offiziers-P." als bes. Kennzeichen der Offiziere, Aerzte u. verschiedener Klassen von Unteroffizieren. Zahlmeister tragen ein mit dunkelblauer Seide durchwirktes silbernes, Unterärzte ein goldenes P.; bei einzelnen Waffengattungen ist das Porte-épéeband, seinem ursprünglichen Zwecke als Faustriemen entsprechend, aus silberverziertem Leder gefertigt. Die aus Wolle hergestellte Zier am Seitengewehr der unteren Chargen, Gemeinen 2c. heißt Säbeltroddel u. erfüllt den besonderen Zweck, an verschiedenen Eigenthümlichkeiten die Truppentheile des Mannes erkennen zu lassen.

Portefeuille (frz., spr. Portföj'), Tasche od. Mappe zur Aufbewahrung von Briefschaften u. anderen Papieren; in der politischen Sprache figürlich s. v. w. Ministerposten, weshalb man von einem P. der Justiz, des Krieges 2c. redet. Bei Geldinstituten bezeichnet P. das Behältniß, in welchem dieselben ihre Werthpapiere aufbewahren.

Porter, ein zuerst in London, nachher auch in anderen Theilen Englands gebrautes, starkes u. dunkelbraunes Bier, so genannt nach dessen vorzüglichsten Konsumenten, den Londoner porters (Lastträgern).

Porteur (frz., spr. Portöhr), Träger; Inhaber von Wechseln, Schuldscheinen u. au porteur, d. h. auf keinen gewissen Namen gestellte Werthpapiere.

Portici (spr. Portitschi), Flecken in der ital. Provinz Neapel mit 11,792 E. (1871); am westl. Fuße des Vesuvs u. am Meere gelegen u. mit Resina sowol wie mit Neapel zusammenhängend, hat viele prächtige Villeggiaturen u. ein 1738 von Karl III. auf einem Lavastrome erbautes großes Schloß, dessen herrliche Parkanlagen sich bis zu dem am Meere liegenden Fort del Granatello hinziehen. Hart an Resina grenzen die Trümmerstätten von Herculanum (s. d.).

Portikus, eine Säulenhalle, insbes. eine durch Säulen gebildete Vorhalle od. Durchgangshalle, aber nicht anzuwenden auf die an Mauern angelehnten Säulenhallen in Höfen.

Portland (spr. Pohrtländ) ist der Name einer an der Südküste Englands gelegenen, zur Grafschaft Dorset gehörigen Halbinsel, welche nur durch eine schmale Landzunge mit dem Festlande zusammenhängt u. im SW. die Bucht von Weymouth abschließt. Dieselbe wird erfüllt von einem der Juraformation angehörenden Höhenzuge, welcher sowol trefflichen, in großer Menge ausgeführten Töpferthon enthält, als auch einen kreideähnlichen Kalkstein, der nam. in London viel Verwendung als Baumaterial findet u. zur Herstellung eines vorzüglichen Cements

(Portland-Cement) dient. Die kahlen Hügel werden als Schafweiden benutzt u. tragen die Citadelle u. vorgeschobene Festungswerke von Weymouth (s. d.). Die auf der Halbinsel gelegene Stadt P. hat 9907 E. (1871).

Portland, größte Stadt im nordamerikanischen Unionsstaat Maine mit 31,403 E. (1870), worunter 335 Farbige; liegt an einem trefflichen, durch Forts vertheidigten Hafen auf einer Halbinsel der Casco-Bai, ist ein wichtiger Knotenpunkt von Eisenbahnen u. bedeutend durch seinen Handel mit Bauholz u. Fischen, seine Rhederei u. Industrie, nam. durch seine Fabrikation von Maschinen, Zucker, Wagen u. Webwaaren.

Portland-Vase, eine im Britischen Museum befindliche Vase von fast 25 cm. Höhe u. 55 cm. Umfang, die aus amethyst-blauem, durchsichtigem Glasfluß besteht mit Figuren in weißem, opakem Glasfluß. Um die Mitte des 17. Jahrh. in einer Begräbnißstätte unweit Rom auf der Straße nach Frascati gefunden, kam sie zuerst in die Barberini'sche Bibliothek nach Rom, von da durch Sir William Hamilton in den Besitz der Herzogin von Portland, aus deren Erbschaft sie das Britische Museum für 1029 Pfd. Sterl. erwarb. Leider wurde sie im J. 1845 muthwilliger Weise in Stücke zerschlagen, seitdem aber wieder hergestellt. Die Bedeutung der figürlichen Darstellungen auf ihr ist noch nicht sicher festgestellt; nach Einigen stellen sie den Mythus von Peleus u. Thetis, nach Anderen Orpheus dar, der Eurydike aus der Unterwelt holt. Die Vase selbst wird von Kennern für spätgriechischen Ursprungs gehalten. (Abb. s. unter „Gefäße", Tafel LXII, Nr. 9.)

Port-Louis, Hauptstadt der Insel Mauritius (s. d.).

Porto (ital.), Trage- u. Fuhrlohn, Botenlohn; im Postwesen bes. Gebühr für Beförderung von Briefen.

Portorico od. Puerto-Rico, eine den Spaniern gehörige westind. Insel, die östlichste u. kleinste der Großen Antillen, wird durch die Monapassage von Haiti getrennt, während sich im O. die Kleinen Antillen mit den Virginischen Inseln anschließen. Die 169,15 □M. große Insel, in deren Areal die benachbarten Eilande Vicques, Culebra u. Mona eingerechnet sind, hat eine ziemlich regelmäßig viereckige Gestalt u. ist bes. im südl. Theile sehr gebirgig; hier erheben sich nahe dem Meere die Berge bis zu Höhen von mehr als 1100 m. Die Küste ist zwar an vielen Stellen durch Klippen u. Sandbänke für die Schiffahrt nicht ganz ungefährlich, ermangelt aber doch nicht guter Ankerplätze. Obgleich die größte Breite P.'s nur 9 M. beträgt, so weist es doch eine Anzahl nicht unbedeutender Flüsse auf, deren längste an der Nord- u. Westküste münden, so der Toa, die Loisa, der Rio de Añasca u. der Arecibo. Das durchaus tropische Klima ist wegen der schroffen Temperaturwechsel u. bes. auch wegen der Fieber, welche die im September beginnende Regenzeit mit sich bringt, für den Weißen nicht günstig. Gewaltige Orkane künden häufig das Ende der Regenzeit an. Die großen Wälder, welche sich nam. im Innern der Insel ausdehnen, liefern treffliches Nutzholz, Balsame, Harze u. Färbemittel. Das angebaute Land erzeugt Bananen, Mais, Reis, Kassaven, Yams, Bataten, Zucker, Tabak, Kaffee, Baumwolle u. Pomeranzen. Die auf P. ursprünglich einheimischen Säugethiere scheinen ausgerottet zu sein, nur Vampyre finden sich noch zahlreich, dagegen kommen die europäischen Hausthiere vielfach verwildert vor. An mineralischen Produkten birgt die Insel Gold im angeschwemmten Lande, Eisenerze u. Steinkohlen. Ackerbau u. Viehzucht, welche sich nam. auf Rinder, Schweine u. Maulthiere erstreckt, sind die Hauptnahrungszweige der Bevölkerung, die auf 625,000 Seelen geschätzt wird, darunter 338,000 Weiße u. 287,000 Farbige. Die Sklaverei ist seit 1873 abgeschafft. Die Gewerbthätigkeit ist ganz untergeordnet. Der Handel, dessen Hauptplätze San Juan de Puerto-Rico, Mayaguez, Ponze, Aguadilla u. Arroya sind, wies 1874 eine Ausfuhr von 1,565,664 Quintals (= 46 Kg.) Zucker, 5,316,620 Gallons (= 3,78 L.) Melasse, 193,301 Quint. Kaffee, 43,530 Quint. Tabak, 2091 Quint. Baumwolle, 4091 Quint. Häute auf. Der Verkehr mit überseeischen Plätzen wurde durch 305 Schiffe mit 56,254 Tons vermittelt, ungerechnet die Kriegsschiffe u. regelmäßigen Dampfer. Den größten Antheil am Handel u. Schiffsverkehr nehmen die Vereinigten Staaten u. Großbritannien. P. zerfällt in 8 Departements; die höchste Regierungsgewalt liegt in den Händen eines vom Mutterlande auf 3 Jahre ernannten Gouverneurs; die kirchlichen Angelegenheiten leitet ein in der Hauptstadt residirender Bischof, dem 2 Vikare untergeordnet sind. P. wurde 15. Nov. 1493 von Columbus entdeckt u. auf derselben 1510 die erste Niederlassung durch Ponce de Leon gegründet. In kurzer Zeit verschwand die aus Karaiben (s. d.) bestehende indian. Urbevölkerung durch die Bedrückungen der Spanier u. blutige Vertilgungskriege. — Die Hauptstadt P. od. San Juan Bautista de Puerto-Rico, an der Nordküste auf einer kleinen, durch Forts geschützten Insel gelegen, hat 19,000 E., von denen etwa die Hälfte Weiße sind, ist gut gebaut, Sitz der Regierung u. des Bischofs u. hat eine große Kathedrale, zwei bedeutende Hospitäler, ein schönes Theater, ein Priesterseminar u. eine Artillerieschule. Die meist einstöckigen Häuser der Weißen sind von Stein, die der Schwarzen aus Fachwerk aufgeführt. Der lebhafte Handel exportirte 1874 für 1,910,700 Pesos (= 7,642,800 Mk.) Waaren. In der Umgebung wird ausgedehnte Zuckerkultur getrieben.

Portrait u. Portraitmalerei, die in der Mitte zwischen der Historien- u. der Genremalerei stehende, daher gewöhnlich von den Malern beider Fächer ausgeübte Darstellung eines Menschen, an die sich wegen des so nahe liegenden Gegenstandes nach einer Sage des Alterthums die Erfindung der ganzen Malerei knüpft. Diese Darstellung od. dieses Bildniß muß vor Allem dem Original treu nachgebildet sein, aber auch künstlerisch aufgefaßt, d. h. frei von den kleinen Zufälligkeiten des lebenden Vorbildes, den Charakter u. Geist desselben wiedergeben. Erst mit dem Aufkommen der realistischen Richtung der Malerei in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. beginnt die eigentliche Portraitmalerei, in welcher sich nach den Brüdern van Eyck u. deren Schülern u. Nachfolgern (z. B. Hans Memling) unter den Deutschen u. Niederländern des 16. Jahrh. bes. Lucas von Leyden, Joh. Mabuse u. mehr noch Hans Holbein d. Jüngere u. dessen Schüler Christ. Amberger sowie Albr. Dürer u. Lucas Cranach hervorthaten. In größerer Selbständigkeit tritt das P. im 17. Jahrh. auf, u. wird bes. vertreten durch Rubens u. seinen großen Schüler van Dyck, durch Rembrandt u. die mehr od. weniger in deren Fußstapfen tretenden Mirevelt, Ferd. Bol u. Gerh. Honthorst. Ins 18. Jahrh. hinein reichen Joh. Kupetzky, Gottfr. Kneller, der unendlich sorgfältige, aber auch kleinliche Denner u. Chr. W. E. Dietrich. Dazu kommen als Vermittler der neueren Kunst Raph. Mengs, Angelika Kauffmann, Anton Graff, Vogel v. Vogelstein, Joh. Heinr. Tischbein u. dessen Neffe Joh. Heinr. Wilh. Tischbein u. in der Geschichte der Kunst unseres Jahrhunderts aus München W. v. Kaulbach, Joseph Stieler, Fr. Dürk, J. Bernhardt, bes. aber Lenbach, aus Berlin Karl u. Oskar Begas, Ed. Magnus, Jul. Schrader, Karl Becker, aus Düsseldorf Theodor Hildebrandt, Karl u. Wilh. Sohn u. Jul. Röting, aus Weimar Louise Seidler, aus Wien Karl Rahl, Canon, Schrotzberg, Amerling u. der sehr hervorragende Heinrich v. Angeli, endlich aus Hannover Friedr. v. Kaulbach. Italien bietet uns wenigstens aus der Zeit der Renaissance in Lionardo da Vinci u. Rafael, bes. aber aus der Venetianischen Schule in Tizian, Moroni, Paris Bordone u. Tintoretto, Spanien aus dem 17. Jahrh., der Blütezeit seiner Malerei, in Velasquez de Silva u. Careño de Miranda ausgezeichnete Meister. Frankreich beginnt seine Portraitmalerei zwar ebenfalls schon im 17. Jahrh. (Phil. Champaigne, Mignard le Romain), gelangte aber erst durch David u. seine Schule, nam. durch Gérard, Isabey (Miniaturportraits) u. Jean Antoine Gros zu größerer Bedeutung, denen sich dann, zum Theil an die Gegenwart hinanreichend, Decaisne, Ingres, Hippolyte Flandrin, Amaury-Duval, H. Lehmann, Hersent, Ed. Dubufe, Paul Delaroche, Hébert, Cabanel u. der Fürstenmaler Winterhalter anreihen. Viel spärlicher ist dagegen England vertreten, das zwar infolge des dortigen Aufenthalts van Dyck's einige Portraitmaler, wie Dobson, Lely u. Richardson, hervorbrachte, aber nach seinem Begründer der gesammten Malerei, Josua Reynolds, wenige hervorragende Künstler aufzuweisen hat, vielmehr für dieses Fach die Thätigkeit der Ausländer in Anspruch nimmt.

Port Saïd, die am Mittelländ. Meer gelegene Hafenstadt des Suez-Kanales, verdankt seine Bedeutung lediglich diesem Unternehmen. Bis 1858 noch ein ärmliches Fischerdorf, entwickelte sich der Ort bald durch massenhaften Zuzug von Arbeitern u. Beamten zu einer volkreichen Stadt; geradlinige Straßen überziehen die Sandbank, auf welcher P. S. liegt, Werkstätten, Speicher u. Hotels entstanden u. 2 riesige, 2250 u. 1600 m. lange Molen schließen den neuen Hafen ein, an dem sich ein Leuchtthurm befindet. Nach der Vollendung des Kanales, mit dem Wegzug des größten Theils der Arbeiter, sank die Einwohnerzahl, betrug 1872 aber immer noch 8671 Seelen, darunter 4210 Fremde. 1874 kamen hier 1264 Schiffe von 2,423,672 Tonnen an, darunter 898 engl., 87 franz., 62 ital., 61 österr., 53 niederl. u. 31 deutsche.

Portsmouth (spr. Pohrtsmuth), eine der wichtigsten Seestädte, das Haupt-Seearsenal u. die stärkste Festung Englands, in der Grafschaft Southampton od. Hants; liegt im NNO. der Insel Wight auf der 1 M. langen u. 3/4 M. breiten Insel Portsea u. an dem schmalen Eingange zu der prächtigen Bai von P., welche die ganze engl. Flotte aufnehmen könnte. Mit Portsea u. den Vorstädten Landport, Somerstown u. Southsea hat P. 112,954 E. (1871); auf der westl. Seite der Hafeneinfahrt liegt das mit P. durch eine fliegende Brücke verbundene u. in die Befestigungswerke hineingezogene Gosport mit 7366 E. (1871). Die Straßen P.s sind meist eng u. winklig, u. die Stadt besitzt nur in dem Gouvernementshaus u. den in frühenglischem Stile erbauten Kirchen St. Thomas a Becket, 1190 gestiftet, u. Domus Dei, 1210 gestiftet, hervorragende Bauwerke. Die Vorstädte bestehen theilweise aus schönen Villen, nam. Southsea, das eines der besuchtesten engl. Seebäder ist. P. hat mit seinen Vorstädten 45 Kirchen u. Kapellen, eine Sternwarte, ein Marinecollege,

eine Schiffbauschule u. zwei Lateinschulen. Prächtige, mit Ulmen besetzte Wälle umziehen die Stadt u. Gosport. Die Festungswerke um die Stadt selbst sind 1875 eingeebnet worden, die äußeren Werke bestehen aus zum Theil mit Eisen gepanzerten Forts; im Westen von Gosport liegen zwei Reihen vorgeschobener Befestigungen in einer Entfernung von $1\frac{1}{2}$—$3\frac{1}{2}$ engl. M.; auf den Portsdownhügeln, nördlich vom Hafen, 8 durch bedeckte Gänge verbundene Forts u. die Vorfeste Wellington. Den nördl. Zugang zur Insel Portsea vertheidigt die Linie von Hilsea, die Einfahrt zu dem im O. von Portsea-Insel gelegenen seichten Langston Harbour das Fort Cumberland u. die Einfahrt zum Hafen neben anderen auf Sandbänken erbauten Werken die Forts Southsea-Castle u. Monkton. Sämmtliche Werke können eine Besatzung von 20,000 Mann aufnehmen. Die großartigen Kriegswerften u. Marineanstalten liegen größtentheils im Norden der Bucht von P. bei dem Oertchen Porchester. Hier ziehen sich die 117 Acres bedeckenden Docks hin mit ihren Seilerwerkstätten, Ankerschmieden, Eisen- u. Kupfergießereien u. Waarenlagern; hier befindet sich auch das Flottenzahlamt u. ein Zeughaus mit einer Waffensammlung. In Gosport befinden sich Royal Clarence Yard, das eine Zwiebackbäckerei, Brauerei ꝛc. umfaßt, u. das riesige Haslar Hospital, 174 m. lang u. fähig 2000 Kranke aufzunehmen, Pulvermagazine u. sonstige Fabriken für Ausrüstung u. Bedarf der Flotte. P. steht durch Kanal u. Eisenbahn mit London in Verbindung. Sehr bedeutend ist der Handel nam. mit Lebensmitteln; 1873 besaß P. 300 Schiffe von 19,630 Tons u. sah in den Hafen einlaufen 2624 Schiffe von 210,219 Tons u. auslaufen 2405 Schiffe von 205,976 Tons; die Einfuhr betrug in gleichem Jahre 403,553, die Ausfuhr 8518 Pfd. Sterl. Porchester ist als Portus magnus schon von den Römern angelegt worden; als Schiffsstation hatte der Hafen schon unter Alfred d. Gr. eine gewisse Bedeutung, die Befestigungen wurden aber erst unter Eduard IV. begonnen u. P. unter Heinrich VIII. zum Haupt-Marinearsenal des Königreichs gemacht.

Portsmouth, Hafenstadt im nordamerikanischen Unionsstaate Neu-Hampshire mit 9241 E. (1870); hat einen trefflichen, fast immer eisfreien Hafen, welcher durch mehrere Forts geschützt ist, u. treibt beträchtlichen Handel, Schiffbau u. Fischfang.

Portugal, ein den Westen der Pyrenäischen Halbinsel einnehmendes Königreich, liegt zwischen 36° 58′ u. 42° 7′ n. Br., wird im S. u. W. vom Atlantischen Ozean bespült u. im N. u. O. von Spanien begrenzt. Es umfaßt 1691,81 □M., wovon 53,79 □M. auf die Azoren u. 14,95 □M. auf Madeira kommen. Die Küste ist von der Mündung des Minho, der einen Theil der nördlichen Grenze bildet, bis zum Tejo wenig gegliedert u. besteht theils aus einem sandigen, klippenreichen Strande, welcher stellenweise eine ausgedehnte Lagunenbildung zeigt, theils ist sie von steilen Felsmauern umgürtet; im Süden der Tejomündung dagegen meist flach, mit Ausnahme der weit in das Meer vorspringenden Vorgebirge. Von diesen bildet das Kap de la Roca die westlichste, das Kap de S. Vincente die südwestlichste Spitze der Pyrenäischen Halbinsel. Die günstigsten Hafenplätze sind die Buchten von Lagos u. Setuval u. die Mündungen des Tejo u. Doufro. Der größte Theil des Innern P.s ist Gebirgsland, u. zwar erfüllt von den terrassenartigen Abfällen der westspanischen Hochländer u. von einzelnen meist von SW. nach NO. streichenden Gebirgen, unter denen die Serra d'Estrella in ihren höchsten Gipfeln die Höhe von 2300 m. übersteigt. Die Gebirge sind meist nackt u. felsig u. ermangeln bei größerer Höhe gar sehr besserer Bewaldung, dafür sind aber ihre niederen Abhänge an den Flußthälern mit den prächtigsten Wein- u. Obstgärten bedeckt. Ihre Hochflächen gleichen mit ihrem steppenähnlichen Charakter denen Castiliens. Die Hauptströme u. einzigen schiffbaren Flüsse des Landes sind der Douro (span. Duero), welcher bis Oporto von Seeschiffen befahren wird u. dessen Schiffbarkeit bei Torre de Moncorvo beginnt, der auf seinem Unterlaufe schiffbare Mondego, der Tejo (span. Tajo), welcher von Abrantes an dem Verkehre als Wasserstraße dient, u. die beiden Grenzflüsse Minho u. Guadiana, welche erst 8—10 M. von der Mündung schiffbar werden. P. ist ein in klimatischer Beziehung außerordentlich begünstigtes Land; wegen der Nähe des Meeres reicher an Niederschlägen als das Innere Spaniens, hat es eigentlich nur im August eine Periode großer trockener Hitze, welche die Vegetation verdorren läßt; doch erholt sich dieselbe bald unter den im September beginnenden Herbstregen. Der häufig stürmische Winter währt von Mitte November bis Anfang Januar, bringt aber nur in den Gebirgsgegenden dauernden Schnee. — Die Bevölkerung, welche sich 1872 mit Einschluß der Azoren u. Madeira's auf 4,390,589, ohne letztere Inseln auf 4,011,908 Seelen belief, u. welche am dichtesten in der Provinz Minho, am schwächsten in der Provinz Alemtejo ist, ist ein Mischvolk, welches aus der keltisch-roman. Urbevölkerung, Sueven, Castilianern u. in einzelnen Theilen des Landes auch aus Arabern entstanden ist. Gegenüber den Spaniern fühlen sich die Portugiesen in einem scharfen nationalen Gegensatze, wie denn auch ihre Sprache u. Literatur sich selbständig entwickelt hat (s. „portugiesische Sprache u. Literatur"). Mit Ausnahme verhältnißmäßig weniger Juden u. der anderen Konfessionen angehörenden Fremden ist die Bevölkerung P.s römisch-katholisch u. steht unter den Erzbischöfen von Lissabon, Braga u. Evora. Ersterer führt den Titel Patriarch; der Erzbischof von Braga ist zugleich Primas des Reiches. Die Mönchsklöster sind seit 1834 aufgehoben.

Die Landwirthschaft steht noch auf einer niedrigen Stufe u. läßt fast $\frac{2}{3}$ des Grund u. Bodens unkultivirt; obgleich die Majoratsrechte seit 1863 aufgehoben sind, ist doch das Grundeigenthum wenig getheilt. Die Einziehung der Klostergüter hat aber auch hier eine günstige Wirkung geäußert u. die Zahl der kleinen Grundbesitzer gesteigert. Wesentlich hemmend wirkt auf die Landwirthschaft der Mangel an Verkehrsstraßen, das irrationelle Bewirthschaftungssystem u. die Kürze der Verpachtungszeiten. In der Bewässerungskunst, welche sich nam. für die südl. Landschaften nothwendig macht, stehen die Portugiesen den Spaniern noch weit nach. Weizen, Gerste, Mais, Hirse u. Reis sind die wichtigsten der angebauten Cerealien, doch deckt deren Produktion bei weitem nicht den Konsum des Landes, wodurch eine starke Getreideeinfuhr bedingt wird. Die Kultur von Bohnen, Rüben, Melonen u. Kürbissen nimmt große Flächen in Anspruch; in der Umgebung großer Städte ist der Gartenbau bedeutend u. in der Nähe von Oporto finden sich sehr große Erdbeeranpflanzungen. Die Provinz Minho produzirt viel Flachs, Traz-os-Montes beträchtliche Mengen von Hanf. Von größter Wichtigkeit für den Volkswohlstand ist die Weinkultur, welche in allen Provinzen gedeiht, deren Hauptregion aber Alto-Douro ist u. welche nächstdem in Estremadura u. Algarve in großem Maßstabe betrieben wird. Trotz der in einzelnen Jahren sehr stark auftretenden Traubenkrankheit u. der wenig rationellen Behandlung der Reben u. des Weines hat doch der portug. Wein, nam. der Portwein, seinen alten Ruf bewahrt; der Export hatte 1870 einen Werth von 48,087,037 Fr., u. zwar von Madeira für 1,814,155 Fr., Oporto für 40,290,216 Fr. Die im September u. Oktober stattfindende Weinlese ist für die ganze Bevölkerung ein großes Fest. Viele Trauben werden roh konsumirt od. gelangen auch zur Ausfuhr. Orangen, Mandeln, Feigen u. a. Südfrüchte werden bes. in den warmen Flußthälern u. an der Küste gezogen. In einzelnen Gegenden gedeiht die Dattelpalme u. Banane; edle Kastanien u. Walnußbäume bilden im N. ganze Wälder; für die Olivenkultur eignet sich das ganze Land, mit Ausnahme der höheren Gebirge im Innern. An Forsten ist P. arm u. ihre Kultur steht auf einer tiefen Stufe; umfangreiche Wälder befinden sich bei Leiria, Porto, Cintra, Bussaro u. a. Orten, vorzugsweise aus Kiefern, Pinien u. Cypressen bestehend, u. nur dann in einer rationellen Weise bewirthschaftet, wenn sie, wie der große „Pinhal del Rei" (Kiefernwald des Königs) an der Küste von Estremadura unweit Leiria, Staatseigenthum sind. Die Viehzucht hat verhältnißmäßig geringe Bedeutung u. wird größtentheils vernachlässigt; die Rindviehzucht wird bes. im Norden getrieben, im Tejothale aber eine wahrscheinlich aus Spanien stammende Rasse von Stieren gezogen, welche zu den auch in P. sehr beliebten Kampfspielen verwendet wird. Die portug. Pferde, Maulthiere u. Schafe stehen den spanischen nach; Ziegen u. Schweine werden in allen Landestheilen in größerer Anzahl gehalten. Trotz der geringen Qualität des portugiesischen Viehes bildet dasselbe dennoch einen nicht unbedeutenden Exportartikel, nam. nach England; so wurden 1870 ausgeführt 82,712 Pferde, 29,905 Ziegen, 82,712 Schöpse, 32,569 Schweine, 30,899 Ochsen u. 900 Maulthiere. Die Seidenraupenzucht hat für Traz-os-Montes u. Beira, die Bienenzucht nam. für die an Heiden reichen Provinzen Alem-Tejo u. Estremadura Wichtigkeit. Die portugiesischen Meerestheile sind an Fischen, nam. an Thunfischen u. Sardinen, überaus reich u. die Fischerei bildet einen hervorragenden Erwerbszweig der Küstenbevölkerung, vorzüglich in der Provinz Algarve, doch haben seit dem vorigen Jahrhundert drückende Steuern u. die Bevormundung des Staates sehr hemmend auf die Entwicklung dieses Gewerbes eingewirkt u. zur Folge gehabt, daß der heimische Fang nicht einmal den Bedürfnissen der Bevölkerung P.s selbst genügt. Noch schlimmer ist es mit dem Bergbau u. Hüttenwesen bestellt, obgleich es P. weder an Metallen noch an Kohlen mangelt. Die zahlreichen Eisenerzlager liegen fast unbenutzt u. auch die Bergwerke auf Blei, Kupfer, Zinn, Antimon u. Quecksilber geben nur geringen Ertrag. Weit umfangreicher ist die Produktion von Seesalz, welches auch einen wichtigen Ausfuhrartikel bildet; außerdem liefert P. noch Marmor, vortreffliche Bausteine, nam. Granit, lithograph. Steine u. Halbedelsteine.

Einen regeren Aufschwung zeigt die Industrie, deren Hauptcentren Oporto u. Lissabon sind; u. wenn auch P. unter den Industrieländern Europa's keinen Platz findet, so werden doch wollene u. seidene Waaren, erstere bes. in Covilha, in bedeutenden Quantitäten produzirt. Nicht unbedeutend ist auch die Fabrikation von Gold- u. Silberwaaren, Töpfergeschirr, Eisenwaaren, Stearin, Seife, Segeltuch, Tauwerk, Seilerwaaren ꝛc.

Besonders geschätzt werden auch die auf portugiesischen Werften gebauten Schiffe. Auf der Tabaks- u. Cigarrenfabrikation lastet das Staatsmonopol. Der Handel P.s hat sich noch lange nicht von dem tiefen Verfall erholt, in welchen ihn die Napoleon'schen Kriege gestürzt hatten, obgleich die Regierung in der jüngsten Zeit bestrebt gewesen ist, günstige Handelsverträge abzuschließen u. die Aus- u. Einfuhrzölle zu ermäßigen. Letztere sind aber immer noch so hoch, daß an der span. Grenze die Schmuggelei in großartigstem Maßstabe betrieben wird. Außerdem wirkt noch der Mangel an Straßen u. die Versandung der Häfen hemmend auf den Verkehr. Der Handel, in dem der Import den Export immer noch übersteigt, ist vorzugsweise maritim u. hat in Lissabon, Oporto u. Setuval seine Hauptplätze; mehr als die Hälfte der Ausfuhr u. Einfuhr nimmt Großbritannien in Anspruch; außerdem findet noch ein lebhafter Verkehr mit Spanien, Brasilien u. Frankreich statt. Die hervorragendsten Artikel des Imports, der 1872 einen Werth von 29,125,000 Milrëis (à 4,45 Mk.) hatte, sind Gespinnststoffe, Gewebe, Metalle, Kohlen, Kolonialwaaren, Vieh; der Export hatte in demselben Jahre einen Werth von 23,241,000 Milrëis u. umfaßte bes. Wein, Obst, Vieh, Salz ꝛc. Der Schiffsverkehr wies 1872 in allen Häfen des Königreiches als eingegangen 8775 Segelschiffe von 886,000 Kub.-M. u. 2092 Dampfer von 1,472,000 Kub.-M. u. als ausgegangen 9014 Segelschiffe von 906,000 Kub.-M. u. 2104 Dampfer von 1,659,000 Kub.-M. auf. Die portug. Handelsflotte zählte 1874: 28 Dampfer von 11,047 Kub.-M. u. 524 Segelschiffe langer Fahrt von 94,688 Kub.-M. Die im Betrieb befindlichen Eisenbahnen hatten 1875 eine Länge von 1033 Km., die Telegraphenlinien maßen 3786 Km. Für die geistige Kultur des Volkes ist noch immer nicht in ausreichender Weise gesorgt; 1869 bestanden im ganzen Lande nur 1882 Knaben- u. 322 Mädchenschulen, deren Besuch sich auf 48,633 Knaben u. 8442 Mädchen beschränkte. Lissabon besitzt eine deutsche Schule. Trotz des gesetzlichen Schulzwanges ist der Schulbesuch, nam. der Mädchen, noch ein sehr mangelhafter, u. obgleich die Schule von der Kirche getrennt ist, so lassen doch die Lehrkräfte noch viel zu wünschen übrig. Gerühmt werden die Gymnasien von Lissabon u. Oporto, die Universität zu Coimbra, welche, schon 1288 gegründet, eine der ältesten in Europa ist u. jährlich 900—1000 Studirende zählt, endlich noch die polytechnischen Institute u. die medizinischen Schulen zu Oporto u. Lissabon; in diesen beiden Städten giebt es auch Kunstakademien, in Lissabon außerdem noch ein Konservatorium für Musik. Mittelpunkt des literarischen Lebens des Landes ist, wie vorauszusetzen, Lissabon, wo die königl. Akademie der Wissenschaften ihren Sitz hat, wo die große Nationalbibliothek u. die Nationaldruckerei sich befinden. 1875 erschienen in P. 74 Zeitungen u. Zeitschriften, davon 45 in Lissabon, 6 in Oporto, 5 in Coimbra, 1 in Braga ꝛc., 9 auf den Inseln.

Das Königreich P. wird eingetheilt in die Prov. Minho (130,85 □M. u. 965,040 E. 1872), Tras-os-Montes (201,19 □M. u. 369,897 E.), Beira (435,05 □M. u. 1,299,253 E.), Estremadura (325,05 □M. u. 849,829 E.), Alemtejo (442,30 □M. u. 335,785 E.), Algarve (88,63 □M. u. 192,104 E.) u. die Inseln Madeira (14,95 □M. u. 118,609 E.) u. Azoren (53,79 □M. u. 260,072 E.). Die auswärtigen Besitzungen umfassen 33,136 □M. mit 3,258,140 E., u. zwar in Afrika die Kap-Verdischen Inseln (77,563 □M. u. 76,003 E.), die Niederlassungen in Senegambien (1,188 □M. mit 8500 E.), die Inseln St. Thomé u. Principe (21,375 □M. u. 23,681 E.), Ajuda (0,64 □M. u. 700 E.), Angola, Benguela u. Mossamedes (14,700 □M. u. 2,000,000 E.), Mozambique u. Sofala (18,000 □M. mit 300,000 E.), in Asien die ind. Besitzungen Goa, Salcete, Bardez u. a. (68,062 □M. u. 474,234 E.), Damao (7,318 □M. u. 40,980 E.), Diu (0,13 □M. u. 12,303 E.), die Besitzungen im Ind. Archipel (260 □M. u. 250,000 E.) u. Macao (0,082 □M. u. 71,739 E.). Die größten Städte sind nach der Zählung von 1864: Lissabon (224,063 E.), Oporto (89,194 E.), Braga (19,514 E.), Funchal (18,161 E.) u. Coimbra (18,147 E.). P. ist eine konstitutionelle, repräsentative, in beiden Geschlechtern erbliche Monarchie; die Verfassung beruht auf der Carta de ley, bewilligt 1826 durch König Dom Pedro IV. u. 1852 durch die Cortes revidirt. Die Volksvertretung (Cortes geraes) besteht aus den Kammern der Pairs (Cámara dos pares) u. der Deputirten (Cámara dos deputados); erstere zählt 103 erbliche, vom König auf Lebenszeit ernannte Mitglieder, während für letztere seit 1869: 108 gewählt werden. Die Cortes müssen alljährlich einberufen u. 2. Jan. vom König eröffnet werden. Außer dem Ministerrathe, dessen Mitglieder der Volksvertretung verantwortlich sind, besteht noch ein vom König ernannter Staatsrath. Staatsreligion ist der röm. Katholizismus, doch ist jeder christlichen Konfession freie Religionsübung gewährleistet, nur dürfen die für den Gottesdienst verwendeten Gebäude nicht äußerlich die Form von Kirchen haben. Dem Stande nach gehören die Staatsbürger dem Adel, der Geistlichkeit, den Bürgern u. den Bauern an, doch hat kein Stand politische Vorrechte. Die Landesfarben sind Blau u. Weiß. Das höchste Verwaltungstribunal u. der oberste Gerichtshof befinden sich zu Lissabon, außerdem giebt es noch Appellationsgerichtshöfe zu Lissabon, Porto u. auf den Azoren. Die Kolonien werden durch einen Kolonialrath u. 6 Gouverneure regiert, welche für die Kap-Verdischen Inseln St. Thomé u. Principe, Angola, Mozambique, Indien u. Macao mit Timor ernannt werden. In kirchlicher Beziehung stehen die Kolonien unter dem Erzbischof von Goa. Die Staatseinnahmen beliefen sich in dem Budget für das Finanzjahr 1875—76 auf 23,152,432 Milrëis, die Staatsausgaben auf 24,139,295 Milrëis; die Staatsschuld bestand 30. Juni 1874 aus 348,495,725 Milrëis neuerer u. 1,882,523 Milrëis älterer, noch zu konvertirender Schulden. Die Armee zählt im Frieden 1507 Offiziere u. 31,893 Mann, im Kriege 2418 Offiziere u. 70,687 M. mit 36 Geschützen im Frieden u. 116 im Kriege; hierzu kommen noch in den Kolonien 7298 Mann incl. 547 Offiziere (1875). Für die Militärverwaltung ist das Land in die Divisionen Lissabon, Vizeu, Oporto, Evora u. Angra eingetheilt; die meisten Festungen sind in Verfall u. kaum mehr vertheidigungsfähig. Als die bedeutendsten gelten Elvas, Abrantes, Valença u. die Forts São Julião u. Peniche an der Küste. Die Kriegsmarine zählte 1874: 23 Dampfer mit 144 Kanonen u. 13 Segelschiffe mit 36 Kanonen; die aktive Flottenmannschaft 3000 Mann.

Geschichte. Den Grund zu dem Staate P. legte Herzog Heinrich von Burgund, welcher 1107 von König Alfons VI. von Castilien, den er im Kampfe mit den Arabern thatkräftig unterstützt hatte, die nördl. Hälfte dieses Landes zum unabhängigen u. erblichen Besitz erhielt u. zum Grafen von P. ernannt wurde. Seinen Sohn Alfons I. rief das Heer 1139 zum König von P. aus; 8 Jahre später verloren die Araber an ihn Lissabon, u. sein Sohn Sancho I. (1185—1211) vereinigte mit P. den größten Theil von Algarve, das bis dahin einen kleinen, unabhängigen Staat gebildet hatte; der Rest dieses Landes wurde unter Alfons III. (1246—79) erobert. Der Mannsstamm der burgund. Dynastie erlosch 1383 mit Ferdinand I., worauf dessen natürlicher Bruder, Pedro's I. unehelicher Sohn Johann I., von den Cortes auf den Thron erhoben wurde. Die Castilier, welche Erbansprüche auf P. erhoben, wurden geschlagen, 1415 Ceuta erobert u. durch Heinrich den Seefahrer (s. d.), den Sohn des Königs, jene Aera großartiger Entdeckungen eingeleitet, welche P. zu der ersten Seemacht jener Zeit erhoben. Diese Entdeckungen u. Eroberungen fanden unter Eduard (1433—38), Alfons V. (1438—81) u. Johann II. (1481—95) ihre Fortsetzung u. der darüber mit Castilien entstandene Streit durch den Vertrag von Tordesillas 7. Juni 1494 ein Ende, welcher 370 M. im W. der Azoren u. Kap-Verdischen Inseln die Grenzlinie zwischen den span. u. portug. Besitzungen zog. Unter Emanuel I. (1495—1521) fand Vasco de Gama 1497 den Seeweg nach Ostindien, dessen Kolonien sehr bald das Mutterland außerordentlich bereicherten u. Lissabon zur blühendsten Handelsstadt Europa's machten. Trotz der nach P. gelangten Reichthümer sank aber das Land, als durch Johann III. (1521—57) die Inquisition über dasselbe kam u. die jungen Keime des Protestantismus mit Härte vernichtet wurden. Sein Nachfolger Sebastian (1557—78), der in der Schlacht bei Alcazar fiel, regierte in gleicher Abhängigkeit von den Jesuiten. Nach dessen Tode bestieg sein Großoheim, der Kardinal Heinrich, den portug. Thron, starb aber schon 1580 u. beschloß so die unecht-burgundische Linie. Nun bemächtigte sich Philipp II. von Spanien, der Sohn der ältesten Schwester Johann's III., des Landes, das bis 1640 mit Spanien vereinigt blieb u. von diesem in schamloser Weise ausgesaugt wurde. Die Holländer benutzten dies, um den größten Theil der portug. Besitzungen in Indien u. auch einen Theil Brasiliens zu erobern, u. der Handel Lissabons sank außerordentlich. Diese Zeit der Erniedrigung rief aber auch jenen tiefen Haß gegen die Spanier hervor, welcher noch heute in jedem Portugiesen lebt; da riß 1640 eine Revolution P. von Spanien wieder los u. erhob den Herzog Johann von Braganza auf den Königsthron. Unter Pedro II. (1667 bis 1706), welcher Alfons VI. (1657—67) gefolgt war, wurde 1668 im Frieden von Lissabon die Unabhängigkeit P.s von Spanien anerkannt u. 1669 von Holland auf Brasilien verzichtet. Unter dem klerikal gesinnten König Johann V. (1706—50) verfiel der materielle Wohlstand des Landes immer mehr, das erst unter seinem Sohne Joseph I. (1750—77) in Pombal (s. d.) einen energischen Vertreter der liberalen Ideen des 18. Jahrh. fand. Doch machte die Regierung von Joseph's ältester Tochter, Maria I. (1777—1792), diesem System ein Ende u. leitete in die alten Bahnen wieder ein; als sie 1792 in Wahnsinn verfiel, übernahm Kronprinz Johann die Regentschaft. Derselbe unterlag aber als Bundesgenosse Englands in den Kriegen gegen Napoleon, u. als dieser das Haus Braganza des portug. Thrones für verlustig erklärte, begab sich Johann 29. Nov. 1807 mit seiner Familie nach Rio de Janeiro, wo er nach dem Tode der Königin Maria (1816) die Regierung Brasiliens als Johann VI. antrat u. zugleich die Herrscherrechte für das Stammland behauptete. Hier führte nach Entfernung der Franzosen

Lord Beresford die Regentschaft. Gegen ihn brach aber im J. 1820 die Revolution in Oporto aus, der sich bald darauf auch Lissabon anschloß; man forderte die Rückkehr des Königs od. des Kronprinzen u. arbeitete eine neue liberale Verfassung aus, die auch der König annehmen mußte, ehe man seine Landung (Aug. 1821) an der portug. Küste gestattete. Darauf riß sich Brasilien 1822 vom Mutterlande los u. rief Pedro I. zu seinem Kaiser aus; in P. wußte aber Prinz Dom Miguel geschickt eine Gegenrevolution in Scene zu setzen, u. mit Hülfe des Heeres konnte der König die Verfassung für aufgehoben erklären. Gegen Dom Miguel mußten ihn aber die fremden Mächte schützen, die den Kronprätendenten zwangen, ins Ausland zu gehen. Brasiliens Unabhängigkeit ward 29. Aug. 1825 von P. förmlich anerkannt. Der Tod König Johann's VI. hatte die Regentschaft der Infantin Isabella zur Folge, welche dieselbe für ihren Bruder, den Kaiser Pedro I. von Brasilien, übernahm. Nachdem dieser 26. April 1826 eine neue Verfassung gegeben, verzichtete er zu Gunsten seiner Tochter Maria II. da Gloria 2. Mai 1826 auf den portug. Thron u. ernannte Dom Miguel zum Regenten. Dieser ließ sich aber bald nach seiner Rückkehr 30. Juni 1828 durch die alten Landstände zum König von P. ausrufen u. brachte nach u. nach das ganze Land unter seine Herrschaft, die er mit Hülfe des Klerus u. des Pöbels trotz der Aufstände der konstitutionellen Partei bis 1834 behauptete. Erst da wurde er von Kaiser Pedro, den Spaniern u. den Liberalen P.s gezwungen, der Krone zu entsagen u. das Land für immer zu verlassen. Neue Kämpfe erwuchsen aber P. aus dem Gegensatze der Cartisten od. Pedristen, welche an der Konstitution von 1826 festhielten, u. der Septembristen, welche die Einführung der demokratischeren Verfassung vom Sept. 1822 betrieben. Letzteren gelang es 1836, an die Regierung zu kommen u. sich auch trotz der bewaffneten Erhebungen der Gegenpartei vom Nov. 1836 u. Aug. 1837 zu behaupten; die Verfassung von 1822 ward revidirt u. die neue Konstitution 4. April 1838 erlassen. Erst 1842 wurden die Septembristen durch die Cartisten unter dem Justizminister Costa Cabral gestürzt u. Letzterer, der nun die Seele der neuen Regierung bildete, zum Staatskanzler erhoben. Die Revolution von 1846 beseitigte zwar ihn, aber nicht das System, da sowol eine engl. Flotte als ein span. Hülfsheer die Insurrektion niederschlug; erst 1849 kam Costa Cabral wieder an die Regierung, mußte aber 1851 einer neuen Revolution weichen, welche sein Nebenbuhler, Marschall Saldanha, organisirt hatte. Obgleich sich an derselben auch die Septembristen betheiligt hatten, blieb doch die Verfassung von 1826 mit einigen Abänderungen in Kraft. Saldanha führte auch die Regierung nach dem Tode Maria's II. (15. Nov. 1853) weiter; ders. folgte ihr minderjähriger Sohn Pedro V., für welchen sein Vater, der Titularkönig Ferdinand, die Regentschaft übernahm. Pedro V. ward 16. Sept. 1855 volljährig u. regierte nun in streng konstitutionellem Geiste, ohne aber die durch die Traubenkrankheit gesteigerten mißlichen Finanzverhältnisse des Landes aufbessern zu können. Dem cartistischen Kabinet unter Saldanha folgte 1857 eines der Septembristen unter Loulé-d'Avila, welches 1859 durch die Gegenpartei unter d'Aguiar gestürzt ward. Doch schon 1860 kam die Partei Loulé-d'Avila's mit diesen wieder an das Staatsruder. Dieser behauptete sich auch unter König Ludwig I., welcher seinem 11. Nov. 1861 verstorbenen Bruder Pedro gefolgt war, u. wußte sich mit dem Marschall Saldanha zu versöhnen, welcher freilich vergeblich mit dem über einzelne antiklerikale Verfügungen des Ministeriums erbitterten Vatikan als Gesandter in Rom 1862—64 unterhandelte. Das Ministerium Loulé-d'Avila ward 4. Sept. 1865 durch ein anderes unter d'Aguiar ersetzt, das in der Steuerreform das erste Mittel erblickte, dem jährlich sich immer mehr vergrößernden Defizit abzuhelfen, dadurch aber Unruhen provozirte, welche 1868 seinen Rücktritt erzwangen. Das neue Ministerium d'Avila hatte jedoch mit seinen Finanzreformen ebenfalls kein Glück u. es wiederholten sich mehrmals Ministerwechsel, ohne damit aber das Defizit aus der Welt zu schaffen. Der von Spanien ausgegangene Gedanke einer Iberischen Union stieß in P. auf entschiedenen Widerspruch; gegen das Uebergreifen der span. Unruhen, welche 1873 nach der Abdankung des Königs Amadeo ausbrachen, machte eine strengere Grenzbewachung sich nothwendig, wie auch 1874 die Regierung Maßregeln gegen karlistische Umtriebe ergreifen ließ. Für das Verhältniß des Staates zur Kirche in P. war es von Wichtigkeit, daß die Cortes März 1875 in einer Differenz zwischen der Regierung u. dem Domkapitel von Braganza entschieden auf die Seite der ersteren traten. Für die Kolonien hatten die königl. Erlasse vom 26. Febr. 1869, die Aufhebung der Sklaverei betreffend, u. vom 27. März 1875, in welchem der Kulihandel in Macao untersagt wurde, hervorragende Bedeutung. — Vgl. Vogel, „Le P. et ses colonies" (Par. 1861); Wattenbach, „Eine Ferienreise nach Spanien u. P." (Berl. 1869); Latouche, „Travels in P." (Lond. 1875); Pery, „Geographia e Estatistica geral de P. e Colonias" (Lisboa 1875); Schäfer, „Geschichte von P." (5 Bde., Hamb. u. Gotha 1836—54).

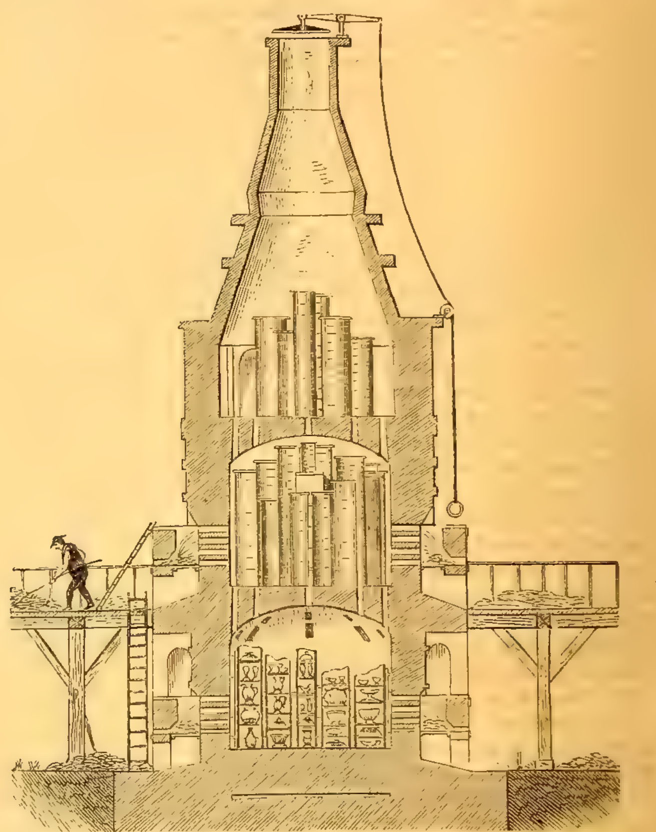
Portugiesische Sprache u. Literatur. Die portug. Sprache gehört zu den romanischen, d. h. zu den aus der lat. Volkssprache hervorgegangenen Sprachen u. wird außer in dem eigentlichen Portugal in der span. Provinz Galicien u. in den gegenwärtigen u. früheren portug. Kolonien (nam. in Brasilien) gesprochen. Man kann 4 Dialekte des Portugiesischen unterscheiden: 1. den galicischen, welcher, da er am frühesten als Schriftsprache ausgebildet wurde, auch der altportugiesische genannt wird. 2. Den des Minho- od. Duerogebietes, der sich dem Spanischen nähert. 3. Den Dialekt der Provinzen Estremadura u. Algarbe u. 4. die brasilianische Mundart, welche sich durch Reinheit der Aussprache, viele den indianischen Idiomen entnommene Worte u. durch eine reiche Literatur auszeichnet. Das Portugiesische unterscheidet sich von der benachbarten span. Sprache scharf durch seinen lautlichen Organismus; während es in demselben große Verwandtschaft mit dem Französischen zeigt, besitzt es, wie dieses, die durchgreifende Tendenz, die zwischen zwei Vokalen stehenden einzelnen Konsonanten auszustoßen u. die hiernach zusammentretenden Vokale diphthongisch zu verschmelzen; es theilt ferner mit dem Französischen die Neigung, ursprüngliche Gutturallaute in palatale Zischlaute zu erweichen u. die ursprünglich reinen Vokale in Mischlaute zu trüben, u. endlich nasalirt das Portugiesische wie das Französische die vor m u. n stehenden Vokale (freilich ohne ihre Qualität zu verändern) u. löst ein auslautendes m u. n in den aus dem Französischen bekannten eigenthümlichen Nasalklang auf. Durch diese lautlichen Tendenzen u. durch die möglichste Vermeidung aller harten Konsonantenverbindungen hat die portug. Sprache den Charakter großer Weichheit, die sich bis zur Weichlichkeit steigert, erhalten u. hat sich ihrer lat. Mutter oft bis zur Unkenntlichkeit entfremdet. Die Flexion u. der Wortschatz des Portugiesischen sind im Wesentlichen dieselben wie in den übrigen romanischen Sprachen, eigenthümlich ist ihm aber die Flektirbarkeit des Infinitivs. — Eine den Anforderungen der strengeren Wissenschaft genügende portug. Grammatik fehlt noch. Für das praktische Bedürfniß ist, außer den älteren, aber immer noch brauchbaren Werken von J. D. Wagener (Hamb. 1835) u. J. Chr. Müller (Hamb. 1840), nam. die schätzenswerthe Sprachlehre von F. Pinheiro de Sousa (Lpz. 1851) zu empfehlen. Ein handliches portug. Wörterbuch für Deutsche hat Wollheim da Fonseca geliefert (Lpz. 1856).

Die portug. Literatur, obwol bis tief in das Mittelalter hinauf reichend, hat sich fast stets in größter Abhängigkeit von den Nachbarliteraturen, der provençalischen, spanischen u. französischen, befunden u., abgesehen von einer kurzen Periode wahrhaft nationaler Blüte im 16. Jahrh., immer der Selbständigkeit u. Originalität entbehrt. Infolge sklavischer Anlehnung an ausländische Vorbilder, welche sich zeitweilig sogar bis zur Aufgabe der heimatlichen Sprache steigerte, entbehrt die portug. Literatur auch der wirklichen Volksthümlichkeit u. ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, immer mehr od. weniger auf die höfischen u. die gelehrten Kreise beschränkt geblieben, während andrerseits die wirklich volksthümliche Poesie, welche natürlich in Portugal eben so gut wie in allen anderen Ländern vorhanden war u. noch ist, auf die unteren Schichten des Volkes beschränkt blieb u., aller literarischen Pflege u. Ausbildung entbehrend, zu einer höheren Entwicklung bis jetzt nicht zu gelangen vermocht hat. Während des ganzen Mittelalters, soweit in demselben überhaupt von einer portug. Literatur die Rede sein kann (etwa vom 13. Jahrh. ab), wurde dieselbe, zum Theil infolge politischer Verhältnisse, ganz von provençalischem Einflusse beherrscht u. bewegte sich völlig in den Formen der provençalischen Troubadourpoesie. Selbstverständlich blieb dieser dem Auslande entlehnte Minnesang auf die ritterlichen u. höfischen Kreise beschränkt u. schlug im Volke keine Wurzeln; innerhalb der genannten Kreise aber fand er allerdings eine sehr eifrige Pflege u. es entstanden sehr umfangreiche Liedersammlungen (cancioneiros), zu denen auch einzelne Könige, wie nam. Dom Diniz (1279—1375) u. dessen Sohn Dom Affonso IV. sowie Johann I. (1385 bis 1433), Johann II. (1481—95) u. Emmanuel (1495—1521), werthvolle Gaben beigesteuert haben (vgl. Diez, „Ueber die erste portug. Kunst- u. Hofpoesie", Bonn 1863; „Canti antichi portoghesi", herausgeg. von Monaci, Halle 1873). Als mit dem Ende des 15. u. dem Beginn des 16. Jahrh. die in den Nationalliteraturen der Völker Westeuropa's zur Geltung kommende humanistische, auf die Reproduktion der Antike gerichtete Tendenz eine völlige Geschmacksveränderung vollzog, nahm auch Portugal an dieser literarischen Umwälzung Antheil, indessen nicht selbständig, sondern sich völlig der span. Beeinflussung hingebend, was um so nachtheiliger wirkte, als die span. Literatur ihrerseits wieder von der italienischen stark beeinflußt ward. Somit konnte die portug. Literatur dieser Zeit in der Mehrzahl ihrer Produkte nur ein matter u. trüber Abglanz der spanischen u. indirekt der italienischen sein, u. mehrere gerade der bedeutendsten damaligen Dichter, wie Sá de Miranda u. Montemayor (s. d.), gingen soweit in dem Kultus des Fremden, daß sie

sogar die vaterländische Sprache verleugneten u. sich der spanischen bedienten; diejenigen Dichter aber, welche wenigstens das portug. Idiom beibehielten u. — wie z. B. Antonio Ferreira, Verfasser eines Trauerspieles „Ines de Castro“ — nationale Stoffe poetisch behandelten, blieben doch in formaler Beziehung durchaus in der Nachahmung der ausländischen, bezw. der antiken Muster befangen. Nur einem Dichter gelang es, obwol auch er an antike u. ital. Vorbilder sich anlehnte, ein wahrhaft nationales Werk, erfüllt von dichterischer Genialität u. Originalität zu schaffen: es war der große Camoens (s. d.; geb. 1517, gest. 1579), der in seinem unsterblichen Epos „Die Lusiaden“ (os Lusiadas) die Heldenthaten der portug. Eroberer Ostindiens verherrlichte. Leider fand Camoens nur wenige u. überdies nur unzureichend befähigte Nachfolger, welche die edle, echt epische Einfachheit u. Erhabenheit seiner Darstellung nicht festzuhalten vermochten, sondern in Schwulst u. Manierirtheit verfielen. Die relativ besten dieser Epiker nach Camoens sind Luiz Pereira Brandam u. Vasco Mouzinho de Quevedo e Castellobranco; Beide besangen die unglücklichen Kämpfe der portug. Fürsten Dom Affonso u. Dom Sebastian in Afrika. Mit mehr Glück u. mit größerem nationalen Bewußtsein, als im Allgemeinen die Poesie, wurde in dieser Periode die Prosa gepflegt, welcher die Heldenthaten u. Seefahrten der Portugiesen in einer noch naheliegenden Vergangenheit die dankbarsten Stoffe für die Geschichtschreibung lieferten. So erzählte z. B. Affonso de Albuquerque das thatenreiche Leben seines großen Vaters, des kühnen Eroberers Ostindiens; Fernan Lopes de Castanheda gab eine Geschichte der Entdeckung durch die Portugiesen, João de Barros schrieb in Dekaden die Geschichte Portugals u. erwarb sich den Namen des portug. Livius. Auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur blieb der Ritterroman vorherrschend u. ist hier der „Amadis“ des Francisco de Moraes als die bedeutendste, auch allgemein literargeschichtlich wichtig gewordene Leistung zu nennen. Neue Wege in der Prosaerzählung betrat glücklich u. erfolgreich nur Jorge Ferreira de Vasconcellos in seinen „Dramatischen Novellen“. Der um die Mitte des 16. Jahrh. sich rasch vollziehende politische Niedergang Portugals u. die im J. 1580 erfolgende u. sechzig Jahre währende Vereinigung des Landes mit Spanien übten, wie leicht erklärlich, auf die portug. Literatur den traurigsten Einfluß aus, ja vernichteten nahezu ihre Existenz. Namentlich wurde sie zu einer sklavischen Nachahmerin u. Trabantin der spanischen herabgewürdigt, die selbst mit raschen Schritten ihrem Verfalle zueilte. Die Prosa bewahrte sich dagegen wenigstens eine verhältnißmäßige Selbständigkeit, obgleich irgendwie bedeutendere Leistungen auch auf ihrem Gebiete nicht zu verzeichnen sind. In beiden Darstellungsgattungen aber herrschte so ziemlich gleich unbeschränkt eine schwülstige Manierirtheit (der sog. Gongorismus), Künstelei u. geschmacklose Vorliebe für die Allegorie. Nicht gebessert ward das Schicksal der portug. Literatur, als sie im Beginn des 18. Jahrh. die span. Herrschaft mit der französischen vertauschte, denn eben so unbedingt wie jener wurde sie auch dieser unterthan. Nur die eine gute Wirkung brachte der franz. Einfluß hervor, daß fortan die Schriftsteller größere Sorgfalt auf die Reinheit u. die Formenkorrektheit der Sprache verwandten. Eine poetische Gesellschaft, welche sich nach dem Vorbilde des bekannten röm. Dichtervereins die „Arkadier“ nannte, machte die Pflege der sprachlichen Form zu ihrer Hauptaufgabe u. vereinigte alle strebenden Talente in sich, unter ihnen so begabte Dichter wie Pedro Antonio Correa Garção, den portug. Horaz, u. Antonio Diniz da Cruz e Silva, den portug. Anakreon u. glücklichen Nachahmer Boileau's in der heroisch-komischen Dichtung. Der größte Dichter indessen, der aus der Schule der Arkadier hervorging, war Francisco Manoël do Nascimento (1734—1819), der in Bezug auf elegante Korrektheit der Sprache u. Dichtungsformen die höchste Vollendung erreichte, obwol ihm die eigentliche dichterische Genialität abging. Die letztere besaß, freilich hinwiederum der Meisterschaft über Sprache u. Form entbehrend, in höchstem Grade sein Zeitgenosse Manoël Maria Barbosa de Bocage, der bes. im Sonett u. in der Idylle den Lorber sich errang. Nur sehr langsam löste sich Portugal seit dem Sturze der napoleonischen Herrschaft auch literarisch von den franz. Fesseln, u. bis zum heutigen Tage ist, nam. auf dramatischem Gebiete, das Befreiungswerk noch nicht vollendet; indessen ist es doch von so bedeutenden Dichtern wie Mouzinho de Albuquerque, Almeida-Garret, der auch als gelehrter Sammler der alten Volksromanzen sich ein großes Verdienst erworben hat, Luis Augusto Palmeirim, Thomas Antonio Ribeiro Ferreira (Verfasser des schnell berühmt gewordenen Epos „Dom Jayme“) u. Luis Augusto Rebello da Sylva (Verfasser des histor. Romans „Jugend des Königs Johann V.“) erfolgreich angebahnt worden u., wenn auf der nun eröffneten Bahn vorwärts geschritten wird, darf die portug. Literatur einer schönen Zukunft entgegensehen, wenn sie auch bei der politischen Machtlosigkeit des portug. Volkes einen hohen Rang innerhalb der Weltliteratur wol niemals wird in Anspruch nehmen dürfen.

Portulak (Portulaca); Pflanzengattung der Portulakgewächse, einer zum großen Theile aus fleischigen Pflanzen bestehenden Familie, die in einigen 30 Gattungen über alle Welttheile verbreitet ist. Eine ihrer Arten, der gemeine P. (P. oleracea), ist eine einjährige ostindische, in Südeuropa verwilderte, bei uns gepflegte Kulturpflanze, deren Blätter als Salat od. Suppenkraut genossen werden. Andere Arten haben sich als Zierpflanzen eingebürgert, vor allen P. grandiflora u. Thellusoni aus Südamerika, die ihrer prächtig gefärbten Blumen wegen nam. auf Rabatten vielfach gezogen werden.

Portwein, ein bekannter starker rother Wein, der am Duero in Portugal erbaut u. über Oporto ausgeführt wird.



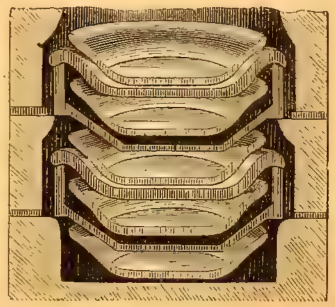
Nr. 4505. Porzellanofen im Durchschnitt.

Porzellan heißen gebrannte Thonwaaren aus einem besonders feinen Thone, Kaolin, dessen Zusammensetzung derart ist, daß die unschmelzbaren Bestandtheile durch ein in der Glühhitze schmelzendes od. wenigstens sinterndes Bindemittel zusammengekittet werden, so daß die ganze Masse durch den innigen Zusammenhang große Dichtigkeit, Härte u. eine gewisse Durchscheinendheit zeigt u. beim Anschlagen klingt. Von dem Steinzeuge unterscheidet sich das P. bes. durch die nahe Verwandtschaft des eigentlichen Thonkörpers mit seinem Bindemittel, welches feldspathig ist u. mit dem Thone schon in der Porzellanerde, dem Kaolin (s. d.), vorkommt, während bei dem Steinzeuge als Bindestoff quarzige u. alkalische Stoffe, die in der Hitze allerdings auch schmelzen, dem Thone bes. zugesetzt werden. Der Quarzzusatz, den man dem P. zwar auch giebt, hat den Zweck, das Schwinden der Masse beim Trocknen u. Brennen zu vermindern, ohne ihre Schmelzbarkeit zu vermehren. Die Glasur besteht aus einer ganz analogen Masse wie das Bindemittel, mit dem sie vollständig zusammenschmilzt, haftet demnach nicht blos oberflächlich an dem Gegenstande, sondern geht unmerklich in das Innere selbst über. Die Grundfarbe des P.s ist weiß, in China u. Japan jedoch brennt man auch röthliche, gelbliche u. bräunliche Massen. Die Erfindung selbst stammt aus China, wo sie kurz vor unserer Zeitrechnung gemacht worden ist. Man giebt das J. 185 v. Chr. als ältestes dokumentirtes Datum an. Nach Europa soll P. zuerst 1518 durch die Portugiesen gekommen sein u. seinen Namen der Aehnlichkeit im Aussehen mit einer kleinen Muschelart verdanken, welche ihrer Form wegen porcella, das Schweinchen, hieß. Die chinesischen Porzellangefäße waren bald hochgeschätzt, u. durch die Holländer wurden große Mengen in Europa eingeführt, die man natürlich hier auch nachzuahmen suchte. So hatte der durch die Herstellung großer Linsengläser bekannte Graf v. Tschirnhausen schon zu Ende des 17. Jahrh. in Dresden Versuche angestellt, P. zu machen, u. aus einem braunen Thone auch eine Art Geschirre dargestellt, von denen er bei

seiner letzten Anwesenheit in Paris dem berühmten Chemiker Homber mittheilte, allein mit dem eigentlichen P. hatten dieselben nicht viel gemein. Erst als Böttger (s. d.), der als Goldmacher an dem sächs. Hofe in Gewahrsam gehalten wurde u. unter besondere Oberaufsicht Tschirnhausens gestellt, auch an dessen Arbeiten Theil nahm, durch Zufall die Kaolinerde von Aue kennen lernte (1710) u. für die Gefäßfabrikation benutzte, erst von da ab konnte man von einem sächs. P. reden. Die Fabrikation desselben wurde nach Meißen in das Schloß Albrechtsburg verlegt. Hier erlangte sie auch bald ihre hohe Blüte, infolge deren das Meißner P. weltberühmt wurde u. die prachtliebenden Fürsten der damaligen Zeit das Aeußerste anstrengten, um ähnliche Manufakturen in ihren eigenen Ländern zu errichten. Das Geheimniß wurde zwar in Meißen auf das Sorgfältigste gehütet, dennoch aber widerstanden einzelne Arbeiter nicht den glänzenden Anerbietungen, u. so verbreitete sich durch Auswanderung u. Verrath seine Kenntniß auch an andere Orte. In Wien wurde 1718, zu Mainz (Höchst) 1740, zu Fürstenberg 1750, zu Nymphenburg 1758, zu Berlin 1763 eine Porzellanfabrik errichtet; zahlreiche andere entstanden dazwischen auch im Auslande. In Frankreich hatte man sehr zeitig sich Mühe darum gegeben, allein zu Anfange fehlte daselbst das Rohmaterial, Kaolin, u. man kam nur zu einem unvollkommenen Ersatze in dem sog. porcelaine tendre, dem sog. **Frittenporzellane**, einer mehr glasartigen Masse, welche ohne Zusatz von Kaolin aus einem schmelzbaren Kieselalkali, Mergel u. Kreide erzeugt u. mit einer bleireichen Glasur überzogen wurde. Erst als man 1769 die Porzellanerde zu St. Yrieix bei Limoges entdeckt hatte, lernte man in der Fabrik von Sèvres, die schon länger bestand, auch das wirkliche P. (porcelaine dure) machen. In England, Italien, Spanien 2c. faßte die Darstellung des P.s ebenfalls bald Fuß. Die ersten Porzellanfabriken in Europa waren überall Anstalten der Höfe, ihre Erzeugnisse wurden aber bald Gegenstand des Handels; so kam bereits 1709 das erste Böttger'sche P. auf die Leipziger Messe, u. allmählich auch bemächtigte sich die Privatindustrie des neuen Zweiges, die freilich weniger künstlerische Vollendung der Produkte als Billigkeit u. Massenerzeugung bezweckte. Gegenwärtig besteht eine große Zahl sehr umfangreicher Porzellanfabriken in allen Ländern, da das vorzügliche Material die früheren Steinzeuge u. Fayencegeschirre größtentheils verdrängt hat: in Deutschland nam. in Schlesien u. Böhmen, in Frankreich in Paris u. Limoges, in England in Staffordshire 2c.

Als Materialien für das P. dienen also die Porzellanerde od. das Kaolin zum Körper, Feldspath, Quarzsand, Kalk zum Bindemittel u. zur Glasur, außerdem die verschiedenen Emaillen u. Muffelfarben für die Malerei u. die edlen Metalle zum Vergolden od. Versilbern.

Die **Fabrikation** des P.s beginnt mit der Reinigung des Kaolins von Sand, Eisenkies 2c. durch vorsichtiges Schlämmen. Die festen Gesteine, Feldspath, Quarz 2c., werden durch Glühen u. Ablöschen mürbe gemacht, auf Glasurmühlen mit Wasser zu einem unfühlbaren Schlamm gemahlen u. diese Schlampen alsdann in geeigneten Mengen mit einander innig gemischt. Die verschiedenen Fabriken wenden dabei nach dem ihnen zu Gebote stehenden Material verschiedene Verhältnisse an. Nachdem der Ueberschuß von Wasser erst durch Absetzenlassen, dann durch Aufsaugung mittels dicker Gipsformen od. durch Pressen in Säcken beseitigt worden ist, läßt man die Masse längere Zeit in feuchten Kellern lagern, wo sie eine Art Fäulnißprozeß durchmacht u. dadurch plastischer u. homogener wird, unterwirft sie hierauf noch vielfältigen Knetprozessen u. schreitet endlich zum Formen. Dies geschieht durch Vordrehen auf der Töpferscheibe, durch Eindrehen in Gipsformen, die bei komplizirten Stücken oft aus zahlreichen Theilen bestehen, endlich durch Abdrehen der nun lederhart gewordenen Stücke in ähnlicher Art, wie beim Holz mit allerlei Drehwerkzeugen. Sogenannte Platerie, d. h. Teller, Untertassen 2c., werden aus Schwarten, d. s. dünne, gleichmäßig starke Thonblätter, gefertigt, welche auf flache Gipsformen aufgedrückt u. mittels Schablonen abgedreht werden. Der Gips entzieht dabei der Thonmasse einen großen Theil des Wassers, die dadurch schwindet u. sich leicht von der Form löst. Diese Saugkraft ist bei dickwandigen Formen so stark, daß dickliche Thonschlampe, in die Formen eingegossen, an der Wandung sehr bald eine konsistente Thonschicht absetzt, welche eine sehr gleichmäßige Abformung gestattet. Henkel, Schnauzen 2c. werden für sich geformt u. noch feucht mit etwas Thonschlampe auf die betreffenden Stellen aufgesetzt. Dabei muß aber der Trockenzustand beider Theile vollkommen gleich sein, weil sonst leicht Ablösen beim Trocknen u. Brennen erfolgt. Viele Theile müssen aber aus freier Hand geformt, wie Blumenblätter, Früchte, freistehende Ornamente, od. wenigstens nachmodellirt werden, wie bei figürlichen Darstellungen die Hände, Füße, Haare 2c., so daß die Ausführung eines größeren Werkes immer ziemlich viel selbständige Arbeit des Künstlers verlangt. Nachdem die geformten Gegenstände vollkommen lufttrocken sind, werden sie zum ersten Male bei gelinder Temperatur gebrannt u. dann durch Eintauchen in die Glasurschlampe gleichmäßig damit überzogen. Es ist auch hier die Saugkraft der porösen Masse, welche das Absetzen der Glasurschicht bewirkt, u. hängt die Dicke derselben von der Dauer des Eintauchens ab. Nachdem die Glasur nachgebessert worden (durch Auftragen mit dem Pinsel an den Stellen, wo der Arbeiter das Geschirr beim Eintauchen hielt, durch Abbürsten an den Rändern, auf denen das Geschirr beim Einbrennen steht), schreitet man zum Scharfbrande, durch welchen das Geschirr mäßig erweicht, die Glasur glatt einschmilzt u. eine rein weiße Farbe annimmt. Unglasirte Gegenstände, dem Scharfbrennen ausgesetzt, geben das sog. **Biscuitporzellan**. Dieser Scharfbrand erfordert eine sehr hohe Temperatur, deswegen guten u. viel Brennstoff u. zweckmäßig konstruirte Oefen, dann aber auch Vorrichtungen zum Schutz des Brennguts, welches in der hohen Temperatur erweicht u. bei der Berührung durch die Glasur zusammenbacken würde. Für jeden Gegenstand muß daher eine eigene Kapsel von feuerfestem Thone angewendet werden, in denen die zu brennenden Stücke etagenartig übereinander gestellt werden können. Um 1 Ctnr. Porzellanwaaren zu brennen, braucht man 15—20 Ctnr. Kapseln. Diese werden aus plastischem, sehr feuerfestem Thon u. Chamottepulver gefertigt u. in verglühtem Zustande verwendet. Sie halten selten mehr als 2—3 Brände aus. Der **Porzellanofen** ist meist ein cylindrischer, stehender Flammofen mit mehreren, von durchbrochenen Gewölben gebildeten Etagen, der sich oben zu einer Esse zusammenzieht u. am Fuße mit 5—7 ringsum vertheilten Feuerungen versehen ist. So lange man mit Holz feuerte, wurde dieses meist auf sog. Pultfeuerungen verbrannt, bei denen das klein gespaltene, scharf getrocknete Tannenholz in eine Art Feuergrube eingeschichtet ward. Die Flamme zieht unterhalb durch einen seitlichen Fuchs in den Ofen; die Verbrennungsluft durchdringt das Holz von oben nach unten, erwärmt sich dabei u. führt die Destillationsprodukte mit sich durch eine Schicht glühender Kohlen, wodurch eine sehr vollkommene Verbrennung erzielt wird.


Nr. 4506. Das Brennen in Kapseln.

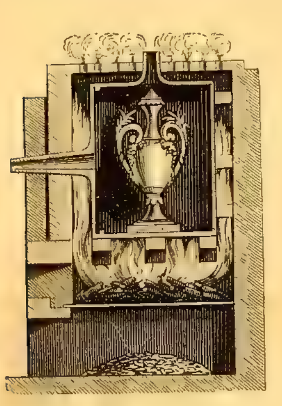
Bei mineralischen Brennstoffen werden gewöhnliche Roste benützt. In neuester Zeit werden auch beim Porzellanbrennen Generatorgase verwendet. In der unteren Etage herrscht die höchste Temperatur; sie dient zum Garbrennen, zum Einbrennen der Glasur, während die oberen Etagen zum Biscuitbrande sowie zum Verglühen der Kapseln verwendet werden. Da das P. nicht allzu empfindlich gegen Temperaturwechsel ist, so kann man schon nach 4—6 Stunden gelinden od. Flatterfeuers zum Scharffeuer übergehen, das etwa eben so viel Zeit erfordert. Sobald man durch das Ziehen von Proben erkannt hat, daß die Glasur überall gleichmäßig geflossen ist u. die Waare eine rein milchweiße Farbe angenommen hat, läßt man das Feuer ausgehen u. beeilt sich, durch Oeffnen der Einsatzthüren 2c. den Ofen so weit abzukühlen, daß er von den Arbeitern betreten u. ausgeräumt werden kann. Die Hauptkunst des Brenners besteht darin, daß er die so verschiedenartig geformten Kapselstücke ebenso gleichmäßig vertheilt, daß die Flamme überall hindringen kann u. daß der Ofenraum trotzdem möglichst vollkommen ausgenutzt wird. Nicht sämmtliche eingesetzte Waare entspricht allen Anforderungen. Einzelne Gegenstände sind durch Erweichung verzogen, sie zeigen Risse, Sprünge, Flecke, Sandkörner 2c. So weit wie möglich sucht man diese geringe Waare durch Abschleifen, durch Bemalung 2c. noch zu verwerthen, muß aber immer noch einen gewissen Prozentsatz als **Bruch** gänzlich verwerfen. Dann folgt der sog. **Ausschuß**, der oft zu sehr billigen Preisen abgegeben wird, ferner das **Mittelgut** u. endlich die **erste Wahl**, welche ein absolut fehlerloses Produkt darstellen soll. Häufig werden die verschiedenen Qualitäten durch besondere Abänderungen an dem eingebrannten Fabrikzeichen (der Porzellanmarke) unterschieden.

Porzellanerde, s. „Kaolin".

Porzellanjaspis nennt man gewisse, mehr od. weniger eisenhaltige Thone, die durch Einwirkung vulkanischer Gesteine (Basalte, Trachyte, Phonolithe 2c.) od. auch durch unterirdische Kohlenbrände gefrittet, d. h. in eine porzellanähnliche Masse verwandelt worden sind. Diese P. besitzen eine ziemliche Härte, muschligen Bruch, schwachen Fettglanz u. gewöhnlich graue, violette od. rothe Färbung, oft geflammt od. gestreift. Man findet P. bei Zwickau, Bilin, Teplitz, Zittau, Saarbrücken u. im Siebengebirge.

Porzellanmalerei. Auf dem weißen Grunde des Porzellans lassen sich bekanntlich farbige Verzierungen durch eingebrannte Emailfarben, durch matte od. glänzende Vergoldung 2c. in besonderer Schönheit herstellen,

die sich durch fast absolute Unveränderlichkeit gegenüber dem Lichte u. den atmosphärischen Einflüssen vortheilhaft auszeichnen, dagegen aber sind komplizirte Gemälde nur schwierig u. mit vielen Chancen des Mißerfolges herzustellen, denn der Porzellanmaler verwendet Farben, die ihre richtige Nuance erst durch das Einbrennen erhalten; die ferner, weil sie beim Zusammenschmelzen oft chemisch auf einander einwirken, nicht nach Belieben gemischt werden können, die als meist durchscheinende Farben nur neben, nicht über einander gesetzt werden können, weiterhin zum Einschmelzen verschiedene Temperaturen verlangen, also nicht zugleich gebrannt werden können zc.; Alles Umstände, welche dem Gelingen wirklicher Kunstwerke sehr ungünstig sind, u. trotz aller Gewandtheit des Künstlers wird die hierbei angewendete Manier der Malerei den freien künstlerischen Schwung vermissen lassen, den z. B. die Oelmalerei gestattet.



Nr. 4507. Das Einbrennen der Farben in Muffeln.

Als Farben der P. dienen Metalloxyde, welche in schmelzenden Flußmitteln sich auflösen u. diese färben. Man hat also beim Malen auf Porzellan selbst Dreierlei zu berücksichtigen: 1. das farbegebende Metalloxyd, 2. den die Farbe festkittenden Fluß, 3. das Bindemittel beim Auftragen. Oftmals finden sich die ersten beiden Substanzen in den käuflichen Farben schon gemischt od. durch Zusammensintern verbunden. Das Bindemittel ist meist ein durch Stehen an der Luft verharztes Terpentinöl (Decköl), das nach Bedürfniß mit Terpentinöl od. Lavendelöl verdünnt wird. Man unterscheidet Scharffeuerfarben, die auf das unglasirte Porzellan aufgetragen u. durch die harte Feldspathglasur gebunden u. geschützt sind. Leider umfaßt diese fast unverwüstliche Art der Malerei nur wenige Töne. Man kann nur Chromoxyd für Grün, Eisenoxyd für Braun, Nickeloxyd für Olivengrün, Kobaltoxyd für Blau, Uranoxyd für Schwarz u. Iridiumoxyd für Grau unter der Glasur anwenden. Viel mannichfaltiger sind die Muffelfarben, welche auf das farbige Porzellan mittels eines leichtschmelzbaren, Bleioxyd u. Borsäure haltigen Flusses festgekittet werden. Da diese Malerei indeß über die Fläche des Porzellans hervorragt u. das Bleiglas ziemlich weich ist, so nützt sie sich beim Gebrauch allmählich ab. Außer den schon genannten Oxyden wird hierbei der sog. Goldpurpur zu den Tönen von Rosen- u. Purpurroth, das Eisenoxyd für sich od. mit Zink- u. Manganoxyd gemengt u. verschieden stark geglüht zu den Fleischtönen, zu Scharlachroth sowie zu Braun von Nanking- bis Kastanienbraun, das Uranoxyd für sich od. mit Chlorsilber zu Gelb-Orange, das Chromoxyd für sich u. mit Kobaltoxyd zu Gras- u. Meergrün, das Kobaltoxyd für sich u. mit Thonerde od. Zinkoxyd gemischt für Hell- u. Dunkelblau, das basisch chromsaure Bleioxyd für Scharlachroth benutzt. Die Flüsse enthalten wechselnde Verhältnisse von Quarz, Mennige, Borax, die zu Glas zusammengeschmolzen sind. Für einzelne Farben zieht man einen basischen Fluß mit viel Mennige, für andere einen sauern Fluß mit viel Borsäure vor. Sie müssen eben so wie die färbenden Oxyde auf das Feinste mit Wasser gemahlen u. mit den eigentlichen Farbstoffen innig gemischt werden. Nach dem Trocknen reibt man sie mit dem organischen Bindemittel an, trägt sie mit dem Pinsel in Miniaturmanier auf u. brennt sie bei mäßiger Rothglut in einer Muffel von feuerfestem Thon ein, die mit Kohlen od. Holz geheizt wird. Gold wird aus der Goldchloridlösung mittels Eisenvitriol, Oxalsäure od. dgl. als feines Pulver gefällt u. mit Wismuthweiß vermischt, das beim Erhitzen schmilzt u. das Gold festkittet. Meist kommt das Gold matt aus dem Feuer u. erhält den Glanz erst durch das Poliren mit Blutstein. Viel billiger kommt die Vergoldung mit Glanzgold, welches, aus Goldchlorid u. Schwefelbalsam (Terpentinöl mit Schwefel gekocht) bereitet, eine braungelbe, zähe Flüssigkeit darstellt, die, als dünne Schicht auf Porzellan aufgetragen u. zur schwächsten Glut erhitzt, eine glänzende, festhaftende Goldschicht hinterläßt. In analoger Art werden die verschiedenen Lustrefarben verwendet, die erhalten werden, indem man harzsaures Wismuth-, Uran-, Eisen- u. Kobaltoxyd in Lavendelöl auflöst. Sie lassen sich nur in breiten Strichen auf größere Flächen auftragen, geben aber einen bes. schönen, perlmutterartigen Glanz.

Porzellanschnecke, auch Schlangen- od. Otterköpfchen, Kaurimuschel, Cypraea moneta (s. d.).

Posa, Marquis, eine Idealfigur Schiller's in dessen „Don Carlos“.

Posament (franz. passement, spr. Pass'mang), Band, Borte, Schnur, daher der Bortenwirker Posamentier.

Posaune, frz. Trombonne, ital. Trombone, Blasinstrument von Messing, mit etwas weiter als beim Horn mensurirter Röhre ohne Tonlöcher, welche Röhre aus zwei ineinander schiebbaren Theilen besteht u. so gebogen ist, daß ihre Schenkel einander parallel laufen, infolge dessen durch Hineinschieben od. Herausziehen des einen Theiles (des Zuges od. Auszuges) die Länge der Röhre u. damit die Höhe des Tones verändert werden kann. Natürlich muß die Dichtung eine ganz vollkommene sein. Trotzdem die Tonlöcher fehlen, läßt sich durch diese Veränderung der Länge der schwingenden Luftsäule eine vollständig chromatische Skala herausbringen. Das Mundstück ist ganz dem der Trompete u. des Hornes ähnlich, hat nur nach Verhältniß der Größe der Tenor- u. Baßposaune weiteren Kessel. Die doppelten Röhrenschenkel sind durch metallene Querstäbe verbunden, damit sie sich nicht verbiegen u. aus der Lage weichen können. Gebräuchlich sind gegenwärtig nur drei Arten der P., die Baß-, Tenor- u. Altposaune; sie zusammen machen einen sog. Chor aus, wie sie denn im großen Orchester stets nur dreistimmig, weder vierstimmig noch eine einzelne P. allein, auftreten. a. Die Baßposaune (ital. Trombone Basso) hat einen Umfang von Contra-B chromatisch bis e_1 u. unter Umständen noch höher hinauf; sie klingt mit der Notirung (im Baßschlüssel) übereinstimmend. b. Die Tenorposaune (ital. Trombone Tenore) mit einem Umfang vom großen E bis b_1 u. noch darüber hinaus, von bei weitem größerer Beweglichkeit als die Baßposaune, wird stets im Tenorschlüssel notirt; die Ausführung klingt mit der Notirung übereinkommend. c. Die Altposaune (ital. Trombone alto), greller an Klang als die beiden größeren Arten, erreicht sie in der Tiefe zwar auch groß B, doch sind die untersten Töne schlecht. Ihre Höhe erstreckt sich bis e_2. Notirt wird sie im Altschlüssel u. klingt ebenfalls wie geschrieben steht. Die Diskantposaune (klein es bis g_2) ist ihres gellenden Klanges wegen außer Gebrauch gekommen. Der Klangcharakter der P. überhaupt ist höchst prächtig u. von markiger Sonorität, dabei edel, würdevoll u. feierlich, daher sie auch in der Kirchenmusik eine bevorzugte Stellung einnimmt. In neuester Zeit hat man auch an Stelle der Züge das System der Ventile auf die P. angewendet; die Ventilposaune mit drei Ventilen u. einem Umfange von groß C bis c_2 erfreut sich jedoch keiner besonderen Beliebtheit, ihr Klang ist dumpf, gedeckt u. dabei etwas hart, weitaus der Frische u. Kraft des wirklichen Posaunenklanges entbehrend, daher sie nur in Militärmusiken angetroffen wird. Die P. ist von uraltem Herkommen u. in ihrer ersten Gestalt u. Erscheinung mit der Trompete einerlei: eine lange, gerade Röhre von Metallblech, etwa auf $^2/_3$ m. der Länge 1 cm. weit mensurirt, von da gegen die Mündung zu sich erweiternd u. endlich in einen breiten Schallbecher ausladend. Allmählich, als man der Kunst, Metallröhren in allerhand Windungen zu bringen, mächtig wurde, bog man die Röhre der Trompete u. P. mehrfach zusammen, um die Instrumente transportabler u. bequemer spielbar zu machen. Gegen Ende des 16. Jahrh. verfertigte der berühmte Pfeifenmacher Schnitzer zu Nürnberg Trompeten mit kunstreichen Windungen, sowie endlich die P.n, die man aus Abbildungen aus dem ersten Viertel des 17. Jahrh. kennt, schon einen ziemlichen Grad von Vollkommenheit ersehen lassen. — In der Orgel ist P. ein Pedalrohrwerk von ungemeiner Sonorität u. dröhnender Klangstärke, das kräftigste Fundament des ganzen Werkes.

Poschiavo (spr. Poskiawo), deutsch Puschlav, ein stadtähnliches Dorf im schweiz. Kanton Graubünden mit 2893 E. (1870), fast durchaus ital. Nationalität; liegt an der Südseite des Berninapasses am Poschiavino, welcher der Adda zufließt, u. hat bedeutenden Verkehr zwischen dem Engadin u. dem Veltlin. Der von einer reizenden Landschaft umgebene Ort hat eine reform. u. eine kathol. Kirche, letztere mit einem beachtenswerthen Portal, u. treibt nam. viel Weinhandel.

Poseidon, s. „Neptunus“.

Posen, eine der östl. Provinzen des preuß. Staates, bedeckt einen Flächenraum von 525,79 □M. mit 1,606,084 E. (1875) u. grenzt im N. an die Provinz Preußen, im W. an Brandenburg, im S. an Schlesien, im O. an Russ.-Polen. Im S. von dem oberschles. Landrücken durchzogen, der sich über 220 m. erhebt, dacht sich das Land nach N. zu dem Thale der Netze ab. Diese u. die Warthe sind die wichtigsten Flüsse der Provinz; erstere steht durch den Bromberger Kanal mit der Weichsel, welche einen Theil der Grenze P.s im NO. bildet, letztere durch den Neuen Obrakanal mit der Obra in Verbindung. Netze u. Obra werden von breiten Brüchen begleitet, u. eine große Anzahl von Seen ist nam. über den nördl. u. nordöstl. Theil der Insel verstreut. Der Boden ist im Allgemeinen fruchtbar, doch nehmen die fast ertraglosen Flächen, vorzugsweise aus Sümpfen u. Sandheiden bestehend, 21,4 □M. ein; den reichsten Ertrag gewährt die Kujawische Ebene an der oberen Netze. Die Bevölkerung zählte 1871, bei der Gesammtzahl von 1,583,843 E., 843,400 Polen, u. zerfiel der Konfession nach in 511,292 Evangelische, 1,009,491 Katholiken,

61,982 Israeliten u. 1078 Anhänger anderer christl. Sekten. Ackerbau ist der wichtigste Erwerbszweig der Bewohner; im N. u. W. ist die Landwirthschaft durch die Deutschen bedeutend verbessert worden u. steht im Allgemeinen höher als auf den poln. Gütern, die zum größten Theile durch die allzukurze Pachtzeit ausgesogen werden. Die Zahl der großen Güter ist außerdem eine sehr beträchtliche. Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Hopfen, Holz, Vieh, Wolle, Häute, Talg, Honig u. Wachs sind die hervorragendsten Produkte, welche P. ausführt u. für welche das Land theils in Berlin, theils in den Ostseehäfen sein Absatzgebiet findet. Die Industrie besteht fast nur in Weberei, Brauerei, Branntweinbrennerei, Kürschnerei, Gerberei u. Ziegelfabrikation. Ein großes Steinsalzbergwerk ist bei Inowraclaw in Angriff genommen, ein anderes 1872 bei Wapno erbohrt worden. Braunkohlen finden sich in schwachen Lagern an der Weichsel, Brahe u. unteren Warthe. In geistiger Kultur wird die Bevölkerung P.s von der anderer preuß. Provinzen übertroffen, nam. stehen die poln. Kreise hinter den deutschen zurück, obgleich in den letzten Jahrzehnten auch hierin ein Fortschritt gemacht ist; 1871 hatten von 303,685 schulpflichtigen Kindern der Provinz nur 250,372 die Schule wirklich besucht. Von der im Ersatzjahre 1875—76 bei dem Ersatzheere der Seemacht in Preußen eingestellten Mannschaft wies P. mit fast 14 % Analphabeten die mangelhafteste Schulbildung auf. Außer 2294 Volksschulen besaß P. 1874: 3 kathol. u. 2 protest. Lehrerseminare u. 1 protest. Lehrerinnenseminar, 13 höhere Töchterschulen, 4 Realschulen erster Ordnung, 3 Progymnasien, 13 Gymnasien u. 1 Pädagogium. In kirchlicher Beziehung stehen die Katholiken der Provinz unter den Archidiöcesen P. u. Gnesen, an deren Spitze der zu P. residirende Erzbischof von P. u. Gnesen steht. Gegenwärtig ist der erzbischöfliche Stuhl durch die Amtsentsetzung Ledochowski's (15. April 1874) verwaist. Auffallend groß ist in P. die Zahl kleiner Landstädte, welche sich in Bauart u. Beschäftigung der Bewohner nur wenig von den Dörfern unterscheiden. Die Fortschritte der Germanisation beweist auch der Umstand, daß in den letzten Jahren viele Orte ihre bisherigen poln. Namen mit deutschen haben vertauschen müssen; so heißen die Vorstädte Bocianowo u. Kozlak von Bromberg jetzt Brenkenhof u. Ludwigshof, die Stadt Czerniejewo jetzt Schwarzenau. Die Provinz P. zerfällt in die Regierungsbezirke P. (317,87 □M. u. 1,033,747 E., 1875) mit 17 Kreisen u. einer kreiseximirten Stadt, u. Bromberg (207,91 □M. u. 572,337 E.) mit einer kreiseximirten Stadt u. 15 Kreisen. Nach der Volkszählung vom 1. Dez. 1875 hatten über 8000 E. die Städte P. (61,168), Bromberg (31,346), Rawitsch (11,155), Lissa (11,085), Gnesen (9916), Schneidemühl (9725), Inowraclaw (9139), Ostrowo (8343) u. Krotoschin (8060). — Das Gebiet der Provinz P. besteht aus Theilen des ehemaligen Königreichs Polen, welche 1772 u. 1793 u. abermals 1815 unter dem Namen eines Großherzogthums an Preußen kamen. — Vgl. A. Böck, „Die Provinz P. in geographischer, statistischer u. topographischer Beziehung" (Berl. 1847); H. Wuttke, „Städtebuch des Landes P." (Lpz. 1864—66). — Die Tracht des gewöhnlichen Mannes in P. ist ein Kaftan von grünem od. blauem Tuch, zuweilen mit farbigem Besatz; die Hosen sind im Sommer von weißem Leinen, im Winter von blauem od. grünem Tuch; die Füße bekleiden Kniestiefel, den Kopf bedeckt eine flache Tuchmütze mit Pelzstreifen. An Festtagen trägt man über dem Hemd einen kürzeren u. darüber einen längeren blauen od. grünen Tuchrock; letzterer, weitfaltig u. immer offen, ist mit farbigem Stoff besetzt u. hat seidene Knöpfe. Gebräuchlich ist eine rothwollene, mit Franzen besetzte Leibbinde, deren Enden vorn herabhängen, sowie eine hohe Mütze von Schaffell mit farbigem Tuchdeckel od. ein schwarzer, niedriger, breitkrämpiger Hut, beide mit bunten Bändern geziert. — Die Frauen u. Mädchen tragen ein Leibchen von hellem Seiden- od. Baumwollenstoff, auf den Schultern gehalten von Bändern mit Schleifen. Darüber liegt eine blaue od. grüne Tuchjake, zuweilen mit faltigem Schoß. Der verschiedenfarbige Rock, von Tuch od. Baumwolle, ist am Saum mit Bändern, auch mit Gold- od. Silbertressen besetzt, die Schürze meist weiß; weiß sind auch die mit Schleifen geschmückten Strümpfe. Die Frauen tragen lange Mäntel. Die Kopfbedeckung ist bei Mädchen eine mit bunten Bändern verzierte Binde, unter welcher zuweilen die Zöpfe versteckt werden, bei Frauen eine Kappe od. Haube, ebenfalls mit Bändern.

Posen (poln. Poznań), Hauptstadt der Provinz u. des Reg.-Bez. P., Festung ersten Ranges mit 61,168 E. (1875), von denen ¼ protest., ¼ israel. u. mehr als die Hälfte deutsch ist; liegt am Einfluß der Cybina in die Warthe u. steht mit Frankfurt a/O., Thorn, Breslau u. Stargard in Eisenbahnverbindung. Die meist regelmäßig, zum Theil prächtig gebaute Stadt hat 3 evangel. u. 15 kathol. Kirchen, unter letzteren ist der 1785 erbaute Dom zwar ohne architektonische Bedeutung, birgt aber eine Menge Kostbarkeiten u. Kunstwerke, bes. in der Goldenen Kapelle, wo u. a. die von Rauch modellirten Erzstatuen der beiden ersten christlichen Polenkönige Mieczyslaw I. u. Boleslaw I. stehen; außerdem besitzt P. noch ein griech. Bethaus u. mehrere Synagogen. Ein prächtiger Renaissancebau ist das 1550 von einem Italiener erbaute Rathhaus mit dem höchsten Thurme der Stadt. Unter den Plätzen zeichnet sich nam. der Wilhelmsplatz aus, an welchem das Theater, das große Raczynski'sche Palais mit seiner werthvollen, in das Eigenthum der Stadt übergegangenen Bibliothek u. die Generalkommandantur stehen. Von den Festungswerken, deren Bau 1828 begann u. die noch beträchtlich verstärkt u. erweitert werden sollen, sind die Forts Wilda, Rochus u. Winiary die bedeutendsten. P. ist Sitz des Oberpräsidenten, der Regierung, eines Appellations-, Kreis- u. Schwurgerichtes u. einer Oberpostdirektion; der erzbischöfliche Stuhl ist gegenwärtig unbesetzt; an höheren Lehranstalten



Nr. 4508. Volkstrachten in Posen.

besitzt P. zwei Gymnasien, eine Realschule erster Ordnung, eine höhere Töchterschule, ein Priester-, ein Lehrer- u. ein Lehrerinnenseminar; endlich besteht hier noch eine Taubstummenanstalt. Die Fabriken liefern Maschinen, Leder, Möbel, Oel, Tabak, Branntwein u. Bier. Der Handel ist nam. mit Getreide sehr bedeutend u. die Johannismesse sehr besucht. P. ist 968 durch Kaiser Otto I. zum Bischofsitz erhoben worden, erhielt aber erst 1253 deutsches Stadtrecht.

Posilipo, ein Höhenzug, welcher im SW. Neapels die Küste begleitet, hat seinen Namen von der nahen Villa Pausilypon, welche Vedius Pollio dem Kaiser Augustus schenkte, u. ist berühmt durch die Grotta di P., einen 10 Minuten langen, 7 m. breiten u. 7—25 m. hohen Tunnel. Derselbe ist röm. Ursprunges u. dient der Straße von Neapel nach Bagnoli. 42 Laternen erleuchten die Grotte, deren Pflaster aus Lavablöcken besteht. Viele reizende Villen erheben sich am Abhange des P.

Position (a. d. Lat.), Lage, Stand, Stellung; in der Prosodie die Veränderung eines sonst kurzen Vokals in einen langen, durch zwei ihm unmittelbar folgende Konsonanten.

positiv (vom lat. ponĕre, setzen) bezeichnet im Allgemeinen Etwas, was als eine Thatsache od. eine Wahrheit hingestellt („gesetzt") wird, z. B.: diese Nachricht ist p., d. h. „begründet, wahr". Im philosophischen Sprachgebrauch ist p. s. v. a. affirmativ, d. h. bejahend, behauptend, im Gegensatz zum Negativen od. Verneinenden. In der Grammatik ist der P. die Form, in der eine Eigenschaft einfach hingestellt wird, z. B. groß — im Gegensatz zum Komparativ (größer). Ueber die Bedeutung des Worts in der Physik vgl. „Elektrizität" u. „Magnetismus". Endlich bezeichnet man als p. auch solche Vorschriften für das Glauben u. Handeln, die von einer Auctorität außer uns gesetzt sind; vgl. die Ausdrücke „p.e Gesetze, p.e Religion" (d. h. eine solche, die sich auf offenbarte Glaubenssätze beruft, im Gegensatz zur Natur- od. Vernunftreligion). Die Hinneigung zu solchen p.en Satzungen auf dem Gebiete der Religion, des Staats rc. heißt Positivismus.

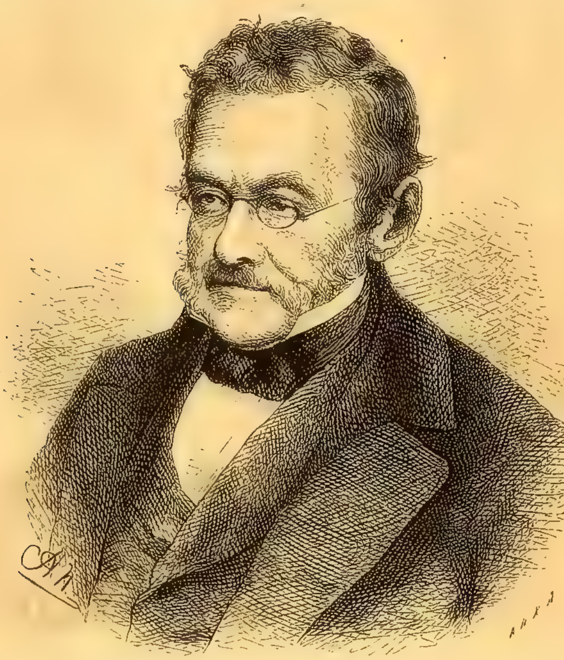
Positiv, eine kleine Orgel, wie man sie in Privathäusern findet, meist ohne Pedal u. mit nur einem Balge, sowie mit (höchstens) einem Gedackt von 8=Fußton als Grundstimme.

positive Größen nennt man in der Mathematik alle wirklichen Größen, welche größer als Null sind, im Gegensatz zu den negativen, welche kleiner als Null sind. P. Gr. werden durch das Vorzeichen +, negative durch — bezeichnet.

posito (lat.), gesetzt, angenommen daß.

Positur (lat.), Stellung, Haltung.

Posse, auch Burleske, Farce, nennt man ein Erzeugniß der heitern Laune, in welchem an sich Niedriges, Gemeines, Lächerliches aus seinem natürlichen Zusammenhange herausgerissen u. in eine Ideenverbindung gebracht wird, in welcher es die Einbildungskraft anregt, ohne das Gemüth zu verletzen, u. meist durch Uebertreibung u. Verdrehung komisch wirkt. Freilich darf dieses Bestreben nicht in sog. Possenreißerei ausarten. Auf ihrem höchsten Gipfel tritt die P. in die Reihe der Künste ein, wie z. B. in der dramatischen Poesie. Hier bildet das Possenspiel eine Unterabtheilung des Lustspiels u. ist dem feineren Genre desselben entgegengesetzt. Sie ist aus dem Satyrspiel der Griechen entstanden u. deshalb sind die italienischen Volkspantomimen, wo die Objektivität des Naiven die Rede entbehrlich macht, eigentliche Possen. Ihr Zweck ist nur,



Nr. 4509. Karl Postl (Charles Sealsfield) (geb. 3. März 1793, gest. 26. Mai 1864).

mit schlagender Kürze eine komische Situation zu entwickeln, u. darum konnte sie auf der früheren Bühne der Franzosen als Farce an einem Theaterabend einer Tragödie od. Komödie mit rührendem Mittelpunkt als eine Art von Abkühlung der aufgeregten Gefühle der Zuschauer folgen. So finden wir sie z. B. in Shakespeare's „Sommernachtstraum" in der Episode von Pyramus u. Thisbe wieder. In der Form, wie heute die P. von den Dramatikern (z. B. den Wiener u. Berliner Possendichtern) behandelt wird, soll sie in der Erfindung derber u. burlesker, aus dem gemeinen Leben gegriffener komischer Handlungen, Situationen u. Charaktere bestehen, welche die darin wirkenden Schauspieler durch entsprechende Uebertreibung der darzustellenden Rollen in Geberde, Sprache u. Kleidung gewöhnlich noch zu erhöhen suchen, u. neben erheiternder Unterhaltung auf das Volk durch gelegentliche Lächerlichmachung u. Verspottung wirklicher Thorheiten moralisch wirken.

Possart, Ernst, Schauspieler, geb. zu Berlin 11. Mai 1841; sollte sich dem Buchhändlerfach widmen u. trat als Lehrling in das Geschäft von Kaiser ein, dessen Bruder, Hofschauspieler, zuerst sein Talent für die Bühne entdeckte u. im Geheimen ausbildete. Nach dreijähriger Lehrzeit trat P. auf dem Stadttheater in Breslau als Siegfried v. Mörner im „Prinzen von Homburg" zum ersten Mal auf, u. zwar gleich mit so glücklichem Erfolg, daß sofort ein festes Engagement folgte. 1862 nahm er ein solches in Bern an, 1863 trat er in die Stelle Görner's am Hamburger Theater u. im Sommer 1864 folgte er einem Rufe an die Hofbühne in München, an der er noch jetzt zugleich als Regisseur wirkt. P. vertritt das Charakterfach, u. zwar verräth jede seiner Rollen (Richard III., Mephistopheles, Franz Moor, Hamlet, Shylok, Marinelli, Jago ꝛc.) eben so viel Studium u. Menschenbeobachtung als schöpferische Originalität.

Possenhofen, Dorf mit prächtigem Schloß am Starnberger See in Bayern, an der Bahn München=Starnberg=Peissenberg gelegen, der herzoglichen Linie in Bayern gehörig.

Posseß (a. d. Lat.), Besitz.

possessiva, sc. pronomina (lat.), d. s. besitzanzeigende Fürwörter, wie z. B. mein, dein, unser ꝛc.

Possessorienklage, eine Klage, welche auf Anerkennung des bisherigen Besitzstandes u. auf dessen einstweilige Aufrechterhaltung od. Wiederherstellung gerichtet ist. Im Gegensatze dazu steht die Petitorienklage, bei der es sich um das Recht selbst, das Eigenthum an einer Sache, das Recht an einer Servitut handelt.

Post, s. „Verkehrswesen".

Postament (lat.), Fußgestell für Säulen, Standbilder ꝛc.

post coenam stabis, aut passus mille meabis (lat.): „Nach dem Essen sollst du stehn, od. 1000 Schritte gehn", Diätregel.

Posten heißt im Militär sowol der Ort, wo eine Schildwache steht, als auch diese selbst. Man unterscheidet Ehrenposten u. Sicherheitsposten. Doppelposten sind zwei Schildwachen an demselben Orte zu demselben Zwecke. Auch nennt man P. einen verschanzten kleineren Ort u. spricht von „Postenkrieg", wenn sich die Gefechte vielfach um den Besitz solcher Befestigungen drehen.

Poste restante, s. v. w. postlagernd; so werden Briefe u. a. Sendungen bezeichnet, die dem Adressaten vom Postamte nicht zugeschickt werden, sondern welche dieser dort selbst abholt.

post festum (lat.), nach der Feier des Festes, d. h. zu spät.

posthumus (lat.), nachgeboren.

Postille nennt man eine Sammlung von Predigten eines od. mehrerer Verfasser. Ursprünglich verstand man darunter Auslegungen des Bibeltextes, die „nach jenen" (lat. post illa), nämlich den Texteswörten, angeknüpft wurden u. — wie z. B. das später P. genannte „Homiliarum" des Paulus Diaconus — aus erbaulichen Aussprüchen der Kirchenväter bestanden. Die berühmten „Postillae" des Nikolaus v. Lyra (Rom 1471 ff. u. oft) sind weniger eine erbauliche als eine gelehrte Auslegung der Bibel. Zahlreich sind die Sammlungen für häusliche Erbauung unter dem Namen „Hauspostille"; eine solche wurde schon von Luther herausgeg.

Postl, Karl, bekannt unter dem Pseudonym Charles **Sealsfield,** Romanschriftsteller, geb. als Sohn des Ortsrichters Anton P. zu Poppitz im mähr. Kreise Znaim 3. März 1793; besuchte das Gymnasium in Znaim u. machte als Konventsstudent die sog. Klassen der Philosophie im Prager Kreuzherrenstifte durch, worauf er um 1813 selbst in den Orden der Kreuzherren trat. Obwol schon nach ein paar Jahren zum Ordenssekretär ernannt, fühlte er sich doch höchst unglücklich. Infolge dessen entwich er im Mai 1823 aus dem Kloster u. löste damit zugleich alle Bande seines früheren Lebens. Zuerst irrte er unerkannt in Deutschland u. der Schweiz umher, dann ging er über England nach Nordamerika, wo er später den Namen Charles Sealsfield annahm. Durch eine Amerikanerin, mit der er sich verlobt hatte, die aber schon vor der Hochzeit starb, kam er zu einem ansehnlichen Vermögen, das er zu ausgedehnten Reisen in der Neuen Welt u. zu Güterspekulationen benutzte. Durch den Bankerott eines Bankhauses in New=Orleans verlor er angeblich den größten Theil seines Vermögens u. seitdem wandte er sich ausschließlich dem lit. Gebiete zu, auf dem er schon vorher, zunächst in englischer Sprache, mit großem Erfolg thätig gewesen war. Auch übernahm er die Redaktion des „Courier des États-Unis" in New=York. 1832 siedelte P. nach der Schweiz über, wo er bei Solothurn wohnte; doch reiste er noch zu verschiedenen Malen wieder nach Amerika. Dies beschleunigte auch seinen Tod. Er starb in seinem Bauernhause „Unter den Tannen" bei Solothurn 26. Mai 1864. Ueber seine Herkunft u. seine Jugendzeit hatte er das konsequenteste Stillschweigen bewahrt. Erst aus seinem Testament erfuhr man, daß Sealsfield u. P. eine u. dieselbe Person gewesen waren. Schon in seinen letzten Lebensjahren gehörte er übrigens zu den vergessenen Größen u. doch hatte seiner Zeit die gebildete Welt Europa's seinen Schriften hohe Bewunderung gezollt. Und mit Recht, denn der „große Unbekannte", ein ebenbürtiger Rivale Cooper's, der eigentliche Begründer des transatlantisch=erotischen Romans, war ein Meister in der Volks- u. Rassenmalerei, wie nicht minder vortrefflich in der Naturbeschreibung, die uns farbenprächtige Bilder aus der Tropenwelt entrollt.

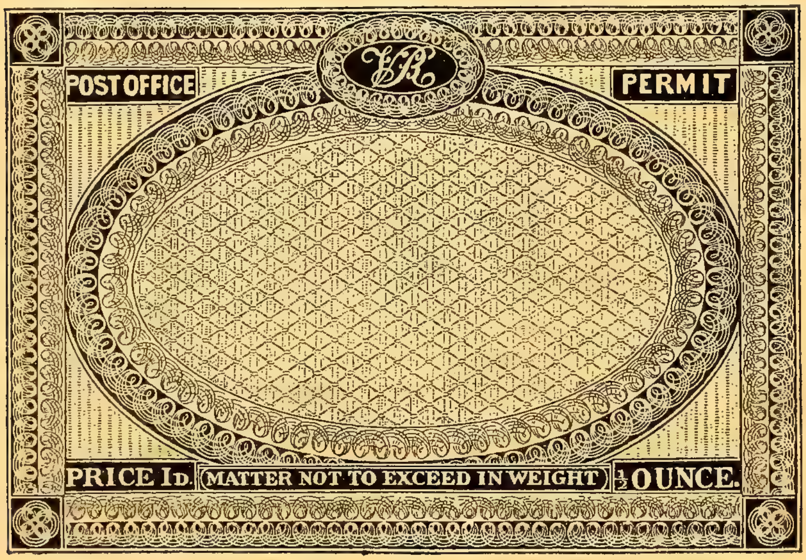


Nr. 4510. **Postmarken.** (Zusammengestellt aus dem „Illustr. Briefmarken-Album“ von Alwin Zschiesche.)

1 Norddeutscher Postbezirk 1868. 2 Deutsches Reich 1875. 3 Baden 1868. 4 Bayern 1876. 5 Braunschweig 1851. 6 Bremen 1855—60. 7 Hamburg 1859. 8 Hannover 1851. 9 Lübeck 1859. 10 Mecklenburg 1864—66. 11 Oldenburg 1859. 12 Preußen 1861. 13 Königreich Sachsen 1850. 14 Thurn und Taxis 1865. 15 Württemberg 1869. 16 Oesterreich 1867. 17 Ungarn 1874. 18 Belgien 1866. 19 Dänemark 1871. 20 Frankreich 1876. 21 Griechenland 1875. 22 Großbritannien und Irland 1840. 23 Italien 1863. 24 Kirchenstaat 1867. 25 Niederlande 1869. 26 Norwegen 1856. 27 Portugal 1871. 28 Rußland 1864. 29 Schweden 1855. 30 Schweiz 1867. 31 Spanien 1851. 32 Türkei 1865. 33 Aegypten 1867. 34 Liberia 1860. 35 Bolivia 1876. 36 Brasilien 1866. 37 Mexiko 1866. 38 Ver. Staaten v. Nordamerika 1869. 39 Japan 1875. 40 Persien 1875. 41 Fidschi-Inseln 1871. 42 Hawaii 1875.

Er schrieb insbes.: „Der Legitime u. die Republikaner" (3 Bde., Zür. 1833); „Transatlantische Reiseskizzen" (2 Bde., ebd. 1833); „Der Virey u. die Aristokraten" (2 Bde., ebd. 1834); „Lebensbilder aus beiden Hemisphären (2 Bde., ebd. 1834; 2. Aufl. als „Morton od. Die große Tour", Stuttg. 1846); „Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre" (5 Bde., ebd. 1846); „Deutsch-amerikan. Wahlverwandtschaften" (5 Bde., Zür. 1838—42); „Das Kajütenbuch od. Nationale Charakteristiken" (2 Bde., ebd. 1841); „Süden u. Norden" (3 Bde., ebd. 1842 f.); „Gesammelte Werke" (18 Bde., Stuttg. 1846 f.). Vgl. Kertbeny, „Erinnerungen an C. Sealsfield" (Brüss. 1864); Smolle, „C. Sealsfield" (Wien 1875).

Postmarken (frz. timbres-postes, engl. postage-stamps), Werthzeichen in verschiedenen Beträgen, die von der Postverwaltung zur Frankirung von Postsendungen verkauft werden u. die den Verkehr zwischen derselben u. dem Publikum wesentlich erleichtern, wie im postalischen Betriebe die Buchung u. Verrechnung der eingenommenen Francobeträge beseitigen. Sie werden in den Staatsdruckereien aus einer ganz besonderen weißen od. bunten Papiermasse angefertigt, tragen auf der Vorderseite theils in erhabener Pressung, theils in Lithographie, Stahlstich od. Typendruck das Portrait des Landesherrn od. das anderer um den Staat hochverdienter Männer, od. Embleme, Staatswappen rc. mit der ins Auge fallenden Bezeichnung ihres Werthes u. sind auf der Rückseite zum Zwecke des Aufklebens gummirt. Ihre Form ist sehr verschieden:



Nr. 4511. Freicouvert, England 1840.

oval, viereckig, sechs- u. mehreckig. Ihr Erfinder ist M. de Velayer, der 1653 eine Stadtpost in Paris eingerichtet hatte u. dort Zettel mit der Quittung über 1 Sou entrichtetes Porto verkaufte. Die Sache schlief aber wenige Jahre darauf ein, u. nach vergeblichen Versuchen in mehreren anderen Ländern, bes. in Schweden, gelang es erst 1840 Sir Rowland Hill (s. d.) in Großbritannien, mit dem sog. Pennyporto die P. definitiv einzuführen. Nun begannen sie ihren Weg durch die Staaten Europa's: 1847 wurden sie in Belgien eingeführt, dann folgten 1848 Rußland, 1849 die Schweiz u. Frankreich; in Deutschland führte sie Bayern zuerst (1849), dann Preußen u. Königreich Sachsen (1850) ein, Oesterreich ebenfalls 1850, Württemberg u. Baden 1851, Oldenburg, Braunschweig u. die Thurn- u. Taxis'sche Postverwaltung 1852; Spanien 1850, Portugal 1853, Norwegen, Dänemark 1854, die Türkei 1862 rc.; ferner sind sie seit längerer od. kürzerer Zeit in sämmtlichen englischen, französischen, holländischen u. spanischen Kolonien, in den Staaten Nord- u. Südamerika's, in Asien, Afrika u. Australien in Gebrauch. Fast gleichzeitig mit den P. wurden von den einzelnen Staaten die Francocouverts („Briefumschläge" nach der offiziellen Bezeichnung) eingeführt, welche in Congrèvedruck einen den P. ähnlichen Werthstempel in der rechten oberen Ecke tragen, in den ersten Zeiten ihrer Entstehung jedoch oft auf der ganzen Vorderseite mit den verschiedensten Mustern u. Zeichnungen geschmückt waren, wie z. B. das in Nr. 4511 abgebildete englische Francocouvert aus dem J. 1840. Eine wichtige Errungenschaft der Neuzeit sind endlich die Postkarten aus steifem Papier in gewöhnlichem Briefformat, deren Vorderseite den farbigen Werthstempel trägt u. für die Adresse bestimmt ist, während die freie Rückseite Raum zu brieflichen Mittheilungen bietet. Sie unterliegen einer viel billigeren Tarifirung als die Briefe u. sind in allen dem Postverein beigetretenen Ländern zulässig. — Die große Mannichfaltigkeit in Form, Bild u. Farbe der P. der verschiedenen Länder führte sehr bald zu der Idee von Briefmarkensammlungen, u. es entwickelte sich ein lebhafter Handel mit P., bes. mit seltener vorkommenden od. nicht mehr gebräuchlichen Exemplaren, deren einzelne mit ansehnlichen Preisen bezahlt werden, wie z. B. die englische schwarzgedruckte 1-Pennymarke von 1840 mit „V. R." in den Ecken mit 100 Mk. u. darüber, das 4-Pfennig-Couvert der preußischen Invalidenstiftung von 1861 mit ca. 50 Mk., die spanische 2-Realen-Marke von 1851 mit ca. 100 Mk., die lila 5-Cent.-Marke von Bolivia mit ca. 150 Mk. rc. An diesen Handel schloß sich dann eine besondere Fachliteratur, u. es entstanden zuerst in England u. Frankreich, dann auch in Deutschland u. anderen Ländern Fachzeitschriften, Briefmarkenkataloge u. Briefmarkenalbums; so: Moschkau, „Katalog aller seit 1653—1874 erschienenen Briefmarken rc." (Lpz.) u. „Briefmarkenalbum von Alwin Zschiesche" (Lpz.).

post nubila Phoebus, lat. Sprüchwort, wörtlich: „Nach den Wolken erscheint Phöbus", d. h. „Nach Regen folgt Sonnenschein."

postnumerando (lat.), d. i. nachzahlend, im Gegensatz zu praenumerando, vorausbezahlend.

Posto (ital.), feste Stellung, Stand, P. fassen, festen Fuß fassen, sich festsetzen (bes. vom Militär gesagt).

Postskript (lat.), Nachschrift, gewöhnlich abgekürzt P. S.

Postulat (vom lat. postulare, fordern), heißt im philosoph. Sprachgebrauch ein Satz, der keines weiteren Beweises bedarf, weil er von vornher allgemein zugestanden wird. — Ein P. aufstellen heißt: Etwas postuliren.

post urbem conditam (lat.), d. i. nach der Erbauung der Stadt (d. h. Roms).

Postwesen, s. „Post".

Pot (franz., spr. Poh), Topf; bei etlichen Karten- u. Würfelspielen auch die Kasse.

Potage (frz., spr. Potahsch'), Suppe.

Potasche od. Pottasche (frz. Carbonate de Potasse; engl. Potash), der gebräuchliche Name für kohlensaures Kali (Kali carbonicum), ein aus Kaliumoxyd u. Kohlensäure bestehendes Salz, welches in großen Mengen dargestellt u. theils als rohe, theils als gereinigte P. in den Handel gebracht wird. Die älteste u. in manchen Gegenden, z. B. in Rußland, Illyrien u. Nordamerika, auch jetzt noch gebräuchliche Methode der Darstellung der P. beruht auf der Auslaugung von Holzasche mittels Wasser. Durch Eindampfen dieser Lösung bis zur Trockene u. durch Erhitzen der Masse bis zum Glühen erhält man nach dem Erkalten die rohe P. als eine weiße, häufig bläuliche od. röthliche Masse, die an der Luft sehr schnell Feuchtigkeit anzieht u. zerfließt. Wenn durch sorgfältige weitere Reinigung die fremden Beimengungen entfernt sind, erscheint die gereinigte P. (Kali carbonicum depuratum) stets als vollkommen weißes, in Wasser leicht lösliches Pulver. Sehr reine P. erhält man durch Glühen von gereinigtem Weinstein. Im Handel benennt man die P. nach den Produktionsländern als russische, nordamerikanische u. illyrische P.; sie enthält durchschnittlich 72 bis 86 % kohlensaures Kali. Eine bes. beliebte Sorte in kleinen, bläulichen, harten Stücken wird Perlasche genannt. — Neuerdings stellt man große Quantitäten P. aus dem in den Staßfurter Abraumsalzlagern vorkommenden Carnallit (s. d.) dar. Die Verwendung der P. ist eine sehr vielseitige, man benutzt sie in der Glasfabrikation, Seifensiederei, zur Herstellung von Aetzkali, chromsaurem Kali u. vielen anderen Kalisalzen.

Potemkin, Gregor Alexandrowitsch, Fürst, allmächtiger Günstling der Kaiserin Katharina II. von Rußland, geb. 17. April 1743 zu Warschau, war Anfangs Theologe, dann Militär u. trat der Kaiserin zum ersten Male in jener Nacht im Juli 1762 vor Augen, als sie ihren Gemahl vom Throne stürzte. Für seine Betheiligung am Aufstande ward er Kammerjunker u. Offizier. Für seine Dienste im Türkenkriege, mehr aber für die Schönheit seiner Gestalt, ward er 1772 Generalleutnant u. Graf, seit 1774 erklärter Günstling der Kaiserin an Stelle des Gregor Orlow. So gewann er die Möglichkeit, seinen Ehrgeiz u. seine unermeßliche Habsucht zu befriedigen. Obwol ohne Bildung, ohne diplomat. Geschick u. ohne militärisches Talent, stieg er zum allmächtigen Minister u. Gouverneur mehrerer Provinzen auf, wurde 1776 von Josef II. zum deutschen Reichsfürsten erhoben u. regierte Rußland bis zu seinem Tode, da er alle Launen seiner Herrin zu erkennen u. zu befriedigen

verstand, mit wahrhaft brutaler Härte. Trotz einer prächtigen Hofhaltung hinterließ er ein kolossales Vermögen. 1783 unterwarf u. verwüstete P. an der Spitze eines russischen Heeres die Krim, welche seitdem Taurien hieß, u. begleitete 1787 die Kaiserin auf jener sonderbaren Reise nach dem Süden bis Cherson, wo sich ihrem Blicke nur volkreiche Dörfer u. Städte zeigten, in welche er Menschen, Vieh u. Schiffe durch grausame Maßregeln zusammengebracht hatte, um ihrer Eitelkeit das Bild einer hohen Kultur vorzuführen. Zum Lohne empfing P. 3 Millionen u. den Titel des Tauriers. Zugleich ward bei der Zusammenkunft in Cherson u. später in Mohilew mit Josef II. ein Türkenkrieg verabredet, in dem sich P. das große Band des Georgsordens verdienen wollte, das nur siegreiche Feldherren empfangen durften. Er erlangte es, als er im Dez. 1788 Oczakow mit Sturm genommen. Nach der Eroberung von Bender im Nov. 1789 gab er sich daselbst einem wüsten Wohlleben hin u. begnügte sich, durch Suworow im Dez. 1790 Ismail erstürmen zu lassen. Dann reiste er im März 1791 nach Petersburg, wo Katharina ihn u. er sie mit heuchlerischer Verehrung behandelte, während sie ihn längst nicht mehr liebte, sondern nur zur Befestigung ihrer Herrschaft für nothwendig hielt u. übrigens fürchtete. Zurückgekehrt, wurde er auf der Fahrt von Jassy nach Nikolajew 15. Okt. 1791 vom Tode ereilt. Er starb in den Armen seiner Nichte, einer Gräfin Branicka, die ihm später an dieser Stelle einen Obelisken errichten ließ. Cherson, das von ihm gegründet worden, stellte 1836 seine Statue auf.

Potentat (mittellat.), d. i. Macht- od. Gewalthaber, ein mächtiger Landesherr, gekröntes Haupt.

Potentilla, Fünffingerkraut, kurzweg Fingerkraut; Pflanzengattung der Rosaceen mit vielen einheimischen u. ausländischen Arten von oft prachtvoller Blumenfärbung, bald Kräuter, bald Sträucher darstellend. Eine ihrer Arten (P. verna) gehört mit goldgelben Blumen zu den ersten Spenden des Frühlings; andere (P. alba) haben weiße, noch andere (z. B. P. atrosanguinea) dunkel-blutrothe Blumen. Fingerkräuter heißen diese Pflanzen deshalb, weil ihre Blätter bei vielen Arten handförmig getheilt od. gefiedert sind.

Potenz (vom lat. potentia, Macht, Kraft) heißt in philosophischem Sprachgebrauch zunächst diejenige Fähigkeit eines Dinges, kraft welcher es unter besonderen Umständen bestimmte Eigenschaften äußern kann. Weiter heißt P. die betreffende Kraft selbst, sofern sie sich als der Ausgangspunkt einer Wirkung darstellt. Eine besondere Rolle spielt die Potenzenlehre in der sog. dritten Periode der Schilling'schen Naturphilosophie. Er verstand unter P. einen bestimmten Größenunterschied zwischen der Subjektivität u. Objektivität u. unterschied die drei realen P.en (Stoff u. Schwerkraft, Licht, Organismus als Erzeugniß von Schwerkraft u. Licht) von den drei idealen (Wissen, Handeln, Vernunft). — In der Mathematik nennt man P. jedes Produkt aus gleichen Faktoren. Die Größe des Faktors heißt die „Basis“ der P. u. die Anzahl der in ihr zu einem Produkte vereinigten Faktoren heißt deren „Exponent“. So ist z. B. $10 \times 10 \times 10 = 10^3 = 100$ die dritte P. von 10, u. es ist hier 10 die Basis, 3 der Exponent.

Potenza (lat. Potentia), Hauptstadt der südital. Provinz P. od. Basilicata (193,88 □M. mit 510,543 E. 1871); liegt an der Straße von Salerno nach Tarent in einem kalten Gebirgsthale, hat 18,513 E. (1871) u. ist Sitz eines Präfekten, eines Bischofs, eines Civil- u. Korrektionstribunals, einer Prätur, einer Handelskammer u. eines Gymnasial-Lyceums. P., welches durch das Erdbeben vom 16. u. 17. Dez. 1857 größtentheils in Trümmer gelegt wurde, steht auf der Stelle der antiken Stadt Potentia, die vorzugsweise sich in der Ebene La Murata ausbreitete.

Potfisch, s. „Wal“.

Potichomanie, auch Potichinomanie, ein Verfahren, mittels dessen man Glasgefäßen das Ansehen von gemaltem chinesischen od. japanischen Porzellan geben kann, indem man auf deren innere Fläche ausgeschnittene farbige Zeichnungen aller Art, Blumen u. dgl. klebt, sodaß sie von außen sichtbar werden, das Innere der Gefäße aber dann mit einer entsprechenden Grundfarbe ausstreicht.

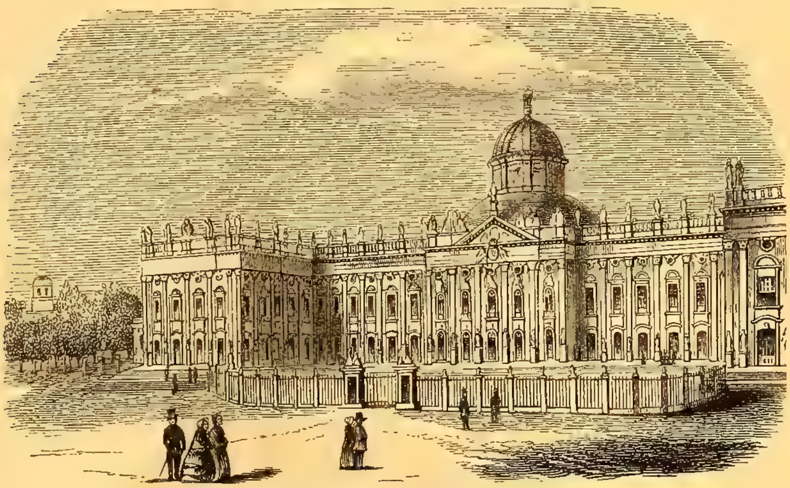
Potocki (spr. Potozki), eine alte poln. Adelsfamilie, die noch heute, nam. in Galizien u. der Ukraine, reich begütert ist. Die namhaftesten ihrer Mitglieder sind: Stanislaus **P.**, geb. 1579, gest. 1667, Großhetman der Krone Polen; war ein von den Schweden u. von Rakoczy gefürchteter Kriegsheld. — Graf Stanislaus Felix **P.**, geb. 1750; war anfänglich ein Anhänger der sächsischen Partei, als welcher er sogar in effigie gehenkt ward, hielt es aber später mit den Russen; er stiftete 1791 mit Gleichgesinnten die Targowiczer Konföderation u. focht dann für dieselbe gegen sein Vaterland. Vom höchsten Gericht der poln. Republik infolge dessen nochmals zum Tode verurtheilt, nach Suworoff's Siegen dagegen von der Kaiserin Katharina II zum Großfeldherrn der poln. Artillerie ernannt, lebte er meist auf seinen Gütern u. starb dort 1803 (nach Anderen in Nordamerika 1805). — Graf Ignaz **P.**, geb. 1751; half als Großmarschall von Lithauen die Konstitution vom 3. Mai 1791 begründen u. wußte auch König Stanislaus August für diese zu gewinnen. Nach der Erhebung Polens unter Kosciuszko 1794 Mitglied der Provisorischen Regierung in Warschau u. Minister des Auswärtigen, ward er nach der Einnahme Warschau's verhaftet u. nach Schlüsselburg abgeführt, doch erhielt er 1796 seine Freiheit wieder. Seitdem lebte er zurückgezogen in Galizien, bis er 1806, als die franz. Siege neue Hoffnungen für Polen weckten, auch seine Dienste dem Vaterlande wieder widmete; namentlich suchte er das Wohl desselben durch Hebung des Bürgerstandes u. Besserung des Schulunterrichts zu fördern. Er starb 30. Aug. 1809 zu Wien, wohin er sich an der Spitze einer an Napoleon abgesandten Deputation des Herzogthums Warschau begeben hatte. — Graf Stanislaus Kostka **P.**, des Vorigen Bruder, geb. 1757; erwarb sich durch seine Beredsamkeit auf den polnischen Reichstagen von 1788 u. 1792 den Beinamen Princeps eloquentiae, ging, als König Stanislaus August der Konföderation von Targowicza beigetreten war, mit dem Fürsten Jos. Ant. Poniatowski (s. d.) nach Oesterreich, kehrte erst 1807 in sein Vaterland zurück u. wurde Präsident der Oberschul- u. Erziehungsdirektion, als welcher er eine ungemein segensreiche Wirksamkeit entfaltete. Seit 1815 Minister des Kultus u. öffentlichen Unterrichts, starb er zu Willanowic 14. Sept. 1821. Er schrieb u. A. „Ueber Beredsamkeit u. Stil“ (4 Bde., Warschau 1815) u. gab eine, jedoch unvollendet gebliebene poln. Bearbeitung des Winckelmann'schen Werkes über die Kunst der Alten heraus (3 Bde., ebd. 1815). — Graf Jan **P.**, ausgezeichneter Historiker, geb. 1761; trieb im Interesse der slav. Geschichtsforschung gründliche Sprachstudien u. bereiste alle von Slaven bewohnten Länder, lebte dann in Petersburg, seit 1812 in Podolien u. Volhynien u. starb zu Oladowka in Volhynien 1816. Seine Hauptwerke sind: „Voyage en Turquie et en Égypte“ (Warschau 1788); „Essai sur l'histoire universelle et recherches sur la Sarmatie“ (4 Bde., ebd. 1789); „Chroniques, mémoires et recherches pour servir à l'histoire de tous les peuples slaves“ (ebd. 1793); „Voyage de Basse-Saxe“ (Hamb. 1795, mit Kupferst.); „Fragments historiques et geographiques sur la Scythie, la Sarmatie et les Slaves“ (4 Bde., Braunschw. 1796); „Histoire primitive des peuples de la Russie“ (Petersb. 1802). Seine „Tagebücher aus dem Kaukasus“ gab 1823 Klaproth heraus. — Graf Alfred **P.**, geb. 1817; widmete sich, nachdem er kurze Zeit Gesandtschafts-Attaché in London gewesen, der Verwaltung seiner Güter in Galizien u. machte sich durch die Anlage von Musterwirthschaften u. die Errichtung verschiedener Fabriken um die Hebung der Landwirthschaft u. Industrie daselbst sehr verdient. Seit 1861 Mitglied des galizischen Landtags u. des österr. Reichsraths, ward er Ende 1867 Minister des Ackerbaues im Kabinet Giskra-Hasner u. blieb bis 17. Jan. 1870 auf diesem Posten. Im April desselben Jahres mit der Bildung eines neuen Kabinets betraut, übernahm er dessen Präsidentschaft, gab aber schon im Nov. 1870 seine Entlassung ein, worauf das föderalistische Ministerium Hohenwarth-Jiricek ans Ruder kam. Unter P.'s Verwaltung erfolgte übrigens auch die formelle Kündigung des österr. Konkordats von 1856, als Antwort auf die Dogmen des Vatikans. Nach dem Tode des Grafen Goluchowski (1875) ward P. Statthalter von Galizien.

Potomac, der längste Fluß der Ostküste der Vereinigten Staaten; entspringt auf den Alleghanies u. scheidet von der Quelle bis zur Mündung die Staaten Ost- u. Westvirginien im Süden u. Maryland im Norden. Nachdem er in Stromschnellen die Parallelketten der Alleghanies durchbrochen hat, wird er durch einen ihn begleitenden Kanal schiffbar u. erweitert sich unterhalb Washington, wohin Seeschiffe aufwärts fahren können, seeartig, um nach einem Laufe von 98 M. mit einer Breite von 2 M. in die Chesapeake-Bai zu münden. Der größte Nebenfluß ist der ihm rechts zuströmende Shenandoah.

Potosi, Hauptstadt des gleichnamigen Departements der südamerik. Republik Bolivia mit 22,900 E.; liegt in einer öden, schluchtenreichen

Gegend, 4068 m. über dem Meere am Fuße des durch seinen Silberreichthum berühmten, durch Tausende von Stollen durchlöcherten, 4922 m. hohen Cerro de P. Die weitläufig gebaute Stadt zeigt denselben Verfall wie die Mehrzahl der Bergwerke; außer der 1809—37 aus Quadern aufgeführten Kathedrale u. dem 1562 erbauten stattlichen Gebäude der Münze giebt es wenige hervorragende öffentliche Gebäude; viele andere sind verlassen od. liegen sogar in Trümmern. Auf dem großen Platze vor der Kathedrale erhebt sich ein zu Ehren des Befreiers Bolivar errichteter Obelisk. P. ist Sitz des Departementspräfekten u. eines Bischofs. Die Stadt wurde 1545 von Juan Villaroel gegründet u. hatte zur Zeit ihrer Blüte 160,000 E.; diese Zahl nahm aber in derselben Weise wie der Ertrag der Silbergruben ab, die übrigens bei einer rationelleren Bewirthschaftung einen bei weitem höheren Gewinn abwerfen würden.

Potpourri (frz. [spr. Popurrih], s. v. w. Olla potrida [s. d.]), in der Musik ein aus allerhand, nam. bekannten u. beliebten Melodien zusammengesetztes (sehr oft auch nur zusammengeflicktes) Tonstück.



Nr. 4512. Das Neue Palais in Potsdam.

Potsdam, Hauptstadt des gleichnamigen Reg.-Bez. in der preuß. Provinz Brandenburg u. zweite Residenz des Königs mit 45,041 E. (1875); liegt in reizender Gegend auf dem P.er Werder, einer Insel, welche von der Havel, die sich hier seenartig ausbreitet, mehreren Seen u. Gräben umflossen wird; sie besteht aus der Alt- u. Neustadt, der Teltower, Brandenburger, Nauener, Berliner u. Jägervorstadt. Eine 105 m. lange Brücke führt von dem Berliner Bahnhof aus der auf dem linken Havelufer gelegenen Teltower Vorstadt über den Fluß nach dem durch Statuen u. Büsten geschmückten Lustgarten, an welchen unmittelbar die Residenz anstößt. Dieses 1660—1701 aufgeführte, später erweiterte Gebäude ist im Innern noch theilweise in demselben Zustande erhalten, in welchem es Friedrich d. Gr. bewohnt hat. Gegenüber dem Schlosse liegt das 1754 von Baumann erbaute Rathhaus mit einer Kuppel u. die 1830—37 nach Schinkel's Plänen aufgeführte Nikolaikirche, deren Kuppel eine Höhe von 77 m. hat u. deren Inneres mit Fresken geschmückt ist. In der Stadt sind außerdem noch das große Militärwaisenhaus, die Garnisonkirche, welche zahlreiche Kriegstrophäen enthält u. die Grabstätten Friedrich Wilhelm's I. u. Friedrich's d. Gr. umschließt, ferner das Militärcasino, die Kaserne des Gardehusarenregiments u. das Nauener Thor bemerkenswerth. Auf dem Markte steht ein Obelisk mit den Brustbildern des Großen Kurfürsten u. der drei ersten Könige von Preußen, auf dem Wilhelmsplatze ein Erzstandbild Friedrich Wilhelm's III. von Kiß. Vom Brandenburger Thore gelangt man durch eine kurze Allee zu den königlichen Gärten von Sanssouci mit dem 1743 von Friedrich dem Großen angelegten Lustschloß, einem einfachen einstöckigen Gebäude, in welchem die Sterbezimmer Friedrich's II. u. Friedrich Wilhelm's IV. sich befinden. In den Parkanlagen liegen noch das 304 m. lange Orangeriehaus mit dem Rafaelsaal, welcher eine Sammlung von Kopien der berühmtesten Gemälde dieses Meisters enthält u. in dessen mittlerem Eingangsbogen eine weiße Marmorstatue Fried. Wilhelm's IV. 1873 enthüllt wurde, das 1763—69 von Friedrich II. erbaute Neue Palais (Sommerresidenz der kronprinzlichen Familie), hinter diesem westl. die sog. Communs, ehemals Gebäude für die Dienerschaft, jetzt Kaserne des Lehrinfanterie-Bataillons; ferner die Villa Charlottenhof, Lieblingsaufenthalt Friedrich Wilhelm's IV., u. die historisch berühmte Windmühle, endlich an ihrem östl. Ende der Basilikenbau der Friedenskirche. Auf dem aussichtsreichen Ruinenberge verdeckt eine künstliche Ruine die Bassins, welche die Wasserkünste von Sanssouci speisen. Im Norden stößt an P. die 1826 von Friedrich Wilhelm III. in Form zierlicher Blockhäuser angelegte russische Kolonie Alexandrowka. Am Heiligen See zieht sich der Neue Garten mit dem unter Friedrich Wilhelm IV. vollendeten Marmorpalais hin. Von hier gelangt man durch die Berliner Vorstadt u. über die Glienicker Brücke über die Havel nach dem Dorfe Klein-Glienicke, an welches das Schloß des Prinzen Karl u. das Jagdschloß des Prinzen Friedrich Karl stoßen. Ebenfalls auf der linken Seite der Havel erhebt sich P. gegenüber auf einem Hügel das herrliche Lustschloß Babelsberg (s. d.), in dessen Park seit 1872 die von Berlin hierher übertragene Gerichtslaube steht. — P., vorzugsweise eine Stadt des Hofes, der Beamten u. des Militärs, ist Sitz der Regierung, des Oberpräsidenten der Provinz, der Oberrechnungskammer, einer Oberpostdirektion u. eines Schwur- u. Kreisgerichtes u. besitzt an höheren Unterrichtsanstalten ein Gymnasium, eine Realschule erster Ordnung, eine Provinzialgewerbeschule u. ein Kadetteninstitut. Die Industrie ist nicht hervorragend, doch treibt P. Seidenhaspelei, Fabrikation von Tuch, seidenen Zeugen, Cigarren, Eisenbahnwagen, Maschinen, Dachpappe, Chokolade, Leder u. Seife, Zuckerraffinerie, Wachsbleicherei 2c. Von großer Bedeutung ist der Obst- u. Gemüsebau. — P. kommt urkundlich zuerst 993 vor, blieb aber ein unbedeutender Ort, bis es vom Großen Kurfürsten erweitert u. vergrößert wurde; sein Ruf datirt aber erst aus der Zeit Friedrich's d. Gr. — Der Regierungs-Bez. P. zählt ohne Berlin auf 374,87 □M. 1,102,505 E. (im J. 1875) u. zerfällt in die kreiseximirte Stadt P. u. die Kreise Westhavelland, Osthavelland, Niederbarnim, Oberbarnim, Teltow, Beeskow-Storkow, Jüterbogk-Luckenwalde, Zauch-Belzig, Angermünde, Prenzlau, Templin, Ruppin, Ostpriegnitz u. Westpriegnitz.

Pott, August Friedrich, berühmter Sprachforscher, geb. zu Nettelrode (Hannover) 14. Nov. 1802; studirte seit 1821 in Göttingen Theologie u. Philologie, war 1825—27 Gymnasiallehrer in Celle, von wo er nach Berlin ging, um seine Sprachstudien fortzusetzen, habilitirte sich daselbst 1830 als Privatdozent, folgte 1833 einem Rufe als außerordentlicher Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft nach Halle u. wurde dort 1839 ordentlicher Professor, nachdem er sich durch seine „Etymologischen Forschungen“ auf dem Gebiete der indogerman. Sprachen“ (2 Bde., Lemgo 1833—36; neue Bearbeitung, 3 Bde., 1859—71) einen angesehenen Namen gemacht hatte. Diesem Werke ließ P. folgen: „De Borussico-Lithuanicae tam in Slavicis quam Letticis linguis principatu“ (2 Thle., Halle 1837—41); „Die Zigeuner in Europa u. Asien“ (2 Bde., ebd. 1844 f., von der Pariser Akademie mit dem Volney'schen Preis gekrönt); „Die quinare u. vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile“ (ebd. 1847); Die Personennamen“ (Lpz. 1853; 2. Aufl. 1859); „Die Ungleichheit menschlicher Rassen“ (Lemgo 1856); „Anti-Kaulen od. mythische Vorstellungen vom Ursprung der Völker u. Sprachen“ (Halle 1863) 2c.

Potter, Paulus, der bedeutendste Thiermaler des 17. Jahrh. u. zugleich einer der geschicktesten Radirer, geb. zu Enkhuisen 20. Nov. 1625; war Schüler seines Vaters Peter P., eines übrigens mittelmäßigen Malers, u. galt bereits im 16. Jahre für einen vollendeten Künstler. Nachdem sein Talent im Haag schon volle Anerkennung gefunden, ließ er sich, veranlaßt durch seinen Hauptbeschützer, den Bürgermeister Tulp, in Amsterdam nieder. Unter allen Malern, die auf volle Naturwahrheit in der Thierwelt ausgehen, ist er der bedeutendste; er hat eine treffliche Zeichnung, eine höchst vollendete Modellirung, eine außerordentliche Ausführung des Einzelnen u. eine sehr wahre Färbung. Auch in der landschaftlichen Umgebung der Thiere herrscht eine feine Luftperspektive. Die Hausthiere waren sein Hauptfach, aber auch wilde Thiere gelangen ihm. Obwol P. schon Jan. 1654 starb, schuf er doch mehr als hundert Bilder. Die vorzüglichsten derselben sind „Der junge Stier“ im Museum des Haag (1647), „eine sich im Wasser spiegelnde Kuh“ im Haag (1648), die berühmte „pissende Kuh“ in Petersburg (früher in Kassel) mit vielen Thier- u. Menschengestalten, eine „Landschaft mit Hirten u. Vieh in Amsterdam“ (1651) u. andere in Petersburg sowie in den Sammlungen Englands. Sehr geistreich u. satirisch ist das jetzt in Petersburg befindliche „Gericht der Thiere über den Jäger“ in zwei über einander befindlichen Abtheilungen. Einen bes. werthvollen Schatz besitzt das Berliner Kupferstichkabinet in den vier Bänden

Studienzeichnungen des Meisters. Nicht weniger meisterhaft als seine Oelbilder sind auch P.'s Radirungen, in denen er durch eine eigenthümliche Strichlage die Haut u. das Fell der Thiere aufs Natürlichste nachzuahmen weiß. — Vgl. T. van Westrheene, „Paulus P., sa vie et ses oeuvres" (Haag 1867).

Pottwal od. Pottfisch, s. „Wal".

Poudrette nennt man die in eine trockene, krümlige Masse verwandelten Abfallstoffe der Städte, zum größten Theil aus festen Exkrementen bestehend. Man verwendet die P. als vorzügliches Düngemittel zum Ausstreuen auf Felder u. Wiesen.

Pouillet (spr. Pulljeh), Claude Servais Mathias, franz., Physiker, geb. zu Cuzance (Dep. Doubs) 16. Febr. 1791; besuchte seit 1811 die Normalschule in Paris, wurde dann Lehrer an dieser Anstalt u. nach der Restauration Professor der Physik am Collège Bourbon. Nachdem er 1827 als Lehrer des Herzogs v. Chartres mit den Orleans in Verbindung getreten, ward er 1829 Unterdirektor des Konservatoriums der Künste u. Gewerbe, 1831 Professor der Physik am Polytechnikum u. 1837 Direktor jenes Konservatoriums sowie Professor an der Philosophischen Fakultät von Paris. Der Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 veranlaßte ihn, seine Professur niederzulegen. Seitdem war er nur noch für die Akademie der Wissenschaften, die ihn 17. Juli 1837 unter ihre Mitglieder aufgenommen hatte, u. literarisch thätig. In dieser Beziehung sind hauptsächlich seine „Éléments de physique expérimentale et de météorologie" (2 Bde., Par. 1827; 7. Aufl. 1856; deutsch bearbeitet von Johann Müller, s. d.) zu nennen; außerdem: „Portefeuille industriel du Conservatoire des arts et métiers"; „Notions générales de physique et de météorologie" (ebd. 1850; 3. Aufl. 1859) u. unter seinen zahlreichen Abhandlungen die „Instructions sur les paratonnerres" (mit Gay-Lussac bearbeitet, ebd. 1853; neue Aufl. 1855). P. starb zu Paris 15. Juni 1868.

Poularde, die zu Gunsten der Fleischproduktion kastrirte Henne. Wie der Kapaun (kastrirter Hahn), seine Geschlechtseigenthümlichkeiten ablegend, in seiner Erscheinung einer Henne ähnlich wird, kommt die P. in mehreren Beziehungen dem Ansehen der Hähne näher. Vorgenommen wird die Operation, wenn die Thiere ¼ Jahr alt sind. Berühmt sind die franz. P. aus den Dep. der Sarthe u. des Ain.

pour acquit, s. v. w. „per acquit".

pourboire (franz., spr. purrboahr'), Trinkgeld.

pour le mérite (franz.), für das Verdienst (s. „Orden" S. 1085).

Pourtalès (spr. Purtaläh), eine aus dem südl. Frankreich stammende, infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes nach der Schweiz ausgewanderte Familie, welche sich dort zunächst in Neuenburg niederließ u. durch industrielle u. kaufmännische Thätigkeit bald zu Reichthum gelangte. Am 14. Febr. 1750 in den preuß. Adelsstand erhoben, erhielt das Geschlecht 21. März 1815 auch die preuß. Grafenwürde. Gegenwärtig blüht es in drei Linien u. ist in Preußen, Böhmen, der Schweiz u. in Frankreich begütert. Graf Ludwig **v. P.**, geb. 14. Mai 1773, gest. 8. Mai 1848, war Präsident des Staatsraths im ehemaligen Fürstenthum Neuenburg u. Generalinspektor der schweiz. Artillerie. — Graf Ludwig August **v. P.**, Sohn des Vorigen, geb. 17. März 1796, preuß. außerordentlicher Staatsrath u. Oberstleutnant bei der Artillerie in Neuenburg; betheiligte sich im Sept. 1856 an dem von seinem Bruder Karl Friedrich (geb. 10. Juni 1799) geleiteten Versuche, den Souveränetätsrechten des preuß. Königshauses wieder Geltung zu verschaffen, flüchtete sich beim Mißlingen desselben auf Freiburger Gebiet, wurde dort verhaftet, infolge des Vertrags vom 26. Mai 1857 aber amnestirt. Er starb zu Neuenburg 7. Juni 1870. — Graf Albert Alex. **v. P.**, geb. 10. Sept. 1812, lebenslängliches Mitglied des preuß. Herrenhauses, war seit 1859 preuß. Gesandter in Paris u. starb daselbst 18. Dez. 1861.

Poussin (spr. Pussäng), Gaspard, einer der bedeutendsten Landschaftsmaler, geb. zu Rom im Mai 1613. Er hieß eigentlich Gaspard Dughet, nahm aber von seinem nachherigen Schwager Nicolas P. (s. d.) nicht nur dessen Namen, sondern auch, bes. in seinen früheren Werken, dessen Auffassung der landschaftlichen Formen an; später ging er von Nicolas P.'s Ernst zu einer milderen Auffassung über u. entwickelte eine größere Wärme u. Frische in seinen Bildern, so daß dieselben, wenn er auch den Stil der heroischen Landschaft beibehielt, doch einen heiteren u. freieren Charakter haben. Aber auch die melancholische Seite u. die heftigen Aufregungen der Natur weiß er meisterhaft zu schildern. Von seinen zahlreichen Werken, unter denen die Oelbilder leider mit der Zeit sehr nachgedunkelt sind, während die Wand- u. Temperabilder sich besser erhalten haben, befinden sich die vorzüglichsten in den Palästen Doria, Colonna (13 herrliche Temperalandschaften) u. Corsini in Rom, im Palast Pitti in Florenz, im Museum zu Madrid u. bes. viele in den engl. Privatgalerien; andere in deutschen Museen. P. starb 25. Mai 1675.

Poussin, Nicolas, berühmter Historien- u. Landschaftsmaler, geb. zu Andelys in der Normandie im Juni 1594; war bis zu seinem 18. Jahre Schüler des in Andelys lebenden Malers Quentin Varin, ging dann nach Paris u. malte hierauf einige Jahre in Lyon, bis es ihm endlich im Frühjahr 1624 gelang, Rom zu erreichen. Hier schloß er sich an den vlämischen Bildhauer Duquesnoy an, studirte mit diesem eifrig die Antike u. nahm sich unter den Malern nam. den Domenichino zum Vorbild. Von röm. Soldaten verwundet, verfiel er in eine Krankheit, in welcher ihn sein Landsmann Jacques Dughet so



Nr. 4513. Nicolas Poussin (geb. im Juni 1594, gest. 19. Nov. 1665).

treulich pflegte, daß er 1629 dessen Tochter heirathete u. dessen Söhne Gaspard (s. „P., Gaspard") u. Jean adoptirte. Im J. 1640 folgte P. einer Einladung König Ludwig's XIII. von Frankreich nach Paris, wo er Hofmaler wurde. Aber mancherlei Anfeindungen veranlaßten ihn, schon 1642 nach Rom zurückzukehren, wo er den Höhepunkt seiner künstlerischen Entwicklung erreichte u. 19. Nov. 1665 starb. Als Historienmaler folgte P. in Einfachheit der Komposition u. schlichter Formenschönheit dem Vorbild der Antike, zeigt aber dabei oft einen kalt berechnenden Verstand u. bes. in den Darstellungen der heil. Geschichte den Prunk antiquarischer Gelehrsamkeit. Zu seinen bedeutendsten historischen Darstellungen gehören „Die sieben Sakramente" (Bridgewatergalerie in London), „Die Pest der Philister", „Der Täufer Johannes", „Das Mannalesen", „Die Rebekka" u. selbst noch mehrere, die in die Spätzeit seines Lebens fallen, z. B. „Die Ehebrecherin", „Die Anbetung der Könige" (sämmtlich im Louvre); ebenso mehrere in der Eremitage in Petersburg, „Das Bakchanal" (Nationalgalerie in London) u. andere im Museum zu Berlin. Seine Landschaften in heroischem Stil zeigen stets eine ernste, feierliche Auffassung, sind aber in der Farbe gewöhnlich ohne großen Reiz, manchmal herbe u. ohne Licht- u. Luftwirkungen. Mehrere derselben befinden sich ebenfalls im Louvre.

poussiren (a. d. Franz., spr. pussiren), eigentlich schieben, treiben; uneigentlich: befördern, unterstützen.

Powers (spr. Pauers), Hiram, berühmter amerik. Bildhauer, geb. 29. Juli 1805 in Woodstock im Staate Vermont, war zuerst

Hotelkellner, dann Handlungsreisender u. Uhrmacher in Cincinnati, bis er von einem preuß. Bildhauer, der dort eine Büste des Generals Jackson ausführte, im Modelliren Unterricht erhielt u. es hierin in kurzer Zeit weit brachte. 1838 trat er mit seinem ersten bedeutenden Werk, einer „Eva", auf, die sehr beifällig aufgenommen wurde. Berühmter wurde durch die Londoner Ausstellung von 1851 sein „Griechischer Sklave", dem eine Reihe von Idealfiguren, Statuen u. Portraitbüsten voranging u. nachfolgte, unter denen wir nur die Figur der „California", die Frauenengestalt „il Penseroso", die majestätische „Amerika" sowie die Statuen Webster's, Franklin's, Washingthon's u. Jefferson's nennen. In den letzten Jahren seines Lebens hielt P. sich in Florenz auf, wo er 27. Juni 1873 starb.

Pozzo di Borgo, Karl Andreas, Graf, russ. Diplomat, geb. 8. Mai 1768 zu Alala auf Korsika; trat zunächst auf als Deputirter der Stadt Ajaccio in der legislativen Versammlung von 1791, kehrte aber 1792 nach seiner Insel zurück, gehörte seitdem zur Partei Paoli's (s. d.), die von den Engländern unterstützt wurde, u. ging mit ihnen, als sie im Oktober 1793 Korsika räumten, nach London. Als erbitterter Feind Napoleon's begab er sich 1798 nach Wien u. trat 1802 in die Dienste des russ. Kaisers Alexander, um als Diplomat zur Bekämpfung Frankreichs zu wirken. Vergebens suchte er nach Preußens Niederlage bei Jena 1806 Oesterreich zum Anschluß an eine neue Koalition zu gewinnen, verließ 1807 Rußland u. erschien 1808 als Privatmann in Wien, um die Feindschaft gegen Napoleon zu schüren. Nach dem Wiener Frieden trat er in Konstantinopel u. London auf, drängte von hier aus Alexander zum Kriege u. trat 1813 wieder in seine Dienste. Auch den Kronprinzen von Schweden wußte er zu gewinnen u. blieb 1813 bei dessen Armee als Kommissar der Verbündeten. Im Frühjahr 1814 verhinderte er jeden Versuch eines Friedensschlusses, der Napoleon günstig sein konnte, blieb als russ. Gesandter an der Seite Ludwig's XVIII. in Paris u. erschien als solcher auf dem Wiener Kongreß. Nach der Schlacht bei Belle-Alliance, in der er verwundet wurde, kehrte er wieder in seine Stellung nach Paris zurück, beeinflußte die Politik der Bourbons u. bewachte die poln. Emigration. 1834 vertauschte er den Gesandtschaftsposten von Paris mit dem von London, legte aber 1835 sein Amt für immer nieder u. lebte als Privatmann in Paris, wo er 15. Febr. 1842 starb.

Pozzuoli, Stadt in der ital. Provinz Neapel u. Hauptort des gleichnamigen Kreises mit 15,736 E. (1871); liegt am Golf von P., einem Golf des Meerbusens von Neapel, $1^1/_2$ M. im W. dieser Stadt in öder Gegend. Der Hafen zeigt noch einen bedeutenden Rest des großartigen antiken Molo. Reich ist die innere Stadt an röm. Alterthümern. Die Kathedrale S. Procolo steht auf einem Augustustempel; in der Nähe des Meeres liegt der berühmte Serapistempel. Außer den Ueberresten von Bädern ist endlich noch das aus der Zeit der Flavier stammende Amphitheater merkwürdig, welches gegen 30,000 Zuschauer fassen konnte; in seiner Nähe befinden sich die Ueberreste eines zweiten Theaters, das aber noch der Ausgrabung harrt. Nicht minder reich ist die Umgebung an Trümmern antiker Bauwerke, nam. an Gräbern, Ruinen von Villen, Tempeln u. Wasserleitungen u. A. m. In der Nähe findet man die zu Bauten außerordentlich geeignete Pozzuolanerde, ein Konglomerat von Eisensand u. Kalk. $^1/_4$ Stunde östl. von P. liegt die Solfatara, der Krater eines erloschenen Vulkans.

P. P., Abkürzung für Praemissis praemittendis (lat.), d. h. nach Vorausschickung Dessen, was vorauszuschicken ist (in Briefen häufig anstatt der Anrede od. des Titels).

P. p. c., auf Visitenkarten Abkürzung für „Pour prendre congé" (franz.), d. h. um Abschied zu nehmen.

präambuliren (a. d. Lat.), eine Vorrede od. Einleitung vorausschicken, mit dgl. beginnen, Umschweife machen; Präambulum, Einleitung, Vorrede, Umschweif, Weitläufigkeit.

Präbende, s. „Pfründe".

Präcedenzfall, ein Vorkommniß, rücksichtlich dessen zuerst Entschließung gefaßt wird, welche sich dann später bei gleichen Gelegenheiten als maßgebend verwerthen läßt. Beschlüsse u. Urtheile von Behörden liefern solchenfalls ein Präjudiz.

Präcession, s. „Präzession".

präcipiren (a. d. Lat.), vorausnehmen, vorschreiben, Vorschriften geben.

präcipitiren (Chemie), niederschlagen; Präcipitat, Niederschlag.

Praecipuum (lat.), der bei einer Berechnung od. Auseinandersetzung einem Betheiligten gebührende besondere Vortheil. Derartige Vorzüge können nicht allein durch Verträge, z. B. Gesellschaftsverträge, sondern auch letztwillig od. gesetzlich u. herkömmlich zugebilligt sein. So sind nach den jetzt vielfach in Abgang gerathenen deutschen Rechten bei Erbtheilungen der nächste Agnat, die nächste weibliche Anverwandte (Niftel) u. der überlebende Ehegatte zur Vorwegnahme bestimmter Nachlaßgegenstände befugt.

Practica est multiplex (lat.), d. i. die Betriebsamkeit ist mannichfaltig; die Anwendung ist vielseitig.

Prädestination (Vorherbestimmung, vom lat. praedestinäre, vorherbestimmen) heißt in der Kirchenlehre der unumstößliche Vorherbeschluß Gottes, welche Menschen der ewigen Verdammniß, der sie durch die Erbsünde verfallen sind, entrinnen sollen. Die Lehre von der Pr. ist im Anschluß an Röm. 8, 19 ff. am nachdrücklichsten vertheidigt worden von Augustin (s. d.) im Gegensatz zu den Pelagianern (s. d.). Das Mittelalter gab mit dem strengen Augustinismus auch die Pr. auf, bis sie von Luther u. mit besonderer Schroffheit von Calvin wieder geltend gemacht wurde. Wie aber schon Luther sich genöthigt sah, diese fürchterliche Lehre zu mildern, so ist auch die Reformirte Kirche, in der sie zum Glaubenssatz erhoben wurde, jetzt fast allgemein davon zurückgekommen.

Prädikant (a. d. Lat.), d. i. Prediger bez. Hülfsprediger, bes. bei den Holländern, den Mennoniten u. a.

Prädikat (lat.) heißt in der Grammatik die Aussage, durch deren Verknüpfung mit einer Person od. Sache (dem sog. Subjekt) ein Urtheil od. Satz gebildet wird; z. B. der Hund (Subjekt) ist bissig, ist ein Thier, bellt. Nach diesen Beispielen kann das Pr. entweder in einem Eigenschaftswort od. Hauptwort od. Zeitwort bestehen. In weiterem Sinne ist Pr. s. v. w. Ehren- od. Amtsname, Titel.

Pradier (spr. Pradieh), James, od. Jean Jacques, franz. Bildhauer, geb. zu Genf 23. März 1792; kam auf Veranlassung des Generaldirektors der Museen in Paris, Baron Denon, der Pr.'s Talent erkannte, 1810 zum Bildhauer Lemot in Paris in die Lehre, bildete sich später, als er den großen Preis erlangt hatte, in Rom mehrere Jahre weiter aus u. ließ sich dann in Paris nieder. Er starb auf einem Spaziergange bei Paris 14. Juni 1852. Als Bildhauer schuf er vorzugsweise in antikem Geiste u. Stile u. zeigte sich bes. meisterhaft in der Darstellung weiblicher Körper u. der Entfaltung sinnlicher Schönheit. Mehrere seiner Hauptwerke befinden sich im Garten der Tuilerien („Prometheus" u. „Der Frühling"), im Museum des Luxembourg u. auf anderen Punkten von Paris.

prädominiren (a. d. Lat.), vorherrschen.

Präexistenz (a. d. Lat.), das vorherige Dasein. Nach der Lehre Platon's u. einiger Kirchenväter sollen sämmtliche Seelen bei der Weltschöpfung geschaffen sein u. erst bei der Zeugung od. Geburt mit dem Körper verbunden werden; theils freiwillig, theils zur Strafe steigen die präexistirenden Seelen aus ihrem Aufenthalt im Himmelsäther in menschliche Körper herab.

Praefatio (lat.), Einleitung, Vorrede; über den Begriff der Pr. in der römisch-katholischen Messe s. „Messe".

Präfekt (vom lat. praefectus, dem zur röm. Kaiserzeit häufigen Amtsnamen verschiedener Würdeninhaber, wie des pr. praetorio od. Kommandanten der kaiserlichen Garden, welcher zugleich in die Justiz u. Verwaltung bestimmend eingriff, des pr. fisci od. Schatz-, des pr. annonae, Proviant-, pr. urbi, Stadtmeisters) heißt jetzt in Frankreich u. den nach franz. Muster eingerichteten Staaten der über ein Departement gesetzte oberste Verwaltungsbeamte, welchem die Unterpräfekten (souspréfets) u. weiter abwärts die Maires (s. d.) unterstehen. In völliger Abhängigkeit von der obersten Staatsleitung bilden die Pr.en gleichsam den Stab des Ministeriums, dessen innere Politik sie mittels ausgiebigen Gebrauchs des administrativen Ermessens zu fördern haben. Mit Präfektenwirthschaft bezeichnet man demnach eine willkürliche Verwaltung. Präfektur ist das öffentliche Dienstgebäude, welches sowol die Wohnung des Pr.en als auch sein Bureau enthält.

Prag (tschech. Praha), Hauptstadt des österr. Kronlandes u. Königreichs Böhmen; liegt zu beiden Seiten der Moldau, besteht aus den auf der rechten Seite gelegenen Stadttheilen: Alt-, Neu- u. Josephstadt, der Kleinseite u. dem Hradschin auf der linken Seite u. zählte 1869: 157,275 E. Hierzu kommen noch als Vororte Smichow mit 15,382 E., der Neustadt gegenüber gelegen, Karolinenthal mit 13,384 E., im NO., u. Wyschehrad mit 3460 E. im S. Von den nahen Höhen, nam. vom Hradschin aus, gewährt die alterthümliche, thurmreiche Stadt einen überraschend malerischen Anblick; ihre 3300 Häuser werden von 77 Thürmen überragt; außer 55 kathol. u. 3 evangel. Kirchen bestehen hier noch 10 jüd. Gotteshäuser. Der älteste Theil der Stadt, die Altstadt mit der

Josephstadt, dem ehemaligen Judenviertel, besitzt noch viele enge u. winklige Gassen, doch auch in diesen manches Gebäude von kunsthistorischem Werthe. Den Mittelpunkt derselben bildet der Große Ring, an dessen westl. Seite sich das goth., seit 1840 zum Theil restaurirte Rathhaus mit seiner berühmten kunstvollen Uhr erhebt. Gegenüber an der Ostseite steht die zweithürmige, 1407 erbaute Teynkirche, die alte Hussitenkirche mit dem Grabmal Tycho de Brahe's u. den Statuen Cyrill's u. Method's. Von hier nach der Moldau zu liegt der riesige Gebäudekomplex des von den Jesuiten erbauten Clementinums mit 2 Kirchen u. 2 Kapellen; dasselbe enthält ein Gymnasium, ein Seminar, eine sehr bedeutende Bibliothek, Räume für die theologische u. philosophische Fakultät, die Sternwarte u. ein naturhistorisches Museum. An der Moldau selbst steht das Kreuzherrenstift u. vor dessen schöner Kirche das Standbild Karl's IV., des Stifters der Universität; diese selbst liegt am Obstmarkt neben dem Theater, führt den Namen Carolinum u. hatte zusammen mit dem Clementinum im Wintersemester 1875—76: 171 Dozenten u. 1885 Studirende. In der Josephstadt leben gegen 8000 Israeliten, theilweise noch nach ihren alten Sitten. Bes. interessant ist dort der alte Judenkirchhof. Breitere Straßen u. großartigere Plätze weist die Neustadt auf; hier imponiren bes. durch ihre Größe der Wenzelsplatz (Heumarkt) u. der Karlsplatz. In der Neustadt sind von den Kirchen nam. hervorzuheben St. Ignaz am Karlsplatz, mit einem berühmten Portal, St. Heinrich mit einem freistehenden Thurme u. St. Hieronymus, 1347—72 von Karl IV. erbaut, mit einem schönen goth. Kreuzgange u. interessanten Ueberresten mittelalterlicher Wandmalerei. Den Wenzelsplatz schmücken die Statuen des heil. Wenzel u. des heil. Nepomuk; an der Moldau ist dem Kaiser Franz I. ein Denkmal errichtet worden. Ein interessantes goth. Bauwerk der Neustadt ist endlich noch der sog. Pulverthurm. Im S. dieses Stadttheils liegt eine Anzahl großartiger Hospitäler, das Irrenhaus u. andere Wohlthätigkeitsanstalten. Noch von der Ringmauer eingeschlossen erhebt sich im südlichsten Theile der Neustadt die alte Bergfeste Wyschehrad, die uralte Residenz der böhm. Herzoge, jetzt die Citadelle der Stadt; die Häusergruppe am Fuße dieses sich 152 m. über die Moldau erhebenden Hügels heißt Podskal u. besteht zumeist aus Holzhöfen. Ueber die Moldau führen sechs Brücken, von denen zwei von Eisenbahnen benutzt werden. Die belebteste u. architektonisch bedeutendste ist die Karlsbrücke, welche die Altstadt mit der Kleinseite verbindet; 1358—1503 erbaut, überspannt sie den Strom in 16 Bögen u. wird auf beiden Seiten durch gewaltige goth. Vertheidigungsthürme abgeschlossen; 28 Gruppen von Heiligen stehen auf ihren Brüstungen, unter ihnen auch das Standbild des heil. Nepomuk, zu welchem am Johannisfeste (16. Mai) jährlich große Wallfahrten stattfinden. Weiter südl. führt die Franzensbrücke über die Schützeninsel, nördl. der Kettensteg u. die Kaiser-Franz-Josefs-Brücke. Auf der Kleinseite, welche sich zwischen dem Hradschin u. der Moldau ausdehnt, ist bes. bemerkenswerth die prächtige Jesuitenkirche zu St. Nikolaus am Ring, vor der sich das 1858 errichtete Radetzkymonument erhebt, die St. Thomaskirche mit einem Altarbilde von Rubens u. das Waldstein'sche Palais. Treppen von 203 Stufen führen auf den Hradschin, welchen das k. k. Schloß, die Burg, krönt. Von Karl IV. begonnen u. erst unter Maria Theresia vollendet, zeigt dieselbe verschiedene Baustile, imponirt aber äußerlich nur durch ihre Massenhaftigkeit. Daran stößt das königl. Theresianische Damenstift, welches eine herrliche Aussicht auf Pr. u. dessen Umgebung gewährt, u. in einem der Burghöfe erhebt sich die Metropolitankirche St. Veit, ein unvollendeter goth. Bau (1343—85) von Arler aus Gmünd, mit den Gräbern des heil. Nepomuk, Veit u. Adalbert u. sieben böhm. Könige. Neben der Burg stehen die großen Paläste des Erzbischofs u. des verstorbenen Kaisers Ferdinand, weiter westl. die Lorettokapelle, eine Nachahmung der ital., u. der jetzt von Armen bewohnte ehemalige Czernin'sche Palast, höher hinauf das reiche Prämonstratenserstift Strahow mit einer bedeutenden Bibliothek u. dem Grabe des heil. Norbert in der Stiftskirche u. oben auf der Höhe die restaurirte St. Laurenzkirche. Die Vororte Smichow u. Karolinenthal zeichnen sich durch eine überaus reiche Industrie aus. Die besuchtesten Vergnügungsorte Pr.s sind die Sophien-, Schützen- u. Hetzinsel, der Schloßgarten, Volksgarten, die Kronprinz-Rudolf's-Anlagen, der Zdekauer'sche Garten hinter dem Roßthore, der Kinsky- u. Lobkowitzgarten, der Park zu Bubenc u. der Baumgarten zu Bubna gegenüber Karolinenthal.

Pr. ist Sitz der k. k. Statthalterei von Böhmen, des Oberlandesgerichtes, der Finanzlandesdirektion, der Oberpost- u. Telegraphendirektion, des Böhm. Landtages, eines Erzbischofs u. anderer Behörden. An höheren Unterrichtsanstalten befinden sich hier eine Universität, 1348 als die erste in Deutschland gegründet, ein Polytechnikum, das im Wintersemester 1875—76: 41 Dozenten u. 625 Studirende zählte, eine Handelsakademie, ein Musikkonservatorium, drei Gymnasien u. eine deutsche u. eine tschech. Realschule. Unter den wissenschaftlichen Vereinen steht die Gesellschaft der Wissenschaften obenan. Zahlreich sind die Kunstsammlungen, von denen sich das 1818 begründete Museum u. die Gemäldegalerien der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde, der kaiserl. Burg, des Stiftes Strahow, des Grafen Nostiz u. des Fürsten Rohan nam. auszeichnen. Dem Schauspiel sind das deutsche Landestheater, das tschech. Landestheater u. Neustädter Theater gewidmet. Als erste Industriestadt Böhmens zeichnet sich Pr. nam. durch Druckerei, Eisengießerei, Maschinenfabrikation, Eisenbahnwagenbau u. die Fabrikation von Chemikalien, Oel, Gold- u. Silberwaaren, Schmuckgegenständen, Kutschen, musikalischen Instrumenten, landwirthschaftlichen Geräthen, Uhren, Möbeln, Lederwaaren, Handschuhen, Hüten ꝛc. aus. — Die Gründung Pr.s wird auf Libussa (s. d.) u. das Jahr 722 zurückgeführt; im Mittelalter war sie eine fast durchaus deutsche Stadt, die ihre jetzige Gestalt dem König Karl IV. verdankt, welcher der Altstadt die Neustadt hinzufügte u. eine große Anzahl bedeutender Bauwerke aufführen ließ. Die Hussiten eroberten u. verwüsteten Pr. 1424; 1618 gab Pr. das Zeichen zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges durch den Fenstersturz der kaiserl. Räthe; zwei Jahre später fand fast vor den Thoren der Stadt die Schlacht am Weißen Berge statt, 1631 fiel die damals wichtige Festung vorübergehend in die Hände der Sachsen; 10. Mai 1635 kam es hier zum Frieden zwischen Kursachsen u. dem Kaiser; 6. Mai 1757 schlug hier Friedrich d. Gr. die Oesterreicher; 1848 war Pr. der Schauplatz blutiger nationaler Kämpfe. Während der preuß. Okkupation 1866 war die Burg Sitz des preuß. Generalgouverneurs von Böhmen.

Praga, eine auf der rechten Seite der Weichsel gelegene Vorstadt Warschau's, mit diesem durch eine eiserne Brücke verbunden; war 4. Nov. 1794 der Schauplatz der blutigsten Schlacht des Russ.-poln. Krieges. Die Polen standen unter Zajonczek 30,000 Mann stark in einem verschanzten Lager, das Suworow erstürmen ließ. Warschau ergab sich hierauf 8. Nov.

Pragmatik ist das Fremdwort für Dienstordnung od. den Inbegriff der Bestimmungen für die öffentliche Geschäftsführung.

Pragmatische Sanktion. Sanctio pragmatica (vom griechischen πρᾶγμα, Geschäft, aber auch Gemeinheit, Körperschaft) war in der Kanzleisprache des alten röm. Kaiserthums die Benennung für Reskripte des Reichsoberhauptes auf Anfragen von Korporationen, bes. über deren Verfassung; hieraus ergab sich der Nebenbegriff einer unwandelbaren, vom Fluß der Gesetzgebung nicht zu berührenden Feststellung. Auf diese Eigenschaft macht auch die Sanctio pragmatica pro petitione Vigilii Anspruch, in welcher Kaiser Justinian 554 nach den Niederlagen, die Belisar u. Narses den Ostgothen beigebracht, auf Anliegen des röm. Bischofs Vigilius die Verwaltung der eroberten ital. Gebirgstheile ordnete. In gleichem Sinn eines dauernden Grundgesetzes führen den Namen Pr. S. die Verwahrungen der landeskirchlichen Rechte, mit denen Ludwig IV. u. Karl VII. von Frankreich 1268 u. 1438 den Uebergriffen des päpstlichen Stuhles entgegentraten, vorzugsweise aber die Akte, durch welche Kaiser Karl VI. 1713 den Uebergang sämmtlicher Besitzungen des habsburg. Hauses auf seine weibliche Nachkommenschaft festsetzte.

prägnant (a. d. Lat.), schwanger; uneigentlich vielsagend, gedankenreich, weitsinnig, bedeutungsvoll. **Prägnanz**, Schwangerschaft; sodann Sinn- od. Gedankenfülle.

Prairial (franz., spr. Prärial), d. h. Wiesenmonat, der dritte Frühlingsmonat u. neunte Monat im Kalender der ersten Franz. Republik; er reichte vom 21. Mai bis 20. Juni.

Prairie ist der Name für die unabsehbaren Grasebenen Nordamerika's, welche einen ähnlichen Charakter wie die südamerik. Pampas u. Llanos tragen. Sie nehmen in den Verein. Staaten den W. von Ohio, Indiana, Illinois, Iowa, den S. von Michigan, einen Theil von Wisconsin u. Minnesota, Missouri u. Arkansas, fast ganz Dakota u. Nebraska u. bedeutende Gebiete von Texas, dem Indianerterritorium u. Neumexiko ein, steigen vom Mississippithale bis zu den Vorplateaux der Felsengebirge an u. gehen im W. theilweise in wirkliche Wüsteneien über, so nam. im westl. Theile von Texas, im O. Neumexiko's u. in Nebraska. Nur selten unterbrechen einzelne Höhenzüge u. isolirte Gebirge diese einförmigen Ebenen, welche von den Flüssen in tiefen, steilrandigen Thälern durchschnitten werden. Den Untergrund bilden reiche Sedimentgesteine, nam. Kalkstein, darüber liegt thoniger Lehm, der häufig mit Sand u. Geröll gemengt ist u. stellenweise eine Mächtigkeit von 60 m. hat, u. auf dieser Schicht reiche schwarze Humuserde, welche bei ausgiebiger Bewässerung von ungemeiner Fruchtbarkeit ist u. die Landschaften zwischen Ohio u. Mississippi zu den Kornkammern der Verein. Staaten gemacht hat. Wo Boden u. Feuchtigkeit günstig sind, finden sich Gruppen von Bäumen, doch vereinigen sich diese nur in den Flußniederungen zu Waldungen. Sind diese Ebenen wellig, so führen sie den Namen „vollendete Pr." Auch im Klima ähneln die Pr.n den ostasiat. Steppen mit ihrem regenlosen Sommer, dem harten kontinentalen Winter u. der kurzen Vegetationsperiode des Frühlings. Der heiße Sommer läßt die Gräser verdorren u. ungeheuere Brände verwandeln dann häufig die

Reste der Vegetation in Asche. Prairienhunde, Antilopen u. Büffel sind die charakteristischen wilden Thiere dieser Steppen.

Präjudiz (lat. praejudicium), vorgefaßte Meinung; in juristischer Bedeutung der aus Nichtbefolgung einer gesetzlichen Vorschrift od. aus der Nichtinnehaltung einer festgesetzten Frist erwachsende Rechtsnachtheil; endlich die Entscheidung einer Rechtsfrage als Richtschnur für die Gerichte in ähnlichen Fällen (vgl. „Präcedenzfall").

präkludiren (a d. Lat.), ausschließen, die Befugniß zur gerichtlichen Verfolgung von Rechten entziehen, wenn die Betheiligten eine dazu eingeräumte Frist (Präklusivfrist) nicht wahrgenommen haben. Die Gläubiger eines zahlungsfähigen Gemeinschuldners, welche nach ergangener öffentlicher Vorladung ihre Forderungen in dem angesetzten Liquidationstermine nicht anmelden, werden mittels Präklusivbescheids von der Berücksichtigung bei diesem Kreditwesen ausgeschlossen.

Prakrit, Benennung der aus dem Sanskrit (s. d.) entstandenen ind. Volkssprachen (Provinzialdialekte).

praktisch (a. d. Griech.) heißt im Allgemeinen thunlich, ausführbar. Das Wort steht im Gegensatz zu theoretisch (lehrhaft), wie Praxis, das Thun, Ausführen, im Gegensatz zur Theorie, d. h. dem Urtheilen über eine Sache nach rein logischen u. wissenschaftlichen Grundsätzen, ohne Rücksicht auf den Thatbestand in der Wirklichkeit. Ganz in allgemeinem Sinne endlich steht der Ausdruck in den Wendungen: das pr.e (dem Handeln zugewendete) Leben, pr.e Thätigkeit, pr.e Wissenschaften, d. h. solche, die auf die Verwerthung der Erkenntnisse im wirklichen Leben ausgehen. Einen Menschen, bei dem die Praxis vor der Theorie die Oberhand hat, nennt man einen Praktiker od. Practicus (Gegensatz: Theoretiker). Mit Praxis gleichbedeutend ist das Wort Praktik, welches aber in der Mehrzahl Praktiken einen schlechten Nebenbegriff erhält: Praktiken, s. v. w. Ränke, Schliche, Kniffe, unerlaubte Kunstgriffe 2c.

Prälat (lat. praelatus, eigentlich der Vorgezogene, Ausgezeichnete) heißt zunächst in der Kathol. Kirche ein solcher höherer Geistlicher, der eigene Gerichtsbarkeit ausübt u. deshalb besondere Ehrenrechte genießt. Er besitzt die Prälatur entweder von Amtswegen (als Papst, Erzbischof, Bischof), od. durch besondere Verleihung als Kardinal, Abt 2c. Endlich kann Pr. auch bloßer Titel sein. Im Mittelalter waren die Pr.en meist reichsunmittelbar u. Mitglieder der Reichstage; daher die häufige Zusammenstellung „Fürsten u. Pr.en". Noch jetzt sind die Pr.en gewöhnlich Mitglieder der Landtage, auch die evangel. Pr.en in Ländern, wo diese Würde noch besteht, wie z. B. in Württemberg.

präliminar (a. d. Lat.), vorläufig, vorhergehend, daher Präliminarien einer Person, deren Vorleben, bes. aber Präliminarien eines Friedens, die Grundzüge eines Friedensschlusses, über welche die Betheiligten sich bereits dermaßen geeinigt haben, daß den weiteren Verhandlungen blos die nähere Ausführung überlassen bleibt.

Präludium, Vorspiel; a. allgemein genommen: ein Einleitungssatz zu einem größeren Tonwerke, also s. v. w. Introduktion, Intrade 2c.; b. insbes.: das bei Eröffnung des Gottesdienstes dem Chorgesange der Gemeinde vorangehende Tonstück, welches auf die nachfolgende Feierlichkeit vorbereiten soll. Pr. heißt c. ein nicht in direkten Beziehungen zum Choral stehendes, sondern aus anderen Themen gearbeitetes Tonstück, sehr häufig von seiner ursprünglichen Bestimmung als Einleitungssatz ganz abgelöst u. als selbständiges Tonwerk im Konzert verwendet. Gewöhnlich steht es nicht allein, sondern hat noch einen zweiten Satz, der meistens eine Fuge zu sein pflegt, nach sich folgen. In der modernen Klaviermusik werden d. kurze, einsätzige, mehr od. weniger etudenhaft gehaltene Stücke öfter Präludien genannt. Präludiren, ein Vorspiel machen, bes. aus dem Stegreife.

präméditiren (a. d. Lat.), im Voraus bedenken, vorher überlegen.

Prämie (lat. praemium), Belohnung. Von Staatswegen werden Pr.n od. Preise für hervorragende künstlerische, gewerbliche od. landwirthschaftliche Leistungen, nam. bei bezüglichen Ausstellungen, od. auch mittelbar dadurch gewährt, daß hohe Schutzzölle der einheimischen Industrie die Mitbewerbung des Auslandes fernhalten, ingleichen daß der gezahlte Einfuhrzoll für Rohstoffe od. Halbfabrikate, wenn dieselben verarbeitet u. veredelt wieder zur Ausfuhr gelangen, als Ausfuhrprämie zurückvergütet wird. Pr. heißt auch derjenige Betrag, welchen der Versicherte dem Versicherer zahlt, um dafür im Falle des Eintritts der in Aussicht genommenen Gefahr die Versicherungssumme zu erlangen. Endlich versteht man unter Pr. auch die bei Prämienanleihen (s. d.) auf ein Los (Losbrief) entfallende ganze Zahlung, welche bald blos das Kapital u. die Zinsen, bald auch das Kapital u. einen auf das Los erlangten Gewinn enthalten kann.

Prämienanleihen sind vom Staate, von Gemeinden mit staatlicher Konzession, auch wol von Privaten veranstaltete Anleihen, deren Kapitalrückzahlung mit einer Lotterie verbunden ist (Lotterieanleihen). In der Regel erhält jeder Losinhaber bei der allmählichen Tilgung der Anleihe mindestens den eingezahlten (geliehenen) Betrag voll zurück, so daß in diesem Sinne Nieten bei den Pr. nicht existiren. Einen Extragewinn durch die Prämienlotterie machen aber nur verhältnißmäßig Wenige. Es giebt unverzinsliche u. zinsentragende Pr.; doch ist der Zinsfuß gewöhnlich niedrig, da die Aussicht auf einen zu erlangenden Gewinn meist verlockend genug ist, um den Darleiher auf eine entsprechende landesübliche Verzinsung verzichten zu lassen. Diese Aussicht, neben einer mäßigen Verzinsung nicht nur das Kapital auf dem Wege der Auslosung zurück zu erhalten, sondern möglicherweise auch einen mitunter sehr erheblichen Gewinn zu machen, haben die Pr. sehr beliebt gemacht, u. die Staaten, Gemeinden u. Aktiengesellschaften haben auf diese Weise sehr leicht die fehlenden Kapitalien im Wege der Pr. erlangt. Dagegen ist nicht zu verkennen, daß die Pr. die vorwiegend sittlichen Nachtheile der Lotterien (s. d.) tragen, u. hat man vorzugsweise von diesem Gesichtspunkte aus die Ausgabe von Pr. im Deutschen Reiche neuerdings beschränkt, die Einführung neuer ausländischer Pr. verboten, seitens des Reichs auch bisher nicht gestattet, daß in Deutschland neue Pr. kreirt werden.

Prämiengeschäfte sind Kaufabschlüsse, bei denen sich der Käufer u. der Verkäufer gegen eine im Voraus bestimmte Entschädigungssumme (Prämie) innerhalb einer bestimmten Zeit den Rücktritt von dem Kaufvertrage vorbehalten. Diese Geschäftsform kommt vorzugsweise bei der Börse im Handel mit Effekten (Aktien, Staatspapieren), Produkten (Getreide, Oel, Spiritus, Kolonialwaaren), auch beim Land- u. Häuserkauf vor. Die Usancen sind hierbei je nach dem Platze verschieden. In Deutschland bleibt, wenn überhaupt auf Pr. abgeschlossen wird, in der Regel beiden Theilen der Rücktritt vorbehalten, u. die Prämie ist dann als eine Art „Reugeld" zu betrachten. In Frankreich ist es meist nur der Käufer, der sich ein solches Recht ausbedingt, u. die Prämie heißt dann Vorprämie od. Lieferungsprämie. Genießt dagegen der Verkäufer (wenn auch nur ausnahmsweise) das Rücktrittsrecht, so wird die Prämie Rück- od. Empfangsprämie genannt.

prämittiren (lat. praemittere, vorausschicken) heißt in der Logik das Aussprechen desjenigen Urtheils, auf dessen Anerkennung die nachfolgende Schlußfolgerung zu beruhen hat. Ein solcher vorausgeschickter Satz heißt ein logisches Prämiß.

Prämonstratenser heißt ein kathol. Mönchsorden von dem Stammkloster Prämonstratum (Prémontré) in der Champagne. Der Stifter Norbert (s. d.) baute das Mutterkloster 1121 u. erhielt 1126 die päpstl. Bestätigung. Die Ordensregel der Pr. war die sog. Regel Augustin's mit einigen Verschärfungen, die Tracht durchaus weiß. In der Zeit seiner höchsten Blüte hatte der Orden in 30 Provinzen gegen 1000 Abteien von Chorherren, 500 von Nonnen neben 400 niederen Klöstern, die sämmtlich unter dem Abt des Mutterklosters standen. Gegenwärtig ist der Orden bis auf wenige Reste geschwunden.

Präneste, s. „Palestrina".

Pranger (Schandpfahl), die aus dem Mittelalter sich herschreibende öffentliche Ausstellung von Missethätern auf einer Bühne, wo sie mittels Halseisens an einen aufrechtstehenden Balken angeschlossen waren u. auf einem umgehängten Zettel die Angabe ihres Vergehens trugen, ist als für alle Zeiten entehrende, den Pöbel zu rohen Verhöhnungen reizende Strafe durch die neueren Gesetzgebungen in Wegfall gebracht.

Pranken, die Vorderfüße der großen Raubthiere, nam. in der Heraldik u. der Malerei die der Löwen.

Prantl, Karl v., Philosoph, geb. zu Landsberg am Lech (Oberbayern) 28. Jan. 1830; studirte in München u. Berlin, habilitirte sich 1843 an der erstgenannten Universität, wurde 1847 außerord. u. 1859 ord. Professor der Philologie u. ist seit 1864 Professor der Philosophie an derselben Hochschule. Auch gehört er zu den Mitgliedern der bayer. Akademie der Wissenschaften; König Ludwig II. verlieh ihm den persönlichen Adel. Pr.'s vortreffliches Hauptwerk ist die „Geschichte der Logik im Abendlande" (4 Bde., Lpz. 1855—70). Außerdem schrieb er „Die Bedeutung der Logik für den Standpunkt der Philosophie" (Münch. 1849); „Ueber die Entwicklung der Aristotelischen Logik aus der Platonischen Philosophie" (ebd. 1853); „Uebersicht der griech.-röm. Philosophie" (Stuttg. 1855); „Geschichte der Ludwig-Maximilian's-Universität in Ingolstadt, Landshut u. München" (2 Bde., Münch. 1872). Auch übersetzte er Platon's auserwählte Werke (ebd. 1854 ff.).

pränumeriren (a. d. Lat.), vorausbezahlen; Pränumeration, die ausbedungene Vorausbezahlung für eine noch zu erfüllende Leistung.

präokkupiren (a. d. Lat.), im Voraus einnehmen, zuvor besetzen, vorgreifen, Vorurtheile einflößen.

präpariren (a. d. Lat.), vorbereiten, verfertigen, zurichten; in anatomischer Bedeutung s. v. w. seciren; Präparand, ein Vorbereitungsschüler;

Präparande, eine Vorbereitungsschule; Präparate, bereitete Substanzen, Arzneien; anatomische Präparate, zu anatomischen Erläuterungszwecken zubereitete Theile des menschlichen od. thierischen Körpers.

präponderiren (a. d. Lat.), vorwiegen.

Präposition (lat., eigentlich Voranstellung) od. Verhältnißwort heißen in der Grammatik die Wörtchen, durch welche das Verhältniß einer Handlung od. eines Zustandes zu einer Person od. Sache näher bezeichnet wird; so z. B. das zeitliche Verhältniß durch „während, bis, vor, nach" ꝛc., das räumliche durch „in, an, auf" ꝛc., das Verhältniß des Grundes durch „wegen"; das der Trennung durch „ohne" ꝛc. Die Pr. steht immer dicht vor dem zugehörigen Worte (daher der Name; nur „wegen" kann auch nachstehen) u. hat dass. in einem bestimmten Fall (Casus) bei sich.

Präpositus (lat., eigentlich der Vorgesetzte), als kirchliche Würde so viel als das daraus entstandene „Propst" (s. d.).

Prasem, ein durch eingewachsene feine Nadeln von Strahlstein lauchgrün erscheinender Quarz, der zu Bijouteriezwecken u. bes. in der Mosaik gegenwärtig ansehnliche Verwendung findet.

Präsens (lat., gegenwärtig) heißt in der Grammatik die Zeitform, durch welche eine in der Gegenwart des Sprechenden od. Schreibenden noch fortdauernde Handlung od. ein Zustand der Art bezeichnet wird, z. B. „ich schreibe", „ich bin krank". Doch dient das Pr. auch zum Ausdruck von Handlungen, die sich immer aufs Neue ereignen können, z. B. „wer lügt, der stiehlt"; endlich zur Darstellung vergangner Ereignisse od. Zustände in lebhafter Schilderung (sog. Pr. historicum od. erzählendes Pr.).

präsentiren (a. d. Lat.), darreichen, anbieten, vorstellen, vorschlagen; das Gewehr pr., als militärische Ehrenbezeigung für einen Oberen das Gewehr senkrecht vor sich halten, als wolle man dasselbe Demjenigen, zu dessen Ehren es geschieht, darreichen. Präsentationsrecht ist das einem Gutsherrn, einer Gemeinde od. Korporation zustehende Recht, zur Besetzung eines Amtes (z. B. einer Pfarre) einen od. mehrere Kandidaten der zuständigen Behörde zur Auswahl od. Bestätigung vorzuschlagen.

Präsident (a. d. Lat.), der Vorsitzende in höheren Justiz- u. Verwaltungskollegien sowie in den gesetzgebenden Körperschaften. Seine Stellvertreter heißen Vizepräsidenten. Er leitet die Verhandlungen u. die Abstimmung, übt zur Aufrechterhaltung der nöthigen Würde eine Disziplinargewalt u. hat gewöhnlich das Recht, bei Stimmengleichheit durch seinen Stichentscheid (votum decisivum) eine Stimmenmehrheit herzustellen. In den neueren Republiken führt der auf Zeit gewählte Inhaber der obersten vollziehenden Gewalt ebenfalls den Titel Pr. — Präsidentschaft ist der Name für das Amt u. die Geschäfte eines Pr.en, zuweilen auch für den ihm untergebenen Bezirk. Präsidium, Vorsitz.

Praslin (spr. Prahläng), Name eines 1762 zum Herzogthum erhobenen Marquisats in Frankreich, welches ein Zweig des Hauses Choiseul (s. d.) besitzt. Am bekanntesten bez. berüchtigt hat sich gemacht: Charles Laure Hugues Théobald de Choiseul, Herzog **v. Pr.**, geb. zu Paris 29. Juni 1805, Ehrenkavalier der Herzogin von Orleans u. seit 1845 Pair. Am 18. Okt. 1824 hatte sich derselbe mit Altarice Rosalba Sebastiani, einer Tochter des gleichnamigen Marschalls, vermählt, die ihm ein bedeutendes Vermögen zubrachte u. neun Kinder (drei Söhne u. sechs Töchter) gebar. Als man nun 18. Aug. 1847 die Gemahlin des Herzogs in ihrem Hause zu Paris ermordet fand, lenkte sich der Verdacht des Verbrechens bald auf Pr. selbst. Infolge dessen drei Tage später verhaftet u. nach dem Luxembourg abgeführt, vergiftete er sich daselbst u. starb 24. Aug. 1847. Ueber die Schuld des Herzogs, der wegen eines Liebesverhältnisses mit der engl. Gouvernante seiner Kinder in Zwietracht mit seiner Gattin gelebt hatte, war kein Zweifel. Gegenwärtiges Haupt der Familie ist sein Sohn, Gaston Louis Philippe de Choiseul-Pr., Herzog **v. Pr.**, geb. 7. Aug. 1834.

Präftanda (lat.), Abgaben, Gefälle, Leistungen; Etwas präftiren, eine Obliegenheit, eine Schuldigkeit erfüllen.

Präftigien (a. d. Lat.), Zaubermittel, Blendwerke, Täuschungen; Präftigiator, Taschenspieler, Gaukler.

präsumiren (lat. praesumere), vermuthen, heißt: etwas Ungewisses für wahrscheinlich od. selbst für gewiß annehmen. Im gerichtlichen Verfahren können Vermuthungen bei der Feststellung des Thatsächlichen mitwirken, wie denn die für den Strafprozeß so belangreichen Anzeichen od. Indicien (s. d.) durchweg auf Vermuthungen hinauskommen, welche auf die Erfahrung des praktischen Lebens sich stützen. Aber auch bei bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten gereichen Vermuthungen vielfach dem Beweis zur Unterstützung u. Ergänzung. So wird die Sohneseigenschaft als dargethan erachtet, wenn der Beweisführer beibringt, daß seine Mutter mit dem angesprochenen Vater in rechtmäßiger Ehe gelebt habe. In gleicher Weise gilt ein Verschollener als todt, wenn er auf erlassene öffentliche Vorladung nicht erscheint od. sonst keine Nachrichten von sich giebt. Das Rechtssystem unterscheidet zwischen gesetzlichen od. nur thatsächlichen Vermuthungen (praesumtiones juris u. facti).

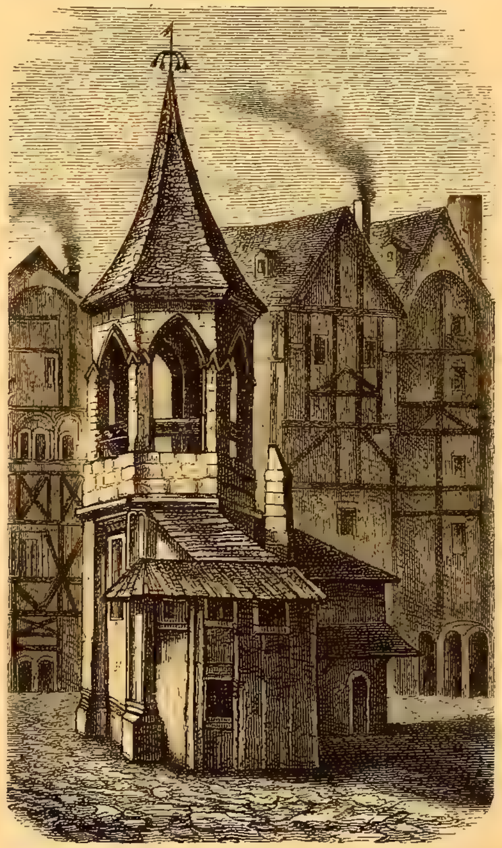
prätendiren (a. d. Lat.), vorgeben, behaupten; auf Etwas Ansprüche erheben; Prätendent, Jeder, der auf Etwas Anspruch macht, bes. ein Thronbewerber, ein Prinz, der auf eine ihm vorenthaltene Krone Ansprüche erhebt; Prätension, Anmaßung, Anspruch.

praeter propter (lat.), etwa, ungefähr.

Präteritum (lat., eigentl. „Vergangenes") heißt in der Grammatik die Zeitform, welche vergangene Handlungen od. Zustände ausdrückt. Im Deutschen unterscheidet man eine erste, zweite u. dritte Vergangenheit, je nachdem die Handlung als eine in der Vergangenheit fortdauernde (z. B. er schlief bei meiner Ankunft) od. als eben beendigte (z. B. ich habe ausgeschlafen) od. als in der Vergangenheit vollendete (z. B. ich hatte geschrieben) dargestellt wird. — Vgl. „Imperfektum", „Perfektum" ꝛc.

Prätext (a. d. Lat.), Vorwand, scheinbarer Grund.

Prato, Stadt in der ital. Provinz Florenz mit 15,012 E. (1871), $2^1/_2$ M. im NW. von Florenz am Ausgange des Bisenzio-Thales gelegen; ist Sitz eines Bischofs u. hat zahlreiche Plätze, eine Citadelle, eine Kathedrale, in welcher der Gürtel der Jungfrau Maria aufbewahrt wird, 19 andere Kirchen u. ein Collegio mit Bibliothek. Die wohlhabende Bevölkerung unterhält stark besuchte Märkte u. treibt Fabrikation von Kupferwaaren, Tuch, Strohhüten, Papier, Seife ꝛc.



Nr. 4514. Pranger der Hallen in Paris (16. Jahrh.).

Prätor war der höchste Beamte, der an der Spitze der älteren Röm. Republik stand, an Stelle der späteren Konsuln. Erst als die Plebejer sich Zutritt zu den höchsten Staatsämtern erzwangen, theilte man dies Amt in zwei Magistraturen, deren eine, die Prätur, nur den Patriziern zugänglich sein sollte. Doch auch diese Beschränkung mußte schon im J. 337 aufgegeben werden. Zu diesem einen Pr. kam im ersten Punischen Kriege noch ein zweiter, um Recht zu sprechen zwischen Bürgern u. Fremden: der Praetor urbanus. Die Pr.en hatten im Innern u. im Aeußern eigentlich dieselben Geschäfte wie ursprünglich die Konsuln, sie wurden deshalb als Kollegen derselben bezeichnet; dem Range nach aber standen die Konsuln höher u. betrachteten die Pr.en als ihre Hülfsbeamten. Je mehr das Röm. Reich sich ausdehnte, desto mehr Beamte waren zur Verwaltung der Provinzen nothwendig. Für die drei großen italischen Inseln brauchte man drei Pr.en, während der vierte in Rom blieb, u. nach der Unterwerfung Spaniens, seit 177 v. Chr., wurden wieder zwei neue Stellen geschaffen. — Auch die Geschäfte in der Stadt mehrten sich. Im J. 149 wurden die quaestiones perpetuae eingerichtet. Von jetzt an blieben sämmtliche sechs Pr.en in der Stadt u. gingen erst nach Ablauf der eigentlichen Amtszeit als Proprätoren in die Provinzen. Seit Sulla's Zeiten wählte man jährlich acht Pr.en u. Cäsar erhöhte die Zahl

sogar auf sechzehn. Das alte Amtslokal der Pr.en war das prätorische Tribunal auf dem Forum Romanum. Diesem **Prätorium** in der Stadt entsprach ein zweites im Lager, das bezeichnet wurde durch das Zelt des Feldherrn u. die Soldaten seiner nächsten Umgebung. Die Leibwache des Oberbefehlshabers führte daher den Namen **Prätorianer**.

Prätorius, Michael, bedeutender Musikgelehrter u. tüchtiger Komponist. Geb. 15. Febr. 1571 zu Kreuzberg in Thüringen, war er nachgehends zuerst Kapellmeister in Lüneburg, dann Hoforganist des Herzogs von Braunschweig u. endlich Kapellmeister u. Kammersekretär desselben Fürsten zu Wolfenbüttel sowie Prior des Benediktinerklosters Ringelheim bei Goslar. Er starb zu Wolfenbüttel 15. Febr. 1621. — Sein bedeutendstes Werk ist sein (deutsch geschriebenes) „Syntagma musicum" (3 Bde., Wittenb. u. Wolfenb. 1614—18), ein in großem Stil angelegtes u. zum Theil auch ausgeführtes historisch-theoretisch-didaktisches Werk, dessen zweiter Band, eine vollständige Organographie (Beschreibung der Tonwerkzeuge) enthaltend, von besonderem Interesse ist. Von seinen zahlreichen Kompositionen sind 25 größere Sammlungen gedruckt, Messen, Motetten, Hymnen u. weltliche Gesänge, Kirchenkonzerte, Tanzstücke ꝛc. enthaltend. Von Pr. sind auch die noch gebräuchlichen Choralmelodien: „Ich danke Dir, o Gott, in Deinem Throne", „O allerhöchster Menschenhüter" u. „Ich dank' Dir schon durch Deinen Sohn".

Prättigau, ein von der Landquart durchflossenes, 11 Stunden langes Thal im schweiz. Kanton Graubünden; wird im N. von der Rhätikonkette, im S. von den Unterengadiner Alpen begrenzt u. von etwa 6000 E. deutscher Nationalität bewohnt. Der Haupteingang führt bei dem Orte Landquart durch die Klus, eine enge Felsenschlucht, durch welche sich die Landquart ihren Weg zum Rheine gebahnt hat. Die Hauptorte sind Kublis u. Klosters, letzteres wie das nahe Davos ein von Brustkranken viel besuchter Winterluftkurort. Von hier führen der Vereina- u. Silvretta-Paß u. das Laviner Joch durch großartige Hochgebirgslandschaften nach dem Engadin u. die Poststraße in das Davoser Thal. Die untere Region des fruchtbaren Pr. ist reich an Obst u. Getreide u. vortreffliche Matten ziehen sich an den Bergen hin.

prävaliren (a. d. Lat.), überlegen sein, das Uebergewicht haben.

präveniren (a. d. Lat.), zuvorkommen, zuvor benachrichtigen; das **Prävenire spielen**, Jemand zuvorkommen, seine Absicht vereiteln; **präventiv**, zuvorkommend, vorbeugend.

Praxiteles, berühmter athenischer Bildhauer, dessen Blütezeit in die Jahre 365—330 v. Chr. fällt. Seine Gegenstände sind meistens dem Kreise des Bakchos, der Demeter, des Apollon, der Aphrodite u. des Eros entnommen. Wie er in zahlreichen Figuren den Ausdruck bakchischer Schwärmerei u. des schalkhaften Muthwillens mit höchster Anmuth u. Lieblichkeit zu verbinden wußte, so waren seine Erosgestalten von vollendeter Schönheit u. seine Statuen der Aphrodite voll von hoher Fülle sinnlichen Reizes. In diesem Sinne schuf er auch mehrere Hetärenstatuen. Als mehr od. weniger sichere Nachbildungen nach seinen im Alterthum hochgepriesenen Werken gelten der häufig vorkommende, vom Flötenspiel ausruhende Satyr, der schöne Eros-Torso im Vatikan, in Neapel u. im Britischen Museum; als Nachbildungen seiner hochberühmten Venus von Knidos eine in den Vatikanischen Gärten u. eine in der Glyptothek zu München, während uns sein eherner jugendlicher Apollon, wie er einer heranschleichenden Eidechse mit einem Pfeil nachstellt, ebenfalls in mehreren Nachbildungen aufbewahrt ist. Die von Einigen ihm beigelegte Gruppe der Niobe gehört aber wahrscheinlich dem Skopas an.

Präzession od. **Vorrücken der Nachtgleichen** nennt man in der Astronomie eine durch Veränderung in der Lage der Erdachse entstehende scheinbare Bewegung der Fixsterne, durch welche sie sich in der Richtung der Ekliptik jährlich um einen Winkel von $50\frac{1}{3}$ Sekunden verschieben. Dies beträgt in $71\frac{1}{2}$ Jahren einen Grad, so daß ein Stern, der heute bei einem Nachtgleichenpunkte steht, in Zeit von etwa 26,000 Jahren nach Durchlaufen der ganzen Ekliptik zu demselben zurückgekehrt sein wird.

präzis, s. v. a. bestimmt, genau.

Präzisionsinstrumente heißen solche Vorrichtungen, die im Gegensatze zu den im gewöhnlichen Leben gebrauchten so eingerichtet sind, daß sie mit größter Schärfe u. Genauigkeit funktioniren. So sind z. B. eine feine chemische Wage, die noch $\frac{1}{10}$ Milligramm Belastung angiebt, ein Barometer, das mit Mikroskop u. Vernier noch $\frac{1}{100}$ mm. Differenz im Quecksilberstande erkennen läßt, Pr. gegen eine gewöhnliche Krämerwage od. ein Barometer, wie es bei Bürger u. Landmann als sog. „Wetterglas" an der Wand hängt.

Prechtl, Johann Joseph, Ritter v., Techniker, geb. zu Bischofsheim an der Rhön 16. Nov. 1778; studirte in Würzburg Jurisprudenz u. Philosophie, wandte sich aber 1802 in Wien dem naturwissenschaftlichen Studium zu u. erhielt bereits 1804 für seine Abhandlung „Ueber die Physik des Feuers" einen Preis von der Gesellschaft der Wissenschaften in Haarlem. 1809 zum Direktor der neu zu errichtenden k. k. Real- u. Navigationsakademie in Triest ernannt, kehrte er schon bald nach deren Organisation nach Wien zurück, wurde 1810 Lehrer der Physik u. Chemie an der dortigen Realakademie u. trat 1814 an die Spitze des auf seinen Vorschlag u. nach seinem Plane eingerichteten k. k. Polytechnischen Instituts daselbst, welches er bis 1849 leitete. Bei seiner Pensionirung mit dem Leopoldsorden dekorirt u. darauf hin in den Ritterstand erhoben, starb Pr. 28. Okt. 1854 zu Wien. Auf dem schriftstellerischen Gebiete machte er sich nam. durch seine „Technologische Encyklopädie" (20 Bde., Wien 1830—55) vortheilhaft bekannt, zu der Karmarsch (s. d.) Nachträge geliefert hat. Ferner schrieb er: „Grundlehren der Chemie in technischer Beziehung" (2 Bde., ebd. 1813—15; 2. Aufl. 1817); „Praktische Dioptrik" (ebd. 1828); „Ueber den Flug der Vögel" (ebd. 1846) u. A. m. Auch gab er „Jahrbücher des Polytechnischen Instituts in Wien" (20 Bde., ebd. 1819—39) heraus u. lieferte viele Abhandlungen in Fachzeitschriften.

precipitando (ital., spr. pretschipit—), in der Musik als Vortragsbezeichnung, s. v. w. eilend, rasch vorwärts treibend.

Predella, der Sockel od. Untersatz eines Altarschreines od. Altarbildes u. das auf diesem Untersatz befindliche Gemälde.

Predigerseminare nennt man Anstalten zur praktischen Ausbildung angehender Theologen für das geistliche Amt. Als das älteste Muster solcher Anstalten kann die Katechetenschule zu Alexandrien (Ende des 2. Jahrh.) gelten; nachmals fiel bes. den Klöstern eine solche Thätigkeit zu. In neuerer Zeit hat die Katholische Kirche auf die Ausbildung des jungen Klerus in besonderen (sog. bischöflichen) Seminarien großen Werth gelegt wegen des größeren Einflusses, der so ausgeübt werden kann. Aus demselben Grunde hat aber wenigstens die preuß. Regierung die Pr. unter scharfe Kontrole gestellt. In der Evangelischen Kirche sind zu unterscheiden Pr. für Studenten der Theologie, wie sie jetzt an allen theologischen Fakultäten unter Leitung der Professoren der praktischen Theologie bestehen (sog. homiletische u. katechetische Seminare), u. besondere Anstalten für Kandidaten der Theologie nach Beendigung des Universitätsstudiums, wobei auch für den Unterhalt der Mitglieder gesorgt wird. Zu dieser Gattung gehört u. a. das Wittenberger Pr., das Berliner Domkandidatenstift u. das 1862 gestiftete Leipziger Pr.

Predigt (vom lat. praedicare) heißt eigentlich „Verkündigtes", ist aber im deutschen Sprachgebrauch auf den geistlichen Vortrag zur Verkündigung u. Auslegung des Bibelworts beschränkt, wo nicht etwa auch Stellen des Katechismus behandelt werden (die sog. Katechismuspredigt). Die Predigtkunst (die sog. Homiletik) hat bes. in der Evangelischen Kirche hohe Ausbildung gefunden, weil hier die Pr. den Mittelpunkt des Gottesdienstes bildet. Die Grundlage einer kunstgemäßen Pr. bildet der Text (gewöhnlich eine vorgeschriebene Perikope, s. d.); aus diesem wird durch die Disposition (Anordnung des Stoffs) das Thema, d. h. der leitende Gedanke, u. die Theile zur Begründung des Themas gewonnen. Ueber die Geschichte der Predigtkunst s. „Kanzelberedsamkeit".

Pregel, ein 16 M. langer Küstenfluß Ostpreußens; entsteht bei Insterburg aus der Vereinigung der Inster, der an der poln. Grenze dem Wiszyter See entströmenden Pissa u. der Angerapp, welche aus dem Mauersee abfließt u. auf ihrem ganzen Laufe flößbar ist. Bei Insterburg wird auch der Pr. für Schiffe bis zu 130 Tonnen schiffbar u. strömt in westl. Richtung dem Frischen Haff zu, welches er unterhalb Königsberg erreicht. Bis zu dieser Stadt können Seeschiffe stromaufwärts gelangen. Der Hauptnebenfluß des Pr.s ist die links einmündende, 36 M. lange, 12 M. schiffbare u. 22 M. flößbare Alle, eine Hauptwasserader Ostpreußens. Vor seiner Mündung entsendet der Pr. zum Kurischen Haff nach N. die Deime, welche unter der Herrschaft des Deutschen Ordens (1405) schiffbar gemacht worden ist, u. theilt sich zwischen Ottenhagen u. Heiligenwalde in den Alten u. Neuen Pr., die sich bei Königsberg wieder vereinigen. Die Breite des Flusses beträgt bei Insterburg 38, bei Königsberg 225 m.; sein Gebiet umfaßt 386 □M., von denen 378 auf Preußen kommen.

Preis bezeichnet die Höhe der Gegenleistung, welche für eine gekaufte Sache, für eine Arbeit, einen Dienst ꝛc. zugesagt werden muß. Wird der Pr., über den sich beide kontrahirende Theile (Personen) geeinigt haben, nicht gezahlt, so wird die von dem Käufer begehrte Sache von dem

bisherigen Eigenthümer nicht weggegeben, wird die Arbeit nicht ausgeführt, der gewünschte Dienst nicht geleistet. Preis u. Werth sind zweierlei. Der Werth wird durch das Urtheil, der Pr. durch ein Handelsgeschäft erzeugt u. bestimmt. Alles, wofür ein Pr. gezahlt wird, hat auch Werth, dagegen hat manches werthvolle Gut (z. B. die Luft, in vielen Fällen das Wasser, ein Urwald hoch oben im Gebirge ꝛc.) keinen Pr. Nicht selten haben umgekehrt Sachen von geringem Gebrauchswerth einen sehr hohen Pr. (Edelsteine z. B.). Der Pr. sollte sich nun allerdings nach dem Verbrauchswerthe richten, andererseits sollten die Erzeugungskosten maßgebend für den Pr. sein, indessen trifft dies nicht in allen Fällen zu. Durchschlagend für die Bestimmung des Pr.es ist jedoch das Verhältniß zwischen Nachfrage u. Angebot. Wird ein Verkaufsartikel stark begehrt, aber nur schwach angeboten, so steigt der Pr., obgleich der Werth u. die Erzeugungskosten sich inzwischen nicht verändert haben. Werden viele Arbeitskräfte gebraucht, so geht der Pr. für die Arbeitsleistung (der Lohn) höher; werden Kapitalien gesucht, so steigt der Miethpreis (Zins) u. umgekehrt. — Pr.e, welche dem Verkaufswerthe u. den Erzeugungskosten annähernd entsprechen, nennt man angemessene. Als Werthmesser für den Pr. dient das Geld, u. alle Kulturvölker bedienen sich dieses gemeinsamen Preisausgleiches derart, daß der Pr. für sachliche Güter (Kaufpreis) wie für Dienstleistungen (Lohn, Gehalt, Honorar), ebenso für leihweise Benutzung (Miethe, Zins) ausgedrückt u. bestimmt wird durch die größere od. geringere Menge gemünzten Edelmetalls, welche als Entschädigung für die verlangte Gegenleistung vereinbart wird. Die Regulirung des Pr.es ist Aufgabe des Handels.

Preißelbeeren (Vaccinium Vitis Idaea), auch Bruch-, Krack-, Kren-, Krons-, Preuß-, kleine Rauschbeere, rothe u. immergrüne Heidelbeere, wilder Buchsbaum, rothe Besing ꝛc.; einer unserer beliebtesten Beerensträucher aus der Familie der Heidelbeerartigen od. Siphonandraceen, in Gebirgswäldern die Bergregion, auf der Ebene die Heideländer mit fruchtbarem Boden bewohnend. Sie zeichnet sich durch ihre immergrünen, buchsartigen, verkehrt-eiförmigen, glänzendgrünen, auf der Unterseite getüpfelten Blätter aus u. hat weiße od. röthliche Blumentrauben u. lebhaft rothe, herbe Beeren, welche, mit Zucker eingemacht, eine allbeliebte Zuspeise sind. Der kleine hübsche Strauch blüht zweimal, einmal im Juli u. einmal im Herbst, so daß man Sommer- u. Herbstfrüchte unterscheidet, von denen die letztern zum Einmachen vorgezogen werden; doch scheint diese doppelte Blüte- u. Fruchtzeit nur der Ebene eigenthümlich zu sein. — Eine andere Art, die Sumpfpreißelbeere, Sumpfkronsbeere, Moosbeere (Oxycoccos palustris P.), hat bei weitem größere Beeren als die vorige, die auch von dunklerer Farbe sind u. ein feineres Kompot als jene liefern.

Prekarei, Prekareihandel (franz. commerce précaire) heißt derjenige Verkehr, den die Angehörigen von zwei mit einander Krieg führenden Nationen durch die Vermittlung von Bürgern eines neutralen Staats (s. „Neutralität") unterhalten.

Prekarium (lat. precarium) bedeutet ein Verhältniß, in welchem Jemand auf Ansuchen den Besitz od. das Recht eines Andern zu eigenem Nutzen, aber nur auf Widerruf ausübt. Dergestalt z. B. an Gutsunterthanen gegen die Verpflichtung zu Frohnleistungen überwiesene Grundstücke hießen im Deutschen Rechte Laßgüter.

Preller, Friedrich, einer der bedeutendsten Landschaftsmaler der Gegenwart, geb. zu Eisenach 25. April 1804; besuchte zuerst in Weimar die Kunstschule, ging dann nach Dresden, lebte abwechselnd hier u. in Weimar, dann zwei Jahre lang auf der Akademie in Antwerpen u. 1827—31 in Rom, wo er sich vorzüglich an Joseph Anton Koch anschloß. Nach Weimar zurückgekehrt, wurde er Prof. an der dortigen Zeichenschule u. Hofmaler. Seine Landschaften bieten fast immer eine kräftige Natur, die er mit eben so großer Treue u. Wahrheit als mit einer eigenthümlichen Fülle von Phantasie, stets frei von jeder Weichlichkeit u. Süßlichkeit, darzustellen weiß. Vorzugsweise hat er sich dem nordischen Meeresstrande od. auch den Hochthälern der Alpen zugewandt. Mehrere dieser Landschaften befinden sich im Schlosse zu Weimar. Bisweilen bringt er auch eine Reihenfolge von Landschaften mit historischer Staffage, wohin z. B. der Cyklus mit Staffage aus der thüringischen Geschichte (ebendaselbst) u. die Ausschmückung des Wielandzimmers mit den landschaftlichen Bildern aus dem „Oberon", bes. aber seine Fresken aus der „Odyssee" gehören, womit er das Römische Haus zu Leipzig schmückte, aus denen dann die meisterhaften (1858 ausgestellten) Cartons zur Odyssee hervorgingen, deren Ausführung der Großherzog von Weimar im neuen Museum seiner Residenz bestellte, zu welchem Zweck Pr. nochmals auf zwei Jahre nach Italien ging. Sechzehn Bilder von wunderbarer Fülle der Komposition u. reichem Zauber der poetischen Erfindung schildern die Schicksale des heimkehrenden Odysseus, während uns die Sockelbilder die Vorgänge auf Ithaka in der Zeit der Abwesenheit des Helden vorführen (herausgeg. in Nachbildungen u. mit erläuterndem Text von M. Jordan, Lpz. 1875; in Farbendruck von Steinbock, Münch. 1876 f.). Auch lieferte er 40 Originalkompositionen zur Odyssee (in Holzschnitt ausgeführt von Brend'amour u. Oertel, 2. Aufl., Lpz. 1873). Vor Kurzem begann Pr. in ähnlicher Weise auch mehrere Cartons nach der Ilias. — Ein sehr tüchtiger Landschaftsmaler ist auch sein Sohn, Friedrich **Pr.**, geb. 1843 zu Weimar, der in seinen röm. Landschaften eine klassische Schönheit u. einen besonderen Farbenreiz entfaltet. Derselbe lebt jetzt, nachdem er zweimal längere Zeit in Italien verweilt hat, in Dresden. Er malte auch für die Albrechtsburg in Meißen vier Landschaften u. für das neue Dresdener Hoftheater mehrere landschaftliche Scenen aus Dramen u. Opern.



Nr. 4515. Friedrich Preller (geb. 25. April 1804).

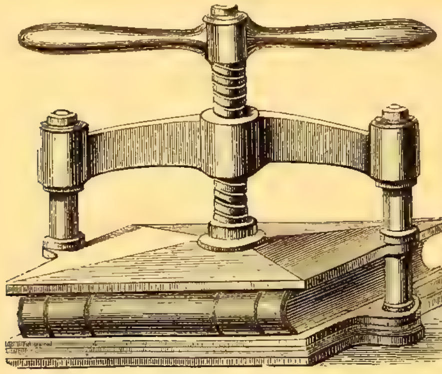
Preller, Ludwig, Archäolog, geb. zu Hamburg 15. Sept. 1809; studirte seit 1828 Philologie in Leipzig, Berlin u. Göttingen, habilitirte sich 1833 als Privatdozent in Kiel, war 1838—43 ord. Prof. in Dorpat, bereiste dann Italien, folgte 1844 einem Rufe als Prof. an die Universität in Jena, wurde 1847 Oberbibliothekar in Weimar, machte 1852 eine Reise nach Griechenland u. Kleinasien u. starb zu Weimar 21. Juni 1861. Von seinen Werken sind zu nennen: „Demeter u. Persephone" (Hamb. 1837); „Griechische Mythologie" (3. Aufl., herausgeg. von Plew, 2 Bde., Berl. 1872—75); seine „Römische Mythologie" (2. Aufl., Berl. 1865); „Historia philosophiae graecae et romanae" (mit Ritter, 5. Aufl., herausgeg. von Teichmüller, Gotha 1875) u. „Aufsätze aus dem Gebiet der klassischen Alterthumswissenschaft" (herausgeg. von R. Köhler, Berl. 1864).

Prenzlau, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Potsdam (Prov. Brandenburg), alte Hauptstadt der Ukermark mit 15,731 E. (1875); liegt am Ausfluß der Uker aus dem unteren Ukersee u. hat in der schönen goth. Marienkirche von 1340 eine der größten Hallenkirchen Deutschlands. Die alte Stadt ist Sitz eines Kreisamtes, Kreis- u. Schwurgerichtes u. hat ein Gymnasium, mit welchem eine Realschule erster Ordnung verbunden ist. Eisengießerei, Müllerei, Maschinenbau u. Weberei sind die wichtigsten Industriezweige; die Umgebung treibt viel Tabaksbau; von Bedeutung ist der Handel der Stadt mit Getreide, Vieh u. Wolle. Pr. wurde 1128 angelegt u. 1235 von Herzog Barnim I. von Pommern zur Stadt erhoben. — Der Kreis **Pr.** zählt auf 20,58 □M. 54,012 E. (1875) mit den Städten Pr., Brüssow u. Straßburg.

Presbyter (griech., s. v. w. Aeltester, dann überhaupt Bezeichnung von Vertrauenspersonen) war in der ältesten christlichen Kirche der Name für die geistlichen Leiter der Gemeinde, die durch Gemeindewahl aus ihr

hervorgegangen waren gemäß der Idee vom allgemeinen Priesterthum. Pr. ist demnach ursprünglich völlig gleichbedeutend mit Bischof (s. d.). Die Gesammtheit der Pr. hieß **Presbyterium** od. Rath der Aeltesten. Mit dem Entstehen eines besonderen Priesterthums od. Klerus wurden die Pr. zu Priestern, die nicht mehr aus Gemeindewahl, sondern aus bischöflicher Ernennung hervorgingen. Erst die Reformirte Kirche hat die urchristliche Verfassung wieder hergestellt u. den Pfarrern, die aus Gemeindewahl hervorgehen, ein Presbyterium von Laien an die Seite gestellt. Die Lutherische Kirche ist gegenwärtig meist noch in der Einführung dieser sog. Presbyterialverfassung begriffen, zu deren Ergänzung zugleich die Synodalverfassung gehört, d. h. die Vertretung der Gesammtkirche durch Abgeordnete aus den Presbyterien od. Kirchenvorständen der Einzelgemeinden (vgl. „Kirchengewalt" u. „Kirchenverfassung").

Presbyterianer, s. „Puritaner".



Nr. 4516. Schraubenpresse mit unbeweglicher Mutter.

Prescott (spr. Presskot), William Hickling, nordamerikan. Geschichtschreiber, Enkel des Obersten William Pr., der die amerik. Truppen 1775 in der Schlacht bei Bunkers Hill befehligte, u. Sohn des 1844 als Richter in Boston verstorbenen William Pr., geb. zu Salem (Massachusetts) 4. Mai 1796; studirte 1811—14 in Harward College die Rechte, gab aber die juristische Laufbahn auf, weil er durch Zufall ein Auge verloren u. auch die Sehkraft des anderen durch Ueberanstrengung geschwächt hatte. Um Hülfe zu suchen, begab er sich 1815 nach Europa u. brachte 2 Jahre in England, Frankreich u. Italien zu. Nach seiner Rückkehr widmete er sich dem Geschichtsstudium u. sammelte, obwol die Schwäche seines Auges nicht gehoben worden, das Material zu seinen berühmten Werken. 1850 reiste er noch einmal nach England, 1858 erblindete er völlig u. 28. Jan. 1859 starb er zu Boston. Seine auf emsiges Quellenstudium gegründeten u. durch treffliche Darstellung ausgezeichneten Werke, die sämmtlich viele Auflagen erlebten, sind: „History of the reign of Ferdinand and Isabella the catholic" (3 Bde., Boston 1838; deutsch 2 Bde., Lpz. 1842); „History of the conquest of Mexico" (3 Bde., Bost. 1843; deutsch 2 Bde., Lpz. 1845); „History of the conquest of Peru" (3 Bde., New-York 1847; deutsch 2 Bde., Lpz. 1848); „History of the reign of Philip II., king of Spain" (3 Bde., Bost. 1856—58; deutsch Lpz. 1856 ff.); „The life of Charles V. after his abdication" (Suppl. zu Robertson's „Geschichte der Regierung Kaiser Karl's V.", 3 Bde., Bost. 1857); „Biographical and critical miscellanies" (New-York 1845).

Preßburg (ungar. Pozsony), die Hauptstadt des gleichnamigen Komitates im westl. Ungarn u. königl. Freistadt; liegt malerisch am linken Ufer der Donau, zu der sich hier in dem 138 m. hohen Schloßberge die südlichsten Ausläufer der Kleinen Karpathen vorschieben, u. steht mit dem anderen Ufer des Stromes durch eine Schiffbrücke in Verbindung. Die freundliche u. stille Stadt, welche 46,540 E. (1869) zählt (2/3 Deutsche, 1/4 Magyaren, 1/3 Protestanten, 1/6 Juden), war bis 1784 Haupt- u. Krönungsstadt Ungarns. In der goth. Martinskirche, deren hoher Thurm reich vergoldet ist, wurden die ungar. Könige gekrönt, u. auf dem Königshügel an der Donau schwangen sie dann das Schwert Stephan's des Heiligen nach den vier Himmelsgegenden, zum Zeichen, daß sie das Land nach allen Seiten hin vertheidigen würden. Das alte, 1811 ausgebrannte Schloß war ihre Residenz u. später auch eine Zeit lang Sitz des Landtages. Das Rathhaus ist ein alterthümlicher, an der Außenseite mit Frescogemälden geschmückter Bau. Pr. hat 25 Kirchen, einen erzbischöflichen Palast, eine Rechtsakademie, ein Gymnasium, eine Oberrealschule, eine protestantische u. eine katholisch-theologische Lehranstalt u. zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten. Die Industrie der Bewohner besteht in Seidenspinnerei u. Weberei, Branntweinbrennerei, Tabak-, Leder- u. Mehlfabrikation. Bedeutend ist der Handel mit Wein, Getreide, Mehl, Gemüse, Holz &c. Zu den besuchtesten Punkten der Umgebung Pr.s gehören die mit einem Naturpark bedeckten Donauinseln Au u. Mühlau. Schon im 9. Jahrh. bestand an dieser Eingangspforte Ungarns eine Burg, an der sich später deutsche Kolonisten ansiedelten. Die Eroberung Ofens durch die Türken 1541 machte Pr. zur ungar. Hauptstadt, bis 1784 die Statthalterei wieder nach Ofen verlegt wurde. Infolge der Schlacht von Austerlitz schloß hier Kaiser Franz II. mit Napoleon 26. Dez. 1805 Frieden (s. „Deutschland", Geschichte). — Das **Preßburger Komitat**, welches auf 74,91 □M. 297,377 E. (1869) zählt, liegt im N. der Donau, wird durch die March von Niederösterreich geschieden u. grenzt im N. u. O. an das Komitat Neutra u. im SO. an das Komitat Komorn. Die Kleinen Karpathen trennen die theilweise sandigen Niederungen der March von dem Hügellande des Waagthales; im S. umfaßt das Komitat den größten Theil der fruchtbaren Donauinsel Schütt. Groß ist der Reichthum des Landes an Bodenprodukten der verschiedensten Art; auch die Viehzucht hat beträchtliche Ausdehnung.

Presse nennt man in der Mechanik u. Technologie eine Vorrichtung, welche dazu dient, mittels Hebel, Schrauben u. dergl. mechanischer Hülfsmittel auf einen Gegenstand starken Druck auszuüben, der bald ein länger dauernder, bald nur ein kurzer, momentaner sein kann. Solcher Vorrichtungen bedarf man zu vielerlei Zwecken, theils um plastische Massen in gewisse Formen zu bringen, Prägpressen, Vergolderpressen, theils um feste Bestandtheile von flüssigen zu sondern: Rübenpressen, Weinpressen, Stearinpressen, Citronenpressen, od. die Gegenstände auf ein geringeres Volumen zu bringen, Packpressen, sie parallel zu richten od. zu glätten, Glättpressen, Kartenpressen od. endlich, um bes. zubereitete Platten u. Formen abzudrucken, Buchdruckpressen, lithographische Pr.n &c. Je nach der Natur der mechanischen Potenzen, die bei den P.n angewandt werden, kann man unterscheiden die **Keilpresse**, bei welcher zwischen den zu pressenden Gegenstand u. ein festes Widerlager ein od. mehrere Keile getrieben werden. Die Pressung ist hier dauernd, wird aber stoßweise verstärkt bei jedem Schlage auf den einzutreibenden Keil. Anwendung bei der Oelpresse, auch in der Kammfabrikation zum Pressen des Horns &c. Die **Hebelpresse**, bei welcher der Druck durch den sehr kurzen Arm eines Hebels ausgeübt wird, während die Kraft an dem andern, möglichst langen Arme wirkt. Die **Kniepresse** hat zwischen dem zu pressenden Gegenstande u. einem festen Widerlager eine mit einem Kniegelenk versehene Stange so eingesetzt, daß das Knie einen sehr stumpfen Winkel bildet; jeder Druck auf das Knie sucht dasselbe zu strecken u. zwar nach den Hebelgesetzen mit wachsender Gewalt gegen das Widerlager einerseits u. das Preßobjekt andererseits. Die Kniepresse wird als Siegel-, Stempel-, Buchdrucker- u. Packpresse, auch hie u. da zu Münzpressen angewendet. Bei der **Schraubenpresse** wird die Preßplatte gegen das Widerlager durch eine große Schraubenspindel bewegt. Die **Walzenpressen** bestehen aus zwei sehr nahestehenden Walzen od. einer Walze neben einer ebenen Platte. Werden die Walzen in passender Weise in Umdrehung versetzt, so ziehen sie das zu pressende Objekt zwischen sich hinein, das natürlich so weit zusammengequetscht wird, als der feste Abstand der beiden Walzen beträgt. Solche Walzenpressen sind in den Eisenhüttenwerken zur Fabrikation der Schienen &c. in Gebrauch, auch in der Buchdruckerei als Schnellpressen. Flüssigkeiten dienen als übertragende Mittel in der **Real'schen** u. **hydrostatischen** u. in der **hydraulischen** Pr. (s. d.). — **Pr.** ist ferner Bezeichnung des durch Vervielfältigung von Geisteswerken entstehenden Verkehrs im Allgemeinen od. der Besprechung von Tagesbegebenheiten durch die Zeitungen (s. d.) od. der sog. „periodischen Pr." im Besonderen.

Preßfreiheit. Niemand kann unmittelbar gehindert werden, das, was er denkt, weiß u. will, mündlich zu offenbaren. Verstoßen derartige Aeußerungen gegen ein Strafgesetz, so greift deshalb allerdings gerichtliche Verfolgung Platz, aber das Strafgesetz hat es blos mit der wirklich gefallenen Aeußerung zu thun u. wirkt vorbeugend nur bei Denen, welche mit Rücksicht auf seine Androhungen ihre Gedanken für sich behalten. Dasselbe gilt auch von schriftlichen, an bestimmte Personen gerichteten Aeußerungen, u. muß in noch höherem Grade von gedruckten od. sonst mechanisch vervielfältigten Ansprachen an weitere Kreise gelten. Die Ergebnisse des eigenen freien Denkens zu verbreiten, für das als wahr u. recht Erkannte fördernde Zustimmung zu suchen ist sittlich geboten, u. bezügliche Hinderungsversuche sind nicht nur aus diesem Grunde, sondern auch deshalb verwerflich, weil Jeder das Recht hat, geistige Anregung zu empfangen u. damit seine Erkenntniß zu stärken, zu berichtigen u. zu vermehren. Die Bedenken, daß bei einer ungehinderten Aeußerungsfreiheit das Laster, die Gottlosigkeit u. die abenteuerlichsten Umsturzpläne überwuchern, Staat u. Kirche verderben u. in kürzester

Zeit Alles zu Grunde richten müßten, beweisen, selbst wenn die Erfahrung nicht widerspräche, als ungeheuerliche Uebertreibungen zu viel, also gar nichts. Ein Mißbrauch der Aeußerungsfreiheit kann im Lichte der Oeffentlichkeit nicht lange bestehen, wohl aber auf gar nicht beabsichtigte Weise das Rechte fördern. Als die engl. Regierung während des letzten weitverbreiteten Aufstandes in Indien ihr werthvollstes Besitzthum durch eine gemeinschaftliche Verschwörung der Hindu u. Mohammedaner gefährdet sah, legte sie der einheimischen Presse dennoch keine Beschränkungen auf, weil sie über die allgemeine Stimmung u. die Ansichten der Verschworenen stets Auskunft haben wollte, u. so müßte sogar eine Verbrecherzeitung, welche über alle Gelegenheiten zu Raub, Diebstahl u. Betrug, über die besten Mittel der Ausführung, über die Mitglieder u. Pläne gefährlicher Banden berichtete, müßte den Bedrohten u. der Sicherheitspolizei erst recht als in höchstem Grade wünschenswerth erscheinen. Außerdem sind ja mit der Pr. die bestehende Ordnung, die Sittlichkeit, die Regierung u. ihre Vertreter, die persönliche Ehre der Bürger den Streichen der Bosheit u. überstürzender Leidenschaft nicht wehrlos preisgegeben. Die Presse läßt sich eben so gut zu Berichtigungen u. eindringlichen Gegenbelehrungen, zur gelassenen od. schärfsten Vertheidigung benutzen, u. für äußerste Fälle versieht ja immerhin noch das Strafgesetz die ausgleichende Gerechtigkeit mit der nöthigen Macht.

Das Verständniß für diese Erwägungen ist erst der neueren Zeit, u. auch nicht überall vollständig, aufgegangen. Im Mittelalter war die Aeußerungsfreiheit, abgesehen von einzelnen sogar barbarischen Ausfällen gegen mißliebige Schriften u. deren Verfasser, nicht systematisch beschränkt. Seit Erfindung der Buchdruckerkunst bemächtigte sich aber zunächst die Kirche der Möglichkeit, gefährlich scheinende Schriftwerke von der mechanischen Vervielfältigung, also auch von dem offenen Markte, auszuschließen u. gewann dafür schon im ersten Drittel des 16. Jahrh. die Unterstützung u. Nachfolge der weltlichen Machthaber. Die hierdurch ins Leben gerufene vorbeugende Censur (s. d.) hat indessen durch ihre Unzulänglichkeit u. Gemeinschädlichkeit zur Klarstellung des Bedürfnisses einer freien Presse mit beigetragen. Während der Censurwirthschaft war das Publikum, trotz der sorgfältigsten Ueberwachung, über das, was vorging, doch immer unterrichtet; den für gefährlich erachteten neuen Ideen gereichte die deshalb verhängte Sperre zur besonderen Empfehlung, u. das fortgesetzte Vertuschen von Mißbräuchen, Unregelmäßigkeiten u. Mängeln, die geschminkte Vorführung des öffentlichen Zustandes blendete eigentlich blos die höchsten Kreise bis dahin, wo eine um so härtere Enttäuschung eintrat. In England hatte deshalb die gereiftere politische Einsicht schon während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vom Gebrauch der strengen Preßgesetze absehen lassen. In Frankreich wurde die 1789 anerkannte, während des ersten Kaiserreichs unterdrückte Pr. zwar durch die Charte von 1814 gewährleistet u. 1830 bei der Julirevolution gegen den Versuch einer Wiedereinführung der Censur vertheidigt, indessen bereits 1836 durch die drakonischen Septembergesetze u. mehr noch, nach kurzer Entfesselung im J. 1848, während des zweiten Kaiserreichs eingedämmt, was gegenwärtig unter der dritten Republik noch nachwirkt. Der deutschen Nation brachte erst das Bewegungsjahr 1848 die Pr., allerdings unter Beschränkungen, welche die Partikulargesetzgebung seit 1851 nach dem von Frankreich ausgehenden Beispiele, wiewol nicht gleichmäßig, anbrachte. Harte Strafbestimmungen gegen den Mißbrauch der Presse zu Verbrechen u. Vergehen, wobei außer den Verlegern u. Redakteuren von periodisch erscheinenden Blättern auch Kommissionäre u. Drucker mit zur Verantwortung gezogen werden können, die Abhängigkeit des Preßgewerbebetriebs von einer Genehmigung der Verwaltungsbehörde, die Beschränkung der Kolportage, das Erforderniß hoher Kautionen, um die Erlaubniß zur Gründung von Organen der Tagespresse zu erlangen, das ausgedehnte Recht der Polizei u. Staatsanwaltschaft zur Beschlagnahme von Druckschriften, die Ausschließung des Urtheils von Geschworenen über Preßvergehen erinnern eben immer noch zur Genüge daran, daß man die früheren Gepflogenheiten nicht ohne schwere Bedenken aufgegeben hat.

Preßgesetze sind eigentlich alle Erlasse, die sich auf die mechanische Vervielfältigung u. Verbreitung von Geisteswerken beziehen, also auch die Artikel des Strafgesetzbuchs, unter welche die mittels der Presse begangenen Verbrechen u. Vergehen fallen. Als Pr. im engeren Sinne bezeichnet man jedoch den Inbegriff der polizeilichen Vorschriften, welche, wie vordem die Anweisungen für die Censoren u. in andrer Weise noch gegenwärtig, nach Anerkennung der Preßfreiheit, dem Mißbrauch der Presse begegnen u. die Verantwortlichkeit der Urheber von solchen Mißbräuchen sichern wollen. Das deutsche Gesetz über die Presse vom 7. Mai 1874 bestimmt in dieser Hinsicht, daß auf Druckschriften der Name u. Wohnort des Druckers u. Verlegers, bei Selbstverlag des Verfassers od. Herausgebers, genannt, von periodischen Druckschriften aber bei Beginn der Ausgabe u. Versendung ein Exemplar an die Ortspolizeibehörde eingeliefert werden solle. Oeffentliche Aufforderung zum Aufkommen für die Strafen u. Kosten wegen strafbarer Handlungen, die Bekanntmachung der Anklageschrift od. anderer amtlicher Schriftstücke eines Strafprozesses vor stattgehabter Hauptverhandlung, die Verbreitung von Nachrichten über Truppenbewegungen od. Vertheidigungsmittel in Kriegszeiten gegen ein ausdrückliches Verbot des Reichskanzleramtes sind untersagt. Desgleichen enthält das Gesetz Bestimmungen über die Haftpflicht der Redakteure, Verleger, Drucker u. Verbreiter von Druckschriften, wenn darin der Thatbestand einer strafbaren Handlung enthalten ist, nicht minder die Bedingungen einer polizeilichen Beschlagnahme von Druckwerken, sowie die Androhung von Geld- od. Freiheitsstrafen wegen Uebertretung der preßpolizeilichen Vorschriften. Die deshalb vorbehaltne Strafverfolgung verjährt binnen 6 Monaten.

Preßhefe, s. „Hefe".

Preßspäne nennt man dünne Tafeln von ganz bes. fester u. feiner Pappe, welche eine sehr glatte Oberfläche annehmen u. durch Zwischenlegen zwischen Papiere u. Zeuge beim Pressen derselben dienen, um jenen Stoffen eine glatte u. glänzende Oberfläche zu geben.

Prestidigitateur (frz., spr. Prestidischitatöhr), eigentlich ein Schnellfingerer, d. h. ein Taschenspieler.

presto (ital.), schnell, rasch; prestissimo, so rasch als möglich.

Preston (spr. Prest'n), bedeutende Fabrikstadt in der engl. Grafschaft Lancaster mit 85,427 E. (1871); liegt am rechten Ufer des schiffbaren Ribble, welcher zur Flutzeit für Schiffe von 150 Tonnen schiffbar ist u. von einem Viadukt der Nord-Unionbahn überbrückt wird, u. am Lancaster-Kanal, ist gut gebaut u. besitzt 25 Kirchen, darunter 4 katholische, eine Lateinschule u. ein Museum. Unter den öffentlichen Gebäuden ist das 1867 in franz.-goth. Stile vollendete Rathhaus beachtenswerth. Pr. hat sich seit 1717 zu einem Hauptsitz der engl. Baumwollindustrie emporgeschwungen, welche in der Stadt nicht weniger als 20,000 Arbeiter beschäftigt; Baumwollspinnerei u. Weberei, Leinweberei, Maschinenbau, Eisengießerei u. Gerberei setzen über 400 Fabriken u. Werkstätten in Thätigkeit. Nicht unbedeutend ist die Fischerei der Bevölkerung, die auch große Pferdemärkte abhält. Auf dem nahen Ribleton Moor siegten im J. 1648 Cromwell u. Lambert über die Royalisten unter Hamilton u. 1715 die Generale Willes u. Carpenter über die Anhänger des unglücklichen Prätendenten Eduard (III.) Stuart.

Pretium (lat.), Preis, Werth, Belohnung. P. affectionis (Affektionswerth), der einer Sache nicht wegen ihres Kaufpreises, sondern wegen der Anhänglichkeit an den Geber od. aus Liebhaberei des Besitzers beigelegte Werth; pretiös, kostbar, werthvoll; auch geziert, affektirt; Pretiosen, Kostbarkeiten, Geschmeide, Edelsteine 2c.

Preußen, Königreich, die Vormacht des Deutschen Reiches, der Größe u. Bevölkerung nach der 6. Staat Europa's; bedeckt nach der Einverleibung des Herzogthums Lauenburg, abgesehen von den zum Staatsgebiet gerechneten Wasserflächen (den Küstengewässern der Ostsee, der Elbfläche u. den zum Jahdegebiet gehörenden Gewässern, an 75,41 □M.), ein Areal von 6326,20 □M. u. bildet ein zusammenhängendes Ganze, welches zwischen 5° 51′ 59″ u. 22° 53′ 21″ östl. von Greenwich u. 49° 6′ 45″ u. 55° 53′ 46″ n. Br. liegt u. in dem der nördlichste Punkt vom südlichsten 100, der östlichste vom westlichsten 160 M. entfernt ist. Im N. von der Nordsee, Dänemark u. der Ostsee, im O. von Rußland, im S. von Oesterreich (Galizien, Schlesien, Mähren, Böhmen), Sachsen, den thüring. Staaten, Bayern, Hessen-Darmstadt u. Elsaß-Lothringen, im W. von Luxemburg, Belgien u. den Niederlanden begrenzt, umschließt Pr. außer den Großherzogthümern Mecklenburg u. Oldenburg als Enklaven drei mecklenburg.-schwer. Gemeinden, das hamburgische Gebiet nebst vier Enklaven in Holstein u. einer in Hannover, das Herzogthum Anhalt in acht Stücken, das Herzogthum Braunschweig in acht Stücken, die Fürstenthümer Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold u. Waldeck-Pyrmont, die weimar. Aemter Allstedt u. Oldisleben, das gothaische Amt Volkerode, die schwarzburg-rudolstädtischen u. schwarzburg-sondershausischen Unterherrschaften, den altenburg. Ort Mumsdorf, die großherzoglich hessische Provinz Oberhessen mit einer Exklave, das oldenburgische Amt Birkenfeld u. zwei badische u. drei württembergische Enklaven in Hohenzollern. Abgesehen von den hohenzollern'schen Landen sind folgende Exklaven vom Staatskörper getrennt: sechs Ortschaften in Mecklenburg-Schwerin, das Vorwerk Groß-Menow in Mecklenburg-Strelitz, eine Gemeinde im hamburgischen Gebiet Bergedorf, sieben in Anhalt, der Wolfsburger Werder u. der Klüdener Pax in Braunschweig, das Jahdegebiet in Oldenburg, die Stadt Lügde zwischen Lippe-Detmold u. Waldeck, zwei Dörfer in Waldeck, Kischlitz in Sachsen-Altenburg, der Kreis Ziegenrück in sechs Parzellen zwischen Meiningen, Weimar, Reuß jüngerer Linie, Schwarzburg-Rudolstadt u. Bayern, drei Parzellen in Sachsen-Meiningen, die Aemter Wandersleben u. Mühlberg in Sachsen-Gotha u. die Kreise Schleusingen

u. Schmalkalden zwischen Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Weimar u. Schwarzburg-Sondershausen. Die 218 M. lange Meeresküste wird zu $^3/_4$ von der Ostsee, zu $^1/_4$ von der Nordsee bespült; in letzterer gehören zum preuß. Staate die ostfries. Inseln Borkum, Juist, Norderney, Baltrum, Langeroog u. Spiekeroog u. die schleswig'schen Inseln Römö, Sylt, Föhr, Amrom, die Halligen, Pelworm u. Nordstrand, in der Ostsee Alsen, Fehmern, Rügen mit Hiddensee, Usedom u. Wollin. Zum überwiegend größten Theile gehört Pr. der norddeutschen Tiefebene an u. wird in seinen östl. der Elbe gelegenen Provinzen von dem nord- u. süduralischen Landrücken durchzogen. In diesem Theile der Monarchie tritt Gebirgsland nur an der Westgrenze Schlesiens im Sudetensystem aus, das seine Vorberge bis in die Nähe der Oder nach Osten vorschiebt. Zwischen Elbe u. Werra-Weser reicht Pr. über den Harz bis an den Thüringer Wald hinan, an dessen südl. Abhange die Kreise Schmalkalden u. Suhl liegen, u. wird in dem südl. Theile seiner Tiefebenen von der Weserkette durchschnitten, welche dieser Fluß in der Porta Westphalica durchbricht. Zwischen Werra, Weser u. Rhein greift parallel mit der Weserkette der Teutoburger Wald weit in die Tiefebene hinaus, während den Süden die Ausläufer der Rhön u. des Spessart, das hess. Bergland, der Taunus, der Westerwald u. das Rhein. Schiefergebirge erfüllen. Von letzteren durch das Rheinthal getrennt erscheinen auf der linken Seite des Stromes Hunsrück u. Eifel. Nur einer, u. zwar der kleinste der deutschen Ströme, die Ems, gehört Pr. von der Quelle bis zur Mündung vollständig an; ein zweiter, die Oder, tritt nach wenigen Meilen Laufes auf preuß. Gebiet u. bleibt auf demselben bis zur Mündung. Von dem Niemen u. der Weichsel besitzt Pr. außer der Mündung noch den wichtigsten Theil des Unterlaufes, von der Elbe den ganzen Unterlauf; erst auf preuß. Gebiete wird die Weser für den Verkehr wichtig, u. wenn auch die Mündungen des Rheines außerhalb des Deutschen Reiches liegen, so nimmt doch Pr. 49 M. des Stromlaufes für sich in Anspruch u. gerade den Theil, auf welchem der Rhein für Schiffe von 500—800 Tonnen fahrbar wird. Außer diesen Strömen mit ihren Nebenflüssen hat Pr. noch den Pregel, die Stolpe, Persante, Rega, Eider, Schlei u. verschiedene Küstenflüsse, welche, wenn auch zum Theil nur auf ihrem Unterlaufe, für Schiffahrt u. Handel Bedeutung haben.

Das Königreich Pr. hatte nach der letzten Volkszählung vom 1. Dez. 1875 eine Gesammtbevölkerung von 25,742,496 Seelen; dieselben vertheilen sich auf die 11 Provinzen u. die Regierungsbezirke folgendermaßen:

Reg.-Bez. u. Prov.	□M.	Bevölk. 1875.	Reg.-Bez. u. Prov.	□M.	Bevölk. 1875.
Königsberg	383,31	1,101,647	Schleswig mit Lauenburg	339,52	1,074,085
Gumbinnen	288,19	754,774	Schlesw.-Holst.	339,52	1,074,085
Danzig	144,47	542,316	Hannover	105,44	430,059
Marienwerder	318,33	800,434	Hildesheim	93,60	413,597
Preußen	1134,30	3,199,171	Lüneburg	211,08	386,714
Berlin	1,07	966,872	Stade	120,40	308,209
Potsdam	374,93	1,100,161	Osnabrück	113,73	277,761
Frankfurt	348,50	1,059,392	Aurich	54,55	201,053
Brandenburg	724,50	3,126,425	Hannover	698,82	2,017,393
Stettin	218,78	695,734	Münster	131,65	443,344
Köslin	254,98	557,831	Minden	95,40	480,612
Stralsund	73,28	208,725	Arnsberg	139,78	981,741
Pommern	547,04	1,462,290	Westfalen	366,83	1,905,697
Posen	317,88	1,033,747	Kassel	189,58	788,886
Bromberg	207,91	572,337	Wiesbaden	99,09	679,012
Posen	525,79	1,606,084	Hessen-Nassau	288,67	1,467,898
Breslau	244,72	1,472,254	Koblenz	112,55	571,559
Liegnitz	247,00	995,083	Düsseldorf	99,29	1,460,376
Oppeln	239,97	1,376,362	Köln	72,18	654,667
Schlesien	731,69	3,843,699	Trier	130,43	615,111
Magdeburg	208,84	879,558	Aachen	75,46	502,544
Merseburg	185,42	903,931	Rheinland	489,89	3,804,257
Erfurt	64,14	385,542			
Sachsen	458,40	2,169,031	Hohenzollern	20,74	66,466

Zusammen 6326,20 □Meilen mit 25,742,496 Einw.

Die Volkszählung vom 1. Dez. 1871 ergab einschließlich Lauenburgs, das damals dem preuß. Staate nur durch Personalunion verbunden war, für die Monarchie eine Bevölkerung von 24,655,388 Seelen, nicht gerechnet das außer Landes befindliche Militär u. die Marinetruppen, so daß die Volkszahl 1871—75 um 1,087,108 Seelen zugenommen hat. In gleicher Weise hat sich in diesem Jahre auch eine Steigerung der Volksdichtigkeit von 3909 auf 4066 E. auf 1 □M. im Durchschnitt ergeben. Unter dieser Durchschnittsdichtigkeit blieben zurück (1875) die Provinzen Pommern mit 2674 E., Pr. mit 2838 E., Hannover mit 2886 E., Posen mit 3052 E., Schleswig-Holstein mit 3164 E. auf 1 □M.; eine dichtere Bevölkerung haben dagegen Brandenburg mit 4177 E., Sachsen mit 4730 E., Hessen-Nassau mit 5119 E., Westfalen mit 5195 E., Schlesien mit 5267 E. u. die Rheinlande mit 7610 E. auf 1 □M. Von allen preuß. Landestheilen zeigt die dünnste Bevölkerung der Reg.-Bez. Köslin mit 2187 E., die dichteste der Reg.-Bez. Düsseldorf mit 14,807 E. (1875) auf 1 □M. Nach der Zählung von 1871, welche für die weiteren Details bis jetzt noch maßgebend sein muß, so lange hierfür noch nicht die Resultate der letzten Zählung vorliegen, wohnten von der Gesammtbevölkerung 67,62 % auf dem Lande, 32,38 % in den Städten; die stärkste ländliche Bevölkerung weist Pr. mit 77,4 %, Schlesien mit 75,6 %, Hannover mit 74,3 %, Posen mit 72,8 %, die schwächste Brandenburg mit 46,7 %, Sachsen mit 60,4 % u. Rheinland mit 62,8 % auf. Die nichtdeutsche Bevölkerung Pr.s wird geschätzt auf 146,800 Lithauer in den Reg.-Bez. Gumbinnen u. Königsberg, 2,432,000 Polen, von denen der Reg.-Bez. Oppeln 744,200, Posen 584,900, Bromberg 258,500, Marienwerder 290,000, Danzig 140,500, Gumbinnen 163,300, Königsberg 181,500, Breslau 59,000, Köslin 3700 u. das Militär 6400 zählt, auf 50,000 Tschechen in den Reg.-Bez. Oppeln u. Breslau, 83,000 Wenden in den Reg.-Bez. Liegnitz u. Frankfurt, 10,400 Wallonen im Reg.-Bez. Aachen, 145,000 Dänen im Reg.-Bez. Schleswig u. 30,000 nicht deutsch redende, verstreut wohnende Einwohner, so daß also die Glieder fremder Nationalitäten mit 2,897,200 Seelen 12 % der Gesammtbevölkerung bilden. Der Konfession nach giebt es (1871) in der ganzen Monarchie 16,041,215 Evangelische, welche in Schlesien (47,4 %), Posen (32,3 %) u. dem Rheinlande (25,3 %) die Minderheit gegenüber den Katholiken bilden, dagegen in Schleswig-Holstein (99 %), Pommern (97,6 %), Brandenburg (95 %) u. Sachsen (93,5 %) fast die ganze Bevölkerung ausmachen; 8,628,173 Katholiken u. 325,565 Israeliten, letztere am stärksten in den östl. Provinzen (Pr. 41,057, Posen 61,982, Schlesien 40,629) vertreten u. in Brandenburg 47,484, in den Rheinlanden 38,423, in Hessen-Nassau 36,390, dagegen in Schleswig-Holstein nur 3729 u. in Sachsen 5917 zählend. Unter den 53,903 Anhängern anderer christlicher Sekten wurden 14,052 Mennoniten, nam. in den Bezirken Danzig u. Marienwerder u. in der Stadt Krefeld, 20,011 Dissidenten, 9375 Baptisten, bes. in der Provinz Pr., 2531 Freireligiöse, 1370 Deutschkatholiken, 1351 Apostolisch-Katholische, 987 Freigemeindler, 600 Methodisten, 254 Irvingianer 2c. gezählt. — Eine eigenthümliche Erscheinung in der Volksbewegung der preuß. Monarchie ist die starke Auswanderung in den östl. Provinzen, welche 1874 theilweise nur von derjenigen Hannovers übertroffen wurde; in diesem Jahre wanderten aus der Provinz Pr. nicht weniger als 5392, aus Pommern 3157, aus Posen 2316, aus Hannover 4046 E. aus, während der ganze Staat durch Auswanderung 27,772 Seelen verlor u. nur 7836 zugewanderten Personen die Staatsangehörigkeit verlieh. In dem Zeitraume vom 1. Okt. 1844 bis Ende 1874 sind zusammen in Pr. 123,499 Personen zugewandert, während dieser Zeit dagegen 758,016 Personen ausgewandert.

Die größten Städte Pr.s nach der Volkszählung vom 1. Dez. 1875.

Stadt	Einw.	Stadt	Einw.
Berlin	968,634 E.	Frankfurt a. O.	47,176 E.
Breslau	239,050 „	Görlitz	45,348 „
Köln	135,518 „	Potsdam	45,041 „
Magdeburg mit Neustadt-M. u. Buckau	122,933 „	Wiesbaden	43,708 „
Königsberg	122,445 „	Duisburg	37,371 „
Hannover	106,684 „	Kiel	37,270 „
Frankfurt a. M.	103,315 „	Münster	34,730 „
Danzig	98,181 „	Elbing	33,572 „
Barmen	86,530 „	München-Gladbach	31,962 „
Altona	84,218 „	Liegnitz	31,487 „
Stettin	81,052 „	Bromberg	31,346 „
Düsseldorf	80,750 „	Osnabrück	29,885 „
Elberfeld	80,599 „	Bochum	28,423 „
Aachen	79,765 „	Bonn	28,114 „
Krefeld	62,849 „	Halberstadt	27,800 „
Posen	61,168 „	Stralsund	27,796 „
Halle	60,631 „	Brandenburg a. H.	27,434 „
Dortmund	57,762 „	Spandau	27,037 „
Essen	54,852 „	Bielefeld	26,574 „
Kassel	53,045 „	Flensburg	26,525 „
Erfurt	48,025 „	Remscheid	26,120 „
		Königshütte	26,032 „
Charlottenburg	25,900 E.		

Materielle Kultur. Nach der Aufnahme vom 1. Dez. 1871 gab es im ganzen preuß. Staate (ausgenommen Lauenburg) 6,996,855 Menschen, welche sich durch Land- u. Forstwirthschaft, Jagd u. Fischerei ernährten; 7,495,048 trieben Bergbau, Hüttenbetrieb, Industrie u. Bauwesen, 2,179,578 beschäftigten sich mit Handel u. Verkehr, 5,243,724 leisteten persönliche Dienste (als Tagelöhner, Handarbeiter, Diener 2c.), 279,981 mit 37,023 weiblichen Angehörigen gehörten zur Armee u. Kriegsflotte. Die Landwirthschaft steht in Pr. auf einer hohen Stufe, wie denn auch gerade die nordöstl. u. nördl. Provinzen dieses Staates zu den getreidereichsten Landschaften Deutschlands gehören. Während von dem Areal

des Deutschen Reiches 48,6 % auf Aecker u. Gärten kommen, werden in Pr. von diesen Kulturen 50,1 % in Anspruch genommen; 18,3 % entfallen auf Wiesen u. Weiden. Der größte Theil des Grund u. Bodens ist in Schleswig-Holstein unter dem Pfluge, wo das Ackerland 64,1 % des Gesammtareals ausmacht, zunächst kommen dann die Provinzen Sachsen, Posen u. Pommern, während die verhältnißmäßig geringste Ausdehnung des Ackerlandes sich in Brandenburg, der Rheinprovinz u. nam. in Westfalen zeigt. Die größte Fruchtbarkeit besitzen die fetten Marschen im Norden des Landes, den geringsten Ertrag liefern die Lande der Masuren u. Kassuben in der Provinz Pr., einzelne Theile der pommerschen Seenplatte, die Moor- u. Heidegegenden in Schlesien, Posen u. Brandenburg u. einzelne Striche in den westfälischen Gebirgen u. auf der Eifel. Von den Getreidearten wurde Roggen auf 24 %, Hafer auf 16 %, Kartoffeln auf 12 %, Weizen auf 10 % u. Gerste auf 8 % der Ackerfläche angebaut. Der Roggenbau ist über den ganzen Staat verbreitet; Weizen liefern nam. die Niederungen der Oder, Weichsel u. Warthe, in Schleswig-Holstein u. Hannover, im südl. Theile des Reg.-Bez. Magdeburg u. in Hohenzollern; in letzterem Lande sowie in den Reg.-Bez. Merseburg, Wiesbaden, Koblenz u. Trier wird der Spelz im Großen angebaut. Gerste wird in allen Theilen des Staates, stärker noch der Hafer angebaut, nam. in den kalten u. sandigen Distrikten der östl. Provinzen. Buchweizen ist ein Hauptnahrungsmittel der Bewohner von Heidegegenden. Von den Hülsenfrüchten ist die Produktion von Erbsen bes. bedeutend in Hinterpommern, Pr., Sachsen u. Brandenburg. Oelgewächse werden viel in Brandenburg, der Provinz Sachsen u. den Nordseemarschen, Mohn nam. in den Reg.-Bez. Magdeburg u. Erfurt, Krapp in Schlesien u. der Provinz Sachsen, Waid u. Saflor bei Erfurt, Karden bei Magdeburg, Aachen u. in Schlesien, Flachs in Schlesien, Pommern, Pr. u. Westfalen, Hanf vorzüglich in Westfalen u. Schlesien, Cichorien in der Provinz Sachsen, Zuckerrüben in Sachsen, Schlesien u. einzelnen Gegenden der Rheinprovinz u. Hannovers gebaut. Der Tabak, von dem im Erntejahr 1873—74 im ganzen Staate 313,946 Ctr. geerntet wurden, hat bes. Bedeutung für die Provinzen Brandenburg (Reg.-Bez. Potsdam), Posen, Sachsen, Hannover u. Rheinland. Der Gemüsebau ist in schwunghaftem Betriebe nam. bei Erfurt, Liegnitz, Halle, Quedlinburg, Köln, Naumburg u. Frankfurt a. M. Die großartigsten Handelsgärtnereien besitzen Erfurt, Quedlinburg u. Berlin. Der Obstbau, von dem keine Provinz vollständig ausgeschlossen ist, hat seine Hauptcentren in den Reg.-Bez. Köln u. Koblenz u. in der Gegend von Halberstadt, Halle, Erfurt, Naumburg, Potsdam u. Grüneberg; er befriedigt aber keineswegs die Bedürfnisse der Bevölkerung, so daß sich noch ein beträchtlicher Import aus Sachsen, Südwestdeutschland, Böhmen u. Frankreich nothwendig macht. Von der größten Bedeutung für Pr. ist der Weinbau; derselbe beanspruchte 1869: 78,652 Morgen (= 20,048,8 Hekt.), von denen 48,205 auf die Rheinprovinz, 14,030 auf den Reg.-Bez. Wiesbaden, 6006 auf Schlesien (Grünberg u. Beuthen), 3425 auf Sachsen (Gegend von Naumburg u. Kösen), 3248 auf Brandenburg (bei Potsdam, Züllichau, Guben, Kalau, Krossen, Lübben, Luckau, Sorau), 1676 auf den Reg.-Bez. Kassel, 1433 auf Meisenheim u. 629 Morgen auf Posen (bei Bomst u. Rackwitz) kamen. Der Durchschnittsertrag ist jährlich 388,000 Eimer. Die vorzüglichsten Weine liefert die Provinz Hessen-Nassau bei den Orten Rüdesheim, Aßmannshausen, Johannisberg, Geisenheim, Eltville, Erbach, Rauenthal, Hattenheim u. Hochheim; die besseren Sorten der Moselweine wachsen von Schweich abwärts bis Trarbach; von der Saar kommen gerühmte Sorten von Scharzberg u. Scharzhofberg. Die gesuchtesten Ahrweine werden bei Ahrweiler (Walporzheim) u. Bodendorf gebaut; im Nahethal haben die besten Weinlagen die Gegenden von Monzingen, Kreuznach, Bretzenheim u. Laubenheim. Beträchtliche Quantitäten frischer Trauben werden von Naumburg u. Grünberg versendet.

Die Viehzucht Pr.s steht der keines anderen deutschen Landes nach, übertrifft vielmehr in einzelnen Beziehungen die meisten, so vorzüglich in der Zucht von Pferden, deren 10. Jan. 1873 in der Gesammtmonarchie (mit Einschluß der Armee u. mit Ausschluß Lauenburgs) 2,278,724 Stück gezählt wurden. Wesentlich gefördert wird die Pferdezucht durch die treffliche Organisation der königl. Gestüte, welche in die 3 Hauptgestüte zu Trakehnen, Neustadt an der Dosse u. Graditz u. in 11 Landgestüte zerfallen. Im Verhältniß zur Einwohnerzahl finden sich die meisten Pferde in der Provinz Pr. (541,510 Stück), Schleswig-Holstein, Pommern u. Hannover, während die Rheinlande u. Westfalen die an Pferden ärmsten Provinzen des Staates sind. Die Rindviehzucht blüht nam. in den Nordseemarschen, wo die besten Rassen zur Mast u. Milchwirthschaft gezogen werden. Die Gesammtzahl der Rinder belief sich 1873 in Pr. auf 8,612,150 Stück. Auf einer hohen Stufe der Entwicklung steht die Zucht von Schafen, deren Veredlung durch die 1748 eingeführten Merinos sehr gefördert worden ist. In demselben Verhältnisse, wie die Zahl der unveredelten Landschafe namentlich seit 1816 abgenommen hat, vermehrt sich der Bestand der veredelten Rassen, so daß 1873 unter 19,624,758 Schafen im Staate 8,160,189 Merinos waren. Pommern, wo auf 1 □Km. 1873 allein 106,9 Schafe kamen, steht in diesem Theile der Viehzucht über allen anderen Provinzen. Die Schweinezucht wird vorzüglich stark in Sachsen, Hessen-Nassau, den Rheinlanden u. Westfalen betrieben u. wies 1873 einen Bestand von 4,278,531 Stück auf. Die Provinzen Sachsen, Hessen-Nassau, Rheinland u. Westfalen haben die meisten Ziegen. Die Zucht von Federvieh ist nicht unbedeutend; Fasanen werden nam. in Schlesien viel gehalten, Gänse in großer Anzahl in Pommern, der Ukermark u. Westpreußen gezüchtet. Die Bienenzucht ist für den Reg.-Bez. Gumbinnen, die Umgegend von Sorau u. die Heidegegenden von Wichtigkeit; Seidenzucht wird vorzugsweise in Brandenburg getrieben u. hat 1873 einen Gesammtertrag von 5046,27 Pfd. Cocons gegeben. Es kann auch für den preuß. Staat das Gesetz gelten, daß die Zahl der großen Güter in den am dünnsten bevölkerten Provinzen am bedeutendsten ist; auf die überaus stark bevölkerten Rheinlande kommt die größte Zahl der kleinen Güter, während der Großgrundbesitz in Pr., Posen u. Pommern noch am meisten vertreten ist. Die Domänengüter hatten 1875 ein Areal von 346,760 Hekt. u. ergaben einen Ertrag von 16,062,548 Mk. In gleichem Jahre bedeckten die Forsten im ganzen Staate 8,048,618 Hekt., von denen der Staat 2,327,740 Hekt., Gemeinden, Stiftungen u. Private 5,720,878 Hekt. besaßen. Den ausgedehntesten Waldbestand hat der Reg.-Bez. Arnsberg, wo derselbe 41,9 % der Gesammtoberfläche einnimmt; hierauf folgen die Reg.-Bez. Koblenz mit 41,8 %, Wiesbaden mit 41 %, Kassel mit 39,7 %, Liegnitz mit 36,6 % u. Frankfurt mit 35,6 %, während die Forsten in Schleswig-Holstein nur 4 %, in Hannover nur 13,1 % des gesammten Areals einnehmen. Von den Staatsforsten sind 70 % mit Kiefern, 10,5 % mit Buchen, 9,3 % mit Fichten u. Tannen, 5,5 % mit Birken u. Erlen, 4,7 % mit Eichen bestanden. Den stärksten Wildstand scheinen Schlesien, Sachsen, Brandenburg u. der Reg.-Bez. Arnsberg zu besitzen. Die preuß. Seefischerei beschäftigte 1872 in der Ostsee 9575 Fischer mit 4276 Fahrzeugen, in der Nordsee 1313 Schiffer mit 380 Fahrzeugen; in den Haffen waren in gleichem Jahre 5042 Fischer mit 2860 Fahrzeugen thätig. Durch die Anlage künstlicher Zuchtanstalten hat in den letzten Jahren auch die Fischkultur in den Binnengewässern eine gesteigerte Bedeutung gewonnen. Die Teichfischerei ist am ausgedehntesten in den Reg.-Bez. Königsberg, Liegnitz, Frankfurt u. Potsdam. Die Elbe liefert Störe zur Kaviarbereitung, Weichsel, Oder, Elbe u. Rhein Lachse, welche seit 1871 auch in die Stolpe, Leba u. Rheda versetzt worden sind. Die Oder ist reich an Aalen. Große Karpfenteiche befinden sich in Schlesien, Pr. u. Brandenburg; im Madue-See in Pommern werden jährlich gegen 30,000 Stück Maränen gefangen. Weit versandt werden die Oderkrebse. An Forellen sind die Gebirgswässer immer noch reich.

Der Bergbau u. das Hüttenwesen Pr.s, das in den letzten Jahren in Produktion u. Ertrag beträchtlich herabgegangen ist, bildet für ausgedehnte Landschaften der Monarchie, nam. für Schlesien, Westfalen, Rheinland u. Sachsen, einen überaus wichtigen Erwerbszweig der Bewohner. Von den 5 Oberbergamtsdistrikten Breslau, Halle, Klausthal, Dortmund u. Bonn steht der Oberbergamtsdistrikt Dortmund der Produktion nach über allen anderen. Der Gesammtwerth aller in Pr. 1874 gewonnenen Montanprodukte stellte sich auf 429,602,626 Mk. gegen 459,166,026 M. im vorhergegangenen Jahre. Diese Produktion wurde 1874 durch 2525 Bergwerke mit 239,884 Arbeitern erreicht, während 1873: 438 Werke u. 1212 Arbeiter mehr zählte. An Steinkohlen besitzt Pr. die größten Lager im ganzen Deutschen Reiche; das bedeutendste liegt in Oberschlesien auf der rechten Oderseite, nam. in den Gebieten der oberen Klodnitz zwischen Zabrze u. Myslowitz u. der Przemsa (Schwientochlowitz, Königshütte, Siemanowitz, Kattowitz, Beuthen) u. umfaßt ein Gebiet von 10—11 □M. Das niederschlesische Kohlengebirge hat seinen Mittelpunkt in Waldenburg. Ein drittes Lager befindet sich in der Provinz Sachsen, im Gebirge von Wettin bei Halle; ein viertes, theils zu Westfalen, theils zur Rheinprovinz gehörig, liegt an der Ruhr im Ardeigebirge mit wichtigen Gruben in den Kreisen Dortmund, Bochum, Hagen, Hessen u. Duisburg; ein fünftes im nördlichen Abfalle des hohen Venn im N. u. O. von Aachen, in den Becken der Inde u. Wurm; ein sechstes in der südwestl. Abdachung des Hunsrück an der Saar u. Blies u. kleinere Lager isolirt noch in Hannover u. Westfalen (nam. das Ibbenbührener Steinkohlengebirge). An Braunkohlen ist die Tertiärformation der Rheinprovinz, Hessen-Nassau, Sachsen, Brandenburg, Schlesien u. Pommern reich; bituminöse Schiefer finden sich am Teutoburger Walde, Erdöl in Hannover u. Holstein. An Mineralkohlen u. Bitumen hat Pr. 1874: 813,582,785 Ctr. im Werthe von 369,264,816 Mk. produzirt; hiervon kamen allein 305,038,677 Ctr. auf das Ruhrbecken, 165,300,347 Ctr. auf das oberschlesische, 47,019,876 Ctr. auf das niederschlesische,

20,098,408 Ctr. auf das Aachener u. 84,595,725 Ctr. auf das Saarbrückener Becken. Die Gesammtzahl der Werke belief sich auf 1055, die der Arbeiter auf 180,247 mit 307,480 Angehörigen. Der Erzbergbau Pr.s förderte 1874: 70,275,090 Ctr. im Werthe von 58,731,624 Mk. u. beschäftigte in 1462 Werken 58,822 Arbeiter mit 107,390 Angehörigen. Die höchste Bedeutung hat naturgemäß die Eisenproduktion, an welcher mit Ausnahme Pommerns u. Schleswig-Holsteins jede Provinz einen mehr od. minder großen Antheil nimmt, die aber in der höchsten Blüte nam. in Westfalen (bes. im Reg.-Bez. Arnsberg), im Rheinlande (bes. in den Reg.-Bez. Koblenz u. Düsseldorf) u. in Oberschlesien (Reg.-Bez. Oppeln) steht, u. die auch in den Landdrostei-Bezirken Osnabrück u. Hildesheim sowie im Reg.-Bez. Wiesbaden eine hervorragende Rolle spielt. An Eisenerzen wurden 1874 von 23,771 Arbeitern (mit 46,369 Angehörigen) 50,817,714 Ctr. im Werthe von 19,924,953 Mk. gefördert; mehr als die Hälfte kam hiervon allein auf den Oberbergamtsdistrikt Bonn. An Roheisen wurden in gleichem Jahre 25,605,370 Ctr. im Werthe von 115,005,891 Mk. gewonnen, von denen die Rheinlande allein 10,829,664 Ctr., Westfalen 6,231,188 Ctr. u. Schlesien 5,725,271 Ctr. lieferten. In Betreff der Zinkerze gehört Pr. zu den reichsten Ländern der Erde; dieselben kommen als Galmei nam. in den oberschlesischen Revieren Beuthen u. Tarnowitz u. im neutralen Gebiete des Altenberges an der belgischen Grenze bei Aachen u. als Zinkblende in Westfalen, im Rheinlande u. im Oberharz vor. Der Bergbau auf dieses Metall förderte 1874 mit einer Belegschaft von 8970 Köpfen (mit 13,618 Angehörigen) 8,870,503 Ctr. Erze im Werthe von 10,940,739 Mk. Die Gesammtproduktion von Zink in Blöcken belief sich hierbei in 32 Werken mit 5845 Arbeitern auf 1,403,540 Ctr. im Werthe von 28,534,767 Mk., etwa die Hälfte von dem in ganz Europa gewonnenen Metall. Bleierze finden sich nam. im Hunsrück, an der nördl. Abdachung der Eifel (Kommern), im Harze u. auf dem oberschlesischen Plateau von Tarnowitz, u. ergaben 1874 eine Förderung von 1,992,051 Ctr. im Werthe von 18,126,195 Mk. durch eine Belegschaft von 17,427 Arbeitern (mit 31,775 Angehörigen) auf 153 Werken. An Blei in Blöcken u. Kaufglätte wurden in 17 Hütten mit 2573 Arbeitern 1,287,193 Ctr. im Werthe von 26,758,626 Mk. produzirt. Die Kupfergewinnung Pr.s, deren Gesammtproduktion sich 1874 auf 5,105,921 Ctr. im Werthe von 6,251,949 Mk. durch 6665 Arbeiter in 37 Werken belief, hat ihre Hauptstätte in der Mansfeld'schen Zechsteinformation; außerdem finden sich abbauwürdige Kupfererze noch in Schlesien, den Rheinlanden u. im Oberharze. An Rohkupfer, einschließlich Schwarzkupfer u. Kupferstein, wurden in gleichem Jahre 125,032 Ctr. im Werthe von 10,814,634 Mk. hergestellt. Silber wird als Nebenprodukt aus den Kupfer- u. Bleierzen gewonnen, nam. aus dem Mansfelder Kupferschiefer, dem Kupferfahlerz in Siegen u. a. O. u. unmittelbar gefördert im Oberharz (bei Andreasberg) u. im Reg.-Bez. Arnsberg; die Silberhüttenwerke ergaben 1874 eine Produktion von 226,973 Pfd. im Werth von 19,498,632 Mk. Als Nebenprodukt der Silberproduktion wurden 438,4 Pfd. Gold im Werthe von 592,544 Mk. gewonnen. Endlich wurden noch in demselben Jahre im preuß. Staate 2,535,938 Ctr. Schwefelkies für 2,428,341 Mk., 243,751 Ctr. Arsenikerze für 625,881 Mk., 650,739 Ctr. Vitriol- u. Alaunerze für 148,329 Mk. u. 6104 Ctr. Nickelerze für 15,225 Mk., 5080 Ctr. Kobalterze für 143,028 Mk. gefördert. — Großartige Steinsalzlager befinden sich bei Artern, Staßfurth, Schönebeck, Segeberg u. Inowraclaw; zahlreiche Soolquellen außerdem nam. in der Provinz Sachsen (Halle, Schönebeck), dem salzreichsten Landestheile Deutschlands, Hannover u. Westfalen. Die preuß. Salinen lieferten 1874: an Kochsalz 4,305,604 Ctr. für 5,742,353 Mk., an schwefelsauren Alkalien 148,645 Ctr. für 657,906 Mk. u. an Alaun 49,594 Ctr. für 450,084 Mk. Am Bergwerksbetriebe war der Staat selbst in diesem Jahre mit 17 Steinkohlen-, 12 Braunkohlen-, 19 Eisenstein-, 7 Blei-, Silber- u. Kupfererzgruben u. 5 anderen Werken betheiligt; außerdem waren fiskalisch 3 Salzbergwerke, 6 fiskal. Salinen, 8 Eisenhütten, 5 Blei- u. Silberhütten u. 1 Kupferhütte; in denselben waren insgesammt 1874: 42,020 Arbeiter beschäftigt. Die Produkte hatten in gleichem Jahre bei den Bergwerken einen Werth von 96,651,411 Mk., bei den Salinen von 4,651,128 Mk., bei den Hüttenwerken von 20,913,974 Mk. Von den nicht bergmännisch abgebauten mineralischen Produkten haben für das Land eine größere Wichtigkeit der bes. im Koblenzer u. Trierer Reviere u. im Reg.-Bez. Wiesbaden gebrochene Dachschiefer, Gips von Sperenberg, Rüdersdorf, Lüneburg u. verschiedenen Orten Sachsens u. Schlesiens, der nam. in der Rheinprovinz u. in Westfalen in vorzüglicher Qualität u. großen Mengen gewonnene Kalk, der Marmor aus Schlesien u. Westfalen, der Phosphorit aus dem Lahnrevier, die Mühlsteine vom Rheine, der Bernstein an der Küste Ostpreußens u. der in den Tiefebenen sehr häufige Torf.

Für die Entwicklung der Industrie im Allgemeinen sind die wichtigsten Faktoren die Nähe von Kohle u. Eisen, die Stärke der Wasserkraft u. günstige Wege zu den betreffenden Absatzgebieten. Es sind demnach die dichtbevölkerten Kohlenbecken Oberschlesiens, Westfalens u. des Rheinlandes zugleich auch die vornehmsten Stätten der industriellen Thätigkeit im preuß. Staate; nächstdem wird die landwirthschaftliche Bevölkerung von der gewerblichen noch in den Provinzen Brandenburg, Sachsen u. Hessen-Nassau an Zahl übertroffen, während die Industrie sich in Pr., Posen, Pommern, Schleswig-Holstein u. Hannover nur im Ganzen weniger hat entwickeln können. Unter den Zweigen der Gewerbthätigkeit nimmt die Eisenindustrie die erste Stelle ein. Die Stabeisenproduktion ist bes. bedeutend in den Reg.-Bez. Arnsberg, Oppeln, Trier, Düsseldorf u. Aachen; dieselben Distrikte zeichnen sich durch die Fabrikation von Eisenbahnschienen, die Reg.-Bez. Arnsberg (Bochum) u. Düsseldorf (Essen) durch ihre Stahlproduktion, neben diesen der Reg.-Bez. Oppeln noch durch sein Eisenblech u. seinen Eisendraht aus. Eisengußwaaren erzeugen nam. Berlin u. die Provinzen Rheinland, Schlesien, Westfalen, Sachsen u. Hannover. Kleinere Eisen- u. Stahlwaaren, nam. Werkzeuge, Waffen &c., haben ihre Hauptproduktionsstätten in Remscheid, Solingen, Iserlohn, der Grafschaft Mark, Schmalkalden, Hagen u. anderen Orten; die Nadelfabrikation ist in Aachen, Iserlohn, Burtscheid u. Düren von großer Bedeutung; Stahlfedern liefert nam. Berlin; Gewehre Spandau, Sömmerda u. Suhl, Gußstahlkanonen Essen, Witten, Bochum u. Spandau; Eisenblechwaaren Fraulautern bei Saarlouis, Stromberg bei Bingerbrück, Düsseldorf, Berlin (Lampen), Bochum, Drahtgewebe Breslau, Görlitz u. Quedlinburg. Bedeutenden Rufes erfreuen sich die Maschinenbauanstalten zu Berlin, Breslau, Königsberg, Stettin, Magdeburg, Hannover, Köln, Düsseldorf, Aachen u. Elbing. Nähmaschinen werden vorzüglich in Berlin, Hannover u. Bielefeld erzeugt. Größere Lokomotivfabriken bestehen gegenwärtig in Königsberg, Elbing, Stettin, Berlin, Hannover u. Kassel, außerdem noch Eisenbahnwagenfabriken in Greifswald, Görlitz, Breslau, Düsseldorf, Hagen, Köln, Deutz u. Frankfurt a. M. Wissenschaftliche Instrumente werden nam. in Berlin, Kassel, Aachen, Bielefeld, Bonn, Breslau, Brieg, Frankfurt a. M., Göttingen, Muskau u. Rathenow hergestellt; Uhren kommen aus Berlin u. Freiburg in Schlesien; musikalische Instrumente nam. aus Berlin, Breslau u. Kassel. Durch die Fabrikation von Gold- u. Silberwaaren zeichnen sich vorzüglich Berlin, Hanau u. Hemelingen (Hannover), durch Bronceguß Berlin, Hannover u. Lauchhammer, durch Zinkguß Berlin, durch Bleiguß Köln aus. Unter den deutschen Porzellanfabriken nimmt die Berliner eine der ersten Stellen ein, neben ihr behaupten aber auch die zu Waldenburg u. Altwasser in Schlesien ihren guten Ruf. Die bedeutendste preuß. Fayencefabrik besteht zu Mettlach in der Rheinprovinz; im Unterwestwaldkreis des Reg.-Bez. Wiesbaden ist die Krugbrennerei, in der Umgebung von Koblenz die Steinzeugfabrikation seit Jahrhunderten heimisch; Groß-Almerode u. Exterode im Reg.-Bez. Kassel sind die wichtigsten Plätze für Schmelztiegel- u. Chamotte-Industrie im preuß. Staate. Zahlreich sind die Glashütten in Westfalen, der Rheinprovinz, Schlesien, Brandenburg u. Hannover. Staßfurt, Berlin, Schönebeck, Erfurt, Neusalzwerk (Reg.-Bez. Minden), Aachen, Köln, Bonn, Duisburg, Osterode, Goslar u. Kassel sind die Hauptsitze der chemischen Großindustrie; die Herstellung von Mineralöl u. Paraffin beschränkt sich fast ausschließlich auf die Provinz Sachsen, nam. die Umgebung der Städte Halle, Weißenfels u. Zeitz. Weltberühmt ist das Köln. Wasser. Die Tuchfabrikation u. im Zusammenhange mit dieser die Streichgarnspinnerei, in der Pr. 65 % der Gesammtproduktion des Deutschen Reiches liefert, steht in höchster Blüte in den Reg.-Bez. Aachen (Aachen, Düren, Eupen, Montjoie), Düsseldorf, (Werden, Kettwig, Lennep), Frankfurt (Kottbus, Forst, Spremberg, Guben, Sorau, Finsterwalde &c.) u. Liegnitz (Görlitz Sagan, Grünberg), während die Fabrikation baumwollener Garne u. Gewebe sich nam. über die Reg.-Bez. Düsseldorf (Barmen, Elberfeld, Münchengladbach, Rheydt, Neuß), Münster, Liegnitz, Erfurt u. die Provinz Hannover ausgedehnt hat. Ein großer Theil der Bevölkerung der schles. Gebirgskreise, Westfalens (Bielefeld, Herford) u. der Umgebung von Hildesheim u. Osnabrück findet eine meist sehr kümmerliche Nahrungsquelle in der Leinweberei; zu großartiger Entwicklung hat es dagegen die Seidenmanufaktur im Handelskammerbezirk Krefeld gebracht, neben welchem auch die Orte Gladbach, Viersen, Lobberich, Mülheim, Elberfeld, Barmen, Langenberg, Rheydt &c. an diesem Industriezweige einen hervorragenden Antheil nehmen. Von den 221 Papierfabriken, welche in Pr. 1873 bestanden, kommen die meisten auf das Rheinland, Westfalen, Sachsen u. Schlesien; die größten waren darunter die zu Berlin, Düren (Rheinland), Kröllwitz bei Halle u. Kamen (Westfalen); bedeutendere Tapetenfabriken bestehen u. a. in Berlin, Aachen u. Breslau. Die Gerberei wird als Großindustrie nam. in den Rhein-, Mosel- u. Eifelgegenden (Trier, Malmedy, St. Vith, Prünn, Siegen, Saarbrücken), in der Umgegend von Bielefeld, in Kirn an der Nahe, Mülheim an der Ruhr, Frankfurt a. M., Hildesheim, Magdeburg, Berlin, Stettin u. a. Orten betrieben. Hauptsitze der

Kautschuk- u. Guttapercha-Industrie sind Harburg, Berlin u. Hannover. In der Kunstmöbeltischlerei wetteifert Berlin mit Wien u. ist außerdem auch bedeutend in der Fabrikation von feineren Korbgeflechten, Stöcken u. hölzernen Kurzwaaren. Letztere werden auch in Erfurt in großen Mengen produzirt, wie in Köln Parquets u. Goldrahmen. In waldreichen Gegenden vergrößert sich von Jahr zu Jahr die Zahl von Fabriken für Holzstoff zur Papierfabrikation. Für Papiermachéwaaren sind Berlin u. Koblenz, für Buchbinderwaaren außerdem noch Frankfurt a. M. u. Hannover, für Bernsteinarbeiten Danzig u. Stolpe, für Kämme Naumburg hervorragende Produktionsplätze. Die Schuhmacherei ist bes. in Berlin, Erfurt, Naumburg, Weißenfels u. Sangerhausen von Bedeutung; Ledergalanteriewaaren liefern in besonderer Güte Berlin u. Hanau, Hüte nam. Berlin, Holzschnitzereien die Reg.-Bez. Erfurt u. Liegnitz (im Riesengebirge). Die Müllerei hat sich vorzüglich in den getreidereichen Tieflandschaften Pr.s entwickelt u. besitzt ihre größten Etablissements in Neumühlen bei Kiel, Stettin, Bromberg, Hansen bei Frankfurt a. M. u. Mackensen zwischen Hildesheim u. Goslar. In der Stärkefabrikation steht Halle obenan. An Rohzucker produzirte Pr. in der Campagne 1873—74: 5,820,813 Ctr. aus 70,575,277 Ctr. Rüben; von den 337 Zuckerfabriken kommen die meisten auf die Provinz Sachsen, u. zwar auf die Distrikte zwischen Magdeburg u. Halle u. Magdeburg u. Braunschweig. Schaumweinfabriken bestehen in Eltville, Rüdesheim, Hochheim, Kreuznach, Koblenz, Naumburg, Grünberg; die Bierbrauereien erreichten 1874 im ganzen Staate die Zahl 10,412, produzirten 14,241,024 HL. u. hatten ihre renommirtesten Etablissements in Berlin, Magdeburg, Danzig, Stettin, Breslau, Köln, Frankfurt a. M., Hannover, Erfurt. Die vorzüglich in Pr., Brandenburg, Pommern, Schlesien u. Sachsen schwunghaft betriebene Spiritusbrennerei ergab 1874 eine Produktion von 3,558,472 HL.; die Essigfabrikation ist in der Provinz Sachsen am stärksten; die Industrie in Tabak u. Cigarren in Brandenburg (Berlin u. Schwedt), in den Reg.-Bez. Minden (Vlotho, Bünde), Düsseldorf (Duisburg), Magdeburg (Magdeburg, Halberstadt) u. außerdem in Breslau, Koblenz, Merseburg, Aachen, Erfurt, Osnabrück, Hannover, Hemelingen, Frankfurt a. M., Hanau u. Kassel bedeutend. Endlich sei noch der Schiffbau erwähnt, dessen Hauptsitze Kiel, Stettin u. Danzig sind.

Der **Handel u. Verkehr** des preuß. Staates ist schon durch die natürlichen Verhältnisse des Landes außerordentlich begünstigt worden. Gelegen an den hafenreichen Meerestheilen der Nord- u. Ostsee, durchschnitten von einer großen Anzahl schiffbarer Flüsse, die bei dem vorherrschenden Charakter des Landes als Tiefebene leicht haben durch Kanäle verbunden werden können, u. endlich bei den verhältnißmäßig geringen Schwierigkeiten, welche die Bodengestalt der Anlage von Eisenbahnen u. Straßen bereitet, hat Pr. vorzüglich nach dem Abschluß des Zollvereins seinen Handel in derselben ungeahnt großartigen Weise sich entwickeln sehen, wie seine Industrie. Die Länge der Kunststraßen des ganzen Landes betrug 1875: 6566 M., von denen 2947 M. auf die Staatschausséen kommen; an Eisenbahnen waren Ende 1874: 1894 M. vorhanden, von denen die Staatsbahnen 528 M. in Anspruch nahmen. Für dieses ganze Eisenbahnnetz war ein Anlagekapital von 3542,680,885 Mk. verwendet worden, u. zwar 1002,883,147 Mk. für die Staatsbahnen, 734,942,070 Mk. für die unter Staatsverwaltung stehenden Privatbahnen u. 1804,855,668 Mk. für die von Privatdirektionen verwalteten Bahnen. Die preuß. Handelsflotte bestand 1875 aus 2986 Segelschiffen mit einer Tragfähigkeit von 466,879 Tonnen u. einer Besatzung von 19,703 Mann u. 117 Dampfschiffen mit 29,458 Tonnen u. 1605 Mann. Der Schiffsverkehr in den preuß. Häfen wies 1874 die Ankunft von 26,370 Schiffen von 2,734,833 Tonnen mit Ladung u. 8624 Schiffen von 611,093 Tonnen in Ballast u. einen Abgang von 22,736 Schiffen von 2,130,649 Tonnen in Ladung u. 10,366 Schiffen von 1,050,443 Tonnen in Ballast auf. Das ganze Land zerfällt gegenwärtig in 81 Handelskammerbezirke.

Geistige Kultur. Obgleich Pr., sowol Staat als Gemeinde, für den Volksunterricht viel gethan haben u. noch thun, so stehen doch die alten Provinzen in manchen Beziehungen hinter den neuen zurück; ja die östl. Landestheile gehören zu den in Betreff der allgemeinen Schulbildung am wenigsten entwickelten Theilen Deutschlands. Von den 1875—76 in Pr. ausgehobenen 85,507 Rekruten hatten 2749 od. 3,214 % gar keine Schulbildung. Das ungünstigste Verhältniß ergab die Provinz Posen, wo von 6112 Eingestellten 854 od. 13,972 % der Schulbildung vollständig entbehrten; es folgten die Provinz Pr. mit 8,78 %, Schlesien mit 3,35 %; günstiger waren die Verhältnisse in Westfalen mit 1,056 %, Pommern mit 1,528 %, Hannover mit 0,84 %, Hessen-Nassau mit 0,53 %, Sachsen mit 0,322 %, Brandenburg mit 0,66 %, Schleswig-Holstein mit 0,26 % u. Rheinland mit 0,74 % Analphabeten. Im ganzen Staate bestanden 1871: 34,988 Elementarschulen, davon 5643 in den Städten u. 29,345 auf dem Lande; von 4,495,040 schulpflichtigen Kindern genossen in denselben 4,007,776 Unterricht. Wie mißlich es auch in Pr. in mancher Hinsicht mit dem Volksschulwesen bestellt ist, beweist der Umstand, daß 1871 nicht weniger als 2177 Lehrerstellen, davon allein 417 in der Rheinprovinz, unbesetzt waren u. daß nach der offiziellen Statistik es 1871 im ganzen Staate noch 296 Lehrer mit einem Gehalte von 150—300 Mk. u. 16,968 Lehrer mit weniger als 601 Mk. gegeben hat. Die größte Zahl von Schulen besitzen die Rheinlande, wo nicht weniger als 167 Elementarschulen auf 10 □M. kommen, nächstdem Hessen-Nassau mit 76 u. Sachsen mit 57 Schulen, während Brandenburg u. Posen nur 42 Elementarschulen auf je 10 □M. aufweisen. An höheren Lehranstalten bestanden in Pr. im Wintersemester 1874—75: 228 Gymnasien, hiervon 35 in Schlesien, 28 in Brandenburg u. je 25 in Pr. u. den Rheinlanden, zusammen mit 65,135 Schülern; 33 Progymnasien, hiervon allein 17 in den Rheinlanden, 79 Realschulen erster u. 17 zweiter Ordnung, 90 höhere Bürgerschulen, 215 höhere Töchterschulen, 68 evangel. u. 31 kathol. Lehrerseminarien, 4 jüd. Lehrerbildungsanstalten, 9 Universitäten (Berlin, Bonn, Breslau, Göttingen, Greifswald, Halle, Kiel, Königsberg, Marburg), die Akademie zu Münster u. das Lyceum zu Braunsberg; von Fachschulen waren 1874 vorhanden 40 landwirthschaftliche Lehranstalten, darunter 6 Akademien, 2 Forstakademien (Münden, Neustadt-Eberswalde), 2 Bergakademien (Berlin, Klausthal), 11 Bergschulen, 38 Gewerbeschulen, eine Gewerbeakademie (Berlin), 3 Polytechnische Schulen (Langensalza, Hannover, Aachen), 3 Webschulen, 8 Baugewerkschulen, eine Bauakademie (Berlin), 11 Handelsschulen, eine Handelsakademie, 14 Navigationsschulen u. 17 Navigationsvorschulen; von Militärschulen giebt es 5 Unteroffizierschulen, ein Militärknaben-Erziehungsinstitut (Annaburg), eine Militärschießschule (Spandau), eine Centralturnanstalt (Berlin), eine Artillerieschießschule u. eine Feuerwerkerschule (Berlin), ein Centralkadettenhaus (Lichterfelde bei Berlin) u. 6 Kadettenschulen, 6 Kriegsschulen, eine Kriegsakademie (Berlin), eine vereinigte Artillerie- u. Ingenieurschule sowie 2 mediz.-chirurgische Akademien. Die Fachschulen für das Marinewesen zerfallen in 3 Werftschulen, 3 Schiffsjungen-Abtheilungsschulen, 2 Werftdivisionsschulen, 2 Matrosendivisionsschulen, 2 Steuermannsschulen, eine Marineschule u. eine Marineakademie (Kiel). Als Fachschulen für das Heilwesen bestehen 24 Hebammeninstitute u. 4 Thierarzneischulen. Der Kunstpflege sind gewidmet 3 königl. Musikinstitute u. 10 Konservatorien für Musik, 3 Zeichenschulen u. 4 Kunstakademien. Außerdem werden noch von gewerblichen, technischen u. anderen Vereinen 120 Lehranstalten im ganzen Lande unterhalten. Für die Taubstummen werden in Pr. 35, für die Blinden 15 Lehranstalten unterhalten. Die bedeutendsten Bibliotheken u. wissenschaftl. Sammlungen befinden sich in den Universitätsstädten; die Kunstsammlungen Berlins gehören zu den werthvollsten Europa's.

Verfassung u. Verwaltung. Pr. ist eine konstitutionelle Monarchie, deren Verfassung vom 21. Jan. 1840 datirt u. 1851, 52, 53, 54, 55 u. 1857 Modifikationen erfahren hat u. 1867 auf die neuen Provinzen, 1876 auf das in Pr. einverleibte Herzogthum Lauenburg ausgedehnt worden ist. Die Person des Königs ist unverletzlich; ihm allein steht die vollziehende Gewalt zu; mit ihm gemeinsam übt der Landtag die gesetzgebende Gewalt aus. Alle Regierungsakte des Königs bedürfen zu ihrer Giltigkeit der Gegenzeichnung eines Ministers, welcher dadurch die Verantwortung übernimmt. Die Volksvertretung besteht aus dem Herrenhause u. dem Hause der Abgeordneten; ersteres zählt 340 Stimmen, von denen 54 ruhen. Das Haus der Abgeordneten zählt 433 Mitglieder (mit Lauenburg), welche durch allgemeine Volkswahl indirekt (Urwähler, Wahlmänner) abgeordnet werden. Die Legislaturperiode des Hauses der Abgeordneten ist auf 3 Jahre festgesetzt. Neben der allgemeinen Landesvertretung bestehen noch Provinzial-, Kommunal- u. Kreisstände. Die höchsten berathenden Staatsbehörden sind der Staatsrath u. das Staatsministerium. Außerdem bestehen noch als oberste Staatsbehörden die Oberrechnungskammer u. der Evangel. Oberkirchenrath. Der Staatshaushalt für 1875 wies 418,578,538 Mk. als Nettoeinnahmen, 694,498,919 Mk. als Bruttoeinnahmen auf, u. zwar vertheilten sich letztere mit 71,751,564 Mk. auf die Domänen u. Forsten, mit 3,000,000 Mk. auf den Erlös aus Ablösungen u. Verkäufen von Domänen u. Forsten, mit 146,659,000 Mk. auf die direkten Steuern, auf 46,105,900 Mk. auf indirekte Steuern, mit 68,094,077 Mk. auf die allgemeine Finanzverwaltung, mit 114,346,868 Mk. auf das Berg-, Hütten- u. Salinenwesen (Betriebsausgaben 86,382,228 M.), mit 172,616,210 Mk. auf die Verwaltung der Eisenbahnen (Betriebsausgaben 122,184,223 Mk.), mit 42,676,000 Mk. auf das Ministerium der Justiz u. mit 8,498,000 Mk. als Einnahme aus der ehemaligen Preuß. Bank, abgesehen von kleineren Einnahmeposten. Die Staatsausgaben bezifferten sich im J. 1875 auf 694,498,919 Mk., darunter 54,956,300 Mk. für die öffentliche Schuld, 83,116,514 Mk. für die allgemeine Finanzverwaltung, 39,559,734 Mk. für das Ministerium des Handels, 34,705,231 Mk. für das Ministerium des Innern, 64,010,130 Mk. für das Justizministerium, 43,790,496 Mk.

für das Kultusministerium, 1,729,711 Mk für das Staatsministerium, 53,075,492 für das Ministerium für Handel, Gewerbe u. öffentliche Arbeiten. Die verzinsliche Staatsschuld belief sich 1875 auf 929,287,108 Mk., die Rentenschulden auf 1,295,272 Mk. Rente von etwa 28,500,000 Mk. Kapital u. die unverzinslichen Staatsschulden auf 56,440,699 Mk. Zur Tilgung der verzinslichen Staatsschulden waren 15,599,017 Mk. bestimmt. Die Angelegenheiten der Evangel. Kirche werden von dem Kultusministerium mit dem Evangel. Oberkirchenrath für die alten Provinzen geordnet; unter diesem stehen die Konsistorien in den Provinzen, sodann die Superintendenten ꝛc.; 1874 waren im ganzen Staate 7593 Kirchspiele mit 12,571 Kirchen u. Kapellen vorhanden. Für die Kathol. Kirche wird das Staatsgebiet folgendermaßen eingetheilt: 1. das exemte Bisthum Ermland mit dem Bischofssitz in Frauenburg, umfaßt die Reg.-Bez. Königsberg u. Gumbinnen u. von dem Reg.-Bez. Danzig u. Marienwerder die Kreise rechts von der Weichsel mit Ausnahme des Kulmer Landes; 2. das Bisthum Kulm (suffragan von Gnesen) mit dem Bischofssitz in Pelplin, umfaßt den größten Theil von Westpreußen u. einen Theil des Reg.-Bez. Köslin; 3. das Erzbisthum Posen-Gnesen mit dem Bischofssitz in Posen, die Provinz Posen u. Theile des Reg.-Bez. Marienwerder u. Köslin; 4. das exemte Bisthum (Fürstbisthum) Breslau, den größten Theil Schlesiens, Brandenburg u. die Reg.-Bez. Stettin u. Stralsund; 5. das exemte Bisthum Hildesheim u. 6. das exemte Bisthum Osnabrück für Hannover; 7. das Erzbisthum Köln die Reg.-Bez. Köln u. Aachen u. Theile von Düsseldorf u. Arnsberg; 8. das Bisthum Münster (suffragan von Köln), den Reg.-Bez. Münster u. einen Theil von Düsseldorf; 9. das Bisthum Paderborn (suffragan von Köln), die Provinz Sachsen u. die Reg.-Bez. Münster u. Arnsberg; 10. das Bisthum Trier (suffragan von Köln), den Reg.-Bez. Trier u. den größten Theil von Koblenz; 11. das Bisthum Fulda (suffragan von Freiburg i. Br.), den größten Theil des Reg.-Bez. Kassel; 12. das Bisthum Limburg (suffragan von Freiburg i. Br.), den Reg.-Bez. Wiesbaden. Zu dem Bisthum Mainz gehört außerdem noch die preuß. Herrschaft Homburg u. die früher hessen-darmstädt. Ortschaften der Provinz Hessen-Nassau, zu dem Erzbisthum Freiburg i. Br. Hohenzollern, zu dem Erzbisthum Prag die Grafschaft Glatz u. zu dem Erzbisthum Olmütz der Distrikt Katscher. Die Altkatholiken stehen unter dem Bischof Dr. Reinkens in Bonn; sie hatten 1875 im preuß. Staate 9 Gemeinden mit 22 Geistlichen u. 6163 selbständigen Mitgliedern. — Der Staat wird eingetheilt in 35 Reg.-Bez., an deren Spitze Oberpräsidenten stehen, u. in die aus 4 Oberamtsbezirken bestehenden Hohenzollern'schen Lande. Von den 17 Armeecorps des deutschen Reichsheeres werden aus Pr. gebildet das I.—XI. (s. „Deutsches Heer", Bd. III. S. 966). Die preuß. Festungen sind Saarlouis, Koblenz mit Ehrenbreitstein, Köln mit Deutz, Magdeburg, Torgau, Spandau, Küstrin, Glogau, Glatz, Neisse, Posen, Thorn, Swinemünde, Danzig, Pillau, Königsberg u. Lötzen (Boyen). Außerdem ist noch die Mündung der Elbe u. der Jahdebusen befestigt.

Geschichte. Die Mark Brandenburg (s. d. Geschichte) war unter ihren Markgrafen u. Kurfürsten zu einem Staate von 2013 □M. herangewachsen, als dem Großen Kurfürsten sein Sohn Friedrich III. als Kurfürst folgte. Dieser wußte die Einheit des Staates dadurch zu erhalten, daß er seine Brüder durch anderweitige Entschädigungen bewog, auf die im väterlichen Testament bestimmte Theilung des Landes zu verzichten; zwar mußte er den Schwiebuser Kreis an den Kaiser wieder zurückgeben, erneuerte aber dafür seine Erbansprüche an Schlesien u. erhielt die Anwartschaft auf Ostfriesland u. die fränk. Herrschaften Limburg u. Speckfeld zugesichert (1695), kaufte (1697) von dem Kurfürsten von Sachsen die Schutzherrlichkeit über Stift u. Stadt Quedlinburg, besetzte die Stadt, kaufte später einen Theil der Grafschaft Tecklenburg, nachdem er schon die dazu gehörige Grafschaft Lingen durch Erbschaft erworben hatte, u. nahm Besitz von den oranischen Herrschaften, der Grafschaft Mörs, dem Fürstenthum Orange u. dem Fürstenthum Neuenburg in der Schweiz. Die Theilnahme der Truppen des Kurfürsten an den Kriegen gegen Frankreich u. die Türken bahnte Friedrich III. den Weg zur Königskrone; 15. Jan. 1701 wurde Pr. zum Königreich erhoben, u. drei Tage später setzte Friedrich sich in Königsberg die Krone auf; er nannte sich, da Polen noch Westpreußen in Besitz hatte, König in Pr. Erst Friedrich II. bezeichnete sich nach 1772, als durch die Theilung Polens ganz Preußen in seinen Besitz gekommen war, König von Pr. Friedrich's I. Sohn u. Nachfolger, Friedrich Wilhelm I. (s. d., 1713—40), vergrößerte seinen Staat durch Obergeldern (1713), wogegen er seinen Ansprüchen auf das Fürstenthum Orange u. die in Burgund gelegenen Herrschaften entsagte, u. erwarb durch die Theilnahme an dem schwed. Kriege (1715—16) von Schweden die Landestheile, welche dieser Staat noch auf der Ostseite der Oder besaß (Gollnow, Damm), Stettin mit den Inseln Usedom u. Wollin sowie einen Theil Pommerns zwischen Oder u. Peene, eine Gebietsvermehrung, für deren Anerkennung Pr. im Frieden zu Stockholm (1720) sich zur Zahlung von 2 Mill. Thaler verpflichtete. In Betreff der inneren Verhältnisse hat Friedrich Wilhelm I. die Grundlagen geschaffen, auf welchen sein Sohn Friedrich d. Gr. den modernen preuß. Staat aufbaute, u. zwar vorzüglich durch die Vermehrung des Heeres auf 80,000 Mann, eine gewissenhafte Ordnung des Staatshaushaltes, die Aufhebung der Leibeigenschaft auf den Domänen u. die Förderung des materiellen Wohles seiner Unterthanen. Das Verhältniß mit dem Kaiser gestaltete sich schon damals gespannt, doch vermochte die österr. Politik schon im nächsten Jahre den König zur Anerkennung der Pragmatischen Sanktion zu bewegen. Das Bewußtsein des prinzipiellen Gegensatzes der preuß. u. österr. Politik vererbte sich auf Friedrich II. (s. d., 1740—86), der nun ohne Verbündete beschloß, eine selbständige preuß. Politik zu führen, u. den Tod Kaiser Karl's VI. benutzte, um die auf dem Erbvertrag von 1537 basirenden Ansprüche Brandenburgs auf die schles. Herzogthümer Brieg, Liegnitz, Wohlau u. Jägerndorf zur Geltung zu bringen; 16. Dez. 1740 überschritt Friedrich II. die schles. Grenze bei Crossen mit 40,000 Mann u. nahm innerhalb eines Monats die ganze Provinz mit Ausnahme der Festungen Glogau, Brieg u. Neiße. Die erstgenannte wurde 9. März 1741 durch den Erbprinzen Leopold von Dessau erstürmt u. das österr. Heer unter Neipperg 10. April bei Mollwitz geschlagen, worauf sich auch Brieg 4. Mai u. Neiße 31. Okt. ergeben mußten. Der Ausbruch des Oesterr. Erbfolgekrieges bewog Maria Theresia, mit Friedrich Waffenstillstandsunterhandlungen anzuknüpfen, da diese aber zu keinem Definitivfrieden zu führen schienen, schloß Friedrich 4. Nov. mit dem Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern ein Schutz- u. Trutzbündniß, in welchem dieser ihm den Besitz der schles. Fürstenthümer u. der Grafschaft Glatz zusicherte; letztere wurde auch 1742 im Januar durch den Erbprinzen Leopold besetzt. Auf den Hülferuf des bayer. Kurfürsten, in dessen Land die Oesterreicher eingedrungen waren, rückte Friedrich im Febr. 1742 in Mähren ein u. ließ seine Husaren bis in die Nähe Wiens streifen. Durch die Oesterreicher zum Rückzug bewogen, schlug er dieselben noch 17. Mai bei Chotusitz. Darauf kam der Präliminarfriede 11. Juni zu Breslau zu Stande, der 18. Juli in Berlin zum definitiven Abschluß gelangte. Pr. gewann durch denselben Ober- u. Niederschlesien, die Grafschaft Glatz u. den Distrikt Katscher, der bis dahin zu Mähren gehört hatte, ein Gebiet von 680 □M. mit $1\frac{1}{2}$ Mill. E. Was in diesem ersten Schles. Kriege erworben worden war, mußte bald im zweiten behauptet werden. Im Bunde mit Frankreich kam Friedrich II. Oesterreich im Angriff zuvor, fiel 1744 in Böhmen ein, stand 1. Sept. vor Prag, dessen Besatzung sich kriegsgefangen ergeben mußte, sah sich aber durch die geschickten Manöver der mit Sachsen verbündeten Oesterreicher gezwungen, Böhmen zu räumen u. im nächsten Jahre den Feinden in Schlesien zu begegnen. Die Schlacht bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745) u. die Eroberung Kosels befreite jedoch Schlesien von den österr. Truppen; doch wagte Friedrich trotz des Sieges bei Soor (30. Sept.) nicht weiter nach Böhmen vorzudringen. Dagegen wurde die sächs.-österr. Armee 15. Dez. durch Leopold von Dessau bei Kesselsdorf geschlagen u. Dresden eingenommen. Dies führte 25. Dez. zum Frieden von Dresden, in welchem die Bestimmungen des Breslauer Friedens bestätigt u. Franz I. von Friedrich als Kaiser anerkannt wurde. Im Bunde mit England u. an der Spitze eines trefflich geschulten Heeres glaubte Friedrich einem neuen Versuche Oesterreichs, sich mit Frankreichs u. Rußlands Hülfe Schlesiens wieder zu bemächtigen, mit Erfolg begegnen zu können, u. rückte 29. Aug. 1756 in drei Heeressäulen in Sachsen ein, von dem er ein Bündniß mit Oesterreich glaubte annehmen zu müssen, während Feldmarschall Schwerin von Glatz aus in Böhmen einfiel. Der siegreichen Schlacht von Lowositz (1. Okt.) folgte die Kapitulation der bei Pirna konzentrirten sächs. Armee (16. Okt.). Friedrich bezog in Sachsen Winterquartiere u. ließ im April 1757 vier Heersäulen in Böhmen einfallen; die überaus blutige Schlacht von Prag (6. Mai) ward gegen die Oesterreicher entschieden u. die Hauptstadt Böhmens eingeschlossen, der König selbst aber durch die Niederlage bei Kollin (18. Juni) in die Defensive gedrängt u. durch die Einfälle der Russen (Schlacht bei Großjägerndorf 30. Aug.) u. Schweden gezwungen, einen beträchtlichen Theil seiner Streitkräfte nach N. zu entsenden. Zu gleicher Zeit hatten die Franzosen Hannover besetzt u. sich bei Erfurt mit österr. Truppen u. der Reichsarmee vereinigt u. der Kroatengeneral Haddik seine Streifzüge bis Berlin ausgedehnt. Da schlug Friedrich 5. Nov. die franz.-deutsche Armee bei Roßbach u. eilte dann nach Schlesien, wo sich Schweidnitz u. Breslau den Oesterreichern ergeben hatten. Der Sieg bei Leuthen (5. Dez.) gab ganz Schlesien wieder in Friedrich's Hände, mit Ausnahme von Schweidnitz, das erst im April 1758 kapitulirte. In diesem Jahre drängte Herzog Ferdinand von Braunschweig die Franzosen über den Rhein, u. Friedrich selbst rückte im April in Mähren ein, sah sich aber durch Daun genöthigt, die Belagerung von Olmütz aufzugeben u. sein Heer nach Schlesien zurückzuführen, zumal da die Russen wieder in Pr. eingefallen waren.


BRANDENBURG-PREUSSEN
unter dem grossen Kurfürsten: 1688
Die Länder Friedrich I von Hohenzollern


PREUSSEN
beim Tode FRIEDRICH D. GR.
Erwerbungen von 1772-1783.


PREUSSEN
nach dem Wiener Kongress
1815-1866.
bis 1815 abgetretene Länder


PREUSSEN
nach dem Prager Frieden
Deutsche Reichsgrenze v. 1871.

Nr. 4517—20.

Die Schlacht von Zorndorf (25. Aug.) gebot den Russen Halt, u. auch die Schweden, welche die Ukermark verheerten, wurden über die Peene zurückzugehen gezwungen. Unterdessen vertheidigte Prinz Heinrich Sachsen gegen die Oesterreicher unter Daun u. die Reichsarmee. Da Daun von der Lausitz aus Brandenburg bedrohte, wandte sich Friedrich gegen ihn, verlor aber durch den Ueberfall von Hochkirch (14. Okt.) einen großen Theil seines Heeres u. fast seine gesammte Artillerie, konnte aber doch noch das weitere Vordringen der Oesterreicher in Oberschlesien verhindern u. Daun zwingen, die Belagerung Dresdens aufzugeben. Ohne Entscheidung hatte am Rhein das Kriegsglück zwischen Franzosen u. Deutschen geschwankt. Die Vereinigung der Russen u. Oesterreicher sollte General Wedell verhindern; dieser wurde aber 23. Juli 1759 bei Züllichau geschlagen u. die verbündeten Heere konnten bei Frankfurt zusammenstoßen. Friedrich griff 12. Aug. bei Kunersdorf an, erlitt aber eine bedeutende Niederlage, u. nur mit Mühe konnte sich in Sachsen Prinz Heinrich gegen Daun vertheidigen; wurde doch General Fink mit 12,000 Mann bei Maxen gezwungen, die Waffen zu strecken. Glücklicher war Herzog Ferdinand, welcher die Franzosen bei Minden 1. Aug. kräftig schlug. Pr.s Heer hatte 1759 einen Verlust von 60,000 Mann erlitten. Das nächste Jahr setzte die Unglücksfälle fort; die Niederlage der Pr. bei Landshut (23. Juni 1760) öffnete den Oesterreichern den Weg in das Herz Schlesiens, das auch von den Russen bedroht wurde. Doch widerstand Breslau tapfer, Friedrich siegte 15. Aug. bei Liegnitz über Laudon u. über Daun, welcher mit den Russen die Mark arg heimgesucht hatte, 3. Nov. bei Torgau. Während die Schweden u. Russen zum Rückzug genöthigt wurden, konnten doch die Franzosen in den Rheinlanden u. Hessen ihre Winterquartiere beziehen. Das Jahr 1761 sah Laudon wieder in Schlesien, wo er 1. Okt. Schweidnitz nahm; in Pommern nahmen die Russen Kolberg u. die Franzosen behaupteten ihre Stellungen im W. Deutschlands. Dazu kam, daß England die Zahlung von Subsidiengeldern einstellte. Da brachte der Tod der russ. Kaiserin Elisabeth (5. Jan. 1762) einen Systemwechsel in der russ. Politik zu Wege; dem Frieden folgte bald ein enges Bündniß, das freilich nicht lange währte, aber doch auch bei seiner Auflösung durch Katharina II. die Provinz Pr. an Friedrich zurückgab. Das von den Oesterreichern besetzte Schweidnitz kapitulirte 11. Okt. u. die durch Oesterreicher verstärkte Reichsarmee wurde 29. Okt. bei Freiberg geschlagen. Die Pr. konnten nicht blos in Sachsen Winterquartiere beziehen, sondern sogar in Franken bedeutende Kontributionen erheben. Die Franzosen waren außerdem bei Wilhelmsthal (24. Juni) geschlagen u. Kassel ihnen abgenommen worden. Da kam 15. Febr. 1763 der Friede zu Hubertusburg zwischen Friedrich II. u. Maria Theresia zu Stande, in welchem die Bestimmungen der beiden früheren Friedensschlüsse aufs Neue bestätigt wurden. Ostfriesland, welches Friedrich 1744 erwarb, u. die in der ersten Theilung Polens (1772) in Besitz genommenen Landestheile, das poln. Pr., das Bisthum Ermland u. Großpolen bis zur Netze, waren die anderweitigen Vergrößerungen, welche der preuß. Staat durch Friedrich d. Gr. erfuhr. Gegenüber den Vergrößerungsplänen u. dem Streben Oesterreichs, Pr. aus seiner dominirenden Stellung in Deutschland zu verdrängen, wußte Friedrich in der Gründung des Fürstenbundes (1785) einer Anzahl Mittel- u. Kleinstaaten eine gewisse Gewähr für ihren Besitzstand zu leisten u. seinen politischen Einfluß zugleich über einen guten Theil Deutschlands auszubreiten. Im Innern aber ließ er einen aufgeklärten Despotismus walten, doch so, daß er sich selbst als den ersten Diener des Staates betrachtete u. in seinen Regierungsmaßregeln den Geist der neueren Philosopie zum Ausdruck brachte (s. „Friedrich II.").

Der brandenb.-preuß. Staat war zu einer europ. Großmacht herangewachsen, welche auf 3452 □M. 5½ Mill. E. zählte u. sich vor allen anderen Staaten durch die Trefflichkeit seiner Heereseinrichtungen, die Ordnung seiner Finanzen u. die Gewissenhaftigkeit seiner Beamten auszeichnete, die aber auch ringsum bei allen anderen Mächten einem offenkundigen Mißtrauen begegnete. Friedrich Wilhelm II. (s. d. 1786—97) hatte nun die Aufgabe, das Ansehen dieser jungen Großmacht in den jetzt immer verwickelter werdenden politischen Verhältnissen zu behaupten, u. hierzu fehlte ihm bei aller persönlichen Liebenswürdigkeit doch der klare Blick u. die Entschiedenheit seines Vaters. So lange Herzberg die äußere Politik leitete, war das Streben Pr.s, sich im Bunde mit der Pforte gegen Oesterreich u. im Bunde mit Polen gegen Rußland zu sichern; gerade die Abneigung gegen die revolutionären Bewegungen bestimmte aber den König, sich enger an Oesterreich anzuschließen u. sich durch die Reichenbacher Konvention 1790 der österr. Politik unterzuordnen. Durch Rußland für die weiteren Theilungen Polens gewonnen, nahm Pr. 1793 das Land westl. der Linie, welche von der Mündung der Bzura in die Weichsel nördl. bis zur altpreuß. Grenze, südl. bis zur Pilica gezogen wurde, u. ließ selbst ein Heer in Polen einrücken, um den Aufstand unter Kosciuszko zu unterdrücken; 1795 aber nahm Pr. als neue poln. Beute zwei neue Landestheile, welche die Namen „Neu-Schlesien" u. Neu-Ostpreußen" erhielten, so daß der Staat aus diesem schmählichen Handel mit einem Gewinne von 1896 □M. ausging. Doch brachten diese Erwerbungen Pr. keine Verstärkung, nicht einmal sichere Freundschaft mit Oesterreich u. Rußland. Wirkliche Verluste erlitt der Staat aber durch die Revolutionskriege (1792—95, s. d.), welche die Finanzen außerordentlich zerrütteten; das Mißtrauen gegen Oesterreich bewog den König, den Krieg mit Frankreich durch den Separatfrieden von Basel (5. April 1795) zu beenden, durch welchen Frankreich das linke Rheinufer überlassen wurde, wogegen Pr. durch Säkularisationen in Deutschland entschädigt werden sollte. Während dieser Kriegswirren war Pr. das zweite Stammland des Hohenzollern'schen Hauses, das Markgrafthum Anspach-Bayreuth, durch Erbschaft zugefallen u. von ihm 3. Jan. 1792 in Besitz genommen worden. Das finanziell sehr herabgekommene Land mußte sich so viel als möglich der Großmachtspolitik entschlagen u. in den Kriegen, wenn es irgend anging, Neutralität zu behaupten suchen. Friedrich Wilhelm III. (1797—1840, s. d.) zeigte sogar während des zweiten Koalitionskrieges eine gewisse Hinneigung zu Frankreich u. erlangte durch den Frieden von Luneville 1801 u. den Reichsdeputationsschluß 1803 die Bisthümer Hildesheim, Paderborn, einen Theil von Münster, Erfurt, das Eichsfeld, die Reichsabteien Elten, Essen, Werden, Cappenberg, Herford u. Quedlinburg u. die Reichsstädte Goslar, Mühlhausen u. Nordhausen, 178 □M. mit 588,000 E. als Entschädigung für die linksrhein., an Frankreich abgetretenen Besitzungen, welche auf 50 □M. 127,000 E. zählten. Außerdem wurden 1804 die fränk. Fürstenthümer durch Gebietsaustausche mit Bayern besser arrondirt. Die preuß. Neutralität nahm 1806 ein Ende, als Pr. 15. Dez. mit Frankreich ein Schutz- u. Trutzbündniß schließen mußte, wofür es von Napoleon definitiv Hannover erhielt, dagegen die Weser- u. Elbmündung für engl. Schiffe sperren u. an Frankreich den Rest des Herzogthums Cleve u. die Festung Wesel abtreten mußte. Der Bruch mit England u. die Isolirung Pr.s war die nächste von Napoleon beabsichtigte Folge; Pr. war Napoleon anheimgegeben, u. der Großherzog von Berg konnte, ohne Widerstand erwarten zu müssen, die Abteien Elten, Essen u. Werden in Besitz nehmen. Die Furcht, mit seinen Besitzungen die Kosten der Verhandlungen Frankreichs mit England u. Rußland tragen zu müssen, bewog Friedrich Wilhelm III., ohne genügend gerüstet zu sein, Napoleon den Krieg zu erklären. Die Schlacht bei Jena (14. Okt. 1806) zertrümmerte aber das preuß. Heer u. den preuß. Staat; auf schimpfliche Weise wurden die Festungen dem Feinde überliefert. Die Schlachten von Preuß.-Eylau (7. Febr. 1807) u. Friedland (14. Juni) bewogen Rußland, seine Sache von der Pr.s zu trennen; der Friede zu Tilsit (9. Juli), welchen Friedrich Wilhelm III. mit Napoleon schließen mußte, überließ an Frankreich alles im W. der Elbe gelegene Land mit Magdeburg u. an Sachsen die preuß. Besitzungen in der Lausitz u. ließ von den poln. Ländern nur Westpreußen u. einen schmalen Streifen des Netzedistriktes bei Pr. Die Hälfte seines Gebietes hatte der König verloren u. auf der anderen Hälfte mußte er sich event. eine franz. Besatzung gefallen lassen. Das Unglück des Vaterlandes erschütterte die edle Königin Luise (s. d.) so sehr, daß sie 19. Juli 1810 starb. Aus diesen Ruinen bildete der Freiherr v. Stein, welcher 5. Okt. 1807 die Staatsverwaltung übernahm, nach ihm der Freiherr v. Hardenberg (s. d.), sodann die mit der Reorganisation des Heeres betraute Kommission, die aus Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz u. A. bestand, ein neues Staatswesen heraus. Ein freier Bauern- u. Bürgerstand bildete sich heraus, eine neue Heeresverfassung steigerte die Wehrkraft des Landes, die Finanzen des tief zerrütteten Staates hoben sich durch Ordnung u. Sparsamkeit. Da stürzte der russ. Feldzug Napoleon von der Höhe seines Glückes. Durch die Konvention von Tauroggen 30. Dez. 1812 sah sich Friedrich Wilhelm nun zum Bündniß mit Rußland (27. Febr. zu Kalisch) gedrängt; 16. März erfolgte die Kriegserklärung an Napoleon u. den Tag darauf der berühmte „Aufruf an mein Volk", dem die Bevölkerung Pr.s mit allgemeiner Begeisterung folgte. Schon im Mai zählte das preuß. Heer mit der Landwehr nicht weniger als 271,000 Bewaffnete bei einer Einwohnerzahl von 5 Mill. Seelen. Dem Siege der Preußen unter York, Bülow u. Borstell bei Möckern (5. April) folgten jedoch die Niederlagen bei Großgörschen (2. Mai) u. Bautzen (20.—21. Mai) u. der Rückzug der Verbündeten nach Schlesien, wo 3. Juni auch Breslau an die Franzosen verloren ging. Die Erschöpfung beider Theile führte (4. Juni) zum Waffenstillstand von Poischwitz, nach welchem beide Heere bis zum 20. Juli in ihren Stellungen verbleiben sollten. Schon 14. Juni schloß Pr. zu Reichenbach ein Bündniß mit England, das Hülfsgelder versprach, u. Oesterreich wurde bewogen, 12. Aug. den Krieg an Napoleon zu erklären. Das schles. Heer unter Blücher eröffnete den neuen Kampf im O. u. schlug Macdonald an der Katzbach (26. Aug.); an demselben Tage wurden aber die Verbündeten von Napoleon bei Dresden geschlagen u. nur theilweise die Nachtheile dieser Niederlage durch den Sieg bei Kulm (29. Aug.) über Vandamme

wieder ausgeglichen. Bei Großbeeren hatte aber unterdeß die Nordarmee unter Bülow 23. Aug. über Oudinot u. bei Dennewitz 6. Sept. über Ney glänzende Siege davon getragen. Infolge dessen wurde 9. Sept. zu Teplitz das Bündniß Oesterreichs mit Rußland u. Pr. enger geschlossen. Napoleon, durch das Ueberschreiten der Elbe bei Wartenburg (3. Okt.) von Seiten der schles. Armee u. ein thätigeres Vorgehen der verbündeten Schweden gezwungen, seine Stellung bei Dresden aufzugeben, zog sich nach Leipzig zurück, u. ihm nach drängte das Heer der Verbündeten, das den Kamm des Erzgebirges überstiegen hatte. Die Völkerschlacht bei Leipzig (s. d. 16.—19. Okt.) vernichtete die franz. Herrschaft über Deutschland, u. der Feldzug in Frankreich, 1814, an welchem das preuß. Heer einen rühmlichen Antheil nahm, zwang Napoleon, auch auf die Herrschaft in seinem eigenen Lande zu verzichten (Vertrag zu Fontainebleau 11. April, Friede zu Paris 30. Mai 1814). Der Wiener Kongreß sollte die staatlichen Verhältnisse der befreiten deutschen Länder ordnen. Pr. erhielt seine alten im W. der Elbe gelegenen Landestheile wieder, außerdem die Hälfte des Königreichs Sachsen, das Großherzogthum Posen mit Danzig, Schwedisch-Pommern mit Rügen, vom Königreich Westfalen 24 □M. (Barby, Gommern, Klötze, Mansfeld, Corvey, Rietberg), die mediatisirten Fürstenthümer Salm, Aremberg, Bentheim u. Looz, das Herzogthum Westfalen mit der Grafschaft Wittgenstein, Siegen, Wied, Wetzlar, das Großherzogthum Berg, den größten Theil des kurkölnischen u. kurtrierischen Gebietes u. andere kleinere Landestheile, so daß der Staat dadurch wieder auf 5085 □M. anwuchs u. mit Oesterreich an die Spitze des deutschen Staatenbundes trat. Sein Ansehen als Militärstaat hatte Pr. durch den Feldzug 1815 noch mehr befestigt u. durch denselben wesentlich beigetragen, die Macht Napoleon's vollends zu brechen u. den Frieden Europa's sichern zu helfen.

In den nun folgenden Friedensjahren galt es vor Allem, den Staat nach innen auszubauen. Schon 1814 war das Staatsministerium neu geordnet worden; durch Verordnung vom 30. April 1815 wurde der Staat in 10, nachmals in 8 Provinzen u. diese wieder in Regierungsbezirke u. Kreise getheilt; 31. März 1817 trat der Staatsrath neu ins Leben. Mit Ausnahme der Rheinprovinz erhielten nun auch die neuen Landestheile das Preuß. Landrecht; die allgemeine Wehrpflicht bekam gesetzliche Kraft, eine neue Steuerverfassung wurde verliehen u. die Finanzen des Staates neu geordnet. Für das materielle u. geistige Wohl des Volkes sorgte die Regierung mit gleicher Umsicht; 1817 wurde mit der neubegründeten Universität Halle die ältere (Wittenberg) vereinigt, 1818 eine weitere Universität zu Bonn errichtet, gegen 70 Gymnasien gestiftet u. das Volksschulwesen in trefflicher Weise umgestaltet. Die Spaltung in der Evangel. Kirche zwischen Lutheranern u. Reformirten sollte durch die Union von 1817 aufgehoben werden, doch stieß die neue Agende auf manchen Widerspruch bei beiden Parteien. Zufolge eines 1821 mit dem Papste abgeschlossenen Vertrages wurden für die Kathol. Kirche Pr.s die Erzbisthümer Köln u. Posen-Gnesen u. die Bisthümer Münster, Trier, Paderborn, Breslau, Kulm u. Ermland errichtet. Doch war der König nicht willens, den Staatsgesetzen von Seiten der Kirche die Achtung versagen zu lassen, u. als z. B. der Kölner Erzbischof Droste zu Vischering 1836 bei Eingehung gemischter Ehen den kirchlichen Konsens verweigern ließ, wenn nicht vorher die Verpflichtung zur kathol. Erziehung der Kinder eingegangen war, wurde dieser Kirchenfürst vom Amte suspendirt u. auf einer Festung unter Aufsicht gestellt. Trotz aller Reformen wurde jedoch dem Freiheitsbedürfniß des Volkes vom König u. der Regierung kein Zugeständniß gemacht; die 1815 gegebene Zusage einer Repräsentativverfassung blieb unerfüllt u. die 1823 erlassene Provinzialverfassung war nur eine klägliche Abschlagszahlung. Pr. hatte durch den Beitritt zur Heil. Allianz sich auch in der inneren Politik unter russ. Einfluß gestellt u. glaubte durch die 1819 zu Karlsbad beschlossenen Maßregeln gegen die demagogischen Umtriebe, welche bes. von der Burschenschaft (s. d.) ausgingen, sowie durch die Theilnahme an den Kongressen von Aachen (1818), Troppau (1820), Laibach (1821) u. Verona (1822), durch welche die Heil. Allianz sich enger gegen die revolutionäre Bewegung zusammenschloß, auch den berechtigtsten Forderungen des Volkes gegenüber sich auf dem alten feudalen Regierungssystem behaupten zu können. Und in der That gelang es auch Friedrich Wilhelm III., seinen Staat, abgesehen von einzelnen unbedeutenden Unruhen, den Einflüssen der europ. Revolution von 1830 zu verschließen.

Anders gestalteten sich jedoch die Verhältnisse unter Friedrich Wilhelm IV. (s. d. 1840—61), seinem Sohne u. Nachfolger. Zwar wurden durch das Gesetz vom 21. Juni 1842 gewisse Ausschüsse gebildet, welche, mit einer berathenden Stimme versehen, der Regierung zur Seite stehen sollten; diese Ausschüsse wurden aber nur berufen, wenn die Provinziallandtage in Bezug auf die ihnen vorgelegten Gesetzentwürfe aus einander gingen. Weitergehende Forderungen der Landtage selbst, welche auf eine Repräsentativverfassung zielten, lehnte der König nicht ohne Schärfe ab. Durch Pflege der Wissenschaften u. Künste u. durch Reformen im Justizwesen wie durch Weiterbildung des 1. Jan. 1834 ins Leben getretenen preuß.-deutschen Zollvereines erwarb sich die Regierung unbestreitbare Verdienste um das Land, dagegen gab sich der immer mehr einer frömmelnden Gefühlsrichtung sich zuneigende König strengkirchlichen Einflüssen hin; ja, er stellte sich sogar in einen gewissen Gegensatz zu der Union u. opferte, um den Konflikt der Staatsregierung mit der Kirche beizulegen, unzweifelhafte Rechte des Staates. Während in den katholischen Kreisen diese königlichen Sympathien entschieden dazu beitrugen, die Macht der ultramontanen Partei zu verstärken (1844 Ausstellung des heil. Rockes in Trier), regte sich doch gegen diese Bestrebungen die Reaktion in der Bildung deutschkatholischer u. Freier Gemeinden. Endlich berief der König, zahlreichen Stimmen aus dem Volke nachgebend, 3. Febr. 1847 die Provinzialstände der Monarchie zu dem „Vereinigten Landtag", welcher 11. April bis 26. Juni seine Sitzungen hielt u. in zwei Kammern getheilt war. Diese Körperschaft sollte bei neuen Staatsanleihen u. in der Gesetzgebung eine berathende Stimme haben. Doch weder im Volke noch bei der Regierung fand ein derartiges Repräsentativsystem Sympathien. Außerdem wurde die Unzufriedenheit der Bevölkerung noch durch den in mehreren Landestheilen herrschenden Nothstand sehr stark gesteigert. — Die Franz. Februarrevolution von 1848 rief auch in Pr. eine ungeheuere Aufregung hervor, die den König bewog, 5. März beim Schluß des vereinigten Landtagsausschusses dem Landtage eine wenigstens vierjährige Periodizität zu bewilligen u. 14. März den Vereinigten Landtag auf den 27. April einzuberufen. Die Bewegung wuchs aber in Berlin in immer bedrohlicherer Weise; Deputationen aus den Provinzen verlangten von der Regierung eine bedingungslose Annahme der liberalen Forderungen. Da erschien am 18. März ein königl. Patent, durch welches der Vereinigte Landtag auf den 2. April einberufen u. die Lösung der deutschen Frage in bundesstaatlichem Sinne versprochen wurde. An demselben Tage aber erfolgte, ob aus Zufall od. Absicht, ein neuer blutiger Konflikt zwischen Volk u. Truppen, welcher zum Straßenkampf ausartete. Um dem Blutvergießen ein Ende zu machen, ließ der König die Truppen sich zurückziehen u. entließ das Ministerium Thile-Bodelschwingh-Eichhorn, an dessen Stelle die Grafen Arnim u. Schwerin, Alfr. v. Auerswald, Freiherr A. H. v. Arnim, Bornemann u. Camphausen traten. Ein weiteres Zugeständniß an das überaus aufgeregte Volk war, daß der König den sehr wenig beliebten Prinzen von Preußen zu einer Reise nach England veranlaßte, 21. März einen Umritt durch die Hauptstadt machte u. 29. März anstatt des Grafen Arnim Camphausen an die Spitze des Ministeriums stellte. Der 2. April zusammengetretene Landtag bewilligte der Regierung einen Kredit von 40 Millionen u. genehmigte das Gesetz, nach dem alsbald Urwahlen im ganzen Lande für eine Nationalversammlung vorgenommen werden sollten, mit der die neue Verfassung vereinbart werden sollte. Zu gleicher Zeit mußte das Ministerium, wenn auch gegen seinen Willen, die Wahlen zur Frankfurter Nationalversammlung gestatten. Nach außen hatten sich aber die Verhältnisse Pr.s dadurch verwickelter gestaltet, daß sich Neuenburg von Pr. lossagte, die Polnische Revolution sich auch nach Posen erstreckte u. blutig niedergeschlagen werden mußte u. auf Grund des Bundesbeschlusses vom 4. April preuß. Truppen zur Wahrung der Rechte der Elbherzogthümer in Holstein einrückten u. nach der Niederlage der Dänen bei Schleswig (23. April) bis Jütland vordrangen. — Der 22. Mai eröffneten Nationalversammlung wurde ein Verfassungsentwurf zur Berathung vorgelegt; doch zog sich dieselbe durch den Kampf der Parteien sehr in die Länge, wobei das Ministerium dadurch in eine sehr schwierige Lage kam, daß es in der Hofpartei entschiedene Widersacher fand u. auf der anderen Seite nicht im Stande war, die durch Demagogen aufgewiegelten Volksmassen zu zügeln. Am 14. Juni wurde sogar das Zeughaus erstürmt u. die Waffen an das Volk vertheilt. Nachdem am nächsten Tage die Nationalversammlung beschlossen hatte, den Verfassungsentwurf der Regierung bei Seite zu legen u. aus ihrer Mitte einen neuen aufzustellen, trat das Ministerium Camphausen zurück. Das neue Kabinet ward gebildet durch Rud. v. Auerswald, welcher den Vorsitz führte, Hansemann, Milde, Rodbertus, Kühlwetter, Schreckenstein, Gierke u. Märker. Aber auch dieses bestand nur kurze Zeit. Die Verhandlungen über die Bürgerwehr, die Schutzmannschaft für die Hauptstadt u. das Aufruhrgesetz stellten das Ministerium Auerswald in einen Gegensatz zu der Landesvertretung u. nöthigten ersteres, 11. Sept. abzudanken, nachdem es noch den Krieg mit Dänemark durch den Waffenstillstand von Malmö (26. Aug.) beendet hatte. Ueber das 21. Sept. zusammentretende neue Ministerium erhielt der General Pfuel den Vorsitz, der sich den Forderungen der Nationalversammlung geneigter zeigte. Als aber bei Berathung über die Mittel, welche die preuß. Regierung zum Schutze der in Wien bedrohten Volksfreiheit anwenden sollte, die Pöbelmassen den Sitzungssaal der Nationalversammlung 31. Okt. förmlich belagerten u. die Abgeordneten wie den

Befehlshaber der Bürgerwehr eingesperrt hielten, da trat 2. Nov. das Ministerium Pfuel ab u. wurde durch das Ministerium Brandenburg-Manteuffel ersetzt. Das neue Kabinet bedeutete die entschiedene Reaktion; 9. Nov. wurde die Nationalversammlung nach Brandenburg verlegt u. da sie, mit Ausnahme der Rechten, dennoch ihre Sitzungen fortzusetzen beschloß, 10. Nov. der Sitzungssaal von Militär besetzt u. der Belagerungszustand 12. Nov. über Berlin verhängt. Nachdem die Nationalversammlung 5. Dez. aufgelöst worden war, oktroyirte die Regierung eine neue Verfassung u. berief die neuen Kammern, welche dieselbe revidiren sollten, auf den 26. Febr. 1849 ein. Im Anfange hatte das Ministerium eine wenn auch schwache Majorität in der neuen Landesvertretung; als aber im Laufe der Berathung es der Linken gelang, einige schwankende Abgeordnete zu sich herüberzuziehen, konnte 25. April der Beschluß durchgesetzt werden, das Ministerium aufzufordern, den für ungesetzlich erklärten Belagerungszustand sofort aufzuheben. Die Regierung löste darauf 27. April die zweite Kammer auf u. vertagte die erste. Unterdeß hatte der König 3. April der Deputation der Frankfurter Nationalversammlung die Annahme der deutschen Kaiserkrone verweigert u. auf den Beschluß der Nationalversammlung (4. Mai), ihrerseits die von ihr beschlossene Reichsverfassung durchzuführen, erklärte das preuß. Ministerium, daß es in Frankfurt keine Vertretung des deutschen Volkes mehr anerkenne, u. berief die preuß. Abgeordneten zurück. Von geringer Bedeutung waren die Aufstände für die Reichsverfassung in Schlesien u. den Rheinlanden; um aber die revolutionäre Bewegung von den eigenen Grenzen fernzuhalten, intervenirte Pr. in Sachsen, wo die Insurgenten in Dresden 6.—9. Mai durch Mithülfe von preuß. Truppen niedergeschlagen wurden, in der Pfalz u. in Baden. Die Berliner Konferenzen, welche die deutsche Frage lösen sollten, führten vorläufig 26. Mai 1849 zu einem Bündniß zwischen Pr., Hannover u. Sachsen, dem sog. Dreikönigsbündniß, welches mit den Staaten, die noch freiwillig beitreten würden, eine bundesstaatliche Verfassung durchzuführen bestimmt war, aber durch die österr. Politik sehr bald seine Auflösung fand. Am 7. Aug. traten die neuen Kammern zusammen, die bei der Wahlenthaltung der demokratischen Partei in gouvernementalem Sinne stimmten u. die Revision der Verfassung im J. 1849 noch vollendeten. Nach einigen weiteren Modifikationen zu Gunsten der königlichen Prärogative wurde die neue Verfassung 31. Jan. 1850 publizirt.

Der Zerfall des Dreikönigsbündnisses vollzog sich schon, als Hannover u. Sachsen aus dem Verwaltungsrath des Bundes schieden, wie dieser 19. Okt. 1849 die Berufung eines Reichstages beschlossen hatte, u. Oesterreich 27. Febr. 1850 einen Gegenentwurf für die Königreiche aufstellte. Der 20. März 1850 in Erfurt eröffnete Reichstag der Union nahm zwar die Verfassung an u. setzte zur Leitung der Regierungsgeschäfte ein Fürstenkollegium ein, doch gab Pr. selbst die Hoffnung auf eine Konsolidirung der Union auf u. ließ den Gliedern derselben den Austritt frei. Oesterreich u. seine Verbündeten konnten jetzt, trotzdem daß Pr. u. die Union die Zustimmung versagten, den alten Bundestag wieder herstellen. Zwar schien es, als ob der Verfassungskonflikt in Hessen-Kassel (s. d.) zum Kampfe zwischen den Truppen Pr.s u. der bundestäglichen Regierungen führen sollte u. Pr. seinem Proteste gegen das Einschreiten Oesterreichs in Holstein energischen Nachdruck verleihen wollte, der Austritt v. Radowitz' aus dem preuß. Ministerium hatte aber in demselben die Kraft des Widerstandes gegen die österr. Pläne gebrochen, u. die Konferenz zu Olmütz zwischen Manteuffel u. dem österr. Premierminister Schwarzenberg führte zu der Konvention vom 29. Nov. 1851, nach der die Exekution in Kurhessen u. Holstein gemeinsam vollzogen werden sollte. Die Konferenzen zu Dresden (23. Dez. 1850 bis 15. Mai 1851) bewogen darauf Pr., das Unionsprojekt aufzugeben u. den Bundestag wieder zu beschicken, der denn auch 12. Mai 1851 vollzählig zusammentrat. Am 8. Mai hatte Pr. auch das Protokoll zu London unterzeichnet, durch welches die Erbfolge in Dänemark staatsrechtlich festgestellt u. die Elbherzogthümer der dän. Herrschaft wieder unterworfen wurden.

Im Innern waltete eine entschiedene Restaurationspolitik. Die Preß- u. Vereinsgesetze wurden verschärft, gegen freisinnige Beamte u. die Freien Gemeinden eingeschritten, der Orthodoxie auch vom Ministerium (Raumer) Vorschub geleistet u. die Provinziallandtage wieder einberufen. Trotzdem zeigte die Regierung eine anerkennenswerthe Fürsorge für die materiellen Verhältnisse des Landes, bes. durch die Entwicklung des Telegraphen- u. Eisenbahnwesens u. die Erweiterung des Zollvereins (s. d.) über Hannover u. die anderen Mitglieder des sog. Steuervereins; zugleich wurde mit Oesterreich, das sich durch den preuß.-deutschen Zollverein in seinen Interessen geschädigt glaubte, 19. Febr. 1853 ein günstiger Schifffahrts- u. Handelsvertrag auf 12 Jahre abgeschlossen. Zu der Vereinigung der Hohenzollern'schen Lande mit Pr., auf welche der Fürst im März 1850 freiwillig verzichtet hatte, kam im Juli 1852 die Erwerbung eines Gebietes am Jahdebusen zur Gründung eines Kriegshafens. Auch in der auswärtigen Politik zeigte sich das intime Verhältniß Pr.s zu Oesterreich in dem mit diesem Staate 20. April 1854 abgeschlossenen Schutz- u. Trutzbündnisse, durch welches Rußland zur Räumung der Donaufürstenthümer bewogen wurde; doch ließ sich Pr. nicht zu Kriegsrüstungen bewegen, sondern behielt seine vermittelnde Stellung zwischen Rußland u. den Westmächten bei.

Die strengkirchliche Richtung, welche das Ministerium beherrschte, u. die nam. in den Regulativen über das Seminar- u. Volksschulwesen (1854) zum schärfsten Ausdruck gelangte, fand die kräftigste Stütze in dem Herrenhause, welches auf Grund des Pairie-Gesetzes von 1852 neu gebildet wurde u. das bes. in der Ehescheidungsfrage weit über die Regierungsvorlage (1855) hinausging. Auch das Abgeordnetenhaus zeigte, infolge der fortgesetzten Wahlenthaltung der Opposition, der Regierung große Bereitwilligkeit, letzterer mißliebige Verfassungsparagraphen zu beseitigen u. reaktionären Gesetzen, z. B. über die Wiederherstellung der gutsherrlichen Polizeigewalt, zuzustimmen; doch wagte der Landtag von 1856—57 das verschärfte Ehescheidungsgesetz u. die neue Salzsteuer zu verwerfen. Das Jahr 1857 brachte den Abschluß der Neuenburger Wirren durch den Verzicht der preuß. Krone auf dieses Fürstenthum (26. Mai), das nur in einem sehr losen Zusammenhange mit der preuß. Monarchie gestanden hatte (s. „Neuenburg").

Schon 23. Okt. 1857 war Prinz Wilhelm von Preußen durch Kabinetsordre zur interimistischen Stellvertretung für den von einem Schlaganfall betroffenen König berufen worden; 7. Okt. 1858 ward die Stellvertretung in eine förmliche Regentschaft umgewandelt. Ein liberaler Geist zog mit dem Prinzregenten in die Regierung ein. Er brach mit dem alten feudalen System, entließ das Ministerium u. ließ unter dem Vorsitz des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen ein neues bilden, aus Rud. v. Auerswald (Staatsminister), v. Schleinitz (Aeußeres), Graf Schwerin (Inneres), v. Bethmann-Hollweg (Kultus u. Unterricht), v. Platow (Finanzen), v. Pückler (Ackerbau) u. v. Bonin (Krieg). Auch in der äußeren Politik stand die Regierung mit dem Volke im Einvernehmen. Für den österr. Besitzstand in Italien wollte Pr. seine Truppen nicht in das Feuer schicken u. wies einen darauf zielenden Bündnißantrag Oesterreichs ab; doch hielt es an der bewaffneten Neutralität fest, um die deutschen Interessen eventuell vertheidigen zu können, setzte seine Armee 14. Juni 1859 auf Kriegsfuß u. bewirkte, als Oesterreich dem Prinzregenten persönlich die Oberleitung zugestand, die Mobilisirung von 4 Bundesarmeecorps. Durch die Zusammenziehung der preuß. Truppen am Rhein wurde nicht nur die deutsche Westgrenze gedeckt, sondern auch Napoleon III. zum Friedensschluß geneigter gemacht. Die nationale Bewegung auf der ital. Halbinsel konnte nicht verfehlen, ihre Rückwirkung auch auf Deutschland zu äußern; außerdem hatte der Oesterr.-franz. Krieg die Schäden der deutschen Bundeskriegsverfassung in bedenklicher Weise bloßgelegt u. den Gedanken in der liberalen Partei verstärkt, daß nur Pr. berufen sein könne, die deutsche Frage endgiltig zu lösen. Am energischsten vertrat diese sog. kleindeutsche Politik der 16. Sept. 1859 zu Frankfurt a. M. begründete Nationalverein (s. d.), während die preuß. Regierung sich darauf beschränkte, im Bundestage einen engeren militärischen Anschluß der kleineren Staaten an die beiden deutschen Großmächte zu fordern, ein Antrag, der vom Bundestage eben so verworfen wurde, wie derselbe Pr. seine Unterstützung in dem kurhess. Verfassungsstreite versagte. Der Versuch, durch direkte Verhandlungen mit Oesterreich eine Reorganisation der Bundeskriegsverfassung zu ermöglichen, scheiterte ebenfalls (April 1860).

Im eigenen Lande mußte deshalb die Heeresreorganisation die erste Sorge der Regierung sein; 9. Febr. 1860 legte sie dem Landtage ein Gesetz vor, durch welches die Dienstpflicht im Heere von 7 auf 8 Jahre erhöht, für die Landwehr auf 11 Jahre bestimmt u. ein bes. Gewicht auf die 3jähr. Dienstzeit bei der Infanterie gelegt wurde; zugleich sollten die Cadres der Garde- u. Linieninfanterie von 136 auf 253 Bataillone vermehrt u. 18 neue Kavallerieregimenter geschaffen werden. Der Widerspruch des Abgeordnetenhauses veranlaßte die Regierung, dieses Gesetz, dessen Urheber der neue Kriegsminister v. Roon war, zurückzuziehen u. sich mit der außerordentlichen Bewilligung von 9 Mill. Thaler, um das Heer bis 30. Juni 1861 in erhöhter Kriegsbereitschaft zu halten, zu begnügen. Nach dem Tode Friedrich Wilhelm's IV. (2. Jan. 1861) folgte ihm der Prinz-Regent als König Wilhelm I. auf dem Throne, der in der Proklamation vom 7. Jan. auf den Beruf Pr.s für Deutschland u. auf die Heeresreorganisation besonderes Gewicht legte u. 2. Mai dem Bundestage einen Entwurf in Betreff der Theilung des Oberbefehls im Bundesheere zwischen Pr. u. Oesterreich vorlegen ließ. Bei dem Landtage fand die Heeresorganisation aber keine Sympathien; derselbe bewilligte vielmehr nur das Extraordinarium noch auf ein Jahr weiter. Die Anzeichen eines drohenden Konfliktes zwischen Regierung u. Volksvertretung lagen schon jetzt in der Organisation der demokratischen

„Fortschrittspartei“ u. der reaktionären Partei des „Preuß. Volksvereins“. Da die Regierung auch in der deutschen Frage den Forderungen der Opposition nicht nachgab, gesellte sich dieser im Landtage 1862 auch die bis dahin regierungsfreundliche altliberale Partei zu u. nöthigte dadurch das Ministerium, zurückzutreten. Das neue Kabinet, welches sich 18. März 1862 bildete, u. an dessen Spitze der Prinz von Hohenlohe stand, zählte zu seinen Mitgliedern aus dem aufgelösten Ministerium Graf Bernstorff, Roon und v. d. Heydt, zu denen v. Jagow (Handel), v. Mühler (Kultus), v. Holzbrink (Handel), v. Itzenplitz (Landwirthschaft) kamen. Trotz starker Wahlbeeinflussung der Regierung behauptete die Fortschrittspartei auch im neuen Landtage die Majorität u. lehnte das Extraordinarium für die Armeereorganisation ab; v. Bismarck-Schönhausen, der 23. Sept. 1862 nach dem Rücktritt Hohenlohe's die Leitung des Ministeriums u. nach Bernstorff's Ausscheiden auch das Auswärtige übernahm, während v. d. Heydt in v. Bodelschwingh einen Nachfolger fand, betonte gleich Anfangs, daß die Regierung, wenn der Landtag nicht nachgebe, die Finanzen auch ohne ein Budgetrecht weiterführen werde, wogegen natürlich das Abgeordnetenhaus einen energischen Protest einlegte, während das Herrenhaus den Regierungsetat annahm. Der Landtag ward 11. Okt. 1862 geschlossen, u. es folgte nun auf beiden Seiten eine erbitterte Wahlagitation, zu welcher sich mehrfache Maßregelungen mißliebiger Beamten gesellten. Am Schluß des Jahres ward v. Jagow durch den Grafen Eulenburg im Ministerium des Innern u. v. Itzenplitz durch v. Selchow für die Landwirthschaft ersetzt. Der 9. Dez. 1862 eröffnete Landtag trug nur noch zur Verschärfung des Konfliktes bei, zumal da die Minister, welche sich der Geschäftsordnung des Hauses nicht fügen wollten, von den Sitzungen wegblieben. Trotz des erbitterten parlamentarischen Kampfes ging Bismarck in der deutschen Frage energischer vorwärts. Auf dem im Aug. 1863 in Frankfurt a/M. zusammengetretenen Deutschen Fürstentage war Pr. nicht vertreten, vielmehr betonte Bismarck, daß die Neugestaltung des Deutschen Reiches nur unter Mitwirkung eines aus direkten Wahlen hervorgegangenen Deutschen Parlamentes sich vollziehen könne. Das Abgeordnetenhaus wurde aufgelöst; das neu zusammentretende war aber weder in Bezug auf die innere noch auf die äußere Politik geneigt, das Ministerium zu unterstützen. Bismarck verfuhr aber selbständig; er wußte Oesterreich auf seine Seite u. von dem Bunde abzuziehen (s. „Schleswig-Holstein“), die Selbständigkeit Pr.s gegenüber den Beschlüssen der Londoner Konferenz zu wahren u. durch glänzende Siege der Truppen die Stimmung des Landes für eine von der Fortschrittspartei auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes des Volkes abgewiesene Annexion der Elbherzogthümer zu gewinnen. Im Wiener Frieden 30. Okt. 1864 überließ Dänemark diese Länder Pr. u. Oesterreich zu gemeinsamem Besitze, u. die deutschen Exekutionstruppen zogen sich zurück. Einer Einverleibung in Pr. zeigten sich aber die Schleswig-Holsteiner eben so abgeneigt wie Oesterreich, das dafür eine Entschädigung durch deutsches Gebiet verlangte. Pr. gab nach, indem es (22. Febr. 1865) gestatten wollte, daß die Herzogthümer sich zu einem souveränen Staat organisirten, wenn sie mit Pr. in eine Militärkonvention treten, Sonderburg u. Kiel an Pr. abtreten u. Rendsburg zur Bundesfestung machen wollten. Oesterreich wandte sich jedoch wieder dem Bundestage zu, der 5. April die unverzügliche Einsetzung des Herzogs von Augustenburg forderte, überließ aber im Gasteiner Vertrag (14. Aug.) Lauenburg gegen eine Entschädigung von $2\frac{1}{2}$ Mill. an Pr. u. theilte die Verwaltung der Herzogthümer so, daß, unbeschadet des gemeinsamen Besitzes, Holstein von Oesterreich u. Schleswig von Pr. besetzt ward. Die Begünstigung der Augustenburger Agitation durch den österr. Statthalter bewies Pr., daß es auf friedlichem Wege eine Annexion der Herzogthümer nicht würde vollziehen können, bestärkte aber auch Bismarck in der Absicht, den Krieg, wenn er nicht zu vermeiden wäre, zugleich für die Lösung der deutschen Frage zu führen. Dieselben Anschauungen über die Bundesreform, welche Pr. (22. Sept. 1863) in seiner Erwiederung auf die Beschlüsse des Fürstentages zum Ausdruck hatte gelangen lassen, formulirte es jetzt (9. April) zu einem Antrag an den Bundestag, in dem es zur Mitwirkung an der Neugestaltung des Bundes eine allgemeine deutsche Volksvertretung forderte. Der Bundestag erklärte aber den gegenwärtigen Zeitraum als ungeeignet für eine Reform, u. Oesterreich rüstete, um einem preuß. Angriffe begegnen zu können, indem es zugleich den größten Theil der deutschen Mittel- u. Kleinstaaten auf seiner Seite wußte.

Trotz dieser kritischen äußeren Lage gab die Regierung dem Abgeordnetenhause gegenüber in nichts nach. Das Ministerium fühlte sich vielmehr stark genug, auf eigene Verantwortung den nun unvermeidlichen Krieg zu führen, für den im April 1866 mit Italien ein Schutz- u. Trutzbündniß abgeschlossen worden war. Dem Bundesbeschluß vom 14. Juni folgte das Einrücken preuß. Truppen in Hannover u. Sachsen, u. der Preuß.-deutsche Krieg (s. d.) begann, der durch den Präliminarfrieden von Nikolsburg (26. Juli) u. den Definitivfrieden von Prag (23. Aug.) beendet wurde. Pr., mit dem schon seit 1865 das Herzogthum Lauenburg durch Personalunion verbunden war, gewann dadurch eine Gebietsvermehrung von 1309 □M., indem es das Königreich Hannover, das Kurfürstenthum Hessen, das Herzogthum Nassau, die Freie Stadt Frankfurt, die Herzogthümer Schleswig-Holstein u. kleinere Gebietstheile von Bayern u. dem Großherzogthum Hessen annektirte. Zugleich trat es als Vormacht an die Spitze des Norddeutschen Bundes (s. d.). Die glänzenden Siege der preuß. Armee u. die vollzogene Gründung eines Deutschen Bundesstaates hatten die Stimmung des Volkes wesentlich zu Gunsten der Regierung gewandt. Einen bedeutsamen Schritt zur Versöhnung that aber auch das Ministerium dadurch, daß es bei der Volksvertretung um Indemnität für die ohne gesetzlich festgestellten Etat fortgeführte Verwaltung nachsuchte, u. trennte dadurch von der demokratischen Fortschrittspartei eine liberale Mittelpartei, welche der Opposition mehr u. mehr entsagte. Am 16. März hatte das Abgeordnetenhaus der Vereinigung der eroberten Landestheile mit Pr. zugestimmt; vom 27. Sept. bis 12. Nov. 1866 vertagt, gab der Landtag nach seinem Zusammentritt denn auch der Militärorganisation durch die provisorische Bewilligung des Militärbudgets auf ein Jahr seine Zustimmung. Die Verfassung des Norddeutschen Bundes nahm 8. Mai 1867 das Abgeordnetenhaus mit 227 gegen 93 Stimmen (Polen u. Fortschrittspartei), 1. Juni das Herrenhaus einstimmig an; die Bundesverfassung selbst trat durch das Patent vom 25. Juni für Pr. in Kraft. Die Luxemburger Frage war unterdeß durch den Londoner Traktat vom 11. Mai in friedlicher Weise gelöst worden. In den neuen Landestheilen führte die Krone bis zum 1. Okt. provisorisch die Verwaltung. Dann trat auch dort die preuß. Verfassung in Kraft. Nur mit Freuden konnte es Hannover begrüßen, daß nach der Entlassung des Justizministers Grafen zur Lippe der ehemalige hannov. Minister Leonhard dessen Amt übernahm, während das hannov. Regentenhaus durch Beschlagnahme des königlichen Vermögens an weiterer Agitation gegen die preuß. Herrschaft gehindert werden sollte. Da der Etat, welcher dem 4. Nov. 1868 eröffneten Landtage vorgelegt wurde, ein Defizit von 15,600,000 Mk. aufwies, so entstand in den Verhandlungen eine scharfe Kritik der Verwaltung, u. nam. wurde der Kultusminister v. Mühler wegen der Vorlage eines Volksschulgesetzes hart angegriffen; nicht mit Unrecht sah man in ihm eine Hauptstütze der Orthodoxie in Pr., welche gerade damals durch Gesinnungsgenossen in Hannover u. Hessen bedeutend verstärkt worden war. Doch kam die kirchenpolitische Bewegung, welche von dem protestantischen Gebiete ausgegangen war u. von den katholischen Geistlichen mit Entschiedenheit aufgenommen wurde, bald wieder ins Stocken, weil die äußere Politik weit wichtigere Aufgaben an Pr. u. das Deutsche Reich stellte.

Am 19. Juli 1870 erklärte Frankreich an Pr. den Krieg. Das Aufsteigen der preuß. Macht durch die Kämpfe von 1866 hatte naturgemäß das Uebergewicht, das Frankreich unter den europäischen Großmächten bis dahin behauptet hatte, vernichtet u. die Eifersucht der Franzosen aufs Höchste erregt. In der Luxemburger Frage war der Waffengang zwischen Pr. u. Frankreich noch vermieden worden; besser gerüstet, glaubte Napoleon III. die Hohenzollern'sche Thronkandidatur in Spanien als einen neuen Uebergriff der preuß. Macht ansehen zu müssen, u. erließ die Kriegserklärung, der der größte Theil seines Volkes begeistert zujubelte. Der Deutsch-franz. Krieg (s. d.) 1870—71 erweckte in ganz Deutschland eine ähnliche Begeisterung, wie sie 1813 geherrscht hatte, u. als in den ersten Schlachten die deutschen Truppen glänzend siegten u. dadurch die Hoffnung auf einen siegreichen Ausgang des ganzen Krieges zur Gewißheit wurde, da ward es dem deutschen Volke klar, daß der Friede mit Frankreich Deutschland zu einem Reiche umwandeln u. ihm die alten Grenzen wiedergeben müsse. Beides ward erreicht u. der König von Pr. 18. Jan. 1871 als Deutscher Kaiser in Versailles proklamirt. Der Friedensschluß mit Frankreich brachte aber Deutschland nicht den vollen Frieden. Schon während des Krieges hatten sich Stimmen erhoben, welche denselben als einen Kampf des Katholizismus gegen den Protestantismus bezeichneten; außerdem hatte die Haltung der preuß. Regierung gegenüber den Beschlüssen des vatikan. Konzils die ultramontane Partei sehr erbittert, u. die Wahlen zum Abgeordnetenhause, das 4. Dez. 1870 eröffnet u. 17. Febr. 1871 geschlossen ward, führten die Ultramontanen als Centrumspartei in der immerhin bedenklichen Stärke von 57 Mann auf den parlamentarischen Kampfplatz. Als der Kultusminister von Mühler 12. Jan. 1872 seine Demission einreichte u. durch den Geh. Oberjustizrath Dr. Falk ersetzt wurde, sah sich die Kathol. Kirche zuerst durch ein neues Volksschulgesetz von ihrer Aufsicht über das Schulwesen, die der Staat für sich allein beanspruchte, entbunden. Die Spannung zwischen der preuß. Regierung u. der päpstlichen Partei wurde aber noch größer, als der Reichstag in seiner 3. Session dem Jesuitenorden den Aufenthalt im Deutschen Reiche untersagte (19. Juni

1872), der Kultusminister Falk durch Gesetz (15. Juni) die Mitglieder geistlicher Orden von der Thätigkeit in den Volksschulen ausschloß u. der Bischof Krementz von Ermland wegen der Exkommunikation, die er über zwei Braunsberger Professoren verhängt hatte, mit der Temporaliensperre bestraft wurde (25. Sept.). Als der Papst offiziell das Verfahren der preuß. Regierung als unverschämt bezeichnet hatte, wurde der preuß. Legationssekretär Stumm von Rom abberufen (30. Dez.). Aus Rücksicht auf die klerikal-nationale Bewegung in der Provinz Posen, deren Mittelpunkt der Erzbischof Ledochowski war, wurde die neue, 26. Nov. 1872 von dem Abgeordnetenhause u. 6. Dez. vom Herrenhause angenommene Kreisordnung nicht auf diesen Landestheil ausgedehnt, weil die Bevölkerung für eine derartige Selbstverwaltung noch nicht reif wäre. Durch dieses tief eingreifende Gesetz wurde das drückende Uebergewicht der Rittergutsbesitzer, der Landräthe u. theilweise auch der Regierung in der Verwaltung der Kreise beseitigt u. bei der Schaffung von Kreistagen, Kreisausschüssen u. Verwaltungsgerichten mit dem Feudalismus gebrochen u. dem Prinzip der Selbstverwaltung Bahn gemacht. Die Monate Dezember 1872 u. Januar 1873 brachten noch einige wichtige Veränderungen im Ministerium: Fürst Bismarck wurde 21. Dez. von dem Präsidium im Staatsministerium entbunden u. vom König bestimmt, daß der älteste Minister den Vorsitz führen solle; 14. Jan. 1873 trat Graf Königsmarck als Minister für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten an v. Selchow's Stelle u. Generalleutnant v. Kamecke ward 1. Jan. mit dem Titel u. Rang eines Staatsministers zum zweiten Chef der Armeeverwaltung ernannt. Eine Militärkonvention mit Mecklenburg kam 27. Dez. 1872 zum Abschluß.

Die Könige von Preußen von Friedrich I.

Friedrich Wilhelm (der große Kurfürst), geb. 6. Febr. 1620, Kurfürst 1640, erster souveräner Herzog von Preußen 1657. 2. 14. Juni 1668 Dorothee, des Herzogs Philipp von Holstein-Glücksburg

1. Wilhelm Heinrich, geb. 21. Mai 1648. † 20. (24.) Okt. 1649.

1. Karl, geb. 6. Febr. 1655. † 27. Nov. 1674.

1. **Friedrich III.**, als König **Friedrich I.**, geb. 11. Juli 1657, König von Preußen 18. Jan. 1701. † 25. Febr. 1713. Gem.: 1. 1679 Elisabeth Henriette, des Landgrafen Wilhelm VI. von Hessen-Kassel Tochter. † 7. Juli 1683. 2. 1684 Sophie Charlotte, des Kurfürsten Ernst August von Hannover Tochter. † 1. Febr. 1705. 3. 1708 Sophie Luise, des Herzogs Friedrich von Mecklenburg-Grabow Tochter. † 29. Juli 1735.

1. Heinrich, geb. 9., † 16. Nov. 1664.

1. Amalie, geb. 9. Nov. 1664 † 22. Jan. 1665.

1. Ludwig, geb. 8. Juli 1666. † 7. April 1687. Gem.: 1681 Luise Charlotte, des Fürsten Bogislav Radziwil, Herzogs v. Birze, Erbtochter, später mit Karl Philipp, Kurfürsten v. d. Pfalz, vermählt. † 23. März 1695.

---

1. Luise, geb. 19. Sept. 1680. † 23. Dez. 1705. Gem.: 1700 Friedrich, Erbprinz von Hessen-Kassel, später König von Schweden.

2. Friedrich August, geb. 6. Okt. 1685. † 21. Febr. 1686.

2. **Friedrich Wilhelm I.**, geb. 4. Aug. 1688, † 31. Mai 1740. Gem.: 1706 (Sophie Dorothee), Tochter des Königs Georg I. von Großbritannien, geb. 16. März 1687. † 28. Juni 1757.

Friederike Dorothee, geb. 24. Febr. 1700. † 7. Febr. 1701.

Friedrich Wilhelm, geb. 6. Jan. 1701, Markgraf von Schwedt 1711. † 4. März 1771. Gem.: 1734 Sophie, König Friedrich Wilhelm's I. v. Preußen Tochter, geb. 25. Jan. 1719. † 13. Nov. 1765.

Friedrich, geb. 23. Nov. 1707. † 13. Mai 1708.

Friederike, geb. 3. Juli 1709. † 14. Okt. 1758. Gem.: 1731 Friedrich, Erbprinz von Brandenburg-Baireuth.

Friedrich, geb. 16. Aug. 1710. † 31. Juli 1711.

Friedrich II., der Große, geb. 24. Jan. 1712. † 17. Aug. 1786. Gem.: 1733 Elisabeth, Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht II. von Braunschw.-Wolfenbüttel, geb. 8. Nov. 1715. † 13. Jan. 1797.

Charlotte, geb. 5. Mai 1713. † 10. Juni 1714.

Luise, geb. 28. Sept. 1714. † 4. Febr. 1784. Gem.: 1729 Karl, Markgraf von Brandenburg-Ansbach.

Philippine, geb. 13. März 1716. † 16. Febr. 1801. Gem.: 1733 Karl I., Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel.

Ludwig, geb. 2. Mai 1717. † 31. Aug. 1719.

Sophie, geb. 25. Jan. 1719. † 13. Nov. 1765. Gem.: 1734 Friedrich, Markgraf von Brandenburg-Schwedt.

Luise Ulrike, geb. 24. Juli 1720. † 16. Juli 1782. Gem.: 1744 Adolf Friedrich, Prinz von Holstein-Gottorp, späterer König von Schweden.

August, geb. 9. Aug. 1722, zum Prinzen von Preußen erklärt 30. Juni 1744. † 12. Juni 1758. Gem.: 1742 Luise, Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht II. von Braunschw.-Wolfenb.

Anna, geb. 9. Nov. 1723, Koadjutorin zu Quedlinburg 16. Dez. 1744, Aebtissin 17. Juli 1755. † 30. März 1787.

Heinrich, geb. 18. Jan. 1726. † 3. Aug. 1802. Gem.: 1752 Wilhelmine, Tochter des Prinzen Maximilian von Hessen-Kassel.

Ferdinand, geb. 23. Mai 1730, Herrenmeister zu Sonnenburg 12. Sept. 1786—1811. † 2. Mai 1813. Gem.: 1755 Luise, Tochter des Markgr. Friedrich Wilhelm v. Brandenburg-Schwedt.

Dorothee, geb. 18. Dez. 1736. † 9. März 1798. Gem.: 1753 Friedrich I., Herzog von Württemberg.

Friedrich Wilhelm II., geb. 25. Sept. 1744. † 16. Nov. 1797. Gem.: 1. 1765 Elisabeth, Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel, geb. 8. Nov. 1746, geschieden 1769. † 18. Febr. 1840. 2. 1769 Luise, Tochter des Landgrafen Ludwig IX. zu Hessen-Darmstadt, geb. 16. Okt. 1751. † 25. Febr. 1805.

Heinrich, geb. 30 Dez. 1747. † 26. Mai 1767.

Wilhelmine, geb. 7. Aug. 1751. † 9. Juni 1820. Gem.: 1767 Wilhelm V., Fürst von Nassau und Erbstatthalter der Vereinigten Niederlande.

Georg, nachgeboren 30. Okt. 1758. † 15. Febr. 17[illegible]9.

Elisabeth, geb. 1. Nov. 1761. † 28. Aug. 1773.

---

1. Friederike, geb. 7. Mai 1767. † 6. Aug. 1820. Gem.: 1791 Friedrich, Prinz von Großbritannien u. Herzog von York.

2. **Friedrich Wilhelm III.**, geb. 3. Aug. 1770. † 7. Juni 1840. Gem.: 1. 1793 Luise, Tochter des Herzogs Karl II. von Mecklenburg-Strelitz, geb. 10. März 1776. † 19. Juli 1810. 2. (morganatisch) 1824 Auguste, Tochter des Grafen Ferdinand v. Harrach, geb. 30. Aug. 1800, † 5. Juni 1873.

2. Wilhelmine, geb. 1. Sept. 1772. † 14. Juni 1773.

---

1. **Friedrich Wilhelm IV.**, geb. 15. Okt. 1795. † 2. Jan. 1861. Gem.: 1823 Elisabeth, Tochter des Königs Maximilian I. von Bayern, geb. 13. Nov. 1801. † 15. Dez. 1873.

1. **Wilhelm**, geb. 22. März 1797. Gem.: 1829 Auguste, Tochter des Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen-Weimar-Eisenach, geb. 30. Sept. 1811.

1. Charlotte, geb. 13. Juli 1798, zur Griechischen Kirche übergetreten Alexandra. † 1. Nov. 1860. Gem.: 7. Juli 1817 Nikolaus I., Kaiser von Rußland.

1. Friederike, geb. 14. Okt. 1799. † 30. März 1800.

1. Karl, geb. 29. Juni 1801. Gem.: 1827 Marie, Tochter des Großherzogs Karl Friedrich v. Sachsen-Weimar-Eisenach, geb. 3. Febr. 1808, † 18. Jan. 1877.

1. Alexandrine, geb. 23. Febr. 1803. Gem.: 1822 Paul Friedrich, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin.

1. Ferdinand, geb. 13. Dez. 1804. † 1. April 1806.

1. Luise, geb. 1. Febr. 1808. Gem.: 1825 Friedrich, Prinz der Niederlande.

1. Albrecht, geb. 4. Okt. 1809. † 14. Okt. 1872. Gem.: 1. 1830 Marianne, Tochter König Wilhelm's I. der Niederlande, geb. 9. Mai 1810, geschieden 28. März 1849. 2. (morganatisch) 1853 Rosalie, Tochter des Kriegsministers von Rauch, zur Gräfin v. Hohenau erhoben, geb. 29. Aug. 1820.

Friedrich Wilhelm, geb. 18. Okt. 1831. Gem.: 1858 Victoria, Kronprinz. von Großbritannien, geb. 21. Nov. 1840.

Luise, geb. 3. Dez. 1838. Gem.: 1856 Friedrich, Großherzog von Baden.

Friedrich Karl, geb. 20. März 1828. Gem.: 1854 Marie, Tochter des Herzogs Leopold v. Anhalt, geb. 14. Sept. 1837.

Luise, geb. 1. März 1829. Gem.: 1854 Alexis, Landgraf zu Hessen Philippsthal-Barchfeld, geschieden 6. März 1861.

Anna, geb. 17. Mai 1836. Gem.: 1853 Friedrich, Prinz von Hessen-Kassel.

Charlotte, geb. 21. Juni 1831. † 30. März 1855. Gem.: 1850 Georg, Erbprinz zu Sachs.-Meiningen-Hildburghausen.

Friedr. Wilhelm, geb 27. Jan. 1859.

Charlotte, geb 24. Juli 1860.

Heinrich, geb. 14. Aug. 1862.

Sigismund, geb. 15. Sept. 1864. † 1866.

Victoria, geb. 12. April 1866.

Waldemar, geb. 10. Febr. 1868.

Sophie, geb. 14. Juni 1870.

Margaretha, geb. 22. April 1872.

Marie, geb. 14. Sept. 1855.

Elisabeth, geb. 8. Febr. 1857.

Luise Margarethe, geb. 25. Juli 1860.

Friedrich Leopold, geb. 14. Nov. 1865.

Die ersten Monate des Jahres 1873 ließen im preuß. Abgeordnetenhause den konfessionellen Streit zum schärfsten Ausdruck gelangen, u. zwar in den Berathungen über vier vom Kultusminister eingebrachte Gesetzentwürfe, von denen der erste über den Gebrauch kirchlicher Straf- u. Zuchtmittel handelte u. über denjenigen Religionsdiener eine Strafe bis 3000 Mk. od. Gefängniß bis zu 3 Jahren verhängte, der Straf- od. Zuchtmittel androhe, verhänge od. verkündige, welche weder dem rein religiösen Gebiete angehören noch lediglich die Entziehung eines innerhalb der Kirche od. Religionsgesellschaft wirksamen Rechts od. die Ausschließung aus der letzteren betreffen. Das zweite Gesetz fordert von Denjenigen, welche ein geistliches Amt antreten wollen, Vorbildung auf einer deutschen Staatsuniversität u. Ablegung einer wissenschaftlichen Staatsprüfung; das dritte setzt einen königlichen Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten ein u. bestimmt, daß die kirchliche Disziplinargewalt nur von deutschen Behörden ausgeübt werden darf. Der Kleriker sollte also unter den Staatsbürgern keine Ausnahmestellung mehr einnehmen u. die Obergewalt des Staates über die Kirche fest begründet werden. Nachdem in entsprechender Weise die Artikel 15 u. 18 der preuß. Verfassung, in denen der unklare Begriff der Selbständigkeit der Kirche aufgestellt war, Abänderungen erfahren hatten, nahm das Abgeordnetenhaus trotz der Denkschrift des Episkopates vom 30. Jan. u. der Adressen der Bischöfe an den Landtag vom 5. u. an den König vom 7. Febr. die Gesetzentwürfe 21. März, das Herrenhaus dieselben 1. Mai an, u. 15. Mai erhielten diese „Maigesetze" die königl. Sanktion u. wurden publizirt. Während dieser Session des Landtages, der 20. Mai geschlossen ward, erfolgte 13. Mai noch der Rücktritt des Handelsministers v. Itzenplitz u.

bis auf König Wilhelm. 1688—1877.

† 29. April 1688. Gemahlin: 1. 16. Jan. 1647 Luise Henriette, des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien Tochter. † 18. Juni 1667.
Tochter und Wittwe Herzog Christian Ludwig's von Lüneburg. † 6. Aug. 1689.

Schwedt.

2. Philipp, geb 19. Mai 1669, Markgraf v. Schwedt. † 19. Dez. 1711. Gem.: 1699 Johanna Charlotte, d. Fürsten Joh. Georg II. v. Anh.-Dessau Tochter, wurde 10. Okt. 1729 Aebtissin v. Herford. † 31. März 1750.

2. Marie, geb. 16. Nov. 1670. † 17. Nov. 1739. Gem.: 1. 1687 Karl, Erbprinz von Mecklenburg-Güstrow. 2. 1689 Moritz Wilhelm, Herzog von Sachsen-Zeitz.

2. Karl, geb. 5 Jan. 1673 Herrenmeister zu Sonnenburg 22. Febr. 1693. † 23. Juli 1695 zu Turin. Gem.: (nicht anerkannte Ehe) 1695 Katharina, Markgräfin von Balbiano, u. Wittwe des Grafen v. Salmour, später (1707) mit dem sächs. Minister Gr. Wackerbarth vermählt. † 1719.

2. Albrecht, geb. 14. Jan. 1672. Herrenmeister zu Sonnenburg 17. März 1696. † 21. Juni 1731. Gem.: 1703 Marie Dorothee, des Herzogs Friedrich Kasimir v. Kurland Tochter. † 17. Jan. 1743.

2. Elisabeth, geb. 26. März 1674. † 22. Nov 1748. Gem.: 1. 1691 Frdr. Kasimir, Herzog v. Kurland. 2. 1703. Christian Ernst Markgr. v. Brandenb.-Baireuth. 3. 1714 Ernst Ludwig, Herzog von Sachsen-Meiningen.

2. Dorothee, geb. 6. Juni 1675. † 1. Sept. 1676.

2. Christian Ludwig, geb. 24. Mai 1677. Statthalter und Domprobst zu Halberstadt. † 3. Sept. 1734.

Henriette Marie, geb. 2. März 1702. † 7. Mai 1782. Gem.: 1716 Friedrich Ludwig, Erbprinz v. Württemberg-Stuttgart.

Georg Wilhelm, geb. 10., † 26. März 1704.

Heinrich Friedrich, geb. 21. August 1709, Markgr. v. Schwedt 1771. † 12. Dez. 1788. Gem.: 1739 Leopoldine Marie, des Fürsten Leopold v. Anh.-Dessau T., geb. 8. Dez. 1716 † 27. Jan. 1782.

Friedrich, geb. 9. Aug. 1704. † 15. Juni 1707.

Karl, geb. 3. Juni 1705. Herrenmeister zu Sonnenburg. † 22. Juni 1762.

Sophie, geb. 24. Dez. 1706. † 6. Jan. 1751. Gem.: 1723 Wilhelm Heinrich, Herzog zu Sachsen-Eisenach.

Luise, geb. 11. Mai 1709. † 19. Febr. 1726.

Friedrich, geb. 13. Aug. 1710. † 10. Apr. 1741 (Schlacht bei Mollwitz).

Sophie Friederike Albertine, geb. 21. April 1712. † 7. Sept. 1750. Gem.: 1733 Victor Friedrich, Fürst v. Anhalt-Bernburg.

Friedr. Wilh., geb. 28. März 1714. † 12. Sept. 1744 vor Prag.

Luise, geb. 22. April 1738. † 10. Febr. 1820. Gem.: 1755 Prinz Ferdinand von Preußen.

Georg Philipp Wilhelm, geb. 11. Sept. 1741. † 28. April 1742.

Philippine, geb. 10. Okt. 1745. † 1. Mai 1800. Gem.: 1773 Friedrich II., Landgraf von Hessen-Kassel.

Georg Friedrich Wilhelm, geb. 3. Mai 1749. † 14. Aug. 1751.

Friederike, geb. 18. Aug. 1745. Aebtissin zu Herford 1764. † 23. Jan. 1808.

Luise, geb. 24. Sept. 1750. † 21. Dez. 1811. Gem.: 1767 Leopold Friedr. Franz, Fürst von Anhalt-Dessau.

Friedrich, geb. 21. Okt. 1769. † 8. Dez. 1773.

Luise, geb. 24. Mai 1770. † 7. Dez. 1736. Gem.: 1796 Anton, Fürst von Radziwil.

Heinrich, geb. 11. Nov. 1771. † 8. Okt. 1790.

Ludwig, geb. 18. Nov. 1772. † 10. Okt. 1806 im Gefecht bei Saalfeld.

Friedrich, geb. 29. Nov. und † 2. Dez. 1776.

August, geb. 19. Sept. 1779. † 19. Juli 1843.

2. Ludwig, geb. 5. Nov. 1773. † 28. Dez. 1796. Gem.: 1703 Friederike, Tochter des Herzogs Karl II. von Mecklenburg-Strelitz, geb. 2. März 1778. † 29. Juni 1841.

2. Wilhelmine, geb. 18. Nov. 1774. † 12. Okt. 1837. Gem.: 1791 Wilhelm I., König der Niederlande.

2. Auguste, geb. 1. Mai 1780. † 19. Febr. 1841. Gem.: 1797 Wilhelm II., Kurfürst von Hessen-Kassel.

2. Heinrich, geb. 30. Dez. 1781, Koadjutor des Johanniter-Herrenmeisterthums zu Sonnenburg 3. Juli 1800, Großmeister d. preuß. Johanniterordens 1812. † 12. Juli 1846.

2. Wilhelm, geb. 3. Juli 1783, Gouverneur der Bundesfestung Mainz. † 28. Sept. 1851. Gem.: 1804 Marie Anna, T. des Landgrafen Friedr. V. zu Hessen-Homburg, geb. 14. Okt. 1785. † 14. April 1846.

Friedrich, geb. 30. Okt. 1794. † 27. Juli 1863. Gem.: 1817 Luise, Tochter des Herzogs Alexius zu Anh.-Bernburg.

Wilhelm, geb. 26. Sept. 1795. † 6. April 1798.

Friederike, geb. 30. Sept. 1796. † 1. Jan. 1850. Gem.: 1850 Leopold, Herzog zu Anhalt-Dessau.

Friederike, geb. 4. Juli 1805. † 23. Nov. 1806.

Tochter, geb. u. † im Febr. 1808.

Sohn, geb. u. † 30. Aug. 1809.

Thassilo, geb. 29. Okt. 1811. † 9. Jan. 1813.

Adalbert, geb. 29. Okt. 1811. † 6. Juni 1873. Gem.: (morganatisch) 1850 Therese Elßler, geb. 1808, bei der Vermählung zur Freifrau von Barnim erhoben.

Thassilo, geb. 15. Nov. 1813. † 9. Jan. 1814.

Elisabeth, geb. 18. Juni 1815. Gem.: 1836 Karl, Prinz von Hessen-Darmstadt.

Waldemar, geb. 2. Aug. 1817. † 17. Febr. 1849.

Marie, geb. 15. Okt. 1825. Gem.: 1842 Maximilian II., König v. Bayern.

Albrecht, geb. 8. Mai 1837. Gem.: 1873 Marie, T. des Herzogs Ernst v. Sachsen-Altenb., geb. 2. Aug. 1854.

Elisabeth, geb. 27. August, † 9. Okt. 1840.

Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842. Gem.: 1865 Wilhelm, Herzog zu Mecklenburg-Schwerin.

Alexander, geb. 21. Juni 1820.

Georg, geb. 12. Febr. 1826.

Wilhelm, geb. 15. Juli 1874.

Sohn, geb. 27. Sept. 1876.

seine Ersetzung durch Achenbach u. die Einsetzung einer Untersuchungskommission in Eisenbahnangelegenheiten, welche in ihrem 17. Juli an den König erstatteten Bericht die Wahrheit der meisten im Landtag erhobenen Beschuldigungen über die Art u. Weise, wie Konzessionen zu Eisenbahnbauten in der Gründerzeit ertheilt u. ausgenutzt worden, nachwies. In mannhafter Weise beantwortete der Kaiser 3. Sept. ein päpstliches Schreiben, das eine Aenderung der deutschen Kirchenpolitik verlangte, u. ließ bei der Eröffnung des neuen Landtages 9. Nov. in der Thronrede verkünden, daß die Regierung auf dem eingeschlagenen Wege verharren werde. Dieses feste Stehen der Staatsregierung auf ihrem Rechte zeigte sich nicht nur in der Anerkennung des altkathol. Bischofs Reinkens (7. Okt.), sondern noch weit mehr in dem konsequenten Verfahren gegen die widerspenstigen Bischöfe. Der Erzbischof Ledochowski (s. d.) wurde 15. April 1874 abgesetzt; der Bischof von Trier erlitt aus gleichem Grunde ein ähnliches Schicksal u. wurde 7. März in das Gefängniß abgeführt; dem Weihbischof Janiszewski widerfuhr dies 27. Juli; Bischof Martin von Paderborn, welcher 21. Sept. bereits zu 4 Monaten Festung verurtheilt worden war, wurde 5. Jan. 1875 abgesetzt u. entwich darauf nach Holland; 1. Jan. 1875 wurde dem Fürstbischof von Breslau der Gehalt gesperrt, u. da derselbe 29. März durch den Oberpräsidenten von Schlesien zur Niederlegung seines Amtes aufgefordert wurde, entwich er 6. Mai in den österr. Theil seiner Diöcese; ebenso wurde dem Erzbischof Melchers (s. d.) von Köln sein Gehalt gesperrt u. der Bischof von Münster abgesetzt. Kein einziger von den übrigen preuß. Kirchenfürsten entging mehr od. minder bedeutenden Geldstrafen. Parallel mit diesen Maßregelungen der Bischöfe ging nun die Schließung von Priesterseminarien u. anderen von Geistlichen geleiteten Anstalten, in denen den Staatsgesetzen nicht genügt wurde, die Bestrafung von Geistlichen, welche ohne Zustimmung der weltlichen Behörden ihr Amt angetreten hatten, u. eine strengere Handhabung der Preßgesetze gegen die ultramontanen Zeitungen, bes. als das Attentat Kullmann's gegen den Fürsten Bismarck in Kissingen (13. Juli 1874) bewiesen hatte, bis zu welcher Ruchlosigkeit sich religiöser Fanatismus verirren kann. Diese Renitenz der preuß. Bischöfe wurde vom Papste direkt gebilligt u. ermuntert; derselbe erklärte in einer Encyklika (5. Febr. 1875) die Maigesetze für ungiltig u. verlieh Ledochowski die Würde eines Kardinals (15. März). Kein Wunder, daß das von den Geistlichen irregeleitete Volk glaubte für die Märtyrer seines Glaubens einstehen zu müssen, u. daß mehrere Tumulte durch Waffengewalt unterdrückt werden mußten. Der Landtag stand aber der Regierung in diesem Kampfe gegen die Kirchengewalt treu zur Seite, obgleich die Centrumsfraktion in den Neuwahlen eine nicht unbedeutende Verstärkung erfahren hatte. Als Antwort auf die päpstliche Encyklika beantragte die Regierung beim Landtage 4. März 1875 die Einstellung aller Leistungen aus Staatsmitteln an die Röm.-kathol. Kirche, u. nach der Annahme dieses „Sperrgesetzes" durch Abgeordneten- u. Herrenhaus trat dasselbe 1. Mai in Kraft; ebenso erhielt im Mai die Vorlage der Regierung über die Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens, die Aufhebung der Artikel 15, 16 u. 18 der Verfassung u. die Aufhebung der Klöster Gesetzeskraft. Zwar wurde 20. Juli das Gesetz über die Verwaltung des Kirchenvermögens von den Bischöfen nothgedrungen angenommen, doch deuten bis jetzt nur noch wenige Anzeichen darauf, daß der preuß. Klerus bereit sein könne, auf Grund der bestehenden Gesetze mit dem Staate Frieden zu schließen. Daß ein großer Theil der kathol. Bevölkerung Pr.s mit der Haltung der Regierung einverstanden war, bewies die begeisterte Aufnahme, welche der Kultusminister Falk bei seiner Rundreise (25. Juni bis 6. Juli 1875) in den Rheinlanden fand. Für die innere Verwaltung war die neue Provinzialordnung, welche 7. Juni nach einem Kompromiß zwischen den beiden Häusern des Landtages angenommen wurde, von tiefgehender Bedeutung.

Vgl. Schubert, „Handbuch der allgemeinen Staatskunde des preuß. Staates" (2 Bde., Königsb. 1846—48); Eiseln, „Der preuß. Staat" (Berl. 1862); Neumann, „Das Deutsche Reich in geographischer, statistischer u. topographischer Beziehung (2 Bde., „Geographie des preuß. Staates", Berl. 1874); Dieterici, „Handbuch der Statistik des preuß. Staates" (7 Hfte., Berl. 1858—61); „Zeitschrift des königlich preuß. statistischen Bureau" (Berl. 1860—76); „Jahrbuch für die amtliche Statistik des preuß. Staates" IV. Jahrg. (2 Bde., Berl. 1876); Lancizolle, „Geschichte der Bildung des preuß. Staates" (Berl. 1828); Stenzel, „Geschichte des preuß. Staates" (5 Bde., Hamb. 1830—54); Manso, „Geschichte des preuß. Staates vom Frieden zu Hubertusburg bis zum zweiten Pariser Frieden" (3 Bde., 2. Aufl., Frankf. 1835); Droysen, „Geschichte der preuß. Politik" (Berl. 1855—72, 4 Theile); v. Cosel, „Geschichte des preuß. Staates u. Volkes unter den hohenz. Fürsten" (8 Bde., Lpz. 1869—76); Eberty, „Geschichte des preuß. Staates" (7 Bde., Bresl. 1867—73); L. v. Ranke, „Zwölf Bücher preuß. Geschichte" (5 Bde., Lpz. 1874); v. Ranke, „Genesis des preuß. Staates", (Lpz. 1874).

Preußen, die nordöstlichste u. größte Provinz des preuß. Staates; grenzt im N. an die Ostsee, im O. an Rußland, im S. an Russ.-Polen u. Posen, im W. an Brandenburg u. Pommern u. umfaßt ein Areal von 1134,3 □M. u. eine Bevölkerung von 3,199,171 Seelen (1875); es zerfällt in die Reg.-Bez. Königsberg (383,3 □M. u. 1,101,647 E.), Gumbinnen (288,19 □M. u. 754,774 E.), Danzig (144,46 □M. u. 542,316 E.) u. Marienwerder (318,33 □M. u. 800,434 E.). Die beiden ersten Reg.-Bez. bildeten ehedem die Provinz Ostpreußen, die letzteren Westpreußen. Einzelne Theile haben bis zur Gegenwart ihre alten Landschaftsnamen erhalten, so das Samland nördl. vom Pregel zwischen dem Kurischen u. dem Frischen Haff, Ermland im Osten der Passarge, Natangen zwischen dem Pregel u. Ermland, Nadrauen im Norden des Pregel, Schalauen zu beiden Seiten des Niemen, Galinden an der Südostgrenze, Sudauen von Galinden bis zum Niemen, Kulmerland zwischen Weichsel, Drewenz u. Ossa, Pomesanien längs der Weichsel bis zur Nogat ꝛc. Der 60 M. langen Küste, welche die Danziger Bucht mit dem Nebenbusen des Putziger Wiek bildet, ist die Haffbildung charakteristisch; das größere der beiden Haffs, das Kurische, nimmt den Niemen auf u. wird durch die Kurische Nehrung von der Ostsee geschieden; in das Frische Haff strömen der Pregel, die Passarge u. die östl. Mündungsarme des Weichseldelta. Die eigentlichen Tiefebenen beschränken sich auf den Unterlauf der Ströme u. sind an der Weichsel, dem Pregel u. dem Niemen von bes. Ausdehnung. Der größte Theil der Provinz wird von dem Plateau des Baltisch-Uralischen Landrückens erfüllt, welcher nam. in seinen östl. Theilen eine große Anzahl von Seen trägt u. in einzelnen Gegenden sowol durch seine relativ bedeutenden Höhen wie durch seine tief einschneidenden, steilrandigen Thäler einen wirklichen Gebirgscharakter annimmt. Im Westen der Weichsel steigt das Plateau von Karthaus in dem Thurmberge (334 m.) zu der höchsten Erhebung des ganzen Landrückens in Pr. an, während die Kernsdorfer Höhe (317 m.) u. der Seesker Berg (313 m.) die höchsten Berge Ostpreußens sind. Auf dieser Seenplatte läuft die südl. Grenze der Provinz hin; nur an einer Stelle dringt die poln. Tiefebene in der Form einer Bucht nach Norden in Pr. hinein. Das ist die von der Johannisburger Heide bedeckte Landschaft, eine Gegend voll Urwald u. Sumpf mit Sand- u. Moorboden u. träge dahinziehenden Flüssen. Einzelne Theile des Plateaus sind unfruchtbar, so nam. die Kreise Ortelsburg, Schlochau, Tuchel u. Johannisberg; doch ist ungefähr ⅔ des Bodens gutes Land u. die Weichselniederung gehört, soweit sie durch Dämme u. Kanäle vor Versandung u. Versumpfung geschützt ist, zu den gesegnetsten Gegenden Deutschlands. Die Deutschen, welche ⅔ der Gesammtbevölkerung bilden, sind eingewandert; Lithauer sitzen in einer Stärke von 146,800 Seelen in den Reg.-Bez. Königsberg u. Gumbinnen u. bevölkern vorzugsweise den NO. der Provinz. Die Slaven Pr.s sind den Polen verwandt u. vertheilen sich mit 163,300 Seelen auf den Reg.-Bez. Gumbinnen, mit 181,500 auf Königsberg, mit 290,000 auf Marienwerder u. mit 140,500 auf Danzig. Von ihnen bewohnen die größtentheils evangelischen Masuren (s. d.) die kalten, feuchten, sandigen Landschaften im SO. der Provinz, die meist katholischen Kassuben (s. d.) die Gegenden im Westen von Danzig. Der Konfession nach bestand 1871 die Bevölkerung Pr.s aus 2,202,913 Evangelischen, 874,579 Katholiken, 41,057 Israeliten u. 18,952 Anhängern christlicher Sekten; unter letzteren waren 11,683 Mennoniten u. 4682 Baptisten. Die wichtigste Beschäftigung der Bewohner ist die Landwirthschaft; von dem Gesammtareal der Provinz sind 48,6 % Ackerland, 19,3 % Waldungen, 10,8 % Wiesen, 10,2 % Weiden. Ein Hauptausfuhrartikel ist Weizen; Roggen u. Gerste werden in großer Ausdehnung angebaut, die Heidelandschaften kultiviren viel Buchweizen. Aus dem Ermland kommen bedeutende Quantitäten Flachs. Die trefflichen Weiden begünstigen außerordentlich die Viehzucht. Von der größten Bedeutung ist die Zucht von Pferden, welche nam. durch das große Hauptgestüt von Trakehnen (s. d.) befördert wird; 1873 wurden in der ganzen Provinz 541,510 Pferde gezählt, so daß auf je 10 □Km. 87 Stück kommen, mehr als in irgend einer anderen preuß. Provinz. Auch die Zucht von Schafen u. Rindern hat große Ausdehnung u. der in der Provinz produzirte Käse einen guten Ruf. Zahlreich sind die Bienenstöcke in den Heidelandschaften. An der Meerfischerei betheiligten sich 1872 86 Ortschaften mit 2975 Fischern u. 1222 Fahrzeugen; außerdem liefern aber auch die Flüsse u. Seen große Quantitäten trefflicher Fische. Von den Wäldern, welche 227 □M. bedecken, sind 52,2 % fiskalisch. Unter den Jagdthieren ist das Elenthier, das in Ostpreußen noch vorkommt, bes. charakteristisch. Von den mineralischen Produkten des Landes ist der Bernstein bes. nennenswerth. Die Industrie ist gering u. beschränkt sich vorzugsweise auf Königsberg u. Danzig. Unter den Hausgewerben steht die Leinweberei obenan; außerdem giebt es noch Branntweinbrennereien, Bierbrauereien, Gerbereien, viele Getreide- u. Oelmühlen, einige Eisenhütten, Glashütten, Maschinenbauanstalten, Spinnereien,

Webwaarenfabriken, Färbereien u. a. Begünstigt durch Ströme u. Kanäle, von denen der Elbing-Oberländische, der Insterburger u. der König-Wilhelms-Kanal die bedeutendsten sind, hat der Handel einen großen Aufschwung genommen u. bes. den Städten Danzig, Königsberg, Pillau u. Memel eine sich immer steigernde kommerzielle Bedeutung verliehen; 1872 besaß die Provinz 35 Dampfschiffe mit einer Tragfähigkeit von 18,762 Ctr. u. 3348 Segelschiffe mit 5,109,917 Ctr. Tragkraft; 1874 kamen in den preuß. Häfen 7237 Handelsschiffe von 1,305,084 Tonnen an u. gingen 7144 Schiffe von 1,288,935 Tonnen ab. Die Eisenbahnen besaßen 1874 eine Länge von 1408 Km. Die geistige Kultur der Bevölkerung steht auf tieferer Stufe als die Durchschnittsvolksbildung der Bewohner des preuß. Staates, nam. ist der Mangel der nothdürftigsten Kenntnisse bei den Masuren u. Kassuben bemerklich. Von den im Ersatzjahr 1875—76 von der Provinz zur Armee gestellten 11,759 Mann waren 1033 ohne alle Schulbildung. Im J. 1871 hatte die Provinz Pr. 5048 Volksschulen, welche von 494,837 Kindern besucht wurden, während 570,160 Kinder schulpflichtig waren; außerdem gab es 1875: 5 höhere Bürgerschulen, 4 Realschulen zweiter u. 9 solche erster Ordnung, 2 Progymnasien, 25 Gymnasien, 5 landwirthschaftliche Fachschulen, 2 Gewerbeschulen (zu Königsberg u. Danzig), 9 protestantische u. 4 katholische Lehrerseminarien, 8 protest. u. 1 kathol. Lehrerinnenseminar, ein akademisches Lyceum zu Braunsberg u. eine Universität zu Königsberg. Die Katholiken der Provinz gehören unter die Diöcesen von Ermland, Kulm u. Posen-Gnesen. Die Provinzialstände versammeln sich abwechselnd in Königsberg u. Danzig. Pr. zerfällt in 59 Kreise; unter den Städten der Provinz haben (1875) folgende über 10,000 E.: Königsberg 122,445, Danzig 98,181, Elbing 33,572, Tilsit 19,787, Memel 19,008, Thorn 18,667, Insterburg 16,380, Graudenz 14,553, Braunsberg 10,839 E.

Volkstrachten findet man in Pr. nur noch bei den Lithauern, aber je nach den Gegenden u. Beschäftigungsarten verschieden. Stellenweise besteht die Tracht aus kurzer tuchener Jacke u. Weste, beide mit stehendem Kragen u. mit Knöpfen besetzt, u. weiter Tuchhose, Alles von dunkelblauer Farbe (die Hose bei den Fischern auch wol aus weißer Leinwand); dazu gehört ein runder Filzhut od. eine Pelzmütze von schwarzer Baranka, mit Schleifen besetzt. Anderwärts trägt der Lithauer eine weite Leinenhose u. einen aus ähnlichem Stoff gefertigten Kaftan, der an den Aermeln dreieckige rothe Aufschäge hat u. durch einen breiten Ledergurt mit großer gelber Schnalle gehalten wird. Im Winter erscheint der lithauische Bauer in weißem Schafpelz, die Füße geschützt durch eine mit den Sandalen festgebundene Fellbekleidung, den Kopf bedeckt mit blautuchener Mütze mit rothem Aufschlag (Kapusze), welche Kopf, Hals u. Nacken deckt u. nur das Gesicht frei läßt. Die Frauen tragen bis zum Halse hinaufreichende langärmelige Leinenhemden, um Handgelenk, Oberarm u. Halsbund mit Bunt- u. Weißstickerei reich verziert. Ebenfalls gestickt sind Mieder u. Schürze, welche zuweilen von Leinenstoff mit farbigen Streifen besetzt sind, sowie ein shawlartiger Umhang u. die turbanähnlich gewundenen Kopftücher, die bei Frauen von weißem Leinen, bei Mädchen bunt sind (die baschlikartige Kopfumhüllung ist Wintertracht). Sonst tragen Mädchen auch ein nach vorn breit geschnittenes Sammetband mit Goldstickerei zu dem natürlichen Schmuck der Haarflechten. Hellblaue Mieder od. bis oben anschließende Tuchwesten sind häufiger Feststaat. Die Röcke, häufig braun, aber auch von streifigen Stoffen, reichen bis über die Knöchel, die Strümpfe sind weiß, die Schuhe von schwarzem Leder. Im alltäglichen Leben trägt die Bäuerin einen kurzen weißen Pelz, dessen nach außen gekehrte Lederseite reich u. bunt gestickt ist. Aehnlich wie die Lithauerinnen kleiden sich die masurischen Mädchen. Die Ermländerinnen zeichnen sich durch zierliche Häubchen mit goldgesticktem Deckel u. durch hohe Jacken aus.

Geschichte. Die ersten Versuche, die heidnischen Preußen (Borussi, Prussi), einen den Lithauern verwandten Volksstamm, zum Christenthum zu bekehren, machte Bischof Adalbert von Prag, welcher 997 an der Mündung des Pregel seinen Tod fand; zehn Jahre später fiel auch der Mönch Bruno als Opfer seines Glaubenseifers, u. erst 1170 gelang es dem Mönch Christian, das Kloster Oliva bei Danzig zu gründen u. zum Schutze des Christenthums den Orden der Ritterbrüder von Dobrin zu stiften, der aber, selbst zu schwach, sich 1235 mit dem Deutschen Orden vereinigen mußte. Boleslaw Chrobri, der Polenherzog, hatte zuerst (1015) die Preußen zur Unterwerfung gebracht, doch vermochten seine Nachfolger nicht, die poln. Oberhoheit über dieses Volk zu behaupten; Boleslaw IV. ward 1161 von demselben vollständig geschlagen u. 1206 sogar Masovien zur Tributleistung gezwungen. Herzog Konrad von Masovien rief deshalb den Deutschen Orden (s. d.) zu Hülfe u. übergab ihm 1226 das Kulmerland, Löbau u. alle in Pr. zu machenden Eroberungen. Darauf kam 1228 Hermann Balk mit einer kleinen Anzahl von Ordensmitgliedern in das Land, sah aber bald seine Scharen wachsen u. konnte 1231 von Masovien aus über die Weichsel gehen. Das Kulmerland ward erobert u. Städte wie Thorn, Graudenz u. Marienburg theils neu begründet, theils vergrößert u. befestigt; durch die Schlacht an der Sorge 1234 kam Pomesanien unter die Herrschaft des Ordens, der nun sein Gebiet bis zum Haff ausbreitete, 1237 Elbing gründete u. von da aus auch Pogesanien der deutschen Herrschaft u. dem Christenthum gewann. Durch die Vermittelung des Papstes, der 1234 den Orden mit Pr. belehnt hatte, schlossen sich die Schwertbrüder in Livland 1237 an die Deutschen Ritter an u. deren Macht erstarkte wesentlich auch dadurch, daß sich auf den von ihnen eroberten Landestheilen zahlreiche polnische u. deutsche Kolonisten niederließen. Ein Kreuzheer, das 1239 der Braunschweiger Herzog Otto das Kind gegen



Nr. 4521. Volkstrachten in Ostpreußen.

die aufständischen Preußen in das Land führte, unterwarf Warmien, Natangen u. das Barterland u. gründete dort feste Burgen. Als aber der Herzog Suantepolk von Hinterpommern, der seine Residenz in Danzig hatte, 1241 sich mit den Preußen verband, erhob sich das ganze Land wieder, u. erst 1249 ward es dem Orden möglich, die Preußen wieder zur Unterwerfung zu bringen. Die Burg Memel ward 1252 gegründet, 1253 das Barterland aufs Neue unterworfen u. von dem Böhmenkönig Ottokar, der 1255 ein Kreuzheer in das Land führte, die Samländer besiegt u. Königsberg gegründet. Darauf kam 1275 Nadrauen, 1276 Schalauen, 1277 Pogesanien u. 1283 Sudauen unter die Ordensherrschaft u. mit derselben erhielt auch die deutsche Sprache u. Kultur eine immer größere Ausdehnung. Das Christenthum ward aber durch die Gründung der Bisthümer Kulm, Pomesanien, Ermland u. Samland befestigt. Der Hochmeister des Deutschen Ordens verlegte 1309 seine Residenz nach der Marienburg, die 1275 gegründet u. 1306 ausgebaut worden war, u. ein Jahr später bewog der Orden den Markgrafen Waldemar von Brandenburg, seine Ansprüche auf die westl. der Weichsel gelegenen Gebiete an ersteren abzutreten, u. in dem ersten Jahrzehnt des 15. Jahrh. dehnte er seine Herrschaft im W. bis an die Oder aus. Die glänzendste Periode der Ordensgeschichte bildet die Verwaltung des Hochmeisters Winrich von Kniprode (1351—82). Nach dessen Tode ging es mit der Macht des Ordens abwärts. In dem seit 1386 vereinigten Reiche der Lithauer u. Polen entstand ihm ein gewaltiger Feind, dem er in der Schlacht bei Tannenberg (15. Juli 1410) erlag. Der Friede von Thorn (1411) u. spätere Kriege mit Polen rissen beträchtliche Gebiete von dem Ordenslande los u. innere Kämpfe verheerten Pr. Dem Kurfürsten von Brandenburg mußte 1456 die Neumark überlassen werden, in demselben Jahre kam auch die Marienburg mit 23 anderen Schlössern für 436,000 Gulden an König Kasimir von Polen, u. 1466 ward Westpreußen u. ein Theil Ostpreußens an Polen abgetreten, für den

Rest des Ordenslandes aber die Oberlehnshoheit des poln. Königs anerkannt. Der 13jährige Krieg hatte das Land zu einer Wüste gemacht. Um die verlorene Selbständigkeit wieder zu gewinnen, wählte der Orden 1498 den Herzog Friedrich von Sachsen zum Hochmeister, der auch bis zu seinem Tode die Huldigung an den König von Polen zu verzögern wußte; sein Nachfolger, der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach, ließ es deshalb sogar zum Kriege mit Polen (1519—21) kommen, mußte aber 1525 im Vertrage zu Krakau doch die poln. Lehnshoheit anerkennen, worauf ihm von Polen Pr. als weltliches u. erbliches Herzogthum übertragen wurde. Unterdessen hatte die Reformation in Pr. Eingang gefunden; Albrecht selbst trat zum Lutherthum über u. vermählte sich mit einer dän. Prinzessin. Zwar wurde der Herzog 1532 vom Kaiser in die Acht erklärt, doch blieb es bei den Worten. Für den Fall, daß die fränk. Linie ausstürbe, erlangte Brandenburg 1569 die Erbberechtigung u. schon jetzt die Mitbelehnung. Mit dem Aussterben des herzogl. Hauses in Pr. 1618 trat Brandenburg diese Erbschaft an, vorläufig noch unter Anerkennung der Lehnshoheit Polens; 1657 ward aber auch dieses Verhältniß zu Wehlau aufgehoben. — Vgl. Töppen, „Histor.-komparative Geographie von Pr." (Gotha 1858); „Die Provinz Pr." (Königsb. 1863); J. Voigt, „Geschichte Pr.s bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens" (9 Bde., Königsb. 1827—39).

Preußisch-deutscher Krieg. Der Regierungsantritt des preuß. Königs Wilhelm I. (1861, s. „Preußen, Geschichte") war von einer königl. Proklamation begleitet, in welcher klar ausgesprochen ward, daß die Pflichten Preußens mit denen Deutschlands zusammenfallen müßten, u. in weiten Kreisen des Volkes, nam. Mittel- u. Norddeutschlands, die Hoffnung erregt ward, daß nun Preußen sich anschicken werde, an die Spitze Deutschlands zu treten. Das Widerstreben Oesterreichs u. der meisten Mittel- u. Kleinstaaten gegen jede Bundesreform, welche eine starke, in die Hand Preußens gelegte Centralgewalt schaffen, Oesterreich aus dem Deutschen Bunde hinausdrängen u. die Souveränetätsrechte der deutschen Fürsten zu Gunsten eines kräftigen Bundesstaates schmälern würde, ließ bald erkennen, daß eine Lösung der deutschen Frage im preuß. Sinne nur mit Waffengewalt erfolgen könne. Die gegen den Willen der Majorität in Preußen durchgeführte Armeereorganisation sollte diesen Staat für die große Entscheidung kräftigen, u. als nach dem gemeinsamen, mit Oesterreich geführten Kriege in Schleswig-Holstein das Ministerium Bismarck sah, daß der Bundestag eine enge Verbindung dieser Landestheile mit Preußen nicht genehmigen würde, war der Krieg, den der Vertrag von Gastein (1865) verschoben hatte, unvermeidlich. Es handelte sich nicht sowol um die Annexion der Elbherzogthümer als um die Herrschaft Preußens über Deutschland, um den Gegensatz zwischen Groß- u. Kleindeutschthum, Staatenbund u. Bundesstaat. Nachdem schon im März 1866 beide deutsche Großmächte zu rüsten begonnen hatten, eine von Frankreich, England u. Rußland zur Schlichtung dieser Differenzpunkte vorgeschlagene Konferenz zwar von Preußen u. Italien angenommen, von Oesterreich aber abgelehnt worden war u. Preußen sich mit Italien verbunden hatte, überwies Oesterreich 1. Juni die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten dem Bundestage zur Entscheidung u. berief 5. Juni die holstein. Stände auf den 11. nach Itzehoe. Da rückten 8. Juni preuß. Truppen in Holstein ein u. veranlaßten den dort kommandirenden General von Gablenz, das Land zu verlassen. Am 14. Juni trat darauf der Bundestag mit Majorität dem Antrage Oesterreichs bei, über Preußen die Bundesexekution zu verhängen u. die deutsche Bundesarmee mit Ausschluß der preuß. Kontingente zu mobilisiren. Der preuß. Bundestagsgesandte erklärte hierauf, daß Preußen den bisherigen Bund für aufgehoben betrachte u. einen neuen mit den Staaten schließen würde, welche seinen vorgelegten Verfassungsentwurf annehmen würden. Am nächsten Tage sicherte Preußen den Königen von Hannover u. Sachsen die Souveränetät zu, wenn sie ihre Truppen auf den Friedensfuß setzen u. sich für die Berufung eines deutschen Parlamentes erklären würden; als aber auf dieses Ultimatum eine ablehnende Antwort erfolgte, erklärte es ihnen den Krieg. Mit Oesterreich sah sich Preußen durch den Antrag am Bundestage vom 14. Juni in faktischem Kriegszustande.

Oesterreich hatte gegen Preußen eine Nordarmee unter dem Feldzeugmeister v. Benedek formirt u. dieselbe in einer Stärke von 200,000 Mann mit 762 Geschützen vom Erzgebirge bis an die Karpathen aufgestellt; gegen Italien kommandirte Erzherzog Albrecht eine Südarmee. Preußen stellte drei Armeen auf; die erste unter Prinz Friedrich Karl an der sächs. Grenze rechts von der Elbe, die zweite unter dem Kronprinzen in Oberschlesien, die dritte unter dem General Herwarth von Bittenfeld auf dem linken Elbufer; zugleich wurden 3 kleinere Armeeabtheilungen verwendet, um Hannover u. Kurhessen zu besetzen. Am 16. Juni rückten die Preußen gleichzeitig in diese beiden Staaten u. in Sachsen ein. General Vogel v. Falckenstein besetzte 18. Juni die Stadt Hannover, die zwei Tage vorher der König verlassen hatte, um sich zu seiner bei Göttingen konzentrirten Armee zu begeben, u. General von Beyer drang von Wetzlar aus in Hessen ein u. besetzte bereits am 19. Kassel. Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte bereits seine Armee zu den süddeutschen Truppen am Main stoßen lassen, gerieth aber, da er selbst in Kassel zurückgeblieben war, in preuß. Gefangenschaft u. wurde nach Stettin abgeführt. Die sächsische Armee zog sich mit König Johann nach Böhmen zurück u. Sachsen konnte ohne Schwertstreich von der Elbarmee u. einem Theile der ersten Armee besetzt werden. Während die preuß. Kontingente in Westdeutschland sich zu einer Mainarmee unter dem General Vogel v. Falckenstein vereinigten, drang 26. Juni die zweite preuß. Armee unter dem Kronprinzen, gestützt auf die Festungen Glatz u. Neiße, auf den Straßen von Landshut über Liebau nach Trautenau, von Frankenstein nach Braunau u. von Glatz nach Nachod, die erste Armee unter Prinz Friedrich Karl 23. Juni von Görlitz über Friedland u. von Zittau über Reichenberg u. die Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld von Dresden über Schluckenau in Böhmen ein. Benedek, welcher eine Offensive gegen Berlin durch die Lausitz geplant hatte, aber an derselben durch die Langsamkeit der österr. Mobilisirung gehindert worden war, sah sich jetzt auf die Defensive angewiesen. Nach den siegreichen Gefechten bei Podol (26. Juni) u. Hühnerwasser (27. Juni) konnten die erste Armee u. die Elbarmee am 28. Juni ihre Vereinigung veranstalten; an demselben Tage wurde der österr. General Clam-Gallas durch die Schlacht bei Münchengrätz gezwungen, sich nach Gitschin zurückzuziehen, wo die Oesterreicher u. Sachsen bereits 29. Juni wieder geschlagen wurden. Clam-Gallas verlor infolge dessen sein Kommando u. die gesammte österr.-sächs. Armee konzentrirte sich bei Königgrätz, wo Festung u. Elbe eine günstige Defensivstellung versprachen. Benedek sah sich dazu genöthigt, da auch seine Truppen der vordringenden Armee des Kronprinzen einen zwar hartnäckigen, aber keineswegs erfolgreichen Widerstand hatten leisten können. Der preuß. rechte Flügel unter dem General v. Bonin hatte zwar gegen den Feldmarschallleutnant Gablenz 27. Juni Trautenau nicht behaupten können u. den Rückzug über das Gebirge antreten müssen; am nächsten Tage aber wurde dieser strategisch wichtige Punkt den Oesterreichern durch die Garde unter Prinz August von Württemberg entrissen u. nach der Erstürmung von Königinhof (29. Juni) der Uebergang über die Elbe forcirt. Unter schweren Kämpfen hatte auf dem linken Flügel das 5. Corps unter General von Steinmetz den Paß von Nachod (27. Juni) gegen Feldmarschallleutnant von Ramming behauptet u. als dessen 6. Corps durch das 8. verstärkt worden war, beide bei Skalitz (28. Juni) aufs Neue geschlagen u. 29. Juni auch über das 4. österr. Corps unter Festetics bei Schweinschädel gesiegt. Die Armee des preuß. Kronprinzen hatte sich so durch die Sudetenpässe hindurchgearbeitet u. schon 30. Juni bekam sie Fühlung mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl.

An demselben Tage verließ König Wilhelm Berlin, um sich an die Spitze seines Heeres zu stellen, u. bezog 2. Juli das Hauptquartier in Gitschin. Trotz dieser aufreibenden u. ermattenden Kämpfe konnte der preuß. Armee kein Rasttag gewährt werden. Benedek hatte mit 180,000 Mann bei Königgrätz eine von Natur überaus feste Stellung eingenommen, die sich eben sowol für den Angriff wie für die Vertheidigung eignete, u. gegen diese Armee sollte jetzt die Entscheidung geliefert werden. Noch in der Nacht vom 2.—3. Juli gingen an den Kronprinzen die darauf bezüglichen Befehle ab, u. obgleich dessen Armee erst für den nächsten Mittag auf dem Kampfplatze erwartet werden konnte, begannen 3. Juli um 8 Uhr Morgens die erste u. die Elbarmee den Angriff; aber nur langsam gelang es Herwarth v. Bittenfeld nach der Ueberschreitung der Bistritz, hinter deren Thale die Oesterreicher u. Sachsen eine sehr feste Stellung einnahmen, die Dörfer Problus u. Prim zu nehmen. Noch schwieriger war die Stellung des Centrums zu nehmen, trotzdem daß den mit Zündnadelgewehren bewaffneten Preußen die Oesterreicher nur mit Vorderladern begegnen konnten; der linke Flügel, nam. General Fransecky mit der Hälfte des 4. (sächs.) Corps, mußte sogar die den Oesterreichern abgenommenen Positionen, dem gewaltigen Angriff derselben weichend, wieder aufgeben. Da kam gegen Mittag Hülfe durch die Avantgarde der zweiten Armee, bestehend aus dem Garde- u. dem 6. Corps. Letzteres umging den rechten Flügel der Feinde u. die Garde erstürmte das Dorf Chlum, den Schlüssel der feindlichen Stellung, welcher auch durch die in den Kampf geführten österr. Reserven nicht wieder genommen werden konnte. Von rechts u. links umgangen, mußte Benedek den Rückzug antreten lassen, der in einzelnen Theilen der Armee bald in eine regellose Flucht ausartete; 11 Fahnen, 174 Geschütze u. 18,000 Gefangene ließen die Oesterreicher in den Händen der Sieger zurück. Benedek konzentrirte seine Truppen bei Olmütz u. entsandte nur das 10. Corps, die Sachsen, drei schwere u. eine leichte Kavalleriedivision nach Wien. Ihm folgte die zweite Armee, die erste rückte dagegen auf Brünn, die Elbarmee auf Iglau. Die Abtretung Venetiens an Kaiser Napoleon gestattete dem österr. Kaiser, aus Italien das 3. u. 5. Corps nach W. zu dirigiren; 12. Juli

übernahm auch Erzherzog Albrecht den Oberbefehl über die Nordarmee u. befahl Benedek, seine Truppen nach Wien zu führen, das man durch die auf dem linken Donauufer bei Florisdorf errichteten Befestigungswerke schützte. Da aber 16. Juli Prinz Friedrich Karl Lundenburg, den Knotenpunkt der von Olmütz u. Brünn führenden Eisenbahnen, besetzte, sah sich Benedek genöthigt, auf dem linken Marchufer u. über die Kleinen Karpathen in das Waagthal u. nach Presburg zu marschiren. Die zweite Armee folgte ihm u. 18. Juli verlegte der König sein Hauptquartier nach Nikolsburg. Eine neue Schlacht vor Wien sollte von den beiden, an Truppenzahl ziemlich gleichen Heeren nicht geschlagen werden; unter Vermittelung des Kaisers Napoleon kam es 22. Juli zur Waffenruhe, nachdem von Oesterreich die Friedensbedingungen vorläufig angenommen worden waren; dadurch wurde auch das Gefecht von Blumenau abgebrochen, durch welches General Fransecky mit der 7. u. 8. Division u. der Kavalleriedivision Horn Benedek von Presburg abschneiden wollte. Zu Nikolsburg wurde 26. Juli der Präliminarfriede geschlossen, dem 23. Aug. der Friede zu Prag folgte. Die hannov. Armee, welche, anstatt nach S. weiter vorzudringen u. sich mit den Bayern zu vereinigen, den Preußen Zeit gewährt hatte, in Thüringen Truppen zusammenzuziehen, wies zwar den feindlichen Angriff bei Langensalza (27. Juni) ab, mußte aber schon am nächsten Tage, auf allen Seiten eingeschlossen, kapituliren. Vogel v. Falckenstein wandte sich nun mit der 53,000 Mann starken Mainarmee gegen die 50,000 Mann starke bayer. Armee unter Prinz Karl von Bayern, um sie an der Vereinigung mit dem unter Prinz Alexander von Hessen stehenden 8. Bundescorps (60,000 Mann) in Hessen zu hindern. Obgleich die Bayern im Gefecht von Dermbach (4. Juli) gegen den General v. Goeben ihre Positionen behaupteten, zogen sie doch südwärts ab u. wurden durch das Gefecht von Kissingen (10. Juli) zum Rückzuge nach Schweinfurt genöthigt. Als nun schließlich auch die österr. Division Neipperg mit den verbündeten hess. u. bad. Truppen 14. Juli von General v. Goeben bei Aschaffenburg geschlagen worden war, räumten die Bundestruppen Frankfurt a. M. u. zogen sich nach dem Odenwalde zurück. Frankfurt selbst wurde von den Preußen besetzt u. zugleich die Annexion vollzogen. An Stelle Vogels v. Falckenstein, der zum Gouverneur von Böhmen ernannt wurde, übernahm General Manteuffel den Oberbefehl über die Mainarmee u. drang nach dem Gefechte von Bischofsheim (24. Juli) bis nach Würzburg vor, dessen Feste Marienburg beschossen wurde. Die Bundesarmee befand sich in dem Winkel, welchen der Main von Schweinfurt bis Gmünden bildet, u. sah sich auch von SO. durch das zweite preuß. Reservecorps, welches Bayreuth u. Nürnberg besetzte, bedroht. So kam es denn auch auf diesem Kriegsschauplatze zum Abschluß eines Waffenstillstandes (2. Aug.). Das Bundescorps löste sich auf, alles Land aber im N. der Linie von Mannheim bis Nürnberg blieb in preuß. Händen bis zum Friedensschlusse. Württemberg schloß 13. Aug. Frieden, gab die Hohenzollern'schen Lande, die es besetzt hatte, heraus u. zahlte 8 Mill. fl. Kriegskosten; Baden mußte nach dem Separatfrieden vom 17. Aug. eine Kriegsentschädigung von 6 Mill. fl., Bayern nach dem Friedensschlusse vom 22. Aug. eine solche von 30 Mill. fl. zahlen u. außerdem einige kleinere Gebiete an Preußen abtreten. Hessen-Darmstadt mußte nach dem Frieden vom 3. Sept. 3 Mill. fl. zahlen u. mit Oberhessen dem Norddeutschen Bunde beitreten. Mit Sachsen kam erst 21. Okt. der definitive Friede zu Stande u. legte diesem Staate eine Kriegskostenentschädigung von 10 Mill. Thlr. auf. Mit Sachsen-Meiningen wurde 8. Okt., mit Reuß älterer Linie 26. Sept. der Friede abgeschlossen. Oesterreich war infolge des Prager Friedens aus dem Deutschen Bunde ausgeschieden u. hatte zu den preuß. Annexionen seine Zustimmung gegeben; 20 Mill. Thlr. mußten von ihm als Kriegsentschädigung gezahlt werden. Ein Schutz- u. Trutzbündniß kettete schon damals die süddeutschen Staaten an den neugebildeten Norddeutschen Bund.

Prevorst, Dorf im württ. Neckarkreis, Oberamt Marbach; Geburtsort der durch Just. Kerner's (s. d.) Schrift „Die Seherin von Pr." (Stuttg. 1829 u. ö.) berühmten Somnambule Friederike Hauffe (gest. 5. Aug. 1829).

Prévôt (franz., wie das deutsche Profoß vom lat. praepositus) war vordem in Frankreich der Titel verschiedener Amtsinhaber, so des grand-prévôt de la connetablie, welchem die Handhabung der Polizei in der Armee zukam; des grand-prévôt de France, zur Aburtheilung von Polizei- u. Kriminalfällen, die im Bereich des Hofes sich zutrugen. Den Namen tribunaux prévôtales führten Spezialgerichte mit nicht nothwendig rechtsgelehrten Beisitzern, die unter prévôts des maréchaux bei Störungen der öffentlichen Sicherheit sowie gegen Landstreicher u. Räuber rasch vorgingen. Die Justizreform von 1790 machte ihrer oft willkürlichen Thätigkeit ein Ende, Napoleon I. erkor sie jedoch wieder als Werkzeug der von ihm zur Aufrechterhaltung der innern Ordnung u. zur Unterdrückung des Schleichhandels getroffenen außerordentlichen Maßregeln. Der von den Bourbonen gemachte Versuch, die so verhaßten, 1814 aufgehobenen Gerichte zu erneuern, ward schon 1818 wieder aufgegeben.

Priamel ist der Name einer seit dem 13. Jahrh. in der deutschen Literatur nachweisbaren, wahrscheinlich aber viel älteren Gattung kurzer, volksmäßiger gnomischer Dichtungen, in denen Lessing das ursprüngliche deutsche Epigramm zu sehen geneigt war. Das Wort gilt für eine Entstellung des lat. praeambulum, weil in diesen kleinen Gedichten „zur Erregung größerer Erwartung erst lange präambulirt wird, bis endlich im letzten Verse der Aufschluß erfolgt". In der That besteht das Wesen der Pr. darin, daß nach Aufzählung einer Reihe von Vordersätzen ein zu ihnen sämmtlich gehöriger kurzer, epigrammatisch gefaßter Nachsatz tritt. So lautet z. B. eine Pr. des 15. Jahrh. (in Keller's Sammlung von Pr.n unter dem Titel „Alte gute Schwänke", 2. Aufl., Heilbronn 1876): „Ain junge maid on lieb Vnd ain grosser jarmarckt on dieb Vnd ain alter jud on gut Vnd ain junger man on mut Vnd ain alte schewr on meuß Vnd ain alter beltz on leuß Vnd ain alter bock on bart, Das ist alles wider naturlich art." — Vgl. Wendeler, „De praeambulis eorumque historia in Germania" (Halle 1870).

Priamos, der Sohn des Laomedon, beherrschte während des Trojan. Krieges Troja, obwol er sich selbst wegen seines hohen Alters an dem Kriege nicht mehr betheiligen konnte. Er sieht einen seiner 50 Söhne nach dem andern fallen, zuletzt auch den Hektor, u. begiebt sich, von Hermes geleitet, hinaus ins Lager des Achilleus, um die Leiche des Hektor zu lösen durch reiche Geschenke. — Homer weiß von seinem Tode nichts, desto genauer beschreiben ihn aber die späteren Dichter: darnach war es Neoptolemos, der Sohn des Achilleus, der den Pr. bei der Einnahme Troja's niederstieß.

Priapos, der Gott der ländlichen Fruchtbarkeit, der Beschützer der Herden u. der Aecker, u. als solcher besungen in eigenen Lobliedern, den sog. Priapeen, die im Anschluß an den Charakter des Gottes durch ihre mehr als zweideutigen Ausdrücke verrufen waren.

Prichard (spr. Pritschärd), James Cowles, ein um die Förderung seiner Fachwissenschaft hochverdienter engl. Physiolog u. Anthropolog, geb. 1785 zu Roß in der Grafschaft Hereford; studirte in Edinburgh Medizin, praktizirte seit 1810 in Bristol, ward 1845 zum Regierungskommissar für Irrenhäuser (Commissioner in lunacy) ernannt u. zum Vorsitzenden der Ethnologischen Gesellschaft erwählt, nahm infolge dessen seinen Wohnsitz in London u. starb daselbst 22. Dez. 1848. Seine Hauptwerke sind die „Researches into the physical history of mankind" (5 Bde., Lond. 1813; 4. Aufl. 1841—51; Illustrationen dazu 1844; deutsch von Rud. Wagner u. Fr. Will, 4 Bde., Lpz. 1840—48) u. die „Natural history of man" (Lond. 1842; 3. Aufl. 1848), durch welche er der Ethnologie eine rein induktive Grundlage gab. Außerdem hat er noch eine Anzahl ethnographischer u. physiologischer Werke verfaßt, von denen „An analysis of the Egyptian mythology" (Lond. 1819) von Haymann ins Deutsche übersetzt worden ist (Bonn 1837).

Priegnitz od. Vormark, ein Theil der ehemaligen Kurmark Brandenburg; zerfiel in die Kreise Perleberg, Pritzwalk, Wittstock, Kyritz, Havelberg, Lenzen u. Plattenburg [mit der Hauptstadt] Perleberg u. besteht jetzt aus den beiden Kreisen Ostpriegnitz, 34,15 □M. mit 66,799 E. u. den Städten Kyritz (4666 E.), Wittstock (7142 E.), Pritzwalk (5769 E.) u. Meyenburg (1588 E.), Westpriegnitz, 26,58 □M. mit 70,482 Einw. u. den Städten Perleberg (7605 E.), Wittenberge (7647 E.), Havelberg (6907 E.), Lenzen (2779 E.), Wilsnack (2187 E.) u. Putlitz (1907 E.) nach der Volkszählung vom 1. Dez. 1875. Unter den Askaniern germanisirt, kam die Pr. 1320 an Mecklenburg, jedoch schon 1324 wieder an Brandenburg.

Prießnitz, Vincenz, Begründer der Kaltwasserheilkunde, geb. zu Gräfenberg (Oesterr.-Schlesien) 5. Okt. 1799, wurde Landwirth u. übernahm das väterliche Gut. Bei einem erlittenen Rippenbruche lernte er die heilsame Wirkung der Behandlung mit kaltem Wasser an sich selbst kennen; seitdem versuchte er die Kraft desselben auch an anderen Personen u. erwarb sich dadurch bald solchen Ruf, daß viele Kranke seine Hülfe erbaten. Wegen unbefugter Praxis wiederholt zur Verantwortung gezogen, rechtfertigte er sich stets durch die Einfachheit seines Mittels, dessen Anwendung er, nachdem er aus der Menge der ihm vorkommenden Krankheitsfälle auch praktische Kenntniß der verschiedenen Krankheiten erlangt hatte, mehr u. mehr methodisch ausbildete. 1826 gründete er in Gräfenberg die erste Kaltwasserheilanstalt, die rasch zur Blüte kam u. noch heute besteht. Pr. starb daselbst 28. Nov. 1851. Vgl. den Artikel „Kaltwasserkur".

Priester, aus dem griech. Presbyter (s. d.), heißen im Allgemeinen die Mittelspersonen zwischen der Gottheit u. den die Gottheit verehrenden Menschen. So weit die geschichtliche Erinnerung reicht, hat sich von jeher mit der höheren Ausbildung einer Religion auch ein besonderes Priesterthum entwickelt, während auf der einfachsten (patriarchalischen) Stufe der Gottesverehrung die priesterlichen Verrichtungen (Opfer ꝛc.) dem Familienhaupte zufallen. Je verwickelter aber eine Religionslehre ist u. je vielfacher die Gebräuche u. heiligen Handlungen, desto mehr bedurfte es besonderer Personen, die sie nach Vorschrift erlernten u. übten. So kam es, daß bei den ältesten Kulturvölkern die Priesterschaft eine besondere u. zwar die höchste Kaste bildete (so bei den Indern u. Aegyptern), in deren Schoße die Geheimlehre forterbte u. die sich zu besonderer Reinheit der Person u. des Wandels verpflichtete, indem sie zugleich die Trägerin der höheren Geistesbildung war. Bei den Griechen u. Römern war das Priesterthum zwar nicht an eine Kaste gebunden, galt aber in der älteren Zeit gleichfalls als Träger geheimer Lehre u. zum Theil der Weissagungsgabe. Die mosaische Religion schuf einen besonderen Priesterstand in den Leviten (s. d. u. vgl. „Hoherpriester"). Das Christenthum ging zunächst von der Idee des allgemeinen Priesterthums aus; aber schon im 2. Jahrh. siegte die Idee eines besonderen Standes, eines Klerus (s. d.), gegenüber dem Volke (den Laien). Diese Scheidung ist dann im Zusammenhang mit der kathol. Hierarchie immer stärker betont worden, u. zwar steht nach dieser Auffassung der Pr. als Stellvertreter u. Beauftragter Gottes dem Laien gegenüber, während er im Alten Testament als Vertreter des Volkes Gott gegenüber steht. Die Evangel. Kirche hob mit der Rückkehr zur Idee vom allgemeinen Priesterthum den kathol. Priesterbegriff auf u. kennt nur Pfarrer od. Pastoren, d. h. Leiter der Gemeinde, die um der Ordnung willen zur Verkündigung des Wortes Gottes u. zur Verwaltung der Sakramente berufen sind, da nicht alle Glieder der Gemeinde sich an diesem Geschäft betheiligen können.

Priester Johannes (Johannes Presbyter) heißt in der mittelalterlichen Sage ein fabelhafter christlicher Priesterkönig, der im fernsten Osten (der Mongolei, Indien, seit dem 14. Jahrh. in Abyssinien) herrschen sollte u. von dessen Macht u. Herrlichkeit man die unglaublichsten Dinge berichtete. Die Sage tauchte im 12. Jahrh., wahrscheinlich durch Vermittelung der Kreuzfahrer, auf u. der geschichtliche Kern dürfte die Bekehrung eines Tatarenfürsten Owang- (od. Ung-) Khan sein, die den Nestorianern im 11. Jahrh. gelang. Die eifrige Ausbildung der Sage (es giebt mehrere, zum Theil noch dem 12. Jahrh. angehörige deutsche Gedichte über den Pr. J.) aber beruhte auf dem dunkeln Drange, irgendwo auf Erden das vollendete Muster eines Papstkönigs zu finden. — Vgl. Oppert, „Der Presbyter Johannes in Sage u. Geschichte" (2. Aufl., Berl. 1870) u. Zarncke in den „Berichten u. Abhandlungen der Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften" (1875 u. 1876).

Priesterweihe heißt in der Kathol. Kirche die feierliche Aufnahme in den Priesterstand (Ordination) durch die Ceremonie der Handauflegung, welche die Mittheilung des heiligen Geistes darstellt, die Salbung ꝛc. Die Pr. ist eines von den sieben Sakramenten; sie kann nicht wiederholt werden, verleiht vielmehr dem Geweihten unverlierbare Befugnisse (den sog. character indelebilis).

Priestley (spr. Prihstli), Joseph, engl. Theolog, Philosoph, Chemiker u. Physiker, geb. zu Birstal-Fieldhead bei Leeds 13. März 1733; studirte seit 1752 auf der Dissenter-Akademie in Daventry, wurde 1755 Geistlicher in Needham-Market (Suffolk) u. 1758 in Nantwich (Cheshire), lehrte seit 1761 Sprachen u. Literatur an der Akademie in Warrington, übernahm 1767 das Amt eines Predigers bei der Socinianergemeinde in Leeds, wo er bald durch seine Schriften in Streitigkeiten mit Vertretern der orthodoxen Richtung gerieth, trat 1773 als Bibliothekar in die Dienste des Lord Shelburne (nachmaligen Marquis v. Lansdowne), folgte aber 1780 einem Rufe als Prediger der ersten Dissentergemeinde in Birmingham. Hier machten ihn seine freisinnigen Ideen u. Lehren so verhaßt, daß, als seine Freunde u. Anhänger 14. Juli 1791 den Jahrestag der Zerstörung der Pariser Bastille feiern wollten, der aufgereizte Pöbel sich gegen Pr. u. seine Partei erhob, indem er viele Häuser plünderte u. anzündete. Dabei gingen auch Pr.'s Bibliothek, wissenschaftliche Sammlungen u. Apparate zu Grunde u. er selbst konnte sich nur mit Mühe retten. Er wirkte dann noch in Hackney, bis er, der fortgesetzten Verfolgungen in England müde, 1794 nach Nordamerika sich einschiffte, wo er zuerst in Northumberland (Pennsylvanien), dann in Philadelphia wohnte. Er starb daselbst 6. Febr. 1804. Seine wissenschaftliche, bez. literarische Thätigkeit umfaßte die verschiedensten Gebiete. Insbesondere verdankt ihm die Chemie eine Anzahl der wichtigsten Entdeckungen, unter denen die von ihm 1. Aug. 1774 gemachte Entdeckung des Sauerstoffs die berühmteste ist. Daher wurde gerade 100 Jahre später, 1. Aug. 1874, durch Professor Huxley ein Standbild Pr.'s in Birmingham enthüllt. Die hauptsächlichsten seiner Schriften, deren Reihenfolge mit „Rudiments of English grammar" (Lond. 1762) begann u. mit einem „Index to the Bible" (1805) als seiner 65. Schrift abschloß, sind: „Essay on a course of liberal education" (Lond. 1765 u. öfter); „History and present state of electricity" (Lond. 1767 u. öfter; deutsch von Krünitz, Berl. 1771); „Institutes of natural and revealed religion" (3 Bde., Lond. 1772—74 u. öfter; deutsch von Link, Frankf. 1783); „Experiments and observations on different kinds of air" (3 Bde., Lond. 1774—77 u. öfter; deutsch, 3 Bde., Wien 1778—80; Lpz. 1778—81); „History of the corruptions of christianity" (2 Bde., Birm. 1782 u. öfter; deutsch, Berl. 1785; Hamb. 1785); „History of early opinions concerning Jesus Christ" (4 Bde., Birm. 1786 u. öfter); „Lettres to the Jews" (1786; deutsch, Frankf. 1787); „General history of the christian church to the fall of the Western Empire" (6 Bde., 1790 bis 1803). Vgl. Corry, „Life of J. Pr." (Birm. 1805) u. die von seinem gleichnamigen Sohne herausgegebenen „Memoirs of Dr. J. Pr." (2 Bde., Lond. 1806 f.).

prima (lat.), die Erste; im Handel die Bezeichnung der besten Sorte einer Waare; in der Musik die erste Partie, erste Stimme; in Schulen die erste Klasse, deren Schüler Primaner heißen.

Prima Donna (ital.), die erste Sängerin an einem Theater.

primär (vom lat. primarius u. dieses von primus, der Erste) heißt etwas dem Rang od. der Zeit nach Vorangehendes. So spricht man von pr.en Ursachen, Gebirgsformationen, von Primärschulen (d. h. Elementarschulen) ꝛc. Dem Pr.en steht dann immer gegenüber das Sekundäre, Tertiäre ꝛc. (d. h. was an zweiter, dritter ꝛc. Stelle folgt).

Primas (a. d. Lat.), der Erste, war ursprünglich (seit dem 4. Jahrh.) Bezeichnung eines jeden Metropoliten, d. h. des obersten Bischofs einer Provinz. Seit dem 9. Jahrh. wurden so die obersten Geistlichen der einzelnen Länder genannt als Mittelspersonen zwischen dem Papste u. den Landesbischöfen. So war der Erzbischof von Rheims Pr. von Frankreich, der von Mainz Pr. von Deutschland ꝛc. Noch jetzt besteht die Würde der Primaten in den kathol. Ländern fort, meist als Titel einiger Erzbischöfe; selbst evangel. Länder haben denselben zum Theil beibehalten: so England für York u. Canterbury, Schweden für Upsala ꝛc.

Primat (vom lat. primatus, d. h. oberster Rang) wird bes. vom Ehrenvorrang u. der Machtstellung des Papstes innerhalb der Kirche gebraucht. Ueber die Geschichte der Ansprüche auf den Pr., welche mehr als alles Andere zur Trennung der Röm.- u. Griech.-kathol. Kirche führten, vgl. „Hierarchie" u. „Papst".

prima vista (ital.), s. „a prima vista".

Prime, in der Musik der erste Ton einer Oktave, auch die Tonika, dann die erste Stimme, das erste Streich- od. Blasinstrument; beim Fechten s. „Fechtkunst"; in den Klöstern die erste Hore od. Gebetsstunde um 6 Uhr Morgens; im Buchdruck die erste Seite eines Bogens.

Primel, s. „Primula".

Primitien (a. d. Lat.), Erstlinge, bes. die den Göttern dargebrachten Erstlingsfrüchte; die ersten Werke der Schriftsteller od. Künstler; die erste Messe eines jungen kathol. Priesters.

primitiv (a. d. Lat.), anfänglich, ursprünglich, unentwickelt.

Primogenitur heißt diejenige besondere Successionsordnung, nach welcher die Erbfolge dem Erstgeborenen in der erstgeborenen Linie zufällt. Wenn also den Verstorbenen der zweite u. dritte Sohn u. ein Enkel von dem vorher mit Tode abgegangenen ältesten Sohne überleben, so erbt bei Pr. der Enkel mit Ausschließung seiner Oheime. Die Pr. sichert den Glanz der Familie durch fortwährende Erhaltung des Familienvermögens in einer Hand. Die Zurücksetzung der jüngeren Brüder verliert nur da an Schärfe, wo dieselben aus einem bedeutenden Hausbesitz den standesmäßigen Unterhalt empfangen. Es ist dies nam. der Fall in fürstlichen Familien, die seit dem 14. Jahrh. infolge der Wahrnehmung, daß Landestheilungen den Dynastien verderblich würden, überwiegend die Pr. annahmen. Aus gleichen Rücksichten lassen die Grundgesetze der meisten Monarchien die Regierung auf den jedesmaligen Erstgebornen des Fürstenhauses ausschließend übergehen.

Primula, Himmelsschlüssel; Pflanzengattung der Schlüsselblumen od. Primulaceen (s. d.) u. in ihren verschiedenen Arten durchgängig Zierpflanzen der Natur, welche deswegen auch in Gärten u. Zimmern mit Vorliebe kultivirt werden. Sie gehören sowol der Niederung

als auch dem Gebirge an, dort meist gelbe, hier meist röthliche Blumen erzeugend, deren Form die eines Trichters mit fünfspaltiger Krone ist. Im mitteleuropäischen Pflanzengebiete zählen wir über 20 Arten, von denen jedoch nur 5 Arten eine größere Berühmtheit erlangt haben. Die erste ist der gemeine Himmelsschlüssel (Pr. officinalis od. Pr. veris var. s. L.) auf Wiesen u. in Laubwäldern mit gelber Blume, auch bekannt als St. Petersschlüssel, St. Paulsblume, Fasten-, Batengel, Bathingen, Kreuzblümchen, od. auch schlechtweg als Primel u. Frühlingsprimel, in der Nordschweiz als Botängäli, Bodäneli, Matengala, Heeraschlößerli ꝛc. Sie vertritt eine eigene Gruppe der Primelsterne (Primulastrum), zu welchen noch drei andere gelbblütige Arten (Pr. acaulis, elatior u. suaveolens) gehören, die sich durch unbereifte Blätter u. einen scharfkantigen Kelch auszeichnen. Man kultivirt sie schon lange, wobei sie vielfach variirt, mehr aber die Pr. elatior u. acaulis, von denen man auch gefülltblumige Formen gezogen hat. Die letztere, meist einblütig, eignet sich wegen ihrer größeren Blumen dazu am meisten. Am erstaunlichsten jedoch hat die Kultur der Aurikel (Pr. auricula) deren Form u. Färbung verändert (s. „Aurikel"). Die Luyker od. holländ. Aurikel haben ausgerandete, die engl. ungerandete Kronlappen u. bereifte Blätter, durch welche sie eine eigene Gruppe vertreten. Uebrigens giebt es in den Alpen noch 7 Verwandte der Aurikel, welche jedoch nur mit purpurnen Blumen auftreten, während die echte Aurikel bekanntlich auch vielfarbig ist. Die fünfte Art, die Mehlprimel (Pr. farinosa), ist auch als Kaiserlin, Kreuzblümchen u. Lerchenauge, in der Nordschweiz als Rieth- u. Schafäugli, Riethnägeli, Mehl-, St. Katharinablüemli, Chrützli ꝛc. bekannt. Sie erscheint ebenso in der torfigen Niederung wie auf den Alpensümpfen, zeichnet sich durch bereifte Blätter u. röthliche Blumen aus u. hat ebenfalls ihren Weg in die Ziergärten gefunden. Die das Alpengebäude am meisten zierende Primel ist Pr. minima, welche auch auf dem Riesengebirge erscheint; sie hat rosige, selten weiße Blumen. Auch sonst pflegt man zahlreiche ausländische Arten; unter ihnen bes. Pr. chinensis (seit 1820), eine allbeliebte Pflanze mit sprossenden vielblumigen u. lilafarbigen Dolden. Japan lieferte Pr. cortusoides u. die mehrere Quirle bildende prachtvolle Pr. japonica, Nepal die Pr. denticulata ꝛc.

Primulaceen, Pflanzenfamilie mit meist ausdauernden Kräutern von prächtigster Formung des Laubes u. der Blumen. Letztere sind Zwitterblüten in Dolden, Trauben od. auch achselständigen Einzelblumen mit einblätterigen, regelmäßigen, in 4—5 Lappen getheilten Blumenkronen, die sich zu einer Röhre gestalten, welche 4—5 Staubfäden einschließt, während die Frucht eine einfächerige, vielsamige Kapsel ist. Sie gehören meist der gemäßigten od. der alpinen Zone an u. werden schon bei uns von prächtigen Zierkräutern vertreten: Primula, Androsace, Cortusa, Soldanella, Cyclamen, Anagallis, Lysimachia etc. Sie zerfallen in mehrere Gruppen: echte Pr. (Androsaceen u. Lysimachieen) Anagallideen, Hottonieen (die Wasserform der Pr.: Hottonia, Myriophyllum, Stratiotes) u. Samoleen (Samolus).

primus inter pares (lat.), der Erste unter den Gleichstehenden.

Prim y Prats, Graf **de Reus** u. Marquis **de Los Castillejos,** Juan, ein span. General, der in den bürgerlichen Kämpfen u. Umwälzungen seines Vaterlandes lange Zeit eine große Rolle gespielt hat, geb. zu Reus in Catalonien 6. Dez. 1814; schwang sich im Heere der Christinos rasch zum Oberstenrange empor u. erschien unter der Regentschaft Espartero's (s. d.), dem er als Anhänger der Progressisten in der 2. Kammer der Cortes eine leidenschaftliche Opposition machte, zuerst auf dem politischen Schauplatze. 1843 begann er den Aufstand gegen den Regenten mit einer Schilderhebung in Reus, die schnell um sich griff u. zum Sturze Espartero's führte. Die Einigkeit der Sieger dauerte aber nicht lange. Von der neuen Regierungsgewalt zum General u. Grafen von Reus ernannt, hielt es jetzt Pr. mit den Moderados u. verhalf denselben zum Siege über die Radikalen, worauf er sich aus dem aktiven Dienst zurückzog. Im Herbste des J. 1844 unter der Anklage einer Verschwörung gegen die Regierung u. das Leben des Generals Narvaez (s. d.) verhaftet, ward er zum Tode verurtheilt, infolge der Verwendung der franz. Regierung aber begnadigt u. schließlich in Freiheit gesetzt. 1848 nahm zwar Pr. aus Narvaez' Händen die Stelle eines Gouverneurs von Portorico an, doch überwarf er sich bald aufs Neue mit diesem u. schloß sich, gegen Ende des J. 1850 wieder in den Kongreß gewählt, der Opposition an, trat indeß in den nächsten Jahren wenig hervor. Als 1858 O'Donnell (s. d.) ans Ruder gelangt war, trat Pr., inzwischen durch die Heirath mit einer Mexikanerin zu großem Vermögen gekommen, bald in nahe Beziehungen zum Ministerpräsidenten, wurde in den Senat berufen u. führte 1860 im Kriege gegen Marokko mit großer Auszeichnung eine Division u. dann ein Armeecorps, was ihm den Titel eines Marquis de Los Castillejos einbrachte. 1861 an die Spitze der Expedition gestellt, die Spanien in Gemeinschaft mit Frankreich u. England gegen Mexiko unternahm, schloß er mit Juarez' (s. d.) Regierung die Konvention von Soledad ab, welche dann von Frankreich verworfen wurde. Auch mit den Absichten des span. Kabinets stand sie nicht in Einklang, wohl aber mit der öffentlichen Meinung in Spanien u. mit dem geheimen Willen der Königin, u. so mußte O'Donnell das Verfahren Pr.'s gutheißen. Unter dem Ministerium Mon betheiligte sich Pr. wieder an den Umtrieben gegen die Regierung u. an dem Pronunciamento vom 8. Aug. 1864, weshalb er 13. Aug. nach Oviedo verbannt ward. Unter Narvaez im Juni 1865 zurückgerufen, verband er sich zu dessen Sturz mit O'Donnell u. trat wieder an die Spitze der Progressistenpartei; er leitete den Militäraufstand in Aranjuez am 3. Jan. 1866 gegen die Königin, unterlag jedoch den Regierungstruppen, flüchtete nach Portugal u. begab sich, im Febr. 1867 hier ausgewiesen, nach England, von wo aus er weiter agitirte. Im Sept. 1868 kehrte er nach Spanien zurück, um mit den unionistischen Führern Topete u. Serrano die Revolution zu leiten, welche die Bourbonendynastie stürzte. Das Uebergewicht, das die progressistische Partei durch die Umwälzung gewann, sowie Pr.'s große Kühnheit u. Thatkraft, legten das Wesen der Gewalt sehr bald in seine Hände, während Serrano mit den äußerlich höchsten Ehren abgefunden wurde. Zuerst Ehrenpräsident der obersten Revolutionsjunta in Madrid u. in der Provisorischen Regierung Kriegsminister u. Generalkapitän der Armee, ward er im Juli 1869 unter Serrano's Regentschaft zugleich Ministerpräsident, als welcher er den Verdacht auf sich lenkte, sich selbst durch Intriguen auf den Thron schwingen zu wollen. Da ihm dies nicht gelang, suchte er Thronkandidaten im Auslande, nam. den Prinzen Leopold von Hohenzollern u. den Herzog von Aosta. Letzterer nahm schließlich die Krone an, doch erlebte Pr. seinen Einzug in Madrid nicht: er starb 30. Dez. 1870 an den Wunden, welche ihm drei Tage vorher Meuchelmörder in der Calle del Turcos zu Madrid beigebracht hatten. Am 5. Juni 1875 ward in der Basilica von Atocha daselbst das Mausoleum eingeweiht, welches Pr.'s Ueberreste in sich schließt.

Primzahlen, d. h. erste od. einfache Zahlen, nennt man in der Arithmetik diejenigen ganzen Zahlen, welche keinen andern Divisor als 1 haben. So sind z. B. 3, 5, 7, 11, 13, 17, 23, 29, 31, 37 ꝛc. Pr. Die Anzahl derselben ist natürlich unendlich groß. Die eben definirten Pr. nennt man auch manchmal a b s o l u t e Pr. u. bezeichnet im Gegensatz dazu als r e l a t i v e Pr. solche Zahlen, die zwar an u. für sich keine Pr. sind, aber doch keinen gemeinschaftlichen Divisor haben, wie z. B. 4, 9, 15 ꝛc.

Prince-Edwards-Island od. P r i n z - E d u a r d s - I n s e l, die kleinste Provinz der brit.-nordamerik. Dominion of Canada, bis 26. Juni 1873 eine selbständige englische Kolonie, 102,4 □M. mit 94,021 E. (1871), einschließlich 323 Indianer; liegt im Süden des St. Lorenz-Busens unweit der Küste von Nova-Scotia u. New-Brunswick, von diesen durch die Northumberlandstraße geschieden. Die 31 M. lange u. 1—8 M. breite Insel hat nam. im S. u. N. eine große Anzahl von Fjorden u. einen für den Ackerbau gut geeigneten, meist ebenen Boden. Das Klima ist milder als das New-Foundlands, doch sind auch hier Nebel häufig. Der größte Theil der Bevölkerung ist franz. Abkunft u. gehört theils der Katholischen, theils der Presbyterianischen Kirche an. Ihre Hauptbeschäftigung neben der Landwirthschaft, welche nicht unbeträchtliche Mengen von Getreide, Schweineschmalz, Fleisch, Eiern u. Butter für die Ausfuhr liefert, ist der Fischfang in den benachbarten Meerestheilen, nam. auf Makrelen, Heringe u. Stockfische. Die ersten Ansiedler der 1497 von John u. Sebastian Cabot entdeckten Pr.-E.-J. waren Franzosen, welche im Pariser Frieden 1763 den Engländern diese Kolonie abtraten. Die Hauptstadt C h a r l o t t e t o w n hat 8807 E. u. liegt an der Nordküste der Insel, welche in 6 Wahlbezirke eingetheilt ist u. in das Haus der Gemeinen von Canada 6 Abgeordnete entsendet.

Prince-Smith, John, volkswirthschaftlicher Schriftsteller, geb. zu London 20. Jan. 1809; verlebte seine erste Jugend in Britisch-Guayana, wo sein Vater Civilgouverneur war, wurde aber durch eine eigenthümliche Verkettung der Verhältnisse nach Deutschland geführt, um sich hier vollständig einzubürgern. Nachdem er in Elbing als Lehrer der engl. Sprache gelebt u. sich seit den 40er Jahren schon an der Förderung volkswirthschaftlicher Probleme betheiligt hatte, siedelte er nach Berlin über u. wurde hier bald die Seele des

Freihandelsvereins, der später in der „Volkswirthschaftlichen Gesellschaft" seine Fortsetzung fand. Bis 1873 deren Präsident u. zuletzt Ehrenpräsident, führte Pr.-S. nach Lette's Tode auch in der ständigen Deputation des „Kongresses deutscher Volkswirthe" den Vorsitz. Seine zahlreichen Fachschriften (Broschüren) u. Abhandlungen in der Faucher'schen „Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft" werden für alle Zeiten ein Muster klarer Darstellung bleiben. Pr.-S. war so innig mit dem deutschen Wesen verwachsen, daß er auch in das politische Leben seines Adoptivvaterlandes mit Erfolg eingreifen konnte; er gehörte als Mitglied der national-liberalen Partei 1861—66 dem preuß. Abgeordnetenhause u. 1871—73 dem Deutschen Reichstage an. Am 3. Febr. 1874 starb er in Berlin.

principiis obsta (lat.), widerstehe den ersten Anfängen, nämlich Versuchungen, Irrthümern, falschen Grundsätzen.

Prinz, vom lat. princeps, eigentlich also gleichbedeutend mit Fürst u. Regent, ist jetzt meist die Bezeichnung für die rechtmäßigen Söhne u. männlichen Seitenverwandten der Monarchen sowie für die Mitglieder mancher standesherrlichen Familie. Doch führen auch Regenten, die dem Range nach unter den Herzögen stehen, den Titel Pr. Prinzessinnen sind die Gemahlinnen u. Töchter der nicht regierenden Fürsten, ingleichen die Töchter der regierenden.

Prinzenraub nennt man das Attentat des Ritters Kunz von Kaufungen gegen Ernst u. Albert, die Söhne des Kurfürsten Friedrich des Sanftmüthigen, in der Nacht vom 7. zum 8. Juli 1455. Jener, ein abenteuernder Söldnerführer, der sich für seine Dienste im Bruderkriege gegen Herzog Wilhelm von dem Kurfürsten nicht hinreichend belohnt sah, stritt mit diesem über das Vitzthum'sche Gut Schweikartshain, welches ihm früher als Ersatz für ein eigenes, das er im Kriege verloren, zuertheilt war u. er nun wieder zurücktauschen sollte. Als es ihm nach dem Gutachten der Schöffen von Leipzig, Freiberg u. Magdeburg entrissen wurde, trat er heimlich mit Georg Podiebrad von Böhmen in Verbindung u. sann auf Rache. Als er den Kurfürsten in Leipzig wußte, erstieg er mit seinen Helfern die Altenburg u. entführte die beiden Prinzen. Schon war er mit dem jüngeren, Albert, am Fürstenberge bei Elterlein, nahe der böhmischen Grenze, als ein kräftiger Köhler, Georg Schmidt, ihn sammt seinen Knechten Schweinitz u. Schwalbe festnahm. Am 14. Juli wurde er zu Freiberg hingerichtet. Da Wilhelm v. Mosen u. v. Schönfeld, welche mit dem älteren Prinzen Ernst bis zur „Prinzenhöhle" in der Gegend von Stein gekommen waren, diesen zu tödten drohten, wenn man sie verfolge, so ließ man sie entkommen. Ernst u. Albert wurden die Stifter der beiden sächsischen Linien. — Vgl. Schäfer, „Montag vor Kiliani" (Dresd. 1855); Gersdorf, „Einige Aktenstücke zur Geschichte des sächs. Pr.es" (Altenb. 1855).

Prinzessinnensteuer, eine von den Landesunterthanen bei der Verheirathung einer Prinzessin des regierenden Hauses zu deren Ausstattung zu entrichtende, jetzt oft in andrer Weise erzielte Steuer.

Prinzip, Mehrzahl Prinzipien (vom lat. principium, Anfang, letzte Ursache), heißt im Allgemeinen die unterste Grundlage zu einer Reihe von Folgerungen. Doch unterscheidet der Sprachgebrauch zwischen verschiedenen Anwendungen des Wortes. Die Philosophie braucht Pr. vor Allem von den letzten Grundlagen des Erkennens (daher „theoretische od. Erkenntnißprinzipien" genannt), d. h. von den logischen Grundsätzen, die nicht weiter bewiesen werden können, ihrerseits aber die Grundlage zu allen logischen Schlüssen bilden (z. B. der Satz, daß jede Größe sich selbst gleich sei). Diesen sog. „Formalprinzipien" stehen gegenüber die „Realprinzipien", d. h. die letzten Ursachen des thatsächlich Gewordenen u. Werdenden. Ferner spricht man von dem Pr. od. den Prinzipien, deren eine jede Wissenschaft als der Grundlage zu ihrem Aufbau bedürfe. Denn zur Wissenschaft wird sie erst durch die Ableitung u. Begründung aller ihrer einzelnen Sätze aus einem obersten Pr., z. B. die Jurisprudenz durch die Zurückführung aller ihrer Forderungen auf den Begriff des Rechts. Am häufigsten aber braucht man Pr. von dem Grundsatz, den man bei allen einzelnen Handlungen auf einem bestimmten Gebiete befolgt (die sog. „praktischen Prinzipien") ꝛc. — Alles, was auf festen Prinzipien beruht, heißt prinzipiell.

Prinz Lieschen, eine unter diesem Namen bekannte Abenteurerin, die eigentlich Anna Sophie Elisabeth **Apitzsch** hieß u. als die Tochter eines Zeugmachers 1695 zu Lunzenau (nach A. zu Wolkenstein) in Sachsen geboren wurde. Einige 20 Jahre alt, verließ sie ihr väterliches Haus, um sich in männlicher Kleidung umher zu treiben. Nachdem sie sogar kurze Zeit als Soldat in Ansbach gedient hatte, kam sie 1717 nach Elterlein in Sachsen, wo sie bei einem Bäcker Aufnahme fand. Bald wußte sie hier durch ihr geheimnißvolles u. vornehmthuendes Benehmen das Gerücht zu erzeugen, daß sie der Kurprinz sei, der damals gerade das Land incognito bereisen sollte. Das Gerücht verbreitete sich auch nach Dresden u. kam dem Kurfürsten Friedrich August zu Ohren, der alsbald einen Vertrauten nach Elterlein schickte, um Näheres erkunden zu lassen. Daraufhin ward die Apitzsch festgenommen u. zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt. Sie büßte dieselbe in Waldheim, wo sie den Namen Pr. L. erhielt u. nach 45jähriger milder Haft 23. Jan. 1761 starb. Moritz Heydrich hat die Geschichte Pr. L.'s zu einer Posse (Dresd. 1869) benutzt.

Prior (lat.) heißt der Vorsteher eines katholischen Klosters, Priorin demnach die Vorsteherin eines Nonnenklosters. Doch ist der Name nur in einigen Mönchsorden gebräuchlich geworden, bes. bei den Dominikanern, Augustinern u. Karmelitern, während die Benediktiner „Aebte", die Franziskaner „Guardiane" haben. Anderwärts bezeichnet der Titel Pr. auch den Ersten nach dem Abte bez. seinen Stellvertreter od. den Vorsteher eines Tochterklosters (einer Priorei) unter dem Abt des Mutterklosters, der dann wol auch Großprior heißt.

Priorität (vom spätlateinischen prioritas) bezeichnet einen Vorzug in der Zeit, z. B. wenn die Pr. einer Erfindung gegen einen Nacherfinder ausgeführt wird, od. dem Rechte nach. Eine Pr. genießen im Konkurse diejenigen Gläubiger, deren Ansprüche vornweg voll befriedigt werden.

Prioritäten sind Werthpapiere, welchen vor anderen Effekten derselben Art ein besonderer Vorzug zugestanden worden ist. So erhalten Prioritäts-Aktien, wenn ihnen nicht außerdem ein gewisser fester Zinssatz garantirt ist, ihre Dividenden, bevor die Stammaktien an die Reihe der Zinszahlung kommen, erlangen Prioritäts-Obligationen vor anderen Obligationen ein Vorrecht insofern, daß ihre Zinsen zuerst gezahlt werden müssen auf die Gefahr hin, daß für die anderen Gläubiger keine Deckungsmittel mehr vorhanden sein sollten, u. daß ihnen auch bei der Rückzahlung der Schuld das Vorzugsrecht eingeräumt worden ist, aus den Mitteln, bezüglich bei etwaigem Konkurs, aus der Masse des Gläubigers früher als andere Gläubiger mit ihrer Forderung befriedigt werden zu müssen. (Aehnlich wie bei den Hypotheken die als erste u. bevorzugte eingetragenen Schuldverschreibungen im Falle der Subhastation das Vorzugsrecht der ersten Rückzahlung erlangen.) Infolge dessen gelten Prioritätspapiere in der Regel als bes. gesicherte Kapitalanlagen.

Priscianus, aus Cäsarea in Mauretanien stammend, wirkte zu Anfang des 6. Jahrh. n. Chr. als Lehrer der Grammatik in Konstantinopel. Wir besitzen von ihm ein Werk über lat. Grammatik unter dem Titel „Institutiones grammaticae", welches im Mittelalter lange Zeit als Schulbuch viel gelesen wurde. Weniger selbstständig ist er in seiner „Periegesis", der Bearbeitung eines geographischen Gedichtes des Griechen Dionysios. Seine grammatischen Werke sind zuletzt herausgeg. von M. Hertz (2 Bde., Lpz. 1855—59).

Prisen (frz.), weggenommene fremde Schiffe. Die Forderung des Völkerrechts, daß der Krieg auf die Armeen beschränkt u. der friedliche Bürger sowol als das Privateigenthum — insoweit es nicht durch die Besetzung feindlicher Provinzen dem Inhaber der faktischen Staatsgewalt für Kriegszwecke zugänglich wird — völlig unangetastet bleibe, ist bei Seekriegen noch nicht zur durchgehenden Anerkennung gelangt. England insbesondere gedenkt, in Anbetracht seiner, zu einem großen Landkriege nicht ausreichenden Kräfte, sich die Möglichkeit offen zu halten, den Unterthanen eines von ihm bekriegten Staats zur See die empfindlichsten Verluste beizubringen, um dadurch auf den Gegner zu wirken. Den Bestimmungen des Pariser Friedens von 1856, welche die für den Landkrieg geltenden Grundsätze endlich auch auf Seekriege auszudehnen suchten, trat die Nordamerikanische Union nicht bei, weil England auf jede Wegnahme von feindlichen, der Kriegscontrebande (s. d.) selbst unverdächtigen Kauffahrern nicht im Voraus verzichten wollte, u. 1870 ließ sich auch Frankreich herbei, das englische Beispiel in dem Kampfe mit Deutschland zu verwerthen. Pr. sollen ohne Unterschied, ob ein Kriegs- od. Kaperschiff die Wegnahme ausführte, in einen Hafen des Wegnehmenden gebracht werden, wo ein aus Seeoffizieren u. Rechtsverständigen gebildeter Ausschuß (Prisengericht) über die Rechtmäßigkeit der Wegnahme zu befinden hat. Das Urtheil des Prisengerichtes lautet entweder auf Freigebung od. auf Konfiskation des Schiffes, der Ladung od. eines Theiles derselben. In letzterem Falle erhält die Mannschaft des die Wegnahme ausführenden Schiffes Prisengelder als Beuteantheil.

Prisma heißt in der Geometrie jede Körpergestalt, welche von einer Anzahl Ebenen begrenzt ist, die sich in parallel laufenden Kanten durchschneiden, u. außerdem noch von zwei parallelen, kongruente Polygone bildenden Grundflächen, also, kurz gesagt, eine gerade od. schiefstehende, mehrkantige Säule. Gewöhnlich jedoch versteht man unter Pr. schlechtweg nur eine dreikantige Säule. Sind die beiden Grundflächen Parallelo-

gramme, so heißt ein solches Pr. ein Parallelepipedon. Den Körperinhalt berechnet man, wenn man die Größe einer Grundfläche mit der Höhe des Pr., d. i. mit dem senkrechten Abstande beider Grundflächen, multiplizirt. Dreikantige, aus Glas (od. Bergkrystall, Kalkspath 2c.) geschliffene Prismen spielen in der Optik eine große Rolle zur Zerlegung des Lichtes in seine Farben 2c. (s. „Farbenspektrum").

Pritzwalk, Stadt im Kreise Ostpriegnitz (preuß. Provinz Brandenburg, Reg.-Bez. Potsdam) mit 5769 E. (1875); liegt an der Dömnitz u. treibt vorzüglich Ackerbau, Kammgarnspinnerei, Tuchfabrikation u. Bierbrauerei; im J. 1425 wurden hier die Mecklenburger u. Pommern von dem Kurprinzen Johann geschlagen.

Privat (vollst.: Saint-Privat-la-Montagne), Dorf im Landkreise Metz (Deutsch-Lothringen), auf der Hochebene, 13 Km. im NW. von Metz u. an der Straße nach Briey gelegen, mit 424 E. u. verschiedenen Denkmälern für die in der Schlacht vom 18. Aug. 1870 Gefallenen. Die an jenem Tage niedergebrannte Kirche ist seitdem wieder schöner aufgeführt worden. Das Corps des franz. Generals Canrobert vertheidigte diesen wichtigen Punkt des franz. rechten Flügels mit großer Hartnäckigkeit gegen die preuß. Garden u. das 12. (sächs.) Armeecorps, u. erst gegen Abend glückte den Deutschen der Sturm auf das hoch gelegene Dorf, wodurch die Schlacht bei Gravelotte entschieden ward.

Privatdozent (vom Lat.), auf Universitäten ein Lehrer, der die Erlaubniß erhalten hat, in seiner Fakultät Vorlesungen zu halten, aber nicht vom Staate angestellt ist.

privatim (lat.), besonders, insgeheim.

Privatissimum (näml. collegium), eine ganz besondere Vorlesung für Einen allein od. nur Wenige.

Privatrecht, Civil- od. bürgerliches Recht (jus privatum) nennt man den Inbegriff der Bestimmungen, welche sich auf die rechtlichen Verhältnisse der Bürger unter einander beziehen. Es umfaßt das Sachenrecht, das Recht der Forderungen u. Verbindlichkeiten u. das Familienrecht. Nach altem Brauche wird darin auch die Lehre von der Persönlichkeit u. allgemeinen Rechtsfähigkeit abgehandelt, wie denn das Pr. überhaupt das Studium der Rechtswissenschaft einleitet.

Privilegium (lat.). Unter Privilegien versteht man gesetzliche Anordnungen (jura singularia), durch welche die Regel des gewöhnlichen Rechts für bestimmte Personen od. ganze Klassen von Personen außer Kraft gesetzt wird. Obgleich solche Ausnahmebestimmungen zuweilen auf eine Zurücksetzung hinauslaufen (privilegia odiosa, wie z. B. die früher gegen Juden, Ketzer u. Abtrünnige verhängten Nachtheile), so gewähren doch die meisten Privilegien Rechtsvortheile (beneficia juris, Rechtswohlthaten) u. äußern sich dadurch als Begünstigungen (privilegia favorabilia). Solcher Art sind die politischen u. privatrechtlichen Vorrechte der Regierenden u. ihrer Familien, des Fiskus, die dem Adel u. der Ritterschaft, dem Militär, der Geistlichkeit eingeräumten Befreiungen, die Rechtswohlthaten, welche den Frauen, den Minderjährigen u. den ihnen gleichgestellten Personen, z. B. den milden Stiftungen 2c., zukommen. Als Privilegien bezeichnet man aber auch konkrete Privatrechte, die nicht durch die gesetzgebende, sondern durch die vollziehende Staatsgewalt verwilligt od. selbständig im Wege unvordenklicher Verjährung dahin begründet sind, daß die Privilegirten Etwas unterlassen u. thun dürfen, was der Regel des Rechts nach ge- od. verboten ist (negative u. affirmative Privilegien). Beispiele solcher Privilegien in engerem Sinne liefern die Patrimonialgerichtsbarkeit (s. d.), Jagdrechte auf fremdem Grund u. Boden, Monopole u. Bannrechte 2c. Privilegien, die auf den Erwerber beschränkt sind, u. singuläre Rechte, welche nur gegen bestimmte Personen verwendet werden od. blos Denjenigen nützen sollen, die zunächst in den Fall kommen, sich darauf zu stützen, nicht aber ihren Rechtsnachfolgern, heißen Personalprivilegien (privilegia personae), wogegen die auf einem Grundstück ruhenden od. sonst auf Erben u. andere Rechtsnachfolger übertragbaren Vergünstigungen Real-Privilegien (privilegia rei) genannt werden.

pro (lat.), d. h. für.

probabel (lat. probalilis), wahrscheinlich, billigenswerth. Probabilität, Wahrscheinlichkeit, Anspruch auf Billigung. Probabilismus heißt die philosophische Richtung, welche sich unter Verzicht auf zweifellos sichere Erkenntnisse mit der möglichsten Probalität des Urtheils begnügt. In engerem Sinne versteht man unter Probabilismus den berüchtigten Grundsatz der Jesuitenmoral, daß eine an sich verwerfliche Handlung sittlich zu rechtfertigen sei, wenn man nur einen irgend annehmbaren Grund od. eine fremde Autorität für dieselbe beibringen könne.

probat (a. d. Lat.), bewährt, erprobt.

probatum est (lat.), d. h. es ist erprobt, es hat sich bewährt.

Probirsteine heißen die aus Kieselschiefer (Lydit) bestehenden schwarzen Steine, an denen die Goldarbeiter die Goldwaaren prüfen.

Problem (a. d. Griech., eigentlich das Hingelegte, das Hinderniß) heißt eine wissenschaftliche Frage od. dergl. Aufgabe, die noch der Lösung harrt. Problematisch heißt darnach „zweifelhaft". In der Logik heißt z. B. ein problematisches Urtheil ein solches, welches eine doppelte od. mehrfache Möglichkeit setzt. Den Gegensatz hierzu bildet das apodiktische (bestimmt erklärende) Urtheil.

Problem der drei Körper heißt in der Astronomie die Aufgabe, die Gesetze zu untersuchen, nach welchen drei gegenseitig einander anziehende Körper sich bewegen, wenn entweder zwei von ihnen (etwa ein paar Planeten) um den dritten (die Sonne), od. der zweite (etwa der Mond) um den ersten (die Erde) u. beide zugleich um den dritten (die Sonne) laufen. Newton konnte diese wichtige Aufgabe, welche erst die Perturbationen (s. d.) der Planeten u. Nebenplaneten zu berechnen gestattet, nur in einzelnen Fällen lösen, nicht im Allgemeinen, wegen der damaligen Unvollkommenheit der Infinitesimalrechnung (s. d.). Clairaut, d'Alembert u. Euler lieferten Lösungen, die aber für die praktische Astronomie unbrauchbar waren. Erst Laplace (s. d.) gab eine genügende Lösung.

Probus, M. Aurelius, röm. Kaiser, zu Sirmium von niedrigen Eltern geboren, nahm schon früh Kriegsdienste u. zeichnete sich nam. unter Aurelian so aus, daß er im J. 276 n. Chr. zum Kaiser ausgerufen wurde. — Als solcher gab er dem Senat einen Theil seiner früheren Rechte zurück u. kämpfte siegreich gegen die Deutschen, Perser u. Sarmaten. Namentlich um die nördlichen Grenzstriche erwarb er sich große Verdienste; in den deutschen Provinzen des Röm. Reiches führte er u. A. den Weinbau ein u. war ernstlich bestrebt, seine verwilderten Soldaten durch Arbeiten wieder an strenge Disziplin zu gewöhnen; dies führte indessen zu einem Aufstande, in welchem Pr. 282 n. Chr. bei Sirmium erschlagen wurde.

Procida (spr. Protschida), eine kleine, zum südital. Kreise Pozzuoli gehörige Insel, welche $1^3/_4$ M. im Umfange hat; liegt im NW. des Golfes von Neapel zwischen der Insel Ischia u. dem Kap Miseno u. wird von letzterem durch den Kanal von Pr. geschieden. Die buchtenreiche Insel, der im SW. das Eiland Viavra vorgelagert ist, besteht aus vulkanischen Gesteinen u. hat im S. zwei alte Krater. Der überaus fruchtbare Boden ist ein einziger Gemüse-, Obst- u. Weingarten; neben der Landwirthschaft nährt sich aber die Bevölkerung (14,000 Seelen) von der Fischerei. Der gleichnamige Hauptort der Insel, im NO. gelegen, steigt amphitheatralisch empor u. wird von einem Kastell überragt. Pr., im Alterthum Prochyta genannt u. von Griechen besiedelt, gehörte im Mittelalter dem Giovanni di Pr., einem Edelmann u. Arzte aus Salerno, der 1280 die Verschwörung gegen die Franzosen einleitete, welche schließlich zur Sizilian. Vesper führte; er starb 1302.

procul a Jove, procul a fulmine, lat. Sprüchwort: „Fern vom Jupiter, fern vom Blitz", entsprechend dem bekannten deutschen: „Weit davon ist gut vor'm Schuß."

Produktiv-Genossenschaften sind auf Selbsthülfe gegründete Vereinigungen zu dem Zwecke, auf gemeinsame Rechnung u. Gefahr ein wirthschaftliches Unternehmen zu betreiben. Zu jedem Unternehmen ist Arbeit u. Kapital erforderlich; je mehr von beiden aufgewendet werden kann, desto besser wird in der Regel die Rente ausfallen. Dem geschickten u. fleißigen Arbeiter steht indessen oft, wenn er sich selbständig machen u. neben Arbeitslohn u. Kapitalrente auch den Unternehmergewinn erlangen will, nur der eine Faktor, die Arbeit, welche er selbst leistet, zur Verfügung. Der andere nothwendige Faktor, das Kapital, ist häufig für ihn schwierig zu beschaffen, weil der Darleiher, der es ihm giebt, manches Risiko dabei läuft. Der Schuldner kann arbeitsunfähig werden od. gar sterben, der Fleißigste kann träge werden, der vorher so umsichtige Geschäftsmann sich in seinen Kalkulationen irren. Das sind Möglichkeiten, die nicht einzutreten brauchen, aber doch leicht eintreten können. Vereinigen sich dagegen mehrere od. viele unbemittelte tüchtige Arbeiter zu einem Verband, zur Genossenschaft, bilden sie mit ihren kleinen Ersparnissen den ersten Betriebsfond, verpflichten sie sich solidarisch, Einer für Alle u. Alle für Einen zu haften, so werden sie weit leichter Kredit erhalten, denn es ist durchaus unwahrscheinlich, daß auch nur ein großer Theil derselben arbeitsunfähig wird, daß sie sämmtlich das gemeinsame Unternehmen vernachlässigen od. gemeinsam sich in falsche Spekulationen einlassen. Dies ist der Grundgedanke der Pr.-G., welche in Paris 1834 durch die Association der Juweliere (Bijoutiers en doré), in England zuerst durch die 1844 gegründete Rochdale equitable pioneers ins Leben gerufen worden ist, obgleich ähnliche Verbände, wenn auch unter anderem Namen u. anderen Formen, schon Jahrtausende vorher vorgekommen sind. Unter anderen war die deutsche Hansa auch eine Art von Genossenschaft, ein Verband von Kaufleuten zu gegenseitigem Schutz u. Trutz für ihre Handelsgeschäfte; ebenso die altdeutschen Handwerkerinnungen. —

Die heutigen Pr.-G. gleichen in ihren innern Verwaltungen bis zu einem gewissen Grade den Aktiengesellschaften, doch unterscheiden sie sich von denselben durch die solidarische Haftung sämmtlicher Mitglieder mit ihrem gesammten Vermögen, während die Aktionäre nur bis zur Höhe ihres Aktienbesitzes verpflichtet bleiben. Im Laufe der Zeit haben sich die Pr.-G. zu folgenden Unterabtheilungen entwickelt: 1. Rohstoffgenossenschaften zu gemeimsamem Bezug von Rohmaterial im Großen, welches dann an die einzelnen Mitglieder (Schuhmacher, Weber, Holzarbeiter 2c.) vertheilt wird. Ende 1875 bestanden nach dem von Schulze-Delitzsch herausgegebenen „Jahresberichte für Genossenschaftswesen" in Deutschland u. Oesterreich allein 213 Rohstoffgenossenschaften, darunter für Schuhmacher 85, für Schneider 29, für Schlosser 13, für Tischler 10, für Weber 6, für Griffelmacher 5, für Buchbinder 4, für Sattler 3, landwirthschaftliche für Beschaffung von Düngemitteln, Zuchtvieh, Maschinen allein 56. — Eine weitere Stufe der Entwicklung repräsentiren 2. die Werkgenossenschaften, die bis jetzt vorzugsweise in der Landwirthschaft vorkommen u. die gemeinsame Beschaffung solcher landwirthschaftlicher Apparate u. Maschinen zum Zwecke haben, welche für den Einzelbesitzer eines kleinen Ackergutes zu kostspielig sind u. von demselben nicht in vollem Umfange ausgenützt werden können, wie Mähmaschinen, Dreschmaschinen, Dampfpflüge 2c. Derartige landwirthschaftliche Werkgenossenschaften bestanden Ende 1875 in Deutschland allein 111. Auch im Kleingewerbe, z. B. in der Benutzung von Dampfmaschinen, kostspieliger, aber seltener gebrauchter Apparate u. Hülfsmaschinen kommt diese Form der Genossenschaft vereinzelt vor u. ist auch hier noch größerer Ausbildung fähig. 3. Magazingenossenschaften, zu gemeinsamer Ermiethung, Ausstattung u. Unterhaltung eines großen, den Anforderungen des Publikums entsprechenden Verkaufsladens od. Magazins. Schulze-Delitzsch führt für Ende 1875 in Deutschland 51 Magazingenossenschaften nam. auf (darunter beispielsweise für Tischler u. Pianofortebauer 24, für Schneider 14), eine freilich unerklärlich geringe Zahl. 4. Bei den eigentlichen Pr.-G., der ideell vollendetsten Form dieser Art von Vereinigungen, kaufen die Theilnehmer nicht blos ihre Rohstoffe gemeinschaftlich ein, besitzen sie nicht blos einen der Genossenschaft gehörenden Verkaufsladen, sondern arbeiten dieselben auch nach dem System einer möglichst durchgeführten Arbeitstheilung mit der Genossenschaft gehörenden Werkzeugen u. Maschinen. Der Theorie nach müßten derartige Verbände geeignet sein, die Vortheile der Großindustrie in der Verwendung zahlreicher Arbeitskräfte u. in der Benutzung großer Kapitalmittel auch den zu einer Genossenschaft vereinigten Kleinindustriellen zuzuwenden, u. in der That fehlt es auch nicht an Beispielen, nach denen solche Pr.-G. sehr Tüchtiges geleistet haben. In der praktischen Ausführung stoßen diese Genossenschaften jedoch meist auf den Uebelstand, daß die einheitliche Leitung, die Sachkenntniß u. der weite Blick des geistig besser vorgebildeten privaten Großindustriellen fehlen u. daß die entsprechenden Geldmittel nicht vorhanden sind, um die in der Industrie von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Perioden eines schlechten Geschäftsganges erfolgreich zu überstehen. Ob sich dies in Zukunft mit der allmählich wachsenden Bildung der unteren Klassen besser gestalten wird, bleibt abzuwarten. Ende 1875 bestanden in Deutschland u. Oesterreich 294 Pr.-G., darunter allein 95 landwirthschaftliche (für gemeinsame Molkerei 80 mit meist recht guten Resultaten, für Winzerei 9, für Hopfenbau 3); von gewerblichen Genossenschaften 199, darunter für Tischler u. Pianofortebauer 36, für Weber 23, für Schneider 21, für Buchdrucker 17, für Cigarrenmacher 10, für Bäcker 9. — In Frankreich u. England sind die Pr.-G., wie bereits erwähnt, älteren Datums als in Deutschland u. auch der Zahl nach ungleich stärker entwickelt. In Paris bestehen allein gegen 300 derartige Verbände, in ganz Frankreich etwa die doppelte Anzahl. England besaß 1865 etwa 300 cooporatives stores, 1875 ca. 900, von denen indessen nur der kleinere Theil wirklich anerkennenswerthe Resultate aufzuweisen vermochte.

produziren, s. v. w. hervorbringen; **Produkt,** das Hervorgebrachte; **Produktion,** der Akt des Hervorbringens. Vielfach mit „Schaffen" od. „Erzeugen" verwechselt, drückt „Produktion" doch eigentlich nichts Anderes aus als ein Umbilden, ein Verändern der Stoffe mit der Absicht, denselben dadurch einen höhern Verkaufs- od. Gebrauchswerth zu verleihen. Denn etwas Neues, vorher in irgend einer Form noch nicht Dagewesenes vermag der Mensch nicht zu „schaffen", wie ja die Masse der Urstoffe, aus denen die Welt besteht, einer Vermehrung od. Verminderung nicht fähig ist. Selbst die Landwirthschaft, welche auf ihre Urproduktion (die Erzeugung angeblich vorher noch nicht dagewesener Stoffe) oft Bezug nimmt, schafft nichts Neues, sondern setzt nur die Elemente des Bodens u. der Luft in brauchbarere u. deshalb werthvollere Stoffe um. Bei der Industrie handelt es sich gleichfalls nur um das Veredeln vorher schon vorhandener Gegenstände. Schöpferisch in eigentlichem Sinne ist nur der menschliche Geist in der Aufstellung neuer Ideen. Mittel der Produktion (Produktionsquellen) sind die menschliche Arbeit u. das Kapital, letzteres in dem weiten Sinne der überhaupt vorhandenen sachlichen Güter an Grund u. Boden, Lebensmitteln, Rohstoffen, Fabrikaten, Wohnungen, Thieren, Geld 2c. Die Aufgabe des Produzenten besteht nun darin, seine Arbeit auf die materiellen Dinge (Kapital) in der bewußten Absicht einwirken zu lassen, deren Gebrauchswerth durch die Umbildung zu erhöhen. Produktiv ist diejenige Arbeit, welche etwas Nützliches hervorbringt; unproduktiv diejenige, welche entweder gar nichts erzeugt od. den bearbeiteten Stoffen keinen höheren Gebrauchs- od. Verkaufswerth zu verleihen vermag. — Ueberproduktion ist die Hervorbringung von mehr Stoffen, als innerhalb einer gegebenen Zeit verbraucht (gekauft) werden. — Jede Produktion setzt, wenn sie auf die Dauer lohnend sein soll, eine entsprechende Konsumtion, d. h. den Verbrauch der produzirten Gegenstände voraus. Je schneller ein Produkt angefertigt u. verkauft wird, desto schneller können die Kapitalien zu neuer Produktion verwendet werden.

profan (a. d. Lat.), ungeweiht, unheilig, ruchlos, weltlich (im Gegensatz zu geistlich), gemein, unedel. Profanation, Entheiligung, Entweihung; profaniren, entweihen, entheiligen; Profangeschichte, die weltliche Geschichte im Gegensatz zur kirchlichen; Profanskribenten, weltliche Schriftsteller, entgegengesetzt den geistlichen u. kirchlichen.

Profession (vom lat. profitēri, öffentlich bekennen) heißt zunächst überhaupt öffentliche Aussage, Bekenntniß. In diesem Sinn steht das Wort in der Wendung „Profeß thun", d. h. öffentlich das Gelübde als Mönch od. Nonne ablegen. Bei den Jesuiten heißen davon die wirklichen Mitglieder professi od. Professen, „die das Gelübde abgelegt haben". Außerdem braucht die Kathol. Kirche professio von einem Glaubensbekenntniß, z. B. professio fidei Tridentinae. — Der Gebrauch dieses Wortes im gewöhnlichen Leben von dem Handwerk, das Einer betreibt, geht auf die andere Bedeutung von profiteri bei den Römern zurück: den Namen u. Beruf zur Eintragung in die öffentlichen Listen angeben; davon nannte man auch das Gewerbe selbst Pr.

Professor (lat.) hieß schon bei den Römern der Kaiserzeit ein öffentlicher Lehrer. Seit dem späteren Mittelalter ist Pr. der Amtstitel der ordentlichen (vom Staate angestellten) Universitätslehrer. Von den „ordentlichen" Pr.en, die zur Vertretung bestimmter Lehrfächer bestimmt sind u. zur Fakultät (s. d.) der betreffenden Wissenschaft gehören, unterscheidet man die „außerordentlichen" Pr.en, die je nach Bedürfniß (oft auch mit dem bloßen Titel) außer der regelmäßigen Zahl ernannt werden. Häufig führen auch Lehrer anderer höherer Schulen (Akademien, Gymnasien 2c.) od. Kunstinstitute den Titel Pr.

proficiat (lat.), d. i. wohl bekomm's.

Profil (franz., vom lat. filum, Faden), die Seitenansicht eines Gegenstandes, z. B. eines menschlichen Gesichts; in der Baukunst der Querschnitt eines Körpers, z. B. eines Pfeilers od. eines Gesimses, der also die Gliederungen (Profilirungen) desselben deutlich erkennen läßt.

Profit (franz., spr. Profih), Gewinn, Vortheil, Nutzen; profitabel, gewinnbringend, einträglich, vortheilhaft.

Profoß, Generalprofoß, war derjenige Bedienstete im Heere, welcher die Ausführung der verhängten Arrest- u. körperlichen Strafen zu besorgen, resp. zu überwachen hatte. Das Amt hielt sich, außer einigen andern, bes. lange in der österr. Armee.

prognath nannte Prichard (s. d.) die Menschenschädel mit vorspringenden Kinnladen, zum Unterschied von den orthognathen Schädeln mit größerem Gesichtswinkel. Bei den Thieren, schon bei den Affen, wird die Prognathie immer ausgesprochener (vgl. auch „Gesichtswinkel").

Prognose (a. d. Griech.), die Vorhererkennung, bes. des Verlaufs einer Krankheit. Prognostik, die Kunst des Vorhererkennens.

Programm (a. d. Griech.), Ausschreiben, öffentliche Bekanntmachung. Man braucht das Wort theils von der Ankündigung über den Verlauf eines Festes (Festprogramm 2c.) od. eines Unternehmens, theils bes. von den kleineren Schriften, die von Universitäten, Schulen 2c. veröffentlicht werden, um zu einer Feierlichkeit 2c. einzuladen. Gewöhnlich ist damit ein Bericht über den Stand der betreffenden Anstalt u. eine kleinere wissenschaftliche Abhandlung verbunden. In der Politik versteht man unter Pr. die Darlegung der Grundsätze einer Partei od. eines Ministeriums.

Progression od. Reihe nennt man in der Arithmetik jede nach einem bestimmten Gesetz gebildete Aufeinanderfolge von Größen. Die einzelnen Größen nennt man die Glieder der Reihe. Entsteht jedes folgende Glied aus dem vorhergehenden durch Addition derselben Größe, so heißt eine solche Reihe eine arithmetische Pr.; entsteht jedes folgende Glied aus dem vorhergehenden durch Multiplikation mit derselben Größe, so erhält man eine geometrische Pr. Das einfachste Beispiel einer arithmetischen Pr. ist die Reihe der natürlichen Zahlen 1, 2, 3, 4 2c. Bildet man daraus wieder Reihen, indem man das 1. u. 2., dann das 1., 2. u. 3. Glied, dann das 1., 2., 3. u. 4. Glied 2c. addirt, so erhält

man die Reihen der sog. figurirten Zahlen (s. „figurirte Zahlen") od. arithmetische Reihen höherer Ordnung. Die Lehre der geometrischen Pr.en ist von Wichtigkeit für die Zinseszins- u. Rentenrechnung.

Progressisten, s. v. a. Fortschrittsmänner, nennt man in Spanien die zwischen den Exaltados (s. d.) u. den Moderados (s. d.) stehende Partei.

Progressivsteuer bedeutet eine Veranlagung der Steuer, nach welcher die verschiedenen Steuerkapitalien (Einkommen, zu besteuernde Einnahmen aus dem Gewerbebetrieb, Grund- u. Kapitalbesitz, Gehalte u. Löhne) nicht nach dem gleichen Prozentsatz herangezogen, sondern prozental um so stärker besteuert werden, je mehr das Steuerkapital beträgt, so daß also drei Steuerpflichtige mit 1000, 10,000 u. 100,000 Mk. Einkommen beispielsweise nicht 10, 100, 1000 Mk., od. gleichmäßig 1 %, sondern vielleicht 10, 200, 3000 Mk. od. progressiv 1, 2, 3 % zu entrichten hätten. Das Prinzip der Pr. ist heute noch vielfach als unrichtig u. unkonsequent angefochten, hat aber trotzdem in den neueren Steuergesetzen mehr u. mehr Aufnahme gefunden. Es kommt ganz darauf an, von welchem Gesichtspunkte aus man die Verpflichtung des Steuerzahlens betrachtet. Wer die Zahlung der Abgaben als eine Gegenleistung für die vielen Dienste u. Annehmlichkeiten betrachtet, welche der Staat seinen Angehörigen durch die Einrichtungen für Schutz, Rechtspflege, Bildungsmittel, geordnetes u. gepflegtes Verkehrswesen ꝛc. zu Theil werden läßt, der wird allerdings entgegnen können, daß ein Einkommen von 100,000 Mk. von den durch das Bestehen des Staates gebotenen Vortheilen nicht gerade 100mal mehr zu profitiren braucht als ein Einkommen von nur 1000 Mk. Nach diesen Anschauungen wäre daher die Pr., welche nicht blos das einfache (arithmetische) Besteuerungsverhältniß, sondern sogar ein gesteigertes (geometrisches) angewendet wissen will, schwer zu rechtfertigen, u. es bliebe kaum etwas Anderes übrig, als die Einführung einer Kopfsteuer mit ihren für jeden Staatsangehörigen ganz gleichen Sätzen. Wer dagegen für die Steuerveranlagung fordert, daß jeder Staatsangehörige nach seiner Leistungsfähigkeit zu den Staatsabgaben herangezogen werden soll, wird sich für die Einführung einer progressiven Besteuerung zu entscheiden haben. Gerade die sog. Steuerprogression od. das progressive Klassensystem entspringt aus der Forderung nach einer möglichst gleichmäßigen Besteuerung. Die Steuerraten müssen in anderer Progression aufsteigen als die Steuerkapitalklassen, da der Druck der Steuerlast nicht in gleichen Prozenten wächst, wie die Größe des Steuerkapitals, sondern in einem ähnlichen Verhältniß abnimmt, wie das Steuerkapital wächst. Wer jährlich 100,000 Mk. einnimmt, wird die Zahlung einer 3 % Steuer mit 3000 Mk. leichter ertragen, als ein Steuerpflichtiger mit 1000 Mk. Einkommen die Entrichtung seiner nur 1 % Steuer in Höhe von 10 Mk. — Eine absolut richtige Veranlagung der Steigerung ist freilich schwer (od. vielmehr gar nicht) festzustellen, wie ein Steuersystem ohne alle Mängel u. für die Hunderttausende verschiedener Fälle gleich gut passend überhaupt nicht gefunden werden kann. Es bleibt Aufgabe der Finanzpraxis, auf Grund ihrer statistischen Erhebungen die für ein bestimmtes Land angemessenen Abstufungen u. Progressionsraten (Progressionsskala) zu ermitteln. In der Praxis ist man meist so verfahren, daß man die niedrigste u. die höchste Stufe feststellt u. dann je nach den Verhältnissen, Erwerbs- u. Verdienstesklassen eines bestimmten Landes die Zahl u. Größe der prozentualen Abstufungen u. Progressionsklassen bestimmt. Als Regel gilt, daß man die Skala nicht zu steil ansteigen läßt, vielmehr auch in den höheren Klassen sich mit einer mäßigen Steigerung begnügt.

Prohibition, Prohibitivsystem (von prohibēre [lat.], verbieten) bezeichnet im Allgemeinen die Bestrebungen u. Gesetze der Regierungsgewalt, welche die Tendenz haben, der freien wirthschaftlichen Entwicklung, wie sie sich bei unumschränkter Herrschaft der volkswirthschaftlichen Gesetze von selbst herausstellt, entgegen zu wirken. Hierher gehören die früher auch in den entwickelteren Ländern vorhandenen Beschränkungen der Gewerbefreiheit u. Freizügigkeit, der Eheschließung, das Paßwesen, Bestimmungen über die Höhe des Zinsfußes, die Hemmung des freien Verkehrs durch Zölle, Ein- u. Ausfuhrverbote u. dgl. — In engerem Sinne versteht man jedoch unter Pr. den Ausschluß der freien Konkurrenz auf dem Gebiete des internationalen Handels, meist mit der Absicht, durch Ein- bez. Ausfuhrverbote die einheimische Produktion zu fördern. Hier u. da ist man in solchen Maßregeln sehr weit gegangen u. Manches, was nach dieser Richtung hin in alten u. auch in noch nicht so weit hinter uns liegenden Zeiten geschehen ist, klingt uns jetzt geradezu unerklärlich. So wurde in Languedoc 1305 die Ausfuhr von Wolle, in ganz Frankreich unter Ludwig XI. die Einfuhr ind. Seidenzeuge, unter Franz I. die Einfuhr span. Tücher verboten. Karl V. führte ebenfalls in seinen span. Erblanden ein ausgedehntes Sperrsystem ein; in Frankreich folgte sodann Heinrich IV. auf Anrathen des Ministers Sully nach, bis endlich der franz. Minister Colbert die Prohibitionen mit den Ansichten des Merkantilsystems sogar wissenschaftlich zu begründen suchte (Colbertismus). Auch England blieb von dieser Tendenz nicht frei; Graphit auszuführen war z. B. bei Todesstrafe verboten, der Export von Maschinen war noch Anfang dieses Jahrhunderts sehr erschwert, um nicht mit deren Hülfe fremde Industrie erstarken zu lassen. Erst im J. 1843 hat England seine letzten Ausfuhrverbote aufgehoben. In Oesterreich mußte nach den Zollpatenten von 1784 u. der Zollordnung von 1788 jedes Fabrikat mit dem Kommerzialwaarenstempel gezeichnet sein, wenn es nicht als ausländisches Produkt konfiszirt werden sollte. Für Preußen versuchte selbst der große Friedrich in den letzten Jahren seiner Regierung im Interesse einzelner Industriebranchen ein ähnliches System einzuführen, das indessen nicht lange Bestand hatte. Frankreich besitzt noch heute für gewisse Artikel, z. B. für einzelne Medikamente, Einfuhrverbote. Eine, wenn auch zunächst aus politischen Gesichtspunkten zu beurtheilende Prohibition in großartigstem Maßstabe war ferner die von Napoleon I. von Berlin aus 1806 diktirte Kontinentalsperre (s. d.). Mit dem Prohibitivsystem, das nur vereinzelt genützt haben mag, dagegen unendlich geschadet hat, haben alle Kulturstaaten jetzt insofern gebrochen, als Ein- u. Ausfuhrverbote bis auf ganz vereinzelte Reste nicht mehr bestehen. Die Tendenzen bestehen jedoch in der wenn auch milderen Form der Schutzzölle überall da noch fort, wo man durch hohe Eingangsabgaben od. durch Ausfuhrzölle (z. B. für Hadern, rohe Häute, Chemikalien, Textilstoffe) die einheimische Industrie vor der ausländischen Konkurrenz zu schützen sucht. Derartige Zölle, welche so hoch bemessen sind, daß sie die Ein- u. Ausfuhr entweder ganz hindern od. doch erheblich erschweren, nennt man auch Prohibitivzölle.

Projekt (a. d. Lat.), Entwurf, Vorhaben; projektiren, Pläne entwerfen. Projektil, Geschoß, bes. der Artillerie.

Projektion (vom lat. projicere, werfen, hinwerfen, also Entwurf, Hinwurf) nennt man in der darstellenden Geometrie u. in der Zeichenkunst die Darstellung eines im Raum befindlichen Gegenstandes auf einer Ebene. Hält man z. B. einen Stab beliebig schräg über den Tisch, läßt von seinen beiden Enden Lothe bis auf das dort liegende Papier herabhängen u. verbindet dann die Fußpunkte dieser Lothlinien durch einen Strich auf dem Papier, so ist dies eine u. zwar lothrechte od. rechtwinklige Pr. des Stabes auf das Papier. Denkt man sich zugleich noch hinter dem Stabe ein senkrechtes Papierblatt aufgestellt u. jetzt von den Enden des Stabes wieder Lothe gegen die Papierfläche gezogen, so erhält man in der Verbindungslinie der beiden Fußpunkte dieser Lothe jetzt wieder eine rechtwinklige Pr., die man aber zum Unterschiede Vertikalprojektion od. Aufriß nennt, während die erstere Horizontalprojektion od. Grundriß heißt. Jedes andere an Stelle des Stabes gedachte Objekt, z. B. ein Würfel, eine Pyramide ꝛc., würde natürlich ebenfalls durch von den Ecken auf die horizontale Ebene gedachte Lothe einen Grundriß, durch solche Lothe auf die vertikale Ebene einen Aufriß geliefert haben. In der Praxis beim Zeichnen denkt man sich die vertikale Ebene gleichfalls in die horizontale heruntergeklappt. Die projizirenden Linien brauchen übrigens keine Lothe zu sein, sondern können zu gewissen Darstellungen auch in schrägen, unter sich parallelen Richtungen auf die Zeichnungsfläche treffen. Eine solche Darstellungsweise nennt man dann schräge Pr. Beide, die rechtwinklige u. die schräge, aber heißen Parallelprojektionen im Gegensatz zur Centralprojektion od. Perspektive (s. d.), bei welcher alle projizirenden Linien nach einem Punkte, dem Auge des Beobachters, zulaufen. Die Lehre von der Entwerfung der Pr.en gegebener Objekte auf irgend welche gegebenen Flächen heißt Projektionslehre od. darstellende Geometrie.

Prokesch v. Osten, Graf, Anton, österr. Diplomat u. Schriftsteller, geb. als Sohn des Gutsbesitzers Maximilian Pr. zu Graz 10. Dez. 1795; trat 1813 in das österr. Heer, machte 1814 den Feldzug in Frankreich mit, war 1816—18 Professor der Mathematik an der Kadettenschule in Olmütz, dann Adjutant des Feldmarschalls Fürsten Karl Schwarzenberg, unter dessen Auspizien er auch seine literarische Thätigkeit begann. 1823 als Infanteriehauptmann nach Triest versetzt, nahm er in folgendem Jahre Urlaub u. bereiste die Türkei, Griechenland u. Kleinasien; ein Auftrag seiner Regierung führte ihn 1826 auch nach Aegypten. Als sich 1827 die österr. Flottille unter dem Admiral Dandolo sammelte, um der Seeräuberei im Mittelmeere ein Ende zu machen, ward Pr. Generalstabschef, u. mit derselben Energie, die er in dieser Beziehung an den Tag legte, trat er auch gegen die Türken u. Aegypter zu Gunsten der Christen auf; so bewirkte er 1828 die Auswechslung griech. u. ägypt. Kriegsgefangener u. reiste 1829 im Interesse der kleinasiat. Christen nach Palästina. 1830 zum Major in der österr. Marine ernannt u. mit dem Prädikate v. Osten in den Ritterstand erhoben, ging er 1833 als österr. Vermittler nach Alexandria; doch gelang es ihm nicht, die Differenzen zwischen Mohammed Ali u. der Pforte beizulegen.

Im Juli 1834 erhielt er den Gesandtschaftsposten in Athen, den er bis 1849 bekleidete. In dieser Zeit zum Rang eines Generalmajors aufgerückt u. seit 1845 Freiherr, ward er im März 1849, unter gleichzeitiger Ernennung zum Feldmarschallleutnant, der 1850 die Verleihung der Geheimrathswürde folgte, an den Berliner Hof versetzt. 1850—51 nahm Pr. an den Dresdener Konferenzen Theil. Nachdem er bis Okt. 1852 in Berlin thätig gewesen war u. dann bis März 1855 das Präsidium am Deutschen Bundestage innegehabt hatte, wurde er Dez. 1855 Internuntius in Konstantinopel. Als solcher entwickelte er in den schwierigsten Lagen mit Glück die ganze Gewandtheit des gewiegten Diplomaten. 1872 trat er in Ruhestand u. ward bei dieser Gelegenheit gegraft; schon früher hatte er den Rang eines Feldzeugmeisters erhalten; er starb in Wien 26. Okt. 1876. Seit 1825 war er Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften u. hatte einen Sitz im Herrenhause des österr. Reichsraths. Seine tiefen Kenntnisse hat er überdies in einer großen



Nr. 4522. Graf Anton Prokesch v. Osten (geb. 10. Dez. 1795, gest. 26. Okt. 1876). (Portrait als Feldmarschallleutnant u. Präsidialgesandter des Deutschen Bundestages.)

Zahl von Schriften verwerthet. Zu nennen sind: „Erinnerungen aus Aegypten u. Kleinasien" (3 Bde., Wien 1829—31); „Das Land zwischen den Katarakten des Nils" (ebd. 1831); „Reise ins Heilige Land" (ebd. 1831); „Denkwürdigkeiten u. Erinnerungen aus dem Orient" (aus Schneller's Nachlaß gesammelt von Münch, der schon vorher den Briefwechsel Schneller's u. Pr.'s herausgegeben hatte, Stuttg. 1836 f.); „Kleine Schriften" (gesammelt von einem Freunde, 7 Bde., ebd. 1842—44); „Geschichte des Abfalls der Griechen vom Türk. Reich" (6 Bde., Wien 1852—67); „Mehmed Ali, Vizekönig von Aegypten" (aus Pr.'s Tagebuche 1826—41, Wien 1877). Auch veröffentlichte er „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürsten Schwarzenberg" (Wien 1822). Sein Sohn, Graf Anton **Pr. v. O.**, geb. 19. Febr. 1837, österr. Major a. D., ist der Verfasser eines unter dem Titel „Nilfahrt" (Lpz. 1874) erschienenen Führers durch Aegypten u. Nubien. Auch veröffentlichte er die „Dépêches inédites du Chev. de Gentz au Hospodar de la Valachie, 1813—28" (3 Bde., Par. 1876). Seit 10. März 1861 ist derselbe verheirathet mit der ehemal. Schauspielerin Fried. **Goßmann** (geb. zu Würzburg 23. März 1837), einer zu ihrer Zeit beliebten Soubrette.

Proklamation (a. d. Lat.), auch Proklāma, Bekanntmachung durch Ausruf od. Plakate, auch s. v. a. Aufgebot (s. d.).

Prokonsul hieß in Rom Derjenige, welcher als Stellvertreter des Konsuls (pro consule) in einer röm. Provinz als Statthalter od. Feldherr fungirte. In älterer Zeit waren die Prätoren (s. „Prätor") die Verwalter der eroberten Länder, später bekamen auch die abtretenden Konsuln Provinzen u. den Titel Pr.n, doch seit 53 v. Chr. erst 5 Jahre nach ihrem Konsulate. Ueber die Frage, ob eine Provinz eine konsularische od. prätorische sei, entschied der Senat. In der letzten Zeit der Republik führte den Titel Pr. jeder Statthalter einer Provinz, ob er nun Konsul od. Prätor gewesen war. Hatte der Pr. eine Provinz übertragen erhalten, so mußte er sich sofort aus Rom entfernen; seine Amtsinsignien waren 12 Fasces (s. d.); sein Amtsjahr datirte vom Tage seiner Ankunft in der Provinz, die sein Vorgänger binnen 30 Tagen zu räumen hatte; er selbst durfte bei Strafe des Majestätsverbrechens die Provinz nicht vor Ablauf seines Amtes verlassen, dann aber zog er mit seinen Insignien bis vor Rom, wo sein amtlicher Auftrag erlosch u. er binnen 30 Tagen Rechenschaft über die Verwaltung seiner Provinz abzulegen hatte. In der Provinz hatte der Pr. den Oberbefehl über die Truppen u. die Kriegführung u. die Jurisdiktion in Kriminal- u. Civilsachen; zur Abhaltung von Gerichtsterminen zog er zur Winterzeit in den Provinzen umher; seine richterlichen Entscheidungen waren auf das von ihm beim Amtsantritt bekannt gemachte Edictum provinciale gegründet, welches auf einheimischen Land- u. Stadtrechten u. röm. Provinzialgesetzen beruhte. Zur Kaiserzeit hießen Pr.n alle Statthalter von Senatswegen u. bestand ihr Amt nur in Verwaltung u. Rechtspflege; die streitenden Parteien hatten sich in der Hauptstadt der Provinz zu stellen. Seit Konstantin d. Gr. gab es nur drei Pr.n, nämlich von Afrika, Asien u. Achaja, sie wurden aber von den Kaisern ernannt.

Prokop hießen zwei Führer der böhm. Hussiten. Nach dem Tode Zizka's (s. d.) 1424 nannte sich ein Theil seiner Anhänger Orphaniten od. Waisen u. kämpfte unter Pr. dem Kleinen, während die Hauptmacht der Taboriten sich Pr. den Großen od. Kahlen (Holy), so genannt, weil er als ehemaliger Mönch die Tonsur trug, zum Anführer wählte. Sie besiegten die Prager 1425, die Deutschen 16. Juni 1426 bei Aussig, nahmen im März 1427 Mies, jagten im Aug. ein Kreuzheer von dort aus in die Flucht, besetzten im Dez. Kolin u. unternahmen 1428—30 Plünderungen durch Mähren, Ungarn, Schlesien, Oesterreich, Bayern, die Lausitz, Meißen, Thüringen u. Franken. Selbst während der Friedensverhandlungen in Eger im Frühjahr 1432 plünderten sie Brandenburg bis über Berlin hinaus u. erschienen, nachdem Pr. der Kahle die Friedensbedingungen in Basel abgelehnt hatte, im Frühjahr u. Sommer 1433 in Ungarn u. Ostpreußen. Endlich fielen beide Pr. in der blutigen Schlacht bei Lipan 30. Mai 1434 im Kampfe mit den utraquistischen Heeren.

Prokopius aus Cäsarea, ein griech. gebildeter Jude, der als Geheimschreiber den Feldherrn Belisar sowol gegen die Vandalen (534) als auch auf dem ersten Zuge gegen die Gothen (535—40) begleitete. Er beschrieb in acht Büchern die Kriege Justinian's mit großer Unparteilichkeit, dann zur Begütigung des Kaisers u. der Kaiserin unter dem Titel „Κτίσματα" alle kaiserlichen Prachtbauten, widerrief aber später in seinen „Ἀνέκδοτα" alles Rühmliche, was er über den Hof gesagt hatte. Vgl. Dahn, „Pr. von Cäsarea" (Berl. 1865).

Prokrustes (d. h. der gewaltsam Ausreckende) ist der Name des attischen Räubers Damastes od. Polypemon. Er hatte zwei Betten, ein kleines u. ein großes. In das erste zwängte er die Großgewachsenen u. hieb ihnen den Kopf ab, um sie kleiner zu machen; in sein großes Bett legte er die Kleingewachsenen, die er dann so lange ausreckte, bis sie starben. Theseus überwand ihn u. tödtete ihn auf dieselbe Weise. Mit dem Ausdruck Prokrustesbett bezeichnet man eine willkürliche Form, in welche ein Gegenstand gewaltsam hineingezwängt wird.

Prokuration (vom Lat.), Stellvertretung. Pr. fand früher häufig bei Vermählung fürstlicher Personen statt, indem anstatt des abwesenden Bräutigams ein Stellvertreter desselben mit der Braut getraut wurde, welcher die Neuvermählte dann ihrem Gemahl zuführte, worauf nun noch die Einsegnung des Ehepaares erfolgte. In älterer Zeit wurde sogar von dem Bevollmächtigten u. der ihm angetrauten Braut des Vollmachtgebers das Beilager pro forma in der Art vollzogen, daß Beide vor dem gesammten Hofstaat auf einem Ruhebette sich niederließen, wobei ein bloßes Schwert zwischen ihnen lag.

Prokurator (lat.), ein zur Besorgung fremder Angelegenheiten Bevollmächtigter. Bei den Römern hieß Pr. der Aufseher u. Verwalter von Landgütern, Einkünften 2c., zuweilen auch die an Stelle des Statthalters stehende Person in kleineren Provinzen, wie z. B. Pilatus Pr. von Judäa war. Heute bezeichnet Pr. Denjenigen, welcher auf Grund einer Vollmacht für den Aussteller derselben gerichtliche u. außergerichtliche Geschäfte besorgt. Der von einer Gemeinde bestellte Pr. heißt häufig Syndikus. — Prokuratoren von San Marco hießen die 9 Senatoren der früheren Rep. Venedig, aus welchen der Doge gewählt wurde. —

Staatsprokurator (franz. procureur du roi) ist in der franz. u. rhein. Gerichtsverfassung s. v. a. Staatsanwalt.

Prokurist (a. d. Lat.) heißt Derjenige, welcher im Namen u. anstatt des Chefs eines Handelshauses auf Grund eines von demselben ihm ertheilten Rechtes (Prokura) Handelsgeschäfte jeder Art abzuschließen befugt ist.

Prolegomena (griech.), eigentlich das Vorhergesagte, bezeichnet die Vorbemerkungen od. die Einleitung, die ein Schriftsteller der wissenschaftlichen Darstellung des Stoffes selbst vorausschickt. Die Pr. erstrecken sich gewöhnlich auf Geschichte u. Methode der betreffenden Wissenschaft, auf eine Erörterung ihrer Grundbegriffe &c. Doch giebt es auch selbständige Werke unter dem Titel Pr., sofern durch dieselben eine Einleitung zu jeder Darstellung der betreffenden Wissenschaft gegeben werden soll.

Proletariat (vom lat. proles, Nachkommenschaft). Proletarii hießen innerhalb der altröm., das Vermögen zum Maßstab nehmenden Klasseneintheilung die ärmsten Bürger, welche von Staatswegen zu Leistungen, die einen Besitz voraussetzten, also nam. zum unentgeltlichen Kriegsdienst, nicht herangezogen werden konnten, deshalb keine politische Geltung hatten u. nur insofern in Betracht kamen, als sie die Zahl der Bürger vermehrten (daher capite censi) u. für Nachwuchs sorgten. In der Neuzeit, wo für die Verbesserung der Gesellschaft u. des Loses der unteren Klassen die Dringlichkeitsfrage gestellt ist, nennen die Mitglieder des vierten Standes mit drohender Bitterkeit sich selbst Proletarier, u. ihre verbundene Gesammtheit übt als Pr., zumal nach der stattgehabten Ausdehnung des politischen Stimmrechts, einen nicht zu unterschätzenden Einfluß (s. „Internationale" u. „Kommunismus").

Prolog (a. d. Griech.), Vorrede, Vorwort; bes. eine vor Aufführung eines Schauspiels gesprochene Anrede an das Publikum.

prolongiren (a. d. Lat.), verlängern, hinausschieben; bes. einen Wechsel pr., den für den Wechsel ursprünglich festgesetzten Zahlungstermin nach gegenseitig stattgefundener Uebereinkunft weiter hinausrücken. — Prolongation, Verlängerung, Frist, Aufschub.

Promemoria (lat.), abgekürzt P. m. (d. h. zur Erinnerung), Erinnerungs- od. Denkschrift; auch Eingabe, Bittschrift, Gesuch.

Promessen (ital.) sind Verpflichtungsscheine über die gezeichneten u. zugesagten Aktien mit od. ohne Quittung über die geleisteten Einzahlungen. Ferner sind Pr. Interimslose eines Lotterieanleihens (s. „Prämienanleihen"), durch welche die bezügliche Nummer gegen Erlegung einer Prämie für eine od. mehrere Ziehungen vermiethet (verheuert) wird. Behufs Verlosung sind die einzelnen Schuldverschreibungen numerirt u. in Serien getheilt u. man läßt häufig zuerst eine bestimmte Anzahl Serien ziehen u. erst einige Tage od. Wochen darauf die Gewinnnummern. In der Zwischenzeit kaufen dann Spiellustige ein in der Serie herausgekommenes Los oft zu theuren Preisen. Häufig werden über eine u. dieselbe Nummer mehrere Pr. ausgegeben, deren jede dann natürlich nur einen Antheil an dem etwaigen Gewinne zusagt. Wenn Anleihenslose in der Weise, daß man auf die Nummern während der Ziehung spielen läßt, benutzt werden, so nennt man dies Promessengeschäft. Daneben entwickelt sich dann das Promessenspiel, wo der Verheuernde gar nicht im Besitz der Lose ist, sondern nur gegen Erlegung der Prämie die Auszahlung einer dem Gewinne gleichen Summe verspricht, ein Gebahren, durch welches der Spielwuth außerordentlich Vorschub geleistet wird u. neben der öffentlichen noch eine private Lotterie sich bildet.

Prometheus (d. i. der Vorausblickende, Verständige), in der griech. Mythologie der Sohn des Japetos; er wußte die Rechte des Menschengeschlechtes selbst den Göttern gegenüber geltend zu machen, überlistete sogar den Zeus, indem er ihn bei der Einsetzung der Opfer übervortheilte, u. stahl ihm später das Feuer. Pr. wurde dafür an einen Felsen geschmiedet, u. täglich kamen die Adler, um ihm die Leber auszuhacken, die immer wieder frisch nachwuchs. Endlich erbarmte sich Herakles seiner u. erlegte die Adler. Da Pr. den Menschen das Feuer brachte, so wurde er oft als Derjenige angesehen, dem alle Segnungen der Kultur zu verdanken sind. Aehnlich faßte man auch schon im Alterthum die Sage vom Pr. auf. Aeschylos hat sie behandelt in einer gewaltigen Trilogie vom „feuerspendenden", „gefesselten" u. „befreiten" Pr., von der uns leider nur die mittlere Tragödie vom gefesselten Pr. erhalten ist; hier führt Aeschylos überhaupt jede höhere Bildung auf Pr. zurück, der in Bezug auf Sternkunde, Zahlen, Schrift, Baukunst, Schiffahrt, Heilkunde &c. Lehrer der Menschen gewesen sei.

pro mille (lat.), d. h. fürs Tausend.

Promontorium (lat.), Vorgebirge; in der Anatomie der vordere Rand des oberen Kreuzbeinendes.

Promotion (lat.), Beförderung zu einer Ehrenstelle od. zu einem Titel. Gewöhnlich aber steht Pr. von der Beförderung zu den akademischen Graden des Magisters, Doktors &c. (daher „Doktorpromotion" &c.). Von dem Beförderten sagt man, er habe zum od. als Doktor &c. promovirt, richtiger: er sei promovirt worden.

promulgiren (a. d. Lat.), öffentl. bekannt machen, verkünden, verbreiten.

Pronōmen (Mehrzahl pronōmina) od. Fürwort heißt in der Grammatik ein Wort, welches eine Person od. Sache vertritt u. deshalb gesetzt wird, um die beständige Nennung des Namens der Person od. Sache zu vermeiden. Das Pr. kann sein: 1. ein persönl. (personale), z. B. ich, du, er &c.; 2. besitzanzeigend (possessivum), z. B. mein, dein, sein; 3. hinweisend (demonstrativum), z. B. dieser, jener; 4. zurückbezüglich (relativum), z. B. welcher; 5. näher bestimmend (determinativum), z. B. derjenige, derselbe; 6. fragend (interrogativum), z. B. wer? welcher?

prononciren (franz., spr. pronongßiren), aussprechen, entscheiden; sich pr., sich stark ausdrücken, entschieden erklären; prononcirt, stark ausgedrückt, entschieden. **Pronunciamento** (span., spr. Pronunßiamento), öffentliche Kundgebung od. Erklärung, bes. Aufstandserklärung.

Prony, Gaspard Clair François Marie Riche, Baron de, berühmter franz. Ingenieur, geb. zu Chamelet (Rhône-Dep.) 22. Juli 1755; wurde 1780 Unterkriegsbaumeister, 1785 Hafenbeamter in Dünkirchen, 1791 Oberingenieur in Perpignan, bald darauf Direktor des neueingerichteten Steuerwesens, 1794 Prof. an der Polytechnischen Schule in Paris, 1798 Generalinspektor u. in demselben Jahre Direktor der Bauakademie, verlor die Gunst Napoleon's durch seine Weigerung, ihn nach Aegypten zu begleiten, behielt aber wenigstens seine Professur an der Polytechnischen Schule, ward 1828 zum Baron u. 1835 zum Pair erhoben u. starb zu Paris 29. Juli 1839. Die unter seiner Leitung nach dem Prinzip der Arbeitstheilung ausgeführten großen logarithmischen u. trigonometrischen Tafeln, welche 17 Foliobände füllen, aber noch ungedruckt auf der Pariser Sternwarte liegen, sind das größte u. werthvollste Rechnungswerk, das jemals unternommen worden ist (s. die darüber von Pr. veröffentlichte „Notice", Par. 1824). Seine „Nouvelle architecture hydraulique" (2 Bde., ebd. 1790—96) wurde fast in alle europ. Sprachen übersetzt. Zu nennen sind ferner von seinen Werken: „Recherches physico-mathematiques sur la théorie des eaux courantes" (ebd. 1804); „Cours de mécanique, concernant les corps solides" (2 Bde., ebd. 1815); „Description hydrographique et historique des Marais Pontins etc." (nebst Atlas, ebd. 1823). Auch hat er sehr viele öffentliche Bauten, bes. Wasserbauten, in Frankreich u. Italien ausgeführt.

Proömium (lat.), Eingang, Vorrede, Vorbericht.

Propädeutik (griech., s. v. w. Vorunterricht, Vorbereitung), die Summe von Vorkenntnissen, welcher man zur Betreibung einer Kunst od. Wissenschaft bedarf; propädeutisch, vorübend, vorbereitend.

Propaganda, Abkürzung von Congregatio de propaganda fide (s. „Mission"). Ungenau hat man dann Pr. als Hauptwort im Sinne von „Ausbreitung" genommen u. sagt z. B.: „er macht für seine Meinung eifrig Pr." (sucht sie zu verbreiten).

Propellerschraube, die das Dampfschiff durch ihre rasche Umdrehung vorwärts treibende Schraube (s. „Schiffsschraube").

Propertius, Sextus, röm. Dichter, geb. im J. 46 v. Chr. zu Asisium (jetzt Assisi); verlor durch die von Augustus vorgenommenen Landanweisungen an die Veteranen sein kleines väterliches Gut u. wendete sich nach Rom. Kaum 19 Jahre alt, lernte er hier die schöne u. geistreiche Hostia kennen, die er in seinen Gedichten unter dem Namen Cynthia verherrlichte. Dieses Verhältniß zieht sich durch seine schönen, lebenswahren u. darum packenden Elegien, von denen wir 5 Bücher besitzen, hindurch. Sprache u. Versbau sind sehr sorgfältig behandelt. Die beste Ausgabe ist die von M. Haupt (Lpz. 1853); Uebersetzungen lieferten Knebel (Lpz. 1798), J. H. Voß (Braunschw. 1830), Hertzberg (Stuttg. 1839) u. A.

Prophet (a. d. Griech.), in gegenwärtigem Sprachgebrauch ein Mann, der zukünftige Ereignisse vorhersagt (prophezeit). Die ursprüngliche Bedeutung ist „Verkündiger" überhaupt. Bei den Griechen hießen Pr.en zunächst die Priester, welche den Inhalt der Orakelsprüche deuteten u. verkündigten. Ebenso gilt auch von den hebräischen Pr.en des Alten Testamentes, von denen man dies Wort vornehmlich braucht, daß sie in erster Linie Verkündiger des göttlichen Willens auf Grund besonderer göttlicher Erleuchtung waren, u. zwar in öffentlichen Reden an das Volk; die Verkündigung des Zukünftigen (die sog. Weissagung) kommt erst an zweiter Stelle in Betracht. Als ein besonderer Stand erscheint das Prophetenthum erst seit Ende der Richterzeit. Samuel stiftete mehrere Prophetenschulen, d. h. Genossenschaften junger Männer, die sich zu

Gebet u. Studium verbanden u. die Erhaltung u. Verbreitung der religiösen Ueberlieferungen zu ihrer Aufgabe machten. Doch wurden nicht alle Prophetenschüler Pr.en in eigentlichem Sinne; vielmehr bedurfte es für die Letzteren immer einer unmittelbaren göttlichen Berufung, daher auch die „Lügenpropheten" immer vorgaben, in besonderem Auftrage Gottes zu reden. Der Prophetismus bildet eine Ergänzung zu der mosaischen Gesetzes- od. Priesterreligion u. zeigt sich immer am einflußreichsten, wenn der Gesetzesdienst dem Götzendienst weicht od. in todten Werkdienst ausartet. Einen bes. wichtigen Bestandtheil der prophetischen Reden bilden dabei die „messianischen Weissagungen". Die Pr.en, von denen wir Schriften haben, die sog. 4 großen u. 12 kleinen, vertheilen sich auf die Zeit von ca. 870 (Joel) bis ca. 170 v. Chr. (Daniel). Noch im Neuen Testamente wirkt die alttestamentliche Bedeutung von Pr. nach als einem gotterleuchteten Manne, der göttliche Offenbarung verkündigt, wenn es z. B. Luk. 24, 19, Joh. 4, 19 von Christus gebraucht wird u. 1. Kor. 12, 10 u. 28 von der Prophetie (Luther: Weissagung) als einer besonderen Gnadengabe die Rede ist. Doch steht das Wort auch in heutigem Sinne von einem Vorherverkündiger der Zukunft Apostelgesch. 21, 10. Eine wichtige Rolle spielt der Prophetismus auch in der mohammedanischen Religion; Pr. ist daselbst der höchste Ehrenname für die früheren Verkündiger der Offenbarung, wie für Mohammed selbst.

Prophylaxis (griech.), das Bestreben, Krankheiten vorzubeugen.

proponiren (a. d. Lat.), vortragen, vorschlagen, vorstellen; Proposition, Vortrag, Vorschlag, Satz.

Propontis (griech.), im Alterthum der Name des Marmarameeres.

Proportion (lat., s. v. w. Verhältniß). In der Mathematik heißt Pr. eine Gleichung zwischen zwei u. mehreren Verhältnissen. Da man nun zweierlei Verhältnisse unterscheidet, indem man die Differenz zweier Größen ihr arithmetisches Verhältniß, den Quotienten derselben aber ihr geometrisches Verhältniß nennt, so unterscheidet man auch arithmetische u. geometrische Pr.en. $7-4=20-17$ ist demnach eine arithmetische Pr., dagegen $9:3=24:8$ eine geometrische Pr. Die vier in einer Pr. vorkommenden Größen heißen die Glieder der Pr. od. die Proportionalen.

proportional, d. i. verhältnißmäßig; z. B. Größen sind pr., die zu einander in richtigem od. gleichem Verhältniß stehen.

proportionirt, ebenmäßig, wohleingerichtet, gut gewachsen. Proportionslehre der menschlichen Gestalt schrieb Carus (Lpz. 1854).

propre (franz., spr. prop'r), eigen, auch sauber; **Propreté**, Nettigkeit; Proprehandel, Handel mit selbst erzeugten Waaren.

Proprietät (a. d. Lat.), Eigenschaft von Etwas, Eigenthum; Proprietär, Eigenthümer, bes. Grundbesitzer.

Propst (vom lat. praepositus), Vorgesetzter; seit dem 4. Jahrh. n. Chr. die Vorsteher der Klöster, später die der Domstifte (Dompropst). In der Evangelischen Kirche ist Pr. Titel von Superintendenten, Vorstehern der Provinzialkirchen od. endlich den obersten Militärgeistlichen (Feldpropst). Auch wird Pr. (wie schon im Mittelalter) von weltl. Beamten gebraucht, denen die äußere Verwaltung von Klöstern od. Stiften obliegt.

Propyläen (griech.), umfangreichere, in Tempelform aufgeführte Thorgebäude, welche den Eingang zu einem mit einer Mauer umschlossenen Tempelbezirk bilden. Das berühmteste Bauwerk dieser Art waren die Pr. der athenischen Akropolis, von dem Architekten Mnesikles 437 v. Chr. begonnen u. 432 vollendet; sie hatten einen Aufwand von 2012 Talenten (9,487,083 Mk.) erfordert. Die von Klenze erbauten Münchner Pr. sind Modifikationen der athenischen.

pro rata (nämlich parte, lat.), d. h. nach Verhältniß des Antheils der Einzelnen bez. der Genossenschaften.

Prorektor (lat.), Stellvertreter des Rektors, heißt der Erste in einem Lehrerkollegium nach dem Rektor, den er daher vorkommenden Falles zu vertreten hat. An vielen Universitäten heißen die Rektoren selbst Pr.en, indem der Landesherr als der eigentliche Rektor gilt.

prorogiren (a. d. Lat.), aufschieben, verlängern, vertagen; Prorogation, Aufschub, Verlängerung, Vertagung.

Prosa (vom lat. prorsa, d. h. die geradeaus gehende, schlichte, nämlich oratio, Rede), die sog. ungebundene Rede, im Gegensatz zu der an Versmaße gebundenen dichterischen Rede, der Poesie. Daher heißt ein Schriftsteller, der in Pr. schreibt, ein Prosaiker. Weiterhin nennt man Pr. auch die matte, schwunglose Redeweise überhaupt, in weitestem Sinne endlich schwungloses, glatthin verlaufendes Wesen. Einen Menschen, der alles höheren Schwunges u. aller dichterischen Empfindung entbehrt, nennt man einen prosaischen Menschen.

Proscenium hieß ein Theil des antiken Theaters. Da dieses so eingerichtet ist, daß der Zuschauerraum u. das Bühnengebäude (= Scene) aus zwei verschiedenen Gebäuden bestehen, so versteht man im antiken Sinne unter Pr. den vorderen Theil der Bühne, auf dem das Schauspiel aufgeführt wird. — Im modernen Theater spricht man nur von Prosceniumslogen u. versteht darunter diejenigen Logen, welche zunächst an der Bühne liegen u. in der Regel die Breite des Orchesters einnehmen.

Prosektor (lat.), eigentl. Vorschneider, heißt der dem Lehrer der Anatomie beigegebene Gehülfe, der die Herrichtung der für die Vorlesungen gebrauchten od. in die Sammlungen aufzunehmenden anatomischen Präparate zu besorgen hat.

Proselyt (a. d. Griech., eigentl. ein [von außen] Herzugekommener) hieß bei den alten Juden ein Heide, der sich zur jüd. Religion bekannte. Die Pr.en waren entweder Pr.en des Thores, d. h. die blos bis zum Thor des Tempels gelangt waren (bei Luther „Judengenossen"), od. Pr.en der Gerechtigkeit. Die Ersteren verpflichteten sich nur zum Bekenntniß des einen Gottes u. zum Halten der 7 sog. noachischen od. Proselytengebote (Enthaltung von Götzendienst, Gotteslästerung, Mord, Ehebruch, Raub, Blutgenuß; Unterwerfung unter die Obrigkeit); dagegen nahmen die Pr.en der Gerechtigkeit die Beschneidung an u. verpflichteten sich damit zum Halten des ganzen mosaischen Gesetzes. In weiterem Sinne versteht man unter Pr.en überhaupt Solche, die von einer Religionsgesellschaft zur andern übergegangen sind. Auf die Gewinnung solcher ausgehen heißt „Pr.en machen" (Proselytenmacherei in tadelndem Sinne).

Proserpina (griech. Persephŏne), die Tochter der Demeter u. Königin des Schattenreiches. Zeus hatte die Pr. dem Pluto (Hades) zur Gemahlin versprochen, u. dieser raubte sie, als sie mit ihren Gespielinnen bei Enna auf Sizilien Blumen pflückte. Demeter suchte ihre Tochter lange Zeit vergebens u. fand sie endlich in der Unterwelt; doch konnte die Verbindung zwischen Pluto u. Pr. nicht mehr gelöst werden, weil Letztere bereits von einem Granatapfel (dem Symbol der Ehe) genossen hatte. Alles, was Zeus erlaubte, war, daß Pr. wenigstens einen Theil des Jahres bei ihrer Mutter in der Oberwelt zubringen durfte. Dieser Zug der Sage weist auf den ursprünglichen Inhalt des Mythos hin; Pr. ist das Symbol des Samenkornes, das lange Zeit im Dunkel der Erde ruht, bis sich der Keim entwickelt u. an die Oberwelt zurückkehrt.

Proserpina, ein zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisender, 6. Mai 1853 von Luther in Bilk bei Düsseldorf entdeckter, das Gould'sche Zeichen ㉖ führender Planetoid.

prosit (lat.), d. h. es nütze, wohl bekomm's.

proskribiren, s. v. w. in die Acht erklären. Sulla war der Erste, der sich auf diese Weise seiner politischen Gegner entledigte, indem er eine lange Liste der angesehensten u. reichsten Männer, die für vogelfrei erklärt wurden, öffentlich anschlagen ließ (**Proskriptionsliste**). Ihre Mörder wurden vom Staate belohnt, das Vermögen der Geächteten konfiszirt, ihre Nachkommen von allen Ehrenämtern ausgeschlossen. Dem Beispiele des Sulla folgte später das zweite Triumvirat.

Prosodie (griech.), die Lehre von der Betonung eines Wortes in Beziehung auf den Accent u. mit Rücksicht auf Länge u. Kürze der Silben.

Prospekt (a. d. Lat.), in der Zeichenkunst u. Malerei eine an den Seiten von Gebäuden, Bäumen od. Bergen beschränkte Ansicht mit gewöhnlich tief gehender Prospektive, nam. so von Städteansichten gebraucht, von landschaftlichen Ansichten meistens Vedute genannt. Sodann Ueberſicht od. Darlegung des Planes einer Sache, z. B. einer öffentlichen Anleihe; bes. vorläufige Anzeige eines literarischen od. künstlerischen Werkes mit Inhaltsangabe u. Probe der Ausstattung.

prosperiren (a. d. Lat.), gedeihen, guten Fortgang haben; Prosperität, Gedeihen, Wohlergehen, guter Fortgang.

Prostitution (a. d. Lat.), Preisgebung, bes. Selbstpreisgebung eines Frauenzimmers zu gewerbsmäßiger Unzucht.

Protagoras aus Abdera, einer der berühmtesten unter den sog. Sophisten, um 480—410 v. Chr. lebend, lehrte, was bis dahin unerhört war, in Sizilien u. Athen für Geld. Er wurde als Gottesleugner aus Athen vertrieben u. sein Buch über die Götter öffentlich verbrannt. Pr. knüpfte an Heraklit (s. d.) an u. gelangte zu dem Satze, der Mensch sei das Maß aller Dinge, d. h. die Erkenntniß der Dinge hänge von dem persönlichen Urtheil u. Empfinden eines Jeden ab; objektive Erkenntnisse gebe es nicht, vielmehr könne dasselbe Urtheil zugleich als wahr u. als falsch erwiesen werden. Ebenso gebe es keine allgemein giltige Bestimmung des sittlich Guten; der Maßstab für dasselbe sei vielmehr die Lustempfindung des Einzelnen. Gegen letztere Behauptung (die übrigens bei Pr. noch nicht zu praktischer Unsittlichkeit führte) richtet sich der nach Pr. benannte Dialog Platon's.

protegiren (frz., spr. proteschiren), beschützen, begünstigen; Protegé, Schützling, Günstling; Protektor, Beschützer, Gönner; Protektorat, Gönnerschaft, Stellung u. Würde eines Protektors.

Proteïnstoffe. Mit diesem Allgemeinnamen belegt man gewisse Bestandtheile des menschlichen, thierischen u. pflanzlichen Organismus, die außer Kohle, Wasserstoff u. Sauerstoff noch einen Gehalt von Stickstoff u. Schwefel, in einigen Fällen auch Phosphor aufzuweisen haben. Sie sind theils gelöst im Organismus, theils nehmen sie an der Bildung der organischen Gewebe Antheil. Solche Pr. sind z. B. Thier- u. Pflanzeneiweiß, Fibrin, Caseïn, Globulin 2c.

Protektionisten vertreten die Ansicht, daß es Pflicht des Staates sei, der einheimischen Industrie vor der übermächtigen ausländischen Konkurrenz durch Eingangszölle Schutz (Protektion) zu gewähren. Während mit dieser Meinung auch die gemäßigten Freihändler je für den einzelnen Fall einverstanden sein können, geht die mit Pr. bezeichnete wirthschaftliche Partei auf die Erreichung eines klar ausgesprochenen Schutzes der einheimischen nationalen Arbeit aus u. gelten daher die Pr. für gleichbedeutend mit „Schutzzollpartei".

Protest (lat.), Widerspruch, Verwahrung, Rechtsvorbehalt. Im Wechselrecht ist Pr. eine Beweisurkunde, ausgestellt von einem Notar od. einer Gerichtsperson darüber, daß a. der auf dem Wechsel benannte Bezogene die Annahme des Wechsels verweigert (Pr. Mangels Annahme); b. der Wechselschuldner, insbes. der Acceptant zur Verfallzeit auf Vorlegen des Wechsels Zahlung entweder ganz od. zum Theil nicht geleistet hat od. überhaupt eine Vorlegung des Wechsels nicht ausführbar gewesen sei (Pr. Mangels Zahlung); c. der in Konkurs verfallene od. bereits einmal vergeblich ausgepfändete Wechselschuldner auf Erfordern Sicherheit für die verschriebene Wechselsumme nicht geleistet habe (sog. Sekuritätsprotest); endlich d. Derjenige, welcher in dem Wechsel als Nothadressat genannt ist, auf Vorlegen des Wechsels dessen Einlösung verweigert od. nur gegen Aushändigung des Wechsels u. Zahlungsprotestes zugesichert habe (sog. Interventionsprotest). Der Pr. muß, um formrichtig zu sein, enthalten: 1. eine wörtliche Abschrift des Inhaltes des Wechsels, 2. den Namen Dessen, auf dessen Ersuchen protestirt wird, 3. die Zeit der Protesterhebung, 4. den Ort der Protestaufnahme, 5. den Erfolg, 6. die Unterschrift des Notars od. Gerichtsbeamten mit Beifügung des Amtssiegels. — Jeder Pr. muß, um die Zahlungssäumniß festzustellen, spätestens am zweiten Werktage von dem Verfalltage an gerechnet erhoben werden. Der Pr. Mangels Zahlung wird nicht überflüssig durch einen bereits erhobenen Pr. Mangels Annahme.

Protestantenverein ist der Name eines religiösen Vereins, der sich die Pflege des freisinnigen Protestantismus u. die praktische Durchführung seiner Grundsätze auf kirchlichem Gebiete zur Aufgabe macht. Solche Vereine bildeten sich zuerst einzeln in Baden u. im benachbarten südlichen Deutschland mit Heidelberg (Dekan Zittel, Prof. Schenkel, Bluntschli u. A.) als dem Mittelpunkte, schlossen sich aber auf der Generalversammlung zu Frankfurt 1863 zu einem einheitlichen Verein zusammen. Der Verband mit den Gesinnungsgenossen in Norddeutschland u. damit die Stiftung eines gesammt-deutschen Pr. geschah 1865 auf dem „ersten Protestantentage" zu Eisenach, wo sich eine Anzahl Männer verschiedener kirchlicher Richtungen, wie Rothe von Heidelberg, Baumgarten von Rostock, Schwarz von Gotha, Bluntschli (als Präsident) u. gegen 400 Andere über die gemeinsamen Grundsätze der Freiheit wissenschaftlicher Forschung u. der Union unter den deutschen Protestanten auf möglichst weitherziger Grundlage einigte. Vorort wurde Heidelberg (seit 1875 Berlin). Als die Aufgaben des Vereins wurden auf der Versammlung des engeren Ausschusses zu Kassel (Okt. 1866) nochmals festgesetzt: die Erstrebung einer deutschen Nationalkirche evangelischer Konfession; die Durchführung des Grundsatzes der repräsentativen Kirchenverfassung; die freie wissenschaftliche Bewegung des religiösen Gedankens gegenüber dem Konfessionalismus. Für diese Zwecke ist der Pr. seitdem unermüdlich thätig gewesen, theils durch jährliche Generalversammlungen (außer 1870), theils durch die Vermehrung der Zweigvereine, theils durch die Presse. Neben dem Hauptorgan des Vereins, der „Berliner protest. Kirchenzeitung", wirken gegenwärtig noch sechs andere Zeitschriften für ihn; 1872 wurde von den Leitern des Vereins die Herausgabe einer „Protestantenbibel" (zunächst das Neue Testament) begonnen; eine „Sammlung protestantenvereinlicher Vorträge" erscheint seit 1870 zu Berlin. Bei den Kirchenregimentern (bes. in Preußen u. Hannover) ist der Verein häufig auf starken Widerstand gestoßen, der sich in Verweigerung der Kirchen zu Vereinsgottesdiensten, Verbot des Beitritts von Geistlichen u. selbst in der Suspension solcher (Sydow in Berlin 1872) Ausdruck gab, indem man dem Verein Untergrabung der kirchlichen Ordnungen u. Abfall vom evangelischen Glauben Schuld gab. Außerhalb Deutschland hat der Pr. 1871 auch in Ungarn Wurzel geschlagen; dieselben Tendenzen verfolgt, wenn auch selbständig entstanden u. in mancher Hinsicht vom Pr. verschieden, der „Reformverein" in der Schweiz u. in Holland. — Die Zahl der deutschen Zweigvereine des Pr.s wird für 1876 auf 140 angegeben.

Protestantische Union heißt die Verbindung, welche auf Antrieb des Fürsten Christian von Anhalt 12. Mai 1608 zu Ahausen (Anhausen an der Wörnitz) zwischen dem Kurfürsten von der Pfalz, dem Herzog Johann Friedrich von Württemberg, dem Markgrafen Joachim Ernst von Ansbach u. den beiden Pfalzgrafen von Neuburg geschlossen wurde, um ähnliche Gewaltthaten, wie sie von Maximilian von Bayern (s. d.) an der Stadt Donauwörth verübt wurden, zu verhindern. Als 1609 eine katholische Liga (s. d.) gestiftet wurde, traten noch andere protestantische Fürsten u. Städte in jenen Bund ein, der 1620 in der Schlacht am Weißen Berge unterlag u. 1621 aufgelöst wurde. — Vgl. M. Ritter, „Briefe u. Akten zur Geschichte des Dreißigjähr. Krieges" (Münch. 1870 u. 74).

Protestantismus ist der Gesammtname für die religiös-kirchlichen Richtungen, welche sich infolge der Reformation von der Röm.-kathol. Kirche lossagten, indem sie gegen die Forderungen derselben „Protest" erhoben. Geschichtlich stammt der Name von dem Protest, den die evang. Stände gegen den einseitigen Reichstagsabschied des 2. Reichstags zu Speyer (1529) erhoben. Während der erste Reichstag zu Speyer 1526 festgesetzt hatte, jeder Stand solle in Sachen des Wormser Edikts (d. h. der Reichsacht über Luther u. seine Anhänger) so leben u. regieren, wie er es gegen Gott u. den Kaiser zu verantworten sich getraue, setzten die katholischen Stände 1529 den Beschluß durch, daß bis zu einem Konzile keine Neuerung vorgenommen werden, die Messe überall gehalten, die Gerichtsbarkeit u. Einkünfte der Bischöfe überall hergestellt werden sollten. Den Protest gegen diesen Beschluß unterschrieben der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen, der Markgraf von Brandenburg, die beiden Herzöge von Lüneburg u. der Fürst von Anhalt nebst 14 oberdeutschen Städten. Davon hießen sie seitdem in der Sprache der Reichskanzlei die Protestanten. Der Name Pr. hat jedoch im weiteren Verlauf noch eine andere Bedeutung bekommen. Er bezeichnet einen doppelten Grundsatz: 1. daß in Sachen des Glaubens keinerlei menschliche Autorität über das Gewissen u. die freie Entschließung des Einzelnen gebieten könne, u. 2. daß für die Bestimmung der Glaubenswahrheiten nicht kirchliche Ueberlieferung u. Autoritäten, sondern allein die Heilige Schrift den Maßstab abgebe, deren Inhalt in immer erneuter Forschung mit den Mitteln wahrer Wissenschaft zu gewinnen sei. Allerdings ist der moderne Pr. allmählich dazu fortgeschritten, das Recht des Protestes gegen jeden Zwang der religiösen Ueberzeugung auch auf die Bibel selbst auszudehnen u. ihren Inhalt einer einschneidenden Kritik zu unterwerfen. Doch zog er damit nur die letzte Konsequenz des reformatorischen Pr. u. arbeitete damit an der Hauptaufgabe desselben, nämlich die endgiltige u. durch keine Kritik weiter anfechtbare Grundlage des Glaubens festzustellen. — Eine Uebersicht über die aus dem Pr. hervorgegangenen Kirchen s. unter „Christenthum".

Protestation (lat.) heißt im Rechte eine Erklärung, durch welche man die einer eigenen Handlung zu Grunde liegende Absicht kund giebt, um andere nachtheilige Voraussetzungen auszuschließen, od. gegen die Verletzung der eigenen Rechte durch Dritte Widerspruch erhebt, um nicht durch stillschweigendes Geschehenlassen die etwaige Vermuthung eines Einverständnisses zu begründen.

Proteus, ein weissagender Meergreis, der auf der Insel Pharos in Aegypten die Seehunde der Amphitrite weidete; hier überraschte denselben Menelaos u. zwang ihn trotz mannichfacher Verwandelung, durch die Pr. sich ihm zu entziehen suchte, die Zukunft zu weissagen.

Proteus (Hypochthon) **anguineus,** der Olm, ein 30 cm. langer, nur fingerdicker Fischmolch von aalförmiger Gestalt u. fleischrother Farbe mit kurzen dreizehigen Vorder- u. zweizehigen Hinterfüßen u. jederseits drei blutrothen Kiemenbüscheln, die er neben den Lungen zeitlebens behält. Er bewohnt die unterirdischen Gewässer der Karsthöhlen Krains u. Dalmatiens (bes. der Adelsberger Grotte) u. ist, wie die Höhlenthiere überhaupt, blind, besitzt jedoch Augen unter der Hautdecke. Seine Nahrung besteht hauptsächlich in Infusorien, doch genießt er auch Regenwürmer u. dgl.; in Gefäßen mit reinem Wasser hat man ihn aber schon bis zu fünf Jahren ohne Nahrung erhalten. Da eine Metamorphose an ihm nicht zu beobachten ist, hat ihm Laurenti den Namen des Vielgestaltigen der alten Sage mit Unrecht ertheilt.

Protokoll (a. d. Griech., eigentl. das zuerst od. vorn Angeklebte) hieß im Alterthum der den Papyrusrollen vorgeklebte, zu Aufschriften dienende Zettel. Heute versteht man unter Pr. (frz. procès verbal) das Niederschreiben einer Erklärung, einer Verhandlung, der Aussagen von Zeugen, Beklagten, Sachverständigen 2c., der Beschlüsse einer berathenden Versammlung 2c. durch eine öffentlichen Glauben genießende Person, nam. einen Gerichtsbeamten od. Notar. Das Pr. bedarf zu seiner Giltigkeit der Angabe des Ortes, der Zeit, der betheiligten Personen, der Verlesung u. Genehmigung nach der Niederschrift u. der eigenhändigen Vollziehung des Protokollanten. Die Mitvollziehung seitens der betheiligten

Personen ist zwar allgemein üblich, gesetzlich jedoch nicht allenthalben vorgeschrieben. Dergestalt abgefaßte Pr.e sind öffentliche Urkunden u. beweisen als solche für u. gegen Jedermann.

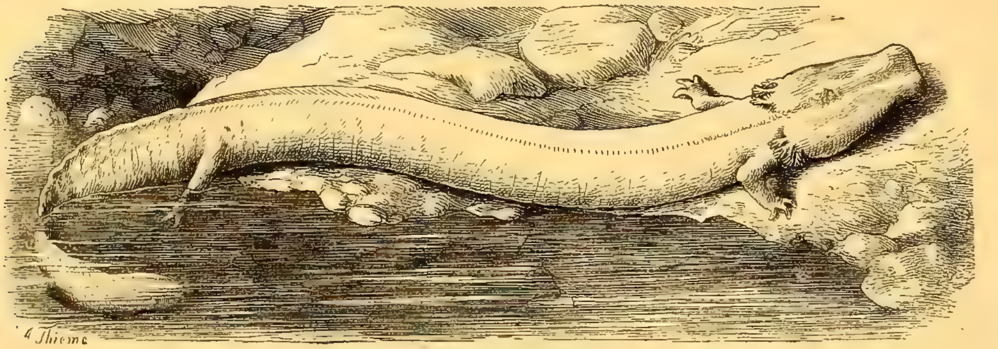
Protophyten od. Urpflanzen nennt Karl Müller von Halle die einfachsten, sog. einzelligen Algen, um diese einfachsten Pflanzengebilde von den höheren eben so abzuscheiden, wie man längst die entsprechenden Aufgußthierchen als Protozoën od. Urthiere unterschied.

Protoplasma od. Urstoff; ein physiologischer Ausdruck, welcher, von Hugo v. Mohl eingeführt, den Inhalt jugendlicher Pflanzenzellen, aus welchem diese ihre Nahrung beziehen od. sich neu gestalten, bezeichnen sollte. Man wendete ihn in der Folge als bezeichnend auch für jeden organischen Stoff an, aus welchem sich neue Zellen bilden können, so daß man darunter alle Muttermaterie zu verstehen hatte.

Prototyp (a. d. Griech.), Urbild, Musterbild.

Protozoën, s. „Amorphozoën".

Protuberanzen nennt man die sonst nur bei totalen Sonnenfinsternissen wahrgenommenen röthlichen, verschiedenartig gestalteten u. veränderlichen Hervorragungen an den Rändern der Sonnenscheibe, bezüglich deren Prof. J. C. F. Zöllner in Leipzig eine Methode angegeben hat, wie man dieselben, auch ohne daß das Sonnenlicht durch die Mondscheibe abgeblendet wird, jederzeit durch das Spektroskop wahrnehmen kann. Die spektroskopische Beobachtung macht es wahrscheinlich, daß die Pr. glühende Wasserstoffausstrahlungen sind, die oft bis über 10,000 Meilen hoch aus der Sonne mit Gewalt emporgetrieben werden.



Nr. 4523. Proteus anguineus.

Protze, der Vorderwagen der Geschütze, s. „Artillerie" u. „Aufprotzen".

Proudhon (spr. Prudong), Pierre Joseph, franz. Sozialdemokrat u. Schriftsteller, von großem Einfluß s. Z. auf die Bewegung der Geister; geb. als Sohn eines armen Böttchers in der Nähe von Besançon 15. Juli 1809, arbeitete sich Pr. vom Kuhhirten zum Korrektor in einer Buchdruckerei empor, studirte, durch ein Stipendium von der Akademie in Besançon unterstützt, 1838—41 an der Pariser Universität, errichtete dann in Besançon eine eigene Druckerei, mußte diese aber wegen Mittellosigkeit wieder aufgeben u. trat daher 1843 als Commis in ein Speditionsgeschäft zu Lyon ein. Nach Ausbruch der Februar-Revolution ging Pr. abermals nach Paris u. ließ seit 1. April 1848 den „Représentant du peuple" als Organ derjenigen Partei erscheinen, die eine demokratische Republik verlangte. Im Juni 1848 in die Konstituirende Versammlung gewählt, erregte er durch sein excentrisches Auftreten wiederholt die Unzufriedenheit der Mehrheit. Auch die von ihm im Febr. 1849 zur Verwirklichung seiner sonderbaren finanziellen Pläne u. Theorien gegründete Volksbank kam über den Anfang nicht hinaus. Wegen Preßvergehen im März 1849 verurtheilt, floh er nach der Schweiz, stellte sich aber im Juni freiwillig zur Haft. Als ihm 1858 seine Schrift „De la justice dans la révolution et dans l'église" (3 Bde., Par. 1858; deutsch von Pfau) eine neue Verurtheilung brachte, flüchtete Pr. nach Belgien, von wo er erst nach Erlaß der Strafe im Dez. 1860 zurückkehrte. Er starb in Passy bei Paris 19. Jan. 1865 arm, wie er geboren worden. Ein unvergleichlicher Polemiker u. auch, wie seine Arbeiten über das Eisenbahnwesen u. die Börsenspekulationen zeigen, ein tüchtiger Nationalökonom, war er doch weit größer in der Rhetorik u. Dialektik als in der Logik. So wurde er selbst das Opfer seiner Phantasmen, die ihn zu Widersprüchen u. Unverständlichkeiten führten. Zu letzteren gehören die berüchtigten Formeln: „Eigenthum ist Diebstahl!" — „Die beste Regierung ist die Anarchie!" 2c. Sein Hauptwerk ist das „Système des contradictions économiques" (2 Bde., Par. 1846; deutsch Darmst. 1846), in welchem er alle sozialistischen Schulen bekämpft u. über den Haufen wirft. Aus dem geräuschvollsten Repräsentanten der revolutionären Bewegung ward Pr. einer der entschiedensten Gegner der Revolution, aus dem entschiedensten Gegner aller religiösen Ideen ein eifriger Vertheidiger des Papstthums u. der Kirche. Solche u. andere Widersprüche isolirten u. vereinsamten ihn. Im Uebrigen war er ein durchaus edler Mensch, u. ein Blick auf den heldenhaften Entwicklungsgang dieses Weltverbesserers erklärt es auch, daß der einst gefürchtete Volksmann in einem Aristokraten wie Sainte-Beuve (s. d.) seinen Biographen gefunden hat. Vgl. „Pierre Jos. Pr., sa vie et sa correspondance" (1 Bd., Par. 1872; die folgenden Bände rühren von der letzten der 4 Töchter Pr.'s, Catherine, her). Die „Oeuvres complètes" Pr.'s (ebd. 1867—69) füllen 23 Bände.

Provence (spr. Prowangß), lat. Provincia, eine ehemalige Provinz des südl. Frankreich; sie zerfiel in die Ober- u. die Unter-Pr. u. umfaßte ein Gebiet von 390 □M., welches jetzt unter die Departements der Oberen u. Niederen Alpen, der Rhonemündungen, Drôme, Vaucluse, Var u. der Seealpen (Arrondissement Grasse) vertheilt ist. Der größte Theil dieses Landes wird von den Ausläufern der Alpen durchzogen, die sich nach Westen zu der Tiefebene der unteren Rhone abdachen u. von dem Thale der Durance durchschnitten werden. Die Oberprovence ist rauh u. bringt Getreide u. Früchte nur in geringem Maße hervor, auch gestatten die meist kahlen Berge nur wenig Viehzucht; dagegen gehört die Unterprovence mit ihrem Reichthum an trefflichem Wein u. Oel (Provenceröl), Obst u. Südfrüchten zu den gesegnetsten Landschaften Frankreichs. Die Provençalen bilden eine von den Franzosen ethnographisch u. historisch getrennte Nation, welche sich bis zur Gegenwart dieses Verhältnisses bewußt geblieben ist. Die alte Hauptstadt der Pr. ist Aix. — Die Pr. bildete unter den Römern einen Theil der Provincia Gallia, die auch blos als Provincia u. auch dann noch so bezeichnet wurde, als das übrige Gallien unter röm. Herrschaft kam. Die Völkerwanderung brachte das Land im Norden der Durance in die Gewalt der Burgunder, u. der zwischen der Durance u. dem Meere gelegene Theil kam 470 an die Westgothen u. wurde 507 mit dem Ostgoth. Reiche vereinigt; 536 gelangte die Pr. wiederum an Frankreich, durch den Theilungsvertrag von Verdun (843) an Lothar, später an Karl d. Kahlen u. 879 an das Königreich Burgund, doch war die Stellung der in Arles residirenden Grafen von Pr. eine fast selbständige. Nach dem Aussterben der männlichen Linie fiel das Land zuerst an die Grafen von Barcelona, bald darauf, 1125, an die Grafen von Toulouse, 1162 aber wieder an die Grafen von Barcelona. Das Erlöschen des Mannsstammes dieser Linie mit Raimund Berengar machte Karl von Anjou, der Beatrix, die Tochter Raimund's, geheirathet hatte, 1254 zum Herrn der Pr. u. vereinigte das Land später mit Neapel. Die Königin Johanna I. von Neapel setzte den Herzog Ludwig von Anjou 1382 zum Erben ein u. 1481 nahm die franz. Krone von der Pr. Besitz.

provençalische Sprache u. Literatur. Unter „prov. Sprache" versteht man die Sprache, welche während des Mittelalters im südl. Frankreich u. im nordöstl. Spanien (Catalonien) gesprochen u. literarisch ausgebildet wurde u. als Volksmundart noch heute, wenn auch in einer von der mittelalterlichen vielfach abweichenden Gestalt, gesprochen wird. Von der (nord-)französischen Sprache wurde u. wird die prov. durch eine längs des Nordrandes von Dauphiné, Auvergne, Limousin u. Perigord hinlaufende Linie getrennt, u. nach der verschiedenen Form ihrer Bejahungspartikel unterschied man im Mittelalter beide Sprachen als „lengua d'oc" (Provençalisch) u. „langue d'oïl" (Französisch). Die pr. Spr. entstand wie die übrigen romanischen Sprachen aus der lateinischen Volkssprache, gemischt mit germanischen u. in geringerem Grade mit keltischen Elementen, u. erhielt ihre Benennung von der römischen Bezeichnung „Provincia" (Provence) für Südgallien. Das Provençalische nimmt zwischen seiner südlichen u. seiner nördlichen Nachbarsprache, dem Italienischen u. dem Französischen, ungefähr eine Mittelstellung ein; mit dem ersteren theilt es die Bewahrung der ungetrübten lateinischen Vokale u. die Freiheit von Nasallauten, mit dem letzteren aber hat es die Tendenz gemeinsam, die Worte nach der Tonsilbe hin möglichst zu verkürzen, d. h. die der Tonsilbe vorausgehenden od. ihr

nachfolgenden Silben theils ganz schwinden zu lassen, theils lautlich zu schwächen. Im Allgemeinen zeichnet sich die pr. Spr. durch große Biegsamkeit u. wohllautende Flüssigkeit, aber auch, infolge der geringeren Ausbildung, welche ihrer Prosa zu Theil ward, durch eine gewisse Unfertigkeit aus. Ueberraschend u. das Studium sehr erschwerend ist die außerordentlich große Menge von gleichlautenden Worten (Homonymen), welche das Provençalische besitzt.

Infolge günstiger kulturgeschichtlicher Vorbedingungen entwickelte sich die pr. Lit. am frühesten unter allen romanischen Literaturen, indessen besitzen wir nur wenige u. inhaltlich unbedeutende provenç. Sprachdenkmäler, welche über das 12. Jahrh. hinausgehen, ein Umstand, der um so mehr zu beklagen ist, als höchst wahrscheinlich diese erste Literaturperiode reich an epischen Dichtungen war, die auf die Entwicklung der nordfranz. Epik von Einfluß gewesen sind. Das Wichtigste, was uns von dieser ältesten pr. Lit. erhalten ist, ist das sog. Boethiuslied, eine didaktisch-philosophische Dichtung in 258 zehnsilbigen Versen, u. ein Bruchstück des hochinteressanten Alexanderromanes des Mönches Alberich von Besançon.

Das 12. u. 13. Jahrh., nam. die dem Jahre 1200 zunächst liegenden Jahrzehnte, bildeten die Glanzzeit der pr. Lit. od. richtiger der prov. Poesie, denn, wie bemerkt, der Prosa wurde nur eine geringe Pflege gewidmet, u. es sind denn auch die prov. Prosawerke bei aller sprachlichen Wichtigkeit inhaltlich bedeutungslos: es sind Bibelübersetzungen, Chroniken u. in der überwiegenden Mehrzahl theologische, naturgeschichtliche, juristische u. grammatische Traktate. Aber auch in der Poesie wurden nicht alle Gattungen gleichmäßig gepflegt, sondern die Lyrik vor dem Epos u. dem Drama, welches letztere über einige wenige Anfänge überhaupt nicht hinauskam, unverhältnißmäßig bevorzugt. Freilich aber haben, eben infolge dieser Einseitigkeit, die Provençalen in der Lyrik das Höchste geleistet, was in dieser Dichtungsgattung erreicht werden kann, u. haben, bes. in formaler Beziehung, auf die Entwicklung der Literaturen der Nachbarvölker einen tiefgreifenden Einfluß ausgeübt. Die prov. Lyrik ist so recht eigentlich die Poesie des Ritterthums gewesen, wie sie denn auch vorwiegend von ritterlichen Sängern, den Troubadours (s. d.), die mit ihren Spielleuten, den Jongleurs (s. d.), von Burg zu Burg wanderten, gepflegt u. verbreitet wurde. Vor Allem war es die Minne in allen ihren Erscheinungsformen, welche den Troubadours einen unerschöpflichen Quell für ihre Lieder darbot. Dieselben Dichter aber, welche zarte Liebescanzonen sangen, verstanden es auch, stürmische Kampf- u. heftig zürnende Rügelieder (Sirventes) anzustimmen od. in eindringlichen Kreuzzugsliedern die Gläubigen an die Befreiung des heiligen Grabes zu mahnen. Freilich war es in der Natur der Sache u. nam. auch in den Kulturverhältnissen des Mittelalters begründet, daß der Gedankenkreis, über welchen die prov. Lyrik verfügte, ein immerhin beschränkter war, u. daß demnach eine sich zeitlich immer mehr steigernde Eintönigkeit des Inhaltes sich geltend macht, um so mehr, als die meisten Dichter die Form vor dem Inhalte bevorzugten, wodurch die Dichtkunst schließlich zu einer handwerksmäßigen Routine herabgedrückt wurde. Hieraus erklärt es sich auch, daß unter den so zahlreichen Troubadours nur wenige scharf ausgeprägte Dichterindividualitäten hervortreten. Als die originalsten u. bedeutendsten prov. Lyriker sind zu nennen: **Bertran de Born**, der durch seine Lebensschicksale bekannte ritterliche Sirventesdichter; **Jaufre Rudel**, der schwärmerische Liebhaber der von ihm erst auf seinem Sterbebette erblickten Gräfin v. Tripolis; **Bernhard v. Ventadorn**; **Peire Vidal**; **Guillem v. Cabestaing** u. der sog. **Mönch v. Montaudon**, zu denen wir noch den Namen der gefühlstiefen Dichterin **Beatriz de Dia** fügen.

Am Ausgange des 13. Jahrh. hatte die prov. Poesie sich innerlich ausgelebt, u. die Albigenserkriege, durch welche Südfrankreich verwüstet u. seiner politischen Sonderexistenz beraubt worden war, hatten ihr auch die äußeren Lebensbedingungen entzogen. Wie in Deutschland, so wurde nun auch in Südfrankreich, seiner Heimat, der Minnesang zum Meistersange, der von bürgerlichen Gesellschaften zunftmäßig u. handwerksmäßig gepflegt wurde. Namentlich war es ein Dichterverein zu Toulouse, der 1323 gegründet u. 1484 durch die Stiftungen einer reichen Bürgerin Clémence (Isaure) erneuert wurde, welcher sich die Pflege der prov. Poesie angelegen sein ließ u. zu diesem Behufe dichterische Wettkämpfe, die sog. „Blumenspiele“ (jeux floraux), einrichtete u. in denselben die besten Leistungen durch die Verleihung eines goldenen Veilchens od. einer silbernen Rose belohnte. Ist auch durch die Thätigkeit dieser Akademie, welche bis zur Neuzeit fortgedauert hat, die „fröhliche Wissenschaft“ (gaya sabensa) der prov. Poesie noch Jahrhunderte hindurch am Leben erhalten worden, so war dies doch nur eine künstliche Verlängerung ihres Daseins. Unrettbar sank das Provençalische unter dem Drucke der übermächtigen franz. Sprache zu einem Volksdialekte herab. Erst in der neuesten Zeit hat eine Anzahl begabter Dichter, von denen hier Jasmin (s. d.), Roumanille (s. d.), Aubanel u. Mistral genannt sein mögen, den Versuch gemacht, das Provençalische wieder zu dem Range einer Schriftsprache zu erheben. — Hülfsmittel für das Studium der pr. Spr. u. L. sind: F. Diez, „Grammatik der roman. Sprachen“ (3 Bde., 4. Ausg. Bonn 1876); Raynouard, „Choix des poésies originales des troubadours“ (6 Bde., Par. 1816—21) u. „Lexique roman“ (6 Bde., Par. 1838); F. Diez, „Die Poesie der Troubadours“ (Lpz. 1826) u. „Leben u. Werke der Troubadours“ (Zwickau 1829); K. Bartsch, „Chrestomathie provençale“ (Elberf. 1868) u. „Grundriß zur Geschichte der provençalischen Literatur“ (ebd. 1872); Mahn, „Die Werke der Troubadours“ (Berl. 1846—55) u. „Gedichte der Troubadours“ (ebd. 1856—70); P. Meyer, „Les derniers troubadours“ (Par. 1871). — Ueber das Neuprovençalische vgl. E. Böhmer, „Die provençalische Poesie der Gegenwart“ (Halle 1870).

Provenceröl, die feinste zu Speiseöl verwendete Sorte Baumöl.

Proverbes (frz., spr. Prowerb'), Sprüchwörterspiel; eine in Frankreich entstandene u. kultivirte Art kleiner einfacher Komödien, die meist aus dem Stegreif gespielt wurden u. zur Entwicklung irgend eines Volkssprüchwortes dienten. Später bemächtigten sich einzelne Dichter, wie nam. Carmontelle (s. d.), dieses Genres, welches noch in neuerer Zeit in Théodore Leclerq, A. de Musset u. Octave Feuillet namhafte Vertreter gefunden hat.



Nr. 4524. Pierre Joseph Proudhon (geb. 15. Juli 1809, gest. 19. Jan. 1865).

Proverbium (lat.), Sprüchwort, Sinnspruch. Proverbien (Mehrzahl von Pr.), die sog. Sprüche Salomo's.

Proviant ist der Sammelname für Alles, was zur Ernährung bez. Kräftigung eines Heeres gehört. Proviantamt, Proviantmeister sind Behörden u. Beamte, welche mit Beschaffung, Erhaltung u. Verausgabung des Pr.es zu thun haben.

Providence, größte Stadt des nordamerikan. Unionsstaates Rhode-Island u. mit Newport abwechselnd Sitz der Legislatur, mit 68,904 E. (1870); liegt 9 M. im SSW. von Boston auf einer Anhöhe an der Mündung des gleichnamigen Flusses in die Narraganset-Bai. Ueber den Fluß, der sich innerhalb der Stadt zu einem weiten Bassin verbreitert, führen zwei Brücken. Die Straßen sind breit u. regelmäßig. Unter den Gebäuden ragen nam. hervor die Cityhalle, die baptistische Brown-Universität, eine der besten der Union, das Quäkerkollegium, die Arcade, das Buttler'sche Irrenhaus 2c. Durch seine wissenschaftlichen Anstalten, Gesellschaften u. Bibliotheken zeichnet sich Pr. vor den meisten Städten der Vereinigten Staaten aus. Der Hafen, welcher mit Worcester in Massachusetts durch einen Kanal in Verbindung steht, hat zwar eine durch Inseln erschwerte Einfahrt, kann aber Schiffe von 900 Tonnen aufnehmen. Nach Boston ist Pr. die bedeutendste Handelsstadt der Neuenglandstaaten u. nicht minder wichtig auch als Industrieplatz. Begünstigt durch die Wasserkraft der hier mündenden Flüsse, leistet Pr. in Baumwollspinnerei, Weberei, Bleicherei, Färberei, Druckerei u. außerdem noch in der Fabrikation von Eisenwaaren, Maschinen u. bes. in Juwelierarbeiten Hervorragendes. Von Wichtigkeit ist auch die Fischerei des Platzes.

Provinz war im Alterthum jedes außerhalb Italiens belegene Nebenland des Römischen Reiches. Die Einrichtung der Pr.en ward von Rom

aus bestimmt, u. der Verwaltung unterzogen sich die alljährlich ausscheidenden Konsuln u. Prätoren (s. „Prokonsul" u. „Proprätor"). Neuerdings heißen Pr.en die größeren Verwaltungsbezirke eines Staates, im katholischen Kirchenrechte die Erzdiöcesen od. erzbischöflichen, mehrere Bisthümer umfassenden Sprengel.

Provinzial heißt der geistliche Vorsteher einer Anzahl von Klöstern desselben Ordens, die zusammen eine Provinz bilden, mag sich nun dieselbe nur über ein Land od. über mehrere erstrecken. Der Pr. ist gewöhnlich selbst Vorsteher eines Klosters in der betreffenden Provinz, führt den Vorsitz im Provinzialkapitel, ist aber dem Ordensgeneral untergeordnet.

Provinzialismus, s. „Mundarten".

Provision (a. d. Lat.) nennt man die für die Besorgung eines Geschäftes von einem od. beiden Betheiligten Demjenigen, welcher sich der Ausrichtung od. Vermittelung des Geschäfts unterzog, gewährte Vergütung. Namentlich wird eine derartige Pr. an Agenten u. Mäkler bezahlt. Ihre Höhe bestimmt sich bald durch Vertrag, bald durch Orts- od. Handelsgebrauch. Häufig besteht sie in Prozenten des Gewinnes od. des Gegenstandes des Rechtsgeschäftes.

Provisor, der Stellvertreter u. Gehülfe des Apothekers.

provisorisch (a. d. Lat.), vorläufig; Provisorium, ein vorläufiger Zustand, eine einstweilige Einrichtung.

Provokation (a. d. Lat.), Herausforderung; sodann ist Pr. gleichbedeutend mit Appellation (s. d.); endlich bezeichnet man mit Pr. den Ausnahmefall, wenn ein Kläger von dem künftigen Beklagten gezwungen wird, gegen Letzteren Klage zu erheben, was nam. geschehen kann, wenn der Kläger behauptet hat, es stünde ihm ein Anspruch wider den Beklagten zu.

provoziren (lat.), herausfordern; herbeiführen, veranlassen.

Prozent (abgek. Proz. — in Oesterreich Perzent, franz. pour cent, engl. per cent) bedeutet (lat. pro centum): „für Hundert", beziehentlich für od. auf „je Hundert", u. drückt das Verhältniß aus, in dem eine durch Berechnung od. Ermittelung (Statistik) erlangte Zahl zu der Rechnungseinheit 100 steht. Das Zeichen dafür ist %. Die Prozentrechnung spielt bei der Ermittelung des Gewinnes od. Verlustes einer Kapitalanlage, bei Darlehen, auch bei statistischen Zusammenstellungen, eine hervorragende Rolle; usuell wird der Zinsfuß für ein Darlehen fast stets in Pr. ausgedrückt, meist auch der Ertrag irgend eines geschäftlichen Unternehmens u. Grundstückes.

Prozeß (vom lat. processus, d. i. feierlicher Aufzug, woraus die spätere Bedeutung Rechtsgang, Rechtsweg hervorgeht) ist die Bezeichnung für den Inbegriff der gerichtlichen Vorkommnisse, durch welche die Feststellung u. Gewährung von streitigen Ansprüchen vermittelt (s. „Civilprozeß") od. die Ahndung von strafbaren Handlungen herbeigeführt werden soll (Kriminal- od. Strafprozeß). Das hierbei zu beobachtende Verfahren regeln eigene Prozeßordnungen. — In chemischer Beziehung nennt man Pr. das Verfahren, durch Auflösen, Fällen, Schmelzen, Destilliren od. Sublimiren das Wesen eines chemischen Körpers zu untersuchen u. stofflich zu verändern.

Prozession (a. d. Lat.), Name der feierlichen Aufzüge, welche von der Katholischen Kirche an gewissen Festen od. bei besonderen Anlässen veranstaltet werden, sei es nur im Innern der Kirchen od. durch die Straßen. Neuerdings sind in manchen Ländern die öffentlichen Pr. wegen der damit verbundenen Mißbräuche verboten od. doch sehr beschränkt worden.

Prozessionsspinner (Cnethocampa processionea), ein Nachtschmetterling aus der Familie der Bombyciden mit gelblichen Kammfühlern u. ebensolchem Hinterleib, aschgrauen, durch drei dunkle Querlinien gezeichneten Vorderflügeln von 3 cm. Spannweite u. weißlichen Hinterflügeln. Seine graubraunen, schwarzfleckigen, langhaarigen Raupen leben gesellig in Nestern auf Eichen u. gehn des Nachts in geordneten, dichtgeschlossenen Zügen auf Fraß aus (daher: Prozessionsraupen od. Heerraupen). Haben sie (im Mai u. Juni) die Eichen entlaubt, so suchen sie auch andere Waldbäume, schließlich selbst Nadelhölzer auf. Zur Zeit der Verpuppung überspinnt sich die ganze Gesellschaft mit einem sackförmigen Gewebe, aus dessen Oeffnung die Schmetterlinge im August hervorkriechen, deren Eier überwintern. Die Prozessionsraupen gehören zu den gefürchtetsten Waldverderbern. Abgesehen von den namhaften Verwüstungen, die sie bei ihrer Zahl u. Gefräßigkeit anrichten, werden sie auch für Menschen u. Weidevieh gefährlich, indem ihre, nam. bei der Verpuppung leicht abfallenden, mit Widerhäkchen versehenen Haare schlimme Haut- u. Augenentzündungen erregen, u. eingeschluckt Husten, Lungenentzündung u. tödliche Magen- u. Darmkrankheiten verursachen können. Man vertilgt diese Raupen am besten durch Abnehmen der Gespinnstbeutel mit den Puppen.

prüde (franz. prude), spröde, übertrieben sittsam, zimperlich; Prüderie, Sprödethun, Zimperlichkeit.

Prudentius, eigentl. Aurelius Pr. Clemens, einer der bedeutendsten lat. Dichter der alten Kirche, geb. 348 n. Chr. in Spanien; stieg als Sachwalter u. kaiserlicher Beamter zu hohen Ehren, entsagte aber gegen das Ende seines Lebens (405) der politischen Laufbahn, um sich nur noch frommen Uebungen u. der Abfassung religiöser Hymnen zu widmen. Viele derselben sind noch in Sammlungen erhalten (herausgeg. u. A. von Obbarius, Tüb. 1845; von Dressel, Lpz. 1860). Der hohe dichterische Schwung dieser Lieder sowie die Vollendung der Form bewirkten vielfach ihre Einführung im Gottesdienst. Pr. starb vor 410. — Vgl. Brockhaus, „Aur. Pr. Clemens in seiner Bedeutung für die Kirche seiner Zeit" (Lpz. 1872).

Prunus, s. „Pflaume".

Pruth (Pyretus der Alten), ein 85 M. langer Nebenfluß der unteren Donau; entspringt auf dem Karpathischen Waldgebirge in Galizien unweit der ungar. Grenze, strömt erst in einem engen Querthale nach NO., dann rechts durch die Czeremosz verstärkt u. von da an flößbar nach SO. durch die Bukowina an der Stadt Czernowitz vorbei u. bildet dann die Grenze zwischen Bessarabien (Rußland) u. der Moldau-Walachei, bis er sich nach S. wendet. Nachdem er rechts den Abfluß des Bratysch-Sees aufgenommen, mündet er bei Reni auf der linken Seite der Donau. Auf 36 M. seines Unterlaufes ist er schiffbar.

Prutz, Robert Eduard, Dichter u. Literarhistoriker, geb. zu Stettin 30. Mai 1816; studirte 1834—38 in Berlin, Breslau u. Halle Philologie u. Geschichte, lebte dann als Privatgelehrter theils in Halle u. Dresden, theils (seit 1841) in Jena, mußte letzteres wegen seiner politischen Ansichten im Sept. 1843 verlassen u. kehrte daher nach Halle zurück. Um Vorträge über die Entwicklung des deutschen Theaters zu halten, wandte er sich 1846 nach Berlin. Als er hier aber auch die Literaturgeschichte zum Gegenstand seiner Vorträge machen wollte, sah er sich daran durch ein polizeiliches Verbot verhindert. Infolge dessen ging er als dramaturgischer Leiter des Stadttheaters nach Hamburg, blieb dies jedoch nur bis 1848. In Berlin nahm er als einer der glänzendsten u. schlagfertigsten Redner des Konstitutionellen Klubs lebhaften Antheil an der politischen Bewegung u. erhielt 1849, während ihm früher die Habilitation an einer Universität versagt worden war, die Professur der Literaturgeschichte in Halle. Seine Lehrthätigkeit ward ihm indeß durch seine Gegner so sehr verleidet, daß er 1858 seiner Stellung freiwillig entsagte. Seitdem lebte er dauernd in seiner Vaterstadt. Dort nahm er seine öffentlichen Vorträge wieder auf, u. seit dem Winter 1866 besuchte er als Wanderlehrer viele Orte Deutschlands, bis ihn schwere Krankheit befiel. Ihr erlag er zu Stettin 21. Juni 1872. Von seinen, zum Theil öfter aufgelegten Dichtwerken sind zu nennen: „Der Rhein" (Gedicht, Lpz. 1841); „Ein Märchen" (Gedicht, ebd. 1841); „Gedichte" (ebd. 1841); „Neue Gedichte" (ebd. 1842); „Aus der Heimat" (ebd. 1858); „Aus goldenen Tagen" (Prag 1861); „Herbstrosen" (Münch. 1864); „Stimmen der Liebe" (Berl. 1868); „Buch der Liebe" (Lpz. 1869); „Dramatische Werke" (4 Bde., Lpz. 1847—49; darunter die Trauerspiele „Karl von Bourbon", „Moritz von Sachsen" u. „Erich XVI." sowie die satirische Komödie „Die politische Wochenstube"); die Romane „Das Engelchen" (3 Bde., Lpz. 1851); „Felix" (2 Bde., ebd. 1851); „Helene" (3 Bde., Prag 1855); „Der Musikantenthurm" (3 Bde., Lpz. 1855); „Oberndorf" (3 Thle., ebd. 1862). Werthvoll sind seine literarisch-historischen Werke: „Der Göttinger Dichterbund" (Lpz. 1841); „Literarhistorisches Taschenbuch" (ebd. 1843—48, 6 Jahrg.); „Geschichte des deutschen Journalismus" (1 Bd., Hann. 1845); „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters" (Berl. 1847); „Neue Schriften zur deutschen Literatur- u. Kulturgeschichte" (Halle 1854); „Ludwig Holberg's Leben u. Schriften" (Stuttg. 1857); „Die deutsche Literatur der Gegenwart" (2 Bde., Lpz. 1858); „Menschen u. Bücher" (biographische Beiträge zur deutschen Literatur- u. Sittengeschichte des 18. Jahrh., ebd. 1862); „Kleine Schriften" (2 Bde., Merseb. 1847). Auch schrieb er eine „Geschichte der J. 1840—50" (2 Bde., Lpz. 1850—56) u. redigirte die einflußreiche politisch-literarische Wochenschrift „Deutsches Museum" (Lpz. 1851 ff.; 1866 bis 1867 mit Karl Frenzel). — Hans **Pr.**, Sohn des Vorigen, Historiker, geb. 1842 zu Jena; wurde Lehrer der Geschichte am Gymnasium in Danzig, 1872 Oberlehrer am Friedrich-Wilhelms-

Gymnasium in Berlin u. habilitirte sich 1873 zugleich als Privatdozent an der dortigen Universität. Er schrieb: „Heinrich der Löwe" (Lpz. 1865); „Kaiser Friedrich I." (3 Bde., Danz. 1871—74) ꝛc. Eine im Regierungsauftrage unternommene Reise zur Erforschung der Stätten der alten phönik. Städte gab ihm Stoff zu dem Buche „Aus Phönikien" (Lpz. 1876).

p. r. v. Abkürzung für pour rendre visite (franz.), d. i. um den Besuch zu erwiedern, Gegenbesuch machen.

Prytanen hießen im alten Athen die jeweiligen 50 Mitglieder des aus 500 Vertretern der Phylen (s. „Phyle") bestehenden Rathes, welche je den 10. Theil des Jahres nach einer durch das Los bestimmten Ordnung die Geschäfte führten; sie hatten den ganzen Tag beisammen zu sein u. hielten in einem Staatsgebäude, dem Prytaneion (lat. Prytaneum), ihre gemeinschaftlichen Mahlzeiten auf Staatskosten. Im Prytaneion speisten auch die Ehrengäste des Staates, u. bes. verdiente Bürger erhielten als höchste Ehrenbezeignung lebenslängliche Speisung daselbst.

Przemysl, Hauptort eines Bezirksamtes im österr. Kronlande Galizien mit 15,185 E. (1869), eine der ältesten Städte des Landes, liegt zu beiden Seiten des San u. wird von der Ruine des alten Schlosses der Fürsten von Pr. überragt. Die Stadt mit prächtigen goth. Kirchen ist Sitz eines röm.-kathol. u. eines griech.-kathol. Bischofs u. hat mehrere Klöster, ein Obergymnasium, eine Realschule, ein Priesterseminar u. schöne Promenaden. Beträchtlich ist der größtentheils in den Händen der zahlreichen Juden liegende Handel mit Holz, Leder, Getreide u. Mehl.

Przibram, Bergstadt im mittleren Böhmen mit 9300 E. (1869); liegt an der Litawka u. ist Sitz eines Bezirksamtes, einer Berghauptmannschaft, einer Bergakademie u. Bergschule. Der bedeutende Bergbau auf silberhaltige Bleierze u. das Hüttenwesen beschäftigt in Pr. u. Umgebung ungefähr 4500 Arbeiter. In der Nähe erhebt sich der 569 m. hohe Heilige Berg, eine der berühmtesten Wallfahrtsstätten Böhmens.

P. S. Abkürzung für postscriptum (lat.), Nachschrift.

Psalm (a. d. Griech.), bezeichnet im Allgemeinen jedes Lied religiösen Inhalts, welches sich durch höheren dichterischen Schwung auszeichnet u. bes. die Verherrlichung Gottes (den „Lobpreis") zum Gegenstande hat. In engerem Sinne heißen so die einzelnen Lieder des Psalmbuchs od. Psalters (eig. ein bei den Hebräern gebräuchl. harfenartiges Instrument), welcher die dritte Abtheilung des Alten Testaments eröffnet. Diese hebr. Ps.en, 150 an der Zahl, zerfallen in 5 Bücher, deren Schluß (Ps. 41, 72, 89, 106) jedesmal an der Wiederkehr einer bestimmten Formel kenntlich ist. Die vielfach erst später u. theilweise unter irrigen Annahmen hinzugesetzten Ueberschriften nennen als Verfasser Mose, David, Asaph, Heman, Ethan, die Kinder Korah u. Salomo. Zweifellos ist die Abfassung zahlreicher Ps.en durch David, sehr fraglich dagegen die Fortdauer der Psalmendichtung bis in das makkabäische Zeitalter (um 150 v. Chr.); vielmehr scheint der Psalter in jetziger Gestalt auf Grund älterer Einzelsammlungen schon im 5. od. 4. Jahrh. v. Chr. abgeschlossen worden zu sein.

Psalmodie (griech.) bedeutet eigentlich Psalmengesang u. wird theils vom Gesang selbst, theils von der feierlichen Melodie zu einem Psalm, endlich auch geradezu für Psalm gebraucht.

Psamtik od. Psammetich, Begründer einer bedeutenden Dynastie in Aegypten im 7. Jahrh. v. Chr.; war der Sohn des Necho, eines der 20 Statthalter, die um 670 von dem assyr. Könige Assarhaddon in Aegypten eingesetzt waren, u. zwar gebot er über Memphis u. Sais. Er u. Ps. versuchten sodann mit Hülfe der Aethiopier das Joch der Assyrer abzuschütteln, wurden jedoch geschlagen. Dennoch erhielten sie Verzeihung, u. Ps. wurde sogar um 664 als Statthalter eines eigenen Bezirks eingesetzt. Erst um 655 gelang es ihm, mit Hülfe des Lyderkönigs Gyges die Assyrer zu vertreiben u. sich zum Beherrscher seiner Mitstatthalter aufzuschwingen. Bedeutsamer als seine Kriege um den Besitz der Festungen an der Küste Palästina's war es, daß durch ihn die alte strenge Abgeschlossenheit Aegyptens ein Ende nahm. Obwol er den alten Göttercult prächtig erneuerte u. der Kunst einen neuen Aufschwung gab, so öffnete er doch zugleich den fremden Kaufleuten das Land u. stützte seine Macht bes. auf ionische u. karische Söldner. Ja, er ließ ägyptische Knaben in der Sprache u. den Sitten der Griechen erziehen u. legte so den Grund zu der Kaste der Dolmetscher. Bei seinem Tode 610 hinterließ Ps. seinem Sohne Necho das Reich in blühendem Zustande.

Pseudo- od. Pseud- (vom griech. ψεῦδος, Lüge) drückt aus, daß die Person od. Sache, der es vorgesetzt wird, mit Unrecht ihren Namen führt. So z. B. Pseudo-Smerdis, ein Betrüger, der sich für Smerdis (s. d.) ausgab. Pseudonym heißt: mit falschem Namen benannt, doch heißt auch der falsche Name selbst ein Pseudonym.

Pseudoisidorische Dekretalen, s. „Dekretalen" u. „Isidor".

Pseudomorphosen, Afterkrystalle, sind regelmäßig gestaltete Mineralkörper, welche, ohne selbst Krystalle zu sein, doch die Gestalt gewisser Krystalle zeigen. Die Ps. sind stets durch Umwandlung u. chemische Zersetzung von Krystallen entstanden. Wurde die Substanz des Krystalls Atom um Atom verdrängt u. durch eine andere Substanz ersetzt, so hat man die sog. Verdrängungs-Ps. Wurden in einer Steinmasse eingebettete Krystalle durch Einwirkung des Wassers ꝛc. aufgelöst u. fortgeführt u. ist in den hierdurch entstandenen hohlen Raum eine andere Substanz eingedrungen, die nach dem Erhärten die Form des früheren Krystalls zeigt, so heißt ein solches Gebilde eine Ausfüllungs-Ps.

Pseudoskop bezeichnet jede Vorrichtung, welche dazu dienen soll, vor dem Beschauer eine sog. „optische Täuschung" od. „Pseudoskopie" (s. „Sinnestäuschung") hervorzubringen.



Nr. 4525. Robert Eduard Prutz (geb. 30. Mai 1816, gest. 21. Juni 1872).

Psittich (a. d. Griech.), Papagei. **Pskow,** s. „Pleskau".

Psyche (griech.), die Seele; dann auch die Personifikation der Seele, von der bildenden Kunst meist als zarte Jungfrau mit Schmetterlingsflügeln dargestellt. Die spätere griech. Dichtung setzte Ps. mit Amor in Verbindung (s. „Amor u. Psyche").

Psyche, ein von de Gasparis am 17. März 1852 entdeckter, zwischen Mars u. Jupiter kreisender, das Zeichen (16) führender Planetoid.

Psychiatrie (griech.), Seelenheilkunde; Psychiater, Seelenarzt.

Psychograph ist ein Apparat, dessen sich die Spiritisten bedienen, um angeblich die citirten Geister mit Hülfe eines Vermittlers (Mediums) schreiben zu lassen. Der Ps. hat ziemlich die Gestalt des gewöhnlichen Pantographen od. Storchschnabels, dessen sich Zeichner zum Vergrößern od. Verkleinern bedienen. Das Medium legt die Hände auf die Arme des Ps. Das bald durch Ermüdung, vermeintlich aber durch Inspiration des citirten Geistes eintretende Zittern der Hände bewirkt, daß die Schreibspitze des Ps. auf einem untergelegten Papierblatte Kritzeleien erzeugt, die sich bald auf psychologisch leicht erklärliche Weise unter den Augen des Mediums (oft wol auch durch absichtlichen Betrug desselben) zu bestimmten Buchstaben u. Worten gestalten.

Psychologie (griech.), Seelenlehre. Die Ps. bildet einen wichtigen Bestandtheil der sog. theoretischen Philosophie. Gegenstand der Ps. sind die Fragen: 1. nach dem Wesen der Seele, ob dieselbe etwas für sich Bestehendes od. nur ein Erzeugniß der Verbindung von Geist u. Leib sei; ob sie in ersterem Fall etwas rein Geistiges od. etwas Stoffliches sei; ob ihr Vergänglichkeit od. ewige Dauer zukomme; ferner, ob die Seele eigens zu jedem Leibe erschaffen werde (sog. Creatianismus) od. mit dem Lebenskeime fortgepflanzt werde (Traducianismus) ꝛc.; 2. nach den Funktionen od. Verrichtungen der Seele, der Entstehung u. Verknüpfung (Assoziation) der Seelenbilder od. Ideen, der Umsetzung von Empfindungen in Vorstellungen u. Entschlüsse, der Entstehung u. Auswirkung der Affekte od. Leidenschaften. So weit sich die Ps. mit der Beobachtung der Erfahrungsthatsachen beschäftigt, heiß sie empirische Ps.; den Gegensatz zu ders. bildet die spekulative Ps., welche die psychologischen

Thatsachen auf dem Wege der philosophischen Schlußfolgerung festzustellen sucht. — Die ältere griech. Philosophie betrachtete die Seele als einen ätherisch-feurigen Körper, erklärte also die psychologischen Vorgänge aus mechanischen Ursachen. Volle Aufmerksamkeit wurde der Ps. erst seit Sokrates zugewendet, indem durch ihn die Beschäftigung mit dem denkenden Menschen in den Vordergrund trat u. gleichzeitig (bes. auch durch Platon) die Unkörperlichkeit der Seele zum Grundsatz erhoben wurde. Aristoteles unterschied einen vegetativen, empfindenden u. denkenden Theil der Seele; der erstere kommt auch der Pflanze, der zweite auch dem Thiere, der dritte dem Menschen allein zu. Diese Anschauung blieb herrschend, bis mit der Begründung der neueren Philosophie durch Descartes (s. d.) die Untersuchung der Seelenkräfte einen neuen Aufschwung gewann u. bes. durch Locke (s. d.), der als Hauptquelle des Seelenlebens die sinnlichen Empfindungen ansah, mächtig gefördert wurde. Die Annahme von Seelen-Monaden durch Leibniz (s. d.) war dagegen eher ein Rückschritt; ein wichtiger Fortschritt hingegen Wolff's Unterscheidung des theoretischen (Erkenntniß-) u. praktischen (Begehrungs-) Vermögens. Kant fügte dem noch das Gefühlsvermögen hinzu, u. diese Dreitheilung ist bis heute die Hauptgrundlage der psychologischen Erörterungen geblieben. Nach Kant war das Bestreben bes. darauf gerichtet, im Gegensatz zu der Zersplitterung in die einzelnen Vermögen die gemeinsame Wurzel od. den Mittelpunkt derselben hervorzuheben, den z. B. Fichte in dem Begriff des Ich od. im Selbstbewußtsein fand. Von hervorragender Bedeutung ist bes. die Ps. Herbart's (s. d.) u. Beneke's (s. d.), der die Ps. von naturwissenschaftlichem Standpunkte auffaßte.

Psychrometer (vom griech. *ψυχρός*, d. i. naßkalt, feucht) od. Feuchtigkeitsmesser ist ein meteorologisches, zuerst von Hutton vorgeschlagenes, von August in Berlin (1825) aber in praktisch brauchbarer Weise ausgeführtes Instrument zur Bestimmung des Feuchtigkeitsgrades u. Wasserdampfgehaltes der Luft. Es besteht aus zwei genau getheilten, an einem Stativ befestigten Quecksilberthermometern, von welchen die Kugel des einen mit einem beständig feucht gehaltenen Musselinläppchen umwickelt ist. Bei vollständig mit Feuchtigkeit gesättigter Luft zeigen beide Thermometer dieselbe Temperatur an. Das nasse Thermometer steht aber um so tiefer gegen das andere, je trockener die Luft ist, da bei der dann auf dem Musselin eintretenden Verdunstung dem Quecksilber des benetzten Thermometers um so mehr Wärme entzogen wird. Aus der Differenz zwischen den Angaben des trockenen u. des nassen Thermometers läßt sich dann leicht mit Hülfe von Tabellen der Feuchtkeitsgrad der Luft finden. Vgl. auch „Hygrometer".

P. T., Abk. f. praemisso titulo (lat.), nach Vorausschickung des Titels.

Ptah (d. h. der Eröffner) ist der erste unter den Göttern der ägypt. Mythologie, der Hephästos der Griechen. Er stellt die bildende u. treibende Kraft dar, die sich aus dem Feuchten (Nun) entwickelt, u. wird als Schöpfer des Welteneies genannt, aus welchem, nachdem er es zerschlagen, Sonne u. Mond u. überhaupt die Gebilde des Himmels u. der Erde hervorgehen. Abgebildet wird er in Mumiengestalt, doch so, daß die Hände, welche die Zeichen des Lebens u. der Beständigkeit sowie das Scepter tragen, von den Binden unberührt bleiben u. freie Bewegung behalten. Auf dem Haupte trägt er meist eine runde Kappe, doch wird er auch mit dem Skarabäus anstatt des Kopfes abgebildet. Der Hauptort seiner Verehrung war Memphis, das ihm geheiligte Thier der Apis (s. d.).

Pteris, s. „Adlerfarrn".

Pterodactylus, Flugeidechse, Vogeleidechse, s. den Art. „Flug", daselbst auch Abb. Nr. 2861.

Ptolemäer, Name eines makedonisch-griechischen Herrschergeschlechtes, welches 323—30 v. Chr. über Aegypten gebot u. Anfangs durch Staatsklugheit u. eifrige Pflege der Künste u. Wissenschaften noch einmal den alten Glanz des Landes erneuerte. Stifter der Dynastie war **Ptolemäos I.,** Sohn des Lagus (daher die Dynastie auch den Namen der Lagiden führt). Er erhielt Aegypten nach dem Tode Alexander's d. Gr. 323 als Provinz zugetheilt, gewann die Aegypter durch kluge Schonung ihrer Religion, erhob Alexandria zu einem Sitz des Welthandels u. der griechischen Bildung u. wußte sich als König von Aegypten, Kyrene u. Cypern zu behaupten. Pt. I. starb 283, überließ aber bereits 285 die Regierung an **Pt. II. Philadelphos,** dessen ausgezeichnete Regierung (bis 246) die Blüte des Landes noch steigerte u. außer verschiedenen griechischen Inseln auch Palästina u. Phönikien hinzugewann. Unter **Pt. III. Euergetes** (246—221), der zu Anfang seiner Regierung sogar fast ganz Syrien noch erobert hatte, ging der größte Theil aller dieser Eroberungen wieder verloren. Mit dem grausamen u. schwelgerischen **Pt. IV. Philopator** (221—204) begann bereits der Verfall. Was ihm von den auswärtigen Besitzungen noch geblieben war, fiel während der Minderjährigkeit des **Pt. V. Epiphanes** (204—181) in die Hände der Syrer u. Makedonier. Zugleich bemächtigten sich die Römer der Vormundschaft über den jungen König u. übten seitdem immer stärkeren Einfluß auf die sinkende, durch Sittenlosigkeit u. Weiberherrschaft zerrüttete Dynastie. Den Schluß derselben bilden **Pt. XII.** u. Kleopatra (s. d.), endlich ihr letzter Mitregent **Pt. XIII.** († 44). Nach Kleopatra's Tode (30 v. Chr.) wurde ganz Aegypten röm. Provinz, der Rest der königlichen Dynastie aber von den Römern ausgerottet.

Ptolemais, s. „Acca".

Ptolomäus, Claudius, berühmter Geograph u. Astronom, der zur Zeit des Antoninus Pius in Alexandria lebte u. hier seine zahlreichen Schriften verfaßte, bes. seine wichtige Geographie („*Γεωγραφικὴ ὑφήγησις*", herausgeg. u. A. von Nobbe, 3 Bde., Lpz. 1843 bis 1845; deutsch von Georgi, Stuttg. 1838 ff.). Außerdem besitzen wir noch eine Reihe wichtiger mathematischer, astronomischer u. musikalischer Werke, die im Mittelalter erst durch Vermittelung der Araber dem Abendlande bekannt wurden u. viele falsche Ansichten beseitigten.

Pubertät (a. d. Lat.), s. v. w. Mannbarkeit (s. d.).

pubescent (lat.), mannbar werdend, heranreifend; Pubescenz, die Entwicklung der Mannbarkeit.

publiziren (vom lat. publicāre u. dieses von publicus, öffentlich), veröffentlichen, bekannt machen; Publizist, ursprünglich ein Staatsrechtkundiger; im heutigen Sprachgebrauch Jeder, der über öffentliche Angelegenheiten schreibt; Publizistik, Staatswissenschaft, Staatsrechtslehre; sodann derjenige Zweig der Literatur, der die politischen Angelegenheiten zum Gegenstande hat. Publikum, bei den Römern die Oeffentlichkeit, das Gemeinwesen, bei uns hingegen eine Gesammtheit von Menschen, sofern sie sich öffentlich bewegen. Die alte Bedeutung tritt noch in der Redensart hervor, eine Sache sei publik geworden, d. h. in die Oeffentlichkeit gedrungen. — An den Universitäten heißt ein Publicum (eig. collegium p.) eine öffentliche (unentgeltliche) Vorlesung.

P. U. C., Abkürzung für das lat. post urbem conditam, d. i. nach Erbauung der Stadt, d. h. Roms.

Puchta, Wolfgang Heinrich, Jurist u. Fachschriftsteller, geb. zu Mährendorf bei Erlangen 3. Aug. 1769; studirte in Erlangen, wurde Advokat in Ansbach, Kriminalrath bei der preuß. Regierung daselbst, fungirte seit 1797 als bayr. Landrichter u. Justizrath in Kadolzburg, kehrte 1812 als Dirigent des Landgerichts nach Erlangen zurück u. starb daselbst 6. März 1845. Zu seinen besten Arbeiten gehören: „Ueber die Grenzen des Richteramtes in bürgerlichen Rechtssachen" (Nürnb. 1819); „Handbuch des gerichtlichen Verfahrens in Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit" (2 Bde., ebd. 1821; 2. Aufl. 1831 f.); „Beiträge zur Gesetzgebung u. Praxis des bürgerlichen Rechtsverfahrens" (Erl. 1822); „Das Institut der Schiedsrichter" (ebd. 1823); „Ueber die bürgerliche Rechtspflege u. Gerichtsverfassung Bayerns" (ebd. 1826); „Ueber den Konkursprozeß" (ebd. 1827); „Der Dienst der deutschen Justizämter od. Einzelrichter" (ebd. 1829); „Ueber die gerichtlichen Klagen, bes. in Streitigkeiten der Landeigenthümer" (Gieß., 2. Aufl. 1840) ꝛc. Auch veröffentlichte er „Erinnerungen aus dem Leben u. Wirken eines alten Beamten" (Nördl. 1842). — Georg Friedrich P., Sohn des Vorigen, geb. zu Kadolzburg 31. Aug. 1798; studirte in Erlangen die Rechte, habilitirte sich daselbst 1820 als Privatdozent, wurde 1823 außerord. Professor, ging 1828 als ord. Professor nach München, 1835 nach Marburg, 1837 nach Leipzig u. 1842 nach Berlin, wo er auch als Geh. Obertribunalrath u. Mitglied des Staatsraths u. der Gesetzgebungskommission fungirte u. 8. Jan. 1846 starb. Seine wichtigsten Schriften sind: „Grundriß zu Vorlesungen über juristische Encyklopädie u. Methodologie" (Erl. 1822); „Civilistische Abhandlungen" (Berl. 1823); „Encyklopädie als Einleitung zu Institutionen-Vorlesungen" (ebd. 1825); „Das Gewohnheitsrecht" (2 Bde., Erl. 1823—37); „Lehrbuch für Institutionen-Vorlesungen" (Münch. 1829); „Lehrbuch der Pandekten" (Lpz. 1838; n. Aufl. von Rudorff 1852 u. ö.); „Einleitung in das Recht der Kirche" (ebd. 1840); „Cursus der Institutionen" (2 Bde., Lpz. 1841 f.; n. Aufl., besorgt von Rudorff, 1853 u. ö.); „Vorlesungen über das heutige Röm. Recht" (aus P.'s Nachlaß herausgeg. von Rudorff, 2 Bde., ebd.

1847 f.; 6. Aufl. 1873—74) u. „Kleine civilistische Schriften" (desgl., ebd. 1851).

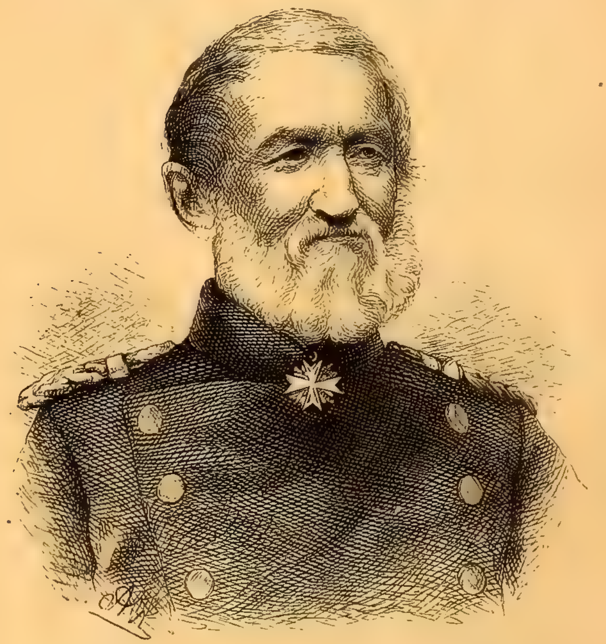
Pückler, eine weit verbreitete gräfliche u. in einem Zweige fürstliche Familie, welche nach dem Stammhaus Alt-Bechlarn an der Donau bei Marbach einst Bechlarn u. Pecklarn, dann Pöckler hieß, bis sie um 1500 ihren jetzigen Namen annahm. Im 11. Jahrh. hatten sich einige Familienglieder nach Schlesien gewandt, u. während die österr. Linie schon 1245 ausstarb, wurde die schlesische Linie 1655 in den Reichsfreiherren- u. 1690 in den Reichsgrafenstand erhoben. Später theilte sie sich wieder in eine Fränkische Linie (**P.-Limpurg**) u. in eine Schles. u. Lausitzer Linie (**P. v. Groditz**). Erstere, deren Haupte das Prädikat „Erlaucht" zukommt, ist in Württemberg u. Bayern ansässig u. blüht in zwei Unterlinien: der Friedrich'schen u. der Ludwig'schen. Letztere besteht aus einem Aelteren (Lausitzer) u. einem Jüngeren (Schles.) Ast; der jüngere zerfällt wieder in vier Zweige. Der Aeltere Ast gelangte durch die Heirath des königl. sächs. Geheimeraths Grafen Ludwig **v. P.** (geb. 1754, gest. 1811) mit der Gräfin Klementine v. Callenberg, Erbtochter auf Muskau, in den Besitz dieser Allodialherrschaft u. nannte sich seitdem **P.-Muskau.** Der Sohn u. Erbe des Grafen Ludwig war Fürst Hermann Ludwig Heinrich **v. P.-M.**, geb. zu Muskau (Lausitz) 30. Okt. 1785. Derselbe studirte 1800—1803 in Leipzig die Rechte, trat dann in die sächs. Garde du Corps, nahm als Rittmeister seinen Abschied, bereiste Oesterreich, Frankreich u. Italien u. lebte nach seiner Rückkehr in anregendem Verkehr zu Muskau, bis ihn 1813 die Befreiungskriege ins Feld riefen. Er ging in russische Dienste, ward Oberstleutnant u. General-Adjutant des Großherzogs von Weimar u. that sich bes. in den Niederlanden hervor. 1815 trat er wieder ins Privatleben zurück, bereiste England u. ließ dann in Muskau die mit Recht berühmt gewordenen Parkanlagen ausführen, die er selbst später in dem Prachtwerke „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei" (Münch. u. Stuttg. 1834) beschrieben hat. Seit 9. Okt. 1817 vermählt mit der geschiedenen Gräfin Lucie v. Pappenheim (geb. 9. April 1776, gest. 8. Mai 1854), einer Tochter des preuß. Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg, u. 1822 in den preuß. Fürstenstand erhoben, gerieth er bald darauf in eine sehr bedenkliche Finanzlage, zu deren Beseitigung ihm seine Gattin vorschlug, sich von ihr scheiden zu lassen, damit er zu einer Verbindung mit einer wohlhabenderen Frau freie Hand hätte. P. ging darauf ein, unterhielt aber auch noch nach der 20. März 1826 erfolgten Scheidung einen zärtlichen Briefwechsel mit Lucie, u. zwar sind die dann von ihm während seines zweijährigen Aufenthaltes in England an sie gerichteten Briefe größtentheils als „Briefe eines Verstorbenen" (4 Bde., Münch. u. Stuttg. 1830 f.) erschienen. Später bereiste P., der sich nicht wieder vermählte, Algerien u. Nordafrika, Aegypten u. Griechenland, von wo er 1840 nach Deutschland zurückkehrte. Im März 1845 verkaufte er Muskau u. lebte seitdem bald hier bald da, bis er seinen Wohnsitz auf Schloß Branitz im Kreise Kottbus nahm, wo er 4. Febr. 1871 starb. Da er kinderlos war, so erlosch mit ihm die fürstl. Linie des Hauses. — P.'s spätere Schriften sind seinen „Briefen" nicht ebenbürtig: „Tutti Frutti" (5 Bde., Münch. u. Stuttg. 1834); „Semilasso's letzter Weltgang" (5 Bde., ebd. 1835); „Jugendwanderungen" (ebd. 1835); „Semilasso in Afrika" (5 Bde., ebd. 1836); „Der Vorläufer" (ebd. 1838); „Südöstl. Bildersaal" (3 Bde., ebd. 1840—41); „Der Vergnügling" (2 Bde., ebd. 1840 ff.); „Aus Mehemed Ali's Reich" (3 Bde., ebd. 1844); „Die Rückkehr" (3 Bde., Berl. 1846—48). Seinen literarischen Nachlaß (Briefwechsel u. Tagebücher) hat Ludmilla Assing-Grimelli (8 Bde., Berl. 1874 ff.) herausgegeben. Dieselbe schrieb auch eine Biographie P.'s (1. Hälfte, Hamb. 1872; 2. Hälfte Berl. 1874). Vgl. auch Petzoldt, „Fürst H. v. P.-M. in seinem Wirken in Muskau u. Branitz sowie in seiner Bedeutung für die bildende Gartenkunst Deutschlands" (Lpz. 1874).

Pud, ein russ. Handelsgewicht, eingetheilt in 40 Pfd. u. 96 Solotnik à 96 Doli = 16,3805 Kg. Das P. hatte früher 4 Desäterik à 2 Päterik à $1^{3}/_{3}$ Troinik à $1^{1}/_{2}$ Dwoinik à 2 Pfund. 10 P. = 1 Berkowetz od. Schiffspfund. 2 P. = 1 Koda in Tiflis u. $^{1}/_{2}$ P. = 1 Batman in Schirwan. In Persien rechnet man $^{3}/_{4}$ P. = 1 Mohud Reï.

Puddelöfen od. Puddlingsofen, s. „Eisen" (Bd. III, Sp. 1303).

Pudding, eine aus Reis, Gries, Mehl, Eiern, Semmel, Butter, Zimmt u. Citronenschale bestehende, in einer Form gebackene, in England sehr beliebte Mehlspeise.

Puder (vom franz. poudre, das Pulver), ein weißes Mehl, welches zum Bestäuben, Pudern, der Haare u. der Haut verwendet wird. Der P. besteht aus dem feinsten weißen Weizenstärkemehl oder Reismehl (poudre de riz), zuweilen gemengt mit etwas feingemahlener Veilchenwurzel. Um ihn leichter zum Zerstäuben zu bringen, befeuchtet man ihn mit etwas Spiritus u. läßt ihn langsam trocknen. Durch Zusatz einiger Tropfen wohlriechender Oele od. Essenzen wird er parfümirt. Das P.n der Haare war zu Anfang des 18. Jahrh. allgemeine Mode.



Nr. 4526. Fürst Hermann Ludwig Heinrich von Pückler-Muskau (geb. 30. Okt. 1785, gest. 4. Febr. 1871).

Puébla, La, einer der Centralstaaten der Bundesrepublik Mexiko, 565,2 □M. mit 697,788 E. (1868); grenzt an die Staaten Veracruz im O., Hidalgo im N., Tlascala, Mexiko u. Morelos im W. u. Guerrero u. Oaxaca im S.; bildet ein Plateau von 1600—2300 m. zwischen dem östl. Randgebirge des mexikan. Hochlandes u. den Riesenvulkanen Iztaccihuatl u. Popocatepetl, welche noch in sein Gebiet fallen. Der Hauptfluß des Staates ist der Rio Atayac. Das Klima ist im Ganzen mild u. gesund. Große immergrüne Wälder bedecken vorzugsweise die nördl. Gebirgszüge u. liefern viel Nutzholz zur Ausfuhr. Der im Allgemeinen fruchtbare Boden gestattet die Kultur von Mais, Weizen u. selbst Baumwolle. Die Bevölkerung stammt, so weit sie ind. ist, von den Azteken ab, auf welche auch die zahlreichen Denkmäler altmexikan. Kultur hinweisen. Unter allen Staaten der Bundesrepublik zeichnet sich P. durch seinen Gewerbfleiß aus, der seinen wichtigsten Platz in der Hauptstadt P. hat. Diese, mit 67,571 E., eine der schönsten des ehemaligen span. Amerika, liegt auf einer wohlangebauten Hochebene, 2196 m. über dem Meere, unweit des Rio Atayac, u. steht mit Jalapa, Mexiko u. Veracruz in Eisenbahnverbindung. Die regelmäßig angelegten Straßen sind breit u. gut gepflastert, die meist dreistöckigen Häuser haben flache Dächer u. sind mit glasirten farbigen Ziegeln an der Außenseite bedeckt. Das großartigste Gebäude ist die Kathedrale an der Plaza mayor, im reinsten griech. Stile aus dunklem Basalt erbaut u. im Innern überaus reich geschmückt. Die ganze Stadt zählt 43 große Kirchen, von denen sich noch durch Schönheit auszeichnen San Felipe Neri u. die mit zwei Jesuitenkollegien verbundene Kirche del Espiritu santo. P. ist Sitz eines Bischofs u. besitzt die vorzüglichsten Lehranstalten in Mexiko, viele Wohlthätigkeitsanstalten, ein Theater, eine Bibliothek u. ein Museum. Die Industrie P.'s besteht vorzüglich in der Fabrikation von Baumwollenwaaren, Hüten u. Thonwaaren. Die Stadt wurde 1531 von den Spaniern gegründet u. hat sich in der neuesten Zeit nam. durch die Vertheidigung gegen die Franzosen (18. März bis 14. Mai 1863) bekannt gemacht.

Puerto (span.), Hafen; häufig mit Städtenamen zusammengesetzt.

Puerto d'España od. Port of Spain, Hauptstadt u. wichtigster Handelsplatz der brit. Insel Trinidad mit 20,000 E., unter denen sich viele Neger u. Kuli's befinden; liegt an der Westküste der Insel u. ist im

Innern unansehnlich. In der Nähe befindet sich in prächtiger Berglandschaft der Palast des Gouverneurs u. ein zoologischer u. botanischer Garten. Die Ausfuhr von P. besteht bes. aus Zucker, Melasse, Kakao, Reis, Baumwolle u. Kokosnüssen.

Puerto de Santa Maria, Stadt in der span. Provinz Cadix, in fruchtbarer Gegend unweit der Mündung des schiffbaren Guadalete in die Bai von Cadix gelegen, hat 23,000 E. u. treibt sehr beträchtlichen Handel mit Wein, Getreide u. Südfrüchten. Die Industrie der Stadt ist nicht unbedeutend, nam. die Fabrikation von Leder, Seife, Branntwein ꝛc.

Puerto Principe, Hauptstadt des gleichnamigen Distriktes im Dep. Santiago auf der Insel Cuba mit 31,000 E.; liegt im Innern, 10 M. von dem Hafenplatz Nuevitas entfernt u. mit diesem durch eine Eisenbahn verbunden, hat wegen der sumpfigen Umgegend ein ungesundes Klima u. macht mit ihren auf Pfählen erbauten Holzhäusern einen unbedeutenden Eindruck. Die Bevölkerung treibt Ackerbau, Viehzucht, Cigarrenfabrikation u. Handel mit Honig, Wachs, Zucker u. Tabak. Anfang des 19. Jahrh. war P. Pr. Hauptstadt des span. Theiles von Westindien.

Pufendorf, Samuel Frhr. v., geb. 8. Jan. 1632 zu Flöha, einem Dorfe im sächs. Erzgebirge; gerieth als Hauslehrer bei dem schwed. Gesandten in Kopenhagen mit dessen Familie in Gefangenschaft, trat nach seiner Befreiung in Leyden auf u. wirkte seit 1661 als Professor des Natur- u. Völkerrechts in Heidelberg. Im J. 1670 ward er als Professor nach Lund berufen u. 1686 zum königl. schwed. Rath u. Historiographen ernannt. Seine späteren Lebensjahre verbrachte er in Zurückgezogenheit zu Berlin, wo er 26. Okt. 1694 starb. Mehr noch als durch seine Geschichtswerke, die seine Zeitgenossen, den König Karl Gustav von Schweden, den Großen Kurfürsten u. Friedrich III. zum Mittelpunkt nehmen, wirkte er durch seine rechtsphilosophischen Schriften, von denen die umfänglichen Abhandlungen „De jure naturae et gentium“ (Lund 1672) u. „De officio hominis et civis juxta legem naturae“ (Lund 1673) vielfach neu aufgelegt u. nachgedruckt wurden.

Pugatschef, Jemeljan, ein donischer Kosak, der im Siebenjähr. Kriege auf preuß. u. später auf österr. Seite mitgekämpft hatte; gab sich nach seiner Rückkehr für Peter III. aus, fand an der Wolga, dem Ural u. Don Glauben u. Anhang u. erlag erst, nachdem er mehrere russ. Heere geschlagen u. Kasan erobert hatte, der überlegenen Macht Suworow's. Am 10. Juni 1775 wurde er zu Moskau hingerichtet. Puschkin schrieb die Geschichte seines Aufstandes (Petersburg 1834; deutsch Stuttg. 1840); Gutzkow machte ihn zum Helden einer Tragödie.

Pulci (spr. Pultschi), Luigi, berühmter ital. Dichter, geb. 1432 zu Florenz, gehörte zu dem engeren Freundeskreise des großen Lorenzo de' Medici u. starb zu Florenz 1487. Seine bedeutendste Dichtung ist das in fein ironisirender Weise die Abenteuer Roland's behandelnde romantische Epos „Morgante maggiore“ (in 28 Gesängen, herausgeg. am besten Flor. 1732 mit Biographie P.'s, u. Mailand 1806), welches er auf Bitten der Mutter Lorenzo's de' Medici, Lucrezia Tornabuoni, verfaßte u. bei dessen Abfassung er von Angelo Poliziano (s. d.) u. Marsilio Ficino unterstützt worden sein soll. Außerdem besitzen wir von P. noch eine Anzahl Sonette, voller Humor u. Komik, die sich aber allerdings oft in das Burleske u. Zotenhafte verirren. P.'s beide Brüder, Bernardo u. Luca, haben sich ebenfalls durch poetische Leistungen bekannt gemacht, Ersterer nam. durch eine metrische Uebersetzung von Vergil's Eklogen, Letzterer bes. durch einen Schäferroman „Driadeo d'Amore“ u. durch Stanzen auf das mit Erfolg von Poliziano verherrlichte Turnier Lorenzo's u. Giuliano's de Medici.

Pulcinella (spr. Pultschinella), die bekannte Maske der ital. Volkskomödie u. später des Puppenspiels, wo sie der Harlekin fast ganz verdrängte. Sie ist aus dem Maccus in den röm. Atellanen hervorgegangen u. soll selbst ihren Namen von demselben herleiten. Man sagt nämlich, zu den Hauptspäßen jener komischen Person habe das mit Hülfe einer Lockpfeife täuschend nachgeahmte Krähen der Hähne gehört u. deshalb habe man sie auch pullus gallinaceus (Hahn) genannt, woraus dann pulcino u. später pulcinella ward. Nach Anderen wäre dieser Name aber von einem mißgestalteten lustigen Bauer in der Gegend von Sorrento (18. Jahrh.), der auf dem Markte zu Neapel junge Hühner (pulcinellini) zu verkaufen pflegte, von den Marionettenspielern einer ihrer Masken gegeben worden, u. wieder Andere erzählen, dieser durch Witz u. Mißgestalt auffällige Mann habe Puccio d'Aniello geheißen u. nach seinem Tode hätten die Neapolitaner denn gerade deren Liebling ist er noch heute — sein Kostüm u. seine Mißgestalt für ihre Volksposse beibehalten. Seine Tracht sind weißwollene Beinkleider u. gleiches Oberkleid mit weiten Aermeln; befestigt wird letzteres mit einem Strick um den Leib. Außerdem trägt er eine große Leinwandkrause u. eine weißgraue spitze Filzmütze; sein Gesicht ist bis an den Mund mit einer schwarzen Maske bedeckt, die Nase ist lang u. wie einst bei dem Maccus wie ein Vogelschnabel gekrümmt; außerdem trägt er vorn u. hinten einen Buckel. Aus ihm entstand späterhin der franz. Polichinell sowie der deutsche Hanswurst, der engl. Punch u. Jack Pudding, der holländ. Toneelgek sowie der span. Don Cristoval Polichinela ꝛc.

Pulk (russ.), eine Schwadron Kosaken.

Pulkowa, ein 2 M. im S. von Petersburg gelegenes Dorf mit 600 E. u. der neuen kaiserl., 1838 gegründeten Nikolai-Sternwarte; breitet sich mit seinen freundlichen Häusern am Fuße der Pulkowa'schen Berge aus, welche steil zur Newaniederung abfallen u. eine reizende Aussicht auf Petersburg u. dessen Umgebung gewähren.

Püllna, s. „Seidschütz“.

Pulmonaria, Lungenkraut; Pflanzengattung der Boretschgewächse od. Boragineen mit mehreren einheimischen Arten, von denen P. officinalis wahrscheinlich der lungenartigen Tüpfelzeichnung auf seinen Blättern wegen als Heilmittel bei Lungenkrankheiten gebraucht wurde, ohne jedoch die günstige Voraussetzung zu rechtfertigen.

Pulque, ein gegohrenes Getränk, welches die Mexikaner aus dem Safte der agavenartigen Magueypflanze bereiten. Infolge der Eiweißstoffe, die der Saft enthält u. die in die Gährung mit übergehen, bekommt das Getränk einen eigenthümlichen, käseartigen Beigeschmack u. Geruch, der Fremde anfänglich vom Genuß abhält.

Puls nennt man die dem tastenden Finger wahrnehmbare Hebung der größeren Schlagadern (Arterien), welche durch die mit jedem Herzschlage in dieselben geworfene Blutwelle erzeugt wird. Man fühlt den P., d. h. sucht nach dem Pulsschlage, gewöhnlich an der Speichenarterie (Arteria radialis) der Unterarme, kann aber dazu auch andere oberflächlich gelegene Arterien, z. B. die Schläfenarterie od. die Halsschlagader, wählen. Die Beschaffenheit des P.es giebt uns Aufschluß über die Art der Herzthätigkeit; man kann durch den P. fühlen, ob dieselbe kräftig od. schwach, beschleunigt od. verlangsamt, regelmäßig od. unregelmäßig ist. Früher, bevor man die Höhe des Fiebers durch Messen der Körpertemperatur mittels des Thermometers bestimmte, war es hauptsächlich die Zahl der Pulsschläge, nach welcher man den Grad derselben bemaß. Im mittl. Lebensalter beträgt die Zahl der Pulsschläge ca. 70 per Minute; bei Kindern ist sie etwas größer. Unter gewissen Umständen, bes. bei schweren fieberhaften Krankheiten, fühlt man statt der normalen einmaligen Hebung der Arterie zwei Hebungen kurz hinter einander (doppelschlägiger P.).

Pulsadern, s. „Arterien“. **Pulsatilla,** s. „Anemone“.

Pultawa, s. v. a. Poltawa.

Pulver (pulvis) ist die allgemeine Bezeichnung für alle staubförmig zerkleinerten festen Körper; je nachdem dieses Zerkleinern, Pulvern od. Pulverisiren, mit größerer od. geringerer Sorgfalt ausgeübt wurde, unterscheidet man grobe u. feine P. Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man als P. bes. die in Apotheken zur Verwendung kommenden staubförmig zerkleinerten Arzneimittel u. die zerkleinerten Gewürze, während pulverisirte Getreidearten, Steine u. dergl. allgemein mit dem Worte „Mehl“ belegt werden. Speziell bezeichnet man mit dem Worte P. auch das Schießpulver (s. d.).

Pulververschwörung, s. „Fawkes“. **Puma,** s. „Caguar“.

Pumpen sind Vorrichtungen, um Flüssigkeiten (sowol luftförmige als auch tropfbare) fortzuschaffen, letztere bez. über ihr Niveau zu heben. Ueber die P. für luftförmige Stoffe s. „Luftpumpe“. Die für tropfbare Flüssigkeiten (z. B. Wasserpumpen, Bierpumpen ꝛc.) sind entweder solche mit hin- u. hergehendem Kolben od. rotirende. Solche der ersteren Art sind die gewöhnlichen Haus- u. Straßenpumpen zur Wasserhebung, wie eine solche im Durchschnitt in Nr. 4527 abgebildet ist. Ein unten siebförmig durchlöchertes sog. Saugrohr reicht bis in die unterirdische Wasseransammlung. An dieses schließt sich oben ein weiteres Rohr, der sog. Pumpenstiefel, mit einem Ausgußrohre am oberen Theile. Im Stiefel sitzt ein durch die Liderung (durch Leder, Hanf u. Werg) genau an die Rohrwand schließender Kolben. Beim Emporziehen desselben saugt sich, getrieben durch den äußeren Luftdruck, das Wasser durch das Saugrohr in den Stiefel empor, indem es eine Klappe (Ventil) am oberen Ende des Saugrohrs hebt. Diese fällt wieder zu beim Niedergange des Kolbens u. das Wasser kann nicht zurück, wol aber steigt es hierbei durch eine Oeffnung im Kolben in den Raum über demselben, indem es ein anderes diese Oeffnung schließendes Ventil hebt. Beim nächsten Kolbenhube wird das über dem Kolben stehende Wasser durch das Ausgußrohr sich entleeren. Mit einer solchen sog. „Saugpumpe“ kann man Wasser höchstens 10 m. hoch saugen, denn nur bis zu dieser Höhe wird es durch

den Atmosphärendruck in einem luftleer gemachten Raume emporgetrieben. Soll das Wasser höher emporgetrieben werden, vielleicht mehrere Stockwerke hoch in dem Schlauche einer Feuerspritze, so wendet man sog. „Druckpumpen“ an. Diese unterscheiden sich von den Saugpumpen wesentlich nur durch die Stellung u. das Spiel der Ventile. Die Einrichtung u. Wirkung der Druckpumpen ist im Artikel „Feuerspritze“ genau beschrieben u. abgebildet. Man vergleiche daher diesen Artikel. Als ein Beispiel für „rotirende P.“ mag die in Nr. 4528 abgebildete dienen. Ueber einen biegsamen Schlauch, der mit dem einen Ende ins Wasser taucht, streichen die drei am Umfange eines Rades sitzenden Daumen u. saugen durch die fortschreitende Zusammendrückung des Schlauches das Wasser empor.

Pumpernickel, ein im nordwestlichen Deutschland gebräuchliches schwarzes Brot, welches sehr nahrhaft, aber schwer verdaulich ist. Der P. wird aus sog. Ganzmehl, d. h. ungebeuteltem Roggenmehl, welches noch die Kleie enthält, gebacken. Beim Backen selbst bleibt das Brot 27 Stunden in dem dichtverstrichenen Ofen; es kühlt also sehr langsam aus u. diesem Umstande schreibt man den süßen Geschmack zu, welcher den P. auszeichnet u. der eine Folge sein soll von der durch jenes Verfahren begünstigten Zuckerbildung aus dem Stärkemehl.

Punah (engl. Poona), Hauptstadt des gleichnamigen Distriktes der indobrit. Präsidentschaft Bombay mit 80,416 E. (1871); liegt in einer baumlosen Ebene, am Fuße der Ghats u. am Flusse Muta, ist verhältnißmäßig gut gebaut u. besitzt eine Regierungsschule mit einem Sanskritkolleg, ein Irrenhaus u. bedeutende Befestigungen als ein Hauptquartier der Bombay-Armee. Ueber die Stadt erhebt sich der Parbati-Berg mit 7 Tempeln, deren größter eine große silberne Statue des Gottes Siwah enthält. P. war 1750—1818 Hauptstadt des Mahrattenreiches. — Der Distrikt **P.** umfaßt 201,3 □M. mit 792,352 E. (1871).

Punch (engl., spr. Pönsch), der Name des Hanswurstes im engl. Puppenspiel (entstanden aus Pulcinella, s. d.) sowie eines engl. Witzblattes.

Punctum saliens (lat.), der hüpfende Punkt; in anatomischer Beziehung der im Ei sich entwickelnde Anfang des Herzens der Gliederthiere; übertragen: der Hauptpunkt.

Punier, Punische Kriege, s. „Karthago“.

Punkt nennt man in der Geometrie das einfachste Raumgebilde, welches selbst keinen Raum einnimmt, weder Länge, noch Breite, noch Höhe hat, sondern nur als der Ort des Durchschnittes zweier breite- u. dickelosen Linien gedacht werden kann. Jedes wirkliche Bild eines P.es ist immer ein kleiner Körper.

Punktation (a. d. Lat.), eine Schrift, in welcher die Hauptpunkte eines zu schließenden Vertrages enthalten sind.

Punktirkunst, ein Verfahren, verborgene od. zukünftige Dinge durch mehrere Reihen ungezählt gemachter Punkte zu erforschen, indem man dieselben in Figuren bringt, aus welchen nach den in den Punktirbüchern enthaltenen Regeln die Lösung der Frage gefunden wird. Diese Punktirbücher werden auf Jahrmärkten verkauft u. sind eine von abergläubischen Leuten od. zu Gesellschaftsspielen gesuchte Waare.

Punktirmanier, Punktirverfahren, dasjenige Verfahren in der Kupferstecherkunst, bei welchem der Stecher statt der Linienschraffirung die ganze Schattengebung nur durch mehr od. weniger dichtstehende Punkte hervorbringt. Er bedient sich dazu eines für diesen Zweck gearbeiteten Punzens. Dies Verfahren, in der Kupferstecherkunst im Allgemeinen wenig angewandt, ist bes. für die Wiedergabe von Portraits geeignet. Punktiren nennt man auch das Auftragen von Punkten auf die hervorragenden Stellen eines plastischen Modells, um als Anhalt für das Verarbeiten der Kopie in Stein zu dienen.

Punta (span. u. ital.), d. i. Spitze, häufig in Zusammensetzungen von geographischen Namen gebraucht.

Pupillen (vom lat. pupillus, Knäbchen, Waise), die Unmündigen, Mündel; die Wahrung der Interessen derselben ist von Staatswegen in einzelnen Ländern besondern Gerichten, den sog. Pupillenkollegien, anvertraut, anderwärts ist diese Fürsorge dem Richter erster Instanz mit übertragen. Der Staat überwacht nam. auch die Verwaltung des Vermögens derartiger Unmündiger u. sorgt dafür, daß dasselbe sicher angelegt wird. So werden nam. Kapitalien gegen Verpfändung von Grundstücken ausgeliehen. Hierbei wird der Richter immer den ungefähren Werth des Grundstückes zu ermitteln haben u., um ganz sicher zu gehen, nur soviel Geld dem Grundstückseigenthümer darleihen, als die Hälfte od. zwei Drittel des Werthes beträgt. Daher versteht man unter pupillarischer Sicherheit eine ausgezeichnete, für alle Fälle Deckung gewährende Hypothek. — Ueber die P. des Auges s. „Auge“.

Puppen, s. „Insekten“. **Puppenspiel,** s. „Marionetten“.

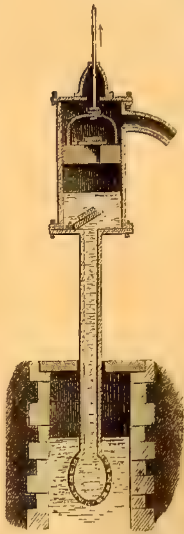
Purbach, auch Peurbach, Georg v., Mathematiker u. Naturforscher, geb. zu Peurbach in Niederösterreich 30. Mai 1423, war Professor der Mathematik in Wien u. starb das. 8. April 1461. Er gehört insbes. zu den Wiederherstellern der Astronomie. Seine Hauptwerke sind: „Theoriae novae planetarum“ (Nürnb. 1472 u. öfter) u. „Sex primi libri systematis Almagesti“ (Vened. 1496, Fol.; Basel 1543; Nürnb. 1550, Fol.).

pure (lat.), rein, klar, unbedingt, ohne Weiteres.

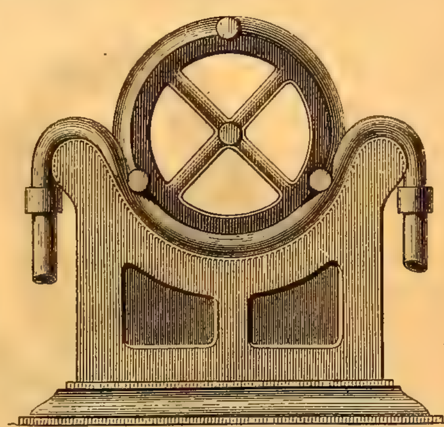
Purée (franz., spr. Püreh), Mus von Kartoffeln, durchgeschlagenen Erbsen od. anderen Hülsenfrüchten.

Purgatorium, s. „Fegefeuer“.

Purgiren, das, nennt man in der Medizin die Hervorrufung reichlicher Darmentleerungen. Die Arzneimittel, welche dasselbe bewirken, heißen Purgirmittel, Abführmittel (Purgantia, Cathartica), die je nach der Stärke der Wirkung milde, laxirende (Laxantia) u. stark wirkende, drastische (Drastica) sind. Zu ersteren gehören Ricinusöl, Rhabarber, Faulbaumrinde, Manna, Calomel, ferner die sog. Mittelsalze, wie Glaubersalz (schwefelsaures Natron), Bittersalz (schwefelsaure Magnesia), Cremor tartari (Weinstein) u. die verschiedenen abführenden natürlichen u. künstlichen Mineralwässer. Die wichtigsten der drastischen Abführmittel sind Aloe, Koloquinten, Gummigutti, Jalapa, Crotonöl u. Sennesblätter.



Nr. 4527. Saugpumpe.



Nr. 4528. Rotirende Pumpe.

Purgirkörner, der Same von Croton Tiglium.

Purgirnuß, s. „Jatropha“.

purifiziren (a. d. Lat.), d. i. reinigen, läutern.

Purimfest (vom pers. Worte pûr, d. i. Los, also Fest der Lose [vgl. Buch Esther 3, 7; 9, 24]) heißt ein hohes jüdisches Fest, welches am 13. Tage des Monats Adar mit Fasten, am 14. u. 15. mit festlichem Jubel unter Vorlesen u. Anhören des Buches Esther gefeiert wird. Nach dem Buche Esther, welches die Festlegende enthält, soll das P. zur Erinnerung an die Rettung der Juden von den feindseligen Anschlägen des Haman unter dem pers. König Ahasver gestiftet worden sein.

Purismus (vom lat. purus, rein), das Bestreben, die Muttersprache rein u. unvermischt mit fremden Wörtern zu sprechen u. zu schreiben; Purist, s. v. w. ein Sprachreiniger.

Puritaner (vom lat. puritas, Reinheit) heißt eine im 16. Jahrh. entstandene Abzweigung von der engl. Staatskirche. Im J. 1559 hatte Elisabeth durch die sog. Uniformitätsakte die halbkatholische Liturgie Eduard's VI. für alle Kirchen des Reiches bestätigt. Dagegen lehnte sich eine starke, von den Schweizer Reformatoren beeinflußte Partei auf, forderte strengen Anschluß an Calvin's Lehre u. Abschaffung aller äußeren Abzeichen (Priesterkleidung 2c.) u. Ceremonien. Vergebens suchte Elisabeth die kirchliche Einheit zu erzwingen; die Zahl der „Nonconformisten“, so genannt wegen des Widerstandes gegen die Uniformitätsakte, wuchs nur durch die Verfolgung. Bald drehte sich der Streit weniger um Kleider u. Ceremonien, als vielmehr um die von den P.n geforderte Gemeindeverfassung; es entstanden seit ca. 1567 Presbyterien (s. d.) u. die P. erhielten daher auch den Namen Presbyterianer. Eine Partei der P. verwarf allerdings sogar die Presbyterien u. es entstand so die Sekte der Independenten (s. d.). Jakob I., der 1603 den Thron bestieg, übertraf an Härte noch seine Vorgängerin u. trieb die P. entweder auf die Seite der politisch Unzufriedenen od. zur Auswanderung nach Nordamerika, wo 1620 von ihnen (den sog. Pilgerväter) die erste puritanische Kolonie gegründet wurde, der sich in den nächsten Jahren viele Tausend verfolgte P. anschlossen. In England geriethen sie unter dem Drucke der Verfolgung in einen finsteren, weltverachtenden Geist; „puritanische Strenge“ wurde seitdem sprüchwörtlich. Die große engl. Revolution

seit 1640 ging wesentlich aus religiösen Ursachen hervor; der schottische Religionsbund, der sog. Covenant (1638), galt der Aufrechterhaltung der calvinischen Lehre u. der Presbyterialverfassung. Auf dem Kirchentage zu Westminster 1643 vollzogen die engl. P. den Anschluß an die Schotten, u. mit der Aufstellung der Westminsterkonfession wurde jetzt der Puritanismus Staatskirche in Gestalt des schottischen Presbyterianismus. Cromwell verhalf ihm auch äußerlich zum Siege, u. 1646 wurde das neue System, wenn auch mit Beschränkungen, vom Parlament angenommen. Der Kampf hörte damit aber nicht auf. Mit der Rückkehr der Stuarts 1660 trat die bischöfliche Kirche aufs Neue die Herrschaft an u. neue schwere Verfolgung der P. begann. Erst Wilhelm III. endigte durch die Toleranzakte von 1689 den langen Hader; mit den Independenten, Baptisten u. Quäkern erhielten auch die P. freie Ausübung der Religion. Mehrfach kam es später zu Bündnissen zwischen Independenten u. Presbyterianern, wodurch die Kirche der Kongregationalisten entstand. In England gingen die P. im 18. Jahrh. zurück, blühten aber immer mehr in Nordamerika. Die Hauptkirchen, die aus den P.n hervorgegangen sind, stellen sich gegenwärtig so dar: 1. Presbyterianische Kirche in England, ca. 50,000; 2. Vereinigte Presbyterianische Kirche von Schottland, zu der auch eine Anzahl engl. Gemeinden gehört; 3. die Kongregationalisten in Nordamerika, über 2 Mill.; 4. die reinen Presbyterianer daselbst, gegen 3 Millionen (in strengere u. mildere Partei geschieden).



Nr. 4529. Alexander Sergejewitsch Puschkin (geb. 26. Mai 1799, gest. 28. Jan. 1837)

Purpur bezeichnet als Farbe eine intensive, ins Bläuliche spielende Nuance des Roth. Die Alten, u. zwar bereits die Phönikier, dann die Griechen u. Römer, verzierten ihre Gewänder mit dem Safte der Purpurschnecke, welcher auf Wolle, durch den Einfluß von Luft u. Licht durch mehrere Nuancen von Grün u. Blau passirend, endlich die Purpurfarbe hervorrief. Was an diesem Safte färbend wirkt, ist noch nicht festgestellt. Möglicherweise, daß das aus der Harnsäure dargestellte Murexid od. purpursaure Ammon, das man vor zwanzig Jahren auch zum Färben benutzte, mit dem Farbstoff der Purpurschnecke identisch ist. Der P. galt im Alterthum als bes. kostbare Farbe, deren Gebrauch ein besonderes Vorrecht der höchsten Stände war. Indessen ist das, was wir heute mit dem genannten Schneckensafte erreichen, keine außergewöhnlich schöne Farbe, so daß wir annehmen müssen, die Alten haben besondere Verfahren bei der Purpurfärberei gekannt, welche uns noch verborgen sind. Es ist bekannt, daß der P. bei ihnen in verschiedenen Gegenden u. je nach der Mode von verschiedenen Nuancen gefärbt wurde; er stand in so hohem Werthe, daß zu Zeiten des Augustus 1 Pfund mit syrischem P. gefärbte Wolle 1000 Denare (500 Mk.) kostete. Der Hauptwerth dieser Farbe lag jedenfalls in ihrer Echtheit, welche selbst durch starke Säuren nicht zerstört wurde. Zur Zeit Kaiser Theodosius' gab es nur noch die beiden Purpurfärbereien in Tyrus u. Konstantinopel; nach deren Zerstörung ging die Kunst ganz verloren. Die Purpurschnecken, welche Plinius als „Purpura" bezeichnete, sind Arten der im Mittelmeere gemeinen Stachelschnecke, deren keulenförmiges, quergefurchtes Haus mit Reihen dicker Stacheln besetzt ist, Murex trunculus u. nam. Murex brandaris, dem „Brandhorn", das auch gegessen wird u. dessen Gehäuse aufgehäuft den Monte testaceo bei Tarent fast einzig zusammensetzen, Zeugen vielleicht einer ehemaligen Purpurfärberei. Das „Buccinum" des Plinius ist die heutige Purpura patula, deren ovales Gehäuse Höcker u. Furchen hat, ferner ein äußerst kurzes Gewinde, sehr weite Mündung u. einen flachen, nach rechts gerichteten Kanal.

Puschkin, Alexander Sergejewitsch, Graf Mussin, der nationalste russ. Dichter, geb. zu Pskow 26. Mai 1799; wurde Schüler des Lyceums in Zarskoje-Selo, trat 1817 in den Staatsdienst u. verlebte mehrere Jahre im Glanz u. Strudel der vornehmen Petersburger Welt, doch ward er dabei seinem poetischen Berufe nicht untreu, schwang sich vielmehr bald zum dichterischen Haupt der Nation auf. Scharf trat in ihm die oppositionelle Richtung hervor, so daß manche seiner Dichtungen gar nicht od. nur verstümmelt durch die Censur zum Druck gelangten u. er schließlich aus Petersburg entfernt wurde. Zuerst in der Kanzlei des Statthalters von Bessarabien in Kischeneff, dann in Odessa beim Generalgouverneur Grafen Woronzoff angestellt, ward er 1824 wegen eines Schmähgedichtes auf Letztgenannten nach seinem väterlichen Gute im Pskow'schen verwiesen. Kaiser Nikolaus wollte den Dichter, der schon damals eine wirkliche Macht über die Geister ausübte, für die Regierung gewinnen, rief ihn daher 1826 zurück u. gab ihm eine Anstellung bei dem sog. Ausländischen Kollegium, dem P. schon früher angehört hatte. Dieser lebte nun abwechselnd in Moskau u. in Petersburg, bis er sich 1831 bleibend in Petersburg niederließ. Seitdem arbeitete er gewissermaßen unter den Augen des Kaisers. Für seine dichterische Thätigkeit war dies kein Gewinn, wenn auch die edle Absicht Nikolaus' nicht zu verkennen ist. P. starb zu Petersburg 28. Jan. 1837 an einer schweren Schußwunde, die er im Duell mit seinem Schwager, dem Baron Heeckeren (s. d.), erhielt. P.'s bedeutendste Werke sind: „Der Gefangene im Kaukasus" (deutsch von Wulfert unter dem Titel: „Der Berggefangene", Petersb. 1823); „Die Quelle von Baktschisarai" (Mosk. 1824); der versifizirte Roman „Eugen Onägin" (ebd. 1825); das Trauerspiel „Boris Godunoff" (Petersb. 1831; deutsch von F. Löwe, Stuttg. 1868); die epischen Dichtungen „Russlau u. Ludmilla", „Die Zigeuner", „Die Räuberbrüder", „Graf Nulin" u. „Poltawa". Die beste Ausgabe seiner gesammten Werke besorgte Annenkoff (5 Bde., Petersb. 1855, mit P.'s Biographie). Verdeutscht wurden seine poetischen Werke von Bodenstedt (3 Bde., Berl. 1854 f.). Eine Auswahl seiner Novellen wurde von Sabinin u. Tröbst bearbeitet (2 Bde., Jena 1840—47). Auch seine „Geschichte der Verschwörung Pugatschef's (Petersb. 1834) erschien in deutscher Uebersetzung (Stuttg. 1840).

Puseyiten (spr. Pjuseïten) ist der Name einer mächtigen Partei in der engl. Hochkirche, deren Bestreben auf die fast völlige Rückkehr zum Katholizismus gerichtet ist. Begründet wurde sie von Edward Pusey, (geb. 1800), damals Geistlicher u. Professor zu Oxford, dem Professor Newmann 2c. Diese Männer vertheidigten seit 1833 nach u. nach in 90 Traktaten (tracts, daher auch der Name Traktarianer) fast in allen Punkten die kathol. Kirchenlehre gegenüber der protest. u. drängten zur möglichsten Einführung der kathol. Ceremonien u. des betreffenden Rituals im Gottesdienst (daher auch Ritualisten genannt); ja man forderte selbst die Herstellung der sieben kathol. Sakramente (bes. der Ohrenbeichte) u. der Ehelosigkeit der Geistlichen. Dieser sog. Puseyismus (von den P. selbst Anglokatholizismus genannt) fand unter den höheren Geistlichen sowie bei vornehmen Laien lebhaften Anklang, während das Volk seinem Unwillen sogar durch rohe Störung des Gottesdienstes Luft machte. Das Verbot der Traktate u. die Suspendirung Pusey's hatten den massenhaften Uebertritt von P. zur Kathol. Kirche zur Folge. Die Zurückbleibenden setzten indeß den Streit hartnäckig fort, u. auch das Verbot, neue Ceremonien einzuführen (1869), hat ihren Eifer nicht gedämpft. Vielmehr ist in dem gegenwärtigen Kampfe der Staaten mit der Kathol. Kirche der Puseyismus eine Lebensfrage geworden u. wird von der ultramontanen Partei mit allen Kräften unterstützt.

Pußten heißen in Ungarn die ausgedehnten steppenähnlichen Weiden, die den größten Theil der Niederungen an der Theiß u. Donau bedecken, an diesen Strömen selbst vielfach in Sumpfland übergehen, theilweise bebaut sind u. dann überaus reiche Ernten an Weizen u. Mais gewähren, theilweise aber auch nichts als wasserarme, dürre Heiden sind. Große Herden schweifen über diese Flächen u. nur hier u. da erhebt sich ein Gehöft, eine Hütte für die Hirten, seltener ein aus weit abstehenden Häusern gebildetes Dorf. Die Hirten der P., der Kanäß (Schweinehirt),

Csikós (Roßhirt) u. Csordás od. Gulyás (Rinderhirt), sind charakteristische Gestalten des magyar. Volkslebens.

Pustel, Hitzblatter, Eiterbläschen.

Pusterthal, eines der Hauptthäler im südl. Tirol, seit Eröffnung der Eisenbahn Villach-Franzensfeste der Touristenwelt mehr als früher zugänglich geworden. Es gehört von Mühlbach bis zum Toblacher Feld zum Gebiet der Rienz, eines Nebenflusses des Eisack, u. von dieser 965 m. hohen Wasserscheide bis zur Grenze Kärntens zum Gebiet der Drau; jener Theil heißt das Unter-, letzteres das Oberpusterthal. Dort ist Brunecken (s. d.), hier Lienz (s. d.) der Hauptort. Die bedeutendsten Nebenthäler, das Ahren- u. das Teferecktenthal, greifen nach N. in die Eiswelt der Tauern, während das Ennebergthal sich in die südl. Dolomiten hineinzieht. Die Sohle des Hauptthales ist meist breit u. die Vorberge sind reich bewaldet. Wegen der beträchtlichen Höhe gedeiht hier weder Mais noch Wein, aber trefflicher Roggen. Schon die Römer hatten durch dieses breite Thal u. über die niedrige Senke des Toblacher Feldes eine Kunststraße gebaut u. an derselben Kolonien angelegt, an welche die bei Lienz u. Innichen gefundenen Alterthümer erinnern. Den Namen hat das P., als Thal der Bistrica, von den Slaven erhalten, die von Kärnten eindrangen u. 609 auf dem Toblacher Feld von den Bayern besiegt wurden; von ihnen stammt noch die Eintheilung der Gemeinden in Rotten (slav. rod, d. i. Geschlecht).

Pustkuchen, genannt **Glanzow**, Johann Friedrich Wilhelm, Schriftsteller, geb. zu Detmold 4. Febr. 1793; studirte Theologie, privatisirte in Leipzig, Elberfeld u. anderen Orten, wurde dann Prediger zu Haminkeln bei Wesel, 1820 zu Lieme bei Lemgo, 1830 zu Wiebelskirchen bei Ottweiler u. starb daselbst 2. Jan. 1834. Von seinen zahlreichen Schriften wurden am bekanntesten „Wilhelm Meister's Wanderjahre" (3 Bde., Quedl. 1821), Fortsetzung des Goethe'schen Werkes, worin aber dieser einer scharfen Kritik unterworfen wurde u. das deshalb die an P. gerichteten drastischen Invektiven Goethe's veranlaßte. Vgl. Schütz, „Betrachtung der beiden Wanderjahre Wilhelm Meister's" (Halle 1823).

Putbus, ein altes gräfliches bez. fürstliches Haus, ursprünglich eine apanagirte Linie der Fürsten von Rügen, als deren Ahnherr Prinz Stoislaff gilt. Durch einen Erbvergleich vom J. 1249 kam Stoislaff's Enkel, Borante, in den Besitz der Halbinsel Jasmund, verschiedener Ländereien u. des Schlosses Podebusk od. P. mit 15 Dörfern. Nach letzterem nannte er sich. Seine Nachkommen theilten sich 1483 in zwei Linien; in die Dänische od. Pridborische u. die Rügen'sche od. Waldemar'sche, welche 1704 ausstarb. Die sie beerbende Dän. Linie erhielt 1727 in der Person des Barons Malte v. Einsiedelsburg u. Kiorup (geb. 1671, gest. 1750) 1727 die deutsche u. 1731 die schwed. Reichsgrafenwürde, sowie 1728 das erbliche Landmarschallamt in Neu-Vorpommern u. auf Rügen. Den ihr 1807 verliehenen schwed. Fürstenstand nach dem Rechte der Erstgeburt bestätigte 1815 der König von Preußen; auch ertheilte dieser dem Fürsten das Prädikat „Durchlaucht", welches 4. März 1861 neu bestätigt wurde. Der Fürst zu P. hat seit 1823 eine Virilstimme in den Provinzialständen von Pommern u. Rügen sowie den erblichen Vorsitz auf den Kommunallandtagen. Letzter männlicher Sproß der Familie war Wilhelm Malte, Fürst u. Herr **zu P.**, geb. 1. Aug. 1783, preuß. General der Infanterie, Generalgouverneur u. Erblandmarschall von Neu-Vorpommern u. Rügen, Mitglied des preuß. Staatsraths u. Kanzler der Universität Greifswald, gest. 26. Sept. 1854. Da derselbe keine Söhne hatte u. sein Bruder, Graf Moritz Karl zu P., auf die Succession verzichtete, so stiftete er 1839 eine neue Fideikommißurkunde. Nach dieser wurde seine Wittwe, die Fürstin Luise, geb. Freiin v. Lauterbach, verwittwet gewesene Gräfin v. Veltheim (geb. 7. Okt. 1784, gest. 27. Sept. 1860), lebenslängliche Nutznießerin des Fideikommisses u. folgte derselben der Sohn ihrer ältesten Tochter Klotilde aus deren Ehe mit dem Grafen Friedrich v. Wylich u. Lottum auf Lissa, Wilhelm Malte, Fürst u. Herr **zu P.**, geb. zu Neapel 16. April 1833, preuß. Oberst-truchseß, Oberstleutnant à la suite u. erbl. Mitglied des Herrenhauses.

Putbus, Hauptort der gleichnamigen Grafschaft auf der Insel Rügen mit 1800 E.; liegt 1/4 M. von der Südküste u. dem Seebade Lauterbach (Friedrich-Wilhelmsbad) entfernt. Der saubere Flecken, welcher im Sommer zahlreichen Badegästen als Aufenthaltsort dient, ist Residenz des Fürsten von P., dessen Schloß, nach dem Brande von 1865 prächtiger aufgebaut, werthvolle Kunstschätze enthält. Ein Obelisk erinnert an die 1810 erfolgte Gründung des Ortes durch den Fürsten Malte; von dem jetzigen Fürsten ist seiner verstorbenen Gemahlin Wanda, geb. Freiin von Veltheim-Bartensleben (gest. 1867), ein Mausoleum im Tudorstile errichtet worden. Bei dem Dorfe Neuenkamp, im SW. von P., ist dem Großen Kurfürsten da, wo er 18. Sept. 1678 mit seinem Heere landete, ein Denkmal von König Friedrich Wilhelm IV. errichtet worden. Sehenswerth ist das $1\frac{1}{2}$ M. im O. des Fleckens auf dem 105 m. hohen Tempelberge gelegene fürstl. Jagdschloß Granitz.

Puter, s. v. w. Truthahn.

Putlitz, Gustav Heinrich Gans, Edler Herr zu, Dichter, geb. zu Retzien in der Priegnitz 20. März 1821; besuchte 1831—41 das Domgymnasium in Magdeburg, studirte dann die Rechte in Berlin u. Heidelberg, arbeitete nach bestandener Staatsprüfung seit 1836 anderthalb Jahre bei der Regierung in Magdeburg, bereiste sodann Italien u. verließ 1848 den Staatsdienst. Später übernahm er die Direktion des Hoftheaters in Schwerin, von der er jedoch 1867 zurücktrat. Noch in demselben Jahre zum Hofmarschall des Kronprinzen von Preußen ernannt, ward er im April 1873 Generaldirektor des Hoftheaters in Karlsruhe. Einen glänzenden Erfolg hatte er zuerst mit seinem Märchenstrauße „Was sich der Wald erzählt" (Berl. 1850; 34. Aufl. 1873), dem er noch die poetischen Erzählungen „Luana" (ebd. 1855), „Vergißmeinnicht" (ebd. 1859; 6. Aufl. 1866) u. „Walpurgis" (ebd., 4. Aufl. 1873) folgen ließ.



Nr. 4530. Gustav Heinrich Gans, Edler zu Putlitz (geb. 20. März 1821).

Von seinen Lustspielen (gesammelt, 6 Bde., ebd. 1863—69; neue Folge ebd. 1869—72) sind die gelungensten: „Die blaue Schleife" (1847), „Familienzwist u. Frieden", „Badekuren", „Das Herz vergessen", „Seine Frau", „Liebe im Arrest", „Ein Hausmittel", „Die böse Stiefmutter" ꝛc. Auch schrieb er mehrere beifällig aufgenommene Schau- u. Trauerspiele: „Das Testament des Großen Kurfürsten" (Berl. 1859); „Waldemar" (ebd. 1864); „Wilhelm v. Oranien" (ebd. 1864); „Don Juan d'Austria" (ebd. 1865) ꝛc. Außerdem: „Brandenburgische Geschichten" (ebd. 1862); „Novellen" (ebd. 1863); die Erzählung „Die Halben" (ebd. 1868); „Theatererinnerungen" (2 Bde., ebd. 1874); „Ausgewählte Werke" (ebd. 1872 ff.).

Putsch, ein plötzlicher, rasch vorübergehender Aufstandsversuch.

Pütter, Johann Stephan, geb. 25. Juni 1725 zu Iserlohn; Anfangs Privatdozent zu Marburg, seit 1748 Professor in Göttingen, wo er 12. Aug. 1807 als Geheimer Justizrath starb, einer der angesehensten deutschen Gelehrten, der seine Arbeiten auf fast alle Gebiete der Rechtswissenschaft ausdehnte („Anleitung zur juristischen Praxis", 2 Bde., Gött. 1753—59; „Auserlesene Rechtsfälle aus allen Theilen der in Deutschland üblichen Rechtsgelehrsamkeit", 4 Bde., ebd. 1760—1802; „Der Büchernachdruck nach echten Grundsätzen des Rechts geprüft", Gött. 1764), bes. aber für die Fächer des

Staats- u. Privatfürstenrechts als Autorität gilt. In dieser Hinsicht sind zu erwähnen sein „Grundriß der Staatsveränderungen des Deutschen Reichs" (Gött. 1753); die „Literatur des deutschen Staatsrechts" (3 Bde., ebd. 1776—83); das „Handbuch der deutschen Reichsgeschichte" (2 Aufl., ebd. 1776); die „Entwicklung der Staatsverfassung des Deutschen Reichs" (3 Bde., ebd. 1786); „Erörterungen u. Beispiele des deutschen Staats- u. Fürstenrechts" (3 Bde., ebd. 1790—97); „Von Mißheirathen deutscher Fürsten u. Grafen" (ebd. 1796).

Puy, Le (spr. Lö Püih), Hauptstadt des franz. Dep. Haute-Loire mit 19,233 E. (1872), am linken Ufer der Loire gelegen u. halbkreisförmig um den aus schwarzem vulkanischen Gestein bestehenden Berg Anis gebaut, überragt von düsteren Basaltspitzen, steigt an dem Bergabhange steil an u. macht mit seinen meist aus Basalt gebauten Häusern einen düstern Eindruck. Ueber der Stadt erhebt sich die alte Kathedrale, einst ein besuchter Wallfahrtsort, u. auf dem Basaltkegel Corneille ist der heiligen Maria eine Kolossalstatue aus Eisen errichtet. P. ist Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiözese Bourges u. hat zwei Priesterseminarien, ein Lehrer- u. ein Lehrerrinnenseminar, ein Lyceum u. neben einem Irrenhaus noch zahlreiche andere Wohlthätigkeitsanstalten. Von hervorragender industrieller Bedeutung ist die Stadt durch ihre Spitzen- u. Blondenmanufaktur; außerdem bestehen hier Fabriken für seidene Webwaaren, Spinnereien, Gerbereien, Glocken- u. Kesselgießereien 2c. Nicht unbedeutend ist der Handel mit Vieh. Die Umgegend ist reich an kelt. u. röm. Alterthümern.

Puy-de-Dôme, Dep. im mittleren Frankreich, 144,39 □M. mit 566,463 E. (1872); ist aus dem nördl. größeren Theile der Auvergne gebildet worden u. wird im N. durch das Allier-, im O. durch das Loire-, im S. durch das Oberloire- u. Cantal-, im W. durch das Corrèze- u. Creusedepartement begrenzt. Mit Ausnahme des SW., welcher zum Gebiet der Garonne gehört, liegt dies Dep. im Gebiet der Loire u. wird durch das Thal des Allier in einen westl. u. östl. Theil geschieden. Die östl. Grenze bilden die Monts Forez; die westl. Hälfte des Dep. wird von den nördl. Ausläufern des Hochlandes der Auvergne durchzogen u. trägt auf einem Granitplateau eine Menge erloschener Vulkane, deren höchster, der P. d. D., welcher dem Dep. den Namen gegeben hat, sich 500 m. über das Plateau u. 1464 m. über das Meer erhebt. Der höchste Berg des Dep. ist der Mont Dore (s. d.). Der Boden ist nam. in den Thälern fruchtbar, deckt mit seinem Getreideertrage die Bedürfnisse der Bevölkerung u. liefert noch viel Wein zur Ausfuhr. Die Bergabhänge tragen schöne Weiden u. befördern bes. die Zucht von Rindern u. Schafen. Die Berge liefern Marmor, Granit u. Mühlsteine, die Bergwerke dagegen nur Eisen in geringen Quantitäten. Der Gewerbebetrieb ist lebhaft, vorzüglich die Fabrikation von Messern, Papier, Leinwand, Bändern u. Spitzen. Das Dep., dessen Hauptstadt Clermont-Ferrand (s. d.) ist, zerfällt in die Arrondissements Clermont-Ferrand, Ambert, Issoire, Riom u. Thiers.

Puzzolanerde, Puzzuolane, ein nach der ital. Stadt Puzzuoli in der Nähe von Neapel genanntes Mineral, welches mit Kalk gemischt einen vortrefflichen Cement giebt. Sie ist eine leicht zerreibliche, gelblich- bis braungraue Masse u. besteht aus Kiesel-, Thon- u. Talkerde in Verbindung mit Kalk, Eisenoxyd u. Alkalien u. braucht für den Gebrauch nicht erst gebrannt zu werden.

Pyämie, Vergiftung des Blutes durch Eiter.

Pygmäen sind die Däumlinge der griech. Sage; der Mythos verlegt die Wohnsitze dieser Zwerge nach Afrika, wo sie in jedem Jahre Krieg führen gegen die vorüberziehenden Kraniche.

Pygmalion, ein mythischer König von Cypern, der sich in eine von ihm selbst verfertigte Statue verliebte. Er bat die Aphrodite, jenes Bild zu beleben, u. die Göttin erfüllte seinen Wunsch, worauf sich P. mit der Belebten vermählte.

Pylades, s. „Orestes".

Pylonen nennt man die thurmartigen Thorgebäude am Eingang der ägypt. Tempel u. nubischen Pyramiden (vgl. die Abb. in Bd. I S. 129 Nr. 144 u. Tafel IV Nr. 2). Sie bestehen, gewöhnlich in der Zweizahl, aus einem vierseitigen Bau, der sich nach oben verjüngt, also die Gestalt einer abgestumpften vierseitigen Pyramide hat; neuerdings nachgeahmt an den Propyläen in München.

pyramidal, in Form einer Pyramide, oben spitz zulaufend.

Pyramidalzahlen, s. „figurirte Zahlen".

Pyramide heißt in der Stereometrie jedes Polyeder (s. d.), welches als Grundfläche irgend ein Polygon (s. d.) u. als Seitenflächen eben so viel nach ein u. derselben Spitze zulaufende Dreiecke hat, als das Polygon Seiten besitzt. Das Loth von der Spitze auf die Grundfläche heißt die Höhe der P. Der Körperinhalt einer P. ist stets = dem dritten Theile des Produktes aus Grundfläche u. Höhe, also = dem dritten Theile des Inhaltes eines Prisma (s. d.) von gleicher Grundfläche u. Höhe wie die P.

Pyramiden (vom ägypt. pi-rama, Berg) heißen in specie die auf vierseitiger, nach den Himmelsgegenden orientirter Grundfläche sich stufenförmig bis zu einer Spitze erhebenden Grabmäler der altägyptischen Könige. Sie wurden zuerst in großen Terrassen aus Kalkstein (die kleineren aus Backstein) emporgethürmt, u. dann erst die Terrassen ausgefüllt; die Bekleidung geschah mit (jetzt theilweise abgebröckelten) Platten, welche polirt wurden. Durch einen schwer zu findenden Eingang, den ein einziger Stein verschloß, gelangte man in das Innere, das aus mehreren schmäleren od. breiteren Gängen besteht, die in eine od. mehrere Kammern führen, von denen die größte das Grabmal des Königs enthielt. Die bedeutendsten u. ältesten dieser P. sind auf der Stätte des alten Memphis, die sich, 59 an der Zahl, an der Grenze des fruchtbaren Nilthales u. der öden Sandwüste in einer Ausdehnung von etwa acht Meilen in Gruppen zerstreut erheben. Die beiden größten derselben, der Gruppe des Dorfes Gize angehörend, sind die der Könige Cheops (s. d.) u. Chefren (Chafra). Jene, die bei 230 m. vierseitiger Grundfläche 144 m. Höhe hatte, enthält drei Grabkammern, die durch auf- u. absteigende Gänge mit einander verbunden sind. Etwas kleiner ist die des Chefren. Eine dritte, deren Erbauer der König Menkera (Mykerinos bei Herodot) war, zeigt eine große Gediegenheit der Ausführung; sie enthielt bei ihrer Eröffnung noch den merkwürdigen, an den Holzbau erinnernden Sarkophag des Königs. Noch älter als jene P. von Gize sollen die von Daschur sein, bes. eine ganz aus Backstein aufgeführte, mit einer Grundfläche von 105 m. Seite. Eine andere, weiter südlich liegende, zeigt die sonderbare Abweichung, daß sie bei einer Grundfläche von etwa 180 m. sich zuerst in einem Winkel von 54 Grad erhebt, dann aber in der Hälfte der Höhe abbricht u. im Winkel von 42 Grad weiter aufsteigt (vgl. Bädeker's „Aegypten", Bd. I, Lpz. 1877). Außer den Aegyptern hatten nicht nur die Aethiopier P., die, wol ebenfalls als Gräber ihrer Könige dienend, sich noch in ziemlicher Anzahl in Nubien in der Gegend des alten Meroë erhalten haben, sondern auch die ältesten Bewohner von Mexiko, deren riesige Teocalli od. Opferaltäre, ebenfalls nach den Himmelsgegenden gerichtet, in mehreren Absätzen aufsteigen. Eine uns noch aus der Zeit des Augustus gebliebene römische Nachahmung ägyptischer P. ist die des Cestius an der Porta S. Paolo in Rom, die auf einem Unterbau von Travertin, im Kern von Gußwerk u. außen mit dicken Marmordecken belegt, eine Grundfläche von 30 m. Seite u. eine Höhe von 37 m. hat.

Pyrămos u. Thisbe, ein von der Sage gefeiertes babylonisches Liebespaar. Da die Eltern Beider eine Verbindung der Liebenden nicht zugeben wollten, so verabredeten sie, sich vor der Stadt zu treffen. Thisbe kam zuerst an den verabredeten Platz, mußte aber fliehen vor einem Löwen, der in ihrer Nähe ein Rind zerfleischte. Sie verlor auf der Flucht ihr Gewand, das der Löwe zerriß u. mit Blut besudelte. P., der etwas später kam, schloß daraus, daß seine Geliebte die Beute des Löwen geworden sein müsse, u. tödtete sich selbst; Thisbe folgte ihm in den Tod. Diese Sage wird zuerst von Ovid in den „Metamorphosen" erzählt; eine berühmte karikirte Behandlung fand sie in Shakespeare's „Sommernachtstraum".

Pyrenäen ist der Name für das Spanien u. Frankreich trennende Gebirgssystem, nach welchem auch der westlichste Theil Europa's Pyrenäische Halbinsel benannt worden. Von dem Cap de Creuz am Mittelländischen Meere bis zur Südostecke des Biscayischen Meerbusens in einer Länge von 58 Meilen u. in einer Breite von 3—15 Meilen sich hinziehend, bedeckt dieses Gebirge ein Areal von 600 □M., steigt unvermittelt aus der Tiefebene u. dem Hügellande Südfrankreichs empor u. bildet in Spanien mit seinen bis zum Ebrothale sich fortsetzenden Ausläufern die Gebirge der Baskischen Provinzen, Navarra's, Aragoniens u. Cataloniens. Die P. bestehen aus 3 Theilen, den West-, Central- u. Ostpyrenäen. Die Westpyrenäen, welche sich in dem Asturisch-Cantabrischen Gebirge fortsetzen, bilden eine nach Osten zu ansteigende Kette, die in dem Pic d'Anie (2504 m.) ihren höchsten Punkt hat u. im Pic Montagnu (1973 m.) mit den Centralpyrenäen in Verbindung steht. Diese selbst, der höchste Theil des ganzen Gebirgssystems, liegen zwischen dem Pic de Montagnu u. dem Pic de Mauberme u. bestehen aus zwei Parallelketten, von denen die nördl. im Pic du midi de Bigorre (2876 m.) u. im Pic d'Arbizon (2831 m.) die Grenze des ewigen Schnee's übersteigt u. der südl. die furchtbar zerklüfteten Bergmassen des Mont Perdu (3352 m.) u. des Maladetta mit dem Pic d'Anethou (3306 m.) trägt. Nur hier finden sich Ansätze von Gletschern, die aber erst in einer Höhe von 2500 m. beginnen. Die wichtigsten Pässe, welche diesen Theil der P. durchsetzen, sind der 3003 m. hohe Port d'Oo, der Paß von Viella (2507 m.) u. die

sagenberühmte Rolandsbresche (2803 m.). Die Ostpyrenäen, welche in dem Canigou (2785 m.) u. den Pics de Carlitte (2920 m.), de Pedroux (2831 m.), de Serrère (2911 m.), de Montcalm (3079 m.) u. de Mont Rouch (2865 m.) schneetragende Gipfel haben, weisen eine große Zahl von Paßsenken auf, doch sind von diesen nur 7 fahrbar. Trotz ihres durchgängigen Hochgebirgscharakters unterscheiden sich die P. von den Alpen doch wesentlich; sie übertreffen dieselben an Wildheit ihrer Felsabstürze, es fehlen ihnen aber gerade deshalb die ausgedehnten Schneefelder, die großen Gletscher u. die mit Matten bedeckten Hochflächen. Damit hängt der geringe Wasserreichthum der P. zusammen, wenn dieselben auch einige Wasserfälle u. kleine Seen aufweisen. Die Baumgrenze liegt im Westen etwa unter 1400 m. u. steigt nach Osten zu 2240 m., wobei die Vegetation einen immer südlicheren Charakter annimmt. Der ewige Schnee beginnt auf der Südseite bei 2800 m., auf der Nordseite bei 2500 m. Längenthäler kommen in den P. nur in sehr beschränkter Weise vor, unter ihnen sind das Thal des Bidasoa u. das kesselartige Thal von Aran, welches die Quellflüsse der Garonne sammelt, die wichtigsten. Weit zahlreicher sind die Querthäler, oft enge Spalten ohne Thalgrund, die in der Höhe mit cirkusartigen, seenerfüllten Becken beginnen u. durch schluchtenähnliche Felsengassen (Labats) mit einander verbunden sind. Von diesen Felsenkesseln ist wegen seiner wilderhabenen Schönheit der Cirque de Gavarnie am berühmtesten. Derselbe liegt am nördl. Fuße des Mont Perdu u. Marboré u. wird von steil 390 m. abfallenden Wänden umschlossen; aus ihm bahnt sich der Gave de Pau in enger Schlucht den Weg. Eine weit größere Ausdehnung hat das kesselförmige Thal von Andorra (s. d.), das von der gleichnamigen kleinen Republik eingenommen wird. Unter den Pässen haben die Wege von St. Jean de Luz nach Vittoria, von St. Jean-Pied de Port nach Pamplona u. v. Perpignan über Junquera nach Gerona die größte kommerzielle Bedeutung. Die Hauptmasse dieses Gebirges wird von Granit gebildet, dem sich Thonschiefer, Sandstein u. Kalk zugesellt. An einzelnen Stellen treten vulkanische Gesteine auf, so in dem Thal des Fluvia, in welchem sich bei Olot u. Castellfollit 14 Eruptionskegel mit Krater u. versteinerten Lavaströmen befinden.

In Frankreich gehören zum Gebiete dieses Gebirgssystemes die Departements Basses Pyrénées, Hautes Pyrénées, Haute-Garonne (s. „Garonne"), Ariége (s. d.) u. Pyrénées orientales. — Das Departement Basses Pyrénées, 138,53 □M. mit 429,700 E. (1872), besteht aus Béarn, dem franz. Navarra u. den gascognischen Landschaften Soule u. Labour. Nur in dem nördl. Theile befinden sich wellenförmige Ebenen, im Uebrigen wird das Land von den P. u. ihren Ausläufern erfüllt, welche zahlreiche Flüsse dem Adour zusenden. Dieser bildet auf seinem Unterlaufe die nördl. Grenze des Departements u. wird aus demselben nam. durch den Gave de Pau, Luy de Béarn u. Gabes verstärkt. Die Ebenen im NW. sind wenig fruchtbar u. erinnern schon an die Landes (s. d.); das Hügelland im N. u. NO. ist aber reich an Wein u. Getreide, nam. an Mais. In dem Hochgebirge bildet die Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Bewohner, welche auf den meist künstlich bewässerten Weiden ein nomadisches Sennenleben führen. Nicht unbedeutend ist der Holzexport; Kohlen, Torf u. Eisenerze, die hier mit verhüttet werden, sind die wichtigsten mineralischen Produkte des Departements. Die wenig ausgedehnte Industrie beschränkt sich auf Weberei, Gerberei u. Fabrikation von Papier, Glas u. Eisenwaaren. Zur Ausfuhr gelangen bes. Holz, Eisen, Wein, Branntwein, Vieh, nam. Schweine u. Pferde, Fleischwaaren (Bayonner Schinken), Wolle 2c. Bayonne u. St. Jean de Luz sind die bedeutendsten Handelsplätze des Departements, das in die Arrondissements Pau mit der gleichnamigen Hauptstadt, Bayonne, Mauléon, Oloron u. Orthez zerfällt. — Das Departement Hautes-Pyrénées, 82,26 □M. mit 235,156 E. (1872), im Osten des vorigen gelegen u. größtentheils aus dem ehemaligen Bigorre bestehend, gleicht in den Bodenverhältnissen dem Departement der Niederpyrenäen, nur daß die Hochgebirgsnatur hier noch weit großartiger auftritt u. daß der nördl. Theil, begünstigt durch ein milderes Klima, reicheren Ertrag an Obst, Wein, Mais, Weizen u. Flachs gewährt. Auch hier ist in den Gebirgen die Viehzucht von großer Bedeutung. Weberei leinener u. wollener Waaren, Gerberei, Färberei, Papierfabrikation, Schieferbrüche, Marmorschleifereien u. Eisenindustrie sind von Wichtigkeit. Ein vielbesuchter Badeort ist Bagnères de Bigorre. Die Flüsse gehören meist zum Gebiet des Adour, der mit dem Gave de Pau hier entspringt. Dies Departement wird in die Arrondissements Tarbes, mit der gleichnamigen Hauptstadt, Argelès u. Bagnères de Bigorre eingetheilt. — Das Departement Pyrénées orientales, 74,86 □M. mit 191,856 E. (1872), am Mittelmeer gelegen, ist aus Roussillon, einem Theile der Cerdagne u. des Languedoc gebildet, besteht aus einer breiten Tiefebene, die sich von der an Strandseen reichen Küste an den Flüssen Tet u. Agly weit in das Innere erstreckt, u. aus dem Gebirgsland, das durch diese beiden Küstenflüsse u. den Tech in Längenthälern durchschnitten wird. Fast die Hälfte des Gesammtareals bedecken Heiden u. magere Weiden; wo dies nicht der Fall ist, werden, begünstigt durch das im Sommer heiße, im Winter sehr milde Klima, fast alle Südfrüchte gezogen, nam. der Oelbaum, die Feige, die Granate u. Orange; die ausgedehnten Weingärten liefern vortreffliche Sorten; vielfach werden auch Maulbeerbäume für die Seidenzucht kultivirt. Doch ist die Luft in der an vielen Stellen versumpften Küstenebene nam. in den Sommermonaten ungesund u. deshalb dies Departement verhältnißmäßig sehr dünn bevölkert. Der Hauptzweig der gewerblichen Thätigkeit besteht in der Verhüttung von Eisenerzen, der Verarbeitung des Eisens u. der Fabrikation von Oel, Branntwein, Leder u. Webwaaren. Oel u. Wein sind wichtige Ausfuhrartikel. Dies Departement ist in die Arrondissements Perpignan, Céret u. Prades getheilt u. hat zur Hauptstadt Perpignan.

Pyrenäischer Friede, 7. Nov. 1659 auf der Fasaneninsel in der Bidassoa abgeschlossen, beendigte den 1635 begonnenen Krieg zwischen Frankreich u. Spanien. Während Ludwig XIV. Catalonien zurückgab, behielt er Roussillon, Conflans, Cerdagne, so daß die Pyrenäen die Grenze bildeten, u. erwarb im Norden Artois u. Theile von Flandern u. Hennegau. Der Prinz von Condé, welcher seit 1652 im spanischen Heere gekämpft hatte, wurde in seine Aemter u. Würden wieder eingesetzt u. der König selbst erhielt Marie Therese, die Tochter Philipp's IV., zur Gemahlin. Der P. F. war gewissermaßen das letzte Werk des Kardinals Mazarin, der 1661 starb.

Pyrethrum, wilde Kamille; Pflanzengattung der Kompositen mit mehreren offizinellen Arten. Unter diesen ist P. Parthenium (Chrysanthemum Parthenium, *Pers.*) das bekannte Mutterkraut, auch Metram, Meter, Mägdeblume, Jungfernkraut 2c. Ihre kamillenartigen weißen Blumen riechen stark u. wurden deshalb vielfach bei Krankheiten, bes. bei Würmern u. Wechselfieber, mit nicht unbedeutendem Erfolg verwendet. Die rothblütigen Arten P. roseum u. P. carneum des Kaukasus liefern das echte persische Insektenpulver u. werden darum bei uns vielfach angebaut.

Pyrit, s. v. w. Schwefelkies.

Pyritz, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Stettin (Prov. Pommern) mit 7443 E. (1875); liegt 3 Meilen im SW. von Stargard, hat ein Gymnasium u. ein Schullehrerseminar u. treibt Ackerbau, Getreidehandel u. Zuckerfabrikation. Der Kreis P. zählt auf 18,96 □M. 42,310 E. (1871).

Pyrker v. Felsö-Eör, Johann Ladislaw, deutscher Dichter u. Kirchenfürst, geb. 2. Nov. 1772 zu Langh in Ungarn; empfing seine Bildung auf den Gymnasien zu Stuhlweißenburg u. Fünfkirchen, trat 1792 in den Orden der Cisterzienser u. ward 1796 zum Priester geweiht, war nach einander Pfarrer zu Durrnitz, Bischof von Zips, Patriarch von Venedig, wurde 1827 Erzbischof von Erlau u. starb als solcher 5. Dez. 1847 zu Wien. Als Dichter hatte P. sich früh versucht, war aber erst später hervorgetreten. Seine Hauptwerke bildeten die beiden epischen Gedichte „Tunisias" (Wien 1819) u. „Rudolf von Habsburg" (Wien 1824), die beide wol einzelne kräftige u. schöne Züge enthalten, aber die Stoffe um so weniger beleben konnten, als P. an der überlieferten akadem. Form des Vergil'schen Heldengedichts festhielt. Unter seinen „Perlen der heiligen Vorzeit" (Ofen 1821) zeichneten sich nam. „Die Makkabäer" aus. P.'s „Sämmtliche Werke" (Stuttg. 1845) wurden mehrfach aufgelegt, ohne daß der Dichter eine eigentliche Popularität zu gewinnen vermochte.

Pyrmont, Hauptstadt des ehemaligen Fürstenthums gleichen Namens u. besuchter Badeort, ist eine Kreisstadt des Fürstenthums Waldeck mit 1397 E. (1871), die an der Emmer u. der Eisenbahn Hannover-Altenbeken liegt. Die wegen ihrer Heilkraft nam. bei katharrhalischen Affektionen u. Skrofeln berühmten Quellen sind theils Eisensäuerlinge, theils Kochsalzsäuerlinge; unter ihnen werden bes. benutzt der Brodelbrunnen (nur zum Baden), die Trinkquelle, der Neubrunnen, die Helenquelle, der Säuerling u. der Augenbrunnen. Von der Trinkquelle bis zum fürstlichen Schlosse führt eine Lindenallee, an welcher die schönsten Gebäude des Ortes, wie der Kursaal, der Konversationssaal, das Theater 2c., stehen u. welche die Hauptpromenade der Kurgäste bildet. Die 1/4 Stunde von P. entfernte Saline hat kochsalzhaltige Quellen, welche in sehr eleganten Badeanstalten verwendet werden. Die bei Gelegenheit der Neufassung des Brodelbrunnens gefundenen Alterthümer beweisen, daß diese Heilquellen schon den Römern bekannt gewesen sind; jetzt werden dieselben von jährlich etwa 10,000 Kurgästen u. Fremden besucht u. außerdem wird noch ihr Mineralwasser in großen Mengen versandt. Beliebte Ausflugsorte sind die Gashöhle, der Schellenberg mit der Ruine des Schlosses Schell-Pyrmont, die Quäkerkolonie Friedensthal, die Extersteine 2c. — Das Fürstenthum P. umfaßt 1,19 □M. u. auf diesem

Areal die Stadt P. u. 10 Dörfer. Die ältesten Besitzer dieses Ländchens, die Grafen von P., starben 1494 aus; ihnen folgten die Grafen von Spiegelberg; 1557 gelangte das Gebiet an die Herren von der Lippe, 1584 an die von Gleichen, 1625 an Waldeck u. wurde mit diesem Fürstenthum 1849 vereinigt.

Pyrogallussäure, s. „Gallussäure".

Pyrolusith, Braunstein (s. d.).

Pyromanie (griech.), s. unter „Monomanie".

Pyrometer heißen alle Vorrichtungen zur Bestimmung sehr hoher Temperaturen. Obgleich derartige Bestimmung für viele Zwecke, z. B. in der Fabrikation von Glas, Porzellan u. dgl., in der Metallurgie 2c., von größter Wichtigkeit sind, sind sie doch sehr schwierig u. in der Regel nur annähernde Werthe gebend. Wedgewood benutzte das Schwinden des Thones in der Hitze, um ein P. zu konstruiren. Becquerel sucht die Temperatur bei hohen Hitzgraden aus der Lichtintensität zu bestimmen. Pouillet hat zu demselben Zwecke die thermo-elektrischen Ströme gemessen, welche durch ein in die zu messende Hitze getauchtes thermo-elektrisches Element aus schwer schmelzbaren Metallen (z. B. Platin u. Eisen) erzeugt wurden 2c.

Pyrop ist eine besondere Varietät des Granat (s. d.).

Pyrophore sind Präparate, welche die Eigenschaft besitzen, sich bei Berührung mit der Luft von selbst zu entzünden od. doch wenigstens lebhaft zu erglühen, u. daher leuchten. Viele fein vertheilte Metalle zeigen dieses Verhalten in hohem Grade.

Pyrotechnik, s. v. w. Feuerwerkerei (s. d.).

Pyroxen, s. v. w. Augit (s. d.).

Pyroxylin, s. v. w. Schießbaumwolle (s. d.).

Pyrrhichius, ein Versfuß von zwei kurzen Silben (◡◡).

Pyrrhon aus Elis, griech. Philosoph um 375—288 v. Chr., das Haupt der sog. älteren skeptischen Schule. Dieselbe behauptete die völlige Unmöglichkeit objektiver Erkenntnisse, leugnete also die Existenz von Wahrheit u. Wissenschaft; vielmehr soll sich der Weise allein auf sein persönliches Meinen zurückziehen. Dabei war P. ein ehrenwerther Charakter u. übertrug seine Zweifelsucht (Skeptizismus) keineswegs auf das Gebiet der sittlichen Vorschriften. Die Hauptquelle über P. sind die Mittheilungen seines Schülers Timon aus Phlius, welche von späteren Philosophen aufgezeichnet wurden.

Pyrrhos od. Neoptolemos, Sohn des Achilleus u. der Deïdameia. Auf Skyros erzogen, wurde er erst nach dem Tode seines Vaters nach Troja geholt, weil dieses nach einem Orakel nicht ohne seine Hülfe erobert werden konnte. Außerdem waren aber auch noch die Pfeile des Herakles unerläßlich, die Philoktet (s. d.) besaß; deshalb wurde P. mit Odysseus nach Lemnos geschickt, um den Philoktet zu versöhnen u. ins Lager der Griechen zu führen, was auch gelang. Um Rache zu nehmen für den Tod seines Vaters, wüthete P. bei der Einnahme Troja's in der unmenschlichsten Weise gegen den Priamos u. die Trojaner. Nach Homer führte er seine Myrmidonen glücklich heim nach Phthia u. heirathete hier die Hermione, die Tochter des Menelaos. Dies entzweite ihn mit dem Orestes, dem die Hermione früher versprochen war. — P. wurde zu Delphi im Tempel des Gottes ermordet; hier verehrte man ihn noch in später Zeit als Heros.

Pyrrhos, König von Epeiros. Schon als kleines Kind aus dem väterlichen Reiche vertrieben, wuchs er in der Fremde auf. Im J. 307 v. Chr. kehrte er allerdings nach Epeiros zurück, wurde aber 302 schon wieder verjagt u. begab sich zu Demetrios Poliorketes u. schließlich an den alexandrinischen Hof, wo er die Tochter des Ptolemäos heirathete. Sein Schwiegervater unterstützte ihn mit Geld u. Truppen, so daß er (296) nach Epeiros zurückkehren konnte. Durch glückliche Eroberungen vergrößerte er sein Reich bedeutend u. setzte sich zeitweise sogar in den Besitz von Makedonien, das er jedoch bald wieder an den Lysimachos verlor. — Dem abenteuerlichen Sinne des P. kam eine Aufforderung der Tarentiner sehr gelegen, die ihm die Führung in ihrem Kriege gegen die Römer anboten. Mit einem starken Heere griech. Kerntruppen u. mit 20 Elefanten setzte er im J. 280 nach Italien über u. schlug die Römer bei Herakleа. Doch hatte dieser Sieg nicht die gewünschten Folgen, u. P. schickte seinen Freund Kineas nach Rom, um den Frieden zu vermitteln. Die Römer weigerten sich aber zu unterhandeln, so lange der Feind auf italischem Boden stände, u. so kam es zu einer zweiten Schlacht bei Asculum 279. Auch hier siegte P., aber mit so starken eigenen Verlusten, daß er in die Worte ausbrach: „Noch ein solcher Sieg u. ich bin verloren!" (daher sprüchwörtlich ein sehr theuer erkaufter Sieg ein Pyrrhossieg genannt wird). P. zog es nun vor, dem Kriege eine andere Richtung zu geben u. nach Sizilien überzusetzen. Bald war er im Besitz der ganzen Insel, nur das feste Lilybäum blieb in den Händen der Karthager, die von hier aus allmählich den größten Theil Siziliens zurückeroberten. Inzwischen wurden die Tarentiner von den Römern hart bedrängt u. baten dringend um die Rückkehr des Königs. P. kam, wurde nun aber von den Römern, die sich inzwischen an den Kampf gegen die griech. Phalanx u. die Elefanten des P. gewöhnt hatten, bei Benevent geschlagen (275). P. mußte Italien aufgeben u. ließ nur noch eine Besatzung in Tarent zurück; er stürzte sich nun wieder in die makedonisch-griech. Händel u. fand darin während eines Straßenkampfes in Argos seinen Tod (272).

Pythagoras aus Samos, bedeutender griech. Philosoph, der zwischen 540—500 v. Chr. zu Kroton in Unteritalien wirkte u. daselbst als Haupt des sog. pythagoräischen Geheimbundes in hohem Ansehen stand. Dieser Bund war auf treue Freundschaft der Mitglieder, Pflege von Zucht u. Sitte u. patriotisches Wirken berechnet. Uebrigens ist das Leben des P. so frühzeitig mit allen möglichen Fabeln ausgestattet worden, daß weniger von einer Philosophie des P. als vielmehr von einer solchen der Pythagoräer die Rede sein kann. Der Hauptgrundsatz derselben ist: das Prinzip der Erscheinungswelt ist nicht der Stoff, sondern vielmehr das Maß u. die Zahl. Das Ziel des Weltalls ist darnach die vollkommene Harmonie der Maße u. Zahlen, welche die Grundlage der erschaffenen Dinge bilden. Den Mittelpunkt des Ganzen, um den sich alle Körper od. Sphären (auch die Erde) drehen, ist das Alles belebende u. erleuchtende Centralfeuer. Eigenthümlich ist ihnen auch die Auffassung der Seele als eines höheren Wesens, das in den Körper, wie in ein Gefängniß, gebannt sei; ferner die Annahme der Seelenwanderung durch Thier- u. Pflanzenkörper, der Glaube an Strafen in der Unterwelt 2c. Dabei lief indeß ihre Zurückführung der geistigen Begriffe auf Zahlen (z. B. der Gerechtigkeit auf 3, 5 od. 9) auf bloße Spielerei hinaus. Verdienstlich war dagegen ihre eifrige Beschäftigung mit der Mathematik.

Pythagoräischer Lehrsatz heißt nach seinem Entdecker Pythagoras (s. d.) ein sehr wichtiger Lehrsatz der Planimetrie. Derselbe lautet: Wenn man sich in einem rechtwinkligen Dreieck über den beiden Katheten (die den rechten Winkel einschließen) u. über der Hypotenuse je ein Quadrat konstruirt denkt, so ist die Summe der beiden Kathetenquadratflächen = der Hypotenusenquadratfläche.

Pytheas, ein kühner Seefahrer aus Massilia im 4. Jahrh. v. Chr.; er dehnte seine Entdeckungsreisen aus bis weit über die Säulen des Hercules u. besuchte die östl. Küsten des Atlantischen Meeres. Seine in mehreren Schriften niedergelegten Reiseberichte klangen so wunderbar, daß sie selbst im Alterthum nur theilweise Glauben fanden. — Vgl. Bessell, „Ueber P. von Massilien" (Gött. 1858) u. Ziegler, „Die Reise des P. nach Thule" (Dresd. 1861).

Pythien od. Pythische Spiele, eines der vier großen hellenischen Nationalfeste, der Sage nach von Apollon selbst nach Erlegung des Drachen Python gestiftet, dann von den Amphiktyonen nach Beendigung des Heiligen Krieges mit Krissa (586) neu eingerichtet. Die Spiele waren theils musisch, theils gymnisch u. wurden allmählich immer mannichfaltiger; sie wurden in jedem dritten Olympiadenjahre gefeiert; ihr Preis bestand in einem Lorberkranz.

Pythia, s. „Delphi".

Python, in der griech. Mythologie ein furchtbarer Drache, der aus dem von der Deukalionischen Flut zurückgebliebenen Schlamme entstanden war u. als Wächter des Delphischen Orakels am Parnassos hauste. Da er wußte, daß Apoll ihn tödten werde, verfolgte er denselben seit seiner Geburt. Apoll kämpfte mit ihm, erlegte ihn u. bemächtigte sich des Delphischen Orakels.

Ende des Buchstaben P und des sechsten Bandes.

Mass-, Gewichts- und Münz-Tabellen.

Bei den vorliegenden Zusammenstellungen mussten wiederholt auch ältere Masse, Gewichte und Münzen berücksichtigt werden, welche zwar zum Theil gesetzlich aufgehoben, aber doch noch nicht gänzlich aus dem Verkehre geschwunden sind und deshalb für die Vergleichung wie Reduktion in Betracht kommen. Die Erwähnung des Kirchenstaates erfolgt im Interesse katholischer Leser.)

1. Das neue Mass- und Gewichtssystem für das Deutsche Reich.

I. Längenmasse.

Die **Einheit** bildet der **Stab** oder das **Meter**:

1 Stab (Meter) = 100 Neuzoll (Centimeter) = 1000 Strich (Millimeter)
10 „ „ = 100 „ „
1 „ „ = 10 „ „
5 Stab = 1 Ruthe
10 „ = . . . 1 Kette (Dekameter). — 750 Ketten = 1 Neumeile.
1000 „ = ... 1 Kilometer.
Statt nach der Elle wird fortan nach dem Stab gerechnet.

II. Flächenmasse.

Die **Einheit** bildet der **Quadratstab**.

100 Quadratstab (Quadratmeter) = 1 Quadratkette (Ar).
10,000 „ „ = 1 Hektar.
2500 „ „ = 1/4 „ = 1 Morgen oder 100 □Ruthen.
1 Hektar = 100 □Ketten.
1 „ = 100 □Stab.
1 „ = 10,000 □Neuzoll.
1 „ = 100 □Strich.

III. Körpermasse.

Die **Einheit, Kanne** (Liter), ist der tausendste Theil eines Kubikstabes (Kubikmeter).

1/2 Kanne (Liter) = 1 Schoppen.
100 „ „ = . . 1 Fass (Hektoliter = 1/10 Kubikmeter).
1 „ „ = 2 Neuscheffel.
1 „ = 50 Kannen.
1 „ = 2 Schoppen

IV. Gewichtsmasse.

Die **Einheit** ist das **Kilogramm** = 1000 Gramm = 2 Pfund.

10 Gramm = 1 Neuloth (Dekagramm).
500 „ = ... 1 Pfund (1/2 Kilogramm)
100 „ = 50 Kilogramm (1 Ctr.)
2000 „ = 1000 „ = 20 Ctr. = 1 Tonne.

Tonne.	Centner.	Kilogr.	Pfund.	Neuloth. (Dekagr.)	Gramm.	Decigramm.	Centigramm.
1	20	1000	2000	100,000	1,000.000	10,000,000	100,000,000
	1	50	100	5000	50,000	500,000	5,000,000
		1	2	100	1000	10,000	100,000
			1	50	500	5000	50,000
				1	10	100	1000
					1	10	100
						1	10.

3. Uebersicht von Wegemassen.

Einheit des Wegemasses.	Geograph. Meilen.	Kilometer.
1 Belgische Post (Lieue de poste) à 4000 Toisen	1,05	7,80
1 Englische Meile à 1760 Yards	0,22	1,61
1 Französische Lieue commune	0,60	4,44
1 „ Lieue de poste à 2000 Toisen	0,53	3,90
1 Italienische Meile	0,25	1,85
1 Niederländische Uur	0,75	5,56
1 Oesterreichische Meile à 4000 Wiener Klafter à 6 W. Fuss	1,02	7,59
1 Russische Werst à 1500 Arschinen	0,14	1,07
1 Schwedische Meile à 36000 Schwedische Fuss	1,44	10,69
1 Schweizer Stunde à 16000 Schweizer Fuss	0,65	4,80
1 See-Meile	0.25	1,85
1 Spanische Legua à 8000 Vares	0.90	6,69
1 Türkische Berri	0,22	1,67

2. Vergleichung des neuen Masses und Gewichtes

mit den wichtigsten anderen Mass-Systemen.

100 Meter = 150 Ellen in Preussen. — 3 preuss. Ellen = 2 Stab od. metr. Ellen.
= 177 „ „ Leipzig. — 7 Leipz. Ellen = 4 „ „
= 166 2/3 „ {Baden. / Grossh. Hessen. / Schweiz.} — 5 {badische / hessische / schweizer} Ellen = 3 Stab od. metr. Ellen.
= 120 „ Bayern — 6 bayer. Ellen = 5 Stab od. metr. Ellen.
= 162 4/5 „ Württemberg. — 8 württ. Ellen = 5 Stab od. metr. Ellen.
= 128 „ Wien. — 32 Wiener Ellen = 25 Stab od. metr. Ellen.
= 109 yards in England. — 11 yards = 10 Stab od. metr. Ellen.
= 85 5/8 aunes in Lyon. — 17 aunes = 20 Stab od. metr. Ellen.
= 91 varas in Portugal. — 9 varas = 10 „ „
= 140 Arschinen, Russland. — 7 Arschinen = 5 Stab od. metr. Ellen.
= 145 4/5 Pik, Türkei. — 29 Pik = 20 Stab od. metr. Ellen.

100 Liter = 87 1/3 Quart in Preussen. — 13 preuss. Quart = 15 Liter.
= 105 Kannen im Kgr. Sachsen. — 21 sächs. Kannen = 20 Liter.
= 66 2/3 Mass in {Baden / Schweiz.} — 2 {badische / schweizer} Mass = 3 Liter.
= 93 1/2 Mass in Bayern. — 15 bayer. Mass = 16 Liter.
= 50 Mass im Grossherzogth. Hessen. — 1 hess. Mass = 2 Liter.
= 54 1/2 Mass in Württemberg. — 11 württ. Mass = 20 Liter.
= 70 2/3 Mass in Oesterreich. — 7 österr. Mass = 10 Liter.
= 1 1/2 Barili in Triest. — 3 Barili = 200 Liter.
= 22 gallons in England. — 2 gallons = 9 Liter.
= 6 almudes in Portugal. — 3 almudes = 50 Liter.
= 8 1/8 wedro in Russland. — 13 russ Eimer (wedro) = 160 Liter.
= 19 1/4 almudes in Türkei. — 11 almudes = 57 Liter.

100 Scheffel à 50 Liter. = 91 Scheffel in Preussen. — 9 preuss. Scheffel = 10 neue Scheffel
= 48 1/2 Scheffel im Kgr. Sachsen. — 12 Dresdn. Scheffel = 25 neue Scheffel.
= 22 1/2 „ in Bayern. — 9 bayer. Scheffel = 40 neue Scheffel.
= 33 1/3 Malter in {Baden / Schweiz.} — 1 {badischer / schweizer} Malter = 3 neue Scheffel.
= 39 7/16 Malter im Grh. Hessen. — 25 hess. Malter = 64 neue Scheffel.
= 225,7 Simri in Württemberg. — 9 Simri = 4 neue Scheffel.
= 81 3/5 Metzen in Oesterreich. — 41 österr. Metzen = 50 neue Scheffel.
= 60 Stari in Triest. — 3 Stari = 5 neue Scheffel.
= 17 1/5 Quarters in England. — 86 Quarters = 500 neue Scheffel.
= 90 Fangas in Portugal. — 9 Fangas = 10 neue Scheffel.
= 23,82 Tschetwert in Russland. — 6 Tschetwert = 25 neue Scheffel.
= 141 3/4 Kilo in Türkei. — 14 Kilo = 10 neue Scheffel.

100 metr. Pfund = 100 ℔. {in Preussen. Baden, / Grh. Hessen, Württemberg. / Schweiz, Dänemark, Norwegen.} —
= 89 1/4 ℔. in {Bayern / Oesterreich.} — 100 b yr. ℔. = 112 metr. ℔.
= 110 ℔. in England. — 11 engl. ℔. = 10 metr. ℔.
= 50 K° in {Holland / Frankreich / Italien / Spanien.} — 1 {holl. / franz. / ital. / span.} K°. = 2 metr. ℔.
= 117 5/8 ℔. in Schweden. — 47 schwed. ℔. = 40 metr. ℔.
= 109 libras in Portugal. — 11 libras = 10 metr. ℔.
= 122 ℔. in Russland. — 100 russ. ℔. = 82 metr. ℔.
= 33 1/3 mine in Griechenland. — 1 mina = 3 metr. ℔.
= 38 7/8 oken in Türkei. — 31 oken = 80 metr. ℔.

4. Allgemeine Mass-Tabelle.

	Längenmasse. Namen.	Länge in Ctmtr.	Getreidemasse. Namen.	Grösse in Litern.	Flüssigkeitsmasse. Namen.	Grösse in Litern.
Aegypten	1 Pik = 1 Endasch =	68,70 63,80	1 Ardeb in Alexandrien = 1 Ardeb in Kairo = 2 „ = 1 Darriba.	271 179	Flüssigkeiten werden nach dem Gewicht verkauft.	
Arabien	1 Cobido = 1 Guz =	48,26 63,50	1 Timan Getreide à 40 Mekmeda = 1 Timan Reis à 40 Kellas = 85 Ko.	56,76	1 Köddi à 8 Nusflas =	7,57
Baden	1 Elle = 2 F. à 10 Zoll.	60,00	1 Zuber = 10 Malter à 10 Sester à 10 Mässlein à 10 Becher.	1500,00	1 Fuder = 10 Ohm à 10 Stützen à 10 Mass à 10 Glas.	1500,00
Bayern	1 Elle = 2 F. 10¼ Zoll. 1 F. à 12 Zoll.	83,30 29,186	1 Scheffel = 6 Metzen à 2 Viertel à 2 halbe Viertel à 2 Massel.	222,36	1 Eimer = 60 Mass. 1 Visireimer (Biereimer) = 64 M.	64,14 68,418
Belgien wie Frankreich.	1 brab. Elle 1 Aune =	69,50 69,80				
Brasilien	1 Vara = Von 1872 ab metr. Masse.	100,10	1 Alqueire von Rio = 1 „ „ Bahia	47,45 31,14	1 Canada = 1 Medida = 180 Medidas = 1 Pipa.	7,21 2,77
Braunschweig	1 Elle = 2 F. à 12 Zoll.	57,07	1 Wispel = 40 Himten à 4 Vierfass à 4 Metzen.	1245,79	1 Oxhoft = 1½ Ohm à 40 Stübchen à 4 Quartier.	224,84
Bremen	1 Elle = 2 F. à 12 Zoll.	57,87	1 Scheffel = 4 Viertel à 4 Spint. — 1 Last = 40 Scheffel.	74,10	Rheinw.: 1 Ohm = 45 Stübchen à 4 Quart. 1 Oxhoft = 1½ Ohm. Franzw.: 1 Oxhoft = 1½ Ohm à 44 Stübchen à 4 Quart.	144,96 212,62
China	1 Covid = 1 Yard =	35,80 91,40	1 Sai Getreide =	122,43	Flüssigkeiten werden nach dem Gewicht verkauft.	
Dänemark	1 Elle = 2 F. à 12 Zoll.	62,77	1 Tonne = 8 Scheffel. — 1 Last = 22 Tonnen.	139,12	1 Ahm = 4 Anker à 19⅜ Kannen à 2 Pott.	149,75
Deutschland, Frankreich	1 Meter = 10 Decimeter à 10 Centim. à 10 Millim.	100,00	1 Liter = 10 Deciliter à 10 Centiliter à 10 Milliliter. 1 Hektoliter = 100 Liter	1,00	Wie das Getreidemass. 1 Tonneau Bord.-Wein	912,00
Grossbritannien	1 Yard = 3 F. à 12 Zoll. 1 Ell = 1¼ Y.	91,44	1 Quarter = 8 Bushel à 8 Gallons à 8 Pints.	290,78	1 Gallon = 4 Quart = 8 Pints. — 1 Puncheon = 84 Gallons.	4,5435
Hamburg, früher	1 Elle = 2 F. à 12 Zoll. 1 brab. Elle	57,31 69,14	1 Fass = 2 Himten à 4 Spint à 4 grosse Mass. — 1 Last = 60 Fass. — 1 Wispel = 10 Scheff. à 2 (3) Fass.	54,96	1 Ohm = 4 Anker à 1¼ Eimer à 4 Viertel à 2 Stübch. à 4 Quartier. — 1 Oxhoft = 1½ Ohm.	144,91
Hessen, Grossherzogthum, früher	1 Elle = 2⅖ Fuss à 10 Zoll.	60,00	1 Malter = 4 Simmer à 4 Kumpf à 4 Gescheid à 4 Mässchen.	128,00	1 Ohm = 80 Mass à 4 Schoppen.	160,00
Italien wie Frankreich	Metro	100,00	Litro	1,00	Wie das Getreidemass.	
— **Neapel** (bish.)	1 Canna = 10 Palmi à 10 Decimi.	264,55	1 Tomolo = 4 Quarte à 6 Misure.	55,55	1 Barile = 60 Caraffe. — 1 Botte = 12 Barili.	43,63
Japan	1 Sasi = 1 Knn =	37,90 190,90	1 Sjoo à 10 Goo = 10 „ = 1 To 100 „ = 1 Kok	1,74	1 Sjoo à 10 Goo =	1,74
Kirchenstaat	1 Canna = 8 Palmi à 3 Parti. Neue Masse wie Italien.	199,26	1 Rubbio à 2 Rubbiatelle à 2 Quarte.	294,46	1 Barile = 32 Boccali à 4 Fogliette à 4 Quartucci.	58,34
Limburg und Luxemburg w. d. Niederlande.						
Lübeck, früher	1 Elle = 2 F. à 12 Zoll.	57,52	1 Tonne = 4 Scheffel à 4 Fass. — 1 Last = 24 Tonnen.	138,78	1 Oxhoft = 1½ Ohm à 4 Anker à 5 Viertel à 8 Quartier.	218,25
Marokko	1 Dhraa =	57,10	1 Sahh à 4 Muhd =	56,00	1 Kula Oel = Andere Flüssigkeiten werden nach dem Gewicht verkauft.	15,15
Mexiko	1 Vara =	83,70	1 Fanega =	55,50	1 Aroba = 1 Baril =	16,13 75,60
Niederlande	1 Elle = 10 Palmen à 10 Duimen.	100,00	1 Sack = 10 Scheffel à 10 Kopf. — 1 Last = 30 Sack (Mud).	100,00	1 Vat = 100 Kannen à 10 Matjes.	100,00
Oesterreich-Ungarn	1 brab. Elle 1 Elle 1 Fuss = 12 Zoll.	69,44 77,76 31,61	1 Metze = 16 Massel à 4 Futtermassel à 2 Becher. 30 Metzen = 1 Muth. 1 Pester Metzen à 96 Halbe = 81,67. 1 Presb. Metzen à 64 Halbe = 54,44.	61,50	1 Eimer à 40 Mass à 4 Seidel. 1 Presb. Eimer à 64 Halbe = 54,44.	56,59

	Längenmasse. Namen.	Länge in Ctmtr.	Getreidemasse. Namen.	Grösse in Litern.	Flüssigkeitsmasse. Namen.	Grösse in Litern.
Ostindien. Bankok	Juta =	98,00	Getreide und Flüssigkeiten werden nach dem Gewicht verkauft.			
Bombay Calcutta	1 Guz = 1 Guz =	68,60 91,40	1 Candy Reis = 1 Khahoon à 16 Soallies = 1354,72 Ko.	88,10	1 altes Gallon = 1 altes Gallon = 1 neues „ =	3,78 3,78 4,54
Madras	1 Yard = 1 Cubit =	91,40 45,70	1 Garce à 80 Parahs = 1 Parah =	4916,00 61,45	1 altes Gallon =	3,78
Pondichery	1 Coudée = 1 Guz =	51,90 103,90	1 Sah Getreide = 1 Gallon à 24 Pakkas = 1 Ten à 4 Sehts = 26,490 Ko.	58,00 35,89	1 Velte = Flüssigkeiten nach Gewicht verkauft.	7,45
Rangoon	1 Taong =	48,50	1 Pehta oder Viss à 100 Keiats = 1,656 Ko.			
Persien	1 Göss = 1 Arschin =	100,10 93,40	1 Artaba Getreide =	65,24	Flüssigkeiten nach Gewicht verkauft.	
Portugal	1 Vara = 5 Palmos de Craveiro. 1 Covado. Die neuen Masse sind die metrischen.	110 66	1 Fanga = 4 Alqueires à 4 Quartos.	55,36	1 Almuda = 12 Canadas. 1 Tonelada Wein = 30 Almudes. 100 Almudes in Lissabon = 66 Almudes in Oporto.	16,74
Preussen, früher	1 Elle = 25½ pr. Z. — 1 F. = 12 Zoll.	66,69 31,39	1 Scheffel = 16 Metzen à 4 Mässchen. — 1 Wispel = 24 Scheff.	54,96	1 Oxhoft = 1½ Ohm à 2 Eimer à 2 Anker à 30 Quart. 1 Tonne Bier à 100 Qrt.	206,10 114,50
— **Frankfurt a/M.** früher	1 Elle = 1 Stab =	54,73 118,20	1 Malter = 4 Simmer à 2 Mass à 2 Sechter à 4 Gescheid.	114,73	1 Ohm = 20 Viertel à 4 (alte) Mass à 4 Schoppen.	143,41
— **Hannover,** früher	1 Elle = 2 F. à 12 Zoll.	58,42	1 Malter = 6 Himten à 4 Metzen à 4 Hoop. — 1 Last = 16 Malter.	186,91	1 Oxhoft = 1½ Ohm à 4 Anker à 10 Stübchen à 4 Quartier.	233,64
— **Hessen-Kassel** früher	1 Elle = 1 Fuss à 12 Zoll.	57,04 28,77	1 Malter = 4 Viertel à 2 Scheffel à 8 Metzen à 4 Mässchen.	642,95	1 Ohm = 20 Viertel à 4 Mass à 4 Schoppen.	155,96
— **Nassau,** früher	1 Elle = 2 F. à 10 Zoll.	60,00	1 Malter = 10 Zehntel à 10 Liter.	100,00	1 Ohm = 20 Viertel à 4 Mass à 4 Schoppen.	160,00
Rumänien	1 Khalebi in der Moldau. 1 Kot daselbst 1 Khalebi in der Walachei. 1 Endaseh daselbst.	67,13 63,14 68,20 64,11	1 Kilo = 20 Dimerli in der Moldau. 1 Kilo à 8 Bannizi in der Walachei.	435 681,46	Flüssigkeiten i. Grosshandel nach dem Gewicht verkauft. Im Kleinverkehr: 1 Oka à 4 Litre = 1 Vadra à 10 Okale =	12,82 128,16
Russland	1 Saschehn = 3 Arschin à 16 Werschock.	213,36	1 Tschetwert = 8 Tschetwerik à 8 Garnitzi.	209,90	1 Ohm = 12 Wedro à 10 Kruschka. 1 Oxhoft = 18 Wedro.	147,59
Sachsen, Königr., früher	1 Elle = 2 F. à 12 Zoll. 1 Stab = 2 El. 1 brab. Elle	56,64 68,56	1 Scheffel = 4 Viert. à 4 Metzen à 4 Mässchen. — 1 Wispel = 2 Malter à 12 Scheff.	103,83	1 Eimer = 72 Kannen.	67,36
Sardinien	1 Metro = 100 Centimetri.	100,00	1 Ettolitro = 100 Litri.	100,00	Wie das Getreidemass.	
Schweden	1 F. à 10 Zoll. 1 Stange à 10 Fuss.	29,69	1 Kubikfuss à 10 Kannen à 10 Kubikzoll.	26,17	Wie das Getreidemass.	
Schweiz, Konkordatsmasse	1 Elle = 2 F. à 10 Zoll.	60,00	1 Malter = 10 Viertel à 10 Immi = 150 Liter.	150,00	1 Saum oder Ohm = 100 Mass à 4 Schoppen.	150,00
Spanien	1 Metro 1 Elle (Vara) = 3 Fuss à 12 Zoll.	100,00 83,59	1 Litro 1 Cahiz = 12 Fanegas à 12 Celemines.	1,00 657,6	Wie das Getreidemass. 1 Moyo = 16 Cantares à 8 Azumbres à 16 Copas.	258,13
Türkei	1 Pik = 1 Endaseh =	69,50 66,00	1 Fortin = 4 Kilo.	144,41	Flüssigkeiten verkauft nach dem Gewicht.	
Württemberg, früher	1 Elle = 1 Fuss = 10 Zoll.	61,42 28,65	1 Scheffel = 8 Simri à 4 Vierling à 8 Ecklein.	177,23	1 Eimer = 16 Imi à 10 Mass à 4 Schoppen oder Quart.	293,9

Mass-, Gewichts- und Münz-Tabellen.

5. Gewichts-Tabelle.

Vergleichende Zusammenstellung der **Gewichte** der europäischen und der wichtigsten aussereuropäischen Länder mit dem deutschen Pfundgewicht, österreichischen und französischen Gewicht.	Deutsch. Gewicht. Pfund.	Oesterr. Gewicht. Pfund.	Franz. Gewicht. Grammes.
Aegypten — 1 Rotolo à 12 Unzen à 12 Drachmen	0,8647	0,7721	432,37
1 Cantar forforo à 100 Rotoli.			
1 Oka à 400 Drachmen	2,4700	2,2053	1235
Anhalt — wie Preussen	1	0,8928	500
Arabien — 1 Mahnds à 4 Wakeias	2,6574	2,3726	1328,68
150 „ = 1 Bahar.			
1 Rottel oder Rotolo 1 15 Wakeias	9,9651	8,8974	4982,55
Baden — 1 Pfund à 32 Loth à 4 Quentchen	1	0,8928	500
1 Centner = 100 Pfd.			
Bayern — 1 Pfd. à 32 Loth 1 4 Quent	1,1200	1,0000	560
1 Centner = 100 Pfd.			
Rheinbayern wie Frankreich. — 1 Centner = 100 Kilogr.			
Belgien — wie Frankreich.			
Brasilien — wie Portugal.			
Braunschweig — 1 Pfd. = 10 Neuloth à 10 Quint à 10 Halbgramme.	1	0,8928	500
Sonst wie Preussen.			
Bremen — 1 Pfund = 10 Neuloth à 10 Quint à 10 Halbgramme	1	0,8928	500
1 Centner = 100 Pfd.			
1 Schiffspfund = 3 Ctr.			
1 Schiffslast = 4000 Pfd.			
China — 1 Cattie = 16 Tales	1,2096	1,0800	604,79
1 Pikul = 100 Catties = 133 englische Handelspfund.			
Dänemark — 1 Pfund à 100 Quintin à 10 Ort	1	0,8928	500
1 Centner = 100 Pfd.			
1 Schiffspfund = 20 Liespfd. = 320 Pfd.			
1 Commerzlast = 4000 Pfd.			
1 Schiffslast à $16^1/_4$ Schiffspfund = 5200 Pfd.			
1 Registerton = 2000 Pfd.			
Frankreich — 1 Kilogramm à 1000 Grammes	2	1,7857	1000
Grossbritannien — Avoirdupoids oder Handelsgewicht:			
1 Pfund à 16 Unzen à 16 Drachmen	0,9072	0,8100	453,59
1 Centner (Hundredweight) = 4 Quarters = 8 Stones = 112 Pfund Avoirdupoids.			
1 Tonne (Ton) = 20 Centner = 2240 Pfd.			
Troygewicht:			
1 Pfund à 12 Unzen à 20 Pfenniggew. à 24 Grän	0,7465	0,6665	373,24
Hamburg — 1 Pfund = 10 Neuloth à 10 Quint à 10 Halbgramm	1	0,8928	500
1 Centner = 100 Pfd.			
1 Schiffspfund = 3 Ctr.			
1 Schiffslast = 4000 Pfd.			
1 Commerzlast = 6000 Pfd.			
Hessen, Grossherzogthum. — 1 Pfund = 32 Loth à 4 Quent à 4 Richtpfennige. — 1 Ctr. = 100 Pfd.	1	0,8928	500
Italien — wie Frankreich (Chilogramme = Kilogramme).			
Venedig (bisher): 1 Centinajo = 100 Migliajo = 1000 Libbr.			
1 Libbra grossa à 12 Once	0,9540	0,8518	477,00
1 Libbra sottile à 12 Once	0,6025	0,5379	301,23
1 Libbra Seide à 12 Once à 6 Sazi	0,6149	0,5490	307,44
— **Neapel** (bisher) — 1 Libbra à 12 Once à 10 Dramme	0,6415	0,5728	320,76
1 Rotolo à 10 Decime à $3^1/_3$ Once	1,7820	1,5910	891,00
1 Cantaro grosso = 100 Rotoli.			
1 „ piccolo = 100 Libbre.			
1 Tonne oder Last = 1140 Rotoli.			
Japan — 1 Kin à 160 Monme	0,5600	0,5000	280
100 Kin = 1 Pikol.			
Kirchenstaat — 1 Libbra à 12 Once à 24 Denari	0,6781	0,6055	339,07
1 Centinajo = 100 Libbre. (Siehe Italien.)			
Lübeck — wie Hannover (s. Preussen).			
1 Centner = 100 Pfd.			
1 Schiffspfund = 20 Liespfd. à 14 Pfd.			
1 Schiffslast für Seeschiffe = 4000 Pfd.			
1 Schiffslast für Flussschiffe = 5000 Pfd.			
Luxemburg und **Limburg** — 1 Pond à 10 Onsen à 10 Looden à 10 Wigtjes	2	1,7857	1000
Marokko — 1 Artal à 20 Uckien (Unzen)	0,9200	0,8214	460
1 Kintar = 100 Artal.			
Mecklenburg-Schwerin — wie Preussen.			
Mecklenburg-Strelitz — wie Preussen.			
Mexiko — 1 Libra à 16 Onzas (Unzen)	0,9202	0,8214	460,09
1 Quintal à 4 Arrobas à 25 Libras.			
Niederlande — 1 Pond à 10 Ons à 10 Lood à 10 Wigtjes	2	7857	1000
Nordamerikanische Freistaaten — w. d. Handelsgew. in Grossbritannien.			
Oesterreich (Wiener) — 1 Pfund à 32 Loth à 4 Quent	1,1200	1	560,01
1 Centner = 5 Stein = 100 Pfd. 1 Saum = 275 Pfd.			
1 Tonne oder Schiffslast = 20 Ctr.			

Vergleichende Zusammenstellung der **Gewichte** der europäischen und der wichtigsten aussereuropäischen Länder mit dem deutschen Pfundgewicht, österreichischen und französischen Gewicht.	Deutsch. Gewicht. Pfund.	Oesterr. Gewicht. Pfund.	Franz. Gewicht. Grammes.
Oldenburg — 1 Pfd. = 10 Neuloth à 10 Quint à 10 Halbgramme	1	0,8928	500
Ostindien — Englisches, (Bengalen) — Bazargewicht:			
1 Seer à 16 Chittacks à 5 Tola	1,8662	1,6663	933,1
Faktoreigewicht desgleichen	1,6934	1,5119	846,70
1 Maund (Mönn) von beiden Arten = 40 Seers.			
— **Bankok.** 1 Catty à 20 Taels à 4 Ticals	2,4192	2,1599	1209,58
1 Pikul = 50 Catties = 60,475 Ko.			
— **Pondichery.** 1 Seer à 8 Paloms	0,5439	0,4856	271,94
1 Maund = 43,2 Seers.			
1 Candy = 20 Maunds = 234,96 Ko.			
— **Rangoon.** 1 Pehta oder Viss à 100 Keiats	3,3120	2,9571	1656
1 Candy à 150 Pehtas = 248,34 Ko.			
Persien. 1 Miscal à 6 Dung à 4 Nakuht	0,0093	0,0083	4,65
1 Tabris Maund à 640 Miscals oder à 6 Rattel	5,7500	5,1339	2875
1 Schiras Maund à 1280 Miscals	11,5000	10,2678	5750
Portugal — 1 Arratel oder Libra à 16 Oncas	0,9180	0,8196	459
1 Quintal = 4 Arrobas = 128 Arrateis (metrische Gewichte).			
Preussen — 1 Pfund à 30 Loth à 10 Quent à 10 Cent à 10 Korn	1	0,8928	500
1 Centner = 100 Pfd. Das neue Pfund hat 50 Loth à 10 Gramm.			
1 Schiffspfund = 3 Ctr.			
1 Schiffslast = 4000 Pfd.			
— **Frankfurt** a./M. — 1 Pfd. à 32 Loth à 4 Qnt. à 4 Richtpfennige	1	0,8928	500
1 Centner = 100 Pfd.			
— **Hannover** — 1 Pfund = 10 Neuloth à 10 Quint à 10 Halbgramme	1	0,8928	500
— **Hessen-Homburg** — wie Hessen, Grossherzogthum.			
— **Hessen-Kassel** — 1 Pfund = 32 Loth à 4 Quent.	1	0,8928	500
— **Holstein.** — 1 Pfund = 10 Zehntel à 10 Quentin à 10 Oertchen	1	0,8928	500
— **Nassau** — 1 Pfund à 32 Loth à 4 Quent à 4 Richtpfennige	1	0,8928	500
1 Centner = 100 Pfd.			
Reuss ältere und jüngere Linie — wie Preussen.			
Rumänien — 1 Oka à 4 Litre à 100 Dramuri	2,5669	2,292	1283,47
1 Cantaro = 44 Oken.			
Russland — 1 Pfd. à 96 Solotnik à 96 Doli	0,8190	0,7313	409,51
1 Berkowetz = 10 Pud = 400 Pfd.			
Sachsen, Königreich — wie Preussen.			
Sachsen-Altenburg — wie Preussen.			
Sachsen-Gotha — wie Preussen.			
Sachsen-Koburg — wie Preussen.			
Sachsen-Meiningen — wie Preussen.			
Sachsen-Weimar — wie Preussen.			
Sardinien — s. ob. Italien.			
Schaumburg-Lippe — wie Preussen.			
Schwarzburg-Rudolstadt — wie Preussen.			
Schwarzburg-Sondershausen — wie Preussen.			
Schweden — 1 Skalpund à 100 Ort à 100 Korn	0,8500	0,7589	425,07
1 Centner = 100 Skalpund.			
1 Last = 100 Centner.			
1 Schiffspfund = 20 Liespfund = 400 Skalpund.			
Schweiz — 1 Centner = 100 Pfund, das Pfund = 16 Unzen oder 32 Loth = 500 Gramme	1	0,8928	500
Spanien — 1 Kilogramo à 1000 Gramos	2	1,7857	1000
1 castilische Libra à 16 Onzas	0,9202	0,8216	460,09
1 Quintal = 4 Arrobas = 100 Libras.			
1 Schiffslast = 2000 Libras.			
Türkei — 1 Oka à 4 Tscheki à 100 Drachmen	2,5619	2,2874	1280,93
1 Cantar = 100 Rottel = (ziemlich genau) 44 Oken.	112,2124	100,1875	56106,2
1 Tscheki Kameelhaare = 800 Drachmen.			
1 Tscheki Opium = 250 Drachmen.			
1 Tscheki als Gold- oder Silbergewicht = 100 Drachmen.			
Württemberg — 1 Pfund à 32 Loth à 4 Quent à 4 Richtpfennige	1	0,8928	500
1 Centner = 100 Pfund.			

Ausserdem kommen u. A. noch folgende Gewichte, deren Anwendung zum Theil nur vereinzelt sich findet, im Verkehr vor:

Amsterdamer, altes Pfund (z. B. noch in Wismar gebräuchlich)	0,9881	0,8823	494,09
Englisches Troy-Gewicht für Edelmetalle. 1 Troypfund à 12 Ounces à 20 Pennyweights	0,9071	0,8099	453,591
Frankfurter leichtes Pfund: 108 = 1 Centner	0,9354	0,8352	467,71
Leipziger Pfund, altes: 1 Centner à 110 Pfund à 32 Loth à 4 Quent	0,9344	0,8343	467,2
Lyon: Seidengewicht. 1 Pfund à 16 Ounces	0,9178	0,8194	458,91
Polen: 1 Funt à 16 Uncyi à 2 Lutów à 4 Drachma à 3 Skrupulow (100 Funt = 4 Kamieni = 1 Centnar)	0,8110	0,7241	405,50

In den einzelnen hier aufgeführten deutschen Staaten besteht von Reichswegen seit Anfang 1872 (in den Ländern der österreichisch-ungarischen Monarchie seit Anfang 1876) das französische Gewichtssystem in Kraft; der deutsche Name Pfund für ein Gewicht von 500 Gramm aber ist beibehalten. Ausserdem ist das französische Gewichtssystem von Italien, Spanien, Portugal, Luxemburg, sowie von den meisten central-amerikanischen und südamerikanischen Staaten angenommen.

6. Vergleichende Uebersicht der wichtigsten Münzeinheiten.

Länder.	Münzeinheiten.	Mark	Pfennige	Gld.o.W.	Nkr.	Francs	Cent.	L. St.	Shill.	Pence	Rub.	Kop.	Dollar	Cents.
Deutschland	1 Mark = 100 Pfennige	1		—	50	1	25	—	1	—	—	31	-	$23\frac{6}{7}$
	20 Mark in Gold	20	—	10	—	25	—	1	—	—	6	13	4	76
Liechtenstein Oesterreich	1 Gulden à 100 Neukr.	2	—	1	—	2	50	—	2	—	—	62	—	$46\frac{2}{3}$
Luxemburg Belgien Frankreich Schweiz Italien (Kgr.)	1 Franc à 100 Centimes 1 Lira à 100 Centesimi	—	80	—	40	1	—	—	—	$9\frac{1}{2}$	—	$24\frac{1}{2}$	—	$18\frac{2}{3}$
Dänemark*)	1 Rigsd. à 96 Shll. à 2 Halbsch.	2	26	1	14	2	84		2	3	—	70	—	53
Griechenland	1 Drachma à 100 Lepta	—	80	—	40	1	—		—	$9\frac{1}{2}$	—	$24\frac{1}{2}$	—	$18\frac{2}{3}$
Grossbritannien	1 Liv Stl. à 20 Shill. à 12 Pce	20	42	10	21	25	—	1	—	—	6	14	4	66
Kirchenstaat	1 Scudo à 10 P. à 10 Bajocchi	4	32	2	16	5	38	-	4	$3\frac{1}{2}$	1	33	1	—
Niederlande	1 Gulden à 100 Cents	1	70	-	85	2	12	—	1	$8\frac{1}{2}$	-	52	—	$39\frac{2}{3}$
Nordamerika	1 Dollar à 100 Cents	4	20	2	14	5	35	—	4	$3\frac{1}{2}$	1	32	1	—
Norwegen	1 Spezthlr. à 5 Ort à 24 Schill	4	50	2	28	5	68	—	4	6	1	40	1	6
Portugal	1 Milreis à 1000 Reis	4	38	2	19	5	83	—	4	8	1	44	1	9
Russland	1 Rubel à 100 Kopeken	3	24	1	63	4	7	—	3	3	1	—	—	76
Schweden	1 Krone à 100 Oere	1	13	—	57	1	43	—	1	$1\frac{3}{4}$	—	35	—	27
Spanien	1 Duro à 20 Reales	4	25	2	13	5	40	—	4	2	1	40	1	—
Türkei	1 Piaster à 40 Para	—	18	—	9	-	22	-	—	2	—	6	—	4

7. Die vorzüglichsten Münzen in alphabetischer Folge.

Die mit * bezeichneten Münzen (Goldmünzen) sind dem wechselnden Kurse unterworfen.

Name (und Eintheilung) der Münze.	Reichsw. ℳ	Reichsw. ₰	österr. fl.	österr. Nkr.
6-Bätzner s. 24 Kreuzerstücke, süddeutsche.				
Bu in Japan (à 100 Cents)	1	40	—	70
* Carolin in Schweden (à 10 Frcs.)	8	—	4	–
* Christiansd'or, dänische, seit 1827	16	65	8	32
* „ vor 1827	16	85	8	43
Compagnierupie in Ostindien (à 16 Annas)	1	92	—	96,3
* Condor in Columbia (à 10 Pesos)	40	60	20	30
* Crown, s. Krone, englische.				
* Dollar in den Vereinigten Staaten (à 100 Cent)	4	20	2	10
„ ausserhalb der Vereinigten Staaten = Peso in Mexiko.				
Drachme in Griechenland (à 100 Lepta)	—	72	—	$36\frac{1}{4}$
* „ „ „ (neue seit 1869—1870)	—	80	—	40
Ducato in Unteritalien	3	44	1	72
* Dukaten (kaiserl.) in Oesterreich und den meisten deutschen Staaten	9	60	4	81
* „ kremnitzer (ungarische)	9	65	4	83
* „ (Species-Duk.) in Hamburg, Lübeck, Koburg, Schwarzburg, Dänemark	9	55	4	78
* „ holländische	9	60	4	80
Duro in Spanien (à 20 Reales à 100 Centimos)	4	20	2	10
* Eagle in den Verein. Staaten (= 10 Dollar)	42	—	21	–
Escudo in Spanien (à 10 Reales)	2	10	1	5
Fiorino in Venedig u. Lombardei (à 100 Soldi austr.)	2	—	1	—
Florin s. Gulden.				
Franc in Frankreich, Belgien, Schweiz (à 100 Centim. oder Rappen)	—	80	—	40
5-Francstück	4	—	2	—
20-Francstück	16	—	8	—
* Frederiksd'or, dänische	16	65	8	32
* Guinee in England (= 21 Shillinge)	21	35	10	68
Gulden in Holland (à 100 Cent)	1	70	—	85
„ „ Oesterreich (à 100 Neukreuzer) u. Mecklenburg	2	—	1	—
„ „ „ (à 60 Kreuzer) vor 1858	2	10	1	5
8-Guldenstücke in Oesterreich = 20 Frcs.	16	20	8	10
4-Guldenstücke „ „ = 10 „	8	10	4	5
* 10-Guldenstücke in Holland, s. Wilhelmsd'or	16	75	8	39
* Halbimperial (5 Rubel Gold, auch „Imperial") in Russland	16	65	8	32
* Imperial-Dukaten (3 Rubel Gold) in Russland (20 Gulden polnisch)	10	05	5	3
* Karolin (11-Guldenstück) in Süddeutschland (s. Carolin)	21	—	10	50
Kobang in Japan (à 4 Bus)	5	60	2	80

7. Die vorzüglichsten Münzen in alphabetischer Folge.

Name (und Eintheilung) der Münze.	Reichsw. ℳ	Reichsw. ₰	österr. fl.	österr. Nkr.
Konventionsthaler (vor 1858) in Oesterreich	4	20	2	10
* Krone, ehem. deutsche Vereinsgoldmünze	27	90	13	95
„ jetziges deutsches Zehnmarkstück	10	—	5	—
* „ in England	5	80	2	54
* „ in Portugal	45	45	22	73
„ in Schweden	1	12	—	56
Kronenthaler (brabanter; Palmthaler)	4	60	2	30
„ französische, s. Laubthaler.				
Kwan in Annam (à 10 Mos à 60 Sopeks)	2	80	1	40
Laubthaler, französische	4	68	2	34
Lee s. Piaster in Rumänien.				
Lira (nuova) in Italien (à 100 Centesimi)	—	80	—	40
„ austr. in der Lombard. (à 100 Centesimi) bisher	-	70	—	35
„ corr (à 20 Soldi) in der Lombardei	—	56	—	28
„ in Lucca (bisher)	—	60	—	30
„ in Toskana (bisher)	—	67	—	33,6
* Livre Sterling s. Pfund Sterling.				
* Louisd'or (Schildd'or) in Frankreich (1786—1793)	19	25	9	63
„ „ „ „ (1726—1785)	20	35	10	18
Maria-Theresienthlr. (Marcusthlr, Levant.-Thlr., Tallero)	4	20	2	10
20-Markstücke in Deutschland	20	—	10	—
Medjidié in der Türkei (à 20 Piaster)	3	60	1	80
„ „ „ „ (100 Piaster)	18	20	9	10
* Milreis in Brasilien (à 1000 Reis)	2	30	1	15
* „ „ Portugal (à 1000 Reis)	4	55	2	27,5
* Mohur in Ostindien (à 15 Rupien)	29	50	14	75
* Mokkathaler in Arabien (à 80 Cabir)	3	50	1	75
* Napoleond'or (Jeromed'or, 20 Francs)	16	25	8	13
Neuthaler s. Laubthaler.				
* Oncia (Onza) in Sizilien (bisher)	10	32	5	16
* Onza in Spanien u. Amerika	65	45	32	72
Pagode in Ostindien (à $3\frac{1}{2}$ Rupien)	8	—	4	—
* Peso (à 8 Reales od. à 100 Centavos) in Argentina	3	90	1	95
Peso (à 8 Reales oder à 100 Centavos) in Bolivia	3	12	1	56
„ „ in Buenos-Ayres (Papier)	—	19	—	9,8
„ „ od. 100 Centesimos) in Centralamerika	4	—	2	—
„ „ „ 100 Centavos) in Chile	4	—	2	—
„ „ „ „ „ in Ecuador	3	10	1	55
„ (à 8 Reales) od. Dollar (à 100 Cent) in Mexiko	4	40	2	20
„ (à 100 Centavos) in Neugranada, neuer P.	4	—	2	—
„ in Neugranada, Courant-P.	3	24	1	62
* „ (à 8 Reales od. à 100 Centavos) in Paraguay	3	84	1	92
„ „ „ 100 Centimos) in Peru	3	12	1	56
„ (à 8 Reales od. à 800 Reis od. Centes.) in Uruguay	3	52	1	76
„ (à 10 Reales od. 100 Centavos) in Venezuela	3	10	1	55
Pezeta in Spanien (à 100 Centavos)	—	80	—	40
* Pfund Sterling in England (à 20 Shill. à 12 Pence)	20	35	10	18
Piaster in Amerika s. Peso.				
„ à 40 Para in Aegypten	—	10	—	10,3
„ „ „ „ in Rumänien Galacz	—	10	—	10
„ „ „ „ in Rumänien Moldau	—	26	—	13,3
„ „ „ „ in Rumänien Walachei	—	30	—	15
„ oder Leo à 100 Bani	—	80	—	40
„ à 40 Para in der Türkei	—	18	—	9
Real in Amerika vergl. „Peso".				
Real in Spanien	—	21	—	$10\frac{1}{2}$
Reichsthaler in Dänemark (à 6 Mark à 16 Schill.)	2	29	1	$14\frac{1}{2}$
„ in Schweden (à 100 Oere)	1	15	—	$57\frac{3}{8}$
Rio in Japan (à 3 Bus)	4	20	2	10
Rubel Silber in Russland	3	24	1	62
„ Papier „ „ ungefähr	2	70	1	35
* Rubel-Imperial s. Imperialdukaten.				
Salang in Siam (à 2 Fuangs)	—	60	—	30
* Schildd'or s. Louisd'or und Carolin.				
Scudo in Neapel und Sizilien (bisher)	4	08	2	4
„ in Rom	4	36	2	18
* Shilling in England (à 12 Pence)	1	02	—	51,2
Silberrubel s. Rubel.				
Sol in Peru (à 100 Cents)	3	75	1	$87\frac{1}{2}$
Sou in Frankreich (à 5 Centimes)	—	04	—	2
* Souveraind'or in Oesterreich und Belgien	28	—	14	—
* Sovereign = Pfund Sterling s. d.				
Speziesthaler in Dänemark (à 2 Reichsthaler)	4	58	2	29
„ in Norwegen (à 5 Ort od Mark à 24 Schillinge)	4	55	2	$27\frac{1}{2}$
„ in Schweden (à 4 Reichsthaler)	4	60	2	30
Taël in China (Rechnungsgeld à 1000 Kesch)	6	—	3	—
* Toman in Persien (à 10 Keran à 20 Schahi)	9	30	4	65
* Wilhelmsd'or in Holland	16	60	8	30
Yen in Japan (à 100 Cents)	4	20	2	10
* Zecchine in Italien, durchschnittlich	9	60	4	82